Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
LIBRARIES

Digitized by Google

UNIVERSITY OF IOWA
3 1858 045 072 174

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber: Friedrich Naumann

21. Jahrgang

1915

Berlin-Schöneberg

Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G.m.b.H.

Digitized by Google

Digitized by Google

v. 21
1915

Inhaltsverzeichnis des 21. Jahrgangs der „Hilfe" 1915

Schriftleitung: Wilhelm Heile und Dr. Gertrud Bäumer

Mitarbeiter-Verzeichnis

Albert, Robert 73, 531
Bab, Julius 10, 105, 238, 454, 518, 599
Barge, Hermann, Prof. Dr. 320
Barmm, Rudolf, Rektor 351, 368
Bartels, Gerhard, Dr. . . 733, 747, 762
Barth, Paul, Prof. Dr. 563
Bauer, Fritz, Dr. 369, 447
Bäumer, Gertrud, Dr. 7, 23, 203, 253, 497, 656, 680, 690, 712.
Heimatchronik in jeder Nummer.
Behr, Heinrich 302, 318
Berger, Oberstabsarzt Dr. H. . . 402, 419
Bileam, Der moderne 533
du Bois-Reymond, Lili 305
Bombe, Walter, Dr. 614
Bonus, Arthur 75
de Bra, Kurt, Dr. 234, 384, 399
Breuer, Robert 796
Broßmer, Karl, Prof. 625
Bürger, Berthold 236
Buetz, Gertrud 631
Cassierer, J. 103
Charmatz, Rich. 38, 347, 366, 469, 673
Christaller, Helene 847
Cohen, Arthur, Prof. Dr. 639
Daskaljuk, Dr. Orestes, 25, 316, 512, 597, 661, 693, 728.
Deißmann, Ad., Prof. Dr. . . . 4, 200
Diefenthal, Ernst 665
Doderer, Otto 454
Engelhardt, Emil, Pastor 610
Erkelenz, Anton 28, 42, 326, 433, 450, 467.
de la Espriella, J. R. 104
Eyck, Erich, Dr. 87, 365, 466, 499, 509
Eyßen, Jan, Dr. 565
Feldman, W. 58
Ferl, Walter 436
Findeisen, Kurt Arnold 124, 144, 325, 326, 341, 749.
Fischer, Johannes 90, 495
Frank, Paul 205, 628
Fränkel, L., Prof. Dr. 387
Gallwitz, S. D. 60, 206, 434, 498, 781, 846.
Geffers, H. 283
Goldschmidt-Faber, Hermann, Dr. 549, 567
Graetzer, Franz 649
Gündisch, Guido, Dr. 413
Guttmann, Alfred, Dr. 223
Hachtmann, O., Dr. 251, 420
Hahn, Leonhardt 471
Harbeck, Hans, Dr. 93
Hashagen, J., Dr. 266, 414
Haupt, Hermann, Prof. Dr. 370
Havenstein, Martin, Prof. 322
Heichen, Walter 493
Heile, Wilhelm 135, 789, 811
Hellwag, Fritz 746
Herz, Ludwig, Amtsgerichtsrat Dr. 59, 335, 431, 660, 691, 792.
Heuß, Theodor, Dr. 221
Hildebrand, Gerhard 175, 190
Hildebrandt, Else, Frau, Dr. . . . 89
Hinrichs, August 61, 486
Hoche, Paul, Rektor 744
Hohmann, Georg, Dr. 418
Holdermann, Fr., Dekan. 26, 445, 706
Jäckh, Ernst, Prof. Dr. 100, 154, 232, 249, 382, 430, 526, 740.
Italicus 297
Iwand, Fritz 714
Karstädt, Otto, Dr. 809
Katz, Eugen, Dr. 514
Kende, Oskar, Prof. Dr. 674
Koch, David, Pfarrer D. 108, 355, 372, 667
Koltzenburg, Oswald, Dr. 528
Köstlin, Therese 77, 358
Kranz, Walter, Dr. 834
Krebs, Fritz 193
Kruse, Johannes 495
Kuczynski, R., Dr. 156, 268, 336, 530, 612, 644, 707, 741, 758, 774.
Lagerström, Harald 470
v. Langermann, Dr. 138, 791
Lehmann, E. E. 464
Lien, A., Frau 255, 271, 286
Lion, F. 40
Lorenzen, Friedrich 808
Löwe, Adolf 333, 385
Löwinger, Eugen 611
Luebeck, Julius 642
v. Mackay, L., Freiherr, Dr. 579, 658, 703, 806.
v. Mangoldt, Kurt, Dr. . . . 349, 725
Marcus, Carl David 527
Matthias, F. 155
May, R., Landrichter 170
v. Mendelssohn, Anja . . 109, 340, 749
Meyer, Erich, Pfarrer 727
Meyer, Willy 373
Meyer-Benfey, Heinrich, Dr. . . . 584
Möller, Lotte 340
Moering, Ernst, Pfarrer 777, 794
Mulert, H., Dr. 708
Naumann, Fr., Dr. 37, 55, 69, 85, 117, 133, 141, 153, 159, 173, 185, 201, 216, 232, 248, 264, 280, 296, 312, 381, 396, 411, 429, 444, 460, 476, 492, 508, 524, 545, 560, 576, 592, 594, 608, 623, 651, 672, 688, 757, 772, 805, 825, 841.
Kriegschronik in jeder Nummer.
Neißer, Else 286
Niemeyer, Wilhelm, Dr. 617
Nötzel, Karl, Dr. 826
Ohr, Wilhelm, Dr. 400
Pachnicke, Hermann, Dr., M. d. R. u. A. 22
Pariser, Albert L. 188
Paß, Albert 121
Polligkeit, Frau Dora 46
Potthoff, Heinz, Dr. 53, 120, 217, 511, 611, 724.
Prager Brief 480
Priebatsch, Felix, Dr. 778
Priest, Karl 178, 325
Rick, Karl 734, 764
Riegelsberger, J., Prof. 71
Rieß, Richard 452
Ritter, Aemil 530
Rohrbach, Paul, Lic. Dr. 56, 118, 168, 233, 265, 281, 315, 363, 397, 461, 477, 546, 577, 641, 842.
Roloff, Max 219, 581
Rosenstock, Eugen, Dr. 448, 773
Rüdiger 72, 86
Rühlmann, Paul 844
Sachse, Margarete 127
Schaefer, W., Dr. 218, 678
Schaeffer, Albrecht 11, 109, 208, 435, 798, 829.
Schairer, Erich, Dr. 254, 270, 353, 482, 598, 663, 677.
Schmidt, Axel 8, 582
Schremmer, Wilhelm 29, 226
Schubring, Paul, Prof. Dr. 177, 314, 389, 404, 483.
Schulz-Mehrin, Otto 416, 627
Schulze, Oskar 142, 160
Seidel, Max, Geh. Rat. Dr. 9, 101, 172, 676.
Sönnichsen, A. 616
von Spitzel, Major 516
von Staden, Hermann, Dr. . . . 304, 533
Sternberg, Leo 358, 536
Suleiman, Leon, Dr. . . 624, 710, 745
Teutenberg, Adolf 828
Titius, Arthur, Prof. Dr. 548
Traub, Gottfried, Lic. Dr. 30, 47, 62, 78, 94, 108, 126, 146, 162, 179, 193, 208, 225, 241, 257, 273, 290, 306, 325, 341, 359, 373, 390, 406, 420, 436, 455, 471, 487, 519, 536, 553, 570, 586, 601, 634, 650, 667, 682, 696, 699, 710, 715, 735, 750, 764, 782, 798, 816, 834, 848.
Troitzsch, Fr., Dr. 402, 419
Trott-Helge, Else, Frau 157
Bocke, G. 780
Vogel, F. R. 562
Vogelpohl, Wilhelm 107
Voigt, Arno. 797, 812
Voigt-Diederichs, Helene, Frau 106, 357, 485, 518, 534, 681, 697, 713.
Vorländer, Karl, Prof. Dr. . . 91, 338
Weinhausen, Friedrich, M. d. R. u. A. 202, 759.
Weltzien, Otto 743
Wießner, Max 119
Winters, Hans 300
Wirth, Julia 77
Wolff, Oberleutnant zur See . 192, 453
Wunderlich, Frieda 123
Zedtwitz v., Horst † 646
Zielke 612
Zschorlich, Paul 731

The University of Iowa
Digitized by Google

Sach-Register

Politischer Teil

Auswärtige Politik

Allgemeines

Gegen die Absperrung des deutschen Geistes (P. Schubring) 177
Warum sie uns nicht verstehen (F. Matthias) 155
Zwischen national und international (Fr. Naumann) 296
Der moderne Bileam. Von einem Irisch-amerikaner. Deutsch von H. von Staden 533
Weltverkehr und Seehandel im Kriege (M. Seidel) 676
Politische Selbstbestimmung (E. Eyck) 509

Mitteleuropa

Das europäische Gleichgewicht (H. von Langermann) 791
Entwicklungsstufen des Dreibunds (J. Hashagen) 414
Naumanns neues Buch „Mitteleuropa" 651
Mitteleuropäische Literatur (Fr. Naumann) 173
Die mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft (Fr. Naumann) 429
Mitteleuropäische Bevölkerungsfragen (Fr. Naumann) 153
Die Nationalitäten Mitteleuropas (Fr. Naumann) 216
Die Politik des Schützengrabens (Fr. Naumann) 248
Oestlich oder westlich? (Fr. Naumann) 508
Die Selbstbestimmung der Völker (Fr. Naumann) 623
Südostwärts (Ernst Jäckh) 382

Balkan

Die Orthodoxie der Balkanvölker (O. Daskaljuk) 597
Albanien (E. E. Lehmann) 464
Die albanische Sphinx (E. Jäckh) . . . 430
Groß-Bulgarien (E. Jäckh) 526
Serbiens Schicksal (L. von Mackay) 658

England

England und wir (A. Titius) 548
Englands Kriegssorgen (Fr. Naumann). 396
Der englische Einschließungskrieg (Fr. Naumann) 55
Das Ende des englischen Liberalismus (E. Eyck) 365
Die „Erfolge" der englischen Diplomatie (E. Jäckh) 100
Die neuen Steuern in England (L. Herz) 660
Lebensmittelversorgung in England (L. Herz) 59
England und das Seekriegsrecht (M. Seidel) 101
England als Urheber der Monroedoktrin (J. Kruse) 495
Kant über England (K. Vorländer) 91
Englands musikalische Unfruchtbarkeit (S. D. Gallwitz) 206

Frankreich

Der politische Instinkt der Franzosen (W. Ohr) 400
Frankreichs politische Seele (S. Lion) 40
Stimmen aus Frankreich (P. Rohrbach) 118
Französisches Kriegstagebuch (A. Lien) 255, 271, 286
Der Krieg und die französischen Sparkassen (M. Seidel) 9

Italien

Heiliger Egoismus (P. Schubring) . . 314
Italien und der Krieg (Italicus) . . . 297
Italiens Treubruch an Oesterreich-Ungarn (R. Charmatz) 347
L'Italia farà da sè (E. Jäckh) 232
Die Italiener (Fr. Naumann) 312
Die Verfassung Giolitti (E. Rosenstock) 448

Holland

Der Zweck des Krieges (Fr. Naumann) 381
Ein holländischer Altminister über den Krieg (A. Teutenberg) 828

Rußland

Die östliche Gefahr (A. Schmidt) . . . 8
Die Lage in Rußland (P. Rohrbach) . 641
Rußlands Aufschwung zur Großmacht (W. Heichen) 493
Die Wurzeln des russischen Volkscharakters (O. Daskaljuk) 693
Das politische Parteiwesen in Rußland (O. Daskaljuk) 728
Das politische System Pobjedonoscews (O. Daskaljuk) 661
Moskowiter und Kleinrussen (O. Daskaljuk) 25
Die russische Politik und die Agrarreform (P. Rohrbach) 397
Der zukünftige Handel mit Rußland (E. Löwinger) 611
Künftige Lieferungen nach Rußland (A. Schmidt) 582

Oesterreich-Ungarn

Deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft (R. Albert) 73
Gruß an Oesterreich (J. Bab) 105
Die Doppelmonarchie (Fr. Naumann) . 117
Zwei Nachbarländer (Naumann) . . . 133
Das österreichisch ungarische Ausgleichsproblem (R. Charmatz) 673
Tschechen und Polen (Fr. Naumann) . 492
Prager Brief von einem tschechischen Abgeordneten des österreichischen Reichstages 480
Ministerwechsel in Wien (R. Charmatz) 38
Tiroler Grenzfragen (O. Kende) 674
Literatur über Oesterreichs Geschichte und Politik (Charmatz) 366

Schweiz

Mißverständnisse (A. Bonns) 75

Skandinavische Staaten

Die Nordgermanen im Weltkriege (W. Heile) 789
Die Außenpolitik Schwedens (E. D. Marcus) 527
Einsicht in Schweden und England (P. Rohrbach) 281
Im neutralen Dänemark (S. D. Gallwitz) 498

Türkei und Orient

Die Geschenke des Islam an das Abendland (P. Schubring) 483
Von Ostende bis Bagdad (L. von Mackay) 703
Der Krieg um Konstantinopel (E. Jäckh) 154
Die Kapitulationen (E. Jäckh) 740
Hellespont und Bosporus (P. Schubring) 389, 404
Der Weltkrieg und das armenische Problem (L. von Mackay) 579
Türken und Armenier (M. Roloff) . . 581
Die Salachije-Universität in Jerusalem (L. Suleiman) 710
Dardanellen und Suez (E. Jäckh) . . . 249
Die ägyptische Frage (E. Meyer) . . . 727
Der französische Einfluß in Syrien (L. Suleiman) 745
Der heilige Krieg des Islams (M. Roloff) 219
Wird Indien aufstehen (H. von Staden) 304
Scheich Abdul-Kader (L. Suleiman) . . 624

Amerika

Die Haltung Amerikas (P. Rohrbach) . 363
Die Deutsch-Amerikaner und Wilson 1916 (E. Engelhardt) 610

Ostasien

Japan und Europa (Riegelsberger) . . 71

Digitized by Google

Kolonien

Südwestafrika (P. Rohrbach) . . . 315, 461

Eroberte Länder:

Belgien, Polen, Kurland, Litauen, Ukraine, Beßarabien

Das besetzte Nordfrankreich (R. Barmm) 351, 368
Ernst Moritz Arndt über die belgische Frage (O. Hachtmann) 251
Verhaerens Buch gegen Deutschland (H. Meyer-Benfey) 584
Polen (P. Rohrbach) 546
Polens Niedergang (Rüdiger) 72
Polen ohne Staat (Rüdiger) 86
Polenfrage und äußere Politik (J. Hashagen) 266
Politische Strömungen in Warschau (W. Feldman) 58
Kurland (P. Rohrbach) 477
Riga, eine Stätte deutscher Kultur (W. Bombe) 614
Quer durch Litauen (E. Katz) 514
Die Ostseeprovinzen und Finnland (v. Langermann) 138
Durch die Ukraine (P. Rohrbach) . . . 577
Um Beßarabien und Siebenbürgen (O. Daskaljuk) 316

Deutsche im Ausland, Judenfrage

Der Deutsche im Ausland (K. Nötzel) 826
Unsere Deutschen im Auslande (Wolff) 453
Siebenbürgische Stimmungen (G. Günbisch) 413
Die deutschen Karpathenansiedlungen (O. Daskaljuk) 512
Zur Lage der Deutschen in Rußland (F. Moering) 777, 794
Der Krieg und die russischen Juden (P. Barth) 563
Die Zukunft Palästinas und die Judenfrage (B. Bürger) 236

Friede

Die Kunst, Frieden zu schließen (Fr. Naumann) 772
Stimmen zum Kriegsziel (O. Rohrbach) 168
Ein erster Friedensklang (Fr. Naumann) 805

Elsaß-Lothringen, Ostpreußen

Zum Wiederaufbau Ostpreußens (H. Behr) 302, 318
Zur Elsässer Frage 139
Die wirtschaftliche Entwickelung Elsaß-Lothringens im Deutschen Reiche (J. Luebeck) 642

Krieg, Kriegsberichte

Unsere ersten Kriegstage 551, 568, 583, 599
Im Kriegslazarett (W. Heile) 135
Nach den westlichen Schlachtfeldern mit dem Kraftwagen (A. Guttmann) . . 223
Am Fuße des Donon (D. Koch) . 355, 372
Feldbrief aus Polen (Hildebrand) 175, 190
Der persisch-arabische Weltkriegsschauplatz (L. Freiherr v. Mackay) 806
Weihnachten im Felde (W. Heile) . . . 811

Kriegsfürsorge

Staatliche und freiwillige Kriegerfürsorge (H. Berger, Dr. Fr. Trojbich) . . 402, 419
Unfallverletzte und Kriegsinvaliden (A. Erkelenz) 326
Einarmige (Fr. Ivand) 714
Fürsorge für Kriegsinvalide (A. Erkelenz) 28, 42
Fragen der Hinterbliebenenfürsorge (G. Bäumer) 253
Vom Erfolge der Kriegs-Kleingartenbestrebungen (K. von Mangoldt) . . 725
Kriegerheimstätten (E. Diesenthal) . . . 665
Arbeitslosenfürsorge für heimkehrende Krieger (P. Frank) 628

Flotte

Ein Gedenktag der Marine (P. Rohrbach) 265
Weddigen (P. Rohrbach) 233

Sanitätswesen

Die Heilkunst im Kriege (G. Hohmann) 418

Völkerrecht

Internationale Abmachungen und Seerechts-Verträge (F. R. Vogel) 562
Das Völkerrecht im Weltkrieg (E. Eyck) 87
Völkerrechts-Literatur (E. Eyck) 499

Innere Politik

Allgemeine Politik

Großniederdeutsche Stimmungen (O. Weltzien) 743
Der Ertrag des Krieges (Pachnicke, M. d. R. u. A.) 22
Die Masse im Krieg (Fr. Naumann) 85
Vergeßt den Kriegsanfang nicht (Fr. Naumann) 757
Herrscher und Volk (Fr. Naumann) . . 688
Die Nordmark in der Kriegszeit (Fr. Lorenzen) 808

Kommunalpolitik

Der Krieg und die Städte (O. Koltzenburg) 528

Steuern, Finanzen

Kriegsgeldsorgen (Fr. Naumann) . . . 545
Deutschlands silberne Kugeln (H. Potthoff) 120
Reichsschatz und Volk (E. Schairer) . . 270
Ein finanzielles Sedan (L. Herz) . . . 431
Steuerpolitik im Kriege (R. May) . . 170
Die Wehrsteuer (H. Winters) 300
Kriegsdividenden (E. Schairer) 353
Die Kriegsrechnung (Fr. Naumann) . . 37
Die Zahlungsbilanz Deutschlands nach dem Kriege (L. Herz) 792

Parteien, Presse

Die Kundgebungen der Parteien (Fr. Naumann) 560
Ein alter Nationalvereinler (R. Albert) 531
Sozialdemokratische Schriften (Fr. Naumann) 444
Sozialdemokratische Erklärungen (Fr. Naumann) 411
Die Zeitung während des Krieges (M. Wießner) 119
Das „Reuter"-Büro und sein Gründer (L. Fränkel) 387

Militärische Jugendwehr und die soziale Erziehung durch militärische Organisation

Der Kriegszwang (Fr. Naumann) . . . 608
Das geistige und das militärische Deutschland (Gertr. Bäumer) 7
Unabkömmliche und Untaugliche (H. Mulert) 708
Die militärische Jugendausbildung (von Spitzel) 516
Sport und Krieg (H. von Zedtwitz) . . 646
Die soziale Bedeutung der Schweizer Rekrutenprüfung (K. Broßmer) 625
Volkskrieg (O. Schulz) 416

Schule, Volkserziehung

Volkserziehung zur Weltpolitik (Fr. Holdermann) 445
Bücher an die Armee und Marine! (Wolff) 192
Die Neugruppierung der Weltgeschichte in der Schule (W. Schaefer) 678

Kirche

Der Krieg und die evangelische Kirche (Fr. Holdermann) 26

Wirtschaftspolitik

Allgemeines

Blockade Deutschlands (L. Herz) . . . 691
Bundesratsverordnung gegen Wucher (H. Potthoff) 611
Freie Konkurrenz (A. Löwe) 385
Grundlagen zum Kampf gegen die Teuerung (H. Potthoff) 724
Kommen wir aus? (Gertr. Bäumer) 23
Krieg als Erzieher zur Wirtschaftlichkeit (Schulz-Mehrin) 627
Kriegskonjunktur (E. Schairer) . . 663, 677
Kriegsnahrungsrede (Naumann) . 141, 159
Kriegssparpflicht (H. Potthoff) 217
Kriegsvorratswirtschaft (Aemil Ritter) . 530
Methode der Kriegswirtschaftsgesetzgebung (A. Löwe) 333
Wirtschaftliche Kriegsursachen (J. Eyssen) 565
Wirtschaftsplan 1915 (G. Bäumer) . . 497
Wucher (E. Schairer) 482
Zehn Kriegsgebote für die Hausfrau (Julia Wirth) 77

Industrie, Landwirtschaft

Eisenindustrie im Kriege (H. Potthoff) 511
Landwirtschaftliche Sorgen 191

Nahrungsmittelversorgung

Die neuen Höchstpreise für Getreide (Kuczynski) 530
Ernährung im zweiten Kriegsjahr (R. Kuczynski) 741, 758, 774
Hafer und Gerste (Zielke und Kuczynski) 612
Kartoffeln im Kriege (R. Kuczynski) 268
Leuchtmittelfrage und Brennstoffversorgung während des Krieges (M. Seidel) 172
Margarinemonopol (L. Herz) 335
Milchnot (R. Kuczynski) 707
Milchversorgung der Großstädte (E. Neißer) 286
Neugestaltung der Brotversorgung (Fr. Bauer) 447
Regelung der Brotversorgung in Oesterreich-Ungarn (R. Charmatz) 469
Reichsbrotgesetz (Fr. Naumann) 69

Digitized by Google

Sicherung der Brotversorgung (Fr. Bauer) 369
Verminderung unseres Schweinebestandes (Kuczynski) 156
Volksernährung und Lebensmittelteuerung (R. Kuczynski) 336
Wie können wir unsere Getreideproduktion zu Kriegszeiten erhöhen (J. R. de la Espriella) 104

Kommunalpolitische Wohnungsfrage

Wohnungsfrage bei Friedensschluß (R. Kuczynski) 644

Sozialpolitik

Allgemeines

Arbeiter im neuen Deutschland (J. Fischer) 495
Bevölkerungspolitik und Kindersegen (G. Bäumer) 690
Der Krieg und der Nachwuchs im Handwerk (P. Hoche) 744
Für unseren Nachwuchs (O. Schulze) 142, 160
Im neuen Deutschland (Fr. Naumann) 592
Kriegssozialismus (S. D. Gallwitz) . . . 434
Militärmacht und Arbeiterbewegung (H. Goldschmidt-Faber) 549, 567
Politische Merkworte nach Max Haushofer (A. Cohen) 639
Arbeiten ist Kriegspflicht 95
Ein Hohelied von der deutschen Arbeit im Kriege 650
Die Befruchtung der heimischen Volkswirtschaft durch unsere Feldgrauen . 78
Die Brotkarte als Erzieherin zu sozialer Gesinnung 327
Eine Enttäuschung 570
Industrielle Dienstpflicht in Deutschland 537
Ein aussichtsvolles Einigungswerk . . 146
Mangelnde soziale Einsicht 618
Kluges Entgegenkommen 209
Ein schwieriges Erziehungswerk 179
Aus sozialdemokratischen Feldpostbriefen 14
Aufhebung der Freizügigkeit in Bayern 209
Alter Geist in neuer Zeit 391
Ein sozialpolitischer Gedenktag 94
Schwere Heimsuchung 472
Ein verdienter Jubilar 179
Krieg und Sozialpolitik 437
Der Krieg als Erzieher zur Einigkeit 835
Der Krieg als sozialpolitischer Erzieher 162
Ueber eine erfreuliche Kriegseinwirkung 13
Eine Mahnung zu sozialpolitischer Mäßigung 258
Massenpflicht im Wirtschaftskriege . . . 94
Sozialpolitisches Verständnis der Militärbehörden 634
Aus Neujahrsartikeln sozialdemokratischer Gewerkschaftsblätter 47
Ein unnütz erregter Protest 274
Ein Protest aus dem Felde 327
Scharfmachertreiben im Kriege 634
Vom Segen der deutschen Sozialgesetzgebung 750
Sozialgesetze und Wehrkraft 799
Sommerurlaub 1915 374
Förderung und Hemmung der Sozialpolitik durch den Krieg 783
Eine erfreuliche Verständigung 472
Eine sozialmedizinische Preisaufgabe . . 307
Sozialpolitik und Kriegsteuerung . . . 406
Sozialpolitik im Kriegsreichstag . . . 194
Weise Sparsamkeit 209
Abgekürztes Verfahren 421
Eine ungeschickte Verteidigung 407
Die deutsche Landwirtschaft beim Jahreswechsel 12
Schutz der Werkarbeit während des Krieges 127
Wirtschaftliche Kämpfe im Kriegsjahr . 374
Eine Warnung 291
Die neue Zeit 12
Die neue Zeit 31
Zersplitterungsarbeit 209

Allgemeines: Arbeiter

Arbeiterdank 571
Die Anpassung der Arbeiterschaft an die kriegsgewerblichen Verschiebungen . . 307
Die vaterländische deutsche Bergarbeiterschaft 374
Ein Existenzkampf der deutschen Arbeiterwelt 163
Ein Arbeiterbrief aus dem Felde . . . 226
Der Arbeiterkaiser 110
Kriegspsychologie der deutschen Arbeiterschaft 751
Die deutschen Arbeiter und der „Kriegssegen“ 634
Kriegsgefangene und freie Arbeiter . . 95
Die Militärtauglichkeit der deutschen Arbeiterschaft 179
Zukunftsaufgaben der deutschen Arbeiterbewegung 699

Allgemeines: Nach dem Kriege

Kriegslehren für den Frieden 31
Künftige deutsche Wirtschaftspolitik . . 226
Unsere Volkswirtschaft nach dem Kriege 437

Frauenarbeit und Frauenbewegung

Ein Jahr weiblichen Kriegsdienstes (Fr. Naumann) 524
Weibliche Landarbeit (E. Trott-Helge) 157
Eine Kriegstagung der Frauen 683
Die Gefahren der beruflichen Frauenarbeit im Kriege 407
Gefahren der Frauenarbeit im Kriege 736
Krieg und weibliche Arbeitskraft . . . 635
Die Arbeitslosigkeit der Frau im Kriege 163
Bankbeamtinnen 421
Frauen in den Preisprüfungsstellen 736
Frauenarbeit nach dem Kriege 683

Soziale Kämpfe und Ausgleiche

Verlust der politischen Rechte durch Armenunterstützung (Fr. Wunderlich). 123
Ein Baustein zur sozialen Verständigung 242
Befremdlicher Mangel an sozialem Entgegenkommen 519
Das unsoziale deutsche Geschäftsleben 258
Protest der Bergarbeiter 290
„Revolten“ bei Krupp 618
Richtet Einigungsämter ein 180
Das Ende des Streikreverses? 683
Sozialpolitik und Burgfrieden 209
Genossenschaftlicher Burgfrieden 306
Der Burgfrieden unter den Arbeiterorganisationen 799
Kameradschaft und Gewerbefrieden nach dem Kriege 327
Hoffnungen der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung 717
Der Krieg als gewerkschaftlicher Friedensstifter 327
Der Krieg als Förderer des Gewerkschaftsfriedens 554

Der Staat und die sozialen Kämpfe

Reichsregierung und Lohntarif im Kriege 817
Militärischer Schutz für Tarifverträge 555
Tariferschütterung durch den Krieg . . 835
Tarifbewährung im Kriege 274
Die Militärbehörden gegen Lohndrückerei 716
Die Aufhebung des bayerischen Eisenbahnreverses 766

Unternehmer, Arbeitgeber und Arbeitnehmer

Arbeitgeber und Arbeiter im Kriege . . 13
Vernünftige Kriegsmaßnahmen von Unternehmern und Arbeitern 78
Gemeinsame Unternehmer- und Arbeiterinteressen 111
Deutsche Zukunft und deutsches Unternehmertum 487

Organisation und Organisationen

Arbeitsnachweis und Inserat (E. Schairer) 254
Einwirkung des Krieges auf die Berufsvereine (A. Erkelenz) 433, 450, 467
Neuregelung des Arbeitsnachweises (Weinhausen) 202
Staatlicher Kartellzwang (E. Eyck) 466
Eine wichtige Kriegsorganisation . . . 12
Eine neue Kriegsarbeitsgemeinschaft . . 95
Politik und Gewerkschaften 455
Der Krieg gegen Italien und die Gewerkschaften 391
Ein Gewerkschaftsjubiläum 765
Die deutschen Gewerkvereine im Jahre 1914 406
Deutschland an der Spitze der internationalen Gewerkschaften 716
Die Kriegsleistungen der großen Gewerkschaftsverbände 78
Kriegsleistungen der Arbeitergewerkschaften 179
Amtliche Anerkennung der gewerkschaftlichen Kriegsleistungen 111
Behördliche Anerkennung der deutschen Gewerkschaftsbewegung 242
Zur Dauerverständigung unter den verschiedenen deutschen Gewerkschaftsrichtungen 274
Zuversicht in Gewerkschaftskreisen . . . 31
Gewerkschaftliche Zukunftshoffnungen . 63
Nüchterne Zukunftshoffnungen der Gewerkschaften 162
Die große Gewerkschaftsaufgabe der Zukunft 259
Die schwierigste aller gewerkschaftlichen Organisationsaufgaben der Zukunft 359
Gewerkschaftspolitik nach dem Kriege . 650
Sozialdemokratische Gewerkschaften gegen die sozialdemokratischen Quertreiber 520
Kriegsschwierigkeiten in der nationalen Gewerkschaftsbewegung 537
Kriegsschwierigkeiten der gewerkschaftlichen Organisationen 668
Lob der deutschen Arbeiterverbände 162
Der Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine 519
Zusammenschluß evangelischer Arbeitervereine 618
Krieg und Reichsverband liberaler Arbeiter und Angestellten 554
Die Berufsvereine 817

Versicherungen

Beibehaltung der Altersgrenze (Fr. Weinhausen) 759
Deutsche Sozialversicherung und Krieg (A. L. Parisier) 188

Soziale Fürsorge

Erholungsfürsorge in der Kriegszeit (P. Frank) 205
Die Reichshilfe für leistungsschwache Städte 111
Kriegszulagen im Reichstag 587
Zu alt 227
Der Krieg und die bejahrten Angestellten 421
Eine nachahmenswerte Prämienaussetzung 571

Digitized by Google

Arbeitslosen-Unterstützung u. -Versicherung

Aufgehobene Arbeitslosenunterstützung . 292
18⅓ Mill. Mark gewerkschaftlicher Arbeitslosen-Unterstützung während des Krieges 306
Staatsfürsorge für stellenlose Handlungsgehilfen 78
Arbeitslosigkeit bei den Handelsangestellten 226
Unberechtigte Entlassung bei schlechtem Geschäftsgang 195

Arbeitsvermittlung

Eine Arbeitsnachweis-Konferenz im Reichsamt des Innern 290
Gesetzlicher Ausbau der Arbeitsvermittlung 127
Gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises 110
Arbeitsvermittlung nach dem Kriege . . 14

Genossenschaftswesen, Konsumvereine

Das gesunde deutsche Genossenschaftswesen 455
Die Genossenschaften während des Krieges 31
Genossenschaften im Kriege 360
Genossenschaften und Privathandel im Kriege 195
Behörden und Konsumvereine 179
Konsumentenorganisation während und nach dem Kriege 306
Die Konsumgenossenschaften im Kriege 487, 799
Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen 63
Rotes Kreuz und Konsumgenossenschaften 111
Konsumenten und Kriegswucher . . . 603
Eine Kriegstagung der deutschen Verbraucher 359
Konsumvereinler gegen Katastrophenpolitiker 291

Lebensmittelversorgung

Heimische Arbeiterschaft und staatliche Brotversorgung 79
Brot- und Mehlverbrauch in der Einzelfamilie 13
Ein guter Ernteversorgungsvorschlag . . 391
Arbeiterprotest gegen die Kriegsteurung 683
Kartoffelverbrauch und Berufsschichtung 651
Die Lebensmittelteurung während des Krieges 275
Bittere Klagen über unberechtigte Nahrungsmittelteuerung 209
Krieg und städtische Lebensmittelfürsorge 602

Bodenreform, Wohnungsfrage

Die Kriegstagung der Bodenreformer 668
Kriegsnot der Hausbesitzer 783
Hausbesitzerschutz im Kriege 421
Kriegswünsche der Mieter 817
Kleinwohnungsnot in und nach dem Kriege 602
Kleinwohnungsnot nach dem Kriege . 307
Miethöchstpreise 554
Hebung des Realkredits 766
Die Wohnungsfrage und der Krieg . . 194

Beamte

Eine lehrreiche Beamtenstatistik 374
Die Beamten und der Krieg 95
Kriegsunterstützung für untere Beamte?. 290
Beamtenberufsvereine, aufgepaßt! . . 618
Ein Verband der Schutzmänner genehmigt 817
Ein Jubiläum des unteren Beamtentums 835

Staatsarbeiter

Eine Arbeitsgemeinschaft der Staatsarbeiterverbände 750
Kriegszulagen für Staatsarbeiter . . . 537
Teuerungsbeihilfen für Staatsarbeiter . 437

Privatangestellte

Ein sozialpolitisches Programm für kaufmännische Angestellte 275
Die besonderen Kriegsnöte der Privatangestellten-Familien 716
Gemeinnützige kaufmännische Stellenvermittlung 502
Arbeitsbeschaffung für Privatangestellte nach dem Kriege 360

Kaufmännischer und gewerblicher Mittelstand

Krieg und Nachtarbeit in Bäckereien . . 554
Notlage der Geistesarbeiter im Kriege 226
25 Jahre Gewerbegerichte in Deutschland 520
Grundsätze für die gewerbliche Beschäftigung von Kriegsgefangenen 194
Handlungsgehilfengehälter im Kriege . 602
Kriegshilfe für das Kleingewerbe . . . 766
Der Kleinkaufmann im Kriege 47
Der Kleinhandel wünscht Kriegsurlaub 537
Ehrenrettung des Kleinhandels 618
Ein Gegenbeispiel zur Ehrenrettung des Kleinhandels 618
Lehrlingsnot im Kriege 783
Lehrlingsschutz im Kriege 571
Kriegsnöte des Mittelstandes 326
Kriegsurlaub für den gewerblichen Mittelstand 618
Kriegsnöte im Zeitungsgewerbe 501

Handwerk

Handwerk und Heeresverwaltung . . . 110
Das Handwerk während des Kriegszustandes 47
Handwerkslehrling und Krieg 555
Staatliche Handwerksfürsorge 602
Handwerkerfürsorge für Kriegsverletzte 242

Kolonisation und Landarbeiter

Innere Kolonisation im Kriege 275
Landarbeiterpolitik im Kriege 360
Die landwirtschaftliche Arbeiterfrage im Kriege 194
Gegen Lohndrückerei auf dem Lande . 602

Kriegerfürsorge, Hinterbliebenenfürsorge, Kriegerheimstätten, Kleingärten

Moderne statt veralteter Kriegshinterbliebenen-Fürsorge 110
Einheitliche Organisation der Kriegsbeschädigtenfürsorge 634
Was der bisherigen Organisation der Kriegsfürsorge noch fehlt 716
Ein Mahnruf an die Kriegsbeschädigten 735
Arbeitsbeschaffung für Kriegsinvalide . 146
Hilfsbereitschaft deutscher Arbeitgeber für Kriegsinvalide 242
Rentenversorgung und Arbeitsbeschaffung für Kriegsverletzte 242
Keine Reichsstellenvermittlung für Kriegsbeschädigte 668
Kriegsbeschädigten-Fürsorge der Angestellten-Versicherung 699
Versorgung der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern 127
Ein Hauptausschuß für Kriegerheimstätten 291
Kleingartenbau und Krieg 79
Gartenstädte und Kriegsinvalidenfürsorge 13

Bevölkerungsfragen

Kriegsgeburten in deutschen Großstädten 735
Bevölkerungspolitik und Kindersegen (G. Bäumer) 690

Ausland

Arbeiterstudien im Ausland 111
Die kriegerische Gewerkschaftsbewegung in England 717

Digitized by Google

Literarischer Teil

Geisteswissenschaftlicher und literarischer Teil

Wie studiert man Oesterreich-Ungarns Geschichte und Politik? (R. Charmatz) 366
Mitteleuropäische Literatur (Fr. Naumann) 173
Literatur zur deutschen Politik 594
Geschichte als Lebenskunde (W. Schaefer) 218
Die Höchstpreise der Revolution (O. Karstädt) 809
Die Hohenzollern (Fr. Naumann) . . . 672
Zur Hundertjahrfeier der Gründung der deutschen Burschenschaft (H. Haupt) . 370
1815 — 1915 (Fr. Naumann) 201
1815 — 1915 (H. Potthoff) 53
Nach hundert Jahren (A. Paß) . . . 121
Bismarcks Vorgestalt (J. Bab) 238
Wer war Bismarck? (Fr. Naumann) . 185
Was tat Bismarck während des Krieges? (Fr. Naumann) 264
Bismarcks Erbe (Fr. Naumann) . . . 460
Ein vergessener Zukünftiger (Constantin Franz) (K. v. Mangoldt) 349
Die Presse im Jahre 1870 (F. Priebatsch) 778
Napoleon in Aegypten (H. Geffers) . . 283
Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation (E. Rosenstock) 773
Schwabens deutsche Sendung (E. Schairer) 598
Die Religion der Völker (Fr. Naumann) 825
Dardanellen (G. Traub) 696, 710

Traubs Andachten

Acker 519
Eine Antwort 816
Bedenken 715
Das Probejahr 848
Echtheit 406
Ehre 359
Einst 471
Erst Sieg 47
Feiertage 834
Fleischlose Tage 735
Furchtlos 179
Geschichte 78
Gewißheit 782
Grundsätze 570
Gurkhas 126
Heimat 634
Hell und licht 586
Herz 455
Intrigen 682
Kalt Blut! 273
Kampfbereitschaft 225
Kinder 108
Kleinigkeiten 290
Lebensgewiß 241
Macht 798
Mutter 62
Neid 341
Ostern 208
Pappschachteln 193
Paradies 650
Pfingsten 325
Ritter und Drohnen 30
Rom 306
Schneewetter 162
Schritt 764
Siege 553
Sommerfrische 536
Sonne 257
Tod 601
Totensonntag 750
Trösten 436
Unfaßliches 94
Veilchen 146
Volk 667
Volksgebet 373
Vorsehung 420
Wahrzeichen 487
Wert 699
Winkende Hände 390

Ethische Fragen zum Kriege

Durchhalten (Fr. Naumann) 232
Erleben des Krieges (J. Fischer) . . . 90
Erzieher Krieg (P. Rohrbach) 56
Haß der Völker (Dr. K. de Bra) . . . 234
Das heilige Brot (W. Vogelpohl) . . . 107
Ihr seid das Salz der Erde (Ad. Deißmann) 4
Ein langes Jahr (Fr. Naumann) . . . 476
Krieg als Erzieher zum deutschen Volksstaat (Fr. Holdermann) 706
Krieg und Kultur (E. Hildebrandt) . . 89
Kriegsglaube (Fr. Naumann) 576
Menschheitlich nicht international (K. de Bra) 383, 399
Menschlichkeit im Kriege (J. Cassirer) . 103
Mut (G. Bocke) 780
Der nationale Mensch (Fr. Naumann) 280
Optimismus oder Pessimismus (M. Havenstein) 322
Von euch und dem Kriege (W. Meyer) 373

Philosophie

Der Genius des Krieges (G. Bäumer) 656, 712
Deutsche Arbeiter über Nietzsche (Karl Vorländer) 338

Kunst und Krieg

Blätter für deutsche Art und Kunst (S. D. Gallwitz) 781
Deutsche Mode (G. Bäumer) 203
Krieg und Kunst (Th. Heuß) 221
Unerwünschtes Kriegskunstgewerbe (F. Hellwag) 746

Bildende Kunst, Musik, Theater

Adolf Menzel (R. Breuer) 796
Richard Strauß und seine „Alpensinfonie“ (P. Zschorlich) 731
Die Musik und der Krieg (S. D. Gallwitz) 60
Die Volksbühne (J. Bab) 10

Literarisch Allgemeines. Biographien

Unerwünschte Kriegsliteratur (A. Sönnichsen) 616
Carl Hauptmann (R. Rieß) 452
Walter Heymann (J. Bab) 599
Geibel zum Gedächtnis (G. Bäumer) . 680
Karl Lamprecht (H. Barge) 320
Hermann (G. Bartels) 733, 747, 762

Gedichte

Auf ein Arbeiterkind (K. A. Findeisen) 325
Bataillons-Bureau (J. Bab) 518
Christus und der Krieger (W. Niemeyer) 617
Drei Burschen (W. Schremmer) . . . 226
Eigenland (K. A. Findeisen) 326
Erdenanteil (K. A. Findeisen) 739
Frauengebet (A. Schaeffer) 208
Gebet im Feld (M. Sachse) 127
Gefechtsdämmerung (J. Bab) 454
Heimathaus (A. von Mendelssohn) . . 340
Hoffnung (D. Koch) 667
Hornist (D. Koch) 108
Junger Landsturm (W. Perl) 436
Kindern des Kriegsjahres (H. Graeser) 649
Kosaken (A. Schaeffer) 109
Kraft des Kreuzes (A. Deißmann) . . 200
Kriegsfreiwillige (H. Harbeck) 93
Kriegslindchens Wiegenlied (D. Pollig) 46
Kriegssaat (Lili du Bois Reymond) . . 305
Lied der Arbeiterbataillone (K. A. Findeisen) 341
Lieder aus dem Felde (K. Rck) . . 734, 764
Mauer (Th. Möllin) 358
November 1915 (A. Schaeffer) 798
Ritt zu dreien (F. Krebs) 193
Schützengräben (O. Doderer) 454
Siegesglocken (Th. Möllin) 77
Stiller Tod (A. Hinrichs) 486
Tod und Leben (L. Hahn) 471
Ueberflüssige (L. Sternberg) 358
Ulanen (A. von Mendelssohn) 749
Und doch . . . . (K. Pries) 178
Unseren Feinden (O. Hachtmann) . . . 420
Vergessene (L. Sternberg) 536
Wage (A. Hinrichs) 61
Weihnacht (A. Schaeffer) 11
Im zwölften Kriegsmond (A. Schaeffer) 435

Erzählungen, Skizzen

Ein Fragment des Euripides (Uebertragen von Walter Kranz) 834
Blatt von gestern für morgen (H. Voigt-Diederichs) 357
Blumenbeet in der Zigarrenkiste (H. Lagerström) 470
Dorf im Kriege (W. Schremmer) . . . 29
Ein Gedenkblatt (A. von Mendelssohn). 109
Kräfte (H. Voigt-Diederichs) 485
Kriegsbittgang der Anna-Dominiker (G. Bueß) 631
In der Kriegselektrischen (H. Voigt-Diederichs) 106
Kriegsweihnachten 1914 in der Volksschule (B. Duensing) 45
Leichte Last (Lotte Möller) 340
Nicht dabei (H. Voigt-Diederichs) . 518, 534
Meinem Kind! (K. Pries) 325
Sankt Martin in Serbien (A. Schaeffer) 829
Sieg über Land (H. Voigt-Diederichs) 681, 697, 713
Sieger (K. A. Findeisen) 124, 144
Soldatenküte-Weihnachten 1915 (B. Duensing) 814
Stille Stunde (A. Voigt) 797, 812

Digitized by Google

7. Januar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 5683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 1

Anzeigen kosten: die 49 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Dr. Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Prof. D. Adolf Deißmann:** Ihr seid das Salz der Erde! — **Friedrich Naumann:** Der Ersatz der Kriegsverluste. — **Gertrud Bäumer:** Das geistige und das militärische Deutschland. — **Axel Schmidt:** Die östliche Gefahr. — **Geh. Rat Max Seidel:** Der Krieg und die französischen Sparkassen. — **Julius Bab:** Die Volksbühne. — **Albrecht Schaeffer:** Weihnacht. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Das Probejahr. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 29. Dezember.

Unklare Gerüchte über einen vorbereiteten Handelsvertrag zwischen Aegypten und Rumänien. Offenbar wollen die Engländer die Rumänen mit irgendwelchen wirtschaftlichen Vorteilen locken. Der Russe besticht, wenn er kann, direkt, der Engländer mit Vorliebe indirekt, manchmal aber hilft beides nicht.

Als Antwort auf die französische Bombenwerferei über Freiburg hat ein Zeppelin vierzehn Bomben über Nancy ausgestreut, die ziemlich großen Schaden angerichtet haben sollen.

Es erscheint ein finnländischer Aufruf gegen russische Vergewaltigung. Zunächst wird er nichts helfen, aber immerhin regen sich langsam gewisse Widerstandskräfte innerhalb des von den Russen beherrschten Gebietes.

Mittwoch, 30. Dezember.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatze scheint es zurzeit zwei voneinander getrennte Schlachtgebiete an verschiedenen Stellen zu geben, und zwar zwischen Bzura, Piliza und Warschau einerseits und nördlich der Karpathen in Westgalizien anderseits. Auf den anderen Teilen gibt es wohl gelegentliche Angriffe und Zurückweisungen, aber keine größeren Entscheidungen. Das deutsche Hauptquartier teilt gegenüber anderslautenden fremden Nachrichten mit, daß Lowicz und Skierniewice seit mehr als sechs Tagen von den Deutschen genommen sind. Skierniewice liege weit hinter unserer Front. Die Bevölkerung von Warschau soll zu einem beträchtlichen Teile geflohen sein. Durch das stärkere Auftreten der Russen in Westgalizien ist bisher die erneute Befreiung der Festung Przemysl noch nicht möglich gewesen. Die Kämpfe um die Karpathenpässe werden mit wechselndem Glück von beiden Seiten fortgesetzt.

Das Staatsdepartement der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat an die englische Regierung eine Note gerichtet, die sich über unberechtigtes Eingreifen in den legitimen amerikanischen Handel beschwert: Die Amerikaner erheben keine Einwendungen gegen die Untersuchung der Schiffe an sich, verlangen aber, daß die Untersuchungen schleunig erledigt werden und daß die Versendung von bedingter Konterbande an neutrale Empfänger nicht gehindert werde. England würde verpflichtet sein, bei Ueberschreitung dieser Grenze Schadenersatz zu zahlen. Der amerikanischen Erklärung hat sich in irgendeiner Form die holländische Regierung angeschlossen; auch die nordischen Königreiche vertreten denselben Standpunkt, und italienische Handelskreise protestieren gegen das englische Verfahren. Man wird abwarten müssen, welche Antwort die Engländer geben.

Die Italiener haben ein Regiment Gebirgstruppen in Valona gelandet, und die italienische Flagge weht neben der albanischen auf dem Regierungsgebäude dieses Ortes. Soviel hier bekannt, hat Oesterreich gegen diese italienische Besetzung von Valona nichts einzuwenden, da sie früheren Abmachungen über Interessensphären entspricht.

Donnerstag, 31. Dezember.

Am Jahresschluß sind alle Teilnehmer des großen Krieges geneigt, ihre bisherigen Erfolge oder Mißerfolge in eine Art von Schlußrechnung einzusetzen. Dabei haben auch wir Deutschen einige ungünstige Posten zu buchen, aber glücklicherweise nicht so viele als unsere Gegner. Der Hauptverlust für uns ist die fast völlige Entfernung der deutschen Schiffahrt vom Weltmeer. Aber gerade diesen Teil der Kriegsschädigungen haben wir immer vorausgesehen und für unvermeidlich gehalten. Zum Verlust der Schiffahrt gehört der Verlust aller oder fast aller Küstenpunkte unserer Kolonien, während die Landbestände der größeren Kolonien sich ausgezeichnet verteidigen. Eben noch kommen Meldungen von erfolgreichen Einzelgefechten in Ostafrika und von einem siegreichen Gefecht des mit den Deutschen in Verbindung stehenden Obersten Maritz an der Grenze von Südwest. Von der deutschen Flotte sind eine Anzahl wertvoller Schiffe untergegangen, aber sicherlich nicht mehr als von der englischen. Ein schwieriger Punkt ist die Verteidigung unseres Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn. Da wir mit ihm auf Gedeih und Verderb verbunden sind, so tragen wir mit an seiner Last, an dem verlorenen Angriff auf Serbien und an der russischen Besetzung des größten Teiles von Galizien. Wir erkennen die Schwierigkeiten an, unter denen die österreichisch-ungarische Heeresleitung zu arbeiten hat, wünschen aber, daß das neue Jahr sowohl an der Donau wie jenseits der Karpathen größere Erfolge bringe. Was Deutschland selbst anlangt, so ist auch am Ende des Jahres noch immer ein gewisser Teil vom Oberelsaß und vom Ostpreußen in feindlichen Händen, und wird es wohl auch bleiben, bis an der westlichen oder östlichen Front entscheidende Siege den Gegner zwingen, sich im ganzen zurückzuziehen. Die größte Leistung unseres deutschen Heeres ist die Hineintragung des Krieges in die Landgebiete unserer Angreifer; abgesehen von den genannten Grenzstrichen ist heute am Jahresabend ganz Deutschland ein kriegsfreies, wohlbehütetes Land, und wir zweifeln nicht daran, daß dieser Zustand auch weiterhin erhalten werden kann. Dafür sind die Ereignisse der letzten Wochen von günstiger Vorbedeutung. Auf der französischen Seite hielt General Joffre, von dem die Seinen alles Heil erwarten, den Zeitpunkt für gekommen, um mit Anspannung aller französischen, belgischen, englischen und farbigen Kräfte den Sturm gegen die Festigkeit der deutschen Verteidigungslinie zu wagen. Mehr noch, als man es aus den Tagesberichten der beiden Heeresleitungen ersehen konnte, erfahren wir jetzt aus den übersichtlichen Darstellungen der ausländischen Blätter, wie sehr man in Frankreich auf den Erfolg dieser Offensive gerechnet hat.

Digitized by Google

Es ist mit Leidenschaft gekämpft worden, und an verschiedenen Stellen der langen Linie haben entweder die Franzosen oder die Deutschen sich kleine Verschiebungen gefallen lassen müssen, aber im ganzen ist die deutsche Kette von tadelloser Festigkeit gewesen und wird fest und ungebrochen ins neue Jahr hinübergenommen. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Franzosen und Engländer aus eigenen Kräften unsere Armee zum Rückzug werden zwingen können, obwohl sie bis heute diese Hoffnung in ihren Bevölkerungen lebendig erhalten. Die Zurückweisung des Joffreschen Angriffes erfolgte nun gleichzeitig mit der Fortsetzung des schweren Entscheidungskampfes in Polen. Ueber dessen Ertrag veröffentlicht der heutige Bericht unserer Heeresleitung, daß die Gesamtbeute unserer am 11. November in Polen einsetzenden Offensive auf 136 600 Gefangene, über 100 Geschütze, über 300 Maschinengewehre gestiegen ist. Diese Ziffern sind die letzte Gabe des treuen und wunderbaren deutschen Heeres an unser Volk im alten Jahre.

Die letzten Stunden von 1914 verbringen wir in der Wohnung eines Freundes in der Mitte von Verwundeten, die im neuen Jahre wieder gesund und leistungskräftig zu werden hoffen. Es ist ein unaussprechlich inhaltreiches, schweres und doch erhabenes Jahr, zu dessen Abschied die Glocken läuten.

Freitag, 1. Januar.

Im Anschluß an die gestern geschehene Mitteilung über die hohe Zahl der in den letzten Wochen gemachten russischen Gefangenen versendet heute das deutsche Generalkommando eine erneute Uebersicht über die zurzeit in Deutschland vorhandenen Gefangenen überhaupt. Dabei wird hervorgehoben, daß in Deutschland die aus Kriegsgründen zurückgehaltenen Zivilisten fremder Länder nicht als Kriegsgefangene aufgeführt werden. Die Russen pflegen alle internierten Deutschen zu den Kriegsgefangenen hinzuzuzählen und erreichen damit nach Zeitungsangaben, die vom russischen Kriegsministerium ausgehen, eine Gesamtziffer von etwa 147 000. Dabei sind 1100 deutsche Offiziere mitgezählt. Die überwiegende Mehrzahl der in Rußland internierten Deutschen besteht aus Männern und Frauen, die in russischen Städten oder Dörfern gewohnt haben, und aus Reisenden, die sich bei Kriegsanfang in Rußland befanden. Kriegsgefangene in unserem Sinne können nach Schätzung der deutschen Heeresleitung höchstens etwa 21 000 in russischen Händen sein, wobei viele Verwundete inbegriffen sind, die sich in den harten Schlachten zur deutschen Truppe nicht zurückbewegen konnten. Wie groß die in Frankreich und England befindliche Anzahl deutscher Kriegsgefangener ist, läßt sich bisher nicht sagen. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß große Mengen nicht vorhanden sind, weil sonst die Franzosen selbst Gewicht darauf legen würden, den Ertrag ihrer militärischen Arbeit zu veröffentlichen. Demgegenüber bedeutet es schon etwas Großes, daß das österreichische Hauptquartier vor einiger Zeit 200 000 Kriegsgefangene anmelden konnte. Weit aber wird das alles übertroffen von der stolzen Ziffer, die heute von der deutschen Heeresleitung kundgegeben wird: ohne Anrechnung derjenigen Gefangenen, die noch nicht in Gefangenenlager oder Lazarette transportiert werden konnten, beträgt die Gesamtzahl 8138 Offiziere und 577 875 Soldaten. Nach Nationen ergeben sich folgende Gruppen, wobei wir die am 6. November gegebene Zusammenstellung zum Vergleich hinzusetzen:

	Offiziere		Mannschaften	
Franzosen	3459	(3138)	215 905	(188 618)
Russen	3575	(3121)	306 294	(186 779)
Belgier	612	(537)	36 852	(34 907)
Engländer	492	(417)	18 824	(15 730)

Man sieht, daß der Hauptzuwachs in letzter Zeit aus russischen Soldaten bestanden hat, wobei die verhältnismäßig geringe Zunahme der gefangenen russischen Offiziere zu bemerken ist. Interessant ist zur Beurteilung die Gesamtzahl der in den Jahren 1870/71 von den Deutschen gefangenen Franzosen, nämlich 11 860 Offiziere und 372 000 Soldaten. Diese bis dahin in der Kriegsgeschichte unerhörte Menge erklärte sich besonders durch die Gefangennahme ganzer Armeen bei Sedan und in Metz. Allein durch die Kapitulation von Metz gerieten 170 000 Mann in deutsche Gefangenschaft und durch den Sieg von Sedan 82 000 Mann. Wenn man bedenkt, daß bisher im gegenwärtigen Krieg nur in der Schlacht von Tannenberg eine Armee im ganzen gefangengenommen wurde, und daß abgesehen von den belgischen Festungen nur Maubeuge mit starker Besatzung sich übergeben mußte, so ist in der gewaltigen Zahl unserer Gefangenen eine unübersehbare Fülle einzelner Kriegsleistungen enthalten. Auf diesen Gesamterfolg werden mit Recht die Augen aller Völker beim Jahresbeginn hingelenkt.

Der Deutsche Kaiser dankt dem Heer und der Marine für das, was sie im abgelaufenen Jahre getan haben: „In allen Meeren haben sich Meine Schiffe mit Ruhm bedeckt; ihre Besatzungen haben bewiesen, daß sie nicht nur siegreich zu fechten, sondern — von Uebermacht erdrückt — auch heldenhaft zu sterben vermögen. Hinter dem Heere und der Flotte steht das deutsche Volk in beispielloser Eintracht, bereit, sein Bestes herzugeben für den heiligen heimischen Herd, den wir gegen frevelhaften Ueberfall verteidigen."

An verschiedenen Stellen der westlichen Kampfeslinie, besonders im schwierigen Argonnenwalde, sind Fortschritte und Gefangene zu verzeichnen. Reims wird seit den Weihnachtstagen von neuem heftig beschossen. Ueber Dünkirchen haben sieben deutsche Flieger starkwirkende Bomben geworfen, ohne daß sie von unten her gehindert werden konnten.

Sonnabend, 2. Januar.

Der chinesische Diktator Yuanschikai hat durch Gesetz die Lebenslänglichkeit seiner fast monarchischen Stellung aussprechen lassen und sich die Wahl seines Nachfolgers vorbehalten. Damit scheint die chinesische Revolution zu einem gewissen Ende gelangt zu sein. Die Einheitlichkeit der obersten Leitung wird zur Notwendigkeit, sobald die Japaner den europäischen Krieg benutzen wollen, um sich noch weitere chinesische Gebiete anzueignen. Die Japaner sind zu gleicher Zeit das Problem des Ostens und des Westens, weil sie allein über ein Heer verfügen, das schon in einem großen Kriege siegreich gewesen ist. Französische Blätter fahren noch immer fort, die Frage der Ueberführung von 400 000 Japanern nach Frankreich zu erörtern, geben aber zu, daß eine Abmachung darüber kaum ohne vorherige Verständigung mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und vielleicht auch mit den Chinesen möglich sei. Außerdem sollen die finanziellen Ansprüche der Herren Japaner jedes in Europa übliche Maß überschreiten.

Ein englisches Linienschiff mittlerer Größe „Formidable" ist durch Mine oder Torpedoschuß im Kanal gesunken.

Der deutsche General Liman von Sanders, der sich bei der türkischen Kaukasusarmee befindet, schreibt einen Weihnachtsbrief, in dem er über die Türken folgendes sagt: „Erstaunlich schnell nach dem tiefen Fall des letzten Balkankrieges hat das osmanische Volk die Grundlagen zur inneren Wiedergeburt geschaffen, hat unter großen Opfern an der Reorganisation der Armee gearbeitet, hat mit politischem Scharfblick erkannt, daß der Existenzkampf Deutschlands und Oesterreichs auch der des osmanischen Reiches ist." Die Türken sind bei Ardahan südöstlich von Batum auf russischem Gebiete angekommen. Generalfeldmarschall v. der Goltz ist zum Besuch der türkischen Kaukasusarmee abgereist.

Die Engländer lassen durch abhängige ägyptische Zeitungen den Gedanken verbreiten, daß England genötigt sein würde, Palästina zu okkupieren oder zu einem neutralen Staate zu machen, weil der Besitz von Palästina zur Sicherung des Suezkanals unentbehrlich sei. Der Wunsch mag vorhanden sein, vorläufig aber sind die Engländer noch nicht einmal imstande gewesen, Akaba zu besetzen.

Der deutsche Tagesbericht beschäftigt sich mit Angriffen und Verteidigungen auf der französischen Linie. Heftige französische Angriffe nördlich Verdun sowie bei Ailly-Apremont, in der Gegend von Pont-à-Mousson, wurden abgeschlagen. Das heiß umstrittene Bois Brulé wurde genommen. Auch im Argonnenwalde machten unsere Truppen Fortschritte, während es nach dem fran-

Digitized by Google

zösischen Bericht wahrscheinlich ist, daß die Franzosen in Richtung auf Rethel einen gewissen Strich neu besetzt haben.

Privatnachrichten aus Ostpreußen reden von zahlreichen verlassenen Dörfern. Die Einwohner werden weiter im Inland untergebracht, da sie die beständige russische Bedrohung nicht aushalten. Die oberste Heeresleitung bezeichnet die Lage an der ostpreußischen Grenze als unverändert.

In Polen gingen unsere Angriffe östlich von Bzura und Rawka bei einigermaßen günstiger Witterung vorwärts.

Sonntag, 3. Januar.

Die Einnahme Ardahans durch die türkische Kaukasusarmee wird in Konstantinopel als bedeutsamer Erfolg gefeiert. Im ganzen haben die Türken etwa 2000 russische Gefangene gemacht; es ist aber anzunehmen, daß weder sie noch die Russen auf lebende Gefangene besonderes Gewicht legen.

Auf eine Anfrage des Papstes hat der Deutsche Kaiser geantwortet, daß er gern zum Austausch nicht militärfähiger Gefangener seine Hand bieten wolle; von einigen anderen kriegführenden Staaten sollen ähnliche Antworten eingelaufen sein.

Beim Untergang des englischen Linienschiffes „Formidable" sind etwa 200 Mann gerettet; es scheint sicher, daß ein aus Seebrügge kommendes deutsches Unterseeboot die Verletzung der Schiffswand hervorgebracht hat. Der Hafen von Seebrügge ist nach dem letzten englischen Bombardement wiederhergestellt und bietet unseren Unterseebooten einen sehr günstigen Ausgangsort. Das bei der Straße von Otranto verletzte französische Linienschiff „Courbet" soll gesunken sein.

Von ausländischen Kriegsberichterstattern, die sich beim russischen Heere befinden, wird die wütende Zähigkeit hervorgehoben, mit der zwischen Bzura, Rawka und Weichsel beide Teile kämpfen. Sobald nasses, mildes Wetter eintritt, kann Munition und Proviant nur mit übermenschlichen Anstrengungen vorwärts gebracht werden. Die deutschen Truppen leiden unter Schmutz und ekelhaftem Ungeziefer, gehen aber trotzdem mit glänzender Tapferkeit voran und haben östlich von ihrem bisherigen Standort einen russischen Stützpunkt, namens Borzymow, unter Wegführung von 1000 Gefangenen erobert. Leider sind am Uszokpaß in den Karpathen die Russen wieder über die Gebirgshöhe nach Ungarn vorgedrungen.

Montag, 4. Januar.

Während in Flandern und Nordfrankreich die französische Angriffsfreudigkeit wieder etwas zu erlahmen scheint und jedenfalls die von Joffre angekündigte Zurückdrängung der Deutschen nicht eingetreten ist, beginnen die Franzosen mit erneuten heftigen und wohlvorbereiteten Angriffen im Oberelsaß. Schon vor einiger Zeit wurde in süddeutschen und Schweizer Blättern von den Vorbereitungen eines letzten großen oberelsässischen Ansturmes geredet. Bis heute haben die erbitterten Kämpfe nur dazu geführt, daß Höhen westlich Sennheim zeitweilig in französischem Besitz gewesen sind und daß um das Dorf Steinbach noch unentschieden gestritten wird. Wir dürfen annehmen, daß Mülhausen in deutschem Besitz ist, obwohl wir gerade an dieser Stelle früher die Erfahrung gemacht haben, daß uns nicht alle Kriegsvorgänge gemeldet wurden.

Aus den sehr zahlreichen Erörterungen ausländischer und auch inländischer Blätter über die politischen Absichten Italiens und Rumäniens läßt sich nur so viel entnehmen, daß das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen diesen beiden „lateinischen Staaten" im Wachsen ist. Was sie beide verbindet, ist zunächst die alte Abneigung gegen die österreichisch-ungarische Behandlung nationaler Minderheiten, sodann aber auch die Gefährdung aller rumänischen und italienischen maritimen Hoffnungen, wenn Rußland den Bosporus und wenn die Slawen die adriatischen Häfen besetzen. Zu welchen Entschlüssen der neutrale Zweiverband kommen wird, ist, wie es scheint, noch strengstes Geheimnis seiner Urheber. Immerhin aber kommen aus Petersburg Mitteilungen darüber, daß die russische Regierung sich über rumänischen Undank zu beklagen beginnt. Unter Undank ist zu verstehen, wenn Bestechungsgelder angenommen werden, ohne daß etwas Wirkliches dafür geleistet wird.

Der Rest der Besatzung der „Emden" treibt mit wenigen Maschinengewehren noch immer eine Art Freibeuterkrieg im Indischen Meere. Diese braven Blaujacken sind nicht totzumachen.

Dienstag, 5. Januar.

Für die von deutschen Truppen besetzten Teile von Russisch-Polen ist eine deutsche Zivilverwaltung eingesetzt, die zunächst von Posen aus die Geschäfte führt. Verwaltungschef ist Regierungspräsident v. Brandenstein.

Während der Weihnachtszeit haben die Oesterreicher und Ungarn 37 russische Offiziere und 12 700 Mann gefangen. Auch hier fällt auf, wie gering in den neueren Zeiten die Zahl der gefangenen Offiziere ist. Man schließt daraus, daß es sich vielfach um hungrige Ueberläufer handelt. Das Wetter ist auf allen Schlachtfeldern gräßlich, ein Wechsel von Schnee und Regen.

Der französische Sozialdemokrat Vaillant, eine alte Größe seiner Partei, fordert weiterhin die Herbeischaffung der japanischen Truppen um jeden Preis.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 29. Dezember.

Jetzt wird endlich in der Presse etwas lebendiger die Ernährungsfrage besprochen. Dabei laufen — begreiflicher-, aber nicht gerade erfreulicherweise — zwei Strömungen nebeneinander her. Die Verbraucher wollen sich gegen unberechtigte Preissteigerungen schützen; der Regierung erscheint die Preissteigerung unter Umständen als ein nützliches, ja vielleicht als eines der wirksamsten Mittel zur Einschränkung des Verbrauchs. Das Fatale ist nur dabei, daß der Gewinn einseitig dem wucherischen Produzenten zufällt. Im ganzen kann man immer wieder feststellen, wie wenig weite Volkskreise bisher noch von dem ganzen Problem berührt sind, ja, berührt sein wollen. Selbst da, wo man die Notwendigkeit der Sparsamkeit einsieht, fragt man mißtrauisch: ob denn auch die anderen mittun, sonst will man nicht so dumm sein und sich allein kasteien. Dieser Gedanke beherrscht bisher leider ganz die Arbeiterschichten. Sie erwarten alles von den behördlichen Verboten. Aber es läßt sich nicht alle notwendige Einschränkung durch Verbote regeln. Der Freiwilligkeit und Einsicht bleibt unter allen Umständen ein gut Teil überlassen, und es ist sehr bedauerlich, wenn ihre Mitwirkung grundsätzlich abgelehnt wird.

Ein Erlaß des preußischen Ministeriums des Innern empfiehlt, stellungslose Handelsangestellte in Verwaltungsbureaus einzustellen, die durch Landsturmeinziehung noch mehr gelichtet sind.

Zeichen der wirtschaftlichen Lage: Das Asyl für Obdachlose in Berlin ist nur halb besetzt. Voll nur in der Abteilung für Greise.

Mittwoch, 30. Dezember.

Die Eröffnung des Theaters der Neuen freien Volksbühne: Berlins würdigstes und schönstes Theater. Daß die Fertigstellung und Eröffnung in diese Zeit fällt, macht sie zu einem Erlebnis von besonderer Eindringlichkeit. Durch das abendliche Gewühl des Alexanderplatzviertels sucht man den ungewohnten Weg nach dem neuen „Bülowplatz". Vorbei an der Alexanderkaserne, in der ein reges Aus und Ein von Soldaten zu sehen ist; flüchtig geht einem durch den Sinn, wie diese ganze Stadtgegend der ehemaligen Freundschaft mit Rußland geweiht ist und wie viele Deputationen des Regiments im Lauf der Zeiten in Petersburg gewesen sind zum Namenstag des hohen Chefs!! Nikolauskürassiere haben wir, glaube ich, auch noch. Dieser Bülowplatz, herausgehoben aus den niedergelegten Häusern der verrufensten Berliner Straßen, liegt überraschend im hellen Mondschein. Bauplätze mit Zäunen, vor denen die Eil-

Digitized by Google

houetten von jäh abgebrochenen Straßenresten, Brandmauern und Giebeln unfertig und disharmonisch stehen. Und ein wenig zurück die einfache, edle Fassade dieses Theaters — eines Tempels aufbauender, aus dem Volke selbst quellender gesunder Kraft. Nach außen die strenge Einfachheit des modernen Zweckbaus in der herben, kühlen Sandsteinfarbe — innen bei aller monumentalen Größe des Zuschauerraums die Wärme und luxuriöse Traulichkeit dunkler Holztäfelungen. Und diese Stätte belebt sich *eben jetzt*, in den Stürmen des Krieges — ein stolzes Wahrzeichen der geistigen Spannkraft unseres Volkes.

Es erscheint eine Statistik der Studentenziffern von Berlin. Die Universität hat den geringsten Abgang. Sie hat 7000 Studenten gegen 8200 im vorigen Wintersemester — ein so erstaunlich niedriges Minus, daß man schon annehmen muß, einige der im Felde befindlichen haben sich nicht abgemeldet und werden weitergeführt. Viel stärker ist der Ausfall bei der Technischen Hochschule! Im ganzen fehlen von etwa 13 000 Studenten, die Groß-Berlin sonst hatte, etwa 5000.

Ein Antrag an den Berliner Magistrat will den eingeführten Einigungsämtern für Mietfragen auch Verhandlungen über Hypothekenfragen übertragen: die notwendige Folge der einmal begonnenen Regelung.

Die von Berlin versandten und dort angelangten Weihnachtspakete sind um je ein Viertel zurückgegangen. — Dieser Rückgang wird durch die Feldpostsendungen freilich bei weitem aufgewogen.

Donnerstag, 31. Dezember.

In sehr vielen (35) Kirchen Groß-Berlins sind heute Mitternachtsgottesdienste. Sie werden diesmal der Silvesternacht den Stempel geben.

Sonst hat man gar nicht das Gefühl eines Abschnitts. Dieses Jahr hat seine eigne Zeit, und der mächtige Zusammenhang seiner Geschehnisse spottet des kleinen Meilensteins 1915.

Es bleibt still draußen, während die Mitternachtsglocken läuten und die Schüsse laut werden. Nicht wie sonst ein Fensteraufreißen und Prosit-Neujahr-Rufen in den Villen unserer schweigsamen Straße.

Der Wind kommt von der Stadt her und trägt vielfaches durcheinanderschwingendes Geläut herüber, aber keinen einzigen Menschenlaut. Sonst hörte man das ferne Brausen belebter Straßen.

Während ich das schreibe, geht die Melodie jenes Goetheschen Liedes mir durch den Sinn, das einmal Carlyle als ein Stück von dem großen Marschgesang bezeichnete, zu dem die teutonischen Völker durch die Weite der Zeiten wandern:

Die Zukunft decket
Schmerzen und Glücke.
Schrittweis dem Blicke
Doch ungeschrecket
Dringen wir vorwärts.

Und schwer und schwerer
Hängt eine Hülle
Mit Ehrfurcht — stille
Ruhn unten die Gräber
Und oben die Sterne — — —

Es schließt mit dem Ruf der Geister:

Wir heißen euch *hoffen*!

Freitag, 1. Januar 1915.

Ganz besonders zahlreiche und warme Glückwünsche aus Schweden. Alle sagen: Gott behüte und segne Deutschland!

Ein Brief einer Mitarbeiterin, einer alten Frau aus einer ostpreußischen Grenzstadt, von der die Russen eine halbe Meile weit in den Schützengräben liegen. „Wenn ich so am Morgen fortgehe unter Kanonendonner, den wir jetzt fast täglich hören, und die Dienstfrauen mit ihren langstieligen Kneifzangen, mit denen sie jedes Stückchen Papier von der Straße nehmen, begegnen mir, und die Kinder mit den Schulranzen auf dem Rücken, und hier werden Fenster geputzt, dort eine Treppe gescheuert, und ich selbst gehe gelassen die Pflichten zu erfüllen, die ich in dieser Zeit auf mich genommen habe, dann, ja dann bin ich ordentlich ein bißchen stolz auf meine Heimatstadt." Das kann sie auch sein — weiß Gott!

Sonnabend, 2. Januar.

Eine sehr interessante Mitteilung über die Einnahmen der preußischen Eisenbahn von August bis November. Sie stellen sich auf

	im Personenverkehr	im Güterverkehr
im August	auf 56,51 v. H.	41,25 v. H.
im September	auf 49,59 v. H.	63,73 v. H.
im Oktober	auf 61,80 v. H.	79,67 v. H.
im November	auf 75,36 v. H.	81,41 v. H.

der Einnahmen jedes entsprechenden Monats im Vorjahre.

Die Militärtransporte sind hier eingeschlossen, sie unterstehen aber so niedrigen Tarifen, daß sie für die sonstigen Einnahmen nur einen kleinen Ersatz bilden.

Um so bezeichnender ist daher die starke Steigerung bis auf drei Viertel der sonstigen Einnahmen im November. Diese Steigerung ist *ausschließlich* auf den privaten Personen- und Güterverkehr zurückzuführen. Die Militärtransporte hatten im November nur noch einen Anteil von 8 v. H. an der Personenverkehrseinnahme, von 4½ v. H. an der aus dem Güterverkehr.

Sonntag, 3. Januar.

Die Zeitungen sind voll von Berichten über die Weihnachtsfeiern der Soldaten im Felde. Wie lebendig steht die Heimat in ihrer Seele. Die große Trennung schafft ein nie erlebtes, tiefes Zusammengehörigkeitsgefühl — ein Verbundensein von ganz besonderer Innigkeit und Kraft, das aus so viel einzelnen Zügen hervorleuchtet.

Noch immer gibt es übrigens in der Tagespresse kaum ein anderes Thema als den Krieg. Hie und da einmal ein kurzes Feuilleton, das man überschlägt, wenn man den Titel sieht, beinahe erstaunt, daß es solche Dinge auch noch auf der Welt gibt, und noch verwunderter, wenn man Zeit findet, sich zu erinnern, daß aus solchen Fragen einmal ein Stück Lebensinhalt bestand. Merkwürdig unerschöpflich und innerlich ergiebig ist der Krieg. Alle Dinge bekommen ein anderes Gesicht und einen neuen Sinn. Wie wird erst denen, die aus den Schützengräben einst heimkehren, das Friedensdasein vorkommen!

Montag, 4. Januar.

Ein freundlicher Brief aus den Vereinigten Staaten, aus Virginia, enthält folgenden Satz: „Trotz der Feststellung," heißt es darin, „daß die Vereinigten Staaten eine so starke antideutsche Stimmung zeigen, glaube ich bestimmt, daß, wenn jemand durch alle Staaten hindurchgehen würde, er finden würde, daß das nicht wahr ist. Es ist wahr für Neuyork und einige der östlichen Städte, aber im Westen und Mittelwesten ist genau das Gegenteil der Fall. Einige der Zeitungen in diesen Staaten widmen den deutschen Nachrichten täglich eine ganze Seite."

Im übrigen enthalten die Neujahrsbriefe der „Neutralen" Ergüsse in Poesie und Prosa über den Weltfrieden — *das* neutrale Thema!

Adolf Deißmann / Ihr seid das Salz der Erde!

Wo die Ränder der libyschen und arabischen Wüste seit Jahrtausenden ihren Kampf führen gegen das Kulturland des Niltals, sind zahllose uralte Schutthügel über das Gelände zerstreut, die Reste zerfallener oder zerstörter Niederlassungen der Vorzeit. Hier gräbt der ägyptische Fellache nach Werten. Kräftige Sebach-Erde will er gewinnen zur Düngung seiner Aecker, und findet er im Schutt antiker Wohnhäuser Papyrus-

Digitized by Google

blätter mit griechischer oder koptischer Schrift, so verschachert er sie für ein paar Piaster an den arabischen Händler, die salzhaltige Schutterde selbst aber schleppen seine Esel auf die Felder, die, vom Sebach und von den Fluten des Nil gedüngt, schwere Ernten bringen müssen.

Schon in der Zeit des Urevangeliums war, wie ein in der Urschrift erhaltenes Wirtschaftsbuch vom Jahre 78/79 n. Chr. aus Hermopolis lehrt, die Salzerde-Düngung der Felder bei den ägyptischen Bauern Brauch; wahrscheinlich ist die Methode noch viel älter und auch nicht auf Aegypten beschränkt. So ist es ein echt orientalisch-bodenständiges Wort, das uns als Ausspruch Jesu überliefert ist: „Ihr seid das Salz der Erde!" Mit Recht hat man neuerdings zu seiner Erklärung auf den aus Aegypten bekannten Brauch der Sebach-Düngung hingewiesen.

„Ihr seid das Salz der Erde" bedeutet also: ihr habt die Erde zu düngen; ohne euch kann die Scholle nicht Weizen tragen, nicht Wein spenden und nicht Oel. Uns ist das Wort jetzt im ruhigen Zusammenhange der Bergpredigt, die als Massenpredigt gedacht ist, überliefert; ursprünglich aber ist es wohl nicht ein Wort, das wahllos an alle, auch die zufälligen Hörer gerichtet ist, sondern ein Wort an die Mitevangelisten Jesu, an Sendboten des Evangeliums. Wie das Schwesterwort: „Ihr seid das Licht der Welt", ist es ein Wort der Weihe zu einer Sendung. Wer, wie Jesus selbst und in seiner Nachfolge die Apostel, der Welt zu künden hat, daß Gottes Herrschaft auf dem Marsche ist und daß um dieses nahenden Gottesreiches willen jeder einzelne eine Neugeburt erleben muß, der gibt allerdings dem ausgesogenen, unfruchtbaren Acker der Welt neue Kraft, der bewirkt, daß der Herr der Ernte dereinst einen Garben- und Früchtesegen sein eigen nennen kann, den keine Scheunen, keine Keller und keine Schläuche zu fassen vermögen: ihr seid das Salz der Erde!

Ein Wort wundervollen Selbstgefühls, wie viele andere Sendungsworte Jesu sonst, allerdings eines leidenswilligen, ja zur Aufopferung bereiten Selbstgefühls. Erschien dieses Wort, als es unter Tiberius von einem galiläischen Handwerker und Landmann zu Bauern und Fischern gesprochen wurde, wie die göttliche Torheit einer an der harten Vernünftigkeit dieser in Bosheit so festgefügten Welt zerschellenden Paradoxie, — zurückblickend auf zwei Jahrtausende Wirkungsgeschichte des Evangeliums können wir sagen: in solcher Einfalt verbarg sich das Selbstbewußtsein schöpferischer Urkraft. Wirklich, wer diese Sendung hat, die beiden Mysterien der Welt zu enthüllen, einmal daß sie selbst im Vergehen ist, weil ein Neues, ein Göttliches kommt, und zum anderen, daß jeder, der teilhaftig sein will dieses Göttlichen, zuvor durch das Stirb und Werde hindurch muß, — wer solches enthüllt, der ist Licht der Welt und der ist Salz der Erde.

Mit neuer Wucht und neuem Gehalt spricht das alte Wort in diesen Monaten des deutschen Ringens zu uns. Der Gelehrte mag es weiter historisch und galiläisch deuten; aber der im galiläischen Buchstaben weilende ewige Geist sprengt den buchstäblichen Sinn ja auch sonst, wenn alle Jesusworte in tiefer Not oder in hoher Begeisterung vergegenwärtigt werden. Hunderte von Bibelzeilen, die manchmal zu toten Hieroglyphen erstarrt zu sein schienen, sind in unseren Tagen, als seien sie durch die Posaunen des Geistes wach geworden, mit neuem Glanze auferstanden und schreiten segnend und stählend durch unser Volk wie gewappnete Engel. So kann, wer Augen hat zu sehen, über der Pforte des deutschen Jahres 1915 das evangelische Wort lesen: „Ihr seid das Salz der Erde!"

Jedes Volk der Erde hat seine göttliche Sendung, und Deutschland hat anderen Völkern die Sendung, die ihnen geworden ist, niemals bestritten und wird sie niemals bestreiten. Es war deutsche Art und wird deutsche Art bleiben, fremdem Wesen gerecht zu werden. Aber bei aller Bewunderung und Anerkennung fremder Gaben und Aufgaben hat ein Fanatismus der Selbstkritik und der Selbstbescheidung bei uns die eigene Sendung viel zu wenig erkannt und noch weniger vor der Welt bekannt. Daß Gott uns Gaben anvertraut hat, die als wirkende Kräfte dem Ganzen der Menschheit unentbehrlich sind, daß Weltwirkung und Weltgeltung einander bedingen, daß wirtschaftliche Expansion nur die Grundlage der moralischen Propaganda ist — unsere Besten haben es gepredigt, aber unser Volk als Ganzes war davon noch nicht durchdrungen, obwohl das Weltreich des deutschen Geistes, das einzige Weltimperium, nach dem wir vor 1914 strebten, von unserer Weltsendung Zeugnis ablegte.

Um so stolzer sei heute, da man uns austilgen will aus dem Buche der Lebendigen, unsere Sendung verkündigt: Ihr seid das Salz der Erde! Daß wir sie einkleiden in die fromme Zeile des evangelischen Urvaters, nimmt unserem Stolze alles, was etwa die Seele Deutschlands versucherisch gefährden könnte.

Denn Salz der Erde kann heute, wie in den Tagen des Meisters, nur der sein, der um der Zukunft Gottes willen bereit ist, durch das Stirb und Werde hindurchzugehen. Wir glauben an eine göttliche Führung der Weltgeschicke. Auch das Weltbeben, das unsere Erde jetzt eben erzittern läßt, muß, obwohl wir es nicht begreifen, der Majestät des göttlichen Willens dienen. In stumpfer Selbstgerechtigkeit die Notwendigkeit der Neugeburt zu bestreiten, mag dem überlassen bleiben, den auch die Wehen dieser Weltenwende von der Heuchelei nicht erlösen konnten. Uns war der Bußtag am Kriegsbeginn nicht eine fromme Demonstration, und die lange Zeit seither mit ihrem unerhörten Ringen hat uns noch ernster gemacht, noch bereiter zur Einkehr. Den Einzelnen und das Volk als Ganzes. Daß wir als Einzelne an den Flammen des Weltbrandes unser Selbst zu läutern haben, diese Gewißheit wächst bei uns in ihrer erhabenen Größe. Daß ebenso für unser Volk als Ganzes dieser Krieg, mag er politisch bedeuten was er will, in jedem Falle eine Läuterung bedeuten, jeder äußere Sieg also durch innere Siege gekrönt werden muß, das ist uns sicher und wäre uns sicher, auch wenn das Prophetenauge des deutschen Sehers nicht schon vor zwei Menschenaltern den kommenden Weltenbrand als „Läuterungsfeier" geschaut hätte.

So deuten wir die Opfer, die wir im Kampfe mit unserem Selbst bringen und die Opfer, die unser Volk im Kampf mit den Bedrohern unseres Landes in einer ungeheuren Selbsthingabe seiner Teuersten gebracht hat und willig bringen wird, als die Weihe unserer Sendung. Wenn deutsches Blut die Erde Europas, Afrikas und Asiens düngt und die Fluten aller Meere färbt, so rufen wir den Vollendeten allen, den deutschen Opfern von 1914, in ihre heldische Verklärung nach: ihr seid nicht Verloren, ihr wirkt und waltet, ihr seid das Salz der Erde! Wer aber 1915 in die Lücken der Gefallenen tritt, innerlich geläutert und stolzbereit zum höchsten Opfer für sein Vaterland, aber auch wer sonst, Mann oder Weib, Greis oder Jüngling, irgendwie, duldend oder schaffend, betend oder denkend, nach dem Maße seiner Kräfte den deutschen Kampf mitficht wie im alten so im neuen Jahre, auch der soll wissen, daß er ein Geweihter ist, geweiht durch Mitsendung und Mitverantwortung: Ihr seid das Salz der Erde!

Digitized by Google

Naumann / Der Ersatz der Kriegsverluste

Wir haben schon viele tüchtige junge Männer durch den Krieg verloren, sehr viele. Jeder einzelne ist ein Verlust für seine Familie, ein Schmerz. Es wird um ihn getrauert, nicht in unwürdiger Weichheit, aber doch mit dem täglichen Gefühl, daß das Leben durch den Verlust ärmer geworden ist. Es trauern aber nicht nur die Angehörigen, sondern alle Berufe, Arbeitszweige, Wissenschaften, Künste beklagen den Verlust ihres vortrefflichsten Nachwuchses. Fast immer, wenn man über einen Kriegstoten redet, wird hervorgehoben, welche Leistungen er bisher schon vollbracht hat und was man weiter von ihm erwartete.

Es gibt neben der Totenklage des verwundeten Gefühls noch etwas anderes, was man die Totenklage der verletzten Volkswirtschaft nennen könnte. Je länger der Krieg dauert, desto mehr wird die Sorge laut, daß eine Generation zwischen dem allmählich zurücktretenden Alter und der noch nicht heranreifenden neuesten Jugend in beängstigender Weise geschwächt wird. Wer soll unsere Wissenschaften, Gewerbe, Kulturen fortsetzen, bis die Lücke einmal wieder überwunden ist?

Es gibt alte Vertreter eines wissenschaftlichen Faches, die eben bereit waren, sich langsam zurückzuziehen und ihr Werk jüngeren Händen anzuvertrauen. Ein Schuß im Graben nimmt ihnen den Nachfolger weg. Dasselbe begegnet alten Landwirten, Baumeistern, Technikern, Handwerkern. Mit manchem Getroffenen sinkt ein Betrieb zusammen. Auch die Invaliden werden oft ihr Gewerbe nicht fortsetzen können. Das ist die lange Nachwirkung des Krieges, die erst ganz erlischt, wenn unsere gesamte Generation einmal ins Grab gesunken sein wird.

Dabei ist es nur ein unvollkommener Trost, daß unsere Kriegsgegner dieselbe herbe Erfahrung durchmachen müssen. Es ist ja sicher richtig, daß die Schädigung der künftigen Arbeit in Frankreich noch größer sein wird als in Deutschland, weil hier noch mehr einzige Söhne fallen. Für Rußland trifft es weniger, da hier die Familien zahlreicher sind, und für England weniger, weil bis jetzt gerade die führenden Schichten von Wissenschaft und Gewerbe sich dem Kriege meist fernhalten. Aber wenn auch alle Kriegsteilnehmer die gleichen Verluste zu tragen hätten, so würde bei ihnen allen die Unterbrechung merkbar sein, die Neutralen aber würden und werden eine Periode hindurch mit mehr menschlichen Kräften auftreten können.

Gibt es dafür eine Entschädigung oder einen Ausgleich? Kann überhaupt der Krieg irgendwie die Verluste ersetzen?

Die erste Antwort auf diese Frage lautet: Dem Sieger wachsen trotz aller Verluste neue Kräfte zu, während der Verlierer nur weniger Aussicht hat, über den Schaden hinwegzukommen. Wir Deutschen können uns diesen Satz an den Nachwirkungen des Krieges von 1870–71 klarmachen. Auch damals waren starke menschliche Verluste zu beklagen, wenn auch längst nicht so große wie jetzt im Weltkrieg. Die Hauptlast davon trugen die altpreußischen Provinzen, weil bei ihnen das System der allgemeinen Wehrpflicht am ältesten war. Und gerade sie haben den Krieg wirtschaftlich gut überwunden. Man kann den Vorgang der Ueberwindung nicht genau statistisch darstellen, aber diejenigen von uns, deren Erinnerung bis in jene Jahre zurückreicht, können sich auf manche Einzelerscheinung besinnen, die für das Verstehen der Entwicklung nach dem Kriege wichtig ist. Die Hauptpunkte mögen folgende sein:

1. Die zurückkehrenden Truppen bringen trotz mancher Einbuße im ganzen eine erhöhte Lebenskraft mit, die zwar einige Zeit braucht, bis sie in die regelmäßige Arbeit sich hineinfindet, die aber dann Stärkeres leistet als es ohne Krieg der Fall gewesen wäre. Alle Heimkehrenden haben mehr erlebt und durchgemacht, als sie sich selber je hätten träumen lassen, und sind dabei andere Kerle geworden. Der Krieg macht die Menschen straffer, praktischer, unmittelbarer, besonders wenn die Siegesgefühle den gesamten Lebenston heben. Wir wollen nicht verschweigen, daß es nach 1871 auch einen häßlichen Siegeston gab, aber er war doch nur Begleiterscheinung zu einer überall fühlbaren tatsächlichen Aufrichtung der Willenskräfte. Man wunderte sich, was wirtschaftlich gewagt, versucht und fertiggebracht wurde. Dieses Bad der Wiedergeburt fehlt den Neutralen.

2. Während des Krieges tritt gleichzeitig eine Hebung der zurückgebliebenen heimischen Kräfte ein. Im Durchschnitt sind die Zurückgebliebenen die Schwächeren, aber durch den Abmarsch der anderen öffnen sich ihnen zeitweilig neue Möglichkeiten und Aufgaben. Es kommt mancher an eine Stellung und Arbeit heran, die im geordneten Verlauf der Dinge nie für ihn erreichbar gewesen wäre. Dabei gewinnen die Menschen an Selbstvertrauen und Tüchtigkeit und werden auf diese Weise einigermaßen ein Ersatz der Verlorenen, zumal der Krieg von ihnen auch in der Heimat Anpassung an vielerlei Ungewohntes fordert.

3. Die Zeit hinter dem Kriege ist ihrer Natur nach eine Zeit großer Wiederherstellungsarbeiten, besonders beim Sieger, der finanziell besser aus dem Krieg hervorgeht als der Verlierer. Dadurch ist es möglich, daß gleich hinter dem Menschenverlust eine große Weckung und Verwendung aller vorhandenen Talente stattfindet. Wir hatten nach 1870 die Zeit der Milliarden, die ihre schweren Mißstände in sich trug, denn sie war eine Zeit der übertriebensten und oft wucherischen Spekulation, aber sie trug wie auf Flügeln in eine Periode erweiterter Betriebe und größerer Ziele hinüber. Die Kleinkrämerei wurde grundsätzlich überwunden. Der neudeutsche Wirtschaftsgeist entstand inmitten der Gärung jener Jahre. Davon blieb auch ein gutes Teil übrig, als nachher in der Mitte der 70er Jahre die unvermeidlichen Rückschläge eintraten.

4. Trotzdem bleibt übrig, daß inmitten des nach dem Krieg folgenden wirtschaftlichen Aufschwunges ein gewisses Nachlassen gerade der feineren und schwereren Arbeiten zu beobachten war. Es war eine Ebbe an wissenschaftlicher und künstlerischer Leistung vielleicht nicht in allen aber doch in manchen wichtigen Arbeits- und Kulturgebieten. Das ist sicherlich nicht nur die Folge der Kriegstodesfälle gewesen, sondern hatte auch andere Gründe, da alles geistige Leben erst umgeschaltet werden mußte, aber in der Tat folgte auf den Krieg nicht ohne weiteres die von vielen erhoffte Steigerung der nationalen Kultur. Sie erschien langsam mit dem Nachwachsen der neuen Jugend, die unter dem Krieg ihre Seele gebildet hatte. So etwa stellen wir uns auch den Verlauf nach dem gegenwärtigen Kriege vor.

Die Hauptsache aber bleibt der Sieg. Wie umfassend er sein kann, wissen wir nicht. Daß er nicht leicht ist, vertieft seine seelischen Wirkungen. Ohne Sieg aber ist alles Aufsteigen und Neusammeln der Kräfte unendlich viel schwerer. Deshalb gehen täglich unsere Gedanken und Wünsche hinaus zu unseren Truppen, daß sie sieghaft bleiben mögen.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Das geistige und das militärische Deutschland

In dem Kampf um die Seelen, dem Kampf um die moralische Vernichtung des Gegners, der den der Waffen begleitet, haben unsere Feinde, vom Standpunkt der Kriegsmoral angesehen, einen Vorteil über uns: den Vorteil der größeren Unbildung. Wir könnten solche plumpen Erfindungen, solche handgreiflichen Entstellungen über unsere Gegner weder ausdenken noch verbreiten, wie die es sind, die von englischen oder französischen „Intellektuellen" über Deutschland in die Welt gesetzt werden. Wir kennen das Ausland, fremde Kultur, fremde Geschichte besser, als man uns kennt. Jeder ernstzunehmende deutsche Gelehrte müßte sich schämen, wenn er z. B. über englische oder französische Geschichte, Kultur und Politik Dinge aussagte, die der Phrase von der „deutschen Barbarei" entsprächen. Und die Maßgebenden unter den deutschen Lesern würden es besser wissen und so etwas höchstens als eine Entgleisung der Kriegserregung entschuldigen, aber doch nicht annehmen und glauben. Es gibt Ausnahmen von dieser Regel, leider! — aber es steht doch fest, daß man Engländern, Franzosen, Amerikanern ungleich mehr über Deutschland vorlügen kann als umgekehrt, und daß es für uns sehr schwer ist, diese Entstellungen richtigzurücken, weil unsere Berichtigungen mit jedem Schritt durch die viel zu dünne Decke der Kenntnisse über Deutschland in den Sumpf hoffnungsloser Verständnislosigkeit durchbrechen.

Die Vorstellung, die französische und englische Intellektuelle am systematischsten verbreitet und im eigenen Lande sowie auch in einem Teil des neutralen Auslandes am unausrottbarsten zu befestigen vermochten, ist die vom Gegensatz des geistigen und militärischen Deutschland, von der Unterjochung des „deutschen Gedankens" durch den „preußischen Militarismus". Englische und französische Gelehrte versuchen zu beweisen, daß „der deutsche Gedanke mit den Ueberlieferungen eines Leibniz, Kant und Goethe gebrochen, sich dem preußischen Militarismus solidarisch, tributpflichtig und unterworfen erklärte, und daß er, von diesem angetrieben, die Weltherrschaft beanspruche" (Erklärung der französischen Universitäten). Dieser Beweis wird mit einer Mischung von Schlauheit und Unwissenheit geführt, die fast etwas Humoristisches hat. Der Zweck ist klar: man will den Krieg zu einem Eroberungskrieg des deutschen Militarismus stempeln; man will sich — indem man die deutsche Kultur totsagt — Raum schaffen für die Lüge über die deutschen Barbaren. Man will die Dankbarkeit los sein für die Leistungen deutschen Geistes, um das eigene Gewissen reinzuwaschen von der Kultursünde der Verbrüderung mit Slawen und Japanern. Man will sich selbst den Ruhm des Verständnisses für die deutsche Kultur bewahren, indem man mit heuchlerischer Trauer bejammert, daß es dahin mit ihr gekommen sei. Auf diesem Wege verstieg man sich bis zu der Behauptung, daß es geradezu ein Glück für die deutsche Kultur sein würde, wenn wir besiegt würden. England wird das geistige Deutschland aus den Klammern des militärischen befreien und seiner Bestimmung zurückgeben.

Das Widerlegen dieser Versuche hat wenig Sinn. Wer Deutschland ausreichend kennt, um unsere Widerlegungen zu verstehen, der hat sie auch eigentlich nicht nötig. Aber wenn man ein Buch liest, wie das der Oxforder Fakultät für moderne Geschichte „Why we are at war", so werfen dessen stupide und selbstgerechte Betrachtungen immerhin für uns selbst die Frage nach den Zusammenhängen zwischen dem militärischen und geistigen Deutschland auf, eine Frage, der nachzugehen zugleich bedeutet, in das Geheimnis der innersten Kraft unseres Volkes in diesem Kriege einzudringen.

Es ist sehr bezeichnend, daß die Erklärung der französischen Universitäten die Entwicklungslinie des geistigen Deutschland bei Leibniz, Goethe und Kant abbricht — d. h. vor der Zeit, als das politische Deutschland entstand. Zwischen Leibniz und Goethe war Friedrich der Große, auf den das Wort „preußischer Militarismus" so durchaus — und doch in dem von unseren Feinden geprägten Sinn des Gegensatzes zum Geistigen so gar nicht paßt. Und auf Kant folgt Fichte, der aus dem Weltbürgertum des 18. Jahrhunderts das deutsche Staatsbürgertum des 19. Jahrhunderts in sich gebar, der den Nationalstaat als ein höchstes sittliches Gut dem Gedankensystem der idealistischen Philosophie einfügte und erkannte, daß Bestehen und Wachstum der hohen Kultur schlechthin abhängig sei von der machtvollen Entwicklung eines deutschen Staates.

Seitdem ist das geistige Deutschland nicht mehr ganz und gar umfaßt durch die Namen Leibniz, Goethe und Kant. Die Freiheitskriege hatten ihren einzigartigen Charakter in der Beseelung einer staatspolitischen Notwendigkeit durch das Bewußtsein höchster geistiger und sittlicher Ziele. Damals gab das geistige Deutschland der Aufgabe des militärischen ihre tiefste innere Bedeutung, spornte dadurch die Gebildeten und trug in den Siegeswillen das edelste geistige Feuer. Und umgekehrt wuchs dem schönen Individualismus oder der geschichtslosen Idealität eine neue Kraft zu: der politische Wille und die Fähigkeit politischer Gestaltung. Seitdem beruht Deutschland — nach Gneisenaus Wort — auf dem dreifachen Primat der Wissenschaft, der Konstitution und der Waffen.

Die Feinde versuchen das Ineinanderwachsen der geistigen, politischen und militärischen Entwicklung als den Triumph des militärischen über das geistige Deutschland, das Erliegen der deutschen Kultur unter dem Militarismus zu kennzeichnen. Ihre Gewährsmänner für diese Meinung sind Treitschke, Bernhardi und Nietzsche. Wobei es ihnen nichts ausmacht (oder sie nicht wissen), daß Treitschkes „Politik" keineswegs mehr das Evangelium des modernen Deutschland ist (wie das Buch der Oxforder Professoren behauptet), daß Bernhardi anscheinend im Auslande heute besser gekannt und wichtiger genommen wird als bei uns, und daß man Nietzsche gar nicht krasser mißverstehen kann, als wenn man ihn als den hinstellt, in dem sich die Kultur dem Militarismus und das geistige Deutschland sich dem Götzenbild eines allmächtigen Staates opferte. (Nietzsche, der darüber jammert, daß in Deutschland die Politik und das Staatsinteresse allen Ernst für wirklich geistige Dinge verschlinge!)

Wie ist es in Wahrheit heute um das Verhältnis des geistigen zum militärischen Deutschland bestellt?

Eins ist von Grund auf verändert: zum geistigen Deutschland gehören heute nicht nur Leibniz und Kant, sondern Helmholtz, Krupp und Zeppelin, Bismarck und Marx. Das geistige Deutschland besteht heute nicht in ein paar einzelnen Philosophen und Dichtern, es besteht in der großen Organisation seiner Wissenschaft und seines Bildungswesens, in den Tausenden und aber Tausenden von Menschen, die auf der Grundlage einer ins Große sich dehnenden wirtschaftlichen Entwicklung ein geistig freieres, vielseitigeres Leben führen wollen und können, in den Millionen seiner Qualitätsarbeiter jeder Art. Das alles ist das „geistige Deutschland" — in diesem ganzen, großen Körper, nicht nur in einzelnen, sind die Wachstumskräfte lebendig, die an der deutschen Kultur der Gegenwart schaffen.

Digitized by Google

Aus diesem geistigen Deutschland quillt der Wille zur Weltmacht und Weltpolitik, nicht aus dem militaristischen Eroberungswahn, mit dem manche englischen Zeitungen ihre kindischen Karikaturen des deutschen Kaisers ausstatten. Das geistige Deutschland: das ist das Vermögen, wachsende Menschenkräfte zu großen Leistungen, zu geistigen und wirtschaftlichen Eroberungen zusammenzufassen; das geistige Deutschland ist das Bewußtsein, das uns alle erfüllt von diesem Werden des neudeutschen Menschen auf breiterem Boden, in größeren Horizonten, mit weiter ausgreifender Tatkraft nach innen und außen. Das Lebensgefühl in allen deutschen Kulturschöpfungen und -strebungen der letzten Jahrzehnte, das Lebensgefühl aller geistig regen deutschen Menschen war beflügelt von unserem Erstarken an Menschen, Leistungen, Welteinfluß.

Dieses neue geistige Deutschland hat das Heer als Diener seines Willens, zum Schutz seiner Entfaltung nötig gehabt und geschaffen. So ist der Zusammenhang, nicht umgekehrt. Die Einheit unseres Volkes angesichts der Kriegserklärung, die große bleibende Gemeinschaft der Gesinnung, des Willens und der Hingabe innerhalb und außerhalb unserer Grenzen ist Beweis dafür, daß der deutsche Geist nicht als Sklave des Militarismus mit gelähmten Schwingen durch diese Zeit geschleift wird, sondern daß er sie mit seinen innersten, ursprünglichsten Kräften erfüllt und trägt.

Aber diese Einheit des Augenblickes ist uns auch Bürgschaft wachsender zukünftiger Vereinheitlichung. Es liegen Mißverständnisse, Entfremdungen zwischen dem geistigen und dem militärischen Deutschland in der Vergangenheit, und wir wollen sie nicht verleugnen. Sie reichen bis an die Schwelle der gegenwärtigen Ereignisse. Sie spiegelten zum Teil die natürlichen Folgen langer Friedenszeit, in denen der Zivilbevölkerung der Maßstab für militärische Notwendigkeiten verlorengeht und der Geist der Armee nicht aus dem letzten Ernst ihrer Bestimmung schöpfen kann. Aber zu diesen unvermeidlichen Erscheinungen langen Friedens kamen die vermeidbaren Entfremdungen dadurch, daß das Heer in mancher Hinsicht Schutz und Hort überlebter Traditionen, eines altgewordenen politischen Geistes war — daß es an der vollen Fühlung gerade für die lebendigen Kräfte fehlte, die das erstarkende junge Deutschland treiben und tragen. Man hat sich zu solchen Unzeitgemäßheiten bekannt, indem man zu Beginn des Krieges ihre Symptome hie und da entschlossen beseitigte: den Ausschluß sozialdemokratischer Arbeiter von Militärwerkstätten, das Verbot sozialdemokratischer Zeitungen im Heer usw.

Das werden und können nicht nur Zugeständnisse des schwungvollen Augenblicks oder Mittel kluger Stimmungsmache sein und bleiben, sondern es sind die provisorischen Beweise dafür, daß die Zusammengehörigkeit von Heer und Volk, Heeresgeist und Volksgeist auch an maßgebenden Stellen der Armee in neuer Weise zum Bewußtsein gekommen ist. Wenn die Tausende von Vertretern des „geistigen Deutschland" aus allen Schichten aus dem Felde zurückkehren und die Politik des Friedens neu aufnehmen werden, so werden — wenn anders die Friedensarbeit der Kriegsleistung wert sein soll — die letzten Spuren eines grundsätzlichen oder gewohnheitsmäßigen gegenseitigen Mißtrauens beseitigt sein. Dem Zusammenschluß des geistigen und militärischen Deutschland vor dem Feind wird eine bessere und bewußtere Durchdringung der kulturellen und sittlichen Leistungsform des Militarismus mit den freiwachsenden Werten deutscher Kultur folgen. Eine Verschmelzung von Disziplin und Eigenkraft, von Ordnungssinn und Selbständigkeit, von stummer selbstverständlicher Hingabe an das Ganze und Schätzung alles individuellen Lebendigseins, von Gehorsam und Menschenwürde.

Axel Schmidt / Die östliche Gefahr

In der deutschen Presse taucht seit kurzem immer wieder das Wort von der russischen Friedenssehnsucht auf. Kürzlich war es Graf Witte, der der Wiederannäherung das Wort geredet haben soll. Dann vertrat Prof. Migulin im Organ des Finanzministeriums die These, daß Rußland mit Deutschland und Oesterreich bald Frieden schließen soll, um seine ganze Kraft gegen die Türkei wenden zu können, da allein der Besitz der Dardanellen für Rußland ein Lebensinteresse bedeute. Schließlich ist im „Lokal-Anzeiger" das alte Märchen vom friedlichen Zaren aufgebracht worden, der wider seinen Willen nicht nur zum Kriege gezwungen wurde, sondern auch wider seine Wünsche in den letzten Jahren despotisch regiert hat. Gegen diese Stimmungsmacherei muß um so energischer Front gemacht werden, als der berechtigte Haß gegen England die russische Gefahr beiseite zu schieben droht. Man soll eben nicht vergessen, daß, wie es Dr. Rohrbach überzeugend nachgewiesen hat, Rußland und nicht England die treibende Kraft zum Kriege gewesen ist, wenn auch Englands Teilnahme erst das Ringen zum Weltkriege auswachsen ließ.

Wer gehört in Rußland zur vermeintlichen Friedenspartei? Sechs Schichten gibt es im russischen Volke, mit denen die Regierung rechnet: 1. Beamtenschaft, 2. Adel und Großgrundbesitz, 3. Handel und Industrie, 4. Freie Berufe (Intelligenz genannt), 5. Bauernschaft, 6. Arbeiterschaft. Erstere beide bildeten seit jeher die Stütze der Regierung, letztere drei standen in Opposition zu ihr, während Handel und Industrie eine vermittelnde Stellung einnahmen. Der Krieg hat diesen Aufmarsch vollständig über den Haufen geworfen. Handel und Industrie sind mit wehenden Fahnen in das Lager der Regierung übergegangen. Sie erhoffen von einem Siege einen günstigen Handelsvertrag, der sie von der schweren deutschen Konkurrenz befreien soll. Hat doch die Zentralorganisation der Exporteure und Fabrikanten die Forderung aufgestellt, daß der Krieg bis zum Ende durchgeführt werden müsse. Handel und Industrie wollen dazu kein Opfer scheuen, um das deutsche ökonomische Joch abzuschütteln und die wirtschaftliche Selbständigkeit Rußlands zu erkämpfen. Der Zar hat bekanntlich dieses Telegramm dahin beantwortet, daß von einem Friedensschluß nicht eher die Rede sein könne, als bis der endgültige Sieg über Deutschland erkämpft sei. Adel und Großgrundbesitz stellen ebenso wie die Beamtenschaft die Hauptvertreter des Panslawismus. Freilich ist eine kleine Gruppe von Reaktionären vorhanden, die aus innerpolitischen Gründen einen Anschluß an die konservativen Staaten Deutschland und Oesterreich befürworten, weil sie ein Zusammengehen mit der Republik Frankreich, und der Mutter des Parlamentarismus, England, für die innere Politik des russischen Staatswesens als verderblich ansehen. Diese Gruppe ist jedoch, wie gesagt, sehr klein. Die große Menge dieser beiden Schichten erhält dagegen ihre Parole von dem deutschfeindlichen „Nowoje Wremja", das die Deutschenhetze aus Geschäft und Neigung betreibt.

Noch bedeutsamer ist, daß die bisherige Opposition, die freien Berufe, Bauern- und Arbeiterschaft durch den Krieg völlig gespalten ist. Die vorige Revolution kam bekanntlich

Digitized by Google

erst zustande, als sich Intelligenz, Bauern- und Arbeiterschaft zum Kampf zusammenschlossen, und auch die ersten drei Gruppen dieses Vorgehen zum mindesten mit Sympathie behandelten. Jetzt ist die Bauernschaft durch die religiöse Seite des Kampfes so gut wie ausgeschaltet. Um das zu erreichen, mußte Rußland auch gegen die Türkei losschlagen. Erst dann konnte die orthodoxe Kirche an den Fanatismus der bäuerlichen Menge appellieren. Aber auch die Intelligenz hat während des Krieges Frieden, oder richtiger gesagt Waffenstillstand mit der Regierung geschlossen. So bleibt die Sozialdemokratie noch. Die aber ist in einem Lande, in dem 90 Proz. noch im Dorf wohnen, viel zu schwach, um allein einen solchen Riesenkampf aufnehmen zu können. Einem Einwurf gilt es zu begegnen: Die Stellung der Fremdvölker. Gewiß ist Rußland kein Nationalstaat, sondern ein buntes Völkergemisch, das hinter Oesterreich nicht zurücksteht. Bilden doch die Großrussen, die Träger der russischen Staatsidee, noch keine 40 Proz. der Gesamtheit. Aber die Wünsche dieser zahlreichen Völkerschaften gehen nicht nur weit auseinander, sondern schneiden sich auch nur zu oft. Wir brauchen nur auf den polnisch-ukrainischen (kleinrussischen), den deutsch-lettischen und türkisch-armenischen Gegensatz hinzuweisen, um zu zeigen, daß dieser Gegenstand nicht so einfach liegt, wie man vielfach in Deutschland annimmt. Dazu kommt noch, wie der eben zusammengebrochene Burenaufstand beweist, daß in einem modernen Staatswesen mit einem stehenden Heere derartige lokale Erhebungen kaum gelingen können, obgleich es in Südafrika populäre Führer und kriegserfahrene Aufständische gab. Trotzdem ist die Fremdvölkergefahr für Rußland nicht gering. Sie wird jedoch erst in Erscheinung treten, wenn das russische Heer niedergerungen ist, und wie nach dem japanischen Kriege die Zügel der Regierung am Boden schleifen werden. Es wäre für Deutschland daher der schlimmste Fehler, wenn man Rußland gegenüber nicht ganze Arbeit täte, weil dieser Raubstaat seiner ganzen Vergangenheit nach nur durch die Schärfe des Schwertes niedergehalten werden kann. Die „traditionelle Freundschaft", die bisher schon allzu einseitig von den Hohenzollern gepflegt wurde, darf nicht wiederkehren, könnte sie doch nur auf Kosten des Deutschen Reiches erhalten werden. Hiergegen beizeiten Stellung zu nehmen, ist um so notwendiger, als Graf Reventlow erst kürzlich glaubte, vor „Herbstfäden" warnen zu müssen, die sich zwischen Berlin und Petersburg zu ziehen beginnen. Die Riesenblutopfer, die das deutsche Volk geleistet hat und noch willig leistet, dürfen nicht umsonst dargebracht sein. Das aber wäre der Fall, wenn der Haß gegen England — mag er noch so berechtigt sein — Deutschland blind gegen die russische Gefahr machen würde. Eine Friedenspartei, die eine dauernde deutsch-russische Annäherung zustande bringen könnte, gibt es in Rußland nicht. Die kleinen schwächlichen Ansätze dazu bei Beamtentum, Adel und Intelligenz aber werden von den Kriegstreibern stets überrannt werden, zumal das deutsch-türkische Bündnis den bisher stark gefühlsmäßigen deutsch-russischen Gegensatz immer mehr zu einem tatsächlichen politischen auswachsen läßt.

Max Seidel / Der Krieg und die französischen Sparkassen

Bei Ausbruch des Weltkrieges standen die Sparkassen in Frankreich vor der Unmöglichkeit, die Sparkassenguthaben den Einlegern den regulären Vorschriften entsprechend auszuzahlen. Es mußte vielmehr von der Bestimmung des Artikels 3 des Sparkassengesetzes vom 20. Juli 1895 Gebrauch gemacht werden, wonach beim Vorliegen höherer Gewalt auf Vorschlag des Finanzministers und des Handelsministers nach Anhörung des Staatsrats ein Dekret erlassen werden kann, welches die Rückzahlung auf 50 Franken für jeden vierzehntägigen Zeitraum beschränkt.

Die französischen Sparkassen befanden sich hiermit also in der gleichen traurigen Lage, wie die Privatbanken in Frankreich, die sich, da sie die Guthaben des Publikums in vollem Umfange nicht auszahlen konnten, die gesetzliche Autorisation geben ließen, auf die bei ihnen bestehenden Guthaben bis zum 31. August nicht mehr als 250 Frank zuzüglich 5 Prozent des bestehenden Betrages auszuzahlen. Beide Institute waren also illiquide.

Der Grund für diese bedauerliche mangelnde Zahlungsbereitschaft ist darin zu finden, daß in Frankreich nach der auf das Jahr 1835 zurückgehenden Gesetzgebung, die in dem späteren Gesetze vom 20. Juli 1895 einen erneuten Ausdruck gefunden hat, eigentlich der Staat der Träger der Sparkassen ist und die französischen Sparkassen seit altersher mit dem Staatskredit so verquickt sind, daß jede innere und äußere Staatskrise weit beunruhigender auf die Sparer einwirkt, als bei uns, wo die Sparkassen nicht gesetzmäßig ausschließlich oder vorwiegend dem Staatskredit dienstbar gemacht werden. Der Zusammenhang mit dem Staatskredit hat, wie die geschichtlichen Ereignisse gelehrt haben, die Sparkassen in Frankreich gezwungen, an allen politischen Bewegungen des Staates unmittelbar teilzunehmen.

Das Einlegerguthaben, welches bei den französischen Sparkassen im Jahre 1847 358 Millionen Frank betrug, ging infolge der Februarrevolution auf 74 Millionen, also um 79 Prozent zurück, während z. B. im Königreich Preußen im Jahre 1848 nur ein Rückgang um 8 Prozent, im Königreich Sachsen nur ein Rückgang von 5 Prozent stattfand. Während in den meisten deutschen Staaten das Durchschnittsguthaben eines Einlegers stetig zugenommen hat, schwankte in Frankreich dieser Durchschnittsbetrag ganz außerordentlich. In diesen für die Geschäftsführung der Sparkassen sehr nachteiligen Schwankungen zeigt sich aber, wie Dr. Carl Roscher in seiner Schrift „Post- und Lokalsparkassen in Deutschland" sehr zutreffend bemerkt, ein enger Zusammenhang mit der jeweiligen politischen Lage des Landes, als natürliche Folge der engen Verbindung des Kredites der Sparkassen mit dem Kredite des Staates. Er bemerkt dazu, daß die Jahre 1835 bis 1844 unter Louis Philipp ein (von 512 bis auf 614 Frank) fortgesetzt ansteigendes Durchschnittsguthaben zeigen. Je schwieriger die Lage des Königs danach wurde, desto mehr sank auch das Durchschnittsguthaben, das 1848/49 mit 132 Frank seinen tiefsten Stand erreichte.

Die Befestigung Louis Napoleons als Präsident und Kaiser spiegelte sich auch in dem Anwachsen des Durchschnittes, der 1853 bereits den Standpunkt von 337 Frank erreicht hatte, wider. Der Krimkrieg leitete wiederum ein bis 1857 andauerndes Sinken (bis auf 285 Frank) ein. Der Höhepunkt der Macht Napoleons nach Beendigung des italienischen Feldzuges wurde in dem Ansteigen des Durchschnittguthabens (1860 310 Frank) bemerkbar. Das Anwachsen der Opposition im Innern und das von Napoleon nicht mehr zu hindernde Erstarken des Königreichs Italien bewirkten von 1861 bis 1864 ein schwaches Sinken des Durchschnittes, der sich aber trotz der verunglückten mexikanischen Expedition, unter dem Eindruck der Pariser Weltausstellung von 1865 bis 1869 wieder auf den Stand von 334 Frank hob. Der

Digitized by Google

Krieg von 1870/71 wirkte bei den französischen Sparkassen noch bis zum Jahre 1872 nach. Im letzteren Jahre sank der Durchschnitt bis auf 255 Frank, ein Stand, der zwar den von 1848/49 (132 Frank) überragt, aber weit hinter dem Höhepunkt hinter Louis Philipps Regierung (614 Frank) zurückblieb. Seit 1873 ist dieser Durchschnitt wieder gestiegen.

Erfahrungen traurigster Art machte im Jahre 1848 die große Pariser Sparkasse, deren Einlegerguthaben binnen Jahresfrist von 80 auf 10 Millionen Frank zusammenschmolz. Die Sparkasse mußte für 80 Millionen Frank Wertpapiere mit einen Verlust von 2,65 Millionen Frank veräußern und schließlich doch die Barzahlungen einstellen. Die Einleger wurden genötigt, statt baren Geldes Staatspapiere, welche 64 wert waren, zum Zwangskurse von 80 anzunehmen. — Nun läßt sich natürlich noch nicht feststellen, inwieweit der gegenwärtige Krieg auf den Rückgang der Spareinlagen eingewirkt hat. Da die französischen Staatsbehörden von ihrer gesetzlichen Befugnis Gebrauch gemacht haben, die Rückzahlungen auf 50 Frank innerhalb zwei Wochen einzuschränken, so kann ja der Rückgang der Höhe des Einlegerguthabens auch nur begrenzt sein. Zeitungsnachrichten zufolge verzeichnet der Ausweis der staatlichen französischen Sparkassen vom 21. bis 30. Oktober Einzahlungen in der Höhe von 580 365 Frank und Auszahlungen in der Höhe von 8 453 000 Frank. Aus der Verfügung, daß nicht mehr als 50 Frank alle vierzehn Tage abgegeben werden dürfen, ergibt sich die Tatsache, daß mindestens 170 000 Einleger in der genannten Zeit ihr Guthaben zurückforderten. Seit Jahresanfang zahlten die Sparkassen 84 513 157 Frank zurück. Pariser Deputierte ersuchten die Regierung, die staatlichen Pfandleihanstalten durch eine Verfügung zu einer Erhöhung der Vorschüsse zu ermächtigen. Für Hypothekenzinsen gilt neuerdings das Moratorium. Jedenfalls beweist aber diese Maßnahme die mangelnde Zahlungsbereitschaft der französischen Sparkassen, die eine Folge der engen Verbindung des Sparkassenkredits mit den Staatsfinanzen ist. Namentlich in kritischen Zeiten ist es von außerordentlicher Wichtigkeit, wenn das Volksvermögen in vielen verschiedenen Händen verteilt ist. Ich hoffe, daß nunmehr diejenigen unserer Landsleute, welche bisher das Lob des französischen Sparkassensystems gegenüber dem deutschen geredet haben, von ihrer Vorliebe für jenes geheilt sein werden.

Die deutschen Sparkassen haben sich dem kurz vor und zu Beginn des Krieges auf sie unternommenen Ansturm vollkommen gewachsen gezeigt, und manche Kassen haben nicht einmal von dem ihnen satzungsmäßig zustehenden Recht der Kündigungsfristen Gebrauch gemacht. Dann aber — nur ein paar Wochen nachher —, als Ruhe und Besonnenheit beim Publikum zurückgekehrt waren, fanden wieder zahlreiche Einzahlungen statt.

Wir sehen also jetzt bei den deutschen Sparkassen Liquidität, bei den französischen Illiquidität. Die französischen Sparkassen sind so eng mit der caisse des dépôts et consignations, also mit dem Staate, verknüpft, daß sie tatsächlich, ebenso wie die Postsparkassen, Staatssparkassen geworden sind. In Deutschland dagegen stützt der Staat in Krisenzeiten im Notfalle durch das Zentralnoteninstitut, die Reichsbank, die Sparkassen durch Kredit, indem sie auf Verlangen deren Wertpapiere beleiht, wozu sie dank ihrer ausgezeichneten Organisation und Finanzwirtschaft durchaus imstande ist. Dagegen bleibt die Trennung und die Selbständigkeit der Vermögensmassen der Sparkassen vollständig gewahrt.

Der große Vorzug unseres Sparkassenwesens gegenüber dem französischen liegt in der Selbstverwaltung und in der engen Beziehung der Sparkassen zu den Kommunen, die sie errichtet haben und sie garantieren.

Vergleicht man mit den oben geschilderten, unaufhörlich und unberechenbar auf und nieder gehenden Bewegungen der französischen Sparkassen die ruhige und gleichmäßige Zunahme des Durchschnittsguthabens der deutschen Sparkassen, welche in allen Bundesstaaten bis auf die Jetztzeit fortgedauert hat, so wird man den Vorzug der selbständiger und auf verschiedene Arten verteilten Anlage der Sparkassenbestände vor der vorwiegenden oder ausschließlichen Anlage in Staatsschuldscheinen unbedingt zugeben müssen.

Uebrigens haben einsichtige französische Volkswirte die Gefahren, welche mit der Zwangsvorlage der Sparkapitalien beim Staate verbunden sind, keineswegs verkannt. Aber alle Versuche, die auf ihr Betreiben gemacht wurden, eine Aenderung des bestehenden Zustandes herbeizuführen, sind gescheitert, wenn es auch erst nach neunjähriger parlamentarischer Beratung, welche wiederholt den Charakter heftigen Kampfes annahm, gelungen war, das Gesetz vom 21. Juli 1895 in dem fundamentalen Sinne des alten Gesetzes von 1835 zustande zu bringen.

Julius Bab / Die Volksbühne

An der Wende des Kriegsjahres 1914 auf 15 ist in Berlin das Theater der „Neuen Freien Volksbühne" eröffnet worden mit einer Aufführung von Goethes „Götz von Berlichingen". Es ist ein Haus für 2000 Personen, das größte Schauspielhaus Berlins. Es ist von Oscar Kaufmann erbaut, der unter den heutigen Theaterarchitekten vielleicht der erste ist, weil seine Fassaden weder Ritterburgen noch Tempel vortäuschen, sondern die klar zugegebenen, praktischen Bestandteile des Theaters zu einer harmonischen Schönheit verbinden, und weil er innen durch eine anmutig warme Holzarchitektur auch dem gewaltigsten Raum alles pathetisch Kalte nimmt und eine intime Stimmung zu erzeugen weiß. Der Bau ist also ein künstlerisches Ereignis. Und als ein außerhalb der Lebensnotdurft zu glücklichem Ende geführtes Millionenunternehmen bedeutet er in dieser Kriegszeit auch eine ganz erstaunliche wirtschaftliche Leistung. Aber all das ist das Wesentlichste und Bedeutsamste an diesem Vorgang noch nicht.

Die Volksbühne auf dem Berliner Bülowplatz ist das erste Theaterhaus in Deutschland und in der ganzen modernen Kulturwelt, das nicht von einem Unternehmer, nicht von einem Fürsten und nicht von einer wohlwollenden Behörde geschaffen ist, sondern das das kunstwillige, kunstbedürftige Publikum sich selber geschaffen hat. Dies Theater ist nicht da, um auf ein Bedürfnis zu spekulieren oder ein Bedürfnis zu wecken, es ist da, um auf ein klar ausgesprochenes, offen bezeugtes Bedürfnis vieler tausend Menschen die genau deckende Antwort zu geben. Und zwar gehören diese Menschen im wesentlichen nicht den höheren Ständen an. Vielmehr sind sie in der von keiner Klassendoktrin eingeengten Bedeutung des Wortes „Volk"; sie gehören zwar keineswegs ausschließlich, aber doch zum großen Teil der Arbeiterklasse, und dann dem Kleinbürgertum, der unteren Beamtenschaft an, und aus den Kreisen des neuen Mittelstandes: der Angestelltenklasse, und der minder begüterten Akademiker hat die „Neue Freie Volksbühne" namhaften Zuzug. So ist es in einem

Digitized by Google

ganz vollen und uneingeengten Sinne „Volk", das hier mitten im Kriege seinem ausgeprägten Kunstbedürfnis eine so großartige Stätte errichtet. Ich denke, kein stolzeres Zeichen konnte in der angeblich barbarischen Hauptstadt des angeblich hoffnungslos militarisierten Preußen errichtet werden!

Es ist eine 25jährige Arbeit, als deren Frucht heute dieses prachtvolle Haus dasteht. Zur Zeit, als der Sozialismus noch jung, noch minder eine klassenbewußte Parteidoktrin als ein großer Menschheitsgedanke war, riefen Berliner Künstler und Schriftsteller unter der Führung Bruno Willes — jeder auf seine Art irgendwie „Sozialist" — die „Freie Volksbühne" ins Leben. Sie sollte die Ergänzung der „Freien Bühne" werden, in der der Naturalismus die Kunst auf das neue Weltgefühl der Masse zu bauen suchte. Hier wollte man diesem Nährboden alles gesellschaftlichen Lebens, der Masse, durch die Theaterkunst veredelnde Nahrung zuführen, zugleich aber der Kunst durch die auch äußere, auch soziale Einpflanzung in diesen alten und lange entbehrten Boden Kräfte geben, die sie als Sache nur der gebildeten Oberschicht nicht haben konnte. Als der erstarrende Sozialismus der klassenbewußten Partei auch diese Volksbühne in seine Kreise zu ziehen drohte, trat die Mehrzahl der Gründer unter Führung Bruno Willes wieder aus und gründete die „Neue Freie Volksbühne", die nach einem Leben voller Kämpfe und Schwierigkeiten bestimmt war, die alte in enger Fühlung mit der sozialdemokratischen Partei gebliebene weit zu überflügeln. Es ist wohl der reine, von keinem Fraktionsbedürfnis eingeengte Volksbegriff, es ist aber auch die sehr fein und glücklich abgewogene innere Organisation, die diesem Verein den außerordentlichen Aufschwung brachte. Denn das Statut der „Neuen Freien Volksbühne" läßt zwar der Mitgliederversammlung die letzte Souveränität und sichert ihren Erwählten auch das entscheidende Wort über alle wirtschaftlichen Fragen; zugleich aber ist der geistigen Spitze des Vereins eine große Freiheit in allen künstlerischen Entschließungen gesichert. So sind in dieser Organisation in fast idealer Weise die beiden wichtigsten Elemente alles Gesellschaftsfortschritts, das Selbstverantwortungsgefühl der Menge und die Entschlußkraft bedeutender Persönlichkeiten, mobilgemacht. Von solchen Persönlichkeiten ist nach Bruno Wille besonders Josef Ettlinger, der früh Verstorbene, zu nennen, der als erster Vorsitzender ein geniales Organisationstalent bewährte; Heinrich Nest, seit 17 Jahren Geschäftsführer des Vereins, und Verlagsdirektor Georg Springer, der jetzige erste Vorsitzende, dem vor allen Dingen das Zustandekommen des großen Bauprojekts zu danken ist.

Unter der Führung solcher Männer wurde aus einer kleinen Gruppe, die sich alle paar Wochen Schauspieler fremder Bühnen zusammenlieh, um in einem Vorstadttheater eine Sonntagnachmittagsvorstellung zu haben, ein Verein von vielen tausend Mitgliedern, der erst die meisten Nachmittagsvorstellungen der Berliner Bühnen mietete, dann ein eigenes Ensemble warb, das jeden Abend für ihn in dem ganz gepachteten Theater in der Köpenicker Straße spielen mußte, und der schließlich aus obligatorischen Groschenbeiträgen und freiwilligen Spenden seiner Mitglieder ein Millionenvermögen zusammenbrachte, um für das eigene Ensemble ein eigenes Haus zu bauen. Das so weit aus der eigenen Kraft der Schwachen geförderte Werk fand zuletzt eine sehr verdiente Unterstützung durch eine Zweimillionen-Hypothek, die die Stadt Berlin dem Bau gewährte. Mit der alten „Freien Volksbühne" zu einem wirtschaftlichen „Verband der freien Volksbühnen" kartelliert, durfte der Verein hoffen, an 75 000 Mitglieder in sein neues Haus zu führen. Der Krieg hat natürlich Lücken in diesen Besitzstand gerissen — das ist selbstverständlich. Daß er gleichwohl den Verein nicht in den Grundfesten erschüttern und nicht einmal den Bau dauernd aufhalten konnte — das ist wunderbar!

Jetzt ist das Haus vollendet, ein stolzes Resultat — aber ein noch größerer Anfang — Anfang, Keim für die soziale Erneuerung unserer Theaterkultur überhaupt, die jeder Art von Spekulation, jeder Art von Begönnerung entrissen, und wieder zur bodenständigen Volkssache gemacht werden muß. Daß zu so großen Dingen die Deutschen mitten im Krieg den Grund zu legen vermochten, wird die Geschichte einst als einen Ruhm verzeichnen, der sich inmitten aller Schlachten dieser Zeit behaupten wird. Wenn Götz in diesem jungen Theater sterbend die „himmlische Luft" mit dem Worte „Freiheit, Freiheit" grüßt, so soll es in der ganzen Welt widerhallen, in wie edlem Sinne die Deutschen dieses Wort verstehen und zu wie schönem Gebrauch sie die Freiheit wollen.

Albrecht Schaeffer / Weihnacht

Da brannte nun die kleine Herrlichkeit
Von Paraffin,
Am Rand der alten Kiste aufgereiht;
Wie lieblich schien
Der Kreis der Lichte, rosa, weiß und blau!
Darin ein Antlitz, bärtig, braun und rauh,
Von einem Grenadier auf Knien.

Auch Gaben hatte er herumgelegt:
Gestricktes gut,
Kakao, Zigarren, Backwerk bandumhegt;
Und in die Hut
Der Kerzen mittenein den fremden Brief,
Von einer Kinderhand geschrieben schief:
Hermine Wildermuth.

Aus welcher fernen Stadt, aus welchem Land
Kam das Paket?
Wer war das Kind? wer war die kleine Hand,
Die ein Gebet
Versprach für den, der ihr Geschenk erhielt?
Ach, aber Liebe, die nicht prüft und zielt,
Sorgt allerorten früh und spät.

Die Flammen wankten sacht und wuchsen groß.
Der Grenadier
Nahm sein Gewehr und legt' es über den Schoß,
Als ein Klavier,
Und spielt' am Bügel mit den Fingern quer.
Es standen schöne Wesen um ihn her,
Wohl Könige und Engel, Hirt und Stier.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Das Probejahr

Ein edler Zorn ist dem Herrn lieb und ein mutiger Stolz, der sich nicht beugen läßt. Arndt.

Jetzt kommt es herauf: das Probejahr deutschen Ernstes. Das alte Jahr war der große Auftakt, nun hören wir die Melodie. Wir singen sie mit voller Klarheit. 1915 hat äußerlich wenig geändert. Wir sind stets nur auf das Eine großgespannt, wie es unserem Vaterland ergehen wird. Innerlich aber hat sich viel verändert. Es sind hohe, höchste Opfer an Gut und Blut gebracht worden. Sie verpflichten; die sind unvergeßlich. Sie fragen nach einem würdigen Geschlecht, das nicht erlahmt, ehe der Erntewagen in die Scheune eingefahren werden kann. Wir sind über die Schwelle vor Neujahr getreten mit einem Herzen voll unsagbaren Dankes. Aber in einem soll er sich ausdrücken können, dieser Dank: in einem zähen stillen Willen — den haben wir nötig.

Mancher Kritiker muß man sich schämen. Sie waren nicht zufrieden mit dem, was erreicht; sie wollten lieber gleich die Welt verteilen und achteten nicht, welche Leistung die deutschen Truppen vollbracht haben. Man kann immer die Beobachtung machen, daß es denen nie schnell genug geht, die nichts von der Sache verstehen, sobald es sich nicht um Geldverdienen handelt. Nein, nein. Wir stehen voll Danks am Eingangstor und denken, wie anders es hätte kommen können und wie gewaltig wir geführt worden sind und wie weit wir es gebracht haben. Deutschlands starke Kraft ist unerschüttert.

Dann aber müssen wir sie so erhalten. Monate werden kommen und die gleichen, ja noch größere Anspannungen von uns verlangen. Man wird sich an den Krieg gewöhnen und ihn doch in seiner Ungeheuerlichkeit weiter empfinden müssen. Der Lebensraum wird enger werden. Die Pflicht zur Einschränkung wächst. Die Last der Verantwortung steigt. Das sagen wir nicht um den Mut zu nehmen, sondern um ihn zu steigern. Wer die Gefahr sieht und sehen kann, hat sie schon überwunden. Wer weiß, daß man viel von ihm erwartet, begnügt sich nicht mit Geringem. Von jeher hat es Anstrengung gekostet, auf eine stolze Höhe zu steigen, und wer sich in den Bergen nicht auskennt, rechnet eine Höhe auf vier Stunden Wegs, die nur in einem Tage erstiegen werden kann. Aehnlich ergeht es uns. Wir schätzen nichts gering von dem, was von dem Volk in der Heimat geleistet worden ist; aber wir wissen, daß es der Anfang ist. Kein Volk bleibt am Anfang stehen. Unsere Ehre, nämlich die Ehre derer, die „hinter der Front" stehen, muß bleiben, daß wir keinen Fuß zurückgehen, sondern wie eine feste Mauer hinter den Kämpfern stehen, ja sie noch anfeuern mit unserer Bereitschaft, Lasten zu tragen.

Wir werden nicht gleich müde; auch nicht im Zürnen. Wir merken erst jetzt, daß ein wirklich edler Zorn gar keine leichte Sache ist. Flüche verfliegen, Wallungen ebben ab, aber ein starker Zorn, der Schmach nicht vergessen kann, verlangt dauerhaften Willen. Solcher Zorn ist Mannesrecht. Er kehrt sich mit der vollen Leidenschaft einer reichen Seele gegen die, welche Jammer, Not, Elend und Blut über blühende Völker gebracht haben. Man wird immer besser verstehen, warum Edle von Zorn und Haß geschüttelt werden können. Denn nicht der Zorn ist schlecht, sondern der Mensch, der um Armseligkeiten willen zürnt, ist schlecht. Und wer um höchster Zukunft willen nicht zu zürnen vermag, der ist auch schlecht. So wird 1915 ein Jahr eisernen Willens bleiben, voll Haß gegen die Friedensbrecher, voll starker Sehnsucht nach Frieden, dann — wenn die Zeit erfüllet ist.

Soziale Bewegung

Die deutsche Volkswirtschaft beim Jahreswechsel. Die Sorge, daß wir volkswirtschaftlich außerstande waren, den uns aufgezwungenen Existenzkampf bis zum erfolgreichen Ende durchzuhalten, erscheint beim Jahreswechsel geringer, als je früher. Unser gesamtes Wirtschaftsleben hat sich mit bewundernswerter Schnelligkeit und Gründlichkeit den außergewöhnlichen Kriegszuständen angepaßt, und die Ernährung des deutschen Volkes ist ganz auf die eigenen Hilfsquellen eingestellt worden. Die finanzielle Kriegsrüstung hat sich ebenso glänzend wie die militärische bewährt, die Keller der Reichsbank weisen eine nie früher erreichte Goldhäufung (2 Milliarden) auf, die Darlehnskassen zur Beleihung von Wertpapieren und Kaufmannswaren konnten ihren Zinsfuß von 7 auf 6 v. H. herabsetzen, und die Reichsbank war Ende Dezember imstande, den Diskontsatz für vorzeitige Einlösung [illegible] Wechsel von 6 auf 5 v. H. zu ermäßigen. Dadurch ist aufs klarste erwiesen, daß das Kreditbedürfnis von Industrie, Handwerk und Handel nicht mehr so stark, der Geldbedarf wieder in normale Bahnen eingelenkt ist. Für den reinen Personalkredit der Geschäftsleute sind „Kriegskassen" begründet, die Genossenschaftsbanken vereine neu belebt worden, und in der „Kriegskreditkasse für den deutschen Mittelstand" hat der Hansabund eine umfassende Zentralorganisation für ganz Deutschland geschaffen. Wo alles das nicht ausreichte, erhielten die Gerichte die Befugnis, in geeigneten Fällen unter Berücksichtigung aller einschlägigen Verhältnisse des Gläubigers wie des Schuldners Stundungen zu gewähren, Konkurse durch Einrichtung neuer Geschäftsaufsicht abzuwenden, Zwangsversteigerungen von einem Mindesterlös abhängig zu machen. Zwischen bedrängte Mieter und notleidende Vermieter wurden Mietseinigungsämter reichsgesetzlich eingeschoben. Mit allen diesen Mitteln ist die Aufrechterhaltung deutschen Wirtschaftslebens erreicht und ein allgemeines Moratorium vermieden worden. Auch die Vorsorge für die Dauerernährung des Volkes während des großen Krieges wurde unermüdlich ausgestaltet. Nach restloser Einbringung der Ernte wurden Höchstpreise für die wichtigsten Nahrungs- und Futtermittel, Roggen, Weizen, Gerste, Hafer, Schrot und Kartoffeln festgesetzt und dem Kriegswucher durch Beschlagnahme oder Preisfestsetzung von Kupfer, Ammoniak und anderen Rohstoffen für Kriegsbedarf entgegengetreten, auch die Ausmahlung des Getreides geregelt und das Kriegsbrot für die gesamte Bevölkerung eingeführt. Rührige Aufklärung der Konsumenten, die in einer großen Konsumentenorganisation zusammengefaßt wurden, sorgt für praktische Sparsamkeit im Einzelhaushalt und sichert den richtigen Gebrauch der vorhandenen Mittel. Unter allen diesen wirtschaftlichen Maßnahmen der Behörden hat sich die deutsche Volkswirtschaft gehoben, die Arbeitslosigkeit ständig stark vermindert und die Aussicht eröffnet, den Krieg, wenn es sein müßte, als Dauerzustand hinzunehmen. Mit Zuversicht und unerschütterlicher Entschlossenheit kann deshalb das deutsche Volk in das neue Kriegsjahr 1915 eintreten, das uns hoffentlich die Früchte der beispiellosen Kriegsopfer der verflossenen und der kommenden Monate bringt.

Die neue Zeit. Das Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften bemerkt in einem Rückblick auf die Kriegstagung: „Auch wir schließen uns dem Wunsche an, daß der Krieg mit dem Wust von Vorurteilen und Mißtrauen aufräumen möchte, unter dem der Arbeiterstand schwer zu leiden und zu kämpfen hat. Die Kritiker unserer deutschen Sozialpolitik werden durch den Gang dieses Krieges schon ins Unrecht gesetzt, denn es ist eine unbestrittene Tatsache, daß unser im Feld kämpfendes Heer seine Gesundheit, Tatkraft, Disziplin und seinen Ordnungssinn nicht zuletzt der deutschen Sozialpolitik mit verdankt. Es widerstrebt jedoch dem aufrichtigen Patrioten, dem Vaterlande in dieser Zeit der Not, wo es um seine Existenz, seine Ehre und sein Dasein kämpft, gleichsam eine Gegenrechnung für geleistete Dienste zu präsentieren... Aber auch andere Vorurteile gegen den monarchischen Staat und gegen die bürgerliche Ordnung werden verschwinden müssen, und manche unserer Volksgenossen, die nicht selten auf internationalen Kongressen und Tagungen die Zustände in Deutschland schwarz in schwarz ausgemalt haben und dadurch, wenn auch ungewollt, beitrugen, im Ausland das Vorurteil gegen Deutschland, den „Hunnen- und Barbarenstaat", zu stärken, werden umlernen müssen."

Eine wichtige Kriegsorganisation. Auf Veranlassung der Preußischen Staatsregierung ist vor kurzem eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung unter dem Namen „Kriegsgetreide G. m. b. H." gegründet worden, die ihren Sitz in Berlin hat. Die satzungsmäßige Aufgabe dieser Gesellschaft ist es, soviel Getreide wie möglich, wenn nötig, unter Zuhilfenahme von Enteignungen, zu erwerben und für die letzten Monate vor der neuen Ernte bereit zu halten. Die Abgabe des Getreides erfolgt erst nach dem 15. Mai. Die Gesellschaft arbeitet gemeinnützig derart, daß ihre Dividende auf 5 Prozent beschränkt ist; im Falle der Auflösung der Gesellschaft erhalten die Gesellschafter nicht mehr als den Nennwert ihrer Anteile. Der etwaige Rest des Gesellschaftsvermögens fällt dem Reiche zur Verwendung für gemeinnützige Zwecke zu, insbesondere zur Verwendung für die Kriegs- und Hinterbliebenenversorgung. Das

Stammkapital ist von dem Preußischen Staat im Verein mit allen deutschen Großstädten und einer Anzahl unserer großen industriellen Unternehmungen aufgebracht worden. Es ist ein Aufsichtsrat gebildet worden, in den der Staat und die Städte je fünf ordentliche Mitglieder und das Großgewerbe drei ordentliche Mitglieder entsenden. Die Gesellschaft wird nach Möglichkeit freihändig durch Vermittlung des deutschen Getreidehandels ihre Käufe vornehmen.

Brot- und Mehlverbrauch in der Einzelfamilie. Das Statistische Amt der Stadt Berlin hat eine besondere Erhebung über den Getreideverbrauch für menschliche Ernährung eingeleitet. Der Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Berlin äußert sich über die Frage im „Berliner Tageblatt" folgendermaßen: „So wichtig für die ganze Frage des Getreidebedarfs die Kenntnis des auf die Ernährung entfallenden Anteils ist, so wenig liegen Angaben darüber vor. Die Reichsstatistik stellt Berechnungen lediglich für den Gesamtverbrauch von Brotgetreide an, die aber sowohl die den gewerblichen wie den Fütterungszwecken zugeführten Mengen mitumfassen, für die vorliegende Aufgabe also vollständig im Stiche lassen. Für diese aber werden in Berlin nach den Angaben des Verfassers Zählblätter angewandt, auf welchen außer der Alterszusammensetzung der Familienmitglieder nach einigen wenigen bezeichnenden Gruppen der wöchentliche Verbrauch der Familie an Gebäck jeder Art, ferner an Roggen- und Weizenmehl anzugeben ist. Aus diesen Zahlen wird der Gesamtverbrauch der Familie an Roggen- und Weizengebäck sowie an Mehl in Gewichtseinheiten und daraus schließlich der Getreidewert durch entsprechende Umrechnung festgestellt. Die Berechnungen liegen bereits für etwa 2500 Familien von Magistratsbeamten sowie für zunächst 150 Arbeiterfamilien vor. Damit sind für den Verbrauch breiter Schichten des Mittelstandes und seine Abstufung nach den Arbeiterkreisen hin schon im wesentlichen bezeichnende Ergebnisse gewonnen. Es wäre zu wünschen, daß ähnliche, aus der Wirklichkeit der Verhältnisse heraus gewonnene Ermittlungen auch in anderen Teilen des Reiches, in den Städten sowie auf dem platten Lande vorgenommen würden, eine Aufgabe, die schon an sich, selbst ohne ihre gegenwärtige nationale, auch eine dauernd wirtschaftsstatistische Bedeutung besitzt, dabei in ihrer Ausführung nur verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten bieten und geringe Kosten verursachen kann. Dann hätte die Berliner Statistik nicht nur für Berlin, sondern darüber hinaus für das ganze Vaterland wohl nicht ganz nutzlose Anregungen gegeben."

Ueber eine erfreuliche Kriegseinwirkung berichtet das Organ der Hirsch-Dunckerschen Metallarbeiter: „Seltsam! was vor dem Krieg unmöglich schien, was sogar getroffene Vereinbarungen vor dem Krieg nicht möglich machten, ist zur Tatsache geworden. Die verschiedenen Metallarbeiter-Organisationseinrichtungen arbeiten nebeneinander, ohne die sonstige Bekämpfung, ohne den sonstigen Haß. Und es geht ganz gut. Höchstens, daß da und dort einmal ein Lokalangestellter daneben haut, das übersieht man, das verschwindet vor dem gesamten Bild. Was mag das bewirkt haben? Doch nicht allein die Pressezensur, denn auch unter dieser hätten Haß und Verfolgung genügend Raum. Es müssen denn doch andere Beweggründe mitspielen. Zunächst hatten wohl alle Organisationen bei Ausbruch des Krieges mit der inneren Ordnung vollauf zu tun, dann wirkte wohl das Gefühl der großen Verantwortlichkeit, die heute jeder trägt, die Einigkeit in dieser ernsten Zeit nicht zu stören. So ist denn ein Zustand eingetreten, unter dem die Organisationen arbeiten, ohne sich bei jeder Gelegenheit an anderen Organisationen zu reiben. Etwas erleichtert diesen Zustand, das Fehlen irgendwelcher größeren Arbeitskämpfe. Es ist in den vergangenen Jahrzehnten eine Unsumme von Kraft, Zeit und Geld auf den gegenseitigen Kampf verwendet worden. Das mag zum Teil in der Entwicklung und der sie begleitenden politischen Gestaltung gelegen haben. Der Krieg wird eine Umformung aller dieser Dinge mit sich bringen, die Arbeiterorganisationen werden nach dem Krieg vor von Grund aus veränderten Verhältnissen stehen. Da denkt der wahre Arbeiterfreund heute schon mit Bangen daran, sollen auch dann wieder Zeit, Kraft und Geld notwendigerweise für den gegenseitigen Kampf aufgebracht werden müssen? Die Arbeiterorganisationen sind heute schon anders gewertet als vor dem Krieg. Diese Wertschätzung würde viel nachhaltiger sein und den gesamten Arbeitern viel mehr nützen können, wenn es möglich wäre, auf irgendeine Art ein besseres Nebeneinanderarbeiten der Arbeiterorganisationen zu ermöglichen. Jede Organisation hat ihre Eigenart, alle Organisationen aber ein gemeinsames Ziel. Die Arbeiter arbeiten in denselben Werkstätten nebeneinander, in den Schützengräben liegen sie jetzt Schulter an Schulter zum Schutze des Vaterlandes, sie ertragen gemeinsam Beschwerden und Todesgefahr. Die verschiedenen Stände sind sich näher gerückt, vaterländisches Gefühl durchweht wieder alle Stände, die Begriffe „Internationale" und „Klassenkampf" werden anders aufgefaßt werden müssen; wo solche grundlegenden Aenderungen sich vollziehen, ist die Frage wohl angebracht, sollen und können nicht auch die Beziehungen der Arbeiterorganisationen nach dem Krieg neugeregelt werden?"

Arbeitgeber und Arbeiter im Kriege. Für das Bauhandwerk von Groß-Berlin ist für die Dauer des Krieges eine Arbeitsgemeinschaft der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in das Leben gerufen worden. An dieser Arbeitsgemeinschaft ist das Kartell der Arbeitgeberverbände in den Baugewerben Groß-Berlins, das mit seinen 20 Unterverbänden fast das gesamte Bauhandwerk der Reichshauptstadt umfaßt, zusammen mit allen in Betracht kommenden Arbeiter-Organisationen und zwar ohne Unterschied ihrer gewerkschaftlichen oder politischen Richtung beteiligt. Die Arbeitsgemeinschaft hat die Aufgabe, nach Möglichkeit der Arbeitslosigkeit im Baugewerbe zu steuern und den nach Tausenden zählenden Bauhandwerkern Arbeitsgelegenheit und lohnenden Verdienst zu schaffen. Neben dem Zentralausschuß für Groß-Berlin sind auch bereits in fast allen Provinzen und kleineren Bundesstaaten Bezirksausschüsse der Arbeitsgemeinschaft tätig, welche erfreulicherweise vielfach bei den Behörden großes Entgegenkommen gefunden haben. So sind beispielsweise von den Kreisregierungen Bayerns größere Summen zu neuen Bauten bereitgestellt worden. Die Arbeitsgemeinschaft wird ihre Aufmerksamkeit nun auch besonders auf die Wiederbelebung der privaten Bautätigkeit richten und mit den kapitalkräftigen Stellen zwecks Erleichterung der Kapitalbeschaffung in Verbindung treten. Sie erwartet im vaterländischen Interesse von den Industriellen und Privaten, daß sie ihre Bauaufträge, auch solche für Reparaturarbeiten, nicht länger zurückhalten. — Auch hier ist wohl die Frage berechtigt: Könnte das gute Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern nicht nach dem Kriege weiterbestehen?

Gartenstädte und Kriegsinvalidenfürsorge. Die Gartenstadtbewegung gewinnt in Deutschland Schritt für Schritt an Boden. Wer heute unser Vaterland durchreist, der findet in der Nähe fast jeder Großstadt erfreuliche Ansätze zu gartenstädtischen oder gartenstadtähnlichen Kleinhaussiedlungen. Einige dieser Unternehmungen sind auf dem besten Wege, sich zu vorbildlichen wirklichen Gartenstädten zu entwickeln. Wie ernst und umsichtig in diesen Gartenstädten gearbeitet wird, davon legt auch wieder der erste Jahresbericht über eine der jüngsten Gartenstadtsiedlungen, Gronauer Wald bei Bergisch-Gladbach, der soeben veröffentlicht wird, Zeugnis ab. Die deutsche Gartenstadt- und Kleinhausbewegung ist aus dem ersten Stadium des Experimentierens heraus, sie ist in das Stadium der zielsicheren, ruhigen Arbeit getreten. Diesen Eindruck hinterläßt das Studium der Denkschrift. Ihr Hauptverdienst besteht darin, daß sie den Gedanken klar herausarbeitet und begründet: Die Gartenstadt- und Kleinhausbewegung ist nicht eine Spielerei, die nur durchführbar ist, wenn ihr private Mittel ohne Gewinnabsichten zur Verfügung gestellt werden und solange sie aus öffentlichen Kassen Darlehen mit anormalen Zinsverpflichtungen erhält, die Gartenstadt- und Kleinhausbewegung ist vielmehr, als Siedlungsgenossenschaft fachmännisch organisiert, lebensfähig, wenn ihr die Mittel unserer Ausleih-Institute unter den gleichen Bedingungen zur Verfügung stehen wie dem privaten Bauunternehmer. Wenn diese Institute den Siedlungsgenossenschaften heute aber noch durchweg ablehnend gegenüberstehen, so liegt das daran, daß erstens im Anfange der Bewegung eine Anzahl Siedlungen ohne genügende finanzielle Unterlage und ohne hinreichende fachmännische Ausarbeitung begründet wurden und daher Fiasko machten, daß zweitens diese Siedlungen das Recht in Anspruch nahmen, Darlehen aus öffentlichen Kassen zu außergewöhnlichem Zinsfuß zu erhalten, und damit den Anschein erweckten, als ob es sich bei der Gartenstadtbewegung um eine Sache handle, die die öffentliche Wohltätigkeit in Anspruch nehmen müsse, daß drittens unseren großen Geldinstituten die Objekte, um die es sich in der Gartenstadtbewegung einstweilen noch handelt, zu klein sind, und daß endlich viertens diese Institute vielfach infolge ihrer Verbindungen mit Terrainteressenten und Gesellschaften alle boden- und wohnungsreformerischen Bestrebungen bekämpfen. — Noch einige Jahre so ernster und planmäßiger Arbeit, wie sie heute im Gronauer Wald und in vielen anderen Siedlungen geleistet wird, und die drei ersten Gründe, die die ablehnende Haltung unserer großen Geldinstitute zeitigten, verlieren ihre Berechtigung mehr und mehr, und wenn erst unsere großen Kreditinstitute sehen, daß die Gartenstadtbewegung auch in Deutschland eine große, zukunftsreiche Bewegung ist, dann werden die Institute, die sich nicht mit dem Bodenspekulantentum auf Gedeih und Verderb verbunden haben, ihre eigenen Interessen richtig erkennen und die großstädtischen Objekte nicht mehr einseitig bevorzugen. — Aber die Aufgabe, an einer gründlichen Reform unseres Wohnungselends zu arbeiten, dürfen wir nicht allein den Männern und Frauen überlassen, die heute in unseren Gartenstadtsiedlungen tapfere Pionierarbeit leisten. Unsere Gedanken müssen auch darauf gerichtet sein, wie wir diese große Gegenwartsaufgabe an unserem Teile lösen helfen können, und da liegt jetzt, wo wir damit rechnen müssen, daß bald Tausende von Kriegern als Ganz- und Halbinvalide heimkehren, ein Gedanke nahe: „Schafft unseren Kriegsinvaliden Heimstätten in unseren Gartenstädten!" Darin ist sich das ganze deutsche Volk

Digitized by Google

heute einig, daß die Männer, die jetzt Leib und Leben freudig für Volk und Vaterland opfern, nach dem Kriege nicht der allgemeinen „Wohltätigkeit" anheimfallen dürfen. Wir alle empfinden es als eine Schmach, daß der kriegsinvalide Leierkastenmann nach 1870 möglich war. Das darf und soll sich nicht wiederholen. Kein Opfer wird uns zu groß sein, das zu verhüten. Wir dürfen aber diejenigen unserer Kriegsinvaliden, die nicht bei den Ihren ein gern gewährtes Heim finden, nun auch nicht in großen Invalidenkasernen unterbringen, sondern wir müssen sie, ihnen und uns zum Heile, in eine Umgebung bringen, wo sie trotz aller Gebrechen ihres Lebens froh werden können, wir müssen ihnen ein Heim schaffen, das diesen Namen wirklich verdient. Die deutsche Gartenstadtgesellschaft beschäftigt sich zurzeit mit der Frage, wie diese große Aufgabe am besten zu lösen ist, und wir hoffen, daß die Vorschläge, die wir demnächst der Oeffentlichkeit unterbreiten werden, vom nationalen, sozialen, hygienischen und wirtschaftlichen Standpunkt aus betrachtet gleich befriedigend sind.

Elberfeld. Paul Helbeck.

Aus sozialdemokratischen Feldpostbriefen. Eine neue Veröffentlichung von Feldpostbriefen sozialdemokratischer Arbeiter, die der Berliner sozialpolitische Schriftsteller Dr. Heyde gesammelt hat, beweist, daß auch bei längerer Kriegsdauer, und nun erst recht, die warme vaterländische Gesinnung sozialdemokratischer Krieger vor dem Feinde anhält. Bei den Hirsch-Dunckerschen und christlichen Arbeiterkriegern ist natürlich die gleiche Stimmung und Gesinnung vorhanden, bei den sozialdemokratischen verdienen nur die Beweisstücke für spätere Zeiten besonders festgehalten zu werden. Da heißt es in der „Schwäb. Tagwacht" in einem Brief von Truppentransporten: „Keiner denkt an all die großen Beschwerden, denen er entgegengeht; jeder fährt hinaus mit dem Bewußtsein: wir müssen siegen. Der Proletarier wie der Bürgersohn.... Erst jetzt sieht man, wie viele Parteigenossen unter der Truppe stecken. Sie denken, wie ihr Altmeister Bebel dachte, und stimmen überein mit der Reichstagsfraktion." — Ein Arbeiterturner aus Hamburg schreibt am 5. November aus Rußland, dem „Hamb. Echo" zufolge, seinen sozialdemokratischen Gesinnungsgenossen in der Heimat: „... Gegenwärtig gehört mein Leben nur dem Vaterlande, später soll es dem Vaterlande und Euch gehören." — „Nun Ihr Lieben alle, die Ihr daheim seid", steht in dem Briefe eines gewerkschaftlich tätigen Landsturmmanns, den die „Allg. D. Gärtnerztg." Nr. 51 wiedergibt, „wir im Felde stehenden Krieger weisen Euch als Weihnachtsgabe das Gelöbnis bringen, daß kein Feind Euern Frieden stören soll, unsere Brust soll Euer Wall sein, der Euch schützt vor jedem fremden Eindringling." — Unterm 7. Oktober schreibt, dem „Hamb. Echo" zufolge, ein „bekannter Hamburger Parteigenosse": „Jetzt bin ich ein paar Tage zur Bagage kommandiert, soll mich etwas erholen, halte es aber nicht lange aus und will zur Front zurück. Es sind so viele meiner Kameraden gefallen, und so habe ich auch keine Lust mehr, ich will auch siegen oder sterben." — Ein Magdeburger Gewerkschaftsbeamter schreibt als Landwehrmann der „Volksstimme" Ende November: „Wünschen wir, daß die Russen vollständig vernichtet werden. Denn es ist nur Raubgesindel, anders kann ich die Bande nicht bezeichnen, nachdem ich die Schandtaten gesehen habe, die sie vollbracht haben." „Viel Grausiges haben wir geschaut," heißt es in einem Briefe, den die Breslauer „Volkswacht" widergibt. „.... aber .... wir stehen mitten drin und müssen durch, einzig und allein von der Ueberzeugung getragen, daß das Glück, die Ruhe und Sicherheit von Abermillionen mit Klagen und Zagen von Millionen erkauft werden muß." Ein Hamburger Sozialdemokrat schreibt seinem Parteiblatt aus dem Osten: „Es herrscht eine Einmütigkeit, wie sie selten zu finden ist... Wir alle, die im Osten kämpfen, und das sind nicht wenige Genossen, sind durch die Inaugenscheinnahme der russischen Zustände zu der Ueberzeugung gekommen: lieber tot als etwas derartiges... Deutschland muß aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen." „Wenn das Vaterland in Gefahr ist," schreibt ein Landwehrmann, dem „Vorwärts" nach, an seinen Sohn, „ist es selbstverständlich, daß jeder rechtschaffene Mann freudig bereit ist, es zu verteidigen". — Aus Tournai schreibt, nach der „Bildhauerztg.", ein Gewerkschafter einen langen Brief, dem er ein kleines Gedicht, sicherlich eigenes Gewächs vorausschickt; darin heißt es: „Wir hoffen sehnsuchtsvoll des Siegs, Das Ende dieses Weltenkriegs, Wir wollen gern zu Weib und Kind, Doch dann erst, wenn wir Sieger sind!" — „Wenn nur die Opfer, die gebracht werden müssen, nicht nutzlos gebracht worden sind," meint, nach dem „Fachgenossen", ein Glasarbeiter aus der Lausitz, der über die russischen Verhältnisse klagt und „immer glücklich war, wenn wir wieder 'mal deutschen Boden unter uns hatten." — „Möge den deutschen Waffen Glück beschieden sein," schreibt ein Stuttgarter Sozialdemokrat, „und der Welt baldiger Friede"; ähnlich ein Hamburger Arbeiter aus dem Felde: „Unsere Waffen waren bis jetzt siegreich und werden es, so Gott will, auch fernerhin bleiben." — Stark tritt, während gegen die Franzosen seltener ein hartes Wort fällt, die Wut gegen die Engländer hervor. Ein Chemnitzer Brauer, der „zweimal sein Leben aufs Spiel gesetzt im Gedanken an das Wohl der geliebten Heimat und der Arbeitsbrüder" und der dafür das Eiserne Kreuz erhalten hat, meint: „Für England darf es kein Pardon geben." Ein Hamburger Sozialdemokrat beklagt tief das Elend der Franzosen, führt es aber auf die „Spitzbubenpolitik Englands" zurück, dem sie das alles zu verdanken hätten, ohne daß ihnen die Augen darüber aufgingen.

In keinem einzigen Feldpostbriefe, so stellt die „Chemnitzer Volksstimme" auf Grund von Tausenden von Briefen fest, ist etwa die Ansicht vertreten worden, die Sozialdemokraten hätten im Reichstage gegen die Kredite stimmen sollen. Ja, ein Wehrmann schreibt im Gegenteil dem „Hamburger Echo": „..die vielen Genossen, die hier mit mir zusammen sind und die man bei Gelegenheit trifft, die sind alle stolz auf die Partei und sagen alle, es ist ein wahres Glück, daß unsere hundertelf so gehandelt haben. Es wäre wirklich schlimm für uns, wenn wir bei diesen schweren Leiden nicht wüßten, daß unsere Genossen zu Hause mit ihren Herzen bei uns sind."

Arbeitsvermittelung nach dem Kriege. Noch liegt das Ende des gewaltigen Völkerringens außerhalb aller Berechnung, und alle Pläne und Unternehmungen sind deshalb einstweilen hauptsächlich auf die Möglichkeit gerichtet, daß Deutschland siegreich durchhält. Aber dennoch meldet sich bereits eine große, gewaltige Aufgabe an, die uns nach dem Friedensschluß sicher erwartet, und die nicht frühzeitig genug bedacht werden kann. Es ist die alsbaldige Unterbringung unserer siegreich zurückkehrenden Krieger in Arbeit und Verdienstmöglichkeit. War es schon sehr schwer, bei Ausbruch des Weltkrieges die Lücken gut auszufüllen, die durch das plötzliche Abströmen von Millionen Arbeitern und Unternehmern im deutschen Wirtschaftsleben entstanden, so wird es noch zehnfach schwieriger sein, die Zurückkehrenden wieder in gewohnte Berufstätigkeit zu bringen und die dann überflüssig werdenden Aushilfen vor Arbeitslosigkeit und Elend zu bewahren. Hier muß eine großzügige Organisation rechtzeitig Vorsorge treffen. Dabei wird das Reich, das die Krieger aus geregelter Berufsarbeit herausriß, die Aufgabe nicht von sich weisen können, seinerseits auch wieder für Einsetzung der tapferen Vaterlandsverteidiger in Lohn und Brot mitbesorgt zu sein. Durch Zusammenwirken der Unternehmer-, Angestellten- und Arbeiterverbände muß unter Leitung der Reichsbehörden alles so gut vorbereitet werden, daß die Entmobilisierung genau so gut „klappt" wie die Mobilisierung des deutschen Volkes. Staat und Gemeinden, Handels- und Handwerkskammern, Angestelltenverbände und Arbeitgeber- wie Arbeitervereine müssen Hand in Hand arbeiten, um die notwendige Zusammenfassung, aber auch die erforderliche Dezentralisation der Arbeitsbeschaffung durch das ganze Reich hin zu schaffen. Die bei Kriegsbeginn schnell ins Leben gerufene Reichsarbeitszentrale wird voraussichtlich der Kernpunkt der neuen Organisation werden, und seine jetzige Kriegstätigkeit wird sich dann als gute Vorarbeit für den Frieden bewähren. Aber die schwierigeren Friedensarbeiten dieser Zentralstelle für Arbeitsvermittlung müssen frühzeitig bedacht und gründlich zwischen den beteiligten Stellen beraten werden. Wenn auch jetzt der Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen sein dürfte, so mag doch das Ziel schon aufgestellt und öffentlicher Erörterung empfohlen werden. Je früher die gewaltige Aufgabe bedacht wird, um so eher wird ihre Lösung in der Praxis möglich werden.

Büchertisch

Politische Schriften und Vorträge.

Die Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866. Von Theodor von Sosnosky. Zweiter Band. Stutigart 1914, Deutsche Verlagsanstalt.

Nun liegt das Werk über die Balkanpolitik der Habsburgermonarchie abgeschlossen vor. Der erste Band hat nach einem knappen Rückblicke die diplomatische Arbeit des Grafen Julius Andrassy eingehend geschildert und der Okkupation von Bosnien und der Herzegowina einen breiten Raum gewidmet. Der vor kurzem erschienene zweite Band setzt mit den unmittelbaren Folgeerscheinungen des Berliner Kongresses ein und reicht bis an die Schwelle der Gegenwart. Theodor von Sosnosky hat das Balkanproblem als Oesterreicher betrachtet, wenn man so sagen darf, mehr von außen angesehen. Es wäre wohl besser gewesen, wenn er die europäische Orientpolitik nur als Teil der gesamten europäischen Politik aufgefaßt und auch das Innenleben der kleinen Balkanstaaten berücksichtigt hätte. Der Schwerpunkt der Balkanpolitik lag ja oft in St. Petersburg, London oder Paris. Wie die Geschehnisse auf dem Wiener Ballhausplatze gewertet wurden, erfährt man aber aus den zwei Bänden recht gut. Sosnosky ist alles eher denn ein offiziöser Darsteller der Politik: er gestattet sich ein kritisches Urteil und bewahrt sich dabei die Selbständigkeit des freien Mannes. Seine Geschichtserzählung ist anspruchslos, einfach im Stil, ohne jedes Pathos, doch man folgt gerne von Kapitel zu Kapitel. Das Werk wurde zur rechten Zeit veröffentlicht. Man kann die Vorgeschichte der Spannung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien, die in gewissem Sinne der Ausgangspunkt für den Weltkrieg ist, mit Nutzen in den zwei Bänden nachlesen. R. Chtz.

Zur Lösung der polnischen Frage. Offener Brief an Herrn George Cleinow und Herrn Maximilian Harden von W. Feldman, Redakteur der „Krytyka", Krakau. Berlin W. 35, Karl Curtius.

Polnische Wünsche und Hoffnungen, Abwehr falscher Beurteilung des Polentums.

Unser Handel mit unseren Feinden. Von Rudolf Dietrich. München, Duncker & Humblot. 78 S. 1,50 M.

Eine ausführliche Zusammenstellung unserer Einfuhr- und Ausfuhrbeziehungen zu den feindlichen Staaten.

Krieg dem deutschen Handel. Die englischen Maßnahmen und Vorschläge zur Verdrängung von Deutschlands Handel und Industrie. Uebersetzung von: The War on German Trade. Von Sidney Withman. Herausgegeben von Anton Kischrath. Leipzig, O. G. Zehrfeld. 1 M.

Höchst lehrreich sind diese Artikel aus den „Evening News" sie zeigen uns, mit welcher brutalen Offenheit jedes Ding verfolgt wird, das irgendwie nach deutscher Herkunft aussieht und was für zum Teil auch nachahmenswerte Vorschläge zur völligen Ausrottung alles Deutschen vom englischen Markt gemacht werden.

Das wirkliche England. Von Edmund von Heykirch. Berlin, Georg Reimer. 50 Pf.

Die Frucht des Weltkrieges. Von Adolf Saager. Stuttgart, Rob. Lutz. 80 Pf.

Ein Schweizer über Entstehung, Bilanz und Frucht des Krieges. Deutschland hat die Aufgabe, das neue Europa aufzubauen.

Deutsche Frauen! Deutsche Männer! Rede am 18. Oktober 1914 von Reichstagsabgeordnetem Felix Marquart. Leipzig, Böhme & Lehmann. 20 Pf.

Kräftige Worte aus berufenem Munde.

Aus der großen Gegenwart. Zwei Kriegsvorträge. Pfarrer Dr. Rittelmeyer, Was verlangt von uns der Krieg? Hauptprediger D. Geyer, Was bringt uns der Krieg? Ulm, Heinrich Kerber.

Genossenschaftliche Kriegshilfe. Drei Vorträge von Dr. R. Deumer. Berlin, J. Guttentag. 75 Pf.

Vorträge im Hamburger Volksheim. 3. Dibelius, Gehorsam und Freiheit im Lichte unserer Zeit. 4. Rohrbach, Was will Rußland? 5. Claßen, Was bedeutet das deutsche Kaisertum? 6. Lorentzen, Deutschland und Oesterreich. 7. Rathgen, Deutschlands wirtschaftliche Lage. 8. Frau H. Leschke, Wir Frauen und der Krieg. 9. Walter Classen, Volkskraft und Heer. 10. Mainhof, Sittlichkeit und Krieg. Je 20 Pf. Hamburg, C. Boysen.

Die Ursache des Weltkrieges in geschichtlicher Beleuchtung. Vortrag von Dr. Fritz Friedrich. Leipzig, B. G. Teubner. 60 Pf.

Die Mobilmachung der Hochschullehrer.

Deutsche Vorträge Hamburgischer Professoren. 7. Tschudi, Der Islam und der Krieg. 8. Konow, Die indische Frage. 9. Meinhof, Deutsche Erziehung. Je 50 Pf. Alle 9 Vorträge (vgl. Nr. 49) in einem Band 6 M. Hamburg, L. Friederichsen & Co.

Zur Zeit- und Weltlage. Vorträge von Wiener Universitätslehrern. 1. Fournier, Heute und vor 100 Jahren. 2. Redlich, Ueber die Vorgeschichte des Weltkriegs. Wien, Ed. Hölzel. 70 Pf.

Unser Volksheer. Rede von Ernst Troeltsch. Heidelberg, C. Winter. 25 Pf.

Vom Wesen unserer Armee und ihrer Bedeutung für unser nationales und sittliches Leben.

Deutscher Glaube und deutsche Sitte in unserem großen Kriege. Von Ernst Troeltsch. Berlin W. 35, Verlag Kameradschaft. 30 Pf.

Die Achillesferse Englands. Aus dem Englischen übersetzt und eingeleitet von Theodor Schiemann. Berlin, Georg Reimer. 80 Pf.

Diese Achillesferse ist Irland; es handelt sich hier um Artikel von irischer Seite. Man bekommt aber nicht den Eindruck, daß mit den Iren in diesem Kriege sehr gerechnet werden kann.

Die Kriegsrechnung. Von Prof. Dr. Julius Wolf. Berlin, Georg Reimer. 80 Pf.

Nationalökonomische Berechnung der Kosten des Weltkrieges für beide kämpfenden Parteien.

Krieg und Kultur. Von Karl Lamprecht. Leipzig, S. Hirzel. 88 S. 1 M.

Drei Vorträge, die das in Nr. 49 besprochene Heft „Deutscher Aufstieg" ergänzen, dort ausgesprochene Gedanken in flüssigerer Form ausführen und Ausblicke auf die Zukunft geben.

Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei. Von Prof. Dr. Georg Misch. Jena, Diederichs. 40 Pf.

Der deutsche Idealismus und der Weltkrieg. Von Prof. Dr. Arnold E. Berger. Rektoratsrede. Darmstadt, Arnold Bergsträssers Hofbuchhandlung.

Der gegenwärtige Krieg vor dem Forum des Völkerrechts. Von Dr. jur. Herbert Kraus. Berlin, J. Guttentag. 75 Pf.

Politische Briefe über den Weltkrieg. Zwölf Skizzen von Leopold von Wiese. München und Leipzig, Duncker & Humblot. 2 M.

Trostbüchlein aus moderner Wissenschaft in allgemein-verständlicher Darstellung. Von J. Baumann. Göttingen, Rob. Peppmüller. 1 M.

Die deutsche Erhebung von 1914. Aufsätze und Vorträge von Friedrich Meinecke. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta. 99 S. 1 M.

Zwei dieser Aufsätze sind unsern Lesern aus Nr. 38 und 42 bekannt. Von den anderen hier vereinigten Beiträgen sei besonders der erste hervorgehoben, der über die deutschen Erhebungen von 1813, 1848, 1870 und 1914 spricht.

Deutsche Reden in schwerer Zeit, gehalten von Professoren der Universität Berlin. Carl Heymanns Verlag, Berlin W. 8. 350 S. 6 M.

Zwölf Vorträge, in denen von hoher Warte Krieg und deutsches Wesen angeschaut werden; ein stattlicher Band, der vielen als Hilfe und Stärkung dienen kann.

Chroniken und Sammelwerke.

Chronik des deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. I. Band bis Mitte November. C. H. Beck, München. 484 S. 2,80 M.

Ein schöner Band, gut ausgestattet, eine sehr zuverlässige Zusammenstellung. Weitere Bände werden folgen, bei denen vielleicht etwas mehr auf die einheitliche Rechtschreibung der polnisch-russischen Namen geachtet werden könnte.

Die große Zeit. Illustrierte Kriegsgeschichte. Jedes Heft 30 Pf. Verlag Ullstein, Berlin.

Wer gute Kriegsbilder haben will, wird besser zu einer Ausgabe greifen, die Bilder in Kupfertiefdruck enthält, als zu diesen Heften, die Bilder nach älteren Druckverfahren bringen. Neben guten Photographien und einzelnen guten Zeichnungen sind recht unwahrscheinliche und kientoppmäßige Zeichnungen in den Heften enthalten.

Illustrierte Weltkriegschronik der Leipziger Illustrierten Zeitung. In Lieferungen zu je 60 Pf Verlag von J. J. Weber, Leipzig.

Hiervon gilt dasselbe in erhöhtem Maße. Viele der Schlachtenbilder machen zwar der Phantasie ihrer Erzeuger alle Ehre, passen aber eher in den Siebenjährigen Krieg als in den jetzigen. Der Text ist von Paul Schreckenbach verfaßt.

Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Kritische Aeußerungen berühmter Franzosen, Engländer usw. über ihre Verbündeten, herausgegeben von Dr. Werner Klette. Delphin-Verlag, München. 3 M., gebunden 4 M.

Allerhand literarische Zeugnisse der Verbündeten gegeneinander, mit vielen Karikaturen.

Gegen Lug und Trug. Dokumente zum Weltkrieg. Von E. Langfeld. Leipzig, H. A. L. Degener. 60 Pf.

Die schlimmsten Lügen der Feinde in Wort und Bild aus den ersten Tagen des Krieges gesammelt und den Tatsachen gegenübergestellt.

Der 70er Krieg. Der Feldzug 1870/71 in Schilderungen der Mitkämpfer. Mit verbindendem Text von Oberst J. Hoppenstedt. Gelber Verlag (Mundt und Blumtritt), Dachau. 1,90 M. 447 S.

Eine reichhaltige Sammlung der verschiedensten Schilderungen, mit Einfügung zahlreicher Geländeskizzen.

Religiöse Kriegsliteratur.

Ernst Moritz Arndts Katechismus für den deutschen Kriegs- und Lehrmann, worin gelehret wird, wie ein christlicher Wehrmann seyn und mit Gott in den Streit gehn soll. Getreuer Abdruck der ersten Ausgabe. Marburg, Verlag der Christlichen Welt. 25 Pf.

Ein Vermächtnis der Freiheitskämpfer von 1813 für unsere Kämpfenden heute. Im Gegensatz zu anderen Ausgaben ist diese völlig ungekürzt.

Kriegsbilder aus der Bibel. Von Dr. Karl Aner. Berlin, Karl Curtius. 40 Pf.

Geschichten des Alten Testaments neuerzählt — ob das so nötig ist?

Gottes Wort in eiserner Zeit. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Pfarrer Meyer-Spielberg. Marburg, N. G. Elwert. III. Lieferung. 1 M.

Predigten und Kriegsbetstunden aus Oktober und November.

Wenn es gilt fürs Vaterland! Ein Kriegsbüchlein für Studenten. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 30 Pf. (100 Expl. je 20 Pf.).

Unter den Mitarbeitern sind Gunkel Generalsuperintendent Stolte, Deißmann. Ein Gruß an die Akademiker im Felde.

Die Religion im Krieg. 1. Manz, Glaube. 2. Veit, Buße. 3. Foerster, Bekenntnis. 4. Bornemann, Opfer. Vorträge Frankfurter Pfarrer. Moritz Diesterweg, Frankfurt. 1,60 M.

Briefe in die Front. Von Pfarrer J. G. Cordes. C. H. Beck, München. 1 M.

Ein norddeutscher Pfarrer schreibt an seine im Felde stehenden Gemeindeglieder wöchentliche Briefe, die auch manchem Außenstehenden Freude machen können, wenn auch ihr Wert für die ursprünglichen Adressaten ungleich größer ist als für solche, die weder den Verfasser noch seine Gemeinde kennen.

In unsers Herrgotts Schützengraben. 15 neue Dorfkriegspredigten von Pfarrer B. Kirn. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. 50 Pf.

Hoffentlich gibt's viele solche Dorfpfarrer wie dieser von Brunweiler, der warm, kräftig, aufrichtend als einer aus dem Volke zum Volke spricht.

Eisern Kreuz. Zwanzig Kanzelreden aus den ersten beiden Kriegsmonaten von Friedrich Paarmann. Egon Fleischel & Co., Berlin. 2 M.

Kriegspredigten aus dem Jahre 1914. Herausgegeben von Prof. D. Wurster. 10.—12. Lieferung. Stuttgart, Evang. Gesellschaft. Je 50 Pf., im Abonnement 40 Pf.

Unter den Verfassern sind Prof. v. Zimmermann, Prälat Planck, Prof. Häring und andere.

Deutschlands Advent. Eine Predigt von Pfarrer Fr. Schwencke. Brandenburg, Moritz Köhler. 25 Pf.

Gottes Stunde. Kriegsandachten von Erwin Gros. Stuttgart und Berlin, W. Kohlhammer. 50 Pf.

Unter der Menge der erschienenen Andachten verdienen diese stark hervorgehoben zu werden.

An unsere feldgrauen Jungen. Von Heinrich Lhotzky. Die Lese, Verlag, Stuttgart.

Fünf Briefe nach draußen in freundlichem Pappband.

Das religiöse Erlebnis. Worin liegt der Wert des Christentums als Religion? Die Religion und der Krieg. Blätter für Suchende aller Bekenntnisse von Paul Eberhardt. Gotha, F. A. Perthes. Je 50 Pf.

Einer, der seine eigenen Wege geht und sicher bei manchem Gehör finden wird. Unter die eigentliche Kriegsliteratur gehört nur das dritte Heft, die ersten beiden sind wohl schon vorher entstanden.

Der Krieg in der Bibel. Ein Friedensbuch in eiserner Zeit von Th. Kappstein. Gotha, F. A. Perthes. 1 M.

Man schlägt auf: „Neutralitätsbruch" und findet — 4. Mose 21, 21—25, und 5. Mose 2, 26—35. Oder „Im Unterseeboot" — unter dieser Ueberschrift erscheint der Psalm aus dem Buche Jona. Mit vielem Guten ist allerhand Geschmackloses vereinigt.

Kriegslyrik.

Deutscher Trotz und Spott. Stuttgart, Strecker & Schröder. 84 S. 1 M.

Der harte Herbst. Krieg auf Erden. Heft 3 und 4 der von Julius Bab herausgegebenen Sammlung von Kriegsgedichten. Berlin, Morawe & Scheffelt. Je 50 Pf.

Hübsche Hefte; allerhand sonst noch nicht Veröffentlichtes.

Neue Kriegslieder. Kaserne und Schützengraben. Oxylidbücher des Verlags Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg. Je 1 M.

Die kleinen Pappbändchen wären ganz erfreulich, wenn die beigegebenen Bilder nur nicht gar so fürchterlich wären!

Deutschlands Kriegsgesänge. Gesammelt von C. Peter. Oldenburg, G. Stalling. 1,80 M. 288 S.

Kriegsflugblätter aus dem Verlage Eugen Diederichs, Jena. Meyer-Steineg, Ganz dichte bei Calais. Gretscher, Heilig Vaterland. Natorp, Die heilige Not. Ruch, Roth, Daffner, Drüben am Wiesenrand. Natorp, Lorenz, Mendelssohn, Röhmeyer, Und wenn die Welt von Feinden starrt. Kriegslieder für eine Singstimme und Klavier. Battke, Soldatenlieder im Volkston. Für mittlere Singstimme mit Begleitung der Gitarre. Jedes Heft 60 Pf.

Die Texte dieser neuen Kompositionen sind Gedichte von Hauptmann, Dehmel u. a. Besondere Hervorhebung verdienen die Lieder des Marburger Philosophen Paul Natorp.

Kriegsbilder aus Oesterreich 1914. Von Richard Schaukal. 50 Pf. **Eherne Sonette.** Von demselben. 1 M. München, bei Georg Müller.

Wir tragen das Schwert. Gedichte zum deutschen Krieg von Karl Rosner. Verlag Cotta, Stuttgart. 1 M.

Jeder Schuß ein Ruß. Jeder Stoß ein Franzos. Neue Kriegslieder aus der Sammlung von Diederichs in Jena (vgl. Nr. 39 und 49). Je 25 Pf.

Deutschland voran. Kriegsgedichte von Wilhelm Loos. Darmstadt, bei Ed. Roether. 25 Pf.

Taten und Kränze. Lieder zum Kriege 1914 von Kurt Münzer. Axel Juncker Verlag, Berlin-Charlottenburg. 1 M.

Neue Soldatenlieder und Kriegsgedichte von Willy Deucker Berlin N. 4, bei Carl Hansen. 10 Pf.

Das Soldatenbuch. Neue schöne und lustige Soldatenlieder von St. de Nora. Leipzig, L. Staackmann. 3 M.

Verschiedenes.

Taschenbuch der Krankenpflege. Von Prof. Dr. Julius Feßler. 4. Aufl. Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin, München NO. 460 S. 4,50 M.

Ein guter Begleiter für Krankenschwestern und Sanitätspersonal wie für jedes Haus, in dem man mit Krankenpflege zu tun hat. Nicht im Hinblick auf den Krieg geschrieben.

Kriegs-Jahrbuch 1915 des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig. 1 M.

Jahrbuch für Handlungsgehilfinnen der Verbündeten kaufmännischen Vereine für weibliche Angestellte, Sitz Kassel, Untere Carlsstraße 3, I. 20 Pf.

Quittung

Soldaten-, Auslands- und Lazarethilfen. W. u. S. in K. 5 M., Frau Z. in L. 3,20 M., Frl. P. in G. 1,50 M., M. in H. 3,05 M., K. in L. 3 M., Frl. M. in F. 6,05 M., Ph. K. in J. 2,65 M., Dr. F. in W. 3,50 M., Frau Cz. in J. 3 M., Prof. Sch. in H. 3 M., Frau P. in Ch. 3 M., Frl. R. in P. 2,60 M., Frl. T. in C. 5 M., Frl. D. in E. 10 M., Prof. U. in D. 10 M., Prof. W. in D. 1,70 M., K. in R. 4 M., B. in O. 20 M., Frl. M. in D. 5 M., T. in K. 3 M.

Kriegschronik. H. in L. 3 M., A. in K. 1 M., N. in Z. 2 M., M. R. in H. M. 3 M, Pastor Sch. in B. 1,05 M.

Für Elsaß-Lothringen. M. R. in Hann.-Münden 10 M., G. P. in Ch. 3,50 M., Bergrat G. in B. 30 M., Lehmann in B. 5 M., Beamte eines Bahnhofs in Belgien 6,10 M.

Für Ostpreußen. M. R. in Hann.-Münden 10 M., G. P. in Ch. 3,50 M., Beamte eines Bahnhofs in Belgien 6,10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Mitteilung: Unser Mitarbeiter Herr Schriftsteller Hermann Strauß-Olsen in Schwerin ist am 29. Dezember 1914 nach längerem Leiden verstorben. Er war ein unermüdlicher Kämpfer für Besserung der mecklenburgischen Verfassung und treuer Parteifreund.

Auch im neuen Jahre versenden wir die „Hilfe" gratis an Soldaten im Felde und Lazarette, deren Adressen uns zugesendet werden, und bitten, davon Gebrauch zu machen. Dasselbe gilt von der Kriegs- und Heimatchronik. Verlag der „Hilfe".

Friedrich Nietzsche und der Krieg. Bei der wertvollen Erörterung der obigen Frage im letzten Heft der „Hilfe" von 1914 ist m. E. eine Einzelheit übersehen worden, auf die ich Ihre Leser aufmerksam zu machen mir gestatte. — Das bekannte, auch im Ausland viel gelesene Buch des Generals Bernhardi über „Deutschland und den nächsten Krieg", — in dem z. B. die Notwendigkeit eines Durchmarsches durch Belgien betont wird — trägt nicht nur ein Wort Nietzsches als Motto („Der Krieg und der Mut haben mehr Großes getan als die Nächstenliebe"), sondern lehnt sich auch in wesentlichen Ausführungen bewußt an den Philosophen von Sils-Maria an: so z. B. in der Lehre von der Sittlichkeit und Notwendigkeit des Krieges, der biologischen Auslese der Besten u. dgl. — Der englische Biograph Nietzsches, dem ich diese Angabe entnehme (M. A. Mügge, „Fr. Nietzsche", London 1914, T. & E. Jack) führt Bernhardi geradezu als Beispiel dafür an, wie Nietzsches Lehren vom Kriege auf die „tremendous, almost insane preparations" aller Großmächte auf einen Weltkrieg eingewirkt hätten. (S. 54.) Indem ich diese Schlußfolgerung dem Ermessen anderer anheimstelle, die den Geist unseres Volkes und Heeres besser kennen mögen, möchte ich doch dem oben erwähnten Umstand eine weitere Beachtung wünschen. Ich danke Ihnen, wenn Sie mir in Ihrem Blatte Gelegenheit dazu bieten. W. W.

J., Lüneburg. Die besten uns bekannten Karten des polnischen Kriegsschauplatzes sind die Ravensteinschen, sehr genauen zwei Karten, 1:300 000, (nördlicher und südlicher Teil), aufgezogen je 4 Mark. Polen westlich der Weichsel und Ostpreußen ist gut dargestellt auf der Flemmingschen Karte dieses Gebiets, nicht aufgezogen 1 Mark, 1:600 000. Im selben Verlag ist eine ausgezeichnete Landkarte von Galizien erschienen, aufgezogen 3,75 Mark, 1:600 000.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

14. Januar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.

Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683

Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 2

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Hermann Pachnicke, M. d. R. u. A:** Der Ertrag des Krieges. — **Gertrud Bäumer:** Kommen wir aus? — **Orestes Daskalsuk:** Moskowiter und Kleinrussen. — **Dekan Friedrich Holdermann:** Der Krieg und die evangelische Kirche. — **Anton Erkelenz:** Fürsorge für Kriegsinvalide. — **Wilhelm Schremmer:** Das Dorf im Kriege. — **D. Gottfried Traub:** Ritter und Drohnen. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 5. Januar.

Der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza hat bei einer Neujahrsbegrüßung eine Rede gehalten, in der er für Ungarn den inneren Parteifrieden von neuem erklärt und denjenigen nichtmagyarischen Nationalitätsgruppen, deren Staatstreue sich des vollsten Vertrauens würdig erwiesen hat, verspricht, daß sie auch nach dem Kriege in gegenseitiger Wertschätzung zu den öffentlichen Aufgaben herangezogen werden. Gegenüber Oesterreich hebt er mit auffälliger Kräftigkeit hervor, daß die Selbständigkeit Ungarns durchaus nicht als Schwächung der militärischen Kraft der Doppelmonarchie gewirkt habe. Nur gemeingefährliche Narren könnten es sich nach diesem Kriege beifallen lassen, die Monarchie von der felsenfesten Grundlage des Dualismus abdrängen und die staatsrechtliche Struktur, die unter den außerordentlichsten Verhältnissen sich als die zuverlässigste Stütze der Großmachtstellung bewährte, einem etwaigen Zurückgreifen auf zentralistische Experimente opfern zu wollen. Das besagt, daß der stärkste Staatsmann, den wie es scheint zurzeit Oesterreich-Ungarn besitzt, weit entfernt ist, einen Einheitsstaat fördern zu wollen. Darüber, wie er sich das künftige wirtschaftliche und staatsrechtliche Verhältnis zum Deutschen Reiche vorstellt, sagt Tisza begreiflicherweise nichts, spricht aber mit bemerkenswerter Wärme von seinem Besuch im deutschen Hauptquartier und von der reichsdeutschen Bundesgenossenschaft.

Der Sohn des deutschen Reichskanzlers, von dem mitgeteilt war, er sei in russische Gefangenschaft geraten, ist nach neueren Meldungen am 10. Dezember gefallen.

Abends ein Gespräch über die politischen Stimmungen in der Schweiz. Die schöne Harmonie der deutschen, französischen und italienischen Elemente ist auf eine harte Probe gestellt, und die Einheit der Eidgenossenschaft wird nur durch sehr große Geduld und Zurückhaltung der deutsch-schweizerischen Mehrheit erhalten. Während nämlich die Blätter von Genf und Lausanne sich rückhaltlos als Franzosen benehmen, bemühen sich alle größeren Zeitungen des deutschen Teiles, den Ton der Neutralität aufrechtzuerhalten. Es ist schwierig, die gute Disziplin eines neutralen Heeres zu bewahren, wenn keine kriegerischen Aufgaben vorliegen.

Mittwoch, 6. Januar.

Als der Fürst Wilhelm von Wied die kurze Herrschaft über Albanien nach schmerzlichen Erlebnissen aufgab, kehrte Essad Pascha, der vielgewandte Abenteurer, aus Italien nach Albanien zurück und scheint inzwischen die Regierung übernommen zu haben, soweit man in Albanien überhaupt von Regierung reden kann. In neuerer Zeit bewegen sich mohammedanische Aufständische gegen ihn und bedrohen Stadt und Hafen Durazzo. Italienische Kriegsschiffe sind zum Schutz der in Durazzo bedrohten europäischen Geschäftsträger angelangt und haben den italienischen, den französischen und den serbischen Gesandten aufgenommen, während der österreichische Geschäftsträger und der bulgarische Konsul es vorgezogen haben, in der Stadt zu bleiben, da sie von den Aufständischen wohl nichts zu fürchten haben. In den italienischen Zeitungen wird die Regierung davor gewarnt, sich in die albanischen Verwicklungen einzumischen, weil, wie der Messagero schreibt, Italien seine Truppen zusammenhalten müsse, da es auf die Vervollständigung der nationalen Einheit hofft. Es ist nicht zu leugnen, daß in dem Auftreten mohammedanischer kriegerischer Bewegungen an der Küste des Adriatischen Meeres eine weitere Gefährdung des Weltfriedens enthalten sein kann, da zwar die türkische Regierung zweifellos den albanischen Vorgängen fernsteht, die Albaner selbst aber den Italienern gegenüber als Parteigänger der Türken auftreten. Auch sonst scheinen die italienisch-türkischen Beziehungen nicht vollständig klar zu sein.

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß unsere Beurteilung der österreichischen Kriegführung in Serbien die sehr großen Hindernisse unterschätze, die in der Natur des dortigen Landes liegen. Die serbischen Gebirge gleichen den kahlen, steinigen Bergzügen von Karst und Dalmatien. Diese Erinnerung ist sicher berechtigt, nimmt aber die Verwunderung darüber nicht hinweg, daß die österreichisch-ungarische Heeresleitung nicht sofort am Tage des Ultimatums für die Besetzung der Donau und den Einmarsch in das Land bereit war. Der österreichische Generalstab wußte, was bevorstand und kannte die geographischen Verhältnisse.

Während im allgemeinen unter dem Druck ungünstiger Witterung auf dem westlichen Kriegsschauplatz nur geringe Veränderungen zu verzeichnen sind, wird bei Sennheim im oberen Elsaß lebhaft weitergekämpft. Die Schweizer Grenzwachen in der Nähe von Belfort sollen verstärkt sein.

In Polen erreichte der deutsche Vormarsch einen Nebenfluß der Bzura, Sucha. 1400 Gefangene.

Eine englische Antwort auf die nordamerikanische Note ist bis jetzt nicht erteilt worden. Die Vereinigten Staaten haben Mexiko in Form eines Ultimatums vor Grenzverletzungen gewarnt. Man hört die Vermutung, daß von Japan aus die mexikanischen Unruhen begünstigt werden, um gegenüber den Vereinigten Staaten für alle Fälle eine gewisse Angriffsmöglichkeit zu besitzen. Natürlich läßt sich das von hier aus nicht nachprüfen.

Donnerstag, 7. Januar.

Im Journal de Genève findet sich ein holländischer Aufsatz, der mit ziemlicher Deutlichkeit von einem Abkommen redet, welches schon seit längerer Zeit zwischen dem Königreich der Niederlande und den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschlossen sein soll. Den Inhalt eines solchen Abkommens kann man nur im allgemeinen vermuten. Durch das japanische Ausdehnungsbedürfnis im Großen Ozean werden in gleicher Weise die amerikanischen

Digitized by Google

Besitzungen, nämlich Hawai, Philippinen, Guam und einige andere Südseeinseln und die holländischen Besitzungen von Sumatra bis nach Neu-Guinea gefährdet. Bisher hatten die Japaner zu ihren eigenen Inseln und der Hälfte von Sachalin Formosa den Chinesen abgenommen; dazu kommt nun die Besetzung deutscher Inseln, die wir in ihrem Umfange nicht ganz verfolgen können. Es ist anzunehmen, daß die Japaner Karolinen, Marshallinseln, Palauinseln und Marianen unter ihre Gewalt gebracht haben, während Samoa, Bismarck-Archipel und Neuguinea von Australiern oder Engländern besetzt sind. Ob die Engländer nicht in einem späteren Zeitpunkt den Japanern aus Dankbarkeit auch diese Erwerbungen werden ausliefern müssen, läßt sich zur Stunde natürlich nicht sagen und wird von inneren Auseinandersetzungen zwischen England und seinen australischen Kolonialstaaten abhängen. Sollte nun doch noch, was allerdings unwahrscheinlich geworden ist, das französische Hinterindien den Japanern als Gegengabe für militärische Unterstützung ausgeliefert werden, so ergibt sich auf kolonialem Gebiet ohne weiteres eine Interessengemeinschaft zwischen Holland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wobei nur unklar bleibt, worin die holländische Leistung bestehen soll, da die überseeischen Streitkräfte Hollands nicht sehr bedeutend sind. Ob die Vereinigten Staaten beabsichtigen, den europäischen Bestand Hollands unter ihren besonderen Schutz zu stellen, ist mit keinem Worte gesagt und wahrscheinlich auch nicht grundsätzlich erörtert. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Weltlage des Königreiches der Niederlande durch den Krieg eine außerordentlich schwierige geworden ist, zumal auch das wirtschaftliche Leben der niederländischen Handelsplätze vom englischen Seeboykott in peinlichster Weise gestört wird.

Russische Nachrichten behaupten, daß Ardahan nach dem türkischen Siege von den Russen wieder erobert sei und daß die Türken sich in wilder Flucht entfernt hätten. Ob das wahr ist, wird man ja hören. Die Türken berichten bis jetzt nichts Neues über Ardahan, reden dagegen von der Einnahme von Urmia, das auf persischem Boden gelegen aber von den Russen besetzt ist. Russische Truppen sollen in den Urmia-See getrieben worden sein.

Auf unserem westlichen Kriegsschauplatze wird von den Franzosen die Beschießung von hinter der deutschen Front gelegenen Ortschaften fortgesetzt, was wahrscheinlich eine Folge der inzwischen eingetroffenen neuen französischen Feldgeschütze ist. Der militärische Zweck dieses Verfahrens läßt sich von hier aus nicht beurteilen; möglicherweise sollen den deutschen Soldaten ihre zeitweiligen Erholungsplätze weggenommen werden. In französischen Zeitungen wird noch immer von der Absicht der Durchbrechung der deutschen Linie gesprochen. In Paris sollen 200 000 Mann versammelt sein, die bisher geschont wurden, um im entscheidenden Augenblick nach der Stelle des großen Angriffs geworfen zu werden. Dabei ist aber nicht zu vergessen, daß auch auf der deutschen Seite ein ausgezeichnetes Eisenbahnwesen besteht. Die Kämpfe im Oberelsaß dauern fort.

An der östlichen Linie gewinnen die Russen in der Bukowina und wohl auch stellenweise in den Karpathen an weiterem Boden, während sie in der Richtung auf Warschau trotz starken Widerstandes langsam weiter zurückweichen. Das Wetter muß ganz entsetzlich sein; nach Lodz werden deutsche Vorräte zusammengeschoben, um für den Fall eines härteren Winters die nötige Rücklage zu besitzen.

Freitag, 8. Januar.

In der „Neuen Freien Presse" veröffentlicht ein Großhändler aus Odessa, dem es gelungen ist, nach Wien zu kommen, seine Erlebnisse. Von den 600 000 Einwohnern von Odessa ist ein Drittel arbeitslos und der Not preisgegeben. Von den Deutschen und Oesterreichern wurden etwa 560 in Gefangenenlager gebracht, 83 Deutsche sind unter Anklage des Hochverrats verhaftet und eingekerkert, ebenso alle Beamten des österreichischen Konsulates. Kein russischer Advokat will die Verteidigung der Deutschen übernehmen. Das Deutschsprechen in öffentlichen Lokalen ist bei Strafe von 3000 Rubel verboten. Ganz unverständig ist die Behandlung der deutschen Kolonisten in Südrußland, welche seit langer Zeit russische Staatsbürger sind und im russischen Heere zu dienen haben. Ihnen wurde befohlen, ihre Güter zu verkaufen, und die Banken wurden beauftragt, ihnen jeden Kredit zu entziehen. Da dieses natürlich bei den im russischen Heer dienenden deutsch-russischen Soldaten Erbitterung hervorrief, so beschränkte man die verderblichen Maßregeln auf Russen deutscher Nationalität, die erst nach 1885 Bodenbesitz erworben haben. Diese deutschen Kolonisten gehören zu den besten und arbeitsamsten Teilen der russischen Bevölkerung überhaupt und haben dem russischen Staate nie Veranlassung gegeben, sie als staatsfeindlich anzusehen.

Der Erzbischof von Mecheln, Kardinal Mercier, erließ an seine Geistlichen einen Hirtenbrief, der an verschiedenen Sonntagen von den Kanzeln verlesen werden sollte und in dem ein unverkennbarer Protest gegen die deutsche Verwaltung Belgiens enthalten war. Der deutsche Generalgouverneur untersagte die Verlesung des Hirtenbriefes, und der Erzbischof gab eine Erklärung ab, daß es ihm ferngelegen habe, durch seine Kundgebung aufreizend zu wirken, er sei im Gegenteil von der Absicht geleitet gewesen, die Bevölkerung zu beruhigen und sie unter Schonung ihrer patriotischen Gefühle zur äußerlichen Unterordnung unter die bestehende deutsche Gewalt zu ermahnen. Es ist zuzugeben, daß die seelsorgerliche Tätigkeit des Bischofs und der Geistlichen in einem durch den Krieg besetzten Lande ein ungewöhnliches Maß von Takt und Zurückhaltung erfordert. Im allgemeinen scheint dies von der belgischen Geistlichkeit geleistet zu werden, es ist aber gut, daß der Generalgouverneur auch dem Erzbischof gegenüber auf strenger Innehaltung der notwendigen Rücksichten besteht.

Vom Tagesbericht der deutschen Heeresleitung ist bemerkenswert, daß die Kämpfe bei Belfort und in den Vogesen sich fortsetzen aber zu keinen weiteren Fortschritten der Franzosen führen, und daß im Osten an der Rawka 1600 Russen gefangengenommen wurden.

Sonnabend, 9. Januar.

Das englische Oberhaus bewahrt ebenso wie das englische Unterhaus im Krieg die Sitte der freien Aussprache. Selbstverständlich tritt die Kritik gedämpft hervor, läßt aber doch erkennen, daß sich die bisherigen Kriegsleistungen keiner allgemeinen Zustimmung erfreuen. Am wenigsten zufrieden sind diejenigen konservativen Kreise, die schon immer unter Führung des verstorbenen Lord Roberts die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht verlangt haben. Zu ihnen ist auch der frühere Vizekönig von Indien Lord Curzon zu rechnen, während anderseits der bisherige Vizekönig von Irland Lord Aberdeen seine Stelle aufgegeben hat, da er, wie anzunehmen ist, aus einer mehr liberalen Gesinnung heraus die jetzige Politik der Regierung nicht mehr vertreten will. Bis heute fordert die Regierung die allgemeine Wehrpflicht noch nicht, läßt aber auch keinen grundsätzlichen Widerspruch gegen sie laut werden. Es ist eine eigentümliche Ironie, daß die Engländer ausziehen, um den deutschen Militarismus zu beseitigen und dabei selbst immer militärischer werden. Kitchener berichtet, daß 29 000 neue Offiziere in die Armee eingestellt sind. Da es in England sehr viele sportlich und verwaltungstechnisch tüchtige Einzelpersonen gibt, wird man sich hüten müssen, diese neuen englischen Offiziere absprechend zu beurteilen, ehe man sie in der Kriegsarbeit kennen gelernt hat. Auch die Offiziere der einstigen französischen Revolutionsarmee, die dann Napoleons beste Helden wurden, stammten nur zum geringsten Teil aus den Kriegsschulen, aber freilich ist inzwischen die Kriegskunst etwas verwickelter geworden.

In der „Neuyorker Staatszeitung" findet sich eine Uebersicht über die große Steigerung der nordamerikanischen Ausfuhr nach England und Frankreich in den ersten Monaten des Krieges. Bewaffnungsgegenstände aller Art und Militärbedürfnisse an Kleiderstoffen und Nahrungskonserven werden für hohe Preise an die Kriegführenden geliefert. Sachlich ist das eine Parteinahme der nordamerikanischen Volkswirtschaft für England und Frankreich, solange keine Möglichkeit besteht, eine ähnliche Ausfuhr nach Deutschland und Oesterreich zu richten. Ein Teil

Digitized by Google

der amerikanischen Industrie wird von London aus in hohen Verdienst gesetzt, während andere Teile durch die Vorschriften der englischen Seepolizei auf halbe Arbeitslosigkeit zurückgeworfen werden. Der amerikanische Volkshaushalt erlebt darum fast dieselbe Erscheinung, die die kriegführenden Staaten bei sich beobachten können, daß Hochkonjunktur und Krisis ziemlich unvermittelt nebeneinander hergehen. Bei dieser Sachlage wird es das Staatsdepartement nie allen Beteiligten recht machen können.

Aus Frankreich werden neue Kämpfe nordöstlich von Soissons, nördlich Châlons und im Oberelsaß gemeldet. Der Sohn des Ministerpräsidenten Viviani ist im Kampfe gefallen.

Sonntag, 10. Januar.

Von Anfang des Krieges an haben die Meinungen über den militärischen Wert der Flugzeuge geschwankt. Inzwischen sind ihre Verdienste für die Aufklärung bei hellem Wetter über allen Zweifel erhaben, und alle kriegführenden Staaten bemühen sich, ihren Flugpark zu vermehren. Dabei benutzen Engländer und Franzosen zum Teil deutsche industrielle Anlagen, die auf ihrem Gebiet als Filialgründungen errichtet und nun unter Staatsleitung gestellt wurden. Am schwersten wird es Rußland fallen, seine Verluste an Flugzeugen wieder auszugleichen. Da nun jetzt im winterlichen Wetter der Aufklärungsdienst weniger auf dem Wege der Luftfahrt ausgeübt werden kann, auch für große Strecken der langen Linien kaum mehr neue Ergebnisse zutage fördert, so vermehren sich die Nachrichten, daß Luftschiffe und Flieger regelmäßig zum Auswerfen von Bomben verwendet werden. Insbesondere scheinen Calais und Dünkirchen im Westen und Warschau im Osten als Zielpunkte derartiger Expeditionen zu dienen. Der unmittelbare Schaden, den die Bomben anrichten, kann nur bei glücklichem Zufall groß sein, aber die dauernde Beunruhigung der Bevölkerungen ist auch ein Mittel der Kriegführung. In England ist die Sorge vor einem deutschen Luftangriff noch nicht erloschen.

Der Schweizer Bundesrat hat beschlossen, daß für die Dauer des gegenwärtigen Krieges die Einfuhr von Getreide und Getreideprodukten ausschließlich dem Bund vorbehalten sei. Der Grund dieser Maßnahme liegt offensichtlich in der englischen Drohung, die Zufuhr auf dem Wege über Genua zu sperren, wenn die Schweiz nicht in der Lage ist, Garantien dafür aufzubringen, daß kein eingeführtes Getreide nach Deutschland oder Oesterreich weiter verkauft wird. Wie es der Schweizer Bundesrat einrichten will, daß er das von ihm erworbene überseeische Getreide nur für den inneren Verbrauch seines Landes festhält, ist uns noch nicht bekannt. Da Deutschland sein Ausfuhrverbot gerade gegenüber der Schweiz außer Kraft gesetzt hat, so wird schwerlich die Schweiz nun ihrerseits ein absolutes Verbot der Ausfuhr nach Deutschland ergehen lassen können. Im übrigen wird es für uns sehr interessant sein zu sehen, welche Erfahrungen ein neutraler Staat mit einem Einkaufsmonopol von Getreide macht. Solche weitgehenden Maßregeln werden in kriegführenden Staaten immer noch leichter ertragen als in neutralen, da in diesen die öffentliche Kritik und der Parlamentarismus sich selbstverständlich mehr mit den staatlichen Brotpreisen beschäftigen können. Der letzte Grund nämlich gegen die Einrichtung des staatlichen Einkaufsmonopols ist weniger die Schwierigkeit der technischen Durchführung als die Sorge davor, daß die Brotpreisdebatten zum dauernden Hauptstoff der innerpolitischen Agitation sich auswachsen.

Der dänische Ministerpräsident Zahle hat sich ebenfalls über die Schwierigkeiten ausgesprochen, die die Volkswirtschaft eines neutralen Staates im Kriege durchzumachen hat. Dabei sagt er unter anderem: „Wir haben die Ausfuhr von Pferden so lange gestattet, als dies ohne Schädigung des Landes vor sich ging, wodurch das Land Millionen verdiente. Wir müssen so weit als möglich trachten, die Fabriken in Betrieb zu erhalten, das heißt, Absatz für unsere Produkte im Auslande zu finden wie in Friedenszeit. Können wir nicht mehr ans Ausland verkaufen, muß ein großer Teil unserer Fabriken schließen. Die Folge davon wäre Arbeitslosigkeit." Es versteht sich von selbst, daß Dänemark seinen schon in Friedenszeiten lebhaften Handel mit Deutschland nicht deshalb unterbrechen kann, weil es den Engländern erwünschter sein würde, wenn gar keine dänischen Pferde, Milchprodukte, Seefische und Futterstoffe nach Deutschland kämen. Gerade dadurch, daß die englische Sperrung der Nordsee den regelmäßigen Ausfuhrhandel von Dänemark nach England gefährdet und unmöglich macht, ist Dänemark gezwungen, sich wenigstens eine Tür nach Deutschland so weit offen zu halten, als es sich mit der Neutralität verträgt. Wenn Amerika nach England Kriegsmaterial liefert, dann wird doch Dänemark das Recht haben, wenigstens Pferde auf die deutschen Märkte zu schicken, auch wenn die Wahrscheinlichkeit besteht, daß sie dort von der deutschen Militärverwaltung gekauft werden.

Eine bis jetzt nicht offiziell beglaubigte Nachricht teilt mit, daß die Engländer von der See aus mit 8000 Soldaten Tanga in Deutsch-Ostafrika angegriffen haben, dabei aber eine schwere Niederlage erlitten und 3000 Mann verloren.

Nachdem Durazzo von italienischen Kriegsschiffen überwacht wird, haben auch die Griechen ein Schiff dorthin gesendet, was auf italienischer Seite mit Mißfallen begrüßt wird. Die Zeitungen des Dreiverbandes reden den Italienern weiter zu, daß sie sich nicht in ein albanisches Abenteuer einlassen sollen, weil man auf jener Seite noch immer an der Hoffnung festhält, Italien mit Lockungen und Drohungen zum Kriege gegen Oesterreich zu treiben.

Montag, 11. Januar.

Von den verschiedenen türkischen Kriegsschauplätzen kommen Meldungen, die alle mit Vorsicht aufgenommen werden wollen, mögen sie günstig oder ungünstig sein. Am bedenklichsten ist das Schweigen der offiziellen türkischen Berichte über die russischen Behauptungen, daß die Türken unter außerordentlichen Verlusten mit Vernichtung von mindestens einem Armeekorps aus Ardahan wieder herausgetrieben seien. Die türkische Heeresleitung stellt nur nebensächliche Dinge an den russischen Mitteilungen richtig, umgeht aber die Hauptsache. Dafür sind die Türken in der Lage, aus der Gegend des Urmia-Sees von siegreichen Gefechten zu schreiben. Leider aber wird gleichzeitig eine Nachricht verbreitet, daß die persische Regierung vielleicht unter dem Druck englischer und russischer Mächte eine Kriegsdrohung an die Türkei gerichtet habe, falls diese nicht imstande sei, dem Plündern der Kurden Einhalt zu gebieten. Jedermann weiß, wie schwierig es ist, den Kurden in aufgeregten Zeiten etwas Derartiges vorzuschreiben. Im Süden von Mesopotamien, wo die indischen Truppen bis nördlich von Basra vorgedrungen sind, haben arabische Stämme einen gewissen Erfolg davongetragen. Am Suezkanal stärken die Engländer ihre Befestigungen und verbreitern die mit dem Kanal im Zusammenhang stehenden Seen.

An der französischen Linie hat sich nach Abschluß der Weihnachtszeit die deutsche Heeresverwaltung veranlaßt gesehen, vor Schützengrabenfreundschaften zu warnen, was nur als berechtigt und notwendig angesehen werden kann, da es zwar menschlich wohltuend ist, wenn zwischen feindlichen Heeren eine gewisse gemeinsame Fürsorge für Verwundete übrigbleibt, darüber hinaus aber eine Abschwächung der Gegensätze nicht gewünscht werden darf. Am meisten ist in den letzten Tagen nördlich und nordöstlich von Soissons gekämpft worden.

Der Berichterstatter des italienischen „Corriere de la Sera", Barzini, dessen interessante Darstellungen überall beachtet werden, sagt beim Durchwandern der französischen Schlachtfront: „Man hat einen Eindruck von Abmattung und Zweifel; weder von der einen noch von der anderen Seite scheint es möglich vorzurücken. Die Zweikämpfer zittern und knirschen in ihrer Anstrengung, aber sie werden vielleicht auch noch weiter unbeweglich bleiben. Der Kampf wird immer eindringlicher, aber dabei nicht entscheidender." Derselbe Schriftsteller macht über die belgische Armee folgende nicht ganz unrichtige Bemerkung: „Diese Armee hat dreimal den Franzosen geholfen, nämlich indem sie während der Mobilisation die Deutschen bei Lüttich zurückhielt, sodann, indem sie während der Schlacht an der Marne die Deutschen nach Antwerpen zog, und zuletzt, indem sie ihnen den Vormarsch auf Calais sperrte." Es

Digitized by Google

scheint, daß die belgischen Truppen trotz dieser Verdienste und trotz großer Abmattung von ihren Verbündeten noch immer in den Vordergrund der härtesten Kämpfe geschoben werden.

Eine Gruppe spanischer Gelehrter und Schriftsteller erläßt einen Aufruf, um ihren unveränderlichen Glauben an die moralische Einheit Europas auszusprechen. Da Europa auf gegenseitiges Zusammenwirken angewiesen sei, so sei dieser Krieg genau betrachtet ein Bürgerkrieg. „Tausend Anzeichen bestätigen uns, daß wenigstens in den denkenden Kreisen die Stürme sich zu mildern beginnen und daß in den besseren Gewissen die ewigen Werte eine Wiedergeburt erleben." Mag diese hoffnungsvolle Darlegung auch dem Gang der Dinge vorauseilen, so ist es sicherlich richtig, daß der Gedanke an die notwendige Wiederherstellung einer europäischen Gemeinbürgschaft langsam an Kraft gewinnt. Wir Deutschen dürfen aber und wollen uns durch derartige Zukunftsgedanken nicht davon abhalten lassen, auf jeden weiteren Angriff gerüstet zu sein und mit der Möglichkeit zu rechnen, daß unsere Truppen noch lange aushalten müssen, bis durch ihre sieghafte Kraft ein Friede gefunden wird, der den Opfern entspricht und die Zukunft sichert.

Dienstag, 12. Januar.

Aus Rom wird geschrieben, daß die Aufforderung des Papstes, den Austausch der nicht kriegsfähigen Gefangenen zu vollziehen, in folgender Reihenfolge zustimmend beantwortet wurde: England, Deutschland, Oesterreich, Rußland, Serbien. Es fehlen noch Frankreich und Montenegro. Die Verzögerung der französischen Antwort sei kein Zeichen der Ablehnung des Vorschlages, sondern nur ein Ausdruck der französischen Unzufriedenheit mit der Haltung des päpstlichen Stuhles. Der Vatikan habe zwar offiziell seine absolute Neutralität versichert, aber viele Vertreter des höheren römischen Klerus bekundeten allzu offen ihre Vorliebe für Deutschland. Das Telegramm des Papstes Benedikt XV. an Kaiser Wilhelm beginne mit den Worten: „Vertrauend auf die Gefühle christlicher Liebe bei Ew. Majestät". Diese Worte sind für manche französische Ohren schwer erträglich, da sie sich ein übles Zerrbild von der Seele des deutschen Kaisers zurechtgemacht haben. Vermutlich wird die französische Zustimmung zum päpstlichen Vorschlag in einiger Zeit einlaufen.

Der österreichische Generalstab teilt mit, daß an der unteren Nida in Südpolen hartnäckige Kämpfe gewesen sind, bei denen die Russen mit bedeutenden Kräften vergeblich versuchten, die Flußniederungen zu überschreiten. Die Russen sollen wenig Munition haben. Das Wetter ist gräulich für alle Beteiligten. In welchem Dreck mögen unsere tapferen guten Soldaten oft sitzen! Dabei aber bleiben sie auch im Osten in dieser naßkalten Zeit von guter Durchschnittsgesundheit.

Neue Flugzeugkämpfe über Flandern und dem Kanal.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 5. Januar.

Anton von Werner ist gestorben. Sein Tod berührt in dieser Zeit tiefer, als es vielleicht sonst der Fall gewesen wäre. Er, der im Hauptquartier von Versailles den letzten Teil von 1870/71 mitmachte, erscheint heute in besonderem Sinne als Vertreter der Generation von damals. Wie wird der heutige Krieg im Bilde gestaltet werden? Sicher leidenschaftlicher, härter — weniger „Schlachtengemälde" und mehr Sturm, Empfindung, Grausen.

Die vereinigten evangelischen Kirchen Englands haben gegen die Entsendung eines englischen Gesandten zum Vatikan energischen Einspruch erhoben. Sie erklären:

„Die Entsendung eines Vertreters des Königs und der englischen Regierung an den Vatikan bedeutet, soviel bekannt, seit den Tagen der Reformation einen Vorfall sondergleichen. Der Fall hat unter den protestantischen Untertanen Seiner Majestät große Bestürzung hervorgerufen. Die Eröffnung diplomatischer Beziehungen zum Vatikan bedeutet offenbar eine Anerkennung der weltlichen Macht des Papstes und widerspricht deshalb dem Geiste unserer Verfassung, die eine Jurisdiktion des Papstes in England nicht zuläßt und die Aufrechterhaltung amtlicher Beziehungen zwischen unserem Könige und dem Papste verbietet. Diese Grundsätze wurden infolge der Ansprüche des Vatikans aufgestellt, außer der religiösen, auch eine Art bürgerlicher Jurisdiktion ausüben zu wollen. Indem der Hohe Rat diese Einwände vorbringt, beabsichtigt er nicht, der Lösung der Frage vorzugreifen, er gibt sich aber der Erwartung hin, daß sein Schritt dazu dienen wird, die Notwendigkeit einer Erklärung über diese Mission in kürzester Frist herbeizuführen."

Was wird Grey sagen?

Die Pharmazeutische Gesellschaft von Großbritannien mußte in ihrer Generalversammlung mit und wider Willen der deutschen Industrie ein Ehrenzeugnis ausstellen. Der Ersatz der zahllosen Chemikalien, die aus Deutschland gekommen seien, durch eigene Präparate, sei nicht so leicht, hieß es. Man könne nicht erwarten, daß man in England in einigen Monaten eine Industrie aufbaue, die in Deutschland zu ihrer Entwicklung zwei Generationen gebraucht habe. Zumal jenes System von Erfindungen, das dazu gehört, eine Verwendung sämtlicher Nebenprodukte eines Präparates auch durch die Art der Herstellungsanlagen zu ermöglichen, lasse sich nicht von heut auf morgen schaffen. Die Versammlung dieser Fachleute war gar nicht dafür, daß die im Besitz von Feinden befindlichen Patente jetzt — nach dem liebevollen Vorschlag der Regierung — ohne weiteres auf Engländer übertragen werden sollten. Das würde nach dem Frieden die schwierigsten Verwicklungen ergeben. Man solle sich lieber auf die Herstellung solcher Chemikalien werfen, auf denen keine Patentrechte ruhen.

Uebrigens fehlt natürlich in der englischen Apotheke auch das Jenaer Glas.

Ein interessanter Vergleich über die wirtschaftliche Wirkung des Krieges 1870 und heute (Voss. Ztg.). Rohstoffschwierigkeiten gab es damals nicht. Dagegen Arbeitslosigkeit durch Ausfälle des privaten Verbrauchs, der gegenüber der Heeresbedarf gar keine Rolle spielte. Und viel fühlbarere Transportschwierigkeiten.

Ein schöner Vortrag von Georg Simmel: „Vom Tode in der Kunst." Voll tiefer innerer Beziehung zu dem Stärksten, was wir jetzt immer wieder erleben. Simmel, der tiefer als irgend jemand in das Wesen Rembrandts eingedrungen ist, zeigte, wie im germanischen Wesen (als dessen Typus er Rembrandt erfaßte) der Tod als Bedingung des Lebens selbst empfunden, als im Leben gegenwärtig gefühlt worden sei. Der germanische Individualismus, der die stärkste Aeußerungsform des Lebens in der Persönlichkeit zu erfassen bemüht ist, hat darum auch das tiefere Empfinden für die Tatsache des Todes, der das Einzelwesen vernichtet. Den letzten Sinn der Erhebung, die uns diese Zeit schenkt, berührte Simmel, als er von jener höheren Einheit von Tod und Leben sprach: der Gesamtheit, die im Stirb und Werde der Einzelmenschen als das Größere weiterlebt und um deretwillen wir heute die Vernichtung so vieler Leben in einem erhabenen Sinn ertragen können.

In Hamburg sind Bezirksversammlungen der sozialdemokratischen Partei verboten worden. Frage: ist dasselbe anderen Parteien gegenüber auch geschehen? Aber auch dann: sollen in dieser doch auch an politischen Problemen und Aufgaben reichen Zeit die politischen Vereine nicht Gelegenheit nehmen dürfen, in ihrem Mitgliederkreise Beratungen zu pflegen?

Mittwoch, 6. Januar.

Energischere Maßnahmen des Bundesrats gegen die Weizenmehlverschwendung. Man kann beinahe sagen: gerechte Strafe für die sinnlose Weihnachtsbäckerei.

Verbot aller Nachtarbeit in Bäckerei und Konditorei. D. h. Verzicht auf die frischen Morgensemmeln. Für die Bevölkerung nicht schlimm — ich erlebte es einmal in Florenz, wo die Bäcker-

Digitized by Google

gesellen erklärt hatten, sie wollten auch einmal „die Sonne sehen". Die gräßlichen italienischen Semmeln waren altbacken schlechtweg ungenießbar, und die Folge des Bäckerstreiks muß ein enormer Rückgang ihres Verbrauchs gewesen sein. Hoffentlich geht es hier auch so. Erfindungsreich ist das Verbot der Herstellung von Weizenbrot über 100 Gramm Schwere. Damit auch sicher alles Weizengebäck schnell altbacken wird und man nicht statt der Semmeln große Brote macht, die länger frisch sind und sich auch mehr verschneiden. Alles Weizenbrot muß 30 Prozent Roggenmehl enthalten. Kuchen darf nur zur Hälfte aus Weizenmehl bestehen. Noch größere Ausmahlung. Verschärfung des Verfütterungsverbots. Verstärkung des obligatorischen Kartoffelzusatzes zum Roggenbrot.

Die Befürchtung der Bäcker, daß die Kleinbäcker durch diese Bestimmungen und den Rückgang des Weißbrotverbrauchs um ihre Existenz gebracht werden, weil die Brote zumeist von den Großbäckereien hergestellt und vom Kaufmann verkauft werden, wird sich vielleicht deshalb nicht erfüllen, weil durch das Nachtarbeitverbot die Großbäckereien weniger herstellen können, so daß die Aussicht für die Kleinbäcker, Roggenbrot loszuwerden, wächst.

Eine Kleinigkeit ist diese Verordnung nicht für die Bäckereien — aber wenn so weiter gewirtschaftet wird, sind sie in ein paar Monaten erst recht schlimm dran.

Ein heilsamer Schreck ist in die Hausfrauen gefahren, die vermutlich immer noch mit ihren Weihnachtskuchenvorräten zu tun haben. Leider mit dem Effekt, daß sie nun wieder große Mehlvorräte kaufen — um sie vermutlich zum guten Teil mit fehlschlagenden Backversuchen zu verpanschen. (Weil nämlich das anders ausgemahlene und versetzte Weizenmehl ganz anders beim Backen behandelt werden muß.) Diese Bemerkung mag hart klingen; wenn man aber sieht, wie in unseren Vorortvillen Säcke abgeladen werden, so groß wie auf unseren Kinderfibelbildern von „Müllers Esel", so verzweifelt man an jeder anderen Macht als an der der Polizei.

Donnerstag, 7. Januar.

Die ganze Presse ist noch voll von dem Verbot der Nachtarbeit in der Bäckerei. Die als sozialpolitische Forderung von den Gesellenverbänden sonst unterstützte Maßnahme stößt jetzt auch bei ihnen auf Kritik. Natürlich melden sich auch wieder die Hausbesitzer als Geschädigte!

Erfreulicherweise werden die freien Gewerkschaften sich der Sparsamkeitspropaganda in ihren Mitgliederkreisen annehmen. Das wird jedenfalls sehr wirksam sein.

Zusammensein mit einer Amerikanerin, Vertreterin einer großen internationalen religiösen Organisation. In manchen Persönlichkeiten ist der Wunsch, über der politischen Feindschaft die Bruderliebe zur Geltung zu bringen, doch wohltuend und anziehend. Unerträglich ist nur das Pharisäertum derer, die einen aus sicherem Hafen mit ihren Tiraden über die Barbarei des Krieges beschicken. Darüber hat ein Baseler Pfarrer eine feine Erklärung abgegeben, an Kollegen, die zu dem Thema „Krieg und Evangelium" demonstrierten.

„Ich empfände es als lieblos, ja als ein Schießen in den Rücken, wenn ich, der ich daheim bleibe, in bürgerlicher Sicherheit und fast oder ganz opferloser Zuschauerrolle die Unvereinbarkeit von Krieg und Evangelium debattieren und proklamieren würde, während Unzählige, deren Jüngerschaft ebenso gut und besser und deren Gewissen ebenso fein und feiner ist, unter dem Zwang einer unausweichlichen Wirklichkeit in ihrer Person und ihrem Handeln beides einfach vereinbaren müssen. Mir kommt vor, daß da theoretische Debatten und Resolutionen wie Schüsse von hinten auf die tapferen Männer — Christen, Sozialisten u. a. — wirken, welche äußerlich mit ihrem Leibe für ihr Vaterland und dessen Zukunft streiten und innerlich in ihren Seelen um ein reines Gewissen und um die Gesinnung Jesu ringen. Bei denen weilt meine innigste Anteilnahme. Ich möchte nicht aus meiner Unsicherheit in bezug auf Evangelium und Krieg heraus auch nur das geringste beitragen, ihren Kampf noch zu erschweren. Sodann bin ich überzeugt, daß gerade sie nach ihrer Rückkehr das Wichtigste und Wahrste über dieses Problem werden zu sagen haben, welches ich darum nicht ohne sie behandeln hören mag. Daß wir jetzt den Druck dieses Problems geduldig wartend ertragen, scheint mir eine kleine Forderung Gottes gegenüber dem, was er jenen zu ertragen zumutet. Es erscheint mir also als Liebespflicht, die Debatten bis zur Rückkehr der Kompetentesten zu unterlassen.

Ich gebe zu, daß in diesen Gründen kein großes Selbstvertrauen sich offenbart. Aber ich bin zufrieden, wenn jetzt mein Gottvertrauen tapfer durchhält."

Das ist wunderschön mitempfunden. Man möchte es all den Moralisten schicken, die von ihren reinlichen Höhen heute auf uns sündige Kriegführende herabsehen.

Freitag, 8. Januar.

Die Einheit des militärischen und des geistigen Deutschland macht vor den abgeschlossensten Kreisen deutschen Geistes nicht halt. Es ist schön, daß der Stefan Georgekreis — für den das Todesopfer für das Vaterland als höchste Form der „Tat" seine selbstverständliche Größe und Würde hatte — doch auch mit so viel mehr Liebe sich beugt vor der Leistung des deutschen Volkes in diesen Tagen. Wenn man daran denkt, mit welcher Skepsis gerade hier von dem „Volk" als einer traurigen Illusion über die platte Masse gesprochen wurde, so liest man doppelt gern in der „Frankfurter Zeitung" in einem Aufsatz von Gundolf, daß „unserem Volk, als dem einzigen, das bei unverbrauchter, ungestalter Fülle zugleich im Kerne plastische Kraft, das mit einem Wort noch Jugend hat, das Recht und die Pflicht zur Wiedergeburt Europas erwachse". Auch dieser Kreis hat den Eindruck, wie sehr der große Augenblick durch die Sandschicht der Alltäglichkeit die Feuerströme schlummernder Tatkraft hervorstieß und ein ganz anderes Volk offenbarte, als das wir im seichten Tagestreiben sahen.

Abnahme der Arbeitslosigkeit wird auch aus solchen Industrien gemeldet, die nach wie vor wenig Kunden haben können. In der Krefelder Seidenindustrie — eine der durch Arbeitsstockung am härtesten Betroffenen — wird Besserung gemeldet. Die Zahl aller Arbeitslosen in Krefeld betrug am 19. August 8500, am 4. Oktober 10 063, am 28. November 7100, davon sollen etwa 2800 auf Arbeiter der Seidenindustrie entfallen. Seitdem aber soll es noch besser geworden sein. In anderen Zentren der Textilindustrie, z. B. in München-Gladbach, herrscht eine bisher nie gekannte Hochkonjunktur. — Ein Bericht der freien Gewerkschaften über ihre Arbeitslosigkeit zeigt folgendes: Ende November waren 8,3 v. H. des Mitgliederstandes arbeitslos, gegen 31 v. H. im gleichen Monat des Vorjahres.

Die Bewegung der Arbeitslosenziffern seit Juli ist folgende:

	1914		1913	
	männl.	weibl.	männl.	weibl.
Juli	2,9	3,4	2,9	2,9
August	21,2	32,4	2,8	2,8
September	14,5	24,3	2,7	2,4
Oktober	9,9	18,5	2,9	2,4
November	7,4	14,3	3,2	2,4

Charakteristisch ist die Höhe der weiblichen Arbeitslosigkeit, die sonst unter der männlichen blieb und jetzt nicht nur fast das Doppelte beträgt, sondern auch in viel geringerer Progression zurückgeht — zweifellos im Zusammenhang mit der Tatsache des Ueberwiegens der Ungelernten bei den Frauen, die zuerst und in größeren Zahlen abgestoßen werden, während man die Gelernten hält.

Sonnabend, 9. Januar.

Ein kraftvoller Appell des sozialdemokratischen Führers Scheidemann an seine Wähler geht aus der „Bergischen Arbeiterstimme" durch die Presse:

„Schwere Sorge lastet auf uns allen ... Quälend sind die schlaflosen Nächte, in denen wir unserer Lieben gedenken, die im Felde stehen. Grausam wühlt der Schmerz im Herzen derer, die das Liebste schon haben hergeben müssen ... Hut ab vor den Helden, die für das Vaterland gefallen sind! Größer als die Sorgen und Schmerzen müssen unser unbeugsamer Wille, unsere unerschütterliche Entschlossenheit sein. Wir wollen die furchtbare Zeit nicht nur in klarem Bewußtsein mit offenen Augen durchleben, wir wollen auch die Absichten unserer Feinde zuschanden machen: wir wollen siegen! Und so wünsche ich zum Jahreswechsel allen die Kraft, Kummer und Schmerzen niederkämpfen zu können. Ich wünsche allen den unerschütterlichen Willen zum Durchhalten bis zum

Digitized by Google

Siege! Unseren verwundeten und kranken Soldaten wünsche ich baldige und vollkommene Genesung. Ihnen und ihren Kameraden, die in den Schützengräben hausen, zur See oder auf der Wacht dem Vaterlande dienen — ihnen drücke ich herzhaft die Hand! Ihnen ganz besonders rufe ich zu: Haltet aus! Von euch hängt es ab, was aus unserem Lande und was aus der deutschen Arbeiterschaft wird. Möge uns das neue Jahr baldigen Sieg und dauernden Frieden bringen!"

Ueber die Straße wird ein junger kräftiger Soldat im Fahrstuhl von einem Kameraden gefahren. Er hat ein hölzernes Bein. Ein kleines Mädchen geht schnell und errötend vorbei und legt ihm ein paar Blumen auf den Schoß. Er beschaut sie sich mit einer belustigten Verlegenheit, ohne alle Wehmut — eher mit ein bißchen Verwunderung: Kinder, was wird für ein Aufhebens um einen gemacht.

Sonntag, 10. Januar.

Ein Aufsatz von Hugo von Hofmannsthal über Deutschland und Oesterreich sagt dasselbe, was in seinen Oesterreichischen Reisebriefen Traub gesagt hat: daß Oesterreich von Deutschland zu wenig gekannt ist. So wie zwei Verwandte sich an der Verwandtschaft genügen lassen und menschlich nichts voneinander wissen. Oesterreich hat geistig nicht sehr viel von Deutschland bekommen. Außer Beethoven! Hofmannsthal hat ganz Recht. —

Die Sparkasseneinlagen betrugen in Berlin in den ersten 6 Tagen des Januar 3 Millionen mehr als im Vorjahr zu derselben Zeit. Wenn das nicht ein gutes Zeichen ist! Sowohl für den guten Arbeitsmarktstand, wie für den Willen zur Wirtschaftlichkeit, wie für das Vertrauen in die öffentliche Geldverwaltung.

Die Bäckergesellen haben erklärt, „die Interessen des Gewerbes hinter die des Vaterlandes zu stellen und alle erforderlichen Opfer bringen zu wollen". Bravo! Denn diese Opfer sich nicht gering.

Besuch von einem schwedischen Reichstagsabgeordneten. Sein Eindruck: Erstaunen über die deutsche Organisationsfähigkeit, ein Eindruck von der Front wie aus dem Innern.

Montag, 11. Januar.

Eine Einladung: „Auf Anregung des dem Deutschen Werkbunde angegliederten Ausschusses für Modeindustrie haben sich die umstehenden Firmen entschlossen, beginnend am 17. Januar (oder 1. Februar) neue Kollektionen von Damenkleidern, Mänteln und Hüten in ihren eigenen Räumen zu zeigen. Sie werden große Anstrengungen machen um Interessantes, Neues und Eigenes bieten zu können". Das ist der Anfang der „deutschen Mode" — oder der „Los-von-Paris"-Bewegung. Zu hoffen, daß auch solche Länder, deren Vertreter jetzt schwer nach Paris gelangen können, es einmal mit Berlin versuchen. Eine Amerikanerin, die hier die Schaufenster sah, beglückwünschte uns, daß wir um die in diesem Jahre besonders extravaganten Pariser Modelle herumgekommen sind.

Pachnicke, M. d. R. u. A. / Der Ertrag des Krieges

Die deutsche Presse hat es bisher zum größten Teil vermieden, die möglichen Friedensbedingungen eingehend zu erörtern. Sie will nicht vor dem Siege triumphieren. Anders das Ausland. Dort wird mit leichter Hand die Welt verteilt. Schon erscheinen Karten von dem neuen Europa und Afrika, auf denen Deutschland eine recht verkleinerte Gestalt erhalten hat. Von Rußland ruft man herüber: „Deutschland muß das alles zurückgeben, was es sich gewaltsam aneignete, das Gebiet Polens, Elsaß-Lothringen und Schleswig. Sodann werden die Verbündeten die Schleifung der deutschen Festungen, die Einschränkung der deutschen Armee und der Flotte erstreben." Französische Phantasten sehen wie berauscht den Rhein als deutsche Grenze. Engländer nehmen Helgoland zurück und besetzen unsere Hafenstädte. Zur politischen Ohnmacht haben uns — freilich etwas zu früh — alle verurteilt.

Wir selbst wollen erst siegen und dann verteilen. Man kann in Worten außerordentlich zurückhaltend, in Taten außerordentlich entschlossen sein.

Nur gewisse Grundsätze lassen sich schon jetzt aufstellen. Was wir vom Frieden erwarten, darf, ja muß ausgesprochen werden gemäß der Regel, daß man im Frieden den Krieg, im Krieg den Frieden vorbereiten soll. Die Diplomatie, die nachher die Einzelheiten ordnet, hat die Pflicht und, wenn sie sicher gehen will, muß sie auch das Bedürfnis haben, die Volksstimmung kennenzulernen. Man kann das Meinen und Wünschen einer Nation, die so viel Heldenmut im Felde, so viel Opfersinn zu Hause zeigte, bei der Neugestaltung ihrer Geschicke nicht außer acht lassen.

Die Ansicht, der man überall begegnet, geht dahin: Wir brauchen einen Frieden, der uns Ruhe bringt. Ruhe aber werden unsere Gegner nur halten, wenn sie von neuen Angriffen neue Niederlagen fürchten müssen. Das Bewußtsein der Gefahr hält das Schwert in der Scheide. Bleibt der Feind so stark, wie er ist, so bleibt auch seine Angriffslust die gleiche. Eine Schwächung also muß erfolgen, eine ausreichende Schwächung. Deshalb darf der Friede nicht zu früh geschlossen und müssen die Verhandlungen, wenn der Gegner solche nachsucht, unter dem Gesichtspunkt unserer militärischen und wirtschaftlichen Sicherung mit aller Energie geführt werden. Das ist die vorwaltende Ansicht im ganzen deutschen Volke. Dafür werden die ungeheuren Opfer an Gut und Blut gebracht.

Wenn für den Friedensschluß zur Mäßigung gemahnt wird, wenn die Sozialdemokratie sogar an einen Frieden ohne Eroberung denkt, so geschieht dies wohl nur aus der Befürchtung heraus, daß in allzu gründlichen Verschiebungen der Keim zu neuen Kriegen läge. Ein überstarkes Deutschland würden, so meint man, die anderen nicht ertragen. Fragt sich nur, wo hier der Ueberstaat beginnt. Dem Traum von einer alles andere erdrückenden Weltherrschaft braucht man nicht nachzuhängen und kann doch der Ueberzeugung sein, daß die deutschen Grenzen einer Verbesserung bedürfen. Der erhöhte Schutz, der darin läge, käme nicht nur uns, sondern zugleich der gesamten gesitteten Welt zugute. Deutschland wird auch künftig seine Macht nicht zum Friedensbruch, sondern zur Kulturarbeit benutzen. Wie seine bisherige politisch-wirtschaftliche Entwicklung ein Sieg im Frieden war, so setzt es kampflos seinen Aufstieg fort, und nur in der Notwehr greift es zu den Waffen. Wünsche, die allein der Krieg erfüllen kann, haben nicht wir, sondern die anderen, und eben darum müssen die anderen gezügelt werden.

Behielten sie alles, was sie haben, so bliebe die bisherige Kriegsgefahr bestehen. Rußland würde nach wie vor die Dardanellen, den eisfreien Hafen und die Vorherrschaft über alle Slawen zu gewinnen trachten. Die Wucht, mit der es auf uns drücken könnte, stiege noch durch den Bevölkerungszuwachs. Hat sich der 170 Millionen, die es gegenwärtig zählt, nicht nur in ihrer Oberschicht, sondern bereits auch in den Unterschichten ein weit größeres nationales Pathos bemächtigt, als bei uns geglaubt wird, so wird dies noch ganz andere Maße annehmen, sobald die Seelenzahl in etwa einem halben Jahrhundert 300 Millionen beträgt. Der Slawe dünkt sich dann allmächtig, erst recht, wenn er sich noch auf Bundesgenossen stützen kann. Die aber würde er finden. Auf französischen Lippen erstürbe nicht der Schrei nach dem Rhein,

Digitized by Google

englische Hände griffen nach immer neuen Stützpunkten. Hier kann nur eine wirkliche Schwächung der gegnerischen Angriffskraft helfen, wie sie durch eine veränderte Abgrenzung im Osten und Westen möglich ist.

Wie weit man bei der künftigen Grenzregulierung gehen kann, hängt von militärischen Erfolgen ab. Nur was wir fest in Händen haben, kann Gegenstand bindender Vereinbarungen werden. Denkbar ist manches, durchführbar aber wird alles erst, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Wie Russisch-Polen, dessen Sympathien für uns recht wertvoll sind, wie Belgien, wie namentlich der Küstenstrich am Aermelkanal zu behandeln ist, läßt sich erst nach Abschluß der dort im Gange befindlichen Operationen beurteilen. Erwägungen hierüber sind zwar zu keinem Zeitpunkt verfrüht; es kennzeichnet den Staatsmann, sich stets mit allen Entwicklungsmöglichkeiten vertraut zu halten. Doch an die Oeffentlichkeit brauchen solche Gedanken nicht voreilig zu treten und ihre endgültige Gestalt empfangen sie erst nach Abschluß des Krieges.

Was immer die Tapferkeit, das Leitungstalent und das Kriegsglück bringen mag, eines ist schon jetzt erreicht: Die Feinde ringsum haben sich überzeugen müssen, daß dem deutschen Volk eine gewaltige Kraft innewohnt, eine militärische ebenso wie eine wirtschaftliche und geistig-sittliche Kraft, die es zum gefährlichsten Gegner auf der ganzen Erde macht. Uns anzugreifen, ist ein Wagnis, schon wenn wir allein stehen, noch mehr, wenn wir einigermaßen wehrhafte Bundesgenossen zur Seite haben. Ein Blick auf unsere schimmernde Rüstung, auf die moralische Widerstandskraft, auf die wunderbaren Waffentaten dämpft die Lust, sich mit uns anzulegen. Die Schwingenkraft des deutschen Adlers war zu mächtig, als daß man hoffen dürfte, ihn zu fangen und zu fesseln. Man wird uns dulden müssen als Großmacht zu Lande und zu Wasser, als Mitbewerber auf dem Weltmarkt.

Die Neigung, unsere Kulturarbeit künftighin zu stören, wird aber um so sicherer abnehmen, je mehr es uns gelingt, den gegnerischen Kräftevorrat zu kürzen, den Feinden die Hände zu lähmen, mit denen sie zugreifen möchten. Sind solche Lähmungen erfolgt oder drohen sie bei einem neuen Krieg, dann werden aus Militaristen sehr leicht Pazifisten. Dann vergißt Frankreich die Elsaß-Lothringer, genau so wie nach dem Siebenjährigen Krieg Schlesien von seinem früheren Besitzer vergessen wurde. Dann erinnert sich England um so lebhafter, daß es im Zeitalter der Luftschiffahrt keine Insel mehr ist, und daß in einer Aera der Unterseeboote sein ganzer Welthandel bedroht erscheint. Dann verlegt Rußland den Schwerpunkt seiner Tätigkeit doch mehr nach Osten, zumal wenn ihm begreiflich gemacht wird, daß es bei einem Zusammenstoß mit Japan auf unserer Seite keine Schwierigkeiten fände.

In dem Respekt vor deutscher Kraft werden unsere Gegner noch bestärkt werden, wenn wir in der Lage sind, unsere wirtschaftlichen Interessensphären auszudehnen, mit befreundeten Staaten eine engere zollpolitische Verbindung zu schaffen und so dem Ziel der Selbstversorgung näherzurücken. Für ein Zollverhältnis mit Oesterreich und sonstigen Ländern stehen verschiedene Formen zur Verfügung, festere und losere. Man wird zunächst die loseste zu wählen haben, um die Schwierigkeiten nicht ins Uebermaß zu steigern. Aber irgendeine wirtschaftliche Annäherung mit politischen Freunden muß und wird eine der Früchte des Krieges sein. Damit ergibt sich für uns eine weitere Stärkung, für unsere Gegner eine weitere Warnung.

Käme ein Friede ohne solche Frucht, ohne großen politisch-wirtschaftlichen Gewinn, so könnte die zurückbleibende Spannung, kompliziert durch ostasiatisch-amerikanische Schwierigkeiten, sehr leicht zu einer vielleicht noch verschärften Wiederholung des jetzigen Krieges führen. Die bisher gebrachten ungeheuren Opfer wären vergebens gewesen; noch größere würden uns auferlegt. Das wird überall verstanden, bis ins letzte deutsche und österreichisch-ungarische Dorf. Daher die Entschlossenheit zum Ausharren, daher trotz aller Trauer um Gefallene und Verwundete das einmütige Verlangen nicht nach einem frühen, sondern nach einem sicheren, ehrenvollen, ertragreichen Frieden. Der richtige Zeitpunkt zum Verhandeln läßt sich nur von denen finden, in deren Händen alle Fäden zusammenlaufen.

Gertrud Bäumer / Kommen wir aus?

Im Altertum lief eine Anekdote um von „der Grütze des Heraklit". Bei einer Belagerung von Ephesus wurden die Lebensmittel knapp. Man kam zusammen und beriet, was zu tun sei. Aber niemand wagte den üppigen Ephesern zu sagen, sie müßten etwas von ihrem Wohlleben aufgeben. Da ließ sich der vornehmste Mann der Stadt, Heraklit, einen Napf mit Grütze bringen, rührte sie mit Wasser an und aß sie vor dem versammelten Volke auf. Die Epheser verstanden, was damit gemeint sei — und richteten sich danach. Als die Feinde hörten, es sei den Ephesern so ernst, daß sie sogar Grütze äßen und ihre Lebensgewohnheiten änderten, zogen sie ab. Und was man mit Waffen nicht erreicht hätte, das erzielte „die Grütze des Herakleitos". — —

Daß auch Deutschlands Sieg zum Teil durch „die Grütze des Heraklit" gewonnen werden muß, ist jetzt schon nicht nur den Behörden und der Nationalökonomie, sondern weiten Kreisen des deutschen Volkes bewußt. Nur das Rezept ist nicht so einfach wie damals. Welch eine Flut von wirtschaftspolitischen und praktischen Vorschlägen, Erwägungen, Anschauungen ist in diesen Monaten durch die Presse gezogen und mehr noch, in einzelnen Broschüren, Merkblättern, Aufrufen über uns dahingegangen. Verwirrend nicht nur durch ihre Masse, sondern mehr noch durch ihre Vielseitigkeit oder richtiger ihre mannigfache Einseitigkeit. Die Volksernährung vom Standpunkt der Landwirtschaft und des Handels, des Arztes und der Hausfrau, des Wirtschaftstheoretikers und der Stadtverwaltung — und jeweils immer nur von diesem einen Standpunkt! Wie es in der Verwaltung bei so mancher wichtigen Kriegsaufgabe an der mangelhaften Zusammenfassung der Ressorts gehapert hat, so hat auch die freie wissenschaftliche Arbeit nicht so viel Nutzen gestiftet, wie möglich gewesen wäre bei besserer Fühlungnahme der Sachverständigen aller in Betracht kommenden Gebiete.

Es ist ein Verdienst für sich, das der von Paul Eltzbacher herausgegebenen Schrift „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" (Verlag Vieweg u. Sohn, Braunschweig; Preis 1 Mk) zugesprochen werden muß, daß sie das Problem von allen Seiten anfaßt. Sie ist die gemeinsame Arbeit eines Kollegiums von Zuständigen aus Physiologie, Hygiene, Landwirtschaft, Nationalökonomie, Statistik, Hauswirtschaft — und ihre Verfasser haben so zusammengearbeitet, daß jedes Kapitel, von dem Fachspezialisten entworfen, gemeinsam durchberaten ist und im großen und ganzen von allen Mitarbeitern auch vertreten wird. So ist

Digitized by Google

jede tatsächliche Angabe so vielseitig gestützt, wie es nur überhaupt im Vermögen der deutschen Wissenschaft und volkswirtschaftlichen Erfahrung liegt.

Die Beherrschung von drei Tatsachengruppen gehört zum unerläßlichen Fundament aller praktischen Maßnahmen: Der Nahrungsverbrauch des deutschen Volkes, das durch die Kriegslage entstehende Defizit, der Nahrungsbedarf. Die dritte Gruppe — die Feststellung des Nahrungsbedarfs — ist der Beitrag der Physiologen und gibt in gewisser Hinsicht dem Buch seine Eigenart. Durch die physiologisch errechnete Bedarfsfeststellung wird der Maßstab gewonnen, nach dem die Umschaltung der Ernährung vorgenommen, die Ersatzmöglichkeiten ermittelt werden, nach dem überhaupt die hygienische Bedeutung des Nahrungsmittelausfalls allein beurteilt werden kann. Der Laie, dem die physiologischen Tafeln des Buches, das Rechnen mit den Kalorien, als ein umständlicher, abstrakter und weiter Weg zur Lösung eines konkreten nahen, drängenden Problems erscheint, möge sich immer wieder klarmachen, daß ohne diese Rückführung der Ernährungsbilanz auf die Bedarfseinheiten alle guten Ratschläge, wie die mangelnden Nahrungsmittel ersetzt werden können, ein leichtfertiges Spiel mit der Volksgesundheit sind. Die Frage, ob bei geschlossener Wirtschaft Getreide verfüttert werden darf, entscheidet letzten Endes der Physiologe, der nachweist, daß eine Getreidemenge, die der menschlichen Ernährung unmittelbar zugeführt wird, an Nährwert das Tierfleisch, das durch die Verfütterung zu erzielen ist, um das Fünffache übertrifft. Alle Fragen der Volksernährung sind letzten Endes physiologische Fragen, und insbesondere, wenn es sich darum handelt, nicht beliebig vermehrbare Mengen auf die ergiebigste Weise zu verwerten, hat der Physiologe das erste Wort. Es ist ein Glück, daß die Nahrungsmittelhygiene so weit ist, daß sie dieses Wort mit Sicherheit und Autorität sprechen kann.

Das Gesamtergebnis der ganzen Arbeit, die in dem Buch niedergelegt ist, enthält eine Tafel, die in der Sprache der Physiologie die Lage unserer Volksernährung im Kriege und alle Maßnahmen, die wir treffen können, in ihrer Tragweite ausdrückt. Sie möge (mit einer kleinen Umstellung) hier stehen:

	Eiweiß in 1000 t	Kalorien in Milliarden
Verbrauch vor dem Kriege .	2307,0	90 420,0
Davon haben wir jetzt nur . .	1543,0	67 860,0
Der Bedarf ist	1605,0	56 750,0

Also fehlt uns, Bedarf gegen Vorrat gerechnet, eine größere Menge Eiweiß. Durch die praktischen Maßnahmen zur Regelung der Volksernährung, die das Buch empfiehlt, lassen sich nun folgende Gewinne erzielen:

	Eiweiß	Kalorien
Aenderung der Viehhaltung . .	217,3	2 878,0
Meidung der Vergeudung . . .	80,0	5 675,0
Verbot der Verfütterung von Brotgetreide	78,3	2 741,0
Mehrverbrauch von Magermilch und -käse	48,8	250,9
Kartoffeltrocknung.	18,9	1 112,3
Einschränkung der Buttererzeugung	14,8	110,4
Moorkultur	10,4	592,0
Verbot des Getreidealkohols . .	4,7	68,6
Gemüsekonservierung	3,6	93,0
Obstkonservierung	1,7	147,5
Verbot der Herstellung von Weizenstärke	1,3	5,2
Ab: Verfütterung von Zucker .	—	—283,1
Wir haben also im ganzen . .	2022,8	81 259,8

Auf dem Papier also sieht die Nahrungsbilanz für Deutschland günstig aus. Zwar bleibt auch bei Durchführung aller empfohlenen Maßnahmen unser Vorrat noch unter dem Verbrauch vor dem Kriege. Aber er übertrifft den physiologischen Bedarf noch erheblich.

„Wir können auskommen, wenn wir auskommen wollen." Wenn es gelingt, dieses Eiweiß- und Kalorienbudget zu verwirklichen. Wenn „alles klappt", d. h. die Durchführung der empfohlenen Maßnahmen so vollkommen ist, daß sie tatsächlich ihre Erträge geben.

Hier stehen natürlich alle Fragezeichen — Fragezeichen, die aus dem bisherigen Ergebnis der Ernährungspolitik in beängstigender Größe und Zahl aufschießen.

Ich will nur einige nennen.

Veränderung der Viehhaltung. Wird die Verminderung der Kühe sich in der besonnenen Form, wie sie hier vorgeschlagen ist — Schlachten der schlechten Milcher auf Grund gemeinsamer patriotischer Beschlüsse der landwirtschaftlichen Organisationen — durchführen lassen? Wird es insbesondere gelingen, die Einschränkung der Schweinehaltung um 35 Prozent so rationell vorzunehmen, wie hier geplant ist? Wird nicht der Zufall und das Privatinteresse hier alles entscheiden?

Meidung der Vergeudung. Die Hausfrauen mögen es sich gesagt sein lassen, daß der zweitgrößte Posten, auf dem die Hoffnung des Durchhaltens beruht, ihre Wirtschaftlichkeit ist. (Jeder Mann, der dies liest, möge seiner Frau sofort diesen Satz zeigen: 80 000 Tonnen Eiweiß und 2 878 Milliarden Kalorien müßt ihr Hausfrauen herausparen!) Aber: werden sie einsichtig, nachdenklich, tüchtig und fleißig genug sein? Wie viel von dieser Rechnung mag — traurig zu denken! — die fromme Genußsucht, die unerschütterliche Christstollen- und Pfefferkuchen-Orthodoxie des deutschen Weihnachtsfestes schon untergraben haben? Wie viel von dieser Hoffnung mag Tag für Tag, der ins Land geht, die Gedankenlosigkeit im Haushalt wegspülen! Gerade aus den Erfahrungen der Konsumentenaufklärung in der Großstadt heraus sage ich: ein Häuflein Gerechte ausgenommen — für die Masse der Verbraucher aller Schichten wird nur die Ausgabe von Brot- und Mehlrationen nach Kopfzahl der Familie, die einfache Sperrung der Mehlvorräte gegen Verschwendung zur erwünschten Mehlersparung führen. Und je eher man sich zu einer solchen Maßnahme entschließt, je besser.

Verbot der Verfütterung. Es wird verfüttert, trotz Verbot. Auch hier drängt die staatliche Regelung, nachdem sie einmal in die Wege geleitet ist, unerbittlich dazu, ganze Arbeit zu machen. Nur durch Beschlagnahme aller Vorräte — deren praktische Schwierigkeiten voll zugegeben werden — kann jetzt noch verhütet werden, daß der Roggen der menschlichen Ernährung weiter entzogen wird. Als seinerzeit alle Erwerbsstände die Getreidehöchstpreise forderten, konnte im Grunde kein Zweifel darüber sein, daß damit eine durchgehende Staatsregelung der Brotfrage notwendig werden würde — wenn nicht die isolierte Maßnahme verhängnisvoll wirken sollte. Alles, was seitdem geschehen ist, bestätigt diese schon damals von vielen Seiten (in der Frankfurter Zeitung, durch den bayerischen Abgeordneten Heim, auch in der „Hilfe") gestellte Forderung. Entweder — oder!

Auch zu den anderen, praktischen Vorschlägen, die man in der Schrift selbst nachlesen mag, lassen sich aus der bisherigen Erfahrung heraus manche Fragezeichen setzen. Sie sind z. T. in der Tatsache begründet, daß das deutsche Volk

Digitized by Google

in seiner Gesamtheit den Ernst der wirtschaftlichen Lage noch nicht sieht. Oder nur mit dem Verstand sieht, aber nicht mit dem Willen. Weder zeigen, trotz aller schönen Versicherungen und Resolutionen aus den ersten Kriegswochen, die Interessenvertretungen der Produzenten den Gemeinsinn und die Entschlußkraft, die man von ihnen erwarten mußte, noch geht die ganze Ernährungsfrage den breiten Massen aller Stände nahe genug.

Die Möglichkeit, daß wir den Krieg auch mit „der Grütze des Herakleitos" gewinnen, zeigt uns in erschöpfender und überzeugender Weise die Schrift der Berliner Gelehrten. Daß diese Möglichkeit zur Gewißheit werde, dazu bedarf es einer noch weit stärkeren Anspannung des Willens, der Unerschrockenheit und der Organisation.

Orestes Daskaljuk / Moskowiter und Kleinrussen

In der ländergierigen Politik russischer Diplomaten gegenüber Oesterreich spielt beständig die Berufung auf ein historisches Recht Rußlands zur Annektierung Galiziens eine bedeutsame Rolle. Schon Nikolaus I. hat offen Ansprüche auf dieses Gebiet geltend gemacht, und seither wurde Galizien ein beliebter Tummelplatz russischer Aspirationen. Daß ein solches Recht tatsächlich nie bestanden hat, und daß die Behauptung, die auf staatsrechtliche Verträge der Vergangenheit hinweist, eine dreiste Fälschung jeglicher Geschichte ist, kann leicht bewiesen werden, wenn man die geschichtlichen Vorgänge, wie sie sich wirklich abgespielt haben und nicht erst von nationalrussischen Forschern zurecht gemacht wurden, verfolgt. Es kommt dabei darauf an, daß die moskowitische Geschichtsschreibung die Ukrainer (Kleinrussen, Ruthenen), die um die Städte Lemberg, Kiew, Odessa herum wohnen, für das großrussisch-moskowitische Reich in Anspruch nimmt. Nun läßt sich wohl ein historischer Verbindungsfaden zwischen Moskau und dem kleinrussischen Gebiete, insbesondere Galizien, fixieren, der auf die ersten Anfänge der osteuropäischen Staatengruppierung zurückleitet und das gegenseitige Verhältnis des ehemaligen Kiewer Großfürstentums und dessen Nachfolgers, des Königreichs Halitsch und Wlodymir (Galizien und Lodomerien) zum moskowitischen Staatswesen umfaßt; aber die wirkliche Verbindung ist gerade umgekehrt, als sie von offizieller russischer Seite dargestellt wird: Der Moskauer Staat ist aus einer Erwerbung der (normannischen) Großfürsten Kiews hervorgegangen, die auch über Galizien herrschten und später dort ein zweites Zentrum ihrer Macht begründeten.

Den Ausgangspunkt dieser Entwicklung bildet die berühmte Dynastie der normannischen Warägo-Russen, die im zehnten Jahrhundert das ganze Gebiet um Kiew unterwarf und die einheimische, unter verschiedenen Stammesnamen auftretende slawische (ukrainische) Bevölkerung in einem festgefügten Staatswesen vereinigte. Die Kiewer Großfürsten, die dem unterworfenen Gebiet ihren dynastischen Namen aufzwangen, dehnten nach und nach ihre Herrschaft über den Norden aus und über Gebiete mit finnischer Bevölkerung, die sich rasch mit dem von Süden vordringenden Slawentum verschmolz und einen neuen Typus, den moskowitischen, hervorbrachte. (Der eigentliche „russische Typus" bildete sich erst später durch Durchdringung mit tartarischen und mordwinischen Elementen heraus.) Schon frühzeitig lockerte sich der Zusammenhang der eroberten Gebiete, und es entstand ein Gegensatz zwischen dem slawischen Süden, wo sich bereits im elften Jahrhundert die Bezeichnung „ukrainisch" allgemein einbürgerte, und dem slawisch-finnischen Norden, der ebenso nach seinem Zentrum Moskau die Bezeichnung „moskowisch" annahm. Die bald darauf erfolgte Spaltung der warägo-russischen Dynastie brachte eine natürliche Trennung der Kiewer und Moskauer Reiche. Zwischen beiden kommt es zu langwierigen Kämpfen, in denen die wildere und ungestümere Art des Moskauer Staates siegreich bleibt und Kiew zu Falle bringt, ohne es sich jedoch dauernd untertan zu machen. Wie es in der Geschichte alter Kulturvölker öfter der Fall war, konnte das feinnervige, kultiviertere Kiewer Reich, das in fortwährenden Beziehungen zum Abendlande stand und als Knotenpunkt des osteuropäischen Handels sich Wohlstand und geistige Güter erarbeitet hatte, in dem gewaltigen Ringen um die Vorherrschaft des östlichen Europas nicht bestehen und mußte seine Stelle einer halbwilden Staatsorganisation als der physisch stärkeren überlassen.

In der nun folgenden Periode der Tartarenherrschaft verschieben sich die Verhältnisse vollends zugunsten Moskaus. Während Moskowien sich dem Einfall der asiatischen Nomaden nicht allzu heftig widersetzt und in demütiger Unterwürfigkeit die Ueberschwemmung seines Gebietes hinnimmt, ja sogar Blutsverwandtschaft mit den Eroberern eingeht und sich mit ihnen zu dem endgültigen großrussischen Typus vereinigt, erschöpfen sich Kiew und das ukrainische Königreich Galizien und Lodomerien, in welchem sich mittlerweile die ukrainische Hauptmacht aus dem früheren Großfürstentum Kiew konzentriert hatte, in den ununterbrochenen furchtbaren Kämpfen mit dem Eindringling und büßen ihre ganze Wiederstandskraft ein. Dennoch gebührt ihnen der Ruhm, daß sie sich dem Anprall der wilden Hordenvölker entgegenwarfen und durch Aufopferung ihrer blühendsten Länder und ihrer eigenen Lebensfähigkeit die Ueberflutung der westeuropäischen Gebiete verhinderten. Die tödliche Schwächung des Königreichs Galizien wird für seine Nachbarn zum Anlaß verschiedener Beutezüge. So sichert sich Polen um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eines der ukrainischen Länder, die übrigen werden Bestandteile des von den lithauischen Fürsten gegründeten lithauisch-ruthenischen Großfürstentums. Doch behält das ukrainische Element in dem neuen Staate eine vorherrschende Stellung und gibt ihm ein Gepräge, das ihn fast dem früheren reinukrainischen Königreiche gleichmacht.

Im Jahre 1569 erfolgte die Union Lithauens und der Ukraine mit Polen, und von da an ist das politische Leben der Ukraine zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Die polnische Herrschaft lastet wie ein Alp auf Galizien und Lodomerien. Aber die heftige Unterdrückung schafft eine Reaktion, die sich endlich in einer gewaltsamen Empörung Luft macht und die fast hundertjährige Fremdherrschaft abschüttelt. Im weiteren Verlaufe dieser nationalen Bewegung gelingt es den ukrainischen Heerfürsten (Hetman) Bogdan Chmelnickyj mit einem nach Art der westeuropäischen Ritterorden organisierten Nationalheer, den ukrainischen Saporoger-Kosaken, die Polen um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts in mehreren gewaltigen Schlachten zu schlagen und ein unabhängiges ukrainisches Reich wiederherzustellen. Chmelnickyj selbst wird Beherrscher des „ukrainischen Reiches bis Lemberg, Halitsch und Cholm", zugleich das letzte, aus dem Volke selbst hervorgegangene Oberhaupt des freien ukrainischen Staates.

Digitized by Google

Politische Gründe nötigen Chmelnickyj, sich nach einem Bundesgenossen umzusehen, um das Erworbene festzuhalten, und nach ergebnislosen Versuchen mit der Moldau, Schweden, der Türkei, tritt er mit Moskau in Unterhandlungen. Im Jahre 1654 kommt auch der Vertrag zu Perejaslaw (bei Kiew) zustande, der als Realunion zum gegenseitigen Schutze beider Reiche aufzufassen ist, und den ukrainischen Ländern eigene Verwaltung, eigenes Finanzwesen, ein nationales Heer, ein mit Souveränitätsrechten ausgestattetes staatliches Oberhaupt, den Hetman, das Recht eigener Vertretung nach auswärts, kurz, vollkommene staatliche Autonomie gewährleistet. Dieser Vertrag, der in der Folge in der schmählichsten Weise gebrochen wurde und alle Zukunft des unabhängigen Ukrainer-Reiches für Jahrhunderte einsargte, hat in staatsrechtlicher Beziehung niemals seine Bedeutung verloren und bildet auch heutigen Tags die Voraussetzung, aus der die Ukrainer die rechtliche Grundlage für ihre Forderungen gegenüber Rußland herleiten. Schon nach kurzer Zeit erweist sich diese Maßregel Chmelnickyjs als ein verhängnisvoller Irrtum. Die Moskowiter beschützen nicht nur die infolge der vorangegangenen Kämpfe geschwächten ukrainischen Länder nicht, sie sinnen sogar insgeheim auf Verrat, um sich der wertvollen Gebiete um so leichter gänzlich zu bemächtigen. Schon Chmelnickyj erkannte die drohende Gefahr, und sein Nachfolger Hetman Wyhowskyj sucht nach dessen Tode bei Polen Rettung vor dem moskowitischen Bundesgenossen. Das Zarenheer wird bei Konotop von Wyhowskyj geschlagen, und es scheint sich eine neue Epoche anzubahnen. Aber in den darauffolgenden Kämpfen kommt es 1667 nach geheimer Verständigung beider Gegner der Ukraine, Moskau und Polen, zur Teilung des ukrainischen Gebietes. Der westliche Teil, zur rechten Seite des Dniepr, fällt Polen zu, der östliche linksseitige, Moskau. In einem späteren Vertrage gelangt ein Teil der westlichen Ukraine an die Türkei, der Landstrich zwischen dem Dniepr und Dniester wird aber als neutral erklärt und von allen Nachbarn gebrandschatzt. Dennoch fehlt es nicht an Versuchen, die beiden auseinandergerissenen Teile der Ukraine unter einem nationalen Heerfürsten zu vereinigen, und Hetman Peter Doroschenko, ein kühner Feldherr der rechtsseitigen, mit Polen vereinigten Ukraine, wendet sich sogar an die Türkei mit dem Vorschlag, das Protektorat des Sultans anzuerkennen, wofür dieser „die ganze Ukraine bis Przemysl und Sambor zu befreien" sich verpflichtete. Trotz vielfach geglückter Kämpfe gerät jedoch Doroschenko in die Hände des Zaren, der ihn nach Sibirien verbannt. Ein Jahrhundert wechselreicher Geschicke bricht über die ukrainischen Länder herein. In diese Zeit fällt das Bündnis des Hetmans Mazeppa mit Karl XII. von Schweden, das den mißglückten Zug des Schwedenkönigs in die Ukraine zur Folge hatte. Die an Moskau gelangten Teile verlieren nach und nach alle Selbständigkeit und werden in der Folge durch brutalste Rechtsverletzungen zu russischen Provinzen herabgedrückt. Aber auch nach dem an Polen abgetretenen Gebiet, zu dem Galizien und Lodomerien gehört, gehen die Machtgelüste Rußlands.

Es verfolgt alle nationalen Erhebungen, deren Rückwirkung im eigenen Lande fühlbar wird, mit wachendem Auge. Um ein Mittel zu haben, gegen die gefährliche ukrainisch-separatistische Bestrebung einzuschreiten, schürt es heimtückisch in der westlichen (polnischen) Ukraine Aufstandsbewegungen, die infolge des harten Druckes der polnischen Herrschaft nur zu leicht Feuer fangen, und erstickt den Ausbruch durch eigenes Militär in Strömen von Blut.

Mittlerweile bereitet sich für Polen selbst und in gleicher Weise für das mit ihm verbundene ukrainische Gebiet das Verhängnis vor. Zarin Katharina II. schlägt die Teilung Polens vor (1772) und bei dieser geraten die meisten ukrainischen Länder unter die Herrschaft Rußlands. Nur ein kleiner Teil, das Königreich Galizien und Lodomerien, kommt mit unanfechtbarer erbrechtlicher Begründung an Oesterreich, wo es bald unter den Segnungen einer gerechten Regierung sich von den traurigen Folgen grausamer jahrhundertelanger Mißhandlungen erholt und tatkräftig an dem Wiederaufbau seiner Traditionen unter den Auspizien der Habsburgischen Dynastie arbeitet.

Es ist klar, daß historischen Rechten in dem Schicksal der Nationen nur in zweiter Linie Bedeutung zukommt. Entscheidend ist die Beweiskraft der Waffen und vielleicht noch der Wille der Völker, aus verhaßter Sklaverei sich zu freiem Dasein emporzuringen. Und in dieser Einsicht setzt Galizien und seine autochthone ukrainische Bevölkerung die letzten Kräfte ein, um Rußland, das Reich der Finsternis und Völkerschändung, ein für allemal von seinen Grenzen abzudrücken.

Friedrich Holdermann / Der Krieg und die evangelische Kirche

Zu den bemerkenswertesten Veränderungen, die der Krieg im Gesicht unseres Volkes bewirkt hat, gehört die starke Zunahme der Kirchlichkeit, wobei ich hier ausschließlich von der evangelischen Kirche rede. Was alle Predigten an die, welche nicht da waren, und alle anderen Bemühungen, unser Geschlecht wieder in die Kirchen zu bringen, nicht vermocht haben, das hat mit einem Schlag der Krieg fertiggebracht. Wenigstens in einem ganz erheblichen Maß. Ueber Nacht, wie ein Wunder geschah es. Als am Sonnabend den 1. August die Mobilmachungsorder kam, waren am Sonntag die Kirchen voll. Das Unglaubliche geschah: die Gemeinden wollten mehr Gottesdienste haben. In der Woche, mitten im Sommer, füllten sie die Kirchen. Und es war nicht nur eine rasch wieder verlaufende Welle. Mancherwärts hält sie sich, auch jetzt im fünften Monat, noch auf der gleichen Höhe, und wo sie abgenommen, ist doch nach allem, was darüber bekannt wird, der Stand durchweg auch heute noch ein ganz unvergleichlich anderer als zuvor. Wer redet noch von der Austrittsbewegung! Die hippokratischen Züge sind verschwunden. Die Kirche steht wieder als eine große Volksorganisation mitten im Leben, und zwar mitten im Erleben seiner größten Zeit.

Diese Erscheinung zeigt, daß die Religion eben doch im Grunde zum Wesen unseres Volkes gehört. In seinen innersten Tiefen ist es religiös. Als die große Not über es kam, brachen die Quellen aus der Tiefe wieder auf und strömten neues Leben in den müd' und schlaff gewordenen Organismus der Kirche. Ihre Glieder erlebten sie wieder als Gemeinschaft untereinander und mit Gott, die durch nichts anderes ersetzt werden kann, in ihren ganz einzigartigen Stimmungswerten der gemeinsamen Andacht. In ihr und durch sie erlebten die Menschen wieder die unvergleichliche Kraft und Tiefe des Bibelwortes und den gewaltigen ergreifenden Ton des religiösen Liedes, des evangelischen Chorals. Sie hatten wieder das Bedürfnis nach Religion in der Gemeinschaft. Die lange Zeit der Kirchenfremdheit hatte ihnen doch das Gefühl nicht genommen, daß der selbstverständliche Ort dafür die Kirche sei. Als die un-

Digitized by Google

geheure Erschütterung über die Grundfesten der Existenz unseres Volkes kam und alles Leben unseres Volkes sich in seinen großen Organisationen sammelte, um darin Schutz und Hilfe für den einzelnen zu suchen, da kam auch das religiöse Leben zu seiner Organisation, der Kirche, als zu seiner alten Heimat. Es war doch froh, sie noch zu haben, und gab ihr eine große, dankbare Aufgabe.

Wir wollen bei aller Freude darüber uns nicht der Erwartung hingeben, daß es nun so bleiben wird. Auf Flut folgt auch wieder Ebbe. Das ist der natürliche Lauf der Dinge. Er wird auch hier nicht ausbleiben. Trotzdem darf wohl angenommen werden, daß der Beharrungszustand des kirchlichen Lebens einmal wesentlich über dem Stand vor dem Kriege liegen wird. Breite Schichten haben wieder Fühlung bekommen mit der Kirche. Sie werden sie zu einem Teil sicherlich behalten. Die deutsche Volksfrömmigkeit, die, wie die Erfahrung der Kriegszeit lehrt, nie verloren war, sondern nur geweckt zu werden brauchte, wird wieder kirchlicher sein. Auch wenn die Kirchen nicht mehr so voll sind wie während des Krieges — die Kirche als die große Organisation der Volksfrömmigkeit wird eine Stärkung und Bereicherung ihrer Stellung im Volk zu verzeichnen haben. Das Verständnis für ihre Notwendigkeiten und ihre Aufgaben wird gewachsen sein. Es wird so bald keine Austrittsbewegung mehr geben. Es wird keine Rundfrage wie vor ein paar Jahren so bald veranstaltet werden: Bedürfen wir des Pfarrers noch? Deswegen: weil die Religion wieder als eine Lebensmacht unter unser Volk getreten ist, als etwas Großes und Nötiges von ihm wieder erkannt wird. Alle die gefährlichen Gefechte und Angriffe gegen sie haben, das zeigt sich jetzt, doch nur ihre Außenforts getroffen. Die feste, starke Burg, die sie im Herzen und Leben unseres Volkes hat, haben sie nicht genommen. Sie kann ja auch nicht genommen werden. Diese Erfahrung wird der Kirche auf lange zugut kommen.

Im einzelnen Fall wird das allerdings sehr davon bedingt sein, von welcher Qualität ihre Tätigkeit jetzt ist. Man wird sagen dürfen, daß jetzt durch den evangelischen Pfarrstand — und ich möchte beifügen: durch das evangelische Pfarrhaus — ein starkes Bewußtsein davon geht, wieviel in dieser Zeit für die evangelische Kirche von ihm abhängt. Unter den Daheimgebliebenen ist kein Beruf, der, wenn die Verhältnisse nicht gar zu klein sind, in dem Maß das Gefühl des Nötigseins und des Miterlebens der großen Zeit gibt. Nie war es dankbarer und schöner, Pfarrer zu sein. Am meisten da, wo die Gemeinde nicht so groß ist, daß der Pfarrer seinen Leuten nicht noch persönlich nahekommen kann. Ich teile nicht die Meinung, die bei der Erörterung über die Heerespflicht der Geistlichen geäußert wurde, daß jetzt der evangelische Pfarrer eigentlich nur in der Großstadt wirklich unabkömmlich sei. Dort stehen noch andere Möglichkeiten und Kräfte zu Gebot. Anders vor allem in der Landgemeinde. Hier ist der Pfarrer, wenn die Gemeinden nicht ganz klein und nahe beisammen sind, geradezu unersetzlich. Hier ist ihm die allergrößte Aufgabe gestellt. Er ist der Vertrauensmann aller. Sein Haus ist der Mittelpunkt für das, was an Liebe und Hilfe daheim und draußen geschieht. Nie waren die Herzen empfänglicher für den Seelsorger. Ist er der Mann dazu, so ist er heute als Prediger der geistige Führer seiner Gemeinde zum Verstehen der Zeit, die Kanzel der Ort, um den sich wirklich wieder die Gemeinde sammelt und zur Gemeinschaft wird, in der Woche für Woche die große Zeit gemeinsam erlebt wird, von der sich der einzelne getragen fühlt. Wer jetzt bei einigermaßen nicht zu kleinen Verhältnissen sich als Pfarrer unbefriedigt fühlt, hat seinen Beruf verfehlt. Freilich sind damit auch die größten Anforderungen an den Geistlichen gestellt. Ich meine nicht so sehr den äußeren Umfang der Arbeit, die jetzt vermöge seiner besonderen Vertrauensstellung weit über das Gewohnte hinausreicht, sondern viel mehr die innerliche Anforderung und Verarbeitung, welche die Zeit von diesem innerlichsten aller Berufe verlangt, der wie kein anderer gelebt sein will, wenn der Mann nicht vor sich und dem Amt und den Menschen rot werden soll. Von der Qualität der geistlichen Rede wird jetzt, wo unser Volk, darunter viele bisher unkirchliche Elemente, wieder die Kirchen füllt, für die Dauerhaftigkeit der Kirchlichkeit und überhaupt für die Stellung der Kirche viel abhängen. Bei der sehr stark vermehrten Redetätigkeit und dem einen großen Thema, das der Grundton ist und bleiben muß, solange der Krieg währt, ist es schwer, eine Höhe der Qualität zu halten. Das wird auch von jedem gewissenhaften Pfarrer empfunden, namentlich wenn er die Arbeit allein trägt. Bei der ganzen Art der protestantischen Frömmigkeit und dem, was die Gemeinden im Durchschnitt vom Gottesdienst erwarten, in dem für sie erst recht die Rede die beherrschende Stellung einnimmt, ist es schwer, sie durch andere Möglichkeiten gemeinsamer öffentlicher Andacht zu ersetzen. Und doch lebt das Gefühl, daß wir noch etwas anderes brauchten. Daraus entsprang ja auch das Verlangen nach Offenhalten der Kirchen. Es wäre von Interesse zu erfahren, ob denn nun wirklich auch von den offenen Kirchen erheblich Gebrauch gemacht worden ist. Ich bezweifle es. Ob aber andererseits der Hochbetrieb der kultischen Rede nicht vielfach zu einem Rückschlag der Uebersättigung führen wird?

Dieser Krieg ist ganz anders als jeder frühere Krieg. Darum läßt sich das Schema vom Aufstieg der rückläufigen Kräfte nach einem Krieg, den die einen erhoffen, die anderen befürchten, nicht auf diesen Krieg anwenden. Weder im Staat noch in der Kirche. Was diesen Krieg anders macht als jeden vorher, das ist die ungeheure Teilnahme der Masse, und zwar auch der Staat und Kirche bisher verneinenden Masse. So war noch kein Krieg Deutschlands, der in diesem Maß auf der Masse ruht und nur durch sie so geführt werden kann, wie er geführt werden muß. Alle glanzvollen Einzeltaten und ruhmvollen Ereignisse treten zurück vor der ungeheuren Wucht des Beharrens der Masse. Bei ihr liegt die letzte Entscheidung. Auch hat noch kein früherer Krieg bei uns das Aufsteigen so vieler Kräfte aus den Schichten unten gebracht. Das alles gibt diesem Krieg einen ausgesprochen demokratischen Charakter — das Wort natürlich nicht im Parteisinn gemeint. Es wird sich das auf allen Gebieten der nationalen Kultur, vor allem im Staat, aber auch in der Kirche geltend machen. Gewiß werden der Staatsgedanke und die autoritären Mächte überhaupt eine Stärkung erfahren, die uns Deutschen ja auch nach bestimmten Seiten not tut: aber in dem Geist der Demokratie dieses Krieges.

Für die Dinge in der evangelischen Kirche wird auch damit gerechnet werden müssen, daß im Bürgertum und auch in den Arbeitermassen der Krieg wieder mehr religiöse Kräfte ausgelöst hat. Das Interesse und Verständnis für die Aufgaben der Kirche im Volk wird gewachsen sein. Die Leute, die da draußen nebeneinander in den Schützengräben gelegen und Aug' in Aug' mit dem Tode gestanden haben, werden vermutlich eine streitende Kirche nicht mehr verstehen, auch nicht haben wollen. Sie haben für die gerechte Sache unseres Volkes und für seine Freiheit gekämpft. Es ist anzunehmen, daß sie, einmal heimgekehrt, auch für Gerechtigkeit daheim, auch in der Kirche, und gegen Druck und Zwang in den religiösen Dingen sein werden.

Digitized by Google

Von welcher Art ist überhaupt die starke Welle, die jetzt in dieser ernsten, schweren Zeit heraufkam und die Herzen stärkt? Es ist wohl kaum ein „dogmatisches Christentum". Es ist etwas, was vor jeder Dogmatik liegt in der Geschichte der Religion. Es kommt aus den Urquellen der Religion. Mit den Dingen, an die der Streit die übergroßen Gewichte hängt, ist jetzt für das religiöse Bedürfnis unseres Volkes nichts anzufangen. Was jetzt religiös durch unser Volk geht, das ist das einfache Laienchristentum, die Frömmigkeit des Gottvertrauens, schlichte Ewigkeitsgedanken, Pflichttreue und besonders das Christentum von Joh. XV, 13: Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben lässet für seine Freunde. In alldem ist gewiß Ungezählten Jesus selbst, seine heilige Größe und unvergängliche Kraft wieder lebendig und wirksam geworden. Es wird schwer halten, ein besseres und frömmeres Christentum zu finden.

Aus dem, was unser Volk jetzt religiös erlebt, wollen wir die Hoffnung schöpfen, daß die gewaltige Zeit auch für seine evangelische Kirche ein bleibender Segen wird. Auch darin, daß wir durch die Einigkeit im Geist, welche die große Not unserem Volk gebracht hat, auch in der Kirche innerlich weiterkommen und als köstliche Frucht des Krieges den Frieden in ihr ernten, der uns so sehr not tut.

Ant. Erkelenz / Fürsorge für Kriegsinvalide

I.

Mit echt deutscher Vorsorglichkeit beginnt man in der Oeffentlichkeit zu überlegen, was mit unseren Kriegsinvaliden geschehen soll. Wie sollen wir alle die Menschen, die durch den Krieg um den größeren Teil ihrer Arbeits- und Erwerbsfähigkeit gebracht werden, nützlich beschäftigen? Können wir uns darauf beschränken, ihnen eine Rente zu gewähren? Ist es nicht volkswirtschaftlich notwendig, auch trotz der Rentenzahlung den Versuch zu machen, die noch vorhandenen Teile der Arbeitskraft zu verwerten? Und besonders besteht diese Notwendigkeit nicht auch im Interesse der Kriegsinvaliden selbst? In der „Frankfurter Zeitung", im Frankfurter Institut für Gemeinwohl, in der Berliner Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform hat man sich in jüngster Zeit um die Klärung dieser Fragen bemüht.

Hier bietet sich uns das große Problem der Beschäftigung und Nutzung halbgeschwächter Arbeitskräfte in einem besonders drängenden Ausschnitte dar. Wer in der Arbeiterversicherung, besonders in der Unfallversicherung, praktisch tätig war, kennt die Größe und Dringlichkeit der Frage. Sie wälzt sich durch die Kriegsinvaliden schwer und wuchtig, Lösung heischend heran. Jetzt muß sie gelöst werden, ehe der Krieg zu Ende ist, sonst ist es für viele zu spät.

Man kennt aus der Unfallversicherung den meist jüngeren, körperlich sonst gesunden Verletzten, dem durch Verlust eines oder beider Beine oder Arme, durch Verlust des Augenlichts, durch teilweise Lähmung usw. die Wettbewerbsfähigkeit auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt genommen wird. Er besitzt noch die Hälfte, ein Drittel, ein Viertel seiner Arbeitsfähigkeit, weiß sie aber nicht nützlich zu verwerten. Der industrielle Großbetrieb, mit dem immer raffinierter ausgebildeten System des speeding up — es gibt kein deutsches Wort dafür — braucht volle gesunde Arbeitskräfte. Selbst der gesunde Mensch, wenn er 40—50 Jahre alt, gilt schon oft nicht mehr als voll, wird nicht mehr gern in einem Betrieb neu eingestellt. Was soll hier der Einarmige, der Lahme erst anfangen? Das ganze Arbeitstempo duldet solche Menschen mit herabgesetzter Leistungsfähigkeit nicht mehr. Die Ausbildung der Technik, die Forderung der Gewerkvereine zur Verkürzung der Arbeitszeit oder Erhöhung des Lohnes, der Ausbau der Sozialpolitik, sie alle helfen den Minderleistungsfähigen zu verdrängen.

Für den Unfallverletzten tritt die Rente ein, die in einer Höhe von 60—100 Prozent, in einem Jahresbetrage von 500—1000 M. den Verletzten vor äußerster Not schützt. Ein Teil dieser Menschen findet dann auch wieder Anschluß und sittlichen Halt in einer leichteren Arbeit. Rente und Arbeitseinkommen zusammen stellt sie nach dem Unfall nicht selten wirtschaftlich besser als vorher. Aber beim größeren Teil bleibt die noch vorhandene Arbeitsfähigkeit unausgenutzt. Sie sind aus ihrem Beruf herausgerissen und haben oft nicht mehr die moralische Kraft, einen anderen Beruf zu ergreifen, zumal es dazu auch an Gelegenheit fehlt. Wohl die Hälfte dieser Menschen verkommt, sinkt zu Trinkern herab, wird zum Plagegeist für Behörden und Arbeitersekretariate. Versuche, durch Bildung von Vereinen für Unfallverletzte Arbeit zu beschaffen und etwa die Leute mit Bürstenbinden, Zigarrenmachen u. a. zu beschäftigen, sind fast vollkommen gescheitert.

Aehnlich liegen auch die Dinge für den Invalidenrentner, nur sind diese Leute meist noch körperlich krank, noch weniger leistungsfähig, noch mehr durch nervöse Zustände beeinflußt.

Aus dem Kriege wird, wie bekannt, eine Schar von Invaliden wiederkehren. Sie sind meist jugendliche Leute, in voller Manneskraft. Die Kriegsinvaliden mit einem Arm oder einem Bein, die aber geistig und körperlich noch gesund sind, stellen die einfachsten Fälle dar. Wo beide Beine oder beide Arme verloren oder versteift sind, da liegt die Sache schon sehr viel schwieriger. Die Zahl der Blindgeschossenen wird nicht gering sein. Einäugige dürften dagegen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt noch wettbewerbsfähig sein. Sehr schwierige Fälle entstehen durch die unerwartet zahlreichen Schädelschüsse. Ein Teil dieser Schwerverletzten wird geheilt, leidet aber an den üblichen Folgen schwerer Gehirnerschütterungen, ist geistig minderwertig, hat zeitweise Wahnsinnsanfälle oder epileptische Anfälle. Welche Folgen aus schweren, aber geheilten Lungen- und Bauchschüssen entstehen, kann erst die Erfahrung zeigen. Andere haben Gewehr- oder Teile von Artilleriegeschossen irgendwie im Körper stecken. Und dann erst kommen die in der Zahl gar nicht abschätzbaren Folgen von Kriegserkrankungen, Lungenleiden, Magenleiden, Rheumatismus, Nervenerkrankungen, Herzerkrankungen. Aus ihnen wird im Verlaufe der ersten zehn Friedensjahre noch alljährlich ein Zustrom zu den Kriegsinvaliden fließen.

Wie sich über die Folgen eines Krieges seit langem allerlei irrtümliche Ansichten gebildet hatten, die von der Erfahrung bald als irrig erwiesen wurden, so war das auch bezüglich Kriegsverwundungen und Kriegserkrankungen. Die landläufige Ansicht ist: die moderne Kriegstechnik führt zu mehr Tötungen und zu mehr leichten Verletzungen als früher. Die Zahl der Schwerverwundeten nimmt ab, ebenso die der Todesfälle durch Erkrankungen. So allgemein gesehen, ist das nicht einmal falsch. Wenn aber vor kurzem ein sonst sachkundiger Mann daraus den Schluß zog, die Zahl der Kriegsinvaliden würde kaum ein paar tausend Mann betragen, so ist das ein Fehlschluß. Man braucht bloß in die Lazarette hineingesehen zu haben, um das zu erkennen. Mancher zerschossene Krieger wird heute geheilt, während er früher verstorben wäre. Unbedingt falsch ist auch, daß die Zahl der schweren Verletzungen abnimmt, sie steigert sich gegen sonst. Alle Fortschritte, die die Kriegschirurgie gemacht, reichen auch nicht aus,

Digitized by Google

den Massen der Verletzten eine so gute, ausgiebige Krankenbehandlung zu sichern wie den einzelnen Unfallverletzten im Frieden. Was die moderne Kriegstechnik des Schützengrabens an inneren Leiden hervorruft, wie das Grauen des Schlachtfeldes auf die Nerven der Krieger wirkt, sind Dinge, die erst die Zeit lehren kann. Einen kleinen, vielleicht eher zu günstigen Anhaltspunkt gibt eine Teilstatistik, die vor kurzem durch die Presse lief und aus Berlin besagte, daß etwa fünfzehn Prozent der im August verwundeten, in Berlin behandelten Soldaten als garnison- und felddienstunfähig entlassen wurden. Von ihnen dürfte die Hälfte als Kriegsinvalide in unserem Sinne zu betrachten sein. Und das waren die Verletzten von August, als der Krieg noch viel weniger blutig war als jetzt. Da der Krieg noch lange dauert und die Kriegserkrankungen ihre Wirkung erst später äußern können, darf man vermuten, daß in den ersten Friedensjahren ein- oder mehrere hunderttausend meist junge Männer vorhanden sind, die man als zur Hälfte oder mehr erwerbsunfähig zu betrachten hat. Zu ihnen treten, sobald es sich um Arbeitsbeschaffung handelt, vielleicht 80 000 bis 100 000 unfallverletzte Invalide, ferner eine beträchtlich höhere Zahl von Rentnern der Invalidenversicherung und alle als Invalide geborenen Menschen, wie Blinde, Lahme usw. Für sie alle ist das Problem der Arbeitsbeschaffung dasselbe, wenn uns auch die Kriegsinvaliden aus tausend Gründen am meisten am Herzen liegen. Alles in allem gilt es, nach dem Kriege für 500 000 Invalide Arbeit zu beschaffen, damit Not und Rente sie nicht moralisch zugrunde richten. Vergleichsweise mag noch gesagt sein, daß in der ganzen deutschen Heimindustrie, soweit die Berufsstatistik sie erfaßt, nicht so viele Arbeitskräfte beschäftigt sind.

Schluß folgt.

Wilhelm Schremmer / Das Dorf im Kriege

Als der Krieg losbrach, war ich in einem Dorfe, das meist von Kleinbauern, Handwerkern und Arbeitern bewohnt wird. Seitdem hatte ich oft Gelegenheit, dahin auf längere Zeit zurückzukommen und auch in vielen anderen Dörfern die Stimmung der Leute zu beobachten. Im Dorfe merkt man erst so recht, daß Krieg im Lande ist. Ueberall nur Frauen und nicht oder noch nicht waffenfähige Männer. Die Frauen stehen in allen Betrieben. Schweigsam und ernst ist die Stimmung und doch in ihrem Gehalte viel stärker und aufopferungstüchtiger als in der Großstadt. Dort merkt man den Krieg nicht an allen Enden, und über vieles setzt man sich gar leicht hinweg. Das Leben fliegt dort zu schnell dahin, das Gemeinschaftsleben ist nicht so enge, daß man in der Masse den einzelnen nicht gewahrt und ihm auf den Grund der Seele schauen kann. Auch die Masse hat ihre erhebenden Tage, oft liegt sie aber auch stumpf und tot. Wer nicht den Augenblick, sondern die Dauer der Gesinnung in dieser weltbewegten Zeit studieren will, muß hinaus in das Dorf wandern. Hier spiegelt sich der deutsche Volkscharakter am deutlichsten. Die Kleinstadt aber bleibt im volkskundlichen und psychologischen Sinne immer nur ein großes Dorf.

Wie viele waffenfähige Männer stellen nicht unsere Dörfer! Sie bleiben die Gesundbrunnen unseres Volkes. Es ist fast kein Haus, das keinen Soldaten stellt. In einem Dorfe, das über 1000 Einwohner zählt, sind allein 19 Männer zurückgeblieben. Alle anderen sind fort, in Rußland und Frankreich, als Wache an den Grenzen und im Lande. Ich habe in diesen Wochen fast ein halbes Hundert Dörfer besucht, und alle, auch die kleinsten Gemeinden, hatten schon ihre Toten.

Das Leid greift unter die Leute hier viel stärker als anderswo, und ich habe mit manchem gesprochen und manchen gesehen, der schwer an seinem Kummer trug. Plötzlich und unerwartet ist er über sie alle gekommen wie der Sturm über die Berge. Aber sie bleiben alle stark im Tragen. Manchen trifft das Geschick unendlich schwer. Ein Bauer hat in sechs Wochen seine vier Söhne verloren, eine arme Tagelöhnerfrau und acht noch nicht erwachsene Kinder ihren einzigen Ernährer. Nun stehen sie einsam und allein. Sie haben geweint, krampfhaft geweint, den Schmerz in sich hineingebissen und sind eine Stunde darauf wie immer zu ihrer Arbeit gegangen. Sie zeigen keinem ihr Leid, doch jeder weiß, wie schwer sie daran tragen. Sie bleiben stark. „Is muß ju sein", sagte der schwergeprüfte alte Bauer herb und schlicht und arbeitet wie ein Junger. Die Arbeit bleibt eine starke Trösterin.

Und auch die Religion. In den letzten Jahren ist die Legende immer wieder verbreitet worden, daß die Gottlosigkeit auch in den Dörfern überhandnehme. Wer das Volk kennt, weiß, was daran wahr ist. Niemals war das Volk unreligiös. Es gehörte schon viel Unverfrorenheit und Unkenntnis dazu, das Gegenteil zu behaupten. Der Kirchenbesuch beweist noch nichts; er beweist nur, daß viele Kirchen leer gepredigt wurden. Und wer sich heute hinstellt und von der großen Sündhaftigkeit des Volkes und von dem Kriege als einer Strafe predigt, der zeigt, daß er diese Tage nicht begriffen hat und das Volk nie verstehen wird. Nach einer solchen Predigt hörte ich einen einfachen Mann sagen: „Dös is nich, wos iech mene; iech kon nimmer giehn, obglei iech gaune wellde."

Wie ein ewiger Frühling jubelt heute das religiöse Leben aus dem tiefsten Innern der Herzen; der Krieg hatte alle reinen Flammen entfacht, die verborgen glühten. Diese Religion triumphiert schließlich über Not und Tod. Das Gottvertrauen dieser Tage hat keine Grenzen. Alles Trennende der Konfessionen ist ausgelöscht. „Ein' feste Burg ist unser Gott" ist aller Zuversicht. Jetzt gilt es, diese Stunden auch auf den Dörfern recht zu erfassen, damit das Feuer nicht wieder in sich zurücksinkt, und die Erzieher auf dem Dorfe, die das verstehen, kommen aus den Stunden der Freude nicht heraus.

Männer, die ihr ganzes Leben dem Volke draußen gewidmet haben, wundern sich über die Ströme der Liebe und der Opferwilligkeit, die jetzt hervorbrechen. Das haben sie kaum geahnt. Immer stehen die Armen voran. In manchen Blättern wird heute so viel Aufhebens von einem Reichen gemacht, der von seinem Reichtum einige tausend Mark auf den Altar des Vaterlandes hinlegt. Was die Armut heute gibt, verkündet niemand. Das wissen nur einzelne auch auf dem Dorfe. Manch einer gibt alles dahin und darbt sich's am Munde ab.

Wie groß ist auch die persönliche Aufopferung und Selbsthingabe! Mit einer Selbstverständlichkeit ohnegleichen wird alles vollbracht. Ich spreche mit einem Soldaten, der vor Warschau verwundet worden ist. Er hatte die Kämpfe um Lodz mitgemacht. „Auf drei Tage bekamen wir eine Schnitte Brot, eine Woche lang haben wir uns von rohen Rüben ernährt", erzählt er. Und er fügt hinzu: „Der Mensch muß alles ertragen." In einem Gehöft waren nur noch Frauen, und das Getreide stand draußen auf dem Felde. Aber alle stehen für einen. Die Felder dieses Gehöftes standen zuerst leer, und jetzt sind sie längst wieder gesät. Sie helfen einander beim Dreschen und bei allen Arbeiten, wo Frauenkraft es nicht allein vermag. Und es geht überall. Heute wird das Dorf, wo die Hilfsbereitschaft ja immer groß ist, zu einer wirklichen Gemeinschaft.

Unerschütterlich ist der Glaube an Sieg und Zukunft, das Vertrauen auf die Führung. Es ist recht bezeichnend, wie das Volk hier denkt. „Wir müssen durchhalten", sagt jeder. Man ist mit Geduld gewappnet. Der Krieg ist das tägliche Gespräch, und immer wieder hört man heraus, daß man sich auf eine lange Dauer des Krieges vorbereitet hat; der Feinde sind zu viele! Fragt man einen Mann aus dem Dorfe nach den Orten, wo die angehörigen Kämpfer stehen, so hört man wohl als Antwort, wenn es den Westen betrifft: Vor Verdun, vor Reims. Im Osten aber heißt es: bei Hindenburg. Der macht im Osten alles. Im Westen fehlt es an einem solchen Namen, der den Glanz des endlichen Sieges darstellt.

Die sittliche Kraft unseres Volkes ist ungeschwächt; sie verkörpert sich auch im Dorfe in allem Tun und Denken. Wohin man auch schaut, das Vaterland ist jetzt überall die Gedankensonne, die alles erhellt.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Ritter und Drohnen

Eilet, eilet, eilet! Festet, festet, festet! Das soll nicht heißen: Haltet Feste und verzettelt und verzaudert euch in Gepränge, sondern macht fest und stark! macht das Reich fest und macht den Kaiser stark. E. M. Arndt.

Wenn ich so ein Eisernes Kreuz auf der Brust eines Kriegers sehe, wird es mir immer seltsam zu Mut. Was hat der wohl gemacht? Der hat also etwas getan! Solche Sicherheit einer Tat wirkt erfrischend. Man freut sich ihrer Auszeichnung. Scheu sieht man drauf mit verhaltenem Stolz. Aber die Auszeichnung ist doch nicht die Hauptsache. Was dahinter steht, ein tapferes Herz, ein freier Mut, ein eiserner Wille — darin liegt's. Mich kümmert es wenig, ob diese einzelne „Tat" geringer oder höher einzuschätzen war. Manche, die keinen Orden besitzen, haben ihn genau so verdient. Aber hier bewährt sich die Gemeinschaft des Kameradentums. Was der eine trägt, hat er doch nur den anderen zu danken, und was den einen ehrt, ehrt die Truppe mit. Meine Freude ist, daß es solchen Wagemut gibt, belohnt oder unbelohnt, daß das alte Wort lebt: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Schiller, der dies sang, reicht Jesus die Hand, wenn er spricht: „Wer sein Leben verliert, der wird es gewinnen", und sehe eine große Schar von Helden über die Erde ziehen, die ihr Kreuz tragen, bald aus Eisen, bald aus Holz. Ritter sieht man immer gern. Das Herz springt und lacht, daß es noch Ritter gibt.

Darum erschrak ich so, als ich — zum ersten Mal war's in Mannheim — in einem hohen Fenster eines Kleidergeschäfts die feldgraue Uniform eines Jungen sah mit einem Eisernen Kreuz darauf, alles nur zum Spielzeug. Seither sah ich's hundertfach; seither hörte ich tausendmal: „ach, wie nett!" Und jedesmal gibt es mir einen Stich. Kann denn der Mensch gar nichts in seiner Größe belassen? Muß er alles gleich betasten und begaffen, nein, womöglich essen und kauen können? Ich finde es empörend, wie wenig innere Zucht wir haben, daß wir alles Große gleich herabziehen. Mit dem Kreuz auf Golgatha haben sie's so gemacht in allen Jahrhunderten: es wurde zum Geschäftsartikel, und man verdiente ein Heidengeld daran. Ich fragte mich schon manchmal, ob die Griechen mit dem Schirlingsbecher ihres Sokrates auch so gute Geschäfte zu machen verstanden, wie die Christen mit dem Kreuz des Einzigen. Und heute erlebt man kaum ein paar Wochen den größten Krieg und steht mitten im ergreifendsten Erlebnis, und sofort wird es innerlich ertötet; denn was man zum Hausgebrauch erniedrigt, verliert seinen Wert. Ich rede nicht von der bloßen Geschmacklosigkeit, mit der man seine Zigarrenasche an Eisernem Kreuz abstößt, oder seinen Mittagsschlaf auf einem Kissen mit einem Eisernen Kreuz abhält. Es liegt hier ein tieferer Schaden. Man will etwas haben, ohne es zu erringen, etwas besitzen, ohne eine Ahnung von seinem Wert zu haben, etwas genießen, was nicht genossen, sondern erlebt sein will. Nicht um jene Kinderspielzeuge ist es mir zu tun, sondern um diesen geschäftigen Geist des Volkes, der nichts Großes in der Höhe bleiben läßt, sondern es gemein macht, oder der das Große nicht in der Tiefe sucht, sondern es zum Nutzartikel verwertet. Ich fürchte, wir müssen noch andere Zeiten erleben, um wirklich mit scheuer Hand und starker Empfindung uns des wirklich Großen zu erfreuen. Wir sind noch nicht reif. Der Ernst soll uns füllen, spätere Geschlechter laß spielen! Wir stehen unter dem unmittelbaren Eindruck. Wir wollen ihn nicht verflüchtigen. Die Zeit nimmt genug von Farbe weg. Sehen wir heute in heller, erschütternd klarer Farbe die Flammenzeichen, die uns umgeben, und gehen leise und innig dankend unseren Weg, wenn wir ein Zeichen von Opfermut und Heldentum geschaut! Aber bleiben wir still, ehrfurchtsvoll! Heute redet nicht der Markt, heute spricht die Geschichte. Sieh' nicht nach Säbelchen, schaue das Schwert!

Sprechsaal

In der Heimatchronik der Hilfe und in einem Artikel von Gothein wird die Versorgung mit Brot während des Krieges eingehend und zutreffend besprochen. Dies besonders in bezug auf die Höchstpreise und deren Mißerfolg. Die von Gothein, Brentano und anderen ins Auge gefaßte Uebernahme der gesamten Getreidevorräte in den Besitz des Reichs und die Regelung des Handels sowie der Verteilung durch die Behörden wird wohl nötig werden. Wichtiger ist aber, daß die vorhandenen Brotfrüchte überhaupt dem menschlichen Konsum erhalten bleiben, nicht an das Vieh verfüttert werden. Wenn nicht mehr so viel Brotgetreide vorhanden ist, als zur Ernährung des deutschen Volkes bis zur nächsten Ernte nötig ist, wenn es eben vom Vieh verzehrt ist, so nutzt die bestmögliche Verteilung des nicht ausreichenden Restes verhältnismäßig wenig. Die mecklenburgische Regierung scheint dies einzusehen und ein besonderes Gewicht auf diesen Teil der Anordnungen des Bundesrats zu legen. Leider bisher ohne großen Erfolg.

„Der Wille war gut, aber das Vollbringen war schwach", sagt Gothein. Ganz dasselbe kann man von der mecklenburgischen Regierung und wohl auch von anderen Verwaltungsbehörden in bezug auf die Durchführung der Verordnungen des Bundesrats sagen.

Bei uns in Mecklenburg besteht ein Mißerfolg eben besonders darin, daß viele, nur zu viele Landwirte es nicht unterlassen, den Roggen mit dem Vieh zu verfüttern, daß die Bäcker in überwiegender Zahl kein K-Brot backen, angeblich, weil das Publikum dasselbe nicht kaufen will. Die Regierung kennt diese Uebelstände, ist durch die „Rost. Ztg." mehrfach darauf hingewiesen, hat auch durch Rundschreiben die „Obrigkeiten" aufgefordert, Abhilfe zu schaffen. Man hört aber nirgends von irgendwelcher Kontrolle oder gar Bestrafung. Die Obrigkeiten rühren sich nicht, wenn manche (Rittergutsbesitzer) nicht gar selbst sündigen. Daß viele Bauern Brotkorn verfüttern, ist offenkundig, gestehen manche es doch sogar selbst ein. Es gibt sogar Landwirte, welche dem Reiche das Recht bestreiten, ihnen Vorschriften über die Verwendung ihres Eigentums — des Brotkorns — zu machen. Wenn in dieser Weise Landwirte sündigen, so die Müller und die Bäcker in anderer. In vielen Städten, wohl in den meisten, kann man überhaupt kein K-Brot bekommen. Es ist sehr zu bezweifeln, daß die Bäcker ernstlich den Versuch gemacht haben, es einzuführen. Hier kann und muß auch das Publikum einen Druck ausüben. Dasselbe sollte patriotisch genug sein, während des Krieges ein etwas geringeres Brot zu essen. Und geringer soll das K-Brot, wie von Kennern behauptet wird, überhaupt nicht sein. Das produzierende wie das konsumierende deutsche Volk sollte doch die Folgen bedenken, welche es haben kann und haben wird, wenn wir, um nicht zu verhungern, gezwungen sind, uns dem Willen der Feinde zu unterwerfen. Die Landwirte, welche Korn mit dem Vieh glauben verfüttern zu müssen, um Fleisch, Butter usw. zu produzieren, sollten, ebenso wie alle Fleischverzehrer bedenken, daß man eine Zeitlang wohl ohne Fleisch und Butter, aber nicht ohne Brot bestehen kann.

Wenn die Landwirte wirtschaftlich dadurch leiden, daß sie keinen Roggen füttern, so müssen sie bedenken, daß alle Berufe mit wenig Ausnahmen in gleicher Lage sind. Angesichts der weitgehenden Nichtbefolgung der Bundesratsverordnungen ist schon gefordert worden, die Militärverwaltung solle die Kontrolle und die Bestrafung übernehmen. Das wirksamste Mittel wäre dies. Aber sollte die Zivilverwaltung bzw. die Polizei sich nicht genügend ermannen können, um die Befolgung zu erzwingen! Es wäre doch beschämend für die Verwaltung, wenn das Militär die Sache in die Hand nehmen müßte, noch beschämender aber für die Einsicht und die patriotische Gesinnung mancher Volkskreise, wenn sie sich gegen das K-Brot sträuben. Es ist allerdings bequemer, hin und wieder die Geldtasche zu öffnen, als sich täglich kleinen Entbehrungen zu unterwerfen.

Zu bemerken ist, daß anscheinend manche Müller der Verpflichtung, einen höheren Prozentsatz von Mehl aus dem Getreide herauszumahlen, nachgekommen sind. Man findet manches Brot und Gebäck von dunklerer Färbung. Es wird aber an dem Zusatz von Kartoffelmehl oder Kartoffelwalzmehl fehlen. Die Bäcker haben dies Brot nicht mit dem vorgeschriebenen K versehen. Wohl in dem Bewußtsein, daß sie ihrer Verpflichtung nicht ganz nachgekommen sind.

Wenn ich in Vorstehendem geschildert habe, wie es in Mecklenburg hergeht, so will ich damit keineswegs sagen, daß diese Zustände nur für Mecklenburg zutreffen. Es ist vielmehr anzunehmen, daß es im lieben deutschen Vaterlande vielfach nicht anders aussieht.

Sollen denn unsere tapferen Krieger umsonst gekämpft, geblutet haben und — — gestorben sein, nur weil wir zu Hause nichts entbehren wollen?

A. Ritter.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Zuversicht in Gewerkschaftskreisen. Die Neujahrsartikel der Gewerkschaftsblätter aller Schattierungen waren auf den gleichen Ton der Siegeszuversicht und des Opferwillens gestimmt. Wie stark dieser Ton selbst in Organen mit sozialdemokratischer Grundstimmung zum Ausdruck kam, sei an einem Beispiel gezeigt. Das Buchdruckerorgan schrieb an der Spitze seiner Neujahrsnummer: „Die kriegerischen Ereignisse bis zum Jahresschlusse berechtigen zu der Hoffnung, daß Deutschland doch der endliche Sieg zufallen wird, wenn bis zur Erreichung dieses Zieles auch noch schwere Kämpfe zu führen sein werden. Des Kaisers in schlichten, aber männlich-festen Worten gehaltener Neujahrserlaß an das Heer, die Marine und das deutsche Volk vermag diese Zuversicht nur zu stärken. Die Genugtuung des deutschen Staatsoberhauptes über Deutschlands „beispiellose Eintracht" und die Versicherung, daß es sich „eins mit dem ganzen Volke" fühlt, werden ihren Eindruck sicherlich nicht verfehlen, auch im gesamten Auslande nicht. Diese Kaiserworte lassen manche der früheren vergessen. Die Bekanntgabe der Heeresleitung, wonach (ohne die auf dem Abtransporte befindlichen) 600000 Mann der feindlichen Heere sich bis Ende 1914 als Kriegsgefangene in Deutschland befanden, und daß allein an Russen von Mitte November ab 136000 zu Gefangenen gemacht werden konnten, ist noch eine Bestätigung, daß es um unsere Sache nicht schlecht steht. An Offizieren haben die Gegner 8138 in deutsche Gefangenschaft abgeben müssen. Zu diesen Verlusten kommen die gegen uns weit zahlreicheren an Verwundeten und Toten. Die feindlichen Staaten sind also ganz bedeutend geschwächt und bringen daher alles auf die Beine, um nicht frühzeitiger, als es ihre Verblendung zuläßt, zum Friedensschlusse sich bereitzufinden." — Auch der Neujahrsartikel des Zentralorgans der sozialdemokratischen Gewerkschaften, das „Korrespondenzblatt" der Generalkommission, enthält sehr beachtenswerte Ausführungen, die im Wortlaut festgehalten zu werden verdienen. Dort heißt es u. a.: „Kein Mensch weiß, ob wir jetzt im Mittelpunkt stehen, ob wir uns dem Ende des Krieges nähern oder noch in den Anfängen längerer Kriegsjahre stecken. Nur eins wissen wir, daß wir durchhalten müssen und durchhalten werden, daß unser Vaterland durch keine Uebermacht von Feinden, durch keine Ueberlegenheit der Waffen und durch keine Aushungerung unterzukriegen ist. Dieses Selbstvertrauen stützt sich nicht allein auf die Stärke unserer Heeresmacht, auf ihre gute Organisation, Ausbildung und Disziplin, sondern vor allem auf die Vaterlandsliebe, in der alle Deutschen ohne Ausnahme einig sind und bereit, für dessen Verteidigung jedes Opfer zu bringen, mag der Krieg noch Monate oder Jahre dauern. Er wird das Volk eher fester zusammenschweißen und seine Kräfte ins Ungeahnte wachsen lassen. Die Hoffnung, daß Deutschland in diesem Ringen schließlich doch noch unterliegen wird, mögen die Feinde getrost aufgeben — eher würden sie selbst verbluten und in den Staub sinken. Deutschland ist es, das am kräftigsten aus diesem Weltkrieg hervorgehen wird."

Kriegslehren für den Frieden. Im Dezemberheft des Jahrbuchs für das gesamte Dienstrecht der Arbeiter, Angestellten und Beamten, im „Arbeitsrecht", hat Dr. Heinz Potthoff eingehend die wichtigeren erfreulichen sozialpolitischen Erscheinungen des gegenwärtigen Krieges zusammengestellt und Folgerungen aus ihnen für die Zukunftsbestrebungen der deutschen Sozialpolitik gezogen. Wir geben aus ihnen hier einen bedeutsamen Abschnitt wieder: Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß für ein Volk von „Lohnarbeitern", wie es das deutsche ist und immer stärker wird, die Frage der Arbeitsbeschaffung, der Arbeitsbedingungen und des Unterhaltes bei Arbeitsunterbrechung keine Privatangelegenheit der Beteiligten, sondern zugleich eine der wichtigsten nationalen Aufgaben ist, dann ist dieser Beweis wohl durch die letzten Monate erbracht worden. Zugleich ist uns aber auch vor Augen geführt worden, wie bedeutsam eine planmäßige Vorbereitung in allen großen Massenfragen ist. Daß unsere militärische Mobilmachung tadellos klappen würde, war eine allgemeine Ueberzeugung. Auch die finanzielle Mobilmachung, die bis vor wenigen Jahren noch manchen Volkswirt mit Sorge erfüllte, ist über Erwarten glänzend gelungen. Alles andere war viel weniger vorbereitet und wurde erst nach dem Kriegsausbruch, dann allerdings mit viel Tatkraft und Geschick organisiert. Das einmütige Zusammenwirken aller politischen und sozialen Parteien, das schnelle und siegreiche Vordringen unserer Heere, die vernünftige und zuversichtliche Ruhe der meisten Beteiligten haben uns eine Ordnung erlaubt, die der in den meisten anderen Staaten überlegen ist. Aber wieviel schneller, leichter und besser wäre es gegangen, wenn auch hier die „Mobilmachungspläne" fertig vorgelegen hätten; wenn ein planvolles Zusammenwirken aller Arbeitsnachweise und aller Unterstützungseinrichtungen, aller Behörden mit den Verbänden der Unternehmer, Angestellten und Arbeiter von vornherein sichergestellt wäre; wenn alle diejenigen, die sich gegen eine staatliche Stellenlosenversicherung wehrten, ihr möglichstes getan hätten, um sie durch umfassende Regelung des Arbeitsmarktes und Schaffung großer, leistungsfähiger Berufsvereine überflüssig zu machen! — In allen diesen Fragen muß der Krieg Lehrmeister des Friedens sein. Er kann es um so eher, als er uns gezeigt hat, wie leicht eine soziale Regelung sein kann, wenn von beiden Seiten Verständnis und guter Wille entgegenkommen. Trotz der Besonderheit der Zeit ist es merkwürdig, wieviel Aufhebens von Maßregeln gemacht wird, die noch vor wenigen Monaten als unerhörter Eingriff in die „Freiheit des Wirtschaftslebens", in das „geheiligte Privateigentum" und damit in die „Grundlagen von Staat und Gesellschaft" beschrien worden wären. Denn die behördliche Regelung geht teilweise recht weit, und sie trägt dazu noch vorwiegend diktatorischen Charakter. Gewiß ist ihre letzte Grundlage das Gesetz. Aber das Gesetz über den Kriegszustand besagt doch schließlich nur, unter welchen Umständen und in welchem Umfange die ordentlichen Rechtszustände durch die Militärvollmacht außer Kraft gesetzt werden. Und die Kriegsnotgesetze vom 4. August regeln nur einzelne Fragen, und nicht einmal die wichtigsten, während sie im übrigen dem Bundesrate die unbeschränkte Befugnis zu wirtschaftlichen Maßnahmen einräumen. Und für diese Blankettvollmacht, für diese Ausschaltung der Volksvertretung von der Gesetzgebung haben einmütig auch die Liberalen und Demokraten gestimmt. Wäre ein solcher Beschluß unbedingten Vertrauens möglich, wenn nicht im Grunde der Glaube allgemein wäre, daß die Reichsregierung das Gemeinwohl ehrlich erstrebt, und daß in Zeiten der Not alle privaten Rücksichten und Einzelinteressen vor diesem Gemeinwohle weichen müssen? — Aber nur in Zeiten höchster Not? Sollten wir aus ihr nicht die dauernde Erkenntnis retten, daß die staatliche Organisation nur dem Gemeinwohle dienen darf, und daß dieses: die höchste Leistung aller und das höchste Glück aller, stets allen Sonderwünschen einzelner vorzugehen hat?

Die neue Zeit. In der „Sozialen Praxis" werden die Antworten der Gewerkschaftsblätter auf die zukunftsfrohen Schlußsätze der Kanzlerrede vom 2. Dezember einer zusammenfassenden Betrachtung unterzogen. Danach hat auch die sozialdemokratische Gewerkschaftspresse des Kanzlers Worte (von öder und dumpfer Zeit, von Mißverstand, Mißgunst und Mißbrauch, von Wust und Unrat, von Befreiung und Beglückung) als wichtige Verheißung hingenommen, wie sie das verdienen. Der „Fachgenosse" (Glasarbeiterverband) stellt fest, die Rede habe wohltuend berührt, und Herr v. Bethmann Hollweg dürfe, zumal ihm auch das Wort des Kaisers zur Seite stehe, Glauben und Vertrauen beanspruchen. Der „Korrespondent" (Buchdrucker) meint, die Prognose des Kanzlers, daß der unter dem Ansturm der Feinde geborene Geist hochgehalten werden und Deutschland als freies Volk seine Kraft entwickeln solle, könne sich nur mit der Arbeiterschaft als zutreffend erweisen. Im ganzen wird die Verheißung mit verhaltener Freude kommentiert. Die sozialdemokratische Arbeiterpresse macht sich nicht die in unzähligen Arbeiterherzen daheim und im Felde aufgekommenen Hoffnungen in vollem Umfang zu eigen — Hoffnungen, die es uns gewiß machen, daß, wenn sie allzu arg enttäuscht werden sollten, eine Erbitterung eintreten könnte, gegen die alle vor dem Kriege dagewesene Verärgerung uns wahrscheinlich sehr klein erscheinen würde. Aber die Hoffnung auf wesentliche Fortschritte in der inneren Entwicklung des Reichs tritt anläßlich der Kanzlerrede doch mit voller Klarheit in allen Arbeiterblättern hervor. Das ganz gewiß Erreichbare scheint uns am klarsten „Der Zimmerer", ein Gewerkschaftsblatt radikalerer Tonart, so darzustellen, wie es den in der Arbeiterbewegung sozialistischer Richtung stehenden Persönlichkeiten vorschwebt: „Auch wenn der Krieg nicht Gelegenheit geboten hätte, der Regierung zu zeigen, daß die Arbeiter ihren Mann stehen, wenn's ums Ganze geht, dürften sie verlangen, daß endlich mit der kränkenden und verbitternden Bezeichnung als innerer Feind aufgeräumt würde. Immerhin erkennen sie den guten Willen des Kanzlers, an seinem Teile gesunde und reinliche Bahnen für die späteren politischen Auseinandersetzungen schaffen zu helfen, dankbar an. Sie hoffen, daß Herr v. Bethmann nach dem Kriege Gelegenheit finden wird, sein Wort durchzuführen, und daß ihm die Kraft dazu beschieden ist. Was er als sein Bestreben angekündigt hat, würde weit mehr bringen als in dem gegenwärtigen Burgfrieden liegt; es würde den inneren Frieden verbürgen. Der Burgfrieden ist nur ein Waffenstillstand, eine Zurückhaltung, die sich die Parteien nur für die Dauer des Krieges auferlegen, um alle Kraft auf die äußeren Feinde und deren Zurückdrängung verwenden zu können. Kämen wir dagegen zu der höheren Auffassung, eine Partei sei an sich gleichberechtigt der anderen, so würde sich der Burgfrieden, dem ein erkünsteltes Moment anhaftet, zum wirklichen Frieden entwickeln. Der Frieden in diesem Sinne bedeutet nicht den Verzicht auf den eigenen Standpunkt und seine scharfe Geltendmachung gegenüber anderen Ansichten und Interessen. Er bedeutet nicht das Aufgeben des Ideenkampfes. Er besagt nur, daß mit gleichen Waffen gefochten werden soll, und namentlich, daß die Regierung nicht mit ihrem großen Gewicht auf die eine Seite sich schlägt zum Nachteil der anderen Seite. Das ist bisher geschehen . . Wird diesem Zustand ein Ende gemacht, so soll es uns schon recht sein. Wie in den Wald hineingerufen wird, so schallt es zurück. Wird man aufhören, unsere Freunde als Menschen hinzustellen, denen jede Schandtat zugetraut werden darf, eben weil sie Sozialdemokraten sind, so wird dann auch von unserer Seite mancher kräftige Ausdruck, den der Zorn geboren hat, vermieden werden können."

Die Genossenschaften während des Kriegs. Die deutschen Genossenschaften umfassen 5½ Millionen Mitglieder und arbeiten mit einem Kapital von 6 Milliarden Mark. Die Haltung der Genossenschaften während der Kriegsmonate ist daher gewiß nicht bedeutungslos für die wirtschaftliche Entwicklung gewesen. Die „Blätter für Ge-

Digitized by Google

schaftsw." bringen eine Darstellung der Tätigkeit der dem Allgemeinen deutschen Genossenschaftsverband angehörigen Genossenschaften in dieser Zeit, die viel Interessantes bietet. Dem von Prof. Dr. Krüger-Charlottenburg geleiteten Verband gehören an rund 1600 Genossenschaften mit 1 100 000 Mitgliedern. Das Betriebskapital dieser Genossenschaften beläuft sich auf mehr als 1¾ Milliarden Mark. Der Geschäftsbetrieb vieler Genossenschaften wurde dadurch erschwert, daß eine Anzahl Vorstands- und Aufsichtsratsmitglieder dem Ruf zur Fahne gefolgt sind, und ein nicht kleiner Prozentsatz hat bereits den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden. 815 Genossenschaften haben bisher für Kriegszwecke 565 000 M. aufgewendet. Die Kreditgenossenschaften haben für sich und ihre Sparkassengläubiger rund 80 Millionen M. Kriegsanleihe übernommen. Den im Felde stehenden Schuldnern gegenüber hatte man durchweg Nachsicht walten lassen. Der Zinsfuß für Kredit wurde nur in wenigen Fällen erhöht, auch im Sparkassenverkehr trat die Zinserhöhung nur wenig hervor. In zahlreichen Fällen haben die Kreditgenossenschaften ihren Mitgliedern die Beteiligung an Heereslieferungen ermöglicht. Verschiedene Kreditgenossenschaften berichten, daß Kreditgesuche wenig gestellt sind. In den weitaus meisten Fällen wird mitgeteilt, daß größere Verluste wahrscheinlich nicht eintreten werden; es ist aber eine Beschränkung der Dividende zur Bildung von Kriegsreserven vielfach in Aussicht genommen. — Die Handwerkergenossenschaften haben oft Schwierigkeiten in der Beschaffung der Rohmaterialien gehabt. Im übrigen sind sie von dem Krieg sehr verschieden betroffen, je nachdem es sich um Handwerker handelte, die für die Kriegsindustrie in Betracht kommen oder solche, die mehr in Luxusbranchen tätig sind. Bei der Inanspruchnahme der Lieferantenkredite hat es zuweilen Schwierigkeiten gegeben. Es hat sich gezeigt, wie wichtig es für die Genossenschaften ist, unabhängig vom Lieferanten-Kredit sich zu halten. Sehr beachtenswert ist, daß die berichtenden Genossenschaften in keinem Fall höhere Warenkredite als in normalen Zeiten hatten. Leider ist es nur sehr selten dazu gekommen, daß die Genossenschaften als solche sich an Submissionen beteiligten. — Die Konsumvereine haben ausnahmsweise das Bestreben gehabt, ihre Mitglieder möglichst billig mit Lebensmitteln zu versorgen. Vielfach sind sie sehr entschieden dem Verlangen der Mitglieder nach Verproviantierung auf lange Zeit hinaus entgegengetreten. Die Eindeckung des Bedarfs hat vielfach Schwierigkeiten bereitet. Als ein besonders erfreuliches Zeichen darf es betrachtet werden, daß nur in ganz seltenen Fällen Warenkredit eingeführt ist. Verschiedene Genossenschaften wissen sogar zu berichten, daß sie strenger noch als gewöhnlich an der Barzahlung festgehalten. Die Geschäfts- und Betriebseinrichtungen namentlich der großen Konsumvereine wurden vielfach den Militärbehörden zur Verfügung gestellt. — Für die Baugenossenschaften war die größte Sorge der Eingang der Mieten — hier sind denn auch anscheinend große Verluste zu erwarten. Recht erheblich ist die Zahl der Genossenschaften, die Mietsstundungen bewilligen mußten und die Vereinbarungen mit den Mietern über die zu zahlende Miete getroffen haben. Natürlich ist es auch vielfach zur Einschränkung der Bautätigkeit gekommen. Die Zahl der Wohnungen, die infolge des Krieges leer geworden sind, ist nicht groß.

Büchertisch

Der preußische Verfassungsstreit 1862—1866. Von Dr. Fritz Löwenthal. München und Leipzig. Verlag von Duncker & Humblot. Preis 8,50 M.

Wie unzeitgemäß! wird mancher ausrufen, wenn er den Titel dieses Buches sieht. Wie kann man heute, da Deutschland mit einer Entfaltung seiner militärischen Kraft ohnegleichen einer Welt von Feinden gegenübertritt, an jene Kämpfe erinnern, welche die preußische Fortschrittspartei gegen den preußischen Militarismus geführt hat! Demgegenüber möchte ich sagen: dies Buch kommt zur rechten Zeit, und zwar aus mehreren Gründen. Zunächst bringt es, bringt die Vertiefung in jene Zeit uns deutlich zum Bewußtsein, daß die Kämpfe der sechziger Jahre vollständig Geschichte geworden sind. Sie liegen hinter uns als eine abgeschlossene Periode, die weder zum Guten noch zum Bösen gegen eine der jetzt existierenden Parteien aufgeweckt werden kann. Nicht nur ein halbes Jahrhundert, eine ganze Welt von Menschen und Dinge umgestaltenden Ereignissen trennt uns von ihr. Wie hat sich der Liberalismus gerade in der Militärfrage seitdem geändert! Jede Militärvorlage hat er — seit Eugen Richters, des letzten Repräsentanten jener Zeit, Tode — bewilligt, aus ernstester, durch den Gang der Weltgeschichte wahrlich bestätigter Ueberzeugung. Milliarden sind mit seiner Zustimmung für diese Zwecke ausgegeben worden. Und damals entbrannte der das ganze Staatswesen bedrohende Konflikt um eine Forderung von ganzen 9 — neun — Millionen Talern. Genau die gleiche Wandlung ist aber auch auf der Gegenseite zu konstatieren. Denn kein Minister und kein Konservativer würde sich heute mit solcher Leichtigkeit über staatsrechtliche Bestimmungen hinwegsetzen. Insbesondere die Geschichte der Preßordonnanz von 1863 liest sich heute wie eine Erzählung aus dem Rußland Nikolaus II. Faßt man die Konfliktszeit aber in dieser Weise rein historisch auf, so wird man nicht in den Fehler verfallen, bei der einen Partei nur Recht und bei der anderen nur Unrecht zu sehen. Gewiß ist Bismarcks Politik durch den Gang der Ereignisse insofern gerechtfertigt worden, als das durch sie geschaffene Heer sich als das Werkzeug für Deutschlands Einheit und Größe erwiesen hat. Aber im einzelnen hatte die Fortschrittspartei nicht einmal militärisch überall unrecht. Wenn sie mit Roon über die Bedeutung der Landwehr stritt, so hat schon die Geschichte des Krieges von 1870 gezeigt, daß der konservative General in diesem Punkte einem ungerechtfertigten Doktrinarismus huldigte (vgl. Daniels, Kriegswesen der Neuzeit V. S. 39), und vollends nach den Erfahrungen dieses Krieges erscheint die Begeisterung der alten Fortschrittler für die Landwehr recht wohl begründet. Es ist auch nicht zu vergessen, daß maßgebende Liberale wiederholt den Versuch machten, eine Verständigung über die Militärfragen zu erzielen, und daß die Regierung sie hätte haben können, wenn sie die zweijährige Dienstzeit konzediert hätte. Aber in diesem Punkte war Wilhelm I. absolut unnachgiebig, während selbst Roon wenigstens eine 2½jährige Dienstzeit zeitweilig für diskutabel hielt (S. 101). Aufs höchste verschärft wurde der Konflikt 1863 durch Bismarcks Polen- und Russenpolitik; auch das ist ein Punkt, über den uns dieses Jahr manches Neue gelehrt hat. — Diese Andeutungen werden genügen, um zu zeigen, daß die Geschichte jener Jahre auch heute das höchste Interesse bietet. Der Verfasser hat den dankbaren Stoff gründlich und mit anerkennenswerter Objektivität behandelt. Doch ist es ihm leider nicht gelungen, von den bedeutenden Männern, welche den preußischen Liberalismus damals führten, ein lebendiges, individuell gefärbtes Bild zu geben. Eyck.

Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Von Gottlob Egelhaaf. 4. Auflage. Verlag Carl Krabbe (Erich Gußmann), Stuttgart. Geh. 9.50 M. Geb. 10.50 M.

Der Wert des Buches liegt ohne Zweifel in der sorgfältig zusammengetragenen Fülle historischer Tatsachen, Namen und Daten, und in dem ausgezeichneten 46 Seiten starken Inhaltsverzeichnis. Es ist ein brauchbares Nachschlage- und Lernwerk, und man wird ihm als solchem die etwas schulmeisterliche Form und manche kleine Pedanterie verzeihen. Wer seine Zeitung mit Verstand liest, möge es sich zur Hand stellen; ebenso seien ihm die „Politischen Jahresübersichten" des Verf. (im selben Verlag) empfohlen.

Quittung

Kriegschronik. A. in W. 3 M., H. in M. 2 M., E. im Felde 5 M., W. in H. 2 M., R. in P. 2 M., Frl. Sch. in A. 3 M., Pf. K. in E. 2 M., Obltnt. W. zur See 3 M.

Hilfe. E. im Felde 5 M., Dir. W. in L. 7,50 M., W. in H. 3 M., Dr. K. in K. 2 M., H. in W. 3,50 M., Sch. in G. 2,50 M., Sch. in H. 3 M., Frau K. in H. 3 M., B. in W. 3,05 M., H. in St. 5 M., S. in K. 2,62 M., Pf. K. in E. 3 M., St. in St. 50 Pfg., R. in F. 3 M., Frau K. in S. 6 M., Th. in L. 2 M., Frl. W. in M. 3 M., Frl. H. in W. 5 M.

Für Elsaß-Lothringen. Pastor E. in Nordstemmen 46 M., Leutnant W. 20 M., Frl. B. in H. 10 M.

Für Ostpreußen. Leutnant W. 20 M., P. B. in A. 3 M.

Für Galizien. H. M. im Felde 2 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Frl. M. von M. Die Bestellung auf 10 Hefte der Chronik, Einbanddecke und Sammelmappe kann leider nicht ausgeführt werden, weil Sie Ihre Adresse nicht genannt haben.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Zu Nr. 1 S. 4 unter Heimatchronik: **Berliner Universitätsstatistik im Kriege.** In der Gesamtzahl der Berliner Studenten sind alle im Felde befindlichen, die selbstverständlich in unseren Listen weitergeführt werden, mitgerechnet. Diese haben sich sehr häufig als Feldzugsteilnehmer bei der Universitätsbehörde nicht besonders gemeldet. In der Theol. Fakultät Berlin sind z. B. amtlich nur 151 Feldstudenten bekanntgeworden; eine private Ermittelung ergab rund 300 Feldstudenten unter nominell 497 Studierenden, und auch dies ist noch nicht die Vollzahl. Ortsanwesend und als Hörer in Betracht kommend ist nach meiner Schätzung in der Theol. Fakultät Berlin ¼—⅓ der vorigen Winterfrequenz. Dem würde gut entsprechen, daß z. B. von den rund 2000 Tübinger Studenten des Sommers 1914 rund 1500 ins Feld gezogen sein sollen.

Adolf Deißmann.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

21. Januar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3,00 Mark.
Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683
Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 3

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An unsere Leser! — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Kriegsrechnung. — **Richard Charmatz:** Ministerwechsel in Wien. — **S. Lion:** Frankreichs politische Seele. — **Anton Erkelenz:** Fürsorge für Kriegsinvalide. — **Heinrich Füschen:** Der Spatenkrieg. — **Berta Duensing:** Kriegsweihnachten 1914 in der Volksschule. — **Dora Polligkeit:** Kriegskindchens Wiegenlied. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Erst Sieg. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

An unsere Leser!

Von der **Monatsausgabe der Kriegs- und Heimatchronik** ist das **Dezemberheft** erschienen; auch die früheren Monatsausgaben können noch bezogen werden (jedes Heft 25 Pf., Porto 5 Pf., 10 Exemplare 1,70 M. und 30 Pf. Porto).

Wir bitten um weitere **Angabe von Feldadressen und Lazaretten,** an die wir die Chroniken **kostenlos** verschicken. Aus dem Feld bekommen wir zahlreiche Grüße, die für die Zusendung danken; deshalb wollen wir den Kreis derer, denen damit eine Freude gemacht wird, möglichst erweitern. Ebenso schicken wir gern die wöchentliche „Hilfe" an Feld- und Lazarettadressen.

Wer uns in dieser Versendung ins Feld unterstützen will, kann das auch durch freiwillige Gaben für diesen Zweck tun.

Der Verlag der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 12. Januar.

Die englische Antwort auf die Protestnote des nordamerikanischen Staatsdepartements ist nach Amerika abgegangen und in ihren Hauptbestandteilen bekanntgeworden. Man wird noch einmal genauer von ihr reden müssen, wenn der Wortlaut vorliegt. Das englische Auswärtige Amt vergleicht die Einfuhr von Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland während der Kriegszeit mit der entsprechenden Einfuhr des vorhergehenden Jahres, und zwar auf Grund amerikanischer Quellen. Dabei ergibt sich, daß abgesehen von Holland die neutralen Länder beträchtlich größere Mengen von Ernährungsstoffen, Kupfer, Gummi und anderen Materialien bezogen haben, als nach ihrem eigenen normalen Bedarf zu erwarten ist. In der Annahme, daß diese Mehreinfuhr nach kriegführenden Ländern, also nach Deutschland und Oesterreich, weiter verhandelt wird, beansprucht die englische Regierung auch in Zukunft die Beaufsichtigung der Schiffahrt nach neutralen Staaten und wird auch fernerhin verdächtige Schiffe nötigen, nach englischen Häfen zu kommen und sich dort einem Prisengericht zu unterwerfen. Bei aller Freundschaftlichkeit des Tones hält also England, wie zu erwarten war, seinen bisherigen Standpunkt aufrecht. Das aber bedeutet, daß die Zufuhr der kleineren europäischen Staaten nach wie vor vollständig von der englischen Erlaubnis abhängt. Die wirtschaftspolitische Selbständigkeit dieser neutralen Staaten wird geradezu von England vergewaltigt, obwohl dasselbe England die großen Reden über den Schutz schwacher Neutralitäten zu halten pflegt.

Mittwoch, 13. Januar.

Trotz der noch immer nassen Winterwitterung wird an verschiedenen Stellen der französischen Linie mit Lebhaftigkeit gefochten. Die Berichte von beiden Seiten reden von kleineren oder größeren Fortschritten in dem einen oder anderen Gebiet. Langsam aber sicher arbeiten sich die Deutschen in dem schwierigen Argonnenwalde vorwärts und haben dort vom 8. bis 11 Januar 17. Offiziere und 1600 Mann Gefangene gemacht. Man muß die Treue bewundern, mit der die Unsrigen sozusagen jeden Baum und jeden Busch einzeln erobern. Nordöstlich von Soissons setzten sich unsere Märker in den Besitz von zwei französischen Stellungen, machten 1700 Gefangene und eroberten vier Geschütze sowie mehrere Maschinengewehre. Französische Zeitungen sprechen von den großen Feldbefestigungen, die die Deutschen im Hintergrunde ihrer Front, besonders bei Waterloo angelegt haben.

In der russischen Belagerung der Festung Przemysl ist offenbar nach schweren Verlusten eine gewisse Ermattung eingetreten. Die Besatzung befindet sich in gutem Zustand und erwartet die Zeit, wo sie zum zweiten Male aus den Festungswällen heraus in den offenen Kampf eintreten kann.

Bei Alexandrette, an der Trennungsstelle zwischen Kleinasien und Syrien beschießen englische Kreuzer freie türkische Küstenplätze; das ist genau der Fall, der vor einigen Jahren vorausgesehen wurde, als es sich um die Legung des Weges für die Bagdadbahn handelte. Damals wollten finanzielle Kreise aus geschäftlichen Gründen die große Durchgangslinie an diese von den Engländern bedrohte Küste legen. Es gelang aber dem passiven Widerstande der türkischen Regierung, dieses zu verhindern. Der jetzige Bauplan ist vor Küstenbedrohungen sicher; es ist aber dringend zu wünschen, daß die noch fehlenden Strecken möglichst bald hinzugebaut werden, damit von Konstantinopel bis südlich von Damaskus eine zusammenhängende Bahnlinie entsteht. Die Engländer sollen in Syrien sowohl bei Christen wie bei Mohammedanern ohne viel Erfolg versuchen, eine feindliche Stimmung gegen die osmanische Herrschaft zu wecken. Von der Sinaihalbinsel werden nur kleine Zusammenstöße berichtet.

Donnerstag, 14. Januar.

Der bisherige Leiter der österreichischen auswärtigen Politik Graf Berchtold hat von seinem Kaiser auf eigenen dringenden Wunsch in freundschaftlichster Weise den Abschied erhalten. Ueber die persönlichen vorzüglichen Eigenschaften dieses vielseitig gebildeten, weltkundigen Mannes ist überall nur eine Stimme. Nicht ganz so sicher ist die Beurteilung seiner bisherigen politischen Erfolge. Das Schicksal hatte ihn vielleicht gegen seine eigene innerste Neigung an die entscheidendste Stelle im Beginn des Weltkrieges gestellt. Sein Name bleibt mit dem Ultimatum gegen Serbien unlösbar verbunden. Die bisherigen Verhandlungen zwischen Oesterreich und den benachbarten neutralen Staaten Italien und Rumänien sind durch seine Hand gegangen. Wenn

Digitized by Google

er jetzt aus dem verantwortungsvollen Amte scheidet, so hinterläßt er seinem Nachfolger eine der größten und verwickeltsten Aufgaben, die man sich denken kann. Als Nachfolger ist der Freund und Mitarbeiter des ungarischen Ministerpräsidenten Tisza, Baron **Burian**, berufen worden. Damit vollzieht sich mitten im Krieg eine gewisse Verschiebung zwischen österreichischen und ungarischen Einflüssen. Selbstverständlich erklärt der neue Minister des Auswärtigen, daß er an der bewährten Politik seines Vorgängers festhalten wolle, aber er wird sie eben, soweit die Verhältnisse es gestatten, auf seine Weise fortsetzen. Von deutscher Seite wird Baron Burian mit Vertrauen begrüßt, und wir hoffen, daß auch in Zukunft die zwei Auswärtigen Aemter von Berlin und Wien die zwischen ihnen bestehende Gemeinsamkeit erhalten und vermehren. Soweit Menschen sehen können, wird der neue österreichisch-ungarische Minister bei künftigen Friedensverhandlungen eine außerordentliche Verantwortung zu tragen haben.

Italien ist durch ein gewaltiges Erdbeben in Mittelitalien geschädigt und erschüttert. Die Teilnahme der Bevölkerung wendet sich den Opfern der Naturkatastrophe zu. Auch in Deutschland sollte man trotz Krieg und vieler anderer Verpflichtungen die in Friedenszeiten üblichen Hilfssendungen nicht unterlassen. Dabei geht natürlich die italienische auswärtige Politik ihren Gang weiter. Ein merkwürdiges Gerücht wird vom „Wiener Fremdenblatt" mit Beifügung, daß es aus Konstantinopel stamme, verbreitet: „Nach sicheren Meldungen hat die italienische Regierung in London und Paris auf diplomatischem Wege erklärt, daß sie nicht untätig bleiben könne, wenn etwas gegen die Dardanellen unternommen werden sollte. Wenn nichtsdestoweniger eine Aktion gegen die Dardanellen erfolgen sollte, wäre Italien gezwungen, aus seiner bisherigen strengst bewahrten Neutralität herauszutreten." Man wird mit der Beurteilung dieser Nachricht zurückhalten müssen, bis eine Bestätigung vorliegt.

Die Kämpfe nordöstlich von **Soissons** werden auf völlig durchweichtem Boden mit gutem Erfolg fortgesetzt. Die Gesamtbeute aus den dortigen Kämpfen des 12. und 13. Januar hat sich erhöht auf 3150 Gefangene, acht schwere Geschütze, eine Revolverkanone, sechs Maschinengewehre und sonstiges Material. Am Eingang des Hafens von **Dover** sind zwei deutsche Unterseeboote von den Engländern gesichtet und beschossen worden; ob sie dabei beschädigt sind, ist noch unbekannt.

Freitag, 15. Januar.

Das Hauptereignis des Tages ist der Abschluß der Kämpfe auf dem nördlichen Ufer der Aisne **nordöstlich und nördlich von Soissons**. An dieser Stelle ist durch energischen Angriff der Beweis geliefert worden, daß unter den schwierigen Verhältnissen des Wetters und des Schützengrabenkrieges die deutsche Angriffskraft immer noch ausdauernder ist als die französische. Während der Angriffsplan von General Joffre nur kleine Schützengrabenveränderungen zur Folge gehabt hat, ist hier die deutsche Linie merkbar gebessert. Die Zahl der Gefangenen hat sich auf 5200 gesteigert. Auf dem Schlachtfelde fanden die Unserigen 4000 bis 5000 französische Tote. Der deutsche Generalstabsbericht vergleicht den Sieg mit der Schlacht von St. Privat am 18. August 1870, zwar nicht an strategischer Bedeutung, aber an räumlicher Ausdehnung und Größe des französischen Verlustes. Diese Erinnerung ist sicherlich gut, um die bedeutsame Schlacht aus der Reihe der gewöhnlichen kleineren Kämpfe herauszuheben. Auch der französische Generalstabsbericht von gestern gibt in der Hauptsache den deutschen Erfolg zu.

Im **Osten** sind keine größeren Veränderungen zu melden, nur ein gewisser Fortschritt jenseits der Rawka und 500 Gefangene.

Die Niederlage der **Türken** bei Ardahan soll tatsächlich vorhanden aber wesentlich kleiner sein, als es nach den russischen Berichten den Anschein hatte. Auf der persischen Seite besetzten die Türken Täbris, die alte Hauptstadt der Provinz Aserbeidschan. Darüber wird nun von den Engländern ein Geschrei erhoben, als sei neutrales Land verletzt, während doch England selbst diesen Teil Persiens den Russen ausgeliefert hat und die Russen sich längst in jenen Gegenden so benehmen, als ob sie dort zu Hause wären.

Ueber Amsterdam kommt ein ausführlicher Bericht eines uns sonst nicht bekannten englischen oder amerikanischen Blattes „The Pioneer Mail", in dem ein englischer Teilnehmer von dem Verlauf des Kampfes bei **Tanga in Deutsch-Ostafrika** berichtet. Es wird dadurch der deutsche Sieg über eine englische Landungstruppe bestätigt. Die Engländer forderten Tanga zur Uebergabe auf und waren sehr überrascht, daß die Deutschen mit Hilfe der Eisenbahn Truppen und Maschinengewehre zusammengebracht und zwischen das Buschwerk aufgestellt hatten. Nach blutigen Verlusten kletterten die Engländer und Inder wieder auf ihr Schiff.

Sonnabend, 16. Januar.

Der bisherige Staatssekretär des **Reichsschatzamtes** Dr. Kühn hat aus tatsächlich vorhandenen gesundheitlichen Gründen seinen Abschied erbeten und wird voraussichtlich durch den Geheimen Legationsrat Dr. Helfferich ersetzt werden. Staatssekretär Kühn besaß Freundschaft und Zutrauen bei allen Parteien. Wenn jetzt Helfferich an seine Stelle tritt, so erscheint damit der Mann, der berufen sein wird, die Frage der Kriegsentschädigung und der Reichssteuern nach dem Kriege in seine Hände zu nehmen. Er wird in Gemeinschaft mit dem Direktor der Reichsbank Dr. Havenstein eine der größten Finanzgesetzgebungen vorzubereiten haben. Auch ist es jedenfalls keine kleine Mühe, die große deutsche Kriegsrechnung buchmäßig in Ordnung zu halten.

Von der **Schweiz** aus werden wir aufmerksam gemacht, daß unsere Darstellung über Getreideeinfuhr nach der Schweiz vom 10. Januar zwar im allgemeinen zutreffend aber nicht ganz genau ist. Deutschland hat der Schweiz diejenigen Getreidemengen, die in Mannheim und anderen Rheinhäfen für die Schweiz lagerten, ohne jedes Hindernis zukommen lassen, hat aber darüber hinaus einen weiteren Verkauf deutschen Getreides an die Schweiz nicht gestattet, so daß auch die Schweizer ihrerseits keine Veranlassung haben, eine freie Getreideausfuhr nach Deutschland ins Werk zu setzen. Der Hauptteil der Schweizer Getreideernährung kommt jetzt, nachdem Deutschland vom Welthandel abgeschnitten ist, über Frankreich, und zwar über St. Nazaire und Marseille. Die Schweiz hängt gleichzeitig von deutscher Kohle und von französischer Getreidezufuhr ab.

Das **französische Unterseeboot** „Saphir" versuchte sich dem Eingang in die Dardanellenstraße zu nähern, wurde aber sofort durch die türkische Artillerie zum Sinken gebracht, ein Teil der Besatzung konnte gerettet werden.

An beiden **Schlachtlinien** ist Schlamm und Bodenlosigkeit. Am unergründlichsten scheint Flandern zu sein, trotzdem hört an verschiedenen Stellen der französischen Linie die Lebhaftigkeit nicht auf. In den deutschen Truppen ist vielfach ein Gefühl kampfesmutiger Ungeduld, nun endlich einmal wieder aus der „Badewanne" herauszukommen.

Sonntag, 17. Januar.

Am Tage vor der Erinnerung der deutschen Reichsgründung sendet das deutsche Hauptquartier zwei umfassende Berichte in die Welt, und zwar eine ausführliche militärische Darstellung der deutschen und österreichisch-ungarischen Bewegungen an der Grenze von Ost- und Westpreußen, in Polen und Galizien, und gleichzeitig eine eingehendere Beschreibung der Schlacht nördlich von Soissons. Ueber jenen östlichen militärischen Bericht können wir hier nur sagen, daß er mit der Karte in der Hand sehr genau gelesen werden muß und nicht auszugsweise wiedergegeben werden kann, da er in sich selbst schon ein Muster von Knappheit im Ausdruck ist. Er trägt viel dazu bei, Hindenburgs ersten Zug bis vor Warschau, seinen Rückzug an die posensche und schlesische Grenze und den erneuten Vormarsch der verbündeten Heere verständlich zu machen. Gerade weil die täglichen Berichte aus dem Osten in den schwierigsten Tagen oft nur Andeutungen enthielten, war eine zusammenhängende Kriegsgeschichte der letzten drei Monate sehr erwünscht. Wieviel menschliche Mühsal und Anstrengung in allen diesen östlichen Zügen enthalten ist, kann von niemandem ausgesprochen werden. Jeder von uns erfährt nur von einzelnen Freunden und

Digitized by Google

Bekannten, was sie erlebten. Oft werden dabei die ungewohntesten Widerwärtigkeiten mit strahlender körperlicher Frische getragen. Von dem alles überwindenden Heldenmut der Truppen redet ausführlicher der westliche Bericht über die Schlacht von Soissons. Dort heißt es: „An den Kampftagen hielten Regen und Wind an. Die Märsche erfolgten auf grundlosen Wegen, die Angriffe über lehmige Felder, durch verschlammte Schützengräben und über zerklüftete Steinbrüche. Vielfach blieben dabei die Stiefel im Kot stecken, der deutsche Soldat focht dann barfuß weiter. Was unsere wundervollen Truppen — zwar schmutzig anzusehen, aber prachtvoll an Körperkraft und kriegerischem Geiste — da geleistet haben, ist über alles Lob erhaben." Die Schlacht von Soissons ist bisher der Gipfelpunkt der Kämpfe, die seit etwa 17. Dezember auf Grund des neuen Angriffsplanes von General Joffre geführt wurden. Bei allen diesen Kämpfen haben die Franzosen nach der sicherlich richtigen Darstellung der deutschen Heeresleitung sehr viel größere Verluste gehabt als die Deutschen. Die Zahl der unverwundeten Gefangenen beträgt in diesem Monat an der Westfront 17 860; an französischen Toten wurden gezählt 26 000; daraus berechnet der deutsche Bericht einen wahrscheinlichen französischen Gesamtverlust von 150 000. Der deutsche Verlust betrage noch nicht ein Viertel. Damit erscheinen die deutschen Opfer in den flandrischen Kämpfen mindestens ausgeglichen.

Ueber den im Anfang November errungenen schönen deutschen Sieg bei Tanga in Ostafrika liegt nun auch der amtliche Bericht des deutschen Gouverneurs vor, ohne daß wir eine Ahnung haben, auf welchem Weg er ins Berliner Kolonialamt gelangt ist. Es zeigt sich auch hier, daß die englische Seesperre nicht so dicht geflochten ist, wie es die Herren Engländer wohl möchten. Die bisherigen Mitteilungen werden voll bestätigt. Das feindliche Landungskorps wurde in dreitägigen erbitterten Kämpfen mit schweren Verlusten auf feindlicher Seite zurückgeschlagen. Die Zahl der Kämpfenden betrug auf englischer Seite 8000, auf deutscher 2000, und der englische Verlust wird auf 3000 angegeben. Das englische Kriegsschiff erhielt schwere Treffer, 8 Maschinengewehre und viel Munition wurde erbeutet. Das letztere ist um so erfreulicher, als bei der Abgeschlossenheit unserer Kolonien zwar Nahrungssorgen nicht zu erwarten sind aber möglicherweise Munitionsmangel eintreten könnte. Auch Südwest erscheint durch die englische Besetzung von Swakopmund als abgetrennt von der übrigen Welt, wird aber sicher in seiner Verteidigung nicht weniger auf dem Platze sein als Ostafrika.

Der König von Schweden eröffnete den schwedischen Reichstag mit einer Thronrede, in der der Satz vorkommt: das Wirtschaftsleben des Volkes hätte viel gelitten; hierzu habe in hohem Grade der Umstand beigetragen, daß völkerrechtliche Grundsätze, die früher die Rechte der neutralen Staaten und ihrer Staatsangehörigen regelten, von den Kriegführenden nunmehr nicht anerkannt seien. Selbstverständlich richtet sich die Bemerkung gegen England. Neutral sein heißt, an alle Länder liefern wollen und nicht dürfen. England behandelt die kleineren Neutralen als Vasallen und zwingt sie auf diese Weise früher oder später, mindestens aber nach dem Krieg eine politische Entscheidung darüber zu treffen, ob sie in Zukunft zum englischen Verbande gehören wollen oder nicht.

Montag, 18. Januar.

Wir gedenken der Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871. Das war die Festlegung des nationaldeutschen Ertrages in jenem Kriege. Nur mühsam wurde König Wilhelm I. bewogen, den neuen Titel anzunehmen, den er nach dem Tagebuche Kaiser Friedrichs für inhaltlos ansah. Es beweist das nur, wie schwer es auch für die nächstbeteiligten und höchststehenden Personen ist, die Folgen großer Umwandlungen zu überschauen. Bei unserm jetzigen Kriege wird sich kaum eine ebenso einfache Formulierung des geschichtlichen Ergebnisses finden lassen, denn selbst wenn ein Vereinigtes Mitteleuropa aus dem gemeinsamen Kampfe von Deutschland und Oesterreich-Ungarn sich erheben sollte, so ist kaum anzunehmen, daß die neue Einheit verfassungsmäßig so klar zutage tritt, daß sie in einen feierlichen Akt zusammengefaßt werden kann. Immerhin ist es für uns tröstlich, in den Blättern der Vergangenheit zu lesen, daß auch damals vor 44 Jahren innere gegenseitige Reibungen unter den Führenden der Nation vorhanden waren, aber nicht endgültig schaden konnten, weil der gute Wille und allerdings auch die einzigartige Kunst Bismarcks das Notwendige herbeizuführen wußten.

In Frankreich sind nach verfassungsmäßiger Bestimmung die Kammern zusammengetreten, enthalten sich aber der besonderen Kritik und erledigen ihre Geschäfte. Joffre lehnt es ab, sich von parlamentarischen Einflüssen in die Heeresleitung hineinreden zu lassen und verweigert auch eine parlamentarische Untersuchung des militärischen Sanitätswesens. Schon daraus Schlüsse auf einen schlechten Zustand der Lazarette zu ziehen, dürfte falsch sein, denn auch die Heeresverwaltungen anderer Länder würden eine ähnliche Anforderung von sich abweisen, aber man hat doch den Eindruck, daß die ärztliche Mobilmachung Frankreichs besonders große Mängel aufweist.

Der Getreidepreis in England wird im Großhandel auf 225 Schilling angegeben; das ist zwar um etwa 25 Mark weniger als der normale deutsche Höchstpreis, bedeutet aber für die Engländer eine viel größere Brotverteuerung, weil ihr Weizenpreis in Friedenszeiten um ungefähr 55 Mark tiefersteht als der deutsche. Ein französischer Berichterstatter sagt im „Journal de Genève" bei einem Vergleich der Arbeiterzustände von England und Frankreich: „Die französischen Arbeiter sind zäher und die Länge des Krieges erschreckt sie nicht; die Engländer aber sind weniger gesichert und mehr betroffen durch die Schrecken des Krieges; aber auf beiden Seiten des Kanals bringt jeder pflichtmäßig seine Opfer." Es ist wohl möglich, daß in dieser Bemerkung ein Stück Wahrheit liegt, weil in Frankreich bei der viel geringeren Ausdehnung der Industrie und bei der sehr großen Zahl der zur Truppe Ausgehobenen die Arbeitslosigkeit viel weniger Platz greifen kann als in England. Selbstverständlich bringt auch in England der Krieg vielen Gewerben starke Aufträge und hohe Löhne.

Im Pariser „New York Herald" ist aus Petersburg zu lesen, daß die Russen voraussichtlich es für geboten halten würden, bei der Kälte und Unwegsamkeit der Karpathen während der Winterzeit ihre Paßüberschreitungen und Einfälle nach Ungarn zu unterlassen, und daß auch in Galizien eine leichte Rückzugsbewegung in Aussicht stehe, falls es nicht gelingen sollte, Przemysl in den nächsten Tagen zu Fall zu bringen. Uns kann es gleich sein, welche Gründe die Russen für ihren Rückzug angeben, wenn er nur überhaupt erfolgt.

Dienstag, 19. Januar.

In Beantwortung der persischen Note über die türkische Besetzung der Provinz Aserbeidschan antwortete der türkische Gesandte in Teheran, die türkische Regierung sei bereit, Aserbeidschan zu räumen, sobald die Russen die Provinz völlig verlassen haben und nach der Ankunft des persischen Thronfolgers in Täbris.

Der österreichische Generalstab kann aus Zakliczyn in Westgalizien gute Erfolge melden. Auf Länge von 6 Kilometer verließen die Russen die vorderste Reihe der Schützengräben und zogen sich in Unordnung nach den im Rücken liegenden Bergreihen zurück. Viel Gewehre und Munition erbeutet.

Der König und der Ministerpräsident von Bulgarien haben sich am 14. Januar zum russischen Neujahr begrüßt und ihre Wünsche für 1915 dahin ausgesprochen, daß Gott „der Krone und Bulgarien Glück und Größe geben und zur Verwirklichung der nationalen Ideale helfen möge". Das sieht nicht aus, als ob noch lange Waffenruhe bleiben würde. Rumänien hat auf Anfrage erklärt, daß es nicht gegen Bulgarien rüste.

Die Franzosen haben immer wieder etwas an der päpstlichen Politik auszusetzen. Der Brüsseler Nuntius hat zu Ehren der deutschen Behörden ein Essen gegeben, was ganz in der Ordnung ist, da der Nuntius zwar weder zum Dreiverband noch zum Zweibund gehört, aber gegenwärtig die Deutschen als tatsächliche belgische Regierung betrachten muß. Die Franzosen, die so oft den Papst abweisend behandelt haben, verlangen von ihm, daß er jetzt plötzlich ihr Schutzengel sein soll! Uebrigens verlautet, daß zwischen der italienischen Regierung und dem päpstlichen Stuhl darüber verhandelt wird, wie die internationalen Beziehungen des Papstes zu sichern seien, falls Italien in den Krieg eingreift.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 12. Januar.

Gestern abend hatten wir zehn große Hausfrauenversammlungen in verschiedenen Stadtgegenden, alle überfüllt, so daß ungezählte Menschen umkehren mußten. Diese Versammlungen waren nun wieder sehr ermutigend durch den ehrlichen, guten Willen und heiligen Eifer, der bei allen zutage trat. Ich war selbst im Osten. Versammlung von meist einfachen Frauen, viele ohne Hut und mit Umschlagetuch. Auch viele Männer (mehr als sonst in die Frauenversammlungen gehen). Sichtlich nicht das Publikum, das gewohnheitsmäßig Versammlungen besucht. Im Zuhören eine ganz besondere Hingabe und gespannte Aufmerksamkeit, und in den Fragen, sowohl denen der allgemeinen Aussprache als den privaten, viel guter Wille und Verständnis. Wenigstens darauf kann man vertrauen, daß viele da sind, die als Beispiel und „Salz der Erde" auch auf die anderen wirken *wollen*.

Uebrigens ist es sehr wohltuend, wenn in Berliner Versammlungen statt der gewohnten und abgeleierten Programmreden jeder Art einmal so handgreifliche Dinge besprochen werden wie die Frage, was man statt Reis brauchen kann, und wie man das Brot am besten aufhebt!

Hier und da — aber selten — kam auch Unerfreuliches zutage. Ein Oberlehrer sagte im Norden, erst sollten mal die „Weiber im Westen" weniger Schlagsahne essen, dann könnte man im Norden mit der Sparsamkeit anfangen. Umgekehrt wurde an andrer Stelle geltend gemacht, nirgends sei die Verschwendung so schlimm wie in Arbeiterkreisen. Einer schiebt es auf den anderen, um nicht vor der eigenen Tür kehren zu müssen.

Die Bäcker selbst haben die einschneidenden Bestimmungen mit bewundernswerter Ruhe, Einsicht und Opferbereitschaft aufgenommen. Sie wünschen eine Milderung des Nachtverbotes und fordern das Publikum auf, bei der Durchführung der Bestimmungen insbesondere mit den Frauen Nachsicht zu üben, deren Männer im Feld sind.

Mittwoch, 13. Januar.

Von einer Studienreise nach dem westlichen Kriegsschauplatz berichtet der Berliner Psychiater Dr. Moll über die verhältnismäßig geringe Zahl von Psychosen, die in den Lazaretten zu finden sind. In der Nervenabteilung des Lazaretts von Lüttich waren bis Mitte November nur 18 Kranke aufgenommen. Von den 120 Kranken der gleichen Abteilung in Brüssel fallen eine große Zahl auf organische Nervenkrankheiten. Des Kaisers Wort von „unseren starken Nerven" bewährt sich also im Lichte der Wissenschaft. Ausgezeichnet wirkt die Einschränkung des Alkoholkonsums. Auf einer sechswöchigen Studienreise sah Dr. Moll nur zwei betrunkene deutsche Soldaten.

Das Landwirtschaftsministerium gibt ein Merkblatt zur Herstellung von Rauchwaren und Pökelwaren heraus. Es scheint, daß bei dem großen Schweineauftrieb jetzt auch mit Salzen und Räuchern im Privathaushalt gerechnet werden muß. In der Großstadt läßt sich das freilich nicht machen!

Der Krieg wird ein großer Lehrmeister der Hauswirtschaft. Energischer sind noch niemals die Hausfrauen bearbeitet worden als jetzt. Heute Besprechung im Ministerium des Innern wegen gemeinsamer Veranstaltung von Demonstrationskursen durch den Aerzteausschuß, den Nationalen Frauendienst und die Krankenkassen.

Abends Gedankenaustausch in befreundetem Kreise über die seelischen Mächte, die in diesem Kriege walten. In einem Vortrage von Margarete Treuge wurde gezeigt, wie sehr — im Gegensatz zu 1870, wo der Krieg mit stehendem Heer und Reserven geführt wurde — heute der Landwehrmann die Seele des Heeres bestimmt und wie dadurch eine so viel innigere Verschmelzung von Heer und Volk eintritt. Die besten Kräfte deutschen Geistes speisen die Leistung des Heeres, begründen seine Unüberwindlichkeit.

Donnerstag, 14. Januar.

Ja, dieser Landwehrmann! Die jungen Kriegsfreiwilligen kämpfen und sterben für das Vaterland, hingerissen durch alle heroischen Ideale des Krieges. Der Landwehrmann steht stiller, selbstverständlicher draußen, als der pflichtbewußte Schützer *seines* Hauses, seiner Frau und seiner Kinder. Es wird erzählt, daß an einen Waggon, der Landwehrmänner hinaustrug an die Grenzen, statt der üblichen Witze und Zeichnungen nur geschrieben war: „Unsere Kinder sollen es gut haben." Heute gab mir die Leiterin einer unserer Kommissionen einen Feldpostbrief. Auf einem bunten, von Vergißmeinnicht umkränzten Briefbogen mit dem Ausdruck „Aus Liebe" — wie es so die kleinen Buchbinder für die Glückwunschbriefe der Kinder verkaufen — stand ein Gedicht eines Berliner Arbeiters, das nicht wegen seines dichterischen Wertes, aber als Stimmungsausdruck hier stehen mag:

Hell lodert die Flamme im Weltenbrand,
Von den Lieben getrennt im Feindesland
Hab' Schlachtengebrüll ich schon genug gehört,
Nun steh' ich auf Posten, gestützt auf mein Schwert.
Scharf blicken die Augen ins Dunkel hinaus,
Doch die Gedanken sind bei den Lieben zu Haus.
Wie geht es den Teuren, wie geht's Weib und Kind?
Ob alle noch wohl und munter sind?
Halt, wer da! erschallt mein Ruf in die Nacht.
Ablösung ist da. Denn der Tag erwacht.
Auf Posten nichts Neues; macht's gut, Kamerad!
Und heim ins Quartier geht's auf einsamem Pfad.
Die erste Frage: hab' ich Post von daheim?
Schon oft frug ich so, und oft hieß es: „Nein".
Wie freut' ich mich heut, als mein' Namen man rief
Und gab mir von Haus den erwünschten Brief.
Daheim alles wohl. Gesund Weib und Kind.
Da alle versorgt und zufrieden auch sind,
Da hebt sich die Brust, da flammt auch der Mut,
Ich weiß jetzt, ich kämpfe für mein Fleisch und Blut.
Gar grausam und hart ist der Weltenkrieg,
Doch für die Lieben zu kämpfen, das gibt den Sieg.
Ihr Lieben daheim, erfüllt treu eure Pflicht,
Und vergeßt eure Tapfern in Feindesland nicht.

Am Tag, nachdem der Mann seiner Frau und seinem Töchterchen diesen Gruß schrieb, ist er gefallen.

Freitag, 15. Januar.

Kriegsgefangene werden in steigenden Ziffern bei dem Anbau der Oedländer und Moore in Hannover, Schleswig-Holstein und Brandenburg — auch sonst für Meliorationen verwendet.

Einen tiefen Eindruck hat man von der Schrift des badischen Sozialdemokraten Anton Fendrich (in der Sammlung „Politische Flugschriften" von Jaeckh) über Krieg und Sozialdemokratie. Man fühlt ordentlich mit, wie von einer Seele der eiserne Panzer einer unlebendigen Parteidoktrin abfällt, und wie sie endlich sie selbst sein, die lebendige Fülle eigensten Empfindens ausströmen kann. Nach dem Kriege wird es eine große, mehr philosophische als wirtschaftspolitische Los-von-Marx-Bewegung geben, und dann, bei freiem Wachstum der geistigen Kräfte, wird man erst wissen, was eigentlich in der Partei steckt, die heute vom Bann einer chinesischen Doktrin eingezwängt ist.

Sonnabend, 16. Januar.

Allenthalben wird jetzt die Arbeit für die Sparsamkeitspropaganda energisch in die Hand genommen. Aus allen Städten kommen Bitten um Redner und Rednerinnen. Besser, man hätte sich noch viel eher besonnen! Es geht doch nicht so schnell, die ganze Bevölkerung mit dem richtigen Verbrauchswillen zu durchdringen.

Ein Regentag nach dem anderen — alle Berichte bestätigen, was man hier denkt: die unsagbare Erschwerung durch grundlose Wege, nasse Gräben usw.

Die Tage fliegen in dem Uebermaß von Arbeit, die jetzt aus den Konsumfragen herauswächst. Man wird ein immer schlechterer „Zeitgenosse", weil man zu viel zu tun hat.

Digitized by Google

Sonntag, 17. Januar.

Ein Gespräch über den „Haß". Nämlich über den zweierlei Haß: den anständigen der Feindschaft, Gegnerschaft oder wie man das nennen will, und den trüben, seelisch zerstörenden der gemeinen „Gehässigkeit". Wir tun so, als ob es uns nichts ausmachte, wenn Gegner und „Neutrale" uns herabsetzen, entstellen und verdächtigen. Wir sagen uns, daß das nun einmal dazugehört und daß dieser giftige Dunst sich schon wieder verziehen wird. Wir versuchen, uns mit Gleichmut zu wappnen und, wer es fertigbringt, gleiches mit gleichem zu vergelten. Aber im Grunde *ist* unser moralischer Mensch nicht gleichmütig, wenn die Feindseligkeit Lügen gebiert, und auf die Länge *sind* wir nicht erleichtert, wenn wir uns an der erfinderischen Entstellung des Gegners genugtun wollen. Mit welcher charakteristischen Befriedigung nehmen alle Zeitungen die kleinen Beispiele des „Fraternisierens" zwischen den feindlichen Schützengräben auf, die zeigen, daß der Haß außer Kraft gesetzt, vergessen werden kann, daß es ein menschlich-einfaches Darüberhinauskommen gibt! Wie merkwürdig alle diese Gefühle verflochten sind! Jemand sagte: Wenn nicht Feindseligkeit der größte Schmerz wäre, so würde Liebe nicht das höchste Gebot sein.

Montag, 18. Januar.

Mit wem man über die Ernährungsfrage spricht, der sagt: Ja, wenn nur nicht die Hausfrauen so kurzsichtig wären. Wenn sie nur mehr Verantwortungsgefühl hätten usw.! Wenn man ihnen nur den Ernst der Lage beibringen könnte! Und die Leute, die das im Ton des Vorwurfs und der Geringschätzung sagen, sind dieselben, die sonst das Evangelium der drei K (Küche, Keller, Kinderstube) vertraten und es für gefährlich hielten, wenn die Frau ihre geistige Nasenspitze aus der Tür herausstreckte. Jetzt genügt die Küchentüchtigkeit an sich eben nicht. Im Gegenteil: sie kann zur Waffe volkswirtschaftlicher Unvernunft werden. Beispiel: die „gute Hausfrau", die sich auf viele Küchenrezepte versteht und durch ihre Triumphe am häuslichen Backherd den Bundesratsverordnungen ein Schnippchen schlägt.

Naumann / Die Kriegsrechnung

Während in Oesterreich-Ungarn ein neuer Mann die Leitung der auswärtigen Politik übernimmt, bekommen wir in Deutschland einen neuen Staatssekretär des Reichsschatzamtes. Dr. Kühn geht, nachdem er die Finanzen der neuesten Heeresvorlage und den Anfang der Kriegsrechnung bestens geregelt hat, und Professor Bankdirektor Dr. Helfferich tritt an seine Stelle, 43 Jahr alt, eine Finanzgröße mit theoretischem Untergrund, ein Schüler vom Geldtheoretiker Professor Knapp aus Straßburg, der auch von Brentano viel Volkswirtschaft gelernt hat und dem Kreise Bambergers nahestand. In der Praxis der anatolischen Bahn und der Zentralleitung der Deutschen Bank hat er den Wirtschaftsbetrieb, dessen industrielle Seite ihm aus seinem pfälzischen Vaterhause bekannt ist, finanztechnisch kennen und leiten gelernt. Man hat ihn schon immer für ein Stück der deutschen Zukunft gehalten, nur war es sehr zweifelhaft, ob er aus der Großbank den Rückweg in den Staatsdienst finden würde. Er schien mehr an die Weltregierung der Syndikate zu glauben als an die der Ministerien. Jetzt aber, wo das Vaterland alle Kräfte braucht, stellt er sich zur Verfügung, um neben dem Reichsbankdirektor Havenstein unsere finanzielle Rüstung fortzusetzen und den Frieden und damit den Schluß der Kriegsabrechnung vorzubereiten.

Der Krieg kostet natürlich viel Geld. Eben erscheint bei G. Reimer ein erweiterter Vortrag von Prof. Julius Wolf über „Die Kriegsrechnung", von dem man nur wünschen könnte, daß er noch etwas mehr erweitert worden wäre, weil er zwar eine Aufstellung der Kosten gibt, aber keine Ausführungen über den Anleihemarkt und über die zu erwartenden Folgen des riesenhaften, unglaublichen Borgsystems. Heute schwimmt die ganze Menschheit in geborgtem Gelde. Kriegführende und Neutrale, Staaten und Städte nähren sich von Anleihen. Wenn vor etwa acht Jahren R. Martin vom Fürsten Bülow sagte, er sei „der größte Schuldenmacher der Weltgeschichte", so war das schon damals nicht ganz richtig, liegt aber heute so weit hinter uns, daß alle vergangenen Schuldenrechnungen wie ein leichtes kindliches Spiel erscheinen. Wolf rechnet vor, daß für Deutschland die täglichen Kriegskosten 40 Millionen betragen. Das kann etwas unterschätzt oder überschätzt sein, aber die Gegend ist wohl richtig bezeichnet. Dazu kommen die erhöhten Kosten der Einzelstaaten und Städte und die Verminderung fast aller regelmäßigen Staatseinnahmen, ganz abgesehen von privatwirtschaftlichen Verlusten. Oesterreich-Ungarn wird mit täglich 20 Millionen eingesetzt, die Türkei mit 4 Millionen, an deren Beschaffung wir uns wohl einigermaßen werden beteiligen müssen. Unsere Gegner zusammen werden von Wolf auf 90 Millionen und der tägliche Kriegsbedarf überhaupt auf reichlich 150 Millionen Mark eingeschätzt. In zehn Tagen ist immer 1½ Milliarde fällig, — nur Kriegsbedarf! Um zu verstehen, was das bedeutet, merke man, daß die gesamten deutschen Kriegskosten von 1870/71 nur 1,75 Milliarden betragen haben! Was die Rüstungen der Neutralen kosten, ist dabei noch nicht erwähnt. Die Schweiz hat unseres Wissens 200 Millionen Frank aufgenommen usw.

Die große Borgsumme, die sich mit jeder Kriegswoche fast automatisch erhöht, ist, je länger es dauert, desto mehr selber Gegenstand des Streites, denn jeder Staat wünscht, daß der andere für ihn zahle. Die *Friedenskonferenz nach dem Weltkrieg* wird einen stark börsenartigen Charakter tragen, weit mehr als etwa einst der Wiener Kongreß oder die verschiedenen Pariser und Londoner Friedenskonferenzen. Dort wird neben vielem anderen auch um die zukünftigen Steuerbelastungen der Staaten gerungen werden, denn Anleihen sind Anweisungen auf Steuern noch kaum geborener Generationen. England, das Land der bestorganisierten Geldwirtschaft, zahlte an den Anleihen der Napoleonskriege bis in die 80er Jahre des vergangenen Jahrhunderts, Frankreich hat, soviel wir wissen, den Krieg von 1870/71 noch nicht amortisiert. So wirken die Finanzverpflichtungen weiter als alle anderen Kriegsschäden. Von diesem Weltkrieg wird man noch reden in den fernsten Steuerkommissionen. Darum ist es von höchstem Werte, daß wir jetzt eine führende Finanzkraft in der deutschen Regierung haben, damit militärische Wünsche und finanzielle Möglichkeiten richtig abgewogen werden.

Man muß sich wundern, daß überhaupt so viel geborgt werden kann. Helfferich ist schon vor dem Krieg einer von denen gewesen, die den Reichtum der europäischen Nationen und im besonderen Deutschlands sehr hoch geschätzt haben. Aber nicht aller Reichtum läßt sich in Staatsanleihen verwandeln. Aller festliegende Besitz, alle Bodenwerte, Industriewerte, Kolonialwerte können zwar den Besitzer wechseln, können durch Zerstörung und Geschäftsstockung sinken oder durch große Ausnutzungsgelegenheiten steigen, aber sie sind ihrer Natur nach keine *beweglichen Mittel für Anleihen*. Hierfür kommt nur der Ertrag der festliegenden Kapitalien, der unverbrauchte Geschäftsgewinn und das leichtfließende Handelskapital in Betracht. Dieser Teil des kapitalistischen

Digitized by Google

Gesamtvermögens interessiert die Finanzminister des Krieges am meisten. Sie können so ungeheure Summen borgen,

a) weil das Industrie- und Handelskapital zum Teil jetzt nicht beschäftigt ist,

b) weil durch das Darlehnskassensystem auf einer vorhandenen Staatsanleihe eine weitere aufgebaut werden kann, wobei es der Zukunft überlassen bleibt, ob zur Aufrechterhaltung von beiden das nötige bewegliche Kapital nachwächst,

c) weil auf Grund der Kriegsanleihen sehr große Gewinne gemacht werden, die nun sofort wieder in neue Anleihen hineingeschoben werden. Je lockerer das Anleihegeld ausgegeben wird, desto leichter kann bald wieder geborgt werden.

Sobald ein Staat nicht mehr borgen kann, so ist sein Krieg zu Ende. Dieser Zeitpunkt kann für den Einzelstaat ziemlich bald eintreten, wenn nicht mehr an seine zukünftige Zahlungsfähigkeit geglaubt wird. Solche schlechten Schuldner sind schwierige Bundesgenossen. Am meisten wird davon **England** betroffen, denn es wird mehr oder weniger den serbischen, portugiesischen, japanischen und russischen Krieg mitzufinanzieren haben. Rußland soll in neuester Zeit seinen Verbündeten mitgeteilt haben, daß es für sich allein nicht mehr zahlungsfähig sei, und auch wenn diese Mitteilung den Tatsachen vorauseilen würde, so ist anzunehmen, daß der Tag für Rußland unter allen Großstaaten zuerst erscheint. Was aber bedeutet das? Es bedeutet einen Vorgang, der vom Nichtfinanzmann nur in seinen allgemeinsten Umrissen erfaßt und angedeutet werden kann, nämlich **die Aufsaugung des englischen Handelskapitals zu Kriegsanleihen.** England schließt uns vom Welthandel aus, um ihn ganz zu beherrschen, und entblößt sich dabei selbst in steigendem Maße der Mittel, ohne die kein Welthandel geführt werden kann. Das gehört zur Logik der Antinomien, das heißt zu jenem tiefsten Lebensgesetz, daß ich niemanden stoßen kann, ohne dadurch selber gestoßen zu werden.

In allen diesen und ähnlichen Dingen aber liegen gewaltige Dunkelheiten. Große Finanzwirtschaft grenzt an spekulative Philosophie. Ihre Gefahr ist, sich in den Irrgängen des Denkens zu verwirren, besonders in einer Zeit, in der alle bisherigen Maßstäbe verloren sind. Es ist für die Völker im ganzen deshalb fast unmöglich, den Gedankengängen ihrer Finanzleitungen zu folgen, noch unmöglicher als die Pläne der Militärleitung einigermaßen zu verstehen. **Deshalb ist Finanzleitung Vertrauenssache, wird es immer sein.** Wieviel der neue Mann leisten wird, das weiß niemand, aber ihn begleitet viel Vertrauen. Seine Aufgabe aber ist groß wie ein Gebirge.

Richard Charmatz Ministerwechsel in Wien

Graf Leopold Berchtold, der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, hat seinen Abschied genommen, Stephan Freiherr von Burian ist sein Nachfolger geworden. Ein Personenwechsel, nicht mehr! In der Politik wird sich vorerst nichts ändern: weder im Geiste noch im Tempo. Trotzdem ist es sehr lehrreich, einige Augenblicke bei dem Ereignisse zu verweilen. Jeder leitende Staatsmann wird von einer Schar von Lobrednern umgeben, die Weihrauch streut, ohne sich zu fragen, ob dazu Ursache sei. Graf Berchtold ist während der drei Jahre seiner Ministerschaft von vielen gepriesen worden, trotzdem er persönlich niemals die Werbetrommel für sich rührte. Er ging still seinen Weg, erfüllte seine Pflicht und kümmerte sich im übrigen wenig darum, was die anderen dazu sagten. Aber die Abschiedszeremonie war doch zu nüchtern; es fehlten nicht nur die üblichen Tränen, sondern selbst die getreuesten Diener wandten sich mit schmerzlicher Eilfertigkeit dem neuen Herrn zu. Gewiß, in unseren sturmbewegten Tagen gilt die einzelne Person weniger als sonst; aber dies allein kann die Kälte nicht erklären.

Welches Urteil wird die Geschichte einst über den Grafen Leopold Berchtold fällen? Seine Tadler haben ihn als Schwächling bezeichnet, doch auch sie sind von der Rechtschaffenheit und Selbstlosigkeit des Ministers überzeugt gewesen. Graf Berchtold gleicht in vielem dem Grafen Mensdorff, der in den sechziger Jahren auf dem Wiener Ballhausplatze amtierte. Der eine wie der andere hat die Ministerwürde nicht gesucht; beide sind von der Krankheit der Selbstüberschätzung frei geblieben und haben den verantwortungsvollen Posten nur übernommen, weil der Kaiser ihre Bedenken zerstreute und an ihre Dienstestreue appellierte. Graf Mensdorff und Graf Berchtold waren als Staatsmänner von heißer Friedensliebe erfüllt. Doch der eine konnte den deutschen Bruderkampf nicht bannen, und der andere sah niemals einen heiteren politischen Himmel und wurde schließlich Zeuge des gewaltigen Weltbrandes. Allein, es gibt auch einen Unterschied. Graf Mensdorff ließ sich als Minister von seinen Untergebenen leiten, während Graf Berchtold seinen eigenen Kopf hat. Man traute ihm allerdings die Selbständigkeit im Denken und Handeln nicht zu, weil seine Bescheidenheit und Verschlossenheit jedes eindrucksvolle Hervortreten verhinderten.

Dem bisherigen Minister des Aeußern kann bloß ein Fehler nachgewiesen werden. Als der Bukarester Friede geschlossen war, reklamierte er für Oesterreich Ungarn das Recht der Ueberprüfung. Er hielt von der Lebenskraft des Uebereinkommens wenig, und die sachliche Begründung seines Urteils ließ sich nicht bestreiten. Auch Rußland verweigerte zunächst seine unbedingte Zustimmung. Allein Graf Berchtold hätte besser getan, wenn er damals mehr auf die Form, auf den psychologischen Eindruck als auf das Wesen der Sache geachtet haben würde. Ihm lag die Freundschaft mit Rumänien sehr am Herzen; diese aber wurde durch die Vorbehalte der Habsburger Monarchie geschwächt. Rußland nahm die günstige Gelegenheit, seinen Einfluß in Bukarest zu stärken, schnell wahr, indem es sogleich umsattelte, während Oesterreich-Ungarn eine Weile zögerte. In Berlin hat man im Sommer 1913 eine viel klügere Haltung eingenommen; man zeigte jene Geschmeidigkeit, die auf dem Wiener Ballhausplatze fehlte.

Alles, was Graf Berchtold sonst unternahm, läßt sich aus den Zeitverhältnissen heraus verstehen und kann nach der Kenntnis der Umstände nur gebilligt werden. Das Fürstentum Albanien erwies sich zwar als Fehlgeburt; allein es wäre als selbständiger Staat sicherlich zu erhalten gewesen, wenn die Weltereignisse nicht andere Interessen in den Vordergrund geschoben hätten. Oesterreich-Ungarn wollte durchaus nicht Serbien verletzen; es gönnte dem Königreiche, dem es im Laufe des letzten Jahrhunderts so viel Wohlwollen entgegenbrachte, die namhafte Vergrößerung. Aber die Adria mußte von der russischen Herrschaft frei bleiben; den Panslawisten durfte es nicht gelingen, die Habsburger Monarchie auch auf dem Meere zu beunruhigen.

Es drängt sich allerdings die Frage auf, ob der Weltkrieg nicht von Wien aus hätte verhindert werden können. Was

Digitized by Google

wir in den letzten Monaten mitangesehen haben, berechtigt uns zu der klaren und bündigen Antwort: Nein! Nach bestem Wissen und Gewissen behaupten wir nach wie vor, daß in Oesterreich-Ungarn niemand einen europäischen Krieg heraufbeschwören wollte. Die Persönlichkeit des Erzherzogs Franz Ferdinand ist wohl noch immer von einem tiefen Dunkel umgeben, aber das eine steht fest: auch der verstorbene Thronfolger war in der letzten Zeit seines Lebens ein entschiedener Gegner eines Kampfes, der das Weltgefüge lösen konnte. Zwar arbeitete er mit Feuereifer an dem Ausbau des Heeres und der Flotte, doch er dachte durch die steigende Macht seines Staates den Frieden zu stärken. Kaiser Franz Josef war wirklich immer ehrlich bestrebt, dem Erdteile die Ruhe zu erhalten. Als ihn einzelne seiner Ratgeber einmal zu einer energischen Maßnahme gegen Serbien zu bewegen suchten, wandte er sich an sie mit den Worten: Haben Sie bereits einen Krieg mitgemacht? Die Frage wurde verneint, und der Monarch setzte kurz hinzu: „Ich aber ja!" Damit war das Kriegsthema erledigt. Nur einem eisernen Zwange gehorchend, entschloß man sich in Wien, die strenge Note an Serbien zu richten. Selbst als der Krieg bereits erklärt war, hielt man noch an der Ansicht fest, daß er nur eine moralische Genugtuung bringen und nicht zur Zertrümmerung Serbiens führen solle. Die offenen und geheimen Gönner und Lenker der Belgrader Regierung hätten also keinen Grund gehabt, einzuschreiten. Sie haben die riesenhafte Katastrophe herbeigeführt.

Gewiß, Graf Berchtold vertrat beherzt die Meinung, daß man nach dem furchtbaren Attentate von Sarajevo Serbien auch mit Gewalt zur Vernunft bringen müsse; er bemühte sich jedoch gleichzeitig, das Eingreifen fremder Mächte hintanzuhalten. Gab es für den Minister des Aeußern eine andere Möglichkeit, seinem Vaterlande zu dienen? Wäre vielleicht Ruhe eingetreten, wenn die Habsburger Monarchie auch den Doppelmord mit der früher geübten Langmut hingenommen hätte? Seit der Annexion Bosniens und der Herzegowina wurden unausgesetzt Fallen gelegt, um Oesterreich-Ungarn in seinem friedlichen Marsche zu stören! Wie teuflisch schlau war der Balkanbund ausgedacht! Irgendeine Provokation Serbiens konnte die Habsburger Monarchie zwingen, sich in Belgrad Genugtuung zu verschaffen. Dann aber mußte Bulgariens Armee für den Panslawismus bluten. Welche Schwierigkeiten wurden bei der Begründung des Fürstentums Albanien bereitet, obwohl es sich nur um die Durchführung des Prinzipes: Die Balkanhalbinsel den Balkanvölkern! handelte. Oesterreich-Ungarn nahm unendlich viel auf sich, ließ sich bis zur Verkennung seiner Kraft Uebles tun. In der italienischen Kammer wurde wohl vor einiger Zeit dargelegt, daß Graf Berchtold bereits im Jahre 1913 entschlossen war, gegen Serbien die Armee zu Hilfe zu rufen. Doch was besagt diese Enthüllung? Nur das eine, daß Graf Berchtold sich in Geduld zu fassen verstand, daß er es nicht verantworten wollte, Blut zu vergießen, ehe der äußerste Anlaß gekommen war. Wer unausgesetzt gereizt wird, den durchzuckt begreiflicherweise manchmal der Wunsch, sich den Störenfried vom Leibe zu schaffen.

Freilich, die diplomatische Vorbereitung des Krieges hat im allgemeinen viel zu wünschen übriggelassen. Aber die Klagen sind ebenso in den Ländern der Dreimächtegruppe laut geworden wie in Oesterreich-Ungarn und im verbündeten Deutschen Reiche. Graf Berchtold mußte mit dem Menschenmaterial und mit den Verhältnissen rechnen. Es ist eine sehr bemerkenswerte Tatsache, daß von den Ministern des Aeußern, die im neunzehnten Jahrhundert in der Habsburger Monarchie wirkten, fast die Hälfte landesfremden Familien entstammte. So fühlt man sich denn unwillkürlich zur Erwägung veranlaßt, ob Oesterreich-Ungarn überhaupt der Boden sei, dem diplomatische Talente entsprießen. Im Bürgertume mögen viele tüchtige Diplomaten verkannt und untätig vorhanden sein; sie kommen nicht in Betracht, weil die diplomatische Verwendung noch immer sehr von Stand und Geburt abhängt. In der Armee hat sich schon ein merklicher Demokratisierungsprozeß vollzogen; der Sohn eines Bergarbeiters ist Führer der österreichisch-ungarischen Balkanarmee geworden. Daß er in der entscheidenden Stunde zum Opfer einer schweren Krankheit wurde, spricht natürlich nicht gegen das Prinzip. Haben sich doch viele bürgerliche Generäle mit Ruhm bedeckt. Nur die diplomatische Auswahl ist noch eine Kastensache. Kein Wunder, daß es heute in der Habsburger Monarchie keinen einzigen jüngeren Diplomaten von anerkannter Bedeutung gibt, daß die Cambons und Barrères auf österreichisch-ungarischer Seite nicht ihresgleichen finden. Ein Minister des Aeußern ist aber in hohem Maße von seinen Hilfskräften abhängig. Er allein kann nicht überall zugleich wirken. Ob Graf Berchtold der Mann gewesen wäre, mit den Vorurteilen freimütig zu brechen und der Diplomatie neues Blut zuzuführen, möge dahingestellt bleiben. Für so tiefgreifende Reformen fehlte es in den drei bewegten Jahren seiner Ministerschaft an Ruhe. Doch das eine kann behauptet werden: die Mängel in der diplomatischen Vorbereitung des Krieges treffen nicht einen einzelnen, sondern das System.

Graf Aehrenthal war in Tagen der Erschlaffung, der Verzagtheit, des Kleinmuts ein überzeugter Bejaher Oesterreich-Ungarns. Er kannte die Quellen der Kraft, er hörte ihr Rauschen, und deshalb setzte er die Welt in Erstaunen. Sein Nachfolger wurde als sein Schüler bezeichnet. Und fürwahr, in den sorgenvollen Stunden des Juli konnte bloß ein Mann standhalten, dem die Habsburgermonarchie als ein lebendiges, zu höchstem fähiges Ganzes erschien. Weiter war es notwendig, daß der leitende Minister unwandelbar an Deutschlands Treue glaubte und in dem Bündnisse des Jahres 1879 mehr als ein Friedensinstrument erblickte. Bismarck schrieb in seinen „Gedanken und Erinnerungen", die Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie als einer unabhängigen starken Großmacht sei für Deutschland ein Bedürfnis, für das der Friede des Landes mit gutem Gewissen eingesetzt werden dürfe. Davon, daß in diesem Geiste Treue um Treue geübt werden würde, war Graf Berchtold durchdrungen. Er hat damit einen Felsen der Einheit aufgerichtet, der niemals mehr in Trümmer gehen kann.

Nun wird Freiherr von Burian, ein erfahrener, gutmeinender Diplomat und Politiker im Palais auf dem Ballhausplatz die wunderbare Freundschaft und Waffenbrüderschaft getreulich pflegen, kräftigen und womöglich noch vertiefen. Er ist der Vertraute des Grafen Stephan Tisza, vielleicht sogar sein Platzhalter. Doch wie schon erwähnt, das Ziel der Politik bleibt unverändert. Wenn wieder stille Zeiten beschieden sein werden, dann möge allerdings das System des diplomatischen Betriebes, das Ausmusterungsverfahren einer gründlichen Umwandlung unterzogen werden. In welcher Richtung das zu geschehen hat, kann man aus Ruedorffers Buch über die „Grundzüge der Weltpolitik in der Gegenwart" erfahren. Der Verfasser, der seinen Namen hinter einem Pseudonym verbirgt, soll selbst ein Diplomat sein. Er meint am Schlusse seiner Ausführungen: „Daher gehört auch in unseren Tagen der dauernde Erfolg nicht mehr

Digitized by Google

der einzelnen kühnen Tat, auch nicht mehr dem Genius des einzelnen Staatsmannes, sondern der stillen, Kleines auf Kleines häufenden Arbeit der Millionen." Also: Die Diplomatie für das Volk, Diplomaten des Volkes!

S. Lion / Frankreichs politische Seele

Die Revanche liegt eigentlich nicht im französischen Nationalcharakter. Das dunkle Aufzehrende, das Insichgekehrte und sich geduldende Schweigen, das Nichtvergessenkönnen, diese ganze Haltung des Rachegefühls überrascht bei den Franzosen, denen man im Gegenteil immer das allzu leichte Vergessen nachgesagt hatte. Im achtzehnten Jahrhundert, während England ihnen ihre besten Kolonien wegnahm, fand weiter zwischen beiden Völkern der freundschaftlichste und angenehmste Verkehr in Dingen des geistigen Lebens statt. Oder, nach 1814, nach dem zweimaligen Einzug der Verbündeten in Paris war das Land in seinem innersten Bewußtsein absolut nicht erschüttert. Wenn dagegen nach 1870 zum erstenmal mit dem Ungestüm einer passion maîtresse die Revanche in die französische Geschichte tritt, so muß dies an ganz besonderen Umständen des Krieges liegen. Es war eben nicht wie die meisten europäischen Kriege ein Koalitionskrieg gewesen, sondern ein Kampf zwischen zwei Mächten. So scharf, so lebhaft, so persönlich ausgefochten, daß er fast wie ein Duell anmutet. Ohne jenes Auf- und Abwogen der Chancen, die sonst den Besiegten versöhnt. Ein Ins-Herz-Treffen und kein Parieren. Eine Niederlage, die nur aus Niederlagen bestand, und die, als ihre scheinbare Ursache, der französische Kaiser, beseitigt war, nicht aufhörte, sondern weiter und weiter ging, so daß Frankreich nichts übrigblieb, als die Ursache in sich selbst zu suchen. So wurde schließlich dieser Krieg nicht nur eine Verwundung des Körpers, sondern der tiefsten Eitelkeit, des Selbstbewußtseins, der Seele. Don Quichote war dem dunklen Ritter begegnet, der ihn erbarmungslos zu Boden streckt. Wohl war er von den eitlen und chevalresken Irrträumen seines Lebens geheilt. Aber welche Melancholie, welche Verwundung der Seele!

Nach dem Krieg ging das Volk wieder an die Arbeit, baute das Zerstörte wieder auf, heilte das Kranke. Aber es wurde dabei nicht ruhig; es blieb verwundet, sensibel, erregt, auf alle Bewegungen Bismarcks mißtrauisch achtend und bebend hinaushorchend in die Welt. Es schaute mit einem Kultus wehmütiger Erinnerung nach der vielbedeutenden „kleinen blauen Berglinie im Osten". Es tröstete seine Eitelkeit, indem es sich als der erlesene Träger und Märtyrer des Rechtes fühlte, als ob die ganze frühere äußere Geschichte Frankreichs nicht selbst, wie jede andere, auf Macht aufgebaut gewesen wäre. Und während das Heer vorerst zu Defensivzwecken neu aufgebaut wurde, während die Diplomatie nach neuen, der neuen Lage entsprechenden Verbindungen tastete, wartete das Volk. Oft — 1875, 1878 — ging ein Schrei der Angst: La guerre! durch die Nation. Aber man überstand diese Momente.... Die Revanche war Angst und Hoffnung zugleich.

Die geistige Elite freilich teilte nicht diese Stimmungen des Volkes. Denn es gibt eine Höhe des Geistes, wo man nicht nur den Pessimismus erträgt, sondern wo man ihn liebt als eine klare, eisige Luft, in der sich besser als in den Niederungen des Behagens atmen läßt. Taine begann damals sein anklägerisches und mitleidsloses Werk der historischen Selbsterkenntnis, die Origines de la France contemporaine. Renan empfahl, vom Sieger zu lernen und sich den preußischen Realismus anzueignen. Und die Literatur warf die früheren französischen Eigenschaften des Geschmacks und der Feinheit wie Hüllen von sich weg. Es erschienen die großen Werke des pessimistischen Naturalismus, mit peinlicher und düsterer Genauigkeit wie von einem Gerichtsvollzieher oder Totenbeschauer geschrieben. Die Intellektuellen wollten nicht getröstet sein. Sie dachten nicht an Revanche.

Die Regierung, die neue opportunistische Republik stand zwischen den beiden Gruppen. Sie war so real, so opportunistisch, wie es die Intellektuellen nur wünschen konnten. Eine Mischung aus englischem Parlament, napoleonisch zentralisierter Verwaltung und preußischem Heeres- und Unterrichtswesen. Kein Revancheregiment, durchaus nicht auf dies eine Ziel und die eine Leidenschaft gestellt, doch andererseits, wenigstens öffentlich, das Volksideal der Revanche nicht aufgebend. Charakteristisch für diese zögernde Haltung ist, wie ihr Schöpfer und geistiger Führer Gambetta gern Bismarck gesprochen hätte, die Begegnung war festgesetzt, Henkell hatte vermittelt, Bismarck war einverstanden, und wie im letzten Augenblick Gambetta absagte. Seine politischen Freunde hatten ihm abgeraten: das Volk würde enttäuscht sein. Die Popularität der Republik war damals noch im Wachsen begriffen. — Aber Gambetta starb (1882). Und als hinter ihm das neue Regime in seiner ganzen Nüchternheit erschien, als die Deputiertenkammer dadurch, daß sie an der Spitze einer napoleonischen Verwaltung stand, sich zu einer Art absoluter Parlamentsinteressenherrschaft entwickelte, welche die Fühlung mit der Nation verlor, und zum Trost und als Ziel nur etwas Antiklerikalismus, etwas Kolonialpolitik geboten wurde, aber nichts Zwingendes, nichts Hinreißendes, da bemächtigte sich die Opposition des Volksideals. Die Revanche wurde Opposition. Und hiermit wurde sie lebhafter, fröhlicher, da es immerhin aussichtsvoller war, sich an der inneren Regierung, als an Deutschland zu vergreifen. Boulanger erhielt im März 1887 in der Aisne 45 000 Stimmen gegen 17 000 für die Republikaner, im April in der Aube 8000 Stimmen Mehrheit, in der Dordogne 59 000 gegen 36 000, im Nord 127 000 gegen 76 000. Er hatte die Provinz, er hatte bald Paris.

Man war und ist noch im Ausland gewöhnt, über Boulanger als über eine halbabenteuerliche Zufallsgestalt der französischen Geschichte hinwegzulächeln. Und in der Tat, er war für einen Helden etwas redselig, vielleicht auch nicht allzu intelligent. Keck genug, um Cäsar werden zu wollen, doch nicht unbedenklich genug. Und schließlich durch sein gutmütiges Zögern, durch seine klägliche Flucht wohl ein wenig lächerlich, ein wenig burlesk-heroisch. Aber ist er nicht trotzdem, und so wie er ist — nicht tief, nicht entschlossen, nicht rücksichtslos, aber elegant, ehrlich, bravourös, und vor allem verliebt — ein französischer Held? Hatte nicht Napoleon, als er den Franzosen gefallen wollte, genau wie Boulanger von Volksfreiheit und Ruhm und Gesetzmäßigkeit sprechen müssen? Bloß steckte bei Napoleon hinter dieser Rhetorik etwas anderes, Dunkleres. Er schauspielerte gleichsam eine Gastrolle für die Franzosen, während der arme Boulanger ernstlich das war, was er schien. Und wenn er mitten in den politischen wichtigsten Beratschlagungen aufsteht, um im Zimmer nebenan seiner Geliebten, der geschiedenen Madame de Bonnemains, die Hand zu küssen, wenn

Digitized by Google

er im Exil seine Sache durch eine plötzliche Rückkehr noch retten könnte, diese aber aufgibt, um Madame nicht zu erschrecken, so erinnert er an die echtesten Helden der französischen Tragödie, die auch Staatsaktion und Liebschaft auf so graziöse, doch das Ausland etwas befremdende Weise vermischen.

Immerhin war diese Polarisation der tätigen oppositionellen Kräfte für die Republik ein Glück. Denn als dann ein Jahrzehnt später im Gefolg der Dreyfusaffäre die wirkliche Krisis des Regimes ausbrach und alle in ihm schlummernden Gegensätze aufwühlte, den Gegensatz zwischen dem Volk und den Intellektuellen, den zwischen der Armee, welche die Revanche vorbereiten sollte, und der Republik, welche die innere Gerechtigkeit brauchte, da war der Moment gekommen für die gegenteilige Polarisation, die der staatserhaltenden Kräfte, in dem eigentlichen Helden der opportunistischen Republik, in Waldeck-Rousseau. 1881 unter Gambetta Unterstaatssekretär, 1884 kurz Minister des Innern, nun 1899 Ministerpräsident; in allem: der Gegensatz von Boulanger. Verschwiegen, ironisch, entschlossen, rücksichtslos, bismarckisch-realistisch. Und brutal gegen die Feinde der bestehenden Ordnung, gegen die Nationalisten, die er verachtete, und gegen die Kongregationen. Aber — und das ist die Signatur seines Wesens — bei und trotz aller dieser Eigenschaften einer fast grausamen Ueberlegenheit, nach der Versöhnung der Gegensätze auf vornehmste Weise trachtend. In dem großen Streit entschied er weder gegen die Armee noch gegen die Justiz. Es lag ihm nur daran, die Republik so zu kräftigen, daß die Armee in ihr als eine dienende Funktion aufgehen könnte. Er berief den Sozialismus zur Macht. Und ganz abgesehen davon, daß er so die gewünschte Kräftigung der Republik erreichte, glaubte er ihr hierdurch auch das, was ihr bisher gefehlt hatte, gegeben zu haben: das Ziel, die Begeisterung, das Ideal. Ein Ideal, das Volk wie Intellektuelle hinreißen konnte, das des inneren Aufbaus und der Enthüllung der noch halb verschleierten sozialen Probleme der Zukunft. Was konnte die rückwärtsblickende Revanche einem solchen Realisten bedeuten? „Wir dienen dem Land, indem wir die möglichen Mißverständnisse der auswärtigen Politik aus dem Weg räumen." Man sprach damals von einer möglichen Zusammenkunft zwischen Waldeck-Rousseau und dem Kaiser. Vielleicht hat es ihm dazu nur noch an der Zeit gefehlt. Nach den Maiwahlen des Jahres 1902, welche den Triumph seiner Politik bedeuteten, auf der Höhe der Macht, trat er zurück.

Diese Wahlen schufen den Träger für seine Ideen. Die radikale Regierungspartei hatte die Mehrheit. Und behielt sie zwölf Jahre lang. Und erweiterte und stärkte sie noch. Und stellte die Minister aus ihrer Mitte. Oder zum mindesten waren die Minister gezwungen, sich auf sie zu stützen. Und sie führte das Waldeck-Rousseau-Programm Stück für Stück aus. Auch sein Friedensprogramm? Die Partei tat das, wozu sowohl Gambetta wie Waldeck noch der Mut gefehlt hatte. Sie ging fast nach Deutschland. Sie ging zu den deutsch-französischen Verständigungskonferenzen von Bern und Basel. Aber warum führt sie diese ihre Verständigungsideen nicht durch? Etwa weil einige Persönlichkeiten, Poincaré als Präsident oder Clemenceau als älterer Parteiführer sie in ihrem Friedenswerk hemmten? Oder weil die Bundesgenossen es nicht erlauben? Als ob dieses feine und bewußte Frankreich zu einer Politik hätte gezwungen oder verführt werden können, ohne sie wirklich zu wollen! Nein, die Lösung des Rätsels, weshalb in einem parlamentarischen Staat unter der Herrschaft einer Friedenspartei der Krieg nicht vermieden werden konnte, liegt tiefer. Die Partei herrschte noch und — herrschte schon nicht mehr. Sie selbst stellte die Generation der achtziger Jahre vor. Aber eine neue Jugend kam herauf, anderen und neuen Geistes. Sie war nahe daran, das Alter der politischen Geltung zu erreichen. Die öffentliche Meinung, ein Teil des Parlamentes (die Briandgruppe) ging ihr entgegen. Die nächste Kammer wäre wohl kaum radikal geworden. Der Führer dieser Jugend aber war Maurice Barres. Einer der früheren ergebensten Parteigänger des Boulangismus. Einer der schlimmsten Nationalisten aus der Dreyfuszeit. Ein Lothringer aus jenem kleinen Kampf- und Grenzgebiet, welches allein die Erbfeindschaft zu Deutschland als Leidenschaft sich bewahrt hat. Keine repräsentative Gestalt für das Ausland, wie etwa Anatole France, der alle Züge trägt, die man vom französischen Esprit erwartet. Unerträglich vor allem für Deutsche, die er, mit Ausnahme Goethes, mit offen eingestandenem Haß behandelt. Unübersetzbar wie Kleist. Aber wie dieser, ein pathetischer Erwecker, ein zur Besinnung und Begeisterung Hinreißender. Aus Venedig, über dessen Kanäle er sich in seiner dekadenten Zeit gebeugt hatte, brachte er den Sirenengesang seines Stils. Aus dem Toledo des Greco die Extase und das Verbrennen an einer Idee. Und diese Idee ist nur die eine: die Liebe zu der heiligen Vergangenheit Frankreichs, zu dem heiligen Boden und den Toten, die darin begraben liegen. Wenn Taine festgestellt hatte, daß der Mensch, wie die Dinge, aus dem Milieu heraus entsteht, so zieht Barres daraus den Schluß, daß man dies Milieu, aus dem man gewachsen und das identisch mit einem selber ist, mit einer Leidenschaft ohne Ende lieben muß. Man darf sich nicht daraus „entwurzeln". Man soll den Toten und ihren Gebräuchen gehorchen. Alles, was der Vergangenheit angehört, ist gut. Barres glaubt nicht und ist doch gläubiger Katholik; die Kirche ist ihm dadurch, daß sie der französischen Vergangenheit angehört, geheiligt. Dieser Traditionalismus freilich hat den Fehler, daß ein großes Land gar viele oft widersprechende Traditionen hat. So läßt Barres die blutigen Schatten der Revolution beiseite stehen. Er überspringt auch die tiefheiteren Toten des achtzehnten Jahrhunderts, obwohl es vielleicht gerade das französischste aller Jahrhunderte ist. Für ihn beginnt die Vergangenheit mit dem siebzehnten Jahrhundert. — Und die Jugend folgte diesem Gesang der Vergangenheit. Sie entschied sich für sein Ideal an Stelle desjenigen von Waldeck-Rousseau. Seltsam, und wie ein Symptom der Schwäche anmutend, dieses Rückwärtsschauen bei einem Volk, dessen Stolz bisher der kühne Blick nach vorwärts gewesen war! Seltsam, dieses Uebergehen von der Offensive zur Defensive im Reich der Ideen! —

Diese neue Stimmung der Jugend, die als „Wiedergeburt des nationalen Gefühls" gefeiert wurde und vielleicht eher ein Wille zur Kraft als eine Kraft war, fand ihre stärkste Aeußerungsmöglichkeit in einem diplomatischen Werk, das abseits von jener Stimmung, ohne Fühlung mit ihr, und ebenso abseits von den Wünschen der radikalen Parlamentsmehrheit geschaffen worden war: in der Triple-Entente. Der eigentlichste und persönliche Anteil Delcassés daran war, daß er mit der historischen Erbfeindschaft Frankreichs und Englands, die sich unter der dritten Republik zu der ägyptischen Frage bis Faschoda (1882—1898) verdichtet hatte, resolut aufräumte. Unter dem Scheine allgemeiner Friedensliebe. Gleichsam ohne jeden Hintergedanken. In Wirklichkeit aber, um die diplomatische Zweifrontenstellung

Digitized by Google

Frankreichs gegen England und Deutschland in eine kräftigere einfache Stellung gegen Deutschland zu verwandeln. Die Entente Cordiale war hiermit als Komplement des Zweibundes geschaffen. So daß, als England seinerseits aus gleichen Gründen seine historische Erbfeindschaft gegen Rußland aufgab, die Triple-Entente fertig dastand. Gestützt auf diese Triple-Entente aber, konnte jenes Schweigen Frankreichs gegen Deutschland, das seit 1870 dauerte und sich bisher als vornehm leidend gegeben war, nun drohend agressiv werden. Oh — und das war das Kunstvollste der Delcasséméthode — dieses agressive Schweigen konnte der Unbeteiligte, der Ferne kaum bemerken! Es war so vornehm, so fein! Eine jede deutsche Antwort darauf, eine jede Abwehrgeste wie laut! wie brutal! „Seht Tanger! Seht Agadir!" Delcassé hatte einen Marokkovertrag mit England, mit Spanien, mit Italien geschlossen. Auch mit Deutschland? Warum mit Deutschland? Existiert überhaupt ein Deutschland? Man schweigt ihm gegenüber, man wird höchstens gezwungen sprechen. — Oder es entsteht eine Balkankrisis. Deutschland schlägt ein Zusammengehen der drei nicht direkt interessierten Mächte vor. Poincaré, der das Werk Delcasses wiederaufgenommen hat, antwortet, daß die politischen Gruppen gerade im Moment der Gefahr bestehen bleiben müssen. Kann man denn direkt mit Deutschland reden? Und wenn man nach Rußland fährt, so geht der Weg in weitem Bogen zur See. Oder wenn man die Eisenbahn benutzt, so steigt Herr Delcassé nur ein paar Minuten auf dem Berliner Bahnhofsperron aus. Schnell wieder in den Zug! Die Luft ist hier verpestet. Voltaire hätte gesagt: Ecrasez l'infâme. Jetzt heißt es: Ignorez l'infâme. Dieses Deutschland nicht nur, wie England es wollte, durch die Großmächte einkreisen, sondern noch die letzten Löcher zustopfen, durch einen Balkanbund, durch einen Bund der Neutralen! Es nicht nur politisch, sondern auch finanziell isolieren! Man schließt die Türen Deutschlands. Man stopft die Fenster zu. Und dann, leise, unhörbar wird die Luft aus der Kammer gepumpt. Aus allen Ritzen, aus allen Spalten. Langsam! Seht — bald wird man Gäste zum köstlichen Schauspiel einladen können —, es ringt schon nach Atem! Es windet sich! Es rennt mit dem Kopf gegen die Wände! Es wird gleich einen grotesken Tanz aufführen, wie der „Mann in der Flasche" in der unheimlichen Geschichte von Meyrink. Die Revanche ist ein Grauen geworden. — — Oder wie? Fällt es nicht hin? Steht Deutschland noch einmal auf? Und wächst in die Höh' und wehrt sich nach allen Seiten! Und schreitet aus und singt!?

Anton Erkelenz / Fürsorge für Kriegsinvalide

II.

Arbeitsbeschaffung für Invalide.

Man muß solche Ziffern — wenn sie vorerst auch nur auf Vermutung beruhen und in ihrer schließlichen Höhe von der Dauer und dem weiteren Verlauf des Krieges abhängig sind — vor Augen halten, um die Frage der Arbeitsbeschaffung in ihrer vollen Größe zu erkennen. In Industrie und Landwirtschaft gibt es nun gewiß viele leichte Stellen, die ein Mann mit sage 25 Prozent erhaltener Arbeitsfähigkeit recht gut versehen kann. In der Landwirtschaft wurden solche Kräfte auch bisher schon meist ausgenützt. In Industrie und Handel dagegen ist ein Arbeiter vom anderen abhängig. Stockt die Arbeit an einer Stelle, so ist sie überall gehemmt. Auch die schon oben erwähnten Gründe lassen nicht als wahrscheinlich annehmen, daß Industrie und Handel nach dem Kriege einen beträchtlichen Teil der Invaliden beschäftigen werden. Man wird dort solche Menschen nur in den Außenbezirken, am Rande des Arbeitsprozesses nützlich verwerten können, als Boten, Türhüter, Hofreiniger usw. Gerade diese Stellen sind aber vielfach auch heute schon durch Invalide des eignen Betriebes besetzt. Möglich, daß darin später aus nationalen Gründen mehr geschehen wird. Aber die Grenze ist sehr bald erreicht, wo die Ergiebigkeit der Arbeit durch Teilarbeitskräfte mehr Schaden erleidet, als bestenfalls erspart und gewonnen wird. Mehr können die öffentlichen Betriebe des Staates oder der Gemeinden tun. Die Staatsbahnen z. B. oder die Post können ihre durch den Kriegstod verringerten Personalbestände teilweise aus Kriegsinvaliden auffüllen. Aber auch hier ist die Möglichkeit bald erschöpft. Der Aufschwung der städtischen Betriebe hängt zeitlich und ursächlich auch damit zusammen, daß sie begonnen haben, mit vollwertigen Arbeitskräften zu arbeiten, während sie früher mehr charitativen Charakter hatten. Es ist nicht anzunehmen, daß die öffentlichen Betriebe in Zukunft wesentlich anders handeln könnten.

Alles in allem: auf diesem Wege läßt sich nur ein Teil, sogar wahrscheinlich nur ein kleiner Teil der vorliegenden Aufgabe lösen. Herr Baurat Bernhardt hat in der Gesellschaft für soziale Reform den sehr erwägenswerten Vorschlag gemacht, daß die Militärverwaltung Invalide zur Anfertigung von Militärartikeln heranzieht. In meiner derzeitigen Garnison hat man begonnen, Patronentaschen, Tornister usw. durch leichtverwundete Soldaten anfertigen zu lassen und hat dazu eine Reihe Maschinen mit Kraftbetrieb während des Krieges neu beschafft. Diese Regiearbeit ist wohl des Ausbaues fähig. Sollen aber auf diesem Wege eine größere Anzahl Invaliden beschäftigt werden, so wäre die Anfertigungsweise auf alle Militär-Gebrauchsartikel, und zwar besonders auf Fußbekleidung, Uniformen, Mäntel usw. auszudehnen. Dazu müssen dann Invalide erst angelernt werden als Schneider, Schuhmacher, Zwicker, Stepper, Gewehrschlosser usw. Unmöglich ist das nicht. Zu bedenken bleibt, daß die Arbeit vermutlich ziemlich teuer wird, und daß den bisher von der Militärverwaltung beschäftigten selbständigen Handwerkern und Gewerbetreibenden Arbeit entzogen wird. Es gehört nicht viel Einbildungskraft dazu, um sich vorzustellen, wie die Agitation der Handwerker und Fabrikanten gegen diese Arbeitsart von Jahr zu Jahr wachsen wird, je weiter der Krieg zurückliegt. Und ob die militärische Organisation geeignet ist, in Friedenszeiten freie Arbeiter zufriedenzustellen, wäre abzuwarten.

Im besten Falle aber kann auch auf diesem Wege nur ein Teil der Invaliden dauernd beschäftigt werden. Es muß erwogen werden, ob nicht noch weitere Möglichkeiten zur Arbeitsbeschaffung vorliegen. Es gibt solche, sie bedingen aber, wenn sie fruchtbar werden sollen, eine umfassende neuartige Organisation. In vielen Industriezweigen gibt es schematische, leichte Arbeiten, die immer wiederkehren, die immer gleich sind, zu denen man in wenigen Wochen Arbeitskräfte anlernen kann. Man denke u. a. an die Anfertigung elektrischer Glühlampen, oder elektrischer Klingeln und vieler anderer Dinge. Den Fabriken kann man nicht ohne weiteres zumuten, für diese Arbeiten Kriegs- oder Unfallinvaliden anzustellen, denn entweder die beschäftigten Invaliden werden nach Zeit bezahlt, dann werden die Arbeiten teurer als bisher; oder die Invaliden empfangen Stücklohn, in den dann ihre Kriegsrente irgendwie miteinzurechnen wäre, dann wird der Lohn des

Digitized by Google

freien Arbeiters gedrückt, oder auch die Arbeiten werden teurer. Auch die Organisierung solcher Invalidenarbeit im Rahmen des ordentlichen Fabrikbetriebes ist, nicht zuletzt des Menschenmaterials wegen, so schwierig, daß man sie dem privaten Fabrikanten nicht zumuten kann. Und z. B. von der Firma Siemens irgendwie zwangsweise zu verlangen, daß sie mit der Anfertigung von Glühlampen nur Invalide beschäftigt, dürfte unmöglich sein.

Hier muß eine neue, halb öffentliche Organisation eingreifen, die mit Hilfe des Staates zu schaffen ist. Man könnte sie sich als eine Art genossenschaftlicher Organisation der Invaliden selbst denken, die durch Gesetz mit bestimmten Rechten und Pflichten zu umkleiden ist. Sie übernimmt von den privaten Firmen, sagen wir die Fertigstellung gewisser Arbeiten bei der Herstellung von Glühlampen. Sie beschafft für diese ihre Sonderarbeit alle nötige Maschinerie und Arbeitsräume, wozu ihr der Staat die nötigen Kapitalien gibt. Den invaliden Arbeitern bezahlt sie einen Lohn und gegebenenfalls am Jahresschluß einen Gewinnanteil. Einen Verlust deckt die Staatskasse. So könnte es für jede besondere Arbeitsart eine eigene Genossenschaft geben, oder eine Mehrzahl von Arbeitsprozessen sind in einer Genossenschaft zu vereinen. In einem Teil des Landes wäre diese, in einem anderen eine andere Fabrikation näherliegend. Die Genossenschaft liefert den Fabrikanten oder Kaufleuten, von denen sie Arbeit übernimmt, zum selben Preise, wie ihn der Fabrikant bei eigener Anfertigung erzielen könnte. Auf demselben Wege könnten Militärlieferungen übernommen werden. Der Betrieb muß kaufmännisch geleitet sein, und die Genossenschaftsform soll durchaus nicht zur Folge haben, daß die Generalversammlung den Geschäftsführer entlassen, die Fabrikation umstürzen kann. Der rechte Mittelweg zwischen den Notwendigkeiten der einheitlichen Betriebsleitung und der Mitwirkung der Genossen dürfte unschwer zu finden sein. Gerade auf das letztere ist aber großer Wert zu legen, wenn die besten Bemühungen nicht scheitern sollen. Und damit kommen wir zu einem Eckstein der Arbeitsbeschaffung.

Warum sind bisher alle Versuche auf diesem Gebiete gescheitert? Neben verschiedenen anderen Schwierigkeiten mehr technischer Art, war es die Schärfe des Gegensatzes zwischen Unternehmer und Arbeitern, der die besten Pläne zertrümmerte. Die Mehrzahl der Arbeiter stand dem Versuche, die Unfallinvaliden durch Arbeit zu heilen, ihnen mindestens das Leben damit zu erleichtern, ablehnend gegenüber, schalt sie als Rentenquetscherei, für die Invaliden, als Lohndrückerei gegen die gesunden Arbeiter. Es wird auch beweisbar sein, daß solcher Verdacht gelegentlich gerechtfertigt war. Aber an dem unüberwindlichen Mißtrauen zwischen Unternehmer und Arbeiter ging auch das Berechtigte und Wohlwollende zugrunde, weil die Arbeiter und ihre Vertreter von allen solchen Plänen — schon durch die berufsgenossenschaftliche Organisation — ferngehalten wurden. Das Mißtrauen der Arbeiterführer übertrug sich natürlich auf den noch mißtrauischeren Invaliden, und nicht allzu selten haben sich auch Drückeberger dahinter versteckt.

Wenn aus der Arbeitsbeschaffung für Invalide, besonders für Kriegsinvalide, etwas werden soll, ist die freudige, rückhaltlose Mitarbeit der Arbeiter- und Angestelltenbewegung erforderlich, unentbehrlich. Diese Mitarbeit darf nicht, wie z. B. bei den Landesversicherungsanstalten, so gedacht werden, daß einer maßgeblichen und fast allein entscheidenden Staatsbeamtenschaft ein mehr dekorativer Ueberwachungsrat beigegeben wird. Nein, den Kriegsinvaliden gegenüber müssen die Arbeiter- und Angestelltenführer als maßgebliche Vertreter der Arbeitsbeschaffungsstellen gelten. Schreckt man vor diesem, in Deutschland bisher als unerhört geltenden Schritt zurück, so wird die Arbeitsbeschaffung durch bald aufkeimendes Mißtrauen sehr erschwert, wahrscheinlich unmöglich gemacht.

Der Krieg hat das Verhältnis unter den Volksgenossen in einer Weise verbessert, wie wir es noch vor sechs Monaten nicht träumen konnten. Wenn dieser Zustand aber kein lediglich vorübergehender sein soll, dann muß das große Vertrauen, das die Arbeitnehmer dem Staate und seinen Vertretern geschenkt, durch Taten, nicht durch Worte erwidert werden. Je eher und je vollständiger, um so besser. Die Versorgung der Kriegsinvaliden und aller anderen Invaliden gibt eine Gelegenheit dazu, wie sie edler, besser, wichtiger nicht zu denken ist. Vertraut uns zwei Drittel der Verantwortung und der Arbeit in dieser Sache an, helft als drittes Drittel mit voller Kraft, und unsere Kriegsinvaliden können und werden — neben der Rente — eine Versorgung finden, die ihnen nicht nur wirtschaftliches Wohlergehen, sondern auch sittlichen Halt gibt! Und Deutschland kann der Welt an einem neuen Beispiele zeigen, daß es Wunden zu heilen, nicht nur zu schlagen versteht!

Es ist hier nicht der Ort, um diesen Grundgedanken im einzelnen auszumünzen. Diese und manche andere Frage werden sich lösen, sobald die grundsätzliche Geneigtheit besteht, neue Wege zu gehen. Nur eines noch: Herr Dr. Kraus vom Frankfurter Institut, der die Frage der Invalidenbeschäftigung vor dem Kriege gründlich studiert, schlägt die Errichtung von besonderen Nachweisеämtern vor. Zweifellos kann ein solches Amt manches tun, vorhandene Arbeitsgelegenheit an den richtigen Mann zu bringen. Ob es dazu besonderer Aemter bedarf, ist zu prüfen. Solche Aemter sind aber nur wie Arbeitsnachweise. Hier ist jedoch vor allem Arbeitsbeschaffung nötig. Arbeit mit Aemtern hervorzuzaubern, dürfte ausgeschlossen sein. Nachweiseämter könnten leicht ein Gewissensberuhigungsmittel werden, das von durchgreifenden Maßnahmen abhält.

Es wurde schon gesagt, daß diese ganze Frage fertig geregelt sein muß, wenn der Krieg beendet wird. Weshalb diese Forderung? Es braucht hier nicht dargelegt zu werden, wie niederdrückend es an sich für einen jungen Menschen ist, durch Verlust des Augenlichts, eines Armes, eines Beines usw. für Lebenszeit zum Krüppel geworden zu sein. Solange die Kanonen donnern, vermag dies Gefühl nicht aufzukommen. Auch bringt der Krieger — verwundet oder unverwundet — aus dem Felde ein Hochgefühl, ein Selbstbewußtsein mit, das die Leiden weniger fühlbar macht. Diesen seelischen Zustand mit als Triebkraft in Dienst der Beschäftigung von Invaliden zu stellen, erscheint mir eine weitere wesentliche Voraussetzung zum Erfolge. Läßt man aber die jetzigen Wochen und Monate ungenutzt verstreichen, läßt man nach dem Kriege den Invaliden erfaßt werden von Sorge um seine Existenz, von Verzweiflung über seine Lage, so kann nachher die größte Mühe die Lücke nicht mehr schließen. Die Fälle der traumatischen Neurose wachsen ins Ungemessene. Darum gilt es jetzt zu handeln, schnell und wohl erwogen, damit bald nach dem Friedensschluß eine fertige Organisation dasteht, die den höchsten Anforderungen gewachsen ist.

Digitized by Google

Heinrich Fitschen / Der Spatenkrieg

Jeder, der längere Zeit im Schützengraben gelegen hat, wird mir zustimmen, daß von Tag zu Tag eine größere Wertschätzung des Spatens zu bemerken war.

Wie schwierig war es, in der Garnison das Schanzzeug an den Mann zu bringen! Jeder suchte sich vom Tragen der unbequemen Last zu drücken.

Ganz anders im Felde! Wo nur bei Lazaretten oder Verbandsplätzen ein Spaten zu haben war, da griffen alle zu, einerlei ob sie Tressen am Kragen hatten oder nicht.

Wer glücklich in den Besitz des begehrten Werkzeuges gelangt war, der gab es nicht wieder her. Kein Wunder! Denn der Spaten ist unsere wichtigste Schutzwaffe im modernen Kriege. Mit seiner Hilfe vermögen wir unseren beiden Hauptfeinden, der Nässe (Kälte) und den großen Geschützen erfolgreich zu begegnen.

1. Mit dem Spaten kann man sich regen- und schrapnellsichere Unterstände bauen.

Anfänglich fielen unsere Wohnungen infolge der mangelhaften Ausrüstungen mit Schanzzeug und unserer Unkenntnis ganz miserabel aus. Wir saßen bald, da Regenwetter einsetzte, dermaßen im Schlamm, daß manch einer sich hinter irgendeinen Baum hockte, um sitzend zu ruhen; daß einige wachend die Nacht verbrachten, um nicht die Nässe Herr über sich werden zu lassen.

Die Nässe ist unter Umständen gefährlicher als die feindlichen Geschütze selbst. Unmerklich, unwiderstehlich dringt sie einem in die Knochen und läßt nicht locker, wen sie einmal erfaßt hat. Im Lazarettzuge machte ich die Bekanntschaft eines jungen bayrischen Kameraden. Erst 19 Jahre war er alt, hatte aber so schlimm Rheumatismus, daß er seinen Fuß nicht zu rühren vermochte. Fünf Tage hatte er stets nasse Füße gehabt, da mußte man ihm die Stiefel herunterschneiden, so geschwollen waren die Gelenke.

Mußten wir diese junge Gefechtskraft wirklich einbüßen und nun mit vielen Kosten wieder zurechtdoktern? Nein und abermals nein! Der Spaten hätte ihn gerettet. Er aber hatte nicht gelernt, ihn richtig zu gebrauchen. Er hatte auch, genau wie wir zuerst, wolfsgrubenähnliche Höhlen gebaut, Reisig, Stroh und etwas Erde darüber getan. Beim Regen sickerte die Nässe bald an den Wänden herunter; die hinaufgeworfene Erde rieselte zuletzt auf uns nieder, unser Strohlager wurde naß, unsere „Höhle" unbewohnbar.

Manch einer hockte trotzdem noch immer in seinem „Bau". Hüsteln und Röcheln, Abgänge wegen Rheumatismus und Lungenkrankheiten waren die Folge.

Da entschlossen wir uns, auf den Bau unserer Unterstände mehr Sorgfalt zu verwenden.

Vor allen Dingen mußten wir mehr Schanzzeug herbeischaffen. Wir erhielten bei dem Verbandsplatze sowie im Lazarett zu M. so viele kurze Spaten, Beilpicken usw., daß fortan beinahe jeder einen Spaten hatte, während zuerst drei Mann etwa auf einen Spaten kamen. Offiziere, Feldwebel, Mannschaften, alle griffen zum Spaten und gaben ihn nicht wieder her.

Unser General schickte die Radfahrerkompagnie aus, nach langen Spaten zu fahnden und ließ in G. 6000 bestellen. Aus den leerstehenden Häusern brachten die Radfahrer in ein paar Stunden 90 Stück, die abends auf die Küchenwagen der Kompagnien verteilt und zu Tal gefahren wurden. Obendrein versorgten uns die Radfahrer mit Dachpappe, Nägeln, Kneifzangen, Sägen usw.

Nun konnte die Arbeit in Angriff genommen werden. Wir bauten ein Musterhaus. So hoch oder besser so tief, daß man drin stehen, so breit, daß man drin liegen konnte. Mit Dachpappe gedeckt, bot es Schutz gegen die Unbilden der Witterung, mit 30 cm hoher Erdschicht beworfen, gegen Schrapnells und Granatsplitter. Eine dicke Strohschicht schützt gegen die Kälte und Nässe von unten. Auch die Wände müssen mit Stroh gepolstert werden, wenigstens eine Wand, um sich anlehnen zu können. Auf vorsichtig angelegten, nach hinten etwas abgeschrägten Stufen muß man schnell und gedeckt in den Schützengraben, bzw. das Revier der Kompagnie kommen können. Eine Tür — Rahmen aus Aesten mit Dachpappe oder Zeltbahn — schloß die Zugluft ab und gestattete das Anzünden von Kerzen, das Lesen und Rauchen.

Hat man keine Dachpappe, so nimmt man Reisig, Stroh, Laub und Erde, oder Bretter, Türen, Fensterläden usw. aus den verlassenen Wohnungen. Das Blockhaus kann einfacher, meinetwegen auch niedriger sein. Wenn man auf Grundwasser stößt, muß man selbstverständlich Schluß machen.

Trockenheit über Bequemlichkeit.

„Aber," fragte mich mancher, „wie kann ich mich denn so häuslich einrichten, wenn ich bald wieder vorwärts muß?" Zur Beantwortung dieses Einwandes müssen wir unterscheiden zwischen Bewegungs- und Stellungskämpfen. Bei ersteren ist an ein Einbuddeln nur in beschränktem Umfange zu denken. Meistens entwickeln sie sich nach ein paar Tagen zu richtigen Stellungskämpfen, bei denen um jeden Fußbreit Boden schwer gerungen wird. Die Zeit, in der die Kämpfe an ein und demselben Tage entschieden wurden, ist endgültig vorbei. Wochen-, ja oft monatelang kann keine Entscheidung herbeigeführt werden. Ein Gewoge hin und her, ein Ineinanderverbissensein der Gegner, das ist die Signatur des modernen Kampfes, besonders an der langen Schlachtfront im Westen, die sich jetzt an das Meer anlehnt.

Deshalb sollen wir uns bei unseren festen Unterständen einrichten, als seien sie für die Ewigkeit bestimmt.

Müssen wir wirklich unsere Zelte abbrechen, was schadet's, wenn wir etwas mehr Fleiß angewendet haben, als unbedingt erforderlich war.

Wir nehmen mit auf dem Schanzzeugwagen, was zu gebrauchen ist, und bauen das nächstemal noch besser als zuvor. Uebung macht den Meister. Es werden Nischen und Börter eingebaut, um Tornister, Kochgeschirr, Feldflaschen usw. aufnehmen zu können. Es werden Stühle aus den leerstehenden Häusern geholt usw., so daß wir uns dort gemütlich fühlen können.

2. Mit dem Spaten kann durch Anlegung von Lauf- und Schützengräben die Angriffslinie immer weiter vorgeschoben werden.

Es ist dunkel geworden. Die feindlichen Brummer haben ihre letzten Abendgrüße herübergeschickt. Dann beginnt unsere Arbeit:

Patrouillen tasten sich geräuschlos durchs Vorgelände und spähen aus, ob der Feind etwas merkt von unserem Vorhaben, und sichern uns gegen einen etwaigen Ueberfall.

Pioniere folgen ihnen auf dem Fuße, prüfen den Boden und bestimmen den Platz, wo ein neuer Schützengraben mit Erfolg ausgehoben, eine neues „Dorf" gegründet werden kann. Dann rücken wir heran mit unseren Spaten und wühlen uns hinein in die Erde, tiefer immer und tiefer. Einige bauen die Brustwehr. Andere stellen durch Zickzackgräben die Verbindung mit den rückwärtigen gedeckten Stellungen her.

Digitized by Google

Der Gegner hört die Spatenstiche. Er merkt, daß etwas im Werke ist, weiß aber nicht, was und wo. Er knallt ins Blaue hinein. An Zielen ist natürlich nicht zu denken bei dem Nebel und der Dunkelheit. Ueberschüttet uns der Feind mit Salven oder Schnellfeuer, so nehmen wir Deckung. Sendet er nur einzelne Schüsse, so ignorieren wir sie völlig, da erfahrungsgemäß die aufs Geratewohl abgefeuerten Schüsse selten Treffer erzielen.

Natürlich wird mit Ablösung gearbeitet. Alle rückwärtigen Kompagnien haben ein bestimmtes Kontingent zu stellen. Wie weit wir uns in dieser Weise vorwagen dürfen, richtet sich nach dem Gelände und der Entfernung vom Feinde. Sind wir auf einige 100 m heran, so dürfen wir uns nicht mehr über der Erde zeigen. Mannstief heben die langen Spaten die Erde heraus nach beiden Seiten des Laufgrabens. Immer mit Ablösung wird gewühlt, Tag und Nacht, soweit man schnell volle Deckung nehmen kann.

Ist man so in die nächste Linie des Feindes gelangt, 100, 60, 40 m nur noch entfernt, so muß ein überraschender Angriff das Werk krönen, die feindliche Stellung zum Räumen bringen

Leise, ganz geräuschlos erheben sich im Morgennebel oder im Dunkel der Nacht die schweigsamen Männer des Spatens aus dem Schoße der Erde, der schützenden. Jeder hat zwei Handgranaten und schleudert sie, sobald der Feind Lunte riecht, auf die gegnerische Stellung.

Ein Höllenspektakel erhebt sich. Der Gegner wird aus dem Schlafe geschreckt. Er eilt an die Brustwehr. Er feuert ein paar Schüsse ab, trifft aber nicht viel, da um ihn die Hölle tobt, da sich Staffel über Staffel aus dem vordersten Schützengraben erhebt und den kurzen Siegeslauf unternimmt.

Bis zum ersten Schützengraben gibt es noch gar keine Verluste, da durch die Laufgräben Zug um Zug, Kompagnie auf Kompagnie automatisch nach vorn gezogen werden kann, ganz gedeckt.

Vor allen Dingen wird durch diesen „Unterlandskrieg" das feindliche Schrapnellfeuer ausgeschaltet. Ehe die Batterien gemerkt haben, wo der Angriff stattfindet, ist das Werk vollendet. Schlimmstenfalls können sie unsere rückwärtigen Lauf- und Schützengräben bestreichen, und damit können sie uns keinen Schaden tun, wenn wir gut geschanzt haben.

Den Raum zwischen den beiden äußersten Schützengräben dürfen sie nur mit Vorsicht unter Feuer nehmen, da die Schrapnells bis 100 m streuen und somit Freund und Feind leicht getroffen werden könnte.

Hin und wieder haben sich die Feinde, namentlich die Engländer, dermaßen fest eingeschanzt, daß selbst die kurze Spanne von 50 m nur unter großen Opfern zu nehmen sein würde. Sie haben ihre Stellungen mit Stahlplatten gedeckt, Drahtverhaue mit Starkstromleitung hergerichtet und sind derartig verbarrikadiert, daß nur durch Ströme Blutes die Hindernisse hinweggeschwemmt werden können.

Dann muß zum richtigen Festungskrieg übergegangen werden. Wir verstehen es doch, Festungen zu nehmen: Lüttich, Namur, Maubeuge, Antwerpen geben Zeugnis davon. Wir werden auch die größte bezwingen, die sich gegen uns auftürmt von Süd nach Nord durch den ganzen Kontinent.

Der moderne Krieg erfordert einen unendlichen Aufwand an Fleiß und Ausdauer. Jeder Infanterist muß zum Pionier werden, wenigstens soweit es sich um Feldbefestigungen handelt. Des Nachts wird gearbeitet, des Tags geruht. Dann werden wir, wenn auch langsam, so doch sicher ans Ziel gelangen.

Der Spaten siegt über die Granaten. Er ist der Schlüssel, der uns die feindlichen Stellungen öffnet. Durch die Spatenarbeit erhalten wir uns gesund, körperlich frisch und geistig regsam.

Wir müssen zwar viel Schweiß vergießen, aber desto weniger Blut braucht zu fließen. Laßt uns sparsam umgehen mit letzterem: Schweiß statt Blut!

Berta Duensing / Kriegsweihnachten 1914 in der Volksschule

Sollte man es glauben! Ich habe in dieser todernsten Zeit gelacht, so wie man lacht aus innerster Freude, aus tiefster Seele, aus Humor, unter lachenden Tränen.

Und was war der Anlaß?

Weihnachten!

O, das Weihnachtsfest 1914.

Gefürchtet, nicht wie sonst herbeigesehnt. Gefeiert, weil es nun einmal da war, weil es eben Zeit dazu war. Und doch so gar nicht an der Zeit.

Es hätte Ostern sein sollen, Charfreitag. Zu dem Geisteshelden am Kreuz, nicht zu dem lieblichen Kindlein der Krippe, da konnte man seine Gedanken, sein Empfinden zusammenraffen, zusammenreißen.

Ernst, todernst, dies Weihnachten 1914.

Und doch sollte und mußte gefeiert werden; denn es ist eine Welt da, unter uns, abseits jeder Reflexion, mit fröhlichem Gegenwartsverlangen, das allen Verhängnissen trotzt, dem Verlangen nach Lebensbejahung, die da ist Lebensfreude: die Kinderwelt. — Wer Kinder hat, ist an diese Welt gebunden mit festen Fäden der Selbstentäußerung, der Pflicht, der schweren Mutterpflicht. —

*

In jedem Jahre hat die Schule für die Kleineren und Kleinsten einen Christbaum gemacht, und die Größeren haben geholfen. In diesem Jahre? Wer mag dran denken! Wir nicht. —

„Mutter macht keinen Baum; wir wissen nicht, wo Vater ist! Frau N., die bei uns wohnt, macht auch keinen, sie macht nur immer Pakete. Ihr Mann ist lange tot; sie macht immer noch Pakete. Alle sagen: tun Sie es doch nicht mehr! Sie tut's doch. Die machen auch keinen Baum!" So flüstert es unter den Kindern der Klasse.

— Liebe Volksschule, hast du keine Mutterpflichten? —

Du wirst deinen Baum machen müssen! —

Wie denken sie darüber, die Großen. Sie, mit denen man schon vernünftig reden kann. Es wäre eine Hilfe, geistige Hilfe.

Natürlich wollen sie. Sie haben es gar nicht anders erwartet. Und sie möchten am liebsten alles allein machen. Sie haben sich etwas so Schönes schon ausgedacht, lange, lange!

Und wenn du mit deiner großen, harten Hand des erwachsenen Menschen dazwischen fährst, denke ich, ist es vielleicht nicht einmal das Richtige. Du zerstörst nur. „Also! — macht's allein!"

O, Fräulein es wird schön! Schön! —

Und so geschah es; und es wurde gefeiert, vielleicht das sonderbarste Christfest, das eine Schule erlebt hat.

Es ist gerade so wie in anderen Jahren: in der Klasse der Kleinen, im unteren Stock, sitzen sie — nur diesmal ich unter ihnen allen. Es ist schon dämmerig; man erkennt niemand mehr genau. Es wäre wohl an der Zeit, wie ich mir immer gewünscht, Weihnachtsmärchen zu erzählen, vom Christkind und Ruprecht und den ganzen Zauber deutscher Weihnachtsstimmung auszugießen, aber es ist etwas wie ausgeleert in einem und doch wieder so voll! Es steigt von da unten aus unerforschlichem Grunde der Menschenseele herauf und tritt einem plötzlich hinter die Augen und will seinen nassen Weg — hinaus. — Auch bei den Kleinen ist es voll im Herzen, aber nicht das Auge, der Mund geht über. Sie flüstern, sie wispern, und keiner verlangt nach

Digitized by Google

„Geschichten", noch „Märchen". Märchenhaft ist ihnen nur die Gegenwart, die große . . die wundervolle! Wovon reden sie?

„Was Vater kriegt, der Wehrmann! Er steht im Feld bei den Geschützen. Die sind groß, größer als diese Stube und länger. Er drückt mit dem Finger, und dann gibt's Feuer. Er schießt alles zusammen, Häuser und Ställe und Türme, höher als der Domturm. Er schreibt lustig und vergnügt, denn er schießt fürs Vaterland. Mutter schickt ihm Wurst und Speck." — „Was Onkel tut. Er ist bei den Husaren, die reiten Tag und Nacht. Ganz finster ist es, man sieht sie kaum. Sie fliegen wie die Raben und oben fliegen die „Flieger", die auf sie schießen möchten, auch so schnell wie Raben — aber sie heißen da: „Tauben." Sie sind nicht weiß, nicht schwarz; himmelblau sind sie, weil sie am blauen Himmel dahersausen, da sieht man sie nicht; die Soldaten aber sind grün und grau wie Gras und Erde. „Ich sah sie schon." „Ich auch!" „Ich auch!" — „Was der große Bruder angibt! Er sitzt im Schützengraben, manches Mal haben sie einen Stuhl, den haben sie sich genommen, „geklaut", aber das dürfen sie! Sie sitzen sehr warm; sie haben so viel Wollsachen. Keiner soll mehr schicken, sagt Bruder, sie können den Schützengraben polstern damit, alles sind „Liebesgaben". Manche sitzen aber kalt. Die müssen schrecklich frieren. Sie kriegen heißes Wasser und Tee und gar keinen Schnaps. Vater und Mutter schicken auch ihm viel Speck, dem Bruder, denn das hält warm."

„Wie denn?" „Das weiß ich nicht." „Hinaus in die Ferne, mit Butterbrot und Speck!" schreit das kleinste Brüderchen, das etwas aufgefangen aus dem Gespräche, und das noch auf dem Schoße sitzt. — „Scht" Scht!" — „Ja, so singen sie draußen im Felde, Fräulein!" „Aber nicht hier, nicht jetzt!" — „Ob das Christkind auch dahinkommt, in den Schützengraben?" „Ihr hört es ja eben, es ist schon da! Die — Liebesgaben!" sagte ich. „Ist auch ein Baum dabei?" „Die Wehrmänner machen sich alle einen, einer für den andern," fällt eine Größere ein, „Vater hat's geschrieben — kriegen wir auch einen — Baum? Fräulein — gleich?" „Still! Vielleicht, das Christkind ist ja da." — „Ich habe immer geglaubt, Fräulein macht den Baum!" „Nun siehst du, es ist immer — das Christkind." — Klingeling! „Schellt es?" — „Es geht hinauf! Nun singt —" „Hinaus in die — —" „Bewahre! Leise, ihr könnt's doch noch: „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all . . ."

Zu zweien geht es die hölzerne, von den leichten Schritten widerhallende, breite Treppe hinauf. Große und Kleine, Buben und Mädchen, und alle von einem Gedanken beseelt und mit Stimmen, wie die Waldvögelein, jedes in seinem eigenen Ton, aber die Freude, die Erwartung deckt alles zu, jede Disharmonie.

Und nun kommt das große Ereignis!

*

Sie stehen da zu dreien und zu vieren. Es gibt ein Programm — wie sonst. Das muß erst abgetan sein. Dafür habe ich gesorgt. — „Es begab sich zu der Zeit" ganz wie immer, und wie immer folgen „die Weisen ihrem Stern". Es wird gesungen, und wir wollen mit den Hirten „fröhlich sein". Aber unverkennbar ist eine Unruhe, eine ganz besondere Art Unruhe: es ist keine rechte Andacht, das besorgte ich ja! — Aber nun geht die Nebentüre zum Schulsaal auf und da — wird's still, ganz still; schweigend der Mund und die Augen ehrfürchtig groß und rund und stumm, auch sie, nur auf eins gerichtet. Denn da — steht er: Er brennt, er glüht und leuchtet, leuchtet uns tief ins Herz. Grün, grün! In ewiger hochzeitlicher Grüne und Hoffnung und Beständigkeit, der gute, deutsche, tröstliche Baum! Bote immergrüner Wälder, aus ewig neuer junger Natur. — So frisch, so groß, so hoch — so schlank! Sie haben sich's ordentlich was kosten lassen mit den vielen vereinten Kräften. Er ist nicht allzu voll von Zweigen, und man sieht zwischen ihnen hindurch in leere Räume. Und wo sind die Kugeln, die Rosen und die Nüsse und all der bunte Tand des Christbaumschmuckes, den die kleinen Hände in anderen Jahren eilfertig gearbeitet? Nichts, nichts von alledem . . statt dessen?

„Aber Kinder! Kinder!" — —

Und dann kommt das Lachen, herzlich und frei, alles lösend, was von Stein und Mörtel sich angesetzt hat an die warmen Herzwände, und alles wird weich und lose und fröhlich, und alles lacht.

„Ach, sie mußten doch mit dabei sein, unsere braven Krieger", sagen die ganz beschämten Großen, „wir dachten, das sei die Hauptsache!" Und dann bricht der Jubel los bei den Kleinen: lauter, lauter — lauter Soldaten! Der ganze Baum voll und „von Lebkuchen", in und unter dem Baume der reine Exerzierplatz! Und „o, sie sind alle so fröhlich, so mutig mit ihren schönen Schnurrbärten, unsere guten, guten, guten Soldaten!" „Guck, der is wie Vater blau und schwarz, Artillerie!" „Der is wie Onkel grün, grau mit rot: Wehrmann." „Das ist Fritz Ganz Freiwilliger . ." „Keiner ist feldgrau?" „Nein, sie sind doch nicht im Felde; es ist ja Weihnachten: Paradeuniform!" so ruft's in fröhlichem Durcheinander. Und all die Kreuze, die blanken, eisernen Kreuze, für jeden eins! Und hoch oben drüber das Christkind .. und der Stern! Nun wird gesungen, denn die Großen haben auch ihr Programm, und ich bin ausgeschaltet. „Ein feste Burg . ." „Ach ja!" Und sie singen's wirklich gut, die Großen allein, siegesfroh und sicher und ohne Fehl und Tadel. Dann die Kleinen! Das Büblein, das wieder „hinaus in die Ferne" will, wird schnell still gemacht, statt dessen: O Tannenbaum." Und auch sie singen's inbrünstig — falsch. Als es beim zweiten Verse hapert und endlich ganz stockt, helfen die Großen aus und singen den dritten allein:

Die Hoffnung und Beständigkeit
Gibt Mut und Kraft zu jeder Zeit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter! —

Aber nun sind die Kleinen enttäuscht, sie fühlen sich abgeschoben vom Programm. Sie wollen noch eins . . . Zu meinem Unglück helfe ich aus: „Was könnt ihr denn noch? Alle zusammen?" Da ist nur eins auf Lager. Und eh' ich's hindern kann, beginnt ein klein feines Stimmchen: „Wir fahren nach Engeland!" Und wieder, eh' ich's hindern kann, fällt alles ein:

Heut woll'n wir ein Liedlein singen . .
— — — — — — — — — — — — — —
Unsre Flagge und die weht auf dem Maste,
Und die kündet unsres Reiches Macht.
Und wir wollen es nicht länger haben,
Daß der Englischmann darüber lacht.
Gib' mir deine Hand — — deine Hand —
Denn wir fahren gegen Engeland!!
Wir fahren gegen Engeland!
Wir fahren gegen Engeland!!!

Und so — Umstände verändern die Sache — wurde die heurige Weihnachtsfeier mit einem Schlachtgesang beendet. —

*

„O, ihr Großen" — als sich der Schwarm verlaufen hat, die Lichter gelöscht sind und nur das Licht des Humors und der Hoffnung im Herzen weiter brennt — „wie habt ihr das nur fertig gekriegt und wo habt ihr sie nur alle her?" „Ach, Soldaten gibt's doch genug! Wir hätten noch viel mehr kriegen können; wir hatten nur kein Geld mehr. Sie kosten nämlich 5 Pfennig — das Stück!"

Dora Polligkeit / Kriegskindchens Wiegenlied

Uhr tickt leise. Lampenschimmer
Lächelt aus dem Nebenzimmer.
Stille, still, mein Kindchen, lieg!
Unser Vater ist im Krieg....

Regen an den Fensterscheiben,
Böse, schwarze Wolken treiben.
Wo mag Väterchen jetzt sein?
Schlaf, mein süßes Kind, schlaf ein.

Schlaf, mein Kindchen, fest und gut,
Vater steht in Gottes Hut!
Mutti weint nun auch nicht mehr,
Sonne scheint bald wieder her.

Vater steht in Gottes Hut;
Wie er's macht, so macht er's gut,
Wollen beide tapfer sein!
Schlaf, mein Kind, schlaf ein.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Erst Sieg

> Daß das edle, geduldige, tiefe, fromme und solide Deutschland Königin des Kontinents werden soll an Stelle des prahlerischen, streitsüchtigen, ruhelosen und überempfindlichen Frankreichs — dies dünkt mir die verheißungsvollste politische Tatsache.
>
> Thomas Carlyle, November 1870.

So schrieb ein Engländer, den freilich sein Volk von heute wenig kennt. So schrieb er nicht als junger Faut, sondern als Greis von fast 75 Jahren. Wir tun recht, ein solches Wort auszugraben. Es ist kein Urteil bloß über die Vergangenheit. Es enthält auch eine Weissagung, von der wir hoffen, daß sie in Erfüllung gehe. Zuversichtlich gehen wir unseren Weg, strafen Unzufriedene, freuen uns der hohen Taten. Der Weg führt vorbei an Klippen und Abgrund; aber er führt zur Höhe.

Nicht um Frieden bete ich zuerst, sondern um Sieg. Einige sprechen, wir wollen den Kriegsschrecken endigen, sobald wie irgend möglich. Einverstanden: sobald wie möglich; diese Grenze bestimmen wird schwer. Was jene vielleicht aus Edelmut wünschen, wird unsittlicher Verrat, wenn sie nicht mit gleicher Schärfe verlangen, daß den Friedensbrechern die Macht aus den Händen geschlagen und sie zu Boden geworfen werden. Wer das nicht wollte, würde unsere Toten schänden. Wer diesen Krieg heraufbeschworen hat, beging ein Riesenverbrechen an Tausenden Müttern, Millionen Frauen, ungezählten Kindern. Das erfordert Sühne. Drum soll man nicht in jähem Wünschen mit der Zukunft spielen, sondern sie sicherstellen. Wer heute Frieden fordert mit dem bewußten Hintergedanken, daß er nur selber Ruhe haben will und seine Kinder den gleichen Gefahren ausgesetzt bleiben sollen, handelt nicht sittlich. Selbstsucht kleidet sich von jeher in täuschende Gewänder. Auch unser Herz blutet. Auch wir leiden; auch wir sehen Witwen und Waisen und hören lautes und leises Weh. Aber wir wollen das Gewitter austoben lassen, damit es unserer Kinder Haus nicht gleich wieder das Dach in Flammen stecken könne. Nicht um Frieden bete ich zuerst, sondern um Sieg.

Wer Frieden wünscht, muß reif dazu sein. Er muß die Schrecken des Krieges nicht geflohen, sondern sie erfahren haben. Er darf nicht die Hand vor die Augen halten, sondern muß sehen gelernt haben: So schaut der Krieg aus. Erst dann hat er das Recht, Frieden zu begehren. Noch mehr! Hat er die Gewalt des Segens nicht verspürt, der in solchen Zeiten gemeinsamer Not liegt, so ist er unberechtigt, Frieden zu genießen. Dieser Krieg will mehr sein als eine Unterbrechung, die man möglichst bald vergißt. Schöpfer will er werden. Neue Zeit und neue Menschen will er schaffen. Wie klaffende Wunden zog der Kriegspflug die Furchen des Ackers der Völker; aber er säte auch neuen, starken Samen. Ich fürchte, viele wünschen den Frieden möglichst rasch, damit sie wieder die Alten sein können. Sie sehnen sich wieder nach ihren kleinen Ergötzungen und Streitigkeiten. Da galten sie etwas. Einstweilen sind die Maßstäbe in die Höhe gegangen. Manchem schwindelt davor. Neugeburt ist kein Kinderspiel. Dazu aber treibt dieser Krieg. Darum hat nur der ein Recht auf Frieden, der sich wirklich auf Neues vorbereitet, und zwar nicht auf neuen Besitz, sondern auf neue Arbeit in andersartigem Geist. Die alten Zustände sollen nicht wiederkommen. Höheres und Tieferes erhoffen wir. Darum laßt euch Zeit und lernt siegen. Wir haben vieles alte Häßliche noch lange nicht innerlich besiegt. Wer aber am Alten klebt, ist unreif für den neuen Frieden. Siegen wollen, siegen können stellt uns alle auf eine hohe Probe. Bestehen wir sie zuerst, auch wir hinter der Front, ja gerade wir, die wir nicht täglich dem Tod ins Auge sehen müssen, dann kommt der Frieden; dann fällt er uns in den Schoß als reife Frucht.

Das alles sei gesagt nicht im politischen oder diplomatischen Sinn. Der sittliche Ernst der Stunde erfordert es. Laßt das Alte vergehen. Siehe, es soll wirklich von Grund aus anders werden in unserem lieben deutschen Land.

Soziale Bewegung

Das Handwerk während des Kriegszustandes. Nach 5½monatiger Dauer des Weltkrieges läßt sich die Lage des Handwerks jetzt zuverlässiger als früher beurteilen. Sie ist immer noch wenig befriedigend. Gewiß sind nicht wenige Handwerksbetriebe an Militärlieferungen beteiligt und infolgedessen günstig gestellt. Vielleicht könnten sogar noch manche Betriebe in gleicher Weise Arbeit und Verdienstmöglichkeit finden, wenn sie, ähnlich wie die industriellen Betriebe, mehr Findigkeit und Anpassungsmöglichkeit zeigen würden. Ein anderer nicht unwesentlicher Teil des Handwerks, vor allem die Bäckereien und Schlächtereien, machen auch ohne direkte Beziehungen zum Heeresbedarf recht befriedigende Geschäfte. Die notwendigen Mehraufwendungen für Personalersatz können sie durch vorsichtige Preissteigerungen ausgleichen. Die übergroße Mehrzahl der Handwerksbetriebe aber, alle, die vom Baugewerbe abhängen, die Luxusartikel herstellen, auch die Handwerker der kleinen Landstädte und der Dörfer werden von der Kriegslage recht schwer betroffen. Sie haben vor allem zu klagen über Mangel an Kredit und über Verteuerung des Kredits. Die Hilfe der Kriegskreditgenossenschaften kommt doch in erster Linie den umsichtigeren und fähigeren Handwerkern zugute, die sich vielleicht auch auf anderen Wegen hätten helfen können. Die Masse der kleinen, hilflosen Betriebe ist und bleibt notleidend. Geld können sie nur zu hohen Zinsen leihen, Arbeiter nur zu hohen Löhnen bekommen, während sie auf der anderen Seite von der Konkurrenz gedrückt, von der Kriegssparsamkeit der Kundschaft beengt, ihre Preise nicht so hoch steigern, ihre Forderungen nicht so rücksichtslos eintreiben können, wie es notwendig wäre. So kämpfen viele Handwerksbetriebe jetzt recht schwer um ihre Existenz, und der Wunsch nach baldigem Frieden ist in diesen Kreisen besonders lebhaft. Trotzdem findet sich gerade hier viel vaterländischer Opfersinn und starke Siegeszuversicht.

Der Kleinkaufmann im Kriege. Die Klagen mehren sich, daß die Klein- und Mittelbetriebe des Handels bei Vergebung von Militärlieferungen etwas stiefmütterlich bedacht worden sind. Allzu oft hätten sich gänzlich unkundige Elemente Aufträge geholt. Gewiß ist das überaus bedauerlich. Das Gegenteil hätte den zuständigen Behörden manchen Verdruß erspart; denn der Fachmann, der sich sein ganzes Leben hindurch in ein und demselben Arbeitsgebiete umtut, weiß auch Bescheid darin und ist sofort imstande, die beste und billigste Bezugsquelle zu nennen. Für neu anzufertigende Waren wird gerade er, der die Produktionsfähigkeiten der einzelnen Hersteller zu beurteilen vermag, ein rascher Berater sein. Der Detaillist bezieht heute nicht mehr seine Waren durch drei oder vier Hände. Seit Jahren herrscht die Tendenz vor, direkt vom Hersteller zu kaufen und möglichst mit vielen gleichartigen Geschäften zusammen zu kaufen. Ein unbescheidener Gewinn ist auch deshalb ausgeschlossen, weil der Kaufmann heute froh ist, den Umsatz auf einer bestimmten Höhe zu halten. Es wäre deshalb ein dankenswertes Beginnen der deutschen Handelskammern, wenn sie sich gerade der Klein- und Mittelbetriebe im Detailhandel bei Rat- und Auskunfterteilung über die Deckung des zukünftigen Militärbedarfes fürsorglicher als seither annehmen wollten. Wir hatten nach der Zählung von 1907 in Handel und Verkehr 1 083 447 Kleinbetriebe und 76 787 Mittelbetriebe in Deutschland. Diese Betriebe stellen einen sehr beachtenswerten Bruchteil im Gesamtschaffen unseres Volkes dar. Von ihrem Wohlergehen hängt der Stand der Volkswirtschaft wesentlich mit ab. Sie, denen so oft fälschlich die üblen Preistreibereien des Zwischenhandels in die Schuhe geschoben werden, existenzfähig zu erhalten, ist eine Pflicht der Gesamtheit des Volkes.

Aus Neujahrsartikeln sozialdemokratischer Gewerkschaftsblätter. Der „Grundstein", das Organ der Bauarbeiter, schreibt u. a.: „Das deutsche Volk weiß, wofür es diesen Kampf führen muß. Der letzte im Volke weiß es und ist nicht Hundsfott genug, um sein Land in diesem fürchterlichen Ringen, wo die halbe Welt es bedroht, zu verlassen. Die wenigen, die in sicherer Deckung mit diesem Gedanken spielen, stellen sich damit selbst jenseits jeder Gemeinschaft. Und dies Volk, das noch niemals so einig in einem Kriege war wie in diesem, wird sich auch diesmal behaupten. Dies Volk wird alle Opfer bringen, zu denen es fähig ist." — In der „Holzarbeiterzeitung" heißt es: „Das Räderwerk des Wirtschaftslebens muß instand gehalten werden. Auch das ist eine

Digitized by Google

nützliche Betätigung im Interesse der Vaterlandsverteidigung. Um so notwendiger und nützlicher, als dieser Weltkrieg letzten Endes ein Krieg gegen das deutsche Wirtschaftsleben ist. Der Export soll unterbunden, die deutsche Industrie lahmgelegt werden. Solche Absichten zu verhindern, hat die deutsche Arbeiterschaft ein sehr lebhaftes Interesse. Das ist ein Grund mehr für uns, unser möglichstes zum Siege der deutschen Waffen beizutragen." — Die „Metallarbeiterzeitung" sagt: „Noch schwelgen unsere Gegner in der beängstigenden Phrasenhaftigkeit, mit der sie von Anfang an den Ueberfall auf uns eingeleitet haben. Sie wollen bekanntlich die „Demokratie" vor dem „Militarismus" erretten, dann aber auch Deutschland politisch zerstückeln und wirtschaftlich zugrunde richten, auf daß „jedermann in England um so viel reicher werde". Aber wir dürfen doch bei nüchternster Abschätzung der Kräfte und Hilfsmittel der Ueberzeugung sein, daß solchem Gerede durch den Sieg der deutschen Waffen ein bitteres Ende bereitet werde... Gewiß werden alle internationalen Beziehungen nach einiger Zeit wieder aufleben, das Gefüge der Weltwirtschaft wird sich wieder schließen, weil wir ohne die anderen Völker und die ohne uns — trotz allem Phrasengedresch der „Kulturträger" gegen die teutonischen „Barbaren" — einfach nicht auskommen können. Aber der Schwerpunkt künftigen Geschehens liegt für Jahre hinaus sicherlich in der inneren Wirtschaft und in der Gestaltung der inneren politischen Verhältnisse. Deutschlands geographische Lage zwingt ihm mit der dauernden Gefährdung durch andere Mächte auch die Verpflichtung auf, solcher Gefährdung nach Möglichkeit aus eigenen Kräften Herr zu werden." — Das sind sehr erfreuliche Stimmen aus den drei größten und einflußreichsten sozialdemokratischen Gewerkschaftsblättern. Die anderen kleineren sind auf ganz ähnliche Töne gestimmt.

Büchertisch

Kampf in deutscher Bildkunst, aus der deutschen Hausbilderei des Kunstwarts. München, bei G. Callwey. 20 Bilder, Preis 3 M., Vorzugsausgabe 6 M.

In derselben schönen Ausstattung, in der die Hausbilderei des Kunstwarts das „Heilandleben" in 5 Heften herausgegeben hat, versendet sie nun ein Heft „Kampf". Dieses Heft ist vor allen Dingen gut, kräftig, vielfältig, und keiner wird bedauern, es zu besitzen. Es enthält Kampfdarstellungen von Dürer, Cornelius, Rethel, Menzel, Böcklin, Kampf, Klinger, Käthe Kollwitz, Thoma, Böhle, Defregger, Egger-Lienz, Haug, Hartwich. Man kann die Bilder unterscheiden in symbolische und wirkliche, ohne daß es eine genaue Grenze gibt, denn auch jedes wirkliche Bild enthält etwas absichtlich Zurechtgedachtes. Die symbolische Darstellung des Kampfes braucht noch nicht saftlos zu sein, wenn sie dichterisch erzählend auftritt wie in Dürers gewaltigen überirdischen Kämpfen der apokalyptischen Reiter und des Erzengels Michael. Etwas schwer zu tragen sind Theaterstücke, wie Böhles heiliger Georg oder Cornelius' Nibelungenkampf und ebenfalls apokalyptische Reiter, aber man soll diese Dinge nur immer wieder ansehen, um sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Auch die Klingerschen Gedankendichtungen mit der Radiernadel sind keine in sich durchsichtigen Kunstwerke, sondern Ueberladung mit Anschauung nach ausgedachter Anordnung. Der ganze Gedanke, den Kampf als solchen bildnerisch darzustellen, ist zweifelhaft in seinem Werte. Aller Kampf ist Zeitfolge, und jedes Bild ist eine Zeiteinheit. Nur was mit einem Blicke überschaubar ist, ist zeichenbar. Das stärkste Bild im Sinne der Zeiteinheit ist in dieser Sammlung Menzels Schlacht von Hochkirch. Das ist keine Ideenmalerei, sondern eine herrlich im Geist erschaute Wirklichkeit. So ist nicht der Kampf an sich, sondern so war der preußische Kampf im 18. Jahrhundert. Dieses Bild hat einen Ort und eine Zeit und fliegt nicht blind in der Welt herum. Aehnliches gilt von Käthe Kollwitz' Revolutionsbild „Waffen". Anmutend ist Haug „Im Morgenrot". Aber auch alle anderen haben einen Inhalt. Selbst die oft beiseite geschobenen Kriegsbilder von Defregger sind vielleicht nicht ganz so stark und frei wie die genannten, aber sie gehören zur malerischen Begleitung des kämpfenden Lebens. Der Mystiker und der Realist, Alte und Junge werden in diesem Hefte etwas finden. N.

Eingelaufene Kriegsliteratur

Das englische Weißbuch in deutscher Uebersetzung. Novemberheft der Zeitschrift „Die Eiche". Berlin C. 19, Fr. Zillessen. 1,50 M.

Kriegsgesetze und -verordnungen 1914. Volksvereins-Verlag, M.-Gladbach. 20 Pf.

Zusammenfassung der Bestimmungen über Sicherung der Lebensmittelversorgung, Unterstützungen und Rechtsschutz der Krieger und ihrer Familien, Arbeiterversicherung, Steuer, Arbeitsvertrag, Mietrecht.

Neunzehnhundertvierzehn in Briefen und Feldpostbriefen von Horst Schöttler. Leipzig, L. Staackmann. 162 S.

Das erste Kriegsvierteljahr, wie es der Verfasser erlebt hat; die Briefe sind literarische Form, es handelt sich also nicht um eine Sammlung von Feldbriefen.

Quittung

Hilfe. Frl. B. in M. 5 M., H. in D. 2,55 M., Frl. A. in N. 2,20 M., St. in L. 2,50 M., Prof. M. in K. 3 M., Dir. Sch. in C. 3 M., K. in C. 50 Pfg., J. in J. 3 M., H. in L. 3 M., Frl. A. in N. 2,20 M., Dr. M. in D. 2,50 M., Prof. Sch. in H. 3 M., Frl. B. in B. 3,35 M., Dr. G. im Felde 5 M., F. in L. 3 M., Pf. Sch. in L. 4 M., St. in K. 1 M., Frl. C. in Fl. 10 M., Prof. E. in G. 7,50 M, Frl. W. in L. 5 M., Dr. St. in B. 6 M., Sch. in G. 6 M., W. in H. 3 M., P. in H. 3 M., St. in St. 50 Pfg.

Kriegschronik. Frau H. in D. 1,20 M., Dr. G. in H. 1 M., Frl. D. in E. 10 M., B. in O. 3 M., Lt. z. See W. 5 M. u. 3 M., K. in C. 50 Pfg., Pfr. D. in O. 2 M.

Für Elsaß-Lothringen: K in Sch. 5 M. P. H. in H. 30 M.

Für Ostpreußen: K. in Sch. 5 M.

Für Galizien: M. H. in L. 8 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

St. in Steglitz. Wie schon in der vorigen Nummer mitgeteilt wurde, geht die „Hilfe"-Versendung auch an die alten Feldadressen umsonst weiter. Besondere Bestätigungen können wir nicht in jedem Einzelfall versenden.

N. in Plauen. Auch für die Kriegschronik gilt das vorstehend Gesagte. Die einmal aufgegebenen Adressen bleiben vorgemerkt und werden mit jeder neuen Nummer beschickt. Das Dezemberheft kommt in dieser Woche. Leider versäumen unsere Freunde häufig, inzwischen eingetretene Adressenveränderungen uns mitzuteilen, so daß immer eine große Anzahl Sendungen unbestellbar zurückkommt. Besten Gruß.

Die August- und Septemberhefte der „Hilfe" des vorigen Jahres mit den ersten Kriegsaufsätzen, die seither vergriffen waren, sollen nachgedruckt werden, wenn genügend Nachfrage nach ihnen ist. Wir bitten alle Leser, die die Hefte nachbestellen wollen, um recht schnelle Mitteilung. — Wer die Nummern besitzt und sie nicht aufheben möchte, schickt sie uns vielleicht zu; wir vergüten gern den Betrag oder tauschen gegen andere Hefte, auch Kriegschronik, um. **Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.**

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Eine künstlerische Erinnerungsgabe an den deutschen Krieg bringt der Verlag **Adolph E. Cahn**, Münzen- und Medaillenhandlung, **Frankfurt a. M.** Die **Kriegsmedaille** ist von Professor Hermann Hahn-München entworfen. Prospekt mit Abbildung versendet gern der obige Verlag.

Der große Krieg

Eine Chronik von Tag zu Tag

Urkunden, Depeschen und Berichte der Frankfurter Zeitung, Frankfurt a. M. Mit reichhaltigem Kartenmaterial. Alle 14 Tage ein Heft. Preis 40 Pf. das Heft.

Bisher erschien Heft I bis IX.

Bestellungen nehmen alle Postanstalten in Deutschland entgegen. Bezugspreis: 80 Pfennig monatlich. für 2 Hefte oder Mk. 2,40 vierteljährlich für 6 Hefte.

Digitized by Google

28. Januar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 9506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683 Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 4

Anzeigen kosten: die 47 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Heinz Potthoff:** 1815—1915. — **Friedrich Naumann:** Der englische Einschließungskrieg. — **Dr. Lic. Paul Rohrbach:** Erzieher Krieg. — **W. Feldman:** Politische Strömungen in Warschau. — **Amtsgerichtsrat Ludwig Herz:** Lebensmittelversorgung in England. — **S. D. Gallwitz:** Die Musik und der Krieg. — **A. Hinrichs:** Die Wage. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Eine Mutter. — An die evangelischen Geistlichen Deutschlands. — Zur Mietfrage. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, den 19. Januar.

In den „Sozialistischen Monatsheften" redet der sozialdemokratische Abgeordnete Heine mit erfreulicher Klarheit über die nationalen Aufgaben der Arbeiterschaft: „Die Nationen sind Realitäten, die für die Arbeiter vielleicht in noch höherem Grad Bedeutung haben als für die Besitzenden, denen es viel leichter wird, außerhalb des Vaterlandes eine neue Heimat zu finden. . . Jede sozialistische Gegenwartsarbeit ist gezwungen, vom Staate auszugehen. . . Das Volk hat sehr wohl verstanden, daß für Deutschland alles auf dem Spiel steht: wirtschaftliche Gesundheit, Geisteskultur und politische Unabhängigkeit." Es wird unmöglich sein, einer Arbeiterschaft, die sich auf diesen Standpunkt stellt, nach dem Kriege die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung zu versagen.

Mittwoch, den 20. Januar.

In der Wiener „Reichspost" finden wir aufsehenerregende Darstellungen über Verfallerscheinungen im russischen Heere, die vom „Wolffschen Telegraphen-Büro" verbreitet werden. Teils handelt es sich dabei um Aussagen einzelner gefangener russischer Offiziere, die am Siege ihrer Armee verzweifeln, teils aber um einen vor etlichen Wochen ergangenen, sehr strengen Befehl des russischen Hauptkommandierenden aller Armeen der Nordwestfront gegen die überhandnehmende Drückebergerei, Flucht aus der Kampffront und Neigung zu Selbstverstümmelungen. Der Schlußsatz lautet: „Dies beweist eine vollständige Zersetzung des militärischen Geistes und der Disziplin bei allen in Betracht kommenden Bataillonen und Kompagnien. Ich schreibe diese Erscheinung dem pessimistischen und bedrückten Geisteszustand der Kommandanten dieser Truppenteile zu. Künftig werde ich alle Kommandanten, bei denen die Massenflucht der Mannschaft einen bedrohlichen Charakter anzunehmen beginnt, wegen dadurch bewiesener Unfähigkeit, Ordnung bei den Truppen zu halten, von ihren Posten ablösen lassen." Wenn dieser Militärbefehl tatsächlich vom Oberstkommandierenden ausgeht, ist er ein wichtiges Dokument zur Beurteilung der Lage. Die Masse allein gewinnt keine Siege, wenn in ihr nicht ein schon in Friedenszeiten erzogener Wille verhanden ist. Das gilt bei den heutigen Kriegsmitteln noch mehr als bei der lockeren Kriegführung früherer Jahrhunderte.

Eine Stelle, an der die Russen bis vor kurzem und vielleicht noch jetzt lebhaftere Tätigkeit entwickelten, sind die Pässe zwischen der Bukowina und Siebenbürgen. Die Bukowina ist nicht nur zwischen Rußland und Oesterreich strittig, sondern wird auch in ihrer griechisch-orthodoxen Hälfte von den Rumänen beansprucht. Jetzt ist sie russisch besetzt, und es ist möglich, daß die Russen sie den Rumänen als Lockspeise vorhalten.

An der französischen langen Linie wird meist nur mit Artilleriefeuer gekämpft. Merkbare Fortschritte werden aus den Argonnen und bei Sennheim im Oberelsaß gemeldet. Die von englischer Seite telegraphierte gegnerische Einnahme von La Bassée erweist sich als vollständiger Schwindel, da dort überhaupt ein Kampf nicht stattgefunden hat. Ein neutrales Blatt findet für die militärische Lage den Ausdruck: „ein von gelegentlichen Einzelkämpfen unterbrochener Waffenstillstand". Das klingt ganz schön, ist aber nur teilweise richtig, solange noch jede unvorsichtige Kopfbewegung eines Soldaten auf beiden Seiten den sofortigen Tod zur Folge haben kann.

Die Meldungen vom türkischen Kriegsschauplatze sind noch immer so widersprechend, daß wir uns von hier aus keine wirkliche Vorstellung machen können. Nach russischen Berichten haben südlich von Batum drei aufeinanderfolgende russische Siege stattgefunden. Jedesmal heißt es natürlich, daß die Feinde vollständig vernichtet seien. Gleichzeitig aber behaupten die Türken, daß sie seit Ende Dezember 2000 Gefangene gemacht haben. Das türkische Parlament hat 4 Millionen Mark für den Eisenbahnbau durch die Sinaihalbinsel bewilligt. Auf der Sinaihalbinsel sollen nach einer Depesche des „Corriere de la Sera" sich 20 000 Beduinen und Türken mit deutschen Offizieren bei Nachel befinden. Ein starkes Kontingent steht auch in El Arisch. Der Kanal ist von den Engländern gut bewacht, und man glaubt auf englischer Seite an keine Gefahr. Enver Pascha befindet sich bei der kaukasischen Armee.

Donnerstag, 21. Januar.

Eine Anzahl deutscher Zeppelinschiffe hat sich aufgemacht, um der englischen Ostküste einen ersten Antrittsbesuch abzustatten. Wie viele es gewesen sind, läßt sich bisher nicht erkennen. Das Ziel der Expedition war Yarmouth und die nördlich davon liegenden kleineren Küstenstationen. Im ganzen sollen etwa 150 Häuser beschädigt sein und eine nicht allzu große Zahl von Menschen getötet oder verletzt. Natürlich steigt die Woge der englischen Entrüstung bergehoch, und Deutschland wird in aller Welt beschuldigt, harmlose offene Plätze beschossen zu haben. Demgegenüber wird von deutscher Seite erklärt, daß Bomben nur auf solche Orte fallen gelassen sind, von denen aus nachweisbar Schüsse gegen die Luftfahrzeuge gerichtet wurden, und es wird daran erinnert, daß die Engländer sich durchaus nicht gescheut haben, offene Städte wie Freiburg, Daressalam und Swakopmund zu beschießen. England pflegt zu Wasser und zu Lande internationale Abmachungen für sich selbst nicht als bindend anzusehen, entrüstet sich aber mit großer Gewandtheit, wenn andere seinem Beispiele folgen.

Unser unermüdlicher Kreuzer „Karlsruhe" hat im Verlauf der letzten vierzehn Tage nicht weniger als elf Handelsschiffe versenkt. Auch das wird das englische Gefühl kränken. Hoffen wir, daß das Schwesterschiff der „Emden" noch weiterhin den Atlantischen Ozean beleben möge!

Digitized by Google

Von den beiden Schlachtlinien sind nur kleinere Veränderungen zu bemerken. Bei Notre Dame de Lorette ging uns ein kürzlich gewonnener Schützengraben wieder verloren, während nordwestlich von Pont-à-Mousson Stellungen wiedererobert wurden, die uns vor drei Tagen entrissen worden waren. In Nordpolen fand ein erfolgreiches Gefecht mit 100 Gefangenen bei Lipno statt, woraus zu ersehen ist, daß an dieser Stelle russische Truppen etwas weiter westwärts gelangt sind, als wir nach den bisher bekanntgewordenen Orten annahmen. An der übrigen Front werden auch von russischer Seite Fortschritte der Verbündeten zugegeben.

Als nach dem Ausscheiden des Generalstabschefs v. Moltke der Kriegsminister v. Falkenhayn die Leitung des Generalstabs zu der des Kriegsministeriums hinzunahm, war von vornherein wahrscheinlich, daß diese Doppelbelastung nur von kurzer Dauer sein könnte. Er behält die Leitung des Generalstabs, während Generalleutnant Wild v. Hohenborn zum Kriegsminister ernannt worden ist. Der Reichskanzler weilt in dieser Woche in Berlin, um wichtige Anordnungen auf dem Gebiet der Volksernährung persönlich zu vollziehen.

Interessante Besprechung mit polnischen Herren, die vom Krieg eine Erfüllung ihrer nationalen Wünsche erhoffen. Die deutsche Verwaltung der militärisch besetzten polnischen Landesteile soll möglichst mit nationalpolnischem Beirat geführt werden; wenn die Einnahme Warschaus gelingt, soll dort die polnische Universität wiederhergestellt werden, um damit der polnischen Bildung die ihr schuldige Achtung zu erweisen.

Freitag, 22. Januar.

Rußland und Deutschland liegen durch Krieg getrennt nebeneinander, haben beiderseits das Gefühl, eine weltgeschichtliche Abrechnung miteinander halten zu müssen, leiden dabei aber beide wirtschaftlich unter der Trennung. Denn zwischen Deutschland und Rußland besteht trotz aller Abneigung der Gemüter eine ungeheuer große Lebensgemeinschaft, eine viel größere als zwischen zwei anderen Staaten des Welthandels. Deutschland bezieht von Rußland für mehr als 1½ Milliarden Mark Futterstoffe, Getreide, Holz, Eier, Erze, Felle, Gemüse und zahlreiche andere Naturerzeugnisse. Diese Mengen lagern jetzt unverkäuflich jenseits der Kriegsmauer. Auf der anderen Seite ist Rußland für deutsche Industrie, Bergbau und teilweise auch Landwirtschaft ein Käufer von 600 bis 700 Millionen Mark. Beide Volkswirtschaften werden gleich nach dem Krieg wieder genötigt sein, in ihr altes Verhältnis sich zurückzufinden. Wenn an irgendeiner Stelle der Krieg nicht nach den Grundsätzen der materialistischen Geschichtsphilosophie geführt wird, so ist es hier.

Heute hatten wir eine Besprechung über das künftige Zollverhältnis zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Es bestehen bei der noch nicht sehr entwickelten ungarischen Industrie Besorgnisse, daß schon die nordböhmische österreichische Industrie ihr die weitere Entwicklung erschweren könne. Dieselben Besorgnisse treten dann bei der österreichischen Industrie gegenüber der mächtigen deutschen Konkurrenz auf. Unsere Freunde an der Donau machen den Versuch, sich ein gemeinsames Zollsystem nach außen mit abgestuften Zwischenzöllen an den inneren Grenzen auszudenken. So etwas ist für eine längere oder kürzere Uebergangsperiode möglich, empfiehlt sich aber nicht als dauernde verfassungsmäßige Einrichtung.

Die türkische Heeresleitung gibt ein zeitweiliges Uebergewicht der russischen Truppen insofern zu, als sie erklärt, die Angriffe der Russen auf der Front im Kaukasus seien auf der ganzen Linie zum Stillstand gebracht worden.

Wenig erfreulich scheinen die Zustände in Portugal zu sein. Die Royalisten benutzen die der republikanischen Regierung von England aufgedrängte Kriegspflicht zur Erweckung von Aufständen, obwohl bekanntlich auch ihr vertriebener König in England lebt und genau dasselbe würde tun müssen. Im Volke ist die Befürchtung verbreitet, daß die portugiesischen Soldaten an den Suezkanal geschafft werden. Vorläufig aber sind, soviel wir wissen, nur Transporte nach Angola erfolgt, um von dort aus gegen die deutschen Südwestafrikaner zu kämpfen, was infolge der dazwischenliegenden Wüsten gar nicht so einfach ist. Aus Deutsch-Südwest werden übrigens gute Teilerfolge der Deutschen und der aufständischen Buren unter Maritz selbst vom Reuterschen Telegraphenbüro zugestanden.

Ein englischer Dampfer, der von Edinburgh nach Rotterdam fuhr, ist von einem deutschen Unterseeboot aufgehalten und versenkt worden.

Sonnabend, 23. Januar.

Nachdem vor kurzem der österreichisch-ungarische Thronfolger einen Besuch im Deutschen Hauptquartier gemacht hat, fährt jetzt der neue österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren, Burian, denselben Weg. Was dort besprochen wird, bleibt natürlich Geheimnis eines engsten Kreises. Man darf jedoch vermuten, daß die diplomatischen Verhandlungen mit Italien und Rumänien nicht von der Tagesordnung verschwinden. Wenn Deutschland und Oesterreich-Ungarn nach dem Krieg eine festere Einheit bilden wollen als vorher, ist es notwendig, gegenüber den Grenznachbarn, die mit Forderungen an Oesterreich herantreten, ein gemeinsames Programm zu besitzen. Bis jetzt wurde sowohl in Italien als in Rumänien immer ein starker Unterschied zwischen Deutschem Reich und österreichischer Monarchie gemacht. Es würde ein staatsmännisches Werk sein, hier den Doppelcharakter zu beseitigen, wobei der Natur der Sache nach die Oesterreicher und Ungarn das erste Wort zu sprechen haben.

Es wird behauptet, daß England, Frankreich und Rußland eine gemeinsame Anleihe von 15 Milliarden aufnehmen wollen. Wenn an dieser Mitteilung etwas Wahres ist, so dürfte es sich dabei in erster Linie um eine finanzielle Sanierung Rußlands handeln und zwar wohl in der Hauptsache unter englischer Garantie und auf englische Kosten. Rußland ist nie ein billiger Bundesgenosse gewesen.

Englische Zeitungen beschäftigen sich weiterhin mit der Frage der Kriegsdauer, und zwar in dem Sinne, daß England nur bei einem langdauernden Kriege Aussicht hat, die wirtschaftliche Abschließung Deutschlands bis zum Erfolge zu führen. Jede Verzögerung aber bedeutet natürlich die tägliche Vermehrung der französischen und russischen Opfer. Die Frage der Brotversorgung ist inzwischen in England fast mindestens so dringend wie in Deutschland, da die Arbeiterbevölkerung sich mit den höheren Preisen schlecht befreundet.

Im Auftrage des kaiserlich deutschen Generalgouvernements ist ein kleines statistisches und geographisches Handbuch von Belgien erschienen (bei Mittler u. Sohn, 2,75 M.). Das sieht nicht aus, als ob sich die deutsche Landesverwaltung übermorgen zurückziehen wollte.

Ueber den Kampf in Polen telegraphiert der Korrespondent des „Daily Telegraph" aus Warschau nach London: „Vor Ablauf eines Monats wird eine neue russische Offensive beginnen; der Plan sieht eine gigantische Art von Zusammenwirken der verschiedenen Truppengattungen vor. Während große Kavalleriemassen die Offensive beginnen, werden sich die Armeen hinter ihnen gruppieren. Der neue Plan sieht Operationen vor, die mindestens sechs Monate dauern werden, aber Zeit spielt keine Rolle, die Hauptsache ist, daß die Russen einen Plan haben, was seit der feindlichen Weichselkampagne nicht der Fall war." Vom deutschen Standpunkt aus kann man nur wünschen, daß der Engländer richtig telegraphiert hat, denn im Grunde ist sein gigantischer Plan ein durch Kavallerie verschleierter Rückzug. Wie es übrigens dieser Kavallerie in der Nähe der deutschen Schützengräben gehen wird, bleibt abzuwarten. Auch der heutige Tagesbericht redet sowohl nördlich der Weichsel wie gegenüber Warschau von guten deutschen Fortschritten.

Aus Frankreich ist das wichtigste, daß die zwei französischen Angriffe nordwestlich von Pont-à-Mousson unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen wurden. Seit dem 21. Januar, also in zwei oder drei Tagen, wurden dort den Franzosen sieben Geschütze und ein Maschinengewehr abgenommen. Der Kampf im Argonnenwald und im Oberelsaß geht weiter. Feindliche Flieger warfen erfolglos Bomben bei Gent und Zeebrügge. Sollen wir uns nun auch großartig darüber aufregen, daß die unbefestigte Stadt Gent beschossen wird, oder halten die Gegner die

Digitized by Google

alte Normannenburg in Gent für eine Festung? Im letzteren Falle würde von unserer Seite der Tower in London ebenso als Befestigung der englischen Hauptstadt angesehen werden.

Sonntag, 24. Januar.

Wenn einst in alten Tagen die Helden Homers keine Männerschlachten schlugen, hielten sie lange Reden. Ohne nun sagen zu wollen, daß jetzt der Kampf ruhe, so verführt doch offenbar der Schützengrabenkrieg zu ähnlichem Verfahren. Das französische Hauptquartier gibt eine Darstellung der Kriegsereignisse vom 15. November bis 15. Januar, und der deutsche Generalstabschef v. Falkenhayn gibt dem Vertreter der amerikanischen „Associated Preß" lange Auseinandersetzungen. Jeder Teil behauptet, daß der Vorteil ganz auf seiner Seite sei, was für das französische Hauptquartier viel schwerer ist als für den Deutschen Generalstab. Wirklich strittig ist zwischen beiden Parteien fast gar nicht die tatsächliche Lage, sondern nur die an sie geknüpften Erwartungen. Höchstens könnte das als Streitpunkt angesehen werden, ob die erbitterten und opfervollen Kämpfe bei Ypern als französisch-englischer oder als deutscher Angriff zu gelten haben, aber das hat ja kaum theoretischen Wert, da beide Teile vordringen wollten.

Einer Berechnung der Liverpooler Versicherungsgesellschaft entnehmen wir, daß im ganzen 195 Schiffe von mehr als 500 To. durch Kriegsschiffe oder Minen versenkt wurden — der Jahresverlust von 1914 betrug 272, und zwar 141 ausländische (deutsche und österreichische?) und 115 britische. In Geld wird der Gesamtverlust an Schiffen von 10 000 Lstrl. aufwärts mit 13,7 Mill. Lstrl. berechnet, das heißt: etwa 7 Mill. Lstrl. = 140 Mill. M. mehr als im Vorjahre. Ueberall zerrinnen Millionen.

Um noch von einer anderen Ziffer zu reden, so haben Auslandsblätter behauptet, daß Deutschland an Toten, Verwundeten und Gefangenen 1 200 000 verloren habe. Demgegenüber wird festgestellt, „daß unsere Feinde allein an Gefangenen fast ebensoviel eingebüßt haben, wie unser Gesamtverlust beträgt". So ergibt sich eine Verlustziffer von reichlich 600 000. Dabei sind sehr viele Leichtverwundete einbegriffen, die längst wieder geheilt und zur Truppe zurückgekehrt sind. Wenn die Franzosen und Russen Verlustlisten veröffentlichen wollten, so würde man allseitig benannte Ziffern anführen können. Unter allen Umständen ist aber in der deutschen Verlustziffer ein unendliches Maß von hingebender Vaterlandsliebe enthalten, viel Todesverachtung, Leiden, Schmerzen, heimische Trauer und Wiederherstellungshoffnung. Wir alle wollen den Krieg bis zu einem guten Ende durchführen, können es nur nicht leiden, wenn davon geredet wird wie von einer Jagdpartie. Der Krieg ist etwas Gewaltiges und Gewaltsames vom ersten bis zum letzten Tage.

Der russische Versuch, von der Bukowina aus nach Siebenbürgen vorzudringen, ist bei Jakobeni und Kirlibaba vollkommen gescheitert. Es ist das um so wichtiger, als diese Kämpfe sich in der unmittelbaren Nachbarschaft Rumäniens abspielen. Unseren deutschen Landsleuten in Siebenbürgen wünschen wir eine feste militärische Mauer gegen alle Einfälle.

Der russische Oberkommandierende Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch scheint sich für etwaige Mißerfolge einen Stellvertreter ausgesucht zu haben, und zwar in der Person des „Direktors der militärischen Operationen" Danilow.

Alle seefahrenden Kreise diesseits und jenseits des Atlantischen Ozeans sind gespannt, welches Schicksal das früher der Hamburg-Amerika-Linie gehörige Schiff „Dacia" haben wird, das inzwischen von einem Nordamerikaner gekauft ist und als amerikanisches Handelsschiff mit einer von den Engländern sonst nicht beanstandeten Warenladung nach Rotterdam fahren soll. Völkerrechtlich ist gegen die Fahrt der „Dacia" nicht das geringste einzuwenden. Die Engländer aber drohen mit Kriegsmaßregeln, weil sie das Schiff auch nach seinem Besitzwechsel noch als deutsch ansehen wollen. Die „Dacia" ist ein älteres, nicht allzu wertvolles Schiff; es versteht sich aber von selbst, daß an ihm die Rechtslage nach Amerika verkaufter deutscher Schiffe überhaupt erprobt wird.

Die „Times" klagen darüber, daß die Deutschen in Amerika unter Leitung Dernburgs eine dreifache Bewegung organisiert hätten gegen Franzosen, Engländer und Russen. Die Verbündeten müßten bei den Einwohnern Amerikas gegen diese Propaganda protestieren, durch die der innere Friede in Amerika gestört werden könnte. Es gäbe kein Loch, wo diese Propaganda nicht hindurchdringe. Wir freuen uns, aus dieser schönen Klagerede zu ersehen, daß die Arbeit unseres verehrten Freundes Staatssekretär a. D. Dernburg nicht vergeblich gewesen ist. Wir grüßen ihn über den Ozean.

Montag, 25. Januar.

Die Engländer haben immer ein fabelhaftes Geschick besessen, die moralische Entrüstung zu praktischen Zwecken zu verwerten. Jetzt verbreiten sie in allerlei Ländern und Sprachen Flugblätter über die deutschen Barbaren: „Was sagen sie? was tun sie?" Den Aussagen unserer besten Gelehrten und Künstler über die Rechtschaffenheit und Menschlichkeit der deutschen Kriegführung setzen sie eine kleine Anzahl unkontrollierter Greuelberichte gegenüber. Es sind Stücke aus Tagebüchern deutscher Soldaten, die die Engländer oder Franzosen in Taschen oder Tornistern gefunden haben wollen. Um ein Beispiel zu geben, wie das gemacht wird, so schreibt ein deutscher Soldat mit schwerfälliger Handschrift davon, daß zwei Männer mit ihren Frauen und einem 18jährigen Mädchen erstochen wurden, daß das Mädchen ihm leid getan habe wegen ihres unschuldigen Blickes, daß aber gegen die aufgeregte Menge sich nichts habe ausrichten lassen. Wenn man nun weiter nachfragt, wer denn der Zeuge für die Uebeltat sei, so erfährt man nichts anderes als: letzte Seite vom Notizbuch eines unbekannten Soldaten. Aehnliches wird aus einem anderen Notizbuch berichtet, und wir würden es ebensowenig begreifen, wie das vorhergehende, wenn nicht dabeistände, daß die Vorkommnisse sich in Orchies abgespielt haben, jenem Orte, in dem die gräßlichsten Verstümmelungen unserer deutschen Soldaten vorgekommen sind. Ohne Zweifel haben die Engländer in denselben Notizbüchern sehr viel über hinterlistige Angriffe belgischer Männer und Frauen gefunden, sie denken aber gar nicht daran, sich darüber zu entrüsten, sondern sie sammeln die schöne Menge ihres Unwillens auf diejenigen wenigen Fälle, die ihnen gerade brauchbar erscheinen. Aehnlich ist es jetzt mit dem Geheul über die armen Opfer der aus den Flugzeugen geworfenen Bomben. Unschuldige Kinder sind auf dem geheiligten Boden Englands verletzt worden! Daß aber dieselben Engländer die Absicht haben, zahllose deutsche Kinder in den Hungertod zu treiben, um auf diese Weise die Demütigung des deutschen Volkes zu erzwingen, das rührt die edlen christlichen Herzen gar nicht. Denn sie besitzen ja eben Samaritergesinnung nach Bedarf.

Gestern vormittag hat 70 Seemeilen nordwestlich von Helgoland eine Seeschlacht zwischen deutschen und englischen Kreuzern stattgefunden, an der die deutschen Panzerkreuzer „Seydlitz", Derfflinger", „Moltke" und „Blücher" nebst vier kleinen Kreuzern teilnahmen, während auf der englischen Seite fünf Schlachtkreuzer und mehrere kleine Kreuzer in den Kampf eingriffen. Von unseren deutschen Schiffen ist der Panzerkreuzer „Blücher" gesunken, die anderen deutschen Streitkräfte sind in die Häfen zurückgekehrt, ohne daß gesagt wird, ob und welche Beschädigungen vorhanden sind. Auf englischer Seite ist nach deutscher Meldung ein Schlachtkreuzer gesunken. Es war auch dieses Mal wie in dem früheren Seegefecht bei Helgoland die Klasse, zu der das Schiff „Lion" gehört, gegenüber deren schwereren Geschützen die deutschen Panzerkreuzer einen harten Stand hatten. Der Angriff ist von deutschen Schiffen ausgegangen, die sich einen Weg nach der englischen Küste freimachen wollten. Das Geschützfeuer wurde bis nach der holländischen Seeküste gehört.

Da in Rußland nicht wenige Leute die Ansicht haben, daß die Engländer für den Krieg zu wenig tun, hat der englische Botschafter in Petersburg, Buchanan bei einer Festlichkeit des englischen und amerikanischen Klubs eine Rede gehalten, in der er den Russen vorrechnet, daß die Engländer die Deutschen vom Weltmeer vertrieben haben und sie durch Abschneidung der Nahrungsmittel gefährden. Sodann begibt er sich auf das finanzielle Gebiet: „Wir haben alle unsere Kräfte aufgeboten, um unsere Verbündeten mit allen Mitteln aufrecht zu erhalten, über die wir verfügen. Augenblicklich geben wir täglich 1½ Millionen Pfund für den Krieg

Digitized by Google

aus." Uns erscheint die tägliche Summe nicht übertrieben hoch, da nach den Berechnungen von Professor J. Wolf die deutsche Tagesausgabe 40 Millionen Mark = 2 Millionen Pfund beträgt. Wenn Großbritannien tatsächlich für Kriegsführung und Unterstützung seiner Bundesgenossen nur die vom englischen Botschafter angeführte Summe ausgibt, so werden die Russen dabei nicht ganz auf ihre Rechnung kommen.

Dienstag, 26. Januar.

In den letzten Sitzungen des russischen Heiligen Synod wurde offiziell bekanntgegeben, daß die Verbündeten den Krieg gegen die Türkei erst beenden werden, wenn Jerusalem eine freie Stadt unter dem Schutze Englands, Frankreichs und Rußlands sei. Der Synod ordnete ein Gebet für die Erreichung dieses Zieles an. Es ergibt sich daraus, daß über die schwierige Frage des zukünftigen Besitzes der heiligen Stadt unter den Verbündeten bereits verhandelt worden ist. Wenn die drei Mächte Jerusalem gemeinsam besitzen, so bedeutet das eine Beiseiteschiebung aller zionistischen Wünsche, denn mag auch England aus guten Gründen seit langer Zeit die Zionisten merklich begünstigt haben, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß weder in Frankreich noch in Rußland dieselbe Stimmung herrscht. Ein gemeinsamer Besitz der drei Mächte würde ungefähr einen gemeinsamen Besitz der drei christlichen Konfessionen bedeuten. Wie das in der Praxis aussehen würde, vermag man nur dann zu ahnen, wenn man weiß, wie notwendig bisher der türkische Schutzmann gewesen ist, um die christlichen Pilger in der Osterzeit vor gegenseitigen Verletzungen zu behüten. Vorläufig übrigens sieht es noch gar nicht so aus, als ob der englisch-französisch-russische Gouverneur bald auf dem heiligen Berge wohnen würde. Die Engländer fliegen neuerdings in Luftschiffen um den alten Berg Sinai herum, können aber, wie es scheint, Palästina noch nicht einmal von oben her besichtigen. Die Befestigungen der Engländer am Suezkanal sollen sehr verstärkt und nach englischer Auffassung uneinnehmbar sein. Sobald aber die Engländer von ihrem Kanale aus bis nach Palästina vorstoßen wollten, so würden sie außer der türkischen Armee alle diejenigen Naturschwierigkeiten der Wüste zu überwinden haben, vor denen jetzt die Türken stehen. Wie es Russen und Franzosen anfangen sollen, sich an der Eroberung der heiligen Stadt zu beteiligen, bleibt vorläufig Geheimnis der Kriegsphantasie.

Der englische Bericht über die Seeschlacht bei Helgoland sagt, kein englisches Schiff sei gesunken. Von deutscher Seite wird dem stark widersprochen. Sowohl von deutschen Schiffen aus wie von einem Luftfahrzeug ist der Vorgang des Sinkens eines Schlachtpanzers (Panzerkreuzers) beobachtet worden. Auch sonst wurden bedeutende Beschädigungen englischer Schiffe gesehen. Es scheint, daß die Engländer aus einer abgebrochenen Schlacht einen Sieg machen wollen.

Der deutsche Bundesrat hat die Beschlagnahme des Brotgetreides angeordnet, um eine geregelte Sparsamkeit durchführen zu können. Das gehört ebenso in die äußere wie in die innere Politik. Auch diejenigen von uns, die der Ansicht gewesen sind, daß es für alle Teile der Bevölkerung besser gewesen wäre, wenn wir überhaupt keine Höchstpreise hatten, weil dann mehr Einfuhr erreichbar war, müssen sich jetzt in den wirtschaftlichen Kriegsplan der Regierung einfügen. Tapfere Wirtschaftssoldaten, Mann und Frau!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 19. Januar.

Die „Wollwoche" ist in vollem Betrieb. Ein solches Aufräumen mit alten gehüteten Sachen, die man „vielleicht doch noch einmal brauchen kann", hat es wohl noch gar nicht gegeben in den Haushalten. Die Sammlung ist gut im Zuge und wird gewiß Erfolg haben.

Der Arbeitsmarkt steigt auch jetzt noch weiter, und zwar in Industrien, die am längsten der Wiederbelebung widerstanden: in dem diesmaligen Berliner Arbeitsmarktbericht am stärksten in der chemischen und in der Holzindustrie. Eine Abnahme der Beschäftigung nur im Handelsgewerbe wegen der Entlassung des Weihnachtsaushilfepersonals bei der Post.

Die Zahl der unterstützten Kriegsteilnehmerfamilien ist jetzt in Berlin auf über 81 000 gestiegen. Die Unterstützung betrug im Dezember 3,5 Millionen, insgesamt seit August 12,1 Millionen Mark. Die Arbeitslosenunterstützung hat in den drei Monaten seit ihrer Einführung 1,2 Millionen Mark gekostet.

Widerwärtig ist der Eifer der Zeitungsleser, Rezepte zum Frischhalten der Abendsemmeln auszutauschen. Als ob das Verbot der Nachtarbeit beliebige andere Ursachen hätte als die, daß weniger Semmeln gegessen werden.

Das Oberkommando ist eine wundervolle Behörde. Nach dem endlosen Hin- und Herreden über die Abfallverwertung, den Protesten und Gegenbeweisen der Hausbesitzer, den guten Ratschlägen der Wohlmeinenden kommt nun einfach die Verfügung: Es wird gemacht. Punktum! Lustig ist es zu sehen, wie sich die freiheitlichsten Leute freuen, wenn einmal so recht herzhaft „regiert" wird ohne langes Parlamentieren. Wir hatten eine Besprechung unserer Konsumabteilung mit diesem Punkt auf der Tagesordnung, an dem wir schon lange herumarbeiten. Da hinein kam das Abendblatt mit dem Erlaß. Famos!

Mittwoch, 20. Januar.

Es mehren sich die Zahlen der Frauen, denen es nicht gelingt, den Geschäftsbetrieb des Mannes aufrechtzuerhalten, die ihr Bestes tun, aber falsch einkaufen, unvernünftige Kontrakte machen usw. Manche verwirtschaftet dabei die Existenzgrundlage der Familie. Es geschieht nicht genug in der Beratung und Hilfe für diese Frauen. Die Handels- und Handwerkskammern haben zwar solche Hilfen in Aussicht gestellt, aber gerade die kleinen Existenzen finden nicht genug Interesse — die haben es aber oft am nötigsten. Wir überlegen, wie man diese Hilfe schaffen kann.

Einen Kursus für wirtschaftliche Kriegsfragen auf dem Lande haben eine Reihe von Frauenvereinen unter dem Protektorat des Landwirtschaftsministers veranstaltet. Ueber 400 Teilnehmerinnen, die praktische Aufklärung auf das Land tragen und besonders die Frauen dort wirtschaftlich beraten sollen.

Ein anderer solcher Kursus über Volksernährungsfragen ohne diese Einschränkung auf das Land soll vom Ministerium des Innern veranstaltet werden. Heute vorbereitende Konferenz darüber im Ministerium. Es sollen geübte Redner (Gewerkschaftssekretäre, Pfarrer, Lehrer, Vertreterinnen der Frauenvereine) dort in vier Tagen in den Stoff eingeführt und instandgesetzt werden, ihn hernach unter das Volk zu bringen.

In München hat es einen Radau über Spitteler gegeben. Wyneken, Spitteler Prophet auch im Schülerkreise von Wickersdorf, wollte einen Vortrag über Spitteler halten. Protest aus dem Zuhörerkreis gegen den Mann, der die Deutschen Mörder genannt hatte. Es ist schon besser, wenn man nicht gerade dann über die großen Neutralen redet, wenn sie uns beschimpft haben.

Donnerstag, 21. Januar.

Interessante Generalversammlung des Verbandes Berliner Spezialgeschäfte. Besprechung über die „deutsche Ware". Man sieht ein, daß zu Unrecht manche Dinge aus dem Ausland bezogen sind, die von der deutschen Industrie jetzt ebenso gut geliefert werden. Nur auf Kristall und Gummischuhe, wurde gesagt, verstehen wir uns nicht so gut.

Sehr berechtigt der Anspruch, daß bei Heereslieferungen der Kaufmann nicht ausgeschaltet wird, der die Bezugsquellen meist besser findet, als der Bekleidungs- oder Proviantoffizier.

Eine Fahrt nach Düsseldorf zu einem Vortrag. (Immer das Thema der Volksernährung!) Bei Schnee und Abenddämmerung war der brennende Hochofen- und Zechenwald besonders schön und großartig. Wie liebt man dies mächtige neue Deutschland, das jetzt doppelt flammt und stampft und hämmert; jede Halde und jede Förderanlage und die rot schwelenden Essen grüßt man mit Stolz

Digitized by Google

und Dankbarkeit über ihre Kraft und Größe. Ein wundervoller Genuß, diese Fahrt!

Hausfrauenversammlung im großen Saal der Tonhalle, der wohl ein paar tausend Menschen faßt. Trotz der Größe der Versammlung Diskussion, die denselben Eindruck macht wie in Berlin: ein ganzer Strom von gutem Willen und tüchtiger Entschlossenheit.

Freitag, 22. Januar.

Ein Gegenstück deutscher Arbeit zu dem gestrigen Eindruck von der Fahrt sah ich heute früh. Ein großes Lazarett für Kieferverletzungen. In dem schönen, von Peter Berens erbauten Geschäftshause der Mannesmann-Gesellschaft am Rheinufer ist es eingerichtet. Zahnarzt und Chirurg arbeiten zusammen, um die grauenvollen, im Schützengrabenkrieg nicht seltenen Kieferzerstörungen zu heilen. Mit kunstvollen Knochen- und Fleischtransplantationen werden ganze große Stücke des Gesichts vom Chirurgen wiederhergestellt, und dann baut der Zahnarzt seine Brücke von Gold und Zement hinein. Auch den Feinden natürlich. Was für ein befriedigender Gedanke, daß wir einmal den Engländern ihre Landsleute als lebendige Muster deutschen Könnens in ihr Land zurückschicken werden.

Die Kriegshilfe in Düsseldorf ist besonders gut organisiert. Familienfürsorge fast ausschließlich in weiblichen Händen. Im Rathause haben die Leiterinnen der verschiedenen Zweige ihre Bureaus. Wie viele geschulte Kräfte — wie viele Offiziere der sozialen Hilfstätigkeit hat die Frauenbewegung gestellt!

Abends in Mülheim an der Ruhr. Ein Verwandter, der 1870 als Quartaner erlebt hat, erzählt, daß damals der Erfrischungsdienst für die Truppen in Oberhausen durch — die Feuerwehr besorgt wurde. Zu ihrer Unterstützung schwänzten dann die Gymnasiasten der Umgegend die Schule. In Oberhausen bekamen die Soldaten Kaffee, den ganzen Weg hatten sie nichts als Bier gesehen.

Unsägliche Fülle der durchgehenden Züge von und nach dem Rhein. Viele Soldaten, aber auch zahllose Geschäftsreisende. Vielfach verkehren Vorzüge.

Die Verlustlisten der Seeschlacht bei den Falklandsinseln. Ein eindrucksvoller Satz: „Von S. M. S. Scharnhorst: Niemand gerettet."

Sonnabend, 23. Januar.

Der deutsche Werkbund hat an den ausschlaggebenden Stellen seine Gedanken über den architektonischen Wiederaufbau Ostpreußens ausgesprochen. Man kann nach seiner Ansicht den örtlichen Kräften zumal auf dem Lande diese Dinge nicht überlassen, weil der Geschmack für das Würdige und Gediegene gerade bei dem ländlichen Handwerker vielfach verloren gegangen ist, der städtische Eleganz imitieren will. Es müßte einzelnen Architekten, die zu dem Zweck an Ort und Stelle übersiedeln, eine gewisse Selbständigkeit in der Gestaltung des einzelnen Dorfes oder der einzelnen Straße gewährt werden. Auch für die Frage der Wiederherstellung des Hausrates sollte man sich die Tatsache zunutze machen, daß gute und billige Geräte für den kleinen Haushalt geschaffen werden können.

Es ist schön, in wie kräftiger und elastischer Weise man sich allenthalben schon der Zukunft, dem Wiederaufbau zuwendet. Die Zeit des Wartens und Ausharrens soll wenigstens nicht verloren gehen.

Unser Parteifreund Wilhelm Ohr schickt einen Rundbrief von der Front an seine Freunde daheim. Mir scheint ein Abschnitt daraus besonders mitteilenswert, eine Kriegserfahrung: „Es tritt aus aller Disharmonie mit immer größerer Klarheit eines hervor, was unzerbrochen triumphiert über all das Niedrige und Häßliche — dieses eine, was tröstet und erhebt, ist die anständige humanitäre Einzelgesinnung — Rechtlichkeit und Treue, Mitleid und Freundlichkeit, Hilfsbereitschaft und Bekennermut zum Edlen — Es gibt im Krieg eine unsichtbare Gemeinde der anständigen Leute." — Etwas von dieser Tatsache spüren auch wir Daheimgebliebenen. Nämlich dies: daß die Zeit, die das Aeußerste an Leistung verlangt, die aufgebauschten, pathetischen, komplizierten Seelen beiseite stößt und die ganz einfachen Tüchtigkeiten in den Vordergrund bringt. Die Moral der Zeit beruht nicht auf den Finessen überkultivierter Seelen, sondern auf den schlichten bürgerlichen Tugenden. Es wird alles so unbeschreiblich „reell". Wie rasch sind auch bei uns zu Haus die phrasenhaften und die „problematischen" Menschen aus der Arbeit verschwunden, ganz einfach beiseite geschoben worden!

Sonntag, 24. Januar.

Große Versammlung des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen im Zirkus Busch, die mit einem Hoch auf die deutsche Einigkeit schloß. Es wurde diese Resolution angenommen:

Die Versammlung erklärt in Uebereinstimmung mit dem Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen: So dankenswert und nötig auch alle Aufklärungsbestrebungen und Mahnungen sind, um die Bevölkerung zum sparsamen Brotgenuß, zu verständnisvollem Haushalten mit den knapper werdenden Nahrungs- und Futtermitteln und zum Ansammeln gewisser Dauerwaren zu bestimmen, so versagen doch solche bloß erziehlichen Maßnahmen gegenüber tief eingewurzelten Gewohnheiten und eingebildeten Bedürfnissen. Auch die bisherigen gesetzlichen Verbote und Eingriffe in die Viehwirtschaft, den Handel und die Bäckerei genügen nicht. Der Ernst und die Größe der Aufgabe verlangen eine entscheidende Tat. Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen erwartet in Uebereinstimmung mit zahlreichen Sachkennern nur von einer öffentlichen Beschlagnahme aller Brotgetreide- und Mehlvorräte und ihrer geregelten Verteilung gegen Mehl- und Brotscheine an die Verbraucher eine wirksame Sicherung der noch vorhandenen Vorräte für den unentbehrlichen Bedarf der Volksgesamtheit im Gegensatz zur bisherigen Verzettelung des Getreides durch Private oder durch Viehzüchter. Mit Entschiedenheit lehnt der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen dagegen die angeregte Heraufsetzung der Getreidehöchstpreise ab, da sie keinerlei nennenswerte Ersparnisse gewährleistet, die unbemittelten Volksklassen aber zugunsten weniger zahlungsfähiger Aufkäufer schwer benachteiligen müßte und dadurch die nationale Einmütigkeit gefährdet. Gleichzeitig empfiehlt der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen dringend, angesichts des bevorstehenden Schweineabschlachtens eine Regelung der Vieh- und Fleischverwertung durch städtische und genossenschaftliche Markt- und Speichermaßnahmen. Durch sofortiges planmäßiges Eingreifen öffentlicher Organisationen, aber auch nur dadurch, kann die Brot- und Fleischversorgung gegenüber den Aushungerungsdrohungen Englands in Deutschland so geregelt werden, daß die Wirtschaftskraft der unbemittelten Volksgenossen selbst die längste Kriegsdauer zu überstehen vermag.

Die Stimmung des Publikums entsprang dieser Resolution durchaus. Wie dringend alles nach durchgreifenden Maßnahmen verlangt, unbeschadet aller Unbequemlichkeiten, die sie mitbringen! Man will sie gern auf sich nehmen, wenn man die Gewißheit hat, daß die Frage der Volksernährung nun aber auch gelöst wird!

Montag, 25. Januar.

Das Thema der Volksernährung „zieht" unerschöpflich. Heute abend sprach — zum wie vielten Male! — Geh. Rat Rubner über das Thema. Diesmal im Plenarsaal des Reichstags. Ein schöner, besonderer Eindruck. Der typische deutsche Gelehrte mit dem feinen, durchgeistigten Kopf vor seinen graphischen Tafeln. Dieser ernsthafte wissenschaftliche Hintergrund des Kochtopfes! In schmuckloser, einfachster Sprache, ohne ein unsachliches Wort, die Ergebnisse vieler mühsamer und komplizierter Rechnungen. Man hat die Tatsachen schon so oft gehört, und wird doch wieder ganz gefangen durch diese Mischung von ganz handgreiflichen Dingen mit tiefgründigem Forschen und schwer erarbeiteter Methodik.

Heinz Potthoff / 1815—1915

Das deutsche Jahrhundert! — Das war der Leitgedanke von tausend Betrachtungen zur Jahrhundertwende. Und unbestreitbar ist die Erhebung und Einigung der deutschen Stämme zum deutschen Kaiserreiche die beherrschende Entwicklung in Europa gewesen. Seit einer Reihe von Jahren schien es, als hätten wir die Führung auf politischem Gebiete abgegeben, als würde Deutschland von anderen Mächten zurückgedrängt. Und gegenwärtig wird millionenfach blutig darum gerungen, ob Deutschen Reiches

Herrlichkeit geschichtliche Vergangenheit, oder ob das zwanzigste Jahrhundert in noch umfassenderem Sinne ein deutsches Jahrhundert werden soll: nicht nur Europa, sondern die ganze Welt bestimmt von deutscher Macht und deutscher Arbeit. Da drängt der Vergleich mit der hohen Zeit, aus der vor hundert Jahren das neue Reich entsprang, sich immer wieder auf. Und wahrlich, er ist so oft und überoft in Reden und Schriften gezogen worden, daß er platt erscheinen könnte — wenn nicht immer und immer wieder neue Gedanken und Anregungen aus ihm erwüchsen.

Deutschland hat das Gedächtnis der deutschen Erhebung ein Jahr lang laut und in einer Weise gefeiert, in der man es heute wohl nicht mehr feiern würde. Der Zwang zu einer Wiederholung jener heldenhaften Kriegstaten eines ganzen Volkes hat uns der Notwendigkeit enthoben, auch das Jahrhundertgedächtnis von 1815 zu feiern, jenes Jahres, das dem deutschen Volke eine bitterste Enttäuschung gebracht hat. Nichts möchte schlimmer wirken als der Gedanke, daß ebenso wie die Kriegstaten von 1813/14 auch der Wiener Kongreß von 1815 seine Auferstehung erleben könnte. Deshalb ist es nützlich, sich auch die großen Unterschiede vor Augen zu halten, die das Wiedererleben solches Rückschlages ausschließen müssen.

In den Freiheitskämpfen rang das deutsche Volk um den selbständigen unabhängigen deutschen Staat. Heute ist dieser Staat unser fester Besitz; wir kämpfen um seine Bewahrung, um seine Erweiterung; sein Bestand ist allen Bürgern und Herrschern ein Gewohntes. Wie sehr das der Fall ist und was er bedeutet, das zeigt sich am klarsten aus einem Vergleiche der Mobilmachung. Leistungen an Mannschaft und Gut, die damals die Welt in Erstaunen setzten, sind uns heute etwas Selbstverständliches. Was damals höchste Begeisterung unter der Geißel bitterster Not zuwege brachte, wird weit überboten durch das, was heute das Gesetz von jedem Bürger verlangt — und was jeder willig gibt und tut, weil er das Gesetz als nötig und gut erkannt hat. (Den Vergleich hatte ich durchgeführt im „Kriegsbüchlein für das deutsche Haus" (Verlag Heß, Stuttgart), S. 7 ff.) Stand damals der siebzehnte Einwohner im Felde, so stellen wir heute den zehnten. Gab damals mancher sein Letztes für die Ausrüstung, so ist das heute nicht nötig, weil fünfzig Jahre lang jeder seinen Anteil hat geben müssen. Siegte damals das Außerordentliche, so genügt heute das Selbstverständliche: daß jeder seine Pflicht tut — weil diese Pflicht ein Außerordentliches nach den Begriffen früherer Zeit verlangt.

Das ist nur möglich, weil inzwischen der Staat etwas ganz anderes geworden ist, als er vor hundert Jahren war. Damals standen für deutsche Wirklichkeit und Zukunftsziele zwei Gegensätze einander gegenüber: Ludwigs XIV. L'Etat c'est moi! und die französische Revolution. Der Sonnenkönig war das Vorbild auch deutscher Fürsten gewesen, und jede Forderung nach Freiheit, Verfassung, Mitregierung des Volkes trug eine Erinnerung an die blutige Gewalt von 1789. Deswegen konnte die hehre Zeit der Freiheitskriege den klaffenden Gegensatz in sich tragen, daß die einen den freien, deutschen Volksstaat ersehnten und die anderen nur eine Wiederherstellung der siebzig Thrönchen, die Napoleon umgeworfen hatte. Ein solches Auseinandergehen ist heute wohl unmöglich. Ueber die Bedeutung und das Grundziel unseres heutigen Ringens ist kaum eine Meinungsverschiedenheit. Das wird am besten bewiesen durch die Augusttage. Die Einigkeit vom Thron zur Hütte, die wir erlebt haben, war dem Jahre 1813 fremd. Wir wollen es nie übersehen, daß die Freiheitskriege eine reine Volksbewegung gewesen sind, der die Fürsten großenteils nur widerwillig und gezwungen gefolgt sind, weil sie sonst von ihr weggefegt wären. Unser Kaiser ist in ganz anderem Sinne der Führer des deutschen Volkes, als es die Fürsten von 1813 gewesen sind.

Das ist die beste Gewähr für den Erfolg des Krieges, den militärischen wie den politischen. Denn wenn 1815 ganz Deutschland — nicht nur die Völker, sondern auch die Fürsten — um die Früchte des Ringens betrogen worden sind, so entsprang das dem Gegensatze im Ziele der beiden „Parteien": Krone und Volk. Ein halbes Jahrhundert lang haben sie sich in Kämpfen gegenseitig verzehrt, bis endlich Bismarcks überragende Führung beide zueinander und zu einer Lösung der deutschen Frage brachte: einer vorläufigen Lösung, die jetzt der Nachprüfung unterzogen wird.

Diese Nachprüfung ist eine äußere und innere. Von jener nur so viel, daß der Begriff des Nationalen eine starke Wandlung erfährt: an die Stelle des völkischen, auf Blutsverwandtschaft gegründeten Gefühls tritt der Staatsgedanke, die organisierte Kulturgemeinschaft. Aber auch die innere Politik Deutschlands wird starke Wandlungen erleben müssen. Denn das Volk hat dringende Wünsche, und alle Teile werden die großen Lehren von 1914 nicht vergessen. Die Gesamtheit des Volkes hat in entscheidender Stunde den regierenden Männern ein unbegrenztes Vertrauen geschenkt und fast unbegrenzte diktatorische Macht in ihre Hände gelegt. Es hat zugleich aber auch bewiesen, daß es viel mündiger, besonnener und zur Selbstverwaltung geeigneter ist, als die Regierenden glauben wollten; und daß jeder Zweifel an dem Staatsgefühl, an der Vaterlandsliebe der Massen verbrecherische Täuschung ist. Der Kaiser hat am 4. August das bedeutsame Wort gesprochen, er kenne keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche. Und der Kanzler hat am 2. Dezember diese Kundgebung gegengezeichnet durch das Versprechen, er wolle künftig in allen Parteien die Deutschen sehen. Dieses Wort, erstreckt auf alle Parteien von Hohenzollern bis Zubeil, vom Evangelischen Kirchenrat bis zum Monismus, von Januschau bis zur letzten polnischen Kate, ist die sicherste Gewähr der Zukunft.

Nicht im einzelnen ein Programm von Wünschen und Verbesserungsvorschlägen zu entwickeln, ist jetzt die Zeit. Aber jenes Wort vom „Deutschen" ehren und unauslöschlich einzugraben. Dann, wenn es hält, dann wird der innere Weiterbau unseres Reiches und Rechtes eine Lust sein. — In Ernst Lissauers Zyklus von 1813 ist das ergreifendste Stück im Nachspiele: das Kyffhäuserfest. Wie über dem Grabe des erhofften Kaisers die Gedächtnisfeuer für Leipzig lodern; wie aus allen Teilen des Vaterlandes, aus allen Ständen die Edelsten klagen: „Not verging. Nun ist andre Not." Denn „der König brach im Sieg, was er im Kummer versprach". Wie ein Wehrmann mit dem Eisernen Kreuze an den Berg pocht, den Kaiser zu rufen; einmal — zweimal — dreimal — „Aber der Kaiser schlief". Ist es denkbar, daß künftig einmal das Volk mit den Zehntausenden von Kreuzen, die auf der Brust unserer Helden prangen, mit den Zehntausenden von Kreuzen in Feindesland, unter denen deutsche Helden schlafen, vergebens an ein Kaiserschloß pochte, um den Herrscher zu mahnen, „was er in Kummer versprach"?! — Die Antwort, die einem solchen Klopfen käme, soll der schönste Gegensatz sein zwischen 1815 und 1915. Dann wird aus den Kämpfen, die mit so seltener Einmütigkeit geführt werden, das schönste Ziel erblühen, das alle, Kaiser, Kanzler und alle Parteien auf die Fahne geschrieben haben: ein großes, freies Volk!

Digitized by Google

Naumann / Der englische Einschließungskrieg

I.

Nie früher ist es vorgekommen, daß große Länder so wie jetzt vom wirtschaftlichen Verkehr abgeschnitten wurden, denn auch die Kontinentalsperre Napoleons war keine Aushungerung Großbritanniens, sondern eine Lahmlegung seines Handels.

Deutschland und Oesterreich gleichen zusammen einer belagerten Festung, die durch Laufgräben und Kanonen nicht bezwungen werden kann, in der aber der Hunger sein Werk tun soll.

Der Hunger ist ein wunderlicher Geselle, ein Bruder des Todes, tut, als wäre er gar nicht da, bis er zufaßt. Dann aber ist es oft schon zu spät.

Der Engländer sitzt abends am Kaminfeuer und träumt, wie der Hunger über die Deutschen hereinbricht. So lange will er warten, bis das kommt.

II.

Die großbritannische Weltmacht ist viel größer, als es die meisten guten Deutschen gewußt haben, und nur England kann den Plan fassen, uns Mitteleuropäer auszuhungern. Während wir geopfert werden sollen, bewundern wir den Angriff, der gegen uns geführt wird, und sind neugierig, wie er auslaufen wird.

Die Züge des Abschließungskrieges sind langsam und nicht dramatisch und fordern eine gewisse zähe Verbissenheit, wie sie nur der Engländer in so großem Maße besitzt.

Um den Abschließungskrieg zu führen, muß England sein eigenes bestes altes Ideal preisgeben, den freien Handel.

Um ihn zu führen, muß England sein höchstes geschichtliches Werk zerstören, den Welthandel.

Um diesen Krieg zu führen, muß England eine imperialistische Weltdiktatur aufrichten, die es im Grunde selbst nicht ersehnt, ein napoleonisches Reich auf dem Wasser.

III.

Großbritannien kann den Abschließungskrieg nicht führen, wenn nicht gleichzeitig Rußland und Frankreich unsere Landgrenzen absperren. Sobald nur eines dieser Länder neutral ist, versagt der Gedanke. Daraus folgt, daß Großbritannien seinen Krieg jetzt führen muß.

Der Engländer schickt nur Truppen nach dem Kontinent, weil die Franzosen sonst zu zeitig zum Frieden gezwungen werden. Sonst liegt ihm wenig am militärischen Siege. Das Blutvergießen ist ihm nur eine Begleiterscheinung des Wirtschaftskrieges.

Es ist vom englischen Standpunkt aus ein großer Fehlgriff, Helgoland für ein Stück Ostafrika weggegeben zu haben.

Die deutsche Handelsstatistik ist in London fast genauer studiert worden als in Berlin.

IV.

Da Deutschland und Oesterreich außer an Rußland und Frankreich noch an Dänemark, Holland, Schweiz, Italien, Serbien und Rumänien grenzen und indirekt auch von Norwegen und Schweden aus versorgt werden können, so muß England aus diesen Grenzstaaten eine Art Rheinbund zu machen suchen, freiwillige Helfer des großen Zwanges.

Bei Serbien versteht sich die Hilfe von selbst, bedeutet aber wirtschaftlich wenig.

Rumänien wird ebenso wie Italien durch Drohungen und Versprechungen von Unterstützung Mitteleuropas ferngehalten, wobei die Verleumdungsagitation als unheimliches Mittel wirkt. Rumänien ist wirtschaftlich für uns wichtiger als Italien, da letzteres völlig von der Seefahrt, das heißt von England, abhängig ist.

Die Schweiz liegt eingeschlossen zwischen den Streitenden und kann für sich allein uns nicht helfen, selbst wenn der Wille dasein sollte.

Belgien ist fast ganz deutsch und bedarf der Zufuhr mehr als wir.

Holland leidet als Eingangsland des Rheingebietes unter der Abschließung am meisten.

Die nordischen Staaten sind freier, aber täglich bedroht.

Ueber die Köpfe dieser Staaten hinweg hat Großbritannien den Einschließungskrieg ausgedacht und herbeigeführt, benutzt sie und stößt sie mit in den Wirtschaftskrieg hinein. Das heißt dann auf englisch Schutz der Neutralität.

V.

Die bedeutendsten Lieferungsländer sind teils amerikanisch, teils englisch.

Amerika will verkaufen und kann nicht. Zwar suchen England und Frankreich durch große Bestellungen und Aufträge Nord- und Südamerika bei guter Stimmung zu halten, aber ein so großer Käufer wie Mitteleuropa läßt sich nicht einfach ersetzen.

Die südamerikanischen Staaten sind völlig wehrlos gegenüber der englischen Gewaltpolitik. Da ihnen der deutsche Käufer weggenommen ist, müssen sie sogar in England bitten, sie nicht sitzen zu lassen.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika könnten mit einem Schlage dem Wirtschaftskriege ein Ende machen, denn wenn sie Abschließung Englands proklamieren und ihre Flotte dazu auf den Atlantischen Ozean senden, so ist der Zauber der Alleinherrschaft gebrochen, aber sie werden das nicht tun, wenigstens erst ganz gegen Ende, denn vorläufig wollen sie Europa sich müde kämpfen lassen und dabei Kriegsverdienste machen. Auch wirkt hier die wohlverbreitete englische Legende.

VI.

Was bis jetzt Großbritannien erreicht hat, ist Wegnahme unserer kleineren, Abschließung unserer größeren Kolonien und Vertreibung der deutschen Seeschiffahrt von allen Meeren außer der Ostsee.

Unsere großen Seeschiffahrtsgesellschaften sind fast bewegungslos, unsere Häfen sind sehr still geworden.

Was Großbritannien nicht erreicht hat, ist wirtschaftliches Elend in Deutschland in den ersten sechs Monaten des Krieges. Es geht uns besser, als man auf Grund der Theorie annehmen durfte. Aber allerdings bringt jeder neue Monat neue Schwierigkeiten. Werden wir es aushalten können?

Daß wir es gewerblich aushalten, wissen wir schon heute. Es gibt viel Arbeitsverschiebung, aber keine eigentliche Arbeitslosigkeit, Mühen, aber keine Unmöglichkeiten.

Bei der Nahrung aber wird alles noch gut gehen, wenn nur erst die Sorglosigkeit gebrochen ist.

VII.

Die Sorglosigkeit ist schön, aber gefährlich. Mit ihr muß jetzt deutsch geredet werden. Sie ist eine Bundesgenossin der Engländer, eine Zerstörerin militärischer Erfolge.

Es wird nichts Unmenschliches vom deutschen Volke gefordert, keine Entsagung über Gebühr, keine Entkräftung, aber es wird verlangt, daß das Essen vom Verstand geregelt werde. Ob das das Volk der Denker fertigbringt?

Es wird verlangt, daß Volksernährung in Scheune, Stall, Kornhaus, Schlachthaus, Kramladen, Bäckerei, Keller,

Digitized by Google

Küche, Gastwirtschaft und Haushalt als öffentliche gemeinsame Angelegenheit von allen ergriffen wird. Dazu zwingen uns die Engländer. Sagt, ob das nicht gerade eine Aufgabe ist, die wir leisten können?

Jetzt soll über die Ernährung nachgedacht werden. Das ist praktische Philosophie, das ist Moral, das ist Politik, das ist christliche Liebe, das ist Selbsterhaltung. Wir müssen schrecklich sachlich werden. Jeder Mensch ein Ernährungstechniker!

Sicherlich wäre es besser gewesen, wenn wir zeitiger damit angefangen hätten, aber noch ist es nicht zu spät. Die Engländer werden sich wundern, welche Umwandlung des deutschen Volkes in zwei Monaten eintritt: fröhliche Sparsamkeit aus heiligem Trotz! Weltüberwindung!

VIII.

Die Russen haben nun das viele Getreide und können es nicht los werden und sind sonst viel abgeschlossener als wir. Das ist die schönste Ironie am Einschließungskrieg. Sie erleben Kontinentalsperre. Zwar lebt Rußland längst nicht so vom Welthandel wie Mitteleuropa, aber es braucht zum Kriegführen die Werkstätten des Westens. Und wer zahlt Steuern, wer schafft Geld, wenn ein so großes Ausfuhrland nicht ausführt?

Die Franzosen sind von der Natur sehr glücklich versorgt, haben wenig fremden Nahrungsbedarf, nur Kohlen werden knapp, Kohlen!

England selber aber lebt mehr vom Welthandel als wir. Das ist der Ausgangspunkt unserer Hoffnungen. England hat bei seinem unerhörten Kriegsplan vieles vorzüglich ausgedacht, nur nicht die Rückwirkungen seiner Angriffe auf die eigene Wirtschaft.

IX.

Die Hauptstadt des kapitalistischen Welthandels, London, verdient an allem Handel, nicht nur am englischen Handel; sie benützt alle Schiffe, nicht nur die englischen. Das Stilliegen der deutschen Handelsflotte und das Ausbleiben der deutschen überseeischen Frachten ist nicht nur deutscher, sondern auch englischer Verlust.

Wir haben zu wenig Weizen und die Engländer zu wenig Zucker. Uns fehlt Kupfer, ihnen fehlen Farbstoffe.

Die überseeischen Länder, die nichts an Deutschland verkaufen, können deshalb auch um so viel weniger in England kaufen.

Da der Krieg zahllose Schiffe der Welthandelsflotte stilllegt, verwendet oder vernichtet, stockt das ganze Instrument des englischen Großhandels. Die englische Kohlenausfuhr leidet sehr unter Schiffsmangel. Alle Frachten sind teuer, Brot ist teuer, nicht Zeichen des Mangels, aber der starken Betroffenheit vom Krieg.

Der Einzelmensch in England muß seine Sorglosigkeit ablegen so gut wie in Deutschland. Die Volkswirtschaft im ganzen verliert an beweglichem Kapital, an Umsatz. Das rückt drüben ebenso langsam heran wie bei uns die Nahrungsknappheit. Wir aber wissen, daß uns der Kampf aufgedrängt wurde, während die Engländer ihn gerufen haben, denn daß sie den Einschließungskrieg machen wegen der belgischen Neutralität, das ist doch auf die Dauer gar zu unwahrscheinlich.

X.

Warum machen eigentlich die Engländer den Einschließungskrieg? Aus Gefühl oder aus Berechnung? Es sieht wie Berechnung aus und ist Gefühl, Herrengefühl, Seeherrschaftstraum, Imperialismus, napoleonischer Wahn.

Es kann sein, daß Eduard VII. durch einige deutsche Herrschaftsäußerungen veranlaßt wurde, den englischen Herrschaftsgedanken auf der Grundlage des mächtigsten aller Seereiche bis zu Ende zu denken. Man weiß nie, wie die seelischen Regungen führender Personen zustandekommen, die nicht genötigt sind, sich öffentlich auszusprechen. Aber ein König allein bringt solche Stimmungen nicht zuwege, wenn sie nicht sonst von selber wachsen. Jeder Engländer der Oberschicht hat etwas vom Normannen oder Angelsachsen an sich.

Der Krieg wird wirtschaftlich geführt, ist aber politisch. Daß er wirtschaftlich geführt wird, ist das Neue, das ebenso unausgeprobt für den Angreifer ist wie für den Angegriffenen, kein einfaches Rechenexempel, sondern die verwickeltste Gleichung mit vielen Unbekannten. Es gibt keine Handbücher und Vorbilder.

Wir wollen sehen, wem der Einschließungskrieg weher tut, den Engländern oder uns? Es sieht bis jetzt nicht schlecht aus, wenn wir verständig wirtschaften.

Paul Rohrbach / Erzieher Krieg

Ohne Zweifel gehört der Krieg zu den großen Erziehern der Menschheit. Allerdings, es gibt auch Kriege, bei denen die zerstörenden Gewalten größer waren als die aufbauenden. An sie denken die Friedensschwärmer, wenn sie die Greuel des Krieges mit beredten Worten schildern, und indem sie das tun, vergessen sie, zwischen Krieg und Krieg einen Unterschied zu machen. Die höchsten Kräfte im Menschen werden erst durch die äußerste Notwendigkeit der Anspannung geweckt, und schärfere Forderungen als der Krieg erhebt keine der Gewalten, die im Geschichtsverlauf wirksam werden. Das sollten sich namentlich die Friedensfreunde in den kleinen neutralen Staaten gesagt sein lassen, die über den Krieg und seine Wirkungen vom Standpunkt des sittlich entrüsteten Zuschauers aus urteilen. Wem verdanken die Holländer ihre so entschieden festgehaltene politische Selbständigkeit, wenn nicht einem der erbittertsten und opfervollsten Kriege, die je ein Volk geführt hat? Und steht es mit den Schweizern anders? Der, dessen Vorfahren ihr Letztes hingegeben haben, um Freiheit, Wohlstand und Macht mit der Schärfe des Schwertes zu behaupten und zu erweitern, sollte vorsichtig sein mit seiner Auffassung vom Kriege als einer reinen Macht der Finsternis.

Auch unter uns zweifelt niemand daran, daß dieser Krieg eine national erziehende Macht ausüben wird. Dabei sind wir uns aber vielleicht nicht ganz klar darüber, wieso das im einzelnen geschieht und geschehen wird. Ich glaube, die eigentlich große Wirkung wird erst dann kommen, wenn die Millionen, die heute im Felde stehen, nach Hause zurückgekehrt sein werden. Auf sie, nicht auf uns, übt der Krieg den stärkeren, innerlich umwandelnden Einfluß aus. Wer etwas um sich hört, wird leicht schon jetzt Beobachtungen machen können, die das beweisen. Wie mancher junge Mensch ist hinausgezogen und hat Briefe nach Hause geschrieben, erst äußerliche und oberflächliche, dann tiefere, und schließlich solche, in denen eine neue, in Wochen und Monaten um viele Jahre gereifte Seele sprach, eine Seele, die vielleicht nie so zur Entfaltung gekommen wäre ohne das Erlebnis des Krieges!

Eins der größten Hindernisse, mit dem wir uns die richtige Beurteilung der uns umgebenden Welt verbauen, ist die Gewohnheit, anschauungslos zu denken und zu reden. Wir sprechen vom Staat, vom Vaterland, von der Gesellschaft, von

Digitized by Google

den Verhältnissen, von der nationalen Zukunft, von Volks- und Weltwirtschaft, von Schule und Kirche — und wir vergegenwärtigen uns dabei viel zu selten und viel zu wenig deutlich, daß es sich dabei um abgezogene Begriffe und Formeln handelt, die dazu dienen, die Gesamtheit lebendiger Einzelvorgänge, persönlicher Willensregungen und Kräfte für den täglichen Gebrauch nach einer Art von Buchstabenrechnung zu bezeichnen. Der Satz: „Der Krieg ist ein Erzieher" wird unzählige Male ausgesprochen, aber in den allermeisten Fällen geschieht das unbewußt ähnlich, wie man eine allgebraische Gleichung schreibt: a + b = c. Was hinter a, b und c im praktischen Falle an benannten Ziffern steckt, daran denkt man selten, und ebenso selten pflegen wir uns deutlich zu machen, daß alles Auf und Ab, alle Aenderungen, Fortschritte und Schwächungen in unserem Volksdasein dadurch zustande kommen, daß eine unendliche Menge von Einzelmenschen eine Veränderung ihres inneren und äußeren Lebens erfährt. Aus dem, was man mit einem der wundervollsten und darum auch unübersetzbarsten Worte unserer Sprache „erleben" nennt, und zwar aus der unendlich fortschreitenden Summierung des Erlebens aller Volksgenossen, stammen Aufstieg und Niedergang. Das Erleben bedeutender Menschen bringt Bedeutendes, aber es ist ein großer, ja ein entscheidender Unterschied, ob wenige oder ob viele im Volk große Ereignisse so erleben, daß sie bewußt und handelnd an ihnen beteiligt sind.

Nichts weckt so sehr alles menschliche Vermögen, auch das des einzelnen, dessen Geschick es sonst nur ist, ein Teilchen der Masse zu sein, wie der Kampf. Die höchste und schärfste Form des Kampfes aber ist der Krieg. Bei keinem Volke der Welt hat schon die Friedenserziehung für den Krieg so sehr darauf hingearbeitet, den einzelnen zu einem bewußten, selbständiger Handlungen fähigen Krieger zu machen, wie bei uns. Darum wird auch der Krieg für uns geistig fruchtbarer sein als für unsere Gegner. Es ist ganz und gar falsch zu denken, der Krieg übe im Durchschnitt und auf die Dauer bei allen, die aktiv an ihm teilnehmen, eine verrohende Wirkung aus. Das war so in der Zeit, als das Soldatsein einen Lebensberuf oder eine Erwerbsart ausmachte und Töten ein dauernd ausgeübtes Handwerk war. Der Soldat von heute kommt aus friedlichen Berufen, kämpft zu dem Zweck, um die Frucht seiner bürgerlichen Tätigkeit hinter dem Kriege womöglich besser zu sichern als vorher, und er denkt bei der Mobilmachung schon an den Tag der Heimkehr in die gewohnten Verhältnisse. Der englische Soldat allerdings ist Söldner, und auf ihn mag manches zutreffen, was vom Berufskriegertum früherer Zeiten galt. Vielleicht lehrt dieser Krieg mit der Zeit auch England eine andere Auffassung von Kriegs- und Wehrpflicht und übt ein Stück erzieherische Wirksamkeit aus, ähnlich wie bei den Völkern, die schon seit hundert Jahren ihre ganze wehrfähige Jugend zum Dienst mit der Waffe verpflichten. Wenn etwas dergleichen geschieht, so wird der Erfolg aber nur eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem haben, den wir erleben werden, denn man kann die Erziehung durch den Krieg im großen Stil ebenso wenig improvisieren, wie ein Volksheer und wie die allgemeine Wehrpflicht.

Wenn dieser Krieg zu Ende ist, so mag es sein, daß eine Viertelmillion Soldaten und Offiziere auf dem Schlachtfeld und in den Lazaretten ihr Leben für das Vaterland dahingegeben haben. Als absolute Zahl ist das ungeheuer viel; es wäre das Fünffache von dem, was uns 1870/71 an direktem Menschenverlust gekostet hat. Selbst aber, wenn man erwägt, daß die Gefallenen nicht beliebig aus der Menge des Volks herausgegriffene Menschen waren, Tüchtige und Untüchtige, Schwache und Starke durcheinander, sondern daß sie zur Blüte unserer Jugend und unseres reifen Mannesalters gehörten, ja selbst, wenn man noch dazu erwägt, daß viele von denen, die da heimkehren, nicht in derselben Kraft zurückkommen werden, wie sie auszogen, so müssen wir doch, um richtig zu urteilen, die Verlustzahlen nicht an sich, sondern im Verhältnis zu unserer Gesamtstärke und zu unserer Vermehrungsgeschwindigkeit betrachten. Wir zählen nahe an 35 Millionen männliche Einwohner in Deutschland, und in den letzten Jahren wurden durchschnittlich 420 000 Knaben mehr geboren, als Männer und Kinder männlichen Geschlechts starben. Selbst wenn die blutigen Kriegsverluste zu einer ganz undenkbar hohen Zahl anschwellen sollten, zu dem Dreifachen, was uns der Krieg an Toten bisher gekostet hat, so würde das immer erst soviel bedeuten, wie Stillstand im Wachstum der männlichen Hälfte des deutschen Volkes auf ein einziges Jahr.

Es scheint etwas Herzloses zu haben, so in kalte Zahlen und rechnerische Vergleiche zu fassen, was für Millionen von Familien Gegenstand des tiefsten Schmerzes und oft genug der nagenden Sorge um die Zukunft ist — aber das hilft nichts; die Geschichte ist eine Wissenschaft ebensosehr der Zahlen wie der sittlichen Werte. Gerade diese Zahlen verhelfen uns dazu, daß wir uns klarmachen, um wieviel größer die geistige Hebung des deutschen Volkes durch diesen Krieg sein wird, als seine Schwächung durch den Menschenverlust. Mag auch für viele selbst hinter diesem größten Kampf, den Deutschland bisher um seine Existenz hat führen müssen, die Erfahrung gelten, daß es Menschen gibt, an denen auch die größten Ereignisse ohne dauernde Tiefenwirkung vorbeigehen, so wird doch die Menge derer, die reifer, nachdenklicher und willenskräftiger heimkehren, sicher groß genug sein, um während dieser Generation eine merkliche Veränderung der deutschen Volksseele im ganzen zustande zu bringen. Wir haben nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zu der gestiegenen Volkszahl einen sehr viel größeren Teil der Nation unter den Waffen, als vor 45 Jahren, das Zwei- bis Dreifache, und dabei ist nur von denen die Rede, die ins Feld kommen und mit dem Feinde kämpfen müssen. Alles, was wir beim Auszug der Truppen erlebt haben und alles, was wir seit einem halben Jahre aus dem Felde hören, bekräftigt uns in der Ueberzeugung, daß diese Millionen ein so lebendiges Empfinden von all dem haben, worum es sich in diesem uns aufgezwungenen Daseinskampf handelt, daß man bis 1813 zurückgehen muß, um einen Vergleichsmaßstab zu finden. Damals aber handelte es sich, am Anfange wenigstens, noch lange nicht um ganz Deutschland, sondern nur um Preußen, und das Preußen, das 1813 den Krieg aufnahm, war nur halb so groß wie das heutige. Damals bestanden nach dem Kriege nicht entfernt solche Möglichkeiten wie heute, um das innerlich Gewonnene festzuhalten. Die Kleinstaaterei, die alsbald einsetzende Reaktion, die viel geringere Bedeutung und Wirksamkeit der Presse und der Volksversammlungen, das Fehlen der Freizügigkeit und der modernen Verkehrsmittel erschwerten es im Vergleich zur Gegenwart sehr, das gemeinsame Erlebnis der Freiheitskriege gleichmäßig durch das ganze Volk hindurch lebendig zu erhalten. Trotzdem ist aus den Freiheitskriegen ein halbes Jahrhundert später die Wiedergeburt Deutschlands gekommen, trotz dieser Hindernisse und trotzdem, daß seit vielen Jahrhunderten die Jahre 1813—1815 überhaupt die ersten gewesen waren, in denen Deutschland wieder eine gemeinsame Geschichte erlebte. Wir aber sehen jetzt auf anderthalb Menschenalter verwirklichter nationaler Einheit und bewußt gemeinschaftlichen nationalen Willens zurück.

Digitized by Google

Auch uns, die wir zu Hause geblieben sind, ist dieser Krieg ein Erzieher. Das spüren wir alle und vor allen Dingen diejenigen, denen es vergönnt ist, an der Organisation der Volkskräfte mitzuarbeiten, zu der uns die Forderungen des Tages zwingen. Ein gewaltiges Kapital von Erfahrung wird hier gesammelt, das hinter dem Kriege vielleicht noch nutzbarer zur Wirkung gelangen wird, als während des Krieges. Die Seelen aber, die Kräfte der Anschauung und des Willens in der Gesamtheit des Volkes, die werden ihr zugleich vertieftes und erhöhtes Können erst zeigen, wenn unsere Feldgrauen alle zurück sind, sie, von denen der Krieg so vielen stärkere Kräfte des Innenlebens hat wachsen lassen, als sie vorher besaßen. Ihnen wird Ehre und Dank gebühren. Der Krieg erzieht sie, und sie werden unsere Erzieher sein, Erzieher zu einträchtigem und schöpferischem Schaffen.

W. Feldman / Politische Strömungen in Warschau

Das Polizeisystem, das jedwedes politische Leben in Russisch-Polen stets unterdrückt, hat in der letzten Zeit begreiflicherweise dermaßen zugenommen, daß nur russisch- und regierungsfreundliche Stimmen einen öffentlichen Ausdruck finden können. Dieser Umstand wird im Auslande manchmal ausgenutzt, um Russisch-Polen als einen Hort russenfreundlicher Agitation darzustellen. In der letzten Zeit wurde diese Meinung durch Meldungen italienischer Tagesblätter bestärkt, in Warschau sei ein National-Komitee entstanden, das die polnische Bevölkerung auffordert, an Rußlands Seite zu kämpfen.

In der Tat gibt sich in Rußland nicht nur die Regierung, sondern auch die Bevölkerung viel Mühe, die Polen für sich zu gewinnen. Der Aufruf des russischen Generalissimus, der die Vereinigung aller polnischen Länder verspricht, die Fabel von der Krönung des Zaren zum polnischen König in Warschau, sind allgemein bekannt. In mehreren russischen Großstädten wurden diese Ideen mit öffentlichen Beifallsdemonstrationen begrüßt. In den letzten Wochen haben die „Verbrüderungsfeste" eine andere Grundlage erhalten. Bekanntlich wurde Russisch-Polen während des ersten strategischen Rückzuges der deutschen Armee stark mitgenommen. Das daraus entstandene Elend gab russischen Zeitungen Anlaß, eine Wohltätigkeitsaktion mit politischem Hintergrund einzuleiten. Eingeführt wurde die Sache durch einen Briefwechsel zwischen den Fürsten Trubetzkoj und M. Radziwill, dem in raschem Tempo ein Regen von Liebesgaben folgte. Schätzen wir „das gute Herz" des einfachen Russen nach Gebühr; ganz ohne Erben starb ja ein Tolstoj gewiß nicht; aber noch mehr als der charitative Instinkt wurde im gegebenen Falle das politische Interesse zur Quelle der „polnischen Tage", die in Petersburg, Moskau, Kiew von wohltätigen Damen und panslawistischen Herren veranstaltet wurden. In Redaktionen, in Amtsgebäuden, auf den Straßen wurde gesammelt; Generäle haben ihre Orden, Aristokratinnen ihren Schmuck, arme Leute Kleidungsstücke gespendet. Aber bei dieser Gelegenheit haben die „Birshewija Wiedomosti" vom 26. Oktober eine Umfrage über die Polenfrage veranstaltet, in der Fürst Trubetzkoy, Mereshkowskij, Jefremow und andere sich über die Grundsätze des vom Generalissimus erlassenen Manifestes aussprachen. „Der polnische Tag" in Kiew hat 36 807 Rubel eingebracht; in Moskau bedeutend mehr; der Zar hat 200 000 Rubel gespendet; aus Petersburg kam am 11. November unter Führung des Stadtpräsidenten Grafen Tolstoy nach Warschau eine Deputation, die dem Bürgerkomitee 260 000 Rubel bar und die Schlüssel von 45 Eisenbahnwagen mit Naturalien einhändigte; die Russen hielten bei dieser Gelegenheit politische Reden, während die polnischen Empfangnehmer nur das rein Menschliche der ganzen Aktion betonten.

Die Stimmung schien den „Versöhnungspolitikern" geeignet, um die Führung des Landes an sich zu reißen. Am 26. November erschien in Warschau ein Aufruf eines angeblichen polnischen National-Komitees. Die Verfasser teilen ganz die Ansichten des Dreiverbandes; nachdem sie den bisherigen Widerstreit zwischen Deutschland und Polen, ferner die Verheißungen des russischen Generalissimus hervorgehoben, schreiben sie wörtlich:

„Die russische Armee hat bereits den zu Österreich gehörenden urpolnischen Boden betreten, und es steht zu erwarten, daß sie nun auch auf dem uralten polnischen Gebiet, das unter preußischer Herrschaft verbleibt, Fuß fassen wird. In diesem Augenblick ersteht unseren dortigen Landsleuten die große Pflicht, die Einigkeit ihrer Gefühle und Gedanken mit ganz Polen zu bezeugen. Sie müssen daher alle ihre Kräfte anstrengen, um zu verhüten, daß der Feind ihnen auch nur den Schein einer den Bestrebungen unserer Nation zuwiderlaufenden Handlung aufzubringen vermag. Einer solchen Handlung gliche aber ein etwaiges Auftreten der Bevölkerung wider die russische Armee, wie es die Deutschen hier und da zweifellos hervorzurufen bemüht sein werden. Stammbrüder! Seit einem Jahrhundert sind wir durch unverrückbare, vom Schicksal gesetzte Grenzen getrennt; die Söhne unseres Vaterlandes sind jetzt gezwungen, in den feindlichen Armeen gegeneinander Waffen zu führen und Bruderblut zu vergießen. Der gegenwärtige, epochemachende Krieg hebt diese Grenzen auf, eröffnet uns die glorreiche Aussicht auf eine Wiedervereinigung der Nation, die geistig immer unteilbar verblieb."

So viel aus dem Aufruf. Schon die Zahl der Unterschriften — 27 — bezeugt, daß er Ausdruck einer kleinen Gruppe ist. Sogar die polnischen Dumaabgeordneten sind nicht auf diesem Dokumente vollzählig vertreten. Mehrere Tagesblätter verfehlten auch nicht, trotz ihrer Gebundenheit, diese Demonstration kritisch zu beleuchten. Das Organ der Fortschrittlichen Vereinigung, „Kuryer Poranny", kündigt (Nr. 328) eine gegnerische Haltung an; das Organ des liberalen Bürgertums, „Nowa Gazeta", schreibt (Nr. 559): Der Aufruf könnte keinen größeren Eindruck machen, da er bloß zwei Parteien repräsentiert, die von den tieferen Bestrebungen des Volkes völlig getrennt sind; das Organ des patriotischen Kleinbürgertums, „Goniec", kritisiert die Sache noch schroffer. In letzterem Tageblatte ist auch ein scharfer Protest seitens der größten Bauernpartei erschienen. Es muß betont werden, daß, während die bekannte Loyalitätsadresse an den Zaren von Anfang August 69 Unterschriften aus vier Parteien zählte, jetzt die Zahl der „Versöhnten" bedeutend zusammengeschmolzen ist und nur zwei Parteien (die national-demokratische und die adligen „Realisten") vertreten sind. Sogar der konservative „Dziennik Polski", der früher „Versöhnungs"-Politik getrieben, verurteilt jetzt ganz entschieden das Treiben einer kleinen Clique, die sich aufdringlich als „National-Komitee" gebärdet.

Ich habe oben die kritische Haltung jener Tagesblätter erwähnt, die jeder Umsturztendenz fern, unter der Zensur erscheinen. Viel rücksichtsloser treten die „unterirdischen" Zeitungen den Versöhnungsideen entgegen. In den letzten Wochen entwickeln sie eine intensive Tätigkeit. Gleich nach dem Ausbruche des Krieges wurde in Warschau eine geheime Zeitschrift „Wadomosci Wojenne" (Kriegsnachrichten) gegründet, die planmäßig falsche russische Meldungen aus dem Kriegsschauplatze richtigstellt und alle russenfreundlichen Tendenzen bekämpft. Für die Landbevölkerung wird eine Zeitschrift „Na naszej ziemi" (Auf unserer Erde) herausgegeben. Im Oktober wurde in Warschau eine neue geheime Zeitschrift „Glos Wolny" (Die freie Stimme) gegründet, welche die Frage der Befreiung Polens von dem russischen Joche gründlich behandelt und die Schaffung einer polnischen Schützenschar und eines eigenen Kriegsschatzes fordert. Die nationale Arbeitervereinigung in Russisch-Polen gibt ein Volksblatt „Kilinski" heraus, dessen Titel schon ein Programm ist, da der Schuster Kilinski Führer des Kosciuszko-Aufstandes gegen Rußland 1794 war; die Polnische Sozialistenpartei (P. P. S.) verbreitet fortwährend antirussische und revolutionäre Aufrufe.

Und das Ergebnis dieser widerstrebenden Bewegungen? In seinem Aufrufe stellt das russenfreundliche „National-Komitee" eigentlich nur eine, dazu negative, Forderung auf: die Vermeidung eines „etwaigen Auftretens der Bevölkerung wider die russische Armee". Nun aber überschritt bereits die Zahl der polnischen gegen Rußland kämpfenden Legionäre 25 000; beinahe die Hälfte besteht aus „russischen Staatsangehörigen"; gleichzeitig teilt der russische offiziöse „Warschawskij Dniewnik" (laut „Kuryer Warszawski" vom 4. Dezember) mit, daß die mit so großem Elan angekündigte polnisch-russische Legion bereits — 200 (zweihundert) Jünglinge zählt, die der regulären Armee zugeteilt werden.

Digitized by Google

Ludwig Herz / Lebensmittelversorgung in England

Am Silvestertage 1914 notierte in London der Quarter Read Hart Winterweizen 52 Schilling gegenüber 30 bis 32 Schilling in den Zeiten seit Beginn des Jahrhunderts. Das bedeutet eine Preishöhe, die nach Abschaffung der Kornzölle nur einmal im Durchschnitt des Jahrzehnts 1851—61 mit 54,8 überschritten, in den Teuerungszeiten 1841—51 und 1861—71 mit 51,2 und 51,7 Schilling nicht erreicht wurde.

Woran liegt es, daß England — es lebt etwa 296 Tage von fremdem Getreide, Deutschland nur 52 —, das nicht, wie Deutschland, blockiert ist, diese ungeheuerliche Verteuerung des Brotkorns tragen muß?

Zunächst sind die Ozeanfrachten stark gestiegen. Es fehlen von den 42¾ Millionen Brutto-Tons der Dampferflotte der Welt 7½ Millionen, die Deutschland, Oesterreich, Belgien und Rußland über die Meere sandten. Von der englischen Flotte selbst werden, abgesehen von den etwa 70 ganz großen Schiffen, die als Hilfskreuzer armiert worden sind, nach der New Yorker Staatszeitung 1000, nach der New Yorker Sun sogar 1200 Dampfer für Truppen- und Kriegsmaterialtransporte in Anspruch genommen. Die neutralen Staaten, deren Handelsflotten verhältnismäßig gering sind, können den Ausfall nicht decken. Daher stieg die Getreidefracht von New York nach London von 2½ Schilling auf 6 Schilling am Ende des vorigen Jahres. Jetzt werden schon Sätze von 8½ Schilling gefordert.

Ferner hat die Gefährdung der Schiffahrt durch Kaperkrieg und Minen die Versicherungsprämien beträchtlich in die Höhe getrieben. Nach dem Jahresbericht der Royal Mail-Gesellschaft beträgt sie jetzt für das Schiff allein 8 Proz. im Jahr.

Endlich aber mangelt es an Vorrat. Allerdings Deutschland fehlt als Käufer auf dem Weltmarkt. Wie Brentano nach der Formel des Gregory King berechnet hat, kann dadurch der Weltmarktspreis nur im Verhältnis von 1 zu 0,96 sinken. Dieser geringe Druck wird aber dadurch schon mehr als ausgeglichen, daß Rußland, seitdem die Eismassen den Hafen von Archangel, die Türken den Ausgang des Schwarzen Meeres gesperrt haben, die Ausfuhrmöglichkeit so gut wie verloren hat. Tatsächlich führte Rußland nach England in der Zeit vom 1. September bis 30. November 1913 nach Dornbusch-Cargoes-List nur 2,7 Tausend cwts. ein gegen 1,8 Millionen in derselben Zeit des Vorjahres (1 cwt. = 50,08 Kilogramm). Ebenso sank in dieser Zeit die Einfuhr Argentiniens von 530 Tausend cwts. auf 52 Tausend cwts. Wie sich die argentinische Einfuhr weiter gestalten wird, ist noch nicht abzusehen. Die Nachrichten über seine Ernte lauten widersprechend; jedenfalls kann sein Getreide nicht vor Ende März in England sein. Der härteste Schlag waren die Mißernten in Indien — der Ertrag dort ist noch nicht bekanntgegeben — und in Australien. Hier fehlen für den Eigenbedarf nach der Times 4 Millionen Quarters. Beide Länder haben daher Getreideausfuhr-Verbote erlassen müssen. Der Ausfall von 10 Millionen Quarters anderer Länder in der Zeit vom 1. September bis 30. November 1914 gegenüber dem Vorjahr sind bisher allerdings dadurch mehr als gutgemacht worden, daß die Vereinigten Staaten ihre Ausfuhr um 50 Prozent erhöht haben, Kanada sie sogar verdoppelt hat. Ob aber Kanada diese überheizte Ausfuhr auf die Dauer wird durchhalten können, ist unwahrscheinlich. Seine diesjährige Ernte betrug nur 158 Millionen Bushels gegenüber 231 Millionen im Vorjahre; die Regierung war daher bereits genötigt, an viele Ansiedler Saatgut zu verteilen. Die Versorgung Englands beruht also im wesentlichen auf den Vereinigten Staaten, deren Ernte durch die stark vergrößerte Anbaufläche etwa 12 Prozent höher ist als im Vorjahr. Diese Steigerung ist aber natürlich nicht ausreichend, um den übrigen Ausfall auszugleichen. Die Preise gehen daher dort sprunghaft in die Höhe. Sie betrugen Mitte Dezember 1913 101 Cent, Mitte Dezember 1914 128 Cent, Ende Dezember 1914 135½ Cent, am 2. Januar 1915 138 Cent, am 4. Januar 142½ Cent für den Bushel. Seitdem sind die Preise infolge des Andranges zu dem einzigen Weltlieferanten sprungweise weitergestiegen; sie schwanken zwischen 152½—154 Cent, je nachdem die argentinischen Wetternachrichten lauten. Eine weitere Verteuerung des Korns in England muß die Folge sein.

Rechnet man den Quarter auf ein Gewicht von 755 Gramm für den Liter (entsprechend dem Berliner Brauch) um, so kostet die Tonne Weizen in London jetzt etwa 237 Mark, während die Höchstpreise in Berlin für Roggen mit 220 Mark, für Weizen mit 260 Mark festgelegt sind; im Kleinverkauf kosten nach dem W. T. B. 4 lb. Brot (100 lb. = 54 Kilogramm) 70 Pf., d. h. das Kilogramm kostet 38,6 Pf. gegen 22—25 Pf. in früheren Jahren. In Berlin war der Kleinhandelspreis für 1 Kilogramm Weizenbrot 61,2, für 1 Kilogramm Roggenbrot 30,9 Pf. (gegen 48 bzw. 23 Pf. in Berlin; 53 bzw. 29 Pf. im Durchschnitt von 50 Orten im Jahre 1913). Da in England nur Weizenbrot in Frage kommt, ist also das Brot zurzeit in England teurer als in Deutschland.

Nun ist der Brotkonsum in England geringer als in Deutschland. Das liegt daran, daß in England der Fleischkonsum mit mindestens 52,3 Kilogramm auf den Kopf weit höher ist als in Deutschland mit nach richtiger Berechnung höchstens 45,1 Kilogramm. Wie steht es nun mit der Fleischversorgung Englands?

Der Viehbestand ist dort (auf das Haupt-Großvieh umgerechnet) mindestens so hoch wie in dem etwa gleich großen Preußen. England hat den Vorteil, daß es größere und bessere Weidenflächen hat als wir, die auch bei dem milden Klima in den sogenannten Grasgrafschaften länger benutzt werden können als bei uns. Trotzdem ist es ebenso wie Deutschland in weitestem Maße auf die Einfuhr von Futtermitteln angewiesen. Seine Hauptlieferanten waren Rußland, Rumänien, die Türkei und die Vereinigten Staaten. Während des Krieges kommt nur Amerika in Betracht, das den Ausfall nicht decken kann, da seine Haferernte 1914 nur 1114 Millionen Bushel gegen 1121,8 Millionen Bushel 1913, seine Gerstenernte nur 195 Millionen Bushel 1914 gegen 178 Millionen Bushel 1913 beträgt. Tatsächlich ist in England die Gersteneinfuhr in der Zeit vom 1. September bis 30. November 1914 gegenüber der gleichen Zeit im Vorjahre von 10,6 Millionen cwts. auf 5,9 Millionen, die Hafereinfuhr von 2,8 auf 2,3 Millionen cwts. zurückgegangen. Professor Long berechnet den Gesamtausfall der Gersteneinfuhr für 1915 auf 10,9 Millionen cwts., der Hafereinfuhr auf 7 Millionen cwts. Auch der Maisimport ist in der oben angegebenen Zeit gesunken; er betrug nur 12,6 Millionen cwts. gegen 16,5 Millionen im Vorjahr. Der Quarter Gerste kostete im Durchschnitt 1913 25 Schilling 10 Pence, der Quarter Hafer 18 Schilling 4 Pence; Ende Dezember 1914 war der Preis 29 Schilling 9 Pence bzw. 25 Schilling 11 Pence. Da die Verteuerung des Zuckers dessen Verfütterung verhindert, leidet England genau wie wir an Futtermittelnot und wird gezwungen sein, einen Teil seines Viehbestandes abzuschlachten. Hier zeigt sich nun ein Vorteil für Deutschland. Deutschland kann

Digitized by Google

Schweine abschlachten, die sich bekanntlich sehr schnell wieder vermehren, und sein Milchvieh erhalten. England hat fast gar keine Schweinezucht, es muß Schafe und Rindvieh abschlachten, dadurch seine Milchproduktion verringern, und kann nur auf eine langsame Wiedererneuerung seines Viehbestandes rechnen.

Nun führt England ungefähr die Hälfte seines Fleischbedarfs aus dem Auslande ein, und zwar hauptsächlich Ochsenkühlfleisch aus Argentinien, gefrorenes Hammelfleisch aus Australien. Gerade die Einfuhr dieses billigen Fleisches ist der Grund des starken Fleischverbrauches in England. Das Kühlfleisch wird vom Mittelstand gegessen (es wird z. B. im Londoner Warenhaus für Heer und Marine geführt); das Gefrierfleisch wird in den unbemittelten Klassen genossen. Die Preise dieses für die Volksernährung wichtigsten Fleisches sind stark gestiegen. Auf dem Großmarkt von Smithfield kostete Mitte Dezember 8 lb. argentinisches Ochsenkühlfleisch 4 Schilling bis 4 Schilling 11 Pence, australisches Hammelgefrierfleisch 3 Schilling 6 Pence, d. h. 100 Kilogramm Ochsenfleisch etwa 110—135 M., Hammelfleisch 99 M. 50 Pf. (den Schilling gleich einer Mark gesetzt). Das bedeutet eine Steigerung um ¼—⅓ gegenüber dem Vorjahr. Das Fleisch ist natürlich immer noch billiger als in Deutschland, wenigstens das Frostfleisch (das einheimische Fleisch ist niemals billiger gewesen als bei uns). Für den Engländer ist aber selbstverständlich nur das Preisverhältnis im eigenen Lande von Bedeutung, auf das seine Lebenshaltung eingestellt ist, die durch die Preissteigerung nach unten gedrückt wird, das fühlen besonders diejenigen Klassen, die gerade am schwersten um ihre Existenz zu kämpfen haben, am meisten. Für diese Schichten darf auch nicht außer acht gelassen werden, daß die Fischerei durch die Minengefahr und die Maßnahmen der Admiralität, die eine Anzahl Küstengebiete gesperrt und etwa 460 Fischerdampfer zum Minensuchen gechartert hat, stark eingeschränkt worden ist. Die Fischpreise sind ungeheuerlich gestiegen. Am 8. Januar 1915 gab die Times folgende Preise für den Großfischmarkt in Billingsgate, Preise, die allerdings infolge von Sturmtagen besonders hoch waren:

Scholle das	stone	14—19	sh.	gegen sonst	5 sh.
Schellfisch das	„	8	sh.	„ „	2 sh. 6 d.
Rochen das	„	7½—8	sh.	„ „	2 sh. 6 d.
Steinbutt das	lb.	1 sh. 8	d.	„ „	9 d.
Seezunge das	lb.	2	sh.	„ „	1 sh. 2 d.
Heringe das	Barrel	3 L. 10	sh.	„ „	1 L.

Infolgedessen mußten nach privaten Mitteilungen im Osten und in den östlichen Vororten Londons eine große Anzahl der billigen, allerdings manchmal recht unappetitlichen Fischkneipen schließen.

Die Preise von Butter und Käse sind hier nicht bekannt; es ist auch nicht festzustellen, wieweit die Einfuhr, die etwa die Hälfte des Gebrauches deckte, gelitten hat. Obstmus (Jam), das viel als Fettersatz genommen wird, ist durch die Zuckerteuerung stark im Preise gestiegen.

Bei Eiern fehlt die russische Einfuhr ganz. Sie betrug im August 1914 nur 370 Tausend Schock gegen 2,2 Millionen Schock im August 1913. Die Preise sind um 25—40 Prozent gestiegen. Frische Eier kosten in London bis 3½ Pence gleich 29,3 Pf. das Stück (gegen 13,2 Pf. in Deutschland im November).

Das Bier ist naturgemäß durch die Steuererhöhung im Preise heraufgeschraubt worden, ebenso der Tee, der 25 Pf. auf das Pfund Zoll mehr zu tragen hat. Da der Teepreis schon früher gestiegen war, ist damit der Preis der billigsten Teesorten ungefähr verdoppelt worden. Stark ist auch das Salz gestiegen; der Sack kostet 40 Schilling gegen früher 25 Schilling. Reis, der in England stärker verzehrt wird als in Deutschland, ist von 7 Schilling 7½ Pence auf 12 Schilling 6 Pence gestiegen.

Die Kartoffel, diese wichtigste Nährfrucht Deutschlands, spielt in England nicht dieselbe Rolle; der Verbrauch beträgt dort nur 114 Kilogramm auf den Kopf gegen 609 Kilogramm bei uns. Trotzdem wird sich das Fehlen der Zufuhren fühlbar machen. Vom 1. September 1914 bis 30. November 1914 wurden gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres, in der allerdings die Einfuhr außergewöhnlich stark war, nur 15,6 Tausend cwts. gegen 464,7 Tausend cwts. eingeführt. Es fehlt der deutsche Import, der damals über ¼ der Gesamteinfuhr ausmachte. Der Anbau in England selbst ist gering, er nimmt nur 414 600 Hektar gegen 2 329 000 in Preußen in Anspruch. Es ist eine Ironie der Weltgeschichte, daß diese Frucht, die der Engländer Drake einst nach Europa gebracht hat, seinen Landsleuten fehlen wird, während wir einen Ueberschuß haben, der uns gestattet, das Brotgetreide zu strecken und einige Lücken in der Futterversorgung auszufüllen.

Will man ein Bild gewinnen, wie die Versorgung und die Preisbildung des Lebensmittelmarktes sich in England gestaltet, so vergleiche man die Prozentsätze der Einfuhr nach der Menge einerseits und dem Werte andererseits in der Dezemberstatistik 1913 und 1914:

	Menge	Wert
Weizen	— 3,1%	+ 29,4%
Weizenmehl	— 7 %	+ 13,1%
Gerste	— 28,5%	— 22,3%
Hafer	— 44,4%	— 17,3%
Mais	+104,6%	+127,3%
Bacon	+ 10,4%	+ 13,8%
Speck	— 32,8%	— 33,2%
Ochsenfleisch	— 10,8%	+ 25,9%
Hammelfleisch	+ 2,2%	+ 31,7%
Konserviertes Fleisch	+104,2%	+216,9%
Butter	— 8,6%	(nicht angegeben)
Margarine	— 3,5%	+ 5,2%
Käse	+ 48,7%	+ 74,3%
Eier	— 22,2%	— 12,5%
Zucker raffiniert	+ 7,5%	+ 95,7%
Zucker roh	+ 47,7%	+189,5%

Wenn England damit rechnete, uns auszuhungern, während es selbst im Ueberfluß schwamm, so war diese Rechnung falsch. Aber eins darf dabei doch nicht übersehen werden. Wir sind im wesentlichen von aller Zufuhr abgeschnitten; England kann Stoffe vom Ausland hineinbringen, wenn auch vielleicht zu Hungersnotpreisen, wenigstens so lange, bis Admiral von Tirpitz die Drohung wahr macht, daß er Unterseeboote zum Kaperkrieg heranziehen werde.

S. D. Gallwitz / Die Musik und der Krieg

Niemals haben wir den Geist der Zeit so groß und erschreckend stark gefühlt wie heute. Es gibt kein Ausweichen vor ihm bei den Halben, welche ihm ausweichen möchten, und die in ihm leben, ertragen es nicht, wenn irgend etwas, woran er keinen Teil hat, sie ergreifen will. Die Künste irren umher, mutlos und unsicher ihrer eigenen Zaubermittel; die Menschheit ist so verändert — sie haben die Fühlung zu ihr verloren. Alles steht an einem anderen Platze, hat andere Werte. . . . Die Musik ist noch am lebendigsten geblieben; sie läßt uns den weitesten Spielraum, wir vermögen am

Digitized by Google

ehesten uns in ihr wiederzufinden. Aber auch hier schafft der Geist der Zeit, und mit ihm die näheren Umstände der Zeit der Wirkungen erste. . . . Viel Musik ist in diesen Kriegsmonaten an mir vorübergegangen, von ihr leben heute am stärksten noch ein paar Eindrücke, die fernab von eigentlicher Tonkunst waren, und die stark nur durch den Zeitgeist wurden, der um sie war.

Ein kleiner Grenzort im österreichischen Hochgebirge, damals, als der erste Mobilisierungstag für Deutschland war. In einem kleinen, sehr bescheidenen Wirtsgarten, der niemals sonst mit großer Welt zu tun gehabt hatte, eine dicht sich drängende, bunte Menge, stundenlang, halbe Tage lang wartend, bis ein Zug gehen würde, und ob überhaupt, erregt bis zum Siedepunkt. Aus allen Tälern und von allen Höhen waren sie dort zusammengeströmt auf wunderlichen Gefährten oder zu Fuß; Bahnen gingen nicht mehr, Autos, Pferde waren von einem Tag zum anderen von Oesterreich requiriert worden. So saßen die Reisenden wie auf der Flucht da. Man wußte nur Halbes; hinter den Stirnen arbeiteten die Gedanken, die Sorgen, sichtbarlich. Noch war man in der Stille, im Frieden einer wundervollen großen Natur, und man fühlte und ahnte: dort, auf den tot daliegenden Schienensträngen würde man in einen Sturm, in einen Weltbrand vielleicht hinausfahren. Wär's nur erst so weit! . . . Immer neue Ankömmlinge, die ihre Koffer über die aufgerissene und verbarrikadierte Landstraße schleppten. Das Warten wuchs zum Unerträglichen. Da klang plötzlich von einer der Höhen hinab ins Tal ein Waldhorn in breiten reinen Tönen. Musik gestaltete sich: Webers Melodie auf Theodor Körners Schlachtgebet „Vater, ich rufe dich" . . . Zwei Verse; als sie vorbei waren, hatten alle Leute andere Gesichter bekommen. Es war ein Waldhornspiel, wie man es öfters hören mag, und ein Lied, das manchmal vielleicht unser Ohr hatte achtlos vorübergehen lassen; diesmal aber stand der Geist der Zeit dahinter, er riß einen Vorhang zurück; da war die Musik ein Gottesgeschenk, gerade für die eine bestimmte Stunde, ein Stück einer Kraft, der alle Herzen in Bangen und Hoffen entgegenschlugen.

Dann ein norddeutscher Dom, unter dessen Gewölben die Seufzer und Jubeltöne von fast einem Jahrtausend erklungen sind. Abschiedsgottesdienst eines Reserveregiments vor dem Ausrücken. Die Militärmusik ist nicht mehr dabei, die ist mit den Aktiven schon lange fort; aber die Fahne weht gelb und seidig im Schein der Altarkerzen. Wie ein Meer von Feldgrau wogt es hin und her in dem riesigen Mittelschiff und in den Seitenschiffen; dahinter als bunterer Kranz die Scharen derer, die mit ihren scheidenden Angehörigen zum letztenmal im Gotteshause weilen wollen. Es ist Abschied in einem anderen, schwereren Sinne, als wir ihn gemeinhin kennen; hier und da schluchzt jemand auf. Da geht es los, ein klingendes Brausen und Sichweiten, dem die hohen Wölbungen wie zu eng erscheinen: das Regiment singt „Ein' feste Burg ist unser Gott . . " Der Klang ist wie ein Riesenheer, vorwärtsgetrieben von elementarem Trieb; er steigt mächtig auf, als möchte er die Mauern sprengen, und sammelt dann alle Kraft in den feierlich ehernen Tonschritten von Luthers herrlichem Choralsatz. Das Elementare ist verschwunden: stärkster Wille, festestes Vertrauen, heiliger Ernst lebt auf in der Musik und senkt sich nieder auf die Gemeinde.

Dann eine spätabendliche Siegesfeier auf Bremens wunderschönem Marktplatz. (Deutschland hat keinen schöneren.) Es war eine jener sommerwarmen Herbstnächte, wo die Sterne am Himmel wie in schwarzem Samt standen, — die Nächte, die auf die großen Siegestage im Westen folgten. Die Menschenmenge füllte Kopf an Kopf den Platz und alle Zugangsstraßen. Es gab da nichts Besonderes an Feier . . . nur in Gemeinschaft mit allen anderen wollte man sein; nur nicht allein empfinden müssen, was kein Einzelerlebnis ist. Alles schob hin und her, fand nicht den Anstoß zum Auseinandergehen; latente Spannung lag fühlbar in der Luft. Da fing eine Stimme an, und wie ein entfesselter Strom stürzten alle anderen ihr nach: „Deutschland, Deutschland über alles . . . .", daranschließend dann noch: „Nun danket alle Gott . . .", und die gebundenen Kräfte, Erlebnis, Erhebung, Gelübde, sie alle wurden frei, und ihr Widerhall tönte aus den einfachen musikalischen Formen heraus.

Das war Musik als Ereignis. Neben ihr haben die Werke der Tonkunst, die als Veranstaltungen in Konzertsälen und Theatern wie in Museen dargeboten werden, heute einen schweren Stand. Die erschütternde Gewalt des Krieges macht es, daß nur eine besondere Art des Allergrößten uns zum künstlerischen Erlebnis zu zwingen vermag; alles andere ist zerstreuend, beunruhigend, Zeitvertreib höherer oder niederer Art, manchmal auch Belehrung. (So vieles von unserer neueren Musik ist interessanter Anschauungsunterricht.) Der Geist der Zeit hat Rangordnungen mit unseren Meistern vorgenommen, an die wir vordem nicht gedacht haben würden. Da ist Richard Wagner. Eigentlich müßte seine Zeit grade heute gekommen sein. Er hat seinen Werken den tiefsten Sinn gegeben, daß sie vor allem dazu bestimmt wären, bei den höchsten Erhebungen in Ernst und Freude unseres Volkslebens als musikalisches Symbol feiernd auf dem Plan zu erscheinen. Die Probe darauf wäre jetzt zu machen gewesen; die Probe darauf hat versagt; Wagners Musik reckt sich nicht hinauf an der Größe der Gegenwart, sie wirkt sehr klein neben ihr. Das stärkste Beispiel gibt sie für den Wandel, den der Krieg unserem Kunstempfinden gebracht hat: wir haben die Fühlfäden verloren für jede Art einer reinen Sinnlichkeit und Sinnfälligkeit; wir haben auch so etwas wie Angst vor einem gar zu fesselos dahinströmenden Empfindungsausdruck der Romantik. Wir fühlen, wir müssen uns zusammenhalten in dieser Zeit, wir können auch im Künstlerischen Uebersteigerungen nicht gebrauchen. Wir sind mehr denn je heute emporgetragen von der göttlichen Naivität des Genius Mozart, und wir werden nicht müde, Frische aus dem quellenden Born Schubertscher Melodik zu trinken, dankbar des Gottesgeschenkes, das uns von ihnen gegeben wird, aber wir haben eine instinktive Scheu vor Werken, die in zu unmittelbare Beziehung zu uns treten möchten durch eine ganz besondere Zeitgemäßheit. Auch Brahms' Deutsches Requiem, das aus dem eben genannten Grunde jetzt häufig aufgeführt wird, gehört merkwürdigerweise zu den Werken dieser Art. Es löst alles aus, was das Leben an Trauer und Trost in sich birgt, läßt es dahinfließen wie in einem endlosen, fast wollüstigen Weinen. Das ist seine starke Wirkung, das aber auch seine enge Begrenztheit. Denn wir wissen noch von etwas anderem; wir sehen, über Trauer und Trost hinüberschauend, eine Macht aufragen, ewig rätselvoll und ewig gesetzmäßig, die eigene Lösung und den eigenen Sinn in sich tragend. Wie verschieden auch die Tonkunst eines Brahms und eines Richard Wagner sich darstellt — in dem einen ist sie sich gleich: ihre Romantik hat nichts von einer endlichen tiefsten Konsonanz der Dinge, die die höchste Adelskrone des Kunstwerkes ist. Zwei Meister unserer deutschen Tonkunst sind es vor allem, die uns erlesene Werke solcher Art gaben; wir haben sie, noch gebunden in ein Stück mittelalterlicher Tradition, bei Bach, und im Sichauseinandersetzen mit dem tiefsten Menschentum bei Beethoven. Es geht Kraft aus von diesen beiden Genien, und sie ist es, die wir in der Gegenwart mehr denn je gebrauchen.

A. Hinrichs / Die Wage

Der Herrgott kniet auf einer Wolkenwand,
Die goldne Wage schwankt in seinen Händen,
Und sorgend häuft er rings von allen Enden
Des ungeheuren Krieges Mord und Brand:

Verlaßnen Jammer in zerschoßnen Wänden,
Die Ströme Bluts auf dem zerstampften Land —
In eine Schale häuft sie seine Hand —
Leid, Not und Elend, jammervoll Verenden.

Doch wie sie zentnerschwer zu Boden sinkt,
Liegt's in der andern sich und wächst und schwillt —
Aus tausend längst versteinten Herzen ringt
Die große Liebe sich — aus Wunden quillt
Nun Mitleid, Güte — neuer Glaube klingt —
Aus Schmerzen formt sich hell ein Zukunftsbild.

Die Schale neigt sich, bis zum Rand gefüllt.
Rot glüht der Himmel — und er lächelt mild.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Eine Mutter

Wenn Er Dich rufen sollte, so weiß ich, Du wirst, wie Dein Bruder Karl zu sterben wissen mit Dank auf den Lippen für all das viele unverdiente Gute, was Dir im Leben geworden ist.
Aus dem Brief einer deutschen Mutter an ihren mißmutig gewordenen Sohn an der Aisne.

Wir sind an die Verlustlisten leider gewöhnt. Man stellt sich nicht mehr deutlich genug vor, welche Opfer im einzelnen gebracht werden. Der Schmerz bleibt immer ein persönlicher. Aber das „Tagebuch", das von denen zu Hause geführt wird, ist ebensoviel wert wie das im Feld, nur in anderer Art. Man liest es weniger; es ist selten mit Tinte oder Bleistift geschrieben; es besteht mehr in Warten, Sorgen, Denken, Horchen, Lieben. Desto dankenswerter, wenn einmal die Gelegenheit uns den Blick in das Herz einer Mutter öffnet und wir solche Worte lesen: „Du wirst zu sterben wissen wie dein Bruder."

Wie das so dasteht! Nichts drum und dran, in natürlicher Sprache, fast als müßte es so sein. Danken soll ihr Kind, wenn es stirbt, danken für das Erbe, das das Vaterland ihm mitgab. Was er tut, ist nur ein Heimgeben, und was er leidet, ein Zurückerstatten. So sagt diese Mutter. Das Herz hat ihr dabei gezuckt. Aber ihr Wort ist ruhig, und ihre Schrift ist klar. Ihr Herz schlägt rasch, voller Adel. Wer so zu seinem Jungen reden darf, den man herzlich liebhat, der ist glückselig. Darum sind wir dankbar und stolz auf solchen Laut. Er kann nie verhallen. Er warnt vor dem, was undeutsch ist, vor dem Schein, und erinnert, ohne das Wort zu brauchen, an die einfache, ehrliche Pflicht. So redet eine deutsche Mutter.

Einen Augenblick muß ich bei ihr stehenbleiben. Wenn der Vater so spräche, dann schiene es manchem naheliegender. Daß die Mutter so schreibt, ist das Große. Ihr Herz ist nicht hart, ihre Liebe so mütterlich wie nur je eine. Aber ihr Beruf heißt: helfen. Sie hilft ihrem Sohn über augenblicklichen Aerger hinweg und streicht ihm den Kleinmut von der Stirn. Sie weiß aus eigener Erfahrung, wie die Seele in Aengsten zittert. Als sie ihn gebar, ihren Liebling, stand sie zwischen Leben und Tod. Aber sie wußte, daß das Leben harte Sprache liebt, will es neuen kostbaren Laut bringen: wer das Höchste, das Leben begehrt, muß den Tod wagen können. Ihr tut jetzt so leid, daß der Tod ihr Kind treffen könnte in innerem Unmut. Der Tod muß freiwillig geschehen; er soll nicht als Naturereignis zu ihm kommen, er soll, wenn er da ist, eine bewußte Hingabe an ein fernes hohes Ziel bedeuten. Diese Mutter vergeistigt den Tod. Sie löscht ihn aus. Sie sieht in ihm jetzt nur den Preis, den das Vaterland verlangt für die Güter, die es uns freigebig geschenkt hat. Der Tod ist überwunden, wenn man ihn, den sinnlosen, zum Sinn umgestaltet. Wirklicher Sinn liegt nur in der Hingabe an andere, an ein Ziel, an ein Höchstes. Der Selbstmord, manchmal ein freiwilliges, meist ein sehr unfreiwilliges Scheiden, bedeutet keine solche Hingabe. Aber für andere sterben, für künftigen Frieden weggehen, für die Mutter zu Haus und für kommende Mütter und Väter in den Tod gehen und darin ein dankbares Opfer zu bringen, das heißt Heldentod.

Wir sind glücklich, daß wir heute Helden kennen, besitzen. Diese Mutter gehört in ihre Reihe. Aus solchen Menschen schafft die Geschichte neue Zukunft. Sie sind lebendige Bausteine. Ihre Kraft liegt in der Unüberwindlichkeit. „Kann uns doch kein Tod nicht töten" .. Laß dir danken, du deutsche Mutter. Dein Gedächtnis bleibt im Segen. Namenlos lebst du fort, aber als namenlose Kraft.

An die evangelischen Geistlichen Deutschlands

Es ist von Beginn des Krieges an die Hoffnung unserer Feinde gewesen, das im Felde schwer zu besiegende Deutschland finanziell und wirtschaftlich so zu schwächen, daß es, obschon unbesiegt, den Kampf aufgeben müsse. Bisher hat der überaus günstige und gleichmäßige Stand der gesamten deutschen Wirtschaft diese Hoffnungen der Feinde zuschanden gemacht. Um so mehr erscheint es als ein unerträglicher Gedanke, daß die gewaltigen Anstrengungen des ganzen Volkes, die blutigen Siege unserer Truppen, die furchtbaren Verluste gerade auch der Blüte der Nation, die großartige finanzielle und wirtschaftliche Rüstung zunichte gemacht werden könnten, falls wir von Aushungerung betroffen würden. Eine solche droht aber, wenn dies Jahr eine ganze oder halbe Mißernte bringen würde. Je länger der Krieg währt, desto wichtiger wird rechtes Haushalten. Zum rechten Haushalten gehört, daß man das tägliche Brot ehrt.

Nach einem Wort unseres Kaisers in der Sitzung des Deutschen Landwirtschaftsrates vom 12. Februar 1913 „steht außer allem Zweifel, daß die deutsche Landwirtschaft technisch imstande ist, nicht nur die jetzige Bevölkerung des Reiches, sondern auch die künftige vermehrte Bevölkerung mit den wichtigsten Nahrungsmitteln, insbesondere mit Brot, Fleisch und Kartoffeln in genügender Weise zu versorgen". Es kommt nur darauf an, die bestehenden Vorräte richtig einzuteilen und sie der menschlichen Nahrung vorzubehalten. Geschieht dies, dann erscheint auch der Ausfall des bisher eingeführten Weizens als durchaus unbedenklich. Zur Friedenszeit gingen große Mengen von Roggen als Futtermittel in die Ställe. Es ist erforderlich, diese jetzt zur menschlichen Nahrung frei zu machen. Die Regierung hat zur Streckung unserer Vorräte bis zur Ernte vorgeschrieben, daß zum Weizenbrot ein bestimmter Zusatz von Roggenmehl und zum Roggenbrot ein bestimmter Zusatz von Kartoffeln und Kartoffelmehl verwandt wird.

Diese Maßnahmen gilt es nicht nur im Wege des Gesetzes energisch durchzuführen, sondern vor allem auch sie dem Volksgewissen eindringlich zu machen. Unsere städtische Bevölkerung wird durch die verhältnismäßige Billigkeit von Weizen- und Roggenmehl dazu verleitet, mit Fein- und Weißbrot eine Verschwendung zu treiben, die es deutlich macht, daß in ihr das Bewußtsein von der furchtbar ernsten Gefahr einer Aushungerung noch nicht erweckt ist. Zur wirksamen Durchführung der neuen Bundesratsverordnungen, die am 11. und 15. Januar in Kraft treten, bedarf es der willigen Mitarbeit der ganzen Bevölkerung. Die neuen Pflichten unserem Volke ins Gewissen zu schieben und das Bewußtsein der uns drohenden Gefahr zu erwecken, zu klären und zu stärken, ist eine hervorragende patriotische Pflicht der Geistlichen und Lehrer. Wer heute Brotgetreide verschleudert oder wider das Gesetz verfüttert, verfehlt sich an der Bitte des Vaterunsers „Unser täglich Brot gib uns heute", bei der wir unseres ganzen Volkes eingedenk sein sollen. Solche Verfehlung ist aber eine Schmach angesichts der blutigen Opfer unseres Volkes in Waffen. Wir bitten darum, in jeder geeigneten Weise, auch in Predigt und Unterricht, unserem daheimgebliebenen Volke ein ernstes sparsames Haushalten und die Ehrerbietung gegen das tägliche Brot als sittliche und nationale Pflicht in dieser großen Zeit einzuschärfen.

Gott der Herr wird unserem Volke nur dann den ehrenvollen Frieden schenken, wenn wir die Tatkraft und den Opfermut, den es im Felde beweist, auch in unserer Lebenshaltung daheim betätigen.

Evangelisch-sozialer Kongreß:

Professor D. Baumgarten. Professor Dr. Adolf Wagner. Professor Dr. v. Harnack. Frau Geheimrat Broicher. Professor Dr. Delbrück. Professor Dr. Ernst Francke. Professor Dr. v. Gierke. Professor Dr. Gregory. Geheimer Archivrat Dr. Keller. Pfarrer D. Kirmß. Oberlehrerin Fräulein Martin. D. Friedrich Naumann. Pfarrer Liz. Schneemelcher.

Freie kirchlich-soziale Konferenz:

Professor D. Seeberg. Pastor Baumann. Behrens, Reichstagsabgeordneter. Brandin, Superintendent a. D. Braun, Pastor. Frau v. Braunschweig. Bunke, Pastor. Engel, Dr. jur. Fahrenhorst, Direktor. Henning, Landtagsabgeordneter. Hildebrand, Gewerkschaftssekretär. Knebel, Sekretär. Fräulein El. v. Knebel-Doeberitz. Fräulein El. v. Köller. Frau v. Kannewurf. Lange, Pastor. Dr. Lepsius. Mahling, Professor D. Ortmann, Geheimrat. Pfeiffer, Pastor. Philipps, Pastor D. Schwartzkopff, Pfarrer. Zimmermann, Pastor Liz. Dr. Mumm, Pastor Liz., Mitglied des Reichstags.

Zur Mietfrage

Um die Jahreswende sind eine Reihe von Verordnungen zur Miet- und Hypothekenfrage ergangen, die eine Ergänzung meiner früheren Ausführungen in der Hilfe (1914, S. 798 und 815) angezeigt erscheinen lassen. Vielleicht die größten Wirkungen dürfte eine Bundesratsverordnung haben, die sich nicht mit der Mietfrage an sich, sondern mit

einem umfassenden Problem beschäftigt, die Verordnung über die Vertretung der Kriegsteilnehmer in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten vom 14. Januar 1915, die man auch eine Verordnung gegen böswillige Schuldner nennen könnte. Sie will die Härten des Gesetzes vom 4. August 1914 beseitigen, das eine Rechtsverfolgung gegen jeden Kriegsteilnehmer ausschloß, auch wenn er zahlen konnte, aber böslich nicht wollte. Wie die Begründung der neuen Verordnung ausführt, haben „Kriegsteilnehmer, die in günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen leben, die Zahlung unbestrittener laufender Verbindlichkeiten, insbesondere der Mietschulden, mit Erfolg abgelehnt". Die Verordnung schafft demgegenüber die Möglichkeit, mit den Mitteln des Rechts vorzugehen, wo es „zur Verhütung offenbarer Unbilligkeit erforderlich erscheint". Das haben die Gerichte zu prüfen, denen so der Gesetzgeber wiederum ein großes Vertrauen bezeugt. Zeigen sie sich ihrer schweren Aufgabe gewachsen, so wird die Verordnung viel Gutes stiften und besonders sehr berechtigten Beschwerden der Hausbesitzer Abhilfe schaffen.

Spezielleren Charakter haben drei weitere Bundesratsverordnungen. Ihnen ist gemeinsam, daß sie die Stellung des Grundbesitzers gegenüber dem Hypothekengläubiger stärken sollen. Das Gericht kann ihm für das Hypothekenkapital eine Stundung von sechs Monaten gewähren. (Verordnung vom 22. 12. 14.) Die Regelung ist so getroffen, daß der Schuldner im ganzen bis zum Juli-termin Frist haben wird, sich die Hypothek neu zu besorgen. Man wird annehmen dürfen, daß eine weitere Erstreckung der Frist erfolgen wird, wenn die Lage in diesem Zeitpunkt noch nicht geklärt ist. Eine weitere Verordnung (vom 10. Dezember) gibt dem Versteigerungsrichter das Recht, bei der Zwangsversteigerung über ein Grundstück den Zuschlag zu versagen, wenn das Meistgebot in einem bestimmten Mißverhältnis zum wahren Werte steht. So soll der Verschleuderung des Grundbesitzes vorgebeugt werden.

Große Hoffnungen wird man auf die Bekanntmachung betr. Einigungsämter vom 15. Dezember 1914 setzen dürfen. Sie gibt den Ministerien der Einzelstaaten das Recht, kommunale und gemeinnützige Einigungsämter mit gewissen Befugnissen auszustatten. Von diesem Recht haben z. B. die preußischen Minister in der Ausführungsverordnung vom 17. Dezember Gebrauch gemacht. Danach gilt in Preußen folgendes:

Vor allem gilt der Erscheinungszwang. Wendet sich ein Mieter an das Einigungsamt, so kann dies den Mieter unter Androhung einer Ordnungsstrafe vorladen. Ebenso kann es dem Hypothekengläubiger gegenüber verfahren. Die Parteien sind bei Strafe zur Erteilung wahrheitsgemäßer Auskunft verpflichtet. Das Amt kann also die drei Interessenten, Mieter, Vermieter, Hypothekengläubiger vor seinem Forum vereinigen und einen Vergleich zwischen ihnen herbeizuführen suchen. Die Aufgabe wird voraussichtlich sein, zu verhüten, daß dessen ganze Last auf den Hausbesitzer fällt. Man wird ihm bei Zahlungsunfähigkeit des Mieters einerseits einen baren Zuschuß, andererseits einen, wenn auch nur mäßigen, Nachlaß des Hypothekengläubigers zu erwirken suche... Um diesen zu sichern, ist von anderer Seite vorgeschlagen worden, in den Vergleich in geeigneten Fällen eine Art von Geschäftsaufsicht aufzunehmen, durch welche die Verwertung der Mieten für die Hypothekenzinsen sichergestellt wird. Diese Idee wird in der Praxis zu beachten sein. Daneben soll das Einigungsamt dem Amtsgericht in Mietprozessen durch Erteilung von Gutachten zur Seite stehen.

Die Anforderungen, die an das Verständnis, die Sachkunde und den Takt der Mitglieder des Einigungsamtes gestellt werden, sind hiernach sehr bedeutende. Man hat aber keinen Grund anzunehmen, daß es an den geeigneten Männern fehlen wird. Im Gegenteil, bisher sind die Erfahrungen überwiegend günstige. Die erweiterten Befugnisse werden den Einigungsämtern auf Antrag der Gemeindevorstände verliehen. Es ist zu hoffen, daß die Magistrate der großen, sozialpolitisch fortgeschrittenen Städte auch hier mit dem guten Beispiel vorangehen werden.

Erich Eyck.

Soziale Bewegung

Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen will die berechtigten Forderungen der Verbraucher während der Dauer des Krieges mit allem Nachdruck vertreten. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Abwehr der meist durch nichts gerechtfertigten Preissteigerung für viele notwendige Bedarfsartikel, besonders Lebensmittel, hat fast sämtliche Arbeiter-, Angestellten- und Beamtenverbände aller Richtungen, Konsumgenossenschaften und soziale Wohlfahrts- und Frauenvereinigungen zu dieser gemeinsamen Gründung veranlaßt. Insgesamt verfügt der Ausschuß bis jetzt über 7 Millionen Mitglieder, die mit ihren Angehörigen etwa 18 Millionen Verbraucher umfassen. Als wichtigste Aufgaben sieht der Kriegsausschuß an: 1. Einrichtung einer Sammel- und Auskunftstelle für alle Fragen, Tatsachen, Wünsche, Vorschläge auf dem Gebiete der Volksernährung und des Massenbedarfs. 2. Aufklärung und Erziehung der Konsumenten zu einem vernünftigen Verbrauch aller Vorräte. 3. Sachkundige Vertretung der Konsumenteninteressen gegenüber den Behörden, den Parlamenten und der Oeffentlichkeit. 4. Bekämpfung ungerechtfertigter Preistreibereien sowie des Nahrungsmittel- und Arbeitswuchers. 5. Bekämpfung des Mietswuchers. Diese Arbeiten erledigt der geschäftsführende Vorstand. Er hat für die Bearbeitung des Warenwuchers, der gesetzgeberischen Maßnahmen (Höchstpreise, Produktionsverbot usw.) des Arbeits- und Mietswuchers usw. aus seinen Reihen Dezernenten ernannt, die die Vertreter von Verbänden und nötigenfalls weitere Sachverständige aus der Produktion und Wissenschaft zuziehen werden. Als wichtigste Arbeit sah der Kriegsausschuß ein Eingreifen zur Sicherstellung unserer Brotversorgung an. Er ließ daher am 12. Januar den Reichs- und Staatsbehörden eine Eingabe mit der Forderung der Beschlagnahme unseres Brotgetreides und seiner Verwendung zu einem einheitlichen Kriegsbrote zugehen. Darin wird gleichzeitig Verwahrung eingelegt gegen die von Professor Eltzbacher zur Verminderung unseres Brotverbrauchs empfohlene Heraufsetzung der Höchstpreise. Auch wird die Regierung auf die Umgehung der neuen Bundesratsverordnung durch den unvernünftigen Einkauf von Mehl für die Hausbäckerei aufmerksam gemacht. Weiter sind in Vorbereitung Vorschläge im Interesse unserer Kartoffel- und Fleischversorgung, Erlangen besserer Vertretung für die Arbeitnehmerschaft bei behördlichen Verhandlungen über unsoziale Arbeitsbedingungen, schließlich organisierte Nahrungsmittelabfallverwertung durch die Gemeinden. Als Vertretung der Hauptgruppen aller angeschlossenen Stände und Organisationen sowie zur Festlegung der großen Richtlinien besteht für den Kriegsausschuß ein Gesamtvorstand. Die Geschäftsstelle befindet sich Berlin W 35, Potsdamer Straße 56, Gh. II. Es ist ferner beabsichtigt, am Sitze der Generalkommandos Unterausschüsse einzurichten, denen es obliegt, die Zentrale zu unterstützen, Produktions- und Arbeitsverhältnisse gemäß den gesetzlichen Bestimmungen zu überwachen und Eingaben, Wünsche und Beschwerden an die Kommandos zu übermitteln, soweit sie zu deren Machtbereich gehören. Der Kriegsausschuß bittet, alles geeignete Material über Konsumentenfragen, wie Mitteilungen von behördlichen Maßnahmen am Ort, besonders wichtige Zeitungsausschnitte, Fälle von Waren- und Arbeitswucher usw. seinem Vorstand zu übermitteln.

Gewerkschaftliche Zukunftshoffnungen. In Berlin fand kürzlich eine Versammlung der Gewerkschaftsführer statt, in der Reichstagsabgeordneter Wolfgang Heine und Rechtsanwalt Dr. Heinemann über die Errungenschaften während des Krieges und die sich daraus ergebenden Folgerungen sprachen. Dem „Korrespondenzblatte" zufolge gab Heine eine eingehende Darstellung des Zusammenhanges zwischen Arbeiterschaft und Nation. Ausgehend von der Entstehung des Nationalgefühls und Nationalbewußtseins, die erst auf einer höheren kulturellen und politischen Entwicklungsstufe eines Volkes erfolgt, schilderte der Redner die Faktoren, die auch den Arbeiter mit den Geschicken seiner Nation in gleicher Weise verbinden wie den Angehörigen anderer Bevölkerungsklassen. Er rechtfertigte dann die Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion gegen die sattsam bekannten Angriffe von hyperradikaler Seite und schloß in der Ueberzeugung, daß es für die deutsche Arbeiterklasse nichts anderes geben könne als durchzuhalten, bis ein die Unabhängigkeit und die freie Entwicklung des deutschen Volkes gewährleistender Friede geschlossen werden kann. Dr. Heinemann erstattete ein vorzügliches Referat über die Entwicklung des Rechtsbegriffs in Deutschland hinsichtlich der Koalition und des Arbeitsvertrages. Er wies u. a. hin auf die infolge des Krieges der weiteren Oeffentlichkeit offenbar gewordenen hohen moralischen Werte der Gewerkschaften und die infolgedessen eingetretene Wandlung in ihrer Beurteilung, der sich auch die Staatsinstanzen nicht verschließen könnten. Regierungen und Behörden arbeiteten jetzt mit den Gewerkschaften im besten Einvernehmen an den sozialen Aufgaben, die der Krieg mit sich brachte. Die Anerkennung der neuen Rechtsform der Kollektivität sei unvermeidlich, und auch die Umsturzbestimmungen der Strafgesetzvorlage müßten fallen. — Die Hoffnung, daß eine erneute Bearbeitung des Strafgesetzreformentwurfes den neugeordneten Verhältnissen Rechnung tragen könnte, ist in der Tat naheliegend. Alle übrigen Vermutungen der Tagespresse aber, ob die vor dem Kriege geplante verschärfte Arbeitswilligenschutzvorlage dauernd ad acta gelegt sei, sind der „Sozialen Praxis" zufolge gegenstandslos. Jetzt hat niemand in der Regierung Zeit, sich mit solchen Polizeifragen zu befassen. Nach dem Frieden werden wir weiter sehen. Daß die politische Luft für solche Gewächse, wie die im Frühjahr 1914 gepflanzte „Terrorismus"-Vorlage, noch ungünstiger sein wird als vor dem Kriege, wird allerdings niemand bestreiten. Vielleicht tut man angesichts der Wandlungen der Zeit und der Anschauungen gut daran, den ganzen Entwurf des Strafrechtsausschusses nicht zu veröffentlichen, sondern abzuwarten, ob nicht eine neue Ausrichtung der Strafrechtsgrundsätze in manchen Gebieten notwendig wird.

Büchertisch

Die Balkanfrage. Veröffentlichungen der Handelshochschule München. III. Heft. München und Leipzig, Duncker & Humblot. 233 S.

Für alle, die über Fragen der Weltpolitik geredet und geschrieben haben, ist der Krieg eine Probe aufs Exempel, die nicht jeder besteht. So ist auch in den vorliegenden Vorträgen manches enthalten, das durch

Digitized by Google

die Ereignisse widerlegt ist, besonders in den Urteilen über die Türkei, die durchweg unter dem ungünstigen Eindruck der Balkankriege stehen. Das meiste aber bleibt sehr wertvoll: wir haben hier eine, soweit bei Vorträgen überhaupt möglich, erschöpfende Darstellung der politischen nationalen und wirtschaftlichen Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel vor Ausbruch des Krieges. Die nahezu völlig unbekannte Vorgeschichte der einzelnen Balkanvölker wird in den Hauptzügen berichtet, ihre staatlichen und wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten von den verschiedensten Seiten erwogen; die Vortragenden sind durchaus nicht derselben Meinung über die Hauptfragen, was schon daraus hervorgeht, daß neben Oesterreichern und Deutschen ein Serbe vertreten ist. Besonders hervorzuheben ist der Vortrag von Prof. Murko-Graz über die Balkanslawen, der ebenso wie der von Dr. Vajkitsch-Belgrad über Deutschlands Wirtschaftsinteressen am Balkan in vielen Punkten nachdenklich stimmen kann. Bei der allgemeinen Unkenntnis über Geschichte und Art der Bulgaren, Serben, Kroaten wäre ein erweiterter Sonderdruck des Murkoschen Beitrags zur Verbreitung in weiteren Kreisen sehr angebracht. Wer eine gut lesbare Uebersicht über die Probleme jenes politischen Wetterwinkels haben will, sollte zu diesen zehn Vorträgen greifen. Rüdiger.

Eingelaufene Kriegsliteratur

Zum Weltvolk hindurch! Von Paul Rohrbach. Stuttgart, J. Engelhorn. 103 S. 1,50 M.

Die kleinere, aber fast interessantere Hälfte dieser gesammelten Aufsätze stammt aus der Zeit vor dem Kriege: Wenn man auch Rohrbachs ausgezeichnete Kenntnis der Weltpolitik immer geschätzt hat, so ist es doch erstaunlich, wie klar er die Fäden und Verwicklungen gesehen hat, die zum Kriege geführt haben — und zwar auf der ganzen Linie, in Rußland wie in England, Frankreich, Serbien. Von den Kriegsaufsätzen ist in dem Heft aufgenommen, was Rohrbach bis Ende Oktober im „Größeren Deutschland" und der „Hilfe" veröffentlicht hat.

Rundschreiben Unseres Heiligsten Vaters Benedikt XV., durch göttliche Vorsehung Papst, vom 1. November 1914 „Ad beatissimi Apostolorum Principis". Autorisierte Ausgabe, lateinischer Text und authentische deutsche Uebersetzung. Freiburg i. Br., Herder. 70 Pf.

Der Weltkrieg 1914. Darstellung der bedeutendsten Ereignisse in Wort und Bild. Heft 11—20. Reutlingen, Enßlin & Laiblin. Je 10 Pf.

Die Kriegsereignisse in West und Ost 1914. Dem deutschen Volke geschildert von Oberstleutnant W. v. Bremen. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 80 Pf.

Der Landsturm. Die für ausgebildete und unausgebildete Landsturmpflichtige geltenden Bestimmungen der deutschen Wehrordnung, nebst den Vorschriften über das Zurückstellungsverfahren und das Unabkömmlichkeitsverfahren. Berlin 17, Max Galle Verlag. 60 Pf.

Das Darlehenskassengesetz. Herausgegeben von Salomon und Bud. **Das Militärhinterbliebenengesetz.** Herausgegeben von Reh. Guttentagsche Sammlung deutscher Reichsgesetze Nr. 117 und 118. Berlin W. 10, J. Guttentag.

Quittung

Hilfe. O. in D. 5 M., E. in F. 3 M., H. in H. 1 M., S. in B. 2 M., W. im Felde 4 M., B. in N. 3 M., Sch in N. 3 M., M.-W. in J. 2 M., S. in N. 3 M., Prof. H. in H. 3 M., K. in H. 1,10 M., Dr. St. in B. 6 M., Frau Dr. P. in G. 5 M., Frau Prof. F. in B. 2,55 M., G. in J. 3,25 M., R. in U. 2,65 M., H. L. in L.-M. 2 M., E. M. in Brüssel 3 M., W. S. in E. 10 M., S. in W. 5 M., Frl. B. in N. 10 M., Dr. St. in St. 5 M., Dr. E. in G. 5 M.

Kriegschronik. Frau H. in K. 3 M., T. in H. 1,25 M., J. in D. 50 Pf., B. in K. 75 Pf., Frl. W. in W. 3 M., N. in M. 1,65 M., E. in F. 20 M., E. M. in Brüssel 3 M., S. in W. 5 M., Dr. E. in G. 2,50 M., Dr. K. in T. 1 M., E. in F. 17 M., N. in B. 1 M.

Für Elsaß-Lothringen: K. in H. 10 M., W. S. in E. 40 M., K. in N. 15 M., Sch. in F. 7,50 M.

Für Ostpreußen: K. in H. 5 M., W. S. in E. 50 M., K. in N. 10 M., Sch. in F. 7,50 M.

Für Galizien: K. in N 5 M, Sch. in F. 5,05 M.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg

Geschäftliche Mitteilungen.

Lernt fremde Sprachen! Wie wichtig die Kenntnis fremder Sprachen ist, beweist auch wieder die gegenwärtige Zeit. In Hunderten von Feldpostbriefen wird von unseren Soldaten zum Ausdruck gebracht, wie vorteilhaft ihnen ihre Sprachkenntnisse auf französischem und belgischem Boden oder in Rußland werden. Der Sprachkundige war auch schon in Friedenszeiten überall im Vorteil: nach dem günstigen Friedensschluß aber, den wir alle erhoffen, muß die Kenntnis fremder Sprachen noch an Wichtigkeit gewinnen, und die Bevorzugung des Sprachkundigen wird größer als je zuvor werden. Es kann daher jedem einzelnen nicht dringend genug geraten werden, fremde Sprachen zu erlernen. Ein guter Weg bietet sich hierzu in den Unterrichtsbriefen nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Nach dieser in vielen Jahrzehnten erprobten Methode kann jeder in leichter und bequemer Weise ohne Lehrer Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch usw. erlernen; der Unterricht setzt weder Vorkenntnisse noch bessere Schulbildung voraus. Es gibt für die freien Stunden keine angenehmere Beschäftigung als das Sprachstudium nach der Methode Toussaint-Langenscheidt. Wir verweisen unsere Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt über diese von der **Langenscheidtschen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg,** Bahnstraße 29/30, herausgegebenen Methode.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit
Frankfurt a. M.
Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit. Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse, Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurse. Prospekte durch die Direktion: Gr. Friedberger Straße 28/II.

GEORG RUSELER
Die gläserne Wand, Legenden und kleine Geschichten
Deckelzeichnung von Amberg
Preis gebunden 1,20 Mark
Sein lebendiger Sinn erfaßt die verschiedenen Verhältnisse und Erscheinungen des Lebens und schält aus ihnen mit feiner Phantasie und zartem, innigem Humor, oft auch mit scharfer Satire einen Reichtum geistreicher Einfälle heraus. So gibt sein Büchlein jedem, der ein wenig unter die Oberfläche der Dinge zu schauen liebt, eine Fülle genußreicher Anregungen. Erich Köhrer.
Fortschritt (Buchverlag der Hilfe) Berlin-Schöneberg

Hilfe gegen Magenschwäche und allgemeine Schwäche
durch ein altbewährtes, hochreelles **Digestivum** und **Kraftgetränk.** Dieses Mittel ist zur schnellen Kräftigung der durch Verwundung geschwächten Krieger vorzugsweise geeignet. **Es wird zum Beispiel im Reservelazarett München B. dauernd angewendet. Hofrat Dr. Schramm, Oberarzt am „Carola"-Krankenhaus, Dresden,** schrieb uns: „Ich möchte Ihnen doch nicht die **günstigen** Erfolge verschweigen welche ich mit dem mir gütigst übersandten Quantum auf meiner Abteilung bei neurasthenischer **Verdauungsschwäche** und nervöser **Dyspepsie** erzielt habe. Auch in der Privatpraxis habe ich **fast täglich** Gelegenheit, das Mittel zu verordnen, dessen **schnelle Wirkung** in einzelnen Fällen ich **ganz überraschend** fand."
Verlangen Sie **sofort** kostenlose **Auskunft** und weitere ärztliche Gutachten von
Kiewe & Co., Nährmittelfabrik, Dresden P 612.

Verlag der Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Frankfurt a. M.
Soeben erschienen:
Deutschlands große Zeit
Gedichte · Betrachtungen · Feldpostbriefe und Notizen aus der Frankfurter Zeitung
Gehaltvolles Geschenkwerk für unsere Soldaten
Preis broschiert 60 Pfennig
Zu beziehen ausschließlich durch den Buchhandel

Digitized by Google

4. Februar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506. Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 5

Anzeigen kosten: die 47 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Das Reichsbrotgesetz. — **Riegelsberger:** Japan und Europa. — **Rüdiger:** Polens Niedergang. — Deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft. — **Arthur Bonus:** Mißverständnisse. — **Julia Wirth:** Zehn Kriegsgebote für die Hausfrau. — **Therese Köstlin:** Siegesglocken (Gedicht). — **D. Gottfried Traub:** Geschichte. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 26. Januar.

Das türkische Hauptquartier erklärt die russischen Siegesmeldungen südlich des Kaukasus für sehr übertrieben. Die Türken verteidigen dort ihre Befestigungslinie und haben im übrigen fast die ganze Provinz Aserbeidschan mit der Hauptstadt Täbris eingenommen.

An der deutschen Ostfront ist im allgemeinen Ruhe, nur nördlich der Weichsel in der Richtung auf Thorn zeigen sich russische Angriffe. Das Grenzgebiet von Ostpreußen ist noch immer unsicher. Unsere Kavallerie bei Gumbinnen verteidigte sich mit gutem Erfolg.

An der westlichen Linie ist das wesentlichste die Eroberung englischer Schützengräben auf dem südlichen Ufer des Kanals von La Bassée durch badische Truppen.

Mittwoch, 27. Januar.

Der Geburtstag des Kaisers gibt Anlaß, ihm die Grüße und Wünsche des deutschen Volkes darzubringen und ihm auszusprechen, daß Kaiser und Volk in diesen schweren Zeiten auf Tod und Leben zusammengehören. Das ist kein theoretisches Bekenntnis zu einer Staatsform, sondern eine sichtbare Lebendigkeit. Als die Sozialdemokraten im Deutschen Reichstag mit allen anderen Mitgliedern zusammen bei dem Hoch auf Kaiser, Volk und Vaterland sich erhoben, so bedeutete das in ihrem Sinne keine Aenderung der staatsrechtlichen Doktrin, aber die Anerkennung, daß es etwas gibt, was über alle Schulmeinungen hinaus notwendig ist, nämlich die praktische Einheit eines von Feinden umringten Volkes vom ersten bis zum letzten Mann. Der Kaiser war es damals, der das Wort sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, sondern nur Deutsche.“ Mit diesem Wort beginnt eine neue innere Politik Deutschlands, deren Wachstum und Frucht wir nach dem gewaltigen Kriege zu erleben hoffen. Als oberster Kriegsherr ist der Kaiser mit ins Feld gezogen, genau wie alle seine preußischen Ahnen, und hat nicht nur Begrüßungsbesuche bei den Truppen gemacht, wie es die Staatshäupter gegnerischer Nationen tun. Die Söhne des Kaisers stehen in Reihe und Glied und teilen Lust und Gefahr ehrlich mit der Truppe. Wenn im Anfang des Krieges vielleicht da und dort unausgesprochen die Sorge vorhanden sein mochte, daß wichtige militärische Entscheidungen durch höfische Strömungen dem Generalstab entzogen werden könnten, so darf jetzt mit Sicherheit und Offenheit ausgesprochen werden, daß zu solchen Besorgnissen keinerlei Grund vorhanden ist. Die verantwortlichen Träger der hohen Reichsämter sind imstande, ihrer Verantwortung gemäß zu handeln. Diesen Zustand nach dem Vorbild seines erhabenen Großvaters mit vollem Bewußtsein herbeigeführt und erhalten zu haben, ist ein tatsächliches hohes Verdienst unseres Kaisers. Wenn in den gegnerischen Ländern eine geradezu unglaubliche Wut gegen Kaiser Wilhelm II. hervortritt, und wenn man die Volksstimmung in geschmackloseste Weise gegen seine Person bearbeitet, so zeigt das, welche internationale Wichtigkeit dem Kaiser beigemessen wird, und vermehrt unseren Entschluß, mit ihm zusammen den Kampf des deutschen Volkes treu bis ans Ende durchzuhalten. Der Kaiser hat sich alle kostspieligen Festfeiern verbeten, hat aber eine Strafbefreiung für mildere Vergehen und Verbrechen militärpflichtiger Personen ausgehen lassen. Den Angehörigen der im Kriege Gefallenen soll ein vom Kaiser dazu ausgesuchtes Gedenkblatt übersendet werden.

Es berührt wohltuend, daß für den Kaisergeburtstag kein besonderer Sieg zurechtgemacht ist, wie man es wohl schon anderswo erlebt hat, denn solche Siege pflegen nicht lange zu dauern. In Fortsetzung der begonnenen Kämpfe aber haben die deutschen Truppen den Engländern gegenüber in der Gegend von La Bassée ihre neu errungenen Stellungen festgehalten und bei Craonne, oberhalb Soissons, 860 Franzosen gefangen und 8 Maschinengewehre erobert. Gestern waren die Badener die Hauptbeteiligten, heute sind es die Sachsen.

Englische Berichte geben jetzt zu, daß in der Seeschlacht bei Helgoland der englische Schlachtkreuzer „Lion“ und der Zerstörer „Meteor“ stark beschädigt worden sind. Wie es sich mit dem nach deutschem Bericht versunkenen englischen Schlachtkreuzer verhält, ist noch nicht geklärt. In der Ostsee hat der kleine deutsche Kreuzer „Gazelle“ von einem feindlichen Unterseeboot einen Torpedoschuß erhalten, konnte aber in einen der Ostseehäfen einlaufen.

Donnerstag, 28. Januar.

Noch immer sind die Vorgänge bei der Seeschlacht von Helgoland nicht ganz aufgehellt. Der vorläufige Bericht des englischen Admirals Beatty gibt zu, daß die zwei Schlachtkreuzer „Lion“ und „Tiger“ empfindlich getroffen sind, und daß der Rückzug der Engländer durch deutsche Unterseeboote veranlaßt wurde. Das deutsche Marineamt hält aber seine erste Meldung aufrecht: es werde von drei Seiten bestätigt, daß ein großes englisches Schiff gesunken sei.

In Portugal hat sich ein Umsturz des Ministeriums vollzogen; der Kriegsminister und das gesamte Kabinett haben ihre Entlassung gegeben, General de Castro hat zunächst alle Portefeuilles selbst übernommen, was wie eine Diktatur aussieht. Er hat alle Offiziere, die vom früheren Ministerium mit Arrest bestraft worden waren, in Freiheit setzen lassen.

In einem Aufsatz der italienischen Zeitung „Perseveranza“ wird ausgeführt, daß die bedenklich anwachsende Arbeitslosigkeit in Italien nur aus dem Mangel an Rohstoffen und aus der Unterbindung der Ausfuhr stamme, was leider nicht von den Deutschen, sondern von den Engländern veranlaßt sei. Drollig sei, wie die Franzosen die Italiener auf den künftigen Besitz von Trient und Triest verweisen, während die Russen Triest für die Serben in Anspruch nehmen. In Besprechungen mit Italienern wird darauf

Digitized by Google

aufmerksam gemacht, daß wenn Italien Valona und Durazzo besitze, es den Eingang zum Adriatischen Meer von beiden Seiten in seinen Händen habe und schon auf diese Weise dem Ziel seiner Wünsche wesentlich näher gekommen sei. Mit dieser Besetzung der albanischen Küste ist Oesterreich-Ungarn durchaus einverstanden, denn es erkennt an, daß Italien an irgendeiner Seite eine Ausdehnung seiner Mittelmeermacht beanspruchen kann.

Die österreichisch-ungarischen Truppen haben trotz winterlichen Wetters auf den eingeschneiten Höhen des Uszok-Passes die Russen wieder vertrieben.

An der deutschen Westfront haben sich die Erfolge auf den Höhen von Craonne vervollständigt, so daß nun 1100 Gefangene gerechnet werden. Französische Angriffe bei Niederaspach, Heidweiler und Hirzbacher Wald im Oberelsaß wurden unter schweren Verlusten des Feindes zurückgewiesen.

Freitag, 29. Januar.

Allerlei Gerüchte über Sperrung des Suezkanals durch die Engländer, deren Kern wahrscheinlich nur ist, daß die Schiffe veranlaßt wewden, vormittags in den Kanal einzufahren, damit sie möglichst vor Tagesschluß ihn wieder verlassen haben. Keinesfalls handelt es sich bis jetzt um eine direkte Folge des noch in Vorbereitung befindlichen türkischen Angriffes.

Die Oesterreicher besetzen neue Stellen in den Karpathen und bedrohen den linksten russischen Flügel an der Grenze der Bukowina. Dort scheinen auch reichsdeutsche Truppen zu stehen.

In Schweden will man erfahren haben, daß sich seit Herbst vier englische Unterseeboote in der Ostsee bewegen, die hinter Handelsschiffen durch den großen Belt minenfrei hindurchgeglitten seien. Der Stützpunkt ist wahrscheinlich einer der russischen Häfen, möglicherweise Libau. Damit hängt sicherlich auch die russische Nachricht zusammen, daß am 25. Januar ein deutsches Luftschiff in der Nähe von Libau beschossen worden und in der See untergegangen ist.

Aus Amerika kommen die statistischen Berichte des Handelsamtes über Einfuhr und Ausfuhr in den Monaten November und Dezember. Zurückgegangen ist die nordamerikanische Ausfuhr von Rohbaumwolle, Petroleum, Holz und landwirtschaftlichen Maschinen; außerordentlich gestiegen aber ist sie in Brotgetreide, Mehl, Hafer, Fleischwaren, Automobilen, Metallbearbeitungsmaschinen, Chemikalien, Zucker und Kleiderstoffen. Obwohl die geschäftliche Verbindung mit Deutschland fast vollkommen aufgehört hat, ist die Gesamtausfuhr der Vereinigten Staaten im Monat Dezember um 50 Millionen Mark höher als im gleichen Monat des Vorjahres. Amerika macht also während des Krieges trotz teilweiser Geschäfts- und Arbeitsstockungen einen sehr großen Gewinn. Am interessantesten sind die Handelsverhältnisse in Getreide. Der Export von Weizen stieg von 44 Millionen Mark im Dezember 1913 auf 223 Millionen Mark im Dezember 1914. Die Folge davon ist, daß schon bis Ende Dezember fast die Hälfte der in den Vereinigten Staaten zur Verfügung stehenden Ausfuhrmenge das Land verlassen hat. Diese große Ausfuhr wird wahrscheinlich fortdauern, und die amerikanischen Speicher werden leer sein, längst, ehe die neue Ernte kommt. Selbstverständlich lassen sich die Herren Amerikaner das ausgeführte Getreide mit einem höheren Preise bezahlen. Dann tritt möglicherweise der Zustand ein, daß die einzige Stelle auf der Erdkugel, die noch über große Getreidelager verfügt, Rußland ist. Auch wenn der Hafen am Weißen Meer wieder aufgefroren sein wird, ist nicht daran zu denken, daß die ganze russische Getreidemenge von Südrußland per Eisenbahn bis in den hohen Norden geschafft und von da auf Schiffen zu allen hungernden Nationen gebracht wird. Natürlich ist der große russische Vorrat schon heute Gegenstand phantastischer Spekulationen; es geht das Gerücht, daß England den Russen gegen Verpfändung seiner überflüssigen Getreidebestände eine Milliardenanleihe liefern wolle.

Sonnabend, 30. Januar.

Die deutschen und die französischen Berichte über die Kämpfe an der langen Linie stimmen ungefähr in der Angabe der Orte überein, meist aber behauptet jeder Teil, daß er den besseren Erfolg zu verzeichnen habe. Tatsache ist, daß alle französischen Anstrengungen keine wesentlichen Veränderungen der Front hervorgebracht haben, während auf deutscher Seite bei La Bassée, bei Soissons, Craonne und in den Argonnen kleine, aber in ihrer Gesamtwirkung wichtige Verschiebungen zu verzeichnen sind. Auch die Franzosen reden von großen Verlusten der Deutschen und selbst von deutschen Gefangenen, sind aber weniger bestimmt in der Angabe von Ziffern. Das deutsche Hauptquartier meldet beispielsweise heute als Gefangene aus den Argonnen zwölf Offiziere, 730 Mann, zwei Maschinengewehre, zehn kleine Geschütze. Ebenso sagt der deutsche Bericht über die Kämpfe nördlich von Nieuport: 300 Marokkaner und Algerier liegen tot in den Dünen. Ob auch in Frankreich Schnee fällt wie bei uns, wissen wir noch nicht.

In Ostpreußen wiederholen sich russische Angriffe; bei Darkehmen und am Löwentin-See wurde die vielgeprüfte Provinz von neuem erfolgreich verteidigt. Aus Polen fand ein unter schwersten Verlusten für den Feind zurückgeworfener russischer Nachtangriff in Gegend Borzymow statt.

Halbamtlich wird aus Rumänien mitgeteilt, daß die rumänische Regierung keine Einwendung erhebt, wenn das dort lagernde, schon vor längerer Zeit von den Deutschen angekaufte Getreide durch deutsche Eisenbahnwagen abgeholt wird. Um welche Mengen es sich dabei handelt, ist begreiflicherweise nicht gesagt. Die Durchfahrt durch Oesterreich-Ungarn wird natürlich von den dortigen Eisenbahnverwaltungen grundsätzlich gern gestattet, es wird aber schwierig sein, durch alle österreichischen Militär- und Proviantransporte hindurchzukommen. Man sieht auch an diesem Fall, wie viel für uns davon abhängt, die Donauschiffahrt von der rumänischen Grenze an dem serbischen Einflusse völlig zu entziehen.

Die Engländer und der von ihnen abhängige Präsident Botha haben am 20. Dezember den Burenkommandanten Fourie in Pretoria wegen Hochverrats verurteilen und erschießen lassen. Im Amsterdamer „Handesblad" findet sich ein schöner Abschiedsbrief dieses frommen, tapferen Mannes, den wir zur Kennzeichnung der mit uns gehenden Buren im Wortlaut abdrucken:

„Getreue Afrikaner, Freunde und Freundinnen! Zu der Zeit, wo Ihr diesen Brief bekommt, ist Joppie bei seinem himmlischen Vater. Um 5 Uhr mache ich mich von hier auf die Reise in die Ewigkeit mit dem getreuen Führer und Freund Jesus. Ich habe Euch allen viel zu danken; der Baum, der gepflanzt ist und mit meinem Blute begossen wird, wird aufwachsen zu einem großen Baum, und er wird herrliche Früchte tragen. Seid getreu Euern Traditionen, seid getreu Eurem Volk, Eurem Glauben und Eurem Gott. Der Herr wird Euch führen, er wird Euch den Weg weisen, den Ihr gehen sollt. Schreibt auf meinem Grabstein diese Worte: „Für Gott und Vaterland." Ich bin jung und mein Leben ist süß, aber Gott sei Dank, er hat mich von allem befreit, ich habe nichts, was mich behindert: keinen Haß, keine Liebe! Gott wird für meine Geliebten sorgen. Gott gehört die Rache. Meine Freunde, seid übergeugt, daß ich Eure Zuneigung und Gebete hochschätze; es schmerzt mich, daß ich Euch allen nicht die Hand drücken kann, aber Gott hat es anders gewollt, und er hat mir Kraft gegeben, mich seinem Willen zu unterwerfen. Das sind meine letzten Zeilen, die ich schreiben werde, und meine Mahnung ist: seid treu bis zum Tod Euren Traditionen, Eurem Glauben, Eurer Sprache, Eurem Volk! Gott sei mit Euch allen bis auf Wiedersehen!"

Sonntag, 31. Januar.

Nachdem es in deutschen Zeitungen offen mitgeteilt wurde, was vorher nur aus Privatbriefen bekannt war, daß deutsche Truppen in die Karpathen gesendet sind, wendet sich natürlich das einheimische Interesse in noch höherem Grade den dortigen Kämpfen zu. Man freut sich allgemein, daß es den Oesterreichern und Ungarn gut zu gehen scheint; der heutige österreichische Bericht meldet, daß im Karpathengebiet 10 000 russische Gefangene und 6 Maschinengewehre erbeutet wurden. An der Grenze der Bukowina sind neue Ortschaften von den Russen befreit. Das stärkere Vorgehen der Verbündeten in Ungarn und Bukowina macht offenbar in Rumänien einen für uns günstigen Eindruck.

Digitized by Google

Auch in Wien werden Vorschriften gegen übermäßigen Verbrauch von Weizenmehl erlassen. Der Unterschied dieser Vorschriften von den entsprechenden reichsdeutschen Verordnungen ist besonders der, daß Gersten- und Maismehl als Ersatzstoffe in Betracht kommen, während wir für unsere Viehfütterung Gerste und Mais nicht in genügender Menge besitzen. Ueberhaupt ist die Ernährungsfrage für Oesterreich-Ungarn darum leichter, weil es viel weniger auf Auslandsgetreide angewiesen ist. Allerdings fehlt die galizische Ernte.

Der in der Hilfe erschienene Aufsatz von Heinrich Fitschen „Der Spatenkrieg" wurde von sehr vielen Zeitungen in ganz Deutschland abgedruckt, weil er bisher die erste und beste Darstellung der Verwendung der neuen Kriegswaffe ist.

Wer an deutsche Kriegs- und Zivilgefangene in Frankreich Geld schicken will, sendet ein auf der Post vorrätiges Auslandsformular an die Oberpostkontrolle in Bern. Die Schweiz übernimmt die Auslieferung, soweit es möglich ist, selbst dann, wenn der Ort des Gefangenenlagers nicht angegeben werden kann, da das französische Kriegsministerium der Schweizer Vermittlungsstelle die notwendigen Auskünfte gibt. Um 100 Franken zu senden, muß man 87 Mark einzahlen, was mit dem etwas gesunkenen Auslandskurs des deutschen Geldes zusammenhängt. Uebrigens sind auch die Kurse anderer Staaten im gegenwärtigen Verkehr niedriger geworden.

Nach einer Mitteilung des „Vorwärts" haben in der englischen Kohlenindustrie seit Kriegsbeginn 21 700 Bergarbeiter eine Lohnsteigerung und 175 000 Arbeiter eine Lohnminderung erfahren, ein Vorgang, der zur Erklärung der in England vorgekommenen Streikversuche während des Krieges dient. Bei uns ist in den Industrien, die voll beschäftigt sind, im allgemeinen der Friedenslohn festgehalten oder inzwischen wieder erreicht worden. Militärlieferungsindustrien zahlen oft beträchtliche Löhne und lassen Ueberstunden machen. Die Arbeiterzustände in Deutschland sind besser, als wir alle bei Anfang des Krieges erwarten konnten. Das Verhältnis der Sozialdemokratie zu den Behörden entspricht durchaus dem Geist der ersten Augusttage. Mit dieser erfreulichen Entwicklung scheint es zusammenzuhängen, daß der sozialdemokratische Abgeordnete Ledebour seinen Austritt aus dem Vorstande der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion mitgeteilt hat.

Montag, 1. Februar.

Seit Staatssekretär v. Tirpitz in einer für den Vertreter eines hohen Staatsamtes etwas auffälligen Weise gegenüber einem Preßvertreter als zukünftiges Kriegsprogramm der deutschen Marine die Versenkung englischer Handelsschiffe durch deutsche Unterseeboote bezeichnet hat, ist selbstverständlich an allen Küsten die Möglichkeit eines derartigen Vorgehens erörtert worden. So sehr ein gesteigerter Angriff gegen England erwünscht ist, bleibt es eine offene Frage, ob es richtig war, schon jetzt die Ankündigung ausgehen zu lassen. Die erste Folge ist ein beschleunigter Transport überseeischen Getreides nach England gewesen, ein Aufkaufen mächtiger Vorräte. Die zweite Folge ist eine scheue Besorgnis der neutralen Schiffahrt, ob es möglich sein würde, ihre Transporte von den englischen zu unterscheiden. Dazu kam die moralische Deklamation über die Versenkung der am Krieg nicht beteiligten Schiffsmannschaften. Das letztere berührt recht eigentümlich im Munde derer, die in Deutschland den Hungertod hervorrufen wollen. Auf alle diese Fragen ist eine erste Antwort durch das tatsächliche Versenken von weiteren vier oder fünf Schiffen gegeben; die Mannschaften bekamen Zeit, in Rettungskähne überzugehen und sind, wie es scheint, in allen Fällen am Leben geblieben. Da vorläufig nur ausländische Meldungen vorliegen, wird es gut sein, den Bericht unserer eigenen Marineverwaltung abzuwarten, der natürlich erst erfolgen kann, wenn die Unterseeboote heimgekehrt sind.

Ein württembergischer Freund erzählt aus dem Schützengraben, daß sehr viel ernste religiöse und philosophische Literatur verlangt wird, darunter auch Fichtes Schrift „Vom wahrhaftigen Krieg". Es kommt vor, daß Soldaten bis an die Knie im Wasser stehen und mit dem Gewehr in der Hand im Gesangbuch lesen. Alle innersten Gefühle werden aufgeweckt. Der Friede zwischen den Konfessionen ist im Felde vollkommen. Es sind auch israelitische Feldrabbiner hinausgesendet worden.

Dienstag, 2. Februar.

Welche Bedeutung das Versenken von feindlichen Handelsschiffen haben kann, zeigt die Nachricht, daß sich auf dem durch Torpedoschuß verletzten, aber an die französische Küste geschleppten Handelsschiff „Tokomaru", das japanischer Herkunft ist, aber unter englischer Flagge segelte, 97 000 gefrorene Hammel für die Heeresernährung befanden. Der französische und englische Viehbestand kann den Krieg weniger gut aushalten als der deutsche, wie folgende kleine Tabelle aus 1912 zeigt, das für uns gerade kein gutes Jahr war:

	Rinder	Schweine	Schafe
Deutschland	20,1 Mill.	21,9 Mill.	5,8 Mill.
Frankreich	14,4 „	6,7 „	16,4 „
England	7,0 „	2,6 „	25,0 „

Unser Uebergewicht in Rindern und Schweinen ist so offensichtlich, daß wir auch nach Abschlachtung der Hälfte unserer Schweine noch mehr haben als Engländer und Franzosen zusammen. Der beträchtliche Ueberschuß an Schafen gleicht das nicht aus, da Schafe nicht so leicht wieder herzustellen sind als Schweine.

Der Getreidepreis für Weizen ist nach der „Humanité" in Paris etwa 300 Franken = 240 Mark pro Tonne, das heißt um 20 Mark niedriger als der Berliner Höchstpreis, aber in Südfrankreich werden 330 Franken bezahlt, weil das Militär und die Stadt Paris die Provinzen auskaufen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 26. Januar.

Nun ist das Gesetz über die Beschlagnahme des Getreides und der Mehlvorräte da. Bundesratsverfügung „Ueber die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl" und „Ueber die Sicherstellung von Fleischvorräten" und eine Bekanntmachung des preußischen Staatsministeriums betreffend „die Beschlagnahme des Brotgetreides". Vom 1. Februar ab gelten alle Weizen- und Roggenvorräte, sowie alles Weizen-, Roggen-, Hafer- und Gerstenmehl als beschlagnahmt. Sie werden im Enteignungswege der Kriegsgetreidegesellschaft oder der Zentraleinkaufsgesellschaft zugeführt und durch eine Reichsverteilungsstelle an die Kommunalverbände verteilt. Den weiteren Weg des Getreides über den Bäcker und den Handel an den Verbraucher regelt die Kommunalverwaltung. Ausländische Einfuhren unterstehen der Beschlagnahme nicht. Ein zweites Gesetz — vorbereitend für die obligatorische Abschlachtung von einem Teil des Schweinebestandes — legt den Städten über 5000 Einwohnern die Verpflichtung zur Sicherung größerer Vorräte von Fleischdauerware auf.

Von den beiden möglichen Wegen: eine so starke Verteuerung des Getreides, daß Verbrauch und Verfütterung von hier aus verhindert werden, oder Beschlagnahme — von dem ganz manchesterlichen und dem ganz sozialistischen Wege hat man den sozialistischen gewählt. Nun hat es keinen Sinn mehr, über das Für und Wider zu reden. Glücklicherweise. Denn schlimmer als die Mängel des einen oder des anderen Weges drohten sicher die Folgen der Unentschiedenheit und der halben Maßnahmen zu werden. Die Beschlagnahme und Verteilung ist ein riesiger staatssozialistischer Versuch — zugleich eine Probe größten Stils auf die Selbstverwaltung und die Fähigkeit des ganzen Volkes zu gemeinwirtschaftlichem Handeln. Das größte innerpolitische Ereignis seit Kriegsbeginn, und etwas, dem man eine Tragweite anfühlt weit über Berechenbares hinaus. Das einzige: es hätte eher geschehen müssen, um zu erreichen und zu beweisen, was es erreichen und beweisen könnte.

Aber auch jetzt noch darf man hoffen, was in der Bekanntmachung des preußischen Staatsministeriums gesagt ist: „Die ge-

Digitized by Google

troffene Maßnahme gibt uns die Sicherheit, daß der Plan unserer Feinde, Deutschland auszuhungern, vereitelt ist; sie gewährleistet uns eine ausreichende Broternährung bis zur neuen Ernte; sie macht unser Land auch in diesem wirtschaftlichen Kampfe unbesieglich!" —

Mittlerweile durchziehen unsere Mitarbeiterinnen das Land zum Zweck der Hausfrauenaufklärung. Es wird wirklich mit Feuereifer gearbeitet, Versammlungen über Versammlungen, Flugschriften, Speisezettel, Rezepte, Beratungsstellen, Kriegskochkurse. Im Grunde kann doch nur die Hausfrauenaufklärung und -beeinflussung etwas Wirkliches nützen.

Abends in Leipzig zu einem Kriegsvortrag in der Alberthalle. Ansprache im Rahmen eines Konzerts. Es wurden Lieder mit schönen einfachen Texten vom Landsturmmann gesungen, Lieder so voll von dem Gedanken an Weib und Kind und doch so voll fragloser und unbedingter Hingabe: „Und denke du daran — Wenn ich mein armes Leben — dem Vaterland gegeben — ist's auch für dich getan." — — —

Wieviel Herzblut kostet der Krieg! Manchmal überflutet einen die Vorstellung von dem unermeßlichen Strom von heißem Gefühl, den diese Zeit aus tiefsten Seelengründen gequälter und erhobener Menschen hervorbrechen läßt.

Mittwoch, 27. Januar.

Kaisers Geburtstag. Es liegt eine verhaltene Feierlichkeit über den Straßen. Gerade weil die militärisch-offizielle Fassade fehlt, kommt die Aufrichtigkeit der Stimmung zum Ausdruck, die sich heute in ganz besonderem Sinne der Volkseinheit bewußt wird. Die Festreden in den Hochschulen dienen alle in irgendeiner Form der Besinnung auf die geistigen Kräfte, mit denen Deutschland diesen Krieg durchhält. Die heroische Lebensauffassung, die in der Philosophie ebenso wie im deutschen Militarismus lebt.

Gute Stimmen der Mahnung zur Tapferkeit aus allen Lagern. Einen deutlichen, charaktervollen Aufruf richtet Dr. Georg Helm an die bayerischen Bauern im „Bayerischen Bauernblatt". Darin heißt es:

„Haltet mit euren Getreidevorräten nicht zurück, sonst kommt die Enteignung. Durch ein Gesetz, das der Reichstag am 4. August 1914 beschlossen hat, kann einem Besitzer von Getreide, der es nicht auf den Markt bringt, dieses Getreide weggenommen werden. Das ist ein hartes Gesetz, aber Not kennt kein Gebot. Wer mit seinem Getreide heute zurückhält, ist ein Freund unserer Feinde, ein Bundesgenosse derer, die uns hassen und verfolgen, die eure Söhne im Felde morden. Wenn die Vorräte dem Markte entzogen werden, dann würde die Ernährung des Volkes Schwierigkeiten bekommen. Die Folgen davon wären schreckliche für das ganze Volk, aber auch für den Bauern. Jetzt, Ende Januar, kann kein Bauer mehr behaupten, er habe sein Getreide noch nicht gedroschen. Wo wirklich durch außergewöhnliche Verhältnisse der Drusch noch nicht vor sich gegangen ist, wird das in den nächsten Tagen der Fall sein. Gebt euer Getreide ab! Es ist Pflicht eines jeden Bauern, sein Getreide so bald wie möglich zum Verkauf zu bringen. Das ist notwendig für die Wehrhaftigkeit, notwendig zur Ernährung des Volkes und notwendig zur Ernährung unserer Soldaten im Felde.

Für diejenigen aber, die eines so bösen Willens sind, daß sie wirklich als Bundesgenosse unserer Feinde ihre Getreidevorräte zurückhalten, gibt das Gesetz keine Gnade.

Es kommen jetzt die schweren Monate vor der neuen Ernte. Unsere Vorräte werden durchhalten, wenn sie restlos auf den Markt kommen. Auf solche aber, die in dieser schweren Zeit mit ihren Vorräten zurückhalten, wird keine Rücksicht genommen werden. Bereits sind die Ausschreibungen der Behörde erfolgt. Getreide kann beschlagnahmt werden, selbst ungedroschen im Stroh. — —

Laßt es doch nicht so weit kommen! Es wäre eine Schande für den Bauernstand."

Man sucht in der agrarischen Presse Norddeutschlands vergebens nach einem so kräftigen Wort.

Die „Chemnitzer Volksstimme" wendet sich wiederholt und entschieden gegen die kleine Parteigruppe, die „nicht müde wird, dem Auslande vorzutäuschen, hinter ihr stände eine große Macht, die sich täglich vergrößere; bedenken sie da nicht, daß sie auf diese Weise immer wieder die Hoffnung des Auslandes nähren auf Abbröckelung des Geistes der Einigkeit in Deutschland? Ueberlegen sie sich nicht, daß sie damit, gewiß ungewollt und unbewußt, die Schrecknisse des Krieges verlängern helfen?"

Donnerstag, 28. Januar.

Man gewinnt doch aus der ganzen Aufklärungsarbeit in der Ernährungsfrage mehr Zutrauen zu dem Willen des Volkes, das Rechte zu tun. Allenthalben sind die Versammlungen überfüllt und voll vorzüglicher Stimmung. Tatsächlich hat es vielfach nur an der Kenntnis der Sachlage gefehlt, und angesichts der Aufklärung bricht ein heiliger Eifer hervor. Man bekommt doch das Vertrauen, daß auch hier unser Volk für das Notwendige die Kraft und die Einmütigkeit aufbringen wird.

Wer reformiert die Gasthäuser?

Wer auf Gasthausessen angewiesen ist, k a n n einfach nicht kriegsmäßig leben. In dem berühmten „Restaurationsessen" hat sich aber auch nicht das mindeste geändert. Schließlich werden wohl nur Verbote helfen. Wozu braucht bis spät in die Nacht in den Restaurationen noch warm gegessen zu werden?

Ein wunderschöner Wintertag mit Schnee und wieder frostklarem Himmel und mondhellen Nächten reiht sich an den anderen. Aber alles außer der Arbeit bleibt so wesenlos; man spürt es kaum.

Jetzt bereiten wir uns vor, bei der doch wahrscheinlich eintretenden Rationierung der Brot- und Mehlvorräte mitzuarbeiten. Man wird doch unzählige Kräfte brauchen, w e n n man dazu übergeht, Rationen gegen Marken auszugeben!

Eine interessante Mitteilung einer Handelszeitung: wie sehr deutscher Exporthandel über Paris als Kommissionsstelle gegangen ist. Die Einkäufer aus Südamerika, Australien, Afrika, sogar aus Spanien und Portugal kauften Nähmaschinen, Flanelle, Plauener Spitzen, Krefelder Seide in Paris und bemühten sich erst gar nicht nach Deutschland. Und die französischen Angestellten der deutschen Kommissionsgeschäfte machten sich dabei nicht selten des „abus de confiance par patriotisme" schuldig, indem sie bei den Einkäufern französische Fabrikate anbrachten.

Freitag, 29. Januar.

Verhandlungen im Berliner Magistrat über die Ausdehnung der Mieteinigungsämter auf die Hypothekenangelegenheiten. Das wird unerläßlich sein.

Wie wird die Stadt Berlin die Brotfrage regeln, die von der Regierung den Kommunalverbänden so freigebig anvertraut ist? Darauf sind wir jetzt sehr gespannt. Nie hat man so intensiv in einer Sache gesteckt, wie jetzt in diesen Ernährungsfragen. Beinahe jeden Abend wanderpredigt man über die Kriegsküche. Dabei freut es einen trotz des Ernstes der ganzen Sache, wie diese etwas versumpfte Hauswirtschaft einmal allenthalben wieder mit Gedanken und Interessen belebt wird. Der Krieg ist auch hier „Vater aller Dinge" — einer ganzen Wiedergeburt eingeschlafener Hausfrauentugenden in neuem Geist. Frauenerziehung aus dem Nächstliegenden, Greifbaren heraus. Das Kleine und unmittelbar Praktische wird volkswirtschaftlich und das Volkswirtschaftliche ganz praktisch. Wieviel Kräfte das allenthalben belebt! Man könnte diese Nahrungsfrage fast segnen!

Sonnabend, 30. Januar.

Von der beabsichtigten Abschlachtung eines Drittels unseres Schweinebestandes steht zum erstenmal in der Zeitung. Eine Verfügung ist noch nicht heraus.

Die Mietbeihilfen, die von der Stadt Berlin gewährt werden, betragen für Januar fast 600 000 Mark.

Digitized by Google

Die Schulkinder hat man an das Kupfersammeln gesetzt. Wieder so eine ehrenvolle Kriegsaufgabe, an der sie ihren Patriotismus ausleben können, wie an dem Zusammenschleppen der Zeugballen in der „Reichswollwoche". Wenn jemand alles Brauchbare aus den Privathaushalten heraustreibt, so sind es sicher die Schulkinder.

Sonntag, 31. Januar.

Diese Woche beginnt und endigt mit der Brotfrage. Morgen beginnt die Zeit des beschränkten Brotverbrauchs.

Der Magistrat von Berlin hat in Gemeinschaft mit den Magistraten von Charlottenburg, Neukölln, Schöneberg, Wilmersdorf und Lichtenberg sowie den Kreisen Niederbarnim und Teltow in drei wichtigen Punkten eine Einschränkung des Verbrauchs angeordnet. Voran steht die Beschränkung des Verbrauchs für das gesamte Publikum auf zwei Kilogramm pro Kopf und Woche, und zwar Brot und Mehl aller Art zusammengenommen. Die Ueberschreitung dieser Menge ist mit der Strafe von Gefängnis bis zu 6 Monaten oder bis zu 1500 Mark Geldstrafe bedroht. Zum Zweck genauer Berechnung wird die Herstellung eines Gewichtseinheitsbrotes angeordnet, und zwar: Für Weizenbrot 75 Gramm, für Roggenbrot 1 oder 1½ oder 2 Kilogramm, Zwieback ist zulässig, darf jedoch nur nach Gewicht verkauft werden. Kuchen darf an Getreidemehl insgesamt nicht mehr als 10 v. H. seines Gewichtes enthalten. Gast- und Schankwirtschaften dürfen nur drei Viertel ihres bisherigen Verbrauches beziehen.

Das ist nur vorläufige Regelung. Man wird gewiß noch zur Ausgabe von Bezugsscheinen übergehen, denn in dieser Form ist noch keine Kontrolle der Durchführung dieser Selbstbeschränkung möglich.

Eine Fahrt nach Breslau durch wunderschöne, weite, stille Winterlandschaft, in einem Zuge, lebendig und laut von Soldaten und immer wieder Soldaten. Der Gegensatz dieses gesicherten Friedens der schweigenden Felder und des hindurchbrausenden gespannten Lebens war so eindrucksvoll.

Montag, 1. Februar.

Jetzt dauert der Krieg ein halbes Jahr. Bei der Nachtfahrt von Breslau nach Berlin zurück wieder in einem von Soldaten wimmelnden Zug, dachte ich an die atemlose Spannung der Nacht vom 31. Juli zum 1. August, der Hochsommernacht, durch die Millionen Herzen in Erwartung klopften.

Wir sind das Außerordentliche gewohnt geworden — merkwürdig selbstverständlich und alltäglich ist es geworden.

Ein Leser schreibt uns von einem unserer Kriegsschiffe:

„Mit Erstaunen lese ich in der „Hilfe", welchen Schwierigkeiten die Regelung der Getreidefrage und die Einführung des K-Brotes begegnet. Einen solchen Mangel an Einsicht unseres Volkes, das nicht einmal zu derartig kleinen, aber unbedingt notwendigen Opfern bereit ist, hätten wir nicht für möglich gehalten. Hier wird bereits seit Ende Dezember Kriegsbrot gegessen, das uns nebenbei gesagt, ausgezeichnet schmeckt. Kuchen ist verpönt.

Seit mehreren Monaten werden sorgfältig alle Essensreste in Kübeln gesammelt und von kleinen Dampfern ziemlich regelmäßig abgeholt, um an Land als Schweinefutter verbraucht zu werden. Der Zeugwirtschaft der Mannschaft, vor allem dem sparsamen Verbrauch von Wollsachen und Lederzeug wird eine ganz besondere Aufmerksamkeit schon seit Kriegsbeginn geschenkt. Unbrauchbare Kleidungsstücke werden gesammelt ebenso wie Messingabfälle."

Naumann / Das Reichsbrotgesetz

Die „Bekanntmachung über die Regelung des Verkehrs mit Brotgetreide und Mehl" vom 25. Januar 1915 ist ein großes Wagnis, aber nachdem die Regierung einmal auf den Gedanken der Höchstpreise eingegangen war, blieb ihr wohl nichts anderes übrig.

Von vornherein gab es zwei Wege, die Ernährungsfrage im Krieg zu behandeln: Erster Weg: Die Regierung erklärt, daß sie den Brotgetreideverkehr nicht regeln könne, aber bei hohen Preisen die Kriegszuschüsse und anderen Unterstützungen entsprechend erhöhen oder auch Brot nach Bedarf an Unbemittelte liefern wolle. Auf diese Weise würde der deutsche Inlandpreis vermutlich stets etwa 50 M. über Londoner Preis stehen, d. h. er würde etwa ein Fünftel teurer sein als jetzt. Denkbar ist natürlich, daß er noch höher steigt und daß zeitweise die Herstellung von Wucherpreisen versucht wird. Zur Anlockung von Auslandsgetreide würde das zwar außerordentlich gut sein, so unangenehm es im Inlande zunächst wirken mag. Da für uns in Kriegszeiten die erste Forderung ist, daß überhaupt die nötige Menge beschafft wird und erst dann die Billigkeit des Preises in Frage steht, so würde dieser erste Weg sehr große Vorzüge gehabt haben. Wir würden etwas mehr Unbehagen im einzelnen, aber eine weit stärkere Sicherung im ganzen gehabt haben.

Zweiter Weg: Die Regierung übernimmt die Getreideversorgung zu einem Normalpreis. Das beginnt mit der Bestimmung von Höchstpreisen, schreitet zum staatlichen Auslandskauf fort und endet mit der Verstaatlichung des ganzen Getreidebesitzes. Diese Schritte sind langsam und zögernd getan worden, weil die Regierung in sich selber Widersprüche zu überwinden hatte und weil die Verantwortung einer solchen Regelung ungeheuer ist. Die schwache Stelle dieses Systems ist der Auslandseinkauf im Krieg, weil Staatseinkauf viel schwerer zu bewerkstelligen ist als Privateinkauf. Nähere Mitteilungen über diesen wichtigen Punkt sind natürlich nicht zeitgemäß, auch haben sie praktisch keinen Zweck mehr, denn die Würfel sind gefallen: die Regierung hat sich für das Reichsbrotmonopol entschieden. Jetzt bleibt uns allen, mögen wir vorher darüber das oder jenes gedacht haben, nichts anderes übrig, als diesen zweiten Weg mit Entschiedenheit und gutem Willen zu gehen. Wir wollen es tun!

*

Das Reichsbrotmonopol ist eine alte Idee sozialistischer und agrarischer Reformer. Alle strengen Staatssozialisten wollten den Staat zum Brotherren des Volkes machen, weil das die letzte Ausübung der Herrschaft ermöglicht, wie man in der biblischen Geschichte von Joseph in Aegypten so anschaulich lesen kann. Die Pfarrer sollen jetzt über Joseph predigen; interessanter Text! Alle früheren derartigen Ideen hatten aber etwas Schattenhaftes, bis im Jahre 1894 mit dem „Antrag Kanitz" ein Versuch gesetzlicher Formulierung gemacht wurde. Die Aelteren unter uns erinnern sich dieser Debatten noch sehr genau. Der Antrag Kanitz enthielt weniger als das heutige Kriegsgesetz, würde aber wohl etwa dieses Gesetz nach sich gezogen haben. Zunächst beschäftigte er sich nur mit dem staatlichen Einkauf des Auslandsgetreides. Die genaueren Angaben findet man im „Agrarischen Handbuch" von 1903, Seite 478 ff. Damals war die Absicht der Antragsteller weniger die Kriegsversorgung als die Preisregulierung. Es wird verlangt „Festsetzung des Wiederverkaufspreises für eingeführtes Getreide". Graf Kanitz schlug folgende Verkaufspreise vor:

Weizen	215 M.	die Tonne
Roggen	165 „	„ „
Gerste und Hafer	155 „	„ „

Das sind Preise, die später unter dem Zollsystem oft und lange Zeit übertroffen worden sind, ohne daß der Schaden sehr groß war. Um diese Preise ist damals mehr gestritten worden als um das Prinzip selbst. Ich bin in den damaligen

Digitized by Google

Auseinandersetzungen nicht ganz mit meinen sonstigen Gesinnungsgenossen gegangen und habe etwa gesagt: „wenn ich ein großstädtischer Arbeiter wäre, der völlig vergessen hat, daß seine Väter Bauern waren, so würde ich für den Antrag Kanitz stimmen, obwohl er zunächst das Brot verteuert, weil er für die Zukunft den Getreidepreis in die Hände der Gesetzgebung legt." Es kann sein, daß ähnliche Erwägungen mitgespielt haben, als der Bund der Landwirte den Antrag Kanitz zugunsten der Zollerhöhungen fallen ließ.

Von da an, also etwa seit 1897, ist von Verstaatlichung des Getreidehandels wenig mehr geredet worden. Es fehlt also an Vorarbeiten, an Durchdenkung des Stoffes. Das, was in Friedenszeiten nur als Ergebnis erbitterter Auseinandersetzungen möglich wäre, kommt nun als Kriegszwang für den Krieg. Darüber hinaus denkt heute kein Mensch, aber es ist klar, daß der Verlauf des Kriegsgetreidemonopols jene alten agrarsozialistischen Gedanken entweder stärken oder schwächen wird, je nach den Erfahrungen, die gesammelt werden. Freilich Kriegsverwaltung ist anders als Friedensbetrieb, und man soll vorsichtig sein in seinen Urteilen und Erwartungen.

*

Das Gesetz vom 25. Januar 1915 macht den Staat zum Eigentümer aller verkaufsfähigen Bestände von Getreide und Mehl. Ob man den Uebergang als Kauf oder Enteignung bezeichnet, ändert wenig an der Sache. Die Bezahlung geschieht im Anschluß an die örtlichen Höchstpreise. Roggen etwa 225 M., Weizen etwa 265 M. Zunächst bleiben Getreide und Mehl dort liegen, wo sie gerade sind, und werden vom bisherigen Eigentümer gegen Lagergeld weiterverwaltet, bis Abruf erfolgt. Die bisherigen Eigentümer sind so mit einem Schlage alle Verkaufssorgen, aber auch alle Verkaufshoffnungen losgeworden. Sie spielen bis zur neuen Ernte im Getreideverkehr keine Rolle mehr. Ob das bei der mit dem Kriege fortschreitenden Schwierigkeit und Verteuerung der Feldarbeiten die Vorbereitung zur nächsten Ernte sehr steigert, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist der entscheidende Schritt geschehen, und das Weitere muß überlegt werden, wenn es herankommt.

Eigentümer ist nun der Staat; Verwalter sind die Militärverwaltungen, die Kriegsgetreidegesellschaft, die Kommunalverbände und größeren Ortsgemeinden. Alle diese Stellen sind als Bestandteile eines Organismus gedacht, der die Feststellung, Herbeischaffung und Verteilung übernimmt. Das ist eine Arbeit, die größer ist als alle Leistungen der bestehenden Syndikate. Man stelle sich diese Buchführung vor! Auch wenn möglichst dezentralisiert wird, bleibt es ein Riesenbetrieb.

Was die Zählung vom 1. Dezember 1914 nur unvollkommen geleistet hat, wird jetzt durch Anzeigepflicht mit Strafandrohung erreicht werden: Uebersicht über die vorhandene Menge. Die Anzeigen sind bis 5. Februar einzureichen. Am 20. Februar soll die Reichsverteilungsstelle das ganze Material beisammen haben. Man kann also, wenn alles gut geht, etwa Ende Februar einen ersten oberflächlichen Haushaltplan aufstellen. Dann wird man wissen, wieviel auf den Kopf der Bevölkerung kommt. Vorläufig ist für Familien und Arbeitspersonal der Landwirte 9 kg pro Kopf und Monat zurückzubehalten gestattet. Das bedeutet etwa zwei Drittel des seitherigen tatsächlichen Verbrauches. Ob diese Norm beibehalten werden kann, wird erst im März gesagt werden können. Bis dahin muß ohne Rechnungsgrundlage der Verbrauch eingeschränkt werden, denn soviel versteht jeder Volksgenosse, daß eine so umständliche Arbeit nicht vorgenommen werden würde, wenn nicht Knappheit vorhanden wäre. Wir wollen nicht schwarz malen, da jedes Wort im Ausland gehört wird, aber wir ermahnen dringend, die Sache sehr ernst zu behandeln.

Nehmen wir aber an, daß die Verteilungsmenge bekannt ist und daß jeder weiß, wieviel er zu beanspruchen hat, so ist das erst der Anfang des zweiten Teiles der Arbeit. Durch die Mühlen und Bäckereien hindurch müssen die richtigen Rationen an die Empfänger gelangen. Es soll im Grunde eine Art soldatischer Brotausteilung eingerichtet werden, was leicht wäre, wenn es keine kleinen Bäcker, Konditoren und Brotverkaufsstellen gäbe, die doch alle weiterleben wollen. Ueber diese Seite der Sache gibt das Gesetz nur recht allgemeine Anweisungen, weil hier alles erst ausgeprobt werden muß. Die Gemeindeverwaltungen bekommen ein fast unbegrenztes Recht, Vorschriften zu erlassen. Das Schicksal der Getreidehändler, Müller, Bäcker und Konditoren ist vom Bedarf und Gutachten der Verwaltungen abhängig. Man kann sie verwenden und wird es nach Möglichkeit tun, aber es liegt auf der Hand, wie sehr etwa durch Einführung eines Einheitsbrotes die Lage der Bäcker verändert wird. Doch „Not kennt kein Gebot". Wir müssen bis zur neuen Ernte reichen. Wir werden es, mag es auch mühsam sein! Jetzt wissen durch das Gesetz alle Deutschen, um was es sich handelt, und alle sollen sich bemühen, das Notwendige willig zu tun und zu leiden. Wir gönnen den Engländern das schäbige Vergnügen nicht, uns durch Brotsperre klein zu kriegen.

Um nun aber diejenige Volksgesinnung zu erzeugen und bis ans Ende zu erhalten, die ein solches Gesetz nicht als fremde Last, sondern als eigenen Entschluß aufnimmt, dazu gehört die Mitarbeit aller derer, die zum Volke sprechen können. Jetzt muß Kanzel, Lehrstuhl, Zeitung, Wochenschrift, Flugblatt der Aufklärung über die Kriegssparsamkeit dienen. Wenn dabei hundertmal dasselbe gesagt wird, so schadet es nichts, denn es müssen Hunderttausende von Hörern erreicht werden. Im Kriege kommt es für Rede und Literatur nicht darauf an, geistreich zu sein, sondern etwas Praktisches zu nützen. Als theoretische Grundlage dient das von Prof. Eltzbacher herausgegebene Buch „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" (bei Vieweg in Braunschweig, 1 M.). Kleinere Flugschriften hat der Nationale Frauendienst (Berlin W. 50, Augsburger Straße 61): „Kleines Kriegskochbuch", 25 Pfennig, „Ratgeber", 15 Pfennig. Gesetz und Freiwilligkeit müssen zusammen arbeiten, täglich und stündlich, bei allen Käufen, bei allen Mahlzeiten. Ganz Deutschland liegt im Schützengraben der wirtschaftlichen Verteidigung. Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Riegelsberger / Japan und Europa

Die Frage, ob Japan seinen Verbündeten Hilfstruppen auf den europäischen Kriegsschauplatz sendet, ist wiederholt in der deutschen Presse erörtert und verschieden beantwortet worden. Sie muß entschieden verneint werden; sie hat Kennern Japans nie Sorge gemacht. Neben verschiedenen Gründen untergeordneter Natur ist für den Japaner einzig und allein der Vorteil ausschlaggebend, der ein solches Abenteuer entschieden widerrät.

Japans Interesse ist und bleibt der ferne Osten. Kiauschou mit seiner Interessensphäre Schantung ist in den

Digitized by Google

Händen der Gelben. Die deutschen Südseeinseln, Marianen, Karolinen, Marschallinseln sind von ihnen besetzt. Das wehrlose Deutsch-Neuguinea ist in der Gewalt der Briten. Damit ist Japans Interesse am Kriege gegen Deutschland erschöpft; denn es gibt im fernen Osten kein deutsches Gebiet mehr zum Wegrauben. Europa ist dem Japaner Hekuba, nicht die Knochen eines japanischen Grenadiers wert. Japan muß im Osten für alle Eventualitäten mit seinen Streitkräften zu Wasser und zu Lande gerüstet dastehen. Wenn es auffiel, daß die Japaner bei ihrem Raubzuge gegen Kiautschou so vorsichtig zu Werke gingen, so war der Grund ganz gewiß nicht der, wie in deutschen Zeitungen zu lesen stand, um mit äußerst geringen Verlusten an Menschenleben den Raub zu bezahlen; denn Menschenleben spielen im Osten keine Rolle. Japan wollte vielmehr sein Schiffs- und Kriegsmaterial schonen, um bei gegebener Gelegenheit im Osten mit ungeschwächten Kräften schlagfertig bereitzustehen. Wenn der japanische Minister des Aeußern, der deutschfeindliche Baron Kato, urbi et orbi feierlich erklärt, die englische, französische und russische Regierung seien noch nicht an Japan mit der Bitte herangetreten, Hilfsvölker auf den europäischen Kriegsschauplatz zu werfen, so wissen wir, was wir von den „feierlichen Worten" dieses Mannes zu halten haben. Der kluge gelbe Minister sucht eben „das Gesicht zu wahren". Engländer und Franzosen, die in Europa alle erdenklichen farbigen Hilfskräfte gegen uns einsetzen, sollten Gewissensbisse empfinden, auch noch die Gelben in Europa gegen die deutsche Kultur loszulassen? Japan ist eben zu selbstsüchtig und zu sehr auf seinen eigenen Vorteil bedacht, als daß es den Lockungen seiner Verbündeten willfahren sollte. Auch Anerbietungen von Besitzungen und Rechten in Indochina, China und anderswo werden Japan nicht von seiner ablehnenden Haltung abbringen, da ihm diese Ländereien und Rechte bei den unversöhnlichen Interessengegensätzen und der fortschreitenden Selbstzerfleischung der weißen Rasse als reife Früchte von selbst in den Schoß fallen. Die Selbstzerfleischung Europas sieht der Japaner mit schmunzelndem Behagen, und er würde ganz gegen sein Interesse handeln, wenn er nach der einen Seite den Ausschlag geben wollte.

Japan kann angesichts seiner beiden Gegner, Amerika und China, sich nicht auf ein europäisches Abenteuer einlassen und seine Streitkräfte verzetteln. Wenn auch in Amerika bei diesem Völkerringen die Stimmung unbegreiflicherweise noch großenteils antideutsch ist, so gibt es aber dort sicher gegen Japan nur eine Stimme. Beide Gegner beobachten sich mit eifersüchtigen Augen und geben sich darüber keiner Täuschung hin, daß zwischen ihnen die Auseinandersetzung über die Vorherrschaft im Stillen Ozean über kurz oder lang kommen muß. In den mexikanischen Wirren tritt ihr Widerstreit um den Einfluß in Mittel- und Südamerika klar zutage. China wird seit langem von Japan gequält, ausgeraubt und bevormundet. Nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die politische Unabhängigkeit Chinas ist von Japan bedroht. Auf die Dauer kann und wird sich das chinesische Millionenreich die Bevormundung durch den japanischen Emporkömmling nicht gefallen lassen. Aber China ist militärisch noch zu ohnmächtig, um selbständig gegen das waffengewaltige Japan kriegerisch vorzugehen. Bei einem Waffengange Japans mit Amerika wird China nicht versäumen, an der Seite Amerikas den Versuch zu machen, die japanische Vormundschaft abzuschütteln und die ihm von Japan entrissenen Gebietsteile zurückzugewinnen. Nicht umsonst machte schon längst die Nachricht von einer amerikanisch-chinesischen Militärkonvention die Runde durch die Presse. Von Amerika und China müßten die Garantien ausgehen, von denen die japanischen Diplomaten reden, wenn Japan daran denken könnte, Truppen nach Europa zu entsenden.

Neben diesem ausschlaggebenden Grund des Interesses sprechen auch andere, wenngleich weniger ins Gewicht fallende Gründe gegen eine Entsendung japanischer Truppen nach Europa. Nicht zu verkennen sind die technischen und finanziellen Schwierigkeiten. England könnte allerdings die letztere Schwierigkeit leicht beheben. In welche Lage kämen aber mit der sibirischen Bahn beförderte japanische Truppen, wenn bei einer wohl nicht mehr zweifelhaften Niederlage der Russen wieder wie am Ende des russisch-japanischen Krieges 1905 in Rußland Revolution und Ausstände ausbrächen? Mußte man nicht 1905 darauf gefaßt sein, daß Eisenbahnzüge der sibirischen Bahn auf offener Strecke stehenblieben? Selbst die russische Botschaft in Tokio warnte vor der Benutzung der sibirischen Bahn in der ersten Zeit nach dem Frieden zwischen Rußland und Japan, als in Rußland noch die Revolution tobte. Welch ungeheures Schiffsmaterial ist erforderlich, um eine japanische Armee mit ihrem ganzen Troß auf dem Wasserwege auf den europäischen Kriegsschauplatz zu werfen! Eine nach Europa verschickte kleine Armee würde aber bei den modernen Riesenheeren ganz belanglos sein. Eine wie große Wasserstraße ist zurückzulegen, besonders wenn inzwischen noch der Suezkanal durch unsere Verbündeten, die Türken, unfahrbar gemacht sein sollte! Eine Niederlage auf dem französischen Kriegsschauplätze könnte auch hier eine japanische Armee in eine verzweifelte Lage bringen. Bestenfalls wäre sie den Engländern auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Mit Berücksichtigung der erwähnten Umstände würde auch hier der Grundsatz Geltung haben: Jede Armee, die vom Mutterlande abgeschnitten ist, ist verloren.

Nicht unerwähnt dürfen zuletzt auch die Gründe bleiben, die in dem japanischen Stolz und in der japanischen Eitelkeit liegen. Die japanische Zeitung Kokumin läßt den beleidigten japanischen Stolz deutlich durchblicken, wenn sie sich energisch gegen die Zumutungen wendet, daß Japan fremden Völkern in Europa Söldnerdienste für eine fremde Sache leisten soll. Sodann widerstrebt es den Japanern, auf seiten der Russen zu kämpfen; denn trotz aller Verträge der japanischen Diplomaten mit Rußland sieht das japanische Volk im Russen immer seinen geschworenen Feind in China, mit dem es erst vor kurzem noch die Klinge kreuzen mußte. Es würde die japanische Eitelkeit tief verletzen, wenn die Japaner sich einem russischen oder französischen Oberkommando unterordnen sollten.

Im chinesisch-japanischen und noch mehr im russisch-japanischen Kriege hat Japan durch seine kriegerischen Erfolge unvergänglichen Ruhm erworben. Die Japaner haben in China auf einem Schauplatze gekämpft, den sie jahrzehntelang aufs genaueste Schritt für Schritt ausspioniert hatten. Die Seeschlacht bei Tsushima spielte sich an einer Stelle ab, die der alljährliche Uebungsplatz der japanischen Flotte war. Sollte jetzt der eitle Japaner seinen militärischen Ruhm auf einem ihm gänzlich unbekannten Kriegsschauplatze aufs Spiel setzen, zumal er nur zu gut weiß, daß er im Deutschen einen anderen Gegner findet als im Russen oder gar im Chinesen?

Es wäre ganz verkehrt, Gründe anderer Art als die erwähnten, etwa Uneinigkeit zwischen Kammer und Kabinett in Japan, Unzufriedenheit mit dem Krieg gegen Deutschland,

Digitized by Google

Hochachtung vor der deutschen Tapferkeit, die sich einer Welt von Feinden erwehrt, wieder erwachte Deutschfreundlichkeit und Dankbarkeit des Schülers gegen den Lehrer, für die Nichtbeteiligung Japans am europäischen Krieg ins Feld zu führen. Gründe dieser Art kennt der kalte, selbstsüchtige, schlau berechnende Japaner nicht. Einzig und allein sein wohlverstandenes Interesse hindert ihn, sich auf dem europäischen Kriegsschauplatz mit Deutschland im Kampfe zu messen.

Rüdiger / Polens Niedergang

Der Kampf, den die verbündeten Deutschen, Oesterreicher und Ungarn im Osten gegen Rußland führen, spielt sich auf einem Gebiete ab, das früher ein starkes, selbständiges Königreich war. Die Völkerschlacht von Tilsit bis zu den Karpathen kann als ein Streit um die Konkursmasse des alten Königreichs Polen betrachtet werden. Wir haben deshalb allen Grund, uns darüber zu unterrichten, wie es zur Auflösung jenes einst so mächtigen Staates gekommen ist.

Die Ausdehnung des polnischen Reiches hat ihren Höhepunkt erreicht im 16. Jahrhundert. Unter Ladislaus Jagiello und den Königen aus seinem Hause verschmolzen Polen und Litauen zu einem mächtigen Reich; mit der Union von Lublin 1569 ist diese Verschmelzung vollzogen. Die Fläche des Königreiches Polen betrug damals fast eine Million Quadratkilometer; die Städte Danzig, Posen, Krakau, Halicz, Poltawa, Kiew, Smolensk, Dorpat und Libau bezeichnen ungefähr die Grenzen in jener Zeit. Seit 1846 gibt es aber keinen noch so kleinen Rest mehr von diesem Staat, der an Fläche fast doppelt so groß war wie das heutige Deutschland. Die Geschichte Polens seit 1569 ist die Geschichte seines Niederganges.

Fünf Nachbarn waren es, mit denen das polnische Reich zu rechnen hatte: der Deutsche Orden, an dessen Stelle später Preußen-Brandenburg trat, Schweden, Rußland, die Türken und die Habsburger. Die Kämpfe mit dem Deutschen Orden waren im 15. Jahrhundert zu dessen Ungunsten entschieden worden: was dem Orden nach 1466 verblieb, stand unter polnischer Lehnshoheit, und so blieb es auch, als Preußen 1525 ein weltliches Herzogtum wurde. Dies Einflußgebiet ging 1657 verloren, als Polen im Vertrag zu Wehlau den Großen Kurfürsten als souveränen Herrn in Preußen anerkennen mußte. Mit Schweden waren an sich die Reibungsflächen nicht groß. Aber seit 1587 ein Wasa auf den polnischen Thron gekommen war, gab es erbitterte Erbfolgekämpfe zwischen Polen und Schweden, in denen Livland dem polnischen Reich verlorenging. Die Kriege Karls XII. von Schweden spielten sich zum größten Teil auf polnischem Boden ab, hatten aber keinen weiteren Gebietsverlust zur Folge. Die Türken rückten oft bis tief ins Land hinein und benutzten geschickt die Unzufriedenheit der Kosaken in der Ukraine; doch brachte das allgemeine Zurückebben der türkischen Flut auch Polen auf dieser Seite die Ruhe; an die Türken ging kein Land verloren, ebenso wenig an den südlichen Nachbarn, gegen den die Karpathen eine natürliche Mauer bildeten.

Der äußere Feind, der den Anstoß zum Zerfall des polnischen Reiches gab, war Rußland. Noch geraume Zeit nach dem großen Jagiello schien es, als ob Polen sich auch noch das moskowitische Reich angliedern könne: der falsche Demetrius wurde von den Polen unterstützt (1603—1606), und 1610 der Sohn des polnischen Königs Siegmund III., Ladislaus, zum Zaren gewählt. Aber die kurzsichtige Politik Siegmunds machte den Erfolg zunichte; mit der Besteigung des Zarenthrons durch Romanow begann der Umschwung. Das Zarenreich rückte langsam immer mehr nach Westen vor; indem es den großen Aufstand der ukrainischen Kosaken unter dem Hetman Bogdan Chmielnicki geschickt benutzte, setzte es sich 1667 in den Besitz von Smolensk und der östlichen Hälfte der Ukraine mit Kiew; im Anfang des 18. Jahrhunderts kam Kurland an den von der Zarin Anna begünstigten Biron. Seitdem war Polen ganz von Rußlands Gnade abhängig, dessen Truppen darin schalteten wie im eigenen Lande, und es im Siebenjährigen Kriege als Stützpunkt ihrer Truppenbewegungen gegen Preußen benutzten. Als endlich Friedrich der Große die Teilung des Landes vorschlug, geschah das, um nicht die ganze Beute Rußland allein zufallen zu lassen.

Den äußeren Feinden allein wäre es aber nicht gelungen, das große Reich des Jagiello völlig zu vernichten. Die Gründe, die den Verfall herbeiführten, lagen im polnischen Staate selbst: die Verfassung verhinderte jedes innere Erstarken, und es gelang nicht, die verschiedenen Strömungen und Kräfte des Landes zu einheitlicher Wirkung zu vereinigen. Der tiefste Grund des Niedergangs lag in der Verfassung. An der Spitze des Reiches stand der König; aber dieser König war kein absoluter Herrscher, sondern vollkommen abhängig vom Adel. Er wurde jeweils gewählt, und zwar nicht von wenigen Kurfürsten wie im alten Deutschen Reiche, sondern von der Gesamtheit des Adels, die im Reichstag ihren Ausdruck fand. Diese Einrichtung brachte es mit sich, daß jedesmal nach dem Tode des Königs Unruhen entstanden, aus denen mehrmals blutiger Bürgerkrieg wurde, und daß auswärtige Mächte offen und versteckt ihre eigenen Kandidaten oder Günstlinge auf den polnischen Thron zu bringen suchten — zuletzt war im Grunde Rußland der einzige „Wähler". Den Wählern, also vor allem dem Großadel, wurden jedesmal, wenn der Thron verwaist war, weitgehende Versprechungen von allen Seiten gemacht, und es ist kein Wunder, daß die Magnaten sich das zunutze machten und ihre Machtbefugnisse auf Kosten derer des Königs steigerten. So wurden schwache Könige ganz zu Werkzeugen der herrschenden Adelsgruppe, und stärkere Persönlichkeiten wie Stephan Bathory konnten ihre Pläne nicht durchführen, weil der Adel sie teils im Stiche ließ, teils bekämpfte. Die beiden Kammern des Reichstages, der Senat und die Landbotenkammer, waren ganz in den Händen des Adels. Im Senat saßen die (römisch-katholischen) Bischöfe und höchsten Würdenträger; aus dem Senat heraus wurde eine Art ständiger Kommission gebildet, die den König zu beraten, das hieß aber zugleich auch, zu überwachen hatte. In der Landbotenkammer saßen die Vertreter der Landschaften, Angehörige des Kleinadels (der Szlachta), die meist abhängig waren von den mächtigsten Herren des Großadels. Zu Beschlüssen war sowohl Uebereinstimmung beider Kammern als auch Uebereinstimmung der einzelnen Landschaften in der Landbotenkammer erforderlich, also nicht irgendeine Mehrheit; daraus entwickelte sich das berühmte „liberum veto", die Zerreißung des Reichstages durch verschwindend kleine Minderheiten, ja, einen einzelnen. Da die Reichstage so in hohem Grade arbeitsunfähig waren, bildeten sich als Ergänzung dazu die Konföderationen, in denen man abseits von der Verfassung, gestützt nur auf das Schwert, Forderungen aufstellte und Beschlüsse faßte. Diese Konföderationen, in denen „der Staatsstreich zum verfassungsmäßigen Institut geworden war" (Baldamus), spielen in der Geschichte Polens eine viel größere Rolle als die Reichstage.

Digitized by Google

Der Adel übte seine Herrschaft nicht nur dem Könige gegenüber aus; am schlimmsten hatten Bürger und Bauern darunter zu leiden. Den Bauern wurde ein Recht nach dem anderen genommen, sie hatten weder politisch noch wirtschaftlich auch nur die geringste Selbständigkeit. Die Städte wurden vom Adel vollkommen ausgesogen, Handel und Gewerbe lagen danieder, blühende Handelsstädte verödeten allmählich gänzlich. Was das Heereswesen betrifft, so gab es verfassungsmäßig das allgemeine Aufgebot. Aber es wurde nicht gern einberufen von den Königen, da dies große Heer mehr Wert darauf legte, dem König neue Privilegien abzuzwingen, als gegen seine Feinde zu ziehen; zumal außerhalb des Landes war dies Heer ein sehr zweifelhaftes Kriegsmittel. So waren die Könige auf das kleine stehende Heer angewiesen, das sie durch Soldtruppen ergänzten.

Unter den Schwierigkeiten im Innern lagen die größten auf kirchlichem Gebiet. Polen war römisch-katholisch, Litauen und Kleinrußland im wesentlichen griechisch-orthodox; dieser religiöse Gegensatz äußerte sich natürlich stark auf politischem Gebiet, besonders da Moskau die orthodoxe Kirche immer als seinen wichtigsten Agenten betrachtet hat. Das Bestreben der Regierung war deshalb, die beiden verschiedenen Kirchen einander anzunähern. Man wählte den Weg der Union: den griechisch-orthodoxen wurde Beibehaltung der slawischen Kirchensprache und ihrer bisherigen Religionsübung zugestanden, dafür sollten sie die Oberhoheit des Papstes anerkennen. Aber dieser Weg führte nicht ganz zum Ziel; die Union von Brzesc Litewski (Brest) 1595 wurde nur von einem Teil der Orthodoxen angenommen, und auch auf katholischer Seite war der Widerstand groß, namentlich die Jesuiten arbeiteten dagegen. Sie erreichten es auch, daß den Bischöfen der unierten Kirche der Eintritt in den Senat nicht gewährt wurde. So war hier für Rußland immer wieder die Möglichkeit vorhanden, die Unzufriedenheit der Orthodoxen und Unierten politisch auszubeuten. Noch verschärft wurde die kirchliche Krise durch die Reformation: Kalviniſten, Lutheraner, Böhmische Brüder und Antitrinitarier gewannen Boden, aber die Regierung stellte sich mit Ausnahme des einzigen Ladislaus IV. feindlich gegen die „Dissidenten". Die Jesuiten boten alle Mittel gegen sie auf; die Dissidenten schlossen sich zu ihrem Schutz mit den ebenso unterdrückten Orthodoxen zusammen, aber die Jesuiten siegten, weil sie das ganze Schulwesen in ihren Händen hatten; selbst die Hochschule in Krakau sank zur Bedeutungslosigkeit herab gegenüber den zahlreichen Jesuitenakademien. Friedrich August von Sachsen wurde katholisch, um den polnischen Thron zu gewinnen; die Dissidenten wurden von allen Aemtern und dem Sitz im Reichstage ausgeschlossen. Die Orthodoxie vermochte sich zu erhalten, da sie im Osten ihren starken Rückhalt hatte, der Protestantismus nicht.

Viele Kraft ging weiter verloren in den zahlreichen Kosakenaufständen in der Ukraine. Am Unterlauf des Dnjepr bildete sich ein kriegerisches Gemeinwesen, das seine Unabhängigkeit von der Regierung zu wahren wußte und dessen Eroberungszüge sich teils gegen die Türkei, teils gegen Polen selbst richteten. Ihr größter Aufstand unter Chmielnicki endigte mit der Loslösung der halben Ukraine von Polen und ihrem Anschluß an Rußland. Aber auch in dem polnisch gebliebenen Teil hörten die Kosakenkämpfe fast nie ganz auf.

Schließlich fehlte nur noch der äußere Anstoß, um den Zusammenbruch herbeizuführen. Bisher war er nur noch durch die Uneinigkeit der mächtigsten Nachbarn verhindert worden. Das änderte sich aber nach dem Siebenjährigen Kriege. Das Jahr 1764 brachte einen preußisch-russischen Vertrag, 1769 trafen sich Friedrich der Große und Joseph II. in Neisse — damit schloß sich der Ring um das unglückliche Land, in dem erbitterter Bürgerkrieg tobte. Nachdem Joseph II. schon 1769 die Zips besetzt hatte, kam es 1772 zur ersten Teilung. Fast ein Drittel von Polen kam an die drei Teilungsmächte, Rußland erhielt an Fläche, Oesterreich an Einwohnerzahl den Hauptanteil. Noch konnte die völlige Auflösung verhindert werden, wenn alle Kräfte des Landes zusammengearbeitet hätten zur Festigung des übriggebliebenen polnischen Reiches. Es wurden allerhand Ansätze in dieser Richtung gemacht, das Ergebnis der Reformen war die Verfassung von 1791. Aber jetzt zeigte sich, daß Rußland kein Erstarken des polnischen Reiches mehr wünschte. Es ließ seine Truppen in Polen einrücken, und da Preußen die Beute nicht Rußland allein überlassen konnte, kam es zur zweiten Teilung zwischen diesen beiden Staaten (1793). Noch einmal erhob sich Polen in einem gewaltigen Aufstand, um seine Selbständigkeit zu retten. Aber ihr Führer Thaddäus Kosciuszko fiel, der Aufstand wurde niedergeschlagen. Die dritte Teilung, an der sich Oesterreich wieder beteiligte, ließ das einst so große Königreich Polen vollkommen von der Landkarte verschwinden. Preußen besaß das Gebiet westlich von Bialystok, Warschau und der Pilitza, Oesterreichs Anteil ging nördlich bis an den Bug, die russische Beute war größer als die der beiden anderen Teilungsmächte zusammen.

Noch einmal schien es, als ob es nicht bei dieser Lösung bleiben sollte. Die polnischen Patrioten hofften auf Befreiung durch Napoleon. Polnische Legionen bildeten sich und kämpften unter seinen Fahnen in Italien, St. Domingo und Spanien. 1807 bildete Napoleon aus der Hauptmasse des bisherigen preußischen Anteils das Großherzogtum Warschau, dessen Regent der König von Sachsen wurde; 1809 kamen österreichische Teile dazu, und der Zug nach Moskau 1812 sollte auch die Wiederherstellung des Königreichs Polen mit sich bringen. Aber die Niederwerfung Napoleons bedeutete auch den endgültigen Zusammenbruch der polnischen Hoffnungen. Der Wiener Kongreß 1815 zerschnitt das Land von neuem; abgesehen von einer kleinen Republik Krakau, die 1846 österreichisch wurde, bestimmte man die Grenzen so, wie sie bis heute geblieben sind. Fortan gab es nur noch eine polnische Nationalität in den drei großen Reichen, aber keinen polnischen Staat mehr. Wie es den Polen in diesem neuen Zustande erging, werden wir das nächste Mal besprechen.

Deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft

Die Beurteiler Oesterreichs in Deutschland haben gewöhnlich den Fehler gemacht, Wien mit Oesterreich zu verwechseln! Man übersah, daß die Wiener nur einen Teil, einen kleinen dazu, der Bevölkerung Oesterreichs ausmachen, einer Bevölkerung, die in Siebenbürgen noch den Bären jagen kann, noch endlose Sümpfe urbar zu machen und die gewaltigen Ebenen Ungarns nur spärlich besetzt hat.

Der Krieg aber hat im Wesen der Wiener eine große Wandlung hervorgerufen. Wie sehr diese Veränderung auch für den reichsdeutschen Beurteiler von Wichtigkeit ist, das zeigte in einem recht instruktiven Vortrage in Berlin der bekannte österreichische Kritiker Stefan Großmann aus Wien. Der Redner verstand hierbei gut, neben einer Fülle interessanten Materials auch die großen Gesichtspunkte einer zukünftigen

Digitized by Google

politischen Kulturgemeinschaft Deutschlands und Oesterreichs

nach dem Kriege als wünschenswertes Hauptergebnis des jetzigen blutigen Ringens in den Vordergrund zu rücken. Da die Tagespresse nur ganz kurz über den Vortrag berichtet hat, wird es für unsere Leser wertvoll sein, Näheres über diese Kundgebung vor Berliner Schriftstellern zu erfahren.

„Oesterreichs ernste Tage" haben nach Großmann schon lange vor Kriegsausbruch begonnen. Schon seit vielen Jahren war es falsch, den Oesterreicher nach der lustigen Operettenfigur und das Land selbst als das Gebiet des Apfelstrudels zu betrachten. Die Wesenszüge, die durch derartige Schlagworte beim Oesterreicher gekennzeichnet werden sollen, sind nur eine Seite seines künstlerischen Elementes. Diese möchte gewiß niemand gern am Oesterreicher vermissen, wohl aber könnte man ein Teil davon dem Reichsdeutschen wünschen. Dabei muß anerkannt werden, daß gar mancher Oesterreicher in Deutschland weit eher durchdrang als in seiner Heimat. Mußte doch ein Anzengruber in Oesterreich als Witzblattredakteur fronden, ehe er in Deutschland zu Bedeutung kam. Was des Oesterreichers Kraft und Stärke war, ist in Deutschland immer bejaht worden. Man darf nicht den Fehler machen, den Oesterreicher nach den Telegrammen über die Parlamentsverhandlungen zu beurteilen, obwohl ja bei uns die „Entwicklung der parlamentarischen Zwischenrufe zu hoher Blüte gediehen" ist. Trotz des nach außen wenig anziehenden Bildes der österreichischen Volksvertretung ist viel praktische Arbeit geleistet worden. So ist z. B. das Unterstützungsgesetz für die Krieger in Oesterreich so ausgestaltet worden, daß sich dort Frauen und Kinder der Feldzugteilnehmer am besten stehen.

Vieles, was oberflächliche Beurteiler als Symptom der schweren Erkrankung Oesterreichs deuteten, waren nur Anzeichen des inneren Anwachsens. So ist aus den Tschechen, dem ehemaligen armen Bauernvolke, eine reiche Industriebevölkerung geworden. Die Söhne der Wohlhabenden und des Bürgerstandes verlangten hier alsbald Gymnasien und Universitäten. Die gleiche Entwicklung hat sich bei den Ruthenen, Slovaken usw. gezeigt. Man kann den Unterschied dessen, was Oesterreich für seine Bevölkerung leistete, im Gegensatz zu Rumänien und Italien überall feststellen. Der in Ungarn lebende Rumäne verfügt über Grund und Boden, Haus und gut eingerichtete Zimmer; er besitzt ein Sparkassenbuch, seine Kinder genießen eine gute Schulbildung. Von allen diesen Errungenschaften kann der in Rumänien lebende Bauer nichts vermerken! Wäre Triest eine italienische Stadt, so hätte es keine Bedeutung erlangt, während es jetzt der große und wohlhabende Hafen Oesterreichs ist.

Der Wesenszug der Oesterreicher, also auch der Wiener, ist durch den Krieg ernster geworden. Gewiß: der Fackelzug der Kinder vor dem Ausrücken der Truppen aus Wien war ergreifend. Aber der Ausmarsch geschah ohne Weinerlichkeit. Hier hat man zum erstenmal mit voller Stärke empfunden, daß Wien ganz eine deutsche Stadt ist!

Der Reichsdeutsche wird in seiner Kraft und Stärke durch den deutschen Michel dargestellt; der Oesterreicher muß sich noch mit einer weiblichen Figur, der Austria, begnügen. In Deutschland bildet das Eiserne Kreuz, das der Kaiser wie der einfache Soldat als Tapferkeitsauszeichnung mit Stolz trägt, ein wichtiges Bindeglied. In Oesterreich fehlt dieses. Um so mehr muß anerkannt werden, daß alle Soldaten der zwölf verschiedenen Völkerstämme, die bei uns ansässig sind, den Krieg als inneres Erlebnis empfinden. Hierauf muß für die Zukunft aufgebaut werden! Bisher wurde bei uns zu sehr Studentenpolitik getrieben. Wenn eine Generation nach langjährigen Erfahrungen in mühseligem Ringen zu der Weisheit der Staatsmänner gelangt war, dann stand schon wieder die junge Generation mit ihrer stürmischen politischen Unreife dahinter und bezichtigte die „Alten" des „Verrats". Das gemeinsame Erlebnis des Krieges, das wochen- und monatelang Neben- und Miteinanderleben im Schützengraben aller in Oesterreich lebenden Völker, das hat nun die Voraussetzungen für ein ersprießliches Arbeiten in der Zukunft geschaffen.

Welche Kämpfe sind wegen der berühmten neunzig Worte der militärischen Kommandosprache geführt worden! Und jetzt sind sie deutsch! Jetzt, während des Krieges, wo fortgesetzt die zwölf Mundarten durcheinandergeworfen werden, da erweisen sich diese neunzig Worte als ein grenzenloser Segen für die wichtigsten Verständigungen. Dieses Erlebnis sitzt schon heute den Völkern Oesterreichs so in Fleisch und Blut, daß man über die Notwendigkeit einer Erweiterung dieser Kommandosprache in Zukunft nicht mehr lange parlamentarische Verhandlungen haben wird.

In der Presse vieler Länder ist gesagt worden, der Weltkrieg habe auch dem „Internationalismus" eine Krise gebracht. In dem Ringen der zwölf Völker Oesterreichs hat man in dieser Hinsicht schon seit Jahren Erfahrungen sammeln können. Der Internationalismus als Rest Rousseauscher Ideen ist dort längst zugrunde gegangen. Hier hat schon die erfolgte große Ernüchterung den Internationalismus auf seinen praktischen Kern, nämlich auf Vereinbarungen der Klassen und Völker untereinander zurückgeführt.

Der ermordete Thronfolger sah bekanntlich im Katholizismus die alles verbindende Macht für Oesterreich-Ungarn. Der jetzige Krieg als Erlebnis aller hat sich schon bisher als der größte Kräfterevisor bewährt, dem man auch hinsichtlich des Zusammenhaltes der in Oesterreich vereinigten Völker volles Zutrauen entgegenbringen kann. Dazu kommt, daß nicht nur unter den österreichischen Soldaten aller Zungen der Krieg das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt und restlos ausgelöst hat, sondern, daß man auch ganz allgemein in dem deutschen Offizier und dem reichsdeutschen Soldaten den Bruder sieht, der treu in gemeinsamer Gefahr zur Seite steht. Dieses Gefühl der Brüderschaft muß seine Früchte tragen! Die Kriegsberichte Hötzendorfs werden von den Oesterreichern mit Spannung erwartet, aber die Nachrichten der obersten deutschen Heeresleitung werden verschlungen! Die Wiener haben sich um Oesterreich gesorgt, aber um das Geschick Deutschlands gebangt! Diese Stimmung muß jetzt wahrgenommen werden! Es muß etwas für die Ewigkeit aus diesem gemeinsamen Erlebnis der Völker geschaffen werden. Millionen von Soldaten werden in beiden Reichen nach dem Kriege in ihre Berufe zurückkehren und dann Agitatoren für eine größere Zusammengehörigkeit sein. Gerade der Krieg lehrt, wie nötig eine größere Gemeinschaft der beiden Kulturnationen ist.

Wie oft ist es vorgekommen, daß der deutsche Offizier mit eiligen Nachrichten im Auto fährt, der gewohnt ist, rechts auszuweichen, und nun nach unserer Sitte fortgesetzt zu den zahlreichen Strapazen auch noch die Aufmerksamkeit auf das linke Ausweichen richten muß. Wurde bisher hier links, dort rechts ausgewichen, so muß das für alle denkenden Reichsdeutschen und Oesterreicher eine Mahnung sein; in Zukunft wird recht oder links, jedenfalls nur in gleicher Richtung ausgewichen und auch in gleicher Richtung zusammengearbeitet!

Das Gemeinsamkeitsgefühl zwischen Deutschland und Oesterreich hat in Preßäußerungen zahlloser Art seinen Ausdruck gefunden. Zur Ueberraschung der Feinde unserer beiden Länder aber war es gerade die „Wiener Arbeiterzeitung", die bei Kriegsausbruch in ihrem Leitartikel betonte, der Krieg müsse nicht nur darum mit größter Kraft geführt werden, weil Oesterreich bedroht sei, weil es gegen dessen Erbfeind Rußland gehe, sondern ganz besonders darum, weil Deutschland bedroht werde. Das Schicksal auch des letzten österreichischen Arbeiters ist unzertrennbar verknüpft mit dem Wohl und Wehe des deutschen Reiches!

Die österreichische Armee hat lange Zeit der Uebermacht der Russen standgehalten. Die Stellung, die hierbei die Truppen unter Preisgabe eines Teiles des Landes eingenommen haben, kann nur diejenigen überraschen, die nicht mit österreichischen Verteidigungsplänen vertraut sind. Die österreichische Armee hält die Linie ein, die seit langem das Lehrbuch der Kriegswissenschaften für Kämpfe mit Rußland festgelegt hat. Conrad v. Hötzendorf, der große Theoretiker des Krieges, konnte allerdings nicht damit rechnen, daß Rußland schon lange seine sibirischen Regimenter mobilisiert hatte, als in Serbien die Ermordung von Franz Ferdinand ausgeführt wurde. Die deutschen Bundesgenossen dürfen jedoch auch weiter zu

Digitized by Google

dem österreichischen Soldaten alles Zutrauen haben. Als kürzlich Kaiser Franz Josef österreichische Reserveoffiziere empfing und lobte, geschah dieses ausdrücklich mit dem Hinweis darauf, daß diese Männer aus dem bürgerlichen Leben den kriegerischen Anforderungen an Offizierstüchtigkeit bestens entsprochen haben.

Bismarck hat in weiser Voraussicht 1866 jede Schwächung Oesterreichs vermieden. Schon arbeiten Kaufleute beider Länder im Sinne einer besseren wirtschaftlichen Einheit. Die gemeinsame Tätigkeit von Hindenburg und Hötzendorf sind ebenfalls Vorarbeiten für eine große Zukunft beider Reiche. Hoffentlich findet sich auch der große Staatsmann, der nach dem Krieg die politische Form für die Gemeinsamkeitsinteressen Deutschlands und Oesterreichs zu gestalten weiß. Hierfür haben Millionen gekämpft, und für diese Notwendigkeit werden Millionen agitieren. Diese Stunde und diese Gelegenheit darf nicht verpaßt werden. Was jetzt für den Ausbau einer welthistorischen Gemeinsamkeit Deutschlands und Oesterreichs versäumt wird, das bringt keine Ewigkeit zurück. Robert Albert.

Arthur Bonus / Mißverständnisse

Die uns sonst so nahe stehenden Schweizer Religiös-Sozialen sind sehr unzufrieden mit uns. Ich möchte auf zwei Mißverständnisse hinweisen, die mir dabei unterzulaufen scheinen.

Das erste Mißverständnis ist dieses:

Diese Schweizer rechnen sich mit vollem Recht in das deutsche Volkstum ein. In der Tat, wir haben in guten Tagen nie einen Unterschied zwischen Schweizern und Reichsdeutschen gemacht, den Schweizern höchstens eine ausgesprochene Vorliebe zugewandt, und wir hatten den Eindruck, daß man auf der anderen Seite ebenso empfand. (Abstammungsdifferenzen einzelner rechnen natürlich in der Schweiz ebensowenig wie bei uns. Was macht es uns, ob einer, der an unserer Kultur und unserem Volksaufbau mitarbeitet, ursprünglich polnischer, dänischer oder sonstwelcher „Rasse" ist!) Von diesem Recht haben nun die Schweizer Gebrauch gemacht und eine Selbstkritik dieser gemeindeutschen Volkskultur gegeben. Sie haben gewissermaßen gesagt: Ihr, da physisch am Leben angegriffen, habt jetzt anderes zu tun, als euch mit Buße aufzuhalten. Eure Buße darf jetzt nur noch die Tat sein. Wir, die wir politisch nicht beteiligt sind, haben eher Zeit dazu. Wir wollen euch sagen, was wir als Deutsche zu antworten hätten, wenn wir uns reuig nach den etwaigen Versäumnissen unseres Volkstums frügen. Wir wollen also hier keine Untersuchung darüber anstellen, ob der Krieg von Rußland aus Furcht vor der Revolution, noch ob er von Frankreich umgekehrt aus Furcht vor dem Monarchismus, dessen Hetzern man den Wind abfangen mußte, noch ob er von England aus Furcht vor der Konkurrenz und der Agitation der Torys verursacht worden ist. Das alles geht uns als Deutsche, die mit der Selbstprüfung befaßt sind, nichts an: wir sehen jetzt nur und allein auf uns. Und mit diesem absichtlich beschränkten und auf uns zurückgewandten Blick fragen wir, ob nicht auch von unserem Volkstum gesündigt worden ist. Wie steht es mit den trotz des vorgeschrittenen Sozialismus unserer Staatseinrichtungen doch auch unter uns nicht überwundenen kapitalistischen Lebensanschauungen und -strebungen? Mit den trotz alles unter uns herrschenden Gerechtigkeitsgefühls doch auch von uns nicht völlig abgewiesenen nationalistischen Hochmutsregungen? Mit den trotz aller internationalen Friedensliebe und ehrlichen Absage an jede Eroberungspolitik doch auch unter uns nicht völlig zum Schweigen gebrachten kriegerischen Wallungen? Vielleicht gibt es sogar auch eine unbewußt wirkende Furcht vor der Sozialdemokratie bei uns? Dies sind die Hauptvorwürfe in einem Artikel der Züricher „Neue Wege" über die Kriegsursachen. Eine so angesetzte Aussprache hätte einen dem jetzigen in allem Wesentlichen gleichlautenden Inhalt haben dürfen. Statt dessen hat der Verfasser seine fast in jedem Worte kenntlich auf Deutschland bezogene Bußrede ausdrücklich als eine unparteiische Abwägung hingestellt. Offenbar hatte er die noble Absicht, damit die Schuld zu verteilen. Nur hat er dabei übersehen, daß durch diesen Wechsel des Gesichtswinkels aus der berechtigten und bescheidenen Selbstkritik das Tribunal eines Richters wurde, den wir dann wegen Befangenheit ablehnen müssen.

Schon die Formulierung der Kriegsgründe in jenem Artikel! Es kommt doch trotz abschwächender Worte so heraus, daß England, Rußland Frankreich aus überwiegend altruistischem Edelmut sich dem Krieg nicht entziehen konnten. Entstanden sei er dadurch, daß Deutschland im Gefühl überlegener Rüstung eine nach seiner Meinung ihm gebührende Weltstellung mit gewaltigem Ruck an sich reißen wollte. Ja, meint man dort wirklich, daß eine solche Darstellung von uns anders als mit Empörung abgelehnt werden kann? Von England, Rußland, Frankreich werden die hochtrabendsten Phrasen ernstgenommen, uns aber das Gegenteil aller Gründe, die wir angeben, als von uns eingestandene Wahrheit unterstellt. Das ist die Sprache des Selbstprüfung haltenden Büßers, der bei sich verborgenste Gedanken, die ihm einmal gekommen sein mögen, mit dem Wehegeschrei: mea culpa! mea maxima culpa! ans Licht zerrt, denen aber, die um ihn stehen, allen vorgetragenen Edelmut mit einer Art wollüstigen Schmerzes glaubt, weil das geeignet ist, die eigene Schuld und das lebhafte Gefühl der eigenen Buße zu verstärken.

Eine solche Bußrede hat ihren Sinn; aber nicht, wenn sie sich als unparteiisches Urteil eines Außenstehenden gibt.

Als Volksgenosse übt man Selbstkritik, als Neutraler erschrickt man vor dem so hergestellten Bild, und als Mensch ergreift man dann Partei gegen das vermeintliche Urbild; so wendet man sich schließlich gegen sein eigenes Volkstum.

* * *

Hier setzt das zweite Mißverständnis ein:

Es sitzt in der Auffassung des Begriffs Volk und des Verhältnisses des einzelnen zum Volk.

Einmal nämlich wird die Volksgemeinschaft so eng und geschlossen genommen, daß die Freude des einzelnen an seinem Volk als Selbstlob und Selbstgerechtigkeit aufgefaßt wird. Und dann gleich darauf wird sie ganz weit und lose gesteckt. Dem einzelnen wird die Möglichkeit zugesprochen, ja, die Pflicht zugemutet, im Augenblick des Ausbruchs eines Existenzkampfes zur Seite zu springen und sich zum Richter seines Volkes zu machen. Im währenden Feuer soll er das Recht seines Volkes zum Kampf, das heißt in diesem Augenblick zum Dasein, untersuchen! So lose ist da auf einmal der Volkszusammenhang.

Das ist unnatürlich. So ist das Verhältnis von Volk und Volksgenossen nicht. Diese Auffassung ist in einem strengen Sinn des Wortes unsittlich.

Genau umgekehrt entspricht es den natürlichen Verhältnissen. Genau umgekehrt ist es Vorbedingung aller Sittlichkeit. Wir sind nicht so eng verbunden, daß wir nicht einander mit großer Herzlichkeit lieben könnten und sollten, ohne daß man uns geistigen Egoismus vorwerfen dürfte.

Die Schweizer, wo man sie trifft, lieben und loben ihr Vaterland über alles. Mich hat das immer gefreut, obwoh

Digitized by Google

ich es mitunter etwas überschwenglich fand. Die Schweizer Religiös-Sozialen lieben und loben ihren Kreis wie ein Salz der Erde. Wir haben ihnen das nicht als Selbstlob angerechnet. Nicht einmal, wenn sie ihre Gedanken und Gefühle als die unendlich richtigeren und höheren denen Andersgesonnener gegenüberstellen. Wir fanden es natürlich und waren sogar geneigt, es der Kraft ihrer Ueberzeugung gutzurechnen.

Was ist es denn anderes, wenn wir unter den in den Kampf getretenen Völkern das Lebensrecht des unseren am höchsten stellen? Alle unsere höchsten Ziele und Ideale sprossen uns doch aus ihm! Das Elend eines Menschen muß furchtbar sein, der sein Volk nicht mehr als seine und seines höchsten Ideals Heimat betrachten kann. Daß er das Ideal mit Kraft in sich hegt, ist ihm doch allein schon Bürgschaft dafür, daß es in seinem Volke wohnt. Eben in ihm: er ist doch ein Stück seines Volkes. Und nun stehen wir in diesem Meer von Blut. Wir empfinden, daß es für uns fließt, stellvertretend. Wir sollten dort kämpfen, wir sollten dort liegen. Würden wir so ruhig, so selbstverständlich stehen oder fallen? Alle Worte der Liebe und des Lobes drängen sich uns auf die Zunge. Gewiß auch überspannte und törichte. Wir versuchen sie zurückzudämmen. Könnt ihr wirklich euch nicht vorstellen, daß wir das lieber selbst tun, als gerade diesen Dienst von solchen annehmen, die außerhalb stehen und wohl gar unser Recht bestreiten?

Und weshalb sollen wir nicht vom „deutschen Gott" dabei sprechen? diejenigen unter uns, die Geschmack an dieser Ausdrucksweise finden. Man muß doch die Wendung erst künstlich veralbern, um sie mit dem Pathos des verletzten religiösen Gefühls abweisen zu können. Spricht man unter euch nicht von eurem Gott? Und sogar jeder von seinem? Es wird aber etwas Natürliches sein, daß sich solche Ausdrücke gerade da nahelegen, wo vom Blutopfer für die Schöpfung unserer Zukunft die Rede ist. Stets, wo es sich um schöpferische Kräfte handelt, taucht die Vorstellung der Gottheit auf. Sie bedeutet geradezu die Beziehung auf das Schöpferische. Und daß hier unsere Zukunft geschaffen wird in irgendeinem Sinn, wird niemand bestreiten wollen. Es ist unsere Aufgabe, daß es eine Zukunft wird, wie sie unseren höchsten Idealen entspricht.

In diesem allen liegt schon die andere Seite mit drin. Wir sind weit genug getrennt, um einander ohne Selbstsucht lieben und ehren zu können. Wir sind aber zu eng verbunden, um im Existenzkampf unseres Stammes als Kritiker über ihm stehen zu können. In einem großen Sinn angesehen, können wir es gar nicht, kann es kein Volk — das sahen wir bereits —, so wenig jemand über seinen Schatten springen oder sich selbst zur Seite gehen kann.

Mit naiver Verwunderung fragen die Schweizer: Wie könnt ihr euch einbilden, als einzige unschuldig zu sein? Indem sie mit uns streiten, setzen sie nicht voraus, daß sie allein recht mit ihren Anklagen haben? Würden sie sonst streiten? Aber sie bemerken richtig auch selbst, daß jedes der in den Kampf getretenen Völker allein recht zu haben glaubt. Statt der unfruchtbaren Klagen über solchen Unsinn (wie sie glauben) sollten sie sich fragen, weshalb es so ist, und ob die Entwicklung, die dieses Gesetz über uns legte, nicht vielleicht größer und klüger ist, als die kleinlichen Menschen, die die Entwicklung zanken, statt sie zu verstehen, und so aus ihren Gesetzen heraus meistern zu lernen. Jedes Volk kämpft eben für das ihm eingeborene Ideal, für die Entwicklungstendenz, die es vertritt, fast sagte ich, für das Stück Gott, das in ihm lebt. Jedes Volk deutet diesen seinen Inhalt, zu höchst es kann.

Wir müssen hier noch einen Augenblick verweilen.

Jeder Mensch beherbergt in sich alle Strebungen des Menschseins, von den niedrigsten zu den höchsten, noch mehr jedes Volk. Es ist die Aufgabe wie des einzelnen Menschen so des Volkes, die höchsten Strebungen in sich zur Herrschaft zu bringen. Es kämpft aber kein Mensch allein um das Ideal in sich. Er kämpft zugleich den Daseinskampf im Leben außen. Es sei denn, sein Vater habe diesen Kampf vorweggenommen und ihn als Rentier geboren werden lassen. Doch so verknüpft ist Göttliches und Irdisches, daß diese äußerliche Loslösung von der irdischen Notwendigkeit nicht der göttlichen Notwendigkeit, sondern der irdischen Willkür zugut zu kommen pflegt. Eines jeden Lebensaufgabe liegt in dieser Ineinanderarbeit vom Kampf um das irdische Dasein und Kampf um das Höchste im Gehalt dieses Daseins. Diese Aufgabe ist es, die das Leben des Menschen tief, reich und voll von sich ausbreitender Kraft macht.

Ob der Mensch gezwungen ist, den Existenzkampf in rohen Formen zu führen, das hängt meist nicht von ihm ab, ist, wie wir sagen, ihm „geschickt", ist sein „Schicksal". Auch im Völkerkampf ist es so. Ein jedes Volk sieht sich der rohen Form des Existenzkampfs, dem Krieg, als einem von ihm nicht gewollten Schicksal gegenüber. Ein jedes Volk weiß, daß dies Schicksal kommen kann, und rüstet sich dagegen. Genau wie der Einzelmensch sich gegen Unfall aller Art rüstet und versichert. Wer uns, die wir mit allseitig offenen Grenzen im Herzen dieses kriegerischen Erdteiles dreihundert Jahre lang Demütigung, Ohnmacht und Kriege — nicht einmal eigene, nein, fremde — erlitten haben, den Rat gibt, die endlich angelegte Rüstung wieder abzulegen, den können wir unmöglich als aufrichtigen Freund unseres Landes anerkennen. . . . (Das Blatt „Neue Wege" tut einigen in Zürich wohnhaften reichsdeutschen Sozialisten den sehr schlechten Gefallen, mitzuteilen, sie gäben dem deutschen Militarismus die Schuld am Kriege. Wir haben noch mehr Renegaten, es ist wahr. Das Blatt legt nahe zu meinen, daß jene Sozialisten so sprechen, weil sie in der Schweiz und deshalb in ihren Aeußerungen frei seien. Vielleicht ist es eher so, daß sie in der Schweiz sind, weil sie diese Meinung haben?) . . er mag übrigens reden wie ein Engel vom Himmel, und die Schweizer Religiös-Sozialen reden gut. Es ist wahr, wir haben selbst über unseren „Militarismus" geklagt. Aber sollten die Schweizer Religiös-Sozialen nicht auch über ihre Republik geklagt haben? Wollen sie, daß wir daraus folgern, die Republik sei keine gute Staatsform? Wir haben über gewisse Formen unseres Heerwesens Zweifel gehabt und haben sie noch. Was beweist das? Kriegslust, geschweige Angriffslust hat unser Volk nie gehabt. Es ist nicht zufällig, daß gerade unser Volksgeist den Typus Dietrichs von Bern geschaffen und ausgedichtet hat, der nie kämpfen mag und nur gezwungen sich dazu überwindet.

Was ist aber jenes Geheimnisvolle, das über die Völker dieses Schicksal des Krieges verhängt, wenn doch alle Völker das Gefühl ihrer Unschuld haben? Man kann sich darüber Gedanken machen.

Soweit man sehen kann, ist es einfach erhöhte Temperatur, die im Verborgenen ja stets vorhandene Reibung in Flamme übergehen läßt. In diese Flamme, die so viel schrecklicher ist als die versteckte Reibung, doch auch so viel ehrlicher, daß man meinen möchte, die Gottheit brauche diese grobe Versetzung in den Naturzustand, um den Menschen

Digitized by Google

zu zeigen, was in ihrem Untergrund noch unüberwunden ruht, und was vom Erworbenen wirklich fest erworben war. Daher dieses Ausfahren in die Gegensätze der größten Roheit und des höchsten Edelmuts. Auch die „Neuen Wege" machen sich Gedanken über die geheimnisvollen Gründe des Krieges, und auch sie langen bei einer allgemeinen Selbstkritik des Menschseins an. Bevor sie dahin kommen, gehen allerdings die Schlagworte wie aus der Peitsche geknallt auf uns nieder. Kapitalismus, Mammonismus, Nationalismus, Imperialismus, Militarismus. Auch in alledem ist Wahrheit. Es sind Einzelbetonungen allgemeiner Züge im Menschsein, wie es noch ist: „Ich und du, wir sind schuld." Dabei mag es bleiben, nachdem wir die Uebertragung der Selbstkritik in ein unparteiisches Urteil und die Folgerungen daraus zurückweisen mußten.

Ich möchte, daß dieser Geist der Selbstkritik in den Verhandlungen wacher geblieben wäre. Es wäre manches peinliche Wort nicht gefallen. Auf unserer Seite, aber auch auf Seite der Schweizer. Denn schließlich, wer ist tadelnswerterem Selbstlob verfallen, der, welcher sein Gutes in Dankbarkeit dem Volke zumißt, dessen Blutopfer er in Erschütterung für sich und die Heimat seines Ideals fließen sieht, oder der, welcher, in den Mantel des Büßers gehüllt, sich in eine besondere Höhe setzt, von der aus er das Recht hat, sich durch sein Volk „enttäuscht" zu fühlen? Und überhaupt: weshalb Dinge rein negativ und zankend vortragen, welche man das Recht hat, positiv und im Ton der Ermutigung zu sagen?

Ganz zum Schluß doch noch eines:

Wer im körperlichen Umbau begriffen ist, den man im Einzelleben Krankheit, im Völkerleben Krieg nennt, bedarf der Geduld und einer gewissen Ehrfurcht von seiten der Umstehenden. Das ist für den Krankheitsfall allgemein zugegeben, für den Kriegsfall, wie wir nun also erfahren, nicht. Indessen auch der Kranke und der im Krieg Befindliche muß Geduld mit dem Gesunden haben. Denn fast ebenso schwer, wie der Gesunde den Kranken versteht — „es kümmert das, was Kranke quält, doch ewig den Gesunden nicht!" — ist es für den Kranken, den Gesunden zu verstehen. Es ist schwer für den Neutralen, sich in dem Wirbel des Erlebens zurechtzufinden, in den wir uns gestürzt finden. Für uns sind die Dinge einfacher als für die, welche glauben, das Erdbeben mit Gründen bekämpfen zu sollen. Also Geduld auch mit den Neutralen!

Julia Wirth / Zehn Kriegsgebote für die Hausfrau

Sein eingedenk, daß dein Vaterland Krieg führt, obschon in den Städten das Leben kaum merkbar verändert dahinrollt und keine Not für dich fühlbar wird.

*

Kriegsnot zu lindern, ist jedem Bedürfnis. Kriegsnot durch Unwissenheit nicht zu vermehren, sei dem Einsichtigen Pflicht.

*

Ehre die Kriegszeit und stelle dich und dein Haus in den Dienst des Vaterlandes, auf daß es ihm wohlgehe und es keinen Mangel erleide, sondern den Sieg erreiche.

*

Deine Waffe heißt: Vorrat — Spar' ihn!
Vorrat ist Gold — Wahr' ihn!
Vorrat soll durchhalten — Mehr' ihn!
Du bist sein Hüter — Ehr' ihn!

*

Laß dich nicht verleiten, durch deinen Besitz oder deine Bequemlichkeit oder deine Umgebung, die Kriegsgebote zu übergehen und von dir abzuweisen, als dir nicht geboten! Laß sie dich bewegen, wie sie uns bewegen, sie an euch zu richten.

*

Laß dich anwerben, auf daß du anwirbst ein Heer von wehrwilligen Helfern!

*

Mut und Opferfreudigkeit gehören dazu, damit du mit dem Erfüllen der Kriegsgebote beginnst und nicht darauf wartest, daß dein Freund es dir vormache. Du kannst Vorbild sein, du kannst helfen, am Werk des Sieges zu wirken. Nutze die Stunde.

*

Wisse, daß, wenn du nach Backwerk und Sahne verlangst, du Brot und Milch und Butter fortnimmst denen, die du nicht kennst, nicht siehst und die doch ihre Kinder ernähren wollen gleichwie du und diese Nahrung dazu brauchen.

*

Verlange nicht in Kriegzeit nach diesen Dingen, denn dein Verlangen ist Nachfrage. Nachfrage aber schafft Angebot. Angebot aber heißt Volksvorrat angreifen. Der Volksvorrat aber gehört nicht dir, sondern unserem ganzen Volke.

*

Höre nicht auf jene, die dich abbringen wollen von deiner Kriegspflicht. Verschließe dich nicht der Erkenntnis, daß du teilhaft am Schicksal deines Volkes, und sei eingedenk, daß dein Vaterland Krieg führt. Gib ihm deinen Siegeswillen.

Therese Köstlin / Siegesglocken ...

Es hieß, wir hätten Gott verloren,
Irrten im Dunkel, wankende Toren.

Und ging ein Rufen: Gott ist tot.
Da kam die Not. Die heilige Not.

Riegel klirrten. Fesseln sprangen.
Auflohte das glühende Gottverlangen.

Flehend hoben sich tausend Hände:
Herrgott, hilf zum guten Ende!

Wir haben sich im Wettergrollen
Nimmer die Hände falten wollen.

Mochte nimmer mit kindischem Lallen
Dem Schicksal in die Arme fallen, . .

Sah schweigend in den heißen Tag.
Mir stockte das Lied und des Herzens Schlag : !

Siegesglocken lösten den Bann:
„Wo bist du, daß ich dir danken kann?"

Digitized by Google

Gottfried Traub / Geschichte

Kampfzeit ist die goldne Zeit der Blüte.
Ibsen

Unten rauscht die Donau mächtig daher, und die Kettenbrücken von Ofen-Pest spannen sich über den deutschen Strom. Ihre Wasser erzählen von Römern und Mongolen, Türken und Ungarn. Wie lange mag sie an ihrem Bett gegraben haben, ehe Menschen sich ansiedelten. So lange war sie Wasser, wie anderes auch. Das wurde anders, als sich Menschenblut mit ihren Tropfen mengte und Völker um ihren Besitz rangen. Nun ward sie zum geschichtlichen Strom. Die Geschichte läßt die Natur in neuem Licht erstrahlen. Sie fügt zwar äußerlich wenig hinzu; sie ordnet ein wenig daran herum und zieht gerade Linien durch Fels und Meer, wie es Menschentechnik gefällt. Aber Berge, Flüsse, Täler, Ebenen bleiben im wesentlichen, was sie sind, wenn, ja, wenn nicht die Geschichte sich drüber lagerte. Sie macht aus dem Boden eine Schöpfung. Ihr werden die Ströme zu Malzeichen und die Städte zu Denkmalen. In der Geschichte wird geopfert. Solche Opfer an Blut, Zeit, Kraft, Fleiß, Liebe drücken der Natur einen neuen Stempel auf. Auch der kühlste deutsche Forscher wird bei der Darstellung von Rhein und Elbe in seinen Empfindungen etwas mitschwingen hören, das er vielleicht gewaltsam ausschalten muß, um rein wissenschaftlich zu beschreiben. Was dem Engländer leicht würde, wäre uns fast unmöglich: die geschichtlichen Erinnerungen wegzuschieben, die sich an den Ufern aufschichten. Kein Wunder, denn unser Blut ist auch ein Tropfen des Blutes, mit dem einst dieser Boden getränkt worden ist. Die Geschlechtergemeinschaft der Kämpfer und Entdecker läßt sich nicht verleugnen. Das Blut rollt rascher, wenn es sich der Schlachten und Siege erinnert, durch welche die Heimat gewonnen und gesichert wurde. Unser Boden wird uns heilig. Man macht keinen Fetisch daraus und denkt dabei nicht an Priester. Aber er wird zum kostbarsten Besitz, weil Menschenseelen drum zitterten, Frauen bebten, Männer starben, Bräute weinten, Jünglinge fielen, Kinder zu Waisen wurden. Von diesem zitternden Leben liegt etwas auf der Erde, wo sie Geschichte trägt, ähnlich wie die Luft zittert über der Herdflamme.

Heute erleben wir das gleiche. Unser Geschlecht vergißt Ypern nie, nicht den Argonnenwald und die masurischen Seen, und Lodz und den Uzsokpaß. Was kümmerten wir uns bisher drum? Die Namen waren uns fremd; heute wie nah in Sieg und Tod! Der Mensch macht die Erde, nicht bloß die Erde den Menschen. Er erlebt mit ihr sein eigenes Werden. Wie die Erdschichten im Boden von den verschiedenen Gestaltungen der Jahrmillionen zeugen, so die Jahrtausende der Geschichte von den Schichten der menschlichen Kämpfe und Siege, die auch über- und ineinanderliegen wie die Erdmassen verschiedener Zeiträume. Aber nicht der bloße Kampf macht diese Geschichte so wertvoll. Würde er sich sinnlos übereinanderhäufen, so wäre damit nichts gewonnen. Aber wie jene Erdschichten sich allmählich lagerten, damit die Geschichte der Menschheit darauf erwächst, so treibt die Geschichte ihre Arbeit, damit der göttliche Geist sich langsam offenbare. Menschen müssen wachsen, ihn zu erfassen, und Geschlechter und Völker, ihm den Weg zu bereiten. Er kommt anders, als wir denken. Wie der Menschengeist sich so eine unansehnliche Welt wie unsere Gehirnmasse ausersah, um damit zu denken, so wird auch der Weltengeist seine Gedanken oft gerade da denken, wo wir es am wenigsten vermuten. Ueber die Art der Werkzeuge sich aufzuhalten, welche Gott beliebt, mag leicht sein. Gewinnvoller und ehrlicher ist es, seinen Gang zu sehen oder doch zu glauben. Der Sinn der Welt wird heute wieder vertieft. Neue Blüten brechen durch.

Soziale Bewegung

Vernünftige Kriegsmaßnahmen von Unternehmern und Arbeitern. Der Verein der Schuhfabrikanten in Weißenfels a. S. hat beschlossen, den größten Teil seines Vermögens zur Unterstützung der Angehörigen der zum Heeresdienst einberufenen Arbeiter seines Gewerbezweiges zur Verfügung zu stellen. Natürlich war das Vermögen ursprünglich für Zwecke des Streikschutzes angesammelt. Das Vorgehen der Weißenfelser Schuhfabrikanten ist ein neues Glied in der Kette von Wohlfahrtsmaßnahmen, zu denen deutsche Arbeitgeberverbände sich entschlossen haben, nachdem der wirtschaftliche Krieg auf dem Arbeitsmarkte durch den Volkskrieg um des Vaterlandes Sicherheit in den Hintergrund gedrängt worden ist. Aehnliche Verwendungen von Streikschutzkassen durch einzelne Arbeitgeberverbände sind schon früher bekanntgeworden. Uebrigens bleiben auch auf diesem Gebiet vernünftiger Kriegsverwendung angesammelter Geldmittel die Arbeiter hinter den Unternehmern nicht zurück. Wie das „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" berichtet, ist in einigen Bezirken der örtlichen Instanzen der Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Partei beschlossen worden, die im Maifeierfonds angesammelten Gelder zu Unterstützungsaktionen, insbesondere zur Unterstützung von Arbeitslosen und für bedürftige Angehörige der im Felde stehenden Mitglieder, zu verwenden. Die Generalkommission wie der Hauptvorstand der sozialdemokratischen Partei haben erklärt, daß sie mit Rücksicht auf die durch den Krieg geschaffene außergewöhnliche Situation nichts dagegen einzuwenden haben. Es sind demnach alle in Frage kommenden Verwaltungskommissionen berechtigt, in gleicher Weise über die Verwendung des Maifeierfonds zu verfügen.

Staatsfürsorge für stellungslose Handlungsgehilfen. Der preußische Minister des Innern, v. Loebell, hat an die Provinzialverwaltungen einen Erlaß gerichtet, in welchem er verlangt, daß stellungslose Handlungsgehilfen bei geeigneten Vakanzen zu berücksichtigen seien. Es heißt in diesem Schriftstück u. a.: Insoweit es nicht gelingen sollte, diejenigen Arbeitgeber, denen ihre wirtschaftliche Lage die Beibehaltung der Gehilfen auch in den Zeiten geschäftlichen Niederganges gestattet, durch einen Appell an ihre Opferfreudigkeit und ihre sittliche Pflicht von der Ausübung der Kündigungsbefugnis zurückzuhalten, muß jedenfalls der Versuch gemacht werden, die stellungslosen, nicht zum Heeresdienst eingezogenen Handlungsgehilfen bei der Vergebung geeigneter Arbeiten zu berücksichtigen. Ihre Verwendung wird beispielsweise im Kanzleidienst in Betracht kommen. Es geht in diesen kritischen Zeiten nicht an, daß Kommunen oder staatliche Behörden diejenigen Kräfte bevorzugen, die die billigsten sind. Freiwillige Helfer, pensionierte Beamte und ähnliche in ihrem Nahrungsstand gesicherte Personen müssen aus dem Wettbewerb zugunsten der Bedürftigeren ausscheiden. Ich ersuche Sie, diese Gesichtspunkte bei den in Betracht kommenden Stellen mit Nachdruck zu vertreten. „Das sind Grundsätze," so sagt dazu die „Deutsche Bautbeamtenztg.", „denen man nur vollen Beifall zollen kann, und es ist höchst erfreulich, daß der preußische Kultusminister den Erlaß den ihm unterstellten Behörden gleichfalls übermittelt und sie ersucht hat, in geeigneten Fällen ebenso zu verfahren. Es wäre sehr erwünscht und zu begrüßen, wenn die in Frage kommenden Ministerien der anderen Bundesstaaten gleiche oder ähnliche Anordnungen treffen würden. Schließlich würde es allgemeiner Zustimmung in den beteiligten Kreisen sicher sein, wenn die in dem Erlaß dargelegten Grundsätze auch über den Krieg hinaus und dauernd Geltung behalten würden."

Die Kriegsleistungen der großen Gewerkschaftsverbände für die Arbeitslosenunterstützung ihrer Mitglieder sind erstaunlich. Man fragt sich unwillkürlich, wieviel mehr die öffentlichen Unterstützungsverbände aufwenden müßten, wenn diese private Selbsthilfe nicht vorhanden wäre. Der deutsche Buchdruckerverband allein zahlte während der ersten vier Kriegsmonate an arbeitslose Mitglieder 2 005 827 M. aus. Allerdings hatten besonders zu Anfang die Buchdrucker über Verdienstlosigkeit zu klagen. Der November mit 279 318,30 M. erforderte die wenigsten, der September mit 633 824,15 M. die höchsten Ausgaben für Beschäftigungslose. Die von den Gauen geleisteten Zuschüsse sind bei den mehr als 2 Millionen M. noch nicht eingerechnet. Da die vier Parallelmonate von 1913 die Summe von 646 012,70 M. erforderten, so hat sich vom August bis November 1914 eine Mehrausgabe von 1 359 814,85 M. notwendig gemacht. Daß auch so gut fundierte Kassen wie die der Buchdrucker sehr Schweres durchmachen müssen, liegt auf der Hand; die Ausgaben steigen gewaltig, die Einnahmen dagegen weisen einen ganz bedeutenden Ausfall auf.

Die Befruchtung der heimischen Volkswirtschaft durch unsere Feldgrauen. Unser wirtschaftliches Leben geht seinen Gang, wir arbeiten, schaffen Güter, haben Nahrung und Verdienst. Und

den Familien unserer Soldaten helfen die Renten von Staat und Gemeinde, hilft ferner die Weitsichtigkeit und der soziale Sinn der Arbeitgeber, wie die Opferbereitschaft der Oeffentlichkeit. Im stillen aber hilft ihnen, worauf der „Militärarbeiter" mit Recht aufmerksam macht, viel mehr, als man in weiten Kreisen ahnt, die Pflichttreue und die Liebe der Soldaten selbst. Nach einer ziffernmäßigen Schätzung der Dresdner Oberpostdirektion sind im Reichsgebiet allein in dem einen Monat Oktober etwa 100 Millionen Mark durch Postanweisungen aus dem Felde in die Heimat gesandt worden. Und das ist noch lange nicht alles. Wohl die Mehrzahl der Offiziere, vielleicht auch ein Teil der Mannschaften, hat bereits vor dem Ausrücken die Verfügung getroffen, daß regelmäßig ein Teil der Löhnung direkt an die Angehörigen ausbezahlt wird, während sie selbst sich mit dem Rest begnügen. Die Summe also, die von den Eingezogenen ständig für den Unterhalt der Angehörigen erspart und abgeführt wird, ist ganz enorm; sie hilft am allermeisten dazu, daß die Familien vor Not bewahrt bleiben, daß sie ihre wirtschaftliche Selbständigkeit behaupten. Und das ist eine der großartigsten Erscheinungen dieses Krieges. Gewiß, vorn in den Schützengräben ist nicht viel Gelegenheit zum Geldausgeben, und auch etwas weiter hinten ist eine Zigarre oft ein beliebtes und wertvolleres Tauschmittel als ein Geldstück. Aber nicht das allein schafft die Höhe der Geldsendungen aus dem Felde. Sondern die Haupttriebkraft ist eben, daß auch mitten in den Wildheiten und den Schrecken des Krieges unsere Soldaten die sparsamen, soliden Wirtschafter geblieben sind, daß sie auch im Schützengraben sich als die Versorger und Ernährer ihrer Familien fühlen, verantwortlich für das Wohlergehen der Frauen und Kinder, genau wie im Frieden. Dieses Pflichtbewußtsein, dieses treue Sorgen für die auf ihren Schutz Vertrauenden, das ist das Wundervolle, das sich in diesen Postanweisungen aus dem Felde dokumentiert, und das dann sein Gegenbild findet in den zahllosen Päckchen zu 250 Gramm, die täglich den umgekehrten Weg machen, von der Heimat nach den Schützengräben, um den Treuen da draußen kleine Annehmlichkeiten und Liebesgaben zu bringen.

Heimische Arbeiterschaft und staatliche Brotversorgung. Die früher so feindseligen Bruderorganisationen, die sozialdemokratischen, christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, erlassen einen gemeinsam unterschriebenen, gleichlautenden Aufruf an die Bevölkerung Groß-Berlins, in dem es heißt: „Die arbeitende Bevölkerung hat das dringende Interesse, daß die zur Verfügung stehenden Vorräte an Brot, die zur Ernährung ausreichen, in richtiger Weise zur Verteilung gelangen. Wie aus der amtlichen Bekanntmachung ersichtlich ist, kommt auf den Kopf der Bevölkerung ein Wochenverbrauch von 2 Kilogramm Brot, mithin auf eine Familie von Mann, Frau und zwei Kindern wöchentlich 8 Kilogramm Brot, die im Laufe der Woche in den Bäckereien gekauft werden können. Die Bäckereien werden ausreichend Brot herstellen, so daß ein Mangel nicht zu befürchten ist, wenn die amtlichen Vorschriften befolgt werden. . . . Wir erwarten daher von der arbeitenden Bevölkerung, daß sie ihren Bedarf an Brot in derselben Weise sich verschafft wie bisher, so daß ein Andrang in den Bäckereien vermieden wird. Ordner, die von den gewerkschaftlich organisierten Arbeitern Groß-Berlins im Einvernehmen mit dem Magistrat Berlin gestellt werden, haben den Auftrag, darauf hinzuwirken, daß der Verkehr vor den Bäckereien sich in Ordnung vollzieht. Die Ordner sind an weißen Binden, die den Aufdruck und Stempel „Magistrat Berlin" tragen, kenntlich." — Die Tatsache, daß sich die Beauftragten der Berliner Gewerkschaftsverbände bereitwillig in den Dienst der öffentlichen Ordnung stellen, ist ebenso erfreulich, wie die zweite, daß ihre Bereitwilligkeit gern angenommen wird, und wie die dritte, daß bei diesem Auftreten kein Unterschied mehr zwischen den verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen zu erkennen ist.

Kleingartenbau und Krieg. Auf eine Eingabe des Deutschen Vereins für Wohnungsreform in Frankfurt a. M. um Bereitstellung von fiskalischem Gelände, Bewilligung von Geldmitteln und Schaffung einer Organisation zur planmäßigen Förderung des Kleingartenwesens während der Kriegszeit hat der preußische Eisenbahnminister die Eisenbahndirektionen in einem Erlaß angewiesen, die Vorschläge des Vereins in weitestem Maße zu fördern. Mit Hilfe der Dienststellenvorsteher und der Eisenbahnvereine sollen sofort die zum Kleingartenbau geeigneten Ländereien als Gartenbauland verwendet werden. Außerdem ist auf diesen Grundstücken der Kleintierzucht, vor allem der Hühnerzucht, größte Sorgfalt zu widmen. Der Minister fordert bis zum 1. April d. J. Berichte darüber, inwieweit seinen Anregungen entsprochen wurde.

Büchertisch

Ukraina und die Ukrainer. Von Dr. Stephan Rudnyckyj. Verlag des Allgemeinen Ukrainischen Nationalrates, Wien VIII, Zeltgasse 3—5. 32 S. 1,50 Kr.

Ukrainische und russische Sprache. Wissenschaftliche Beiträge. Ebenda, 28 S.

Ein Ueberblick der Geschichte der Ukraina. Von Prof. Mychailo Hruschewskyj. Verlag des Bundes zur Befreiung der Ukraina, Wien VIII, Josefstädter Straße 79. 16 S.

Der Krieg, die Ukraina und die Balkanstaaten. Von Dr. L. Cehelskyj. Ebenda, 53 S.

Wir müssen uns davor hüten, uns über die Fragen des Ostens aus einseitigen Quellen zu unterrichten, mögen diese Quellen nun den russischen, polnischen oder ukrainischen Standpunkt vertreten. Die Gefahr, in zu ukrainisches Fahrwasser zu geraten, ist aber wahrlich nicht groß, im Gegenteil, man kann wohl ohne Uebertreibung sagen, daß nur die allerwenigsten von diesem Dreißigmillionenvolk im Süden Rußlands überhaupt etwas wissen. Die vorliegenden Schriften wollen deshalb weiter nichts, als mit den allerelementarsten Tatsachen über ihr Volk vertraut machen. Die Ukrainer, die uns unter dem Namen Ruthenen oder Kleinrussen bekannt sind, wollen weder mit den moskowitischen Russen noch mit den Polen zusammengeworfen werden; sie betonen, daß sie ein selbständiges, großes Volk sind, das durch die Ungunst des Geschichtsverlaufes immer wieder in den Hintergrund gedrängt worden ist. In Volksart, Sprache, Geschichte und Kultur sind sie von ihren Nachbarn verschieden, die nur politisch glücklicher waren als sie (vgl. den Artikel von Daskaljut in Nr. 2 d. J.). Sie erwarten von dem Weltkrieg auch ihre Befreiung; aber wer von einem großen Zwischenreich zwischen Deutschland und Moskowien träumt, soll erst diese Schriften lesen und sich klar darüber werden, daß die Ukrainer den Polen gegenüber kaum mehr Freundschaft hegen als den Russen gegenüber; ihre Erfahrungen in der Geschichte und noch bis in die jüngste Zeit in Galizien lassen es nicht verwunderlich erscheinen, wenn sie sich von einem Zusammensein mit den Polen in einem Staat nicht viel Freude versprechen. Wir können uns ein großes unverbrauchtes Volk zu Freunden machen, und das mindeste, das man zu dem Zweck von uns verlangen kann, ist, daß wir uns Kenntnisse über dies Volk verschaffen. Besonders die Schrift von Rudnyckyj eignet sich ausgezeichnet zur ersten Einführung.

Rüdiger.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Dr. Ernst Jäckh. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlagsanstalt. Jedes Heft 50 Pf.

15. Gertrud Bäumer, **Der Krieg und die Frau.**
16. Graf Ernst zu Reventlow, **England, der Feind.**
17. Friedrich Lienhard, **Das deutsche Elsaß.**
18. Arnold Oskar Meyer, **Worin liegt Englands Schuld?**
19. Erich Marcks, **Wo stehen wir?**
20. Gustav E. Pazaurek, **Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk.**
21. Georg Kampffmeyer, **Nordwestafrika und Deutschland.**
22. Richard Charmatz, **Oesterreich-Ungarns Erwachen.**
23. Alfons Paquet, **Nach Osten!**
24. Ernst Jäckh, **Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft.**
25. Anton Fendrich, **Der Krieg und die Sozialdemokratie.**

Die starke Vermehrung dieser Hefte beweist, daß sie einem vorhandenen Bedürfnis entgegenkommen. Sie erfüllen weiter ihre Aufgaben: Tatsachen und Kenntnisse über am Kriege beteiligte Völker und Länder zu verbreiten, und die bei uns vorhandenen Kräfte zu wecken und anzuspornen. Jäckh faßt das knapp und klar zusammen, was er in der Hilfe und anderwärts schon lange verfochten hat; Kampffmeyer legt dar, daß wir unsere Hoffnungen auf Erhebung des Islam in Marokko, Algerien und Tunis nicht zu hoch spannen dürfen, und daß es nicht unsere Aufgabe sein kann, den Franzosen ihre nordafrikanischen Besitzungen zu nehmen, mit Ausnahme vielleicht einiger militärisch nötiger Punkte in Marokko. An unserer Ostgrenze meint Paquet ein neues Reich entstehen zu sehen, das von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer reicht; wir glauben ja auch, daß dort Veränderungen vor sich gehen werden, aber die Bewohner der Ostseeprovinzen, die Polen und die Ukrainer zu einem lebensfähigen Staat zusammenzuschließen, dürfte eine Aufgabe sein, die der von der Quadratur des Zirkels kaum nachsteht. Meyer stellt den Anteil Englands am Kriege so dar, daß es ihn nicht gewollt, aber durch seine Politik verschuldet hat. Wichtige innerdeutsche Fragen behandeln Gertrud Bäumer und Fendrich.

Rr.

Eingelaufene Kriegsliteratur

England und die Londoner Deklaration. Von Professor Dr. Heinrich Pohl. Berlin W. 10, J. Guttentag. 111 S. Mit einem Anhang deutscher und englischer Urkunden.

Der wahrhafte Krieg. Von Johann Gottlieb Fichte. Neu herausgegeben und eingeleitet von K. K. Loewenstein. Berlin, Verlag der „Zeit im Bild". 75 Pf., gebunden 1 M.

Der Krieg als Schicksal und Erlebnis. Reden über den Krieg von Johannes Müller. Heft 1. München, C. H. Beck. 50 Pf. **Der Glaube des Tapferen.** Von Heinrich Lhotzky. Stuttgart, J. Engelhorn. 2 M. **Erstes Kriegsheft der Grünen Blätter** von Johannes Müller. Schloß Mainberg, Verlag der Grünen Blätter. 1 M.

Die Freunde von Müller und Lhotzky werden sich freuen zu hören, wie diese beiden sich zum Kriege äußern.

Digitized by Google

Zur Erinnerung an Otto Zurhellen. Worte der Pfarrer Groenhoff, Foerster und Bornemann, mit dem Bilde und einer Ansprache des Verstorbenen. Frankfurt, Moritz Diesterweg. 30 Pf.

Worte des Gedenkens an einen der Besten unter den gefallenen Helden.

Kriegsandachten von Walter Nithack-Stahn. Halle, J. Frickes Verlag. 50 Pf.

Polen. Wochenschrift für polnische Interessen. Herausgeber Prof. Dr. Ritter von Jaworski. Wien VII, Burggasse Nr. 2. Einzelheft 50 Pf., vierteljährlich 6 M. **Ukrainische Nachrichten.** Mitteilungen des Bundes zur Befreiung der Ukraine. Wien VIII, Josefstädter Straße 79. Redakteur: Omelan Batschynskyj. Vierteljährlich 1,20 Kr.

Diese zwei neuen Wochenschriften bringen viel Material zur Beurteilung der östlichen Fragen, die gar nicht scharf genug auch von unserer Seite beobachtet werden können. Standpunkt und Tendenz beider Zeitschriften ergeben sich schon aus ihrem Erscheinen in Wien. Besonders hervorzuheben sind in den ersten Nummern von „Polen" die Studien zur Bevölkerungslehre Polens von Dr. Mieczyslaw Szerer.

Bonner vaterländische Reden. 4. Heft: Rud. Knopf, **Die Völker Oesterreich-Ungarns.** 5. Heft: Ernst Zitelmann, **Haben wir noch ein Völkerrecht?** Bonn, Friedrich Cohen. Je 40 Pf.

Schweizer, habt acht! Der Anglo-Französische Neutralitätsbruch und seine Bedeutung für die Eidgenossenschaft. Von einem Schweizer. München, Georg Müller. 12 S.

Allgemeine Dienstpflicht. Die natürliche Folge der allgemeinen Wehrpflicht. Von Ludwig Borchardt. Berlin W. 35, Karl Curtius. 26 S.

Der Krieg im Wandel der Jahrtausende. Verlag von Prof. Dr. v. Frisch. Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz. München, Duncker & Humblot. 42 S. 1 M.

Ein im Januar 1914 gehaltener Vortrag — seitdem hat sich alles anders entwickelt, als man gedacht hat, und Czernowitz ist in den Händen der Russen.

Deutschland! Vollend es! Ein Zukunftsbrevier von Dr. V. Curt Habicht. Hannover, Rechts-, Staats- und Sozialwissenschaftlicher Verlag. 1 M.

Was ist deutsch? Versuch einer Selbstbesinnung im deutschen Kriege. Von Dr. Ewald Geißler. Halle, Hermann Schroedel. 60 Pf.

Deutsches Ringen und Deutsches Hoffen. Von Dr. Gustav Stresemann, M. d. R. Berlin SW. 29, Reichsverlag Hermann Kalkoff. 16 S.

Warum hassen uns die Völker? Von Dr. Magnus Hirschfeld. Bonn, A. Markus & E. Weber. 80 Pf.

Vom Sinn des Krieges. Von Karl König. Stuttgart, Verlag „Die Lese". 25 Pf.

Der Krieg. Ein Gedenkblatt. Von Bürgermeister a. D. Erdsiek. Göttingen, Tageblatt. 25 Pf.

Das Seelenleben unter dem Einfluß des Krieges. Eine psychologische Skizze von Georg Wunderle. Eichstätt, Philipp Brönner. 60 Pf.

Helft den galizischen Deutschen!

Der Einbruch der Russen in Galizien und der Bukowina hat unsägliches Elend über die dort angesiedelten Deutschen gebracht.

Fast 130 Jahre haben 170 000 Deutsche inmitten von Polen und Ruthenen treue Wacht im Osten gehalten, trotz mancher Bedrängnis ihr Volkstum hochgehalten und in voller Eintracht, Katholiken und Protestanten, ihre deutsche Eigenart gepflegt und gewahrt. Das kernige und gesunde, gerade in den letzten Jahren mächtig aufblühende Leben in den deutschen Siedelungen Galiziens und der Bukowina hat der Krieg mit einem Schlage vernichtet. Hunderte von Familien konnten sich durch die Flucht nach dem Süden und Westen der Donaumonarchie retten; aber sie sind, der eigenen Hilfsmittel entblößt, auf fremde Unterstützung angewiesen. Tausende irren in den von den Russen besetzten, schwer heimgesuchten und vielfach in eine Wüste verwandelten Gebieten umher, von Haus und Hof vertrieben, der Kälte und dem Hunger preisgegeben. Sobald es gelungen ist, die Russen zurückzutreiben, muß die Not der Volksgenossen gelindert werden.

Wie die großen militärischen Unternehmungen im Osten gemeinsam von Deutschland und Oesterreich-Ungarn vorgenommen werden, so müssen auch wir Reichsdeutschen die dort ausgebrochene Not unserer Brüder zu heben suchen. Ja es ist unsere nationale Pflicht, den Deutschen dieser Gebiete zu helfen und den Fortbestand des deutschen Lebens auf dem wichtigen Vorposten im Osten zu ermöglichen.

Alle Deutschen fordern wir auf, Herz und Hand zu öffnen und an einem großzügigen Hilfswerk teilzunehmen. Sendungen an Geld und an Kleidungsstücken sind gleich willkommen. Geldsendungen sind erbeten an die Geschäftsstelle der „Hilfe" oder an die Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt in Leipzig, Kuponkasse, Brühl 75, alle Sendungen anderer Art an unsere Geschäftsstelle, Leipzig, Leibnizstraße 21.

Mit dem in Wien gegründeten Fürsorgeausschuß des „Bundes der christlichen Deutschen in Galizien" und des „Vereines der christlichen Deutschen in der Bukowina" arbeitet unser Ausschuß Hand in Hand.

Der Ausschuß für die hilfsbedürftigen Deutschen Galiziens und der Bukowina.

Seeliger. Faust. von Burgsdorff. Claß. Hartung. von Heutig. Richard Mentz. Petersmann. Raschdau. Freiherr von Seckendorff. Werthmann.

Quittung

Für Elsaß-Lothringen. Dr. Th. in Schw. 5 M., A. F. und mehrere Freunde in H. 15 M., L—u. in B. 5 M.

Für Ostpreußen. E. Thr. in M. 19 M., A. F. und mehrere Freunde in H. 15 M., Wagner im Felde 10 M.

Hilfe ins Feld und an Lazarette:

Frl. Cz. in J. 3,05 M., K. in F. 2,50 M., Frau Dr. B. in D. 2,50 M., N. N. 2 M., L. in St. 3 M., Frau T. in H. 3 M., Pfr. Dr. L. in M. 10 M., M. in B. 5 M., B. in Sch. 3 M., Sch. in E. 3 M., M in O. 3 M., Frl. L. in M. 1 M., R. im Felde 5 M., P. in M 85 Pf., Frau B. in M. 3 M., R. in D. 5 M.

Für **Kriegschronik** an Auslands-, Feld- und Lazarett-Adressen:

B. in W. 5 M., W. im Felde 2 M., Lic. Sch. in F. 1 M., Frl. E. in H. 55 Pf., K. in St. 2 M., B. in D. 2 M., Jung-Frankfurt 20 M., Frl. B. in D. 3 M., B. in D. 3 M., Frl. B. in St. 4,70 M., B. in D. 2 M., Frau Dr. St. in C. 10,05 M., K. im Felde 2 M.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Firma **B. G. Teubner, Leipzig: Bismarck und seine Zeit** von Privatdozent Dr. Veit Valentin (Aus Natur und Geisteswelt, Band 500) bei. Das Bändchen, das anläßlich des 100. Geburtstages des großen Kanzlers erscheint, gibt in scharf umrissenen Bildern eine Darstellung des Lebens und des Werkes Bismarcks. So scheint das Buch aufs beste geeignet, des eisernen Kanzlers Bild in eisernet Zeit in weitesten Kreisen wieder lebendig werden zu lassen. Aeußerlich stellt sich dieses 500. Bändchen der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" in neuem, von Professor Liemann entworfenem Einband dar. Wir empfehlen den Prospekt der freundlichen Beachtung unserer Leser.

Die
Dürerschule Hochwaldhausen
bei Lauterbach, Oberhessen
priv. Realgymn. u. Oberrealsch. mit Erziehungsheim in herrl. Waldgebirge bietet für Kinder (Knaben u. Mädchen) jeden Alters ruhig., sicher. Aufenth., gründl. Unterricht u. sorgfältige Beaufsichtigung. Angehörige finden ebenfalls Unterkunft.

Gelegenheit
zu volkswirtsch. wichtiger ländl. Betätigung für Frauen und junge Mädchen gebild. Stände, die dem Vaterlande zu dienen wünschen, bietet in dieser Zeit der
Immenhof zu Hätzel, Kreis Soltau.
Man erbitte sofort Prospekt!

11. Februar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 6

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Masse im Krieg. — **Rüdiger:** Polen ohne Staat. — **Dr. Erich Eyck:** Das Völkerrecht im Weltkrieg. — **Else Hildebrandt:** Krieg und Kultur. — **Johannes Fischer:** Vom Erleben des Krieges. — **Prof. Dr. Karl Vorländer:** Kant über England. — Eine Anzeige. — **Hans Harbeck:** Die Kriegsfreiwilligen. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Unfaßliches. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 2. Februar.

Die deutsche Heeresleitung protestiert gegen die französischen amtlichen Berichte, welche in letzter Zeit geradezu ungeheuerlich entstellte, zum Teil auch frei erfundene Angaben enthalten. Jedermann sei in der Lage, den Wert der französischen Berichte an der Hand der amtlichen deutschen Mitteilungen selbst nachzuprüfen. Besser als dieser allgemeine Protest wirkt noch immer eine etwas umständliche Richtigstellung im einzelnen.

Die Hauptsache ist eine Erklärung des Generalstabes der deutschen Marine, daß sich die friedliche Schiffahrt von der französischen Nord- und Westküste fernhalten solle, da gegen englisch-französische Kriegstransporte mit allen zur Verfügung stehenden Kriegsmitteln vorgegangen werden solle. Dem Handel nach der Nordsee wird der Weg um Schottland empfohlen. Es wird also nun weiter Ernst gemacht mit der Störung feindlicher Schiffahrt durch Unterseeboote! Die Schlacht von Flandern verlegt sich auf das Wasser. Heil den tapferen Fahrern!

Mittwoch, 3. Februar.

In einem Gespräch mit dem Schriftsteller Ganghofer sagt der Deutsche Kaiser: „Wenn man im Auslande von mir sagt, ich hätte die Absicht, ein Weltreich zu gründen, so ist das der heiterste Unsinn, der je über mich geredet wurde." Dabei kann sich der Kaiser auf 25 Jahre eines friedlichen Regimentes berufen; ohne die Herausforderung der russischen Herrschaftsbestrebungen auf dem Balkan und der englischen Umschließung aller Erdteile würde weder Kaiser Wilhelm II. noch das deutsche Volk je an einen Weltkrieg gedacht haben. Auch wird dem Deutschen Kaiser immer gegenwärtig sein, daß die Deutschen unter Zurechnung der österreichischen deutschen Bevölkerung nur etwa 5 Prozent der gesamten Menschheit ausmachen. Den tatsächlichen Versuch, mit weniger als 3 Prozent die Menschheit zu leiten, machen nur die Engländer. Jetzt aber opfern sie vieles von dem, was sie als Führer der weißen Rasse in Jahrhunderten aufgebaut haben, denn die täglich wachsende gegenseitige Zerfleischung der europäischen Nationen muß das Selbstgefühl und die Herrschaftsansprüche aller schwarzen, gelben und mischfarbigen Erdbewohner ins Ungemessene steigern.

Ueberall wird von den deutschen Unterseebooten und ihrer Blockade der englischen und französischen Küste gesprochen. Eine vollkommene Blockade im Sinne des Seekriegsrechtes läßt sich selbstverständlich mit einer Anzahl von Unterseebooten nicht zuwege bringen, aber auch die sogenannte englische Blockade bedeutet keineswegs eine undurchdringliche Abschließung. Einen Erfolg haben die deutschen Angriffe schon sichtbar gehabt, nämlich die Betriebseinstellung zahlreicher englischer Küstenfahrten und die Erhöhung der Frachten und Versicherungsprämien um 30 bis 50 Prozent.

Von der östlichen Kampffront ist das Wichtigste die Aufhaltung oder Zurückweisung der russischen Kavallerieangriffe nördlich der Weichsel. An der Bzura und östlich davon wird weiter gekämpft. 4000 Gefangene. Die Oesterreicher besetzen vereint mit den Deutschen weitere Punkte in den Karpathen.

Donnerstag, 4. Februar.

Der „Reichsanzeiger" veröffentlicht eine Bekanntmachung, daß die Gewässer rings um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet erklärt werden. Vom 18. Februar an werden feindliche Kauffahrteischiffe, die in diesem Kriegsgebiet angetroffen werden, zerstört, ohne daß es immer möglich sein wird, die dabei der Besatzung und den Passagieren drohenden Gefahren abzuwenden. Neutrale Schiffe werden gewarnt, können aber nicht gesichert werden, da die englische Regierung am 31. Januar den Mißbrauch der neutralen Flagge in einem geheimen Erlaß geraten hat. Die Schiffahrt nördlich von England und an der holländischen Küste bleibt unbehelligt. Das ist nun der ganze volle Seekrieg, wie er in alten Zeiten war! Von den ohne Rettung der Mannschaft versenkten Schiffen erfährt England erst etwas, wenn sie überfällig werden. Natürlich spielen dabei unsere Unterseeboote beständig auf Tod und Leben. Sie wollen es gar nicht anders.

Eben an diesem Tage der letzten erhöhten Kriegserklärung kommt vom fernen Südarabien die frohe Botschaft, daß die Reste der Besatzung unserer „Emden" in Hodeida am Roten Meere glücklich auf türkischem Boden gelandet sind. Heil und Willkommen! Von Hodeida aus können diese weltfahrenden Kameraden noch einiges Weitere erleben, ehe sie an Suez vorbei zur Heimkehr gelangen. Es gibt gerade da hinten zu tun.

Unsere neugebildete Schneeschuhtruppe ist in den Vogesen aufgetreten und hat sich erfolgreich gegen französische Jäger gehalten.

Der offizielle deutsche Heeresbericht redet heute zum ersten Male amtlich davon, daß in den Karpathen deutsche Kräfte Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Armeen kämpfen. Jetzt stehen unsere Brüder von Memel bis an die rumänische Grenze, ein Aufmarsch, wie er nie vorher dasein konnte.

Freitag, 5. Februar.

Da ich am Lehrkursus für Volksernährung im Krieg beteiligt bin, lebe ich einige Tage mehr in Brot-, Fleisch- und Kartoffelproblemen als in Fragen der auswärtigen Politik. Die Brotfrage ist aber auch auswärtige Politik im vollen Sinn des Wortes, denn wenn wir nicht essen können, können wir auch nicht kämpfen. Unsere Regierung hat aus Rücksichten auf das Ausland viel zu lange gezögert, das ganze Volk mit dem Ernst der Lage bekannt zu machen.

Digitized by Google

jetzt gilt es offen zu reden, damit wir uns einschränken und dadurch reichen. Wenn weitergegessen wird, wie in den ersten sechs Kriegsmonaten, so ist alle Hingabe unserer Truppen vergeblich.

Japan hat an China eine offizielle Note gesendet, nach der alle deutschen Rechte betreffend Schantung an Japan übertragen werden sollen: Bergwerksrechte, Eisenbahn. Die Japaner wollen ihren Raub sicher haben, solange die übrige Welt beschäftigt ist.

Es schneit. Ungarn erscheint unseren durchfahrenden Truppen wie eine weiße Wüste. Die Karpathen sind dicht eingeschneit. Trotzdem wird weitergekämpft. Die deutsche Militärkleidung ist nicht immer ganz für den Winter eingerichtet. Ungarische Schaffellkamisols.

Die Engländer zerbrechen sich den Kopf, woher die deutschen Unterseeboote das zur Maschinenfeuerung notwendige Oel erhalten, ob durch Begleitschiffe unter neutraler Flagge oder gar eine verborgene Oelstation an der irischen Küste. Wir wissen es auch nicht, aber irgendwie wird es gemacht. Eine Anfrage im englischen Oberhaus hält sogar für möglich, daß ein verdächtiger Oeldampfer aus Manchester stammt. Mit dem englischen Dampfer „Viknor" sind 194 Unteroffiziere und Seesoldaten und außerdem noch 80 Matrosen versenkt worden. Der „Temps" bringt eine Liste von 12 französischen und englischen Handelsschiffen, von denen jede Nachricht fehlt: 68 000 Tonnen. Meist waren es Schiffe, die nach Südamerika gingen.

Bei Bolimow, westlich von Warschau, wird täglich erbittert weitergefochten. Beide Seiten wissen, was von ihrer Energie abhängt. Zahl der Gefangenen vom 1. bis 5. Februar: 26 Offiziere und 6600 Mann.

Interessantes Gespräch über innere Verhältnisse von Oesterreich und Ungarn. Jeder Beurteiler steht auf einem etwas anderen Standpunkt. Es sei wünschenswert, daß insbesondere den Tschechen eine Zusage darüber gemacht werde, daß ihr Eintreten für den Bestand der Monarchie günstig für ihre nationale Entwicklung wirken werde. Sonst seien weitere Zeichen der Unsicherheit nicht zu vermeiden. Die Kampfesgemeinschaft mit Deutschland erwirkt auch bei solchen österreichischen Slawen, die nicht panslawistisch sind, Besorgnisse vor neuen Nationalitätsstreiten nach dem Krieg. Es versteht sich von selbst, daß die Mehrheit der Deutschböhmen darüber anders denkt, aber immerhin ist es richtig, daß wir uns gewöhnen, mehr als bisher die Sache auch vom Standpunkt anderer österreichischer Volksgruppen aus anzusehen, denn der mitteleuropäische Bund beruht auf der militärischen Mitwirkung aller Staatsbürger der Doppelmonarchie. Aeußerungen, daß es sich um einen Lebenskampf zwischen Germanentum und Slawentum handle, sind innerhalb Oesterreichs oft viel anders verstanden worden, als sie in Deutschland gemeint waren. Richtig ist: Entscheidungskampf zwischen Mitteleuropa und Rußland.

Sonnabend, 6. Februar.

Guter österreichischer Bericht über Bukowina und Karpathen.

Das russische offiziöse Blatt „Birschewija Wjedomosti" schreibt, es sei durchaus nicht an einen Separatfrieden zwischen Rußland und Deutschland oder Oesterreich-Ungarn zu denken. „Der Friede mit Deutschland wird nur nach dem endgültigen Siege über den Germanismus geschlossen werden, denn nur in diesem Falle wird in Europa eine wirkliche dauernde Ruhe herrschen." Weiterhin wird ausgeführt, daß ein Friede mit Oesterreich-Ungarn so aussehen müsse, daß er für Oesterreich unannehmbar sei, denn er müsse nicht nur serbische und montenegrinische Forderungen enthalten, sondern auch die innere Lage der österreichisch-ungarischen Slawen von Grund aus verändern. Auf diese Weise wird um die österreichisch-ungarischen Slawen geworben.

Nach einer schwedischen Meldung hat die britische Admiralität sämtliche Handelshäfen des vereinigten Königreiches für befestigte Plätze erklärt. Das geschieht, wenn die Nachricht zutreffend ist, zweifellos, um die neutralen Schiffe unter absolutes Kriegsrecht zu stellen und die militärische Kontrolle auch auf die kleinen Schlupfwinkel auszudehnen. Für unsere Kreuzer hat es den Vorteil, daß sie von nun an kaum mehr in Gefahr kommen, „unbefestigte Plätze zu beschießen". Bei einer Anzahl von englischen Häfen sind Seezeichen und Leuchtfeuer hinweggenommen worden. Altengland lernt es langsam kennen, was Krieg ist!

Dadurch, daß die Nachricht von der Einnahme der Stadt Fez durch die Marokkaner von der Pariser Zeitung „Matin" übernommen wird, darf sie als bestätigt gelten. Die allgemeine Bewegung der Mohammedaner wendet sich also doch mit Erfolg auch gegen die Franzosen. In Marokko befinden sich etwa 4000 deutsche Kriegsgefangene. Dort ansässige Deutsche sind mit und ohne Rechtsformen vergewaltigt worden.

Der Kaiser hat sich über Czenstochau auf den östlichen Kriegsschauplatz begeben.

Sonntag, 7. Februar.

Sehr wichtig für die weitere Haltung Rumäniens ist das Auftreten der Russen in der Bukowina. Nach einer Inspektion des Generalgouverneurs Graf Bobrinski wurde bekanntgegeben: russische Amtssprache, nur russische Zeitungen, politische Vereine aufgehoben, in den öffentlichen Lokalen darf nicht politisiert und über den Krieg gesprochen werden. Zeitungseinfuhr aus Rumänien wird verhindert. So sieht die „Befreiung der Rumänen vom österreichischen Joche" aus. — In Warschau sind 40 angesehene Polen verhaftet worden; dasselbe Bild!

Der russische Finanzminister Bark reist bei den reicheren Verbündeten herum und sucht nach Geld. Einem Mitarbeiter des „Temps" sagte er, leider erleide der russische Staatshaushalt durch Ausfall der Branntweinsteuer eine Mindereinnahme von 940 Millionen Mark, er hoffe indes, die brüderliche Hilfe Englands und Frankreichs werde dazu beitragen, den Uebergang zu überwinden. Frankreich würde zum Beispiel den russischen Kornvorrat abkaufen, der in Wladiwostok lagere. Die Verbündeten sollen auf einen normalen Kurs des Rubels hinarbeiten. Wie man das macht, wird nicht gesagt. Die Einkäufe der Entente sollen gemeinsam gemacht werden. Das scheint so gedacht zu sein, daß der Russe gestatten will, daß die anderen für ihn bezahlen.

Aus Afrika erhalten wir zwei ungünstige Nachrichten, müssen dabei aber immer im Gedächtnis behalten, daß Europa aus ganz Mittel- und Südafrika nur genau so viel erfährt, als es den Engländern erwünscht ist. Ein Kabeltelegramm meldet, daß vor wenigen Tagen landeinwärts in Kamerun ein englischer Sieg erfochten sein soll, der die Einschließung der Deutschen vorbereitet. Wie es mit dem Sieg beschaffen ist und welche Folgen er hat, kann abgewartet werden. Zunächst ist es wunderbar, daß nach mehr als sechs Monaten gerade in der schwierigen Kolonie Kamerun die deutschen Truppen noch kämpfen können. In Kapland hat sich der Burenführer Kemp mit 557 Mann ergeben; wie es mit Maritz steht, ist nicht bekannt. Daß es schwierig ist, die verschiedenen Burenführer einheitlich zusammenzuhalten, ist leider eine alte Erkenntnis, die schon vor 15 Jahren gemacht wurde.

Montag, 8. Februar.

In der Bukowina haben die Verbündeten erneute Fortschritte zu verzeichnen und sind bis Kimpolung vorgedrungen. Die Staatstreue der in Ungarn seßhaften Rumänen wird durch den Bischof von Großwardein in einem Hirtenbrief gekräftigt, in dem er darauf hinweist, wie tapfer die ungarländischen rumänischen Soldaten gekämpft haben; er spricht von den Leiden, die die Rumänen von Marmaros und der Bukowina infolge der Russeneinbrüche zu erdulden hatten, und teilt die bevorstehende Säuberung der Bukowina mit.

Der deutsche Botschafter in den Vereinigten Staaten von Nordamerika teilte der Regierung mit, daß Deutschland nicht beabsichtige, amerikanische Schiffe zu belästigen oder zu nehmen, die Lebensmittel für die bürgerliche Bevölkerung der kriegführenden Staaten geladen haben. Das Staatsdepartement soll nach einer Meldung der „Morning Post" einen Protest an die deutsche Regierung senden wollen, der sich gegen die Aufrichtung einer Kriegszone in englischen und französischen Gewässern wendet. Ohne Zweifel wird

Digitized by Google

dieser Protest dahin zu beantworten sein, daß die Engländer dasselbe Verfahren vor uns in der Nordsee eingeführt haben. Viel Unfug wird in der Presse aller gegnerischen Länder mit dem Wort „Blockade" getrieben. Man holt ältere und neuere völkerrechtliche Abmachungen über das Blockaderecht hervor und behauptet, daß eine Blockade durch einzelne auftauchende und verschwindende Unterseeboote nicht hergestellt werden könne. Weil nun der Krieg der Unterseeboote keine Blockade in altem Sinne sei, so müsse er als Seeräuberei betrachtet werden. Dabei wird vergessen, daß mit jedem neuen Kriegsinstrument sich auch das Kriegsrecht von selber umgestaltet. Was übrigens das Wort Seeräuberei anlangt, so haben die Engländer wenig Veranlassung, große Töne zu reden; denn die Grundlagen ihrer Weltmacht sind durch das Auflauern auf spanische Schiffe gelegt worden und bis in den zweiten nordamerikanischen Freiheitskrieg hinein hat England mit damaligen Mitteln genau das getan, was von ihm jetzt als größte Sünde vor den Richterstuhl Gottes und der Menschlichkeit gerufen wird. England ist es gewesen, das sich noch vor wenigen Jahren bei der Londoner Konferenz über das Seerecht dem stärkeren Schutze der Kauffahrteischiffe nicht angeschlossen hat, weil gerade das aristokratische Haus der Lords die Traditionen der englischen Machtgewinnung nicht verleugnen wollte. Die ganze internationale Diskussion über diesen Punkt vergleicht sich in etwas den längst vergangenen Debatten, ob es erlaubt sei, mit Hinterladern zu schießen, oder ob der moralische Mensch sich nur des Vorderladers bedienen dürfe.

Wie groß der bisherige militärische Erfolg des Unterseebootkrieges ist, kann nicht festgestellt werden, da ein Verzeichnis der versenkten Schiffe nicht vorliegt. Der wirtschaftliche Erfolg aber liegt schon einigermaßen zutage in der Erhöhung der Frachten und der Brotpreise in England. Die Fracht von den La Plata-Staaten nach London wird mit der ganz außerordentlichen Summe von 75 Schilling pro Tonne angegeben. Ueber die Londoner Getreidepreise lesen wir, daß in dieser Woche der Preis für den Quarter Weizen, der im Frieden 35 Schilling betrug, auf 60 Schilling erhöht werden wird (1 Quarter = 290,8 Liter).

Dienstag, 9. Februar.

Zwischen Engländern und türkischen Arabern finden dauernd Kämpfe im südlichsten Teile von Mesopotamien statt, über deren Einzelverlauf wir hier nicht sehr viel wissen können, weil alles Ziffernmäßige fehlt und die Phantasie der Wüste auch am Schat-el-Arab vorhanden ist. Etwas deutlicher sind die Vorkommnisse am Suez-kanal. Es ist von beiden Seiten her festgestellt, daß die Vorhut regulärer türkischer Truppen bis nahe an den Ostrand des Kanals vorgedrungen ist. Wir nehmen nach italienischen Berichten an, daß es sich um etwa 30 000 Mann handelt, die der später nachrückenden türkischen Suezarmee den Weg bereiten. Von diesen Truppen wird eine Wüstenbahn gebaut, deren Ausgangspunkt Maan ist, und zu der, wie man hört, Material von der französischen Libanonbahn verwendet wird. Alle Nachrichten über Senussi und Sudanneger sind mit Vorbehalt aufzunehmen. Es bestätigt sich aber, daß die Senussi den Italienern keinen Schaden tun und mit ihren Kamelen gegen Aegypten vorgehen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 2. Februar.

Die Berichte aus dem Felde treten in den Zeitungen zurück gegen die Erörterung der Versorgungsfrage. In Berlin sind wir in dem Uebergangsstadium zwischen Rationierung der Bäcker und Rationierung des Publikums. Solange nur die Bäcker rationiert, d. h. auf drei Viertel ihres bisherigen Mehlbezuges gesetzt werden, sind Mißstände unvermeidlich. Die Bäcker selbst sind (Versammlung des Zweckverbandes der Bäckermeister) für die Ausgabe von Brotmarken, um dem heiklen Auftrag, ihrerseits die Dreiviertelmenge gerecht unter ihre Kunden zu verteilen, zu entgehen. Die Bäcker wünschen ferner, daß der Verkauf von Hefe und künstlichen Backmitteln an das Publikum verboten wird, um die Hausbäckerei einzuschränken, ein Wunsch, der manches Bestechende hat, aber allerdings die wünschenswerte Einrichtung von fleischlosen Tagen und Schiebung der Mehlspeise in die Hauptmahlzeit erschweren würde. Das Brot ist teurer geworden: das Kilogrammbrot kostet 45 Pfennig.

Im Ausland hat die Brotverordnung imponiert. Sie wird als eine Kraftprobe für die Volksstimmung („Times") angesehen, und man bewundert schließlich, daß Deutschland sich diese Kraftprobe leisten kann. Natürlich erklärt nach der Beschlagnahme die feindliche Presse alles Getreide für unbedingte Konterbande.

Es ist interessant, daß, während ein großer Viehauftrieb erwartet wird, die Schweinepreise auf eine nicht dagewesene Höhe steigen. Der Preis von über 1 M. Schlachtgewicht ist in Berlin seit Menschengedenken nicht dagewesen. Der Deutsche Fleischerverband erklärt seine Stellung zu der Fleischversorgungsfrage in folgender Entschließung:

Die Fleischer-Innungen werden vom Vorstande des Deutschen Fleischer-Verbandes ersucht, den Stadt- und Gemeindeverwaltungen, wenn sie zur Sicherung der Fleischversorgung gleichfalls Vorräte an Schweinefleisch-Dauerwaren ansammeln wollen, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, erwarten aber, daß die Anschaffung, Bearbeitung und Wiederveräußerung lediglich durch das Fleischergewerbe erfolgt. Zur Förderung der erweiterten Aufgaben ist es notwendig, daß für eine möglichst weitgehende Beurlaubung von eingezogenen Fleischern sowie für die Bereitstellung von Krediten an die schlachtenden Fleischer in nächster Zeit Sorge getragen wird. Falls die Schweinepreise infolge der städtischen Nachfrage über 1 Mark für Schlachtgewicht steigen, sollten die Vorratssammlungen unterbrochen oder aufgegeben werden.

Uebrigens wird es vollkommen deutlich, daß unsere Agitation im Publikum genutzt hat. Die Butter wird 10 Pfennig billiger, und der Verein Berliner Butterkaufleute richtet Zuschriften an die Zeitungen, daß noch kein Anlaß sei, den Butterverbrauch einzuschränken usw. Das ist ein exakter und sehr ermutigender Beweis für eine ziemlich breite Wirkung der Aufklärungsarbeit; man sieht die Möglichkeit, auf die Art doch zur Verschiebung der Produktion beizutragen, während man sonst selbst diese Möglichkeit sehr bescheiden beurteilt hat.

Mittwoch, 3. Februar.

Heute begann der Rednerkursus für Volksernährung. Unerwartet riesenhafter Andrang. Nur ein kleiner Bruchteil der von den Verbänden angemeldeten Redner kann angenommen werden (von unseren Frauenverbänden etwa 10 Prozent). Plenarsaal des Abgeordnetenhauses mit allen Tribünen übervoll. Es sind von allen Organisationen Vertreter da — vom Bund der Landwirte bis zu den freien Gewerkschaften. Man sieht das auch an den Typen. Der Krieg verbindet die Menschen in ganz neuen Gruppen: „Die deutschen Redner". Uebrigens mußten gleich im Anfang die Zurufe und Beifallskundgebungen verboten werden, durch die sich die Zuhörer als sachkundige Versammlungstechniker allzu lebhaft betätigten. Man hat das sichere Gefühl, daß es ein richtiger Gedanke war, diesen Kursus zu veranstalten und die deutsche Redekraft systematisch der Volksaufklärung dienstbar zu machen. Wäre eine solche Veranstaltung in einem anderen Lande möglich? Bestimmt nicht. Wir sind das Volk der Zentralisation und des Gemeinsamkeitseifers.

Wie oft hat man alle die Tatsachen gehört, die von den Lehrern — im ganzen den Mitarbeitern des Eltzbacherschen Buches — vorgetragen wurden. Und doch werden sie einem immer wieder in neuer Weise lebendig. — — —

Der „Vorwärts" veröffentlicht folgende Erklärung:

Die sozialdemokratische Fraktion des Deutschen Reichstages hat in ihrer Sitzung am Dienstag nach eingehender Besprechung folgenden Beschluß gefaßt:

„Die Fraktion schließt sich der über die Abstimmung Liebknechts abgegebenen Erklärung des Fraktionsvorstandes vom 2. Dezember 1914 an. Sie verurteilt den von Liebknecht begangenen Disziplinarbruch aufs schärfste.

Sie weist die von ihm verbreitete Begründung seiner Abstimmung als unvereinbar mit den Interessen der deutschen Sozialdemokratie entschieden zurück.

Digitized by Google

Ebenso verurteilt sie die von Liebknecht im Ausland verbreiteten irreführenden Mitteilungen über Vorgänge innerhalb der Partei.

Da der Fraktion nach dem Organisationsstatut nicht die Handhabe zu weitergehenden Maßnahmen zusteht, so muß sie die endgültige Entscheidung dem nächsten Parteitag anheimstellen."

Die Fraktion hat weiter beschlossen:

„Die Abstimmung der Fraktion im Plenum des Reichstags hat geschlossen zu erfolgen, soweit nicht für den einzelnen Fall die Abstimmung ausdrücklich freigegeben ist.

Glaubt ein Fraktionsmitglied nach seiner Ueberzeugung, an der geschlossenen Abstimmung der Fraktion nicht teilnehmen zu können, so steht ihm das Recht zu, der Abstimmung fern zu bleiben, ohne daß dies einen demonstrativen Charakter tragen darf."

Donnerstag, 4. Februar.

Südekum und Göhre sind als Kriegsfreiwillige in das Heer eingetreten.

Reichstagsabgeordneter Dr. Liebknecht veröffentlicht gegen die ihm ausgesprochene Fraktionsrüge folgende Erklärung im „Vorwärts": „1. Ich habe gegen die Kriegskredite gestimmt, weil die Bewilligung der Kriegskredite nach meiner Ueberzeugung nicht nur den Interessen des Proletariats, sondern auch dem Parteiprogramm und den Beschlüssen internationaler Kongresse schroff widerspricht, und weil die Fraktion nicht berechtigt ist, einen Verstoß gegen Programm und Parteibeschluß vorzuschreiben. Ich habe diesen meinen Standpunkt dem Fraktionsvorstand in einem Briefe vom 3. Dezember v. J. dargelegt. 2. Irreführende Mitteilungen über Parteivorgänge habe ich nicht verbreitet. Die Fraktion, die zur Fassung eines Beschlusses über diesen Punkt gar nicht zuständig war, hat meinen Antrag, die Entscheidung hierüber bis zu einer gründlichen Aufklärung über allerhand Behauptungen auszusetzen, abgelehnt."

Wir hatten am Abend eine Besprechung mit unseren Kommissionsleiterinnen im Nationalen Frauendienst über die Mietsfrage. Viele unserer Mitarbeiterinnen sind bei den Mieteinigungsämtern tätig; ich hätte so gewünscht, daß viele diese Besprechung hätten hören können, weil sie ein ganz besonders guter Beweis für die Tüchtigkeit der geleisteten Kriegsarbeit war. Als eine sehr bedauerliche Lücke des Kriegsgesetzes für den zahlungsunfähigen Mieter, der im Felde steht, wurde bezeichnet, daß dieser Schutz nur den Angehörigen der „mobilen" Truppen gilt, das heißt nach der Auslegung denen im Frontdienst, ebenso, daß der Schutz dann versagt, wenn die Frau mithaftbar den Kontrakt unterzeichnet hat. Heute abend stand eine Notiz in der Zeitung, die unsere Erfahrungen durchaus bestätigen. Sie heißt:

„Unlautere Machenschaften bei Erlangung der Mietbeihilfe. Wie in Charlottenburg, so ist auch in Berlin verschiedentlich festgestellt worden, daß Vermieter sich der städtischen Unterstützungskommission gegenüber, um die Mietbeihilfe zu erlangen, verpflichten, einen bestimmten Betrag der Miete nachzulassen, daß sie aber trotzdem diesen Betrag nachträglich außerdem von dem Mieter fordern, obwohl ihnen bekannt ist, daß die städtische Mietbeihilfe nur bei Gewährung eines angemessenen Mietnachlasses zugebilligt wird. Ein derartiges Verfahren ist selbstverständlich ganz unzulässig und widerspricht den Grundsätzen von Treu und Glauben."

Unsere Mitarbeiterinnen sind der Meinung, daß den Machenschaften dieser dunklen Ehrenmänner mit Erfolg nur dadurch begegnet werden kann, daß der Hausbesitzer der Quittung im Mietsbuch vor der Kommission einen Vermerk hinzufügen muß, daß er abgefunden ist. Interessante Beobachtung an den Formularen: es muß jedesmal die monatliche Miete und der wöchentliche Arbeitsverdienst untereinander geschrieben werden. Das ist meist dieselbe Ziffer.

Freitag, 5. Februar.

Heute war im Rednerkurs der landwirtschaftliche Tag mit dem Rektor der landwirtschaftlichen Hochschule Lemmermann, Professor Zuntz, Oekonomierat Warmbold. Bei Behandlung der Düngungsfragen bekam man einen Begriff von den Riesenanforderungen, die jetzt an die Landwirtschaft gestellt sind, und von der Fähigkeit, die sie kraft ihres wissenschaftlichen und technischen Unterbaues besitzt, sich diesen Forderungen anzupassen. Und dann: wie sehr beruht die Entwicklung unserer Landwirtschaft auf Einfuhr: Dünge- und Futtermittel.

In den Fraktionsvorstand der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion wurde an Stelle des ausgeschiedenen Abgeordneten Ledebour der Abgeordnete Hoch gewählt. Als Etatsredner wurden Haase und Scheidemann bestimmt. Im Anschluß an die im „Vorwärts" veröffentlichte Erklärung Liebknechts faßte die Fraktion folgenden Beschluß:

„Die Fraktion weist die Behauptung, daß die Bewilligung der Kriegskredite den Interessen des Proletariats, dem Parteiprogramm und den Beschlüssen der internationalen Kongresse widerspricht, mit aller Entschiedenheit zurück. Was die Verbreitung irreführender Mitteilungen an das Ausland durch Genossen Liebknecht betrifft, so wurde mehr als genug festgestellt, um den Beschluß der Fraktion zu rechtfertigen."

Zum Rücktritt Ledebours hat die Fraktion durch folgende Erklärung Stellung genommen:

„Die Fraktion erklärt den von Ledebour gegen die Geschäftsführung des Fraktionsvorstandes erhobenen Vorwurf der Verschleppungs- und Vertuschungspolitik als jeder tatsächlichen Grundlage entbehrend und verurteilt sein Vorgehen aufs schärfste."

Sonnabend, 6. Februar.

Die Magistrate haben die Einführung von Brotkarten für Groß-Berlin nunmehr beschlossen.

Der letzte Tag des Rednerkurses. Er wird gewiß Gutes schaffen.

Abends hatten wir noch eine Zusammenkunft der weiblichen Teilnehmer. Sehr notwendig wird sein, daß jetzt der Aufklärungsdienst organisiert wird, damit nicht das gesammelte Kapital an Sachkenntnis verpufft. Es müßten Landes- und Provinzzentralen für Anmeldung und Versand von Rednern geschaffen werden, an die sich Vereine und Verwaltungen wenden können. Außerdem muß eine Organisationszentrale im Ministerium des Innern und eine Zentrale für sachliche Beratung geschaffen werden, die auch Erfahrungen austauscht, neue Auskünfte erteilt und Flugschriften usw. versendet. Das alles waren die dringenden Wünsche der Frauen.

Sonntag, 7. Februar.

Die Kommunalverbände werden durch Bundesratsverfügung ermächtigt, Deklarationspflicht und Enteignungsrecht für alle Mehlvorräte über 25 Kilogramm einzuführen. Sehr gut!

Der Besuch unserer Hilfsstellen sinkt dauernd. Wir können jetzt die Bureaustunden verkürzen. Beweis, daß die gewährten Kriegsunterstützungen und der Rückgang der Arbeitslosigkeit die Leute instand setzen, ohne besondere Hilfe durchzukommen.

Die Karthoteken unserer Kommissionen werden einmal ein ganz hervorragendes Material für soziale Studien sein.

Besuch einer einfachen Frau, einer alten Familienbekanntschaft, die ihren Sohn vor dem Auszug ins Feld präsentiert. Es ist von einer anderen Mutter die Rede, der es so unsagbar schwer wird, den ihren hinzugeben. „Ich weiß nicht," sagt unsere alte Hausmeistersfrau gelassen, „ich kann mir nu dabei nich so viel denken. Das muß doch sein. Unser Kaiser hat doch auch fünf dabei." Der Junge könnte als Schlosser gehen. Dann wäre er nicht so gefährdet. Aber das will er nicht, und sie auch nicht. „Nee, sag ich immer zu ihm, geh du man richtig mit rein. Sonst, wenn nachher die andern erzählen können, dann ärgerst du dich dein ganzes Leben lang."

Montag, 8. Februar.

Mir kommt das Programm der „9. Musikalischen Andacht" in der Kathedrale von Laon in die Hände. Ueberschrift: „Laon (Nordfrankreich)), in der Zeit des großen Krieges". Choralvorspiel Bach: „Wachet auf ruft uns die Stimme". Dann singt die Zuhörerschaft stehend die Geibelsche Umdichtung des Chorals. Der Deutsche Kriegs-Männerchor Laon singt das Gluckische Gebet „Leih aus Deines Himmels Höhen" und das Mozartsche Weihelied: „O Schutzgeist alles Schönen steig hernieder". Orgel- und Violinsoli (Liszt, Händel) und eine Baritonarie aus dem Paulus und dem Judas Makkabäus. Zum Schluß gemeinsamer Gesang des Niederländischen Dankgebets.

Wir Barbaren!

Digitized by Google

Naumann / Die Masse im Krieg

Je länger der Krieg dauert, desto mehr wird er ein Krieg der Massen. Alle kriegführenden Nationen holen ihre letzten Kräfte heraus: Reserve, Landwehr, gedienter Landsturm (zweites Aufgebot), Ersatzreserve und ungedienter Landsturm. Alle Kasernen sind voll von nachzuschiebenden Truppen, die natürlich an Körperkraft der ersten Auswahl nicht gleichwertig sein können, die aber in ihrer überwältigenden Mehrzahl mit Freudigkeit ihre vaterländische Pflicht erfüllen wollen. Lange Eisenbahnzüge rollen nach Westen und Osten, alles Männer, die nicht davor zurückschrecken, dem Tode ins Angesicht zu sehen. Wir grüßen euch, ihr Treuen und Tapferen! Wir wünschen euch Sieg und Heimkehr! Denen aber, die sterben müssen, wünschen wir, daß ihre letzten Gedanken froh sind, umflossen von der Hoffnung für eine Zukunft, die solcher Opfer wert ist.

Ein de artiges Aufgebot der Masse hat es vorher nie gegeben. Das Volk steht auf! Das weite breite gute Volk errettet den Staat. Wer liegt denn monatelang in den Schützengräben? Wer geht auf Patrouille, wer schaufelt im Erdreich, wer schleppt die Bretter, wer trägt die Verwundeten, wer baut die Hütten, wer füttert und säubert die Pferde, wer stemmt sich hinter die Räder, wer ist geduldig im Kugelregen? Das Volk!

Die Offiziere opfern sich, die Unteroffiziere gehen voran, aber um sie herum, vor ihnen, nach ihnen, mit ihnen, der Mann, der im Frieden ein Gemeiner genannt wurde. Auf seiner Anzahl beruht die Durchführbarkeit der Feldzugspläne. Er geht, nachdem der erste Schreck überwunden ist, an seine Kriegsarbeit, wie er zur Maschine ging oder auf den Acker. Alle Berichte sind darin einig, daß die Ruhe der selbstverständlichen Pflichterfüllung großartig ist. Alle Heerführer bekunden ihre unbedingte Hochachtung vor der Masse.

Wie weit liegen heute die gewöhnlichen Klagen hinter uns, daß das Volk unerzogen sei! Wenn es gut geführt und achtungsvoll behandelt wird, so ist es tadellos gut. Keine andere Nation hat ein so kräftiges, anspruchsloses Menschenmaterial, bei dem gleichzeitig so viel Verstand und guter Wille vorhanden sind als im deutschen Heere.

Ein Drittel dieser Soldaten, vielleicht sogar etwas mehr, waren und sind deutsche Sozialdemokraten. Das darf nicht vergessen werden, wenn man sie in Zukunft richtig bewerten und behandeln will. Die deutsche Sozialdemokratie ist eine der festesten Stützen der Vaterlandsverteidigung. Man stelle sich nur einmal vor, die Sozialdemokraten seien wirklich so, wie sie aus innerpolitischer Befangenheit oft dargestellt wurden, welches unübersehbare Unglück für Deutschland würde das sein! Man braucht dabei gar nicht an Revolution zu denken, denn diese ist unter Kriegsrecht eine Unmöglichkeit, sondern es genügt, sich passiven Widerstand, Unwillen, Unbotmäßigkeit auszudenken, um zu wissen, wie anders glücklicherweise die Wirklichkeit ist als die Träume der Befangenen von ehedem.

Es liegt jetzt im Kriege viel Last auf dieser Masse des Volkes, denn alle Kriegssorgen vermehren sich selbstverständlich für diejenigen, die keine oder nur geringe Spargelder besitzen. Trotz aller Kriegszahlungen gibt es Familien genug, die ihren Anschluß an die gesteigerten Heimatlöhne nicht finden. Die Todesnachricht vom Felde wirft zahlreiche Arbeiterfrauen aus ihrer sozialen Schicht heraus. Dasselbe ist es bei Angestellten, kleinen Beamten, Handwerkern, kleinen Kaufleuten. Die Männer im Felde wissen das, und trotzdem halten sie gut aus, beruhigen brieflich ihre Frauen und vertrauen auf den Staat, den sie verteidigen.

Und wie vieles müssen jetzt die Frauen tun, wovon die behaglichen Philister in Friedenstagen sagten, daß sie es nicht können. Die kleinbäuerliche und auch die großbäuerliche Landwirtschaft im Kriege muß zu einem sehr großen Teile Frauenarbeit sein. Wo noch Pferde vorhanden sind, geht jetzt die Frau zu den Pferden wie ein Mann. Die Neubestellung der Aecker hängt vom Reste der Männer ab und von den Frauen. Die Herstellung des Kriegsmaterials ist in steigendem Maße weibliche Arbeit. Die Büros sind mindestens ¾ weiblich. Und auch das geht. Wenn die Eingewöhnungszeit vorbei ist, so arbeitet der Betrieb weiter, als wäre es immer so gewesen.

Dieser ganze ruhig weiterlaufende Betrieb ist oft ein Werk der abhängigen Kräfte. Die Chefs sind im Felde, die Direktoren sind Reserveoffiziere, die Ingenieure dienen draußen als Artilleristen, die Werkmeister sind Feldwebel oder etwas anderes, die Vorarbeiter liegen an der Weichsel oder in Flandern, und doch steht der Apparat nicht still. Wo Arbeit vorhanden ist, wird sie auch ohne Führung gemacht. Die gute Schulung bewährt sich. Befähigungsnachweis der Menge.

Wie wird es der Masse gehen, wenn der Krieg zu Ende sein wird?

Natürlich ist es nicht angebracht, jetzt über politische Forderungen zu sprechen. Das muß unterbleiben, bis die Vorbedingungen des Friedens unterzeichnet werden. Aber von der Gesinnung können wir sprechen, die aus den Kriegserfahrungen hervorgehen soll. Es muß die Gesinnung einer völligen Volkstümlichkeit sein. Die Volksverachtung muß in die Grube der Vergangenheit geworfen werden. Das Bürgerrecht aller Volks- und Staatsgenossen muß unverlöschlich in die Herzen aller Deutschen eingeschrieben sein. Wenn der Krieg nicht so schließt, dann schließt er mit einem Mißklang. Jetzt geben Hunderttausende ihr Leben oder ihre Gesundheit hin fürs Vaterland. Gedenket, was diese Hunderttausende für ein Ideal von deutscher Zukunft in ihren Seelen haben! Sicherlich ist das kein ganz gleichartiges Ideal und ist oft nicht staatsrechtlich durchgedacht und überhaupt kaum formuliert, aber der Gedanke, daß der Staat kein Klassenstaat sein dürfte, daß er kein Rassenstaat zu sein habe, daß er kein Gebildetenstaat sei, sondern ein deutscher Volksstaat, ist das Ideal der Menge. Der Arbeiter will anerkannt sein, wie der Bürger und Bauer anerkannt ist. Er verlangt nicht nur Sozialpolitik, sondern Menschenrechte im Staat, Möglichkeit freieren Aufstieges, Freiheitsluft, Glaube an das Gute im Menschen.

Es sollte nach dem Krieg niemand Minister sein, der dafür kein Gefühl besitzt. Es sollte niemand Verwaltungsbeamter sein, der das nicht begreift. Es sollte niemand Richter sein, der innerlich fern ist vom Volke.

In kräftigen Sätzen hat der Reichskanzler am 2. Dezember im Reichstag eine mehr volkstümliche deutsche Staatspolitik versprochen. Möge er sein Versprechen halten können im Reich und in allen Bundesstaaten!

Es lebe das Volk!

Digitized by Google

Rüdiger / Polen ohne Staat

Das alte Jagiellonenreich ist seit 1815 völlig von der Landkarte verschwunden; einen polnischen Staat gibt es nicht mehr, und das polnische Volk ist durch die Grenzen der drei Teilungsmächte gespalten. Seine Geschichte ist von da an die Geschichte des Polentums in Rußland, Preußen und Oesterreich; diese drei Linien laufen nebeneinander her, jede muß gesondert für sich betrachtet werden, und es ist schwer, die drei Entwicklungslinien als Parallelen zu sehen.

Rußland war am besten weggekommen bei der Aufteilung. Hier schien sich zuerst den Polen die Hoffnung zu eröffnen, daß der größte Teil ihres Reiches eine Auferstehung unter dem Zepter des Zaren erleben würde. Alexander I. gab Polen eine Verfassung mit einem Reichstag, eigener Regierung und einem selbständigen polnischen Heer, der im Großherzogtum Warschau eingeführte Code Napoleon blieb in Geltung. Aber gegenseitiges Mißtrauen ließ die Entwicklung nach dieser Seite nicht gedeihen; schon 1825 wurden die Rechte des Reichstags stark beschnitten und zugleich die Preßfreiheit eingeschränkt. Die Gärung im Volk nahm immer mehr zu, so daß es nur eines äußeren Anlasses zur Explosion bedurfte. Als 1830 der Erfolg der Julirevolution in Frankreich und Belgien bekannt wurde, brach der Aufstand aus; man verzweifelte daran, die erhoffte Selbständigkeit auf friedlichem Wege zu erreichen, nun sollte die Gewalt helfen. Aber die erwartete Unterstützung aus dem Auslande blieb aus, und die Uneinigkeit im polnischen Lager erleichterte den Russen die Niederwerfung der Empörer. Mit den polnischen Freiheiten war es jetzt zu Ende; die Verfassung wurde aufgehoben, an ihre Stelle trat das „Organische Statut". Das Heer wurde mit dem russischen vereinigt, der Reichstag durch einen vom Zaren ernannten Staatsrat ersetzt; da offenbar die Universitäten und wissenschaftlichen Gesellschaften der Herd der nationalpolnischen Bewegung gewesen waren, verfielen sie der Auflösung. Zielbewußt suchte man überall polnische Einrichtungen und polnische Sprache durch russische zu verdrängen; auf kirchlichem Gebiet erfolgte die zwangsweise Zurückführung der unierten Katholiken zur Orthodoxie. Die Zollgrenze zwischen Polen und Rußland fiel 1851.

Da erfolgte noch einmal ein Stimmungsumschwung in Petersburg: Alexander II. schickte seinen Bruder Konstantin als Statthalter nach Warschau, dem als Haupt der Zivilverwaltung ein Pole, der Marquis Wielopolski, zur Seite stand; es war beabsichtigt, Polen wieder unabhängig zu machen vom russischen Reich. Aber von Paris aus, wohin viele Unentwegte ausgewandert waren, wurde das Feuer weitergeschürt, man begegnete dem russischen Entgegenkommen mit äußerstem Mißtrauen, und so konnte es geschehen, daß 1863 ein neuer Aufstand losbrach in dem Augenblick, in dem scheinbar die Hoffnungen der Polen ihrem Ziele so nahe waren wie nie zuvor. Der blutige Kampf war wiederum vergeblich. Die Aufständischen hatten auf die Unterstützung Napoleons III. gehofft, sahen sich aber von ihm im Stich gelassen. Ihre eigene Kraft reichte nicht aus gegenüber dem russischen Militär; das lag unter anderem daran, daß die polnischen Bauern sich nicht beteiligten. Diesen hatte russische Bauernbefreiung das gebracht, was sie von ihren Volksgenossen nicht hatten erlangen können: die Höfe, die sie bisher in Pacht gehabt hatten, gingen in ihren Besitz über; von allen Leistungen gegenüber dem Gutsbesitzer befreit, hatte der Bauer nur noch an den Staat Abgaben zu leisten. Kein Wunder, daß die Bauern nicht gegen den Staat in Aufruhr zu bringen waren, der ihnen so viel freundlicher entgegenkam als ihre eigene polnische Oberschicht.

Die Folge dieses letzten großen polnischen Aufstandes war der Verlust jedes Restes von Selbständigkeit. In den Schulen durfte nur noch die russische Sprache gebraucht werden; alles Polnische im Justiz- und Finanzwesen wurde ausgemerzt; die oberste Verwaltung verlegte ihren Sitz nach Petersburg. 300 Städte wurden zu Dörfern herabgedrückt. Da man wohl wußte, wie empfindlich die Polen in kirchlicher Hinsicht waren, ging man gerade hier sehr scharf vor: den katholischen Geistlichen und Bischöfen wurde der direkte Verkehr mit dem Papst untersagt, ein geistliches Kollegium in Petersburg bildete sich als oberste Kirchenbehörde im Lande und Durchgangsstation für Briefe nach Rom.

Dieser Zustand hat im wesentlichen bis heute bestanden. Zu einer Aufwärtsentwicklung war unter solchen Verhältnissen kaum eine Möglichkeit. Nur auf einem Gebiet ist ein bemerkenswerter Aufschwung eingetreten: die Aufhebung der Zollgrenze zwischen Polen und Rußland war zwar schmerzlich für das nationale Empfinden, aber sehr nützlich für die Industrie der Polen. Denn so wurde ein weites Hinterland eröffnet und Absatzmöglichkeiten erschlossen, durch die erst die Ausnutzung der reichen Bodenschätze lohnend wurde; zugleich hielt die Zollschranke an der preußischen Grenze die deutsche Konkurrenz fern.

Ueber Preußens Polenpolitik ist so viel geschrieben und geredet worden, daß wir sie nicht ausführlich zu betrachten brauchen. Das Ergebnis der Geschichte des preußischen Anteils liegt klar vor Augen: der weite soziale Abstand, der im Königreich Polen zwischen Adel und Bauernschaft bestand, ist gemildert. Einem kräftigen polnischen Bauernstand ist das zur Seite getreten, was vor hundert Jahren völlig fehlte, ein starker Mittelstand. In langsamer, stetiger Entwicklung bekamen die Polen Handwerk und freie Berufe in ihre Hand; das Genossenschaftswesen blüht, gestützt von polnischen Banken. Das alles verdanken sie zum großen Teil der deutschen Schule — und dem Umstande, daß Preußen durch geschicktere Behandlung der Juden eine Hauptschwierigkeit beseitigte, die in Russisch-Polen allen Fortschritt hemmt. So genießen die preußischen Polen große wirtschaftliche Vorteile; ihr nationales Ideal sahen sie aber nicht erfüllt, sie empfanden die preußische Schulpolitik und das Enteignungsgesetz als Ausnahmebehandlung.

Wieder ganz anders ist das Bild in Galizien. Nach 1815 befolgte Oesterreich zunächst eine Politik der Strenge. Die Republik Krakau wurde 1846 einverleibt, und 1848 mußte ein Aufstand durch Bombardement von Krakau und Lemberg niedergeworfen werden. Aber seit 1860 änderte sich die Politik völlig, und die Polen wurden die Herren des Landes. Im Wiener Reichsrat verstanden es die polnischen Vertreter, sich der Regierung unentbehrlich zu machen: sie stellten sich der jeweiligen Regierung zur Verfügung und ließen sich ihre Hilfe dadurch bezahlen, daß Galizien ihnen völlig ausgeliefert wurde und die Finanzen Oesterreichs im Interesse Galiziens schwer belastet wurden. Da der Polenklub zur Mehrheitsbildung nötig war, konnte nichts gegen seinen Willen geschehen; so kam es, daß die Kontrolle der galizischen Dinge der Hand der Wiener Behörde immer mehr entglitt. Den Gipfel dieser Entwicklung bildete das Ministerium für Galizien, das alle Gesetze und Verfügungen auf ihre Wirkungen in Galizien hin prüfte und dafür sorgte, daß nichts geschah, was den Polen unangenehm sein konnte. Die polnische Sprache wurde in einem Amt nach dem anderen

Digitized by Google

eingeführt, nur im Heer blieb die deutsche Dienstsprache ohne Einschränkung bestehen. Der Landtag, die Verwaltung, das Gerichtswesen, die Schulen, die Universitäten Krakau und Lemberg waren bis auf kleine Ausnahmen völlig in polnischen Händen. Und das alles, obwohl nur die Hälfte der Einwohner Galiziens Polen waren! Die andere Hälfte, die Ruthenen, haben erst in allerletzter Zeit einen kleinen Anteil an alledem zu erreichen vermocht — ganz zu schweigen von den 100 000 Deutschen und den Juden, die man auf jede Weise zu polonisieren suchte. In Rußland unterdrückt, stets protestierend gegen die Zustände in Preußen, sind die Polen in Galizien in dieselben Fehler verfallen, die sie der preußischen und der russischen Regierung vorwarfen. Die galizischen Polen stehen zwar wirtschaftlich viel besser da als die russischen, es ist aber hier bei weitem nicht dasselbe erreicht worden wie in Preußen. Die Kluft zwischen den oberen Klassen und der Bauernschaft ist nicht in demselben Grade überbrückt worden; gewerblicher Mittelstand und Industrie haben sich nicht genügend entwickeln können, was mit darin seinen Grund hat, daß die Judenfrage in Galizien keine Lösung gefunden hat: die politisch und gesellschaftlich unterdrückten Juden bevölkern in Massen die Städte, fast alle Geschäfte und nahezu das ganze Handwerk liegen in ihren Händen; diese Juden sind nicht in der Lage, eine bürgerliche Politik zu tragen, zugleich erschweren sie die Bildung eines polnischen Mittelstandes, der das könnte. Dafür ist aber Galizien der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Polen geworden, in die Universitäten Krakau und Lemberg strömt die polnische Jugend aus Rußland und auch aus Preußen. Wichtig für die soziale Lage der galizischen Polen ist auch, daß die überwiegende Mehrheit aller Verwaltungsstellen in polnischen Händen ist.

So scheint die verschiedene Entwicklung in drei Staaten mit grundverschiedener Polenpolitik die drei Gruppen des polnischen Volkes eher einander entfremdet als einer Wiedervereinigung zugeführt zu haben. Aber immer hat es in allen drei Staaten polnische Patrioten gegeben, die auf eine Wiederherstellung des polnischen Reiches nicht nur hofften, sondern tatkräftig hinarbeiteten. Da es auf anderen Gebieten nicht möglich war, zog sich der Glaube an Zukunft und Einheit Polens hauptsächlich in die Literatur zurück. Die reichentwickelte, wertvolle polnische Dichtung ist überall durchtränkt mit Politik, von ihrem größten Vertreter Adam Mickiewicz an bis zum heutigen Tag, und die polnischen Vertreter der Wissenschaft arbeiten eifrig mit an der Herstellung der Fundamente eines neuen polnischen Reiches. Ob aber nicht die große kulturelle und wirtschaftliche Verschiedenheit der drei Anteile unüberwindliches Hindernis für die Wiederaufrichtung sein wird, muß die Zukunft lehren. Der Weltkrieg entscheidet über das Schicksal des polnischen Volkes. Die preußischen Polen haben gewählt: sie kämpfen wie alle anderen Bürger des Deutschen Reiches gegen Osten und Westen. Die galizischen Polen haben dem Kaiser Franz Joseph gegenüber ihr historisches Gelübde erneuert: „Bei Dir, allergnädigster Herr, stehen wir und wollen wir immerdar stehen" — und die 25 000 Mann der meist aus Russisch-Polen stammenden und auf österreichischer Seite kämpfenden polnischen Legionen beweisen, daß sie lieber untergehen als der russischen Herrschaft verfallen wollen. Den russischen Polen winkt eine glücklichere Zukunft nur, wenn Rußland gründlich geschlagen wird. Wie sich das Schicksal Polens gestalten wird, bleibt noch ein Rätsel. Klar ist, daß an eine Abtrennung des preußischen Anteils vom Deutschen Reich nicht gedacht werden kann. In Russisch-Polen wird eine große Schwierigkeit entstehen, wenn die Befreiung von Rußland kommt — alle Beamten sind bisher Russen, und es fehlt an den Polen, die ihre Stellen einnehmen könnten. Den galizischen Polen würde sich hier eine große Aufgabe eröffnen; wir müssen aber den Wunsch aussprechen, daß dann nicht das einen größeren Umfang annehmen möchte, was man als „galizische Methoden" bezeichnen kann: die Unduldsamkeit gegen andere Nationalitäten und die überaus zweifelhafte Verwaltung. Wenn wir die Erfüllung dieses Wunsches erwarten können, gönnen wir den Polen aufrichtig Freiheit und Erfolg.

Erich Eyck / Das Völkerrecht im Weltkrieg

Daß das Völkerrecht sich in diesem Kriege als völlig hinfällig erwiesen habe, ist eine Auffassung, die sich weiter Kreise bemächtigt hat. Man weist auf die zahllosen Verstöße hin, die dagegen verübt worden sind, und glaubt daraus den Schluß ableiten zu können, daß es eben mit dem ganzen Völkerrecht nichts sei. Dabei wird übersehen: gerade die Tatsache, daß gewisse Handlungen der kriegführenden Mächte einer rechtlichen Verurteilung unterliegen, beweist, daß es einen, wenn auch nicht in allen Fällen zweifelsfreien Rechtsboden gibt, von dem aus eine Beurteilung erfolgen kann. Und die moralische Empfindung, die sich mit diesem Urteil verknüpft, zeigt, daß das Völkerrecht sich in dem Bewußtsein der Kulturmenschheit doch eine feste Stellung errungen hat. Für uns Deutsche ist es nicht nur Recht, sondern Pflicht, daran festzuhalten, daß die Sätze des Völkerrechts binden. Deshalb muß man dem Abgeordneten Müller-Meiningen dankbar sein, daß er in einem umfangreichen Werk „Der Weltkrieg und das Völkerrecht. Eine Anklage gegen die Kriegführung des Dreiverbandes" (Berlin bei Georg Reimer. 378 Seiten. Preis geb. 6 M.) auf Grund eines umfassenden Materials den Nachweis führt, wie vielfach England, Frankreich und Rußland die von ihnen selbst theoretisch anerkannten Sätze des Völkerrechts schmählich mit Füßen getreten haben.

Freilich wird von den Gegnern immer mit dem Argument geantwortet, daß Deutschland sich über nichts beklagen dürfe, nachdem es die Neutralität Belgiens verletzt habe. Wenn man sich die Sache so leicht macht wie die Mitglieder der Oxforder Fakultät für moderne Geschichte, welche die oft genannte Flugschrift „Why we are at war" veröffentlicht haben, so klingt das ganz plausibel. Danach hat Deutschland seine Vertragspflichten verletzt, und England, welches diesen Vertrag garantiert hatte, konnte nicht anders, als in den Krieg eingreifen. Daß zudem die englischen Interessen von der militärischen Besetzung Belgiens bedroht waren, ist gewissermaßen nur ein für das englische Bewußtsein erfreulicher Nebenumstand, aber für die Kriegserklärung nicht entscheidend. Man kann demgegenüber darauf hinweisen, daß es England in der Hand hatte, die belgische Neutralität zu bewahren, wenn es sich seinerseits zur Neutralität verpflichtete. Das geht ja aus der eigenen Depesche Sir Edward Greys vom 1. August 1914 an den Gesandten Goschen in Berlin hervor, die in dem englischen Blaubuch unter Nr. 123 veröffentlicht worden ist. Man kann weiter, wie Helfferich das eben so überzeugend getan hat, beweisen, daß der englische Staatssekretär auch ohne den deutschen Einmarsch in Belgien uns den Krieg erklärt hätte. Entscheidender aber ist die Tatsache, daß Belgien, wie es der Reichskanzler in seiner Rede vom 2. Dezember dargelegt hat, „seine Neutralität England

Digitized by Google

gegenüber bereits aufgegeben hatte, als unsere Truppen seinen Boden betraten". Gerade dieser Frage widmet Müller-Meiningen mit vollem Recht eine besonders eingehende Untersuchung. Er kommt auf Grund der, insbesondere in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Dokumente zu dem Schluß, daß Deutschland in berechtigter Notwehr gehandelt habe, weil Belgien die ihm nach Artikel 7, Satz 2 des Vertrages von 1839 obliegende Verpflichtung, die gleiche Neutralität gegen alle anderen Staaten zu beobachten, verletzt habe und legt dar, daß die völkerrechtlichen Grundsätze, aus denen dieser Schluß abgeleitet wird, auch von englischen und französischen Autoritäten anerkannt worden seien. Zweifellos wird die Frage der belgischen Neutralität noch auf lange Zeit hin nicht zur Ruhe kommen, und erst eine spätere Zeit wird die Welt in den Besitz all der Beweisstücke setzen, die zu ihrer endgültigen Entscheidung notwendig sind. Für heute genügt jedenfalls das vorliegende Material, um die Haltung der deutschen Regierung vollauf zu rechtfertigen; sie konnte es unmöglich darauf ankommen lassen, ob der wohlbegründete Verdacht — die Depesche des Staatssekretärs Jagow an den Fürsten Lichnowski, vom 4. August, welche das englische Blaubuch unter Nr. 157 publiziert, spricht von einer „absolut unanfechtbaren Information" —, daß Frankreich Deutschland durch belgisches Gebiet angreifen wolle, durch die Tatsachen bestätigt oder widerlegt werden würde. Es ist auch bemerkenswert, daß Müller-Meiningen aus den Verhandlungen der Budgetkommission mitteilt, unsere Regierung habe immer erklärt, sie werde die Neutralität Belgiens achten, falls sie nicht ein anderer Staat verletze.

Damit ist aber auch der einzige Angriff erledigt, der vom Standpunkt des Völkerrechts aus mit einem Schein von Berechtigung gegen die deutsche Kriegführung erhoben werden kann. Geradezu überwältigend aber ist die Fülle der Anklagen gegen die Mächte des Dreiverbandes.

„Es gibt nicht eine Norm des bestehenden Völkerrechts," schreibt Müller-Meiningen, „nicht einen Kriegsbrauch, den die Zeit geheiligt, der von der Dreiverbands-Soldateska und insbesondere auch von den Offizieren des Dreiverbandes nicht verletzt worden wäre." Zum Beweise für diese These hat er aus den Veröffentlichungen der verflossenen Monate ein Tatsachen-Material zusammengetragen, das in seiner Fülle zeitweilig die Systematik des Buches zu sprengen scheint. Es ist eine ungemein schmerzliche Lektüre, die diese Zusammenfassung bietet. Gewiß ist nicht alles, was über die Gegner behauptet worden ist, lautere Wahrheit. Auch der Verfasser lehnt manches mit berechtigter Kritik ab. Aber selbst wenn man darin noch weiter geht, als er es für gut befunden hat, so bleibt genug übrig, um seine Thesen zu stützen.

Dabei ist es schwer zu entscheiden, auf welche der drei Mächte ein höheres Maß von Völkerrechtsverletzungen entfällt. Die Russen sind insbesondere durch die von ihnen in Ostpreußen verübten Greueltaten belastet: Plünderung und Brandlegung, Tötung und Verstümmelung der Zivilbevölkerung. Daß die Liste dieser Greueltaten nicht noch größer ist, verdanken die Russen zweifellos nur dem Umstande, daß der Krieg seit den Siegen Hindenburgs im wesentlichen auf ihrem Boden geführt worden ist.

Die Franzosen, denen von deutscher Seite immer noch ein gewisses günstiges Vorurteil entgegengebracht wird, haben keineswegs weniger auf dem Kerbholz. Im Gegenteil, die Zusammenfassung, die hier geboten wird, läßt ihre Kriegführung in einem überaus häßlichen Licht erscheinen. Völkerrechtswidrige Behandlung deutscher Gefangener; die Justizmorde in Marokko; das beispiellose Vorgehen gegen gefangene deutsche Aerzte; die Wegführung von Zivilpersonen, von Frauen und Kindern aus Elsaß-Lothringen; der in der französischen Presse selbst gefeierte Zwang, der gegen deutsche Kriegsgefangene angewendet worden sein soll, um sie zum Verrat zu zwingen. Dies und noch vieles andere, wofür man hier die Beweise findet, kennzeichnen das Verhalten der Franzosen als grausam und rechtswidrig. Man soll sich auch hier freilich vor Verallgemeinerungen hüten; aber es ist bisher wenigstens nicht bekannt geworden, daß von seiten der französischen Heeresleitung energisch gegen derartige Uebergriffe vorgegangen worden sei.

Was nun schließlich England anlangt, so muß sein Verhalten mit einem besonders strengen Maß gemessen werden, da es ja gerade eine angebliche Verletzung des Völkerrechts zum Vowand für seine Kriegserklärung genommen hat. Hier sei aus dem reichen Material nur folgendes herausgegriffen: Die Verletzung der Schweizer Neutralität durch den Flug nach Friedrichshafen am 21. November 1914; die Annexion Zyperns, das England auf Grund eines Bündnisvertrages mit der Pforte, dessen Spitze sich gegen Rußland richtete, okkupiert hielt, und die Verletzung des Suezkanalvertrages. Schreibt dieser doch vor, daß gegen kein im Suezkanal liegendes Schiff eine feindselige Handlung begangen werden darf. England hat sich aber nicht gescheut, die deutschen Hapag- und Lloyddampfer, die im Kanal lagen, von seinen Kriegsschiffen herausschleppen zu lassen, um sie dann außerhalb des Kanals zu kapern. Das Haager Abkommen vom 18. Oktober 1907 über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges untersagt ausdrücklich die Aufhebung oder zeitweilige Außerkraftsetzung der Rechte und Forderungen von Angehörigen der Gegenpartei oder die Ausschließung ihrer Klagbarkeit. England hat dieses Abkommen ratifiziert. Es bestreitet allerdings seine Rechtsgültigkeit, mit Rücksicht darauf, daß Serbien und Montenegro sich ihm nicht angeschlossen haben; ein Einwand, den man als besonders würdig kaum wird gelten lassen können. Jedenfalls hat es sich durch dieses Abkommen nicht hindern lassen, die deutschen Gläubiger in England rechtlos zu machen, wofür es sich auf alte überlieferte britische Rechtsanschauung berufen hat. Damit gibt es im Grunde genommen nur zu, daß die Auffassung über die Unverletzlichkeit des Privateigentums, die sonst Gemeingut der Kulturwelt ist, noch nicht bis nach England gedrungen ist.

Das hängt offensichtlich zusammen mit der Behandlung des Privateigentums zur See. Wenn es in der Welt heute noch eine Kaperei gibt, so ist dies zweifellos nur England zu verdanken. Weitsichtige und gerecht denkende Engländer, wie der frühere Lordkanzler Loreburn vermochten gegenüber dem nackten Interessenstandpunkt niemals durchzudringen. Dann hätte man aber wenigstens hoffen dürfen, daß Großbritannien sich an die Einschränkungen des Kapereirechts halten würde, welche die Entwicklung des letzten Jahrhunderts gebracht hat. Sie haben ihren Niederschlag gefunden in der Londoner Seerechtsdeklaration, beschlossen auf einer Konferenz, zu der die gegenwärtige britische Regierung selbst eingeladen hat. Freilich hat England dieses Abkommen niemals ratifiziert. Das Oberhaus darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, den alten Seeräubergeist vor jeder Einschränkung durch das moderne Rechtsempfinden bewahrt zu haben. Trotzdem kann England unmöglich über die Londoner Deklaration als völlig unverbindlich hinweggehen.

Digitized by Google

Denn diese umfaßt, auch nach der Erklärung der englischen Vertreter, nur die allgemein anerkannten Regeln des internationalen Rechts. Das Eigentümliche in der Haltung Englands ist nun, daß es feierlichst erklärt, während der gegenwärtigen Feindseligkeiten in Uebereinstimmung mit den Vorschriften der Deklaration zu handeln, — soweit als es tunlich (practicable) erscheint. Wie Prof. Pohl in einer soeben erschienenen, wohldokumentierten Darstellung (England und die Londoner Seerechtsdeklaration; Berlin bei Guttentag) nachweist, hat es tatsächlich alle diejenigen Bestimmungen, die ihm unbequem waren, kaltblütig außer Kraft gesetzt; gleichviel ob es dabei nur seine Feinde oder auch die Neutralen getroffen hat. Nicht nur, daß es Waren, welche die Seerechtsdeklaration auf die Freiliste setzte, als Konterbande erklärt hat, vor allem hat es den Unterschied zwischen absoluter und relativer Konterbande praktisch aufgehoben. Als relative Konterbande werden solche Waren angesehen, die sowohl für Zwecke der Kriegführung, als auch für Zwecke der friedlichen Bevölkerung benutzt werden können. Daß England sich den Beweis dafür, daß die Ware im konkreten Falle für Kriegszwecke bestimmt sei, bis zur Bedeutungslosigkeit erleichtert hat, mag noch hingehen; es hat aber vor allem den wichtigsten Satz beseitigt, daß Gegenstände der relativen Konterbande der Beschlagnahme nur auf einem Schiff unterliegen, das sich auf der Fahrt nach dem feindlichen Gebiete befindet und diese Gegenstände nicht in einem neutralen Zwischenhafen ausladen soll. (Artikel 35.) Der englische Kaper dürfte also nach Rechtsgrundsätzen z. B. nicht zugreifen, wenn das Schiff nach Rotterdam bestimmt ist. Da das aber eine für die Engländer nicht wegzuleugnende Unbequemlichkeit bedeutet, kümmern sie sich um diese Bestimmung überhaupt nicht. So ist das Seerecht — und nicht nur in diesem Punkte — auf einen Zustand zurückgeworfen worden, den das 18. Jahrhundert schon zu überwinden versuchte. Mit Recht spricht Müller-Meiningen von einem „System völkerrechtlicher Taschenspielerei in der britischen Seepolitik".

Glücklicherweise sind wir, wie das jüngste Vorgehen unserer Flotte zeigt, solchem Rechtsbruch gegenüber nicht wehrlos. Die Erklärung der englischen Gewässer zum Kriegsgebiet mit allen ihren Konsequenzen ist im Völkerrecht nicht vorgesehen. Sie widerspricht ihm aber auch nicht. Sie ist einfach die Kehrseite der britischen Piraterie und wird hoffentlich das Seebeuterecht schneller ad absurdum führen, als es alle noch so wohlgemeinten Bestrebungen zur Verbesserung des Völkerrechts getan haben.

Wir haben nur wenige Stichproben aus dem reichen Anklagematerial, das die beiden genannten Schriften enthalten, gegeben. Ueber den traurigen Eindruck, den diese Mißhandlung des Völkerrechts machen muß, kann uns nur der Gedanke hinweghelfen, daß unsere Kriegführung ihr Ehrenschild rein erhalten hat. Und dabei wird sie bleiben trotz aller Verleumdungen und Beschimpfungen.

Else Hildebrandt / Krieg und Kultur

Von allen Widersinnigkeiten, die dieser Krieg gebracht hat, schien uns im Anfang die stärkste das Zusammengehen des demokratischen England mit dem politisch unreifen Rußland. Aber als diese Gemeinschaftlichkeit in England und Rußland aufgeputzt wurde zu einem gemeinsamen Kampf für Demokratie und Freiheit, da hörte bei uns jedes Verständnis auf. Daß dieses Bündnis im Haß gegen Deutschland wurzelt, ist klar. Aber — man sollte meinen — es gibt doch auch in England Männer, die auf einer gewissen Kulturstufe stehen, die sich einer gewissen Bildung rühmen können, in Rußland Gebildete, die die ganze Schmach ihres Vaterlandes empfunden haben und verbannt, in der Fremde an dem Fortschritt ihres Vaterlandes verzweifelten!

Wie denken diese Männer über das jeder Kultur hohnsprechende Bündnis? Zur Lösung dieses Problems gibt Gustaf Steffen in seinem soeben in Schweden erschienenen Buche „Krieg und Kultur" ein reichliches, zum Teil ganz neues Material. Steffen kennt England durch seinen jahrzehntelangen Aufenthalt dort wie kaum ein anderer Nationalökonom. Er bringt Privatbriefe von seinen zahlreichen Bekannten, öffentliche Auslassungen, Zeitungsartikel aus Rußland und England.

Die meisten Engländer halten es für besser, über das Problem des Zusammengehens beider Reiche kein Wort zu verlieren. Auch in dem Propagandaschreiben für den Krieg, das von zahlreichen englischen Gelehrten und Schriftstellern verfaßt worden ist, ist dieser Punkt mit Stillschweigen übergangen. Einige nur sprechen mit voller Offenheit über die Ziele der englischen Politik: man will mit der Hilfe Rußlands den größten Konkurrenten, Deutschland, niederzwingen, um nachher dem Koloß seine Friedensbedingungen aufzudrängen. Nur ganz wenige sprechen ihren Abscheu über dieses Bündnis aus. Sie nennen diese Gemeinschaft den schwärzesten Punkt in dem Weltkriege. Shaw nennt die Allianz einen Verrat an der westeuropäischen Kultur.

Zu unserem größten Erstaunen finden wir aber auch zahlreiche Rechtfertigungsversuche. Bei ihnen wird selbstverständlich das „barbarische" Deutschland in den schwärzesten Farben gemalt. „Verletzung belgischer Neutralität", „deutscher Militarismus", „Preußentum, das ganz Deutschland verseucht hat" — das sind die Schlagworte, mit denen man operiert. Von diesem Preußentum, für das der bekannte Schriftsteller H. G. Wells das neue Wort „Kruppismus" geprägt hat — ein Begriff, worunter er alles zusammenfaßt, was hassenswert ist — von diesem Schandfleck muß das deutsche Volk befreit werden, denn das deutsche Volk selbst ist ja im Grunde gegen die „Tyrannei Potsdams", und die herrschenden Kreise müssen nur besiegt werden, damit sich das Volk auf sich selbst besinne. Es sind nicht etwa 10-Pf.-Broschüren, die diese Weisheit auskramen, sondern Männer wie Sydney Webb, Shaw, der Schriftsteller Zangwill und Galworthy beteiligen sich an solchen Urteilen, die von keiner Kenntnis der Sache getrübt werden. Die Schmähungen auf den Kaiser, den „Kruppismus" und die konservativen Kreise Preußens sollen hier nicht wiederholt werden. Nur eins: Warum behandeln die Deutschen die Feinde in so „niederträchtiger" Weise? Kein Wunder — werden doch die Soldaten von den Offizieren mißhandelt, gehen doch die Soldaten roh mit der Zivilbevölkerung um, was für eine Behandlung kann man von einer solchen Armee erwarten!

Um das Bündnis Englands mit Rußland zu rechtfertigen, können auch die Kriegsberichte über den Feind nicht ungünstig genug lauten. Für diese haarsträubenden Artikel weiß Steffen noch andere Gründe: nicht nur England besteht noch zum großen Teile aus weiten Jagdgebieten, sondern auch die ganze übrige Welt betrachtet der Engländer als sein Jagdrevier. Sport und Jagd scheinen ja dem Engländer notwendig zur Abhärtung und zum Gegensatz gegen Industrialismus und Großstadtleben. Vielleicht hat er davon seine Vorliebe behalten für Kriegsschilderungen, die sich ausnehmen wie gute alte Indianergeschichten für die reifere Jugend. Dazu kommt noch die kolossale Selbstüberschätzung und die Geringachtung anderer Völker, die man ja auch in Friedenszeiten bei den Engländern bemerkt. Vor allem besitzt ferner das englische Volk ein starkes Bedürfnis nach Reklame und Agitation; ohne dies wäre wohl die angelsächsische Volksaufhetzungskampagne, die systematischste und energischste, die jemals vorgekommen ist, nicht zu verstehen. Gebildete englische Journalisten hat Steffen bis jetzt wenig getroffen. Vielleicht ist der letzte Grund der entscheidende: in dem demokratischen England wird die auswärtige Politik von wenigen Männern gemacht, und das Volk bleibt in vollständiger Unkenntnis über auswärtige Verhältnisse. Wie wäre sonst im geheimen dieser weittragende Bund zwischen England und Frankreich ohne Wissen des Volkes zustandegekommen? Wie kann nun England, das das erste unter den Kulturvölkern sein wollte, mit Rußland, das von jeher den westeuropäischen Völkern als das rück-

Digitized by Google

ständigste galt, gemeinsame Sache machen? Die Beantwortung dieser Frage findet sich zum großen Teil in den Briefen russischer Männer, wie dem Anarchisten Krapotkin, Vinogradoff, dem Rechtshistoriker an der Universität Oxford, und anderer bekannter Persönlichkeiten, deren Ansichten einige Engländer übernommen zu haben scheinen.

Wir werden aufgeklärt: Rußland steckt ja gar nicht mehr in der Barbarei, es hat ja seit 1905 ein neues Leben begonnen und schon 1861 die Leibeigenschaft aufgehoben und vor kurzem eine Volksvertretung eingerichtet. Es ist also auf dem besten Wege zum Fortschritt, zum Eintritt in die westeuropäische Kultur. Nur ein Hindernis hat ihm bis jetzt im Wege gestanden: das autokratische Deutschland, das mit seinem „Militarismus" die ganze Welt beherrscht und seine rückständigen Zustände seinem östlichen Nachbarn aufzwingt. Heute ist Rußland einig. Jede Partei steht für die Regierung. Revolution und Streik sind vergessen. Das ganze Volk hat nur einen Gedanken: Befreiung von dem militärischen Despotismus durch ein Niederringen Deutschlands. Und was ist es für ein wunderbares Volk, das heute zu dieser Einsicht gekommen ist; denken wir nur an die gefühlswarmen, unpraktischen russischen Bauern, die mit inniger Religiosität am alten Glauben ihrer Väter festhalten, und ihnen gegenüber der Zynismus und die moralische Verkommenheit Deutschlands! Das unter solchen Umständen dem deutschen Volke eine Kosakeninvasion und ein Kosakeneinzug in Berlin nicht erspart bleiben kann, versteht sich von selbst.

Zum Teil erklären sich Krapotkins und Vinogradoffs Ansichten aus ihrem jahrelangen Aufenthalt fern von Rußland in englisch-französischer Umgebung. Als heftige Gegner des Marxschen Sozialismus und der deutschen stramm organisierten Sozialdemokratie würden sie sich nach Steffens Ansicht schon deshalb über eine Besiegung Deutschlands freuen, weil damit auch die deutsche Sozialdemokratie ihren Untergang fände. Deutschland hat Krapotkin, wie ein großer Teil seiner englischen Freunde, die so sachgemäße Urteile über deutsches Wesen abgeben, niemals gesehen und Rußland seit 1876 nicht mehr. Damals floh er aus der Peter-Pauls-Festung, wohin man ihn wegen revolutionärer Umtriebe bei den Bauern und Arbeitern gebracht hatte. „Hat Krapotkin ganz vergessen, daß er noch im Jahre 1909 ein Buch schrieb über die Art und Weise, wie man die Revolution unterdrückt hat", fragt Steffen. Warum fuhr er jetzt wenigstens nicht in sein Vaterland, um die politische Freiheit, die die russischen Bürger genießen, und von der seine Gesinnungsgenossen überzeugt sind, mit eigenen Augen zu sehen?

Wie steht es nun mit der Einigkeit der Russen? Ein Blick auf die russische Statistik belehrt uns, daß von der Gesamtbevölkerung nur 41,8 Prozent Großrussen sind, mehr als die Hälfte der Bevölkerung also auf die anderen Volksstämme fällt, die fast alle wie Finnen (5 Prozent), Polen (7,1 Prozent), Ukrainer (18,5 Prozent) Autonomie verlangen. Für den Krieg, das sehen wir aus dem großen Material, das Steffen zur Antwort auf Krapotkins und Vinogradoffs Schreiben beibringt, sind fast ausschließlich nur die Großrussen und ein Teil der liberalen Partei. Die russische Sozialdemokratie konnte sich in keiner Weise zur Auffassung Vandervelde bekennen: Dieser hat bekanntlich in einem Propagandaschreiben die großen Arbeitermassen, mit dem russischen Despotismus die preußische Junkerherrschaft zu zerstören. Der Vorstand der sozialdemokratischen Partei antwortete aber, daß die russischen Arbeiter es für ihre Pflicht halten, mit allen Mitteln einer Erniedrigung des deutschen Volkes entgegenzuarbeiten, seien sie doch in Liebe und Achtung für die deutsche Arbeiterbewegung aufgewachsen. Vandervelde wird dringend gewarnt, den Berichten unmaßgeblicher Persönlichkeiten über die Stimmungen der Arbeiter zu trauen, die niemals für die Regierung eintreten könnten. Fanden doch gleich nach Ausbruch des Krieges Ausweisungen, Verbannungen und Hausuntersuchungen statt. Zahlreiche Arbeitervereine wurden geschlossen und Arbeiterzeitungen eingezogen. Die Gleichstellung der Juden sei eine bloße Phantasie.

Besonders interessant sei der Befreiungskampf, den die Bewohner der großen südrussischen Landstrecke, die sich ungefähr südlich vom 52. Breitengrad zwischen Polen, Oesterreich, Bessarabien und dem Don erstreckt, kämpfen. Es sind die Ukrainer, die zusammen mit ihren Landsleuten in Oesterreich, in Ostgalizien eine Autonomie erstreben. Ob und wieweit aber das ukrainische Volk selbst dahinter steht, ist zweifelhaft. Hier fehlt Steffen die persönliche Erfahrung.

Steffens Buch wird in nicht allzu langer Zeit in deutscher Sprache erscheinen. Er kündigt in der Einleitung der schwedischen Ausgabe einen zweiten Teil seines Buches an, der unter anderem „die kriegspolitische Neutralität und nationale Selbständigkeit" sowie die nationale Zersplitterung der internationalen Sozialdemokratie durch den Krieg enthalten wird. Gewiß wird auch dieser Teil — schon allein durch Steffens politische Stellung — interessant werden.

Johannes Fischer / Vom Erleben des Krieges

Dr. Paul Rohrbach hat mit dem Titel seines neuesten Buches „Zum Weltvolk hindurch" deutlich ausgesprochen, was als großes Ziel hinter diesem Krieg dem deutschen Volke gesteckt ist. Und wer seine Aufsätze liest, auch sonst Gelegenheit hat, das Wachsen und Werden Deutschlands als politische Macht zu verfolgen oder gar mitzugestalten, der läßt sich gern auf diese Höhe stellen, von der aus dieser wunderbare Ausblick möglich ist. Aber man vergesse nicht, daß dazu unter den 68 Millionen deutscher Volksgenossen nur ein sehr kleiner Teil imstande ist. Die große Mehrzahl ist schlechterdings nicht in der Lage, alles, was in diesem Programm enthalten ist, so bildhaft klar vor sich zu sehen und all das richtig zu erkennen, was im und vom deutschen Volk zu geschehen hat, um seine Verwirklichung zu erreichen. Das war schon seither außerordentlich schwer, den Willen des Volkes in Einklang zu bringen mit all den Notwendigkeiten, die aus den staatlichen und politischen, den kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklungen Deutschlands sich ergaben. Das stolze und richtige Wort des Kaisers, „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser", ist beispielsweise für süddeutsche Binnenländer so fremdartig gewesen, wie nur möglich, weil der Masse des Volkes zu sehr alle Anschauung, alles eigene Erleben fehlte, als daß dieser Satz zur inneren Ueberzeugung werden konnte, und um rein verstandesmäßig diese Dinge zu meistern, dazu fehlte die Schulung und das Rüstzeug. Wie oft habe ich in meinen Versammlungen darunter gelitten, daß man um verantwortliche Mitarbeit, um bewußtes Mittragen in neuen großen Aufgaben werben sollte und wollte unter Menschen, denen man damit zunächst einfach zuviel zumutete. Es ist die Schwierigkeit des deutschen Volkes, daß jeder für sich selbst klare Vorstellungen haben will, wohin die Sache führt, von Richtigkeit und Wert derselben überzeugt sein will, ehe er sich hinter sie stellt. Das hat gerade demokratisch-liberale Staatsauffassung in so hohem Maße mit ernsthafter und tiefgreifender politischer und wirtschaftlicher Schulung des Volkes verbunden, und wohl jeder, der daran mitarbeitete, fühlte das unheimlich Schwere dieser Aufgabe. Wie sehr waren die Menschen mit ihren beruflichen und persönlichen Dingen beschäftigt und machten dann häufig — im engen Kreis verengert sich der Sinn — dies abgegrenzte Gebiet auch zur maßgebenden Grundlage für ihr ganzes politisches und staatliches Weltbild. Sie hatten daneben vielfach weder Lust noch Zeit, andere Interessen und Aufgaben, die auf anderem Boden wuchsen, mitdurchzudenken und zu einem umfassenderen politischen Wollen sich durchzuarbeiten. Es entstand ein Zustand, der für ein Volk von der geistigen Höhenlage Deutschlands, von dem ausgeprägten Persönlichkeitsbewußtsein seiner einzelnen Glieder gefährlich zu werden drohte, weil vieles, was gesetzgeberisch gestaltet wurde, was wuchs und neue Zustände schuf, von breiten Schichten nicht mehr mitgetragen war. Der politische Mißmut, die Freudlosigkeit öffentlichen Dingen gegenüber, war zum großen Teil darin

Digitized by Google

begründet, daß viele das Empfinden hatten, auf einem schwankenden Schiff einem ungekannten Ziel zuzutreiben. Was staatlich geleistet wurde, war zu wenig Resultat des Gesamtwillens, als es für ein Volk notwendig ist, das in seinen einzelnen Gliedern so geweckt ist und so das innere Bedürfnis nach Rechtfertigung seiner Handlungen vor sich selbst hat. Das haben empfindsame Menschen häufig sehr drückend gefühlt, und man erinnert sich in „Hilfe"kreisen wohl noch der Auseinandersetzung zwischen Maurenbrecher und Naumann über die Möglichkeit, wie weit ausgeprägte und große Persönlichkeiten ihre Arbeit stützen können auf organisierte Mitarbeit der breiten Volksschichten. Ich erinnere mich noch gut, wie ich im Jahre 1897 von Naumann (in Tübingen) den Satz hörte, „Kellerwohnungen sind staatsgefährlich". Wie kompliziert war es für einen Menschen, der außer der Hochfläche der Rauhen Alb damals noch nicht viel gesehen hatte, den vollen Sinn dieses Wortes zu erfassen, und wie schwer ist es erst, nun in Hunderttausenden, denen es ebenso erging, noch den Willen zu wecken, all die sozial- und steuerpolitischen Folgerungen aus dieser Tatsache zu ziehen. So liegen oder lagen die Dinge auf den meisten großen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Und nun kam der Krieg. Das Erleben ist um so größer, freilich auch um so schwerer, je tiefer man in den Sinn des Krieges einzudringen vermag, auch im Blick auf das, was als großes Zukunftsziel vor uns steht; und ich bin sehr für alles, was in dieser Richtung geschieht, um das überzeugend und klar herauszuarbeiten. Aber der Krieg ist vom Volk so allgemein und hingebend aufgenommen worden in erster Linie als Selbstbehauptung alles dessen, was Deutschland heute erreicht hat. Und nach dieser Seite ist es für mich als politischen Arbeiter etwas vom Größten, zu beobachten, wie der Krieg unser Volk zum erstenmal nach 44 Jahren wieder in eine innere Uebereinstimmung mit der Entwicklung seiner eigenen Verhältnisse gebracht hat. Das Erleben des Krieges ist für uns zugleich zu einem Erleben des Staates geworden, und wie mit Blitzlicht sind all die konstruktiven und bauenden Kräfte dem Verstehen des einzelnen nahegerückt worden, der seither den Einzelvorgang irgendeiner Maßnahme nicht in diesem großen staatsschaffenden und erhaltenden Zusammenhang sah. Nun mit einem Male haben die Menschen wieder festen Boden unter den Füßen und verteidigen aus Ueberzeugung, was ihnen seither fremd blieb oder gar von ihnen abgelehnt wurde. So erhebend ist das Reden über Volk und Staat, über den Zusammenhang des einzelnen mit dem Schicksal eines ganzen Volkes nie gewesen wie jetzt, wo man so viel Schwereres verlangen muß als je zu anderer Zeit. Wenn man jetzt am Schicksal Frankreichs zeigt, wie ein Volk unrettbar der Abhängigkeit von anderen Nationen verfällt, wenn die einzelnen Keimzellen, die Familien, versagen, dann wirkt alles, was darüber auch für Deutschland zu sagen ist, jetzt überzeugender als sonst. Wie deutlich tritt jetzt der Mutterberuf als Staatsleistung in die Erscheinung, auch für Kreise und Menschen, die sich diese Verflochtenheit von Einzelschicksal und Volkszukunft niemals klargemacht haben. Und wenn man die sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen darstellt in ihrer fundamentalen Bedeutung für unser Volksheer, seinen Geist und seine Kraft, so freuen sich jetzt auch Menschen über diese Werke mit, die sie seither nur widerwillig entstehen sahen. Auch diese Menschen stehen auf einer Höhe und überschauen ein weites Land, aber ihr Blick schweift über zurückgelegte Wegstrecken. Sie hatten viele einzelne Markierungen gesehen, aber der Einschnitt des Alltags war zu tief, als daß die fortlaufende Linie zum schließlichen Ziel zu erkennen und zu übersehen war. Und nun, wie stärkt es das Vertrauen des einzelnen Menschen, wenn er erlebt, wie auch dort, wo er sich heimatlos fühlte, wo er nicht mehr folgen konnte, Wertvolles und Gutes geschaffen wurde. Das macht ihn fähig und bereit, auch den Weg zum „größeren Deutschland" und „zum Weltvolk hindurch" mitzugehen. Aber man soll jetzt nichts versäumen, das Erleben des Krieges wirklich auch in dieser Weise den Frauen und Männern, den Jungen und Alten zu einem Einswerden mit dem Wachsen und Werden des deutschen Volkes und seines Staates zu machen. Ein Volk, das jetzt so Glänzendes leistet wie das deutsche, das erwirbt sich eine starke Legitimation zur maßgebenden Mitarbeit an der weiteren Gestaltung seiner Zukunft. Aber es braucht dazu eine unerschütterliche Vertrauensgrundlage zwischen denen mit weitem Ausblick in diese Zukunft und denen, die mühsam Stein und Stein zusammentragen zum neuen Bau. Nicht nur militärisch-politisch wird um die Fundamente gerungen, die die Zukunft tragen sollen, sondern auch das innere Verhältnis von Volk und Staat, von Masse und Führer braucht neue Grundlagen des Verstehens und Vertrauens. Und was geschieht, um diese zu schaffen, das hilft gleichzeitig auch das Volk tapfer und stark zu machen, daß es aufrecht bleibt, durchhält und seine Pflichten daheim recht erfüllt.

Karl Vorländer / Kant über England

In dem Federkrieg zwischen englischen und deutschen Gelehrten, der sich an den Krieg der Waffen angeschlossen hat, ist unter den Schwurzeugen für das alte, friedlich und idealistisch gesinnte Deutschland, von dem das heutige Deutschland der rohen Machtpolitik mit Heinrich von Treitschke und Friedrich Nietzsche als seinen geistigen Vätern leider abgefallen sei, von englischer und anglo-amerikanischer Seite neben Goethe auch Immanuel Kant genannt worden. Ja, ein sonderbarer Schwärmer — irgendein Literat von der Universität Oxford — hat sogar unseren ersten Philosophen, weil von „englischer Abstammung", halb und halb für England in Anspruch genommen. Um nun gleich das letztere abzutun, so ist es zwar eine von Kant selbst gelegentlich erzählte Familienüberlieferung, daß seine Vorfahren aus Schottland — nicht England, er hält beides wohl voneinander — herübergekommen seien. Aber heute ist urkundlich nachgewiesen, daß mindestens schon der Urgroßvater väterlicherseits als ehrsamer „Krüger", d. h. Wirt, im Dorfe Wenden bei Heydekrug gehaust, der Großvater Hans Kant um 1670 als Riemermeister zu Memel sich niedergelassen hat, von wo dann Immanuels Vater, gleichfalls Sattler und Riemer, nach Königsberg zog: während die mütterlichen Vorfahren aus Süddeutschland (Nürnberg) stammten. Doch das ist eine lächerliche Kleinigkeit.

Ich will Treitschke, der mich als jungen Studenten durch sein Pathos hinriß, und Nietzsche, den ich mehr als Künstler denn als Philosophen schätze, in ihren Schwächen hier nicht in Schutz nehmen, bekenne mich aber um so freudiger zu Kant. Wir, die wir auch heute noch in sittlichen und politischen Dingen zwar nicht am Buchstaben, wohl aber am Geiste des Königsberger Philosophen festhalten, sind allerdings auch heute noch, mitten in dem uns umtobenden wilden Machtkampf, dem größten, den die Welt je gesehen, und trotz desselben, der Ansicht, daß am letzten Ende doch Recht vor Macht gilt. Wir empfinden es im Geiste Kants mit tiefem

Digitized by Google

Schmerz, daß es zu diesem blutigen Entscheid durch die Gewalt statt des friedlichen Wettkampfs zwischen den Kulturvölkern gekommen ist; wir fordern mit ihm, daß er nicht als „Straf-, Ausrottungs- oder Unterjochungskrieg", sondern „nach Grundsätzen, welche die Wiederkehr eines künftigen Rechtszustandes möglich machen" (Kant, Rechtslehre) geführt wird; wir wollen und werden am ersten Tage danach wiederum für die alten, ewigen Werte der Kultur, Vernunft und Menschlichkeit arbeiten. Aber das hindert uns nicht, von dem idealen Soll das rauhe Ist zu unterscheiden, wie er selbst es am 12. Juni 1798 vor seinen Mittagsgästen mit dem schlichten Satz getan: „Es ist nicht zu erwarten, daß Recht vor der Macht kommt; es sollte so sein, aber es ist nicht so." Kant ist nicht nur der idealistische Theoretiker gewesen, als den ihn alle Welt kennt, sondern auch ein scharfer Menschenbeobachter und gewiegter Menschenkenner. Er hat nicht bloß die idealen Grundzüge politischen Sollens aufgestellt, sondern er war auch — wie jeder Ethiker es sein muß, dem seine Ethik kein schönes Spiel mit Worten ist — ein eifriger Politiker, der alle Ereignisse der inneren und äußeren Politik seiner Zeit mit regster Teilnahme verfolgte. Wie hat nun dieser Mann über unseren heute gefährlichsten Gegner, über England, geurteilt?

Wichtig ist, vorauszuschicken, daß der Philosoph keinesfalls mit Vorurteilen gegen England oder die Engländer behaftet gewesen ist. Er hat im Gegenteil in mancher Beziehung eine Vorliebe für englisches Wesen gehegt. Zu seinen Lieblingsdichtern gehörten neben dem alten, derben Butler die Engländer Pope und Milton, von denen er letzteren dem Deutschen Klopstock vorzog; auch von den Romanen liebte er besonders die von Fielding und Swift wegen ihrer Neigung zu Satire und Humor: wenngleich er sie alle wahrscheinlich nur aus deutschen Uebersetzungen gekannt hat, da er Englisch weder sprach noch schrieb, vermutlich auch nicht las. Und wenigstens zeitweise, namentlich in den 60er Jahren des Jahrhunderts, hat er auch Philosophen der Briteninsel, wie den Engländern Locke und Shaftesbury, noch mehr den Schotten Hume und Hutcheson, tiefere Einwirkung auf seine Denkweise verstattet. Die einzige größere Reise, die er in seinem Leben — damals — geplant hat, sollte nach England gehen.

Aber mehr als das: zu seinen nächsten persönlichen Freunden in Königsberg zählten Engländer. Wie er in vielen anderen Dingen — im Gegensatz zu der landläufigen Vorstellung — kein Pedant gewesen ist, so bevorzugte er auch bei seinem Umgang nicht den engen Kreis seiner zum Teil recht beschränkten und intriganten Kollegen und Fachgenossen, sondern liebte es, mit tüchtigen Menschen aller Kreise zu verkehren: neben Männern wie dem wackeren Oberförster Wobeser, neben bildungseifrigen Offizieren der Garnison, neben feingebildeten Damen wie der Gräfin Keyserling, vor allem auch mit lebens- und welterfahrenen Kaufleuten. Am nächsten aber unter allen standen ihm bis an ihren Tod zwei Mitglieder der englischen Kolonie in der Pregelstadt: Robert Motherly und Joseph Green. Letzteren, in manchen Dingen ein Sonderling, aber dabei von ebensoviel Verstand wie Gemüt, nennt er geradezu seinen „besten Freund", und Greens Tod (1787) nicht zum wenigsten trug dazu bei, daß der alternde Philosoph sich seitdem immer mehr von dem äußeren gesellschaftlichen Leben seiner Vaterstadt zurückzog.

Der englische Minister Lloyd George hat neulich in einer Werbeversammlung seines Landes ausgerufen: Wann hat Preußen jemals für die Freiheit anderer Völker gekämpft? Man könnte ihm mit der schwerer wiegenden Frage antworten: Wie oft hat England gegen die Freiheit anderer Völker gekämpft? Ein Anlaß dieser Art soll denn auch auf merkwürdige Weise die erste Bekanntschaft unseres Philosophen mit seinem später besten Freunde vermittelt haben. Kants Famulus Jachmann erzählt, daß der Philosoph zur Zeit des nordamerikanischen Freiheitskrieges (1776—1783) in einen Wortwechsel über diesen geraten sei. Der ihm bis dahin unbekannte Green hätte sich als Engländer durch Kants warmes Eintreten für die Rechte der Amerikaner beleidigt gefühlt und den Philosophen in seiner Hitze sogar zum Zweikampf herausgefordert, wäre aber dann durch die „hinreißende" und doch ruhige Beredsamkeit Kants überzeugt und aus einem Gegner sein bester Freund geworden.

Die chronologischen Daten dieser Ueberlieferung stimmen nicht ganz. Desto mehr aber die darin geschilderte Gesinnung unseres Denkers. Wenn er in früheren Zeiten auch eine Hinneigung zu dem englischen Staatswesen verspürt hatte — dem einzigen in Europa vor der großen Revolution, das schon eine Verfassung besaß —, so war sie ihm durch die Praxis der englischen Politik vergangen. Er hatte das wenig demokratische Getriebe, das sich hinter dieser „Verfassung von Großbritannien" verbirgt, „wo das Volk mit seiner Konstitution so großtut, als ob sie das Muster für alle Welt wäre", mit scharfem Blicke durchschaut. „Das Blendwerk, das Volk durch die Deputierten desselben die einschränkende Gewalt vorstellen zu lassen . . kann die Despotie nicht so verstecken, daß sie aus den Mitteln, deren sich der Minister bedient, nicht hervorblickte. Das Volk, das durch seine Deputierten (im Parlament) repräsentiert wird, hat an diesen Gewährsmännern seiner Freiheit und Rechte Leute, die für sich und ihre Familien und ihre vom Minister abhängige Versorgung in Armeen, Flotte und Zivilämtern lebhaft interessiert sind, und die (statt des Widerstandes gegen die Anmaßung der Regierung . . .) vielmehr immer bereit sind, sich selbst die Regierung in die Hände zu spielen." „Also ist", so schließt Kant, „die sogenannte gemäßigte Staatsverfassung . . ein Unding und, anstatt zum Recht zu gehören, nur ein Klugheitsprinzip, um soviel als möglich dem mächtigen Uebertreter der Volksrechte seine willkürlichen Einflüsse auf die Regierung nicht zu erschweren, sondern unter dem Schein einer dem Volke verstatteten Opposition zu bemänteln." (Metaphysik der Sitten S. 143 f.)

Noch mehr aber als diese Schattenseiten der inneren empörte seine Rechtlichkeit die egoistische und dabei zum Teil heuchlerische äußere Politik, die der fortgeschrittenste Staat Europas trieb. Zwar sind seine Vorwürfe räuberischer Kolonialpolitik gegen alle Völker gerichtet, denen der Besuch fremder Länder mit deren Eroberung „für einerlei gilt", und die „die Einwohner für nichts rechnen"; aber es ist doch offenbar auf England gemünzt, wenn er dann von den bei seinen Lebzeiten geschehenen Vorgängen in Ostindien spricht: „In Ostindien brachten sie unter dem Vorwande bloß beabsichtigter Handelsniederlagen fremde Kriegsvölker hinein, mit ihnen aber Unterdrückung der Eingeborenen, Aufwiegelung der verschiedenen Staaten desselben zu weit ausgebreiteten Kriegen, Hungersnot, Aufruhr, Treulosigkeit, und wie die Litanei aller Uebel, die das menschliche Geschlecht drücken, weiter lauten mag." Und solche Gewalttätigkeiten, einschließlich der „allergrausamsten und ausgedachtesten" Sklaverei, lassen sich Mächte zuschulden kommen, die „von der Frömmigkeit viel Werks machen und, indem sie Unrecht wie Wasser trinken, sich in der Rechtgläubigkeit für Auserwählte gehalten wissen wollen" (Zum ewigen Frieden S. 138, 140).

Digitized by Google

Daß jedoch auch gegen die Freiheitsbestrebungen europäischer Völker die Politik des damaligen England den stärksten Hemmschuh bildete, zeigte dessen erbitterte Feindschaft gegen die französische Revolution, und nicht zum wenigsten diese Tatsache hat nach dem Zeugnis von Kants ältesten Biographen zu seiner dauernden Gegnerschaft gegen England beigetragen. Pitt, Großbritanniens leitender Minister, schien ihm nicht sowohl Freiheit und Kultur, als Sklaverei und Barbarei fördern zu wollen" (Borowski). Napoleons Expedition gegen Aegypten begleitete er aus diesem Grunde mit regstem Interesse, allerdings hielt er sie anfangs in Wahrheit gegen Portugal gerichtet: „wegen des großen Einflusses Englands auf Portugal betrachtete er dieses Land als eine englische Provinz, durch deren Eroberung England der empfindlichste Streich beigebracht werden könnte . ." (Wasianski). Wie in einem Brennspiegel konzentriert erscheint sein Gesamturteil über England als Volk und Staat in einer dem größeren Publikum wohl noch ganz unbekannten, aus den Jahren 1797 oder 1798 stammenden Nachlaßnotiz: „Die englische Nation als Volk betrachtet, ist das schätzbarste Ganze von Menschen, in Verhältnis gegeneinander betrachtet. Aber als Staat gegen andere Staaten das Verderblichste, Gewaltsamste, Herrschsüchtigste und Kriegserregendste unter allen" (Akad. Ausg. XV, Nr. 1366).

Noch stärker fast hat er sich mündlich geäußert. Nach dem noch ungedruckten Tagebuch des äußerst zuverlässigen badischen Theologen J. Fr. Abegg sprach er am 12. Juni 1798 vor seinen Mittagsgästen den Wunsch aus: „Wenn nur unser König bald nach Berlin kommt und durch Sieyes" — des berühmten Tribunen der Revolution, damals französischen Gesandten in Berlin — „Gründe sich bestimmen läßt, eine vernünftige Partei zu ergreifen, damit durch Preußen und Frankreich vielleicht das Kriegführen unmöglich gemacht werde! Denn Rußland ist zu bändigen: es hat kein Geld und kann sich nicht leicht in die auswärtigen Angelegenheiten mengen, ohne zu erfahren, daß im Inneren Unruhen ausbrechen." Paßt nicht manches davon mutatis mutandis auf die heutige Weltlage oder deren zukünftige Folgen?

Ein anderes Mal, am 5. Juli 1798, meinte er, Bonaparte würde bei Spanien landen und Portugal erobern und dadurch im Herbste den allgemeinen Frieden herbeiführen. Er hielt es in diesem Fall für möglich, daß England zur Republik gemacht würde und sein König nur Kurfürst von Hannover bleibe. „Dann würde England wiederaufblühen, ohne andere zu drücken." Den Aufstand der Iren erklärte er für berechtigt, wünschte und hoffte, daß die Schotten — die er sehr über die Engländer erhob — gemeinsame Sache mit den Iren machen möchten! Und sein Gesamturteil über Englands Politik — denn unter den „Engländern" versteht er im folgenden natürlich nicht die einzelnen Menschen, sondern die politisch maßgebenden Kreise — faßte er in die heute besonders denkwürdigen Worte zusammen: „Die Engländer sind im Grunde die depravierteste Nation. Die ganze Welt ist ihnen England, die übrigen Länder und Menschen sind nur ein Anhängsel, ein Zugehör . . . Ich hoffe, es wird glücken, daß sie gedemütigt werden."

Eine Anzeige

Trautes Heim —
Glück allein!

Selbständ. Kaufm., 40 Jahre, evg., stattl. Ersch., alleinsteh., m. langjähr., gutgeh. Engrosgesch., **M. 8000 Einkommen,** sucht

Lebensgefährtin

welche weniger Wert auf gesellschaftliche Aeußerlichkeiten legt, sondern ihr Glück mehr in einer gemütlichen Häuslichkeit sucht, die ihr in einem **bereits vorhandenen, ebenso schönen wie behaglichen Heim** geboten wird. — Damen von Herzensbildung, die über 25—30 Mille Vermögen verfügen, welches sicher gestellt und zum Teil für sehr lohnende Heeresaufträge benötigt wird, werden gebeten, **nicht anonyme** Zuschr. vertrauensvoll u. **P T 131** an d. Exped. zu richten. Berufsm. Vermittl. verb.

Daß „25—30 Mille" gesucht werden, ist auch in diesen Zeiten nichts Besonderes, obgleich einem Tausender lieber wären als Mille in diesem deutschen Krieg. Und daß diese 25—30 Mille unter der Anzeigenüberschrift „Trautes Heim — Glück allein" verlangt werden, ist wohl auch schon eine alte Uebung.

Neu aber ist ein kleiner Nebensatz in dieser Heiratsanzeige hinter der Summe: „. . . welche für sehr lohnende Heeresaufträge benötigt werden . . ." Fürwahr, eine anmutige Stufenleiter: Vaterland — sehr lohnende Heeresaufträge — 25—30 Mille — Trautes Heim, Glück allein. Am Anfang dieser Leiter steht das Vaterland, am Ende eine liebe Frau — zwei wunderhohe Dinge, nicht nur zu diesen Zeiten, sondern allezeit. Und verbunden werden diese beiden hohen Dinge durch — einen sehr lohnenden Heeresauftrag.

Wer ist in dieser Anzeige mehr beleidigt, das Vaterland? die Frau? Es ist schwer zu sagen. Und was verdiente dieser Mann? Auch das ist schwer zu sagen. Man könnte für eine schallende Ohrfeige stimmen, eine öffentliche und eine private. Aber noch besser wäre, meine ich, man wünschte ihm eine dieser Anzeige entsprechende — Frau. Sein Schnitt beim Heeresauftrag mag dann noch so lohnend sein — die Frau, die sich auf einer solchen Grundlage in die Ehe geben mochte, die macht's schon wieder wett. Das wünschen wir von Herzen.

Hans Harbeck / Die Kriegsfreiwilligen

Die harten Schaftstiefel drücken,
Und der Tornister liegt wie ein Berg auf unserm Rücken,
aber wir bücken
uns nicht, und wir murren nicht.
Wie ein Plakat leuchtet unser sonneversengtes Gesicht,
und mit
jedem Paradeschritt
stampfen wir ein Stück Kleinmut in den Kot. —

Das Wort Vaterland
ist in unsere Herzen eingebrannt
mit Lettern
rot.
Wir sind ernannt
zu Rettern
guter deutscher Art —
Fluch dem, der jetzt das Leben ängstlich spart!

Die Dirnen an den Straßenecken, die feilen,
möchten wir aufhängen
an hanfenen Seilen. —

Wir sind Knaben,
wir rasseln mit dem Säbel,
den wir nicht haben,
und fühlen uns mindestens als Feldwebel, —

aber wir wittern schon
den Donnerton
der großen Schlacht,
die uns zu Männern und Helden macht!

Digitized by Google

Gottfried Traub / Unfaßliches

Was dem Gott am nächsten schier,
ist am nächsten auch dem Tier. Grillparzer.

Wir begreifen die Krieger nicht. Sie sind als einzelne Menschen wie wir und machen sich nun in der Schlacht wenig daraus, Menschen zu töten und Dörfer zu zerstören. Die erhabensten Züge von Menschlichkeit und Opferwilligkeit stehen unmittelbar neben Roheit, Wildheit, Hinterlist. Es ist unfaßlich, daß man bewundernd stehen muß neben einem solchen Schauspiel, in dem Hunderttausende zu Boden sinken und aber Hunderttausende als halbe Kräfte durchs künftige Leben gehen. Woher nehmen wir den Riesenmut, so etwas zu verantworten? Sind wir nicht wirklich verrückt geworden und leben alle im Rausch? Aber im gleichen Augenblick, in dem wir solche Frage aufwerfen, haben wir sie sofort als Torheit weit hinter uns geworfen. Denn wir fühlen, wie das Blut wärmer zum Herzen steigt, wie der Atem rascher geht, wie die Kräfte gesteigert werden, wie Männer wachsen, wo man Schwächlinge sah, und Helden gehen, wo man nur Menschen seinesgleichen vermutet hätte. Es ist ein solches Wirrsal des Denkens, daß man's niemand verargen soll, wenn er sich nicht leicht herausfindet. Die, die es nämlich leicht fertigbringen, haben nie etwas Ernst genommen, den Frieden ebensowenig wie den Krieg.

Langsam enthüllt sich uns so etwas wie ein Gesetz. Wir sehen es mit erschreckender Ehrfurcht. Offenbar kann das Große nur wachsen, wenn dann und wann das Elementare wieder einmal durchgebrochen ist. Man schreie nicht gleich: „Das ist ja unmöglich, da würde ja alles umgeworfen, was wir bisher dachten." Laß es doch einmal umwerfen! Wenn nur du selbst stehen bleibst! Wir lebten viel zu sehr in scheinbar sicheren Gedankenreihen, statt von wirklicher Lebenskraft. Vielleicht rächt sich das Leben an bestimmten Entwicklungspunkten für die Last von Gedanken, Begriffen, Meinungen, Lehrsätzen, die wir ihm auf den Rücken luden, spottet ihrer und spricht: „Ich bin doch ganz anders. Seht einmal auf mich! So sehe ich aus. Wer wagt es, mich anzusehen!"

Das Leben muß Zeiten haben, in welchen es die natürliche Kraft in ihren Grundfesten erprobt. Wir Menschen sind nun einmal nicht nur Herz und Hirn, sondern auch Knochen, Muskel und Nerven. Wer darin nicht zu Hause ist, kann als einzelner leben, als Volk geht er unter; denn sein Schoß ist dazu bestimmt, gesundes Leben hervorzubringen. Das Seltsame ist aber dies, daß diese Gesundheit nicht einfach die Summe der Adern und Nervenbahnen ist, sondern der Wille schützend, sparend, steigernd, treibend mithilft und einsetzt. So ist es nicht bloße Natur, sondern charaktervolle Natur, welche die Völker in der Geschichte auszeichnet. Ihre Probe erfolgt zu gewissen Zeiten. Sie wird stets im Kampfe enden. Der Kampf wird beginnen auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiet und wird sich dann zuletzt messen mit der natürlichen Kraft des starken Willens. Hier erscheint scheinbar das Tierische, als das letzte Mittel der Auslese, tatsächlich wird gerade in solchen Augenblicken die Göttlichkeit sich offenbaren, indem sie den sichersten Zukunftswillen stärkt und ihm um seiner gesunden Entwicklungsmöglichkeit willen Raum verschafft. Aber immer noch hat Gott nur dem Tapferen geholfen, nicht dem Weichen.

Soziale Bewegung

Ein sozialpolitischer Gedenktag. Am 4. Februar waren 25 Jahre verflossen, seit Kaiser Wilhelm II. die denkwürdigen Arbeitererlasse verkündet hat, die den weiteren Ausbau der Versicherungsgesetzgebung Wilhelm I. begannen. Heute erst, sagt Professor Francke in der „Sozialen Praxis", nach 25 Jahren, wo unser Volk die härteste Belastungsprobe der Kraft und des Opfermutes zu bestehen hat, die die Weltgeschichte kennt, ermessen wir, was wir dieser, dem eigensten Willen unseres Kaisers entsprungenen Tat verdanken. Deutschland würde jetzt im Kriege nicht das Große, Gewaltige leisten, was im Felde und daheim täglich und stündlich vollbracht wird, wenn diesen Arbeitererlassen vom 4. Februar 1890 nicht eine Zeit fruchtbarer sozialer Reformen gefolgt wäre. Gewiß ist diese Entwicklung nicht in stetig aufsteigender Linie fortgeschritten, wir mußten Stillstand und Rückfall erleben. Aber immer wieder rang sich die gesunde, machtvoll treibende Kraft, die in jenen Erlassen lebt, durch zum Lichte, immer schärfer ward die Ueberzeugung, daß die wirtschaftliche, sittliche, geistige Hebung der Massen, ihre körperliche Kräftigung, ihre Einordnung in die Staats- und Gesellschaftsordnung auf dem Boden der Gleichberechtigung eine Notwendigkeit sei, die das Reich zu seiner eigenen Erhaltung und zur Erfüllung seiner wachsenden Aufgaben durchführen müsse. Und heute dürfen wir sagen: ohne die mit der Botschaft Wilhelms I. einsetzende, durch die Arbeitererlasse Wilhelms II. fortgesetzte und erweiterte Sozialreform stände unser Volk nicht in solcher Kraft und in solcher Eintracht im Kampfe, wie es die Welt heute staunend erlebt. Was wir in diesen an Opfern und Erfolgen so überreichen Zeiten an sittlichen Werten gewonnen haben, das kann, das darf unserem Volke und dem Reiche niemals verlorengehen. Wie draußen in der Schlacht, im Schützengraben und auf hoher See innigste Kameradschaft, treuste Hilfe und ständige Todbereitschaft in höchster Pflichterfüllung alle Volksgenossen zu einem stahlharten Ganzen verschmelzen, so haben sie sich auch in der Heimat zu gemeinsamer Arbeit die Hände gereicht, um die innere Rüstung gegen die bösartigen Anschläge des Feindes wehrhaft stark zu schmieden. Reichs- und Staatsbehörden arbeiten mit Gewerkschaftern, Unternehmer mit Arbeitern, Männer und Frauen von Besitz und Bildung mit Proletariern im vollen Vertrauen, im Wetteifer der Gleichberechtigung zusammen. Das Wunder ist geschehen: die Klassen und die Massen finden sich, lernen sich kennen, sich achten und schätzen. Der Konservative und der Sozialdemokrat fühlen sich nur noch als Söhne des Vaterlandes, der Minister sieht mit eigenen Augen, welche Kraft und Treue im Mann des Volkes liegt, der seinerseits erkennt, daß die Regierenden sich redlich mühen um das Gemeinwohl, Bürger und Arbeiter stehen wie eine Mauer zusammen. Vertrauen gegen Vertrauen ist die Losung. Auf diesem fruchtbaren Boden muß nach dem Frieden die so glänzend bewährte Sozialreform weitergeführt und ausgebaut werden. Die „gesetzliche Gleichberechtigung, auf die sie Anspruch haben", wie es in den Februarerlassen heißt, haben die Arbeiter in schweren Zeiten erlangt, und sie haben sich ihrer würdig gezeigt. Wie sollte man sie ihnen wieder in guten Tagen nehmen können, fragt Professor Francke. Hier darf nicht von Lohn auf der einen, von Strafe auf der anderen Seite die Rede sein. Es gilt einfach, die natürlichen Folgerungen aus den Tatsachen zu ziehen. Der neue Geist des Vertrauens läßt sich nicht in die alten brüchigen Formen fassen. Es erscheint uns unfaßbar, daß die Tausende von Arbeitern, die aus dem Felde, mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, wieder in die Werkstatt und Fabrik heimkehren, im preußischen Wahlrecht untertan sein sollten dem bloßen Besitz von Geld und Gut. Wie kann man künftig Ausnahmebestimmungen, wie sie in Wortlaut und Handhabung des Vereinsgesetzes, der Koalitionsparagraphen der Gewerbeordnung, im Gesinderecht, in den unter dem Decknamen des Arbeitswilligenschutzes sich bergenden Zwangsbestrebungen liegen, aufrechterhalten gegen Millionen von Arbeitern, die in Reih und Glied mit allen anderen Volksgenossen das gleiche Recht und die gleiche Pflicht des Reichsschutzes geübt haben? Wäre es zu ertragen, daß die Berufsvereine der Arbeiter und Angestellten, die sich nicht minder als die der Arbeitgeber als feste Stütze der wirtschaftlichen Ordnung und Träger der Einigung erwiesen, daß die Gewerkschaften, deren Hilfe die Behörden erbeten und erprobt haben, jemals wieder dieser Anerkennung ihres Rechtes verlustig gingen?

Massenpflicht im Wirtschaftskriege. Alle Volksschichten und Berufe müssen jetzt willig in Reih und Glied treten, um den boshaften Aushungerungsfeldzug unserer Feinde siegreich zu bestehen. Zwischen hoch und niedrig, arm und reich darf kein Unterschied zu bemerken sein. Keiner soll sich mit der Untätigkeit oder Widerwilligkeit des anderen entschuldigen, jeder soll dem Freunde oder Nachbarn helfen, seine Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen. Wie die Arbeiterblätter diese Mahnaufgabe zu lösen versuchen, dafür möge folgende Probe aus dem „Regulator", dem Organ der Maschinenbauer, zeugen. Dort heißt es im Leitartikel „Die wirtschaftliche Kriegsbereitschaft" nach lebendiger Schilderung der Aushungerungspläne Englands: Schwarzbrot und Kartoffeln müssen jetzt, während der Dauer des Krieges, die Hauptnahrung sein. Da hilft alles andere nicht, nur durchgreifende Aenderung der bisheri-

gen Lebensweise vieler kann die Pläne Englands zuschanden machen. Man sage ja nicht, die Arbeiter können nicht einfacher leben. O! ja! Auch bei sehr vielen Arbeiterfamilien kann größere Einfachheit nichts schaden. Unsere Kollegen in Landorten werden es kaum verstehen, aber in den Großstädten gibt es sehr viele Arbeiterfamilien, wo die Frauen glauben, auch in der Kriegszeit ohne Kuchen nicht auskommen zu können. Wir haben es in Berlin selbst erlebt, wie eine Arbeiterfrau in einem Ladengeschäft auf Vorhaltung zur Sparsamkeit meinte: „Meine Kinder verlangen eben Kuchen, meine Kinder essen kein Brot ohne Butter und Belag." Unter Belag wird auf der Butter noch Mus, Wurst, Schinken oder Aehnliches verstanden. Ihr Mann arbeitet auf Kriegsartikel und verdient schweres Geld. Dann kommt gewöhnlich noch der Einwurf: die Reichen sollen sparen. Hierauf erwidern wir, das sind schlecht erzogene Kinder, die den Eltern vorschreiben können, was sie zum Essen haben müssen. Weißbrot (um solches handelt es sich in dem angegebenen Fall) und Butter und Belag ist heute Ueberfluß, wer jetzt noch so handelt, schädigt schwer die vaterländischen Interessen. Die Reichen bilden nur einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung, ihr einfacheres Leben, das wir natürlich ebenso scharf fordern, fällt lange nicht so ins Gewicht, als wenn die Millionen der arbeitenden Bevölkerung einfachste Lebensweise einführen. Die Arbeiter haben durch das Wirken ihrer Organisationen sich jetzt schon einen Ruhmeskranz erworben, sie können jetzt als einzelne in ihren Haushaltungen das weitaus meiste dazu beitragen, daß den Engländern ein dicker Strich durch ihre heimtückische, perfide Rechnung gemacht wird. Und ist das wirklich so schwer? Hat der Arbeiter, der schweres Geld verdient, in dieser Zeit wirklich keine andere Verwendung, als auf Weißbrot noch Butter und Belag zu kaufen, oder den Kindern zum Kaffee noch Kuchen zu besorgen? . . ."

Arbeiten ist Kriegspflicht! Die „Gewerkschafts-Korrespondenz" des Generalsekretariats der christlichen Gewerkschaften erläßt folgende, leider nicht überflüssige Mahnung: „Eine der erfreulichsten Aussichten für unser deutsches Volk in dem gewaltigen Ringen der Gegenwart besteht darin, daß sich unsere Volkswirtschaft nach den ersten Erschütterungen beim Ausbruch des Krieges so schnell erholt und der neugeschaffenen Lage angepaßt hat. Gegenwärtig liegen die Verhältnisse auf dem Arbeitsmarkt so, daß in manchen Gewerbezweigen Mangel an geeigneten Arbeitern vorhanden ist. In anderen Gewerben und an anderen Orten sind jedoch noch Arbeitslose in größerer Anzahl vorhanden. Nun hat es sich aber mehrfach gezeigt, auch in den Gewerkschaften, daß beschäftigungslose Arbeiter sich sträuben, ihren bisherigen Wohnort zu verlassen, um anderwärts Arbeit anzunehmen. Das ist ein überaus kurzsichtiger und verwerflicher Standpunkt. Ist die Arbeit schon in normalen Zeiten nicht nur eine im Interesse der Selbsterhaltung liegende, sondern auch eine moralische Pflicht gegenüber der Gesamtheit, so erst recht in dieser ernsten Zeit des Krieges. Wer nicht mit ins Feld ziehen und auf den Schlachtfeldern seinem Vaterlande dienen kann, der hat um so größere Heimatpflichten; und die erste und höchste dieser Pflichten besteht darin, dem Vaterlande seine Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen, auch dann, wenn Unannehmlichkeiten damit verbunden sein sollten. Jede brachliegende Arbeitskraft ist zurzeit ein Verlust an unserer nationalen Volkskraft und Widerstandsfähigkeit. Das sollten alle diejenigen bedenken, die aus Scheu vor einem Wohnortswechsel ihre Arbeitskraft verweigern, während Millionen unserer Brüder fern von Eltern und Geschwistern, von Frau und Kind in Feindesland stehen und Blut und Leben für das Vaterland und die Daheimgebliebenen einsetzen." Die Gewerkschaften suchen unter Würdigung dieser Gesichtspunkte auf die arbeitslosen Mitglieder nachdrücklichst einzuwirken; sie scheuen auch vor energischen Maßregeln, wie Entziehung der Unterstützung usw. nicht zurück, wo die moralische Einwirkung erfolglos bleibt. Auch die Eltern von jüngeren Leuten werden ermahnt, ihre Söhne doch nicht für den Preis der Arbeitslosigkeit festzuhalten, sondern sie auch auswärts Arbeit annehmen zu lassen, wo eben Gelegenheit dazu geboten wird. Ein genauerer Einblick in den Anzeigenteil vieler Zeitungen bestätigt es ebenso wie die Berichte aus einzelnen Gewerbebezirken, daß der anfängliche Arbeitsmangel der Kriegszeit mehrfach in einen förmlichen Arbeitermangel umgeschlagen ist. Und zwar herrscht nach der „Soz. Praxis" nicht nur Mangel an gelernten, gut eingeschulten Facharbeitern (Sattlern, Drehern, Bergarbeitern, Bäckern), was ja infolge der Einberufungen zum Heere leicht verständlich wäre, sondern auch hier und da an ungelernten Arbeitern. Hier handelt es sich freilich mitunter nur um vorübergehenden Arbeiterbedarf (Schneeschaufeln) oder um unbequeme, rauhe Arbeiten in ungeschützten Arbeitsstätten (Erdarbeit, Müllabfuhr), die das Arbeitsangebot nicht eben verlockend machen. Aber es muß gerade in der Kriegszeit den Arbeitslosen nachdrücklich nahegelegt werden, persönliche Empfindlichkeiten bis zur Grenze des Erträglichen entschlossen zurückzustellen. Opferwilligkeit erheischt die Zeit mehr denn je von allen. Darum ist ein dankbares Beginnen der Gewerkschaften, hier mit ihrer Organisationszucht bei den Lässigen und Unentschlossenen nachzuhelfen.

Eine neue Kriegsarbeitsgemeinschaft. Eine Kartoffelpflanzgenossenschaft von Gewerkschaften und Grundbesitzern haben nach Vorbesprechungen mit dem Landwirtschaftsminister der Schutzverband für deutschen Grundbesitz, die Berliner Gewerkschaftskommission und die christlichen und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine begründet, um die Oedländereien in der Umgebung Berlins im Interesse der Volksernährung landwirtschaftlich aufzuschließen. Nach der Schätzung Sachverständiger kommen in Groß-Berlin etwa 3000 Morgen ertragsfähiges Baugelände für Anpflanzung während der Kriegszeit in Betracht. Da der Boden sich am besten zum Anbau von Kartoffeln eignet, werden die Ländereien jetzt zu dem Zwecke gepflügt, um im Frühjahr die Kartoffeln auszusäen. Die Grundstücke werden nicht, wie sonst, an die Laubenkolonisten verpachtet, die dann ihrerseits auf dem Gelände züchten, was ihnen gutdünkt, und die Bestellung nur insoweit vornehmen, wie sie Zeit und Lust haben, sondern das Pflügen, das in diesem Falle besonders vorsichtig zu gestaltende Düngen, der Ankauf und das Einlegen der Saatkartoffeln erfolgen durch eine Zentralstelle, die damit von der zu gründenden Genossenschaft betraut wird. Dies hat einen doppelten Vorteil: die Bestellung des Landes wird billiger gestaltet, als wenn jeder einzelne Parzelleninhaber die Arbeiten auf eigene Faust besorgen würde, und ferner wird die Bestellung wirksamer und die Aussicht auf einen ausreichenden Ernteertrag größer, weil die Bestellung nach durchdachten landwirtschaftlichen Grundsätzen unter Berücksichtigung des langen Brachliegens des Geländes erfolgt. Die in Frage kommenden Gelände befinden sich zum größten Teil in Privathänden und sind von diesen dem gemeinnützigen Unternehmen entweder unmittelbar oder durch Vermittlung des Schutzverbandes für den Deutschen Grundbesitz und der betreffenden Ortsgemeinden zur Verfügung gestellt worden. Selbstverständlich geht der Bestellung die Prüfung der Gelände durch landwirtschaftliche Sachverständige voraus, um die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Durchführung des Planes möglichst günstig zu gestalten. Auf den Morgen Land werden sechs Kolonisten oder Losinhaber berechnet, so daß auf den einzelnen zirka 440 Quadratmeter Land entfallen. Die Bebauungsunkosten einschließlich der Kosten des von der Genossenschaft zu liefernden Saatguts stellen sich nach einer vorsichtig gehaltenen Aufstellung landwirtschaftlicher Sachverständiger auf 100 bis 150 M. für den Morgen. Die Losinhaber, die das Gelände nach der Einsaat zur weiteren Bearbeitung übernehmen, haben während des Wachstums der Frucht das Anhäufeln, die Entfernung des Unkrauts und schließlich das Einernten zu besorgen. Der Morgen Land ist bei einem Zentner Saatgut mit einem Ernteertrag von 60 Zentnern Kartoffeln berechnet, so daß auf einen Losinhaber im Durchschnitt 10 Zentner Kartoffeln entfallen. Der Losinhaber oder Pächter hat eine Zahlung von 22,50 M. bis 25 M. zu leisten. Eine Nachschußpflicht der Losinhaber soll grundsätzlich ausgeschlossen sein, so daß der Preis des Zentners Kartoffeln auf 2,25 bis 2,50 M. zu stehen käme, die Bearbeitung allerdings nicht mitgerechnet.

Kriegsgefangene und freie Arbeiter. Die stärkere Heranziehung der Kriegsgefangenen zu nützlicher Arbeit in Deutschland ist im Interesse deutscher Volkswirtschaft und im Interesse der Gefangenen selbst gleich erwünscht. Es können sich daraus aber Schwierigkeiten für unsere heimischen Arbeiter ergeben, wenn nicht Rücksichten auf ihre berechtigten Forderungen genommen werden. Wie diese lauten und wie die Gefangenenbeschäftigung jetzt geregelt ist, erfährt man aus den Gewerkschaftsblättern. So erklärt das Organ der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer, „daß einer nützlichen Beschäftigung der Kriegsgefangenen nicht widersprochen werden kann, solange diese Beschäftigung nicht dazu dient, den deutschen Arbeitern unlautere Konkurrenz zu machen, die Löhne zu drücken, arbeitslose deutsche Arbeiter dadurch von der Arbeitsgelegenheit auszuschließen oder sonst irgendwie eine Beeinträchtigung oder Schädigung der Arbeiter herbeizuführen. Insbesondere wird die Beschäftigung von Kriegsgefangenen dort angebracht sein, wo sich zur Erledigung von Arbeiten nachweislich nicht genug oder keine Arbeiter finden. Das Reichsamt des Innern und das Preußische Kriegsministerium haben über die Beschäftigung von Kriegsgefangenen Grundsätze aufgestellt, nach denen für diese Arbeiten der volle ortsübliche Tagelohn zu berechnen ist. Das bezieht sich auf ungelernte Arbeiter. Werden Kriegsgefangene auch als gelernte Arbeiter beschäftigt, dann soll ihr Lohn 50 Prozent mehr als der ortsübliche Tagelohn für ungelernte Arbeiter betragen. Die Kontrolle hierüber soll von den Gewerbeaufsichtsbeamten ausgeführt werden. Die Verrechnung dieser Lohnbeträge ist Sache der Heeresverwaltung. Die Reichszentrale der Arbeitsnachweise in Berlin hat Bescheinigungen auszustellen, daß gegen die Abgabe von Kriegsgefangenen nach der ihr bekannten Lage des Arbeitsmarktes keine Bedenken vorliegen, und gleichzeitig den ortsüblichen Tagelohn anzugeben. Nur unter diesen Verhältnissen ist die Beschäftigung von Kriegsgefangenen durch Unternehmer gestattet. Wo diese Beschäftigung jedoch dazu mißbraucht wird, die freien Arbeiter zu schädigen, müssen diese ihren Organisationen entsprechende Mitteilungen machen, damit die notwendigen Schritte zur Verhütung etwaiger Schädigungen unternommen werden können".

Die Beamten und der Krieg. Die Vierteljahrsschrift für die gesamte Beamtenbewegung, das von Dr. Heinz Potthoff, Düsseldorf und Alb. Falkenberg, Berlin herausgegebene „Beamtenjahrbuch" (Verlag J. Heß, Stuttgart) hat ihre letzte Ausgabe als Kriegsnummer

herausgebracht. Sie behandelt in zahlreichen wertvollen Aufsätzen und Notizen die Bestrebungen und Ziele der Beamtenbewegung während des Krieges und nach erfolgtem Frieden. Der Herausgeber Falkenberg hat der Kriegsnummer einen eingehenden Leitartikel über Zukunftsarbeit der deutschen Beamtenverbände vorangestellt, der in folgendes Arbeitsprogramm für Gegenwart und nächste Zukunft ausmündet: 1. Gesteigerte Mithilfe an der Lösung der gegenwärtigen sozialen, wirtschaftspolitischen und kulturellen Aufgaben des Volkes; 2. Vereinheitlichung der Eigenorganisation zum Zwecke systematischer Zusammenarbeit der Einzelverbände mit fremden Berufsvereinen; 3. Anbahnung und Ausbau von Beziehungen zu den Organisationen fremder Staaten.

Eingelaufene Kriegsliteratur

Deutschlands Jugend 1914. Dezemberheft des „Säemann", Organ des Bundes für Schulreform. Leipzig, B. G. Teubner.
Das Heft ist sehr gut. Leider Antiquadruck

Sieg oder Tod. Eherne Worte zum Heldenkampf des deutschen Volkes. Herausgegeben von Heinz Bothmer. Potsdam, A. W. Hayns Erben. 48 S.

Aus großer Zeit. Ehrenkranz deutscher Kriegsgedichte, herausgegeben von Otto Hach. Liegnitz, Carl Seyffarth. 30 Pf.

Vaterländisches Lesebuch für Fortbildungsschulen, Kriegsausgabe. Herausgegeben von Fr. Lembke und Prof. H. Sohnrey. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 1,50 M.
Gut ausgewählte Lesestücke: neben (wenigen) Kriegsberichten und Gedichten viele Artikel über Grundlagen des Reiches, Heer, Flotte, Weltwirtschaft, Ernährungsfrage, Genossenschaftswesen — eine gute Grundlage, auf der die Fortbildungsschullehrer weiterbauen können.

Das deutsche Soldatenbuch. Herausgegeben vom Schutzverband deutscher Schriftsteller (Breuer, Landsberg, Rauscher). Berlin, Deutsche Bibliothek. 168 S. 1 M.
Ein freundliches Bändchen, in dem Beiträge von Zeitgenossen (Traub, Heuß, Reventlow) abwechseln mit Mörike, Hermann Kurz, Kleist. Auch Bildschmuck ist vorhanden, Londoner Ansichten, belgische und französische Städtebilder.

Hoch Kaiser und Reich! Kriegsdichtungen, ausgewählt von Gustav Falke. 1. Heft. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt. 20 Pf.

Tapfers Herze. Alte und neue Kriegslieder für Schulen, herausgegeben vom Dresdner Gesanglehrer-Verein. Dresden, Alwin Huhle. 25 Pf.

Soldatenlieder von Klabund. Dachau b. München, Gelber Verlag. 80 Pf.

Der europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. Herausgegeben von Dr. Friedrich Purlitz. November- und Dezemberheft, je 1,20 M. Leipzig, Felix Meiner.
Mit diesen beiden Lieferungen wird der erste Kriegsband des Deutschen Geschichtskalenders abgeschlossen. Ein ausführliches Register für die Monate Juli—Dezember erhöht den Wert und die Benutzbarkeit. Es sei besonders hervorgehoben, daß reichlich Pressestimmen zu den wichtigsten Ereignissen mitgeteilt werden.

Der Ursprung des Weltkriegs. Von Prof. Dr. J. Haller, Tübingen, Kloeres. 79 S. 1 M.
Eine Geschichte der Weltpolitik seit 1871, ein kürzeres Gegenstück zu dem Werke von Reventlow.

Die Ursachen des großen Krieges. Von D. Klay. Aus dem Holländischen. Kottbus, H. Differts Buchhandlung. 30 Pf.

Die Eiche, Vierteljahrsschrift für Freundschaftsarbeit der Kirchen, herausgegeben von Siegmund-Schultze. Januarheft 1915. Berlin, Fr. Zillessen. 1 M.
Sammlung der wichtigsten kirchlichen Kundgebungen über den Krieg in den kriegführenden wie den neutralen Staaten.

Der Krieg eine Notwendigkeit für Deutschlands Weltstellung. Von Prof. Dr. Backhaus-Königsberg. Berlin W. 15, Karl Curtius, 60 Pf.

Warum wir siegen müssen! Verlag von Willy Helm. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 30 Pf.

Deutsche Gesinnung. Eine Gabe und ein Gebot großer Zeit. Von Diedrich Bischoff. Tat-Flugschriften 2. Jena, Diederichs. 80 Pf.

Der Deutsche Krieg, die Türkei, Islam und Christentum. Ein Beitrag zur Beurteilung der Weltlage von Richard Schäfer, Sekretär der deutschen Orientmission. Leipzig, Krüger & Co. 75 Pf.

Englische Politik und englischer Volksgeist. Von Dr. A. Prockisch. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 50 Pf.

Elsaß-Lothringen und der Krieg. Von Bruno Weil. Straßburg, Josef Singer.

Krieg und Sozialdemokratie. Drei Aufsätze von Konrad Haenisch. Hamburg, Auer & Co. 25 Pf.

Die Reichs-Aktien-Gesellschaft. Ein Vorschlag zur Organisation der Friedenswirtschaft im Kriege. Von Heinrich Nienkamp. Berlin-Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. 60 Pf.

Um die Heimat. Bilder aus dem Welttrieg 1914, gesammelt von J. Kammerer. 2 Bändchen. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Je 1 M.

Zur Zeit- und Weltlage. Vorträge von Wiener Universitätslehrern. 3. Heft: L. M. Hartmann, Der Krieg in der Weltgeschichte. 70 Pf. 4. Heft: Landesberger, Der Krieg und die Volkswirtschaft. 85 Pf. Wien, Ed. Hölzel.

Unsere Helden. Kriegsdichtungen 1914, ausgewählt von Gustav Falke. 2. Heft. Hamburg, Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt. 30 Pf.

Die Heimat. Neue Kriegsgedichte. Tatbücher für Feldpost. Heft 5. Jena, Diederichs. 60 Pf., gebunden 1,20 und 2 M.

Musketier seins lustge Brüder. Alte liebe Soldatenlieder. Jena, Diederichs. 25 Pf.

Unseren Getreuen. Zwei Kriegslieder von Clara Faißt. **Spielmanns Tod.** Vier Kriegslieder von Arnold Mendelssohn. **Denn wir fahren gegen Engeland.** Vier Kriegslieder von Poppen, Hickler, Manuwald, Schemel. Alle für eine Singstimme mit Klavier. Je 60 Pf. Jena, Diederichs.

Quittung

Hilfe an Feld- und Lazarettadressen:

B. in S. 2.50 M., T. u. H. G. 1 M., Th. in A. 1 M., Frau P. in J. 1 M., Pfr. Sch. in J. 1,05 M., Pfr. H. in St. 6 M., Dr. M. in E. 5 M., Prof. W. in D. 1,70 M., Pfr. R. in M. 1,50 M., J. in O. 3 M., Frau J. in K. 2,50 M., Hptm. S. im Felde 3 M., Frau Pfr. F. in R. 3 M., Pfr. St. in C. 2,50 M., L. in E. 3 M., B. in B. 5 M.

Kriegschronik an Feld- und Lazarettadressen:

Dr W. in B. 1,65 M., Pfr. R. in M. 1,50 M., Prof. W. in H. 10 M., Oberlt. W. zur See 3 M., Pfr. S. in L. 4 M, Sch. in L. 3 M., R. in P. 2 M., H. in St. 3 M.

Für Ostpreußen: Frl. K. in Sch. 5 M., F. in N. 20 M., Oberlt. W. 20 M., P. M. in St. 10 M., v. H. St. 200 M.

Für Elsaß-Lothringen: P. M. in St. 10 M.

Für Galizien: Aus einem Sammelfonds in Michelstadt 10 M.

Für Nationalen Frauendienst: M. Sch. in M. 80 M.

Allen Gebern herzlichen Dank

Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen.

Unsere Leser finden in der heutigen Nummer einen Prospekt der Firma **Philipp Reclam jun., Leipzig,** über ihre Kriegschronik, Novellen-Bibliothek und Universal-Bibliothek. Reclams Universal-Bibliothek ist allgemein als gut anerkannt und so weit verbreitet, daß wir unsere Leser nur darauf hinweisen möchten, wie sehr sich diese Bändchen zur Versendung ins Feld eignen. Der Prospekt verdient eine eingehende Durchsicht.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Ernährung im Kriege
erleichtern die Schriften:
Billige und gesunde Ernährung in teuren Zeiten. Von einem Arzte. 10 Pf.
Die Ernährungslehre von San.-R. Dr. **Stille.** 2 M. (Von größter Wichtigkeit für Behörden u. jede Familie.)
Die wichtigsten Grundsätze der Krankenernährung von Dr. **Rodari.** 60 Pf.
Die Kalkdiät von Dr. **Franck.** 1 M. Epochemachende Erfolge bei Kranken und Verwundeten nach Prof. Dr. Emerich Loews Forschungen über die „Kalksalze bei Gesunden und Kranken". (1 M.)
Prospekte gediegener populär ärztlicher Bücher gratis.
Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin,
München, Wurzerstr. 1b.

18. Februar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 7

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Ernst Jäckh:** Die „Erfolge" der englischen Diplomatie. — **Geh. Rat Max Seidel:** England und das Seekriegsrecht. — **J. Cassirer:** Menschlichkeit im Kriege. — **J. R. de la Espriella:** Wie können wir unsere Getreideproduktion zu Kriegszeiten erhöhen? — **Julius Bab:** Gruß an Oesterreich. — **Helene Voigt-Diederichs:** In der Kriegselektrischen. — **Wilhelm Vogelpohl:** Das heilige Brot. — **David Koch:** Der Hornist. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Kinder. — **Albrecht Schäfer:** Die Kosaken. (Gedicht) — **Anja von Meidelsohn:** Ein Gedenkblatt. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 9. Februar.

— Eben kommt eine neue ernsthafte Nachricht vom Suezkanal: die türkischen Vortruppen haben bei Serapeum und Tussum ein Gefecht gehabt, bei dem einige Kompagnien bis über den Kanal gelangten. Englische Schiffe schossen mit schweren Geschützen, wurden aber durch türkische Artillerie beschädigt. Die Vortruppen wollen auch weiter in Fühlung mit dem Feinde bleiben, bis die Hauptarmee nachrücken kann. Der erste Artilleriekampf am Suezkanal ist also Wahrheit geworden!

Wie sehr die Russen den Kampf als einen Religionskrieg gegen den päpstlichen Katholizismus auffassen, ergibt sich daraus, daß sie in Galizien die griechisch-katholischen Bistümer der Ruthenen aufgehoben haben, nachdem der Erzbischof schon früher nach Rußland verschleppt wurde. Die griechisch-katholischen Bistümer auf ruthenischem Boden gehen auf die Union von Brest 1595 zurück; sie bewahren griechisch-slawische Kultusformen, erkennen aber den Papst als Oberhaupt an. Alle russischen Befreiungskundgebungen wirken bei solchem Vorgehen als leere Worte.

Der englische Premierminister Asquith hat dem Unterhause mitgeteilt, daß die Gesamtverluste der englischen Armee auf dem westlichen Kriegsschauplatz bis zum 4. Februar 104 000 Mann betragen hätten.

Mittwoch, 10. Februar.

Während der Nacht bin ich nach Wien gefahren, um acht oder zehn Tage im Lande der Bundesgenossen zu leben. Wien erscheint mir bis jetzt kaum anders als sonst; etwas weniger Fuhrwerk genau wie bei uns. Beim Morgenkaffee teilt mir der Kellner mit, daß er die Semmeln nicht mehr auf dem Tische stehen lassen, sondern nur noch anbieten darf, damit sie nicht von selber zum gedankenlosen Essen anregen. Wien ist also auch mit Nahrungssparsamkeit beschäftigt, nur spielt hier die Ersetzung von Weizen durch Roggen keine besondere Rolle, da in der Gesamtmonarchie viel mehr Weizen vorhanden ist als Roggen. Ob zwar in Ernährungsfragen die zwei Staaten eine Einheit bilden oder nicht, das ist noch die Frage, über die eben von einer Ministerkonferenz in Budapest beraten wurde. Ungarn hat Getreideüberschuß, Oesterreich hat Mangel, — Ungarn als Brotgeber! Ungarn wird auch Schweinefleisch nach Wien liefern müssen. Zunächst freilich lese ich, daß man den Versuch machen wolle, Schweine aus Deutschland zu beziehen, da dort die Preise niedrig und der Auftrieb groß seien. Die deutsche Regierung wird in aller Freundschaft antworten, daß wir unser Fleisch selber brauchen und es nur jetzt schlachten, um es nicht mit Roggen und Kartoffeln füttern zu müssen.

Das Ereignis des Tages ist hier der Wechsel in der Leitung des Reichslandes Bosnien und Herzegowina. Der gemeinsame Finanzminister wirkt als Oberverwalter über dem Landeschef. Seit reichlich vier Jahren ist eine Landesvertretung eingeführt, die sich aber nur in geringem Maße bewährt hat, so daß jetzt im Krieg Auflösung erfolgt. Der neue Finanzminister versichert, daß er allen das Land bewohnenden Volksstämmen den gleichen Gerechtigkeitssinn entgegenbringe. Das ist die österreichisch-ungarische Grundformel: Ausgleich, immer Ausgleich! Es kann aber auf diesem Boden gar nicht anders sein.

In Italien sorgt man sich mehr um die Kohle als um das Getreide. Ein Bericht der „Neuen Freien Presse" aus Mailand besagt: auf englische Kohle sei nicht mehr zu rechnen, ebensowenig wegen der unerhörten Frachten auf amerikanische Kohle. Die Rettung der italienischen Industrie könne nur noch aus Deutschland kommen.

Die Engländer wollen ihre Marinemannschaften um 32 000 Mann vermehren. Sie suchen alle ihre Küsten nach Schlupfwinkeln für deutsche Unterseeboote ab. Noch haben sie aber, wie es scheint, keins von den Dingern gefangen. Fischfang mit Hindernissen!

Donnerstag, 11. Februar.

Die Russen haben Suczawa in der Bukowina, nahe der rumänischen Grenze verlassen. Der Rückzug dauert an. Die Bevölkerung begrüßt die einrückenden Verbündeten. An der Nida setzt General Dankl seine Angriffe fort. Die Deutschen sammeln viele Truppen in Ostpreußen, um die russische Linie gleichzeitig nördlich, südlich und in der Mitte zu fassen.

Im „Daily Telegraph" berechnet der Berichterstatter für Seeversicherung, daß seit Kriegsbeginn die englische Handelsflotte etwas über 1 Prozent ihres Bestandes verloren habe, nämlich

19 100	Tonnengehalt	versenkt,
31 000	„	durch Minen geschädigt,
3 400	„	torpediert.

Die neutrale Seefahrt will ihre Schiffe mit Farben und großen Aufschriften kenntlich machen, so daß sie nicht mit englischen verwechselt werden können. Die englische Absicht, neutrale Flaggen zu benutzen, wirkt in allen neutralen Ländern sehr ungünstig für England, wird aber auch in England selbst stark kritisiert.

Die Japaner fahren fort, China zu beunruhigen. Wenn Juanschikai ihre ungerechtfertigten Forderungen abweist, ist zu erwarten, daß Japan den südchinesischen Revolutionären Geld gibt. Der japanische Gesandte verlangt Antwort bis 15. Februar.

Freitag, 12. Februar.

Fast will es mir vorkommen, als hätte der Professor recht, der mir gestern mittag sagte: Wien liegt weiter vom Kriegsschauplatz als Berlin! Es ist nicht die geographische Entfernung,

Digitized by Google

sondern ein stärkeres Fortwirken der friedlichen Lebensstimmung. Das Soldatische tritt nicht so hervor. Man hat nicht das Gefühl, daß es eine österreichisch-ungarische Frage war, um derentwillen der Weltbrand entzündet wurde, vielleicht auch nicht immer ein volles Empfinden dafür, was für die österreichisch-ungarische Monarchie auf dem Spiele steht, wenn es schlecht geht. Die Behörden suchen den Ernst eindringlich zu machen, aber es gelingt nicht immer. Heute umstehen die Männer die Anschlagsäulen und lesen die feierliche Aufforderung an die Landsturmleute, sich freiwillig einüben zu lassen. Hoffentlich folgen viele der Aufforderung.

Das, was man in den Zeitungen liest, ist fast genau dasselbe wie bei uns, nur daß natürlich die Telegramme in etwas anderer Reihenfolge erscheinen. Die weiteren Fortschritte in der Bukowina, dem Buchenlande, machen sichtlich Freude. Man möchte in Nord und Süd gern einmal wieder Fahnen in den Wind hängen können.

Die Berliner „Nationalzeitung" bringt einen, wie es scheint gut informierten russischen Bericht. Die Festungen Kowno, Iwangorod und Brestlitowsk werden auf lange Verteidigung eingerichtet, mit breitesten Gräben, Drahtzäunen und Minenfeldern umgeben. Dort sollen die Verbündeten sich verbluten, falls Warschau fallen würde. Die Stellung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch sei fester und höher als je, während der Nimbus des Zaren im Kriege gelitten habe. Von ausgeprägter Kriegsmüdigkeit im russischen Volke sei wenig zu merken, da auch hier durch den Krieg viel Geld ins Volk fließe. Nur zahlreiche Studenten, die sich unter verschiedenen Vorwänden vom Heeresdienst gedrückt haben, treiben Propaganda für den Frieden.

Bulgarien hat durch Vermittelung einer deutsch-österreichischen Bankgruppe eine Anleihe von 150 Millionen Frank aufgenommen, was in Frankreich als schlechtes Zeichen angesehen wird.

Die französischen Sozialisten haben einen Kongreß abgehalten, auf dem sie beschlossen haben, daß sie nicht gegen das deutsche Volk, sondern nur gegen den preußischen Militarismus kämpfen, keine Eroberungen machen wollen, aber auch keinen Frieden, ehe der Imperialismus gedemütigt sei. Diese braven Franzosen haben keine Vorstellung davon, wie man es macht, das deutsche Kaisertum zu brechen, ohne das deutsche Volk überhaupt zu vernichten. Sie sind dabei oft militaristischer als wir. So aufgeregt wie der einstige Antimilitarist Hervé schreibt kein einziger deutscher Sozialdemokrat. Dieser Hervé redet davon, daß 500 000 Franzosen gefallen seien („fünfhunderttausend der Unsrigen starben"). Das stimmt etwas überein mit einem Bericht der „Frankfurter Zeitung", den wir nicht erwähnt haben, weil er uns übertrieben erschien, es seien 450 000 Franzosen gefallen. Wenn das wahr ist, so hilft alle Deklamation nichts, dann kommt der Ruf nach dem Frieden. Vorläufig werden Friedenskundgebungen in Frankreich verboten.

Sonnabend, 13. Februar.

Im „Wiener Diözesanblatt" veröffentlicht Kardinal Piff einen Fastenhirtenbrief über den Krieg, in dem es heißt: „Den Soldatentod im gerechten Kriege stellt der große Kirchenlehrer Thomas von Aquin mit dem Märtyrertod auf die gleiche Stufe." In den Schaufenstern steht überall ein Bild des zu Gott betenden alten Kaisers.

Der englische Dampfer „Laertes" hat sich hinter holländischer Flagge versteckt, was von den Holländern mit begreiflichem Mißmut aufgenommen wird.

Deutscher Sieg in Ostpreußen. Einzelheiten weiß ich noch nicht. Russen gehen zurück: Umgruppierung!

Anm. der Redaktion. Der Bericht ist bei Redaktionsschluß nur bis hierher eingelaufen. Die fehlenden Tage werden im nächsten Bericht stehen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 9. Februar.

Gestern war eine Konferenz aller in Betracht kommenden Organisationen zu der Frage der Kriegsverletzten. (Man sollte das häßliche und klägliche Wort „Krüppel" abschaffen!) Man sieht aus den Vorträgen, daß alle Kräfte am Werk sind, das Schicksal der Kriegsopfer würdig und erträglich zu gestalten. Aber es scheinen sich der systematischen Zusammenfassung der allenthalben schon begonnenen Praxis allerlei Schwierigkeiten entgegenzustellen; daß sie in „Kompetenzstreitigkeiten" bestehen, wie in der Presse angedeutet wird, kann man fast nicht glauben, so unwürdig wären solche Hemmungen der großen und selbstverständlichen Aufgabe. Es liegen aber auch sachliche Schwierigkeiten darin, daß die Zahlen noch gar nicht zu übersehen sind. Selbstverständlich wird doch das ganze Problem ein anderes, wenn es sich um Massen handelt, die auf dem Arbeitsmarkt als Masse eine Rolle spielen, als wenn es sich um viele einzelne handelt, die von Fall zu Fall ihren Kräften gemäß wieder in die Armee der Arbeitenden eingestellt werden können. Jedenfalls ist allen, die sich bisher praktisch oder theoretisch mit der Frage beschäftigen, gemeinsam der Grundsatz, daß für den Wiederaufbau all dieser Existenzen alle wissenschaftliche und wirtschaftliche Kraft eingesetzt werden muß.

Heute tritt der preußische Landtag zur Etatsberatung zusammen. Es geht schlichter zu als bei der ersten Tagung dieser Art. Das Zusammenhalten ist selbstverständlich und Gewißheit, und der mächtige Stimmungseindruck damals, als es „Ereignis" wurde, schwächt sich ab. Eigentlich schade. Denn im Grunde bedeutet die Einheit jetzt noch mehr als im ersten Aufschwung.

Daß es wieder zu einer sozialdemokratischen Erklärung kommen würde, war zu erwarten. Auch ihren Inhalt konnte man voraussagen: Bekenntnis zu den alten Grundsätzen, allgemeines Wahlrecht, Frieden. Daß sie aber in Fassung und Begründung so engbrüstig und spießbürgerlich ausfallen würde, war doch beinahe überraschend — so ohne Gefühl für das Maß der Zeit und der Umstände ganz und gar aus der Vor-August-Welt.

Die Ausgabe von Brotkarten steht unmittelbar bevor. Ein Riesensystem von Büroarbeit: vier Millionen Brotkarten für Berlin ausgeben! Aber die Menschen sind diesem bevorstehenden gewaltigen Eingriff gegenüber merkwürdig gleichmütig. Wie hat man sich sonst vor unvergleichlich geringeren Maßnahmen gescheut! Eine Frage wäre noch zu lösen: jetzt soll jeder gleich viel Brot bekommen. Wenn sich doch eine Staffelung einrichten ließe, so daß die Schichten mehr bekommen, die auf Broternährung stärker angewiesen sind!

Mittwoch, 10. Februar.

Die „Kriegskuchenausstellung" gibt ein erheiterndes Bild von der menschlichen Erfindungsgabe im Dienst der Genußsucht. Nun ja, die Konditoren sind ein Erwerbsstand, der weiterbestehen will, und unseren Zucker müssen wir tunlichst auffessen. Sonst ist so viel Kunstfertigkeit zu solchem Zweck eigentlich ekelerregend.

Allenthalben organisieren die Städte jetzt in großem Maßstabe ihre Lebensmittelversorgung. Hamburg hat einer Kommission zur Beschaffung von Lebensmitteln jeder Art 12 Millionen, außerdem 6 Millionen für staatliche Mehlversorgung bewilligt. Wo man mit den Mitarbeitern bei all diesen schwierigen und verantwortlichen Aufgaben spricht, berührt einen die Frische und Zuversichtlichkeit, die straffe Energie und Freudigkeit, mit der das alles in Angriff genommen wird. Jeder ist doch innerlich befriedigt, daß dieses sonst so geregelte Leben ihm einmal so große neue Aufgaben zuschiebt.

Donnerstag, 11. Februar.

Wie unheimlich wirkt die russische Dumatagung durch die blinde Zuversicht, die sich darin ausspricht. Wenn man denkt, daß ein Millionenvolk diese Hoffnungen wie Tatsachen nimmt und seinen Glauben an die „großen freiheitlichen und nationalen Ziele des gegenwärtigen Krieges" hängt! Diese unheimliche Macht des Willens, des Glaubens, der Hoffnung über den Tatsachensinn!

Digitized by Google

Gestern waren wieder 25 überfüllte Hausfrauenversammlungen in Berlin. Das Ernährungsthema ist wie ein zugkräftiges Theaterstück: es kann zweihundertmal vorgetragen werden, ohne daß sich das Reservoir derer, die es hören wollen, erschöpft. Die Schwierigkeit wird's sein, die Praxis der Hauswirtschaft durch Monate hindurch stetig zu beeinflussen!

In Berlin ist ein „Kriegsausschuß für Gemüsebau" begründet, der im Anschluß an die Genossenschaft für landwirtschaftliche Verwertung von Baugelände für die Ausnutzung geeigneter Bodenflächen durch Gemüseanbau sorgen wird. Die Pfadfinderorganisationen werden sich an der Arbeit mitbeteiligen.

Wolfgang Heine hat in einer Broschüre „Gegen die Quertreiber" eine scharfe Kritik an dem Personenkreis geübt, der die Haltung der Reichstagsfraktion in den Kriegsfragen angreift und ihr Vertrauen in den Parteivorstand zu erschüttern sucht. Die Kritik läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und stellt Gegensätze, die sich nicht mehr verkleistern lassen, klar und entschieden heraus:

„Die ganze Zukunft des deutschen Volkes hängt davon ab, daß in dieser schicksalsschweren Zeit Mut und Entschlossenheit nicht abgeschwächt werden. Die Partei hat ohne Zögern beim Ausbruch des Krieges ihre Stellung richtig gewählt. Jetzt mitten im Kriege, während die Gefahren sich häufen und es auf die Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Mannes ankommt, darf die Partei nicht schwanken und dadurch Verwirrung in die Reihen der Verteidiger Deutschlands tragen. Dies könnte die schwersten Folgen für das ganze deutsche Volk, namentlich auch für die Arbeiter, hervorrufen.

Aber auch gegen die Partei selbst wäre ein solches Schwanken in ernster Stunde und einer weltgeschichtlichen Aufgabe gegenüber geradezu ein Verbrechen.

Alles würde verdorben werden, wenn es der Quertreibergruppe gelänge, den stolzen und großen Eindruck zu zerstören, den die bisherige Haltung der Partei und der Gewerkschaftsbewegung in Deutschland gemacht hat.

Es ist deshalb höchste Zeit, daß die Genossen diesen Versuchen ein Halt gebieten, die unsere Partei zerreißen und die Interessen des Vaterlandes gefährden. Der schlichteste Genosse ist imstande, den Quertreibern die Frage entgegenzuhalten:

„Wollt ihr, daß die Partei vor der Welt die Verantwortung trüge, wenn Deutschland geschlagen, zerstückelt und seiner Industrie und seines Handels beraubt würde, oder wollt ihr die deutschen Arbeiter davor schützen?" — Wem dann noch nicht die Augen aufgehen, dem ist allerdings nicht zu helfen, der mag dann aber auch vor aller Welt den Vorwurf der Gleichgültigkeit, ja, der Feindschaft gegen sein Volk und Vaterland tragen.

Die deutsche Sozialdemokratie hat eine große Stunde erlebt und hat sich, wie zu erwarten war, ihrer würdig erwiesen. Möge sie auch weiter alles Halbe, Unwahre von sich abschütteln und wagen, groß zu sein!"

Freitag, 12. Februar.

Die Organisation der Brotmarkenausgabe ist jetzt fertig vorbereitet. Die Rektoren der Berliner Gemeindeschulen werden die Leitung von 170 Brotkommissionen übernehmen, in die Berlin eingeteilt werden soll. Jeder Bezirk soll 11 000 Menschen umfassen. Ehrenamtliche Hilfskräfte jeder Art werden bei der Verteilung mitarbeiten. Vom 22. Februar ab wird der Bezug des Brotes und Mehls durch Brotscheine einsetzen. Die Wochenkarte wird abreißbare Scheine auf insgesamt 2 Kg. in 8×25, 8×50, 4×100 und 4×250 Gramm enthalten. Die in einer Woche nicht verbrauchten Scheine verfallen.

Am Abend bei Nebel und Nässe, in der schon etwas von Vorfrühling steckte, zu einem Ernährungsvortrag. Ein paar Fahnen waren auf den Balkons zum Vorschein gekommen und schimmerten durch die trübe weiße Dämmerung. Der Sieg in Ostpreußen, von dem man dadurch das erste erfuhr. Dann waren auch besondere Abendausgaben der Zeitungen da, die die Nachricht brachten. Eine schöne Antwort auf die geschwollene Dumarede Sasonows.

Wenn man dann nach solch einer Versammlung mit all ihrem guten Willen, ihrer gesteigerten Stimmung, ihrer Zuschauer-Gehobenheit allein nach Haus fährt, kommt einem dies alles so schattenhaft vor: wie bloßes Spiel, halbe Wirklichkeit, gegenüber der vollen blutigen draußen. Wie ein Traum während des Gewitters.

Sonnabend, 13. Februar.

Steuererhöhungen in Berlin und Charlottenburg, 135 Prozent Kommunalsteuern sind in Berlin, 140 in Charlottenburg in Aussicht genommen. Natürlich werden die anderen Gemeinden folgen. Jeder wird damit einverstanden sein.

Der Vorstand des Deutschen Städtetages hat zur Brotfrage eine Erklärung abgegeben, die für das Markensystem eintritt, die Abstufung der Brotmenge nach Einkommen und Arbeitsart widerrät und die Herstellung eines Einheitsbrotes fordert. Daß die Abstufung technisch große Schwierigkeiten macht, liegt auf der Hand; gerecht wäre sie aber dennoch.

Die Berliner müssen jetzt laut Oberkommandos um 1 Uhr die Gastwirtschaften und Cafés verlassen. Niemand wird behaupten können, daß ihn das in seinen Menschenrechten verkürzt.

Bis zum Spätherbst 1914 sollen 1½ Millionen neue Kriegsgedichte in Deutschland gedruckt sein!! Eine zugleich rührende und beängstigende Vorstellung! Anderthalb Millionen Gedichte — —

Meinungs- und Erfahrungsaustausch über Kriegsfürsorgefragen gelegentlich eines Vortrages in Mannheim. Der Ausbau und die kommunale Durchführung der Wochenhilfe (Bundesratsverfügung vom 3. Dezember 1914) und die Probleme der Brotverteilung. In Mannheim werden Monats- (nicht Wochenkarten) ausgegeben, und jeder wird einem bestimmten Bäcker zugewiesen. Ob nicht das erste zur Folge haben wird, daß die Leute ihre Marken zu schnell verbrauchen und nachher nichts haben?

Sonntag, 14. Februar.

Auf ein paar Stunden in Heidelberg zu einem Besuch. Der Landsturm rückte dort aus. Auf dem Platz vor dem Bahnhof standen die Männer in Reih und Glied, Blumen am Gewehr, von den Frauen und Kindern umringt. Es war noch nicht besonders tragisch, denn sie blieben im Lande. Manche sahen ein wenig sorgenvoll aus, die meisten halb belustigt und halb geniert durch das Zuschauenstehen und Blumentragen. Auf das Bejubelt- und Verehrtwerden verstehen sich die Jungen besser. Eine alte Frau zeigte uns eifrig durch die Reihen hindurch ihren Schwiegersohn, der soooo dick sei. Dazu lachte sie fidel und beinah ein bißchen schadenfroh. Die Vorfrühlingssonne ließ die Sterne an den Mützen funkeln und die roten Tulpen und gelben Mimosen aufflammen! Sommer, Herbst, Winter und erstes Frühjahr haben nun schon Hintergrund gegeben für solche Bilder!

Nach einer Zeitungsmitteilung haben bis jetzt 38 Frauen das Eiserne Kreuz, meist Pflegerinnen, aber auch einige weibliche Autoführer.

Der Deutsche Städtetag verlangt sofortige Feststellung der in Deutschland vorhandenen Schweinebestände und Kartoffelvorräte. Denselben Wunsch hat übrigens der Reichsausschuß für Konsumenteninteressen ausgesprochen.

Interessantes Einzelbeispiel der verschiedenen Ergebnisse von Vorratsstatistik und Beschlagnahme des Getreides. In einer Gemeinde wurden bei der Aufnahme 39 Zentner gedroschenes, 389 Zentner ungedroschenes Getreide angegeben. Bei der Beschlagnahme fand man 365 Zentner gedroschenes und 1100 Zentner ungedroschenes Getreide. Hoffentlich vollzieht sich dieses Speisungswunder noch an anderen Stellen.

In Mannheim ist nach einer städtischen Verbrauchsstatistik pro Kopf der Bevölkerung 1734 Gramm Mehl wöchentlich, d. h. also fast 250 Gramm täglich verbraucht. In Berlin hat man eine ähnliche Statistik gemacht, die aber erheblich mehr pro Kopf und Tag ergeben hat.

Montag, 15. Februar.

Die Budgetkommission des Landtages verhandelt über Kriegsmaßnahmen zur Volksernährung. Es zeigt sich, daß bei all diesen Maßnahmen die Zuständigkeitsgebiete von Staat und Reich einander so schneiden, daß es schwer ist, sie im Rahmen preußischer Verantwortlichkeit überhaupt erschöpfend zu besprechen.

Digitized by Google

Man sah auch, wie die Politik der Höchstpreise, Beschlagnahme usw. Schritt für Schritt weiter führt. Es wurde Beschlagnahme der Futtermittel verlangt.

Der Bundesrat, heißt es, werde auf die Forderung der Beschlagnahme der Kartoffeln nicht eingehen, wahrscheinlich aber auf die vom preußischen Landwirtschaftsministerium geforderte Heraufsetzung der Höchstpreise.

Jetzt gibt es hier auf den Märkten nur wenige „Schweinekartoffeln", wie die vom Lande stammenden sachkundigen Köchinnen einem versichern. Zurückhaltungspolitik.

Bernhard Shaw hat im New Statesman einen Aufsatz beantwortet, den Grey im Worlds Work Magazine über den zu vernichtenden „Militarismus" geschrieben hat. Die Phrasenhaftigkeit, mit der England seiner Einkreisungspolitik das Gewand der Weltmoral umgehängt hat, wird da mit erfreulicher Schärfe gebrandmarkt.

Das „Hamburger Echo" bringt eine scharfe Kritik der sozialdemokratischen Landtagsfraktion.

Ernst Jäckh / Die „Erfolge" der englischen Diplomatie

Der Weltkrieg hat mancherlei verborgene Wesensart enthüllt: er hat Kräfte geoffenbart, wo Zweifel stritten; und er hat Schwächen gezeigt, wo Gläubigkeit durchhielt. Diese Erfahrungstatsache gilt für Deutschland wie für unsere Feinde — auf verschiedenen Gebieten mit verschiedenen Maßen. Eine Wahrheit läßt sich heute schon eindeutig greifen: daß vor dem Richterstuhl der Geschichte das deutsche Ansehen steigen wird, die englische Legende aber gesunken ist. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat in der geringen Frist eines halben Jahres in vielen englischen Dingen gründlich umdenken und umlernen müssen; sie hält heute noch weithin an einem Irrtum fest: am Glauben an die Ueberlegenheit der englischen Diplomatie gegenüber der deutschen Arbeit. Auch diese Legende ist heute schon geschichtswidrig, unwahr, unrichtig.

Wenige Jahre sind es her, da ist König Eduard als „der große Staatsmann" gefeiert und gefürchtet worden: der listbegabte Erfinder des Einkreisungsgedankens gegen Deutschland sollte und wollte er sein und der ränkevolle Anstifter aller Hindernisse gegen die deutsche Entwicklung. Und manche Klage und Sorge meinte bei uns: hätten wir doch auch solche staatsmännische Weisheit und Weitsicht!

Dann kam Sir Eduard Grey dran, der ministerielle Vertraute, Erbe und Vollstrecker des weiland königlichen Willens: ein verschlagener Mephistopheles schien er vielen und ein erfolgreicher Feind in der Fortsetzung der Hemmungen Deutschlands.

Gewiß: die diplomatische Einkreisung ist „gelungen" — in der Form des Dreiverbandes von Grey, Delcassé und Iswolski, von England, Frankreich und Rußland. Aber wo sind die wirklichen Erfolge der Vereinigung dieser drei Weltreiche gegen das winzige Gebiet des europäischen Deutschland? Der Krieg ist noch nicht beendigt, und der Sieg ist noch nicht gesichert; aber gewiß und greifbar ist heute schon die Summe der vielen Rechenfehler der „Einkreisungspolitik" der englischen Diplomatie.

Schon rein militärisch: es ist den zahlenmäßig weit überlegenen Massen der Armeen des Dreiverbandes nicht gelungen, das durch seine Art überragende Volksheer Deutschlands niederzuwerfen. Aber Deutschland ist es gelungen, diesen Weltkrieg fast überall in Feindesland zu tragen. Es ist den ziffernmäßig weit überlegenen Verbänden der Flotten des Dreiverbandes bisher nicht gelungen, die in ihrem Wesen sie übertreffende Flotte Deutschlands niederzuzwingen. Aber Deutschland ist es gelungen, das Prestige der englischen „Seeherrschaft" für die ganze Welt zu brechen.

So falsch die militärische Einschätzung der deutschen Kraft und Macht war, so falsch erweisen sich auch die politischen Berechnungen der englischen Diplomatie: unsern Bundesgenossen wie allen sogenannten Neutralen gegenüber.

Oesterreich-Ungarn sollte vor dem drohenden Ansturm kraftlos auseinanderfallen — rechnete England wie Rußland. Oesterreich-Ungarn aber erlebte und betätigte über alle inneren Schwächen und Gefahren hinweg eine Kräftigung und Gesundung, eine Erneuerung und Sicherung . . . Die englische Diplomatie hat sich verrechnet.

Italien sollte gegen Oesterreich-Ungarn gerichtet werden. England bedrückte Italien durch die Betonung der italienischen Abhängigkeit von der englischen Kohle, und England bedrohte Italien durch die Manöver der englischen Flotte längs der ungeschützten Eisenbahnlinien der italienischen Küsten, und England bewaffnete gegen Italien die Stämme der Senussi an der tripolitanischen Grenze, und England versprach Italien österreichische Gebiete. Wohl unterlag die öffentliche Meinung Italiens solchen englischen Eindrücken und anderen französischen Einflüssen; aber die italienische Regierung hielt stand gegen die Kurzsichtigkeit und Gefährlichkeit innerer Bestrebungen, und sie leistete Widerstand gegen alle Bedrohungen und Verlockungen von außen: sie hielt zunächst eine mit dem Wortlaut der Dreibundverträge vereinbarte Neutralität durch, und sie leistete dann selbst eine wohlwollende Neutralität, und sie wartet auf Entscheidungen auch noch für die eigene letzte Wendung . . . Die englische Diplomatie hat sich verrechnet.

Die Türkei sollte „neutral" gehalten werden. England geizte nicht mit Aussicht auf Belohnung; und England fügte sich in die Beseitigung der bisher von ihm mit aller Gewalt aufrechterhaltenen „Kapitulationen", der alten Rechts- und Wirtschaftsverträge; und England nahm in Konstantinopel in den vier Wochen vor der türkischen Kriegserklärung geduldig so viele Demütigungen entgegen, wie vorher in vier Jahrhunderten nicht in der ganzen Welt; und England drohte schließlich auch noch: „Die Türkei solle es ja nicht wagen, gegen die erste und einzige Flottenmacht der Welt sich zu entscheiden" — so warnte der englische Botschafter den türkischen Sultan. Der aber erwiderte gelassen und geruhsam: „Wenn die englische Flotte wirklich so einzigartig und so unüberwindlich ist, dann versteh' ich's noch viel weniger, warum sie es — doch — nötig hatte, die beiden türkischen Schiffe, die wir bestellt und bezahlt haben, zurückzuhalten und sich anzueignen!" Die Kriegserklärung kam. Die Türkei hindert durch die Dardanellensperre die Versorgung Englands mit russischem Getreide, und sie hält auf ihren Kriegsschauplätzen etwa 200000 britische Truppen fest, die sonst gegen die deutsche Armee kämpfen könnten . . . Die englische Diplomatie hat sich verrechnet.

Die Welt des Islam sollte sich für England entscheiden. So brauchte es England, das die größte Anzahl der Islamgläubigen beherrscht, etwa hundert Millionen, neben den nur zwölf Millionen Mohammedanern der Türkei. Aber Aegypten wankt und Indien zittert; die Moscheen beten für den Sieg des deutschen Volkes, und die Männer ersehnen den türkischen Erfolg am Suezkanal, um dann noch mitwirken zu können . . . Die englische Diplomatie hat sich verrechnet.

Der Balkan sollte in einem neuen Bund gegen Oesterreich zusammengeschlossen werden. Die Brüder Buxton, die Agenten Sir Greys, bereisten Bukarest und Sofia, und die englischen Gesandten machten Angebote um Angebote. Bulgarien sollte Adrianopel und Mazedonien erhalten (wofür Serbien in Albanien „entschädigt" werden sollte). Aber Bul-

Digitized by Google

garien lehnte das leere Wort englischer Umwerbung ab und nahm die volle Hand des deutschen Kapitals an ... Die englische Diplomatie hat sich verrechnet.

Rumänien sollte gleichfalls gegen Oesterreich-Ungarn eingesetzt werden — als das zweite Glied einer italienisch-rumänischen Zange. England ließ Rumänien Siebenbürgen in Aussicht stellen, und der russische Rubel rollte durch Rumänien. Wohl lärmte die öffentliche Meinung der lauten Straße gegen Oesterreich-Ungarn; aber die rumänische Regierung weiß wohl, daß „das größere Rumänien" nicht im Westen gegen Oesterreich-Ungarn, sondern nur im Osten gegen Rußland sich entwickeln kann und muß. Rumänien ist trotz der Einladung der bisherigen russischen Sieger dort unten bis heute ruhig geblieben und wird unter dem Eindruck der deutschen Truppen und der deutschen entscheidenden Siege nicht allzu weit von der rumänischen Grenze jetzt vollends ruhig bleiben ... Die englische Diplomatie hat sich verrechnet.

Bleibt im Orient noch Griechenland: auch Athen hat bisher englischen Verlockungen wie Bedrohungen widerstanden und weiß, daß es in einem neuen Krieg nichts mehr gewinnen, nur etwas verlieren kann. Alle Versuche Englands, griechische Truppen für Aegypten oder gegen die Dardanellen zu bekommen, sind bisher gescheitert ... Die englische Diplomatie hat sich verrechnet.

Die Haltung der skandinavischen Staaten schließlich sowie Hollands liegt klar vor Augen.

So sehen die „Erfolge" der staatsmännischen Größe eines Königs Eduard und seines Erben Sir Eduard Grey aus — — so aber auch die Erfolge einer stillen, zähen Arbeit deutscher Staatsmänner.

Es gibt ein Symbol: das heißt Helgoland. Als das englische Helgoland vor 25 Jahren deutsch geworden ist, damit es der Mittelpunkt eines großangelegten Flottenschutzes werden sollte (Bismarck, der Kaiser und Caprivi sahen ganz klar diese Entwicklung), da galt der Tausch gegen Sansibar der öffentlichen Meinung gleich der Hergabe eines Kleides gegen einen Knopf, und „die Schmach von Helgoland" gebar den alldeutschen Verband ... Heute weiß ganz England und ganz Deutschland, daß Helgoland eine englische Kurzsichtigkeit und ein englischer Rechenfehler und eine deutsche Weitsicht und einen deutschen Erfolg bedeutet.

Die Geschichte urteilt anders als die öffentliche Meinung.

Max Seidel / England und das Seekriegsrecht

Schon im Jahre 1875 hatten Preußen und die Vereinigten Staaten von Nordamerika in ihrem Vertrage die Unverletzlichkeit des Privateigentums auch im Seekriege proklamiert. Dieser im Landkriege völkerrechtlich allgemein anerkannte Grundsatz ist aber nicht zur internationalen Regel geworden, und zwar infolge des Verhaltens von Großbritannien. Es gilt daher heute noch die alte Norm, daß das feindliche Privateigentum unter feindlicher Flagge im Seekrieg als gute Prise dem Seebeuterecht, d. h. der Wegnahme durch die Kriegsschiffe des Gegners unterliegt. Den letzteren stehen die Kaper (corsaires oder armateurs), das sind diejenigen Privatschiffe gleich, die in Kriegszeiten mit besonderer Ermächtigung der kriegführenden Staatsgewalt auf feindliche sowie auf Konterbande führende neutrale Handelsschiffe Jagd machen.

Der zweite und der dritte Absatz der Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 hatten feindliches Gut unter neutraler Flagge und neutrales Gut unter feindlicher Flagge für unverletzlich erklärt, damit aber die Wegnahme von feindlichem Gut unter feindlicher Flagge aufs neue anerkannt. Gerade deshalb haben sich auch die Vereinigten Staaten wie verschiedene andere Mächte geweigert, der Deklaration beizutreten. So haben Italien und die Vereinigten Staaten durch gegenseitigen Vertrag vom 26. Februar 1871 das Prisenrecht ausgeschlossen. (Vergl. auch das italienische Seerechts-Gesetzbuch vom 25. Oktober 1877 Art. 211, 212.) Den gleichen Standpunkt hatte auch Deutschland zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges eingenommen, indem durch Verordnung des Norddeutschen Bundes vom 18. Juli 1870 bestimmt wurde, daß französische Handelsschiffe der Aufbringung und Wegnahme durch die Fahrzeuge der Bundeskriegsmarine nicht unterliegen sollten. Diese Bestimmung sollte natürlicherweise auf diejenigen Schiffe keine Anwendung finden, welche der Aufbringung und Wegnahme auch dann unterliegen würden, wenn sie neutrale Schiffe wären. Da aber Frankreich am 21. Juli 1871 erklärte, sich die Wegnahme vorbehalten zu wollen, und da ferner französische Schiffe (die Desaix) deutschen Handelsschiffen gegenüber das Völkerrecht verletzten, wurde die Bestimmung durch Verordnung vom 19. Januar 1871 mit Wirkung vom 10. Februar ab wieder außer Kraft gesetzt.

Die erste Friedenskonferenz hat sich mit dem Seebeuterecht nicht näher befaßt; die zweite hat nach eingehender Beratung des von den Vereinigten Staaten gestellten Antrages, die Unverletzlichkeit des Privateigentums anzuerkennen, die Frage offen gelassen, aber in dem sechsten und elften Abkommen gewisse Einschränkungen in seiner Ausübung gebracht. Auch auf der Londoner Konferenz 1909 ist die Beseitigung an dem Widerspruche Englands gescheitert.

Diese Stellungnahme Englands entspricht dem Verhalten, welches das gewinnsüchtige, nur auf die brutale Verfolgung seiner Handelsinteressen bedachte Inselreich von jeher beobachtet hat, besonders aber, seitdem es im Kriege gegen Frankreich und Spanien die spanische Flotte vernichtet hatte und im Frieden zu Paris 1763 zu der seither eifersüchtig bewahrten Stellung als erste, alle Meere und damit den internationalen Handel beherrschende Seemacht (Merkantilismus) gelangt war. Vorher aber war es ihm schon gelungen, unter Cromwell durch die Navigationsakte von 1651 und durch Waffengewalt Hollands Machtstellung erheblich zu schmälern, welches damals die Hälfte aller Schiffe sein eigen nannte. Diesen großen Nebenbuhler auf und über See in der neuen Welt wollte Großbritannien zertrümmern; es gelang ihm wenigstens, die Niederlande allgemach zu einer Macht zweiten Ranges zu erniedrigen und aus der Liste der führenden Staaten zu streichen.

Das war bereits eingetreten, als Napoleon auf der Höhe seiner Macht stand. Zum ersten Male war es 1780 auf kurze Zeit gelungen, gegen England, das mit Amerika im Kriege begriffen war, den Grundsatz zur Geltung zu bringen, daß nur Konterbande und feindliches Gut auf feindlichem Schiff der Wegnahme unterliege, indem unter der Führung Rußlands von einer Anzahl Staaten „die bewaffnete Neutralität" beschlossen wurde, ein Bund, der seekriegsrechtliche Grundsätze im Geiste des Utrechter Friedens gegen Englands Anmaßung aufstellte. England hatte zwar versucht, dieses Bündnis zu verhindern, indem es den leitenden Staatsmann Rußlands Potemkin mit einer halben Million Mark bestochen hatte; es kam aber doch zustande, da Potemkins landesverräterische Absichten durch den Grafen Panin durchkreuzt

Digitized by Google

wurden. Dem Bündnis gehörten außer Rußland Preußen, Dänemark, Schweden, die Vereinigten Staaten, Portugal, Oesterreich und Neapel an.

Als man im Jahre 1801 den gleichen Versuch wiederholte, bombardierte England ohne weiteres Kopenhagen und brachte den Dänen eine schwere Niederlage bei, um von da ab wieder seine Grundsätze in der Behandlung neutraler Schiffe zur Geltung zu bringen.

Ehe England die unbestrittene Oberhand zur See hatte, erkannte es im Westfälischen Frieden von 1648 und im Utrechter Frieden von 1713 die zwei wichtigsten Sätze des Seekriegsrechts an: „Frei Schiff, frei Gut" und „Nur die wirklich durchgeführte Blockade ist bindend". Je mehr es aber den anderen Mächten überlegen wurde, um so weniger verstand es sich dazu, ein anderes Recht gelten zu lassen, als das eigene Interesse.

Die französische Revolution bot England willkommene Gelegenheit, Frankreich militärisch und politisch zu bekämpfen und wirtschaftlich abzusperren; es sollte ausgehungert werden. Englands Vorwand war: die revolutionären Ideen zu bekämpfen. Heute lautet er: Niederkämpfung des deutschen Militarismus! England überfiel die französische Mittelmeerflotte in Toulon, und als es im Jahre 1807 nur die Befürchtung hegte, daß Napoleon sich in Dänemark festsetzen könnte, schickte es wieder eine Flotte nach Kopenhagen, bombardierte die Stadt durch vier Tage und nahm den Dänen, mit denen es sich nicht im Kriege befand, alle Schiffe, Bauholzvorräte und sonstige Magazinvorräte einfach ab.

In den Napoleonischen Kriegen haben die Engländer ganze Flotten fremder Schiffe der eigenen Handelsmarine einverleibt. Nach den Angaben Dundas im Unterhaus erbeutete England von 1793 bis 1815 80 Linienschiffe, 181 Fregatten, 224 kleinere Kriegsschiffe und 743 andere Kriegsfahrzeuge. Gleichzeitig stellte es jährlich zwischen 3000 und 4000 gekaperte Handelsschiffe in seine Handelsflotte ein.

Gerade die Zeit der Napoleonischen Kriege zeigt, daß in einem Weltkriege, in dem keine starken neutralen Mächte gegenüber all zu krassem Vorgehen einer Seemacht Einspruch erheben, letzterer Tür und Tore offen stehen für Verletzungen des Völkerrechts.

Dasselbe Spiel wiederholt sich heute. Wie vor hundert Jahren hat Amerika jetzt wegen Vergewaltigung seines Handels Noten verschickt, England wiederum seinen Standpunkt im wesentlichen behauptet. Dänemark, Holland, den skandinavischen Ländern, ja selbst Brasilien gegenüber ist Großbritannien seit Beginn des Weltkrieges in einer allem Völkerrecht hohnsprechenden Weise aufgetreten. Anfangs waren die Uebergriffe nur vereinzelt. Als man aber in London sah, daß die Neutralen alles über sich ergehen ließen, ging man von Einzelmaßnahmen, wie der ungerechtfertigten Beschlagnahme neutraler Schiffe, zu allgemeineren Hemmungen des neutralen Handels über. Es folgten die scharfen englischen Konterbandebestimmungen und die lediglich auf dem Rechte des Stärkeren fußende Verhinderung der Zufuhr ganzer Kategorien von Rohmaterialien nach neutralen Staaten, die systematisch so lange fortgesetzt wurde, bis diese neutralen Staaten durch die wirtschaftliche Aushungerung auf die Knie gezwungen und zum Erlaß eines Ausfuhrverbotes gegen Deutschland gebracht wurden.

Dr. Paul Müller Heymer-Stockholm schildert diese empörenden Zustände in einem kürzlich in der Tagespresse erschienenen Aufsatz über den „Handelskrieg gegen Schweden". Er erwähnt die direkten Eingriffe der englischen Admiralität in die Rechte der neutralen Schiffahrt, als da sind die Sperrung des offenen Meeres und die Zuweisung bestimmter angeblich sicherer, in Wirklichkeit aber äußerst gefährlicher Schiffahrtsrouten, ferner das obligatorische Anlaufen neutraler Dampfer und ihre Durchsuchung in Kirkewall und ähnliche unverschämte Schikanierungen. Noch schwerer sind aber die Wunden, die Englands Kriegführung gegen die Neutralen der Industrie feindlicher Länder schlägt.

So hat England der schwedischen Regierung ein Kupferausfuhrverbot gegen Deutschland schon vor längerer Zeit gewaltsam abgezwungen. Trotzdem sich Schweden, der Not gehorchend, das von England geforderte Kupferausfuhrverbot auferlegt hat, wird bis auf den heutigen Tag jedes Schiff, das Kupfer für die schwedische Rechnung als Fracht führt, in einen englischen Hafen eingeschleppt. Die notwendige Folge ist, daß die schwedische Montanindustrie durch das Ausbleiben der ihr notwendigen Materialien einer ernsten Krise entgegensieht.

Noch deutlicher wird Englands Anschlag gegen die Industrie der Neutralen, wenn man die Verhältnisse in der schwedischen Holzindustrie betrachtet. Sie bedarf zur Herstellung von Zellulose und allen Zelluloidartikeln größerer Mengen von Schwefel für die Behandlung des Holzstoffes. England behält jede nach Schweden bestimmte Fracht Schwefel und anderer Sulfate zurück. In diesem Falle kann, wie Dr. Heymer bemerkt, England nicht einmal die fadenscheinige Entschuldigung gebrauchen, daß der Schwefel möglicherweise über Schweden nach Deutschland käme. Denn Deutschland kann bekanntlich seinen Bedarf an Schwefel aus Italien bzw. Sizilien decken, ohne daß der englischen Willkür Gelegenheit zum Einschreiten gegeben ist. Wenn also die englische Regierung die schwedische Holzindustrie aushungert, so kann sie wenigstens hierbei nicht vorgeben, daß sie zwar Schweden trifft, aber Deutschland meint.

Getreu seiner jämmerlichen geschichtlichen Ueberlieferung verfolgt Großbritannien das Ziel der wirtschaftlichen Aushungerung nicht allein Deutschlands, sondern auch der neutralen Staaten. Durch diese Art der Kriegführung gegen die Neutralen hofft der Londoner Markt manche Erzeugnisse, die er im ehrlichen Wettbewerbe an die besser arbeitenden Industrien einzelner Länder verloren hatte, gewaltsam wieder an sich zu reißen. Wenn dem beutelustigen Engländer dieses trotz der Schwäche der neutralen Mächte im letzten Ende nicht gelingen wird, so wird er dies nur der Tüchtigkeit und technischen Ueberlegenheit der deutschen Marine, welche namentlich durch ihren hervorragend organisierten Unterseebootskrieg der englischen Marine und Handelsschiffahrt noch weiter die schwersten Schädigungen zufügen dürfte, zu danken haben. — Sicherlich wird sich aber eines Tages das Wort des Franzosen Barrère, welches dieser am 1. August 1793 in Empörung über Englands Vergewaltigung auf dem Meere ausrief, erfüllen: „Eines Tages werden die europäischen Völker über die Handelstyrannei, den politischen Despotismus und die äußerste Verderbtheit der englischen Regierung sich im Interesse der allgemeinen Freiheit vereinigen und gegenüber der insularen Bedrückung und Seetyrannei Catos Wort verwirklichen und das moderne Carthago zerstören."

Digitized by Google

J. Cassirer / Menschlichkeit im Kriege

Die fortschreitende Zivilisation ist auf den „Kriegsbrauch", jene zum größten Teil ungeschriebenen Gesetze, die das Verhalten der kriegführenden Mächte gegeneinander regeln, nicht ohne Einfluß geblieben, und man muß anerkennen, daß im Laufe der letzten beiden Jahrhunderte die Sitten des Krieges bedeutend milder geworden sind. Es ist noch nicht viel über hundert Jahre her, daß der Kriegsbrauch es erlaubte, eine eroberte Stadt zu plündern, und nicht selten kam es vor, daß der Feldherr durch die versprochene Erlaubnis zum Plündern seine Leute zu erneutem Eifer anspornte. Dieses Recht der Plünderung wird heutzutage nicht mehr ausgeübt, wenigstens nicht gegen zivilisierte Feinde. In früheren Zeiten geschah es sogar, daß bei der Aufforderung an eine Festung oder Burg zur Uebergabe die Besatzung gewarnt wurde, daß, wenn dieser Aufforderung nicht Folge geleistet werden sollte, man nach der Erstürmung der Festung alle Mann über die Klinge springen lassen würde.

Ein solches Verweigern des Pardons rechtfertigte man damit, daß eine Truppe, die dort noch aushielt, wo sich ihr gar keine Aussicht auf Sieg mehr bot, ihren Gegnern zwecklose Verluste zufügte und dadurch ihr Leben verwirkt hätte. In unseren Tagen würde man die Drohung, die heldenmütige Besatzung einer aufs äußerste verteidigten Festung niederzumachen, als gemein und schändlich bezeichnen. In dieser Beziehung ist der Krieg ritterlicher geworden. Und die ganze Richtung der weiteren Entwicklung des Kriegsbrauches geht dahin, den Krieg menschlicher zu machen. Im Mittelalter gab man den Rittern und Edlen Pardon, denn von ihnen durfte man ein hohes Lösegeld erwarten, die gewöhnlichen Soldaten aber wurden erbarmungslos niedergemetzelt, denn sie zu Gefangenen zu machen, bot ja keinen Gewinn. Und merkwürdig genug, gerade diese Grausamkeit war die indirekte Folge eines großen Fortschrittes der Zivilisation. In den dem Mittelalter vorangehenden Zeiten, als noch die Sklaverei über die ganze Welt verbreitet war, bemühte man sich, möglichst viele Gefangene zu machen, denn man konnte diese ja als Sklaven verkaufen und so viel Geld an ihnen verdienen. Die Abschaffung der Sklaverei führte zunächst zu einem blutigeren Gemetzel im Kriege.

Der Krieg ist in jedem Falle etwas Schreckliches, und nur der, der nie einen Krieg gesehen hat, kann darüber anderer Meinung sein. Aber wenn auch die Mordwaffen immer tödlicher geworden sind, so ist der Krieg doch menschlicher geworden und nicht mehr so fürchterlich wie früher. Man will jetzt unnützes Blutvergießen vermeiden und verwüstet auch kein Land mehr aus reiner Sucht zum Verderben, Pardon wird stets auf das bereitwilligste gegeben. Es kommt wohl noch vor, daß in der Hitze des Gefechtes, oder beim Erstürmen einer Position mit dem Bajonett, oder bei einem ungestümen Kavallerieangriff Leute, die keinen Widerstand mehr leisten, niedergemacht werden, aber kalten Blutes schlachtet man ganze Regimenter nicht mehr hin. Auch sucht man Nicht-Kombattanten nach Möglichkeit zu schonen, doch läßt es sich nicht vermeiden, daß, wenn sie in die Schußlinie kommen, sie auch von einer Kugel getroffen werden. Für die Verwundeten sorgt man und pflegt sie, gleichviel, ob sie zu Freund oder Feind gehören. Plünderung und Gewaltsamkeiten werden auf das strengste unterdrückt.

Im Kampfe selbst verbietet der Kriegsbrauch gewisse wirksame Methoden, den Feind zu schädigen. Man darf ihm wohl die Wasserzufuhr abschneiden und ihn dadurch in ernstliche Verlegenheiten bringen, die sogar die Ursache zum Ausbruche von Epidemien in seinem Lager werden können, aber man darf nicht seine Brunnen, Wasserbehälter oder Flüsse vergiften. Die Rebellen in Arabien übten diese Praxis gegen die Türken, und in dem japanisch-chinesischen Kriege schöpften die Japaner auf ihrem Vormarsche durch Korea kein Wasser aus den Dorfbrunnen, sondern suchten sich mit Hilfe artesischer Brunnen und auf andere Art unverdächtiges Wasser zu verschaffen. Sie waren nämlich gewarnt worden, daß die Chinesen die Brunnen vergiften würden — ein Vergehen, das unter zivilisierten Völkern als der höchste Grad der Roheit und Grausamkeit gilt. Dem ungeschriebenen Gesetze, das es erlaubt, dem Feinde die Wasserzufuhr abzuschneiden, dabei aber verbietet, ihm die Brunnen zu vergiften, mag das Prinzip zugrunde liegen, daß eine kriegführende Macht wohl Schritte ergreifen darf, deren Folge das Entstehen von Krankheiten und Seuchen im gegnerischen Lager ist, daß man aber nicht direkt und mit Absicht Krankheiten und Seuchen in ihm hervorrufen darf. In früheren Jahrhunderten machte man nicht solch feine Unterschiede. Ein Schriftsteller des Mittelalters, der über Artillerie geschrieben hat, gibt an, wie man in einer belagerten Stadt die Pest hervorrufen kann. Man solle die Kadaver von Pferden und Vieh so lange liegen lassen, bis sie in Verwesung übergegangen wären, dann sollten sie in Stücke geschnitten und diese mit Katapulten in die Stadt geschleudert werden. Dieses merkwürdige Mittel soll sogar einmal benutzt worden sein.

Der Kriegsbrauch, der in diesem Falle sogar durch internationale Verträge festgelegt worden ist, verbietet ferner unnötige Verstümmelungen und das Verursachen von Leiden, die zu vermeiden gehen. So ist die Benutzung von explodierenden Gewehrkugeln verboten. Mit anderen Worten, man darf dem Gegner wohl eine Schußwunde beibringen, die ihn kampfunfähig machen, sogar auch töten kann, aber solange es zu vermeiden ist, soll man ihm nicht schmerzhafte und tödliche Wunden zufügen. Im weiteren Verfolg dieses Grundsatzes sind die zivilisierten Nationen stillschweigend unter sich übereingekommen, weiche, abgestumpfte Kugeln, die sich im Körper breitdrücken, die sogenannten Dum-Dum-Geschosse, nicht zu benutzen. Freilich werden in den Kämpfen mit Wilden diese gefährlichen Kugeln gebraucht. Man macht deswegen bei der Benutzung dieser Geschosse einen Unterschied zwischen kultivierten und unkultivierten Gegnern, weil der kultivierte Soldat, sobald er von einer Kugel getroffen ist — mag seine Wunde auch ganz unbedeutend sein —, das Bestreben hat, die Wunde sofort verbinden zu lassen, der Wilde hingegen, der kaum merkt, daß er Nerven hat, wird immer noch weiterkämpfen, wenn ihn auch schon ein paar kleine Kugeln durchlöchert haben sollten. Deswegen wünscht der Soldat, der mit dem Gewehre besser als mit dem Bajonett umzugehen weiß, eine Kugel, die seinen Gegner kampfunfähig macht.

Man könnte wünschen, daß das Verbot kleiner explodierender Geschosse auch auf die mit starken Explosivstoffen gefüllten Handgranaten ausgedehnt würde, wie sie die Japaner in ihrem Kriege gegen Rußland verwendeten. Sie wurden bei der Erstürmung von Verschanzungen gebraucht und aus hölzernen Mörsern abgefeuert, die von zwei Mann bis in die Schußlinie getragen wurden. Sie verursachten gräßliche Wunden, rissen Glieder, Köpfe und ganze Körperhälften weg und machten den, den sie nicht auf der Stelle töteten, zeitlebens zum Krüppel. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß diese Granaten auch in der englischen Armee eingeführt wurden, wenigstens wurde in Woolwich mit stark explosiven Handgranaten und tragbaren Mörsern Versuche angestellt. Es

Digitized by Google

scheint das eine grausame Waffe, doch muß man zugeben, daß auch die gewöhnlichen schweren Granaten recht böse Wunden verursachen.

Spione hängt oder erschießt man, wenn man sie fängt, nicht weil die Spionage an sich ein Verbrechen ist, sondern weil man das Geschäft des Spions recht schwierig machen und andere abschrecken will, es zu ergreifen. Das Wesentliche der Spionage ist die Verkleidung. Ein Offizier in Uniform mag sich, soweit er will, vorwagen, um zu kundschaften. Zum Spione wird er erst dann, wenn er sich verkleidet. Im russisch-japanischen Kriege erwiesen sich die Japaner als vollendete Künstler in der Spionage, aber sie gingen dabei auf eine Art und Weise zu Werke, die man bei uns in Europa nicht für erlaubt halten würde. Eingeborene aus Korea und der Mandschurei schickten sie als Spione in die russischen Linien, und diese armen Teufel sollen dabei eine doppelte Gefahr gelaufen sein. Wurden sie von den Russen ertappt, so hingen diese sie auf; kamen sie zurück und brachten keine genügenden Informationen, so wurden sie von ihren Auftraggebern erschossen, „damit die anderen zu größerem Eifer angespornt würden". Unsere asiatischen Feinde haben auch noch einen anderen, sehr häßlichen Kriegsbrauch. Ein Gerücht will wissen, daß in der Seeschlacht von Tsushima tödlich Verwundete einfach über Bord geworfen wurden, damit man das Deck frei bekäme und durch das Geschrei und Jammern der Schwerverletzten nicht belästigt würde!

Im Zusammenhange mit der Behandlung der Spione stehen auch die geschriebenen oder ungeschriebenen Gesetze, die der Bevölkerung eines vom Feinde besetzten Landes verbieten, sich an der Verteidigung zu beteiligen, wenn sie nicht an ihrer Kleidung ein deutlich sichtbares Merkmal tragen, das sie als Kämpfer kennzeichnet. Die ganze Gesetzgebung über die tatkräftige Beteiligung der Zivilisten an der Verteidigung ihres Landes ist etwas verworren. Verschiedene Völkerrechtslehrer sind der Ansicht, daß die Bevölkerung einer belagerten Stadt, auch wenn sie keine Uniform trägt, an der Verteidigung teilnehmen darf, denn bei einer Belagerung kann man alle die, die sich innerhalb der Befestigungen aufhalten, als Feinde des Belagerers betrachten.

Eine viel erörterte Frage ist die des Brauches und Mißbrauches der weißen Parlamentärflagge. In den letzten Jahren hat es wohl keinen Krieg gegeben, in dem nicht die eine Partei der anderen vorwarf, diese Flagge mißbraucht zu haben. In vielen Fällen lassen sich diese Beschuldigungen leicht erklären: Der eine Teil der Besatzung war zur Uebergabe bereit und hißte die weiße Fahne, der andere hingegen wollte weiterkämpfen und setzte das Schießen fort. Neu dürfte es für manchen sein, daß nach allgemein anerkanntem Kriegsbrauch unter Umständen auch auf den Träger einer weißen Fahne geschossen werden darf. Wer die weiße Fahne zeigt, will damit zu erkennen geben, daß er in Unterhandlung zu treten wünscht. Ist der Gegner damit einverstanden, so stellt er das Feuer ein, hält in seinem Vorrücken inne und gibt dem Träger der weißen Fahne ein Zeichen, näher zu treten. Dem Gegner steht aber auch das Recht zu, es abzulehnen, in Unterhandlung zu treten. Dann muß er seine Ablehnung dem Feinde signalisieren und darf dann wieder weiter vorrücken und auch das Feuer wiedereröffnen. Versucht dessenungeachtet der Träger der weißen Fahne näher zu kommen, dann darf er niedergeschossen werden. Dieses Vorgehen hat einen triftigen Grund: Müßte das bloße Entfalten der weißen Fahne den Kampf unter allen Umständen zum Stehen bringen, so könnte man sie im entscheidenden Augenblicke gebrauchen, um den Angriff auf einen wichtigen Punkt zu verzögern. Von dem Rechte der Verweigerung, den Parlamentär mit der weißen Fahne zu empfangen, wird indessen nur in den allerseltensten Fällen Gebrauch gemacht.

Den größten Fortschritt im Kriegsbrauche bezeichnet die Gesetzgebung über das „Rote Kreuz", wie sie in der Genfer Konvention niedergelegt ist. Sie will alles, was mit der Pflege der Kranken und Verwundeten in irgendeinem Zusammenhange steht, neutralisieren und ihm eine möglichst große Sicherheit gewährleisten. Und das bezieht sich nicht allein auf das eigentliche Schlachtfeld. Im amerikanischen Bürgerkriege behandelten die Föderierten Chinin als Konterbande, während in den Lazaretten der Konföderierten das Fieber unzählige Opfer hinraffte, weil dort Chinin fehlte. Jetzt dürfen Kisten, die das „Rote Kreuz" tragen, ungehindert durch die Vorposten passieren. Die Flagge des „Roten Kreuzes", die angesehenste Fahne, die im Kriege weht, ist in Wirklichkeit die Flagge der Schweiz, nur mit umgekehrten Farben. Die Flagge der Schweiz zeigt ein weißes Kreuz auf rotem Grunde, bei der Ambulanzflagge ist der Grund weiß und das Kreuz rot. Die Schweiz darf auch die Ehre für sich in Anspruch nehmen, daß das Gesetz, das die Pflege der Verwundeten regelt, in einer schweizerischen Stadt erlassen wurde. Ein Schweizer Redner durfte daher nicht ohne Grund einst sagen: „Unsere Fahne ist nicht die Fahne, die erobernden und Länder verwüstenden Heeren voranzieht, sondern unsere Fahne war es, die mitten im Elend und im Jammer des Krieges auf der ganzen Welt entfaltet wurde. Auf Hunderten von Schlachtfeldern hat sie sich bereits gezeigt als ein Symbol, nicht des Krieges und des Todes, sondern als das des Lebens, des Erbarmens und der Liebe."

J. R. de la Espriella / Wie können wir unsere Getreideproduktion zu Kriegszeiten erhöhen?

Genügende Fourage, genügende Munition sind zwei Dinge, die zum Kriegführen eine Hauptbedingung werden.

Während fehlende Munition nur das kämpfende Heer direkt betrifft, nimmt die Ernährungsfrage für die heimatliche Bevölkerung und das draußen kämpfende Heer eine doppelt wichtige Rolle ein.

Von Feinden ist Deutschland rings umgeben, sozusagen gänzlich vom Auslande abgeschnitten, so daß in diesem Weltkriege mit keinerlei fremden Nahrungsmitteln wie zu Friedenszeiten irgendwie gerechnet werden kann. Die Ernährungsquelle für Heer und Volk ist mithin einzig und allein die heimatliche Landwirtschaft.

Wir können gottlob in sicherer Ruhe sagen, daß die deutsche Landwirtschaft, allein auf sich selbst angewiesen, durch ihre enorm gesteigerte Produktivität in allen landwirtschaftlichen Zweigen wohl in der Lage ist, Heer und Bevölkerung zu ernähren.

Trotz Leute- und Pferdemangel ist es gelungen, die diesjährige Kriegsernte durch die allgemeine Hilfe gut hereinzubringen, wie auch die Winterbestellung gut durchgeführt worden ist.

Immerhin ist aber zu bedenken, daß wir keinerlei Ueberfluß für unsere Ernährung in unseren landwirtschaftlichen Erzeugnissen haben und wir für das kommende Jahr — durch einen teilweise vorhandenen Ausfall der Getreideproduktion Ostpreußens — auch nicht voraussagen können, wie durch Witterung und sonstige Umstände die nächstjährige Ernte in ihren Erträgen ausfallen wird, weshalb wir im nationalen und eigenen Interesse alles tun müssen, um eine möglichst große Produktion zu erzielen.

Es ist eigentlich selbstverständlich, daß jeder Landwirt dieses Ziel in Friedens- und erst recht zu Kriegszeiten im Auge hat, aber ich glaube nicht fehlzugehen in der Annahme, daß manchem Landwirt und speziell mancher landwirtschaftlichen Gegend einige Winke, wie eine erhöhte Getreideproduktion erzielt werden kann, von Nutzen sein könnten, indem ich ausdrücklich bemerke, daß dieser Ratschlag lediglich für das Kriegsjahr gegeben wird.

Digitized by Google

Von fast ganz Süddeutschland usw. und vielen anderen intensiv bewirtschafteten Betrieben abgesehen, finden wir in Deutschland einen großen Teil des Bodens, der nach einer feststehenden Fruchtfolge, sei es sieben, acht, neun oder sonst so vielen Schlägen, mit einem Schlag Vollbrache bewirtschaftet wird.

Weit davon entfernt, irgendwie die Brache und deren Wert zu verkennen, im Gegenteil überzeugt, daß sie eine Notwendigkeit ist in den Wirtschaften, wo der Gesamtackerbau nicht gehackt und eine geringere Anwendung des künstlichen Düngers stattfindet, wie überhaupt extensiver gewirtschaftet werden muß, gilt uns doch eine Bestellung bzw. eine teilweise vorzunehmende Bestellung der Brache für das nächste Jahr als ein wirksames Mittel, unsere Getreideproduktion zu erhöhen.

Allgemein zu beurteilen, ob ein Betrieb, der bis dato mit Vollbrache gewirtschaftet, seine ganze Brache im nächsten Jahre fortfallen lassen kann oder wieviel er von derselben bebauen soll, ist selbstverständlich unmöglich; nur einen Hauptsatz kann man hierfür aufstellen. Maßgebend ist in erster Linie nur: „was ist dem Betriebsleiter möglich, mit seinen Leuten und seiner Pferdebespannung in Anbetracht der jeweiligen Gegend und der von Jahr zu Jahr nach der Erfahrung so ziemlich gleich wiederkehrenden Vegetationszeiten und Bedingungen zu bebauen, ohne daß die andere zu bestellende Fläche darunter leidet, unter der gleichen Berücksichtigung der kommenden Einernten?“

Diese kurz angeführte Anregung, die selbstverständlich nur von Fall zu Fall beurteilt werden kann, und deren nähere Ausführung, was Ratschläge und Winke für die Bestellung und Arbeitseinteilung des Brachbodens anbetrifft, hier darzulegen, würde nicht in den Rahmen dieser Wochenschrift passen und ist Aufgabe der vielen Fachblätter.

Zu erwägen wäre aber, ob es vielleicht nicht ratsam wäre, wenn das landwirtschaftliche Ministerium diese Angelegenheit auch in die Hand nehmen würde und durch ihre Organe, die Landwirtschaftskammern, und sonst dazu beitragen könnte, daß die Bestellung des Brachbodens auch wirklich überall, zum mindesten zum Teil geschieht.

Es soll hier auch gleich gesagt werden, daß viele Domänen und Verpachtungen, seien es preußische, anderer deutscher Reichsstaaten oder Privatverpächter, ihre Pächter verpflichten, nach einer bestimmten Fruchtfolge unter Einhaltung der Brache ihren Ackerbau zu betreiben und man für solche Betriebe diese Verpflichtung für das Kriegsjahr aufheben müßte.

Die als Vollbrache benutzte deutsche Ackerbaufläche, die, wie schon gesagt, zu Friedenszeiten für die Erhaltung eines gut tragenden Ackerbodens von so großer Wichtigkeit ist, würde bei einer einmaligen allgemeinen Einschränkung Tausende und Tausende von Morgen ergeben, die wiederum Tausende und aber Tausende von Zentnern Getreide produzieren könnten.

Die Brache — bzw. die teilweise vorzunehmende Brachebestellung — erfordert naturgemäß einen vermehrten Arbeitsaufwand. Durch mangelnde Arbeiter und Pferde hat aber gerade dieses Kriegsjahr gezeigt, was sich an Arbeit bewältigen läßt. Der Satz „Es muß gehen“ — ist nach sachgemäßer Beurteilung die beste Hilfe, daß es auch gehen wird.

Meine heute kurz angeführten Vorschläge zur Erhöhung der Produktion werden sicherlich zum großen Teil von der deutschen Landwirtschaft schon berücksichtigt worden sein, immerhin wird aber auch noch mancher landwirtschaftliche Betrieb mangels Anregung die Brachebestellung noch nicht erwogen haben.

Zu der Frage der Schädigung des Bodens für die Zukunft, die immerhin sehr zu erwägen wäre, kann man sagen, daß diese bei einer einmaligen Maßnahme nicht eintreten wird. Was aber die Hauptsache ist, es handelt sich bei der Brachebestellung um ein nationales Interesse, denn die Frage der Ernährung von Volk und Heer drängt alle anderen Bedenken zurück. Die erhöhte Produktion bringt auch dem Landwirt vermehrte Gewinne. „Es muß gehen“ — sei die Parole.

Julius Bab / Gruß an Oesterreich

Im allgemeinen wird bei uns hier in Deutschland viel mehr von der Psychologie unserer Feinde gesprochen als von der unserer Verbündeten. Viel eifriger erörtert man, was uns von Franzosen und Russen und Engländern trennt, als was uns mit Oesterreichern und Ungarn verbindet. Ich meine das nicht im staatspolitischen Sinne — so ist unser Bündnis oft und gründlich genug erörtert worden. Aber hinter den politischen Notwendigkeiten stehen die volkspsychologischen Anlagen und Triebe, und in diesem Sinne hat man viel von den Engländern, aber wenig von den Oesterreichern gesagt. Aus zwei Gründen vielleicht, aus zwei entgegengesetzten: weil man's für nicht möglich hält, vom volkspsychologischen Charakter einer so rein staatspolitischen Bildung, wie es die österreichisch-ungarische Monarchie ist, einheitlich zu sprechen. Aber das ist vielleicht ein Irrtum, insoweit doch auch hier hinter der staatspolitischen Form eine menschheitlich treibende Kraft sitzt: der Zusammenschluß der sehr verschiedenartigen und eigenartigen Donauvölker um das deutsch-habsburgische Zentrum in Wien hätte als bloßer historischer Zufall einer Dynastie-Schöpfung sich schwerlich bis heute behauptet, wenn er nicht zugleich den Willen dieser Völker ausdrückte, sich vom Osten fernzuhalten und sich der westlichen Kultur unter Führung des österreichischen Deutschtums zuzuwenden. Unbeschadet aller tschechischen, magyarischen, kroatischen Eigenart muß also die kulturgeschichtlich einstellende Kraft der Doppelmonarchie im Wesen der Deutsch-Oesterreicher, die die Vermittlung, die Mitte haben, gesucht werden. — Da aber setzt nun der andere Grund ein, die Psychologie unsres Bündnisses unerörtert zu lassen: die Oesterreicher sind eben Deutsche; daß sie an unsrer Seite stehen, ist also natürlich, über jede Erörterung hinaus selbstverständlich! Nun (abgesehen davon, daß die Oesterreicher nicht mehr „Deutsche“ sind als die Schweizer, und nicht sehr viel mehr als die Holländer) — ich denke, Verwandtschaft ist keine Identität! Im Gegenteil beobachtet man ja gerade bei den nächsten Verwandten häufig merkwürdige Verschiedenheit, die just um sonstiger Aehnlichkeit willen zu besonders heftigen Spannungen führt. Wir wissen ja auch, daß bei aller deutschen Gemeinschaft der Spott über preußische Schneidigkeit in Wien so häufig war wie der über österreichische Schlamperei in Berlin — daß, ernsthafter gesprochen, das Beste, Reinste, Strengste des norddeutschen Geistes dem Oesterreicher nur schwer eingeht — während wir hier nicht selten an dem Liebenswürdigsten, Eigensten und Besten jener deutschen Südostler vorbeihören. — Mir haben in letzter Zeit ein paar Theatereindrücke das Ohr für Wesen und Wert von Oesterreich besonders geöffnet, und daß ich vom Theater aus etwas über den Sinn, die innere Ergänzungskraft des deutsch-österreichischen Bündnisses sagen möchte, das möge man nicht als unwürdigen Anlaß betrachten — sondern eher schon als Symbol!

* * *

Es ist bekannt, daß ein gewaltiger Prozentsatz auch der reichsdeutschen Theaterleute (Schauspieler, Direktoren, Regisseure) aus Oesterreich stammt. Jene Kunst, zu der es eines tiefen, aber nicht haftenden, eines leidenschaftlichen, aber spielenden Gefühls für das Leben braucht, sie gedeiht offenbar am besten in Oesterreich, die Theaterkunst. Und alle diese mehr oder weniger begabten Schauspieler wollen aus Wien sein — das ist aber nicht wahr! Sehr häufig sind gerade die stärksten und eigensten von ihnen recht weit draußen von der Peripherie des Reiches her gekommen, Glieder eines jener dunklen Volkskörper, die die deutsche Sonne der österreichischen Reichshauptstadt umkreisen. So einer ist z. B. der Max Pallenberg, der jetzt als „Rappelkopf“ im „Deutschen Theater“ die Berliner erschüttert, sie lachen und weinen, grausen und jauchzen macht. Auch seine Wiege soll in Wien gestanden haben? Nun, das „liftige“ Wiener Blut hat er jedenfalls nicht. Ich weiß nicht, ob er jüdischen, magyarischen, slawischen Stoff im Leibe hat — jedenfalls ist's eine wilde, gärende, brodelnde Mischung. Nicht edel, nicht „rassig“ — aber stark, dunkel und lichtlüstern. Der hagere Mensch mit der dünnen, singenden, oft schrillen Stimme, eckig und schwankend in jeder Bewegung, hat etwas vom ruppigen knurrenden Straßenköter. Aber

Digitized by Google

plötzlich ist in seinem Sprung und seinem Ton eine wilde Kraft von Tigerart, und aus seiner groteskesten Tappigkeit zuckt und weint Menschenleid. Man lacht und sitzt erschüttert, man jauchzt und man fürchtet sich. In diesem elementaren Tragikomiker drängen proletarische Instinkte gierig und leidvoll — sehnsüchtig empor ins Helle. Seine dunkle Rassenmischung umkreist verlangend den spielenden Glanz der leichten Wiener Kultur. Magyaren, Juden, Tschechen, Kroaten wollen (wissend oder nicht!) teilhaben an der deutschen Welt — das ist Oesterreich!

* * *

Und ganz und gar ist Oesterreich das Stück, in dem dieser genialische Schauspieler auftritt: „Alpenkönig und Menschenfeind" von dem edlen und armen, dem lieben Wiener Ferdinand Raimund. Ein Volksschauspieler war Raimund mit fabelhaft glücklichen Instinkten für die kleinen Realitäten der Wiener Wirklichkeit und einem unglücklichen Verlangen nach freier Phantastik und erhabenem Pathos. Er blieb in der Mitte des Wiener Volksstücks hängen, wo recht nüchterne, moralische Ueberlegung eine trockene Geisterwelt ausheckt; die wirft dann zaubernd und großartig die Wirklichkeiten durcheinander, wird aber doch nicht so ganz ernst genommen und gelegentlich mit respektlosem Witz dementiert. Es bleibt Spiel, zu sehr leidenschaftloses, tändelndes Spiel, um künstlerischen Stil zu haben. Und dies Durcheinander von Pathos und Parodie, Alltag und Verstiegenheit, Märchen und Banalität, Hingabe und Frivolität ist dann nur zu decken durch den bunten Sinnenrausch der Schaubühne, Augen und Ohrenweide von tausenderlei Art — wie sie der Oesterreicher Max Reinhardt in dieser Raimundaufführung wieder glänzend zu entfalten vermochte. Ueber Wahres und Gelogenes, Gefühltes und Gewitzeltes braust die Laune des Spiels, braust bunte Sinnenfreude in „oberflächlichem" Schwunge hin. Und auch das scheint Wien, scheint Oesterreich.

* * *

Aber das ist der Punkt, wo wir Norddeutschen leicht hochmütig und abschätzig werden. Der Geist, „der losgelöst von allem Schein nur in der Dinge Tiefe trachtet", vergißt allzu leicht, daß Natur „weder Kern noch Schale" hat, und daß ich — zumal doch alles Vergängliche Gleichnis ist! — ein Symbol des ganzen großen, unergründlichen Lebens so gut an der Schale wie am Kern gewinnen kann. Auch von der Freude am bunten schönen Schein geht es hinein ins Herz Gottes — und auf einem beneidenswert glücklichen Wege! Den Weg hat als Dramatiker zum Beispiel Raimunds genialerer Erbe gefunden: der große Ludwig Anzengruber, der aus dem Wiener Volksstück mit Gesang ein paar der schönsten innerlich sieghaftesten Komödien der Weltliteratur gemacht hat. In der „Volksbühne" kann man jetzt seine „Kreuzlschreiber" und (leider sehr selten) am Königlichen Schauspielhaus, in einer prachtvollen, von so großen (österreichischen!) Menschendarstellern wie Max Pohl und Helene Thimig getragenen Aufführung den „Gewissenswurm" sehen. Und durch beide Komödien schüttert das große heilige, fromme Lachen der blühenden Natur, die allen zwangvollen Pfaffenkram von sich abstreift, bloß dadurch, daß sie wächst. Da geht Oesterreichs Sinnlichkeit wie eine Sonne auf zu hellem Weltfeiertag. Auch das ist Wien.

Von jenem melancholisch-leichtfertigen Gassenhauer:

„Es wird ein Wein sein — und wir werden nimmer sein;
Es wird schöne Mädeln geben — und wir werden nicht mehr leben —"

geht Oesterreichs Weg bis zu Mozarts Champagnerlied und zum Nachtgesang der Liebe im „Figaro": „O weile länger nicht geliebte Seele —"

Nichts ist uns nördlichen Deutschen mehr not, als uns zuweilen der angelischen Weisheit recht von innen zu bemächtigen: „Dies alles ist ein Spiel, das ihr die Gottheit macht —". Wir vergessen's und werden schwer; aber dann kommen zuweilen als österreichische Brüder unseres Bluts und unserer Sprache Menschen, wie Mozart oder Anzengruber oder Josef Kainz es waren, und machen die Welt tanzen. Dies aber ist unseres Bündnisses allerinnerster Grund; deshalb brauchen wir Oesterreich. Und wenn wir uns einmal gerade über die Schwächen ärgern, die, wie zu jeder, so auch zur wienerischen Kraft gehören — dann sollen wir an die „Kreuzlschreiber" denken und an den „Figaro" und sollen dankbar sein.

Helene Voigt-Diederichs / In der Kriegselektrischen

Doppeltes Klingelzeichen, der Wagen fährt ein paar Meter und stockt dann wieder. An dem Flügel ist etwas in Unordnung. Die Schaffnerin im grauen Mannsrock zieht am Strick, turnt auf die Brüstung, blickt und zupft — umsonst, ihre Länge reicht nicht aus; das Mädchen will nicht so, wie sie wohl will.

Ein Feldgrauer überquert die Straße. Nachsichtiges Lächeln angesichts der weiblichen Not. Er springt auf den Wagen, wirrt ein bißchen an den Tauen — so, nun kann's weitergehen! Schon ist er unten, eilig dem Dank sich entziehend. Aus seiner Zigarre paßt ein befangenes Wölkchen; man macht doch nicht Worte um Selbstverständliches.

Hin schnurrt der Wagen auf der freien Strecke. Ein paar Fahrgäste stehen draußen, darunter ein Freund der Frauenfrage; übereifrig Beweise zu sammeln gerät er ins Gespräch mit der Schaffnerin. Wenn ihr Mann zurück ist, wird sie ihr Amt nicht wieder abgeben wollen? „Oh nein!" sagt sie, „umgekehrt! Früher, wenn er abends nach Hause kam, da meinte ich manchmal: müde bist du? Ja wovon denn? Fährst spazieren den ganzen Tag? Jetzt weiß ich, wovon er müde ist!" Ein halbes Lächeln des Bekenntnisses, dann reibt sie die starren Hände, streicht das Haar unter die Mütze und beginnt ihren Rundgang.

Drinnen im Wagen fliegen dem Einsteigenden die Blicke entgegen — die Forderung, mit der heut jedes Auge sich an jedes Gesicht heftet: wie hängst denn du mit dem Kriege zusammen? Neugier, nun, ein wenig wohl; aber eine gewisse Innigkeit steckt dahinter, ein Zittern um den großen Zusammenhang, den alle, alle spüren. Nicht mehr zum einzelnen allein redet das Schicksal — das strahlt so merkwürdig, versöhnlich fast von den einzelnen, zu denen es spricht. Mit heißer Ehrfurcht wird der schwarze Flor gegrüßt; ein leises Neigen geschieht vor bangen Schläfen, dem ins Weite hoffenden Blick. Nirgends ein Versuch, trostwillig die Gefahr zu verkleinern; statt dessen ein stillbereites: Ich weiß deinen Ernst.

Ein paar Damen kommen herein. Sie treffen eine Bekannte; herzliche Hände strecken sich. „Haben Sie Nachrichten?" das ist das Stichwort von heut, das hundertmal am Tage hin und her fliegt, vom verbindlichen Gruß bis zur gespannten Anteilnahme der Freundschaft, jede Färbung der Beziehung offenbarend.

„Hast Du was gehört?" Ein Dienstmädchen tanzt an der Haltestelle durch den spritzenden Schneeschlamm, hat dann am Straßenrand drüben die Gefährtin eingeholt. Die Antwort verweht, aber man errät sie aus dem Seufzer der Fragerin: ach du Glückliche!

An der nächsten Weiche eine Gruppe von Frauen, Körbe am Arm, Kannen in der Hand, geschwinde Mäntel über das vertragene Hauskleid gestreift. „Steht jetzt mit vor Warschau" — „zum Train überschrieben" — „hat sich bei den Zweiundneunzigern gemeldet", so geht Frage und Auskunft; selig entschlafen ist der aufregende Kampf ums Dasein der lieben Nachbarin.

Ein Greis betritt die Plattform; noch ehe er seinen Stehplatz in der zuggesicherten Ecke fest besetzt hat, schwenkt er nach rückwärts den Hut. Seine graubehandschuhten Hände telegraphieren hinaus, bilden erregte Fragezeichen. Drüben wandern gelassene, alte Schritte den Seitenweg entlang, Hände und Kopf bewegen sich quer, verneinend, und deuten dann doch mit einer kleinen Hebung Geduld und Hoffnung an.

Rattern und scharfes Halten. Eine Frau vom Lande, etwas verstört durch den Anspruch, daß die Elektrische extra ihretwegen hat halten müssen, stolpert herein. Sie möchte den Lazarettzug auf dem Ostbahnhof sehen — kann sie da mit dieser hier fahren? Bescheidene Erwartung steht in ihren guten, glänzenden Augen — sicherlich hat auch ihre Bereitschaft bauen helfen, mit Roßhaarkissen, Schinken, oder gar mit wirklichen baren Scheinen. Sechs Stimmen, statt einer, geben Auskunft. Die Ansichten sind geteilt, schließlich siegt ein

weiblicher Vorschlag: Sie steigen aus, wo ich aussteige; dann zeig ich Ihnen schon die paar Schritte. Die Sprecherin blickt sieghaft, glücklich, daß sie es war, die helfen kann. Ein wenig enttäuscht krauft sich die Lippe der Schaffnerin, weil sie, als die amtlich Berufene, nicht durchdrang mit ihrer etwas jungen Ortskenntnis.

Eine Arbeiterin ist da, nicht mehr jung, mit einem kleinen Kind auf dem Schoß, das inbrünstig, leise, nicht weh zu tun, den Muff der Nachbarin, einer eleganten Offiziersdame, streichelt. „Miesekatze — ei liebe Miesekatze." Lächelnd wehrt die Trägerin dem bescheiden erschrockenen Wort der Mutter und hält das kostbare Pelzstück hoch, so daß auch die zärtliche Wange des Kindes schmeicheln kann. Als die Dame aussteigen muß, entschuldigt ihr Blick sich, indem sie sanft die kleine Hand auf die Schulter der Arbeiterin zurücklegt. Das Kind sieht ihr nach mit großen, reinen Augen, die so erstaunlich fern vom Kriege sind; ein paar Augenblicke gibt es nichts im ganzen Wagen als das sanfte Weihnachtslicht dieser unberührten Blicke, himmlisch, zeitlos wie die Sprache von Goethe, Bach oder Beethoven.

Eine Frau mit dunklem Kopftuch kommt herein; Mutterſorge, statt ihr Gesicht zu verengen, gibt ihm einen unirdischen Glanz. Sofort rückt alles zusammen; jedermann ist einverstanden, einen Platz zu schaffen, der eigentlich nicht mehr da ist. Dankbar blickt sie nach rechts und links, als sie glücklich verstaut ist. Neben ihr eine ältere Dame mit Ledertäschchen und spiegelnden Handschuhen nickt einem Feldpostpäckchen auf dem Schoße der Angekommenen zu. Die fremden Gesichter tauchen ineinander, verstehn das Gemeinsame. „Haben Sie immer gute Nachrichten?" „Ja Gott sei Dank, jetzt wieder. Sieben Wochen lang hat er die Stiefel nicht von den Füßen gehabt — wie werden seine Strümpfe aussehen! Zwei Paar haben wir gestrickt, meine Tochter und ich — ja, das ist der eine," sie schüttelt zur Erläuterung ihr Postpäckchen, „der zweite liegt im Lazarett, wo, das kann ich nicht lesen, aber es wär nicht schlimm mit dem Bein, schreibt er, in sechs Wochen will er wieder draußen sein. Und was der Jüngste ist, der hat nicht geruht, bis ich ihm seinen Geburtsschein hab' kommen lassen. Vorige Woche ist er eingetreten."

Ihre blauen Augen werden feucht, aber Tränen, nein, sie denkt nicht daran! Sie neigt den Kopf und macht einen neuen Knoten über das braune Schächtelchen.

Gegenüber ein Mann wird aufmerksam. „Mir haben sie meins zurückgegeben!" knurrt er, und hält seine Papphülle hoch. „Das bißchen Handschuh und Schokolade, und schon zu schwer! Ich hätte gern eine Mark dafür bezahlt, wenn's bloß der Junge gekriegt hätte . . ."

„Wieso denn?" forscht die mütterliche Dame.

Es kommt heraus, der Mann hat sich an die Pfundwoche gehalten, trotzdem sie längst vorbei ist. Aber er besteht darauf, der Beamte am Schalter hätte barmherzig sein müssen. „Der hat sicher keinen Jungen draußen." Er wickelt die Schnur los und läßt die derben Handschuh sehn, von Mutter gestrickt, daneben die duftenden Tafeln. Der Anblick verstimmt aufs neue, hoffnungslos versinkt der Alte in seinen Gram.

Aber die gütige Hörerin läßt nicht nach. Sie wiegt selber in ihren feinen Händen. Warum nicht teilen? Natürlich kann man das! Zweimal ein halbes Pfund, und der Junge wird sich zweimal freun! Erlöste Blicke staunen sie an — darauf ist er gar nicht gekommen, weil er sich am Schalter so schwer geärgert hat. Mit scheu belebter Zärtlichkeit streicht er die quellenden Handschuh unter den Deckel.

An der nächsten Haltestelle werden ein paar Plätze leer, aber nur für einen Augenblick, dann sitzt eine Dame da; aus schwarzen Schleiern leuchtet ein weißes, übernächtiges Gesicht. Eine furchtbare Gewißheit hat ihre Augen hart gemacht, aber zitternd, nach unerträglicher Spannung lösen sich die Muskeln ihrer Züge; nicht ihre Blicke, ihr ganzes Antlitz ist es, das lautlos zu weinen scheint. Der größere Knabe sitzt mit fast dem gleichen Ausdruck schmerzlich einsam; aber um den jüngeren hat die Mutter beinah heftig beide Arme gelegt. Sein süßes, dumpf-drolliges Gesichtlein, ganz fremd dem ihren, bringt über jede Vorstellung hinaus, fast körperlich den Besitz des Entrissenen.

Länger als sonst hält der Wagen. Soldatentrupps überqueren die Kreuzung; kinderjung leuchten die frischen Gesichter. All das Einzelleben, sinnlos und mühvoll, vergessen vor der Hingabe an die große Berufung; Zukunftsglanz hat die Stirnen gereinigt und die Blicke festgemacht.

Im Wagen entsteht eine Bewegung, die Mutter mit dem Feldpostbrief drängt nach vorn gegen das Fenster, sie will aufpassen, ob nicht ihr Fritze dabei ist. „So sehn sie doch aus, einer wie der andere!" besänftigt ein Mitfahrer ihre Enttäuschung. Aber nein! ein großäugiges Lächeln straft ihn; wär' ihr Junge dabei gewesen, unter Tausenden hätte sie ihn herausgefunden!

Zwei schmale, kriegsmäßig bepackte Feldgraue sind auf die Plattform gesprungen. Sie tragen Tannengrün am Helm, helle Nelken im Knopfloch; aus den Stiefelschäften nicken schwarzweißrote Fähnchen — vielleicht war es ein kleiner Bruder, der sie, stolz auf den Ausrückenden, hineingepflanzt hat. Sofort bietet ein Bürger Zigarren an, würdig greifen die knabenhaften Hände nach den großen, ungewohnten Rauchstengeln. „Haben Sie denn gar keine Angst, rauszugehen?" Wegwerfendes Schulterzucken — „Wem's bestimmt ist, den trifft's auch daheim".

Der Wagen ist voll; was jetzt noch herauf will, muß draußen stehen. Zwei Männer, der Kleidung und dem Ausdruck ihrer Hände nach bessere Handwerker, geraten in ein heftiges Gespräch. „Der eine sagt: Unsere Gefangenen haben es schlecht bei den Feinden; nun muß man denen hier es noch viel schlechter geben." Der andere mit der hohen Kantstirn und den klugen, tätigen Augen lehnt ab. „Hören Sie zu!" sagt er und greift mit der Hand in den rötlichen Krausbart. „Jetzt ist eine Zeit, wo sich alles in der Welt umkehrt. Da kann man es den andern nicht mehr geben danach, wie sie's verdienen, sondern nur noch danach gehen, was man selber wert ist. Habe ich da nicht recht?" Der Angeredete kann dem heißen, sinnenden Gesicht nichts entgegen sagen und mag doch so recht nicht zustimmen. Ablehnend schüttelt er den Kopf. „Was zuviel ist, das ist zuviel. Das weiß man auch ohne Vernunft."

Wie merkwürdig all diese verschiedenen Menschen, vom Zufall ausgewählt, ganz alltäglich für ein paar Minuten im Raum zusammengerückt. Und jeder liebender doch, geneigter dem anderen, bereiter teilzunehmen, ein Stück Ich zu opfern, der eine hier, der andere dort — und manch einer der aller Ichbedachtesten völlig erlöst.

Ein einziges Wesen nur, das ungesegnet bleibt. Ganz vorn im Winkel der Körper eines alten Mädchens, darüber ein Augenpaar, scheu, anklammernd, voll Sehnsucht nach Schmerzen, und zuletzt die Ergebung doch, hier wie überall im Leben abseits zu stehen. Warum? Niemand braucht sie, und sie hat es nicht gewagt, den Anschluß zu erzwingen. Auch heute nicht; ironisch rührend wirkt der Versuch des Strickzeuges auf ihrem Schoß. Das Allgemeine erschreckt sie wohl ein wenig, aber ihr Blut kann es nicht fühlen; ohnmächtig wartet sie hinter einer gläsernen Wand, welk und neidisch, und weiß doch selber kaum, was es ist, das diese andern da — die Mutter mit dem blauen Sorgenblick, die junge, schwarzumrieselte Frau — vor ihr voraushaben.

Und in der ganzen Versammlung des Wagens, mit den wechselnden Gesichtern voll Frage und Not, bleibt diese Unberührte, die nichts zu trauern, hoffen oder sorgen hat, und die der Feuerhauch des Krieges ganz und gar und überall vergißt — bleibt diese einsam Leidlose dennoch die einzig wahrhaft Unglückliche.

Wilhelm Vogelpohl / Das heilige Brot

Wieviel Reichtum und Gnade, wieviel weinende Not liegt in diesem Worte! Dem einen bedeutet es alles, dem anderen ist's nichts Besonderes. Du hörst es am Klang der Stimme. — In der Kirche, am Tische des Herrn, neigen sich die Gläubigen ehrfurchtsvoll vor dem Brote, das von segnender Hand geweiht wurde. Das ist billig und fromme Ordnung. Und doch ist dies Brot mit dem täglichen Brote auf unserem Tische unter der einen Sonne gereift, und die Kraft der alten Erde wohnt in beiden. Glaube und Weihe und ehrfürchtige

Digitized by Google

Andacht wirken das große Wunder und heiligen das Brot. Was wir aber alle Tage sehen und mit den Händen berühren, das wird so selbstverständlich, so gewöhnlich und gering, daß wir uns darüber keine Gedanken mehr machen. Ist's nicht so? Wir kaufen unser Brot und essen es, und morgen ist es wieder da — und so alle Tage. Man weiß und sieht, daß manches edle Bröcklein davon umkommt, man bedauert's; aber nur wenige ändern es. Was Hund und Katze liegen ließen, was vergessen hart und grau wurde, findet zumeist im Müllkasten unter Staub und Schmutz ein trauriges Grab. So sehen's die Jungen von den Alten, und auf Schulhöfen, auf Vergnügungs- und Spielplätzen in unseren Städten wird es achtlos zertreten. Und es war doch wundertätige Sonnenkraft, heiliges Brot, das du verworfen hast. Alles Brot ist heilig! Warum suchst du das Wunderbare immer und immer in der Ferne, im blendenden Scheine des Neuen und Fremden? Warum hast du das Staunen verlernt vor dem, was deinen Leib jeden Tag aufs neue baut? Muß die bittere Not erst an deinem Herde hocken, ehe du das Wörtchen Brot recht sprechen lernst und sein Geheimnis begreifst? Sieh, das schaffende Licht eines ganzen Sommers liegt gesammelt darin; von Schweiß und Fleiß, von Sorgen und Hoffnungen Tausender, die du nicht kennst, weiß es dir zu sagen.

Geh hinaus aufs Feld, wenn der Bauer die goldene Welle aus seinen Händen in den herbstkühlen Acker rinnen läßt, und sieh, wie sorgsam er jedes Körnlein hütet. Und geh wieder hinaus, wenn die Aehren schwer niederhangen in der brütenden Glut des Sommers. Denke nicht nur: Das ist schön! oder: Heuer wird das Korn billig werden. Denke daran, daß hier Menschen, junge und alte, arbeiten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, die lastende Hitze des Mittags vergessen, um die Gnade des Lichts und den Segen ihrer sorgenden Arbeit heimzubringen. Aber noch besser ist's, du gibst einmal deine Sommerfahrt zur See oder in die Berge auf und gehst zu einem Bauern, einem richtigen, der selber unbarmherzig mitzufassen muß, und sagst ihm: Ich will dir helfen! Und nun arbeite mit den anderen von früh bis spät. Versuch's! Und du wirst der Mutter Erde näher kommen als in deiner Sommerfrische und erkennen, wieviel Schweiß und Menschenmühe dazu gehören, um die Kraft der Erde als nährendes Brot auf deinen Tisch zu bringen. Du hättest zwar nur wenig davon erlebt; aber deine Gedanken könnten den Weg zu Ende gehen. — Wenn du dann wieder mit den Deinen zu Tische gehst, werden die alten Worte vom täglichen Brote dich tiefer ergreifen, du wirst andächtiger darum beten als früher, wenn du das überhaupt noch kannst. Deine Kinder lesen's dir ab von den Augen und Händen, daß ihr Brot etwas Heiliges ist, um das sie ruhig beten mögen. Nun hat ihr Tischgebet einen neuen tiefen Sinn, und in diesem Geiste werden sie ihr Brot genießen und behüten wie etwas Wunderbares, davon nichts umkommen darf. Und in Zeiten der grausen Zerstörung und Not wie heute, wo leere Hände verlangend um ein Stücklein Brot flehen, wird es nicht mehr nötig sein, ihnen diese schlichte, aber oft vergessene Wahrheit zuzurufen.

David Koch / Der Hornist

Hornist! Hornist! Nun blas zur Ruh',
Uns fallen die müden Augen zu.
Der Schaft klebt an der blutigen Hand,
Die Rohr' und Läuf' sind ausgebrannt.

Das klingt so schwer das Tal hinab:
Soldatengrab! Soldatengrab!
Das klingt voll Sehnen ins Grab hinein:
O Mütterlein! — O Liebchen fein!

Hornist! Hornist! Blas zum Appell,
Die großen Toten sind zur Stell'.
Blas, bis dein messing' Mundstück bricht,
Das Wecken blas zum Weltgericht . . .

Hornist! Steig auf den Kirchenturm!
Nach Sonnenaufgang blas zum Sturm.
Voraus zum Sturm — Trompeter Tod!
Wir rächen die Brüder im Morgenrot.

Gottfried Traub / Kinder

Wenn ich Euch sah, traf mich in den Schatten meines Daseins wieder ein Sonnenstrahl. Kaiser Franz Josef.

In einem ergreifenden Brief, den der alte Kaiser an die Kinder seines Landes schrieb, findet sich dies Wort. Was für Bilder der Greis vor seiner Seele gehabt haben mag! Ich glaube, daß an dieser Stelle eine Träne auf das Blatt fiel, das des Kaisers Hand beschrieb. Sein Empfinden ist kein anderes als das der Tausende von Vätern, die heute im fernen Land mit dem Feind ringen. Alles geschieht doch zuletzt um der Kinder willen.

Man könnte „geistreich" philosophieren und sagen, welch einzigartige Erscheinung darin liegt, daß der Mensch seinen Nebenbuhler liebt. Die Kinder sind unser Ersatz. Sie werden sein, wenn wir nicht mehr sind. Sie erinnern uns an die Zukunft, die uns nicht gehört. Wir dienen denen, die vielleicht später unser Werk bekämpfen, nicht aus häßlichem Trotz, sondern aus innerem Zwang. In seinem Kind grüßt der Mensch das künftige Land und nimmt zugleich Abschied. Daran ändert alle Kindesliebe nichts, daß die, die uns heute umgeben, ihre eigenen Wege gehen werden. Wir sehen das mit offenen Augen oder ahnen es mit sicherem Instinkt. Jedes Geschlecht muß abgelöst werden. Unsere Ablösung ist da; sie steht nicht vor den Türen, sie ist in unserem Haus. Trotzdem tun wir alles um der Kinder willen. Der Mensch neidet in gewissem Sinne alle, alle, die um ihn herum ein Stückchen mehr von Höhen oder Glück sehen, als er selbst. Er möchte gern auch dort sein. Nur mit seinem Kind macht er eine Ausnahme. Das Kind aber ist die greifbare Anschauung einer Zukunft. Die wir nicht erreichen, eines Weltzustands, den wir, ach wie gern! erleben möchten, aber nicht erleben können. Trotz alledem wäre es verrückt, hier von Neid zu sprechen. Im Gegenteil! Alles geschieht um der Kinder willen.

Dieser Krieg mit Blutvergießen sondergleichen soll unseren Kindern zugute kommen. Ruhe sollen sie haben vor jähem Ueberfall. Friedensarbeit sollen sie tun dürfen ungestört. Will ein Arm draußen im Kampf müde werden, so hebt ihn die Erinnerung an die Kinder zu Hause. Sehnt sich der Wehrmann nach Ruhe, so stellt ihn sein Kind in die Reihe. Es darf doch nicht sein, daß dem der Russe oder Franzose das Leben vergällt. Kinder sind die stillen Schlachtenengel, die mit auf die Wache ziehen oder im Schützengraben Mut einflößen oder im Lazarett unerträgliche Schmerzen aushalten lassen. Ganze Welten gemeinsamen Gehens, Ringens, Duldens liegen in den zwei Worten „Unser Kind". Auch hier zu Hause umstehen sie uns und bewegen uns. Es ist nicht leicht, ihnen gerecht zu werden. Das Kriegserlebnis kam wie ein Sturm auch über sie. Wir ahnen gar nicht, wie schwer es manchem Kinde innerlich geworden ist, sich in der neuen Welt zurechtzufinden. Wenn unsere Kinder erst anfangen wollten zu erzählen, was sie innerlich erlebt haben. Die Gespräche der Eltern am Tisch wurden andere. Worte, die sie sonst mieden, sind Tagesgerede. Der Vater weilt in der Ferne. Man hat nur mit der Mutter zu tun. Die Schule ist auch anders geworden. Und bei allen diesen neuen Wegen hat sie kaum jemand geführt. Man hatte keine Zeit dazu. Sie liefen mit. Die Alten gingen so rasch. Manchmal sah man ganz verwundert erst in Kinderaug' oder hörte aus Kindergespräch, wie man sich selbst verändert hatte. Man wußte das nicht mehr. Vielleicht ist es gut, daß wir Aelteren so viel mit starken Fragen beschäftigt sind. Die Jugend, die heraufwächst, hat von vornherein eine andere Stellung zum Krieg.

Digitized by Google

Für sie steht dieses große Erlebnis am Anfang ihres Lebens. Es wird zu einem Eckstein für ihre Zukunftsbauten. Sie werden es ganz anders einschätzen, als wir. Sie erleben den Durchbruch des Neuen wie alle Jugend mit dem Gefühl des Unmittelbaren. Sie sind, trotzdem sie oft so verlassen und einsam ihrer Wege gehen, die Glücklichen. Das Neue wird gleich eingerechnet und hineinbezogen in die eigene Zukunft. Freilich werde ich die Empfindung nicht los, wieviel an den Kindern versäumt wird. Regeln nützen da nichts. Woher sollen sie kommen in dieser Zeit der Regellosigkeit? Nur doppelte Liebe sollen sie fühlen, Heimatliebe, Heimatsegen soll sie umhüllen. Der Krieg wird um der Heimat willen geführt, um der Heimat willen, die man besitzt und die man neuerwirbt. Immer soll diese Heimat mit ihrer goldenen Herrlichkeit als Kleinod durchschimmern. Unsere Kinder dürfen nicht verderben. Sie sollen leben. Sie sollen schauen und bauen, wo wir ahnten und zitterten. Schaffen wir mit starkem ernsten Willen eine neue Zukunft um unserer Kinder willen!

Albrecht Schäffer / Die Kosaken

Stand ein grauer Bettler mir am Wege,
Als ich kam aus Rußland nach der Grenze.

Sprach ich zu dem Grauen fragend: „Warum
Stehst du, Bettler, hier am Wege einsam?"

Sprach er leise: „Will dir's, Herr, wohl sagen!
War ein Fährmann, Fährmann dort am Strome.

Uebersetzen sollt' ich da die Sotnie,
War der Strom sehr breit und wüst und reißend.

Ließ im Hause hinter mir zurücke
Viere: Tochter, Mutter, Ahn und Ahnin.

Als ich aber wieder kam im Kahne,
Als ich stieg den Weg hinan zum Hause,

Standen da vier schwarze große Pappeln,
Standen da und beugten sich und brausten.

Als ich kam zur Tür von meinem Hause,
Standen da vier schwarze Sonnenblumen.

Als ich trat ins Haus mit Angst und Grausen,
Saßen vier an meinem Tisch und schwiegen.

Saßen steif und bleich und hatten jedes
Beide Hände ausgestreckt zum Tische.

Angenagelt waren ihre Hände,
Angenagelt auf dem Eichentische.

Saßen mir vier Tote in der Stube,
Kind und Mutter, Ahne mit der Ahnin.

Herr, so muß ich stehn am Weg und betteln,
Sammeln von den Fremden, von den Reichen.

Gutes muß ich sammeln, gute Taten,
Habe selbst kein Gutes, mußt mir's geben.

Eine Wage hält der Himmelvater,
Wiegt das Böse immer mit dem Guten.

Als sich da die schwarzen Pappeln neigten,
Sprachen sie vom Wiegen und Gewichte.

Als sich da die schwarzen Blumen zeigten,
Sprachen sie vom allzuvielen Bösen.

Als ich sah die Toten in der Stube,
Mußt' ich weinen und ein Bettler werden.

Gutes muß ich sammeln, selber hab' nichts,
Daß mir ja die Wage Gottes einsteht!"

Stand ein grauer Bettler mir am Wege,
Als ich kam aus Rußland nach der Grenze.

Wind und Regen hing in seinen Haaren,
Dacht' ich, was wir alle schuldig waren.

Herr, erbarme dich unser!

Anja von Mendelssohn / Ein Gedenkblatt

Wir sollen leer und ledig sein, so wie ein Blinder aller Bilder ledig ist. Wir sollen Blinde Gottes sein.

Hört ein Erlebnis.

Auf einer sonntäglichen üppigen Straße sah ich einen Soldaten. Er war blind. Er schritt am Arme einer jungen, mageren, betrübten Frau. Er lächelte nicht; aber unter der gekreuzten Binde auf den Augen sah ich sein starkes und verklärtes Antlitz. Er hatte überwunden. Er ging sehr aufrecht, den Kopf emporgehoben; es war, als horche er auf Stimmen, die von oben her unmittelbar seine Seele trafen. Die Frau an seiner Seite litt. In ihren Augen, die scheu den Blicken der Menschen begegneten, lag Weh und Anklage. Der Blinde wußte nichts davon. Er schritt still durch die Menge, die verstummend und ehrfürchtig zur Seite wich.

In meiner Seele aber brauste es: Dank, Dank! Leuchtender als je sah ich die wunderbare Hand des Schicksals, die nimmt und gibt, zerstörend aufbaut. In einem Atemzuge umfaßte ich jauchzend den Besitz der Welt: den großen Anblick abendlich entflammten Himmels, ferner Dörfer am verlöschenden Horizont; die Gärten, die voll sind von Frucht, — die Welt, die Welt, die ich besaß kraft des Lichts meiner Augen! Und in demselben Atemzuge empfand ich unter dem Strömen meiner Tränen die Allgewalt der Gnade, die dies alles nimmt, um herrlichere Bilder, ewige, in die bereite Seele einzupflanzen.

Sprechsaal

Aus dem Elsaß.

Zum 1. Oktober 1914 haben Sie zwei Elsasser Briefe gebracht, deren Hauptinhalt in folgenden, auch von Ihnen durch Sperrdruck hervorgehobenen Stellen zusammengefaßt wird: „Das Elsaß ist nunmehr ganz für das Deutschtum gewonnen. Das Reichsland ist jetzt auch moralisch und seelisch erobert." — Ihr Herausgeber hat im Anschluß daran die Elsasser Freunde warm begrüßt und als deutsche Vollbürger mit Herz, Hand und Waffe willkommen geheißen.

In dieser Verallgemeinerung liegt aber eine Uebertreibung und falsche Darstellung der Sachlage. Wenn es nur einige „Franzosenköpfe" gäbe, wie der zweite Briefschreiber zugesteht, verlöre ich kein Wort darüber. So ist es aber nicht. In Mülhausen z. B. ist die Stimmung unfreundlicher denn je, nicht trotz des Krieges, sondern gerade durch den Krieg. Und beschränkte sich das auf die industriellen und die von ihnen abhängigen Kreise, so wäre es auch nicht weiter auffällig, aber die ablehnende Haltung gegen die deutsche Sache geht tief in den Mittel- und Arbeiterstand hinein und wird selbst von elsässischen Staatsbeamten geteilt. Natürlich verhält sich die Presse ruhig, aber dafür sorgt die Kriegszensur, der einzelne kommt seinen durch den Krieg veranlaßten Verpflichtungen korrekt nach, und die umfangreiche Wohltätigkeit ist anzuerkennen, aber sie entspringt vornehmlich dem allgemein-menschlichen Mitgefühl. Ich versage es mir hier, auf Einzelheiten einzugehen, ich will auch nicht anklagen, erklären oder entschuldigen, sondern nur eine Tatsache feststellen, die nicht stillschweigend unterdrückt werden darf.

Und diese der deutschen Sache abträgliche Stimmung geht weit über Mülhausen hinaus, und Fritz Lienhard hat mit unerschrockener Offenheit und bezwingender Logik den Kampf gegen dies Antideutschtum aufgenommen, aus der Einsicht heraus, daß der vorbehaltlose Anschluß an Deutschland für Elsaß-Lothringen eine innere Notwendigkeit sei, und daß es in Zukunft von vornherein vor jeder Zwiespältigkeit bewahrt werden müsse. Aber daß er es überhaupt nötig hat, wieder und wieder seine Stimme zu erheben, beweist, eine wie falsche Vorstellung von den Verhältnissen im Reichslande jene Oktobernummer der Hilfe erweckt hat.

Merkwürdigerweise ist die Hilfe seitdem nie mehr auf den Gegenstand zurückgekommen, obgleich sie darauf aufmerksam gemacht wurde, daß ihr Stimmungsbild nicht stimme. Warum diese Scheu vor der Wirklichkeit bei einem Blatt, das den Anspruch erhebt, später als Quelle für die politische Durchforschung Deutschlands zu gelten? Es soll Zeitungen in Alt-Deutschland geben, die das Verhalten der Elsaß-Lothringer in Bausch und Bogen verdammen. Denen hätte die Hilfe entgegentreten können, indem sie, dem Tatsächlichen entsprechend, gerecht Licht und Schatten verteilte. Nun sie wider genaueres Wissen bei der alten optimistischen Auffassung verharrt, verzichtet sie auf das Recht, jene Uebertreibungen auf das richtige Maß zurückzuführen — nicht zum Vorteil der elsaß-lothringischen Sache.

Digitized by Google

Außerdem stand die Hilfe bisher der Fortschrittspartei in den Reichslanden nahe. Denjenigen Mitgliedern dieser Partei daselbst, die noch immer nicht die deutsche Staatsgesinnung gefunden haben, wäre es aber sehr heilsam, wenn sie es zu lesen bekämen, daß man sich im entstehenden neuen Deutschland nicht auf weitere Halbheiten einlassen kann. Und dies zu betonen, ist die Hilfe der deutschen Fortschrittspartei schuldig. Ein späteres Miterbeiten der Alt-Deutschen ist dort ausgeschlossen, wo die oben gekennzeichnete Gesinnung der Parteiauffassung das Gepräge gibt.

Noch tobt in der nächsten Nähe der Krieg. Welche Vorsichtsmaßregeln das Militärkommando anwenden muß, ist bekannt. Ueber dies Kapitel möchte ich hier nicht weiter reden, ich möchte mit einem freundlicheren Akkord schließen. Ich erhoffe, daß die zurückkehrenden elsässischen Krieger, die größtenteils ihre volle Pflicht, und zum Teil von Herzen gern, getan, dem Gefühl der nationalen, inneren Zusammengehörigkeit zu Deutschland allmählich auch bei denen, die jetzt grollend abseits stehen, zum Durchbruch verhelfen werden.

Nur tiefe vaterländische Sorge trieb mich, die Dinge zu nennen, wie sie sind, Sorge nicht allein für das Gesamtvaterland, sondern auch für das teure Elsaß, das mir eine zweite Heimat geworden.

Ein Wahrheitsfreund.

Wir haben vorstehenden Brief im Sprechsaal wiedergegeben, weil er tatsächlich die Meinung eines Teiles unserer Freunde ausspricht, die jetzt als Soldaten oder in bürgerlicher Stellung das Verhalten der Elsässer während des Krieges genauer beobachten können. Als die ersten derartigen Stimmen an uns herankamen, haben wir angenommen, daß es sich nur um einige betrübende Einzelerscheinungen handle. Inzwischen häufen sich die Nachrichten. Es fragt sich aber immer noch, ob nicht die ursprünglich von uns vertretene, vertrauensvolle Ansicht für die überwältigende Mehrheit der deutschsprechenden Elsässer noch heute gilt. Von den französischen Teilen in Ober-Elsaß und Lothringen können ja nationaldeutsche Gefühle kaum erwartet werden. Bei ihnen genügt die staatliche Korrektheit. Sehr oft ist in der Vergangenheit damit gesündigt worden, daß man zwischen diesen französischen Bewohnern der Grenzstriche und den eigentlichen Elsässern keinen Unterschied gemacht hat. Von der soldatischen Leistung der Elsässer hören wir nur Gutes. Selbstverständlich hat die „Hilfe" hier, wie in anderen Dingen, die Absicht, der Wahrheit zu dienen. Da wir aber nun oft genug erlebt haben, daß einzelne unwichtige Vorkommnisse dem ganzen treuen und gutgesinnten Volke auf seine Rechnung geschrieben wurden, so fürchten wir, daß dieses jetzt unter den Erschütterungen des Krieges in erhöhtem Maße geschehen könne. N.

Soziale Bewegung

Handwerk und Heeresverwaltung. Wie die Arbeiterschaft, so hat auch das Handwerk Ursache, das verständnisvolle Entgegenkommen der Militärverwaltung gegen berechtigte Berufswünsche anzuerkennen. So berichtet kürzlich in einer Vorstandssitzung der Berliner Handwerkskammer der bekannte Obermeister Rahardt über eine Besprechung von Vertretern des Handwerks mit der Heeresverwaltung folgendes: Die Besprechung war veranlaßt vom Kriegsministerium, die Beteiligung daran so stark, daß die Versammelten ins Abgeordnetenhaus übersiedeln mußten. Es handelte sich darum, die Wünsche der Herren vom Handwerk, Handel und der Arbeiterschaft über die Vergebung von Ausrüstungsgegenständen zu hören. In dieser Abteilung des Kriegsministeriums — so berichtete Herr Rahardt über den Verlauf — hätten alle einschlägigen Wünsche des Handwerks Berücksichtigung gefunden: über Angemessenheit der Preise werden die Sachverständigen des Handwerks gehört, die Lieferungen an die Korporationen gemeinschaftlich vergeben, die Notlage der Betriebe wird nach bester Möglichkeit berücksichtigt. Es ist ferner in Aussicht gestellt worden, daß diese Art der Handhabung des Vergebungswesens bei der Heeresverwaltung zur Einführung auch bei anderen Abteilungen des Kriegsministeriums angeregt werden solle. Ferner wurde die Mitteilung der Unternehmerlisten an die zuständige Interessenvertretung zugesagt.

Moderne statt veraltete Kriegshinterbliebenen-Fürsorge. Zweckmäßigere Fürsorge für die Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer forderte Prof. Klumker-Frankfurt a. M. auf der Zentralausschußsitzung des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit. Die Fürsorge für die Hinterbliebenen darf sich nicht länger, wie bisher, auf die Gewährung von Renten und sonstigen Geldunterstützungen beschränken, es müsse vielmehr, wenn unser Volk sich der Hinterbliebenen seiner tapferen Krieger so annehmen wolle, wie es seinen Verpflichtungen entspreche, mit der materiellen Hilfe eine weitgehende soziale, pflegerische Fürsorge verbunden werden. Die veraltete und gänzlich unzulängliche Anschauung, daß die Hinterbliebenenfürsorge nur eine Frage der Rentenversorgung sei, müsse völlig beseitigt werden. Den Familien müsse, soweit wie möglich, das ersetzt werden, was ihnen vor allem fehle; das sei aber nicht in erster Linie das Geld, sondern die bisherige Leitung und Führung durch das Familienhaupt. In der Aussprache wurde fast übereinstimmend anerkannt, daß es eine bedeutungsvolle Aufgabe gerade des Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohltätigkeit sei, alle Bestrebungen bezüglich der Fürsorge für die Hinterbliebenen in dieser Richtung zu beeinflussen und die an ihr beteiligten Organisationen zu beraten, vor allem aber dafür zu sorgen, daß in alle diese Bestrebungen ein einheitlicher Geist einziehe und jegliche Zersplitterung vermieden werde. Ein zur weiteren Erörterung und Klärung der Frage eingesetzter Ausschuß faßte den Beschluß, eine Tagung im März 1915 vorzubereiten, auf der unter Teilnahme der Regierung von all den zahlreichen an dieser Frage interessierten Organisationen — den gewerkschaftlichen Kreisen, den großen Frauenverbänden und den großen Wohlfahrtsverbänden aller Richtungen — alle mit der ausreichenden Fürsorge für die Hinterbliebenen zusammenhängenden Fragen erörtert und gemeinsame Schritte verabredet werden sollen. — Wie wir hören, findet diese Forderung auch Gehör in den Parlamenten. Die Fraktion der Fortschrittlichen Volkspartei im preußischen Abgeordnetenhaus hat bereits beschlossen, zu beantragen, daß überall amtliche Beratungsstellen für Kriegerwitwen und Kriegerwaisen geschaffen werden, die den Hinterbliebenen dauernd mit Rat und Tat zur Seite zu stehen haben.

Gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises. Die Not des Krieges hat schon während der Mobilmachung eine Zentralisation des Arbeitsnachweiswesens geschaffen, wie man es kurz vorher nicht zu erhoffen gewagt hätte. Die Reichs-Arbeitsnachweiszentrale funktioniert und hat wichtige Erfahrungen gesammelt. Allein, sie muß nun auf feste gesetzliche Grundlage gestellt werden, und es muß Vorsorge getroffen werden, daß nach Friedensschluß beim Rückströmen der Millionen Feldgrauer in ihre Zivilberufe die Arbeitslosigkeit nicht größer werde als bei Kriegsbeginn. Deshalb hat sich kürzlich in Berlin eine Kommission aus Vertretern der verschiedenen deutschen Gewerkschaftsrichtungen und der Gesellschaft für Soziale Reform zu dem Zwecke gebildet, die gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweises in die Wege zu leiten. Die Kommission hat die Absicht, einen gemeinen Entwurf auszuarbeiten, der dem Reichstage bei seinem Wiederzusammentritt am 10. März unterbreitet werden soll. Man hofft, daß es gelingt, die Führer der verschiedenen Fraktionen für diesen Plan zu gewinnen und daß dann entweder eine Bundesratsverordnung oder ein Notgesetz erlassen wird. Eine solche Maßnahme würde für unsere Volkswirtschaft von großer Bedeutung sein, denn dadurch wäre die Möglichkeit gegeben, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die sich nach Beendigung des Krieges auf dem Gebiete des Arbeitsmarktes zeigen könnten. Bei Ausbruch des Krieges hatte sich das Fehlen einer gesetzlichen Regelung des Arbeitsnachweises als ein großer Mangel erwiesen.

Der Arbeiterkaiser. Anläßlich der 25jährigen Wiederkehr des Tages der Februarerlasse Kaiser Wilhelms (vgl. vorige „Hilfe") widmet auch das Buchdruckerorgan dem sozialpolitisch wichtigen Datum des 4. Februar eine kurze Betrachtung. Darin heißt es zum Schlusse: „Des Kaisers Februarerlaß von 1890 atmete Gerechtigkeit und keine Barmherzigkeit. Und das war es, was den Kaiser auch zum Arbeiterkaiser im wahren Sinne des Wortes hätte werden lassen, wenn nicht jene Kreise, die dieser Gerechtigkeit auch den Arbeitern gegenüber hätten einige größere Opfer bringen müssen, sich dauernd zwischen den Kaiser und die Arbeiter gedrängt hätten. Weil dem so ist und die Erfahrung gelehrt hat, daß selbst ein kaiserlicher Erlaß, und wenn er noch so gerecht und edel gemeint ist, an den wirtschaftlichen Mächten unserer Wirtschaftsordnung seine harte Grenze findet, haben auch die schwersten politischen und wirtschaftlichen Kämpfe in den letzten 25 Jahren gerade diesen guten und ehrlichen Willen des Kaisers in Arbeiterkreisen niemals ganz verdunkeln, und trotz aller Bedrückung auch die natürliche Liebe zum Vaterlande nicht ersticken können. Und heute, in der großen Zeit, die das ganze deutsche Volk durchzuleben und durchzukämpfen hat, in der besonders die große Masse des Volkes ungeheure Opfer an Blut und Gut in die Wagschale wirft, da ist es auch für die deutsche gewerkschaftlich organisierte Arbeiterschaft nicht gleichgültig, daß gerade ein Vierteljahrhundert seit dem Zeitpunkte vergangen ist, da der Deutsche Kaiser den ehrlichen Willen kundgab, dem deutschen Arbeiter größere Gerechtigkeit und größeren gesetzlichen Schutz gegen übermäßige Ausbeutung seiner Person und seiner Arbeitskraft angedeihen zu lassen. Wenn auch das Ziel im Sinne des kaiserlichen Willens nicht erreicht worden ist, so weiß doch besonders die in den freien Gewerkschaften organisierte deutsche Arbeiterschaft, daß die Mächte, die dem bisher entgegenwirkten, auch ihre Gegner waren, und daß daher des Kaisers Widersacher auf diesem Feld auch die Feinde der Arbeiterschaft waren und sind. Ob deren Vaterlandsliebe ebenso echt und treu ist wie jene der Arbeiterschaft, wird sich ja nach dem Ende dieses Krieges beweisen. Sein bisheriger Verlauf hat sowohl die sozialpolitischen Bestrebungen des Kaisers sowie auch jene der organisierten deutschen Arbeiterschaft

als unbedingt nötig und segensreich für die ganze deutsche Volkswirtschaft erkennen lassen."

Amtliche Anerkennung der gewerkschaftlichen Kriegsleistungen. Im Heft 1 des „Reichs-Arbeitsblattes" findet sich eine ausführliche Zusammenstellung der Leistungen von Arbeiter- und Angestelltenverbänden während der ersten Kriegsmonate. Wie groß und dankenswert diese Leistungen auch im allgemeinen vaterländischen Interesse gewesen sind und heute noch sind, ist oft genug in der „Hilfe" mitgeteilt worden. Auch in dem amtlichen „Reichs-Arbeitsblatt" findet das jetzt warme Anerkennung. Aus den zahlreichen Ziffernangaben, die zum Teil auch schon früher bekanntgegeben worden sind, teilen wir nur folgende mit: Die sozialdemokratischen Gewerkschaften haben in den ersten drei Kriegsmonaten nicht weniger als 12,7 Mill. Mark Arbeitslosenunterstützung gezahlt, und es standen bis zu diesem Zeitpunkt 661 000 Mitglieder dieser Organisationen unter den Waffen. Bei den anderen Gewerkschaftsgruppen stellt das „Reichs-Arbeitsblatt" verhältnismäßig ungefähr entsprechende Ziffern fest. Sehr ausgiebig wird der Rückgang der Arbeitslosigkeit behandelt, wie er aus den wöchentlichen Berichten einer Anzahl von Fachblättern und aus von Zeit zu Zeit vorgenommenen Zählungen in den Verbänden zutage tritt. Es ergibt sich teilweise ein ganz gewaltiger Rückgang, z. B.:

Freie Gewerkschaft:	Arbeitslose in % der Mitglieder:				
Fabrikarbeiter .	Anfang Sept. 1914	23,7	Am 9. Jan. 1915		4,5
Holzarbeiter . .	„ „ „	34,7	„ 9. „	„	17,4
Hutmacher . .	„ „ „	66,7	Ende Dezbr. 1914		15,4
Lithographen . .	„ „ „	49,3	„ „	„	18,2
Metallarbeiter .	„ „ „	20,4	Neujahr 1915	„	3,9
Sattler u. Portefeuiller . . .	„ „ „	32,4	Ende Dezbr. 1914		1,5

Das amtliche Blatt bezeichnet es als „erfreuliche Tatsache, daß sich die Ansprüche hinsichtlich der Arbeitslosenunterstützung gemindert haben". Daß das satzungsmäßige Unterstützungswesen der Gewerkschaften zu Beginn des Krieges vielfach eingeschränkt worden war, wird als „durchaus gerechtfertigt" anerkannt. Im ganzen beurteilt das „Reichs-Arbeitsblatt" das, was die Gewerkschaften zu unserer Ausdauer und Kraft im Kriege beigetragen haben, sehr anerkennend, indem es sagt, die Arbeiterverbände seien „den ganz außerordentlichen Anforderungen . . . im wesentlichen vollauf gewachsen" und ihr Bestand könne „über die Kriegsdauer hinaus im ganzen als gesichert angesehen werden". In diesem Sinne erwähnt das Blatt auch das Urteil eines Fachblattes, welches sagt, der Krieg habe die Gewerkschaften nicht an die Wand gedrückt, sie vielmehr als überaus tätiges Glied inmitten der Ereignisse erwiesen; dank ihrer gesunden Organisation hätten sie sich derart bewährt, daß sie ohne Zweifel nach dem Kriege sich noch kräftiger und wirkungsvoller entwickeln werden.

Rotes Kreuz und Konsumgenossenschaften. Das Zentralkomitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz hat die Mitwirkung des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine bei der Sammlung freiwilliger Geldspenden nachgesucht. Der Vorstand des Zentralverbandes hat seine Unterstützung in einer besonderen, erfolgverheißenden Form zugesagt. Von dem Gedanken ausgehend, daß mehr noch als in Friedenszeiten gegenwärtig Millionen von Volksgenossen im regelmäßigen häufigen schriftlichen Verkehr mit ihren Angehörigen stehen, vor allem mit den Kriegsteilnehmern, in fernerer Erwägung, daß den Kriegsteilnehmern gar nicht genug Grüße aus der Heimat zugehen können, und unter Berücksichtigung des weiteren Umstandes, daß die Feldpostkarten portofrei versandt werden, hat sich der Vorstand entschlossen, eine von Bruno Paul entworfene künstlerische Feldpostkarte, herausgegeben von der „Kreuz-Pfennig"-Sammlung des Zentralkomitees der deutschen Vereine zum Roten Kreuz, im Alleinvertriebe durch die Konsumgenossenschaften des Zentralverbandes in allen Verkaufsstellen der Verbandsvereine abzugeben. Der Verkaufspreis beträgt in den Verkaufsstellen 2 Pf. pro Stück. Der Ertrag fließt dem Roten Kreuz zu. Im Interesse der guten Sache wäre es zu begrüßen, daß alle Genossenschaften des Verbandes, alle Funktionäre in der Verwaltung und in den Verkaufsstellen und alle Mitglieder der Genossenschaften eifrigst bemüht sein würden, für den denkbar größten Absatz dieser Feldpostkarte Sorge zu tragen. Für den einzelnen ist die gelegentliche Ausgabe von 2 Pf. bei den Käufen in den Verkaufsstellen der Genossenschaften ein kleines Opfer, und doch muß sich, wenn die 1 600 000 Mitglieder alle bemüht sind, mitzuwirken, eine große Summe zugunsten des Roten Kreuzes ergeben, durch die vielen Tausenden von Verwundeten Erleichterung und Hilfe geschaffen, viel Schmerz gelindert und ungezählte Tränen getrocknet werden können.

Arbeiterstudien im Ausland. Ein sozialdemokratischer Arbeiterführer, Fritz Kummer, hat auf Grund ausgedehnter Reisen und langer praktischer Berufsarbeit im Ausland kürzlich in der „Deutschen Metallarbeiterzeitung" den Vorwurf der „Barbarei" gegen die Deutschen scharf zurückgewiesen. Von kultureller Ueberlegenheit des Auslandes könne gar keine Rede sein. „Ob man nach Paris, in „die Stadt des Lichts", oder nach London, „die reichste Stadt der Welt" kommt, oder nach Nordfrankreich, oder nach England, überall findet man große Stadtviertel, ganze Industriestädte, die dreckiger, verwahrloster, abstoßender, gesundheitsschädlicher sind als daheim die erbärmlichste Gasse. Dadurch wird die mitgebrachte hohe Meinung von der kulturellen Ueberlegenheit des fremden Landes schon erschüttert; was dann noch übrig bleibt, vertreibt der Anblick der Jammerbilder in allen Straßen: lange Scharen bettelnder Kinder, zerfetzter Menschen, hilfloser Krüppel; an den Wohltätigkeitsanstalten lange Reihen Hungriger, im Nachtasyl einen lebenden und toten Inhalt, der Entsetzen treibt. Was diesem Elend erst seine ganze Schaurigkeit gibt, ist, daß man nichts von entschlossenem Wirken dagegen merkt, sondern nur Gleichgültigkeit, Bettelsuppen, frommes Salbadern oder revolutionären Phrasenschleim. An dieser Traurigkeit der Zustände sucht man schon zu ermessen, wie gering in diesen demokratischen Ländern für das Proletariat die Möglichkeit oder der Wille ist, die herrschende Klasse zu seinen Gunsten zu beeinflussen. — Wie dem nun auch sei, sagt man sich, Rechtsgleichheit ist hier doch größer als in Deutschland. Dabei bleibt's bis man den ersten Streik erlebt. Dann wird man aber zu seinem Schrecken gewahr, wie schnell in diesen so vielgepriesenen Freiheitsländern die Soldateska gegen die Arbeiter marschiert, wie die Maschinengewehre auftauchen, wie die Flinte schießt und der Polizeiknüppel saust. — In Anbetracht alles dessen muß man sich fragen: Wenn die Regierung dieses demokratischen Landes schon dermaßen rücksichtslos gegen die Arbeiterschaft vorgeht, die nach Zahl und Mitteln verhältnismäßig schwach organisiert ist, oder die patriotisch gesinnt, nicht die Staatsform bedroht, regelmäßig zur Kirche geht, kurz aus proletarischen Musterknaben besteht, wie würde sie erst gegen eine Arbeiterschaft wüten, die über eine zahlenmäßig und finanziell kraftvolle Organisation verfügt und die die Staatsform und den Kapitalismus grundsätzlich bekämpft?"

Die Reichshilfe für leistungsschwache Städte bei der Gewährung von Kriegsunterstützungen soll aus dem bekannten 200-Millionen-Fonds des Reiches nach folgenden Gesichtspunkten gewährt werden: 1. Die vom Bundesrat für Kriegswohlfahrtszwecke zur Verfügung gestellten 200 Millionen Mark werden auf die Bundesstaaten nach Maßgabe der Matrikularbeiträge verteilt werden. Der preußische Staat wird wahrscheinlich seinen Anteil noch aus eigenen Mitteln erhöhen. Die Verteilung auf die Gemeinden wird nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit wie ihrer Aufwendungen für Kriegsnotzwecke erfolgen, soweit die letzteren nach dem 1. Januar 1915 gemacht worden sind. 2. Den Städten ist zu empfehlen, daß sie erst die voraussichtlich im Februar 1915 fallende Entscheidung erwarten, welchen Anteil sie aus dem 200-Millionen-Fonds erhalten, ehe sie Beschlüsse weittragender Art über die Aufbringung von etatlichen oder außeretatlichen Mitteln für Kriegsnotzwecke fassen. 3. Ueber den Antrag, daß den Städten für die Tilgung der ihnen nicht erstatteten Kriegsnotaufwendungen Staatsdarlehen mit zehnjähriger Tilgungsfrist und niedrigem Zinsfuß gewährt werden möchten, vermag das Ministerium zurzeit noch nicht in Verhandlungen einzutreten. 4. Dem Wunsch, daß den Städten keine Schwierigkeiten bei verspäteter Einreichung des Etats für 1915 oder bei Verlängerung der Gültigkeit des Etats 1914 für 1915, oder wenn sie den Wunsch haben, während der Kriegsetatsjahre 1914 und 1915 ihren Steuerausfall durch Unterlassung der Tilgung der Anleihen unter Zustimmung der in Frage kommenden Gläubiger zu decken, bereitet werden, soll weitgehendes Entgegenkommen gezeigt werden.

Gemeinsame Unternehmer- und Arbeiterinteressen. In Friedenszeiten befanden sich Unternehmer und Arbeiter, in machtvollen Verbänden zusammengeschlossen, fast ständig in Kriegsstimmung. Der Gegensatz der Interessen wurde so stark betont, daß die Gemeinsamkeit des Strebens ganz in den Hintergrund trat. Mit Mühe und Not wurden durch Tarifvereinbarungen größere Friedenspausen geschaffen, deren Verlängerung fast immer auf Schwierigkeiten stieß. Ganz anders ist das gegenseitige Verhältnis im Kriege geworden. Die Not der Zeit schweißt immer mehr Arbeitgeber- und Arbeiterverbände zu einträchtigem Zusammengehen aneinander. Im weitausgedehnten Baugewerbe bildete sich die erste Kriegsarbeitsgemeinschaft. Nachdem sie an alle gesetzgebenden Körperschaften, Ministerien und Reichsämter Eingaben zwecks sofortiger Inangriffnahme der bereits genehmigten öffentlichen Bauten und Bereitstellung von Mitteln für weitere Arbeiten gerichtet hat, widmet sie neuerdings ihr Augenmerk auch der Belebung des privaten Baumarktes. In einem Gesuch an den Präsidenten des Reichsversicherungsamtes regt sie die Hergabe von ersten Hypotheken seitens der kapitalkräftigen Stellen zu günstigen Bedingungen an und fordert, daß neben Sparkassen und Stiftungen, die nicht reine Erwerbsinteressen verfolgen, besonders auch die sozialen Versicherungsanstalten Hypotheken hergeben sollen. Die Reichsversicherungsanstalten sind hierzu nicht nur materiell in der Lage, sondern sie sind nach der Reichsversicherungsordnung auch befugt, mündelsichere Hypotheken an Besitzer von Miethäusern und an Baugewerbetreibende zu begeben. Die statistischen Erhebungen in den einzelnen Bezirken beweisen, daß die Aussichten im Baugewerbe fast überall

Digitized by Google

trostlos sind, wenn es nicht gelingt, Darlehen auf Hypotheken von den kapitalkräftigen Stellen zu erhalten. Die Folge würde sonst eine sehr schwere Arbeitslosigkeit im gesamten Baugewerbe und in den abhängigen Berufen im Frühjahr und Sommer sein. — Auch im Schneidergewerbe hat sich eine Kriegsarbeitsgemeinschaft herausgebildet. Die eine Arbeitsgemeinschaft bildenden Verbände richten eine gemeinschaftliche Eingabe an sämtliche Kriegsbekleidungsämter, um zu bewirken, daß Lieferungen an Zwischenunternehmer bzw. Vermittler nicht vergeben werden. Vor Ausstellung von Gutachten durch die Handels- und Handwerkskammern sollen diese von der Arbeitsgemeinschaft Auskunft über die gewerbliche Leistungsfähigkeit der Bewerber einholen. In den Städten des Deutschen Reiches, wo Ortsgruppen und Filialen der Innungen, Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, die der Arbeitsgemeinschaft angeschlossen sind, bestehen, treten auf Antrag einer Organisation die Ortsvorstände zusammen, um eine Kommission zu bilden. Diese Kommission stellt zunächst fest, wie viele Arbeitgeber und Arbeitnehmer am Orte sich an der Uebernahme und Anfertigung von Uniformlieferungsarbeiten beteiligen wollen. Die Regelung der Arbeitsvermittlung und Arbeitsverteilung wird den örtlichen Kommissionen überlassen. Die gleiche Arbeitsgemeinschaft hat sich auch im Holzgewerbe angebahnt. Auch dort hält die Arbeitsbeschaffung Unternehmer und Arbeiter zusammen. — In ähnlicher Weise hat die Not des Krieges ferner auch die Vertreter der Bergarbeiter, und zwar des alten Verbandes, des christlichen Gewerkvereins, der polnischen Berufsvereinigung und des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins, nach mehrjähriger Unterbrechung ihrer früheren Beziehungen wieder zusammengeführt. Ende Januar fand eine gemeinsame Sitzung aller Vorstände statt, in der die gegenwärtige Lage des deutschen Bergbaus, insbesondere die Frage der ausreichenden Förderung besprochen und eine Reihe von Beschwerden erörtert wurden, deren Abstellung in der gegenwärtigen Kriegszeit im vaterländischen Interesse liegt. Die vier Zentralvorstände sind zu dem einstimmigen Beschluß gekommen, alles zu versuchen, was unter voller Berücksichtigung der gegenwärtigen Zeitverhältnisse geeignet erscheint, die Arbeiterverhältnisse zu regeln und die genügende Deckung des Bedarfs an Bergwerksprodukten sicherzustellen. Ausdrücklich wurde die Notwendigkeit betont, jetzt alles zu vermeiden, was die Gegensätze zwischen Arbeitern und Arbeitgebern hervorheben könnte. Die Vorstände bekundeten den guten Willen, mitzuarbeiten, um einen Zustand herbeizuführen, wie er in anderen Berufen bereits besteht. Hiernach ist es nicht ausgeschlossen, daß sich ebenso wie im Baugewerbe, im Schneiderberuf und in der Holzbranche nun auch im Bergbau eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern anbahnt.

Eingelaufene Kriegsliteratur

Kriegs-, Zivil- und Finanzgesetze vom 4. August an. 3. Auflage. (Bis Anfang Januar reichend.) Berlin, J. Guttentag. 230 S. 2,40 M.

Vom Kriege. Ausgewählte Kapitel aus Karl von Clausewitz. Mit einer Einleitung von Prof. Dr. Roloff. Leipzig, K. F. Köhler. 1,60 oder 2 M.

Clausewitz wird jetzt viel genannt als der große Lehrmeister der Kriegswissenschaft, aber nur wenigen ist zugänglich, was er geschrieben hat. So kann diese Auswahl gewiß gute Dienste leisten. Warum kein Register?

Oesterreich und der Krieg. Von Prof. Freiherrn von Wieser. (Vorträge von Wiener Universitätslehrern Heft 5.) Wien, Ed. Hölzel. 70 Pf.

Der Krieg und die Jugend. Von Dr. Gustav Wyneken. Schriften der Münchner Freien Studentenschaft Heft 4. München, G. C. Steinecke. 50 Pf.

England im Spiegel der Kulturmenschheit. Ein Buch der Zeit von Karl Strecker. München, C. H. Beck. 157 S. 2 M.

Aussprüche von Engländern und Nichtengländern gegen England — Dante, Shakespeare, Napoleon, Richard Wagner und viele andere.

Kaiser Wilhelm II. als Deutscher. Von Dr. Hans Zimmer. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1 M.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Dr. E. Jaeckh. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Je 50 Pf.

26. Dr. Hugo Böttger, **Das Geld im Kriege.**

27. L. Niessen-Deiters, **Krieg, Auslandsdeutschtum und Presse.**

Böttger behandelt unsere finanzielle Mobilmachung, Reichsbank, Anleihe, Darlehenskassen, Kriegskreditbanken usw. Man freut sich wieder, wie gut hier gearbeitet worden ist, und wird dann durch Niessen-Deiters auf ein Gebiet geführt, auf dem viel versäumt worden ist.

Das Geld im Kriege und Deutschlands finanzielle Rüstung. Von Prof. Dr. Franz Eulenburg-Leipzig. Leipzig, K. F. Kochler. 56 S. 75 Pf.

Eine sehr gründliche Arbeit mit reichem Zahlenmaterial.

Volkswirtschaft und Krieg. Von Prof. Dr. Edgar Jaffé. Tübingen, J. C. B. Mohr. 30 S. **Der Krieg und die Volkswirtschaft.** Von Prof. Dr. Johann Plenge. (Kriegsvorträge der Universität Münster.) Münster, Borgmeyer & Co. 200 S. 1 M.

Uebersichten über den großen Umkreis dieser Fragen; Vorträge, daher mehr große Linien als einzelne Ziffern.

Wirtschafts- und Verkehrsfragen im Kriege. Von Handelskammersyndikus Hirsch, M. d. A. Essen, W. Girardet. 26 S.

Die Deckung der schweizerischen Mobilisationskosten. Von Prof. Dr. Eugen Großmann. Zürich, Rascher & Co. 28 S.

Die Fürsorge für die Kriegsinvaliden. Von Dr. Siegfried Kraus. Jena, Gustav Fischer. 19 S.

Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland. Aus den nachgelassenen Papieren des Kriegsfreiwilligen Prof. Udo Kraft. Leipzig, C. F. Amelang. 74 S. 1, geb. 1,50 M.

Gottes Wort in eiserner Zeit. Predigten und Kriegsbetstunden, herausgegeben von Pfarrer Wilhelm Meyer-Spielberg. Marburg, Elwert. 4. Lieferung. 1 M.

Gottes Frage an unser deutsches Volk. Stuttgart, Evang. Gesellschaft. 40 S. 20 Pf.

Mit Gott zum Sieg und Frieden. Evangelische Vaterlandslieder für die Kriegszeit von Pfarrer Haack, Bockwitz, Kr. Liebenwerda. Für Kriegsandachten und Lazarette. 10 Pf.

Kriegsflugblätter von „Christentum und Gegenwart". 9. Was sind wir unseren Gefallenen schuldig? 10. Was ist deutsch? 11. Unsterblichkeit. Unentgeltlich zu beziehen von Pfarrer Dr. Rittelmeyer, Nürnberg.

London und Paris im Krieg. Erlebnisse auf Reisen durch England und Frankreich in Kriegszeit. Von Norbert Jacques. Berlin, S. Fischer. 1,50, gebunden 2 M.

Als Luxemburger Staatsangehöriger ist der Verfasser in der Lage gewesen, die feindlichen Länder zu besuchen, und hat dann ein Buch im Plauderton darüber geschrieben. Es wäre wertvoller, wenn es ernsthafter und sachlicher wäre. Daß Jacques in Frankreich nur Schlechtes und Lächerliches sieht, entspricht nicht dem, was andere von dort berichten.

Ein Volk in Waffen. Von Sven Hedin. Den deutschen Soldaten gewidmet. Leipzig, Brockhaus. 191 S. 1 M.

Kriegstagebuch des schwedischen Forschers über seine Erlebnisse an der Westfront, Vorläufer einer später erscheinenden großen Ausgabe; mit Zeichnungen und Photographien.

Zwischen Aisne und Argonnen. Eindrücke und Erlebnisse an der Schlachtfront von Erich Köhrer. Mit zahlreichen (sehr guten) Photographien. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 53 S. 1 M.

Quittung

Hilfe ins Feld und an Lazarette:

Frau K. in A. 2,50 M., Frau St in A. 85 Pf., Pfr. Sch. in L. 5,10 M., H. in F. 6 M., Frl. W. in Ch. 5 M., R. C. in H. 1,70 M., v. D. in B. 2,50 M., B. in H. 3,40 M., St. in H. 1,70 M., Sch. in R.-M. 2,50 M., St. in R. 3,05 M., Frl. K. in H. 2,50 M., Pfr. Z. in B. 1,70 M., Frau L. in B. 5 M., A. in H. 2 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette:

H. in P. 1,20 M.. B. in G. 5 M., Schw. M. in B. 80 Pf., W. in R. 1 M., Frl. K. in H. 2,60 M., E. in E. 70 Pf., Pfr. Z. ni B. 1 M., H. in P. 3 M., Oblt. D. in B. 2,20 M.

Für Ostpreußen: Die Mädchenklassen 3a und 3b aus Penig in ehrendem Gedächtnis ihres plötzlich verstorbenen Lehrers M. Franke 13 M.

Für Elsaß-Lothringen: Die Mädchenklassen 3a und 3b aus Penig 6,50 M.

Für Galizien: E. W. in H. 10 M., Dr. F. in St. 10 M., Dr. G. in B.-R. 10 M., S. und E. S. in H. 20 M, K. in H. 5 M., M. W. in D. 3 M., M. K. in W. 50 M., M. in L. 100 M., Betrag einer Kirchensammlung in Köln-Dellbrück 25 M., St. in M. 6 M.

Für den „Roten Halbmond": M. K. in W. 30 M.

Allen Gebern herzlichen Dank

Verlag der „Hilfe" in Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

25. Februar 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 8

Anzeigen kosten: die 47 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An unsere Leser! — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Doppelmonarchie. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Stimmen aus Frankreich. — **Max Wießner:** Die Zeitung während des Krieges. — **Dr. Heinz Potthoff:** Deutschlands silberne Kugeln. — **Albert Pass:** Nach hundert Jahren. — **Frieda Wunderlich:** Verlust der politischen Rechte durch Armenunterstützung. — **Kurt Arnold Findeisen:** Ein Sieger. — **D. Gottfried Traub:** Gurkhas. — **Margarete Sachse:** Gebet im Feld. (Gedicht.) — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

An unsere Leser!

Mit dem Januar-Heft der Kriegs- und Heimatchronik, das eben erschienen ist, liegt ein halbes Jahr der Chroniken vor. Wir erinnern wieder daran, daß diese Monatshefte ebenso wie die wöchentliche „Hilfe" kostenfrei an Feld- und Lazarettadressen versandt werden. Sonst kostet jedes Monatsheft 25 Pf., Porto 5 Pf., 10 Exemplare 1,70 M. und 30 Pf. Porto. Wir bitten um weitere Angaben von Adressen und freiwillige Gaben für die Feldversendung.

Der Verlag der „Hilfe"
Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 14. Februar.

Wenn ich gestern schrieb, ich wisse vom deutschen Sieg in Ostpreußen nichts Genaueres, so habe ich mich inzwischen überzeugt, daß die Schuld bei mir liegt und nicht bei den hiesigen Zeitungen: 26 000 Gefangene! Die Deutschen dringen weiter vor. Ebenso sind „in letzter Zeit" in Galizien und Bukowina 29 000 Russen gefangengenommen worden. Der Vormarsch ist trotz vielen Schnees und großer Strapazen südlich und westlich von Kolomea angekommen. Eine noch unverbürgte Nachricht redet von der Gefangennahme eines russischen Generalstabes bei Radautz.

Gestern abend habe ich hier in der „Urania" einen Vortrag gehalten, dessen Hauptinhalt „Mitteleuropa" war. Heute morgen ging ich zur „Kriegsmission" in den wunderbar schönen Stephansdom, weil ich hoffte, eine gründliche Darlegung über Religion und Krieg zu hören, war aber durchaus enttäuscht, denn der geistliche Herr befand sich in der Zeit der Weltschöpfung und war noch nicht beim Weltkrieg angelangt.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine drohende Note nach Deutschland gesendet: Wenn auf hoher See ein amerikanisches Schiff oder das Leben amerikanischer Staatsangehöriger durch deutsche Kriegsfahrzeuge vernichtet werden sollte, so würde die Regierung der Vereinigten Staaten genötigt sein, die deutsche Regierung für solche Handlungen ihrer Marinebehörden streng verantwortlich zu machen und alle Schritte zu tun, die zum Schutze des amerikanischen Lebens und Eigentums auf hoher See für die Amerikaner erforderlich sind. Gleichzeitig ist von Amerika aus eine Warnung an England ergangen, die amerikanische Flagge nicht zu mißbrauchen. Die Parteilichkeit des amerikanischen Verfahrens ist ganz offenbar. Amerika versorgt unsere Gegner in größtem Maßstabe mit Kriegsmaterial, so daß es fast als kriegführende Macht gerechnet werden kann, und hüllt sich nun in den Mantel neutraler Unschuld. Was übrigens die Amerikaner gegen uns tun wollen, ist nicht ganz einfach. Sie können die in Nordamerika lebenden deutschen Staatsangehörigen empfindlich schikanieren, aber militärisch sind sie kaum imstande, uns zu schaden, solange unsere ozeanische Seefahrt sowieso vernichtet ist und solange man Unterseeboote noch nicht von Neuyork bis Le Havre senden kann.

Montag, 15. Februar.

Gestern bei schönem Sonnenuntergang aus Wien herausgefahren. Es lebt so viel Gutes im alten schönen Wien, aber man hört auch immer reichlich genug Seufzer. Im ganzen jedoch glaube ich, daß trotz aller Selbstkritik seit den Tagen Maria Theresias und Metternichs noch nicht so viel politisches Tun von Wien ausgegangen ist als jetzt in diesem Kriege. Es ist wahrhaftig kein kleines Werk, die Nationen der Kronländer in Kriegseinheit zu erhalten! Eine besondere Belastung sind dabei die vielen galizischen Flüchtlinge. Handel und Wandel machen trotz Krieg einen lebhaften und guten Eindruck. Hier wie überall wirkt das Anleihegeld: es rollt!

In Budapest sieht die Welt natürlich ganz anders aus. Das ist immer so gewesen. Hier waltet mehr Selbstbewußtsein und politische Einheitlichkeit; die Kriegsgefahr ist näher und der Kriegswille sichtlich stärker. Das gegenseitige Verhältnis der beiden Reichshälften wird im Krieg freundschaftlicher — österreichische Fahnen in Budapest und umgekehrt! Einzelheiten über meine verschiedenen Besprechungen gebe ich natürlich nicht wieder. Habe viel an Erkenntnis der Lebensbedingungen der verbündeten Staaten gewonnen.

Der Kampf an der Ostfront von Ostpreußen bis zur Bukowina ist, wie Graf Tisza sagt, das größte strategische Manöver der Weltgeschichte, das man erst dann wird beurteilen können, wenn die Truppenverschiebungen öffentlich besprochen werden. Die verbündeten Armeen sind so miteinander verflochten, daß es später schwer sein wird, sie wieder voneinander zu sondern. Am Duklapaß gehen die Verbündeten zum Angriff über, in Waldkarpathen und Bukowina täglich Fortschritte. Gestern wieder 970 Gefangene.

Auch hier sind jetzt die Lazarette leerer geworden als in den ersten Kriegsmonaten. Neuerdings werden deutsche Verwundete aus den Karpathen in Budapest untergebracht. Ich hörte von einem Krankenhaus mit annähernd 300 reichsdeutschen Soldaten.

Dienstag, 16. Februar.

Gestern sprach ich hier vor einer vorzüglich zusammengesetzten Zuhörerschaft über Mitteleuropa zwischen Ost und West. Schlußgedanke, daß wir militärisch und wirtschaftlich noch festeren gegenseitigen Anschluß suchen müssen. Die Art dieses Zusammenschlusses ist Inhalt vieler Ueberlegungen, denn überall sind berechtigte Interessen und Selbständigkeitswünsche sorgsam zu beachten. Es ist besser, jetzt nicht ein fertiges Programm zu machen, sondern nur das mitteleuropäische Lebensproblem selber allen Be-

Digitized by Google

teiligten zum Bewußtsein zu bringen. Ungarn erscheint in diesem Zusammenhang als das wichtigste Gebiet des Getreideüberschusses. Es wird jetzt hier während des Krieges viel verdient, und der Staat zahlt weitgehende Zuschüsse für Angehörige von Kriegsteilnehmern.

Gespräche mit Vertretern Siebenbürgens, die einen vorgeschobenen Posten des Deutschtums verteidigen. Dem Vordringen der kinderreichen Rumänen gegenüber müssen in Siebenbürgen die Sachsen und die Magyaren ihre nationalen Besitzstände sich gegenseitig zu erhalten suchen. Besprechung über Protestantismus in Ungarn.

Die Stadt Budapest ist im Mittagsglanz bezaubernd; als ob draußen im Waldgebirge gar kein Krieg wäre! Es geht aber wild an der Ostgrenze zu. Am Duklapaß sollen die Russen 50 000 Mann an Toten und Verwundeten verloren haben. Bis zur Höhe von 1650 Meter ist am Raren in der Bukowina gekämpft worden. Die Unsrigen schreiten aber täglich vorwärts. 900 Gefangene. Auch von Ostpreußen meldet der deutsche Generalstabsbericht erfreuliches Vordringen. Nördlich Tilsit wurde der Feind aus Piktupönen vertrieben und in Richtung auf Tauroggen weitergedrängt. Im Weichselgebiet wurde Racionz besetzt.

Es wird viel in allen Blättern darüber geschrieben, welche Folgen die drohende Note der Vereinigten Staaten haben könne, falls ein amerikanisches Schiff im Seekriegsgebiet von einem deutschen Unterseeboot versenkt werden sollte. Man soll ruhig abwarten, was geschieht. Wenn die Amerikaner den Stellen fernbleiben, wo geschossen wird, so empfiehlt sich das für alle Teile am meisten. Eine Neutralitätentheorie, bei der England ernährt und Deutschland ausgehungert wird, können wir nicht anerkennen, wenn wir uns nicht selber töten wollen.

Mittwoch, 17. Februar.

Als wir gestern abend in der Familie des ersten Schriftleiters des „Pester Lloyd" beisammensaßen und von Rhein und Donau sprachen, klingelte das Telephon: Einbruch der Albanier in Serbien! Die Nachricht stammt aus Serbien, enthält aber keine näheren Angaben, ob es sich um katholische oder mohammedanische Albaner handelt und wer den Angriff vorbereitet hat. Serbien ist für Ungarn und Oesterreicher ein schweres Kapitel, um so mehr, da auch die Serben in Bosnien keine feste Grundlage abgeben.

In der Nacht aber trifft die viel wichtigere Nachricht ein vom großen deutschen Sieg bei den masurischen Seen. In neuntägiger Winterschlacht wurde die russische zehnte Armee, die aus mindestens 11 Infanterie- und mehreren Kavalleriedivisionen bestand, in nahezu völliger Einkreisung vernichtend geschlagen. Nur Reste können in die Wälder östlich von Suwalki und von Augustowo entkommen seien, wo ihnen die Verfolger auf den Fersen sind. Gefangene weit über 50 000; 40 Geschütze, 60 Maschinengewehre, unübersehbares Kriegsmaterial. Der Kaiser war anwesend. Unter Hindenburgs Oberleitung siegten Generaloberst v. Eichhorn und General v. Below. Das ist ein Stoß! Jetzt wird wohl Ostpreußen endgültig frei sein. Wie wohl das tut! Ehre den Truppen, Ehre und Dank! Um Warschau herum zieht sich ein Gewitter zusammen. Jetzt mag sich der Zar bei seinem lieben Nikolai Nikolajewitsch bedanken!

Dankbarer Abschied von Budapest. Hier ist das System der parlamentarischen Regierung auf dem Untergrund einer herrschenden Nation, die sich in der Führung erhalten will, straff durchgeführt. An Parteidisziplin können wir alle von den Ungarn lernen; ein durch und durch politisches Volk. Die Kehrseite ist ein gewisses Außerachtlassen volkswirtschaftlicher Technik. Ein Land großer, ungehobener Naturschätze voll Zukunft. Ueberall regste Freundschaft zum Deutschen Reiche. Auf Wiedersehen!

Donnerstag, 18. Februar.

Ich bin wieder in Wien und verlebe einen hochinteressanten Tag mit vielen wertvollen persönlichen Bekanntschaften, draußen in der weiten Welt aber ist heute der Zeitpunkt, an dem der rücksichtslose Krieg der Unterseeboote gegen den englischen Handel eröffnet wird. Die englischen Zeitungen beruhigen das großbritannische Volk damit, daß die wenigen deutschen Unterseeboote ja gar nicht imstande seien, dem englischen Handel merkbaren Schaden beizufügen, und spotten über das tölpische humoristische Volk der Deutschen, das einen solchen unmöglichen Wasserkrieg ankündigt. Ganz so sicher aber scheinen die Engländer doch nicht zu sein, denn sonst würden sie nicht so unglaublich viel Moral gegen uns ausspritzen. Das deutsche Auswärtige Amt hat an die Vereinigten Staaten eine würdige Antwort gegeben, und wenn es den Amerikanern gelingt, die Engländer zu einer humaneren Kriegführung zu bewegen, das heißt zum Aufgeben des Aushungerungsplanes, so werde Deutschland daraus gern seinerseits Folgerungen ziehen. Amerika soll seine Handelsschiffe militärisch begleiten lassen und hinreichend kenntlich machen.

Die Stadt Kolomea im südlichen Ostgalizien wurde nach zweitägigem Kampfe genommen. In Ostgalizien und Bukowina im ganzen neue 6000 Gefangene. In Russisch-Polen und Westgalizien fanden nur Geschützkämpfe statt, die Schlachten sind nördlich und südlich.

Der Versuch einer Verbesserung der russischen Finanzen ist mißglückt. Der russische Finanzminister Bark war über Rumänien, Bulgarien, Mittelmeer nach Frankreich und England gefahren, um eine Anleihe von zwei Milliarden fertig zu bringen. Das konnte aber auch der englische Schatzkanzler Lloyd George nicht erreichen, daß die englischen Großbanken ihrer Kundschaft so große neue russische Werte empfehlen sollten. England und Frankreich borgen den Russen so viel Geld, damit sie ihren Zinsverpflichtungen und Lieferungsschulden in den verbündeten Ländern nachkommen können, weil natürlich im Krieg der russische Konkurs nicht angemeldet werden soll, aber für allen inneren Bedarf wird Rußland einfach auf die Notenpresse verwiesen: Geld ist Papier! Wieviel diese Papierrubel nach Kriegsschluß noch gelten, wissen die Götter.

Freitag, 19. Februar.

Auf der Heimfahrt werden die Eindrücke aus Oesterreich und Ungarn gesammelt und geordnet. Es ist doch etwas Großes, daß von der Nordsee bis nach Siebenbürgen ein gemeinsamer Herzschlag vorhanden ist! Jetzt oder nie gelingt der Völkerverband oder Wirtschaftsverband Mitteleuropa. Er ist für keines der beteiligten Völker ein Ideal an sich, denn jeder Stamm will zunächst und vor allen anderen selbständig, souverän und durch keinen anderen begrenzt sein. Da aber Mitteleuropa die bekannte Zusammensetzung hat, so folgt daraus, daß die zukünftige Abwehr des Panslawismus und Moskowitertums durch einen Völkerverband mehrsprachlich und mehrstimmig geschehen muß. Auch das Deutschtum für sich allein reicht zu dieser geschichtlichen Aufgabe nicht aus und läßt sich geographisch gar nicht aus den ihm benachbarten Bestandteilen herauslösen. Darin liegt die Aufrichtung einer gewissen gegenseitigen Garantie auf erworbene nationale Besitzstände in Mitteleuropa und vor allem die Anerkennung und weitere gemeinsame Stützung der vorhandenen verwickelten Verfassung der österreichisch-ungarischen Monarchie nicht nur weil sie da ist, sondern weil sie eine mitteleuropäische Notwendigkeit ist. Die Bismarcksche Tradition von 1879 muß als Grundgedanke anerkannt werden. Dazu aber gehört ein engerer wirtschaftlicher Zusammenschluß als bisher. Der handelspolitische Zustand vor dem Krieg war der, daß alle Vorteile, die sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn gegenseitig gewährten, durch das System der Meistbegünstigungsverträge sofort auch den entferntesten Nationen mit zugute kamen. Das gegenwärtige Problem besteht nun darin, eine Form der Gemeinsamkeit zu finden, die von den leider unvermeidlichen Meistbegünstigungen nicht berührt wird, dabei aber doch den Schutz einzelner Gewerbe innerhalb der Gemeinschaft ermöglicht. Ehe man die zoll- und staatsrechtlichen Einzelheiten dieses Gedankens, der ja keine neue Erscheinung ist, festzusetzen sucht, ist es nötig, daß in beiden Zentralmächten die Grundidee selber vielfach überlegt und verbreitet wird, damit sie nicht sofort durch die widerstrebenden Einzelinteressen erstickt und überwältigt wird. Das beiderseitige Wollen von Oesterreich-Ungarn und Deutschland muß die Grundtatsache eines Systems wirtschaftlicher Verträge werden, bei denen die beiden Zentralmächte von vornherein gemeinsam und gleichlautend verhandeln. Nimmt man die etwa 120 Millionen Käufer und Ver-

Digitized by Google

käufer zusammen, so sind sie ein sehr starker Faktor auf dem Weltmarkt nach dem Kriege und wirken magnetisch auf verkaufende Nachbarn.

Natürlich steigt und sinkt die Aussicht aller mitteleuropäischen Pläne mit dem Glück des Schlachtfeldes. Der Sieg macht alle Menschen willig. Darum wirken die Befreiung von Czernowitz und die Vergrößerung des gewaltigen Sieges in Ostpreußen an sich schon in dem eben bezeichneten Sinne. In Ostpreußen oder vielmehr an seiner vorgeschobensten Grenze ist der Ertrag der Schlacht bis gestern 61 000 Gefangene, 71 Geschütze, mehr als 100 Maschinengewehre usw. Mit weiterer Erhöhung dieser Zahlen darf gerechnet werden. Auch bei Plock—Racionz sind 3000 Gefangene gemacht. Der Kaiser verspricht den Wiederaufbau des zerstörten masurischen Gebietes.

Sonnabend, 20. Februar.

Leider haben wir in den vergangenen stürmischen Tagen zwei Luftschiffe, „L 3" und „L 4", verloren. Mannschaften zum größeren Teile gerettet.

An der französischen Linie wird an verschiedenen Stellen gekämpft. Die französischen Angriffe werden zurückgeschlagen und Gefangene gemacht. Größere Veränderungen liegen nicht vor, nur im Elsaß wurden die Höhen östlich von Sulzern und der Reichsackerkopf gewonnen.

An der Donaugrenze sind die Serben noch immer in der Lage, offene slawonische oder ungarische Städte zu beschießen. Es soll von jetzt an jedesmal mit einem Bombardement von Belgrad geantwortet werden. Wann legt man den Serben das Handwerk? Von Süden her sollen tatsächlich Albaner in größerer Menge einrücken.

Die Karpathenarmee drängt zwischen Kolomea und Stanislau weiter voran. Gräßlichster Schmutz infolge von Tauwetter. Russische Hoffnungen auf baldigen Fall von Przemysl werden sich wohl kaum erfüllen. Die Festung ist gut ausgestattet und von einem tüchtigen General verteidigt. Jetzt wird sie wohl aushalten können, bis sie zum zweiten Male befreit wird.

Der erste große Angriff auf die Dardanellen ist erfolgt und abgeschlagen worden! Acht englische und französische Panzerschiffe bombardierten sieben Stunden lang die Außenforts der Dardanellen, ohne sie zu zerstören oder ihre Batterien zum Schweigen zu bringen. Drei feindliche Panzerschiffe wurden beschädigt, darunter das Admiralsschiff.

Sonntag, 21. Februar.

An der Elbe sitzend, sehe ich den Schnee herniederfallen und gedenke des Schneetreibens während der ostpreußischen Winterschlacht. Das haben wenige Heere in der seitherigen Kriegsgeschichte geleistet! Wer mag da alles von den Unseren dabeigewesen sein! Der Generalstab gibt eine schöne klare Darstellung der Schlacht, besonders ihrer Anfänge bei Johannisburg im Süden und Pillkallen im Norden. Es ist die Methode der gleichzeitigen unerwarteten Umfassung mit rücksichtslosen Marschleistungen. Die Winterausrüstung unserer Truppen sei jetzt genügend gewesen, was man ja leider im Anfang der kalten Zeit nicht sagen konnte.

Die „Frankfurter Zeitung" berichtet, daß der Papst den Monsignore de Neufville zu den französischen und zu einem Teile der englischen römisch-katholischen Bischöfen gesendet habe, um sie zu mahnen, daß beim Gottesdienst eine christlichere Sprache geführt und die Predigt nicht zur Verhetzung der Nationen benutzt werde. Die deutschen Bischöfe seien in dieser Hinsicht vorbildlich. — Erzberger ist in Rom, und die italienisch-französischen Blätter zerbrechen sich den Kopf, was dieser gefährliche Mann dort zu suchen hat. Als ob das Papsttum nur eine italienisch-romanische Einrichtung wäre!

Ueberall im Lande ist ein Telegramm angeschlagen, es sei ein englisches Transportschiff mit zweitausend Soldaten im englischen Kanal versenkt worden. Die Gesichter der Leute strahlen vor Freude, noch aber fehlt jede offizielle Bestätigung der über Schweden zu uns gelangten Privatnachricht. Die Kämpfe im Elsaß gehen erfolgreich weiter.

Montag, 22. Februar.

Die Städte Freiburg, Karlsruhe und Mülhausen werden von feindlichen Fliegern besucht; Materialschaden.

In der italienischen Kammer erklärt der Ministerpräsident Salandra, daß er Mitteilungen über die auswärtige Lage nicht zu machen habe, weil seit Dezember nichts verändert sei; würde man trotzdem eine öffentliche Erklärung von ihm verlangen, so müßte er sich sechs Monate Bedenkzeit dazu ausbitten. Einem Menschen, der ihn auf der Straße mit dem Zuruf „es lebe der Krieg" belästigte, antwortete Giolitti: „Armer Dummkopf". So viel ist also wenigstens sicher, daß die italienische Regierung jetzt aus ihrer Neutralität nicht heraustreten wird. Es besteht aber andererseits kein Zweifel darüber, daß die Rüstungen noch immer fortgesetzt werden. Natürlich wird viel über das österreichische Gebiet Trentino gesprochen; dort liegt die Sache so, daß die städtischen Bürger unter Führung nationalistischer Rechtsanwälte für Anschluß an Italien sind, während die zahlreicheren Weinbauern sich der Erwägung hingeben, daß ihr Wein, der ihre einzige Lebensquelle ist, innerhalb Italiens einen sehr viel geringeren Wert besitzen würde als innerhalb Oesterreich. Neben der Regierung sind in Italien die Klerikalen und die Sozialdemokraten für strenge Neutralität.

Der deutsche Generalstabsbericht meldet, daß in der Champagne, in der Gegend von Perthes, die Zahl der gefangenen Franzosen sich auf 15 Offiziere und über 1000 Mann erhöht hat. Das ist um so erfreulicher, als vor kurzem der französische Bericht aus derselben Gegend von mehreren hundert deutschen Gefangenen reden konnte. Die Franzosen haben mit sehr großer Heftigkeit angegriffen und sind in die deutsche Schützengrabenreihe eingebrochen, konnten aber ihren Gewinn nicht festhalten. Im Oberelsaß wurden Hohrod und Stoßweier von den Deutschen genommen.

Von der Ostarmee erscheint ein glänzender Bericht über den Gesamterfolg der Winterschlacht an den masurischen Seen. Das Ergebnis ist: 7 Generale, über 100 000 Mann Gefangene, über 150 Geschütze und noch nicht annähernd übersehbares Gerät aller Art einschließlich Maschinengewehre. Damit ist die Zahl der Gefangenen der Tannenberger Schlacht noch übertroffen, wenngleich damals die Zahl der getöteten Russen offenbar größer gewesen ist. Keine Feldschlacht der Weltgeschichte hat ähnliche Gefangenenziffern aufzuweisen. Wie viele Russen im ganzen kampfunfähig gemacht worden sind, läßt sich nicht sagen, sicherlich aber wohl gegen zweihunderttausend. Die zehnte russische Armee hat aufgehört zu existieren. Der Ruhm Hindenburgs wächst bis zur Höhe der stärksten Feldherren der Vergangenheit, so sehr, daß es scheint, als ob nächstens an andere Leute Ehrenzeichen zur Tröstung verteilt werden müßten.

Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" hat vier Dampfer und ein Segelschiff versenkt, deren Mannschaften nach Buenos Aires gebracht wurden.

Dienstag, 23. Februar.

Je länger die Kämpfe in Polen und Galizien andauern, desto unübersehbarer wird die Frage, wer einmal den Wiederaufbau der zerstörten polnischen Gebiete bezahlt. Ohne uns in Besprechungen darüber einzulassen, welche politische Form später der Friedensschluß den polnischen Gebieten bringen wird, so steht schon heute fest, daß der erste Akt jeder Regierung die Aufnahme einer gewaltigen Anleihe für Wiederaufbau sein muß, falls nicht ein Zusammenbruch fast der gesamten polnischen Volkswirtschaft als Folge des Weltkrieges eintreten soll. Erschwerend ist dabei der Umstand, daß nicht nur die ärmere Bevölkerung, sondern besonders auch die wohlhabenderen polnischen und jüdischen Kreise das Land als Flüchtlinge verlassen haben. In Wien ist die weitere Zulassung galizischer Rechtsanwälte verboten worden, weil die Gefahr besteht, daß sie überhaupt niemals heimkehren. Ein großer Teil der ärmeren Flüchtlinge ist in Barackenlagern untergebracht.

Die österreichisch-ungarische Armee hat Stanislau wiedererobert. Seit Ende Januar sind 40 800 Mann gefangengenommen, 64 Offiziere, 34 Maschinengewehre, 9 Geschütze. Gute Winterernte!

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 16. Februar.

Es ist schon ganz frühlingsmäßig. In den Läden und bei den fliegenden Blumenhändlern gibt es gelbe und weiße Narzissen; die Kinder auf der Straße fangen an mit Steinkugeln zu spielen, und morgens zwitschern schon die Spatzen. Ueber dem Buschwerk der Gärten hängt hin und wieder das hellgrüne Netz der Ellernkätzchen. Es liegt etwas irgendwie Zuversichtliches in diesem sichtbaren Fortschreiten der Zeit. Auch darin, daß ein Ende des Winters abzusehen ist, daß die Tage länger werden und die Zeiten der Finsternis, die über unseren armen Dörfern durch den Petroleummangel liegt, kürzer und erträglicher werden.

Dazu ist Ostpreußen frei. Zerstört, über Kriegsnotwendigkeit hinaus. Aber doch bei dem raschen und unerwarteten Rückzug der Russen nicht in gefürchtetem Maße durch Brandstiftung seiner letzten Getreidevorräte beraubt. Es ist in vielen Gehöften noch genug, um Milchvieh und Arbeitspferde bis zur Weidezeit durchzufüttern. Den Familien kann selbstverständlich die Heimkehr noch nicht freigegeben werden.

Die Budgetkommission des Landtags verhandelt über die verschiedenen wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen. Es scheint, daß alle die radikalen Forderungen der Zwangsabschlachtung von Schweinen wiederaufgegeben sind. Vom 1. Dezember 1914 bis 1. Februar 1915 sind, nach einer Mitteilung des Landwirtschaftsministers, viereinhalb Millionen Schweine geschlachtet. Normalerweise werden (1912/13) fleischbeschaupflichtige und Hausschlachtungen zusammengenommen, im Jahre 14½ Millionen Stück geschlachtet. Eine sehr erhebliche Steigerung des Ueblichen bedeutet also die Zahl von viereinhalb Millionen in zwei Monaten nicht, da wahrscheinlich auch sonst in diese Wintermonate mehr Schlachtungen fielen als ein Sechstel der Gesamtjahresschlachtung. Es wurde auch vom Landwirtschaftsminister zugestanden, daß der Schweinebestand noch weiter „in mäßiger Form" verringert werden müßte.

Die Biererzeugung ist nun — endlich! — durch Kontingentierung des Malzverbrauchs eingeschränkt. Es darf nur noch drei Fünftel des bisher verwendeten Malzes verbraucht werden. Ob damit noch sehr viel Gerste zu retten ist? Ob nicht schon das meiste vermälzt ist?

Die Erhöhung der Kartoffelhöchstpreise um 1,75 M. auf den Zentner im Großhandel wird von der städtischen Bevölkerung unangenehm empfunden werden. Wenn ihre Folge ist, daß nun wirklich genug Kartoffeln auf den Markt kommen, soll sie trotzdem gepriesen sein. Immer noch besser, das Pfund kostet ein paar Pfennige mehr, als daß gar keine Kartoffeln da sind. Wenn sich die Beschlagnahme nicht durchführen läßt, so ist es bei der Höhe der Futtermittelpreise undenkbar, daß zu dem bisherigen Höchstpreise Kartoffeln genug auf den Markt kommen.

Die Haferbeschlagnahme tritt heute in Kraft. Die Pferde, die bei erheblich eingeschränkten Rationen zum großen Teil schwerer arbeiten müssen als sonst, tun einem leid.

Mittwoch, 17. Februar.

Eine merkwürdige Verwicklung entsteht durch den Sozialistenkongreß in London für die beiden französischen Minister Guesde und Sembat. Sie sitzen zwischen den beiden Stühlen der Internationale und der Mitverantwortlichkeit für die französische Regierung. Und während Guesde der Internationale zuliebe den sinnlosen Satz sprechen mußte, man kämpfe nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen den deutschen Imperialismus, und den noch sinnloseren, man müsse ein neues Europa schaffen, wo nur für die Gegensätze der Klassen, aber nicht der Rassen Raum sei, — mußte er als Minister den weiteren Widerspruch hinzufügen, daß dieses Europa nur durch den französischen Sieg geschaffen werden könnte, und mußte trotzdem natürlich mit Sembat die Angriffe sämtlicher nichtsozialistischen französischen Zeitungen über sich ergehen lassen, die es unerhört finden, daß verantwortliche Minister, Glieder des Regierungskörpers, jetzt solche Deklamationen ergehen lassen.

Eine fühlbare Erhöhung der Kriegsstimmung hat natürlich die englische Blockade und der Notenwechsel mit Amerika gebracht. Sie sammelt alle Spannung wieder im eigentlichen Brennpunkt aller kriegerischen Gefühle: England.

Im D-Zug Berlin-Hamburg, der ja so ein richtiger Geschäftszug ist, wird von nichts anderem gesprochen. Voll allgemeiner Befriedigung über die deutsche Antwortnote an die Vereinigten Staaten.

Ich fuhr zu einer Versammlung, die von der Eisenbahndirektion Altona veranlaßt war für ihre Beamten und Angestellten und deren Frauen zur Aufklärung über die Ernährungsfrage. Etwa 2000 Menschen aus dem ganzen Direktionsbezirk, meist natürlich Frauen, aber auch viele Männer. Immer wieder fühlt man die gute, kraftvolle und zuversichtliche Stimmung und den aufrichtigen Willen.

Donnerstag, 18. Februar.

Die Goldzuflüsse an die Reichsbank aus dem Verkehr haben im Januar eine Höhe erreicht wie seit November 1913 nicht mehr. Der Goldvorrat der Reichsbank beträgt jetzt fast eine Milliarde mehr als bei Kriegsbeginn.

Auf eine gewisse Ausnutzung der Hochkonjunkturen in den Militärindustrien durch die Arbeiter deutet ein Erlaß der Militärverwaltung hin, der feststellt, daß die Befreiung vom Heeresdienst und Einstellung in die Militärindustrie nur so lange Gültigkeit hat, als der Arbeiter die gleiche Stelle behält. Diese Bestimmung hat gewisse Gefahren, sofern sie einen fast zu starken offiziellen Schutz der jeweiligen Arbeitsbedingungen des Unternehmers bietet. Anderseits ist es natürlich auch nicht möglich, daß durch ständigen Arbeiterwechsel die Pünktlichkeit der Militärlieferungen gefährdet wird.

Zwischen „Vorwärts" und „Hamburger Echo" gehen noch die Verhandlungen über die Haltung der preußischen Landtagsfraktion weiter. Das „Hamburger Echo" bleibt auf seinem Standpunkt, daß die preußische Landtagsfraktion gegen die Ansichten der Parteimehrheit und im Widerspruch mit der Reichstagsfraktion gehandelt habe.

Ein paar Reprimanden, die zeigen, daß auch in großer Zeit das Allzumenschliche unter Kuratel genommen werden muß: Schnapsverbot für die Soldaten in Uniform in allen Berliner Wirtschaften. — Verbot der 5-Uhr-Tees, mit denen sich eine Anzahl von Cafés und Restaurants halfen, indem sie sich zu dem Zweck zugleich in Brettls verwandelten. Das scheint zu Mißständen geführt zu haben.

Freitag, 19. Februar.

Wir erwägen die Möglichkeit der Ausdehnung der öffentlichen Speisungen, wenn die knappen Brotrationen erst in Kraft treten. Besonders für den Arbeiter, der früh von Hause weggeht, und in dessen Tagesernährung die mitgenommenen Butterbrote eine große Rolle spielten, werden sich ernste Schwierigkeiten ergeben. Wenn er früh morgens schon, in der Art, wie in den Kaffee- und Milchkiosken, eine warme Suppe bekommen könnte, wäre das sicher eine große Hilfe.

Es herrschen zurzeit Kartoffelnöte in Berlin. Jedenfalls — unmittelbar vor Erhöhung der Höchstpreise — Zurückhaltungsgründe. Die Frauen müssen stundenlang an den Verkaufsstellen der städtischen Kartoffelvorräte stehen. Man sollte diesen Verkauf durch den Gemüsehandel vornehmen, um ihn zu dezentralisieren.

In der Budgetkommission scheint es zu ernsten Erörterungen über die Handhabung der Zensur gekommen zu sein. Das Ergebnis sind folgende Beschlüsse:

1. Nach den Erfahrungen während des Kriegszustandes erscheint nach Friedensschluß der Erlaß des im Art. 68 der Reichsverfassung vorgesehenen Reichsgesetzes über die Erklärung des Kriegszustandes angezeigt. Während des Krieges erscheint eine gesetzgeberische Aktion in diesem Sinne ausgeschlossen.

2. Die Generalkommandos sind an die bestehenden Gesetze und Verordnungen gebunden, soweit dieselben nicht durch das Gesetz betreffend den Belagerungszustand selbst aufgehoben sind.

Digitized by Google

3. Die Kgl. Staatsregierung soll für Vergangenheit und Zukunft da, wo von diesem Grundsatze abgewichen sein sollte, zugunsten der Betroffenen bei den Militärbehörden vermittelnd eintreten.

4. Die Zensur soll über die Bedürfnisse der Landesverteidigung und die Wahrung des inneren Friedens nicht hinausgehen; vor allem muß sie gleichmäßig ausgeübt werden.

5. Für die öffentliche Erörterung der Friedensbedingungen ist festzuhalten, daß sie so rechtzeitig freigegeben wird, daß die öffentliche Meinung bei den Friedensverhandlungen voll zur Geltung gebracht werden kann, und ferner, daß alle Richtungen gleichmäßig das Recht zur Meinungsäußerung haben sollen.

Sonnabend, 20. Februar.

Jede Eisenbahnfahrt gibt neue Kriegseindrücke. Diese Menge von Güterwagen mit belgischen, französischen, russischen Aufschriften!

An einer kleineren Station in Westfalen ein charakteristisches Kriegsbild. Ein Güterwagen, in dem Stroh gewesen war. Eine lange Reihe von Frauen, die in strömendem Regen unter Aufsicht eines Schutzmannes geduldig davor standen, nacheinander herantreten mußten und in mitgebrachten Säckchen jede eine winzige Portion der herausgefallenen Körner geschaufelt bekamen, die den Boden des Wagens bedeckten. Jedenfalls für Hühnerfutter oder dergleichen.

Diese Unzahl von Soldaten, die als Urlauber im Land herumfahren. Die großen Schnellzüge von und nach dem Westen gehen fast alle doppelt und sind immer zur Hälfte oder noch mehr mit Uniformen besetzt.

Ein kleiner Junge drangsaliert seine Mutter um Gold für die Goldsammlung in den Schulen. „Mutter," sagt er begeistert, „wenn die Reichsbank viel Gold hat, können wir zwanzig Jahre Krieg führen" — anscheinend kann er sich nichts Schöneres denken als 20 Jahre Krieg zu führen.

Es war schön in Elberfeld. Dieser Zug von Energie und Kraft, der durch alles hindurchgeht in unseren Industriestädten. Allem haftet die Verbindung und Wirkung ins Weite hinein an. Es ist überhaupt, als wenn jeder Eindruck der Heimat in dieser Zeit doppelt stark und bedeutsam würde. Man sieht es alles anders, wärmer und zusammengehöriger.

Sonntag, 21. Februar.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" bringt einen Aufsatz über die Frage, wann die öffentliche Erörterung von Friedensplänen freigegeben werden kann. Ergebnis: Noch nicht. Nun ja — so notwendig es ist, die großen letzten Entscheidungen in breiter Fühlung mit dem Volkswillen zu treffen, so denkt man doch mit Schrecken an die Phantasien der diplomatischen Franktireurs, mit denen wir möglicherweise überschwemmt werden können.

Man hat den guten Gedanken gehabt, in Lille ein deutsches Theater für die Soldaten spielen zu lassen. Diesem guten Gedanken hat man die geradezu niederdrückend banale Ausführung gegeben, daß man nur moderne Kriegsstücke — in schöner Steigerung von „Extrablätter" bis „Immer feste druff" — spielt. Ein jämmerliches Armutszeugnis.

Montag, 22. Februar.

Die „Times" schreibt: „Die Deutschen werden nie hungern! Ihr unglaubliches Organisationstalent wird ihnen über jede Schwierigkeit hinweghelfen, und wenn wir im geringsten mit einem Rückgang der moralischen Qualitäten bei den deutschen Truppen infolge Nahrungsmangels rechnen, so lassen wir uns täuschen." Sehr richtig! und zugleich eine Bestätigung für die Ansicht, daß man dem Ausland viel mehr imponiert durch festes Angreifen unserer Ernährungsfrage als durch künstliche Verschleierung.

Heute beginnt die Rationenausgabe. Wir sind alle sehr begierig, wie die Sache gehen wird. Bis jetzt sieht auch die Bevölkerung der Rationierung mit einer gewissen vergnüglichen Spannung entgegen.

Ein Leser schickt ein Programm von einem Wochenkonzert in Noyon. Mitwirkende: Professor Rivière (Franzose), Sergeant Bahnhoff und Musikmeister Günzel. Der Franzose hat eine eigene Komposition, eine Orgelfantasie, vorgetragen, von der die Zuhörer besonders ergriffen gewesen sind. Wie schön, daß die Kunst von beiden Seiten so groß aufgefaßt wird, daß sie die Feindschaft aufhebt und abseits des Krieges nur für ein paar Stunden eine menschliche Gemeinsamkeit schafft.

Naumann / Die Doppelmonarchie

In ernsthaften Unterredungen mit österreichischen und ungarischen Bundesgenossen kehrt der Satz in verschiedenstem Zusammenhange wieder, daß wir Reichsdeutsche die Schwierigkeiten unterschätzen, die in der befreundeten Doppelmonarchie zu überwinden sind. Ich habe mir das immer gern sagen lassen, weil ich glaube, daß es wahr ist. Wir Reichsdeutsche besitzen eine einfacher konstruierte Staatsmaschine und verbrauchen viel weniger Zeit und Kraft zur Ueberwindung innerer Reibungen. Obwohl unser Bismarckischer Reichsbau kein akademisch angelegter Normalstaat ist, so ist er doch, wie die Erfahrung beweist, praktisch in seiner Verwendung. Nicht als ob es bei uns keine Zeitversäumnisse im Bundesrat gäbe und keine kleinen Zwischenkämpfe der Staats- und Reichsämter, aber es genügt meist ein Tropfen autoritativen Oeles, um die Stockungen zu überwinden. Insbesondere jetzt im Krieg stellt sich jeder Staatsteil auf den Boden der Tatsachen, daß es nicht wichtig ist, wer recht behält, sondern daß einheitlich gearbeitet wird. Denselben guten Willen, alles andere um des Sieges willen verschwinden zu lassen, haben die Oesterreicher und Ungarn auch. Das gilt nicht nur von den Deutschen und Magyaren, sondern ebenso von der überwältigenden Mehrheit der Tschechen, Polen und anderen Slawen. Aber der Apparat ist um der Vielfältigkeit der Bestandteile willen sehr kompliziert, sowohl der staatstechnische wie der militärtechnische, wie vor allem die Staatsseele. Im Deutschen Reiche sind seelische Hemmnisse möglich und teilweise vorhanden bei Polen, Dänen und französischen Elsaß-Lothringern, aber was besagt das gegenüber der Hauptmasse, die ohne alles weitere Ueberlegen ein Volk ist? Wir verstehen uns ohne Zwischengedanken jetzt mehr als je. In den beiden Staaten der Doppelmonarchie aber ist kein so einfaches Ineinanderfließen möglich, selbst da die große Stunde der Weltgeschichte gleichmäßig an alle Herzen pocht. Wenn darum der Kaiser von Oesterreich und König von Ungarn Krieg anzusagen gezwungen ist, so stellt er damit starke seelische Anforderungen an alle seine Staatsbürger, er verlangt und muß verlangen: eine übernationale Staatsgesinnung.

Am leichtesten fügt sich, wie schon angedeutet, der Deutsche und der Ungar in den kämpfenden Staat ein, denn für den Deutschen ist das Zusammengehen mit dem Deutschen Reiche ein großes seelisches Erlebnis, und für den Ungarn ist die Erhaltung seiner mit Stolz gepflegten Nationalität endgültig an den Bestand der Doppelmonarchie gebunden, weil er beim Sieg der Russen sofort und vielleicht für immer seine politische Selbständigkeit und führende Macht verliert. Die Slawen können zwar auch, sobald sie sich als eine Gesamtheit erfassen, ihres Einflusses auf den Donaudoppelstaat völlig sicher sein, denn sie machen für sich allein

Digitized by Google

über 45 Prozent der Bevölkerung aus, aber ihre einzelnen Volksteile haben viele besondere Wünsche und ihr eigenes Denken und Leben: Polen, Ruthenen, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Kroaten, Bosnier, Dalmatiner. Die einen werden nordwärts und ostwärts gezogen und die anderen südwärts. Dazu kommen als vierte Gruppe die Rumänen, als fünfte die Italiener und noch versprengte andere. Weil man bei uns im Reiche von dieser bunten Zusammensetzung zwar natürlich weiß, aber gewöhnlich die Mengenverhältnisse nicht kennt, seien die Prozentziffern nach der Zählung von 1900 angegeben (für 1910 fehlen mir zufällig unterwegs die ungarischen Ziffern, die österreichischen aber haben sich inzwischen nicht sehr verändert):

	Oesterreich	Ungarn	Doppelmonarchie
Slawen	60,5%	27,4%	45,7%
Deutsche	35,8%	11,1%	24,9%
Magyaren	—	45,4%	19,3%
Rumänen	1,0%	14,5%	6,7%
Italiener	2,8%	0,2%	1,7%

Es leuchtet angesichts dieser Tabelle ohne weiteres ein, daß es eine Ungeschicklichkeit ist, wenn der Krieg als der Entscheidungskampf zwischen Germanen und Slawen bezeichnet wird. Mit solchen Worten erschwert man nur die Aufgabe der uns verbündeten Staaten. Wenn wir Reichsdeutschen die Gemeinschaft mit Oesterreich-Ungarn auch nach dem Kriege pflegen wollen, so müssen wir uns mindestens so weit mit den Lebensverhältnissen unserer zwei Brüder vertraut machen, um nicht schon im Wortgebrauch ihnen störend zu werden.

Ueberhaupt sollen wir Reichsdeutsche uns hüten, allzusehr in innerösterreichischen oder innerungarischen Fragen Partei zu ergreifen. Noch am Vorabend meiner Abreise von Wien hat mir ein verehrter Freund eindringlich gesagt: Das überlassen Sie uns selber! Natürlich kann damit nicht gemeint sein, daß wir nicht auch einmal über den Nationalitätenstreit eine Meinung haben und sagen dürfen wie über jede andere Sache in der Welt, aber das Hineinagitieren in Oesterreich oder Ungarn verletzt, auch wenn es gut gemeint ist. Unsere Bundesgenossen sind empfindlich selbst gegen den Schein, als wollte jemand sie bevormunden. Von allen anderen Seiten her erleben sie Uebergriffe, als sei ihre Grenze nur vorläufig. Das ist es, was sie vom Bundesgenossen niemals auch nur vorübergehend fühlen wollen. Darin haben sie recht.

Es erscheint nicht überflüssig, diese Mahnung an uns Reichsdeutsche zu richten, da bei uns natürlich ein dringendes Interesse ist, die verbündete Doppelmonarchie so stark, so sieghaft zu sehen, wie nur möglich. Aus diesem Lebensinteresse heraus können in bester Absicht falsche Freundschaftsbeweise gegeben werden. Es ist sicherlich nicht nötig, daß wir unsere Mitkämpfer milder anfassen als uns selber; das verlangen sie gar nicht! Wenn sie Niederlagen haben, so nennen wir es Niederlagen gerade wie bei uns. Wenn sie nicht offen berichten, tadeln wir das bei ihnen wie bei uns. Sie wollen nicht Schonung, sondern Gleichachtung. Nur auf dieser Grundlage kann der Bund weiterwachsen und alle Feinde zerbrechen.

Paul Rohrbach / Stimmen aus Frankreich

Ich habe Gelegenheit, öfters ausführlichere Einblicke in die fremde Presse, nicht nur des neutralen, sondern auch des feindlichen Auslandes zu tun. Sehr vieles von dem, was man da zu lesen bekommt, ist einfach lächerlich und absurd. So zum Beispiel, wenn dem Pariser „Journal" unter dem 10. Februar d. J. telegraphisch aus dem Haag, Holland, gemeldet wird, in Deutschland sei in allernächster Zeit eine Revolution zu erwarten, und an den Wänden der Häuser in Berlin fände sich häufig die Aufschrift: „Todt für der Kaiser"! Die Polizei entferne die Worte schleunigst, aber sie kämen immer wieder. Der Mann, der sich diese schöne Geschichte ausgedacht hat, gab sich also nicht einmal die Mühe, die Inschrift richtig deutsch zu fabrizieren. Vor einigen Wochen fragte mich auch in Brüssel ein Belgier im Hotel, nachdem wir uns etwas kennen gelernt hatten, ganz vertraulich: „Bitte, sagen Sie mir doch offen, ob in Berlin wirklich Hungersnot und Revolution herrschen. Hier wird es ganz allgemein geglaubt!" So erstaunlich gering ist also die Fühlung, die, selbst bei gebildeten Leuten, nicht nur in Frankreich, sondern sogar in dem von uns okkupierten Belgien mit den wirklichen Zuständen in Deutschland besteht. Auf solche Weise versucht es die Presse drüben, die öffentliche Meinung einigermaßen bei Mut und Vertrauen zu halten. Die breiten Massen und die große Mehrzahl der Gebildeten hoffen unerschütterlich auf das Ende Deutschlands von innen heraus. Dieser Glaube ist ein Erzeugnis des planmäßigen Unwahrheitsfeldzuges, den die leitenden Stellen, namentlich in Frankreich, führen, um im Volke die Stimmung zur Fortsetzung des Widerstandes zu erhalten.

Sogar über die Grenzen Frankreichs hinaus versucht man ein Bild von dem so hergestellten französischen Mut zu verbreiten. Ein namhafter französischer Schriftsteller, Georges Batault, schreibt zum Beispiel aus Paris am 12. Februar an die „Gazette de Lausanne", Schweiz, unter der Ueberschrift: „Paris und der Krieg" die folgenden Sätze, deren Frivolität geradezu als verbrecherisch bezeichnet werden muß:

„Ein Kopfhänger beklagte sich bei mir, daß die Franzosen den Krieg nicht ernst nehmen — ein entzückender Ausspruch.— Ich habe ihm geraten, in die Schützengräben zu gehen und sich dort mit Soldaten und Offizieren zu unterhalten. Selbst dort herrscht der leichte Witz vor, das geheiligte Vorrecht unseres Landes. Ich bewundere alle die, die leichtfertig lachen, obwohl sie wissen, daß morgen die Schlacht von neuem beginnt. Warum soll ein Volk einen Krieg ernst nehmen, über dessen endgültigen Ausgang es nicht mehr im Zweifel ist!"

Dazwischen erfährt man dann aus den Artikeln großer und maßgebender Blätter, wie die Dinge wirklich stehen. Wir wissen es zwar auch ohne derartige Zeugnisse, aber es ist trotzdem wichtig und lehrreich zu lesen, daß die Franzosen selbst ihren wirtschaftlichen Zusammenbruch eingestehen. So schreibt der „Figaro" vom 8. Februar:

„Das industrielle Uebergewicht Deutschlands ist das Resultat verschiedener Ursachen, von denen jede gesondert betrachtet zu werden verdient. Grundlegend für den Erfolg Deutschlands ist die Organisation seiner technischen Schulen. Die fortgesetzte und eingehende Zusammenarbeit der Gelehrten und der Industriellen, die intensive Fabrikation, die gute Verteilung der Aufgaben sind die hauptsächlichsten Grundlagen der deutschen Entwicklung. Aber bei dieser Untersuchung darf man nicht die Organisation der wirtschaftlichen

Digitized by Google

Kraft in jeder Gestalt außer acht lassen. Zu den wirksamsten Mitteln gehören die Kartelle, welche die Möglichkeit geben, die fremden Märkte durch Preisherabsetzungen zu erobern, die Kombinationen von Eisenbahntarifen mit Schiffsfrachten. Dazu kommt, daß die Metallindustrie von den öffentlichen Stellen und von der Regierung kräftig unterstützt wird. Alles das fehlt bei uns. Unsere Erziehungsmethoden stärken unsere Jugend nicht für den wirtschaftlichen Kampf. Wir müssen uns einer neuen Disziplin unterwerfen und entschlossen eine große Zahl unserer Gewohnheiten und Routinen opfern, um den modernen Rachekrieg siegreich bestehen zu können."

Das ist schon ein ganz bezeichnendes Eingeständnis. Noch viel deutlicher aber heißt es bei Edgard Milhaud am 6. Februar in der Zeitung „La Guerre Sociale":

„Der zukünftige französische Geschichtschreiber wird betroffen sein, wenn er die wirtschaftliche Politik Frankreichs studieren wird. Nachdem er in der militärischen Ordnung eine wunderbare Energieentwicklung konstatiert haben wird, wird er plötzlich feststellen müssen, daß die öffentlichen Aemter, die am ersten Tage durch ein allgemeines Moratorium das wirtschaftliche Leben des Landes unterbanden, in der Folge nichts getan haben — wirklich nichts, absolut nichts —, um es wiederaufatmen zu lassen ... Er wird zweifelsohne sehen, daß durch eine unbegreifliche Willenslähmung Frankreich jeden Tag ein wenig mehr von dem Vorrecht einer ungewöhnlichen Ueberlegenheit der Situation über den Feind, die ihm die Umstände gaben, verloren hat, und daß dieser kraft seiner Hartnäckigkeit und seines Organisationsgeistes die Nachteile seiner furchtbar kritischen Lage — als einer blockierten Nation — wettgemacht hat.

Senator Conyba, der ehemalige Handels- und Arbeitsminister, ist seit Ende September von der Regierung mit einer großen Untersuchung über die wirtschaftliche Krisis, ihre Ursachen und über die entsprechenden Hilfsaktionen betraut worden. Er hat seine Untersuchungen in einigen Artikeln, die in der Information erschienen, zusammengefaßt. Als das Wesentlichste verlangt er die Wiederaufnahme der Handelsdiskontogeschäfte. Er stellt ferner fest, daß seit dem August in der Banque de France über 3½ Milliarden moratisiert sind; im ganzen sind über 5 Milliarden durch das Moratorium getroffen worden." „In normaler Zeit", fährt Edgard Milhaut fort, „beträgt die kommerzielle Zirkulation in Frankreich jährlich 40 Milliarden kommerzieller Forderungen. Für die Zeit von Anfang August bis zum 15. Januar würden dieser Summe in normalen Zeiten 18 Milliarden 330 Millionen entsprechen. Nach der Aufstellung von Conyba sind es in diesem Jahr nur 363 Millionen, also 50 mal weniger. Kann man sich eine fürchterlichere Zerrüttung der Lebensbedingungen des Handels vorstellen? Glaubt man vielleicht, daß sich irgendein Irrtum in unsere Berechnungen eingeschlichen hat? Aber sie sind nur die Uebersetzung in Ziffern von Conybas Worten: „Pour le papier créé après le 4 août, l'escompte n'a presque pas joué" .. und von des Finanzministers Ribots Worten in seinem Bericht: „Die Kreditoperationen der Banken haben so gut wie aufgehört." Soll gesagt werden, daß Frankreich allein — das Frankreich, das auf seine 150 Milliarden beweglicher Werte stolz war, unfähig ist, aus Mangel an Zirkulationsmitteln des wirtschaftlichen Marasmus Herr zu werden?"

Kann man sich noch deutlicher, noch pessimistischer über die wirtschaftliche Katastrophe Frankreichs ausdrücken? Ich glaube kaum.

Max Wießner / Die Zeitung während des Krieges

In der Nacht nach der Erklärung des Kriegszustandes, als schon niemand mehr daran zweifelte, daß wir in den Kriegsstrudel hineingerissen werden würden, und es sich nur noch darum handelte, welche Ausdehnung dieser größte aller Kriege nehmen würde, ob neben dem despotischen Rußland auch das demokratische Frankreich mit dem Schwerte für die serbischen Mörder Partei ergreifen würde, stand das Spiel des Telephons und des Telegraphen, dieser beiden wichtigsten Hilfsmittel der modernen Zeitungstechnik, in den Redaktionen nicht still. Es war noch lebhafter, als an den voraufgegangenen Tagen der furchtbaren Ungewißheit; letzte Hoffnungsschimmer, die die eine Stunde gebar, vernichtete die darauffolgende wieder, und dieser ständige Wechsel mußte sich am nächsten Morgen vor dem Leser in der Zeitung widerspiegeln. Dafür sorgten in der Berliner Abteilung einer großen deutschen Zeitung (ebenso wie in den anderen Redaktionsstuben) fleißige Köpfe und Hände, als sich kurz vor Mitternacht plötzlich die Tür öffnete und unter die den Ereignissen kritisch folgenden Chronisten ihr Petersburger Kollege trat, atemlos, mit den deutlich sprechenden Spuren durchlebter Aufregung auf dem Gesicht. „Gott sei Dank, ich bin da, ich bin den Russen gerade noch entwischt", das waren die ersten Worte, die sich seinem vollen Herzen entrangen, als er den Boden der ihm die Heimat gebenden Zeitung unter sich hatte. Er hatte den rechten Augenblick abgepaßt, um mit dem letzten Zuge aus Petersburg die bereits waffenstrotzenden russischen Gefilde hinter sich zu bringen, ehe sich die Ausgangspforten aus dem moskowitischen Reiche für alle Deutschen schlossen. Und wie er aus der Hauptstadt unseres östlichen Gegners, so kamen die anderen Korrespondenten aus Paris und Brüssel, aus London und vom Balkan, alle als Flüchtlinge, Hab und Gut zurücklassend, denn das Völkerrecht sichert den Botschaftern der Zeitungen noch nicht die ruhige Heimkehr, die den offiziellen Vertretern des Reiches garantiert ist. Alle brachten noch wichtige Nachrichten mit, die sie dem Telegraphen nicht anvertrauen konnten oder die die Zensur schon nicht mehr über die Grenze gelassen hatte. Von dieser Zeit an haben wir nur noch wenig aus dem feindlichen Auslande erfahren können, was mit den geübten Augen eines deutschen Journalisten gesehen war. Die Zeitungen haben mit der Heimkehr ihrer Auslandskorrespondenten (wer nicht mehr rechtzeitig durchschlüpfen konnte, den haben die Konzentrationslager still gemacht) gleichsam die für das Hören im Erdenrund so notwendigen Antennen verloren, und was uns jetzt noch über die Vorgänge und Zustände hinter der feindlichen Front gemeldet wird, hat mit ganz seltenen Ausnahmen erst das die Zuverlässigkeit kaum erhöhende Filter der neutralen Presse durchlaufen.

Dieses Abschneiden von den direkten Nachrichtenquellen und die dazukommende englische Kabelsperre waren die ersten Wirkungen des Krieges auf die Zeitung, gewiß nicht die größten und sinnfälligsten, vielleicht auch vom großen unkritischen Publikum, das in den indirekten Nachrichten einen Ersatz zu finden glaubt, nicht einmal viel bemerkten. Weit wichtiger und durchgreifender ist eine ganz andere Folge, die den grundsätzlichen Charakter der Zeitung berührt. Die Zeitung ist zum Reden und Erzählen da, sie soll mitteilsam sein, die Wißbegierde und manchmal auch Neugierde ihrer Leser befriedigen, sie soll die Neuigkeiten, die in dem Brenn-

Digitized by Google

punkt „Redaktion" zusammenfließen, weitertragen, an viele, an möglichst alle, und je weniger Geheimnisse sie vor ihren Getreuen hat, desto beliebter ist sie. Vom Kriegsausbruch an wurde das alles anders. Die oberste Pflicht für die Zeitung muß jetzt sein: Schweigen und wieder Schweigen! Das ist für einen, der zu reden gewohnt war, der manchmal bei mangelnder Selbstkritik geschwätzig war, eine recht schwere Pflicht, und mancher kann ihr nur unvollkommen gerecht werden. Bei dem muß die Zensur einsetzen, die, verständig ausgeübt, nützlich und gut ist, die aber bei unverständigen und kleinlichen Zensoren oder, wenn sie auf Gebiete übergreift, die ihr nicht unterliegen, unerträglich und schädlich wird. Die Richtlinien für die Tätigkeit der Zensurbehörde gibt ein Merkblatt des Reichskanzlers, das zu Beginn des Krieges den Redaktionen zuging und dessen Inhalt sich kurz dahin zusammenfassen läßt: „Es darf nichts veröffentlicht werden, woraus der Gegner zum Nachteil unserer Kriegführung für sich Nutzen ziehen kann." Niemand aus den Kreisen der Redaktionen, die einig sind mit der Obersten Heeresleitung in dem Ziele, möglichst bald den Sieg an unsere Fahnen zu heften, wird wissentlich gegen dieses Verbot verstoßen. Aber da der Laie vielfach die Tragweite militärischer Nachrichten nicht übersehen kann, so müssen die sachverständigen Zensoren helfend und beratend eingreifen. Das ist der Sinn der militärischen Zensur oder sollte es wenigstens sein, bei einem Volk, dessen Presse aller Parteirichtungen die Oberste Heeresleitung aus eigenem Antriebe unterstützt. Aber diese Selbstkritik und dieses Nachhelfen durch die militärischen Sachverständigen führt zur Unterdrückung vieler interessanter und vom Zeitungsstandpunkte aus wertvoller, teuer verschaffter Nachrichten und vor allem dazu, daß es mit der Zeit der prunkvollen und ehrenreichen Kriegsberichterstattung vorüber ist. Der Lorbeer, den sich englische Kriegsberichterstatter im Krimkrieg, im türkisch-russischen Feldzug und noch während des deutschen Einigungskrieges von 1870/71, allerdings auch damals schon zum Nutzen Frankreichs und zu unserem Schaden, pflücken konnten, wächst heute keinem Kriegsberichterstatter mehr. Die Japaner haben es uns und fast mit noch mehr Erfolg die Engländer gelehrt, daß man am besten fährt, wenn man den Gegner durch Schweigen ganz im Ungewissen läßt. Nichts über die Art und den Umfang der Aufstellung unserer Truppen, nichts von den Absichten unserer Heeresleitung darf durch die Presse verraten werden, im völligen Nachrichtendunkel müssen unsere Feinde unerwartet von unseren Heeren überrumpelt und angegriffen werden können. Deshalb sind auch die amtlichen Berichte der Obersten Heeres- und Marineleitung so wortkarg, so unjournalistisch schweigsam, erst nach Monaten wird der Schleier von großen Operationen weggezogen, über die wir am liebsten sofort unterrichtet wären. Neben dieser neuen, nicht immer recht gewürdigten, aber so unendlich wichtigen Pflicht zu schweigen hat die Zeitung positive Aufgaben von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit zu erfüllen. Sie soll sein, und sie ist es erfreulicherweise auch bei uns, das Bindeglied zwischen den Tapferen draußen im Feindesland und den Sehnenden in der Heimat. Sie sagt jedem Bruder in den Schützengräben, daß die Liebe zu Hause nimmer ruht, und sie erzählt den Werktätigen der Friedensarmee, nicht zum mindesten durch die Wiedergabe der Feldpostbriefe, von den Heldentaten und dem Opfermute eines jeden einzelnen in dem vortrefflichen Kriegsheer. Sie schafft einen dauernden Kreislauf zwischen drinnen und draußen, der die Volksgenossen vom harten Kriegshandwerk uns nicht fremd werden läßt, und der andererseits die Zurückgebliebenen mit teilhaben läßt an ihren inneren Erlebnissen. Die Zeitung richtet die Kleinmütigen auf und ermahnt die Uebermütigen, sie hat den schweren Ernst des Krieges auch hinter die Front getragen und hat mitgeholfen, als es galt, die Sorglosen aufzurütteln und unsere wirtschaftliche Kriegsrüstung durchzuführen. Ein unvergängliches Verdienst der deutschen Presse wird es bleiben, daß sie in den alles umstürzenden ersten Wochen den Weg zum Herzen des deutschen Volkes fand. Der an sich notwendige, in den Spalten der Zeitung aber oft zum Gezänk ausartende Parteikampf verstummte, und vor den Augen unserer Gegner erstand, durch sie sichtbar gemacht, ein einiges, einmütiges Volk ohne Klassen- und Parteigegensätze. Es ist noch nicht an der Zeit, vom Frieden zu sprechen, aber wenn erst die Friedensglocken zu läuten beginnen werden, dann wird die Presse unserem mündigen Volke die Möglichkeit geben, bei der Gestaltung des Friedens mitzuwirken, um den Diplomaten die schwere Arbeit nicht allein zu überlassen.

So umgestaltend die hinter uns liegenden Monate für den Inhalt der Zeitung gewesen sind, indem die Kriegsnachrichten alles übrige, mag sein Platzrecht in Friedenszeiten noch so unbestritten gewesen sein, zurückdrängen auf einen bescheidenen, abgelegenen Raum, so umwälzend waren sie auch für die Zeitungstechnik. Sie haben, um nur das Wichtigste zu erwähnen, in Deutschland den Straßenverkauf eingebürgert. Der Deutsche war, im Gegensatz zum Engländer und Franzosen, an das feste Abonnement gewöhnt, er drehte den Nickel mehrfach um und zieh sich der Verschwendung, wenn er darüber hinaus noch eine Zeitung kaufte. Jetzt lösen sich ihm diese materiellen Hemmungen leicht, wenn die zu einem neuen Erwerbsstand gewordenen geschäftstüchtigen Straßenverkäufer ihm früh morgens, mittags und abends einen neuen Sieg oder eine andere gern gehörte freudige Nachricht entgegenrufen. Auch das Anwachsen der Auflagen fast aller größeren Zeitungen läßt erkennen, daß der Deutsche jetzt mehr als je zuvor mit seiner Zeitung lebt. Für das Publikum ist die Zeitung in diesen Monaten ein unentbehrliches Bedürfnis, für die Heeresverwaltung aber ein Instrument, das wie Soldaten und Kanonen dazu gehört, um den Sieg zu erkämpfen.

Heinz Potthoff / Deutschlands silberne Kugeln

Als auf des Kaisers Ruf die Millionen deutscher Soldaten an die Grenzen eilten, als unsere Heere in unwiderstehlichem Siegeslaufe bis dicht vor Paris drangen und die russische Dampfwalze in den Masurischen Seen stockte, da prägte der englische Minister das Wort von den silbernen Kugeln, mit denen England schießen und den Krieg gewinnen will. Damit meinte er zunächst die Finanzkraft der Staaten: wer die letzte Milliarde aufbringen kann, gewinnt; im weiteren Sinne aber die wirtschaftliche Stärke im allgemeinen. Auf dem Lande ist England unbedeutend, seine Flotte hält es vorsichtig zurück; mit Absperrung, Vernichtung des Handels, Aushungerung will es Deutschland klein kriegen.

Jetzt nach sieben Kriegsmonaten können wir auch diesem Kampfe mit größtem Vertrauen entgegensehen. Denn Deutschland hat silberne Kugeln verschossen, die den Gegnern arge Enttäuschung bereiteten. Und es hat andere Silberkugeln im Rohre, die mit steigender Sorge erwartet werden.

Man braucht ja nur das Bild Deutschlands zu vergleichen mit dem, was unsere Feinde erhofft, was viele Wissende bei uns gefürchtet haben, mit dem, was in anderen Ländern

Digitized by Google

Tatsache geworden ist, um die ungeheure Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit der deutschen Volkswirtschaft zu bewundern. Man darf getrost behaupten, daß gegenwärtig in keinem Staate der Erde die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse so „befriedigend" sind wie bei uns. Man braucht ja nur in die Fabriken und Läden, auf die Bahnhöfe, in die Gasthäuser und Theater zu schauen. Die Zahl der Hilfsbedürftigen, der Unterstützten wird immer geringer. Die Ziffer der Arbeitslosen ist für Männer günstiger, als sie je um diese Jahreszeit war, für Frauen bei weitem nicht so ungünstig, wie sie es in Zeiten niedergehender Friedenskonjunktur zu sein pflegt. Aus der Fülle der siegverheißenden, die Feinde und uns verblüffenden Tatsachen möchte ich drei als besonders scharfe hervorheben.

Seit dem Tage der Mobilmachung ist der Goldbestand unserer Reichsbank in stetem Wachsen. Während er 1900 nur eine halbe Milliarde und 1913 eine Milliarde betrug, ist er im Kriege auf mehr als zwei Milliarden gestiegen. Jeder Wochenausweis, der im Gegensatze zu den Zentralbanken der feindlichen Mächte weiter in vollster Offenheit erstattet wird, zeigt eine Steigerung um einige Dutzend Millionen. Im ganzen beläuft sich der Goldzufluß seit August auf mehrere hundert Millionen. Englische Blätter erklärten die Ausweise zunächst als erlogen, weil sie die Wahrheit fürchten mußten wie eine verlorene Schlacht. Und auf Grund der reichen Versorgung, einer Notendeckung von beinahe ein halb gegenüber der gesetzlichen Regel von einem Drittel, konnte das Reichsbankpräsidium zu Weihnachten eine silberne Kugel abschießen, die den Gegnern böse in die Knochen gefahren sein dürfte: die Herabsetzung des Diskontsatzes von 6 auf 5 vom Hundert. Mit einem Zinsfuße, der durchaus im Normalen liegt, der in Friedenszeiten oft und weit überschritten ist, der niedriger ist als der aus der Mobilmachungszeit, gedenkt Deutschland den größten und schwersten Krieg der Weltgeschichte durchzufechten. Wir wissen, daß diese Diskontermäßigung kein Bluff war, und unsere Feinde werden es inzwischen wohl auch gemerkt haben. Dann aber ist sie ein Beweis außerordentlicher Wirtschaftskraft, wie ihn weder Rußland noch Frankreich, noch England sich erlauben dürfte.

Dem entsprach unsere Kriegsanleihe. 4½ Milliarden Mark ohne jede Hilfe des Auslandes in zwei Wochen gezeichnet und in vier Monaten fast restlos eingezahlt! Das war ein Schlag, den weder das Rentnerland Frankreich noch das Welthandelsland England mit Gleichem erwidern konnte. Und wieder: Wer an einen Bluff glaubte, wie ihn die ausländische Presse vorzuspiegeln suchte, mußte enttäuscht werden durch das weitere Schicksal des neuen Wertpapieres. Ohne amtlichen Börsenverkehr ist die neue Reichsanleihe allmählich um etwa 3 Prozent im Kurse gestiegen, während die englische Kriegsanleihe den Ausgabekurs nicht behaupten kann und Frankreich bisher überhaupt noch keine feste Anleihe unterzubringen vermochte. Die deutschen Verhältnisse sind so günstig, daß einzelne Kreise schon jetzt glauben Spekulationsgewinne machen zu können. In der Warnung davor deutet die Reichsleitung bereits den Schuß an, der demnächst unsere Feinde betäuben soll: die bevorstehende zweite Kriegsanleihe von weiteren 5 Milliarden wird zu einem höheren Kurse herauskommen als die erste. Und sie wird wieder voll gezeichnet werden! Das eine ist so unerhört wie das andere. Beides zusammen wird auch England überzeugen, daß uns um die „letzte Milliarde" nicht bange zu sein braucht.

Deswegen hofft man dort auf ein letztes Mittel „humaner" Kriegführung: auf die Hungersnot! Aber auch damit wird es nichts werden. Denn wir sind reich, organisationsfähig und siegeswillig. Und die Regierung hat noch rechtzeitig den Schutzschild des Brotmonopols usw. errichtet. Wir wollen alle den neuen Vorschriften peinlich nachleben und darüber hinaus in jeder Küche vorsichtig wirtschaften. Aber wir wollen uns nicht bange machen lassen. Denn es handelt sich gar nicht darum, daß wir nicht verhungern, sondern darum, daß die Sorge um die Volksernährung unser Heer und seinen Siegerwillen nicht im mindesten hemmt. Es handelt sich gar nicht um uns, sondern um die Million der Kriegsgefangenen und die zehn Millionen Feinde in besetztem Gebiete. Wir wollen auch ihnen gegenüber ein Kulturvolk bleiben können; sie sollen höchste Achtung vor den „Barbaren" lernen. Und wir wollen dadurch, daß wir das leisten, daß wir Millionen Feinde mitdurchfüttern (natürlich auf Rechnung der Kriegsentschädigung), die letzte Hoffnung der Engländer brechen. Wenn Hindenburg in Warschau steht und unser Kronprinz in Verdun, wenn die „Unterseebootpest" den englischen Brotpreis weit über den deutschen getrieben hat, dann wollen wir eine Silberkugel schießen, die dem stolzen Briten den Rest gibt: wir wollen ihm Korn und Fleisch anbieten. Für solches Ziel will ich gern ein halbes Pfund Brot wöchentlich weniger essen; das macht in zwei Monaten vier Pfund, und wenn zehn Millionen Menschen es tun, 400 000 Zentner. . .

Albert Pass / Nach hundert Jahren

1914 und 1813: Der Vergleich ist nicht nur angebracht, weil er die größte Uebereinstimmung der grundsätzlichen Fragen für Deutschland in diesen Völkerkriegen zeigt, sondern vor allen Dingen als Lehrmeister und Warner für Gegenwart und Zukunft.

Wir haben es beide Male mit einer einmütigen Erhebung des Volkes zu tun, die diesmal noch spontaner war, infolge der größeren politischen Volksreife. Heute wie in den Freiheitskriegen fühlte und wußte das Volk: „Es gilt unsere Existenz. Sein oder Nichtsein." Damals hieß es, Preußen zu retten, das seit den Tagen des großen Königs Anspruch, Kraft und damit Recht auf Deutschlands Führung erworben hatte. Blieb der Tilsiter Friede länger bestehen, dann war es aus damit, und Deutschland wäre nie erstanden.

Heute nach hundert Jahren, da der Traum von 1813 und 1848 im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 in Erfüllung gegangen ist, seitdem bereits 44 Jahre fruchtbringender Friedensarbeit ins Land gezogen sind, die dann die Ursache des deutschen Krieges von 1914 wurde, weil sie den Neid der Gegner erweckte, heute gilt es wiederum unsere Existenz. Sein oder Nichtsein ist wieder die Frage, nur mit dem Unterschied, daß die in Frage gestellten Werte sich inzwischen vervielfacht haben. Nicht das kleine Preußen gilt es mehr, auch nicht das Deutschland von 1870/71 in Europa, sondern das größere Deutschland. Unseren Platz an der Sonne, den deutschen Gedanken in der Welt gilt es zu wahren und zu festigen.

Eifersucht der Mächte, in viel höherem Maße aber eigene Schuld der inneren Politik haben Preußen nach 1815 außerstande gesetzt, seine errungene Freiheit und Erfolge zu genießen und den Platz sich zu sichern und zu behaupten, der ihm zukam. Deutschlands Einheit wurde dadurch ein langer Traum, ein harter Weg über Dornen und Hindernisse. Durch die Sünden der Reaktion nach 1815 konnte auch der Vorkampf von 1848 zu keinem greifbaren Ergebnis kommen: Die

Digitized by Google

Einheit Deutschlands auf konstitutioneller Grundlage des demokratischen Kaisertums blieb ihm versagt. Eine Errungenschaft aber ist aus jenem Vorkampf zu buchen, die nicht hoch genug eingeschätzt werden kann: „1848 ist das Volk der Deutschen ein politisch denkendes und fühlendes Volk geworden und ist es seitdem geblieben, das war der tatsächliche Gewinn; ihn konnte später Bismarck in die Rechnung stellen und daraufhin das Große wagen und wagend gewinnen." (Theobald Ziegler: Die geistigen und sozialen Strömungen des XIX. Jahrhunderts.)

Eine gerade in unsere Zeit passende Aeußerung aus dem Jahre 1848 beweist neben diesem klaren und objektiven Urteil Zieglers, daß das deutsche Volk damals zur politischen Reife gelangt war, daß zum mindesten in Fragen der auswärtigen Politik seine Führer volles Verständnis zeigten. Als in der Paulskirche die Kunde vom Waffenstillstand zu Malmö vom 26. August 1848, der unter den Drohungen Englands, Frankreichs und Rußlands (des heutigen Dreiverbandes) von Preußen mit Dänemark in der schleswig-holsteinischen Sache geschlossen wurde, bekannt ward, richtete Dahlmann am 5. September an die Nationalversammlung unter lebhaftem Bravo die Worte: „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmütig beim Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wiedererheben." Daß die Nationalversammlung tatsächlich ohnmächtig war, daß Deutschlands Schwäche ein Einwirken auf die Ereignisse unmöglich machte, ist eine Folge der politischen Fehler seit 1815, beeinträchtigt aber den Wert jener Worte nicht im mindesten.

Welches waren jene grundsätzlichen Fehler, und inwiefern sollen sie uns eine Warnung sein, diesmal nicht in gleiche, in ähnliche zu verfallen? Eigentlich war es ein einziger Grundfehler, aus dem all das Unheil hervorging. Dem Volke, das opferfreudig Gut und Blut dahingegeben hatte, das erst seinen König hineinreißen mußte in den Strudel der Befreiungsbegeisterung und Kampfesmuts, wurde vorenthalten, was man ihm in Tagen der Not versprochen hatte. Die Tatsache der großen Revolution von 1789 ließ sich nun einmal nicht ableugnen. Ein neues Zeitalter war angebrochen. Beides aber wollte man nicht wahr wissen in den regierenden Kreisen, in denen man mit aller Macht daran arbeitete, das ancien régime neuaufzurichten und zu festigen. Eine Siegesfreude über die große Befreiung wurde allen wahren Patrioten unmöglich gemacht. Der äußere Feind war bezwungen. Ein viel schlimmerer erstand im Lande. Eine Gesinnungsschnüffelei sondergleichen setzte ein, und die Denunziation stand in höchster Blüte. Der übelste der Angeber, Geheimrat Schmalz, wurde von den Regierungen ob seines sauberen Handwerks noch mit Orden ausgezeichnet. Die besten Männer Deutschlands aber wurden verfolgt und ihrer Aemter entsetzt. Ein Ernst Moritz Arndt wurde erst von Friedrich Wilhelm IV. rehabilitiert. Die Burschenschaft, eine der Verkörperungen des deutschen Gedankens in jener Zeit, wurde aufgelöst und jedes politische Leben unterbunden. Die schwarz-rot-goldenen Farben der Burschenschaft aber lebten fort als die freiheitlichen-alldeutschen Farben bis in unsere Tage, und die neue deutsche Flagge kann die Verwandtschaft mit ihnen nicht verleugnen.

Besitzen wir nun heute die Garantien, daß wir bei einigem guten Willen nicht in die Fehler von 1815 zurückfallen? Die Frage ist mit einem unbedingten Ja zu beantworten! Zu einem zweiten Wiener Kongreß wird, kann und darf es nicht kommen. Die Garantie dafür liegt einmal in der Konstellation der Mächte, dann aber vor allem darin, daß eine Rivalität zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn ausgeschlossen ist. Die deutsche Frage, in der damals die Gegner, der heutige Dreiverband, Preußen und Oesterreich gegeneinander ausspielten und die Eifersucht wachhielten und schürten, ist seit einem halben Jahrhundert gelöst.

Eine zweite schlimme Möglichkeit, die beim Ausbruch des Krieges drohte, ist auch glücklich vorübergegangen. Wir brauchen England nicht mehr zu fürchten, seit es am 4. August offen in die Reihe unserer Feinde trat, die es bis dahin auf uns gehetzt hatte in jahrelanger planvoller Arbeit. Es kann keinen Druck bei den Friedensverhandlungen ausüben. Mit England wird mitabgerechnet werden, und zwar gründlich.

Nach außen dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß wir einen Frieden erhalten, der kein fauler Kongreßfriede ist, sondern den Opfern an Gut und Blut entspricht und uns Ruhe verschafft für alle Zeit.

Aber nach innen? Wird man da nicht in die alten Fehler zurückfallen von 1815 und 1817? Wird das Mißtrauen der regierenden Kreise gegen das Volk nicht neuerstehen? Hier kann ebenso zuversichtlich ein Nein die Antwort sein. Bei aller Unzufriedenheit, die man in vielen Punkten gegen die deutsche innere Politik bis zu diesem Kriege hegen konnte, darf man nie vergessen: Zwischen 1815 und 1914 liegt ein Jahrhundert, liegt 1848 und 1870/71. Dazwischen liegt der deutsche Reichstag und das allgemeine Wahlrecht, liegt unsere große soziale Gesetzgebung. Eins aber ist sicher: Politik, Weltpolitik läßt sich nur treiben, wenn man auf die patriotische Gesinnung des ganzen Volkes zählen kann. Friedrich Naumann hat in seiner letzten öffentlichen Rede vor dem Krieg am 21. Juli in Köln, als er über nationale Fragen sprach, diese Notwendigkeit des Vorhandenseins der patriotischen Gesinnung als Elementarerfordernis einer großen neudeutschen imperialistischen Weltpolitik hingestellt, die uns eines Tages zwingen könne, unseren Platz an der Sonne mit dem Schwert zu verteidigen. Gegenüber einer solchen Grundforderung der patriotischeu Gesinnung seien alle anderen noch so wichtigen Fragen der inneren Politik, selbst Rechtsfragen, ein Plunder. Pflicht der Regierungen aber sei es, das Volk in seiner patriotischeu Gesinnung zu stärken und nicht durch Vorenthaltung seiner Rechte abzustoßen und darin wankend zu machen.

Naumann hat wohl selbst nicht gedacht, daß das deutsche Volk so schnell auf die Probe gestellt werden sollte. Und es hat sie in den Tagen des August bis heute glänzend bestanden. Es hat gezeigt, daß ihm wahrhaft patriotische Gesinnung über alles geht. Es hat nicht versucht, Schachergeschäfte zu machen, d. h. der Regierung in Stunden der Not Rechte abzuzwacken.

Wir danken aus ganzem Herzen unserem Kaiser, daß er in großer Stunde das entscheidende Wort sprach: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche!" Damit bekundete er offen als erster, was die Stunde erheischte: patriotische Gesinnung. Und wir danken dem Reichskanzler, daß er nach viermonatiger Kriegsdauer am 2. Dezember im Reichstag die Versicherung abgab, daß in Zukunft, nach dem Kriege, wenn der Kampf der Parteien, dessen Notwendigkeit für ein politisches Leben er betonte, neuerstehen würde, es in diesem Kampfe für die Regierung nur noch Deutsche geben soll. Wir dürfen fest überzeugt sein, daß diese beiden Aeußerungen schon eine Garantie bilden, daß ein zweites 1817 uns nicht beschieden sein wird.

Digitized by Google

Danken wir aber auch der deutschen Sozialdemokratie, durch deren Haltung in diesen großen Tagen die Fortentwicklung der inneren politischen Freiheit ermöglicht wird. Der Name Ludwig Frank wird in der deutschen Geschichte mehr bedeuten als die von Bebel und Marx. Von unseren rechtsstehenden Parteien wollen wir auch hoffen, daß sie sich nicht mehr der Einsicht verschließen, daß eine freiheitlichere Politik in Deutschland, namentlich in Preußen notwendig ist. Damit wird Preußen in nichts seine Eigenart verlieren, hat sich doch der vielgeschmähte preußische Militarismus und Drill auf das glänzendste bewährt.

Manches muß noch verschwinden, wodurch im Ausland falsche Ansichten über Deutschland erzeugt und wachgehalten werden. Es klingt vielleicht kleinlich, ist aber wahr und nicht unwichtig: die bayerische Briefmarke soll der Reichsbriefmarke Platz machen, eine Reichspost für das ganze Reich! Die schiefen Urteile über Bayern und sein Verhältnis zum Reich, die immer wieder in der ausländischen Presse erklingen, werden durch solche kleinen Aeußerlichkeiten genährt. Man muß auch die Details pflegen, sagte der große König. Die Organisation des deutschen Nachrichtendienstes wird ein besonderes Kapitel sein in den großen Zukunftsaufgaben.

Bei seinem Abgang von der Armee schrieb am 20. November 1815 Blücher an den König Friedrich Wilhelm III. über den Wiener Kongreß, daß „Preußen und Deutschland trotz seiner Anstrengungen immer wieder als das betrogene vor der ganzen Welt dasteht und Englands Einfluß auf Deutschland sich ganz fest begründet". Wir hoffen zuversichtlich und sind fest davon überzeugt, daß diesmal nach Friedensschluß kein deutscher Heerführer in ähnlichem Sinne an seinen Kaiser sich zu wenden braucht. Wir hoffen aber auch, daß kein Kämpfer und Politiker die Frage dann aufzuwerfen braucht, die damals der Breslauer Universitätsprofessor Steffens in tiefem Schmerz seiner getäuschten Hoffnungen richtete: „Wo ist jetzt Deutschland, dem der Kampf galt? Alle jungen Krieger, darunter die vorzüglichsten, wurden Politiker. Wo ist das Deutschland, fragten sie, für welches zu kämpfen wir aufgefordert wurden? Es lebt in unserem Innern. Zeigt es uns, wo wir es finden, oder wir sind genötigt, es uns selbst zu suchen!"

Wir Deutsche von heute, von 1914, kennen das Deutschland, für das wir kämpfen: Es ist das größere Deutschland, aber auch das freiere Deutschland!

Frieda Wunderlich / Verlust der politischen Rechte durch Armenunterstützung

Der Krieg hat plötzlich zahllose Familien in die Notwendigkeit versetzt, Unterstützungen anzunehmen. Durch die Kriegsunterstützung (auf Grund des Gesetzes vom 22. 2. 88 (8. 8. 14) und die in verschiedenen Gemeinden eingeführte Arbeitslosenfürsorge versuchte man die besonders durch den Krieg verursachte Not zu lindern. Völlig konnte das nicht gelingen; denn nur in Ausnahmefällen wird die Unterstützung dieselbe Lebenshaltung ermöglichen wie das Einkommen. Wo häufig Krankheit oder Arbeitslosigkeit vorher schon die Existenz des Arbeiters bedrohte, da werden die verhältnismäßig geringen Unterstützungen ihn gerade nur vor der bittersten Not bewahren. Kleine Rentenempfänger, die nicht ganz erwerbsunfähig waren und von ihrem Arbeitsverdienst und der Rente sich und ihre Familien ernährten, haben die Arbeit verloren und sind — wenigstens in Berlin — durch die Bestimmungen von der Arbeitslosenfürsorge ausgeschlossen. So ist ein großer Personenkreis unverschuldet dazu gezwungen worden, Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln in Anspruch zu nehmen. Zwar schließen Kriegs- und Arbeitslosen-Unterstützung und Almosen sich gleichzeitig aus, doch sind Extraunterstützungen, vereinzelte Leistungen wie Gewährung von Medikamenten und ärztliche Hilfe, Unterbringung von Angehörigen in Krankenhäusern usw. auch neben Kriegs- und Arbeitslosenunterstützung möglich. Die verstärkte Inanspruchnahme öffentlicher Mittel zeigt sich in dem Anschwellen der von der Stadt bewilligten Summen.

Diese Situation muß unsere Aufmerksamkeit auf einen Uebelstand hinlenken, der dringend der Abhilfe bedarf, auf den Verlust der politischen Rechte, den Unterstützung aus öffentlichen Mitteln verursacht.

Für das Reich hatte das für die Wahl zum Reichstag geltende Gesetz von 1869 allen Personen, die Unterstützungen aus öffentlichen oder Gemeinde-Mitteln beziehen oder im letzten, der Wahl vorhergegangenen Jahre bezogen haben, die Berechtigung zum Wählen entzogen. Ebenso können auf Grund der §§ 33 und 85 GVG. Personen, welche für sich oder ihre Familie Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln empfangen oder in den letzten 3 Jahren von Aufstellung der Urliste zurückgerechnet empfangen haben, zum Amte eines Schöffen oder Geschworenen nicht berufen werden. Das Reichsgesetz betreffend die Einwirkung der Armenunterstützung auf öffentliche Rechte vom 15. 3. 1909 hat diesen Bestimmungen ihre Härte dadurch genommen, daß es den Begriff der Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln auf den Bezug der laufenden Armenunterstützung beschränkt. Die politischen Rechte werden danach bei den folgenden Unterstützungen nicht entzogen:

1. Krankenunterstützung,
2. die einem Angehörigen wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen gewährte Anstaltspflege,
3. Unterstützungen zum Zweck der Jugendfürsorge, der Erziehung oder Ausbildung für einen Beruf,
4. vorläufige Unterstützungen, wenn sie nur in der Form vereinzelter Leistungen zur Hebung einer augenblicklichen Notlage gewährt sind,
5. Unterstützungen, die erstattet sind.

Demnach ist das Reichstagswahlrecht aller derjenigen Personen, die sich, durch besondere Kriegsverhältnisse gezwungen, vorübergehend an den Armenvorsteher wenden, geschützt.

Anders in Preußen. Hier werden allen Personen, die aus öffentlichen Mitteln Armenunterstützung erhalten, durch Verordnung vom 31. 5. 1849 im § 8 das Wahlrecht zum Abgeordnetenhaus, durch die Städteordnung vom 30. 5. 1853 im § 5 das Bürgerrecht und durch die Landgemeindeordnung vom 3. 7. 1891 §§ 41, 44, 47 die Gemeinderechte entzogen. Es werden also die unterstützten Personen ausgeschlossen von der Ausübung des Stimmrechts in der Gemeindeversammlung oder von der Teilnahme an den Gemeindewahlen und von dem Recht, unbesoldete Aemter in der Gemeindeverwaltung und -vertretung auszuüben.

Da für Preußen kein Gesetz den Begriff der „Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln" einschränkt, so hat das Oberverwaltungsgericht in einer Entscheidung vom 18. 5. 1900 angenommen, daß der Ausdruck den Sinn haben soll, der ihm zur Zeit, als das Gesetz erlassen wurde, beigelegt zu werden pflegte. Der Gesetzgeber aber habe, so erklärt das OVG., auch für vorübergehende Hülfsbedürftigkeit gewährte Unterstützungen mithineinbeziehen wollen, wie aus dem damals maßgebenden Gesetz über die Verpflichtung zur Armenpflege vom 31. 12. 1842 § 29 und aus dem Gesetz über den Unterstützungswohnsitz vom 6. 6. 1870 § 31 hervorgeht. Das OVG. kommt daher zu dem Schluß, daß auch vorübergehende Beihilfen wie z. B. Aufnahme eines Familienmitgliedes in ein Krankenhaus auf Kosten der Armenverwaltung als Unterstützung aus öffentlichen Mitteln zu gelten haben. Auch dadurch, daß eine Erstattung bald erfolgt, kann das, was einmal als Armenunterstützung gegeben wurde, seine Natur nicht verändern. Die Unterstützung als Darlehn, als einen von der Armendirektion gewährten Kredit aufzufassen, lehnt das Gericht ab.

Wir müssen demnach als Resultat feststellen, daß in Preußen jede Beihilfe der Armenverwaltung an irgendein Familienmitglied, seien es Pflegegelder, Medikamente, ärztliche Behandlung, Hebammendienste, Gewährung von Speisemarken usf., dem Familienoberhaupte die politischen Rechte entzieht. So kann sehr leicht der

Digitized by Google

Fall eintreten, daß ein Wehrmann gerade infolge der Erfüllung seiner vornehmsten Staatsbürgerpflicht sich bei der Rückkehr aus dem Felde seiner Rechte als Staatsbürger beraubt sieht. Bereits am 17. 2. 1914 hat der Landtag sich bereiterklärt, die Bestimmungen für Preußen in gleicher Weise zu regeln, wie es im Reich geschehen ist.

Pflicht der Regierung wäre demnach die schleunige Einbringung eines Entwurfs, der den Begriff der Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln auf Empfang von Almosen beschränkt.

Kurt Arnold Findeisen / Ein Sieger

Eine Geschichte aus dem großen Kriege 1914.

„Um der Heimat willen in Kampf und Sieg! Ja, um der Heimat willen! Heimat! Was ist das? Die germanische Natur ist es zwischen Maas, Memel, Etsch und Belt, über der jetzt noch die Sommersonne wie eine goldstrotzende Krone schwebt, um die bald die Herbstnebel wie Diebe und Kronräuber schleichen werden, das germanische Kulturland ist's mit seinen rüstigen Aehrenbreiten und Weingärten, mit seinen Hochöfen, Maschinenhallen, Förderwerken, mit seinen Wirkstätten der Faust, des Hirns, des Herzens, die ohnegleichen sind auf diesem Planeten!

Heimat! Was ist das? Deine Ahnenerde, dein Mutterland, dein Vaterhaus, dein Kinderkönigreich, dein Spielwinkel und Jugendtraumgenist, der Ort, wo du die ersten unschuldigen Wünsche gestammelt, die Wiese, die deine ersten sorglosen Spiele gesehn, der Wald, drin die Märchen deiner Morgenstunden aus- und eingingen: das Rotkäppchen und die Genoveva, die schöne Rittersfrau, das Marienkind und der Berggeist Rübezahl, der blonde deutsche Knabe Siegfried und der dunkle Träumer Parzival, der Hans im Glück und der Dumme, der das Tischleindeckdich, das Eselein streckdich und den Knüppel-aus-dem-Sack mitheimbrachte!

Heimat! Was ist das? Der Fliederstrauch, das Rosenbeet, der Weihnachtsbaum, das Tal, der Bergeshang, die Uferböschung, das Dorf, die Stadt — das Teilchen Welt, das sich in den besorgten Augen deiner Mutter spiegelte, der Klang der Ziehharmonika, der von dem Tisch deiner Kameraden und Schulfreunde aus dem „Goldenen Löwen" herüberstrich, der Veilchenduft, der mit deiner Liebsten zur Tür hereinkam, der bittere Geschmack der Träne, der dir von einem Friedhofsgang im Munde blieb!

Heimat! Was ist das? Der Hauch deines Mundes, der zum Worte wird, der Schlag deines Herzens, der Druck deiner Hand, — das Lachen eines Kindes, deines Kindes, das du über dich hinaus in ein besseres Morgen und Uebermorgen geleiten wolltest!

Dein Erstes und dein Letztes, der Sonnenregen, der in deine Wiege fiel, die drei Händevoll Staub, die über deinen letzten Ankerplatz hingesegnet werden, deine Hoffnung, deine Liebe und dein Glaube, dein köstlichstes Erbe und dein heiligstes Zukunftsgut: das ist deine Heimat!

Und um diese dir zu rauben, sind sie ausgezogen von Osten, Westen und Norden. Von dort her, wo Haß, Neid, Sucht, Gier wohnen, sind sie gekommen, um dein unveräußerlich Erbenanrecht mit schmutzigen Händen anzutasten.

Nun stell' dich vor dein Heiligtum, Hüter von Krone und Grab! Nun schwing den Stahl und richte das Rohr! Nun opfere, opfere, opfere um deiner Heimat willen! Amen!"

So hatte der junge Pfarrer geendet, der ein freier, begeisterter Mensch war. Nicht zwischen den blassen Wänden der Dorfkirche, sondern unter dem allerseligsten Augusthimmel, an dem die Sonntagssonne freilich noch wie eine goldstrotzende Krone hing, unweit der Eiche, welche die Gemeinde vor Jahren um dreier Namen willen gepflanzt hatte. Die drei Namen waren in einen Stein gemeißelt und hießen: Friedrich Krumbholz, August Degenkolb, Franz Wilfert. Darunter stand: Sie starben für die Heimaterde 1870/71.

Der junge Paul Degenkolb war der hellen Predigt, durch die die Bienen trieben und die braunsamtenen Hummeln, zwiespältigen Herzens gefolgt. Nun, nachdem die Menge der Männer, Weiber und Kinder auseinandergegangen war, fand er sich vor dem Stein, der ihm den Namen seines Großvaters in vergoldeten Lettern entgegenhielt. Die Blätterschatten der Eiche haschten drüber hin wie nervöse Hände.

Der Großvater! Ein armer mißachteter Handweber war er gewesen daheim im Dorf. Das hatte der Vater oft erzählt. Dort hinten in dem kahlen Häuschen hatte im wackligen Stuhl seine Lade gekracht, zuweilen arg verdrossen und vergrämt. Ein großer Held war er geworden mit den sächsischen Kanonieren draußen vor Paris in Frostnot und Geschoßhagel. In blankem Gold prangte heute noch sein Name; nur erst ein paar Buchstaben starrten regenverwaschen wie blinde Augen. Der Schulmeister mußte ihn lesen, wenn er vorüberging, ja, der sprach wohl auch den Schulkindern davon, jedesmal am Sedanfest. Der reiche Bierbrauer mußte ihn lesen, der Rittergutsherr und der Fabrikant, der die Handweber kaput gemacht, hinter dessen Jacquardmaschinen er selber bis gestern in elfstündiger Tagesfron gesessen hatte. Die Spaziergänger mußten ihn lesen, die Sonntags aus der Kreisstadt kamen; der Militärverein ließ jedes Jahr einen Kranz davor niederlegen.

War der Ahne, der nun ein Held war, auch um seiner Heimat willen hinausgezogen, wie der Pastor wollte? Um einer Heimat willen, die ihn über die Achsel ansah, die ihm den Ertrag ihrer Flur kaum gönnte und ein noch so kärglich Erdenanteil vorenthielt? War er auch wirklich für die Scholle, die ihm nicht zu eigen gewesen, der französischen Granate entgegengelaufen? — Davon hatte der Vater nichts verlauten lassen. — Er hatte eben mithinausgemußt in jenen Julitagen, der arme Handweber August Degenkolb, wie morgen früh er, der Enkel, mithinausmußte. Er war nicht gefragt worden, ob er wollte, ob er auch mit dem Herzen dabei wäre, wie morgen er nicht gefragt werden würde.

Oder hatte vielleicht die Heimat an ihm oder gar schon an seinem Vater inzwischen wettgemacht, was sie am Ahnen unterlassen? Hatte sie dem anders als mit diesem billigen Steine gedankt? Nein, dreimal nein!

Er wandte sich aus dem flirrenden Schatten der Eiche.

Nicht sorgloser und froher als der Gebliebene hatte sein Vater in dem ererbten Webstuhl gehockt. Nicht eine Blüte, nicht eine Frucht mehr hatte ihm die Heimaterde über den Zaun gelangt, nicht eine Grabenbreite zu inniger Eigenwonne ihm unter die Füße geschoben. Im Gegenteil! Die betriebsame Zeit nach jenem Heldensterben hatte die Maschinen ins Dorf gebracht. Immer zaghafter war der willige Weg des braunen Holzschiffchens geworden; immer unregelmäßiger und kleinlauter hatte sich infolgedessen das Spulrad der Mutter gedreht; immer bekümmerter hatten alte und junge Augen in das neue Treiben, das den Feld- und Wiesenfrieden mit Lärm füllte, hinausgefragt, bis es eines Tages geheißen hatte: Die Fabrik ist fertig; ihr könnt eintreten, wenn ihr wollt, wenn ihr gescheit sein wollt, Junge und Alte!

Digitized by Google

Gewehrt hatten sie sich da gegen die vielgeschäftige, unbarmherzig rechnende Uebermacht, gewehrt, daß ihnen Hände und Herzen weh taten. Aber es hatte nichts gefruchtet. Und eines Termins, als nicht die Hälfte der Hausmiete im Kasten war, meldete sich der Vater mit zusammengepreßten Lippen in der Schreibstube der mechanischen Weberei, und fast hinter jedem Konfirmations- und Ostertag, nachdem der alte Webstuhl längst zusammengeklappt, nachdem das fleißige Spulrad mitsamt der treuen, geliebten Spulerin längst davongegangen, schritt seitdem ein Bursche oder ein Mädchen aus der stillgewordenen Weberhütte unter Schornsteinwolken dem schnöden Rohziegelbau zu, hinter dessen klirrenden Scheiben die Treibriemen tobten und die eisernen Räder atemlos um Geld, Geld, Geld, fremdes Geld durcheinanderliefen.

So auch er. Wenn sie sich dann zu Mittags- und Abendzeiten um das karge Essen versammelten, das an Stelle der zu früh Müdegewordenen die Ahne bereitet hatte, redeten sie leere Worte aneinander vorbei, um sich gegenseitig zu verhehlen, daß sie glücklos waren. Oder vermochte die Heimatsonne sie dafür zu entschädigen, die dann wohl verlegen um die Blattpflanzen und Kaktusstöcke am Fenster rückte oder Hänfling, Zeisig und Stieglitz, das gekaufte verschüchterte Waldgeschwister, das in hölzernen Gefängnissen über dem Haussegen hing, oder das begnadete Aehrenwogen des Ritterguts, das vor den Malven des Kleinodgärtchens begann und schier endlos bis an den Fluß hinab und über die Hügel wallte? Nein, nein! Das vermochte höchstens der Gedanke, der nach und nach in ihren Köpfen lebendig und mächtig geworden war: daß, da die Heimat sie enterbt habe, nur von dem trotzigen Verbrüdern, von dem einstimmig gebieterischen Fordern und Verweigern der Heimat- und Schatzlosen aller Völker, der Arbeiterlegionen aller Welt eine gerechtere Verteilung der Erdengüter zu erhoffen sei. Ja, er für seine Person hoffte und glaubte das nicht nur, er war sogar glühend bereit, im Frühlicht dieser Erkenntnis rücksichtslos ins Weite zu wirken. — Und trotzdem sollte er morgen für die Heimat ins Feld ziehen!

Der junge Sozialdemokrat war finsteren Blickes den Wiesenrand entlang gewandelt, der seitlich der Dorfgasse zu seinem Vaterhause führte. Er fand nur die Ahne daheim. Die aber schien schon auf ihn gewartet zu haben, denn sie rief ihn mit einer sonderbaren Zärtlichkeit in der brüchigen Stimme, die sonst nicht in ihrer Art lag und die ihn verwundert aufhorchen machte, in ihre Kammer.

„Hier, mein Junge," sagte sie, in ihrer Truhe kramend, „hier is noch was für dich, eh' du fortgehst."

Sie brachte ein vergilbtes Papier hervor und entfaltete es mit zitternden Händen.

„'s is der letzte Brief von deinem Großvater, den er mir aus Frankreich geschrieben hat, damals, du weißt schon. Ich hab' ihn euch Kindern nie gewiesen. Kinder denken sich nix bei solchen Sachen. Aber nu, wo du auch in den Krieg ziehst, sollst du ihn lesen."

Sie legte das welke Papier auf den Fensterstock und strich es glatt. Ihre gichtigen Finger strichen darüber hin wie über einen geliebten Scheitel, wie über eine Kinderwange, wie über etwas unsagbar Kostbares.

Der Enkel forschte mit erstaunten Augen der ungelenken Schrift nach und entzifferte:

Im Lager vor Paris, am 20. Januar 1871.

Liebe Frau!

Hast Du meinen letzten Brief gekriegt? Das mußt Du mir allemal kund und zu wissen tun, damit ich's weiß. Deinen habe ich heute gekriegt. Daß der Alfred den Keuchhusten hat, ist mir nicht recht. Gib ihm nur Fenchelthee zu trinken. Daß wir seit vorgestern wieder einen deutschen Kaiser haben, hast du wohl inzwischen auch erfahren. Mal Dir das bloß aus! Einen Kaiser und was für einen! Nun sind wir wieder ein Kaiserreich, und wir wissen, um was wir die Zehnpfünder geladen haben. Du kannst dem Alfred auch Thymian mit Zucker abkochen. Das soll auch gut sein. Ein Paar wollene Strümpfe könnte ich noch gebrauchen, besonders wenn die Geschichte noch recht lange dauert hier vor Paris, worauf's am Ende nausläuft. Mit Weihnachten daheim war's ja auch nichts. Liebe Frau, wenn ich Euch doch den Drehleuchter noch einmal vorrichten könnte und den Paradiesgarten! Habt Ihr noch genug Kartoffeln? Es grüßt Euch alle herzlich

Euer lieber Vater.

Der Enkel hatte betroffen gelesen. Und wenn eine besonders ungefüge oder verblichene Zeile seinen Augen den Weg erschwert, hatte die Ahne eingeholfen. Sie konnte den Brief auswendig.

„Die wollenen Strümpfe haben wir ihm geschickt," sagte sie, „aber er hat sie nich mehr bekommen. Den einen Tag hatten wir sie zur Post gebracht, den anderen Tag stand er in der Liste. Den Drehleuchter und den Paradiesgarten hat er nich mehr vorrichten können."

Der Enkel sah die Greisin groß an. In den Runzeln und Falten ihres Gesichts zeigte sich nichts, was nicht wie alle Tage gewesen wäre. Nur ihre Zitterhände waren wieder um das Papier besorgt, und in ihren Augen glomm eine Wärme, die voll auf ihn fiel:

„Denk an deinen Großvater, mei Junge, wenn du nu auch zu den roten Hosen kommst oder gar zu den Kosaken. Ich bin eine alte Frau, aber das weiß ich: Du darfst sie nich ranlassen an das Reich, für das dein Großvater mitgestorben ist."

Damit bückte sie sich wieder über ihre Truhe.

Der junge Mann aber trat nachdenklichen Antlitzes aus der Kammer. —

Als spät am Abend die Lärmlust der guten Freunde, die seinen und seiner Kameraden Abschied in der Schenke mit Bier und Branntwein begossen, aufs Höchste gestiegen war, entfernte er sich heimlich in den Frieden der Nacht und schritt wiesenwärts dem hellen Fenster zu, hinter dem er das Mädchen erhoffte, das er gern hatte. Es lehnte bereits im Duster der Kastanie, die neben dem Brunnen ragte.

„Guten Abend, Gertrud," sagte er forsch, um eine leise Verlegenheit zu verstecken, „wartest du schon lange auf mich?"

„Ja, schon lange."

„Ich konnte wirklich nicht eher; die Kameraden —"

„Nun bist du ja da!"

Der Ton, mit dem sie das sagte, griff ihm ans Herz. Er zog sie sacht an sich. Da sah er, daß sie Tränen in den Augen hatte.

„Aber Schatzel," sagte er weich, „ich komm' doch wieder."

Da brach sie in wehes Weinen aus, schüttelte heftig den Kopf und schluchzte:

„Nein, du kommst nich wieder, Paul! Du kommst nich wieder! Du kannst doch gar nich wiederkommen, wo soviel Feinde über uns herfallen!"

Digitized by Google

„Aber es werden doch nicht alle erschossen, Schatzel", wandte er bestürzt ein.

Sie wußte es besser:

„Nein, nein, Paul, diesmal wird's ganz schlimm, und die Tapfersten und die Besten müssen allemal dran glauben!"

Sie drängte sich eng an ihn, und er spürte, daß ihr ganzer Körper in Abschiedsangst bebte.

Da würgte ihn etwas im Hals. Die warmen Augen seiner Ahne waren für einen Herzschlag noch einmal vor ihm. Dazu dieses fassungslose, törichte Mädchen mit seiner unvermuteten, staunenswerten Wissenschaft. Die Tapfersten und Besten stürmte es in ihm, zu denen sie ihn rechnete! Die Tapfersten und Besten, die zum Opfer fürs Land gerade gut genug.

Etwas, was er bisher noch nie so gefühlt, stieg in ihm empor: eine Wehmut, die zugleich eine Wonne war, ein Stolz und ein Grimm und ein völkischer Glaube. —

Nachdem er sie getröstet, so gut er vermochte, wandelten sie engumschlungen noch lange über die schlummernde Erde ihrer Väter. So strahlend der Tag gewesen war, so über die Maßen schön war die Nacht. Das Füllhorn der Sterne war ausgeschüttet über den nur halb verdunkelten Himmel. Im Laub der Bäume, in den Halmen und Rispen der Wiesen, in den Aehren, die noch in steilgekämmtem Gewimmel auf den Aeckern standen oder schon zu Garben gebunden aneinanderlehnten, regte sich weltverloren ein Windegehn, das eitel Sanftmut war. Alles Gefilde duftete süß und deutsch.

Sie wandelten und verweilten und wandelten und hatten sich lieb. Ihre aufgescheuchten Herzen tauchten sehnsüchtig unter in dem Heimatfrieden, der sie noch einmal, vielleicht zum letztenmal gemeinsam umgab, wie arme Kinder sich noch einmal in warme Kissen huscheln, ehe sie in den klirrenden Wintermorgen hinausmüssen.

* * *

Die Eisenbahnen waren gepreßt voll von jungen Soldaten.

„Sie schicken uns nach Frankreich", meinten die einen.

„Nee, paßt auf, es geht nach der russischen Grenze", eiferten die anderen.

Als sie einen halben Tag gefahren waren, wußten sie, daß es nach Osten ging.

Jauchzende Ladungen Germanenzorn rissen die donnernden Räder in die jähaufschießende slawische Sonne hinein.

Paul Degenkolb zürnte mit.

Als sie auf einer menschenwimmelnden Haltestelle weit im Osten die immer qualvoller empfundenen Verließe des Zuges verlassen hatten, standen sie mitten in dem Elend einer bedrohten Heimat. Verstörte Siedler mit kummervoll geweiteten Pupillen strebten an ihnen vorüber. Eine fremdartige schrille Mundart umschwirrte sie in Lauten der Angst und der Verzweiflung. Leiterwagen, Kutschen, Karren, über und über belastet mit eiligst, fieberhaft gehäuftem Hausrat flohen ihnen ratlos entgegen wie Trümmer einer geschlagenen Armee. Schluchzen zitterte von Gefährt zu Gefährt, überstöhnt vom Brüllen einzelner Rinder, untermischt vom Achsenknarren, von Befehlen, Flüchen, Schreckschreien. Und über allem Staub, Sommerstaub, flüchtig gewordene Ahnenscholle.

Die Soldaten sahen einander fürs erste betroffen an. Dann kam ein Verstehen, ein Erbarmen, eine Wut über sie, die nach furchtbarer Vergeltung rief und drängte.

(Fortsetzung folgt.)

Gottfried Traub / Gurkhas

So Krieg zu führen, daß man vernichtet und sich nicht selbst opfert, ist unmöglich. So Krieg zu führen, daß man sich selbst opfert und nicht vernichtet, ist töricht. Dragomirow.

Warmer Sonnenschein liegt auf dem ausgedehnten Gefangenenlager. Zu Tausenden stehen sie umher. Unleserlich sind dieser Männer Gedanken. Ein Seelenforscher würde Gold darum geben, um ihre wahren, tiefsten Empfindungen kennen zu lernen. An einem Ende des Lagers standen Hindu, sehnige Gestalten. Mit verächtlichem Stolz blickten sie umher. Sie trennten sich selbst von denen, die unweit von ihnen standen. Das sind die Gurkhas. Es schüttelt mich noch jetzt! Nicht, weil ich mir Erinnerungen zurückrufe von dem, was man las oder hörte. Da können manche Uebertreibungen vorgekommen sein. Nein! Der Haß gegen diese Menschen wurde mir mit einem Male klar. Ihr lieben deutschen Jungen, was habt ihr für uns ausgestanden! Ihr Söhne und ihr Väter, kein Wort der Zunge klingt so warm, um euch den Dank zu sagen, den ihr verdient! Also mit solchen Gegnern mußtet ihr kämpfen? Diese Horde habt ihr uns vom Halse gehalten, daß sie Haus und Herd nicht berühren sollten. Es wird mir eiskalt, wenn ich mir vorstelle, daß diese Menschen in meine Wohnung gekommen oder gar dort bei Weib und Kind geblieben wären. So sieht dieser Kulturkrieg aus? Mit solchen Männern verteidigen England und Frankreich die Weltkultur gegen uns? Ich las schon oft von dem Widersinn dieser Behauptung; ich sprach schon manchmal über die Torheit dieser Lüge. Aber daß sie heller Wahnsinn ist, wurde mir erst hier klar, als ich vor diesen Menschen stand, Aug' in Aug'. Diese selber können ja nichts für ihre Rasse. Wer hat sich um ihr Hirn und Herz bekümmert und es je gepflegt? Wer gab ihnen einen Schimmer Menschlichkeit ins Auge und eine Schale Wissen und Gemüt in ihre Hand? Nein, sie selbst klage ich nicht an. Aber die, die sie riefen, sind Schufte. Mit den Nägeln möchte man die Erde aufkratzen, welche unsere Toten deckt, die mit diesen Leuten kämpfen mußten, und möchte ihnen noch einmal über das fahle Gesicht streichen und laut weinen.

Geht alle fort, die ihr von der Kultur unserer Feinde redet, die ihr davon sprecht, daß man später ihre Gefühle schonen müßte und auf ihre Empfindungen Rücksicht nehmen soll. Seit ich diesen Anblick gehabt, kann ich das nicht mehr. Ich weiß nicht, wozu ich fähig wäre, wenn ich jene Befehlshaber vor mir hätte, die Europas Boden für so gemein erachteten, daß sie diese Mannschaften auf uns losließen. Jeder Krieg hat seine Ehre und jeder Waffengang sein inneres Gesetz. Wer sich dagegen versündigt, schließt sich aus. Und ausgeschlossen aus dem Ring ehrlicher Fechter sind für mich die, welche solche Völker zu gemeinsamem Kampf herbeigezogen haben. Uebertreibe ich? Oder bin ich das Opfer eines Augenblicks? Nein, ich sehe sie lange, lange an, ich gehe ihnen nach, ich vergleiche sie mit dem wilden Völkergemisch aus Afrika und den russischen Steppen, die gerade zu Hunderten in der Nähe lagern. Jammer beschleicht mich, tiefer Jammer über diese sogenannte europäische Kultur, die sich von Menschen helfen läßt, die weder lesen noch schreiben können und deren Empfindungswelt — doch laßt mich schweigen. Ich kenne keine Gemeinschaft mit Völkern, die so wenig Ehrgefühl haben. Mögen da treffliche einzelne Denker leben und manches Gut an Bildung und Sitte liegen; daß sie diese Fremdlinge nicht nur mieteten, sondern sich dessen noch rühmen, bleibt ein unaustilgbarer Flecken. Kindern und Kindeskindern soll man davon erzählen, nicht aus Haß, sondern aus

Digitized by Google

Liebe zu dem, was man Seelenbildung, Völkergemeinschaft heißt. Ich suche sie noch; gefunden habe ich sie nicht. Nur viel Reden und Anschauungen darüber, und die begräbt solch einziger Gang.

Mit wehem Herzen ging ich aus dem Lager. Blutigrot stand die Sonnenscheibe über dem Westen. Wir hinter der Front ahnen kaum, was Krieg bedeutet.

Margarete Sachse / Gebet im Feld

Herr, wie haben
wir deine Erde befleckt!
Acker und Graben
haben wir rot bedeckt.

Herr, wie rasen
wir mit den Schwertern daher!
Bringt solches Grasen
blutigen Schnittern Ehr'?

Herr, wir legen
die Toten reihengerad —
Willst du sie hegen,
unsere traurige Mahd?

Herr, erneuern
kannst du zerbrochenes Sein!
In deine Scheuern
fahre die Toten ein.

Soziale Bewegung

Versorgung der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern. Die Sorge um ausreichende Sicherstellung der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern beschäftigt erfreulicherweise immer weitere Kreise. In den letzten Wochen haben Erörterungen darüber auch zwischen Vertretern des Bundes der Landwirte und des Hansa-Bundes stattgefunden, welche zu gemeinsamer Vorlegung von Gesetzesvorschlägen beim Kriegsministerium geführt haben. Man ging dabei von folgenden Erwägungen aus: Der gewaltige Umfang des jetzigen Krieges hat dazu geführt, daß weit über Erwarten hinaus Hunderttausende verheirateter Reservisten, Landwehrleute und Landstürmer vor dem Feinde stehen. Viele Tausende von ihnen sind bereits für das Vaterland auf dem Felde der Ehre gefallen. Die Versorgung ihrer Hinterbliebenen regelt das Gesetz vom 17. Mai 1907. Die Höhe der Bezüge richtet sich nach der letzten militärischen Stellung des Verstorbenen. Danach erhalten: die Witwe eines gemeinen Soldaten jährlich 400 M., die Witwe eines Unteroffiziers jährlich 500 M., die vaterlosen Kinder jährlich je 168 M. Diese Bezüge werden in vielen Fällen den Bedürfnissen gerecht. Sie stellen aber eine Härte gegenüber den Hinterbliebenen solcher Personen dar, die aus gehobener Lebensstellung als Arbeiter, Kaufleute, Handwerker, Landwirte und Angehörige der freien Berufe in das Heer eingetreten sind. Die Vorschläge der beiden Verbände gehen deshalb von dem Grundgedanken aus, daß es erforderlich ist, zu den Renten des Gesetzes vom 17. Mai 1907 den Hinterbliebenen Zusatzrenten zu gewähren. Diese Zusatzrenten sollen auf der Grundlage des letzten Einkommens des Gefallenen mit der Maßgabe bestimmt werden, daß ein angemessener Höchstsatz für die Gesamtrente einer Familie festgesetzt wird und daß, unter Ausscheidung des fundierten Einkommens, nur dasjenige Einkommen berücksichtigt werden soll, welches als Arbeitseinkommen des Verstorbenen erscheint. Es soll somit den Zusatzrenten diejenige Summe zugrunde gelegt werden, um die sich das Gesamteinkommen der Familie durch den Fortfall der Tätigkeit des Ernährers, der im Kriege geblieben ist, vermindert hat.

Schutz der Wertarbeit während des Krieges. So ausgezeichnet sich auch der deutsche Wirtschaftskörper den Verhältnissen des Kriegszustandes angepaßt hat, so kann es doch nicht wundernehmen, daß die teuersten und besten Waren jetzt nur wenig verlangt werden. Selbst wohlhabende Leute, sogar solche, die jetzt mehr Einnahmen als zu Friedenszeiten haben — und es gibt ja solche —, schränken sich ein. Wenn das auch aus wirtschaftlichen Gründen nicht am Platze ist, so wird man doch wahrscheinlich, solange der Krieg dauert, leider darüber hinwegkommen müssen. Viel gefährlicher scheint es der „Deutschen Handelskorrespondenz" aber zu sein, daß das Streben nach Billigkeit den Stand unserer Wertarbeit, den wir mit großer Mühe und unter schweren Opfern in den letzten Jahren erklommen haben, gefährden könnte. Diese Gefahr geht von der gleichen Seite aus, die seit jeher durch scheinbar billige Preise bei entsprechend geringen Waren die große Masse der urteilslosen Käufer zu verlocken gesucht hat. Diese Geschäfte scheinen nun einmal ihren Vorteil bei diesem System leichter zu finden, als wenn sie sich bemühen würden, vor allem auf die Güte der von ihnen vertriebenen Waren zu achten. Für diese Geschäfte scheint jetzt eine ausgezeichnete Gelegenheit gekommen zu sein, den weniger sachkundigen Teil der Kundschaft zur früheren Urteilslosigkeit zurückzubilden. Diesem Treiben müßten alle in Betracht kommenden Stellen kraftvoll entgegenarbeiten! Zu ihnen rechnen wir die Theoretiker der Volkswirtschaft und alle Schriftsteller, die die öffentliche Meinung auf dem Gebiete des Geschmacks beeinflussen, vor allem aber den soliden Zwischenhandel selbst, vom Kaufhause größten Umfanges an bis zum kleinen, soliden Spezialgeschäft. Es handelt sich hier um eine außerordentlich wichtige Frage der deutschen Volkswirtschaft. Denn sowenig sich jetzt schon die wirtschaftlichen Wandlungen übersehen lassen, die uns der Frieden bringen wird, das eine läßt sich doch mit Sicherheit vorhersagen: Die Zukunft unseres Gewerbes und unseres Ausfuhrhandels wird bei der Wertarbeit liegen. Es ist nicht anzunehmen, daß die Löhne nach dem Kriege in Deutschland hinabgleiten werden, und das dürfen wir auch nicht wollen. Ebensowenig ist anzunehmen, daß unsere Landwirtschaft imstande sein wird, die Lebenshaltung des deutschen Arbeiters zu verbilligen. Darum werden wir auf dem Weltmarkt auch fürderhin nicht durch Preisunterbietungen, sondern nur durch die Güte der deutschen Arbeit im Wettbewerb bestehen können. Da es aber organisatorisch nicht möglich ist, für den Inlandmarkt billig und schlecht, für den Weltmarkt preiswürdig und gut zu arbeiten, so müssen wir die größten Anstrengungen machen, den hohen Stand, den wir in dieser Beziehung vor dem Kriege eingenommen haben, auch unter den heutigen schwierigen Umständen zu erhalten. Das wirtschaftliche Gedeihen unseres Volkes wird zum nicht geringen Teile von dieser Haltung abhängen.

Gesetzlicher Ausbau der Arbeitsvermittlung. Am Schluß der Konferenz zur Beratung gesetzlichen Ausbaues der Arbeitsvermittlung (vgl. vorige „Hilfe") wurden Leitsätze vorgelegt und den Teilnehmern mit nach Hause gegeben, die die wichtigsten gesetzlichen Grundforderungen enthalten. Sie lauten: Die Erfahrungen in der Arbeitsvermittlung, besonders seit dem Kriegsausbruch, haben große Mängel des Arbeitsnachweises dargetan, die eine energische Reform im Interesse unserer gesamten heimischen Volkswirtschaft auch schon während des Krieges, notwendig erscheinen läßt. Der Arbeitsnachweis wird seine Aufgaben nur dann erfüllen können, wenn er Angebot und Nachfrage auf dem gesamten Arbeitsmarkt regelt. Außer dieser seiner wichtigsten Aufgabe wird er die Unterlage schaffen müssen für eine zuverlässige Arbeitslosenzählung und der Arbeitslosenversicherung durch Staat und Gemeinde als wichtige Kontrolleinrichtung und Hilfsorganisation zu dienen haben. Diese Vorbedingung für eine ersprießliche Tätigkeit des Arbeitsnachweises wird eine einheitliche Organisation sein, die unter Berücksichtigung der Berufsverhältnisse örtlich gegliedert sein muß. Die örtlichen Organisationen müssen zu Bezirksverbänden zusammengefaßt sein, die wiederum in Verbindung mit einer Reichszentrale stehen. In einer solchen Organisation läßt sich der wechselnde Anspruch des Arbeitsmarktes erkennen und lassen sich die in unserem heutigen Wirtschaftssystem notwendigen Verschiebungen der Arbeitskräfte dirigieren. — Für die Neuorganisation des Arbeitsnachweises durch ein Reichsgesetz wird folgendes zu fordern sein: 1. Für jede größere Stadt mit ihren Vorortgemeinden sowie für einen Bezirk von Landgemeinden und kleineren Städten ist ein Arbeitsamt zu errichten. Die Arbeitsämter sind zu Verbänden für bestimmte Landesteile (Bezirksarbeitsämtern) zusammenzufassen. Die Zentrale dieser Organisationen bildet das Reichsarbeitsamt. 2. Dem Arbeitsamt sind alle Arbeitsnachweise in seinem Bezirk zu unterstellen. 3. Das Arbeitsamt wird zu gleichen Teilen zusammengesetzt aus Vertretern der Arbeiter und Unternehmer auf Grund einer Verhältniswahl. Es steht unter Leitung eines unparteiischen Vorsitzenden. 4. Die gleiche Vorschrift gilt auch für die Verwaltung der Landes- resp. Bezirksämter und für das Reichsarbeitsamt, mit der Maßgabe, daß die Verwaltungsmitglieder der örtlichen Arbeitsnachweise die Arbeitgeber- und Arbeitnehmervertreter zu den Landes- resp. Bezirksämtern, und diese wiederum die Vertreter zum Reichsarbeitsamt zu wählen haben. 5. Dem Arbeitsamt sind alle An- und Abmeldungen über Eintritt und Austritt aus dem Arbeitsverhältnis zu melden, es dient zugleich als Meldestelle für die Krankenversicherung. Dem Arbeitsamt sind für die vom Reichsarbeitsamt geführten Statistiken der Arbeitsvermittlung und Arbeitslosigkeit durch die Arbeitsnachweise des Bezirks die geforderten Angaben zu übermitteln. Dem Arbeitsamt sind alle im Bezirk von den Arbeitsnachweisen nicht erledigten Anforderungen an Arbeitskräften oder Ueberangebot zu melden, um, wenn möglich, einen Ausgleich in anderen Bezirken herbeizuführen. 6. Im Bezirk des Arbeitsamts sind öffentliche Arbeitsnachweise möglichst mit beruflicher Gliederung zu errichten und von den Gemeinden zu unterhalten. 7. Facharbeitsnachweise, die auf Grund von Vereinbarung zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisation errichtet werden, sind gleichfalls dem Arbeitsamt zu unterstellen. Die

Digitized by Google

für ihre Tätigkeit erforderlichen Räume sind ihnen unentgeltlich zur Verfügung zu stellen, die übrigen Kosten haben in der Regel die Vertragschließenden selbst zu tragen. 8. Die Arbeitsnachweise haben eine Verwaltung einzurichten, die aus Arbeitern und Unternehmern zu gleichen Teilen besteht, die durch eine Verhältniswahl bestimmt werden. 9. Die Arbeitsvermittler sind in fachlichen Arbeitsnachweisen und in der Berufsabteilung des öffentlichen Arbeitsnachweises aus den Berufskreisen zu entnehmen, für die der Arbeitsnachweis errichtet ist. Die Wahl der Beamten für den Arbeitsnachweis geschieht durch die Verwaltung des Arbeitsnachweises. 10. Die Arbeitsvermittlung hat unentgeltlich zu geschehen, sie soll unabhängig sein von der Zugehörigkeit zu einer Organisation. Dagegen soll bei der Arbeitsvermittlung Rücksicht auf die fachgewerblichen Ansprüche genommen werden. Ausländische Arbeitskräfte dürfen nur herangezogen werden, wenn keine Einheimischen auf dem Arbeitsmarkt vorhanden sind. 11. Die Unternehmer (einschließlich der Gemeinde- und Staatsbetriebe) haben alle offenen Stellen rechtzeitig dem Arbeitsnachweis zu melden, desgleichen müssen alle Arbeitslosen sich in die Liste des Arbeitsnachweises eintragen lassen und sich täglich oder in näher zu bestimmenden Fristen zur Vermittlung bereithalten. Das Suchen von Arbeit oder die Einstellung von Arbeitskräften unter Umgehung des Arbeitsnachweises ist, soweit nicht besondere Ausnahmen vorgesehen sind, nicht zulässig.

Büchertisch

Deutschland, Polen und die russische Gefahr. Von W. Feldman. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Alexander Brückner. Berlin, Karl Curtius. 99 S.

Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland. Von Dmytro Douzow. Herausgegeben von der ukrainischen Zentralorganisation. Berlin S. 14, Karl Krol. 68 S. 1 M.

Beide Schriften wollen für die Errichtung eines neuen Staates wirken, beide wünschen, daß für ihr Volk das große Ringen nicht vergeblich sein möchte. Die Polen liegen uns näher, geographisch und politisch. Feldman stellt sehr eindringlich die Gefahren dar, die aus falscher Politik gegenüber den Polen jetzt entstehen können. Deutschland soll das auf seine Fahne schreiben, was die Engländer für sich in Anspruch nehmen und was bei ihnen angesichts der Iren und Aegypter sich seltsam ausnimmt: die Befreiung der kleineren Nationalitäten. In bitterem Ernst aber wird davor gewarnt, Polen wiederum aufs neue zu teilen, zu zerstückeln. Douzow berichtet, welche Rolle die Idee eines ukrainischen Staates im Norden des Schwarzen Meeres in der Geschichte gespielt hat, und erörtert die Möglichkeiten einer neuen Staatsgründung dort. Seine Darlegungen über die wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse der Ukraine decken sich inhaltlich im wesentlichen mit dem, was Georg Cleinow in einem sehr lesenswerten Aufsatz in dem „Grenzboten" 1914, über das ukrainische Problem ausgeführt hat. Das wäre ein Schlag, der den Kampf lohnt, wenn man dies 34 Millionen-Volk von Rußland abtrennen könnte! Denn ein solches Staatswesen „wird für unabsehbare Zeit für jede politische Kombination zu haben sein, deren Spitze gegen Rußland gerichtet wird". Rüdiger.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Dr. Ernst Jäckh. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Je 50 Pf.

28. Prof. Dr. Arthur Binz, **Die chemische Industrie und der Krieg.**

29. Prof. D. Martin Rade, **Dieser Krieg und das Christentum.**

„Ein Kapitel aus der Weltmachtstellung deutscher Wissenschaft" nennt Binz seine Schrift; es ist wirklich ein stolzes Bild, das er uns vor Augen stellt. Eisenerzeugung, Anilinfarben, Explosivstoffe, künstliche Düngung, hygienische Artikel, überall steht Deutschlands Industrie an erster Stelle. Rade schreibt „nicht für die, die jetzt keine Probleme kennen"; er will Klarheit schaffen denen, die innerlich kämpfen um das Verhältnis von Krieg und Christentum, und Verständnis finden bei den Neutralen, die es noch nicht ganz aufgegeben haben, uns verstehen zu wollen.

Die naturgemäße Stellungnahme Ungarns in der Weltpolitik. Von Dr. Graf Albert Apponyi. Budapest, Pester Lloyd.

Ungarns Stellung ist die Verteidigung gegen den durch Rußland verkörperten Osten; Ungarn gehört mit Deutschland und Oesterreich fest zusammen als Grenzwächter westlicher Kultur.

England und der Kontinent. Von Alexander von Peez †. 5. Auflage. Wien und Leipzig, Carl Fromme. 79 S. 1,20 K.

Geld und Kredit im Kriege. Von Bankdirektor Julius Steinberg. Bonn, A. Marcus & E. Weber. 80 Pf.

Deutschland und Frankreich. Von Prof. Dr. Dietrich Schäfer. Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank. Berlin W. 35, Verlag Kameradschaft. 30 Pf.

Deutschland vor den Toren der Welt. Von Dr. Friedrich Stieve. München, Delphin-Verlag. 28 S.

Kriegssegen. Von Hermann Bahr. München, Delphin-Verlag. 71 S. 1 M.

Die geheime Vorgeschichte des Weltkriegs. Auf Grund urkundlichen Stoffes übersichtlich dargestellt von Dr. Hans F. Helmolt. Leipzig, K. F. Koehler. 315 S. 3 M., geb. 4 M.

Der größere Teil des Buches enthält die diplomatischen Verhandlungen vom 20. Juli bis 5. August tageweise geordnet, entnommen den amtlichen deutschen, österreichisch-ungarischen, englischen, französischen, russischen und belgischen Veröffentlichungen; die ersten 100 Seiten bringen eine Darstellung der Vorgänge seit der Krügerdepesche 1896. Eine sorgfältige Materialsammlung.

Am Feinde. Der August-Feldzug in Ostpreußen. Von Wilhelm Meißner. Heilbronn, Eugen Salzer. 96 S. 1 M., geb. 1,50 M. Gehört zum Besten, was wir bisher gelesen haben.

Eiserne Wehr. Kriegsvortragsbuch von Ernst Heinrich Bethge. 1. Teil. Leipzig, Arwed Strauch. 3 M., geb. 3,60 M.

Gegen Lug und Trug. Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Schicksalsstunde in Wort und Bild ihrer Feinde. Gesammelt von E. Langfeld. 2. Heft. Leipzig, H. A. L. Degener. 60 Pf.

Kitcheners Geheimnis. Heiteres über den Weltkrieg von Domingo Cirici Ventallo. Barcelona und Leipzig, Carl Seither. 209 S. 2 M., geb. 3 M.

Eine scharfe Satire eines Spaniers gegen den Dreiverband und gegen die spanischen Parteigegner des Verfassers.

Briefkasten

Frl. R. in G. Die von Ihnen aufgegebenen Heeresadressen haben sämtlich die „Hilfe" zugesandt erhalten, und zwar vom Tage der Aufgabe ab. Auch die neuen haben wir mit Dank vorgemerkt.

Lehrer H. in Eisenach. Die Januar-Hefte der Kriegs- und Heimatchronik sind Ende voriger Woche zur Versendung gelangt, Februar kann natürlich erst abgehen, wenn der Monat um ist und die Chroniken in der „Hilfe" erschienen sind.

Verlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg.

G. M. in L. Die Zahl 52,75 kg Fleischverzehr auf den Kopf der Bevölkerung entspricht etwa den Schätzungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, das für den Durchschnitt der Jahre 1904—1911 52,3 kg einschließlich Geflügel und Fische, aber ohne Wild annimmt. Diese Zahlen sind durch das Mitglied des Preußischen Statistischen Landesamts, Dr. Ballod, im II. Band des Sammelwerkes „Die Statistik in Deutschland" und durch Prof. Eßlen „Die Fleischversorgung des Deutschen Reiches" als unrichtig nachgewiesen worden. Eßlen berechnet den Durchschnittsverbrauch für die angegebene Zeit auf höchstens 45,1 kg (einschließlich Wild, Geflügel und Fisch). Für England liegt eine zuverlässige Schätzung nur für den Durchschnitt der Jahre 1898—1903 vor. (Journal der Kgl. Statistischen Gesellschaft.) Sie ergibt (ohne Wild, Geflügel und Fisch) 55,235 kg auf den Kopf, und zwar schwankend nach den Bevölkerungsschichten um 39—136 kg. Wie Braun zu den von ihm angegebenen Zahlen kommt, ist mir nicht bekannt. Wild, Fisch und Geflügel können unter keinen Umständen mit mehr als 6 kg für den Kopf für Deutschland eingesetzt werden. Wie sich der Wild- und Geflügelverzehr in Deutschland im Vergleich zu England stellt, ist nicht bekannt. Der Fischverbrauch ist beträchtlich höher, der Wildbretverzehr dürfte viel geringer sein.

L. Herz.

Quittung

Hilfe ins Feld und an Lazarette. Frau Sp. in B. 5 M, W. in St. 3 M., B. in H. 3 M., Dr. Sch. in H. 2,50 M., v. G. in Ch. 2,50 M., A. in E. 5 M., Frau St. in H. 2,50 M., Frl. W. in M. 1,50 M., Dr. H. in H. 5,10 M., F. F. im Felde 3 M., Pf. M. in U.-R. 6 M., Frau S. in B. 2,50 M., Dr. in S. 7,50 M., Dr. B. in B. 5 M., Frau S. in E. 3 M., G. in W. 2,50 M., R. in Sch. 2,50 M., Sch. in K. 2,50 M., Dr. R. in H. 6 M., Lt. d. R. W. im Felde 15 M., Sem.-Lehrer Kr. in E. als Ertrag einer Sammlung 6 M., Frau Z. in Z. 2,50 M., L. in G. 1,70 M., Frl. R. in B. 2,50 M., Frau B. in O. 2,50 M., Pf. Sch. in W. 2,50 M., C. in E. 3 M., H. in R. 2,50 M., F. in P. 2,05 M., Cz. in Z. 1,70 M., S. in Fr. 10 M., O. in L. 2,50 M., K. in O. 3 M., F. in R. 85 Pf., E. jr. in L. 3 M., Prof. Sch. in Sch. 10 M., Frau Prof. B. in L. 7,50 M., Sch. in M. 1,70 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette. L. in E. 3 M., M. in R. 1 M., Prof. U. in D. 55 Pf., Dr. R in H. 4 M., O. in Sch. 3 M., W. in M. 1 M., A. in H. 5 M., Dr. W. in B. 4 M., Dr. A. in H. 3.05 M., G. in W. 2 M., Pf. T. in B. 1 M.

Allen Gebern besten Dank!

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

4. März 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 9

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Zwei Nachbarländer. — **Wilhelm Heile:** Im Kriegslazarett. — **v. Langermann:** Die Ostseeprovinzen und Finnland. — Zur Elsässer Frage. — **Friedrich Naumann:** Die Kriegsnahrungsrede. — **Oskar Schulze:** Für unsern Nachwuchs. — **Kurt Arnold Findeisen:** Ein Sieger. — Sprechsaal. — **D. Gottfried Traub:** Veilchen. — Soziale Bewegung.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 23. Februar.

Die „Südslawische Korrespondenz", der man für gewöhnlich nicht viel glauben darf, bringt eine Mitteilung, daß die bulgarische Regierung bei der russischen Regierung ernsthafte Einwände erhebt gegen das Minenlegen in der Donau und sich rüstet, bei ungenügender Antwort die Verbindung zwischen Rußland und Serbien zu stören. Möge es diesmal wahr sein!

Die große Winterschlacht an der ostpreußischen Grenze hat ein Nachspiel gehabt: ein von den Russen mit schnell zusammengefaßten neugebildeten Kräften von Grodno in nordwestlicher Richtung unternommener Vorstoß scheiterte unter vernichtenden Verlusten. Oestlich Plock rücken die Unsrigen nach Wyszogrod vor.

Der Korrespondent der „Morning Post" berichtet aus Indien, daß die Getreidepreise ungewöhnlich hoch und die Baumwollpreise gefährlich niedrig sind. Die Regierung gewährt 80 Millionen Mark Unterstützungsgelder.

Mittwoch, 24. Februar.

Mit einem Gefühl ungetrübter Schadenfreude verfolgen wir die Entwicklung der Dinge in Ostasien. Nachdem die Japaner uns alles genommen haben, was wir dort überhaupt besaßen, und nachdem auch unsere Handelsniederlassungen in China als vom Verkehr abgeschlossen gelten müssen, stehen für uns eigene Interessen nicht mehr auf dem Spiel. Desto interessanter ist es uns, die enttäuschten Gesichter der Engländer, Franzosen und Russen zu sehen, denen jetzt der Japaner ein Stück weltgeschichtlichen Einflusses wegnimmt, das sie nach dem Krieg nur mit größter Anspannung wiedererlangen können. Im ganzen bedeutet der ostasiatische Vorgang eine Aufopferung europäischer Weltherrschaft durch England. Die einzige Macht, die den Japanern ein Halt gebieten könnte, falls China nicht selbst stark genug ist, sich zu wehren, würden die Vereinigten Staaten von Nordamerika sein. Diese aber haben so große Rüstungsaufträge für Europa übernommen, daß eine Mobilmachung kaum durchführbar ist. Der Profit zerstört die amerikanische Politik. Bis auf weiteres kann also Japan versuchen, wieweit es durch Drohungen und Einschüchterungen den chinesischen Großväterstaat von sich abhängig machen kann. Der Inhalt der japanischen Forderungen ist in Wirklichkeit eine Japanerherrschaft über China etwa in dem Sinne, in dem Indien von England aus regiert und patronisiert wird. Auswärtige Politik, Militär und Finanzen sollen von Tokio aus geleitet werden. Wenn diese Forderungen unter sonst gleichen Weltverhältnissen vor 20 Jahren an China gerichtet worden wären, so würde vermutlich der japanische Erfolg ein vollständiger gewesen sein, denn damals glich China noch einigermaßen dem einstigen persischen Reiche, gegen das Alexander der Große zog, das heißt, es war ein Herrschaftsgebiet ohne eine Spur von nationaler Energie. Inzwischen scheint sich doch manches geändert zu haben. Der Boxeraufstand und die europäische Besetzung von Peking wirkten als Signal für ein aufdämmerndes Staatsbewußtsein. Amerikanische Agitation und innere wirtschaftliche Krisen führten zur Revolution und zur Diktatur Yüanschikais. Dieser Mann hat heute das politische Schicksal von 400 Millionen Menschen in seiner Hand. Noch aber ist seine Hand keine gewappnete Faust. Wer soll die Chinesen bewaffnen, wenn Amerika mit der Bewaffnung Frankreichs und Englands beschäftigt ist? Man versteht es, daß Yüanschikai den Versuch macht, den Krieg mit Japan durch Nachgiebigkeit in Nebenpunkten hinauszuschieben. Die letzten Nachrichten aber deuten darauf hin, daß Japan Eile hat und sich auf monatelange Gespräche nicht einlassen will.

Was sich auf dem Kriegsschauplatz der Unterseeboote begibt, liegt für uns noch fast völlig im Nebel. Ein offizieller Bericht über die Tätigkeit unserer Unterseeboote existiert nicht und wird wahrscheinlich bis auf weiteres auch nicht erscheinen, da es vom Standpunkt der Unterseeboote aus fast unmöglich ist, genaue Auskunft über die Wirkung ihrer Angriffe zu geben, und da es ferner dem Zwecke des Angriffs entspricht, die Engländer in Unruhe zu halten, bis man aus der Ueberfälligkeit der einzelnen Schiffe Rückschlüsse ziehen kann. Natürlich wird viel erzählt und gefabelt; noch heute wissen wir nicht, ob die Geschichte von der Versenkung eines mit 2000 Soldaten gefüllten Transportdampfers wahr ist oder nicht. Man will Uniformstücke und Aehnliches auf dem Wasser gefunden haben. Die Matrosen weigern sich an verschiedenen Stellen in See zu gehen.

In einer großen Stuttgarter Versammlung hat der sozialdemokratische Abgeordnete Heine nach dem Bericht des „Berliner Tageblatts" folgende vom „Vorwärts" abgedruckten Ausführungen gemacht: er betonte, daß jeder vorzeitig unternommene Schritt zur Herbeiführung des Friedens dem Frieden mehr schaden als ihm nützen könnte. „Wenn wir einen Frieden wollen, wie wir ihn brauchen, dann müssen wir jetzt vor allem vertrauen auf die deutschen Waffen, auf das kämpfende deutsche Volk. Vertrauen wir aber auch", fuhr Heine fort, „auf den Friedenswunsch und den Friedenswillen des Deutschen Kaisers. Zweimal hat der Kaiser in den letzten Jahren durch sein persönliches entscheidendes Eingreifen uns den Frieden gesichert. Ganz unbeschadet der Gegensätze zu der Politik des Kaisers müssen wir heute erklären: im jetzigen Augenblick können wir dem Kaiser vertrauen. Die Erklärung in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" bezüglich der Auseinandersetzungen über die Friedensbedingungen trägt den Stempel der Persönlichkeit des Reichskanzlers, und wir wissen, daß die dort vertretene Auffassung auch dem Willen des Kaisers entspricht. Wenn es notwendig werden sollte, dann wird die deutsche Sozialdemokratie dem Kanzler und dem Kaiser zur Seite stehen, wenn es sich darum handelt, den Krieg durch einen Frieden zu beendigen, der nicht den Keim zu neuen Konflikten in sich trägt, durch einen Frieden, der die Welt der friedlichen Arbeit wiedergibt."

Digitized by Google

Donnerstag, 25. Februar.

Die zweite deutsche Reichsanleihe ist eröffnet. Wir zweifeln nicht, daß sie vor Inland und Ausland den Beweis unserer wirtschaftlichen Kräftigkeit geben wird.

Soviel wir sehen, sind fünf englische Dampfer sicher durch deutsche Unterseeboote oder Minen versenkt worden. England erklärt einen Teil der angrenzenden Gewässer für überhaupt unzugänglich und überbietet damit die deutsche Ankündigung der drohenden Gefahr um ein beträchtliches.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz wird an den Flüssen Njemen, Bobr und Narew weitergefochten. Die festungsartig ausgebaute Stadt Prasznysz wurde von ostpreußischen Reservetruppen nach hartnäckigem Angriff im Sturm genommen. Im ganzen wurden nach der großen Winterschlacht 15 000 Gefangene gemacht und 20 Geschütze erbeutet. Südlich der Weichsel in der Gegend von Bolimow haben die Russen mit fünffacher Uebermacht den Deutschen ein Vorwerk weggenommen. Wir glauben nicht, daß die entscheidenden Kämpfe jetzt innerhalb der Weichselbiegung liegen, sondern erwarten ein weiteres Zerbröckeln der russischen langen Linie von Norden und Süden her.

Bei Perthes in der Champagne setzen die Franzosen mit zwei Divisionen ihre Angriffe täglich fort, berichten auch ihrerseits von gelegentlichen kleinen Erfolgen. Einen Durchbruch bringen sie nicht fertig.

Freitag, 26. Februar.

Nachdem schon früher ein Austausch schwerverwundeter und kriegsuntauglicher Militärgefangener zwischen England und Deutschland stattgefunden hat, wird nun dasselbe auf dem Wege über die Schweiz zwischen Frankreich und Deutschland vorbereitet. Dabei erhob sich eine öffentliche Debatte über die Zahl der deutschen Soldaten, die in Gefangenschaft geraten sind. Durch den deutschen Gesandten in Bern werden folgende Ziffern bekanntgemacht:

Deutsche Gefangene in Frankreich	49 350
in England	7 247
in Rußland	2 030

Zum Vergleich erinnern wir daran, daß schon beim Abschluß des vergangenen Jahres, vor nun fast zwei Monaten, in Deutschland vorhanden waren etwa 219 000 Franzosen, 310 000 Russen, 37 000 Belgier und fast 19 000 Engländer. Um wie vieles sich diese Bestände inzwischen vermehrt haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Verhältnismäßig beträchtlich ist die Zahl der in französischen Händen befindlichen deutschen Soldaten. Den Grundstock dazu bilden zweifellos die Gefangenen aus der Schlacht an der Marne in der ersten Hälfte des September, jener Schlacht, die in den deutschen Generalstabsberichten immer leise übergangen wurde, und die doch zur Erkenntnis der ganzen Kriegslage unentbehrlich ist.

Die Kämpfe in den Karpathen und südlich des Dnjestr werden trotz neugefallenen Schnees auf alter harter Kruste von Ungarn, Oesterreichern und Deutschen mit tapferer Anstrengung weitergeführt. Leider hat sich die Nachricht, daß die Stadt Stanislau bereits wiedererobert sei, noch nicht bestätigt.

An den Dardanellen ist von zehn großen französischen und englischen Panzerschiffen ein erneuter vergeblicher Versuch gemacht worden, die Einfahrt zu erzwingen. Auch dieses Mal haben die von türkischen und deutschen Seesoldaten verteidigten Küstenforts gut bestanden. Politisch betrachtet, hat es seinen eigenen Reiz, zu beobachten, daß gerade Engländer und Franzosen darauf bedacht sind, den Ausfuhrweg für die Russen zu öffnen, um dessen Schließung sie sich hundert Jahre bemüht und vor allem im Krimkrieg gestritten haben. Sollte, was wir nicht hoffen, die Dardanellenstraße wirklich von den Gegnern eingenommen werden, so würde die englische Politik vor einem recht verwickelten Problem stehen. Zunächst nämlich würde die Möglichkeit der freien Einfuhr und vor allem der Getreideausfuhr unseren Gegnern sehr willkommen sein, später aber würde sich die alte Frage von neuem erheben, ob England den Aufenthalt russischer Kriegsschiffe im Mittelländischen Meere gestatten könne. Der russische Minister Sasonow hat in der Duma die Eroberung Konstantinopels in starken Ausdrücken als Ziel des Krieges erklärt. Glücklicherweise sind unsere türkischen Bundesgenossen gut gerüstet und sorgfältig auf der Wacht. Vom Krieg südlich des Kaukasus erfährt man in dieser Jahreszeit von beiden Seiten nur wenig.

Wir werden darauf aufmerksam gemacht, daß gewisse Aeußerungen, die der englische Marineminister Churchill vor einiger Zeit in Paris gegenüber dem Vertreter des „Matin" gemacht hat, in Deutschland und auffälligerweise auch in Italien nicht die erforderliche Beachtung gefunden haben. Der englische Minister wies darauf hin, daß Napoleon gesagt habe: „Malta oder den Krieg", und fuhr dann fort: „Ich habe am Anfang dieses Krieges Ihren Admiralen mitgeteilt, daß ihnen Malta als Stützpunkt zur Verfügung steht und daß sie daraus ein zweites Toulon machen könnten." Wie sicher muß England auf die Abhängigkeit Frankreichs rechnen, wenn es ihm für den Krieg die Mitbenutzung der wichtigsten Mittelmeerfestung in solcher Weise zuspricht! Hätten die Italiener sich nicht leider daran gewöhnt, ganz einseitig nach der österreichischen Grenze zu schauen, so würde jetzt während der Beschießung der Dardanellen und der Gefährdung des Suezkanals für sie der rechte Zeitpunkt sein, um das italienisch sprechende Malta für sich zu fordern.

Sonnabend, 27. Februar.

In Ahmednagar, Bezirk Bombay in Indien, sind einige tausend Kriegsgefangene: Missionare, Gelehrte, Kaufleute, Matrosen, wer überhaupt von Deutschen oder Oesterreichern im dienstpflichtigen Alter in Indien lebte oder auf Schiffen gefangengenommen wurde. Ein Theologe der Basler Mission schreibt aus diesem Lager folgendes: An Beschäftigung fehlt es nicht, wir haben sogar wissenschaftliche Vorlesungen, und mancher berühmte Professor könnte uns um die Menge der Hörer beneiden. Ein Göttinger Doktor, dem Tübingen den Professorentitel gegeben hat, liest wöchentlich einmal Geologie, Missionar Pfeiderer zweimal Botanik, ich zweimal Dogmengeschichte und einmal Kirchengeschichte der neuesten Zeit. Daneben laufen zwei Kurse zu je vier Stunden zur Erlernung des Sanskrit, gegeben von Dr. Franke (Herrnhuter Mission) und einem Dr. Schröder, und ein Kursus für Hindostani von Dr. Körper. Für Griechisch und Englisch bestehen mehrere Kränzchen. Jeden Sonntag und Dienstag abend wird eine öffentliche Ansprache gehalten. Sonntags haben wir Gottesdienst. Weihnacht hatte ich die Predigt und am Abend eine Ansprache. Singen wird fleißig geübt; zwei Chöre sind da, die fast jeden Abend üben." Das macht einen sehr guten Eindruck, während wir den englischen Zivilgefangenen im Konzentrationslager zwar hinreichende körperliche Verpflegung gewähren, aber Literatur und Tabak versagen! Ist das nötig?

Auch in Singapore hat sich ein Haus voll deutscher Gefangener befunden. Diese Gefangenen wurden, soweit man aus den unklaren Berichten sehen kann, von 800 aufständischen indischen Soldaten der englischen Besatzung befreit. Zur Bekämpfung der Meuterei sollen zwei japanische Kreuzer nach Singapore fahren; ob das der einzige Zweck ihrer Fahrt ist, bleibt abzuwarten.

Die Vereinigten Staaten haben den Vorschlag eines schiedsgerichtlichen Ausgleiches zwischen Japan und China gemacht; für den Fall der Ablehnung dieses Vorschlages sammeln sie Seestreitkräfte an den Küsten des Großen Ozeans.

Ein französisches Torpedoboot ist im Hafen von Antivari auf eine österreichische Mine geraten.

Eine noch unbestätigte Berechnung enthält folgende französischen Verlustziffern im bisherigen Kriege: 250 000 Tote, 700 000 Verwundete, wovon 400 000 leicht verwundet, 200 000 Vermißte, im ganzen 1 150 000. Aus der deutschen Gefangenenziffer können wir ersehen, daß die Zahl der Vermißten ungefähr richtig, aber etwas zu gering angegeben ist; denn wir hatten schon bei Jahresanfang 219 000 gefangene französische Offiziere und Mannschaften. Aehnlich mag es mit den übrigen Angaben stehen. Der Zweck dieser Mitteilungen ist zweifellos, den Schrecken zu mindern, der durch die frühere, von französischen Sozialisten ausgehende Nachricht von 450 000 Toten entstanden war. Die deutschen Gesamtverluste auf beiden Fronten wurden bei Jahresschluß auf 900 000 geschätzt.

Digitized by Google

An der französischen Kampfeslinie sind die Angriffe in der Champagne noch nicht erloschen. Von unserer Seite wird nördlich von Verdun gegen französische Erdbefestigungen vorgegangen.

Ueber die Vorgänge zwischen Njemen, Bobr und Narew bieten die offiziellen deutschen Mitteilungen in gewohnter Weise nur sehr knappe Auskunft. Das Büro Reuter läßt sich aus Petersburg berichten, es entwickle sich dort die größte Schlacht des Krieges.

Die englische Admiralität veröffentlicht Ziffern über ausgegangene, eingegangene und untergegangene Schiffe, aus denen sich ergeben soll, daß der englische Handel fast gar nicht gestört ist und daß erst sieben britische Schiffe auf die Liste der verlorenen zu setzen sind. Weitere nicht eingelaufene Schiffe sind offenbar in dieser Aufstellung nicht berücksichtigt. Aus der Londoner „Times" erfährt man, daß vom nordamerikanischen Staatsdepartement Vorschläge gemacht werden, die etwa dahin gehen, daß England den Seeverkehr mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen nicht fernerhin belästigen, Deutschland aber dafür seinen Unterseeboot- und Minenkrieg auf den großen Fahrstraßen aufgeben solle. Es ist nicht wahrscheinlich, daß England auf diesen wohlgemeinten Vorschlag eingeht.

Sonntag, 28. Februar.

Am letzten Tage des siebenten Kriegsmonats gedenken wir der Mühen und Opfer, die sich mit jedem Monate mehren. Sie werden treu und willig getragen, aber man hat doch ein steigendes Gefühl dafür, welche Verantwortung die auf sich laden, die einen solchen Krieg herbeiführten. Sehr erfreulich ist das tapfre und zielbewußte Mitarbeiten der deutschen Sozialdemokratie. Wenn einige Agitatoren älteren Stiles sich noch nicht in die heutige geschichtliche Lage hineinfinden können, so ändert das nur wenig an der Tatsache, daß Demokratie und Kaisertum sich im Kampf um die wirtschaftliche und vaterländische Existenz zusammenfinden. Viel gelesen wird die Schrift von Fendrich „Der Krieg und die Sozialdemokratie".

Auf der westlichen Seite ist zu den Kampfplätzen in der Champagne und nördlich von Verdun ein neuer hinzugetreten, indem es den Unsrigen gelungen ist, nordöstlich von Epinal ihre Stellungen bei Blamont und Bienville beträchtlich vorzuschieben. Die vier großen französischen Festungen Belfort, Epinal, Toul und Verdun liegen noch immer unerreicht inmitten ihrer weitgelagerten Verschanzungen.

Im Osten scheinen leider die Kämpfe in den Karpathen und in Ostgalizien keinen entscheidenden Erfolg gebracht zu haben. An einzelnen Stellen im Gebirge sind die Russen stückweis vorgedrungen. Die begonnene Schlacht südlich von Stanislau ist durch großen Schneefall zunächst eingeschlafen, wird hoffentlich bei anderem Wetter wieder kräftig aufgenommen werden. Nördlich der Weichsel haben die Deutschen einen Ausfall aus Grodno zurückgeschlagen, sind aber, hoffentlich mit Absicht, aus Prasnysz zurückgewichen. Soviel wir von hier aus sehen können, ist es für uns nicht erwünscht, die Fortsetzung der großen Schlacht zu nahe an die starken russischen Festungen heranzudrängen, da Hindenburg Platz braucht, um den Krieg in seiner Weise führen zu können.

Die Beschießung der Dardanellen wird noch immer fortgesetzt, ohne daß die gegnerischen Kriegsschiffe sich einen Eingang erzwingen können. Die Stimmung in Konstantinopel ist zuversichtlich. Ein kleineres Gefecht bei Akaba an der Sinaihalbinsel.

Der italienische Ministerpräsident Salandra hat ein kräftiges Vertrauensvotum von der italienischen Kammer erhalten. Sein Ministerium ist so gesichert, als jemals in Italien eines gewesen ist. Die Nation vertraut ihm, ohne zu wissen, welches seine nächsten und ferneren Ziele sind.

Montag, 1. März.

Vom Großen Hauptquartier aus erscheint ein erster genauerer Bericht über die Tätigkeit deutscher Truppen innerhalb der österreichisch-ungarischen Karpathenarmee. Während bisher nur die einfache Tatsache der Anwesenheit deutscher Soldaten im Karpathengebiet bekanntgegeben war, erfahren wir, daß deutsche Regimenter von Delatyn im südlichen Ostgalizien über den Karpathenkamm hinweg bis in die Gegend von Berezna aufgestellt sind. Da die Karpathenpässe ungefähr in Höhe von 1000 Metern liegen und die Berggipfel sich bis etwa 1200 Meter erheben, wird der Kampf noch immer im tiefen Schnee geführt, der mittags schmilzt und abends friert. Schwierigste Verkehrsverhältnisse und große körperliche Anstrengungen. Von der Versorgungsmannschaft heißt es: „Hier im Hochgebirge leisten die Kolonnen mit ihren erschöpften Pferden in Eis und Schnee Taten stillen, aber desto eindrucksvolleren, entsagungsreichen Heldentums ... Der Begriff des „Hindernisses" hat in den Karpathen seine Bedeutung verloren."

Die Kämpfe in der Champagne nehmen an Umfang zu. Der letzte deutsche Bericht redet von mindestens zwei französischen Armeekorps, deren Angriff im Nahkampf restlos abgeschlagen ist. Der französische Bericht spricht von mehr als 1000 deutschen Gefangenen in 10 Tagen. Auch im Argonnenwalde wird mit schwankendem Einzelerfolg gefochten. Im ganzen aber gelingt es den Franzosen trotz großer Anstrengungen nicht, die deutsche Linie rückwärts zu drängen. Fast scheint es, als ob General Joffre den Franzosen durch diese Angriffe zeigen will, daß die von der Bevölkerung geforderte endliche Durchbrechung der deutschen Schützengräben unmöglich ist. Von beiden Seiten wird nach neuen Kriegslisten und Vernichtungswaffen gesucht; die Franzosen beschweren sich, daß von den Deutschen brennende Flüssigkeit auf französische Gräben geschleudert wird, während sich der deutsche Bericht über französische Stinkbomben beschwert. So bedauerlich es ist, wenn der moderne Krieg zu derartigen chemischen Hilfsmitteln greifen muß, so vertrauen wir, daß die deutsche chemische Industrie, nachdem einmal die Gegner solche Praktiken eingeführt haben, ihren Mann stehen wird.

Dienstag, 2. März.

Die Meuterei indischer Truppen in Singapore scheint noch immer weitere Folgen nach sich zu ziehen. Die russische Zeitung „Rjetsch" teilt mit, daß die Japaner die betreffenden Kasernen besetzt haben. Die Japaner als Schützer der englischen Autorität an einer der wichtigsten Stellen der internationalen Schiffahrt! Der Schiffsverkehr von Singapore ist in Zahl aus- und eingegangener Schiffe größer als der von Lissabon oder Genua. Für die Japaner würde eine militärische Besetzung dieser Stelle die Beherrschung des westlichen Hauptzuganges zu ihrem neuerworbenen Inselgebiet und zu den amerikanischen Philippinen bedeuten. Vorläufig werden sie sich wohl nur in bundesbrüderlicher Weise an den wichtigen Ort gewöhnen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben zwei Geschwader nach dem Großen Ozean abgehen lassen und ihre Flotte in Schanghai um sechs Kriegsschiffe vermehrt.

Sehr verschiedene Nachrichten über Griechenland. Einerseits soll die Dardanellenbeschießung in einem griechischen Hafen ihren Stützpunkt haben und andererseits soll der Friede zwischen Türkei und Griechenland auf Grund von Abmachungen über albanischen Besitz besser sein als jemals. Wer weiß es?

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 23. Februar.

In Berlin ist der erste Brotmarkentag vorbei. Man wundert sich, wie glatt die Sache geht und mit welcher Gebärde der Gewohnheit und Selbstverständlichkeit schon am selben Abend die Leute im Wirtshaus ihre Brotkarte aus der Westentasche ziehen.

In den Zeitungen steht wieder ein statistischer Nachweis über die Zunahme der Schweineschlachtungen in Deutschland gegenüber dem Vorjahr. Im vierten Quartal 1914 haben die Schlachtungen in Deutschland 5,7 Millionen Stück betragen gegen 5,07 Millionen im gleichen Quartal des Vorjahres. Eine Zunahme um 12 v. H. Da sich aber die Zahl der Schweine seit dem Vorjahr um fast 20 v. H. vermehrt hat, so bedeutet eine so geringe Zunahme der Schlachtung überhaupt kaum eine Verminderung der Fresser und kann auf Schonung der Futtermittel nur einen geringen Einfluß haben.

Digitized by Google

Im Landtag beginnt die zweite Lesung des Etats. Der Kommissionsbericht stellt die Einmütigkeit aller Parteien des Landtages in allen grundsätzlichen Fragen fest. Abweichungen der Meinungen hätten sich nur auf Zweckmäßigkeitsfragen bezogen. Man hätte gewünscht, daß statt der Einzelverfügungen ein sachverständig gegliedertes System von Höchstpreisen die Volksernährung sichergestellt hätte. Für die Brotrationierung wird Staffelung empfohlen, damit schwer arbeitende Männer mehr bekommen können als Säuglinge.

Wolfgang Heine hat sich nach Stuttgart, in die Höhle des Löwen, d. h. der Quertreiber in der Partei, begeben und dort die Anschauungen seiner Broschüre vertreten. Er hat besonders stark das Vertrauen zum Kaiser betont, der mehrfach bis an die Grenze des Möglichen Erhalter des europäischen Friedens gewesen sei. Daß in einer Zeit wie diese die alten Wichtigkeiten der Budgetbewilligung und Hofgängerei keine Rolle spielten, sei eine Forderung des geschichtlichen Augenmaßes.

Abends eine Besprechung über mitteleuropäische Zollbündnisfragen in einer staatswissenschaftlichen Gesellschaft. Beteiligung eines Oesterreichers. Starkes Hervortreten der vorhandenen Schwierigkeiten.

Mittwoch, 24. Februar.

Hansabund und Bund der Landwirte hatten eine gemeinsame Besprechung über die Gestaltung der Hinterbliebenenfürsorge. Sie empfehlen eine Zusatzrente, die das Einkommen der Witwe der Lebenshaltung des Mannes etwas mehr angleicht.

Die „Nordd. Allg. Ztg." muß darauf hinweisen, daß es nicht empfehlenswert ist, wenn deutsche Kaufleute ihren Sendungen an neutrale Geschäftsfreunde Schmähungen der feindlichen Nationen hinzufügen. Vermutlich handelt es sich um einen taktlosen Mißbrauch des Wortes „Gott strafe die Engländer", das wie eine Seuche auch verständige und geschmackvolle Leute ergriffen hat. Wir sollten uns doch hüten, die großen Leidenschaften, die untrennbar von einem Völkerringen wie dem gegenwärtigen sind, so zu trivialisieren.

Eine Diskussion über die Möglichkeit einer „deutschen Mode" im Anschluß an die Broschüre der Jaeckhschen Flugschriftensammlung. Gefahr der Ueberschätzung der guten Gesinnung gegenüber den ästhetischen und wirtschaftlichen Seiten der Frage. 1870/71 entstand das „Ehrenkleid der deutschen Jungfrau", das Gretchenkostüm mit Puffärmeln — und räumte binnen kürzester Frist wieder Paris das Feld. So geht die Sache also nicht. Man darf nicht verkennen, daß wir in allen Lebensformen „europäisch" geworden sind und daß rein nationale Trachtenideale zu einem Volk mit Weltwirtschaft überhaupt nicht passen. Deutsche Art gegenüber romanischer kann sich in der Mode geltend machen durch stärkere Individualisierung der Grundformen gegenüber dem Typisieren, kraft dessen bei der Auffahrt der Eleganz im Bois de Boulogne alle Damen irgendwie zum Verwechseln gleich aussehen.

Donnerstag, 25. Februar.

Der preußische Landwirtschaftsminister hat seine Etatsrede im Landtag gehalten. Charakteristisch für seine Stellungnahme ist der Satz, daß er die Frage der größeren oder geringeren Leistungsfähigkeit von Groß- und Kleinbesitz nicht diskutieren, aber doch darauf hinweisen wolle, daß „die Anbaufläche, auf welcher die wenigsten Menschen ernährt werden müssen, den größten Ueberschuß an die Umgebung abgeben könne". Ein interessantes und merkenswertes Argument! Das sah man klar, daß von ernsthafter Steigerung der Schlachtungen gar nicht die Rede ist. Wenn die Futtermittel nicht da seien, so würde man lieber „mit allen möglichen Mitteln für die Vermehrung der Futtermittel eintreten, als den Stamm und die Grundlage unserer Viehzucht in Zukunft zu gefährden". — — Welches sind diese „möglichen Mittel"? Wenn nicht Verfütterung von menschlichen Nährwerten?? Die Kartoffelnot von Berlin könne nicht so schlimm sein, irgendein Geheimrat hat gerade noch zehn Zentner für 3,70 M. gekauft. —

Die zweite deutsche Kriegsanleihe ist zum Zeichnungspreis von 98,50 M. ausgegeben. Zeichnungsfrist bis zum 19. März. Die Wirtschaftskraft unseres Volkes ist bei der Hochkonjunktur in den meisten Industrien nicht kleiner als im Herbst. Die deutschen Sparkassenanlagen sind im Januar auf 390 Millionen gegen 271 Millionen des gleichen Monats im Vorjahr gestiegen. Der Siegeswille und die Opferfreudigkeit sind nicht geringer geworden. Also wird es ebensogut gehen wie das erstemal

Freitag, 26. Februar.

In Oesterreich sind nun annähernd die gleichen behördlichen Maßnahmen zur Volksernährung getroffen wie bei uns. Eine kaiserliche Verordnung sperrt alle am 24. Februar vorhandenen Vorräte an Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais sowie an Mahlprodukten, mit Ausnahme von Kleie. Es dürfen täglich 300 Gramm Getreide oder 240 Gramm Mahlprodukte pro Kopf verbraucht werden. Weiter wird eine durch die Gemeinden vorzunehmende Aufnahme der Vorräte unter Mitwirkung von Behörden bestellter Vertrauensmänner angeordnet. Die Enteignungsvorschriften enthalten eine wesentliche Erweiterung. Für enteignete Produkte wird künftig nicht mehr der Höchstpreis, sondern ein um 10 v. H. geringerer Satz gezahlt. (Sehr klug!) Zur Durchführung der Aufnahme der vorhandenen Vorräte wird eine unter staatlicher Aufsicht und Einflußnahme stehende Getreide-Verkehrsanstalt ins Leben gerufen. Die politischen Bezirksbehörden oder die Gemeinden werden ermächtigt, die Abgabe von Brot und Mahlprodukten zu bestimmen, die Backstunden zu regeln und die Herstellung von Einheitsbrot anzuordnen. Ferner sind Bestimmungen über die Herstellung und den Verkauf von Brot und Backwaren erlassen worden; ebenso sind Anordnungen über den Ausdrusch und Mahlzwang vorgesehen. — —

Bei uns entstehen hier und da Verteilungsstörungen. Z. B. ist zeitweilig mehr Weizenmehl verfügbar, so daß die Mischungsvorschriften abgeändert werden müssen.

In Berlin sind durch Oberkommando die Kartoffelhöchstpreise im Kleinhandel aufgehoben, damit überhaupt noch ein Anreiz zur Marktversorgung bleibt.

Eine Erörterung über Krieg und Schule im Leipziger Lehrerverein (typisches Bild aus der Eisenbahn: die Frauen, die den Feldpostbrief aus der Tasche ziehen und ihn immer noch einmal wieder, unzählige Male, von vorn lesen). Der Krieg mit all seinen Stoffen zur Jugendbelehrung bringt noch stärker die Notwendigkeit neuer Einstellung des Unterrichts, viel größerer Betonung des Volkswirtschaftlichen und Staatswissenschaftlichen zur Geltung. Unsere Schulkinder können beschreiben, wie eine Kuh verdaut, aber sie wissen nicht, womit Deutschland seine 21 Millionen Kühe ernährt. Sie kennen die Kuh als einzelnes Tier, aber nicht als wirtschaftliches Massengut.

Sonnabend, 27. Februar.

Die Zeichnung der Kriegsanleihe beginnt mit einer Fünfmillionenzeichnung der A. E. G.

Die Tatkraft, mit der allenthalben die Hausfrauenaufklärung in die Hand genommen wird, ist ganz prachtvoll. In den größeren Städten — ich sah es heute in Hannover — gibt es nun wohl kaum jemanden, der nicht ermahnt worden wäre. Auch die Zeitungen arbeiten jetzt gut mit. Der Wochenspeisezettel wird zum festen Bestand des Lesestoffes.

Auf dem Land entstehen größere Schwierigkeiten. Ergebnis eines landwirtschaftlichen Aufklärungsvortrages im Hannoverschen, daß die Bäuerin erklärt „Ich slacht mein Swien, wenn ich will, und nich, wenn die Regierung will."

In der Stadt macht man lehrreiche Erfahrungen über die Aufnahmefähigkeit für gelehrte Eiweißberechnungen. In einer unserer Berliner Hausfrauenversammlungen, in der ein Mann der Wissenschaft sprach, sagte eine Frau kopfschüttelnd: „Nee, det je uns immer det Eiweiß empfehlen, wo't doch so teuer is."

Die Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft hat ihre 75. Hauptversammlung abgehalten. Oekonomierat Warmbold hat sehr viel entschiedener als der preußische Landwirtschaftsminister von der notwendigen Ausmerzung der Schweine gesprochen.

Digitized by Google

Die französische Académie des inscriptions et belles lettres hat Wilamowitz-Moellendorff, Harnack, Dörpfeld, de Groot und den Archäologen Robert von ihrer Liste gestrichen!

Die Etatsberatung des Handelsministeriums gibt Gelegenheit zu einmütiger Betonung der glänzenden Kriegsleistungen unserer Industrie.

Sonntag, 28. Februar.

Die sozialdemokratische Landtagsfraktion hat sich über die Frage, was in der Debatte über Zensur und Belagerungszustand von ihr sachlich zur Kriegslage und zu den kommenden Friedensproblemen gesagt werden sollte, nicht einigen können, und der als Fraktionsredner bestimmte Abgeordnete Ströbel wird infolgedessen überhaupt nicht sprechen.

8 Millionen Feldpostbriefe gehen täglich an den dafür bestimmten Sammelstellen in Deutschland ein und müssen dort auf 14 000 Truppenformationen verteilt werden.

Nach einer Mitteilung des Philologenblattes ist etwa der dritte Teil der gesamten höheren Lehrerschaft zum Kriegsdienst eingezogen — 7500 Mann.

Es ist wieder Winter geworden. Die vielen schönen Höfe des westfälischen Landes, durch das ich fahre, liegen beschneit unter dunkelgrauen Wolken, aus denen unversehens grell die Sonne bricht.

Gespräch mit einem unterrichteten Holländer. Er fand es merkwürdig, daß in Frankreich der Haß auf Deutschland so ins Maßlose gehe, während bei uns von einem Haß kaum etwas zu spüren sei. Er war voll Bewunderung für die Leistung des deutschen Volkes und meinte, niemand könne glauben, daß wir nicht mit den Ernährungsschwierigkeiten fertig würden.

Montag, 1. März.

Ueber den windigen Platz vor dem Kölner Dom rücken Truppen aus. Die Zimmermädchen aus den großen Hotels winken aus allen Fenstern, und die Infanteristen, alles ältere Männer, grüßen fröhlich hinauf. Merkwürdig, daß immer noch der Soldatenabschied als etwas Lustiges und Erhebendes gefühlt wird. Im Innern des Doms kann man die andere Seite sehen. Während vom Hochaltar her das Gemurmel der Kleriker wie eine steigende und fallende Welle durch das dämmerige Schiff flutet, kann man unter den Betern viele Soldaten unterscheiden: Offiziere, deren lederne Gamaschen noch einmal auf dem heimatlichen Betschemel ruhen, ehe sie draußen den Gaul umklammern, Soldaten, die Hand in Hand mit ihren Frauen in den bekannten Gängen und Kapellen herumgehen und alles noch einmal stumm betrachten. Vor der kleinen Madonna in dem Winkel rechts am Hochaltar, vor der Maiblumen und Kerzen blühen — um die Wette mit den goldenen Sternen auf ihrem weißen Mantel — knien lauter Soldaten. Durch die bunten Fenster fällt ein farbiger Lichtschleier um ihre grauen Röcke. — — —

Die Aufgaben der städtischen Verwaltungen durch die Volksernährungsfrage werden immer vielgestaltiger. Allenthalben ist die Bebauung von Baugelände mit Gemüse systematisch in Angriff genommen. Die Brotrationierung wird auch vom 1. März an wohl fast überall durchgeführt sein. Die Haferrationierung der Pferde stellt neue Anforderungen. Die Städte haben Zuckerfutter (Rohzucker mit Häcksel vermischt) angekauft und geben es an Fuhrbesitzer ab. Merkblätter für die Pferdeernährung — die Tiere müssen an die süße Kost erst allmählich gewöhnt werden — werden ausgegeben.

Auch Petroleumverkauf ist zum Teil durch die Städte selbst organisiert.

Wann wird die Herstellung von Trinkbranntwein einmal endgültig verboten werden? Die Spirituszentrale teilt mit, daß sie im März nur 40 v. H. der bisher ausgegebenen Mengen verteilen wird. Die in den Brennereien noch vorhandenen Kartoffelbestände sollen „nach Möglichkeit" für Speisezwecke aufbewahrt werden. Die Brennereien sollen statt dessen Rohzucker verarbeiten. Warum entschließt man sich nicht, mindestens den Trinkbranntwein einfach aufzugeben?

Naumann / Zwei Nachbarländer

Die Oesterreicher und Ungarn sagen zu uns: ihr kennt unser Land viel zu wenig! Und in der Tat stehen zwar unsere beiderseitigen Söhne zusammen im Felde, aber eine wirkliche Vorstellung des Hintergrundes, aus dem jeder hervorkommt, pflegt dem anderen zu fehlen, denn in den Volksschulen wird vom „Auslande" nichts gelehrt. Man kann sogar sagen, daß der gebildetere Oesterreicher und Ungar mehr vom Deutschen Reiche weiß als der Reichsdeutsche von den Landesverhältnissen des Donaureiches. Wir hörten zwar Geräusche der Nationalitätenkämpfe, aber sonst nur wenig. Darum seien hier zunächst ganz einfache Kenntnisse geboten, Heimatkunde der Bundesgenossen, eine kleine Schulstunde:

	Deutschland	Oesterreich-Ungarn	Summe
Fläche	541 000 qkm	676 000 qkm	1 217 000 qkm
Bevölkerung (1910)	65 Mill.	51 Mill.	116 Mill.
Auswanderung (1913)	26 000	252 000	278 000
Eisenbahnen (1910)	61 000 km	44 000 km	105 000 km
Wald	14,0 Mill. ha	18,7 Mill. ha	32,7 Mill. ha
Landwirtschaftsfläche	35,1 Mill. ha	32,8 Mill. ha	67,9 Mill. ha
Weizenernte (1912)	4,7 Mill. t	6,4 Mill. t	11,1 Mill. t
Roggenernte	12,2 Mill. t	4,3 Mill. t	16,5 Mill. t
Gerstenernte	3,7 Mill. t	3,5 Mill. t	7,2 Mill. t
Haferernte	9,7 Mill. t	3,9 Mill. t	13,6 Mill. t
Pferde (1912)	4,5 Mill.	4,4 Mill.	8,9 Mill.
Rinder	20,2 Mill.	17,8 Mill	38,0 Mill.
Schweine	21,9 Mill.	14,5 Mill.	36,4 Mill.
Schafe	5,8 Mill.	11,2 Mill.	16,8 Mill.
Zucker	2,4 Mill. t	1,7 Mill. t	4,1 Mill. t
Steinkohlen	175,0 Mill. t	17,0 Mill. t	192,0 Mill. t
Braunkohlen	81,0 Mill. t	34,0 Mill. t	115,0 Mill. t
Eisenerze (1911)	29,9 Mill. t	4,7 Mill. t	34,6 Mill. t
Roheisen (1912)	17,9 Mill. t	2,8 Mill. t	20,7 Mill. t

Aus diesen Ziffern, so allgemein sie sein mögen, erwächst viel Anschauung, wenn man sich nur immer die Mühe gibt, jede Zeile sich deutlich vorzustellen. Tabellen wollen langsam und mit Liebe gelesen werden. Wer sie nur überfliegt, hat gar nichts von ihnen.

Die Fläche der zwei Donaustaaten ist ein gutes Teil größer als die des Deutschen Reiches. Diese weite Fläche hat verhältnismäßig mehr guten Boden als das Deutsche Reich. Auf ihr könnte bedeutend mehr erzeugt werden als auf der deutschen Reichsfläche. Noch aber ist im ganzen Oesterreich-Ungarn ein unvollkommen ausgenutztes Land, aus dem erst in Zukunft viel mehr gemacht werden kann. Deutschland besitzt die höheren Gegenwartswerte, Oesterreich-Ungarn in allen landwirtschaftlichen Arbeiten die größeren Zukunftsmöglichkeiten. Das, was dort bis heute noch fehlt, ist Intensität, das heißt die technisch-kapitalistische Erwerbsgesinnung. Auch bei uns war es vor einigen Jahrzehnten nicht anders. Um zu sehen, wann wir denselben Durchschnittsertrag der Aecker gehabt haben wie heute Oesterreich-Ungarn, schlagen wir ältere reichsdeutsche Ernteberichte auf und finden, daß der Hektar Weizenacker in Deutschland in den Jahren 1879/84 ungefähr so viel brachte, wie jetzt in Ungarn und in den Jahren 1896/97 etwa so viel, wie jetzt in Oesterreich. Der gegenwärtige Zustand des Nachbarreiches ist also für uns nichts, was ungeheuer weit zurückliegt, sondern etwas, was vor 20 bis 35 Jahren unserer eigenen Leistung entsprach. Dieser Vorsprung kann eingeholt werden, wenn der Sinn der Bevölkerung darauf gelenkt wird.

Je mehr der Acker Erträgnisse bringt, desto mehr einheimische Bevölkerung kann von ihm leben. Es würden in Oesterreich-Ungarn mit Leichtigkeit so viele Menschen leben können wie im Deutschen Reiche, wenn die Naturschätze sorgfältiger ausgenutzt würden. Dann würde die große Abwanderung unmöglich und unnötig sein. Gerade diese

Digitized by Google

Abwanderung erinnert uns wieder an eigene frühere Jahre. Es ist unvergessen bei uns, daß wir vor reichlich 30 Jahren bis über 200 000 Auswanderer gehabt haben. Da zogen die überflüssigen Kräfte von uns weg wie jetzt aus Oesterreich und Ungarn. Das war die Zeit, wo unsere Eisenbahnen etwa erst 35 000 km betrugen, als das Zeitalter des Verkehrs erst im Werden war, aber noch nicht fertig genug, um die Bevölkerung in der Heimat zu halten. In der Tat, wir kennen diese Uebergangszeit, wo die altväterliche Wirtschaft nicht mehr ausreicht und wo die Neuzeit noch um Einlaß bitten muß. Von dieser Zeit in Oesterreich-Ungarn reden die vier ersten Zeilen der obigen Tabelle.

* * *

Wenn schon Deutschland gegenüber den Weststaaten viel Wald besitzt, so hat Oesterreich-Ungarn noch mehr. Der Wald ist das älteste Besitztum der Völker und glücklich sind die Nationen, die ihn nicht ruiniert haben, denn Holz steigt sicherer im Werte als Gold oder Weizen. Wenn einmal die Urbestände an Wald in Rußland, Finnland und am Balkan aufgebraucht sind, dann stehen die beiden Nachbarreiche Mitteleuropas stolz und froh da mit ihren über 30 Millionen Hektar Wald. Welche Industrien setzen sich an den Wald! Wenn Oesterreich-Ungarn einmal nicht rohes, sondern verarbeitetes Holz ausführt, dann beginnt es sich volkstümlich zu industrialisieren. Das ist besser und wichtiger als beliebige Industrien mit fern herbeigeholten Rohstoffen zu gründen.

Die Landwirtschaftsfläche ist in Deutschland größer als in Oesterreich-Ungarn, obwohl dort mehr Land vorhanden ist. Das gehört zum Kapitel der noch nicht völlig vollzogenen Ausnutzung. Auch Bodenverteilungsfragen spielen dabei eine Rolle. Da nun ferner, wie schon erwähnt, der Bearbeitungsgrad niedriger ist, so ergeben sich die Summen der Getreideernten mit einer Art von natürlicher Folgerichtigkeit. Nur in Weizen steht das Agrarland an der Donau über dem Industrieland im Norden. Das ist sehr beachtlich: Je industrieller ein Land wird, desto ergiebiger wird sein Acker. Die ganze Arbeitsweise des Industrievolkes dehnt sich auf den Ackerbau aus. Wenn also Oesterreich-Ungarn etwas mehr industrialisiert und kapitalisiert sein wird, so bricht erst seine große agrarische Periode an. Heute ist weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn allein in der Lage, sich ausreichend zu ernähren, wie wir gerade im Kriege sehen, aber wenn Oesterreich und Ungarn dieselbe landwirtschaftliche Intensität haben werden wie Deutschland, dann ist Brot und Futter genug für Mensch und Vieh in beiden Reichen vorhanden. Dann kann kein Engländer uns lebensnötige Zufuhren abschneiden, denn vereint haben wir bei richtiger Durcharbeitung genug für uns alle zusammen.

* * *

Was den Viehstand anlangt, so besitzt Oesterreich-Ungarn nur bei den Schafen die größere Ziffer, aber auch hier sind die Schafherden im Zurückgehen wie überall in Europa. Je genauer der Boden ausgenutzt wird, desto weniger ist Platz für das gewöhnliche alte behagliche Wollschaf. Bosnien ist jetzt neben Ungarn noch der Hauptsitz der Schafzucht auf Bracheland. In allen anderen Vieharten ist eine sehr große Steigerung möglich und erwünscht. Bisher geht die Zunahme langsam vor sich; ältere und neuere Zählungen bieten geringe Unterschiede. Aber die Fleisch- und Milchproduktion wartet auf industrielle Abnehmer. Mit ihnen wächst sie von selber.

Von den Industrien sind hier nur Zucker, Kohle und Eisen berücksichtigt, um von einigen Hauptpunkten zu reden. Es gibt in Oesterreich-Ungarn fast von jeder Industrie etwas; oft sehr am richtigen Platze, bisweilen aber weltwirtschaftlich ungünstig gelagert. Die Transportverhältnisse sind und bleiben schwieriger als im Deutschen Reiche, und man kann sich keine innerösterreichische Industrie von der Massenhaftigkeit der reichsdeutschen schweren Industrien vorstellen, solange die Naturbedingungen und Voraussetzungen dieselben bleiben wie bisher. Das bedeutet aber nicht, daß Oesterreich und Ungarn nicht Entwicklungsmöglichkeiten besitzt, sobald sein Handelsgebiet und Käuferkreis weiter wird, und zwar, wie schon erwähnt, in landwirtschaftlichen Hilfsgewerben (Holzverarbeitung, Spiritusverarbeitungen, Mehl- und Zuckerverarbeitungen) und in Geschmacksartikeln, Kunstgewerbe, Mode, wofür viel Geschick und gute Tradition vorhanden ist.

* * *

Wir haben in unserer Tabelle die Ziffern beider Reiche zusammengerechnet. Ob diese Zusammenrechnung je in der Wirklichkeit eintreten wird, bleibe völlig unerörtert, denn man kann nicht alle Dinge auf einmal besprechen, und noch ist nicht die Zeit für die Aufrollung derartiger Fragen. Es genügt uns, daß wir nur in Gedanken die Vorstellung bewegen: wie es wäre, wenn man die beiden Bruderreiche als eine wirtschaftliche Lebens- und Arbeitsgemeinschaft auffassen könnte? Dann würde für beide Reiche eine sehr wertvolle, weitreichende Belebung sich ergeben. Es würden auf beiden Seiten gewisse falsch gelagerte Gewerbe sich etwas umlegen müssen, sei es im Raum, sei es in der Arbeitsweise. Wir würden beiderseits Arbeitsgelegenheiten abgeben und gewinnen. Zusammen aber würden beide Reiche ein wunderbares Getriebe sein können, in dem beide Teile sich gegenseitig ergänzen. Denken wir uns eine Gemeinschaftlichkeit der landwirtschaftlichen Verbände, der industriellen Syndikate, der Handelsvertretungen, der Arbeitergewerkschaften, ein Zusammenfließen der Preise, der Arbeitsbedingungen, der Weltstellung. Das alles ist zunächst nichts als ein Traum oder eine volkswirtschaftliche Phantasie. Aber darf man jetzt, wo alles in der Welt in Bewegung ist, nicht auch einmal träumen? Keinesfalls schadet es, wenn wir wissen, welcher Wirtschaftsblock zwischen Ost und West in Mitteleuropa vorhanden ist.

Wilhelm Heile / Im Kriegslazarett

Von irgendwo tönt eben ein gellender Pfiff. Oder täusche ich mich? Aus langer Gewohnheit rufe ich sofort Alarm: Alles raus, an die Gewehre, Alarm! Ich will aufspringen. Da, was ist das? Es geht nicht. Mein linkes Bein will nicht mit. Ich taste in der Dunkelheit, was da los sein mag. Wie? Ich habe keine Stiefel an? Wie konnte ich so pflichtvergessen sein, es mir in der Nähe des Feindes so bequem zu machen? Da, bei einer etwas gewaltsamen Bewegung ein heftiger Schmerz im Fußgelenk. Und nun fällt mir mit einem Male ein: ich bin ja gar nicht mehr an der Front. Beim letzten schweren Sturm da oben im „Hexenkessel" — an der ganzen Westfront ist er bekannt und berüchtigt — hat es mich gepackt. Nun liege ich im Kriegslazarett in S . . . Eine tiefe Baßstimme neben mir sagt mit gutmütigem Spott: „Dees war net guet, Herr Unteroffizier,

Digitized by Google

wann's uns z'sammenzwicken aa no brauchen täten." Ganz wach bin ich jetzt, und indem ich an die Nacht im Sammellager für den Verwundetentransport denke und an die Fahrt in der Bahn hierher, kann ich dem bayerischen Landwehrmann neben mir wirklich nicht unrecht geben.

Langsam wird es Tag. Da liegen sie nun in langen Reihen friedlich nebeneinander, die sich gestern noch auf Leben und Tod bekämpften, Deutsche und Franzosen, die, einer wie der andere, ohne Murren auch das Bitterste auf sich genommen hätten und die jetzt stumm und ohne Klagen ihre Schmerzen ertragen, treue Söhne ihres Vaterlandes, Soldaten: gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen. Was befähigt sie alle zu solcher aufrechten Haltung, alle, auch die, die sonst in ihrem Leben vielleicht wehleidige Schwächlinge waren? Ist es Vaterlandsliebe, bewußt oder unbewußt, oder beides? Ist es Pflichtgefühl, ist es stilles Sichergeben in ein allgewaltiges unentrinnbares Muß? Wie manche Betrachtung vom Krieg und der Seele habe ich schon gelesen, während da draußen im Schützengraben die Geschosse der Artillerie über unseren Köpfen herüber- und hinüberrauschten, meist ohne volle Zustimmung; denn in einem lief es stets auf dasselbe hinaus: es wird ein anderer Mensch sein, der später wiederkehrt, ein anderer, als er hinausging. Wir hier draußen glauben aber nicht, uns verändert zu haben. Mit großen Einschränkungen haben sie freilich vielleicht doch recht, die solche Betrachtungen anstellen. Es wächst ja der Mensch mit seinen höheren Zwecken. Er reift mit der Zeit und in bewegten Zeiten mehr als sonst. Aber was nicht dringesteckt hat im Menschen, das hat auch diese Zeit nicht hineingebracht. Die Eigenschaften seiner Seele sind stärker, härter geworden, ihr Wesen ist das gleiche geblieben. Ich habe die verschiedenartigsten Menschen in leichten und schweren Kämpfen und in ruhigen Stunden beobachten können. Die Leute, die man auch sonst als entschlossene und willensstarke Menschen kannte, die waren es auch, denen in den bösesten Stunden die Nerven nicht versagten, auf die man sich unter allen Umständen verlassen konnte.

Ich habe auch keinen, der es nicht schon war, roh werden sehen, wie das so oft als bedauerliche notwendige Folge des Krieges befürchtet worden ist. Rohe Ausbrüche eines Hasses, der den Beweggründen des Handelns unserer Gegner nicht die geringste Gerechtigkeit zuteil werden läßt, habe ich an der Front überhaupt nicht erlebt. Auch beim Soldaten ist zwar die Ueberzeugung verbreitet, daß England die Hauptschuld am Weltkriege habe, daß also England vor allem niedergeworfen werden müsse. Doch habe ich noch keinen Soldaten getroffen, der schon Engländer sowohl wie Franzosen als Gegner wirklich kennen gelernt hat, der nicht dem englischen Soldaten die höchste Achtung bezeugte: „Sie gehen nicht raus aus ihren Gräben, ganz anders wie die Franzosen, sie lassen sich lieber bis zum letzten Mann niederschlagen, ehe sie vom Fleck weichen." Als es kürzlich hieß, die drüben haben Engländer zur Verstärkung bekommen, da fiel wohl manches derbe Wort, wie das nun einmal Soldatenbrauch ist, nahm jeder sich vor, bei nächster Gelegenheit den Engländern besonders scharf zu Leibe zu gehen, aber ein niedriges Schimpfwort habe ich nicht gehört.

Ist also doch der Krieg so erzieherisch gewesen, aus den Kriegern bessere Menschen zu machen? Ich glaube, daß das alles mit dem Kriege an sich gar nichts zu tun hat. Was wir hier draußen an den Menschen erleben, das ist — nur in anderem Maßstabe — nichts anderes, als was wir auch sonst beobachten können. Der Mensch der praktischen Arbeit, der in irgendeinem Berufe mitten in den Dingen der nüchternen, oft harten Wirklichkeit lebt, pflegt sich nicht lange mit Betrachtungen über seine Arbeit aufzuhalten, sondern packt frisch zu, tut, was seines Amtes ist und redet, wenn er von seiner Arbeit reden muß, über sie, nicht um sie herum. Wer aber stets Betrachtungen anstellt, ohne sich durch die Schule eines greifbaren Zieles dauernd einen klaren und nüchternen Blick zu bewahren, der läuft Gefahr, sich in seinem Gedankenspiel elend zu versteigen. Und als verstiegenes Geschwätz empfinden wir Soldaten in der Tat die meisten rührseligen Lobpreisungen unserer todesmutigen Vaterlandsverteidiger, wie die Schmähungen unserer Gegner. Nicht der Soldat, der solches Zeug mit Befremden und ohne Verständnis liest, hat sich im Kriege geändert, sondern der Schreibbeflissene, der großen Ereignissen, die er nur teils äußerlich, teils aus der Ferne erlebt, mit großen Worten gerecht zu werden glaubt.

Ja, möchte jemand fragen, mit dem ich auch im Kriege den Briefwechsel nicht abgebrochen habe, hast du uns nicht selbst oft genug geschrieben, wie du voller Bewunderung bist für deine wirklich todesmutigen, prachtvoll in Sturm und Not aushaltenden Kameraden? Ja, so habe ich geschrieben, so schreibe ich auch noch. Aber diese Bewunderung ist nicht der Ausdruck der Ueberraschung darüber, daß es so ist. Sie ist nur die dankerfüllte Bestätigung dessen, daß ich glücklich bin, mich in meinem felsenfesten Vertrauen auf die guten Eigenschaften unseres Volkes nicht getäuscht zu haben. Das ist es ja, woraus so viele Gefolgsmannen Naumanns die Kraft gewonnen haben, auf Amt und sicheres Brot zu verzichten und sich ganz in den Dienst ihres nationalen Ideals zu stellen, daß sie unter Nation das ganze Volk verstehen und des festen Glaubens leben, dies Volk in seiner Gesamtheit sei im Grunde seines Wesens gut und stark und zukunftsvoll. Wer sonst das Volk hat gängeln wollen, aus Zweifel, daß das Volk seines eigenen Glückes Schmied sein könne, der mag jetzt staunen, mag die große Welle nationaler Erhebung beim Kriegsausbruch für ein herrliches Wunder halten, mag jetzt schwärmen und schwelgen in Lob und Preis. Bei ihm ist es recht und zur Not erträglich. Wir andern aber dürfen nur still befriedigt lächeln: seht, welch ein Volk, und dürfen uns und anderen entschlossen sagen: was nach 1815 kam, darf nach 1915 nicht wiederkehren.

In den Tagen, in denen es dort oben im „Hexenkessel" am heißesten herging, habe ich manchmal an das Wort Wellingtons denken müssen, der bei Waterloo in der Abendstunde nach schwerem Tage seufzte: ich wollt', es wäre Nacht oder die Preußen kämen. Ein einziger Tag voll heftigen Kampfes ging also damals selbst dem wegen seiner Kaltblütigkeit berühmten „eisernen Herzog" fast über die Nervenkraft. Was würde er sagen, wenn er erleben müßte, mit welcher Ausdauer die heutigen Soldaten ungleich Schlimmeres an den Druckstellen der deutsch-französischen Front oft wochenlang hintereinander Tag für Tag ertragen!

Ein Tag wie viele! Wir rücken nach Eintritt der Dunkelheit durch die Laufgräben leise hinein in die Schützengräben des Hexenkessels, während ebenso leise die abgelösten Truppen nach der andern Seite verschwinden. Die Hälfte der Mannschaften wacht und sichert, die andere beginnt sofort, unterstützt durch Pioniere, die Gräben wieder herzustellen, die durch das feindliche Artilleriefeuer am Tage schwer beschädigt, oft gar völlig verschüttet und dem Erdboden gleichgemacht sind. Andere fleißige Hände regen sich, um die Gefallenen zu beerdigen, die Verwundeten fortzuschaffen. Die Franzosen

Digitized by Google

unterhalten währenddessen ein unaufhörliches Gewehrfeuer, um sich gegen Ueberraschungen nach Möglichkeit zu sichern. Da droben auf der Höhe, bei der am weitesten vorgeschobenen Stellung, wo Deutsche und Franzosen sich auf zwanzig Meter gegenüber liegen und gegenseitig mit Handgranaten bewerfen, verdichtete sich das dort auch von den Deutschen erwiderte Gewehrfeuer zu einer ununterbrochenen Salve. Man kennt ja jede Schießscharte drüben, jede Lücke im Grabendamm so genau, daß man auch in stockfinsterer Nacht das Feuer so richten kann, daß niemand ungestraft eine unvorsichtige Bewegung tun darf. Trotzdem wagen tapfere Pioniere ihr Leben daran, um frei im Gelände vorm Graben den völlig zertrümmerten Drahtverhau wieder auszubessern. Alle Augenblicke zischt aus dem französischen Graben eine jener wundervollen Leuchtkugeln empor, die fast eine Minute lang die Nacht im großen Umkreis heller erleuchten, wie schönster Vollmondschein. Wehe dem, der nicht sofort in sicherer Deckung verschwunden ist, er fällt einem prasselnden Schnellfeuer zum Opfer. Hin und wieder rauscht eine schwere Granate von der einen Seite zur andern und schlägt mit dumpfem Krachen ein, daß weithin der Boden erzittert.

Es ist ruhig in dieser Nacht, kein Angriff erfolgt. Langsam verrinnen die Stunden, und mit Spannung erwartet jeder den heraufziehenden jungen Tag. Es wird hell. Eine Ueberrumpelung ist nicht mehr möglich. Nun kann ein Teil der Mannschaften sich zur Ruhe legen. An den sorgfältig eingebauten Beobachtungsständen bleiben die Posten stehen, die sich stündlich ablösen. Die anderen steigen hinunter in die Kellerhöhle, die an den gefährdetsten Stellen wie Bergwerksstollen oft 4, 5 und selbst 6 Meter tief unter die Grabensohle getrieben und nach Möglichkeit mit Hölzern abgesteift sind.

Noch liege ich nicht lange in meiner Höhle, da beginnt — da der nun nicht mehr sichtbare Feuerschein die Stellung des Geschützes nicht mehr verraten kann, und da der helle Tag ein klares Ziel verschafft — schon wieder die furchtbare Kanonade, die an dieser Stelle die französische Artillerie seit einiger Zeit Tag für Tag gegen unsere Schützengräben richtet, offenbar in der Absicht, die deutsche Infanterie so zu schwächen und vor allem moralisch zu erschüttern, daß die Gräben sturmreif werden. Man hat das bestimmte Gefühl, daß die Franzosen hier einen Durchbruch versuchen wollen, und zu diesem Zwecke ganz außerordentlich große artilleristische Kräfte zusammengezogen haben und große Infanteriemassen herbeiholen, die bald zum allgemeinen Angriff vorgehen sollen. Ich setze das meinen Kameraden auseinander und zeige ihnen an der Hand der Generalstabskarte, wie unsere Stellung verläuft und welche Bedeutung sie für die Gesamtlage hat. Unsere Aufgabe ist es nicht, anzugreifen. Wir haben im Gegenteil einen scharf in die französische Front hineingetriebenen Keil zu verteidigen. Das ist nicht leicht, und bei der Vortrefflichkeit der feindlichen Artillerie ganz gewiß nicht angenehm; denn es gibt Feuer über Feuer von vorn, von den Flanken, ja, halb von hinten. Aber da vorn die Höhe mit dem Wäldchen, von dem nur armselige Baumstümpfchen noch klagend ihre Splitter und Wunden zum Himmel emporrecken, diese Höhe dürfen wir nicht aufgeben. Von ihr aus könnte der Feind einen zu genauen Einblick in das Gewirr unserer Stellungs- und Laufgräben gewinnen und uns dann vielleicht zum Rückzug bis hinter den nächsten Höhenzug zwingen. Das hieße, die Eisenbahn hinter unserer Front dem Artilleriefeuer aussetzen, sie also fast unbenutzbar machen. Was das für die ganze Kriegslage im Westen bedeuten kann, liegt auf der Hand. Also aushalten, Kameraden, aushalten um jeden Preis!

Mittlerweile ist draußen der Kanonendonner so angeschwollen, daß man Schuß nicht mehr von Schuß, Aufschlag nicht von Aufschlag unterscheiden kann. Ein unaufhörliches Dröhnen erfüllt die Luft und läßt den Boden erzittern. Das ist nicht mehr die alte französische Munition, über die wir so oft fröhlich gelacht und gespottet haben: auf eine krepierende Granate mindestens fünf oder sechs oder noch mehr Hohlbläser! Das ist amerikanische Lieferung. Jeder Aufschlag gibt eine schwere Explosion mit schauerlich hell gellendem Klang, und sekundenlang schwirren noch die Splitter mit unheimlich summenden Singsang in der Luft herum, bis sie mit einem dumpfen Zischen irgendwo ins Erdreich einschlagen. Da, ein Sausen und Pfeifchen gerade über uns, wie wenn mit riesiger Geschwindigkeit ein Pflug durch Wasser getrieben würde, daß es vorn hoch aufschäumt. Einmal, zweimal, dreimal, viermal — nun kracht es schon eben so oft drüben auf der französischen Seite. Das sind unsere sechsspännigen Rollwagen, sagt einer erleichtert aufatmend. Es war auch die höchste Zeit. Und wieder saust es und zischt es und kracht und donnert es und daneben klingt es wie zwitschender Lerchensang, wenn mit feinem wiiiih die Gewehrkugeln vorüberpfeifen.

Da, ein furchtbarer Krach unmittelbar neben uns. Eine Seitenwand unserer Höhle stürzt ein, zum Teil auch die Decke. Einige von uns sind halb verschüttet. Es ist aber noch gut gegangen; niemand ist ernstlich verletzt. Noch sind wir uns nicht klar geworden, ob wir weiter in der Höhle, wo man wenigstens vor Granatsplittern und Schrapnellkugeln leidlich sicher ist, oder im freien Graben verharren sollen, bis an uns die Zeit kommt, Posten zu stehen. Da schlägt es schon wieder ein und macht den Keller ganz unbewohnbar. Draußen ist die Luft zum Ersticken voll von Pulverdampf und dem Staub und Dreck des aufgewühlten Bodens. Die weißliche Kalkerde ist ganz überzogen mit einer feinen giftig gelbgrünen Schicht, den Resten des Explosionsgemisches der amerikanischen Geschosse. Und unaufhörlich geht es weiter, Schlag auf Schlag, Krach auf Krach, vor uns, hinter uns, neben uns.

Atemlos, aufgeregt kommt von rechts her ein Kamerad gelaufen. Schon will ich ihn anhauchen, daß er sich an seinen Platz zu scheren hat, vor allem nicht ohne Gewehr von seiner Stelle gehen darf. Aber er kommt mir zuvor: Helfen Sie, kommen Sie, es ist schrecklich. Er braucht nichts mehr zu sagen, ich weiß Bescheid. Ich eile nach rechts. Nur wenige Schritte um die nächste Schulterwehr, da liegt schon der erste. Ein Fuß ist ihm völlig zerschmettert. Ich binde dem Armen mit meinem Brotbeutelband das Bein ab, damit er nicht verblutet, lege ihn in einen Unterstand und schicke nach einem „Sanitäter", der wenigstens einigermaßen der Aufgabe gewachsen ist, eine solche Wunde zu verbinden. An ein Forttragen ist nicht zu denken, während dieses Granatenhagels am Tage ganz gewiß nicht. Einige Kameraden, die am Arm, am Kopf oder sonst so getroffen sind, daß sie sich noch eben forthelfen können, gehen in gebückter Haltung an mir vorüber. Nur ein kurzes Lebewohl, werdet bald gesund, kann ich ihnen zurufen. Ich muß vorwärts mit meinen Leuten in die vorderste Stellung, dort die Kameraden abzulösen. Ob sie noch alle da sind? Gerade da oben hat es ja unaufhörlich eingeschlagen. Unterwegs begegnet mir einer der Tapfersten und Treuesten, ein Lehrer. Sein rechter Arm hängt lose herab. Auch du Lieber? Kann dir den Arm nicht verbinden,

Digitized by Google

ich muß nach vorn. Ist es schlimm? Nein? Nun denn, leb wohl! Wir eilen vorwärts. Da liegen zwei; ich bücke mich über sie, sie sind tot. Wir legen sie ein wenig aus dem Wege; dann schnell weiter. Nun können wir nicht mehr gehen. Der Graben ist durch Volltreffer völlig verschüttet. Wir kriechen über die schlechten Stellen hinweg, vorwärts, vorwärts.

Das feindliche Feuer nimmt noch immer zu. Uns ist es, als ob sie uns auf unserem Gang nach vorn geradezu verfolgen; denn fortwährend schlägt es in unserer unmittelbaren Nähe ein. Aber es ist nur Täuschung. Hier vorn hagelt es überall so.

Wir sind oben angekommen: „Gott sei Dank, daß ihr da seid; lange hätten wir es nicht mehr ausgehalten, es ist furchtbar hier oben." „Habt ihr Verluste," frage ich zurück. „Zwei Mann verschüttet, tot." „Was neues beim Feinde?" „Da drüben, in der Mitte, scheinen sie zu sappen." Nun, wir werden schon aufpassen.

Die anderen kriechen zurück. Zwanzig Meter vor uns liegen die Franzosen. Wir können deutlich feststellen, daß deren vorderster Graben im Augenblick geräumt ist; aber wir wissen: sobald ihre Artillerie aufhört zu schießen, sind sie wieder da. Von Infanteriefeuer haben wir also einstweilen nichts zu befürchten; das Scheibenschießen nach jeder Mütze, jedem Arm, der sich drüben zeigt, beginnt erst gegen Abend wieder. Jetzt gibt es für uns keinen Kampf im eigentlichen Sinne, nur Aufpassen, Ausharren. Das aber ist nicht leicht.

Der Feind schießt jetzt in großer Menge Minen ab. Sie schlagen nicht so hart auf wie die Granaten, aber ihre Explosionswirkung, das Umherschwirren der Sprengstücke ist vielleicht noch schlimmer. Von der Flanke her überschüttet uns eine Batterie von leichten Geschützen, immer längs in den Graben hinein, mit Schrapnells. Wenn die Schulterwehren nicht sorgfältig angelegt wären, würde keiner von uns mehr am Leben sein. So schmiegt sich ein jeder so eng wie möglich in den Winkel zwischen vorderer Grabenwand und einer Schulterwehr und wartet, ob oder wann auch an ihn die Reihe kommt. In den traurigen Baumresten um uns herum knackt es unablässig. Aeste, Zweige, Splitter fliegen uns um die Köpfe herum. Zwanzig, dreißig Meter vor uns schlagen die deutschen Geschosse ein, neben uns, hinter uns die französischen. Ueber uns in den Lüften rauscht und zischt es, man spürt die Flugbahnen der weitergehenden Geschosse. Der Waldboden um uns herum sieht nachgerade wie ein Sturzacker aus, nur die Baumstümpfe und die herumgestreuten Splitter und Trümmer und Eisenstücke passen nicht zu dem Bilde. Da wirft mich plötzlich ein ungeheurer Luftdruck weit zur Seite, meine Nebenmänner sind vollkommen verschüttet. Hastig graben wir, sie aus ihrer furchtbaren Lage zu befreien; hurra, sie leben noch, wenn sie auch arg mitgenommen sind!

Stunde um Stunde verrinnt so. Vergebens warten wir auf Ablösung. Ich sehe es wohl, so lange dieses Feuer anhält, kann die Ablösung überhaupt nicht herankommen, da der Laufgraben fast völlig verschüttet ist. Meine Kameraden ergeben sich stumm in diese harte Tatsache. Wohl sehe ich leichenblasse Gesichter und selbst Augen, aus denen starkes Entsetzen spricht; aber keiner behelligt mich mit der Frage, warum die Ablösung nicht kommt und ob wir uns nicht aus dieser Hölle zurückziehen wollen. Ich erinnere sie an das Lied, das wir so oft auf dem Marsch gesungen: „Haltet aus im Sturmgebraus." Und sie nicken mir zu und packen das Gewehr fester und bleiben stehen.

Es ist schon später Nachmittag. Da setzt strömender Regen ein. Das feindliche Artilleriefeuer läßt nach. Es dauert nicht mehr lange, unsere Kameraden haben uns nicht vergessen, die Ablösung ist da.

Im Hauptgraben angekommen, erhalte ich für meine Gruppe die Erlaubnis, etwas weiter nach links zu rücken, wohin der Feind bisher weniger gefeuert hat, wo also etwas mehr Ruhe zu finden ist. Aber die Ruhe währt nicht allzu lange; noch ist der Tag nicht zur Neige gegangen, da setzt das französische Artilleriefeuer noch einmal mit erhöhter Wucht ein. Will man einen Sturmangriff vorbereiten? Offiziere und Unteroffiziere eilen durch den Graben, mahnen zur Ruhe und Aufmerksamkeit, überzeugen sich noch einmal, ob auch jeder sein Seitengewehr aufgepflanzt und genügend Patronen zur Hand hat.

Der Kompagnieführer steht neben mir, ruhig und aufrecht: „Mein Gott, das ist ja furchtbar, will das denn gar kein Ende nehmen? — Es ist doch großartig, daß die da oben noch aushalten." Kaum hat er es gesagt, da kommt schon einer von „denen da oben" angelaufen: „Wir konnten nicht mehr bleiben, es ging nicht mehr; ein Teil von uns ist freilich geblieben, aber für immer!" Was tun? Jeden Augenblick kann das Artilleriefeuer der Franzosen aufhören, dann ist deren Infanterie auch schon unterwegs nach vorn und sitzt im nächsten Augenblick in unserm Graben. „Ich glaube, sie sind schon drin," sagt verzweifelt der von oben gekommene Soldat. „Wollen Sie es noch einmal wagen, freiwillig?" wendet sich der Kompagnieführer an mich. Selbstverständlich. Also vorwärts, Leute, es muß sein. Freiwillige vor! Im Handumdrehen habe ich meine Gruppe zusammen, und wieder geht es hinauf. Wir haben Glück, der Feind ist noch nicht da. Noch eine Stunde lang wiederholt sich jetzt das alte Spiel, wenn möglich, noch ärger als vorher. Dann geht die Sonne unter, und langsam läßt das Toben des Artilleriekampfes nach. Jetzt heißt es, doppelt aufmerksam zu sein. Vielleicht will der Feind, der uns sicher ganz aus der Fassung wähnt und leichtes Spiel zu haben glaubt, mit beginnender Dunkelheit stürmen. Der bis dahin mit Posten besetzte Graben — soweit man den Begriff „Graben" jetzt noch anwenden kann, wo er zur Hälfte eingestürzt und zugeschüttet ist — wird jetzt dicht mit Mannschaften besetzt, die zur Hälfte aufpassen, zur Hälfte mit Hacke und Spaten ihren Stand wieder freizulegen bemüht sind. Da fliegen plötzlich Handgranaten in größerer Zahl zu uns herüber, nicht ohne den einen und anderen zu verletzen. Ein helles Kommandowort ertönt drüben, dann ein etwas zaghaftes Hurra. Wir glauben im Dunkeln auch zu erkennen, wie aus dem französischen Graben Gestalten auftauchen. „Die Franzosen greifen an, ruhig feuern, wie auf den Scheibenstand," rufe ich meinem Nebenmanne zu. Der gibt es weiter. Und schnell und sicher setzt jetzt ein Gewehrfeuer ein, wie ich es schöner und gleichmäßiger nicht bei einer Friedensübung erlebt habe. Fünf Minuten sind vergangen. Nun kommen sie nicht mehr. Aufatmend kann ich das Kommando „Stopfen" geben, der Angriff ist durch unser Feuer gleich im Keime erstickt worden. Diesmal war die Arbeit leicht. Ein schwerer Tag, nicht unser schwerster, war zu Ende.

Es war unser erster Tag im „Hexenkessel"; wochenlang ist es in ähnlicher Weise fortgegangen, bis die Kämpfe zuletzt ihren Höhepunkt fanden in den gegenseitigen wütenden Sturmangriffen, von denen ich leider nur den Anfang miterleben konnte. Nun liege ich ans Bett gefesselt im Lazarett. Hallo, Doktor, wie lange soll es dauern? „Nun, hoffentlich sind Sie in drei Wochen wieder so weit." Drei Wochen? Unmöglich. In vierzehn Tagen bin ich wieder an der Front.

Digitized by Google

v. Langermann / Die Ostseeprovinzen und Finnland

„Unser Kampf gilt allem, was deutsch ist", so wies kürzlich der russische Ministerpräsident Goremykin die baltischen Abgesandten von sich. Das Deutschtum in den baltischen Provinzen hat jahrhundertelang Rußland die unschätzbarsten Dienste geleistet. Der Dank aber war nur brutalste Russifizierung und Verfassungsbruch auf Verfassungsbruch durch Rußlands Herrscher und Regierung. Es handelt sich hier nicht um eroberte Gebiete, vielmehr wurde stückweise die von allen Zaren feierlichst bis heute beschworene Sonderverfassung loyaler Untertanen zerrissen.

Etwa um die Mitte des 12. Jahrhunderts wurden diese bis dahin fast unbekannten Gebiete vom deutschen Schwertorden, dem sich 1237 der Deutschritterorden angliederte, erschlossen. In den Städten Dorpat, Riga und Reval entwickelte sich bald ein reiches deutsches Leben, und bereits 1207 galt Livland als Reichslehen. Das Reich aber vermochte mit dem Verfall der Kaisermacht nach der Stauferzeit seine östlichsten Gebiete nicht zu schützen und zwang diese, sich unter den Schutz einer mächtigeren Hand zu stellen. Es soll hier nicht auf diese Zeiten, die Einfälle der Moskowiter, und die schwedisch-polnisch-russischen Auseinandersetzungen eingegangen werden. Genug, das Deutschtum in den Ostseeprovinzen sicherte sich in den Angliederungsverträgen die freie Ausübung der Augsburger Konfession, sein deutsches Recht und seine deutsche Verwaltung, die Autonomie der baltischen Länder. —

Der Nordische Krieg von 1711—1721 zwischen Schweden und Polen brachte eine Aenderung. Infolge dieses Krieges, in dem es schließlich weder Sieger noch Besiegte gab, trat die schwedische Krone ihre festländischen territorialen Hoheitsrechte gegen eine Geldentschädigung ab, und die baltischen Länder traten nunmehr in genau das gleiche autonome, mit einer Sonderverfassung ausgestattete Verhältnis zu Rußland, wie es bis dahin zu Schweden bestanden hatte. Daher verhandelte denn auch Peter der Große, da es sich um eine innere Angelegenheit der Provinzen handelte und sie als solche der schwedischen Hoheit entzogen war, nicht mit der schwedischen Besatzung, sondern mit den baltischen Rittern und Ständen über den Beitritt zum Russenreich. Sie forderten zunächst von Peter, „Sie bey der reinen evangelischen Religion Augsburgischer Konfession zu schützen und ungehindert zu lassen", sie forderten „alle Privilegia, Donationes, Statuten, Immunitäten, alle wohlhergebrachte Landesgewohnheiten, von denen glorwürdigsten Königen, item denen Hoch- und Herr Meistern dem Lande und Adel gegebene und von Zeiten zu Zeiten confirmierte Prärogativen, wie selbe in Ihrem tenore von Wort zu Wort lauten, zu confirmieren und zu erhalten", und schließlich „die Landespolizey und Jurisdiction, wie von Alters und Herr Meisters Zeiten als Manngerichte und Hakenrichter in Ihren alten Würden und Wesen zu lassen."

Peter, wohl wissend, was er und sein Reich an den deutsch-baltischen Ländern für bedeutende Träger und einzige Vermittler westeuropäischer Kultur hatte, erkannte die Provinzen als Länder eigenen Rechts an und bestätigte ihre Forderungen, bisherigen Freiheiten und Privilegien. Sie wurden von ihm „ohne einige exception und in allen Stücken accordieret". Der Zar versprach ausdrücklich, daß alle Einwohner, Städte, Gilden und Zünfte „bey ihren unter der schwedischen Regierung gehabten Privilegien, Gewohnheiten, Rechten und Gerechtigkeiten beständig und unverrückt konserviret, gehandhabet und geschützt werden sollen", und daß in den Ländern „kein Gewissenszwang eingeführet, sondern die evangelische Religion, auch Kirchen und Schulwesen, und was davon abhängig ist, auff dem Fuß, wie es unter der letzten schwedischen Regierung gewesen, gelassen und beybehalten werden, jedoch daß in selbigen die griechische Religion hinführo ebenfalls frei und ohngehindert exercieret werden könne und möge."

Es schien mir wichtig, diesen Text der grundlegenden Urkunden wörtlich wiederzugeben . Ueber ein Jahrhundert haben die russischen Regierungen Religion, Sprache, Schule, Verwaltung und Rechtsprechung der Provinzen nicht angetastet. Dann aber begann die lange Kette der Russifizierungsversuche und Verfassungsbrüche, die sich zunächst auf kirchlichem Gebiete abspielten. Mit Alexander III. stieg 1881 sodann das reinste Moskowitertum auf den russischen Thron. Sein allmächtiger Meister war Pobedonoszew, der Oberkurator der allerheiligst dirigierenden Synods. Es genügt, diesen Namen zu nennen, um sich vorzustellen, was die deutsche Kirche und ihre Bekenner zu erwarten hatten. 1885 wurde die evangelische Landeskirche in eine nur geduldete Sekte umgewandelt. Die Verfolgung und Gewissensknebelung besonders der lutherischen Pastoren ging ins riesenhafte. Die Schergen des Oberkurators begnügten sich aber nicht nur mit der Russifizierung auf kirchlichem Gebiete, sondern wüteten gegen alle verfassungsrechtlich beschworenen Freiheiten. So wurde 1887 befohlen, die deutschen Gymnasien binnen fünf Jahren in russische Anstalten umzuwandeln, weshalb die deutsche Ritterschaft die von ihr unterhaltenen Schulen eingehen ließ. Neben der Russifizierung von Kirche und Schule ging diejenige von deutscher Justiz und Verwaltung her. 1888 trat an Stelle der von den baltischen Selbstverwaltungsorganen ernannten Landespolizei die russische Polizeiorganisation, während die Gerichtsorganisation nach russischem Muster geändert wurde.

Genug. Wenn auch im Tempo und in den Mitteln ungleich, hat die Zertrümmerung der von allen Zaren bis heute beschworenen Verfassung und die Russifizierung der Provinzen nicht nachgelassen. Wie sollte es auch anders sein, nachdem die auswärtige Politik Rußlands ihre Anlehnung an das Deutsche Reich aufgab und sich mit dem deutsch-feindlichen Frankreich verbündete, nachdem der Satz geprägt war: „Der Weg nach Konstantinopel geht über Berlin"? In unglaublicher Verblendung und ungleich ihrem gewaltigen Lehrmeister Peter glauben seine Epigonen auf das russische Deutschtum, insbesondere das Deutschtum der baltischen Provinzen, das allein als natürliche Brücke westeuropäische Kultur dem asiatischen Moskowitertum vermittelte, verzichten zu können. Die seit Ausbruch des Krieges hierher gemeldeten brutalen, aber unverständlich törichten Russifizierungsmaßnahmen gegen die Balten haben jene Worte Goremykins und den Ausspruch Wundts zu Leipzig (am 10. Sept.): „Die deutsche Sprache, die deutsche Kultur gilt es mit Gewalt auszurotten" in trauriger Weise bestätigt. Gerade diese allgemeine Fassung des Kampfes: Kultur gegen Kultur! oder besser Kultur gegen Unkultur! aber ist es, die uns heute die Vergewaltigung der Ostseeprovinzen durch eidbrüchiges Moskowitertum besonders vor Augen führt. —

Was nun Finnland anbetrifft, so wurden die finnischen Stämme durch Schweden zum Christentum bekehrt. Die schwedische Herrschaft wurde oft durch russische Einfälle gestört, die aber dennoch den Aufschwung des Landes, besonders unter Gustav Wasa (Einführung der Reformation) nicht

Digitized by Google

hindern konnten. Im Dreißigjährigen Kriege fochten die Finnländer auf deutschem Boden tapfer mit. Daran erinnert heute noch der bekannte finnländische Reitermarsch. Die vielen folgenden, meist auf finnländischem Boden ausgefochtenen Kriege zwischen Rußland und Schweden endeten schließlich infolge des für Schweden unglücklich verlaufenen Krieges von 1808—1809 mit der Vereinigung Finnlands als eines im Innern selbständigen Staates mit Rußland. Die Finnländer entschlossen sich nach tapferer Gegenwehr zu Verhandlungen mit dem russischen Kaiser Alexander I. Am 27. März 1809 erließ der Kaiser ein feierliches, von allen seinen Nachfolgern bestätigtes Manifest, in dem er Finnland die unverbrüchliche Aufrechterhaltung ihrer Religion, ihrer Grundgesetze, Rechte und Privilegien zusicherte.

Darauf huldigten die finnländischen Stände dem Zaren als ihrem „Großfürsten" am 29. März. Schweden erkannte diese Uebereinkunft im Frieden von Fredriksham an. Die Dinge haben sich also bis hierher in Finnland fast genau so wie in den Ostseeprovinzen entwickelt. Auch der weitere Verlauf war der gleiche. Finnland erfreute sich zunächst seiner eigenen Verwaltung, und die gesetzgebende Macht des Zaren, des „Großfürsten", war durch die finnländische Sonderverfassung begrenzt. Dann aber kam die Regierungszeit Nikolaus' II., und General Bobrikow, ein reiner Panslawist, wurde Generalgouverneur von Finnland. Anfang 1899 wurden dem Landtag mehrere Vorlagen (so über das Finnische Wehrgesetz — Finnland hatte bis dahin ein Nationalheer) unterbreitet, die formell und materiell gegen die Landesverfassung verstießen. Zu gleicher Zeit, am 3. (15.) Februar 1899 beging Rußland einen Staatsstreich gegen finnländische Institutionen, indem ein kaiserlicher Ukas den verfassungsmäßigen gesetzgebenden Landtag Finnlands einfach in eine nur begutachtende Ständeversammlung verwandelte. Justiz und Verwaltung wurden völlig russifiziert und die Abschaffung der finnländischen Nationalarmee durchzusetzen gesucht. Die allgemeine Empörung der bis dahin so loyalen finnländischen Bevölkerung führte schließlich im Jahre 1905 zu einem gewaltigen Nationalstreik. Nun lenkte die brutale Regierung Nikolaus' II zunächst ein. Das vergewaltigte Finnland aber zeigte sich jetzt vollständig verändert und schloß sich gegen Rußland zusammen. Während die Sozialdemokratie bis dahin unbekannt gewesen war, zählte der nunmehr zustande gekommene Landtag von 200 Abgeordneten 90 sozialdemokratische. Gewiß ein Beweis für die Brutalität der Ereignisse. Die Russifizierung aber ging nach einer kurzen Pause, unbeirrt von allen Bedenken um beschworene Rechte, weiter. Die finnländischen Petitionen wanderten in den Papierkorb, die Abgesandten wurden nicht empfangen oder mit leeren Worten heimgeschickt. 1908 bezeichnete Stolypin selbst in der russischen Reichsduma Finnland als eine russische „Provinz". Im gleichen Jahre wurde, im Widerspruch mit der finnländischen Verfassung, der sogenannte russische Ministerrat zur übergeordneten russischen Behörde bei allen finnländischen Gesetzgebungs- und Verwaltungsfragen gemacht. Weitere russische Vergewaltigungen betrafen dann die Militärfrage. Aber die Sache hatte System, und dieses fand seine Krönung im Jahre 1910. Damals brachte der russische Ministerrat in der russischen Reichsduma eine Vorlage ein, daß alle wichtigen finnländischen Gesetzgebungs- und Verfassungsfragen der Zuständigkeit der gesetzgebenden Körperschaften Finnlands entzogen sein und allein der russischen Reichsgesetzgebung vorbehalten sein sollten. Wie Ironie klingt es, daß dem finnländischen Landtage dieser Entwurf zur Begutachtung vorgelegt wurde. Einstimmig protestierte er gegen ihn als verfassungswidrig. Ein gleiches taten die ganze europäische Gelehrtenwelt und viele parlamentarische Körperschaften Europas und drückten den fortgesetzten brutalen Rechtsbeugungen Rußlands ihre Verachtung aus. Was nützte das gegen das kaltstirnige Moskowitertum! Im Juni 1910 wurde die russische Regierungsvorlage, die mit einem Federstrich Finnland aus einem im Innern selbständigen Staatswesen in eine russische Provinz verwandelte, von der Reichsduma und vom Reichsrat angenommen und am 4. Juli von Nikolaus II., der die Selbständigkeit Finnlands, gleich der der Ostseeprovinzen feierlich beschworen hatte, bestätigt! Das Ende Finnlands!

So haben wir an zwei Beispielen den Weg und das Ziel Rußlands erkannt, und Gott bewahre alle anderen Nationen, die Segnungen Rußlands, die jetzt so freigiebig versprochen werden, kennen zu lernen. Rußland kennt nur noch eins: die Durchsetzung seiner moskowitischen Pläne und Kultur, und wird sich in der brutalen Verfolgung seiner Pläne durch Rechte und Versprechungen nicht stören lassen. Das zeigt die gemeinsame, sich sprechend ähnlich sehende Geschichte der unglücklichen Ostseeprovinzen und des vergewaltigten Finnlands. Mögen daraus alle lernen, die es angeht, und den Mut finden, dem Moskowitertum entgegenzutreten.

Zur Elsässer Frage

I.

Obwohl ich nicht in der Lage bin, die Angaben des Einsenders über das Elsaß in Nr. 7 der „Hilfe" zu widerlegen, möchte ich sie doch nicht unbeantwortet lassen. Tatsache ist, das muß ich rückhaltlos eingestehen, daß die Zahl der französisch gesinnten Bewohner des Elsaß größer ist, als ich anfänglich annahm. Ich täuschte mich, weil in unserer Gegend, dem Unterelsaß, die reichsdeutsche Gesinnung weit kräftiger ist als in anderen Landesteilen, weil man hierzulande nicht weniger erfreut ist über deutsche Siege als im großen Vaterland selbst. In manchen Teilen des Oberelsaß soll es anders sein, dort ist der Prozentsatz der Welschlinge größer als hier. Ich will nicht untersuchen, worin die Wurzel des Uebels liegt; dazu ist jetzt nicht die Zeit. Wenn der große Kampf vorüber sein wird, dann ist der Augenblick gekommen, auch darüber ein ernstes Wort zu sprechen, nicht um in der Vergangenheit zu wühlen, sondern um aus den Fehlern für die Zukunft zu lernen.

Ich gebe also zu, daß meine Ansicht nicht ganz richtig war, möchte aber dem Einsender desgleichen entgegenhalten, daß auch die seinige nicht ganz stimmt. Mülhausen ist nicht das Elsaß. Und wenn man die Gesamtbevölkerung des Landes in der Frage des Deutschtums prüfen könnte, ich bin sicher, das Ergebnis würde sehr stark zugunsten Deutschlands ausfallen. Prof. Friedrich Lienhardt ist der Meinung, daß das Verhältnis sich etwa gestalten würde wie zwei zu eins. Soweit meine Anschauung reicht, wird diese Ansicht nicht nur bestätigt, sondern sie spricht noch viel mehr zugunsten der deutschen Sache. Zum Mißtrauen gegen das ganze Elsaß liegt also noch kein Grund vor, im Gegenteil! Wir dürfen überzeugt sein, daß nach dem Kriege die Gesinnung sich noch weit mehr nach Wunsch der Deutschgesinnten ändern wird.

Die Heimkehrenden werden die Väter und Erzieher der kommenden Generation sein. Sie haben draußen Seite an Seite mit den Söhnen Altdeutschlands gekämpft und sind erzogen worden in einem Geiste, der sich sicherlich auch in ihren Familien auswirken wird.

Und in Gemeinschaft mit diesen Erziehern muß es der Schule, der deutschen Volksschule gelingen, den Sieg, den ganzen Sieg des Deutschtums zu erringen. Von jeher war der Lehrerstand der beste

Digitized by Google

Vortämpfer des Deutschtums. Er wird es auch bleiben. Die Franzosen haben es sehr gut gewußt, wo ihre entschiedensten Gegner zu suchen sind und haben besonders die Lehrer ausgewählt als „Geiseln". Wiederholt waren es die Mitglieder des Deutschen Lehrervereins, die sie in erster Linie wegschleppten.

Was aber noch wichtiger ist als alles das, ist der Umstand, daß endlich einmal Klarheit herrscht im Elsaß. Man weiß nun, was die oder jene wollen, welches ihre Ziele sind, und wird demgemäß zu handeln wissen. Die Regierung des Elsaß wird nach dem Kriege nicht mehr in Gefahr kommen, mit Elementen zu liebäugeln, die den ursprünglichsten Interessen des deutschen Staates im Elsaß entgegenarbeiten. Ebenso wird sie nicht mehr diejenigen, die ihr die treuesten Diener und Stützen sind, geflissentlich hintansetzen. Die Zukunft sieht klarer aus. Zu Mißmut und Verzweiflung an der elsässischen Sache im Rahmen des Deutschtums oder der deutschen Sache im Elsaß liegt meines Erachtens trotz so mancher Einzelerscheinungen während dieses Krieges keine Ursache vor, heute weniger denn je.

Darum wissen wir Elsässer unserem treuen Freunde Naumann von Herzen Dank, daß er in der Nachschrift Worte des Zutrauens findet. Wie sehr tut es uns wohl, wenn wir solche Worte lesen, die wir in letzter Zeit gerade so vielen Verdächtigungen und so vielem Verdacht ausgesetzt waren! Das deutsche Elsaß ist sicher auf gutem Wege, wenn es auch noch nicht ganz da ist.

E. Heywang, Gundershofen.

II.

Fragt man sich, wie die grundverschiedenen Urteile über Elsaß-Lothringen (nicht erst von heute, sondern von jeher) möglich sind, so muß man darauf hinweisen, daß sich seit der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens das Deutschtum und ebenso das Franzosentum nicht in gerader Linie, sondern in erheblichen Kurven bewegten. Neben dem ausgesprochenen Protestlertum der achtziger Jahre machte sich, zumal in dem immer deutsch gebliebenen Teile des Unter-Elsaß eine stark deutschfreundliche Strömung bemerkbar, die sich z. B. auch darin kundtat, daß sich die einheimischen Studenten den deutschen Studentenkorporationen anschlossen, ja sogar im Jahre 1881 selbst eine freischlagende farbentragende Verbindung „Vosegina" gründeten. Ich kenne unter jenen Studenten welche, die sich sogar auf einer altdeutschen Universität „ein zweites Band holten". Leider ist ein großer Teil dieser Leute, als in den neunziger Jahren die Franzosentümelei wieder einsetzte, im Philistertum versilzt und zum mindesten einem Auf-beiden-Schultern-Wassertragen rettungslos anheimgefallen.

Ich bezeichne es als einen schweren Fehler der Regierung, daß sie die einheimische Studentenschaft der „Taverne alsacienne" sich selbst überließ und sie nicht als eine Pflanzstätte für das Deutschtum betrachtete. So konnte es kommen, daß der „Cercle des étudiants" unter der Führung von Wetterlé, Helmer, Laugel und Genossen seine vergiftende Politik in allerlei Kanäle des elsaß-lothringischen Lebens leitete.

Nichtsdestoweniger glaubte man pessimistischen Urteilen gegenüber sagen zu können, daß Elsaß-Lothringen nicht nach dem Geschrei und dem Getue von einigen Dutzend eitler Französlinge beurteilt werden dürfe. Aber — ein neuerlicher Besuch in meinem Heimatlande hat auch mich überzeugt, daß Tausende, hauptsächlich des besseren Mittelstandes mit Durchschnittsbildung (Hochgebildete gibt es in Elsaß-Lothringen nur wenige — vielleicht der „Doppelkultur" wegen), in eine innere stumme Gegnerschaft zum Deutschtum geraten sind, zum Deutschen Reich als dem politischen Staatengebilde wäre zu viel gesagt. Und diese Tausende geben zu denken, selbst wenn Hunderttausende von Bauern, Arbeitern und Handwerkern gar nicht daran denken, deutschfeindlich zu sein und eine Rückkehr zu Frankreich wünschen; diese letzteren gehen im Sinne des laisser faire, laisser aller ihren Berufen nach. Gewiß gibt es auch eine größere Anzahl, hauptsächlich aus protestantischen Pfarrer-, Lehrer- und sonstigen Beamtenkreisen stammende Patrioten, die sich zum Teil in der „Elsaß-Lothringischen Vereinigung" zur Pflege des Deutschtums zusammengefunden haben. Leider beschränkte sich diese Vereinigung auf das Theoretisieren und verzichtete (aus Mangel an geeigneten Persönlichkeiten?) auf energische praktische Politik.

Wenn sich jetzt die elsaß-lothringischen Soldaten tapfer und auch begeistert schlagen, so wächst dies aus ihrem alten angeborenen Deutschtum heraus; viele aber sind auch, wie seit alters, gute Krieger schlechthin.

Zum Heile Elsaß-Lothringens und in letzter Linie des Deutschen Reiches muß man wünschen, daß der kommende Friedensschluß gleichzeitig eine Veränderung in den staatspolitischen Verhältnissen Elsaß-Lothringens bringt. Entweder muß der eiserne Besen, mit dem jetzt dort das militärische Kommando die Reichslande rein fegt, als wesentliches Regierungsinstrument beibehalten werden oder — Elsaß-Lothringen muß verfassungsmäßig in einen oder mehrere deutsche Einzelstaaten eingegliedert werden. Das „Reichsland" war ja doch wohl nur ein Verlegenheitsprodukt, nicht Fisch und nicht Vogel. Die mangelhafte staatspolitische Grundlage war mit schuld, daß das „Germanisatorische" bis jetzt so geringe Fortschritte gemacht hat.

Ein Elsaß-Lothringer.

III.

Da ich in der „Patria 1911" Ihnen einen Artikel über das Elsaß geschrieben, den ich übrigens auch jetzt noch in seinen Hauptgedanken vertrete, so darf ich vielleicht um so eher mit einer Aeußerung über den Gegenstand um ein geneigtes Ohr bei Ihnen bitten.

Sie vertreten einstweilen noch den Optimismus; Sie sind immer noch geneigt, Ihre ursprünglich von Ihnen vertretene Ansicht, daß die überwältigende Mehrheit der Deutsch sprechenden Elsässer gut deutsch oder national gesinnt ist, festzuhalten; von der Französisch sprechenden Bevölkerung sei das freilich nicht zu erwarten, da müsse man sich mit der staatlichen Korrektheit begnügen. Also letztere wollen wir überhaupt aus dem Spiel lassen; das ist aber bisher sowieso geschehen; von den Französisch sprechenden Steintälern oder den Französisch sprechenden Lothringern hat man noch nie besonders nationaldeutsche Gefühle erwartet; ich wüßte nicht, wie man diesen Unterschied bisher nicht immer gemacht hat. Aber die Deutsch sprechenden Elsässer. Was ist es mit denen im Krieg? Dazu gehört einmal der unterelsässische Bauernstand; der ist am wenigsten oder gar nicht von französischen Sympathien durchsetzt bis zu einer gewissen wirtschaftlichen Höhe, wo sofort die Nachahmung der französisch gerichteten Schicht beginnt. Der Bauernstand im Oberelsaß hat schon mehr Französisches in sich, sowohl der protestantische als noch mehr der katholische. Aber das ist nicht das Entscheidende; der Bauernstand in Elsaß-Lothringen hat in der Oeffentlichkeit bei uns weniger als irgendwo Bedeutung als bestimmende, richtunggebende Schicht; da ist er nur im Schlepptau des Bürgertums.

Wie steht es vor dem Kriege mit dem Bürgertum? Das Bürgertum hat in seiner „überwältigenden Mehrheit" keine nationaldeutsche Gesinnung gehabt und nicht haben können; infolgedessen war auch kein Wunder plötzlicher Bekehrung aus einem Saulus zu einem Paulus möglich. Das Bürgertum hat zu der Masse der eingewanderten altdeutschen Bevölkerung eine viel zu gegensätzliche innere Stellung; es konnte sie zuzeiten verbergen, aber um so tiefer sitzt sie. In dieser gegensätzlichen Stimmung hat das Bürgertum, nachahmend die höheren Kreise der Bourgeoisie, seit 1870 in steigendem Maße die französische Sprache kultiviert als Haus- und Umgangssprache; die französische Sprache ist so das Symbol des echten Elsässers geworden; wer das nicht mitmachte, der war ein Abgefallener; so wurden wir mit Bewußtsein Deutsch sprechenden Elsässer mit dem Mal der Unechtheit gezeichnet. Daß dieses Bürgertum, das sich durch den gekünstelten, gemachten Gebrauch der französischen Sprache, wobei die Frau das führende Element ist, mehr nach der nationalfranzösischen Seite neigte als nach der deutschen, das liegt auf der Hand. Daß mit dem Krieg das nicht anders wurde, ja, daß der Krieg vielen es nur zum Bewußtsein brachte, wie französisch sie eigentlich sind, das ist auch selbstverständlich; ja, es trat da noch ein verschärfendes Moment ein: das strikte Verbot der französischen Sprache; das war ein Angriff auf das Heiligtum des elsässischen mittelständischen und Bourgeoisiephilisters. Dieser Unfug mit der französischen Sprache ist in den letzten Jahren immer ärger geworden;

Digitized by Google

weil die Parteien um die Wette ihren Schild über diese Französelei gehalten haben, weil jede fürchtete, die andere könnte ihr aus der Gleichgültigkeit oder gar Opposition einen Strick drehen im Parteikampf. Wir deutsch gerichteten einheimischen Elsässer, wir haben in unserer Opposition gegen diese französische Propaganda besonders bezüglich der Sprache nicht etwa vom nationalen Gesichtspunkte uns leiten lassen, sondern von einfacher partikularistischer Erwägung, in dem Sinne, daß diese Doppelsprachigkeits- und Doppelkulturtreiberei uns geistig und kulturell minderwertig macht, daß höchstens Elsaß ein Volk zur Erzeugung von Kellnern, Köchen, Kutschern fähig wird, aber nicht zu einem Volk, das tüchtig werden will, die Führung in seinem eigenen Lande zu bekommen, als dem Altdeutschen Geistesebenbürtige. Leider haben die Altdeutschen vielfach die französierten Elsässer unterstützt gegen uns deutsche Elsässer, was natürlich oftmals in unseren Kreisen bittere Gefühle auslöste.

Aber der Kultus der französischen Sprache ist nicht das einzige; vielleicht noch wichtiger ist der Mangel eigentlicher Staatsgefühle in dem elsässischen Bürgertum. Er hat sie in besonderem Maße nicht von Frankreich mitbekommen; das Organ dafür ist aber vollends abgestorben in dieser reichsländischen Periode. Eine auf den Staat als das zentrale Gemeinschaftswesen, dessen Gesundung, dessen Kraft die seine mitbedingt, gerichtete Gesinnung kennt der elsässische Bürger nicht. Schon deshalb ist ihm die Gesinnung, der die Behauptung und Erhaltung des Staates durch den Krieg eine elementare Forderung ist, durchaus fremd. Wollte man von der überwältigenden Mehrheit nationaldeutsche Gefühle im Kriege erwarten, so hätte man erst Staatsgesinnung pflanzen müssen durch Angliederung an einen größeren Staat wie Preußen. Diese Reichslandsspielerei hat aber den Elsässer als Staatsbürger vollends untüchtig gemacht. Darum kann nach dem Krieg von einer Fortsetzung des Reichslandssystems nicht mehr die Rede sein.

Ein großer Teil, der jetzt nicht auf französischer Gefühlsseite steht, huldigt dem Nützlichkeitsstandpunkt, der sich in den Worten kundgibt: Ich bin immer für die, die siegen. Darum waren bei dem sieghaften Vorwärtsstürmen in den Augusttagen die elsässischen Seelen am meisten deutsch; seit dem Positionskrieg festigte sich wieder die französische Stimmung.

Was die soldatische Haltung betrifft, so war sie leider nicht durchweg gut; das wird die militärische Leitung nach dem Krieg erst recht feststellen. Daß andere, selbst aus französierten Teilen der Bürgerschicht, soldatisch Tüchtiges leisten, das liegt an dem Sinn für männliche Tüchtigkeit und Heldengeist, der im Kriege auch bei diesem Element durchbricht: die aus dem Bauernstand Stammenden sind von vornherein weniger belastet mit französischer Neigung.

So viel nur einstweilen zu dem Thema, das gar viele Seiten bietet, aber mit dem bloßen „Optimismus“ kommt man da nicht aus; hier heißt es sehen oder nicht sehen wollen, vor allem jedes Schema einer Doktrin oder eines Parteidogmas zu Hause lassen und die Dinge nehmen, wie sie sind.

IV.

Wir geben diese drei Briefe und könnten noch mehr ähnliche abdrucken, schließen aber hiermit die gegenwärtige Aussprache. Ueber die zukünftige Verfassungsform des bisherigen Reichslandes ist es noch nicht erlaubt zu sprechen, und zwar aus guten Gründen, denn erst muß das Kriegsergebnis fertig vorliegen, ehe man über Land und Landesgrenzen etwas Festes sagen kann. Einen herzlichen Gruß allen unseren dortigen Freunden! N.

Die Kriegsnahrungsrede

(Materialien zur Vorbereitung.)

Die nachfolgenden Leitsätze haben der Rede Naumanns auf dem Lehrkursus für Volksernährung im Kriege zugrunde gelegen. Sie werden hier veröffentlicht, um auch denen, die nicht am Kursus teilnehmen konnten, zur Verfügung zu stehen. Das Protokoll erscheint hoffentlich bald.

Alle sollen reden, die es können.

Warum mündlich?

Die Aufgabe: ca. 11 Millionen Haushalte müssen erreicht werden. Dazu Gastwirtschaften, Hotels, Anstaltsküchen u. dgl.

12 Millionen Küchen sollen reformiert werden! Welche Umdenkung!

Wie kommen wir heran an die Bevölkerung?

Das Anwerben weiterer rednerischer Hilfskräfte:

a) Die Pastoren und Lehrer: Pfarrkonferenzen, Lehrerversammlungen.
b) Die Regierungsbeamten: Ländliche Gemeindevorsteher.
c) Die Fachverbände, Gewerkschaften, Landwirtschaftsschulen. Immer mit Frauen.
d) Die Frauenvereine. Mann und Frau zusammen!

In allen Regierungsbezirken, Kreisen und Städten müssen von jetzt an Versammlungen gehalten werden. Zusammenwirken von Behörden, Verbänden, Rednern.

Die Unkosten der Propaganda freiwillig tragen lassen, oder Landrat und Magistrate fragen.

Berliner Zentralbüro für Lehrkursus (Ministerium des Innern) gleicht aus, erteilt Auskunft, kann aber von Berlin aus nicht selbst Versammlungen schaffen.

Ob eine Musterrede möglich ist?

Drei verschiedene Gruppen:

Ländliches, bäuerliches Gebiet: Sehr starke Wirtschaftsänderung! Ländlicher Konsum.

Mittelstädtisches und kleinstädtisches Gebiet: Gemischt, alle Schichten und Berufe.

Großstädtisches Gebiet: Gewerkschaftsreden, Beamten-, Frauenversammlungen, Volksversammlungen.

* * *

Unsere Aufgabe ist Materiallieferung und Stoffgruppierung, so daß der Redner das auswählt, was er brauchen kann. Jede Rede muß persönlich und örtlich sein.

Die Stoffgebiete sind:

1. Die wirtschaftspolitische Weltlage.
2. Die vorhandenen Nährstoffe und die mangelnde Einfuhr.
3. Die Anforderungen an die Landwirtschaft.
4. Die Anforderungen an den Haushalt.
5. Das Pflichtgefühl der Nation.

* * *

I. Die wirtschaftspolitische Weltlage

1. Der englische Plan.

Die Abschließung { Der Seeabschluß / Der Landabschluß / Die Lage der Neutralen.

Die Fragen des Seerechtes (relative Kontrebande als absolute —)
Hamburgs Lager
Die Rheinschiffahrt
Die Eisenbahnen im Krieg.

2. Der dreifache Wirtschaftskampf.

a) Der Finanzkampf. Die Kriegskosten täglich für Deutschland 40 Mill., Oesterreich-Ungarn 20 Mill., alle kriegführenden Staaten 150 Mill.
Woher die Anleihen kommen? Viel Geld im Volk!
b) Der Gewerbekampf: Die fehlenden Rohstoffe: Wolle, Kupfer. Die Ausfuhr meist gesperrt.

Digitized by Google

Militärlieferungen aller Art, Anpassungsfähigkeit der Industrie. Wenig Arbeitslosigkeit.

Kriegsunterstützungen, Löhne steigen!

Steigende Preise der Nahrungsmittel sind möglich zu ertragen, wenngleich natürlich unerwünscht.

c) Der Ernährungskampf.

Deutschlands Abhängigkeit vom Auslande:

1913: Einfuhr:

		Mill. ℳ
Industrie:	Rohstoffe (Wolle, Baumwolle, Petroleum, Erze, Holz, Futterstoffe) . .	5 000
	Halbfabrikate (Garn, Metalle, bearbeitete Hölzer)	1 240
	Fertige Waren (Maschinen, Stoffe, Luxus)	1 480
Ernährung:	Nahrungsmittel (Getreide, Schmalz, Eier, Obst, Kaffee, Kakao)	2 760
	Tiere	290
		10 770

Die Rückwirkung der Abschließung auf England:

Der Getreidepreis in London ist höher als unser Höchstpreis.

Gründe des hohen Weltmarktpreises { Rußland abgesperrt! Schiffe besetzt durch Kriegstransporte. Unterseeboote.

Die Lage der Neutralen:

Schweiz: Holland: { abhängiger als wir.

3. Die Kriegswirtschaftsgesetze.

a) Die Höchstpreise. Roggen ca. 225 ℳ, Weizen 265 ℳ, örtlich verschieden. — Zweierlei Auffassungen möglich: freies Spiel der Kräfte oder Staatsregulierung.

b) Das Kriegsbrotgesetz vom 25. Januar.
Militärische Proviantverwaltung.
Kriegseinkaufsgesellschaft.
Enteignungsrecht der Kreise und Gemeinden.
Die Pflicht der Angabe der vorhandenen Bestände.

* * *

II. Die vorhandenen Nährstoffe und die mangelnde Einfuhr

Die Ernährung beruht auf inländischer Erzeugung und Einfuhr.

Der **Verbrauch und Bestand** (einschließlich tierische Ernährung und Saatgut) 1912/13: (Statistisches Jahrbuch des Deutschen Reiches):

	t	pro Kopf kg
Roggen	9 680 000	145
Weizen	6 240 000	94
Gerste	6 230 000	93
Hafer	7 960 000	119
Kartoffeln	43 720 000	656
Zucker	1 280 000	19
Kaffee	160 000	2,4
Reis	210 000	3,6

Einfuhr aus dem Ausland (netto nach Abzug der Ausfuhr) 1913:

	Einfuhr t	Ausfuhr t	Geldwert Mill. ℳ
Roggen	—	580 000	+ 90
Weizen	2 010 000	—	— 330
Gerste	3 230 000	—	— 390
Hafer	—	150 000	+ 33
Kartoffeln . . .	50 000	—	— 7
Zucker	—	1 110 000	+ 260
Kaffee	170 000	—	— 219
Reis	290 000	—	— 60

Unsere guten Posten sind Roggen, Hafer (starker Kriegsbedarf) und Zucker (wertvolles Ernährungsmittel).

Außer diesen Hauptartikeln gibt es sowohl für tierische wie menschliche Ernährung noch zahlreiche Hilfsstoffe, von denen einige wichtige in ihrem Einfuhrwert angegeben werden sollen:

An Futterstoffen:		
Kleie und Reisabfälle . . .	150	Mill. ℳ
Oelkuchen	120	„ „
Palmkerne	100	„ „
Mais	100	„ „
An Nahrungsstoffen:		
Eier	190	Mill. ℳ
Schmalz und Fette	150	„ „
Milchbutter, Butterschmalz .	120	„ „
Fische	60	„ „
Federvieh	60	„ „

Dazu kommt zu Düngungszwecken für 170 Mill. ℳ Chilisalpeter.

Ein gewisser Teil aller dieser Stoffe gelangt noch jetzt aus Oesterreich-Ungarn oder benachbarten neutralen Ländern zu uns, aber wir wissen nicht wie viel.

Die Ernte 1914 war ungünstiger als die von 1913.

Es fehlen also sowohl Futterstoffe wie Ernährungsstoffe. Eine genaue Aufstellung ist nicht möglich. Die beste Arbeit über Durchschnittsberechnungen findet sich in der Schrift von Prof. Eltzbacher und anderen Fachleuten: „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" (bei Vieweg in Braunschweig, 1 ℳ). Dieses Buch muß jeder Redner über Kriegsernährung besitzen und lesen.

Die Umrechnung der vorhandenen Bestände in Eiweißeinheiten und Wärmeeinheiten ist wissenschaftlich notwendig, aber im allgemeinen für Versammlungen zu schwierig.

Gesamturteil: Wir haben weniger als unsere Gewohnheit aber mehr als unseren Bedarf. Schluß folgt.

Oskar Schulze: Für unsern Nachwuchs

Vor Beginn des Krieges hallten unsere Zeitungen und Zeitschriften wider von Erörterungen über Geburtenrückgang, Säuglings- und Jugendfürsorge. Der Krieg hat diese Stimmen zum Schweigen gebracht. Aber dem Sozialpolitiker, der über den Krieg hinausblickt, drängen sich schon heute bei dem Gedanken, wie am raschesten und gründlichsten die Wunden dieses mörderischen Ringens geheilt werden können, allerlei Fragen auf, die nach dem Kriege im Interesse einer raschen Erholung und Neustärkung unseres Volkes baldigst der Lösung bedürfen. Wenn sich auch naturgemäß gegenwärtig das Hauptinteresse auf den Krieg selbst und auf die Bewältigung der inneren Kriegsnöte unseres Volkes richtet, so muß doch auch heute schon die Lösung gewisser sozialer Aufgaben vorbereitet werden. Es gibt hier eine Reihe Aufgaben, die schon in Friedenszeiten als dringlich bezeichnet worden sind,

Digitized by Google

deren Lösung aber durch den Krieg für unser deutsches Volk unaufschiebbar wird. Dazu rechne ich die Fürsorge für unseren Nachwuchs.

Erschüttert blicken wir hinaus auf die Schlachtfelder im Westen und Osten, wo schon Tausende von deutschen Männern ins Grab gesunken sind, und jeder Tag fordert neue schwere Opfer am besten Gut unseres Volkes, an Menschenleben. Unser Herz zuckt immer von neuem auf, aber jeder muß sich der unerbittlichen Notwendigkeit fügen, geht es doch um der Deutschen Sein oder Nichtsein. Dieser Massentod trifft uns ins Innerste, wir sind dagegen machtlos, wir müssen es, ohne helfen zu können, mitansehen, wie der Tod mit dem Edelsten unseres Volkes, mit dem Menschenleben, wüstet. Das Sterben an sich hat für uns schon längst seinen Stachel verloren, aber daß hier auf dem Schlachtfelde der Tod seine grausige Ernte hält unter denen, die in der Blüte ihres Lebens stehen, die die Stärke und Gesundheit unseres Volkes vor allem ausmachten, die noch lange nicht vom Tode gezeichnet waren, das rüttelt uns auf, und wir sehen zunächst in diesem plötzlichen Massensterben den schwersten Schlag, der unser Volk treffen konnte. Fast für das ganze jetzt lebende Deutschland ist dieser Massentod auf dem Schlachtfelde etwas noch nie Gekanntes, darum um so Erschütternderes, und doch haben wir schon in Friedenszeiten jahraus jahrein ein noch gewaltigeres, von der Menge wenig beachtetes Massensterben, nämlich an Säuglingen. Gerade jetzt, da unserem Volke die fürchterlichsten Wunden geschlagen werden, ist es nötig, den Blick auf die große deutsche Säuglingssterblichkeit zu lenken und auf Abhilfe zu sinnen, da durch gesteigerte Fürsorge für unseren Nachwuchs am ehesten die Verluste unseres Volkes wieder ausgeglichen werden können.

Im Deutschen Reiche betrug die Zahl der Lebendgeborenen im Jahre 1901 etwas über 2 Millionen und sank bis zum Jahre 1912 herab auf knapp 1,9 Millionen. In diesen 12 Jahren starben im ersten Lebensjahre 4 368 217, d. h. durchschnittlich jährlich 18,4 Prozent. Es ist nun nach dem Beispiel der nordischen Staaten als sicher anzunehmen, daß auch bei uns in Deutschland durch mustergültige Säuglingsfürsorge die Sterblichkeit wesentlich herabgesetzt werden könnte, sagen wir auf 10 Prozent. Was dieser Fortschritt für Deutschland bedeuten würde, belegen folgende Zahlen: Hätten wir in den Jahren 1901—1912 eine Säuglingssterblichkeit von 10 Prozent gehabt, so wären in diesen 12 Jahren nur 2 373 945 Säuglinge ins Grab gesunken. Die darüber hinausgehenden 8,4 Prozent, in den 12 Jahren 1 994 273, sind also zuviel gestorben, und zwar nicht etwa aus angeborener Lebensschwäche. Rund 2 Millionen Menschenleben hätten, wie das Beispiel von Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark beweist, durch gesteigerte Säuglingsfürsorge unserem Volke erhalten werden können. Welch ein Wüsten mit Menschenmaterial! Deutschland wird darin nur von Rußland und einigen Balkanstaaten übertroffen, bei denen aber die viel größere Geburtenzahl gegen die Säuglingssterblichkeit ins Gewicht fällt.

Daß unsere Säuglingsfürsorge in Deutschland noch nicht überall auf der Höhe steht, zeigte sich in dem überheißen Sommer 1911. Während z. B. im Jahre 1910 in Sachsen die Sterblichkeit in den drei Sommermonaten Juli, August und September 19,48 Prozent betrug, schnellte sie 1911 in derselben Zeit auf 42,39 Prozent in die Höhe, sicher ein Zeichen, daß man derartigen ungünstigen Zufällen noch nicht gewachsen war. Daß aber ein so todbringender Sommer wie der von 1911 auch seinen Schrecken verlieren kann, bewies die Stadt Charlottenburg mit ihrer mustergültigen Säuglingsfürsorge, wo die Sommersterblichkeit nur 16,76 Prozent betrug, während sie in anderen deutschen Großstädten in den heißesten Wochen zu mehr als 80 Prozent anstieg.

Wir ersehen also aus allem, daß auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge für den Staat noch ein weites Feld zur Betätigung offen ist, auch um ausgleichend gegen den Geburtenrückgang zu wirken. Einzelne fortschrittliche Kommunen werden des Antriebes durch den Staat nicht bedürfen, aber die meisten werden ohne ihn nicht weiterkommen, entweder weil sie nicht können oder weil ihnen das Verständnis für die Größe der Aufgabe fehlt. Daß es in Wirklichkeit so ist, zeigen die großen Differenzen bei der Säuglingssterblichkeit innerhalb der deutschen Bundesstaaten. So bewegte sich im Jahre 1911 die Sterblichkeit zwischen 25 Prozent in Sachsen-Altenburg und 8,9 Prozent in Waldeck. Aus diesen Zahlen geht deutlich hervor, auch wenn man die verschiedene Bevölkerungszusammensetzung und andere Gründe abrechnet, daß es an Säuglingsfürsorge in manchen Gegenden Deutschlands noch sehr mangelt. Darum noch einmal: Der Staat darf, besonders im Hinblick auf die riesenhaften Verluste des Krieges, in seinem eigensten Interesse nicht länger tatenlos zusehen, wie Jahr für Jahr Hunderttausende kräftiger Kinder ins Grab sinken, er muß dafür sorgen, daß durch mustergültige Säuglingsfürsorge bis hinaus ins letzte Dorf dem Tod an Menschen entrissen wird, was lebensfähig ist, denn auf diesem kostbarsten Material beruht unsere Zukunft.

Während es nun auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge in Deutschland immerhin vorwärts geht, ist es mit der Fürsorge der Kleinkinder im Alter von 2 bis 6 Jahren viel übler bestellt, trotzdem gerade die Kleinkinder der Hilfe besonders bedürftig sind, wie es Freiherr v. Soden (Kleinkinder in der Großstadt, herausgegeben von der Deutschen Zentrale für Jugendfürsorge, zwei ganz vorzügliche Vorträge von Dr. Tugendreich und Klara Richter mit Einleitung von Freiherrn v. Soden, Preis 0,50 Mark) in folgenden Worten treffend zum Ausdruck bringt: „Auf die Säuglinge lenkt der Arzt und der Kirchhof, auf die Schulpflichtigen der Lehrer die Aufmerksamkeit. Die Kleinkinder glaubt man bei der Mutter geborgen, und die schützenden Wände entrücken sie der Oeffentlichkeit, auch dringt ihre Stimme noch nicht über das Heim hinaus. Und doch ist es nicht so einfach, Mutter zu sein für dieses Alter. Und die Wände umschließen nicht immer eine gesunde und geordnete Häuslichkeit. Nun wird aber in dem Alter von 2 bis 6 Jahren, in denen Leib und Seele am eindrucks- und aufnahmefähigsten sind, der Mensch innerlich und äußerlich geformt. Was am Säugling geschehen ist, das geht oft genug in diesen Jahren wieder verloren. Und was in diesen Jahren versäumt wird, bemüht sich meist Schule und Leben vergeblich gut zu machen." In diesen Ausführungen wird schon mit angedeutet, woran es liegt, daß sich die Oeffentlichkeit so wenig um dieses Alter kümmert. Die Bedrohung der kindlichen Gesundheit sinkt nämlich nach dem ersten Lebensjahre ganz bedeutend, wie aus folgenden Zahlen aus dem Jahre 1909 zu ersehen ist:

Altersjahre	Prozentzahl aller Gestorbenen
0 bis unter 1 Jahr	30,66
1 „ „ 2 Jahre	5,27
2 „ „ 3 „	1,88
3 „ „ 4 „	1,19
4 „ „ 5 „	0,84
5 „ „ 6 „	0,66

Digitized by Google

Diese Tatsache bespricht auch Dr. Tugendreich in seinem oben angeführten Vortrage, er bemerkt sehr richtig dazu: „Vielleicht erklären diese Zahlen das geringe Interesse, das die soziale Fürsorge an diesem anscheinend wenig gefährdeten Alter bisher genommen hat, vielleicht erklären sie, daß die soziale Fürsorge für das frühe Kindesalter am Ende des ersten Lebensjahres plötzlich haltmacht, als wenn nun nichts mehr zu verderben wäre.“ Und in der Tat, wenn man die Literatur über Kinderfürsorge durchsieht und die praktischen Fürsorgeeinrichtungen überschaut, überall weist das Alter von 2 bis 6 Jahren eine empfindliche Lücke auf. Dr. Alfons Fischer spricht es in seinem Grundriß der sozialen Hygiene ohne Beschönigung aus: „Bisher hat sich die Hygiene um diese Gruppe nur wenig bekümmert, vorläufig hat man noch nicht einmal einen zutreffenden Namen für sie geprägt.“ Nach allem hält es heute schwer, einwandfreies Material über die Lage der Kleinkinder zusammenzustellen. Ueber die Säuglinge liegen zahlreiche Untersuchungen über alle Lebenserscheinungen vor, wir erfahren da z. B. auch, daß die über 10 Prozent gestorbenen Säuglinge glattweg auf das Konto unserer Arbeiterbevölkerung mit ihrer geringeren Lebenshaltung zu setzen sind, aber über das Wohl und Wehe der auf das erste Lebensjahr folgenden Jahrgänge fließen die Quellen sehr sparsam, trotzdem dieses Alter viel mehr entscheidend für den Menschen ist als die Oeffentlichkeit heute noch allgemein annimmt. Daß es natürlich auch die auf der sozialen Stufenleiter am tiefsten stehenden Schichten sind, deren Kleinkinder, genau wie bei der Säuglingssterblichkeit, am meisten gefährdet sind, ist sofort einleuchtend.

Bei der Berufszählung 1907 wurden 4,5 Millionen im Hauptamte erwerbstätiger Ehefrauen gezählt, das bedeutet ein Heer von Müttern, die, je größer die Zahl der Kinder ist, desto mehr gezwungen sind, tagsüber ihrem Berufe nachzugehen und die ihren Kindern in Wirklichkeit gar nicht Mutter sein können. Sicher wird es solche erwerbstätige Mütter nach dem Kriege noch viel mehr geben. Meines Wissens gewähren nur die Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten von 1899, die im Jahre 1901 vom Reichsamt des Innern unter dem Titel: „Die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken“, herausgegeben wurden, und die Untersuchungen Dr. Felds über „Die Kinder der in Fabriken arbeitenden Frauen und ihre Verpflegung“ umfassenden Einblick in die Massennot der mutterlosen Jugend. Gelegentlich bringen auch einzelne Jahresberichte der Gewerbeaufsichtsbeamten aus jüngster Zeit kurze und bezeichnende Notizen über das Familienleben der Arbeiterbevölkerung. Immer und immer kehrt die Meldung wieder, daß ein großer Teil, häufig bis zur Hälfte, aller Kinder vom Säuglings- bis zum Schulalter tagsüber vollständig ohne Aufsicht und Pflege ist. „Dr. Tugendreich schätzt, daß von 7 081 082 Kindern im Alter von 2 bis 6 Jahren, die im Jahre 1900 in Deutschland gezählt wurden, wenigstens 5,5 Millionen fürsorgebedürftig sind. In Berlin allein stehen in diesem Alter rund 175 000, unter ihnen würden etwa 150 000 sein, denen die Eltern aus eigenen Mitteln eine gesundheitlichen Ansprüchen genügende Lebensweise nicht bieten können.“ Ganz sicher wird auch die Zahl dieser Kinder nach dem Kriege viel größer sein als vorher.

Vergegenwärtigen wir uns, was die Massennot für Tausende von Kindern bedeutet. Dr. Frida Duensing schreibt: „Aufsichtslosigkeit von Kindern bedeutet Mangel an Pflege und Ernährung — den Keim zu Siechtum und Schwäche, geistige Vernachlässigung und Verkümmerung — die Anbahnung späteren Stumpfsinns und innerlicher Roheit, sittlichen Verfall — die kindliche Dirne, den jugendlichen Dieb.“ Die Verfasserin trifft leider mit dieser Charakterisierung den Nagel auf den Kopf. Wie es um das physische Wohl der Kleinkinder steht, wird am klarsten, wenn die Sechsjährigen beim Schuleintritt vom Schularzt untersucht werden. „1910 bis 1911 wurden 33 671 Berliner Schulanfänger ärztlich untersucht. Wegen körperlicher oder geistiger Schulunfähigkeit wurden 3193, d. i. 10,55 Prozent zurückgestellt, in Ueberwachung wurden 7964 Schulanfänger = 23,5 Prozent genommen, im ganzen wurden also 34 Prozent der Schulrekruten als nicht voll schulfähig erachtet.“ Als Ursache der Zurückstellung oder der Ueberwachung kommen am meisten in Frage: ungenügender Kräftezustand (Blutarmut), Rachitis, Skrofulose, Tuberkulose, Nervenleiden, mangelhafte geistige Entwicklung usw. Das ist ein Ergebnis, das fast übereinstimmend auch an anderen Orten gezeitigt worden ist. Es müßte meines Erachtens geeignet sein, die verantwortlichen Behörden recht nachdenklich zu stimmen. Alles das, was im vorschulpflichtigen Alter versäumt und gesündigt worden ist, wird hier gewissermaßen vor aller Oeffentlichkeit als das Ergebnis der körperlichen Erziehung festgestellt. Wie kann der Staat erwarten, daß aus diesen unterernährten, blutarmen, rachitischen und nervösen Knaben und Mädchen jemals starke, wehrfähige Männer und gebärkräftige Frauen erwachsen sollen!

Schluß folgt.

Kurt Arnold Findeisen / Ein Sieger

Eine Geschichte aus dem großen Kriege 1914.

Schluß.

Paul Degenkolb griff fester um sein Gewehr. Einem bejahrten Bauern, der wie ein Kind flennte, schrie er zu, er solle nur getrost sein, sie wollten schon alles wieder in Ordnung bringen. Einem Mädelchen, das auf einem verfahrenen Karren kauerte, in einen grellroten Unterrock gewickelt, reichte er einen Rest Gebäck hinauf, das er auf irgendeinem Bahnhof mit anderen gutgemeinten Dingen, Zigarren, Zitronen, Brot, Wurst, Postkarten, zugesteckt erhalten hatte. Einem starknochigen Jungburschen, einem künftigen Grenadier, begegnete er mit sprühheißen Augen: Das soll den Kosaken nicht geschenkt sein! —

Sie lagen lange in Reserve. Erst nach ohnmächtig durchgrollten Wochen kamen sie in Fühlung mit dem verhaßten Feind, der aber auswich, wo er gestellt werden sollte. Nur das Gerücht seiner Schandtaten kreiste. Gnade Gott, wenn wir's zu packen kriegen, dieses heimtückisch wütende slawische Getier! Das war die Stimmung vom Kommandierenden bis zum gemeinen Mann. Jedoch das mit zusammengebissenen Zähnen und kochenden Herzen Ersehnte geschah noch nicht so bald. Erst nachdem die russischen Kolonnen, die wie Bienenschwärme schweiften, in das masurische Wald- und Sumpfland gelockt und von den deutschen Truppen mit erbitterten Gewaltmärschen, an hundert zertrümmerten Herdstellen vorbei, umgangen worden waren, kam es in den letzten Tagen des August zwischen Tannenberg, Gilgenburg und Ortelsburg zur entscheidenden Schlacht. Mit ihr erfüllte sich Paul Degenkolbs Geschick.

Eine feindliche Flintenkugel traf ihn in den Oberschenkel, die Schlagader zerreißend. Er sank zusammen, mitten im erfolggekrönten Tagewerk, abseits in Föhrengestrüpp sank er und in flockige Weidenröschen, während der Schützenzug,

Digitized by Google

dem er angehörte, von Deckung zu Deckung weiterstob. Notdürftig verband er sich die Wunde, die fürchterlich blutete. Im Nu war die Binde verbrämt, eitel Scharlach und Purpur. Er knotete sie fester mit stammelnden, warmüberströmten Händen und lag ganz still. Trotzdem spürte er, wie sich sein Blut stoßweise ins Gras befreite. Es ging wie das Ticken einer lautlos sicheren Uhr.

Er hob sich, auf sein Gewehr gestützt, mühsam um ein weniges und spähte umher. Rings kniehohes Gehölz, Zittergras, Binsen, hinter ihm der Wald, aus dessen Hut sie hervorgeschoben worden waren und an dessen Stämme vereinzelte Geschosse wie Spechtschläge klopften. Er rief. Niemand antwortete. Nur der wahnsinnige Lärm des Gefechts in der Ferne. Nur das Pfeifen der Granaten und der Schrapnells über ihm im Blauen. — War er der einzige, der im unaufhaltsamen siegschmetternden Vorwärtsdrängen hier zurückgeblieben? Nein, dort, hier, dort lagen in das versonnene Taumeln der Gräser gebettet graugrüne Körper: stumm, starr. Er versuchte sich aufzurichten, um weiterzukriechen er mußte es aufgeben. Mit einem Schmerzenston sank er hintenüber. Rispen und Dolden wiegten sich über seiner Stirn, friedfertig und gedankenlos. Flocken der Weidenröschen lösten sich tändelnd von den Kelchen und segelten selig von dannen. Das Schwirren zahlloser Hautflügler, unbekümmert um das kriegerische Wüten der Stunde, war um ihn, wohl von seiner Wunde angelockt. Müde erwehrte er sich ihrer, müde, müde. Warum keine Reserven nachrückten, hier an ihm vorbei, sann er noch, während sein Blick stier nach oben lag, einen großen kreisenden Vogel verfolgend, der vielleicht ein Flugzeug war. Dann schlossen sich seine Lider. Seine Gedanken wurden so schwer — —

Als er wieder emporfuhr, jach, verwirrt, faßte er nach seinen Augen: Dunkel, dunkel! Nach einer langen Weile begriff er: Nacht! Windrauschen um ihn, über ihm. Immer noch Geknatter, Gezänk, ganz ferne. Ein Hungergefühl kam und ging. Er tastete nach dem Bein, das er riesenhaft, klumpenschwer fühlte. Das Ticken war wieder vorhanden, nur sanfter. Eine Feuchte blieb an seinen Fingern. Dabei sah er Feuerschein in das Gewand der Nacht gewebt, Funken, Leuchtkugeln, Kometen, Meteore, Monde, Sonnen, rasende, durcheinanderschießende, irrsinnige Sternbilder — —. Er sank zurück.

Wie lange lag er schon hier? Stunden, Tage, Jahre? — Plötzlich waren Vorgänge vor seiner Seele: Greise, in den Knien wankende, furchtschlotternde, mit flüchtig gerafftem Gerät überpackt, bewegten sich auf ihn zu, Frauen mit versteinerten oder schamvoll verhüllten Gesichtern, Mädchen, in deren Gebärden unaussprechliches Entsetzen gebannt war, gescheuchte Trüpplein verwaister Kinder, verlodernden, zusammenprasselnden Hofstätten entrungene. — Der Oberst parierte seinen Rappen vor der Stirnreihe seines Regiments und hastete eine Rede: Daß auf der Erde, auf der sie jetzt ständen, in ebensolchen Sommertagen einmal eine verheerende Schlacht ausgewürfelt, daß da von Tatarenhorden die deutsche Ordensritterschaft vernichtet worden sei, daß sie, seine tapferen feldgrauen Jungen, nun nach einem halben Jahrtausend endlich diese Schmach wieder gutzumachen hätten, und keine Fußbreite Heimat dem slawischen Würger! — Russische Kavallerierudel, wie aus dem Boden gewachsen, bäumten vor der Vorpostenkette; Schnellfeuer; gurgelnder, gellender Zusammenbruch; Tier- und Menschenknäuel im geknickten Haferfeld. — Feindliche Infanteriemassen, endlos, insektenhaft wimmelnde, schwanden hin, von Maschinengewehrfeuer zerspellt, aus Schützengräben geworfen, gejagt, gehetzt, spritzenden Morästen überantwortet wie Freiwild. — Ein herabgeschossener Flieger; ein Spion an der Mauer. — Gärtenwildnisse, zerfetzte Schienenstränge, verkohlte Bahnhöfe, leichenverpestete Brunnenlöcher, Leichen, Leichen, Gliederstümpfe, qualklaffende Wunden, aufgerissene, ausgeweidete Körperhöhlen, gräßlich verzerrte Züge germanischen und slawischen Menschenangesichts. — Wimmern und Brüllen und Winseln, Haß, Hohn, Gier bis zum Ende, Starrkrampf und Röcheln und Stille. — Und immer darüber der wahnwitzige Wettlauf der Geschosse, der kein Ende finden will, unersättlich das fiebernde, brodelnde, schäumende, zischende Höllenwesen, lechzend nach Erlösung im brünstigsten Werben um die Himmelsmusik: Sieg! Sieg! — —

Des Sterbenden Gedanken wirbelten. Dann stießen sie bleiern nieder wie wandermatte Vögel. Trotzdem dachte er angestrengt nach: Und um was das alles?

Seine Gedanken krochen kreuz und quer, flügellahm. Er zwang sie mit einem Aufwand seiner letzten Kräfte. Da spannten sie noch einmal die Fittiche und kamen an ein kleines Haus, in dem ein Webstuhl heimelig klapperte. Malven standen vor dem Haus. Zwei alte warme Augen glommen wie zwei Lichter aus dem Fenster. Felder dehnten sich weit um das Haus, Wiesen und Kränze von Hügeln, auf denen Herden grasten. Lichtschein fiel aus dem Fenster. Im Kastanienschatten wartete wer und freute sich. Weich, weich lag an seiner Wange ein Antlitz: Daß du nur da bist! Blätterschatten rieselten über einen Stein. Der Name eines Helden war hineingemeißelt: Degenkolb, Paul Degen — —

Und noch einmal ward er Herr über einen Schwarm Gedanken. Einen braunsamtenen Schmetterling hatte der Schwarm herangeführt: „Um der Heimat willen," sagte hell und seelenvoll neben ihm eine Stimme — — —

Da lächelte er verloren in die Morgendämmerung, die anhub, sich festlich zu lichten, atmete noch einmal schüchtern, selig-bang und verschied.

Sprechsaal

Zu dem Aufsatz **Krieg und Musik** (Nr. 4 der „Hilfe").

Wenn S. D. Gallwitz die Fest- und Gedenksprüche von Brahms näher kennt, wird er über Brahms und den Sieg anders urteilen. Nichts, auch bei Beethoven nicht, reicht an die herbe, heroische Größe dieses Musikwerks heran, nichts ist so, wie für diese unsere Zeit geschrieben. D. C. Nörrenberg.

Viel früher noch als bei den anderen Künsten kommt man bei der Musik, wenn man in ihr Wesen theoretisch eindringen möchte, an einen Punkt des Weges, wo es heißt: Gefühl ist alles . . Es ist weit mehr Sache der Kunstempfindung als der Begründung, ob Brahms der stärkste musikalische Ausdruck für den Geist der Gegenwart ist, ob nicht. Wer möchte je daran zweifeln, daß Legionen von deutschen Seelen gerade in dem Ernst dieser Zeit ihrer Stimmung tiefsten Widerhall in Brahms finden; in den Ernsten Gesängen, den Fest- und Gedenksprüchen . . vor allem im Requiem. Das ist Musik, die sich zu uns herabläßt, die von Schmerz und Trost und Ergebung weiß und sie wunderbar ergreifend gestaltet. Das ist das Zeitgemäße der Gegenwart. Wenn wir aber auf Beethoven blicken, werden wir gewahr, daß hinausgehend über dieses, es noch etwas anderes im musikalischen Ausdruck gibt, einen Geist, der die höchste Kraft dem Schicksal gegenüber und auch die höchste Kraft der Gegenwart ist. Das ist Beethovens weltüberwindendes „Dennoch", das in den großen Menschheitsdichtungen seiner Symphonien, am stärksten in der „Neunten", sich als musikalischer Gedanke entwickelt. Das Gegenstück zu Friedrich Nietzsches „amor fati" . . . Wir erleben dieses Dennoch heute an Deutschland; das ist das Glück und die Größe dieser Tage. Dieses „amor fati" ist dem Tondichter Brahms fremd; es ist unvereinbar mit grüblerischen Zügen, ja auch schon mit dem auf Schwere basierenden Klangkolorit dieses Meisters. S. D. Gallwitz.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Veilchen

Wir pflücken dort schon Veilchen.
Ein Landwehrmann.

Auf dem Dortmunder Bahnhof grüßten wir einige Landwehrleute aus der Magdeburger Gegend. Sie kamen vom Westen. Dorthin hatten sie Pferde gebracht, und nun ging's nach dem Osten. Wir hatten sie nach dem Wetter um Arras herum gefragt. Der eine antwortete lebhaft: „Wir pflücken dort schon Veilchen." Unwillkürlich besah man sich die derbe Faust des Sprechers. Sie war eher auf einen Eisenhacken eingerichtet, um am Hochofen die Füllung zu durchstoßen und den breiten Strom flüssig-heißen Eisens in sein Bett zu leiten. Diese Hand pflückte Veilchen! Mitten in dem Treiben der Granaten hatten diese Menschen noch die Gelassenheit, nach Veilchen sich zu bücken! So bricht die Freude an der Natur heraus. Sie grüßen den Frühling. Er kommt dort früher als bei uns. Aber er kommt auch zu uns. Während sich der Rücken mit dem Tornister niederbeugt, zieht einen Augenblick leise und froh die Hoffnung auf frühlingsegnende Kräfte durch die Brust des deutschen Soldaten. Der Barbar holt sich die junge Blume in Feindesland und freut sich ihres Duftes. Gedanken fahren ihm durch den Kopf und heiße Wünsche zum Herzen. Wir pflücken dort schon Veilchen.

Ja, wie wird's sein zur Veilchenzeit und nach ihr? Was gäben wir drum, das zu wissen. Wo werden wir stehen im Osten und im Westen? Wenn tausend Veilchen zertreten am Boden liegen, ich will doch Hurra rufen, wenn der Weg über dieses Feld unser Siegespfad war. Ja, wie wird's sein? Die draußen harren aus und kämpfen's durch. Was werden wir machen? Werden wir klagen, weil wir weniger Brot haben? Werden wir einander in eine Stimmung hineinreden, so falsch und so unwahr, als ob wir für des Vaterlands Bestand und Größe der Opfer schon zu viele gebracht hätten? Alle, die mit dem Volk reden, tragen eine hohe Verantwortung. Denn es ist leicht, Mißvergnügen zu erregen, aber schwer, seine Folgen zu beseitigen. Drum hoffe ich, daß wir zur Veilchenzeit ebenso stark und tapfer durchhalten und noch die innere Ruhe besitzen, wie dieser deutsche Landwehrmann, uns nach einer solchen Frühlingsblume zu bücken und uns zu freuen, daß wir ruhen in ewigen Gesetzen, die uns umhüllen von Winter zu Sommer, von Frühjahr zu Herbst. Darin liegt etwas Beschwichtigendes, daß die hehre Mutter „Natur" ihre Arbeit treu verrichtet, als wäre nichts geschehen. Sie schafft — ob's Frieden heißt oder Krieg — das ist ihr gleich. Sie schenkt und bringt wie alles wirkliche Leben.

Gräber lagen dort, wo diese Veilchen standen. Liebste Brüder schlafen da unten. Reih' an Reih' sind sie geschichtet. Eine kostbare neue Erdschicht! Betaut mit heißen Tränen, umsorgt von vielen treuen Gedanken, behütet in der Ferne von Mutteraugen und Kindesträumen. Wahrhaftig, so schlafen auch viele Hunderte und Tausende unter unserem Boden. Darum wird er uns so teuer. Er ist ein Heiligtum, weil Menschenblut drein tropfte und Menschenherzen im Rasen der Mutter Erde schlagen. Mensch und Erde werden heute so eins, wie selten. Im Duft dieser Veilchen grüßt mehr als ein Frühling. Unsere Toten flüstern drin, und unserer Brüder Geist weht in ihnen. Leben und Tod sind in eins gewoben. Die Erde schafft. Sie kann's nicht lassen. Sie erträgt keinen Tod. Wo die Menschen Menschen erschlagen, läßt sie nachher Blumen sprießen. So seltsam groß ist die Welt. Wer kann das ausdenken? Wir werden klein mit unserem Ueberlegen und Wissen. Aber das Herz weitet sich. Wir spüren Frühling. Wir atmen in dieser letzten Einheit von Leben und Sterben, von dem Grab und Grube, Wiese und Hecken erzählen. Diese Einheit heißt unausdenkbare Lebensfülle. Alles trägt sie: Kanonen und Pflug, Pfeil und Brot, Sprengstoff und Kohle, Lanze und Blume. Darin sollen wir uns zurechtfinden. Wir können's, wenn wir überall das Leben bejahen und die zurückstoßen, die das Leben hemmen wollen. Wer auf der Seite des Lebens steht, zweifelt nicht, sondern glaubt. Wir pflücken schon Veilchen.

Soziale Bewegung

Ein aussichtsvolles Einigungswerk. Für die gesetzliche Regelung der Arbeitsvermittelung in Deutschland haben nunmehr die großen Arbeiterverbände die notwendigste Vorarbeit, ein einheitliches Programm, geliefert. Die kürzlich eingesetzte Sonderkommission, bestehend aus allen Gewerkschaftsrichtungen und der Gesellschaft für Soziale Reform, hat in dreitägigen Verhandlungen eine Grundlage ausgearbeitet, auf der nun weitergebaut werden soll. In der Beratung trat nach der „Soz. Praxis" immer wieder der dringende Wunsch nach einem einigen Zusammengehen aller Arbeiterorganisationen nicht nur in der Forderung der Regelung des Arbeitsnachweises, sondern auch auf anderen Gebieten, insbesondere des Arbeiterrechts (Vereins- und Versammlungsrecht, Koalitionsrecht, Arbeitskammern) zutage, und sämtliche Richtungen sprachen ihre Bereitwilligkeit zu weiteren Verhandlungen nachdrücklichst aus. Andererseits aber war nicht zu verkennen, daß eine Einigung gerade auf dem viel und lang umstrittenen Felde der Arbeitsvermittlung erhebliche Schwierigkeiten bot, da hier die Vertreter der einzelnen Verbände durch frühere Kongreßbeschlüsse, durch Rücksichten auf organisatorische Bedürfnisse, durch die Erfahrungen der Praxis sich gebunden fühlten. Mit anerkennenswerter Entsagung stellte man jedoch schließlich die trennenden Punkte in den Hintergrund, um das allen gemeinsam große Ziel einer gesetzlichen Regelung und eines großzügigen Ausbaues der Arbeitsvermittlung auf der Grundlage der Selbstverwaltung unter gesetzlicher Beaufsichtigung aller Arbeitsnachweise ohne Ausnahme zu erreichen. Nach einem Vorschlage der Gesellschaft für Soziale Reform wurden folgende Leitsätze einhellig zum Beschluß erhoben: „Die Erfahrungen in der Arbeitsvermittlung, besonders seit dem Kriegsausbruche, haben große Mängel des Arbeitsnachweises dargetan, die eine energische Reform im Interesse unserer gesamten heimischen Volkswirtschaft notwendig erscheinen lassen. Diese Reform muß schon jetzt während des Krieges in Angriff genommen werden, da nach Beendigung des Krieges für Millionen von Arbeitern, die aus dem Militärverhältnisse heraustreten, Beschäftigung gefordert wird. Für die Bewältigung dieser Aufgabe ist eine geordnete Arbeitsvermittlung notwendig. — Der Arbeitsnachweis wird seine Aufgaben nur dann erfüllen können, wenn er Angebot und Nachfrage auf dem gesamten Arbeitsmarkte regelt. Außer dieser seiner wichtigsten Aufgabe wird er die Unterlage schaffen müssen für eine zuverlässige Arbeitslosenzählung und der Arbeitslosenversicherung durch Staat und Gemeinde als wichtige Kontrolleinrichtung und Hilfsorganisation zu dienen haben. — Die Vorbedingung für eine ersprießliche Tätigkeit des Arbeitsnachweises wird eine einheitliche Organisation sein, die unter Berücksichtigung der Berufsverhältnisse örtlich gegliedert sein muß. Die örtlichen Organisationen müssen zu Bezirksverbänden zusammengefaßt sein, die wiederum in Verbindung mit einer Reichszentrale stehen. In einer solchen Organisation läßt sich der wechselnde Anspruch des Arbeitsmarktes erkennen und lassen sich die in unserem heutigen Wirtschaftssystem notwendigen Verschiebungen der Arbeitskräfte dirigieren. — Für die Organisation des Arbeitsnachweises durch ein Reichsgesetz wurden noch zehn Einzelforderungen vereinbart. Später haben Delegierte der sozialdemokratischen und der christlichen Gewerkschaften, der deutschen Gewerkvereine und der polnischen Berufsvereinigung die Leitsätze in gemeinsamer Deputation im Reichsamt des Innern überreicht, und auch Reichstag und Bundesrat sollen eingehend begründete Eingaben erhalten". So tritt zum ersten Male seit langen Jahren die gesamte deutsche organisierte Arbeiterwelt einig und geschlossen für eine große, grundlegende Aufgabe der Sozialpolitik ein, deren glückliche Lösung zugleich im höchsten Interesse des öffentlichen Wohles liegt, ja geradezu eine Reichs- und Staatsnotwendigkeit ist.

Arbeitsbeschaffung für Kriegsinvalide fordert in Eingaben an die Reichs- und Staatsbehörden der Reichsverein der liberalen Arbeiter und Angestellten. Er geht dabei von dem Gedanken aus, daß den Kriegsteilnehmern, die durch Verwundung oder Erkrankung mindestens die Hälfte ihrer Arbeitsfähigkeit einbüßen, neben einer angemessenen Kriegsrente im Interesse ihres wirtschaftlichen, sozialen und moralischen Haltes eine ihren Kräften angepaßte Beschäftigung besorgt werden müsse. Damit nun die

Kriegsinvaliden im Wettbewerb mit gesunden Männern nicht unterliegen, andererseits aber auch nicht als lohndrückende Elemente auftreten können, fordert die Eingabe die Errichtung einer Zentralstelle (mit Zweigstellen für bestimmte Bezirke des Reichs), der die Aufgabe obliegt, geeignete Stellen für Kriegsinvalide ausfindig zu machen und auch als Rat- und Auskunftsstelle in allen Existenz-, sowie Ausbildungs- und Anlernungsfragen für die Invaliden zu wirken. Als geeignete Posten werden in der Eingabe aufgeführt: Alle leichten Stellen bei Behörden und in öffentlichen Betrieben, die heute von gesunden, kräftigen Männern besetzt sind; ferner Stellen mit schematischer Schreib- und wenig anstrengender Aufsichtsarbeit in Privatbetrieben, und zwar vor allem in der kartellierten Industrie, in der die Wettbewerbsfähigkeit ohnehin keine Bedeutung hat, durch die Beschäftigung von Kriegsinvaliden in den Außenbezirken des Arbeitsprozesses also nicht mehr gefährdet werden könnte. Auch in anderen Zweigen der privaten Wirtschaft ließen sich nach der Eingabe viele Posten mit Invaliden besetzen. Nötigenfalls müßten das Reich, die Einzelstaaten oder die Gemeinden industriellen und sonstigen Betrieben gegenüber die Einstellung von Kriegsinvaliden für die Erlangung öffentlicher Aufträge zur Voraussetzung machen. Sodann sieht der Reichsverein die Möglichkeit einer Arbeitsbeschaffung für eine Anzahl Kriegsinvalide in der inneren Kolonisation, d. h. in der Ueberlassung von Rentengütern oder Pachtländereien unter günstigen Bedingungen. Da aber alle diese Arbeitsmöglichkeiten für die Unterbringung der auf etwa 250 000 in der Eingabe veranschlagten Kriegsinvaliden nicht ausreichen werden, wird die Einrichtung von sog. Arbeitsgenossenschaften gefordert. Diese sollen von den Kriegsinvaliden mit Unterstützung des Reichs sowie der Verbände der Arbeitgeber, Angestellten oder Arbeiter ins Leben gerufen und weiterbetrieben werden. Als Arbeiten dieser vielleicht als Heimarbeitsgenossenschaften anzusehenden Organisationen kämen alle Verrichtungen in Betracht, die sich leicht aus dem Rahmen der Großbetriebe herausnehmen und in anderen Räumen ausführen lassen. Also z. B. elektrische Artikel wie Glühbirnen, Sicherungen usw., dann Schrauben, Schlösser, Mappen, Taschen, Tornister, überhaupt vielerlei Massenartikel. Auftraggeber sind private und öffentliche Großbetriebe. Diese liefern Rohmaterial und Halbstoffe. Reich und Staat geben die Mittel her für Arbeitsräume und Maschinen, Betriebskapital und Ausfälle, sowie zur Besoldung der Betriebsleiter, die behördlich zu ernennen sind. Dem Kuratorium jeder Arbeitsgenossenschaft, die nach Bedarf überall zu errichten sind, sollen angehören: die Betriebsleiter, ferner Vertreter der Invaliden und Delegierte der örtlichen Vereine der Arbeitgeber, Angestellten und Arbeiter. Die Genossenschaften zahlen an ihre Arbeitskräfte zu ihren Invalidenrenten Stücklöhne oder Stundenlöhne und am Jahresschluß Gewinnanteile. Für Techniker und Handlungsgehilfen sind entsprechende Beschäftigungsmöglichkeiten zu bieten. Die Eingabe verlangt, daß diese Einrichtung schon jetzt getroffen werde, und weist noch darauf hin, daß sich auf diese Weise auch für die zahlreichen Unfall- und Invaliditätsrentner — nach einigen Jahrzehnten sogar ausschließlich für diese — eine Möglichkeit zu passender Beschäftigung und einer Vermehrung ihrer geringen Einnahmen böte.

Quittung

Hilfe ins Feld und an Lazarette. Frl. L. in M.-S. 1 M., 9,75 R.-J.-R. Mülhausen 3,10 M., R. in S 5 M., L. in L. 3 M., T. in K. 2,90 M., P. in F. 6 M., H. in B. 1,25 M., O. in L. 2,55 M., W. in A. 2,50 M., Frl. B. in M. 5 M., Pfr. B. in H.-M. 3 M., Th. in M. 1,10 M., Dr. C. in D. 5 M., H. in C. 3 M., S. in Fr. 10 M., Dr. H. in W. 5 M., Oberl. Sch. in L. 5 M., Frau St. in A. 85 Pf., J. in L. 3 M., Frl. v. H. in G. 5 M., Pfr. E. in B. 1 50 M., Dr. R. in F. 2 M., Dir. Kr. in K. 10 M., Sch. in W. 3 M., Lehrer B. in Emskirchen 3 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette. B. in H. 5 M., R. in B. 1 M., K. in L. 1,05 M., Ed. B. in G. 50 M., Dr. R. in F. 1 M., Pfr. E. 2 M.

Für Ostpreußen: Zwei deutsche Mädchen aus Metz 20 M., Dr. A. in H. 15 M., Eisenbahnbeamter in Belgien 5 M., H. Z. in L. 10,10 M.

Für Elsaß-Lothringen: Zwei deutsche Mädchen aus Metz 20 M., Dr. A. in H. 15 M.

Für Galizien: Zwei deutsche Mädchen aus Metz 20 M., Fr. N. in F. 2 M., Fr. P. in J. 7 M., Sch. in H. 20 M., Deutsche Werkstätten, Hellerau 20 M., Fr. L. in Brdbg. 5 M., Fortschrittl. Volkspartei in Cannstadt 10 M.

Für den Roten Halbmond: Fortschrittl. Volkspartei in Cannstatt 10 M., San.-Rat S. in Ch 20 M.

Allen Gebern besten Dank!

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt des Kunstverlags **Grauert & Zink**, Berlin W. 30, Eisenacher Straße 4, bei. Diese Firma bringt anläßlich des hundertsten Geburtstages des Fürsten Bismarck einen Wandspruch nebst Bismarck-Porträt nach Max Schiemann heraus. Eine Abbildung enthält der anliegende Prospekt, auf den wir unsere Leser ganz besonders aufmerksam machen.

In der Genesungszeit, wie nach Blutverlusten oder Operationen, auch in Zeiten besonderer Anstrengungen und Aufregungen ist Sanatogen das Mittel, den Kräfteverbrauch rasch und sicher wettzumachen.

In wissenschaftlichen Abhandlungen und brieflichen Gutachten von 21 000 Aerzten wird anerkannt, daß **Sanatogen** dem erschöpften Organismus die zur Neubelebung, zur Hebung seiner Kräfte und Leistungen notwendigen Stoffe zuführt.

Daher ist es auch ebenso für unsere in den Lazaretten liegenden Verwundeten und Kranken, wie für die Krieger draußen im Felde zur Kräftigung und Erhaltung ihrer Gesundheit und Widerstandskraft von gleich großer Bedeutung. Feldpostbriefpackungen sind in allen Apotheken und Drogerien erhältlich.

Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Sanatogenwerke Bauer & Cie., Berlin SW. 48, womit auch eine Gratisprobe des bewährten Mittels sowie belehrende Broschüren angeboten werden.

Ein Volksspeisezettel für die Kriegszeit ist von der Vegetarischen Gesellschaft zu Hannover herausgegeben worden. Er enthält billige, aber gesunde Speisen für 24 Tage nebst Kochanweisung und eignet sich zur allgemeinen Verbreitung. Einzelne Speisezettel werden kostenfrei abgegeben, 10 Stück kosten 10 Pf., 100 Stück 90 Pf. Zu beziehen durch Handelslehrer A. Rehse, Hannover.

Bekanntmachung.

1. Die Zwischenscheine zu den 5% Schuldverschreibungen des Deutschen Reichs von 1914 (Kriegsanleihe) — unkündbar bis 1. Oktober 1924 — können vom

1. März d. J. ab

in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen umgetauscht werden.

Der Umtausch findet bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, statt. Außerdem übernehmen sämtliche Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung bis zum 22. Juni d. J. die kostenfreie Vermittlung des Umtausches.

Die Zwischenscheine sind mit Verzeichnissen, in die sie nach den Beträgen und innerhalb dieser nach der Nummernfolge geordnet einzutragen sind, während der Vormittagsdienststunden bei den genannten Stellen einzureichen; Formulare zu den Verzeichnissen können dort in Empfang genommen werden.

Firmen und Kassen haben die von ihnen eingereichten Zwischenscheine oben rechts neben der Stücknummer mit ihrem Firmenstempel zu versehen.

2. Der Umtausch der Zwischenscheine zu den 5% Reichsschatzanweisungen von 1914 (Kriegsanleihe) findet gemäß unserer Ende Januar veröffentlichten Bekanntmachung bereits seit dem 1. Februar d. Js. bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie bei sämtlichen Reichsbankanstalten mit Kasseneinrichtung — bei letzteren jedoch nur noch bis zum 25. Mai — statt.

Berlin, im Februar 1915.

Reichsbank-Direktorium

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

5% Deutsche Reichsanleihe, unkündbar bis 1924.
5% Deutsche Reichsschatzanweisungen.
(Zweite Kriegsanleihe.)

Zur Bestreitung der durch den Krieg erwachsenen Ausgaben werden weitere 5% Schuldverschreibungen des Reiches und 5% Reichsschatzanweisungen hiermit zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt.

Bedingungen.

1. **Zeichnungsstelle** ist die **Reichsbank.** Zeichnungen werden

von Sonnabend, den 27. Februar, an
bis Freitag, den 19. März, mittags 1 Uhr

bei dem **Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere** in **Berlin** (Postscheckkonto Berlin Nr. 99) und bei **allen Zweiganstalten der Reichsbank** mit Kasseneinrichtung entgegengenommen. Die Zeichnungen können aber auch durch Vermittlung

der **Königlichen Seehandlung** (Preußischen Staatsbank) und der **Preußischen Central-Genossenschaftskasse** in **Berlin,** der **Königlichen Hauptbank** in **Nürnberg** und ihrer Zweiganstalten, sowie sämtlicher **deutschen Banken, Bankiers** und ihrer **Filialen,**
sämtlicher **deutschen öffentlichen Sparkassen** und ihrer **Verbände,**
jeder **deutschen Lebensversicherungsgesellschaft** und
jeder **deutschen Kreditgenossenschaft** erfolgen.

Zeichnungen auf Reichsanleihe nimmt auch die Post an allen Orten, wo sich **keine** öffentliche Sparkasse befindet, entgegen. Auf diese Zeichnungen ist bis zum 31. März die Vollzahlung zu leisten.

2. Die **Schatzanweisungen** sind in vier Serien eingeteilt und ausgefertigt in Stücken zu: 100 000, 50 000, 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark mit Zinsscheinen zahlbar am 2. Januar und 1. Juli jedes Jahres. Der Zinsenlauf beginnt am 1. Juli 1915, der erste Zinsschein ist am 2. Januar 1916 fällig.

Die Tilgung der Schatzanweisungen erfolgt durch Auslosung von je einer Serie zum 2. Januar 1921, 1. Juli 1921, 2. Januar 1922 und 1. Juli 1922. Die Auslosungen finden im Januar und Juli jedes Jahres, erstmals im Juli 1920 statt; die Rückzahlung geschieht an dem auf die Auslosung folgenden 2. Januar bezw. 1. Juli.

Welcher Serie die einzelne Schatzanweisung angehört, ist aus ihrem Text ersichtlich.

3. Die **Reichsanleihe** ist in Stücken zu 20 000, 10 000, 5000, 2000, 1000, 500, 200 und 100 Mark ausgefertigt und mit dem gleichen Zinsenlauf und den gleichen Zinsterminen wie die Schatzanweisungen ausgestattet.

4. Der Zeichnungspreis beträgt für die **Reichsanleihe,** soweit Stücke verlangt werden, und für die **Reichsschatzanweisungen 98,50 Mark,**
für die Reichsanleihe, soweit Eintragung in das **Reichsschuldbuch** mit Sperre bis 15. April 1916 beantragt wird, **98,30 Mark**
für je 100 Mark Nennwert.

Auf die vor dem 30. Juni 1915 gezahlten Beträge werden 5% Stückzinsen vom Zahlungstage bis zum 30. Juni an den Zeichner vergütet, auf Zahlungen nach dem 30. Juni hat der Zeichner 5% Stückzinsen vom 30. Juni bis zum Zahlungstage zu entrichten.

5. Die zugeteilten Stücke an Reichsschatzanweisungen sowohl wie an Reichsanleihe werden auf Antrag der Zeichner von dem Kontor der Reichshauptbank für Wertpapiere in Berlin bis zum 1. April 1916 vollständig kostenfrei aufbewahrt und verwaltet. Eine Sperre wird durch diese Niederlegung nicht bedingt, der Zeichner kann sein Depot jederzeit — auch vor Ablauf dieser Frist — zurücknehmen. Die von dem Kontor für Wertpapiere ausgefertigten Depotscheine werden von den Darlehnskassen wie die Wertpapiere selbst beliehen.

6. Zeichnungsscheine sind bei allen Reichsbankanstalten, Bankgeschäften, öffentlichen Sparkassen, Lebensversicherungsgesellschaften und Kreditgenossenschaften zu haben. Die Zeichnungen können aber auch ohne Verwendung von Zeichnungsscheinen brieflich erfolgen. Die Zeichnungsscheine für die Zeichnungen bei der Post werden durch die betreffenden Postanstalten ausgegeben.

7. Die Zuteilung findet tunlichst bald nach der Zeichnung statt. Ueber die Höhe der Zuteilung entscheidet das Ermessen der Zeichnungsstelle.

Anmeldungen auf bestimmte Stücke und Serien können nur insoweit berücksichtigt werden, als dies mit den Interessen der anderen Zeichner verträglich erscheint.

8. Die Zeichner können die ihnen zugeteilten Beträge vom 31. März d. J. an jederzeit voll bezahlen.

Sie sind verpflichtet:

30%	des zugeteilten Betrages				spätestens am 14. April d. J.
20%	"	"	"	"	20. Mai d. J.
20%	"	"	"	"	22. Juni d. J.
15%	"	"	"	"	20. Juli d. J.
15%	"	"	"	"	20. August d. J.

zu bezahlen. Frühere Teilzahlungen sind zulässig, jedoch nur in runden, durch 100 teilbaren Beträgen. Beträge bis 1000 Mark einschließlich sind bis 14. April d. J. ungeteilt zu berichtigen.

9. Zwischenscheine sind nicht vorgesehen. Die Ausgabe der endgiltigen Stücke wird Anfang Mai beginnen.

10. **Die am 1. April d. J. zur Rückzahlung fälligen 60 000 000 Mark 4% Deutsche Reichsschatzanweisungen von 1911, Serie I werden bei der Begleichung zugeteilter Kriegsanleihen zum Nennwert in Zahlung genommen.**

Berlin, im Februar 1915.

Reichsbank-Direktorium.
Havenstein. v. Grimm.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, für den geschäftlichen Teil: Else Kesting, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 78.

Digitized by Google

11. März 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 6683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 10

Anzeigen kosten: die 47 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Mitteleuropäische Bevölkerungsfragen. — **Dr. Ernst Jäckh:** „Der Krieg um Konstantinopel." — **F. Matthias:** Warum sie uns nicht verstehen. — **Dr. Kuczynski:** Die Verminderung unseres Schweinebestandes. — **Elsa Trott-Helge:** Weibliche Landarbeit. — **Friedrich Naumann:** Die Kriegsnahrungsrede. — **Oskar Schulze:** Für unsern Nachwuchs. — **D. Gottfried Traub:** Schneewetter. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 2. März.

In der Champagne, im Argonnenwald und in den Vogesen erreichen die Franzosen trotz starker Anspannung ihrer Kräfte keine Aenderung der Linie; ihre Verluste in der Champagne werden als gewaltig bezeichnet.

Die deutsche Antwort auf die amerikanische Note erklärt sich im freundschaftlichsten Tone mit den Absichten der Vereinigten Staaten einverstanden und macht nur an einigen Stellen weitergehende Vorschläge. Die deutsche Regierung ist bereit, die Legung von Minen auf den eigentlichen Kampfzweck (defensiv und offensiv) zu beschränken und die Handelsschiffe auch durch Unterseeboote nach den früheren völkerrechtlichen Gewohnheiten behandeln zu lassen, wenn England den Gebrauch falscher neutraler Flaggen vermeiden und die direkte und indirekte Zufuhr von Nahrungsmitteln, Futtermitteln und Rohstoffen für Friedenszwecke nicht mehr hindern will. Damit hat Deutschland seinen guten Willen in mustergültiger Weise bezeugt. Es wird jetzt Sache der Engländer sein, ihrerseits den Vermittlungsvorschlag von vornherein abzulehnen oder in Verhandlungen einzutreten. Wir glauben, daß das deutsche Vorgehen nicht nur in Amerika, sondern auch in anderen neutralen Staaten einen guten Eindruck machen wird.

Mittwoch, 3. März.

In den Zeitungen aller beteiligten Länder wird viel davon geredet, daß die deutsche Diplomatie der österreichischen Regierung den Rat gegeben haben soll, das Trentinogebiet freiwillig an die Italiener abzutreten. Wir halten für unwahrscheinlich, daß ein solcher Rat in amtlicher Form erfolgt ist, glauben aber, daß über diese wie über andere Fragen beständig ein vertrauensvoller Meinungsaustausch zwischen den beiden verbündeten Regierungen stattfindet. Es ist durchaus nicht erwünscht, daß sich reichsdeutsche Beurteiler so äußern, als hätten sie ein Stück österreichischen Staatsgebietes zu vergeben. Die Entscheidung liegt selbstverständlich allein bei Oesterreich. Neben vielen anderen Erwägungen spielt in Wien sicherlich eine Rolle, daß man nicht weiß, ob Italien nach einem freundschaftlichen Entgegenkommen nicht später noch mehr fordern wird. Auch handelt es sich ja nicht um einen beliebigen unbefestigten Landstrich, sondern um die stärksten Grenzbefestigungen, die Oesterreich überhaupt besitzt.

Da die Russen das leichtbegreifliche Bedürfnis haben, die große Niederlage in der Winterschlacht zu verdecken, so wird in ihren Berichten das Zurückweichen der Deutschen aus der mit Sturm genommenen Stadt Prasznysz zu einem großen Siege umgedichtet. Der erste uns vorliegende russische Bericht rede von teilweise regelloser Flucht der Deutschen und 3600 Gefangenen, deren Zahl sich noch beständig vermehre. Demgegenüber stellt die deutsche Heeresleitung fest, daß es sich tatsächlich um einen Rückzug, aber keineswegs um eine Flucht gehandelt habe, und daß die Gefangenen in der Hauptsache aus Verwundeten bestehen. Der Vorgang in Prasznysz ist nur ein Einzelbestandteil in einem breiten Kampf, der die ganze Gegend zwischen Grodno und Plock anfüllt. In diesem Kampfe wechselt bisher das Schlachtenglück an den einzelnen Stellen. Südöstlich von Augustow wurden die Russen beim Versuch, den Bobr zu überschreiten, zurückgeworfen und ließen 1500 Gefangene in deutschen Händen. Nordöstlich von Lomza brach der russische Angriff im deutschen Feuer zusammen. Südwestlich von Kolno machten die Unserigen Fortschritte, während sie südlich von Myszniec zurückweichen mußten. Russische Nachtangriffe östlich von Plock wurden abgewiesen. Man wird voraussichtlich noch einige Zeit warten müssen, ehe sich alle diese Bewegungen zu einer klaren Schlachtfront gestalten.

Das deutsche Vordringen in den Vogesen dauert an; in der Nähe von Badonviller sind wohl mit Einschluß des schon erwähnten Gebietsgewinnes 8 km dem Feinde abgenommen. Sonst keine großen Veränderungen an der westlichen Front.

Donnerstag, 4. März.

Die Dardanellen werden täglich beschossen. Der englisch-französische Plan scheint ein schrittweises Zerstören der Küstenforts und ein Aufsuchen und Wegschaffen der Minen zu sein. Bisher sind die vordersten Landfestungen ernstlich beschädigt. Sie aber werden als Werke ältester Struktur angegeben. Der Hauptkampf erfolgt erst dort, wo die Straße sich verengt. Die von Geschossen verletzten englischen und französischen Schiffe ziehen sich nach dem griechischen Saloniki zurück, was von den Türken als Bruch der griechischen Neutralität angesehen wird. Die Angaben über Menschenverluste sind auf beiden Seiten sehr gering. Ob die Engländer eine Landungsarmee zur Umgehung der Seebefestigungen herbeischaffen und ausschiffen können, wird auch in England besprochen. Zwischen Rußland und England soll ein Vertrag geschlossen sein, daß Rußland die Herrschaft über Bosporus, Konstantinopel und Dardanellen erhält, während England in Afghanistan (Persien ?) und Mesopotamien seinen mohammedanisch-englischen Besitz erweitern will. Verschiedene Aussprachen russischer Staatsmänner und Zeitungen verstärken diese Ansicht, indem sie vom zukünftigen Besitz Konstantinopels wie von etwas Gesichertem reden. Inzwischen ermuntert Enver Pascha die Seinigen, den Mut nicht sinken zu lassen und alle Kräfte anzuspannen. Das alte Konstantinopel hat schon vielen Drohungen getrotzt. Eine Nebenfolge der Angriffe auf Konstantinopel ist eine wachsende Sorge der Rumänen und Bulgaren vor dem russischen Siege. Ein russischer Bosporus macht die Donauschiffahrt und den Verkehr von Constantia und Varna völlig von Rußland abhängig. Von Rumänien aus wird Internationalisierung der Dardanellenstraße vorgeschlagen, aber das ist nichts als ein frommer Wunsch. Hier gibt es kein Ausweichen mehr: entweder der Türke oder der Russe.

Digitized by Google

Gelegentlich geschieht auch an den ernstesten Stellen des Kriegsschauplatzes etwas Spaßhaftes. Ein französischer Munitionsdampfer, der für Nieuport bestimmt war, fuhr aus Versehen der betrunkenen Besatzung nach Ostende und wurde versenkt. Mannschaft gerettet und gefangen, darf jetzt ausschlafen.

Gespräch mit einem Freunde, der aus dem Argonnenwalde kommt. Rückwärts, vorwärts; rückwärts, vorwärts! So kann es weitergehen, solange Menschen vorhanden sind. Ob es wohl möglich gewesen wäre, den ganzen Wald nach der Schlacht an der Marne zu halten? Gesundheit und Stimmung der Truppe vortrefflich.

Der japanische Gesandte in Stockholm hat einem neutralen Journalisten gegenüber allerlei Aussagen über den Weltkrieg gemacht, die in ihrer asiatischen Vieldeutigkeit den verschlagenen Charakter des gelben Inselvolkes widerspiegeln, aus denen man aber herauslesen kann, daß Japan seine früheren guten Beziehungen zu Deutschland gern wieder anknüpfen möchte, nachdem es uns unsere schönste Kolonie weggenommen hat. Er versichert, daß in Japan wirklich niemand Haß gegen Deutschland empfindet, daß die deutschen Gefangenen in Japan gut behandelt werden usw. . . . Erst Räuber, dann Freund! Vorsicht!

Freitag, 5. März.

Viele Erörterungen über das Verfahren der Vereinigten Staaten gegenüber der englischen Ablehnung des Vorschlages der genauen Durchführung des älteren Seerechts. Wir halten wenig von allen diesen Deklamationen, solange Amerika seine Waffenausfuhr nicht verbietet. Es stehen sich in Nordamerika gegenüber Baumwollen- und Kaffeeinteressenten auf der einen und Metall- und Lederinteressenten auf der anderen Seite.

An der französischen Linie wurde bei Ypern, Arras, Reims, Argonnen und besonders in den Vogesen gekämpft, ohne daß viel geändert ist. Französische Nachtangriffe nordöstlich von Celles blutig zurückgeschlagen.

Frankreich hat an Serbien, Montenegro, Griechenland und an die belgische Regierung in Le Havre 1350 Millionen Frank geborgt und will eine weitere Milliarde für solche Zwecke flüssig machen, was auf Widerstand stößt, da im eigenen Heer noch unbefriedigte Bedürfnisse seien.

Im Osten wird bei Grodno, Lomza, östlich von Plozk und östlich von Skierniewize gefochten. Angriffe abgeschlagen. In den Karpathen und Ostgalizien sind schwer erkämpfte Fortschritte.

Es gärt unter den englischen Arbeitern, die mit Streik drohen, wenn ihnen nicht sehr erhöhte Löhne gezahlt werden. Am meisten betroffen sind Kriegslieferungsunternehmungen. Die Unternehmer verdienen viel Geld, und die Arbeiter müssen höhere Preise für ihren Lebensunterhalt bezahlen.

Bulgarien, dessen türkenfreundliche Haltung sich nicht verändert hat, will in Italien Waffen kaufen, was von der italienischen Regierung, wie es scheint, gehindert wird. Italien ist und bleibt das größte Rätsel.

Sonnabend, 6. März.

Alles dreht sich um die Dardanellen, besonders bei den südeuropäischen Neutralen. Sie überlegen die möglichen Folgen einer Einnahme von Konstantinopel und möchten dann dabei gewesen sein. Sollte es aber anders gehen, dann möchten sie nicht dabei gewesen sein. Und in der Tat ist der Kampf um Konstantinopel das größte Schauspiel innerhalb dieses unübersehbar gewaltigen Krieges. Das ist noch mehr, als ob Paris belagert wird, denn mit einer militärischen Ueberwindung von Paris, wie sie 1871 von den Deutschen erreicht wurde, war zwar der Krieg entschieden, Frankreich selbst aber nicht vernichtet. Anders würde es beim militärischen Falle von Konstantinopel sein. Das wäre ein Weltgeschichtsabschnitt, das Ende der Türkei. Glücklicherweise sind die Türken selbst inmitten der europäischen Aufregung die allerruhigsten. Djchawid Bei, der frühere türkische Finanzminister, der heute in Berlin eingetroffen ist, trägt ein zuversichtliches Angesicht und versichert, daß zum Schutze Konstantinopels 250 000 gut ausgebildete Soldaten bereitstehen. Auch sei er über Rumänien gereist und habe da auf der Durchreise „gute Eindrücke gewonnen". Am aufgeregtesten geht es in Athen zu, Ministerkonferenzen und Volksläufe. Auch Italien zittert, weiß, daß es jetzt handeln sollte, weiß nur nicht wie. Es kennt ja die Stelle, um die gekämpft wird! Russische Kriegsschiffe sollen nach dem Bosporus unterwegs sein.

Was sonst in der Welt noch vorgeht, ist von geringerer Bedeutung. Leider haben wir bei Dover ein Unterseeboot „U 8" verloren. Nach dem „Stockholmer Dagblad" haben englische Seesoldaten die Frechheit gehabt, sich den Aufenthalt auf einem neutralen schwedischen Schiffe zu erzwingen, um von da aus auf deutsche Unterseeboote zu schießen. Wenn es wahr ist, übersteigt es alle bisherigen Neutralitätsverletzungen.

Die Oesterreicher haben den montenegrinischen Hafen Antivari beschossen, die Jacht des Königs Nikita zerstört.

Den deutschen und den französischen Bericht über die Schützengrabenkämpfe in Frankreich kann man heute schlechter vereinbaren als sonst. Ein Bekannter, der im Felde war, sagt trotzdem: Wahrscheinlich sind beide wahr, nur zu verschiedenen Zeiten abgefaßt. Es ist ein Jammer, daß zwei große Nationen monatelang so um die halben Kilometer fechten müssen. Aber was hilft es?

Die russischen Berichte sind in den letzten Tagen bei uns nicht abgedruckt worden, und da ich nicht zu Hause bin, habe ich sie auch nicht in neutralen Blättern gelesen. Man sollte sie regelmäßig zugänglich machen, auch wenn sie lügen. Wahrscheinlich tun sie das gerade jetzt, um Siege nach der Winterschlacht zu erfinden. Nach dem deutschen Bericht steht es nicht schlecht.

In den Karpathen sehr starker Schneefall.

Sonntag, 7. März.

Ein Sonntag im Schnee, weiß und schön. Wir sind in Potsdam und besuchen im Geist den alten Preußenkönig Friedrich II. So wie der Bildhauer Harro Magnussen ihn dargestellt hat, wie er kurz vor seinem Tode mit suchendem Auge in der irdischen und überirdischen Zukunft bohrte, so erscheint er uns heute. Er hat es durchgemacht, was jetzt unser Volk wieder lernen muß. Der alte tote König ist eine lebendige Macht. Es sollte mehr von diesem gläubigen Spötter gepredigt werden, der stärker war als die ihn bedrängende Welt. Ueberhaupt werden wir nun erst in den nächsten Monaten die geistigen Kräfte brauchen. Im Anfang des Krieges wurden sie reichlich ausgegossen wie Wasser, als es noch gar nicht so nötig war, aber nun, wo es hart auf hart geht, nun müssen sie genommen werden wie Medizin.

Der Haushaltplan der Reichsregierung für 1. April 1915 bis 1916 ist erschienen. Er ist im ganzen ein Abdruck des vorjährigen Planes mit sehr erhöhten Kriegs- und Schuldenausgaben. Etwas anderes kann nicht geboten werden. Ein Plan für die Kolonien fehlt. Ahnungen künftiger Finanzfragen. Welchen Plan werden wir übers Jahr machen? Das hängt vom Sieg ab, vom Sieg im Osten, im Westen und in der Türkei.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos hat mit seinem Kabinett seine Entlassung eingereicht, weil seine Politik mit der des Königs nicht übereinstimme. Die Minister sind für Anschluß an England-Frankreich-Rußland. Der König gedenkt, was er den Deutschen und Oesterreichern schuldig ist, die seine und seines Vaters Freunde waren, und erwägt besser als seine Räte die Gefahren einer russischen Herrschaft in Konstantinopel. Ob aber der König Macht genug haben wird, um den volkstümlichsten Minister zu überwinden? Er geht einen schweren Gang.

Montag, 8. März.

Der König von Griechenland hat, wie man erfährt, den Generalstab auf seiner Seite, weil die verantwortlichen Militärs es auf keinen neuen Krieg mit den Bulgaren ankommen lassen wollen. Die Kammer kann vom König entlassen werden, wenn sie sich zu schwierig zeigt. Ob Zaimis das ihm angetragene Amt des Ministerpräsidenten annehmen will, ist noch unentschieden. Er sucht vermutlich, ob er Männer findet, die bereit sind, mit ihm den König gegenüber der Volksstimmung zu decken.

Digitized by Google

Die Dardanellen sind wieder von 6 feindlichen Panzerschiffen beschossen worden. Ein kleinerer Landungsversuch wurde zurückgewiesen. Außer den Küstenforts haben die Türken fahrbare schwere Artillerie. Von russischer Seite wird mit einer Landung in Thrazien gedroht.

Smyrna wurde von 3 englischen und einem französischen Kriegsschiff ohne Erfolg beschossen. Ein Kreuzer wurde durch türkische Küstenverteidigung sichtbar verletzt.

An der französischen Linie setzen sich die Kämpfe an den bisherigen Stellen fort. Neue Lebendigkeit im Oberelsaß westlich von Münster und nördlich von Sennheim.

Auf der Ostfront ist das wichtigste die Gefangennahme von 3400 Russen bei Rawa. Aus Galizien berichten die Russen, sie hätten größere Zahlen von Oesterreichern gefangen. Das wird wohl mindestens gegenseitig sein. Kriegsverhältnisse in Galizien unglaublich schwierig, auch wegen Verproviantierung über das völlig verschneite Gebirge.

Dienstag, 9. März.

Missionsdirektor Oehler von der Basler Missionsanstalt beschuldigt Engländer und Franzosen der unwürdigsten Behandlung weißer Missionare, Missionsfrauen und Helferinnen in Kamerun und bringt dafür zahlreiche Beweise mit Ort, Zeit und Namen. Die meisten Mitteilungen darüber finden sich im „Evangelischen Heidenboten". In Missionskreisen ist man sehr betroffen und erschrocken, daß England, dessen missionsfreundliche Haltung weltbekannt war, derartige Handlungen der Herabsetzung weißer Missionare vor und durch Schwarze zulassen konnte.

Italien brennt und weiß nur, daß bald Krieg sein wird. Wo, wie, gegen wen, ist noch immer nicht ausgesprochen. Die Volksmenge, soweit sie nicht streng katholisch oder sozialistisch ist, denkt nur an Trentino und Triest. Andere Leute denken an Dardanellen, Malta und Mittelmeer. Die größte Klugheit wäre, sich mit Oesterreich irgendwie vertragen und mit ihm zusammen ins Aegäische Meer fahren. Die österreichisch-ungarische Flotte soll sich bei der Straße von Otranto befinden.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 2. März.

Manchmal steigt die Befürchtung in einem auf, daß die inneren Gegensätze nach dem Krieg nicht vermindert, sondern gesteigert wiederkehren könnten. Weil nämlich jeder im Krieg die Bestätigung seiner Ideale und Ueberzeugungen sieht, und meint, die künftige Einheit müsse darin bestehen, daß er recht bekommt. Typisch dafür die Aeußerung von Herrn von Zedlitz über die Wahlreform:

„Mag der Krieg auch den demokratischen Gedanken gestärkt haben, so hat er doch auch nicht minder starke Gegenwirkungen ausgelöst. Die hohe Bedeutung einer starken Staatsgewalt wie der Autorität überhaupt, der große Wert der führenden Persönlichkeit ist allen, insbesondere auch denen, die im Felde stehen, mit unverkennbarer Deutlichkeit vor Augen gerückt. Jedermann ist es klar geworden, daß der preußische Staat in seiner Eigenart das feste Rückgrat des Deutschen Reiches bildet. Wer aber einigermaßen Verständnis für die Entwicklung und die Natur des preußischen Staates hat, wird darüber nicht im Zweifel sein, daß mit dessen Eigenart ein demokratisches Wahlrecht nach Art des Reichstagswahlrechts völlig unvereinbar ist, dieser vielmehr nur ein Wahlrecht gerecht wird, das nach dem wirklichen Gewicht der Stimme abgestuft ist. Auch unter diesem Gesichtspunkt ist unser Wahlrecht verbesserungsfähig, ja verbesserungsbedürftig, und seine Reform ist eine der wichtigsten gesetzgeberischen Aufgaben nach Wiederherstellung des Friedens."

Das heißt, den stärksten historischen Nachweis des Krieges auf den Kopf stellen. Der Krieg hat gezeigt, daß auch das demokratisch denkende Volk angesichts der stärksten Stichprobe auf seinen politischen Willen nicht in Eigenbrödelei zerfällt, sondern zu einer einheitlichen Macht zusammenwächst. Nicht die „starke Staatsgewalt" im Sinne dieser Aeußerungen hat diese Einheit erzwungen (das hieße wahrlich ihre innere Gewalt durchaus mißkennen), sondern sie ist das natürliche Ergebnis der Reife und Regierungsfähigkeit des Volkes.

Bei der Kommissionsberatung über den preußischen Eisenbahnetat — bei der den Leistungen der Bahn die verdiente höchste Anerkennung von allen Seiten ausgesprochen wurde —, teilte der Minister mit, daß 80 000 des Personals durch Militärdienst oder Dienst im okkupierten Gebiet fehlen. Das wird etwa der fünfte Teil sein. Es verkehren jetzt 110 Lazarettzüge bei uns.

Erfreuliche Bestimmung über Feststellung der häuslichen Mehlvorräte. Am 4. März ist Speisekammerinventur, in Charlottenburg soll sie auch auf Fleischdauerwaren ausgedehnt werden. Für Unterschlagungen sind hohe Strafen angesetzt. Was wird da herauskommen!! Man denkt mit unbestreitbarer Schadenfreude an die Hamster!

Die einsichtige Majorität der Sozialdemokratie führt die Klärung der Parteihaltung mit großer Entschiedenheit durch. Heinemann unterzieht in den sozialistischen Monatsheften die Erklärung der preußischen Landtagsfraktion einer scharfen Kritik.

Mittwoch, 3. März.

Man fühlt die steigende Spannung der Mittelmeerentscheidungen allenthalben. Was mag die Zeitungsfrau, der man die Blätter aus der Hand reißt, sich unter der Dardanellenfrage vorstellen?

Bei der Beratung des Kultusetats im Landtag wurde erfreulich stark betont, daß die Schule sich noch mehr auf Gegenwartserfassung einstellen müßte.

Der Bund freikirchlicher Prediger hat eine Kundgebung erlassen, die mit Bedauern feststellt, daß die evangelische Allianz mit den Christen der feindlichen Länder, insbesondere mit England, ein jähes Ende gefunden habe. Englische Christen, auch aus den evangelischen Freikirchen, haben es sogar gewagt, das deutsche Volk und seine gerechte Sache zu verdächtigen und zu beschuldigen, sowie seinen friedliebenden und gottesfürchtigen Kaiser als den Friedensstörer Europas zu verleumden. In der Erklärung heißt es weiter:

Die deutschen Freikirchen stehen in keinerlei Abhängigkeitsverhältnis zu dem englischen Freikirchentum. Erklärungen von dieser Seite berühren daher ihre Verantwortlichkeit in keiner Weise. Wenn der Bund der Freikirchlichen Prediger zu Berlin und Umgebung in dieser Stunde dennoch das Wort zu diesen Kundgebungen ergreift, so geschieht es aus Pflichtgefühl gegen die von ihm vertretenen nichtlandeskirchlichen Gemeinschaften und im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor dem Richterstuhle der Kirche und Gottes.

Die Mitglieder der evangelischen Freikirchen dienen in diesem Kriege, wie alle anderen Patrioten, Kaiser und Reich und stehen in werktätiger Liebe zu ihrem teuren Vaterlande hinter niemand zurück. Ihre an Hand der Bibel und der Geschichte gewonnene Erkenntnis lehrt sie, daß blutige Völkerkriege eine Naturnotwendigkeit bis an das Ende dieser Weltzeit sind. Ebensosehr sind sie gewissenhaft davon überzeugt, daß weder Deutschlands Kaiser noch das deutsche Volk diesen blutigen Krieg wollten; daß alles, was menschenmöglich war, geschehen ist, um ihn noch in letzter Stunde abzuwenden. Es ist unwiderleglich nachgewiesen, wer die Kriegshetzer waren und auf wessen Schuldkonto dieser Weltkrieg zu setzen ist. Wir erkennen dankbar an, daß durch die weitausschauenden Maßnahmen unserer Regierung der uns nach drei Fronten aufgezwungene Krieg unser Volk nicht unvorbereitet fand, und hoffen zuversichtlich, daß es unserer Nation, die einmütig der kaiserlichen Führung folgt, mit Gottes Hilfe gelingen wird, den vollen Sieg zu erringen.

Donnerstag, 4. März.

Es kommt die Neuregelung der Brotversorgung, bei der vom 15. März ab jeder nur noch 200 Gramm verbrauchen darf. Dabei werden Möglichkeiten der Staffelung geschaffen werden in der Form, daß Arbeiter, die auf Brotnahrung durch ihre Arbeitseinteilung besonders angewiesen sind, mehr bekommen können.

Die Rede des sozialdemokratischen Abgeordneten Hänisch zum Kultusetat bedeutet nicht nur eine klare Ablehnung Liebknechts, sondern ist auch an sich ein schönes Stück geistiger Luftreinigung. „Die Erhaltung des Burgfriedens", so sagt er,

„heißt nicht die Aufgabe der politischen Ziele einer Partei. Wohl aber kann man, ohne sich etwas zu vergeben, zugeben, daß man in dieser ernsten Zeit zugelernt und in gewisser Beziehung umgelernt hat. Das gilt für jede Partei, und das gilt auch für die Regierung. Wer den Grundsatz verfolgt, daß er nichts

zuzulernen brauche, und wer achtlos an allen neuen Erscheinungen vorbeigeht, der beweist damit durchaus nicht immer eine besondere Charakterstärke, sondern viel eher einen Mangel an Intellekt. Von unseren großen, allgemeinen Kulturzielen haben wir allerdings keines aufgegeben, und wir werden nach dem Kriege und nach der Erkämpfung eines gesicherten und ehrenvollen Friedens den Boden bereitet haben, auf dem dann von neuem politische Kämpfe ausgefochten werden können." — — — „Ich glaube als Sozialdemokrat nicht, daß die Klassengegensätze jemals verschwinden werden; ich wünsche aber, daß nach dem Kriege die Klassenkämpfe in anderer Form ausgefochten werden mögen. Diese Wirkung muß ein Krieg haben, bei dem sich das Blut der Arbeiter mit dem der Junker gemischt hat."

Wenn das doch wahr würde!

Die Tageszeitungen sind voll von Erörterungen über die Gewinnung von Strohmehl als Futtermittel. Es muß das Stroh so fein gemahlen werden, daß die durch die Verdauungssäfte nicht auflösbaren Zellwände zerbrochen werden; dann ist es ausnutzbar. Und das scheint gelungen.

Ein kleinstädtisches Bahnhofsbild: die erzgebirgische Hausierfrau mit dem Riesentragekasten auf dem Rücken kommt durch den nassen Schnee in die Halle geschnauft. In der Halle sammeln die Sanitäter mit den Rote-Kreuz-Büchsen. Selbstverständlich, daß sie ihr verdrücktes lappiges Portemonnaie zieht und nach den mühsam erwanderten Groschen sucht.

Freitag, 5. März.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung eine Erörterung über die Kartoffelfrage mit berechtigter Kritik an den Aeußerungen des Landwirtschaftsministers über die Wucherpreise des Handels. Der Wucher liegt nämlich wo anders. Der Leiter der städtischen Einkäufe sagte:

„Es wird von Wucherpreisen gesprochen. Mit solchen Ausdrücken sollte man vorsichtig sein, das bestätigt jeder, der einmal draußen Kartoffeln einkaufen wollte Wenn die Höchstpreise nicht mit einer ganzen Reihe anderer drakonischer Maßnahmen verbunden werden, dann bleiben sie wirkungslos. (Lebh. Zustimmung.) Jetzt bekommt man draußen fast nur noch „Saatkartoffeln" zum Preise von 5,50 M. Bei diesem Einkaufspreis kann man den Kleinverkaufspreis von 6,50 bis 7 M. nicht als Wucherpreis bezeichnen, denn darin sind doch auch die Frachtkosten und die Unkosten und Gewinne des Zwischenhandels enthalten. Ehe die Minister solche Ausdrücke gegen den Handel gebrauchen, sollten sie doch dafür sorgen, daß die Unterlagen für ihre Berechnungen richtig sind, indem sie auf die Innehaltung der Höchstpreise dringen. Aber davon sehen wir gar nichts! (Sehr wahr.) Die Höchstpreise sind ein Schlag ins Wasser, wenn Mittel und Kraft zu ihrer Durchführung fehlen. Man soll auch gerecht sein in der Würdigung aller Umstände, die zu der Preissteigerung geführt haben."

Die Lehrerschaft der deutschen Volksschulen hat schon über zwei Millionen Mark für Kriegshilfe aufgebracht.

Die Hausfrauen sind erstaunlich schlau. Sie setzen nicht abgegessene Brotkarten in den letzten Wochentagen in Mehl um, um ja von dem ihnen Zustehenden nichts preiszugeben. Nun wird einmal zunächst an den letzten drei Wochentagen der Mehlverkauf überhaupt verboten, um ihnen dies Geschäft zu legen Widerwärtig, daß solche Maßnahmen notwendig sind. Künftig wird Mehl und Brot getrennt und nicht in vertauschbaren Scheinen angewiesen werden müssen.

Aber schlimm ist etwas anderes: das Steigen der Preise für alle nicht durch Höchstpreise normierten Lebensmittel. Es scheint, daß die Festsetzung von Höchstpreisen dazu führt, daß bei allen freien Nahrungsmitteln um so mehr gewuchert wird. Die Ernährungsfrage wird jetzt rein als Preis- und Teuerungsfrage für die Unbemittelten ein sehr schweres Problem.

Sonnabend, 6. März.

Lloyd George hat in einer Rede vor der streikenden Arbeiterschaft von dem „Kartoffelbrotgeist" in Deutschland gesprochen, den er noch mehr fürchte als die Strategie Hindenburgs. Das ist ein sehr ermutigendes Echo für unsere Arbeit hier. Es zeigt, wie gewichtig in der Beurteilung unserer deutschen Aussichten durch das Ausland die Entschlossenheit ist, mit der wir dem Ernährungsproblem zu Leibe gehen. Sie wirkt natürlich zehnmal besser als alle Verschleierungen.

Eine englische Ingenieurzeitung bespricht die Widerstandskraft der deutschen Industrie und findet ihren Grund vor allem in der systematischen Durcharbeitung des einzelnen Produktionsprozesses unter dem Gesichtspunkt vollkommener Verwertung aller Nebenprodukte. Darin stehe sie unerreicht da. In England sei die Entwicklung der Industrie so unsystematisch und gedankenlos vor sich gegangen, daß heute ganze Produktionszweige durch den Ausfall bestimmter, an sich geringfügiger Halbfabrikate brachgelegt seien. Eine sehr interessante Würdigung der Unterschiede zwischen englischer und deutscher Technik . . .

Abends Ernährungsrede in der Brüdergemeine in Niosky. Ein schönes Zusammensein, Soldaten aus dem Lazarett, die Oberklassen des Pädagogiums, denen die Kuchenfrage sehr naheging, Schwestern und Hausfrauen. Gemeinsamer vaterländischer Gesang, dessen festem Zusammenklang man die Gewohnheit des Gemeinschaftlichen anfühlte . . . Dort ist der Landsturm schon in den ersten Mobilmachungstagen ausgerückt, und alles, große Landwirtschaften, Fleischerei, Bäckerei, ist allein in Frauenhänden.

Sonntag, 7. März.

Im „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" veröffentlicht August Winnig unter der Ueberschrift „Was wir erhoffen" ein Wort über den „Utopismus der Gewerkschaften", das sich an die orthodoxen Marxisten richtet. Winnig, der an leitender Stelle im Bauarbeiterverband steht, sagt u. a.:

Wer der Masse predigt: Agitiert, organisiert, opfert, haltet fest, kämpft! und ihr dann sagt: macht euch aber keine Hoffnungen, es wird immer schlechter; euer Elend, eure Rechtlosigkeit und eure Knechtung werden immer zunehmen, der sollte lieber zu der Sekte der Brüder vom Jüngsten Gericht gehen, aber nicht zur Arbeiterbewegung kommen.

Winnig erwartet nicht, daß der sogenannte Kriegssozialismus, „die Regelung des Verkehrs und Verbrauchs durch die öffentliche Gewalt, auch nachher bestehen bleibt". Nach Winnigs Ansicht erwartet auch kein Gewerkschaftler, „daß etwa die mit den Unternehmerorganisationen gebildeten Kriegs-Arbeitsgemeinschaften eine Interessenharmonie zwischen Arbeitern und Unternehmern schaffen könnten". — Aber er schreibt zum Schluß:

Wir erwarten keine Schlaraffia. Aber wir erwarten für die Arbeiterklasse den gleichen Raum und das gleiche Recht zur Arbeit am öffentlichen Wesen, das jeder andere Deutsche hat. Wir erwarten das Aufhören jener Aechtungspolitik, die unseren Organisationen durch kleinliche Belästigungen das Leben schwer machte. Wir erwarten das Aufhören der ewigen Bedrohungen der gesetzlichen Grundlagen unserer Gewerkschaften. Wir erwarten die Anerkennung der unabhängigen Berufsvereine der Arbeiter als die gegebene Vertretung der Arbeiterklasse auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Und wir erwarten den tatbereiten Willen zum Ausbau und zur Vervollkommnung der sozialpolitischen Gesetzgebung. Das ist es, was die Arbeiterklasse von der Zukunft erwartet. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger!

Montag, 8. März.

Schneesturm und größere Kälte, als fast noch je in diesem Winter.

Der Arbeitsmarktbericht für Januar, der gerade erscheint, zeigt einen dauernd günstigen Stand für die männlichen Arbeitskräfte. Nur das Baugewerbe liegt noch still. Im Holzgewerbe hat sich die Arbeitslosigkeit wesentlich durch Berufswechsel gehoben. Sehr viel ungünstiger ist die Lage der weiblichen Arbeitskräfte.

Während in Berlin auf 100 angebotene Stellen im Januar 1915 nur 107 Arbeiter kamen (gegen 218 im Januar 1914), entfielen von den Frauen 138 Arbeitgesuche auf 100 Angebote (gegen 147 im Vorjahr).

Digitized by Google

Naumann / Mitteleuropäische Bevölkerungsfragen

Wir setzen unsere Studien über die beiden mitteleuropäischen Hauptstaaten fort, indem wir von ihrem Bevölkerungswachstum reden:

	1800 Mill.	1850 Mill.	1900 Mill.	1910 Mill.
Deutschland	21,0	35,4	56,4	64,9
Oesterreich-Ungarn . .	23,1	30,7	45,4	51,4
	44,1	66,1	101,8	116,3

Das Gebiet, das heute Deutsches Reich heißt, stand am Anfang des vorigen Jahrhunderts um reichlich 2 Millionen Menschen unter dem Gebiet, das jetzt Oesterreich-Ungarn-Bosnien heißt, während schon im Jahre 1850 das deutsche Reichsgebiet um 4,7 Millionen über das österreichisch-ungarische Gebiet stieg und 1910 um 13,5 Millionen im Uebergewicht war. Das Wachstum des nördlichen Reiches ist sichtlich stärker. Das erscheint zunächst bloß als eine statistische Bemerkung, aber man wird leicht fühlen, daß in diesen Ziffern ein Stück Weltgeschichte erzählt wird.

Es gibt Leute, die mit schöner Lebhaftigkeit darüber zu sprechen wissen, daß es auf die Mengen der Menschen gar nicht ankomme. Sie sind schlechte Beobachter. In Wirklichkeit entscheiden nämlich Menge und Tüchtigkeit zusammen die Menge aber muß dasein.

Auch innerhalb des Deutschen Reiches war das Wachstum keineswegs ein gleichmäßiges. Die süddeutschen Staaten gingen langsamer voran als Preußen, und in Preußen wiederum fanden sich große Unterschiede. Es scheint, daß wir aus diesen reichsdeutschen Vorgängen die österreichischen und ungarischen Bevölkerungsverhältnisse leichter verstehen können. Es kommen gleichzeitig folgende Gesichtspunkte in Betracht:

a) Die Geburtenziffer ist in Ungarn höher als in Oesterreich und in Oesterreich höher als in Deutschland Die Sterblichkeitsziffer verläuft in derselben Reihenfolge: Ungarn, Oesterreich, Deutschland, bewegt sich aber in etwas anderer Linie, so daß das Ergebnis ist: größter lebendiger Zuwachs in Deutschland, geringster in Oesterreich. Auf 1000 Einwohner kommen:

	Geburten	Todesfälle	Zuwachs
Ungarn	35,0‰	25,1‰	9,9‰
Oesterreich	31,5‰	22,0‰	9,5‰
Deutschland . . .	28,3‰	15,6‰	12,7‰

Alle diese Zahlen verschieben sich mit jedem Jahr um etwas, aber der Charakter bleibt auf längere Zeiten sich gleich.

b) Die Abwanderung ist als ein Vorgang anzusehen, der sich im allgemeinen von Osten nach Westen vollzieht, dabei aber an den großen Arbeitsplätzen haltmacht. Während nun Deutschland viele solcher Aufnahmeplätze für Abwanderer hat, fehlt es daran in Ungarn und Oesterreich. In Ungarn sind nur Budapest (880 000) und Szegedin (118 000) Großstädte. In Oesterreich sind es Wien (2 030 000), Graz (152 000), Triest (158 000), Prag (225 000 und große Vororte), Brünn (125 000), Krakau (150 000), Lemberg (207 000). Also 9 Großstädte, während wir 50 haben. Ueber den Mangel an Großstädten kann man erfreut sein, aber wahr bleibt doch, daß die Abwanderer, die im Heimatlande nicht beschäftigt werden, in die Ferne verschwinden und somit zu Auswanderern werden.

Abwanderung findet besonders statt aus Rittergutsgebieten, armen Gebirgsdörfern und Bauerndörfern mit Anerbenrecht. So ist es in Deutschland und so ist es in Oesterreich-Ungarn. Noch immer stößt bei uns das Rittergutsland im Osten seine Kinder ab, aber wir haben wenigstens kräftigere Sammelstellen. So ergänzen sich Rittergut und Industrie. Wo aber Rittergüter ohne Industrie vorhanden sind, da wird der Kinderüberschuß fürs Ausland geboren und erzogen.

c) Die ältere Kultur macht etwas kindermüde. Darin ähneln sich Süddeutschland und viele Teile von Oesterreich. Es gibt auch andere, modern kapitalistische Gründe der Kinderarmut, die sich mehr in Budapest oder Berlin zeigen. Die seelischen Vorbedingungen des Volkswachstums lassen sich nicht auf eine Einheitsformel bringen. Im ganzen ist es die reichsdeutsche Hauptaufgabe, die Geburtenziffer nach dem Kriege wieder zu steigern, die ungarische Aufgabe, die Sterblichkeit zu mindern; Oesterreich aber soll beides zugleich tun.

Wenn man sich Oesterreich, Ungarn und Deutschland als einen Zusammenhang denkt, so können sich die Lebenskräfte durch Austausch erhöhen. Die Naturfruchtbarkeit der kinderschaffenden Länder mischt sich mit der Lebenserhaltung der technisch fortgeschrittensten Provinzen. Die Abwanderung des einen Gebietes findet im Arbeiterbedarf eines anderen ihr Ziel. Der Wille, ein großes Volk zu sein, erfaßt alle Teile. Es ist eine Bevölkerungspolitik großen Stiles möglich. Nur so kann Mitteleuropa den Wettbewerb mit Rußland und den Balkanvölkern aushalten.

Wir betrachten das Wachstum der östlichen Nachbarstaaten, besitzen aber für Bulgarien keine älteren Angaben:

	1800 Mill.	1850 Mill.	1900 Mill.	1912 Mill.
Europ. Rußland . . .	38,8	62,2	111,3	136,0
Rumänien	2,7	4,2	6,0	7,2
Serbien (alter Umfang)	0,8	1,2	2,5	2,9
Bulgarien (alter Umfang)	—	—	—	4,3

Der ganze Osten vermehrt seine Massen und bemüht sich, sie tüchtiger zu machen. In letzterer Hinsicht haben wir aus den Balkankriegen und aus dem Weltkrieg vierlei lernen können: Die Brauchbarkeit steigt, damit für uns die Gefährlichkeit. Nehmen wir nun an, daß Rumänien und die Balkanstaaten sich immer irgendwie gegenseitig die Wage halten, so bleibt als gewaltiges Gegenstück Rußland. Es ist mit Finnland und Polen, aber ohne asiatische Teile berechnet, die letzteren aber sind auch sehr im Wachstum begriffen.

	1800 Mill.	1850 Mill.	1900 Mill.	1910/12 Mill.
Europ. Rußland . . .	38,8	62,2	111,3	136,0
Deutschland-Oesterreich-Ungarn	44,1	66,1	101,8	116,3

Diese zwei Zeilen bergen das größte europäische Zukunftsproblem. Rußland wächst, ohne daß man dabei auf baldige Verminderung seiner aufquellenden triebhaften Kräfte rechnen kann. Es wächst lawinenhaft. Auch Revolution, Staatsbankrott oder sonst ein politisches Erlebnis werden daran kaum etwas ändern, solange der Hauptkörper beisammen bleibt. Dieser Menge gegenüber müssen unsere Kinder standhalten, wenn sie noch größer und durchgebildeter sein wird.

Sollten die Hauptstaaten Mitteleuropas sich je politisch voneinander absondern, so sind sie ein Opfer der östlichen Macht; dann wird erst der eine zerbrochen und später der andere. Deshalb ist der Kriegsbund zwischen Deutschland, Oesterreich und Ungarn keine Zufälligkeit,

Digitized by Google

sondern für beide Teile eine bittere Notwendigkeit. Und auch gegenüber den kleineren Grenz- und Zwischenvölkern hat Mitteleuropa nur Magnetismus, wenn die Hauptstaaten ihre Einheit finden.

Mitteleuropa darf nicht aus dem Kriege herausgehen, als wäre er nicht gewesen!

Ernst Jäckh / „Der Krieg um Konstantinopel"

Die erste Märzwoche dieses Jahres wird in der Geschichtschreibung dieses Krieges als die bisher größte Krisis sich ausweisen können, zugleich auch als die greifbarste Offenbarung des Sinnes und Zieles dieses Weltkriegs für den eigentlichen Brandstifter — Rußland. „Konstantinopel" — so heißt das Schiboleth, das Erkennungszeichen für die Beweggründe und Wegrichtungen der russischen Politik; „Konstantinopel" — dahin drängen die russischen Minen vor dem Bosporus, und „Konstantinopel" — so brüllen die englischen Kanonen vor den Dardanellen. Aber „Konstantinopel" — so echot es auch aufpeitschend durchs Mittelmeer nach Athen und nach Rom hinüber und durchs Schwarze Meer nach Bukarest und nach Sofia hinein. Freilich — heute bereits mit anderen Wirkungen glücklicherweise, als es London und Petersburg noch vor einer Woche berechnet haben.

Daß dieser Krieg für Rußland „der Krieg um Konstantinopel" ist, das hat schon ein Vierteljahr vor der militärischen Kriegseröffnung der Petersburger Geschichtschreiber Professor Mitrofanoff in einer politischen „Kriegserklärung" angekündigt: „. . . . Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen durch Rußland kann dem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten (daß zwei Drittel der Ausfuhr Rußlands durch Konstantinopel abgesperrt werden können) . . . Der Drang nach Süden ist eine ökonomische, politische und historische Notwendigkeit für Rußland, und der fremde Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso der feindliche Staat." Und der russische Minister Sasonoff hat jetzt in der Duma diesen Sinn des „Krieges um Konstantinopel" ausdrücklich bestätigt. So erfüllt sich das russische Diplomatenwort gegenüber den Bismarckschen Verhandlungen auf dem Berliner Kongreß 1878: „Der Marsch Rußlands gegen Konstantinopel geht einst durch das Brandenburger Tor." (Die Zusammenhänge vordem und seitdem sind in meiner Flugschrift: „Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft" nachgewiesen.)

Rußland will Konstantinopel erobern seit zweieinhalb Jahrhunderten schon. Aber England? England, das noch 1877 durch seine Kriegsschiffe vor San Stefano den letzten Anmarsch Rußlands vor den Toren von Konstantinopel aufgehalten hat! England scheint jetzt dem russischen Verbündeten die verrammelte Pforte von Konstantinopel aufbrechen zu wollen. Oder ist, was wir am Bosporus andrängen und vor den Dardanellen anstürmen sehen, im innersten Wesen vielleicht doch nur der Wille des einen Feindes, dem anderen Genossen zuvorzukommen? Oder wird in der tausendfältigen Kanonade gegen die Dardanellen noch mehr eine politische Berechnung als eine militärische Handlung laut? — vielleicht gar etwas, was in der englischen Sprache ein Bluff heißt?

Gewiß: England braucht das russische Getreide, das ihm die türkischen Dardanellen sperren, und Rußland braucht die bundesgenössische Munition, die ihm gleichfalls die türkischen Dardanellen fernhalten. Und beide möchten die Ironie der Weltgeschichte hindern, daß jenes für England bestimmte Getreide Rußlands schließlich über Rumänien nach Deutschland kommen könnte. Aber solche Rechnungen allein drängen wohl kaum zur gefährlichen und verlustreichen Unternehmung gegen die Dardanellen. Eher schon der Wille zu versuchen, die türkische Feindschaft zu brechen, die England seit einigen Wochen besonders unbequem am Suezkanal wird, den zurzeit die türkische Artillerie bestreichen kann. Auch etwa der Wille, von der Niederlage im Osten und von den Mißerfolgen im Westen auf einen aussichtsvoller scheinenden Kriegsschauplatz abzulenken. Am meisten schon die Rechnung, durch eine scheinbare oder wirkliche Gefährdung von Konstantinopel die Neutralen des Mittelmeers und des Balkans endlich doch noch zu einer Kriegsbeteiligung zu verführen, herbeizuzwingen.

Solche Rechnung schien so lange erfolgreich, als der englische „Erfolg" der Dardanellenbestürmung geglaubt und gefürchtet wurde. Seitdem die englische Darstellung sich als falsch und erlogen erwiesen hat, beruhigen sich die vier Residenzen wieder und entscheiden sich anders, als die englische Rechnung gewollt hat — zunächst. Zu den „Erfolgen" der englischen Diplomatie (wie sie die „Hilfe" Nr. 8 zusammengestellt hat) lassen sich zurzeit nochmals Athen und Rom, Bukarest und Sofia summieren. Möglich sogar, daß gerade der englische Bluff die Verständigung zwischen Rom und Wien beschleunigt.

England, Rußland und Frankreich verteilen die Türkei in diesen Städten: Bulgarien soll nach Adrianopel vorrücken, Griechenland nach Smyrna hinüberreichen, Italien in Zilizien siedeln und Rumänien in Ungarn wachsen dürfen, wenn sie sich gegen den Dreibund entscheiden. Aber der griechische König wie der bulgarische und der rumänische Ministerpräsident und wie das italienische Kabinett merken oder wissen, daß Rußland in Konstantinopel bedeutet: die Zerdrückung der balkanischen und mittelmeerischen Selbständigkeit. Ein russisches Konstantinopel heißt eine Vorschiebung von Sebastopol auf den Balkan und ins Mittelmeer: eine Auslieferung Rumäniens an russische Willkür in Konstantinopel, eine Umklammerung Bulgariens durch Rußland vom Schwarzen wie vom Mittelländischen Meer her, eine Bedrohung Griechenlands wie Italiens durch Rußland in der Levante und im Mittelmeer, wirtschaftlich und politisch. Ein englisches Konstantinopel heißt eine Verschiebung von Gibraltar nach dem Balkan und bis ans Schwarze Meer mit ähnlichen Beengungen. (Die Einzelnachweise sind in einer Flugschrift von Staatsanwalt Trampe zu lesen: „Der Kampf um die Dardanellen", in meiner Sammlung „Der deutsche Krieg".)

So hört Athen und Rom, Bukarest und Sofia den Kanonendonner vor den Dardanellen nicht als Aufmunterung, sondern als Abschreckung, und so weigert bisher Athen das griechische Landungskorps gegen die Türkei (ähnlich wie Portugal dies für Aegypten abgelehnt hat) und Rom die italienische Kriegseröffnung gegen Oesterreich, und auch Bukarest und Sofia rühren sich noch nicht. Alle können ein türkisches Konstantinopel einem russischen Sebastopol und einem englischen Gibraltar vorziehen. Rußland drückt als Eroberer; die Türkei aber bleibt ein Verteidiger, und Deutschland wirkt als Befreier. Die deutsch-türkische Bündnislinie Berlin—Konstantinopel—Bagdad erhält und erschließt und braucht die Balkangebiete wie Vorderasien; die beiden Angriffslinien Sebastopol—Konstantinopel und Gibraltar—Konstantinopel verschieben und bedrücken und gefährden alle Anrainer des Schwarzen und des Mittel-

Digitized by Google

meeres. „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksal Konstantinopels aufs engste verknüpft" — dies Wort von Ranke gilt in gewissem Sinn auch für die Nationalstaaten und Nachbarn der Türkei.

Solche politische Rechnung führt zu der militärischen Forderung, daß der Dreiverband sich wie politisch so auch militärisch täuschen möge. Bisher ist nur die eine Tatsache richtig, daß ein zehntägiges Bombardement mit Fernfeuer die Erdwälle am Eingang der Dardanellen dem Boden gleichgemacht hat. Dahinter beginnen erst die eigentlichen Befestigungen, gegen die ein Nahkampf jetzt erst beginnt, und dahinter ist die beste Armee der Türkei gerüstet und eingegraben. Der entscheidende Weg nach Konstantinopel geht nicht durch die Meerengen und über die Minenfelder, sondern gegen die Landesverteidigung: alles zusammen bestimmt den Krieg um Konstantinopel.

F. Matthias / Warum sie uns nicht verstehen

„Die Welt weiß, was von englischen Beteuerungen zu halten ist." Eine eigentümliche Beleuchtung erhält unser kindliches Vertrauen auf die natürliche Objektivität neutraler Beobachter (der „Welt"), wenn man sich in einer neutralen Hauptstadt aufhält und mit Feinden und Neutralen zusammentrifft. Da wird „die Welt" nicht in wohl ausgesuchten Artikeln einzelner Zeitungen und Deutschfreunde vorgeführt — vorgespiegelt, sondern da ist sie selbst, und man muß ihr ins Auge sehen oder sich verkriechen. Und diese Welt weiß von uns und unseren Gegnern herzlich wenig, und, was für deutsche Sinnesart am überraschendsten ist: sie hat auch gar nicht den Wunsch zu wissen; sie will, das genügt ihr, und das Ziel ihres Willens ist, daß der deutsche Friedensstörer zur Ruhe gebracht werde. Das äußerste Entgegenkommen ist allenfalls einmal, daß ein aufgeklärter Kopf andeutet: An sich ist für mich der Beweis eurer Schuld schlüssig, aber ich will euch gestatten, einen Gegenbeweis zu führen.

Die Ursachen dieser nur selten durchbrochenen Stellungnahme der Welt aufzudecken, wäre eine Aufgabe, mit deren Erfüllung uns ein großer Kenner der Völker einmal einen wichtigen Dienst leisten könnte; bis dahin lassen sich nur einzelne Vermutungen äußern. Im großen und ganzen gehört der Neid wohl an die erste Stelle unter diesen Ursachen, aber es gibt doch Völker, die mangels der entscheidenden Berührungspunkte keine Ursache zum Neide haben und uns dennoch mißgünstig sind; dann kann man vielleicht zwei Wurzeln vermuten. Die eine ist eine geschichtliche: dadurch, daß Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege (in dem es leider noch nicht durch seinen „Militarismus" geschützt war) ein neues Leben hatte entwickeln müssen, waren Paris und dann auch London in den Augen der Welt zu den Götterbergen geworden, von denen man Weisungen empfängt, und denen man opfert. Aus Deutschland zogen wohl einzelne Menschen ihre Nahrung, nie aber die Völker; etwa zehn Jahre nach Goethes Tode, fünfundsechzig Jahre, nachdem Goethe nach Weimar gekommen war, sagte Carlyle in den „Helden" seinen Engländern, er habe ihnen als Typus eines „literary man" Goethe vorführen wollen, aber den kennen sie ja leider nicht, und so müsse er andere Beispiele suchen. Paris und London lieferten Moden und Denkweisen, lieferten auch ein Bild von Deutschland. Die zweite Wurzel der Mißgunst ist für uns bedenklicher: Die Leute glaubten das importierte Bild bestätigt zu finden durch unsere Manieren, die wir ihnen als Reisende oder Gäste vorführten. Schlechte Eßgewohnheiten, ungepflegte Kleidung, lautes Sprechen, Anschnauzen des Dieners schienen zu bestätigen, daß wir in der Tat Barbaren waren, die sich höchstens durch raffiniertes Organisationstalent über Russen und Japaner erheben. So stehen wir nun in der Krisis fast allein.

Köstlich war die Entrüstung eines Engländers darüber, daß wir jetzt die öffentliche Meinung Amerikas bearbeiteten: Das tue England nicht! Von der englischen Zensur auch über nichtmilitärische Schilderungen wußte er nichts, und als er darauf hingewiesen wurde, daß England die amerikanischen Gehirne ja schon seit Jahrzehnten in seinem Sinne beeinflußt habe und nun nicht mehr so fleißig zu sein brauche, fand er keine Entgegnung.

Sehr ernst stimmen kann die englische Frage: „Was ist denn eigentlich diese deutsche Kultur, von der jetzt auf jeder Druckseite, die aus Deutschland kommt, so viel Aufhebens gemacht wird? Wenn jemand aller Welt erzählt: Ich bin ein Gentleman, dann lächelt man und sagt sich: er ist keiner; wenn jemand aller Welt zutrompetet: ich habe eine gewaltige Kultur, liegt da nicht die Vermutung nahe, daß er keine hat?" Und dann wieder heißt es: „Was ist deutsche Kultur? Gewiß, ihr seid fabelhafte Organisatoren, in Eisenbahnen und Chemikalien übertrifft euch niemand, aber das ist doch noch keine Kultur?" Ein Deutscher, der dies hörte, ergriff einen Zettel, schrieb darauf: „Verinnerlichung des Lebens und geistige Durchdringung des Erlebens" und gab ihn dem Frager mit den Worten: „Das ist der Kern der deutschen Kultur, richtig ins Englische übersetzen läßt sich das nicht, versuchen Sie, es auf deutsch zu verstehen, dann wissen Sie, was deutsche Kultur ist!"

Das Ernste daran ist die völlige Ergebnislosigkeit aller deutschen Aufklärungsversuche. Wie viele Schriften, Reden, Kongreßunterhaltungen und Privatbriefe haben mit unendlicher Mühe und Liebe um Verständnis geworben, um Verständnis von Dingen, die uns so einfach und dabei unser Lebensinhalt sind! Alles umsonst! „Was ist denn eigentlich diese deutsche Kultur? Eisenbahnen, Geschütze, Färbmittel?" Wenn ein solcher Aufklärungs-Feldzug ohne Erfolg geblieben ist, dann muß jede Hoffnung schwinden, daß es jemals möglich sein wird, daß Völker einander oder ein Schiedsgericht zum Verständnis ihrer Lebensfragen führen können; unsere tiefsten Interessen sind den Gehirnen von Gegnern und Neutralen unfaßlich, und nie wird ein Plaidoyer sie verteidigen können: also niemals etwas von Abrüstung!

Weiter folgt daraus, daß wir gut tun, nicht mehr so dringend um die Neigung der Fremden zu werben. Dieser Weg ist lange versucht worden; wenn er tauglich wäre, hätte er schon zum Ziele führen müssen. Vielleicht kann man sich in Zukunft auf freundliches Empfangen von willigen Fragern beschränken und im übrigen sich daran genügen lassen, in gelassener Stärke unser Reich für uns selber zur Blüte zu bringen; Athen ist auch nicht für Perser und Phönizier gebaut worden, und doch wirkt es über die Jahrtausende hinweg.

Dafür, daß für das englische Weltreich der Abstieg gekommen ist, gewährt der neutrale Boden gewisse Eindrücke, die man jetzt während der Kriegszeit in der Heimat kaum empfangen kann. Das eigentlich Frevelhafte muß in England von wenigen Leuten getan werden, die in ihrem Kreise die Kenntnis des Geschehenen festhalten, während das Volk

Digitized by Google

mit seiner erstaunlichen Begabung zum „cant“ leicht eine befriedigende Formel findet. Als man in Konstantinopel die Mörder von Mahmud Schewket in einem englischen Staatsschutz genießenden Hause verhaftete, drohte die englische Botschaft wegen dieser Verletzung von Hoheitsrechten aufs heftigste und verlangte Auslieferung der rechtswidrig verhafteten Mörder; darauf sandte die Pforte an alle Botschafter in Konstantinopel eine Zirkularnote, sie habe Beweise, daß eine europäische Botschaft bei der Ermordung Beihilfe geleistet habe; es könnten Umstände eintreten, infolge deren sie gezwungen würde, diese Botschaft zu nennen; seitdem ist die englische Botschaft mit keinem Wort auf die Auslieferung der Mörder zurückgekommen. Welchem Engländer würde man aber die Ehrlichkeit absprechen, wenn er sich entrüstet zeigte über die Behauptung, England habe bei einem Morde mitgewirkt? Auch der „cant“ des belgischen Neutralitätsschutzes wird offenbar in weiten Kreisen der Engländer ganz ehrlich geglaubt, ebenso wie die Familie eines wohlsituierten Geistlichen in England vor einigen Jahren — zweifellos aus reinstem Herzen — die Ansicht vortrug, England habe Indien nur deshalb als Kolonie, damit es den armen Heiden dort das Christentum bringen könne. Wie muß es aber mit der sittlichen Grundlage eines Volkes stehen, das die Wahrheit nicht kennt und sich nicht zu ihr bekennt? Es spielt mit allem, auch mit der Wahrheit, ja sogar, was für uns das erstaunlichste ist, mit dem Kriege! Ein Teil der afrikanischen Angriffe der Engländer, deren Sinnlosigkeit (außer wo es sich um Zerstörung von Funken-Stationen handelte) wohl dann und wann einmal zugegeben wird, wird von ihnen mit der Sportslust der dortigen Garnisonen erklärt! „Ihr nehmt den Krieg als eine furchtbar ernste Sache — unsere Leute melden sich vielfach, weil sie der Kuckuck plagt, auch diesen Sport mal kennen zu lernen!“ Schweigend steht man vor solcher Oberflächlichkeit und sieht ernst den Verfall einer der größten Kulturen aller Zeiten beginnen. Und gerade an diesem Kontraste erkennt man, daß wir siegen müssen, weil die Welt uns braucht, gerade die Welt, die nichts von uns wissen will.

Kuczynski / Die Verminderung unseres Schweinebestandes

Die Zahl der Schweine betrug am
2. Juni 1913 in Preußen: 15 490 161, im Reich: 21 821 453,
1. Dezbr. 1913 in Preußen: 18 071 142, im Reich: 25 659 140,
2. Juni 1914 in Preußen: 17 967 859, im Reich: 25 305 701.

Am 1. Dezember 1914 war die Zahl der Schweine etwa ebenso hoch wie am 2. Juni 1914. Sie ist also trotz der Futtermittelnot und der Futtermittelteuerung in den ersten vier Kriegsmonaten nicht zurückgegangen. Ueber die Verminderung der Schweine seit dem 1. Dezember 1914 liegen keine genauen Angaben vor, wohl aber einige Schätzungen:

1. Am 15. Februar dieses Jahres erklärte der preußische Landwirtschaftsminister in der Budgetkommission: „Schlachtungen von Schweinen seien in Preußen in der Zeit vom 1. Dezember 1914 bis 1. Februar 1915 schätzungsweise zirka 4,5 Millionen vorgenommen worden. Der demnach verbleibende Bestand von zirka 13 Millionen sei für Preußen noch reichlich hoch.“

2. Am 22. Februar d. J. sagte der Berichterstatter der Budgetkommission im preußischen Abgeordnetenhause: „Nach meiner und auch der Beobachtung anderer praktischer Landwirte muß man annehmen, daß der Bestand an Schweinen (im Deutschen Reich) seit dem 1. Dezember 1914 bis in den Anfang März hinein wohl um 8 000 000 Mastschweine zurückgegangen sein wird.“

In beiden Fällen war der Wunsch der andern der Vater des eigenen Gedankens.

Zu 1. Im Dezember 1914 fanden in Preußen 1 232 619 beschaupflichtige Schweineschlachtungen statt, d. h. kaum mehr als im Dezember 1913 (1 146 548). Die Gesamtzahlen für den Januar d. J. liegen noch nicht vor (sie werden stets erst Mitte Mai bekanntgegeben); aber aus der im „Reichsanzeiger“ vom 11. Januar und 12. Februar d. J. veröffentlichten Schlachthofstatistik ergibt sich, daß auf den 18 bedeutendsten preußischen Schlachtviehmärkten im Januar 305 283 Schweine dem Schlachthof zugeführt wurden gegen über 286 615 im Dezember. Die Zunahme war also nur gering, und man wird demnach die Gesamtzahl der beschaupflichtigen Schlachtungen für den Januar auch nur auf etwa 1¼ Millionen ansetzen können. Es hätten also im Dezember und Januar zusammen rund 2½ Millionen beschaupflichtige Schlachtungen stattgefunden. Die Zahl der Hausschlachtungen wurde zum letzten Male für das Jahr 1912 festgestellt. Sie belief sich für Preußen auf 3 690 236. Um zu der Zahl von 4½ Millionen Schlachtungen im Dezember und Januar zu gelangen, müßte man annehmen, daß in diesen beiden Monaten allein 2 Millionen Hausschlachtungen stattgefunden hätten, was ganz unwahrscheinlich ist.

Aber selbst wenn man annehmen wollte, daß tatsächlich in Preußen vom 1. Dezember 1914 bis zum 1. Februar 1915: 4½ Millionen Schweine geschlachtet worden seien, so darf man doch nicht, wie es der Landwirtschaftsminister getan hat, nun daraus schließen, daß der Bestand an Schweinen um 4½ Millionen zurückgegangen sei. Denn es werden ständig Ferkel geboren, und zwar in Preußen im Monatsdurchschnitt reichlich 1¼ Millionen. Im Dezember und Januar war ja der Nachwuchs infolge des Einflusses der wirtschaftlichen Lähmung bei Ausbruch des Krieges sicherlich geringer als sonst. Aber selbst wenn man ihn — niedrig — mit insgesamt nur 1 Million und die Schlachtungen — hoch mit 4 Millionen ansetzen will, so wäre der Bestand doch nur um 3 Millionen zurückgegangen, hätte also am 1. Februar 1915 noch rund 15 Millionen und nicht 13 Millionen betragen.

Zu 2. Im Dezember 1914 fanden im Deutschen Reich 2 027 672 beschaupflichtige Schlachtungen statt, d. h. nicht viel mehr als im Dezember 1913 (1 848 570). Im Januar 1915 wurden auf den 37 bedeutendsten Schlachtviehmärkten Deutschlands 561 432 Schweine dem Schlachthof zugeführt gegenüber 538 038 im Dezember 1914. Die Zunahme war also nur ganz gering, und man wird demnach die Gesamtzahl der beschaupflichtigen Schlachtungen für den Januar 1915 auch nur auf reichlich 2 Millionen ansetzen können (Januar 1914: 1 656 984). Es hätten also im Dezember und Januar zusammen 4—4¼ Millionen beschaupflichtige Schlachtungen stattgefunden. Im Februar 1914 betrug die Zahl der beschaupflichtigen Schlachtungen 1 563 041. Nimmt man an, was wohl zu hoch gegriffen ist, daß die Zahl der beschaupflichtigen Schweineschlachtungen diesmal im Februar um 50 Prozent höher gewesen sei als im Vorjahre, so hätte sie 2⅓ Millionen betragen, im ganzen also in den letzten 3 Monaten rund 6½ Millionen. Die Zahl der Hausschlachtungen belief sich im Deutschen Reiche im Jahre 1912 auf 5 794 165. Nimmt man an, was wiederum wohl zu hoch gegriffen ist, daß die Zahl der Hausschlachtungen in den letzten drei Monaten halb so groß gewesen sei wie im

Digitized by Google

ganzen Jahre 1912, so gelangt man zu knapp 3 Millionen Hausschlachtungen und insgesamt zu höchstens 9½ Millionen Schweineschlachtungen. Der Nachwuchs an Schweinen beläuft sich im Deutschen Reiche im Monatsdurchschnitt auf über zwei Millionen. Im Dezember und Januar war er sicherlich geringer als sonst, im Februar aber wieder recht reichlich. Wenn man ihn — niedrig — mit insgesamt nur 3¼ Millionen und die Schlachtungen — hoch — mit 9½ Millionen ansetzen will, so wäre der Bestand doch erst um 6 Millionen zurückgegangen, würde also immer noch 19 bis 20 Millionen betragen.

Aber selbst wenn man annehmen wollte, was schlechterdings unmöglich erscheint, daß der Schweinebestand im Deutschen Reich seit dem 1. Dezember 1914 um 8 Millionen gesunken wäre, so wäre es doch unzulässig, nun daraus zu schließen, wie es der Berichterstatter der Budgetkommission tut, daß die Zahl der Mastschweine um 8 Millionen zurückgegangen sei.

Eine endgültige Antwort auf die Frage, wie groß der gegenwärtige Schweinebestand in Deutschland ist, kann nur eine Schweinezählung geben. Eine wunschlose Schätzung muß aber einstweilen zu dem Ergebnis führen, daß wir noch mindestens 19 Millionen Schweine haben. Zweifelsohne wird nun der Nachwuchs in den kommenden Monaten sehr viel stärker sein als im Winter. Wollen wir also unseren Bestand bis zum 1. Mai um weitere 6 Millionen verringern, was wohl als Mindestforderung anzusehen ist, so müßten wir bis dahin etwa 10 Millionen Schweine schlachten, d. h. 2½mal soviel wie in der gleichen Zeit des Vorjahres.

Dieses Ziel ist aber nicht zu erreichen, wenn die Kartoffeln den Schweinemästern weiter unbeschränkt zur Verfügung stehen und die Schweinepreise weiter eine Höhe behaupten, die eine Mast durch Kartoffeln als sehr rentabel erscheinen lassen. Ein Schwein von zwei Monaten im Gewicht von 15 Kg. braucht, um in neun Monaten auf 120 Kg. herangemästet zu werden, 45 Kg. verdauliches Eiweiß und im ganzen 1 372 000 Kalorien. Bei reichlichster Kartoffelnahrung entspricht dies einer Mischung von 1250 Kg. Kartoffeln mit 750 Kg. Magermilch oder einem andern stark eiweißhaltigen Futtermittel. Der Preis für ein Schwein von 120 Kg. ist nun seit Ausbruch des Krieges an manchen Orten um 100 M. gestiegen, so in Berlin von etwa 100 M. auf etwa 200 M. Der Wert des Doppelzentners Kartoffeln hätte also gleichzeitig bis um 8 M. steigen können, ohne daß dadurch die Kartoffelmästung unrentabler geworden wäre als vor Ausbruch des Krieges.

Elsa Trott-Helge / Weibliche Landarbeit

Das Kapitel Leutenot auf dem Lande ist durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen stark in den Vordergrund des Interesses gerückt, besonders im Hinblick auf die Frühjahrsbestellungen.

Für die Verschärfung der Leutenot sind vor allem zwei Gründe in die Augen fallend. Zunächst hat der Krieg selbst einen weit stärkeren Teil der männlichen Bevölkerung des Landes als der Stadt unter die Fahnen gerufen, und zum zweiten werden, wenn der Frühling ins Land zieht, jene Trupps von russischen und galizischen Schnittern ausbleiben, die dem Landmanne unter dem Namen Polaken oder Sachsengänger während Jahrzehnten schon Ersatz für die Stadtflucht der ländlichen Bevölkerung boten. Statt der Hunderttausende, die alljährlich vom Osten mit Weib und Kind und ihrer geringen beweglichen Habe über die Grenze kommen, wird das Frühjahr dem Landmanne diese Hilfskräfte nur in spärlichen Trupps aus Galizien und vielleicht aus den okkupierten westrussischen Gouvernements liefern. Um so spärlicher, als auch von jenen die Jungen und Kräftigen in den Reihen der Kämpfenden stehen.

Der Hilferuf der Landwirtschaft an die städtische Bevölkerung, nach Beginn der Mobilmachung, hatte allerwärts einen lebhaften Widerhall gefunden. Ueberreichlich war das Angebot Arbeitsloser, die gern bereit waren, bei der Bergung der Ernte zu helfen, vor allem war aber die Zahl der Sachverständigen, solcher Kräfte, welche Landarbeit verstehen, eine große; zumal noch ein sehr wesentlicher Teil unserer Fabrikarbeiter und der städtischen Bevölkerung überhaupt vor kürzeren oder längeren Jahren vom Lande zugezogen war, ländliche Arbeit also in früheren Jahren verrichtet hat.

Die Verhältnisse, die während der Mobilmachung, in den ersten Tagen nach der Kriegserklärung festzustellen waren, lassen indessen keinen Schluß auf die der näheren oder ferneren Zukunft zu. Inzwischen ist das Wirtschaftsleben in andere Bahnen gelenkt, die anfängliche Stockung von Handel und Wandel sind teilweise überwunden, der Arbeitsmarkt fast aller Berufszweige hat sich gebessert. Ganze Industrien sind neu aus dem Boden herausgewachsen, die Tausende von Arbeitskräften beschäftigen; man denke nur an die Anfertigung und Lieferungen von Heeresbedarf und an die mit der Kriegszeit eng zusammenhängenden Neuheiten in Artikeln verschiedenster Art. Und schließlich ist mit den fortschreitenden Erfolgen der deutschen Waffen auch bei Handel und Industrie im allgemeinen wieder mehr Vertrauen eingekehrt, was eine bessere Beschäftigung im Gefolge hat. Das Heer der Arbeitslosen ist also zusammengeschmolzen, nicht zuletzt noch aus dem Grunde, weil der Krieg immer neuen Zuspruch von Kämpfern zur Ergänzung der Verluste fordert.

Aus allem folgt, daß, wenn zu Beginn der Frühjahrsbestellung erneut ein Aufruf der Landwirtschaft nach Hilfskräften erginge, er bei weitem nicht mehr den starken Widerhall finden könnte, wie jener aus den Augusttagen des vorigen Jahres.

Es ist deshalb eine unbedingte Notwendigkeit, schon jetzt Vorsorge zu treffen, damit mit dem Erwachen der Natur auch ein Heer von Arbeitskräften bereit ist, um dem Schoß der Erde die Saat übergeben zu können. Dringender denn je legen wir während der Kriegszeit mit dem mütterlichen Korn den Wunsch in die Erde, daß es hundertfältige Frucht bringe, denn wir stehen auf uns selbst angewiesen da, keine Zufuhr ausländischer oder überseeischer Landesprodukte im großen kann unsere Volksernährung unterstützen, und darum ist die Forderung eine vollberechtigte, daß eine reiche, ja eine überreiche Zahl von Arbeitskräften für die künftige Bodenbestellung verfügbar sei.

Diese Arbeiterfrage von vitalster Bedeutung kann nur durch Zusammenarbeiten von Landwirtschaft, Industrie und Handel gelöst werden. Wenn die Vertreter dieser drei mächtigen Wirtschaftsorganisationen kurz nach Beginn des Krieges einig waren in der Unterstützung des Reiches mit allen Mitteln, so darf man diese Einigkeit auch als sinnbildlich für die Zukunft auffassen. Und wenn demnächst eine Verständigung zwischen ländlichen, kaufmännischen und industriellen Kreisen darüber zustande kommen könnte, daß die Industrie zu Beginn des Frühjahrs Arbeitskräfte an das Land abgibt, so wäre damit die brennende Frage der Leutenot ihrer Lösung um ein bedeutendes nähergerückt. Besonders weibliche Arbeitskräfte sollten aus den Fabriken und aus

Digitized by Google

den städtischen Arbeitsstellen abgegeben werden, denn die Mitarbeit der Frau am ländlichen Tagwerk ist stets eine Notwendigkeit gewesen. Wie auf keinem anderen Gebiete hat die Frau dort von je mitgearbeitet und mitgeschafft. Sie ging und geht sogar noch jetzt zuweilen hinter der Pflugschar.

Manche schwere Arbeit verrichten heute die ländlichen Maschinen. Sie ersparen eine Unmenge körperlicher Arbeitsleistung für Mann und Weib. Immerhin bedarf es im Frühling, Sommer und Herbst verstärkter männlicher und weiblicher Kräfte, jener Saisonarbeiter, die neben dem ständig auf den Gütern und Höfen beschäftigten Gesinde die Mehrarbeit leisten, welche Aussaat, Wachstum und Ernte mit sich bringen. Wenn nun Industrie und Landwirtschaft in gegenseitigem Uebereinkommen einen Austausch der Arbeitskräfte in die Wege leiten könnten und mit den Vorarbeiten jetzt beginnen würden, so könnte schon das kommende Frühjahr die ersten Früchte dieser Bestrebungen zeitigen.

Es ist nicht zu verhehlen, daß der Durchführung einer Teilung der Arbeitskraft unseres Arbeiterstandes durch Beschäftigung in den städtischen Fabriken während des Winters und auf dem Lande während des Sommers große Schwierigkeiten entgegenstehen. In manchen Betrieben und Zweigen unserer Industrie und unseres Handels wird sich eine solche Zweiteilung der Arbeitskraft sogar als undurchführbar erweisen: aber manche andere haben Hochkonjunktur und stille Zeit. Manche arbeiten sogar nur saisonweise. Möglich wäre die Verwirklichung des Planes in den Betrieben der Bekleidungsindustrie, in der Beleuchtungsindustrie, teilweise in der Nahrungsmittelindustrie, soweit sie im Herbst geerntete Produkte im Winter verwertet, z. B. die Zuckerrübenfabriken, deren Tätigkeit heute schon ein Beispiel für die Durchführbarkeit des Gedankens bedeutet, daneben Frucht- und Saftkochereien, Marmeladenfabriken usw., einige chemische Fabriken und schließlich sämtliche Industrien, die von einer Saison nicht abhängig sind.

Unverkennbar würde diese Arbeitsteilung unser industrielles, kaufmännisches und wirtschaftliches Leben in einschneidender Weise beeinflussen. Um den großen Fabriken die saisonweise Arbeit und die Einschränkung ihrer Betriebe während der Sommerzeit zu ermöglichen, müßten vor allem für jene Industriellen Kreditеinrichtungen geschaffen werden, die es ihnen ermöglichen, stets genügend Gelder flüssig zu haben, um ihren Verpflichtungen auch während der stillen Zeit nachzukommen. In gewissem Sinne könnten dafür die ländlichen Verhältnisse mit ihrem Bevorschussungssystem der Ernte vorbildlich sein. Es wäre auch zu erwägen, ob nicht die Kriegsdarlehnskassen beibehalten und für diesen Zweck ausgebaut werden könnten.

Wenn schon betont wurde, daß die weibliche Arbeitskraft in besonders starkem Maße für ländliche Betätigungen während der Sommermonate gewonnen werden kann, so hat das seine guten Gründe: Der Krieg bringt eine starke Verminderung der männlichen Bevölkerung mit sich. Da aber unser Wirtschaftsleben so eingestellt ist, daß die männliche Arbeitskraft vor allem gebraucht wird, so kommt sie für die Industrie um so stärker in Frage, je mehr das Wirtschaftsleben sich wieder belebt. Bei Einsetzen einer Hochkonjunktur kann also der Fall eintreten, daß männliche Industriearbeiter sehr knapp werden. Von einer Abgabe an die Landwirtschaft könnte gar nicht die Rede sein.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei den Frauen. Ihre Zahl wird der Krieg wenig oder gar nicht vermindern; im Gegenteil, die Zahl der Beschäftigung Suchenden, der auf sich Angewiesenen wird stark zunehmen. Da nun die ländliche Betätigung von je eben so sehr Frauensache wie Männersache war, ist es nur zu natürlich, daß man sie, die landwirtschaftliche Arbeit ebensogut ausführen können wie die Männer, — von einigen besondere Kräfte erfordernden Verrichtungen abgesehen, — gewinnen will. Die Betätigung der Frau auf dem Lande ist eine mannigfaltige. Schon bei den Frühjahrsbestellungen findet sie vielfache Betätigung: im Gartenbau, beim Gemüsepflanzen, beim Kartoffellegen, in den Rübenfeldern, beim Verziehen, beim Getreideausjäten, überhaupt bei sämtlicher ländlicher Feldarbeit mit Ausnahme der ganz schweren Verrichtungen. Besondere Lücken würden diese Saisonarbeiterinnen aber im häuslichen Dienste auszufüllen vermögen, weil sich gerade die Beschaffung von Dienstboten in ländliche Haushaltungen immer mehr zu einer Notlage ausgestaltet. Die Milchwirtschaft, die Geflügelzucht würden für solche Mädchen, die darin von früher her Kenntnisse haben, ebenfalls ein dankbares Feld der Betätigung sein. Die fortschreitende Jahreszeit bringt die Heuernte, das Behacken der Hackfrüchte, die Kleeernte, Getreideernte, Kartoffelernte, die Obsternte und schließlich die Rübenernte, also eine Fülle von Arbeit für die Frau.

Es wäre auch nicht ausgeschlossen, daß, durch den ersten Versuch angeregt, schließlich ganze Familien saisonweise auf das Land gehen, genau wie die russischen und russisch polnischen Sachsengänger. Unsere Landwirtschaft würde solche Verhältnisse nach Ueberwindung der ersten Vorurteile voraussichtlich mit Freuden begrüßen und ihnen dadurch Rechnung tragen, daß sie diesen Familien durch Verbesserung der Wohnungsgelegenheiten und Erleichterungen anderer Art den Aufenthalt angenehm macht und auch durch Einführung von Lohntarifen in die ländlichen Verdienstverhältnisse System und Stetigkeit bringt.

Immerhin wird die weibliche Arbeitskraft, in erster Linie die alleinstehende Frau, diejenige sein, die für ländliche Arbeit in Betracht kommt. Es ist nicht einmal nötig, daß die Bewegung weiblicher Arbeitskräfte während der Sommermonate für das Land abzugeben auf die Arbeiterinnen der Fabriken beschränkt bleibt. Durchaus nicht! Auch selbständig Berufstätige, Kleingewerbetreibende, Angehörige des Handelsstandes und vor allem das gewaltige Heer der Heimarbeiterinnen, gehören zu denjenigen, an welche die Anregung ergehen soll. Wie viele Frauen gibt es ferner, die sich mit einem kleinen Notgroschen ausgerüstet das Leben „einteilen". Wo bleibt diese Einteilung bei einer Teuerung wie der jetzigen?

Uebrigens ist es nicht allein das wirtschaftliche Moment, welches den Plan geboren hat, sondern in zweiter Linie das gesundheitsmäßige und ethische. Unser Stadtleben gefährdet. Die Betätigung in staubigen, dunstigen Fabrikräumen, in den Packräumen, in Kontoren und in zahlreichen anderen Arbeitsstellen der Stadt jahraus, jahrein, ist gesundheitsschädlich in hohem Grade, besonders für den zarteren Frauenkörper. Viele, die meisten unserer Frauen finden gar keine Gelegenheit, sich körperlich auszuarbeiten, so daß ihre Muskeln erschlaffen, ihre Nerven zerrütten. Wie unendlich viel würde jenen eine mehrmonatliche Betätigung im Freien nützen, wie könnten sie Muskeln und Körper stärken durch gesundes Ausarbeiten, durch Bewegung in frischer Luft. Wie unendlich viel würden gesunde, kräftige Frauen für die Zukunft unseres Volkes überhaupt bedeuten!

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß die Abschaffung des Sachsengängertums der Volkswirtschaft und dem Nationalvermögen nur nützen kann. Der russische

Digitized by Google

Schnitter bringt uns nichts außer seiner Arbeitskraft. Arbeitskraft ist ja an sich eine Beisteuer zum Nationalvermögen, aber sie wird in diesem Falle doch zu teuer erkauft. Denn der Schnitter spart seinen Lohn, um ihn mit in die Heimat zunehmen und dort in den Sparkassen und ländlichen Banken anzulegen. Seinen Lebensunterhalt schafft ihm der Arbeitgeber durch Gewährung von Wohnung und reichlichem Deputat; als Konsument von Kleidung und sonstigem Bedarf fürs Leben kommt er hingegen kaum in Betracht, denn er besorgt sich hier nur das Allernotwendigste. Wie anders, wenn jene Millionen von Barmitteln, die nachgewiesenermaßen jahraus, jahrein für diese fremdländischen Gäste bereitgestellt werden, als Entlohnung deutscher Männer, besonders aber deutscher Frauen und Mädchen gezahlt werden!

Die Kriegsnahrungsrede

(Materialien zur Vorbereitung.) Schluß.

III. Anforderungen an die Landwirtschaft

Die deutsche Landwirtschaft ist etwa ebenso abhängig vom Auslande wie die Industrie.

Der Ackerbau hat seine Ertragssteigerungen zu einem bedeutenden Teil (ein Sechstel?) der Salpeterdüngung zu verdanken.

Die Viehwirtschaft, ohne die die Ertragssteigerung der Aecker nicht möglich ist, ist bei wachsender Ausdehnung in Menge und Qualität immer mehr vom Auslandsfutter abhängig. **Der Mangel an Futter ist die Grundtatsache der gegenwärtigen Besorgnisse.**

		Rinder Mill.	Schweine Mill.	Schafe Mill.
1912 Statist. Jahrbuch	der deutsche Viehbestand	20,2	21,9	5,8
	der englische Viehbestand	5,7	2,1	17,1
	der französische Viehbestand	14,7	6,9	16,5

Dieser gewaltige Viehbestand Deutschlands, der inzwischen noch auf 20,9 Mill. Rinder, 25,6 Mill. Schweine, 5,5 Mill. Schafe gewachsen war, ist eine nationale Sparkasse, von der jetzt ein wesentlicher Teil aufgebraucht werden muß.

Grundregeln: milchbringende Rinder sind durchaus zu erhalten; alle Rinder sind möglichst mit Stoffen zu füttern, die sich überhaupt nicht zur menschlichen Ernährung eignen.

Der Schweinebestand muß stark eingeschränkt werden.

Eltzbacher: Mindestens 9 Millionen Schweine weniger!

Absolutes Verbot von Roggen-, Weizen- und Kartoffelfütterung.

Einschränkung der Magermilch im Schweinestall durch Käsebereitung an Stelle von Butter und durch gesteigerten Verkauf von Vollmilch als Ersatz für Fleischnahrung.

Beste und sorgfältigste Verwendung der Stalldüngung und der städtischen Fäkalien. Nicht sparen mit Kali! Billigere Frachten! Leguminosendüngung. Ammoniaksalz als Ersatz der Stickstoffdüngung. Torfstreu.

Schleuniger Anbau von Oedflächen: innere Kolonisation.

Ausnutzung von Nebenflächen, Rändern usw. Laubenkolonien.

Verwandlung von Parkstücken und Blumengärten in Gemüsebeete.

Zurückdrängung der Verschwendung des Spiritus im technischen Betrieb (Beleuchtung) und im Trinkbranntwein.

Einschränkung von Biergenuß nicht aus Antialkoholismus, sondern aus volkswirtschaftlichen Ersparungsgründen.

Leitsätze von Oekonomiedirektor Echtermeyer über Obstgärtnerei. Wirksamkeit der landwirtschaftlichen Fachschulen. Frühkartoffeln, Mistbeetkästen. Feldmäßiger Gemüsebau.

Die **nächste Ernte** ist eine hohe gemeinsame Aufgabe aller Landwirte, ihrer Frauen und Kinder. Nach dem Kriege muß der Staat beim Wiederherstellen der Viehzucht helfen.

IV. Anforderungen an den Haushalt

Es darf nicht verschleiert werden, daß von allen Bevölkerungsteilen tatsächlich weniger gegessen werden muß. Es handelt sich nicht nur um Vertauschung verschiedener Nahrungsmittel untereinander, sondern um wirklichen, merkbaren Minderverbrauch.

Es darf auch nicht der Schein erweckt werden, als könnte man mit staatlichem Zwang alle Preise von Nährstoffen niedrig halten. Billige Kartoffeln werden trotz aller Vorschriften doch verfüttert werden. Ein höherer Preis wirkt als Schutz der menschlichen Nahrung.

Die Kriegssparsamkeit muß ebenso auf dem Lande wie in der Stadt verkündigt werden. Es wird überall zu viel gegessen und verschleudert.

Grundregeln: Zubereitung ohne Verluste (Kartoffelschälen, Gemüseputzen), Ausnutzung der vorhandenen Nährwerte (Kochkiste, volles Ausmahlen des Brotgetreides), Vermeidung unnötiger Nebenmahlzeiten, Schleckereien, Gastereien.
Innehaltung der Vorschriften über das Normalquantum von Mehl (9 kg pro Kopf im Monat). Sorgfältiges Aufheben der Reste. Achtung vor dem Brot! Trennung der Speisereste von der übrigen Müllabfuhr. Nichts verloren gehen lassen!

Kriegskochbücher und andere Drucksachen in der Geschäftsstelle des Nationalen Frauendienstes, Berlin W., Nollendorfplatz 3.

Speisekarte:

Roggen-Kartoffelmehlsystem. Kriegsbrot.

Schwarzbrotkuchen.

Marmelade, Obstmus statt Butter. Braten möglichst ohne Butter.

Grütze, Haferschleim.

Viel Zuckerspeisen, Verdoppelung des Zuckerkonsums. Sirup.

Fleisch pökeln, langsam verbrauchen. Wurstgenuß ersetzen durch Käse. Es lebe das Käsebrot! Fleischlose Tage einrichten auch in wohlhabenderen Familien. Fette sparen. Fische mehr auf den Tisch bringen, solange Einfuhr vorhanden. Heringe.

Ersatz der fehlenden Gewürze durch ältere bewährte Kräuter.

Digitized by Google

Jede Hausfrau ist an der Kriegsführung beteiligt.

Die Bäcker, Fleischer (Metzger), Detaillisten, Delikatessenhändler haben große Opfer zu bringen, aber es hilft ihnen nichts, wenn zunächst schneller verzehrt wird und dann gar nichts mehr da ist.

V. Das Pflichtgefühl der Nation

Wir gönnen den Engländern die Freude nicht, uns durch Hungerpolitik klein zu machen.

Gegenüber den Todesopfern unserer sterbenden Soldaten sind alle anderen Opfer gering. Der Kriegstod ist vergeblich, wenn zuletzt um des Brotes willen nachgegeben werden muß.

Die Zwangsvorschriften der Regierung kommen spät, aber um gerecht zu sein, muß anerkannt werden, daß in den ersten Kriegsmonaten das Volk im allgemeinen nicht an einen langen Krieg geglaubt hat. Die Ausführbarkeit des englischen Einschließungsplanes wurde bezweifelt, die Haltung der Neutralen war unübersehbar. Dazu wird nicht zu leugnen sein, daß die wirtschaftliche Mobilmachung nicht hinreichend vorbereitet war, weil Deutschland keinen Krieg suchte. Auch waren zweierlei Meinung über die Methode verbreitet, in der vorgegangen werden sollte. **Jetzt ist die gesetzliche Grundlage gelegt, und alle müssen auf dieser Basis arbeiten.**

* * *

Wir alle

Wir alle sind ein einiges einziges Volk.

Wir alle haben jetzt keine Parteigesinnung, sondern nur eine einheitliche deutsche Volksgesinnung.

Jedes Kind, das an Hunger stirbt, geht dem Vaterlande verloren.

Die Reichen sollen von selbst diejenige Bescheidung und Mäßigkeit üben, die den Aermeren durch die Preisverhältnisse aufgezwungen werden.

Die Selbstzucht im Essen ist besser als patriotisches Reden.

* * *

Du kannst dem Vaterlande helfen, du und deine Familie.

Sei ein Vorbild!

Handle so, daß dein Handeln die Richtschnur für das Handeln aller sein kann!

Oskar Schulze / Für unsern Nachwuchs

Schluß.

Eine andere Begleiterscheinung, die durch die Interesselosigkeit des Staates direkt gefördert wird, soll wenigstens erwähnt werden. In dem Bericht der Gewerbeaufsichtsbeamten von Berlin III heißt es: „Von 566 Müttern hatten sich 67 oder 11,8 Prozent der Erziehung durch dauernde Fortgabe der Kinder entledigt. Die anderen Inspektionen machen ähnliche Angaben." Als ich das las, stiegen vor meinem Innern alle die Kindermartyrien auf, von denen die Stuttgarter Polizeiassistentin Henriette Arendt ein grausiges Bild gemalt hat. Kinderhandel, Kinderverschenken, Abrichten zur Bettelei, Verstümmelung, Hungern, Mißhandlungen grausamster Art, Engelmacherei, Kindesmord, das sind die Dinge, die sich, nicht etwa vereinzelt, in unserem „Jahrhundert des Kindes" abspielen. Man lese die Anklagen, wie sie von dieser Frau in ihren drei Schriften (Henriette Arndt, Menschen, die den Pfad verloren. Erlebnisse einer Polizeiassistentin. Kleine weiße Sklaven.) niedergelegt sind, der Staat, die heutige Gesellschaft sind die Angeklagten. In acht Jahren hat diese eine Frau 1095 unglückliche Kinder in ihre Obhut genommen, welche Schlüsse muß man daraus auf das überhaupt vorhandene Kinderelend ziehen! Ich wünschte, 1000 Polizeiassistentinnen mit Tatkraft und nie rastender Liebe zu den armen, verlassenen und mißhandelten Kindern wären in Deutschland an der Arbeit!

Genau so schlimm wie um die körperliche Erziehung der Kleinkinder steht es um ihr geistiges Wachstum. „Aufsichtslosigkeit führt zu sittlichem Verfall", oder, wie der Gewerbeaufsichtsbeamte aus Baden schreibt: „Die Annahme ist nicht ausgeschlossen, daß dieses wilde Aufwachsen vieler Arbeiterkinder mit dazu beiträgt, daß die im jugendlichen Alter begangenen Vergehen und Verbrechen in der Zunahme begriffen sind." Grauenhaft sind die Zahlen der Statistik: Bis zum 31. März 1911 waren allein in Preußen 71 548 Jugendliche in Fürsorgeerziehung, im Jahre 1912 wurden in Deutschland gerichtlich bestraft 54 958 Jugendliche, im Jahre 1910 betrug die Zahl aller in Deutschland gerichtlich bestraften Kinder im Alter von 12 bis 14 Jahren 9496, im Jahre 1911 waren in Preußen 19,3 Prozent aller männlichen und 10,7 Prozent aller weiblichen schulentlassenen Fürsorgezöglinge bereits im schulpflichtigen Alter gerichtlich bestraft, während von den schulpflichtigen männlichen Fürsorgezöglingen 18,1 Prozent, von den weiblichen 5,7 Prozent vorbestraft waren. Im Jahre 1913 betrug beim Amtsgericht Berlin-Mitte die Zahl der verurteilten Jugendlichen 1292. „Davon stammten 476 von Eltern, die keinen gemeinsamen Haushalt mehr führten, oder waren Kinder, deren Mütter verwitwet, geschieden, eheverlassen waren oder von ihrem Manne getrennt lebten, ein kleiner Teil war ganz verwaist, und eine stattliche Zahl entfiel auf die Kinder unehelicher Geburt. Die Tatsache, daß die Jugend aus Mangel an Beaufsichtigung leichter der Versuchung verfällt, weil der zurückbleibende Elternteil gezwungen ist, seinem Broterwerb außerhalb des Hauses nachzugehen, zieht sich wie ein roter Faden durch die Leidensgeschichte dieser Kinder."

Dr. Feld wurde bei seinen Untersuchungen in Crimmitschau von einer Arbeitersfrau gesagt, daß man sich eigentlich darüber wundern müßte, daß die Kinder trotz der geringen häuslichen Erziehung noch so gut wären. Wahrlich, wenn man die Riesenmenge der aufsichtslosen Kinder bedenkt, dann kann man sich bloß freuen, daß die Zahl der Fürsorgezöglinge, der verurteilten Jugendlichen nicht noch viel größer ist. Daß die Verwahrlosung der Jugend, die nur leider allzu häufig zu Fürsorgeerziehung und gerichtlicher Bestrafung führt, zweifellos durch die außerhäusliche Erwerbstätigkeit beider Eltern bedingt ist, wird auch durch die Ausführungen in der preußischen Statistik über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger immer wieder von neuem betont. Es heißt da: „Die Ursache zur Veranlassung der Fürsorgeerziehung ist zu finden in der Armut, bzw. in der wirtschaftlichen Notlage in Verbindung mit Krankheit und Elend in den elterlichen Familien, so daß unbestreitbar viele Kinder schlechthin die Opfer dieser Verhältnisse sind ... Während auf der einen Seite die Zahl der Familien (aus denen Kinder der Fürsorgeerziehung anheimgefallen sind) mit einem Einkommen bis 900 M. in fast stetem Rückgange begriffen ist, zeigt die Zahl der Familien mit einem Einkommen über 900 bis 3000 M. eine steigende Tendenz. Eine Erklärung ist vielleicht darin zu suchen, daß es sich hier vielfach um Familien handelt, in denen beide

Digitized by Google

Eltern eine Erwerbstätigkeit entfalten und deshalb der Kindererziehung nicht die genügende Aufmerksamkeit zuwenden können. Daraus würde sich wiederum die Mahnung zur Schaffung von Einrichtungen zum Schutze der unbeaufsichtigten Jugend ergeben."

Mit dem letzten Satze spricht das preußische Ministerium des Innern eine Mahnung aus, die uns zur Beantwortung der letzten Frage führt: „Was ist zu tun, um das Elend der aufsichtslosen Kinder zu beseitigen?" Es soll nicht geleugnet werden, daß durch wohltätige Einzelpersonen und Vereine, häufig unter Beihilfe von Gemeinden, immerhin schon viel geleistet worden ist. Aber man verhehle sich nicht, daß es eben nur fortbildungsfähige Anfänge sind, denn alle die Vereine, die heute Krippen, Bewahranstalten, Kindergärten, Horte usw. unterhalten, sind jetzt schon meist gar nicht imstande, aus eigenen Kräften ihre Anstalten zu erhalten, viel weniger der Massennot Hunderttausender unbeaufsichtigter Kinder zu steuern. Es gibt leider noch kein umfassendes Material darüber, wie viele Kinder von der Fürsorge erfaßt werden, nur aus den Kreisen der Fabrikarbeiterinnen werden von den Aufsichtsbeamten gelegentlich Zahlen angeführt, die aber alle das anzeigen, daß die Kinderfürsorge in Deutschland noch ganz unzulänglich ist.

Einer der größten Nachteile der heutigen Fürsorge liegt sicher in der Zersplitterung aller Maßnahmen. In einer Zusammenstellung der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge werden 42 verschiedene Träger der Tagesstätten für unbeaufsichtigte Säuglinge, Kleinkinder und Schulkinder in Großberlin genannt. Man muß im Hinblick darauf Dr. Tugendreich, wohl einem der besten Kenner auf diesem Gebiete, recht geben, wenn er schreibt: „Wer mit kritischen Augen unsere soziale Fürsorge überblickt, wird bald erkennen, daß großenteils an Stelle eines zweckmäßig geordneten Gefüges nur ein chaotisches Durcheinander von allerhand Maßnahmen und Einrichtungen vorhanden ist, die sich leider nicht selten geradezu entgegenarbeiten. Die Zerrissenheit und dilettantische Buntheit der sozialen Fürsorge, wovon sich der Fernstehende ein richtiges Bild kaum machen kann, läßt sich zwar historisch erklären, indem, da irgendein planvolles System zur Bekämpfung sozialer Not niemals vorhanden war, bald hierhin bald dorthin von Staat und Gemeinde, von tausend Vereinen und Vereinchen ein Vorstoß unternommen wurde, der Zustand bleibt deswegen aber nicht weniger beklagenswert. Die Zusammenhanglosigkeit unserer fürsorgerischen Bestrebungen trägt wesentlich die Schuld daran, daß die Erfolge der einzelnen Maßnahmen so oft einen kurzen Bestand haben, so oft schnell verpuffen, weil Einrichtungen fehlen, die das Begonnene sinngemäß fortsetzen, sie trägt schuld daran, daß unsere soziale Fürsorge, als Ganzes betrachtet, zweifellos höchst unrentabel arbeitet, denn ganz andere Erfolge ließen sich erzielen, wenn alle Einrichtungen, alle Geldmittel, die heute den zahllosen Unternehmungen zur Verfügung stehen, nach einem einheitlichen großzügigen Plan verwendet würden. Ich glaube nicht, daß wir durch Gründung noch einiger Vereine mit der Not der Kleinkinder fertig werden. Das würde nur die ohnehin große Zersplitterung der sozialen Fürsorge vermehren. In großzügiger Weise, nach einheitlichem Plan sollte Umfang und Art der Kleinkindernot festgestellt werden, in großzügiger Weise, nach einheitlichem Plan die Fürsorge betrieben werden. Beide Aufgaben müssen systematisch anknüpfen an die Säuglingsfürsorge einerseits, andererseits an die Fürsorge der Schulkinder."

Daß diese umfassenden, aber unbedingt nötigen Aufgaben nur vom Staate gelöst werden können, liegt klar auf der Hand. Seine Pflicht dazu umschreibt Dr. Frieda Duensing mit folgenden Worten: „Wenn die industrielle Arbeit der verheirateten Frau, die auf Kosten der Hausfrauen- und Mutterpflichten erfolgt, als eine unabänderliche Konsequenz der materiellen Lage der Arbeiterbevölkerung bezeichnet werden muß, wenn diese materielle Lage der Arbeiterbevölkerung die unabänderliche Konsequenz der Wirtschaftsweise des Volkes ist, was niemand bestreiten wird, der Wirtschaftsweise, mittels deren der Staat lebt, auf die er sich stützt, mit der er rechnen muß, die er beschützen muß, um sich zu erhalten, so ist es — ganz abgesehen davon, daß es sein größtes wirtschaftliches Interesse ist — auch seine Pflicht, die unverschuldete Not, in der sich infolge wirtschaftlicher Verhältnisse sicher Hunderttausende deutscher Kinder befinden, zu beheben." Um diese Tatsachen kommt niemand herum, auch die nicht, die aus Furcht vor Verwirklichung sozialistischer Forderungen die nötigen Konsequenzen nicht ziehen wollen. Nur zwei Möglichkeiten gibt es: Entweder es bleibt alles beim alten, und Hunderttausende von Kindern verderben weiter wie bisher in ihren frühesten Erdentagen leiblich und seelisch und gehen dadurch unserem Volke verloren, oder der Staat wird sich seiner Pflicht bewußt und betrachtet die Versorgung aufsichtsloser Kinder genau so als eine Aufgabe der Sozialpolitik wie etwa die Arbeiterversicherung. Ein Volk, dessen Geburtenzahl ständig zurückgeht, muß in ganz anderer Weise als ein überfruchtbares Volk stets dessen eingedenk sein, „daß die Qualität des Menschen das höchste Gut eines Volkes, der endgültige Maßstab für seine Kultur, der eigentlich entscheidende Zweck der Zwecke ist." Und das deutsche Volk kann sich nur dann gründlich von den fürchterlichen Verlusten des Krieges erholen und möglichst rasch zu einem Volk von Qualitätsmenschen werden, wenn ausreichende und lückenlose Einrichtungen vorhanden sind, durch die jedes Kind, dessen Eltern aus irgendwelchen Gründen dazu nicht imstande sind, die bestmögliche körperliche und geistige Erziehung empfangen kann.

Der preußische Staat gibt heute schon über neun Millionen Mark jährlich für die Fürsorgeerziehung aus; was weiter die reichlich 50 000 gerichtlich bestraften Jugendlichen Deutschland jährlich kosten, ist mir unbekannt, aber eins ist mir klar, die Millionen werden an einer ganz falschen Stelle verbraucht. Der Brunnen wird zugedeckt, nachdem das Kind hineingefallen ist. Man läßt es zu, daß die Kinder in den eindrucksvollsten Jahren, da sich die Grundzüge des Charakters bilden, verwahrlosen und versucht dann viel zu spät, als daß der Schaden wieder gutgemacht werden könnte, das nachzuholen, was 10 bis 15 Jahre früher versäumt worden ist. Das ist, rein kaufmännisch genommen, ein ganz unwirtschaftliches Verfahren, da Schaden gutmachen viel teurer ist als Schaden verhüten; andererseits ist es eine Versündigung an dem edelsten Gut des Staates, an dem Menschen. Ich bin fest überzeugt, der Staat wird infolge der riesenhaften Verluste an Menschenleben in diesem Kriege und von der Sorge des Geburtenrückganges getrieben, um die große soziale Aufgabe der lückenlosen Kinderfürsorge nicht herumkommen, muß er doch in seinem eigensten Interesse darauf bedacht sein, daß er sich möglichst rasch ein starkes und dem jetzigen an Qualität überlegenes Geschlecht heranbildet, um sich im Wettbewerb mit anderen auch emporstrebenden Völkern an der Spitze zu erhalten.

Digitized by Google

Gottfried Traub Schneewetter

Unsere Leute sind zum Küssen, jeder so todesmutig, folgsam, gesittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassem Lager, wenig Schlaf, bezahlen, was sie können und essen verschimmeltes Brot. Bismarck 1866

„Das ist ein Wetter, in das man keinen Hund hinausjagt," knurre ich in der Stille, wie ich über die matschigen Straßen Berlins laufe und der Wind mir so eine Portion Wasser, Schnee und Eis nach der anderen ins Gesicht wirft. Im selben Augenblick denke ich an die Tausende, die solches Wetter nicht heute ein paar Schritte lang, sondern wochenweise vom Morgen bis zum Abend ertragen haben. Ich werde kleinlaut. Wie anspruchsvoll man ist! Ich wünschte auf einmal, daß dieses abscheuliche Wetter all seine unsagbaren Schleusen noch lange, lange hier bei uns öffnete, nur damit die da draußen es vielleicht besser haben. Schickt uns nur die dicken Wolken her und die frostigen Nächte und die nassen Wege, wir können's ertragen; nachher kommen wir in die warme Stube, und dann ist's vorbei. Aber ihr habt keinen Ofen und vielleicht kein Stroh und auch kein Brot. Was müssen wir uns schämen, daß wir über kleine Unbequemlichkeiten uns aufhalten und unsere geringen Entbehrungen ausschreien, die sich nicht von ferne messen können mit dem, was da draußen in ruhiger Selbstverständlichkeit ertragen wird! Man ist doch zu Hause oft ein recht armseliger Patron.

In der Passionszeit erzählt man eine Geschichte von dem Christus, der die Weiber am Weg scheltend anfährt, daß sie über ihn, der die Kreuzeslast trägt, klagen. „Weinet nicht über mich! Weinet über euch selbst und über eure Kinder!" Mir ist, als ob so ähnlicher Laut vom Feld her uns grüßte. Mancher Tapfere will gar nicht beklagt sein; wohl aber findet er's beklagenswert, daß man zu Hause kleine Lasten ungern trägt. Das echte Mitleid bejammert nicht den anderen, sondern stählt den eignen Leib. Wer helfen will, muß stark werden; wer Lasten tragen will, muß sie nicht anstaunen, sondern mit Hand anlegen. Das Große ist jetzt in Deutschland, daß alles zusammen trägt. Es ist ein Feldgraben und eine umlagerte Burg. Nun wollen wir einmal sehen, ob diese feste Burg einnehmbar ist. Nie und nimmer. Laß das Wetter pfeifen, soviel es will, und den Schnee treiben, so herb er vermag: wir glauben doch an den Frühling. Wir zwingen ihn schon her.

Trotz half uns von jeher. Im Trotzen liegt sittliche Unüberwindlichkeit, sobald es kein bloßes Privatgut gilt, sondern die gemeine Sache des Vaterlandes. Trutzige Lieder sind kerndeutsch. Sie holen aus Sand Aehren und aus Wasser Burgen. Wäre solcher unüberwindliche Mut nicht unser Begleiter, wir hätten gar kein Recht zu siegen. Er geht nicht unter. Er steht immer wieder auf den Feldern, einst zu Leipzig und jetzt zu Limanowo, zu Sedan damals und zu Perthes heute. Ein gewaltiges Gut, an Kraft und Ehren reich, dieser Trotz zu siegen oder zu sterben. Wir dichten nicht darüber; scheu betrachten wir diese hohe Gabe und danken, danken, danken!

Soziale Bewegung

Lob der deutschen Arbeiterverbände. Im preußischen Abgeordnetenhause haben bei Beratung des Etats für Handel und Gewerbe die deutschen Arbeitergewerkschaften von allen Seiten eine so warme Anerkennung ihrer vaterländischen Haltung im großen Kriege gefunden, wie man es in diesen Räumen wohl noch nie gehört hat. Der konservative Abg. Hassel schenkte dem deutschen Arbeiter für seine Tätigkeit während des Krieges gleiches Lob wie der Industrie und dem Handel. „Er hat seine Pflicht vollauf getan." Der nationalliberale Abg. Dr. Blumer feierte die Einigkeit der schaffenden Stunde, die er aufrechterhalten wissen wollte. Abg. Giesberts vom Zentrum pries die Ueberlegenheit der deutschen Disziplin, Organisationskunst und Anpassungsfähigkeit, zu der auch die deutschen Arbeiterorganisationen ihr ehrlich Teil beigetragen haben, so daß ihre volle Anerkennung als gleichberechtigter Faktor im öffentlichen Leben und die Aufhebung aller rechtsbeschränkenden Bestimmungen die selbstverständliche Folge sein müsse. Und der Abg. Rosenow führte unter dem Beifall seiner Parteifreunde aus: Die Arbeiterschaft habe sich in der jetzigen Zeit großartig bewährt; sie habe mit Industrie und Handel an dem gleichen, großen, internationalen Ziele gearbeitet, die Volkswirtschaft zum Siege über unsere Feinde aufrechtzuerhalten. „Das soll der Arbeiterschaft auch nach dem Kriege nicht vergessen werden." Auch der Handelsminister Dr. Sydow erkannte „gerne an, daß bei der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit die Gewerkschaften der verschiedenen Richtungen nützlich mitgewirkt haben, daß sie in dankenswerter Weise zur Beschaffung von Arbeit für ihre Mitglieder beigetragen, aber auch für Unterstützung von zeitweilig Arbeitslosen und für Unterstützung der Familien der ins Feld gezogenen Arbeiter erhebliche Mittel aufgewendet haben." Natürlich sprach der Vertreter der Sozialdemokratie, der Abg. Hué, seine Genugtuung über diese warme Anerkennung der Gewerkschaftsorganisationen aus und fügte neues Lob hinzu, forderte aber auch die entsprechende Anerkennung der deutschen Gewerkschaften nach dem Kriege. Wir meinen, das müßte um so selbstverständlicher sein, als die Vorgänge im englischen Wirtschaftsleben, die offenen Streikdrohungen und die planmäßigen Erpressungen der englischen Arbeiterschaft die vaterländische Haltung unserer deutschen Arbeiter erst recht im hellsten Lichte erstrahlen lassen

Nüchterne Zukunftshoffnungen der Gewerkschaften. Im „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" veröffentlicht August Winnig unter der Ueberschrift „Was wir erhoffen" ein Wort über den „Utopismus der Gewerkschaften", das sich an die Adresse der radikalen Sozialdemokraten richtet. Winnig, der an leitender Stelle im Bauarbeiterverband steht, sagt u. a.: „Wer der Masse predigt: Agitiert, organisiert, opfert, haltet fest, kämpft! und ihr dann sagt: macht euch aber keine Hoffnungen, es wird immer schlechter; euer Elend, eure Rechtlosigkeit und eure Knechtung werden immer zunehmen, der sollte lieber zu der Sekte der Brüder vom Jüngsten Gericht gehen, aber nicht zur Arbeiterbewegung kommen." Winnig erwartet nicht, daß der sog. Kriegssozialismus, „die Regelung des Verkehrs und Verbrauchs durch die öffentliche Gewalt, auch nachher bestehen bleibt". Kein Gewerkschaftler glaubt, „daß etwa die mit den Unternehmerorganisationen gebildeten Kriegs-Arbeitsgemeinschaften eine Interessenharmonie zwischen Arbeitern und Unternehmern schaffen könnten." „Wir erwarten keine Schlaraffia. Aber wir erwarten für die Arbeiterklasse den gleichen Raum und das gleiche Recht zur Arbeit am öffentlichen Wesen, das jeder andere Deutsche hat. Wir erwarten das Aufhören jener Rechtungspolitik, die unseren Organisationen durch kleinliche Belästigungen das Leben schwer machte. Wir erwarten das Aufhören der ewigen Bedrohungen der gesetzlichen Grundlagen unserer Gewerkschaften. Wir erwarten die Anerkennung der unabhängigen Berufsvereine der Arbeiter als die gegebene Vertretung der Arbeiterklasse auf allen Gebieten des wirtschaftlichen und sozialen Lebens. Und wir erwarten den tatbereiten Willen zum Ausbau und zur Vervollkommnung der sozialpolitischen Gesetzgebung. Das ist es, was die Arbeiterklasse von der Zukunft erwartet. Nicht mehr. Aber auch nicht weniger!"

Der Krieg als sozialpolitischer Erzieher. Ein neues Beispiel in der langen Reihe alter für die erziehliche sozialpolitische Rolle des gegenwärtigen Krieges ist der letzthin in Groß-Berlin geschaffene Kriegs-Ausschuß für Arbeiterfragen in der Metallindustrie. Die Groß-Berliner Metallindustrie hat sich nie durch übermäßige Friedensneigungen ausgezeichnet. Neuerdings, während des Krieges, drohten allerlei Schwierigkeiten zu einem peinlichen Konflikt mit der Feldzeugmeisterei zu führen. Da aber griffen die maßgebenden Organisationen schnell und entschlossen ein. Vertreter der Verbandes Berliner Metallindustrieller einseits und Vertreter des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, des Gewerkvereins der Maschinenbau- und Metallarbeiter H.-D., des Christlichen Metallarbeiter-Verbandes, des Deutschen Holzarbeiter-Verbandes, des Fabrikarbeiter-Verbandes, des Transportarbeiterverbandes, des Verbandes der Maler und Lackierer, des Verbandes der Kupferschmiede und des Verbandes der Maschinisten und Heizer andererseits haben im Beisein eines Vertreters der Feldzeugmeisterei folgendes vereinbart: 1. Bei Lösung des Arbeitsverhältnisses erhält der Arbeiter neben dem Abgangsschein einen besonderen Schein, auf Grund dessen er ein neues Arbeitsverhältnis eingehen kann. Arbeiter, die von den im Verzeichnis der Feldzeugmeisterei aufgeführten Firmen kommen, dürfen nur eingestellt werden, wenn sie diesen Schein vorweisen. 2. Der Schein muß dem Arbeiter beim Abgang sofort ausgestellt werden, falls die Entlassung durch die Firma erfolgt. Bei Verweigerung des Scheines in diesem Falle ist die Firma schadenersatzpflichtig. 3. Erfolgt die Lösung des Arbeitsverhältnisses durch den Arbeiter mit Zustimmung des Arbeitgebers, so ist dem Arbeiter ebenfalls der Schein sofort bei

Digitized by Google

Lösung des Arbeitsverhältnisses auszuhändigen. 4. Beabsichtigt der Arbeiter, das Arbeitsverhältnis zu lösen, und ist der Arbeitgeber damit nicht einverstanden, so kann er die Ausstellung des Scheines verweigern. 5. Zur Schlichtung aller durch Verweigerung des Scheines entstehender Streitigkeiten, insbesondere Lohndifferenzen, wird unter dem Namen „Kriegsausschuß für die Metallbetriebe Groß-Berlins" ein Ausschuß gebildet, der aus je drei Arbeitgeber- und drei Arbeitnehmervertretern besteht. Die Arbeitgebervertreter werden von dem Verband Berliner Metallindustrieller, die Arbeitnehmervertreter von dem Deutschen Metallarbeiter-Verband bestellt. Die Feldzeugmeisterei hat sich bereit erklärt, bei den Sitzungen sich vertreten zu lassen. 6. Der Ausschuß tritt nur dann in Tätigkeit, wenn es nicht gelungen ist, die Streitigkeiten innerhalb des Betriebs beizulegen. 7. Der Ausschuß ist berechtigt, seinerseits Scheine auszustellen. Bis zur Entscheidung durch den Ausschuß, der bei vorliegenden Streitfällen mindestens wöchentlich einmal tagt, ist der Arbeiter nicht befugt, die Arbeit zu verlassen, wenn er auf die Ausstellung eines Scheines durch den Ausschuß rechnet. 8. Jeder Arbeiter kann zur Verhandlung vor dem Ausschuß einen Vertrauensmann hinzuziehen. 9. Auf Arbeiterinnen finden diese Bestimmungen keine Anwendung. Scheine werden für diese weder ausgestellt noch beim Eintritt verlangt. — Die weit über den Einzelfall hinausragende Bedeutung dieser Regelung liegt darin, daß deutsche Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus vaterländischen Interessen sofort zu weitgehender Einigung erbötig sind, wenn die Militärbehörden Anordnungen für die Landesverteidigung treffen, die allerlei Schwierigkeiten im Gefolge haben. Vaterlandsliebe schafft paritätische Vermittlungs- und Einigungsämter, wo das vor Kriegsausbruch niemand für möglich gehalten hätte.

Ein Existenzkampf der deutschen Arbeiterwelt. Unermüdlich erfüllen die Führer der deutschen Gewerkschaften ohne Unterschied der Parteien und Berufe ihre Pflicht, die Arbeiter über die wirtschaftliche Bedeutung des Weltkrieges, insbesondere über die Absichten Englands, aufzuklären. Die „Bergarbeiter-Zeitung" weist neuerdings zahlenmäßig nach, wie Großbritannien, daß vor zwei Menschenaltern noch tonangebend in der industriellen Welt war, jetzt auf dem wichtigen Gebiete der Schwereisen- und Stahlindustrie hinter Deutschland zurückgeblieben ist, und wie der deutsche Ausfuhrhandel im friedlichen Wettbewerb immer mehr die britische Konkurrenz aus ihren alten Absatzgebieten verdrängt hat. An diese Tatsache knüpft das Organ der sozialdemokratischen Bergleute den Schluß, daß England sich die Schädigung der industriellen und Welthandelsstellung Deutschlands zum Ziele gesetzt habe. Da dieses Kriegsziel gleichbedeutend sei mit der Vernichtung der Erwerbsmöglichkeiten von Millionen deutscher Arbeiter, so handele es sich jetzt in diesem wahrhaften Wirtschaftskriege um nichts Geringeres als auch um einen Existenzkampf der Arbeiterschaft Deutschlands. Aber auch an dem Verhalten der englischen Arbeiter übt die „Bergarbeiterzeitung" scharfe Kritik. Es wird ihnen mit Recht der Vorwurf gemacht, daß sie sich nicht einmal auflehnen gegen die unerhört barbarische Kriegführung Englands, gegen die Absicht, das deutsche Volk durch Absperrung der Nahrungsmittelzufuhr auszuhungern, ein Beweis, wie stark die Kriegshetze auch in ihren Reihen die Gemüter verwirrt habe. Treffend wird die Absicht Englands gekennzeichnet, den wirtschaftlichen Fortschritt Deutschlands überhaupt mit Gewalt zu unterbinden, und es wird als Pflicht der deutschen Arbeiter hingestellt, sich diese Abschneidung seiner Lebensbedürfnisse unter keinen Umständen gefallen zu lassen, sondern genau so wie im Inlande für die wirtschaftliche Besserstellung der Arbeiterschaft auch für die Aufrechterhaltung unserer Volkswirtschaft gegen äußere Feinde zu kämpfen.

Die Arbeitslosigkeit der Frauen im Kriege. Die Arbeitslosigkeit in Deutschland ist nach den Berichten des Statistischen Amtes von Monat zu Monat regelmäßig zurückgegangen. Ende Januar waren von den berichtenden Verbänden nur noch 80 231 Arbeitslose gemeldet, das sind 6,5 Prozent des Mitgliederbestandes, während Ende August 22,4 Prozent ohne Erwerb waren. Das „Reichsarbeitsblatt" meint, daß die in diesem Winter eingetretene Verminderung der Arbeitslosigkeit in besonders günstigem Lichte erscheine, da sonst in der Regel von Oktober an eine erhebliche Vermehrung der Arbeitslosigkeit eintrete. Demgegenüber betont der „Vorwärts" mit Recht, daß diese günstige Entwicklung in der Hauptsache wohl darauf zurückzuführen ist, daß gerade die tüchtigsten und körperlich kräftigsten Arbeiter zum Heeresdienst eingezogen sind und daß deshalb eine größere Zahl von älteren und schwächeren Männern weiterbeschäftigt wird, die sonst zuerst in den Wintermonaten das Heer der Arbeitslosen vergrößerten. Von den Arbeitslosen sind 16 738 Frauen, das sind 11,1 Prozent der weiblichen Organisierten, während von den Männern nur 5,8 Prozent ohne Erwerb waren. Der Prozentsatz der erwerbslosen Frauen ist ebenfalls seit Dezember ein wenig geringer geworden, aber einzelne Verbände weisen noch erschreckend hohe Zahlen arbeitsloser weiblicher Mitglieder auf. Am höchsten ist sie bei den Glasarbeitern (42,5 Prozent), dann kommen die Metallarbeiter mit 33,5 Prozent, die Holzarbeiter mit 27,7 Prozent usw. Nur bei den Bäckern und Konditoren ist die Prozentziffer der männlichen Arbeitslosen (6,3) höher als die der weiblichen (5,4), und im Transportarbeiterverband ist sie für beide Geschlechter gleich, nämlich 3,9 Prozent. Sonst ist überall die Erwerbslosigkeit der Frauen größer als die der Männer. Zu diesem Ergebnis sagt der „Vorwärts": Es ist also genau das Gegenteil von dem eingetroffen, was man vielfach in Friedenszeiten als die wahrscheinliche Entwicklung des weiblichen Arbeitsmarktes angenommen hatte; die Frauen haben nicht in bedeutendem Umfange die von den Männern verlassenen Arbeitsstätten gefüllt, sondern die durch den Krieg hervorgerufene Arbeitslosigkeit trifft sie in noch höherem Maße wie die Männer. Bei den mangelhaften Organisationen der sogenannten höheren und freien Berufe läßt sich die Arbeitslosenziffer auch nicht annähernd genau feststellen. Aber man darf ohne weiteres annehmen, daß auch hier die auf Erwerb angewiesenen Frauen stärker unter der Arbeitslosigkeit leiden.

Büchertisch

Die litauisch-baltische Frage. Von Dr. Gaigalat, M. d. pr. A. Berlin, Verlag der Grenzboten. 80 Pf.

Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands. Von Dr. Eugen Lewicky, M. d. öst. Reichsrats. Heft 33 der Jäckhschen Sammlung „Der Deutsche Krieg". Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 50 Pf.

All die Nationalitäten, die zwischen den Deutschen und den Moskowitern ihren Wohnsitz haben, melden ihre Ansprüche für den kommenden Frieden an. Dabei ist immer wieder hervorzuheben, wie wenig die im Reiche des Jagiello mit den Polen einst vereinigten Litauer und Ukrainer von einer staatlichen Neugestaltung wissen wollen, die sie von neuem mit den Polen zusammenbringt. Gaigalat erhofft einen Ostseestaat, in dem Litauer und Letten zu wirtschaftlicher und nationaler Blüte kommen können, der zugleich als Puffer gegen Rußland wirkt und wirtschaftliches Hinterland für Ostpreußen erschließt. Lewicky schildert die weltgeschichtliche Bedeutung einer Abtrennung Rußlands vom Schwarzen Meer durch Schaffung eines selbständigen ukrainischen Staates; diese Neugründung würde auch in wirtschaftlicher Hinsicht von größter Wichtigkeit sein, denn das ukrainische Gebiet ist die Kornkammer Rußlands, reich an Bodenschätzen und besitzt vorzügliche Häfen. Beide Verfasser bringen die bemerkenswertesten Daten aus der Geschichte Litauens und der Ukraina. Rußland hat beide Völker unterdrückt und mit Gewalt zu russifizieren versucht; gerade jetzt im Krieg hat die Ausrottung der ukrainischen Sprache und Literatur (seit 22. Januar dürfen auch unpolitische und wissenschaftliche Zeitschriften in Kiew und Lemberg nicht mehr erscheinen), die Verfolgung der Führer der ukrainischen Bewegung ihren Höhepunkt erreicht. Deutschland kann deshalb das mit Recht auf seine Fahne schreiben, was England sich anmaßt: den Schutz der unterdrückten Nationalitäten. Rüdiger.

Politische Briefe über den Weltkrieg. Zwölf Skizzen von Leopold von Wiese. München und Leipzig, Duncker & Humblot. 2 Mark.

Diese politischen Briefe schrieb im September bis November 1914 ein deutscher Nationalökonom aus der Schule Schmollers und Serings, der auf weiten Reisen ein großes Stück Welt kennen gelernt hat und über die Dardanellen, Kiautschau und Ceylon aus eigener Anschauung sprechen kann. Nicht in systematischer Ordnung werden die politischen Probleme erörtert, auf die uns der Weltkrieg hinweist, aber einige der wichtigsten unter ihnen finden hier eine kluge und tatsachenkundige Erörterung. Die Briefe zeichnen sich durch ein wohlabgewogenes Urteil aus. Bei aller starken Betonung des Deutschtums und des nationalen Selbstbewußtseins ist der Verfasser doch überzeugt, daß auch der Internationalismus mit diesem Kriege nicht sein Ende gefunden hat. „In Zukunft", schreibt er, „wird aus der Wiedergeburt des Vaterlandssinnes durch diesen Krieg auch ein neuer Internationalismus entstehen müssen, der größer, stärker und tiefer ist als der frühere. Er wird im festen und stolzen nationalen Selbstbewußtsein seine Wurzel haben; aber gerade weil er seines eigenen Wertes durchaus bewußt ist, fremde Vorzüge gern anerkennen. Der neue Internationalismus wird in erster Linie zunächst einmal sehen und hören lernen müssen. Wir werden vor allem gute Deutsche sein, und dann erst und dadurch erst gute Europäer". Wiese bekennt sich als überzeugten Imperialisten; aber er ist offen genug, die gegenwärtige europäische Krisis als eine „furchtbare Belastungsprobe des Imperialismus" zu bezeichnen. Mit Recht aber zeigt er, daß „jeder Zweifel, ob wir den rechten Weg eingeschlagen haben, ausgeschlossen" sei; es ging eben nicht anders. Die Zukunft des Imperialismus sieht er darin, daß die britische Vorherrschaft in der Gewalt über die Meere und in der Weltwirtschaft gebrochen werden müsse. Ob freilich das Programm, das er hierfür entwickelt, das richtige ist, darüber wird noch manchmal zu diskutieren sein. Besonders hingewiesen sei noch auf den zehnten Brief, in welchem die Frage erörtert ist, welche Rolle im zukünftigen Deutschland Sozialismus und Individualismus spielen werden. Hier wird an eins der schwersten Probleme unserer Zukunft gerührt. Das kleine Buch enthält soviel Nachdenkliches und zum Nachdenken Anregendes, daß man ihm nur eine recht große Verbreitung wünschen kann. Eyck.

Digitized by Google

Eingelaufene Kriegsliteratur

Der Weltkrieg. Nach deutschen und feindlichen amtlichen Berichten. Heft 1: Der Krieg im Westen (August—Dezember). Breslau, Priebatsch. 132 S. 1 M.

Bringt für jeden Tag die deutschen, französischen, belgischen Generalstabsberichte und die Orte, bei denen Gefechte stattgefunden haben, soweit das aus den deutschen Verlustlisten hervorgeht.

Wirkung der deutschen Sozialversicherung. Mit Nachtrag: **Die Sozialversicherung und der jetzige Krieg.** Von Prof. Dr. Friedrich Zahn. München, J. Schweitzer Verlag. 3 M.

Sicherer Ratgeber in Unterstützungs- und Rechtsfragen für Kriegsteilnehmer und deren Familien während und nach der Kriegszeit. Von Chr. A. Schmidt. Hoffnungstal b. Cöln, E. Pilgram. 40 Pf.

Sorge für die Hinterbliebenen und Kriegsversorgung. Was soll man für den Fall seines Todes vorbereiten? Von Dr. Karlemeyer. Wiesbaden, Abigt. 1 M.

Die Frauen und der Krieg. Von Lily Braun. Leipzig, S. Hirzel. 80 Pf.

Unser industrieller Zweikampf mit England. Von Jacob H. Epstein. Dresden, O. V. Böhmert.

Oesterreichs Kriegsziel. Von Prof. Dr. Carl Brockhausen. Vorträge von Wiener Universitätslehrern Heft 6. Wien, Ed. Hölzel. 70 Pf.

Die Deutschfeindlichkeit Amerikas. Von Prof. Karl Knortz-Neuyork. Leipzig, Theodor Gerstenberg. 63 S. 1 M.

Die Hoffnung des Iren. Von Christian F. Weiser. Gotha, F. A. Perthes. 80 Pf.

Was verbürgt uns den Sieg? Von Dr. Ernst Schultze. Leipzig, S. Hirzel. 80 Pf.

Das Gewissen der deutschen Gegenwart: E. M. Arndt. Ein Vortrag von Dr. Ernst Müsebeck. Gotha, F. A. Perthes. 50 Pf.

Der Idealismus als Träger des Kriegsgedankens. Von Dr. Heinrich Scholz. Gotha, F. A. Perthes. 80 Pf.

Krieg und Volksschule. Ein Zeitbild mit Vorschlägen für Leitung und Unterricht von Dr. Kurt Krebs. Gotha, F. A. Perthes. 80 Pf.

Der Krieg und wir Daheimgebliebenen. Zwei Vorträge von Pfarrer Ed. Le Seur. Berlin, Martin Warneck. 40 Pf.

Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg. Von Dr. Max Scheler. Leipzig, Verlag der Weißen Bücher. 443 S.

Kelch des Heils. Andachten für die Kriegszeit, mit Berücksichtigung der Passions- und Osterzeit. Von Geh. Kons.-Rat Dr Conrad. Berlin, Martin Warneck. 40 Pf.

Es ist vollbracht. Predigt für unsere Brüder im Feld zum Karfreitag 1915 von Dr. Friedrich Lahusen. **Deutsche Ostern 1915.** Ein Ostergruß für unsere kämpfenden Brüder von Pfarrer Hermann Priebe. **Kampf und Sieg.** Karfreitags- und Ostergedanken als Gruß aus der Heimat für Heer und Marine von Dr. Conrad. Berlin, Martin Warneck. Je 10 Pf.

Durch Leiden stark. Predigt von Pfarrer Dr. Rittelmeyer. Nürnberg, Verein für Innere Mission. 20 Pf.

Gott mit uns. Zwei Predigten in ernster Zeit. **Für Volk und Vaterland.** Drei Kriegspredigten von Pfarrer Heinrich Roehling. Wien, Gerold & Co. Je 30 Pf.

Worte Christi. Herausgegeben von Houston Stewart Chamberlain. München, F. Bruckmann. Feldausgabe geheftet 1,50, gebunden 2 und 3,50 M.

Im Feld wird man lieber ein Neues Testament haben als diese Auswahl.

Träumereien an französischen Kaminen. Märchen von Richard von Volkmann-Leander. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 55. Auflage. Feldausgabe 50 Pf.

Eins der liebenswürdigsten Ergebnisse des Krieges von 1870, entstanden in der langen Wartezeit vor Paris; das Heftchen wird manchem, der jetzt an der langen Linie noch länger warten muß, eine Freude machen.

Germanisches Heldentum. Altgermanische Lebenszeugnisse. Tatbücher für Feldpost, Heft 7. Jena, Diederichs. 60 Pf., geb. 1,20 M.

Hindenburg-Schläge. Hindenburg-Anekdoten. Von Joachim Francke. Stuttgart, Robert Lutz. 1,50 M., geb. 2,50 M.

Im Dienste des Roten Kreuzes. Erlebnisse und Eindrücke aus dem Weltkrieg 1914. Von Hedwig Voß. Stuttgart, Walter Seifert 1 M., geb. 1,50 M.

Feldgrau. Erste Kriegserlebnisse in Frankreich von Martin Lang. Stuttgart, R. Thienemann. 2,50 M.

So sollt ihr leben in der Kriegszeit! Ein Wort über zeitgemäße Volksernährung von Prof. Dr. Martin Faßbender, M. d. R. Freiburg, Herder. 20 Pf.

Fortschrittliches Taschenbuch im Weltkrieg 1915. Herausgegeben und bearbeitet von Prof. Dr. Reinhard Strecker. Berlin-Schöneberg, Franz Schneider.

Die Kriegsausgabe des bekannten Taschenbuchs hält sich natürlich fern von aller Parteipolitik, an die nur ein kurzer Tätigkeitsbericht der Reichstagsfraktion von Wenck erinnert; sie bringt neben einigen Kriegsurkunden und einer Kriegschronik bis Ende Januar Beiträge von Flaischlen, Strecker, Jäckh (Ursachen und Urheber des Weltkriegs), Liszt (die Lehren des Krieges), Erkelenz, Naumann.

Zeichnet die zweite Kriegsanleihe!

Die Stunde ist gekommen, da von neuem an das gesamte deutsche Volk der Ruf ergehen muß:

Schafft die Mittel herbei, deren das Vaterland zur Kriegsführung notwendig bedarf!

Von der ersten deutschen Kriegsanleihe hat man gesagt, sie bedeute eine gewonnene Schlacht. Wohlan denn, sorget dafür, daß das Ergebnis der jetzt zur Zeichnung aufgelegten zweiten Kriegsanleihe sich zu einem noch größeren Siege gestalte. Das ist möglich, weil Deutschlands finanzielle Kraft ungebrochen, ja unerschöpflich ist. Das ist nötig, denn Deutschland muß gegen eine Welt von Feinden sein Dasein verteidigen und alles einsetzen, wo alles auf dem Spiele steht. Und schließlich: Es ist nicht nur Pflicht, sondern Ehrensache eines jeden Einzelnen, dem Vaterlande in dieser großen, über die Zukunft des deutschen Volkes entscheidenden Zeit mit allen Kräften zu dienen und zu helfen. Unsere Brüder und Söhne draußen im Felde sind täglich und stündlich bereit, ihr Leben für uns alle hinzugeben. Von den Daheimgebliebenen wird kleineres, aber nicht unwichtigeres verlangt: ein jeder von ihnen trage nach seinem besten Können und Vermögen zur Beschaffung der Mittel bei, die unsre Helden draußen mit den zum Leben und Kämpfen notwendigen Dingen ausstatten sollen.

Darum zeichnet auf die Kriegsanleihe! Helfet die Lauen aufrütteln. Und wenn es einen Deutschen geben sollte, der aus Furcht vor finanzieller Einbuße zögert, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen, so belehret ihn, daß er seine eignen Interessen wahrt, wenn er ein so günstiges Anlagepapier, wie es die Kriegsanleihe ist, erwirbt. Jeder muß zum Gelingen des großen Werkes beitragen!

Briefkasten

Frau T. in D. Wenn Sie von den Freisendungen der wöchentlichen „Hilfe“ ins Feld keinen Gebrauch machen wollen, bitten wir uns 85 Pf. für jeden Monat der gewünschten Zustellung einzusenden. Porto wird nicht berechnet. — An die meisten Lazarette in Ihrem Wohnort geht die „Hilfe“ schon kostenlos, weitere Adressenangaben, auch aus anderen Städten, sind uns immer willkommen.

Dr. Aug. M. in Karlsruhe. An die von Ihnen im vorigen Jahre aufgegebenen beiden Adressen gehen alle erscheinenden Hefte der Chroniken regelmäßig. Es bedarf nur dann einer Nachricht an uns, wenn sich die Adressen ändern. Von etwa zurückkommenden Sendungen machen wir den Veranlassern stets Mitteilung.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Quittung

Für Galizien: Fr. G. W. in H. 10 M., H. K. in H. 5 M, H. F. in E. 5 M.

Für Ostpreußen: W. in W. 10 M., Sammlung der 2. Knabenklasse des Herrn Lehrer J. in Dresden-N. 4 M.

Für den Roten Halbmond: Dr. Th. in Sch. 5 M.

Für Elsaß-Lothringen: Ein deutscher Eisenbahnbeamter in Belgien 5 M., Lehrer und Mädchenklasse 2b der 32. Bez.-Schule in Leipzig 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe“, Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg.

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit
Frankfurt a. M.
Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit. Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse, Ausbildung in offener Fürsorgearbeit, Fortbildungskurse.
Prospekte durch die Direktion: Grosse Friedberger Str. 28, II.

Digitized by Google

18. März 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 11

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Stimmen zum Kriegsziel. — **Richard May:** Steuerpolitik im Kriege. — **Geh. Rat Max Seidel:** Die Leuchtmittelfrage und Brennstoffversorgung während des Krieges. — **Friedrich Naumann:** Mitteleuropäische Literatur. — **Gerhard Hildebrand:** Feldbrief aus Polen. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Gegen die Absperrung des deutschen Geistes. — **Karl Pries:** Und doch ... (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Furchtlos. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 9. März.

Die russische Schwarze-Meer-Flotte beschießt offene Städte an der türkischen Nordküste Kleinasiens. Es scheint, daß die türkische Flotte sich im Marmarameer befindet und die Bosporuseinfahrt fest verschlossen ist.

Im heutigen deutschen Bericht werden 5500 russische Gefangene an verschiedenen Stellen gemeldet; der größte Teil davon wurde bei Prasznysz gefangen. Gestern und heute an der Ostgrenze große Kälte. In die Lazarette kommen schon bisher nicht wenige Verwundete mit erfrorenen oder durch Frost beschädigten Gliedern; das wird sich infolge dieser Tage zunächst noch steigern, dann aber darf infolge der Jahreszeit auf Erleichterung gehofft werden. Im ganzen betrachtet war der Winter mild.

Mittwoch, 10. März.

In Griechenland hat Zaimis abgelehnt, ein Ministerium zu bilden, und Gunaris, der schon früher einmal Finanzminister war, ist nun vom Könige aufgefordert worden. Griechenland wird voraussichtlich niemals zu den mitteleuropäischen Mächten in engere Beziehung treten, lernt aber von Italien und Rumänien das Handeln mit Neutralität. Es wird in allen südlichen neutralen Staaten jetzt von allen Seiten fabelhaft gearbeitet, intrigiert, versprochen, teilweise auch bestochen. Wieviel würdiger ist die Neutralität der Schweiz und der nördlichen Neutralen, zu denen auch Holland gehört!

Leider hat der Schluß des preußischen Landtages den Dänen und Polen keine festere Zusage der Regierung gebracht, daß ihre rückhaltlose Mitwirkung im Krieg die volle staatsbürgerliche Anerkennung zur Folge haben werde. Auch im Reichstag scheint eine solche runde Anerkennung nicht erreichbar zu sein, obwohl Mehrheit dafür vorhanden ist, da der Bundestag alle schwereren inneren Fragen bis nach dem Kriege verschieben will. Dasselbe gilt von der sozialdemokratischen Forderung einer Zusage hinsichtlich des preußischen Wahlrechtes. Die Forderungen sind sachlich berechtigt, aber die Regierung kann nur versprechen, daß sie Vorlagen einbringen will. Daß dies ein unsicheres Versprechen sein würde, weiß sie selber und unterläßt es, derartige fragliche Wechsel auszustellen. Auf diese Weise entsteht eine gewisse Spannung, von der man wünschen muß, daß sie befriedigend gelöst wird.

Nach einer kräftigen und würdigen Begrüßungsrede des Präsidenten Kaempf hat heute im Reichstag der neue Staatssekretär des Reichsschatzamtes Helfferich seine Antrittsrede gehalten über die Kräftigkeit des deutschen Finanzwesens. Man hatte den Eindruck, daß die Finanzschwierigkeiten in Rußland und Frankreich wesentlich größer sind als bei uns und auch in England kaum geringer. Ueber spätere Deckungsfragen kann vor Friedensschluß kaum gesprochen werden, da ja die Verteilung der Kriegsschulden ein Gegenstand des Kampfes ist. Je länger ein Krieg dauert, desto mehr wird er um die Kriegskosten geführt.

Vier englische Dampfer sind von deutschen Unterseebooten versenkt worden. Mannschaften fast ganz gerettet.

Donnerstag, 11. März.

Der rumänische Großindustrielle und Nationalökonom Assan veröffentlicht in dem Bukarester Blatt „La Politique" einen Aufsatz über den wirtschaftlichen Wert der Dardanellenstraße für Rumänien. Da über die Karpathenpässe nur höchstens 220 000 Waggons gefahren werden können, der jährliche Export aber 520 000 Waggons übersteigt, so würde eine russische Zoll- und Seefahrtsverwaltung in Konstantinopel die unbedingte Herrschaft über Rumänien ausüben. Rumänien braucht Absatz nach Mitteleuropa und freien Zugang zum Mittelländischen Meere.

Im Reichstag vielerlei Aussprachen: Lage der Gefangenen, Völkerrecht, Ernährungsprobleme. Die Mitglieder, die bei der Truppe stehen, sind fast alle erschienen, sehen gut und kräftig aus und berichten vom entschlossenen Willen der Soldaten. Haltung und Ton des Volkes überhaupt sehr ruhig, nicht ohne Sorgen, aber fest und bereit. Große Umdenkungen in wirtschaftlichen Fragen: alte Freihändler fordern schnelle staatliche Beschlagnahmen. Das Wort „Nationaleigentum" bekommt einen praktischen Sinn.

Scharfer englischer Angriff bei Neuve Chapelle in Flandern. Erneute Gefechte bei Souain und am Reichsackerkopf in den Vogesen.

Fortschritte an verschiedenen Stellen nördlich der Weichsel. Ein russischer Durchbruchsversuch bei Augustow endete mit der Vernichtung der dort eingesetzten russischen Truppen. Das ist um so wertvoller, als von neutralen Ländern aus russische Berichte zu uns kamen, die etwas reichliche Siegesmusik bliesen. Auch bei Stanislau und bei Czernowitz wollen die Russen gesiegt haben. Der österreichische Bericht enthält nichts davon. Sicherlich geht es trotz großer Kälte auf allen diesen Gebieten hart zu.

Freitag, 12. März.

Gute Nachrichten vom Nordosten: Am Walde von Augustow wurden die Russen geschlagen, Rückzug auf Grodno. Gleichzeitig weiteres Vorrücken unserer Truppen in Richtung auf das erstürmte, dann aber wieder verlorene Prasznysz. Zahl der Gefangenen 7400.

Ein Aufsatz der von der belgischen Regierung in Le Havre geleiteten und in London erscheinenden „Indépendance Belge" macht Aufsehen, weil er mit runden Worten sagt, daß der Krieg nicht durch Blockaden, sondern durch Bataillone auf den Schlachtfeldern entschieden werde. Da nun Deutschland die stärkeren Bataillone habe, so könne es nicht besiegt werden, wenn nicht Japan oder neue, bisher neutrale Staaten sich auf Deutschland würfen. Ob dieser Aufsatz eine Zufallsleistung ist oder eine beginnende

Digitized by Google

Kritik an den Bundesgenossen, läßt sich von hier aus nicht entscheiden. Es ist wohl möglich, daß manchen belgischen Ministern und Abgeordneten jetzt die Augen darüber aufgehen, wie verhängnisvoll sie sich über die militärische Macht Frankreichs und Englands getäuscht haben. Sie gingen blind mit den Westmächten, weil sie selber nicht militärisch genug waren, die wirklichen Leistungen von vornherein richtig abzuschätzen. Der Mißerfolg des französischen Durchbruchsversuches in der Champagne mag das Seinige zur Ernüchterung beigetragen haben.

Sonnabend, 13. März.

Mitten im unübersehbaren Gewirr des Weltkrieges stirbt einer der wenigen Männer, die als Hersteller des künftigen Friedens in Betracht kommen, der berühmte frühere russische Staats- und Finanzminister Witte. Obwohl sein Name auf deutschen Ursprung deutet, war er ein zweifellos echter Russe, überragte aber seine Landsleute an internationalen Kenntnissen und an verstandesmäßiger Auffassung der Dinge. Als Vereinbarer des russisch-japanischen Friedens hat er seine große finanzielle Gewandtheit benutzt, um die siegreichen Japaner mit Steuern zu belasten. Die Besserung des russischen Staatshaushaltes gilt zu einem bedeutenden Teil als sein Werk, und wenn jetzt im Kriege die russische Organisation und Volkswirtschaft sehr viel stärker ist, als nach früheren Proben von ihr erwartet werden konnte, so haben wir dieses zu einem Teile dem Einflusse unseres jetzt verstorbenen Feindes zuzuschreiben. Graf Witte vertrat in der Zeit des englischen Burenkrieges die Idee eines russisch-deutsch-französischen Dreibundes; damit unterschied er sich, und zwar aus rein russischen Erwägungen heraus, von derjenigen Strömung russischer Politiker, die den jetzigen Krieg herangebracht hat. Der Krieg kam gegen den Willen des schon vorher aus seinen Aemtern geschiedenen Staatsmannes. Gerade deshalb aber konnte er erwarten, bei ungünstigem Verlauf als Wiederhersteller normaler Verhältnisse berufen zu werden. Nächst dem Tode von Jaurès ist der Tod von Witte der für uns bedauerlichste Sterbefall im Lager unserer Gegner.

Eine Art kleineres Seitenstück zu unserer leider entschwundenen „Emden" bot in letzten Zeiten der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich", der sich schließlich aus Reparaturgründen genötigt sah, in einen nordamerikanischen Hafen einzulaufen. Auf der Liste seiner Versenkungen stehen zehn Schiffe, von denen leider eins ein Amerikaner gewesen ist. Der letztere Fall wird noch zu Erörterungen Anlaß geben und wird von den deutschfeindlichen Nordamerikanern schon jetzt reichlich ausgenutzt. Das Schiff war mit Getreide für England beladen.

Nachdem der zähe französische Angriff in der Champagne als erledigt gelten kann und nur noch einige kleine Nachgefechte übriggelassen hat, wollen es die Engländer versuchen, ob sie mehr Glück haben als ihre französischen Brüder. Die Angriffe auf Neuve Chapelle, welches zwischen Armentières, Lille und La Bassée liegt, bedeuten, soviel man sehen kann, den Versuch einer wirklichen Schlacht. Da die Engländer mit überlegenen Truppenzahlen angerückt sind, mußte von unserer Seite zunächst das Dorf aufgegeben werden. Unsere Wiedereroberungsversuche haben bis jetzt noch keinen Erfolg gehabt.

Sonntag, 14. März.

Was bei den Dardanellen vor sich geht, ist noch nicht zu erkennen. Die Beschießungen werden geringer. Wollen England und Frankreich ihre Kräfte an anderen Stellen des Mittelmeeres verwenden, oder bedürfen sie noch weiterer diplomatischer Verhandlungen auf dem Balkan? Nachdem Griechenland seine Neutralität in unzweideutiger Weise kundgegeben hat, beginnt es sich darüber zu beschweren, daß England die griechische Insel Lemnos als Flottenbasis benutzt und mit Schwimmdocks zu Reparaturzwecken und einer Funkenstation ausgestattet hat, ganz, als ob diese Insel sein Eigentum wäre. Es zeigt sich an diesem Falle die englische Rücksichtslosigkeit gegenüber den kleineren Staaten, von deren Schutze so feierlich geredet wird. Was aber bleibt den Griechen zu tun übrig?

Aus dem österreichisch-ungarischen Tagesbericht ergibt sich, daß während der vergangenen kalten Tage, die jetzt in Tauwetter übergegangen sind, gerade an den allerschwierigsten Stellen weitergekämpft wurde. An der Straße Cisna—Baligrod in den Karpathen wurden 1200 russische Gefangene gemacht. Es pflegen freilich auch die russischen Berichte ihrerseits von Gefangenen zu reden. Mit Befriedigung erfahren wir, daß private Gerüchte, die von einer erneuten russischen Besetzung von Czernowitz sprachen, nicht bestätigt werden. Die deutschen Soldaten auf den Karpathen haben sich im Schnee Hütten gebaut; das persönliche Verhältnis zwischen deutschen und ungarischen Offizieren und Soldaten ist sehr gut.

Um die englischen Soldaten zum Angriff auf Neuve Chapelle aufzumuntern, wird ihnen vom Oberbefehlshaber der ersten Armee eine etwas merkwürdige Beschreibung der Kriegslage gemacht: „Unsere Verbündeten, Russen und Franzosen, haben merkliche Fortschritte gemacht und dem Feinde gewaltige Verluste beigebracht. Die Deutschen sind zudem durch Unruhen im Inlande und Mangel an allem zur Kriegführung Notwendigen geschwächt. Es steht nicht zu erwarten, daß sie gegen uns hier noch erhebliche Verstärkungen einzusetzen haben. Wir werden jetzt mit etwa 48 Bataillonen einen Abschnitt dieser Front angreifen, der von nur etwa drei deutschen Bataillonen verteidigt wird. Am ersten Tage des Kampfes werden die Deutschen höchstens noch vier weitere Bataillone für den Gegenangriff heranziehen können." Etwas Uebertreibung gehört ja wohl im allgemeinen zu derartigen Kriegsansprachen, das aber dürfte doch etwas gar zu reichlich sein.

Das „Reutersche Telegraphenbüro" meldet aus London, daß seit Beginn des Krieges 54 britische Handelsschiffe von feindlichen Kreuzern zum Sinken gebracht oder gekapert wurden, 11 stießen auf Minen und versanken, 22 wurden von Unterseebooten versenkt. Wie viele Schiffe verschollen und ausgeblieben sind, wird nicht gesagt. Der Schiffsverkehr im ganzen sei im beständigen Steigen. In der letzten Woche seien 1550 Schiffe aus- und eingefahren.

Montag, 15. März.

An einem der letzten Tage des Februar hatten wir geschrieben, daß den englischen Zivilgefangenen im deutschen Konzentrationslager zwar hinreichende körperliche Verpflegung gewährt, aber Literatur und Tabak versagt würde. Auf Grund dieser Mitteilung kamen von verschiedenen Seiten Berichtigungen. Wir haben uns erkundigt und können zu unserer Freude mitteilen, daß nur ganz kurze Zeit das Bücherverbot im Lager bestanden hat. Jetzt wird zu den Gefangenen Literatur aller Art gebracht. Es bestehen literarische Zirkel, Unterrichtsklassen und Vortragsvereinigungen.

Das deutsche Hauptquartier veröffentlicht eine zusammenhängende Darstellung über die militärischen Vorgänge im polnisch-litauischen Gebiet. Seit der Winterschlacht vor und nach dem 10. Februar hat die deutsche Armee zunächst die ungeheure Beute geborgen und dann eine erneute Aufstellung gesucht, die weder unter den Geschützen von Grodno noch an den stark verteidigten Ufern des Bobr lag. Diese Neuordnung wurde von den Russen als Sieg ausgepriesen, obwohl die Feinde vom deutschen Abzug so wenig wußten, daß sie verlassene deutsche Stellungen noch weiterhin beschossen. Inzwischen ist der Angriff wieder in deutsche Hände übergegangen. Die Russen haben ihre übriggebliebenen Armeekorps auffallend rasch mit neuen Soldaten aufgefüllt. Am 9. und 10. März kam es bei Sejny und Berzniki zum Kampf gegen den überraschten Gegner. Zwei junge russische Regimenter wurden völlig aufgerieben und die beiden Regimentskommandeure gefangengenommen. Der russische Armeeführer, der wohl eine Wiederholung der Umfassungsschlacht von Masuren kommen sah, gab am 10. März seiner gesamten Armee den Befehl zum Rückzuge auf Grodno. Eine feindliche Armee mit einer Frontbreite von nicht weniger als 50 Kilometer ist ohne erneute große Schlacht im schleunigen Rückzug. Das alles erreichten unsere Truppen in den Tagen der größten Kälte, in denen Dutzende von Pferden aus Erschöpfung umfielen und die Infanterie nur 2—3 Kilometer in der Stunde zurücklegen konnte. Der heutige Tagesbericht teilt mit, daß die Anzahl der russischen Gefangenen aus den Kämpfen nördlich des Augustower Waldes sich auf 5400 erhöht hat. Auch nördlich und nordöstlich Prasznysz sind starke russische Angriffe zurückgeschlagen worden.

Digitized by Google

In den Karpathen werden an den verschiedenen Stellen kleinere und auch größere Gefechte mit aller Heftigkeit durchgekämpft. Wenn man versucht, sich aus den russischen und österreichischen Berichten ein Bild zu machen, so haben die Oesterreicher bei Gorlice Fortschritte gemacht, sind aber am Lupkow-Paß weniger glücklich gewesen. Am Uszokpaß und in der Gegend von Wyszkow scheinen beide Teile mit geringen Verschiebungen ihre Positionen zu verteidigen. Lebhafte Kämpfe finden nördlich von Czernowitz statt und erstrecken sich bis nahe an den Ort. Man hat den Eindruck, daß hier zurzeit das schwierigste Kriegsgebiet ist.

An der französisch-belgischen Ecke ist Neuve Chapelle noch in englischen Händen. Die deutschen Gegenangriffe aber dauern fort. Die Engländer geben an, daß sie 1720 Gefangene gemacht haben.

Dienstag, 16. März.

Die türkische Telegraphenagentur Milli stellt gegenüber englischen Berichten fest, daß bei dem Landungsversuch von den Türken drei Schnellfeuerkanonen, 400 Gewehre und eine Menge Kriegsmaterial erbeutet wurden. 400 Engländer wurden getötet. Von den Kriegsschiffen wurden „Agamemnon", „Lord Nelson", „Cornwallis", „Dublin", „Bouvet", „Suffren" und „Saphir" havariert und „Queen Elizabeth" von drei Granaten schwersten Kalibers getroffen. Das Hospitalschiff „Canada" sei mit einer großen Anzahl Verwundeter nach Malta abgegangen. Der Eindruck der Dardanellenbeschießung auf **Bulgarien** und Rumänien scheint nachhaltig und ernsthaft zu sein. Von russischer Seite aus wird einmütig die Besitzergreifung Konstantinopels gefordert. Die Russen wollen sich auf keine Internationalisierung der vielumstrittenen Wasserstraße mehr einlassen. Sie machen sich schon Gedanken über die Umgestaltung der berühmten Hagia-Sophia-Kirche aus einer Moschee in ein russisch-orthodoxes Heiligtum.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 9. März.

Diese Polen- und Dänendebatte im Landtag war nicht sehr „zeitgemäß". Es ist selbstverständlich, daß nicht während des Kriegs im Fluge innere Reformen ausgearbeitet werden können, aber peinlich nahmen sich doch die alten Rechtsungleichheiten in dieser Zeit aus, und die Versicherungen der Parteien, daß man nachher in eine ehrliche Prüfung des gegenwärtigen Zustandes eintreten werde, können diesen Eindruck doch nicht ganz verwischen. Das nachträgliche Gutmachen hat immer etwas Fatales.

Das Palasttheater am Zoo spielt schon einen Einakter „Die Brotkarte". Uebrigens zeigt sich die Brotkarte unter anderem als eine glänzende Waffe der Kriminalpolizei. Gesuchte Verbrecher melden sich und werden geständig, weil sie ja sonst kein Brot bekommen können.

Rumänien hat enorme Ausfuhrzölle auf Mais, Bohnen und Mineralöl gelegt; das Ausland wird trotzdem kaufen müssen, und der rumänische Staatssäckel wird stramm werden vom Golde der kriegführenden Mächte. Da die Zölle in Gold bezahlt werden müssen, bedeutet das beinahe die Ausschaltung des Privathandels. Vielleicht gar nicht so übel!

Mittwoch, 10. März.

Die dritte Reichstagstagung! Der große Tag des neuen Schatzsekretärs, dessen Rede wie von der Kommandobrücke herunter wirkt, so sicher und mächtig, voll klaren Führerbewußtseins, und bei aller Sachlichkeit getragen von dem Schwung der ganzen gewaltigen Kraft, die in dem Arsenal der silbernen Kugeln und in dem stetigen Kurs der deutschen Kriegsfinanzwirtschaft steckt. Man empfand mit Herzklopfen die Wucht der geistigen und wirtschaftlichen Energien, die in dem Satz von den zehn Milliarden zusammengedrängt sind, der so ruhig und einfach durch den Raum klang.

Neben den Riesenmaßen der Tatsachen, die diese Rede vor uns hinstellte, wirkte die sozialdemokratische Erklärung sehr unglücklich. Wenn man sie für notwendig hielt, hätte sie besser sein sollen, gedrungener und großartiger. Was sind neben den Tatsachen, die eben noch da standen, ein paar zu Unrecht verbotene Zeitungen und Versammlungen! Die Beschwerden werden berechtigt und in der Kommission sehr am Platze sein, aber in eine Linie mit einer Zehnmilliardenforderung, ihrer Notwendigkeit und Möglichkeit gehören sie einfach nicht. Man denkt: Bebel hätte den Stil dieses Augenblicks besser gefunden.

Unter den Vorlagen, die dem Reichstag zugegangen sind, ist die wichtigste das Gesetz, das dem Reich bis zum Jahr 1921 ein Handelsmonopol für Stickstoff sichern soll. Der großen Erfindung der Herstellung von Stickstoff-Verbindungen aus der Luft mit Hilfe elektrischer Ströme, die jetzt mit großen Mitteln durchgeführt wird, soll ihre Rentabilität für die Zukunft gesichert werden. Die Begründung der Vorlage sagt, daß durch dies Verfahren die Landwirtschaft billiger mit künstlichen Düngemitteln versorgt werden kann, als durch die bisherige Einfuhr. Es wird also der Staat künftig nur so viel im Ausland kaufen, wie zur Ergänzung des bei uns gewonnenen Salpeters notwendig ist. Das ist eine Sache von riesiger Tragweite: praktisch und grundsätzlich. „Der Krieg ist der Vater aller Dinge." Welche Steigerung des Maßes der Leistungen und der organisatorischen Versuche erzwingt die Not! So als eine bloße Nebenwirkung des Krieges eine vollkommene Veränderung der Grundlagen unserer Landwirtschaft, und ein staatliches Handelsmonopol auf einen Einfuhrartikel von Millionen Jahreswert!

Donnerstag, 11. März.

Neben den großen Taten das Gewimmel der kleinen Menschlichkeiten: Eine jedenfalls sehr zutreffende Schilderung über die Fütterungsfrage erzählt:

„Nach den Erörterungen in der letzten Mitgliederversammlung einer Bezirks-Selbsthilfevereinigung (der Müllerei) ist in den Krei en, die mit dem kleineren Grundbesitz in vielfacher Berührung stehen, der Eindruck verbreitet, daß trotz aller Verbote noch jetzt auf dem Lande vielfach Brotgetreide zur Fütterung geschrotet wird und erhebliche Vorräte bei den Erhebungen nicht angegeben worden sind. Die falschen Angaben erklärt man zum Teil aus der Schwierigkeit der Schätzung der Vorräte und aus einer darauf begründeten Vorsicht, um nicht Schwierigkeiten zu begegnen, wenn etwa bei der Ablieferung die Menge hinter den Angaben zurückbleibt. Man erblickt aber die Beweggründe auch in der Absicht, die eigene Ernährung und die Viehfütterung zu sichern und einer Steuererhöhung zu entgehen. Die Nachprüfung der Angaben und die Ueberwachung des Schrotverbots hält man praktisch für ausgeschlossen, zumal die Behörden und Beamten bei oft verminderter Zahl durch die Anforderungen der Kriegszeit überlastet sind. Sobald z. B. ein Gendarm im Dorfe erscheint, verbreitet sich die Nachricht sofort in allen Gehöften, und er wird die Schrotmühlen nicht in Tätigkeit oder doch nur in erlaubter Tätigkeit finden, für die zulässiges Schrotmaterial bereitsteht. Wird das Schroten in den frühen Morgen oder in den Abend, angeblich auch in die Nacht verlegt, so ist eine Entdeckung unmöglich. Diese Selbsthilfevereinigung wandte sich daher an die zuständigen stellvertretenden Generalkommandos mit der Bitte, schleunigst das Erforderliche zu veranlassen, daß die privaten Schrotmühlen durch Plombieren nur dann benutzt werden können, wenn unter behördlicher Aufsicht die Plombe abgenommen und damit die Schrotmühle von vornherein bestimmte Tage und Stunden frei wird."

Stimmt sicher!

Heute bin ich in Wien, und weil es das erstemal ist, wohl um so stärker gefangen durch den heiteren Glanz, die Weite und Schönheit der Straßen und Plätze und des Stadtbildes, und noch tiefer bewegt von dem Wesen der alten feinen Kultur, das sich in dem allen ausprägt. Vor mir ragen die schönen Türme der Votivkirche, von den Tauben umflogen, in den klaren, abendlichen Himmel. Man zeigt mir allerlei Kriegseinrichtungen. Ein Nachmittagsheim für die Verwundeten. Ein elegantes Nachtkaffee hat man dazu eingerichtet. Purpur und Weiß und Gold zierlicher Balkons, die sich um den eleganten Raum schwingen. Drunten sitzen rauchumschleiert die Feldgrauen jeder Truppengattung und Nationalität bei der Jause und den freigebig gespendeten Zigaretten. Auch viele Deutsche. Sie werden noch in besonderer Weise als Gäste gefeiert, dürfen öfter kommen als die in regelmäßigem Turnus eingeladenen anderen. Gerade spielte die Musikkapelle die Wacht am Rhein, und alle sangen dröhnend den stämmigen Schlußvers. Und dann lösten sich, mit einer schalkhaften Anmut ohnegleichen, die Geigen aus dem derben hölzernen Rhythmus

Digitized by Google

und glitten in ihr Fahrwasser: den Donauwalzer. Um nach ein paar geschmeidigen, unwiderstehlichen Takten süß und warmherzig überzugehen in das mit Jubel begrüßte Lied: O du mein Oesterreich. Das war so fein und charakteristisch — unvergeßlich. Ich sprach mit einem treuherzigen netten deutschen Landwehrmann aus der Magdeburger Gegend. In den Karpathen war es schlimm. Aber in Wien ist's schön. Zu Hause hat er einen Schusterladen, der ist geschlossen seit Anfang August. Aber es macht ihm keine Sorge. Er wird schon wieder vorwärtskommen nachher; die Miete bezahlt er weiter. Wie millionenmal steckt so ein einfaches vernünftiges Sichabfinden mit dem Unvermeidlichen in unserem Heer, wie riesengroß ist die Summe aller dieser kleinen Opfer, der ruhigen Preisgabe eines tapfer erarbeiteten Stückes Boden unter den Füßen.

Freitag, 12. März.

Die Kriegseinrichtungen der Wiener Frauen sind nach Organisation und Durchführung den unsrigen wie aus den Augen geschnitten. Sehr merkwürdig, wie die Vernunft der Sache die ganz gleichen Formen schafft. Nur hat die österreichische Residenzstadt den Frauen noch etwas mehr anvertraut als die unsere ihren weiblichen Mitbürgern. Die Frauenhilfskommissionen, die in den Bezirksämtern installiert sind, verfügen selbständig über alle Unterstützungen, die sie für notwendig halten. Zusammenarbeit der Parteien ist auch dort — unter schwierigeren Verhältnissen als bei uns — erreicht und wird ohne Störungen durchgeführt. Hervorragend ist die Einrichtung der Arbeitsstuben, durch die geradezu die Löhne in den Militärlieferungsindustrien hochgehalten sind. Ich sah eine große Arbeitsstube für Zelte, mit elektrischem Maschinenantrieb, eine ganze Fabrik, deren Einrichtung den wirtschaftlichen Talenten der Frauen ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Die „Rohö" (Reichsorganisation der Hausfrauen Oesterreichs) hat den Hauptanteil an der Kriegshilfe und leistet überdies ganz Außerordentliches jetzt in der Ernährungsfrage, die in Oesterreich ja ähnlich liegt wie bei uns. Hübsch war ein Kriegskindergarten am Prater, wo Leopoldstädter Arbeiterkinder untergebracht sind. Die kleinen drei- bis fünfjährigen Menschlein begrüßten den „Reichsdeutschen" Besuch mit der Wacht am Rhein, von der sie drei Strophen ohne Besinnen und Absetzen hinausschmetterten, taktfest und glockenrein. Es war unbeschreiblich rührend und drollig, wie sie mit ernsthaft gefalteten Händen und blanken Augen krähten: „wir alle wollen Hüter sein". Dann folgte ein Lied „Deutschland, du treues Land, reichst uns die Bruderhand" — — oder so ähnlich. Man spürt überall, wie stark die Bundesgenossenschaft drüben schon im Volksgemüt wurzelt.

Die Rede Helfferichs hat hier einen sehr starken und zuversichtlichen Eindruck gemacht. Alles ist erfüllt von ihrer ruhigen Sicherheit.

Nett von England, daß es uns die amerikanische Baumwollenzufuhr absperrt! Nun kann Amerika sich in Baumwolle begraben, wie Rußland in Weizen!

Sonnabend, 13. März.

Merkwürdig leicht wird man in Wien mit der Mietefrage fertig. Ein einziges Wohnungsfürsorgeamt befaßt sich mit den Mieteschwierigkeiten und verbraucht zu ihrer Regelung nicht mehr als etwa 500 Kronen wöchentlich!

Im ganzen hat man den Eindruck: es ist alles einfacher und lockerer organisiert, aber sicher zweckmäßig und wirksam.

Ein anderes Bild: Die Weberstadt im sächsischen Industrielande mit ihrem vom Lehrerverein veranstalteten vaterländischen Abend. Es ist immer wieder seltsam eindrucksvoll, dieses Mitleben zu Hause, bei dem alle Quellen seelischer Widerstandskraft in Kunst und Weltanschauung aufgeschlossen werden, um zu trösten und ertragen zu helfen. Diese hundert eifrigen Kindergesichter und diese sicheren zuversichtlichen Kinderstimmen! Und ist es nicht ein starkes Zeugnis für die geistigen Kräfte unseres Landes, daß da oben in der kleinen Industriestadt die Weberkinder den Gralschor aus dem Parsifal singen?

Die Brotkarte soll jetzt im ganzen Reich eingeführt werden. Das wird sicher in mancher Hinsicht eine bessere Organisation der Brotversorgung mit sich bringen. Vorbildlich scheint mir zu sein, daß in sächsischen Industriestädten die Krankenkassenmitglieder etwas mehr zugestanden bekommen als die anderen.

Der Kampf Wolfgang Heines gegen Liebknecht setzt sich in der Chemnitzer Volksstimme fort.

Sonntag, 14. März.

Die großen wirtschaftlichen Verbände vom Bund der Landwirte bis zum Hansabund haben eine gemeinsame Eingabe an den Reichstag wegen Freigabe der Erörterung von Friedensbedingungen eingereicht. Darauf äußert sich die Nordd. Allg. Ztg. in ziemlich schroffer Form ablehnend, indem sie befürchtet, daß diese Erörterung Interessenkämpfe heraufbeschwören und vor dem Siege die Einmütigkeit untergraben könnte. (Wer wollte leugnen, daß diese Gefahr besteht?)

In der Reichstagskommission werden die Volksernährungsfragen durchgesprochen. Im wesentlichen die gleichen Erörterungen wie schon vorher in Presse und Landtag. Entschieden wird die Notwendigkeit schleunigster Verminderung des Schweinebestandes von der Kommission anerkannt. Wird von hier aus endlich der notwendige Druck ausgeübt werden?

Montag, 15. März.

Heute hört der Autoverkehr in Berlin so gut wie auf. Das heißt, es wird noch etwa ein Drittel der bisher zugelassenen Wagen verkehren. Für Leute, die viel zu tun haben, viel schlimmer als die Brotkarte!!

Die Zentraleinkaufsgesellschaft hat eine Besprechung über das Gefrierfleisch mit einem Probeessen veranstaltet. In Preußen können etwa 750 000 Schweine, im übrigen Deutschland 640 000 eingelegt werden, durch Ausnutzen der Brauereien usw. bis zu zwei Millionen. — Wenn man nur energisch damit anfinge!

Paul Rohrbach / Stimmen zum Kriegsziel

Ueber die Friedensbedingungen soll nicht im voraus gesprochen werden. Dieses Verbot erscheint manchem hart und vielen ungerechtfertigt. Wer sich die Dinge praktisch klarmacht, sieht aber doch, daß auch diese Sache die bekannten zwei Seiten hat. Ich setze mich wohl im Widerspruch mit dem größeren Teil der öffentlichen Meinung und vielleicht auch mit vielen Lesern der „Hilfe", aber ich habe bei manchen privaten Friedensdiskussionen zu starke persönliche Erfahrungen über den Mangel an geschichtlichem und politischem Augenmaß gemacht, um ganz ohne Sorge einer Entfesselung der öffentlichen Aussprache hierüber entgegenzusehen. Vor allen Dingen würden wir dem Auslande ein Schauspiel der Uneinigkeit geben. Unser Publikum hat keine Ahnung davon, mit welcher Aufmerksamkeit unsere Zeitungs-, Zeitschriften- und Broschürenliteratur bei unseren Gegnern verfolgt wird. Vor allen Dingen geschieht das in England. Es gibt kaum eine Aeußerung irgendeines bedeutenderen Politikers oder Schriftstellers, keinen Artikel einer großen Zeitung, keinen Vortrag und keine Flugschrift, wo ein einigermaßen bekannter Name dahintersteht, der nicht in der englischen Presse beachtet oder besprochen wird.

Aus jeder Blüte saugen die Gegner Honig, natürlich in einem für uns giftigen Sinne. Erhebt sich eine Stimme für mäßige Friedensbedingungen, für ein bescheidenes Deutschland nach dem Kriege, so heißt es drüben: Das Kartoffelbrot spricht, den Deutschen geht der Atem aus. So telegraphieren Reuter und Havas in die Welt hinaus. Allerdings kommt es manchmal auch vor, daß ein englischer Friedens-

Digitized by Google

freund und Gegner des Regimes Grey darauf hinweist, auch in Deutschland ertönen Stimmen der Mäßigung, aber das ist dann eine Ausnahme. Werden bei uns Annexionen großen Stils verlangt oder das Verlangen in verschleierter Form angedeutet, so denunziert man uns vor aller Welt als die unersättlichen Eroberer. Amerikanern, Holländern, Skandinaviern, Italienern, Brasilianern, Argentiniern wird bange gemacht. Hier hat sich der maßlose Pangermanismus einmal verraten, hier zeigt er seine Klaue, hütet euch! Eine Nutzanwendung nur von vielen: den Amerikanern wird ihre Munitionslieferung an Engländer, Franzosen und Russen zur heiligen Pflicht gemacht mit dem Hinweis auf die unmenschliche, alles verschlingende Eroberungssucht Deutschlands, vor der Amerika mit als Retter auftreten müsse.

Die entscheidende Rücksicht ist die, daß niemand, auch nicht der am tiefsten in alle Unklarheiten der Lage eingeweihte Stratege und Politiker, sagen kann, wie groß und wie vollständig unser Sieg sein wird. Daß Deutschland, Oesterreich und die Türkei zusammen siegen werden, daran zweifelt bei uns niemand. Aehnliche Stimmung aber herrscht immer noch beim Gegner. Sie herrscht schwerlich noch bei den Wissenden in Rußland und Frankreich, aber sie herrscht im großen und ganzen in England und wird auch in der russischen und französischen Presse mit der größten Energie und mit einer bewunderungswürdigen Kunst unterhalten. Fragte doch nach der Winterschlacht in Masuren sogar ein gefangener russischer General, ob wir bald Antwerpen haben würden! In Brüssel, das wir seit einem halben Jahr besetzt haben, wurde ich von ganz gebildeten Belgiern gefragt, ob es wahr sei, daß in Berlin Hungersnot und Revolution herrschten. Diese künstlich erhaltene Unwissenheit und Täuschung der Volksmeinung durch die Presse läßt es, wenigstens in der Oeffentlichkeit, noch nirgends zu einem Abflauen der zuversichtlichen Stimmung kommen, und die großartig betriebene Preßmache pflanzt diese Stimmung durch die telegraphischen Lügenagenturen auch in das neutrale Ausland fort.

In unseren Zeitungen stand neulich zu lesen, daß amerikanische Bankhäuser auf die neue deutsche Kriegsanleihe zeichneten. Das gab es bei der ersten Anleihe nicht, weder aus Amerika, noch sonst aus einem neutralen Lande. Heute besteht Grund zu der Annahme, daß das amerikanische Beispiel auch noch an anderen Stellen Nachahmung finden wird. Vielleicht ist das der stärkste Beweis dafür, daß bei den Neutralen der Umschwung des Urteils sich vorbereitet. Wie lange hat es damit gedauert! Wie vorsichtig müssen wir also sein, um dem Feinde keine Waffe zu liefern, uns zu verdächtigen. Richtig verstanden ist es keine Uebertreibung, wenn man sagt: Dieser Krieg wird für unsere verbündeten Gegner verloren sein, sobald bei den Neutralen nicht mehr an ihren, sondern an unsern Sieg geglaubt wird.

Auch in der feindlichen Presse wird vom Kriegsziel gesprochen. Dabei muß man natürlich nicht nach den offiziellen und privaten Großsprechereien urteilen, mit denen das Publikum unterhalten und ermutigt werden soll, sondern nach anderen, vielleicht versteckteren, aber durch ihren Inhalt um so beachtlicheren Stimmen. So stand z. B. vor einiger Zeit in einer englischen Zeitschrift folgendes zu lesen: Deutschland habe in Belgien so mächtige Verteidigungsanlagen errichtet, daß im Ernst schwer daran zu denken sei, es dort hinauszuwerfen. In Belgien aber dürften die Deutschen auf keinen Fall bleiben, da das für die Sicherheit Englands unerträglich sei. Nun habe man ja glücklicherweise eine Anzahl deutscher Kolonien besetzt, an deren Wiedererlangung dem deutschen Volke sehr viel läge. Wie wäre es also, wenn man den Deutschen die Kolonien anböte, wenn sie aus Belgien hinausgingen? Blieben dann noch Schwierigkeiten übrig, so könnten ja noch ein paar Südsee-Inseln mit in die Masse geworfen werden. Dies der ungefähre Sinn des Artikels, der sich in sehr vorsichtigen, aber doch unmißverständlichen Wendungen bewegte. Er erhält noch stärkeres Interesse dadurch, daß sein Verfasser einen Bruder hat, der Herausgeber der offiziösen „Westminster Gazette" ist. Vielleicht ist das gleichgültig, vielleicht hat es aber auch etwas zu bedeuten. Hier schimmert so ein Stück englisches Kriegsziel durch, nicht wie es die sogenannten Jingos hinausposaunen, sondern wie es nüchterne, überlegende Leute sich deutlich zu machen suchen. Da ist nicht mehr von Zertrümmerung Deutschlands die Rede, sondern da herrscht nur noch die Sorge: Hätten wir doch erst die Deutschen aus Belgien heraus! Sollten wir uns eines Tages bewegen lassen, mit England überhaupt auf dieser Grundlage zu verhandeln, so würde natürlich noch viel mehr zu bekommen sein, als bloß Rückerstattung der Kolonien und ein viertel oder ein halbes Dutzend Korallen-Archipele als Zugabe. Die Engländer würden uns sicher französische, portugiesische, spanische und wer weiß was sonst noch für Kolonialgebiete anzubieten versuchen, wenn wir nur Belgien räumen wollten, und wenn es denn gar nicht anders ginge, würden sie wohl schließlich bereit sein, über ein paar überseeischen Landfetzen den Union Jack zu streichen.

Man versteht solche englischen Stimmen noch besser, wenn man andere hinzunimmt, die sich den Kopf über die Wirksamkeit des gegen uns befolgten Aushungerungsplans zerbrechen. Neulich erhielt ich Briefe, aus denen hervorgeht, daß man im neutralen Auslande glaubt, die Entschlossenheit zum Kriege werde bei den Alliierten auf keinen Fall eher nachlassen, als bis sich zeigt, ob Deutschland ausgehungert werden kann oder nicht. Die einen meinen, das werde sich schon im April beurteilen lassen, die andern nicht früher als im Juni. Wir an unserem Teil wissen, daß wir auskommen werden, im Notfall selbst dann, wenn die Zuchtrute, die uns die Haltung des Landwirtschaftsministers gebunden hat, weiter wirkt und die Schweine weiter die Aufgabe erfüllen, für die wir feindliche Agenten wegen Hochverrats zu bestrafen hätten, nämlich einen Teil des Vorrats an menschlichen Nahrungsmitteln in Deutschland auf möglichst wirksame Art zu zerstören.

Wir lesen in der angesehensten Tageszeitung, die in England außerhalb Londons erscheint, dem „Manchester Guardian" einen sehr schwermütigen Artikel „The Economic Pressure on Germany", aus dem hervorgeht, daß man sich über die Wirksamkeit des wirtschaftlichen Drucks auf Deutschland doch anfängt, einigen Zweifeln hinzugeben. „Soviel auch über die Ungesundheit der deutschen Methode, den Krieg zu finanzieren, geredet worden ist," so beginnt der „Guardian" seinen Artikel, „so schwierig ist es, sich einer gewissen Verstimmung darüber zu enthalten, daß noch gar keine Zeichen für den Zusammenbruch des Systems zu merken sind. Es scheint, daß unsere Hoffnungen im Beginn des Krieges zu hoch gespannt waren. Ebenso wie man in militärischer Beziehung hoffte, daß die russische Dampfwalze, sobald die ersten paar Monate glücklich überstanden waren, alles unter sich zermalmen

Digitized by Google

würde, so wurde auch die Nation ermutigt zu glauben, daß die Ueberlegenheit der britischen Finanzmacht sich in kurzem als überwältigend behaupten würde. Weder die eine noch die andere Erwartung hat sich bisher recht erfüllt." Es folgen dann einige schwache Tröstungsversuche, auf die es dann aber in der Zeitung selbst heißt: das mag alles ganz gut sein, aber wo bleibt der Vorteil für uns, wenn Deutschland mit Zwangsanleihen (!!) und Disagio nichts destoweniger imstande ist, seine Kriegsausgaben erfolgreich zu finanzieren. „Deutschland ist ein viel mehr sich selbst genügendes Land als Großbritannien —, daher kann es sich auch eine Finanzpolitik leisten, bei der England zusammenbrechen müßte." Man vertröstet die öffentliche Meinung, daß sich die deutsche Schwäche mit der Zeit schon offenbaren werde, aber: „man muß zugeben, daß es wenige Anzeichen für eine bevorstehende Katastrophe gibt. . . . Wenn wir auf die Zeit allein warten müßten, so würden wir wahrscheinlich länger zu warten haben, als der größte Pessimist es sich denkt." Der „Guardian" verweist dann halb zweifelnd, halb hoffend auf die zu erwartende Wirkung der Blockade, meint, daß die Unbequemlichkeiten, die sie Deutschland verursacht, noch schärfer werden würden als zurzeit, aber schließt dann selbst mit dem nichts weniger als optimistischen Satz: wir fürchten, es ist unwahrscheinlich, daß wir innerhalb einer praktisch in Betracht kommenden Frist den deutschen Handel (gemeint ist das gesamte Wirtschaftsleben) erdrosseln oder die Maschinerie, durch welche er getrieben wird, zum Zusammenbruch bringen können.

Das sind erfreuliche Töne für uns. Recht verstanden, verfolgen sie kaum einen anderen Zweck, als der öffentlichen Meinung in England zuzurufen: Mäßigt eure Hoffnungen auf das Kriegsziel und werdet beizeiten etwas vorsichtig in euren Ideen über die Friedensbedingungen!

Wir in Deutschland sollten es uns aber in der Tat sehr überlegen, ob es zweckmäßig ist, jetzt schon die bisherige Haltung aufzugeben, nach der unsere Gegner nicht imstande sind, sich ein Bild von unseren Kriegszielen und Friedensbedingungen zu machen. Wir sind durchaus dafür, die Diskussion freizugeben, sobald der Charakter der militärischen Lage deutlicher wird, was ja nicht mehr lange dauern kann. Bis dahin aber liegt die Gefahr vor, daß wir auch unsere Gegner in den Stand setzen, manchen hübschen Brocken bei uns aufzupicken.

Richard May / Steuerpolitik im Kriege

Der Krieg bringt dem Reich, den Bundesstaaten, Provinzen und Gemeinden eine ungeheure Steigerung der Ausgaben und eine schwere Minderung der Einnahmen. Ersparnisse können nur in geringem Maße gemacht werden, da Arbeitslosigkeit verhütet werden soll. Wie decken wir den Fehlbetrag? Wir zehren die Ueberschüsse und stillen Reserven früherer Jahre auf, was im Verhältnis zu den großen Ausgaben nicht viel bedeuten will. Im übrigen drucken wir Geld, das bedeutet: wir schieben die Last auf die Zukunft; denn die Anleihen, Reichskassenscheine, Darlehnskassenscheine und die an Stelle des eingezogenen Goldes ausgegebenen neuen Reichsbanknoten müssen einmal aus dem Verkehr gezogen und eingelöst werden. Um das zu können, besitzen wir zwei Anweisungen. Die eine lautet auf den besiegten oder zu besiegenden Feind. Wieweit sie ausreicht, hängt von dem Erfolge unserer Waffen, unserer wirtschaftlichen Kriegsführung und unserer Diplomaten, von der Leistungsfähigkeit der Besiegten und von der Frage ab, wieweit die Kriegsentschädigung bar und in sofort rentierenden Werten bezahlt wird oder nicht. Die andere Anweisung lautet auf unsere eigene Zukunft. Mit Recht: wir kämpfen nicht für den Augenblick, sondern für die Zukunft Deutschlands, deshalb ist es gerecht, daß die Steuerzahler künftiger, reicherer Jahre die Schulden des Kriegsjahres abzahlen.

So wird sich nach dem Kriege die Steuerfrage erheben. Aber schon während des Krieges werden wir schwerlich ohne höhere oder neue Steuern auskommen. Wenn außer dem Reich auch alle Bundesstaaten, Provinzen und Gemeinden ihren augenblicklichen Geldbedarf auf dem Anleihemarkte decken wollten, so würden sie sich gegenseitig den Erfolg ihrer Anleihen abschneiden und Deutschlands finanzielle Geltung herabsetzen. Schon geht in Bundesstaaten und Städten der Gedanke an neue Anleihen um. Es dürfte nötig sein, daß eine Verständigung zwischen dem Reich, den Bundesstaaten und Gemeinden über das Maß der Anleihen erfolgt. Die Deckung eines Teiles des Geldbedarfs durch Steuern dürfte unvermeidlich sein. Steuererhöhungen sind daher bereits an verschiedenen Stellen ins Auge gefaßt; offizielle Anträge liegen z. B. im Staat Hamburg, in der Stadtgemeinde Charlottenburg vor. Wenn sie auch nicht den ganzen Geldbedarf decken wollen, so wollen sie doch die Mindereinnahmen, welche die Steuern infolge der durch den Krieg gesunkenen Steuerkraft ergeben, durch Erhöhung der Steuersätze ausgleichen.

Der Steuerzahler sieht die Notwendigkeit ein, aber er sieht sie nicht ohne Sorge. Sein Einkommen ist gesunken, seine Verpflichtungen sind geblieben. Die Preise des Unterhalts steigen, von allen Seiten heischt man Beiträge, Liebesgaben, Unterstützungen von ihm und rät ihm, Verbrauchseinschränkungen zu unterlassen aus Rücksicht auf die Lieferanten und Arbeiter. Woher soll er das Geld für höhere Steuern nehmen?

Aus diesem Hin und Her gibt es meines Erachtens einen richtunggebenden Gesichtspunkt. Die Steuererhöhung muß vorzugsweise diejenigen Einkommen treffen, welche aus dem Kriege Nutzen ziehen. In jedem Kriege werden große Vermögen verdient. Die heute bestehenden großen Vermögen gehen in erheblicher Zahl auf Kriegslieferungen früherer Jahrhunderte zurück. Auch im verflossenen Kriegshalbjahr haben manche mehr verdient, als sie sonst in vielen Jahren einnehmen. Es ist billig, daß der Staat seinen Anteil an solchen Gewinnen dieses Kriegsjahres nimmt. Mit Maßen natürlich. Er darf nicht durch zu hohe Steuern den Unternehmungsgeist erdrosseln, der den Bedarf der Allgemeinheit deckt und Lieferanten und Angestellte beschäftigt. Wohl aber ist es am Platze, daß der Erfolgreiche von dem Gewinn, den der Krieg ihm zuführt, einen höheren Prozentsatz an Steuern zahlt, als der durch den Krieg Geschädigte von seinem Einkommen zahlen muß. Wer jetzt in seinem Einkommen steigt und daher im Kriege besser leben kann als zuvor, dessen Wirtschaft kann eine höhere Steuerabgabe tragen, als das gleiche Einkommen desjenigen, der vor dem Kriege mehr verdient hat und infolge des Rückganges Mühe hat, seinen früher eingegangenen Verpflichtungen gerecht zu werden. Wem die allgemeine Not die Mühle treibt, der soll auch mehr zur Steuer der allgemeinen Not beitragen.

Aber es ist nicht einmal richtig, daß der wirtschaftliche Nutzen des Kriegsjahres nur Lohn wirtschaftlicher Tüchtigkeit

Digitized by Google

ist. Wer vielbegehrte Rohstoffe, z. B. Metalle oder Wolle liegen hatte, konnte, ohne eine Hand zu rühren, beobachten, wie sein Vermögen sich steigerte. Diesen Wertzuwachs muß die Steuer des Kriegsjahres wenigstens zu einem Teile treffen. Diese Besteuerung der Kriegsgewinne halte ich nicht nur für eine finanzielle Frage, sondern für eine der wichtigsten wirtschaftspolitischen Maßnahmen des Krieges. Manche Kreise des Publikums sind unglücklich über die Wuchergewinne der Kriegs- und Lebensmittelbedarfslieferanten und rufen immer wieder nach Höchstpreisen und Beschlagnahmen. Aus guten Gründen sind die Militär- und Zivilbehörden nur langsam und in eingeschränktem Maße mit Höchstpreisen vorgegangen, weil sie den Unternehmungsgeist nicht unterbinden wollten, der die uns fehlenden Bedarfsgegenstände schaffen soll. Für das Reich ist die Frage viel wichtiger: Wie bekommen wir möglichst viele Stoffe? als: Wieviel bezahlen wir dafür? Im Gegenteil, hohe Preise haben den Vorteil, daß der Verbrauch sich einschränkt. Natürlich hat das seine Grenzen, namentlich bei Lebensmitteln sind im Interesse der unbemittelten Verbraucher vernünftige Höchstpreise geboten. Im übrigen aber wird es praktischer und gerechter sein, den Unternehmern den in der ungehemmten Preisbildung liegenden Gewinnanreiz zu lassen und den Ausgleich durch angemessene Besteuerung der Kriegsgewinne zu schaffen. Das ist deswegen gerechter, weil in vielen Betrieben hohe Gewinne, die auf dem einen Artikel ruhen, durch hohe Verluste, die auf anderen Artikeln lasten, aufgezehrt werden. Höchstpreise treffen da leicht vorbei, die Besteuerung des Einkommenzuwachses trifft den Saldo.

Ich wende mich nun zu den Fragen der steuertechnischen Durchführung des Vorschlages.

Wer soll die neuen Steuern erheben? In erster Linie das Reich. Der feindliche Angriff gilt dem ganzen Reich. Jeder Teil des Reiches ist daher schuldig, gleichmäßig zu den unmittelbaren und mittelbaren Kosten des Krieges beizutragen, gleichviel, an welchem Punkte sie aufgewendet werden. Die militärischen Kosten zahlt das Reich, die wirtschaftlichen Kosten werden zunächst zum großen Teil von den einzelnen Staaten, Provinzen, Städten und Landgemeinden aufgewandt. Ihr Maß ist sehr verschieden. Ostpreußen kostet mehr als irgendein anderer Teil des Reiches. Die vom Seehandel lebenden Gebiete brauchen mehr Unterstützungen als die Gebiete der schweren Eisenindustrie, des Kohlen- und des Ackerbaues. Diese Beispiele zeigen zugleich, daß ebenso ungleich wie die Lasten auch die Gewinne des Krieges auf die verschiedenen Gebiete des Reiches verteilt sind. Eine gleichmäßige Besteuerung der Kriegsgewinne wird daher am sichersten durch das Reich bewirkt. Ob und welche Ueberweisungen aus den Erträgen dieser Steuer an die einzelnen Staaten, Verbände und Gemeinden erfolgen sollen, läßt sich nicht erörtern. Die Ausgleichung der Kriegslasten der einzelnen Staaten durch das Reich ist eines der schwersten Probleme, welches Deutschlands Einheit nach außen und Vielheit im Innern mit sich bringt. An seine Lösung kann man erst nach dem Kriege gehen. Vorher könnten wohl nur Ueberweisungen durch Vorschuß in Frage kommen.

Wenn das Reich nach der Einkommenszuwachssteuer nicht greift, so wird jeder Bundesstaat und jede Gemeinde sie einführen können. Die Gefahr der Abwanderung der Betroffenen in Nachbarstaaten oder -gemeinden wird nicht zu fürchten sein. Die Abwandernden würden sich der Steuer für die bereits erzielten Gewinne nicht entziehen können. Die Abwanderung würde daher nicht lohnen. Auch werden, wenn ein Staat mit der Zuwachssteuer den Anfang macht, die anderen wohl bald folgen.

Denkbar ist auch die dritte Lösung, daß das Reich die Steuer erhebt und die Einzelstaaten und Gemeinden Zuschläge erheben. Das hängt davon ab, wie hoch die Reichssteuer ist. Jedenfalls dürften solche Zuschläge zur Zuwachssteuer richtiger sein als die oben erwähnten Hamburger und Charlottenburger Anträge auf Erhöhung der Steuersätze.

Die Grundlagen für die Ermittlung des Einkommenszuwachses im Jahre 1914 sind bereits vorhanden. Jeder Einzelstaat hat auf Grund seines Einkommensteuergesetzes Anfang 1914 die Einkommen des Jahres 1913 festgestellt. Diese Feststellungen sind, soweit sie natürliche Personen betreffen, schon einmal der Erhebung einer Reichssteuer, nämlich des Wehrbeitrags, zugrunde gelegt worden. Man braucht sie nur mit den Anfang 1915 erfolgten Eintommensfeststellungen zu vergleichen, um den Einkommenszuwachs des Jahres 1914 zu ermitteln. Ebenso wird man im nächsten Jahre den Einkommenszuwachs des Jahres 1915 feststellen. Es bedarf also nur noch der Festsetzung der Steuersätze; sie werden progressiv ansteigen und hoch genug sein müssen, um einen großen Teil der Kriegskosten zu decken, und nicht zu hoch, um nicht den Unternehmungsgeist um seinen Lohn zu bringen.

Hier aber erhebt sich die Frage: Ist jeder Einkommenszuwachs des Kriegsjahres zu besteuern, oder soll in jedem einzelnen Falle geprüft werden, ob der Einkommenszuwachs durch den Krieg verursacht ist? Gewiß steht manche Einkommenssteigerung außer allem Zusammenhang mit dem Kriege. Gewinne, die monatelang vor dem Kriege gemacht sind, Wegfall von Lasten, Lotteriegewinne sind klare Fälle. Geschäfte, die im Vorjahre noch in der Bauzeit waren, deshalb nur Spesen machten und erst im Kriegsjahr bestimmungsgemäß sich zu rentieren begannen, sind theoretisch ebenso klare Fälle. Hier beginnen aber schon die kaum lösbaren praktischen Schwierigkeiten. Die Kriegsgewinne fließen durch unzählige Kanäle von Hand zu Hand. Der Kriegslieferant verbraucht einen Teil seines Gewinnes für seinen Privatbedarf und erhöht dadurch das Einkommen seiner Privatlieferanten. Diese Zusammenhänge lassen sich nicht nachprüfen. Man wird daher, wenn man der Steuerbehörde nicht eine unlösbare Arbeit aufbürden will, jeden Einkommenszuwachs des Kriegsjahres mit der neuen Steuer belasten müssen. Vielleicht ließe sich daran denken, eine Ausnahme einzuschalten für den Fall, daß der Steuerpflichtige nachweist, daß der Einkommenszuwachs außer allem Zusammenhang mit dem Kriege steht. Will man das, so müßte man diese Ausnahmebestimmung möglichst eng und präzis fassen. Ich möchte mich aber gegen jede Ausnahme aussprechen; denn sie führt zu Ungerechtigkeiten. Der Beamte, dessen Gehalt mit seiner Anciennität gestiegen ist, kann den Nachweis leicht erbringen und die Ausnahme für sich beanspruchen. Der Gewerbetreibende, dessen Geschäft im Aufblühen war und ist, kann den Nachweis nicht erbringen. Ich halte es für keine Ungerechtigkeit, wenn man nicht nur die Kriegsgewinne, sondern jeden Einkommenszuwachs des Kriegsjahres versteuert. Wer im Kriegsjahre mehr verdient als zuvor, mag in diesem Jahre, in dem die meisten sich Einschränkungen auferlegen müssen, seinen Verbrauch mäßiger steigern. Allenfalls wird m. E. eine Bestimmung genügen, die den Steuerbehörden in Fällen besonderer Unbilligkeit der Steuer einen Erlaß oder eine Herabsetzung gestattet. Eine Analogie für eine solche Bestimmung findet man in § 20 des Preußischen Einkommensteuergesetzes.

Digitized by Google

Eine Schwierigkeit entsteht aber dadurch, daß nach mir bekannten einzelstaatlichen Steuergesetzen (ich nenne das preußische und das hamburgische) die Handelsbücher führenden Gewerbetreibenden nicht das Einkommen des letzten Jahres, sondern das durchschnittliche Jahreseinkommen der letzten drei Jahre versteuern. Infolgedessen tritt in ihren Steuererklärungen in diesem Jahre nur ein Drittel der bisher erzielten Kriegsgewinne in die Erscheinung.

Diese Schwierigkeit kann man auf verschiedene Weise lösen. Am einfachsten ist es wohl, die Einkommenszuwachssteuer noch bis zum dritten Jahre nach dem Kriege zu erheben, bis also auch nach der Durchschnittsberechnung drei Drittel der Kriegsgewinne von der Steuer erfaßt sind.

Nicht richtig wäre der Einwand, daß die Reichsbesitzsteuer den Vermögenszuwachs trifft, der doch aus dem kapitalisierten Einkommenszuwachs besteht. Ein großer Teil des Einkommenszuwachses wird in der dreijährigen Erhebungsfrist der Besitzsteuer verbraucht und nicht kapitalisiert. Ueberdies unterliegt ein Vermögen unter 20 000 M. und ein Zuwachs unter 10 000 M. der Besitzsteuer nicht.

Steuervorschläge pflegen die Billigung der Nichtbetroffenen und den Widerspruch der Betroffenen zu ernten. Ich glaube aber, daß der größte Teil der Betroffenen die Einkommenszuwachssteuer der weiteren Festsetzung von Höchstpreisen vorziehen wird, die sonst leicht die Folge der hohen Gewinne der Kriegslieferanten sein kann. Auch von einer steuerlichen Ueberlastung der hohen Einkommen zugunsten der niedrigen kann man nicht sprechen. Es handelt sich um keine Steigerung der Progression, sondern nur um eine andere Verteilung der Steuerlasten. Von dieser Verteilung haben die hohen Einkommen, wenn sie im Kriegsjahr gesunken sind, denselben Vorteil wie die niedrigen. Man besteuert nicht die hohen, sondern die gestiegenen Einkommen, um nicht die niedrigen, sondern die gesunkenen Einkommen zu entlasten.

Max Seidel / Die Leuchtmittelfrage und Brennstoffversorgung während des Krieges

Infolge der behördlichen Einwirkungen, besonders seitens der preußischen und württembergischen Ministerien, haben sich bis auf wenige Ausnahmen die Preise für Petroleum in den meisten Orten in mäßiger Höhe gehalten, so daß einer Ueberteuerung vorgebeugt ist. Immerhin kann doch die Nachfrage nach diesem Leuchtmittel seitens der kleinen Verbraucher nicht annähernd befriedigt werden. Bisher wurden mehr als 15 kg Petroleum auf den Kopf der Bevölkerung in Deutschland gebraucht, was einer Gesamteinfuhr im Werte von ungefähr 57 Millionen Mark gleichkommt. Die Einschränkung dieses Verbrauchs um ein Drittel oder gar die Hälfte des früheren Bedarfs wird um so schwerer empfunden, weil die Verbraucher die arme Bevölkerung sind, denen ein anderes Beleuchtungsmittel oft nicht zur Verfügung steht. Besonders ungünstig wirkt der Erdölmangel auf die in der Heimarbeit Beschäftigten ein, die bei früh einsetzender Dunkelheit nicht imstande sind, sich wie bisher ihren Lebensunterhalt mit der Arbeit zu verdienen. Daher haben Arbeitgeber erwogen, ihre Heimarbeiterinnen zu entlassen, weil ihre Arbeitsleistungen zu sehr beschränkt sind.

Dieser Wechselwirkung von Petroleumnot und Arbeitslosigkeit, die die Finanzen der Städte stark belastet, hat man auf verschiedene Weise zu begegnen versucht; namentlich aber dadurch, daß man die Petroleumverkaufsstellen angewiesen hat, an Heimarbeiter, die einen Nachweis von ihrem Arbeitgeber beibringen, vorzugsweise größere Mengen von Erdöl abzugeben. Dieser beispielsweise in Breslau beschrittene Weg erscheint aber recht umständlich, um so mehr, als die Ausstellung der Nachweise wegen der auf ihnen erforderlichen amtlichen Bescheinigung Weitläufigkeiten verursacht. Auch der Versuch, welcher in Halle gemacht ist, wo man den Frauen für die Nachmittage geheizte und erleuchtete Lokale, meist Schulräume, zur Vollendung ihrer Arbeit zur Verfügung gestellt hat, hat sich nicht bewährt, weil das Material und die angefangene Arbeit nicht ohne weiteres jederzeit herumgetragen werden konnte.

Die einzige Art der Lösung der Leuchtmittelfrage bleibt die Beschaffung eines Ersatzes für die gerade in ärmeren Familien beliebte Petroleumlampe. Als solcher kann nur eine Beleuchtungsart in Frage kommen, die vor allem billig ist. Unter Berücksichtigung dieser Forderung scheidet die Einführung des elektrischen Lichtes überall aus, ausgenommen in den wenigen Fällen, wo durch Ueberlandzentralen das Land billig gespeist werden kann. Für die meisten Häuslichkeiten bleibt als Lichtquelle Gas- oder Spiritusglühlicht übrig; in ganz kleinen Gemeinden, in denen es kein Gaswerk gibt, fällt auch die Verwendung von Gas fort, so daß für die vor allem die vorhandenen Petroleumvorräte verfügbar gemacht werden müßten.

Beim Vergleich zwischen Gas- und Spiritusglühlicht wird dem Gas sowohl von dem Gesichtspunkt des Verbrauches als auch vom allgemeinen volkswirtschaftlichen Standpunkte der Vorzug gegeben werden müssen. Es ist billiger, weil das Spirituslicht nicht unbedeutende Umänderungskosten verursacht (für eine Lampe 5,75 bis 7,50 M.), je nach der Größe des Brenners, und es ist bequemer im Anzünden, dazu fällt das Reinigen der Lampen ganz fort. Während außerdem Sparsamkeit im Verbrauch von Spiritus wegen des Mangels an Korn und Kartoffeln unbedingt jetzt nötig ist, hat der vermehrte Gasverbrauch bedeutende Vorteile durch die Nebenprodukte der Gasfabrikation. Viele Städte haben schon in Friedenszeiten durch lebhafte Propaganda den Gasverbrauch zu steigern gewußt, und die Abnehmer an Gas als Heiz- und Kochmittel systematisch gewöhnt. Mit Recht bemerkt die von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt herausgegebene „Korrespondenz für Kriegswohlfahrtspflege" (Nr. 2, 1914, S. 17), daß, was früher durch Reklame erstrebt werden mußte, heute die Petroleumnot bewirkt. Die Verbraucher sind darauf angewiesen, einen Ersatz für die Petroleumlampe oder den dürftigen Notbehelf der Stearinkerze zu suchen, und sie werden deshalb jedes Entgegenkommen der Städte nur zu gern in Anspruch nehmen. Freilich dürfen die Gaswerke in diesem Augenblick nicht die geschäftliche Seite in den Vordergrund stellen. Es wird darauf ankommen, daß sie die Anlagen überall auf eigene Kosten übernehmen und alle einengenden Vorschriften fallen lassen.

Dazu gehört besonders, daß die Kaution für das Aufstellen des Gasmessers fortfällt, die leider jetzt selbst noch bei Gemeinden mit modern entwickelter Verwaltung besteht, und daß kein Höchstsatz für den Gasverbrauch festgesetzt wird. Wichtig ist ferner ein billiger Preis auch für das Automatengas und die Installierung von 30- bis 50kerzigen Invertbrennern, um den Gasverbrauch zu vermindern. Diesen Grundsätzen haben zahlreiche mittlere und kleinere Städte entsprochen. Sie sind durch Aufstellung günstigerer Bedingungen und billiger Tarife in der Lage gewesen, den Gasverbrauch zu steigern.

Um der bei dem Mittelstande noch immer bestehenden irrtümlichen Anschauung, daß Petroleum billiger im Verbrauch sei als Gas, zu begegnen, hat, wie hierbei bemerkt werden soll, Köln Unterricht an Gaskochheerden durch eine Haushaltlehrerin an Frauen und Haushaltungsschülerinnen mit gutem Erfolge erteilen lassen, und dabei den Nachweis der Billigkeit des Kochgases gegenüber anderem Heizmaterial geführt.

Charlottenburg läßt Veränderungen und Neuanlagen mit einem Nachlaß von 33⅓ Prozent der tarifmäßigen Kosten ausführen und stundet die Installationskosten bis zu zwei Jahren nach Beendigung des Krieges, gestattet sogar dann noch Ratenzahlungen. Den Verbrauchern werden Kochplatten, Gasglühlichtbrenner u. a. kostenlos geliefert, in anderen Städten erfolgt sogar die unentgeltliche Abgabe von Beleuchtungskörpern, Gasplätten usw. In Allenstein sollen in allen Wohnungen bis zu vier Zimmern Anschlußleitungen kostenlos gelegt werden. Dafür müssen die Ab-

Digitized by Google

nehmer Gas oder Elektrizität durch Automaten beziehen, was den Preis um 10 Prozent verteuert. Außerdem muß die Leitung zehn Jahre lang in der Wohnung bleiben.

Um dem Mangel an Gasmessern wirksam entgegenzutreten, gestattet die Stadt Stargard i. P., daß an jede Kochgaskonsumstelle bis zu drei Leuchtflammen in Wohnzimmern, Geschäftsräumen, Werkstätten usw. angeschlossen werden, gegen ein Aufgeld von monatlich 30 Pf. für jede angeschlossene Flamme. Außerdem steht es der Gasanstaltsverwaltung frei, auf ihre Kosten in vorhandenen Anlagen den Zusammenschluß von Leucht- und Kochanlagen zu diesen Bestimmungen bewirken zu lassen, wodurch ohne Zweifel die beabsichtigte Wirkung erzielt wird, ohne daß eine starke Belastung der Gaswerke eintreten dürfte.

In Wittenberge hat man zur Verbreitung der Gasautomaten die ganzen Anlagen bis zum Betrag von 100 M. kostenlos gestellt, die im Mittel 77,56 M. betragen haben. Zuleitungen und Steigeleitungen werden aus laufenden Mitteln bestritten und als Zugang zum Rohrnetz verbucht. Die Kosten für die Automatenanlagen sind aus Anleihemitteln gedeckt, mit 4 Prozent verzinst und mit 5 Prozent getilgt. Bei einem Automatenpreis von 18 Pf. gegenüber dem Einheitspreis von 15 Pf. hat der Nutzen im Jahresdurchschnitt des Verbrauchs 8850 M. betragen, der zur Verzinsung und Tilgung fast ausgereicht hat. Der tatsächliche Ueberschuß durch den Mehrverbrauch des Gases war weit größer, da der Selbstkostenpreis des Gases einschließlich Verzinsung und Tilgung nur 8,66 Pf. beträgt. Ueber ähnliche Erfolge berichtet Barmen, das den Münzgaspreis mit 16 Pf. berechnet, und bei der Einrichtung gleichfalls die Ausführungsarbeiten für Zu- und Steigeleitung übernimmt und Kocher, ein bis zwei Beleuchtungskörper mit höchstens fünf Flammen und Münzgasmesser unentgeltlich überläßt.

Daher wird das Legen von Gasleitungen überall empfohlen werden können. In diesem Falle werden sogar die durch die Kriegswohlfahrtspflege notwendigen Maßnahmen zu einer guten Kapitalsanlage für die Gemeinden. Einige Städte, wie Bochum, haben auch bereits bedeutende Kredite zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellt, andere haben erleichterte Bedingungen für ihre Abnehmer geschaffen, um den Kreis der Verbraucher zu vergrößern. So hat Berlin die Forderung der Kautionsstellung beseitigt, den Preis des Automatengases auf den des anderen Gases ermäßigt — es gibt statt bisher 675 Liter 750 Liter für 10 Pf. — und gestattet auch bei eigenem Leucht- und Kochapparat den groschenweisen Bezug von Gas. Um den Gasverbrauch zu Heizzwecken zu haben, gewährt es einen Rabatt von 20 Prozent auf Heizgas. Wesentliche Erleichterungen hat auch Charlottenburg gewährt. Allerdings wird die Ausführung der Arbeiten augenblicklich sich nicht immer leicht abwickeln. Die starke Nachfrage nach Automaten kann durch die Fabriken vielfach nicht befriedigt werden, und der Mangel an Installateuren trägt gleichfalls dazu bei, das Anlegen zu verlangsamen und auch zu verteuern. — Um den Uebelständen abzuhelfen, ist Speyer mit privaten Installateuren in Verhandlung getreten, und hat ihnen unter gewissen Bedingungen die Ausführung der Arbeiten überlassen. Dieses Verfahren hat sich dort bewährt.

Auch die Versorgung mit Brennstoff ist eine Aufgabe der Gemeinden geworden, da die vom Reiche und den Gemeinden gezahlten monatlichen Unterstützungen im allgemeinen allenfalls wohl zur Bestreitung der Lebensunterhaltung, nicht aber zur Beschaffung des im Winter nötigen Brennmaterials ausreichen.

Die Höhe des Brennstoffbedarfs berechnet die Stadt Fürth für ihre Armen bei einer Familie bis zu vier Köpfen für 1—2 Räume mit mindestens 10 Zentnern, bei 5—8 Köpfen und 2—3 Räumen mit mindestens 15 Zentnern Brennstoff. Stellt man den Wert des Zentners Brennstoff im Durchschnitt von Koks, Briketts und Kohle mit einer Mark ein, so ergibt sich eine Ausgabe von 10—15 M. für die Familie in dem fünf Monate langen Winter. Fürth mit 2700 Kriegsunterstützten und 2400 Arbeitslosen, zusammen 5100 Unterstützungsbedürftigen, stellt den Gebrauch auf 51 000—76 500 Zentner ein, d. h. den Gesamtaufwand auf 51 000—76 500 M. Diese Schätzungen werden je nach dem Klima der Gemeinde und der Verwendbarkeit des Koks in den ortsüblichen Oefen und Maschinen Abweichungen erfahren und wohl überall für Mittel- und Ostdeutschland als zu gering angesehen werden. Sie werden aber, wie die genannt Korrespondenz zutreffend bemerkt, eine Grundlage für die Aufwendungen in Brennstoffen geben.

Von großer Bedeutung ist, daß die Gemeinden den Brennstoffbedarf entsprechend regeln. Voraussetzung hierfür ist natürlich, daß im Lande keine Kohlennot entsteht. Vorsorge hierfür ist dadurch getroffen, daß mit Genehmigung der Behörden auf den Zechen Ueberschichten eingelegt werden, so kürzlich in den Gebieten des Ruhrbergbaues ein bis zwei Ueberschichten wöchentlich. Auch die frühzeitige Besetzung des Kohlengebietes von Briey in Frankreich und in Russisch-Polen von Bendzin, das an unser oberschlesisches Kohlenrevier angrenzt, kommt uns sehr zustatten.

Ein Teil des Verbrauches wird durch Koksbestände der Gasanstalten gedeckt werden können. Der Rest muß durch direkte Ankäufe beschafft, aber der Preis muß durch Abmachungen mit Großhändlern sichergestellt werden. Letzteres ist in Trier geschehen. In den meisten Gemeinden sind Ankäufe in Heizkohlen und Briketts direkt von der Grube oder bei Großhändlern vorgenommen worden, oder man hat Abschlüsse auf spätere Lieferung gemacht. Die Beschaffung des Brennmaterials war meist mit geringeren Schwierigkeiten verknüpft, als die der Lebensmitel, da man sich auf Vorarbeiten aus den Friedensjahren stützen konnte. Nun war jedoch die Frage zu regeln, wie der Brennstoff abgegeben werden sollte, ob er an Händler zum Selbstkostenpreis zuzüglich der Kosten verkauft oder ob er direkt an Arme verschenkt werden sollte.

Die Organisationsverhältnisse des Kohlenhandels geben glücklicherweise den Städten die Möglichkeit, ohne persönliches Risiko einen Einfluß auf die Preisgestaltung auszuüben. So kann beispielsweise zwischen der Stadt und dem Verband der Kohlengroßhändler ein Preisabkommen getroffen werden betreffend Lieferung von Brennmaterial an sämtliche Mitglieder des Verbandes der Kleinhändler, der dann wiederum auf einen bestimmten Verkaufspreis verpflichtet wird.

Verschiedene Wege nach dieser Richtung haben die Städte Wolfenbüttel, Koschmin, Forst, Haspe, Solingen und andere Gemeinden beschritten.

Falls das Brennmaterial nur an Unterstützte abgegeben werden soll, müssen Doppelunterstützungen vermieden werden. Es empfiehlt sich daher, daß die in den meisten Städten vorhandenen Feuerungsvereine, welche die Armen mit Brennstoffen versehen und ihre Wirksamkeit meist unabhängig von den städtischen verwalten, in enger Fühlung mit den Gemeinden zusammenarbeiten. In München ist dieses Zusammenwirken fest organisiert worden.

Naumann / Mitteleuropäische Literatur

Oesterreichs Finanzen und der Krieg. Von Hofrat Mäsel und Prof. Spiethoff in Prag. Bei Duncker & Humblot. 0,80 M. 36 Seiten.

Ein sehr gutes Heft, die leichteste Art, den österreichischen Staatshaushalt in Uebersicht kennen zu lernen. Leider fehlt der ungarische Haushalt. Oesterreichs Haupteinnahmen sind 1912:

Tabakmonopol	217	Mill. K
Zolleinnahmen	195	„ „
Taxen und Gebühren	188	„ „
Zuckerabgaben	154	„ „
Branntweinabgaben	105	„ „
Einkommensteuer	102	„ „

Ersparnisse können am ersten im Gehalts- und Pensionskonto der Beamten gemacht werden. Was auf diesem Gebiet berichtet wird, ist fast ungeheuerlich. Nach Mitteilungen von Prof. v. Philippowich kostet im preußischen Ministerium des Innern ein Akt 7,5 K, im österreichischen Ministerium des Innern aber 18,6 K, weil dort 80 000 Akten von 35 Juristen und 65 Kanzleibeamten erledigt werden,

Digitized by Google

hier aber 70 000 von 135 Juristen und 250 Kanzleibeamten. Wenn eine Eisenbahn verstaatlicht wird, fängt sie an, in Beamten zu ertrinken. Der Parlamentarismus lebt von kostspieligen Wünschen der Abgeordneten. „Man steht den öffentlichen Mitteln geradezu mit dem Gefühl der Verantwortungslosigkeit gegenüber." Die Erwerbseinkünfte des Staates sind, ebenso wie in Preußen, sehr dadurch geschmälert, daß in den Jahren 1850—75 teils aus Geldnot und teils aus falscher Theorie Staatsbergwerksrechte und Domänen aufgegeben und verkauft wurden. Das Tabaksmonopol ist vorbildlich in Arbeit und Wirkung. Es ist falsch, daß die Post billigeres Porto hat als in Deutschland. Der Schluß der Arbeit ist eine warme Empfehlung einer möglichst innigen Wirtschaftsgemeinschaft mit dem Deutschen Reich.

Zarismus, Panslavismus, Krieg! Von Richard Charmatz. Anzengruber Verlag Brüder Suschitzky, Wien und Leipzig. 56 Seiten.

Unseren Lesern ist Richard Charmatz kein Fremder, und manche Arbeit von ihm hat in Deutschland ein besseres Verständnis der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie geweckt. Was hier vorliegt, sind gesammelte Aufsätze, die aus einer geschichtlichen Grundauffassung herausfließen. Charmatz hat immer einen österreichischen Staatsoptimismus vertreten, den Glauben an die Notwendigkeit der übernationalen Donaumonarchie. Jetzt im Krieg findet er eine Bestätigung seiner Zuversichtlichkeit, denn der von ihm geglaubte Staat existiert wirklich. Wie aber soll dieser Staat zu einem lebensvollen Staatsgedanken gelangen? Ist er nur deshalb nötig, weil man nichts Besseres an seine Stelle setzen kann? Das würde zu wenig sein, um Todesopfer aller Nationalitäten zu fordern. Oesterreich-Ungarn ist oder soll werden der Hort der Freiheit der mittel- und südeuropäischen Kleinvölker, die für sich nicht imstande sind, eigene souveräne Weltpolitik zu treiben. Auch Rußland ist kein Nationalstaat, sondern eine Anhäufung von Nationalitätsstücken, der Unterschied ist aber der, daß Rußland despotisch, panslavistisch die Unterschiede erdrückt, während Oesterreich das Land der Geduld ist, die vieles erträgt, um vielen gerecht zu werden. Den österreichischen Slawen und den Balkanvölkern wird gezeigt, daß für sie Wien unvergleichlich viel besser ist als Petersburg. Wer sich in die südöstlichen Grenzprobleme vertiefen will, findet hier vielerlei Anregung. Charmatz hat gute Geschichtskenntnisse auf einem Gebiet, von dem wir nur wenig zu wissen pflegen, das aber täglich wichtiger wird. Rußlands listige und gewalttätige Politik wird mit treffenden Beispielen beleuchtet, und das habsburgische Verdienst um die Bewahrung der Zwischenvölker erhebt sich aus der Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte. Es ist Friedjungs Geist in leicht lesbarer Art anschaulich vorgetragen.

Der mitteleuropäische Wirtschaftsblock und das Schicksal Belgiens. Von Dr. H. J. Losch in Stuttgart. Bei S. Hirzel, Leipzig. 43 Seiten.

Uns interessiert hier weniger das, was Losch über Belgien sagt, und wir wenden uns seinen mitteleuropäischen Wirtschaftsgedanken zu. Sie knüpfen an Fr. List an, der als Prophet des jetzt kommenden Mitteleuropa erscheint. „Das deutsche Zentraleuropa wird das Denkmal Friedrich Lists sein." Die alten süddeutschen Demokraten mit ihrer großdeutschen Oesterreicherfreundschaft ahnen für sich wieder etwas Morgenluft, oder, anders ausgesprochen: der kleindeutsche Bismarckische Staat ist nicht das Ende aller Dinge. Es entstehen „Wirtschaftsnationen". Zwischen den nationalen Kapitalismus und den Weltkapitalismus tritt der Weltmächtekapitalismus, das wirtschaftliche Imperium. Deutschland allein ist nicht mehr groß genug. Es muß die Wirtschaftskombination Deutsches Reich-Oesterreich-Ungarn hergestellt werden, ein neuer Zollverein, an dessen Aufrichtung auch die arbeitenden Massen sich beteiligen werden, was beim alten Zollverein nicht der Fall war. Der Wirtschaftsverband Mitteleuropa ist gleichbedeutend als Käufer wie als Verkäufer. Frankreich ist für uns nicht notwendig, eher liegt es umgekehrt. Alles das wird kräftig dargestellt mit besonderer Hervorhebung schwäbischen Anteils an der wirtschaftlichen Erkenntnis.

Ein Wirtschafts- und Zollverband zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Von Prof. v. Philippovich. Bei Hirzel in Leipzig. 59 Seiten.

Der große Kenner der mitteleuropäischen Handelspolitik und alte Vorkämpfer der Zollunion faßt hier sein Wissen auf knapp 60 Seiten zusammen, was den Ausführungen etwas Gedrungenes und für weniger erfahrene Leser Schwieriges gibt. Inhaltlich findet sich hier fast alles, was zum mitteleuropäischen Wirtschaftsproblem gehört. Die erste Hälfte ist geschichtlich. In ihrer Mitte steht der österreichische Handelsminister Bruck, der von 1848 den größeren Wirtschaftsstaat, den Fr. List theoretisch vorgeahnt hat, in feste Formen zu bringen suchte. Die deutschen Historiker der Bismarckischen Periode, besonders Treitschke und Sybel, sind diesem weitblickenden Manne nie gerecht geworden. Da die Geschichte des preußischen Zollvereins von ihnen wesentlich als Vorgeschichte des Deutschen Reiches betrachtet wurde, übersahen sie die Opfer, die ganz Mitteleuropa brachte. Die Wirtschaftseinheit von Hamburg bis Triest und darüber hinaus wäre damals erreichbar gewesen, wenn die politische Herrschaftsfrage ohne den Krieg von 1866 hätte gelöst werden können. Das stets schutzzöllnerisch gesinnte Oesterreich, welches von 1850 bis 1867 mit Ungarn in voller zentralistischer Gemeinschaft lebte, war bereit, den Umkreis seines Wirtschaftsgebietes zu vergrößern, es machte viele Versuche, den deutschen Norden an sich heranzuziehen, der preußische Norden aber fühlte dabei weniger den richtigen Wirtschaftsgedanken, als die politische Unterordnung. Bismarck war der Hinderer des Zusammenwachsens. Diese Darstellung ist sehr lehrreich für uns, die wir mit anderen Gesichtspunkten und Beurteilungen aufgezogen wurden. Wir müssen die alten Fragen etwa dort aufgreifen, wo sie 1860 liegen gelassen wurden.

Mit kurzen Strichen und statistischen Angaben zeichnet v. Philippovich die Umwandlung Oesterreichs (weniger Ungarns) in Richtung auf Industrialisierung. Die Vorstellung, als habe Oesterreich keine kapitalistisch-technischen Eigenschaften, ist falsch. Der Uebergang vom Agrarland zum Agrarindustriestaat ist in Oesterreich vollzogen. Trotz Hinderung durch Steuergesetze und Eisenbahntarife steigt das gewerbliche Oesterreich im gleichen Prozentverhältnis wie das gewerbliche Deutschland. Diese Entwicklung wurde aber von den österreichischen Unterhändlern des jetzt geltenden Handelsvertrages von 1906 nicht erkannt. Sie verhandelten einseitig agrarisch und schädigten damit die Industrie, ohne es aufhalten zu können, daß Oesterreich in seiner Ernährung vom Ausland abhängig wurde (sogar mit Einschluß Ungarns). Es traten Rückgänge der Ausfuhr ein. Leider stimmen die deutsche und die österreichisch-ungarische Statistik in der Art der Angaben nicht überein, so daß gewisse Unklarheiten bleiben.

Eine Zollvereinigung würde eine Anzahl von Zwischenzöllen enthalten müssen, wenn nicht einzelne Industrien stark gestört und zu Gegnern des ganzen Planes gemacht werden sollen. Eine Umwandlung der Kronenwährung in Markwährung ist erwünscht. Die Einigung in Landwirtschaftszöllen bietet auf bisheriger Grundlage keine besonderen Schwierigkeiten. Eine Ermäßigung der Getreidezölle wird von v. Philippovich als wünschenswert bezeichnet. Bei der Eisenindustrie kann eine Kartellregelung den höheren Zollschutz der österreichisch-ungarischen Werke ersetzen, wobei die schweren Naturbedingungen der österreichisch-ungarischen Eisenindustrien zu berücksichtigen sind. Die deutsche Industrie wird nach dem Krieg mehr Veranlassung als bisher haben, den Oesterreichern entgegenzukommen.

Alles in allem: hier ist auf wenigen Blättern das Wesentlichste zur Zollunion gesagt, maßvoll, sachkundig, grundlegend für alle weiteren Bearbeitungen.

Zur Frage eines Zollbündnisses zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Von Prof. K. Diehl, Freiburg i. B. Bei G. Fischer in Jena. 50 Seiten, leider Antiquadruck.

Der erste Fehler dieser Arbeit ist, daß sie die politische Seite der Sache ganz ausschaltet und sich auf die wirtschaftliche Seite beschränkt. Dabei kann, wie Prof. Diehl selber klar ausführt, nichts herauskommen. Bei jeder engeren Handelsvereinigung zweier Wirtschaftsgebiete sind die möglichen Störungen bisheriger Betriebsweisen handgreiflicher als die Erwartungen zukünftiger Vorteile, auch wenn die letzteren an sich viel größer sind. Der Protest der Aengstlichen ist darum lebhafter als die Agitation der Hoffenden, wenn nicht starke politische Motive mitspielen. Wir würden gar nicht so viel vom Zollverein reden, wenn wir nicht an die politische Notwendigkeit von Mitteleuropa

Digitized by Google

glaubten. Außerdem aber macht das Diehlsche Heft etwas den Eindruck, daß älteres Material von der Gesellschaft österreichischer Volkswirte aus dem Jahre 1900 und vom Verein für Sozialpolitik von 1901 nur notdürftig mit neueren Ziffern ergänzt ist. Zwischen 1900 und 1914 aber liegt für Oesterreich-Ungarn der wichtige Uebergang zur Einfuhr von Agrarprodukten. Dadurch werden alle die Erwägungen hinfällig, als ob durch den Hinzutritt Oesterreich-Ungarns die Wirkungen der bisherigen Agrarzölle für die deutsche Landwirtschaft aufgehoben würden. Was die Industrie anlangt, so gibt hier Diehl selbst zu, daß er zunächst die überwundene Entwickelungsstufe von 1900/02 im Auge hatte. Was inzwischen die österreichischen und teilweise auch die ungarischen Industrien geleistet haben, zeigt aber, daß sie tatsächlich kräftiger sind, als sie sich selbst aus Zollgründen bisweilen hinzustellen lieben. Mit richtig angebrachten Zwischenzöllen kann die Umschaltung der an falschen Orten angesetzten, weltwirtschaftlich nicht haltbaren Industrien in andere Arbeitszweige vor sich gehen, ohne daß dabei Menschen oder Kapitalien zugrunde gehen. Gerade der Krieg beweist uns, wie fabelhaft biegungs- und anpassungsfähig die Industrien sind. Auf beiden Seiten gibt es falsch gelagerte Verarbeitungen. Diese zu verewigen, ist nicht Staatsaufgabe. Oesterreich und Ungarn werden mit erweitertem Markt außerordentlich an Holzverarbeitungen, Mehl- und Spiritusverarbeitungen und an Geschmacksindustrien gewinnen. Mit gewissem Recht macht Diehl darauf aufmerksam, daß in Oesterreich-Ungarn hohe Steuern für Industrie und Aktiengesellschaften bestehen, aber er unterschätzt dabei, wie es oft geschieht, die deutschen Steuerleistungen, da er die Kommunalsteuern nicht berücksichtigt, die in Industriestädten ein Mehrfaches der staatlichen Einkommensteuern zu sein pflegen. Im allgemeinen ist etwa 16 Prozent als deutsche Steuerleistung anzusehen. Im übrigen bewegen sich hier viele Erörterungen in einem verhängnisvollen Zirkel: Oesterreich schützt hoch und besteuert hoch und nimmt mit der fiskalischen Hand, was es mit der handelspolitischen zu geben scheint. Dasselbe gilt von den Eisenbahntarifen. Was die Sozialpolitik anlangt, so enthält sie gleichzeitig Belastung und Förderung der Industrien und folgt mit einer Art von Notwendigkeit dem Entwickelungsstadium der Gewerbe. Das heißt für diesen Fall: Oesterreich und Ungarn werden in dem Maße sozialpolitisch fortschrittlicher, als sich ihr Absatzgebiet und ihre Arbeitsmethoden erweitern. Die österreichische und ungarische Arbeiterschaft muß für Zollverband sein.

Im Schluß seiner Arbeit empfiehlt Diehl mit Berufung auf den früheren ungarischen Ministerpräsidenten Weckerle eine weitere gegenseitige Förderung im Rahmen der Handelsverträge ohne Beeinträchtigung der handelspolitischen Freiheit beider Vertragsteile. Dieser Gedanke hat viele Freunde und ist viel leichter zu verwirklichen, als der weitergehende Gedanke einer Zollunion, sobald beide Staaten sich vom Meistbegünstigungssystem losmachen können. Hier aber liegt das Hindernis. Auch wenn künftig der Artikel 11 des Frankfurter Friedens wegfällt, so ist doch wohl schon heute klar, daß eine spätere Wiederherstellung der notwendigen Handelsbeziehungen zu England nicht ohne Meistbegünstigung möglich ist und daß der für Deutschland und für Oesterreich-Ungarn bestehende alte nordamerikanische Vertrag nach dem Krieg nicht abgeschafft werden kann. Auch andere Meistbegünstigungsverträge sind kaum zu beseitigen. Wollen die beiden mitteleuropäischen Großstaaten sich enger verbinden, so müssen sie dafür eine neue Form wählen. Das ist sicherlich nicht leicht, aber — wir brauchen das Wirtschaftsgebiet Mitteleuropa.

Oesterreich nach dem Kriege. Forderungen eines aktiven österreichischen Politikers. Von Munin. Bei Eugen Diederichs in Jena. 32 Seiten. 60 Pf.

Im Anschluß an eine programmatische Rede des Wiener Reichsratsabgeordneten Iro wird eine einheitliche deutsch-österreichische Volkspartei gefordert, die man wohl als Verschmelzung des deutschen Nationalverbandes mit den Alldeutschen auffassen soll. Der Krieg hat das alldeutsche Programm, welches auf Zertrümmerung des österreichischen Staates hinzielte, umgestoßen, damit aber den nationaldeutschen Elementen die Aufgabe gestellt, sich jetzt in der Umwandlungszeit aller Dinge ihre zukünftigen Rechte im österreichischen Staate festzulegen. Um das zu tun, müssen die südslawischen und galizischen Gebiete von Deutsch-Oesterreich abgetrennt und als Bundesstaaten behandelt werden. Im verkleinerten Oesterreich müssen dann die Deutschen so sicher herrschen, wie die Madjaren in Ungarn. Sie sollen und werden ihre Herrschaft so führen, daß es die österreichischen Slawen nicht bedauern müssen, zu Nutzen der Monarchie in den Krieg gezogen zu sein. Für dieses Deutsch-Oesterreich soll das Deutsche Reich seinen Einfluß einsetzen. Das alles ist in kräftiger, zu Herzen gehender Sprache dargelegt, so warm, daß man es gern glauben möchte. Dabei wird freilich viele reichsdeutsche Leser manches einzelne allzu völkische Wort stoßen, aber darauf kommt es nicht an. Etwas mehr kommt schon in Betracht, daß weder die Südslawen (vorausgesetzt, daß Ungarn Kroatien und seinen Mitbesitz von Bosnien dazu hergibt!) noch die Galizier und Ruthenen (mit oder ohne Kongreßpolen und Podolien) sich finanziell auf eigenen Füßen werden halten können. Deutsch-Oesterreich hat bisher zur allgemeinen Staatserhaltung das meiste beigetragen und wird es auch in Zukunft tun müssen, wenn nicht der ganze Staatsaufbau zerbrechen soll. Ob unter irgendwelchen Bedingungen die Dynastie auf derartige Umgestaltungspläne eingehen wird, können wir nicht beurteilen. Ein reichsdeutsches Eingreifen ist gerade, wenn man „Mitteleuropa“ will, ein sehr gefährliches Experiment, auf das man lieber nicht rechnen sollte. Oesterreich soll seine inneren Angelegenheiten in sich regeln! Nur auf dieser Grundlage ist das Staatenbündnis dauerhaft. So hat Bismarck immer gehandelt, auch wenn es ihm die Deutsch-Oesterreicher verübelt haben. Ohne Zweifel aber trägt der gemeinsame Krieg auch ohne staatsrechtliche Einmischung zur Sicherung der deutschen 12 Millionen und zur Stärkung ihres Einflusses außerordentlich viel bei. Wer von der Schwierigkeit Mitteleuropas einen unmittelbaren lebensvollen Eindruck gewinnen will, lese diese Schrift! In ihr ist etwas von aufbauender Kraft.

Hildebrand / Feldbrief aus Polen

Auf unseren Märschen haben wir wohl einmal eine merkwürdige Grenzscheide gekreuzt: der östliche Teil gehört der Bauweise nach zu Asien, die westlich davon liegenden Orte gehören zu Europa. Dort liegen die Gehöfte reihenweise links und rechts des Baches, die Siedelungen fast unmerklich von einem Dorf ins andere übergehend, immer dem fließenden Wasser entlang, so daß man oft nicht weiß, in welchem Dorf man eigentlich ist. Geht der Bach durch Morast, Sumpf, Ueberschwemmungswiese, so weichen die Gehöfte zu beiden Seiten entsprechend zurück, zuweilen auf 50 bis 100 Schritt Abstand voneinander. Im Westen dagegen ist eine regelrechte Dorfstraße, dicht bei dicht die Gehöfte.

Im Osten liegen auch die auf gleicher Bach- und Straßenseite liegenden Gehöfte in Abständen voneinander, die oft noch durch Ackerbau ausgefüllt sind, also sehr weitläufig. Die gartenähnlichen Anlagen um das Haus herum sind selten eingefriedigt, höchstens ganz lose von Weidengebüsch und Birken umstellt, während in den zur westlichen Kultur gehörigen Orten richtige Nutz- und Ziergärten von der Straße durch niedrigen Staketen- oder Lattenzaun getrennt sind und an den Seiten der Gartenzaun des einen Besitzers zugleich der des Nachbarn ist. Alles enger, gedrängter, aber auch ausgenutzter gegen die zahllosen Oedlandstellen zwischen den Gehöften des Ostens.

Im Westen der Garten und Hof eingezäunt, aber Haus, Scheunen, Stallung darin für sich, im Osten dagegen das Gehöft als solches fast im Viereck, fast quadratisch zusammengebaut. Das Gehöft im Osten ist wie ein Kastell, vorn das Wohnhaus, hinten die Scheune, zu beiden Seiten des engen, ganz mit Mist belegten Hofes, mit Haus und Scheune fest verbunden, Stallung für Pferde, Vieh, Geflügel. Fehlt einmal auf einer Seite die Stallung, dann schließt statt ihrer ein weit

Digitized by Google

übermannshoher, regelrecht überdachter Balkenzaun das Quadrat ab.

Dann weiter: Im Osten ausschließlich Balkenwände, an der Wetterseite gelegentlich noch mit Stroh belegt, dazu ein ungeheuer dickes Roggenstrohdach über Haus, Scheunen, Stall, Abschlußzaun. Dieses Strohdach an der äußeren Gehöftseite ringsum etwa einen Meter weit überstehend, aber die Richtung des Abfalls behaltend, so daß ein Mensch meiner Größe sich gelegentlich etwas bücken muß, um in den auf diese Art gebildeten überdachten Umgang zu kommen. Dieser Umgang selbst gelegentlich hier ein Stück lang, da ein Stück lang durch Strohwand stallartig ausgebaut, als Unterstand oder als Heu- und Strohschober. Auf jeder Seite, mindestens auf dreien des Quadrats, ein Eingang.

Im Westen sind neben Schindel- oder Ziegeldächern auch noch viele Strohdächer, aber längst nicht so dick, längst nicht so weit überhängend. Im Osten die Balkenwand des Gehöfts oft, wohl meistens roh, im Westen mindestens die des Wohnhauses weißlich übertüncht oder gekalkt. Im Osten nur Holzbalkenwände, im Westen, wenigstens in Przylak, fast alle Scheunen aus großen behauenen Bruchsteinen (Granit? Moränen? Findlinge?) mit sorgfältigem Kalkverband.

Auch im Osten fängt jetzt Gartenkultur an, namentlich findet man (im Verhältnis erstaunlich viele) ganz junge Obst- und Beerenobst-Anlagen, zuweilen bis zu einem Morgen groß, daneben gelegentlich ein Dutzend oder anderthalb Bienenstöcke, 2 bis 4 reihenweis nebeneinander. Aber wenig Blumen, fast keine Beete, obgleich an den Fenstern viele Geranientöpfe stehen. Im Westen richtige gepflegte Haus- und Ziergärten.

Aber so scharf und aufdringlich (denn ich habe nicht planmäßig drauf geachtet, bin geradezu mit der Nase drauf gestoßen) der von mir seiner völligen Fremdartigkeit halber asiatisch genannte Typus der östlichen Siedlungsweise ist — man kann doch schon vier verschiedene Perioden der Fortbildung feststellen, die in ihrem Nacheinander eine Auflösung des Typus darstellen, jetzt natürlich noch nebeneinander im Bilde stehen. Im ersten Zeitalter sind die Gehöfte nach außen hin so fest abgeschlossen, daß das Wohnhaus nach der Außenfront hin nicht einmal Fenster hat, nur die schwere Riegeltür in der Mitte, und auf jeder Seite der Gegentür nach dem Hof hinaus 1 bis 2 Fenster. Von diesen Gehöften gibt es nicht mehr sehr viele, aber genug, um erkennen zu lassen, daß das früher die Bauweise gewesen ist. In der zweiten Periode war das Gefühl der Sicherheit gewachsen, man legte auch nach der Wegfront, ausnahmsweise auch mal nach einer Seitenfront hin, Fenster an, natürlich mit fest verriegelbaren Holzläden. So sieht in den verschiedenen von mir gesehenen Dörfern etwa noch ein Viertel bis ein Drittel, gelegentlich fast die Hälfte der Gehöfte aus. In der dritten Periode lockert sich die Geschlossenheit weiter: der Balkenzaun an der etwa nicht bebauten Seite ist nicht mehr überdacht, oder dem Bretterzaun gewichen, oder hat keine Tür mehr in der Wegeöffnung, oder fehlt ganz. Und nachdem man diesen Schritt einmal ohne Schaden getan hat, geht man weiter. Wohnhaus vorne und Scheune hinten und die niedrigeren Stallungen rechts oder links oder zu beiden Seiten (auch für Fuhrwerk und Geräte) rücken etwas mehr auseinander. Man hat ja Platz: gelegentlich macht man noch einmal einen drei Viertel mannshohen Zwischenzaun von diesem zu jenem Gebäude hin, gewissermaßen als Abschluß für einen Gerümpelwinkel oder eine gebüschartige Hecke, oder eine ganz niedrige (kniehohe) Feldsteinfassung etwa auf der Schneesturmseite, aber prinzipiell ist der feste Kastellverband des Gehöfts vollkommen aufgelöst. Das Schlußbild dieser Entwicklungsreihe ist eine weitläufige Offenheit und Zugänglichkeit von allen Seiten, denn man hat ja viel Platz — und es fehlt als deutlich unterscheidendes Merkmal der westlichen Bauweise noch der Gehöft nebst Nutz- und Ziergarten umschließende brusthohe Gartenzaun.

Der Eindruck völligen Zerfließens wird bei dieser aufgelösten Gehöftsanlage etwa in der Hälfte der Fälle gemildert, sei es durch weite Abstände der einzelnen Gehöfte voneinander, die das einzelne immer noch als Einheit für sich erkennen lassen, sei es von der einen oder anderen Seite her durch eine Baumgruppe, die ein Loch zwischen Wohnhaus und Stallung oder Stallung und Scheune ausfüllt. Wo aber diese Gehöfte dichter beieinander liegen, weiß man oft nicht, zu welchem Wohnhaus diese Scheune oder jene Stallung gehören mag, und muß, um das zu erkennen, erst Misthaufen und Fahrspur zu Rate ziehen.

Und nun, wohl seit der Revolution, beginnt sich zwischen den Zeugen der Vergangenheit eine vierte Bauperiode einzurichten, die das alte immer doch noch in sich einheitliche Bild über kurz oder lang gänzlich verwandeln wird: die Periode der Steinbaukästen von der echtesten Gegenbeispielsorte. Vorerst noch sehr vereinzelt, aber voll maßloser Frechheit zwischen den alten Balkenhäusern und Strohdächern: etwa das 50. Haus, etwa der 60. oder 75. Stall ein Ziegelbau, getüncht oder ungetüncht, mit der Jahreszahl „1909“, „1911“, „1913“ über der Haustür oder — inmitten der Anfangsbuchstaben des Eigentümernamens — mit großen blauen Schriftzeichen auf rotem Ziegeldach. Noch wird wenigstens die alte Gliederung des Wohnhauses beibehalten. In der Mitte mit Türen nach Straße (Fahrspur!) und Hof hin ein Flur, rechts und links davon je ein Wohnraum mit zwei Fenstern nach vorn und einem nach hinten oder umgekehrt. Aber auch das wird bald anders werden, wenn die Bauern erst Geld haben, sich „hochmoderne Möbelausstattungen“ zu kaufen — hoffentlich dann welche „im deutschen Stil“. Man soll sich beeilen, die Zeit ist nahe, und vielleicht gelingt es, die jüdischen Händler dafür zu gewinnen. Die russische Verwaltung hat in Städten wie Lowicz und Skierniewice bereits von deutschen Architekten bauen lassen, man findet dort neue Amtsgebäude, die ihre nächsten Verwandten im Rheinland und in Hessen wohnen haben.

Die Polen. Alle Theorien über Rassenverschiedenheit und nationale Gegensätze geraten ins Schwanken. Mindestens zwischen ihnen und uns gibt es kaum andere als Zustands- (oder sagt man doch besser Milieu- ?), Bildungs- und Sprach-Unterschiede. Was haben diese Menschen in aller Dürftigkeit für ein nettes, feines Familienleben! Und ist es nur notgedrungen, daß sie uns fast durchweg (daß der alte Bauernwirt fortwährend über seine Kriegsverluste grübelt, kann man ihm ja nicht übelnehmen!) ein freundliches Gesicht gezeigt haben? Ich war fast drei Wochen in Zelazna einquartiert gewesen. Am 21. Januar wanderte ich aus, um mein neues Kommando anzutreten. Am 28. ging ich noch einmal zurück, da die Kameraden vom Lebensmittelwagen meine Wäsche vergessen zu haben schienen. Ich trat in die Stube und fand sie alle wieder, den 94jährigen Alten, der so gern unseren Kaffee trank, den Vater und die Mutter, die erwachsenen, halberwachsenen und Schulkinder, sechs Orgelpfeifen abwechselnden Geschlechts. Ich hatte mich nie mausig gemacht, verstehe die Sprache nicht, lebe auch in Gesellschaft meist still für mich. Ich war nur ruhig und freundlich gewesen, und gab mal hier ein Stück Schokolade hin, mal da eine Zigarette, Gefälligkeit gegen Gefälligkeit, beim Wohnen und Schlafen in einem Hause, zum Teil in einer

Digitized by Google

Stube, glatt selbstverständlich. Aber ich sah, wie es sie erfreute, daß ich ihnen zum Abschied allen die Hand gab.

Jetzt stehe ich auf der Schwelle: „Guten Tag, Kameraden, guten Tag, auch ihr anderen!", und zur Verdolmetschung nach den Polen hin ein Handwinken. „Guten Tag!" ertönt's zurück, und „Dzien dobry, panie, Dzien dobry!" von den Polen her. Ich setze mich auf die Truhe an der Rückwand neben das Bett des Alten und verhandle mit den Kameraden. Links am Seitenfenster sitzt die Neunzehnjährige an der Nähmaschine. Sie hat das vielleicht beim Grafen im nahen Herrenhaus von Zelazna gelernt, und unser wackerer Schneider meint, sie verstehe es gut, sei sehr geschickt, auch kommen immer wieder benachbarte Freundinnen zur Anprobe. Rechts am Herde hockt die junge Frau, die mit ihrem schüchternen Mann aus seinem zerstörten Hof in der Schlachtfront zu den Eltern geflüchtet ist, beim Federschleißen, daneben die Mutter beim Kartoffelschälen. Der junge Taugenichts sitzt in der Ecke und schustert ein wenig, das kleinste Schwesterchen lehnt an die Mutter und hilft Kartoffelschälen. Und während ich so erzähle, fällt mir auf, daß sie sich nun schon das zweite, das dritte, das vierte Mal nach mir umsehen, abwechselnd die Mutter, die an der Nähmaschine, die beim Federschleißen, der schusternde Junge und die Kleine mit schälkischen Augen, das Hälschen gereckt, über die Schulter der Mutter hin. Irgend etwas in ihrer Seele arbeitet und sagt zu ihnen, daß der Panie, der fast drei Wochen ungebetener Gast in ihrem Hause war, jetzt nach acht Tagen Fortseins zum Besuch gekommen ist, und daß sie ihn sich deutlich ansehen müssen, weil er wohler aussieht, und weil er bald wieder weggeht, und weil er ein so freundliches Wiedersehensgesicht macht, und weil — ja, ich weiß nicht, ob ich es sagen darf, weil der schweigsame Panie mit dem ernsten Gesicht doch immer der rücksichtsvollste und freundlichste von allen gewesen ist, — nein, das kann nicht stimmen, aber er hat ihnen eben gefallen, und sie wollen ihn noch einmal und n o c h einmal ansehen, um später nicht zu vergessen, wie er aussieht. Und plötzlich steht auch der große breitschulterige Bursche in der Tür, sieht mich, ist mit zwei Schritten vor mir und streckt mir helleuchtenden Auges, nur das eine Wort „Panie!" rufend, seine große, schwere Hand zum Gruß entgegen. — Herrgottmenschenkinder, und mit diesen Leuten sind wir im Kriege! Warum nur, warum in aller Welt?! Die kluge, fast noch schöne Frau und ihre geraden, durchweg hübschen Kinder wissen es ebensowenig wie ich, wie wir alle; es ist Geheimnis, Entwicklungsmechanik, Lebensschicksal von Völkern und Staaten. — Aber Menschen sind es, mit gleicher Seele, Brüder und Schwestern, nur durch Zustands-, Bildungs- und Sprachunterschiede äußerlich von uns getrennt.

Aeußerlich, denn diese strahlenden Augen und dieses immer wiederholte Sichum- und Sichansehen müssen doch wohl einen verborgenen Untergrund der Gemeinschaft und des Verständnisses haben. Aus diesem geheimen Urgrund heraus mag wohl die Kirche den größten Anteil an der Entfaltung des gemeinsamen menschlichen Fühlens besitzen. Und noch scheint sie auf dem polnischen Lande fast alleinige Pflegerin der Gemütsbeziehungen zu sein. Schluß folgt.

Paul Schubring / Gegen die Absperrung des deutschen Geistes

Einer unserer verehrtesten Orchesterdirigenten hat sich in seinem Eifer um die deutsche Kunst den Rat entschlüpfen lassen, wir sollten uns doch nun wirklich von der französischen Musik lossagen und auch die „Dirne Carmen" zum Teufel jagen. Solche Entgleisungen sollten nicht vorkommen. Können sich bei uns die führenden Künstler nicht in Zucht halten, so haben wir kein Recht mehr, mit Hodler zu rechten. Gewiß sollen wir unsere deutschen Künstler mehr ehren, als wir es oft tun — die alten Römer und die heutigen Italiener können uns ein Vorbild darin sein —, aber von dieser Verehrung unserer Meister ist ganz unabhängig der Respekt vor Meisterwerken anderer Nationen, anderer Zeiten.

In der schönen Erhebung der Geister, deren Kraft uns die Seele reingefegt und hell durchleuchtet hat, kam auch manches Törichte unwillkürlich mit an die Oberfläche. Dahin gehört auch die jetzt so oft wiederkehrende Behauptung, wir hätten zu viel Respekt vor den Kulturen des Auslandes und sollten uns endlich einmal von dieser Modetorheit freimachen. Welch eine Verkennung der Sachlage! Das Wort mag stimmen gegenüber Modegötzen wie Shaw, Kipling oder — meiner Ansicht nach — Ibsen! Meinethalben gilt es auch für manches impressionistische französische Bild. Aber das betrifft doch nur Entgleisungen und Irrtümer im Gefolge einer echten, prächtigen Bestrebung, die Gottfried Keller in die schönen Worte gefaßt hat:

„Trinkt Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Ueberfluß der Welt."

Die Leser der Hilfe wissen, daß ich oft und nachdrücklich für die italienische und französische Kunst in diesem Blatt eingetreten bin; ich habe manchen Tadel dafür erhalten, und bei Kriegsausbruch fragte mich ein Wohlmeinender: „Nun, werden Sie jetzt endlich von Ihrer verdammten Französelei ablassen?" Ich lachte ihm fröhlich ins Gesicht; denn er hatte keine Ahnung, worauf er schalt, da er die von ihm verspottete Welt gar nicht kannte. Auf die Gefahr hin, auch anderen zu mißfallen, erhebe ich gerade jetzt meine Stimme aufs neue, weil zu befürchten ist, daß nach dem Krieg viel Banausisches an die Oberfläche dränge, und trete aufs neue dafür ein, daß wir Deutschen die Pflicht und das Vorrecht haben, das Ausland besser zu kennen, als umgekehrt; daß wir zugleich alles daransetzen müssen, daß das Ausland uns besser kennen lernt als bisher.

Wie viele Deutsche reisen alljährlich nach Italien! Mit wie unglaublichen Urteilen kehren sie zurück, wie wenig positiv ist ihre Ausbeute, wie, ach, so verschieden von dem stolzen Fasanenkahn, den Goethe einst eingefrachtet hat! Was alles wird in diesen Kreisen von der Gaunerei der Italiener, der Unsauberkeit, der Unsicherheit dort unten gefabelt! Wie gering ist die Fähigkeit, die Lauterkeit und Bescheidenheit, die Liebenswürdigkeit und Zartheit des italienischen Volkes, namentlich der dienenden Stände, zu genießen und zu verehren! Wie groß ist dagegen unsere Gabe, die Italiener zu verstimmen durch unser Benehmen, unsere Rechthaberei, unser Lodenkostüm, unser lautes Reden. Der Italiener beurteilt den Deutschen nach den Kostproben, die ihm die Reisenden bieten, und die sind nicht immer schmackhaft. Auch ist die Prätention unerträglich, mit der so manche deutschen Gelehrten und Studenten sich benehmen, als ob die Bücher und Bilder dort unten eigentlich nur für ihre Studien

Digitized by Google

da seien und sie, Gott weiß, wieviel mehr von diesen Sachen verstünden als die Eingeborenen. Der Italiener ist unendlich gastfrei, und vom wirtschaftlichen Standpunkt aus freut er sich auch über den Fremdenverkehr, der ihm alljährlich mehrere hundert Millionen ins Land trägt. Aber er seufzt auch darunter, nicht zum wenigsten unter den deutschen Gästen. Das muß nach dem Krieg anders werden. Wer von uns verstimmt ist über Italiens Benehmen — und wer wäre nicht traurig über das, was passiert ist! —, der mag sich immerhin sagen, daß wir alle mit schuld sind an der Gereiztheit dieser Leute dort unten, nicht nur gegen deutsche Ordnungsliebe, Rechtlichkeit und Sachlichkeit, sondern noch viel mehr gegen die tristen Abschattierungen dieser Tugenden, die dann zu unerträglichen Untugenden werden. Wir müssen uns doch selbstverständlich als Gäste nach unseren Wirten richten! — All das gilt auch für Frankreich. Wenn wir in Paris in die comédie française oder ins Odéon gehen, dürfen wir nicht auffallen; bei Duval müssen wir ebenso leise sprechen wie die andern Besucher, und im Park von Chantilly wird kein Butterbrot verzehrt. In der französischen Provinz ist es dafür um so harmloser.

So viel über unser Betragen im fremden Land, durch das wir den Dreibund viel stärker stützen oder schädigen können, als wir meinen. Nun aber unser positives Ausgreifen in die fremde Geisteswelt. Auch hier entscheidet, wie bei der militärischen Rüstung, unsere geographische Lage. Wir sind mit unseren Reisen auf die beiden Nachbarn Frankreich und Italien schlechthin angewiesen. Der Franzose reist, wenn er reist, nach Nizza, Algier, eventuell in die Schweiz; der Italiener reist nicht außer Landes. Wir aber können und wollen nicht immer nur in die Schweiz und nach Tirol oder nach Norwegen. Also in fremde Städte und Länder! Der Heimkehrende bringt einen starken Eindruck von der geschauten neuen Welt zurück und möchte ihn daheim geruhsam vor sich ausbreiten. Er liest dann über Versailles und Louis XIV. nach, sieht sich Racine genauer an, liest Jansen, um Poussins mystische Bilder zu verstehen. Oder er studiert die Pläne des alten Rom, nimmt den Tacitus wieder vor, Mommsens Geschichte wird noch mal verspeist und dazu die Bücher von Hehn; nicht nur das Buch über Italien, sondern auch „Kulturpflanzen und Haustiere". Wer kennt nicht den hehren Zauber solcher Stunden innerster Empfängnis, wenn in die vom Schönen und der Anschauung gesättigte Seele bei ruhiger Lektüre die Deutung des einzelnen beglückend einströmt. Das ist unser Sport, unser Ehrgeiz, unsere Seligkeit. Ob andere Reisende das ebenso machen, ist uns gleichgültig; wir Deutschen können nicht anders und müßten uns schämen, wenn wir ein zweitesmal nach Rom kämen und dann nicht wüßten, wo Neros goldenes Haus gestanden hat.

Unwillkürlich schlagen wir dann aber auch die römischen Elegien auf; ganze Jahre Goethes deuten sich uns; wir glauben die Entwicklung vom Götz zu Tasso deutlicher zu erkennen. Im Park von Versailles habe ich zuerst z. B. begriffen, warum Goethe Voltaire so schätzte. Wie oft habe ich Luthers Berichte über seine Romreise kopfschüttelnd gelesen — in einer Weinschenke in Modena fand ich plötzlich das Verständnis. Nietzsches Verhältnis zu der Natur ist nur zu verstehen, wenn man die „Unschuld des Südens" erlebt hat. Feuerbach, Marées, Boecklin schwingen nur dann in unserer Seele, wenn wir das Land, wo die Myrte hoch und still der Lorbeer steht, kennen, lieben und verehren. Aber auch indirekt ist das Ausland der Deuter des Inlands. Als Dürer 1507 aus Venedig heimkehrte, sah er deutsches Land mit neuen, glücklicheren Augen. Der Gegensatz oder Unterschied in tausend Fragen des Wohnens, Lebens, Denkens und Benehmens wird uns deutlich, und wir lieben nun das Heimische doppelt als wertvolle Sonderform, nachdem wir das Andersartige gesehen haben. Beobachtung und Urteil schärfen sich, und vor allem regt sich mildere Betrachtung. Denn die da draußen erscheinen uns nicht mehr komisch, seltsam, unbegreiflich, unsittlich, oberflächlich, äußerlich und wie die von der Unkenntnis bisher diktierten Urteile alle gelautet haben mögen, sondern wir leuchten tiefer in menschliches Gestalten und Formen, wir begreifen Neuorientierungen, die Berechtigung gegensätzlicher Kräfte. Wir Deutschen zweifeln keinen Augenblick, daß wir nur durch Kant selig werden können; aber wir glauben nicht, daß man Franzosen und Italienern den Kant einhämmern kann, sondern daß da die höchsten Werte anders heißen und wirken. Wer in der Türkei gereist ist, wird kaum den Wunsch aufrechthalten, die Mohammedaner zu Christen zu machen; wer Sizilien kennt, wünscht schwerlich, dorthin Luthers Gedanken zu bringen.

Und so hilft uns die Beschäftigung mit dem Ausland, den alten Nationalfehler zu bekämpfen: „Wir haben das Richtige." Wir haben das Unsrige! Damit sind wir glücklich, stark, tapfer und zuchtvoll. Reicher werden wir, wenn wir auf der vielstimmigen Harfe unserer Seele auch andere Akkorde klingen lassen, als die, welche uns deutsche Eltern, deutsche Lehrer, deutsche Heimat und deutsche Kunst gelehrt haben.

Wie wir uns das Anrecht auf die feine edle Oper „Carmen" nicht nehmen lassen, wie wir den „Barbier von Sevilla", Verdis „Troubadour", Chabriers „Gwendoline" immer immer hören wollen, weil es einfach Meisterwerke sind, dem Gesetz aller Zeiten untertan, so wollen wir das Unsrige dazu tun, daß die anderen, auch die, welche wir jetzt Feinde nennen, nicht um unsere Welt herumkönnen. Goethe, Wagner und ein wenig Nietzsche sind in Frankreich schon durchgedrungen; die Italiener haben Mommsen gelesen und auch den Faust. Unsere deutsche Musik wird in der Pariser großen Oper und auf der Piazza Colonna in Rom viel gespielt. Sogar Bach hat sich die Siebenhügelstadt erobert. Ueber alles das hinweg, was die letzten Monate zertrümmert und verbittert haben, muß unsere Leidenschaft reichen, mit der Welt der fremden Nachbarn in stetem, innigem und werbendem Austausch zu leben. Sonst wirft uns der Krieg in das Kleinbürgertum zurück.

Karl Pries / Und doch . . .

Die Erde rings zerwühlt und wund,
Und doch, im aufgerißnen Grund
Das erste Veilchen . . .

Die Schüsse knallen, Graus und Tod!
Und doch, durchs Schrein der letzten Not
Das Lied der Drossel . . .

Und wir gehörn dem Dunkel an,
Und doch! und doch bricht leuchtend Bahn
Sich Frühlingshoffen . . .

Digitized by Google

Traub / Furchtlos

Wer sich furcht, der zihe einen Pantzer an. Luther.

Ich weiß nicht, was mehr ansteckt, Furcht oder Mut; aber das weiß ich, daß die letztere Ansteckung glücklich und gesund macht. Furchtlosigkeit ist immer der Anfang zum Gewinn. Große Menschen kann man sich furchtsam gar nicht vorstellen. Sie ist ja unehrlich, die Furcht. Man meint, man fürchte die Gefahr. Nein; man fürchtet sich; das ist die wirkliche, große Gefahr. Alle Furcht verdoppelt. Man sieht sich in hundert Spiegeln; darum findet man sich nicht mehr zurecht. Das Leben beginnt mit dem Wagnis. Es zieht einen Panzer an und gewinnt; es bildet sich zum festen Kern, zum starken Mark, zur sicheren Form und setzt sich so durch. Schale und Hülse, Haut und Rinde sind die Panzer des Körperlichen; Mut und Vertrauen die der Seele.

Es strömt eine andere Luft um einen zweiflerischen Menschen und um den Zuversichtlichen. Dort weht's kalt; der Atem wird benommen, man weiß nicht, ob man noch aufstehen kann und ob das Gehen einen Sinn hat. Hier lebt man von Wärme und frisch treibendem Blut. Man reckt sich in die Höhe und freut sich dessen, man läuft und weiß gar nicht, wie weit man kommen kann. Wer von uns hätte gedacht, daß wir in den achten Kriegsmonat hineingeraten! Man muß sich ernstlich zurückbesinnen auf den Anfang. Und es ging und es geht und es wird gehen! Wir haben alle einen Panzer angezogen und sind härter geworden. Aber wir fühlen uns dabei nicht unglücklicher. Wohl denken wir an die Zeit, da wir den Panzer wiederablegen. Aber einstweilen merken wir, wie stark wir sein können und wieviel unansehnliche Kraft sich mächtig entwickelt hat. Hättest du es dem Menschen dort zugetraut, daß er so durchhält, und hättest du von der Frau gedacht, daß sie den Tod ihres Liebsten so hinnimmt? Nein, man wird beschämt und geht wie im Traum. Die Erde hat sich verwandelt und die Menschen noch mehr. Ab und zu trifft man einige furchtsame Seelen; dann ärgert man sich, und manchmal tut man ihnen mit dem Aerger noch unrecht. Ihre Furcht ist oft mehr bloß Hilflosigkeit, als willenlose Schwäche. Sie sind dankbar, wenn sie jemand unter den Arm nimmt. Sie sind im Innersten nicht kleinlich, aber sie erschrecken leicht. Nur die anderen hasse ich, die nichts schaffen und nichts wollen, aber an jedem etwas auszusetzen haben, das ist die billigste Kunst. Wird heute ein Sieg gemeldet, so kommen sie sofort mit einem „Aber", und steht morgen weniger im Tagesbericht, so sagen sie: „Wir wußten es ja." Dabei sorgen sie für sich und ihren Körper wie je und wissen genau, wie man Verfügungen des Staates umgeht. Sie zweifeln an allem, nur nicht an dem Recht zum eigenen Wohlbefinden. Diese Menschensorte ist erbärmlich. Ihr gegenüber die eiserne Faust zu zeigen, heißt vaterländischer Dienst. So einen Kerl zu schütteln, ist menschliches Recht und göttliche Pflicht. Als wir kürzlich in der Bahn fuhren und auch so ein allwissender, behaglicher Mensch nichts als Grillen fing, und ein einfacher Reisegast ihm darauf derb die Meinung sagte, das war, wie wenn man in einem Abteil, das fünfzehn Menschen beherbergt, einen Augenblick das Fenster öffnet. Jedermann war herzensfroh.

Laßt uns mit den Furchtlosen zusammengehen! Wer keinen Panzer tragen kann, sollte nicht mitreden dürfen. Wir erleben eine Zeit der hohen Schule für unser ganzes Volk. Die einzige Aufgabe, die ihm gestellt wird, heißt: Kannst du der Gefahr so mutig ins Auge sehen, daß du sie überwindest? Wir antworten: Ja, und danken Deutschland, daß es uns seinen Panzer umgürtet. Deutsch sein heißt keine Furcht kennen.

Soziale Bewegung

Die Militärtauglichkeit der deutschen Arbeiterschaft. In der „Deutschen medizinischen Wochenschrift" berichten die Aerzte Siegfried Kaminer und Antonio da Silva Mello über ihre Erfahrungen bei der Untersuchung von Kriegsfreiwilligen. Da es sich hierbei um die große Zahl der von der Kgl. Charité in Berlin Gemusterten handelt, so vermögen die Zahlen ein interessantes Bild über die Zusammensetzung der Kriegsfreiwilligen überhaupt und die körperliche Tüchtigkeit der einzelnen Berufsklassen zu geben. Da finden wir denn, daß die Arbeiter und Handwerker den höchsten Prozentsatz an Tauglichen aufweisen. Von ihnen waren 68 Prozent tauglich, 7 Prozent bedingt tauglich, 17 Prozent zurzeit noch untauglich und nur 8 Prozent ganz untauglich. Die Tauglichkeit betrug unter den Kaufleuten und Beamten dagegen nur 58 Prozent, unter den höheren Schülern 50 Prozent und unter den Gelehrten und Studenten 56 Prozent. Auch bei den Schülern belief sich der Prozentsatz der völlig Untauglichen auf 8 Prozent, dagegen betrug er bei den Kaufleuten und Beamten 16 Prozent und bei den Gelehrten und Studenten 17 Prozent. Diese Zahlen beweisen, wie wichtig die körperliche Betätigung, wie sie von der Arbeiterschaft notgedrungen beruflich ausgeübt werden muß, für die körperliche Entwicklung ist. Sie würden noch höher sein, wenn auch die sozialen Verhältnisse entsprechend gestaltet wären, und darum wird in dem Bericht auch mit Recht darauf hingewiesen, daß der Prozentsatz der Arbeiter mit minderer körperlicher Entwicklung auf die ungünstigen Arbeitsverhältnisse in Werkstatt und Fabrik zurückgeführt werden muß (jene 17 Prozent noch Untaugliche). Es verdient noch erwähnt zu werden, daß sich die Gemusterten aus allen Teilen des Reiches einfanden, so daß die Zahlen also nicht das einseitige Bild weltstädtischer Bevölkerungszusammensetzung geben.

Kriegsleistungen der Arbeitergewerkschaften. Der Buchdruckerverband hat am 30. Januar eine umfangreiche Erhebung unter seinen Mitgliedern veranstaltet. Daraus ergibt sich, daß ein Drittel aller Mitglieder zum Heeresdienst einberufen war. Von den zurückgebliebenen rund 50 000 waren arbeitslos 8,5 Prozent gegen 22,5 Prozent Ende Oktober. An Arbeitslosenunterstützung wurde vom 3. August bis 30. Januar aus der Verbandskasse gezahlt 2 383 145,65 M. und an die Familien der Kriegsteilnehmer in der gleichen Zeit 253 774,77 M. Der Verband hat in der verflossenen Kriegszeit rund drei Millionen Mark an Unterstützungen aller Art aufgebracht, eine Riesensumme, die nicht nur den Mitgliedern und ihren Angehörigen zugute gekommen ist, sondern zum guten Teile auch den öffentlichen Kassen, die sonst wohl helfend hätten beispringen müssen.

Ein verdienter Jubilar konnte am 10. März im Kreise seiner Kollegen die 25 jährige Wiederkehr des Tages feiern, da er in den Dienst der deutschen Arbeiterbewegung trat, der Verbandsvorsitzende Goldschmidt, der Nachfolger Dr. Max Hirsch's in der Leitung der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine. In rastloser Tätigkeit hat er an führender Stelle die Interessen seines Verbandes vertreten, redend und schreibend, in den Ortsvereinen und im Berliner Verbandsbüro vertreten, vielfach richtunggebend, aufklärend, vorwärtsdringend. Auch im preußischen Abgeordnetenhaus und in der Berliner Stadtverordnetenversammlung hat er viele Jahre für die Anerkennung und Wertung der deutschen Arbeiter und ihrer Organisationen gewirkt. Leider hatte Krankheit im letzten Jahre diese dankenswerte Tätigkeit etwas eingeschränkt, indessen gibt der Gesundheitszustand des Jubilars zu Besorgnissen keinen Anlaß, so daß der Wunsch und die Hoffnung aller Gewerkvereinler berechtigt ist, Herr Goldschmidt möge in alter Tatkraft sein ehrenvolles und verantwortungsreiches Amt noch viele Jahre weiterführen.

Behörden und Konsumvereine. Der Konsumverein für Kahla und Umgegend hatte an die Oberpostdirektion Leipzig sowie an die Eisenbahndirektion Erfurt ein Schreiben gerichtet, in dem um Auskunft darüber gebeten wurde, ob eine Anordnung bestehe, welche es den Beamten und Arbeitern der betreffenden Betriebe verbiete, den Konsumvereinen als Mitglieder anzugehören. Während die Oberpostdirektion kurz erwiderte, daß ein Verbot nicht bestehe, antwortete die Eisenbahndirektion Erfurt: „Die Mitgliedschaft von Beamten und Arbeitern soll nicht beanstandet werden. Wir erachten es jedoch im Hinblick auf die gegenwärtig besonders schwierige Lage der Kleinhandeltreibenden im allgemeinen nicht für wünschenswert, daß sich die Eisenbahnbediensteten in größerer Zahl den Konsumvereinen anschließen. Aus diesem Grunde haben wir auch den Beamten-Konsumvereinen und Wareneinkaufs-Genossenschaften nahegelegt, sich jetzt jeder Agitation zu enthalten."

Ein schwieriges Erziehungswerk. Auch die deutschen Bergherren sollen in die sozialpolitische Erziehungsarbeit des Krieges einbezogen werden. Die verschiedenen Bergarbeiterorganisationen, die am 20. Januar die Streitaxt begruben und eine Arbeitsgemeinschaft der Bergarbeiterverbände begründet haben, richten jetzt das einmütige Ersuchen an den preußischen Handelsminister, die Errichtung eines Einigungsamtes im Bergbau zu veranlassen, das alle Streitigkeiten und Fragen des Lohnes, der Arbeitszeit und der persönlichen Behandlung schlichten soll. Gegenwärtig verursache

Digitized by Google

unbegründete Ueberarbeitszeit, Beschäftigung von Kriegsgefangenen unter Tage und unzureichende Häuerlöhne vielfach Erbitterung unter den Bergleuten. Das sei bedauerlich und gemäß auf dem Wege gegenseitiger Aussprache vor einem Einigungsamt leicht vermeidbar. „Manches Mißverständnis zwischen Werksbesitzern und Arbeitern könnte dadurch beseitigt, manche Unzufriedenheit und Erbitterung hintangehalten werden. Wir brauchen nur daran zu erinnern, wie segensreich derartige Einrichtungen bisher in anderen Berufen gewirkt haben. Auch im Bergbau können und müssen sich schon im vaterländischen Interesse Arbeitgeber und Arbeiter näherkommen, sich die Hände reichen und gemeinsam die Schwierigkeiten zu meistern versuchen, welche die gegenwärtige Zeit mit sich bringt. Auf diese Weise kann von beiden Seiten positiv mitgewirkt werden, damit auch auf wirtschaftlichem Gebiete der schwere Kampf siegreich durchgeführt wird." — Der preußische Handelsminister steht der gemeinsamen Anregung aller deutschen Bergarbeiterverbände sympathisch gegenüber und ist bereits in Verhandlungen darüber mit den Verbandsführern eingetreten. Sehr gespannt darf man sein, wie sich die Bergherren zu der Forderung stellen werden.

Richtet Einigungsämter ein! Das Güteverfahren, das einst im deutschen Recht in so hoher Blüte stand, ist im Laufe der Jahrzehnte mehr und mehr verkümmert. Dafür ist das Prozeßunwesen immer schlimmer geworden; der Mittelstand und die minderbemittelte Bevölkerung seufzen geradezu unter dieser Prozeßnot. Das hat in den letzten Jahren die Gründung zahlreicher Einigungsämter zur Folge gehabt, die bestrebt sind, bei Streitigkeiten und Zahlungsschwierigkeiten einen angemessenen Interessenausgleich herbeizuführen und dadurch den Beteiligten langwierige und kostspielige Prozesse zu ersparen. In ganz besonders großer Zahl sind diese Einigungsämter unter dem Drucke der Kriegsnot entstanden. Stadtverwaltungen, gemeinnützige Rechtsauskunftsstellen, Handels- und Gewerbevertretungen, sowie gemeinnützige Vereine sind Träger dieser Einrichtungen; an ihrer Spitze pflegt ein Rechtskundiger zu stehen, Beisitzer und Mitarbeiter sind Männer aus den verschiedensten Volks- und Berufskreisen. Derartige Einigungsämter haben sich außerordentlich bewährt. Daher hat nunmehr der Bundesrat durch eine Verordnung die Landeszentralbehörden ermächtigt, solchen Einigungsämtern eine Reihe von bedeutungsvollen Rechten zu verleihen, die geeignet sind, ihre Wirksamkeit zu fördern. So kann für Mieter und Vermieter, Hypothekenschuldner und Hypothekengläubiger die Verpflichtung zum Erscheinen vor dem Einigungsamte sowie zur Auskunftserteilung festgesetzt und durch Ordnungsstrafe dieser Verpflichtung Nachdruck gegeben werden. Außerdem sind beim Vorhandensein derartiger, durch die Landeszentralbehörden anerkannter Einigungsämter die Gerichte verpflichtet, in gewissen Fällen, z. B. bei der Gewährung von Zahlungsfristen, vor der Entscheidung das Einigungsamt gutachtlich zu hören. Diese Regelung dürfte die Stellung der Einigungsämter festigen und ihre Wirksamkeit erheblich fördern. Die Bundesratsverordnung wird vor allen Dingen auch den Orten, die bisher Einigungsämter noch nicht ins Leben gerufen haben, zeigen, daß es sich um Einrichtungen handelt, die zur Förderung der Kriegsnot, zur Förderung des Mittelstandes und der minderbemittelten Bevölkerung und namentlich zur Förderung des Rechtsfriedens außerordentlich geeignet sind. Da mit der Einrichtung solcher Einigungsämter zumeist besondere Kosten nicht verknüpft sind, steht zu hoffen, daß jene Bundesratsverordnung die Schaffung zahlreicher neuer Einigungsämter zur Folge haben wird. Besonders bewährt hat sich überall die Verbindung von Einigungsämtern und gemeinnützigen Rechtsauskunftsstellen, deren Leiter in friedensrichterlicher Tätigkeit erfahren sind und über die zur Schlichtung von Streitigkeiten erforderlichen Rechtskenntnisse verfügen. — Jede gewünschte Auskunft über das Einigungswesen erteilt der Verband der deutschen gemeinnützigen und unparteiischen Rechtsauskunftsstellen (Lübeck, Parade I), der sich in besonderem Maße um die Förderung des Einigungswesens bemüht.

Büchertisch

Neue philosophische Literatur

Es ist ein gutes Zeichen von der ruhigen Kraft unseres Volkes, daß auch während des ungeheuren Krieges die wissenschaftliche Produktion nicht stockt, sogar in dem scheinbar so stark entgegengesetzten Fach der Philosophie; und daß selbst im Schützengraben wie auf den ihrer kriegerischen Aufgabe noch entgegenharrenden Panzerkreuzern philosophische Bücher gelesen werden. So setzt denn auch der rührige Verlag von Felix Meiner (Leipzig) seine Neuausgaben philosophischer Werke aller Zeiten und Völker, der fremdsprachlichen in deutscher Übersetzung, in der „Philosophischen Bibliothek" rüstig fort. Uns liegen die Bändchen 150 bis 153 vor. Sie enthalten vier platonische Dialoge: Sophistes, der die falsche Weisheit der Sophisten kritisiert, Politikos oder Vom Staatsmann, der die Aufgabe des Staatsmannes als ein großes, durchgreifendes Erziehungswerk des ganzen Volkes zum rechten Maßhalten darstellt, Menon, der die wahre Tüchtigkeit auf dem Wege der Selbstbesinnung sucht und die tiefsinnige Lehre kündet, daß alles Wissen im Grunde ein „Sich wieder Erinnern" sei, endlich der auch künstlerisch schön geschriebene Phaidros, mit den herrlichen Reden des Sokrates vom Eros, darin dem berühmten Vergleich der Seele mit dem ungleichen Zweigespann der vom Wagenlenker gelenkten Flügelrosse, der an Fausts Zwei-Seelen-Theorie erinnert. Übertragung, Erläuterung (d. h. in einem Anhang folgende „Anmerkungen"), Einleitung und Sachregister rühren von tüchtigen Fachmännern — beim Phaidros von Constantin Ritter, bei den drei anderen von Otto Apelt — her. Die äußere Ausstattung ist würdig, der Preis (für den Band durchschnittlich 3 M.) angemessen.

Neben der „Philosophischen Bibliothek" gibt derselbe Verlag unter dem Titel: „Wissen und Forschen" noch eine Sammlung von „Schriften zur Einführung in die Philosophie" heraus, von denen uns Band III und VII vorliegen. Auf den letzten: „Die Begründer der modernen Psychologie (Lotze, Fechner, Helmholtz, Wundt)" (Übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Raymund Schmidt, XXVIII und 392 S.) — wie allerdings der Physiker und Physiologe Helmholtz dazu gehören soll, ist uns unerfindlich —, möchten wir alle diejenigen aufmerksam machen, die noch wenig oder nichts von diesen Verbindern von Philosophie und Naturwissenschaft wissen, welche die durch die Schelling-Hegelsche Spekulation in Mißkredit gekommene Königin der Wissenschaften wieder zur verdienten Achtung haben emporbringen helfen. Der Verfasser, der amerikanische Psychologe Stanley Hall, der sechs Jahre auf deutschen Universitäten studiert hat, weiß von jeder dieser untereinander wieder sehr verschiedenartigen Gelehrtenpersönlichkeiten und auch ihren wissenschaftlichen Leistungen ein so lebendiges und fesselndes Bild zu geben, daß namentlich der gebildete Laie seine wahre Freude daran haben wird: während der Fachmann vielleicht ein mehr in die Tiefe Schürfen gewünscht hätte.

Wie verschieden amerikanische und deutsche Gelehrtenart ist, zeigt der andere Band: Grundprobleme der Kritik der reinen Vernunft, von Artur Buchenau (VI und 194 S. 2,50 M.). Auch Buchenau verheißt eine klare und allgemeinverständliche Darstellung, aber wer an seiner Hand in sechs Kapiteln: das Problem der Metaphysik, den Begriff der Erfahrung, Raum und Zeit, die Kategorien, die Grundsätze des reinen Verstandes und die Ideenlehre des kritischen Philosophen kennenzulernen bestrebt ist, wird es nicht leicht haben. Buchenau, ein Schüler der Marburger Cohen und Natorp, ist sicher in allen einschlägigen Fragen aufs beste orientiert, und hat den Stoff zudem vor Berliner und Darmstädter Lehrern — soviel wir wissen, in Volkshochschulkursen — behandelt, aber für eine „erste Einführung" scheint uns seine Darstellungsform doch nicht einfach und übersichtlich genug. Ob freilich eine solche „erste Einführung" in das schwierigste Werk der philosophischen Weltliteratur überhaupt möglich ist?

K. Vorländer.

Quittung

Hilfe ins Feld und an Lazarette: K. in R. 4 M., Frau R. in C. 2,50 M., D. in Ch. 2 M., Frau R. in M. 3,35 M., Prof. W in D. 1,70 M., H. in E. 2 M., Cy. in S. 3 M., Frau W in H. 3 M., Frau Dr. B. in U. 2,50 M., H. in H 2 M., Frau T. in O. 1,10 M., Lt. d. R. R. im Felde 30 M., Dr F. in O. 3 M., H. in A. 2 M., Frau S. in C. 3 M., Pfr. D. in O. 85 Pf., Lt. d. L. M. in M. 20 M., Gefr. H. im Felde 10 M., Lt. J. in St. 3,10 M., W. in H. 3 M., Frl. D. in G. 2,50 M., B. in N. 3 M., J. in D. 2 M., Frau M. in E 85 Pf., Pfr. F. in B. 2 M., Feldunterarzt St. 2,50 M., Lt d. R. Sch. im Felde 10 M., K. K. in P. 10 M, Frau Prof. W. in H. 5 M., Frl. D. in E. 3,50 M., J. in K. 3,05 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Frau W. in Pl. 50 Pf., L. in C. 90 Pf., Frl. St. in E. 55 Pf., H. in P. 1,50 M., G. in Z. 1 M., Oberlt. zur See W. 3 M., Feldunterarzt St. 2,50 M., Fortschr Volksp. Heilbronn 30 M., M. in Z. 2 M., Frau W. in W. 1,50 M.

Für Ostpreußen: Dr. A. E. in G. 30 M., Dr. Thr. in A. 20 M.

Für Elsaß-Lothringen: Dr. A. E. in G. 20 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Realanstalt am Donnersberg bei Marnheim in der Pfalz.
Schulstiftung vom Jahre 1867, für religiös-sittliche und vaterländisch-deutsche Erziehung und Bildung. Eintritt in die **Realschule** und in das **Jugendheim** vom 9. Lebensjahre an für Schüler mit guten Betragensnoten, welche zu einer gründlichen Realschulbildung befähigt sind. 18 Lehrer und Erzieher. Körperpflege: Heizbares Schwimmbad, Luft- und Sonnenbad, große Spielplätze. Vorbereitung zu den praktischen Berufszweigen und zum Eintritt in die VII. Klasse (Obersekunda) einer Oberrealschule und damit zu allen staatlichen Berufsarten. Die Reifezeugnisse der Anstalt berechtigen zugleich zum **einjährig-freiwilligen Dienst.** Pensions- und Schulgeld 750—900 M. im Jahr. Näheres im Jahresbericht und Prospekt durch die Direktion: Prof. Dr. **E. Göbel.** Dr. **G. Göbel.**

25. März 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 12

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An unsere Leser! — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Wer war Bismarck? — **Albert L. Pariser:** Deutsche Sozialversicherung und Krieg. — **Gerhard Hildebrand:** Feldbrief aus Polen. — Landwirtschaftliche Sorgen. — **Oberleutnant zur See der Reserve Wolff:** Bücher an die Armee und Marine. — **Fritz Krebs:** Ritt zu dreien. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Die Pappschachteln. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

An unsere Leser!

Das Vierteljahr geht zu Ende, und die Postbestellung muß erneuert werden. Vergeßt es nicht!

Die Kriegs- und Heimatchronik für Monat Februar ist als besonderes Heft erschienen und kann von jeder Buchhandlung und uns zu den im Anzeigenteil genannten Preisen bezogen werden. Ins Feld und an Lazarettadressen versenden wir gern umsonst und sind für jede Bestellung dankbar. Wer eine Zusendung nicht erhält, soll sich durch Postkarte melden. Adressenveränderungen angeben!

Die „Hilfe" wird gratis ins Feld geschickt, sobald uns der Wunsch ausgesprochen wird. Wenn Vereine die „Hilfe" an ihre bei der Truppe befindlichen Vereinsmitglieder senden wollen, so sollen sie sich mit unserer Geschäftsstelle in Verbindung setzen.

Unsere Geldsammlungen für Ostpreußen, Elsaß und für die Deutschen in Galizien bringen in letzter Zeit weniger Ertrag als früher. Das mag erklärlich sein, weil fast jeder, der einmal bezahlt hat, nun denkt, seine Pflicht erfüllt zu haben, aber erstens haben noch längst nicht alle wohlhabenderen Leser einen für sie beachtlichen Beitrag gesendet, und zweitens schadet es nichts, etwas Gutes zweimal zu tun. Wir bitten, die Hilfskassen der „Hilfe" nicht sinken zu lassen.

Die „Hilfe",
Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 16. März.

Von der britischen Admiralität wird bekanntgegeben, daß drei englische Kreuzer im Stillen Ozean bei der Insel Juan Fernandez auf den deutschen kleinen Kreuzer „Dresden" gestoßen sind, der allein in der Schlacht bei den Falklandsinseln übriggeblieben war. Nach kurzem Kampfe geriet das deutsche Schiff durch Explosion einer Munitionskammer in Brand und sank. Die Besatzung soll von den englischen Kreuzern gerettet worden sein. Damit ist das letzte deutsche Kriegsschiff im Großen Ozean verschwunden. Es ist, als ob die letzten Sterne an einem fernen weiten Himmel verlöschen. Was heute noch glänzt, ist die Erinnerung an die Tapferkeit der Gestorbenen und der Ueberlebenden.

An der englischen Küste sind einige weitere Handelsschiffe durch deutsche Unterseeboote versenkt worden. Der Streik der englischen Werftarbeiter in Southampton wurde durch Gewährung einer wöchentlichen Aufbesserung von 4 Schilling beendet. In Monmouthshire streiken nach Bericht der „Times" über 3000 Bergarbeiter. Das sind Vorkommnisse, die auch im Frieden nicht ungewöhnlich sein würden, aber doch zeigen, daß die englische Arbeiterschaft nicht dieselbe Kriegsdisziplin besitzt wie die deutsche.

Mittwoch, 17. März.

Der österreichische Bericht meldet Fortsetzung der Kämpfe in den Karpathen und im südöstlichen Galizien. Bei Kolomea hat eine größere Schlacht stattgefunden, ohne daß es den zahlreichen Russen gelungen ist, die Oesterreicher aus ihren Stellungen zu verdrängen.

Die Russen versuchen, an der Grenze von Ostpreußen an verschiedenen Stellen die deutsche Front zu durchbrechen, sind aber sowohl an dem Orzyc-Fluß nordöstlich von Prasznysz als auch weiter nördlich bei Tauroggen und Laugszargen zurückgewiesen worden. Letzterer Ort liegt nahe der Grenze auf deutschem Gebiet. In erbittertem Kampfe um Jednoroziec an der südlichen Angriffsstelle wurden 2000 russische Gefangene genommen. Wie mögen diese Gebiete im beginnendem Tauwetter aussehen!

Bei Neuve Chapelle scheint vorläufig Ruhe eingetreten zu sein, obgleich der Ort bis jetzt von unseren Truppen noch nicht wiedererobert wurde. Ein Bergvorsprung Loretto-Höhe nordwestlich von Arras wurde von den Deutschen behauptet. Eine englische Stellung bei St. Eloi südlich von Ypern ist in unseren Händen. In der Champagne, in den Argonnen, bei Pont-à-Mousson und in den Vogesen wird in gewohnter Weise gestritten.

Während bisher von Verhandlungen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn zwar privatim, aber nicht öffentlich gesprochen wurde, läßt sich die „Kölnische Zeitung" aus Zürich berichten, daß diese Verhandlungen einen erfreulichen Fortgang nehmen. Ueber die Hauptpunkte soll bereits eine Verständigung erzielt worden sein. Nähere Angaben über diesen sehr wichtigen Vorgang werden begreiflicherweise erst gemacht werden können, wenn ein gewisser Abschluß erzielt ist.

Ein englischer Arzt, der in serbischen Lazaretten tätig ist, gibt dem „Daily Chronicle" eine sehr bewegliche Beschreibung der entsetzlichen Verheerungen, die der Typhus unter den Serben anrichtet. In der Gendarmeriekaserne von Kragujewatz sind 600 Kranke und nur eine Pflegerin; die einzige Unterstützung sind österreichische Gefangene. Militärische Maßnahmen von österreichisch-ungarischer Seite gegenüber Serbien finden zurzeit überhaupt nicht statt.

Nichts Neues vor den Dardanellen.

Donnerstag, 18. März.

In der „Vossischen Zeitung" lesen wir einen ausführlichen Bericht eines vor kurzem aus Aegypten zurückgekehrten Kaufmanns, von dem wir den Eindruck der gut unterrichteten Sachlichkeit und Ehrlichkeit haben. Auf Grund dieses Berichtes erscheint der Heilige Krieg der Senussi, Nubier und Sudanbewohner viel ernsthafter, als

Digitized by Google

er bisher bei uns eingeschätzt wurde. Da die Engländer den Nachrichtendienst verhindern und auch ihre eigene ägyptische Bevölkerung nach Möglichkeit im dunkeln lassen, so dringt nur weniges aus dem Lande des Nils bis an unsere Ohren. Wir hatten bisher nicht gehört, daß am 19. November ein Lager der australischen Freiwilligen am Fuß der großen Pyramide von Gizeh von Tibesti-Reitern und etwa 10 000 wilden Tuareg überfallen und gänzlich vernichtet wurde. Am 24. November schlugen die Senussi eine Abteilung der bengalischen Lanzenreiter bei Sakkara an der Stufenpyramide. Noch wichtiger aber ist, daß am oberen Nil der Derwisch Mabur el Asl mit blutroter Fahne als neuer Mahdi aufgetreten ist. Er will Rache nehmen für die Eroberung Khartums durch die Engländer. Am 13. Dezember zogen gegen 40 000 Derwische nach Faschoda, jenem Ort, der aus den englisch-französischen Auseinandersetzungen vom Jahre 1898 bekannt ist. Sämtliche eingeborenen Soldaten der britisch-ägyptischen Armee gingen zum Mahdi über, so daß kaum 2000 Mann Regierungstruppen übrigblieben. General Hauley und alle seine Offiziere fielen. Der Kopf des Generals wurde als Warnung nach Khartum gesendet. Der Berichterstatter sagt: „Es ist nicht zuviel behauptet, daß jetzt, Anfang März, der ganze Sudan mit der Hauptstadt Khartum sowie ein großer Teil Nubiens im unbestrittenen Besitz der Derwische ist.“ Erinnert man sich der Opfer, die die Engländer unter Gordon und Kitchener am oberen Nil gebracht haben, so kann man sich vorstellen, welche Besorgnisse für die gegenwärtigen Leiter Aegyptens durch die mohammedanische Bewegung noch entstehen können. Es ist nicht eigentlich die ägyptische Revolution, die uns zu Hilfe kommt, sondern etwas Größeres, die Erhebung des Sudans. Nach einem Telegramm aus Konstantinopel wird die Anzahl der englischen Truppen in Aegypten mit 150 000 Mann angegeben, wobei aber zweifellos mohammedanische Bestandteile mitinbegriffen sind.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz sind an der Skwa, einem Nebenflusse des Narew, 1900 Gefangene und vier Maschinengewehre gewonnen. Im übrigen Fortsetzung der bisherigen Kämpfe. Eine plündernde Bande russischer Reichswehr ist in den nördlichsten Zipfel Ostpreußens eingedrungen, steckte Dörfer und Güter in Brand und bedroht Memel mit ähnlichen Verwüstungen. Um diese völlig unmilitärischen Schändlichkeiten zu hindern, droht die deutsche Heeresverwaltung, Entschädigungszahlungen aus besetztem russischen Gebiete einzutreiben und für jedes deutsche Dorf drei russische zu verbrennen. Hindenburg hat dem Vertreter der „New York Times“ allerlei kräftige Mitteilungen gemacht, darunter folgende: „Ich habe gelesen, daß schwere Kanonen aus Amerika nach Rußland unterwegs sind. Die sind nur an Rußland adressiert, aber für uns bestimmt.“ Gegenüber der Ankündigung einer neuen russischen Kavallerieoffensive sagt Hindenburg: „Sie wird sich, wenn sie überhaupt kommt, den Kopf einrennen gegen die Mauer getreuen Fleisches und Blutes, durchsetzt mit Stahl.“

Freitag, 19. März.

In der Provinz Ostpreußen und von ihr aus verbreiten sich übertriebene und ängstliche Gerüchte über eine neue Besetzung deutschen Landes durch die Russen. Daran ist nur so viel wahr, daß die brandschatzende Truppe im äußersten Norden inzwischen die Stadt Memel erreicht hat. Wieweit es sich dabei um reguläre russische Soldaten und um einen ernsthaften kriegerischen Plan handelt, können wir von hier aus nicht beurteilen. An sich würde es nicht undenkbar sein, daß nun auch die Russen einmal probieren wollten, die deutsche Aufstellung von hinten zu umgehen. Aber nach den bisherigen Erfahrungen sind den Russen derartige schwierige Manöver kaum zuzutrauen. Alle Urteile stimmen darin überein, daß sie eine sehr gute Artillerie haben und in der Verteidigung standhaft sind, dabei aber als Truppenkörper im ganzen schwer beweglich. Alles übrige Ostpreußen ist russenfrei. Die Kampflinie verläuft von der Mitte Polens bis nach Tauroggen auf folgendem Wege: links der Weichsel an der Pilica, Rawka und Bzura; auf dem rechten Ufer geht die Linie östlich Plock über Zurominek-Stupsk (südlich Mlawa) fort. Von dort verläuft sie in östlicher Richtung über die Gegend nördlich Prasnysz — südlich Ulyssimiec — südlich Kolno — nördlich Lomza, und trifft bei Mokarze den Bobr. Von hier folgt sie der Bobr-Linie bis nordwestlich Ossowiec, das von uns beschossen wird, und läuft über die Gegend östlich Augustow — Krasnopol — Mariampol — Pilwiszki — Szaki der Grenze entlang über Tauroggen nach Nordwesten. Welchen Wert es hat, daß die ganze Schlachtlinie auf feindlichen Boden gedrängt wurde, ersieht man aus einem amtlichen Bericht über den Zustand im Kreise Oletzko nach Vertreibung der Russen. Dort waren zerstört 280 Gehöfte, 230 Wohngebäude und 570 Ställe und Scheunen, weggeschleppt wurden 450 Personen, die landwirtschaftlichen Maschinen sind fast sämtlich geraubt.

Von den Dardanellen bringen die Morgenblätter die Nachricht, daß der französische Panzer „Bouvet“ durch die Beschießung in den Grund gebohrt wurde. Die Abendblätter aber vervollständigen die erfreuliche Mitteilung dahin, daß auch zwei englische Panzerschiffe vom Typ „Irresistible“ und „Africa“ zum Sinken gebracht wurden. Ferner wurde auch ein Panzerschiff vom Typ „Cornwallis“ beschädigt nach Tenedos geschleppt. Der Jubel in Konstantinopel ist groß.

Der italienische Abgeordnete Cirmeni telegraphiert an die Turiner „Stampa“, der Ministerpräsident Salandra wünsche die Kammer möglichst bald zu schließen, um sich ganz der Lösung des italienisch-österreichischen Problems widmen zu können, mit dem der Minister des Aeußern Sonnino schon lange fast ausschließlich beschäftigt sei. Wenn diese Mitteilung sachlich richtig ist, so ist sie für uns von guter Vorbedeutung, denn wir können nur wünschen, daß zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien eine wirkliche gründliche und wohlüberlegte Verständigung herbeigeführt wird, nicht aber ein Zustand fortgesetzter Bedrohungen und unwillig gemachter Zugeständnisse. Auf französischer Seite bemerkt man stärkere Besorgnisse vor einer Hinwendung der Italiener zu den mitteleuropäischen Mächten. Noch aber wird es gut sein, sich keinen allzu bestimmten Hoffnungen hinzugeben.

Sonnabend, 20. März.

Ein großer Teil der Reichstagsabgeordneten besichtigte gestern das Gefangenenlager in Döberitz. Es sind dort etwa 9000 Gefangene, deren Gesundheitszustand auch bei jetziger Witterung so gut ist, daß nur 60 Kranke sich im Lazarett befinden. Während eines Monats sind durch neutrale Vermittlung 2½ Millionen Mark heimatliche Geldsendungen eingetroffen. Die Gesamtzahl der in deutschen Gefangenenlagern Untergebrachten wird mit 801 000 Gefangenen und reichlich 9000 Offizieren angegeben. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß die Angaben über deutsche Gefangene im Ausland, die sich in unserer Kriegschronik am 26. Februar findet, wegen der geringen Anzahl der deutschen Gefangenen in Rußland (2030) von verschiedenen Lesern beanstandet sind. Auch wir hatten von Anfang an Zweifel an der Richtigkeit gerade dieser Ziffer gehabt und haben deshalb auch vorsichtigerweise die Quelle angegeben, aus der sie stammt. Da die Russen selbst keine Auskünfte über deutsche und österreichische Gefangene geben, auch kaum Briefe und Geldsendungen herein und heraus lassen, schwebt jede Angabe in der Luft, und die Familien der Vermißten wissen nicht, was sie zu hoffen oder zu fürchten haben.

Auch sonst kommt es vor, daß auf Grund der Kriegschronik Berichtigungen, Zusätze oder Anfragen bei mir einlaufen. Oft aber bin ich gar nicht imstande, die Richtigkeit des Mitgeteilten nachzuprüfen. Wenn beispielsweise heute ein in den Argonnen kämpfender Freund sich gegen die am 6. März eingetragene Bemerkung eines von dort eben in die Heimat gekommenen Offiziers wendet und die Fortschritte im Argonnenkampf für sehr viel bedeutender erklärt, so können wir in der Heimat zwar wünschen, daß der zweite Beurteiler recht hat, können aber nicht von uns aus irgend etwas Weiteres dazu sagen.

Die Schlacht an den Dardanellen offenbart sich immer mehr als ganz große Angelegenheit. Nach Angabe der englischen Admiralität sind im ganzen 15 französische und englische Linienschiffe und Panzerkreuzer beteiligt gewesen; sämtliche Schiffe wurden mehrmals getroffen. Die Geschwader lösten sich zeitweise ab und gerieten dabei zwischen treibende Minen. Von England

Digitized by Google

her sind zwei neue Kriegsschiffe unterwegs, um die Verluste zu ergänzen. Auf den Inseln Lemnos und Tenedos soll unter Mißachtung griechischer Neutralität eine bedeutendere Landungstruppe angesammelt werden. Die Namen der gesunkenen englischen Schiffe sind: „Irresistible" und „Ocean". Von den Franzosen ist, wie schon erwähnt, „Bouvet" gesunken und „Gaulois" schwer beschädigt. Der türkische Bericht redet von 19 englischen und französischen Kriegsschiffen, deren Geschoßregen sich auf die Dardanellenbefestigungen ergoß. Der Sultan hat zum Zeichen seiner Freude den Mantel des Propheten geküßt.

Kurz vor Schluß der Reichstagsverhandlungen, welche sachlich und einheitlich verlaufen sind, konnte Staatssekretär Helfferich mitteilen, **daß die zweite deutsche Kriegsanleihe bisher in** Höhe von ungefähr 7 Milliarden Mark gezeichnet ist, ein in der Finanzgeschichte noch nie dagewesener Vorgang.

Sonntag, 21. März.

Im Vordergrunde des Denkens steht die Wichtigkeit des gestrigen Tages für die deutsche Sozialdemokratie. Nicht nur für die innere, sondern auch für die auswärtige Politik ist die Tatsache, daß die Sozialdemokratie als Partei für den Staatshaushalt einschließlich der gewaltigen militärischen Aufwendungen gestimmt hat, von einer noch kaum zu übersehenden Wichtigkeit. Das, was bisher als Ausdruck einer neuen Gesinnung vorhanden war, hat sich im bewußten Gegensatz gegen frühere Parteitagsbeschlüsse zur politischen Tat verdichtet. Demgegenüber sind Privatentgleisungen, wie sie von Ledebour und Liebknecht geleistet werden, von nur untergeordneter Bedeutung. Etwas mehr will allerdings der Umstand besagen, daß nach Angabe des „Vorwärts" dreißig Mitglieder der Reichstagsfraktion vor der entscheidenden Abstimmung den Saal verlassen haben, unter ihnen der Vorsitzende der Parteiorganisation, Abgeordneter Haase. Diese dreißig hängen an ihren alten Protokollen und fühlen nicht, wie vergilbt inzwischen diese Papiere sind. Es ist anzunehmen, daß sechzig bis siebzig sozialdemokratische Abgeordnete bei der Abstimmung anwesend waren und Staatshaushalt und Milliarden bewilligt haben. Welche Folgen für die innere Entwicklung der Sozialdemokratie dieser Vorgang hat, muß zunächst den eigenen Erörterungen der Parteimitglieder überlassen bleiben.

Der kleine Kreuzer „Dresden", von dessen Ende wir schon gesprochen haben, befand sich am 14. März mit Maschinenhavarie und ohne Kohlen in neutralem Gewässer bei der chilenischen Insel Juan Fernandez und wurde dort trotz Protestes angegriffen. Der englische Kommandant beantwortete den Protest mit der Erklärung, daß er Befehl habe, die „Dresden" zu vernichten, wann und wo er immer sie träfe, und daß alles übrige durch die Diplomatie geregelt werden würde. Daraufhin blieb dem Kommandanten des deutschen Schiffes nichts übrig, als die Mannschaften auf die Boote zu setzen und sein Schiff in die Luft zu sprengen. Die chilenische Regierung hat alles Recht, über diesen brutalen Eingriff in ihr Seegebiet ungehalten zu sein, aber was versteht man unter einer diplomatischen Regelung zwischen England und Chile? Die gerettete deutsche Mannschaft befindet sich, soviel wir wissen, in chilenischen Händen.

Montag, 22. März.

Am ersten Abend des neuen Frühlings weicht die noch einmal wiedergekehrte Winterkälte, und wir hoffen, daß unsere Soldaten einen etwas erleichterten Dienst bekommen. Der Tagesbericht vom Sonntag enthält kleinere Fortschritte an beiden Fronten mit 550 französischen und 600 russischen Gefangenen. Im Elsaß ist die tapfer verteidigte Kuppenstellung auf dem Reichsackerkopf im Sturm erobert.

Die deutsche Reichsanleihe hat die bewundernswerte Höhe von 9 Milliarden Mark erreicht. Volkswirtschaftlich erklärt sich die Möglichkeit so großer Ankäufe von Reichsschuldverschreibungen dadurch, daß die Zinszahlungen aller öffentlichen Papiere im Krieg anstandslos weitergezahlt werden, daß die Obligationenzinsen und Dividenden der meisten industriellen und kommerziellen Unternehmungen keine Einbuße erlitten haben und daß durch Kriegslöhnungen, Militäreinkauf und Militärbestellungen auf Grund der vorhandenen Mittel und der bisherigen Kriegsanleihe sehr beträchtliche Gewinne erzielt werden. Die Einnahmen fließen weiter und steigern sich an nicht wenigen Stellen. Dieses ganze, während des Krieges eingenommene Geld sucht nach Anlagemöglichkeiten und findet sie infolge des Krieges weder in industriellen neuen Unternehmungen noch in ausländischen Werten. Wenn beispielsweise im Jahre 1912 der Mehrbetrag der Kapitalerhöhungen der Aktiengesellschaften über 700 Milionen Mark ausgemacht hat, so ist anzunehmen, daß dieses Geld jetzt fast restlos in der Reichsanleihe erscheint. Wenn die Dividendensumme der in der Reichsstatistik berücksichtigten größeren Aktiengesellschaften im Jahre 1910/11 1,13 Milliarde ausmachte, so gilt auch von dieser Summe vielfach dasselbe. Wenn ferner im Jahre 1912 der Betrag neu zugelassener inländischer Staatsanleihen eine Milliarde und ausländischer Staatsanleihen 350 Millionen ausmachte, so wandern auch die darin sich betätigenden Kapitalien zur Reichsanleihe. Das, was in Friedenszeiten in Hypotheken und Hypothekenbanken untergebracht wird, geht bei der Stockung des Hypothekengeschäfts den gleichen Weg. Ein ganzes Volk widmet seine gewaltigen Ersparnisse einem einzigen vaterländischen Zweck. Auch diejenigen aber, die sich von diesen Vorgängen im allgemeinen ein Bild machen konnten, haben nicht erwartet, daß die Leistungskraft eine so mächtige sein würde.

Aus Memel sind die Russen gestern nach kurzem Gefecht südlich der Stadt und hartnäckigem Straßenkampf wieder vertrieben worden. Unter dem Schutz der russischen Truppen hat russischer Pöbel sich am Hab und Gut der Einwohner vergriffen, Privateigentum auf Wagen geladen und es über die Grenze geschafft. Im übrigen kleinere Angriffe an der nordöstlichen Front zurückgewiesen.

Für Verteidigung des Vaterlandes haben Staatssekretär Delbrück, Reichsbankdirektor Havenstein und Eisenbahnminister v. Breitenbach das Eiserne Kreuz erster Klasse am weiß schwarzen Band erhalten, die übrigen Minister, Staatssekretäre und Oberpräsidenten bekamen das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, darunter auch der preußische Landwirtschaftsminister v. Schorlemer-Lieser!

Dienstag, 23. März.

Die Londoner Zeitung „Morning Post" berichtet, daß in Schanghai chinesische Unruhen gegenüber den steigenden japanischen Anforderungen stattgefunden haben. Es scheint an einigen Stellen etwas wie ein chinesisches Nationalbewußtsein zu erwachen. Es wurde eine Resolution gefaßt, die den Krieg gegen Japan verlangt, da es besser sei, auf dem Schlachtfelde zu sterben, als Sklaven Japans zu werden. Über die japanischen Forderungen erfährt man aus dem „Manchester Guardian" folgendes: China soll über 50 v. H. seiner Kriegsmunition von Japan kaufen. Japan wird ein Arsenal in China unter gemeinsamer Leitung gründen, das japanisches Material kaufen und japanische Techniker beschäftigen muß. Die Polizei in gewissen Teilen von China soll gemeinsam von Japan und China verwaltet werden. China soll an diesen Orten viele Japaner anstellen, um die chinesische Polizei zu organisieren und zu reformieren. Japaner sollen als Ratgeber für politische, finanzielle und militärische Dinge angestellt werden Japanische Untertanen sollen das Recht haben, für den Buddhismus in China Propaganda zu machen. Japaner sollen das Recht haben, im Innern Chinas Land zu besitzen zum Bau japanischer Hospitäler, Tempel und Schulen. In der Provinz Fukien soll Japan das Recht haben, Bahnen zu bauen, Bergwerke auszubeuten, Hafenanlagen zu machen, und wenn fremdes Kapital nötig ist, soll Japan zuerst angegangen werden. Japan soll das Recht haben, Wutschang mit Kiukiang und Nantschung durch eine Eisenbahn zu verbinden und eine Bahn zwischen Nantschang und Tschaotschufo sowie zwischen Nantschang und Hangtschou zu bauen. — In diesen Forderungen liegt die Absicht, das chinesische Gebiet militärisch und polizeilich von japanischer Leitung abhängig zu machen. Die Japaner wollen allen europäischen Landesbesetzungen zuvorkommen und aus dem riesenhaften China ein japanisches Indien machen. Dabei beschränken sie sich keineswegs auf die ihnen geographisch am nächsten liegenden nördlichen Gebiete, sondern

Digitized by Google

wollen gegenüber der von ihnen eingenommenen Insel Formosa die Provinz Fukien zum Ausgangspunkt weiterer Besetzungen machen und sich durch einen Eisenbahnbau die Erschließung des Yangtsekiang-Tales sichern. Im Vergleich zu diesen weitangelegten Plänen erscheinen alle innereuropäischen Grenzverschiebungsabsichten als klein. In England müssen derartige Bestrebungen das weitgehendste Mißtrauen gegen den gelben Bundesgenossen wecken. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind ebenfalls betroffen, begnügen sich aber, soviel wir sahen, bis jetzt mit diplomatischen Vorstellungen.

Die österreichische Festung Przemysl ist nach langem heldenhaften Kampfe ehrenvoll gefallen, nicht durch feindlichen Angriff, sondern durch Einschließung und Hunger. Nach einer ersten Belagerung wurde die Festung am 12. Oktober frei, mußte aber am 11 November ihre Tore wieder schließen. Von da an hat sie mehr als vier Monate die Russen aufgehalten. Es ist nicht ganz richtig, wenn jetzt zur Beruhigung der öffentlichen Meinung gesagt wird, der Fall von Przemysl mache nichts aus. Wenn das wahr wäre, so wären die langen Anstrengungen der Belagerten umsonst gewesen. So aber ist es nicht! Jeder Tag der Belagerung war ein Hindernis für die russische Armee. Wozu baut man sonst überhaupt Festungen? Vielleicht hätte ein weiterer Monat Verproviantierung gereicht, um von neuem frei zu werden. Uns allen soll dieser Vorgang eine Lehre sein, schon vor dem Eintreten von Not sehr sparsam mit der Nahrung umzugehen. Ehre aber den tapferen Soldaten, die unter Führung des General Kusmanek ihre Pflicht bis zum letzten schweren Tage erfüllt haben!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 16. März.

Ob das Schwein unser Freund oder unser Feind ist, darüber hat auch die Budgetkommission des Reichstages noch keine Entscheidung getroffen. Dagegen sind Anträge auf Preisregelung für Brot, Mehl und Kartoffeln und auf weitere Einschränkung von Bier- und Schnapserzeugung angenommen.

Eine noch vollständigere Regelung des Arbeitsnachweises wird mit Rücksicht auf die Krisen gefordert, die zu erwarten sind, wenn beim Friedensschluß die Arbeitskräfte zurückfluten, die Heereslieferungen aufhören und die industrielle Friedensarbeit noch nicht gleich wieder im Gleise sein kann. Der Staatssekretär erklärt aber eine solche Regelung jetzt für undurchführbar aus Mangel an Kräften.

Den Anträgen auf Ausdehnung der Wochenhilfe (Verordnung vom 3. Dezember 1914) über alle Frauen von Kriegsteilnehmern mit unter 2500 M. Arbeitseinkommen haben Kommission und Regierung zugestimmt. Die Kriegsunterstützung wird wahrscheinlich während der Sommermonate die gleiche Höhe behalten wie im Winter.

Ueber die beiden letzten Punkte freuen wir Frauen uns besonders.

Charakteristisch ist in der Sitzung des preußischen Herrenhauses die geschichtliche Auseinandersetzung des Präsidenten über die Vorbedingungen des Krieges vom Mittelalter an. Im Herrenhaus werden immer die gebildetsten Reden gehalten.

Abends eine Besprechung über „Schule und Völkerhaß". Das Schwierige dabei ist, daß der politische Haß nun einmal in ethische Systeme nicht hineingeht. Er liegt jenseits von Gut und Böse genau wie im Grunde auch die Vaterlandsliebe —— einfach eine seelische Tatsache. Wenn heute der Sieg mehr als je zuvor vom ganzen Volk erkämpft werden muß, mit den Opfern der Daheimgebliebenen so gut wie mit den Taten der Heere, dann muß eben auch das ganze Volk den Willen zur Vernichtung des Feindes haben. Die Schule soll nicht Gefühle erzeugen wollen, die nicht von selbst da sind, aber sie soll, wo solche Gefühle stark und klar und elementar sind, sie auch nicht erziehlich aufweichen!

Die Zeichnung der Reichsanleihe scheint sehr gut zu werden. Die Zahl der Zeichnungsstellen ist von 9000 auf 40 000 vermehrt, das erleichtert die Zeichnung auf dem Land. Uebrigens sind auch Zeichnungen aus dem neutralen Ausland erfolgt.

Mittwoch, 17. März.

Ein interessanter Bericht über die Produktion des Kohlensyndikats im Februar.

Kohlen 3,5 Mill. To. gegen 4,9 Mill. im Vorjahr
Koks 1,2 Mill. To. gegen 1,5 Mill. im Vorjahr

Es ist aber doch erstaunlich, daß bei der Verringerung der Belegschaften noch so viel geschafft werden kann.

In der Reichstagskommission wird über das Lieferungswesen gesprochen. Es ist gewiß richtig, daß die Militärverwaltung dem ganzen Wucherwesen, das sich auf diesem Felde breit machte, entschiedener zuleibe gegangen ist, als je sonst Behörden zu tun pflegten. Von der Riesenausdehnung der geschaffenen Lieferungszentralen bekommt man einen Begriff, wenn man hört, daß allein die Lederzentrale einen täglichen Umsatz von 1,4 bis 2 Millionen hat.

Welche gigantischen Summen von Arbeit liegen da!!

Ein Freund aus dem Felde ist auf einige Urlaubstage da. Er hat die Kämpfe in der Champagne mitgemacht. Wenn er erzählt, kommt einem der Krieg auf eine merkwürdige Art näher, das heißt, er verliert das Ungeheuerliche, Drohende und Bange und bekommt mit allem Grauen die große Einfachheit und Selbstverständlichkeit alles Tatsächlichen. Er wird nüchterner und schlichter, unpathetisch und —— beinahe möchte man sagen: natürlich. Aber das Wort trifft es nicht ganz.

Donnerstag, 18. März.

Die Budgetkommission beschäftigt sich mit den Kriegsinvaliden- und Hinterbliebenenfragen. Selbstverständlich herrscht Uebereinstimmung darüber, daß in der Versorgung dieser Opfer des Krieges so viel wie nur möglich getan werden muß. Ein bestimmter Plan ergab sich aus den Verhandlungen nicht. Wenn auch eine endgültige gesetzliche Regelung der Frage bis zum Frieden verschoben werden muß, so müßte doch die tatsächliche Inangriffnahme der Fürsorge jetzt schon ganz planmäßig und zentral erfolgen. Es scheint aber, als ob auch dazu noch keine rechte Grundlage da wäre.

In Hamburg hat die Oberschulbehörde einen Studienkursus zur Volksernährung veranstaltet, ähnlich dem Berliner. Sehr gut organisiert — auch mit Demonstrationen und Gelegenheit zu Diskussion und Fragestellung. In Hamburg selbst ist schon von den Frauen auf dem Gebiet in sehr großem Maßstabe gearbeitet. Ueberhaupt: der Eifer des Aufklärungsdienstes ist allenthalben außerordentlich. Ich traf eine Mitarbeiterin, die in den letzten Monaten in Deutschland herum 86 Vorträge in dieser Sache gehalten hat!

Unsere Wasserkante ist der eigentliche Sitz des Englandhasses. Man fühlt die Tiefe und Zähigkeit einer ganz großen Leidenschaft in diesen ruhigen Menschen. Und fühlt ihre innere Notwendigkeit!

Freitag, 19. März.

Beim hamburgischen Rednerkurs ist das Verhältnis der Geschlechter in der Zuhörerzahl umgekehrt wie in Berlin. Viel mehr Frauen! Aber auch gewiß 800 Teilnehmer.

Schwierigkeit scheint auch hier, daß die Meinungen der Gelehrten nicht in Uebereinstimmung zu bringen sind. Zumal über das Schwein! Die Redner haben ihre Belehrung pro und contra empfangen. Ebenso über Butter und Schlagsahne.

Krieg und Religion — eine Episode! Sie saß mir in der Bahn gegenüber. Eine schöne stattliche Erscheinung, mütterlich und zugleich herrschensgewohnt. Mit einem klaren Gesicht, blonden Scheiteln und gutgeschnittenem, energischem Mund. Und während ihre ruhigen Hände das Strickzeug handhabten, erzählte sie, daß sie Erweckungsversammlungen abhielte. Gegen die sittlichen Mißstände der Kriege könne nichts helfen, als daß man den Leuten ihre Sündhaftigkeit begreiflich mache und Sehnsucht nach der Gnade Gottes erwecke. Nicht weniger und nichts anderes als das Beste könne den Leuten helfen.

Digitized by Google

Aber man müsse es freilich geschickt anfangen (von den Pfarrern hielt sie in bezug auf Volksverständlichkeit nicht viel). Zum Beispiel mit einem Kriegsthema locken. Etwa: Wer ist schuld an dem Kriege? Oder noch besser: Die 42-Zentimeter-Haubitzen. Dann kämen sie alle. Und dann erzählt man erst von den Geschützen. Da sollen Sie mal sehen, was das für eine Spannung gibt, weil sie doch alle wissen, es soll etwas Religiöses kommen. „Und dann sage ich" — und sie sah mich erwartungsvoll und siegesgewiß an —: „Die 42-Zentimeter-Haubitzen sollen einen Lauf von zehn Meter Länge haben — — aber noch viel länger ist der Arm der Gnade Gottes!" — — Ich dachte an das Vorspiel im Faust: „Herr, diese dient dir auf besondere Weise!"

Im Reichstag gestern und heute Plenarsitzungen. Zweite Lesung des Etats. Eine sehr gute, kräftige und großzügige Rede Scheidemanns mit einem vollen Bekenntnis zu dem „festen Entschluß, den Glauben der Gegner an die Besiegbarkeit des deutschen Volkes zu zerstören".

Sonnabend, 20. März.

Man sieht jetzt alles mit anderen, teilnehmenderen Augen. Heute auf der Fahrt alle diese bestellten Felder, die warm und dunkel unter dem Himmel lagen, von dem ein Frühjahrsgewitter niederging. In regelmäßigen Reihen besetzt mit den kleinen weißen Bergen des künstlichen Düngers. Es sah schön und fruchtbar und hoffnungsvoll aus.

Der Reichstag hat noch einmal einen ganz großen Tag. Einmütige Annahme des Etats von allen Parteien. Mitteilung Helfferichs, daß die siebente Milliarde der Reichsanleihe schon überschritten sei.

Daneben bedeuteten die Heldentaten der Herren Ledebour und Liebknecht, so groß die Erregung war, die sie hervorriefen, im Grunde wenig. Um so weniger, als die Fraktion die Verantwortung dafür ausdrücklich ablehnte. Es war etwas mit voraugustlichem Augenmaß gesehen, wenn Graf Westarp angesichts dieser Ablehnung und der sozialdemokratischen Zustimmung zum Etat noch eine ausdrückliche Mißbilligung der beiden entgleisten Genossen durch die Partei verlangte. Dreißig sozialdemokratische Abgeordnete verließen bei der Abstimmung den Saal.

Sonntag, 21. März.

Gerade, als ich mich heute abend hingesetzt hatte, um diesen Bericht zu schreiben, ruft jemand aus der Stadt an: Es werden Extrablätter verteilt: Neun Milliarden Reichsanleihe sind gezeichnet!

Die „Vossische Zeitung" erinnert daran, daß heute vor 44 Jahren der erste Deutsche Reichstag eröffnet wurde. Seltsam berühren heute die absichtlich maßvollen Worte der Thronrede:

„Der Geist, der im deutschen Volke lebt und seine Bildung und Gesittung durchdringt, nicht minder die Verfassung des Reichs und seiner Heereseinrichtungen bewahren Deutschland inmitten seiner Erfolge vor jeder Versuchung zum Mißbrauch seiner durch seine Einigung gewonnenen Kraft. Die Achtung, die Deutschland für seine eigene Selbständigkeit in Anspruch nimmt, zollt es bereitwillig der Unabhängigkeit aller anderen Staaten und Völker, der schwachen wie der starken. Das neue Deutschland, wie es aus der Feuerprobe des gegenwärtigen Krieges hervorgegangen ist, wird ein zuverlässiger Bürge des europäischen Friedens sein ... Möge dem deutschen Reichskriege, den wir so ruhmreich geführt, ein nicht minder glorreicher Reichsfrieden folgen, und möge die Aufgabe des deutschen Volkes fortan darin beschlossen sein, sich in dem Wettkampf um die Güter des Friedens als Sieger zu erweisen! Das walte Gott!"

Ich bekomme ein Protokoll von dem Rednerkurs zur Volksernährung in München. Es ist schön, zu sehen, wie systematisch und zweckbewußt allenthalben gearbeitet wird.

Die Zahl der Kochbücher steigt ins Unübersehbare!

Montag, 21. März.

Es ist der erste schöne Frühlingstag, und man denkt mit einer gewissen Erleichterung an den Osten!

Aus den Kreisen unserer Mitarbeiterinnen in der Volksaufklärung bekomme ich Briefe, daß die optimistischen Darlegungen über die Getreidevorräte bei der Reichstagssitzung schon ersichtlich den Leichtsinn gefördert haben. Man muß damit rechnen, daß der Mensch, zumal wenn ihm Unbequemes auferlegt ist, immer das Gute noch viel rosiger sieht, als es ihm gezeigt wird.

Im übrigen erweist sich, daß man die knappe Brotration mit Kuchen auffüllt. Man wird um eine Regelung des Kuchenverbrauchs bestimmt nicht herumkommen. Wer kontrolliert, ob in dem Kuchen wirklich nur 10 % Weizenmehl sind? Und außerdem: die Kartoffeln müssen auch gespart werden.

Und wann wird man sich entschließen, die Esserei in den Wirtshäusern irgendwie unter Kontrolle zu nehmen?

Naumann / Wer war Bismarck?

Wer war Bismarck? Ein Mensch und ein Uebermensch, eine Zeiterscheinung und ein Ueberzeitlicher, ein Handhaber der kleinen Mittel und ein Erdenker der großen Ziele. Schon ging er hinüber in die Ahnengalerie der Größten, ward zur Legende und zum Denkmal, da — erheben sich fünf Millionen Soldaten, um das mit ihrem Blute zu verteidigen, was unter seinen Händen entstand. Wir Aelteren, die wir ihn, als wir jung waren, in Kraft und Ruhm vor uns sahen, lassen heute sein Bild in uns neu lebendig werden, und die jüngere Generation, die nur seine Ausklänge und Nachklänge miterlebte, merkt jetzt mitten im Krieg auf, um vom Staatsmann der Deutschen zu hören, vom stärksten politischen Menschen unseres Volkes.

Ob es in vergangenen Zeiten verborgene und unentdeckte Bismarcks unter den Deutschen gegeben hat, läßt sich nicht glattweg sagen oder verneinen. Es werden stets und immer wieder Talente an der falschen Stelle geboren, Pflanzen, die den rechten Standort nicht fanden oder zertreten werden, ehe sie wachsen können. Aber viele solche verborgene politische Talente haben wir sicher nicht gehabt; man würde sonst doch von ihnen etwas gemerkt haben. Unser Volk steigt nur langsam zur Staatstüchtigkeit, verliert auch in seinen Oberschichten nur mühsam die Untertänigkeit und fürchtet sich fast vor der Gewalt des staatsschaffenden Willens. Es bietet vorzügliches Material zum Bau, aber selten nur findet sich in ihm ein Künstler, der aus unserem Volksstoffe etwas Großes zu machen weiß. Wir haben in vergangenen Jahrhunderten einige gute und hellleuchtende Fürsten gehabt, wie Friedrich II. von Preußen, die nicht nur ihre Krone trugen, sondern Staatsgestalter wurden, aber wie wenige unter den unzähligen deutschen Souveränen waren mehr als Zufallserscheinungen! Und wie wenige unter den Ministern dieser vielen waren mehr als ausführende Hände! Es war sicherlich im vielgestaltigen vorbismarckischen Deutschland mancherlei Platz für politische Begabung, aber sie war nicht da. Rund herum um Friedrich II. blieb es leer. Einsam ragt als wahrhaftiger politischer Kopf und Prophet der Freiherr von Stein über ein Volk, das sich erst von Napoleon schieben läßt und dann vom Zaren. Zwar Redner, Dichter, Kritiker, Vereinshäupter fanden sich nach den Freiheitskriegen zahllos, aber einmal nur erstand unter und über ihnen ein Bismarck, wie wenn der Erzengel Michael in die Schlacht der sterblichen Menschen eingriff.

Ob Bismarck immer ein angenehmer und bequemer Zeitgenosse gewesen ist, darauf kommt es nicht an. Er bezauberte die, die mit ihm gingen, obwohl er selber für die Menge seiner Helfer und Werkzeuge nur wenig Zeit und Herz übrig hatte; er stieß andere zurück, überrumpelte sie, überlistete sie, war voll heimlichen und offenen Spottes und

Digitized by Google

schlug wie ein Bär, wenn er einmal politisch zuschlagen wollte. Er war nicht der Normalmensch der Erziehungslehre, keine ausgeglättete moralische Seele, vielmehr ein brodelnder Kessel, ein Mensch voll Blitz, Donner und auch halbdüsterer Melancholie, ein Mann, der halbe Nächte hassend, grollend in seinem Bette lag, der sich vor Fürsten beugte, um sie für sich spielen zu lassen, ein Unheimlicher und im Grunde Unerkennbarer. Rastlos wird die Maschine seines Lebens vorwärts getrieben. Von welcher Kraft, oder vielmehr von welchen Kräften? Ihn nur aus einem einzelnen elementaren Gedanken heraus schulgerecht zu entwickeln, ist ganz unmöglich. Alle großen Zeitgedanken griff er auf, die alten und die neuen. Er baute mit allen Stilarten, und doch wurde es immer sein Stil. Dieser Bismarckstil ist nicht napoleonisch geradlinig, nicht verzopft wie Metternichs Werke, nicht so leichter Barock, wie Beust ihn bauen wollte, er besitzt Wucht mit Schnörkeln, Zweckmäßigkeit mit Romantik. Man kann es mit Worten nicht kurzerhand beschreiben, wer aber von der Reichsverfassung an die Bismarckischen Schöpfungen untersucht, findet überall dieselbe Menschlichkeit in ihnen wieder, einen Mann, der keine kleinen Formen mag, aber doch viel Altes stehen läßt, das zwar stört, jedoch zum geschichtlichen Erbe gehört. Er war konservativ im Untergrund und konstruierend im Oberbewußtsein; ein Erfinder einfachster Grundgedanken, aber kein Prinzipienmensch, naturhaft, veränderlich, selbst launisch, dabei unerschöpflich in Einfällen, Wendungen, Biegungen. So hat er einen unglaublichen Einfluß auf sein Zeitalter gehabt. Er konnte die Menschen vor sich hertreiben, dahin und dorthin. Jedesmal entwickelte er dabei die obersten Gründe. So war er Monarchist und Demokrat, Preuße und Deutscher, Freihändler und Schutzzöllner, Kapitalist und Staatssozialist. Alles das war er, immer zu seiner Zeit, ehrlich. Darum haben ihn aber auch alle gelegentlich für untreu gehalten, denn jeder wollte ihn gern dauernd bei sich anbinden. Er aber nahm, was er fand, zerbrach, was ihn störte und benutzte alle Grundsätze, die es gab.

Um was aber zu tun, machte er das alles so?

Die einfachste und leichste Antwort auf die Frage nach dem Arbeitsziele Bismarcks ist es, wenn man sagt, er habe das gewollt, was durch ihn geworden ist. So erscheint er im Elementarunterricht. In Wirklichkeit ist diese Frage sehr schwierig zu beantworten und führt in die tiefsten Seelenprobleme hinein. Was wollte der Bismarck von 1855? Was der von 1865? Was der von 1875? Indem er wuchs, änderte er sich. Und immer wollte er wachsen, zunächst er selbst! Er brauchte Raum in der Welt für seine gewaltige Kraft. Stets klagend über zu viele Belastung, verbreiterte er doch stets den Umkreis seiner Pflichten. Das geht in kleineren Verhältnissen oft auch anderen Menschen so, da er aber von Anfang an an wichtiger und sichtbarer Stelle stand, so wurden seine Wendungen Programm, und mit ihm wuchs die preußische Frage zur deutschen, die deutsche zur europäischen. Um dieses persönliche Wachsen in seiner weltgeschichtlichen Erscheinung zu erfassen, ist es nicht unnütz, sich rein theoretisch den Fall zu denken, daß dasselbe große Talent zur gleichen Zeit nicht in Preußen, sondern in Oesterreich oder Bayern entstanden wäre. Auch an diesen Plätzen würde ein Bismarck die Weltgeschichte beeinflußt haben, aber anders. Er würde auch da sein Leben ausgeweitet haben, indem er anderer Leben in sich einsog und anderer Willen an den seinen band, aber das Programm wäre ein anderes gewesen. Vielleicht würde er dann den Beust'schen Triasgedanken (Oesterreich—Preußen—Mittelstaaten), nur kräftiger als Beust, vertreten haben. Weil er aber eben Preuße war, so wuchs sein preußisch deutscher Gedanke mit ihm. Er dachte Europa von Preußen aus. Das etwa ist sein Arbeitsziel. Wie sich das im einzelnen vollzog und verwirklichte, war für ihn selber nicht weniger ein Gegenstand der Neugier und Erwartung, als für seine lauschende oder drohende Mitwelt. In diesem Sinne war er fromm, indem er der göttlichen Vorsehung zutraute, daß sie ihm das Material Europas in geordneter Reihenfolge zuschieben werde. Sein menschliches Einzel-Ich verfloß zeitweilig so mit dem großen historischen Gesamt-Ich, daß er gleichsam im Weltenrate Gottes saß und der Schiedsrichter zwischen Ost- und Westeuropa werden konnte.

Worüber aber grollte und klagte eigentlich nach 1890 der alte Bismarck? Man wird bei genügender Vorsicht aus seinen Klagen einigermaßen erkennen, in welcher Hinsicht ihm selbst sein Lebenswerk nicht vollkommen schien. Er klagt über seine eigne Entlassung, obwohl sie nach dem Wortlaut des von ihm geschaffenen Rechtes formell nicht beanstandet werden konnte, weil es ihm nie in den Sinn gekommen war, diese Rechtsformen auf sich selbst anzuwenden. Er war in seinem innersten Gefühl ein Herr der Verfassung und nicht ein Untertan des Staatsrechts. Daß die von ihm wunderbar emporgehobene preußische Monarchie auch ihm gegenüber monarchisch auftreten konnte, war ein Stoß ins Tiefste seiner Seele. Der Uebermensch wurde vom König zum Menschen herabgeleitet. Es sind keineswegs nur die Formen der Dienstentlassung, die ihn kränkten, sondern die Tatsache selbst erschien ihm als Eingriff in die Geschichte, denn er war zur nationalen und europäischen Notwendigkeit geworden. Wer kleinlich ist, wird das Ueberhebung nennen, aber mit Unrecht, denn der große Erschaffer eines vorher nicht gewesenen Großstaates kann gar nicht bescheiden denken, wie etwa der Gründer einer mittleren Aktiengesellschaft. Sein Lebenswerk war sein eigenes Wachstum. Er konnte gar nicht über sich hinaus sein Werk ohne sich selbst denken. Dann aber beklagte er sich über die Kündigung der sogenannten russischen Rückversicherung. Diese Rückversicherung war ganz und gar sein Stil, ein fabelhafter Beweis seiner Fähigkeit und Weitsichtigkeit, aber zu schwierig für geradlinigere und einfachere Seelen. Ein Caprivi, so fein und edel er als Charakter war, konnte mit diesem Bismarckischen Instrument nicht spielen, und Wilhelm II. war im Vergleich mit Bismarck ein Einhändiger gegenüber dem Zweihändigen. Im Rückversicherungsvertrag war Bismarck so sehr Ich-Schöpfer, daß er unpädagogisch sein Werk so verfeinert hatte, daß es nicht ein Instrument für Normalmenschen wurde, sondern seine eigene Ausstrahlung. Und was das allgemeine Reichstagswahlrecht anlangte, das er selber eingeführt und dann durch das Sozialistengesetz eingeschränkt hatte, so war es für ihn ein Mittel in seiner Hand gewesen, aber nicht ein Grundsatz. Jetzt erlebte er aber, daß aus dem Mittel ein Prinzip gemacht wurde, daß das Bewegliche unbeweglich ward, und er wünschte sich noch einmal sein verlorenes Amt, um selber noch diesen Teil seines Werkes auszuschalten, um auch die Bundesfürsten noch strenger unter Preußen zu binden, um die Herrschaft, die er hatte, ewig zu etablieren. Erst als der junge Kaiser ihm das zurückwies, appellierte er an Bundesfürsten und Parteien gegen den Uebergang seines Personalstaates zu einer unpersönlichen Institution. So persönlich hat er bis zuletzt alles aufgefaßt. Das wird von Leuten mit kalter Sachlichkeit überhaupt nicht verstanden. Seine Politik war er, er aber war nichts anderes, als eben politischer Wille. Ihm war die Politik keine Wissenschaft und keine Recht-

Digitized by Google

haberei, sondern Kunst, zwingende, gewaltige, heilige Kunst. So durch und durch politisch bis in jeden Nerv war dieser Mensch, daß er der Staat wurde. Seine Tragik aber war, daß der Staat und die übrige Welt auch nach ihm weiterleben wollten.

Indem ich das schreibe, erinnere ich mich lebhaft an das Geschlecht von Menschen, das von ihm erdrückt wurde: Bennigsen, Gneist, Richter, Rickert, Schrader, Mommsen, Barth. Sie sahen in ihm eine Gewalt, wie die des Feuers, die verbrennt und heilt, gefährlich und unwiderstehlich. Sie alle wurden in ihrem Leben durch ihn gebrochen, obwohl sie Politiker waren, deren Ideen wahrhaft gut und zeitgemäß waren. Die Führer des bürgerlichen Liberalismus besaßen und bewegten viele politische Gedanken und Programme, aber sie waren nicht selber die Politik. Sie fühlten sich nicht als die Mitte Europas. Wie hätten sie das auch gekonnt und gedurft? Und die hinter ihnen stehende Schicht betrieb ihre Politik abends neben und nach dem Geschäft und Erwerb, ging nicht auf im Staat, wollte eher den Staat beschränken und vermindern. Ihnen fehlte die Fleischwerdung der deutschen Freiheit in einer einzelnen Person. Bismarck aber griff keck und rücksichtslos aus ihren Ideen heraus, was ihm paßte und ließ sie mit den Resten sitzen. Was sollen Menschen machen, wenn Herkules vorübergeht und ihnen ihre besten Pferde mitnimmt?

Auch konservativ war er, wie schon gesagt, nur im Untergrund, die Partei der Konservativen aber hat er mißhandelt wie jede andere. Der Reihe nach waren ihm fast alle Gruppen einmal Reichsfeinde, denn er war ja das Reich. In seinen Nächten erlebte er die ganze deutsche Geschichte als der historisch Verantwortliche. Was er nicht fertig brachte, das grämte ihn; wer es anders wollte, der störte ihn; er wußte, was kommen sollte. Ein Einzelmensch!

Sein Werk und Erbe haben wir jetzt zu verteidigen. Alle Parteien, die er der Reihe nach überwältigte, halten jetzt im blutigen Krieg einen Burgfrieden, um sein Reich zu schützen, denn sein Reich ist unser aller Reich geworden. Was er vor einem halben Jahrhundert den Deutschen aufzwang, gerade das ist uns allen ohne Unterschied jetzt hunderttausend Leben wert. Wer wollte denn eigentlich vor Bismarck gerade dieses kleindeutsche preußisch-deutsche Reich? Es gab in der Frankfurter Paulskirche die preußisch erbkaiserliche Richtung, aber im Grunde bot man dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. die Reichskrone nur an, weil man ihn nicht umgehen konnte. Eine tiefe prophetische Ueberzeugung, daß das allein der Weg der Zukunft sei, daß nur so Deutschland ein Staat werden könne, war kaum vorhanden. Einige wenige Köpfe ahnten die Richtigkeit der kleindeutschen Idee, im ganzen aber war nach 1849 diese Idee der Stein, den die Bauleute verworfen haben. Diesen Stein hat Bismarck zum Eckstein gemacht. Er hatte den Blick, was in dieser umgeformten Idee an Wirklichkeitswert steckte. Um dieser von ihm aufgegriffenen, halbverlorenen Idee willen setzte er das bisherige Preußen aufs Spiel, ein Spieler mit höchstem Einsatz, der den König gegen den Kaiser marschieren ließ, um sein Deutschland zu gewinnen. Und während er noch bei Königgrätz dieses Spiel gewann, bereitete er sofort das nächste vor: die zwei verbündeten Großstaaten Mitteleuropas. In Böhmen rang er schon mit Frankreich. Den Deutschen gab er ihre Lebensform anders, als fast alle sie gewollt hatten, aber so, daß das Gewaltsame sich einbürgerte, daß das künstlich Gemachte wie natürlicher Wuchs erschien und tatsächlich naturhaft wurde. Wenn wir heute das alte liebe Lied singen: „Deutschland, Deutschland über alles", so meinen wir Reichsdeutschen ganz ohne Zwischengedanken eben unser Bismarckisches Deutsches Reich mit allen seinen Unfertigkeiten und Herrlichkeiten. So, wie es ist, so ist es wert geworden, gegen eine Welt von Feinden verteidigt zu werden. Das ist Bismarcks allergrößter, überwältigender Erfolg. Wenn man sich denkt, daß Abgeschiedene etwas vom Verlaufe irdischen Geschehens nach ihrem Tode miterleben könnten, so muß unter den Heimgegangenen der vorigen Generation überhaupt starke Bewegung sein, am meisten und allertiefsten müßte die Seele dessen zittern, der nun erst ganz von allem Volke aufgenommen ist. Wir glauben nicht, daß Menschenstimmen ins Jenseits der Verstorbenen schallen, aber, wenn es möglich wäre, dann würden Katholiken, Protestanten, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten, Deutsche, Oesterreicher, aber auch Ungarn, Tschechen, Polen und Dänen, es würden sterbende Kämpfer vom Aermelkanal bis zu der Weichsel und zu den Karpathen dem hundertjährigen Bismarck zurufen: morituri te salutant; du schufest das Mitteleuropa, für das wir unser Leben geben, in dir ist es gewesen, ehe es für uns der letzte Inhalt unseres Daseins werden konnte!

Um Mitteleuropa kämpfen wir. Das ist von Bismarck uns vorgeschrieben worden. Als er im Jahre 1879 mit dem ungarischen Grafen Andrassy zusammen den Zweibundvertrag unterzeichnete, da legte er die Grundlagen dieses Krieges und verband Mitteleuropa gegen Ost und West. Das er das, wie schon erwähnt, mit der Vorsicht tat, die keine gegnerische Zusammenballung von allen Seiten wollte entstehen lassen, war seine besondere Kunst. Schließlich aber hat er klar und unwidersprechlich den reichsdeutschen Willen geprägt, daß wir im Zweifelsfalle zu Oesterreich-Ungarn gehören und nicht zu Rußland. Das Bismarckische Reich kann nicht zugeben, daß die Donaumonarchie zerbrochen wird. Das ist sein politisches Testament. Wie wir dieses Testament durchführen, ist unsere Sache.

Bismarck vollzog das fast Unglaubliche, daß er unter Zustimmung Rußlands erst Preußen, dann das preußisch-deutsche Reich, dann schließlich ganz Mitteleuropa von Rußland unabhängig machte. Aus Preußen, das im Anfang der fünfziger Jahre wie eine Art Balkanstaat vor Rußland vorgelagert war, erwuchs durch ihn der Staat, der nun der russischen Flut ihr Halt gebieten kann. Er festigte das weiche, lockere Mitteleuropa, bis es östlich und westlich harte Ränder bekam. Von der Unterwerfung von Olmütz bis zu den Hindenburgischen Siegen ist ein zusammenhängender Fortschritt der Staatsordnung der Mittelmächte. Daran haben unzählige Bekannte und Unbekannte mitgearbeitet, daran hat ein doppeltes Menschenalter geschaffen, aber er war ihr Zielsetzer. Er hat uns aufs Roß gesetzt. Reiten sollen wir nun selber.

In vielfacher Hinsicht geht das, was wir jetzt zu verteidigen haben, über die Bismarckische Zeit hinaus. Auf Grund seiner Reichsgründung erwuchs die internationale Arbeits- und Handelsverflochtenheit, die jetzt zum Krieg mit England geführt hat. Es wurden die von ihm zögernd zugelassenen Kolonien ein viel wichtigerer Staatsbestandteil, als er es vor 30 Jahren wollte. Wir übernahmen stärkere Verpflichtungen für den türkischen Staat, als er es damals tat. An vielen Punkten kann man im einzelnen die Unterschiede finden zwischen dem, was er tat, und dem, was wir, seine Erben, jetzt tun müssen. Unser innereuropäischer Nationalstaat

Digitized by Google

hat begonnen, weltpolitisch, übernational, imperialistisch zu werden. Kaiser Wilhelm II. hat uns viel mehr Wasserpolitik, Seeinteressen und auch Flottenromantik gebracht, als Bismarck in seinen Tagen es zulassen wollte. Aber das alles ist doch trotz großer Veränderung das Fortleben des Körpers, dessen innerstes Wesen bismarckisch ist. Wir gingen in manchen Dingen weiter als er, aber nicht von ihm weg. Wir gingen über das hinaus, was er erlebt hat, fühlen aber dabei, daß sein Schaffen nicht dort haltgemacht haben würde, wenn er nicht eben auch als begrenzter sterblicher Mensch einmal als Einzelwesen hätte aufhören müssen. Wer darum bismarckisch arbeiten will, soll nicht seine zeitgeschichtlichen Einzelhandlungen als dauernde Norm behandeln, sondern aus ihnen heraus seine Lebendigkeit, seine politische Unsterblichkeit erfassen.

Und wer sind seine Nachfolger?

Es ist wahrscheinlich, daß am hundertjährigen Geburtstag Bismarcks viele Vergleiche zwischen ihm und den Diplomaten und Staatsmännern unserer Tage angestellt werden, bei denen der große Tote mit seinem abgeschlossenen und fortwirkenden Lebenswerk sehr im Vorzug ist. Solche Vergleiche aber enthalten viel Ungerechtigkeit und sollen deshalb eingeschränkt werden. Was unsere jetzigen Staatsmänner leisten oder nicht leisten, wird erst nach dem Kriege offenbar sein, und man soll sie nicht mit Ansprüchen stören, die etwas Unerfüllbares enthalten. Bismarck ist das große Ideal des deutschen politischen Meisters, dem alle Gaben in die Wiege gelegt wurden. Wäre heute ein Bismarck da, so müßte er unsere Geschäfte führen. Da er aber nicht da ist, so haben wir alle die heilige Pflicht, denen treu und rückhaltlos zu helfen, die in schwerster Zeit vom Schicksal berufen sind, das als Menschen weiter zu tragen, was ein Uebermensch ihren Händen übergab. Mit bloßer Kritik ist gar nichts geleistet, nichts. Arbeiten sollen wir und uns volltrinken und gesund machen an dem, der unser unverlierbarer Meister war. Auch er war nicht ohne eigene Zweifel und Irrwege, und auch ihm gelang nicht alles. Sollen nun die Nachfolger nicht das Recht haben, an dem gemessen zu werden, was sie selber zu tun vermögen? Wir verlangen von ihnen, daß sie sich mit Leib und Seele und allen ihren Kräften der ungeheuren Aufgabe hingeben, die vor ihnen liegt, und daß sie groß werden wollen, wachsen wollen, soweit es ihrer Kraft und inneren Ehrlichkeit gelingt. Wir verlangen, daß kleine, hemmende, ängstliche Nebenpersonen durch festere Kräfte ersetzt werden, daß das Wagnis von mutigen, entschlossenen Charakteren durchgeführt wird, aber alle bloßen Rivalitäten aus Eitelkeit oder Streberei seien verbannt! Jede Zeit muß mit den Männern haushalten, die sie hat. Es darf der Erinnerungstag an Bismarck nicht zur Dämpfung der deutschen Einheitlichkeit dienen, sondern soll zur Stärkung gedeihen. Das Volk im ganzen will noch viel mehr als bisher ein politisches Volk sein. Bismarck will bei allen leben, auch bei denen, die er selbst im inneren Streite oft mißverstand und beiseite schob, und die ihm in anderen Gedanken befangen oft nicht folgen konnten. Er ist für uns kein Umstrittener mehr, sondern ein Nationalbesitz. Er ist keine Partei, sondern der erste aller Deutschen. Hand in Hand bewegt und erschüttert von der Wucht der uns umdrängenden Weltgeschichte, gereizt und erzürnt von unglaublicher Bosheit der Feinde, so nahen wir uns in diesen Tagen seiner erhabenen Gestalt, um Größe zu nehmen von seiner Größe, Kraft von seiner Kraft, Klugheit von seiner Klugheit und Zuversicht von seinem unwandelbaren Vertrauen zum deutschen Volke.

Albert L. Pariser / Deutsche Sozialversicherung und Krieg

Der Krieg schafft neue Organisationen und prüft die bestehenden auf ihre Stärke. Einige der vorhandenen Organisationen waren auf einen Kriegsfall vorbereitet (Eisenbahn, Post, Telegraph); andere sogar nur eigentlich für diesen geschaffen (Heer, Flotte). Alle diese bewährten sich in hervorragendem Maße. Eine dritte Gruppe der bestehenden Organisationen bilden die Friedensorganisationen, d. h. solche, die mit einer Kriegsmöglichkeit überhaupt nicht oder doch nur in sehr beschränktem Umfange gerechnet haben, deren Aufgabe eine rein friedliche ist. Die größte Friedensorganisation, deren Wirkungen der Mehrheit unserer Volksgenossen zuteil werden, ist die soziale Versicherung, das mächtigste Friedenswerk des Deutschen Reiches. Von der deutschen Bevölkerung waren bei Ausbruch des Krieges rund 18 Millionen gegen Krankheit, 25 Millionen gegen Unfall und 16 Millionen gegen Invalidität und Alter versichert. In allen drei Zweigen der sozialen Versicherung wurden 1913 täglich 2½ Mill. M. ausgezahlt. Aus diesen Zahlen erhellt, von welcher Wirkung eine derartig tiefeinschneidende Organisation gerade für die schwächeren Schichten der Bevölkerung sein muß. Erfolgreich wurde der Kampf gegen Krankheit, Unfall, Invalidität und Altersschwäche aufgenommen. Die Volksgesundheit erstarkte, die Zahl der Arbeitsunfähigen sank. Die Wirkung der segensreichen Organisation zeigt sich in Kriegszeit in erhöhtem Maße. Millionen kräftiger Männer folgten dem Rufe des Kaisers. Die soziale Versicherung hatte die Wehrkraft unseres Volkes gestärkt, und so konnte der Präsident des Reichsversicherungsamtes Dr. Kaufmann mit Recht die Arbeiterfürsorge als eine Quelle deutscher Kriegsbereitschaft bezeichnen. Damit ist aber die Aufgabe der sozialen Versicherung nicht erschöpft. Im Rücken der kämpfenden Heere soll sie in der Heimat ihre segensreiche Tätigkeit ausüben. Gerade in dieser schweren Zeit lasten Krankheit, Unfall und Invalidität besonders schwer auf den bedürftigen Klassen. Und gerade jetzt bedeutet die Erhaltung der Arbeits- und Erwerbsfähigkeit eines jeden Deutschen ein Plus auf unserem Gewinnkonto.

Grundsätzlich ändert der Kriegszustand an dem bestehenden Rechtsverhältnis zwischen Versicherungsträger und Versicherten nichts. Das Rechtsverhältnis wird aber gelöst, wenn der Versicherte infolge der Ausübung militärischer Dienstleistungen aus seinem bisherigen Berufe ausscheidet. Denn in unserer gesamten sozialen Versicherung ist die Versicherungspflicht und die Versicherungsberechtigung von der Ausübung bestimmter, im Gesetze bezeichneter Berufe abhängig. Fällt diese Voraussetzung fort, erlischt Versicherungspflicht und Versicherungberechtigung. Dem Versicherten steht aber das Recht auf Weiterversicherung zu, die praktisch augenblicklich eine besonders große Rolle bei der Krankenversicherung spielt.

Ebensowenig ändert der Krieg die Pflicht zur Zahlung von Beiträgen. Bei der Krankenversicherung erlischt die eben erwähnte freiwillige Weiterversicherung gemäß § 314 RVO., wenn die fälligen Beiträge zweimal nacheinander am Zahltage nicht entrichtet sind. Bei der Unfallversicherung braucht ja der Versicherte überhaupt keine Beiträge zu zahlen. Seine Entschädigungsansprüche sind stets gesichert, auch wenn der Arbeitgeber aus Zahlungsunfähigkeit oder Böswilligkeit, wie es bei feindlichen Ausländern vorkommen könnte, keine Beiträge entrichtet. Bei der Invaliden- und Angestelltenversicherung gelten für den Kriegsfall besondere Bestimmungen. Bekanntlich ist bei diesen Versicherungszweigen eine bestimmte Wartezeit erforderlich und erfolgt eine Steigerung der Rente je nach der Zahl der Beitragswochen. An und für sich würden also durch das Aufhören der Versicherungspflicht infolge Eintritts in den Militärdienst alle Ansprüche aus früher gezahlten Beiträgen erlöschen. Da dieser Verlust aber einen großen Rechtsnachteil für die Versicherten bedeuten würde, bestimmt die RVO. in §§ 1280, 1281, 1393, daß Kriegszeiten als Beitragswochen anzusehen sind, und zwar sowohl zur Aufrechterhaltung der Entschädigungsansprüche aus früher gezahlten Beiträgen, als auch zur Erfüllung der Wartezeit und zur Steigerung der Rente.

Digitized by Google

Bei der Angestelltenversicherung findet eine Anrechnung von Kriegszeiten als Beitragswochen nur zur Aufrechterhaltung der Anwartschaft nicht dagegen zur Erfüllung der Wartezeit und zur Steigerung der Rente statt. Als Militärdienst im Sinne der Vorschriften der RVO. gelten auf Grund zweier Verordnungen des Bundesrats vom 26. November 1914 auch die, die während des Krieges in österreichisch-ungarischen Diensten geleistet werden.

Bei der Entschädigungspflicht während des Krieges sind zwei Fälle zu unterscheiden. Erstens: Der Entschädigungsanspruch ist vor Eintritt des Versicherten in militärische Dienste entstanden. Es fragt sich nun, ob z. B. eine Unfallrente weiterzuzahlen ist oder nicht. Die einen meinen, eine Rente dürfe nur dann entzogen werden oder ruhen, wenn es das Gesetz vorschreibt, bejahen also eine Weiterzahlung, da die Vorschriften der RVO. den Kriegsfall nicht berücksichtigt haben. Anderer Ansicht, der auch ich mich anschließen möchte, ist Privatdozent Dr. Kaskel. Er meint, eine Entziehung der Rente komme nicht in Betracht, wohl aber ein Ruhen der Rente, da „der Zweck der Versicherungsleistung der Ersatz für die Beeinträchtigung wirtschaftlicher Daseinsbedingung ist. Zieht aber ein Unfallverletzter in den Krieg, so ist er, solange er im Felde steht, in seiner wirtschaftlichen Existenz keineswegs beeinträchtigt. Er steht in der Fähigkeit, durch seine Arbeit zu erwerben, nicht schlechter als der gesunde Arbeiter". (Monatsschrift für Arbeiter- und Angestellten-Versicherung, Dr. Kaskel, September 1914.)

Der zweite Fall der Entschädigungspflicht liegt vor, wenn der Eintritt des Versicherungsfalles erst nach Eintritt in den Kriegsdienst erfolgt ist. In diesem Falle bleibt der Anspruch auf Entschädigung, wenn die gesetzlichen Voraussetzungen erfüllt sind, bestehen. Auch denjenigen, die infolge Ausscheidens aus ihrer beruflichen Tätigkeit nicht mehr versicherungspflichtig sind, verbleibt während drei Wochen ein Entschädigungsanspruch, wenn der Versicherte vor seinem Ausscheiden aus der Versicherungspflicht eine gesetzlich vorgeschriebene Anzahl Wochen versichert gewesen ist. Durch Gesetz vom 4. August 1914 ist aber zur Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen bestimmt, daß nur die Regelleistungen zu gewähren sind. Es fallen also die Leistungen über die 26. Woche hinaus, die Mehrleistungen an Wöchnerinnen und die Familienhilfe fort. Dasselbe Gesetz setzt die Beiträge auf 4½ % des Grundlohnes fest. Ausnahmen sind aber nach Genehmigung der Aufsichtsbehörde zulässig.

Zur Sicherung der Leistungsfähigkeit der Krankenkassen wurden durch dasselbe Gesetz vom 4. August die Vorschriften der RVO. über die Versicherung der Hausgewerbetreibenden außer Kraft gesetzt. Es wurde aber erlaubt, auf Antrag der Gemeinde- und Ortskrankenkassen durch Ortsstatute die Versicherung der Hausgewerbetreibenden wiedereinzuführen. In der Stadt Berlin ist dies geschehen. Ab 1. Februar 1915 sind alle Hausgewerbetreibenden bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin versichert. Zu wünschen ist, daß die anderen Stadtgemeinden Groß-Berlins bald diesem Beispiele folgen werden. Eine wichtige Erweiterung der Entschädigungspflicht bildet die Einführung einer Reichswochenhilfe durch Bundesratsverordnung vom 3. Dezember 1914.

Da die Leistungen im allgemeinen bestehen bleiben, stellt der Krieg große Anforderungen an die Leistungsfähigkeit der Versicherungsträger. Die Krankenkassen haben besonders im Anfange des Krieges sehr unter einem Sinken der Zahl ihrer Mitglieder zu leiden gehabt. Dadurch wird naturgemäß die Beitragsleistung erheblich vermindert, wobei noch hinzukommt, daß Zahlungsunfähigkeiten öfter auftreten als im Frieden. Gerade die widerstandsfähigsten, gesündesten Männer stehen unter den Waffen, die Versicherungsträger haben also mit bedeutend schlechteren Risiken zu rechnen. Die vom Militärdienst Entlassenen sind ebenfalls zum Teil kränklich und nicht mehr so leistungsfähig wie früher. Alle diese eben erwähnten Punkte haben die Stärke der Organisation auf eine harte Probe gestellt, die sie aber gut bestanden hat.

Der Verlust an Mitgliedern hat infolge der segensreichen Tätigkeit der Arbeitslosenfürsorge bedeutend abgenommen. Ebenso ist die Krankenziffer der Daheimgebliebenen trotz der bedeutend schlechteren Risiken verhältnismäßig niedrig. „Die opferwillige Stimmung der Kriegszeit," schrieb hierüber die „Deutsche Krankenkassenzeitung", „äußert sich bei der breiten Schicht der daheimgebliebenen Leichtkranken mit dem Entschluß: in der schweren Zeit nehme ich die Kasse wegen Lappalien nicht in Anspruch." Ein weiterer erheblicher Einfluß auf die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen ist die Einziehung einer großen Anzahl Aerzte zum Heeresdienst. Nach § 122 RVO. soll die ärztliche Behandlung nur von approbierten Aerzten geleistet werden. Das Reichsamt des Innern hat deshalb die Approbation der Medizinalpraktikanten erleichtert und zugleich bestimmt, daß Studierende der Medizin mit zwei klinischen Semestern als Hilfspersonen bei der Behandlung von Kassenmitgliedern in Vertretung des Arztes tätig sein können. Im übrigen ist die Leistungsfähigkeit der Versicherungsträger durch gesetzlich bestimmte Rücklagen garantiert. Daneben treten für leistungsunfähige Berufsgenossenschaften das Reich und die Bundesstaaten ein. Und für die Leistungsfähigkeit der Träger der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung haftet den Gläubigern der Gemeindeverband und der Staat.

Aber trotz der großen Anforderungen, die der Krieg an die Versicherungsträger gestellt hat, haben diese nicht nur ihre Leistungsfähigkeit voll und ganz aufrechterhalten, sondern haben darüber hinaus wichtige besondere Maßnahmen getroffen.

Auf dem Gebiete der inneren Geschäftsführung hat das Reichsversicherungsamt folgende Maßnahmen angeordnet: Die angängigen Rentenansprüche werden besonders beschleunigt und anerkannt. Kapitalabfindungen werden bis auf weiteres vermieden. Die Zahlungen an die im Felde stehenden Empfänger zu Händen der Angehörigen werden möglichst erleichtert. Die Betriebsüberwachung zur Durchführung der Unfallverhütungsvorschriften soll aufrechterhalten werden. Milde Bestrafung bei Uebertretung der Vorschriften der RVO. Verwaltungsstreitigkeiten sollen ruhen.

An und für sich dürfen die Mittel der Versicherungsträger gemäß § 25 der RVO. nur für die gesetzlich vorgeschriebenen oder zugelassenen Zwecke verwendet werden. In § 1274 bestimmt aber die Reichsversicherungsordnung, daß eine Versicherungsanstalt mit Genehmigung der Aufsichtsbehörde Mittel aufwenden kann, „um allgemeine Maßnahmen zur Verhütung des Eintritts vorzeitiger Invalidität unter den Versicherten und zur Hebung der gesundheitlichen Verhältnisse der versicherungspflichtigen Bevölkerung zu fördern und durchzuführen". Durch diese Bestimmung wird die Möglichkeit für die Versicherungsanstalten geschaffen, über den eigentlichen Rahmen hinaus Aufwendungen zum Zwecke der Kriegsfürsorge zu machen. Hierbei ist aber nach Beschluß einer Versammlung der Vertreter der Landesversicherungsanstalten zu beachten, daß die Liquidität gewahrt bleibt und die Aufwendungen in angemessenem Verhältnis zum Vermögen stehen. Die höchste Grenze für die Aufwendungen ist mit Einschluß der Zinsausfälle bei der Lombardierung von Wertpapieren 5 % des Buchwertes des Gesamtvermögens der Anstalt. (Ende 1913.) Unter diesen Gesichtspunkten hat z. B. die Landesversicherungsanstalt Berlin folgende Maßnahmen getroffen: 1. Für die Versorgung des Feldheeres mit warmer Unterkleidung werden 100 000 M. aufgewendet. 2. Der notleidenden Landesversicherungsanstalt Ostpreußen werden 15 000 M. überwiesen. 3 Dem Zentralverein für Arbeitsnachweis werden für die Vermittlung von Berliner Arbeitern 10 000 M. bewilligt. Besonders wichtig ist ferner, daß die Tuberkulosen-Fürsorge der Versicherungsträger auch während des Krieges eifrig weiterbetrieben wird. Das Reichsversicherungsamt hat ferner genehmigt, daß die Versicherungsträger dem Roten Kreuz für Maßnahmen der Krankenpflege Mittel zur Verhütung von Seuchen usw. zur Verfügung stellen dürfen. Im ganzen haben die Versicherungsträger zwei Millionen dem Roten Kreuz unmittelbar und elf Millionen für andere Kriegsmaßnahmen überwiesen. Ferner haben die Versicherungsträger ihre Heilstätten, Genesungsheime und Krankenhäuser mit insgesamt 10 000 Betten für die Verwundeten-Fürsorge überlassen. Und daneben setzen die Versicherungsträger ihren Kampf gegen Alkohol und Arbeitslosigkeit auch in der Kriegszeit erfolgreich fort. An der Kriegsanleihe sind die Versicherungsträger mit 785 Millionen Mark beteiligt.

Glänzend hat die Sozialversicherung die harte Probe bestanden. Alle diese Maßnahmen beweisen die Stärke dieser gewaltigen

Digitized by Google

Organisation, die mit ein Grund für unsere Siegeszuversicht sein darf. Denn die Wehrkraft und die Gesundheit unseres deutschen Volkes beruhen im wesentlichen auf den segensreichen Wirkungen der sozialen Versicherung, die mit Erfolg Krankheit, Unfall, Invalidität und wirtschaftliche Not bekämpft hat. „Auch für die innere Festigung des Reiches war unsere soziale Fürsorge", wie Präsident Kauffmann vom Reichs-Versicherungsamt in der „Woche", Heft 38, 1914 ausführte, von großer Bedeutung." Vergeblich warteten unsere Feinde auf den Schritt vaterlandsloser deutscher Arbeiterbataillone. Durch die Sozialpolitik haben sich Unternehmer und Arbeiter wieder zusammengefunden, sind sich menschlich und sachlich näher getreten und haben Vertauen zum Staate gewonnen. Im heißen Weltringen der Nation wird die Siegespalme dem Volke zuteil werden, das am stärksten von dem kategorischen Imperativ sozialer Pflicht durchdrungen, im Kampfe gegen menschliches Elend die größten Erfolge aufzuweisen hat, den Schutz der Armen und Notleidenden am wirksamsten durchzuführen vermag.

Hildebrand / Feldbrief aus Polen

Schluß

Zwischen den breiten, langgestreckten Ozeansandwellen der polnischen Landschaften dahinwandernd, ringsum alles verschneit, der Horizont durch die kahlen Hügelrücken in mittlerer Entfernung begrenzt, verliert man plötzlich die Spuren des Weges von einem Ort zum anderen — auch jetzt noch in der belebten Kriegszeit, wo ihrer zu viele von allen Richtungen her und nach allen hin durcheinanderlaufen. Da sieht man in der Ferne ein langes schwarzes Kreuz mit hochangebrachtem Querbalken sich vom grauen Himmel abheben, und nun weiß man: dorthin geht der Weg, dahinter liegt das Dorf, wo du hinwillst.

Ja, nach diesem Wegweiser scheint auch das Herz der polnischen Bauern sich einzurichten. Die eine Stubenwand ist in der Regel mit frommen Bildern behängt, unter denen die schwarze Mutter Gottes von Czenstochau eine große Rolle spielt. Bei unserem 75jährigen Alten in Leisno, der uns morgens schon immer Kaffee gekocht hatte, wenn wir aufstanden, und uns warmes und kaltes Waschwasser zusammengoß, sobald sich einer die Hemdärmel aufstreifte, fand ich der Heiligen, der Kirchen und Päpste, der Jesus- und Marienbilder nicht weniger als neunundvierzig an der Wand, aus allen Lebensaltern von drei Vierteljahrhunderten. Mit dem Gesicht dieser Bilderwand zugekehrt, knien sie, alt und jung, Mann und Weib, morgens und abends und sprechen die vorgeschriebenen langen Gebete. Oft scheint uns das äußerliches Lispeln und Plappern, denn der Faden wird leicht abgerissen und leicht wiedergefunden. Aber können äußerliche Uebungen so feste Gewohnheit sein, so hartnäckig fortgesetzt werden, selbst in einer Stube voll fremder Menschen, wenn nicht auch ein Innenleben an ihnen hängt und in ihnen Ausdruck sucht?

Nur wer sich jahrelang scheinbar vergeblich gemüht hat, bei anderen Menschen den Idealismus zu wecken und die sogenannten höheren Interessen zu pflegen, kann eine Ahnung von der unendlichen Arbeitsleistung der Kirche haben, die sich hinter diesen frommen Gewohnheiten der breitesten Volksmasse verbirgt, und weiß zugleich, daß der letzte Ankergrund für das Einschlagen dieser Gewohnheiten doch schließlich in den Menschenherzen selber liegen muß, weil sonst alles Kirchentum äußerlich und innerlich von ihnen glatt abgeschlossen sein müßte. Diese Menschen haben ein Innenleben, eine durstige und hungrige Seele, und die Kirche hat es verstanden, sie zu speisen und zu tränken — während wir Modernen, wir Nachchristlichen noch vergeblich nach einer Zubereitung unseres neuen Lebensbrotes suchen, die es auch dem einfachen Gemüt schmackhaft und verdaulich macht. Nachdem ich diese Innenwirkung der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau gesehen und erlebt habe, muß ich doch anders über die Arbeit jener Mönche urteilen, die durch den schlammreichen Klosterprozeß so übel berüchtigt worden sind. Man darf auch hier nicht nur für die Zersetzung, nur für den Unrat Augen und Nase haben, man muß ehrlich sagen, daß das Nebenprodukte sind, die auch das beste und heiligste Menschenwerk begleiten.

Und doch haben gerade die Kameraden, deren Gestalt mit meinen übelsten Erlebnissen und Beobachtungen untrennbar verbunden ist, mit rücksichtsloser Selbsthingabe tollkühne Abenteuer für uns alle gewagt und gewonnen. Und wie viel Entgegengesetztes, Unvereinbares bricht aus diesen Seelen hervor, wenn sie sich in den Unterhaltungen schlafloser Nachtstunden den Kameraden vom gleichen Strohlager auftun! Das Rätsel des Menschenherzens ist für mich noch nie so groß und so schwer gewesen, wie in diesen Kriegsmonaten, in diesem ununterbrochenen Zusammenleben mit Menschen aller Art und jeden Charakters — und ich weiß heute nur so viel, daß es in ihm weder das absolut Böse noch das schlechthin Gute allein gibt, das gerade aus den lebenskräftigsten Seelen und Sinnen eine unendliche, groteske, ewig wechselnde Mischung von allen „guten" und allen „bösen" Gedanken und Empfindungen mit unterschiedsloser Naturgewalt hervorsprudelt.

Also — nie werden wir die Kirche durch die Kritik ihrer Exkremente überwinden, nur durch stillen, geduldigen, ernsthaften, entschlossenen Aufbau unseres neuen Glaubens uns Platz und Daseinsrecht neben ihr schaffen, und polnische und deutsche Bauernseelen nur in dem Maß und Umfang erobern, in dem die Ueberlegenheit des Höherstehenden durch ihr eigenes Schwergewicht von selber langsam nach unten hin Geltung gewinnt; mit Vereinfachungen, die doch einen gewissen Mindestgehalt besserer, klarerer, richtigerer, fruchtbarerer Ueberzeugungen unverfälscht und unaufgelöst beim Weitersickern mit sich tragen, weil auch das einfachste Menschenherz einen aufnahmebedürftigen und wachstumfähigen Edelkern in sich birgt, der nach Qualitätsnahrung verlangt.

Zum Schluß noch ein Wort über die polnischen Juden als die einzigen Städter, die ich bisher kennengelernt habe. In Lowicz wie in Skierniewice war ich bei jüdischen Kleinhändlern einquartiert — die sich freilich nur morgens zeigten, mit ihren Familien über Nacht wer weiß welchen Unterschlupf vorzogen. An der Bahn irgendwo hatte ich vorher einen jüdischen Kramladen betreten, in Rogàr trank ich in einem jüdischen Hause einen Becher Tee und stand auf der Straße bei jedem der acht bis zehn Tische, an denen Juden und Jüdinnen Tee, Gebäck Schokolade und sonstiges Zuckerwerk, Zigarren und Zigaretten verkauften. Alles in allem gute zwei Dutzend Gesichter jeden Geschlechts und Alters, die Männer und Burschen, ja die Knaben im Kaftan, die Frauen europäischer, die Mädel sogar „schick", die Männer sehr jüdisch aussehend, die weibliche Hälfte fast gar nicht, ihr jüngerer Teil sehr hübsch und gerade gewachsen, auch die Matrone oft noch von feiner Schönheit des Gesichts. In den Männergesichtern die ganz rücksichtslose, verwitterte Zähigkeit der unterdrückten Rasse, in den Frauen- und Mädchengesichtern erstaunlich große Klugheit und entweder viel Eitelkeit oder viel Güte. Kurzum: durchweg fabelhaft lebensstarke Physiognomien. Der Jude ist hier im Volke gehaßt. Er verbirgt seinen Reichtum unter dürftiger Hülle, aber reich ist er, was die äußeren Kulturmittel anbelangt, turmhoch über dem polnischen Volk, soweit er wiederum nicht vor-

Digitized by Google

zieht, um des Anscheins der Armut willen auf den Gebrauch dieser Kulturmittel zu verzichten. Fast aller Handel scheint durch jüdische Hände zu gehen, und der Handel steht beim einfachen Volk fast immer im Geruch des Wuchers, ohne deshalb notwendig Wucher sein zu müssen. Es ist im Grunde die gleiche Seelenstimmung wie beim Arbeiter: wer eifrig und geschäftstüchtig ist, mit Kapital hantiert, große Umsätze macht und mit kundiger Regsamkeit mehr Geld verdient als der gewöhnliche Mann, ist dem einen Ausbeuter, dem anderen Wucherer. Nur der Großgrundeigentümer, der ein Herrenleben führt, hält sein Landvolk in ehrfurchtsvoller Anhänglichkeit fest. Der Jude, mit dem der polnische Bauer alle Geschäfte macht, wird gehaßt, dem Großgrundeigentümer und der Kirche wird in selbstverständlicher Untertänigkeit die Pacht bezahlt. Diese haben sich in Gemütsbeziehungen zum Bauer zu setzen verstanden, der Jude nicht. Der Handel läßt wenig Raum für Gemütsbeziehungen, das ist alles. Ich muß dabei an den jüdischen Kameraden denken, mit dem ich $4^1/_2$ Monate mein Kriegsschicksal geteilt habe, und dessen Vater, ein oberschlesischer Fell- und Häutehändler, bei allen seinen Kunden ein hochangesehener, beliebter Gast war, weil in ihren Nöten von unermüdlicher Hilfsbereitschaft. Aber die Masse der Juden scheint nicht ganz nach diesem Beispiel geartet, ein Schaden für das ganze Volk, und nicht zuletzt für die Juden selbst.

Aber die Judenfrage wird auch hier um so leichter werden, je weiter das Volk an Wohlstand und Bildung fortschreitet. Polnische Frauen habe ich nicht viel müßig gesehen, um so mehr polnische Männer. Ungedroschen lag der Roggen in den Scheunen. Sollten sie für die Einquartierung dreschen? Sie sorgten nur für den täglichen Bedarf. Die Herbstbestellung war trotz Krieg im allgemeinen sehr weit gediehen. Ich glaube mit besseren Preisen, mit besserer Verwaltung und mit der Möglichkeit eigenen Grundbesitzes („weit und breit ist kein Land zu kaufen", ließ mir die Frau in Zelazna antworten, „hier sind nur Pachtbauern, der Boden auf dieser Seite gehört der Kirche, auf der anderen dem Grafen") werden sich die Polen kulturell genau so entwickeln, wie deutsche Bauern. Sie sind nicht minderwertig und können bei aller Dürftigkeit der Lebenshaltung ein Familienleben haben, daß man sich unmittelbar wohl bei ihnen fühlt. Ich werde nie vergessen, wie sich der fürsorgliche Sinn unserer „Schlummermutter" in Zelazna binnen drei Wochen immer stärker auch uns landfremden und in der Mehrzahl sprachunkundigen Kriegsgesellen zuwandte. Gewiß kam die Frau dabei durch Gegengabe auf ihre Rechnung, aber die Grundlage war doch menschliches Wohlwollen und Hilfsbereitschaft, im Zwange des Zusammenlebens auch uns gegenüber sich durchsetzend. Und dabei wurde den Leuten nicht einmal alles ordnungsmäßig bezahlt, was wir, namentlich für die Pferde aus der Scheune, aber auch an Kartoffeln, verbrauchten. Ich erfuhr erst später beim Zahlmeister die wirkliche Vorschrift in diesen Dingen — aber ebenso auch, daß die Praxis ihr keineswegs überall mit der nötigen Gewissenhaftigkeit folgt. Und trotz der von uns betriebenen „Ausbeutung" hatten sich freundliche Beziehungen entsponnen, eben weil die Leute auch von unserer Seite manches freiwillige Abgeben und Rücksichtnehmen erfuhren, das sie vom „Feinde" ursprünglich vielleicht nicht erwartet hatten.

Könnte es nicht zur Lösung der Judenfrage in einem etwa staatlich neu organisierten Polen beitragen, wenn Aufmerksamkeit und Einfluß der deutschen Juden bei den polnischen Glaubensgenossen im Sinne dieses freiwilligen Abgebens an die vornehmlich Hilfsbedürftigen geltend gemacht würden? Auch bei uns in Deutschland gibt es immer noch sehr hilfsbereite Juden, die nur für die eigenen Glaubensgenossen etwas übrig haben. Diese gelegentlich bewußt festgehaltene Selbstisolierung ist mitschuldig, wenn die Gegensätze nie ganz verschwinden wollen. Nathan ist nicht immer „der Weise". Beim Durchdenken polnischer Zukunftsprobleme ist diese Frage keineswegs so beiläufig, wie sie dem nur an deutschen Verhältnissen Orientierten vielleicht erscheinen mag. Man sollte ihr ernstlich nachgehen, sobald sich das Interesse überhaupt den polnischen Problemen zuwendet.

Wer auf dem polnischen Kriegsschauplatz gewesen ist, für den wird diese Polenfrage ja überhaupt ein ganz neues Leben bekommen haben.

Landwirtschaftliche Sorgen

I.

Darauf, daß es möglich ist, den Viehstand der deutschen Landwirtschaft durchzuhalten ohne Schädigung der Volksernährung, mit Nährwerten, welche als menschliche Nahrung nicht in Betracht kommen, soll hier nur kurz eingegangen werden. Durch die große Menge überschüssigen Zuckers ist der Landwirtschaft ein neues, sehr wertvolles Futtermittel entstanden.

Vor allem aber ist es ganz auffallend, für den Laien fast undenkbar, mit welch geringer Menge Futter, bei genügend vorhandenem Rauhfutter, über welches wir in diesem Jahre verfügen, sich ein Viehstand — wenn es sein muß — für eine gewisse Zeit durchhalten läßt. Ich habe in Rumänien gesehen, wie dort Rindvieh den Winter über durchgehungert wird und wie bald es im Frühjahr wieder gekräftigt ist, so daß ich selbst als Berufslandwirt darüber erstaunt war. Natürlich ist es in unseren intensiven Betrieben etwas Fremdes, Nutzvieh lediglich auf Erhaltungsfutter zu setzen. Aber in 1½ Monaten gibt es schon wieder Grünfutter, und dann werden die Verluste bald wiedereingeholt, und „wenn es sein muß, geht alles".

Es kommt ferner dazu, daß die meisten landwirtschaftlichen Betriebe die Anbaufläche des Grünfutters für Sommer 1915 bereits Frühjahr 1914 zum großen Teile (durch Klee-Einsaat usw.) festgelegt haben. Der Anbaufläche hat man naturgemäß den Viehbestand von 1914 zugrunde gelegt, so daß dort, wo nunmehr Abschlachtungen in größerem Maße vorgenommen werden, es im Herbst und Winter an Vieh mangeln wird, um das produzierte Rauhfutter (Heu) rentabel zu verwerten.

Wenn wir jetzt Abschlachtungen in größerem Maße vornehmen, um der menschlichen Nahrung gewisse Nährwerte zu erhalten, die auch als Futter Verwendung finden, so handelt es sich hier um Produkte des Grund und Bodens, für die wir im Herbst schon wieder vollwertigen Ersatz haben. Für das geschlachtete Vieh haben wir aber im Herbst noch gar keinen Ersatz, einen vollwertigen Ersatz erst in zwei bis drei Jahren, je nach der Reife, in welcher sich das jetzt geschlachtete Vieh befand. Der ganze Nachwuchs aber kommt durch solche Massentötungen ins Stocken und nimmt nicht nur absolut, sondern auch relativ mehr ab. So kann es kommen, daß wir, falls der Krieg sich noch ein Jahr hinzieht, was Politiker wie Rohrbach und Jäckh keinesfalls für unmöglich halten, wir in zwölf Monaten wiederum Notschlachtungen (d. i. Abschlachtung nicht schlachtreifen Viehes) vornehmen müssen, aber dann würde es lediglich aus dem Bedürfnis der Volksernährung heraus geschehen, und man wird notgedrungen auch wertvolles Zuchtvieh schlachten. Teilweise wird sogar die Forderung gestellt, die Nachzucht künstlich zu unterdrücken, was aber schwere Gefahren in sich birgt.

Der kritische Moment, wo die deutsche Viehhaltung dezimiert ist, dürfte damit schon eingetreten sein, der Himmel bewahre dann die Landwirtschaft vor einer Seuche; die Folgen sind kaum auszudenken.

Mit zu großer Verringerung des Viehstandes geht aber die Ertragsverminderung des Bodens Hand in Hand. Die deutsche

Digitized by Google

Landwirtschaft ist dann auf eine schiefe Ebene gebracht, wo es nicht leicht sein wird, wieder Fuß zu fassen. Die ganze schöne, schwere Arbeit der letzten beiden Jahrzehnte, die so segensreich für unsere Landwirtschaft war, wäre vernichtet, und es müßte wieder von vorn begonnen werden.

Privatwirtschaftlich mag es für den einen oder anderen Betrieb vielleicht nicht das schlechteste sein, einen großen Prozentsatz seines Viehstandes (auch das nicht schlachtreife) jetzt bei diesen guten Viehpreisen zu verkaufen und sich dafür 5prozent. Deutsche Kriegsanleihe in das Spind zu legen, jedenfalls risikoloser auf alle Fälle. Richtig kann man es aber vom landwirtschaftlichen Standpunkte aus nicht nennen, geschweige denn vom volkswirtschaftlichen.

Rüffer.

II.

Wir bringen diese Zuschrift eines praktischen Landwirtes gern zum Abdruck, weil es richtig ist, die schwere Frage der Abschlachtung von ihren zwei Seiten aus zu betrachten. Vom Standpunkte der Landwirtschaft aus ist eine allzu starke Abschlachtung sicherlich eine Gefahr und bei langer Dauer des Krieges und etwaigen Viehseuchen ein Unglück. Auf der anderen Seite aber sieht die deutsche konsumierende Bevölkerung die Verminderung der Kartoffeln durch die Schweine mit Recht als Bedrohung ihres Lebens an. Eine schnelle Abschlachtung liefert gleichzeitig Fleisch und Kartoffeln für die kritischen Sommermonate. Nachher freilich fehlt dann die Fortsetzung des Fleisches. Die Entscheidung wird erfolgen, sobald das Ergebnis der Schweinezählung und der Kartoffelaufnahme vom 15. März vorliegen. Alles Reden vorher hat keinen großen Wert mehr. Eine zeitigere Abschlachtung von mehreren Millionen Schweinen würde die Landwirtschaft nicht wesentlich geschädigt und der übrigen Bevölkerung merkbar geholfen haben. R.

Wolff, Oberleutnant z. See d. Res. / Bücher an die Armee und Marine!

Während des Friedens waren Kommunen, Bildungsvereine, Gewerkschaften und Private eifrig bemüht, durch Lesehallen, Volksbibliotheken und Einrichtung von Vereinsverlagen zur Herausgabe guter und billiger Bücher die Bildung unseres Volkes wirksam zu fördern und die verderbliche Schundliteratur kräftig zu bekämpfen. Dies Streben läßt sich auch jetzt im Kriege fortführen, ja, bedeutend erweitern. Es gibt viele Gruppen in unserer Armee und Marine, welche sich infolge ihrer Aufgaben abwartend verhalten müssen, und bei denen der Dienst derart ist, daß den Leuten gute Lektüre nicht nur glücklich über lange Wartezeiten hinweghilft, sondern ihnen auch die ersehnte Gelegenheit bieten kann, sich geistig zu vertiefen und weiterzubilden. Man denke z. B. an Teile unserer Hochsee- oder Reserveflotte, unsere Festungs- und Küstenschutzgarnisonen, Etappen-, Sicherungs- und Bahnhofskommandos, Brückenwachen, Lazarette, Genesungsheime usw. Gerade hier bietet sich die selten so günstige Gelegenheit, unseren braven Leuten ihren Dienst zu erleichtern, sie an guten Lesestoff zu gewöhnen, so daß sie nach dem Frieden erkannt haben, wo ihnen für ihr Lese- und Bildungsbedürfnis wirklich gute Werke zur Verfügung stehen oder erreichbar sind, und wie tief jene Schundliteratur unter dem Lesestoff steht, an welchen sie sich im Kriege gewöhnt haben. Vielfach sind die Leute auch so stationiert — z. B. auf Schiffen —, daß Schundliteratur für sie gar nicht erreichbar ist, und daß sie freudig das ergreifen, was ihnen geboten wird.

Diese so bald kaum wiederkehrende Gelegenheit, unser Volk mit besseren Büchern zu durchdringen, die Zeit, in welcher wir uns ihm so nahe fühlen, alle Herzen so aufnahmefähig sind für alles Gute und Edle, muß von allen, welche dazu in der Lage sind, gehörig verwertet werden. Jeder, dem es möglich ist, sollte sich an dieser großen Bildungsarbeit beteiligen und entweder persönlich oder durch Vereine Bücher an die erreichbaren Truppenteile vorgenannter Art und in beschränktem Maße auch direkt an die Front schicken. Hierbei möchte ich nicht so sehr der Einrichtung von Bibliotheken das Wort reden. Ich habe erfahren, daß die Bücher viel besser ihren Zweck erfüllen, wenn sie unter die Leute von den Offizieren oder Unteroffizieren verteilt werden mit der Ermahnung, die Bücher später gegenseitig auszutauschen. Gewiß leiden die Sachen dadurch mehr, daß sie so der durch die Bibliothek möglichen Aufsicht entzogen werden, aber sie bürgern sich besser bei den Leuten ein, wachsen ihnen oft beinahe ans Herz. Oft fand ich Bücher, welche ich den Mannschaften vor Wochen oder Monaten gegeben hatte, zerlesen und abgegriffen bei ganz anderen Gruppen unserer achthundertköpfigen Besatzung wieder. Der postenfreie Mann am Geschütz nahm aus seiner Mütze ein solches Büchlein und vertiefte sich darin, der Torpedomatrose, welcher dienstbereit auf Wache tief unten im Breitseitraum hockte, zog aus seiner Bluse ein Buch hervor, der Heizer, welcher bei der Leckſicherungsgruppe auf Wache stand, holte sein Büchlein aus der Tasche, überallhin begleitet es die Leute und verkürzt und verschönt ihnen manch lange Wache, in der sie zum Eingreifen klar am Ort rauchen und lesen dürfen. Und das können die dickgebundenen, unter Aufsicht stehenden Bibliotheksbücher nicht. Mit mehreren anderen Büchern hatte ich Weihnachten ein Heft aus der Schiller-Gedächtnis-Stiftung, „Die Mutter" von Ernst Zahn, verteilt. Nach Wochen sah ich abends in der Batterie einen Mann an der Lampe über ein Büchlein gebeugt, es war „Die Mutter". Später bemerkte ich in der Hand eines Mechanikersgasten ein zergriffenes Buch, in dem jener aufmerksam las, „Die Mutter". Nach einem Monat fand ich ein schwarzes, zerblättertes Büchlein ohne Umschlag bei einem Heizer, es war „Die Mutter". Wie viele Träume aus der Heimat und Kindheit, welch heitere und glückliche, aber auch ernste und traurige Erinnerungen mag dieses Heft mit seiner Erzählung in den Seelen dieser einfachen Männer erweckt haben, mit welcher Liebe und Sehnsucht mögen sie den losen, von rauhen Arbeitshänden geschwärzten Blättern und Zeilen gefolgt sein? Bei einer Kleidermusterung sah ich auf dem kleinen Stapel der Heimatbriefe eines Matrosen eines der früher verteilten Bücher sauber und sorgsam aufbewahrt. Eigentlich sollten die Bücher weiterwandern, aber dieses hatte wohl im Herzen des Mannes warmen Widerhall gefunden, er wollte es nicht fortgeben, es sollte sein Eigentum bleiben, wie die Klänge seiner Seele, die es ausgelöst hatte. Stumm und gerührt ging ich weiter. Manche schicken auch wohl einmal ein Buch nach Hause zur Frau oder zu den Kindern, die sollen lesen, was darin steht und was ihn so erfreute oder bewegte. Er kann sich nicht so ausdrücken, da will er mit den Worten des Buches die rufen, die daheim weilen. Frei wandern die Bücher umher und finden meistens selbst ihren Weg dorthin, wo sie Nutzen und Freude stiften. Neulich erhielt ich mit Romanen und Erzählungen auch eine Sammlung von Uhlands Gedichten. Ich reichte die Sachen einem Mann und sagte ihm, er sollte sich etwas auswählen. Und er nahm sich — Uhlands Gedichte. Es war ein einfacher Maler, welcher lange auf Wanderschaft gewesen war. Ich war sehr erstaunt, denn die meisten Leute ziehen Prosa den Gedichten vor, da sie sich nicht recht in die Lesart der Verse finden können.

Die Auswahl der Bücher ist natürlich sehr wichtig. Es gibt viele billige Ausgaben guter Werke, welche hier sehr am Platze sind und mit freudigem Dank aufgenommen werden. Aber ich habe auch unter den Liebesgaben so manche alten Kinderbücher, abgelegte Werke und Eckenhüter gefunden, bei denen ich empfinden mußte, daß jene Geber nur das ausgewählt hatten, was ihnen schon lange überflüssig war, oder daß jenen das Verständnis für das Bedürfnis wohl einfacher, aber erwachsener, im Leben stehender Männer völlig fehlte, und mit Bitterkeit dachte ich, „sind das Gaben für Leute, welche dereinst fürs Vaterland eingesetzt werden müssen? Versteht ihr nicht, daß man denen, welche draußen für die Heimat bluten und leiden müssen, das Beste geben muß, solange sie es noch fassen können?" Nur der ist dieser großen Arbeit würdig, der mit Freuden inhaltlich und auch äußerlich gute Bücher gibt, auch wenn er weiß, daß bald rauhe, harte Arbeitshände über die feinen Zeilen suchend streichen.

Bei der Wahl der Bücher muß man in erster Linie auf guten, großen Druck und solide Heftung sehen. Geheftete Bücher sind deswegen vorzuziehen, damit die Leute sie bequemer an sich nehmen können. Die „Wiesbadener Volksbücher" (ohne Stern), Bücher des

Digitized by Google

deutschen Hauses, Romanbibliothek von Engelhorn, Bücher der Schiller-Gedächtnis-Stiftung, „Bunte Bücher" des Volksbildungvereins, Bücher aus dem Verlag von Hendel, Halle, Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" u. a. m. eignen sich besonders hierfür. Die Werke aus Reclams Universalbibliothek sind leider für die beschränkte Schiffsbeleuchtung zu klein gedruckt, für Kommandos in lichten Räumen aber wohl verwendbar. Inhaltlich wähle man vorzugsweise heiteren und glücklich verlaufenden Lesestoff und halte sich besonders an unsere anerkannten Schriftsteller. Ferner lege man auch Wert auf spannende Erzählungen, damit der verteilende Offizier der Eigenart der Leute Rechnung tragen kann. Ebenso füge man gelegentlich auch Dramen und Schauspiele unserer großen Dichter und populärwissenschaftliche Bücher bei, welche dem Interesse und Beruf der Leute naheliegen. Um bei den zum Teil sehr regen Mannschaften das Verständnis für die politische und wirtschaftliche Entwicklung dieses Weltkrieges zu fördern, schicke man auch Werke unserer großen Politiker, z. B. Rohrbachs „Zum Weltvolk hindurch", „Der Krieg und die deutsche Politik" mit, vermeide aber absolut die tendenziösen Schriften. Etwas schwerere Sachen finden bei den Angehörigen des Mittelstandes und den Unteroffizieren meist volles Verständnis. Man beachte aber, daß man den Leuten durch gute, anerkannte Lektüre Unterhaltung schaffen will, daß man lebhaften und spannenden Lesestoff wählen muß, welcher in seiner Art den Weg zum Herzen der Leute finden kann, und man vermeide es, einen fühlbaren Druck der Belehrung zu erwecken. Viel Verständnis und Feingefühl gehört zu dieser Arbeit, aber sie ist so schön, für unser Volk so veredelnd, daß man ihr eine große, planmäßige Ausdehnung wünschen möchte.

Fritz Krebs / Ritt zu dreien

Hurra! Reiter Sieg
Zur rechten Seite!
Die Faust geballt um den Säbelknauf!
Hurra! Reiter Sieg! das Schwert aus der Scheide,
Dem Rappen den rasselnden Sporn in die Seite!
Und los und drauf!
Hurra! Reiter Sieg!
Hurra!

Hurra! Reiter Tod
Zur freien Linken!
Die Zähne aufeinandergepreßt!
Hurra! Reiter Tod! Zehn Schwerter blinken,
Die wollen mein rotes Herzblut trinken!
Es gilt den Rest!
Hurra! Reiter Tod!
Hurra!

Gott will's! Hurra!
Zehn Reiter, zehn Klingen!
Noch da Sieg? — Da! — Auch da, Tod? — Da! —
Drei Rappen auf zehn Schwerter springen!
Für Kaiser und Reich die Kanonen singen!
Klang Gloria!
Hurra! Sieger Tod!
Hurra!

Gottfried Traub / Die Pappschachteln

Der Trost, den Wissenschaft und Kunst gewähren, ist nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. Goethe.

Solang' ich lebe, werde ich die braunen Pappschachteln nicht mehr vergessen. Die einen waren rasch verschnürt, die anderen sorgfältig von der Frau zurecht gerichtet, ab und zu noch mit einer Blume geschmückt. Und nun marschiert der Zug des Landsturms dahin, in der Hand diesen letzten Gruß und äußeren Zusammenhalt mit der Heimat, diese Pappschachteln in allen erdenkbaren Formen. Wie nah geht das zusammen, was der Mann nun mitnehmen kann! Man besinnt sich erst jetzt auf das Notwendige. Aus der Mannigfaltigkeit der Sachen, die uns bisher umgaben, sondern sich einige unentbehrliche Stücke, ein einziges kostbares Andenken, das wenige geht mit als Begleiter. Ein sonderbar schwermütiger Takt zieht durch diese unabsehbar langen Reihen sich bewegender Schachteln: Heimatgut, Heimatschatz. Als ich jetzt gestandene Leute nach dem Osten fahren sah, entschlossen, aber ernst, und die Musik auf dem Bahnhof spielte und diese Männer im Bewußtsein des Schicksals ohne Tränen von ihren Weibern und Kindern Abschied nahmen, singend, daß die Bahnhofshalle zitterte, da überwältigte mich die Tatsache der Volksgemeinschaft. Ich blickte mit verwirrten Gedanken diesen hin und her baumelnden Pappschachteln nach und bat sie nur, daß sie einen warmen, heißen Dank langsam bis zu der Hand geleiten ließen, die sie trug. Ich schämte mich, daß diese Männer auch mich verteidigen sollen.

Zu einem Volk gehören ist eine stolze Sache. Seine Größe und seine Fehler teilen, seinen Aufstieg und seine Schuld miterleben, in ihm wachsen und mit ihm bluten, das macht zum Menschen, das stählt den Charakter. Die Tatsache der Eingliederung in ein Volksganzes löscht den einzelnen nicht aus, sondern befreit ihn. Wir ließen es uns bis dahin gefallen, zu einem Volk zu gehören. Das dünkte uns so selbstverständlich. Was ist da besonders zu vermelden? Allerdings etwas sehr Besonderes! Du bist nichts ohne deine Volksgemeinschaft. Willst du dich von ihr mit Fleiß abschnüren und in Höhen oder Weiten leben, die dich von ihrem Boden trennen, so wirst du arm und bloß. Blut will vollströmen. Der Mensch lebt nur im Strom der Geschichte seines Volks. Hier lernt er sein Schicksal kennen. Sicherlich begegnet es auch ihm noch besonders auf seinem Weg beim Arbeiten, Freuen und Erleben. Aber die schwere Tiefe und unerreichbare Höhe, die ein Volksschicksal in sich birgt, wirkt unvergleichlich. Ein errungener Sieg auf dem Schlachtfeld zuckt durch hunderttausend, und eine Niederlage lähmt einen Augenblick, um dann erst doppelt zu stählen zum entschlossenen Trotz. In solchem Hin- und -Her-Geworfenwerden von Hoffnung zu Hoffnung wird ein ganz neues Leben wach. Der Pulsschlag gewinnt rascheres Tempo, die Seele weitet sich. Man wußte gar nicht, wieviel man leisten und aushalten kann. Man traute sich's nicht zu, daß soviel Lebenswille vorhanden ist trotz zermürbender Trauer und heißem Schmerz. Man wird nicht groß durchs Beobachten von außen her, nur durch die innere Teilnahme des ganzen Menschen. Die Geschichte bleibt die Quelle des Lebens. Wer leben will, muß in ihr daheim sein und sich nicht vor ihren Schritten fürchten. Auch wo sie niedertritt, tut sie es nicht aus Grausamkeit. Es liegt ein letzter Wille drin, und wo ein solcher Wille lebt, lebt heiliges Gesetz. Der Geschichte Antlitz ist so furchtbar, ehern. Wir erschrecken. Aber wenn wir nicht weichen und uns immer

Digitized by Google

wieder in ihre Züge vertiefen, so werden wir langsam des eigenen Schmerzes ledig und empfinden etwas von der Verantwortung, die sich hier widerspiegelt, und denken scheu an das, was solches Antlitz der Geschichte erst alles gesehen haben muß. Sie aber geht weiter, läßt sich's nicht verdrießen. Und du wolltest keine Geduld haben? Wie klein von dir! Laß dich leben! Laß dich tragen. Es ist immer noch mehr dessen, was du aus der Volksgeschichte empfangen hast, als dessen, was du ihr gibst. Ihr Reichtum gehört dir. Er erdrückt dich vielleicht, weil du ihn nicht fassen kannst; aber er ist da. Drum bleibt's dabei: Zum Volk gehören ist eine selige Sache. Darin liegt keine Eitelkeit, die bloß nimmt, sondern der gesunde, frischmachende Stolz, der mehrt und stärkt. Je mehr Volksbewußtsein, desto höher die eigene Seele.

Soziale Bewegung

Sozialpolitik im Kriegsreichstag. In die dritte Kriegstagung des Reichstags vom 10. bis zum 20. März fiel die Beratung des Reichshaushalts und damit auch beim Etat des Reichsamts des Innern die Erörterung der sozialpolitischen Fragen. Natürlich war sie nicht entfernt so ausführlich wie sonst in Friedenszeiten. Aber immerhin konnten doch die dringlichsten Aufgaben der Sozialpolitik während des Krieges und gleich nach seiner Beendigung in vertraulichen Kommissionssitzungen und in öffentlicher Plenarverhandlung ausreichend besprochen werden. Es waren vor allem drei Anträge des Reichstags, um die sich die Diskussion drehte: gesetzliche Regelung des Arbeitsnachweiswesens, Erweiterung der Wochenhilfe und Ausbau der Unterstützung von Kriegerfamilien. Um den nach dem Frieden heimströmenden Arbeiterkriegern die Arbeitsbeschaffung zu erleichtern, beantragte der Reichstag die baldige Vorlegung eines Gesetzentwurfs, nach dem die bestehenden Arbeitsnachweise reichsgesetzlich organisiert würden entsprechend den Grundsätzen, die, wie hier wiederholt berichtet, alle Gewerkschaftsrichtungen einmütig ausgearbeitet haben. Staatssekretär Delbrück erkannte zwar die Berechtigung des Wunsches an, hielt aber die Kriegszeit für ungeeignet zur dauernden Regelung einer so schwierigen Materie. Statt dessen will er auf dem Verordnungswege die bestehende Meldepflicht der Arbeitsnachweisstellen verschärfen, das neue Zentralarbeitsnachweisblatt ausbauen und für eine allmähliche Demobilisierung nach dem Frieden Sorge tragen. In der Debatte wurde besonders von dem fortschrittlichen Redner Weinhausen darauf hingewiesen, daß die von Delbrück dargelegten Schwierigkeiten dieser Frage durch die seit Kriegsausbruch bewährte Verständigungsgeneigtheit der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerorganisationen erheblich vermindert seien; man solle das Eisen doch schmieden, solange es heiß sei. Allein der Staatssekretär blieb bei seinem Standpunkt. Dagegen versprach er weiteres Entgegenkommen bei der Gewährung von Wochenhilfe, ohne freilich den Beschluß der Budgetkommission und des Reichstags voll anzuerkennen, daß die Wochenhilfe allgemein gewährt werde, wenn der Ehemann bei Ausbruch des Krieges weniger als 2500 M. bezogen habe. Dem Drängen des Reichstags auf Erhöhung der Familienunterstützung von Kriegsangehörigen soll mit Rücksicht auf die Knappheit der vorhandenen Mittel nur insoweit Rechnung getragen werden, als die Unterstützung der Kriegerfrauen auch im Frühjahr und Sommer auf der Winterhöhe von 12 M. monatlich belassen werden soll. Tatsächlich ist es also nicht allzuviel, was praktisch an sozialpolitischen Fortschritten erzielt wurde. Allein vom Staatssekretär selbst und von den Rednern der Sozialdemokratie (Schmidt-Berlin), des Zentrums (Giesberts), der Nationalliberalen (Bassermann) und der Fortschrittler (Weinhausen) wurde doch so reichlicher guter Wille bekundet, daß die ausgesprochene Hoffnung, nach dem Kriege erst recht in sozialpolitischer Betätigung fortzufahren, bestimmt auf Erfüllung rechnen darf.

Die Wohnungsfrage und der Krieg. Dem bevorstehenden Umzugstermine sieht man in den Kreisen der städtischen Hausbesitzer mit großen Besorgnissen entgegen, da als Ergebnis sich eine starke Zunahme der leerstehenden Wohnungen ergeben wird. Es macht sich nach verschiedenen Arbeiterzeitungen auch in den Massen der Arbeiter überall das Bedürfnis geltend, an der Wohnungsmiete soviel wie nur möglich in den jetzigen Zeiten zu sparen. Schon diese Sparsamkeit führt dazu, daß die teueren Wohnungen aufgegeben werden, daß die schon bescheidenen Wohnungen mit noch bescheideneren vertauscht werden. Außerdem fällt aber schwerwiegend ins Gewicht, daß zahlreiche Frauen, deren Ehemänner im Felde stehen, die bisherige Wohnung aufgeben, zu Verwandten oder Bekannten ziehen, auch sich in Pensionen begeben, die billig zur Verfügung stehen oder endlich statt der bisher großen Wohnung sich ganz wesentlich verkleinern und damit an der Miete eine ganz beträchtliche Summe zu ersparen suchen. Schon bisher machten sich diese Tendenzen auf dem Wohnungsmarkte bemerkbar, aber noch nicht in größerem Umfange. Das wird zum Frühjahre nun wesentlich anders werden. Die Notwendigkeit, die Ausgaben einzuschränken, erweist sich so stark, daß man neben den Ausgaben für die Bekleidung hauptsächlich an der Miete soviel wie möglich zu sparen sucht. Aus einer Reihe von Beobachtungen vermutet das Organ der Buchdrucker, daß die Situation für den Stand der städtischen Hausbesitzer demnächst noch kritischer als seither werden dürfte. Zahlreiche Wohnungen sind gekündigt worden, ohne daß es gelungen ist, neue Mieter zu erhalten, so daß von April ab ein Prozentsatz von Wohnungen leerstehen dürfte, der wesentlich höher ist als in Friedenszeiten. Besonders hoch wird in den Großstädten dieser Prozentsatz ausfallen. Hier kommt noch verschärfend hinzu, daß auch die Zahl der leerstehenden Geschäftslokale ganz erheblich zunimmt. Wo es aber gelungen ist, neue Mieter zu erhalten, da mußten die Mietpreise ganz erheblich reduziert werden. Es sind Fälle bekannt, wo der Grad dieser Reduktion 12 und mehr Pr[illegible]t beträgt. Daß angesichts dieser Veränderungen auf dem Wohnun[illegible]arkt eine Belebung der privaten Bautätigkeit, die auf Errichtung von Wohngebäuden abzielt, in den größeren städtischen Gemeinden nicht zu erwarten ist, das braucht nicht erst betont zu werden. Die private Bautätigkeit wird im allgemeinen sehr matt werden. Um so dringender ist daher zu verlangen, daß von den staatlichen und städtischen Verwaltungen alles aufgeboten wird, um dem Baugewerbe, der Baustoffindustrie und manchen anderen von der Bautätigkeit stark abhängigen Gewerben Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Denn die Zahl der Unternehmungen und Arbeiter, die aus dem Baugeschäft ihr Einkommen beziehen, ist so groß, daß eine Mattsetzung dieser Schichten im Laufe des Jahres 1915 eine schwere Beeinträchtigung des gesamten Wirtschaftslebens bedeuten würde.

Die landwirtschaftliche Arbeiterfrage im Kriege. Hunderttausende von Landwirten, die sonst nicht nur sachkundig und verantwortlich den Betrieb leiten, sondern selbst mit Hand anzulegen pflegen, stehen samt ebenso vielen Knechten, Tagelöhnern usw. gegenwärtig im Felde; die halbe Million ausländische Wanderarbeiter, mit denen sich sonst die größeren landwirtschaftlichen Betriebe auszuhelfen wußten, bleiben bis auf die paar Zehntausende zurückgebliebener russischer Wanderarbeiter diesmal dem deutschen Acker fern. Und diesem Ausfall an Arbeitskräften steht, wie die Soz. Prax. ausführt, eine verstärkte Nachfrage gegenüber angesichts der Notwendigkeit, die heimische Bodenerzeugung unter sehr erschwerten Bedingungen (Zugvieh-, Futter-, Düngstoffmangel) zu steigern und neues, bisher ungepflegtes Land unter den Pflug zu nehmen. An die Bepflanzung einer erst urbar zu machenden Bodenfläche wird man wegen der Gefahr unnützer Saatgut-, Dünger- und Arbeitskraftverschwendung wohl nur in Ausnahmefällen herangehen dürfen. Auf die daheimgebliebenen Landwirte und ländlichen Arbeiter ist eine große Arbeitslast gelegt, die sie allein zu tragen gar nicht imstande sind. Die Landfrauen sind deshalb längst mobil gemacht und werden geschult, um überall, wo sie stark genug sind, mitanzufassen und zu helfen. Bei den größeren Kindern auf dem Lande findet eine weitgehende Befreiung vom Schulpflichtbesuch statt. Daß unverständige Ausbeutung der kindlichen Kräfte bei der Landarbeit aber auch während des Krieges verhütet wird, darf man wohl von den ländlichen Aufsichtsbehörden erwarten. Die allgemeine Freigabe der Sonn- und Feiertage zu landwirtschaftlichen Arbeiten in Feld und Garten ist auch ein unumgängliches sozialpolitisches Zugeständnis an die Notwendigkeiten der Kriegswirtschaft. Auch die katholischen Kirchenbehörden haben bereits hier und da öffentlich ihre Zustimmung zu landwirtschaftlicher Arbeit an den Nachmittagen der Sonn- und Festtage für die Dauer der Kriegszeit erklärt. Aber mit diesen kleinen Mitteln läßt sich die ländliche Arbeitsfrage nicht lösen, auch wenn die Staatsbehörden mit technisch-maschineller Hilfe (z. B. Bereitstellung von Motoren) und Organisation der Saatgut-, Futter- und Streulieferung Erleichterungen der Betriebsführung und der Bestellung in erdenklichem Maße anstreben. Die Zuführung von menschlichen Arbeitskräften für die Landwirtschaft muß planmäßig im großen betrieben werden. Das Wichtigste für die Wirtschaftsleitung und die Vorarbeit ist die Beurlaubung zahlreicher geschulter landwirtschaftlicher Kräfte vom Wehrdienst, zum mindesten im Landsturm, zur heimatlichen Bestellungsarbeit. Sodann werden Kriegsgefangene zur Frühjahrsbestellung auf Antrag zur Verfügung gestellt. Es ist anzunehmen, daß die öffentliche und gemeinnützige Arbeitsnachweisorganisation die Vermittlung von Arbeitskräften von Stadt zu Land mit derselben Umsicht und Entschlossenheit vornehmen wird wie bei der Beschaffung von Erntearbeitern im August 1914 und von Schanzarbeitern für die Heeresbehörden während des Herbstes und Winters. Ein Gegenstück zu der sogenannten „Erntehilfe" muß durch die Reichszentrale der Arbeitsnachweise sofort in großzügiger Art geschaffen werden. Die bisherige Sammlung und der Austausch der Meldungen über überschüssige offene Landstellen und nicht unterzubringende Landarbeiter in den verschiedenen Reichsbezirken muß aus einem vorwiegenden Berichterstattungsunternehmen zu einem zielbewußten Arbeiterbeschaffungsunternehmen ausgestaltet werden, das mit starken Mitteln zu wirken imstande ist und alle bestehenden Organisationen der Berufsarbeit, einschließlich der alten Feldarbeiterzentrale, für die Mobilmachung des Feldarbeiterheeres dienstbar zu machen weiß.

Grundsätze für die gewerbliche Beschäftigung von Kriegsgefangenen. Der Zwangslage gegenüber, die durch die enorme An-

Digitized by Google

sammlung feindlicher Kriegsgefangener in Deutschland und deren notgedrungene Beschäftigung in bestimmten Industrien entstand, konnten sich die Arbeiterorganisationen nicht gänzlich verschließen. Es wurde jedoch von ihnen die Forderung erhoben, daß eine Heranziehung von Gefangenen nicht von jedem beliebigen Wunsch eines Unternehmers abhänge, sondern in jedem Falle der Genehmigung der Reichszentrale der Arbeitsnachweise in Berlin bedarf. Außerdem soll die Beschäftigung zu Lohnsätzen erfolgen, die keine Benachteiligung deutscher Arbeiter einschließen und keinerlei Vermehrung der Arbeitslosigkeit herbeiführen. Das preußische Kriegsministerium hat die Berechtigung dieser Forderungen in vollem Umfang anerkannt. Infolgedessen wird die Genehmigung zur Beschäftigung von Kriegsgefangenen von der Reichszentrale der Arbeitsnachweise nur erteilt werden, wenn die zuständigen Arbeitsnachweise sowohl wie die gewerkschaftlichen Organisationen bestätigt haben, daß arbeitslose deutsche Arbeiter nicht vorhanden sind. Auch die Frage der Entlohnung fand eine im Sinne der Gewerkschaften liegende Regelung. So leisten hier wie überall, wo es sich um die Lösung wichtiger sozialer oder gemeinnütziger Aufgaben in der schweren Kriegszeit handelt, die Gewerkschaften hilfreiche Hand.

Unberechtigte Entlassung bei schlechtem Geschäftsgang. Nach einem Berichte der „Buchdruckerwoche" hatte ein Buchdruckereibesitzer in Köln 14 Gehilfen wegen schlechten Geschäftsganges infolge des Krieges ohne Kündigung entlassen. Die Gehilfen verklagten ihn vor dem Gewerbegericht auf Zahlung des Lohnes bis Ablauf der Kündigungsfrist und erreichten seine Verurteilung. In der Begründung des Urteils sagt das Gericht: „Es mag dahingestellt bleiben, ob die Fortsetzung des Betriebes durch den Krieg unterbunden ist, und ob der Beklagte auch fällige Guthaben von seinen Kunden nicht erhält. Dieser Umstand gibt dem Beklagten weder nach dem Gesetze noch nach dem mit den Klägern geschlossenen Arbeitsvertrag ein Recht, die Kläger ohne weiteres zu entlassen. Die Fälle der berechtigten Entlassung sind in der Gewerbeordnung § 123 einzeln aufgeführt. Nach dem Gesetz ist es aber kein Entlassungsgrund, wenn durch Krieg der Betrieb des Arbeitgebers nicht mehr lohnend ist. Da die Parteien auch nicht vereinbart haben, daß im vorliegenden Falle der Beklagte ein Recht haben solle, seine Arbeiter zu entlassen, entbehrt die ausgesprochene Entlassung der rechtlichen Begründung."

Genossenschaften und Privathandel im Kriege. Auf keinem Gebiet des Wirtschaftslebens scheint es so schwierig zu sein, den wünschenswerten Burgfrieden aufrechtzuerhalten, wie auf dem des Kleinhandels. Konsumgenossenschaften und Detaillistenorganisationen führen in ihren Organen den Konkurrenzkampf um die Anerkennung des kaufenden Publikums gegenwärtig fast schärfer als in Friedenszeiten. Demgegenüber verdient eine Mahnung Beachtung, die in dem letzten Mitteilungsheft des „Abwehrvereins" zum Frieden redet. Heute — so wird dort ausgeführt —, im Zeitalter der Kriegsgetreidegesellschaft, also einer gewissen staatlichen Monopolisierung des gesamten Getreidehandels, bringt es die Not der Umstände mit sich, daß ein Teil des bisherigen Zwischenhandels ausgeschaltet werden mußte. Ob es allerdings in dem Umfange zu erfolgen brauchte, wie es tatsächlich gegenüber den Privathändlern geschehen ist, läßt sich nur von Fall zu Fall und in voller Würdigung der lokalen Verhältnisse beurteilen. Unsere staatlichen Organe haben durch die Ernennung und Berufung von Kommissionären der Kriegsgetreidegesellschaft bewiesen, daß der private Getreidehandel nicht mindere Existenzberechtigung hat als der genossenschaftliche. Schon die Zahlen des Reichsverbandes der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften beweisen, daß die Ernährung des deutschen Volkes mit Getreide nicht allein auf diese Basis gestellt werden kann. Nach dem zuletzt vorliegenden Bericht von 1913 betrug der Absatz von Getreide in den Zentral-Ein- und Verkaufsgenossenschaften 73 Millionen M., also etwas mehr als eine Mark durchschnittlich auf den Kopf der deutschen Bevölkerung. Verstärkt wird die Wirkung des genossenschaftlichen Handels wesentlich durch die einzelnen landwirtschaftlichen Ein- und Verkaufsvereine. Genossenschafts- und Privathandel haben sich zur Abrundung und Sicherstellung unseres nationalen Wirtschaftslebens zu ergänzen. Sie müssen sich in diesem Falle, wo es gilt, den Sieg an unsere deutschen Fahnen zu heften, mit Verständnis unterstützen. Ueberall, wo das geschieht, wickeln sich die Dinge glatt ab. Vielfach sind Unstimmigkeiten und Reibungen rein persönlicher Natur. Hier heißt es, neben dem geschäftlichen „Burgfrieden" auch den moralischen persönlicher Wertschätzung und Rücksichtnahme zu schließen. Es geht zum Heile des Ganzen und der höheren vaterländischen Interessen, wie wir aus Erfahrung wissen. Mag man aus dieser harten, eisernen Zeit das Beste und Wertvollste hinüberretten in die geschäftliche Praxis der Friedensjahre.... Wir wollen in Anbetracht der schweren Zeit den „Burgfrieden" wahren, aber doch betonen, daß man den Genossenschaftsgedanken in keiner Weise fördert, wenn man von Schweinen erzählt, die zu Mutters Leidwesen auf dem Wege vom Stall bis zur Wage 20—30 Pfund an Gewicht verloren haben, oder wenn man öffentlich sagt, daß es „auch reelle Händler" gebe, oder wenn man vor landwirtschaftlichen Interessenten ausführt: „Alle diese Neugründungen (genossenschaftliche) sind ausnahmslos durch mehr oder weniger unlautere Manipulationen einzelner Händler verursacht worden." Unser nationales Wirtschaftsleben ist ein so vielgliedriger Organismus, daß es nicht über einen Leisten geschlagen werden kann. Sein höchster Ruhm ist die Anpassungsfähigkeit. Das hat uns das eiserne Jahr gelehrt. Genossenschaft und Privathandel stehen jeder vollberechtigt an seinem Platze. Jeder darf vom andern moralische Wertschätzung und geschäftlichen Respekt verlangen.

Büchertisch

Stoerk, Handbuch der deutschen Verfassungen. Zweite Auflage. Bearbeitet von Dr. W. v. Rauchhaupt. Verlag von Duncker u. Humblot. 1913. 17,50 M.

Durch die zweite Auflage des bekannten Stoerkschen Handbuches ist einem dringenden Bedürfnis entgegengekommen worden. Bei dem engen Zusammenhang des Verfassungslebens unserer deutschen Einzelstaaten wird jeder, der sich mit Politik beschäftigt, gern ein Buch zur Hand haben, das Aufschluß über das geltende deutsche Staatsrecht gibt. Es sind sämtliche Verfassungen der deutschen Einzelstaaten nach dem Stand vom 31. Dezember 1912 abgedruckt. Die jeder Verfassung vorausgeschickten kurzen historischen Mitteilungen steigern den Wert des Buches. Im Gegensatz zur ersten Auflage von 1884 sind alle Nebengesetze weggelassen worden, da der Herausgeber sich eine möglichste Konzentrierung auf die Verfassungsurkunden zum Prinzip gemacht hat. Die Wahlgesetze sowie die Wahl- und Geschäftsordnungen der Landtage sollen in einer zweiten Veröffentlichung gesammelt werden. Es ist zu hoffen, daß diese zweite Veröffentlichung, die für den Politiker von besonderem Interesse ist, recht bald erscheint. Die weitere Neuerung, in einem Anhang sämtliche verfassungsändernden Gesetze zusammenzustellen, gibt einen interessanten Ueberblick über die Verfassungsentwicklung der einzelnen Staaten und ist entschieden zu begrüßen. Das Handbuch macht einen zuverlässigen Eindruck. In der Verfassung des Deutschen Reiches ist die Verfassungsänderung vom 24. Dezember 1911 („Reichsgesetzblatt" 1911, S. 1137), die das Gesetz „betreffend den Ausbau der deutschen Wasserstraßen und die Erhebung von Schiffahrtsabgaben" gebracht hat, und die Artikel 54 geändert hat, übersehen. Die Verfassungsänderung ist auf Grund des Artikel VII des Gesetzes vom 24. Dezember 1911 durch kaiserliche Verordnung vom 29. April 1912 („Reichsgesetzblatt" 1912, S. 259) am 1. Mai 1912 in Kraft getreten. Diese Verfassungsänderung, der ein jahrelanger Kampf vorausgegangen ist, und die infolgedessen im politischen Leben recht bekannt ist, hätte allerdings nicht übersehen werden dürfen. — Bei der Uebersicht der verfassungsändernden Gesetze hat sich auf S. 547 ein Druckfehler eingeschlichen: die Verfassungsänderung des Artikel 59 ist vom 15. (nicht 25.) April 1905.

Wir wünschen der zweiten Auflage des Stoerkschen Handbuches eine weite Verbreitung, um die positive Kenntnis unserer deutschen Verfassungen — die teilweise noch viel zu klein ist — in weitere Schichten dringen zu lassen. Bedauerlich ist nur, daß der sehr hohe Preis von 17,50 M. einer weiten Verbreitung, wie wir sie im Interesse unserer politischen Bildung wünschten, kaum förderlich sein wird. Karl Seeliger.

*

Kriegskrüppelfürsorge. Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung von Prof. Dr. Biesalski mit 84 Abbildungen. Leipzig, Leopold Voß. 1915. 35 Pf.

Die verdienstvolle und außerordentlich interessante kleine Schrift, die im Auftrage der deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge und der deutschen orthopädischen Gesellschaft herausgegeben ist, sollte die weiteste Verbreitung in allen Kreisen finden. Der Angelpunkt für das Gelingen der Kriegskrüppelfürsorge ist die Aufklärung über die Möglichkeiten und Ziele der Fürsorge. „Es gibt kaum eine noch so schwere Verstümmelung, welche den Betroffenen dauernd und vollständig erwerbsunfähig macht. Auch wer beide Füße und Hände verloren hat, kann dazu gebracht werden, daß er vollständig unabhängig von fremder Hilfe sich umkleidet, reinigt, schreibt, ißt und durch eigene, sogar schwierige Arbeit sein Brot verdient." (S. 19120.) Eine Anzahl Abbildungen führen uns ein derartiges noch heute lebendes Beispiel vor. Jedes Krüppeltum ist zu überwinden, aber es bedarf dazu eines eisernen Willens, den zu stärken wir alle berufen sind, sei es, daß wir als Verwandte oder Freunde, als Aerzte, Geistliche oder Lehrer zu Krüppeln in Beziehung treten. Die deutschen Arbeitgeber sollten es als eine Ehrenpflicht betrachten, diejenigen Männer, welche sich zu Krüppeln haben schießen lassen müssen, in ihre alte Stelle wiederaufzunehmen und ihnen Gelegenheit zu geben, sich wiedereinzuarbeiten. Es wird vorgeschlagen, einem Verstümmelten, der wieder arbeiten gelernt hat, geradezu eine Prämie dafür zu zahlen. Die Höhe der Rente wird nicht beeinflußt, wenn der Verstümmelte wieder wie ein Gesunder arbeitet. Unser größter Arbeitgeber, der Staat, wird den übrigen Arbeitgebern ein Vorbild geben in der Unterbringung der Krüppel. „Ebenso wird die Arbeiterschaft selbst aus sittlichen und wirtschaftlichen Gründen den invaliden Kameraden zur Arbeit zulassen müssen." (S. 31.) Das hohe Ziel der Kriegskrüppelfürsorge, die Krüppel wieder zu vollwertigen Mitgliedern unserer Volksgemeinschaft zu machen, wird gelingen, wenn alle Kreise unseres Volkes mit Interesse und Verständnis an diesem großen Werk mitzuhelfen suchen. H.

Digitized by Google

Eingelaufene Kriegsliteratur

Der Weltkrieg. Herausgegeben von Verlag W. Girardet, Essen (Ruhr). 50 Pf.

Der wichtigste Teil des Buches ist der Beitrag von Dr. Hashagen-Bonn über „Krieg und Politik", in dem die politischen Gründe des Krieges und die diplomatischen Verhandlungen, die zum Ausbruch führten, besprochen werden. Sonstiger Inhalt: Volk und Heer in unserem großen Krieg (v. Reichenau), Der bisherige Verlauf des Landkriegs (v. Werlhof), Die Kriegsereignisse zur See (Persius), Die offiziellen Tagesberichte bis Januar 1915.

Bonner vaterländische Reden. 6. Niepmann, Landmacht und Seemacht im Kampfe miteinander. 7. Cohn, Kriegerische Volkspoesie. Bonn, Friedrich Cohen. Je 50 Pf.

Das Verhältnis der äußeren Politik zur inneren. Ein Beitrag zur Soziologie des Weltkriegs und Weltfriedens. Von Rudolf Goldscheid. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag.

Einige Kapitel zur auswärtigen Politik. Von Dr. Theodor Thomsen, Senatspräsident. Berlin, Karl Curtius. 50 Pf.

Deutschland und China vor, in und nach dem Kriege. Von Prof. Dr. O. Francke. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 60 Pf.

Nicht „gelbe" Gefahr, sondern „japanische" Gefahr! China hofft auf Deutschland, beide gehören ebenso zueinander wie die Türkei und Deutschland.

Der Kampf um den Suezkanal. Von Dr. Richard Hennig. 35. Heft der Jaeckhschen Sammlung. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 50 Pf.

Genaue Angaben über Geschichte, Technik, Bedeutung des Suezkanals.

Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal. Von Prof. Dr. E. Küster. Bonn, A. Marcus & E. Weber. 60 Pf.

Wilhelm II. Friedenskaiser oder nicht? Eine kritische Studie über die Stellung des Deutschen Kaisers zum Weltkrieg. Von Chefredakteur P. Heinsick. Leipzig, Oskar Born. 1 M.

Der Krieg, seine Entstehung und Bedeutung. Vortrag von Dr. Hoch. Aalen, A. Wirth. 25 Pf.

Volk, Volksrecht und Krieg. Von Landrichter Raimund Eberhard. Rostock, Kaufungen-Verlag.

Die Türkei und ihre Gegner. Kriegsgeographische Betrachtungen, mit 5 Uebersichtskarten. Von Hugo Grothe. Frankfurt a. M., Hendschels Telegraph. 1,25 M.

Kontinentalpolitik. Ein Zukunftsbild. Von einem rheinischen Großindustriellen. Deutsche Kriegsschriften, Heft 4. Bonn, A. Marcus & E. Weber. 60 Pf.

Händler und Helden. Patriotische Besinnungen von Werner Sombart. München-Leipzig, Duncker & Humblot. 1 M.

Englisches Händlertum — deutsches Heldentum — die Sendung des deutschen Volkes.

Die Kriegsinvaliden und der Staat. Von Dr. Siegfried Kraus. Nürnberg, Verband Bayerischer Metallindustrieller. 12 Pf.

England. Eine Voruntersuchung von Dr. Georg Landauer. Wien, Manz. 1 M.

Zeitschrift für Politik. Herausgegeben von Geh. Hofrat Richard Schmidt und Dr. Adolf Grabowsky. Berlin, Carl Heymann. Erstes (Doppel-)Heft des Kriegsjahrgangs. Jahrgang zu 4 Heften 16 M.

Als Aufgabe der Zeitschrift für die Kriegszeit wird genannt „das Bestreben, aus dem großen Chaos elementarer Leidenschaften und überlieferter Vorurteile, die als dunkler Untergrund des jetzigen Kampfzustandes durcheinanderwogen, solche Spezialfragen herauszuheben, die zur Lösung der großen Weltkrisis unter allen Umständen aufgeworfen werden müssen und zu ihrer Diskussion eines erheblichen Materials bedürfen". Aus der Fülle gründlicher Beiträge sei hervorgehoben: Deutschlands Ostgrenze (Partsch), Die ostpreußischen Grenzlande (Bezzenberger, ergänzt die in Nr. 10 der „Hilfe" besprochene Schrift von Dr. Gaigalat), Die innere Lage Frankreichs beim Beginne und beim künftigen Ende des Krieges (R. Schmidt).

Ich kann mir nicht helfen ... Auch ein Wort an die deutschen Freunde der Religiös-Sozialen. Von Pfarrer Hermann Kutter. Zürich, Orell Füssli.

Ernste Worte gegen den in manchen Schweizer Kreisen herrschenden „Pharisäismus der Idee".

Grundlinien unseres Glaubens. Eine Gabe für den Weg ins Leben. Von † Otto Zurhellen. Gotha, F. A. Perthes. 30 Pf.

Die letzte Gabe des gefallenen Frankfurter Pfarrers an seine Konfirmanden.

Trost im Leid. Von Dr. Max Steinitzer. Leipzig, Alfred Kröner. 1 M.

„Eine Art von praktischer Hygiene für die durch den Heldentod von Angehörigen in ihrem Gemüt Getroffenen." (!)

Kriegsandachten. Von Pfarrer Rithack-Stahn. 2. Folge. Halle, J. Fricke. 50 Pf.

Eine feste Burg ist unser Gott. Predigten und Reden aus dem großen Krieg von Superintendent Otto Kraft. Torgau, Fr. Jacob.

Zum Sieg. Ein Brevier für den Feldzug von Wilhelm Schussen, Ludwig Finkh, Auguste Supper, A. Dörrfuß, mit einer Einführung von Hermann Hesse. Stuttgart, Verlag der Lese. 1 M.

Der deutschen Seele Trost. Weltliche und geistliche Gedichte, gesammelt von Will Vesper. München, C. H. Beck. 2 M.

Eine schöne Sammlung aus dem reichen Schatz deutscher Dichtkunst, in guter Ausstattung.

Völkerkrieg! Oesterreichische Eindrücke und Stimmungen von Adam Müller-Guttenbrunn. Graz, Ulr. Moser. 1,40 M.

Zu Kampf und Sieg 1914. Kriegsgedichte eines Elsässers von Christian Schmitt. Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt (R. Schultz). 80 Pf.

„Die lange Schlacht." Heft 5 der Bab'schen Sammlung: **1914.** Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. Berlin, Morawe & Scheffelt. 50 Pf.

Standbilder und Denkmünzen 1914. Der Ehernen Sonette 2. und 3. Reihe. Von Richard Schaukal. München, Georg Müller. 2 Mark.

1914 in Ehernen Sonetten und Liedern. 40 ausgewählte Gedichte für Oesterreichs deutsche Jugend. Von Richard Schaukal. München, Georg Müller.

Deutsches Kriegskochbuch nebst Anleitung zum Gemüsebau für den eigenen Haushalt. Jena, Frauen-Verlag. 1 M.

Notstands-Küche. Kochanweisungen von Frau Toni Schroeder-Doberan. Berlin, Dietrich Reimer. 50 Pf.

Quittung

Hilfe ins Feld und an Lazarette: M. in H. 4 M., Frl. B. 2 M., Festungsgarnisonspfarrer S. in C. 10 M., Frau F. in D. 10 M., P. in M. 85 Pf., L. in A. 2,50 M., Dr. S. in M. 5 M., E. in D. 2 M., Frau St. in A. 10 M., Frl. D. in E. 6 M., Sch. in B. 1,50 M., Frau B. in B. 5 M., Frl. H. in N. 3 M., B. in B. 5 M., Dr. Z. in E. 3 M., Sch. in H. 5 M., Schl. in H. 10,35 M., Frau W. in H. 5 M., San.-Unteroff. G. im Felde 5 M., Hptm. Dr. St. im Felde 10 M., Frl. M. in D. 5 M., Ch. in S. 2,50 M., R. in E. 5 M., Prof. Z. in K. 85 Pf., A. in D. 90 Pf., Frl. B. in L. 2,50 M., Rektor L. in N. 3 M., M. in P. 2,50 M., Exz. N. in W. 10 M., M. in D. 6 M., Dr. L. in G. 3 M., K. in L. 3 M., Frl. W. in E. 6 M., Dr. R. in K. 1,70 M., Frau Dr. R. in E. 2 M., G. in Sch. 3,40 M., Frau Dr. E.-L. in D. 2,50 M., Gruppenführer H. im Felde 3 M., E. in E. 6 M., Fr. in N. 2,63 M., Pfr. H. in E. 5 M.

Kriegschronik ins Feld und an Lazarette: E. in H. 5 M., Frau B. in H. 5 M., K. in K. 3 M., Sch. in B. 1,50 M., R. in P. 2 M., Frau W. in W. 1,50 M., B. in K. 60 Pf., St. in D. 1 M., Dtsch. Werkmeisterverband, Düsseldorf 3 M.

Für Elsaß-Lothringen: F. M. in L. 3 M., Ortsausschuß vom Roten Kreuz in Kandern 100 M.

Für Ostpreußen: Dr. M. in B. 50 M., Ortsausschuß vom Roten Kreuz in Kandern 200 M.

Für Galizien: Dr. M. in B. 50 M.

Für den Roten Halbmond: K. B. in Lahr 30 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

E. B. in Eßlingen. Es ist nicht möglich, jetzt während des Krieges die Anfangsgründe einer volkstümlichen Politik auseinander zuzetzen. Lesen Sie Naumanns Buch „Von Vaterland und Freiheit", Verlag Langewiesche.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Baumer, Schöneberg

Geschäftliche Mitteilungen

Die Dürerschule Hochwaldhausen (Oberhessen), Reformerziehungsschule mit dem äußeren Lehrziel des Realgymnasiums und der Oberrealschule, versendet jetzt einen illustrierten Bericht. Er verdient die Aufmerksamkeit aller Eltern, die ihre Kinder nicht in der eigenen Familie erziehen können, aber auch derer, die ihre Kinder inmitten schöner Natur unter bewußter körperlicher Pflege in einem geistig und seelisch lebendigen Gemeinwesen aufwachsen und zugleich die staatlich geforderten Ziele der höheren Schulbildung erreichen lassen möchten. Das methodische Unterrichtsprinzip ist Erregung der Selbsttätigkeit des Schülers; das inhaltliche: die eigene Arbeit in ihrem Zusammenhange mit der gesamten Kulturarbeit erfassen zu lehren; das ethische Endziel: Verantwortlichkeitsgefühl für die Erhöhung der Kultur und damit die Liebe zu den sozialen Gemeinschaften zu erwecken. Für den Inhalt des Unterrichts ist besonders charakteristisch, daß in der Dürerschule, dem Geiste des Patrons entsprechend, die Künste als gleichberechtigt neben die Wissenschaften und Sprachen treten.

Digitized by Google

1. April 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 13

Anzeigen kosten: die 4-mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Professor D. Adolf Deißmann:** Die Kraft des Kreuzes. — **Friedrich Naumann:** 1815—1915. — **Friedrich Weinhausen, M. d. R. u. M. d. A.:** Neuregelung des Arbeitsnachweiswesens. — **Gertrud Bäumer:** Deutsche Mode. — **Paul Frank:** Erholungsfürsorge in der Kriegszeit! — **S. D. Gallwitz:** Englands musikalische Unfruchtbarkeit. — **Albrecht Schaeffer:** Frauengebet. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Zu Ostern. — Soziale Bewegung. — **Margarete Treuge:** Bismarck-Literatur. — Eingelaufene Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 23. März.

Im Westen werfen von beiden Seiten zahlreiche Flieger Bomben ab, deren zerstörende Wirkungen im Laufe der Kriegszeit gesteigert wurden. Die Sicherheit des Treffens bestimmter Plätze scheint aber noch ebenso gering wie im Anfang. In Paris sind am Rande des Montmartre größere Verwüstungen angerichtet. Wirkliche militärische Erfolge sind durch die Bomben wohl nirgends erreicht.

Im Osten wird beiderseits des Orzyc weitergekämpft. Auf der Verfolgung der aus Memel vertriebenen Russen nahmen unsere Truppen Russisch-Krottingen und befreiten über 3000 deutsche von den Russen verschleppte Einwohner.

Mittwoch, 24. März.

Im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht natürlich der Fall der Festung Przemysl. Bei aller berechtigten Anerkennung der militärischen Tüchtigkeit, mit der die Verteidigung geführt wird, kann man doch der Frage nicht ganz aus dem Wege gehen, warum die einzige große Festung, die es östlich von Krakau gibt, nur für vier Monate Proviant gehabt hat. Als Entschuldigungsgründe werden angeführt, daß während der zeitweiligen Befreiung im Oktober und Anfang November die Zufahrtstraßen wegen des Krieges und des Wetters nur sehr schwer benutzbar gewesen sind und daß in der Festung mehr Verwundete, Zivilbevölkerung und auch russische Gefangene mitgegessen haben, als nötig gewesen wäre, wenn man die ersteren abgeschoben und die letzteren überhaupt nicht aufgenommen hätte. Ein Durchbruch der eingeschlossenen Armee nach den Karpathen zu wurde von den Russen durch festungsartige Drahtverhaue um die ganze Stadt herum unmöglich gemacht. Etwa 100 000 russische Soldaten sind durch den Fall von Przemysl für den Krieg in den Karpathen und in der Bukowina verfügbar geworden. Glücklicherweise scheint es gerade in den letzten Tagen an diesen Stellen nicht schlecht zu stehen. Am Uzoker Paß wurden 3300 Russen und auf den Höhen bei Wyszkow gegen 700 Russen gefangen.

Graf Tisza hat einem italienischen Grafen gegenüber einige Bemerkungen über das Verhältnis von Oesterreich-Ungarn zu Italien gemacht, deren Bedeutung in der Person ihres Urhebers liegt. Er sagt: „Ich glaube und hoffe, daß zwischen beiden Mächten der Einklang aufrichtig und dauernd sein wird, denn ich bin überzeugt, daß sie beide durch vitale und bleibende Interessen darauf angewiesen sind, die Fundamente zu einer innigen Freundschaft und fruchtbaren Harmonie zu legen." Da man vom Verlauf der diplomatischen Besprechungen nichts erfährt, hält man sich gern an solche aufmunternden Worte des führenden ungarischen Staatsmannes.

An verschiedenen Stellen des Kampfes an der ostpreußischen Grenze sind über 3000 russische Gefangene gemacht worden, darunter 500 nördlich von Memel bei Polangen, wo auch die Feinde viel geraubtes Vieh, Pferde und sonstiges Gut wieder herausgeben mußten. Bei diesen Kämpfen an der Straße Polangen—Libau werden die Landtruppen von deutschen Seestreitkräften unterstützt.

Donnerstag, 25. März.

Vom Schweizer Roten Kreuz werden in Deutschland und wahrscheinlich auch in anderen Staaten Ziffern über die Kriegsverluste verbreitet, die vielfach abschriftlich von Hand zu Hand gehen, vor denen aber zu warnen ist, weil sie, soviel wir sehen können, an jeder Stelle falsch sind. Diese Schweizer Ziffern, die auf den 15. Februar berechnet sein wollen, die Winterschlacht in Masuren aber noch nicht enthalten, bringen beispielsweise 82 500 gefangene Engländer; da nun der deutsche Neujahrsbericht nur etwa 19 300 enthielt, so fragt es sich, wie die übrigen 63 000 entstanden sein sollen. Aehnlich ist es mit den Franzosen; die deutsche Gefangenenziffer betrug Neujahr etwa 220 000, das Schweizer Rote Kreuz berechnet 494 000. Was die Toten anlangt, so sind leider amtliche Zusammenstellungen der deutschen Verlustlisten bis jetzt nicht erschienen, so daß wir die deutsche Ziffer nicht genau angeben können, sondern nur auf die allgemeine Bemerkung verweisen können, die am 24. Januar von der deutschen Heeresleitung aus gemacht war, daß unsere Feinde allein an Gefangenen fast ebensoviel eingebüßt haben, wie unser Gesamtverlust beträgt. Wir bitten unsere Heeresverwaltung, gegenüber den irreführenden ausländischen Nachrichten den Abdruck der richtigen Zahlen zu veranlassen. Die französische Regierung hat Ende Februar ihre Totenziffer auf 250 000 angegeben, während die Schweizer Ziffer 464 000 beträgt.

Auf der ganzen Karpathenlinie bereitet man sich auf einen großen Ansturm vor. Auch nördlich Czernowitz wird mit allen Kräften gefochten. Der österreichisch-ungarische Staat ringt um seine Existenz, und deutsche Truppen helfen, wo und wie sie können.

Von den Dardanellen nichts Neues; das ist von unserem Standpunkt aus das allerbeste, weil jeder Tag der Kampfespause zur Wiederherstellung der beschädigten Forts benutzt werden kann.

Freitag, 26. März.

Während die Russen die Gefangenen von Przemysl in runder Ziffer als 120 000 angeben, veröffentlicht das österreichische Kriegspressequartier eine Zusammenstellung, die im ganzen 107 000 ergibt. Von diesen sind 34 000 kampffähige reguläre Truppen, 45 000 militärisch angestellte Arbeitskräfte, Erdarbeiter und dergleichen, und 28 000 Verwundete. Die Verluste des letzten Durchbruchsversuches wurden auf österreichischer Seite mit 10 000 angegeben, woraus man ersehen kann, wie überaus schwer und ernsthaft dieser letzte Versuch gewesen sein muß. Die Karpathenkämpfe werden in Heftigkeit fortgesetzt.

Die Zustände innerhalb der russischen Armee müssen außerordentlich verschiedene sein. Während nämlich von deutschen Kämpfern an mehreren Stellen nördlich und südlich der

Digitized by Google

Weichsel und auch in den Karpathen die Güte der russischen Leistungen auch beim Landsturm hervorgehoben wird, sind in den Kämpfen um Ostpreußen russische Papiere in deutsche Hände gefallen, die sehr merkwürdige Militärbefehle enthalten. Da heißt es unter anderem: „Der Oberbefehlshaber gibt bekannt, daß die Familienangehörigen der unverwundeten Gefangenen keine Unterstützung erhalten. gez. General Dranowsk. Dies ist allen bekanntzugeben. gez. Oberst v. Oldorogge." „Der Stab der Armee setzt eine Prämie von 100 Rubeln für jeden gefangenen Deutschen fest. Es ist gleich, auf welche Art er in unsere Hände fällt. gez. General v. Rosenschild." „Auszug aus der Uebersetzung eines Befehls der russischen Obersten Heeresleitung: Die Offiziere haben den Mannschaften die Ueberzeugung beizubringen, daß bei Friedensschluß die Kriegsgefangenen „zurückgekauft" und in Rußland erschossen werden." Man sieht, wie groß die Neigung russischer Soldaten sein muß, sich von den Deutschen gefangennehmen zu lassen.

Reuter berichtet von Kämpfen in Deutsch-Südwestafrika, die unter Führung von Botha stattfanden und bei denen die Engländer schwere Verluste hatten.

Was man von Ostasien erfährt, ist sehr lückenhaft. Die japanische Truppenstärke auf chinesischem Boden wird auf 60 000 Mann und schwere Artillerie angegeben; ein Truppenbestand, der nur in China als gefährlich angesehen werden kann. Nach englischen Nachrichten ist der japanisch-chinesische Krieg im Laufe des Monats April zu erwarten. Die englischen Kaufleute wenden sich mit dringenden Hilferufen an ihre heimische Regierung, da sie offenbar zum japanischen Bundesgenossen nur ein geringes Zutrauen haben. Ob in Schanghai amerikanische Kriegsschiffe sich sammeln oder nicht, können wir nicht sagen, da die Nachrichten sich direkt widersprechen. Die Vereinigten Staaten sollen nach Tokio nur eine Anfrage, nicht aber einen Protest gerichtet haben.

Sonnabend, 27. März.

Nach einer über Schweden kommenden Nachricht hat der russische Minister des Innern angeordnet, daß die russischen Kolonisten deutscher Abstammung von nun ab nicht mehr in geschlossenen Dörfern zusammen wohnen dürfen; sie sollen auch keine eigene Verwaltung mehr haben, sondern soweit als möglich unter die russische Landbevölkerung verteilt werden, damit ihr schädlicher Einfluß gebrochen werde. Das ist, wenn es wahr ist, ein maßloses Elend für die staatstreuen, tüchtigen deutschen Dörfer an der Wolga, in Bessarabien und auch im russischen Polen und eine ungeheuerliche Ungerechtigkeit, da die Söhne dieser Dörfer jetzt im russischen Heer gegen uns zu kämpfen gezwungen sind.

Das russische Departement der Zollsteuern veröffentlicht eine Denkschrift über den Außenhandel Rußlands im Jahre 1914, aus der sich ergibt, daß in der zweiten Jahreshälfte die Ausfuhr um 78 Proz., die Einfuhr um 66 Proz. zurückgegangen ist. Die Handelsbilanz des Jahres ist eine passive geworden, da die Einfuhr um 70 Millionen Mark mehr beträgt als die Ausfuhr; ein Zustand, den ein Schuldnerstaat auf die Dauer nicht vertragen kann, weil er auf diese Weise die Zinsen seiner auswärtigen Anleihen nicht bezahlen kann. Es werden starke Bestrebungen gemacht, durch eine neue Eisenbahnverbindung über Bukarest, Nisch und Saloniki einen ungehinderten Weg zum Mittelmeer zu erlangen. Dazu gehört die dauernde Neutralität oder Abhängigkeit von Rumänien, Bulgarien und Griechenland. Ob Rußland bis zum Ende des Krieges über diesen Weg wird verfügen können, ist nach unserer Auffassung der Sachlage sehr zweifelhaft. In allen russischen Kreisen wird die Erzwingung der Durchfahrt durch Bosporus und Dardanellen als das eigentliche Kriegsziel betrachtet. Auch die liberalen Abgeordneten äußern sich in demselben Sinne. Es ist merkwürdig, wie sehr Serbien in den Hintergrund und Konstantinopel in den Vordergrund getreten ist.

Noch immer machen die Russen an der ostpreußischen Grenze erneute Angriffe, sind aber bei einem Zuge von Tauroggen auf Tilsit bei Laugszargen geschlagen und über die Jeziorupa zurückgeworfen. Auch zwischen dem Augustower Walde und der Weichsel mußten neue Vorstöße abgewiesen werden. Es ist erstaunlich, daß nach den großen Verlusten der Winterschlacht im Anfange des vorigen Monats die Wiederauffüllung der russischen Front eine so vollständige hat sein können.

Sonntag, 28. März.

Während an den Dardanellen selbst keine neuen Angriffe erfolgt sind, wird in allen beteiligten Staaten von nichts so eifrig gesprochen wie von den Folgen einer russischen Besetzung von Konstantinopel. Es wird dabei etwas voreilig als sicher angenommen, daß die Engländer selbstlos genug sein werden, den Russen das Vorzugsrecht der Eroberung einzuräumen, falls eine solche überhaupt zustande kommt. Denkbar ist, daß die Engländer zwar die berühmte, vielumkämpfte Meeresstraße den Russen zu überlassen versprochen haben, dafür aber den Hafen Mudros auf der Insel Lemnos zur Bewachung des russischen Ausganges für immer besetzen werden. Zunächst wenigstens haben sie die Inseln Tenedos, Imbros und Lemnos den Griechen ohne viele Worte einfach weggenommen und damit wieder einmal bewiesen, wie wenig ihnen im Ernstfalle am Schutze neutraler Mächte gelegen ist. Griechenland muß ruhig zusehen, weil es gegen die englische und französische Flotte nichts ausrichten kann und sich andererseits vor einem bulgarischen Angriff auf das neugewonnene Saloniki und vor mohammedanischen Massakers gegen die zahlreichen griechischen Kaufleute in Kleinasien fürchtet. In Rumänien protestieren auch die russenfreundlichen Elemente gegen eine russische Besetzung der Dardanellenstraße und die Verwandlung des Schwarzen Meeres in einen russischen See. Die offiziöse „L'Indépendence Roumaine" erklärt: Keinerlei territoriale Vergrößerung könnte den Schaden gutmachen, den Rumänien erleiden würde, wenn es in der Freiheit der Schiffahrt auf der Donau und in den Dardanellen geschmälert würde.

In der „Times" finden wir Mitteilungen über die Zustände in Portugiesisch-Angola. Es bestätigt sich, daß am 18. Dezember bei Naulila ein Kampf mit deutschen Südwestafrikanern stattgefunden hat, bei dem sich die Portugiesen unter Verlusten zurückziehen mußten. Der Generalgouverneur und der Truppenkommandant haben ihre Aemter aufgegeben, und ein General Pereira de Eca ist zum Regierungskommissar ernannt. Das Angebot der Kapregierung, ein freiwilliges Burenkontingent zur Verfügung zu stellen, ist abgelehnt worden, offenbar aus der Besorgnis, daß das südafrikanische Reich auch vor den portugiesischen Grenzen nicht haltmachen wird.

Nachdem in den letzten Tagen die russischen Berichte von den Karpathen und aus Galizien von reichlichen Erfolgen und Gefangenen geredet haben, teilt heute der österreichische Generalstab mit, daß starke russische Angriffe in den Karpathen gescheitert sind. Auf beiden Seiten des Latorcza-Tales dauern die Kämpfe mit großer Heftigkeit an. Erfreulicherweise sind nordöstlich von Czernowitz die Russen bis an die Reichsgrenze zurückgeworfen und über 1000 Gefangene gemacht worden. Da gestern auch von Erfolgen südlich Zaleszczyki am Dnjester berichtet wurde, kann man annehmen, daß die Bukowina fast ganz frei von den Russen ist.

Montag, 29. März.

Die russische Zeitung „Rjetsch", die zurzeit für Europa die Hauptquelle über ostasiatische Fragen ist, bringt die wichtige Mitteilung, daß der chinesische Parlamentsausschuß dem Diktator Juanschikai geraten habe, die japanischen Forderungen abzulehnen. Auch wenn man von der Bedeutung dieses Parlamentsausschusses sich keine übertriebenen Vorstellungen macht, so wird er in der Lebensfrage der Nation sicher nichts raten, was nicht von der leitenden Stelle aus gewünscht wird.

Generalfeldmarschall von der Goltz reist im Auftrag des Sultans zum Deutschen Kaiser; als Grund wird angegeben, daß er einen hohen türkischen Orden zu überbringen hat. Bei der Ueberbringung aber wird sicher auch von den Dardanellen gesprochen werden, und hoffentlich kann von der Goltz dem Kaiser die Nachricht bringen, daß das verletzte Schiff „Goeben" („Sultan Yawus Selim") wieder gefechtsmäßig im Marmarameer schwimmt. Auf der Reise besucht von der Goltz die neutralen Hauptstädte Sofia und Bukarest, was um so erwünschter ist, als dort vor kurzem der französische General Pau bei seiner Rückreise von Rußland mit auffälliger Wärme empfangen worden ist. Auch dieser französische

Digitized by Google

General reiste zur Uebergabe eines Ordens auf dem jetzt nötigen Umwege über Saloniki nach Petersburg. Nachdem er seinen Petersburger Auftrag erledigt hatte, hielt er sich eine Zeitlang bei der Truppe in Polen auf, und man dachte schon, er würde dort als militärischer Berater des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch und seines aus Bulgarien stammenden Obergenerals Dimitriew eine dauernde Tätigkeit finden, sozusagen als Kontrolleur der Westmächte gegenüber ihrem östlichen Bundesgenossen. Das aber war wohl mehr ein französischer als ein russischer Wunsch, und General Pau wird in einiger Zeit wieder an der französischen Front auftauchen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 23. März.

Ueber die Aufwendungen der Stadt Berlin für die Kriegswohlfahrtspflege sind die folgenden Zahlen herausgegeben: Die Zahl der unterstützten Kriegerfamilien beträgt jetzt 92 557. Für diese sind an gesetzlichen Unterstützungen und städtischen Zuschüssen bis jetzt aufgewandt über 17 Millionen Mark (ohne Mietunterstützungen). Für die Arbeitslosen sind, trotz des Rückgangs der Arbeitslosigkeit, 2½ Millionen an Unterstützungen gezahlt. An Mietunterstützungen im Januar und Februar 1,3 Millionen Mark, vorzugsweise an Kriegerfamilien. Die Ausgaben für die Kriegerfamilien werden mit der allmählichen Einberufung des Landsturms ohne Zweifel noch sehr steigen. Die durch uns (Nationaler Frauendienst) verausgabten Mittel für Speisungen kommen noch hinzu (etwa 300 000 Mark).

Es ist eine Verfügung zur Schweineenteignung erlassen, die den Landwirt über seine Besorgnisse wegen zu scharfen Vorgehens beruhigen soll. (Zu solchen Besorgnissen liegt allerdings auch an sich, weiß Gott, kein Grund vor!) Enteignungsanträge können abgelehnt werden, soweit es sich um Zuchttiere handelt, soweit die Schweine zur Deckung des Fleischbedarfs im Haushalt des Besitzers notwendig sind und soweit der Besitzer nachweist, daß er durchfüttern kann, ohne menschliche Nahrungsmittel zu benutzen. (Wieviel Gelegenheit zur Umgehung gibt diese Möglichkeit!)

Mittwoch, 24. März.

Im Königlichen Schauspielhaus wird die „Antigone" gespielt. Es gibt kaum etwas, das so gut in die Zeit paßt. Das Theater ist auch noch voll, trotzdem das Stück schon viele Male gegeben ist. Man kann nicht sagen, daß die Aufführung besonders gut war; zumal die Antigone war nicht jung und weiblich genug. Aber die Dichtung mit ihren großen ewigen Gegensätzen des staatlichen Machtgedankens und des menschlich-frommen Gefühls — des politischen Rechtes und des menschlichen — hat heute etwas seltsam Erschütterndes. Es gibt ja überhaupt wenig Dichtung, die man heute ertragen kann: alles nur subjektive, im eigentlichen Sinne moderne, was auf dem großen Wichtignehmen des einzelnen und seiner seelischen Faserungen beruht, erscheint uns unbescheiden und selbstgefällig. Man fühlt erst jetzt, wie sehr im antiken Drama das Persönliche und das Gattungsmäßige noch ineinander ruhen. Und weil wir jetzt beides zugleich sind, so geht uns diese alte Kunst so nahe. — — —

Etwas ganz anderes: Zu dem Gedanken der Futtermittelenteignung wird mit Recht das Bedenken erhoben, daß damit die ausländische Einfuhr, die immerhin noch stattfand, aufhören müßte, weil die Händler nicht zu ungeheuren Preisen und mit unabsehbaren Schwierigkeiten kaufen können, wenn sie riskieren, zu irgendwelchen Normalpreisen enteignet zu werden. Man sollte, wie beim Getreide, die ausländischen Futtermittel von der Beschlagnahme frei lassen.

In Berlin wird das Kuchenbacken zu Ostern verboten. Sogar in den Haushalten. Wir kommen zu Regelungen wie zur Zeit des aufgeklärten Despotismus. Aber das schadet gar nichts. Schade ist nur, daß die freiwillige Vernunft nicht weit genug reicht.

Donnerstag, 25. März.

Die Erörterungen über die Budgetbewilligung durch die Sozialdemokraten ziehen sich weiter. Man erfährt, daß der Parteiausschuß als oberste Parteiinstanz nächst dem Parteitag schon vor längerer Zeit die Budgetfrage beraten und mit starker Mehrheit das Recht in Anspruch genommen habe, den Nürnberger Parteibeschluß, der eine Ausnahme von der Pflicht zur Budgetverweigerung gestattet, jetzt anzuwenden. Dieser Beschluß gestattet die Bewilligung dann, wenn ohne sie ein ungünstigeres Budget angenommen werden würde. Dieser Fall liegt natürlich, streng genommen, jetzt nicht vor. Aber daß die Folgen der Verweigerung viel schlimmer gewesen wären als ein ungünstiges Budget, ist um so klarer.

Der Versuch, eine britische Farbwerke-Gesellschaft auf die Beine zu bringen, scheint zu scheitern. Es hat eben doch wahrscheinlich in England niemand genug Vertrauen zum englischen Chemiker!

Freitag, 26. März.

Eine interessante Mitteilung: Die Sparkassenmitglieder der Hamburger Konsumgenossenschaft „Produktion" haben 760 000 Mark für die Kriegsanleihe gezeichnet. Nur Arbeitergroschen. Wichtig als Beweis des Vertrauens, und als Beweis, wie sehr der Krieg ein Volkskrieg ist.

In der Fortsetzung der Debatte über die Budgetbewilligung macht die Mannheimer „Volksstimme" darauf aufmerksam, wie unlogisch die Stellung der Mitglieder gewesen wäre, die 10 Milliarden Kriegskredite bewilligen wollten, aber den übrigen Etat für Kriegsfürsorge, Sozialpolitik usw. ablehnten. Man weiß nicht, ob man bewundern oder belächeln soll, wie stramm die formale Paragraphendisziplin in der Partei ist.

In den Vorstand der hamburgischen Bürgerschaft ist zum erstenmal ein Sozialdemokrat gewählt, nachdem die Sozialdemokratie zum erstenmal das Budget bewilligt hat.

Das Berliner Polizeipräsidium droht, einen Feldzug gegen die Fremdwörter auf den Firmenschildern zu eröffnen. Auch hier kann man sagen: schade, wenn wirklich Zwangsmaßregeln nötig sind, um mit diesen vorangustlichen Geschmacklosigkeiten aufzuräumen. Im Grunde ist dies doch keine Sache der Polizei!

Sonnabend, 27. März.

Die Modeschau des Deutschen Werkbundes im Abgeordnetenhaus. Daß die Wandelhalle einmal der Schauplatz für die Probierfräulein sein würde, hätte sie sich wohl nicht träumen lassen. Im Grunde aber wurde sie nicht dadurch entgöttert, denn es ist eine ernsthafte wirtschaftliche und künstlerische Frage, um die es sich handelt. Der Zuschauerkreis, zusammengesetzt aus Leuten vom Fach und aus einem Frauenparlament unter dem Protektorat der Kronprinzessin. Mit dem Ergebnis können wir sehr zufrieden sein. „Los von Paris" sind wir zwar noch nicht, man könnte sich sehr gut eine noch entschiedenere Befreiung denken, und die Tatsache, daß die größte Zustimmung einem Kleide gezollt wurde, das viel mehr auf der Linie der deutschen Bemühungen um künstlerische Frauenkleidung lag als auf der der französischen Tradition, zeigte, daß das Publikum diese noch entschiedenere Lösung wünscht und daß sie möglich ist. Aber dafür stand Reichtum, Weltläufigkeit, Eleganz der Erfindung und Ausführung auf so überzeugend hoher Stufe, daß der bisher zagend gefaßte Gedanke der deutschen Weltmode nun auf festen Füßen stehen kann.

Man hat den Frauen aber angemerkt, daß es ihnen nicht ganz leicht war, sich in dieser Zeit zu so einer Modeschau zu stimmen. Das Interesse hatte entschieden etwas Theoretisches und Pflichtgemäßes. Das macht ihnen aber nur Ehre.

Heute tritt die Bundesratsverordnung in Kraft, nach der die Landesbehörden den Branntweinausschank einschränken oder ganz verbieten dürfen. Hoffentlich tun sie's!

Ein langes Inserat in einer süddeutschen Hauptstadt fordert zur Spende von alten Sachen für die neue Zivileinkleidung von entlassenen dienstuntauglichen Verwundeten auf. Da fängt also schon die Art und Weise der Invalidenfürsorge an, die wir nicht wollen — diese

bettelhafte, kümmerliche Art, die dem heruntergekommenen Landstreicher gegenüber angebracht sein mag, aber doch nicht dem Kämpfer für das Vaterland! Wenn nur erst einmal diese Invalidenfürsorge allgemein und im großen angefaßt würde!

Sonntag, 28. März.

Die wachsende Teuerung der Lebensmittel wird allmählich zu einer schwierigen Versorgungsfrage. Wieder und wieder tauchen die Fragen auf, ob nicht doch jetzt die Zentralspeisungen vermehrt werden müssen, um Unterernährung gewisser Schichten auf die wirksamste und ökonomischste Weise zu verhüten. Richtig ist, daß bei der Steigerung der Einnahmen in weiten Kreisen die Teuerung gut ertragen werden kann. In anderen aber ist das nicht der Fall. Man wird mindestens in noch größerem Umfang als bisher zur Lebensmittelabgabe durch die Städte kommen müssen. Besonders in den Kleinstädten, von denen viele mit am schlechtesten versorgt sind.

Wenn man dagegen abends in ein Berliner Weinrestaurant schaut, erstaunt man über Fülle und Eßlust! Zufällig las ich im „Matin" eine lange Serie von Nachrichten über unsere Hungersnöte. Die sollten einmal in so ein Restaurant sehen!

Montag, 29. März.

Eine Statistik der Kriegsliteratur verzeichnet 2887 Titel!! Die größten Gruppen sind nicht etwa die der militärischen, sondern die der „schönen Literatur" (weit an der Spitze!), der Wirtschaftsfragen und die „erbauliche"! Sehr bezeichnend für Deutschland!

Der Ständige Ausschuß des Deutschen Landwirtschaftsrats hat am 17. d. M. über die Kriegsmaßnahmen beraten und u. a. folgenden Beschluß gefaßt: Die massenhafte Abschlachtung von Schweinen mit einem Lebendgewicht von weniger als 70 Kilogramm ist unwirtschaftlich und führt zu einer schweren Schädigung der Schweinezucht. Der Uebernahmepreis bei der Enteignung ist angesichts der hohen Futtermittelpreise nach § 2 Abs. 3 der Verordnung vom 25. Januar über die Sicherstellung von Fleischvorräten unter Berücksichtigung des Marktpreises festzusetzen. Für die Gewinnung großstädtischer Fleischvorräte verdient zurzeit die Konservenbereitung und das Gefrierverfahren den Vorzug vor der Aufstapelung sogenannter Dauerwaren, deren Herstellung und Haltbarkeit nach dem Eintreten wärmerer Witterung mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Die private Einfuhr von Futtermitteln aus dem Auslande ist mit allen Mitteln zu fördern.

Aus allem hört man immer wieder heraus, daß mit der Abschlachtung keinen Schritt weiter gegangen wird, als es der Landwirtschaft vorteilhaft erscheint!

Adolf Deißmann / Die Kraft des Kreuzes

Altchristliche Enkomien

„Und willst du wissen, Geliebter,
Die Kraft des Kreuzes,
Und welches die Worte sind
Zum Lobpreis des Kreuzes,
So höre:

Das Kreuz ist
Der Kirche Grundstein,
Der Apostel Botschaft,
Der Propheten Verkündigung,
Der Märtyrer Ruhm,
Der Einsiedler fromme Uebung,
Der Jungfrauen Sittsamkeit,
Der Priester Freude.

Der Könige Majestät,
Der Welt Sicherheit.
Teufels Besiegung,
Siegesmal wider die Dämonen,
Der Tempel Zerstörung,
Der Altäre Umsturz,
Des Opferduftes Verschwinden.

Der Juden Anstoß,
Der Unfrommen Verderben,
Der Ungerechten Richter,
Der Reichen Zügel,
Der Hoffärtigen Vernichtung.

Licht denen, die in Finsternis sitzen,
Der Gesetzlosen Gesetz,
Der Barbaren Menschlichkeit,
Der Sklaven Freiheit,
Der Ungelehrten Weisheit,
Der Liederlichen Bekehrung,
Der Unrecht Leidenden Rächer,
Der Gerechten Pfeiler.

Der Seefahrer Steuermann,
Der Sturmumtobten Hafen,
Der Kriegsbedrängten Mauer,
Der Verirrten Weg.

Der Gedrückten Ausspannung,
Der Ratlosen Wohlergehen,
Der Verzweifelten Hoffnung.

Der Kraftlosen Kraft,
Der Kranken Arzt,
Der Blinden Wegweiser,
Der Lahmen Stab,
Der Gichtbrüchigen Schnürung,
Der Aussätzigen Reinigung.

Der Armen Trost,
Der Hungernden Brot,
Der Dürstenden Quell,
Der Nackten Decke.

Der Unmündigen Hüter,
Der Unmündigen Erzieher,
Vater der Waisen,
Beistand der Witwen,
Der Männer Haupt,
Der Alten Vollendung,
Der Christen Hoffnung,
Der Toten Auferstehung."

In griechischen, syrischen und koptischen Texten der alten Kirche sind lange Reihen solcher Lobeszeilen über das Kreuz überliefert. Wie weit sie in der christlichen Vorzeit verbreitet waren, zeigt die Tatsache, daß auch unter den noch nicht lange entdeckten ersten Fragmenten altnubisch-christlicher Literatur sich ein Blatt mit solchen Worten gefunden hat. Aus einem griechischen Text, der unter dem Namen des Chrysostomos geht, habe ich die hier gegebene Reihe übersetzt, ohne mich an die dort vorhandene Zeilenfolge zu binden; ich habe die Zeilen mehr inhaltlich geordnet.

Neben den Reihen solcher Kreuzeszeilen kommen in altchristlichen Predigten und Liturgien auch einzelne dieser „Enkomien" vor. Die Reihen sind wohl erst allmählich entstanden, als Mosaik aus älteren Einzelzeilen, zusammengesetzt für die praktisch-kultischen Zwecke des Gottesdienstes oder auch für den Unterricht. Mitunter wird man solche Reihen nebenher auf Pergament geschrieben haben (vielleicht in kreuzförmiger Anordnung der Schrift), um ein gutes Amulett zu gewinnen.

Die „Kraft" des Kreuzes ist in diesem Falle gewiß sehr massiv und derb gefaßt worden. Von Hause aus aber ist

Digitized by Google

„Kraft" ein technischer Ausdruck der religiösen Mystik. Bereits Paulus spricht in seiner Passionsmystik von der „Kraft" der Auferstehung und nennt den Gekreuzigten selbst „Kraft Gottes". „Kraft" des Kreuzes ist die von dem präsent gedachten Kreuze, das heißt von dem Gekreuzigten selbst, der als der Lebendige mystisch gegenwärtig ist, ausstrahlende göttliche und erlösende Wirkung.

Man sollte das nicht abschwächen, indem man sagt, diese Zeilen seien ein „Hymnus" über die „Bedeutung" des Kreuzes. Das ist zu dogmatisch ausgedrückt. Diese Enkomien sind viel mehr Zeugnisse praktisch-kultischer Frömmigkeit.

„Das Kreuz ist . . .", so beginnt jedes Enkomion; in meiner Uebersetzung habe ich diesen Anfang nur einmal über alle Zeilen gedruckt; er ist aber am Beginn jeder Zeile zu denken. „Das Kreuz ist der Verirrten Weg" — diese Ausdrucksweise, die man die Form der Identifikation nennen kann, ist der kultischen Sprache schon in der apostolischen Zeit eigentümlich. Die dogmatische Sprache identifiziert nicht gern, sondern stellt lieber ein kausales Verhältnis her: „Durch den Tod Christi am Kreuz werden Gottlose gerecht" oder (modern-psychologischer): „Wer Christi Kreuz auf sich wirken läßt, erfährt den Antrieb zur sittlichen Umkehr." Die kultische Sprache verzichtet auf den Umweg der Kausalität, sie sagt kurz, bekenntnismäßig plastisch und volksmäßig zugleich: „Das Kreuz ist die Bekehrung", „das Kreuz ist der Stab, ist der Zügel."

Andererseits zeigt sich auch in der Häufung der Identifikationen ein Eigenzug dieser Sprache. Die dogmatische Betrachtung spricht gern in Allgemeinheiten, reduziert gern den Inhalt der Erlösung auf einige schwergefüllte Sätze; die kultische Sprache spezialisiert und differenziert lieber das gewaltige Erlebnis, ohne dadurch die dem Kult eigentümliche Konzentration des frommen Gemütes auf das Kultobjekt zu gefährden; im Gegenteil.

Man verzeihe diese formalen Andeutungen an dieser Stelle und in dieser Woche; aber sie sind nicht ganz unwichtig für die Würdigung des Inhaltes dieser alten Worte, die, wie so viele andere, unter dem Eindruck unseres Kriegserlebnisses in stärkeren Schwingungen lebendig erscheinen, als vielleicht sonst.

Im Zeitalter des schon völlig konsolidierten alten Christentums sind diese Reihen von Kreuzes-Enkomien niedergeschrieben, aber zum großen Teil unter Benutzung viel älteren Materials.

In einem Zeitalter, in dem die Theologen, wenn sie Eigenes gaben, meist ganz anders redeten als das Volk, sicherten solche Kreuzeszeilen den ungehinderten Zutritt zur Schlichtheit und Kraft des ältesten Christentums. Es sind sehr alte Zeilen in diesen Reihen. Sie haben noch deutlich ihre Zeitfarbe und auch ihre Lokalfarbe. Das Christentum eine Religion der Mittelmeerwelt, eine kämpfende Religion, eine Religion für Kämpfer, eine Caritas-Religion, voll Sympathie für die Kleinen und voll Mißtrauen gegen die Hochfahrenden, immer aber die Konzentration auf den Meister und sein Kreuz, — so sieht diese Religion aus, und überall sind die biblischen Einschläge aus Psalter und Neuem Testament deutlich (die „Menschlichkeit der Barbaren" stammt aus Apostelgeschichte 28,2). Im ganzen sind diese Kreuzes-Enkomien außerordentlich wertvolle Dokumente der unter der Oberfläche der theologischen Denkreligion unzerstörbaren antik-christlichen praktischen Religion.

In der seelischen Verfassung unserer Kriegskarwoche haben wir für die alten Worte sehr verschiedene Möglichkeiten der Vergegenwärtigung und Aneignung, von der ungebrochenen Naivität der altgläubigen Passionsgedanken bis zu einer auch heute durchaus möglichen kontemplativen Passionsmystik oder der gehalteneren (aber auch matteren) Symbolisierung der Passion Jesu Christi zum ewigen Paradigma von Wert und Wirkung des stellvertretenden Leidens und Sichaufopferns in freiwilligem Martyrium.

In jedem Falle liegt gerade in unserer Karwoche 1915 auf diesen uralten Zeilen von der Kraft des Kreuzes ein ganz besonderer Schimmer. Viele sind so, als seien sie für heute geschrieben. Ueber unübersehbare Scharen von Mühseligen und Beladenen, über Verlassene und Verstümmelte, Darbende und Verzweifelnde streckt der Kruzifixus vom blutroten Kreuze die Segensarme aus, mild, gütig, göttlich barmherzig. Aber auch eisern ist sein Kreuz: Haupt der Männer ist der Gekreuzigte, den zu Wasser und zu Land Ringenden Hafen und feste Burg.

Naumann / 1815—1915

Am hundertsten Geburtstage Bismarcks blicken wir nochmals auf hundert Jahre zurück, wie wir es schon bei den Jahrhundertfeiern der Freiheitskriege getan haben. Es war gerade Wiener Kongreß, als das Kindlein geboren wurde, das diesen Kongreß umwerfen sollte. Noch ist der Friedenskongreß von 1915 oder 1916 nicht vorhanden, aber wir warten auf ihn und sehen das verflossene Jahrhundert als eine zu Ende gehende Periode an. Was dann kommt, ruht noch in der Götter Schoße, und welches Kindlein dann wieder die Kongreßreste aufarbeitet, wissen wir nicht. Die Geschichte kommt aus Nacht und geht ins Dunkle, und hell ist nur ein knapper Streif, das Erlebnis von einer Handvoll von menschlichen Lebensaltern. Dieser Streif ist unser Dasein. In ihm das Rechte zu tun, ist alles, was wir können.

Es war also der Wiener Kongreß eine Einleitung des Bismarckischen Jahrhunderts. Alle späteren Fragen Mitteleuropas sind auf diesem Kongreß durchdiskutiert worden, alle Probleme wurden aufgeworfen, nichts aber wurde endgültig, unwandelbar erledigt. Der Schutt der Napoleonsjahre wurde in die Ecken geräumt und die alten Mauern nach Möglichkeit ausgebessert. Es blieb ein österreichisches Oberitalien, eine völlig ungeklärte Balkanhalbinsel, ein unbefriedigtes zerteiltes Polen, ein dänisches Schleswig-Holstein, ein englisches Hannover, ein holländisches Belgien und ein französisches Elsaß. Der Friede war ein Haufe von Spannungen. Mehr zu erreichen, überstieg aber die Kräfte der damaligen leitenden Männer.

Von den offen gebliebenen Fragen des Wiener Kongresses löste sich die eine fast von selbst: Hannover trennte sich durch ein verschiedenes Erbrecht im Jahre 1837 ohne Krieg von England, ein Geschehnis, dessen weltgeschichtliche Folgen nur selten in seiner ganzen Bedeutung erfaßt werden. Man nehme an, daß damals in England ein männlicher Thronerbe vorhanden war; wie würde dann Bismarcks Werk möglich gewesen sein? Die holländisch-belgische Frage fand durch den im Jahre 1839 unterzeichneten Vertrag eine neue, ebenfalls unvollkommene Lösung, kam aber wenigstens für die Bismarckische Zeit zur Ruhe. Alle anderen Reste des Wiener Kongresses mußte Bismarck in die Hand nehmen: Oberitalien, Schleswig-Holstein, Polen und Balkan, und dazu die Zentralorganisation von Oesterreich-Ungarn und Preußen.

Was hat nun Bismarck von dem Wiener Stoffe aufarbeiten können? Er hat die schleswig-holsteinische Frage

Digitized by Google

ziemlich ganz zu einer befriedigenden Lösung gebracht, wobei nur die Garantie für das Eigenleben der dänischen Grenzbevölkerung fehlt, die aber noch hergestellt werden kann. Er hat die Elsässer Frage grundsätzlich gelöst, wobei allerdings stärkere Mängel an richtiger Abgrenzung (Belfort) und an verfassungsmäßiger Eingliederung übriggeblieben sind. Er hat Oesterreich und Oberitalien trennen helfen, wobei auch ein „unerlöstes" Stück bestehen blieb. Er hat in Balkanfragen den berechtigten Anspruch Oesterreich-Ungarns durch den Berliner Kongreß sehr befestigt und die balkanische Gleichberechtigung Oesterreich-Ungarns und Rußlands, die 1815 in Zweifel blieb, festgesetzt. Er hat grundsätzlich an Polens Teilung nichts geändert, und vor allem er hat das Zentralproblem durch Angliederung der deutschen Mittel- und Kleinstaaten an Preußen sehr vereinfacht und durch den Zweibundvertrag eine neue Zukunftsform vorbereitet. Er war unendlich reicher an Schöpferkraft als der ganze Wiener Kongreß.

Aber fertig wurde die europäische Welt auch durch das wunderbare Kind von 1815 noch nicht und wird es wohl kaum jemals werden, denn zu den alten Nöten des Wiener Kongresses sind neue hinzugewachsen, und zwar folgende:

a) Die Nationalitätsidee, die 1815 nur erst als Vorahnung vorhanden war, steigerte sich, ward starke Hilfskraft der italienischen und norddeutschen Staatsgestaltung, gleichzeitig aber eine früher ungeahnte Verwicklung für Oesterreich-Ungarn und den Balkan.

b) Die internationalen Zusammenhänge mit allen Erdteilen vermehrten sich so, daß Europa nicht mehr eine Welt für sich bleiben konnte.

Diese zwei Entwicklungen setzen während des Bismarckischen Lebens ein, sind aber erst nach seinem Ausscheiden aus seinen Aemtern im letzten Vierteljahrhundert ganz entscheidend geworden. Der gegenwärtige Weltkrieg bedeutet einesteils eine Verteidigung der Bismarckischen Ordnung von Mitteleuropa und anderenteils eine Auseinandersetzung mit den neuen Nationalitätsforderungen. Er ist südslavisch im Ausgang, abhängig in seinem Verlauf von der Nationalität von Rumänien und Bulgarien, weitet sich aber aus zum übereuropäischen Kampfe, zur inneren Krisis der weißen Rasse, zum Umsturz eines Weltalters. Ihn hat in dieser Ausdehnung Bismarck nicht kommen sehen, und wenn er ihn gesehen hätte, so hätte er ihn anders eingeleitet. Wir sind in jedem Sinne nachbismarckisch. Wir bauen auf seiner Grundlage, in seiner Richtung, aber ohne ihn. An seinem Grabe liegen unsere Kränze: Verehrung, Dankbarkeit und Gedanken und Erinnerungen!

Weinhausen / Neuregelung des Arbeitsnachweiswesens

Das Hauptstück in den überraschend ausführlichen sozialpolitischen Erörterungen der kurzen dritten Kriegstagung des Reichstags war die Neuregelung des Arbeitsnachweiswesens. Die Aufgabe, für die beim Friedensschluß zurückflutenden Millionen von Soldaten aus dem Arbeiterstande baldigst passende Beschäftigung zu beschaffen und die jetzt für sie eingestellten Ersatzkräfte dann in geeigneten anderen Stellungen rasch unterzubringen, erscheint so dringlich, ihre Lösung angesichts der notwendig werdenden neuen Umformung von Handel und Wandel vom Kriegszum Friedenszustand so schwierig, daß es nicht wundernehmen kann, wenn die übrigen sozialpolitischen Kriegsprobleme an Bedeutung hinter sie zurücktraten. Trotzdem ist es leider nicht gelungen, die wünschenswerte volle Einigkeit zwischen Reichsregierung und Reichstag für die Neuregelung des Arbeitsnachweiswesens zu erreichen. Nur im Ziele, daß rechtzeitig Vorbereitungen zur Bewältigung der Riesenaufgabe getroffen werden müßten, stimmte man überein, über die Zweckmäßigkeit der einzuschlagenden Wege dahin blieb es dagegen bei erheblichen Meinungsverschiedenheiten.

Das deutsche Arbeitsnachweiswesen, so wie es sich im Laufe der Jahrzehnte entwickelt hat, wird durch zwei Uebelstände in seiner praktischen Wirksamkeit aufs schwerste beeinträchtigt. Durch seine Kräftezersplitterung und durch seine mißbräuchliche Ausnutzung als Parteiwaffe. Die Kräftezersplitterung durch massenhafte Einrichtung von Arbeitsnachweisstellen ist schon so alt wie die Nachweise selber, sie besteht also bereits so lange, wie wir eine freie Wirtschaftsordnung haben. Wie stark sie allmählich ins Kraut geschossen ist, ergibt sich allein aus der Tatsache, daß Groß Berlin mehr als 300 Arbeitsvermittlungsstellen besitzt, die vor dem Kriege meist gänzlich getrennt, häufig auch noch direkt einander befehdend Arbeitsnachweistätigkeit ausübten. Da sind privatwirtschaftliche, gewerbsmäßige Stellenvermittler, berufsgenossenschaftliche Arbeitsnachweise von Innungen, Arbeitnehmer- und Arbeitgeberverbänden, paritätische Facharbeitsnachweise, kommunale und gemeinnützige Einrichtungen und neben dem allem noch die gänzlich unorganisierte, aber weitverbreitete Stellenvermittlung durch den Anzeigenteil der Zeitungen. Nur diese letzte Arbeitsnachweisart ist mit den paritätischen, kommunalen und gemeinnützigen Einrichtungen von der schädlichen Ausgestaltung zur Parteiwaffe frei geblieben, dagegen haben alle übrigen Stellenvermittelungen neben ihren eigentlichen Aufgaben immer noch besonderen politischen oder wirtschaftspolitischen Nebenzwecken dienen müssen. Bald sollten sie Einfluß auf die Arbeits- und Lohnverhältnisse ausüben, bald Arbeiter bestimmter politischer oder sozialpolitischer Ueberzeugung ausmerzen, gelegentlich auch reine Maßregelungsinstitute für streiklustige Arbeiter oder bewilligungsunlustige Unternehmer werden. Durch alle diese Sonderbestrebungen verloren sie naturgemäß bedeutend an Wirksamkeit.

Der Kriegsausbruch im August vorigen Jahres machte dann einen dicken Strich durch dieses Durcheinander und Gegeneinander von Arbeitsnachweisen. Die Masse der Arbeitslosen und später der Riesenbedarf an Arbeitskräften zwang zu einer Zusammenfassung der Arbeitsnachweisstellen in einem amtlichen Zentral-Arbeitsnachweis. Die Einrichtung hat sich gut bewährt, obwohl sie auf freiwilliger Grundlage beruht und durchaus nicht alle bestehenden Arbeitsnachweise umfaßt. Deshalb haben, gestützt auf diese Erfahrungen, kürzlich alle verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen sich zu dem Antrag an Bundesrat und Reichstag geeinigt, auf gesetzlicher Grundlage ein Reichsarbeitsamt noch während des Krieges zu schaffen, das eine Anzahl größerer Bezirksnachweise unter sich haben sollte, die wiederum eine Zusammenfassung aller örtlichen Arbeitsnachweisämter darstellen müßten. Ueber die zweckmäßigste paritätische Einrichtung und Verwaltung dieser Gemeinde- und Bezirksämter sowie des Reichsarbeitsamtes waren eingehende Vorschläge gemacht und die zwangsweise Einbeziehung sämtlicher bestehenden Arbeitsnachweise in die Organisation vorgesehen. Der Reichstag hat diesen Antrag aufgenommen,

Digitized by Google

in der Budgetkommission und im Plenum ausführlich begründet und ihm mit großer Mehrheit zugestimmt.

Dagegen hat Staatssekretär Dr. Delbrück diese gesetzliche Neuregelung des Arbeitsnachweiswesens abgelehnt. Er hat zwar durchaus anerkannt, daß unsere Arbeitsnachweise noch nicht überall auf der Höhe seien, daß die Organisation unseres Arbeitsnachweiswesens noch der bessernden Hand bedürfe. Dann aber wies er darauf hin, daß die Schwierigkeiten bei der Lösung dieser Aufgabe in allererster Linie in der Vielgestalt der leistungsfähigen und lebenskräftigen Organisationen lägen, die sich im Laufe der Jahrzehnte entwickelt hätten. Da jetzt einzugreifen, würde nicht so einfach sein, wie es auf den ersten Blick erscheine. Die Hauptschwierigkeit liege aber vor allem darin, daß wir nicht wüßten, wie lange der Krieg dauere und wieviel Zeit wir brauchten, um neue Organisationen an Stelle der alten zu setzen. Die Erfahrung, die er in den acht Kriegsmonaten gemacht habe, gehe dahin, daß alle Aufgaben leichter gelöst werden, wenn man dazu bestehende Organisationen benutze, als wenn man vollständig neue Organisationen ins Leben rufe. Aus diesem Grunde sei er der Ansicht, daß wir jetzt darauf verzichten sollten, auf dauernde Wirkung berechnete und durchgreifende gesetzliche organisatorische Maßnahmen einzuleiten, sondern daß wir uns bemühen müßten, mit den vorhandenen Mitteln die nächstliegende, allerdings nicht leichte Aufgabe zu lösen.

Als Ersatz für eine reichsgesetzliche Regelung des Arbeitsnachweiswesens bezeichnete der Staatssekretär drei Wege, die er jetzt einzuschlagen entschlossen sei: die strenge Anzeigeverpflichtung für alle nichtgewerbsmäßigen Arbeitsnachweise, den weiteren Ausbau des „Arbeitsmarktanzeigers" und die allmähliche Demobilisierung nach Friedensschluß, um die langsame Ueberleitung des Arbeitsmarktes aus dem Kriegsfuß in das Friedensverhältnis durchzuführen. Zweifellos wird die letzte der drei zugesagten Maßnahmen notwendig und wirksam sein, einerlei, welche Reformen immer man einführen will. Dagegen habe ich, als ich unmittelbar hinter dem Herrn Staatssekretär zu sprechen hatte, gleich im Reichstage ausgeführt, daß ich mir von den beiden erstgenannten „papiernen" Wegen nicht die tiefgreifende Besserung verspreche, die angesichts der schwierigen Zukunftsaufgabe zu lösen ist. Daß nicht nur meine Partei, sondern den Gesamtreichstag die gleiche Anschauung beherrschte, ergab sich aus der nachfolgenden einmütigen Annahme des Kommissionsbeschlusses.

Auf eine gesetzliche Reform des Arbeitsnachweiswesens noch während des Krieges dürfte nach dem allem nicht zu rechnen sein. Trotzdem bleibt natürlich der Antrag auf Neuregelung des bestehenden ungenügenden Zustandes eine wichtige und dringliche Aufgabe der nächsten Zeit. An ihrer Erledigung werden alle sozialreformerischen Gruppen und Parteien rastlos weiterarbeiten, die sich jetzt vergebens für sie eingesetzt haben.

Gertrud Bäumer / Deutsche Mode

Die Forderung der „deutschen Mode" kommt aus drei ziemlich verschiedenartigen Wurzeln. Die eine ist die Empfindung für gewisse allgemeinste Mängel der Mode: ihre Anlehnung an einen bestimmten Frauentypus und die Verbildung des Körpers, die sie den Frauen aufzwingt (der „Reform"-Gedanke in seiner weitesten Fassung). Die andere ist das Gefühl der deutschen Frau, daß die Pariser Mode ihr unangemessen ist und ihr Wunsch, Kleider zu tragen, die mehr Ausdruck deutschen Wesens sind. Die dritte ist der Wunsch der deutschen Modeindustrie, in der Zeit, da Paris wenigstens von einem Teil der Welt abgetrennt ist, etwas zu schaffen, was nicht nur uns im Lande, sondern der Welt Paris zu ersetzen vermag.

Man muß sich klar darüber sein, daß diese ihrem Wesen nach durchaus verschiedenen Gründe das Suchen nach einer deutschen Mode auch in durchaus verschiedene Richtungen lenken, Richtungen, zwischen denen der Ausgleich erst gesucht werden muß, und keineswegs leicht zu finden sein wird.

Am leichtesten vereinigen sich noch die beiden ersten Gedanken. Dem „Los-von-Paris"-Bedürfnis der deutschen Frauen hat die Tatsache einen besonderen Aufschwung gegeben, daß die Mode dieses Jahres, des Kriegssommers, skandalös war — ebenso häßlich wie, geradeheraus gesagt: unanständig. Was für Karikaturen von Frauen hat man die abziehenden Soldaten im Sommer umdrängen sehen, Frauen, deren Aussehen (eingezwängte Beine, herausgedrängte Körperformen) ein Hohn war auf die Stimmungen, die sie erfüllten, und an nichts so wenig erinnerte, als an das, was sie in diesem Augenblick waren: die Mütter.

Es ist dieser Eindruck, der alles, was viele schon vorher suchten und vertraten, bestätigte. Die deutschen Frauen hatten sich die Kleidung der kleinen Pariser Straßenmädchen aufreden lassen — ja, sie aus Mangel an genauerem Unterscheidungsvermögen wahlloser angenommen, als die feine Französin selbst. Sie waren maßlos blamiert dadurch, daß sie in diesem Augenblick Kleider trugen, die allem Hohn sprachen, was wir als „deutsch" empfinden; germanische Zurückhaltung: und diese dreisten Trümpfe; deutsche Wahrhaftigkeit: und diese Unechtheit und Verbildung der gesunden Linien; deutscher Arbeitsernst: und diese engen Röcke und Stöckelschuhe!

Weniger einfach als die Verneinung des trotz aller Reformbemühungen zäh beharrenden Zustandes unserer Abhängigkeit von Paris lag nun aber gleich die Frage: was jetzt?

Vestigia terrent! Nach dem Kriege 1870/71 gab es einen maskeradenhaften Versuch zur Wiedereinführung deutscher Trachten. Die heimziehenden Krieger wurden von Frauen in einem neuen „Ehrenkleid der deutschen Jungfrau" empfangen, im Gretchenkostüm und Puffärmeln. Dieses Kostüm — in die damalige modische Formentwicklung, die ganz andere Richtung zeigte, unvermittelt eingestellt — konnte nichts anderes sein als Theater und verschwand spurlos, um den ungeheuerlichen Scheußlichkeiten der achtziger Jahre Platz zu machen. So etwas also können und wollen wir nicht wieder versuchen.

Die Los-von-Paris-Forderung darf sich nicht verirren auf den Weg zu einer deutschen Eigentracht. Das ist — abgesehen von den wirtschaftlichen Interessen der Modeindustrie, von denen noch zu sprechen ist — auch innerlich falsch. Die Lebensformen des Kulturmenschen sind nun einmal europäisch geworden, folgerichtig steckt auch in der Kleidung ein europäisches Element. So überflüssig es ist, daß dieses Gemeinsame der europäischen Form gerade von Paris bestimmt und dem Wesen der germanischen Völker dabei durch Uneuropäisch-Romanisches Gewalt angetan wird, so wenig ist natürlich daran zu denken, daß die deutschen Frauen in der Welt umherlaufen, wie Figuren aus einem historischen Festzug, sei es nun aus der mittelalterlichen oder

Digitized by Google

aus der Königin-Luise-Gruppe, oder aus dem Biedermeier. Eine „deutsche Tracht“ ist ein Unding, ein innerer Widerspruch zum Wesen moderner Lebensformen. Erreichbar ist der deutsche Ausdruck für ein Gemeinsam-Europäisches.

Wie ist das zu erreichen?

Eins muß man sich klarmachen: Die Schaffung einer Mode ist eine weltliche, freudige, leichtblütige Angelegenheit. Sie kann nicht im puritanischen Geist, nicht als eine Art von Sittlichkeitsbewegung betrachtet werden. Sie muß zwar mit Handwerksernst und künstlerischer Strenge, aber sie kann nicht ohne ein wenig Fleischeslust und Freude an den Dingen, die Motten und Rost fressen, angegriffen werden. Sie ist eine Sache der Weltkinder. Und allgemein, als Volksleistung angesehen, setzt sie eine auf Eleganz und Glanz bedachte, genußfrohe und schönheitsbedürftige Gesellschaft voraus. Selbst wenn die Mode in gewisser Weise bürgerlicher — mehr dem Bedürfnis der arbeitenden Frau angemessen werden muß, so beruht doch aller Schwung der Erfindung und Formreichtum der Ausführung auf der fröhlichen Weltlichkeit, die der Ausdruck eines wirtschaftlich kräftigen, blühenden Volkes ist. Mit der „Einfach- und Geschmacklos“-Gesinnung, die das Kleid als ein notwendiges Uebel betrachtet, das so wenig Erfindungsaufwand wie möglich verschlingen darf, läßt sich natürlich keine Mode machen. Wir haben aber noch ziemlich viel puritanische Strenge in der Stellung zur Kleiderfrage bei uns in Deutschland. Sie ist gut, sofern sie die Mittelschichten vor den Entgleisungen schützt, die man überall da sieht, wo mit mäßigen Mitteln das „Mondäne“ erstrebt wird, aber sie hält andererseits die Schichten, deren Frauen Takt und Sinn für das Angemessene haben, in einer gewissen unkünstlerischen Enge und Aengstlichkeit fest. Wir müssen ein wenig mehr moralischen Mut zur Eleganz haben, das ist Voraussetzung. Weil nämlich sonst die besten Sachen, statt für die eigentlich gute Gesellschaft, für die Halbwelt und die Extravaganz der Emporkömmlingsschicht gemacht werden. Und damit kommen wir von Paris nicht los.

* * *

Worin liegt eigentlich das Wesensfremde der Pariser Mode? Mir scheint: in zweierlei. Dem Frauentypus an sich, den sie ästhetisch herausarbeitet, und der starken Gleichförmigkeit, mit der sie ihren Typus ausprägt. Um vom letzten zu reden: Wem fällt es nicht auf, daß bei der Auffahrt der eleganten Welt im Bois de Boulogne alle Damen zum Verwechseln gleich aussehen? Bei aller Abwandlung und Mannigfaltigkeit der Farben doch im Typus alle auf den gleichen puppenhaften Ausdruck gebracht, der in den Modebildern dann wiederkehrt. Wir könnten in Deutschland die Frauen nicht annähernd in dem Umfang und Grade auf eine Grundform bringen. Wir haben viel mehr nicht zu verwischende und einzuschnürende Individualität, ihre Bezwingung durch die Mode gelingt nicht annähernd in gleichem Grade. Und das ist wohl ein Fingerzeig. Im germanischen Einzelmenschen ist das Individuelle stärker als im romanischen Gesellschaftsmenschen. Eine deutsche Mode ist eine an sich gelockerte Mode, die mehr Spielraum lassen muß für individuelle Abwandlung, die wohl tut, den Zwang zu vermeiden, durch den in einer Zeit der weiten Aermel jeder wenig engere schon wie ein Meerwunder wirkt. Nach dieser Richtung: Lockerung des modischen Zwangs, Ermöglichung abweichender Formen neben den modisch normalen, hat die bisherige deutsche Reformbewegung doch schon Gutes erreicht. Sie hat den Frauen ein Stück Freiheit für persönlichen Stil gegeben, dem Takt der einzelnen damit freilich oft mehr zugemutet, als er leisten konnte, aber immerhin das Auge an stärkere Individualisierungen und persönlich kräftigere Noten in der Kleidung gewöhnt. Darin wird man weitergehen können. Die französische Mode ist gewiß in feinen Einzelheiten, Farbenerfindungen, Tönungen, launigen Spielarten ihrer jeweiligen Grundform reicher, als wir es bis jetzt zu sein vermögen, aber sie läßt dem Persönlichen fast keinen Raum; wer sich von der Grundform entfernen will, kann es eigentlich nur in der Richtung kecker Uebertreibungen.

Dieser Mangel an Möglichkeiten der Individualisierung in der französischen Mode hängt mit dem anderen Zug zusammen, durch den sie uns innerlich fremd ist: dem Frauentypus, auf den sie zugeschnitten ist. Es ist nicht einmal notwendig, daß sie wie die letzte Tangomode ihre Anregungen geradezu aus der Welt des argentinischen Zuhältertanzes nimmt. Auch sonst betont sie im Wesen ihrer ästhetischen Wirkungen das Sexuelle stärker, als es sich mit dem germanischen Frauentypus verträgt, sowohl gefühlsmäßig wie auch rein körperlich. Die französische Mode ist so eingerichtet, als ob der Mensch ewig jung wäre. Sie hat keine Formen geschaffen für die Matrone, für die sie sich einfach nicht mehr interessiert. Sie verleugnet die Mutter in der Frau, nicht nur jetzt, sondern immer.

Wir suchen also noch etwas, das uns gemäßer ist. Dabei ist schließlich noch eines zu berücksichtigen: das Interesse unseres deutschen Modegewerbes. Ueberhaupt die wirtschaftliche Seite der Sache. Das deutsche Modegewerbe steht hoch genug, um auch in den feinen Sachen weltmarktfähig zu sein. Eine wirtschaftliche Großmacht darf in solchen Fragen nicht nur an den eignen Bedarf denken, sondern muß bedacht sein, sich den Weltmarkt zu erschließen. Darum heißt die Aufgabe heute nicht „deutsche Mode“, sondern „deutsche Weltmode“. Und wenn schon aus inneren Gründen alle unweltläufige Eigenbrödelei der „deutschen Tracht“ abzulehnen war, so ist sie ebenso unzeitgemäß aus diesen äußeren Rücksichten. Frankreich hat seine Modeherrschaft keineswegs dadurch errungen, daß es eine französische Nationaltracht suchte und sich vor fremden Einflüssen ängstlich zu schützen bestrebt war. Im Gegenteil. Es hat unbekümmert die kostbaren Materialien und die fähigen Kräfte, die guten Formen und die brauchbaren Erfindungen des Auslandes benutzt. Und je unbekümmerter es das tat, um so sicherer verschmolz es diese Elemente zu etwas eigenartig Französischem, das zugleich weltläufig war. Wir sollen auch nicht so ängstlich sein, lernen, wo wir lernen können, verwerten, was wertvoll ist. Nicht dadurch wird unsere deutsche Mode selbständig, daß wir sie aus der Ablehnung des Fremden heraus entwickeln, sondern dadurch, daß wir den schöpferischen Kräften Spielraum gewähren, die freihändig ihre Aufgabe aus dem Bedürfnis heraus angreifen.

* * *

Aber indem man das hinschreibt, ist schon etwas anderes gesagt: daß nämlich die deutsche Weltmode keine Sache des Programms und des guten Willens, sondern des Könnens ist. Ob sie möglich ist, kann nicht mit Tinte und Feder, sondern nur mit Proben entschieden werden. Darin lag die Bedeutung der Modeschau, die vom deutschen Werkbund am 27. März in Berlin veranstaltet wurde, und an der sich die bekanntesten Berliner Firmen beteiligten. Sie hat die Frage beantwortet: Was leistet die deutsche Kleider-

Digitized by Google

kunst ohne Paris? Hat sie in einer Weise beantwortet, die doch mit einem starken Optimismus für die Zukunft erfüllen kann.

Es hat wohl allen Frauen einiges Widerstreben gekostet, sich in die nötige Stimmung für die rosenumpflanzte Wandelbahn zwischen den beiden lampenschirmartigen Pavillons, auf der sich die Modelle zeigten, hineinzufinden. Ich könnte mir denken, daß sich in Paris bei einer solchen Vorführung das Publikum sehr lebhaft äußert. Die deutschen Zuschauerinnen waren schweigsam und ernsthaft. Es war nicht nur das Ungewohnte einer solchen Vorführung, sondern es war das Bewußtsein, dem auch in der Eröffnungsansprache Hofrat Bruckmann Ausdruck gab, daß es sich nicht um einen Eitelkeitsmarkt, sondern um ein Stück ernsten deutschen Wirtschaftskampfes handelte.

Aber keine hat sich wohl schließlich den Eindrücken entzogen, die zumal von der Fülle und Reichhaltigkeit guter Form und geschmackvoller Erfindung ausgingen.

Gewiß, das war noch kein „Los von Paris" in der Tradition und Art. Die lebendigen Mannequins waren — die besten am meisten — nach Paris geschult. Sie waren geschminkt und frisiert wie die Damen aus dem Bois und trugen Schuhe, in denen sie selbst auf dieser sanften Wandelbahn auch nicht einen sicheren Schritt machen konnten. Aber es gab genug, um über die Ironie dieses kippelnden Schuhwerks hinwegzukommen. Durchgehend vorzüglich war zunächst das Technische. Es „saß" alles hervorragend, was bei den zahlreichen gewagten Dingen, den über die Hüften gelegten Gürteln z. B. selbst bei so schlanken Modellen keine einfache Sache war. An Exaktheit und handwerklicher Qualität der Ausführung steht das deutsche Kleidergewerbe sicher seinen Pariser Meistern nicht nach.

Die Erfindung. Ueberraschend war ihre Reichhaltigkeit. Wir sind ohne die Pariser Anregung in keiner Weise „auf dem Trocknen". Im Gegenteil — man hatte den Eindruck, als wenn die Erfindung sich künstlerisch freier und mutiger bewegen könnte, ohne den alten Zwang. Man konnte auch bestätigt sehen, daß eine deutsche Mode mehr Spielraum der Formen haben wird. Es waren z. B. bei den Gesellschaftskleidern zwei durchaus verschiedene Typen nebeneinander: das lose und schlank fließende Schleppkleid und das fußfreie mit dem glockenförmig abstehenden Rock. (Beide zusammen sind freilich in demselben gesellschaftlichen Kreis kaum denkbar, ohne einander zu stören.) In ähnlicher Reichhaltigkeit der Typen war das Straßenkleid da. Das gab eine gewisse Unsicherheit, die sich auch in manchen verfehlten Erfindungen zeigte. Auch in den Farben. Ein häßliches Ziegelrot, das keine Dame auf der Straße tragen wird, kam verschiedentlich vor. Und dann gewalttätig karierte Sachen. Aber das blieben Einzelheiten. Das Ganze war ausgesprochen fähig und tüchtig, durchaus weltläufig und elegant. Die Hüte sind noch nie so hübsch gewesen. Und fast jede der ausstellenden Firmen hatte einige Muster, die über die Mode ins Künstlerische hineinreichten und eine vollkommene Lösung der Aufgabe zeigten.

Ein Fingerzeig aber für den weiteren Weg schien dieses: daß kein Kleid von den zuschauenden Frauen mit so erkennbarem Beifall aufgenommen wurde, wie ein ganz einfaches, ernstes schwarzes Samtkleid nach merowingischem Schnitt mit dem einzigen Schmuck von zwei schmalen Schmelzperlengürteln über den Hüften.

Paul Frank / Erholungsfürsorge in der Kriegszeit!

In der großen Kette der Maßnahmen zur Erhaltung und Stärkung sowohl der gesundheitlichen wie wirtschaftlichen Lage der minderbemittelten Volkskreise bildet — vermöge ihrer meist vorbeugenden Wirkung — die Erholungsfürsorge ein nicht unwesentliches Glied. Sei es in Gestalt der Verschaffung eines gänzlich kostenfreien oder nur zum Teil zu bezahlenden Aufenthaltes zur bloßen Kräftigung und Ausspannung oder sei es zur Vornahme einer größeren oder kleineren Kur.

Von den Seehospizen und Kinderheilstätten für das Kleinkinderalter an stehen für fast alle Lebensalter, Ansprüche und Berufe gemeinnützige Einrichtungen zur Verfügung, um gesundheitlich schwache oder kranke Naturen zu kräftigen oder zu heilen. Ferienkolonien, Schülerheime, Walderholungsstätten, Ferienwanderungen, Erholungsheime, Stiftungen für Kurzwecke, städtische und private Einrichtungen, Vereinsgründungen auf religiöser oder interkonfessioneller Grundlage usw. dienen diesem Zwecke. Auch das von den Krankenkassen, der Angestellten- und Invalidenversicherung eingerichtete Heilverfahren verfolgt das gleiche Ziel.

So segensreich unbestrittenermaßen auch diese Maßnahmen gewirkt haben, ebenso unbestritten wird in diesem Jahre die Notwendigkeit an die daran interessierten Stellen herantreten, diese Fürsorge einzuschränken oder in anderer Form auszuüben. Und zwar aus zweierlei Gründen. Einmal in technisch praktischer und andererseits in finanzieller Hinsicht.

Die technischen Hindernisse, die sich infolge der Kriegszeit herausstellen werden, verdienen zunächst eine Prüfung, die sich jedoch jetzt kaum zu einem richtigen Abschluß bringen lassen wird, indem die politischen Verhältnisse die Situation jeden Augenblick verändern können.

Ein großer Teil der den einzelnen Vereinen und Kommunen gehörigen Ferienhäuser, aber auch viele Privatanstalten sind als Lazarette eingerichtet. Andere liegen abseits vom Bahnverkehr. In Friedenszeiten natürlich ein großer Vorteil, der jetzt jedoch ein sehr zu beachtendes Hindernis bildet, da die Frage der Lebensmittelzufuhr in den für derartige Anstalten und Heime meist bedingten großen Quantitäten, der Petroleummangel, das eventuelle Fehlen genügender ärztlicher Aufsicht für die kleinen Kurorte nicht so leicht zu lösen sein wird.

Ob es mit Rücksicht auf die Kriegsgefahr ferner ratsam ist, die Nord- und Ostseebäder und z. B. auch die schlesischen Kurorte zu belegen, erscheint doch zum mindesten zweifelhaft. Eine Einschränkung muß somit unbedingt eintreten. Aber ebenso wird sich mehr denn je die Notwendigkeit einer Erholungsfürsorge herausstellen.

Die Kinder, aber auch die erwachsenen Angehörigen der Kriegsteilnehmer werden trotz aller Kriegswohlfahrtspflege oft infolge Unterernährung erholungsbedürftig sein. Aber auch die Familien der Nichtkriegsteilnehmer werden, sofern infolge der durch Arbeitslosigkeit fehlenden Verdienstmöglichkeit des Ernährers einer verhältnismäßig größeren Fürsorge bedürfen.

Zumal bei allen Kategorien die seelischen Erregungen, die die jetzige Zeit besonders für schwächliche und kränkliche Menschen mit sich bringt, die Erholungsbedürftigkeit steigern dürften.

Oft wird es gelten, die infolge des Todes des Ernährers beraubten und deshalb zusammengebrochenen Witwen und Waisen durch eine Kur zu stärken und aufzurichten, um sie dann einem neuen Berufe und somit selbständigem Verdienst zuzuführen.

Andererseits darf aber auch erwartet werden, daß die geistige Angespanntheit, in der wir alle leben, das entsagende und aufopfernde Vorbild der Brüder und Väter und Söhne da draußen im Schützengraben, den Willen zur Gesundheit, die Lebensenergie, zum mindesten zeitweilig bei sonst etwas zur Verweichlichung und Verzärtelung neigenden Personen hervorrufen dürfte.

Immerhin kann wohl angenommen werden, daß im kommenden Sommer, nach fast einem Jahre der Entbehrung und Einschränkung, die der Krieg nun einmal für viele Familien mit sich bringt, und die sich infolge der neuen Verordnungen auf dem Gebiete des Lebens-

Digitized by Google

mittelbedarfs und den damit verbundenen Preissteigerungen noch stärker bemerkbar machen wird, der Gesundheitszustand des in Frage kommenden Personenkreises gegen die früheren Jahre gesunken sein dürfte, und daß dieser Personenkreis auch an sich größer geworden sein wird.

Hinzukommt die Tatsache, daß viele Personen infolge der durch Arbeitslosigkeit bedingten Nichtangehörigkeit zu einer Krankenkasse, und somit durch das Entbehren einer ärztlichen Fürsorge, ferner infolge des lange Zeit nur in beschränktem Maße zur Ausführung gelangten Heilverfahrens, welches wohl auch jetzt, wenn auch theoretisch, so doch praktisch nicht wie früher in gleich starkem Maße angewandt wird, und schließlich infolge der so überaus bedauerlichen stärkeren Zurückhaltung der Armen- und auch Kassenärzte in der Verordnung von Stärkungsmitteln eine Schwächung ihrer Gesundheit aufzuweisen haben werden.

Ob und wie viele Personen ferner durch die in vielen Fällen unnötig, zum mindesten jedoch zu frühzeitig infolge Schließung der zu Lazaretten umgewandelten Krankenhäuser und Lungenheilstätten und die damit bedingte Rückkehr des kranken Angehörigen angesteckt worden sind, wird ja nicht statistisch festzustellen sein. Auf jeden Fall werden viele dieser frühzeitig entlassenen, oft der völligen Wiederherstellung nahegewesenen Patienten einer gesundheitlichen Fürsorge dringend benötigen, sofern man nicht die früheren Aufwendungen illusorisch machen will.

Alle diese Personen bedürfen einer Erholung oder Kur mehr denn je, will man sie nicht einer völligen Erkrankung und den sich daraus oft ergebenden Lasten sowohl für die öffentliche Armenpflege, für die Unterstützungskassen der betreffenden Berufsorganisationen und Krankenkassen, wie auch der freien Liebestätigkeit anheimfallen sehen.

Die Ausübung der Erholungsfürsorge in gleichem Rahmen wie in den Vorjahren wird wie gesagt kaum möglich sein. Da erscheint es notwendig, soweit wie möglich Ersatzmaßnahmen zu treffen. Dieselben sollen hier nur kurz angedeutet werden, da zu einer wenigstens einigermaßen glücklichen Lösung dieser Frage wohl eine Umfrage unter den verschiedenen in Frage kommenden Instanzen und Vereinen und eine eingehende Erörterung und Beratung der sich daraus ergebenden Probleme notwendig sein wird.

Es kann aber wohl jetzt schon gesagt werden, daß ein weiterer Ausbau des Systems der Schülerwanderungen und Spaziergänge, die erweiterte Einrichtung von Walderholungsstätten (Nacht- wie Tagesstätten), die sich rings um die Großstädte erstrecken sollten, eine großzügigere Bewilligung von Stärkungsmitteln aus städtischen und Vereinsmitteln, die Bereitstellung und billige, wenn nicht kostenfreie Abgabe von Laubenkolonieland nebst Lieferung des hierzu nötigen Bau- und Bewirtschaftsmaterials (was ja zum Teil als Fürsorgemaßnahme für die Volksernährung bereits geschehen ist) sich ergeben wird usw.

Hinzukäme ferner ein weiterer Ausbau des Armenarztwesens, wobei auf dem einen oder anderen Wege das nun einmal gegen diese Einrichtung vorhandene Mißtrauen beseitigt werden müßte. Auch die Möglichkeit eines weiteren Ausbaus der bereits bestehenden ärztlichen Beratungsstellen, oder die Neueinrichtung derselben (Säuglingsfürsorge, Lungenfürsorge usw. usw.) wäre zu beachten.

Eine weitere, allerdings mehr als schwierige Frage bestände in der Untersuchung der Möglichkeit, ob und inwieweit schwächliche Personen mittels der privaten Liebestätigkeit bei wohlhabenden Mitbürgern, sei es in den Vorstädten und Villenkolonien der Großstädte, sei es auf größeren Gütern oder sonstwie außerhalb des steinernen Meeres des Heimatortes, außerhalb der bedrückenden Enge des eigenen Heimes Aufnahme finden könnten.

Was nun die finanzielle Frage der Angelegenheit anbelangt, so wird sich ja diese im allgemeinen aus leicht begreiflichen Gründen schwieriger als in den Vorjahren lösen lassen, da ja die freie Liebestätigkeit sowohl wie die anderen städtischen und behördlichen Stellen nicht die gleichen Geldmittel wie sonst aufbringen werden, indem sie durch die Kriegswohlfahrtspflege schon überaus stark in Anspruch genommen worden sind. Hinzukommt die Tatsache, daß die sonst bezahlten Zuschüsse der einzelnen Bedürftigen in diesem Jahre niedriger als sonst ausfallen, und andererseits die Betriebsunkosten der einzelnen Anstalten infolge der Steigung der Lebensmittelpreise in die Höhe gehen dürften.

Für die Notwendigkeit dieser Wohlfahrtsbestrebung darf aber trotzdem doch wohl das erforderliche Verständnis und Interesse vorausgesetzt werden. Die Zeiten sind ja längst vorbei, in denen man eine Erholungsreise, ein Ausspannen nur als ein schönes Vorrecht der begüterten Volkskreise, als Luxus und somit als unnötig betrachtete.

Mehr denn je heißt es nach diesem Völkerringen, in welchem uns unsere besten und gesündesten Mitmenschen entrissen worden, Menschenökonomie treiben.

Und wenn auch jetzt und hoffentlich auch noch viele Jahre nach dem Frieden unsere zurückgekehrten Kranken und invaliden Vaterlandsverteidiger das erste Anrecht auf unsere Fürsorge verdienen, so wollen und dürfen wir andererseits nicht vergessen, daß die bleichwangigen Knaben und Mädchen, die wir bisher in die Ferienkolonien sandten, daß die blutarmen, abgearbeiteten Großstadtgeschöpfe, denen nur mittels gemeinnütziger Einrichtungen ein Erholungs- oder Kuraufenthalt verschafft werden konnte, daß aus diesen Kreisen — und dies sollte der Hauptgrund für eine eingehende Erörterung des angeschnittenen Problems sein — der Nachwuchs unserer tapferen Heere entstehen soll; diese Knaben und Mädchen, Männer und Frauen bilden die Träger künftiger, hoffentlich ebenso starker Geschlechter. Und dieser werden wir in Zukunft sowohl in politischer wie auch in wirtschaftlicher Beziehung dringender denn je bedürfen.

S. D. Gallwitz / Englands musikalische Unfruchtbarkeit

Zwei Aussprüche englischer Schriftsteller über Englands Beziehungen zur Musik liegen vor mir. Der Essayist Melbourn urteilt: „Die Engländer ertragen vielmehr Musik, als sie diese fühlen. Sie haben den guten Willen, aber nicht die Begabung. Den Engländern fehlt die Sinnlichkeit, die Leidenschaft, sie sind gewissermaßen gesalzen durch die Nähe des Meeres, das zu ihren Augen spricht, aber nicht zu ihren Herzen“. . . . . Der andere Ausspruch ist einem in England sehr viel gelesenen und auch ins Deutsche übersetzten Buch des Rev. Haweis, betitelt: Music and Morals, entnommen. Der Verfasser sagt: „Die Engländer sind weder ein musikalisches Volk noch sind sie künstlerisch veranlagt. Aber jedenfalls übertrifft ihre allgemein künstlerische Begabung ihren spezifisch musikalischen Trieb, d. h. sie haben bessere Künstler auf dem Gebiet der bildenden Kunst als auf dem der Musik hervorgebracht. Ein Volk kann auch nicht als musikalisch begabt gelten, wenn es sich dazu erziehen läßt, Musik mitanzuhören, sondern erst dann, wenn es selbst Komponisten erzeugt. Niemand kann behaupten, daß die Engländer dieser Bedingung entsprechen.“

Von diesem musikalischen Triebleben Englands haben wir hier bei uns die sinnfälligsten Beweise. Dieses Volk ist unmusikalisch, obwohl eine Ueberfülle von Musik von ihm in Bewegung gebracht und in Szene gesetzt wird, und obwohl es zu allen wichtigen Veranstaltungen der Tonkunst auf dem Kontinent einen großen Bestandteil des Publikums entsendet. Auch obwohl unsere Musikschulen, wie die aller Kulturstaaten, von englischen Schülern und Schülerinnen wimmeln und obwohl man es diesen und anderen englischen Musikfreunden ohne weiteres lassen muß, daß sie den stärksten und lautesten Ausdruck für Enthusiasmus bei uns eingeführt und eingebürgert haben. Dieser Enthusiasmus ist wahllos; er findet sowohl Händel als die Madame Butterfly „lovely“, er spielt Bach und singt Sullivan .. annähernd in einem Atem. Englands Tonkünstlern hingegen ist es gerade gar nicht gegeben,

Digitized by Google

irgend etwas von Enthusiasmus in ihren Leistungen Gestalt gewinnen zu lassen; wenn sie — in den seltenen Fällen — ausübend zu uns kommen, nötigen sie uns Achtung ab durch die Solidität ihres Könnens, vom Geist des Kunstwerkes aber, ja, man möchte sagen, vom Geist der Musik überhaupt ist nichts in ihnen beflügelt.

Haweis spricht von dem musikalischen Wesen Englands als von einer Naturanlage; das trifft für die Gegenwart zu. Ueberseht man aber den gesamten Entwicklungsgang der Musik in England, so möchte man eher von einer Entartung sprechen. Dasselbe England, das jetzt in der Tonkunst eine ganz unwesentliche Rolle spielt, hat eine bedeutende musikalische Vergangenheit. Noch ehe die große Entwicklung der Polyphonie in den Niederlanden die musikalische Führung im fünfzehnten Jahrhundert übernahm, ging ihr, gebildet von einer Reihe englischer Tonsetzer, an ihrer Spitze der im Jahre 1453 gestorbene John Dunstable, eine auf sie hinweisende, vermittelnde Kunst voran. Und ehe noch, von Italien ausgehend, die „Neue Musik" in Deutschland ihre Befruchtungen ausstreute, zu uns gebracht von Heinrich Schütz, war England im sechzehnten Jahrhundert bereits reich an nationalen Madrigalen nach italienischem Vorbilde. Die Namen: Bird, Morley u. a. sind nicht fortzudenken aus der Entwicklungsgeschichte der Tonkunst, und ebenso nicht die Blüte der Virginalmusik in England und das uns überkommene reiche und wertvolle Virginalbook. Das Zeitalter der Elisabeth war der Gipfel von Englands nationaler Musikkultur; von da an begann, erst in schwachen Anzeichen, dann immer stärker sich entwickelnd, seine musikalische Hörigkeit unter die Kulturvölker des Kontinents: Italien, Frankreich, Deutschland. Mit Friedrich Händel, der London sich zum Schauplatz seines großen Lebenswerkes wählte, war es Deutschlands Macht, der an erster Stelle es untertan wurde; wie fern auch dieser Feuergeist englischem Wesen stand: seine Oratorien sind in Wahrheit Eigentum Englands geworden .... Die Geschichte der großen Konzertgesellschaften Londons ist auf das engste verknüpft mit der Geschichte der deutschen Tonkunst. In den Riesensälen dieser Gesellschaften gab Josef Haydn seine berühmten und für damalige Zeit unerhört teuern zwölf Subskriptionskonzerte, für deren jedes er eine neue eigene Komposition zu liefern hatte und zu dirigieren. Dort feierte Karl Maria von Weber seine Triumphe, und Mendelssohn holte sich frühen Ruhm mit seinen Symphonien und kleineren Kompositionen. Kaum ein bedeutender deutscher Name fehlt in der Geschichte dieser Säle bis hin zu Liszt und Richard Wagner und in die neueste Gegenwart. Auch das Neue und Befremdliche fand schnellen Eingang in Londoner Musikkreisen; Wagner wurde seinerzeit durch Hans Richter daselbst populär gemacht. Die Energie, mit der er seine Musik dort einführte, hat etwas von Vergewaltigung an sich: Konzerte über Konzerte von oft mehr als drei Stunden Länge, in denen ganze Akte aus den Musikdramen und nur solche aufgeführt wurden; das Publikum ging gutwillig mit. Aber Gutwilligkeit ist nicht ohne weiteres auch eine gute künstlerische Resonnanz; sie kann auch das Ertragen bedeuten, das jenseits aller Empfindung steht. England geht auch in diesem Winter gutwillig mit, wenn deutsche Musik wie in allen Jahren die Londoner Konzertsäle füllt, und es jubelt, wie neulich in der Presse berichtet wurde, enthusiastisch einem Liede zu, dessen Text von Heinrich Heine, dessen Musik von Robert Schumann ist. (Es waren „Die beiden Grenadiere".)

Für uns Deutsche ist es nicht leicht, Art und Grad des Musikalischseins an anderen Völkern zu erkennen und zu beurteilen; wir werden naturgemäß dabei immer von unseren eigenen Beziehungen zur Tonkunst, die die denkbar engsten und innerlichsten sind, ausgehen; unsere eigene Basis als etwas Selbstverständliches voraussetzen. So mag uns auch Englands Verhalten in diesem Kriegswinter zunächst einen musikalischen Hochstand als Voraussetzung vortäuschen. Aber lassen wir uns nicht beirren. Verwechseln wir nicht unsere Ausländerei in der Musik, die alles Wertvolle in der Tonkunst der Kulturnationen heranzieht, mit Englands Aufgehen in der Musik des Auslandes. Bei uns liegt Fülle, bei ihnen Leere zugrunde. Wir sind die tief und sicher Aufgebauten; unsere reiche, herrliche Tonkunst hat jedem von uns, sofern er überhaupt ernsthaft zur Musik steht, so etwas wie einen Charakter verliehen. Wir nehmen mit einem zu Begeisterung sich steigernden Interesse die Musik Frankreichs, Böhmens, Rußlands usw. hin; aber das ist ein Weiterziehen unserer Kreise über die Grenzen des Eigenen hinaus; ein künstlerisches Spiel feinster und tiefster Art. Nichts von unserer Empfindung läßt sich dadurch bei Seite drängen oder beugt sich vor dem Fremden. Bezeichnend für diese unsere selbstverständliche Auffassung der fremden Tonwerke ist die Tatsache, daß für unsere eigentlichen Volkskonzerte, die des Goethebundes u. a., ausländische Musik so gut wie gar nicht in den Programmen vertreten ist. Sie ist uns ein Uebriges, nicht das Wesentliche; und in dieser erschütternd ernsten und großen Zeit, wo wir uns selbst suchen in der Kunst, ist dieses Uebrige verschwunden, und unsere Erhebung ist bei Bach und Mozart, bei Beethoven und Brahms.

Aber das Wesentliche fehlt England; es ist ein Spielball in der Hand der Entwicklung der Tonkunst aller Nationen.

Unser deutsches musikalisches Leben und Empfinden erblüht aus der tiefgewurzelten Volkskunst. England hat in der Musik keine Volkskunst, wie es auch kein Volkslied hatte. (Die Melodien der volkstümlichen Balladen des 17. Jahrhunderts waren durch französische Sänger eingeführt worden.) So ist sein Musikleben wurzellos; schießt üppige Ranken und Triebe nach allen Richtungen hin. Ohne diese tief im Volkstum gründenden Wurzeln aber ist eine nationale Tonkunst überhaupt unmöglich. Das Produktive in der Kunst läßt sich nicht beirren. Wie es bei dem einzelnen sich darstellt, daß es nur von innen heraus, durch Kultur gefördert, aber nicht durch Kultur bedingt, als geheimnisvoller Keim und Naturtrieb erwachsen kann, so auch bei den Völkern. Houston Chamberlain spricht in seinem unlängst erschienenen Essay: England, von einem Wendepunkt in der Entwicklungsgeschichte des englischen Volkes; ihn bezeichnet der Augenblick, als der Engländer aufhörte, Eroberer oder Landbebauer zu sein und dafür Kaufmann wurde und daranging, die Welt mit kaufmännischen Mitteln unterjochen und regieren zu wollen. An diesem zeitlichen Wendepunkt der Volksentwicklung wurde auch der Lebenskeim der nationalen musikalischen Produktion und Entwicklung geknickt. England kaufte seither sich seine Musik, das Beste, was es darin gab, bei den Kulturvölkern des Kontinents: es konnte sie bezahlen! Die englischen musikalischen Begabungen zweiter und dritter Ordnung, deren es jederzeit eine Anzahl gegeben hat, verkümmerten aus Mangel an nationaler Ermutigung; zu tief waren die Schatten, die die großen und gefeierten Fremden über sie warfen.

Es ist ein Fluch, wenn man darauf fußt, daß man alles haben kann, weil man alles mit Geld bezahlen kann; nirgendwo aber ertötender als in der Kunst. Da geht es wie im Gleichnis von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen. Legionen von deutschen Musikern gehen seit Händels Zeiten und leben und arbeiten „ums Brot" in England, und unsere besten Meister werden dort unaufhörlich und in jedem Jahre

Digitized by Google

wieder lebendig; in ihren Werken aber ist es wie im Gleichnis: sie werden drüben überm Kanal nicht fett davon ..... Der Dichter Gottfried Kinkel, der, in der Verbannung lebend, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in London ein Frohndasein der literarischen Arbeit führte, hat einmal gesagt: „Die Kunst gilt hier nur insofern, als sie nützt."

Das ist des Rätsels Lösung, weshalb England im eigentlichen und im allgemeinen Sinne ein Land ohne Musik ist. Denn Kunst ist in weitester Fassung der Selbstzweck einer Sache, und Voraussetzung zur Kunst ist: eine Sache um ihrer selbst willen tun oder lieben können .... Dieses Verständnis aber und diese Fähigkeit, ja, nur der Gedanke daran ist in dem utilitaristischen England längst verkümmert.

Albrecht Schaeffer / Frauengebet

Großer Tod, du hast uns viel gelehrt!
Deinen Namen lies von unsern Wangen:
Unsre Liebe ist uns wie ein Schwert
Durch die ahnungslose Brust gegangen.

Deine Hand hat dieses Schwert geführt:
Aber da nicht eine du verschonet,
Lernten wir, was allen uns gebührt;
So verwundet, sind wir doch belohnet.

Eine wunderbare Schwesternschar
Sieht uns an im deutschen Land mit Wehmut,
Sieh, ein goldnes Seil aus unserm Haar
Flochten wir, ja flochten wir in Demut.

Tausendfache Liebe durch uns rinnt,
Glaube, Schmerz und Hoffnung tausendfache.
Heute, Schwestern, wißt ihr, was wir sind,
Sagt es, daß es euch geduldig mache:

Wir sind Land. Wir sind der warme Duft
Vieler Wälder, Felder, Ström' und Auen,
Sind des Kornes hoffnungsvolle Gruft,
Stern und Sternbild, Regen, Wind und Tauen.

Und wir sind die Glocke in dem Tal,
Werkeltags und Feiertages Spender,
Sind die Freiheit und die Pflicht zumal,
Aller schönen Güter Unterpfänder.

Fühlt in eurem Blut des Abends Brand,
Ach, auch eure Kraft ist göttlich erzen!
Schwestern, fühlt es: wir sind dieses Land,
Und es schlägt sein Herz in unserm Herzen.

Großer Tod, aus unserm Haar das Seil
Wirst du ewig unzerreißbar finden! —
Schwestern, Kämpfen ist nicht unser Teil —
Aber Dulden; aber Ueberwinden.

Gottfried Traub / Zu Ostern

Bin unverzagt,
Ich hab's gewagt
Und will des Ends erwarten.
Ulrich v. Hutten.

Weg die Tränen! Weg das Leid! Das Leben begehrt sein Recht. Es steht da und verkündet laut: „Wenn hundert fallen und tausend müde werden, ich bin doch da. Ich nehme jeden an der Hand und lasse niemand dahinten. Kommt, kommt und säumet nicht!" Es ist wahr: die Knospen sind gefüllt auch dieses Jahr, sie springen auf auch im Argonner Wald. Schüchtern wagt sich an jedem Eck das Lebendige hervor. Die Erde erfüllt ihre Pflicht. Sie kümmert sich nichts um das, was die Menschen tun. Ihre Triebe wollen ans Licht. Ihre Zeit ist gekommen. Die Sonne befiehlt.

Vergiß das nicht, du lieber Mensch. Dein Auge ist zwar nicht eingestellt auf die lieben Grüße am Wegrand, die jungen Blumen. Es schaut nach dem Feind, es liest die neuesten Nachrichten, es bangt hinein in die Zukunft, möchte sie durchbohren und herrisch sie zwingen, daß sie gestehe, was sie bringen will. Das ist natürlich. Aber vergiß nicht, daß die ewigen Gesetze des Lebens ihren Gang gehen und dich daran erinnern, daß auch du ihnen dienen sollst. Du brauchst wieder einmal eine Kammer voll Sonne. Du hast es nötig, daß dir wieder eine Blume auf den Tisch gestellt wird. Du sollst hinausgehen ins Feld und einmal wandern und deine Brust füllen mit Frühlingswind. Denn der Frühling will dieses Jahr erst recht zu dir. Er ist so glücklich, weil er dir diesmal mehr sein kann als sonst. Er schmückt sich, um dem ganzen Volk etwas zu sein, und sein Duft weht vom Kanal bis zum Schwarzen Meer und bringt Grüße mit von toten und lebendigen Kameraden. Heute erfüllt er doppelt treulich Botendienst und freut sich dran. Er will kein Weinen sehen und kein Klagen: er mußte sich auch durchkämpfen durch des Winters Grauen; er weiß, was es heißt „durchwintern". Aber er wollte, er wollte wieder zu seiner Sonne kommen. Tu's ihm nach! Er versteht dich. Seine zähe Kraft sei dein Lebenswille!

Was das Größte ist: der Frühling weiß gewiß, daß Frost und scharfer Sturm kommen muß und kommen wird. Trotzdem sendet er Blüten und Blätter, trotzdem schafft er unermüdlich. Er lebt von keiner Einbildung. Er träumt nicht Unmögliches, sondern er hat offene Augen. Mögen noch so viele Enttäuschungen kommen: was schadet's? Dazu ist er Frühling, dazu heißt er Leben, dazu segnet Gott die Welt. Wer kann das verstehen? Keiner. Wer will es fassen? Niemand. Aber mitgehen können wir, zuerst langsam und schüchtern, dann immer festeren Schritts und so immer klarer erkennen, daß die Unerbittlichkeit des Werdens und Vergehens zuletzt Güte ist. Man wird ein anderer Mensch, wenn man unter freiem Himmel frei atmen kann. Dann lebt man mit dem Wehen der Winde und dem Atmen der Erde und fühlt die Arme, die uns eine Zeitlang losließen, als wir geboren wurden, und die uns wieder umschließen werden, wenn wir zu neuem, höherem Leben erwachen. Gerade als einzelner wächst der Mensch, je mehr er sich des gemeinsamen Grund und Bodens erinnert. Heute sind wir alle miteinander etwas größer geworden, weil wir unseren Abstand nicht mehr untereinander abmessen, sondern an der großen starken Heimat unseres Vaterlandes, unserer Heimat, unserer Erde. In solchem nahen Zusammensein mit den Gründen, aus denen wir stammen, wachsen wir. Frühling und Erde ist unermeßlich größer als wir. Indem wir mit ihnen leben, weitet sich Herz und Sinn und schaut weit hinaus in die Ferne.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Sozialpolitik und Burgfrieden. Das unbefriedigende Ergebnis der sozialpolitischen Beratungen der Märzsession des Reichstages wird in allen sozialreformerischen Kreisen mit Bedauern festgestellt. In der „Sozialen Praxis" heißt es darüber: Unerschütterliche Zuversicht und Opferbereitschaft beherrschte mit einer Selbstverständlichkeit, die keiner starken Beteuerungen mehr bedarf, die dritte Kriegstagung des Reichstages genau so tief wie die früheren Tagungen. Im äußeren Verlaufe der Tagung aber trat die heroische Linie bei den Verhandlungen über die Einzelfragen, die bekannte Etatsposten nach altem Herkommen stets aufwerfen, meist hinter der sachlichen Nüchternheit und den Pflichten verantwortungsbewußter Kritik zurück. Auch die Einmütigkeit, die in der Haltung gegen die Reichsfeinde lückenlos und kraftvoll wie zu Anfang ist, hinderte bei den innerpolitischen Auseinandersetzungen, zumal über die sozialen und rechtlichen Fragen, nicht den schroffen Widerspruch der grundsätzlichen Meinungsverschiedenheiten, die seit jeher in diesen Punkten bestehen und mangels eines weitherzigen Entgegenkommens von oben leider noch lange die soziale Verständigung der Klassen beeinträchtigen werden. Aehnlich wie im Preußischen Landtage, wenn auch nicht in dem gleichen kalten Verneinungstone, wiederholte sich das noli me tangere der Regierung, sobald ein sozialrechtlicher Ausgleichungsvorschlag, sobald ein Wunsch nach sofortigen Reformen unter Berufung auf die durch den „Burgfrieden" geheiligte Gleichberechtigung aller Deutschen auftauchte: die Regierung will gewiß alles wohlwollend prüfen, aber während des Krieges verbietet nach ihrer Ansicht der „Burgfrieden" das Aufrollen von Fragen, in denen die Parteien verschiedener Meinung sein könnten. Nicht einmal zu festen grundsätzlichen Reformzusagen wollen sich die Regierungsvertreter verstehen; Vertagung lautet vorläufig die politische Losung — in einer Zeit weltgeschichtlichen Bebens, die nicht nur nationale, sondern auch soziale Verschiebungen vorbereitet, wie kaum eine andere seit hundert Jahren. Jeder Einsichtige wird es verstehen, daß jetzt keine fertigen Lösungen versucht werden können; aber wenn dann und wann einige Nutzanwendungen der neuen innerpolitischen und sozialen Vertrauensgrundsätze für die Behandlung des opfermutigen, staatstüchtigen Volkes auf die mannigfachen vorgebrachten Fragen sich frisch und freudig angedeutet hätten, so wäre der Ausgang der dritten Kriegstagung für die Nation auch auf diesem, dem sozialen Felde, wohl gewinnbringend gewesen."

Kluges Entgegenkommen. Daß wir während des Krieges in Deutschland keine aufregenden Wirtschaftskämpfe erleben, wie sie in England an der Tagesordnung sind, das verdanken wir in erster Linie der vaterländischen Opferwilligkeit der deutschen Arbeiterschaft und dem aus gleichen Beweggründen entspringenden klugen Entgegenkommen der Arbeitgeber. Auch die Behörden als Arbeitgeber beweisen dieses kluge Entgegenkommen. Die Arbeiterausschüsse der drei Reichswerften von Kiel, Wilhelmshaven und Danzig haben infolge der fortgesetzten sehr hohen Steigerung aller Lebensmittel und Bedarfsartikel eine Teuerungszulage für alle Werftarbeiter beantragt. Das Reichsmarineamt hat nun verfügt, daß den Arbeitern vom 15. März ab für die Zeit, die sie als Stundenlöhner in Lohn arbeiten, wenn sie eine Familie zu erhalten haben, eine Kriegszulage von 6 Pf. pro Stunde bis zum Höchstbetrage von 54 Pf. am Tage (einschließlich der Sonn- und Feiertage, an denen gearbeitet wird) gewährt wird. Für die alleinstehenden Arbeiter beträgt die Stundenzulage 3 Pf. Die Arbeiterinnen mit Familie erhalten 4 Pf., die alleinstehende Arbeiterin 2 Pf. Als Kinder zählen auch unterhaltungspflichtige uneheliche Kinder. Verheiratete Arbeiterinnen erhalten die höhere Zulage von 4 Pf. stündlich, wenn der Ehemann infolge Arbeitsunfähigkeit selbst nichts zum Unterhalt der Familie beitragen kann.

Aufhebung der Freizügigkeit in Bayern. Der Sicherung der Volksernährung müssen gegenwärtig alle anderen Interessen untergeordnet werden. Ein Erlaß des stellvertretenden Generalkommandos des 1. bayerischen Armeekorps geht dabei sogar so weit, eine Beschränkung der Freizügigkeit für die ländlichen Dienstboten und Landarbeiter zu verfügen. Es dürfen nämlich für die Dauer des Kriegszustandes landwirtschaftliche Dienstboten und Arbeiter in Bayern vor Abschluß der Erntearbeiten ihre Dienststellung ohne Einwilligung des Arbeitgebers nicht verlassen. Landwirtschaftliche Arbeitgeber dürfen ihrerseits ländliche Dienstboten und Arbeiter nicht aufnehmen, die nicht eine Bescheinigung bringen, daß sie mit Einwilligung ihres letzten Dienstherrn die Stellung verlassen haben. Verfehlungen gegen diese Anordnungen werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft.

Weise Sparsamkeit. Die Verbandskörperschaften des Deutschen Bauarbeiterverbandes haben es nach eingehender Beratung der gegenwärtigen Lage abgelehnt, die bereits zweimal gezahlte Unterstützung für Kriegerfamilien zu wiederholen. Bei dem noch immer nicht abzusehenden Ende des Krieges mußte befürchtet werden, daß die dafür aufzuwendenden Mittel die finanzielle Kraft des Verbandes allzusehr in Anspruch nehmen würden. Es mußte auch darauf Bedacht genommen werden, den später heimkehrenden Mitgliedern eine wirksame Unterstützung zuteil werden lassen zu können, wenn nach Beendigung des Krieges jegliche staatliche Unterstützung für sie und ihre Familien aufgehört hat. Um so mehr mußte darauf Bedacht genommen werden, als mit Bestimmtheit anzunehmen ist, daß für die mehr als 100 000 Bauarbeiter, die zurzeit im Felde stehen, nicht sogleich nach ihrer Rückkehr eine ausreichende Beschäftigungsmöglichkeit gegeben ist.

Zersplitterungsarbeit. Wir lesen im „Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker": Trotz aller äußeren Erfolge ist in seinem Organisationsleben der Bund der technisch-industriellen Beamten aus internen Streitigkeiten während der letzten Jahre nicht herausgekommen. Kaum haben sich die Gemüter wegen eines solchen Konfliktes ein wenig beruhigt, als schon wieder ein neuer innerer Streit anfing. Zwei Bundesbeamte kamen in Konflikt mit dem Vorstande, wurden gekündigt, eine Einigung war nicht zu erzielen. Große Ortsgruppen, besonders aus den wichtigsten Industriebezirken, erklärten sich mit den gekündigten Organisationsleitern solidarisch, die Opponenten gründeten innerhalb des Bundes eine Sonderorganisation mit eigenem geschäftsführenden Ausschuß, eigenem Mitteilungsblatt und eigener Kassenführung. Ob eine Einigung diesesmal noch erzielt werden kann, ist fraglich. Vielmehr scheinen Kräfte am Werke zu sein, die auf eine Spaltung und damit auf einen Zusammenbruch der Organisation hinarbeiten. Und das in Aussicht auf eine Zukunft, die auch für die technischen Angestellten die schwere Zeit bringen wird, in der es heißt, mit den Wirkungen des Krieges fertig zu werden und an dem Aufbau der sozialen Arbeit teilzunehmen!

Bittere Klagen über unberechtigte Nahrungsmittelteuerung kommen aus allen Schichten der deutschen Arbeiterschaft. Und zwar richten sich diese Klagen hauptsächlich gegen rücksichtslose Preistreibereien der Landwirtschaft. So schrieb kürzlich das „Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften Deutschlands", jener Gewerkschaftsrichtung, die in enger Zusammenarbeit mit dem Zentrum alle Agrarpolitik der letzten Jahrzehnte mitgemacht hat: „In den letzen zwanzig Jahren ist in Deutschland bei allen großen Gesetzgebungswerken (Zolltarif, Steuerpolitik im Reich und in den Bundesstaaten, Wahlrechtsfragen, Reichsversicherungsordnung usw.) gegenüber der Landwirtschaft eine Verhätschelungspolitik betrieben worden, wie sie kein zweites Land der Welt mit einer ähnlichen Volksschichtung wie Deutschland in der gleichen Zeit aufzuweisen hat. Die christliche Arbeiterschaft zeigte für diese Politik weitgehendes Verständnis. Jetzt, während des Krieges, bekommt sie dafür den Dank vom Hause Habsburg. Gerade die Waren, die die Massen zur Fristung ihrer Existenz nicht entbehren können (Erbsen, Linsen, Kartoffeln usw.), weisen gegenwärtig die größte Preissteigerung, und zwar eine solche von 100 und mehr Prozent auf. Allein an Speisekartoffeln, wovon in Deutschland im Kriegsjahre 1914/15 rund 350 Millionen Zentner verbraucht werden, wird den Konsumenten von den Bauern und Händlern etwa eine Milliarde Mark mehr abgenommen als in normalen Jahren. Gegen eine Preissteigerung von 20 bis 30 Prozent hätten wir bestimmt nichts gesagt; damit wären die landwirtschaftlichen Mehraufwände zur Kriegszeit gedeckt gewesen. Wogegen wir uns wenden und worin wir bei den breitesten landwirtschaftlichen Kreisen kein Verständnis finden, das sind die Preistreibereien, die sachlich nicht begründet und nicht bloß auf den Handel zurückzuführen sind. In den letzten Jahrzehnten sind, infolge der starken Absperrung Deutschlands gegen ausländische Nahrungsmittel, der deutschen Landwirtschaft zahlreiche Milliarden Mark zugeflossen, die großenteils von den übrigen deutschen Volksgenossen getragen werden mußten. Die deutsche Landwirtschaft erzielte daher schon in normalen Zeiten sehr gute Preise; diese gönnten wir ihr. Was uns in der Gegenwart empört, ist dieses: In Friedenszeiten sperrte sich Deutschland selbst vom Ausland ab, um die einheimische Landwirtschaft zu kräftigen und ihr gute Preise zu sichern, während jetzt in Kriegszeiten umgekehrt das Ausland uns die Nahrungsmittelzufuhr gesperrt hat. Und in solcher Situation hat das Organ des Bundes der Landwirte, die „Deutsche Tageszeitung", den Mut, auszusprechen, daß auch in Kriegszeiten Angebot und Nachfrage den Preis zu bestimmen habe!

Margarete Treuge / Bismarck-Literatur

Gegenüber der fast unübersehbar reichhaltigen und ungemein wertvollen Bismarck-Literatur früherer Jahre, die uns in Quellen und abgeleiteten Darstellungen, in Memoiren, Briefen, Parlamentsreden, in Biographien und historisch-politischen Untersuchungen den Reichtum eines genialen Lebens und Schaffens in seltener Fülle vorführt, haben die Schriften, die zur Jahrhundertfeier von Bismarcks Geburtstag erschienen, einen schweren Stand. Bei Maß und Durchschnitt eines Werkes, das die übliche Länge einer Fest-

Digitized by Google

schrift nicht überschreitet, ist Vertiefung nur möglich, wo Einzelprobleme untersucht oder Auszüge aus Werken gegeben werden, in denen der große Mensch direkt zu seinem Volke spricht.

Aus der Fülle von Büchern, die besonders zum 1. April geschrieben sind, verdienen einige nähere Beachtung, deren Verfasser durch ihre Namen an die wissenschaftlich bedeutungsvolle Bismarck-Literatur anknüpfen. Horst Kohl hat ein kleines und sehr wertvolles Büchlein unter dem Titel: **„Mit Bismarck daheim und im Felde"**, Kernworte aus seinen Briefen und Reden, zusammengestellt. Mit einem Bildnis nach Lenbach. Verlag Erwin Runge, Berlin-Lichterfelde. 112 Seiten. Preis geheftet 60 Pf., gebunden 1 M. Bei Bezug größerer Anzahl Preisermäßigung bis 30 Pf. Die Auswahl von Worten Bismarcks, seinen Reden und seinen Briefen entnommen, zeigt die überlegene Sachkenntnis des bekannten Bismarckforschers. Der erste Abschnitt bringt Urteile Bismarcks über Deutschland und Oesterreich, Frankreich, Rußland und England, die zum Teil nicht allgemein bekannt sind und die Weitsichtigkeit des politischen Genies kennzeichnen. Wunderschön sind die angeführten Worte über die Frauen und die Politik, die Jugend, das deutsche Lied. Die zum Schluß angeführten „geflügelten Worte" zeigen den witzigen Kopf, den schlagfertigen neben dem tiefsinnigen Deutschen.

Was über den deutschen Soldaten von Bismarck gesagt ist, das gilt heute wie 1870, und das Lesen solcher Stellen bringt den Gedanken nahe, daß dieses „dem deutschen Volke gewidmete" Buch sich auch ganz besonders als Feldpostsendung eignet.

Etwas Aehnliches will Erwin Rosen in seinem Bismarckbuch erreichen: **„Bismarck, der große Deutsche"**, ein Buch für ernste und heitere Stunden. Verlag Robert Lutz, Stuttgart, 18. Band der Anekdoten-Bibliothek, 280 Seiten. Preis geheftet 2,50 M., gebunden 3,50 M. Dieses Werk über „den großen Deutschen" ist erschienen als 18. Band der „Anekdoten-Bibliothek". Diese Einreihung macht stutzig; die Ueberschriften der einzelnen Kapitel tun es desgleichen: „Bismarck und wir", „Bismarck der Eiserne", „Bismarck der Lachende", „Bismarck der Weise" usw. Dann aber wendet sich der Verfasser selbst gegen die Anekdote, die „allzu leicht geschürzt" ist. Er will nicht Geschichte schreiben oder den Anekdotenschatz allein bereichern oder nur Bismarck-Aussprüche in besonderer Auswahl geben, sondern aus allen Gebieten der Bismarck-Forschung das Beste nehmen und so ein Brevier für die Deutschen schaffen. Die Möglichkeit, das zu erreichen, ist nicht ganz klar. Als Leitmotiv soll offenbar der Gedanke gelten, daß Bismarck in uns leben muß, so etwa im Sinne Wildenbruchs: „Laß nicht den Bismarck sterben in dir", oder, wie es am Anfang dieses Buches heißt: „Der Bismarck im deutschen Blut wird ewig kommen und gehen."

Die Ueberschriften sind auch im einzelnen oft nicht geschmackvoll: „Ein schüchternes Kind war es nicht", „Seid einig, einig!", „Weg mit dieser Krankheit!" usw., das sind überflüssige Sensationen, deren Bismarck nicht bedarf. Die Aussprüche aber sind nicht nur gut an sich (das ist ja selbstverständlich), sondern auch gut gewählt, sie werfen helle Schlaglichter auf ziemlich alle Seiten von Bismarcks Wesen und sind vielfach imstande, uns jetzt in erhöhterem Maße lebendig zu werden, als es vor einem Jahre möglich gewesen wäre: da, wo von französischen Hetzern, oder da, wo von deutschen Barbaren in französischem Urteil gesprochen wird.

Das volkstümliche Buch über Bismarck, das im Auftrage der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrer-Vereins bearbeitet wurde, ist in pädagogischen Absichten herausgegeben: **„Otto v. Bismarck"** von Dr. Fritz Schillmann. Ein Lebensbild in Aufzeichnungen und Briefen des Fürsten und seiner Zeitgenossen. Herausgegeben von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrer-Vereins. Verlag Anton u. Co. Berlin und Leipzig 1915. 368 Seiten. Preis 3 M. Die Gegenwart wird unter dem Gesichtspunkt gesehen, daß es gilt, das Erbe Bismarcks zu verteidigen. Um dieses Erbe, Deutschland, zugleich auch als Offenbarung der geistigen Mächte zu kennzeichnen, die sich im politischen Gebilde auswirken, wird der Reichsgründer mit den großen Deutschen der Vergangenheit verglichen: „Auch ihm war der Geist Goethes und Kants zu eigen geworden: der Wirklichkeitssinn des Weimaraners, wie das Pflichtempfinden des Königsberger Philosophen." Das Herstellen solcher Beziehungen ist immer etwas bedenklich, es wird am wenigsten einem Menschen gerecht, der aus sich heraus ein Einziger wurde, und dem mit Anerkennung seiner Selbständigkeit am meisten gedient ist. Das Buch, das besonders Verwendung in der Schule finden will, gibt Auszüge aus den Bismarck-Quellen mit Ein- und Ueberleitungen. Es will Wissenschaftlichkeit und Volkstümlichkeit in sich vereinigen. Um dem letztgenannten Zweck gerecht werden zu können, werden die Fremdwörter immer an der betreffenden Stelle übersetzt. „Der Adelshaß, der sich im Bürgertum als Reminiszenz (Erinnerung) erhalten hatte", „Die Weigerung, Satisfaktion (Genugtuung mit der Waffe) zu geben", „Der mittontrahierende (mitbeteiligte) Staat" steht neben „der modifizierten (gemäßigten) Gesinnung". Erst durch diese Uebersetzung kommt es uns zum Bewußtsein, wie vielfach Bismarck diese jetzt so verhaßten Sprachgebilde anwandte, und der ketzerische Gedanke steigt auf, daß man trotz des Gebrauchs von Fremdwörtern eine gut deutsche Gesinnung haben kann.

Den Quellen, denen die Aussprüche Bismarcks entnommen sind — den Gedanken und Erinnerungen und Briefen —, ist es zuzuschreiben, daß mehr der Glanz der Sprache, die Treffsicherheit des Ausdrucks wirkt als die eigentlich politischen Probleme, die zu solchen Aussprüchen führten. Die Feinheit seiner Diplomatie, seiner eigentlichen politischen Absichten sind ja aus Briefen und Memoiren nur indirekt, nur durch Folgerungen zu erschließen. Aber auf die Motive seines Handelns kommt es für die große Masse deutscher Leser auch nicht an, sondern auf Bismarcks Handeln selbst und seine Gesinnung, die stark, einheitlich und ethisch vertieft aus den Worten zu uns redet, die hier gesammelt sind. So kann das — auch äußerlich gut ausgestattete — Werk ein Volksbuch werden.

Durch die Verbindung von Quellenmaterial und begleitendem, erklärendem Texte leitet Schillmanns Buch zu den eigentlichen Biographien über.

„Bismarck, sein Leben und sein Werk" von Adolf Matthias. Verlag Beck in München. Mit vier Bildnissen. 458 Seiten. Gebunden 5 M. und 7,50 M.

Die Biographie von Matthias ist gleichfalls ganz von erzieherischen Absichten geleitet. Das Werk ist nicht ein Buch der Forschung, sondern des Bekenntnisses, der Gesinnungsausdruck eines Mannes, dem seit den ersten Anfängen seines politischen Denkens Bismarck „im Kopf, Herz und Gemüt" lebte. So ist es bewußt unkritisch. Matthias hat nicht Bismarck an der Zeit gemessen, sondern alle Leistungen der Zeit an der seinen. Aus dieser einheitlichen Erfassung des Helden, die die Größe schlechthin feiert, ergibt sich der Stil. Bismarck ist ihm „des Reiches getreuer Eckart". Er ging den Weg, „auf welchem er mit Blut und Eisen Deutschlands Einheit schuf". Dem Verfasser sind diese Worte sicher nicht bloßes Schlagwort, weil er dabeigewesen ist in der Stunde, da sie entstanden. Die unvergeßliche Größe jener Zeit, in der er, mitkämpfend in den Reihen deutscher Soldaten, 1871 das Reich entstehen sah, läßt ihm dasselbe als eine Macht erscheinen, „an die wir glauben, weil Bismarck dieses Glaubens lebte". Diese Wendung ist ganz charakteristisch.

Trotzdem erhebt sich der Verfasser über eine schablonenhafte Lobpreisung. Er arbeitet einzelne Höhepunkte in Bismarcks Schaffen scharf heraus: Seine Stellung 1859 während des italienischen Krieges, die Denkschrift von 1861 als Beginn des Plans der Reichseinigung, den Militärkonflikt, die Emser Depesche. Andere Partien lassen das Aufnehmen letzter Resultate der wissenschaftlichen Forschung vermissen, z. B. die unvergleichliche Behandlung der schleswig-holsteinischen Frage in der großen Unterredung mit dem Augustenburger 1864, oder die letzten Gründe seiner Verabschiedung nach der ebenso kennzeichnenden Verabredung mit Windthorst. Am schönsten und eindrucksvollsten sind fraglos die Teile des Buches, in denen die persönliche Erinnerung des Verfassers mitspricht, vor allem die Erlebnisse von 1870.

Das Gesamtbild Bismarcks ergibt sich nach dieser Darstellung ungefähr so: Er verachtete die Partei (ohne Rücksicht auf ihre Richtung schlechthin), er traute dem Volke als einer Einheit, er bewunderte den Krieger. Zahlreich sind die in dem Buch von Matthias zusammengestellten Aussprüche darüber: „Die Infanterie muß sich das berserkerhafte Draufstürzen auf den Feind doch etwas abgewöhnen. Denn so gutes Blut wie das unserer Soldaten ist selten in der Welt." Durch die Anführung solcher Worte und die zum Schluß ganz wiedergegebene große Bismarck-Rede vom Jahre 1888 zeigt sich das Streben des Verfassers, eine ständige Verbindung zwischen dem Einst und Jetzt herzustellen, Bismarck für die Gegenwart lebendig zu machen.

Weit über den äußeren Umfang hinaus bedeutend ist das Bismarck-Buch von Veit Valentin **„Bismarck und seine Zeit"**. Aus Natur- und Geisteswelt. 500. Bändchen. Verlag G. B. Teubner, Leipzig. 134 S. Preis geh. 1 M., geb. 1,25 M. Gegenüber dem Verfahren, Bismarck einfach, unkompliziert als den „Eisernen Kanzler", den „Schmied des Deutschen Reiches", den „Mann von Blut und Eisen" dem deutschen Volke darzubieten, wird hier das Vielgestaltige, Rätselvolle seiner Person zu erfassen und nachzubilden versucht. Zwei Kennzeichen geben seiner Untersuchung die Prägung. Zunächst wird Bismarck historisch gesehen. „Unsere Zeit, unser Heute und Morgen ist nicht mehr bismarckisch. Abgeschlossen liegt seine Welt hinter uns; er war ein Ende und eine Erfüllung. Wir stehen an einem neuen Anfang, mit neuen Wünschen und Kräften." Daneben wird das Problematische seiner Natur herausgearbeitet, „seine ruhelose, dunkle, von ewigen Erschütterungen lebende Seele; dieser Gewalttätige rührt durch die Zartheit seines Fühlens, er entwaffnet durch Güte". In solcher Beleuchtung ist er nicht mehr der große Realist; im Gegenteil: „er nimmt das Reale nicht ganz ernst; er entwertet diese selbstbewußte Welt des sinnlichen Scheines, des Wollens und Kämpfens durch Ironie."

Aber trotz Romantik und trotz Schicksalsschwere, die aus den Tiefen der eigenen Seele quillt, ist er doch der eigentlich Wirkungskräftige. Die Kraft liegt niemals im bloß Vernünftigen, sondern im Dämonischen. Das Aufsuchen desselben ist jetzt besonders zeitgemäß, da die dunklen Mächte des Wollens über allen Verstand und kühle Klugheit zu triumphieren scheinen. So wird Bismarck hier

gefeiert als der verkörpert Irrationale, „der einer ganzen Generation das Ungewollte so meisterlich aufgezwungen hat, daß sie ihn zuletzt als den Erfüller ihres Ideals vergötterte".

Aus den wenigen hier zitierten Beispielen wird schon deutlich: den Biographen reizt die Antithese. Aber die Gegensätze in Bismarcks Natur, mit der seinen Spürkunst des Psychologen aufgedeckt, werden von typischer Bedeutsamkeit, da sie die treibenden Ideen des Staates in sich bergen. Wie sich in den Eltern Bismarcks die beiden Grundlagen des Staates verkörpern, den ihr Sproß zur welthistorischen Größe führen sollte, der Adel und das Beamtentum, so sind es zwei Ideen, die auf ihn bestimmenden Einfluß gewinnen müssen: die Idee des Vaterlandes und die Idee der Freiheit. Wie sich Bismarck mit denselben auseinandersetzt, sie sich zu eigen macht und ihren Inhalt doch spezifisch bismarckisch formt, das ist der Inhalt des Buches, in dem sich das Verlangen nach psychologischer Einsicht — etwa ähnlich wie in Emil Ludwigs Bismarckbuch — mit dem anderen Bestreben paart, die Bestände der historisch-politischen Einsicht in dieses Bild hinein zu verlegen. Zum Schluß geht aller Forschungsdrang und alle psychologische Leidenschaft unter in dem Wunsch, Glauben, Hoffnung, Zukunftszuversicht, aus diesem Namen, seinem geistigen Klang zu gewinnen. „In unserer neuen Epoche kann er uns nicht sagen, was heute und morgen gewollt werden muß. Aber daß eine solche geistig-sittliche Kraft in unserem Volke mächtig gewesen ist, das stählt uns die Hoffnung für unsere kommenden Schicksale."

*

In dem Buch von Valentin haben wir also in knappem Rahmen ein scharf gezeichnetes Bild, das die eigentlichsten Wesenszüge zu erfassen trachtet, sich nicht nur an die äußeren Umrißlinien hält, sondern das „Gesicht hinter der Erscheinung" zu fassen sucht. Bei zahlreichen anderen Werken über Bismarck, die anscheinend aus dem Bedürfnis der Stunde entstanden sind, ist das nicht zu sagen.

Bismarck, sein Leben und sein Werk. Von Hermann Schindler dargestellt für das deutsche Volk, mit 4 Bildertafeln und 6 Bildern. Verlag Huhle, Dresden. 175 Seiten. Preis 2 M., gebunden 2,60 M.

Schindler: **Bismarckfeier in Schulen, Vereinen und bei Familienabenden.** Verlag von Alwin Huhle, Dresden. Preis 25 Pf.

Schindler will Bismarck dem deutschen Volke darstellen, aber sicher wird er ihn doch dadurch nicht den Deutschen nahebringen, daß er zu ihnen immer nur von „unserm Otto" spricht. „Ein gütiges Geschick versetzte unseren Otto in einen gesunden Boden, in dem sein Körper und Geist kräftig gediehen. Besonders zweierlei übte auf des Knaben Entwicklung den wohltätigsten Einfluß aus: das einträchtige Familienleben der Eltern und die herrliche Gottesnatur." Mit dieser allzu treuherzigen Schilderung vergleiche man Bismarcks herbes Urteil über die Mutter, seinen Zorn darüber, daß er vom 6. Lebensjahre an der Heimat ferngehalten wurde, sie nicht einmal in den Ferien wiedersehen durfte. Von solchen bewußt schönfärbenden Aeußerungen ist das ganze Buch durchzogen. Alles ist ins Rosige oder Himmelblaue gemalt. „Neben der größten Kühnheit, die vor einem notwendigen Kriege nicht zurückschreckte, zeigte Bismarck ein weiches Herz, das sich scheute, die Schrecken des Krieges heraufzubeschwören." Trotzdem wird der Krieg mit Ausführungen wie diese gekennzeichnet: „Es kommt nun Schlag auf Schlag, Sieg auf Sieg. Bei Weißenburg, Wörth, Spichern und Gravelotte wird der französische Kriegsruhm zertrümmert." Wie blutleer wirken solche Berichte in der Zeit des großen Ringens, von dem wir täglich Kunde erhalten! Und ebenso scheinen auch die Charakteristiken von Bismarcks Leben und Schaffen nicht die Fülle dieser Persönlichkeit zu erfassen, geschweige denn zu erschöpfen.

Trotzdem braucht man nicht zu befürchten, durch Hervorhebung der Schwächen der Verbreitung des Buches Schaden zu tun. Es ist von den vereinigten Jugendschriften-Ausschüssen des Dresdener Lehrer-Vereins für die reifere Jugend empfohlen worden und auch von Peter Rosegger als besonders erbaulich gekennzeichnet. Wenn daraufhin ein Absatz im großen sicher ist, sollte doch bei einer Neuauflage, wennschon nicht der Text (das ist wohl nicht möglich), wohl aber der Bilderschmuck einer Revision unterzogen werden. Die Wiedergabe des Knabenbildnisses gibt keine Ahnung von dem Zauber des trotzigen, wundervollen Jugendgesichtes, das Deckelbild läßt den Hamburger Roland überhaupt nicht erkennen, und das ist noch das Beste daran.

Von demselben Verfasser sind Gedichte und Lieder zu einer Bismarck-Feier zusammengestellt. Einzelne derselben sind schön und wirkungsvoll, am besten die bekannten Gedichte von Wildenbruch und Heyse, andere sind wohl kaum für eine Schul- oder Familienfeier verwendbar.

Bismarck für das deutsche Volk, dargestellt von Gottlob Egelhaaf. Verlag Cotta, Stuttgart und Berlin. 91 Seiten. Preis 40 Pf.

Gottlob Egelhaaf stellt gleichfalls Bismarck dem deutschen Volke dar. Etwa so: „Bismarck war von hohem Wuchs, ebenmäßiger Gestalt, breiten Schultern, hoher Stirn, mächtiger Bildung des Schädels, dichten Brauen, frühzeitig kahl, tiefblauen, wunderbar anziehenden, in der Leidenschaft auch „unheimlich blitzenden" Augen." Aehnlich werden dann die geistigen Fähigkeiten durchgegangen. „In geistiger Hinsicht besaß er alle menschlichen Grundfähigkeiten in höchster Vollendung: eine außerordentliche Schärfe des Verstandes, der ihn die Dinge sehen ließ, wie sie waren und vor Phantasterei bewahrte, einen eisernen Willen, der vor keinem Hindernis zurückschreckte und Menschen und Dinge bewältigte." In diesem Papier-Deutsch geht es weiter. „Seine Mitarbeiter klagten wohl, daß er übermenschliche Ansprüche an ihre Kraft stelle, aber er hielt sie auch in hohen Ehren und sprach ihnen herzlich zu."

Für die hier lediglich durch Wiedergabe einiger Textstellen gekennzeichnete Darstellungsart des Buches liegt sicher die Schuld nicht am Verfasser selbst, der durch eine Reihe geschichtlicher Arbeiten bekannt ist, sondern am Stoff, der unmöglich in einen so knappen Raum eingespannt werden kann, ohne von seiner Wucht und seiner Frische einzubüßen.

Der Riese entzieht sich der Ausgabe in Taschenformat, das ist die Einsicht, die uns diese und eine Reihe ähnlicher Schriften vermitteln. Ganz kurz seien dieselben genannt, der Vollständigkeit halber, aber auch, um die Unmöglichkeit des Unterfangens noch deutlicher zu erweisen: Schreckenbach: Bismarck ein Lebensbild, dem deutschen Volk und der Jugend erzählt. Diese Gedenkschrift ist in zwei Ausgaben (im Verlag der evangelischen Gesellschaft in Stuttgart) erschienen. Die kleinere Ausgabe zählt 32, die erweiterte 56 Seiten. Der Preis schwankt je nach der Zahl der Bestellungen von 40 bis 13 Pfennig.

Ein ganz ähnliches Schriftchen verfaßte Traugott Todt, Pfarrer in Barenthin (Ostpriegnitz): Fürst Otto v. Bismarck, des Deutschen Reiches Schmied. Dieses Heft ist nicht nur der Jugend, sondern „Alldeutschland" dargeboten. Preis 20 Pf. Verlag Geibel-Altenburg. Der Text ist der in solchen Festschriften übliche, die Bilder aber sind schlechter.

Paul Matzdorf hat als ein Heft der Jugend und Volksbühne ein Festspiel „Der junge Bismarck" herausgegeben. Der Text der Festrede gibt manche Anregung und hält sich von der schablonenmäßigen, gedankenarmen Lobpreisung Bismarcks fern. Die dazwischen liegenden szenischen Teile werden aber wohl kaum zur Aufführung gelangen. Wer sollte das wohl übernehmen, Bismarck als Schüler und Studenten vorzuführen? Es sei denn, daß ihm die Porträtwiedergaben der vorangegangenen Schriften den Mut dazu geben!

Ein Bismarckbuch des deutschen Volkes wird vorbereitet von Dr. Alfred Funke. Das Buch wird in 32 Lieferungen zu je 50 Pf. erscheinen (Verlag Vobach u. Co., Leipzig). Ein irgendwie abschließendes Urteil ist nach der ersten vorliegenden Lieferung nicht möglich. Die Beilagen, Kupferdruck eines Lenbach-Porträts und eine farbige Wiedergabe des Schlosses Schönhausen, sind sehr gut ausgeführt. Für das Gesamtwerk sind 800 Bilder und 40 Kunstbeilagen in Aussicht gestellt.

Bismarck. Roman in 3 Bänden. Von Karl Hans Strobl. Erster Band: Der wilde Bismarck. Verlag Staakmann, Leipzig.

Der Schriftsteller Karl Hans Strobl will in einem dreibändigen Roman Bismarck darstellen. Der erste Band liegt vor und trägt den Titel: „Der wilde Bismarck". Der märkische Kreis ist mit einer feinen Milieukenntnis breit ausgemalt: die Frömmigkeit der Thaddens, der Erweckten und Erleuchteten, der „Brüderchen und Schwesterchen" mit Hosiannah und Gloria, die starre Buchstabengerechtigkeit der Puttkamers-Pansin, die wehmütige, tränenselige Innigkeit der Puttkamers-Rheinen, die Stillsten der Stillen im Lande. Sie alle überragend erhebt sich die Gestalt des Helden. Wir werden rückwärts geführt bis in sein zweites Lebensjahr. Die allzu bewußte Symbolik, die leicht historische Persönlichkeiten in romanhafter Verkleidung vorzeitig auf ihren hohen Beruf hinweisen soll, ist auch hier nicht ganz vermieden. So muß der Kammergerichtsrat E. Th. A. Hoffmann den zweijährigen Jungen anreden: „Freust dich, daß die Perücken fliegen? ... Muß nur einer da sein, der es auf sich nimmt, den Brand anzustiften. Wenn auch einmal so ein paar Dutzend draufgehen, es bleiben uns noch immer genug Perücken in Deutschland übrig."

Das Bild vertieft sich, je nachdem der Held des Romans selbstbewußter wird und sich über seine eigene Erlebnisse äußern darf, ohne daß der Romanschreiber zuviel dazu tut. Wir begleiten ihn nach Berlin und Göttingen, sehen ihn in Verbindung mit Isabella Lorraine, erleben seine Verlobung mit der schönen Engländerin Lilian mit und halten doch einen Moment den Atem an, wenn wir uns vorstellen, welche Einwirkung auf Bismarcks Wesen diese Ehe gehabt haben könnte, wenn sie zustande gekommen wäre: Ob dann das Reich anders, die Weltgeschichte anders, die Gegenwart anders geworden wäre? Auf Entstehen solcher Innenbilder scheint es dem Verfasser vorwiegend anzukommen. Das Erlebnis wird dargestellt aber nicht weiter kausal in seinen Folgen in kommende Epochen

Digitized by Google

hinübergeleitet. Die Zustandsschilderung ist das Beste an dem Buch. Der Verfasser selbst stellt sich die Aufgabe, den Weg zu zeigen vom Persönlichen zum Ueberpersönlichen, den Weg des Helden aus dem Bereich des Handelns zum Mythos. Wenn er das in einer Sprache erstrebt, die bewußt an den Stil Bismarcks anknüpft, so ist das bedenklich, denn jede Absichtlichkeit sollte dem Dichter fern liegen. Aber die ganze Ausdrucksform wirkt trotzdem nicht eigentlich gezwungen. Eine innere Bereitschaft, sich der Persönlichkeit seines Helden dienend zur Verfügung zu stellen, läßt in dem Werk die Natürlichkeit mit der größeren Wärme wachsen. Ein abschließendes Urteil wird auch hier erst möglich sein, wenn die andern beiden Bände vorliegen, denen dieser erste Vorbereiter ist, wenn er vielleicht auch gerade die wichtigsten Entwicklungsmomente im Leben des Helden, den werdenden Bismarck aufzeigt.

*

Erinnerungen an Bismarck. Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden des Fürsten. In Verbindung mit A. v. Brauer gesammelt von Erich Marcks und Karl Alexander v. Müller. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 8 M., gebunden 10,50 M.

Otto v. Bismarck. Ein biographischer Abriß von Paul Alfred Merbach. Leipzig, Reclam. 20 Pf., gebunden 60 Pf.

Bismarck. Lithographie von Karl Bauer. Leipzig, B. G. Teubner. 4 M.

Eingelaufene Kriegsliteratur

Der europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. Januarlieferung des Deutschen Geschichtskalenders. Herausgegeben von Dr. F. Purlitz. Leipzig, Felix Meiner.

Auf dies gründliche und wertvolle Quellenwerk muß immer wieder hingewiesen werden.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 1—3. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Je 25 Pf.

Sammlung der in den Tageszeitungen veröffentlichten amtlichen Darstellungen der Kämpfe in den Argonnen, bei Soissons, in Masuren usw.

Am Pranger. Der Lügenfeldzug unserer Feinde. Eine weitere Gegenüberstellung deutscher, englischer, französischer und russischer Nachrichten. Von Reinhold Anton. Leipzig, O. G. Zehrfeld. 1,80 M.

Kriegsgesetze und -verordnungen 1914/15. Fünfte, vermehrte Auflage. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 72. Seiten. 40 Pf.

Unsere Feinde, wie sie die Deutschen hassen. Lob Deutschlands aus dem Munde berühmter Franzosen, Engländer usw. Herausgegeben von Dr. Fr. Stieve. Mit 80 Karikaturen. München, Delphin-Verlag. 3 M., gebunden 4 M.

Englands Politik und der Krieg. Ein Vortrag von Prof. Wolfgang Michael. Berlin, Walter Rothschild. 80 Pf.

Englands Furcht und Haß. Uebersetzung des Werkes Germany and England von Robert Blatchford, mit einer Einführung von Gustav Goldstein. Leipzig, O. G. Zehrfeld. 1 M.

Weltwirtschaft und Kriegswirtschaft. Vortrag von Prof. Dr. P. H. Schmidt. Zürich, Orell Füßli. 80 Pf.

Deutsche Antwort. Eine Entgegnung auf die amerikanische Note von Emil Schiff. Berlin, Karl Curtius. 40 Pf.

Ursachen und Aussichten des Krieges. Vortrag von Prof. Dr. Piloty. Tübingen, J. C. B. Mohr. 75 Pf.

Ueber das Berufsschicksal Unfallverletzter. Mit einem Zusatz über die Lage der Kriegsinvaliden. Von Dr. Siegfried Kraus. Stuttgart, J. G. Cotta. 3,50 M.

Kriegsgeographische Zeitbilder. Land und Leute der Kriegsschauplätze. Herausgegeben von Dr. H. Spethmann und Dr. E. Scheu. Leipzig, Veit & Co. Je 80 Pf. 1. A. Oppel, **Die wirtschaftlichen Grundlagen der kriegführenden Mächte.** 2. F. Frech, **Kohlennot und Kohlenvorräte im Weltkriege.** 3. H. Spethmann, **Der Kanal mit seinen Küsten und Flottenstützpunkten.** 4. H. Praesent **Antwerpen.** Geographische Lage und wirtschaftliche Bedeutung.

Diese neue Broschürenreihe will ein Gebiet erschließen, das trotz der Hochflut von Kriegsschriften bisher nur wenig berücksichtigt worden ist. Die ersten zwei Nummern bringen allgemeine Grundlagen, in den folgenden (es wird noch eine Reihe weiterer Hefte angekündigt) werden einzelne Gebiete besprochen. Für jedermann interessant, besonders geeignet für den Lehrer, der seine Erdkundestunden bereichern will.

Deutsche Politik. Gedanken von Heinrich von Treitschke. Heft 9 der Tat-Bücher für Feldpost. **Der deutsche Mensch.** Bekenntnisse und Forderungen unserer Klassiker. Heft 8 derselben Sammlung. Jena, Diederichs. 60 Pf., geb. 1,20 und 2 M.

Rätselbüchlein für die deutschen Soldaten. Stuttgart, Evang. Gesellschaft. 25 Pf.

Sieg oder Tod. Neue Kriegsgedichte. Heft 6 der Tat-Bücher für Feldpost. Jena, Diederichs. 60 Pf., geb. 1,20 u. 2 M.

Vorwärts mit Gott! Lieder an mein Volk von Georg Bonne. München, Ernst Reinhardt. 50 Pf.

Gloria, Viktoria! Volkspoesie an Militärzügen, gesammelt von Karl Wehrhan. Leipzig, Wilhelm Heims. 25 Pf.

Richard Wagner: Was ist deutsch? Schriften und Dichtungen des Meisters für die Zeit des heiligen deutschen Krieges, ausgewählt von Prof. R. Sternfeld. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1 M., gebunden 1,50 M.

Deutsche Lieder aus großer Zeit. 22 Blätter, mit Klavierbegleitung. Berlin-Lichterfelde, E. F. Vieweg. Je 50 Pf.

Hauswirtschaftliche Rezepte. 12. Heft: Kartoffeln mit der Schale gekocht. 13. Heft: Gemüse und Salate in der Kriegszeit. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag. Je 10 Pf.

Landwirtschaftsfragen zur Kriegszeit. M. Gladbach, Volksvereins-Verlag. 45 Pf.

Jungwehr-Anleitung. Von Lehrer P. J. Busch. Heft 57 der „Staatsbürger-Bibliothek". M. Gladbach, Volksvereins-Verlag. 40 Pf.

Johanna v. Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 4,50 M., gebunden 6 M.

Heilige Flamme, glüh. Deutschlands weiblicher Jugend im großen Kriege gewidmet von Guido Diehl. Berlin 1915. Verlag von Martin Warneck. 60 Pf.

Ein Aufruf an die weibliche Jugend, sich in der großen Zeit religiös zu vertiefen. Das starke Gefühl, das jetzt die Menschen erfüllt, soll nach dem Krieg nicht untergehen. Dazu müssen die jungen Mädchen helfen. Das Schriftchen ist geeignet für christliche Jungfrauenvereine. L. L.

Quittung

Hilfe ins Feld und an Lazarette: Dr. St. in A. 2,50 M., Lt. B. in M. 40 Pf., O. in St. 3 M., San.-R. Dr. B. in F. 5 M., Frl. T. in H. 5 M., Frl. E. in E. 2 M., Off.-Stellv. B. im Felde 15 M., P. in H. 3 M., Prof. Sch. in H. 6 M., Frau Sch. in St. 2,50 M., G. in Z. v. 3 M., Prof. Dr. E. in G. 7,50 M., Pfr. Sch. in N. 2,55 M., N. in B. 2 M., Frau Lehrer G. in F. 80 Pfg., Ref. F. in Ch. 3 M., Pfr. K. in B. 5 M., Pfr. M. in U.-R. 3 M., Frau St. in H. 3 M., Frau H. in L. 3 M., H. in D. 2,50 M., Frau Prof. K. in W. 3 M., H. in B. 5 M.

Kriegs- und Heimatschronik ins Feld und an Lazarette: Sch. in St. 4 M., K. L. in N. 1,30 M., Frl. S. in H. 2 M.

Bücher für Armee und Marine: von Ulrich, Berlin 58 Bücher und Hefte, von Frl. K., Berlin 3 Bücher, 1 Heft.

Für Ostpreußen: F. B. im Felde 12 M., M. u. P. in St. 5 M., C. Z. in St. 10 M.

Für Galizien: H. Z. in L. 10,10 M.

Für Elsaß-Lothringen: M. u. P. in St. 5 M., C. Z. in St. 10 M.

Für Nationalstiftung: Ein deutscher Eisenbahnbeamter in Belgien 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Gr. in Flensburg. Die 15 aufgegebenen Adressen werden regelmäßig mit der Hilfe beschickt.

Fräulein B. in Leipzig. Die Hilfe geht seit Aufgabe der Adresse ins Feld. Besten Dank für die inzwischen eingetroffene Gabe.

T. in L. Besten Dank für Ihre Spende. Weitere Adressen für die Kriegs-Chronik und die Hilfe nehmen wir gern an.

Buchverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Mie, Hamburg. Dank für Brief. Über die Lage der deutschen Gefangenen in Rußland, Frankreich und England liegen sehr widersprechende Urteile vor. Die allgemeine Behauptung, daß die deutschen Gefangenen schlecht behandelt würden, läßt sich wohl nicht aufrechterhalten. Besten Gruß. N.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Eine schöne Gabe bietet der Verlag der Montanus-Bücher in dem soeben erschienenen **Bismarckwerke** dieser Sammlung: Wir finden hier fast 200 Bilder aus dem Leben des Kanzlers, die in ihrer Gesamtheit einen großen Reiz ausüben. Dieses überreiche Leben zeigt sich uns hier in allen seinen kleinen und so großen Ereignissen stark, trotzig, fröhlich und ernst. Wir sehen den Menschen Bismarck und wir sehen den Staatsmann. Das von Walter Stein herausgegebene und mit einer Einführung versehene Werk kostet nur 2 Mark. Der erste Dreißigtausend-Druck wurde soeben ausgegeben. Wir empfehlen den der heutigen Nummer anliegenden Prospekt der Beachtung aller Leser.

Digitized by Google

8. April 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 14

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Nationalitäten Mitteleuropas. — **Dr. Heinz Potthoff:** Kriegssparpflicht. — **Dr. Wilhelm Schaefer:** Geschichte als Lebenskunde. — **Max Roloff:** Der Heilige Krieg des Islams. — **Dr. Theodor Heuß:** Krieg und Kunst. — **Dr. Alfred Guttmann:** Nach den westlichen Schlachtfeldern mit dem Kraftwagen. — Eine merkwürdige Prophezeiung. — **D. Gottfried Traub:** Kampfbereitschaft. — **Wilhelm Schremmer:** Drei Burschen. (Gedicht.) — Soziale Bewegung. — **Margarete Treuge:** Bismarck-Literatur. — Eingelaufene Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 30. März.

Ich bin im Waldecker Land. Wir sprechen von den Kriegsopfern der kleinen Städte und Dörfer, von Ernährungsfragen, Sparsamkeit, Durchhalten. Ueberall guter Wille, aber dabei der Wunsch, daß ein ehrenvoller Friede in nicht zu ferner Zeit möglich sein werde. Die Lazarette sind auch hier glücklicherweise halb leer.

Bei Tauroggen glänzende Leistung des ostpreußischen Landsturms, 1000 Gefangene. Bei Krasnopol bis gestern abend 3000 Gefangene. An der Skwa 600 Gefangene. Ueberall wird etwas vom russischen Heer abgebrochen, nur wächst es leider immer wieder nach. Die Russen selbst aber scheinen begriffen zu haben, daß sie nicht wieder nach Deutschland hereinkommen. So wenigstens wird erzählt, daß der französische General Pau vor seiner eiligen Abreise von der russischen Front lebhafte Auseinandersetzungen mit dem Generalstab des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gehabt haben soll, weil er einen unmöglichen Vormarsch nach Deutschland forderte. Die Franzosen wollen von den Russen gerettet werden, beide aber liegen fest.

Russische Berichte besagen, daß in Russisch-Polen 95 große und 4500 kleinere Orte verwüstet seien. An diesen Verwüstungen haben die Russen selbst mehr Schuld als die Deutschen und Oesterreicher. Der Kriegsschaden in Russisch-Polen wird auf 3 Milliarden Rubel angegeben, was natürlich nur eine sehr oberflächliche Schätzung sein kann. Soviel freilich ist klar, daß, wer auch immer Polen nach dem Krieg besitzt, viel Geld hineinstecken muß.

Die Holländer stellen die früher auch von uns erwähnte Nachricht in Abrede, daß sie mit den Vereinigten Staaten ein Bündnis zum Schutze ihrer Kolonien geschlossen hätten.

Der Kaiser lobte tapfere Zaberner Elsässer mit dem Wort: „Gut Zabern!", was sehr erfreulich ist, da es noch immer Leute gibt, die ohne Grund die deutschen Elsässer im allgemeinen verdächtigen. — Wie sollen die Elsässer Soldaten frohen Mutes bleiben, wenn man ihnen nicht brüderlich die Hand reicht?

Der deutsche Marschall Liman v. Sanders ist zum Führer der türkischen Dardanellenarmee ernannt worden. Die Engländer und Franzosen sollen die Insel Lemnos geräumt haben. Tenedos halten sie besetzt. Ueber ihre weiteren Absichten besteht Unklarheit.

Mittwoch, 31. März.

In den Karpathen wird mit unerhörter Heftigkeit gekämpft, nachdem die Belagerer von Przemysl dort eingetroffen sind.

Soweit englische Telegramme zu glauben sind, hat die Reichstagswahl in Japan mit einem Sieg der kriegerischen Regierung geendet, was gar nicht unwahrscheinlich ist, denn Japan hat jetzt viele Möglichkeiten nationaler Machterweiterung, und die Hoffnungen der gelben Rasse steigen. Die Majorität für die Regierung soll mehr als 40 Sitze betragen.

Vor den Dardanellen ist kein neuer Angriff erfolgt. Ein englischer Kriegsrat soll ein Hinausschieben der Beschießung beschlossen haben. Von russischer Seite finden Angriffe auf das Kohlengebiet von Eregli an der Nordküste von Kleinasien statt.

Donnerstag, 1. April.

Heute ist 100jähriger Geburtstag Bismarcks. Vor seinem Denkmal in Berlin und an seiner Grabstätte in Friedrichsruh sammeln sich die Menschen und reden von ihm, als ob er noch unter uns ein Lebendiger wäre, da der große Krieg der Entscheidungskampf darüber ist, ob Bismarcks Werk nur ein geschichtliches Zwischenspiel oder eine große weltgeschichtliche Dauergestaltung ist. Der österreichische Historiker Friedjung schreibt in der „Vossischen Zeitung" über Bismarck und Oesterreich-Ungarn und legt besonderes Gewicht darauf, daß Bismarck das mitteleuropäische Bündnis ursprünglich noch enger machen und durch Parlamentsbeschlüsse zum Bestandteil der Verfassungen erheben wollte. Bei Beginn des Krieges ist in der Tat nicht der Wortlaut des Bündnisvertrages maßgebend gewesen, sondern der innere Sinn, in dem er von Bismarck und Andrássy einst gewollt und entworfen wurde.

Am Morgen berichtet der österreichische Generalstab, daß im Monat März 39 900 russische Soldaten und 183 Offiziere gefangen wurden; am Abend meldet die deutsche Heeresleitung, daß im März vom deutschen Ostheere 55 800 Russen gefangen wurden. Beides zusammen ergibt eine schöne Monatsernte von bald 100 000 östlichen Gefangenen, für die nun Mitteleuropa leider auch die Ernährung mitübernehmen muß.

Nachträglich wird gemeldet, daß infolge der in der Dardanellenschlacht erlittenen Beschädigungen auch der große englische Schlachtkreuzer „Nelson", ein Schiff von 19 000 t, gesunken ist. Der kleine englische Kreuzer „Undaunted", ein Schiff mit 29 Seemeilen Geschwindigkeit, ist von einem englischen Torpedoboot aus Mißgeschick gerammt worden.

Daß auch die ältesten Engländer allmählich durch den Krieg etwas lernen, ersieht man aus der „Westminster Gazette", dem etwas feierlichen Regierungsblatt. Dort heißt es, daß das englische Regierungssystem in Indien veraltet sei, da die gebildeten Kreise Indiens politisch mündig seien. Das klingt auf englisch ungefähr so, wie wenn der Zar auf russisch von seinen „lieben Juden" redet.

Freitag, 2. April.

Am stillen Karfreitag sammeln sich in allen kriegführenden Ländern Hinterbliebene und Verwundete am Bilde des leidenden Erlösers und fragen wohl auch, ob die unendlichen und blutigen Leiden und Opfer nicht bald ein Ende finden können. Dabei aber gehen die Kriegsberichte weiter, und jeder Tag bringt von einer

Digitized by Google

anderen Stelle neue Botschaft von kämpfenden Helden, Märtyrern und Geopferten.

Die Serben, von denen man längere Zeit nichts hörte, haben über die Donau hinweg die alte Grenzstadt Orsowa beschossen und sind von den Oesterreichern durch teilweise Bombardierung von Belgrad bestraft worden. So folgenschwer ist es, daß im Anfang des Krieges die Oesterreicher nicht gleich den östlichen Zipfel des serbischen Landes besetzt haben. Noch immer ist die Donauschiffahrt von den Serben abhängig.

Von Malta aus fahren die französischen Dreadnoughts „Provence" und „Bretagne" und die englischen Schlachtkreuzer „London" und „Lion" in die Gegend der Dardanellen. Truppentransporte von Malta sollen in Vorbereitung sein. Andere Nachrichten sprechen von Abfahrt des Generals d'Amade und seiner etwaigen Landungstruppen von den Dardanelleninseln nach Aegypten. Vorläufig schwer zu glauben.

Auf dem Domplatz in Mailand und in den angrenzenden Straßen haben gewaltsame nächtliche Kundgebungen für und gegen die Kriegsbeteiligung stattgefunden. Die Zahl der Verletzten ist gering.

Sonnabend, 3. April.

Im allgemeinen schließt die stille Woche ruhig. Hindenburg sagt nur: die Lage auf der Ostfront ist unverändert. Im Westen sind Kleinkämpfe in Flandern, bei Pont à Mousson und bei Niederaspach westlich von Mülhausen im Oberelsaß. Die Anwesenheit französischer Truppen an dieser letzteren Stelle beweist, wie wenig dort die langen Kriegsmonate verändert haben.

Der österreichische Bericht enthält größere und wichtigere Kämpfe. Alle russischen Divisionen, die an der Belagerung von Przemysl beteiligt waren, sind an der Karpathenfront aufgetaucht. An einer Stelle, bei Cisna und Berechny-Gorna mußten die Unseren zurückgehen, was in erfreulicher Offenheit mitgeteilt wird. Im Laborczatale, auf den Höhen südlich Virawa und nördlich des Uzsoker Passes wird blutig gestritten. Zwischen Dnjestr und Pruth an der bukowinisch-rumänischen Grenze herrschte nach den erfolgreichen Kämpfen des 1. April gestern Ruhe.

Die englische Admiralität ist bemüht, die Erfolge des Unterseebootkrieges als gering erscheinen zu lassen, indem sie die kleine Anzahl der versenkten 27 Schiffe der Menge fahrender Dampfer gegenüberstellt. Dabei wird aber absichtlich übersehen, daß der Hauptschaden nicht in dem direkten Verlust, sondern in der indirekten Störung liegt, wie sie aus den sehr erhöhten Versicherungsprämien hervorgeht. Einzelne Seeversicherungen schließen ihr Geschäft, weil das Risiko ihre Kräfte übersteigt.

Sonntag, 4. April.

Osterglocken. Auferstehungstag: Das Weizenkorn muß sterben in der Erde, damit es Frucht bringe. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat! Der Tod unserer Getreuen soll nicht vergeblich sein; dafür haben wir anderen zu sorgen. So viel Tod wie jetzt war noch nie! Wird sich der Tod in Leben wandeln?

Der Kaiser hat an den Reichskanzler telegraphiert: „Der Geist der Eintracht wird den Waffenlärm überdauern und nach glücklich erkämpftem Frieden auch die Entwicklung des Reiches im Innern segensreich befruchten. Dann wird als Siegespreis ein nationales Leben erblühen, in dem sich deutsches Volkstum frei und stark entfalten kann." Das ist eine gute Osterpredigt, die hoffentlich zur Tat und Wahrheit wird. Es könnte wohl aber schon jetzt etwas bestimmter über das freie und starke deutsche Volkstum in Preußen geredet werden. Bismarck wartete mit der Herstellung des Deutschen Reiches nicht, bis der Krieg vorbei war. Wenn jetzt, wie der Kaiser sagt, der stolze Bau gekrönt werden soll, zu dem Bismarck den Grund gelegt hat, so ist es bald Zeit, daß sich die Werkmeister an die Arbeit machen.

Montag, 5. April.

Heute ist ein Tag ohne Zeitungen und Kriegsnachrichten. Möge es auch draußen für unsere Truppen ein Tag der Feier sein! Wir leben in Gedanken mit ihnen. Dazu lese ich die schöne und kräftige Darstellung von Professor Baumgarten: „Bismarcks Glaube" bei Mohr in Tübingen 1915. Ein praktisches Seelenbuch! Insbesondere allen Predigern, die jetzt über Krieg und Weltgeschichte auf den Kanzeln zu reden haben, auf das dringendste zu empfehlen. Das ist keine künstlich ausgedachte Kriegsfrömmigkeit, sondern die Lebensgesinnung des verantwortlichen Leiters eines kämpfenden und siegenden Staates. Bismarck war nicht theologisch geschult, aber konnte auf deutsch mit dem Weltgeiste reden und wurde das Werkzeug der Vorsehung. Das läßt sich von manchem alten Propheten nicht sagen. Hier ist kein „du sollst!", sondern ein „so war er!" Osterfreude und Ostersonne im Kriege.

Dienstag, 6. April.

Am Yserkanal südlich Dixmuden wurde in den Ostertagen der Ort Drie Grachten besetzt und verteidigt. Starker feindlicher Angriff südlich von Varennes zusammengebrochen. Minensprengungen im Priesterwalde bei Pont à Mousson.

Im Nordosten fast völlige Ruhe. Fortsetzung der Karpathenkämpfe an den bisherigen Stellen. Verteidigung des südlichen Ufers des Dnjestr. Etwa 3400 Russen gefangen. Dafür aber redet auch der russische Bericht von vielen Gefangenen.

Der türkische geschützte Kreuzer „Medjidie" lief im Schwarzen Meer auf eine Mine und sank, leider ein gutes Schiff von 1903.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 30. März.

Was nützen die Getreidehöchstpreise der Bevölkerung, wenn nicht für entsprechende Mehlpreise gesorgt wird! Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen hat in einer Eingabe an die Reichsregierung gefordert, daß sie der Spannung zwischen Mehl- und Getreidepreisen ihre Aufmerksamkeit schenkt. Er beleuchtet die Sachlage durch folgende interessante Zahlenaufstellung:

		Weizen			Roggen		
		Getreide	Mehl	Spannung	Getr.	Mehl	Spannung
1914	Jan./März	189	245	56	154	202	48
1915	Januar	262	419	156	222	352	130
	Februar	265	425—435	165	225	420—440	205
	März	268	437—465	183	228	435—465	222

Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Steigerung des Gewinns der Mühlen in keinem Verhältnis mehr steht zu den gesteigerten Produktionskosten. Die Kriegsgetreidegesellschaft verteidigt sich übrigens in einer längeren Darstellung ihrer Arbeit gegen die Vorwürfe, die gerade hinsichtlich der Mehlpreise gegen sie erhoben sind, und stellt eine Herabsetzung in Aussicht.

Ich blättere in früheren Heften dieser Chronik. Hat sich etwas gegen damals verändert in dem äußeren und seelischen Bild unseres Lebens? Doch. Die Trauerkleider auf den Straßen werden häufiger. Zahlloser Mütter Bangen ist ein Ende gesetzt durch die schmerzliche Entscheidung. Man sieht zunehmend mehr Frauen als Stellvertreter der Männer. In der Straßenbahn findet man sie jetzt schon als Schaffner bei den Triebwagen, während sie bis jetzt nur vereinzelt in den Anhängern dienten. Sie gehen frisch und gewandt an die ungewohnte Sache. Wo sie an den Haltestellen gemeinsam auf die Ablösung warten, kann man sehen, wie sich schon so eine besondere Art Kollegialität bei ihnen herausgebildet hat.

Ist in der Stimmung etwas verändert? Gewiß — die Zeit an sich, die Dauer, verwandelt. Aber dieser Wandel ist nichts weniger als ein Erlahmen des Willens. Im Gegenteil. Viele Entschlüsse

Digitized by Google

und Aufschwünge der ersten Wochen hat die Zeit nun befestigt und in bleibende Entschlossenheit und Opferbereitschaft verwandelt, in eine Richtung des Willens, an Stelle einer bloßen Getragenheit durch das Gefühl.

Das bedeutet bei einem Teil Befestigung der Feindschaftsgefühle. Bei anderen wird die Sehnsucht stärker nach Wiederherstellung der menschlichen Gemeinschaft, die alle Kulturvölker einigt. Sie empfinden die Vergiftung der Luft über Europa je länger je mehr schmerzlich. (Organ dieser Stimmungen ist die Zeitschrift „Die weißen Blätter".) Aber selbst wenn das Bewußtsein dieser tausendfach verwundeten Menschlichkeit — verwundet durch Haß und Entstellung — uns alle oft quält, so hat das nichts zu tun mit der festen Ueberzeugung, daß bis zum ehrenvollen Frieden weiter durchgehalten werden muß.

Die Auseinandersetzung in der Sozialdemokratie geht weiter. Heine teilt mit, daß die „Daily Mail" Liebknecht als „zweiten König von Potsdam" gefeiert habe (Du lieber Himmel!) und als „Symbol des Deutschland, mit dem wir uns versöhnen werden". Interessanter als diese Seite des Kampfes ist eine Broschüre grundsätzlicher Art von Cunow — eine Abrechnung mit dem Marxismus auf Grund der Kriegserfahrungen, die nichts schlagender bewiesen haben als die Widerstandskraft der „kapitalistischen Gesellschaft".

Im hessischen Landtag stimmten die Sozialdemokraten für das Budget.

Mittwoch, 31. März.

Die Fabriken für Militärbedarf, insbesondere Munition, werden nur einen Osterfeiertag feiern!

Die Eisenbahnverwaltungen geben Anweisungen zur Vereinfachung der Speisekarte in den Bahnhofswirtschaften. Diese Forderung macht eine Regelung der übrigen Gastwirtschaften noch dringender. Warum sollen die Bahnhofswirtschaften in ihrem Besuch darunter leiden, daß sie sich kriegsgemäßer einrichten als die anderen Restaurants?

Das Publikum achtet eifrig auf Innehaltung des Kuchenbackverbotes zu Ostern. In einer Mehlhandlung kaufte eine Frau Hefe. Heftiger Protest aller anwesenden Käuferinnen — trotz ihrer Beteuerungen, sie wolle ja nicht backen. Man sah, daß die Leute schon ganz zu gegenseitiger Polizei geworden sind, was sehr gut ist. Berlin beschwert sich, daß Hamburg noch Kuchen essen darf!

Donnerstag, 1. April.

Der Bismarcktag. Die Fahnen wehen in der hellen, wenn auch noch nicht sehr kräftigen Frühjahrssonne, und die Zeitungen spenden ihre großen Aufschriften nicht den Gegenwartsereignissen, sondern den Gedenkfeiern. „Der Bismarcktag." Es ist eine seltsam sinnvolle Fügung, daß die Geschichte diesen Gedenktag den beschaulichen Phrasen und den spekulierenden Betrachtungen entrückt hat. Wie anders breit hätte die Gedächtnisliteratur ausgeladen, wenn der Gedenktag als dankbarer Gegenstand in stille Zeit gefallen wäre. So wird alles, was gesagt wird, Rede und Aufsatz, vor der Kritik des eisernen Tages von selbst knapp und wuchtig, gegenständlich und wahrhaftig. Und die Menschen verstehen die Tat der Reichsgründung besser, weil ihnen die Worte „Blut und Eisen" heute etwas anderes sind als Schlagworte der patriotischen Literatur.

Das Berliner Straßenleben zeigt das übliche Bild der Tage, an denen alles nach dem Brandenburger Tor strömt. Der Westen ausgestorben. Wachsende Fülle nach dem Stadtinnern am Brandenburger Tor und in dem Teil des Tiergartens um den Reichstag herum. Nur wenige von den vielen Festlichgestimmten konnten an der Feier am Bismarckdenkmal teilnehmen, aber weit über die knospenden Bäume des Tiergartens hin trug der Frühlingswind die hellen, jubelnden Stimmen der Schulkinderchöre von der Freitreppe des Reichstagsgebäudes.

Der Bundesrat hat neue Bestimmungen zur Volksernährung herausgegeben. Futtermittelbeschlagnahme mit Freilassung der aus dem Auslande eingeführten. Abgabe durch eine Bezugsvereinigung der deutschen Landwirte nur an die Kommunen zur weiteren Verteilung an die Viehhalter. Von den Gemeinden wird wahrlich in dieser Zeit eine Kraftprobe verlangt!

Dem Mißbrauch, daß alle Speisekartoffeln zu Saatkartoffeln erklärt werden, um höhere Preise zu erzielen, und dem Wucher mit Saatkartoffeln wird gesteuert durch eine Verordnung, nach der Saatkartoffeln vom 25. April ab unter die Höchstpreise für Speisekartoffeln fallen; bis dahin gelten als Saatkartoffeln nur die aus Saatgutwirtschaften stammenden.

Schließlich: wir bekommen wieder Weizenbrot zu essen, unter der Bedingung, daß das Mehl auf 93 Proz. ausgemahlen ist. Statt Kartoffelzusatz sind andere Stoffe zulässig (Mais-, Erbsen-, Bohnenmehl usw.).

Freitag, 2. April.

Karfreitag. Mehr als die religiösen Betrachtungen in den Zeitungen packt eine kleine beiläufige Notiz: ein deutscher Pfarrer aus Santiago hat bei Kriegsausbruch keinen anderen Weg gefunden, sich nach Deutschland durchzuschlagen, als indem er über die vereisten Cordilleren wanderte. Es gelang ihm, unentdeckt hierher zu kommen. Er wurde hier in die Truppe eingestellt und ist bei einem Sturmangriff am 11. März gefallen. Wie viele Hunderte von deutschen Männern haben sich so durch tausend Fährnisse hindurchgekämpft — zum Tode für ihr Vaterland! Es sich so viel kosten lassen, nur um hier zu sterben! Nach rein menschlichem Maß liegt etwas Sinnloses darin, und doch fühlen wir genau, daß dieser Tod hundertmal mehr wiegt als ein in bescheidener Nützlichkeit verbrachtes Leben. Wieviel Kraft wird von diesen heldenhaften Opfern auf alle künftige Jugend ausgehen — mehr, als jemals die kleine Leistung eines kleinen Lebens Kraft hätte spenden können!

Zur Sicherstellung der nächsten Ernte hat der Bundesrat den Verwaltungsbehörden das Recht gegeben, landwirtschaftliche Gelände, die von ihren Eigentümern nicht bestellt werden, den Kommunalverbänden zur Nutzung zu übergeben.

Sonnabend, 3. April.

Der Arbeitsmarkt zeigt wachsenden Arbeitermangel und immer stärkere Beschäftigung von Frauen in männlichen Berufen. Was man anfangs in höherem Maße erwartete, als es eintrat: das Einrücken eines weiblichen Ersatzheeres auf dem Arbeitsmarkt, vollzieht sich jetzt. Hätte man früher mit dem Anlernen begonnen, so wäre es jetzt leichter, die leer werdenden Posten zu besetzen!

Die Nachricht von dem Tode eines Mitarbeiters, Professors Wernicke aus Braunschweig, berührt ganz besonders schmerzlich. Anfang des Krieges fiel sein einziger Sohn. Jetzt nimmt der Tod einen kraftvollen Vertreter des neuen Deutschland und seines Geistes aus seiner Arbeit, einen Mann, der neben seiner Professur der Mechanik an der technischen Hochschule in Braunschweig und der Leitung einer Oberrealschule dort ein Kantforscher und in der Welt des deutschen Humanismus innerlichst zu Hause war. Er suchte die Synthese, die zu finden unsere besonders geistesgeschichtliche Gegenwartsaufgabe ist: zwischen Technik und humanistischer Kultur, zwischen dem alten und dem neuen geistigen Deutschland.

Ostern, 4. und 5. April.

Wenn man am Ostervorabend durch unsere Straßen geht, erinnert beinahe nichts an den Krieg. Ausgenommen die große Zahl der Soldaten, die auf den Bürgersteigen und in den Läden sich mit den anderen drängen. Es herrscht die übliche, vorfestliche Geschäftigkeit. Der einzige Unterschied gegen sonst ist die Verarmung der Kuchenläden.

Die Ostertage sind trübe, kühl und doch schon so frühlingsmäßig. Kirchen gedrängt wie jetzt immer. Aber man sieht es immer wieder, wie fast unmöglich es heute ist, noch stark und groß in Worten zu sein. Die Maße unserer Reden sind auf die breite Beschaulichkeit des Friedens eingerichtet. Jetzt kommt einem jedes Wort, das Altgewohntes sagt, so überflüssig vor.

Am zweiten Ostertag die Beerdigung des Vorsitzenden unseres deutschen Lehrerinnenvereins in England. Auch ein kleiner Stein in dem großen Mosaik des Krieges. Denn es war letzten Endes der Zusammenbruch eines Lebenswerkes, der hier die Lebensenergie gebrochen hat.

Digitized by Google

Naumann / Die Nationalitäten Mitteleuropas

Je gewaltiger der Krieg ist, desto eindringlicher lehrt er, daß kleine Staaten nur dann unabhängig sein können, wenn sie fern von den Heerstraßen der Großvölker sitzen. Man sieht es eben jetzt an Rumänien und Bulgarien, wie sie sich drehen und wenden, um nicht überrannt und um ihre Zukunft betrogen zu werden. Was wird aus ihnen, wenn etwa die Russen in Konstantinopel einziehen? Dann kann die Mühe, die sie sich seit vielen Jahrzehnten gegeben haben, mit einem Male vergebens gewesen sein. Dann haben sie den Traum der staatlichen Selbständigkeit geträumt, ohne doch irgendwie zur Erfüllung zu gelangen. Dann geht es den Rumänen und Bulgaren, wie es den Finnen, Letten, Esthen, Polen, Ruthenen in Rußland geht: verlorenes Volk!

Aber was soll denn ein Kleinvolk machen, wenn es zum Herrschen zu schwach und zum Knechtsein zu stolz ist? Das ist die Frage aller Nationalitätsteile von Finnland bis nach Armenien. Was sollen sie tun?

Nehmen wir die Rumänen zum Ausgang unserer Erörterung. Es leben nach den Angaben in Hübners geographisch-statistischen Tabellen (1914):

Rumänen in	Rumänien	5 490 000
„	„ Ungarn	2 950 000
„	„ Galizien	280 000
„	„ Rußland	1 120 000
„	„ Bulgarien	80 000
„	„ Serbien	?

Diese Ziffern sind, soweit Rußland und Bulgarien in Betracht kommen, etwas veraltet, waren auch vielleicht von vornherein nicht ganz richtig, sind aber genügend zur allgemeineren Beurteilung der Lage. Rumänien müßte, um Nationalstaat im vollen Sinne des Wortes zu werden, in Ungarn bis Großwardein und fast bis Belgrad reichen, und andererseits jenseit Kischinew den Dnjestr erreichen, es müßte nach Serbien hin die Donau überschreiten und in die Bukowina eindringen. Aber um so weit zu kommen, müßten die Magyaren und Deutschen in Siebenbürgen und viele versprengte Kleinrussen, Ruthenen, Slowaken und Serben von Rumänien eingeschlossen und politisch entwaffnet sein, da diese Nachbarvölker nicht mit Rücksicht auf einen übersichtlichen rumänischen Nationalstaat angelegt sind.

Die Polen verteilen sich, wie bekannt, auf die drei Teilungsmächte:

Polen in	Rußland . . .	7 930000 (veraltete Ziffer)
„	„ Preußen . . .	3 500000
„	„ Oesterreich . . .	4 970000

Am klarsten ist die polnische Grenze gegenüber Ungarn und Oesterreich, sehr zerflossen ist sie in Preußen, ganz verschwommen östlich der Weichsel und darüber hinaus. Die von den Polen gewünschte Wiederherstellung würde ohne weiteres viele Deutsche, Litauer, Weißrussen und Kleinrussen in den ihnen fremden polnischen Staat hineinzwängen.

Aehnliches können wir über die Nationalitätsidee der Serben-Kroaten-Dalmatiner und über die der Tschechen-Slowaken ausführen. Es genügt aber das bisher Gesagte, um einige grundsätzliche Erwägungen über das geschichtliche und natürliche Recht der Nationalitäten anzuknüpfen.

Da wir Deutschen im vergangenen Jahrhundert die Fertigstellung des Deutschen Reiches mit Hilfe und unter der treibenden Kraft des Nationalitätsgedankens erlebt haben, so müssen wir geneigt sein, dem Nationalitätsgedanken überall seine Daseinsberechtigung zuzuerkennen. Es ist kein gutes Verfahren, das völkische Prinzip nur bei uns hochzuhalten und bei anderen zu mißachten, denn dadurch widersprechen wir uns selbst und entfremden uns die Seelen aller ringenden Völker. Aber wir Deutschen dürfen auch hinzufügen, daß gerade wir unter Bismarck ein Beispiel gegeben haben, daß ein starkes Nationalvolk auf einen Teil seiner Sprach- und Blutsverwandten mit Bewußtsein verzichtet hat, um größeres geschichtliches Unheil abzuwehren. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Bismarck sich in den Jahren 1866 oder auch 1876/77 mit den Russen und Ungarn über eine Zerteilung der Donaumonarchie verständigen konnte, bei der die 10 Millionen Deutschen in Oesterreich und wohl auch die 2 Millionen Deutschen in Ungarn stärkeren Anschluß an die deutsche Volkszentrale gefunden hätten. Das würde er getan haben, wenn er nichts anderes als der Nationalpolitiker gewesen wäre, wie ihn die kleineren Volkstümer für sich erstreben, dann würde sein einziger und alles beherrschender Gesichtspunkt die Angliederung der Stammverwandten gewesen sein. Da er aber aus besserer geschichtlicher Schule kam, so sah er weiter und dachte an Europa. Damit schützte er indirekt auch die galizischen Polen und Rumänen vor russischer Ueberwältigung. Er war nicht aus Schwäche, sondern aus Weisheit ein Erhalter Oesterreich-Ungarns, und fast sein ganzes Volk gibt ihm heute darin recht. Auf dieses geschichtliche Maßhalten stützen wir uns, wenn wir kleineren vorwärtsdrängenden Völkern den Rat geben, nicht einseitig nur um jeden Preis die eigene Staatseinheit und Staatshoheit als höchstes Gut zu erstreben. Das Streben ist grundsätzlich berechtigt, kann aber politisch sehr falsch sein.

Als nämlich die Völkerkarte von Europa in den Wanderungen und Schiebungen des Mittelalters entstand, nahm die damalige Entwicklung keinerlei Rücksichten auf zukünftige abgerundete, verteidigungsfähige Nationalstaaten. Die Vorsehung arbeitete, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht mit dem Ziel der Nationalstaaten, am wenigsten an der Weichsel und an den Karpathen. Wie wäre es sonst möglich, daß Ostpreußen deutscher wurde als Westpreußen, daß zwischen Nord- und Südslawen sich so grundverschiedene Rassen einschoben oder Platz behielten wie Magyaren und Rumänen? Die Weltgeschichte war unsystematisch und hinterließ eine vielfarbige, marmorierte Bevölkerungsfläche. Diese nun nachträglich in Normalquadrate umzuschneiden, wird unmöglich sein. Das bedeutet, daß es kein unbedingtes Naturrecht oder Geschichtsrecht auf reine Nationalstaaten geben kann. Auch wir Deutschen haben anerkennen müssen, daß es in der wirklichen Welt verwickelter zugeht als in unserer nationalen Theorie, so herrlich und kräftig diese auch war und ist.

Und was hat es für einen Zweck, Nationalstaaten erzwingen zu wollen, die dann doch, sobald sie entstanden sind, wieder die Zwietracht in sich tragen und nach außen abhängig werden, weil sie zu klein sind für eigene Sicherheit? Der Friede Europas beruht nicht auf möglichster Zerstückelung, sondern auf Herstellung eines großen duldsamen und tragkräftigen mitteleuropäischen Staatengebildes. Das ist der Schutz vor Rußland und der Schutz vor gegenseitiger endloser Bekämpfung! Einen solchen weitherzigen Mittelstaat müssen wir als den Willen der Weltgeschichte ansehen lernen, weil jeder andere Gestaltungsgedanke noch viel verworrener ist.

Digitized by Google

Es zwingt uns die geographische Lage und die militärische Wucht der Zeit.

Sehr bemerkenswert ist, wie allseitig bei Bismarcks hundertstem Geburtstag gerade seine deutsch-österreichische Versöhnungspolitik gepriesen worden ist. Die Menschen fühlen richtig, daß in diesem Punkt Bismarck der große Ratgeber der dunklen Gegenwart zu sein hat. Erst lernten wir von ihm Nationalsinn, und nun sollen wir und andere von ihm lernen, den Nationalsinn in eine noch größere lebensfähige Staatsform hineinzugießen, weil sonst das erworbene Lebensgut gefährdet bleibt. Wir lassen mit vollem Bewußtsein dem Doppelstaate an der Donau seine 12 Millionen Deutschen, damit eine Grenzmauer gegen Rußland entsteht, die noch für weitere Kämpfe ausreicht. Wer diese Mauer mitaufrichten will, gehört zu uns, ob er ungarisch, tschechisch, polnisch oder ruthenisch spricht. Im Staatenverbande Mitteleuropa müssen dann unsere kleineren Nachbarvölker ihre nationale Bewegungsfreiheit finden, damit sie den Verband mit uns tragen und verteidigen. Das ist sicherlich keine einfache und behagliche Aufgabe für alle Beteiligten, und es steckt in ihr mehr Arbeit, als wir heute ahnen, aber es gibt in aller Welt kein anderes Verfahren, um gegen das wachsende, menschenquellende Russentum gerüstet zu bleiben.

Heinz Potthoff / Kriegssparpflicht

Die große Regel der deutschen Volkswirtschaft in diesem Kriege heißt: nicht Geld sparen, sondern Material, vor allem Nährwerte. Und für alle Begüterten gibt es nichts Verkehrteres, als in diesem Jahre Geld auf die hohe Kante legen zu wollen. Hoffentlich sorgt eine Erhöhung des Steuersatzes für die Vermögenszuwachssteuer bei der ersten Erhebung Ende 1916 dafür, daß alle, die in diesem Jahre der Volksnot neuen Besitz erwerben, wenigstens einen bescheidenen Teil davon wieder der Allgemeinheit zur Verfügung stellen müssen.

Aber es gibt auch Kreise, denen man die Pflicht, Geld zu sparen, predigen muß. Und diese Kreise gehören zu den sogenannten Unbemittelten, den Besitzlosen, den Proletariern, die sonst wenig Neigung und auch wenig Grund zum Sparen haben. Der Krieg hat in einer Reihe von Industrien nicht nur eine ungemein lebhafte Beschäftigung, sondern auch eine beträchtliche Steigerung der Löhne gebracht. Vor allem in der Eisenindustrie und hier wieder am meisten, soweit es sich um die Herstellung von Munition, Waffen und anderem Kriegsbedarf handelt. In Düsseldorf z. B. verdienen sechzehnjährige Jungen, die als Aushelfer bisher für 1—2 Mark täglich beschäftigt waren, heute 3 bis 5 Mark. In ähnlicher Weise sind die meisten Lohnsätze gestiegen, und da die Facharbeiter (Dreher, Schlosser usw.) schon immer verhältnismäßig gute Löhne erhielten, so sind infolge der Verdoppelung jetzt Tagessätze von 10 Mark, 12 Mark, ja auch 15—20 Mark keine Seltenheit.

Solche Verdienste werden natürlich nur mit einer außerordentlichen Anspannung der Arbeitskräfte, Verlängerung der Arbeitszeit, Ueberstunden und Nachtarbeit erzielt. Jeder vernünftige Mensch wird sich über die Lohnsteigerung freuen; denn es handelt sich vorwiegend um Heereslieferungen, an denen — leider — klotzig verdient wird. Es ist sozial sehr zu begrüßen, wenn ein möglichst großer Teil der Kriegsübergewinne an die arbeitenden Massen kommt; es ist volkswirtschaftlich sehr günstig, wenn die Kaufkraft der Massen dadurch gestärkt wird. Und gerade bei den stark steigenden Preisen fast aller Lebensmittel wird man ein gleiches Steigen der Einnahmen für notwendig halten müssen.

Aber — man verkenne auch die Kehrseite nicht. Wenn solche erhöhten Einnahmen in der sonst gewohnten Weise ziemlich restlos verbraucht werden, so helfen sie an der übertriebenen Steigerung der Nahrungspreise mit, vermindern den Widerstand des Arbeiterhaushaltes gegen den Nahrungswucher, der sich in einer recht betrübenden Weise breitmacht, und der wohl nur durch einen organisierten Konsumentenboykott bekämpft werden kann. Vor allem aber gewöhnt sich ein Teil der Arbeiterschaft an eine Lebensführung, die sie nach dem Frieden nicht aufrechterhalten kann. Wie groß der Teil ist, auf den das Gesagte zutrifft, entzieht sich meiner Schätzung. Aber ich halte ihn für ziemlich erheblich. Denn von den annähernd 15 Millionen gewerblicher Arbeiter ist doch ein ziemlicher Prozentsatz nicht im Felde; und die glänzende Konjunktur mit Arbeitermangel erstreckt sich auf einen weiten Bezirk unserer Wirtschaft.

Nach dem Frieden werden die Heereslieferungen zwar nicht aufhören, aber doch viel ruhiger werden. Das Eiltempo, das nicht nach Preisen fragt (und leider nebenbei zahllosen unnützen Zwischenhändlern eine unsoziale Bereicherung gestattet), macht einem vernünftigeren Disponieren Platz. Millionen von Arbeitskräften strömen in die Heimat zurück und suchen nach Tätigkeit. Das wird ganz sicher einen Druck auf die Löhne bringen, und wir können froh sein, wenn diese sich durchschnittlich auf dem Stande vor dem Kriege halten. Wenigstens für den Anfang. Allmählich ist ja wohl — nach einem vollen Siege unserer Waffen und einer ausgiebigen Kriegskostenentschädigung! — ein allgemeines Aufgehen einer guten Zeit, eine Ausdehnung aller Betätigung zu erwarten, die auch allgemein die Arbeitslöhne in die Höhe treiben wird. Aber vorher können ein oder einige Jahre des Lohndruckes liegen.

Umgekehrt scheinen mir hohe Lebensmittelpreise für die ganze Dauer des Krieges und für die Zeit unmittelbar nach dem Frieden sicher. Denn die ganze Welt ist in den erhöhten Bedarf und die Zerstörung einbezogen. In der ganzen Welt wird die Ernte 1915 mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, die Frachten und Versicherungssätze werden wegen Schiffsmangels und Minengefahr hoch bleiben. Eine besonders reiche Ernte könnte das ausgleichen; aber damit dürfen wir nicht rechnen. Wann und ob überhaupt im zweiten oder dritten Jahr ein Ausgleich eintreten, der Preis für Brot, Fleisch usw. herabgehen wird, steht dahin.

Es ist also für die Zeit nach dem Frieden eine Störung des Arbeiterhaushaltes zu erwarten, wenn dieser sich daran gewöhnt hat, die gegenwärtigen hohen Einnahmen restlos zu verbrauchen. Deswegen scheint es mir dringend erwünscht, daß ein Teil der Lohnerhöhung aufgespart wird, damit einerseits jetzt der Konsum sich nicht an zu hohe Ausgaben gewöhnt, anderseits in der flaueren Zeit ein Zuschuß zu den dann knapperen Mitteln vorhanden ist. Das würde zugleich dem Bedürfnis nach einer Einschränkung im Verbrauche der wichtigen Nahrungsmittel entsprechen. Und niemand wird behaupten, daß von Löhnen, die 10 Mark täglich (in der ganzen Familie!) übersteigen, oder die sich gegen 1913 verdoppelt haben, nicht leicht gespart werden kann.

Digitized by Google

Ein staatlicher Sparzwang liegt bekanntlich in unserer sozialen Versicherung. Er ist zu bescheiden und dient auch anderen, als den hier berührten Zwecken. Eine weitergehende Sparpflicht durch Gesetz ist schon früher für die jugendlichen Arbeiter vorgeschlagen worden. Ein durchaus erwägenswerter Gedanke; aber ob gerade jetzt Zeit und Neigung zu seiner Verwirklichung vorhanden sein wird? — Von einem allgemeinen staatlichen Zwange wird man absehen müssen, schon weil die Verhältnisse zu verschieden sind. Aber dringend zu wünschen wäre, daß die Arbeiter selbst und ihre Gewerkschaften, die Arbeitgeber und die Sparkassen sich mit der Frage beschäftigen.

Wenn eine Maschinenfabrik ihre Arbeiter zu dem Abkommen drängt, daß von dem 10 Mark täglich übersteigenden Lohne die Hälfte gespart werden muß, so kann niemand das unsozial schelten, wenn der Unternehmer es ehrlich meint, d. h. nicht die Sparsumme ins Geschäft nimmt, sondern sie einer mündelsicheren Sparkasse zuführt und vielleicht einen Zuschuß zur Verzinsung gibt. Wenn der Arbeitgeber jugendlichen Angestellten, die nicht Familienerhalter (an Stelle des im Felde stehenden Vaters) sind, den Lohn nur bis zu 3 Mark täglich bar ausfolgt, den Rest aber spart, so ist das sehr verständig. Und die Gewerkschaften würden sich gewiß nichts vergeben, wenn sie zu solchen Einrichtungen mitwirkten (namentlich da, wo Tarifverträge bestehen). Auch die öffentlichen Sparkassen und die Vereinskassen könnten einiges tun, um die Arbeiter durch Erleichterungen und gute Verzinsung zum Sparen anzuregen.

Hier könnte vielleicht auch eine gesetzliche Nötigung eingreifen. In Städten, deren Bevölkerung zu einem sehr erheblichen Teile aus gewerblichen Arbeitern besteht, wo infolge des Krieges allgemein gut verdient wird und für später aus den angedeuteten Gründen eine Verlegenheit weiter Bevölkerungskreise zu befürchten ist, könnte eine Bundesratsverordnung die Gemeinde ermächtigen, durch Ortsstatut einen bescheidenen Sparzwang einzuführen. Da seine gesetzliche Grundlage mit dem Wiedereintritte der ordentlichen Rechtsverhältnisse wegfiele, so wäre volle Sicherheit, daß es sich nur um eine vorübergehende Kriegsmaßregel handelte. Wenn diese sich als richtig und segensreich bewährt und die Grundlage für irgendeine dauernde Maßnahme bietet (man könnte an eine Verbindung mit der Versicherung gegen Stellenlosigkeit denken), um so besser.

Jedenfalls müssen alle Beteiligten heute eine Frage wie die vorliegende ohne theoretische Voreingenommenheit einfach nach ihrer praktischen Bedeutung beurteilen und ohne viel Bedenken das als richtig Erachtete tun.

Wilhelm Schaefer / Geschichte als Lebenskunde

Wer die Dinge der Welt mit umfassendem Sinn betrachtet, pflegt sich frei zu halten von ganz einseitiger Parteinahme in den Streitfragen der Menschheit. Er weiß, daß die Kraft des allgemeinen Daseins sehr stark auf Reibungen und Spannungen beruht und viele Fortschritte sich aus Gegensätzen heraus entwickeln. Eine solche Spannung ist es auch, die immerfort zwischen Wissenschaft und Leben besteht. Es gibt eine Lehre, die den Satz, daß die Wissenschaft lediglich um der Wahrheit willen da sei, so auf die Spitze treibt, daß sie jede Rücksicht auf Forderungen des Lebens verschmäht. Und es gibt die gegenteilige Meinung, die den Wert der Wissenschaft nach dem Nutzen bemißt, den die Forschung für das praktische Leben abwirft. In der Idee ließe sich eine Vereinigung der beiden Gegensätze herstellen; denn im letzten Grunde kommt gewiß die strengste Wissenschaft dem Leben am allermeisten zugute. Aber dieser Erfolg tritt nicht so unmittelbar zutage, weil geistige Wirkungen überhaupt die oft verkannte Eigenschaft besitzen, daß sie sich erst auf verborgenen Umwegen einstellen. Soweit die Wissenschaft aber im einzelnen Gelehrten verkörpert ist oder in einer bestimmten Richtung oder Schule Gestalt annimmt, wird sie gewöhnlich eine ihrer beiden Wesensseiten in den Vordergrund rücken.

Man werfe einen Blick auf unsere Geschichtswissenschaft. Es gab immer Historiker, die sich um die Fragen und Nöte ihres Zeitalters nicht kümmerten, sondern sich ausschließlich ihren Fachstudien hingaben. Und es gab immer auch andere, die ihre Forschungen in Berührung zu bringen suchten mit den Aufgaben des Lebens. Und ähnlich steht es mit ganzen Epochen der Geschichtschreibung. Wir hatten eine Zeit, da war die deutsche Geschichtschreibung tief verflochten mit den politischen Idealen des Volkes. Man denke an Treitschke oder Sybel. Und dann kam eine andere Zeit, in der sich der Zusammenhang zwischen Forschung und Volksleben lockerte. So war es im ganzen während der letzten Jahrzehnte.

Heute sieht es so aus, als ob der Krieg aufs neue eine innige Wechselwirkung schaffen wird zwischen Wissenschaft und Wirklichkeit. Es gibt kaum einen namhaften deutschen Historiker, der nicht hervorgekommen wäre aus seiner Studierstube, um mit seiner Wissenschaft hineinzuleuchten in den Hintergrund dieser ungeheuren Weltbewegung. Und waren es auch einstweilen nur Flugschriften oder Reden, was wir bekamen, so können wir doch erwarten, daß die kommende Zeit uns nun wieder eine historisch-politische Literatur großen Stils bringen wird, in der die wissenschaftliche Wahrheit sich zusammenfindet mit dem tiefen Pathos dessen, was unser Volk erlebt. Eine Geschichtschreibung wird wachsen, die als Lebenskunde gelten kann.

Natürlich waren schon vor dem Kriege Geschichtswerke vorhanden, die man lesen konnte in der ausgesprochenen Absicht, einen tieferen Einblick zu gewinnen in das politische Leben der Gegenwart. Marcks und Lenz haben uns den alten Kaiser und Bismarck dargestellt, Hermann Oncken hat über Bennigsen und Lassalle geschrieben, Lamprecht hat die jüngste deutsche Vergangenheit in Verbindung gebracht mit seinen Anschauungen vom gesamtdeutschen Geschichtsverlauf. Namentlich hat Friedrich Meinecke wiederholt historische Probleme bearbeitet, in denen wir ernste Lebensfragen unserer Zeit unmittelbar wiederfinden. Und selbst scheinbar abseits liegende Werke wie Delbrücks Geschichte der Kriegskunst oder Poehlmanns Geschichte des antiken Sozialismus kann man in diese Reihe hineinrechnen. Aber im ganzen überwiegt doch in allen diesen Büchern die rein historische Gedankenrichtung: der Rückblick auf das Gewesene. Nur stellenweise fühlt man, daß die Verfasser auch etwas wissen von der im Volk vorhandenen Sehnsucht nach dieser oder jener Zukunftsgestaltung unserer deutschen Verhältnisse. Oder vielmehr: sie wissen wohl davon, aber sie haben alle diese ethischen, sozialen, politischen Bestrebungen nie so recht ernst genommen. Nicht als ob sie uns kurzlebige Tendenzschriften hätten schreiben sollen! Deren gibt es übergenug. Aber es läßt sich doch eine historische Betrachtungsweise vorstellen, die das Ziel ihrer Darstellung aus der Gegenwart nimmt, die eine zukunftsreiche Idee geschichtlich begründet und dabei etwas Größeres zustandebringt, als eine Apologie irgendeiner Bewegung. Daß die Geschichte mehr ist

Digitized by Google

als ein Forschungsgebiet, daß sie eine Lebensmacht darstellt, davon ist in unserer historischen Literatur nicht allzuviel zu spüren. Freilich war unser öffentliches Leben so völlig zersplittert, so wenig einfach, daß es unendlich schwer war, die großen Linien herauszufinden. Nun hat der Krieg auch dieses verworrene Bild mit einem Schlag verändert. Wir fragen wieder alle miteinander: Warum leben wir? Wohin sollen wir steuern? Und wir wollen um der Zukunft willen wieder wissen: woher kommen wir?

Am meisten fühlen wir uns von unseren Historikern verlassen, wenn wir über unsere Grenzen hinausschauen und Europa und die Welt kennenlernen wollen. Wohl gibt es auch hier etwa die große Europäische Staatengeschichte, die Heeren und Ukert einst begonnen haben und in deren Bänden viel Wertvolles verborgen ist. Aber es ist verborgen; die Allgemeinheit findet selten den Weg dorthin. Und was wir sonst an historischen Werken über Rußland, den Balkan usw. haben, ist, von Ausnahmen abgesehen, wenig durchdrungen vom Pulsschlag des Lebens. Es weht in all diesen Blättern wenig Zeitgesinnung, wenig Gefühl für den ewigen Zusammenhang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Ganz besonders auffällig ist es, daß uns Oesterreich-Ungarn historisch so fremd ist. Wir haben Friedjungs ausgezeichnete Bücher; wir können etwa Wertheimers dreibändigen Andrassy lesen. Aber diese Bücher sind oft allzu eingehend und für die meisten Deutschen nicht leicht lesbar. Und nun regt sich heute überall das Bedürfnis, unseren Bundesgenossen richtig zu verstehen. Man hört die widersprechendsten Urteile über den Stand seiner Kräfte. Und man erkennt, daß es zur Würdigung Oesterreich-Ungarns nicht ausreicht, wenn man einmal auf einer Riesengebirgswanderung den Böhmischen Kamm betreten oder in Sterzing Tiroler Landwein getrunken hat. Sollte es nicht einen Historiker reizen, uns einmal die Lebensgeschichte dieses eigentümlichen Staatswesens zu erzählen, nicht mit sämtlichen Kriegen und Staatsaktionen, sondern mit Auswahl dessen, was dem Verständnis der Gegenwart dient?

Nicht anders die Weltgeschichte. Dietrich Schäfers Weltgeschichte ist ein Werk aus einem Guß, aber abstrakt politisch und doch auf einem zu engen Lebensbegriff aufgebaut. Helmolts und Ullsteins Weltgeschichten scheinen auch nur eine geringe praktische Wirkung zu tun. Sie sind in gewisser Weise auch ein Denkmal unserer Zeit. Aber es ist hauptsächlich der Geist des historischen Spezialistentums, der sich in ihnen spiegelt. Eine Mitarbeit an der Neugestaltung unserer inneren und äußeren Welt ist von ihnen nicht zu erwarten. Früher hatte meist jede Zeit ihre besondere Weltgeschichte, die ihrem moralischen Wesen entsprach. Man hatte noch den Mut, sich selbst im Treiben der Weltkräfte wiederzufinden, und stellte dem Historiker die Aufgabe, mit seinen Mitteln daran mitzuarbeiten, daß der Sinn der Weltgeschichte erkannt und verwirklicht würde. Auch hier wird der Krieg etwas dazu tun, daß Zeit und Leben doch wieder Macht gewinnen über die isolierte Wissenschaft.

Wollen wir gerecht sein, so müssen wir nicht nur an die Verfasser, sondern auch an die Leser historischer Bücher denken. Die Zahl dieser Leser war nicht eben groß. Volksbücher können umfangreiche Geschichtsdarstellungen selten sein. Selbst ein scheinbar so volkstümliches und persönlich gehaltenes Buch wie Bismarcks Gedanken und Erinnerungen sind im Grunde sehr wenig gelesen. Es gehört, anders als bei naturwissenschaftlichen Büchern, eine mehr nach innen gewendete Geistesbeschaffenheit dazu, wenn man ein größeres Geschichtswerk mit Ausdauer und Gewinn lesen will. Selbst in gebildeten Kreisen ist die Neigung zu historischer Lektüre wenig entwickelt. Ganz unschuldig scheint mir daran der Geschichtsunterricht unserer höheren Schulen nicht zu sein. Es ist auf diesem Gebiet viel von Reformen die Rede. Aber wohl noch immer wird dieser Unterricht viel zu sehr als eine bloße Einteilung von Tatsachen betrieben. Am Ende ist die Weltgeschichte an den Schülern vorübergezogen, ohne daß sie recht innegeworden sind, daß geschichtliche Bildung einen persönlichen Wert für den Menschen haben kann. Man bekämpft das Vergessen und wiederholt das Wissen von Tatsachen. Die Urgefahr alles Unterrichtens, der Intellektualismus, bringt die Geschichte um den besten Teil ihre Lebenswertes. So kommt es, daß allzuviele die Schule verlassen und wissen doch nicht recht, wie sie es machen sollen, mit Hilfe der Geschichte sich selbst und die Welt ringsum zu verstehen. Vielleicht entfesselt auch hier der Krieg mehr Trieb und Verlangen, als die Schule es vermocht hat. Dann würden die Historiker, die Publizisten werden wollen, mehr Leser finden als bisher. Viel unreifes und äußerliches Aburteilen, wie es besonders in Fragen der äußeren Politik im Schwange ist, würde verschwinden. Die Geschichte würde sich wieder einmal befreien von den spröden Fesseln der unbedingten Gelehrsamkeit, sie würde wieder zugänglicher werden, uns näher kommen und uns lebendige Kunde geben von dem unendlichen Leben, in dessen Mitte wir uns befinden.

Max Roloff / Der Heilige Krieg des Islams

„Durch die Einmischung der Türkei in den europäischen Krieg ist das gewaltige Geschichtsdrama, dem wir beiwohnen, zu seinem Ursprunge zurückgekehrt. Der Krieg zwischen den beiden verbundenen Kaiserreichen und dem Dreiverbande ist eine Krise in der Regelung der Balkanfrage; aus dem österreichisch-serbischen Gegensatz geboren, folgte der Konflikt nur seiner logischen Entwicklung, indem er die Türkei in seinen Rahmen einbezog." So äußerte sich vor kurzem ein namhafter Orientkenner, ein Schweizer. Wenn er auch nicht in allen Punkten recht hat, so liegt doch ein Kern von Wahrheit in seinen Worten. Für uns Deutsche bestand von Anfang an kein Zweifel darüber, daß sich in diesem Kriege auch das Schicksal Konstantinopels und der Türkei auf den europäischen Schlachtfeldern entscheiden würde, somit auf lange Zeit hinaus alle „orientalischen Fragen", einschließlich der Balkan- und der Dardanellenfrage gelöst werden würden.

Deutschland ist nicht nur mit der Türkei, sondern auch mit der nichttürkischen Islamwelt durch mannigfache Fäden verbunden; es ist keine Islammacht wie England, Frankreich, Rußland, es erstrebt auch keine territorialen Eroberungen in der mohammedanischen Welt. So war es denn natürlich, daß gleich nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen der Türkei und Rußland der Sultan als Kalif aller Moslims jenes denkwürdige Fetwa, enthaltend den Aufruf zum Djihad, zum „Heiligen Krieg", erließ. Zunächst braucht diese Maßregel nicht als entscheidend, wohl aber als erleichternd für uns gewertet zu werden. Die Türkei ist trotz aller Schicksalsschläge noch immer eine militärische Macht von Bedeutung; der Türke ist noch immer ein glänzender Soldat. An eine allgemeine Erhebung des Islams in den von England, Frankreich und Rußland beherrschten Ländern ist aber erst dann zu denken, wenn die Türken große, nicht mehr zu verheimlichende Erfolge über ihre Gegner errungen haben werden. Im Orient

Digitized by Google

geht alles hübsch langsam, und das aus verschiedenen Gründen; einmal kennen die Menschen dort kein Hasten und Jagen, zum anderen sind die Verkehrsmittel knapp und in einem Zustande, der schnelles Handeln unmöglich macht.

Noch ein anderer Faktor darf nicht übersehen werden, wenn wir uns durch die scheinbare Erfolglosigkeit der Ankündigung des Djihad nicht entmutigen lassen wollen. Die neueste Statistik gibt als Gesamtzahl nicht mehr 300 Millionen Moslims an, wie früher, sondern nur 200 Millionen. Fast die Hälfte dieser Mohammedaner lebt unter englischer Herrschaft, nämlich 90 Millionen; 76½ Millionen stehen unter der Herrschaft von anderen europäischen Kolonialmächten, und nur 34 Millionen leben unter mohammedanischen Herrschern, davon 13 Millionen in der Türkei, also etwa 6½ v. H. der mohammedanischen Gesamtbevölkerung. Unter deutscher Herrschaft stehen 1½ Millionen Mohammedaner: 700 000 in Ostafrika, 800 000 in Kamerun und in Togo. Unter französischer Herrschaft stehen etwa 15½ Millionen, unter holländischer 35 Millionen, unter russischer 20 Millionen. Von diesen 200 Millionen Mohammedaner sind 60 Millionen nur dem Namen nach Mohammedaner, da ihre Religion eigentlich heidnisch ist, mit animistischer Färbung. Außerdem unterscheiden sich 10 Millionen Mohammedaner in Persien und Indien, die zu den Schiiten gehören, in vielen wesentlichen Punkten vom eigentlichen Islam. Es bleiben also für den orthodoxen Islam (Sunniten) nur 126 Millionen übrig, die von Konstantinopel aus durch ein Fetwa des Kalifen beeinflußt werden können.

England führt diesen Krieg weniger gegen die Türkei als unabhängiges Staatswesen, als gegen das türkische Kalifat. Leider sind alle Spaltungen, welche uns die Geschichte des Islams aufweist, gerade auf Meinungsverschiedenheiten über die Rechtmäßigkeit des einen oder anderen Kalifen zurückzuführen. Gleich nach dem Tode Mohammeds fingen diese Streitigkeiten an und sie dauern bis in die Jetztzeit. Diese uralten inneren Fehden der Anhänger des Propheten haben die Engländer seit Jahrzehnten für ihre Zwecke ausgenützt und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln und mit zäher Konsequenz auf die Schwächung des türkischen Kalifats hingearbeitet. Die Besetzung Adens und Perims, diejenige Aegyptens und Zyperns und das Intrigenspiel in Arabien und am Persischen Golf waren Etappen auf diesem Wege.

In der britischen und in der ägyptischen Presse tauchte seit einem Jahrzehnt von Zeit zu Zeit immer wieder die Frage auf, ob es unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht angezeigt wäre, das Kalifat im Interesse der arabischen Mohammedaner einem arabischen Prätendenten zu übertragen und damit ein Gebot des Propheten zu erfüllen. Ein solcher Kalif würde natürlich eine Drahtpuppe in der Hand Englands sein, und der politische Tod des Islams wäre dadurch besiegelt gewesen, wodurch England einer seiner größten Sorgen enthoben sein würde. Unterstützt wurden diese Bestrebungen der Briten zum Teil durch die Türken selbst, die es im Laufe der Jahrhunderte nicht verstanden haben, die Gegensätze zwischen ihnen und den Arabern auszugleichen. Wenn trotzdem heute die Mehrzahl der Araber, wenigstens die, welche unter der direkten Herrschaft der Osmanen stehen, Hand in Hand mit diesen gehen, so ist das erfreulich für uns, und es beweist, daß ihnen das Wohl und Wehe des unabhängigen Kalifenreiches doch mehr gilt als alle englischen Lockungen.

Nun ist wohl einwandfrei festgestellt worden, daß der Aufruf zum Heiligen Krieg im Kaukasus viel mehr Anhänger gefunden und größere Begeisterung erweckt hat, als in Arabien und in Mesopotamien; aber das darf uns nicht überraschen: dort hat man die russische Knute vor Augen, während in den südlichsten Teilen des osmanischen Reiches noch immer die englischen Pfund Sterling eine große Rolle spielen. Jeder neue Sieg der Osmanen über die Feinde und Bedrücker des Islams wird den Wert des englischen Goldes herabsetzen und den Einfluß der Briten und ihrer Helfershelfer vermindern. Vorläufig dürfen wir zufrieden sein und uns mit der Tatsache begnügen, daß die Araber im Jemen und im Nedjd nichts gegen die Türken und das türkische Kalifat unternommen haben. Das ist an und für sich schon ein Erfolg, und zwar ein — für die meisten Orientkenner — ganz unerwarteter!

Der Islam stellt nicht nur eine Religionsform, sondern ein politisches System dar. Seit dem Abtreten Abdul Hamids, der sich stets für die Gesamtinteressen des Islams einsetzte, schien es, als sollte der Islam nach und nach in dieselbe Lage versetzt werden, wie das Judentum: eine theokratische Religionsform ohne staatliche Einheit, einzig und allein zusammengehalten durch den Glauben an einen zukünftigen Messias (Mahdi), der die staatliche Einheit wiederherstellen soll. Wirkliche Islamkenner haben sich nie täuschen lassen, sondern immer wieder hervorgehoben, der Islam habe auch in politischer Hinsicht noch lange nicht sein letztes Wort gesprochen, wenn auch allgemein der Satz auf Wahrheit beruht: „Das Wachstum der religiösen Macht im Islam steht im umgekehrten Verhältnis zur Abnahme seiner politischen Macht." Die „Erklärung des Heiligen Krieges" beweist, daß der Islam noch heute Anspruch darauf erhebt, als politische Macht zu gelten.

Zum ersten Male seit Beginn der Geschichte des Islams ist der Heilige Krieg in dieser Form erklärt worden. In früheren Jahrhunderten, in der Blütezeit der mohammedanischen Reiche, wurde der Djihad niemals erklärt, denn es galt als selbstverständlich, daß Ungläubige niemals über gläubige Moslims herrschen dürfen. Das mohammedanische Recht teilt die Länder der Erde ein in zwei Sorten, nämlich in: Dar-ul-Islam, d. h. Länder, wo der Islam die herrschende Religion ist, und Dar-ul-Harle, d. h. Kriegsland, Länder, die zu gelegener Zeit bekriegt und dem Islam unterworfen werden müssen. Mit Ungläubigen darf übrigens — nach den Grundlagen des mohammedanischen Staatsrechts — niemals ein dauernder Friede geschlossen werden, sondern höchstens ein Waffenstillstand, der für die Moslims zu jeder Zeit kündbar ist.

Vor kaum Jahresfrist erklärten viele mohammedanische und nicht-mohammedanische Islamforscher, das Wort „Heiliger Krieg" sei aus der mohammedanischen Terminologie verschwunden. Es schien auch so, denn das Wort „Djihad" war seit Jahrzehnten von mohammedanischen Staatsleuten und Gelehrten fast ängstlich vermieden worden. Man fürchtete diplomatische und politische Komplikationen mit den europäischen Großmächten. Wenn einmal ein Fanatiker seinem Herzen Luft machte und in einer Broschüre offenherzig erklärte, der Djihad müsse gepredigt werden, wurde der Betreffende sofort zur Ruhe ermahnt oder gemaßregelt. Aber, wie gesagt, es schien nur so, in Wirklichkeit hat noch kein Moslim die Djihadlehre als „veraltet" bezeichnet. Die Gläubigen warteten auf „die Stunde Allahs", und diese ist nunmehr gekommen.

Digitized by Google

Zum Glück für den Islam, für die Türkei — und für uns — stehen heute in Konstantinopel nicht blinde Fanatiker an der Spitze der Regierung, sondern europäisch geschulte Männer, die sich nicht allein auf Allah und seine himmlischen Heerscharen verlassen, sondern auf die Tüchtigkeit des osmanischen Soldaten und die Güte des Kriegsmaterials; wenn auch auf der anderen Seite freilich ein blinder Fanatiker, der sich als der von Allah gesandte Mahdi ausgibt, gerade jetzt zweifellos auf großen Anhang rechnen könnte. Die großen Massen der Moslims sind nun einmal nicht politisch geschult; wenn auch der Fatalismus der Bekenner des Islams von uns Abendländern oft viel zu hoch eingeschätzt worden ist, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß in den letzten Jahrzehnten, in denen die Islamwelt einen Schicksalsschlag nach dem anderen erhielt, der Fatalismus bei den Moslims erheblich zugenommen hat, so daß ihr Geistes- und Gemütszustand einer Lethargie gleicht.

Die Erklärung des Heiligen Krieges ist ein Sprung ins Ungewisse; die Geschichte liefert kein einziges Beispiel, aus dem wir Schlüsse ziehen können für Gegenwart und Zukunft. Es heißt also in Geduld abwarten; es ist ja leider gerade im Orient eine alltägliche Erscheinung, daß man so lange überlegt, bis die günstige Gelegenheit verpaßt ist. Für uns Deutsche ist die Frage, ob alle orthodoxen Moslims, welche den Osmanensultan als Kalif anerkennen, dem Aufruf zum Djihad folgen werden oder nicht, von großer politischer Bedeutung. Gelingt es, die Brandfackel des Aufruhrs gegen die Bedrücker von Millionen Mohammedanern nach Indien, Zentralasien, Aegypten und Französisch-Nordafrika hineinzuwerfen, so sind unsere Feinde ernstlich bedroht in ihrem Kolonialbesitz.

Vorderhand dürfen wir, wie die Verhältnisse im Islam nun einmal liegen, von dem Aufruf zum Heiligen Kriege nichts anderes erwarten, als daß unsere Feinde größere Truppenmassen in ihren von Moslims bewohnten Kolonien zurückhalten müssen. Das ist auch ein Vorteil, den wir nicht unterschätzen dürfen, und der uns zur Dankbarkeit gegen den Sultan-Kalifen, als das geistige Oberhaupt von 126 Millionen Mohammedanern, verpflichtet.

Theodor Heuß / Krieg und Kunst

Der Krieg ist ein Feind der Kunst. Darüber helfen, nüchtern betrachtet, alle noch so geistreichen, feinsinnigen oder leidenschaftlichen Abhandlungen nicht hinweg, die von der produktiven Kraft des Krieges, vom Krieg als Kunstwerk oder künstlerischem Erlebnis und dergleichen reden; ihr vordringlicher Aesthetizismus macht uns nur mißtrauisch. Zweifellos kann ein so ungeheurer Weltvorgang neue schöpferische Kräfte entbinden, und wir würden gerne Zeuge des Wunders werden: aber es muß nicht so sein. Wir wissen von 1870, von 1813, wie höchst unbedeutend die künstlerische Durchdringung der staatspolitischen Vorgänge gewesen ist, und es ist fraglich, ob sich diese Tatsache, daß politische und kulturelle Welle einander öfter schneiden als im Gleichgang verstärken, durch Eifer und gute Absicht ändern lasse.

Der sachliche Vorgang sieht sich ungefähr so an: Mit dem Kriegsausbruch hat der Kunstmarkt aufgehört. Wer nicht auf Spekulation kauft, der mittlere Liebhaber, ist mit seinem Geld noch vorsichtiger geworden, als er es vorher schon war. Die wirtschaftliche Lage des Künstlers, bleiben wir einmal bei einem durchschnittlichen Maler, verschlechtert sich von heute auf morgen ins Unübersehbare, hängt im Ungewissen. Das geht anderen auch so. Aber dazu kommt nun noch eine ideelle Not: der Künstler sieht sich nicht nur einer gewissen peinlichen Nichtbeachtung seiner Arbeit gegenüber, sondern er wird leicht genug in der Selbstbewertung unsicher. Was bedeuten jetzt seine Farbenschlachten und Pinselgefechte? Ihm wird selber angst vor den grausamen und unergiebigen Kunstdebatten, die gestern noch so wichtige Mittelpunkte unserer künftigen Kultur andeuteten und jetzt irgendwo in nebelhafter Ferne verschwommen sind — niemand mag ihrer recht ohne ein etwas peinliches Gefühl denken. Er hat bisher, neben der Bestreitung seines Lebensbedarfs, gewisse überpersönliche und übermaterielle Güter hergestellt, die dem Zusammenhang mit der Allgemeinheit dienten, in einem Sinne diese suchten; darum wird er durch die Lösung des alten Zustandes stärker getroffen und zurückgeworfen, als etwa diejenigen sonst, deren Geschäfte durch den Krieg stillgelegt wurden.

*

Der Krieg hat nun im innerwirtschaftlichen Betrieb andere Wege gefunden und eine andere Entwicklung genommen, als viele von uns dachten. Er tritt selber als ein Massenkonsument von Sachgütern auf und stärkt damit weite Produzentenkreise: er erscheint als Konjunktur. Er schafft, zumal wenn er zu einer gewissen Gewöhnung geworden ist, neue Bedürfnisse und neue Kapitalverwertungen. Das offenbarste Beispiel ist der Verlagsbuchhandel. So ziemlich alle Bücher zwar, die im Sommer für die „Weihnachtssaison" geplant waren, blieben zurückgehalten, an ihre Stelle traten neue, trat die Kriegsliteratur. Der Verleger wagt jetzt keinen neuen Einsatz, rechnet aber damit, daß alle Dinge, die auf den Krieg Bezug haben, Käufer finden. Niemand verkennt, daß die Plötzlichkeit des Marktwechsels sehr viel Minderwertiges erzeugt hat, aber man drückt ein Auge zu; denn es ist immerhin sehr wichtig, volkswirtschaftlich und kulturell, daß ein so wichtiger Teil unserer Produktion sich halbwegs über Wasser hält.

Vielleicht klingt es manchem banal oder unerlaubt oder unsympathisch, auch die Kunstschöpfung in diesem Zusammenhang genannt zu hören; aber ein gut Teil der militärischen Zweckkyrik oder gar das Schauspielmaterial, das rasch ad hoc hergestellt wurde, ist nicht anders zu bewerten. Den Zeitungen werden schon Kriegsliebesromane aus dem Sommer 1914 angeboten!

In welcher Geltung und vor welcher Aufgabe findet sich nun die bildende Kunst?

Man mag auf die grundsätzlichen Darlegungen verzichten und das Wesentliche von dem ablesen, was heute vorliegt. Der Krieg erscheint zunächst als ein militärischer Vorgang, und ein ganzes Stoffgebiet der „Gegenstandsmalerei" schiebt sich in den Vordergrund: Soldaten, Kanonen, Massen, Schlachten. Die Soldatenmalerei und Historienbildnerei, die vorher (und nicht mit Unrecht) ein erhebliches Mißtrauen genoß, wird widerspruchslos geduldet, ja mehr: gewünscht, wortlos von denen selber hergestellt, die bisher für die Soldatenbilder die lebhafteste Ablehnung hatten.

Ganz zweifellos enthält der rein äußerliche Vorgang des Krieges für das Künstlerauge eine Fülle starker Anregungen. Er braucht gar nicht mit den historisch aufschreibenden Absichten beladen zu sein, bestimmte wesentliche Situationen festzuhalten: das besorgt der photographische Apparat, der auch leichter vorzubringen ist, besser. Die guten

Digitized by Google

Historienbilder stammen bekanntlich nicht von den Zeitgenossen und Zeugen (Werner), sondern von den Erfindern (Menzel, Rethel, Hodler). Man hat, neben Momentzeichnern, Max Slevogt und Ludwig Dettmann auf den Kriegsschauplätzen zugelassen — nun wird es sich später erweisen müssen, wieweit sie „Geschichte" gemalt haben oder nur ein merkwürdiges und absonderliches Studienfeld bearbeitet.

Dies ist nämlich das Unmittelbare: die Menge neuer Seheindrücke an Farbigkeit und Bewegung — die feldgraue Masse, die reitenden Truppen, die Lösung der Gruppen, die Fülle der Bewegungsmotive, das Gesteigerte der Lebhaftigkeit. Das ist der Krieg als Stoff; er hat nur nicht den strengen Ernst als unbedingte Voraussetzung, sondern kann sich, nüchtern gesehen, an jede friedliche Felddienstübung, an jedes harmlose Manöver anlehnen. Daß die Maler das bisher nicht getan haben oder nur wenige, war vielleicht die Angst, mit der traditionellen Soldatenmalerei verwechselt zu werden. Denn sonst müßte es als falsche Pose gelten, wenn man plötzlich all das neu gesehen und in seinem besonderen stofflichen Kunstreiz begriffen haben will, was man schon vorher immerzu zur Verfügung hatte.

Daneben aber sitzt nun das „Erleben" des Krieges. Es ist ein Bewußtseinsvorgang, der mit sinnlichen Wahrnehmungen nichts zu tun hat, es ist eine moralische Wertung, eine allgemein seelische Prägung mannigfacher Tiefe — auch eine ästhetische? Ich gestehe, daß ich von tiefem Mißtrauen und Unbehagen erfüllt bin, wenn einer anfängt, die Schönheit des Krieges, seine ästhetische Sensation zu beschreiben. Man ist damit einverstanden, die Arbeit eines Feldherrn, wenn er eine Schlacht nach einem schöpferischen Plan gewonnen hat (aber nur unter diesen beiden Voraussetzungen), als eine dem Künstlertum verwandte Leistung zu benennnen. Logik, Gestaltung, Spannung, der Wille zum Werk — aber weiter geht es nicht. Was darüber ist, das ist vom Uebel.

Wie aber, wenn nicht der Feuilletonist den Krieg „erlebt", sondern der Künstler uns dieses Erlebnis mit seiner Sprache, mit Stift und Pinsel, aussprechen will? Es handelt sich für ihn nicht darum, einen Vorgang, den er gesehen, oder den er sich als möglich gedacht, niederzuzeichnen, damit er in der Bilderchronik vermerkt werde, sondern aus seiner Arbeit, d. h. aus Form und Technik, soll den Beschauer die Empfindung anspringen: das ist Krieg. Das Grausige, das Erschütternde, das Drückende, das Erhabene, das Erhebende. Auf dem Bild werden wahrscheinlich auch Soldaten gezeichnet sein, aber sie sind nicht eigentlich Ziel, sondern Vorwand und Mittel eines anderen.

Wer näher hinsieht, wird finden, daß in diesen beiden etwas grob beschriebenen Antithesen sich die Richtungskämpfe fortsetzen, die man in die Schlagworte vom Impressionismus und Expressionismus eingespannt hat. Es ist ja ein Glück, daß durch den Krieg diese theoretische Kunstliteratur ein wenig in den Hintergrund trat, sie war unerquicklich genug geworden — aber erfreulicherweise gibt es in der bildenden Kunst den Burgfrieden nicht, der die Literatur recht verödet, und höchst verschiedenartige und wechselvolle Gesinnung wie Form treten nebeneinander.

Aber hier, wo es sich um ein neues Schildern oder Erleben handelt, wo die Konvention fehlt, kommt es noch stärker als sonst auf das an, was man etwas vergessen hat, auf die Qualität. Der Streit der Ueberheblichkeiten in den Grundsätzen mag völlig ruhen; wesentlich ist, was gut ist.

*

Die Plastik wird erst nach dem Kriege ihre Aufgaben erhalten, wenn die Zeit für Denkmäler gekommen ist.

Die Malerei hat, soweit wir sehen, bisher noch keine Zeugnisse breiterer Art gebracht; ganz natürlich wird diese Kunst, von der wir handeln, auf die Zeichnung und auf die graphischen Künste hingewiesen. Aus einem ästhetischen Grund: Zeichnung und Graphik sind unmittelbarer im Beschreiben, mannigfaltiger in der knappen seelischen Nuance. Aus einem „geschäftlichen": die graphische Mappe mit Lithographie, Holzschnitt, Radierung ist fast die einzige Form, in der Kunst heute erfolgreich einen Käufermarkt suchen kann und finden wird. So ist ganz selbstverständlich, daß das meiste von dem, was hier vorliegt, dieser Art ist: die Masse kann kaum mehr übersehen werden, und es wird immer zufällig sein, was davon einem gerade unter die Hände geraten ist.

Paul Cassirer in Berlin hat für seinen Kreis eine periodische Mappe begründet: „Kriegszeit", die durch Zeichnungen von Liebermann, Gaul, Hettner u. a. ihren Charakter erhält. Hettner gibt das Pathos — er hat Ludwig Frank ein schönes Gedenkblatt gewidmet, ist aber sonst mehr laut als kräftig. Von Liebermann ist am besten ein Reiterstück, als temperamentvolles Bewegungsmotiv — sonst bleibt der Künstler aber in seinem Rahmen und gibt nur das, was er schon beherrscht: lebhafte Pferde und die drängende Unruhe einer straßenfüllenden Masse. Man schildert in diesen Heften gut die Wirkung des Kriegs auf die Heimat, was vom Felde selber kommt, ist ziemlich beiläufig.

Das Gegenstück zu diesem abgerundeten Berliner Kreis sind die „Kriegsbilderbogen Münchner Künstler" aus dem Goltzverlag; weniger einheitlich, aber interessanter, Lithographien, vom Künstler leicht mit der Hand koloriert. Es sind technisch ganz ausgezeichnete Blätter — in ihrem Wert gelegentlich unerheblich, daneben aber einige Sachen von starker Kraft. Dazu rechne ich vor allem K. Caspers „Kameradin", Feldbauers Momentbilder vom Angriff und die Reiterschlacht von Teutsch.

Aus diesem Kreise und Verlag sind auch drei geschlossene Mappenwerke hervorgegangen. Der Elsässer René Beeh, von dem es auch ein gezeichnetes afrikanisches Reisebuch gibt, sammelte 13 Lithographien: „1914" (12 Mark). Er hat eine starke dramatische Begabung, sein Pathos liegt im wuchtigen Federstrich und geht somit in die Dinge selber hinein. Die mannigfachen Studien in Nordafrika mochten dem Künstler eine gute Vorarbeit gewesen sein, in knappen, scharf gesehenen Einzelbildern Wesentliches zu geben. Die Stimmung der Blätter trägt einen furchtbaren, gelähmten Ernst, Trauer über Tod, Zerstörung, Menschenleid. Die andere Mappe nennt sich: „Kleines Bilderbuch vom Krieg"; es sind, zu zwölf Klabundschen Gedichten, zwölf Holzschnitte von Seewald (6,50 Mark). Ist Beeh unmittelbar, gegenständlich, in einem Sinn primitiv, so erscheint Seewald als geistreich und beweglich. Er hat zum Krieg einen gewissen Abstand und ist den Dingen nicht so nahe: aber er läßt seine Erfindungskraft von den Schlachtberichten und Erzählungen befruchten und schreibt nun Anmerkungen dazu. Diese Anmerkungen, in ein paar scharf konturierten Flächen, ein paar Farbtönen, sind aber deutlicher, bleibender als der Bericht selber. Für den Künstler ist diese Folge von Holzschnitten eine Einführung höchst beachtlicher Qualität — er hat Phantasie, Unbefangenheit, Zucht, dabei einen Formsinn, der, etwa in dem Reiterzweikampf, leidenschaftliche Bewegung mit einer gewissen Grazie zusammenzubinden

Digitized by Google

weiß. Die dritte Mappe enthält elf Steinzeichnungen, von Erich Thum: sie spricht nicht vom Zorn und der Entbehrung des Kriegers und nicht von dem Schmiß kecker Reiterstücke, sie folgt dem grausamen Weg des Krieges „Hinter den Heeren": zerstörte Häuser, Landstraßen voll dumpfflüchtenden Volkes, voll schiebender Kolonnen, die fürchterliche Nacht des Schlachtfeldes, über das von ferner Feuersbrunst ein mitleidloser Lichtschein kriecht. Man denkt an Blätter der Kollwitz; Thum ist breiter, setzt das Schwarz und Weiß in stärkere Kontraste, monumentalisiert die Tragik mit bewußterem Gewicht.

Diese Blätter werden nicht nur durch ihren künstlerischen Ernst Dauer behalten, sondern auch, sowenig sie eigentlich „aktuell" sind, einen zeitdokumentarischen Charakter haben.

Dieser sitzt, als laufende Chronik, freilich näher bei den illustrierten Blättern — aber hier mit einer Uebersicht beginnen zu wollen, würde ins Grenzenlose führen. Gute Zeichnungen sah man gelegentlich von Hans von Heyeck — das, was die Kriegschroniken in Fortsetzungen an Bildern enthalten, und zwar Unternehmungen bester Verlage, ist schandbar schlecht, sobald es nicht aus der Kamera, sondern von „unserem Spezialzeichner" stammt. Man ist baß erstaunt, wie unbedenklich und unbefangen der große Buchhandel in die Zeit vor fünfundzwanzig Jahren zurückgepurzelt ist.

Als breiteste Aeußerung der bildenden Kunst muß das Witzblatt gelten. Seine Leistungen — nach oben und unten — wird erst eine spätere Zeit zusammenfassend werten können. Der Verlag Troitzsch in Berlin-Schöneberg hat Kriegsbilderbogen erscheinen lassen, in denen Fr. Wolff, Trier, vor allem Ernst Stern den alten Bilderbogenstil der drastischen Serienerzählung neubeleben. Es sind ein paar wenig gelungene Porträts zwischendrin; aber dabei auch ein Bogen über den „großen Brummer", von Christophe, der in Laune, Einfälligkeit und entzückender Zeichnung geradezu vollendet ist. Der „Simplizissimus" gibt Kriegsflugblätter heraus, in denen Heine, Gulbransson, Blix und die übrigen scharfe, oft sehr witzige Abrechnung mit den Gegnern halten. Bemerkenswert sind in diesen Blättern vor allem die außerordentlich lebendig charakterisierten Porträtvignetten, die Th. Th. Heine für jede Nummer zeichnet — sie werden einmal eine „Heldengalerie" sein, bei der man sich kaum erinnern wird, daß der Zeichner ehedem einmal wegen Majestätsbeleidigung verurteilt worden.

*

Es gibt viele Menschen, die bei dem Problem „Krieg und Kunst" nicht auf das Material blicken, was nun so im Lauf eines Halbjahrs aus dem Zusammenklang der Dinge sich ergeben hat. Sie blicken auf die Zeit nach dem Krieg und glauben, daß das große Gesamterleben des Volkes uns nun aus dem Elend der Unklarheiten herausreißen und in eine Zeit reiner starker Leistungen hereinziehen werde. Mit diesem Glauben mischen sich die mannigfachsten Wünsche: die einen hoffen, daß nun der Einfluß von Paris durch nationale Gesinnungen zerbrochen und daß man von den Versuchen der Jüngsten befreit werde; diese selben Jüngsten aber glauben, daß die Verinnerlichung der Nation, die geweckte Erlebniskraft ihrer Kühnheit, ihrem Ausdruckswillen neues, verjüngtes Verständnis zuführen werde.

Das ist alles ein bißchen oberflächlich gesehen oder mühsam konstruiert. In Paris sind bekanntlich die beiden Maler zu ihrer ersten Entfaltung gekommen, die, in all ihrer Gegensätzlichkeit, die beiden Pole des Deutschtums darstellen, Feuerbach und Leibl — zum anderen aber: die Kunst ist nicht durch Programme und Ueberlegungen geschaffen (an denen sie meist krank wird), sondern durch die künstlerische Begabung.

Was uns der Krieg für Kunst und Kunstbereden an allgemeiner Lehre bringen möge (und dieser bedürfen wir in der Tat), ist dies: es kommt auf die Leistung an und das Vollbringen. Wie das Planen, welches die Absichten, was für Mittel, das verschwindet hinter dem Werk, das für sich allein Zeugnis zu legen hat.

Alfred Guttmann / Nach den westlichen Schlachtfeldern mit dem Kraftwagen

Ein besonderer Auftrag hat Gelegenheit gegeben, in Begleitung einer Amtsperson Belgien und Teile von Nordfrankreich zu besuchen. Inhalt und Unterschrift des Ausweises haben überall freie Durchfahrt in Gebiete eröffnet, die sonst für Zivilisten nur schwer betretbar sind. Wir hatten Gelegenheit, an zwei Tagen mit dem Auto Liebesgaben bis dicht an die Front, unmittelbar hinter unsere schweren Geschütze zu bringen, sie an unsere Truppen, die als Ablösung in die Schützengräben zogen, zu verteilen und die Hauptmasse unseres Transportes dem kommandierenden General Exzellenz v. L. persönlich abzuliefern. So haben wir manchen Einblick in unbekannte Zusammenhänge gewonnen und von Seiner Exzellenz den besonderen Wunsch entgegengenommen, in der Presse auf einiges hinzuweisen, was in seiner Wichtigkeit in der Heimat vielleicht nicht genügend gewürdigt wird.

Schon in Köln erscheint das Kriegsbild ganz anders als hier in Berlin: der Hauptbahnhof als Massenquartier, riesige Scheinwerferkegel am nächtlichen Himmel, Stacheldrahtverhaue um die Außenstadt weisen auf die Nähe der feindlichen Grenze hin. Noch deutlicher zeigt Aachen den Kriegszustand; nicht nur im Straßenbild, sogar im herrlichen Dom merkt man ihn. Der Sarkophag Karls des Großen ist jetzt unsichtbar, das wunderbare, goldene Altarbild war schon bei Kriegsausbruch aus dem Rahmen zum Abtransport für alle Fälle gelöst. Welch Glück, daß es anders kam! Denn im Dom mahnen viele Ersatzstücke, Säulen u. a. an den Raub der Originale, die nun im Louvre stehen.

Dicht hinter der Grenze, die wir im schnellen, 60-pferdigen Mercedes überschreiten, sehen wir die ersten Bilder der Kriegsverwüstungen; zerstörte Ortschaften, manche nur Ruinenansammlungen, stehengebliebene Mauern, deren Inneres ausgebrannt ist, verlassene Schützengräben, zerschmetterte Bäume, die schrecklichen Stacheldrahtverhaue, oft dicht daneben Massengräber unserer Tapferen wirken mit der Oede der Landschaft zuerst auf jeden empfindenden Menschen tief erschütternd. Es dauert einige Zeit, bis man sich an das Bild des Krieges gewöhnt hat, vor allem in Belgien; sobald man französischen Boden betritt, sieht alles anders aus. Wie mit einem Messer abgeschnitten zeigt sich hinter der Grenzlinie die veränderte Art der Kriegführung. In Frankreich sah ich außer den durch die Schlachten verursachten Zerstörungen fast gar keine Verwüstungen Doch bald gewöhnt man sich an diese Bilder. Die Unterhaltungen mit unseren Soldaten, die zum Teil in grotesken Verkleidungen, Bruchstücken belgischer Uniformen, zum Schutz gegen die Kälte über der eigenen Montur getragen, herumlaufen, geben neue Eindrücke. Schon hier gewinnt man Einblick in die Zuversicht, die unser Heer erfüllt. Vorbei an dem (nur infolge einer Panne mit Aufenthalt überhaupt bemerkten) Fort Fleuron, das wie einer der vielen Hügel aussieht, durch das romantische Maastal auf ausgefahrenster Straße hindurch nach Lüttich, weiter nach Huy bis Namur, auf dessen hohen Zinnen unsere Fahnen flattern. Von da nach Norden. Nach der französischen Generalstabskarte, die ich lese, müssen wir nun in Löwen sein. Aber ich glaubte, lange, wohlerhaltene Viertel passierend, zuerst nicht, daß dies wirklich die Stadt sein könne, von deren totaler Zerstörung alle Gegner berichten,

Digitized by Google

Da plötzlich eine gesperrte Straße, Schutthaufen, Aufräumungsarbeiten. Ein kleiner Umweg durch mehrere völlig intakte Kleinstadtstraßenzüge, und wir biegen auf den berühmten Platz ein, der von Kathedrale und Rathaus umsäumt wird. Ein paar Dutzend Häuser sind Schutt oder fast ganz eingestürzt — aber inmitten der Verwüstung steht völlig unberührt das prachtvolle Rathaus. Nicht eine einzige der Hunderte von Skulpturen, die seine Front schmücken, ist auch nur angestoßen, die Fassade sieht wie frisch gesäubert aus. Die Kathedrale zeigt ebenfalls nur am Portalteil deutliche Spuren des Kampfes: dort ist ein Dachteil eingestürzt, sonst merkt man an der Architektur wenig, selbst nicht an dem Teil, von dessen Dach mit Maschinengewehren auf unsere ahnungslosen Soldaten gefeuert worden war. Ein kurzer Eintritt ins Innere zeigt zwar böse Unordnung und Aufräumungsarbeiten; aber ein Beweis, wie schonend unsere Notwehr war und wie in höchster eigener Gefahr unsere Soldaten das Feuer bekämpft haben, ist die Tatsache, daß der Hauptaltar völlig unbeschädigt ist. Wollen wir aber wirklich rein ästhetische Gesichtspunkte gelten lassen, so kann man eigentlich zufrieden sein, daß der Brand den alten Häuserkrempel weggefegt und die herrliche Kathedrale, die ja unschwer restauriert werden kann, dem freien Blick zugänglich gemacht hat. Wie viele Kunstwerke, Kirchen, Rathäuser in unseren alten deutschen Städten werden durch solche enganliegenden alten Buden, deren Abreißung aus persönlichen Rücksichten oft unmöglich ist, in ihrer künstlerischen Wirkung geschädigt.

Brüssel sah ähnlich wie zu Friedenszeiten aus: keinerlei Zerstörung, lebhaftes Treiben und viel Eleganz auf den Straßen, in Geschäften, Lokalen, Cafés. Nur das Feldgrau unserer Soldaten, unzählbare deutsche Automobile, Kanonen hoch oben am ragenden Palais de Justice stellen eine fremde, aber alles beherrschende Note dar. Auffallend auch die völlige Verwirrung der Zeitangaben, die Bahnhofsuhr gibt die „deutsche", also mitteleuropäische Zeit an, die übrigen Uhren die Ortszeit, was etwa eine Stunde Differenz ausmacht.

Nach Erledigung des Auftrags ging es am folgenden Tage nach Süden über Mons und Maubeuge nach unserem Bestimmungsort, an den folgenden Tagen in das Stabsquartier, von da an mehreren Stellen an das Schlachtfeld und zurück nach großen Etappenlazaretten, in Laon, Chauny usw., zuletzt über St. Quentin, Valenciennes durch Belgien heim. Nun konnten wir zum erstenmal unsere in der Front stehenden Soldaten in ihrem Leben, ihrer Arbeit und Erholung, ihrer Auffassung der Dinge kennenlernen, hier sahen wir, was ihnen fehlt, wonach sie sich sehnen, was sie hören wollen. Ganz anders als hinten in der Etappe, wo der Landsturm sich schon behaglich einquartiert hat, sieht da die militärische Welt aus. Wie man sich hier in den Formen der Ureinwohner der Erde angesiedelt hat, zu primitivster Lebensführung, inmitten raffiniertester Technik gezwungen, das läßt sich in kurzen Worten nicht beschreiben. Und der für den Ueberbringer beinahe gefährliche Ansturm auf unsere Liebesgaben, der Dank, der Jubel, die Bemerkungen über den (subjektiven!) Wert unserer Gaben zeigt, wie seltene Gäste wir sind. Es gibt jedem ein Glücksgefühl, das mitzuerleben, und fast etwas wie Beschämung, mit so geringen Opfern so viel ernten zu dürfen. Welchen Wert ein halbes Licht, eine eingewickelte Zigarre, eine acht Tage alte Zeitung haben kann, weiß ich erst jetzt. Schon hinter der Front, in den Hauptetappen war ich verwundert über das Ausgehungertsein von Mannschaften und Offizieren nach geistigen und körperlichen Genußmitteln. Nicht leiblicher grober Hunger quält alle, sondern Reizhunger: Fetthunger, Nikotinhunger, Lichthunger und Zeitungshunger sind charakteristisch. Wenn man den Offizieren und den Gebildeten dann noch über die Tagesneuigkeiten hinaus erzählen kann, wie daheim die ökonomische und psychologische Lage sich entwickelt hat, wenn man von der anfänglichen Depression, dem Schreckgespenst ungeheurer Arbeitslosigkeit spricht und berichtet, wie die einsetzende Organisation des Arbeitsmarktes, die Zuversicht auf unser Heer und die eigene Opferbereitschaft zu solchen Taten geführt hat, wie die Zeichnung der vielen Milliarden Kriegsanleihe, dann hat man aufmerksame Zuhörer, die wohl verstehen, daß auch wir in der Heimat Siege erringen. Und draußen, wohin Liebesgabentransporte leider nur ausnahmsweise bringen, wird der Wunsch fast zur Begierde. Doch alles geht in rücksichtsvoller Form kameradschaftlich zu; man teilt die Gaben untereinander. Und auch hier zeigt sich der Humor: auf die Rückseite eines Autos wurde, während die Insassen Gaben verteilten, die berühmte Kreideaufschrift von so vielen belgischen Haustüren angebracht: „Gute Leute, schonen!" Das Gegenteil dieses bewegten Lebens zeigt das eigentliche Schlachtfeld. Der Herr Generalarzt, der uns zu dem Hügel, wohin ein Wegweiser „Zum Schlachtenblick" wies, führte, konnte uns, soweit das menschliche Auge und das Zeiß-Glas reichten, nur eine Batterie von sechs Geschützen als das einzig sichtbare Kriegszeichen in der ganzen Gegend zeigen. Denn die nicht weit davon entfernte, sehr viel deutlicher erkennbare Geschützstellung war „Maske", aus Baumstämmen und Kisten kunstvoll zur Irreführung feindlicher Flieger gebaut. Sonst war nur etwas Rauch und ein deutscher Doppeldecker zu sehen, man hörte das Brummen der Kanonen.

Mit das wichtigste war wohl für uns, außer dem Eindruck der glänzenden Stimmung und Zuversicht unserer Truppen, die zusammenfassende Antwort des Generals auf meine Frage nach dem Stand der Schlacht, daß die Stoßkraft der Gegner nachgelassen habe; der „Morgen"- und „Abendsegen", mit denen die Kanonen der Alliierten unsere Reihen beglücken, war spärlich geworden und ließ fast vermuten, daß man nur feuere, um zu beweisen, daß man noch da sei. Inzwischen ist an dieser Stelle ein glänzender Vorstoß unserseits erfolgt! Gar nicht stark genug kann betont werden, welches Glück es bedeutet, daß der Kriegsschauplatz in Feindesland liegt. Mag man das historisch betrachten und aus der Geschichte und Kulturgeschichte unseres Vaterlandes ersehen, wie Deutschland vom 30jährigen Krieg bis zu den Freiheitskriegen das Schlachtfeld von Europas Kämpfen war, — mag man es mit der Gegenwart vergleichen, an den Verwüstungen in Ostpreußen messen, so weiß man, welche wirtschaftlichen und ethischen Werte da vernichtet werden, wo der Krieg tobt. Und nun leben unsere Heere im Westen seit Kriegsbeginn in fruchtbaren Ländern, deren gesamte Vorräte an Gebrauchsgegenständen, Material, Lebensmitteln, Vieh, Obst, Früchten, soweit sie nicht durch die Kämpfe vernichtet wurden, unseren Soldaten mit den eigenen Transportmitteln der Gegner per Bahn und auf den großartigen Chausseen zugänglich werden. Welche starken Ersparnisse hierdurch für die gesamte Volksernährung in Deutschland erwachsen, hat Rubner neuerdings dargelegt. Wer die Depression gesehen hat, die die ostpreußischen Flüchtlinge um sich verbreiteten, der kann sich vorstellen, wie die Hunderttausende Landesflüchtiger aus Belgien und Nordfrankreich auf die Stimmung der Bevölkerung hinter der Front wirken müssen. Und dem gegenüber diese ernste Siegesgewißheit unserer Truppen! Hier zu Haus beginnt man schon wieder zu maulen, weil es so langsam gehe, und öfter taucht die Frage wieder auf, ob es denn draußen schlecht stehe, da es doch schon so lange nicht vorwärtsgehe. Aber an der Front weiß man nichts von dieser Kleinmut, man sieht die Gründe; man erkennt, warum man Geduld haben muß, bis die Saat reif wird, und man stellt sich darauf ein. Ueberall aber weiß man, wo der eigentliche Feind steht und was das Ziel dieses Krieges ist: jeder Soldat hat Worte des Mitleids mit Frankreich und des Hasses gegen England.

Wir aber, die wir zurückkommen, bringen die feste Zuversicht zum Geist unseres Volksheeres und unserer Führer mit, daß es gut weitergehen muß. Stählern ist der Wille, die Maschinerie des Riesenapparates funktioniert mit einer automatischen Sicherheit, auf allen Landstraßen, beim Brückenbau, im Eisenbahnbetrieb, in den Lazaretten, vom Oberkommando herab bis in die kleinste Gruppengemeinschaft sieht man die Organisation mit staunenswerter Genauigkeit und Geschwindigkeit sich abwickeln. Und diese Menschenmassen! Alle Ortschaften gleichen Garnisonen, alle Etappenstraßen sind voll von Soldaten, Munitionskolonnen, Automobilnachschüben. Unaufhaltsam quillt es aus Deutschland nach. — Wir Zurückgekehrten sehen die Welt nun mit anderen Augen: nahe an den Ereignissen, die unser aller Schicksal bedeuten, haben wir erkannt, was not tut: viel mehr noch muß man arbeiten, unser Heer stark zu erhalten, und daheim alle Kräfte ansetzen, um unsere Lieben im Felde zu entlasten, zu kräftigen. Der Winter hat neue Schwierig-

Digitized by Google

keiten gebracht, Entbehrungen bedrohen die da draußen im Lager, auf den Märschen, im Schützengraben. Sammeln wir weiter Gaben für unsere Brüder, unsere Söhne, — Gaben, die ihnen ihre Aufgaben erleichtern, ihnen Leib und Seele erquicken und unsichtbare starke Fäden spannen zwischen ihnen, die draußen für uns kämpfen und uns, die wir um sie uns sorgen und für sie arbeiten.

Und stärken wir ihren Mut, ihre Zuversicht in die Einheit unseres Volkes, die allein die Gewähr für den Sieg gibt. Kämpfen wir mit ihnen gemeinsam den Kampf gegen den Aushungerungsplan, versagen wir uns alle die gewohnten, gedankenlosen Genüsse, die unsere heimischen Nahrungsmittel in dieser Zeit nicht erlauben. Wir, die wir in warmen Betten schlafen, wir, die fast unberührt von den Entbehrungen des Krieges, uns täglich an den verschiedensten Nahrungsmitteln sattessen, dürfen nicht die schwere Gewissensschuld auf uns laden, die Leiden der Helden, die draußen für uns Blut, Kraft, Gesundheit, Lebensarbeit stündlich aufs Spiel setzen, zu verlängern, zu vergrößern, indem wir unüberlegt die Widerstandskraft des Volkes durch leichtfertige Vergeudung der für das Leben wie für die Kriegführung wichtigen Lebensmittel schmälern.

Eine merkwürdige Prophezeiung

Der Philosoph Platon (geb. 429 v. Chr.) berichtet in Timaeus S. 24 A—25 D, Critias S. 110 C—121 C folgendes:

„Es war einmal in Europa ein ansehnliches Volk, das auf gesegnetem Boden in fleißiger Arbeit ein wohlgeordnetes Gemeinwesen begründet hatte. Ackerbau und Gewerbe schufen wachsenden Wohlstand. Künste und Wissenschaften gediehen zu herrlichster Blüte. Die Lebensführung hielt die rechte Mitte zwischen Prunk und unedler Aermlichkeit. Tüchtigkeit, Einsicht und Gerechtigkeit waren in schönem Bunde verknüpft. Die kraftvollen und waffengeübten Männer übertrafen an Tapferkeit alle anderen und wurden Führer und Beschützer schwächerer Stämme. Aber zufrieden mit den Erträgen ihres Landes und ihrer Tätigkeit begehrten sie nicht nach den Gütern der Fremden und lebten in Frieden und Freundschaft mit den Nachbarn.

Nun lag westlich von diesem Lande draußen im Meer eine Insel, auf der ebenfalls ein mächtiger Volksstamm wohnte. Sie hieß Atlantis und war fruchtbar und reich an Schätzen des Bodens, namentlich an Erz. Viele Güter strömten auch von außen herzu, denn die Insulaner gewannen vermöge ihrer Schiffsmacht bald die Herrschaft nicht nur über die Nachbarinseln, sondern weithin an den Küsten Afrikas bis nach Aegypten. So wurden sie unermeßlich reich, wie kein anderes Volk zuvor, und bauten hohe Tempel und prächtige Schlösser, zahlreiche Häfen und geräumige Schiffswerften. Solange sie nun Edelsinn und Tüchtigkeit höher achteten denn das viele Gold, waren sie glücklich und angesehen. Als es ihnen aber zu wohl wurde und die Schwächen der menschlichen Natur die Oberhand gewannen, da rissen Selbstsucht, Habgier und Eroberungsdrang ein. Dem schärfer Sehenden wurden sie jetzt verächtlich, weil sie das Schöne und Ehrenvolle um schnöden Geldgewinn preisgaben, den Toren aber schienen sie gerade damals auf der Höhe ihres Glanzes und Glückes zu stehen. Da beschloß Zeus ihren Uebermut zu strafen. In ihrer Verblendung ließen sie sich zu einem Heereszuge gegen jenes friedliche Volk des Festlandes hinreißen. Und nun bewährte sich der Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Tüchtigkeit. Denn das Ostvolk zeigte sich auch ohne Hilfe der anderen in der äußersten Bedrängnis so überlegen an Seelenstärke und in jeglicher Art von Kriegskunst, daß es über die Gegner den völligen Sieg gewann. So schützte es zugleich die noch nicht Unterworfenen vor der Knechtschaft und befreite die schon Geknechteten. Es war die größte und schönste Heldentat, welche dies Volk vollbracht hat. Die Insel Atlantis aber soll in einer furchtbaren Nacht mitsamt ihren Bewohnern ins Meer versunken sein."

Platon nennt diese Geschichte eine Sage aus längst vergangener Zeit. War er nicht ein Seher?

Gottfried Traub / Kampfbereitschaft

Jedes Ding in der Natur
enthält alle Kräfte der Natur.
Emerson.

Wir leben in einem Kampf nicht nur der Menschen, sondern der gesamten Dinge. Die ganze Natur wird heut gezwungen mitzukämpfen. Ich weiß nicht, ob die Erfindungsgabe der Völker je so gereizt worden ist, wie heute. Es geht neben dem Zerstören ein Schaffen durch die Welt, daß man nur fröhlich staunen kann. Aus Luft und Erde, Pflanze und Abfall werden neue Stoffe hervorgezaubert. Die Welt wird erst recht wie ein großes Warenhaus betrachtet und danach abgeschätzt, wo man ihr eine neue Kraft ablisten kann. Die Einheit der Kräfte erscheint heute als Hilfstruppe des Volks; denn man braucht nur Stroh in Mehl zu verwandeln, oder den Stickstoff der Luft in den Acker zu bannen, so gewinnt man neue Nahrung. Das Weltgesetz von Einem Leben, das durch die ganze Natur durchströmt, erprobt sich mit unheimlicher Gewalt. Alles wird nach dem letzten Zweck geprüft: wie kann es dem Volk dienen in seinem Kampf um die Zukunft und das Leben. So wird der Krieg zum Vater der Erfindungen. Die menschliche Herrschaft dehnt sich aus. Sie erschöpft wieder ein neues Gebiet und zwingt neue Gewalten in menschlichen Dienst. Während wir Güter und Menschen zerstören, schaffen wir gewaltige Straßen für neues Leben und machen uns unabhängig von der Vergangenheit. Der Mensch wächst.

Dieser Grundgedanke ist das wirklich Belebende. Wir kommen los von den Dingen, indem wir ihnen befehlen, was sie uns leisten sollen. Sicherlich bleiben wir eins mit der Natur; wir werden uns dieser innersten Zusammengehörigkeit sogar bewußter als je. Wir selbst sind Erde und Luft, Wind und Wasser und finden uns in all ihren Verkleidungen immerwieder. Aber wir sind nicht mehr an ein bestimmtes einzelnes Ding gebunden. Will es uns nicht mehr dienen, oder soll es uns versagt werden, gut, dann gehen wir zu dem anderen und verlangen von ihm das gleiche Gut. Die innere Unabhängigkeit des Menschen wird gestärkt, je weniger er an einzelne Sachen so gefesselt ist, daß er gerade sie nicht entbehren kann. Darum sehe ich in dem raschen Lauf der heutigen Entdeckungen eine ungeheuer stolze Entwicklung, deren inneren Ertrag wir erst ahnen. Wir leisten erneut ein Stück höchster Kulturarbeit. Not hat uns getrieben; aber doch nicht wie die fahle Angst, sondern die Sorge um die Gemeinsamkeit, die Liebe zu dem Volk, die Treue zu dem Erbe, das uns zu vermehren befohlen worden ist. Pfeil und Beil, Kahn und Kleid, Mühle und Hammer sind die alten Hilfstruppen, die der Mensch sich schafft; ihre Zahl ins unendliche vermehren heißt neben die eine Natur eine zweite stellen und sprechen: ich, Mensch, kann wählen. Geht es so nicht, dann muß es anders gehen, und bietet sich hier ein Hindernis, dann suchen wir einen dritten Weg. Mit dieser Unermüdlichkeit schafft der Mensch sein eigen Reich. Daß gerade diese Kriegszeit unsere Sinne so gestärkt, unsere Augen so scharf, unsere Ohren so feinhörig gemacht, das hätten wir gar nicht geglaubt. Aber es ist wahr, und sich dessen bewußt zu werden, hilft vielen über ihr törichtes Klagen und Jammern hinweg, als ob der Krieg nur aus der Sünde stammte und die Volksweisheit einstweilen spazierengegangen wäre, während die Völker sich balgen. Hoffentlich bleibt nicht nur die Erinnerung an diese Tage frisch, in denen wir von den Dingen freier und unabhängiger wurden, sondern begleitet uns diese hehre

Digitized by Google

Kraft auch in die kommende Zukunft. Einstweilen freue ich mich alles dessen, was die Kampfbereitschaft ersinnt, erforscht, erfindet, erhofft. Es ist schwellender Frühling. Die Hirne der Menschen arbeiten, die Herzen sind voll, die Menschen recken sich in die Höhe. So sieht der Krieg auch aus. Je mehr wir diese wunderbare Erziehung bekräftigen, desto mannigfaltigere Früchte heimsen wir ein, und die späteren Geschlechter werden uns danken, daß wir ihnen ein Stück Neuland in der Kulturgeschichte erobert haben. Jedes Ding in der Natur enthält alle Kräfte der Natur, also auch erst recht der Mensch.

Wilhelm Schremmer / Drei Burschen

Drei Burschen, drei Burschen,
Die zogen in den Krieg,
Es weinten wohl die Eltern
Und auch das Lieb.

Sie zogen durch die Felder
Und durch den grünen Wald,
Ade, du liebe Heimat!
Ihr Lied erschallt.

Und als die Schlacht geschlagen,
War Freude weit und breit,
Mit schweren Wunden lagen
Wohl drei auf grüner Heid'.

Der Abend kam hernieder,
Die Somn' ging blutigrot
Und leucht' drei jungen Burschen
Zum frühen Tod.

Es war wohl über Jahr und Tag,
Als kam die Botschaft heim,
Da weinten sich die Aeuglein rot
Drei junge Mägdelein.

Soziale Bewegung

Künftige deutsche Wirtschaftspolitik. Im Anschluß an die bekannte volkswirtschaftliche Denkschrift: „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungskrieg" (herausgegeben von Prof. Eltzbacher) stellt Dr. Heinz Potthoff-Düsseldorf in der „Soz. Prax." bemerkenswerte Betrachtungen über die Fortwirkung der gegenwärtigen Kriegslehren im künftigen Friedenszustand des deutschen Wirtschaftslebens an. Zwei Gesichtspunkte hebt er dabei ganz besonders hervor: Konsum ist ebenso wertvoll als Produktion und das Allgemeininteresse steht über dem Einzelinteresse. Uns war, sagt Potthoff, die Produktion Hauptzweck und auch die Wirtschaftspolitik des Reiches war oft so, als sei der Konsum nur ein Mittel, um der Volksmasse Arbeitsgelegenheit und den Unternehmern Gewinn zu verschaffen. Um die Produktion lohnend zu machen, hat man ungescheut den Konsum erschwert und verteuert (man denke an Margarine und Sacharin). Dagegen hat man der Erzeugung des schlimmsten Schundes und der verderblichsten Genußmittel kein Hindernis entgegengestellt. Und niemand hat einen reichen Mann darum zu verachten gewagt, weil er sein Geld auf eine Weise verdient hat, bei der den Mitmenschen viel mehr Schaden zugefügt, als sein Vorteil wert ist (Grundstücksgeschäfte, Fuselbrennerei, Schundfabrikation). Demgegenüber vertreten die Geheimräte des Eltzbacherschen Buches erfreulicherweise den Grundsatz, daß bei der Gestaltung unserer Nahrungsmittelproduktion „der entscheidende Gesichtspunkt nicht der Geldwert ist, sondern der Nährwert dessen, was erzeugt wird. Heute kommt es nicht darauf an, daß irgendein Landwirt oder Industrieller verdient oder daß eine Aktiengesellschaft Dividenden verteilt, sondern darauf, daß wir alle zu leben haben. Es kommt überhaupt nicht auf Geld an, sondern auf Brot, Fleisch und Kartoffeln." Heute wird kaum jemand Widerspruch gegen diesen scharfen Satz erheben. Aber gilt, so fragt Potthoff, die Regel wirklich nur für heute? Verliert sie nach dem Siege ihre Richtigkeit? Ist im Frieden das Geldverdienen oder das Dividendenverteilen die Hauptsache? Ist es wichtiger als „Brot, Fleisch und Kartoffeln"?; wichtiger, als daß „wir alle zu leben haben"? Gewiß nicht, sondern mit dieser Kriegsregel haben die Professoren und Geheimräte ausgesprochen, was immer die Regel staatlicher Wirtschaftspolitik in einem sozialen Reiche, in einem Volksstaate sein muß. Und es wäre ein Jammer, wenn die Lehren des Krieges auf diesem Gebiete rasch vorüber gehen sollten und bald nachher wieder das Geld die Hauptsache würde statt Brot, Fleisch und Kartoffeln. Ueber Produktionsgewinn steht die ausreichende gesunde Versorgung, über Dividenden das kulturgemäße Dasein der Millionen. Man wird künftig gegenüber Einwendungen von der Unmöglichkeit sozialer Einrichtungen stets auf die Leichtigkeit ihrer Durchführung im Jahre 1914-15 hinweisen können; und gegenüber Befürchtungen vor der staatlichen Regelung die Frage aufwerfen, ob es denn wirklich heute so schlimm und unerträglich ist. Gewiß brauchen und sollen nicht alle einzelnen Maßnahmen der Kriegszeit dauernd erhalten werden. Wir wollen und dürfen uns künftig wieder anderen, freieren Gewohnheiten anpassen. Aber unbedingt erhalten müssen wir den Grundgedanken staatlicher Wirtschaftspolitik: die gute Versorgung der Gesamtheit.

Notlage der Geistesarbeiter im Kriege. Unliebsames Aufsehen erregt — auch in englischen und französischen Blättern — eine Stellenausschreibung im Deutschen Fachorgan „Zeitungsverlag". Sie lautet: „Wir suchen zur Vertretung unseres Chefredakteurs eine geeignete Persönlichkeit mit langjähriger journalistischer Erfahrung und Befähigung, ein zweimal täglich erscheinendes Blatt zu leiten. In Anbetracht der durch den Krieg äußerst beschränkten Redaktionskräfte ist eine Arbeitszeit morgens von 4 Uhr bis abends 10 Uhr Bedingung, selbstverständlich mit kleinen Unterbrechungen." Also 18stündige Arbeitszeit oder, wie später beschönigend aber nicht bessernd erläutert wird, 18stündige Arbeitsbereitschaft Tag um Tag, Woche um Woche! Das ist eine höchst verwerfliche Spekulation auf die Notlage der Geistesarbeiter im Kriege, die auch dadurch nicht entschuldbar wird, daß auf die Anzeige hin 26 Bewerbungen eingegangen sind! Nur straffer organisatorischer Zusammenschluß der Geistesarbeiter könnte derartige Zumutungen dauernd unmöglich machen — wenn nicht gerade unter den so verschiedenartig gestellten und gesinnten Geistesarbeitern Organisation besonders schwierig wäre. Um so mehr muß die öffentliche Meinung darüber wachen, daß deutsche Geistesarbeiter nicht zum Gegenstand des Mitleids der „Times" und des „Figaro" werden, wie es diesmal der Fall war.

Arbeitslosigkeit bei den Handelsangestellten. Die verschiedenen größeren Handlungsgehilfenverbände erstatten über die in ihren Reihen befindlichen Arbeitslosen im „Reichsarbeitsblatt" von Vierteljahr zu Vierteljahr Bericht. Daraus ergibt sich, daß in den beiden letzten Vierteljahren 1914 die Arbeitslosigkeit beträchtlich höher gewesen ist, als in den gleichen des Vorjahres. So betrug die Zahl der männlichen arbeitslosen Bewerber im dritten Vierteljahre 1913: 6110, im dritten Vierteljahre 1914 dagegen 9362, im vierten Vierteljahre 1913: 5993 und im gleichen Vierteljahre 1914: 7215. Im dritten Vierteljahr 1914 war sie also trotz der zahlreichen Einberufungen zum Heeresdienste bei den männlichen Angestellten um 53 v. H. stärker als im gleichen Vierteljahre des Vorjahres. Da die Einberufungen fortdauerten und inzwischen das Weihnachtsgeschäft den Handel belebte, verringerte sich die Zahl der männlichen Arbeitslosen im vierten Vierteljahre 1914 um einiges gegen das dritte Vierteljahr desselben Jahres; sie war aber immer noch um etwa 20 v. H. stärker als im gleichen Vierteljahr 1913. Ungleich stärker war die Arbeitslosigkeit unter den weiblichen kaufmännischen Angestellten. Die Zahl der stellenlosen weiblichen Bewerber bei den kaufmännischen Vereinsstellennachweisen war im dritten Vierteljahre 1914 um 156 v. H. stärker als im gleichen Vierteljahre 1913, und sie nahm trotz des Weihnachtsgeschäftes im vierten Vierteljahre 1914 wenig ab, so daß sie sogar um 292 v. H. stärker als im gleichen Vierteljahre des Vorjahres war. Inwieweit diese Zahlen auf das größere Angebot von weiblichen Arbeitskräften zurückzuführen sind, die vor dem Kriege noch nicht oder nicht mehr im Handelsgewerbe tätig waren, läßt sich allerdings nicht feststellen. Aus diesen wenn auch sehr unzulänglichen Angaben über die Arbeitslosigkeit im Handelsgewerbe geht hervor, daß sie während des Krieges viel stärker ist als in normalen Zeiten. Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß sicher über hunderttausend kaufmännische Angestellte zum Heeresdienst eingezogen sind und viele in anderen Berufen Beschäftigung gefunden haben.

Ein Arbeiterbrief aus dem Felde. Die politische und gewerkschaftliche Arbeiterpresse ist voll von rührenden Briefen, die der vaterländischen Gesinnung, der treuen Kameradschaftlichkeit, der biederen, deutschen Pflichterfüllung ihrer Schreiber höchste Ehre machen. Man möchte sehr vielen von ihnen besondere weite Verbreitung auch über den Kreis von Arbeiterlesern hinaus wünschen. Heute wollen wir einem dieser vielen zu weiterem Bekanntwerden verhelfen, weil er es gewiß verdient. Ein junger Gewerkvereiner, der mit 19 Jahren freiwillig in das Heer eingetreten ist, jetzt im Osten kämpft und schon schwere Gefechte mitgemacht hat, schreibt an seine Mutter, die sich um ihn ängstigt: Liebe Mutter! Wie ich aus der ersten Karte

ersehen habe, machst Du Dir viel Kummer um mich. Das darfst du nicht, es hat mir wehe getan. Denke Dich in die Lage der armen Leute hier, der Mann im Felde, das Haus abgebrannt, die Sachen geplündert, nichts zu essen und fünf kleine Kinder. Es ist ein Jammer, dieses große Elend. Ich bin stolz, Euch das traute Heim und die liebe Heimat verteidigen zu dürfen. Wir wollen ja gern die Strapazen durchhalten, wenn Ihr nur ruhig und der Zeit entsprechend leben könnt. Die Verpflegung ist ganz gut. Wäsche bekommen wir mehr, als wir brauchen, es sind jetzt erst die Weihnachtspakete angekommen. — Soweit das Schreiben. Welch ein hoher Geist spricht aus den einfachen Zeilen! Wahrlich! Das Vaterland kann stolz sein auf solch mutige junge Krieger und die Eltern auf einen solchen Sohn. Das Gewerkschaftsblatt, dem wir den Brief entnehmen, hat vollauf recht, wenn es hinzufügt: „Solange der Geist in unseren Truppen herrscht, sind sie unbesieglich" und „Angesichts solchen Opfermutes werden wir zu Hause die notwendigen Einschränkungen leicht tragen."

„Zu alt!" In der Arbeiterwelt ist das Wort seit Jahren gefürchtet. Arbeitslos gewordene 40jährige werden mit ihm von Fabriktor zu Fabriktor getrieben. Auch den kaufmännischen Angestellten von über 40 Jahren ist es oft genug achselzuckend oder bedauernd in den Kontoren entgegnet worden. Nun kam der Krieg und rief nicht nur die Jungmannschaft und die Männer im blühendsten Alter, sondern auch die 40—45jährigen ins Feld. Für die Anstrengungen der Kriegskämpfe in Wind und Wetter erweisen sie sich jetzt tauglich, aber am Schraubstock sollten sie vorher und künftig nicht mehr als vollwertig gelten. Dieses Unwesen hat sogar die Betriebe der Heeresverwaltung erfaßt. Mit Recht hat deshalb der Hauptvorstand des Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereins der Maschinenbau- und Metallarbeiter beim Kriegsministerium Beschwerde darüber geführt, daß in der Königlichen Militärwerkstatt in Spandau Arbeiter lediglich deswegen von der Beschäftigung ausgeschlossen wurden, weil sie das 40. Lebensjahr überschritten hatten, und erfreulicherweise ist denn auch von der maßgebenden Stelle rasch Abhilfe geschaffen worden. Aber in der Privatindustrie will sich diese Umkehr in der Frage der „alten" Arbeiter noch immer nicht allgemein vollziehen. So hat, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die Firma Krupp in Essen für die Kriegszeit die im allgemeinen übliche Altersgrenze für die Einstellung von Arbeitern aufgehoben. Es werden jetzt bei dieser Firma auch Leute, die das 50. Lebensjahr überschritten haben, angenommen. Diesen älteren Arbeitern ist aber gesagt worden, daß ihre Beschäftigung bei der Firma Krupp nur für die Dauer des Krieges erfolgen könne. Daraus kann wohl geschlossen werden, daß sie nach Beendigung des Krieges wieder entlassen werden. Der Eintritt in die Pensionskasse der Firma ist diesen älteren Arbeitern versagt. Ähnlich verhalten sich andere große Werke, auch Handelshäuser und Banken. Ueberall wird die segensreiche Einrichtung der privaten Pensionskassen zum Fluch für die älteren Arbeiter und Angestellten. Hier ist eine erzieherische Einwirkung durch den Krieg höchst notwendig und dringlich. Vor allem müßten die Arbeitgeberverbände und die gemeinnützigen und privaten Arbeitsnachweise aufklärend vorgehen und mit der amerikanischen Unsitte aufräumen, die nichts weiter als rücksichtslose und höchst unwirtschaftliche Ausbeutung von Menschenkraft bedeutet.

Margarete Treuge / Bismarck-Literatur

Ueberhaupt nicht in die Reihe der üblichen Jubiläumswerke, die ihre vorbestimmten Merkmale durch die Stimmung und den Wunsch erhalten, auf eine breite Leserschicht zu wirken, und die somit von vornherein auf ein gewisses Mittelmaß beschränkt sind, gehört das Werk von Otto Baumgarten „Bismarcks Glaube". Tübingen, Verlag Mohr 1915. 324 Seiten. Brosch. 2.80 M., gebunden 4 M.

Was dieses Buch über eine Einzeluntersuchung erhebt, sie zu einer Charakteristik des ganzen Bismarck macht, ist die Tatsache, daß die Besonderheit seines Glaubenslebens als Ausdrucksform von typischer Bedeutung aufgezeigt wird, die als solche auch den Gesamtgeist ihres Trägers spiegelt.

Wir haben uns daran gewöhnt, Bismarcks Religiosität als einen der schwer deutbaren und darum um so interessanteren Faktoren seines Lebens zu nehmen; der „tolle Junker" als Freigeist oder auch als Pantheist, der dann in das pietistische Puttkamerum hineingerät, trotz seiner inneren Umkehr doch immer über oder jenseits der primitiv innigen Gläubigkeit der Thaddens und Blankenburgs zu stehen scheint, — der Frankfurter Bundestagsgesandte, der nach durchtanzter Nacht im Neuen Testament liest, und der spätere Minister, für den das Gebet vor allem eine Entspannung oder auch Kraftprobe seiner leidenschaftlichen Natur zu sein scheint, die derartige Aeußerungen braucht, genau so wie sein starker Macht- und Herrschaftswille doch schließlich in einem getreuen Vasallenverhältnis zu seinem königlichen Herrn ausmündete. So erscheint uns seine Religiosität und sein Gottesglaube, verglichen mit seinem Realismus, seinem Lebenswillen, seiner Diesseitigkeit, vielfach wie einer der vielen reizvollen Gegensätze, die sein Wesen bilden und zu immer erneuter Forschung und Betrachtung locken.

Diesem Verlangen kommt Baumgarten nach. Auch seine Forscherarbeit ist geleitet von der psychologischen Freude an dem Wechselspiel des Geistes, sie ist fern von dem pedantischen Bedürfnis, „eine große, starke Individualität einheitlich und konsequent aufzufassen".

Das Buch, das in der Einleitung als eine Ehrung zu Bismarcks hundertstem Geburtstag bezeichnet wird, ist auf der Grundlage einer früheren Schrift desselben Verfassers gearbeitet: „Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche" (1900). Die Erweiterung ist veranlaßt durch inzwischen erschienene reiche Literatur, die gerade Bismarcks Innenleben aufdeckt: vor allem die Briefe an seine Braut und Gattin und den ersten Band der Bismarck-Biographie von Erich Marcks.

Das „religiöse Grundproblem" der Natur Bismarcks wird von Baumgarten erkannt „in der Auseinandersetzung der riesigen, selbstherrlichen Gewalt seines Ichs und des Drangs nach Anerkenntnis des Allgemeinen, Höheren, zumeist des Göttlichen". Abgelehnt wird sowohl eine Deutung, die in Bismarcks Glaube nur einen Ausdruck seines Machtbewußtseins, eine Gleichsetzung seiner Ueberkraft mit dem Uebermenschlichen sieht, wie auch die entgegengesetzte Auffassung, die Frömmigkeit Bismarcks sei eine Unterwerfung des „germanischen Recken unter den Christengott". Der scheinbare Widerspruch von Selbstbewußtsein und religiöser Demut findet vielmehr — das scheint mir von Baumgarten scharf und zwingend bewiesen zu sein — seine Erklärung in der Tatsache, daß Bismarck weder Rechtfertigung seiner Art, noch Erlösung von derselben durch die Religion brauchte, da er Herrenmensch ohne jede Anlage zum Uebermenschen war und das Bewußtsein seiner eigenen Kraft und Größe, verglichen mit der der Mitmenschen, doch stets freiwillig durch den Maßstab der ewigen Majestät begrenzte.

Unter Heranziehung aller einschlägigen Quellen und einer sehr vielseitigen Literatur wird die Entwicklung der Religiosität Bismarcks dargestellt. Die ersten beiden Kapitel des Buches beschäftigen sich mit seinem Wesen und Charakter, die letzten beiden mehr mit seinem Werk in seiner Stellung zur evangelischen und katholischen Kirche.

Bismarcks Glaube ist, das liegt in den seelischen Voraussetzungen desselben, nur aus seinem eigenen Wesen entstanden. Wie alles an ihm, so ist auch seine Religiosität eigen gewachsen. Schleiermacher, der ihn konfirmierte, hatte nicht den geringsten Einfluß auf sein Innenleben. An dem großen Neugestalter des religiösen Lebens in Deutschland ging sein Zögling unberührt vorüber. Der Unfähigkeit, sich durch andere anregen zu lassen, von ihnen entscheidende Eindrücke zu erhalten, scheint seine innere Umkehr zu widersprechen, die sich vollzieht, als er in den Kreis der frommen Freunde in Pommern tritt: eine seelische Wandlung, die Baumgarten direkt unter den Begriff „Bekehrung" faßt. Indessen ist auch diese Neueinstellung auf religiöse Dinge aus ihm selbst gekommen. Nie vorher, auch in den Zeiten des Zweifels oder gar scheinbaren Unglaubens ist er Gottesleugner, viel weniger noch Spötter gewesen. Suchen, Grübeln, Ehrfurcht vor dem Unerkennbaren sind so Kennzeichen seiner religiösen Anlage, daß die Stimmung des Thaddenschen Kreises nur seinem inneren Bedürfnis nahekommt und das befreit, was als religiöses Gefühl in ihm vorhanden war. Darum ist seine Liebe zu Johanna Puttkamer auch nicht die Triebkraft zu seiner neu erwachenden Religiosität, sondern bewirkte höchstens die Beschleunigung derselben. Weil sein Glaube einem inneren Bedürfnis entsprach, wurde er von Bismarck selbst bestimmt. Es war nichts von pietistischer Rührseligkeit oder Wehmut darin, dem duldenden Christentum seiner Frau setzte er ein männlich-heroisches, resolutes Christentum gegenüber; dasselbe gab nur seinem ganzen Tun den Ewigkeitswillen. Er schreibt zum Beispiel an seine Gattin: „In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit Dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da Du doch einmal scheiden mußt von allem, was Dir auf Erden teuer ist, und doch nicht auf ewig."

Die Einzelzüge dieser Religiosität — die Willensreligion des Staatsmannes („Der Glaube heiligt die Pflichterfüllung") — der Vorsehungs- und Wunderglaube des Starken — die Mystik Bismarcks, ein tiefer Zug zu den verborgenen Abgründen des Lebens in dem sonst stahlharten Mann: sie alle finden ihre letzte Deutung in der Zeit nach seiner Entlassung, da sein heroisches Christentum sich bewähren muß im tragischen Kampf, im Ringen um das Besitzergreifen des Wortes „Dein Wille geschehe", als religiöse Vertiefung der Erkenntnis, die ihn von früh an beherrschte, daß alles große Leben „stolz und traurig" auszugehen hat. Für die Möglichkeit des Zusammenfassens dieser widerstrebenden Züge findet Baumgarten den schönen Ausdruck, wenn er Bismarck kennzeichnet als „eigensinnige und zugleich gottsinnige", selbst- und gottvertrauende Persönlichkeit.

Der Persönlichkeitswille, die religiöse Individualität, die Eigenständigkeit seiner Selbsterbauung bedingt seine Unkirchlichkeit. Er war (vielleicht auch als notorischer Spätaufsteher) ein schlechter Kirchengänger. Aber ganz abgesehen davon, daß ihm vielleicht im Einzelfall die Unzulänglichkeit des beamteten Vertreters der Kirche stören konnte, hatte er auch kein Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft; er unterschätzte „den Wert der objektiven Institution", bewies „Gleichgültigkeit gegen die Umsetzung derselben in christlichen Sozialismus". Aus diesem Mangel will Baumgarten vorwiegend seine Stellung im Kulturkampf erklären. Der konfessionelle Gegensatz zu Rom wird indessen von Baumgarten wohl zu scharf betont. Der ganze Kampf gegen das Zentrum wird in diesem Zusammenhang zu sehr als religiöses, zu wenig

Digitized by Google

als politisches Problem erfaßt. Bismarck stritt im Kulturkampf viel mehr gegen die politischen Grundsätze der Partei oder vielleicht noch mehr gegen die Partei an sich, als gegen ihre religiösen und ethischen Prinzipien, die er vielfach teilte. Bei der Frage der Zivilehe zum Beispiel oder der konfessionellen Schule stand Bismarck innerlich sicher mehr auf seiten seiner politischen Gegner als seiner liberalen Mitgänger. Eine so schwere Enttäuschung über den Ausgang des Kulturkampfes, wie Baumgarten sie hier zeigt, ist nur möglich, weil er in demselben nicht eigentlich einen politischen, sondern einen sittlich-religiösen Kampf erblickt, der keine Kompromisse kennen darf.

Gerade die ethische Erfassung von Bismarcks Persönlichkeit ist es dann aber, die auch wi[illegible] im Schluß zu einer letzten großen Zusammenfassung seines Stre[illegible]elangt, wenn der Wille nicht nur als Kraftäußerung, als Mo[illegible]kt, sondern als ethisches Prinzip gewertet wird: „Der Reichtum, die Gewalt des inneren Lebens und des bauenden Strebens, die Charakterstärke dieser sittlichen Persönlichkeit, die in ihren vielseitigen Interessen nie die Einheit des dienenden Willens verlor — das ist das Große und Ueberwältigende dieser Erscheinung."

Eingelaufene Kriegsliteratur

Zwischen Krieg und Frieden. 12. Der Krieg und die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. Max Apt. Leipzig 1914, S. Hirzel. 80 Pf.

Ueber Werden und Vergehen der Universalreiche. Von Ulrich Wilcken, Prof. der Geschichte an der Universität Bonn. Bonn, Friedrich Cohen. 1,50 M.

Friedrich Liszt als Prophet des neuen Deutschland. Von Privatdozent Dr. Karl Kumpmann. Tübingen, J. C. B. Mohr. 90 Pf.

Zeigt uns den großen Nationalökonom zugleich als einen Staatsdenker ersten Ranges, für den die wirtschaftlichen Gedankengänge schließlich nichts weiter sind als Werkzeuge für die Erreichung der politischen Ziele seines Volkes.

Staatsbürger-Bibliothek. 59. Aegypten. Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. Von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 40 Pf. 60. Die Monroedoktrin. Von Dr. Hans Wehberg. 40 Pf.

Im Kampf um unsere Zukunft. Deutschland und Frankreich; Rußland und Oesterreich auf dem Balkan; England; Von der Großmacht aufwärts zur Weltmacht; Geschichtstafel. Von Universitäts-Professor Dr. Martin Spahn. M.-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 60 Pf.

England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. Von Eduard Meyer, Geh. Regierungsrat und ordentl. Professor der Geschichte an der Universität Berlin. Stuttgart, J. G. Cotta. 213 S. 4 M.

Das Werk ist ausgesprochen englandfeindlich und kommt zu einem außerordentlich harten Endurteil, das vielleicht um einen Ton milder ausgefallen wäre, wenn der Verfasser die Unwissenheit des englischen Volkes einschließlich seiner Regierenden stärker in Anschlag gebracht hätte. Denn die ist so groß, daß ihr ein besonderes Kapitel gebührt. Im übrigen zeichnet Eduard Meyer den staatlichen Entwicklungsgang Englands mit sicherer Hand in großen, scharfen, durch universalgeschichtliche Vergleiche und geschichtsphilosophische Schlaglichter belebten Zügen, gibt eine spannende Darstellung vom Werdeprozeß des britischen Weltreichs und legt die immer bewußter und planmäßiger werdende antideutsche Politik des Inselvolkes dar. Meisterhaft ist das Bild Eduards VII., unerbittlich zutreffend die Kritik seiner Politik: „Eben darum, weil er die tiefsten Mächte des geschichtlichen Lebens für nichts achtete, ist sein Lebenswerk trotz aller klugen Berechnung doch ein Mißgriff gewesen." Höchst interessant, aber zum Teil zum Widerspruch herausfordernd ist, was der Verfasser im Schlußkapitel mit dem Blick auf die neue Weltlage über die Probleme der Zukunft sagt.

Der Briten-Spiegel. 200 treffende Urteile über die Engländer aus allen Zeiten und Ländern. Mit einer Einführung von Dr. Gustav Winter. Leipzig, O. G. Zehrfeld. 1,50 M.

Der englische Charakter heute wie gestern von Theodor Fontane. Mit Einleitung von Samuel Saenger. Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. Berlin, S. Fischer. 160 S., geb. 1 M.

Reiseeindrücke Theodor Fontanes aus dem Jahre 1852, deren Auffrischung heute eine köstliche Mußestunde bereitet.

Preußische Prägung. Von Lucia Dora Frost. Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. Berlin, S. Fischer. 1 M.

Das Buch hat etwas vom Feuilletonstil, seine Gedankenführung ist hier und da sprunghaft, und an allgemeinen, aber darum anfechtbaren Urteilen ist kein Mangel. Aber es steckt Geist in der Arbeit, und mit dem, was die Verfasserin sagen will, hat sie recht: die „preußische Prägung", d.h. die von Friedrich dem Großen zur Geltung gebrachte und seitdem traditionell gewordene Idee der Pflicht gegenüber der Gesamtheit, hat auch mit der Errichtung des Deutschen Reiches nicht aufgehört und wird auch nach dem Weltkriege nicht aufhören, wirksam zu sein, sondern das deutsche Volk antreiben, nicht eine Weltherrschaft, wohl aber eine Weltorganisation zu versuchen.

Der Weltkrieg im Unterricht. Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule. Mitarbeiter: Prof. Dr. Fr. W. Foerster, Prof. Dr. G. Hellmers, Prof. Dr. K. Hönn, Prof. Dr. F. Lampe, Luzeums-Dir. H. Spanuth, Dir. Prof. Dr. Umlauf, Dr. H. Wehberg, Prof. Dr. phil. Wittop, Dr. R. Wustmann. Gotha, Perthes. 224 S. 2,80 M.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. XVI. Bd., 12. Heft. Der Höhepunkt im Leben Bismarcks und die Bedrohung seines Werkes durch unsere Feinde. Von Reinhold Macke, Prof. in Wiesbaden. Bielefeld, A. Helmich. 40 Pf.

Der Gedanke des gerechten und heiligen Krieges in Gegenwart und Vergangenheit. Rede von Heinrich Finke, Prof. an der Universität Freiburg i. Br. Freiburg, C. Troemer. 35 S. 90 Pf.

Reden über den Krieg von Johannes Müller. 2. Der Krieg als Not und Aufschwung. München, C. H. Beck. 48 S. 50 Pf.

Gibt es ein Leben nach dem Tode? Von Prof. Dr. Dennert. Godesberg, Naturwissenschaftlicher Verlag des Keplerbundes. 80 S. 1,50 M.

Unser täglich Brot! Ansprache und Predigten in der Kirche zu Schneidlingen von Gustav Habermann, Pfarrer. Preis 10 Pf. Zu beziehen vom Verfasser.

Weihnachten 1914. Ansprache und Predigten, gehalten in der Kirche zu Schneidlingen von Gustav Habermann, Pfarrer. 10 Pf.

Schicksale einer Verschleppten in Frankreich. Von ihr selbst erzählt. Herausgegeben von Friedrich Lienhard und Paul Kannengießer. Straßburger Verlagsanstalt, Straßburg i. Els. 40 Pf.

Die Religion des Islam. Aus den Grundwerken übersetzt und eingeleitet von Joseph Hell. Band 1: Von Mohammed bis Ghazali. Jena, Diederichs. 4 M., gebunden 5,20 M.

Unser Bündnis mit der Türkei läßt viele wünschen, ihre Kenntnisse über den Islam zu vermehren. Das vorliegende Buch bringt nach sachlichen Gesichtspunkten geordnete Stücke aus dem Koran und dann Auszüge aus wichtigen „Kirchenvätern" des Islam, von denen zum großen Teil eine deutsche Uebersetzung bisher nicht vorliegt.

Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Je 50 Pf. 30./31. Dr. Norbert Stern, **Die Weltpolitik der Weltmode.** 32. v. Schulze-Gaevernitz, **Freie Meere!** 33. Dr. Eugen Lewicky, **Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands.** 34. Prof. Dr. R. F. Kaindl, **Deutsche Siedlung im Osten.** 35. Dr. Richard Hennig, **Der Kampf um den Suezkanal.** 36. Dr. Gustav Stresemann, **Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland.** 37. Karl Mutheſius, **Das Bildungswesen im neuen Deutschland.**

Quittung

Freiwillige Gaben für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: E. H., Remagen 5 M., K. in K. 6 M., A. in D. 1,75 M., Dr. D. in H. 2,55 M., Frau St. in A. 85 Pf., R. in H. 2,50 M., Frau Sch. in R. 5 M., Oberpfr. M in B. 2,50 M, Sch. in A. 50 Pf., Frau B. in B. 2,50 M., Prof. M. in K. 2,50 M., J. in L. 3 M, K in K. 3 M., B. R. in Frbg. 5 M, Frl. D. in E. 3,65 M., B. in S. 2,50 M., R. in F. 3 M., Frau P. in A. 85 Pf., H. in W. 85 Pf., Sch. in E. 2 M., N. in R. 2,55 M., Dr. H. in H. 5 M., L. in H. 3 M., Frau Bürgerm. K. in L. 3 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: D. in G. 1,55 M., Dr. W. in B. 2,50 M., Oberpfr. M. in B. 50 Pf., Prof. M. in K. 1,50 M., Fr. St. in K. 2 M., San.-R. S. in Ch. 5 M., H. in M. 2 M., E. und K. in E. 2,20 M.

Für Ostpreußen: S. in Ch. 5 M., B. R. in Frbg. 5 M., K. G. in S. 5 M., Lehrer Sch. in L. gesammelt 10 M., W. F. in Heidelberg 5 M., gesammelt durch Klasse IV der Volksschule zu Uchte 7,70 M.

Für Elsaß-Lothringen: S. in Ch. 5 M., B. R. in Frbg. 5 M., E. D. in Eßl. 50 M., W. F. in Heidelberg 5 M., E. L. in St. 20 M.

Für Galizien: G. L. in B. 10,05 M., B. R. in Frbg. 5 M., F. L. in Brdbg. 5 M., W. F. in Heidelberg 5 M.

Für den Roten Halbmond: F. L. in Brdbg. 5 M., W. F. in Heidelberg 5 M., Dr. Ihr. in Schw. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Als Schutz vor Ansteckung bewähren sich die **Formamint-Tabletten der Firma Bauer & Cie., Berlin.** Sie machen beim Auffangen im Munde den Speichel zum Desinfektionsmittel, das in alle Fältchen der Schleimhäute eindringt und die dorthin gelangten Krankheitskeime vernichtet. Zur Versendung an unsere Krieger, die im Felde den Unbilden der Kälte, Nässe und Witterungsumschläge täglich ausgesetzt sind, eignet sich besonders die „Formamint-Feldpostbriefpackung", die in Apotheken und Drogerien erhältlich ist. Wir verweisen ausdrücklich auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt.

Digitized by Google

15. April 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 15

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Durchhalten! — **Dr. Paul Rohrbach:** Weddigen †. — **Dr. Kurt de Bra:** Der Haß der Völker. — **Berthold Bürger:** Die Zukunft Palästinas und die Judenfrage. — **Julius Bab:** Bismarcks Vorgestalt. — **D. Gottfried Traub:** Lebensgewiß. — Soziale Bewegung. — Eingelaufene Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 6. April.

Die Schweizer Regierung hat dem kleinen Fürstentum Lichtenstein fünf Waggons Getreide und zwei Waggons Mais zukommen lassen, wofür die Lichtensteiner sich sehr dankbar äußern, denn bei ihnen klopfte der Mangel schon bedenklich an. Der Kriegshunger beginnt möglicherweise an Stellen, an die kein Mensch gedacht hat.

Der General v. Bernhardi, dessen Schrift über „Deutschland und den nächsten Krieg" in englischer Uebersetzung massenhaft verbreitet wurde, um zu zeigen, welche tollen Weltherrschaftspläne die Deutschen hätten, erläßt im Ausland eine lange Erklärung, daß er mißverstanden sei, denn er habe nicht von Weltmacht geredet, sondern von Weltbeherrschung: domination mondiale et non pouvoir mondial. Alle solche Erklärungen haben, wie uns scheint, jetzt nachträglich gar keinen Zweck.

Mittwoch, 7. April.

Schöner Erfolg in den Karpathen: über 7500 Russen gefangen! Auf den Höhen östlich des Laborczatales eroberten deutsche und österreichisch-ungarische Truppen starke Stellungen der Russen. Die Deutschen werden im österreichischen Generalstabsbericht an erster Stelle genannt. Die Grenze am Dnjestr wird festgehalten, und ein Teil Oesterreicher steht in Richtung auf Chotin auf russischem Boden.

Von den Kämpfen zwischen Maas und Mosel kann man sich trotz der ziemlich ausführlichen Berichte kein vollständiges Bild machen, da hier die Bodengestaltung offenbar sehr mitspricht. Es handelt sich um den vorgeschobenen Keil der deutschen Aufstellung, der bis oberhalb St. Mihiel reicht und der nun, soviel wir sehen, von drei Seiten angegriffen wird, nämlich über die Maas bei Ailly, von Verdun aus bis hin zum Berg von Combres und von Toul und Pont-à-Mousson aus bei Flirey und im bereits öfter genannten Priesterwalde. Nach allen diesen Richtungen hin haben die Deutschen ihre Stellungen festgehalten oder wiedererobert. Die Franzosen erleben als die Angreifenden die größeren Verluste, scheinen aber viele Truppen zusammengezogen zu haben, um hier nochmals einen ernsthaften Durchbruchsversuch zu unternehmen.

Unser Unterseeboot „U 29" muß als verloren betrachtet werden. Nach englischer Angabe ist es am 26. März mit ganzer Besatzung gesunken. Wie und wo, wissen wir nicht. Kommandant war Kapitänleutnant Weddigen, der erste weltbekannte Held unserer Unterseebootflotte, der Mann, der drei große englische Kreuzer der Aboukirklasse in zwei Stunden in den Grund bohrte. Von seiner Tat an wird vermutlich in späteren Zeiten eine neue Art des Seekrieges gerechnet werden, weil er zuerst die Ueberlegenheit der kleinen Waffe über starke Panzerschiffe zeigte. Allen Unterseebootsführern bleibt er unvergeßliches Vorbild. Merkwürdig ist, daß die Engländer keine näheren Umstände berichten. Es muß irgend etwas an ihrem Verfahren nicht in Ordnung gewesen sein. Vielleicht ist die Vermutung von Graf Reventlow richtig, daß die Engländer das Unterseeboot versenkten, während es mit dem Wasser ringende Gegner rettete.

Die Nordamerikaner haben eine Note an England geschrieben, in der nichts enthalten ist als ein ganz leerer Protest. Sie sind so mit Kriegslieferungen für England, Frankreich und Rußland beschäftigt, daß sie gar nicht energisch gegen englische Uebergriffe auftreten können und wollen.

Donnerstag, 8. April.

Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel dauern fort und werden beiderseits als große Sache betrachtet. Im einzelnen stimmen der französische und der deutsche Bericht nicht überein, aber sie lassen doch ersehen, daß der Gesamtverlauf derselbe sein wird wie in der Champagne. Schwere Waldschlachten bei St. Mihiel und Ailly. Immer wieder wird bei Tag und Nacht um den Priesterwald gefochten.

Auf der Ostfront ruht die Schlacht wegen Grundlosigkeit der Wege. Da schon bei uns die Ebene voll Ueberschwemmungen steht, wie mag es im Gouvernement Suwalki sein!

Bisher sind im Kriege 5510 Geschütze erbeutet, und zwar 3300 belgische, 1300 französische, 850 russische und 60 englische. Viele davon dienen der deutschen Artillerie.

Durch Holland erhält die „Kölnische Zeitung" einen ausführlichen Bericht über den Aufstand in Singapore am 17. Februar, aus dem sich ergibt, daß der Vorgang viel ernsthafter war, als es nach englischen Mitteilungen scheinen sollte. Die mohammedanischen Indier wollten unter keinen Umständen gegen den Großherrn in Konstantinopel kämpfen. Herbeigeholte Japaner zeigten Widerstreben, gegen die Indier vorzugehen. Ein in Singapore internierter Offizier von der „Emden" und achtzehn Landsleute konnten entfliehen und kamen meist nach abenteuerlicher Fahrt auf holländisches Gebiet. Gleichzeitig wird vom Roten Meer gemeldet, daß der andere Trupp von „Emden"-Leuten, der in Hodeida gelandet war, auf guter Heimfahrt begriffen sei.

Freitag, 9. April.

Nachdem wir unter dem 20. März schon mitteilen konnten, daß die Gesamtzahl der Gefangenen 800 000 übersteigt, werden heute die genauen Ziffern vom 1. April angegeben. Wenn wir sie mit den Ziffern vom Jahresschluß vergleichen, so ergibt sich folgende Tabelle:

Offiziere:	1. Januar	1. April	Zunahme
Franzosen	3 459	3 868	409
Russen	3 575	5 140	1565
Belgier	612	647	35
Engländer	492	520	28
	8 138	10 175	2 037

Digitized by Google

Mannschaften:	1. Januar	1. April	Zunahme
Franzosen	215 905	238 496	22 591
Russen	306 294	504 210	197 916
Belgier	36 852	39 620	2 768
Engländer	18 824	20 307	11 483
	577 875	802 633	234 758

Der Haupteindruck dieser Zusammenstellung ist die Verschiedenheit des Kampfes an der östlichen und westlichen Kampflinie: im Osten sind fünfmal soviel Gefangene gemacht worden als im Westen. Auffällig ist die verhältnismäßig hohe Ziffer der französischen Offiziere; man wird annehmen müssen, daß die russischen Offiziere häufiger hinter der Front bleiben. Die Zahl der gefangenen englischen Offiziere ist außerordentlich gering im Vergleich mit den Franzosen. Was die deutschen Kriegsgefangenen im Ausland betrifft, so haben wir seit dem 26. Februar nichts Neues mehr erfahren. Die damaligen Ziffern, die nicht ganz 60 000 erreichten, waren vermutlich auf russischer Seite zu gering berechnet, sind aber unseres Wissens von Rußland aus nicht richtiggestellt worden.

Der deutsche Hilfskreuzer „Prinz Eitel Friedrich" lief nach Versenkung von zehn feindlichen Schiffen vor einigen Wochen zur Reparatur in einen nordamerikanischen Hafen ein und ließ englische Kriegsschiffe zu seiner Bewachung an der Neutralitätsgrenze auf hoher See kreuzen, bis er jetzt nach Ablauf der von Amerika gestellten Frist sich in amerikanische Schutzhaft begab, so daß die englischen Schiffe unverrichteter Sache weiterfahren dürfen.

In den Karpathen wurden im Gesamtverlauf der Osterschlacht, deren Mittelpunkt das Laborcza-Tal war, im ganzen an 10 000 unverwundete Gefangene und reiches Kriegsmaterial eingebracht, starke russische Stellungen erobert. Oestlich des Laborcza-Tales wird im Waldgebirge heftig weitergekämpft. Die russischen Menschenopfer sind ungeheuer groß, da die Russen ungeachtet der modernen Geschoßwirkung in achtfacher Reihe vorrücken. Sie sollen unbewaffnete Leute in Militärmänteln zum Kugelfang vor sich hergetrieben haben. Unglaublich!

Sonnabend, 10. April.

Der Papst setzt seine Friedensbemühungen fort, indem er am zweiten Osterfeiertage einem amerikanischen Berichterstatter sagte: „Wenn Euer Land alles vermeidet, was den Krieg verlängern kann, in welchem das Blut vieler Hunderttausender fließt, dann kann Amerika bei seiner Größe und seinem Einfluß in besonderem Maße zur raschen Beendigung beitragen. Amerika wird, sobald der geeignete Augenblick zur Einleitung von Friedensverhandlungen gekommen sein wird, der nachdrücklichsten Unterstützung des Heiligen Stuhles sicher sein. Ich habe dies bereits Ihrem Präsidenten durch seine angesehensten Freunde wissen lassen." Vorläufig liefert Amerika Geschosse und ist die Gewehrfabrik aller Feinde Mitteleuropas.

Die Berichte von der Karpathenschlacht sind weiterhin gut. Deutsche Truppen eroberten nördlich Tucholka eine seit dem 5. Februar vielumstrittene und von den Russen hartnäckig verteidigte Höhenstellung. 1000 Gefangene und 15 Maschinengewehre. Mehr östlich im Quellgebiet des Stryj scheiterten feindliche Angriffe. Gesamtertrag des Tages 2150 Gefangene. Der große russische Durchbruch erfolgt nicht. Das Einwanderungstor, durch das einst Hunnen und Magyaren kamen, bleibt geschlossen, und zwar von Deutschen und Magyaren zusammen.

Der französische Kriegsbericht über die Schlacht bei Verdun wird vom Deutschen Hauptquartier aus als wahrheitswidrig kritisiert. Die Kämpfe werden an allen schon genannten Stellen fortgesetzt. Der französische Gesamtangriff verkrümelt sich, wie es scheint, in Schützengrabengefechten, bei denen viel Blut um wenige Meter fließt.

Bei einer Einladung der elsaß-lothringischen Landtagsabgeordneten hielt der Statthalter v. Dallwitz eine Rede, in der er mit sehr starken Ausdrücken gegen die „verschwommenen Phrasen und haltlosen Schlagworte" von Doppelkultur und Vermittlerrolle des Grenzlandes sich ausspricht und vom Reichsland fordert, daß es „ein festes unerschütterliches Bollwerk reiner deutscher Kultur und echt deutscher Gesinnung" werden solle. Präsident Ricklin wies in würdiger Weise zurück, daß die Verfehlungen einzelner der Gesamtheit des Volkes aufs Schuldkonto geschrieben werden.

Sonntag, 11. April.

Schöner Frühlingssonntag. Nun ist der Winter endlich vorbei, dieser Winter! Ob auf Vogesen und Karpathen noch Schnee liegt, wissen wir nicht, nehmen es aber an. Auch dort muß Frühling werden. Man denkt an Geibels Wort: Vaterland, in tausend Jahren ward dir solcher Frühling kaum!

Hindenburg hat sich gegenüber einem Italiener über die Russen ausgesprochen: „Die Artillerie schießt gut, verschleudert aber ungeheuer viel Munition. Die Infanterie ist tüchtig, aber die Kavallerie taugt nichts. Die Russen schlagen sich zwar gut, aber ihre Disziplin beruht nicht wie bei uns auf Intelligenz und Moral, sondern auf blindem Gehorsam. Die Russen haben im Japanischen Kriege viel gelernt und sind namentlich im Schützengrabenkampfe erfahren; kaum nehmen sie eine Stellung, so verschwinden sie in ein paar Minuten unter der Erde. Aber wenn es keine Schützengräben gibt oder wir sie herausjagen, geht es ihnen schlecht. Vor ihrer numerischen Uebermacht braucht niemand bange zu sein. Die Zahl entscheidet nicht über den Sieg. Uebrigens haben wir viele unfehlbare Anzeichen, daß die Russen bereits mürbe sind und das Kriegsmaterial auszugehen beginnt, das sie in unerhörter Weise verschleudern."

Im Karpathenkampf ist nördlich Tucholka der schon gemeldete Sieg am Swininrücken das Ergebnis eines mit fabelhafter Stoßkraft ausgeführten deutschen Ansturms.

Montag, 12. April.

Die Leitung des Roten Kreuzes in Bern macht uns in freundlicher Weise darauf aufmerksam, daß die unter dem 25. März von uns besprochenen Blätter über Kriegsverluste nicht von ihr ausgehen. Wer der Hersteller der falschen Nachrichten ist, ist noch nicht festgestellt.

Von verschiedenen Seiten bekomme ich Briefe, die Besserungen in der Behandlung der Truppen wünschen. Meist handelt es sich um Einzelvorkommnisse, die nur an Ort und Stelle durch das betreffende Regiment zu regeln sind. Wenn beispielsweise Klagen über unfreundlichen Unteroffizierston gegen Kriegsfreiwillige laut werden, so versteht es sich von selbst, daß die Heeresverwaltung diesen Ton nicht wünscht und eingreift, sobald sie von auffälligen Ueberschreitungen der unter gebildeten Menschen üblichen Anreden hört. Der Einzelfall aber kann nicht vom Hauptquartier aus erledigt werden. Ich lese in einem Brief: „Zu Hause ängstigt man sich ständig um uns, und hier wird mit Menschenmaterial Schindluder getrieben." Das klingt wohl böser, als es soll. Wir hören von allen Seiten aus dem Felde, daß der Gemeinschaftsgeist gut ist. Es wird beanstandet, daß hinter dem Schützengraben im Bereich feindlicher Granaten exerziert wird. Sicher wird kein Offizier das mit Absicht tun!

Eine beachtliche Anregung scheint es zu sein, den Offizieren, Aerzten, Unteroffizieren und Mannschaften, die von Anfang an über acht Monate im Krieg sind, ein gewisses Recht zuzusprechen, bei militärischer Möglichkeit einen Besuch in der Heimat mit freier Fahrt zu machen, ohne daß sie herzkrank oder sonst etwas zu werden brauchen. Oft kommen die strammsten Leute bei der Urlaubsbewilligung am schlechtesten weg. Selbstverständlich will von ihnen niemand weggehen, wenn er gebraucht wird, aber man sieht ja, wie viele leichtere Fälle hinter der Front zu etwas Erholung benutzt werden, was an sich kein Unrecht ist.

Fortsetzung der Kämpfe zwischen Maas und Mosel. Ueber 800 Gefangene. Schneesturm in den Vogesen.

Russische Angriffe bei Mariampol und Kalwarja sowie an der Szkwa abgeschlagen. Auch sonst Lebendigkeit an einigen Stellen der östlichen Linie.

Bei Mariampol 1350 Russen und 4 Maschinengewehre. Bei Lomza haben die Russen eine neue Art von Stinkbomben, die langsam Widerwärtigkeit verbreiten.

Die Franzosen werfen Luftbomben auf Mülheim und die Deutschen dafür Erziehungsbomben auf Nancy.

Digitized by Google

Dienstag, 13. April.

Die „Tribuna" schreibt aus Rom, daß die Reisen der französischen Generale Pau und Paget nach Rußland und dem Balkan den Zweck hatten, den gleichzeitigen westlichen und östlichen Angriff auf Deutschland zu beschließen. Durch russische Unfertigkeit sei der Plan etwas verschoben. Der Angriff würde von Belgien bis Oberelsaß und v.. Ostpreußen bis Schlesien erfolgen. Das klingt etwas grausig, aber Hindenburg wird schon sorgen, daß die Russen auch dann noch nicht ganz fertig sind.

Im „Boten aus Zion" findet man einen interessanten Bericht des Pfarrers Schneller in Jerusalem. Die christlichen Araber und Syrer, die von deutschen Missionsanstalten erzogen sind, halten den deutsch-türkischen Bund von ihrem religiösen Standpunkt aus für bedenklich, weil er den Islam stärkt. Auf dem Oelberg marschieren türkische Regimenter. Der militärische Platzkommandant ist ein bekannter deutscher Offizier.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 6. April.

Gestern abend eine Bahnfahrt mit Deutschen, die aus Rußland zurückkamen. Sie waren, über Rumänien, acht Tage unterwegs. Der Direktor einer großen deutschen Fabrik war unter ihnen, der als Mitglied des Deutschen Flottenvereins seit Kriegsausbruch in Gefängnissen im Innern Rußlands gesessen hatte. In höchstem Maße unfreundlich war die Behandlung gewesen, die sie bei der Durchreise durch Rumänien erfahren hatten. Ueberhaupt — wenn man sich vorstellte, was diese Menschen durchlebt hatten, vorher und bei dieser achttägigen Rückfahrt, teils in primitivsten, ungeheizten Wagen, so mußte man einmal wieder staunen über die heitere Widerstandskraft, die in dieser Zeit aufgeboten wird. Die nahe Erfüllung der Sehnsucht nach Baden und Schlafen mochte das ihrige dazu tun. Es ist etwas Wundervolles, immer wieder zu erleben, wie selbstverständlich alle diese besten Eigenschaften geworden sind: unbedingte Vaterlandstreue, Ausdauer, Opferbereitschaft, die kein Markten und Rechten verkleinert, und ruhige Einsicht in das Unvermeidliche.

Das „Bochumer Volksblatt" stellt fest, daß in Württemberg die sozialdemokratische Parteispaltung vollzogen sei. Man spricht darüber, ob Klara Zetkin als treibende Kraft der Württemberger Oppositon noch weiter die offizielle Stellung in der Partei haben könne, die sie als Herausgeberin der „Gleichheit" einnimmt. Die „Chemnitzer Volksstimme" befürchtet, daß diejenigen Kreise, die gegen die Parteientscheidung vom 4. August waren, ihre Sonderagitation allenthalben aufnehmen werden, wenn sie beim Parteitag in der Minderheit bleiben. Die „Schwäbische Tagwacht" erwartet das nur von einem kleinen Teil dieser Gruppe, für deren Wirken in der Partei dann allerdings kein Raum sei.

Mittwoch, 7. April.

Die Gastwirte wehren sich gegen Kürzung der Speisekarte. Sie behaupten, daß sich das Berliner Publikum ohne Widerstand mit dieser Einschränkung nicht zufrieden geben werde. Die Ostertage hätten wieder den Beweis für die Größe der Ansprüche gebracht. In der Tat kann einem die Esserei in den Berliner großen Restaurants den Glauben an den „Idealismus" als deutscher Nationaltugend gründlich erschüttern. Je mehr aber die Begnadeten der Militärlieferungen gezeigt sind, ihr Geld in Essen anzulegen, um so notwendiger ist eine Zwangseinschränkung.

Das Oberpräsidium von Ostpreußen hat 30 Mill. M. Bestellungsprämien aus Staatsmitteln bereitgestellt. Jeder, der in dem Gebiet, das bis Februar von Russen besetzt war, einen Morgen bestellt hat, bekommt eine Staatsbelohnung von 25 M. Die Pferdebeschaffung ist das schwerste Problem. Sonst waren in diesen Gebieten über 100 000 Pferde, die jetzt irgendwie ersetzt werden müssen. Man wird Pferde aus Pommern zur Verfügung stellen, auch Militärpferde werden durch die Etappeninspektionen möglichst für Feldbestellung freigemacht.

Am 15. April findet auf Beschluß des Bundesrats noch einmal eine Schweinezählung statt. Wenn nur darauf irgendeine entschiedene Maßnahme zur Kartoffelfrage rasch genug folgen würde!

Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen hat sich noch einmal an den Bundesrat gewandt um schleunige Maßnahmen zur Sicherung der Kartoffelvorräte, Beschlagnahme, planmäßige Abschlachtung der Schweine, Regelung der Milch-, Quark- und Käseversorgung der Großstädte.

Der Berliner Arbeitsmarkt zeigt immer noch steigende Ziffern.

In gewerblichen und Finanzkreisen erörtert man lebhaft die Frage, wieweit durch eine starke deutsche Metallbörse der Börsenmetallhandel von englischer Vormundschaft gelöst werden kann.

Donnerstag, 8. April.

Der Reichsverband der deutschen Schneiderinnen hat zwei Tage über die „deutsche Mode" verhandelt. Es sind die selbständigen Handwerkerinnen, die hier das Wort nehmen, während in der Werkbundausstellung mehr das Modehaus vertreten war. Daher in vielem ganz andere Ausgangspunkte der Betrachtung. Auffallend ist in diesen theoretischen Auseinandersetzungen eine gewisse Unklarheit über die Verschiedenheit des Problems, je nachdem man es vom Standpunkt der verschiedenen Produktionsfaktoren ansieht: Modehaus, Hausschneiderei, Konfektion. Die lebhafteste Erörterung rief die Frage hervor, ob der rasche Wechsel der Mode wünschenswert sei oder nicht. Daß das Modehaus ihn wünscht, ist klar. Auch daß es ihn unbeschadet der Arbeitsqualität wünschen kann. Denn da es für Kreise arbeitet, bei denen Geld keine Rolle spielt, kann es auch an schnell veraltende Dinge kostbares Material und kostbare Arbeit wenden. Für alle Kreise mit beschränkten Mitteln ist rascher Wechsel ohne Qualitätsverschlechterung nicht denkbar. Und wenn die Schneiderin im eigenen Interesse meint, dem Wechsel das Wort reden zu müssen, dürfte sie sich täuschen. Je rascherer Wechsel, um so sicherer wird der Sieg der schnell und routiniert arbeitenden Massenkonfektion über die Hausschneiderei sein, um so mehr muß sie sehen, durch billige Schnellarbeit die Konkurrenz der Konfektion aushalten zu können.

Freitag, 9. April.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung ist ein Antrag auf Schaffung eines öffentlichen Arbeitsnachweises für kaufmännische Angestellte von sozialdemokratischer Seite eingebracht. Sowohl aus Unternehmer- wie aber auch aus Angestelltenkreisen werden gegen diesen Plan Bedenken geltend gemacht, die sich u. a. an die Frage heften, ob und wie alle Momente rein persönlicher Eignung bei dem notwendigen Schematismus einer solchen Vermittlung genügend berücksichtigt werden können.

Eine Anzahl von Journalisten aus neutralen Ländern besuchen gegenwärtig größere deutsche Städte, in denen ihnen die für das gegenwärtige wirtschaftliche und öffentliche Leben Deutschlands charakteristischen Dinge gezeigt werden. Hoffentlich sehen die Herren richtig! Die gelesenste Neuyorker Zeitschrift, die Saturday Evening Post brachte neulich einen Aufsatz von einer Amerikanerin (bezeichnend für sie, daß sie sich dazu photographieren ließ mit französischer Munition in der Hand!) über die Frauen der kriegführenden Nationen, der zeigte, daß die Dame, wenn sie in Deutschland gewesen ist, durch allgemeine Unkenntnis über deutsche Verhältnisse jedenfalls verhindert war, die Arbeit der deutschen Frauen überhaupt zu entdecken.

Gestern ist der elsässische Landtag zusammengetreten. Seine Tagung wird sicher vom ganzen Reich mit wärmster Anteilnahme begleitet. Man wünschte, daß es eine Möglichkeit gäbe, alles, was bei uns an mitfühlendem Verständnis für das Grenzland und seine Schwierigkeiten vorhanden ist, in ein herzliches Wort zusammenzufassen und hinüberzusenden.

Die Zentrumsfraktion hat den Priester Wetterlé ausgeschlossen und hat Schritte getan, um klarzustellen, ob Wetterlé rechtmäßig überhaupt noch zum Landtag gehört.

Digitized by Google

Sonnabend, 10. April.

Die Ausgabe von Land zum Gemüsebau in Parzellen von Sechstelmorgen ist in Berlin von verschiedenen Organisationen — Laubenkolonisten in Verbindung mit Rotem Kreuz und Vaterländischen Frauenvereinen — in die Hand genommen. Bis jetzt sind 4200 Parzellen ausgegeben, also 700 Morgen.

Die Mitteilungen des deutschen Städtetages berichten über die verschiedenen Brotrationensysteme in Deutschland. Sozial interessant sind insbesondere die Ausgleichsversuche, durch welche aus ersparten Brotmengen Haushalte mit besonders großem Bedürfnis versorgt werden können — also z. B. Arbeiterhaushalte mit zahlreichen außerhäuslich arbeitenden Mitgliedern. In Berlin hat man diesen Ausgleich für unmöglich erklärt — er ist aber, wie Beispiele zeigen (Wiesbaden, Weimar) — durchaus durchführbar.

In München ist von vornherein eine ganz sorgfältige Abstufung nach Berufsarten und Arbeitsweisen vorgenommen. Auch das ist also möglich.

Die Kriegsstimmung ist voll von der Trauer um Weddigen. Manche wollen es noch immer nicht glauben, und meinen, daß U 29 irgendwo und -wann zu aller Ueberraschung wieder auftauchen wird.

Sonntag, 11. April.

Wie unbedingt und stark der Patriotismus der Kinder ist! Ich sah ein kleines Mädchen, dem ein Sommerhut gekauft wurde. Ihr ganzer kindlicher Evasinn hatte sich an einen weißen Strohhut geklammert, der ihr dann auch, nach allerhand praktischen und Geldbedenken der Mutter zugestanden wurde. Als das Ladenfräulein dem Kind den Hut aufsetzte, war sie so unbesonnen, zu bemerken: „Es ist ja auch das feine englische Stroh." Da war sie aber hereingefallen. Das kleine Mädchen zog mit festen Händen den Hut wieder herunter und legte ihn auf den Ladentisch. Dazu sprach sie nur das eine herzhafte und deutliche Wort: „Nääx!" Und alle Begütigungen der Verkäuferin, daß man das Stroh nur englisches „nannte", daß es aber deutsches sei, prallten machtlos an ihr ab.

Wenn alle deutschen Frauen den französischen Modellen gegenüber so viel Widerstandskraft hätten wie diese kleine Zehnjährige, dann brauchte man um die deutsche Mode nicht bange zu sein.

Montag, 12. April.

Der Verein Berliner Molkereibesitzer teilt mit, daß bei der Neueinteilung der Küchenabfälle in Berlin in diesem Monat 50—60 000 Zentner Schweinefutter gewonnen sind. Wenn das auch für Berlin noch nicht viel ist, so gibt es doch einen Begriff von den Futtermittel-Möglichkeiten in den Abfällen der Großstadt.

Herr von Gamp tritt in einem Artikel des „Tag" gleichfalls für schleunige und energische Regierungsmaßnahmen zur Sicherung der Kartoffelvorräte ein. Eben kommt die Nachricht von der Gründung einer Reichszentrale für Kartoffelversorgung.

Friedrich Naumann / Durchhalten!

Als der Krieg im August anfing, wußten wir alle kaum, was ein Krieg sei, denn die kriegspflichtige Mannschaft war fast ganz nach 1871 geboren, und nur Leute von über 50 Jahren konnten sich noch an den vorhergehenden Krieg erinnern. Auch sie aber besaßen meist nur Jugendeindrücke, denn die Soldaten von damals sind schon 65 Jahre alt geworden Zwar hatten inzwischen einige Volksgenossen in China und in den afrikanischen Kolonien gekämpft, aber das waren zu wenige, um den Kriegsgeist lebendig zu erhalten. Die nachwachsenden Geschlechter hörten in der Schule von den Heldentaten ihrer Väter erzählen, aber Erzählen ist noch lange kein Erleben. Als darum in den ersten Tagen des August das ganze Volk in erfreulichster Einmütigkeit sich bereit erklärte, den uns aufgedrungenen Krieg mit allen Kräften durchzuführen, da übersah kaum ein Mensch, was wir auf unsere Schultern legten.

Inzwischen sind achteinhalb Monate vergangen, und der Krieg hat uns gelehrt, was der Krieg ist. Das war eine harte Schule, aber das deutsche Volk hat die sich steigernden Aufgaben mit guter und ruhiger Entschlossenheit übernommen, so daß wir heute genau und aus Erfahrung wissen, was es heißt, wenn wir geloben, daß wir treu aushalten wollen bis ans Ende. Jetzt wissen wir schon viel besser, was der Krieg ist, als es unsere Väter und Mütter von 1870 wußten, denn deren Krieg war nach sechs Monaten zu Ende, und deren Verluste waren viel geringer. Wir blicken auf jenen Krieg wie auf ein Vorspiel zurück.

Wenn man jetzt auf Dörfer und in kleinere Städte kommt, so liegen wohl einige Kränze an den Stufen des alten Kriegerdenkmals, denn der Krieg weckt neue Dankbarkeit gegen alte Kämpfer. Da kann man lesen, wie viele damals gefallen sind, und dabei sich erkundigen, wie viele bis heute schon im jetzigen Kriege erlagen. An einem Orte hörte ich: damals waren es 26, jetzt sind es schon fast hundert! An einem anderen: damals waren es 16, jetzt 35! Von solchen Ziffern wird hin und her im Lande geredet, denn jeder kleinere Ort verfolgt das Schicksal seiner Söhne. Man muß sich nun freilich hüten, aus derartigen Angaben falsche Schlüsse zu ziehen, denn zwischen 1870 und 1914 hat sich oft die Bevölkerungszahl der Orte sehr vermehrt. Auch muß beachtet werden, daß damals nur in den altpreußischen Provinzen eine volldurchgeführte allgemeine Dienstpflicht vorhanden war. In den meisten übrigen Landschaften war man erst nach 1866 zum preußischen System übergegangen und hatte darum nur schwache ältere Jahrgänge im Felde. Es ist der jetzige Krieg für etwa die Hälfte Deutschlands der erste Krieg mit allgemeiner Volksbeteiligung. Aber auch aus den altpreußischen Provinzen wurden längst nicht so viele Männer einberufen als jetzt, weil es nicht so auf den letzten Mann ankam. Nie ist von irgendeinem seßhaften Volke ein Krieg so sehr als Pflicht aller aufgefaßt worden wie jetzt bei uns. Wenn wir es nicht erlebten, so würde es unglaublich sein!

Wir werden nun zwar erst nach dem Kriege erfahren, wie viele Truppen wir in Feld und Heimat stehen haben und wie viele von ihnen schon gestorben oder verwundet sind. Wahrscheinlich aber ist, daß wir jetzt nach den neuen Einberufungen mindestens fünfmal soviel Bewaffnete stellen als am Kriegsschluß damals. Die Bevölkerungsziffer ist aber nur von 40 Millionen auf 68 Millionen gewachsen. So vermehrt ist die Volksanspannung. Sie ist bei allen kämpfenden Nationen viel höher als früher, aber wohl bei keiner so groß als jetzt bei uns, denn wir alle fühlen, daß um Jahrhunderte gerungen wird.

Am deutlichsten kann man den allgemeinen Entschluß des Durchhaltens an den Soldaten sehen, die nach Erholung, Heilung oder sonst nötig gewordenem Heimatbesuch wieder hinausfahren ins Feld. Ich hörte heute früh zwei schmucke Artilleristen sagen: „nun sind wir in Frankreich und Rußland gewesen, dieses Mal geht es nach Ungarn, und wenn wir noch einmal abreisen, dann helfen wir den Türken!" Am Eisenbahnwagen standen dabei die Angehörigen, nur „der alte Herr" hatte nicht so zeitig aufstehen können. Die Familien erleben das mit und erleben oft viel Schwereres als bloß einen solchen Abschied. Ein großes, gutes Volk denkt Tag und Nacht an seine Krieger, sorgt und betet für sie und ist dabei entschlossen, den Kopf hoch zu behalten.

Das, was auf dem Spiel steht, ist ungeheuer: Menschenleben, Gelder, Betriebe, Haushalte. Oft sind es die Besten und Tüchtigsten, die sterben müssen. Das alles aber wird

Digitized by Google

hingegeben, weil wir kein Knechtsvolk anderer Nationen werden wollen, denn hinter unserem Rücken liegen Jahrhunderte, in denen die deutschen Lande von fremden Soldaten zertreten wurden. Hinter uns liegen der lange und trostlose Dreißigjährige Krieg und die Napoleonskriege. Da haben es unsere Vorfahren erlebt, was es heißt, wenn fremde Gewalten ein Volk zerbrechen. Es fehlte nicht viel, so war es mit dem Deutschtum zu Ende, dann waren wir wie die Polen. Galiziens Elend ist uns ein warnendes Beispiel, wie es uns gehen wird, wenn wir nicht auf der Hut sind. Noch immer ist eben die Menschheitsgeschichte ein Kampf ums Dasein. Daran hat, wie wir sehen, auch Aufklärung und Zivilisation nichts Wesentliches geändert. England will uns aushungern, als ob wir noch in wilden Zeiten lebten. Es will unsere Familien zur Verzweiflung bringen, wir aber hoffen, daß wir auch diese oberste Bosheit der Neuzeit überwinden. Dazu gehört aber Aushalten, Haushalten!

Noch immer wird die Pflicht der Daheimgebliebenen, mit den Ernährungsstoffen sparsam umzugehen, nicht ernst genug aufgenommen. Es liegt ein falscher Beruhigungsnebel über dem Lande. Man soll natürlich nicht jammern und schreien, als könnten wir nicht durchkommen, aber etwas mehr Ueberlegung und Zucht ist wahrhaftig am Platze. Nachdem infolge einer unbegreiflichen Landwirtschaftsleitung der größte Teil der Kartoffeln vorzeitig verbraucht worden ist, wird dieses wichtige Nahrungsmittel bald sehr knapp werden. Wer dafür verantwortlich ist, trägt eine schwere Schuld. Wir haben uns nun desto mehr einzurichten! Das werden wir auch tun, sobald nur erst alle begriffen haben, daß jeder Bissen, den ein Satter zuviel ißt, von einem Hungrigen vergeblich gewünscht werden wird. Es darf nicht „flau gemacht" werden, aber man soll den Dingen ins Gesicht sehen, wie sie sind. Die schwerste Zeit des Krieges liegt noch vor uns. Unser Gelöbnis, durchzuhalten, bezieht sich nicht nur auf den militärischen Krieg, sondern ebensosehr auf die Treue in der Heimat. Laßt es an ihr nicht fehlen!

Und wenn jemand schlaff werden möchte in seinem Willen, so richtet ihn auf! Laßt euch die Ohren nicht vollblasen von Leuten, die keinen festen heiligen Mut besitzen! Wer faules Zeug über den Krieg redet, muß allein gelassen werden, bis er wieder ein richtiger Deutscher wird. Deutsch sein, heißt tapfer sein, heißt gewinnen wollen zu Hause und draußen.

Paul Rohrbach / Weddigen †

Um den Untergang des Unterseeboots 29 mit seinem Führer und seiner Besatzung liegt heute noch, obwohl das Geschick die Tapferen schon vor Wochen ereilte, ein auffallendes Dunkel gebreitet. Viele, auch Sachverständige, sind der Meinung, die Engländer hätten irgendeine schimpfliche Handlungsweise zu verbergen, mit der sie die Unsrigen zu Tode gebracht, denn es sei sonst nicht abzusehen, weshalb über einen solchen Triumph nicht ausführlich berichtet werde. Möglich in der Tat, daß sich hier ein neuer häßlicher Fleck zu den bereits vorhandenen gesellt, mit denen in diesem Kriege England seinen Namen verunehrt hat. Eine Möglichkeit aber, das müssen wir um der Gerechtigkeit willen zugeben, besteht, daß die englische Admiralität objektive militärische Gründe hat, um die Ursache ihres Erfolges nicht zu veröffentlichen. Auf die Dauer wird sich das Geheimnis doch nicht aufrechterhalten lassen, und dann werden wir urteilen können, ob Niedrigkeit mit im Spiele war oder nicht. Das Schlimme ist ja schon, daß überhaupt etwas Derartiges für möglich oder wahrscheinlich gehalten werden kann. Wer sich das über alle Beschreibung schmachvolle Verhalten der Engländer gegen die Missionare und Kaufleute in Kamerun und ihre banditenhaften Methoden bei der Ausrottung des friedlichen deutschen Handels in ihrem heimischen und überseeischen Machtgebiet vergegenwärtigt, wird zugeben müssen, daß aus einer solchen Gesinnung auch jede andere Unanständigkeit kommen kann.

Weddigen und seine Leute liegen auf dem Grunde des englischen Kanals gebettet, in dem Fahrzeug, das der Vorläufer derer war, die der Seeherrschaft Englands den Todesstoß versetzen werden. Wann das geschieht ob in einem halben Jahre, in drei oder in zehn Jahren, das ist vielleicht für den Ausgang dieses durch England angezettelten Krieges von Bedeutung, aber nicht für das Ende der „Suprematie" Englands auf dem Meere im ganzen. Wenn unsere Kinder Männer sein werden, wird sie auf jeden Fall der Vergangenheit angehören! Das soll nicht so verstanden werden, als ob die Welt allein dem neuen technischen Kriegsmittel der Unterseeboote ihre bevorstehende Befreiung von der englischen Seetyrannei verdanken wird. Unsere Technik ist etwas Großes, aber den Krieg können niemals Maschinen allein gewinnen, sondern immer nur die Männer, die mit Hilfe der Maschinen zu kämpfen wissen.

Nie hat sich das Meer über einem kühneren und stolzeren Seemannsgrabe geschlossen, als über U 29, als es mit seinem Führer und seiner Mannschaft unterging. Weddigen aber ist uns nur einer von vielen. Seine Kameraden sagten von ihm, er verstände mit seinem Boot zu tauchen und emporzukommen, wieder unters Wasser zu gehen und in die Höhe zu schießen, wie der Delphin, der, eben noch im Sprung durch die Luft schnellend, sich im selben Augenblick schon wieder in der Welle des Ozeans begräbt und keine Spur hinterläßt, wo man sein Wiederauftauchen erwarten kann. Die Sekunden des Ueberwassergleitens in der Nähe des Feindes müssen dem Führer des Bootes genügen, um mit dem Auge unten am Periskop mit in zwei, drei blitzschnellen Drehungen des Rohrs rundum das Gesichtsfeld abzustreifen und den Kurs unter Wasser zu bestimmen. Dazu gehört äußerste Kaltblütigkeit und eine natürliche Veranlagung, die sich am ehesten der des genialen Künstlers auf einem Instrument vergleichen läßt. Weddigens Instrument, das er als Meister zu spielen verstand, war sein Tauchboot, aber, wo es nicht um eine solche besondere Begabung geht, sondern um den Willen zur Pflicht, um die Zähigkeit des Aushaltens und die Beherrschung des Materials, da gilt von unseren Seeleuten einfach: sie alle sind Weddigen!

Ohne jede Aufbauschung der tatsächlichen Leistungen unserer Marine läßt sich heute auf Grund der Erfahrungen, die in den verschiedenen Zusammenstößen deutscher und englischer Seestreitkräfte gemacht worden sind das sichere Urteil aussprechen: bei gleichem Stärkeverhältnis an Schiffseinheiten, Tonnenzahl, Geschützen usw. sind wir an Kampfkraft zur See den Engländern klar überlegen. Die Seeschlacht bei Coronel an der chilenischen Küste brauchte noch nicht als Beweis dafür anerkannt zu werden, da wir im ganzen etwas stärker waren als der Gegner. Der Kampf bei den Falklandsinseln scheint ein sehr starker moralischer Erfolg unserer viel schwächeren Kräfte gegen die vier- bis fünfmal überlegenen Engländer und Japaner gewesen zu sein, doch gibt es keinen sicheren Bericht über die Vorgänge.

Digitized by Google

Der Kampf zwischen Helgoland und der Doggerbank aber, im Januar, hat den Beweis dafür geliefert, daß wir wirklich mehr können als die Engländer. Man bezweifelt an den maßgebenden Stellen jetzt nicht mehr, daß ein englischer Dreadnoughtkreuzer, dessen Verlust doppelt so schwer wiegt, als der unseres „Blücher", in der Schlacht selbst oder gleich nachher gesunken und ein zweiter so schwer beschädigt worden ist, daß er eine lange Reparaturzeit braucht. Nach langem Schweigen hat die englische Presse zugegeben, daß es nicht, wie zuerst ausposaunt, ein Sieg der englischen Flotte war, sondern das Gegenteil. „Wir waren noch 60 Seemeilen von den Geschützen auf Helgoland entfernt," schrieb vor einiger Zeit die „Times", „als wir umkehrten." Das heißt in dem Zusammenhange, in dem die Worte stehen, rund und deutlich: Wir mußten zurück nach unserer Basis an der heimischen Küste, weil wir so übel zugerichtet waren, daß wir nicht mehr weiter konnten! Das englische Geschwader war es, das zuerst kehrtmachte, nicht das deutsche. Und dabei waren die Engländer etwa im Verhältnis von 5:3 stärker als wir.

Ganz falsch wäre es, zu denken, daß sie in jener wichtigsten, bisher in diesem Kriege gelieferten Seeschlacht mangelhaft manövriert, schlecht geschossen oder Mängel ihres Materials gezeigt hätten. Nichts von alledem! Die englischen Schiffe hielten eine größere Geschwindigkeit inne, als man vorher glaubte, schossen und trafen auf eine sehr bedeutende Entfernung und führten das Gefecht nach den erprobten Regeln der Taktik zur See. Sie haben sich als durchaus vollwertige Gegner gezeigt, wie das auch gar nicht anders zu erwarten war. Das Entscheidende aber war die außerordentliche Höhe der Leistung auf unserer Seite. Wir haben dem an Gefechtskraft beinahe doppelt so starken Gegner mehr Schaden zugefügt als er uns, und ihn zum Rückzug gezwungen. Ein unglücklicher Schuß setzte einen Teil der Geschütze auf Seydlitz außer Funktion; sonst hätten wir verfolgen können. Auch Seydlitz aber ging ruhig und stolz mit eigenen Maschinen in den Hafen, nicht geschleppt mit zerschossener Maschine, wie der englische Lion oder Tiger. Unendlich groß ist die moralische und praktische Bedeutung jener Probe: die Engländer wissen jetzt, daß sie uns gleich zu gleich nicht mehr begegnen dürfen! Ist das nicht ein stolzes Gefühl für unsere Flotte: Schiff gegen Schiff, Geschwader gegen Geschwader der Seemacht überlegen zu sein, die bisher nicht nur nach der Zahl ihrer Schiffe, sondern auch nach der Güte ihres Materials und der Tüchtigkeit ihrer Bemannung den Ruf hatte, die erste der Welt zu sein?

Die Seeschlacht jenseits Helgoland hat uns mit dem stolzen Gefühl erfüllt, was unsere Hochseeflotte ist und kann. Weddigen und seine Waffe haben uns gelehrt, daß, wenn wir die Schlachtschiffe und die U-Boote zusammenhalten, einstmals der nicht ferne Tag kommen wird, an dem die Beherrschung der Meere durch England der Vergangenheit angehört. Noch existiert die Riesenkriegsflotte Englands — aber sie existiert, weil sie sich vor den deutschen U-Booten in flachen Hafengewässern, wo der tauchende Gegner nicht herankommen kann, und hinter siebenfachen Sperren verbirgt. Noch wagen es Handelsschiffe, wenn auch mit Zagen, sich englischen Häfen zu nähern, aber sie wagen es nur, weil nicht viele Hunderte statt Dutzende von U-Booten die Zufahrtswege zur Insel Großbritannien unsicher machen. Wie würde das in einem zweiten Kriege sein, wenn die Unterseebootswaffe noch um ein Vielfaches leistungsfähiger, die Zahl der Fahrzeuge um ein Vielfaches vermehrt sein wird? Wo sind die englischen Boote, die es den unsrigen gleich tun? Sie sind nicht da, und sie werden nie dasein, denn in der Technik sind und bleiben wir allen anderen um eine Pferdelänge oder einige voraus. Und wenn sie da wären, was könnten sie zukünftig gegen unsere Küsten ausrichten? Nichts, denn wir wissen jetzt, daß Blockade, wirkliche oder angebliche, für uns ein Schreckgespenst zum Lachen ist. Können wir noch stärker blockiert werden, als wir es seit acht Monaten sind? Sicher nicht, und was tut uns diese Blockade? Wir haben zu essen, unsere Industrie arbeitet, und unsere Kriegsanleihen sind das Staunen der Gegner wie der Neutralen!

Wie aber, wenn zukünftig einmal alle englischen Häfen wirksam gesperrt sind, kein Korn Getreide, kein Kupfer, keine Munition, kein Fleisch, keine Wolle und Baumwolle mehr nach England hineinkommt? Kein englisches Schiff mehr die englischen Gewässer befahren mag? Die Zeit kommt, ihr Herren Engländer, die ihr euch jetzt damit vergnügt, deutschen Kaufleuten ihre Bücher zu verbrennen und deutsche Frauen und Missionare durch Schwarze peinigen und beschimpfen zu lassen! Verlaßt euch darauf, sie kommt, und sie kommt durch die Arbeit und Hingabe unserer Marine. Weddigen habt ihr in den kühlen Schoß des Meeres gebettet, aber die Füße derer, die das Schicksal vollenden werden, das er euch angekündigt hat, sind schon vor eurer Tür. Die größte geschichtliche Wende seit mehr als einem halben Jahrtausend, die Befreiung der Meere und der meeranwohnenden Völker von der gewalttätigen Uebermacht des Inselvolks zwischen Nordsee und Ozean, ist nicht mehr aufzuhalten. Was will es dagegen sagen, ob Schützengräben in den Argonnen oder flandrische Dörfer genommen und verloren, ja selbst Karpathenpässe gestürmt und Russenleichname zu Bergen getürmt werden!

Nur wenige Monate lang sind Weddigens Name und Taten in unserem Munde gewesen — und soviel er uns war, er hat Kameraden und Nachfolger, die ihm gleichen. Vergessen tun wir ihn darum nicht, denn er war der Erstling unserer großen Hoffnung, und der Glanz, der die Stirn des dem Vaterlande geopferten Helden im Tode verklärt, wird für immer an seinem Andenken heften. Er ist von uns genommen, aber er hinterließ uns den Glauben an den Sieg, und mögen ihm selbst noch viele andere in den Seemannstod folgen:

Laß fahren dahin,
Sie haben's kein' Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben!

Dr. Kurt de Bra / Der Haß der Völker

Man hört in Deutschland oft Aeußerungen der Ueberraschung und des Erstaunens darüber, daß, wie der Weltkrieg gezeigt hätte, das deutsche Volk so mannigfach unbeliebt wäre, daß so wenige Beweise von Sympathie auch in den uns blutsverwandten neutralen Ländern sich fänden, ja, daß unser Volk sich geradezu als Gegenstand des Hasses der Völker darstelle. Wir wollen einmal die Frage offen lassen, ob denn die zusammengekaufte, zusammengelogene und aus übelsten Mischungen zusammengerührte sog. öffentliche Meinung, wie sie in der verbreiteten Presse des Auslandes zum Ausdruck kommt und wie sie sich allerdings fast durchweg in der giftgeschwollensten Art gegen Deutschland wendet, überhaupt als eine ernsthafte Offenbarung der Gesinnung der Völker in Anspruch genommen werden kann und ob überhaupt in ihr der wertvolle Teil der Völker, das, was man ihr Gewissen nennen kann, zu einer angemessenen Aussprache gelangt; wir wollen ruhig einmal die

Digitized by Google

Tatsache als gegeben annehmen, daß in diesem Weltkrieg sich wirklich die Abneigung der meisten Völker rein instinktiv gegen Deutschland richtet. Welche Folgerungen müßten dann aus diesem Tatbestande gezogen, welche Lehren könnten aus ihm gewonnen werden?

1. Der Einfluß der Tagespresse auf die öffentliche Meinung, auf die Sympathien und Antipathien, auf das ganze seelische Leben und Weben der modernen Völker kann nicht groß genug veranschlagt werden. England hat das früh genug erkannt, es hat nach kaufmännischen Methoden seit Jahrzehnten das Ausland systematisch bearbeitet und heimst jetzt die Früchte seiner Rastlosigkeit ein. Da unendlich viele Leute in der Hast des modernen Kapitalbetriebes ihre geistigen Bedürfnisse nur nach der Anleitung der Zeitung befriedigen, ihre Maßstäbe nur von der Zeitung beziehen, ja sogar ihre Stellung zu den letzten Dingen, ihre endgültige Wertung und Weltanschauung sich in der Schnellküche der Zeitung zubereiten lassen, so wächst die Gefahr, die von gewissenlosen, leichtfertigen und sich unverantwortlich fühlenden Zeitungsschreibern droht, zu einer unheimlichen Größe. Ganze Volksseelen können unmerklich und allmählich vergiftet werden durch falsche Bilder, durch leise Lügen, durch raffinierten Trug und Schwindel. Die Aufklärung des Publikums, die nur von Zeit zu Zeit erfolgen könnte, kann nicht viel helfen gegenüber der täglichen Gewohnheit; stets werden sich viele Menschen dem mit dreister Stirn Gedruckten gegenüber hilflos und überzeugt fühlen. Ein allgemeiner Appell an die Gewissen der Zeitungsschreiber ist auch schwer möglich und leider ziemlich aussichtslos. Gegen Gift hilft höchstens Gegengift, aber selten reines Wasser. Da es sich, wie das planmäßige Vorgehen der Engländer einleuchtend zeigt, um ein Gebiet handelt, wo auch schon im Frieden Krieg geführt wird, wo auch schon im Frieden Minengänge geführt werden, wo auch schon im Frieden die Politik dem Kriege aufs zweckmäßigste vorzuarbeiten sucht, so muß die Aufmerksamkeit unserer Diplomatie aufs nachdrücklichste auf Presse und öffentliche Meinung der Völker auch in Friedenszeiten hingewiesen werden. Zu geschulten Journalisten und Presseleuten müßten lebendigere Beziehungen unterhalten und gepflegt werden; die Diplomatie müßte es lernen, aus dem Kreise abgeschlossener Vornehmheit herauszutreten; die öffentliche Meinung und die Bildungsschicht der verschiedenen Kulturländer dürften in keiner Weise mehr von zünftiger Diplomatenweisheit ignoriert werden. Wenn allerdings ein solches Verfahren keine sichtbaren Ergebnisse an Versöhnlichkeit zeitigt, so brauchen wir Deutschen uns darüber auch keine grauen Haare wachsen zu lassen. Wer an einen Sinn im Weltgeschehen glaubt, der kann auch nur an eine vorübergehende Wirkung der Lüge glauben. Der Erfolg verbindet sich schon zur rechten Zeit mit der Wahrhaftigkeit, und die Lügner haben ihren Lohn für alle Zeit dahin.

2. Die so oft gehörte Behauptung, daß der Haß der Völker gegen Deutschland sich nur aus der Abneigung gegen den Militarismus, gegen dessen Tonart und Methoden erkläre, daß man dagegen das Deutschland des Geistes stets zu achten und zu ehren bereit gewesen wäre, ist entweder dumm oder unwahr. Daß kein ehrlicher und ernsthafter Grund angegeben, sondern nur ein schöner, billiger und klangvoller Vorwand für den kriegerischen Raubanfall auf Deutschland hervorgezerrt werden soll, läßt sich klar und unwiderleglich beweisen. Wenn nämlich wirklich die Bewunderung vor dem „Deutschland der Goethe, Kant, Beethoven" so arg tief gesessen hätte, so daß sich aus diesem Grunde der edle Wunsch gebildet hätte, Deutschland von dem bösen Alpdruck des Militarismus zu befreien und seinem eigenen edlen Kulturberufe zurückzugeben — alles im Interesse der Menschheit und Menschlichkeit —, dann müßte doch diese Anerkennung und Bewunderung deutscher Geistesart in den fremden Ländern und Kulturen in jener Zeit und für jene Zeit ihren nachweisbaren Ausdruck gefunden haben, da Deutschlands Kultur noch ganz und gar unmilitaristisch und das gesamte Seelengefüge des deutschen Volkstums noch „unbefleckt von dieser Seuche" war. Dann müßten doch in den ganzen Jahrzehnten, die vom Wiener Kongreß bis zu der Bismarckischen Aera verflossen sind, die Liebeserklärungen für deutsche Art und Wesenhaftigkeit sozusagen auf der Straße gelegen haben. Was erleben wir aber in der Wirklichkeit? Abgesehen von einigen blendenden Ausnahmen, die wir Deutschen besser kennen, als ihre Landsleute, von Persönlichkeiten etwa wie Carlyle stets und überall und Taine zeitweise, verhielt sich die Sache im Auslande so, wie es Friedrich Hebbel fest und markig bezeugt hat, der im Jahre 1860 in sein Tagebuch schrieb: „Es ist möglich, daß der Deutsche noch einmal von der Weltbühne verschwindet, denn er hat alle Eigenschaften, sich den Himmel zu erwerben, aber keine einzige, sich auf der Erde zu behaupten, und alle Nationen hassen ihn, wie die Bösen den Guten. Wenn es ihnen aber wirklich einmal gelingt, ihn zu verdrängen, wird ein Zustand entstehen, in dem sie ihn wieder mit den Nägeln aus dem Grabe kratzen möchten." Von den interessanten Sätzen des Dichters geht uns besonders die klare Bezeugung der Tatsache an, daß die Völker auch das gänzlich unmilitaristische und kulturerfüllte Deutschland der Zeit vor 1864 keineswegs ungeheuer geliebt, sondern daß sie es im Gegenteil rechtschaffen gehaßt haben — genau wie das jetzt anscheinend der Fall ist. Stets haben nur ganz wenige, ganz vereinzelte Geister des Auslands Deutschlands Tiefe anzuerkennen vermocht. Und diese Geister sind nicht mehr und nicht weniger geworden. Die durchschnittlichen Bildungsschichten unserer Nachbarnationen haben sich höchstens eine aus dumpfem Respekt geborene Höflichkeitsverbeugung vor dem Wesen des deutschen Volkstums gelegentlich einmal abgequält („Volk der Dichter und Denker"), im übrigen aber in ihrem Geschmack und ihrer Lebensrichtung ganz unverhohlen das Deutschtum als etwas Befremdliches und Unbequemes empfunden, von dem man sich in Neigungen und Betätigungen nicht weit genug entfernen könne. Nichts spricht so für Kernigkeit und Wesen der deutschen Kultur. Mit französischer und englischer Kultur kann man sich durch die Hilfsmittel von Toilette, Küche, guter Gesellschaft und Sportbetrieb verbunden fühlen, woraus sich die schnelle Weltverbreitung dieser Kulturen hinreichend erklärt; die deutsche Kultur macht es den ausländischen Völkern nicht so bequem, zu einer leichten und seichten Form der Würdigung und Anpassung zu gelangen. Sie verlangt vielmehr von dem, dem sie etwas zu geben und zu sagen hat, Ernsthaftigkeit, Vertiefung und Gewissen, weil sie selbst ihrem Wesen nach tief und gediegen, ernsthaft und gewissenhaft ist. Und Gleiches wird nun einmal nur vom Gleichen erkannt, durchschaut, gefunden. So ist es ganz natürlich, daß unsere deutsche Kultur sowohl vor wie nach der militärisch-politischen Zusammenfassung im Nationalstaate der Gegenwart gleich wenig wahre Würdigung und Liebe in unseren Nachbarstaaten gefunden hat. Die Menschen erkennen nun einmal dann nicht gern an, wenn diese Anerkennung für sie selbst leicht zu der Forderung oder Erwartung oder Gewissensheischung führt, daß sie selbst ihr altes Wesen ändern und aufgeben und sich der Eigenart des Anerkannten annähern. Das Trägheitsgesetz regelt eben die meisten Zustände der Menschen- und Volksseelen. Die ausländische Lehre des Tages, wonach es möglich sein soll, die Hervorbringungen des-

Digitized by Google

selben Volkstums in der unnatürlichen Weise zu zerreißen, daß man auf die eine Seite himmlisch lobpreisend Kunst, Literatur, Musik und Wissenschaft stellt, auf die andere Seite höllisch verdammend Militarismus und Politik verweist, diese Lehre des Tages ist nur dem selbst rechtfertigenden Bedürfnis entsprungen, die eigene Trägheit, Bequemlichkeit, Habgier und Neidsucht mit einem wohlfeilen Mäntelchen des Kulturstolzes und der „Fortgeschrittenheit" entschuldigend zu behängen. Es kann zugegeben werden, daß unsere Art und Weise der Staatsregierung manchmal den Anschein einer gewissen Zurückgebliebenheit zu wenig vermied. Die deutsche Volksgesinnung war aber stets die alte geblieben, und nichts wies darauf hin, daß wir Deutschen nicht allein diese Frage der inneren Politik, die uns allein anging und angeht, zu unserer Befriedigung und im Sinne der Bereicherung unseres deutschen Volkswesens aufs beste gelöst hätten. Die Völker Europas haben es so lange Zeit geruhig und behaglich mitangesehen, daß im deutschen Vaterlande sich allerhand Zustände herausgebildet hatten, die keineswegs im Sinne irgendeiner Kultur lagen, daß sie auch dieses Mal ruhig hätten warten können, bis wir Deutschen uns selber die wünschenswerten Einrichtungen in Staat und Kultur geschaffen hätten. Aber nicht Deutschlands Kulturhöhe, sondern Deutschlands Schwäche — das war das eigentliche Interesse der Nachbarvölker. Und weil Staat und Militarismus Deutschlands Kultur fest und unangreifbar sichern, deshalb erhebt sich jetzt Europa gegen sein Zentralland, dessen Ohnmacht so lange die Bedingung seiner eigenen Stärke gebildet hatte.

Die Folgerungen aus dem Gesagten liegen nahe genug: All das Gerede von dem Hasse der Völker brauchen wir nicht tragisch zu nehmen. Der Tüchtige, der Gewissenhafte, der Vorurteilslose wird immer mit unverhohlener Abneigung betrachtet werden von dem Vorurteilserfüllten, dem Untüchtigen, dem Gewissenlosen. Die Massen setzen sich zumeist aus Einzelmenschen letzterer Veranlagung zusammen, und so ist es kein Wunder, daß die Presse des Auslandes bei der ihr eigenen wahlverwandten Kenntnis der Masseninstinkte eine Abneigung gegen deutsches Wesen hervorgerufen hat. All das ist nicht so wichtig und entscheidend. So wahr alles Echte, Gesunde und Edle im Zusammenhange warmer Sympathie und gegenseitiger Anerkennung steht, so wahr werden schon die Tüchtigen aller Völker das Tüchtige des deutschen Volkes der Gegenwart finden und erkennen, und die Folge wird eine allgemeine Bereicherung des Menschentums sein. Das Tüchtige und seine Anerkennung will erobert und errungen sein; es liegt nicht auf der Gasse. Aber wenn all der Haß und die Giftverspritzung erst vorüber sein werden, dann wird sie schon kommen, die Einsicht, die jetzt schon von Ausländern wie H. St. Chamberlain willig und freudig bekannt wird, daß das deutsche Volk und seine Nationalkultur der ganzen Menschheit viel, unendlich viel werden geben können, was in keiner Weise durch die Klammer des Militarismus erstickt worden ist, noch jemals durch diese Notwendigkeitsform erdrückt werden kann. Dann werden die wesenhaften und echten Menschen aller Völker zu dem Deutschtum freudig hinzutreten, denn wir dürfen überzeugt sein, daß jede menschheitliche Tiefe in irgendeiner Verbindung mit dem Deutschtum steht. Dann wird es sich herrlich herausstellen, daß die Deutschen diesen Krieg nicht allein für sich, sondern vor allem für die tiefste und edelste einem Volke mögliche Ausprägung der Menschheitskultur führen.

Wie stellt sich der Deutsche zu diesem Haß der Völker? Er wird gar nichts tun, sondern ruhig, unbekümmert, aufrecht und stolz dasselbe bleiben, was er vorher war. Innerlich sind allezeit die Vorzüge des Deutschen gewesen; nie sind sie wie blendendes Schaumgold in die Augen gesprungen. Unser Volk ist ein Volk des Seins, nicht des Scheins. Es ist zu vornehm, um irgendeine billige Anerkennung erbuhlen zu wollen. Wer das Wesen des Deutschtums nicht würdigt, sondern hier absprechen zu dürfen glaubt, der hat sich damit sein eigenes Urteil gesprochen, der ist wirklich mit sich selber genug bestraft. Wenn sich an den Sieg der französischen Waffen im Zeitalter Ludwigs XIV. der Siegeslauf der französischen Kultur glänzend angeschlossen hat, so erwählt sich das Deutschtum die andere, die vornehmere Reihenfolge. Erst führte die deutsche Kultur den glänzendsten menschheitlichen Befähigungsnachweis, der je von einem Volke angetreten ist; dann erst erkämpfen die Waffen dieses Volkes seinem Nationalstaate die Stellung, die ihm längst auf dem Erdenrunde gebührt hätte. Und in diesem seinem gottgesegneten Tun läßt der Deutsche sich nicht beirren durch den sogenannten Haß der Völker.

Berthold Bürger / Die Zukunft Palästinas und die Judenfrage

Die Beteiligung der Türkei am Weltkriege hat unsere Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf Palästina gelenkt. Niemals hat ja das Heilige Land aufgehört, allen Religionen und Völkern Gegenstand heiliger Verehrung und ein Zielpunkt ihres Strebens nach Machtentfaltung zu sein. Und wenn die Bevölkerung Palästinas beim Beginn des Krieges, aus Mangel an den regelmäßigen Einfuhrobjekten und vor allem ohne die gewohnten finanziellen Zuschüsse der außerpalästinensischen Organisationen, eine Teuerung und wirtschaftliche Krise traurigster Art bedrohte, so zeigt gerade dieser Umstand deutlich, daß Palästina bis auf den heutigen Tag in wirtschaftlicher Hinsicht ganz unselbständig und von der Fürsorge Europas und Amerikas abhängig geblieben ist. Trotz oder vielleicht gerade wegen der Unvollkommenheit der Wirtschaft Palästinas hatte England sich seit Jahren bemüht, auf den verschiedensten Gebieten immer mehr Einfluß im Lande zu gewinnen, und auch Frankreich hat kein Hehl daraus gemacht, daß ihm eine Steigerung der französischen Machtsphäre in Palästina und im benachbarten Syrien in hohem Grade willkommen sein würde.

Wer arbeitet heute in Palästina? Dies muß man wissen, will man auch nur annähernd darzustellen versuchen, in welcher Weise sich — soweit menschliche Berechnung ein Urteil ermöglicht — nach Beendigung des Krieges die Verhältnisse entwickeln mögen und das Land der Bibel und der Propheten vielleicht einen Verjüngungsprozeß erleben könnte.

Bei Gruppierung der im Lande wirkenden Kräfte fällt unser Blick aus naheliegenden Gründen in erster Linie auf die rein deutschen, landwirtschaftlichen Siedlungen, wie z. B. Wilhelma und Sarona. Hier haben sich fleißige und tüchtige schwäbische Bauern seit Jahren niedergelassen und nicht nur bescheidenen Wohlstand erworben, sondern es auch verstanden, dem deutschen Namen Achtung und Ansehen zu verschaffen. Sodann betrachten wir die zwar nicht sehr zahlreichen, aber immerhin nicht bedeutungslosen Stützpunkte, die dem Deutschtum in den Schöpfungen und Einrichtungen der deutsch-katholischen und deutsch-protestantischen Kirche, wie Schulen, Klöster und Spitäler, erstanden sind. Auch das palästinensische Schulwerk

Digitized by Google

des Hilfsvereins deutscher Juden ist in diesem Zusammenhange zu erwähnen.

Sehen wir uns weiter im Lande um. Niemand, der sein Augenmerk auf den Handel und Wandel des modernen Palästina richtet, wird an einer Erscheinung achtlos vorübergehen, der wir für die Neugestaltung der Verhältnisse vom Standpunkte der deutschen und türkischen Interessen außerordentliche Bedeutung beimessen möchten. Es ist die jüdische Kolonisation Palästinas, die unter den Auspizien der zionistischen Bewegung immer weitere Kreise zieht. Ein Kranz blühender jüdischer Dörfer erstreckt sich über Judäa, Galiläa und Samaria. Aber auch in Transjordanien haben die Juden festen Fuß gefaßt. Jüdische Plantagenbesitzer, Bauern und Arbeiter bemühen sich um die Wette, dem Jahrhunderte hindurch vernachlässigten Erdreich neue, segenspendende Kräfte abzugewinnen. Und so scheint sich hier beinahe das Wort zu erfüllen, das einst Kaiser Wilhelm II. an den Begründer des Zionismus, Dr. Theodor Herzl, richtete, als er ihn während seiner Palästinareise im Jahre 1898 empfing: „Es ist ein Boden, der lacht, wenn der Pflug des Arabers ihn kitzelt". Allerdings, der Fellache bringt dieses Kulturwerk nicht zustande. Es bedurfte der hingebungsvollen Arbeit jüdischer Pioniere, die im Schweiße ihres Antlitzes dieses großartige Werk vollbrachten, einzigartig dadurch, daß hier Städter zu Bauern wurden und mit ungeahntem Erfolg die Scholle bearbeiteten. Gewiß, ohne die Begeisterung, welche die zionistische Idee der „Schaffung einer Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina" in jenen Pfadfindern erweckt hat, wäre wohl niemals solche Leistung Wirklichkeit geworden. Aber die Resultate der jüdischen Kolonisation in Palästina liefern den vollgültigen Beweis dafür, daß die anfänglich als Utopie bezeichneten zionistischen Bestrebungen von Erfolg begleitet sind und das alte Volk der Juden noch Schöpferisches zu leisten imstande ist.

Es sind schon früher Zahlen und Tatsachenmaterial zur Genüge angeführt worden, um die Fortschritte des „neuen Jischub" (im Gegensatz zum „alten Jischub", der in Jerusalem und den anderen Städten ansässigen streng orthodoxen und unproduktiven jüdischen Bevölkerung) nachzuweisen. Wir können uns deshalb darauf beschränken, zu untersuchen, welche Begleiterscheinungen die zionistische Kolonisation für die deutschen Interessen bisher gezeitigt hat, um daraus für die Folge Schlüsse zu ziehen.

Die Wirkungen, die wir nach dieser Richtung feststellen können, sind sämtlich erfreulicher Natur. Das erfahren wir beispielsweise aus den Berichten unserer konsularischen Vertreter in Palästina, die von dem sehr schönen Nutzen handeln, den die deutsche Industrie schon nach wenigen Jahren aus der Siedlungstätigkeit der Juden erzielen konnte. So werden u. a. fast alle landwirtschaftlichen Maschinen — und man bedient sich jüdischerseits der modernsten technischen Errungenschaften — durch Vermittlung des zionistischen Palästina-Amtes in Jaffa aus Deutschland bezogen. An der Spitze des Palästina-Amtes, das als Vertreterin fast aller zionistischen Finanzinstitute (die zum Teil in Deutschland registrierte Gesellschaften sind) den Brennpunkt der gesamten jüdischen Kolonisationsarbeit darstellt und dessen Agronomen, Ingenieure und Architekten als Berater der Kolonisten höchstes Ansehen genießen, steht ein scharfsinniger Jurist und Nationalökonom, der Reichsdeutscher ist. Es ist auch kein bloßer Zufall, daß die Leitung der zionistischen Weltorganisation in Berlin ihren Sitz hat und die führenden Persönlichkeiten der zionistischen Bewegung größtenteils deutsche Juden sind. Daß diese Männer von politischem Weitblick und praktischem Verstande zugleich zu den treuesten Söhnen des deutschen Vaterlandes zählen, das haben sie — wenn es noch eines Beweises bedurft hätte — in der gegenwärtigen Zeit bewiesen. Es ist nur die Fortsetzung des von dem verstorbenen Zionistenführer, Dr. Theodor Herzl in Wien, übernommenen Gedankenganges, wenn es in dem Feldpostbriefe eines deutschen Zionisten („Jüdische Rundschau" Nr. 50, 1914) heißt: „Der deutsche Zionist, als Angehöriger eines der ersten Kulturstaaten der Erde, wird, wenn er als Kulturpionier nach Palästina geht, deutsche Errungenschaften des Geistes und der Technik mitnehmen, um sie im Lande Israels nutzbar zu verwerten. Er wird als Jude ins Land der Väter gehen, sein deutsches Land wird er aber dort nie vergessen." Daraus mag man ersehen, von welchen Absichten die Zionisten in bezug auf das Deutschtum beseelt sind und was das deutsche Volk von einer Erweiterung der jüdisch-kolonisatorischen Bestrebungen in Palästina zu erwarten hat. — —

Die Juden sind, was bisher nicht allgemein bekannt ist, seit Ausbruch des europäischen Krieges eine vielumworbene Gemeinschaft. Man entsinnt sich gewiß noch des famosen Aufrufs des Zaren „An meine lieben Juden!" Aber damit nicht genug. Die Presse der Triple-Entente bemüht sich in geradezu aufdringlicher Weise, das Wohlgefallen der Juden zu erregen. „Times", „Morning Post" und „Daily Expreß" rechnen es sich scheinbar zur Ehre an, dem jüdischen Volke zur Verwirklichung seines Sehnsuchttraumes, der nationalen Auferstehung in Palästina, zu verhelfen. Und der offiziöse „Moskowskija Wjedomisti" ist plötzlich erfüllt von der Überzeugung, daß nur eine jüdische Staatengründung dem schier unlösbaren Problem der Judenfrage ein Ende bereiten könne; nur, fügt das Blatt hinzu, müßten dann alle Juden aus Rußland auswandern! Angeblich hat das Heldentum jüdischer Soldaten diese Wandlung des Antisemitenblattes, welches früher die liberalen wie die nationaljüdischen Absichten aufs ärgste verdammte, zuwege gebracht. Natürlich glaubt weder in England noch in Rußland ein denkender Jude (mit Ausnahme vielleicht des Dichters Israel Zangwill) an die Aufrichtigkeit der Versprechungen in den genannten Preßorganen. Diese Zusicherungen der Mächte, die schon jetzt des Bären Fell verkaufen möchten, wird man richtig bewerten, wenn man erfährt, daß zahlreiche jüdische Soldaten des russischen Heeres, die als Krüppel nach Rußland gebracht werden, gleich nach ihrer Operation die Stadt verlassen mußten, in der sie als Juden kein Wohnrecht besitzen, obwohl ihnen die Rückkehr in ihre, inzwischen von den deutschen Heeren besetzte Heimat selbstverständlich nicht möglich war. So behandelt Rußland, während es Seite an Seite mit seinen „liberalen" Verbündeten kämpft, seine jüdischen Bürger, die für ihr Vaterland geblutet haben. Kein Wunder, daß man in jüdischen Kreisen, selbst in den Ländern des Dreiverbandes, mit einem verächtlichen Achselzucken über die hohlen Versprechungen hinweggeht, welche aus der englischen bzw. russischen Regierung nahestehenden Kreisen stammen dürften.

Die Wanderbewegung unter den Juden wird — darüber ist kein Zweifel möglich — bald nach Beendigung des Krieges in gewaltiger Ausdehnung neu einsetzen. Die galizisch-jüdischen Flüchtlinge einerseits, Tausende jüdischer Familien aus Russisch-Polen andererseits werden aus ökonomischen Gründen genötigt sein, eine neue Heimat

Digitized by Google

zu suchen. Diese Katastrophe wird für die europäischen Länder wie für Amerika eine schwierige Situation schaffen. Inwieweit der Orient, insbesondere Palästina und Syrien, für diese Auswanderer aufnahmefähig ist, läßt sich heute schwer beurteilen.

Auf welcher Seite die Sympathien der selbstbewußten Juden liegen, ersieht man ohne weiteres aus der Stellungnahme des offiziellen Organs der zionistischen Organisation in Amerika, die jetzt während der kriegerischen Verwicklungen die Fürsorge für das palästinensische Kolonisationswerk auf ihre Schultern geladen hat. Das betreffende, in Neuyork erscheinende Blatt ergreift unverhüllt und uneingeschränkt für Deutschland, Oesterreich und die Türkei Partei, und der amerikanische Gesandte Morgenthau hat als einer der wärmsten Freunde der Türkei und Palästinas bei der Versorgung der jüdischen Bevölkerung des Heiligen Landes mit Lebensmitteln im Einvernehmen mit der amerikanischen Judenheit hervorragend mitgewirkt.

Die zionistische Weltorganisation hat von jeher auf ihren Kongressen und Tagungen die unverbrüchliche Treue und Anhänglichkeit an das türkische Reich feierlich bekundet und es weit von sich gewiesen, irgendwelche Separationsgelüste, die der Integrität des türkischen Staates zuwiderlaufen könnten, jemals zu verfolgen. Das Heil der jüdischen Kolonisation in Palästina ist mit dem Wohle und der Selbständigkeit der Türkei untrennbar verknüpft. Dieser Ueberzeugung wurde seitens der zionistischen Organisation auch dadurch Ausdruck verliehen, daß ihre Anhänger in großer Zahl die ottomanische Staatsangehörigkeit erwarben und sich während des Balkankrieges ruhmvoll für die Türkei geschlagen haben. Unmittelbar nach der türkischen Kriegserklärung an Rußland sind noch fünftausend russische Juden türkische Staatsbürger geworden. Fast jeder russische Jude aber versteht Deutsch, ist doch das Yiddisch-Deutsch seine Muttersprache.

So präsentiert sich vom Standpunkte der deutschen und türkischen Interessen, die ja eine Einheit bilden, die Förderung der jüdischen Siedlungsarbeit in Palästina, die dem Lande zu einem großen Aufschwung verhelfen kann, als eine höchst beachtenswerte Aufgabe. Die Juden, als Mittler zwischen Orient und Okzident, sind vielleicht berufen, noch eine große, historische Rolle zu übernehmen. Das Judentum, im Anschluß an das Deutschtum, könnte wahrhaft Großes für die Menschheit leisten.

Herzl hat sich einmal geäußert: „Der Zionismus gibt den Völkern das Mittel an die Hand, die Zahl ihrer Juden nach dem Bedürfnis zu regulieren." Möglicherweise wird dieser Ausspruch sich auch in dem Sinne bewahrheiten, daß die Judenheit bei der Regulierung des Verkehrs zwischen Orient und Okzident, auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete, zur Trägerin einer hohen Mission vom Schicksal auserkoren ist.

Julius Bab / Bismarcks Vorgestalt

Es gibt allerdings Weissagungen, sie bestehen nur nicht, wie der Aberglaube wähnt, darin, daß ein Mensch Sachen verkündet, von denen er nach der natürlichen Ordnung der Dinge so wenig wissen kann, wie alle anderen. Vielmehr geschehen sie so, daß sich im Menschen besonderen Ranges und besonderer Reife die Natur schon in einem Stadium ankündet, das für alle anderen Menschen noch Zukunft bedeutet. Es ist ein ganz wirkliches Wissen, ein Geben aus echtestem Besitz, von dem die wahren Propheten sagen. So ist Bismarcks Gestalt den Deutschen geweissagt worden. Nicht in dem vagen Umriß der allgemein nationalen Sehnsucht, die einen Löser des deutschen Problems an die Wand des Schicksals malte, sondern durchaus konkret mit den ganz genauen Formen seiner Person, mit der getreuen Farbe seines Blutes ist Bismarcks Vorgestalt erschienen — erschienen im Geiste des größten preußischen Dichters, sechs Jahre vor der Geburt des Junkers von Schönhausen. Bismarcks Vorgestalt ist bekannt, aber in dieser Eigenschaft wohl kaum gewürdigt, unter dem Namen Hermanns, des Cheruskerfürsten, in dem Drama Die Hermannsschlacht von Heinrich v. Kleist.

An dieser Weissagung, so wunderbar sie mir in all ihren Einzelheiten erscheint, ist doch nichts Wunderbares im Sinne von widernatürlich, nichts, was eingehender Betrachtung nicht zugleich als notwendig erscheint. Sind doch die Kleist und Bismarck, auch wenn man gar nicht an die tatsächliche Versippung, die auch zwischen diesen Familien gespielt hat, denkt, im weiteren Sinne des Wortes durchaus ein Geschlecht, ein Blut. Sie sind zwei von den paar hundert Familien des niedersächsisch-brandenburgischen, pommerschmärkischen Adels, auf denen seit einem halben Jahrtausend der Bau des brandenburgisch-preußischen Staates ruht, die in allem Positiven und Negativen mindestens ebensosehr wie die Hohenzollern das Schicksal dieser Länder gewesen sind. Aus diesem Geschlecht sind neben niederen und hohen, unbrauchbaren und talentierten Menschen zweimal Genies geboren worden. Einmal in der Familie derer v. Kleist, und das war ein Dichter; einmal in der Familie derer v. Bismarck, und das war ein Staatsmann. Daß diese beiden Menschen über alle Unterschiede der Begabung und des Schicksals hinweg eine tiefe Gemeinsamkeit des Blutes verbindet, das wäre in einem Buche zu zeigen, in dem sich das letzte und tiefste Wesen dieses viel geschmähten und viel gepriesenen preußischen Junkertums auftun müßte. Wir haben es hier nur mit dem einfachsten und einleuchtendsten Kapitel dieses Buches zu tun. Denn als der Dichter v. Kleist, die ganze große politische Eigenschaft seiner Ahnen im Blute, darauging, die Idealgestalt des großen Politikers zu zeichnen, wie er ihn für Deutschland ersehnte, da konnte er aus seinem inneren Besitz, nach der Kraft und dem Gebot seines Genius gar keinen anderen Staatsmann erschaffen als den, der dann aus märkischem Junkergeschlecht tatsächlich den Deutschen gekommen ist. Kleists Hermann ist Bismarck.

Denn dieser Cheruskerfürst ist viel weniger ein Schlachtenlenker als ein großer Staatsmann — ganz wesentlich auch ein Diplomat, ein Meister der Wirklichkeit, und daß die Wirklichkeit, die er meistert, das Leben der deutschen Völker ist, daß er nicht nur die Befreiung, sondern ebensosehr die Einigung Deutschlands betreibt, das legt ja den Vergleich äußerlich nah. Interessant und fruchtbar aber wird der Vergleich erst dadurch, daß nicht nur im Werk, sondern in der ganzen Art der Ausführung und darüber hinaus, in der ganzen diese Leistung begründenden Menschlichkeit dieser Hermann die allerverblüffendste Aehnlichkeit mit Otto v. Bismarck in hundert großen und kleinen Zügen offenbart.

Kleists Drama fängt an mit einer diplomatischen Szene höchster Ordnung. Die deutschen Fürsten sind beisammen und wollten Hermann aushorchen, ob er wohl mit ihnen ginge gegen Rom. Der Effekt ist, daß nach ein paar Dutzend Repliken

Digitized by Google

sie sich ihm anvertraut haben, ohne daß er das mindeste offenbart hat. Er lehnt jedes Bündnis ab und treibt sie dadurch zu immer leidenschaftlicheren Bündnisangeboten ihrerseits — wohin er sie haben will. Er erklärt, daß er keinen anderen Ehrgeiz habe, als den Römern ehrenvoll zu unterliegen, und entlockt ihnen dadurch die Aeußerungen der Kampfbereitschaft, die er hören will. Und als er sie so zur rückhaltlosen Preisgabe ihrer Gesinnung verführt hat, überrumpelt er sie plötzlich mit seiner ungeheuersten Wahrheit: mit dem Willen, die ganze materielle Existenz des Volkes daranzusetzen, um die Freiheit zu erkämpfen. Und als der weniger großzügige Sinn der Fürsten dies noch nicht sofort ergreift, bricht er plötzlich das Gespräch ab, weil er sicher ist, mit der stummen Nachwirkung dieses Gespräches viel größere Wirkung zu erzielen, als wenn er jetzt ein Ja oder Nein erzwänge. — Wann ist vor oder nach 1809 diese Technik der Diplomatie geübt worden außer von Bismarck — von dem Gesandten Bismarck in Petersburg und in Paris, der des dritten Napoleon offenherzigste Vertraulichkeit gewann, ohne irgend etwas dafür zu zahlen, und der doch berühmt wurde durch seine Technik, die Unterhändler mit einer plötzlichen Offenherzigkeit zu verwirren, auf die kein Diplomat der alten Schule eingerichtet war.

Hermann nimmt des Augustus Projekt, ihn nach gemeinschaftlicher Niederwerfung des Marbod zum Herrn Deutschlands zu machen, respektvoll entgegen und unterbreitet es dann Marbod als stärksten Trumpf — ungefähr so, wie Bismarck das Benedettische Projekt: Preußen solle Süddeutschland und Frankreich dafür Belgien annektieren, freundlich entgegennahm, um es sechs Tage nach der Kriegserklärung von 1870 zu veröffentlichen und Süddeutschland dadurch noch fester an Preußen und gegen Frankreich zu verpflichten. Wie Hermann überhaupt die nationale Sache betreibt, indem er durch geniale Diplomatie vor allem den Riß zwischen der norddeutschen und der südostdeutschen Macht heilt, das liegt in seiner großen Verwandtschaft und in seinen charakteristischen Abweichungen von Bismarcks Leistungen zu sehr auf stofflichem Gebiet, um für uns hier wichtig zu sein. Aber man sehe sich einmal an, wie Herman den Legaten, den Varus zurückließ, um das Cheruskerheer römisch einzurichten, hinhält, wie er sich nie von ihm treffen läßt, um ihm schließlich mit größtem Bedauern zu sagen, daß es nun leider für die Ausführung seiner ausgezeichneten Absicht zu spät sei. Man vergleiche damit den stofflich ganz anderen, psychologisch ganz verwandten Vorgang, wie Bismarck 1867 bei der Luxemburger Affäre den Benedetti, der eine kriegbedeutende Depesche in der Tasche hat, da er den Krieg noch nicht will, durch sein kunstvoll geführtes Gespräch daran hindert, die Depesche zu unterbreiten. Und dann denke mann an den Bismarck, der, als die Saat reif war, aus der Emser Depesche die Kriegsfanfare stilisiert, und stelle daneben Kleists Hermann, der seine staunenden Boten instruiert, alle Berichte über die Missetaten der Römer noch zu übertreiben: „Die deutschen Uhren! bedeut' ihm, was die List sei, Eginhardt." Hermann schickt, um der Wut seines Volkes sicher zu sein, um zum vorhandenen Grund auch im rechten Moment den Anlaß zu haben, als Römer verkleidete Plünderer aus: „In einem Kampf derart, wenn es auf Tod und Leben geht, sieht man die Waffen, zu denen man greift, und die Werte, die man durch ihre Benutzung zerstört, nicht an: der einzige Ratgeber ist zunächst der Erfolg des Kampfes" — sagt Bismarck.

Diese Uebereinstimmung in der staatsmännischen Technik ist die vielleicht verblüffendere Konsequenz der im Grunde aber entscheidenderen Gleichheit der politischen Leidenschaft, die in den Herzen des gedichteten wie gelebten Nationalhelden brennt. Wenn man durchaus mit einem Worte sagen soll, was Bismarck groß und erfolgreich gemacht hat, so kann man nur sagen, daß es seine geniale Sachlichkeit war, die Fähigkeit, nichts zu sehen, als das gesetzte Ziel und den Weg dazu, und keinerlei notwendigen Umweg irgendeiner Theorie zuliebe zu vermeiden. Er wollte, was die Sache wollte, und es gab kein Sentiment und kein Prinzip, das ihn hätte irremachen können. Wie bei jedem Genie, so war es auch bei ihm die vom höchsten Zielbewußtsein bedingte Wandelbarkeit in der Wahl der Mittel, um deretwillen er bald von allen Seiten als charakterlos, prinzipienlos, unmoralisch geschmäht wurde. Aber eben hierin ist Hermann sein Bruder. Hermann will keine „Latier, die ihm Gutes tun" und erklärt die Römer, die gut sind für die Schlechtesten, weil sie das Gefühl der für die Gesamtheit notwendigen Feindschaft schwächen können. „Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben, Haß ist mein Amt und meine Tugend Rache." Ja, er glaubt, dem römischen Legaten, der ihm die Heiligkeit des Völkerrechts vorhält, gegenüber nur einen doppelten Grund zum Haß zu haben:

„Du weißt, was Recht ist, Du verfluchter Bube.
Und kamst nach Deutschland unbeleidigt,
Um uns zu unterdrücken?
Nehmt eine Keule doppelten Gewichts,
Und schlagt ihn tot."

Das aber klingt nicht nur in dem Bismarck wider, der ein großer leidenschaftlicher, genialer Hasser war, der erklärte, nächst seiner Frau Windthorst am nötigsten zum Leben zu haben, das ist im ganzen Wesen des Eisernen Kanzlers ausgedrückt, dessen Sachlichkeit sich nie vor den Opfern scheute, die als Bedingung eines Zieles gesetzt waren. Aber auch Haß ist ein Sentiment, und weder Kleist noch Bismarck hängen ihm dort noch nach, wo er nicht mehr sachlich gerechtfertigt ist, wo er die Kraft vom Ziel ablenkt, statt sie zu stählen: Es war der schwerste Sieg in Bismarcks Leben, als er in Nikolsburg seinen König davon überzeugte, daß „wir nicht eines Richteramtes zu walten hätten, sondern deutsche Politik zu treiben", und als er dadurch den sehr günstigen Frieden mit Oesterreich, eine Lebensbedingung des künftigen Deutschland, errang. So wehrt auch Hermann jeden Vergeltungsgedanken gegen die Deutschen ab, die bisher mit Rom im Bunde waren.

„Das sind die Wackersten und Besten,
Wenn es nunmehr die Römerrache gilt!
Hinweg! Verwirre das Gefühl mir nicht!"

Diese Unverwirrbarkeit des Gefühls, das durch einen mächtig leitenden Willen gefeit ist, findet noch am Schluß den gewaltigsten und gewaltsamsten Ausdruck, als der den Römern bis zuletzt anhängliche gefangene Aristan die Existenz Germaniens leugnet:

„Ich weiß, Aristan. Diese Denkart kenn' ich.
Du bist imstand' und treibst mich in die Enge,
Fragst, wo und wann Germanien gewesen?
Ob in dem Mond? Und zu der Riesen Zeiten?
Und was der Witz sonst an die Hand dir gibt;
Doch jetzo, ich versichre dich, jetzt wirst du
Mich schnell begreifen, wie ich es gemeint:
Führt ihn hinweg und werft das Haupt ihm nieder!"

Dies ist der Machtspruch des ganz sicheren Instinktes, der die Unergründlichkeit des Lebens durch alle Logik weiß und deshalb die unfruchtbare Diskussion mit Worten der Tat gegenüber ablehnt:

„Was gilt's, er weiß jetzt, wo Germanien liegt?!" Dies aber ist Bismarck, der in höchster Leidenschaft erklärte, als ein Staatsrechtslehrer einen seiner Schritte innerhalb der Reichsverfassung kritisierte: „Ich werde mir doch von einem Professor nichts über eine Sache erzählen lassen, die ich selber ge-

Digitized by Google

schaffen habe." Das ist der Bismarck, der wußte, daß Deutschland nicht durch Reden, sondern durch „Blut und Eisen" zu einen sei, und der betonte: „Alle Systeme kommen für mich in zweiter Linie, doktrinär bin ich in meinem Leben nie gewesen", . . . „die Politik ist die Lehre vom Möglichen", und das ist der Bismarck, dessen ganzer Haß die Ideologen waren: „Die Herrn Professoren, die glauben, die Politik wäre eine Wissenschaft." — Beinahe wörtlich so äußert sich Kleists Hermann:

„Die Schwätzer, bie! Ich bitte dich;
Laß sie zu Hause gehn.
Die schreiben, Deutschland zu befreien,
Mit Chiffern, schicken mit Gefahr des Lebens
Einander Boten, die die Römer hängen,
Versammeln sich im Zwielicht — essen, trinken
Und schlafen, kommt die Nacht, bei ihren Frauen."

Es gehört zu dieser Verachtung der Ideologen, zu diesem leidenschaftlichen Glauben an den eigenen Instinkt gewiß ein Untergrund unverbrauchter physischer Wildheit, ein Kern altertümlicher Brutalität, und der fehlt dem Kleistschen Hermann mit seiner mörderischen Entschlossenheit, dem Manne, der die Leiche der Geschändeten zerteilt, um ihre Stücke als Aufruf durch Deutschland zu schicken, wahrhaftig so wenig, wie dem Bismarck, der sagte:

„Der Krieg ist doch eigentlich der natürliche Zustand der Menschheit."

Aber in diesem „eigentlich" liegt schon die zögernde Wendung, in der sich selbst in solcher Stimmung noch ausdrückt, daß dieser Bismarck im Grunde doch kein Barbar ist, kein einfaches robust männliches Naturgebild. Vielmehr ist er, und gerade darin zeigt sich erst seine tiefste und merkwürdigste Aehnlichkeit mit Kleists Hermann, ein höchst differenzierter, auf der Spannung entgegengesetzter Kräfte schwebender Nervenmensch. Wir wissen, daß eine außerordentliche Kraft zum ästhetischen Erleben in Bismarck war, namentlich die Musik bedeutete ihm viel, und wenn die Anekdote, daß er sich vor dem Ausmarsch 1866 die Eroika vorspielen ließ, auch nicht zutreffend sein soll, sie ist angesichts der vielfachen und innerlichen Berührungen, die zwischen Bismarck und der Musik bezeugt sind, doch durchaus gut erfunden, sie drückt etwas Tiefmögliches zum mindesten aus. Hermann aber verlangt vor dem Beginn der Entscheidungsschlacht nach den „süßen Alten, mit ihrem herzerhebenden Gesang". Und das Lied der Barden erschüttert ihn dann so, daß er, unfähig zu sprechen und zu handeln, zusammensinkt. Wir wissen aber auch von solchen Nervenkrisen, Weinkrämpfen, Zusammenbrüchen, denen der so eisern scheinende Kanzler auf den Höhepunkten seiner angespanntesten Arbeit zuweilen ausgesetzt war. Nicht mit steinerner Schwere, mit der vibrierenden Kraft einer stählernen Brücke steigt der innere Bau dieser Menschen auf. Aus dem Zartesten kommt ihre Wildheit, und ihrem Zartesten ist spröde Kraft beigemischt. Das zeigt sich dann am allermerkwürdigsten in dem Verhältnis der beiden Männer zu ihren Frauen. Hermann liebt sein „Thuschen", so wie es ein Römer nicht kann:

„So, was ein Deutscher lieben nennt,
Mit Ehrfurcht und mit Sehnsucht."

Aber doch nur in ganz wenigen Augenblicken spricht er anders mit ihr als in einem scherzenden, ironisierenden, spielenden Ton, hinter dem sich die ganze empfindliche Zartheit seines Gefühls gleichsam schamhaft und schützend verbirgt. „Ach, geh, ein Geck bist du, gesteh's, und äffst mich!" schmollt Thuschen. Dieses Verhältnis kommt vielleicht nur noch einmal wieder, hat nur noch einmal sprachliche Gestalt gewonnen — in Bismarcks Briefen an seine Frau und Gattin:

„Ich schreibe Dir nicht mit Blut, sondern mit roter Tinte, mit welcher wir die Liederlichkeiten der Stenographen aus unseren Reden korrigieren . . . Vorgestern waren wir bei unserem Freunde, dem Könige, und wurde ich von den hohen Herrschaften sehr verzogen und bin nun so stolz, daß ich immer über Deinen Kopf wegsehen werde und nur in seltenen Augenblicken der Herablassung mein Auge zu Deinem schwarzgraublauen niederschlagen."

Aber dazwischenklingt es im höchsten Ernst: „Du bist mein Anker an der guten Seite des Ufers, reißt der, so sei Gott meiner Seele gnädig . . . Dein Brief kam gestern abend und ich wurde so traurig und sehnsuchtsvoll, daß ich weinen mußte." Und noch zu allerletzt ein Telegramm, in dem alles, Liebe und Ironie, grotesk zusammenklingt, Varzin 1888. „Ohne Pferde und ohne Frau, halte ich hier nicht länger aus, wir kommen morgen zurück."

Es ist erstaunlich, bis in welche kleinsten Nuancen sich diese Verwandtschaft des Kleistschen Hermann mit Bismarck verfolgen läßt. Was für ein Meister der einfachsten Lebensgenüsse und ein außerordentlicher Esser und Trinker Bismarck gewesen ist, das ist zu bekannt, als daß man Belege zitieren müßte. Aber genau so, wie der Junker Bismarck mit seiner Passion für die Idyllik des Landlebens erklärt Kleists Hermann:

„Das Jagen selbst ist weniger das Fest
Als dieser heitre Augenblick,
Mit welchem sich das Fest der Jagd beschließet, —"

und setzt sich zum ergiebigen Jagdfrühstück.

Und ein andermal — mit gut Bismarckscher Ironie der eigenen Lust spottend ruft der „Sybarit", wie ihn Thusnelda nennt: „Ja, Kind! die Zeiten weißt Du sind entartet." Holla schafft Wein mir her, ihr Knaben, damit der Perserschach vollkommen sei."

Man weiß nicht, ob hier der stoffliche Inhalt oder die ironisch spielende Form der Rede mehr an Bismarck erinnert! Noch weiter ins Physische geht die Gleichheit: Mehrfach betont Kleist in besonderen szenischen Wendungen, daß sein Hermann auch in rein körperlichem Sinne ein Beobachter ist, der an Schärfe, Wachsamkeit, Kombination seine ganze Umgebung übertrifft. Er hat gehört, in welcher Richtung der Gesandte sich entfernte, er weiß, welch ein Ort es sein muß, dessen Flammen man am Horizont sieht, während alle anderen irren. Bismarck aber war der Mann, der aus dem Hinterkopf eines Menschen seine Psychologie von vollkommener Treffsicherheit ablesen konnte; er lehnte es energisch ab, als Begas sein Auge damit zu loben meint, daß er „über alles wegsieht"; er sah mit Jägerschärfe.

Die Hauptsache aber bleibt, daß diese Züge in beiden Fällen immer wieder zusammenschließen zum Bilde einer ungeheuer wollenden Betriebenheit, eines dämonischen Geführtseins zum Werk. Nicht einmal für jene besonderste Nuance im Bismarckschen Schaffen: daß er doch all seine ungeheuer selbständigen Taten als getreuer Diener eines Monarchen tat, den er zuvor in seinem Sinne wollen machen mußte — nicht einmal dazu fehlt bei Kleist ganz die Parallele: Hermann bietet dem Marbod an, sich als seinen Vasallen zu bekennen, wenn er gemeinschaftliche Sache mit ihm gegen die Römer machen wollte. Und unter dieser Voraussetzung nimmt er seinem Boten gegenüber sofort die preußisch disziplinierte Sprache des adligen Lehnsträgers an — um in dieser Sprache dem Herrscher Marbod den eigenen Willen zu suggerieren:

„Er wird den Römeradler länger nicht
Um einen Tag, steht es in seiner Macht,
Auf Hermanns, seines Knechts, Gefilden dulden.

Digitized by Google

Und da der Augenblick sich eben günstig zeigt,
Dem Varus, eh' der Mond noch wechselte,
Das Grab in dem Cheruskerland zu graben,
So wag' ich es, sogleich dazu
In Ehrfurcht ihm den Kriegsplan vorzulegen."

Und schon sieht seine suggestive Sicherheit diesen Plan als akzeptiert an, ja, nötigt den Entschluß Marbod auf, indem er seinerseits bereits die Konsequenzen zieht aus der Annahme, daß er angenommen wäre! Fast humoristisch ist es, wie er diese höchste Selbstsicherheit in der Form des tiefsten Respekts ausdrückt:

Wohlan! In dem Vertraun jetzt, das ich hege,
Er, Marbod, auch werd' diesen Plan,
Nach seiner höh'ren Weisheit, billigen,
Nimmt er für mich die Kraft und des Gesetzes an.
An dem Alraunentag rück' ich nunmehr so fehllos,
Als wär' es sein Gebot, aus meinem Lager aus,
Und steh', am Nornentag, vorm Teutoburger Wald,
Ihm aber — überlass' ich es in Ehrfurcht,
Nach dem Entwurf, das Seinige zu tun.
— Hast du verstanden?"

Ich denke, daß dies letzten Endes die Form gewesen sein muß, in der Otto v. Bismarck seinen Willen zu dem Wilhelms I. machte. — Die gleiche Sicherheit des Genies aber, die hier ihren Zauber auf Menschen übt, wendet dieser geborene Staatsmann auch gegen die unfaßlichen Mächte an, gegen Zufall und Schicksal. Hermann will nicht, daß man der Sicherheit wegen drei Boten statt eines an Marbod sende; er weiß, daß die Götter drei so gut wie einen zerschmettern können, aber er weiß auch (wie jedes Genie Mystik und Praxis seltsam verbindend), daß ein Bote, von dem alles abhängt, sechsfach so viel Eifer zeigt wie drei mit verteilter Pflicht. So meint Bismarck inmitten der höchsten Spannung seiner politischen Rechenkünste (1864): „Je länger ich in der Politik arbeite, desto geringer wird mein Glaube an menschliche Rechnung." — „Man tappe wie ein Kind ins Dunkle", sagt er, und schreitet deshalb nur um so energischer und sicherer geradeaus. Gerade mit dieser Unberechenbarkeit des Geschicks hängt aber die höchste Entschlossenheit zusammen, die beide Männer haben. „Fertig wie ein Reisender" Hermann vor der Schlacht, ist auch der Bismarck, der beim Antritt seiner Ministerpräsidentschaft alles „auf die Spitze des Schwertes" gestellt hat. Und so haben sie beide die ungeheure Entschlossenheit, alles an alles zu wagen:

„Ich muß es darauf ankommen lassen, ob ich zugrunde gehe oder nicht", sagt Bismarck 1866, und der aufbrechende Hermann lehnt jede Sorge für das zurückgebliebene Land ab: „Wo Hermann steht, da siegt er, und mithin ist Cheruska da!"

Damit aber mündet eben die Charakteristik der beiden Männer wieder in jene ungeheure Sachlichkeit ein, jene Leidenschaft für die Sache, der gegenüber auch das eigene Leben nicht beträchtlich ist, jene völlige Unbeirrbarkeit durch alle Nebengedanken und Rücksichten, die allein den Erfolg machen. Dieser unerschütterliche Sinn für das Wesentliche ist nun freilich wohl das Siegel für das Wesen des Genies überhaupt; er macht ja auch den Künstler, er ist das, was Carlyle den „Blick in das offene Geheimnis" nannte. Aber aus welcher Mischung von Kräften, durch welche Art von Bewegung sich ein Genie aus der Vergangenheit, dem Milieu, dem Blut märkischen Adels losringt, das konnte die Welt nur zweimal sehen: als Heinrich v. Kleist seine Werke und Otto v. Bismarck das neue Deutschland schuf. Als aber Heinrich v. Kleist innerhalb seines Werkes bei der Vision eines Mannes hielt, der berufen sein sollte, Deutschland zu erneuen, da entstand mit Notwendigkeit Bismarcks Vorgestalt.

Gottfried Traub / Lebensgewiß

Der Mann und das blanke Eisen
stehen einander so wohl an. Vischer.

Ein junger Theologe wird getroffen; kriegsfreiwillig war er hinausgezogen. Nun drangen ihm Granatsplitter durch beide Augen. Man führt ihn weg und verbindet ihn. Währenddessen sagt er halblaut vor sich hin: „Herrgott ich danke dir, daß ich noch lebe." Ein Hauptmann schreibt uns das voll mannhafter Rührung.

Wie ganz anders ist die Welt da draußen, als wir sie oft träumen! Wo frischer Jugend ein solch' lichtloser Weg in Jahrzehnte des Lebens bevorsteht, hält man solche Worte fast für übermenschlich. Sie sind es auch. Ich hätte mir solche Ruhe nicht zugetraut, und wahrscheinlich hundert andere ebenso wenig. Unüberwindliche Kraft steckt in solchem Willen. Da hat der Tod selbst sein Spiel verloren. Aber bei aller staunenden Ehrfurcht vor dieser Seelengröße darf die unmittelbare Freude am Leben selbst nicht unterschätzt werden. Gerade dort, wo man das Leben einsetzt im wilden Spiel und wo es zu Hunderttausenden verlorengeht, gewinnt es wieder doppelten Wert. Es steigt in seinem inneren Reichtum. Das Leben ist so unerschöpflich reich, daß es den Menschen nicht fahren läßt. Immer hält es ihn und lockt ihn. Seine Herrschaft dehnt sich weiter als des Todes Gewalt. Wir betonen das nicht aus Herzlosigkeit, sondern um einem bloßen klagenden, nörgelnden Jammerton sein inneres Recht zu nehmen. Wenn ich heute auf der Straße die hinkenden, humpelnden Gestalten unserer Krieger sehe: meint ihr, es geht mir nicht durch Mark und Bein? Meint ihr, ich sehe nicht die kommenden grauen Tage? Sie kommen nicht einmal um wirtschaftlicher Not willen. Für das äußere Fortkommen zu sorgen, wird hoffentlich die heilige Ehrenpflicht unseres ganzen Volkes bleiben. Aber sie kommen dann, wenn diese Verwundeten nicht mehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen, wenn sie wieder in das tägliche Leben zurückgleiten, wenn sich ganz von selbst der Abstand der ganzen und der halben Kräfte offenbart: dann wird manches Herz vor dem Gift der Bitterkeit sich wahren müssen, und mancher wird unterliegen in dem Wettrennen des Lebens. All das sehe ich mit klarem Auge. Die Unerbittlichkeit dieser Erwägungen tut noch weher, als selbst starke Wunden.

Trotzdem hasse ich aus tiefster Seele jene weibischen Töne, die nur klagen und jammern, statt stählen, stärken, kräftigen. Wir sind als Lebengeborene zu nichts anderem da, als zu leben, solange uns das Geschick nicht ruft. Diese Spanne Zeit füllen mit Lebendigem, sie nicht leer lassen, sie auszuschöpfen in tausenden Erlebnissen, um immer wieder neuen Inhalt heimzutragen, das ist Lebens Gebot. Sie ist unser Menschenerbteil. Wenn so ein junger, halb zu Tod getroffener Mann doch noch den Mut besitzt, dem Leben zu danken, daß es ihn nicht ganz verließ, so sehe ich darin das erschütterndste Zeugnis von der Unwiderstehlichkeit aller Lebenskraft. Darum tun wir Liebes, wo wir jede Lebensfähigkeit erhalten; wir segnen nicht mit Klagen, wir segnen mit Danken, Danken für das, was wir haben, damit wir neues daraus machen. Nein, nein! Jammern ist nicht deutsche Art. Grausam ist der Krieg, und wer ihn nicht tagaus, tagein geschaut hat, hat gar kein Recht, seine innerliche Entsetzlichkeit zu beschreiben. Aber wir haben auch unsere Pflicht, wir „hinter der Front". Sie heißt: des Lebens uns erfreuen und anderen die Freude des Lebens zu stützen, zu füllen. Ueberquellend ist nur das Leben, nicht der Tod.

Digitized by Google

Er hat sein mühsames Geschäft, vom Leben immer wegzustehlen. Aber das Leben spottet seiner. Es bleibt die unerschöpfliche Hoffnung aller, die dem Tag gehören. Sie redet zu unseren armen Brüdern, die traurig in die Zukunft blicken: „Ihr gehört doch dem Tag. Machen wir etwas aus seiner Hälfte. Auch in ihr stecken noch genug Keime zu frischem Leben. Glückauf!" Herrgott, ich danke dir, daß ich noch lebe!

Soziale Bewegung

Behördliche Anerkennung der deutschen Gewerkschaftsbewegung. In der Reichstagsdebatte über die Befreiung der Gewerkschaften an allen polizeilichen Ausnahmebestimmungen hat der Vertreter des Reichskanzlers, Staatssekretär Dr. Delbrück, am Schluß folgende Erklärung ausgesprochen. Es gibt oder hat bis vor kurzem nur wenige gegeben, die außerhalb der unmittelbar beteiligten Kreise in der Lage waren, die wirtschaftliche Bedeutung der Gewerkschaften zu übersehen. Es war fable convenue (übereinstimmende Ansicht), daß die Gewerkschaften vorzugsweise politische Agitationsinstrumente bestimmter Parteien seien, während tatsächlich nach meiner Ueberzeugung, nach einer Ueberzeugung, die nach meiner Ansicht der Krieg sehr viel weiter verbreiten wird, die Gewerkschaften in erster Linie wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen haben, ohne die unser Wirtschaftsleben — das hat der Krieg gezeigt — nicht mehr denkbar ist. Ich habe bereits vor dem Kriege wiederholt darauf hingewiesen, daß nach meiner Auffassung die Gewerkschaften nicht den richtigen Platz in unserem Rechtssystem hätten, und daß es notwendig sein würde, hier die bessernde Hand anzulegen. Die Vorarbeiten hierfür waren in meinem Amt im Gange, als der Krieg ausbrach. Ob das Ziel, das ich mit dem Herrn Abgeordneten Heine als erstrebenswert ansehe: den Berufsvereinen diejenige rechtliche Konstruktion und Stellung zu geben, die sie in die Lage versetzt, ihre wichtigen wirtschaftlichen und charitativen Aufgaben zu erfüllen, und bei voller freiheitlicher Ausgestaltung ihrer Funktionen nebenbei dem Staate das Maß von Einfluß zu sichern, das einen Mißbrauch ihrer großen wirtschaftlichen und politischen Macht hindert, ob dieses Ziel zu erreichen sein wird durch eine Abänderung des Vereinsgesetzes, ob es nicht zweckmäßiger zu erreichen sein würde durch ein eignes Gewerkschaftsgesetz, ob nicht ein großer Teil der Beschwerden, die hinsichtlich der Handhabung des Vereinsgesetzes in bezug auf die Gewerkschaften erhoben worden sind, von selbst verschwinden wird unter dem Eindruck alles dessen, was dieser Krieg uns gebracht und uns gelehrt hat —, meine Herren, das werden wir am Schlusse des Krieges prüfen, und wir werden es prüfen. — Mit aufrichtiger Dankbarkeit sind diese Ausführungen in der Gewerkschaftspresse begrüßt worden. So schreibt der Korrespondent für Deutschlands Buchdrucker: „So unumwunden wie hier ist wohl noch nie die unhaltbare Lage der Gewerkschaften in vereinsrechtlicher Beziehung von Regierungsseite zugestanden worden. Im übrigen aber verdient die Tatsache noch besondere Hervorhebung, daß der Stellvertreter des Reichskanzlers die Gewerkschaften als Träger von Aufgaben bezeichnete, ohne die unser Wirtschaftsleben nicht mehr denkbar ist. Auf diesen Ausspruch wird man sich berufen dürfen, wenn infolge der wirtschaftlichen Kämpfe, die die gewerkschaftlichen Organisationen zu führen gezwungen sind, diese selbst wieder einmal als Störenfriede in der nationalen Volkswirtschaft bezeichnet werden sollten. Bedauerlich bleibt nur, daß Dr. Delbrück die nötige Nutzanwendung aus der Erkenntnis von der Notwendigkeit der Gewerkschaften nicht jetzt schon zu ziehen entschlossen ist, sondern ihnen erst nach dem Kriege den Rechtsboden ebnen will. Das schränkt das freudige Gefühl über die sonst so klaren Ausführungen Delbrücks ein."

Hilfsbereitschaft deutscher Arbeitgeber für Kriegsinvalide. In der großen Kriegsversammlung der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände in Berlin wurde kürzlich nach eingehender Besprechung folgender entgegenkommender Beschluß gefaßt: „Betreffs der staatlicherseits geplanten Fürsorge für verstümmelte Kriegsinvaliden erklärt die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, deren Organisation 76 Verbände mit 2¼ Millionen beschäftigten Arbeitern umfaßt, ihre freudige Bereitwilligkeit zu einer eingehenden und tatkräftigen Mitwirkung. Insbesondere wird sie bestrebt sein, auf die ihr angeschlossenen Verbände dahin zu wirken, daß deren Mitglieder die mittels der fortgeschrittenen modernen Orthopädie und Heilkunde zur Arbeit befähigten Invaliden in ihre Betriebe aufnehmen und ihnen Gelegenheit zu nutz- und lohnbringender Beschäftigung gewähren. Zum Ausbau aller diesen Zwecken dienenden Einrichtungen nach besten Kräften mitzuwirken, stellt die Vereinigung ihre Hilfe schon jetzt gerne zur Verfügung."

Handwerkerfürsorge für Kriegsverletzte. Tröstliche Versicherungen für kriegsinvalide Handwerker und Arbeiter gibt Handwerkskammersyndikus Dr. Josef Wilden-Düsseldorf in der „Soz. Praxis" ab. Er schreibt dort u. a.: An dem guten Willen zur Hilfe ist auf seiten der Arbeitgeber im Handwerk sicher nicht zu zweifeln. Besonders die Handwerkskammern und die Innungen werden, davon darf man überzeugt sein, alles tun, den verkrüppelten Handwerkern den etwa erforderlichen Berufswechsel oder die Aenderung ihrer bisherigen Schaffensweise zu erleichtern. Das wird, wenigstens bei denen, die bereits als Handarbeiter ausgebildet sind und über die erforderliche Handfertigkeit verfügen, nicht allzu schwierig sein. Viele von ihnen werden wahrscheinlich in kürzester Zeit umlernen können. Aber auch denen, die nicht gelernte Arbeiter sind, ihren bisherigen Beruf nicht mehr ausüben können, jedoch für irgendein Handwerk sich eignen, werden die Standesvertretungen des Handwerks in jeder Weise behilflich sein, den Eintritt in das Handwerk zu erleichtern. Wobei man freilich nicht übersehen darf, daß man sie nicht von heute auf morgen anlernen kann. Vielleicht geht es, wenn man sie zunächst nur die Anfertigung von Teilarbeiten lehrt, damit sie wenigstens in einem Betriebe mit Arbeitsteilung ihren Mann zu stellen vermögen. Für die Ausbildung kommt aus naheliegenden Gründen der tüchtige Handwerksmeister vor allem in Betracht. Er ist am besten in der Lage, dem gereiften und von dem ernstesten Willen beseelten „Lehrling" in gebotener Kürze die Handfertigkeit beizubringen, die genügt, einfache Arbeitsvorrichtungen zu besorgen, namentlich solche, wie sie der tägliche Bedarf der Bevölkerung mit sich bringt. Das wird immerhin dem Verkrüppelten schon die Möglichkeit bieten, seinen Lebensunterhalt durch gewerbliche Arbeit zu erwerben. Und zwar dürften vor allem kleinere Betriebe zu bevorzugen sein, wo der Meister selbst mitarbeitet und sich persönlich um den Lehrling kümmern kann. Das Vorhandensein von Maschinen im Betriebe ist nicht die Hauptsache; denn es kommt nicht so sehr auf die Beherrschung der Maschinentechnik an, sondern auf die Handfertigkeit und die Geschicklichkeit, kleinere Erneuerungsarbeiten (Reparaturen) zu machen. Geeignete Lehrmeister dürften die Kammern und die Innungen leicht nachweisen können. Wirkungsvoll ergänzen und vervollkommnen müssen die mehr auf die einfache Technik gerichtete Werkstattausbildung die gewerblichen Schulen und die von den Handwerkskammern unterhaltenen Meisterkurse, die außerdem besonders die unerläßliche theoretische, besonders kaufmännische Ausbildung zu bieten vermögen. So dürften also die äußeren Voraussetzungen, Verletzten das Unterkommen im Handwerk zu erleichtern, wohl erfüllbar sein. Die Handwerkskammern werden sicher ein übriges tun, ihnen die Ablegung der Gesellen- und Meisterprüfung zu ermöglichen, selbst wenn sie die vom Gesetz vorgeschriebene geregelte Ausbildung nicht genossen haben. Sogar die Aussichten, zur Selbständigkeit, und damit zum schönsten Besitz eines freien deutschen Mannes zu gelangen, sind nicht so schlecht. Denn die Handwerkskammern verfügen über Einrichtungen (Gewerbeförderungsanstalten, Genossenschaften), die strebsamen Handwerkern die Anschaffung von Maschinen und Werkzeug wesentlich erleichtern. Auch der Staat wird sich hieran wohl in größerem Umfange beteiligen. So wird also zweifellos mancher Kriegsverletzte im Handwerk unterkommen können.

Rentenversorgung und Arbeitsbeschaffung für Kriegsverletzte. Ueber die Renten der Kriegsinvaliden gibt das preußische Kriegsministerium folgendes bekannt: In letzter Zeit ist die Frage der Beschäftigung der durch den Krieg in ihrer Gesundheit geschädigten Personen in der Presse lebhaft erörtert worden. Im sozialen und wirtschaftlichen Interesse ist es warm zu begrüßen, wenn die Kriegsinvaliden durch Berufsberatungsstellen, Arbeitsnachweise usw. möglichst frühzeitig wieder einer lohnbringenden Beschäftigung zugeführt werden. Der Segen der Arbeit wird sich bald in einer gesteigerten Lebensfreudigkeit und in dem Wiedererwachen des Vertrauens auf die eigene Kraft zeigen. Anscheinend sind aber bei einzelnen Besorgnisse vorhanden, daß die Aufnahme lohnbringenden Erwerbes die Höhe der Rentenzahlung ungünstig beeinflussen könnte. Eine solche Besorgnis ist grundlos, und es wäre erwünscht, wenn alle beteiligten Stellen dieser Auffassung entgegenträten. Die Tatsache der lohnbringenden Beschäftigung oder die Höhe des Verdienstes kann allein keine Veränderung oder Entziehung der Rente begründen. Eine Anrechnung des Verdienstes auf die Versorgungsgebührnisse ist unzulässig. Eine Minderung oder Entziehung der Rente könnte nur bei einer wesentlichen Steigerung der Erwerbsfähigkeit eintreten. Die Kriegszulage ist so lange fortzuzahlen, als der Versorgungsberechtigte in seiner Erwerbstätigkeit in meßbarem Grade, also mindestens um 10 Prozent geschädigt ist. So würde zum Beispiel jemand, der durch den im Kriege erlittenen Verlust eines Fußes erwerbsbeschränkt geworden ist, stets neben der dem Grade seiner Erwerbsunfähigkeit entsprechenden Rente die Verstümmelungszulage von 27 Mark monatlich und die Kriegszulage beziehen, gleichviel welches Einkommen er aus lohnbringender Beschäftigung hat. Weder Arbeitgeber noch Verletzte haben daher zu befürchten, daß die Verwendung eines solchen Verletzten und die wohlwollende Zahlung höheren Lohnes sachliche Nachteile für denselben herbeiführen könnte.

Ein Baustein zur sozialen Verständigung. Der Zentralverband deutscher Arbeitgeber in den Transport-, Handels- und Verkehrsgewerben hat an seine Mitglieder schon vor einiger Zeit ein Zirkular versandt, in dem er zunächst die durch den Krieg herbeigeführte schwierige Lage der Verkehrsunternehmer schildert, dann aber fortfährt:

„In demselben Maße wie die Arbeitgeber, man möchte fast sagen noch härter, sind die Arbeitnehmer durch den Krieg getroffen. Wenn auch Industrie und Handel bald nach Beginn des Krieges teilweise stark beschäftigt worden sind und die Gewerkschaften, wie man rühmend anerkennen muß, ihr möglichstes getan haben, um die Not der Arbeitslosigkeit abzuwehren und der großen Anzahl von Frauen und Kindern der zur Fahne einberufenen Arbeiter beizustehen, so ist dennoch nicht zu verkennen, daß bei den gesteigerten Lebensmittelpreisen die Notlage auch hier nicht zu unterschätzen ist. Wir richten daher an alle unsre Mitglieder die Mahnung, trotz der ihnen vielfach aufgezwungenen Mehrbelastung ihrer Unkosten während der Dauer des Krieges ihren Arbeitern oder deren Angehörigen eine freiwillige Kriegszulage von einigen Mark wöchentlich zu gewähren. Zu unsrer großen Genugtuung können wir konstatieren, daß ein großer Teil unsrer Mitglieder dieser Aufforderung nicht nur bereits Folge geleistet hat, sondern auch schon laufende Unterstützungen an die Frauen der zur Fahne einberufenen Männer bewilligt haben. Wir sprechen die Hoffnung aus, daß unsere Bitte in dieser Hinsicht auch weiterhin gute Früchte tragen wird; selbstverständlich müssen wir es jedem einzelnen überlassen, die Kriegszulage seinen Verhältnissen entsprechend zu gewähren, und sind überzeugt, daß jeder das Seinige tun wird, die Arbeitsfreudigkeit der Arbeitnehmer nicht sinken zu lassen, sondern bemüht sein wird, auch hier wiederum einen Baustein zur besseren Verständigung zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu schaffen." Da es bekanntlich nicht an Beispielen fehlt, daß Unternehmer die gegenwärtigen kritischen Verhältnisse auf Kosten der Arbeiter für sich ausbeuten, sei es durch verkürzte Arbeitszeit mit geringerem Lohn und gesteigerter Arbeitsintensität oder Nichtwiedereinstellung älterer Arbeiter usw., so verdient die Empfehlung einer Teuerungszulage für die Arbeiter durch die Transportunternehmer besonders hervorgehoben zu werden, um so mehr, als das Transportgewerbe nicht gerade zu den vom Kriege begünstigten Erwerbszweigen gehört.

Kriegsliteratur

Der Krieg und die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. Max Apt. Leipzig 1914, S. Hirzel (Heft 12 der Serie „Zwischen Krieg und Frieden"). 54 S. 80 Pf. Der Verfasser will, „ohne jeden weitergehenden sachwissenschaftlichen Anspruch, den Sinn für weltwirtschaftliche und weltpolitische Fragen in weitere Kreise des Volkes tragen". Diesen Zweck verfolgt mehr oder weniger der größte Teil der so überaus umfangreichen politischen Literatur unserer Tage, aber nur wenige Schriften steuern so sicher auf ihr Ziel los wie diese. Wer noch das Bedürfnis hat, sich in dem großen Weltgeschehen der Gegenwart zu orientieren oder wer die Aufgabe hat, andere über die Stellung Deutschlands im Rate der Völker, über die Zukunftsaufgaben unseres Volkes und über die zu ihrer Bewältigung notwendigen Voraussetzungen zu belehren, der findet in diesem kleinen Buche alles Wesentliche beisammen. Der reiche und vielseitige Stoff wird durch eine übersichtliche, klare, im besten Sinne populäre Darstellung meisterhaft bewältigt. Aus der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands, deren wichtigste Daten hervorgehoben werden, erwächst die Gegnerschaft Englands und schließlich der Plan, uns nach bewährter Methode mit Hilfe der Kontinentalmächte niederzuringen. Dann wird gezeigt, daß dies zwar nicht möglich ist, daß aber auch wir nicht gegen den Willen Englands auf das Weltmeer gelangen können und aus diesem Grunde die an der Küste Belgiens und Frankreichs eroberten und noch zu erobernden Stützpunkte nicht aus der Hand geben dürfen; nicht aus Eroberungslust, sondern im Interesse eines dauernden Friedens, der nur möglich ist, wenn England moralisch und strategisch das Bewußtsein hat, daß es bei einem Angriff auf uns unterliegt. Gleichzeitig müssen aber auch die Lücken in der Fundamentierung unserer Weltmachtstellung ausgefüllt werden durch Verbesserung des Nachrichtendienstes und Pflege der Auslandpresse, durch Reform des diplomatischen Dienstes, der grundsätzlich mit dem Konsulardienst vereinigt werden muß und seine beste theoretische Vorbereitung in den Handelshochschulen findet, während man für die Gegenwart unter den besten zur Verfügung stehenden Kräften ohne Rücksicht auf Stand und bisherige Karriere Umschau halten soll. Im Innern müssen Kasten- und Parteigeist bekämpft werden, die Zollpolitik muß aufhören, Parteiparole zu sein, die Arbeiterschaft muß Mitträgerin des weltpolitischen Gedankens werden. Gegen die nach dem Frieden bestehende russisch-englische Gefahr muß eine mitteleuropäische Wirtschaftsunion geschaffen werden, über deren Zusammensetzung unsere Volkswirtschaftslehrer Vorschläge machen sollen. So kann das Seemonopol Englands gebrochen und mit dem Siegeszuge des deutschen Gedankens der friedliche Wettbewerb unter allen Völkern sichergestellt werden.

Ueber Werden und Vergehen der Universalreiche. Rede zum Geburtstag des Kaisers gehalten in der Aula der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität am 27. Januar 1915 von Ulrich Wilcken, Professor der Geschichte. Bonn 1915, Friedrich Cohen. 38 S. 1,50 M. Auch diese Schrift ist, wiewohl ursprünglich eine akademische Rede, für weite Kreise lesbar. Sie spannt das Bild von Deutschlands gewaltigem Ringen gleichsam in den Rahmen der Universalgeschichte ein und zeigt uns, an welchem Punkte der Menschheitsentwicklung wir stehen. Bei den Weltreichen des alten Orients war das Hauptmotiv die Herrschsucht, der Wille zur Macht, und sie zerfielen, sobald dem Willen die Kraft nicht mehr entsprach. Bei Alexander dem Großen mischte sich mit dem Begehren des Eroberers der Forschertrieb des Aristotelesschülers und der Wunsch, die Kulturen des Westens und Ostens zu verschmelzen, und tatsächlich ist, freilich erst nach Jahrhunderten, die hellenistische Kultur zur Weltkultur geworden, ohne die wir uns auch die christliche und islamische Kultur nicht denken können. Die Römer wollten ursprünglich kein Weltreich gründen, sondern die Furcht vor Karthago führte sie über Italien hinaus und dann weiter von Eroberung zu Eroberung. Aber den Plan eines großen Reichs, das alle Völker des griechisch-römischen Kulturkreises umschließen sollte, hat erst Cäsar gefaßt, und noch Augustus schwankte zwischen Nationalismus und Universalismus. Dieser wurde durchgeführt durch Hadrian, der aber die Rekrutierung des Heeres aus den Grenzländern zur Norm machte, wodurch in Rom und Italien die kriegerischen Tugenden, das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem Staat und der ideale Sinn verlorengingen. Im Mittelalter schwand dann allmählich die Idee eines Universalreiches, und ein kontinentaler Universalismus ist heute undenkbar. Inzwischen aber hat England einen Universalismus zur See begründet, der jedoch heute in der Verwendung der kolonialen Hilfsvölker zur Verteidigung, in dem Mangel an Idealismus, der krassen Gewinnsucht, dem zunehmenden Sittenverfall und der amtlichen Unwahrhaftigkeit unverkennbare Spuren des Absterbens zeigt. Wir aber kämpfen, indem wir Heimat und Existenz verteidigen, zugleich gegen den britischen maritimen Universalismus und damit für die Freiheit der Meere für uns und alle Völker.

Rußlands Balkanpolitik in der jüngsten Vergangenheit. Von Dr. phil. Johannes Ziekursch, außerord. Professor der Geschichte an der Königlichen Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Breslau 1915, bei Preuß & Jünger. Kriegsvortrag Breslauer Hochschullehrer. 18 S. 50 Pf.

Regierung, Parlament und Frieden. Eine Anregung von Dr. Johannes Bielenberg. Berlin 1915, Victoria-Verlag. 20 S. 50 Pf. Die noch immer wachsende Leidenschaft des Hasses unter den Völkern bewirkt, daß keine der Regierungen den ersten Schritt zum Frieden zu tun wagen darf. Um eine Entspannung herbeizuführen, wird ein Doppelkongreß der Regierungen und der Parlamente der kriegführenden Staaten vorgeschlagen, der in Christiania tagen und zu dem auch Italien zugezogen werden soll. Wie der Verfasser sich insbesondere den Kongreß der Parlamentsvertreter denkt, möge man nachlesen.

Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg. Von Eduard Bernstein. Tübingen 1915. J. C. B. Mohr. 56 S. 50 Pf. Will veranschaulichen, in welchem besonderen Lichte sich den Sozialisten der verschiedenen Länder der Krieg und sein Anlaß in jedem Einzelfalle darstellen mußten, und aus der Verschiedenheit dieser Urteile die Besonderheiten im Verhalten der sozialistischen Parteien und Gruppen der Hauptländer zu erklären.

Wirtschaftliche Kriegssorgen unserer Feinde. Von Dr. jur. et phil. Adolf Weber, Professor der Staatswissenschaften an der Königlichen Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität. Breslau 1915, bei Preuß & Jünger. Kriegsvortrag Breslauer Hochschullehrer in erweiterter Form. 32 S. 50 Pf. Schildert mit Sachkenntnis die wirtschaftliche Lage unserer Hauptfeinde Frankreich, Rußland, England und Japan, wobei eine Reihe von Zahlen, Erscheinungen und Zusammenhängen aufgezeigt werden, die von der öffentlichen Diskussion bisher wenig gewürdigt waren.

Zur Sicherstellung unserer Eiweißversorgung. Von H. P. Wamser. In Nr. 12 der Wochenschrift „Das größere Deutschland" (Herausgeber Paul Rohrbach und Ernst Jäckh). Der Verfasser hat sich die wichtige Aufgabe gestellt, für die Konservierung der Milch zu kämpfen. Er ist überzeugt, daß, wenn es gelingen könnte, den Ueberfluß an Milch in Norddeutschland in die Industriegebiete des Rheinlands und Sachsens abzuleiten, oder wenn es gar möglich wäre, den Milchreichtum der Sommermonate zum Ausgleich für die Milchknappheit in den Wintermonaten heranzuziehen, unsere Eiweißversorgung selbst bei noch so großer Verminderung unserer Fleischproduktion gesichert sein wird.

Flugschriften des Kriegswirtschaftlichen Ausschusses beim Rhein-Mainischen Verbande für Volksbildung zu Frankfurt a. M. Nr. 1: Landwirtschaft und Krieg. Von Landwirtschaftsinspektor Keiser, Wiesbaden. 14 S. — Nr. 2: Praktische Richtlinien für den Landwirt im Kriege. Von Domänenpächter K. Schneider, Hof Kleeberg. 15 S. — Zu beziehen für 5 Pf. (100 Stück 4 M.) von der Geschäftsstelle des Verbandes, Frankfurt a. M., Paulsplatz 10.

Volksernährung im Kriege. Gesetzgebung (bis Anfang Februar 1915), gesundheitliche Normen, praktische Durchführung. Von Prof. Dr. F. Gumprecht, Geh. Medizinalrat in Weimar. Jena 1915, Gustav Fischer. 37 S. 75 Pf. Die Flechten Deutschlands und Oesterreichs als Nähr- und Futtermaterial. Von Professor Dr. C. Jacoby in Tübingen. Tübingen 1915, J. C. B. Mohr. 16 S. 30 Pf. Weist hin auf den reichen, unbenutzt liegenden Vorrat des wertvollen isländischen und Rentier-Mooses.

Digitized by Google

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frau T. in O. 2,50 M., B. in B. 3 M., Prof. W. in D. 1,70 M., Sch. in E. 3 M., Pastor H. in K. 3 M., O. in D. 15 M., J. in M. 1,50 M., Frl. Oberl. M. in Fr. 6,05 M., Generalarzt Dr. G. im Felde 10 M., Lt. B. in N.-U. 4,90 M., H. in B. 2 M., Frau Forstm. S. in E. 3 M., St. in K. 3 M., Frau E. in Ch. 3 M., Dr. K. in A. 3 M., H. in O. 3 M., H. in W. 5 M., Dr. R. in N. 5 M., Helge H. 15 M., Pfr. Sch. in D. 5 M., O. in St. 5 M., Th. in M. 1,10 M., Frl. W. in M. 2 M., Dr. D. in W. 3 M., K. in D. 3 M., Dr. H. in B. 3 M., A. in C. 2 M., Phil.-päd. Abt. des Br. L. 5 M., Frl. B. in E. 3 M., Leutn. F. im Felde 10 M., R. in P. 2 M., J. in H. 2 M., Dr. W. in B. 2,50 M., gesammelt bei treuen Hilfelesern von Lehrer Lüthje in Kiel 8 M., Biochemischer Verein Oldenburg 6,50 M., Frau Sch. in H. 3 M., W. in H. 3 M., B. in B. 15 M., St. in H. 1 M., Dr. L. in Fr. 10 M., K. in K. 5 M., L. in A. 10 M., J. in G. 8,40 M., R. in F. 2 M.

Für Galizien: Dr. W. R. in N. 10 M., Johanne Gebhardt in Düren 3 M., Fr. Dr. B. in F. 10 M., Fr. Sch. in F. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank!

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Oberleutnant Wolff. Zu Ihrem Aufsatze in Nr. 12 der „Hilfe" „Bücher an die Armee und Marine" tragen wir gern nach, daß sich auch die Werke aus Kürschners Bücherschatz (Hermann Hillger Verlag, Berlin), soweit sie von guten Verfassern sind, für die gedachte Verwendung eignen. Besten Dank für die übersandte Liste.

Ingenieur B. in O. Das Gratisangebot bezog sich, wie in der „Hilfe" wiederholt mitgeteilt worden ist, auf beides, „Hilfe" und „Chronik", für Feldversendung. Wir haben die 3 Adressen mit Dank notiert.

Postanweisungen für das 2. Vierteljahr der „Hilfe" sind ohne Namensnennung des Absenders aus Berlin W. 30, Berlin-Steglitz, Bremen, Krefeld, Heilbronn, Schiltigheim, Breslau, Nürnberg hier eingegangen. Es wird leider nicht vermieden werden können, daß die Absender ein Mahnschreiben erhalten, weil wir die Beträge auf ihrem Konto nicht verbuchen konnten.

Frau K. M., Krefeld. Ihre Zahlung befindet sich vermutlich unter den obengenannten; wir haben den Betrag Ihrem Konto gutgeschrieben. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Direction der Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Bilanz am 31. Dezember 1914.*)

Aktiva	ℳ	₰
Kasse, fremde Geldsorten und Coupons	36 571 464	48
Guthaben bei Noten- und Abrechnungsbanken	16 132 413	46
Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen		
a) Wechsel und unverzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten . . M. 361 632 011,90		
b) eigene Accepte . . . . . —,—		
c) eigene Ziehungen . . . . . —,—		
d) Solawechsel der Kunden an die Order der Bank . . . . . —,—	361 632 011	90
Nostroguthaben bei Banken und Bankfirmen	89 785 441	75
Reports und Lombards gegen börsengängige Wertpapiere	109 038 943	48
Vorschüsse auf Waren und Warenverschiffungen	9 122 688	86
davon am Bilanztage gedeckt		
a) durch Waren, Fracht- oder Lagerscheine . . . . . M. 2 007 460,08		
b) durch andere Sicherheiten . . . . „ 3 720 778,91		
Eigene Wertpapiere		
a) Anleihen und verzinsliche Schatzanweisungen des Reichs und der Bundesstaaten . . M. 23 833 484,40		
b) sonstige bei der Reichsbank und anderen Zentralnotenbanken beleihbare Wertpapiere . . . . . „ 2 287 021,22		
c) sonstige börsengängige Wertpapiere „ 9 648 309,65		
d) sonstige Wertpapiere . . . . . „ 3 267 641,20	39 036 459	47
Konsortial-Beteiligungen	60 765 690	56
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	60 000 000	—
Beteiligung bei dem A. Schaaffhausenschen Bankverein A.-G.	100 000 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	61 671 306	63
Debitoren in laufender Rechnung		
a) gedeckte . . . . . M. 316 578 268,54		
davon durch börsengängige Effekten gedeckt . . . . . M. 172 756 640,73		
b) ungedeckte . . . . . „ 111 270 570,98	427 848 839	52
Außerdem Aval- und Bürgschaftsdebitoren . . . . . M. 57 634 311,66		
Effekten-Bestände der Pensionskasse und der Stiftungsfonds	6 590 892	30
Mobilien	200 000	—
Bankgebäude in Berlin, London, Bremen, Frankfurt a. M., Mainz, Frankfurt a. O. und Essen . . . . . M. 26 133 961,09		
Abzüglich Hypothek auf Grundstücke Unter den Linden 33-34, Lindengasse und Charlottenstraße 37-38 . . . . . „ 5 000 000,—	21 133 961	09
Sonstige Liegenschaften: Grundstücke Behrenstraße 21-22 und Französische Str. 53 bis 56 zu Berlin	7 000 000	—
	1 406 530 113	50

Passiva	ℳ	₰
Eingezahlte Kommandit-Anteile	300 000 000	—
Allgemeine (gesetzliche) Reserve	94 975 000	—
Besondere Reserve	24 000 000	—
Kreditoren		
a) Nostroverpflichtungen . . . . . M. —,—		
b) seitens der Kundschaft bei Dritten benutzte Kredite . . . . . „ 4 942 579,44		
c) Guthaben deutscher Banken und Bankfirmen . . . . . „ 92 335 625,13		
d) Einlagen auf provisionsfreier Rechnung		
1. innerhalb 7 Tagen fällig . . . . . M. 266 486 202,98		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . . . . . „ 105 108 701,96		
3. nach 3 Monaten fällig . . . . . „ 29 412 701,23 „ 401 007 606,17		
e) sonstige Kreditoren		
1. innerhalb 7 Tagen fällig . . . . . M. 267 715 985,34		
2. darüber hinaus bis zu 3 Monaten fällig . . . . . „ 37 588 103,07		
3. nach 3 Monaten fällig . . . . . „ 2 092 073,— „ 307 396 161,41	805 681 972	15
Accepte und Schecks		
a) Accepte . . . . . M. 150 050 882,91		
b) noch nicht eingelöste Schecks . . . „ 2 629 347,26	152 680 230	17
Außerdem Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen . . M. 57 634 311,66		
Eigene Ziehungen —,—		
davon für Rechnung Dritter . „ —,—		
Weiterbegebene Solawechsel der Kunden an die Order der Bank . „ —,—		
David Hansemannsche Pensionskasse . M. 4 735 858,95		
Hierzu Überweisung aus d. Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1914 . „ 300 000,—	5 035 858	95
Adolph von Hansemann-Stiftung . . . M. 462 317,74		
Schoeller-Stiftung . . . . . „ 248 515,05		
Dr. Arthur Salomonsohn-Stiftung . . . „ 47 930,50		
Sonstige Stiftungsfonds für die Angestellten der Gesellschaft . . . . . „ 276 773,55	1 035 536	84
Noch nicht abgehobene Gewinnanteile der früheren Jahre	35 292	—
Rückstellung für Talonsteuer . . . . M. 1 304 285,75		
Hierzu Überweisung aus d. Gewinn- und Verlust-Rechnung von 1914 . „ 297 857,15	1 602 142	90
8% Gewinnanteil auf M. 225 000 000 gewinnberechtigte Kommandit-Anteile	18 000 000	—
Gewinnbeteiligung des Aufsichtsrats	473 684	17
Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber	1 776 315	47
Übertrag auf neue Rechnung	1 234 080	85
	1 406 530 113	50

*) Die nachstehende Bilanz enthält nicht den Vermögensstand unserer Londoner Niederlassung.

Gewinn- und Verlust-Rechnung 1914.*)

Soll	ℳ	₰
Verwaltungskosten einschl. Gewinnbeteiligung der Angestellten	13 160 228	67
Steuern	2 515 822	10
Effekten	2 121 811	84
Zu verteilender Reingewinn	22 081 937	64
	39 879 800	25

Haben.	ℳ	₰
Saldo-Vortrag aus 1913	1 217 031	03
Kurswechsel	1 718 408	31
Coupons	466 735	59
Verfallene Gewinnanteilscheine	324	—
Provision	10 099 580	63
Diskont und Zinsen	18 142 176	54
Beteiligung bei der Norddeutschen Bank in Hamburg	4 800 000	—
Dauernde Beteiligungen bei anderen Banken und Bankfirmen	3 435 544	10
	39 879 800	25

*) Die nachstehende Gewinn- und Verlustrechnung enthält nicht die unsere Londoner Niederlassung betreffenden Einnahmen und Ausgaben.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elfe Kesting, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

22. April 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 16

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Politik des Schützengrabens. — **Dr. Ernst Jäckh:** Dardanellen und Suez. — **Dr. O. Hachtmann:** Ernst Moritz Arndt über die belgische Frage. — **Gertrud Bäumer:** Fragen der Hinterbliebenenfürsorge. — **Dr. Erich Schairer:** Arbeitsnachweis und Inserat. — **A. Lien:** Französisches Kriegstagebuch. — **D. Gottfried Traub:** Sonne. — Guter Lesestoff für Heer und Flotte. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 13. April.

Man kann nie wissen, wer recht hat: die Franzosen behaupten, 150 Bomben auf Seebahnhof und Gießerei Brügge geworfen zu haben, und die Deutschen haben nur von elf Bomben etwas gemerkt. Es scheint aber überhaupt, als ob die französischen Berichte an ihrer im allgemeinen vorhandenen Sachlichkeit einbüßten. Auch über die Kämpfe bei Verdun dauern die Unterschiede der Darstellung fort, doch handelt es sich fast immer nur um kleine Errungenschaften. Am Festhalten der deutschen Gesamtstellung besteht kein Zweifel.

Ueber die Wirksamkeit des Unterseebootkrieges sind nach wie vor die Meinungen geteilt. Täglich wird ungefähr ein Schiff versenkt. Für den Unterseebootkrieg spricht, daß die lagernden Weizenbestände in Liverpool nach englischen Berichten am 1. April 1914 410 000 Quarters, am 1. April 1915 aber nur 237 000 Quarters betrugen. Ein Quarter ist 224 Kilogramm, also etwa eine viertel Tonne.

Mittwoch, 14. April.

Der russische Generalissimus Nikolai Nikolaijewitsch soll nicht nur infolge eines Attentates den Arm in der Binde tragen, sondern auch wegen Leberkrebs operiert worden sein. Da wir wissen, was man alles über unseren Kaiser gelogen hat, sind wir vorsichtig in der Aufnahme solcher Nachrichten. Dem frommen Volksempfinden würde ein solches Ende als überirdische Abrechnung auf Erden erscheinen.

Die Japaner verhandeln noch immer mit den Chinesen und bringen ihre Forderungen langsam aus dem seidenen Gewand. Jetzt verlangen sie drei Eisenbahnkonzessionen, die an englische Firmen vergeben sind. Uns kann es recht sein.

Die italienische Zeitung „Stampa" sagt, Italien müsse „ein Sphinxantlitz zeigen, um hohe Preise zu erreichen". Gute Charakteristik.

Donnerstag, 15. April.

Nach dem „Journal de Genève" ist unser gutes deutsches Kriegsschiff in türkischen Diensten „Goeben" von seiner Verletzung wiederhergestellt und schwimmt an der Nordküste des Schwarzen Meeres, um die Russen zu hindern, ihre angeblich in Odessa befindlichen Landungstruppen nach Kleinasien oder Thrazien zu transportieren. Die „Goeben" beherrsche, so heißt es, das Schwarze Meer und sei wegen ihrer Schnelligkeit kaum anzugreifen. Minengefahr besteht natürlich überall an den Küsten.

In Jerusalem wurden erst ein Araber, der als katholischer Geistlicher auftrat und für Frankreich spionierte, und dann zwei für England arbeitende Spione gehängt. Es zeigt das von neuem, daß ein Kampf um Jerusalem nicht zu den Unmöglichkeiten gehört.

Als gutes Zeichen wird angesehen, daß bei einem Essen, das vom italienischen Gesandten in Bern gegeben wurde, zwei Herren von der österreichisch-ungarischen Gesandtschaft eingeladen waren und erschienen.

Im Kampfe zwischen Maas und Mosel ist eine gewisse Ruhepause eingetreten, doch berichten deutsche Flieger, daß neue französische Truppen herangezogen werden, die von der Maas aus auf die Höhe des Plateaus zu steigen versuchen. Wieder Bombenwürfe über Nancy.

Die Genfer Leitung des Roten Kreuzes in der Schweiz schließt sich der bisher von Bern aus an uns ergangenen Mitteilung an, daß sie mit der Versendung der falschen Verlustziffern nichts zu tun habe.

Freitag, 16. April.

Ein Zeppelin flog abends in der Gegend von Newcastle über zahlreiche englische Ortschaften und warf Bomben, deren Schaden bisher von den Engländern als gering bezeichnet wird. Newcastle selbst soll das Luftschiff wegen Auslöschens der Lichter nicht gefunden haben. Das Luftschiff ist unversehrt heimgekehrt. Von den deutschen Unterseebooten wird weiter täglich ein englisches oder französisches Schiff versenkt. Ob aus Versehen ein holländischer Dampfer dasselbe Schicksal erlitt, bedarf noch der Aufklärung. Es ist auch möglich, daß die Engländer den Holländer warnungslos schassen, um die Deutschen beschuldigen zu können, weil es zurzeit an neuen Greuelgeschichten fehlt.

In der ministeriellen Londoner Zeitung „Daily News" finden sich folgende Betrachtungen über das deutsche Heer: „Die deutsche Militärmaschine hat zwar für einen erfolgreichen Angriffskrieg auf zwei Fronten nicht ausgereicht, aber was sie erreicht hat, war genügend, um die Welt von ihrer enormen Macht zu überzeugen. Und wenn diese enorme Kraft nur auf Verteidigung konzentriert wird, steht sie einer ihr viel besser entsprechenden Aufgabe gegenüber. Der Feind zieht sich zurück auf Verteidigungslinien von einer Stärke ohnegleichen und genießt die höchstmögliche Unterstützung seines Netzes strategischer Eisenbahnen." Es ist ganz wertvoll, wenn den Engländern dieses gesagt wird! Auch klingt diese Aeußerung viel verständiger als die dröhnende Siegesrede des französischen Ministerpräsidenten Viviani: „Wir haben die Gewißheit des Sieges, der ein Sieg der Gerechtigkeit sein wird. Wir wollen ein befreites Europa und ein freies Belgien, Herausgabe der verlorenen Provinzen und Niederringung des preußischen Militarismus." Gut gebrüllt, alter braver Löwe!

In den österreichisch-ungarischen und deutschen Zeitungen wird die lange Schlacht in den Karpathen, die vorläufig beendet zu sein scheint, als ein einheitlicher Vorgang dargestellt und gewertet. Der Berichterstatter des k. k. Kriegspressequartiers nennt die vierwöchige Schlacht, deren Kern die Osterkämpfe waren, das größte und folgenschwerste kriegerische Ereignis des bisherigen

Digitized by Google

Feldzuges gegen Rußland. Es mögen sich in diesen Kämpfen zwei Millionen Streiter gegenübergestanden haben, eine Zahl, die alle bisher bekannten Streiteraufgebote der Weltgeschichte weit übertrifft. Bis zu 600 Zügen mit Verwundeten sollen an manchen Tagen nach dem Innern Rußlands abgeschoben worden sein. Galizien sei ein einziges Massenlazarett. Die Russen haben mit ihrem Menschenmaterial eine entsetzliche, blutige Verschwendung getrieben. Auch auf österreichisch-ungarischer und deutscher Seite sind natürlich starke Verluste. Die Hauptsache bleibt, daß die Russen nicht nach Ungarn gekommen sind.

In kleineren Gefechten wie Kalwarja im Bezirk Suwalki wurden 1040 Russen gefangen und sieben Maschinengewehre erbeutet.

Sonnabend, 17. April.

Wir lesen vom Berichterstatter des „Berliner Tageblattes" in Sofia die richtigen Sätze: „Würden die österreichisch-ungarischen Truppen heute in Serbien stehen, dann hätte Bulgarien vielleicht die Möglichkeit, sich mit den beiden Zentralmächten die Hand zu reichen. Das Wort, daß dieser Krieg auf den Schlachtfeldern in Flandern und Polen entschieden werde, trifft für den Balkan nur in beschränktem Maße zu. Die Bulgaren und die Rumänen schauen nach Serbien und nach der Bukowina und dann vor allem nach den Dardanellen." Das Unglück der österreichischen Armee in Serbien ist von weittragenden Folgen. Noch sieht man keine Möglichkeit, den Staat der Königsmörder zu besiegen, vielleicht aber erwächst aus einer österreichisch-italienischen Verständigung die Bewegungsfreiheit neuer österreichischer Regimenter. Vielleicht!

Wieder sind unsere Luftschiffe in England gewesen, dieses Mal über Essex und Kent. Andererseits wurden feindliche Bomben auf Straßburg und Freiburg geworfen.

Kleinere Angriffe auf Bosporus und Dardanellen. Beschießung von Eregli durch russische Kriegsschiffe. Dort liegen die türkischen Kohlen. Im Golf von Saros wurde ein englisches Wasserflugzeug beschädigt, ein anderes versank, ein Linienschiff und ein Mutterflugzeugschiff von Granaten getroffen. Türken sind getrost.

An der Loretto-Höhe nordwestlich von Arras verloren wir sechzig Meter Breite und fünfzig Meter Tiefe. In der Champagne wurde eine französische Befestigungsgruppe im Sturm genommen. Noch immer wird bei Flirey südwestlich von Verdun gestritten.

England entschuldigt sich bei Chile wegen Verletzung der Neutralität bei Vernichtung des deutschen Kreuzers „Dresden", ist bereit, weitgehende Erklärungen abzugeben, was uns gleichgültig sein kann, denn die Engländer werden es anderswo in der Welt im gleichen Fall wieder genau so machen.

Sonntag, 18. April.

England fährt fort, die Griechen durch Versprechungen zu locken. Der englische Admiral forderte die Uebergabe von Smyrna mit Frist bis 23. April. Wenn sich Griechenland bis dahin beteiligt, soll es Smyrna bekommen, — falls es die Türken hergeben.

Der englische Kreuzer „Cornarvon" ist schwer beschädigt am 7. März in Rio in Brasilien eingelaufen. Wo er sich die Beschädigungen geholt hat, ist unbekannt.

Aus Deutsch-Ostafrika wird auf Umwegen amtlich gemeldet, daß die Insel Mafia am 10. und 11. Januar von den Engländern besetzt wurde, daß aber dann an der Nordgrenze bei Jassini ein großes siegreiches Gefecht stattfand, bei dem der Gegner einen Gesamtverlust von etwa 700 Mann hatte. 350 Gewehre, ein Maschinengewehr und 60 000 Patronen erbeutet. Unsere Ostafrikaner sind doch tüchtige Kerle!

Die österreichisch-ungarischen Regierungen wollen die Landsturmpflicht, die bisher nur bis zum 42. Lebensjahre reicht, bis zum 50. Lebensjahre ausdehnen, um im Bedarfsfall weitere Aushebungen vornehmen zu können. Deutschland besitzt die Landsturmpflicht bis zum 45. Jahr, Frankreich bis zum 48. Jahr, Serbien bis zum 50. Jahr.

Die Japaner sind in der Turtlebai in Mexiko gelandet, behaupten aber vorläufig, daß sie nur den dort versunkenen Kreuzer „Asama" retten wollen. Eine ernste Warnung für die Nordamerikaner, nicht alles Kriegsmaterial nach Europa zu senden. Unter den Deutschen Nordamerikas ist eine Bewegung im Gang, daß ein Weltvertrag angestrebt werden solle, nach dem jeder Staat nur für sich selbst Kriegswerkzeuge herstellen darf. Während des Krieges aber wird dieser Vertrag nicht fertig werden.

Montag, 19. April.

In der „Deutschen Tageszeitung" finden wir einen schönen Aufsatz über die Landwirtschaft hinter der Front. Gerade wie einst am langen Römerwall vom Rhein zur Donau von den Wachtsoldaten landwirtschaftliche Kultur gepflegt wurde, so erhalten heute in Nordfrankreich unsere Feldgrauen den Acker- und Gartenbau der fruchtbaren aber von Menschen verlassenen Gegend, und zwar auf geeigneten Flächen mit dem modernen Mittel von Motorpflügen, deren die Heeresverwaltung 22 angeschafft hat. Arbeitsgeräte werden vorgefunden oder aus der Heimat bestellt, ebenso Saatgut. Für die nicht im Feuer stehenden Truppenteile ist diese Art Arbeit angenehmer als Kasernendienst und dabei sehr nützlich.

Mancherlei Briefe aus Oesterreich-Ungarn über die Möglichkeit engerer Verbindung mit dem Deutschen Reich. Dabei widersprechende Meinungen, besonders auch innerösterreichische Gegensätze. Jetzt im Krieg muß diese Sache beraten werden.

Bei Ypern haben die Kämpfe in der Gegend des Yser-Kanals bis gestern sich fortgesetzt. Die Engländer sind aus den zeitweilig eroberten Stellungen wieder vertrieben; ein neuerlicher Angriff von ihnen brach zusammen. Zwischen Maas und Mosel und in den Vogesen nur kleinere Vorkommnisse.

Die deutsche Oberste Heeresleitung verwahrt sich dagegen, daß das Ausland von Frankreich und England aus mit Siegesnachrichten überschwemmt wird; alle diese Behauptungen seien einfach erfunden. Obwohl wir Schweizer Zeitungen bis vorgestern in der Hand haben, wissen wir noch nicht, worauf sich dieser Protest unserer Heeresleitung bezieht; daß Nachrichten über Schützengrabenkämpfe sich immer etwas widersprechen, ist so in der Natur der Sache begründet, daß deshalb allein die große Verwahrung wohl nicht ergangen ist.

Dienstag, 20. Apri

Der Schweizer Nationalrat Eugster hat als Vertreter des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes fast die Hälfte der deutschen Gefangenenlager besucht und legt seine Aufzeichnungen zur Beruhigung französischer Familien in zwei Bändchen nieder, von denen das erste erschienen ist. Er hat die Unterbringung von etwa 150 000 Franzosen unter amtlicher Zustimmung der deutschen Kriegsverwaltung kontrollieren können. Nach seinem Vorschlag sollen unter neutraler Vermittlung und Kontrolle die Gefangenen von ihren Heimatstaaten aus ernährt werden, da man sonst nicht hindern könne, daß ihre Brotrationen herabgesetzt werden müßten.

An der Ostfront herrscht im allgemeinen Ruhe, auch in den Karpathen. Sorge vor verpesteter Luft.

Nach einer griechischen Meldung haben 63 Dampfer mit Truppen Alexandrien verlassen, um nach den Dardanellen zu fahren. Wenn das wahr ist, beginnt bald der zweite Akt. Woher die betreffenden Truppen stammen, ist hier unbekannt, denn daß Aegypten von Soldaten entleert wird, ist nicht wahrscheinlich und daß man indische Mohammedaner gerade gegen die altberühmte Stadt des Kalifen führen wird, noch weniger. Allerlei Geschwätz redet davon, daß die Verbündeten mit Landmacht durch Serbien hindurch nach Oesterreich-Ungarn marschieren wollen. Das könnte den Weltbrand noch größer machen, wenn es möglich wäre. Vorläufig aber ist, wie man sagt, in Saloniki die Pest und die Verbündeten brauchen ihre Truppen anderswo.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 13. April.

Die Budgetkommission des Reichstags hat — wie es scheint, zustimmend — über die Zusatzrenten an Kriegerhinterbliebene entsprechend dem Zivileinkommen der Gefallenen beraten. Ob diese Form der Zusätze richtig ist? Man muß bedenken, daß die Witwen in den höheren Einkommensklassen auch — im ganzen genommen — mehr Aussichten auf Hilfe in ihrem Familienkreise haben. Die Zusätze können doch auch nicht annähernd so weit gehen, daß sie an sich der Witwe wirklich eine ähnliche Lebenshaltung wie die des gefallenen Mannes ermöglichen. Das individuell außerordentlich abgestufte Versorgungsbedürfnis wird durch diese Rente sicher auch nicht lückenlos befriedigt.

In Schöneberg ist Molkenbuhr einstimmig zum Stadtrat gewählt. Der zweite Fall eines sozialdemokratischen Stadtrats in Groß-Berlin.

Der Sozialist Hervé macht den Internationalismus irgendeines geheimnisvollen deutschen Genossen, der in der „Berner Tagwacht" einen Friedensaufruf erläßt (auf der Grundlage: keine Annexionen!) sehr entschieden zuschanden, indem er seinerseits die „Befreiung" schlesischer Polen und schleswigscher Dänen neben den Elsaß-Lothringern aus deutscher Herrschaft und noch allerhand andere Befreiungen fordert. Das klärt die Situation für alle Schwärmer.

In Brüssel haben unsere deutschen Kriegschirurgen einen großen wissenschaftlichen Kongreß gehalten über ihre Kriegserfahrungen. Es ist immer wieder etwas Merkwürdiges: diese gewohnten Formen der Friedensarbeit mitten in der gewaltigen Veränderung aller Dinge. Die Ruhe, die darin liegt, daß man sich zu einem wissenschaftlichen Kongreß versammelt, hat etwas Imponierendes.

Allenthalben rücken jetzt die weiblichen Kräfte ein: z. B. in den Kanzleien der Gerichte, die bisher ausschließlich männliche Kräfte verwendet haben.

Mittwoch, 14. April.

Wir haben eine Gesamtvorstandsitzung unseres Bundes deutscher Frauenvereine im wesentlichen zur Verhandlung von Kriegsfürsorgefragen. Es ist das Größte und Stärkendste, was wir Daheimgebliebenen jetzt haben: diese Gemeinsamkeit der Arbeit und der Gedanken, die sie tragen und treiben. Zu sehen, wie jeder an seinem Platz ganz von selbst, auch ohne Verständigung, so durchaus von dem gleichen Willen und der gleichen Gesinnung zu den gleichen praktischen Leistungen getrieben wird, das ist eigentlich, wenn man es ganz ermißt, eine so große und kostbare Offenbarung unsichtbar lebendiger Gemeinschaftskraft, daß man ihrer immer wieder von neuem in tiefster Seele froh werden kann.

Der Hauptpunkt unserer Verhandlungen ist auch die Hinterbliebenenfürsorge. In der Budgetkommission hat die Regierung heute erklärt, daß sie eine gesetzliche Neuregelung der Hinterbliebenenfürsorge im Augenblick nicht vornehmen könne. Sie sei bereit, über die sozialen Gesichtspunkte der künftigen gesetzlichen Neuregelung zu beraten. Es wird für die endgültige Lösung der Frage nicht ungünstig sein, daß man erst noch einige Erfahrungen sammelt.

Die Sozialdemokraten der Zweiten Kammer in Elsaß-Lothringen haben erklärt, dem Budget **nicht** zustimmen zu können.

Ein interessanter Aufsatz der Zeitschrift „Nord und Süd" über die Industrie der Werkzeugmaschinen im Kriege. England hat sich zur Munitionsherstellung 3000 Metallarbeiter aus Amerika kommen lassen, um die englischen Arbeiter in amerikanischen Methoden der Massenherstellung anzuleiten. Wir können infolge anderer maschineller Einrichtungen Arbeiterinnen verwenden.

Donnerstag, 15. April.

Die Sozialdemokratie hat die Maifeier für dieses Jahr aufgegeben.

Eine Konferenz sämtlicher deutschen Landes-Versicherungsanstalten hat sich dafür erklärt, daß die Versicherungsanstalten Mitträger der Invalidenfürsorge, und zwar nicht nur der ärztlichen (Heilverfahren), sondern auch der wirtschaftlichen (Berufsberatung, Arbeitsvermittlung usw.) sein wollen. Wenn nur aus all dem guten Willen endlich wirklich eine Zentralisation und einheitliche Inangriffnahme der Fürsorge hervorginge!

Die Unterbringung der Schulentlassenen, um die man sich vorher so große Sorgen gemacht hatte, daß schon der Vorschlag einer Verlängerung der Schulzeit auftauchte, scheint sich leichter zu gestalten, als erwartet wurde. In Berlin wenigstens haben sich nach den Mitteilungen aller Stellen, die sich damit beschäftigen, Schwierigkeiten nicht ergeben. Anders scheint es in Hamburg zu liegen, was sich aus den stärkeren Erwerbsbeschränkungen der Ausfuhr- und Handelsstadt erklärt.

Die Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft sagen über die Frage der Schweineschlachtungen:

„Der Fragen und Zweifel auf diesem Gebiete sind freilich noch viele, aber es ist wohl sicher, daß bei einem Bestande von 18 bis 19 Millionen Tieren, die zwar nicht vollreif sind, an einer weitgehenden Einschlachtung, trotz Waldweide und sonstigem Austrieb — das Rindvieh soll auch durch — nicht vorbeizukommen ist. Man muß aber dringend wünschen, daß die öffentliche Erörterung dieser Aufgaben von dem Ernst, der Sachkenntnis und der gegenseitigen Achtung getragen ist, die ein so einschneidendes Vorgehen erfordert; rein statistische Berechnungen stehen gegenwärtig etwas gering im Kurs, nachdem alle Prophezeiungen über den Verlauf des kommenden Weltkrieges in wirtschaftlicher, finanzieller, verkehrstechnischer und volkspsychologischer Beziehung so gänzlich Schiffbruch erlitten haben."

Wenn der erste Satz dieser Aeußerungen in seinem Gewicht volle Anerkennung findet, wird der zweite sicher auch im nichtagrarischen Lager gern beobachtet werden.

In derselben Nummer der Mitteilungen ist ein philosophischer Aufsatz über den „Geist der deutschen Landwirtschaft", bei dem man lächelnd die philosophische Natur des Deutschen feststellt, der auch den Ackerbau metaphysisch nimmt.

Bei der Berliner Müllabfuhr werden jetzt Frauen eingestellt. Allmählich bekommt jetzt jedes Wirtschaftsgebiet ein ganz anderes Aussehen.

Freitag, 16. April.

Im Plenarsaal des Reichstags beginnt heute der vom Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit einberufene Kongreß zur Hinterbliebenenfürsorge. Der Kongreß ist bis zur Besetzung des letzten Tribünenplatzes besucht, zu drei Vierteln von Frauen, was natürlich ist bei dieser Frage. Diese starke Teilnahme war ein guter Ausdruck des einmütigen Willens aller, das Los der Hinterbliebenen nicht nur durch seine wirtschaftliche Grundlage, sondern auch durch jede Art sozialer Fürsorge so leicht und gut wie möglich zu gestalten. Der Ton der Verhandlungen ist ganz sachlich — eher trocken —, aber das ist Arbeitsernst und sozialpolitischer Fachernst.

Die reichsländischen Kammern sind geschlossen. Der Präsident der Zweiten Kammer, Ricklin, bringt zum Schluß den besonderen Ernst, der über dieser Tagung lag, zum Ausdruck:

„Unser Volk hat die Tragik des Grenzlandes bis zur Neige auskosten müssen, und nichts ist ihm in diesem Kriege erspart geblieben von den jammervollen, aber natürlichen Folgen nationaler Halbheit. Der Krieg hat auch hier läuternd gewirkt und wird es weiter tun. Unsere Pflicht ist es, diesen Prozeß zu beschleunigen und bis zur Beendigung durchführen zu helfen. Unsere heldenmütigen Landeskinder, die in Ost und West für das deutsche Vaterland streiten, werden es als ihren herrlichsten Ehrentitel betrachten, daß sie dem Deutschen Reiche einen dauernden Frieden haben erkämpfen und Elsaß-Lothringen endgültig dem Deutschen Reiche und dem deutschen Gedanken haben erobern helfen. Wir wünschen einen Frieden, der ein unvermindertes und ein ungedemütigtes Deutschland garantiert, einen Frieden, der die Niederwerfung aller unserer Gegner zur Voraussetzung hat; ein solcher Friede wird kommen."

Ein sehr ernstes Quousque tandem von Dr. Kuczynski in der „Vossischen Zeitung" über die Unzulänglichkeit der Dienstag veröffentlichten Maßnahmen zur Kartoffelversorgung. Die Enteignung darf bei dem Landwirt nicht auf die „zur Fortführung der Wirtschaft erforderlichen" Kartoffelbestände ausgedehnt werden. Das heißt wieder: Verschonung des Schweinefutters. Hoffentlich gelingt es den Konsumentenvertretern in der Reichsstelle für die Kartoffelversorgung, die wahren Interessen der Volksernährung gegen alle wirtschaftliche Kurzsichtigkeit zu verteidigen.

Digitized by Google

Geheimrat Körte aus Berlin tritt in einem Vortrag mit Entschiedenheit für die weibliche Pflege auch in den Feldlazaretten ein. Die männliche sei mit ihr nicht zu vergleichen. Ob in diesem Krieg noch dieser sehnlichste Wunsch der Frauen erfüllt wird?

Keine Behörde arbeitet ihren Angestellten gegenüber so rührig und energisch für die Kriegsernährung wie die Eisenbahnverwaltung. Ihre Erlasse tragen in ihrer Promptheit und Bestimmtheit ganz den Stempel der organisatorischen Kraft gerade dieser Verwaltung.

Sonnabend, 17. April.

Manchmal muß man fürchten, daß unter dem Burgfrieden der Zündstoff künftiger innerer Kämpfe unvermindert aufbewahrt wird. Der Ton, in dem heute bei der Hinterbliebenenberatung der Vertreter der ostpreußischen Landwirtschaftskammer über das Koalitionsrecht der Landarbeiter sprach, war weit davon entfernt, an das Kaiserwort „keine Parteien" zu erinnern.

In der Universität beginnt das neue Semester mit spärlichen Anschlägen und noch spärlicherem männlichen Zudrang. Erst dies Semester wird das eigentliche Kriegssemester der Universität sein.

In einer Zeitschrift der französischen Schweiz lese ich ein halb anerkennendes, halb abwehrendes Urteil über die Stellung der deutschen Frauenbewegung zum Kriege. „Trotz ihrer internationalen Verbindungen und ebenso wie der Sozialismus hat die deutsche Frauenbewegung, durch den Sturm des Nationalgefühls hingerissen, sich in die Ereignisse gestürzt, ohne rückwärts zu sehen, hat im voraus alle Opfer, alle Lasten und auch mehr als eine Untreue gegen die Menschheitsziele auf sich genommen, die sie bis dahin verteidigt hatte. Sie kennt nur noch ein Volk, ein Land und eine Form der Kultur. Sie sieht hinweg oder gibt sich den Anschein hinwegzusehen über die viel größeren Schrecknisse und Leiden, die der Krieg über andere Nationen gebracht hat."

Das ist richtig und falsch. Aber die Ehre dieser absoluten Hingabe an die nationalen Ziele teilen wir mit den französischen Frauen, die genau wie wir — trotz des unzerstörbaren Bewußtseins der internationalen Kulturzusammenhänge — heute nur ein Volk und ein Land kennen.

Sonntag, 18. April.

Heute ist der erste richtige Frühlingssonntag. In der Masse der Ausflügler sieht man doch die männlichen Lücken. Die Trams sind unbeschreiblich überfüllt, und die ganz neu eingestellten Schaffnerinnen haben heiße Backen und verwirrte Haare unter der ungewohnten Dienstmütze. Trotzdem ist es erstaunlich, wie sie sich durchschlagen. Eine, die besonders keck in voller Fahrt auf der Zugangsstufe zum Vorderperron balancierend, kassierte, fragte ein Mitreisender: „Na, Sie fahren wohl schon lange." „Den zweeten Tag", sagte sie kurz und dienstlich.

Der Verein der Spezialgeschäfte in Berlin berät über Geschäftsschluß in den Mittagsstunden wegen Personalschwierigkeiten. Das würde gar nichts schaden.

Montag, 19. April.

Mit dem „Strohmehl" ist es nichts. Versuche von Zuntz mit der Fütterung haben ergeben, daß im Verhältnis zur Schwierigkeit der Herstellung der Fütterungserfolg zu gering ist, als daß die Benutzung rationell wäre.

Nach landwirtschaftlichen Mitteilungen scheint die Frühjahrsbestellung ohne unüberwindliche Schwierigkeiten lückenlos vor sich zu gehen. Die Benutzung von Kriegsgefangenen ist durch die Generalkommandos einheitlich geregelt, scheint aber nicht einmal sehr große Ausdehnung zu gewinnen. Von der Möglichkeit der Bestellung durch die Gemeinde scheint nur in den Bezirken Gebrauch gemacht werden zu müssen, die vom Feind besetzt waren.

Naumann / Die Politik des Schützengrabens

Zwei Dinge charakterisieren diesen Krieg: der Schützengraben und das Unterseeboot. Wir beabsichtigen natürlich nicht, über ihre militärische Verwendbarkeit zu reden, weil dazu eigene Erfahrung gehört und außerdem noch Erlaubnis der Zensur, aber was wir von unserem Heimatstandpunkte aus erörtern können, ist die Wirkung dieser zwei Verteidigungsmittel auf das politische Leben nach dem Krieg. Zunächst sprechen wir heute vom Schützengraben.

Wir nehmen an, daß eines Tages der Friedenskongreß zu Ende sein wird. Was wird dann weiter geschehen? Jeder Staat, der aus dem Krieg herauskommt, erlebt eine große Finanzvorlage und eine starke Militärvorlage, die Finanzvorlage zur Deckung des vergangenen Krieges und seiner Folgen, die Militärvorlage zur Erneuerung der zerstörten Bestände und zur neuen Sicherung der Grenzen. Nur von dieser zweiten Aufgabe wollen wir reden, und zwar von der Landverteidigung.

Obwohl nämlich hinter dem Krieg eine weitverbreitete und sehr erklärliche Friedenssehnsucht sich geltend machen wird, so wird es nach diesen ungeheuren Erschütterungen kein Staat wagen, sich ungerüstet den Wechselfällen der Zukunft auszusetzen, denn auch nach dem Friedenskongreß werden sehr schwere Probleme übrigbleiben und das gegenseitige Vertrauen der Völker zueinander wird nicht groß sein. Man wird wieder Verständigungsversammlungen machen, um seinerseits ein gutes Gewissen zu haben, und auch wir werden uns daran beteiligen, aber dabei wird immer der Rücken gesichert sein müssen. Das einzige, was uns kein Fremder nehmen kann, ist die eigene Kraft und Vorbereitung. Also wir sehen der neuen Militärvorlage nach dem Krieg nicht mit besonderer Freude, aber mit dem Gefühl, daß sie notwendig ist, entgegen. Und ebenso wird es in allen Staaten sein, die überhaupt noch Geld aufbringen können.

Ohne nun den Entschließungen der verschiedenen europäischen Kriegsminister vorgreifen zu wollen, darf man wohl schon heute sagen, daß der Schützengraben die Gedanken beherrschen wird. Es werden Erwägungen wie die folgenden vorgetragen werden: Da die altgewohnten starken Festungen im Kriege vielfach selbst erst durch Schützengräben verteidigt werden mußten, so liegt nicht auf ihnen, sondern auf der langen Linie der Hauptnachdruck. Die Festungen behalten zwar ihren Wert als Hauptstapelplätze, Magazine, Direktionszentralen, aber die Grundform der Landesverteidigung wird der Graben. Beispielsweise wird der französische Kriegsminister sagen, daß ein rechtzeitig an der französisch-belgischen Grenze angebrachter Graben dem Lande viel Ungemach erspart haben könnte. Er wird hinzufügen, daß mit denselben Unkosten, mit denen bisher die Westfront in Eisen und Zement gekleidet wurde, gleichzeitig West- und Nordfront mit Erdwall hätten umlegt werden können. Wir verzichten darauf, denselben Gedankengang auf die ostpreußische oder galizische Grenze anzuwenden, weil das jeder selbst besorgen kann. Also wir bekommen aller Wahrscheinlichkeit nach eine neue Auflage des einstigen langen römischen Walles (limes) oder der berühmten chinesischen Mauer als der Normalverteidigung der nächsten geschichtlichen Periode. Das kann man als einen historischen Rückfall bezeichnen, aber leider ist die Weltgeschichte bisweilen rückfällig.

Von dieser Voraussetzung aus betrachten wir die Staatspolitik hinter dem Kriege. Dabei ist

Digitized by Google

von vornherein einleuchtend, daß Seegrenzen anders zu bewerten sind als Landgrenzen. Wir scheiden sie darum zunächst aus. Bei jeder Landgrenze aber erhebt sich die Frage, ob sie mit einem Wall belegt werden soll oder nicht. Das ist der Zwang zum Staatenverband. Ein Staatenverband ist eine Wall- oder Schützengrabengemeinschaft. Um das uns zunächst liegende und wichtigste Beispiel zu wählen: Die zukünftige Gemeinschaft oder Trennung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns entscheidet sich an der Frage, ob auf Riesengebirge, Erzgebirge und Böhmerwald beiderseits ein Wall aufgeworfen werden soll oder nicht. Der Wall bedeutet Getrenntheit, die Wallosigkeit aber den Dauerverband, den wir wünschen.

Es versteht sich von selbst, daß die russische Westgrenze, die unsere Ostgrenze ist, ihren Grenzwall bekommt, und zwar von beiden Seiten. Das einzige, was fehlt, ist, daß man sich nicht schon im Frieden gegenseitig einschießen kann. Der Garnisondienst verlegt sich zeitweise in die Grenzbaracken, wobei fleißig gewechselt wird, um zu große Kameradschaftlichkeit mit den Gegnern zu verhüten. Wie weit die beiderseitigen Wälle voneinander liegen werden, hängt von der Bodengestaltung ab. Jeder Staat wählt den besten natürlichen Abhang oder Flußlauf oder Dünenzug, der ihm zur Verfügung steht. Die Landgrenze, die im Friedenskongreß abgemacht wird, ist also im allgemeinen zugleich Militärgrenze im alten Sinne dieses Wortes. Das wird beim Friedensschlusse manchen Teil der Verhandlungen erschweren. Da man aber schließlich doch eben irgend einmal zu einem Frieden gelangen muß, so wird auch diese Abgrenzung eines Tages fertig sein. Und je länger die Grenze ist, desto mehr kostet ihre Erhaltung, ein Grund für Geradlinigkeit.

Wenn also der östliche Grenzwall von der Ostsee bis an die rumänische Grenze geführt sein wird, so erhebt sich für Rumänien die schwere Frage, ob es in eines der beiden Grenzwallgebiete einbezogen sein will oder nicht. Es kann den Versuch machen, sich ohne eigene Wälle neutral zwischen beiden zu erhalten, dann aber ist es absolut sicher, das Schlachtfeld des nächsten Krieges zu werden, denn Rußland und Mitteleuropa haben dann keinen anderen Weg mehr, sich gegenseitig aufzusuchen. Der belgische Fall wiederholt sich. Es kann auch Rumänien seine ganze Landgrenze selber mit dem Kriegswall umgeben, aber das wird sehr teuer sein und mehr Friedenspräsenzstärke erfordern, als ein Land von mittlerem Umfange sich leisten kann. Die Politik des Schützengrabens wird nach dem sehr einfachen Grundgesetz arbeiten, daß die Belastung sich verteilt nach dem Verhältnis der Grenze zur Fläche. Große Fläche mit relativ kleiner Grenze hat den Vorzug. Schon jetzt gab es dieses Grundgesetz, aber es wird viel stärker wirken. Das ist eine Schicksalsfrage an alle Kleinstaaten, eine schwere, folgenreiche Frage.

Unser Erdteil bekommt voraussichtlich zwei lange Hauptlinien mit einigen Abzweigungen. Es trennen sich durch die zwei Linien drei Gebiete: Osten, Mitte und Westen. Am leichtesten hat es Italien, seine Grabenlinie zu ziehen, es besitzt durch die Alpen fast schon eine natürliche Neutralität zu Lande. Seine Seeverhältnisse sind anders. Schwieriger ist die Anwendung des Schützengrabens auf die Schweiz, ganz undurchsichtig aber ist seine Wirkung auf die Balkanstaaten.

Denkt man sich im Laufe der Zeit dieses neue Verteidigungssystem vollzogen, so wirkt es als Friedensgarantie, solange die gegenwärtigen Waffenwirkungen dieselben bleiben, denn das ist ja eben die Folge des Schützengrabens, daß er die Verteidigung gegenüber dem Angriff ungeheuer stärkt. Auf jeder Seite eines Doppelwalles läuft dann natürlich eine strategische Eisenbahn, die die Gefahr eines Durchbruches vermindert. Der Zustand der französischen Westgrenze wird allgemein. Es treten für längere Zeit feste Machtverhältnisse auf, bis etwa neue Erfindungen der Flugtechnik oder anderer Kampfmittel wieder neue Zustände schaffen. Das aber hat, wie es scheint, noch gute Weile.

Als sich vor hundert Jahren der Wiener Kongreß versammelte, bestand für ihn kein zwingender Grund zur Vereinfachung der Landkarte. Im Gegenteil! Die führenden Staaten berechneten mehr ihre Angriffskräfte als ihre Verteidigungsstellungen. Der neue Friedenskongreß steht unter einer anderen Grundidee. Er schafft Verteidigungskörper. Auch das ist ein Fortschritt. Wichtiger als die Zollgrenze wird der Verteidigungswall. So macht die Militärtechnik die Politik.

Ernst Jäckh / Dardanellen und Suez

Wenn unsereiner immer wieder die Bedeutung des Orients für den Ausgang des deutschen Krieges betont, so kann solche Wiederholung vielleicht in den Verdacht kommen, einseitig zu sein, auch eintönig zu werden, ja einen Teil auf Kosten des Ganzen, also unverhältnismäßig darzustellen. Wer früher etwa in die Gefahr geraten ist, so oberflächlich zu empfinden, der mag schon durch das ängstliche Echo des Dardanellenbombardements aufgescheucht worden sein und wird sicherlich durch die weitere Entwicklung noch mehr genötigt werden, nach den Dardanellen zu blicken und nach Suez zu fragen.

Die Ruinen des alten Troja zittern zurzeit unter dem dröhnenden Donner der Artilleriekämpfe um die Dardanellen, und am Grab des Achilleus lagern deutsche Offiziere und türkische Kanoniere in treuester Eintracht, die das Wort des französischen Generals Galliset bestätigen will, der einmal sagte: „Der beste Soldat ist der Türke, der beste Offizier der Deutsche, und die beste Armee eine deutsch-türkische Vereinigung.“ Solche Gemeinschaft trotzt tapfer und siegreich dem englisch-französischen Ansturm — und zwar an einer politisch entscheidenden Ecke in diesem Weltkrieg. Und ebenso wird das noch weitere Suez in bald greifbarer Zeit geradezu in den Mittelpunkt einer militärischen Weltentscheidung rücken können, wie einst für die Heerzüge eines Alexander des Großen oder eines Napoleon: sobald der Sommer die Folgerungen aus dem bisher erfolgreichen Vormarsch der türkischen Armee am Suezkanal gezogen und all die technischen Vorbereitungen vollendet haben wird, die zum entscheidenden Schlag gegen „das Genick Englands“ in Aegypten nötig sind, gegen die einzige tödliche Stelle im Körper des großbritischen Weltreichs. Je klarer es werden wird, daß die militärische Entwicklung auf dem europäischen Kriegsschauplatz für geraume Zeit zu einem gewissen Stillstand, zu einem für den deutschen Sieger günstigen Abschluß, zu einer vorläufigen Entscheidung kommt, um so gewisser werden unsere Feinde die endgültige Entscheidung in den Orient verlegen, sie dort erzwingen wollen: in den Dardanellen und am Suezkanal.

Wer darin etwa eine Uebertreibung sehen will, der darf sich nur die Frage vorlegen: welche Folgen eine Bezwingung der Dardanellen und eine Eroberung von Konstantinopel haben könnte. Nicht nur die Trennung des türkischen Kleinasiens von der deutschen Bundesgenossenschaft, schon rein

äußerlich-geographisch, sondern politisch-diplomatisch auch die Wendung aller Balkan- und Mittelmeermächte gegen das deutsche Zentrum. Ein englisch-französischer Sieg im Orient würde die im Orient beteiligten Mächte dem Willen des Siegers gefügig machen. Das gilt für Italien wie für Griechenland, die bisher den englisch-französischen Lockungen wie Drohungen sich versagen; das gilt dann auch für Bulgarien und Rumänien, die — wenn auch widerwillig — dem Druck eines „Siegers von Konstantinopel" sich geben müßten, um von einer „Neuordnung", d. h. einer Aufteilung der alten Gebiete nicht ausgeschlossen zu werden. Bisher erhält die türkische Widerstandskraft und der deutsche Erfolg uns die wohlwollende Neutralität von Bulgarien und von Griechenland und die abwartende Neutralität von Rumänien und von Italien.

Wenn so jetzt die bisher nicht kriegführenden Anrainer des Mittelmeers und des Balkans am Ausgang der Dardanellenkämpfe beteiligt sind, so werden schon von Anfang an unsere beiden Hauptfeinde Rußland und England durch die türkische Dardanellenwacht schwer getroffen. Rußland erleidet dort seine größte wirtschaftliche Schädigung: durch die dauernde Absperrung seines bedeutendsten Exportes vom Weltverkehr und durch die dadurch veranlaßte Zerrüttung seiner Staatsfinanzen. Und Rußland erleidet dort auch eine große militärische Schwächung: durch die Verhinderung seiner Munitions- und Waffenversorgung auf dem nächsten, billigsten und bequemsten Weg. Aehnliches gilt für England, dem gleichfalls eine starke wirtschaftliche Erschwerung sowie eine maritime Zersplitterung durch die Dardanellensperre auferlegt wird: durch die Abschneidung der russischen Getreideversorgung Englands, die sehr beträchtlich war, so daß London jetzt nur noch auf Amerika angewiesen ist, und durch die Abziehung bedeutender Flottenkräfte vom deutsch-englischen Kampffeld. Dazu kommt seit der siegreichen Dardanellenschlacht im März die eindrucksvolle Vernichtung großer Schlachtschiffe Englands und Frankreichs, also eine erhebliche Verminderung der Flottenmacht unserer Feinde. Und dazu kam schon im vorigen Sommer die sichere Rettung der beiden deutschen Kriegsschiffe, die aus dem Mittelmeer in die Dardanellen des türkischen Bundesgenossen einlaufen konnten.

Das alles leistet die türkische Waffenbrüderschaft allein in den Dardanellen, politisch, wirtschaftlich und militärisch, bisher schon. Die Entscheidung am Suezkanal wird langsamer reifen, weil erst die technischen Verbindungen zu schaffen sind; aber der Tag läßt sich bereits berechnen, der sie bringen wird. Bis dahin genügt es für die Gesamtlage, daß die Anwesenheit der türkischen Truppen in ihrem jetzigen Umfang am Suezkanal schon eine gefährliche Beunruhigung der ägyptischen Stellung Englands gebracht und eine zeitweilige Bedrohung, ja Sperrung des Suezkanals erreicht hat — immer so lange, als die türkische Artillerie hinter ihren Höhen den englischen Fliegern verborgen blieb. Die bisherige Unternehmung schon nötigt England, mehr als hunderttausend Soldaten in Aegypten zu lassen und damit die Bevölkerung niederzuhalten. Etwa ebenso viele bindet unser türkischer Bundesgenosse mit seiner Kriegführung in Mesopotamien gegen England und ebenso viele im Kaukasus gegen Rußland, so daß er insgesamt rund dreihunderttausend Mann uns fernhält, die sonst im Osten und im Westen gegen uns eingesetzt werden könnten und würden. Der entscheidende Schlag ist aber — wie gesagt — erst noch in Vorbereitung, in stiller und guter Vorbereitung: gegen Aegypten, also gegen die Verbindung der englischen Heimat mit ihren Kolonien, gegen die Verbindungslinie, auf die alle englischen Schiffe und Stationen berechnet sind, so daß ihre Zerstörung auch durch den Umweg um das afrikanische Kap nicht wieder ausgeglichen werden kann. Dort allein — in Aegypten — kann und muß der deutsch-englische Krieg militärisch ausgetragen werden; er kann es dank dem türkischen Bundesgenossen, der die geographische Brücke herstellt und hergibt, und er muß es auch, weil England sonst nirgends wirklich zu besiegen ist.

Diese Gefahren kennt niemand so genau wie England selbst. Deshalb auch die Langmut und Demut, mit der es vor dem Krieg schon in türkische „Anmaßung" sich ergeben hat, nur um solcher Bedrohung zu entgehen. Deshalb auch seit Monaten immer wieder die Versuche, gegen die Türkei und für Aegypten einen militärischen Bundesgenossen zu werben: erst in Portugal, dann in Bulgarien, dann in Griechenland, jetzt in Italien. Von allen diesen Nachbarstaaten der Türkei wollte und will England Truppenhilfe gegen die Türkei und für Aegypten: ein Zeugnis für die militärische Hilflosigkeit Englands gerade an seiner wundesten Stelle und für die politische Unbequemlichkeit, ja Bedrohung, die durch die türkische Entschlossenheit gegen England geschaffen wird. Diese Gefahr zu beseitigen, scheint England selbst zu einem „Sonderfrieden mit der Türkei" gewillt, so sehr gewillt, daß es sich bei den Dreiverbandsmächten darum bemüht, eine Integritätserklärung zugunsten der Türkei zu erreichen und der Türkei anzubieten. Eine schlagendere Anerkennung der türkischen Kriegskraft zwischen Dardanellen und Suezkanal kann es nicht geben, als ein solcher Verzicht Englands, Rußlands und Frankreichs auf alte antitürkische Pläne.

Freilich die Türkei kämpft nicht um ein Vertragspapier, das ihre „Integrität" bescheinigen soll und das sie dadurch wiederum „Garantiemächten" ausliefern würde, die daraus eine „Schutzpflicht", ein „Schutzverhältnis" ableiten könnten und würden. Das ist eben der Sinn dieses Krieges für die Türkei: diese Gelegenheit, daß die ihr feindlichen Großmächte im Weltkrieg verwickelt sind, als die beste und vielleicht letzte Möglichkeit zu benutzen, selbst die Fesseln der Vergangenheit abzuwerfen und die Freiheit der Zukunft zu gewinnen, nicht mehr ein Staat zu sein, den feindselige Großmächte bevormunden und beherrschen wollen, sondern selbst eine Macht und ein Staat zu werden, der sich jetzt Geltung erkämpft und so seine Selbständigkeit sichert — mit und dank dem deutschen Bundesgenossen, der der einzige ist, dem an türkischer Kraft wirtschaftlich, politisch und militärisch gelegen sein kann und muß. Darum wird dieser Krieg aber auch die endgültige Verbindung von Deutschland und Oesterreich-Ungarn mit der Türkei sichern und herstellen müssen: über Serbien hinweg oder durch Rumänien hindurch. Deshalb wird die Entschließung gegen Serbien einsetzen müssen, auch als Etappe auf dem Weg nach Aegypten.

Digitized by Google

O. Hachtmann / Ernst Moritz Arndt über die belgische Frage

Nicht zum ersten Mal steht Belgien im Brennpunkt des Weltinteresses. Das tat es schon in den ersten Jahren seiner politischen Existenz, von 1830—1840. Damals hat 1834 Ernst Moritz Arndt in einer Broschüre: „Belgien und was daran hangt" in patriotischem Zorn England und den Deutschen Bund angeklagt, daß sie es Frankreich erlaubten, sich eine Art Schutzherrschaft über den neugebildeten Staat anzumaßen, während nach seiner Meinung nur Preußen bzw. der Deutsche Bund ein Recht auf ihn hatten. Er hatte sogar die schwache Hoffnung, daß seine mahnenden Worte Europa aus seiner schläfrigen Ruhe aufrütteln würden. Es geschah nicht; aber vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, diese vergessene Schrift des großen politischen Reformators wieder ans Licht zu ziehen. Sie ist allerdings reich an Abschweifungen, wie sie Arndt nun einmal liebt. Hier sollen nur Arndts Ansichten über das Verhältnis Frankreichs, Englands und Deutschlands zu Belgien wiedergegeben werden.

Arndt meint, nicht erst 1830 hätten England und Deutschland ihre Pflicht versäumt, sondern schon auf dem Wiener Kongreß. Schon damals ließen sie sich von dem schlauen Talleyrand übertölpeln. Castlereagh, der Vertreter Englands, war eben kein Pitt. Dieser hatte in seinem politischen Testament ausdrücklich gewünscht, daß das belgische Gebiet an Preußen käme, um gegen französische Ländergier als Riegel zu dienen. Statt es diesem kraftvollen Großstaat als Ganzes anzugliedern, verteilte man es an Holland, Preußen und einige Kleinstaaten. Die unselige Eifersucht auf Preußen verblendete Deutsche und Ausländer: man gönnte ihm den Gebietszuwachs nicht. Arndt beachtet hier allerdings nicht, daß England Holland das Zugeständnis eines Gebietszuwachses machte, um die geraubten holländischen Kolonien behalten zu können, und daß ihm gerade an einem schwachen Holland-Belgien liegen mußte. Hollands Hand war zu schwach, die belgischen Lande zu halten, und Frankreich griff zu. „Nun haben sich die Dinge aber durch Verhältnisse, Verhandlungen und Zettelungen der mannigfaltigsten Art, worin Talleyrand wieder als die Hauptfigur gespielt hat, so seltsam gedreht, daß die französische Regierung ein junggeschaffenes Königreich Belgien als ihre Schöpfung, ja fast als ihre Landschaft, und den König Leopold, sonst Prinzen von Koburg, als ihren Schützling ansieht. Er ist mit einer Tochter aus dem französischen Königshause vermählt, die französischen Bourbonen, Prinzen und Prinzessinnen, fahren hin und her, zu und von Lacken und Brüssel gleichsam als französischen Schlössern und Königssitzen, französische Feldherren und Offiziere befehligen das belgische Heer und sitzen in Belgiens Festungen als Kommandanten; und wird die Regierung in Paris von den verschiedenen Parteien in die Enge getrieben und die Klage erhoben, als habe sie für die gloire und gloriole française nicht genug getan, als habe sie mit dem hohen Geist und dem höheren Berufe ihres Volkes nicht den Gleichschritt gehalten, so weist sie statt aller Antwort auf Belgien hin, immer andeutend, dies sei nur der erste Aufmarsch, die politischen und diplomatischen Geschicke Frankreichs werden sich mit der Zeit schon so günstig entfalten, daß auch an dem Rhein der gallische Hahn bald wieder in den Fahnen flattern werde." Arndt hält diejenigen für weltfremde Optimisten, die glauben, daß Belgien als ein zum großen Teile germanisches und wirtschaftlich von Deutschland abhängiges Land sich dem Deutschen Bund von selbst anschließen werde. Dazu sei Frankreichs Stellung in Belgien schon viel zu stark geworden, es sei ihm als „Vorlager" zu einem Einfall in Deutschland viel zu wichtig, als daß es nicht alles tun sollte, um sie noch weiter zu verstärken.

Wie ist es nun gekommen, fragt Arndt, daß England und Deutschland als die Nächstbeteiligten ruhig zugesehen haben, wie Frankreich sich Belgien als „friedliche Eroberung" aneignete? Er gibt zu, daß sich Gründe für diese Zurückhaltung anführen ließen, er gibt aber nicht zu, daß sie stichhaltig waren. Gewiß, England hatte zwischen 1830 und 1840 genug mit inneren Schwierigkeiten zu tun: die Parlamentsreform, die wirtschaftlichen und sozialen Kämpfe nahmen es sehr in Anspruch. Das alles aber reichte nicht hin, es ins Schlepptau Frankreichs zu bringen. Der Luthernatur Arndts war immer ein persönlicher Teufel als Wurfziel nötig. Napoleon war tot, jetzt war Talleyrand sein zweiter Napoleon. Seinen höllischen Lügenkünsten seien Grey und Palmerston zum Opfer gefallen. Er wußte Frankreichs Rolle in Belgien als so harmlos hinzustellen, daß die „Gimpel" auf den Leim gingen. Und Deutschland? Nun, zunächst verließ es sich auf England. Hatte dieses nicht im Anfang der belgischen Verwicklung mit Krieg gegen Frankreich gedroht? Wenn es sich jetzt still verhielt, mußte doch die Sache nicht so gefährlich sein. Rußland — es war die Zeit des polnischen Aufstandes! — schien viel gefährlicher. Arndt betont dagegen dessen Ungefährlichkeit und sieht in der „russischen Gefahr" nur ein schlaues Manöver der französischen Diplomatie, um die Aufmerksamkeit Europas von dem Raube Belgiens abzulenken. Andere Gründe noch führte man für ein Nichteingreifen des deutschen Bundes an. Da hieß es: wenn wir angreifen, erwecken wir den Anschein, als wären wir Reaktionäre, indem wir die liberale Schöpfung des liberalen Frankreich vernichten wollen. Damit würden wir die revolutionäre Propaganda nur verstärken, die wir doch gerade bekämpfen. Andere fürchteten ein Eingreifen Englands zugunsten Frankreichs. Andere wieder besorgten, es könne ein Weltkrieg daraus entstehen. Klingt das nicht wie eine Prophezeiung auf unsere Tage? Was damals bei vielen wohl nur Vorwand war, um politische Trägheit zu bemänteln, das ist heute Wirklichkeit geworden: wir haben das Eingreifen Englands, und wir haben den Weltkrieg. Wir haben beide allerdings nur scheinbar um Belgiens willen, aber immerhin ist Belgien daran stark beteiligt. Arndt erkannte freilich die Gründe der Kriegsscheu in diesem Falle nicht an, aber daß sie nicht nur Vorwände waren, hat er auch gefühlt: so sehr er den Engländern für ihre Mithilfe bei der Vernichtung Napoleons eine gewisse Dankbarkeit bewahrte, so wenig täuschte er sich über ihren politischen Egoismus; nur meint er, daß gerade dieser Egoismus sie hier vielmehr gegen Frankreich beeinflußt haben müßte.

Damit sind wir bei den Gegengründen, mit denen Arndt die Gründe der Friedensfreunde in England und Deutschland bekämpft. Zunächst England! Mochte es noch so sehr durch innere Kämpfe in Anspruch genommen sein, zu einem Kriege mit Frankreich hätte seine Kraft unbedingt gereicht: Frankreich war damals ein erschöpftes Land, hatte kein schlagfertiges Heer und keine großen Feldherren. Und selbst wenn es ein gefährlicherer Gegner gewesen wäre, hätte England energisch eingreifen müssen, da seine eigenen Interessen auf dem Spiele standen. — Wir Heutigen müssen uns erinnern, daß England damals ja noch Hannover besaß, also noch zur Hälfte Festlandsstaat war. Wichtiger noch war aber die Frage, wer die Kanalküste Belgiens besaß. Durfte England sie seinem verhaßten Nebenbuhler Frankreich so leichten Herzens überlassen? Wenn es sie nicht selbst nahm, so mußte es das belgische Gebiet entweder wieder mit Holland oder mit Deutschland vereinigen.

Digitized by Google

Diese Gedankengänge Arndts muten uns jetzt seltsam veraltet an: so sehr ist uns das französisch-englische Bündnis durch ein halbes Jahr Krieg vertraut, ja selbstverständlich geworden. Damals aber war Frankreich für England eben das, was Deutschland jetzt ist: sein gefährlichster Nebenbuhler auf dem Weltmarkt. Deutschland war politisch unfertig und hatte keine Flotte und keine Kolonien, kam also als Konkurrent nicht in Betracht.

Welche Gegengründe führt Arndt nun den deutschen Friedensfreunden gegenüber ins Feld? Zuerst denselben wie bei den englischen: Frankreich war damals wehrlos, ein Krieg also kein großes Risiko. Und die revolutionäre Propaganda? Ist sie etwa dank Deutschlands matter Politik schwächer geworden? Im Gegenteil! Uebrigens wäre der Deutsche Bund gar nicht in den Verdacht gekommen, das liberale Frankreich angreifen zu wollen, wenn er ein Gebiet besetzte, das einst zum alten „Austrasien" gehörte, also, wie Arndt meint, von Gottes und Rechts wegen deutsch werden mußte. Zweitens die Furcht vor dem Eingreifen Englands zu Frankreichs Gunsten? Daran glaubt Arndt durchaus nicht; ja er ist sogar überzeugt, für den Fall einer deutschen Niederlage würde England aus eigenem Interesse Deutschland zu Hilfe gekommen sein; „denn zwischen Dünkirchen und dem Texel streckt sich die Küste hin, die in Frankreichs Händen ihm die gefährlichste ist". Endlich beriefen sich manche auf die garantierte Neutralität Belgiens. Solchen vertrauensseligen Leuten erwidert Arndt mit wahrhaft hellsichtigen Worten: „O Jemine! rufe ich dagegen, diese Neutralität gehört zu den vielen anderen Notbehelfen der Londoner Protokolle. Man wollte dem Schein nach gern ein Rad stillstellen, dessen Rollen so viel Verderben drohte. Belgien kann nie sein, was die Schweiz war, ein unfruchtbares Gebirgsland, ein Land der Kriegsstellungen, aber nicht der Schlachtfelder; und auch bei der Schweiz ist es zweifelhaft, ob ihr jenes frühere Glück lange bleiben wird. Aber Belgien, die Kornkammer und die Kriegskammer, das geborene Schlachtfeld in dem Hader um die Maas und den Rhein? Ich frage jeden Feldherrn und Minister, der über Krieg und Politik nachgedacht hat, ob Belgien in einem europäischen Kriege länger neutral bleiben wird, d. h. als neutral geachtet werden wird, als es dem bequem dünken wird, der die beste Kraft in sich fühlt, der Angreifer zu werden?"

So weit die Bekämpfung der Gegner von Arndts Ansichten über die belgische Frage. In diesem Teile seiner Schrift ist Arndt durchaus ruhig abwägender, wenn auch nicht immer richtig sehender Politiker — das ist aber nur die negative Seite der Sache. Bei der positiven, das heißt bei der Forderung, daß Belgien deutsch werden müsse, spricht nicht nur Arndt der Politiker, sondern Arndt der Romantiker und Patriot. Die belgische Frage war ja für sein glühendes alldeutsches Herz nur ein Teil der Frage, wie sich das Heilige Deutsche Reich in seiner Macht und Herrlichkeit wiederaufrichten ließe. Er ersehnte ja aus tiefster Seele eine Wiedererwerbung nicht nur Belgiens, sondern auch Hollands, des Elsaß, Schleswig-Holsteins und der Schweiz. Alle Deutschsprechenden sollten auch politisch Deutsche sein. Er spricht sich hier nicht darüber aus, was er unter Belgien versteht. Das war ja auch nicht möglich, da die Grenzen Belgiens erst 1839 endgültig festgelegt wurden. Er spricht immer nur von dem „ehemaligen Burgundischen Kreis", dem „alten Austrasien", dem „tausendjährigen Recht".

Wie damals, ist es auch heute noch zu früh, bestimmte Forderungen zu formulieren. Mögen wir es aber nicht erleben, daß nach Beendigung des jetzigen Krieges ein neuer Arndt neue Klagen über neue Versäumnis anstimmen muß! Doch das ist wohl so wenig zu erwarten, wie sich das neue Deutsche Reich mit dem alten Deutschen Bund und das heutige Frankreich mit dem damaligen vergleichen läßt. — Immerhin ist Arndts Schrift noch heute lesenswert. Diese Zeilen möchten überhaupt dazu beitragen, auf die fast verschollenen politischen Prosaschriften Ernst Moritz Arndts aufmerksam zu machen. Es steckt außerordentlich viel Zeitgemäßes darin; nicht nur zeitgemäße Dinge, sondern vor allem ein zeitgemäßer Mensch: Arndt war wahrlich mehr als ein blutrünstiger Franzosenfresser; er haßte nur deshalb so bitter, weil er so innig liebte: sein Herz schlug auch nach den Befreiungskriegen denselben starken Schlag für Deutschlands Größe und Ehre.

Gertrud Bäumer / Fragen der Hinterbliebenenfürsorge

Der Kongreß für die Hinterbliebenenfürsorge litt unter der Tatsache, daß die Fragen — teils in den Vorträgen, mehr noch in der Aussprache zu summarisch behandelt wurden.

Die Voraussetzung einer fruchtbaren Inangriffnahme ist möglichst große Klarheit über Umfang und Art der Versorgungsbedürftigkeit. Diese Klarheit kann natürlich heute nicht durch sichere Feststellungen, sondern nur erst durch Schätzungen gewonnen werden. Aber es fehlte nicht nur an diesen Schätzungen, sondern die Mehrzahl der Sprecher ging auch noch von der ganz falschen Vorstellung aus, daß die Kriegerwitwen eine große einheitliche Masse darstellen, mit einheitlichen Lebensbedingungen und Versorgungsbedürfnissen, daß von ihnen bestimmte große Wirkungen auf den Arbeitsmarkt ausgehen und daß die Fürsorge aus Masseneinrichtungen irgendwelcher Art bestehen könne und müsse. Diese vollkommen irrige Vorstellung über die Art des Versorgungsproblems stützt die Betriebsamkeit aller derer, die in den Kriegerwitwen das willkommene Material für Lieblingswünsche und Lieblingspläne sehen und Paradiese für sie hinzaubern, deren einziger Mangel darin bestehen wird, daß sie leer stehen werden.

Es ist gar nicht besonders schwer, jetzt wenigstens eine einigermaßen klare Vorstellung über die Ausdehnung des Problems zu gewinnen. Einer der Redner, Prälat Dr. Werthmann aus Freiburg, gab zwei lehrreiche Stichproben. Aus einem Bezirk von 111 000 Einwohnern stehen 6853 Männer im Feld, davon sind gefallen 370; von diesen waren verheiratet 88, die Zahl der zurückgebliebenen Waisen ist 176. In der Stadt Freiburg sind die entsprechenden Ziffern: Einwohnerzahl: 89 000; im Feld: 4217; gefallen: 232; davon verheiratet 61; Waisen: 112.

Das sind Einzelangaben. Sie sind nicht für alle Gegenden typisch. Wo der Landsturm gleich im Anfang aufgeboten ist, wird das Verhältnis der verheirateten zu den unverheirateten Gefallenen sich zugunsten der ersten verschieben. Außerdem gibt es Bezirke mit größeren Rekrutierungsziffern, als diesen. Und ohne Zweifel wird die Zahl der Gefallenen noch steigen. Außerdem kommen zu den Witwen andere von den Gefallenen versorgte weibliche Angehörige: Mütter vor allem, Schwestern. Dazu werden die Frauen der Kriegsinvaliden z. T. in gleichem Maße versorgungsbedürftig sein wie die Witwen. So steigert sich der Umfang des Problems. Aber man rechne statt 61 selbst 200 Witwen in einer Bevölkerung von etwa 90 000 Menschen.

Digitized by Google

Sie müssen sich auf die verschiedenen Berufsschichten, Einkommensstufen, in ganz kleinen Einzelgruppen verteilen. Selbst in einer großen Mittelstadt ist also nicht zu erwarten, daß genug Frauen in gleichartigen Lebensverhältnissen da sind, um sehr eindringliche Wirkungen auf den Arbeitsmarkt auszuüben und bestimmte Masseneinrichtungen: Genossenschaftswerkstätten u. dgl. möglich zu machen.

Man erwäge außerdem dieses: Wir hatten in Deutschland im Jahre 1910 auf eine Bevölkerung von 65 Millionen 2,6 Millionen Witwen. Selbst wenn ihre Zahl durch den Krieg um etwa 100 000 vermehrt würde (auf Grund der Freiburger Ziffern wären es nur etwa 53 000), so bedeutet das noch keine erhebliche Verschärfung des Witwenproblems.

Um so weniger, als die auf diese Witwen entfallende Kinderzahl durchschnittlich nur zwei beträgt. Diese Ziffer wird gleichfalls höher werden in dem Maße, als der Landsturm stärker am Felddienst beteiligt ist. Außerdem ist damit zu rechnen, daß die „Kriegskinder" alle erst noch geboren werden sollen. Aber auch die Statistik der Kriegs-Unterstützungsziffern führt zu dem Ergebnis, daß ein sehr großer Prozentsatz der Kriegerwitwen als kinderlos anzunehmen ist.

Wenn also rein zahlenmäßig die Frage der Witwen- und Waisenversorgung durch die Kriegerwitwen nicht erheblich verändert wird, so liegt allerdings ein besonderer Zug des neuen Problems in zwiefacher Form vor: einmal in dem Alter der in Betracht kommenden, andererseits in der Tatsache, daß diese Versorgungsbedürftigkeit auf einmal entsteht.

Der ziffernmäßige Abstand zwischen den Jahrgängen der Witwen beträgt sonst höchstens etwa dreitausend. Jetzt kommen in einem einzigen Jahr diese vielen Tausende dazu. Außerdem: unter den 2½ Millionen Witwen nach der Volkszählung sind nur wenig über 300 000 unter 50 Jahre alt, also über 2 Millionen sind ältere Frauen. Die besondere Gestaltung des Witwenproblems durch den Krieg liegt darin, daß ausschließlich die Zahl der jungen Witwen gesteigert wird. Das ist zugleich eine Erleichterung und eine Erschwerung des Problems. Eine Erleichterung, sofern bei den jüngeren die Möglichkeit zu einer Berufstätigkeit in dieser oder jener Form vorliegt und sofern ja auch die Aussicht auf Wiederverheiratung in gewissem Umfang besteht. Eine Erschwerung, weil die Versorgung mit kommenden Jahrzehnten zu rechnen hat und weil andererseits die Ausschaltung so vieler junger Frauen von der Mutterschaft sowohl in ihrem persönlichen wie im Staatsinteresse fast unerträglich erscheint (die vielfach vorgeschlagene Anlage von Witwenkolonien auf dem Lande hat unter anderem das gegen sich, daß die Frauen hier von der Männerwelt künstlich abgesondert werden!). Als Versorgungsfrage wird wahrscheinlich das Witwenproblem lange nicht die Schwierigkeiten bieten wie die Versorgung der Mütter der Gefallenen. Von den Witwen der Volkszählung sind etwa 40 Prozent berufstätig, 400 000 werden von Angehörigen unterhalten, 900 000 leben von Pensionen und Renten. Nimmt man an, daß diese Angehörigen, die den Lebensunterhalt der Witwen bestreiten, in der Mehrzahl die Söhne sein werden, zieht man dazu in Betracht, daß zweifellos auch die Pensionen und Renten ebenso wie der Arbeitsverdienst der Witwen durch Zubußen der erwerbstätigen Söhne ergänzt worden ist, und rechnet man dazu, daß die Zahl der unverheirateten Gefallenen ungefähr viermal so groß ist wie die Zahl der Verheirateten, so entsteht aus allen diesen Tatsachen das Bild einer Mütternot infolge des Krieges, die jedenfalls größer sein wird als die der Witwen, und für die in der Hinterbliebenenversorgung sehr viel schlechter gesorgt ist. Dieses Problem ließ der Kongreß ziemlich ganz außer acht, und da die Diskussion aus Zeitmangel auf 5-Minuten-Reden beschränkt werden mußte, war keine Zeit, es auch nur anzuschneiden. Es wiegt um so schwerer, als hier der Ausweg der Versorgung durch eigenen Erwerb abgeschnitten ist.

Die Frage, wieweit die Kriegerwitwe erwerbstätig sein kann und soll, stand gewollt und ungewollt im Mittelpunkt der Verhandlungen. Das ist begreiflich. An sich wird niemand wünschen können — und hat auf dem Kongreß auch niemand gewünscht — daß kräftige, leistungsfähige Frauen, die nicht durch Mutterschaftsleistung ganz in Anspruch genommen sind, ein Recht auf arbeitsloses Einkommen haben. Das ist weder volkswirtschaftlich noch seelisch empfehlenswert. Haben wir doch jetzt schon Beispiele genug, daß junge Kriegerwitwen, die nicht auf Erwerb angewiesen sind, sich nach einem Beruf umsehen, um einen neuen Inhalt für ihr Leben zu finden.

Es ist anzunehmen, daß die Mehrzahl der Kriegerwitwen vor der Ehe berufstätig waren. Bei der Berufszählung von 1907 gab es ca. 19 Millionen Frauen über 16 Jahren. Von diesen waren nur noch etwa 700 000 erwerbslose Haustöchter. Jetzt — acht Jahre später — ist also anzunehmen, daß die jungverheirateten Frauen (und um solche handelt es sich bei den Kriegerwitwen zumeist) irgendeine Berufsbildung oder Berufsübung besitzen. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß sich dieser Beruf immer zur Wiederaufnahme eignet, aber meist wird doch das Natürliche die Rückkehr der Frau in den alten Beruf sein. Für viele ist das kein Sonderschicksal. Hätte ihnen der Kriegstod nicht den Gatten entrissen, so wäre ihnen trotzdem ein ähnliches Los beschieden gewesen. Die Kriegerwitwe vermehrt also die Zahl der erwerbstätigen Frauen, die Beruf und Mutterschaft vereinigen müssen. Sie verschärft ein bestehendes Problem der weiblichen Erwerbstätigkeit.

Aber allerdings — auch das muß hervorgehoben werden — die Kriegerwitwe zeigt dieses Problem niemals in seiner schwersten Form. Denn sie hat, solange sie Witwe bleibt, keine neuen Kinder zu erwarten. Die körperlichen Gefahren werdender Mutterschaft bei andauernder Erwerbsarbeit, die Wochenbettsschwierigkeit, bestehen für sie nicht. Nach anderthalb Jahrzehnten ist für die meisten von ihnen dieses Problem gelöst. Nach den Freiburger Ziffern haben die Kriegerwitwen durchschnittlich zwei Kinder. Das heißt, daß der Kriegsdurchschnitt am Ende des Krieges jedenfalls noch etwas höher stehen wird. Aber trotzdem: auch mit Rücksicht auf die Zahl der Kinder zeigt die Kriegerwitwe das Problem Beruf und Mutterschaft in einer seiner leichteren Formen.

Trotzdem ist es wünschenswert, wie es immer wünschenswert ist, daß die Mutter nicht durch Erwerbsnot in ihrer häuslichen Aufgabe geschädigt wird. Auf dem Kongreß wurde daher der Vorschlag gemacht, man solle neben den Waisen- und Witwenrenten der Mutter eine Art Gehalt geben, sie sozusagen zur besoldeten Ziehmutter ihrer eigenen Kinder machen, um ihr die Erwerbsarbeit zu ersparen. Dieser Vorschlag ist vielleicht mehr theoretisch interessant als praktisch bedeutsam. Auf dem Lande ist er deshalb gegenstandslos, weil dort die Mutter gar nicht erwerbslos sein kann. Als Bäuerin, Kleinstellenbesitzerin, Landarbeiterin mit Deputat hat sie ihre gegebene Arbeit, die sie auch haben würde, wenn der Mann lebte. In städtischen Erwerbsverhältnissen liegt die Sache naturgemäß anders. Daß es tatsächlich in höchstem Maße wünschenswert ist, die Witwe im Interesse ihrer Kinder von der Erwerbsarbeit frei zu machen, bedarf keiner Er-

Digitized by Google

wähnung. Ob diese Form einer Besoldung der Mutterschaftsleistung die richtige ist, bleibt dahingestellt. Jedenfalls müßte sinngemäß bei einer solchen Besoldung auch eine öffentliche Kontrolle dieser Leistung eintreten. Und diese wieder, mag sie in einzelnen Fällen notwendig und heilsam sein, scheint doch als allgemeine Einrichtung fragwürdig. Man muß wieder an die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse denken, in denen die Kriegerwitwen leben. Dieser Mangel an Einheitlichkeit macht es schwer, die Methode der Versorgung auf ein allgemeines Schema zu bringen. Auch der Vorschlag, die Rente nach der Zivileinkommensstufe des gefallenen Mannes zu staffeln, hat, wenn man Durchführung und Zweck überlegt, manches gegen sich. Das Versorgungsbedürfnis wird auf die Art ganz gewiß nicht durchweg richtig erfaßt. Man will durch diese Staffelung verhindern, daß Frauen und Kinder aus gehobenen sozialen Schichten herabsinken. Es fragt sich: kann man das? Kann die Rente so hoch sein, um der Frau ohne andere Hilfe ein Verharren in der gewohnten Lebensweise zu ermöglichen? Und wenn das nicht erreicht werden kann, so bedeuten kleine Zuschüsse dem Zweck gegenüber nicht viel. Tatsächlich sind sie auch oft eine Ungerechtigkeit. Eine gesetzliche Zusatzrente müßte gewährt werden, auch wenn die Frau Vermögen hat oder erwirbt. Außerdem: die Witwen der höheren sozialen Schichten finden auch viel leichter in ihrer Schicht, durch ihre Familie, Hilfe, während die Witwe des ungelernten Arbeiters sich ohne diese Hilfe durchschlagen muß. Kann es im Interesse des Staates liegen, die, vielleicht unbegabten, Kinder der Beamtenwitwe à tout prix in ihrer sozialen Schicht zu halten und der, vielleicht begabten, Kriegswaise des Arbeiterstandes, deren Vater ebenso für das Vaterland gestorben ist, die gleichen Möglichkeiten vorzuenthalten?

Es scheint kein anderer Weg zu bleiben als: Individualisieren. Das heißt, neben der gesetzlichen Rente Fonds zu schaffen, aus denen Zuschüsse unter Berücksichtigung des Einzelfalls gegeben werden können. Wenn einer allgemeinen Erhöhung das Wort geredet werden soll, so müßte sie bei den Waisenrenten einsetzen. Aber ein Staffelungsschema, das nicht die größten Ungerechtigkeiten in sich schlösse, ist schwer auszudenken.

Ein besonderes Problem ist das der Witwe auf dem Lande. Daß die Abwanderungsgefahr der Hinterbliebenenfamilien sehr groß ist, liegt auf der Hand. Daß alles getan werden muß, sie zu verhüten, ebenso. Der Vertreter der landwirtschaftlichen Interessen schlug Zusatzrenten für den Fall des Verbleibens der Familie auf dem Lande vor. Der Vorschlag bedarf weiterer Ueberlegung. Zu bedenken ist auch, für die Landarbeiter insbesondere, die Wohnungsfrage. Läßt der Gutsbesitzer die Hinterbliebenenfamilien wohnen, so besetzt er sich die Räume für die neuen männlichen Kräfte, die zu bekommen er versuchen muß. Ohne eine neue Fürsorge für Wohnungen auf dem Land ist es daher nicht möglich, die Familien festzuhalten. Nur von diesem Gesichtspunkt aus — in dem Maße, als die Witwen ihre bisherigen Wohnungen verlassen müssen, um anderen Arbeitskräften Platz zu machen — hat der Siedelungsgedanke Bedeutung. Hier allerdings um so größere.

In jeder Hinsicht erscheint das Kriegswitwenproblem als Teil einer viel größeren Frage, und als solcher muß es verstanden werden. Es ist ein Teil der ländlichen Arbeiterfrage und ein Teil des großen Frauenberufsproblems. Aber es hat für diese — die Landwirtschaft — entschieden die größere Bedeutung, während innerhalb der kommenden Entwicklung in der Frauenarbeit die Kriegerwitwe tatsächlich nur ein kleines Gebiet darstellt. Man erinnere sich noch einmal der Tatsache, daß etwa dreimal so viel unverheiratete Männer gefallen sind als verheiratete. Die kommende Frauenfrage, als Heiratsfrage!, ist umfangreicher als die jetzige Witwennot. Hier erst tritt der Beruf in seiner vollen neuen Bedeutung ein. In um so größerer, als zu dem privaten Erwerbsbedürfnis der einzelnen Frau vielleicht die volkswirtschaftliche Tatsache hinzutreten wird, daß Deutschland einen erweiterten wirtschaftlichen Spielraum mit einem verminderten Bestand an Arbeitskräften besetzen muß. Was aber für die Witwenfrage jetzt gilt, gilt für diese Zukunftsfrauenfrage erst recht: sorgt dafür, daß diese Tausende neuer Kräfte das Gesamtniveau deutscher Arbeit nicht herabdrücken!

Erich Schairer / Arbeitsnachweis und Inserat

Der große Krieg, der so viele und teilweise gewaltige und folgenreiche Umwälzungen im deutschen Wirtschaftsleben hervorgerufen hat, ist auch der Vater eines Fortschritts in der Organisation der Arbeitsvermittlung geworden. Die oft beklagte Zersplitterung der Arbeitsnachweise in solche der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer, in Verbands-, Innungs-, Gewerkschafts- und „paritätische" Fachnachweise, in gemeinnützige und kommunale Anstalten, ist seinerzeit durch die Schaffung einer „Reichszentrale der Arbeitsnachweise" bis zu einem gewissen Grad gemildert und geheilt, wenn auch nicht beseitigt worden. Im Hinblick auf die Riesenaufgabe der Zurückleitung der heimkehrenden Arbeitskräfte in die Friedensberufe nach Beendigung des Krieges haben nun neuerdings die großen Arbeiterorganisationen in — früher nie erhörter — Einmütigkeit und unterstützt von der Gesellschaft für soziale Reform von der Regierung die gesetzliche Regelung der Arbeitsvermittlung verlangt. Ein systematisch aufgebauter Apparat von örtlichen Arbeitsämtern, Bezirks- und Landes- bzw. Provinzämtern (Preußen) unter der zusammenfassenden Zentrale eines „Reichsarbeitsamts" soll den wirtschaftlichen Blutstrom wieder in seine Adern fließen lassen, soll gefährliche Stauung ebenso wie unerwünschte Leere möglichst vermeiden und einen dauernden geregelten Kreislauf herbeiführen. Allzu große technische Schwierigkeiten würden einer derartigen Einrichtung kaum entgegenstehen, denn sie würde einen großen Teil des Gerüstes in Gestalt der bestehenden öffentlichen Nachweise und Landes- bzw. Provinzialverbände bereits vorfinden, und die als Notbau geschaffene Reichszentrale ließe sich leicht zum Reichsarbeitsamt erweitern.

Die Regierung scheint nun allerdings vor dem Zwangscharakter etwas zurückzuscheuen, den eine durch Gesetz einzuführende öffentliche Verwaltungseinrichtung für beide Teile, Arbeitnehmer und Arbeitgeber, haben müßte. Sie denkt vielleicht auch ein wenig skeptisch über die Möglichkeit der Durchführung eines staatlichen Zwanges in der Arbeitsvermittlung, und zwar nicht ganz mit Unrecht. Ein Zwang könnte nur insofern ausgeübt werden, als andere Nachweiseinrichtungen außer der öffentlichen nicht mehr geduldet würden, etwa wie jetzt schon das Stellenvermittlungsgesetz die private Stellenvermittlung nur da konzessioniert, wo kein öffentlicher (kommunaler) Nachweis besteht. Dagegen ließe es sich schwer vermeiden, daß die Benutzung des Nachweises überhaupt umgangen würde

Digitized by Google

durch die trotz aller Nachweisstellen immer noch in größtem Umfang vorhandene „unorganisierte" Form des Arbeitsmarkts, die als private Umschau vor allem das Hilfsmittel der Zeitungsannonce verwendet. Man werfe einen Blick in eine großstädtische Zeitung, und man wird einen Begriff bekommen von der Bedeutung, die trotz aller Arbeitsnachweise diese private Umschau nach einer Stellung bzw. einer Arbeitskraft behauptet.

Es mag sein, daß die Arbeits- und Arbeitersuche durch Inserat statt durch Benutzung eines Nachweises oder Arbeitsamts zum Teil auf bestimmten persönlichen Motiven beruht, zum Teil mit der Zersplitterung des Arbeitsmarkts zusammenhängt und also mit ihrer Beseitigung zurückgehen würde. Aber daß das Stelleninserat sich einer so großen Beliebtheit gerade auch in Arbeitnehmerkreisen, und zwar nicht etwa nur bei den „qualifizierten" Arbeitern erfreut, wie die Aufläufe vor den Zeitungsexpeditionen bei der Sonderausgabe des „Arbeitsmarkts" beweisen — das läßt sich in unserer organisationsfrohen Zeit damit noch nicht genügend erklären. Die Methode der Arbeitsnachweise muß gewisse Mängel und andererseits die Zeitungsannonce besondere Vorzüge haben. Worin diese bestehen, ist sofort klar.

Die Benutzung des Nachweises, in erster Linie des sonst so fehlerlosen öffentlichen Nachweises, ist zwar mit keinen oder sehr geringen finanziellen Kosten verknüpft, aber manchem zu unbequem und zeitraubend. Der arbeitsuchende Klient hat einen mehr oder weniger weiten Weg zu machen, und wenn er als Arbeitsloser auch eigentlich mit seiner Zeit nicht zu geizen brauchte, so erscheint ihm das Herumstehen und Warten im Vorraum eines Amtszimmers doch als etwas, das besser zu vermeiden ist. Die Zeitung stellt keine derartigen Anforderungen. Sie verlangt kein persönliches Erscheinen des Inserenten und liefert ihren Marktbericht, mag er auch noch so lückenhaft sein, dem Leser hübsch übersichtlich auf den Frühstückstisch oder ins Wirtshaus. Dazukommt als ausschlaggebender Umstand ein anderer: der Arbeitnehmer, der sich dem Nachweis anvertraut, muß sich mehr oder weniger als Nummer, als Posten in einer Rubrik, als passives Objekt der Vermittlungstätigkeit, kurz, als die Ware Arbeitskraft fühlen und betrachten lassen; anders der Zeitungsleser, der nach offenen Stellen fahndet, und der arbeitsuchende Inserent. Sie haben das Bewußtsein, sich durchaus aktiv zu verhalten, ihr Schicksal selber in der Hand zu haben, nicht Ware, sondern Person zu sein, auch wenn nur geschrieben steht: „Tüchtiger Maschinenschlosser sucht lohnende Beschäftigung." Sie haben die Möglichkeit, ihre Vorzüge und Besonderheiten hervorzuheben, Wünsche auszudrücken; sie brauchen sich nicht hin und her schieben zu lassen, sondern können mit Behagen und Bedacht unter den offenen Stellen diejenigen heraussuchen, deren Beschreibung ihnen den besten Eindruck gemacht hat.

Kurz: Die Anschaulichkeit und Individualisierung des Inserats ist es, was den Arbeitsmarktstatistiken der Ämter und Nachweise fehlt.

Nun ließe sich aber die organisatorisch richtige und wertvolle Tätigkeit der kommunalen Arbeitsämter mit dem durch die Praxis erwiesenen Reiz des persönlichen Inserats (dem objektiven des Stellenangebots und dem subjektiven des Stellengesuchs) für den Arbeitsuchenden unschwer vereinigen, wenn die Arbeitsämter sich entschließen würden, ihrerseits einen „Arbeitsmarkt-Anzeiger" für ihren Bezirk erscheinen zu lassen. Zurzeit gibt die obengenannte „Reichszentrale" zweimal wöchentlich einen Arbeitsmarkt-Anzeiger heraus, der aber nur für die Landeszentralbehörden bestimmt und weiter nichts ist als eine allgemeine Zusammenfassung sämtlicher im Reichsgebiet bei den einzelnen Arbeitsnachweisstellen gemeldeten Arbeitsnachfragen und -angeboten; am Schluß enthält er eine Statistik der Berufe, in denen einigermaßen starke Spannungen zwischen Bedarf und Arbeiterzahl bestehen. Dieser Anzeiger ist also eine Zusammenstellung und Erweiterung der Tabellen, wie sie die städtischen Arbeitsämter auszuhängen und periodisch in der örtlichen Presse zu veröffentlichen pflegen. Der Arbeitsmarkt-Anzeiger aber, den wir im Auge haben und den wir versuchsweise hier oder dort eingeführt sehen möchten, wäre ein Annoncenblatt, das vom Arbeitsamt herausgegeben und gratis an sämtliche Einwohner oder wenigstens sämtliche Arbeitgeber und Arbeitnehmer geliefert werden müßte. Die Aufnahme der Anzeigen würde gegen eine sehr kleine Gebühr oder ebenfalls gratis erfolgen. Die Kosten des Blattes ließen sich durch Gewinnung von geschäftlichen Annoncen aufbringen, ja, überbieten; an solchen würde es nicht mangeln, da die Gratislieferung an die Mehrzahl oder Gesamtheit der Einwohner eine ziemlich hohe Leserziffer sicherstellen würde Unseres Wissens existiert in einer süddeutschen Kreisstadt ein sogenanntes „Amtsblatt", das außer den amtlichen Bekanntmachungen fast nur Anzeigen enthält, gratis oder nahezu gratis dreimal wöchentlich erscheint und der Gemeindeverwaltung alljährlich eine nicht ganz unbedeutende Einnahme abwirft. Daß der Privatpresse damit durchaus kein bedeutender Abbruch geschieht, läßt sich daraus entnehmen, daß an dem betreffenden Platz zwei oder drei Tageszeitungen gedeihen.

Wir möchten von der Einführung eines Arbeitsmarktanzeigers im geschilderten Sinn eine Förderung der Arbeit der öffentlichen Nachweise und damit eine vollständigere statistische Erfassung des Arbeitsmarkts erhoffen, die schließlich doch zur Vereinheitlichung und gesetzlichen Regelung Mut machen dürfte. Wenn daneben durch die Ausgestaltung des Anzeigers zum kommunalen Annoncenblatt ein Überschuß für die Gemeindekasse erzielt werden könnte, so wäre es um so erfreulicher.

A. Lien / Französisches Kriegstagebuch

Die nachfolgenden Skizzen entstammen der Feder von A. Lien, einer im neutralen Ausland geborenen, in Frankreich aufgewachsenen jungen Frau, die durch Verheiratung mit einem deutschen Gelehrten Deutsche geworden ist. Die Dame weilte bei Ausbruch des Krieges zufällig in Frankreich und blieb dort bis vor kurzer Zeit, nicht nur unangefochten, sondern in voller Freiheit der Bewegung und der Beobachtung, da eine Anzahl ihrer Verwandten in den verbündeten Armeen gegen uns fechten.

Haß.

Es war während der ersten Septembertage in einem Dörfchen in der Nähe von X. Ich war mit Freunden im Auto gekommen, um den Soldaten Liebesgaben zu bringen, und wir erwarten jetzt in dem Gastzimmer des einzigen Wirtshauses die Rückkehr des Offiziers, der zum Kommando gegangen ist, um unsere Fahrtpapiere abstempeln zu lassen. Das Dorf hat sein gewöhnliches Gesicht, und nur die Gegenwart zahlreicher Soldaten gemahnt daran, daß wir im Krieg sind und daß uns der Feind nahe ist, sehr nahe; erst gestern hat man in den Wäldern der Nachbarschaft fünf versprengte

Digitized by Google

Deutsche zu Gefangenen gemacht. Ein Pfiff: ein Zug hält in dem kleinen Bahnhof, dicht bei dem Wirtshaus. In der Regel benutzen nur wenige Reisende diese Linie: einige Bauern, die vom Markte kommen, ein oder zwei Soldaten. — Aber heute scheint etwas Besonderes vorzugehen, man sieht es an den Gesten des Bahnhofsvorstehers, und wirklich, begleitet von einer Truppe Landstürmer, steigt eine ganze menschliche Herde aus dem Wagen. Menschlich? Ach, es ist nicht das erstemal, daß ich diese stumpfen Züge sehe, diese Augen mit dem Ausdruck des in der Falle gefangenen Raubtiers, die Angst der Tage, wo der Heimatlose vor dem Unbekannten in das Unbekannte flüchtet. Es sind Flüchtlinge, Einwohner aus Dörfern an der Schlachtfront, die sie haben räumen müssen. Sie haben bis zum letzten Augenblick gewartet, gewartet mit der instinktiven Hartnäckigkeit und der verstockten Widerspenstigkeit des Bauern, der sich nicht von seinem Eigentum trennen kann, der der Gefahr trotzt, nicht aus Tapferkeit, sondern weil der Tod für ihn nicht die Schrecken hat, wie das zermalmende Herzeleid, wenn er sein Fleckchen Erde verlassen muß, sein Haus mit der „guten Stube", die niemals von einem menschlichen Fuß betreten wird, seine Tiere, die er schlecht behandelt, und die doch sein heißgeliebtes Eigentum sind, all seinen Besitz, den er mit seinem guten Gelde bezahlt hat.

Die Flüchtlinge werden für einige Tage in den Häusern des Dorfes einquartiert; eine kleine Gruppe kommt in unseren Gasthof. Es sind ihrer sechs, vier Kinder zwischen drei und zehn Jahren, die Mutter und der Großvater. Die Frau scheint sich kaum dessen bewußt zu sein, was um sie herum vorgeht. Die Ellenbogen auf den groben Tisch gestützt, das Gesicht zwischen den Händen, starrt sie vor sich hin, ohne einen freundlichen Blick für die Kinder, die sich verschüchtert um sie drängen. Es gelingt mir schnell, die Kleinen zu kirren — welcher Kummer widersteht bei Kindern einer tüchtigen Portion Kuchen? — und das Kleinste, ein süßes kleines Mädel, plappert bald seelenvergnügt auf meinem Schoß. Inzwischen erzählt der alte Mann den Neugierigen um ihn herum mit eintöniger, fast gleichgültiger Stimme die herzerschütternde und doch leider so gewöhnliche Geschichte. Es sind kleine Pächter aus Nordfrankreich, Landarbeiter, die zufrieden auf ihrem Fetzen Land lebten. Ein Leuchten des Stolzes erscheint in den Augen des Alten, wie er von den vier Kühen, von den Schweinen, von dem alten, aber noch starken Pferde erzählt, von all diesem ganzen Wohlstand des kleinen Pächters. Die Stimme sinkt fast zum Flüstern, wie er von seinem Sohn spricht, dem Vater der Kinder hier, der gleich am ersten Tage einrückte und fast sofort gefallen ist. Dann kam das Vorrücken des Feindes, der Befehl, das Dorf zu räumen, gerade in dem Augenblick, als das älteste Enkelchen, ein zwölfjähriges Mädchen, schwer erkrankt war — an dem ach! so allgemein verbreiteten Unterleibstyphus! — Und dann erzählt der Großvater mit brechender Stimme von dem traurigen Auszug mit dem sterbenden Kinde, von dem kleinen Grabe, das in Hast und Eile von Soldatenhänden geschaufelt wurde, das Grab, das man irgendwo da hinten hat verlassen müssen, ganz allein in dem vom Feinde überschwemmten Lande. Beim Klang des Namens des verlorenen Kindes schreckt die Mutter aus ihrem Brüten auf, und mit einem Klang unaussprechlichen Hasses erzählt sie ihrerseits und verflucht die, die sie für ihr Unglück verantwortlich macht, die Kindermörder . . . Die Anklage ist unsinnig, aber ich weiche unwillkürlich zurück und fühle, daß ich bleich geworden bin, als diese von unvergossenen Tränen rauhe Stimme wild herausschrie: „Ach, auch sie sollen weinen, die Frauen drüben, nur ihre Tränen könnten mir Vergessen bringen." —

Einer der Soldaten hat meine Bewegung gesehen und kommt mir täppisch zu Hilfe: er erklärt der armen Frau halblaut, warum man in meiner Gegenwart so etwas nicht sagen darf. Sie hat nicht widersprochen; die Frau der unteren Klasse kann nicht plötzlich die Scheu vor der Dame abschütteln, die mit einem Auto in der Gesellschaft von Offizieren gekommen ist. Sie hat mich nur angesehen, mit einem schrägen Blick, mit einer Art von Grauen und Widerwillen, wie man ein tückisches Tier anschaut. Aber dann reckte sie sich plötzlich wild empor, rief mit rauher Stimme ihre Kinder zu sich heran, die bei mir spielten, die ich geliebkost hatte, schleuderte mit heftiger Bewegung den Kuchen fort, den ihr das Kleinste freudig entgegenstreckte, und ging mit einem Aufschluchzen aus dem Gastzimmer hinaus. Und das Kind, das noch soeben voller Vertrauen auf meinem Schoß geplaudert hatte, hielt sie wild an ihre Brust gepreßt.

Immerhin!

Seit vielen Jahrhunderten ist der Engländer der Erbfeind des Normannen. Dieser Erbfeindschaft gibt ein Spruch drastischen Ausdruck, der unter dem Volke der Normandie im Schwange ist. Nach einer guten Mahlzeit streicht man sich befriedigt die Magengegend und sagt inbrünstig: „Encore un que les sales Anglais n'auront pas!!.

Ich komme in unsere Küche und höre gerade, wie die Köchin diesen Kern- und Leibspruch zeitgemäß abwandelt; sie brummt mit tiefster Befriedigung: „Wieder ein Gericht, das die verfluchten Deutschen nicht kriegen werden." Mein Eintritt hat die Wirkung einer feindlichen Granate. Die gemütliche Stimmung der Sättigung ist im Moment verflogen. Der Schreck könnte nicht größer sein, wenn an meiner Statt einer der gefürchteten Ulanen hoch zu Roß in der Küche erschienen wäre. Die Zofe tritt einen eiligen Rückzug an, indem sie etwas von „nach der Wäsche sehen" murmelt; das Stubenmädchen macht sich emsig an dem Tischtuch zu schaffen und studiert eine dünn gewordene Stelle gegen das Licht mit einem Eifer, als wenn das Schicksal der verlorenen Provinzen davon abhinge. Die Hauptschuldige steht in tödlicher Verlegenheit vor mir und schwankt offenbar zwischen kopfloser Flucht und einer Apologie, die ihr aber, und nicht mit Unrecht, auch sehr gefährlich vorkommt.

Ich sage kein Wort, sondern vergleiche mit kühler Miene meine Einkaufsliste mit den Lieferantenzetteln. Sie steht da und druckst, und endlich stammelt sie in ihrer Not: „Gott, gnädige Frau wissen ja, die Deutschen sind jetzt nicht sehr beliebt, aber, aber" — und plötzlich leuchtet ihr ganzes Gesicht von einer glücklichen Eingebung — „es werden ja immerhin auch Menschen sein."

Ein Ausweg.

Gleich bei Beginn des Krieges erging in Frankreich das Verbot, nach alter Sitte die Zeitungen auf der Straße auszuschreien. Das hatte natürlich einen sehr schlimmen Einfluß auf den Absatz. Aber die Zeitungsjungen fanden einen wunderbaren Ausweg, um „gesetzestreue Bürger" zu bleiben und dennoch ihr Einkommen auf die alte Höhe zu bringen. Sie falten die Zeitung so, daß nur der Titel sichtbar ist, befestigen sie derart an ihrem Mützenschirm, galoppieren strahlenden Angesichts die Straße herunter und brüllen auf Deubel komm 'raus: „Gucken Sie meine Mütze an, gucken Sie meine Mütze an!"

Digitized by Google

Schema F.

Die Bestimmungen über die Absendung und den Empfang von Telegrammen in der Kriegszone sind von drakonischer Strenge; das Visum der Bürgermeisterei ist sowohl bei der Absendung wie bei der Ankunft streng vorgeschrieben. Die Absendung einer Depesche aus einem Ort, in dem man nur auf der Durchreise ist, ist ein Unterfangen, das einen für alle Zeit von der Vorliebe für schnelle Mitteilungen kuriert. Alles das wußte ich schon, als ich an einem schönen Wintertag durch das Städtchen X. streifte, um auf dem Bürgermeisteramt ein Telegramm visieren zu lassen, und mein Herz sank immer tiefer, je mehr ich mich dem Orte des Schreckens näherte.

An dem höchst üppigen Ziegelbau mit der überlebensgroßen Inschrift: „Mairie" über der Tür standen sechs Landwehrleute mit aufgepflanztem Seitengewehr. Ja, ja, wir sind eben „à proximité" von der Front, ein Begriff, dessen Dehnbarkeit mir immer eine Quelle ungetrübter Heiterkeit gewesen ist. Es gibt im Städtchen sogar Leute, die mit gutem Gewissen versichern, den Kanonendonner zu hören — wenn der Wind günstig steht. Fern sei es von mir, ihre Aufrichtigkeit in Zweifel zu ziehen, aber ich muß meinerseits feststellen, daß während meiner zahlreichen Besuche in X. der Wind niemals günstig war.

Ich wende mich an den Wachthabenden: „Telegramm-Visa?" — „Eine Treppe, gnädige Frau, im Standesamt." Der Ort ist gut gewählt: man muß für ein Depeschenvisum die gleiche entmutigende Menge von Dokumenten beibringen, wie für eine Trauung. Vor der Tür mit der schicksalsschweren Inschrift stehen zwei Soldaten Posten; ich trete ein, in den Händen außer dem bedeutungsvollen Telegramm die verschiedenen Akten, Paß, Sittenzeugnis (jedes weibliche Wesen, das sich im Kriegsbezirk bewegen will, braucht ein Zeugnis von der Sittenpolizei. Alle „Maisons-Tellier" sind geschlossen, jede Prostituierte ist ohne Gnade nach Südfrankreich auf den Schub gebracht worden), Aufenthaltserlaubnis usw. usw., all die Dokumente, mit denen mich eine väterliche Verwaltungsbehörde überhäuft hat.

Aber siehe da! Anstatt des würdigen Beamten und des Polizeikommissars, denen ich so oft zitternd die Stirn hatte bieten müssen, sitzt an dem riesigen Tisch nur ein Büblein von höchstens 13 Jahren, förmlich geschwollen von Wichtigkeit: er strahlt, in der Aussicht, endlich die wichtigste Funktion seiner Vertretung ausüben zu können. Es ist nämlich 1 Uhr, die Beamten lassen sich aus einem so unbedeutenden Grunde, wie die Anwesenheit einiger deutschen Armeekorps in 50 km Entfernung, nicht um ihre Frühstückspause bringen; und so haben sie den jüngsten Bureaustift damit betraut, von 12 bis 2 Uhr über die Sicherheit des Vaterlandes zu wachen.

Er entfaltet den besten Willen, den man sich denken kann; aber, da für ihn offenbar ein Visum nichts anderes bedeutet, als die wundervollen Abstempelungen, die er voll heiligen Eifers auf meinem Depeschenformular aufdruckt, so ist es ein Glück für die besagte Sicherheit des Vaterlandes, daß mein Telegramm sich darauf beschränkt, meiner Familie den Termin meiner Ankunft mitzuteilen.

Er hat es nämlich nicht gelesen. Und wenn er es versucht hätte, wäre es ihm nicht geglückt, es zu enträtseln. Denn es war — englisch. —

Fortsetzung folgt.

Gottfried Traub / Sonne

Sonnen sind Sonnenblumen höheren Lichts. Fr. Richter.

Am Waldrand lag ich auf gelbgrauer Wiese, und die Sonnenstrahlen fielen in prallem Schein herunter. Ich weiß nicht, wie lang ich dort gelegen. War es kurz, war es lang? Aber das weiß ich, daß die Sonne Macht über mich gewann. Ich vergaß das Gestern und das Heute. Ich hatte sie schon lange lieb, diese Sonne, die sich doch nichts macht aus der Liebe der Menschenkinder. Fast mit Schrecken merkte ich, wie abhängig ich von ihrem Scheinen geworden. Ein anderer Mensch wuchs in mir auf, freiheittrunken und doch so ganz hingegeben. Ich genoß den ersten herrlichen Frühlingstag. Wahrhaftig, ich genoß ihn! Hinter dem Waldrand hörte man Soldaten üben. Maschinengewehr knatterte manchmal auf, dann und wann auch Kanonen. Aber die Sonne hielt mich in ihrem Bann. War es Sünde von mir, daß ich den Krieg beinahe vergaß? Er war in die Ferne gerückt. Ich sah nicht mehr wagerecht über das Treiben der Erde hin. Senkrecht traf der Blick des Himmels unermeßliches Blau. Ich überlegte nicht mehr, ich mußte mich dieser ungeheuren Welt voll Brand und Wärme, voll Feuer und Segen, voll Kraft und Versengung hingeben. Es war, als ob nicht ich atmete; die Erde atmete unter mir. Ich war nur wie eines Halmes Endchen auf dem weiten Plan, den die junge Sonne bestrahlte.

Diese Sonne wird scheinen, wenn du längst mit deinen Augen und Händen in der Erde liegst und dort zu einem Häufchen keimender, tragender Erde wurdest. Diese Sonne wird scheinen, wenn es wieder Frieden gibt und die Völker wie aus einem Alptraum erwachen, und wenn wieder Krieg durch die Erde tobt und die Menschen zu neuer Probe ihrer Kraft ruft. Diese Sonne wird scheinen, wenn Mann und Weib und Kind sich nicht mehr im Geschlechterreigen die Hände geben und keines Vogels Ruf die Erde mehr grüßt und sie selbst vereist in Gletscher und Schneefirnen. Dann wird sie wieder scheinen, wenn ein anderer Erdenfrühling zu dem Boden herabsteigt und neuer Wesen Gestalten in wechselvollem Zug durch die Welt hindurchgehen. Nur eins kann ich mir nicht denken, daß die Sonne selbst nicht mehr scheinen wird. Diese Weltennacht macht alles frieren. Das Leben in seines Wechsels Jagd tut dem Einzelnen weh, aber es selbst bleibt unerschöpflich gewaltig; der reine Tod, das bloße Erstarren ist ein unerträglicher Gedanke. Das Ende kann kein Lebendiger erfassen.

Während so die Gedanken regellos dahingehen, müht sich die Sonne ab, das winzige Moosgeflecht neben meinem Kopf zu beleben und der Spinne, die zu meinen Füßen kriecht, Wohlsein in die Glieder zu senken und über die Stämme des Waldes eine Tonne Gold um die andere auszugießen. Für wen tut sie das? Auch wenn's keiner beobachtet, sie schafft und wirkt; auch wo niemand sie preist, da bringt sie jungen Atem. Sie lebt, weil sie muß. Sie läuft, weil sie dazu da ist. Es gibt einen Abschluß des Denkens für jeden, der gesund bleiben will und sich nicht in herrischer Weise einbildet, mehr zu können, als er darf — dieser Abschluß heißt: atme, gehe, liebe, handle, wirke! Wozu? fragst du. Kein Leben fragt: wozu? sondern es schafft für jeden. Drüber hinaus läßt es sich einkleiden von der Ewigkeit, wie man einen Menschen, der anfängt zu frieren, zudeckt mit seinem Mantel.

Digitized by Google

Guter Lesestoff für Heer und Flotte

Zwei Zuschriften

Als Ergänzung zu dem Aufsatz von Oberleutnant zur See d. R. Wolff verweise ich alle, die guten Lesestoff für Heer oder Flotte aussuchen und verteilen wollen, auf die ausgezeichnete 130. Flugschrift des Dürerbundes: Billiger Lesestoff für Lazarette und Feldtruppen. Der Stadtbücherei-direktor Dr. Erwin Ackerknecht hat aus seiner umfangreichen Praxis von 8 Monaten und aus einem seltenen Schatz an Kenntnissen brauchbarer Heftchen und Bücher der zahllosen billigen deutschen Volksbücherverlage heraus eine vortreffliche Zusammenstellung von Lesestoff für wenig Belesene und Belesene gemacht. Die Flugschrift (Callwey), München, 50 Pf.) hat schon so gute Dienste für Sendungen an die Front und bei Auswahl von Lazarettbüchereien getan, daß sie weite Verbreitung verdient. Sie ist auch als Drucklegung ein gutes Werk für die gute Sache, da Herr A. sich das ihm zustehende Honorar in „Schatzgräber"-Heftchen auszahlen ließ, die ebenfalls an die Front und auf See reisen. Möge die hilfreiche Arbeit reiche Frucht tragen.

Hablich, Offizier-Stellvertreter.

Der Aufsatz von Oberleutnant Wolff in Nr. 12 der „Hilfe" hat mir sehr gefallen, und ich denke, es wird die Schriftleitung freuen, auch von anderer Seite alles bestätigt zu hören.

Es ist ja nicht nur das Bedürfnis nach Lesbarem überhaupt sehr groß auf unseren Schiffen, die doch fast alle zum Noch-warten-müssen verurteilt sind. Es wird nicht nur alles gelesen, sei's nun ein bei uns „Marinetaschenbuch" genannter Zehnpfennigroman oder etwas Gutes oder sogar etwas „Frommes". Wie oft habe ich nicht schon den Seufzer gehört: „Hat denn keiner was zu lesen da? Ach! Dann muß ich wieder was Heiliges lesen!" Davon gibt's nämlich genug. Die verschiedenen christlichen Vereine sind sehr rührig und fast die einzigen, die uns immer wieder mit Lesestoff, leider mit einseitigem, versehen.

Also, es muß nicht nur gelesen werden, nein, das Bedürfnis nach und sogar die Aufnahmefähigkeit für wirklich guten, gewinnbringenden Lesestoff ist viel größer, als mancher im Binnenlande denkt.

Unter den Büchern, die ich hier an Bord habe, bekomme ich: den Helmut Harringa; Bonne, Im Kampf um die Ideale; Dr. G. Bartels-Rheyt, Freie Menschen; Wir jungen Männer; Lhotzky, Buch der Ehe; Dr. Ribbing, Sexual-Ethik und Sexualhygiene; Vischer, Auch Einer; Bloem, Das verlorene Vaterland niemals zu sehn. Zu hören bekomme ich aber genug von ihnen, fast jeden Tag: „Ich hab' da gesehen, der und der hat das Buch von Ihnen. Kann ich das danach bekommen?" Und meine Antwort muß immer lauten: „Gern, aber erst hab ich's noch dem und dem versprochen."

Einen ganz merkwürdigen Eindruck hat der Roman von Agnes Günther: „Die Heilige und ihr Narr" gemacht. Nicht allein, daß er in ganz kurzer Zeit von 12 Kameraden gelesen wurde, und das will was heißen bei der nicht allzu vielen Freizeit und bei dem zweibändigen Werk. Es sind sogar darauf hin 5 Bestellungen auf das Buch für Frauen und Bräute gemacht worden; drei davon von Heizern.

Das Bedürfnis, das zuerst nur ausgereicht hatte, zu einem, dessen volles Kleiderspind sie kannten und wußten, daß weniger Kleider als Bücher drin waren, zu kommen und zu sagen: „Bitte was Schönes zu lesen zum Sonntag nachmittag", oder „für Leckfuchstation!" und sich dann ein gutes gebundenes Buch oder ein Reklameheftchen, ein Inselbüchlein oder ein Ullsteinbuch aushändigen zu lassen; dies Bedürfnis, das erst eigentlich nur Langeweile war, reicht jetzt sogar so weit, daß die Löhnung nicht nur für Zigaretten, Bier, Wurst und ähnliche oder sogar schlimme Dinge ausgegeben wird, zum Kaufen von Büchern Verwendung findet. Die Inselbücher empfehle ich sehr. Gekauft werden meist aber Ullsteinbücher. So sehr lieb ist mir das gar nicht einmal, aber von allen kann man ja nicht soviel verlangen wie von einem Heizer, der durchaus meinen „Zarathustra" lesen wollte. Gekriegt hat er ihn aber doch nicht. Ich habe ihm Kant: „Ueber das Erhabene und Schöne" gegeben.

Mein Geschreibsel bis jetzt sollte nur bestätigen, daß die Mahnung: „Gebt gute Bücher für die Marine!" berechtigt ist, und daß man, wenn man ihr folgt, seinen Samen nicht auf harten Boden gestreut hat, sondern in aufnahmefähigen, fruchtbaren Boden, der die Kosten und die Arbeit reichlich lohnt.

Nun aber möchte ich noch einen Vorschlag für die Ausführung machen, der, auf geeignete Form gebracht, bei passender Gelegenheit, glaube ich, verdient, durch Veröffentlichung oder mündliche Weitergabe verbreitet zu werden.

Wenn einer aus eigenem Antrieb oder auf die wertvollen Anregungen von Oberleutnant Wolff hin, gute und auch dem Aeußeren nach geeignete Bücher unserer Marine schenken will, so bitte ich ihn, diese möglichst nicht einer Zentralstelle zu überweisen. Einmal geht sehr viel Zeit verloren, ehe sie an Bord kommen. Und andererseits bekommt sie dann der Divisionsfeldwebel. Der darf sie aber nicht so einfach ausleihen, sondern muß Empfangsbescheinigung fordern. Dadurch wird das Wandern der Bücher von einem zum anderen sehr erschwert, abgesehen davon, daß solche Büchereien des Kommandos nicht gern benutzt werden. Am besten werden die Bücher eingepackt und als Paket an irgendeinen Bekannten bei der Marine geschickt. Dieser Bekannte braucht gar kein Interesse oder gar Verständnis für die Bücher und den Wert und Ernst der Arbeit des Bücherverleihens zu haben. Die Bücher sorgen für sich selbst. Er kann sie nicht tot im Spind liegen lassen. Die Kameraden holen sie ihm schon heraus. Und je weniger er Eigentumsrechte auf die Bücher geltend macht, desto freier und schneller bekommen möglichst viele Leute sie zu lesen.

S. W., Maschinisten-Maat d. R.

Soziale Bewegung

Das unsoziale deutsche Geschäftsleben. In der Zeitschrift „Die Tat" (Eugen Diederichs, Jena) beschäftigt sich unser Freund Dr. Potthoff eindringlich mit dem Problem des Kriegswuchers. Dabei lenkt er die Aufmerksamkeit auf den, aller vaterländischen Opferwilligkeit so kraß widersprechenden unsozialen Zug im deutschen Geschäftsleben. „Nie war das deutsche Geschäftsleben so unsozial wie jetzt! Es steht im vollsten Widerspruche zu allem anderen; in einem Widerspruche, der für den sozial empfindenden Menschen einfach unbegreiflich ist. Ich verstehe es, wenn der Amerikaner die Weltlage rücksichtslos zu Geschäftsgewinnen ausnutzt, und würde es nur anständiger finden, wenn er jede Scheinheiligkeit dabei unterließe. Ich würde es verstehen — wenn auch aus tiefstem Herzen bedauern —, wenn deutsche Bürger mehr Sinn für ihre Person als für ihr Vaterland hätten. Aber die unsozialen Geschäftsleute sind ja dieselben, die freudig ihr Vaterland verteidigen. Zwei Millionen Bürger haben über das Gesetz hinaus freiwillig ihrem Vaterlande Leib und Leben angeboten — mehr können sie doch nicht bieten. Aber nicht zwei Fabrikanten haben der Heeresverwaltung angeboten, ihr den notwendigen Bedarf zu Selbstkosten mit üblicher Verzinsung zu liefern. Nicht zwei Landwirte oder Händler haben sich ernstlich gegen die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel gestemmt, die dem Reiche die Kriegskosten unnötig erhöht und dem Volke das Durchhalten unnötig erschwert. Dieselben Leute, die freudig in den Kugelhagel rücken, versuchen rasch noch vorher einen übertrieben hohen Gewinn auf Kosten der Gesamtheit oder der Mitbürger einzustreichen. Ohne Ausnahme finden auf allen Gebieten Preissteigerungen statt, auch wo von einer Erhöhung der Herstellungskosten gar keine Rede ist. Jeder nimmt, was er kriegen kann. Der Preiswucher ist zur allgemeinen Verkehrssitte geworden. Und was das schlimmste ist, er wird tatsächlich als Sitte anerkannt. Während alle andere Moral schärfer geworden, ist die Geschäftsmoral im Kriege laxer als sonst." Als Mittel dagegen empfiehlt Potthoff Selbsthilfe der Konsumenten durch Organisation der Hausfrauen, Anwendung des § 302e des R.St.G.B. (Wucherparagraph), nachträgliche Rückforderung bezahlter Ueberprofite bei Heereslieferungen und Ausbau der Vermögenszuwachssteuer, die er in ihrer heutigen Gestalt mit Recht als eine ungemein bescheidene Abgabe charakterisiert. Soll sich, so fragt er, das Reich mit diesem winzigen Anteile auch begnügen gegenüber solchen Gewinnen, die im Krieg und am Kriege gemacht worden sind? Das wäre geradezu ein Hohn auf die vielen, die sich jetzt mühsam über Wasser halten müssen; auf die vielen, die Beruf und Erwerb verlieren, weil sie dem Vaterlande dienen; auf die vielen, die für den Reichtum der anderen bluten und sterben. Wenn wir eine soziale Geschäftsmoral hätten, wenn das wachsende soziale Verständnis der Gegenwart nicht gerade am Geschäfte fast spurlos vorübergegangen wäre, so wäre es selbstverständlich, daß niemand im Kriege sein Vermögen wachsen ließe; daß jeder sich scheute, größere Gewinne als sonst zu machen; daß jeder den Ueberschuß, zum mindesten doch den Ueberschuß seiner Einnahmen über seine üblichen Ausgaben, also seinen Vermögenszuwachs, der Allgemeinheit, dem Liebesdienste, dem kämpfenden Heere, den Verwundeten, den Hinterbliebenen zur Verfügung stellte; restlos!

Eine Mahnung zu sozialpolitischer Mäßigung! Während es unter den englischen Arbeitern trotz des Krieges fortgesetzt gärt und rumort, hat die deutsche Arbeiterwelt seit Kriegsausbruch ein nicht genug anzuerkennendes Beispiel vaterländischen Gemeinsinns gegeben. Vielfach ist es zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu so engen Vertrauensbeziehungen gekommen, wie man es früher nie für möglich gehalten hätte. Nur im Bergbau ist es seither nicht gelungen, alte Entfremdungen ganz zu überwinden und Einigungsämter mit gleichberechtigter Beteiligung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern ins Leben zu rufen. Deshalb hat sich neuerdings der preußische Handelsminister zu einer Verfügung entschlossen, die etwaige Streitigkeiten schon im Entstehen verhüten will. Sie verpflichtet die Oberbergämter, dafür zu wirken, daß auf allen staatlichen und möglichst auch auf den privaten Gruben wichtige Fragen und Aenderungen des Arbeitsverhältnisses, der Schichtzeit, der Ueberstunden, der Gefangenenbeschäftigung und der Entlohnung vorher mit dem gesetzlichen Arbeiterausschuß besprochen werden. Bei Zwistigkeiten sollen die Oberbergämter auch schon vermittelnd eingreifen, wenn sie nur von einer Seite, in bedrohlichen Fällen, wenn sie von keiner Seite angerufen werden. Die Bergarbeiterorganisationen begrüßen dieses fürsorgliche Vorgehen der Behörden mit freudiger Genugtuung. Ihre Führer, und zwar die sozialdemokratischen ebenso wie

die christlichen und Hirsch-Dunckerschen und polnischen, haben in wiederholten Besprechungen dem preußischen Handelsminister erst die Anregung zu seinem, den Wirtschaftsfrieden sichernden Vorgehen gegeben. Aber die Bergherren haben nicht nur jede Beteiligung an den gemeinsamen Verhandlungen mit dem Minister abgelehnt, sondern neuerdings auch eine dringliche Warnung vor allzu arbeiterfreundlichem Entgegenkommen an den Minister gerichtet. Der bekannte Generaldirektor Geheimrat Kirdorf hat Gelegenheit genommen, unter dem Beifall seiner Gesinnungsgenossen eine Mahnung zur Vorsicht an die behördlichen Stellen, die es angeht, zu richten, weil der wiederholte Empfang der Arbeiterführer ihren Einfluß bei den Organisationen allzusehr stärken, und weil die unternommenen Beruhigungsmaßregeln des Ministers die Arbeiter leicht auf den Gedanken bringen könnten, daß sie das Recht oder die Pflicht hätten, unruhig zu sein. So fadenscheinig diese Begründung der Warnung ist, so durchsichtig ist die Absicht derselben. Es soll der alte, überlebte Herrenstandpunkt der Bergherren unter keinen Umständen aufgegeben werden. Herr Kirdorf hat die vaterländische Haltung der Arbeiterschaft über den grünen Klee gelobt, um desto eindrucksvoller seine Warnung an den Mann bringen zu können. Hoffentlich lassen sich die Behörden dadurch nicht beirren, auch weiterhin alles zu tun, was in ihrer Macht steht, um jede Unruhe in der Arbeiterschaft während des Krieges hintanzuhalten. Um des notwendigen Burgfriedens willen ist gegenwärtig kein anderes Mittel anwendbar, die Bergherren zu zwingen, sozialpolitisch umzulernen. Nach dem gewaltigen Kriege aber werden die Verhältnisse stärker als der starke antisoziale Wille der „Herren im eigenen Hause" sein, und es wird dann auch im Bergbau ein moderner sozialpolitischer Geist seinen Einzug halten.

Die große Gewerkschaftsaufgabe der Zukunft. Darüber schreibt sehr zutreffend das Hirsch-Dunckersche Fachblatt „Der Regulator": Niemand darf glauben, nach dem Kriege komme der Reichskanzler und bringe den Arbeitern neue Grundrechte auf dem Präsentierteller entgegen, und die Arbeiter hätten dann neue Rechte nur einfach entgegenzunehmen. Das ist natürlich nicht der Fall. Aber nach dem Krieg wird die allgemeine Bewertung der Arbeiterorganisation eine ganz andere sein als bisher. In den Parteien, den Regierungskreisen und dem Bürgertum im allgemeinen ist das Verständnis für die Bedeutung der Arbeiterorganisation dann gewachsen, und es wird einzig und allein nur von dem Verhalten der Arbeiterorganisation nach dem Krieg abhängen, wieweit die Arbeiter von der besseren allgemeinen Stimmung praktische Vorteile ziehen können. Das ist die große Aufgabe der Arbeiterorganisationen, jetzt schon darüber nachzudenken, wie einem besseren Zusammenarbeiten der Arbeiterorganisationen nach dem Krieg vorgearbeitet werden kann. Von der Lösung dieser Frage hängt vielleicht auf Jahrzehnte hinaus der praktische Erfolg ab. Was hier zeitlich versäumt würde, wäre einfach nicht mehr nachzuholen. Alle Fortschritte oder Erfolge bei den wirtschaftlichen Kämpfen sind eben nur Zeiterfolge. Erreichte Lohnaufbesserung, verkürzte Arbeitszeit halten nur so lange an, als die gute Geschäftskonjunktur anhält, schlechte Geschäftsjahre machen solche Zeiterfolge wieder zunichte. Nur Tarifverträge auf gesetzlicher Grundlage können dauernde Erfolge bringen. Ein Arbeitsrecht, enthaltend: Reichseinigungsamt, Arbeitsvermittlung, Arbeitskammer usw., also Grundrechte für die Arbeiterorganisation bringt dauernden Fortschritt. Diese großen Fragen stehen nach dem Krieg zur Entscheidung, und die Entscheidung hängt wesentlich von einem Zusammenarbeiten der Arbeiterorganisationen ab. — Die Anregung des Gewerkvereinsorgans der Maschinenbauer zu einem dauernden Zusammenarbeiten der früher sich einander so heftig befehdenden Gewerkschaftsrichtungen scheint bereits auf fruchtbaren Boden zu fallen. Wenigstens erklärt die weitaus an Mitgliedern reichste Richtung der sozialdemokratischen Gewerkschaften den Vorschlag für sehr bemerkenswert, da ein einmütiges Zusammenstehen aller Arbeiterorganisationen in jedem Falle, wo Arbeiterinteressen zu wahren wären, nur von Vorteil sein würde. Die Durchführung des Gedankens ist freilich in der Praxis weit schwieriger, als seine Anregung und Erörterung in der Fachpresse. Es fehlt einstweilen auch noch eine zustimmende Antwort aus den Kreisen der christlichen Gewerkschaften und der polnischen Berufsvereinigung. Aber die deutschen Gewerkschaften aller Richtungen haben während der Kriegsdauer schon so viel unerwartete Selbstlosigkeit betätigt, daß sie vielleicht auch diese schwierigste aller gewerkschaftlichen Organisationsaufgaben der Zukunft lösen werden.

Kriegsliteratur

Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg. Von Max Scheler. Verlag d. Weißen Bücher, Leipzig, 1915. 444 Seiten. 5 M., geb. 6,50 M.

Schelers Werk, von dem schon früher Teile in bekannten Zeitschriften erschienen sind, gehört zu den bedeutendsten Schriften unserer Kriegsliteratur. Scheler erhofft als Frucht dieses Krieges ein neues Solidaritätsgefühl Westeuropas gegenüber Rußland und jener ganzen sich stets wieder erneuernden ost-westlichen Bewegung, die unsere Kultur bedroht. Ungemein anregend ist die Charakteristik der verschiedenen Völker und ihrer politischen Ziele, der Russen, Ostasiaten, der Franzosen, Engländer, Deutschen; vgl. insbesondere den Anhang „zur Psychologie des englischen Ethos und des cant". Wohltuend berührt bei dem begeisterten Eintreten für deutsche Art und bei der Polemik gegen das Fremde die geistige Höhenlage des Urteils. Der Verfasser preist mit Schiller den Krieg als „Beweger des Menschengeschicks" und verwirft den Pazifismus in jeder Form, sowohl in der von der englischen Handelspolitik und der ökonomischen Geschichtsauffassung bestimmten als auch der idealistischen (Kant!), die von der französischen Revolution herkommt. Der gemeinsame Fehler beider sei die statische Geschichtsauffassung, der Mangel der Einsicht, daß alle historischen Größen in Bewegung und Entwicklung sind. Staat und Krieg gehören zusammen; stillstehende Staaten sind abgestorben; alles Lebendige will wachsen und sich steigern.

Auch das Verhältnis des Krieges zur Geisteskultur, zu Ethik und Christentum wird behandelt, die metaphysischen Fragen nach Leid und Tod und anderes.

Möchte das wertvolle, inhaltreiche Buch viele Leser finden.

Dr. Franz.

* * *

Der deutsche Krieg. Polit. Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart-Berlin 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 38. Heft. Von Waterloo bis Antwerpen. Von Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt. 44 S. 50 Pf.

Wir müssen England niederringen und es endgültig zwingen, trotz seiner Eifersucht, uns die Meere und ihre Küsten zu freier Entfaltung unseres Volkstums und unseres Unternehmungsgeistes freizugeben, aber wir leben auf demselben Planeten und müssen nach dem Kriege miteinander auskommen. Was dazu von unserer Seite zu geschehen hat, wie wir den Engländern die Furcht vor Deutschland nehmen, ihre Unkenntnis des deutschen Volkes und Wesens bekämpfen können, und wie wir insbesondere ihnen gegenüber ohne Dünkel, aber mit kraftvoller Selbstverständlichkeit an unserem Deutschtum festhalten und sie zwingen müssen, Deutsch zu lernen, das wird vom Verfasser, der lange in England gelebt und gelehrt hat und die englische Volksseele kennt, an der Hand reichen, zum Teil selbsterlebten, hochinteressanten Materials anziehend und überzeugend dargetan.

Der Krieg ein Kind der Furcht. Von Hon. Bertrand Russell. Deutsch von Felix Beran. Heft 1 der Sammlung „Englands Demokratie und der Krieg", Zürich, Rascher & Cie.

Die Ursache des Krieges war Oesterreichs und Deutschlands Furcht vor Rußland, und Frankreichs und Englands Furcht vor Deutschland. Für die Zukunft kann deshalb ein Krieg nur verhütet werden durch eine Friedensliga der Völker, die sich jedem Angreifer entgegenstellt. Ist aber zur Gründung einer solchen Liga der Wille nicht vorhanden, dann soll sich England jedenfalls in die Kriege anderer Völker niemals einmischen, auch nicht unter dem Vorwande, daß es die Rechte der Unterdrückten schützen wolle. Zu dem Zweck muß aber die geheime Diplomatie und die unbegrenzte Macht des Kabinetts in bezug auf die auswärtige Politik aufhören; die auswärtigen Angelegenheiten müssen von der Demokratie kontrolliert werden.

Der Krieg und der Individualismus. Von Dr. Ludwig Heyde. Gustav Fischer, Jena. 24 S. 75 Pf.

Unser Krieg. Ethische Betrachtungen von D. Arthur Titius, Professor in Göttingen. Tübingen 1915, J. C. B. Mohr (Religionsgeschichtliche Volksbücher, V. Reihe, 17./18. Heft). 84 S. 1 M. Das Buch bringt in erweiterter Form 6 Vorträge, die der Verfasser an der Technischen Hochschule in Hannover und z. T. auch in Göttingen gehalten hat: 1. Krieg und Frieden; 2. Deutschtum und Menschentum; 3. Englische Moral und deutsche Moral; 4. deutsche Charakterbildung; 5. Gewalt, Recht und Liebe; 6 das Christentum als Kraftquelle im Kampfe. Ohne den Wert der übrigen Vorträge verkleinern zu wollen, möchten wir hervorheben, daß uns der fünfte und der zweite als besonders gehaltvoll und wichtig erschienen sind und eine wirkliche Bereicherung der religiös-ethischen Kriegsliteratur darstellen. Denn in diesen beiden Vorträgen wird das eigentliche sittliche Grundproblem behandelt, dem der Deutsche nicht ausweichen darf, wenn er zuversichtlich in den Krieg ziehen und hernach mit gutem Gewissen wieder an die Friedensarbeit gehen will. Wie vereinigen sich für den sittlich ehrlichen Menschen die Begriffe Gewalt, Recht und Liebe? Hier wird das Problem bei der Wurzel gepackt und systematisch gelöst. In dem Vortrag über Deutschtum und Menschentum aber tritt es gleichsam in welthistorischer Gewandung vor uns hin, die abweichenden Auffassungen verschiedener Zeiten und Völker, frommer Männer der Vergangenheit und großer Geister der neuesten Zeit werden nebeneinandergestellt, unbefangen werden die von anderen Völkern geschaffenen Kulturtypen gewürdigt, um so entschiedener aber der unersetzliche Wert deutscher Kultur für die ganze Menschheit behauptet und damit die Berechtigung, ja Pflicht unseres Existenzkampfes erwiesen.

Digitized by Google

Vom großen Abendmahl. Verse und Gedanken aus dem Feld von Walter Flex. München, C. H. Beck. 41 S. 80 Pf.

Enthält neben einigen eigenartigen poetischen Gaben einen stimmungsvollen Feldpostbrief sowie das schöne „Weihnachtsmärchen des fünfzigsten Regiments", das, tiefsinnig und warmherzig, das Schicksal einer armen Kriegerwitwe zum Gegenstand hat.

Aus großer Zeit. Kriegsbetrachtungen von Karl Erdsiek, Pastor prim. in Esterbrügge. Stade 1915, A. Pockwitz Nachf. 52 S. Reinertrag für das Rote Kreuz.

Achtzehn kurze Betrachtungen, selten über zwei Seiten lang, die in einfachen, aber klaren und markigen Worten über alle die Fragen reden, die von Kriegern und ihren Angehörigen aufgeworfen werden. Besonders gehaltvoll, ernst und glücklich geprägt sind die Sätze über die sittliche Wirkung des Krieges. Einige volkstümliche Lieder zieren das Büchlein. .

Kriegsbriefe einer Frau. Von L. Niessen-Deiters. Deutsche Kriegsschriften Nr. 8. Bonn, Marcus & Weber. 70 S. 1 M.

Die Verfasserin, Tochter einer englischen Mutter, kritisiert mit flammendem Zorn, aber doch mit sachlicher und historischer Begründung das politische Verhalten Englands.

Die Kunst, das Leben zu verlängern. Von Dr. med. Wilh. Winsch Bücher für Lebens- und Heilkeform, Nr. 11. Berlin, Verlag Lebenskunst—Heilkunst. 24 S. 50 Pf.

Das Buch der Stunde. Eine Erbauung für jeden Tag des Jahres, gesammelt aus allen Religionen und aus der Dichtung. Gotha 1915. Friedrich Andreas Perthes. 394 S. Geb. 4 M. Der auf dem Titel nicht genannte Herausgeber dieser Sammlung ist Paul Eberhardt. Eberhardt will religiös aufbauen, ohne die Menschen unter ein gemeinsames Dogma zu zwingen; seine Arbeit gilt Suchenden aller Bekenntnisse. Für solche hat er auch diese einzigartige Sammlung veranstaltet, und deshalb findet jeder gegen sich selbst aufrichtige Mensch in diesem Buche, was er braucht und was ihm Freude macht. Und sollte einer meinen, er sei ein Heide und über alle Religion hinausgewachsen, so wird er vielleicht zu seiner Verwunderung in diesem Buche finden, daß zu irgendeiner Zeit irgendein Prophet, Philosoph oder Dichter — sei es Jesus oder Goethe oder Omar Chajjam — aus dem nie erschöpften Born der Welt- und Ewigkeitsbetrachtung auch für ihn einen Labetrunk heraufgeholt hat. Aber auch überzeugte und kirchlich gewöhnte Christen werden mit Lust in diesem Buche blättern, das Hunderte von Bibelsprüchen und religiösen Liederversen mit ebenso vielen köstlichen Worten aus der Dichtung und Weisheit aller Völker zusammenstellt.

Das deutsche Kind im deutschen Krieg. Von Prediger Wilhelm Klauke-Frankfurt a. M. Mit 14 Zeichnungen von Emil Hochhäusler. Frankfurt a. M., 1915, Selbstverlag. 48 S. 40 Pf.

Das Buch ist in erster Linie für Kinder von Vätern bestimmt, die im Felde stehen, und kann vielen Müttern willkommene Dienste leisten.

Spione. Von Ferdinand Künzelmann. Berlin 1915, Robert Markiewicz Verlag. 153 S. 1,50 M.

Acht Erzählungen, die sich mit den verschiedenen Abarten der Spionage beschäftigen.

Der Kaiser in Feldgrau. Ernstes und Heiteres. Berlin, Johannes Baum Verlag. 134 S 2 M.

Bei Hindenburg. Von seinem Leben und seinem Wirken. Mit einem Bilde des Feldmarschalls. Berlin, Johannes Baum Verlag. 137 S. 2 M.

Die Weissagungen des Nostradamus und der Weltkrieg. Von Albert Kniepf. 3. bedeutend erweiterte Auflage mit Anhang: Shakespeare-Trug, Bacons Lug. Hamburg 1915, Hephaestos-Verlag. 64 S. 50 Pf.

Billiger Lesestoff für Lazarette und Feldtruppen. 130. Flugschrift des Dürerbundes. München, Georg D. W. Callwey. 50 Pf. Die von Erwin Ackerknecht vorgenommene Auswahl will eine erste Hilfe sein für diejenigen, die mit der Lesestoffversorgung unserer Lazarette, Lazarettzüge, Erholungsheime und Feldtruppen zu tun haben. Ein außerordentlich praktisches Büchlein, das den Feldgeistlichen, Verpflegungsoffizieren usw. willkommene Dienste leisten wird.

Bühne und Welt. Halbmonatsschrift für Theater, Literatur, Musik. Herausgeber: Wilhelm Kiefer. 17. Jahrg., Märzheft. Preis 60 Pf. (halbjährlich 3,50 M.). Aus dem Inhalt: Der Sache Sinn, von Wilhelm Kiefer. Von der neuen Schaubühne, eine Betrachtung! Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Das Theater im Kulturleben der Gegenwart, von Dr. Walther Jäneke. Deutsche Würde und belgische Dichter (gegen Julius Babs offenen Brief an Verhaeren), von Ernst Adolf Greiner. Und wir? Von Eberhard König. Lienhards „Ahasver am Rhein" und andere Theaterwünsche, von Professor Gustav Köhler.

Hindenburg-Nationalblatt, nach der Natur gezeichnet im Hauptquartier Ost von Siegfried Laboschin. Kunstdruck- und Verlagsanstalt Wezel & Naumann, Leipzig. In verschiedenen Größen und Ausführungen von M. 1,— aufwärts; Prospekt kostenlos.

Flemmings Kriegskarte Nr. 14: England und die französisch-belgischen Kanalküsten. Maßstab 1 : 1 500 000. Mit Plan von London und Spezialplan des Kanals mit Angabe der Seetiefen. Herausgegeben von Professor Dr. Kettler. Preis M. 1,—.

Flemmings Kriegskarte Nr. 16: Karte des Schwarzen Meeres, des Kaukasus und Südrußlands. Maßstab 1 : 3 275 000. Herausgegeben von Professor Dr. Kettler. Preis 1 M.

Freiwillige Gaben:

Für Hilfe ins Feld und an Lazarette: Pfr. K. in J. 2,50 M., Frau H. in S. 2,50 M., Pfr. Dr. J. in H. 2,50 M., Sch. in H. 3 M., Dipl.-Ing. E. S. in Hagen 3 M., K. in H. 4 M., H. in M. 2 M., Dr. K. in L. 2,50 M., F. O in Hamburg 100 M., C. in E. 5 M., Stiftspred. Sch in W. 6 M, Frau C in O. 2,50 M., R. in H. 2,45 M., Frl. C. in G.-F. 3 M., Frau S. in C. 3 M., Frau St. in H. 2,50 M., Dr. W. in Fr. 2,50 M., L. in L. 3 M., H. in L. 3 M., K. in M. 5 M., Frl. Sch. in W. 2,50 M, Fr. J. W in C. 5 M., Dr. B. in Sch. 2,50 M., Sch. in S. 2,50 M., K. in F. 2,50 M., L. in G. 2,50 M, Dr. E. in B. 2,50 M., Dr. Th. in A. 2,50 M., B. in E. 2,50 M., Frau Prof. F. in K. 4,20 M., Frau F. in W. 2,55 M., Frau L. in W. 5 M., G. in H. 27,50 M., Pfr. D. in O. 2,50 M., Frl. W. in D. 3 M., Frau Dr. P. in G. 2,50 M., Schwester K. in H. 2,50 M, Dr. G. in B. 2,50 M, Ober-Just.-R. Dr. P in D. 2,50 M., G. in Ch. 2,50 M., R. in U. 2,50 M., Pfr. Sch. in R. 2,50 M., Frl. B. in St. 4,15 M., K. in B. 3 M

Für „Kriegs- und Heimatchronik" ins Feld und an Lazarette: J. in D. 1 M., Pastor B. in R. 5 M., Dr R. in N. 5 M., L. in O. 2 M, Frau St. in D. 3 M, Pfr. R. in T. 5 M., Dr. W in B. 1,50 M., St. in B. 50 Pf., Dr. K. in T. 1 M., St. in K. 10 M.

Für Ostpreußen: Ergebnis einer Sammlung durch Pfarrer Götz in Bronn 18 M., D. B. in Glauchau 50 M, A. S. in N. 120,15 M., Dr. med. M A. im Felde 10,05 M., A. R. in D. 10 M., Dr. W. R. in N. 10 M., B. H. in W. 5 M., Gabe aus der Gemeinde Rheden 5 M., E. K. in Altweiler 4,05 M, W. auf S. M. S „Elbing" 10 M., R. L. in D. 5 M., Fr. Sch. in F. 10 M.

Für die Nationalstiftung: Ein deutscher Eisenbahnbeamter, z. Z. in Belgien 18 M

Für die Zentrale für Sanitätshunde: K. T. in C. 2 M.

Für Elsaß-Lothringen: B. in H. 5 M, Dr. W. R. in N. 10 M., K. in M. 5 M., A. W. 9,23 M., E. K. in Altweiler 10 M., Fr. Sch. in F. 10 M.

Für den Roten Halbmond: Dr. W. R. in N. 10 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. R., Schöneberg 16 Hefte.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

H. F., Berlin, Achenbachstraße. Auf Wunsch teilen wir hier mit, daß die „Hilfe" an Ihren Herrn Sohn im Felde gern umsonst versandt wird.

Dr. W. in Berlin C. Wenn sich, wie Sie selbst schreiben, die von Ihnen vor längerer Zeit aufgegebenen Feldadressen inzwischen geändert haben, so ist es wohl möglich, daß einzelne der Herren die Sendungen nicht mehr erhalten. Die Feldpost sendet ja nicht nach, und wir erhalten die unbestellbaren Hefte nicht immer zurück. In allen Fällen, wo uns bekannt wird, daß eine Adresse nicht mehr stimmt, haben wir bisher immer den Auftraggeber durch Uebersendung des Umschlags der Sendung benachrichtigt. Andernfalls sind wir aber auf die Mitteilungen der Veranlasser angewiesen. Besten Dank für Ihre Spende.

Verantwortlich für den politischen Teil Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Eine schöne Gabe bietet der Verlag der Montanus-Bücher in dem soeben erschienenen Bismarckwerke dieser Sammlung: Wir finden hier fast 200 Bilder aus dem Leben des Kanzlers, die in ihrer Gesamtheit einen großen Reiz ausüben. Dieses überreiche Leben zeigt sich uns hier in allen seinen kleinen und so großen Ereignissen stark, trotzig, fröhlich und ernst. Wir sehen den Menschen Bismarck und wir sehen den Staatsmann. Das von Walter Stein herausgegebene und mit einer Einführung versehene Werk kostet nur 2 Mark. Der erste Dreißigtausend-Druck wurde soeben ausgegeben. Wir empfehlen den der heutigen Nummer anliegenden Prospekt der Beachtung aller Leser.

Ferner finden unsere Leser in dieser Nummer einen Prospekt der Verlagsbuchhandlung Gustav Kiepenheuer, Weimar, über die Wochenschrift „Das Größere Deutschland", deren Herausgeber Dr. Paul Rohrbach und Dr. Ernst Jäch sind. Wir bitten um eingehende Durchsicht des Prospektes.

29. April 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 17

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An die Leser. — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Was tat Bismarck während des Krieges? — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Ein Gedenktag der Marine. — **Dr. J. Hashagen:** Polenfrage und äußere Politik. — **Dr. R. Kuczynski:** Die Kartoffeln im Kriege. — **Dr. Erich Schairer:** Reichschatz und Volk. — **A. Lien:** Französisches Kriegstagebuch. — **D. Gottfried Traub:** Kalt Blut. — Sprechsaal. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

An die Leser

Verschiedene Freunde haben bei uns nach der Adresse von Marinestellen angefragt, an die sie Bücher zur Verteilung an die Mannschaften schicken können. Wir teilen hier gern mit, daß wir in der Lage sind, geeigneten einsamen Schiffsstationen, Inselkommandos usw. Bücherzusendungen zugänglich zu machen. Der Verfasser des Aufsatzes „Bücher an die Armee und Marine" hat uns eine Anzahl solcher Adressen genannt, die indes nicht veröffentlicht werden können. Wer also Bücher für diese Zwecke zur Verfügung stellen will, wird um Einsendung an uns gebeten.

Die Kriegs- und Heimatchronik vom März ist erschienen und an die aufgegebenen Feldadressen versandt. Weitere Angaben sind stets erwünscht, auch wird die „Hilfe" gern wöchentlich kostenlos an Kriegsteilnehmer und Lazarette verschickt. Freiwillige Gaben helfen zur weiteren Ausdehnung dieser Versendung.

Verlag der „Hilfe".

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 20. April.

Der französische Bericht hat gestern von französischen Erfolgen im Oberelsaß geredet: Gefangennahme einer Abteilung Gebirgsartillerie, zwei Kanonen und zwei Maschinengewehre. Heute spricht der deutsche Bericht von einem gescheiterten französischen Angriff auf den Sillacker Höhen nordwestlich von Metzeral; schwere Verluste französischer Alpenjäger. An der Spitze des Hartmannsweilerkopfes gewannen die Deutschen einige hundert Meter Boden. In allen diesen Kämpfen steckt beiderseits viel Mühe und Opfer, ohne daß die Lage im ganzen heute anders wäre als beinahe seit Anfang des Krieges.

Eine italienische Mitteilung stellt die Meuterei der sechstausend Australier in Aegypten als ziemlich ernsthaft hin: Zerstörung des Dirnenviertels in Kairo und Plünderung zahlreicher Geschäfte, Angriffe auf Offiziere, Straßenkämpfe. Soviel wir sehen, hat diese militärische Unbotmäßigkeit mit einer etwaigen ägyptischen Volksbewegung gar nichts zu tun.

Mittwoch, 21. April.

In der in Berlin erscheinenden „Continental Times" stellt ein Amerikaner fest, daß trotz entgegenstehender Vorschriften in dem Dampfer „Lusitania" unter amerikanischer Flagge zwei in Amerika gearbeitete Unterseeboote nach England gebracht wurden. Amerika liefert unglaublich viel Kriegsmaterial, In Wirklichkeit arbeitet es als Fabrik Englands.

Der Schweizer Oberstleutnant v. Marval hat die deutschen Gefangenen in Frankreich besucht und eine Denkschrift veröffentlicht (bei Attinger in Neuenburg), die den Angehörigen solcher Gefangenen empfohlen wird. Gesundheitszustand meist gut, Kleidung oft sehr mangelhaft, Nahrung erträglich. Wir haben die Denkschrift noch nicht selbst gesehen.

Beiderseits viele Fliegerangriffe in England, Frankreich, Baden, Polen, Ostpreußen. Meist Materialschaden und Verletzung oder Tötung Unbeteiligter. Hat das nun einen Zweck?

In der Londoner „Times" erscheint neben vielem anderen ein Aufsatz über die geringen Kriegsfortschritte. Darin heißt es: „Die Kämpfe am Persischen Golf wurden als glorioseSiege ausposaunt. Tatsache ist, daß, während wir uns als Herren im unteren Mesopotamien wähnten und leichtlich vom Vormarsch auf Bagdad redeten, die Türken eine neue starke Armee zusammenzogen, die einen Flankenwormarsch bis ein oder zwei Stunden vor Basra ausführte. Es ist auch nicht klar, ob wir einen Zoll deutschen Gebietes in Ostafrika besetzt haben. Soweit England in Betracht kommt, glauben wir, daß die größte Aenderung seit August in dem verringerten Zutrauen zur Regierung besteht." Als einzelnes Stimmungsbild wertvoll.

Amerikanische und japanische offiziöse Nachrichten bemühen sich, die Anwesenheit japanischer Kriegsschiffe in der Turtlebai in Mexiko als harmlos hinzustellen; Japan ziehe seine in amerikanischen Gewässern schwimmenden Kriegsschiffe zurück. Die japanisch-chinesischen Verhandlungen gehen sehr langsam und scheinen mindestens ebensosehr in London geführt zu werden als in Peking.

Nach einer „Reuter"-Meldung soll Keetmannshoop in Südwestafrika von den Deutschen geräumt worden sein.

Donnerstag, 22. April.

Im ganzen kann man jetzt die Linie auf den Karpathen verfolgen. Sie kommt aus Norden von Neu-Sandek herauf, überschreitet den Kamm und dreht sich in Schlangenwindungen um die Duklasenke bis jenseits des Lupkowpasses auf ungarischer Seite, geht dann von dort bis zum Uzsokpaß ziemlich mit der Landesgrenze, schwenkt aber jenseits dieses wichtigen Passes sehr merkbar ins galizische Gebiet hinüber, macht einen Bogen vom Uzsokpaß über Swininhöhe nach Wyszkopaß und senkt sich von da ins Tal, um bis in die Gegend von Czernowitz zu kommen. Wer eine gute Karte hat, kann alles finden. An einer Stelle, und zwar bei Nagyppolany, haben noch nach dem Aufhören der großen Schlacht neue heftige Kämpfe stattgefunden, die mehrere Tage und Nächte andauerten. Die Russen haben nichts erreicht und 3000 unverwundete Gefangene hergeben müssen. Nördlich von Czernowitz am Dnjestr sind Gefechte in Gang, wohl auch zwischen den Karpathen und dieser Stelle etwa in der Gegend von Stanislau. Die Zahl der über die rumänische Grenze gegangenen Russen mehrt sich und wird mit 17 000 an-

Digitized by Google

gegeben. Da können es sich ja die Rumänen einmal in der Nähe ansehen, wie Soldaten ausschauen, die einen schweren Feldzug gegen die deutsch-österreichische Armee hinter sich haben.

Französische und englische Zeitungen schwelgen in dem Gedanken an die unerhörte und unerschöpfliche Menge von Munition, die auf Grund eigener und amerikanischer Fabrikation vorhanden sei. Es werde ein Tag des allgemeinen Angriffs kommen, an dem alle diese Menge von Geschossen aller Art auf die deutschen Linien geschüttet würden, ein Tag der gewaltigen Verschwendung tödlicher Wirkungen. Der Deutsche liest es und wartet ab, ob es so kommt, und sorgt selbst für die nötigen Vorräte. Wir haben zwar keine Amerikaner, die uns helfen, aber es ist bisher immer gegangen und wird auch weiter gehen.

Freitag, 23. April.

Allerlei Gerede über Mißverständnisse unserer Feinde untereinander. General Pau soll sehr unzufrieden aus Rußland berichtet haben. Das englische Auswärtige Amt soll über die russische Mißachtung italienischer Wünsche im Adriatischen Meer erregt sein. Es sei von verschiedenen Seiten den Balkanstaaten verschiedenes versprochen worden. Das ist möglich, aber wir sollen nicht zuviel darauf geben, denn an solchen Dingen bricht der Krieg der Bosheit nicht entzwei. Er muß von unseren Soldaten zerbrochen werden.

Die chinesisch-japanischen Verhandlungen endeten nach der Londoner „Morning Post" mit teilweiser Mobilmachung Japans. Die japanischen Streitkräfte in Korea und China werden verdoppelt. In Tokio ist Kriegsrat.

Großer Sturm in der Nähe von Ypern. Der Ypernkanal wurde bei Steenstraate und Het Sas überschritten. Die Orte Langemarck, Steenstraate, Het Sas und Pilkam genommen. Mindestens 1600 Franzosen und Engländer gefangen. 30 Geschütze, darunter vier schwere englische, fielen in deutsche Hände. Das ist doch einmal ein richtiger Bissen! Aber wie viele gute deutsche Jugend liegt gerade schon in dieser Ecke! Langemarck haben wir schon einmal gehabt; der Verlust ist unseres Erinnerns nicht mitgeteilt worden. In den Argonnen und zwischen Maas und Mosel wogt es noch immer herüber und hinüber, und die täglichen Berichte stimmen nicht zusammen, weil jedes Hauptquartier von einer anderen Stunde und einem anderen Ort berichtet.

Gestern abend wurde in Berlin das Gerücht von einer Schlacht in der Nordsee verbreitet. Demgegenüber teilt der Admiralstab mit, daß die deutsche Hochseeflotte zwar mehrfach bis in die englischen Gewässer vorgestoßen ist, aber keine englischen Streitkräfte angetroffen hat. Der Unterseebootkrieg geht seinen gewohnten Gang weiter.

Sonnabend, 24. April.

Die Japaner können doch am allerschönsten lügen. Sie begründen gegenüber den Vereinigten Staaten die Vermehrung ihrer Truppen in China mit dem „Schutz der Fremden".

In England wird gegen die Regierung eine Broschüre verbreitet, welche die schweren Kosten des Krieges im Verhältnis setzt zu den geringen Erfolgen. Die Regierung veranstaltete Hausuntersuchungen, die in England sehr ungewöhnlich sind. In der Broschüre steht, daß die Dardanellenangriffe England eine Milliarde Mark kosten werden, ohne daß dabei etwas herauskäme. Bei Neuve Chapelle habe ein Geländegewinn von weniger als zwei Kilometern 12 000 Tote und Verwundete gekostet und mehr Munition verbraucht als der ganze Burenkrieg.

Die Ueberbleibenden der „Emden" sind auf ihrer Heimreise durch Arabien von englisch bezahlten Arabern angegriffen worden und haben drei Mann verloren.

Der Erfolg des Sturmes bei Ypern ist noch etwas größer geworden: 2470 Gefangene und 35 Geschütze. Die Gegner beschweren sich sehr über deutsche Rauchgeschosse, als ob sie nicht selbst jedes Mittel benutzten, das sie erlangen können. Chemisch freilich werden wir ihnen wohl über sein. Der Verkehr zwischen Holland und England ist gesperrt.

In Frankreich wird an den alten Stellen weitergekämpft. Immer noch: Apremont, Ailly, Priesterwald.

Die amerikanische Ausfuhr und Einfuhr macht merkwürdige Verschiebungen durch: Steigerung im ganzen, aber Bevorzugung neutraler Länder. Die Ausfuhr nach Dänemark und Schweden stieg gegen voriges Jahr um das Doppelte, die nach Holland um 50 v. H. Dabei sank die direkte Ausfuhr nach Deutschland auf beinahe nichts.

Sonntag, 25. April.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht einen sehr scharfen, merkwürdigen Regierungsartikel gegen Gerüchte über Anbahnung von Friedensverhandlungen. „Die Gerüchte über deutsche Friedensneigungen sind gegenüber unserer unverminderten Entschlossenheit zur Niederkämpfung der Gegner törichte und böswillige, auf jeden Fall aber müßige Erfindungen." Was soll das bedeuten? Gegen bloßes, zweckloses Gerede fährt man nicht solche Kanonen auf, auch ist es an sich gar kein Vorwurf, wenn dem Reichskanzler nachgesagt wird, daß er im neunten Monat des Krieges offene Ohren und Augen für ehrbare Friedensmöglichkeiten hat. Es muß also mehr dahinterstecken. Nachdem einmal die Regierung vor schleichenden Gerüchten diese sehr auffällige Flucht in die Oeffentlichkeit für richtig gehalten hat, ist es unvermeidlich, daß weiter gefragt wird, was denn eigentlich vorliegt. Sollte der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden haben, wie sie auch Bismarck im Deutsch-Französischen Kriege erlebte, so wünschen wir ihm von Herzen, daß er die falschen Dränger erfolgreich abschüttelt. Er hat zweifellos das Vertrauen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung. Man denke nur an sein Auftreten im Dezember im Reichstag!

Aus dem französischen Bericht erfahren wir, daß die Deutschen bei Ypern mit schwerem gelben Rauch gearbeitet haben, der vom Nordwind über die feindlichen Schützengräben getrieben wurde.

Zwischen England und dem Festlande ist auch gestern noch fast aller Schiffsverkehr gesperrt, jedenfalls weil alle Torpedoboote für Schutz der Truppen- und Munitionstransporte in die Gegend von Calais zusammengezogen sind und darum die gewöhnlichen Wasserstraßen nicht befahren können.

Vergebliche russische Teilangriffe in der Gegend des Ujsoker Passes. Sonst nur Artillerie.

Ueber das von uns und den Oesterreichern besetzte Gebiet in Russisch-Polen lesen wir, daß es etwa 48 000 Geviertkilometer beträgt und etwa 4,5 Millionen Einwohner enthält. Das ist 1 v. H. der russischen Fläche und 3,4 v. H. der Bevölkerung des europäischen Rußland. Die in dem besetzten Gebiete liegenden Kohlenwerke von Dombrowa liefern etwa 1/6 der russischen Kohle. Das besetzte Gebiet ernährt sich in normalen Zeiten selbst.

Montag, 26. April.

Das Tagesgespräch sind die „deutschen Dämpfe" bei Ypern. Es soll sich also um Chlordampf handeln; genauere Analyse fehlt, bis sie von den armen Opfern des Schnupfenqualms selber gemacht wird. Soviel wir hören, geschieht gar nichts Lebensgefährliches, sondern nur ein häßlicher Zustand von etwa 4 Stunden. Darüber darf der Betroffene natürlich räsonnieren, aber „barbarisch" ist das viel weniger, als ein ganzes Volk aushungern zu wollen. Die Engländer sind rührende Gesellen: setzen alles daran, uns in den scheußlichsten Tod der Heimatbevölkerung hineinzutreiben, und lamentieren nun über etwas geschwollene Schleimhäutel Und nachdem sie die Lon[illegible]r Völkerrechtsbeschlüsse nicht unterschrieben haben, verlangen sie, daß wir sie halten sollen. Gut Dampf! Es muß nur erst der rechte Wind dabei sein. Bisher sind in der Gegend von Ypern 5000 Gefangene gemacht worden, was an die besten Zeiten des Westkampfes erinnert, ein Völkergemisch, das im deutschen Tagesbericht mit ironischem Vergnügen aufgeführt wird: Senegalneger, Engländer, Turkos, Juder, Franzosen, Kanadier, Zuaven, Algerier. Von den Kanadiern sind mehr als 1000 dabei.

Digitized by Google

Auch an den Maashöhen geht es gut weiter: mehrere hundert Franzosen und einige Maschinengewehre. Ein interessanter Brief von dort, der die militärische Lage auseinandersetzt, den ich aber nicht abdrucken lassen kann, weil er mehr erklärt, als heute öffentlich erklärt werden soll. So geht es mir mit verschiedenen Briefen aus östlichen und westlichen Stellungen. Dank den Schreibern und Gruß! Es wird viel „Hilfe" gelesen im Feld.

Im Oberelsaß bei der Wiedereroberung des Hartmannsweilerkopfes: 11 Offiziere, 749 Franzosen, 6 Minenwerfer, 4 Maschinengewehre. So genau wird jetzt berichtet, weil die französischen Berichte es sonst nicht zugeben wollen.

Dienstag, 27. April.

In der französischen nationalistischen Zeitung „Matin" befindet sich ein sehr ruhiger und verständiger Aufsatz über Italien, der anerkennt, daß es schwer, ja fast unmöglich ist, aus einem dreißigjährigen Bund zur Feindschaft überzugehen. Dabei wird gesagt, daß Landvolk und Arbeiterschaft gegen den Krieg sind, und daß die Italiener fürchten, auch mit ihrer Hilfe würde ein französischer Sieg nicht mehr zu erreichen sein. — Wie es mit den italienisch-österreichischen Besprechungen steht, weiß man nicht, aber schon ihre lange Dauer ist kein ganz schlechtes Zeichen.

Die Engländer mißachten die Ortsbehörden der neutralen griechischen Inseln Lemnos, Imbros, Tenedos und auch Mytilene und Chios. Ein griechischer Gendarmeriehauptmann, der Aufklärung über eine englische Truppenlandung ersuchte, wurde aus der „englischen Zone" weggeführt.

In den Karpathen wird östlich vom Uzsoker Paß erfolgreich gefochten, 26 Schützengräben genommen, 1000 Russen gefangen.

Graf Tisza hat im ungarischen Abgeordnetenhause bei Einbringung des Gesetzes über Verlängerung der Landsturmpflicht bis zum 50. Jahre eine große Rede gehalten, in der er die Bündnistreue preist und besonders hervorhebt, daß im Dezember österreichisch-ungarische Truppen den drohenden Einbruch der Russen nach Deutschland ebenso abgewehrt haben wie jetzt deutsche Truppen den Einbruch nach Ungarn. Tisza dankt den Nationalitäten, besonders der „kroatischen Schwesternation". Auch die Oppositionsparteien stimmen für die Vorlage.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 20. April.

Stärker als je irgendwelche Berichte oder Bilder bringt eine Ausstellung von Dettmanschen Kriegsskizzen die furchtbare Gegenwart des Krieges. Das Uebereinander unserer ahnungslosen Sicherheit mit den unvorstellbar grausamen Dingen da draußen — von dem immer ein beschämendes und drückendes Gefühl mit uns geht — kann man nicht erschütternder erleben, als wenn man von dem heiteren Pariser Platz, dessen unbekümmertes Alltagstreiben eine strahlende Frühlingssonne segnet, in diesen Saal voll Tod und Grausamkeit und Zerstörung kommt. Zu wissen, daß diese Bilder Wirklichkeit waren, während wir in unseren Wohnungen geruhsam aßen und tranken und schliefen! Wahrscheinlich sind diese Skizzen künstlerisch stark, aber darüber wird sich niemand, der sie sieht, Rechenschaft geben können, so gewaltig spricht der Stoff — diese furchtbare Symphonie der Vernichtung von Leben, Arbeit, Besitz und Liebe. Aus jedem Bild schreit es heraus: diese harte, unerbittliche Mißachtung menschlicher Mühe. Jede Einzelheit predigt es — bis zu der zerspaltenen Telegraphenstange, die dem Beschauer entgegenstürzt, umwirrt von dem sinnlosen Geflecht zerrissener Drähte — jeden von ihnen hat einmal eine sorgsame Hand planvoll befestigt. Transporte durch tiefen Schlamm, ohnmächtiges Zerren zu Tode gequälter Pferde, verzweifeltes Stemmen blasser Menschen an den Radspeichen! Und diese grausigen Formen des Todes bei Menschen und Tieren! Mitten in all diesem eine Skizze: „Kriegsfreiwillige". Fromme, reine Knabengesichter voll heiliger Entschlossenheit!

Der Parteivorstand der Sozialdemokratie hat folgende Kundgebung veröffentlicht:

„Die Vertreter der Sozialdemokratie Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns haben am 12. und 13. April (in Wien) eine Aussprache gehabt, bei der sich volle Uebereinstimmung in ihrer Auffassung ergab:

Trotz der langen Dauer des Krieges sind die Völker in allen Ländern unbeugsam entschlossen, mit aller Kraft ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu verteidigen. Aber der Krieg — unerhört in Ausdehnung, Heftigkeit und Dauer — hat über die Menschheit überall entsetzliches Elend gebracht, Millionen von Leben vernichtet, unermeßliche durch die Arbeit von Generationen aufgehäufte Kulturgüter zerstört. In verhängnisvoller Weise hat sich die Voraussage unserer bewährtesten Kenner der Wirtschaft und Geschichte auf allen internationalen sozialistischen Kongressen nunmehr bewahrheitet, daß das fortgesetzte Wettrüsten zu einer Weltkatastrophe führen werde. Am meisten leidet überall naturgemäß das Proletariat, insbesondere auch unter den wirtschaftlichen Folgen des Krieges. So muß in gleicher Weise in allen Ländern, nicht nur in den kriegführenden, sondern auch in den neutralen, die Sehnsucht nach Beendigung des Krieges und nach dem Frieden anwachsen. Insbesondere wird beim Herannahen des Maitages der Gedanke an die Solidarität aller Völker lebendiger als je die Herzen der klassenbewußten Arbeiter aller Länder erfüllen.

Die sozialdemokratischen Parteien, die von jeher und ihrem Wesen nach für die Verbrüderung der Völker wirken, sind die berufenen Verkünder der Friedenssehnsucht. Diese entspringt dem Willen und der Kraft der Selbstbehauptung, nicht etwa dem Gefühl der Schwäche. Daraus aber folgt mit Notwendigkeit, daß nur ein Frieden möglich ist, der kein Volk demütigt, daß nur ein solcher Frieden das dauernde Zusammenarbeiten aller Kulturvölker gewährleisten wird.

Die bei der Zusammenkunft vertretenen Parteien stehen auf dem Boden der Beschlüsse der internationalen Sozialistenkongresse, insbesondere des Kopenhagener Kongresses von 1910, und halten in diesem Sinne beim Friedensschluß folgende Sicherungen für notwendig:

Den Ausbau der internationalen Schiedsgerichte zu obligatorischen Einrichtungen zum Zwecke der Schlichtung aller Streitigkeiten zwischen den einzelnen Staaten.

Die Unterwerfung aller Staatsverträge und Vereinbarungen unter die demokratische Kontrolle der Volksvertretungen.

Die internationale vertragsmäßige Einschränkung der Rüstungen mit dem Ziele der allgemeinen Abrüstung.

Die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechtes aller Völker.

Weiter erklären die Vertreter der sozialdemokratischen Parteien Deutschlands, Oesterreichs und Ungarns: Die Tatsache, daß die sozialdemokratischen Parteien der kriegführenden Länder ihr Land und Volk verteidigen, darf kein Hindernis dafür sein, die internationalen Beziehungen aller sozialistischen Parteien zueinander aufrechtzuerhalten, sowie die Tätigkeit ihrer internationalen Einrichtungen fortzuführen."

Dazu wäre — alle wissenschaftliche Genugtuung des richtigen Propheten und alle schiedsgerichtlichen Zukunftsforderungen dahingestellt — ein großes „aktuelles" Fragezeichen zu machen: Was heißt „demütigen"??

England beschäftigt sich mit neuen Farbstoffprojekten — seine Chemiker beklagen sich, daß sie dabei nicht gefragt werden und sagen neue Fehlschläge voraus.

Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat für den März folgende Absatzziffern gehabt:

	März 1915	März 1914
Kohlen	3 844 606	5 088 658
Koks	1 357 888	1 438 487
Briketts	113 513	13 217

Von der Kraft und Gesundheit unseres Wirtschaftslebens zeugt die Tatsache, daß auch der Kunstmarkt, nach Mitteilungen der Zeitschrift „Der Künstler" sich wieder hebt. Natürlich. Die Tantiemen von den Militärlieferungen können jetzt weder in Autos noch in Weltreisen angelegt werden. So wird man sich malen lassen und antike Möbel kaufen.

Digitized by Google

Mittwoch, 21. April.

Durch die Begründung der Zeitschrift „Die Internationale" durch Rosa Luxemburg und Franz Mehring erscheint die Linke der Sozialdemokratie noch einmal wieder gezweiteilt. Der „Vorwärts" spendet der neuen Zeitschrift die zweifelhafte Rechtfertigung, daß sie zwar objektiv parteischädigend wirke, daß aber ihre Herausgeber den Vorwurf bewußter Parteischädigung nicht verdienten.

Gestern abend haben wir einen „Auslandbund deutscher Frauen" gegründet, mehr für die Zukunft als für die Gegenwart. Er soll dafür arbeiten, den Zusammenhang zwischen Heimat und Auslanddeutschen durch die Sicherung persönlicher gesellschaftlicher Beziehungen fester zu gestalten.

Der vielgenannte Urheber des Taylorsystems — jener Wissenschaft von der ökonomischen Verwertung der menschlichen Arbeitskraft — ist gestorben. Seine Gedanken haben aber schon Nachfolge genug, um fortzuleben. Ob zu Segen oder zu Fluch, zu Ausbeutung oder zu Schonung des Menschen, das ist vielleicht heute noch eine offene Frage.

Donnerstag, 22. April.

Berlin spricht heute nur von seinem Straßenbahnunglück — ein ins Wasser gestürzter Wagen, dessen Insassen z. T. den Tod fanden. Merkwürdig, wie viel stärker der Eindruck des Todes wird, nur weil man weiß: es war an der oder der Straßenecke!

Ein Brief erinnert an einen schönen reichen Abend des vorigen Jahres. Wir saßen an einem Kaminfeuer bis spät in die Nacht hinein, sprachen von alten und jungen Gedanken und schauten in der Stille und Breite des Friedens in den Strom unseres geistigen Lebens. Von Stefan George und dem „Logos" und Bergson ging die Rede. Und heute liegt der eine von denen, die dabei waren, bei Tannenberg, und der andere fiel bei einem Sturmangriff in Frankreich. Und uns übrigen liegen die Gedanken und ihre Wichtigkeit ungreifbar fern hinter aller Arbeit und Anspannung. Man kann sich gar nicht vorstellen, daß diese Welt einmal wieder lebendig aufersteht.

Freitag, 23. April.

Die Vereinigten Staaten haben das Waffenausfuhrverbot wieder abgelehnt. Wenn zu dem überflüssigen Friedens-Frauenkongreß im Haag, der demnächst stattfinden soll, das „Friedensschiff" mit den 300 Amerikanerinnen, von dem man spricht, in Neuyork ausläuft, so wird vielleicht eine Flottille von amerikanischen Munitionsschiffen ihm das entsprechende Geleit geben. — — —

In die Schuldeputation von Berlin ist ein Sozialdemokrat gewählt. Die Bestätigung versteht sich von selbst.

An den preußischen Volksschullehrerseminaren haben nur 86 statt 180 Entlassungsprüfungen stattfinden können. 94 hatten keine Schüler dafür, da alle als Freiwillige im Feld waren. Ein Zeugnis für das Menschenmaterial der Seminare, das man in der Geschichte des Lehrerstandes aufbewahren wird.

Sonnabend, 24. April.

In Dänemark ist eine demokratische Verfassungsreform mit dem Frauenstimmrecht beschlossen. Zu anderer Zeit hätte man die Mitfreude stärker fühlen können. Heute liegt einem so weit, was doch in Zukunft wieder wichtig werden wird.

Von den Kriegseindrücken im Innern ist doch der eindringlichste immer wieder der ältere Landwehrmann, der aus seiner Familie heraus muß. Heute sah ich so ein paar oberhessische Bauern, die wohl Urlaub zur Frühjahrsbestellung gehabt hatten, und nun wieder in der alten abgenützten Montur auf den Zug warteten, der sie nach Westen bringen sollte. Ein Häuflein betrübter Kinder und eine ernste Frau, ein paar ungeschickt zusammengebündelte Pakete, strömender Frühlingsregen, die Kameraden in den rauchgefüllten Wagen, und dieser bärtige Mann mit dem verlegenen Gesicht, dessen ganze Erscheinung durch die ruhige schaffende Arbeit gestempelt ist — dessen Wesen Kampf und Zerstörung so fern ist. — —

Der Bundesrat hat die Erweiterung der Wochenhilfe beschlossen.

Die Wintersätze der Kriegsunterstützung werden in Berlin auch während des Sommers weiter gezahlt.

Sonntag, 25. April.

Hier im Kurort ist es voll Soldaten. Spazierengehend, sich sonnend, rudernd, im Fahrstuhl oder an Stöcken. Beurlaubte Restaurateure, die einmal nach ihrem Betrieb sehen und voll Frische und Gelassenheit den Gästen erzählen, wie gut sie sich alles eingerichtet haben und wie leicht es geht. Man erstaunt immer wieder über das Mehr an Leistung, das eine solche Zeit so mühelos aus allen Leuten herauszwingt. Die Heiterkeit und Frische der militärischen Rekonvaleszenten hat auch etwas Tröstliches und Beruhigendes. Man sieht so greifbar die körperliche und seelische Kraft zur Ueberwindung.

Naumann / Was tat Bismarck während des Krieges?

Wir reden heute vom Jahr 1870 und fragen, was damals Bismarck während des Krieges im Hauptquartier tat. Der Zweck aber dieser geschichtlichen Erinnerung ist eine schüchterne Frage an unser Hauptquartier.

Also was tat Bismarck? Wir können ihn ziemlich genau verfolgen, weil neben seinen eigenen Aufzeichnungen die Tagebuchblätter Kaiser Friedrichs, die Memoiren von Busch und viele andere Dokumente vorhanden sind. In den „Gedanken und Erinnerungen" findet sich ein Kapitel mit der Ueberschrift „Die Emser Depesche" und ein anderes langes „Versailles". Die zahlreichen Untertitel der Abschnitte dieses Kapitels beziehen sich auf folgende Gegenstände:

a) Die Notwendigkeit des Zusammenwirkens von Diplomatie und Militär. Auf diesem Gebiet erwarten wir das Kriegsende, um Vergleiche zwischen damals und jetzt anzustellen, halten aber Bismarcks Ausführungen darüber auch jetzt im Kriege für äußerst lesenswert, und zwar nicht bloß für solche Leute, die der Staatsleitung fernstehen.

b) Besorgnisse Bismarcks vor der Einmischung der Neutralen. Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß die entsprechenden Besorgnisse in unserem Hauptquartier beständig vorhanden sind. Es verlohnt sich, wenn man gelegentlich einmal beim Lesen statt Beust den Namen Wilson einsetzt. Bei den Stellen über Italien braucht man gar keine Wortversetzungen vorzunehmen.

c) Einflüsse englischer Frauen. Es scheint, daß dieser Abschnitt heute überschlagen werden kann; Warnung vor unverantwortlichen internationalen Ratgebern bleibt freilich immer angebracht, ebenso vor falschen Drängern und Draufgängern in der Heimat.

d) Die Herstellung des Deutschen Reiches. Hier übergeht Bismarck in den „Gedanken und Erinnerungen" sehr vieles, was wir aus anderen Quellen wissen, und berichtet insbesondere über den Widerstand König Wilhelms I. gegen den inhaltlosen Kaisertitel. Er sollte jetzt einmal sehen, welchen Inhalt er bekommen hat! Sodann berichtet Bismarck über den Brief des Königs von Bayern, den er „mit widerstrebender Tinte" schrieb, und der in Hohenschwangau vom Bayernkönig zu Papier gebracht wurde. Ob es in der Gegenwart ähnliche Briefe geben könnte?? Der Kronprinz hilft schließlich dem Kanzler wie einst 1866 in Nikolsburg, so 1870/71 in Versailles trotz sonstiger Meinungsverschiedenheiten.

Soweit also in kurzen Andeutungen der Inhalt des Kapitals „Versailles". Auch das folgende Kapitel „Culturkampf" beginnt noch mit Verhandlungen, die sich während des Krieges vollzogen: Stellung zu Papst und vati-

Digitized by Google

kanischem Konzil. Die Grundlagen zur inneren Politik der ersten Periode des neuen Reiches werden im Felde gelegt.

Zu diesen Angaben, die aus den „Gedanken und Erinnerungen" stammen, sei aus den anderen Quellen folgendes hinzugetragen:

Am 9. Oktober schreibt der damalige Kronprinz: „Bismarck faßt die Kaiserfrage ins Auge."

Am 16. Oktober schreibt derselbe: „Gespräch mit Bismarck über die deutsche Frage; er will zum Abschluß kommen, entwickelt aber achselzuckend die Schwierigkeiten: was man denn gegen die Süddeutschen tun solle? Ob ich wünsche, daß man ihnen drohe?" . . . Der Kronprinz hat das Gefühl des „Versäumens eines weltgeschichtlichen Momentes".

Am 17. Januar: Der König verbat sich die Zumutung, vom „kaiserlichen Heer" zu hören.

Während nun Bismarck nach der einen Seite hin mit den Fürsten so verhandelte, sorgte er auf der anderen Seite für die Zustimmung der Volksvertretung zu den Verträgen mit den süddeutschen Staaten. Vom 5. bis 9. Dezember berät mitten im Krieg der norddeutsche Reichstag über die Reichsgründung. Am 18. Dezember wird die Kaiserdeputation des norddeutschen Reichstages in Versailles empfangen.

Am 1. Januar 1871, im Krieg, trat die Reichsverfassung in Kraft! Am 18. Januar geschah die Kaiserproklamation. Am 28. Januar kapituliert Paris. Am 10. Mai ist endlich der Friedensschluß in Frankfurt a. M.

* * *

Wozu aber erzählen wir diese alten und meist bekannten Sachen?

Antwort: Wenn Bismarck gewesen wäre, wie andere Leute, dann hätte er während des Krieges aus Gründen sonstiger Ueberarbeit und wegen des Burgfriedens und wegen höfischer Schwierigkeiten, und weil es in Süddeutschland verstimmen könnte, die Reichsgründung nicht angerührt, sondern es durch seine Stellvertreter in Berlin als Weisheit preisen lassen, daß man so schwierige Dinge erst nach dem Frieden in die Hand nehmen dürfe. Ob aber nach dem Kriege, wenn der Spiritus verflogen war, die Sache noch geglückt wäre, das weiß keine menschliche Seele. Da also Bismarck nicht war wie andere Leute, so schuf er das Deutsche Reich im Kriege, mitten im Kriege!

Und was würde Bismarck jetzt mitten im Kriege tun? Wer kann sagen, was er alles tun würde? Eins nur ist sicher: er würde im Kriege den Zusammenhalt mit Oesterreich-Ungarn endgültig ordnen! Das würde er tun! Er würde nicht warten, bis die Karpathen wieder still liegen und die Finanzvorlagen die Gemüter gefangennehmen.

Vielleicht auch würde er die „Neuorientierung der inneren Politik," von der der gegenwärtige Reichskanzler und sein Stellvertreter wiederholt gesprochen haben, nicht so lange hinausschieben, bis man sich gar nicht mehr recht erinnert, welche Freude bei Regierung und deutschen bürgerlichen Parteien herrschte, als Sozialdemokraten, Polen, Deutschdänen, Elsässer in wunderbarer Einmütigkeit in den Krieg zogen. Er würde wohl schnell dem Volke mitteilen, worin die Neuorientierung bestehen soll, damit die Kämpfer wissen, was sie zu erwarten haben.

— Bismarck würde es so machen!

Paul Rohrbach / Ein Gedenktag der Marine

Tirpitz 1865—1915

Wenn zukünftige Beurteiler einmal die Summe der Entwicklung Deutschlands zur See bis zum Weltkrieg ziehen werden, so wird ihr Urteil lauten: die deutsche Marine war Tirpitz' Werk. Es hat nur zweimal im Lauf der Geschichte Marineminister gegeben, die nach dem, was sie für die Flotte seines Landes getan hatten, mit Tirpitz verglichen werden können. Der eine war Jean Baptiste Colbert, der bedeutendste unter den politischen Gehilfen Ludwigs XIV.; der andere war der Athener Themistokles. Themistokles aber war eigentlich mehr der Kaiser und Tirpitz in einer Person, denn von ihm stammte nicht nur die Organisation der athenischen Seemacht, sondern von ihm ging auch der treibende Wille aus, daß Athen eine Flotte haben müsse.

Es ist sehr lehrreich, diese drei großen Beispiele, in denen eine Kriegsmarine ersten Ranges durch bewußte schöpferische Tätigkeit in verhältnismäßig kurzer Zeit geschaffen wurde, miteinander zu vergleichen. Es sind die einzigen, die die beglaubigte Geschichte kennt. Was vom Flottenbau der Römer im ersten punischen Kriege erzählt wird, ist Fabel. Große Rüstungen zur See hat es natürlich oft gegeben, aber sie fanden sonst immer auf Grund einer schon bestehenden Seemacht statt und verfolgten einen unmittelbar kriegerischen Zweck, wie die spanische Armada oder die Flotten-Expeditionen nach dem Orient während der Kreuzzüge. Athen aber nach der Schlacht von Marathon, Frankreich unter Ludwig XIV. und Colbert, Deutschland unter Wilhelm II. und Tirpitz haben es unternommen, eine große Seemacht als Werkzeug einer neuen großen Politik aus verhältnismäßig kleinen Anfängen aufzubauen.

Die Athener verdankten dem Flottenbau ihre Größe, und zwei Menschenalter später ihrer uferlosen Politik, die die Kräfte des Staates nicht in Griechenland zusammenhielt, sondern Krieg gegen Syrakus führte, die Wendung zum Niedergang. Der peloponnesische Krieg war nach der Vernichtung der Expedition nach Sizilien für Athen nicht mehr zu gewinnen. Die Kraft des Staates war zu schwer getroffen.

Colbert war zugleich Finanz-, Marine-, Kolonial- und Handelsminister. Er hatte in der Marinepolitik einen Vorgänger, der dieselben Ziele, wenn auch mit geringerem Nachdruck, verfolgt hat: Richelieu. Sein eigentliches Ziel war die Schöpfung und wirtschaftliche Ausnutzung eines großen Kolonialreiches. Er brachte es dahin, daß gegen Ende des 17. Jahrhunderts die Besitzungen Frankreichs über See die englischen an Umfang weit übertrafen, an Reichtum ihnen im ganzen nicht nachstanden und nirgends geringere Möglichkeiten einer zukünftigen Entwicklung boten. Die Flotte schützte den Handel und die Kolonien und war der englischen an Tonnenzahl, Material und Leistungsfähigkeit ebenbürtig. Trotzdem vergingen nur wenige Jahrzehnte, und England war der überlegene Teil, der es seitdem zu sein nicht aufgehört hat. Die Kriege Ludwigs XIV. zu Lande beanspruchten die Finanzkraft des Staates so sehr, daß nicht gleichzeitig die notwendigen dauernden Aufwendungen für die Flotte gemacht werden konnten. Colbert und hatte keinen Nachfolger, der wie er von der absoluten Geltung des Satzes durchdrungen war: Reichsgewalt ist Seegewalt. Man leerte die Schiffsarsenale, ohne sie wieder zu füllen, man ließ die Lebensdauer der Fahrzeuge zu Ende gehen, ohne Ersatz-

Digitized by Google

schiffe zu bauen, man sparte Geld, weil man es für den Landkrieg brauchte. Die französische Marine hat sich später wieder etwas erholt und ist bis zur Revolution ein Faktor von Bedeutung geblieben, aber sie war einmal die zweite geworden und kam nie wieder an die Stelle der ersten, nicht einmal annähernd an ihre Seite.

Wie Themistokles den bevorstehenden Angriff der persischen Großmacht auf die griechische Welt diesseits des Aegäischen Meeres im großen voraussah, so wird der Kaiser im voraus erkannt haben, daß Deutschland sein Recht auf nationales Wachstum in der für seine Zukunft lebensnotwendigen Richtung sich erst gegen England werde erkämpfen müssen. Die englische Politik hat nichts gegen das Dasein und selbst gegen das Gedeihen von Festlandsstaaten, solange diese nicht den Anspruch auf Seegeltung und einen bedeutenden Ueberseehandel erheben. Sobald das geschieht, kennt England kein Bedenken. Spanien, Holland, Frankreich — sie alle wurden hintereinander zur See bekämpft, ruiniert und mußten vom Platze weichen. Nur geschichtliche Unkenntnis, Gedankenlosigkeit oder blindes Vorurteil sind imstande, zu glauben, daß die Engländer das vierte Mal den Versuch unterlassen hätten, den dreimal so glänzend geglückten Plan zu wiederholen.

So entstand der Gedanke der deutschen Flotte, und als die notwendigste aller Vorbereitungen dazu wurde Helgoland erworben. Flotte und Seegewalt waren aber beim größeren Teil des deutschen Volkes wenig populär. Es wäre anders gewesen, wenn schon Bismarck die Flotte gebraucht hätte. Unter ihm verwalteten aber noch Landoffiziere den Organismus der Seemacht, und die Seemacht selbst war ein wenig bedeutendes Anhängsel unserer Streitkräfte im ganzen. Themistokles überredete die Athener, Geld in den Flottenbau zu stecken, und das Volk glaubte ihm. So entstanden die „hölzernen Mauern". Colbert verfügte im Dienst seines Königs über die Mittel des sogenannten absoluten Staates und brauchte kein Parlament zu fragen, wenn er Schiffe bauen wollte. In Wirklichkeit war die Gewalt des französischen Königtums keineswegs absolut, sondern hatte ihre Grenze an den Steuerprivilegien der oberen Stände. Weil die staatliche Steuerverfassung nicht leistungsfähig genug war, darum versagten die Mittel Ludwigs XIV. für die doppelte Aufgabe, die großen von England geführten Koalitionen zu Lande zu bestehen und gleichzeitig die Flotte zu erhalten. Als Deutschland seine Flotte bekommen sollte, galt es, die Einsicht der Nation und ihrer Vertreter davon zu überzeugen, unsere gegenwärtigen und noch mehr unsere kommenden Interessen in Welthandel und Weltwirtschaft seien groß genug, um weit stärkere Aufwendungen für ihren Schutz zu machen als bisher. Diese Arbeit und außerdem noch den Aufbau der Flotte selbst hat Tirpitz geleistet. Er ist geboren am 19. April 1849 in Küstrin, trat 16jährig als Kadett in die preußische Marine ein — am 24. April 1865 — und wurde am 15. Juni 1897 Marine-Staatssekretär. Zum Gedächtnis des Tages, an dem er vor fünfzig Jahren seine Laufbahn begann, sind eine Fülle von Stimmen laut geworden, die ihm Ehre und Anerkennung zollen. Wir haben versucht, das auch an unserem Teil dadurch zu tun, daß wir sein Werk mit den beiden großen weltgeschichtlichen Analogien verglichen, die es besitzt. Daß es den Meister lobt, hat es bereits gezeigt, und wir vertrauen darauf, daß es das noch mehr tun wird. Es hat den Weltkrieg nicht, wie manche meinen, hervorgerufen, aber als es unternommen wurde, bedeutete es ein Bekenntnis dazu, daß wir bereit seien, uns unsere Zukunft auf dem Meere nicht verriegeln zu lassen. Heute sind unsere Schiffsgeschütze und Unterseeboote an der Arbeit, sie uns zu öffnen. In ihnen sprechen die fünfzig Jahre, die Tirpitz als Lehrling, Geselle und Meister an sich und der deutschen Flotte gearbeitet hat.

J. Hashagen / Polenfrage und äußere Politik

Der innerpolitische Segen des Krieges wird auch der preußischen Polenpolitik zuteil werden. Das darf man schon jetzt als sichere Hoffnung hegen. Besonders die Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses am 9. März bezeichnen, so kurz sie waren und so wenig sie zu einer völligen taktischen Einigung führten, doch bereits eine neue, zukunftsreiche Wendung. Jedenfalls wird die Regierung die Linie, die vom Ansiedlungsgesetze zum Enteignungsgesetze geführt hat, kaum weiter verfolgen. Wahrscheinlich wird sie von dieser Linie abbiegen, und besonders das bislang nur äußerst selten angewandte Enteignungsgesetz dürfte nun auch noch seines papierenen Daseins beraubt werden. Zu dieser grundsätzlichen Einsicht scheinen jetzt auch die Regierung, die Konservativen und die Nationalliberalen gelangt zu sein. Darin nähern sie sich bereits dem Zentrum, der Fortschrittlichen Volkspartei und der Polnischen Fraktion selbst. Worüber gestritten wird, ist nur noch eine taktische Frage. Polen und Sozialdemokraten verlangen Abbau der Polenpolitik noch während des Krieges. Dagegen erheben aber alle übrigen Parteien Bedenken, die Fortschrittliche Volkspartei nicht ausgenommen, indem sie jedem Abbau, überhaupt jeder ernsthaften Erörterung der bisherigen Polenpolitik inter arma widerraten, obschon sie grundsätzlich zu beidem bereit sind.

Der entscheidende Grund für diese weise Zurückhaltung liegt doch wohl in der zwar bekannten, aber nicht immer genügend gewürdigten Tatsache, daß die Polenfrage von jeher eine eminent außerpolitische Frage gewesen ist. Das war schon immer so; am deutlichsten aber wird es während des gegenwärtigen Krieges. Das Schicksal des russischen Zartums Polen und des russischen Westgebietes muß, wie das ebenfalls bei allen früheren Krisen zu beobachten war, auf das Schicksal der preußischen Polen und der preußischen Polenpolitik zurückwirken. Die Zukunft der russischen Polen ist aber gänzlich ungeklärt. Jede Erörterung dieser Zukunft wäre jetzt müßig. Es fehlt aber auch damit einer der wichtigsten Faktoren für einen Rechnungsabschluß in Sachen der zukünftigen Polenpolitik Preußens. Man warte also mit diesem Abschlusse, bis jener große Unbekannte anfängt, sich zu enthüllen.

Auch die bisherige preußische Polenpolitik ist nie nur innerpolitisch, sondern immer auch außerpolitisch bedingt gewesen. Der antipolnische Grundzug, der trotz aller Zickzackwege in der preußischen Polenpolitik doch unverkennbar bleibt, ist nicht nur die natürliche Gegenwirkung gegen die doppelte Gefahr, die einerseits von der polnischen Emigration und von der allpolnischen Propaganda im allgemeinen, sondern auch von den speziellen Polonisierungsfortschritten in den deutschen Ostmarken droht, sondern der antipolnische Grundzug der preußischen Polenpolitik ist auch außerpolitisch bedingt: durch die mehr oder weniger starke Hinneigung zu Rußland, dem Todfeind der Polen. Preußische Polenpolitik und deutsche Russenpolitik, wenn man der Kürze halber diesen Ausdruck gebrauchen darf, erheben sich auf derselben Grundlage, sind Aeußerungen ein und derselben politischen Grundrichtung, bedingen sich aber auch und verstärken sich entsprechend gegenseitig. Die eine ist

Digitized by Google

die Stütze der anderen und zugleich ihre notwendige Begleit- und Folgeerscheinung. Preußische Polenpolitik und deutsche Russenpolitik stehen in ständiger Wechselwirkung. Das ist das herkömmliche Verhältnis, in das sie besonders durch Bismarcks schöpferische Hand gebracht worden sind, von Bismarcks Gegensatz gegen den Klerikalismus hier abgesehen. Caprivi hat es gewagt, mit seiner Versöhnungspolitik gegenüber den Polen und mit seinem Abrücken von Rußland das Bismarcksche Erbe gleichsam zu vergeuden. Wenn man sich darüber aber noch heute so heftig entrüstet, so vergißt man, daß Caprivis Politik auch gegenüber den Polen nicht eine neue Periode eröffnet, sondern nur eine rasch vorübergehende Episode bezeichnet. Hohenlohe und Bethmann Hollweg und am deutlichsten Bülow erneuern mehr oder weniger, wenn auch in kleinerem Maßstabe, die Bismarcksche Polenpolitik, weil sie auch in der äußeren Politik zu Bismarck zurücklenken und sich Besserung der Beziehungen zu Rußland fast immer angelegen sein lassen. Man kann aber das ursächliche Verhältnis auch umkehren und sagen: weil diese Staatsmänner Bismarcks Polenpolitik wieder aufnehmen, wird ihnen die Rückkehr zu Bismarcks Russenpolitik wenigstens erleichtert. Und wenn die deutsch-russischen Beziehungen im neuen Jahrhundert nicht mehr so befriedigend waren wie unter Bismarck, so war daran die Polenpolitik seiner Nachfolger jedenfalls nicht schuld. Wie Deutschland während des russisch-japanischen Krieges strengste und wohlwollendste Neutralität beobachtet, so erst recht während der russischen Revolution. Wo es etwa Partei ergreift, geschieht es höchstens im Interesse der Autorität des Zaren. Keinem preußisch-deutschen Auslandspolitiker ist es jemals eingefallen, polnische Schwierigkeiten Rußlands vermittelst einer milden Polenpolitik in Preußen gegen Rußland auszunutzen. Wenn man Rußland auch nicht braucht, so hat man doch auf Rußland Rücksicht zu nehmen. Daher kann man die russischen Polen in ihrem Kampfe gegen die Russifizierung ebensowenig unterstützen wie die russischen Balten. Und daher müssen auch die preußischen Polen kurzgehalten werden. Wie die preußisch-deutsche Regierung bei allen Polenaufständen durch ihr Verhalten gegenüber den eigenen Polen Rußlands Sieg wesentlich gefördert, teilweise wohl überhaupt erst ermöglicht hat, so besonders 1863, so hat sie auch während der russischen Revolution der Niederwerfung der Polen durch die russische Regierung nichts in den Weg gelegt. Preußen-Deutschland ist gegenüber Rußland immer mit ausgesuchter Loyalität verfahren, nirgends so gewissenhaft wie bei der Behandlung der Polenfrage. Besonders in den kritischen Zeiten schrumpft die preußische Polenpolitik gewissermaßen auf ein Spezialkapitel, einen Spezialfall der deutschen Russenpolitik zusammen. Gewiß bleiben Trübungen, Irrungen, Erlahmungen nicht aus. Aber Loyalität gegenüber Rußland und Energie gegenüber den Polen bleiben verkoppelt.

Die Gegenprobe kann man bei Oesterreich-Ungarn machen. Zu den vielen Streitgegenständen, die sich während des letzten halben Jahrhunderts zwischen Oesterreich-Ungarn und Rußland entwickelt haben, gehört nicht zuletzt der tiefe Gegensatz, der in der Polenpolitik beider Mächte hervortritt. Der russischen Unterdrückungspolitik steht die Versöhnungs- und Begünstigungspolitik der Donaumonarchie gegenüber. Beide haben sich im Laufe der Jahre nun nicht etwa durch Abschwächung einander genähert; sondern sie sind durch Verschärfung zueinander nur immer mehr in Gegensatz geraten. Es läßt sich auch gar nicht verkennen, daß die Polenpolitik allmählich auch zwischen den verbündeten Zentralmächten Unfrieden gestiftet hat. Seit 1879, dem Jahre des Abschlusses des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses, sind zwar zwischen den Bundesgenossen nur wenige schärfere Gegensätze hervorgetreten. Zu diesen gehört aber je länger je mehr die unterschiedliche Behandlung der Polen diesseits und jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle, weshalb es auch niemanden zu überraschen braucht, daß Oesterreich-Ungarns Polenpolitik zeitweise nicht nur in Rußland, sondern auch in Preußen scharf kritisiert wird, und daß sie schließlich Deutschland und Rußland beide durchaus gegen sich hat. Die Begünstigung der Polen durch Oesterreich-Ungarn hat Deutschland und Rußland in der Polenfrage zeitweise durchaus gegen die Donaumonarchie zusammenhalten lassen. Die preußische Polenpolitik andererseits findet ihre schärfsten Kritiker in Krakau und Lemberg. Rußland duldet keine Kritik, denn ihm erscheint die preußische Polenpolitik beinahe wie eine Vorfrucht der eigenen.

Daß die österreichisch-ungarische Polenpolitik, eine Politik der Versöhnlichkeit, Milde und Begünstigung, durch innerpolitische Tatsachen, besonders durch die Immunität der Polen der Monarchie gegenüber dem Panslawismus, vornehmlich veranlaßt worden ist, braucht hier nicht näher gezeigt zu werden. Diese von der russischen (und auch von der preußischen) Polenpolitik so weit abweichende Polenpolitik der Donaumonarchie hätte sich aber nicht so stetig und folgerichtig und zugleich so einseitig und unsozial zu den „Galizischen Methoden" entfalten können, wenn sich Oesterreich-Ungarns Verhältnis zu Rußland in derselben Zeit ähnlich befriedigend gestaltet hätte wie Preußen-Deutschlands Verhältnis zu Rußland. Oesterreich-Ungarn brauchte auf Rußland weniger Rücksicht zu nehmen als das Deutsche Reich, und es hat weniger Rücksicht genommen; darin wird der wichtige äußerpolitische Beweggrund auch der österreichisch-ungarischen Polenpolitik sichtbar.

Eine gleichzeitige, synchronistische Betrachtung der Polenpolitik der deutschen Zentralmächte und ihrer Russenpolitik wäre, bis in alle Einzelheiten verfolgt, historisch und politisch von gleichem Interesse. Nur einiges kann hier noch angedeutet werden. Die neuste Periode in der Geschichte der preußischen Polenpolitik beginnt mit der Annahme des Enteignungsgesetzes im Vorfrühling des Jahres 1908. Rußland hat damals zwar mit England schon seinen Verständigungsvertrag (31. August 1907) abgeschlossen. Aber schärfere Konflikte mit Deutschland liegen noch nicht vor. Die bosnische Annexionskrise, ein erster schwerer Zusammenstoß auch zwischen Rußland und Deutschland, kommt erst im Herbste des Jahres zum Ausbruch. Die erste Anwendung des Enteignungsgesetzes wird am 14. Oktober 1912 angekündigt. Diese und andere Maßregeln werden zwar von der Regierung nur mit Germanisationswünschen begründet. Aber in einen äußerpolitischen Zusammenhang gebracht, erscheinen sie vielleicht auch noch als ein später Nachklang der deutsch-russischen Wiederannäherung von 1910/11, die noch während der ersten Monate des ersten Balkankrieges eine mildernde Wirkung ausübt, bis dann allerdings bereits Anfang 1913 (in der armenischen Frage) der zweite schwere Zusammenstoß zwischen Deutschland und Rußland erfolgt. Wie schon diese Einzelbeispiele zeigen, darf man den Zusammenhang zwischen Polenpolitik und Russenpolitik im einzelnen gewiß nicht pressen. Die Verschärfung der preußischen Polenpolitik seit 1908 ist sogar von einer deutsch-russischen Spannung begleitet. Aber das ändert doch nichts an dem Fortwirken der Bismarckschen Grundlage der preußischen Polenpolitik. Und diese ist russenfreundlich gefärbt.

Die russenfreundliche Voraussetzung der Polenpolitik Bismarcks und weitaus der meisten seiner Nachfolger ist nun aber durch den Krieg zerstört worden. Der notwendige Zusammenhang zwischen Polenfrage und äußerer Politik ist damit völlig verändert worden. Dieser Zusammenhang bleibt natürlich,

Digitized by Google

mag Polen wieder aufgerichtet werden oder nicht, auch in Zukunft bestehen; aber er wird sich jetzt nicht für, sondern gegen Rußland geltend machen.

Auch eine weitere Voraussetzung der bisherigen Polenpolitik existiert nicht mehr: die Anschauung von den hochverräterischen Neigungen eines Teiles auch der preußischen Polen. Schon das lehrreiche Buch Ludwig Bernhards über das polnische Gemeinwesen im preußischen Staate (2. Auflage, 1910) mußte u. a. davon überzeugen, daß jene Neigungen, trotz aller unleugbaren Zusammenhänge mit der Emigration, gerade bei den preußischen Polen in einem jahrzehntelangen, eifrigen und erfolgreichen Arbeitsleben stark verkümmert waren. Auch darin durfte man einen Gegensatz feststellen zwischen den preußischen und den russischen Polen. Bernhards Ergebnisse erhielten dann durch das sachlich höchst interessante, formal freilich völlig verwahrloste Werk George Cleinows über die russischen Polen (mit dem irreführenden Titel: „Die Zukunft Polens", bisher zwei Bände, 1908, 1914) einen wirksamen Hintergrund. Was die Polen auf preußischem Boden geleistet haben, wie sie vorwärtsgekommen sind trotz der angeblich mit russischen Methoden arbeitenden preußischen Polenpolitik, das wurde jetzt erst klar. Der Krieg aber zeigte dann, daß sich die preußischen Polen zum ersten Male mit völliger Loyalität der Regierung und den Militärbehörden zur Verfügung stellten: denn es ging gegen Rußland, den Todfeind der Polen. Es ist selbstverständlich, daß diese Loyalität der Polen die preußische Polenpolitik herabmildern wird.

Auch nach dem Kriege und unter der Voraussetzung einer russischen Niederlage und weiterer Loyalität der Polen bleibt jedoch eine Seite der Polengefahr in vollem Umfange bestehen, ja kann noch beträchtlich verschärft werden. Das ist die Gefahr einer steigenden Polonisierung des ostmärkischen Deutschtums. Dieser Gefahr muß auch in Zukunft entgegengearbeitet werden, wie sich auch das Schicksal des Zartums gestalten möge. Nicht Germanisation, aber lücken- und restlose Erhaltung des Deutschtums sei die Losung. Die praktische Hauptfrage wird dann aber sein, ob die Ansiedlungs- und Enteignungspolitik, die schon in ihren Anfängen von nachweislich falschen Voraussetzungen ausgegangen ist, das richtige Mittel ist, um das eben erwähnte, einzig berechtigte Ziel einer volkstümlichen Polenpolitik der Zukunft zu erreichen. Diese Frage aber wird in Zukunft ganz ohne Rücksicht auf Rußland beantwortet werden können. Die preußischen Polen bleiben bei Preußen, und der fortschreitenden Polonisierung des preußischen Ostens sind auch in Zukunft wirksame Grenzen zu setzen: das wären die Grundlagen der künftigen Polenpolitik des preußischen Staates. Sie werden für eine neue Zeit gelegt werden. Darin wird dann auch die Abhängigkeit von der äußeren Politik zurücktreten. Erst dann wird die Polenfrage ganz allgemein der Lösung näher geführt werden, wenn die äußerpolitischen Rücksichten aus ihrer Behandlung immer mehr verschwinden dürfen. Bis dahin wird freilich noch manch heißer Kampf ausgefochten werden müssen, nicht mit der Feder, sondern mit der Waffe.

R. Kuczynski / Die Kartoffeln im Kriege

Da Deutschland weit mehr Kartoffeln hervorbringt als irgendein anderes Land der Welt, hätte die Verpflegung unserer Bevölkerung mit Kartoffeln auch in Kriegszeiten keinen Anlaß zu Sorgen bieten dürfen. War auch unsere Kartoffelernte diesmal mit 45½ Millionen t erheblich geringer als im Durchschnitt der beiden Vorjahre (52 Millionen t), so blieben doch nach Abzug der für die Aussaat erforderlichen Mengen noch etwa 39 Millionen t übrig, d. h. fast dreimal so viel, wie in Friedenszeiten von den Menschen verzehrt wurden. Allerdings war von vornherein eins klar: selbst wenn man den Kartoffelverbrauch der Industrie (Spiritus, Stärke usw.) von 4—5 Millionen t auf 3 Millionen t und den Verlust durch Verfaulen von 4—5 Millionen t ebenfalls auf 3 Millionen t einschränkte, durfte man keinesfalls wie in den beiden letzten Friedensjahren 22—23 Millionen t verfüttern. Denn einmal blieb ja immer noch gegenüber den Vorjahren ein Fehlbetrag von 3—4 Millionen t; dann aber war die Kartoffel wie kein anderes Landeserzeugnis dazu berufen, die fehlenden ausländischen Nahrungsmittel zu ersetzen; es mußte also dafür Sorge getragen werden, nicht nur den üblichen Jahresbedarf der Bevölkerung von 13—14 Millionen t sicherzustellen, sondern tunlichst 20 Millionen t für diesen Zweck verfügbar zu halten. Dies konnte nur dadurch geschehen, daß die Fütterung von 22—23 Millionen t auf etwa 12 Millionen t eingeschränkt wurde. Leider geschah nun nicht das geringste in dieser Richtung. Im Gegenteil. Statt auf eine Verminderung unseres übermäßig großen Viehstandes hinzuwirken, der ja bei dem Fehlen ausländischer Futtermittel eine frühzeitige Erschöpfung unserer Kartoffelvorräte bringen **mußte**, erschwerte der Bundesrat, in arger Verkennung der zahlenmäßigen Bedeutungslosigkeit der Notverkäufe in den ersten Kriegswochen, die Schlachtungen, indem er am 11. September für drei Monate das Schlachten von Kälbern unter 75 kg und von weiblichen Rindern bis zu 7 Jahren verbot und die Landeszentralbehörden ermächtigte, auch für die Schlachtung von Schweinen Beschränkungen anzuordnen. Von dieser Ermächtigung machte eine Reihe von Bundesstaaten Gebrauch, indem sie das Schlachten von Schweinen unter 60 kg für drei Monate verboten. Das Ergebnis war, daß am 1. Dezember mehr Schweine vorhanden waren als am 1. Juni und mehr Rinder als überhaupt je zuvor.

Womit sollte nun dieser ungeheure Viehstand gefüttert werden, da doch eine von niemand bezweifelte Futterknappheit bestand? Der Bescheid der Regierung lautete: mit Kartoffeln. Am 10. September erließ der preußische Landwirtschaftsminister einen „Aufruf zur Kartoffelverwertung in Deutschland", in dem er erklärte: „Den wirksamsten Rückhalt für die Viehfütterung bildet die beginnende Kartoffelernte . . . Die volle Ausnutzung dieser unserer wichtigsten Futterhilfsquelle ist das nächste wirtschaftliche Gebot." Am 15. Oktober, also nach Hereinbringung der nicht sehr großen Ernte erließ er ein weiteres Rundschreiben, worin er forderte, daß als Ersatz für die 6 Millionen t ausländischer Kraftfuttermittel „namentlich die Kartoffeln in jeder Form, gedämpft, getrocknet usw. so stark wie möglich herangezogen werden". Im selben Sinne wirkte die Festsetzung sehr niedriger Höchstpreise für Kartoffeln: vom 28. November ab durften die Produzenten keine Speisekartoffeln zu mehr als 2,50—3,05 M. den Zentner (abgestuft nach Landesteilen und Sorten) verkaufen.

Erst als ihm das ungünstige Ergebnis der Bestandsaufnahme von Brotgetreide vom 1. Dezember bekanntgeworden war, erklärte der preußische Landwirtschaftsminister in einem „Mahnruf" (am 9. Januar): „Die Hoffnung, in erhöhtem Maße Kartoffeln als Viehfutter verwenden zu können, hat sich nicht in der erwarteten Weise verwirklicht, denn die Kartoffeln werden zum Ausgleich des Fehlbetrages an Brotgetreide und an anderen, früher aus dem Auslande eingeführten Nahrungsmitteln in größerem Umfange als bisher zur Ernährung der Menschen gebraucht."

Digitized by Google

Wieso durfte man irgendwann hoffen, daß in erhöhtem Maße Kartoffeln als Viehfutter verwendet werden könnten, da man doch von vornherein wußte, daß die Kartoffelernte schlechter ausfallen würde als in den Vorjahren? Und wenn man am 9. Januar erkannt hatte, daß die Kartoffeln in größerem Umfange als bisher zur Ernährung der Menschen gebraucht würden, warum hat man nichts getan, um die erforderlichen Mengen für diesen Zweck sicherzustellen?

Denn was ist inzwischen geschehen? Durch Bundesratsverordnung vom 25. Januar wurden die Gemeinden zu einem stärkeren Ankauf von Schweinen verpflichtet. Der Erfolg war, daß die Schweinepreise bald auf das Doppelte ihres Standes vor Ausbruch des Krieges stiegen, und daß die Verfütterung von Kartoffeln immer lohnender wurde (vgl. „Die Verminderung unseres Schweinebestandes" in „Die Hilfe" Nr. 10 vom 11. März und „Schweinepreise" in „Kriegskost" Nr. 19 vom 23. April. Herausgeber: Eltzbacher u. a.). Die Erhöhung der Höchstpreise für Speisekartoffeln um 1,75 M. für den Zentner, wie sie am 15. Februar vorgenommen wurde, konnte daran auch nichts ändern, denn Gerste und Mais waren inzwischen noch mehr im Preise gestiegen. Die Verfütterung von Hafer aber war seit dem 26. Januar an andere Tiere als Pferde verboten, und am 16. Februar wurden die gesamten Hafervorräte für das Reich beschlagnahmt. Diese waren jedoch inzwischen so gelichtet, daß vom 1. März ab nur mehr 3 Pfund täglich für jedes Zivilpferd ausgegeben wurden. Die Folge davon war, daß in wachsendem Maße auch an Pferde Kartoffeln verfüttert wurden; in dem „Fuhrhalter", dem Organe des Verbandes deutscher Lohnfuhr-Unternehmer, vom 25. Februar wurden Tagesrationen bis zu 10 kg Kartoffeln und mehr empfohlen. Der Zustand war nunmehr der: die Menschen, die in Friedenszeiten durchschnittlich täglich 550 g gegessen hatten, verzehrten trotz der hohen Kleinhandelspreise für Kartoffeln mehr als sonst, da sie allein in dem Brote etwa 75 g zu sich nahmen und überdies in den Kartoffeln immerhin noch einen verhältnismäßig billigen Ersatz für das ihnen durch die Brotkarte zwangsweise entzogene Brot fanden; die Schweine, die in Friedenszeiten (nach Behrendt) durchschnittlich täglich 2½ kg fraßen, verbrauchten ebenfalls mehr als sonst, da Gerste und Mais, aber auch andere Futtermittel, nahezu gänzlich fehlten; die Rinder und Pferde endlich, die in Friedenszeiten nur ganz geringe Mengen von Kartoffeln gefressen hatten, verbrauchten ungleich mehr als sonst, da das ausländische Kraftfutter ausgeblieben und der Hafer knapp war. Kein Wunder, daß die unparteiischen Sachverständigen darüber einig waren, daß von den 33 Millionen t, die ursprünglich für menschliche Ernährung und Viehfütterung zur Verfügung standen, bis Mitte März, d. h. 5½ Monate nach Einbringung der Ernte, bereits ⅔ aufgebraucht seien. Aber trotzdem alle Nationalökonomen und Physiologen, die sich überhaupt zu der Frage äußerten, seit Monaten auf die drohende Gefahr einer frühzeitigen Erschöpfung unserer Kartoffelvorräte hinwiesen, trotzdem die öffentliche Meinung seit Wochen die Beschlagnahme der Kartoffeln forderte, trotzdem der Kaiser am 22. Februar erklärt hatte, es dürften keine Kartoffeln mehr an das Vieh verfüttert werden, trotzdem der Reichstag einstimmig die Sicherstellung der für die menschliche Ernährung erforderlichen Kartoffeln verlangt hatte, bewahrte die Regierung den Schweinebesitzern unerschütterliche Treue. Und diejenigen, die gefürchtet hatten, daß die Bestandsaufnahme vom 15. März im wesentlichen erfolgte, um gegenüber den unbequemen Mahnern Zeit zu gewinnen, sollten nur gar zu sehr recht behalten. Denn obgleich die Ergebnisse der Aufnahme noch hinter den ungünstigsten Schätzungen zurückblieben, änderte die Regierung ihre Politik nicht. Das einzige, was sie unternahm, war ein Versuch, 2 Millionen t Kartoffeln freihändig anzukaufen. Dieser Versuch aber mußte scheitern, weil die Regierung außer den Höchstpreisen noch eine Gebühr für Aufbewahrung, Behandlung und Risiko gewährte, die je nach dem Abnahmetermin bis zu 4 M. für den Zentner betrug, und die Landwirte infolgedessen damit rechneten, daß die Höchstpreise für den Produzenten auf jeden Fall entsprechend diesen ungeheuren Zuschlägen erhöht würden. Tatsächlich gelang es denn auch den Beauftragten der Regierung nur, 200 000 t zu erwerben, d. h. so viel wie die deutsche Bevölkerung in 5—6 Tagen verzehrt. Inzwischen waren seit der Bestandsaufnahme vier weitere Wochen ins Land gegangen, und in jeder Woche war wiederum etwa 1 Million t verbraucht worden. Es waren jetzt nur noch genug Kartoffeln da, um bei sofortiger allgemeiner Beschlagnahme den Menschen, die schon auf ⅐ ihrer üblichen Mehlration gestellt waren, wenigstens ihren üblichen Kartoffelverzehr bis zur nächsten Ernte zu sichern. Das von dem preußischen Landwirtschaftsminister am 9. Januar anerkannte Bedürfnis, mehr Kartoffeln als sonst zu essen, konnte nicht mehr befriedigt werden. Aber noch immer vermochte die Regierung nicht sich zu einer ganzen Maßnahme zu entschließen, und auch die neue Bundesratsverordnung vom 12. April brachte nur, wie die „Soziale Praxis" treffend sagte, „eine Viertelsbeschlagnahme mit Samthandschuhen zu Trostpreisen". Zu diesem Zwecke wurde eine „Reichsstelle für Kartoffelversorgung" gebildet. Diese bestimmt, welche Kartoffelmengen aus einem Kommunalverband an die Reichsstelle oder andere Kommunalverbände abzugeben sind. Kommunalverbände, aus denen hiernach Kartoffeln abzugeben sind, haben die Mengen, die sie nicht freihändig ankaufen können, sicherzustellen. Auch die Reichsstelle kann Kartoffelmengen sicherstellen. Die Beschlagnahme darf sich jedoch bei den Landwirten nicht auf die Vorräte erstrecken, die zur Fortführung ihrer Wirtschaft erforderlich sind. Ueberhaupt sollen die Kartoffeln, wenn irgend möglich, freihändig erworben werden. Beim Ankauf vom Produzenten sind außer den Höchstpreisen noch Zuschläge für Aufbewahrung, geeignete Behandlung, Schwund und Risiko zu bewilligen, die je nach dem Abnahmetermin bis zu 4 M. für den Zentner betragen. Beim Weiterverkauf an Minderbemittelte erstattet das Reich den Kommunalverbänden die Zuschläge, und der Käufer hat nur den gesetzlichen Höchstpreis plus Fracht plus Spesen der Verteilung zu zahlen.

Das, worauf es allein ankam, war also nicht geschehen. Nach wie vor durften beliebig Kartoffeln verfüttert werden. Eine Sicherstellung der für den Menschen unentbehrlichen Kartoffelmengen war nicht erfolgt. Es nutzte denn auch wenig, daß der „Lokal-Anzeiger" schon am 13. abends verkündete, die neue Bundesratsverordnung habe „in sachverständigen Kreisen angenehm berührt". Die absichtliche Verwechselung von „Interessenten" und „Sachverständigen", die der letzte Grund für so manche verfehlte wirtschaftliche Maßnahme im Kriege gewesen ist, verfing diesmal nicht. Vielmehr erhob sich ein Sturm der Entrüstung fast in der gesamten Presse. Zugleich wurde die Zurückhaltung von Kartoffeln als unmittelbare Wirkung der neuen Verordnung durch zahlreiche Beispiele belegt. Als Antwort auf diese Angriffe erschienen dann am 19. abends bzw. am 20. morgens beruhigende Artikel, die sämtlich aus der gleichen Quelle stammten und teils ohne Ursprungsangabe, teils als Mitteilungen von „unterrichteter", „zu-

Digitized by Google

ständiger" oder „maßgebender" Seite veröffentlicht wurden. Da hieß es z. B. in der „Vossischen Zeitung" vom 19. abends:

„Als Durchschnitt ist für jeden Kopf eine Menge von ¾ bis 1 Pfund zu rechnen . . . Es mag erwähnt sein, daß die Reichsstelle bisher 2 Millionen t auf Ueberschußkreise umgelegt hat. Bei einer Umfrage des Reichsverbandes der Städte meldeten die Städte über 100 000 Einwohner ihren Gesamtbedarf mit 285 000 t an. Als der Reichsverband dann aufgefordert wurde, auch die Städte von 25 000 bis 100 000 Einwohner in diese Statistik miteinzuschließen, stellt sich merkwürdigerweise heraus, daß der Gesamtbedarf jetzt viel niedriger, nämlich nur mit 290 000 Tonnen angegeben wurde. Das erklärt sich daraus, daß es den Städten inzwischen gelungen war, sich selbst weitere Mengen Kartoffeln zu sichern. Zugleich ergibt sich aus dieser Gegenüberstellung, daß nach Versicherung von maßgebender Seite kein Grund zu einer Besorgnis vorliegt und wir uns um eine wirkliche Kartoffelnot nicht zu bangen brauchen."

Am 20. morgens zitierte die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", die der „maßgebenden Seite" wohl nicht fernstand, diese Ausführungen nach der „Vossischen Zeitung". Der „Berliner Lokal-Anzeiger" veröffentlichte gleichzeitig eine andere Fassung desselben Artikels, in der es hieß:

„(Die Reichsstelle hat) bereits etwa 200 000 t erstanden . . . Umgelegt hat sie auf die Kommunalverbände 2 Millionen t. Wieviel sie tatsächlich in Anspruch nehmen wird, ist aber sehr ungewiß. Vom Reichsverband der Städte wurde zuerst der Bedarf der Gemeinden über 100 000 Einwohner auf 385 000 t angegeben, später aber der Bedarf für diese und die Gemeinden bis zu 25 000 Einwohnern herab nur auf 290 000 t. Man muß also annehmen, daß inzwischen eine sehr erhebliche Eindeckung stattgefunden hat.

Nach allen Erfahrungen ist eine wirkliche Kartoffelnot nicht zu befürchten, wenn auch vielleicht hier und da Löcher in der Versorgung entstehen werden. Es kommt dabei noch in Betracht, daß die Vorräte in Wahrheit wesentlich größer sind, als sie nach der Bestandsaufnahme vom 15. März erscheinen. Damals waren die Mieten zum größten Teil noch geschlossen, und wir haben eine sehr gute Ueberwinterung gehabt."

Am selben Morgen veröffentlichte der „Berliner Börsen-Courier" den letzten Absatz wörtlich wie der „Lokal-Anzeiger"; nur hieß es hier nicht „nach allen Erfahrungen", sondern „nach Ansicht der Regierung".

Etwas weiter ging schon der am selben Morgen im „Vorwärts" abgedruckte Artikel, der übrigens den ursprünglich für die Großstädte ermittelten Bedarf nicht wie die „Vossische Zeitung" und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" auf 285 000 t und auch nicht wie der „Lokal-Anzeiger" auf 385 000 t, sondern auf 335 000 t angibt. Im „Vorwärts" hieß es u. a.:

„Die Reichsstelle habe bisher 2 Millionen t vermittelt . . . Ferner sind an Bedarf auf jeden Kopf der Bevölkerung 65 kg bis Ende August gerechnet worden . . . Bleibt noch die Frage der Viehversorgung. Hier nimmt man an, daß die Statistik vom 15. März vermutlich nicht erschöpfend sei. Es dürfe angenommen werden, daß die Kartoffeln auch für die Viehversorgung ausreichten."

Noch zuversichtlicher war die Fassung in der „Post" vom 19. abends:

„Wie wir von zuständiger Seite erfahren, ist die Kartoffelversorgung für das Deutsche Reich gesichert. Die ländlichen Gemeinden sind mit Vorräten reichlich eingedeckt, eine Schwierigkeit bestände nur für die größeren Städte. Zum Teil aber haben auch sie sich bereits mit genügend Vorräten versehen, zum Teil wird der Rest der ihnen nötigen Vorräte in kurzer Zeit beschafft werden können . . . Für die Versorgung der größeren Städte mit genügend Vorräten wird keinerlei Schwierigkeit entstehen. Denn für die größeren Zentren würde nach den neuesten Ermittelungen allein die Provinz Posen beinahe den doppelten Bedarf aufbringen können . . . Die Reichsstelle verfügt im ganzen etwa über 2 Millionen t Kartoffeln, eine Menge, mit der wir sicherlich auskommen werden, nicht nur die Menschen, sondern wahrscheinlich wird auch ein großer Teil für die Fütterung des Viehs übrigbleiben."

Am stolzesten klang der Artikel in der „Deutschen Tageszeitung" vom 20. morgens, wo er mit den Worten schloß:

„Angesichts mancher entgegengesetzten Aeußerungen, namentlich aus wissenschaftlichen Kreisen, auf die wir in vereinzelten Fällen auch hinweisen mußten, könnten wir versucht sein, einen näheren Vergleich zwischen solchen Aeußerungen und den jetzt festgestellten Tatsachen zu ziehen; in diesem Zusammenhange möchten wir uns mit dem Hinweise begnügen, daß auch in dieser Frage die führenden Männer der deutschen Landwirtschaft durchaus recht behalten haben."

Darauf ist zu erwidern:

1. Die Umfrage an die Städte war aus naheliegenden Gründen wie die meisten derartigen Umfragen ein Fehlschlag. Wenn sich herausgestellt hat, daß die Städte mit über 25 000 Einwohnern, die unter Zugrundelegung eines durchschnittlichen Bedarfs von nur 65 kg für die Minderbemittelten ohne Vorräte etwa 1 300 000 t benötigen, nur 290 000 t angefordert haben, so wäre es besser gewesen, diese Zahl nicht zu veröffentlichen. Oder gibt es einen Menschen mit fünf Sinnen, der da glaubt, diese Städte hätten sich mit 1 000 000 t, d. h. mit 20 Millionen Zentnern eingedeckt?

2. Die Reichsstelle hat nicht 2 Millionen t vermittelt. Sie verfügt auch nicht über 2 Millionen t, sondern sie hat 2 Millionen t auf die Ueberschußkreise umgelegt. Mit welchem Erfolg, bleibt abzuwarten. Mit den 2 Millionen t wäre unter Zugrundelegung eines durchschnittlichen Bedarfs von nur 65 kg der Bedarf von nur 31 Millionen Menschen gedeckt. Dabei wären die Verluste durch Verderb noch nicht einmal berücksichtigt. Es ist also ein Unsinn, zu behaupten, mit den 2 Millionen t würden wir sicherlich nicht nur für die Menschen auskommen, sondern es werde wahrscheinlich auch ein großer Teil für die Fütterung des Viehs übrigbleiben.

Man verliere also keine kostbare Zeit mit der Lancierung von untauglichen Beruhigungsartikeln, sondern man handele endlich. Heute haben wir vielleicht noch genügend Kartoffeln, um die sehr kärglich bemessene Ration von 65 kg auf den Kopf sicherzustellen. Es ist traurig genug, daß wir uns damit abfinden müssen, daß die Bevölkerung in den kommenden Monaten nicht nur viel weniger Brot, sondern auch weniger Kartoffeln zu essen haben wird als früher. Man verschlimmere nicht das Uebel durch weitere Verzögerung, sondern verfüge die sofortige allgemeine Beschlagnahme!

Erich Schairer / Reichsschatz und Volk

Der Reichsschatzsekretär Helfferich hat in seiner Reichstagsrede vom 10. März über die erste deutsche Kriegsanleihe vom September vorigen Jahres gesagt, daß sie ein „Erfolg von ungeahnten Dimensionen" gewesen sei, und daß der Ertrag von 4½ Milliarden alle bisher dagewesenen Finanzoperationen einschließlich der französischen Kriegsentschädigung von 1870 in den Schatten stelle. Der Appell zugunsten der zweiten Kriegsanleihe, den er im Anschluß daran an das deutsche Kapital und die deutschen Sparer gerichtet hat, ist kein vergeblicher oder vielleicht nicht einmal nötig gewesen: mit über 9 Milliarden hat ihr Ergebnis dasjenige der ersten noch einmal verdoppelt. Dabei ist als wesentlich zu vermerken, daß die Zahl der Zeichnungen im Vergleich zur ersten noch in höherem Maße gestiegen ist, als die gezeich-

Digitized by Google

nete Gesamtsumme, und ferner, daß darunter die Zeichnungen bis zu 5000 Mark in ihrer Anzahl fast ebenso stark und ihrem Ergebnis bei weitem stärker zugenommen haben, als diejenigen über 5000 Mark:

	Anzahl		Betrag in Millionen M.	
Zeichnungen unter 5000 M.	2 474 679	(1 083 650)	3016	(1313)
Relative Steigerung	228,4	(100)	229,7	(100)
Zeichnungen über 5000 M.	216 381	(93 585)	6044	(3147)
Relative Steigerung	231,2	(100)	192,1	(100)
Gesamtzeichnungen	2 691 060	(1 177 235)	9060	(4460)
Relative Steigerung	228,6	(100)	203,1	(100)

Neben den Eindruck der über alles Dagewesene gewaltigen Finanzoperation tritt also der ebenso mächtige und vielleicht bedeutungsvollere von ihrer Volkstümlichkeit. Nur der neunte Teil der 9 Milliarden entfällt auf die in der Presse vorher so ausführlich behandelten Millionenzeichnungen. Eine deutsche Zeitung hat im Hinblick darauf die Zeichnung der letzten Kriegsanleihe eine der stärksten Volksbewegungen genannt, die Deutschland seit Jahrzehnten erlebt habe. Und es ist gewiß berechtigt, wenn dieselbe Zeitung die Vermutung ausspricht, daß die so angeknüpfte Verbindung zwischen der Reichskasse und dem Heer der Sparer über den Friedensschluß hinaus erhalten bleiben werde. Die kleinen Leute sehen in der Reichsanleihe gewiß kein Spekulationsobjekt, sondern eine dauernde sichere Kapitalsanlage, die man so gut behält und bewahrt, wie den talergefüllten Strumpf einer entschwindenden Epoche. Und das Riesenfinanzgeschäft der Regierung erfüllt nebenbei die nicht ganz unwichtige geschichtliche Mission, die Bahn gebrochen, den Anstoß gegeben zu haben zur Mobilisierung eben dieses Strumpfkapitals, wenn wir es so nennen dürfen, der Spargelder, die tot daliegen oder zum mindesten so angelegt sind, daß der wirtschaftliche Kreislauf keine Nahrung aus ihnen zu ziehen vermag. Die Kraft aber, die alle diese trägen Kapitalien hereinreißen konnte ins große Geschehen, ist das durch den Krieg mächtig gewachsene Vertrauen auf den Staat, das neu erstandene Staatsempfinden, das mit einemmal tausend enge Horizonte erhellt und ausgeweitet hat.

Zur Begründung dieser Vermutung wird man einen geschichtlichen Präzedenzfall heranziehen dürfen, nämlich eben die französische Anleihe von 1871 zur Aufbringung der Kriegsentschädigung an Deutschland. Von diesem Zeitpunkt an erwuchs die bekannte Neigung der Franzosen, ihr Spargeld in Staatspapieren anzulegen, die sie zum „Rentnervolk" hat werden lassen. Und es tauchen auch bereits Stimmen auf, die auf die Gefahren hinweisen, wie sie eine solche Entwicklung nach dem französischen Vorgang mit sich bringen könnte: daß der Industrie in ihrer Folge die Säfte zum Teil entzogen werden würden, denen seither in Deutschland ihr Aufschwung und ihre Blüte zu verdanken war. Damit wäre für den Staat — siehe Frankreich — nichts gewonnen; er würde wie jene Henne statt der goldenen Eier überhaupt keine mehr legen.

Aber gerade das, was wir oben die Volkstümlichkeit der neuen Reichsanleihe genannt haben, ist dazu geeignet, derartige Befürchtungen als überflüssig erscheinen zu lassen. Die großen Einzelkapitalien und vor allem Bankkapitalien werden sich nach dem Ende des Krieges wieder ganz von selber dem industriellen Markte zukehren, der sie vorher absorbiert hat und während der abnormen Verhältnisse besonders in den ersten Kriegsmonaten naturgemäß weniger aufnahmefähig gewesen ist. Einen Fingerzeig in dieser Richtung liefert die im Verhältnis zum Gesamtergebnis geringer gewordene Leistung der großen Zeichner bei der zweiten Anleihe, wie sie aus den oben angeführten Ziffern ersichtlich ist: sie zeigen uns, daß im März 1915 die im Herbst 1914 noch ziemlich erschütterte deutsche Volkswirtschaft schon weit mehr ins Gleichgewicht gekommen war, so daß ein entsprechender Teil des Großkapitals wieder den Weg in die Industrie gefunden hatte. In Frankreich, das darf man nicht vergessen, gab es eben nach 1870 auch keine vorwärtsdrängende Industrie, die eine starke Anziehung auf das private Kapital hätte ausüben können; die heutige deutsche Industrie aber ist so gefestigt und gut fundiert, daß sie auch auf dem Kapitalmarkt den Stoß dieses Krieges wird aushalten können, ohne an Kredit einzubüßen. Auf der anderen Seite wird das kleine Kapital, dessen stärkere Beteiligung an der zweiten Anleihe uns den Anlaß zu diesen Betrachtungen gegeben hat, kaum in nennenswertem Umfang der Investierung in industriellen Werten entzogen werden — auch später nicht. Die Industrie trägt zum Teil selber die Schuld, wenn es seither für sie nicht sehr in Betracht gekommen ist, und es wäre sogar denkbar, daß zugunsten der „kleinen Aktie", nach der man früher oft schon gerufen hat, aus dem Bild der Zeichnung zur ersten und zweiten Kriegsanleihe aufmunternde Schlüsse gezogen würden. Aber auch dann, wenn durch Schaffung von kleinen Aktien dem Sparer Gelegenheit gegeben würde, sein Geld in der Industrie arbeiten zu lassen, würde er infolge der Psychologie seiner Spartätigkeit wohl meistens die risikolosere Anlage des Staatspapiers vorziehen.

Uebrigens ist eine Möglichkeit denkbar und scheint sich eine gewisse Aussicht zu eröffnen, wie die Spargelder des kleinen Mannes, die in deutschen Staatspapieren angelegt sind und fernerhin angelegt werden dürften, auf einem Umweg doch auch der Industrie und ihrem weiteren Aufschwung zu Nutzen des gesamten Volkes dienstbar werden können. Dann nämlich, wenn die Ansätze zur staatlichen Selbstwirtschaft, wie sie in der hohen Temperatur des Weltkriegs so rasch und üppig aufgekeimt sind, auch in der kühleren und zugigeren Atmosphäre der kommenden Friedenszeit erhalten bleiben und weitertreiben sollten.

A. Lien / Französisches Kriegstagebuch

Fortsetzung

Geographie

Szene: ein Mannschaftsquartier auf der Etappenstraße, während der letzten Septembertage. Ein großer Schuppen, der zugleich Klubraum, Restauration, Gesellschaftszimmer des ... ten Artillerieregiments ist. Ich warte auf einen meiner Freunde, der zur „Patatenfron" abkommandiert ist, d. h. er muß Kartoffeln schälen, und ich vertreibe mir die Zeit mit dem Genuß der sinnreichen Zaubermärchen der „Daily Mail". Die Mannschaften sind von den Erfolgen der letzten Tage ein wenig berauscht: Paris befreit, der Feind weicht nach Osten aus, und so erörtern sie voll heißen Eifers den künftigen Fortschritt der Operationen. Ein Feldwebel demonstriert auf einer eiligst skizzierten Karte den Weg:

„Die Russen schreiten nicht schnell voran, aber wenn sie nur fortfahren, in Ostpreußen vorzurücken, während wir in Westpreußen vordringen, und so beiderseits den Feind vor uns hertreiben, dann ist uns der Sieg sicher."

Digitized by Google

Die Logik ist so unwiderleglich, daß ich ganz verblüfft die Zeitung fallen lasse, in die ich versunken war, und mich dem improvisierten Generalstab zugeselle. Der Feldwebel zeigt mir strahlend seine Karte: „Hab' ich nicht recht, gnädige Frau?" „Sicherlich, wenn Sie erst in Westpreußen vorrücken, . . . aber wie wollen Sie denn dahin kommen?" „Aber gnädige Frau, da sind wir doch sofort, sowie wir den Elsaß genommen haben."

Die Sache wird mir immer schleierhafter, bis mir endlich die Erläuterung dieser Gesellschaft von Feldhauptleuten klarmacht, daß Westpreußen für sie — das westliche Preußen bedeutet, so etwa von Aachen an.

Es hat mich gute 20 Minuten gekostet, um sie davon zu überzeugen, daß aus Gründen, die sie niemals verstehen würden, Westpreußen vorläufig immer noch eine Provinz im äußersten Osten des Reiches ist. Und zuletzt sprach ein betrübter Sergeant die Moral der Geschichte aus: „Und dabei hat man uns immerzu im Gymnasium eingepaukt, daß die Logik ein deutsches Monopol ist."

Achtung, Unterseeboote!

Aus den brandenden Wogen der See steigen steil, in einem einzigen, fast überhangenden Schuß von 100—130 Metern die Klippen auf. Auf ihrer höchsten Krümmung läuft der Schmugglerpfad, und es braucht schon einen schwindelfreien Kopf und einen sicheren Fuß, um ihn zu beschreiten. Der höchste Punkt, eine Art Bergnase, ist mein Lieblingsplätzchen; von hier aus erschließt sich das prachtvolle Rundbild der normannischen Küste. Landwärts, ein wenig tiefer, befindet sich am Abhang eine Art von flacher Schlucht, ein natürlicher Graben, in dem man zwar in voller Sicherheit sitzt, aber nur unter vollem Verzicht auf besagtes Panorama.

Eines Tages sause ich den Schmugglerpfad entlang, um auf jenem Felsenhorst mein Buch zu lesen Das Wetter ist herrlich, obgleich der Kalender November anzeigt. Ich bin eben angelangt, da läßt sich zu meinem tiefsten Erstaunen dicht bei mir eine erschrockene Stimme vernehmen: „Gnädige Frau, he, gnädige Frau." Ich schaue mich um, nichts zu entdecken! Aber wieder ertönt die Stimme aus allernächster Nähe: „Gnädige Frau, Sie dürfen sich hier nicht aufhalten, es ist verboten." Ich kann immer noch niemanden entdecken, aber plötzlich bemerke ich, ganz nahebei, eine Stufe tiefer, ein Seitengewehr. Jeder Versuch eines Widerspruches wäre Tollheit; kein Mensch kann wissen, wie weit ein Landwehrmann gehen wird, wenn sich in seinem Busen das allgemeinepatriotische Pflichtgefühl mit dem speziellen Dienstauftrag vermählt, mag seine innerste Natur noch so friedlich sein. Und so nähere ich mich folgsam dem Bajonette, das, wie ich es vermutet hatte, auf dem Lauf eines einigermaßen altmodischen Gewehrs aufgepflanzt ist. Ein tapferer Pioupiou hält es in seiner Hand, der bei aller seiner Tapferkeit es doch vorgezogen hat, sich in der oben beschriebenen Schlucht niederzulassen. Und es entspinnt sich folgendes Zwiegespräch: „Warum ist es denn auf einmal verboten, sich hier aufzuhalten? Ich bin doch alle Tage hier." — „Wegen der deutschen Unterseeboote!" — — „?? . . ."

In Parenthese: ich wäre gar zu neugierig zu erfahren, was sich mein braver Landstürmer unter einem Unterseeboote vorstellt. Ich möchte wetten, er hält es für irgendein deutsches und folglich bösartiges Seeungeheuer, das unter Umständen auch ans Land steigt, so eine Art Kreuzung zwischen einem Riesen-Haifisch und einem bengalischen Tiger. Jedenfalls, so durchdrungen von Bewunderung ich für die seemännischen Heldentaten meiner Landsleute bin, hier oben, 120 Meter über dem Meere, scheint mir sogar unser U 21 nicht besonders gefährlich. Ich beschwichtige meinen Landsturmmann:

„Haben Sie keine Angst, ich tue den Unterseebooten nichts. Aber . . . was bewachen Sie denn eigentlich hier?"

Gravitätisch kommt die Antwort: „Das Meer! Ich muß aufpassen, ob Deutsche kommen." — „Hier aus der Schlucht? Die ganze deutsche Flotte könnte vorüberdampfen, und Sie würden keinen blauen Dunst sehen. Wenn Sie die hohe See beobachten wollen, dann müssen Sie hier auf den Schmugglersteig heraufkommen." — „Maria und Josef! Ich soll da herumkraxeln? Mir wird schon schlecht, wenn ich Sie bloß da rumhopsen sehe!"

Was soll man darauf erwidern? Die Örtlichkeit steht in der Tat in bösem Geruch, wenn sie auch für Eingeborene ungefährlich ist. Aber die Schildwache stammt aus dem inneren Frankreich und ist nicht schwindelfrei. Im übrigen aber ist er von wohlwollender Gemütsart und erlaubt mir gnädigst, mich mit meinem Buch auf meinen Steinsessel niederzulassen, unter der Bedingung: ich muß ihm mitteilen, wenn ich Unterseeboote sehe; er erwartet mindestens eine ganze Flottille. Na, das konnte ich ja mit vollster Gewissensberuhigung versprechen, denn aus dieser Entfernung ist es positiv unmöglich, das Periskop zu unterscheiden.

Bei alledem — nehmen wir an, ein Unterseeboot hätte in diesem Augenblick eines der Fahrzeuge in die Luft gesprengt, die auf der hohen See vorüberfuhren — — dann frage ich mich immer noch, was wir beide hätten anfangen können, um es zu verhindern, meine Schildwache und ich. —

Marseille—Berlin.

1 Uhr morgens. Der Zug hält plötzlich im freien Felde und hält und hält, als wollte er niemals weiterfahren. Der Ort muß besondere Reize haben, denn auch auf dem anderen Gleise bleibt ein entgegenkommender Zug stehen. Ich habe mich in meine Ecke eingekuschelt und habe, vertieft in mein Buch, nicht aufgeschaut. Plötzlich ertönt ganz nahe bei mir eine junge Stimme mit dem abscheulichen Akzent des „cockney" (gebürtiger Londoner der niederen Klasse): „Hallo, gnädige Frau, Sie haben es wahrhaftig gemütlich!" Ich lasse das Fenster herab und sehe vor mir etwa ein Dutzend englischer Soldaten, die offenbar in prächtigster Laune sind; es ist ein Militärzug, der nach Norden geht. Wir plaudern in ihrer Muttersprache: „Kommt ihr von X?" (Ein Hafen am Kanal.)

Große Entrüstung. „Aber ich bitte sehr! Wir sind doch keine Kitcheners! Wie können Sie das von uns denken?"

Ich entschuldige mich lachend. Einer der ältesten Soldaten nickt Billigung: „Wahrhaftig, für so was muß man sich entschuldigen."

Sie möchten gerne wissen, ob sie über Paris fahren werden, sie möchten gar zu gern Paris sehen. Aber ich muß ihre Träume zerstören. „Habt keine Bange, diesmal kommt ihr nicht nach Paris. Ihr solltet schon lange in Berlin sein. Die Berliner erwarten euch schmerzlich."

Ihre Enttäuschung ist so groß, daß sie mir den Spott nicht einmal übelnehmen — und mir tut es auf einmal leid, daß ich sie verspottet habe. Gewiß, es sind nur Söldner — aber sie waren wirklich rührend, wie Kinder, die ihren kleinen Spaß haben möchten. Da kommen sie nun geradewegs von Indien, um ohne Erbarmen in die tödlichen flämischen Marschen geschleudert zu werden. Und sie hatten doch so wenig, so sehr wenig von ihrem Leben. Die Proletarier-Quartiere Londons als Kinderparadies, ein paar Jahre schweren Drill — und jetzt — —?

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Kalt Blut

Ein König muß schlafen können.
Bismarck.

Dann und wann schwirren Gerüchte durch die Luft wie bange Vögel. Noch soll's an der Feinde Zahl nicht genug sein. Manche sorgen, daß das deutsche Schwert noch auf schwerere Probe gestellt werden könnte. Niemand weiß, ob es so kommen wird. Wir streiten hier nicht darum. Offene Gefahr wirkt manchmal befreiender als versteckte. Aber wir denken an einige, die kleinmütig werden könnten, weil sie kein Ende absehen; wir denken an andere, die um ihre Lieben draußen zittern in ihren Kämpfen bei Tag und Nacht und ihnen Ruhe gönnten. Noch an manche andere Not denke ich. Trotzdem sage ich: Kalt Blut!

In einem alten Büchlein fand ich ein holpriges Gedicht, in dem der Sänger seinen frommen Freunden die Pflicht einschärft, in Kriegszeiten zu schlafen, und seinem Gott dafür dankt. Anfänglich wunderte ich mich über diese scheinbare Gleichgültigkeit und war geneigt, an eine fromme, aber geschmacklose Entgleisung zu denken. Aber allmählich empfand ich hinter dieser ungeschickten Reimerei einen ungeheuren Stolz ruhiger Ergebung. Ich fing an, auf diesen Ton zu lauschen. Da traf mich obiges Wort von Bismarck, das in seiner Herbigkeit den süßen Kern der Frucht kaum ahnen läßt. Es galt seinem König, als dieser in den Wirren der fünfziger Jahre nicht mehr wußte, wo aus noch ein, und mitleidige Seelen ihm die teilnehmende Schonung des Königs zur Pflicht machen wollten, der Tag und Nacht keine Ruhe finde. „Ein König muß schlafen können", sagte drauf der Gewissenhafte, nicht der Gewissenlose. Nichts abquälen soll man sich, was man nicht hat, auch nichts vorstellen wollen, was man nicht sein kann; aber das innerliche gute Gewissen bestätigt sich selbst und kann von außen nicht gestört werden. Seine überragende Größe wird offenbar in Zeiten des Angriffs. Helden ließen sich von der Macht umtoben und blieben dennoch ruhig. Als die ganze Welt des heiligen römischen Reichs vom Kaiser und Papst an bis zu den unruhigen Bauern und den ängstlichen Freunden Luthern umsummten wie ein Bienenschwarm, da freite er sein Weib und heiratete. Als Hutten im erbittertsten Kampfe stand, trug sein Flugblatt in Hütte und Schloß die Losung: „Sterben kann ich, ein Knecht werden kann ich nicht." Als Bismarck die kostbare Fracht des neuen Deutschen Reiches bergen wollte und alles drunter und drüber ging, da konnte er doch schlafen. Schlaf ist nicht bloß Nervensache, sondern Gewissensruhe, Herzenskraft. Sie wünsche ich allen tapferen Menschen.

Es gibt auch traurige Schlafmützen. Ich rechne sie einfach zu den Murmeltieren, die nicht wissen, was sie tun. Sie sind keine Menschen, die Tagesnot und der Nächte Schrecken einzuschätzen vermögen. Wer aber die Tragweite der Gefahr kennt, wer weiß, welch schweren Gang sein liebes Heimatvolk geht, wer einen geschichtlichen Einblick in die Wechselfälle auch eines siegreichen Krieges besitzt und die auf und ab steigenden Schalen der Wage des Schlachtenglücks kennt und dann „trotzdem" sagt, der ist der Tapfere. Er tändelt nicht mit dem Ernst und spielt nicht mit dem Feuer, aber er weiß nicht, was Wanken oder Weichen sei. Er steht und geht. Kein äußerer Nachteil kann zuletzt inneren Schaden bringen. Kein einzelner ist das Weltenschicksal. Schlafe ruhig; es gibt noch ein Regiment, das höher ist als deine höchste Weisheit. So tue deine Pflicht in vollen Zügen; tu mehr als deine Pflicht. Das ist etwas wunderbar Erfrischendes, handeln zu können. Aber im übrigen wisse, daß innere Ruhe der beste Pulsschlag zum Handeln ist. Es hat noch kein Tapferer umsonst gelebt.

Möge kommen, was kommt! Schwatzen wir nicht! Manche Wolke sah entsetzlich aus, und es kamen nur einige Spritzer. Jedenfalls „ein König muß schlafen können!"

Sprechsaal

Ich bin, wie alle, die mich kennen, es wissen, ein überzeugter und grundsätzlicher Gegner des Hochschutzzolles und glaube, daß die Landwirtschaft ohne denselben ebenso blühte wie jetzt, vielleicht noch besser, wenn sie sich auch in etwas anderer Richtung entwickelt haben würde. Aber dennoch halte ich mich für verpflichtet, für meine Berufsgenossen in die Schranken zu treten, wenn ihnen Unrecht geschieht. Und dies ist der Fall in bezug auf die Klagen über unberechtigte Nahrungsmittelverteuerung. Ich werde dazu besonders veranlaßt durch den Auszug aus dem „Zentralblatt der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands", den die „Hilfe" in Nr. 16 brachte, weil dieser Beschuldigungen enthält, die man auch sonst hört.

Es wird darüber geklagt, daß das Getreide und die Kartoffeln während des Krieges eine Preissteigerung von 100 Prozent erfahren haben. Erstlich stimmt dies nicht. Der Roggen, unser Hauptnahrungsmittel, hat in Jahren, wo eine Teuerung aus anderen Ursachen herrschte, auch schon 200 M. die zehn Doppelzentner oder doch annähernd so viel gekostet, jetzt bei uns in Mecklenburg 230 M., also nicht 100, sondern höchstens 50 Prozent. Der Kartoffelpreis ist allerdings wohl durchschnittlich um 100 Prozent gestiegen und der Preis für Erbsen *über* 100 Prozent. Letztere werden aber in so geringem Maße bei uns angebaut, daß ein so großer Mehrverbrauch, wie er jetzt bei uns stattfindet, auch bei jedem anderen Artikel dieselbe Folge gehabt haben würde und auch gehabt hat. Das gleiche bei den Kartoffeln. Diese weisen einen erheblichen Minderertrag gegenüber dem Durchschnitt auf. Und es ist doch bekannt, daß solcher in kleinem Maße bei jedem Artikel unverhältnismäßig große Preissteigerungen hervorbringt. Dabei war schon bald nach der Kartoffelernte, und das ist die Hauptsache, das Verbot der Brotgetreidefütterung an das Vieh erlassen. Und Viehfutter konnte aus dem Auslande nicht eingeführt werden. Die Landwirtschaft war aber bisher darauf angewiesen gewesen, das Vieh mit diesem zum großen Teil zu ernähren. Was blieb übrig, als den bisher verfütterten Roggen und die Oelkuchen durch Kartoffeln, soviel als möglich, zu ersetzen. Von Heu und Stroh kann sich wohl zur Not das Rindvieh ernähren, aber es gibt keine Erträge. Und wenn Milch und Butter infolge Futtermangels weniger an den Markt kommen, so wird auch wieder wegen der dadurch entstehenden Preissteigerung auf die Bosheit der Landwirte gescholten. Dabei sind die Schweine überhaupt nicht mit Heu und Stroh am Leben zu halten, auch geben sie keine Erträge — Fleisch und Fett — ohne Getreide, Kartoffeln oder andere, bisher aus dem Auslande bezogene Futtermittel. Etwas Ersatz können Futterrüben geben. Aber die waren, weil man nicht in die Zukunft sehen konnte, nicht in solchem Maße angebaut, daß sie Ersatz für das Fehlen der bisher vorhanden gewesenen Futtermittel geben konnten. Das Geschrei nach Verfütterung der doch nur für eine beschränkte Zeit sich haltenden Zuckerrüben ist doch wohl verstummt, seit sich der Zucker und dessen Abfallprodukte als Hilfe in der Not für Ernährung der Pferde bewährt haben. Es blieb in bezug auf Rindvieh und Schweine nichts anderes übrig, als sie entweder hungern zu lassen oder — Kartoffeln zu füttern. Wenn dadurch die Preise gesteigert wurden, nun, so geschah damit nichts anderes und nicht in größerem Maßstabe, als was mit anderen Artikeln auch geschehen ist. Ein großer Teil vom Weizen wie vom Roggen ist außerdem von den Landwirten, wie in jedem anderen, auch in diesem Jahre gleich nach der Ernte zu den damals niedrigen Preisen verkauft worden und befindet sich in den Händen des Handels. Warum macht man diesen nicht für die hohen Preise verantwortlich! Warum kann sich dieser nicht mit einem angemessenen Aufschlag auf den gezahlten gegen jetzt billigen Preis begnügen. Warum wurden die Landwirte beschuldigt, mit dem kleineren Anteil des Getreides, das sie noch in Händen hatten, Wucher getrieben zu haben, die Landwirte, denen doch alle ihre Bezugsgegenstände — Kraftdünger, Mais, Materialwaren usw. — durch den Handel teilweise um das Mehrfache verteuert wurden? Beim Handel sieht man eine Verteuerung als selbstverständlich an, es ist dies nur Wucher, wenn der Landwirt dasselbe tut. Und dem Handel werden die *Betriebskosten* kaum verteuert, während dies bei der Landwirtschaft in größtem Maßstabe geschieht. Dies geschieht, außer wie vorerwähnt, besonders noch in bezug auf die Pferdehaltung. Da wird uns ungefähr die Hälfte bis drei Viertel der gesamten *Hafer*ernte beschlagnahmt. Weil aber bei täglich drei Pfund Hafer kein Pferd arbeiten kann, ist man auf Ersatzmittel angewiesen, in großem Umfange auf den Zucker. Dieser kostet allerdings nicht viel mehr, als uns für den Hafer be-

Digitized by Google

zahlt wird, aber mit lauter Zucker können wir keine Pferde ganz ernähren, viel weniger arbeitsfähig erhalten. Mais ist hin und wieder in geringem Maße zu haben, muß aber schon mit 500 M. die Tonne bezahlt werden, während wir für den beschlagnahmten Hafer ungefähr die Hälfte bekommen. Wenn in jedem anderen Betriebe die Geschäftsunkosten in gleichem Maße gestiegen wären wie bei der Landwirtschaft, so würde niemand gegen eine Preissteigerung der Produkte etwas einzuwenden haben. Leider trifft die Preissteigerung die große Menge weniger bemittelter Abnehmer. Wir verlieren also durch die Haferbeschlagnahme auf jede Tonne Futterkorn 200 bis 300 M. Deren Beschwerden sollten sich aber auch an die wenden, welche bald nach der Ernte und in der Ernte uns unser Korn um zwei Drittel des Preises abkauften, wofür sie es jetzt verkaufen.

Wenn darauf hingewiesen wird, daß die Landwirte in den verflossenen Jahren durch die Hochschutzzöllerei so viel verdient haben, daß sie jetzt wieder davon abgeben können, so muß daran erinnert werden, daß dies bei der Industrie ebenfalls und noch in größerem Maße der Fall gewesen ist. Wenn die Landwirtschaft bluten soll, warum dann nicht auch die Industrie! — Es kommt hinzu, daß schon vielfach eingetreten ist, was Freihändler und Unparteiische vorausgesagt haben, daß nämlich der Schutz der landwirtschaftlichen Erzeugnisse ein Fluch für die Landwirtschaft werden kann, daß die Kinder für die Sünden der Väter büßen müssen. Ein großer Teil des landwirtschaftlichen Besitzes ist nach und nach in andere Hände übergegangen. Und dabei haben die jetzigen Besitzer den früheren den aus den Schutzzöllen zu erwartenden Gewinn schon vorweg auszahlen müssen. Ist es deshalb gerecht, von den neuen Besitzern zu verlangen, das herauszugeben, was ihre Vorgänger genommen haben, genommen von ihnen und allerdings auch vom Volke!

A. Ritter, Damerow.

* * *

Zur Mode

In Ihrer Nummer vom 1. April finde ich in dem Aufsatz von Gertrud Bäumer über die deutsche Mode endlich ein Wort, auf das ich schon die ganze Zeit, in der dieses subtile und vielseitige Thema zur Diskussion steht, mit einer gewissen Spannung gewartet habe — nämlich eine Bemerkung darüber, daß die Mode ganz verlernt hat, die verschiedenen Alter der Frau zu berücksichtigen. Früher war es anders, das zeigen die Bilder unserer Großmütter und Ahninnen. Damals brauchte die nicht mehr junge Frau sich nicht so zu kleiden, als ob sie es sei; es gab eine Tracht für sie, die ihrem Wesen angepaßt, nicht das, was ihr fehlte, peinlich unterstrich.

Wie oft habe ich mich in der elektrischen Bahn der nachbarlichen Großstadt gefragt, warum die älteren Frauen, die man da beobachtet, so selten — ich rede jetzt nur von der äußeren Erscheinung — einen wohltuenden Eindruck machen. „Es nützt doch nichts" ist eigentlich die zunächst liegende Bemerkung, die gerade die Toilettenbemühungen der sorgfältiger Gekleideten einem abnötigen. Und wie selten muß ich dagegen eine Bäuerin in meinem oberbayerischen Gebirgsort unerfreulich finden. Verarbeitet und mitgenommen sehen diese Frauen freilich aus, aber die Tracht, die für die verschiedenen Lebensabschnitte deutlich geschiedene Abarten kennt, verleiht dem Alter die ihm eigene Schönheit und Würde. Wie klug sind die schwarzen Kopftücher gewählt, die dem von Mühe und Schicksal durchfurchten Gesicht einen ruhigen zusammenfassenden Rahmen geben! Ueberhaupt: das Kopftuch, das Häubchen, das Spitzentuch vor allem! Wie würdevoll und anmutig zugleich kleidet es die Matronen, die es noch zu tragen wissen! Ist es dagegen nicht widersinnig, daß heute Tochter und Mutter den Hut tauschen können? Kein Wunder, daß die Mutter darin nur verblüht aussieht; sie hat auf das Positive, das ihre Erscheinung zu bieten vermöchte, nämlich auf das Charakteristische verzichtet.

Eine Altertracht braucht durchaus nicht eintönig und freudlos zu sein; ich sehe immer noch eine Bäuerin vor mir im lila wollenen „Gwand" mit einer weinroten Seidenschürze; das war so fein zueinander abgestimmt, daß jeder Maler hätte entzückt sein müssen, und die tiefe satte Farbigkeit stand gut zu dem vom Leben angefüllten, verwitterten Gesicht.

Es gibt gewiß Frauen, denen eine erhöhte Geistigkeit etwas von ewiger Jugend verleiht, oder andere, deren gepflegte und behütete Lieblichkeit in das Alter hinein dauert wie der Duft verwelkter Rosenblätter. Aber das sind Ausnahmen, und die Mode, nicht wahr, soll doch Auswahlmöglichkeiten für alle bieten. Also, ich glaube nicht eher an die wirkliche Eigenart einer deutschen Mode, als bis sie, anstatt „Schöpfungen" für zeitlos abstrakte Modedamen zu liefern, den Mut hat, eine für die verschiedenen Altersstufen der Frau entsprechende und zugleich schöne Kleidung zu schaffen. E. R.

Soziale Bewegung

Zur Dauerverständigung unter den verschiedenen deutschen Gewerkschaftsrichtungen liegt jetzt außer weiteren Zustimmungen einzelner Fachblätter auch eine Aeußerung der Hauptstelle der christlichen Gewerkvereine vor. Sie lautet nicht gerade sehr ermutigend. Das „Zentralblatt" schreibt nämlich: „Soweit die christlichen Gewerkschaften in Frage kommen, wird einem besseren Verhältnis der verschiedenen Gewerkschaftsgruppen untereinander jedenfalls nicht entgegengearbeitet. Das größte Hindernis aber zu einem besseren Zusammenwirken bilden u. E. breite sozialdemokratische Kreise, die jede Aktion in erster Linie nach ihrer agitatorischen Wirkung, anstatt nach den Voraussetzungen zu einem praktischen Erfolge beurteilen." Zur Begründung ihres Mißtrauens führt die christliche Gewerkschaftsstelle einige üble Erfahrungen mit sozialdemokratischen Blättern aus jüngster Zeit an. Solche Erfahrungen sind aber sicher tagtäglich gemacht worden. Es ist schon ein unverkennbarer Fortschritt, daß sie heute unter dem „Burgfrieden" nur noch ausnahmsweise vorkommen. Sodann darf doch auch nicht vergessen werden, daß eben heute noch keine allgemeine Verständigung über die Ausschaltung aller Eifersüchtelei besteht. Deshalb hat u. E. die „Soziale Praxis" durchaus recht, wenn sie den christlichen Gewerkschaften erklärt: Wenn im letzten halben Jahre nicht schlimmere Dinge zwischen den christlichen und sozialdemokratischen Gewerkschaften vorgekommen, als diese zwei, dann darf man alles andere, als an der Verständigungsmöglichkeit verzweifeln. In diesen beiden Fällen wie in manchen anderen Punkten stehen sich Personen und Prinzipien gegenüber, die sich gewiß nicht leicht umbiegen lassen. Aber wenn es keine Schwierigkeiten bei der Verständigung zu überwinden gäbe, wenn alles schon stimmte, dann brauchte man ja gar nicht mehr über Notwendigkeit und Nutzen einer Verständigung zu reden. Der Geist der Zeit soll eben über die sonst unbezwingbar erscheinenden Gegensätze ausgleichend hinweghelfen.

Ein unnütz erregter Protest. Das Organ der Hirsch-Dunckerschen Maschinenbauer, „Der Regulator", bringt eine ärgerliche Zurückweisung der Potthoffschen Anregung eines Sparzwangs für jugendliche Arbeiter in der „Hilfe". Wir lesen da: „Die Arbeiterschaft leidet so genug unter Bevormundung aller Art, daß es geradezu peinlich berühren muß, wenn ein Mann wie Potthoff einen derartigen Vorschlag macht. Er ist aber auch praktisch verfehlt. Tagesverdienste von 10 bis 20 Mark sind unter den Millionen Arbeiter höchstens bei einer verschwindenden Minorität zu finden, und diese wenigen glücklichen Arbeiter werden schon ohne Zwang etwas auf die hohe Kante legen. Die ungeheure Mehrzahl der Arbeiter aber befindet sich bei der bestehenden Teuerung in einer Lage, daß sie ja kaum ihre Familien ehrlich durchbringen können. Die organisierten Arbeiter sparen in ihren Organisationen, und diese haben doch wahrlich den Beweis geliefert, daß sich die Beiträge der Arbeiter (ohne Zuschuß der Arbeitgeber) reichlich verzinsen. Wir haben das Vertrauen in die Arbeiter, daß sie, wo es möglich ist, selbst für die Zukunft sorgen, und wenn unter tausend Arbeitern einige Dutzend sind, die noch Geld vernaschen, dann kann man diese so deutlich wie möglich an ihre Pflicht erinnern. Einen Sparzwang lehnen wir ab. — Ueberhaupt auch diese ewigen Predigten über sparsame Haushaltung der Arbeiter, meistens von Leuten vorgetragen, die vom Leben der Arbeiterfamilien keine Kenntnis besitzen, werden einem bald über. Die große Mehrzahl der Arbeiterfamilien weiß selbst am besten, wie sie es möglich macht, mit dem wenigen Geld und den teuern Lebensmitteln auskommen zu müssen." — Wenn wir auch die Abneigung der Arbeiterführer gegen jede weitere Zwangsgesetzgebung für Arbeiter begreiflich finden, so scheint uns die vorstehende Kritik doch nach Form und Inhalt gänzlich verfehlt zu sein. Wer Potthoff kennt, und wer seinen „Hilfe"-Aufsatz nicht flüchtig, sondern in den Einzelausführungen genau liest, kann in diesem Zusammenhang nicht von „ewigen Predigten" und von „Leuten, die vom Leben der Arbeiterfamilien keine Kenntnis besitzen", reden. Auch steht die große Mehrzahl der Arbeiterfamilien sonst nicht auf dem Standpunkt, daß sie alles selbst am besten weiß und Anregungen aus Nichtarbeiterkreisen nicht brauche, sondern sie nimmt im Gegenteil und sehr erfreulicherweise recht oft den Rat und die Hilfe erfahrener und erprobter Arbeiterfreunde gern an. Deshalb ist nicht einzusehen, warum sie hier nicht einen Vorschlag in ernste Erwägung ziehen sollte, der nicht einmal neu, sondern nur zu einer recht gelegenen Zeit wieder in Erinnerung gebracht ist. Daß Anlaß zu dieser Erinnerung vorliegt, wird aber bei aller Anerkennung der schwierigen Teuerungsverhältnisse für viele Arbeiterhaushalte jeder unbefangene Beurteiler aus vielfacher Beobachtung nur bestätigen können. fw.

Tarifbewährung im Kriege. Das Tarifamt deutscher Buchdrucker stellt in seinem Jahresbericht für 1914 mit Genugtuung fest, daß sich der Abschluß von Tarifverträgen von Jahr zu Jahr vermehrt hat, wie dies insbesondere auch aus den Feststellungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes für das Jahr 1913 zu entnehmen ist. Danach bestanden beim Schlusse des Jahres 1913: 11 526 Tarifverträge in 158 417 Betrieben mit 1 586 408 beschäftigten Personen. Tarifgemeinschaften, die für das betreffende Gewerbe über das ganze Reich ausgedehnt waren, bestanden allerdings nur 11 für 9317 Betriebe

Digitized by Google

mit 77 781 Personen, von welchen Ziffern die Tarifgemeinschaft der Buchdrucker allein 8527 Betriebe mit 67 935 beschäftigten Personen umfaßte. Der möglichen Vermeidung schwerer wirtschaftlichen Kämpfe ist durch solche Tarifverträge wirksam vorgearbeitet worden. Daß die sozialen Gegensätze und die Klassenunterschiede mit einem solch kleinen, dem sozialen Frieden dienenden Instrument, wie es die Tarifgemeinschaft ist, nicht beseitigt werden können, wissen die deutschen Buchdrucker natürlich. Sie behaupten auch nicht, daß das Vorhandensein einer Tarifgemeinschaft den ewigen gewerblichen Frieden verbürge. Daß der letztere durch das Wesen einer Tarifgemeinschaft aber leichter aufrechtzuhalten ist, als wenn beide Gruppen eines Berufs in allen das Gewerbe bewegenden und oft aufs tiefste erschütternden Dingen immer nur das eigne Recht und die eigne Stärke gelten lassen wollen, darüber ist man sich im Buchdruckgewerbe völlig einig. Und daß das Bestreben einer Tarifgemeinschaft, alles, was das Gewerbe und die ihm dienenden Angehörigen betrifft, nach dem Grundsatze von Treu und Glauben mit Rücksicht auf Berufsgebrauch und Verkehrssitte zu regeln, nicht nur im Interesse des Gewerbes und der Gewerbsangehörigen, sondern auch im Interesse des Vaterlandes liegt, dürften die Kriegsmonate bewiesen haben. Je mehr die wirtschaftlichen Gegensätze im Volke gemildert sind, um so mehr ist mit einer einheitlichen Erhebung desselben zu rechnen, wenn es gilt, das Vaterland, Haus und Herd und die deutsche Arbeit zu schützen; je mehr der Gemeinsinn gepflegt wurde, je mehr der Wohlstand ungezählter Tausender durch friedlichen Ausgleich zwischen gestellten Forderungen und gemachten Zugeständnissen erhalten, und je mehr die beruflichen Organisationen in die Lage gesetzt wurden, stark zu sein in Betätigung sozialer Aufgaben, um so mehr wird es möglich sein, in diesen schweren Kriegszeiten sich durchzukämpfen bis zum endlichen ehrenvollen Frieden!

Innere Kolonisation im Kriege. Wie auf so vielen anderen Gebieten hat der Krieg auch bezüglich der inneren Kolonisation einige Fortschritte gezeitigt. Nach Mitteilungen der Tagespresse hat die Ansiedlungskommission in letzter Zeit in Westpreußen eine Anzahl Domänen zum Zwecke der Aufteilung und Besiedelung freihändig angekauft. So im Kreise Neustadt die 1560 Morgen große Domäne Wittstock für 320 000 Mark; im Löbauer Kreise die Domäne Bischwalde in Größe von 1444 Morgen für den Ueberlassungspreis von 411 650 Mark. Bischwalde war zuletzt für 4750 Mark verpachtet gewesen. Ferner wurden erworben die Domänen Hansgut im Kreise Graudenz, 844 Morgen umfassend, Jahrespacht 11 899 Mark, Ueberlassungspreis 373 658 Mark; Ust im Kulmer Kreise (Größe 250 Hektar, verpachtet gewesen für das Jahr mit 8156 Mark, Ueberlassungspreis 265 970 Mark); Omulle im Kreise Löbau (Größe 262 Hektar, jährliche Pacht 8824 Mark, Ueberlassungspreis 281 816 Mark); Jungen im Kreise Schwetz (Größe 196 Hektar, jährliche Pacht 9823 Mark, Ueberlassungspreis 280 229 Mark) und endlich Altendorf im Stuhmer Kreise (Größe 313 Hektar, Jahrespacht 15 847 Mark, Preis 462 875 Mark). — Eine verstärkte innere Kolonisation ist gerade im Osten infolge des Krieges um so notwendiger geworden, als dadurch allein ein großes Mittel gegeben ist, die ländliche Bevölkerung festzuhalten, die Flüchtlinge wieder zurückzulocken und den Arbeitermangel zu lindern.

Die Lebensmittelteuerung während des Krieges beleuchtet die leider erst bis zum Februar reichende amtliche Uebersicht über die häufigsten Kleinhandelspreise wichtiger Lebensmittel und Hausbedarfsartikel in rund 50 preußischen Städten, die vom preußischen Statistischen Landesamt aufgestellt ist. Danach kosteten:

	Februar 1914	Februar 1915		Februar 1914	Februar 1915
Erbsen, gelb (1 kg)	39,4	108,4	Speisesalz . . .	20,7	22,6
Speisebohnen .	44,6	108,7	Weizengrieß . . .	47,7	78,5
Linsen	53,6	139,3	Buchweizengrieß .	54,8	92,1
Eßkartoffeln . .	7,2	11,5	Gerstengraupen .	43,2	80,2
Eßbutter	277,0	322,6	Steinkohlen . .	2,8	3,1
Weizenmehl . .	37,2	53,1	Briketts (50 kg) .	110,9	118,0
Roggenmehl . . .	29,1	49,4	Briketts (100 Stck.)	101,2	112,6
Reis	48,4	92,7	Petroleum 1 l) .	20,5	23,7
Kaffee (gebrannt)	313,4	331,1	Vollmilch (1 l) .	21,0	22,4
Zucker, harter . .	50,4	54,7	Hühnereier (Stck.)	9,4	12,1

Für die wesentlich aus dem Auslande bezogenen Lebensmittelarten sind Verteuerungen um 100 % und mehr, für die überwiegend heimischen Nährstoffe um 10 bis 50% festzustellen. Fleischwaren fehlen leider in dieser Preisstatistik, die für März und April noch ungünstigere Ziffern im allgemeinen enthalten müßte. Wenn man berücksichtigt, daß in normalen Zeiten reichlich die Hälfte des Arbeitereinkommens auf den Ernährungsaufwand entfällt, und daß nur durch eine Einschränkung des Ernährungsbedürfnisses, durch sparsame Haushaltung und durch Ersatz kostspieliger Waren durch wohlfeilere (Butter durch Margarine, Fleisch und Eier durch Milch, Hülsenfrüchte durch Gemüse) ein gewisser Ausgleich und eine Ersparnis erzielt worden ist, so ist nicht zu leugnen, daß der Arbeiterhaushalt, der sonst 20 Mark wöchentlich für Ernährung anzulegen brauchte, jetzt 25 bis 30 Mark anlegen muß, um entsprechende, nicht gleiche Nährwerte zu erhalten. Da nur ein, wenn auch nicht kleiner Teil der Arbeiterschaft besser verdient als in Friedenszeiten, so bedeutet die Lebensmittelteuerung selbst bei übergelegterer Haushaltung als sonst für Hunderttausende eine harte Belastungsprobe. Teuerungszulagen sind daher sehr am Platze, sofern die Arbeitgeber dazu imstande sind. Erfreulicherweise geben denn auch die Behörden als Arbeitgeber mit der Gewährung von Teuerungszulagen den privaten Unternehmern ein gutes Beispiel. Auf eine entsprechende Eingabe des Deutschen Militärarbeiter-Verbandes (Sitz München) hat das bayerische Kriegsministerium angeordnet, daß allen Taglohnarbeitern in seinen Betrieben eine widerrufliche Teuerungszulage von täglich 40 Pfennig, rückwirkend vom 1. März ab, gewährt wird. Vom preußischen und sächsischen Kriegsministerium stehen ähnliche Entscheide noch aus. In Berlin hat der Magistrat beschlossen, den städtischen Arbeitern, Angestellten und Beamten, welche nicht mehr als 2000 Mark jährliches Diensteinkommen beziehen und nicht bereits infolge des Krieges eine Aufbesserung ihrer Bezüge erfahren haben, vom 1. April 1915 an eine Kriegszulage von monatlich 10 Mark nachträglich zu bewilligen. Der Magistrat berechnet überschläglich die Kosten auf monatlich 140 000 Mark. Die Zulage soll für die Dauer des Krieges gezahlt werden.

Ein sozialpolitisches Programm für kaufmännische Angestellte versendet in einer Propagandabroschüre („Ein Wort im Kriege") die Soziale Arbeitsgemeinschaft. Es lautet: Regelung der Kontorarbeitszeit (13stündige ununterbrochene Ruhezeit und zwei Stunden Tischzeit), völlige Sonntagsruhe aller Geschäftszweige (mit Ausnahmen nur in Notfällen), reichsgesetzlicher Acht-Uhr-Ladenschluß, reichsgesetzlich geregelter Erholungsurlaub, Abschaffung der Konkurrenzklausel, Fortbildungsunterricht (für alle Berufsangehörigen unter 18 Jahren), Kaufmannskammern, Handelsinspektoren, lückenloser Ausbau der Kaufmannsgerichte über das ganze Deutsche Reich, gesetzliche Sicherstellung der Vereinigungsfreiheit, Regelung der Frauenarbeit im Handelsgewerbe, Schutz der Einlagen in Betriebs-, Pensions- und Sparkassen, erhöhter Schutz des pfändbaren Arbeitseinkommens, Fortzahlung des Gehalts ohne Abzug bei Krankheit bis zu sechs Wochen, Regelung der Gehalts-Verhältnisse im Handelsgewerbe.

Kriegsliteratur

Krieg und Kultur. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914. Von Gustaf F. Steffen. Jena, Diederichs. 4, gebunden 5 M.

Der Wert dieses überaus lesenswerten Buches liegt vor allem in der Menge mitgeteilter Aeußerungen von englischen und russischen Persönlichkeiten. Es ist uns nicht leicht vorzustellen, wie sich der Krieg mit seinen Ursachen und Gründen in den Köpfen bedeutender Männer auf der feindlichen Seite abspiegelt; der schwedische Verfasser läßt uns dank seiner vielen Beziehungen interessante Einblicke in englische und russische Seelen tun. Das Buch ist in Nr. 6 der „Hilfe" schon ausführlich besprochen worden; es gehört aber zu den Büchern, die man selbst gelesen haben muß; man lernt aus diesen Briefen von Shaw, Sidney, Webb, Mitrofanoff mehr als aus der Mehrzahl der täglich anwachsenden Kriegsschriften. Besonders beachtenswert ist, was über Ukrainer und Polen mitgeteilt wird: Der Aufruf des „Bundes zur Befreiung der Ukraine" und die Proklamation des Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch an die Polen werden im Wortlaut angeführt. Die Leidensgeschichte des ukrainischen (kleinrussischen) Volkes kann allen denen gar nicht oft genug vor Augen gestellt werden, die Rußland als Bundesgenossen „für Demokratie und Freiheit" gegen „Preußerei" und „Kruppismus" begrüßen. Wir benutzen diese Gelegenheit, auf einen seltsamen Artikel hinzuweisen, den Professor A. Brückner in der Teubnerschen „Internationalen Monatsschrift", Heft 8, über „Ruthenen und Kleinrussen" veröffentlicht. Wenn darin nur für solche, die in Unkenntnis der Verhältnisse auf eine Revolution in Südrußland gehofft hatten, die Gründe auseinandergesetzt werden sollten, weshalb nichts Derartiges erfolgt ist, dann wäre kein Wort darüber zu verlieren. Aber es ist, daß dieser Artikel die Wirkung haben soll, der nationalen Bewegung unter den Ukrainern jeden Kredit zu nehmen. Das heißt aber nichts anderes, als Leuten, die mit uns zusammen gegen das Moskowitertum kämpfen, in den Rücken fallen, und man fragt sich vergeblich, wem damit ein Nutzen geschehen soll. Man mag über die Aussichten der ukrainischen Bewegung in Rußland denken wie man will — sicher ist, daß der Augenblick, sie zu bekämpfen, gar nicht schlechter gewählt werden konnte. Wir begreifen, daß Polen und Ukrainer keine Freunde sind, wünschen aber, daß wir mit den Erzeugnissen dieser Gegnerschaft verschont werden, solange beide denselben Feind bekämpfen. Und daß die Ukrainer allen Grund haben, sich um Befreiung vom Zarenjoch zu bemühen, dafür gibt das Steffensche Buch wieder wichtige Zeugnisse. Rüdiger.

* * *

Ein gute Wehr und Waffen. Von Karl Hans Strobl. Leipzig, 1915, bei L. Staackmann. 120 S. 1 M. Ein Kriegstagebuch in gereimter Prosa.

Digitized by Google

Des Deutschen Reiches Kronprinz. Dem deutschen Volke und seinem Heere dargestellt von Oskar Brüssau. Mit 10 Abbildungen. Leipzig und Hamburg 1915, bei Gustav Schloeßmann. 48 S. 30 Pf.

Gedanken zur Kriegszeit. Von Hans von Wolzogen. Leipzig, 1915, bei Breitkopf und Härtel. 92 S. 1 M.

Eine Reihe von Betrachtungen, die, wie es bei dem Herausgeber der „Bayreuther Blätter" begreiflich ist, vielfach von Richard Wagner ausgehen und sich um Bayreuth herumschließen. Erhebend wirkt die Wiederbelebung und deutsche Auslegung der Vorhersage Gobineaus. Bedeutungsvoll erscheint uns, was Wolzogen über die Zukunft unserer künstlerischen Kultur, insbesondere des Theaters zu sagen hat, vorausgesetzt, daß es an die richtige Adresse gelangt.

Der Tauchbootkrieg. Wie Kapitän Sirius England niederzwang. Von A. Conan Doyle. Deutsch von Konteradmiral a. D. St. Schanzer. Stuttgart, bei Robert Lutz. 90 S. 1 M.

Klar Schiff. Seekriegs-Novellen 1914/15. Gesammelt von Carl Busse. Heilbronn 1915, bei Eugen Salzer. 112 S. 1 M.

Die große Gegenwart, die wir durchleben, läßt sich literarisch am besten in der Form der Novelle verwerten. Denn der Roman hat ein ganzes Menschenleben zum Gegenstande, die Novelle aber nur einen Abschnitt daraus. In den fünf hier vorliegenden Novellen, die Kurt Küchler, Ida Boy-Ed, Hermann Horn, Hans von Hülsen und Wilhelm Scharrelmann zu Verfassern haben, werden solche Abschnitte aus dem Leben deutscher Seehelden und Ueberwinder in durchweg edler Darstellung, ohne sensationelle Umkleidung und doch zeitgeschichtlich fesselnd und menschlich ergreifend und erhebend dargeboten. Die am Schluß angehängte Bearbeitung der Siriusgeschichte von Conan Doyle setzt den inneren Wert der deutschen Geschichten erst recht ins helle Licht.

In Palästina. Von Alfons Paquet. Jena 1915, bei Eugen Diederichs. 199 S. 3 M.

Ein merkwürdiges Buch. Noch in der Friedenszeit entstanden, sendet es seine Gedanken und Betrachtungen doch so mannigfach in die Zukunft hinaus, daß der Leser selber gern und auch meist ohne Mühe die Verbindung mit der weltbewegenden Gegenwart herstellen wird. Das Buch ist weder eine Beschreibung von Palästina, noch eine Reisebeschreibung. Um einige wenige Mittelpunkte — Jerusalem, Zion, Tempel, Genezareth — hat der Reisende seine Beobachtungen gruppiert, und willig lassen wir uns von ihm führen und denken seine Gedanken nach, wenn er z. B. Wesen und Bedeutung des Zionismus erläutert oder Entstehungsgeschichte, Gegenwart und Wert der schwäbischen Templerkolonien beschreibt. Die tiefsinnige Legende von den drei Gestalten des Joseph von Arimathia und die ernste Schlußbetrachtung „Es ist Zeit" sind von tiefer Wirkung. Schon beim Lesen auf jeder Seite fesselnd, hinterläßt das Buch als Ganzes die Ueberzeugung, daß das heilige Land an einem Wendepunkt seiner Geschichte steht, und daß seine Zukunft die ganze Menschheit, besonders aber uns Deutsche angeht.

Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. Von Ernst Moritz Arndt. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Max Mendheim. Leipzig, bei Philipp Reclam. 75 S. 20 Pf.

Das Heftchen soll man in einen Brief tun und unseren Kriegern ins Feld schicken. Sein kerniger Inhalt stärkt die Herzen, und die von Arndt in der Vorrede erzählte Geschichte Napoleons und der Befreiungskriege gewährt Unterhaltung und Anregung.

Gesänge im Kriege. Von Gerhard Ausleger. Mit einem Linoleumschnitt von Erich Haase. Weimar 1915, bei Max Lehmstedt.

Krieg und Kunst. Von Adolf von Oechelhaeuser. Karlsruhe 1915, bei G. Braun. 32 S. 50 Pf. Der Erlös ist für das Rote Kreuz bestimmt.

Bringt uns zum Bewußtsein, welche Fülle von künstlerischer Kraft im Laufe der Jahrhunderte bis in die jüngste Zeit hinein aus deutschem Blute hervorgegangen ist, und warum wir alle Ursache haben, mit der gedankenlosen Ausländerei endlich zu brechen und den Genius des eigenen Volkes zu pflegen.

Gebete großer Seelen. München, bei Josef Müller. 179 S. — **Der Gottesfreund.** Sprüche, gesammelt und gefaßt von Joseph Bernhart. München, bei Josef Müller. 80 S.

Nach Ausstattung und Inhalt zwei schöne Sammlungen. Die erste hat auch literargeschichtlichen Wert; sie enthält Gebete von heiligen und frommen Kirchenmännern, aber auch von Savonarola, Albrecht Dürer, Prinz Eugen und Beethoven. Die zweite bringt feingewählte Sprüche in scharfer epigrammatischer Fassung, leider ohne Angabe der Urheber.

Gottes Sturmflut. Religiöse Gedichte für die Kriegszeit von Gustav Schüler. Stuttgart 1915, bei J. G. Cotta. 95 S. 50 Pf.

Gustav Schüler war schon vor dem Kriege ein Dichter, aber der Krieg scheint ihn über sich selbst hinausgehoben zu haben. Aus der Tiefe des von der Not der Zeit erschütterten Herzens quellend, ergießen sich heilige Gottessehnsucht und kindliches Gottvertrauen in die alten schönen Worte und Formen, die uns aus Bibel und Gesangbuch so vertraut sind. Und doch nirgends ein Spielen mit diesen alten Worten, nirgends eine leere Form, sondern alles echt, voll eigenen und neuen Inhalts, eingegeben von der grausigen Gegenwart, und darum ein süßer Trost für alle, die da leidtragen, und eine Erquickung für uns, die wir mittragen an dem Leid unserer Freunde, unseres Volkes und der ganzen Menschheit.

Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg. Feldpostausgabe, 1. Heft. Leipzig 1915, bei K. F. Koehler. 64 S. In versandfertigem Feldpostbrief 40 Pf. — Eine ganz neue, aber gediegene Sammlung.

Das Land ohne Rücken. Erlebnisse und Geschichten vom Weltkrieg. Von Fritz Müller. Heilbronn 1915, bei Eugen Salzer. 102 S. 1 M.

Fünfzehn Skizzen, mit hoher Kunst und lebenswahr gezeichnet, voll Gemütstiefe und Humor.

Aus den Tagen Bismarcks. Politische Essays von Otto Gildemeister. Zweite vermehrte Auflage. Geh. 6.— M. Geb. 8.— M. Quelle & Meyer, Leipzig.

Wir weisen auf diese zweite Auflage des Buches hin und empfehlen sie wie seinerzeit die erste aufs wärmste allen Lesern, die sich von einem Berufenen wie Gildemeister durch die Geschichte der Bismarckschen Ära führen lassen und sich zugleich an einer schönen Sprache erbauen wollen!

Freiwillige Gaben:

Für Ostpreußen: P. B. in L. 10 M., durch Pfarrer Paul, Kandern, aus einer Kindersparkasse 6 M.

Hilfe ins Feld und an Lazarette: Frau A. M. in B. 2,50 M., Dr. M. in E. 5 M., B. in H. 20 M., Prof. v. D. in B. 2,55 M., Sch. in U. 3 M., Dekan F. in R. 2,50 M., E. in H. 3 M., B. in R. 3 M., Pfr. Sch. in L. 10 M., Frl. B. in St. 7,50 M., B. in O. 5 M., P. in D. 2,50 M., Dr. G. in Jerusalem 25 M., Cz. in Z. 2,50 M., Frl. S. in M. 1,50 M., F. in E. 5 M., H. in W. 2,50 M., ein deutscher Eisenbahnbeamter z. Zt. in Belgien 2 M., M. D. in G. 5 M., Frl. A. in N. 6,60 M., O. in M. 3,05 M, R. in F. 2,50 M., Pfr. N. in E. 2,50 M., Pfr. B. in H.-M. 3 M., Th. in L. 2,50 M., Dr. R. in G. 2,50 M., Pfr. K. in E. 2,50 M, Pfr. H. in St. 2,50 M, Frau Prof. K. in B. 2,50 M., Frau G. in C. 2,50 M., R. in S. 5 M., Prof. B. in L. 10 M., Frl. B. in N. 2,50 M., Pfr. Z. in B. 5,05 M., Frau F. in L. 2,50 M., P. in Ch. 2,50 M., Dr. A. in O. 2,50 M., Frau K. in B. 5 M., F. in L. 3 M., Frau Sch. in H. 5 M, Pfr. B. in O. 10 M., R. in G. 2,50 M., Dir. B. in L. 20 M., St. in W. 10 M., K. in R. 3,35 M., L. in E. 3 M., Frl. R. in B. 2,65 M., Dr. F. in F. 2,55 M., P. in B. 3 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: B. in R. 2 M., Frau Sch. in H. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

B. in L. Wir empfehlen Ihnen folgende Bücher: Moltke, Briefe aus der Türkei (Berlin, Mittler & Sohn), Ewald Banse, Auf den Spuren der Bagdadbahn (Alexander Duncker Verlag, Weimar), Lamec Saad, Sechs Jahre als Quarantänearzt in der Türkei (Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin). Ferner die Schriften von Ernst Jäckh, vor allen: „Der aufgehende Halbmond".

v. S.

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Aufsatz „Fragen der Hinterbliebenenfürsorge" in der vorigen Nummer der „Hilfe" ist auf Seite 253 Spalte 1 in der 5. Zeile von unten gesagt, daß die Zahl der unverheirateten Gefallenen ungefähr viermal so groß sei wie die der verheirateten. Es muß dort dieselbe Zahl stehen wie auf Seite 254, 2. Spalte, nämlich dreimal so groß.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt des Verlages Karl Curtius in Berlin W., der schon vor Beginn des Krieges die Broschüre „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde" des Oberstleutnants Frobenius brachte. Der Prospekt enthält über fast jede Phase des Krieges interessante Werke, gleichbedeutend für die Kämpfe an beiden Fronten und für den Krieg und seine Ziele im allgemeinen.

Digitized by Google

6. Mai 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 18

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der nationale Mensch. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Einsicht in Schweden — und England! — **H. Geffers:** Napoleon in Aegypten. — **Else Neißer:** Zur Milchversorgung der Großstädte. — **A. Lien:** Französisches Kriegstagebuch. — **D. Gottfried Traub:** Kleinigkeiten. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 27. April.

Die Engländer und Franzosen versuchten am 25. April an vier Punkten der Westküste von Gallipoli zu landen, und gleichzeitig bemühte sich die Flotte, von der See aus die Dardanellenforts zu beschießen. Ein feindliches Torpedoboot versenkt, ein anderes schwer beschädigt. Die Zurückwerfung der Landungstruppen hat nach dem türkischen Berichte erfolgreich begonnen. Eine Abteilung muselmanischer Soldaten ging zu den Türken über. Die Russen beschießen den Eingang zum Bosporus. Auch das Bombardement der Außenforts von Smyrna soll wieder in Gang sein. Es stürmt also alles wieder gegen die Türken an, aber nach allem, was wir wissen, werden sie es aushalten können.

Da in England über hundert deutsche Bankbeamte auf freiem Fuße sind und ihren Geschäften nachgehen können, sind auch aus Ruhleben die dort vorhandenen 17 Bankbeamten englischer Nationalität entlassen worden. Sie sollen sich auf der Fahrt nach Hamburg etwas laut benommen haben. Die Entlassung selbst ist völlig gerechtfertigt.

Mittwoch, 28. April.

Zwanzig Meilen von Kap Santa Maria di Leuca an der Südostspitze Italiens ist der französische Panzerkreuzer „Léon Gambetta", 12 000 Tonnen und 710 Mann Besatzung, von einem österreichischen Unterseeboot durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden. Italienische Boote retteten etwa 100 Mann. Also auch die österreichischen Unterseeboote werfen starke Schiffe um. Das wird in Pola, Triest und Fiume viel Freude erwecken.

Die Russen haben in Galizien eine Kommission eingesetzt, um die Ortsnamen russisch zu machen. Etwas vorzeitig!

Beim Jahrestag der Thronbesteigung des türkischen Sultans teilte der General Liman Pascha dem Sultan mit, daß Zentrum und linker Flügel des Landangriffes vollständig geschlagen sind.

Nördlich von Ypern wird mit starken Truppen weitergekämpft. Ein englischer Angriff auf der Straße von Ypern nach Pilkem zurückgeworfen. Die französischen und englischen Berichte reden von Erfolgen, können aber keine gewonnenen Orte angeben. Auch den Hartmannsweilerkopf im Oberelsaß wollen die Franzosen inzwischen wiederbesetzt haben, was aber von deutscher Seite auf das entschiedenste bestritten wird.

Nach längerer Zeit wird von der ostpreußischen Grenze ein merkbarer Fortschritt gemeldet. Unsere Truppen setzten sich nordöstlich und östlich von Suwalki in Breite von 20 Kilometern in den Besitz russischer Stellungen und nahmen nördlich von Prasznysz 470 Russen gefangen. Auch dort wird nun wohl Frühling sein. Bei uns ist so wunderbar schönes Wetter, daß man kaum glauben mag, daß in dieser sonnigen Pracht irgendwo in der Ferne unsere Freunde schießen und geschossen werden. Aber es ist Tatsache. Jeder Tag hat seine Toten auf allen Seiten.

Donnerstag, 29. April.

Nach dem Londoner „Daily Chronicle" haben die Deutschen südlich von Poelkapelle im Norden von Ypern 120 000 Mann zusammengezogen. Wenn das richtig ist, so zeigt sich wieder, daß Vorgänge, die in alten Zeiten sehr große Schlachten gewesen wären, heute in der Massenhaftigkeit des Weltkrieges mit kurzen Berichten wie Gefechte behandelt werden. Auch gestern ist unermüdlich weitergekämpft worden. Die Zahl der von den Unsrigen nördlich von Ypern erbeuteten feindlichen Geschütze hat sich auf 63 erhöht. Kleinere Erfolge in der Champagne und auf den Maashöhen.

Während an der Karpathenlinie im allgemeinen Ruhe ist, wird nördlich von Rumänien an der Grenze zwischen Bukowina und Bessarabien fast täglich gekämpft. Die Stadt Bojan ist von den Oesterreichern genommen. Man kann von dort aus vielleicht erfreuliche Ueberraschungen erwarten.

Freitag, 30. April.

Es geht der neunte Kriegsmonat zu Ende. Neun Monate voll von höchster Anspannung! Zu Hause weiß man, daß viele, sehr viele von allen unseren treuesten Söhnen und Freunden gefallen sind, aber man trägt es als Schicksal und Forderung einer gewaltigen Zeit. Ich komme viel unter Menschen, fahre im Lande herum, habe zahllose Bekannte, bekomme mehr Briefe, als ich verständigerweise lesen kann, aber gerade weil ich so sehr viele Verbindungen habe, kann ich mir ein Urteil erlauben: wir bleiben als Gesamtheit bewundernswert tapfer! Ein leiser Unterton von Friedenssehnsucht ist vorhanden, die Greuel der Menschenvernichtung werden ernsthaft gefühlt, aber an ein Nachgeben vor vollendeter Verteidigung wird nicht gedacht. Wenn ich je stolz war, ein Deutscher zu sein, so bin ich es jetzt. Ich sehe in Potsdam, wo ich zurzeit arbeite, jeden Tag Soldaten, sehe Ausmarschierende, Verwundete, Neueintretende, es ist immer dieselbe ruhige Pflichtmäßigkeit: echtes Potsdam! So aber ist es zweifellos überall. Welches hohe Erlebnis für uns, die wir schon 1870 bewunderten und nun diese Ueberbietung aller damaligen Leistungen!

Gerade heute am Monatsschluß sind die Nachrichten besonders gut. Der zweite Angriff auf die Dardanellen scheint ergebnislos zu verlaufen. Wir hatten es gehofft, aber sicher konnten wir nicht sein, denn man soll den Gegner nie unterschätzen. Wir wußten, daß die türkische Bundesgenossenschaft für Konstantinopel ein Kampf auf Leben und Tod war. Die Türkenherrschaft wagte ihren letzten, allergrößten Strauß. Jetzt wird um Sein oder Nichtsein an den Dardanellen gefochten. Aber es scheint gut zu gehen. Auf der asiatischen Seite sind die Landungstruppen völlig zurückgeworfen, und auf der europäischen Seite gehört ihnen nichts als die Spitze von Kaba Tepe, die unter den Geschossen der Gegner liegt. Von den anderen Teilen der Gallipoli-Halbinsel ist der Feind vertrieben. Dabei sind vier feindliche Schiffe von den Türken beschädigt: „Jeanne d'Arc", ein französischer Panzerkreuzer von 11 300 Tonnen, „Majestic", ein alter Engländer von 15 000 Tonnen, „Triumph", ein englisches Linienschiff von 12 000 Tonnen, beide schon früher beteiligt, und „Vengeance", ein englisches

Digitized by Google

Schlachtschiff, dessen Alter und Größenklasse wir noch nicht wissen. Die Angriffe der feindlichen Flotte haben aufgehört. Wie sehr die Schiffe und ein weiterer Torpedobootzerstörer geschädigt sind, wird man erst in den nächsten Tagen erfahren. Wir alle sind so froh, daß „unsere Dardanellen" sich so tapfer gehalten haben. Ein Heil den Offizieren und Mannschaften!

Zur gleichen Zeit kommt die Mitteilung, daß die Festung Dünkirchen gestern von den Unsrigen unter Artilleriefeuer genommen worden ist. Noch verstehen wir nicht, wie das zugeht, aber wir freuen uns dessen. Da Nieuport, Furnes und Poperinghe noch in gegnerischen Händen sind, so wissen wir nicht, von welcher Stelle aus die Fernbeschießung begonnen hat, aber es ist ein gutes Vorzeichen, daß eine der zwei Kanalfestungen, Dünkirchen und Calais, an deutsche Geschosse gewöhnt wird. Die Gegner haben in diesen Tagen alles menschenmögliche versucht, uns mit Riesenbestellungen von Geschossen in Amerika bange zu machen. Hoffentlich zerschießen die Getreuen da draußen noch manchen Wall, ehe die Millionenbestellungen sich verwirklichen.

Auch sonst enthält der Bericht von der Westfront tüchtige Leistungen: Zuaven und Turkos versuchten vergeblich, die neue deutsche Stellung nördlich von Ypern zu erschüttern. In der Champagne ist eine tausend Meter breite und dreihundert Meter tiefe Stellung von uns erobert und umgebaut. In den Argonnen, im Schmerzenswalde, erstürmten unsere Truppen nördlich von Le Four de Paris einen Graben. In den Kämpfen um die Maashöhen haben die Franzosen vom 24. bis 28. April 43 Offiziere, darunter 3 Regimentskommandeure und 4000 Mann verloren. Es geht vorwärts. Frühling!

Auch im Nordosten ist Erfolg: die Eisenbahnlinie Dünaburg—Libau ist erreicht. Gefechte dort bei Szawle. Bei Kalwarja 500 Russen gefangen.

Sonnabend, 1. Mai.

Aus dem „Weltfeiertag", der vor etwa 26 Jahren auf der Ausstellung in Paris als internationale Arbeiterkundgebung in allen Ländern beschlossen wurde, ist ein Weltkampftag geworden. Auch die internationale Sozialdemokratie, welche damals noch mehr als in späteren Zeiten über die alten Nationalstaaten glaubte hinweggehen zu können, ist an allen Ecken in den Kampf hineingezogen und liegt in den Schützengräben der verschiedenen Nationen. Ihr Glaube, daß es im gegenwärtigen Zeitalter möglich sein werde, durch demokratische internationale Organisation den Weltfrieden herbeizuführen, ist schmerzlich zusammengebrochen. So wird denn wohl nun auch der vielumstrittene Maifeiertag nebst vielem anderen im großen Kriege entschlafen. An sich war er nicht falsch gedacht, nur wurde er von Anfang an viel zu sehr als Kampfansage gegen die ganze übrige Gesellschaft behandelt und konnte deshalb sich nicht zur harmlosen volkstümlichen Feier der aufwärtsstrebenden Arbeit auswachsen. Wir hoffen, daß nach diesem Krieg der alte Sedantag und die alte Maifeier, die beide etwas stark Parteifarbe trugen, sich in einem Volkstag zusammenfinden, der wohl der Tag sein könnte, an dem der Kaiser sprach: ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche! Inmitten des nach dem Krieg unvermeidlich wiederkehrenden Parteistreites könnte ein solcher Tag von außerordentlichem Werte sein als bleibende Erinnerung an den Zusammenschluß eines großen Volkes in der Stunde der Gefahr.

Die sozialdemokratische Parteikorrespondenz teilt die Abstimmungsverhältnisse innerhalb der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion mit. Die Bewilligung der 10 Milliarden Kriegskredite wurde mit 77 gegen 23 Stimmen beschlossen. Die Zustimmung zum Reichshaushalt wurde mit 69 gegen 30 Stimmen ausgesprochen. Das ist nach einer Rede, die der Parteivorsitzende Haase in Frankfurt a. M. gehalten hat, nicht so zu verstehen, als seien die Gegenstimmen im Gegensatz gegen die Vaterlandsverteidigung abgegeben worden. Die Minderheit folgte älteren Parteitagsbeschlüssen und konnte sich auch sonst noch nicht ganz in die neue Lage finden.

Mehr noch als gestern beim ersten Empfang der Nachricht erscheint uns heute das deutsche Vordringen bis Szawle an der Bahnlinie von Libau nach Dünaburg und Wilna als eine beträchtliche Verbesserung der Kriegslage. Entweder werden die Russen gezwungen, wieder eine neue Nordarmee zu schaffen, oder sie geben uns den Weg durch die baltischen Provinzen frei. Zunächst wurden 1000 Gefangene gemacht und viel Bagage und Munition erbeutet. Als die Russen sahen, daß sie Szawle nicht halten konnten, steckten sie die Stadt an vier Ecken in Brand und flüchteten in Richtung auf Mitau weiter. Inzwischen wurde auch bei Kalwarja und Augustow gefochten, am letzteren Orte nicht ganz glücklich, denn die Russen konnten eine deutsche Vorpostenkompagnie nächtlicherweile überfallen.

Gute, aber noch nicht widerspruchsfreie Meldungen von den Dardanellen.

Sonntag, 2. Mai.

Im Laufe der letzten zwei Wochen habe ich eine ganze Anzahl Zuschriften aus dem Felde erhalten, die sich auf die Bemerkungen über Behandlung der Truppen in der Kriegschronik vom 12. April beziehen. Ich grüße alle Briefschreiber, ohne ihnen im einzelnen antworten zu können. Zur Sache selbst möchte ich nur nachtragen, daß offenbar an ziemlich vielen Stellen das Exerzieren im Bereich feindlicher Granaten gar nicht zu vermeiden ist. Von Offizieren und Nichtoffizieren wird in lebhaftester Weise gegen den Ausdruck protestiert, daß da oder dort „mit Menschenmaterial Schindluder getrieben" werde. Das bedeute nichts als die Heulmeierei von schlimmen „Drückebergern", natürlich könne ein Kriegsheer keine Kinderstube sein. Das alles ist sicher oft richtig, aber auch nach den neueren Briefen halte ich für sicher, daß gelegentlich gegenüber redlichen und todesmutigen Menschen bedauerliche Mißgriffe vorgekommen sind, was aber bei der Menge der Menschen und Charaktere gar nicht zu verwundern ist. Es kann jemand als Mensch vorzüglich, aber als Soldat schwer zu ertragen sein. Damit soll dieser Briefwechsel als abgeschlossen gelten, denn eine Chronik ist nicht der Ort für eine längere Debatte, gegen die auch sonst Bedenken vorhanden sind, solange der Krieg dauert.

Die Beschießung von Dünkirchen wurde gestern fortgesetzt und hatte eine Massenflucht der Bevölkerung nach Calais zur Folge. Wir überlegen, von wo aus und mit was für Geschützen diese Leistung vollbracht werden kann. Soviel wir sehen, ist überall eine Entfernung von mindestens 30 Kilometern zu überwinden. Das ist so, als ob man vom Brandenburger Tor in Berlin nach dem neuen Palais bei Potsdam schießen sollte. Große Küstengeschütze sind bisher dieser Aufgabe am ehesten gewachsen gewesen. Die Kämpfe nördlich von Ypern nehmen ihren Fortgang und scheinen beiderseits starke Verluste herbeizuführen. Der Uebergang über den Yserkanal ist in deutschen Händen.

Auch heute noch ist über den Verlauf der Doppelschlacht an den Dardanellen kein abschließendes Urteil möglich, aber die Berichte machen einen guten und zuversichtlichen Eindruck. Trotz zahlreicher Truppenlandungen konnte den Türken kein großer Schade getan werden. Bei Kaba Tepe, nicht fern von der Südspitze der Halbinsel Gallipoli, befinden sich feindliche Landungstruppen auf festem Boden, müssen aber im Bereich ihrer Schiffsgeschütze bleiben. Nach englischem Bericht sind das die Australier. Die britischen Truppen wurden an der Südspitze selbst bei Tekke Burun ausgeschifft, was aber dann von ihnen getan oder nicht getan wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Die französischen Landungstruppen gingen an der asiatischen Seite bei Kum Kale von ihren Schiffen, scheinen sich aber wieder auf sie zurückgezogen zu haben. Der englische Bericht sagt zwar: sie behaupteten sich in allen Stellungen. Ein Telegramm aus Mytilene über Athen besagt, daß vier englische und französische Bataillone, denen der Rückzug von türkischen Truppen verlegt worden war, und die die Uebergabe verweigerten, vernichtet worden sind. Auch sollen beschädigte Kriegsschiffe an den Inseln angekommen sein.

Montag, 3. Mai.

Heute vormittag wurden Glocken geläutet, Flaggen auf Amtsgebäuden, aber niemand wußte etwas Genaues: Großer Sieg, aber wo? General Mackensen? In den Karpathen oder Bukowina? 10 000 Gefangene oder 100 000? Alles ratschlagte durcheinander, und jetzt am späten Nachmittag sind wir immer noch nicht klüger, denn offenbar ist zeitiger das Signal zum Schuleschließen und Fest-

Digitized by Google

feiern ausgegeben worden, als die Nachrichten fertig sind. Hoffentlich werden wenigstens nachträglich die Telegramme der deutschen und österreichisch-ungarischen Armee unsere heutige Morgenfreude bestätigen.

Bis wir also wissen, was auf oder vor den Karpathen geschehen ist, genügt es uns, daß die deutsche Kavallerie in Kurland fast bis Mitau gelangt ist, und daß die Franzosen und Engländer noch immer nicht wissen, wo die große Kanone sitzt, die nach Dünkirchen hineinschießen kann. Ueber die Schlacht von Ypern sagen die „Times": „Die Deutschen können bei Ypern den beträchtlichsten Geländegewinn verzeichnen, der in den letzten fünf Monaten beiderseits auf dem westlichen Kriegsschauplatze gemacht wurde." Lord Curzon beklagt sich öffentlich darüber, daß am Sonnabend vor acht Tagen in Manchester 30 000 Personen dem Fußballspiel zusahen: die englische Nation müsse bereit sein, größere Opfer zu bringen.

Dienstag, 4. Mai.

Die Spannung in Italien ist offenbar groß. Es soll viel französisches Gold nach Italien gebracht worden sein. Etwas Tatsächliches aber, das auf eine Teilnahme am Krieg schließen ließe, liegt unseres Wissens bis heute nicht vor. Man nimmt vielfach an, daß Rumänien weiterhin dem italienischen Beispiel folgen wird, mag die Parole Krieg sein oder Fortsetzung der Neutralität.

Die erwartete große Siegesnachricht ist noch nicht ganz fertig, aber es besteht kein Zweifel, daß etwas sehr Wichtiges vollkommen geglückt ist, der Durchbruch durch die zurückweichende russische Front am Dunajez zwischen Karpathen und Weichsel; Flucht der Russen in der Richtung auf die San. Vordringen bei Malastow, Gorlice, Gromnik. 8000 Gefangene, die sich noch mehren werden. Die Karpathenfront selbst ist zurzeit unverändert.

Graf Tisza lobt in der Kammer die vaterländische Haltung der ungarischen Nordslawen, gibt Unsicherheiten bei Südslawen zu.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 26. April.

Die Angriffe von Sir William Ramsay, dem englischen Chemiker, auf die „deutschen Methoden im Handelsverkehr" geben in ihrer blinden Maßlosigkeit einen erschreckenden Eindruck davon, wohin diese ungezügelten Orgien des Hasses einen wissenschaftlich disziplinierten Menschen führen können. Wie werden nach dem Kriege diese Gesinnungen auf das im Frieden erträgliche Maß zurückgeführt werden können, wenn die geistig hochstehenden Menschen sich jetzt so gehen lassen?

Und mitten in all dieser Weltfeindschaft zieht der schönste deutsche Frühling ein. Auf der Kurterrasse lassen sich die genesenden Feldgrauen zur Orchestermusik von der Sonne bescheinen und vertilgen ungezählte Stücke Obstkuchen mit Schlagsahne. Daß auf alle grausigen Schicksale diese friedlichen Bilder folgen können, hat etwas Tröstliches.

Die „Kriegszeitschrift der Hamburg-Amerika-Linie" berichtet ausführlich über die ausgedehnte Kriegsfürsorge der Gesellschaft. Sie gewährt den Familien der einberufenen Arbeiter und Seeleute Familienunterstützung; den Beamten bzw. ihren Familien wird das Gehalt in einer Höhe weitergezahlt, die den Familien ihr gutes Auskommen sichert. Bis Ende März zahlte die H. A. L. an reinen Kriegsunterstützungen 350 000 M., außerdem monatlich 20 000 M. aus ihren Hilfskassen. Durch umfassende Fürsorgeeinrichtungen, Arbeitbeschaffung usw. werden diese Aufwendungen ergänzt. Daß dies ein Unternehmen leistet, das mehr als alle anderen durch den Krieg lahmgelegt ist, ist ein stolzes Zeugnis wirtschaftlicher Kraft.

Dienstag, 27. April

Die Kartoffelversorgung wird nun durch die Reichsstelle in der Weise in Angriff genommen, daß durch Vermittlung der Reichsstelle die Kommunalverbände die Versorgung der minderbemittelten Bevölkerung — mit einem Einkommen unter 2400 M. — übernehmen. Man sollte bei Festsetzung der Einkommensgrenze aber die Kinderzahl berücksichtigen. Der Junggeselle mit 2300 M. steht doch anders als die vierköpfige Familie mit 2500 M. Richtig wäre Einkommen dividiert durch Kopfzahl der Familie: alle Familien, in denen auf den Kopf nicht mehr als ein bestimmtes Einkommensanteil (etwa 500 M.) kommt, sollten in die Kartoffelversorgung einbezogen werden können. Das ist gar nicht so sehr viel umständlicher und viel gerechter.

Der Verband deutscher Arbeitsnachweise verlangt die Begründung einer Reichszentrale für Kriegsverletzte. Sehr mit Recht. Man wartet immer noch auf diese Zentralisation. Bis jetzt ist nur bundesstaatlich und provinziell organisiert, mustergültig erscheint der kürzlich veröffentlichte bayerische Plan.

Ueber die Kreditnot des gewerblichen Mittelstandes wird Mitte Mai eine Besprechung im Reichsamt des Innern stattfinden. Es scheint, als ob die bisherigen Darlehnskassen, wahrscheinlich wegen der Art der Warenbeleihung, ihren Zweck nicht erfüllen.

Eine schwedische Zeitung hat an Gelehrte des Auslandes eine jener Umfragen gerichtet, über deren Wert man verschiedener Meinung sein kann: wie denkt man sich die Wiederaufnahme der intellektuellen Zusammenarbeit? Die Antworten sind immerhin charakteristisch. Sir Ramsay sagt, was von ihm zu erwarten war, man solle künftig Deutsche und Oesterreicher von internationalen Kongressen ausschließen; Romain Rolland bleibt seinem Glauben an eine europäische Kultur, die auf Austausch beruht, treu; ebenso meint Hans Delbrück, daß die Staaten keine Mauer um sich bauen können. Sabatier erwartet nur von der Zeit eine Ausfüllung der tiefen Kluft, die jetzt gerissen ist. Wahrscheinlich wird die Zeit die Ansichten ihren Trägern selbst unbewußt so sehr wandeln, daß es überhaupt besser wäre, sich jetzt nicht schwarz auf weiß zu dieser oder jener Haltung zu bestimmen.

Mittwoch, 28. April.

Heute beginnen die Verhandlungen des Internationalen Frauenkongresses im Haag, der für den Frieden demonstrieren soll. Tatsächlich ist es ein Kongreß der Neutralen — wie begreiflich! Der Bund Deutscher Frauenvereine hat selbstverständlich in entschiedenster Form abgelehnt, den Kongreß zu beschicken. Ebenso wie die österreichischen und ungarischen Nationalbünde der Frauen. Alles, was dort beschlossen werden soll, kann, sofern es überhaupt eine Bedeutung für die gegenwärtige Lage hat, für nationalpolitisch klare Menschen nicht Gegenstand gleicher Meinung sein. Nur die Neutralen können sich auf der Forderung sofortigen Friedens um jeden Preis einigen. Und sollen die Frauen der kriegführenden Nationen den Männern, die ihre nationale Pflicht tun, in den Rücken fallen mit pathetischen Erklärungen über den „Wahnsinn", in dem sie befangen sind? Nur eine unbegreifliche Gefühlsverwirrung kann eine solche innere Loslösung der Frauen von der Aufgabe ihres Vaterlandes vollziehen! Der französische Nationalbund der Frauen spricht in seiner Ablehnung des Kongresses die vollkommene Zugehörigkeit der Frauen zu ihrem Staat genau so entschieden aus, wie wir es getan haben. „Mit schmerzlichem Erstaunen" sagt er, „haben wir in dem Programm die Resolution über den Waffenstillstand gefunden. Wie könnten wir daran denken, solange unsere Provinzen dem Joch der Feinde unterworfen sind!" Die Erklärung der Französinnen ist selbstverständlich eine einzige Anklage gegen Deutschland; und doch empfinden wir die nationale Würde darin mit einem Gefühl von Sympathie und Achtung. Von England haben nur etwa zwanzig Frauen Auslandspässe bekommen (es ist interessant, daß die englische Regierung sie über 100 anderen versagte); aber nur zwei konnten sie benutzen, da der Verkehr mit Holland unterbunden war. Oesterreicherinnen sind ebenso wie Deutsche nur einzelne da, die als Einzelpersonen und nicht als Vertreter der organisierten Frauenbewegung erscheinen. Das Publikum scheinen wesentlich holländische Frauen zu bilden. Möge die Sache gnädig vorübergehen!

Die Menschen eines Kurortes sind in ihrer Zusammenwürfelung aus allen Landesteilen noch mehr „Deutsche", als das Publikum

Digitized by Google

einer einzelnen Stadt; und wenn Nachrichten wie die von den Erfolgen an der Westfront und bei den Dardanellen kommen, ist die Gemeinsamkeit der Stimmung im Lesesaal oder auf der Terrasse fast noch stärker als zu Hause. Und doch ist zugleich der Gegensatz dieser sanften mitteldeutschen Landschaft mit ihren Feldern und blühenden Obstbäumen und ihrem heiteren und beschaulichen Kurtreiben zu den Vorstellungen von Tod und Qualen draußen so peinvoll. Wenn nicht die vielen Soldaten wären, die sich so sichtbarlich erholen und alles mit Behagen genießen, so käme man noch schwerer über diesen Gegensatz hinweg!

Donnerstag, 29. April.

Die deutschen Farbstoffe fangen auch in Amerika an, allenthalben zu fehlen! Es wird gesagt, daß Textilfabriken mit insgesamt etwa 300 000 Arbeitern in ein paar Wochen am Ende sein würden.

Der Arbeitsmarkt zeigt noch immer ansteigende Beschäftigungskurve, am stärksten für die Frauen. Jetzt steigt auch der Beschäftigungsgrad im Baugewerbe wieder, während manche Militärlieferungsarbeiten mit dem Ende des Winters natürlich nachlassen.

Die belgischen Gefangenen in Soltau sollen sich eine Universität im Lager begründet haben, der nur die medizinische Fakultät aus Mangel an Dozenten fehlt. Jedenfalls ein Beweis ihrer geistigen Energie. Auch hier wird alles erträglicher mit dem kommenden Sommer.

Freitag, 30. April.

Ein Gespräch darüber, warum wir im Ausland so unbeliebt sind, bekam eine drastische Illustration, die nicht die wesentliche, aber eine Seite dieser Tatsache beleuchtet. An dem Aussichtspunkt, an dem wir saßen, erschien jener Spießbürger, den wir kennen. Er betrachtete zunächst die Schilder, die an den Bäumen Brauselimonade und Maibowle ankündigten, zog einen Bleistift aus der Tasche, stieg mit großem Aufwand von patriotischen Reden auf verschiedene Stühle und verkratzte die Fremdwörter auf den Schildern. Dann übte er seine Kehle an einigen geläufigen Gassenhauern, entriß dem Postboten, der gerade den Berg herauf kam, die für die Gastwirtschaft bestimmten Abendzeitungen (nicht ohne seine musikalische Bildung durch die Anrede: „Kommen Sie mal her, Sie Postillon von Lonjumeau" auszubreiten), zog sich mit ihnen an einen Tisch zurück und hielt dort seiner ihn ehrfürchtig umringenden Weiblichkeit politische Vorträge, deren Wiedergabe die Zensur nicht gestatten würde. Frage für das zukünftige Deutschland: wie erziehen wir diese Leute?

Ein Gegengewicht war der Oberkellner, ein verbrannter Landsturmmann, der in Rußland bei Hindenburg gewesen war und während eines Erholungsurlaubs an seiner alten Stelle aushalf. Aber er war so versunken in das Glück des Wiedersehens mit seiner Heimat, daß er meist an der Brüstung der Terrasse stand und über die blühenden Obstgärten in das stille Land hinaussah — mit einem Ausdruck von Liebe und Besitzergreifen, der einem ganz tief ins Herz ging. Und trotzdem die Selbstverständlichkeit, mit der der neue Abschied angesehen wurde!

Sonnabend, 1. Mai.

Von 80 000 Postbeamten, die im Feld stehen, haben fast 4000 das Eiserne Kreuz. Etwa 3000 sind gefallen. In verschiedenen Städten kommt man jetzt dazu — was wir in Berlin leider noch nicht erreichen konnten — Zulagen zu den Brotrationen gewisser Schichten auf Grund der Ersparnisse der anderen einzuführen. Einige Städte waren darin mit gutem Beispiel vorangegangen. Es muß unbedingt überall der Versuch dazu gemacht werden, um die tatsächlichen Ungerechtigkeiten schematischer Verteilung zu beheben.

In Berlin werden jetzt Zugochsen über die Straßen trotten. Man will sie verständigerweise bei den Erdarbeiten zum Abfahren verwenden. Da bekommen die Berliner Kinder doch einmal einen Ochsen zu sehen!

Ein hübsches Schild in einem Berliner Vorortgelände: „Kriegskartoffelacker des Kaiser-Friedrich-Realgymnasiums."

Die sozialdemokratische Parteikorrespondenz veröffentlicht nachträglich einen genauen Bericht über die Abstimmungsziffern bei den verschiedenen entscheidenden Parteibeschlüssen. Danach ist die Zustimmung zum Etat mit 69 gegen 30 Stimmen, die Zustimmung zu 10 Milliarden Kriegskrediten mit 77 gegen 23 Stimmen, die Verurteilung des Disziplinarbruchs Liebknechts mit 67 gegen 17 Stimmen beschlossen.

Sonntag, 2. Mai.

Die Sommerkurorte scheinen sich allgemein auf den üblichen Verkehr einzurichten. Auch in der Schweiz scheint man mit einem Sommerfremdenverkehr in gewissen Grenzen zu rechnen. Wer wird hingehen?

In England fehlt es an optischen Instrumenten für die Marine. Die Gläser kommen aus Deutschland!

Scheidemann hat in einer kraftvollen Antwort an Vandervelde (und zugleich an gewisse deutsche Parteikreise!) gesagt: „Sollte der Kampf bis zum äußersten bitteren Ende ausgefochten werden, dann müssen wir deutschen Sozialdemokraten mit aller Kraft dahin wirken, daß nicht u n s e r Volk es ist, dem zum Schluß der Fuß auf den Nacken gesetzt wird."

Von der Stadtverordnetenversammlung einer thüringischen Stadt wird erzählt, sie sei durch den Krieg beschlußunfähig geworden, da die Majorität der Mitglieder eingezogen ist. Was nun?

Naumann / Der nationale Mensch

Im Mittelalter und bis zum 18. Jahrhundert gab es sehr viele nicht-nationale Menschen, denn von den alten aus der Völkerwanderung her nachwirkenden Stammes- und Rassenverbänden merkte und wußte man in dieser Zeit wenig, und neue Nationen hatten sich noch nicht gebildet. Die ganze abendländische katholische Kultur liegt als kirchlicher Internationalismus oder Uebernationalismus zwischen einer alten Zeit der Sippschaften und Wanderstaaten und einer späteren Periode der neu aufkommenden durch Sprache und Geschichte verbundenen Territorial- und Nationalstaaten. Sehr langsam nur erwachte d a s S e l b s t b e w u ß t s e i n d e r n a t i o n a l e n M e n s c h e n. Von diesem Erwachen wollen wir uns eine Vorstellung zu machen suchen.

Es lebten also in jener langen Zwischenzeit zwischen der älteren und der neueren Nationalität die Volksmengen in einem Traumzustand, in dem der kleine und abhängige Einzelmensch von seiner Geschichtsaufgabe so wenig wußte, als ob er ein geschichtsloses Haus- und Arbeitstier wäre. Mit dem Aufhören der Wanderungsperiode hatte er an Beweglichkeit und Selbständigkeit viel verloren, und die christliche Erziehung hatte ihm seinen wilden Stammessinn erst recht abgewöhnt, indem sie ihn mehr in die biblische Geschichte und in die Legenden der Heiligen einweihte als in die Rechte der völkischen Ueberlieferungen. Da er nicht selber lesen konnte und ziemlich fest an seinen Acker gebunden war, so nährte er sich von dem, was ihm beigebracht wurde und was er an der Oberschicht sah und hörte. Diese ritterschaftliche Oberschicht aber war im ganzen international und zweisprachlich, das heißt sie redete mit den Bauern und Tagelöhnern im Landesdialekt, aber unter sich und mit den Priestern eine Verkehrssprache oder auch mehrere: Lateinisch, Französisch, Hochdeutsch. Alle wirkliche Geschichts- und Staatskenntnis wurde in den Obersprachen verhandelt und rann nur ganz tropfenweise in die Unterschicht hinab.

Diese geschichtslose Unterschicht wurde aber von Zeit zu Zeit in ihrem dumpfen Träumen gestört, wenn die Kriege der Herrschenden ihren Frieden brachen und ihre waffenfähigen Männer aus Tagelöhnern zu Soldaten machten. Zwar war

Digitized by Google

der mittelalterliche und nachmittelalterliche Soldat noch lange kein nationaler Kämpfer, aber er mußte sich doch irgendwelche Vorstellungen darüber machen, für wen und gegen wen er seine Haut zu Markte trug. Kam er wieder nach Hause, was allerdings nicht gar zu oft geschah, so brachte er eine gewisse Weltkenntnis mit und war auch sonst etwas starrköpfiger und selbstbewußter als der waffenlose dienende Mensch. Dabei aber waren diese soldatischen Volksteile meist sehr bereit, Sprachen zu wechseln und nach dem Spruch zu verfahren: wes Brot ich esse, des Lied ich singe. Von ihnen stammt ein großer Teil der Nationalitäts- und Sprachenmischung, so etwa wie heute von den Wanderarbeitern. Wo sie als Lohn für kriegerische Dienste angesiedelt wurden, veränderten sie oft den Sprach- und Volkscharakter der Unterschicht, sie und der niedere Klerus, der auch eine wandernde Truppe darstellte und sehr viel Einfluß auf das geistige Leben der einfachen Leute ausübte.

Mehr aber als alles dieses wirkten auf die Menschwerdung der Masse und damit auf die Nationalisierung der in Abhängigkeit gehaltenen Völker die mit den Waldensern, Hussiten, Taufgesinnten und vor allem mit der deutschen und schweizerischen Reformation einsetzenden religiösen Kämpfe. Religionskampf und Bauernkrieg hingen in vielen Gegenden unmittelbar zusammen, denn oft gingen in den Religionsfragen Oberschicht und Unterschicht verschiedene Wege. Es kommt beides vor: protestantische Oberschicht auf katholischer Unterschicht und umgekehrt. Und da es die Eigentümlichkeit der Religionskämpfe ist, die Menschen leidenschaftlich bis zum Märtyrertum zu ergreifen, so wirkten sie inmitten aller ihrer schauerlichen Zerstörungen als Wecker der Menge. Das trifft für den ganzen Strich Landes von Polen durch Böhmen, Mitteldeutschland und Süddeutschland bis durch Nordfrankreich zu; es gilt aber auch für viele andere Stellen. Am Religionskampf entsteht ein Charakter, der seine Eigenart hat. Daher kommt es, daß von der Zeit der Religionskämpfe an auch die Sprachen des Untervolkes viel zäher und fester werden und sich nicht mehr so leicht verschieben lassen wie vorher. Die Französierung zwischen Mosel und Rhein und die Germanisierung zwischen Oder und Weichsel erreicht ihr Ende. Das Volk hat einen Glauben und eine Sprache, oft einen anderen, als es eigentlich haben wollte, aber es hat doch einen völkischen Zustand, der sich nicht mehr beliebig verändern läßt.

Auf dieser Grundlage erscheint nun die Volksschule und die demokratische Strömung. Die Volksschule wird aus kirchlichen und herrschaftlichen Absichten eingerichtet, wirkt aber außerordentlich belebend auf den eigenen Sinn der Masse. Durch die Volksschule wird die Sprache der Unterschicht zur Schriftsprache und zur Staatssprache. Von jetzt an gibt es Sprachenstreite. Und erst infolge der Volksschule vermag die Menge den Hauch der revolutionären, nationalen Ideen in sich aufzunehmen, der von England und Frankreich her nach dem Osten zu weht. Die preußischen Freiheitskriege sind ohne die Schulgründungen des 18. Jahrhunderts undenkbar. Der nationale Sinn, der gegen die napoleonische Fremdherrschaft aufgerufen werden konnte, war in zahlloser Kleinarbeit vorbereitet. Deshalb hingen auch Aufhebung der Leibeigenschaft, Gewährung städtischer Selbstverwaltung, Versprechen künftiger Staatsbürgerrechte ohne weiteres mit diesem nationalen Erlebnis zusammen.

Von da an gab es viele nationale Menschen, Leute, die selber eine Ahnung ihrer geschichtlichen Bedeutung und einen Trieb zur Mitarbeit am Staate hatten. Der bloße knechtische Abhängigkeitssinn, der früher als selbstverständliche Tugend gegolten hatte, verlor seinen Wert und wurde als Zurückgebliebenheit geachtet. Das Volk steht auf! Natürlich steht es so auf, wie es im Laufe der vorhergehenden Jahrhunderte geworden ist. Eine ursprünglich slawische Gegend, die inzwischen verdeutscht wurde, erhebt sich als deutsch. Eine andere, die nicht germanisiert wurde, erhebt sich als polnisch. Alle Unterschiede des Untergrundes steigen auf die Oberfläche und stören da die alten Herrschaften, denen es gar nichts ausgemacht hatte, gleichzeitig über ganz verschiedenem Volk ihr Oberdasein zu führen. Der Nationalsinn ist durch und durch Volksgewächs, demokratische Erscheinung. Die Oberschicht allein würde ihn nie erfunden haben.

Deshalb fühlen wir es auch jetzt im Kriege so stark, daß die Masse den Sieg erringen muß. Natürlich kann sie es nicht ohne höhere Führung, aber jedermann sagt sich, daß Anstrengungen, wie sie jetzt nötig sind, ganz volkstümlich sein müssen, um gelingen zu können. Schon König Friedrich II. von Preußen verstand bei seinen kleineren und teilweise angeworbenen Truppen etwas wie Volkswille zu erwecken. Er war der König der Schulen und der Bauernansiedlungen. Aber was war die Volksbeteiligung von damals gegen jetzt? Der nationale Mensch als Massenerscheinung ist jetzt vorhanden, eine herrliche Frucht langer Jahrhunderte. Er muß verstanden und gepflegt werden. Und wenn der Krieg zu Ende ist, da dürfen wir nicht wieder klein und ärmlich werden gegenüber diesem wunderbaren nationalen Volke. Wenn nach diesem Kriege die Herrschenden kleinlich und ängstlich dem Volke seinen Wuchs nicht gönnen, dann haben sie aus der Geschichte nichts gelernt.

Paul Rohrbach / Einsicht in Schweden — und England!

Von befreundeter schwedischer Seite erhalte ich die folgende Zuschrift, die ich mit einem kurzem Nachwort von mir dem Leserkreis der „Hilfe“ innerhalb und außerhalb Deutschlands vorlegen möchte. Für unsere Leser wird es wichtig sein, zu erfahren, wie sich die entscheidende Frage nach der Verantwortung für den Kriegsausbruch in besonnenen englischen Kreisen und für einen objektiven Ausländer jetzt bereits gestaltet. Ich lasse die Korrespondenz folgen.

* * *

Auf die Frage des deutschen Botschafters am 1. August 1914, ob, im Falle Deutschland verspräche, die belgische Neutralität nicht zu verletzen, England neutral bleiben würde, antwortet Sir Edward Grey, daß die Haltung Großbritanniens von der öffentlichen Meinung abhängen werde. In Uebereinstimmung mit dem Prinzip dieser Erklärung hatte Sir Edward Grey nach der Krisis von 1911 in einer Rede gesagt: Die öffentliche Meinung könnte zu stark für einen Minister des Aeußeren werden, der in kritischen Stunden seine Entscheidung zu treffen habe.

Unsere Auffassung demgegenüber geht dahin, daß die leidenschaftliche Erregung, im Leben des einzelnen wie im Leben eines Volkes, zu einer gefühlmäßigen Trübung der Urteilskraft führen kann, und daß ein Staatsmann daher nicht berechtigt ist, in jeder nationalen Erregung die untrügliche Offenbarung des Volkswillens zu sehen, der er die schicksalsschwersten Entscheidungen anzuvertrauen hat. Sicher aber

Digitized by Google

ist dies: Wenn die Staatsmänner der westlichen Demokratien entschlossen sind, in der vox populi die vox Dei zu hören, so haben sie eine Pflicht, die wir als eine heilige bezeichnen möchten, das Volk so zu informieren, daß es imstande ist, auf Grund eines klaren Tatbestandes seine Stimme abzugeben, von der das Schicksal des eignen Landes, ja, vielleicht der ganzen Welt, abhängt. Darum finden wir es nur konsequent, wenn neulich ein amerikanischer Demokrat über die Greysche Politik sagte: Die westlichen Demokratien werden immerfort dazu aufgefordert, für die Heiligkeit der Verträge zu kämpfen. Sie sollten zunächst einmal für die Bekanntmachung aller Verträge kämpfen, von deren Heiligkeit so viel die Rede ist.

In mehreren unserer schwedischen Blätter finden sich Auszüge aus einem sehr interessanten Werke, der „Kriegsgeschichte", die eine angesehene englische Zeitung, der „Manchester Guardian", herausgibt. Aus dem XII. Bande dieses Werks, erschienen am 3. März, lesen wir in „Gäfle Posten" (einem nordschwedischen Blatt) vom 19. April folgende übersetzte Stelle darüber, wie das französische Volk vor dem Kriegsausbruch informiert wurde.

„Als der Ernst der Lage erkannt wurde, offenbarte sich das öffentliche Gefühl in Paris in einer spontanen heftigen Opposition gegen den Krieg. Am Abend des Sonntags vom 26. Juli fand eine gewaltige Demonstration gegen den Krieg auf dem großen Boulevard und den Hauptstraßen im Zentrum von Paris statt. Die Demonstration war nicht organisiert, nur am Morgen waren in der sozialistischen und Gewerkschaftspresse Ankündigungen erschienen und im Laufe des Tages in der Stadt selbst angeschlagen worden. Die Personen, die als aktive Demonstranten oder passive gleichgestimmte Zuschauer teilnahmen, zählten an die Hunderttausende. Der Anblick war unvergeßlich. Eine dicht gedrängte Menschenmenge füllte den großen Boulevard, der drei Meilen lang ist, fast seiner ganzen Länge nach. Jeder Verkehr mußte stocken, und Fußgänger hatten es schwer, vorwärts zu kommen. Die eigentlichen Demonstranten standen auf der Straße, und die breiten Trottoirs waren gedrängt voll. Von Zeit zu Zeit erhob sich ein gewaltiges Rufen „A bas la guerre", darin die Schreie „Vive l'armée" ertranken, die aus kleinen Gruppen von Royalisten kamen, meist Jünglingen der Bourgeoisie, die eine Gegendemonstration versuchten. Die Sympathien der Massen auf den Trottoirs waren unverkennbar auf seiten der Demonstrationen gegen den Krieg; Straßendemonstrationen werden in Paris nicht erlaubt, und große Kavallerie- und Polizeiaufgebote taten ihr Bestes, um die Demonstranten dazu zu bewegen, fortzugehen, aber enthielten sich jeder gewaltsamen Einmischung. Nachdem die Demonstranten ihren Zweck erreicht hatten, der Volksstimmung von Paris öffentlichen Ausdruck zu geben, zerstreuten sie sich in aller Ruhe.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß diese Demonstrationen in der Tat das Gefühl des Volkes zum Ausdruck brachten. Bis zum 31. Juli, dem Vorabend der allgemeinen Mobilisation, lehnte es das Volk von Paris ab, an die Möglichkeit zu glauben, daß Frankreich um einer solchen Sache willen in einen Krieg hineingezogen werden könnte. Man wußte natürlich, daß Frankreich ein Bündnis mit Rußland hatte, aber niemand wußte eigentlich recht, was die Bedingungen dieses Bündnisses waren, und man neigte allgemein zu der Auffassung, die Bedingungen könnten unmöglich so sein, daß Frankreich gezwungen wäre, sich Rußland anzuschließen, falls Rußland über Serbien mit Oesterreich Krieg führte. (Frankreich hatte nicht in den Krieg zwischen Rußland und Japan eingegriffen, und viele nahmen an, daß Frankreich nur zum Eingreifen gezwungen werden könnte, falls Rußland von zwei Mächten angegriffen werden würde. Es war nur eine Stimme unter den kleinen Kaufleuten, Angestellten und Arbeitern, wenn es Oesterreich und Rußland beliebte, sich über Serbien zu zanken, so sollte man sie es allein ausfechten lassen.)

Am Donnerstag, den 30. Juli, gab die Regierung eine im ganzen optimistische Note an die Presse, aber die hierdurch erregten Hoffnungen wurden am folgenden Tage zuschanden, als die Agence Havas verkündete, daß die deutsche Regierung die Erklärung des Zustandes der Kriegsgefahr angeordnet hatte, ein Schritt, der der allgemeinen Mobilisation vorausgeht. Man wußte damals nicht in Paris, daß Rußland, ohne die französische Regierung zu befragen oder von seiner Absicht zu verständigen, am Abend vorher den Befehl zur allgemeinen Mobilisation herausgegeben hatte, und somit erschien die Handlungsweise Deutschlands als ein willkürlicher Akt der Provokation, der wahrscheinlich gegen Frankreich gerichtet wäre. Es war damals bekannt, daß die deutschen Truppen an der Ostgrenze Frankreichs zusammengezogen waren, und es wurde sogar berichtet, daß kleine Abteilungen die Grenze an ein oder zwei Stellen überschritten hätten. So verbreitete sich der Eindruck, daß Deutschland Frankreich anzugreifen beabsichtigte, und brachte einen vollständigen Umschwung der Volksstimmung zustande. Frankreich wollte den Krieg nicht, aber wenn Frankreich angegriffen würde, so mußte es sich verteidigen. Hierüber gab es nur eine Meinung."

„So gelang es," schreibt „Gäfle Posten", „das friedliche französische Volk umzustimmen; die französische Regierung stellte absichtlich Deutschlands Defensivmaßnahme gegen Rußland als eine Provokation gegen Frankreich dar. Dieses Manöver gelang, weil die französische Regierung geheimhielt, daß die russische Kriegspartei eine allgemeine Mobilisation anordnete in dem Moment, als der „Friede" drohte. Auf diese Weise wurde die politische Situation, die hätte geklärt werden können, in eine militärische umgewandelt, und der Deutsche Kaiser wurde dadurch gezwungen, die Entscheidung auf die Frage: „Soll Deutschland ein Ultimatum stellen?" seinem Generalstab zu überlassen."

Wir fügen diesem Urteil unserer Zeitung noch hinzu, daß man in Rußland natürlich wohl wußte, wie wenig es die deutsche Regierung darauf ankommen lassen konnte, die russische Mobilmachung ruhig sich bis zum Ende vollziehen zu lassen. Hätte Deutschland das getan, so hätte es für den wahrscheinlichen Fall, daß Rußland mit der Mobilmachung auf den Krieg selbst lossteuerte, seine stärkste Ueberlegenheit gegen Rußland, die größere Schnelligkeit seiner Mobilmachung, selbst wirkungslos gemacht. Es sei weiter bemerkt, daß die Londoner Regierung unmöglich von der russischen Mobilisation völlig überrascht sein konnte. Am 25. Juli 1914 telegraphierte der englische Gesandte an Sir Edward Grey: „Ich sagte alles, was ich konnte, um den russischen Minister des Aeußeren zur Vorsicht zu stimmen, und warnte ihn, daß, wenn Rußland mobilisieren würde, Deutschland wahrscheinlich sich weder mit einer bloßen Mobilisation begnügen noch Rußland Zeit lassen würde, seine Mobilisation zu vollenden, sondern daß es wahrscheinlich sofort den Krieg erklären werde." Wir können also heute schon sagen, daß die Geschichte später einmal das Urteil fällen wird: Wenn

Digitized by Google

am 25. Juli 1914 der englische Gesandte in Petersburg seine sehr verständige Warnung als eine Bedingung formuliert hätte, deren Verletzung im Kriegsfalle die englische Neutralität zur Folge haben würde, so wäre es den vereinten Bemühungen der deutschen und englischen Diplomatie, unterstützt von der Stimmung des französischen Volkes, gelungen, den Weltfrieden zu erhalten.

Aus demselben „Manchester Guardian" wird in einer anderen Zeitung, „Korrespondenten Landskrona-Tidning" vom 20. April, folgendes darüber erzählt, wie man in Paris die Nachricht von Jaurès Ermordung aufnahm:

„Kurz nach 9 Uhr am Abend des 31. Juli verbreitete sich die Nachricht von der Ermordung Jaurès durch Paris und wurde mit Grauen und Entsetzen aufgenommen. Man fühlte sofort, Jaurès konnte nur von einem Mitglied der Kriegspartei ermordet sein, der den großen Apostel des Friedens aus dem Wege zu räumen gewünscht hatte, den einzigen Mann, der den Krieg vielleicht hätte verhüten können. Die Ermordung Jaurès hat nur darum nicht zu einer Volkserhebung geführt, weil der Glaube verbreitet war, daß Deutschland einen Angriff auf Frankreich geplant habe. Mehr als ein Jahr lang war sein Leben von Royalisten und Militaristen bedroht worden, und 14 Tage vor seiner Ermordung hatten zwei Zeitungen gesagt, daß er an dem Tage einer allgemeinen Mobilisation erschossen werden sollte. Selbst so marschierte noch eine gewaltige Menschenmenge von dem großen Viertel der Arbeiterklasse Belleville bis zu der Place de la République und schrie nach Rache gegen den Mörder und seine Anstifter. Die Regierung war ernstlich beunruhigt, und die Garde Républicaine wurde herausgerufen, aber es kam zu keiner Störung. Am nächsten Morgen waren in Paris überall die Proklamationen des Premierministers Viviani angeschlagen, die die Ermordung Jaurès als ein Verbrechen gegen Frankreich brandmarkte und das Volk dazu aufforderten, sich ruhig zu verhalten. Die sozialistischen Führer, die mit einem Worte eine Volkserhebung hätten herbeiführen können, appellierten auch an ihre Anhänger, ihren Patriotismus der begreiflichen Entrüstung voranzustellen, und man hörte auf sie. Rührend war das Vertrauen, das das Volk zu Jaurès hatte, immer wieder und wieder wurde gesagt, wäre Jaurès nicht tot, so hätte es keinen Krieg gegeben. Das ist nicht wahr, aber es ist möglich, daß, wenn Jaurès gelebt hätte, er in der elften Stunde noch eine letzte Anstrengung für die Sache des Friedens gemacht hätte."

Der Verfasser der Kriegsgeschichte des „Manchester Guardian" hat recht: der von den Chauvinisten so gehaßte und gefürchtete Jaurès starb für ihre Pläne im richtigen Augenblick. Jaurès hätte es der französischen Regierung sehr schwer gemacht, mit so diabolischer Geschicklichkeit den diplomatischen Tatbestand vor der öffentlichen Meinung Frankreichs zu verfälschen. Denn in Jaurès Mund war das Wort „Volkssouveränität" keine verlogene Phrase. Ehrfurcht und Gewissenhaftigkeit kennzeichneten seine Stellung zum französischen Volk. Er hätte sich gewiß noch in letzter Stunde mit seiner ganzen Kraft dagegen gewehrt, daß man seinen Souverän so hintergeht. Jaurès ist eines der vielen Opfer dieses Krieges. Jaurès starb wie ein tapferer Soldat, nicht auf dem Kampfplatz, aber auf seinem Posten.

* * *

Weder zu den Sätzen, die aus der Kriegsgeschichte des „Manchester Guardian" hier mitgeteilt sind, noch zu dem daran geknüpften Kommentar aus Schweden wird es nötig sein, viel hinzuzufügen. Man sieht deutlich, wie sich sogar in England an Stellen, die nicht ganz von Haß und Eifersucht verblendet sind, das Urteil herausschält: Der Krieg hätte vermieden werden können 1. wenn ihn die russische Kriegspartei nicht gewollt und durch die Mobilmachung gegen Deutschland bewußt herausgefordert hätte; 2. wenn Grey und Genossen diese Herausforderung nicht kalten Blutes und in genauer Kenntnis ihrer Wirkung hätten geschehen lassen; 3. wenn nicht die französische Volksstimmung, die dem Frieden geneigt war, durch ein Hetzmanöver von grenzenloser Gewissenlosigkeit und Unaufrichtigkeit aufgepeitscht worden wäre! Das genügt.

H. Geffers / Napoleon in Aegypten

Das Land der Pharaonen ist in der ganzen Weltgeschichte eins der umstrittensten Gebiete gewesen. Heute sucht England es für sich festzuhalten im Kampf gegen das heranrückende türkische Heer: wir hoffen, daß die englische Herrschaft über Aegypten ebenso eine Episode bleiben wird, wie der romantisch-großartige Feldzug, den der erste Napoleon dorthin unternahm.

Bald nach seinen italienischen Siegen 1797 beschäftigte sich Bonaparte mit seinem Lieblingsplane, der Expedition nach dem Orient. „Ich will nicht hier bleiben," sagte er einst, „ich sehe, wenn ich in Frankreich bleibe, bin ich binnen kurzem verloren. Alles nutzt sich hier ab, schon habe ich meinen Ruhm eingebüßt. Dieses kleine Europa bietet auch zu wenig davon. In den Orient muß man gehen, dort ist der Ursprung aller Macht und Größe." — „Die Zeit ist nicht mehr fern, wo wir fühlen werden, daß wir uns Aegyptens bemächtigen müssen, um England gründlich zu zerstören", und weiter schreibt Bonaparte am 13. September 1797 an Talleyrand: ... „Müßten wir bei unserem Frieden mit England das Kap der guten Hoffnung zurückgeben, so würde es nötig, daß wir uns Aegyptens bemächtigen. Dieses Land hat nie einer europäischen Macht angehört ..... Aegypten hat nie dem Großherrn gehört. Ich wünschte, Bürger Minister, daß Sie in Paris einige Nachrichten einzögen und mich wissen ließen, welche Rückwirkung unsere Expedition auf die Pforte äußern würde ..." Am 23. September 1797 antwortet Talleyrand darauf: ... „Was Aegypten anbetrifft, so sind Ihre Ideen in dieser Beziehung großartig und die Möglichkeit derselben muß gefühlt werden. ... Heute beschränke ich mich darauf, Ihnen zu sagen, daß, wenn man es eroberte, es geschähe, um die russischen und englischen Intrigen zu hindern, welche sich in diesem unglücklichen Lande so oft erneuern. Ein so großer, den Türken erwiesener Dienst würde sie leicht veranlassen, uns dort das Uebergewicht und die Handelsvorteile zu gewähren, deren wir bedürfen. Aegypten würde uns als Weg den Handel Indiens verschaffen. ..."

Noch während der österreichischen Friedensunterhandlungen in Passariano hatte Bonaparte an das französische Geschwader unter Admiral Brueys die folgende Proklamation erlassen: „Kameraden, sobald wir auf dem Kontinente den Frieden hergestellt haben, werden wir uns mit Euch vereinigen, um die Freiheit der Meere zu erringen. Ohne Euch vermögen wir den Ruhm des französischen Namens nur in einen kleinen Winkel des Kontinents zu tragen; mit Euch werden wir die Meere durchschneiden, und der Nationalruhm wird die entferntesten Regionen erblicken." Das war gegen

Digitized by Google

England gerichtet. England sollte in Asien angegriffen werden, oder sein Handel durch die Eroberung Aegyptens zerstört werden, wodurch auch gleichzeitig der Weg nach Indien freigemacht wurde. Dieser Plan hat ihn und auch das französische Direktorium am meisten gefesselt, nachdem Bonaparte sich vorher von der Unausführbarkeit einer Landung in England selbst, ohne im Besitze einer starken französischen Marine zu sein, überzeugt hatte. Mit rastlosem Eifer arbeitet er nunmehr an dem Entwurf zu der denkwürdigen Expedition nach Aegypten. Es ist, als wenn ihm die Voraussehung seines späteren Schicksals die Triebkraft eingegeben hätte, hastig einen Ruhmeskranz in den anderen zu flechten, um sich sein Glück zu gründen, er handelt und arbeitet, als wenn er späteren Geschlechtern Rechenschaft abzulegen hätte. „Die Nachwelt wird mich einst richten, und ich bin überzeugt, daß sie es besser verstehen wird, meine großen Handlungen zu würdigen, als das gegenwärtige Geschlecht, welches den englischen Ministern verkauft ist", schreibt er später in seinen Betrachtungen über Europa.

Bis ins kleinste wurde die Expedition nach Aegypten ausgearbeitet und vorbereitet; ein Stab großer Gelehrter und selbst eine reichhaltige Bibliothek, in der Goethes Werther und vor allem der Koran, die Bibel der Mohammedaner, nicht fehlten, wurde ausgewählt. Bemerkenswert ist hierbei, daß man den Koran unter Rubrik „Politik" einstellte. Talleyrand sollte später als Gesandter nach Konstantinopel gehen, um jeden Bruch mit der Türkei zu verhindern. Außerdem sollte er den Sultan überzeugen, daß Bonapartes Feldzug in Aegypten nur den Mameluken, den des Sultans Oberherrlichkeit spottenden Feinden, gelte. 40 000 der besten Krieger und die tüchtigsten Generale um sich geschart, trifft Bonaparte die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt von Toulon. Er hatte seinem angeblichen Vaterlande die besten Kräfte entzogen, und es war rücksichtslos genug für seinen Ehrgeiz, wenn er zu seinem Bruder Joseph äußerte: „Ich gehe in den Orient mit allen Mitteln, die den Erfolg verbürgen. Wenn Frankreich meiner bedarf, wenn die Zahl derjenigen wächst, die wie Talleyrand, Sieyes und Röderer denken, wenn der Krieg entbrennt und unglücklich geführt wird, dann kehre ich wieder und bin der öffentlichen Meinung sicherer als jetzt. Ist dagegen die Republik im Kriege glücklich, erhebt sich ein neuer Feldherr, wie ich, der auf sich die Hoffnungen des Volkes lenkt, dann werde ich im Orient der Welt vielleicht doch noch mehr Dienste leisten als er." Am 22. Juni 1798, bereits auf hoher See, hatte der Chefgeneral durch folgenden Armeebefehl seinen Soldaten ihre Aufgabe bekanntgegeben: „Soldaten! Ihr steht im Begriffe, eine Eroberung zu machen, deren Folgen für die menschliche Kultur und den Handel der Welt unberechenbar sind. Ihr bringt England den sichersten und empfindlichsten Schlag bei ....."

Nach der Eroberung Maltas langte die Expedition, durch verschiedene Kreuzfahrten der sie verfolgenden englischen Flotte glücklich entgangen, in Alexandrien an. Vor der Ausschiffung erläßt er eine Mahnung an seine Soldaten, daß sie die Religion der Völker, mit denen sie jetzt verkehren würden, achten, sich nicht durch Plünderungen bereichern und den Frauen keinerlei Gewalt antun sollten. „Die erste Stadt, zu der wir gelangen, ist von Alexander dem Großen erbaut worden. Bei jedem Schritt werden wir erhabene Denkmäler finden, die würdig sind, den Nacheifer der Franzosen zu erregen", so schließt er diese Mahnung, um bald darauf als angeblicher Freund des türkischen Sultans an die fanatischen Muselmanen Alexandriens eine Hetzproklamation gegen ihre Feinde, die Mameluken, zu erlassen; er verspricht den Aegyptern, sie aus der Tyrannei dieser Feinde zu erlösen. Bonaparte verkündet dabei, daß er den Koran verehre und alle Menschen vor Gott gleich sind, daß die Weisheit, die Talente und die Tugenden bei ihnen allein den Unterschied ausmachten. „Cadis, Scheiks, Imans, Tschorbadschis, sagt dem Volke, daß wir ebenfalls wahre Moslims sind." Das waren offenbare Lügen. Napoleon hat später bei einer anderen Gelegenheit offen ausgesprochen, daß ein Staatsmann perfekt lügen können müsse, und er selbst war auch ein Staatsmann. Mehrere siegreiche Gefechte, die jedoch unter großen Strapazen erfochten wurden, namentlich die Schlacht bei den Pyramiden, gaben ihm bald die Möglichkeit, in die Hauptstadt Kairo einzuziehen. Hier hat ihn die Nachricht von der Verbrennung seiner Flotte bei Abukir durch die Engländer ereicht; sie hat ihn wohl hart getroffen, aber nicht geschreckt, nunmehr die Zügel der Herrschaft über Aegypten zu ergreifen. Er war jetzt der Sultan von Aegypten und der Feldherr der französischen Armee. Die Vernichtung seiner Expeditions-Flotte, die auch alle seine sonstigen umfassenden Pläne zerstörte, machte Bonaparte zum Gefangenen in dem von ihm eroberten Aegypten. Für ihn galt es nunmehr, den Untertanen und seinen Soldaten seine ganze Kraft zu widmen. „Wir haben keine Flotte mehr," sagte er, „wohlan, wir müssen entweder hier bleiben oder auf eine ruhmvolle Art, gleich den Alten daraus fortgehen." Bonaparte verstand es vorzüglich, den Aegyptern und der Welt den Anschein eines Eroberers zu geben, dabei ehrte er den Kultus der Unterjochten, bezeugte stets die Ehrfurcht vor ihrer ehemaligen Größe und ihren vaterländischen Denkmälern. Er benutzte geschickt die religiösen Gebräuche und jede Gelegenheit, um dem Volke auffallende Huldigungen darzubringen. So finden wir ihn bei der Nilfeier, unter einer Fahne mit dem Pascha von Kairo sitzend, Gold unter die Menge verteilen und den Wächter des Mekias mit dem schwarze Pelze bekleiden. Späterhin anläßlich des Geburtsfestes des Propheten erschien Bonaparte bei dem Scheik sogar in orientalischer Tracht mit dem Turban als Kopfschmuck und nahm lächelnd den ihm vom Divan angebotenen Namen Ali Bonaparte an. Er gab scharfe Befehle zum Schutze der Pilger-Karawanen heraus und schrieb selbst einen bezüglichen Brief an den Scherif von Mekka. Die Natur schien ihn für den asiatischen Thron geschaffen zu haben. Es ist bezeichnend, wenn er fünf Jahre später einmal an Frau von Rémusat schreibt: „In Aegypten fühlte ich mich frei vom Zügel einer beengenden Zivilisation. Ich träumte von allem Möglichen und sah die Mittel, meine Träume wahr zu machen. Ich sah mich auf dem Wege nach Asien, nachdem ich eine neue Religion gestiftet, auf einem Elefanten reitend, den Turban auf dem Kopfe, einen neuen Alkoran in der Hand, den ich nach meinem Ermessen zusammengestellt. Die Erfahrung zweier Welten wollte ich in meinen Unternehmungen vereinigen, die Domäne der Geschichte mir dienstbar machen, die englische Macht in Indien angreifen und durch diese Eroberungen meine Verbindungen mit Europa wieder anknüpfen." Wir sehen hier den Phantasten, den Welteroberer. Der Vorsprung aller seiner kühnen Pläne liegt, außer in dem tiefen Haß gegen England, in seinem maßlosen Ehrgeiz, in dem Streben, höher und höher zu steigen, selbst zu herrschen und sich den Ruhm der Nachwelt zu sichern.

Bonaparte hat es aber trotz aller schönen Proklamationen als Freund und Beschützer der Eingeborenen von Aegypten nicht hindern können, daß sie sich gegen ihn verschworen. Selbst Bonapartes unermüdliche Tätigkeit, die Zivilisation, die Industrie, die Künste und Wissenschaft zu fördern, konnte die Aegypter nicht freundlicher gegen ihn stimmen. Mit undurchdringlichem Schweigen begann eine Verschwörung gegen die Franzosen, die aber dank der Umsicht Bonapartes noch rechtzeitig unterdrückt wurde. Auch ist die Hoffnung Bona-

Digitized by Google

partes, den türkischen Sultan über die Natur seiner Expedition hinwegzutäuschen, fehlgeschlagen. Talleyrand, der persönlich nach Konstantinopel gehen sollte, hatte es infolge der Beherrschung des Mittelmeeres durch die Engländer vorgezogen, die verabredeten Verhandlungen dem Gesandten zu überlassen. Es kam inzwischen eine Allianz zwischen Rußland und der Türkei zustande, weil beide Mächte durch Frankreichs Uebergreifen in den Orient in ihrer Politik empfindlich gestört waren. Die Türkei erklärte an Frankreich den Krieg. Bonaparte hatte natürlich keine Kenntnis von diesen Vorgängen, jedoch ahnte er den Bruch mit der Türkei, infolge des ablehnenden Verhaltens des syrischen Statthalters Achmed Pascha auf Bonapartes Freundschafts-Anerbieten. Außerdem hatte er erfahren, daß die Türkei überall die französischen Konsuln hatte verhaften lassen. Um dem Angriffe zuvorzukommen, beschloß er die sofortige kriegerische Unternehmung nach Syrien. Nach glücklicher Schlacht bei El Arisch langte er bald in Palästina an, wo die durch furchtbaren Durst fast zur Verzweiflung gebrachten Soldaten sich neu stärken konnten, um am 4. März die Festung Jaffa einzuschließen und zu bombardieren. Jaffa wurde trotz heftigen Widerstandes einer starken Artillerie eingenommen. Wir wollen hier Abstand nehmen von der Schilderung des Blutbades, von dem Schrecken der Pest, von der auch ein großer Teil der französischen Soldaten dahingerafft wurde. Ehe Bonaparte die Stadt verließ, richtete er einen Divan, ein Hospital und eine Garnison ein. Mehrere weitere siegreiche Gefechte, die Einnahme von Chaifa, woselbst große Lebensmittel- und Munitionsvorräte erbeutet wurden, bildeten für die Franzosen glänzende Vorarbeiten zur Belagerung von Acre, zu der Eroberung der Schlösser von Saffet und Nazareth, der Stadt Zur (Tyrus). Ferner dürften die Gefechte bei Lubi, bei Sedschiara und vor allem die Schlacht beim Berge Tabor bewundernswerte Merkmale des syrischen Feldzuges sein. Die Stadt Acre hat Bonaparte beinahe zwei Monate lang vergeblich bekämpft. Sie war nicht zu erobern. Die Einnahme dieser Stadt wurde aber täglich deshalb notwendiger, weil der türkische Großherr das Volk aus den asiatischen Gebirgen, von Bagdad, Damaskus und vom Euphrat zur Vernichtung der ungläubigen Franzosen zum Aufstand aufgerufen hatte; ebenso beherrschten feindliche Flotten das Meer. Eine feindliche Armee eilte bereits zur Verteidigung Syriens herbei, ein anderes Heer sammelte sich auf Rhodus zum Angriff auf Aegypten, wo Murad Bey den französischen General Desaix aufhielt und woselbst das Delta in Aufstand war. Dazu kam für Bonaparte noch das Ausbleiben der von seinem Admiral Perrée in Jaffa auszuladenden Belagerungsgeschütze hinzu sowie die Möglichkeit einer Landung der feindlichen Flotte. Unterstützt von der englischen Schiffsartillerie erfolgte ein kräftiger Ausfall der Belagerten, der jedoch vollständig zusammenbrach. Nach diesem vorläufigen Siege eilte Bonaparte zunächst seinem General Kleber zu Hilfe und gewann einen großen, an Beute reichen Sieg über die Armee von Damaskus. Als sich bald darauf die ottomanische Flotte vor Acre zeigte, befahl Bonaparte sofort den fünften Generalsturm auf die Stadt, der zur Einnahme der Außenwerke führte, so daß die Flotte nicht landen konnte. Doch wurde der Besitz der Stadt durch das Herbeieilen der englischen Schiffsmannschaften und der Einwohner selbst noch stark verteidigt. Dieser kräftige Widerstand beugte schließlich Bonapartes Hartnäckigkeit und findet seinen Ausdruck in der folgenden Proklamation an die Armee: „Soldaten, nachdem wir mit einer Handvoll Menschen den Krieg drei Monate lang im Herzen Syriens unterhalten, 40 Feldstücke, 50 Fahnen erobert, 10 000 Gefangene gemacht, die Festungswerke von Gaza, Jaffa, Chaifa und Acre geschleift haben, wollen wir nach Aegypten zurückkehren."

Zur Verheimlichung des Abzuges schlug die Armee im Dunkel der Nacht den Rückweg nach Kairo ein. Endlich, nach viermonatiger Abwesenheit, hielt das Heer seinen Einzug in Kairo, nachdem es auf dem an Taten, aber auch an Entbehrungen reichen syrischen Feldzuge rund 1800 Mann eingebüßt hatte. Nichtsdestoweniger war dieser Einzug ein Triumphzug, und Bonaparte benutzte die Gelegenheit zu einer Proklamation, die auch gleichzeitig als Gegengewicht zu der ränkevoll von den Engländern verbreiteten Lügennachricht von seiner völligen Vernichtung dienen sollte: „Er ist angekommen, der Wohlbeschützte, der die Religion Mohammeds liebt. Er ist eingezogen in Kairo durch die Pforte des Sieges." Doch sollte Bonaparte nicht lange Ruhe haben. Im Begriff, sich gegen Murad Bey zu wenden, erhielt er die Nachricht von der Landung einer 100 Schiffe starken türkischen Flotte und der Bedrohung Alexandriens. Er setzte sich sofort in Marsch und langte in überraschend kurzer Zeit in Alexandrien an, wo er die Landung geschehen ließ, um danach den Feind sofort anzugreifen. In wenigen Stunden war die gesamte feindliche Armee vernichtet, 10 000 Türken fanden im Meere ihren Tod, und der Rest wurde getötet oder gefangengenommen. Der Pascha nebst Sohn und hohen Offizieren diente als Siegestrophäe bei der Rückkehr nach Kairo, wo Napoleon von der Bevölkerung als ein Prophet angestaunt wurde.

Bonaparte glaubte nunmehr, daß seine Sendung nach Aegypten vollauf ihren Zweck erreicht habe, er wußte aber auch, daß ganz Europa ihn bewundere. Gleichzeitig rechnete er damit, daß angesichts der schwankenden Lage in Aegypten und durch den Verlust seiner Flotte, die zur Rückkehr dienen sollte, später einmal eine Kapitulation nicht zu vermeiden sei. Und wieder ängstlich darauf bedacht, hierdurch nicht seinen Ruhm einzubüßen, hielt er eifrig Umschau nach dem französischen Festlande. Durch Zeitungen erfuhr er, daß Frankreichs Waffenehre in Europa erheblich gelitten hatte, und diesen günstigen Zeitpunkt benutzte er, seine schleunige Abreise von Aegypten nach Frankreich ins Werk zu setzen. Es war für ihn klar, man bedurfte seiner. Ungeachtet des Eindrucks einer sogenannten Entweichung entschloß er sich rücksichtslos zur Abreise; er schützte in Kairo eine Reise nach dem Delta vor. Am 23. August 1799 gab er die Ernennung des Generals Kleber zu seinem Nachfolger bekannt, der bei den Soldaten sehr beliebt war; die wegen Bonapartes Abreise etwas feindliche Stimmung der französischen Soldaten wurde durch die Wahl Klebers wieder beschwichtigt.

Bonaparte verband sich später, als er sich zum ersten Konsul von Frankreich gemacht hatte, insgeheim mit Zar Paul I. von Rußland, um gemeinschaftlich mit 70 000 Mann Indien anzugreifen. Es ist aber hauptsächlich Napoleons Absicht gewesen, Aegypten mit der dort befindlichen Armee für Frankreich zu retten; er konnte dadurch das stolze Albion von dem Meeresthrone stürzen und der Welt eine neue Gestalt geben. Aber durch die Ermordung Pauls I. scheiterten diese umfassenden Pläne. In Aegypten war die französische Armee unter General Menou, dem Nachfolger des in Kairo ermordeten Kleber, nicht so erfolgreich gewesen. Alle Anstrengungen Napoleons, durch zwei spätere Expeditionen Aegypten zu erhalten, sind fehlgeschlagen. Er hat Aegypten räumen müssen; die Hälfte seiner Armee kehrte auf fremden Schiffen wieder nach Frankreich zurück. Das glänzend begonnene Werk endete mit völligem Mißerfolg.

Digitized by Google

Else Neißer / Zur Milchversorgung der Großstädte

In dem vielgenannten Eltzbacherschen Buche „Die deutsche Volksernährung und der englische Aushungerungsplan" werden die folgenden Grundsätze über zweckmäßige Verwertung der Milch aufgestellt: „Vollmilch ist im bisherigen Umfange abzusetzen. Die Erzeugung von Butter und Rahm ist einzuschränken. Käse soll, wenn möglich, in gesteigertem Umfange erzeugt werden." An anderer Stelle (S. 183) wird darauf hingewiesen, daß es Sache der Behörde und der Bevölkerung sei, dafür zu sorgen, daß das Empfohlene geschieht.

Auf die strittige Frage, ob angesichts der uns fehlenden Fetteinfuhr eine Einschränkung der Butterproduktion überhaupt wünschenswert ist, soll hier nicht eingegangen werden. Fraglich ist jedenfalls, ob staatliche Maßnahmen zur Einschränkung der Butterproduktion möglich sind. Unter anderem spricht dagegen, daß die durch Einschränkung der Butterproduktion zu gewinnende Milch sich nicht für beliebige Verteilungszeiten auf Lager halten läßt, wie beschlagnahmtes Getreide, und daß andererseits ihrem Schnellversand aus Gegenden, in denen Butterproduktion bevorzugt wird, meist Transportschwierigkeiten oder zu große Entfernung vom Verbrauchszentrum hinderlich sein werden.

Anders liegt es für die Ersatzmilch, die durch ein Rahmverkaufsverbot frei werden würde. Diese gehört in eine Produktionszone, die, da sie den Transport des Rahms noch zuließ, unbedingt auch den der Milch ermöglicht, sofern die Milch nicht überhaupt erst durch den städtischen Händler abgerahmt wird.

Es sei deshalb darauf hingewiesen, daß schon das Verbot des Rahmverkaufs zur Regulierung der großstädtischen Milchversorgung wahrscheinlich in lohnender Weise beitragen könnte. So hatte eine Erhebung, die das Statistische Amt der Stadt Breslau am 23. Juni 1909 veranstaltete (Breslauer Statistik, Bd. 29), das Ergebnis, daß an diesem Tage 4372 Liter Rahm in allen Verkaufsständen und Läden zusammen abgesetzt werden. Ein Liter Rahm verlangt etwa 10 Liter Vollmilch zur Herstellung. Es würden also durch das Verbot des Rahmverkaufes in dem Bezugskreise der Stadt Breslau täglich 43 720 Liter Vollmilch für einen Versand nach Breslau frei werden. Das bedeutet für das ganze Jahr 15 957 800 Liter Milch, die zur Ergänzung herangezogen werden könnten, wenn wir, da die Lieferung am Erhebungstage, der auf einen Sommermonat fiel, eine zufällig reiche gewesen sein kann, etwas für Schwankungen in Abzug bringen wollen, noch ungefähr 14 Millionen Liter Milch jährlich. **Das ist ein Drittel des Breslauer Verbrauchs an Vollmilch überhaupt.**

Soweit mir andere Erhebungen über Milchversorgung der Städte zugänglich waren, habe ich nur noch für Leipzig (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 140) die Zahlen für Rahmverbrauch gesondert gefunden. Dort wurde am 28. September 1910 ein Verbrauch von 1555 Litern Sahne festgestellt. Dafür wären jährlich 5 679 400 Liter Milch notwendig. Trotz des auffallend niedrigen Rahmverbrauches im Verhältnis zu dem von Breslau handelt es sich hier immerhin noch um einen Gewinn von 12,4 v. H. des gesamten Vollmilchverbrauches. Nach diesen zwei Verbrauchsziffern scheint der Versuch, die Milchversorgung der Städte während der Kriegszeit durch das Verbot des Rahmverkaufs zu bessern, der Mühe wert.

Dazukommt noch, daß die Entbehrung des Rahms nur Verbraucher trifft, von denen er als Nahrungsmittel gar nicht besonders in Betracht gezogen wird. Rahm ist in den Kreisen, die sich damit versorgen, nur Genußmittel.

An zweiter Stelle stand, wie oben angeführt, der Vorschlag, Käse soll womöglich in gesteigertem Umfange erzeugt werden. Dieser Vorschlag wird am Schluß des Buches dahin erweitert: „Der unmittelbare Verbrauch von Magermilch durch den Menschen muß mindestens auf das Doppelte, der von Magerkäse um die Hälfte steigen.

Für die Durchführbarkeit eines erhöhten Magermilchverbrauches war Voraussetzung, daß genügend Magermilch der Verfütterung an das Vieh entzogen werden kann und daß die Konsumenten Mehrbezug von Magermilch beim Händler verlangen. Wenn sich auch annehmen läßt, daß infolge neuer landwirtschaftlicher Maßnahmen — die Versuche mit Strohmehlfütterung arbeiten unter anderem darauf hin — eine ausreichende Einschränkung der Verfütterung von Magermilch genügend herbeigeführt werden kann, so wird es doch immer zweifelhaft bleiben, ob irgendeine Propaganda imstande ist, den Bezug von ausreichenden Mengen Magermilch anzuregen und auf einer täglich gleichmäßigen Verbrauchshöhe festzuhalten. Dazukommt, daß Magermilch einen beliebig weiten Transport, besonders im Sommer, nicht verträgt.

Durchführbar aber scheint mir eine Verkäsung von Magermilch in größtem Maßstabe.

Im Riesengebirge ist es schon von altersher eine von den Hausfrauen betriebene Heimindustrie, aus Weißkäse (Quark) kleine runde Dauerkäse herzustellen. Von abgelegenen Bauden und aus einsamen Talhütten werden sie an bestimmten Wochentagen zum Käsefuhrmann in ein zentral gelegenes Dorf getragen, der sie wieder dem Käsehändler in der Stadt und dadurch dem allgemeinen Markte zuführt. Dieser Vorgang weist auf ein Gebiet hin, auf dem landwirtschaftliche Frauenvereine durch gesunde Organisation einer Heimindustrie entscheidend an der Lebensmittelversorgung des deutschen Volkes mitarbeiten könnten. Sollte sich die Kunst des Käsetrocknens und Käsekochens da, wo sie nicht ererbte Wirtschaftsgeschicklichkeit ist, nicht schnell genug während der Kriegszeit in die Tat umsetzen lassen, so bliebe immer noch der Weg offen, daß durch landwirtschaftliche Vereine oder Genossenschaften Zentralstellen eröffnet werden, an die der Weißkäse zur Weiterverarbeitung abgeliefert wird.

Jedenfalls scheint es besonders angesichts der Teuerung anderer Nahrungsmittel an der Zeit, daß von geeigneter Stelle **bald** die nötigen Maßnahmen getroffen werden, um den Bezug billiger Molkereiprodukte für die minderbemittelten Schichten der großstädtischen Bevölkerung sicherzustellen. Auf die Regelung ihrer Versorgung mit Milch und Käse kommt es aber besonders an; denn auf dem Lande wird es sich im Falle der Knappheit anderer Lebensmittel schließlich von selbst ergeben, daß man Milch und Milchprodukte, statt sie zu verfüttern, der menschlichen Ernährung zuführt, wenn die Notwendigkeit es erheischt. Aber die Versorgung großer Städte und Industriegebiete muß zweckmäßig längere Zeit hindurch systematisch vorbereitet werden, wenn Krisen vermieden werden sollen.

A. Lien / Französisches Kriegstagebuch

Schluß.

Vom Pferd auf den Esel.

Wir sitzen abends spät, da hält ein Wagen vor dem Haus. Ich springe ans Fenster. Seit Ende August darf in der Aufmarschzone kein Wagen nach 7 Uhr abends mehr verkehren — während einiger Wochen sogar nicht mehr nach 5 Uhr. — Dieses Mal handelt es sich um eine Ausnahme. Es ist der uns allen wohlbekannte Fischhändler, der die militärischen Lager zwischen der Küste und Rouen mit frischer Ware versorgt und alle erdenklichen Freiheiten genießt. Sein Besuch gilt dieses Mal mir. Ich werde in die Küche gebeten. Er holt aus der Tiefe eines ungeheuren Rucksacks zwei Riesenhasen und ein halbes Dutzend Rebhühner hervor, ein nicht unbedenkliches Gepäck in einer Zeit, in der alle Jagd streng verboten ist. „Herr Etienne läßt schön grüßen und bitten, man solle ihm drei Wildpasteten machen lassen und Frau Lien solle so freundlich sein, sie und zwei Flaschen Whysky eigenhändig übermorgen hinzubringen. Er erwartet gnädige Frau ganz bestimmt und läßt ihr vor allem einschärfen, daß sie im Auto kommen soll — wegen der Pasteten."

Digitized by Google

In dieser rührenden Fürsorge erkenne ich meinen liebevollen Vetter! Im übrigen wäre es mir auch ohne das nicht eingefallen, sechs Stunden auf scheußlicher Nebenbahn in noch scheußlicheren Wagen zu fahren und viermal umzusteigen. Während die Köchin sich mit nicht übermäßiger Begeisterung ans Werk macht — ihr weitverbreiteter Ruf als Pastetenkünstlerin bringt ihr auf die Dauer doch mehr Arbeit, als selbst ihr Patriotismus verträgt — schreite ich am folgenden Tage an die Vorbereitung der Expedition. Es kostet wenig mehr als zwei Stunden, um die notwendigen Papiere zu erlangen; bei der Kommandantur der Autofahrschein und bei der Bürgermeisterei das bis ins einzelne festgestellte Verzeichnis der auf dem Hin- und Rückwege zu berührenden Ortschaften. Und so sausen wir denn am nächsten Tage um 11 Uhr mittags fidel los, die Pasteten, der Whisky und ich. Es sind nur 90 Kilometer, aber schmerzliche Erfahrungen haben mich belehrt, daß man für diese sonst so kurze Strecke mindestens 2, im ungünstigen Falle aber auch 7 Stunden braucht, und so habe ich mich mit Büchern und natürlich einem Strickzeug versorgt.

In der Tat wurden wir durch endlose Kolonnen stundenlang aufgehalten, und so war es 4 Uhr vorbei, als wir an der Wegteilung anlangten, wo der Vizinalweg, der zu meinem Bestimmungsort führt, von der Hauptstraße abzweigt.

Plötzlich hält das Auto so brüsk an, daß ich beinahe aus dem Korb geflogen wäre. Ein älterer Leutnant, ca. 50 Jahre alt, hat das Haltesignal gegeben. Gottergeben zeige ich zum 49. Male meine Papiere vor, aber irgend etwas scheint an seinem Glücke noch zu fehlen: „Ihre Fahrterlaubnis ist 11 Tage alt, gnädige Frau, und nicht mehr gültig." „Aber das Papier ist doch für heute von der Kommandantur visiert; man hat mir gesagt, daß das genüge." „Unmöglich, gnädige Frau, die letzte Verfügung ist formell; Sie müssen für den Verkehr in der zweiten Zone allwöchentlich eine neue Ermächtigung haben." Da haben wir die Bescherung! Wieder ein solches Meisterstück des heiligen Bureaukratius. Alle Tage hagelt es von neuen Verfügungen, eine immer wunderlicher als die andere, und sie werden nicht einmal richtig bekanntgemacht! Und ich Unglücksvogel bin zu meinem Pech auf den einzigen Aktenhengst gestoßen, den es vermutlich im ganzen französischen Heere gibt.

Nichts zu machen! Wir sind 18 Kilometer von dem Gutshof entfernt, wo mein liebevoller Vetter einquartiert ist. Ich kann doch unmöglich den schweren Packen dort hinschleppen, und der Chauffeur muß natürlich beim Wagen bleiben. Ich verwünsche im geheimen den vermaledeiten Leutnant in die ödeste deutsche Festung — aber das bringt mich nicht weiter. Glücklicherweise kommt mir ein bekannter Landwehrmann zu Hilfe, bepackt sich mit meinen Pasteten samt dem Whisky und vermittelt mir einen Sitzplatz auf der „Imperiale" eines hoch beladenen — — Kartoffelwagens, der mich in später Nacht an Ort und Stelle bringt, wo mein Vetter und seine Freunde mich schon mit einer Sehnsucht erwarteten, die sich in geläufigen Verwünschungen Luft gemacht hatte.

Als wir schlafen gingen, war nichts mehr übrig als melancholische Reste, von den Pasteten die Kruste, von dem Whisky die Flaschen. —

Ein Militärpaß.

Wir sitzen beim Tee im Bureau des englischen Intendanturkommandos in X. Eine sonderbar zusammengesetzte Gesellschaft: außer dem englischen Kommandanten noch ein anderer englischer Offizier, ferner ein Offizier und zwei Unteroffiziere des französischen Heeres, eine Schweizerin und ich — und doch . . . wir sind sämtlich nahe Verwandte!

Einer der jungen Franzosen „spannt die Lage", wie man heute in den deutschen Schützengräben sagt, d. h. er erörtert mit großen Worten die Fragen der hohen Politik. Er tadelt, er kritisiert mit aller Unduldsamkeit seiner 25 Jahre. Das Gespräch kommt auf die reguläre englische Armee, auf die furchtbaren Verluste, die sie jetzt dezimiert haben. Die Franzosen fassen die Sache mit philosophischem Gleichmut auf, und der junge rücksichtslose Sergeant trumpft auf: „Wozu bezahlt man denn Herdenvieh als Soldaten, als um sie schlachten zu lassen? Ich denke doch, nur dafür hat man sie angeworben."

Der englische Kommandant ist ernst geworden. Er wendet sich an mich: „Ist das auch deine Ansicht?" — Es ist nicht meine Ansicht, aber . . . es ist nicht meine Sache, englische Söldner in Schutz zu nehmen. Und so erwidere ich leichthin: „Na, ich muß gestehen, ich habe wenig Sympathie für Mietlinge als Soldaten." Der Offizier sitzt eine Weile schweigend da. Eine gewisse Befangenheit liegt über uns: trotz aller Bande der Verwandtschaft fühlen wir den Abgrund, der uns voneinander trennt.

Da erhebt sich unser Wirt, geht zu seinem Schreibtisch und entnimmt der Schublade einen kleinen Stoß von Militärpässen, von denen er einen vor mich hinlegt. „Ungefähr 20 Prozent aller Pässe gleichen diesem. Vielleicht wirfst du einen Blick hinein." Ich nehme das kleine Buch mit spitzen Fingern, denn es ist alles andere als rein, und lese — Während ich lese, fühle ich, wie heiße Schamröte in meine Wangen steigt, und ich würde viel darum geben, könnte ich die leichtfertigen Worte ungesprochen machen. Die „Personenstandsaufnahme" ist in ihrer lakonischen Kürze so unsagbar rührend.

Name: Joe Smith
Geb.: Brighton, Mai 1895
Vater: unbekannt
Mutter: starb 1896
Erzogen: im städtischen Waisenhause Brighton
Eingereiht: April 1910

Verwandte, die im Fall des Todes zu benachrichtigen sind: keine.

Und von der Hand eines Offiziers am Rande der Seite: Gefallen im Gefecht 6. November 1914.

Mit deutschem Paß durch Frankreich.

Endlich sind alle meine Papiere in Ordnung, die letzten Formalitäten sind erfüllt, und der Platzkommandant hat das gewichtige Stempelpapier unterzeichnet, das der deutschen Staatsangehörigen Frau A. Lien die Erlaubnis erteilt, nach Genf zu reisen. Man hat mir sogar zu diesem Zweck eine Frist von einem vollen Jahr bewilligt: die Administration hat offenbar keinen allzu frohen Glauben an die Schnelligkeit der Bahnverbindungen.

Die Förmlichkeiten, die man braucht, um diese kostbaren Papiere zu erhalten, sind einfach, aber zahlreich. Es hat mich 4½ Stunden gekostet, während das Auto unten wartete, um mich allen den Autoritäten vorzustellen, die plötzlich ein so ungemütliches Interesse an meiner Existenz nehmen. Davon abgesehen, vollzieht sich alles ohne den geringsten Zusammenstoß: ich danke das offenbar dem Konsul meines Geburtslandes, der nicht von meiner Seite weicht und nicht müde wird, meine kleine Geschichte zu erzählen: warum ich in Frankreich habe bleiben müssen, usw. usw. All das scheint niemanden besonders zu interessieren, und der Spezial-

Digitized by Google

kommissar für Ausländerpässe, der mir endlich den meinigen gestempelt und unterzeichnet überreicht, fragt mich: „Sie denken, in der Schweiz zu bleiben, gnädige Frau?“ Ich stehe auf dem Standpunkt, daß man im Zweifelfalle lieber nicht lügt, und antwortete keck: „Sobald meine Papiere in Ordnung sind, kehre ich nach Deutschland zurück.“ Und er höflich gleichgültig: „Das ist nicht meine Angelegenheit. Ihr Paß lautet auf die Schweiz; wohin Sie von dort gehen, ist Ihnen völlig überlassen.“

Ich frage mich: warum fragt er dann erst? — Ich empfange meine letzten Instruktionen. Meine Reiseroute ist fest bestimmt, da es mir — — auf einmal! — — aufs strengste verboten ist, mich befestigten Plätzen zu nähern. Von Nordfrankreich nach Genf zu gelangen, ohne Paris, Dijon oder Lyon berühren zu dürfen, ist eine verwickeltere Angelegenheit, als man glauben möchte, und der unglückselige Beamte, der die Reise über Mittel- und Südostfrankreich hat ausarbeiten müssen, hat bestimmt manchen sauren Schweißtropfen vergossen. Aber er hat sich die Sache auch nicht leicht gemacht. Er hat sogar die Abfahrtzeiten meiner Züge aufgeschrieben, und ich sehe mit Grausen, daß die längste ununterbrochene Strecke ganze 5 Stunden beträgt, daß ich vierzehnmal den Zug wechseln muß, und daß ich, wenn ich ununterbrochen Tag und Nacht unterwegs bin, allermindestens 120 Stunden brauchen werde. Da ich fest entschlossen bin, mir die Reise so behaglich wie nur irgend möglich einzurichten, habe ich nicht im mindesten die Absicht, einen Angriff auf diesen Rekord zu machen, und ich habe denn auch in Wirklichkeit, sage und schreibe, neun Tage gebraucht, indem ich mich immer 24 Stunden an den Plätzen aufhielt, die mir einen netten Eindruck machten.

Ein letzter Besuch vor der Abreise: ich muß zum Schweizer Konsul, um meinen Paß visieren zu lassen. Der Konsul empfängt mich höchstselbst mit feierlicher Miene: „Aus welchem Konzentrationslager kommen Sie, gnädige Frau?“ — „Ich? aus keinem. — Ich habe die ganze Zeit bei meinen Verwandten gelebt.“ — „Sind Sie anständig behandelt worden?“ — „Aber, Herr Konsul, ich war bei meinen Verwandten.“ — „Na ja, gnädige Frau, aber Sie müssen mir ganz offenherzig sagen, ob Sie irgendwelche Belästigungen oder Unannehmlichkeiten haben erfahren müssen. Das ist von äußerster Wichtigkeit. Ich muß alles wissen.“ Er wird mir langweilig, dieser Herr, der alles wissen muß, und ich kann doch nicht ihm zu Gefallen Räubergeschichten erfinden; etwa daß mein Onkel mich auf Wasser und Brot gesetzt und mich täglich verhauen hat. Er ist offenbar sehr enttäuscht, und ich sinke sichtlich in seiner Achtung, weil ich so gar nichts von einem „Opfer“ an mir habe.

Endlich ist alles in Ordnung, und, nach einem letzten Abschiedsbesuch auf dem Auslandspaßbureau am Bahnhof, befinde ich mich endlich in meinem Abteil, fertig für die Reise ins Ungewisse hinein.

Nach zwei Stunden: erster Zugwechsel. Und zwar in X, wohin ich in den letzten Monaten so oft gefahren bin, mal im Auto, mal in der Bahn, mit meinen Verwandten und Freunden. Dieses Mal ist es ein anderes Ding: ich habe meinen schönen französischen Passierschein nicht mehr, kein Offizier ist in meiner Begleitung, und so reiche ich denn dem Wachthabenden mit einem gewissen Herzklopfen mein großartiges Pergament hin: „Auslandspaß, deutsche Staatsangehörige.“ — Offenbar macht es nur einen sehr geringen Eindruck auf den Biedermann: er streift mich kaum mit einem Blick, gibt mir das Papier zurück und sagt sehr höflich: „Bitte, zum Auslandspaßbureau, gnädige Frau.“ Dort finde ich das gewöhnliche Tribunal, nur flößt es mir etwas mehr Ehrfurcht ein als gewöhnlich. Der Kommissär prüft den Paß, studiert meine anderen Papiere mit ebensoviel Sorgfalt und reicht mir alles zurück: „Ich danke Ihnen, gnädige Frau. Bleiben Sie in X?“ — „Ja, bis morgen.“ „Wo gedenken Sie abzusteigen?“ — „Hotel soundso.“ — „Sehr schön, wollen Sie gütigst morgen vor Ihrer Abreise noch einmal im Kommissariat erscheinen.“

Das ist alles. Und während der ganzen langen Reise hat sich die Formalität in genau denselben höflichen Formen abgespielt.

Nur ein einziges Mal mußte ich eine unangenehme Erfahrung machen. Im Kommissariat von Y, einer kleinen Stadt in Mittelfrankreich, empfing mich in Vertretung des abwesenden Kommissars ein kleiner Subalternbeamter, der offenbar das Bedürfnis hatte, seinen Patriotismus zu beweisen: „Wo steckt denn Ihr Mann jetzt?“ Ich sehe ihn von oben bis unten an — der Ausdruck „Ihr Mann“ erscheint mir im Munde eines solchen Tintenkuli doch etwas gar zu vertraulich. Dennoch erwidere ich höflich: „Er ist natürlich zu Hause, in Deutschland.“ Und er, bissig: „Na ja, wahrscheinlich ist er gerade damit beschäftigt, uns zu verprügeln.“ Der unverschämte Ton ärgert mich, und ich antworte sehr von oben herab: „Auf alle Fälle scheint es mir, daß das Kommissariat von Y nicht in hervorragendem Maße bedroht ist.“ (Wir sind nämlich über 400 km von der Front entfernt.) Er wird rot vor Wut und brummt etwas vor sich hin, wovon ich nur die Worte verstehen kann: „Preußische Unverschämtheit.“ Aber bevor ich die gebührende Antwort erteilen kann, tritt aus dem Nachbarraum, dessen Tür offen stand, ein Offizier und sagt sehr nachdrücklich: „Nicht so viel Konversation, T. Die Papiere der gnädigen Frau sind in Ordnung?“ —„Ja, Herr Major.“ — „Dann geben Sie ihr den Paß und kümmern Sie sich nicht um ihre Familienangelegenheiten.“ Er weicht nicht von der Stelle, bis ich das kostbare Papier in meiner Brieftasche geborgen habe, verneigt sich mit eisiger, aber untadeliger Höflichkeit; ich kann ohne weitere Schwierigkeiten das Amtslokal verlassen, an dessen Türe mich der Hotelportier geduldig erwartet hat.

Der Kommandant hätte vielleicht liebenswürdiger sein können und wäre es sicherlich gewesen, hätte er eine Französin vor sich gehabt, aber — er trug einen Trauerflor am Arm.

Die Reise mit allen ihren Kreuz- und Querfahrten ist zum Sterben langweilig, das läßt sich nicht leugnen, und außerdem fehlt jeder, aber auch jeder Komfort. Das rollende Material auf allen diesen kleinen Strecken stammt bestimmt aus der Zeit vor 1870, nicht ein einziger Durchgangswagen, nicht eine Toilette! Nur eine Annehmlichkeit ist zu verzeichnen — mit Ausnahme einer einzigen halben Stunde bin ich andauernd in meinem Abteil allein gewesen. Offenbar wird außerhalb der Aufmarschzone wenig gereist.

Das furchtbarste ist der Fahrplan. Die regulären Züge sind abgeschafft, und die Bahnverwaltung scheint absichtlich die unbehaglichsten Stunden auszusuchen, die man sich vorstellen kann. Ein Beispiel: ich komme in C. um 11 Uhr morgens an und kann erst um 5 Uhr weiterfahren, um gegen 11 Uhr abends in O. anzukommen. Dabei ist in der Stadt um 9 Uhr alles geschlossen! Gepäckträger und Droschken gibt es nicht. Da ich keine Neigung habe, in der pechrabenschwarzen Nacht ein Hotel zu suchen, den Portier herauszuklingeln, und Gott weiß, wann mein Gepäck zu bekommen, beschließe ich, gleich mit dem nächsten Zug nach N. weiter-

Digitized by Google

zufahren: Wann geht er ab? Um 3 Uhr morgens! Bloß 4 Stunden Wartezeit! Das ist ja nicht viel, aber . . . Das Bahnrestaurant ist um 9 Uhr geschlossen worden; die Wartesäle sind vom Roten Kreuz für die Verwundetenpflege in Anspruch genommen, und so muß ich die 4 Stunden auf dem Bahnsteig verbringen: zum Glück bin ich allein, denn es ist nur eine Sitzbank vorhanden. Die Beleuchtung ist feenhaft: von 5 Gaslampen brennt immer eine, so daß man nicht einmal lesen kann. Eine angenehme Dezembernacht! Ein lieblicher Zephir blies von Norden her durch die offene Halle, und ich fror wie ein Schneider.

Zum Glück erbarmte sich meiner der Landsturmmann, der auf Posten stand: wahrscheinlich empfand er auch eine unbestimmte Neugierde, so eine „Boche" in der Nähe betrachten zu dürfen, ist immerhin eine Sache von Interesse. Jedenfalls nahm ich mit Dank die Einladung des wachthabenden Unteroffiziers an, in der Wachtstube eine Tasse heißen Kaffee zu trinken. Sie bemühen sich augenblicks sämtlich, einen guten Eindruck zu machen; ihre gute Laune wirkt ansteckend. In dem verräucherten Wachtzimmer macht der Sergeant die Honneurs des Hauses: der Kaffee ist fürchterlich, aber ich zucke nicht mit einer Wimper, und bald sind wir im schönsten Politisieren. Meine Wirte erwägen reiflich das Für und Wider und kommen zu dem Schluß, daß man mich eigentlich nicht für den Krieg verantwortlich machen kann. Das ist schließlich nett von ihnen! Jeder Mann, der hereinkommt, erfährt, wer ich bin, wirft mir den charakteristischen Blick zu, dessen Sinn einmal ein Soldat des Nordens so tiefsinnig ausgedrückt hat: „Es ist eine verdammt komische Idee, eine Deutsche zu sein, aber, alles in allem — es muß schließlich auch Deutsche geben — namentlich, wenn man Krieg führen will."

Eins hat mich ein bißchen geärgert, und das war, als einer der tapferen Krieger erklärte, er hätte mich sofort als Deutsche herausgekannt — an meiner Aussprache! Ist das schade, daß man mir diesen wundervollen Akzent so gar nicht anmerkt, wenn ich deutsch spreche!

In jedem Hotel, in dem ich absteige, legt man mir sofort nach der Ankunft einen Riesenbogen Papier vor, eine „Personenstandsaufnahme", die ich aufs gewissenhafteste auszufüllen habe. Unter anderem muß man angeben, welche Dokumente man dem Gastwirt vorgelegt hat, aber nicht ein einziges Mal hat man Paß und Aufenthaltserlaubnis zu sehen verlangt.

Der heikelste Punkt ist natürlich die „Staatsangehörigkeit". Als ich das erste Mal niederschrieb „Deutsche", empfand ich doch ein gewisses Bangen. Aber es folgte nicht im mindesten ein Trauerspiel danach. Ein erstaunter Blick des Stubenkellners, der das Blatt abholte, das war alles. Nichtsdestoweniger verbreitet sich die Fama von der Anwesenheit einer Deutschen im Hotel wie Flugfeuer, und bei meinem Eintritt in den Speisesaal zur Tabledohote habe ich zwischen den neugierigen, hier und da wohl auch feindlichen Blicken der sämtlichen Anwesenden Spießruten zu laufen. Glücklicherweise bin ich nicht gerade furchtsam veranlagt und lasse mich durch das Kreuzfeuer aus 45 Augenpaaren— ich habe sie gezählt! — nicht in dem Genuß des in der Tat ausgezeichneten Mittagessens stören, sondern bewahre meine Miene unerschütterlichen Gleichgültigkeit. Meine Tapferkeit wird belohnt. Als ich mich nach Beendigung der Mahlzeit erhebe, um mich in mein Zimmer zu begeben, legen meine Nachbarn in ihr Kopfnicken einen Anflug von Freundlichkeit, und ein Offizier, der in der Nähe der Tür sitzt, springt beflissen auf, um sie vor mir zu öffnen. (Die Kundschaft der guten französischen Hotels besteht zurzeit zu wenigstens 80 Prozent aus Reserveoffizieren.) Die Dienstbotenfrage macht natürlich nicht im geringsten Schwierigkeiten. Sie ist jetzt, wie immer, nur eine Frage der Trinkgelder.

Diese erste Erfahrung wiederholte sich mit unwesentlichen Veränderungen überall, wo ich mich aufhielt, d. h. in 6 Hotels in 6 verschiedenen Städten von Mittel- und Südost-Frankreich.

Natürlich spricht mein Französisch sehr für mich: aber die Tatsache bleibt doch bestehen, daß mein Paß lediglich meine Staatsangehörigkeit enthält, ohne die geringste Andeutung der für mich geltenden „mildernden Umstände", und ich habe nur ein einziges Mal beiläufig erwähnt, daß ich in Frankreich aufgewachsen bin und im Lande nahe Verwandte besitze.

In Bellegarde an der Grenze verläßt man den Zug, um die Pässe visieren zu lassen. Die Reisenden ziehen im Gänsemarsch durch die enge Schranke, um auf den Bahnsteig zu gelangen. Zwei Schutzleute prüfen den Passierschein: nahebei sitzen an einem Tische der Spezialkommissar mit ein paar anderen Beamten, nehmen die Auslandspässe entgegen, vergleichen sie mit den übrigen Ausweispapieren und drücken auf das Dokument den feierlichen Stempel: „Hat Frankreich verlassen am . . ."

Unmittelbar vor mir präsentiert eine elegant gekleidete junge Frau ihren Paß: „Deutsche Staatsangehörige." Der Schutzmann gibt das Papier zurück und zeigt mit einer stummen Geste, daß sie sich an den Kommissar zu wenden hat. Dieser nimmt das Papier entgegen: „Haben Sie andere Dokumente, gnädige Frau?" — „Ja." Und die Dame bringt ein oder zwei Schriftstücke zum Vorschein. Der Kommissar prüft sie, betrachtet noch einmal den Paß, stempelt ihn ab und gibt alles mit den Worten zurück: „Es ist gut, ich danke Ihnen, gnädige Frau." Die Szene hat nicht länger als zwei Minuten gedauert und wiederholt sich dann genau so mit mir selbst.

Diese Landsmännin treffe ich auf dem Quai du Mont-Blanc in Genf wieder. Sie ist von Freunden umringt und leistet sich den Luxus einer vortrefflich gespielten, hochdramatischen Szene.

Sie spricht von dem furchtbaren Augenblick, wo sie endlich die Grenze hat überschreiten dürfen. Vielleicht ist es nicht gerade der beste Ton, eine Unterhaltung zu belauschen, die nicht für mich bestimmt ist, aber es juckt mich doch zu erfahren, warum die harmlose kleine Szene auf der Grenzstation so viele schmerzliche Empfindungen in ihr ausgelöst hat.

Welchen rührenden Roman habe ich dort vernommen! Grobheiten, Beleidigungen, Drohung, sie als Spionin zu erschießen; die Menge hat geheult: „Mort à sale Boche." All das hat sich erst vor wenigen Stunden in Bellegarde ereignet — und doch habe ich *gesehen*, wie die Dame aus dem nächsten Waggon ausstieg, habe *gesehen*, wie sie das Visum erhielt, und zuletzt *gesehen*, daß sie unangefochten in ihren Waggon zurückging. — Was soll man dazu sagen?! „Omnis hysterica mendax!" Diese Lügen alle!

Digitized by Google

Gottfried Traub / Kleinigkeiten

Politische und bürgerliche Freiheit bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das große Zentrum aller Kultur. Schiller.

Ich räumte auf. Was hatte ich alles gesammelt! Es kam mir einst so wichtig vor. Jetzt besah ich mir die Ueberschriften. Sie erschienen mir so klein. Soll man die Erinnerung an diese Streitigkeiten bewahren? Sind es jene Akten wert, daß man sie aufhebt? Ich bin im Begriff, alles in den Papierkorb zu werfen. Da taucht blitzschnell der Gedanke auf: „Nachher hast du sie doch wieder nötig. Sie werden genau wieder um die gleichen Erbärmlichkeiten sich zanken. Sie werden nichts gelernt haben und sich in derselben Selbstgerechtigkeit spiegeln und andere wieder verdammen und verdächtigen, wie vorher auch. Der alte Faden ist nicht zerrissen. Sei vorsichtig!" Meine Hand greift noch einmal nach den Papieren und liest von dem Hochmut derer, die sich im Alleinbesitz der Wahrheit dünkten, von der Engherzigkeit, mit welcher man anderer Menschen Glaubensmeinung zwang, von der Leidenschaft, die in so starkem Gegensatz zu dem stand, der einstens niemand verurteilte, als nur die Selbstgerechten. Und das alles soll nach dem Krieg wieder so kommen? Ich mag's nicht glauben. Der ganze Stoß Papier fliegt ins Feuer. Fort damit! Sollten die Menschen je wieder Lust haben, Holzstöße anzuzünden und Andersgläubige zu verbrennen, so hoffe ich, daß der blutige Schein der heutigen Schlachten ihnen die Schamröte ins Gesicht treiben und jeder sie an ihrem Werke hindern wird. Von vielen großen Kleinigkeiten hat uns der Krieg wunderbar befreit. Auch wenn einer mit seinem Dasein zürnen wollte, er muß ihm doch im stillen danken, weil er ihn von großem und kleinem Kram innerlich losgemacht hat. In Friedenszeit hätte man sich über manche Entbehrung halb zu Tod geklagt, hätte hin und her gehetzt und dem Menschen das Schlimmste tagtäglich ins Ohr geflüstert, nämlich das böse Wort: „Das kann ich nicht", „Das kannst du nie." Da kam der Krieg. Er entfesselte Kräfte der Selbstzucht und der Genügsamkeit, die wir nie geahnt hatten. Der Mensch stand, ohne immer gestützt zu werden; der Mensch lief, der sich sonst nur schleppen ließ. Was früher tagelange Erörterungen ausgelöst hatte, wird jetzt in Stunden gewagt; was man vorher nicht überwinden zu können meinte, darüber verliert man kein Wort. Ein großes Schicksal ist vor uns aufgestanden. Das wirkt erlösend. Man ist befreit von all dem Kleinen, woran man früher das Wort „Schicksal" verschwendet hatte.

Ein Ziel ist bedroht: die Freiheit des Volks. Jetzt merken wir erst, wo das Unentbehrliche lag. Die politische und bürgerliche Freiheit genoß man bis dahin, aber man achtete sie wenig. Man hatte sie, warum sollte man sie hoch schätzen? Nun ist sie gefährdet. Das offenbart ihren Wert. Wie Salz und Brot, wie Sonne und Licht die gemeinen Gaben des täglichen Lebens die wirklichen hohen Güter sind, so die Freiheit des Volkes und die Selbständigkeit seiner Entscheidungen. Der Krieg hat uns das wieder in Erinnerung zurückgerufen. Danken wir ihm. Die Besten eines Volks werden sich stets für diese Güter ins Zeug legen. Sie sind des Kampfes wert. Hier liegt der Einsatz des Opfers. Da ist kein Gerede von Kultur, keine künstliche Aufmachung, da liegen ihre Wurzeln. Man weiß jetzt, wofür man lebt, weil man den Mut hat, dafür zu sterben: für des Volkes Größe und Freiheit. Vor diesem Schein mag vieles andere erblassen. Das ist nur gesund. Laßt uns für diese Freiheit leben, opfern, kämpfen im Krieg und im Frieden!

Soziale Bewegung

Eine Arbeitsnachweiskonferenz im Reichsamt des Innern. Eine Beratung über Unterbringung der heimkehrenden Krieger-Arbeiter in geeigneten Arbeitsstellen hat unter Vorsitz des Staatssekretärs Dr. Delbrück im Saale der Budgetkommission des Reichstags am letzten Freitag eine ausgiebige Aussprache unter den zahlreichen Vertretern großer Wirtschaftsverbände herbeigeführt. Die Verhandlungen drehten sich um drei Punkte: Maßnahmen der Arbeitsnachweise, der Arbeitsnachweisverbände und der Arbeitgeber. Die Arbeitsnachweise, die bisher in den einzelnen Gemeinden zusammenhanglos oder nur gegeneinander arbeiten, sollen durch öffentliche Nachweise miteinander verbunden werden und dadurch enge Fühlung auch mit Behörden, Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden erhalten. Die Arbeitsnachweisverbände sollen die Arbeitsgesuche und Angebote im interlokalen Verkehr ausgleichen und für Errichtung von öffentlichen Arbeitsnachweisstellen in allen geeigneten Gemeinden sorgen, die noch keine derartigen Einrichtungen besitzen. Auch sollen sie Adressenverzeichnisse sämtlicher nichtgewerbsmäßigen Arbeitsnachweise ihres Bezirkes herausgeben und sich des Arbeitsmarktanzeigers für Deutschland fleißig bedienen. Die Arbeitgeber werden — und dazu erklärten sie sich sofort bereit — ihre offenen Stellen an die organisierten Arbeitsnachweise aller Art melden, die Wiedereinstellung früherer Arbeiter nach Kräften fördern und die inzwischen angenommenen Ersatzkräfte nach Möglichkeit erst entlassen, wenn ihre anderweitige Unterbringung gesichert erscheint. Man ersieht aus dem allem, daß die Konferenz im großen und ganzen den Absichten der Reichsregierung zugestimmt hat, nicht während des Krieges große, neue Organisationen zur Arbeits- und Arbeitervermittlung zu schaffen, sondern die bestehenden Einrichtungen nur etwas weiter auszubauen. Damit dürfte auch der Gesetzentwurf, den der Reichstag in seiner letzten Tagung der Reichsregierung zur Annahme empfohlen hat, endgültig gefallen sein. Es kommt nun alles darauf an, daß die besprochenen Anregungen und Vorschläge energisch ausgeführt werden. Die große Aufgabe, die gleich nach Friedensschluß beim Zurückströmen von Millionen Feldgrauer und beim Arbeiterbedarf unserer Volkswirtschaft zu lösen sein wird, duldet keine halben oder zögernden Maßnahmen auf diesem Gebiet.

Kriegsunterstützung für untere Beamte? Im Hauptverein der unteren Beamten Groß-Berlins wurde einstimmig folgende Entschließung gefaßt: „Die seit Kriegsbeginn anhaltende Steigerung aller Preise für Lebensmittel und Hausbedarf hat eine Höhe erreicht, die es auch dem opferwilligsten unteren Beamten völlig unmöglich macht, selbst bei denkbar bescheidenster Lebensführung, einen geordneten Hausstand aufrechtzuerhalten. Das jetzige Mißverhältnis zwischen Einkommen und Wirtschaftsbedarf kann ohne Schädigung des Familienlebens aller minderbemittelten Beamten nicht bestehen bleiben. Da der gering besoldete Beamte bei vermehrter Arbeitsleistung sein Einkommen nicht vergrößern kann, richten wir an die Reichs- und Staatsbehörden die Bitte, entsprechend dem Vorgehen zahlreicher Stadtgemeinden, auch den gering besoldeten unteren Beamten im Reichs- und Staatsdienst während der Dauer des Krieges eine Zulage bewilligen zu wollen." — Die Entschließung entspricht gewiß dem Wunsche weitester Unterbeamtenkreise. Es ist ja bekannt, daß schon in Friedenszeiten die Hauptausgabe der gering besoldeten unteren Beamten für reine Haushaltszwecke gemacht werden muß, und daß die Gehälter nach der letzten Aufbesserung gerade eben für die Lebensbedürfnisse und ihre Kosten in normalen Zeiten hinreichen. Auf der anderen Seite freilich müssen sich Millionen Volksgenossen während des Krieges so außergewöhnliche Entbehrungen auferlegen, andere Hunderttausende fallen durch den Tod ihrer Ernährer in so traurige Verhältnisse zurück, daß es fraglich sein dürfte, ob jetzt der Augenblick für allgemeine Gehalts (Kriegs-)zulagen gut gewählt ist.

Protest der Bergarbeiter. Der Angriff des Wortführers im Zentralverbande deutscher Industrieller, Geheimrats Kirdorf, gegen die Regierung wegen ihrer allzu arbeiterfreundlichen Haltung in der Gegenwart hat sämtlichen vier deutschen Bergarbeiterorganisationen zu einem scharfen gemeinsamen Proteste gegen diese Verletzung des „Burgfriedens" Veranlassung gegeben. Sie erklärten dazu: „Die Unterzeichneten, als Vertreter der gewerkschaftlichen Bergarbeiterorganisationen Deutschlands, die zusammen mehr als 250 000 Mitglieder (einschließlich der zum Heer Eingezogenen) umfassen, erheben gegen die Ausführungen des Herrn Kirdorf den entschiedensten Protest. Wir dürfen als bekannt voraussetzen, daß die Mehrheit der Bergwerksbesitzer den gewerkschaftlichen Bestrebungen der Bergarbeiter von jeher schroff ablehnend gegenüberstand. Das hat oft zu schweren Konflikten im Bergbau geführt. Um nun in dieser ernsten Kriegszeit dem Ausbruche solcher Konflikte vorzubeugen, ohne dadurch ein Arbeiterrecht preiszugeben, regten die Unterzeichneten in einer Eingabe an den Herrn Minister für Handel und Gewerbe die Errichtung von Einigungsämtern im Bergbau an. Wir dachten dabei auch an die guten Erfahrungen, die mit ähnlichen Einrichtungen (Arbeitsgemeinschaften) bereits im Baugewerbe, in der Holzindustrie usw. gemacht worden sind. Bei

Digitized by Google

den mündlichen Verhandlungen über unsre Eingabe fanden wir im Handelsministerium für unser Bestreben auf Errichtung von Einigungsämtern Verständnis. Der Herr Minister hob aber auch die nach seiner Ansicht bestehenden Schwierigkeiten bezüglich der Ausführung unseres Vorschlags hervor und betonte, zunächst noch mit den Werksvertretern verhandeln zu wollen. Der Verlauf unserer Unterredungen mit dem Herrn Handelsminister gibt also Herrn Kirdorf auch nicht im geringsten das Recht, von einer einseitigen Bevorzugung der Arbeiterorganisationen durch die Regierungsvertreter zu reden. Wir sind überdies als Staatsbürger berechtigt, wenn es das Interesse der Arbeiter erfordert, mit den Regierungsorganen zu verhandeln. Auch die Vertreter der Großindustrie machen ja von diesem Staatsbürgerrechte den weitgehendsten Gebrauch, um ihre Interessen wahrzunehmen. Die Ausführungen des Herrn Kirdorf bestätigen uns nun mit aller Deutlichkeit, daß leider die Werksvertreter auch jetzt noch ihre ablehnende Haltung gegenüber den Arbeiterorganisationen beibehalten und daß an dem Widerstande der Werksvertreter die Errichtung von Einigungsämtern scheiterte. Dafür haben sie die volle Verantwortung zu tragen. In den weitesten Kreisen der Oeffentlichkeit, auch von offiziöser Seite im Parlament, wurde anerkannt, daß auch die gewerkschaftlichen Vergarbeiterorganisationen in dieser Kriegszeit durchaus im vaterländischen Sinne tätig sind. Um so ungerechter und beleidigender ist daher die Unterstellung des Herrn Kirdorf, die Vertreter dieser Organisationen könnten ihre Fühlung mit den Regierungsvertretern dazu benutzen, die Bergarbeiter zu beunruhigen. In einer Zeit, wo viele Tausende gewerkschaftlich organisierter Bergarbeiter ihr Leben zur Verteidigung des Vaterlandes hingeben, wirkt eine solche Rede besonders bitter und ist sicherlich nicht geeignet, den Burgfrieden zu fördern."

Eine Warnung! Die Soziale Arbeitsgemeinschaft der kaufmännischen Verbände hielt kürzlich eine Sitzung in Frankfurt a. Main ab, die sich neben verschiedenen anderen Fragen auch mit der Ausbildung von jungen Mädchen für den Kaufmannsstand beschäftigte. Die Versammlung stellte folgendes fest: Wenn auch im allgemeinen lebhaft bedauert wird, daß neuerdings viele Betriebe zur Einstellung von weiblichen Kräften schreiten, obgleich noch eine große Anzahl älterer Bewerber stellenlos ist, so ist es doch anderseits verständlich, daß zur Aufrechterhaltung eines geordneten Geschäftsbetriebes solche Posten, für die zurzeit keine geeigneten männlichen Angestellten zu finden sind, aus den Kreisen der zahlreichen stellenlosen Gehilfinnen, die bereits eine Stellung im Handelsstande inne hatten, besetzt werden. Entschieden zu verwerfen ist es aber, wenn trotz der großen Stellenlosigkeit, die unter den Handlungsgehilfinnen selbst in Friedenszeiten herrscht, gerade jetzt neue Scharen junger Mädchen für den kaufmännischen Beruf ausgebildet werden, weil die Aussichten dafür zurzeit gut sein sollen. Es ist zweifellos, daß nach dem Friedensschlusse zahlreiche Gehilfinnen ihre Kriegsstellung werden aufgeben müssen, um den zurückkehrenden Kriegsteilnehmern wieder Platz zu machen. Alsdann wird die Stellenlosigkeit unter den Gehilfinnen jedenfalls außerordentlich groß werden, so daß die jungen Mädchen nicht dringend genug davor gewarnt werden können, jetzt den kaufmännischen Beruf zu ergreifen. Den jungen männlichen Kontoristen ist dagegen eindringlich zu empfehlen, Kurzschrift und Maschinenschreiben zu erlernen und diese Fächer so zu üben, daß sie darin eine genügende Fertigkeit für den praktischen Gebrauch besitzen. — Bei dieser Gelegenheit sei wiederholt darauf hingewiesen, daß die Verbände der Sozialen Arbeitsgemeinschaft allen kriegsbeschädigten Handlungsgehilfen ihre Stellenvermittlung vollkommen kostenfrei zur Verfügung gestellt haben und daß es ihnen gelungen ist, schon manchem Invaliden eine Stellung zu verschaffen.

Ein Hauptausschuß für Kriegerheimstätten (Vorsitzender Adolf Damaschke) hat sich gebildet, dem neben vielen Bodenreformern auch Volkswirte, Aerzte, Beamte usw. angehören. Die Satzungen besagen: „Der Hauptausschuß erstrebt ein Reichsgesetz, durch das den heimkehrenden Kriegern die Möglichkeit geboten wird, mit öffentlicher Hilfe im Reiche oder seinen Kolonien eine Heimstätte zu erwerben, sei es zum Zwecke ländlicher oder gärtnerischer Siedlung, sei es zum Erwerb eines Wohnheims, und zwar auf folgender Grundlage: 1. Anspruch eines jeden Kriegers auf Hergabe billigen Bodens, bei dessen Preis nicht der Marktwert, sondern allein die Rücksicht auf den gesicherten Bestand der Heimstätten ausschlaggebend ist. 2. Uebernahme des Grundstücks ohne Kapitalanzahlung gegen eine mäßige unkündbare Rente, die nicht erhöht werden darf, solange der Kriegsteilnehmer lebt oder sich nicht der Heimstätte entäußert. 3. Bereitstellung von Baudarlehen gegen mäßige Zins- und Tilgungssätze, wobei für gärtnerische oder landwirtschaftliche Betriebe die berufliche Eignung und ein angemessenes Betriebskapital vorauszusetzen sind. Diese Tilgungsdarlehen dürfen die volle Höhe der Baukosten erreichen, damit auch Unbemittelten die Errichtung einer Heimstätte ermöglicht wird."

Konsumvereinler gegen Katastrophenpolitiker. In seinem Jahresrückblick auf die Konsumvereinstätigkeit im Jahre 1914 schreibt in der „Konsumgenossenschaftlichen Rundschau" der Vorkämpfer der Konsumvereinssache, Dr. Müller-Hamburg u. a. über die Katastrophentheorie gewisser sozialdemokratischer Theoretiker: Zwanzig, dreißig Jahre sind die deutschen Arbeiter mit diesem Blödsinn gefüttert worden. Ihr gesunder Menschenverstand hat sie davor bewahrt, trotz des Glaubens an die herannahende Katastrophe des Kapitalismus die konsumgenossenschaftliche Betätigung zu unterlassen. Daß die wirtschaftliche Entwickelung im „Klassenstaat" nicht von selbst zu einer Katastrophe führte, das konnte ja allmählich auch dem unkritischsten Gemüte nicht verborgen bleiben. Blieb also nur noch der Weltkrieg mit seinen Schrecken, der das kapitalistische Ungeheuer mit einem Male in den Abgrund stoßen und der Menschheit die Pforte zur sozialistischen Glückseligkeit öffnen müßte. Auch der Glaube wird nun wohl erschüttert sein; denn das eine liegt ja klar vor Augen: eine Katastrophe hat der Weltkrieg allerdings im Gefolge gehabt, aber nicht des Kapitalismus, sondern der Katastrophentheorie. Diese liegt zertrümmert zu Boden, jener aber zeigt erstaunliche Zeichen von Elastizität, Anpassungsvermögen, Gesundheit und nicht die geringste Spur von Alterserscheinungen und beginnendem Verfall. Der vor aller Augen sich vollziehende Zusammenbruch der Lieblingsvorstellungen der Katastrophentheorie ist deshalb für die Konsumgenossenschaftsbewegung von immenser Bedeutung, weil die positiv schaffende, aufbauende soziale Reformarbeit, die, frei vom Glauben an irgendwelche Plötzlichkeiten, im allmählichen Abbau des Kapitalismus ihre Aufgabe erblickt, nach dem Kriege mächtige Impulse erhalten muß, die auch der Konsumgenossenschaftsbewegung zugute kommen müssen.

Aufgehobene Arbeitslosenunterstützung! Zu Beginn des Krieges hatten der Magistrat und die Stadtverordnetenversammlung in Frankfurt a. M. beschlossen, den Arbeitslosen eine besondere Unterstützung zu zahlen, die für Ledige 4,90 M. pro Woche und für Verheiratete 7 M. zuzüglich 1,05 M. für jedes Kind betrug. Nachdem der Beschluß acht Monate in Kraft gewesen ist, hat jetzt der Magistrat die weitere Auszahlung abgelehnt, weil keine Arbeitslosigkeit mehr vorhanden sei. Natürlich wird von dem Frankfurter Magistrat nicht die Arbeitslosigkeit schlechthin, sondern die besondere, durch den Krieg veranlaßte schwere Arbeitslosennot in Abrede gestellt. Ein erfreuliches Zeichen der Zeit.

Kriegsliteratur

Kiautschou, seine Entwicklung und Bedeutung. Ein Rückblick von Dr. W. Schrameier, Geh. Admiralitätsrat, Ehem. Kaiserl. Kommissar des Kiautschougebietes. Mit 18 Bildern und 1 Landkarte. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 96 S. 1,50 M.

Mit diesem Buche eröffnet der im vorigen Jahre gegründete, durch den Krieg in seiner Haupttätigkeit einstweilen lahmgelegte Deutsch-Chinesische Verband die Reihe seiner Schriften. Es war ein glücklicher Gedanke, mit dieser Schrift über Kiautschou zu beginnen. Denn wenn der Deutsch-Chinesische Verband nach Friedensschluß seine Arbeit aufnimmt, dann hat er nicht nur mit Neid und Feindschaft im Auslande, sondern auch mit Zaghaftigkeit und Unkenntnis im eignen Lande zu rechnen. Beiden, den Neidern und Verleumdern draußen und den Unwissenden und Gleichgültigen daheim, soll er dieses Buch vorhalten. Geschrieben von einem Manne, der neben Admiral von Truppel, dem langjährigen Gouverneur des Schutzgebietes, wohl am meisten für die innere Entwicklung Kiautschous getan hat, zeigt es Freund und Feind, was Deutschland gewollt hat, als es Kiautschou besetzte. Und diese unsere Absichten dürfen sich vor der Welt sehen lassen. Wohl galt es in erster Linie, unserem Handel eine sichere Basis, unserer Industrie eine stets offene Tür in das gewaltige chinesische Absatzgebiet zu schaffen. Aber dahinter verbargen sich keinerlei Machtgelüste oder Eroberungspläne. Nicht zur Vergewaltigung oder Ausbeutung Chinas ist Kiautschou gegründet, sondern zur wirtschaftlichen und organisatorischen Stärkung auf allen Gebieten sollte es dem Reiche der Mitte dienen. Das beweist der friedliche, von Vertrauen getragene Verkehr mit den Chinesen und ihren Behörden, das beweisen die musterhaften Schulen für technische, landwirtschaftliche und geistige Bildung aller Art, das beweist die einzig in der Welt dastehende Bodenpolitik, die, auf dem engen Raume des Schutzgebietes als unumgänglich notwendig erkannt, mit deutscher Gründlichkeit und Gerechtigkeit durchgeführt worden ist, das beweisen alle die anderen Maßnahmen, die von den leitenden deutschen Männern getroffen worden sind und dem Gebiet zu einem so raschen und dabei kerngesunden Aufblühen verholfen haben. — Wer einen Einblick haben will in das, was deutsche Organisationsarbeit leisten kann, wer davon lernen und andere darüber belehren will, der lese dieses Buch, das mit historischer Treue geschrieben und darum unbedingt zuverlässig, dabei aber gar nicht trocken, sondern im besten Sinne volkstümlich ist.

Amerika und wir. Von Dr. N. Georgs. Leipzig 1914, Reichenbachs Verlag. 47 S. 80 Pf.

Beleuchtet mittels reichen statistischen Materials die wirtschaftliche Lage und die kulturellen Zustände der Vereinigten Staaten.

Unsere Sache und die Tagespresse. Von Dr. Karl Bücher, ord. Professor der Nationalökonomie zu Leipzig. Tübingen, bei F. C. B. Mohr. 74 S. 1 M.

Digitized by Google

Vier Aufsätze über den Krieg und die Presse, aus denen man viel lernt. Daß die feindliche Presse in diesem Kriege ein höchst gefährlicher Gegner ist, weiß jeder. Hier legt uns einer der ersten Fachgelehrten Deutschlands die inneren Ursachen und Zusammenhänge dieser Erscheinung dar und gibt die Wege an, wie wir diesem Gegner in Zukunft erfolgreich begegnen können.

Die Neutralität der Schweiz. Von Prof. Dr. Arnold von Salis. Leipzig 1915, bei S. Hirzel (Zwischen Krieg und Frieden, Nr. 22). 48 S.

Eine ganz ausgezeichnete Schrift. Vornehm und sachlich, und doch warm und überzeugend legt der Verfasser den Standpunkt seines Heimatlandes klar, das um seiner Existenz willen neutral bleiben muß und will und damit zugleich eine europäische Aufgabe erfüllt. Entsteht daraus in der Brust des Deutschschweizers ein Widerstreit, so weiß er doch, daß seine Staatsbürgerpflicht ihm gebietet, sich aller öffentlichen Parteinahme zu enthalten. — Hätte Spitteler dieses Buch vor seiner Zürcher Rede gelesen, so wäre er wahrscheinlich nicht so arg entgleist. Wer bei uns gewillt ist, den Schweizern in ihrer unendlich schwierigen Lage Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der lese dieses Buch, aus dem man überhaupt viel lernen kann.

Weltwirtschaftliches Archiv. Zeitschrift für allgemeine und spezielle Weltwirtschaftslehre. Herausgeg. von Dr. sc. pol. Bernhard Harms, ord. Prof. an der Universität Kiel. 5. Band, 2. Heft, April 1915. 500 S. 20 M.

Inhalt: Ernst Oberfohren, Die Idee der Universalökonomie bei Boisguillebert und Argenson; J. P. Sevenig, Die international einheitliche Handelsstatistik; Felix Rachfahl, Deutschland und die Balkanfrage im Wandel der Jahrhunderte (sehr ausführlich); A. Sartorius Frhr. von Waltershausen, Weltwirtschaft und Weltkrieg; Josef Grunzel, Österreichs Volkswirtschaft im Kriege; Robert Liefmann, Amerikanische Trustpolitik im Lichte der ökonomischen Theorie; Hans Wehberg, Das Seekriegsrecht im gegenwärtigen Kriege; Einar Cohn, Die ökonomischen Verhältnisse Dänemarks im Kriege; A. Oppel, Der Baumwollhandel in Bremen; Literaturübersicht (sehr ergiebig); Chronik der Weltpolitik, von Erich Zechlin; Großbritanniens Schiffsverkehr, von Friedrich Hoffmann; Antwerpens Schiffsverkehr und Handel, von Joseph Mendel; Rotterdams Schiffsverkehr; Eisenbahnwesen in Asien, von R. Hennig; Uebersicht über Schiffahrt und Handel der meisten Länder der Erde seit 1850, von Frédéric Peters; Deutschlands Handelsbilanz, von Ernst Jüngst; Ein- und Ausfuhr der Hauptwirtschaftsländer der Erde 1911 und 1912; Außenhandel der Schweiz 1912 und 1913; Kohlenversorgung der Staaten des Dreiverbandes im Kriege; Aufschwung der belgischen Eisenindustrie; Holznot Englands; Monatspreise für Metalle in den Verein. Staaten 1898—1914; Produktion, Zirkulation und Konsumtion wichtiger Welthandelsgüter; Auswanderung und Wanderarbeit; Verschiedenes. Beilage: International-vergleichende Statistik des Geldmarktes, der Börsen und der Warenmärkte für 1914.

Rußlands Fremdvölker seine Stärke und Schwäche. Von Ekkehard Ostmann. München 1915, bei J. F. Lehmann. Mit einer ethnographischen Karte der Ukraine. 28 S. 50 Pf.

Eine kurze, aber treffliche Zusammenstellung, die dem Laien das russische Völkerproblem klarmacht und nachzuweisen sucht, daß nur die Begründung einer selbständigen Ukraine Europa gegen die russische Gefahr schützen kann.

Englands Blutschuld gegen die weiße Rasse. Von Woldemar Schütze. Berlin 1914, bei Karl Curtius. 154 S. 1,80 M.

Das Buch beweist nicht nur die unmittelbare Hauptschuld Englands an dem gegenwärtigen Kriege, sondern greift auch auf die Vergangenheit zurück und verfolgt das Verhalten Englands gegenüber den farbigen Rassen, das überall so eingerichtet war, daß England zunächst davon Vorteil, die weiße Rasse aber zuletzt immer Schaden davon gehabt hat. Dieser Schaden trifft schließlich England selbst am schwersten. — Der Verfasser, der lange in den Tropen gelebt hat und wohl infolgedessen ein so energischer Fürsprecher der weißen Rasse ist, weiß über die farbigen Völker viel Interessantes zu sagen, und die Entrüstung des alten Afrikaners über Englands heuchlerische Verräterei ist nicht nur subjektiv ehrlich, sondern wird auch sachlich begründet. Auch die Engländer charakterisiert er richtig, wenn er als letzte Ursache ihrer Handlungsweise ihre hoffnungslose Borniertheit bezeichnet. Nicht einverstanden sind wir mit der Stellung des Verfassers zum indischen Problem. Um der weißen Rasse die Rohprodukte Indiens zu erhalten, wünscht er, daß das Land nicht selbständig werde. Hier stört den Verfasser die Brille des Rassenstolzes. Wenn er sie abnähme, würde er sehen, daß die Indier trotz ihrer braunen Haut ebensowenig mit den Negern verglichen werden können, wie wir selbst. Sie sind ein Kulturvolk, und einem solchen kann man ohne Schaden (für beide Teile!) die Selbstbestimmung auf die Dauer nicht vorenthalten.

Wie John Bull seine Söldner wirbt. Dokumente aus der englischen Rekrutenwerbung. Von Dr. Herbert E. Hirschberg. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 32 S. 1 M.

Hier sind eine Menge der Bilder, Mauer- und Hausanschläge wiedergegeben (die Texte auch in deutscher Uebersetzung), von denen wir des öfteren in der Zeitung gelesen haben. Das erheiternde Buch ist völkerpsychologisch merkwürdig und ein Zeitdokument zum Aufbewahren.

Durch Frankreich und Deutschland während des Krieges. Erlebnisse und Beobachtungen eines Schweizers. Von G. W. Zimmerli. Mit vielen französischen Original-Abbildungen. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 168 S. 1,80 M.

Flott geschrieben und unterhaltend, aber als das Zeugnis eines Schweizers über den Geist Frankreichs während des Weltkrieges zugleich von bleibendem Werte.

Zwischen Vergangenheit und Zukunft. Bemerkungen über den geschichtlichen Weg Deutschlands von Dr. Th. Scheffer. München, bei Fr. Seybold. 68 S. 1 M.

Zwischen Krieg und Frieden. Nr. 20. Die Ethik und der Krieg. Von Oswald Külpe, Professor an der Universität München. Leipzig 1915, bei S. Hirzel. 43 S. 80 Pf.

Eine prinzipielle Untersuchung über das Verhältnis von Krieg und Ethik, das sich nicht als ein schlechthin gegensätzliches, sondern als ein positives und wechselseitig wirkendes erweist.

Freiwillige Gaben:

Für Hilfe ins Feld und an Lazarette: H. in P. 1 M., W. in E. 3 M., Frl. E. in M. 2 M., H. in D. 2,50 M., A. V. in Hamburg 2,50 M., Komm. R. E. in D. 2,50 M., H. in St. 2,50 M., G. in W. 2,50 M., B. in O. 7,50 M., W. in H. 5 M., C. K. in B. 6 M., Frl. P. in F. 5 M., von einigen Bremerhavener Freunden der „Hilfe" gesammelt durch Bw. 24,50 M., R. in K. 10 M., Pastor R. in H. 20 M., Feldpred. K. im Felde 6 M., Oberjäger A. im Felde 2 M., Rektor Sch. in C. 1 M., Fr. L. in W. 2,50 M., Dir. L. in C. 4 M., D. in S. 2,50 M., Dr. St. in St. 5 M., F. in L. 2,50 M., Frau St. in A. 85 Pf., R. in B. 3 M., P. in A. 85 Pf.

Für Kriegschronik ins Feld und an Lazarette: Pf. T. in B. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: Frau Stadtrat M. in G. 8 Bücher.

Für Ostpreußen: Schwester M. B. 10 M.

Für Elsaß-Lothringen: Schwester M. B. 10 M., aus Dresden-A. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

A. H. in Wien. Natürlich lassen wir gerne auch österreichischen Feldzugsteilnehmern die „Hilfe" kostenlos zugehen, wenn uns dafür Adressen genannt werden. Die von Ihnen aufgegebene wird beschickt. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg

Frauenseminar für soziale Berufsarbeit.

Frankfurt a. M.

Ausbildung zu freiwilliger und bezahlter sozialer Berufsarbeit. Pflegerische oder kaufmännische Ausbildung, theoretische Fachklasse. Ausbildung in offener Fürsorgearbeit. Fortbildungskurs. Prospekte durch die Direktion: Große Friedberger Str. 29, II.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover.

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser.)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 446 658 518 M. Vermögensbestand 168 760 000 M. Überschuß im Geschäftsjahre 1913: 5 787 600 M.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½ % der Prämie trägt die Vereinskasse. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Digitized by Google

13. Mai 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 19

Anzeigen kosten: die 4,5 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Zwischen national und international. — **Italicus:** Italien und der Krieg. — **Hans Winters:** Die Wehrsteuer. — **Heinrich Behr:** Zum Wiederaufbau Ostpreußens. — **Dr. Hermann von Staden:** Wird Indien aufstehen? — **Lili du Bois-Reymond:** Kriegsmai. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Unser Rom. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 4. Mai.

Ein Marineluftschiff begann in der Nordsee ein Gefecht gegen mehrere englische Unterseeboote und brachte durch Bombenwurf eines davon zum Sinken. Das Luftschiff ist wohlbehalten heimgekehrt. Kampf zwischen Vogel und Fisch.

Die deutsche Regierung veröffentlicht eine Denkschrift über russische Untaten gegen die in Rußland bei Kriegsbeginn vorhandenen deutschen Konsuln und ihre Angestellten. Ein rohes Volk!

Aus Südwestafrika wird ein neuer englischer Erfolg nördlich von Keetmanshoop gemeldet; alles kleine Gefechte, die aber langsam den deutschen Raum verengen. Die Unsrigen kämpfen offenbar tapfer um jeden Fußbreit Landes.

Mittwoch, 5. Mai.

Der Sieg zwischen Karpathen und Weichsel wächst vor unseren Augen. Heute sind es 30 000 Gefangene. Sie aber sind in diesem Falle nicht einmal die Hauptsache, sondern die volle Durchbrechung einer wohlausgebauten, normal verteidigten Front. Man kann also, wenigstens auf der russischen Seite, einen Durchbruch erzwingen. Es wird wohl viele Opfer gekostet haben, aber nach allen militärischen Aussagen ist dieser Durchbruch in der Mitte der langen russischen Linie jedes verständige Opfer wert. Deutsche und Oesterreicher haben diese bisher größte Angriffsschlacht zusammen durchgefochten und drängen hinter dem Feinde her, der den Versuch macht, sich am Wislokflusse zu halten. Die Duklasenke in den Karpathen wird von den Russen geräumt, weil sonst Abschneidung erfolgen würde. Große Kundgebung der Freude in Budapest. Um allen Beteiligten ihren Anteil am Ruhme zu gönnen, wird man nach dem Vorbild eines Kriegsberichterstatters etwa sagen müssen: „Unter den Augen des Erzherzogs Joseph Ferdinand führte Generaloberst Mackensen den Plan von Baron Conrad glänzend aus." Aber was macht das aus? Das Blut, das dort geflossen ist, ist Volksblut von Deutschen, Ungarn und österreichischen Slawen. Bewundernswert sei die stille Vorbereitung gewesen.

Gleichzeitig mit dieser gewaltigen Schlacht im Osten bereitet sich, wie es scheint, im Westen bei Ypern etwas Neues vor. Im deutschen Tagesbericht werden eine Anzahl kleinerer Plätze um Ypern herum als von uns besetzt genannt, von denen nicht alle auf der großen Karte zu finden sind. Man ringt offenbar um jeden einzelnen Hof wie um eine Festung. Es gibt auch der englische Bericht zu, daß eine Aenderung der Frontlinie nötig war und daß jetzt die Linie westlich von Zonnebeke läuft, also ganz nahe bei Ypern.

Die Hauptfrage aber bleibt doch: Was macht Italien? Seit Kriegsanfang hat man so gefragt, nun aber scheint es ganz ernst zu werden. Nach dem „Secolo" soll Italien an Oesterreich ein Mindestprogramm eingegeben haben, das einem Ultimatum gleichkommt. Von anderer Seite wird das bestritten, aber allerdings mit dem Hinzufügen, daß von weiteren Verhandlungen nicht mehr viel zu erwarten sei. Es ist nur gut, daß die Russen an den Karpathen schon ihre Niederlage haben! Jetzt wird es zur Not gehen, noch einen Feind mehr zu haben. Aber — es reicht bald!

Donnerstag, 6. Mai.

Gute Nachrichten von den Dardanellen. Die englisch-französische Landung darf als gescheitert betrachtet werden, obwohl noch an zwei Stellen englische Truppen auf der Halbinsel Gallipoli sind. Es soll sich um 60 000 Mann handeln, denen die türkische Verteidigungsarmee reichlich gewachsen ist. Die Franzosen haben auf der asiatischen Seite, wie auch von neutralen Berichterstattern gemeldet wird, eine völlige Niederlage erlebt. Die Türken stehen ihren Mann. Russische Flottendemonstrationen nördlich des Bosporus haben nicht viel Bedeutung.

Gestern war bei Genua die Einweihung eines Garibaldi-denkmals, bei der der Dichter Gabriele d'Annunzio vor zahllosem Volke eine klassisch-theatralische Kriegsrede gehalten hat. Der König sendete ein Telegramm voll „Vertrauen in die ruhmreiche Zukunft Italiens". Bei uns würde die Rede des Dichters nicht viel bedeuten, bei der Art der Italiener können aber kunstvolle Worte ungeheuer viel ausmachen. Die Regierung nahm nicht an der Festlichkeit teil, weil sie in diesen entscheidungsvollen Tagen zuviel zu tun habe. Fürst Bülow verkehrt häufig mit den Ministern Sonnino und Salandra. Es laufen Gerüchte um, als bestehe schon ein in Paris von Tittoni abgeschlossener Vertrag zwischen Italien und dem Dreiverbande, so daß alles Verhandeln nur den Zweck habe, für die Italiener Zeit zur letzten Mobilmachung zu gewinnen, aber es ist unwahrscheinlich, daß ein solcher Vertrag endgültig ist. Er kann unter gewissen Bedingungen vorbereitet sein. Oesterreich soll ein allerletztes Angebot gemacht haben.

Der Sieg zwischen Dunajec und Wislok geht weiter. Die Gegend von Jaslo und Dukla ist bereits erkämpft. Die dritte russische Armee geht ihrer Vernichtung entgegen. Bisher über 50 000 Gefangene. Das Glockengeläute am Montag war also ganz in der Ordnung. Die Russen fliehen aus dem ungarischen Komitat Saros, nehmen Vieh mit, weil in Galizien nichts zum Leben sei. Die offiziellen russischen Berichte scheuen sich noch, die ganze Niederlage zu bekennen, und reden von kleinen Teilerfolgen an anderen Stellen.

Der französische Generalstabsbericht geht leicht über Ypern hinweg, behauptet aber, daß die Franzosen Het Sas haben, was sehr unwahrscheinlich ist. Zwischen Maas und Mosel wollen sie gute Erfolge gehabt haben. Das wird wohl ebenso sein wie im Argonnenwald: jeder Teil berichtet zu den Tagesstunden, in denen es ihm am besten geht.

Der englische Finanzminister Lloyd George macht interessante Ausführungen über die Wirkung des Krieges auf die engli-

Digitized by Google

schen Finanzen: vom Standpunkt des Kriegsministers sei England besser daran, weil es unbegrenzte Bestellungen in Amerika machen könne, vom Standpunkte des Finanzministers aber Deutschland, weil es seine Milliardenanleihen im eigenen Lande behalten müsse. Der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr betrage in diesem Jahre 448 Millionen Pfund gegenüber 130 Millionen in anderen Jahren. Da nun außerdem die Engländer die meisten ausländischen Einkäufe ihrer Verbündeten auch zu finanzieren hätten, so daß 700 bis 800 Millionen Pfund Auslandszahlungen entstehen, von denen 350 bis 400 Millionen unmittelbar aufzubringen sind, also 7 bis 8 Milliarden Mark meist abwanderndes Geld, dem keine entsprechenden Auslandsgewinne gegenüberstehen, deshalb, sagt der Finanzminister, dürften Anwerbungen für das Heer nicht über ein gewisses Maß hinausgehen, weil sonst die bezahlende Ausfuhrindustrie geschädigt wird. Also, also die silbernen Kugeln!

Freitag, 7. Mai.

Alles schaut auf Italien. Jeder gewonnene Tag ist eine kleine Hoffnung mehr. Nicht, als ob wir bei der italienischen Kriegserklärung am endlichen Siege verzweifeln wollten. Daran denkt niemand. Alle Menschen, die ich gesprochen habe, sind innerlich ruhig, nur erbost über die Erwerbspolitiker in Rom und darauf gefaßt, daß durch sie der Krieg noch länger dauert und noch mehr gute deutsche Soldaten sterben. Daß sich Fürst Bülow die allergrößte Mühe gibt, den alten Bundesgenossen wenigstens zum neutralen Freunde zu machen, wird in Deutschland und Oesterreich anerkannt. Ob der frühere österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen, Goluchowsky, auch nach Rom gefahren ist, ist nicht ganz sicher.

Zwischen China und Japan soll auch der Tag des Ultimatums herangekommen sein, aber wahrscheinlich ist es noch nicht das unwiderruflich letzte Ultimatum.

Tarnow, der wichtigste Platz an der Biala in Westgalizien, ist eingenommen. Die verbündeten Armeen stürmen unaufhaltsam vorwärts. Die Straßen nördlich von Dukla sind voll von unglaublichem Gedränge. Auch am Lupkowpaß wird günstig gefochten. Dabei leugnet bis heute noch das russische Hauptquartier den großen deutsch-österreichisch-ungarischen Sieg. Die Italiener sollen ihn gerade jetzt möglichst wenig erfahren. Aber solche Lügen haben kurze Beine, und die Welt weiß, was von russischen Vertuschungsversuchen zu halten ist.

Sonnabend, 8. Mai.

Der berühmte Riesendampfer „Lusitania" von der englischen Cunardlinie ist torpediert worden und gesunken. Einzelheiten fehlen noch.

Die Russen sollen eine Landung von 100 000 Mann an der Nordküste von Kleinasien beabsichtigen.

Der südafrikanische General Botha, einst unser Freund, hat Karibib besetzt. So wird ein Stück nach dem anderen abgebrochen, noch aber hält sich der Hauptbestand der Kolonie.

An der Westfront streiten sich die beiderseitigen Berichte weiter, wer nun der eigentliche Sieger sei, dabei aber machen englische Kriegsberichterstatter gewisse Andeutungen über ein etwa bevorstehendes Verlassen von Ypern.

Im Nordosten erlitten die Russen eine Niederlage bei Rossienie. Hier und an anderen Stellen 2000 Gefangene.

Sonntag, 9. Mai.

Ein Maisonntag, wie ihn die Dichter träumen, dabei Krieg an allen Enden! Wenn irgendein überirdischer Geist die Erdkugel von außen her ansehen könnte wie etwa wir einen sehr großen Globus, so würde er höchst auffällige Verschiebungen und Störungen entdecken, ohne von seinem Standpunkt aus ihre innere Logik zu finden. Man muß schon als Mensch unter Menschen aufgewachsen sein, um das wirre Geflecht der kämpfenden Interessen einigermaßen zu begreifen. Aber ist nicht vieles einfach unbegreiflich? Was gewinnt Italien, wenn es einige kleine leere Inseln im Adriatischen Meere besetzt? Was hat Rumänien davon, wenn es den geschlagenen Russen hilft? Was gewinnt überhaupt die ganze wilde Horde unserer Gegner, wenn sie uns etwa doch zerdrückt? Nichts! Wir Mitteleuropäer sitzen umschlossen von einer unglaublichen Aufregung und halten aus. Daß wir dabei nicht immer mild vorgehen können, ist selbstverständlich. Wer so angegriffen wird, so wahnsinnig bedroht und beschädigt, der muß sich wehren. Das ist es auch, was uns gegenüber der Versenkung des Schiffes „Lusitania" die für uns allein mögliche Beurteilungsweise gibt. An sich ist der Vorgang gräßlich und wird noch viel bei allen Völkern von sich reden machen. Aber ist der englische Aushungerungsplan nicht noch tausendmal gräßlicher? Unser Volk ist vor die letzten, schwersten Pflichten gestellt. Wir sind an sich weicher und nachgiebiger als die Engländer, und unsere Offiziere sind menschlich fühlende Wesen, aber da uns alles Nachgeben, eine gute abwartende Geduld nichts anderes eingetragen hat als diesen Krieg der Todesfeindschaften, so tun die Unserigen, was sie müssen, und wie einst die Titanik am schwimmenden Eisberg zerschellte, falls es wahr ist, so zerbricht die „Lusitania" am deutschen Unterseeboot.

Es ist festzuhalten, daß erstens die „Lusitania" ein mit Geschützen bewaffnetes Schiff war, das darauf rechnete, angegriffen zu werden, und daß zweitens die deutsche Botschaft in Washington noch am 1. Mai öffentlich gewarnt hat. Der Fall liegt an sich ganz klar, und das Besondere ist nur die Menge der Menschen und die Größe der Werte. Besatzung und Passagiere etwa 2000 Mann. Gerettet 500 oder 600. Wert der Ladung wahrscheinlich etwa 12 Millionen. Es wird angenommen, daß amerikanische Munition auf dem Schiffe war.

Libau ist unter Gefangennahme von 1600 Russen besetzt worden. Deutsche Kriegsschiffe unterstützten den Angriff.

Der Ertrag des Sieges in Westgalizien ist 70 000 Gefangene, 38 Geschütze, darunter 9 schwere. Die weiteren Folgen sind noch nicht abgeschlossen. In der Bukowina und an ihren Grenzen wird heftig gekämpft.

Montag, 10. Mai.

Das „Budapester Tageblatt, deutsche Stimme Ungarns" bringt über den in Westgalizien geschlagenen, aus Bulgarien stammenden russischen General Ratko Dimitriew einen Artikel, aus dem wir die Worte herausgreifen: „Als Patriot, Politiker und Heerführer müssen wir ihn einfach verachten, als Patriot deshalb, weil er gegen den Willen seines Königs in seiner Eigenschaft als bulgarischer Diplomat am russischen Hofe sein Vaterland an Rußland ausliefern wollte und ganz eigenmächtig in die russische Armee übertrat; als Politiker deshalb, weil er in seinem panslawistischen Uebereifer nicht merkte, daß ein Sieg Rußlands die Balkanvölker nur noch ärger bedrücken würde; als Heerführer deshalb, weil er bislang immer und überall geschlagen, ja, zermalmt wurde, obwohl er immer über ungeheure Massen zu verfügen hatte."

Der Korrespondent des dänischen Blattes „Politiken" meldet aus Rom: „Die Lage ist bedrohlich, aber noch nicht verzweifelt; der Krieg bricht jedenfalls nicht in diesen Tagen aus." Natürlich bleibt uns trotz alles dessen, was man aus inländischen und ausländischen Zeitungen erfährt, vieles ganz dunkel. Die italienischen Forderungen sind nicht bekannt, man hört nur, daß sie Istrien enthalten und die Inseln an der dalmatinischen Küste. Das ist der Grund, weshalb sich selbst Serbien gegen die italienische Maßlosigkeit wehrt. Kaiser Wilhelm soll an den König von Italien persönlich telegraphiert haben. Der alte italienische Staatsmann Giolitti ist vom König zur Beratung zugezogen worden. Inzwischen wird täglich auf beiden Seiten weitergerüstet, und die Deutschen verlassen Italien. Das gilt auch von den zahlreichen Mönchen, Nonnen, Schülern und Klerikern, denen der Heilige Stuhl den Rat gegeben hat, die Heimat aufzusuchen. England benutzt seine wirtschaftliche Macht als politisches Druckmittel, indem es Kohlen, Nahrungs- und Arbeitsstoffe nur bei politischem Anschluß zu geben bereit ist. Viele Kundgebungen für den Krieg.

Auf und an der Ostsee sind in den letzten Tagen verschiedene Geräusche von Seeschlachten gehört worden, die noch nicht erklärt sind, denn wenn beispielsweise am Fehmarnsund Geschützetöne wahrgenommen wurden, so können sie wohl nicht von Libau

Digitized by Google

stammen. Libau ist also von den Deutschen besetzt, eine alte kurländisch deutsche Stadt von vielleicht 40 009 Einwohnern, Hafen und etwas Industrie, Ausfuhrort für Getreide, Einfuhrplatz für Kohle. Die Russen behaupten jetzt, daß Libau militärisch nichts bedeute. Das ist immer so, wenn man einen Ort verloren hat! Südlich von Mitau wird noch gekämpft. Die Russen schreiben sich einen Sieg zu, weil sie sich gern selber trösten wollen. Immerhin müssen sie doch zugeben, daß nicht mehr bei Tilsit und Memel gefochten wird, sondern eben bei Libau und Mitau.

Dienstag, 11. Mai.

Ueberall wird noch immer von der Versenkung der Lusitania gesprochen. Das von England beeinflußte Ausland hallt wider vom Wutgeschrei über die deutschen Barbaren. Das konnte nicht anders sein. Demgegenüber bleibt es aber für unsere eigene Meinungsbildung und für zukünftige Beurteilungen wichtig, daß ganz klargestellt wird, daß und inwieweit schon vor der letzten Fahrt und insbesondere auf ihr die Lusitania Kriegsmaterial zu unserer Bekämpfung transportiert hat. Die Tatsache selber steht, soviel wir von hier aus sehen, außer Zweifel und wird auch von den Engländern und Amerikanern nicht bestritten. Ist aber diese Tatsache feststehend, dann ist sie der Kern der Angelegenheit. Wenn Privatpersonen sich auf ein Fahrzeug begeben, das als Kriegsinstrument arbeitet, so müssen sie die Folgen davon auf sich nehmen. Das ist nach allen überhaupt vorhandenen Völkerrechtsbestimmungen nicht abzuleugnen. Wer sich auf eine Lafette setzt, wird als Kanonenbestandteil behandelt.

In Westgalizien vollzieht sich das weitere Zurückdrängen der Russen ganz planmäßig. Die Zahl der Gefangenen ist auf 80 000 gestiegen, wozu nach dem österreichischen Bericht noch 20000 kommen, die in den Karpathen gefangen wurden. Die Linie geht vom Wislokfluß nördlich der Karpathen über die Orte Dwernik, Baligrod, Bukowska.

Auf der französischen Front beginnt ein starker gegnerischer Angriff südwestlich von Lille bis Arras. Es treten dort mindestens vier neue Armeekorps von Franzosen, weißen und farbigen Engländern in den Kampf ein. An einer Stelle wurden zunächst vorderste Gräben von den Unsrigen aufgegeben.

Ypern wird von zwei Seiten her immer enger umschlossen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 3. Mai.

Die große Spannung wegen des Sieges in Galizien erfüllt unseren ganzen Ort bis in den schmalsten Wiesenpfad und den versteckteſten Waldweg. Schon bei Tisch liegt etwas in der Luft. Die Kellner wissen etwas von einem Hauptmann, dem es seine „Frau Gemahlin" aus Berlin telegraphiert hätte. Als ob die Frau Gemahlin im Generalstab säße! Die Spaziergänger, die unter dem weißen Schimmer der blühenden Obstbäume dahinwandeln, ziehen ein ganzes Kielwasser von Gerüchten hinter sich her. Wie viele Gefangene? Wieviel Munition? Wie viele Kilometer Front? Einer greift phantastische Ziffern vom anderen auf — und der amtliche Tagesbericht ist noch immer nicht da. Bis er kommt, bis die kleine Lokalzeitung das Extrablatt fertig hat, das dauert viel zu lange für so viele gespannte Gehirne, in denen die Wünsche nur allzu bereit sind, zu Tatsachen zu werden. Niemand mag weit fortgehen, um nicht etwas zu versäumen. Und was nun schließlich erscheint, läßt noch viel zuviel Spielraum für Vermutungen, um die Spannung wirklich zu lösen. Dafür aber ist der ganze kleine Ort wie eine Festwiese mit seinen bunten Fahnen, die sich wie bunte Schärpen um das strahlende Maigrün der Bäume schlingen.

Und dieser Eindruck: Das Schwarz-Weiß-Rot, das durch grünes Laub schimmert, ruft lebendig wie nie das Bild des August; der Kreislauf des Jahres ist bald geschlossen. So lange schon!

Dienstag, 4. Mai.

Die Pädagogischen Blätter (Herausgeber Karl Muthesius) bringen eine sehr wertvolle Zusammenstellung über die Beteiligung der deutschen Lehrerseminare am Kriegsdienst. Die Zusammenstellung beruht auf dem Stand um die Jahreswende. Die Ziffern haben sich also seitdem wohl noch erhöht. Außerdem konnten die Seminare von Ostpreußen und Elsaß-Lothringen z. T. nicht einbezogen werden, da sie geschlossen sind. Von den Lehrern stehen im Heer:

in Preußen	757 von etwa	1800	= 42 v. H.
in Bayern	110 „	„ 360	= 31 v. H.
in Sachsen	104 „	„ 520	= 20 v. H.

Von den Schülern stehen im Heer

in Preußen	11 700 von etwa	39 000	= 30 v. H.
in Bayern	700 „	„ 3 900	= 18 v. H.

Die Zahl der Kriegsfreiwilligen unter den Schülern im Verhältnis zur Gesamtzahl der Kriegsteilnehmer beträgt:

in Preußen	10 331 von	11 701	= 88,4 v. H.
im übrigen Reich	2 385 von	3 151	= 75,7 v. H.
im Reich	12 716 von	14 852	= 85,6 v. H.

Welch ein glänzendes Zeugnis für Wehrfähigkeit und Wehrbereitschaft der Jugend, aus der unser Volksschullehrerstand hervorgeht!

Mittwoch, 5. Mai.

Leute aus dem neutralen Ausland, die sich nur mit Zittern und Zagen und durch unerbittliche Gesundheitsnotwendigkeiten getrieben entschlossen haben, unseren deutschen Kurort aufzusuchen, sind sprachlos vor Erstaunen über die beruhigenden Zustände, die sie hier finden. Sie müssen irgendwelche dunklen Vorstellungen von allgemeiner Auflösung, Hungersnot und unabsehbaren Unbequemlichkeiten für Reisende mitgebracht haben und finden ein Badeleben, das sich von dem der Friedenszeit nur durch den feldgrauen Einschlag im Publikum und eine etwas geringere Besetzung des Kurorchesters unterscheidet.

Eine sehr zutreffende Kritik der Regierungsmaßnahmen in der ganzen Frage der Schweineschlachtungen geht der „Vossischen Zeitung" zu: Darin heißt es: „Das Ergebnis der staatl. Regelung ist das folgende: Ein Teil der Städte kauft am Markt Schweine ein und schraubt die Preise in die Höhe. Eine starke Nachfrage der Konservenfabriken nach Schweinen besteht außerdem. Auf der anderen Seite treibt die Regierung die Landwirte zum Verkauf der Schweine an, ohne die Tiere selbst aufkaufen zu lassen. Die konsumierende Bevölkerung hat die Preissteigerung zu tragen, ohne daß die Landwirtschaft hiervon einen wesentlichen Vorteil hat." Man könnte noch hinzufügen: und das Ziel, um deswillen die ganze Regelung erfolgt ist, die Schonung der Lebensmittel, ist gleichfalls ziemlich verfehlt. Ein Glück, daß dieses Kapitel wirklich das dunkelste der ganzen inneren Mobilmachung ist und bleibt!

Eine gute Organisation der Kriegsfürsorge ist die Einrichtung, die durch den Namen „Kriegshilfsverein des Kreises Teltow für ländliche Ortschaften des Kreises Gerdauen" gekennzeichnet ist. Eine Stadt oder ein Kreis sucht sich einen einzelnen ostpreußischen Ort oder Kreis zu besonderer Fürsorge, gewissermaßen als sein Patenkind aus, um beim Wiederaufbau beizustehen.

Donnerstag, 6. Mai.

Bei der Erörterung der Frage „Italien", der man allenthalben um sich herum zuhören kann, ist die geringe Bildung des Durchschnittsmenschen in den Mittelmeerfragen immer wieder auffallend. Die geschichtlich-politische Bildung der meisten Deutschen reicht wirklich nur „von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt."

Vor einem Jahr genossen wir in Rom die anmutvolle Gastfreundschaft der Italiener in unvergeßlich schönen, glänzenden Tagen!

In Berlin ist die Zahl der unterstützten Kriegerfamilien auf 115 000 im April gewachsen gegen etwa 63 000 im August. Fast aufs Doppelte!

Digitized by Google

Bei der Tagung der kirchlichen Konferenz der Kurmark hat Professor Deißmann über den Krieg und die sittliche Erneuerung des Volkslebens gesprochen. Er bezeichnet als die Schicksalsfrage für die deutsche Seele, ob das Aufgebot religiöser und sittlicher Kräfte sich im Krieg verzehren oder noch lebendig in den Frieden hinüberwirken werde. Als Mächte, von denen solche aufbauende Fortwirkung zu erwarten sei, sieht er an: die Vereinfachung der Lebenshaltung und den neuen Ernst nationalen Pflichtbewußtseins, den sozialen und religiösen „Gottesfrieden"; die heroischere Lebensauffassung, die Vertiefung durch die gebrachten Opfer und die damit verbundene Stärkung der Gewißheit eines unsterblichen Lebens.

Eins ist wohl sicher: daß noch mehr innere Kraft, noch mehr reiner Wille zur Ueberwindung der Kriegsfolgen als zur Kriegsleistung gehören wird. Es nützt nicht viel zu fragen, ob wir sie haben werden. Wir müssen sie einfach haben wollen.

Freitag, 7. Mai.

Die Einführung des Sozialdemokraten Sassenbach als Stadtrats in die Berliner Stadtverordnetenversammlung war ein Ereignis von besonderer Feierlichkeit und Zeitstimmung. Dem gab Oberbürgermeister Wermuth in einer kräftigen und warmen Begrüßung Ausdruck. „Kehrt nach ruhmreichen Kämpfen der Friede wieder bei uns ein, so wird sich erweisen, daß durch die Kriegsnot unsere Zusammengehörigkeit gefestigt ist." Sicher haben viele Bürger Berlins, die von dieser Einführung lasen, dabei ein warmes Gefühl des großen inneren Gewinnes gehabt, den uns diese Zeit gebracht hat, und den wir zu erhalten wünschen um jeden Preis.

Maßnahmen zur Fürsorge für die Kriegsbeschädigten durch eine Magistratsvorlage in Berlin werden in Aussicht gestellt. Man ist immer begieriger zu sehen, wie sich aus den vielen Einzelanfängen die deutsche Kriegsbeschädigtenversorgung einmal herausbilden wird!

Gerade hier, wo man die vielen Invaliden an ihren Stöcken oder von Kameraden gefahren im Rollstuhl sieht, wird einem die Aufgabe so eindringlich. Bis jetzt scheinen sie alle guten Mutes. Gerade eben fährt unten einer vorbei und winkt den Leuten, die ihn mitleidig ansehen, einen lustigen Maigruß mit einem Fliederbüschel zu.

Sonnabend, 8. Mai.

Man kann sehen, wie sich Kunst und Dichtung allmählich aus dem Bann des Krieges wieder löst. Undenkbar, daß in den ersten Monaten irgend etwas gedruckt, ausgestellt oder aufgeführt wurde, was nicht stofflich mit dem Krieg zu tun hatte. Jetzt liest man von Uraufführungen unkriegerischer Stücke, bekommt neu erschienene Bücher in die Hand, die fern dem Kriege entstanden sind.

In einem Feldpostbrief kommen Apfelblüten. Eine Granate zersplittert den blühenden Baum und wirft sie dem Absender in den Graben. Dieser Frühling der „Mutter" Erde, unbekümmert um Leidenschaften und Tod, die über sie hingehen — das ist wohl einer der tiefsten und erschütterndsten Gegensätze, deren man inne werden kann! Alle Zeitungen aus allen deutschen Ländern sind voll von Berichten über die besondere Fülle und Blütenherrlichkeit des Kriegsfrühlings.

Sonntag, 9. Mai.

Das Deutsche Philologenblatt teilt mit, daß bis jetzt 920 Angehörige des höheren Lehrerstandes gefallen sind. Das Eiserne Kreuz zweiter Klasse haben 1734, erster Klasse 22.

Leute, die in Amerika Verwandte besitzen, bekommen jetzt von diesen besorgten Seelen Liebesgaben von ein paar Pfund Mehl oder Reis, weil man anscheinend dort an ein großes Hungersterben in Deutschland glauben gelernt hat. Man sollte eine Kinoaufnahme von dem Kuchenessen auf unserer Kurterrasse an diesem Sonntagnachmittag machen und sie nach drüben verkaufen!

Die Stimmung in Frankreich kommt einem ganz nahe aus einem Aufsatz André Lichtenbergers in der Guerre Sociale: Gestern noch waren wir des Sieges gewiß, unser Vertrauen war überschwenglich. Und heute, um ein geringes später, ist dieses Vertrauen fast erschüttert. Was ist geschehen? Ein Trauerfall mehr, eine schlechte Nachricht im amtlichen Bericht, eine Enttäuschung, weniger vielleicht noch als das, irgendwelches persönliche Elend, einfach eine Rückkehr des Winters in den beginnenden Frühling. Auf uns lastet plötzlich die Angst der neun Monate. Sie ist schwer: mit Kummer ermessen wir, was der Feind noch an Kräften hat; alle unsere eigenen Verluste, all das Blut, alle die Tränen erdrücken uns, und die Versuchung naht: Wenn ein ehrenvoller Friede, von dem man sich hier und da ins Ohr sagt, dem Hinschlachten der Menschen ein Ende setzte?" Natürlich gipfelt Lichtenbergers Aufsatz in der Ablehnung dieser Stimmung. Aber man fühlt aus dieser Darstellung eines guten Schriftstellers den großen tragischen Kampf der französischen Seele mit der Depression.

Naumann/Zwischen national und international

In diesem großen Kriege machen alle politischen Hauptbegriffe eine Wandlung durch, und niemand soll sich schämen, inmitten gewaltiger Schicksale und Taten selbst etwas zu lernen. Insbesondere wandeln sich die mitgebrachten Vorstellungen über „national" und „international", und zwar so, daß keine von beiden Richtungen ganz auf ihren alten Lehrsätzen stehenbleiben kann. Wir sprechen absichtlich nur von Richtungen und nicht von Parteien, weil wir alles vermeiden wollen, was wie Fortsetzung alter Streite aussehen könnte.

Die herrschende politische Idee des 19. Jahrhunderts war in Europa der Nationalstaat. Außerhalb Europas wirkte die Nationalitätsparole viel schwächer, denn alle Kolonialländer, voran die Vereinigten Staaten von Nordamerika, waren darauf bedacht, Einwanderer aus allen Nationen zu befriedigen. Auch bei ihnen zwar lag meist eine nationale Herrschaft im Untergrunde, aber sie wurde absichtlich nicht öffentlich hervorgehoben, weil es nicht gut anging, Nordamerika nur mit Engländern zu bevölkern und Südamerika nur mit Spaniern und Portugiesen. Auch in Afrika verbot sich im Kolonisationszeitalter die Nationalitätsparole von selbst, und auch in Asien sind die größten Gebiete Indien und China nicht Nationalstaaten nach unseren Begriffen. Höchstens Japan kann als solcher eingesetzt werden. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß innerhalb der gemischten Kolonialstaaten nationale Regungen und Reibungen vorkommen, aber sie werden dort nicht als staatsfördernd angesehen, da man ja aus zahlreichen alten Nationalbeständen eine „neue Nation" erst herstellen will. Diese zukünftige neue Nation aber muß ihrer Entstehung nach viel lockerer über Blutsverwandtschaft und Sprachengemeinschaft denken, als die alten europäischen Völker.

Es war also die Nationalitätsbewegung mehr europäisch als weltgeschichtlich, und auch in Europa fand sie ihre Hemmnisse in dem Selbsterhaltungstrieb vorhandener Staaten. England wehrte sich gegen die Selbständigkeitsforderungen der Iren, Rußland gegen die fast aller seiner Westvölker, die Türkei gegen den Loslösungstrieb der Balkanvölker, Oesterreich-Ungarn gegen die staatsstörenden Einzelwünsche aller seiner Nationen. Auch gelang es fast nirgends, die Landesgrenzen genau mit den völkischen Abgrenzungen in Harmonie zu bringen. Dazukam dann der Kolonisationseifer, der selbst die nationalsten Staaten wie England, Frankreich, Deutschland, Italien zur Angliederung sehr rassefremder Elemente trieb, mochte dieses auch unter Wahrung eines Abstandes in rechtlicher und gesellschaftlicher Beziehung geschehen.

Digitized by Google

Es blieb demnach die Nationalitätsbewegung eine sehr kräftige und lebendige, aber nicht bis an ihr Endziel gelangende Strömung. Diese Strömung wird nun durch den Krieg teils gesteigert, teils geschwächt. Gesteigert wird sie überall dort, wo Nationen als Träger der Staatsgewalt auftreten, wie in Frankreich, Deutschland, Rußland, Italien. Das letztere Land zeigt ja gerade in diesen entscheidungsschweren Tagen, bis zu welchem Hitzegrad und welcher Verblendung ein auf die Spitze getriebener nationaler Radikalismus führen kann. Geschwächt aber wurde im Krieg der Nationalitätstrieb überall dort, wo man auf nationalfremde Mithelfer und Mitkämpfer Rücksicht nehmen mußte, und das trifft bei allen kriegführenden Großstaaten zu. Wir Deutschen sind im Krieg und wohl auch nach dem Krieg genötigt, viel österreichischer über Nationalitäten zu denken als vorher. Das ist von uns schon öfter ausgesprochen worden, muß aber hier wiederholt werden, weil es eine neue Geschichtstatsache ist, mit der wir uns erst abfinden müssen, und deren grundsätzliche Anerkennung nicht ohne Schwierigkeiten vor sich geht. Wir erweitern im Krieg unser deutsches Denken zum mitteleuropäischen Denken und werden dadurch inmitten der allergrößten nationalen Anspannung schon übernational.

Wir werden übernational, aber nicht internationaal.

Die Idee der Internationalität hat ebenfalls im Kriege ihre Wandlung durchgemacht. Sie bestand in der absichtlichen Beiseiteschiebung der völkischen Gesichtspunkte zugunsten einer rein wirtschaftlich-technischen Menschheitsbetrachtung. Durch Weltverkehr und Welthandel bahnte sich eine Gemeinschaft aller in das kapitalistische Austauschsystem einbezogenen Völker vor, ein Weltkapitalismus mit nachfolgendem Weltsozialismus. Diese Entwicklung war eine Tatsache und wird es auch nach dem Kriege wieder sein, aber der Krieg zeigt unwidersprechlich, daß auch diese geschichtliche Strömung in absehbarer Zeit nicht bis an ihr Ende gelangt, denn in der technischen Internationalität bleiben die alten nationalen und vornationalen Staaten die Träger der Herrschaft und die Hersteller der Ordnung und der Verträge. Der internationale Zustand kommt nicht als Wegschiebung aller Vorgeschichte, sondern wächst aus ihr heraus, indem die übernational gewordenen stärksten Nationalstaaten sich zu einer streitenden Aufsichtsratsgesellschaft der Menschheit ausgestalten. Anders ausgesprochen: der Charakter der nächsten Menschheitsperiode ist nicht mehr reine Nationalität, ist noch weniger reine Internationalität, sondern ist ein System von Staatsgruppen unter Führung konkurrierender Großstaaten auf mehr oder weniger nationaler Grundlage. An Stelle des alten europäischen Gleichgewichtes wird ein Menschheitsgleichgewicht gesucht, und der Inhalt dieses Krieges ist die Bildung des Geschichtskörpers Mitteleuropa und sein Kampf um die Anerkennung im oberen Rat der allergrößten Mächte.

Dieser Vorgang ist insofern international, als er über den alten Umkreis der europäischen Politik hinausgeht, und da er die bisherigen zu klein gewordenen Großmächte in neue Dauerverhältnisse hineinzwingt. Es ist nicht mehr ein Kampf um die Rangordnung in Europa, sondern um die Reihenfolge in der Menschheit, ein Kampf, der darum alle Nationen direkt oder indirekt berührt und Kämpfer aller Farben auf die Schlachtfelder zusammenwirft. Gleichzeitig aber ist es eben ein Kampf darum, welche Nationalstaaten stark genug gewachsen sind, um international auftreten zu können. In diesem Sinne treiben wir nationale Weltpolitik, nicht mehr einfache Nationalpolitik, wir betreiben aber nicht einen Internationalismus an sich, denn dieser ist nichts als eine Entwicklungsrichtung, aber kein Organisationsziel.

Das Deutschtum stellt sich zwischen Russen, Engländer, Nordamerikaner und Japaner und verlangt und behauptet seinen Platz. Dieser Gedankengang war 1870 noch gar nicht vorhanden, konnte es noch nicht sein. Wir beanspruchen, internationale Macht zu sein. Das ist die Triebkraft zu unglaublichen Leistungen, denn es ist das Größte, was ein Volk jetzt beanspruchen kann. Als internationale Macht reichen wir den kleineren mitteleuropäischen Nachbarvölkern die Hand und schlagen ihnen vor, den Gang in die Zukunft mit uns zu wagen und nicht mit den Engländern und nicht mit den Russen. Dabei müssen wir ihnen ehrliche Freunde werden wollen, weil sie sonst gar nicht bei uns bleiben können. Das ist für sie und uns ein Wagnis, aber alle Geschichte ist voll von Wagnissen, besonders in solchen sturmbewegten Umwandlungszeiten, wie wir sie unter Schmerzen und Freuden erleben.

Italicus / Italien und der Krieg

Vorbemerkung. Der nachfolgende Artikel ist mir von einem italienischen Freunde mit der Bitte übergeben worden, ihn in der „Hilfe" zu veröffentlichen. Der Verfasser schreibt mir dazu, die darin widergespiegelten Auffassungen wünsche er sich durchaus nicht sämtlich zu eigen zu machen, er bitte vielmehr, die Arbeit so zu lesen, als ob sie die Italienerstimme an sich wäre und als ob der Italienergeist selbst das Wort führe. Ich bin mir wohl bewußt, daß es im gegenwärtigen Augenblick manchem etwas bedenklich scheinen könnte, den italienischen Standpunkt in solcher Ueberschwenglichkeit, wenn auch nicht zu vertreten, so doch mit kritischen Urteilen über uns und unseren Bundesgenossen wiederzugeben. Auf der anderen Seite aber ist es so überaus wichtig, die Seelenbewegungen des Freundes von gestern und, wie es scheint, des Gegners von morgen bei seinem Verhalten zu kennen, daß ich wohl auf die Einsicht aller unserer Leser in die objektive Notwendigkeit vertrauen darf, diese italienische Stimme noch im letzten Augenblick zu Worte kommen zu lassen. Selbst wenn es schon zu spät, selbst wenn die Würfel schon gefallen sein sollten, wird es gut sein zu wissen, wie man sich in Italien die Gründe für die Abkehr vom Dreibunde zurechtgelegt hat. Der Verfasser — ich möchte nochmals betonen, daß er nicht alles selbst vertritt, was auf den folgenden Zeilen steht — ist ein italienischer Politiker, der sein Land liebt und auf seine Zukunft von ganzer Seele hofft; zugleich aber ist er ein aufrichtiger Freund Deutschlands und des deutschen Wesens. Beides kennt er so gut wie wenige seiner Landsleute. Und nun habe „Italicus" das Wort. Paul Rohrbach.

Der lybische Krieg war kaum beendigt, und das italienische Volk, das in geschlossenem Patriotismus ungewöhnliche Opfer an Blut und Gut gebracht hatte, hoffte sich von der erlittenen Erschütterung in nützlichen Werken des Friedens zu erholen, als, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, der europäische Krieg hereinbrach.

Beim Tode des Erzherzog Thronfolgers Franz Ferdinand, der in Italien als Anhänger einer österreichisch-slawischen Verständigung und als unversöhnlicher Feind des italienischen Volkstums galt, öffneten die Italiener, keiner

Digitized by Google

internationalen Verwicklungen gewärtig, ihr Herz der Zuversicht daß der neue Erzherzog-Thronfolger, dessen Sympathien für Italien bekannt waren, eine versöhnlichere Politik gegenüber den italienischen Gebietsteilen einschlagen werde, für die jeder Italiener im Königreich die innersten und teuersten Sympathien hegt. Das Ultimatum an Serbien vom 25. Juli war daher für alle eine schmerzliche Ueberraschung, ja mehr als das, weil die italienische Regierung, der dritte Teilhaber an einem zur Erhaltung des Friedens geschlossenen Bündnisvertrag, nicht über den Wortlaut und Geist einer Note befragt worden war, die den Krieg bedeutete. Man füge dem die bekannte Tatsache hinzu, daß zwischen Italien und Oesterreich ein besonderes Balkanabkommen bestand, in dessen Beachtung Italien gleich zu Beginn des lybischen Feldzugs auf ein rasches und energisches Vorgehen gegen die türkische Flotte, wodurch der Friedensschluß beschleunigt werden konnte, verzichtet hatte; ferner die kriegerischen Anwandlungen des österreichischen Generalstabschefs gegen Italien in derselben Periode und die Haltung der deutschen Presse während des Tripoliskrieges, so wird man nicht nur die Neutralitätserklärung Italiens, das auf Grund der Verträge den Bündnisfall nicht als gegeben erachten konnte, als gerechtfertigt erkennen, sondern auch den Ausbruch des Volksgrolls gegen die Bundesgenossen nicht unbegründet finden. Mit Recht sagte damals ein trefflicher politischer Schriftsteller, der Abgeordnete Torre, „beim Ultimatum sei Italien nicht befragt worden; Italien brauche nicht dessen Folgen zu tragen".

Alle Parteien waren daher einig in der Zustimmung zur Neutralitätserklärung, aber kaum war die erste Bestürzung vorbei, als jede der Parteien eine neue Orientierung suchte, und es mag vielleicht nicht ohne Nutzen sein, kurz dabei zu verweilen, um Italiens Verhalten während der gegenwärtigen internationalen Krise klarzulegen.

Die Deutschen hatten Belgien noch nicht überrannt, als schon die Radikalen, die Republikaner und Reformisten, d. h. die drei Parteien, die den reinen antiklerikalen Block bilden und in kaum verhüllten Beziehungen zu der französischen Freimaurerei stehen, sich für ein Einverständnis mit Frankreich gegen Deutschland und Oesterreich erklärten. Das Schreckgespenst einer germanischen Weltherrschaft, einer Verpreußung der lateinischen Energien, die Verletzung Luxemburgs und Belgiens dienten ihnen zur Färbung ihrer Propaganda.

Die offiziellen Sozialisten wieder, die nach den von ihnen seit April organisierten Drohungen, mit den Eisenbahnern, dem Generalstreik, der anarchistischen Bewegung im Juni und dem Obstruktionismus im Juli, sich rühmten, sie seien es gewesen, die die Regierung von einer bewaffneten Intervention zugunsten der Zentralmächte zurückgehalten hätten, sahen kaum die Gefahr eines Krieges mit Oesterreich aufdämmern, als sie sich entschieden für eine absolute Neutralität erklärten. Ja, ihre überzeugte Propaganda wurde immer entschlossener und eifriger, je mehr sich die öffentliche Meinung, aufgestachelt von den anderen interventionistischen Parteien, für ein bewaffnetes Eingreifen zu erhitzen schien. Die Scheidung der Ideen war indessen so stark, daß selbst unter den revolutionären Sozialisten Zwiespalt entstand. Professor Mussolini, Leiter des Hauptorgans „Avanti", früher ein Anhänger der Neutralität, ging in die Reihen der Interventionisten über und begründete ein neues Sozialistenblatt „Popolo d'Italia" mit ausgesprochen kriegerischem Programm. Es folgten Polemiken, Versammlungen, Sezessionen: Mussolini wurde aus der Partei ausgestoßen, mit ihm blieb eine Minderheit um sein neues Blatt geschart. Der Hauptkern der Sozialisten sammelte sich um den „Avanti" und setzte mit fester Ueberzeugung die Propaganda zugunsten der absoluten Neutralität fort. Und an den „Avanti" schließt sich mit Eifer und scharfsinniger Polemik „La Critica sociale" an, eine Halbmonatsschrift des italienischen Sozialismus, in der immer die geklärtesten Meinungen der Partei zu Worte kamen.

Eine andere große politische Gruppe, die wohl im Parlament nicht stark vertreten ist, aber im Lande eine große Gefolgschaft hat, ist die katholische Partei. Sie hat bei den letzten Wahlen 300 000 Stimmen erobert, abgesehen von der noch viel höheren Stimmenzahl, die für die „liberalen" Kandidaten, die den Pakt Gentiloni unterzeichnet hatten, abgegeben wurden. Die Unmöglichkeit einer gegen Frankreich gerichteten Intervention einsehend, verficht diese Partei aus Sympathie mit dem Dreibund eine strenge Neutralität. Der intransigente Teil der Partei, wenig zahlreich, aber dafür um so tätiger, dem die Blätter „Unita Cattolica" in Florenz, „Difesa" in Venedig und „Labaro" in Mailand gehören, verteidigt aufs lebhafteste die Neutralität aus Sympathie für das katholische Oesterreich und aus Antipathie gegen das antiklerikale Frankreich.

Die katholische Partei also, die auf dem Lande und zumal im Süden Italiens große Macht hat, tritt entschieden für die Aufrechthaltung der Neutralität ein, sieht Italiens Interesse an die Zentralmächte gebunden und gibt die Möglichkeit einer bewaffneten Intervention nicht zu, es sei denn für den Fall eines Angriffs oder einer Bedrohung der Lebensinteressen des Landes.

Zwischen diesen Extremen, der sozialistischen und der katholischen Partei, die beide jung und kampflustig sind, steht die liberale Partei. Sie zählt im Parlament die meisten — 330 — Sitze, ist die Hauptpflanzschule der Minister und stützt sich im Lande fast auf die gesamte Bürgerschaft — Industrielle, Kaufleute, Angestellte, Handwerker, mit einem Wort auf alle, die die radikalen Grundsätze der äußersten Linken ebensowenig gut heißen, wie die sektiererischen Intransigenzen der extremen Katholiken. Eine Partei also, gebildet im wesentlichen aus den Elementen, die in die anderen Parteien nicht hineinpassen, eine Partei mit erhabenen Traditionen, die aber — in Italien wie in den meisten anderen Ländern — sich durch das Gesetz der Trägheit weiterschleppt, die die glänzendsten Geister in sich faßt, aber die schlechteste Organisation besitzt, deren Gefolgschaft sehr groß, doch von geringer Kampflust ist.

Sie hegt keine übermäßigen Sympathien für Frankreich, dessen alte und neue Böswilligkeiten ihr im Gedächtnis haften, sie ist verstimmt gegen Oesterreich wegen der Art, mit der es Italien behandelt hat, und verstimmt gegen Deutschland wegen der Verletzung Belgiens. Daher hat sie als Partei nicht klar Stellung genommen, sondern es ihren Anhängern überlassen, sich nach ihren eigenen Ueberzeugungen und Sympathien zu entscheiden. Aus diesen Gründen und anderen ökonomischer Natur wie: die Zahlung der Kosten für Lybien, die Seiden- und die Baumwollkrise, die Rückwirkung des europäischen Krieges auf die Volkswirtschaft und die öffentlichen und privaten Finanzen, kann man sagen, daß die liberale Partei im großen und ganzen die Aufrechthaltung des Friedens und der Neutralität wünscht. Aber da sie volles Vertrauen in die Regierung setzt, der, wie sie weiß, vor allem die Größe des Landes am Herzen liegt, hat sie ihr ohne Zögern die Mittel zur Erreichung dieses Zieles an die Hand gegeben und wird sie auch in Zukunft — ungeachtet ihrer Friedensliebe — stützen, wenn ein äußerster Entschluß gefaßt werden sollte.

Digitized by Google

Noch eine ganz junge und daher außerordentlich eifrige Partei ist seit kurzem im politischen Leben Italiens aufgetaucht: die nationalistische. Auf einem Kongreß zu Florenz im Jahre 1910, mit dem edlen Programm, für die Größe des Vaterlandes zu wirken, ins Leben getreten und von glühenden und originellen Geistern gebildet, leidet sie doch an nicht geringen inneren Zwiespältigkeiten: im Jahre 1912 wurden die demokratischen Tendenzen von ihr verurteilt, im Jahre 1914 verleugnete sie sogar die liberalen Traditionen des Risorgimento (Epoche der nationalen Wiedergeburt) als eine Erbschaft der französischen Revolution. Imperialistisch und schutzzöllnerisch durch und durch, befanden sich die Nationalisten unter den eifrigsten Parteigängern des lybischen Unternehmens und unter den überzeugtesten Vorkämpfern einer „nationalen" Volkswirtschaft, die von derartigen Zollschranken eingeschlossen werden sollte, daß jeder fremde Wettbewerb wegfallen müßte.

Nach Ausbruch des Weltbrandes war das Verhalten der Partei in der Form schwankend, aber logisch im Prinzip. Der Abgeordnete Federzoni als Vertreter der Partei hat es klar ausgesprochen, daß „der Pazifismus die moralische Vorbereitung der Knechtschaft ist", und in einer Reihe von Artikeln in der „Idea Nazionale" haben er und seine Gesinnungsgenossen den Gedanken verfochten, daß der Krieg die einzige große Schule der Völker sei, und daß Italien, wenn es sich aufschwingen wolle, die gegenwärtige Stunde nützen müsse, um mit Blut das ruhmvollste Blatt seiner Geschichte zu schreiben. Daher zeigte sich die nationalistische Partei vom 26. Juli bis 2. August, als noch der Krieg an der Seite der Bundesgenossen wahrscheinlich dünkte, feindlich gegen das demagogische Frankreich, das der Welt das Schauspiel eines Prozesses Caillaux geboten hatte und bis ins Mark vermorscht schien. Nach der Neutralitätserklärung zog sich die Partei in Abwartung der Ereignisse zurück, aber sowie die Möglichkeit eines bewaffneten Einschreitens gegen Oesterreich zur Befreiung der italienischen Gebietsteile und zur Verwirklichung der nationalen Einheit in Sicht kam, gesellte sie sich sogleich zu den Interventionisten und kämpfte in den Zeitungsspalten und Vortragssälen mit Eifer für den Dreiverband. Ja, diese polemische Kraft nahm zu, als Frankreich im Gefühl nationaler Verteidigung seine besten Tugenden wiederzugewinnen schien, indem es in dem heilsamen Bad des Krieges die Fäulnis der neuen Demagogie wegwusch und mit bewundernswürdiger Zähigkeit dem deutschen Einmarsch widerstand. Also ein Argument zugunsten eines Krieges um des Krieges willen, als einer reinigenden Kraft für die Völker und Schule nationaler Größe.

Nun das Publikum außerhalb der Parteien. Intelligent, mit feinem politischen Sinn begabt, streng in seinem Urteil, mit einem Grundstock wahrhaft edlen Empfindens, ist es in seiner Mehrheit den Zentralmächten abhold, obwohl es den Krieg weder liebt noch wünscht. Eine Nation, die viele Jahrhunderte der Kultur auf ihren Schultern trägt, kann nicht kriegerisch sein. Um so weniger ein Volk, daß die größten juristischen Traditionen besitzt und dem der Grundsatz des „neminem laedere" (niemand verletzen) im Blut liegt. Es ist gegen Oesterreich aus Ueberlieferung, die von alten und neuen Erinnerungen genährt wird, und weil Oesterreich italienische Provinzen in Händen hat; es ist gegen Deutschland, weil es diesem Verletzung der Verträge vorwirft und überzeugt ist, Deutschland habe den Krieg gewollt oder ihn wenigstens nicht vermeiden wollen. Es ist im allgemeinen gegen die Zentralmächte aus Furcht vor künftigen Repressalien wegen Italiens berechtigter Neutralität und aus Furcht vor einer Vormacht der Deutschen, von der man fürchtet, sie werde der Eigenart anderer Völker nicht gerecht werden und tausendmal drückender sein, als die schlaue Vorherrschaft der Engländer. Es sympathisiert mit Frankreich aus sentimentalen Rücksichten der Blutsverwandtschaft, ferner, weil es des Glaubens ist, daß Frankreich den Krieg nicht wollte, und endlich, weil es auch einem siegreichen Frankreich gegenüber einen Widerstand bei eventuellen Uebergriffen für möglich hält. Rußland sieht es mit freundlichen Augen an wegen der während des lybischen Krieges bewiesenen Sympathien.

Das italienische Volk will also in seiner Mehrheit nicht den Krieg um jeden Preis und vertraut, daß die Regierung auch ohne den Ruf zu den Waffen die Lösung des größten nationalen Problems erreichen wird: die Vervollständigung der italienischen Einheit. Doch wie es mit Begeisterung die schwersten Opfer für eine wachsame und bewaffnete Neutralität gebracht hat, so würde es wie ein Mann der Friedensliebe entsagen, wenn es zur Waffenprobe kommen müßte.

Dies also sind die Parteien und das Volk. Ueber ihnen eine erleuchtete Regierung, einzig auf das Wohl des Vaterlandes bedacht, von einem „heiligen Egoismus" beseelt, der vollkommen gerechtfertigt ist, nicht nur durch die hohen Interessen des Vaterlandes, sondern auch, weil jetzt, wo alle Bande von Sympathie und Recht zu bestehen aufgehört haben, jede Nation mit allen Mitteln zu erreichen bestrebt ist, was sie für ihren Vorteil hält.

Die Regierung, die undurchdringlich wie eine Sphinx auf die Lösung der nationalen Probleme den Satz Gambettas anwendet: „Immer daran zu denken und nie davon zu sprechen", wird es zweifellos verstehen, Italien zu höhern Geschicken hinzuleiten. Uns scheint, es müßte nicht unmöglich sein, auf diplomatischem Wege eine volle Befriedigung der nationalen Rechte gegenüber Oesterreich zu erzielen, doch können wir uns auch nicht die ungeheuren Schwierigkeiten verhehlen, die einer solchen Verständigung in der gegenwärtigen Stunde entgegenstehen. Gewiß kann Oesterreich nicht leichten Herzens gestatten, daß seine Gebiete vor Ende des Krieges besetzt werden; Italien wieder kann sich schwer mit Versprechungen zufrieden geben. So gesellen sich zu den objektiven Schwierigkeiten der Verständigung ernste subjektive Schwierigkeiten: der Mangel an Vertrauen zwischen den Vertragsteilen.

Aber diese Verständigung ist von solcher Wichtigkeit sowohl für die unmittelbaren Beteiligten als auch für die anderen Mächte, daß im gemeinsamen Interesse hoffentlich doch noch ein Ausweg gefunden werden wird.

Wenn die nächste und brennende Frage, für die sich die ganze öffentliche Meinung ereifert, gelöst ist, wird Italien auch an die Lösung anderer Probleme denken können, die vielleicht für den Augenblick weniger wichtig sind, um so wichtiger aber für die Zukunft. Nämlich an jene Probleme, die sich auf seine Stellung als große Seemacht im Herzen des ältesten Meeres der Kulturwelt, des mittelländischen, beziehen. Für kein Land gilt das Wort des Kaisers, „Die Zukunft ist auf dem Wasser", so sehr, wie für Italien. Aber mehr als die Zukunft drängt die Gegenwart: d. i. die Notwendigkeit, die nationale Einheit zu erfüllen und Reibungsflächen zu beseitigen, durch die ein dreißigjähriges Bündnis innerlich stets erschwert wurde.

Wie dem auch sei, Urteile und Vorhersagen selbst für die allernächste Zukunft können nur hypothetischen Wert haben, weil ihnen die wesentliche Grundlage, die Kenntnis aller

Digitized by Google

Faktoren, fehlt. Eine solche Kenntnis kann nur dem zu eigen sein, der in dieser schweren Zeit die auswärtige Politik leitet. Und da in Italien die leitenden Persönlichkeiten mit großem Wissen und scharfem Geist einen reinen Charakter und erhabenen Patriotismus vereinen, so mag Italien, wie es sich auch entscheide, dem unparteiischen Richterspruch der Geschichte ruhig entgegensehen.

Hans Winters / Die Wehrsteuer

Eine der wichtigsten oder vielmehr die wichtigste Aufgabe der staatlichen Organisation wird nach dem Kriege auf alle Fälle die Versorgung der Kriegsinvaliden und der Hinterbliebenen gefallener Krieger sein. Wir dürfen zu unserer Regierung und der Volksvertretung das feste Vertrauen hegen, daß sie dies in einer Weise zu regeln den Willen haben, daß Erscheinungen wie der Leierkastenmann von 1870/71 unmöglich werden. Dazu hat das soziale Empfinden im Laufe der Jahrzehnte zu sehr an Verbreitung gewonnen und alle Schichten des Volkes durchsetzt.

Angesichts der Wichtigkeit dieser Sache erscheint es angebracht, sich schon jetzt damit zu befassen. Eine ausreichende Versorgung erfordert große Mittel; daß sie aufgebracht werden müssen, steht außer Frage, es handelt sich also nur darum, wie sie aufgebracht werden sollen. Im gegenwärtigen Augenblick wird wohl allgemein die Berechtigung der Forderung einleuchten, daß diejenigen, die Militärdienst nicht zu leisten brauchen, wenigstens zur Deckung der notwendigen Ausgaben vor allen anderen herangezogen werden. Ein Mittel, diese auf steuertechnischem Wege zu erfassen, bildet die Wehrsteuer (ich will hier den allgemein üblichen Namen Wehrsteuer beibehalten, obwohl wir es hier nicht mit einer Steuer im eigentlichen Sinne zu tun haben, sondern mit einer Ersatzleistung oder Ausgleichsabgabe), die bei uns in Deutschland schon manches Mal gefordert oder vorgeschlagen wurde, bisher aber noch nicht Wirklichkeit geworden ist.

Wehrsteuer ist eine Spezialabgabe, die von den Militärdienstpflichtigen (oder deren Angehörigen) erhoben wird, soweit sie nicht oder nur in beschränktem Maße zum Militärdienst herangezogen werden.

Voraussetzung für eine moderne Wehrsteuer ist die allgemeine Wehrpflicht. Man sollte eigentlich annehmen, daß alle großen Staaten mit gut durchgebildetem Steuersystem dieser Steuer einen Platz eingeräumt hätten. Dem ist aber nicht so. Meines Wissens bestehen Wehrsteuern heute in folgenden europäischen Ländern: in der Schweiz (Militärpflichtersatz), in Oesterreich (Militärtaxe), ferner in Serbien, Bulgarien, Rumänien, Portugal und Rußland. Gescheiterte Versuche machten Deutschland und Italien.

Auf das Für und Wider, eine allgemeine Begründung (und die für die Besteuerung resp. Einschätzung zugrunde zu legenden Richtlinien) werde ich weiter unten zurückkommen, ich möchte an dieser Stelle erst einen kurzen Ueberblick über die Geschichte dieser Steuer geben.

Die Wehrsteuer ist keineswegs eine Erscheinung der Neuzeit, wie man leicht annehmen könnte. Wie alle Vorgänge im staatlichen Zusammenleben bis zu einem gewissen Grade ihre Parallelen in der Weltgeschichte haben, so auch hier. Gehen wir zunächst die ältere Geschichte durch bis herauf zum 19. Jahrhundert n. Chr., um dann in eine nähere Erörterung der Geschicke dieser Steuer im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts einzutreten.

So wurden im alten Griechenland zur Tragung der Kosten für Schiffsausrüstung usw. alle gemeinschaftlich herangezogen, also auch solche, die keine Kriegsdienste leisteten.

In Rom soll Servius Tullius mit dem „tributum", einer Vermögenssteuer vom Grund und Boden diejenigen stärker belastet haben, die im Besitz von Kriegsdienstuntauglichen waren (aes hordearium). In ähnlicher Weise hatten in Rom späterhin Witwen und Waisen, die vom Kriegsdienst nicht betroffen wurden, einen Zuschlag zur Vermögenssteuer zu zahlen. Eine der Wehrsteuer ähnliche Abgabe finden wir weiter bei den Merowingern und in der Karolingerzeit, wo im Prinzip jeder Freie Heerfahrtsdienst zu leisten hatte. Wer dazu aus irgendwelchem Grunde nicht imstande war, zahlte eine Abgabe (Heerschilling, Strafgeld an König). In Deutschland verschwinden diese Abgaben zum Teil, doch können wir hierher Abgaben rechnen, die in den mittelalterlichen Städten zu zahlen waren: Wacht- und Reisegelder, die von denjenigen erhoben werden, die nicht imstande waren, den geforderten Dienst zu leisten, im Frieden Bewachen der Türme, in Kriegszeiten Auszug. Staatliche Steuern haben wir in Preußen wieder im 18. Jahrhundert, wo Juden, Mennoniten, Mährische Brüder und Quäker wegen Befreiung vom Kriegsdienst mit einer besonderen Steuer belegt wurden. In Frankreich dagegen bleiben die Wehrsteuern. Unter Ludwig VIII. wurde der Heerbann erneuert, die nicht Erschienenen hatten 60 sh. (frcs?) Steuern zu zahlen. Unter Philipp III. machte diese Steuer insofern einen Fortschritt, als sie nach Vermögen oder der sozialen Stellung proportional abgestuft wurde in hohen Sätzen. Philipp IV. der Schöne (Anfang 13. Jahrh.), zog heerbannähnliche Abgaben in Form von Subsidien ein, gänzliche Befreiung vom Kriegsdienst war gegen hohe Zahlung möglich. Ebenso setzte Heinrich II. (1547—59), unter dem die Steuerlast stetig zunahm, da der Staat schon damals ein jährliches Defizit von 15 Millionen Frank nach heutigem Gelde hatte, für diejenigen Adligen, die Heeresdienst nicht leisteten, eine hohe Steuer fest.

Als wichtig und überleitend ist das französische Gesetz vom 8. März 1800 anzusehen, das als Ergänzung zur allgemeinen Wehrpflicht (eingeführt 2. März 1793) erlassen wurde, wonach alle vom Militärdienst Befreiten, soweit ihre Gesamtsteuerschuld über 50 Frank betrug, einen Ersatzmann zu stellen oder 300 Frank als einmalige Abgabe zu zahlen hatten. Durch Gesetze vom 18. Mai 1802 und 26. August 1805 wurde das Wehrgeld einigermaßen abgestuft, die Höchstleistung jedoch auf 1200 Frank festgesetzt. 1818 wurde diese Abgabe jedoch mit Aenderung des Rekrutierungssystems wegen zu geringen Ertrages aufgehoben. Im Laufe des 19. Jahrhunderts fand die Wehrsteuer aber in der Literatur und im Parlament immer wieder warme Vertreter, so daß sie abermals durch Gesetz vom 15. Juli 1889 eingeführt wurde. Erhoben wurde sie von 1889—1907, das Gesetz vom 21. März 1905 machte ihr mit Einführung der zweijährigen Dienstzeit ein Ende. Der Grund dafür war der geringe Ertrag, der aufs engste mit dem Stagnieren der französischen Bevölkerung zusammenhängt. Gottlob befinden wir uns nicht in derselben Lage

Die bekannteste der heute bestehenden Wehrsteuern besteht in der Schweiz. Im Anfang des 19. Jahrhunderts führte der Kanton Zürich eine solche Steuer ein, andere Kantone folgten, so daß sie in den 40er Jahren auch in Basel, Bern u. a. bestand. Nach Einführung der Bundesverfassung, im Jahre 1874 fand diese kantonale Gesetzgebung nach zwei gescheiterten Versuchen ihren Abschluß in dem Bundesgesetz betr. den Militärpflichtersatz vom 28. Juni 1878. Hier ist der

Digitized by Google

Gedanke der Ersatzabgabe scharf durchgeführt. Wehrsteuer soll Ersatz bilden für nicht geleisteten Militärdienst, das Gesetz trägt seinen Namen also mit Recht. Die Steuer trifft jeden, der im wehrpflichtigen Alter steht und keine Dienste leistet, zum Teil sogar Ausländer. Befreit sind nach Artikel 2 Arme, Erwerbsunfähige und im Dienst untauglich Gewordene. Die Steuer setzt sich zusammen aus einer festen Personaltaxe von 6 Frank und einem nach Einkommen und Vermögen veränderlichen Zuschlag. Das Vermögen der Eltern resp. Großeltern wird zur Hälfte im Verhältnis zur Kinderzahl in Anschlag gebracht. Frei bleiben Vermögen bis zu 1000 Frank und ein Existenzminimum von 600 Frank. Als Höchstbetrag der Steuer, deren Ertrag teils an die einzelnen Kantone, teils an den Bund zur Erhöhung des Militärpensionsfonds fließt, ist 3000 Frank festgesetzt. 1910 war der Ertrag 4,439 Millionen Frank.

In ähnlicher Weise ist die Militärtaxe in Oesterreich-Ungarn durch Gesetz vom 13. Juni 1880 geregelt. Sie wird von allen aus irgendeinem Grunde Dienstuntauglichen erhoben, die Höhe richtet sich nach der Personaleinkommensteuer.

Die Militärtaxe ergreift Einkommen von 1200—1300 Kronen mit 6 Kronen, der Klassentarif staffelt sich in 33 Stufen, die höchsten Einkommen werden bis zu 3¾ Prozent des Einkommens besteuert. Die Taxe zerfällt in zwei Teile: 1. Dienstersatztaxe; 2. Elterntaxe. Die Elterntaxe beträgt die Hälfte der Dienstersatztaxe und wird erhoben, soweit das Einkommen der Eltern mindestens 4000 Kronen beträgt. Die Eltern werden mitherangezogen, weil sie an der durch Befreiung geschaffenen günstigeren Lage Anteil haben, solange sie Unterhalt gewähren.

Eine Wehrsteuer im Gebiete des heutigen Deutschen Reiches hatten Bayern und Württemberg eingeführt. In Bayern sah das Gesetz betr. das Wehrgeld vom 29. April 1869 eine Besteuerung in 8 Klassen bis zum Höchstbetrage von 100 Gulden vor. Der Ertrag war zu Kapitulationsvergütungen in der aktiven Armee und Gendarmerie bestimmt. In Württemberg wurde durch „Gesetz betr. die Erhebung einer Abgabe von nicht eingereihten Kriegsdienstpflichtigen" vom 19. März 1868 von jedem Kriegsdienstpflichtigen, der wegen Untauglichkeit vom Waffendienst ausgeschieden oder in Ersatzreserve verwiesen war, eine Sportel von 20 Gulden erhoben. Eine Erhöhung war vorgesehen, doch wurde sowohl dieses wie auch das bayerische Gesetz außer Kraft gesetzt infolge der Einführung der Militärgesetze Preußens resp. des Norddeutschen Bundes.

Verfolgen wir das Geschick der Wehrsteuer im Deutschen Reich, so erleben wir das interessante Schauspiel, daß anfangs die Regierung für eine solche Steuer war, später aber, als sie von der Volksvertretung gewünscht wurde, sich ablehnend verhielt. Eine Kommission des Reichstages des Nordd. Bundes hatte im Jahre 1867 eine solche Steuer beabtragt, ebenso befürwortete eine vom Bundesrat zur Beratung der Reichsstempel- und Erbschaftssteuer im Jahre 1877 niedergesetzte Kommission die Einführung einer Steuer auf den Einjährigenschein und Ausmusterungssteuer. Im Jahre 1881 machte Bismarck einen neuen Versuch, indem er dem Reichstage am 18. März das „Gesetz betr. die Besteuerung der zum Militärdienst nicht herangezogenen Wehrpflichtigen" vorlegte, das am 28. März zur Verhandlung kam, aber abgelehnt wurde. Dasselbe Schicksal hatten Anträge aus der Mitte des Reichstages 1901, 1907 und 1908. Bei den Reichsfinanzreformen 1906 und 1909 wurde diese Frage erörtert, die Sydowsche Reform von November 1908 brachte sie als Zuschlag zur Nachlaßsteuer, doch wurde sie in diesem Zusammenhang April 1910 abgelehnt.

Der Entwurf von 1881 hat im wesentlichen das schweizerische Gesetz zum Vorbild genommen, ohne jedoch die Steuerpflicht auf das Vermögen ohne weiteres auszudehnen. Die Steuerpflicht sollte 12 Jahre von der Entscheidung ab dauern. Die Steuersätze bestanden in einem festen Satz von vier Mark und in Zuschlägen, die vom Einkommen erhoben werden sollten, derart, daß Einkommen unter 1000 Mark frei blieben, der Zuschlag bei einem Einkommen von 1000 bis 1200 Mark 10 Mark betrug, der in 10 Stufen progressiv wuchs, so daß Einkommen von 5400 bis 6000 Mark mit 148 Mark belastet wurden; Einkommen von mehr als 6000 Mark hatten 3 Prozent zu tragen in Stufen von 1000 Mark.

Die hier vorgesehene Dauer der Steuerpflicht von 12 Jahren erscheint zu kurz. Durch eine zeitliche Ausdehnung der Steuerpflicht würde gewiß eine bedeutende Erhöhung der Erträgnisse dieser „Steuer" zu erreichen sein, da in den späteren Jahren die Steuerkraft zuzunehmen pflegt. Dasselbe würde erreicht werden durch Abgabenpflicht vom Vermögen der in Frage kommenden Wehrpflichtigen sowohl als auch vom Vermögen der Eltern bzw. Voreltern in der Art der im Entwurf vorgesehenen Einkommenbesteuerung. Eine kombinierte Einkommens- und Vermögensbesteuerung ist für diese Besteuerungsart das beste und ausgiebigste. Betont man die Natur dieser Abgabe als die einer Ersatzleistung, so wird man die Forderung nach hohen Steuersätzen für gerechtfertigt halten. Ich möchte daher vorschlagen, den im § 7 des genannten Gesetzes angenommenen Grundsatz von 4 Mark wesentlich zu erhöhen, von den einzelnen Abgabenpflichtigen wird dies kaum als Last empfunden werden — denn sie wissen ja, wofür die Abgabe gezahlt wird —, für das Endergebnis dürfte eine solche Erhöhung von nicht geringer Bedeutung sein. Ein noch höherer Grundsatz dürfte für diejenigen in den Kreis der Steuerpflichtigen fallenden Personen ins Auge zu fassen sein, die im Besitz des Einjährigenscheines sind, da für diese eine Befreiung vom aktiven Militärdienst eine nicht unwesentliche materielle, oft ziemlich genau zu berechnende — z. B. Kosten des Einjährigenjahres — Besserstellung gegenüber dem Dienenden bedeutet, von den übrigen möglichen Vorteilen ganz abgesehen. Wer im Besitz eines Einjährigenzeugnisses ist und sich zu diesem Dienst meldet, offenbart damit schon in der Regel eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende finanzielle Leistungsfähigkeit. Diese nicht zu besteuern, liegt kaum ein Grund vor, da im allgemeinen doch da der Steuerhebel anzusetzen ist, wo sich eine Steuerkraft offenbart.

Der Ertrag dieser „Wehrsteuer" wird vielleicht gering sein gegenüber der Riesenlast der Pensions- und Invalidenversorgung. Das darf aber nicht zur Grundlage für einen ablehnenden Standpunkt gemacht werden. Nach Beendigung des Krieges, mag er auch noch so günstig für uns auslaufen, und z. T. schon jetzt bedarf der Staat großer Mittel, um möglichst die Wunden zu heilen, die der Krieg seiner Volkskraft geschlagen hat. Wie sollen sie aufgebracht werden? Ich meine, nicht durch indirekte Besteuerung, die immer wieder diejenigen trifft, die die Hauptlast des Krieges zu tragen haben, die Masse; Erhöhung der Steuern oder neue Steuern werden zur Deckung der notwendigen Ausgaben in der Folge zu erwarten sein. Wenn eine „Wehrsteuer" auch nur imstande wäre, irgendeine indirekte Steuer von ungewissem, häufig nur geringem Ertrage abzuwenden, so würde dies schon Grund genug sein, diese direkte, eine ausgleichende

Digitized by Google

Gerechtigkeit erstrebende Abgabe zu befürworten. Den Ertrag dieser Abgabe auch nur einigermaßen genau zu schätzen, ist freilich unmöglich, da durch den Krieg ganz unübersehbare Verhältnisse geschaffen werden. Verschwindend gering wird er auch nach dem Kriege nicht sein, wenn er auch hinter dem Ertrag zurückbleiben wird, den eine vor Ausbruch des Krieges bestehende Wehrsteuer gehabt haben würde. Bei Zugrundelegung meiner Vorschläge würde jedoch auch nach dem Kriege ein jährlicher Ertrag von etwa 20 Millionen Mark als gewiß anzusehen sein.

Die Einbeziehung des elterlichen bzw großelterlichen Einkommens und Vermögens in die Steuerpflicht verursacht Schwierigkeiten und auch Kosten. Aber die Durchführung in Oesterreich-Ungarn beweist die Möglichkeit, und die Einnahmen werden dadurch wesentlich erhöht werden.

Gegen eine solche Wehrsteuer werden mancherlei Einwendungen gemacht. So soll die Wehrsteuer leicht den Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht durchbrechen und das Ehrenmoment, das im Dienst fürs Vaterland liegt, schädigen. Ein Reicher würde leichter frei. Doch entbehrt diese Befürchtung jeder Begründung, da die Musterungen von Leuten abgehalten werden, die keinerlei fiskalisches Interesse besitzen. Ferner wird eingewendet, Deutschland habe nicht die kleinen Verhältnisse, wie die Schweiz, unsere Bevölkerung sei weit mehr fluktuierend, so daß die Erhebungs- und Veranlagungskosten unverhältnismäßig hoch würden. Auch diese Einwendungen kann man zurückweisen, in Verbindung mit der Einkommensteuer werden die Kosten gering sein. Bedenken gegen praktische Durchführbarkeit sind a limine zurückzuweisen. Für eine Wehrsteuer läßt sich um so mehr anführen. Absolute Gerechtigkeit herbeizuführen, kann natürlich keineswegs beabsichtigt sein, doch auszugleichen vermag sie, und das allein soll sie. Im Volke wird der Militärdienst als eine wirtschaftliche Last empfunden, die eine Schädigung der bürgerlichen Laufbahn usw. zur Folge hat, im Frieden schon, und wie sehr erst im Kriege! Die Notwendigkeit eines Ausgleichs dieser Last durch wirtschaftliche Opfer von seiten der davon nicht Betroffenen wird auch in den Motiven zum „Gesetz betr. die Besteuerung der zum Militärdienst nicht herangezogenen Wehrpflichtigen" anerkannt, wo es unter anderem heißt: „... und für die Einführung einer solchen (nach der verschiedenen Leistungsfähigkeit der Befreiten abgestuften) Steuer spricht offenbar die Erwägung, daß der Wehrpflichtige durch seine Heranziehung zum Militärdienst, abgesehen von allem anderen, was damit gegeben ist, regelmäßig einen wirtschaftlichen Nachteil gegenüber dem nicht herangezogenen Wehrpflichtigen erleidet, daß jener in seiner Erwerbstätigkeit nicht unerheblich behindert und zurückgehalten wird, während dieser die für den Erwerb meist wichtigen Jahre der Dienstpflichtzeit für sich voll ausnutzen und so einen erheblichen Vorsprung erreichen kann."

Ein Maßstab zur Bemessung des Vorteils der Befreiung ist allerdings nicht zu finden, da er für jeden einzelnen verschieden ist. Doch es handelt sich hier ja nicht darum, absolute Gerechtigkeit zu bringen, sondern nur um die Frage, welcher Zustand gerechter ist. Größere Gerechtigkeit bedeutet es wenigstens, wenn diejenigen, die nicht zu dienen brauchen, einen Teil ihres Einkommens abgeben zum Nutzen der Dienenden. Die Dienstbefreiten müßten es eigentlich als eine Ehre betrachten zu zahlen.

Ein weiteres Bedenken gegen die Wehrsteuer könnte aus der Erwägung entstehen, daß die unausgebildeten Landsturmpflichtigen mit oder ohne Waffe trotz gezahlter Wehrsteuer im Kriegsfalle doch heerespflichtig gemacht werden. Gegen dieses Bedenken ist folgendes zu sagen:

Die Wehrsteuer (richtiger Wehrgeld oder Militärpflichtersatz [Schweiz]) ist als eine Ersatzleistung für nicht geleisteten Militärdienst aufzufassen. Bei Bestehen einer solchen Abgabe hätten daher die dem unausgebildeten Landsturm Angehörigen und auch die Ersatzreservisten diese Abgabe zu zahlen gehabt, weil sie gar nicht oder nur zu geringem Teile zum Militärdienst herangezogen waren. Solange sie ihrer Dienstpflicht nicht genügten, waren sie abgabenpflichtig, weil sie dadurch Vorteile genossen, die dem Dienenden abgingen. Der Ausbruch eines Krieges und ihre damit gegebenenfalls erfolgende Einziehung ändert m. E. nichts an der Berechtigung (wenn man überhaupt eine solche Berechtigung anerkennt!) der Abgabenpflicht für in der Vergangenheit nicht geleistete Dienste (bzw. gehabte Vorteile, die z. T. noch bis in die Gegenwart fortdauern). Von diesem Standpunkt aus dürfte gegen die erfolgte Zahlung nichts einzuwenden sein. Die Frage ist nur die: Sollen die in Frage kommenden Personen, soweit sie bei Ausbruch eines Krieges eingezogen werden, auch weiterhin der Steuerpflicht unterliegen? Eine Steuerpflicht würde bestehen bleiben, wenn auch vielleicht vermindert, da die gedachten Vorteile ja nicht unbedingt aufgehoben, sondern nur unterbrochen sind.

Am kürzesten und treffendsten hat einst Bismarck die Wehrsteuer begründet. Er sagte nämlich am 28. März 1881 zur Begründung im Reichstage:

„Wir wissen nicht, wie eine Ausgleichung zwischen dem, der im Heere dienen muß, und dem, der nicht zu dienen braucht, anders zu schaffen ist, und der Unterschied ist doch in der Belästigung zugunsten des Staates ein großer."

Schon vorher hatte er am 4. Februar im preußischen Abgeordnetenhaus sich folgendermaßen geäußert: „... und zu der Wehrsteuer hat nur das Gefühl Anlaß gegeben, welches sich des Musketen tragenden Soldaten bemächtigt, wenn er einen seiner Meinung nach auch diensttauglichen Nachbarn zu Hause bleiben sieht."

Diese letzten Worte würden, in jetziger Zeit gesprochen, ihres Eindrucks sicher sein. Möge die Wehrsteuer kommen und ihr Ertrag mit dazu helfen, all die Wunden zu heilen, die dieser Weltkrieg schlägt und schon geschlagen hat. Die Durchführung dieser Steuer ist ein Kulturbedürfnis, sie wird kommen.

Heinrich Behr / Zum Wiederaufbau Ostpreußens

Außergewöhnliche Ereignisse erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Das läßt sich treffend auch von der durch den Krieg geschaffenen Lage in Ostpreußen sagen. Hier sind tatsächlich außergewöhnliche Maßnahmen notwendig. Und wie sich bei Ausbruch des Krieges und jetzt immerfort noch Kriegsfreiwillige melden zur Verteidigung unseres Vaterlandes mit der Waffe, so konnte es auch nicht anders beim Wiederaufbau Ostpreußens sein. Kaufleute und Handwerker, Ingenieure und Architekten treten mit fachmännischen Ratschlägen an die Öffentlichkeit und liefern mit ihren Gedanken Bausteine, die das große Werk vollenden helfen. Das ist deutsche Art. An Stelle der Kommissionsarbeit tritt im gegebenen Falle die Hilfe, der Geist, die Mitarbeit aller.

Digitized by Google

Es darf aber bei alledem nicht außer acht gelassen werden, was und wie Ostpreußen vor dem Kriegsausbruch, d. h. vor der Zerstörung war, um bei den gutgemeinten Ratschlägen den Boden der Wirklichkeit nicht zu verlieren.

I. Die bisherige Lage.

Weit durchzieht das Land die ostpreußische Seenplatte, vor allem die Masurischen Seen, von denen der Mauersee und der Spirdingsee je über 100 qkm Fläche bedecken. Dann ist im Nordosten und Süden reichlich sumpfiger und mooriger Boden, während an anderen Stellen große Sandflächen mit erratischen Blöcken das Land formen. Höhenzüge sind kaum vorhanden, lediglich zu nennen sind die Goldaper Berge, 272 m hoch, und südlich von Osterode Höhen von 313 m.

Trotzdem bleiben noch sehr große Flächen fruchtbaren Bodens, die eine vorzügliche Landwirtschaft mit Pferdezuchten usw. meist in Großbetrieben bodenständig gemacht haben.

Schließlich bedeckt der reichliche Waldbestand eine Fläche von 6500 qkm (ganzer Landbestand 37 000 qkm) zu 80 Prozent mit Nadelhölzern und bringt dem Lande Holzhandel und Schneidemühlenindustrie.

Dazukommen vorzügliche Transportmittel erstens durch die natürlichen Wasserläufe der Dange, Minge, Memel, Aller, des Pregels usw., 430 km schiffbar, zweitens durch ein immerfort sich ausdehnendes Kanalnetz und Seen, 415 km schiffbar, und drittens durch das weitverzweigte Eisenbahnnetz, das besonders jetzt vorteilhaft von den mangelhaften russischen Verkehrswegen absticht. Das alles verteilt sich weitmaschig über das Land.

Die einzige Großstadt ist Königsberg. Wenig über 30000 Einwohner haben nur Tilsit, Insterburg, Allenstein und Osterode, dagegen gibt es viele kleinere Städte von 3000 bis 10 000 Einwohnern, die aber ein gut entwickeltes Gemeinwesen zeigen. Das verdanken sie nicht wenig dem Militär, das einesteils große Staatsbauten erfordert, dann auch die Wohnhäuser für Beamte erstehen läßt. Diejenigen Städte, welche außerdem noch Knotenpunkte der Eisenbahnlinien bilden, sind besonders begünstigt; Märkte, militärisch-sportliche Veranstaltungen u. a. m. bringen den Fremdenzuzug. So sind beispielsweise die alljährlichen Rennen in Insterburg auf die Stadtentwicklung nicht ohne Einfluß geblieben, das beweist schon ein dort mit einem Kostenaufwand von 600 000 Mark neu erbautes Hotel, immerhin für diese Verhältnisse etwas Großes.

Allerdings leiden die Städte viel unter der Abwanderung besonders der arbeitenden Bevölkerung, die wiederum durch russische Arbeitskräfte vorübergehend ersetzt wird. So traf ich auf meiner soeben beendeten Reise an der Grenze Rittergüter an, auf denen noch jetzt mehr als 100 russische Arbeiter Beschäftigung finden.

Die kommunalen Abgaben sind dagegen durchweg hoch. Angerburg, Goldap, Osterode sind Städte, die mehr als 300 Prozent fordern.

Die baulichen Verhältnisse liegen eigenartig. Verursacht durch die größeren technischen Aufgaben, es sei nur an den Bau des Masurischen Kanals erinnert, der in Insterburg über 50 Ingenieure und Techniker beschäftigt, steht der „Ingenieur" im Ansehen, der „Architekt" dagegen ist eine noch ziemlich unbekannte Größe. Des öfteren konnte ich auf meiner Reise erfahren, daß ich, trotzdem als Architekt vorgestellt, ohne weiteres als Ingenieur angesprochen wurde, und wenn meine Ausführungen Beifall fanden, sofort zum „Oberingenieur" emporstieg. Die Erfüllung der Bedürfnisse in baulich-ästhetischer Beziehung liegt zum guten Teil in den Händen der Maurer- und Zimmermeister oder der Bauunternehmer, die meist den Titel „Baumeister" zwar nicht führen, aber doch vom Volksmunde beigelegt erhalten. Die Bevölkerung ist eben in ihren Titulaturen sehr freigebig.

Allenthalben zeigt sich eine Anspruchslosigkeit und die Einfachheit der 50jährigen Armutsperiode nach den Napoleonischen Kriegen. Gute Vorbilder, an denen vielleicht die besser gestellten Bürger lernen und Geschmack finden könnten, sind kaum vorhanden, wenigstens in kleineren Orten nicht. In Allenstein erfreute mich das neue Rathaus, in Ortelsburg eine große Mühle in der Nähe des Bahnhofs, die, gottlob, wie aus Versehen den russischen Zerstörungen entgangen ist. Sonst vermögen nur die Ueberreste der famosen Backsteingotik aus der Ordenszeit zu fesseln. Von der Marienburg unter dem Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen ausgehend, verbreitete sie sich im Kampfe gegen die Polen über das ganze Land. Da sind natürlich noch ganz vorzügliche Bauwerke vorhanden, die teils mehr, teils weniger gut den kriegerischen Stürmen der vergangenen Jahrhunderte standgehalten haben und nun fast in allen Städten den „Clou" bilden. Ihre Eigenart hat aber bedauerlicherweise viel unter der falschen Meinung — alle neuzeitlichen Bauaufgaben, Schulen, Kasernen, Wohn- und Warenhäuser in demselben mittelalterlichen Geiste aufführen zu müssen — gelitten. Das hat natürlich oft zu Entgleisungen geführt, die auch den sonst schönen Backsteinbau in Mißkredit brachten.

Ich gedenke dabei noch einer Episode, die sich vor Jahren in Marienburg ereignete. Dort wurde seinerzeit der Bahnhof umgebaut, und zwar peinlich genau im Charakter des prächtigen, von Steinbrech wiedererbauten Schlosses, so genau, daß selbst die Schilder und alle Aufschriften auf Türen usw. in gotischer Schrift ausgeführt werden mußten. Der westpreußische Bauer aber konnte dieses weder lesen noch verstehen und vermochte deshalb die Eingänge nicht mehr zu unterscheiden. So war man schließlich gezwungen, neben der gotischen Beschriftung noch gut leserliche Porzellanschilder anzubringen. — Tempi passati.

Eigentümlicherweise haben die aus der Zeit Friedrich Wilhelms I. (1713—1740) und Friedrich II. (1740—1786) noch erhaltenen Bauten nicht vermocht, von der widersinnigen Nachbildung der Formen alter Ordensburgen abzulenken. Und das einigermaßen empfindende Gefühl, welches über diese Schwächen der vergangenen Zeit hinwegzusehen imstande ist, kann sicherlich nicht ohne Bedauern an den Schöpfungen der allerneuesten Zeit: der Verpflanzung der Großstadt-Architektur in die kleinen Städte und der damit verbundenen Verschandelung der reizvollen Marktplätze vorübergehen. Allzuviel ist, dank der langsameren Städteentwicklung, noch nicht verdorben worden; kleinere Städte sind bisher teilweise ganz verschont geblieben, andere, größere, können noch vor dem Untergang ihres charakteristischen Stadtbildes gerettet werden. In diesem Sinne, könnte man bald sagen, bringt der Krieg auch etwas Gutes, indem er die Geister einmal gehörig aufrüttelt.

II. Die durch den Krieg geschaffene Lage.

Die Wochenherrschaft der Russen genügte, die meisten kleineren Städte mehr oder weniger zu zerstören, dem Erdboden gleichzumachen. Im Regierungsbezirk Königsberg allein sind 2140 Gebäude als zerstört angemeldet, die sich auf etwa 200 verschiedene Ortschaften verteilen.

Digitized by Google

Die Bevölkerung ist obdachlos geworden und wenn nicht schon vorher geflüchtet, doch noch nachträglich in das Innere des Landes abgewandert. Daß ein großer Teil sich dort ansässig machen und nie wieder ins Heimatgebiet zurückkehren wird, ist bedauerlich, aber begreiflich, denn sie haben nicht nur Haus und Hof, sondern auch alle Möbel und sonstige Habseligkeiten verloren. Nichts hält sie mehr. Da werden sie in ihrem neuen Wohnorte bald an die Gründung eines neuen Nestes denken müssen, in dem sie sich einrichten und verbleiben werden.

Dann sind alle im Bereiche des Operationsgebietes liegenden Brückenbauten, z. T. von unseren Soldaten aus strategischen Gründen, vernichtet worden, und nur provisorische Holzaufbauten machen sie zurzeit notdürftig dienstbar. Bahnhofsgebäude und besonders frei liegende Industriebauten bildeten als vorzügliche Stützpunkte natürlich auch besonders gute Ziele den schweren Geschossen. Von ihnen sind viele mit z. T. wertvollen Einrichtungen dem Erdboden gleichgemacht.

Schließlich muß auch die Vorliebe der Russen für Verwüstung der kleineren Waldpartien sowie sämtlicher Chausseebäume beklagt werden. Gerade die Chausseebäume bilden neben ihrem Schutz gegen die rauhen Winterstürme des Landes auch ein belebendes Moment im Landschaftsbilde, und ihre Vernichtung ist um so bedauernswerter, als Neuanpflanzungen bis zur völligen Entwicklung viele Jahre gebrauchen.

So lassen sich Blockschäden und Einzelschäden unterscheiden, ferner solche, zu deren Wiederaufbau handwerkliche Hilfe genügen wird, und andere, die die ganze Kraft tüchtiger Architekten erfordern dürften. Schluß folgt.

H. von Staden / Wird Indien aufstehen?

Wenn die Rede auf Indien kommt, begegnet man Achselzucken und zweifelnden Gesichtern. Nicht nur bei der großen Menge, die, durch das Verhalten Japans, Italiens, der Vereinigten Staaten, auch Irlands und anderer uns wohlwollender Völker in schlecht begründeten Erwartungen enttäuscht, jetzt überhaupt nicht mehr an Hilfe von außen glaubt, sondern auch bei solchen Leuten, die gewohnt sind, die tatsächlichen Verhältnisse, die politischen und geistigen Faktoren und die militärischen Machtmittel abzuwägen, und die auf Grund solches Abwägens zu der Meinung gekommen sind, daß ein indischer Aufstand wenig oder gar keine Aussicht auf Verwirklichung habe.

Aber wer kennt denn heute die tatsächliche Lage? Wer weiß bei uns etwas von Indien? Ist, abgesehen von den britischen Ministern und Staatssekretären, in ganz Europa wohl ein Mensch, der zuverlässige Kunde von dem hat, was während der Kriegsmonate in dem weiten Indien alles geschehen ist, was insbesondere in den letzten Wochen geschehen ist? Wie sollen wir irgend etwas Sicheres über Indien erfahren, da doch die Engländer kein Telegramm und auch keinen Brief herauslassen, der die kleinste politische Nachricht enthält? Alles, was wir wissen, ist das, was das Foreign Office in London bekanntgibt, und was dann und wann durch unvollkommen unterrichtete Holländer und andere Neutrale oder aber von Mund zu Mund auf dem weiten Landwege über Persien nach Europa gelangt. Und das ist wenig: Da ist ein Offizier ermordet, aber die Uebeltäter sind gefaßt worden; ein „Steuereinnehmer" ist von den Moplah angegriffen worden, aber glücklich entkommen, und die Moplah sind beruhigt; afghanische Grenzvölker haben einen Einfall versucht, aber der Einfall ist blutig zurückgewiesen worden, und die Sache ist erledigt. Lauter einzelne, unbedeutende Ereignisse, die schließlich alle für England gut ausgegangen sind.

Das sind alles Nachrichten, bei denen wir uns wenig denken können, und niemand in Europa ist imstande, sich ein klares Bild daraus zurechtzumachen. Um nur eine dieser Nachrichten herauszugreifen: Wer weiß denn, daß die Moplah — eigentlich Mapillah — eine ganz besonders kriegerische und fanatische Mohammedanergemeinschaft an der Malabarküste sind, die von den Arabern abstammt und über 1 Million Köpfe zählt? Daß die Engländer, um sich ihren kriegerischen Geist zunutze zu machen, ein Regiment Infanterie aus ihnen gebildet hatten, das Regiment aber 1907 wiederauflösen mußten, weil die Leute zu wild und unbotmäßig waren und gefährlich wurden? Und wer weiß bei uns, daß der „Steuereinnehmer" kein anderer ist als der „Collector", der höchste Regierungsbeamte des Distrikts? Also nicht mehr und nicht weniger als eine offene Empörung gegen die Regierung! Wer das aber weiß, der glaubt nicht, daß die Moplah „beruhigt" sind; sie warten nur auf den Augenblick, um von neuem loszubrechen und alles, was englisch ist, niederzumachen.

Nun gibt es aber in Indien 67 Millionen Mohammedaner. Wie sind diese gegen England gesinnt, das sie bis in die letzten Jahre hinein immer vor den 230 Millionen Hindu — den Anhängern der brachmanischen und verwandten Religionsgemeinschaften — bevorzugt und gegen die Hindu ausgespielt hat? Es kann sein, daß hohe mohammedanische Beamte oder reiche Kaufleute in ihrem Herzen denken, es wäre besser, wenn die britische Herrschaft bestehen bliebe, weil ihnen Amt und Reichtum dadurch besser gesichert scheinen. Aber sagen werden sie das heute nicht mehr, offen eintreten für die britische Herrschaft werden sie nicht, sonst würden sie von ihren Glaubensgenossen erschlagen werden, wie kürzlich ein englisch gesinnter mohammedanischer Oberst in Bengalen erschlagen worden ist. Ueber die Einmütigkeit der Mohammedaner Indiens in ihrer Freundschaft für die Türkei und Deutschland kann nicht der geringste Zweifel obwalten. Und damit sind sie im gegenwärtigen Kriege auch ohne weiteres Gegner Englands. Nirgends in der mohammedanischen Welt steht der Sultan als Kalif, als Nachfolger des Propheten, in höherem Ansehen als bei den Mohammedanern Indiens. Und auch die guten Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei sind in Indien allen Mohammedanern längst bekannt. Der Besuch Kaiser Wilhelms am Grabe Saladins in Damaskus im Jahre 1898 und sein Wort: „Ich komme als Freund der 300 Millionen Mohammedaner" ist allen Mohammedanern Indiens bekannt und hat eine viel stärkere Wirkung ausgeübt, als wir uns vorstellen können. Ich habe vor zwölf Jahren mit Männern aus den verschiedensten Berufsklassen darüber gesprochen, und alle betrachteten uns als ihre Bundesgenossen und rechneten mit einem gemeinsamen Kampf gegen England. Ein mohammedanischer Beamter fragte mich 1902: „Wenn die Deutschen und die Mohammedaner zusammenhalten, meinen Sie nicht, daß wir es mit der ganzen Welt aufnehmen könnten?" — „Nein." — „Warum nicht?" — „Weil die Mohammedaner militärisch zu wenig organisiert sind, weil die deutsche Flotte viel zu schwach ist, und weil der Sultan überhaupt keine Flotte hat. Erst muß der Sultan sich eine Flotte anschaffen, und die deutsche Flotte muß mindestens halb so stark sein wie die englische." Der Mann dachte nach; dann sagte er: „Sie haben recht, wir brauchen eine Flotte." — „Wir", sagte er!

Digitized by Google

Das war vor 13 Jahren, als an Krieg kein Gedanke war, als die Mohammedaner von den Engländern noch verhätschelt wurden. Wie es aber heute steht, wo der Weltkrieg tobt und der Kalif den Heiligen Krieg erklärt hat, das zeigt ja am klarsten die Meuterei der mohammedanischen Pandschab-Soldaten in Singapore, die viel ernster war, als wir erfahren haben. Das erste, was diese Leute taten, war die Befreiung der deutschen Gefangenen! — Nicht anders wird es um die mohammedanischen Truppen bestellt sein, die noch in Vorderindien verblieben sind. Eine jüngste Meldung besagt, daß man sie nicht gegen Afghanistan schicken wolle. Aus guten Gründen!

Ebenso feindlich gegen England gesinnt wie die Mohammedaner sind aber auch die Hindu. Sie haben freilich erst seit zehn Jahren angefangen politisch zu denken, aber ihr Haß gegen die britische Herrschaft ist noch stärker, weil sie noch geringschätziger behandelt worden sind.

Und beide, Mohammedaner und Hindu, werden, wenn es den Sturz der Fremdherrschaft gilt, zusammenstehen. Seit zehn Jahren ist in Indien ein Nationalgefühl entstanden, das den durch Sprache, Religion und Kaste vielfach getrennten Völkern bisher unbekannt war, jetzt aber mit jedem Tage anwächst. Seine Losung ist „Swadeschi" (wirtschaftliche Selbständigkeit) und „Swaradsch" (politische Selbständigkeit); fort mit der Fremdherrschaft! Indien den Indiern! —

Zwar möchten die Besonnenen unter den führenden Schichten der Hindu dieses Ziel auf friedlichem Wege, durch allmähliche Änderung der Verfassung erreichen, weil sie von dem Sturze der britischen Herrschaft mit Recht die größte Verwirrung und Anarchie befürchten; aber den Ausbruch einer gewaltsamen Empörung würden sie nicht verhindern können, vielmehr selber davon fortgerissen werden.

Der Wunsch, frei zu werden, und der Wille, das britische Joch abzuschütteln, ist also in Indien vorhanden. Die zweite Frage ist nun, ob die Möglichkeit dazu besteht, ob die Indier einen Aufstand machen können. Die Antwort lautet zunächst verneinend: Allein, ohne Hilfe von außen, können die Indier heute keinen Aufstand unternehmen. Denn in Indien liegen — wir können die Zahl nur schätzen — noch mindestens 50 000 Mann britischer Truppen, die mit Artillerie reichlich versehen sind. Um diese zu überwältigen, bedürfte es mindestens der dreifachen Zahl eingeborener Truppen. An diesen fehlt es aber! Es war der klügste Schachzug Englands in diesem großen Kriege, daß sie 120 000 Mann indischer Truppen, vielleicht sogar noch mehr — nur Grey und Kitchener wissen es — nach den westlichen Kriegsschauplätzen schaffen ließen. Zugleich eine in der Geschichte der Völker unerhörte, einzig dastehende Tat, daß man einem großen Volke fast seine gesamte Heeresmacht entführt, um es wehrlos zu machen und an der Selbstbestimmung seines Schicksals zu hindern, und gleichzeitig diese Blüte kriegerischer Mannschaft zwingt, für die verhaßten Zwingherren zu kämpfen! Die Folgen werden freilich nicht ausbleiben: denn wenn ein Teil dieser Krieger jemals in die Heimat zurückkehren sollte, dann kehren sie zurück als Todfeinde Englands.

Aber einstweilen ist Indien nahezu wehrlos. Die wenigen Eingeborenen-Regimenter, die zurückgeblieben sind und einer neueren Nachricht zufolge sich nicht nach Europa wollen einschiffen lassen, haben keine Artillerie und können von den britischen Truppen kontrolliert werden. Das Volk selbst aber hat keine Waffen, insbesondere keine modernen, und unorganisierte Haufen können dem Militär nicht widerstehen.

Die Sachlage ändert sich jedoch mit einem Schlage, sobald Afghanistan angreift. Dann sind die Engländer genötigt, ihre weißen Truppen nach dem äußersten Nordwesten zu werfen. Dann können sie weder die im Lande verbliebenen eingeborenen Truppen genügend in Schach halten, noch verhindern, daß überall im weiten Lande das Volk aufsteht, Eisenbahnen und Telegraphen zerstört und alle Engländer erschlägt (es sind nicht viel mehr als 80 000 englische Zivilpersonen im Lande), sofern diese nicht rechtzeitig in die großen Hafenstädte geflüchtet sind.

Der Angriff des afghanischen Heeres wird also das Signal zum allgemeinen Aufstande sein. Wird dieser Angriff erfolgen? Wir wissen es nicht, aber wir halten es für wahrscheinlich. Es heißt zwar auch, der Emir von Afghanistan strebe nach dem Kalifat, und England wird es an Versprechungen und Geld nicht fehlen lassen. Aber die psychologische Wahrscheinlichkeit, daß der Emir zum Verräter an der Sache des Islams werde, ist sehr gering. Auch wird er die Gelegenheit, sich seiner englischen und russischen Bedränger zu entledigen, nicht ungenutzt lassen. Die Mobilmachung hat er bereits befohlen. Und mit der Mobilmachung geht es langsam in einem Lande, das größer ist als Deutschland, das von Gebirgen durchzogen wird, die höher sind als die Alpen, und das weder Eisenbahnen noch Telegraphen noch Landstraßen hat. Je heißer und trockener aber die Jahreszeit wird, desto schlimmer für die Engländer. An Gewehren und Kanonen fehlt es dem Emir nicht. Amerikanische Ingenieure leiten seit Jahren Waffen- und Munitionsfabriken, die mit den Wasserkräften des Hindukusch betrieben werden. Und an dem zur Mobilmachung nötigen Geld wird es dem Emir auch nicht fehlen. So erscheint es uns als wahrscheinlich, daß Afghanistan angreifen wird. Der am 22. April gemeldete Einfall eines afghanischen Grenzstammes, bei dessen Zurückweisung die Engländer 70 Mann (Weiße) verloren haben, zeigt, daß die afghanischen Völker schon in Bewegung sind. Wenn ihre Hunderttausende unter einheitlicher Führung zum Kampfe gegen die Engländer ausziehen, dann hat Indiens Schicksalsstunde geschlagen.

Lili du Bois-Reymond / Kriegssaat

Wir hatten in den ersten Kampfestagen
Ins Kirchlein volle Garben hingetragen.
Wir brachten unsere Toten, Paar um Paare,
Und legten still sie nieder am Altare.
Da röteten sich Frankreichs goldne Garben
Vom Blut der Knaben, die für Deutschland starben.
Dann riß uns weiter fort des Krieges Welle,
Und heut erst sah ich wieder die Kapelle.
Geschosse hatten ihren Turm getroffen,
Das Heiligtum lag Wind und Wetter offen.
Ich trat hinein — und mit gerührtem Grauen
Konnt' ich ein wunderbares Saatfeld schauen:
Des Himmels Wasser, die hineingeflossen,
Die brachten jener Garben Saat zum Sprossen.
Und zwischen den zerschoss'nen Kirchenmauern
Sah blasse Halme ich im Winde schauern.
Welch eine Saat! im Heiligtum entsprossen,
Mit unsrer Brüder teurem Blut begossen!
O großer Gott des Himmels und der Erde,
Gib, daß solch Säen nicht mehr möglich werde!
Gib uns nach diesen ungeheuern Taten
In Ewigkeit des Friedens goldne Saaten!

Digitized by Google

dem Frieden dienen. — Ob die Schweizer das hören mögen? In diesem Kriege nimmt doch jeder Partei.

Bonner vaterländische Reden und Vorträge während des Krieges. Zum Besten der Invaliden und der Hinterbliebenen gefallener Krieger. Bonn 1915, bei Friedrich Cohen. Nr. 8. Die allgemeine Wehrpflicht, ihre Entwicklung und ihre gesellschaftliche Bedeutung von Dr. Hans Schreuer, ord. Prof. der Rechte. 20 S. 40 Pf. — Nr. 9. Der deutsche Krieg und die englische Literatur. Von Rudolf Imelmann. 27 S. 50 Pf. — Nr. 10. Irland und England. Von Rudolf Thurneysen, ord. Professor in Bonn. 36 S. 80 Pf. — Nr. 11. Die Einheit Europas. Von Dr. Fritz Brüggemann. 37 S. 60 Pf.

Neue Kriegsaufsätze. Von Houston Stewart Chamberlain. 2. Auflage. München, bei F. Bruckmann. 102 S. 1 M. Enthält drei Aufsätze: Grundstimmungen in England und in Frankreich; Wer hat den Krieg verschuldet? und Deutscher Friede.

Der Krieg und die deutsche Seele. Dritte vaterländische Rede, Februar 1915, von Ernst Horneffer. München, bei Ernst Reinhardt. 46 S. 1 M.

Der Tag des Deutschen. Vier Kriegsaufsätze von Paul Natorp. Hagen i. W. 1915, bei Otto Rippel. Enthält: Ueber den gegenwärtigen Krieg; Die große Stunde — was sie der Jugend kündet; Von der Gerechtigkeit unserer Sache; Vom Beruf des Deutschen. 114 S. 1 M. Auf diese an der selbständigen pädagogischen Richtung des bekannten Gelehrten orientierten Aufsätze sei besonders hingewiesen. Sie zeigen, wie die Liebe zum deutschen Volk unlöslich verbunden ist mit tiefem Verantwortungsgefühl gegenüber der ganzen Menschheit.

Im Kaiserlichen Hauptquartier. Deutsche Kriegsbriefe von Paul Schweder, Kriegsberichterstatter. I. Band. Von der Donau zur Maas. Mit einem Titelbilde und Buchschmuck von C. A. Brendel, Weimar, sowie 49 Originalbildern. Leipzig 1915, Hesse & Becker. 320 S., geb. 3 M.

Das erste Buch eines offiziellen Kriegsberichterstatters aus dem Hauptquartier. Der Verfasser erlebte zuerst die Mobilmachung in Wien und gelangte bis vor Belgrad, ging aber dann zum westlichen Kriegsschauplatz. Das Buch ist sehr inhaltreich und preiswert.

Bei Kaisers. Aus dem Familienleben des Kaiserhauses. 25. Auflage. Berlin, Johannes Baum Verlag. 161 S., 2 M.

Bei Kronprinzens. Aus dem Familienleben des Kronprinzenhauses. 15. Auflage. Berlin, Johannes Baum Verlag. 146 S., 2 M.

Auf der Wacht an den Masurischen Seen. Kriegsbilder von der ostpreußisch-russischen Grenze. Von Hans Gränitz, Leutnant der Reserve. Mit einer Karte der Masurischen Seen. Leipzig 1915, Krüger & Co. 72 S., 80 Pf.

Siegreich, und doch geschlagen? Ein Feldbrief von Anton Hessenbach. Mit 3 Bildern. Augsburg 1915, in Kommission bei Dr. M. Huttler. 46 S., 25 Pf.

Wie ziehen wir am besten Gemüse? Von Prof. Dr. Udo Dammer. Zu beziehen von der Zentral-Einkaufsgesellschaft, Berlin W. 8, Behrenstraße 21. Inhalt: Bearbeitung des Bodens, Düngung; Frühkartoffeln, Mohrrüben, Karotten, Rüben, Kohlrüben, Erbsen, Bohnen, Rote Rüben, Beten, Kohl, Kohlrabi, Salat, Radies. — Wird kostenlos geliefert! Daselbst auch wöchentliches Kriegskochbuch für die Hausfrau.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: O. in H. 60 Pf., B. in K. 2 M., Dr. R. in F. 5 M, P. in D. 4 M., Frl. R. in B. 10 M., Frau Pfr. K. in Pf. 6 M., Sch. in W. H. 5 M., H. in W. 85 Pf., Frl. D. in T. 2,50 M., W. in E. 2,55 M., B. in E. 5 M., H. in K. 1,70 M., St. in W. 4 M., Frau M. in B. 2,50 M., F. in E. 2,50 M., Prof. P. in H. 6 M., W. in B. 1,50 M., Dr. F. in B. 2,50 M., Dr. B. in Sch. 1,50 M., A. in D. 90 Pf., Pfr. H. in E. 3,05 M., Frl. K. in R. 3,05 M., Pfr. D. in R. 3 M., B. in B. 10 M., Frau Prof. S. in M. 1,50 M., B. in B. 1,70 M., Postm. A. in W. 2 M., F. H. in B. 2 M., Frl. E. in H. 5 M.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Pfr. M. in L. 10 M., G. in K. 3 M., R. in P. 2 M., W. in O. 1 M., W. in B. 1,50 M., Dr. F. in B. 2,50 M., Oberleutn. z. See W. 5 M., Dr. B. in Sch. 1,50 M., Pfr. D. in R. 2 M., Pfr. M. in D. 1,40 M.

Bücher für Armee und Marine: W. W. in B. 1 Paket Bücher, Frl. K. in A. 21 Hefte Wiesb. Volksbücher, 6 Hefte „Der Schatzgräber"; R.-A. Dr. B. in F. 4 Ullstein-Bücher, 3 Hefte Wiesb. Volksbücher, 1 Heft „Engelhorn"; Frau Ella R. in Berlin 16 Hefte „Engelhorn" und „Kürschner"; 1 Ullstein-Buch; Klasse I des Städt. Lyzeums Remscheid 1 Kiste mit 31 Büchern; Frau R. in L. 1 Paket Westermanns Monatshefte.

Für Ostpreußen: Oberl. W. 10 M., F. G. in B. 5 M., aus R. 50 M., Dr. G. G. in M. 25 M.

Für Elsaß-Lothringen: Dr. K. B. in Sch. 5 M., aus R. 50 M.

Für Galizien: F. G. in B. 8 M., aus R. 50 M.

Für den Roten Halbmond: Dr. G. G. in M. 25 M., Dr. Kr. in Schw. 5 M.

Für die Zentrale für Sanitätshunde: Dr. G. G. in M. 25 M.

Für erblindete Krieger: F. R. in B. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Eine Zeitschriften- und Büchersammlung zur Weitergabe von Lesestoff an unsere Torpedo- und U-Bootsbesatzungen besteht in Kiel seit dem Herbst vorigen Jahres und hat einen erfreulich großen Umfang angenommen. Hierfür eingegangen sind unter anderem 20 Bände Helmut Harringa, 40 Bände Drägers Lebenserinnerungen, 20 Bände Bodenreform und viele einzelne wertvolle Bücher. Etwa 15 verschiedene vornehme Zeitschriften wissenschaftlichen, künstlerischen und lebensreformerischen Inhalts — darunter auch die Hilfe — werden uns laufend in mehreren Heften kostenlos zugesandt.

Unsere kleine Kriegsgruppe von Vortrupplern und Wandervögeln hat bisher 75 Zeitschriftenpakete an Bord gegeben, monatlich werden weitere zehn Pakete folgen. Eine große Anzahl von Dankschreiben bezeugt, daß die Spenden in die richtigen Hände gekommen sind und ihren Zweck voll erfüllt haben. Die Verteilung an die Boote erfolgt so, daß wir Zeitschriftenpakete auf die Boote, die in die Werft zur Ueberholung eingelaufen sind, geben und darum bitten, daß die Sachen draußen an andere Boote weitergegeben werden. Spenden an Büchern und Zeitschriften werden erbeten an: Kriegsfreiw. Deckoffizier Adolf Guenther, Kiel, Hansastraße 82, I.

G. Th. in Hamburg. Die Bezeichnung „Blaubuch" rührt von der Farbe des Umschlags her, in welchem dem englischen Parlament die Geschäftsberichte der Regierung unterbreitet werden. In Frankreich gibt es Gelbbücher, in Deutschland Weißbücher, in Italien Grünbücher usw. Von besonderem Interesse für die Oeffentlichkeit sind natürlich die Akten über auswärtige Politik.

Der Krieg und unsere Kinder. Anregungen für Eltern und Erzieher. Von Else Zurhellen-Pfleiderer, Gotha bei Perthes.

Ein feines kleines Heft von 35 Seiten, das vielen Müttern und besonders auch jungen Kriegerwitwen viel geben kann. Eigenerlebtes klingt aus jeder Zeile und der Wunsch, auch den Kleinen unseren Krieg zum unvergeßlichen Selbsterlebnis zu machen und sie seine Größe und seine Herbigkeit mitempfinden zu lassen, ohne ihre Jugend zu trüben.

Der Weltkrieg im Unterricht. Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule. Gotha bei Perthes.

Das Buch will den Lehrenden an den Höheren Knaben- und Mädchenschulen eine Anregung geben, wie man den Krieg nicht nur als Einzelerscheinung besprechen kann, sondern wie er jetzt jedes einzelne Fach inhaltlich und methodisch mehr oder weniger beeinflussen muß. Nachdem Fr. W. Foerster-München in der Einleitung weite Gesichtspunkte gegeben hat, führen bekannte Schulmänner ihre Ansichten über die Behandlung der Zeitfragen in den verschiedenen Fächern aus. Daß sie dabei oft zu sehr voneinander abweichenden Resultaten kommen, wird dem Leser das Buch interessant machen.

M. N.

Von verschiedenen Lesern werde ich auf einen Artikel aufmerksam gemacht, der sich in der „Neuen Züricher Zeitung" findet und in dem zu lesen ist, daß ein Russe etwa im Jahre 1897 oder 98 in einem Vortrag von mir als meine Meinung verstanden haben will: „bei einem Vergleiche Deutschlands mit England besitzt England die höhere Kultur; folglich muß Deutschland England vernichten." Der betreffende Herr scheint damals noch nicht ganz gut deutsch verstanden zu haben. So etwas Dummes habe ich weder damals noch später gesagt. Berichtigen aber im Sinne des Preßgesetzes kann ich nicht, weil ich mich der betreffenden Versammlung nicht mehr erinnere, und es übrigens auch nicht für nötig halte.

Fr. Naumann.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Am 30. April fiel in den Kämpfen bei Suwalki mein lieber Mann

Ludwig Pfannkuche

Professor am Großh. Lehrerseminar
Feldwebelleutnant im Ref.-Inf.-Regt. Nr. 256
Inhaber des Eisernen Kreuzes.

Oldenburg, den 2. Mai 1915.

Gabriele Pfannkuche
geb. Styx.

Digitized by Google

20. Mai 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 20

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Italiener. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Heiliger Egoismus? — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Südwestafrika. — **Orestes Daskaljuk:** Um Bessarabien und Siebenbürgen. — **Heinrich Behr:** Zum Wiederaufbau Ostpreußens. — **Prof. Dr. Barge:** Karl Lamprecht. — **Prof. Dr. Martin Havenstein:** Optimismus oder Pessimismus? — **Karl Pries:** Meinem Kind! — **D. Gottfried Traub:** Pfingsten. — **Kurt Arnold Findeisen:** Auf ein Arbeiterkind. — Eigenland. (Gedichte.) — **Anton Erkelenz:** Unfallverletzte und Kriegsinvaliden. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 11. Mai.

Die englischen Kriegskosten im Monat April werden auf 68 Millionen Pfund = 1360 Millionen Mark angegeben. Das ist der höchste bisher vorgelegte Betrag. Besonders kostspielig soll die Dardanellenunternehmung sein, von der man im Augenblick wenig hört. Es werden keine Angriffe zur See mehr gemacht, und die Landungstruppen können sich nicht vorwärts bewegen.

Mittwoch, 12. Mai.

Im großen Getöse über die „Lusitania" werden Deutsche und Oesterreicher an verschiedenen Stellen Englands und Amerikas geschlagen oder sonst belästigt. In England wird Internierung aller Deutschen gefordert, und es würde wohl noch toller zugehen, wenn wir nicht so viele englische Gefangene in unseren Händen hätten. Eifrige Gemüter verlangen von den Vereinigten Staaten, daß sie an Deutschland den Krieg erklären sollen. Das aber würde, wie die Dinge liegen, in der Praxis kaum etwas anderes bedeuten, als daß die Amerikaner die Kriegswerkzeuge, die sie jetzt den Engländern und Franzosen für Bezahlung liefern, gratis geben müssen. Außerdem verliert Amerika durch eine Kriegserklärung seine schöne Stellung als vermittelnde Macht. Und was hat eigentlich der Staat der Amerikaner damit zu tun, daß eine Anzahl seiner Bürger trotz hinreichender Warnung ein englisches Schiff mit Kriegsladung bestiegen haben? Präsident Wilson will sich die Sache noch überlegen und fordert bis jetzt nur Untersuchung des Vorfalles. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten vertreten, soviel wir hören, im allgemeinen ihr Vaterland, und Dernburg spricht aus, daß es bei Fortsetzung des bisherigen Verfahrens von den Deutschen nochmals so gemacht werden müsse. Das wird ihm natürlich sehr verübelt, und amerikanische Zeitungen fordern seine Landesverweisung. Wohin eigentlich? Die deutsche Botschaft in Washington wird bewacht.

Durch das Vorgehen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand südlich der Weichsel über Tarnow und Debica haben sich nördlich des Flusses in Russisch-Polen die Russen veranlaßt gesehen, ihre Stellungen an der Nida zu räumen. Gleichzeitig rücken Deutsche und Oesterreicher aus den Karpathen heraus nach Mittelgalizien und stehen kämpfend bei Dünow und Sanok in Richtung auf Przemysl. Auch die Ufer des oberen San wurden bei Dwornik überschritten. Alles, was nördlich des Uzsoker Passes ist, befindet sich in Fluß. Es ist ein ganz großer entscheidender Erfolg. Der deutsche Generalstabschef Falkenhayn bekommt einen schwarzen Adlerorden, weil er „die Stelle erkannt hat, an der das russische Heer am verwundbarsten war". So wird jedes Verdienst belohnt, das Hauptverdienst aber haben die Kämpfer. Auch in Südgalizien wird weitergefochten, und zwar versuchten dort die Russen von neuem, nach Czernowitz vorzudringen, was aber nicht geglückt ist.

Im Schwarzen Meere streitet unsere „Goeben" als „Sultan Jahwus Selim" mit der russischen Flotte und treibt sie bis in den Hafen von Sewastopol. Nach russischen Nachrichten soll sie dabei mehrfach beschädigt sein. Desto besser ist es, wenn sie trotzdem die Feinde vor sich hertreibt.

Ueber den Verlauf des französischen Durchbruchsversuches zwischen Lille und Arras widersprechen sich die beiderseitigen Tagesberichte in gewohnter Weise. Es ist eine sehr große blutige Schlacht in Gang, bei der es sich um jeden einzelnen Graben handelt. Der deutsche Bericht besagt, daß die Lorettohöhe und die Orte Ablain und Carency in den Händen der Unseren sind. Je mehr die Russen zurückgedrängt werden, desto mehr möchten die Franzosen von Siegen berichten können, um den Italienern Mut zum Anschluß zu machen.

Dünkirchen wird wieder beschossen.

Donnerstag, 13. Mai.

Himmelfahrtstag in wunderbarem Naturglanz. Die Verwundeten sitzen auf den Bänken im Park und freuen sich ihres durch blutige Schlachten hindurchgeretteten Daseins. Obstbäume voll weißer Blüten. Alle Leute aber reden von Italien. Der italienische Deputierte Cirmeni teilt im Interesse der Neutralitätserhaltung mit, was nach seiner Kenntnis Oesterreich den Italienern zugestanden hat. Es ist so viel, daß das Bekanntwerden dieser Zugeständnisse wahrhaftig genügen müßte, die Italiener zu beruhigen, falls es ihnen nur auf nationale Abrundung im Norden ankommt. Es soll abgetreten werden das italienische Südtirol und der Landstrich am Isonzo mit Gradisca. Triest erhält Autonomie (soll wohl heißen Stadtverwaltung), einen italienischen Freihafen und eine italienische Universität. Italien bekommt freie Hand in Südalbanien mit dem Besitz Valonas. Einer späteren wohlwollenden Prüfung wird die Frage der Abtretung von Görz und einigen dalmatinischen Inseln vorbehalten. Um diese Anerbietungen beurteilen zu können, geben wir die Bevölkerungsziffern der österreichischen Statistik: der italienische Teil von Tirol erstreckt sich vom Idrosee, Gardasee und Ala bis nördlich von Mali, Mezzolombardo und San Martino di Castrozza und enthält etwa 390 000 Einwohner italienischer und ladinischer Sprache. Der Landstrich am Isonzo ist teils zu Görz, teils zu Gradisca gehörig. Görz und Gradisca zusammen haben 250 000 Einwohner, von denen die Mehrheit Slowenisch spricht und nur 90 000 Italienisch und Ladinisch. Eine reine Sprachgrenze wird sich hier kaum herstellen lassen. Bedenklich vom österreichischen Standpunkt ist die Auslieferung der Tauernbahn, die streckenweise auf dem rechten Ufer des Isonzo läuft. Wenn ganz Gradisca abgegeben werden sollte, so würde damit auf eine kurze Strecke auch die Südbahn betroffen werden, was aber wohl nicht beabsichtigt ist. Der Landesbezirk Triest enthält 190 000 Bewohner, von denen 119 000 Italienisch oder Ladinisch

Digitized by Google

Gottfried Traub / Unser Rom

Ob Gott sich also stellet, als sähe er uns nicht, so sollen wir doch uns stellen, daß wir ihn sehen und ihn dafür halten, daß er das Meer könne still machen, wenn es noch so sehr tobt und wütet. Luther.

Was mag diese Woche bringen? Hoffentlich eine Entscheidung. Denn das ewige Hin und Her dieses würdelosen Handels vermag auch starke Nerven reißen machen. Doch fordern wir die Entscheidung nicht heraus. Wir warten, denn wir können warten; wir fechten, denn wir können fechten. Wir siegen; denn wir werden siegen. Sind wir eigentlich jemals innerlich so ruhig gewesen wie jetzt, meine lieben Deutschen? Ist es nicht eine Herzenserquickung, so ein gutes Gewissen zu haben und sich sagen zu können: „Anstand und Gerechtigkeitssinn wohnt doch bei dir!“ Alles, was recht ist: wer von Einbildung und Hochmut reden wollte in solchem Augenblick, den schieben wir mit einem Ruck auf die Seite. Danken wir für das Erbe unserer Väter, für die Gabe unserer Geschichte, für die Arbeit unserer Tapferen von gestern, von heute und von morgen. Wer Gutes nicht freudig sehen will, der ist nicht wahrhaftig. Innerlich schielt er doch nach seinen Vorzügen. Wir aber wollen das auch Wort haben und danken heute unserem Gott, daß wir Deutsche sind.

Wenn diese Worte gelesen werden, stehen wir vielleicht einem neuen Feind gegenüber; die Reihe der Gegner wird dann noch um weitere vermehrt. Das ist blutiger Ernst. Freundelos gehen wir durch die Welt. Was Wunder, wenn auch dem Tapferen das Herz zittert! Ein Wüstenweg ist schattenlos. Sich nach Erquickung sehnen, ist keine Schande. Der Krieg wird verlängert. Das Ende bleibt fraglos; aber den Weg müssen noch Tausende wandern, auch den Weg, den man nicht zurückkommt. Das wollen wir uns nicht verhehlen. Der Tapfere sieht die Not und verbindet sein Auge nicht. Wir jubeln nicht, weiß Gott. Aber wir jammern auch nicht; das tun wir noch weniger; das tun wir überhaupt nicht.

Unser Rom liegt im felsenfesten Vertrauen. Unser Rom steht nicht auf äußerer Macht und alter Urkunde. Unser Rom liegt in dem Bewußtsein unseres Rechtes vor Gott und seiner Geschichte, das kann uns kein Mensch und kein Teufel rauben. Unsere Seele ist ruhig. Die Wellen des Ozeans bewegen das Wasser einige Meter tief; aber der Ozean selbst ist stolze Ruhe. So sei's auch mit uns. Es kommen Tage, es gehen Tage; es fallen Entscheidungen, aber die Geschichte geht weiter. Berge erscheinen, und im nächsten Augenblick sieht man die Wege, die drüber führen. Not umgibt uns, aber sie freut sich selbst, wenn sie einen Helden findet, der sie trägt. Frühlingskraft und Himmelfahrtssegen fallen nicht umsonst in diese Woche. Reichlich wollen wir sie in uns saugen, wie trockene lechzende Erde den Regen. Und dann gehen wir frisch unseren Weg. Unser Schwert ist scharf. Unsere Kraft bleibt; unser Ziel ist unverrückt. Wohlan! Es ist schon manch einzelner und manches Volk einen härteren Weg gegangen. Alles Vergleichen hat aber keinen Wert; Sinn hat nur das Ueberwinden, das Fertigwerden. Die Sonne verlischt nicht, auch wenn sie untergeht. Unser Glaube an uns selbst steht unerschütterlich. Wir spüren die Hände der ewigen Gerechtigkeit segnend auf unserem Haupt. So möge die Not aufs neue beginnen, wenn es sein muß. Wir nehmen's dankbar hin, wenn uns der Kelch erspart bleibt. Ist's aber notwendig, so leeren wir ihn mit der ganzen Hefe. Bitternisse schaffen starke Seelen, und Feuer zeugt den Stahl. Unverloren ist, wer sich nicht selbst verliert. So fahren wir im Wetter auf die See. Einzelleben ist Unnot, Volkeszukunft aber ist hohe Notwendigkeit. Gott mit uns!

Soziale Bewegung

Konsumentenorganisation während und nach dem Kriege. Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen sucht den Ausbau seiner Organisation zu beschleunigen und womöglich über die Kriegszeit hinaus aufrechtzuerhalten. Er hat bereits 19 Bezirksausschüsse, den Verhältnissen des Krieges entsprechend meist am Sitz von Generalkommandos, ins Leben gerufen. Diesen Bezirksausschüssen wiederum haben sich an den übrigen Hauptorten der betreffenden Bezirke Ortsausschüsse angegliedert. Hier soll die weitere Organisationsarbeit ein dankbares Feld finden. Die sachlichen Aufgaben dieser Bezirks- und Ortsausschüsse hat der Bezirksausschuß Essen kürzlich in einer Veröffentlichung zusammengestellt. Es sind folgende: 1. Zusammenfassung möglichst vieler Organisationen und Institute, die soziale und wirtschaftliche Zwecke verfolgen, zu einheitlichem Vorgehen auf dem Gebiete der Nahrungsmittelversorgung für die Bevölkerung. 2. Heranziehen von Einzelpersonen, die auf dem Gebiete der Statistik des Ernährungswesens, der Volkswirtschaft oder in anderen in Betracht kommenden Fächern Erfahrung besitzen zur Mitarbeit. 3. Schaffung einer möglichst innigen Verbindung mit staatlichen und kommunalen Körperschaften zum Zwecke gemeinschaftlichen Vorgehens: a) durch Eingaben und ständigen Meinungsaustausch über alle Fragen, welche die Bürger als Konsumenten berühren; b) durch geeignete Vertretung des Konsumentenausschusses in den städtischen Nahrungsmittelkommissionen und bei sonstigen Verhandlungen der Behörden, soweit sie die Nahrungsmittelversorgung und das Ernährungswesen der Bevölkerung betreffen; c) durch tatkräftige Förderung aller im Interesse der Konsumenten von Reich, Staat und Gemeinden beschlossenen Maßnahmen. 4. Sammlung von Material über Vorfälle, die sich als unberechtigte Uebervorteilung der Konsumenten sowie der Gemeinden, des Staates und des Reiches als Verbraucher und Verwalter von Gütern, namentlich Nahrungsmitteln charakterisieren. 5. Aufklärung der Oeffentlichkeit über Ernährungsfragen, unbegründete Preisbewegungen und Mißstände durch die Presse. 6. Abhaltung belehrender Vorträge über Nahrungsmittelversorgung und Ernährungswesen. 7. Prüfung und Vertretung von Wünschen, Forderungen und Beschwerden der Konsumenten bei den Generalkommandos. 8. Stellungnahme gegen unberechtigte Kürzung von Löhnen und Gehältern. 9. Mitarbeit in der Mieterfrage zwecks Herbeiführung eines erträglichen Ausgleiches zwischen bedürftigen Mietern und Hausbesitzern. Dabei wird Gewicht darauf gelegt, daß in allem der Zusammenhang mit der Zentrale gewahrt bleibt, damit eine schädliche Zersplitterung sowie Widersprüche vermieden werden und ein einheitliches Vorgehen gewährleistet ist.

Genossenschaftlicher Burgfrieden. Auf Anregung der Kriegszentrale des Hansa-Bundes haben sich in Königsberg der Allgemeine Verband Schultze-Delitzscher Genossenschaften, der Raiffeisenverband, der Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften und der Hauptverband gewerblicher Genossenschaften zu einem Kriegsverband ostpreußischer Genossenschaften zusammengeschlossen, durch den die genossenschaftliche Arbeit für den Wiederaufbau Ostpreußens nutzbar gemacht werden soll. Insbesondere hat der Kriegsverband sich zu diesem Zweck auch die Gründung und Leitung von Rohstoff- und Lieferungsgenossenschaften der ostpreußischen Handwerker und Kleinhändler zur Aufgabe gestellt. Ein Markstein in der Entwicklung des deutschen Genossenschaftswesens ist dieser 13. April und die Königsberger Tat. Auch hier hat der Krieg ausgleichend und versöhnend gewirkt. Unter Zurückstellung aller Gegensätze und alles Einzelnutzens haben sich zum ersten Male in Deutschland alle Richtungen der Genossenschaften zu einmütiger und gemeinsamer organisatorischer Arbeit zusammengefunden, in dem alle beherrschenden Streben, die genossenschaftlichen Erfahrungen und den Segen genossenschaftlicher Arbeit der schwer geprüften Provinz Ostpreußen dienstbar zu machen. In der Freude über das Gelingen des schweren Werkes wurde von den Führern der ostpreußischen Genossenschaften allerseits der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß dieser erstmalige organisatorische Zusammenschluß aller deutschen Genossenschaftsverbände auch über die Provinz Ostpreußen und über den Krieg hinaus segensreich wirken werde.

18½ Mill. M. gewerkschaftlicher Arbeitslosenunterstützung während des Krieges, das ist eine bewundernswerte Glanzleistung der Selbsthilfe der deutschen Arbeiterschaft. Die an das „Reichsarbeitsblatt“ berichtenden 39 gewerkschaftlichen Verbände haben im 1. Vierteljahr 1915 an 108 982 Mitglieder insgesamt 2 084 132 M. Arbeitslosenunterstützung ausgezahlt, in den verflossenen drei Kriegsquartalen zusammengerechnet 18 353 560 M. In diesen Ziffern spricht sich nicht nur die hohe Leistungsfähigkeit der Arbeiterorganisationen für ihre Mitglieder, sondern auch für die Gesamtheit des Volkes aus. Denn mit ihren Millionensummen bewahren sie Hunderttausende von Arbeiterfamilien vor dem Hinuntersinken in die Armenpflege und ersparen gleichzeitig der Gesamtheit große Opfer an Geld, die sie ihrerseits sonst bringen müßte. Uebrigens bestätigt die neue Statistik auch das weitere Sinken der Arbeitslosigkeit während des Krieges. Sie betrug im März nur noch

Digitized by Google

3,4 v. H. gegenüber 5,1 v. H. im Februar. Die Verhältnisse sind fast genau auf Friedenszustand gekommen, betrug doch im März vorigen Jahres die Arbeitslosenziffer auch 2,8 v. H. Wären gegenwärtig nicht so unverhältnismäßig viel weibliche Arbeitskräfte beschäftigungslos (8,3 v. H. gegen 1,9 v. H. im Vorjahr), so würde die Arbeitslosigkeit sogar erheblich geringer als im Frieden sein.

Kleinwohnungsnot nach dem Kriege. Niemand weiß, wie lange der furchtbare Krieg noch dauert. Aber das darf eine weitblickende Sozialpolitik nicht abhalten, große Friedensaufgaben schon jetzt in Angriff zu nehmen. Das Kriegsende kann ja doch auch ebensogut plötzlich, über Nacht, kommen, wie es noch lange auf sich warten lassen kann. Insbesondere bedürfen Fürsorgemaßnahmen heute bereits eingehender Erwägung, die viel Zeit zu ihrer Ausführung nötig haben. Dahin gehört die rechtzeitige Abwehr einer drohenden Kleinwohnungsnot. Die Frankfurter Wohnungsgesellschaft spricht sich in ihrem letzten Jahresbericht darüber folgendermaßen aus: „Wie sich nach dem Kriege die Wohnungsfrage gestalten wird, kann heute schwer beurteilt werden. Jedenfalls kann aber heute schon gesagt werden, daß ein Mangel an kleinen und kleinsten Wohnungen eintreten wird. Die Nachfrage nach billigen Wohnungen macht sich von Tag zu Tag mehr bemerkbar. Frauen, deren Männer, Eltern, deren Söhne, die zum Haushalt beigetragen haben, gefallen oder ganz oder teilweise erwerbsunfähig geworden sind, können die seither innegehabten größeren und entsprechend teueren Wohnungen nicht weiterbehalten und suchen kleinere und billigere, an welchen schon seit langer Zeit bekanntlich kein Ueberfluß vorhanden ist. Sache des Staates und der Stadt ist es, ihr Augenmerk beizeiten auf die Gefahr einer Wohnungsnot und auf deren Abwehr zu richten, da auf eine größere Bautätigkeit für kleine Wohnungen von seiten des Privatkapitals nach dem Kriege nicht zu rechnen ist. Nach unserem Dafürhalten wird dieser Mißstand nach einem für Deutschland günstigen Kriegsausgang nur noch schärfer hervortreten." — Zu ähnlichen Schlußfolgerungen kommt Geheimrat Muthesius in der „Bauwelt" bei Besprechung der vermutlichen Gestaltung der Bau- und Wohnungsfragen nach dem Kriege. Er erwartet eine Ueberflutung des Baugewerbes mit Aufträgen wie nach 1870 und sieht darin Gefahren für die Gediegenheit und Schönheit des Bauens. Da sollte eine planbewußte Organisation vorbeugend eingreifen, zumal im Privathausbau, worin die Unterbrechung der Versorgung Lücken erzeugt hat, die später mit Hast und Ueberstürzung ausgefüllt werden müssen. Bereits ist die Wohnungsherstellung acht Monate so gut wie ganz unterbrochen worden. Wird sie bis zum Ende des Krieges weiter unterbrochen gehalten, so ist die Verlegenheit nach Friedensschluß nicht abzusehen. Mit allen Kräften und Mitteln sollte daher jetzt schon darauf hingesteuert werden, die Wohnungsherstellung wieder in die Hand zu nehmen. Beleihungsgelder, öffentliche Unterstützungen, Erleichterungen für den Bau von Kleinwohnungen sollten keinesfalls weiter zurückgehalten, sondern schleunigst bewilligt werden, und eine allgemeine Ermutigung zum Wohnungsbau sollte eintreten. Nur dadurch wird es möglich sein, der hier drohenden Gefahr zu entgehen und die üblen Folgen einer versäumten Versorgung abzuschwächen." — Natürlich ist das kleine Mittel der Ermutigung, das die Reichsregierung mit ihrem Schutzgesetzentwurf für Hypothekengläubiger gegen unbilliges Verfügungsrecht der Hausbesitzer über Mieteingänge jetzt dem Reichstag vorlegt, völlig unzureichend. Eine Wohnungsreform großen Stiles wird einsetzen müssen, um der Kleinwohnungsnot wirksam zu begegnen.

Die Anpassung der Arbeiterschaft an die kriegsgewerblichen Verschiebungen beleuchtet die „Soziale Praxis" durch folgende Ziffern des Holzarbeiterverbandes. Danach arbeiten von seinen 92 124 Mitgliedern, die in der 30. Kriegswoche noch daheim in Beschäftigung standen, nicht weniger als 20 383 in fremden Berufen. Also fast jeder vierte Holzarbeiter hat es verstanden, außerhalb seines eigentlichen Faches in der Holzindustrie, in anderen Kriegsausrüstungsgewerben unterzukommen und auch dort — in der Sattlerei, der Tornistermacherei, der Granatendreherei, der Stanzerei, dem Wagenbau, der Zeltbahnnäherei usw. — seinen Mann zu stehen. Diese Kriegsbeobachtungen enthalten nützliche Lehren auch für die Friedenszeit. Die Möglichkeiten des Berufswechsels bei zeitlicher und dauernder Arbeitslosigkeit, bei Gesundheitsbedrohung oder Invalidität im gelernten alten Berufe sind noch recht umstrittene Fragen. Auch erfahren die Untersuchungen des „Vereins für Sozialpolitik" über die Anpassung — berufliche und soziale Anpassung hängen eng zusammen — eine bemerkenswerte Ergänzung durch die Kriegserfahrungen, die hoffentlich von den Gewerkschaften systematisch gesammelt und von einem Fachmann genauer erforscht werden.

Eine sozialmedizinische Preisaufgabe. Für die Jubiläumsstiftung der Thüringer Städte ist vom Senat der Universität in Jena auf Vorschlag der medizinischen Fakultät als Preisaufgabe folgendes Thema gestellt worden: „Die Tuberkulose-Sterblichkeit der Porzellanarbeiter Thüringens ist zu untersuchen."

Kriegsliteratur

Die Tragik in des Kaisers Leben. Eine deutsche Zeit- und Kriegsbetrachtung von Gerhard Tolzien, Dompredigter in Schwerin. Feldausgabe. Berlin, Vaterländ. Verlagsanstalt. 32 S., 20 Pf.

In jedes Menschen Leben tritt die Tragik ein, und je größer ein Mensch, desto größer die Tragik. Was dem Kaiser Schmerzen schuf, war das „Alles-beglücken-wollen". Er wollte nicht nur sein Volk, er wollte auch die ganze Welt beglücken. Die Welt enttäuschte ihn bitter, das ist die Tragik in seinem Leben. — Der Verfasser hat recht. Wir haben ja alle dieses Tragische mit dem Kaiser empfunden, das ganze Volk hat es empfunden. Aber eben, weil sein ganzes Volk die Enttäuschung mit ihm empfunden hat, und weil es bis zum heutigen Tage so einmütig zu seinem Kaiser steht, darum soll man nicht von Tragik reden oder wenigstens nicht auf einem Buchtitel, noch weniger ein Buch mit solchem Titel in 90 000 Exemplaren ins Feld schicken. Nie hat im Laufe der Geschichte ein großes Volk so geschlossen zu seinem Herrscher gestanden. Wenn der Verfasser einmal gehört hätte, mit welcher Liebe z. B. in München der einfache Mann vom Kaiser spricht, dann hätte er sein Buch vielleicht überschrieben: „Des Kaisers höchstes Glück"; denn alle Tragik des Weltbeglückers versinkt hier in ein Meer von Herrscherglück.

Deutscher Schwertsegen. Kräfte der Heimat fürs reisige Heer. Von D. Adolf Deißmann, ord. Professor an der Universität Berlin. Stuttgart 1915, Deutsche Verlagsanstalt. 78 S., 60 Pf.

Acht Aufsätze, die während der Kriegszeit entstanden und in vielen Blättern veröffentlicht worden sind. Drei davon haben in der „Hilfe" gestanden, und wir brauchen unseren Lesern das Buch deshalb kaum zu empfehlen. Mit seltener Gemütstiefe ist hier der Krieg sowohl als Gesamtereignis wie auch in seinen einzelnen Erscheinungen erfaßt, sind die gewaltigen seelischen Eindrücke, die auf unser Volk eingestürmt sind, mitgefühlt und zum Ausdruck gebracht worden. Deutscher Idealismus der besten Art durchweht und durchglüht dieses kleine Buch, ein Idealismus, der doch mit beiden Füßen auf festem Boden steht, der ohne Schwärmerei von dem Glauben an den hohen Beruf unseres Volkes erfüllt ist und diesen Glauben religiös so zu verankern versteht, daß Christen aller Richtungen ihm freudig zustimmen. Dabei hat die Darstellung nichts Lehrhaftes, ist vielmehr so unmittelbar und lebendig, daß der Leser alles miterlebt, was unsere Krieger, ihre Angehörigen und unser ganzes Volk erlebten, und was in der Seele des Verfassers so voll und harmonisch widerklingt.

Preußens Aufgang. Aus der Regierung Friedrich Wilhelms und den Anfängen Friedrichs des Großen. Ein Volksbuch von Prof. Dr. Benno Diederich. Braunschweig 1915, bei George Westermann. 113 S. 2,60 M. Ein vortreffliches Buch. Die „Affaire von Herstal" und der Streit Friedrichs mit dem Bischof von Lüttich sind jetzt doppelt der Erinnerung wert.

Flugschriften des Dürerbundes. Zum Besten der Kriegsarbeit des Dürerbundes. München, bei Georg D. W. Callwey. Nr. 131. Eindrücke eines Neutralen in Belgien. Von Eugen Probst, Architekt in Zürich. 21 S. 60 Pf. — Nr. 132. Der Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege. Von Prof. Dr. Paul Clemen, Geh. Regierungsrat. 17 S. 40 Pf. — Nr. 133. Kreuze für Feldgräber. 75 Pf. Enthält 15 durchweg schöne Entwürfe zu Feldgrabkreuzen, die in der Kunstakademie zu Breslau bearbeitet worden sind.

Der Weltkrieg im Lichtbild. Heft 2. Zweiter Kriegsabend. Ein Vortrag mit Gedichten, Liedern und 78 Lichtbildern von Oberstleutnant von Ollech. Berlin, Ernst Richter Verlag. 1 M., Leihgebühr der Bilder 12 M.

Volksschriften zum großen Krieg. 30/31. Wichtige Kriegsereignisse. 1. Heft: Die Kämpfe im Osten. Mit Einleitung, Karten und Bildern. Berlin 1915, Verlag des Evangel. Bundes. 36 S., 20 Pf.

Der deutsche Freiheitskampf und seine Frucht. Ein Wort an unser starkes deutsches Volk. Von Otto Dettmering, Generalsuperintendent in Kassel. Berlin 1915, Vaterländ. Verlagsanstalt. 32 S., 30 Pf.

Beantwortet die große Frage, die uns allen im Herzen brennt: Was wird der Riesenkampf wirken in der innerlichen Gestaltung unseres Volkes? und dringt dabei mit sittlichem Ernst und scharfem, prüfendem Blick in alle großen Gebiete des Volkslebens ein.

Ich kann mir nicht helfen. Auch ein Wort an die deutschen Freunde der Religiös-Sozialen. Von Hermann Kutter, Pfarrer. Zürich 1915, Orell Füßli. 11 S., 40 Pf.

Die Schweizer sind erfüllt von der Friedensidee und richten Friedenspredigten an die kriegführenden Nationen, namentlich an die Deutschen (warum namentlich an die Deutschen?). Fern vom Schuß, haben sie einen gewissen Pharisäismus der Idee entwickelt. Denn Ideen, losgelöst vom Leben, haben immer etwas Pharisäisches an sich. Die Ideen haben keine Liebe, Gott aber ist die Liebe. Wenn die Schweizer sich vom Geiste Gottes, von der Liebe treiben lassen, dann erst finden sie für ihr Urteil den rechten Standpunkt und können

Digitized by Google

dem Frieden dienen. — Ob die Schweizer das hören mögen? In diesem Kriege nimmt doch jeder Partei.

Bonner vaterländische Reden und Vorträge während des Krieges. Zum Besten der Invaliden und der Hinterbliebenen gefallener Krieger. Bonn 1915, bei Friedrich Cohen. Nr. 8. Die allgemeine Wehrpflicht, ihre Entwicklung und ihre gesellschaftliche Bedeutung von Dr. Hans Schreuer, ord. Prof. der Rechte. 20 S. 40 Pf. — Nr. 9. Der deutsche Krieg und die englische Literatur. Von Rudolf Imelmann. 27 S. 50 Pf. — Nr. 10. Irland und England. Von Rudolf Thurneysen, ord. Professor in Bonn. 36 S. 80 Pf. — Nr. 11. Die Einheit Europas. Von Dr. Fritz Brüggemann. 37 S. 60 Pf.

Neue Kriegsaufsätze. Von Houston Stewart Chamberlain. 2. Auflage. München, bei F. Bruckmann. 102 S. 1 M. Enthält drei Aufsätze: Grundstimmungen in England und in Frankreich; Wer hat den Krieg verschuldet? und Deutscher Friede.

Der Krieg und die deutsche Seele. Dritte vaterländische Rede, Februar 1915, von Ernst Horneffer. München, bei Ernst Reinhardt. 46 S. 1 M.

Der Tag des Deutschen. Vier Kriegsaufsätze von Paul Natorp. Hagen i. W. 1915, bei Otto Rippel. Enthält: Ueber den gegenwärtigen Krieg; Die große Stunde — was sie der Jugend kündet; Von der Gerechtigkeit unserer Sache; Vom Beruf des Deutschen. 114 S. 1 M. Auf diese an der selbständigen pädagogischen Richtung des bekannten Gelehrten orientierten Aufsätze sei besonders hingewiesen. Sie zeigen, wie die Liebe zum deutschen Volk unlöslich verbunden ist mit tiefem Verantwortungsgefühl gegenüber der ganzen Menschheit.

Im Kaiserlichen Hauptquartier. Deutsche Kriegsbriefe von Paul Schweder, Kriegsberichterstatter. I. Band. Von der Donau zur Maas. Mit einem Titelbilde und Buchschmuck von C. A. Brendel, Weimar, sowie 49 Originalbildern. Leipzig 1915, Hesse & Becker. 320 S., geb. 3 M.

Das erste Buch eines offiziellen Kriegsberichterstatters aus dem Hauptquartier. Der Verfasser erlebte zuerst die Mobilmachung in Wien und gelangte bis vor Belgrad, ging aber dann zum westlichen Kriegsschauplatz. Das Buch ist sehr inhaltreich und preiswert.

Bei Kaisers. Aus dem Familienleben des Kaiserhauses. 25. Auflage. Berlin, Johannes Baum Verlag. 161 S., 2 M.

Bei Kronprinzens. Aus dem Familienleben des Kronprinzenhauses. 15. Auflage. Berlin, Johannes Baum Verlag. 146 S., 2 M.

Auf der Wacht an den Masurischen Seen. Kriegsbilder von der ostpreußisch-russischen Grenze. Von Hans Gränitz, Leutnant der Reserve. Mit einer Karte der Masurischen Seen. Leipzig 1915, Krüger & Co. 72 S., 80 Pf.

Siegreich, und doch geschlagen? Ein Feldbrief von Anton Hessenbach. Mit 3 Bildern. Augsburg 1915, in Kommission bei Dr. M. Huttler. 46 S., 25 Pf.

Wie ziehen wir am besten Gemüse? Von Prof. Dr. Udo Dammer. Zu beziehen von der Zentral-Einkaufsgesellschaft, Berlin W. 8, Behrenstraße 21. Inhalt: Bearbeitung des Bodens, Düngung; Frühkartoffeln, Mohrrüben, Karotten, Rüben, Kohlrüben, Erbsen, Bohnen, Rote Rüben, Beten, Kohl, Kohlrabi, Salat, Radies. — Wird kostenlos geliefert! Daselbst auch wöchentliches Kriegskochbuch für die Hausfrau.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: O. in H. 60 Pf., B. in K. 2 M., Dr. R. in F. 5 M, P. in D. 4 M., Frl. R. in B. 10 M., Frau Pfr. K. in Pf. 6 M., Sch. in W. H. 5 M., H. in W. 85 Pf., Frl. D. in T. 2,50 M., W. in E. 2,55 M., B. in E. 5 M., H. in K. 1,70 M., St. in W. 4 M., Frau M. in B. 2,50 M., F. in E. 2,50 M., Prof. P. in H. 6 M., W. in B. 1,50 M., Dr. F. in B. 2,50 M., Dr. B. in Sch. 1,50 M., A. in D. 90 Pf., Pfr. H. in E. 3,05 M., Frl. K. in N. 3,05 M., Pfr. D. in N. 3 M., B. in B. 10 M., Frau Prof. S. in M. 1,50 M., B. in B. 1,70 M., Postm. A. in W. 2 M., F. H. in B. 2 M., Frl. E. in H. 5 M.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Pfr. M. in L. 10 M., G. in K. 3 M., R. in P. 2 M., W. in O. 1 M., W. in B. 1,50 M., Dr. F. in B. 2,50 M., Oberleutn. z. See W. 5 M., Dr. B. in Sch. 1,50 M., Pfr. D. in N. 2 M., Pfr. M. in D. 1,40 M.

Bücher für Armee und Marine: W. W. in B. 1 Paket Bücher, Frl. K. in A. 21 Hefte Wiesb. Volksbücher, 6 Hefte „Der Schatzgräber"; R.-A. Dr. B. in F. 4 Ullstein-Bücher, 3 Hefte Wiesb. Volksbücher, 1 Heft „Engelhorn"; Frau Ella R. in Berlin 16 Hefte „Engelhorn" und „Kürschner"; 1 Ullstein-Buch; Klasse I des Städt. Lyzeums Remscheid 1 Kiste mit 31 Büchern; Frau R. in L. 1 Paket Westermanns Monatshefte.

Für Ostpreußen: Oberl. W. 10 M., F. G. in B. 5 M., aus R. 50 M., Dr. G. G. in M. 25 M.

Für Elsaß-Lothringen: Dr. K. B. in Sch. 5 M., aus R. 50 M.

Für Galizien: F. G. in B. 8 M., aus R. 50 M.

Für den Roten Halbmond: Dr. G. G. in M. 25 M., Dr. Fr. in Schw. 5 M.

Für die Zentrale für Sanitätshunde: Dr. G. G. in M. 25 M.

Für erblindete Krieger: F. R. in B. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Eine Zeitschriften- und Büchersammlung zur Weitergabe von Lesestoff an unsere Torpedo- und U-Bootsbesatzungen besteht in Kiel seit dem Herbst vorigen Jahres und hat einen erfreulich großen Umfang angenommen. Hierfür eingegangen sind unter anderem 20 Bände Helmut Harringa, 40 Bände Drägers Lebenserinnerungen, 20 Bände Bodenreform und viele einzelne wertvolle Bücher. Etwa 15 verschiedene vornehme Zeitschriften wissenschaftlichen, künstlerischen und lebensreformerischen Inhalts — darunter auch die Hilfe — werden uns laufend in mehreren Heften kostenlos zugesandt.

Unsere kleine Kriegsgruppe von Vortrupplern und Wandervögeln hat bisher 75 Zeitschriftenpakete an Bord gegeben, monatlich werden weitere zehn Pakete folgen. Eine große Anzahl von Dankschreiben bezeugt, daß die Spenden in die richtigen Hände gekommen sind und ihren Zweck voll erfüllt haben. Die Verteilung an die Boote erfolgt so, daß wir Zeitschriftenpakete auf die Boote, die in die Werft zur Ueberholung eingelaufen sind, geben und darum bitten, daß die Sachen draußen an andere Boote weitergegeben werden. Spenden an Büchern und Zeitschriften werden erbeten an: Kriegsfreiw. Deckoffizier Adolf Guenther, Kiel, Hansastraße 82, I.

G. Th. in Hamburg. Die Bezeichnung „Blaubuch" rührt von der Farbe des Umschlags her, in welchem dem englischen Parlament die Geschäftsberichte der Regierung unterbreitet werden. In Frankreich gibt es Gelbbücher, in Deutschland Weißbücher, in Italien Grünbücher usw. Von besonderem Interesse für die Oeffentlichkeit sind natürlich die Akten über auswärtige Politik.

Der Krieg und unsere Kinder. Anregungen für Eltern und Erzieher. Von Else Zurhellen-Pfleiderer, Gotha bei Perthes.

Ein feines kleines Heft von 35 Seiten, das vielen Müttern und besonders auch jungen Kriegerwitwen viel geben kann. Eigenerlebtes klingt aus jeder Zeile und der Wunsch, auch den Kleinen unseren Krieg zum unvergeßlichen Selbsterlebnis zu machen und sie seine Größe und seine Herbigkeit mitempfinden zu lassen, ohne ihre Jugend zu trüben.

Der Weltkrieg im Unterricht. Vorschläge und Anregungen zur Behandlung der weltpolitischen Vorgänge in der Schule. Gotha bei Perthes.

Das Buch will den Lehrenden an den Höheren Knaben- und Mädchenschulen eine Anregung geben, wie man den Krieg nicht nur als Einzelerscheinung besprechen kann, sondern wie er jetzt jedes einzelne Fach inhaltlich und methodisch mehr oder weniger beeinflussen muß. Nachdem Fr. W. Foerster-München in der Einleitung weite Gesichtspunkte gegeben hat, führen bekannte Schulmänner ihre Ansichten über die Behandlung der Zeitfragen in den verschiedenen Fächern aus. Daß sie dabei oft zu sehr voneinander abweichenden Resultaten kommen, wird dem Leser das Buch interessant machen.

M. N.

Von verschiedenen Lesern werde ich auf einen Artikel aufmerksam gemacht, der sich in der „Neuen Züricher Zeitung" findet und in dem zu lesen ist, daß ein Russe etwa im Jahre 1897 oder 98 in einem Vortrag von mir als meine Meinung verstanden haben will: „bei einem Vergleiche Deutschlands mit England besitzt England die höhere Kultur; folglich muß Deutschland England vernichten." Der betreffende Herr scheint damals noch nicht ganz gut deutsch verstanden zu haben. So etwas Dummes habe ich weder damals noch später gesagt. Berichtigen aber im Sinne des Preßgesetzes kann ich nicht, weil ich mich der betreffenden Versammlung nicht mehr erinnere, und es übrigens auch nicht für nötig halte.

Fr. Naumann.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Am 30. April fiel in den Kämpfen bei Suwalki mein lieber Mann

Ludwig Pfannkuche

Professor am Großh. Lehrerseminar

Feldwebelleutnant im Ref.-Inf.-Regt. Nr. 256

Inhaber des Eisernen Kreuzes.

Oldenburg, den 2. Mai 1915.

Gabriele Pfannkuche
geb. Styx.

Digitized by Google

20. Mai 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 20

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Italiener. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Heiliger Egoismus? — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Südwestafrika. — **Orestes Daskaljuk:** Um Bessarabien und Siebenbürgen. — **Heinrich Behr:** Zum Wiederaufbau Ostpreußens. — **Prof. Dr. Barge:** Karl Lamprecht. — **Prof. Dr. Martin Havenstein:** Optimismus oder Pessimismus? — **Karl Pries:** Meinem Kind! — **D. Gottfried Traub:** Pfingsten. — **Kurt Arnold Findeisen:** Auf ein Arbeiterkind. — Eigenland. (Gedichte.) — **Anton Erkelenz:** Unfallverletzte und Kriegsinvaliden. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 11. Mai.

Die englischen Kriegskosten im Monat April werden auf 68 Millionen Pfund = 1360 Millionen Mark angegeben. Das ist der höchste bisher vorgelegte Betrag. Besonders kostspielig soll die Dardanellenunternehmung sein, von der man im Augenblick wenig hört. Es werden keine Angriffe zur See mehr gemacht, und die Landungstruppen können sich nicht vorwärts bewegen.

Mittwoch, 12. Mai.

Im großen Getöse über die „Lusitania" werden Deutsche und Oesterreicher an verschiedenen Stellen Englands und Amerikas geschlagen oder sonst belästigt. In England wird Internierung aller Deutschen gefordert, und es würde wohl noch toller zugehen, wenn wir nicht so viele englische Gefangene in unseren Händen hätten. Eifrige Gemüter verlangen von den Vereinigten Staaten, daß sie an Deutschland den Krieg erklären sollen. Das aber würde, wie die Dinge liegen, in der Praxis kaum etwas anderes bedeuten, als daß die Amerikaner die Kriegswerkzeuge, die sie jetzt den Engländern und Franzosen für Bezahlung liefern, gratis geben müssen. Außerdem verliert Amerika durch eine Kriegserklärung seine schöne Stellung als vermittelnde Macht. Und was hat eigentlich der Staat der Amerikaner damit zu tun, daß eine Anzahl seiner Bürger trotz hinreichender Warnung ein englisches Schiff mit Kriegsladung bestiegen haben? Präsident Wilson will sich die Sache noch überlegen und fordert bis jetzt nur Untersuchung des Vorfalles. Die Deutschen in den Vereinigten Staaten vertreten, soviel wir hören, im allgemeinen ihr Vaterland, und Dernburg spricht aus, daß es bei Fortsetzung des bisherigen Verfahrens von den Deutschen nochmals so gemacht werden müsse. Das wird ihm natürlich sehr verübelt, und amerikanische Zeitungen fordern seine Landesverweisung. Wohin eigentlich? Die deutsche Botschaft in Washington wird bewacht.

Durch das Vorgehen der Armee des Erzherzogs Joseph Ferdinand südlich der Weichsel über Tarnow und Debica haben sich nördlich des Flusses in Russisch-Polen die Russen veranlaßt gesehen, ihre Stellungen an der Nida zu räumen. Gleichzeitig rücken Deutsche und Oesterreicher aus den Karpathen heraus nach Mittelgalizien und stehen kämpfend bei Dünow und Sanok in Richtung auf Przemysl. Auch die Ufer des oberen San wurden bei Dwornik überschritten. Alles, was nördlich des Uzsoker Passes ist, befindet sich in Fluß. Es ist ein ganz großer entscheidender Erfolg. Der deutsche Generalstabschef Falkenhayn bekommt einen schwarzen Adlerorden, weil er „die Stelle erkannt hat, an der das russische Heer am verwundbarsten war". So wird jedes Verdienst belohnt, das Hauptverdienst aber haben die Kämpfer. Auch in Südgalizien wird weitergefochten, und zwar versuchten dort die Russen von neuem, nach Czernowitz vorzudringen, was aber nicht geglückt ist.

Im Schwarzen Meere streitet unsere „Goeben" als „Sultan Jahwus Selim" mit der russischen Flotte und treibt sie bis in den Hafen von Sewastopol. Nach russischen Nachrichten soll sie dabei mehrfach beschädigt sein. Desto besser ist es, wenn sie trotzdem die Feinde vor sich hertreibt.

Ueber den Verlauf des französischen Durchbruchsversuches zwischen Lille und Arras widersprechen sich die beiderseitigen Tagesberichte in gewohnter Weise. Es ist eine sehr große blutige Schlacht in Gang, bei der es sich um jeden einzelnen Graben handelt. Der deutsche Bericht besagt, daß die Lorettohöhe und die Orte Ablain und Carency in den Händen der Unseren sind. Je mehr die Russen zurückgedrängt werden, desto mehr möchten die Franzosen von Siegen berichten können, um den Italienern Mut zum Anschluß zu machen.

Dünkirchen wird wieder beschossen.

Donnerstag, 13. Mai.

Himmelfahrtstag in wunderbarem Naturglanz. Die Verwundeten sitzen auf den Bänken im Park und freuen sich ihres durch blutige Schlachten hindurchgeretteten Daseins. Obstbäume voll weißer Blüten. Alle Leute aber reden von Italien. Der italienische Deputierte Cirmeni teilt im Interesse der Neutralitätserhaltung mit, was nach seiner Kenntnis Oesterreich den Italienern zugestanden hat. Es ist so viel, daß das Bekanntwerden dieser Zugeständnisse wahrhaftig genügen müßte, die Italiener zu beruhigen, falls es ihnen nur auf nationale Abrundung im Norden ankommt. Es soll abgetreten werden das italienische Südtirol und der Landstrich am Isonzo mit Gradisca. Triest erhält Autonomie (soll wohl heißen Stadtverwaltung), einen italienischen Freihafen und eine italienische Universität. Italien bekommt freie Hand in Südalbanien mit dem Besitz Valonas. Einer späteren wohlwollenden Prüfung wird die Frage der Abtretung von Görz und einigen dalmatinischen Inseln vorbehalten. Um diese Anerbietungen beurteilen zu können, geben wir die Bevölkerungsziffern der österreichischen Statistik: der italienische Teil von Tirol erstreckt sich vom Idrosee, Gardasee und Ala bis nördlich von Mali, Mezzolombardo und San Martino di Castrozza und enthält etwa 390 000 Einwohner italienischer und ladinischer Sprache. Der Landstrich am Isonzo ist teils zu Görz, teils zu Gradisca gehörig. Görz und Gradisca zusammen haben 250 000 Einwohner, von denen die Mehrheit Slowenisch spricht und nur 90 000 Italienisch und Ladinisch. Eine reine Sprachgrenze wird sich hier kaum herstellen lassen. Bedenklich vom österreichischen Standpunkt ist die Auslieferung der Tauernbahn, die streckenweise auf dem rechten Ufer des Isonzo läuft. Wenn ganz Gradisca abgegeben werden sollte, so würde damit auf eine kurze Strecke auch die Südbahn betroffen werden, was aber wohl nicht beabsichtigt ist. Der Landesbezirk Triest enthält 190 000 Bewohner, von denen 119 000 Italienisch oder Ladinisch

Digitized by Google

sprechen, 57 000 Slowenisch. Hier sind offenbar Vermittlungsvorschläge im Gange, die den Oesterreichern die Staatshoheit und den Hafen erhalten, dabei aber den Italienern Garantien ihrer Nationalität in der Stadtverwaltung und eigenen Hafenverkehr gewähren. Die seinerzeit aus Innsbruck vertriebene italienische Universität soll hier auferstehen. Dazu bekommt also Italien denjenigen Teil Albaniens, der ihm schon in früheren Vereinbarungen zugedacht war, und Valona, was zunächst die Griechen mehr stören wird als die Oesterreicher, aber auch für diese wichtig ist, da der Besitz von Valona die italienische Beherrschung des Einganges zum Adriatischen Meere vervollständigt. Was die dalmatinischen Inseln anlangt, so kann man darüber erst reden, wenn man weiß, um welche von ihnen es sich handelt. Unter allen Umständen hat Oesterreich ein außerordentliches Entgegenkommen gezeigt. Weitere italienische Forderungen sind in Istrien denkbar, in dem sich bei 386 000 Einwohnern 147 000 Italiener zwischen einer sonst serbischen und slowenischen Bevölkerung befinden. Die Italiener sitzen meist an der Westküste und erstrecken sich bis zum österreichischen Flottenhafen Pola, der natürlich nicht abgegeben werden kann. Auch im ungarischen Hafen Fiume sitzen zahlreiche Italiener ebenso wie in den kleineren Inselhäfen Veglia und Ossero, aber es ist ausgeschlossen, wegen dieser Hafenbevölkerung die zum ganzen Lande gehörigen Häfen, besonders Fiume, aus der Hand zu geben. Wenn die Italiener mit dieser vom Abgeordneten Cirmeni mitgeteilten Regelung nicht zufrieden sein wollen, dann können wenigstens unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen wissen, daß wir Reichsdeutsche der Ueberzeugung sind, daß sie alles getan haben, was nur irgend in ihren Kräften stand.

Viel bemerkt werden die fortgesetzten Proteste der Serben gegen ein Uebergreifen der Italiener in serbisch-slowenisches Gebiet. Es ist eine wunderlich verzwickte Lage, daß Oesterreich-Ungarn in diesem Falle mit den Serben die gleichen Interessen hat. Einige Stimmen sprechen deshalb schon von Sonderfrieden, wohl aber ohne allen sachlichen Hintergrund.

Freitag, 14. Mai.

Sehr blutige Kämpfe bei Notre Dame de Lorette und bei Carency nördlich von Arras. Die Franzosen machten nach ihrem Bericht über 1000 Gefangene und erbeuteten ziemlich viel Geschützmaterial.

Weiterer Rückzug der Russen. Gesamtzahl der Gefangenen seit Anfang Mai 143 000. Die Oesterreicher und Deutschen stehen vor Przemysl und erreichen den San. Einmarsch in Kielce. Starke russische Angriffe nördlich von Czernowitz werden fortgesetzt ebenso wie im Norden bei Szawle.

Aus Deutsch-Südwest kommt die traurige Nachricht, daß General Botha in Windhuk eingezogen ist.

In Italien hat das Ministerium Salandra-Sonnino seine Entlassung eingereicht. Der König will sich seinen Entschluß vorbehalten. Giolitti, der ehemalige starke Minister, hat den Krieg aufgehalten, indem er feststellte, daß eine Parlamentsmehrheit für Neutralität vorhanden ist. Dafür wird er von der Kriegspartei pöbelhaft angegriffen. Beide Richtungen begegnen sich feindlich in den Straßen von Mailand. Studentenkrawall in Rom. Der russische Botschafter von Giers kommt gerade an, während Salandra die Führung aus der Hand gibt. Fürst Bülows Villa Malta wird von Kavallerie bewacht, er geht und fährt durch die Stadt wie immer.

Zerstörung deutscher Verkaufshäuser und Handwerkerläden in London. Die Polizeigerichte verhängen für derartige Roheiten nur kleinere Geldstrafen. Auch Soldaten beteiligen sich am Plündern. Auch in Liverpool und anderen englischen Orten treten ähnliche Störungen auf, ja selbst in Kapstadt und Johannisburg in Südafrika. Die Internierung sämtlicher männlicher Deutscher und Oesterreicher wird von Minister Asquith angekündigt. Es sollen noch 40 000 feindliche Ausländer in England sein.

Sonnabend, 15. Mai.

Im Reichstag erklärt die deutsche Regierung, daß die Besorgnis vor dem englischen Aushungerungsplan grundlos geworden sei, nachdem die Vorräte an Getreide, Kartoffeln und Fleisch endgültig festgestellt sind. Das Ergebnis ist über Erwarten gut. Diese Erklärung darf als endgültig betrachtet werden. Wir können mit der Brotkarte in der Hand dem Gang der Dinge getrost entgegensehen und sind sicher, daß die neue Ernte von vornherein kriegsmäßig verwaltet wird. Also: es reicht!

Der österreichische Tagesbericht teilt mit, daß die Armeen Woyrsch und Dankl östlich Petrikau den Gegner verfolgen. Erzherzog Joseph Ferdinand geht nach dem San. Die Armeen Borovcic und Böhm-Ermolli steigen von den Karpathen herab auf Dobromil und Stary Sambor. Die deutsche Armee Linsingen dringt über Turka und Skole vor. Ueberall ein glänzender Erfolg, der wirkliche Sieg, von dem sich die Russen schwer erholen werden. Der Karpathenkrieg mit allen seinen ungeheuren Anstrengungen und Opfern ist Vergangenheit. Das war der größte Ansturm, den Mitteleuropa je erlebt hat. Eine Stelle nur ist noch bedrängt: Südgalizien, aber auch da wird die Zurückwerfung noch gelingen.

Der Bericht des deutschen Unterseebootes, das die „Lusitania" zum Sinken gebracht hat, liegt jetzt vor. Der Dampfer führte keine Flagge. Es ist nur ein Torpedoschuß abgegeben worden, dem eine starke Explosion im Innern des Schiffes folgte, die auf dort befindliche Munitionsmengen zurückgeführt werden muß.

Der französische Durchbruchsversuch bei Arras ist zum Stehen gekommen. Der größere Teil der gestern verlorengegangenen Geschütze war vorher erst den Franzosen abgenommen. Auch südlich zwischen Verdun und Metz wurde wieder gekämpft.

Die Schlacht bei Szawle in Kurland war erst günstig für den Feind. Jetzt wird dort ein Aufmarsch starker feindlicher Kräfte mit Erfolg aufgehalten.

Sonntag, 16. Mai.

Am San sind Rudnik und Lezajsk von österreichisch-ungarischen, Jaroslau von deutschen Truppen, Armee Mackensen, erobert. Der Brückenkopf von Jaroslau wurde erstürmt. Hiesige Offiziere setzen uns auseinander, wieviel es bedeutet, daß die Russen selbst an dieser Stelle sich nicht halten konnten.

In England hat sich die Wut noch immer nicht ausgetobt. Gerade die englandfreundlichen Deutschen von friedlichster Gesinnung müssen am meisten leiden, darunter solche, deren Kinder im englischen Heer fechten.

Der König von Italien hat die Demission des Ministeriums Salandra abgelehnt, ehe die Kammer versammelt sei, nachdem niemand in dieser Zwischenzeit das Ministerium übernehmen wollte. Volksunruhen gegen Giolitti, den „Verräter", den „Bülowfreund". Selbst Ministerialbeamte beteiligen sich am Kriegsgeschrei.

Montag, 17. Mai.

An den Dardanellen wird mit gutem Glück weitergestritten. Nachdem in voriger Woche das englische Linienschiff „Goliath" versenkt wurde, ist jetzt „Vengeance" beschädigt, ein Schiff, das schon einmal früher im Feuer war. Angriffe der Landungstruppen haben keine Aenderung der Lage erreicht. Privatnachrichten von starken türkischen Siegen werden durch das offizielle Telegramm vom 16. Mai noch nicht bestätigt.

Der englische Bericht redet von „Durchbrechung der deutschen Linie" bei Richebourg l'Avoue und Festubert, nordöstlich von Béthune. Da wir den entsprechenden deutschen Bericht noch nicht haben, warten wir ruhig ab. Es wird wohl sein wie bei Neuve Chapelle, wo ein englischer starker Ueberraschungsgewinn vorlag ohne weitere Folgen. Unsere Westarmee leistet alles, was von ihr erwartet werden kann, wenn sie dem Ansturm immer neuer englischer Soldaten standhält, während wir gleichzeitig überall unsere Truppen aufstellen müssen, vielleicht nun auch am Adriatischen Meere.

Ein Privatbrief aus der Gegend von Ypern teilt mit, daß unsere günstige Meinung von der Unschädlichkeit der deutschen Dämpfe nicht immer zutrifft. Es kommen nachträgliche Todesfälle vor.

Die Regierung der Vereinigten Staaten hat eine lange, höflich gehaltene Note wegen des Unterganges der „Lusitania" an die deutsche Regierung gerichtet, in der von Mißbilligung, Ge-

Digitized by Google

nugtuung und Entschädigung geredet wird. Von der deutschen Regierung wird unter Berufung auf die „besonders freundschaftlichen Bande" eine prompte Erledigung erwartet. Auf die Tatsache, daß die „Lusitania" in Wirklichkeit ein Kriegsfahrzeug war, wird nicht eingegangen.

In Italien wogt es weiter. Die Regierung scheint ohnmächtig gegenüber den Politikern der Straße. Der Dreibund soll gegenüber Oesterreich-Ungarn gekündigt worden sein, nicht aber gegenüber Deutschland. Das ist natürlich auf die Dauer nicht möglich. Daß Zusagen von Salandra, Sonnino und Tittoni an Frankreich und England vorliegen, ist nicht festgestellt, wird aber geglaubt. Die Einberufung des Parlaments auf den 20. Mai ist nicht verfassungsmäßig veröffentlicht, was auf Hinausschiebung oder Ausschaltung schließen läßt.

Dienstag, 18. Mai.

Nördlich von Ypern sind von uns vorgeschobene Stellungen bei Steenstraate und Het Sas aufgegeben. Südlich von Neuve Chapelle halten die Engländer noch Teile unseres vorderen Grabens. Nördlich von Arras wurden französische Angriffe sehr verlustreich für den Gegner abgewiesen.

Im Osten wurde an der Dubissa und südlich des Njemen gekämpft. In Galizien wird auf Stanislau zu marschiert. Um Przemysl ist der Kampf in Gang.

Graf Tisza hat im ungarischen Abgeordnetenhause von den territorialen Zugeständnissen gesprochen, die seitens der österreichisch-ungarischen Monarchie an Italien gemacht sind. Er führt unter dem Beifall des Hauses aus, daß man sich zu den schweren Opfern, die damit gebracht werden, entschlossen habe in der Ueberzeugung, daß die dauernden großen Lebensinteressen beider Monarchien durch ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis gefördert werden. Deshalb habe die österreichisch-ungarische Monarchie die Reibungsflächen, die dieses Verhältnis unsicher machen, beseitigen wollen. Gelinge das nicht, so werde die Nation ihre Pflicht männlich tun.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 10. Mai.

Merkwürdig, daß der Untergang der „Lusitania" und der Tod der Passagiere die ganze Welt so unvergleichlich viel stärker erregt als das unübersehbare Leiden und Sterben der Bevölkerung in allen vom Krieg überzogenen Gebieten. Die Franzosen müßten eigentlich über das Aufheben, das ihre Bundesgenossen von diesen ohne Schmerz und Qualen zugrunde gegangenen Amerikanern und Engländern machen, schmerzlich lächeln, wenn sie an die Einwohner ihres vom Krieg überzogenen Gebietes, an ihre Angst, ihre zerstörten Heimstätten denken. Man sieht an der ungeheuren Wirkung des Ereignisses in England, wie wenig das englische Volk noch den Krieg als eine Tatsache genommen hat, die sie einigermaßen mitbetrifft. In der übrigen Welt ist es die noch fehlende Gewöhnung der Phantasie an die neuen Formen des Unterseebootkampfes, durch die ein Ereignis, das in all seiner Entsetzlichkeit doch eben durchaus in der grausamen Konsequenz des Seekrieges liegt, wie etwas außer allem Rahmen Ungeheuerliches wirkt. Die Engländer haben es diesmal mit der Stimmungsmache leicht, und sie werden es gründlich besorgen, schon um die Empörung zu hindern, sich gegen die richtige Stelle zu wenden: gegen die unverantwortliche renommistische Leichtfertigkeit, mit der sie Bürger neutraler Staaten und vertrauensvolle Landsleute einluden, einen Munitionstransport auf einem Kriegsfahrzeug zu beschützen.

Man fragt sich nur, wann die politische Klarheit aus dieser Schlammwoge von blinder Entrüstung wieder auftauchen wird!

Die Invaliden in den Parkwegen unterhalten sich über ihre Zukunft. Man ist immer wieder erstaunt über die einfache Ergebung in die Tatsachen, die dabei zutage tritt. Keinen streift der Schatten einer anklägerischen Stimmung, es ist ein Schicksal, das getragen werden muß. Einer sagt aus seinem Rollstuhl heraus: „Laßt mich man erst zu Hause sein; ich werd' mich schon durchschlagen."

Dienstag, 11. Mai.

Auf einer weiten Wanderung merkt man die Leere der Dörfer. Die Frauen und Kinder sind alle draußen auf dem Feld. Es ist die große Zeit der halbwüchsigen Jungen. Mit den Großvätern führen sie draußen den Pflug, während Mütter und Schwestern die Kartoffeln legen. Ueber die sonnenweißen Dorfstraßen aber huschen nur die Schatten der Schwalben, und der Spitz sonnt sich schläfrig in der Haustür. Draußen vor den letzten Häusern ist Musterung des Landsturms. Eines der kleinen Bilder, in denen sich soviel von der Bedeutung des Krieges zusammenfaßt: diese sonnengebräunten, von der Arbeit gezeichneten Männer, um die her sich in dieser unbeschreiblichen strahlenden Maiherrlichkeit die grünenden Felder der Heimat ausbreiten, die blühende Schöpfung ihres Fleißes, das Pfand und Erbe, zu dessen Schutz diese harten ruhigen Hände den Pflug loslassen müssen.

Es ist überhaupt, als habe es nie einen solchen Frühling bei uns gegeben. Die Leute hier herum sagen einem, daß der Klee so stünde wie seit zwanzig Jahren nicht: die Kriegshilfe des „großen Alliierten".

Karl Lamprecht ist gestorben. Damit geht einer der Vertreter deutscher Wissenschaft dahin, der über sein Gelehrtentum hinaus Tausenden von Deutschen nahestand als ein Führer deutscher Bildung und ein Träger unserer Geistesentwicklung in allgemeinerem als nur wissenschaftlichem Sinn. Wenn man sich über die Vorstellungen Rechenschaft zu geben versucht, die bei der Nachricht von seinem Tode zum Bilde seiner geistigen Persönlichkeit zusammenfließen, so steht Lamprecht gerade jetzt da als Typus des deutschen Universalismus, der den Erscheinungen des Völkerlebens mit freier und feinfühliger Hingabe, mit weiterem Verständnis nachgegangen ist, als es die führenden Geister der Nationen zu tun vermochten, die an sich stärker in eigener Betrachtungsweise gefangen sind. Wenn uns Deutschen heute vorgeworfen wird, daß wir in der Welt nur uns und unsere Interessen kennen, so können wir uns auf solche Geister wie Lamprecht berufen, deren Fähigkeit universalistischen und zugleich vertieften seelischen Umfassens von keinem Historiker eines anderen Landes erreicht wird.

Der Haushaltsausschuß (deutsch für Budgetkommission!) des Reichstags ist zusammengetreten, um die bei Wiedereröffnung zu besprechenden Angelegenheiten vorzubringen. Zuerst das Hinterbliebenengesetz. Es scheint, als ob die Anträge auf Zusatzrenten entsprechend dem Arbeitseinkommen des Mannes Aussicht auf Erfüllung haben.

Mittwoch, 12. Mai.

Zu den unvergeßlichen Frühlingseindrücken dieses Kriegsjahres gehört es, wie der Alpdruck der Sorge um das Durchkommen von einem abfällt. Es ist ein wenig rein Stimmungsmäßiges dabei: man kann sich so schwer Hungersnöte vorstellen, wenn auf den Feldern alles so sichtbarlich der neuen Ernte entgegenwächst. Aber diese Stimmung bekommt nun doch von Tag zu Tag Bestätigungen, die es gestatten, ihr nachzugeben. Mindestens die Brotversorgung ist sicher. An die Kartoffelversorgung wagt man noch nicht recht zu glauben. Schon, daß man jetzt beginnt, über die ganze wirtschaftliche Organisation des neuen Erntejahres nachzudenken, gibt ein Gefühl davon, daß die Probleme dieses Jahres erledigt sind. Das aber bedeutet doch wohl, daß wir über den Berg sind. Denn wenn nun an Stelle der Fülle einander ablösender Notgesetze, die schließlich auch ihren Zweck erreicht zu haben scheinen, eine ruhige systematische Regelung von Grund aus erfolgt, so ist das „Durchhalten" um so sicherer. Zudem stehen die Saaten bis jetzt glänzend.

In den Verhandlungen über die Verbesserung des Hinterbliebenengesetzes stimmen die verbündeten Regierungen grundsätzlich der Berücksichtigung des Arbeitseinkommens bei der Zusatzrentenbemessung zu. Eine Festsetzung der Beträge ist nicht möglich,

Digitized by Google

ehe wir wissen, in welcher finanziellen Lage wir in den Frieden hineingehen.

Die Universität Berlin will den Gefallenen, die die Doktorprüfung bestanden, aber noch nicht promoviert hatten, ein Doktordiplom „memoriae sacrandae causa“ ausstellen, das zu dem üblichen Text den Zusatz bekommt „pro patria mortuus gloriam meruit omni laude potiorem“.

Die Leistung der deutschen Hochöfen steigt nach einem Bericht des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller von Monat zu Monat gleichmäßig. Sie ist von 587 000 To. im August auf 939 000 im April gestiegen (gegen 1 534 000 im April 1914).

Donnerstag, 13. Mai.

In Berlin ist der Steuerausfall bei der Veranlagung zur Einkommensteuer für 1915 unerwartet gering. Er beträgt bei den Steuerpflichtigen unter 3000 M. etwa 1 Million (statt 11 367 000 = 10 365 000), bei den Steuerpflichtigen über 3000 M. etwa 3 Millionen (etwa 20 Millionen statt etwa 23 Millionen).

Charakteristisch ist jetzt das Hervorquellen der Kartoffeln aus ihren Spekulationsgewahrsamen. Die Reichsstelle für Kartoffelversorgung wird von Landwirten und Kommissionären bestürmt, ihnen die Vorräte nun von heute auf morgen abzunehmen, nachdem man den ganzen Winter in den Städten vergeblich darauf gewartet hatte. Diese Sache muß nun bestimmt im nächsten Jahr von Anfang an besser geregelt werden.

Ein wunderschöner Himmelfahrtstag, an dem die Landmädchen in den neuen Frühlingskleidern zu unserem Kurort hereinkommen und die Soldaten einmal etwas zu sehen bekommen. Aber ein „Himmelfahrtsgeschäft“ sei doch nicht gewesen, meint der Wirt der großen Gartenwirtschaft. Um große weite Ausflüge zu unternehmen, fehlt den Familien das väterliche Geleit.

Freitag, 14. Mai.

Die Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände hat in ihrer Generalversammlung ihre Bereitschaft zur Mitwirkung bei der Kriegsbeschädigtenfürsorge erklärt und insbesondere versprochen, dahin zu wirken, daß die Invaliden möglichst wiedereingestellt werden.

Eine Bahnfahrt den Rhein herunter, dessen Tal zwischen Mainz und Koblenz wie der Garten des Paradieses prangt. Es ist, als hätten wir nicht weniger, sondern mehr Hände zur Pflege der Erde im Lande als sonst, so hat jedes kleinste Viereckchen Boden seinen Samen und seine Bearbeitung bekommen. Die Mutter Germania, die vom Niederwald über das blühende Land schaut, kann wahrlich stolz auf ihre Kinder sein: auf diese große ruhige Kraftfülle, die draußen den Feinden standhält und von der drinnen Feld und Garten und Weinberg millionenfach Zeugnis ablegen. Der Zug ist voll von Soldaten. Für wie viele wird dieses Bild der letzte strahlende Eindruck der Heimat sein?

Sonnabend, 15. Mai.

Der Deutsche Landwirtschaftsrat hat in einer Tagung einen ausführlichen wirtschaftlichen Kriegsplan beraten. Er übernimmt die wesentlichen Grundlagen der bisherigen Regelung: Höchstpreise, Getreidebeschlagnahme, Brotkarte und Verteilungsregelung durch die Kommunen, will aber an den Zentralen ausschließlichen Einfluß der landwirtschaftlichen Kreise und deshalb Auflösung der Kriegsgetreidegesellschaft und Rückführung der Ernährungsfürsorge aus dem Ministerium des Innern an das Landwirtschaftsministerium. Ob die Städte damit einverstanden sein können?

Abends ein Wagnerkonzert im Kursaal. Ganze Reihen von Soldaten aller Waffengattungen sitzen als Gäste aus dem großen Lazarett zum Zuhören bereit. Sie sind in übermütigster Schuljungenstimmung. Als eine Schwester durch den Saal geht, stößt einer den anderen an: „Du, da ist unsere Erna.“ — Der flüstert zurück: „Hat sie uns gesehen?“ Es war ein seltsamer Eindruck, mit all den blonden jungen Köpfen vor sich der Trauermusik aus dem Siegfried zuzuhören.

Der „Vorwärts“ bringt einen sehr guten Bericht über die Kriegsfuggestion in Italien: wie ein Wille, dessen Herkunft und Begründung sich niemand klarmacht, ein ganzes Volk ergreift und mit dem dumpfen Glauben an eine unentrinnbare Notwendigkeit erfüllt!

Sonntag, 16. Mai.

Die große Spannung der Ereignisse in Italien teilt sich hier allen mit. Es war lange keine Zeit, in der man so mit allen Gedanken draußen, so ganz Erwartung war.

Die Verhandlungen des Haushaltungsausschusses im Reichstag über die wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen bestätigen die Ueberzeugung vom Durchhalten. Ueber die Kartoffelversorgung freilich wird man sich durch das gegenwärtige Ueberangebot nicht zu übertriebenen Vorstellungen verleiten lassen dürfen. Es scheint aber doch, als ob der „Kartoffelbrotgeist“ gesiegt habe, wenn er sich auch noch keineswegs auf seine Lorbeeren legen darf. Schade, daß es keine Möglichkeit gibt, die Summe von Kleinarbeit darzustellen, die an diesem Sieg mitgearbeitet hat. Mir erzählte in diesen Tagen eine unserer Mitarbeiterinnen in der Ernährungsfrage von 35 Dörfern und kleinen Städten eines Kreises, in denen sie die Hausfrauen mobil gemacht hat — überall die ersten Versammlungen von „Weibern“, die man dortzulande gesehen hatte. Die Männer meist in einem anderen Raum beim Bier abwartend, was aus der ungewöhnlichen Sache werden würde, bis sie dann hinzugebeten wurden und mit ihren Seideln in der Hand den Hintergrund einnahmen.

Naumann / Die Italiener

An keinem Staate kann man die Kraft des Nationalitätsgedankens so beobachten als an Italien, denn Italien war vor seiner Einigung noch viel zerbrochener als Deutschland. Es war noch mehr ein Spielzeug in den Händen der Fremden, und zwar der Byzantiner, Normannen, Sarazenen, Franzosen, Spanier und Deutschen. Wer in Italien reist und wandert, findet die Spuren von Westgoten, Ostgoten, Langobarden, Vandalen, Hunnen, mohammedanischen Piraten, Franken, Kreuzfahrern, deutschen Kaisern, französischen Königen, spanischen Herzögen, Bourbonen, Habsburgern, Napoleon und Engländern. Von italienischer Rasse zu reden, ist kaum möglich, denn schon die Römer der Kaiserzeit waren keineswegs ein blutreines Volk. Im Süden waren sie halbe Griechen und im Norden fast volle Gallier, und dazwischen saßen Italiker und Etrusker nebeneinander. Und welche Illyriker, Pannonier, Noriker, Batavier, Iberer, Afrikaner und Asiaten blieben in den Jahrhunderten des römischen Militär- und Verkehrssystems an den Straßen Italiens hängen! Auf der Grundlage dieses antiken Gemisches wirbelte es dann weiter von Blond- und Schwarzköpfen aller Art. Und doch, das ist das Wunderbare, und dennoch ist eine Nation aus dem allem geworden!

Allen Blut- und Rassetheoretikern, ebenso wie allen reinen Materialisten sei das stets erneute Nachdenken über die Energie des neuitalienischen Staatsgefühles empfohlen, denn an diesem Punkt scheitert sowohl die rein naturalistische wie die rein materielle Erklärung des Völkerlebens. Italien ist nicht aus Blutsgemeinschaft herausgeboren, gar nicht! Italien ist auch nicht aus wirtschaftlichen Erwägungen und Bedürfnissen heraus gegründet worden, denn was für Wirtschaftsinteressen hat der fast mitteleuropäische Norden am Po mit den Süditalienern und Sizilianern gemeinsam? Die Oesterreicherherrschaft im Norden und die Spanierherrschaft im Süden war rein ökonomisch gar nicht so dumm, aber alle Nichtitaliener werden mit einer fabelhaften Sicherheit entweder aufgesogen oder abgestoßen. Es ist etwa seit den Napoleonstagen mit einem Male ein fertiger Typ da, so als ob Gott ihn von Anfang an geschaffen hätte: der Italiener! Wo kommt er her? Haben ihn die Päpste gemacht? Wohl

Digitized by Google

nicht, denn gerade die nationalistischsten Bewegungen waren und sind antipäpstlich. Haben ihn die Künstler und Literaten gemacht? Zum Teil, denn sie schufen so wie bei uns die Dichter und Denker die geistige Atmosphäre. Ja, es kann sein, daß alle diese zahllosen poetischen Wiederaufwecker des Altertums, deren letzter theatralisch-komödiantenhafter Abkömmling heute d'Annunzio ist, doch noch stärker volksbildend waren als bei uns die tieferen Altertumssucher wie Lessing und Goethe, weil sie die schöne erhabene Illusion wecken konnten: wir, wir, wir sind die Söhne der alten Römer, in uns lebt Scipio und Cäsar, wir waren einmal der Mittelpunkt der Welt. Als Illusion bezeichnen wir diesen Glauben auf Grund dessen, was wir vorhin über die nachrömischen Mischungsverhältnisse gesagt haben, aber hier entscheidet nicht die historische Kritik, sondern der Instinkt des Volkes. Von einem gewissen Zeitpunkt an wollten sie Römererben sein. Sie nahmen die Reden ihrer Deklamatoren ernster, als es sonst ihre Art war. Oberflächlich in vielen Dingen, wurden sie ernsthaft, wenn es sich um das Auferstehen des Römertums handelte. Es war wie im Gesicht des Propheten Ezechiel: Du Menschenkind, glaubest du, daß diese Gebeine wieder lebendig werden?

Der größte Erwecker des Italienertums war aber doch Napoleon. Obwohl er den vielfachen Fürsten und Herren Italiens als Bedrücker und Strafrichter kam, so war er dem Volke die Verwirklichung der antiken Deklamationen. Er war als Kind Corsikas im Grunde mehr Italiener als Franzose, ein Italiener, der die Welt beherrscht, ein Sohn des kleinen bettelstolzen Adels, von dem das Land überquoll, der über Nacht zum Diktator der ältesten Monarchien aufwuchs. Von Napoleon heißt es noch heute in Italien: „Der erste aller lebendigen Menschen." An ihm richten sich die kleinen Schiffer und Apfelsinenkrämer auf, die alle von sich aus nichts Rechtes sind, aber an etwas Erhabenes glauben wollen, das nicht so unrömisch ist wie die verehrte Madonna mit dem Kinde in den Kirchen.

Und war nicht Napoleon der Geist der Revolution? Man kann ihn als Vollführer oder als Ueberwinder der Revolution feiern. Der Italiener tut bei weitem mehr das erstere, denn dieser Gewaltige zerbrach ihm seine Winkelmonarchen und Despoten und machte sie lächerlich. Was ist ihm gegenüber o ein Herzog von Modena oder auch ein Doge von Venedig? Von Napoleon haben die Helden des 19. Jahrhunderts alle etwas: Mazzini, Garibaldi, Cavour und Victor Emanuel, der König, der sich von den Revolutionären nach Florenz und Rom führen ließ. Italien ist längst nicht so monarchisch gemacht wie das Bismarckische Deutschland, und die Italiener wollen im Grunde wohl immer wieder einen Cäsar, der sich selber an die Spitze setzt. Wenn sie heute einen erfolgreichen Kriegsführer finden würden, dann wäre der Throninhaber kaum ganz sicher. Deshalb benimmt er sich auch so überaus korrekt parlamentarisch: Das Volk hat durch seine Abgeordneten zu entscheiden, damit man später der Krone keine Vorwürfe machen kann.

Es ist aber nicht nur antike und republikanische Heldentradition, die das neue Italien gemacht hat, denn außer dem Redner steckt im Italiener der Rechner, und zwar nicht der mathematische, organisatorische Rechner, wie er in Deutschland lebt, sondern der Rechner alten Stiles, dem alle Zufälle recht und alle Schliche erlaubt sind. Durch seine vielen Mischungen ist das Volk im ganzen sehr schlau geworden, gewürfelt, durchgesiebt. Naiv und kindlich in Weltanschauung, Familienleben, Geschichtskenntnis und Privatpoesie sind sie als Rechtsanwälte, Bankiers, Händler, Spekulanten und Politiker keineswegs harmlos. Sie mißtrauen sich untereinander und noch mehr den Fremden. Es ist unvergessen, daß sie lange Zeiten hindurch Sklavenhändler und Piraten als anständige Menschen angesehen haben und auch dem Wegelagerer gegenüber keine rechte Entrüstung finden konnten. Auf deutschen Schulen wundert man sich darüber, wie ein Volk, das sich des Geistes der alten Klassiker rühmt, so böse Nebeneigenschaften haben kann, aber mir scheint, daß bei dieser Verwunderung der Hauptfehler auf deutscher Seite liegt, weil wir uns ein Bild von den antiken Völkern zurechtgemacht haben, das der einstigen Wirklichkeit nicht entspricht. Der Italiener fühlt instinktiv, daß auch im alten Hellas und Rom viel geschachert wurde, und daß auch die berühmtesten Leute der alten Welt sich auf zweifelhafte Geschäfte oft reichlich gut verstanden haben. Wie viele Bestechungsgeschichten hat das Altertum! Ueber was alles konnte Cicero seine juristische Beredsamkeit ausgießen! Jener alte Kaiser, der das Geldstück vor die Nase hielt: es riecht nicht!, war ein Italiener. Macchiavelli war Idealist und Italiener auch in diesem Sinne. Die Italiener waren die Privatsekretäre der Fürsten, die Lenker der Machenschaften (Intrigen). Von ihnen zu erwarten, daß sie immer gerade Wege gehen, ist einfach weltfremd. Sie sind viel moralfreier als die Franzosen.

Darum ist ihre Politik ein Spiel mit den Rivalitäten der übrigen. So war es im Krimkrieg und so ist es jetzt. Spätgekommen, schieben sie sich in die Weltpolitik ein, wo und wie es geht, vorläufig noch eine Großmacht ohne Größe, anspruchsvoll und mit geborgter Würde. Sie ließen sich von Napoleon III. helfen und von Bismarck, und es war deutscher Irrtum, das letztere als seelische Hinwendung zum Deutschtum zu begrüßen. Soweit der Italiener Gastwirt ist, liebt er die Nation, die bei ihm logiert, und im übrigen liebt er sich und sein eigenes Volk. Man sehe die italienischen Arbeiter, die bei uns Arbeit suchen: sie bleiben durchaus unter sich und haben immer etwas von Verschwörer an sich, auch wenn es sich nur um kleine Dinge handelt. Der deutsche Arbeiter hält sie für gefährlich und falsch, obwohl sie meist ganz brav und sittsam leben und arbeiten, weil er ihre Blicke fürchtet und nicht weiß, wann einer das Messer zieht.

Ueberhaupt die italienische Leidenschaft! Man darf sie nicht auf deutsche Weise beurteilen, denn sie ist etwas anderes, als wenn der Deutsche von einer Sache ganz verrückt geworden ist. Diese deutsche Leidenschaft ist ein Dauerzustand, der langsam entsteht, und aus dem der Befallene sich schwer herauswickelt. Beim Italiener kippt alles viel schneller um. Die Rede, die in Shakespeares Julius Cäsar vom Antonius gehalten wird, ist zu italienischem Volke gehalten, nicht zu Engländern oder Deutschen, denn sie rechnet auf Gehirne, die sich mit Worten schnell fangen lassen und drehbar sind wie kleine Motorboote. Mag es die Gemischtheit des Blutes sein oder die heißere Sonne, der Italiener ist normalerweise sehr verständig, läßt sich zureden und überreden, dann aber verliert er die Zügel plötzlich aus der Hand, rast wie ein toll gewordenes Pferd, zerbricht Fensterscheiben, verletzt seine besten Freunde, verdirbt seine eigene Mühe, wirft Bomben, bedroht die Welt, bis er dann vielleicht ebenso plötzlich wieder ganz nüchtern wird, sich auslacht, die anderen auslacht und tut, als wäre gar nichts gewesen. In solchen Zuständen sehen wir in diesen Tagen große Mengen des italienischen Volkes. Es ist höchst bezeichnend, wie sehr sich die Italiener aufregen und wie ruhig die Deutschen zusehen, obwohl für beide etwa dasselbe auf dem Spiele steht.

Digitized by Google

Was steht für uns auf dem Spiele? Der Weltkrieg, den wir nun bald 10 Monate aushalten, ist auf seiner Höhe angelangt und nimmt, soweit Menschen sehen können, einen normalen für uns günstigen Verlauf, wenn keine neuen Verwicklungen eintreten. Wenn sich die Italiener einmischen, so beginnt ein neuer Akt voll Blut und übermenschlicher Anspannung. Wir werden auch in diesem zweiten Akte siegen, aber es wird uns viel kosten. Wenn jemand bei der italienischen Einmischung gewinnt, so sind es die Russen und nicht die Italiener, denn sicher werden Oesterreicher, Ungarn und Deutsche unter allen Umständen den Italienern zeigen, daß wir nicht mit uns spielen lassen.

Und was steht für die Italiener auf dem Spiel? Sie denken sich den Krieg leicht und marschieren nach der Veroneser Klause und nach dem Isonzo, wie sie nach Tripolis gefahren sind, als wäre es ein Spaziergang. Mögen sie es tun, dann werden sie heulen lernen! Wir wissen jetzt schon, was der Krieg ist, sie aber müssen es erst lernen. Wir führen ihn, weil wir gezwungen wurden, sie wollen ihn führen, weil die Gelegenheit günstig scheint. Das kann sich zu wilder Verwirrung unter ihnen selbst gestalten. Wir werden es ja sehen.

Noch sind die Würfel nicht gefallen.

Paul Schubring / Heiliger Egoismus?

Wir haben uns in der Presse aller Parteien seit dem Kriegsausbruch starke Beschränkung auferlegt, sooft das Thema „Italien" fällig war. Die Neutralitätserklärung des dritten Bundesgenossen, die Anfang August erfolgte, wurde bei uns mit eisigem Schweigen aufgenommen und Cirmenis Begründung, daß es sich ja um einen Angriffskrieg Deutschlands und Oesterreichs handele, mit bitterer Verwunderung hingenommen. Man gab sich mit der „wohlwollenden Neutralität", die in Aussicht gestellt wurde, schließlich zufrieden, weil man Wichtigeres zu tun hatte, als gegen Pharisäismus zu kämpfen. Wie diese Neutralität dann wirksam wurde, als die französischen Truppen von der savoyischen Grenze zurückgenommen werden konnten und an der Marne den französischen Gegenangriff gegen das deutsche Heer ermöglichten, die österreichischen Grenztruppen in Tirol dagegen nicht frei wurden und bei der Schlacht von Lemberg peinlich fehlten, das ist oft genug dargestellt worden. Inzwischen ist von Monat zu Monat in Italien die „wohlwollende Neutralität" einer Politik gewichen, deren Rücksichtslosigkeit gerade die besonderen Freunde Italiens mehr erbittert hat, als alle Taten Englands und Amerikas. Mit dem stolzen Ausdruck „sacro egoismo!!" wird eine Politik gerechtfertigt und beschönigt, die den Augenblick schwerster Bedrängung beim bisherigen Bundesgenossen benutzt, um die Wünsche der Irredentisten zu erfüllen und ohne Blutopfer Gebietserweiterungen im Nordosten zu erreichen. Wie das alles gekommen ist, sucht uns ein Artikel von Italicus in der letzten Hilfenummer plausibel und erträglich zu machen. Er hat auch die überrascht, die Italiens Zeitungen verfolgt haben und die italienische Grundstimmung gegen Oesterreich und Deutschland längst als ein Gegebenes in die Gesamtrechnung einbezogen haben.

Die Grundvoraussetzung dieses Artikels geht dahin, es sei jetzt mit Recht und Sympathien zu Ende, und jede Nation suche mit allen Mitteln zu erreichen, was sie für ihren Vorteil halte. Wir Deutschen denken nicht so. Uns ist der Krieg aufgenötigt worden, wir haben keine belgischen Verträge in dem Sinne verletzt, wie es Italicus annimmt, und unsere ganze Kraft ruht auf dem reinen Gewissen und den sauberen Händen. Die Jahre des Dreibundvertrages, in dessen Schutz Italien ein dreißigjähriges, ihm herzlich gegönntes Aufblühen erleben durfte, ließen Italien Zeit, sich in diese Grundstimmungen der deutschen Seele hineinzuleben. Ist für die Italiener die Schwierigkeit, uns Deutsche zu begreifen, so groß, wie sie Italicus schildert, dann mag man in friedlichen Zeiten den Dreibund lösen, als eine lebensunfähige Zwitterbildung; den Augenblick der Gefahr zu benutzen, um den Bundesgenossen, die man 30 Jahre lang verdammt gut brauchen konnte, in den Rücken zu fallen und sich dabei auf die Stimmung der „Straße" zu berufen, die doch sonst immer als unwichtig beiseite geschoben wurde, solch ein Verfahren gilt in Deutschland nicht für erlaubt.

Italicus beschwert sich über Deutschlands Presse im libyschen Feldzug, der übrigens — entgegen den Behauptungen von Italicus — Italien nur ein überraschend geringes Opfer an Blut gekostet hat. Weiß Italicus nicht, daß wir damals in der schwierigen Lage „zweier feindlicher Freunde" waren, und daß wir schließlich dem Dreibund zuliebe manche Sympathie tapfer unterdrückt haben? Daß wir den Siegesnachrichten aus der Cyrenaica mit Zweifeln begegneten, mag dem Italiener schmerzlich gewesen sein; die Tatsachen haben unsere Skepsis gerechtfertigt.

Schmerzlich ist es, wenn Italicus bei Frankreich jetzt eine edle Gesundung erlebt, „den Wiedergewinn seiner besten Tugenden", daß er aber kein Wort für den Geist der deutschen Erhebung im August 1914 übrig hat! Die bewundernswürdige Zähigkeit, mit der die Franzosen dem deutschen Einmarsch widerstanden, wird gepriesen; dem Anmarsch der deutschen Heere von Aachen bis Compiègne wird kein Lob gespendet, er wird gar nicht erwähnt. Ist das noch wohlwollende Neutralität oder nicht vielmehr Parteinahme gegen den bisherigen Bundesgenossen? Weiter sagt Italicus, daß das italienische Publikum in der Mehrheit den Zentralmächten abhold sei. Ich sagte schon: jetzt ist nicht die Stunde, mit diesen Sympathien abzurechnen. Aber wo bleibt die berühmte Grundbegabung dieses Volkes: neminem laedere, wenn Italien seit dem 1. August 1914 in seiner Presse, seinen Versammlungen, in den Asphaltfesten und im Kaffee Aragno, auf dem Mailänder und dem Römischen Corso immer wieder uns schmäht, verdächtigt und verleumdet, wenn Karikaturensammlungen veröffentlicht werden, die uns als Hunnen hinstellen, wenn alle Beschuldigungen der Reuterdepeschen nicht nur nachgedruckt, sondern auch geglaubt werden? Die deutsche Presse hat zu vielem geschwiegen, weil sie wußte, daß ein großer Teil der italienischen Presse gekauft war, immerhin hofften viele, daß das Urteil der schweigenden Minorität der wahrhaft gebildeten Italiener anders ausfalle. Mußte Italicus von dieser wichtigen Gruppe nicht etwas sagen, wenn sie vorhanden war? Nun, ich kann aus vieljähriger Erfahrung aufs bestimmteste versichern: diese Minorität ist vorhanden, und sie scheint sich jetzt auch ein wenig Geltung zu verschaffen. Sie hat sich längst redlich bemüht, gegen den Strom zu schwimmen; sie hat nur keinen Mund zum Reden gehabt. Warum hat Italicus diese Leute nicht genannt, deren Gewicht doch viel größer als ihre Zahl ist?

Die Angst vor der Vormacht des Pangermanismus, die Italicus als berechtigt ansieht, verrät mehr Schwäche, als ich sie den Italienern zutraue. Deutsche und Italiener sind so grundverschieden innerlich disponiert, daß ein Vordringen der deutschen Psyche auf italienischem Boden —

Digitized by Google

noch dazu in den heutigen Zeiten der „nationalen Kulturen" — ausgeschlossen scheint. Der Italiener hat sich immer als die ältere und reifere Schicht eingeschätzt und die „Jugend" der deutschen Kultur gewaltig überschätzt. Er hat es wohl oder übel erleben müssen, daß seine große Vergangenheit von deutschen Historikern tiefer gewürdigt, von deutschen Dichtern lebhafter nachempfunden worden ist, als von seinen eigenen Landsleuten. Unfähig, den Vorsprung einzuholen, hat er sich durch Chauvinismus und Ignorieren gegen diese Kräfte gewehrt. Männer, die einst den Ehrgeiz besaßen, Mommsens römische Geschichte fortzusetzen, gehören heute zu den Kriegshetzern gegen Deutschland. Man mag das für ein Zeichen der Schwäche halten; die Kampfmittel sind aber zu verschieden in beiden Lagern, als daß von einer ehrlichen Auseinandersetzung geredet werden könnte. Das Italien, das Winckelmann, Goethe, Burckhardt und Hehn uns Deutschen geschenkt haben, ist in Italien unbekannt und wird unbekannt bleiben. Kein Weltkrieg kann es uns rauben. Politisch spielt diese Eroberung der Geister der Renaissance und des 17. und 18. Jahrhunderts aber keine Rolle. Man nennt das dort unten Gelehrtenträume, die man uns großherzig bewilligt. Wir aber wissen, wieviel von deutscher Seele, deutscher Liebe, deutscher Hingabe in diesen Dingen unzerstörbar festliegt, und daß diese Durchdringung einer großen vergangenen Kultur für uns zu dem Rüstzeug unserer heutigen Stärke gehört. Es ist eine Arbeit, die nicht nur uns Segen gebracht hat. Von ihr zu reden, lag für Italicus näher als vom Pangermanismus zu sprechen, unter dem sich hier in Deutschland, abgesehen von den Alldeutschen, die wenigsten eine klare Vorstellung machen können, weil uns ganz andere Dinge interessieren.

Italien war nach dem Dreibund-Vertrag vielleicht nicht gezwungen, am 1. August auf die Seite der Zentralmächte zu treten. Es war dann aber sicher zu einer aufrichtigen Neutralität verpflichtet, die es schmerzlich vermissen ließ. Dann arbeiteten sich seine alten irredentistischen Wünsche wieder an die Oberfläche, die im peinlichsten Augenblick präsentiert wurden. Trotz allem wurde ihre Erfüllung in Aussicht gestellt. Da aber wuchs der Appetit und man glaubte, den Augenblick noch stärker ausnutzen zu sollen. Solch eine Politik wird „heiliger Egoismus" genannt!

Ob Italiens Zukunft im Mittelmeer durch einen Sieg Englands, Frankreichs und Rußlands gewinnen kann, darüber haben sich Kompetentere ausgesprochen. Höchst unnatürlich ist es, daß alle Sehnsucht der Italiener immer nach NO geht, statt nach NW und SW, nach Savoyen und Malta. Es entsteht der Verdacht, daß auch diese Sehnsucht künstlich gelenkt worden ist. Sie ist zum mindesten einseitig. Will man das „Unerlöste" wirklich befreien, so vergesse man nicht, daß das Stammland des italienischen Königshauses mindestens ebenso in der Fremde „schmachtet" als das Trentino.

Wie die Lage sich entwickelt hat, wenn diese Zeilen gelesen werden, kann niemand voraussagen. Wie auch immer es kommen mag, die Freunde der italienischen Natur, Kunst und Geschichte haben die größte Mühe, mit dem Italien der Gegenwart Fühlung zu behalten. In unseren Seelen ist etwas zerbrochen, was wir mit aller Kraft zu behüten bestrebt waren. Möchte das alte italienische Sprichwort: il tempo è galantuomo — die Zeit ist ein Edelmann — Möglichkeiten und Geschenke wieder heraufführen, an die wir heute kaum noch zu glauben wagen. Oft haben wir uns mit Philines Wort getröstet: „Wenn ich dich liebe, was geht es dich an." Jetzt ist Italien an der Reihe, unser Vertrauen neu zu verdienen.

Paul Rohrbach / Südwestafrika

Der Feldzug Bothas in Südwestafrika hat zur Einnahme der ganzen Südhälfte der Kolonie mit Lüderitzbucht, Swakopmund, Keetmannshoop und Windhuk geführt. Bedeutender Widerstand scheint von unserer Truppe in letzter Zeit nirgends geleistet worden zu sein, aber es wäre voreilig, deswegen Tadel auszuteilen. Wir können uns die Zahl der Verteidiger auf Grund der allgemein bekannten Ziffern der aktiven Schutztruppe und der waffenfähigen Männer — ein Unterschied zwischen waffenfähig und wehrpflichtig wird in Afrika nicht gemacht, wenn die Dinge so kommen wie in Südwest — leicht berechnen. Viel mehr als 8000 Gewehre werden für die Verteidigung des Landes nicht zur Verfügung stehen. Demgegenüber soll Botha mit 40 000 Mann eingefallen sein. Es ist natürlich schwer, eine solche Macht zu verpflegen, aber die Unionstruppen verfügen jetzt über ein viel besseres Eisenbahnnetz, als wir vor zehn Jahren im Aufstande. Botha und seine Unterführer können bei ihrer fünffachen Uebermacht überall mit Umgehungen operieren und von allen Seiten mit stärkeren Kräften kommen.

Die Verwaltung und die Truppe haben sich, als die Aufgabe von Windhuk unvermeidlich wurde, nach Norden zurückgezogen. Regierungssitz ist Grootfontein. Vermutlich sind auch die wichtigen und stark besiedelten Bezirke Omaruru und Waterberg noch in unserer Hand. Der Osten, Gobabis, kann nicht gehalten werden, sobald Windhuk verloren ist. Auf Waterberg, Omaruru und Grootfontein hat sich bei weitem der größte Teil der Besiedlungsarbeit seit dem Aufstande konzentriert. Diese drei Bezirke enthalten mit dem benachbarten von Okahandja zusammen mehr Farmen, als die ganze übrige Kolonie. Ob Okahandja genommen ist oder nicht, wissen wir nicht. Auch wenn es der Fall sein sollte, so wird das Farmgebiet, das sehr reich an Busch und schwierigem Gelände ist, wohl noch nicht besetzt sein. Der Vormarsch der Armee Bothas von Swakopmund nach Windhuk scheint überhaupt nicht längs der Eisenbahn erfolgt zu sein, die jedenfalls zerstört war, sondern auf dem Baiweg, der alten Ochsenwagenroute, die südlich von der Bahn über Otjimbingue und Barmen verläuft.

Was nun kommen wird, ist schwer zu sagen, wenigstens was die Verteidigung betrifft, die im Norden leichter geführt werden kann, als im Süden. Unter den eingezogenen und kriegsfreiwilligen Angehörigen der Truppe sind jedenfalls viele Farmer, deren Besitzungen in den vom Feinde besetzten Gebieten liegen. Es ist wohl ausgeschlossen, daß auch alle Frauen und Kinder den Rückzug nach Norden mitmachen, schon wegen der Schwierigkeiten der Verpflegung. Die nicht waffenfähige Zivilbevölkerung — und das sind in Südwest eben fast nur Frauen und Kinder — wird also überwiegend auf den Plätzen geblieben sein. Es ist nicht anzunehmen, daß Botha und die übrigen Führer ihnen etwas geschehen lassen. Den englischen Reichstruppen wäre natürlich alles Schlechte zuzutrauen, wie die unsagbaren Gemeinheiten, die in Kamerun vorgekommen sind, beweisen. Offenbar aber besteht Bothas Hauptmacht aus Buren. Die tun unseren Frauen und Kindern schon aus dem Grunde nichts, weil das Rassegefühl in ihnen viel zu lebendig ist. Auch den Eingeborenen gegenüber werden sie scharfe Ordnung halten. Den Privatbesitz an Vieh, Gerätschaften usw. wird Botha sicher anerkennen, denn er ist, wie er auch jetzt im Kriege wiederholt versichert hat, kein Feind der Deutschen, von denen er, als sein Volk um die Freiheit kämpfte, soviel Teilnahme erfahren hat. Als ich im November 1908 auf der Reise von Ostafrika nach Südwest Durban berührte, hörte ich, daß er sich mit großer Bitterkeit über den angeblichen

Digitized by Google

Kriegsplan des Kaisers gegen die Buren ausgesprochen hatte. Jedenfalls war es auf englischer Seite ein Hauptzweck jener Veröffentlichung, uns die Afrikander politisch zu entfremden, und das ist leider auch erreicht worden.

Der Krieg in Südwestafrika wird aber in jedem Falle falsch verstanden, wenn man ihn einfach als einen Teil des allgemeinen englischen Weltkrieges gegen uns betrachtet. Auf der einen Seite ist er es natürlich, auf der anderen aber soll er der besonderen groß-südafrikanischen Politik Bothas dienen. Der gescheiterte Aufstand Dewets ging von den Unversöhnlichen aus, die jetzt die Zeit gekommen glaubten, mit England abzurechnen. Ihnen hat Botha wahrscheinlich gesagt: nein, jetzt nicht, die Unterhaltung mit den Rooineks (der südafrikanische Spitzname für die Engländer) kommt erst dann, wenn wir Deutsch-Südwestafrika auch haben. Versetzen wir uns auf den Standpunkt eines südafrikanischen Politikers von weiterem Blick, so ist der Wunsch, die deutsche Kolonie mit den übrigen Gliedern der Union zu vereinigen, selbstverständlich, und das um so mehr, als der neue Bestandteil ganz und gar engländerfrei sein würde. Natürlich würde Botha trotzdem anders handeln, wenn er nicht auf Grund der bis heute bei den meisten Neutralen herrschenden Vorstellung die Niederlage oder doch wenigstens die entscheidende Schwächung Deutschlands für wahrscheinlich hielte.

Die jetzige Rechnung ist so durchsichtig wie möglich. Sobald Südwest genommen, d. h. der bewaffnete Widerstand überwunden und die deutsche Verwaltung beseitigt ist, wird die Vereinigung der Kolonie mit der südafrikanischen Union verkündet und den deutschen Ansiedlern gesagt: wenn Ihr vernünftig seid und euch fügt, so geben wir euch baldmöglichst alle politischen Rechte, und euer Land wird Gesellschafter zu gleichen Rechten mit uns in der Union. Die englische Flagge braucht euch keinen Kummer zu machen, denn die Zukunft Südafrikas, euere wie unsere, ist doch nicht englisch, sondern afrikanisch, burisch.

Im Hintergrunde steht dabei die stillschweigende Rechnung, daß auch England nach diesem Kriege den Vereinigten Staaten von Südafrika, einschl. Deutsch-Südwest, keinen Widerstand würde entgegensetzen können. Es ist völlig ausgeschlossen, daß England, angenommen selbst, es trüge einen Erfolg in diesem Kriege davon, imstande wäre, den südafrikanischen Feldzug 1899 bis 1901 zu wiederholen. Namentlich, wenn die englische Stellung in Aegypten unsicherer werden sollte, als sie heute ist — das könnte, im Sinne Bothas, selbst dann geschehen, wenn Frankreich und Italien stärkere Nachbarn Englands im Orient und in Nordafrika würden —, müßte die selbständige Bedeutung Südafrikas an der Scheide des Atlantischen und Indischen Ozeans noch weiter steigen. Alle diese Dinge sagt sich ein so kluger Kopf wie Botha natürlich selbst, und man kann sich wohl vorstellen, daß er auch andere Führer seines Volkes innerlich für den Plan gewonnen hat, erst Südwest zu erobern und dann eine Politik von Gesamt-Südafrika zu machen.

Der Fehler in dieser Rechnung ist nur der, daß Botha und seine Parteigänger die wirkliche Lage auf den Hauptkriegsschauplätzen nicht kennen und nicht wissen, wie starke Aussichten Deutschland auf den Sieg hat. In dem Augenblick, wo England sich als geschlagen bekennen muß und einen Frieden schließt, bei dem es uns als die Sieger anerkennt, muß es auch alles preisgeben, was Botha erobert hat. Dann sieht sich der Burenführer nicht mehr der kleinen Zahl unserer Südwestafrikaner, sondern dem Deutschen Reich gegenüber, und dann ist er samt seinen Hoffnungen betrogen. Er hat die Wahl, entweder den Friedensschluß anzuerkennen und Südwest zu räumen oder den Abfall von England für ganz Südafrika zu proklamieren. Das wäre ein Verzweiflungsschritt, für den Botha wahrscheinlich schon aus dem Grunde zu klug sein wird, weil ihm der eigentliche Preis, unser Südwest, dabei am allersichersten entgehen würde. Er kann zwar die Engländer vom Gebiet der jetzigen südafrikanischen Union fernhalten, aber er kann Südwest nicht behaupten, wenn sich deutsche Kriegsschiffe vor Lüderitzbucht und Swakopmund legen und die Zufuhr sperren. Bevor es dahin kommt, wird außerdem wahrscheinlich die starke, auch in Südafrika vorhandene Opposition gegen den Krieg mit Deutschland dem Regime Bothas ein Ende gemacht haben. Botha ist innerhalb der Grenzen des südafrikanischen politischen Horizonts ein bedeutender Politiker. Dort aber, wo die südafrikanische und die Weltpolitik, der Kolonialkrieg und der Weltkrieg sich berühren, hat sein Urteil versagt, und es bleibt auch in bezug auf Südwest dabei, daß das Schicksal unserer Kolonien sich nicht über See, sondern in Europa entscheidet.

Orestes Daskaljuk / Um Bessarabien und Siebenbürgen

Wer vor wenigen Monaten in Rumänien reiste, konnte es nur mit einiger Anstrengung begreifen, daß er sich in einem neutralen Lande, und nicht mitten in einem bunten Heerlager befand. Das Reich widerhallte von dem verschiedenartigsten Kampfgeschrei, das ganze öffentliche Leben schien im Zeichen irgendeines nahenden gewaltigen Ereignisses zu stehen und sich nur noch in fieberhaften Ekstasen auszulösen. Flüchtete der parteilose Zuschauer zur Lektüre einer der zahlreichen Broschüren oder einer Zeitschrift, so fiel ihn aus den Zeilen dasselbe Treiben an, daß draußen die Stimmung des Tages kennzeichnete. Aus allen diesen leidenschaftlich geführten Parteikämpfen hatte er Mühe, den eigentlichen Kern herauszuschälen und bloßzulegen; der Streit ging um die Frage, ob man je nach seiner Parteinahme für die eine oder die andere der kriegführenden Staatengruppen Bessarabien oder Siebenbürgen mit der Bukowina annektieren müsse.

Nur einige wenige der älteren Politiker, denen das Gefühl einer Verantwortung nicht abhanden gekommen war, suchten durch sachliche Argumente beruhigend zu wirken und die lautesten Schreier zur Räson zu bringen. Dennoch blieb die Spannung in der öffentlichen Meinung bestehen, und jede der Parteien war heimlich auf der Lauer, um die Schwankungen des Riesenkampfes auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen für ihre Absichten auszunützen. Erst als die Zentralmächte, unbekümmert um die geschwungenen Fäuste ihrer neutralen Nachbarn, Erfolg an Erfolg häuften, die mit Pomp angekündigten dreiverbändlichen Angriffspläne kläglich scheiterten, die russische Dampfwalze in den masurischen Seen und den Karpathenpässen verfahren war, kam in Rumänien eine gewisse Ernüchterung auf und damit eine kühlere Beurteilung der Interessen des Königreichs. Die Dardanellenaktion und die gleichzeitigen Enthüllungen Sasonows und der hervorragendsten russischen Parteiführer über die „heiligen Ziele" Rußlands am Balkan warfen mit einem Schlage alle bisherigen Berechnungen rumänischer Politiker über den Haufen. Unter dem Geschützdonner der verbündeten Flotte und den hochtönenden Dumaerklärungen fanden nicht nur Rumänien, sondern auch die anderen Balkanstaaten den Weg zu sich selber.

Digitized by Google

Mit einem Male rückte die große moskowitische Gefahr in greifbare Nähe, und jene, die sie schon früher kommen sahen, gewannen mählich wieder die Oberhand.

Als im Frieden von San Stefano (1878) Rußland der ohnmächtigen Türkei seine harten Friedensbedingungen auferlegen konnte, die dem türkischen Staate nur einen kleinen Rest seines bisherigen europäischen Länderbesitzes beließ, befand sich unter ihnen eine Forderung, deren Tatsache bezeichnend war für die zarische Politik. Während die Slawenstaaten des Balkans überreich mit bisher türkischem Gebiet bedacht wurden, mußte Rumänien, dessen Heer kurz zuvor die Russen bei Plewna vor einer militärischen Katastrophe bewahrt hatte und dadurch überhaupt erst den Sieg entschied, eine seiner reichsten Provinzen, Bessarabien, das ihm im Pariser Vertrage von 1856 zugesprochen worden war, an Rußland abtreten. Dieser schmähliche Verrat an den Bundesgenossen wurde von dem damaligen russischen Bevollmächtigten Gortschakoff in zynischer Weise zugegeben und mit dem Hinweis auf Rußlands Lebensinteressen abgetan. An diesem Ergebnis änderte auch die von England verlangte und durchgesetzte Revision des San-Stefano-Friedens, der sich fast zu einem europäischen Konflikt ausgewachsen hätte, nur wenig, indem Rumänien im Berliner Vertrag als Entschädigung für Bessarabien die viel kleinere und minderwertigere Dobrutscha erhielt. In tiefem Groll schieden die rumänischen Vertreter von der Konferenz. Damals schien es, als ob die russisch-rumänischen Beziehungen für immer einen Bruch erlitten hätten.

Mittlerweile entwickelte sich im Westen langsam jene Umgruppierung der Staatenbündnisse, die später in den zwei großen europäischen Verbänden ihren bleibenden Ausdruck fanden. Die ersten Anzeichen einer unausbleiblichen kriegerischen Auseinandersetzung beider Gruppen stellten sich ein, diplomatische Plänkeleien und mühsam verhüllte Unfreundlichkeiten leiteten zu ihr hinüber. Rußland, das sich langer Hand für die letzten Entscheidungen vorbereitete, suchte sich den Balkan zu sichern und umgab seinen Hauptgegner, die Donaumonarchie, mit einem Netz von Verleumdungen und Feindschaften. Um sich eine blinde Gefolgschaft im Süden Oesterreich-Ungarns zu schaffen, wurde der erste Balkanbund ins Leben gerufen und Rumänien, das sich in der Erinnerung der Vorgänge von 1878 noch abweisend verhielt, durch eine fein eingefädelte und hinterlistige Politik ins Garn gelockt. Gleichzeitig wurde seine öffentliche Meinung durch eine erkaufte Presse planmäßig im russischen Sinne bearbeitet und die Begehrlichkeit auf das angeblich im ungarischen Joche schmachtende Siebenbürgen gelenkt. In den Köpfen nationaler Politiker extremster Richtung setzte sich das „siebenbürgische Problem" fest.

Siebenbürgen, das von 2,6 Millionen Rumänen bewohnt wird, die die überwiegende Mehrzahl der Gesamtbevölkerung bilden, hat seit Jahrhunderten die Geschicke Ungarns und dessen Verhältnis zur Habsburger Dynastie geteilt. Der wechselvolle Verlauf seiner Geschichte im Rahmen des Magyarenstaates brachte es mit sich, daß die Rumänen Siebenbürgens wiederholt bei der Wiener Regierung Zuflucht suchten (die siebenbürgische Hofkanzlei in Wien) und ihr auch zeitweilig unter Beibehaltung zahlreicher Sonderrechte unterstellt waren. Die national aufgeklärte und wirtschaftlich entwickelte Bevölkerung, die im benachbarten Königreich ihre ideelle Stütze hatte, brachte den Angriffen auf ihr Volkstum erfolgreichen Widerstand entgegen und verteidigte im Vereine mit den eingewanderten Sachsen die den beiden Völkern verliehenen Sonderrechte aufs beste. Erst im Jahre 1867 erfolgte die völlige Einverleibung Siebenbürgens durch Ungarn und damit die Aufhebung fast aller Sonderrechte und des Landtages, und die Einteilung des Landes in Komitate. Die Bestimmungen der Union sicherten den Magyaren trotz ihrer Minderzahl die Vorherrschaft über die fremden Nationalitäten; so wurde unverzüglich der Aufbau des magyarischen Nationalstaates in Angriff genommen, der sich schon in ganz kurzer Zeit über den elf Nationalitäten Ungarns entfaltete. Die Bestrebungen gewisser übertrieben nationaler Kreise, die nach und nach auf eine gänzliche Loslösung von Oesterreich hinarbeiteten, waren zugleich mit einer Magyarisierung der fremdstämmigen Minoritäten verbunden. Besonders die Epoche, da die nationale Opposition in Ungarn die Regierung übernahm, verschärfte infolge einer unglücklichen Schul- und Kirchenpolitik die Erbitterung bei den Rumänen und veranlaßte sie, in zahlreichen Appellen an die Oeffentlichkeit gegen die Bedrückungen ihrer Nation Klage zu führen.

In Rumänien war unterdessen die „nationale Liga" auf den Plan getreten, die ihre ursprünglich kulturellen Ziele immer mehr vernachlässigte und sich schließlich die Befreiung aller Rumänen aus dem ausländischen Joche zur Aufgabe machte. In ihr fanden alle Vorgänge im ungarischen Rumänenlager lautes Echo, zumal die jungen ehrgeizigen Politiker, die sich hier zusammenfanden, die ganze Angelegenheit mit großem Geschick zu eigenem Nutzen ausbeuteten. Dennoch blieb diese Bewegung vorerst ohne merklichen Einfluß auf die Hauptmasse der führenden Männer und lebte sich zumeist in utopistischen Plänen aus.

Als Rumänien durch das Zustandekommen des ersten Balkanbundes ohne seine Mitwirkung und die militärischen Erfolge der Verbündeten überrascht wurde und in der Folge, um wenigstens etwas zu retten, sich mit seinen Entschädigungsansprüchen an Rußland wandte, versuchte dieses das Königreich nach Kräften mürbe zu machen, indem es die rumänischen Unterhändler durch verschiedene Manöver hinzog, andererseits sie gegen den Donaustaat hetzte und ihnen für eine eventuelle Gefolgschaft zum erstenmal österreichische Gebiete in Aussicht stellte. Die Rumänen, die insgeheim auch bei Oesterreich ihre Forderungen vertraten, ohne daß sie da irgendwie auf deren Unterstützung rechnen konnten, legten unter den zarischen Einflüsterungen das korrekte Verhalten Oesterreichs um so eher als Unfreundlichkeit aus, als sie bald darauf die Vormachtstellung Oesterreichs auf dem Balkan als schädigend für ihre Hoffnungen und Ansprüche empfanden, zu denen sie der Bukarester Frieden berechtigte. Es trat zwischen den beiden Reichen eine Entfremdung ein, die reichsrumänische Chauvinisten zum Vorwand der sinnlosesten Agitationen nahmen.

Es ist dabei gleichgültig, ob diese Entfremdung durch die Begleiterscheinungen des Balkankrieges entstanden, oder ob sie bloß durch sie in ein akutes Stadium getreten war. Schon viele Jahre vorher war tatsächlich ein sichtliches Nachlassen der herzlichen Beziehungen zu beobachten. Die althergebrachte Freundschaft des Rumänenstaates zu Deutschland und der Donaumonarchie, die sich namentlich während der ersten Regierungszeit des deutschen Prinzen Karol in der Bevorzugung alles Deutschen äußerte, erkaltete in der Folge mit dem Auftauchen neuer jungrumänischer Parteirichtungen. Die Zeit der großen nationalen Bewegungen ließ auch bei den Jungrumänen ihr romanisches Herz entdecken, und Hand in Hand damit vollzog sich ein Umschwung ihrer Sympathien.

Digitized by Google

Die jungen Patriziersöhne, die sich ihre Bildung und ihre grundlegenden Anschauungen aus Paris holten, kehrten voller Bewunderung für die große lateinische Schwester heim und ebneten ihr, einmal ans Ruder gekommen, zu Hause alle Wege. So mag wohl schon frühzeitig der Grund für eine Entfremdung zu den Zentralmächten gelegt worden sein, die innerlich durch die zunehmende Durchtränkung mit französischem Wesen vorbereitet und durch das siebenbürgische Problem genährt, bald ein gänzliches Abrücken von der dreibundfreundlichen Politik zur Folge hatte.

Dieser Umschwung wirkte jedoch auf das benachbarte Siebenbürgen ganz anders, als im Königreich erwartet wurde. Die siebenbürgischen Rumänen, die wohl nach Rumänien hinüberblickten, solange dieses als Freund galt, wiesen jede Gemeinschaft mit den Bestrebungen reichsrumänischer Kreise von sich, als sie mit österreichfeindlichen Plänen herausrückten. Statt dessen begann sich bei den führenden ungarischen und rumänischen Männern die Erkenntnis Bahn zu brechen, daß ein inniger Anschluß der beiden tüchtigsten Nationen Ungarns im Interesse beider läge, und es kam schon mehrere Jahre vor dem Kriege zu Ausgleichsverhandlungen, die beiderseits mit den besten Vorsätzen betrieben wurden. Der Ausbruch des Krieges fand die Rumänen Oesterreich-Ungarns einmütig auf der Seite ihres Vaterlandes, und die bekannte Erklärung der Siebenbürger Rumänen, die das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue an das Habsburger Reich erneuerte, war wohl die stärkste Abwehr reichsrumänischer Lockungen.

Mit dieser Erklärung war allen Dreiverbandsplänen der Boden entzogen. Es zeigte sich hier dieselbe Erscheinung wie im übrigen Oesterreich-Ungarn: die Nationen, die sich in Friedenszeiten bis aufs Messer befehdeten, schlossen sich zu einer untrennbaren Einheit zusammen, sobald ein äußerer Feind vor den Toren stand. Die Hoffnungen rumänischer Phantasten, daß Siebenbürgen selbst seinen Abfall von Ungarn und den Anschluß an Rumänien mit Begeisterung vollziehen werde, erfüllte sich zwar nicht, trotzdem wurde die Idee einer Erwerbung Siebenbürgens nicht fallen gelassen. Die Mittel und Wege mußten allerdings andere werden. Hierzu boten ihnen die unzähligen Anträge Rußlands und seiner Verbündeten die Handhabe.

Es gab kritische Zeiten, wo die Wolken sich schwarz über dem Lande ballten. Ein bewaffnetes Eingreifen Rumäniens zugunsten des Dreiverbandes schien zeitweise unabwendbar. Schon triumphierte die feindliche Presse. Aber immer verstanden es die verantwortlichen Leiter der rumänischen Staatspolitik, das drohende Ueberhandnehmen kriegslüsterner Strömungen niederzuhalten. Bekannt ist, daß der verstorbene König Karol in einer Art Ultimatum an den nationalen Führer seines Reiches erklärte, daß er seine Einwilligung zu einer Abenteurerpolitik nie hergeben würde und eher die Konsequenzen dieser Haltung zu tragen entschlossen sei, als das Land dem Verderben auszuliefern. Diese mannhaften Worte machten im Reiche einen tiefen Eindruck. Zudem begann die Erinnerung an das Jahr 1878 von frischem aufzuleben, das nationale Unglück, das der Anschluß an Rußland brachte, war noch nicht vergessen. Ganz besonders ernüchternd wirkte die rücksichtslose Art, mit der die russischen Minister und Dumadeputierten ihre Ansprüche auf Konstantinopel und sein Hinterland begründeten. Die Gefahren, die ein Festsetzen Rußlands auf der Balkanhalbinsel allen Balkanstaaten bringen würde, wären namentlich für Rumänien besonders groß, da seine Handels- und politischen Interessen durch eine Sperrung des Schwarzen Meeres bedingungslos der Willkür Rußlands ausgeliefert wären. Sie würden nicht einmal durch eine Erwerbung Siebenbürgens aufgewogen, zumal selbst eine Vergrößerung Rumäniens die drohende Umzingelung durch Rußland auf die Dauer nicht abzuwenden imstande wäre.

Noch ist in Rumänien die letzte Entscheidung nicht gefallen. Aber seine Staatsmänner verkünden, daß sie ihre endgültigen Entschlüsse nur von einem Gesichtspunkte aus fassen wollen: dem des nationalen Interesses des Königreiches. Wenn es ihnen damit ernst ist, so ist der Weg eigentlich schon gekennzeichnet, den sie gehen müssen. Es ist derjenige, der ihnen für die Zukunft die besten Aussichten auf die Fortdauer ihrer Unabhängigkeit gewährleistet.

Heinrich Behr / Zum Wiederaufbau Ostpreußens

Schluß.

III. Die Zukunftslage.

Wenn auch die geschaffene Lage ein sofortiges Eingreifen nötig macht, so kann sich die Tätigkeit zurzeit natürlich nur auf Notbauten beschränken, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, obwohl auch sie — als neue Bauaufgaben — viel Lehrreiches enthalten.

Für uns ist die Erörterung der Frage wichtiger, wie die großen Aufgaben, die nach dem glücklichen Friedensschluß ihrer Erledigung harren, von Staat, Gemeinde und Bürgern zu bewältigen sind.

Es ist geradezu ein Problem, das hier zum ersten Male an uns herantritt. Es ist ein Prüfstein unseres wirtschaftlichen und städtebaulichen Wissens und Könnens besonders nach zwei Richtungen hin:

Zum ersten, ohne Ueberhastung doch Eile und gediegene Arbeit zu vereinen, zum anderen, bei möglichster Sparsamkeit nicht nur vorübergehend zu helfen, sondern dauernden Aufschwung zu sichern.

Es muß in sozial-wirtschaftlicher, technisch-hygienischer sowie in ästhetischer Weise gleich Gutes geleistet werden, was auch rückwirken wird auf die unbeteiligten Bezirke.

1870 ist es nicht erreicht worden. Die Gründerjahre wurden von einem wilden Spekulantentum beherrscht, und an Dokumenten dieser Regentschaft sind wir leider nicht verlegen. Sie haben sich fortentwickelt bis auf unsere Zeit, trotz Bekämpfung durch Gesetz und andere Maßnahmen, von denen das Gesetz zur Sicherung der Bauforderungen die Kette auf wirtschaftlichem Gebiete, das Gesetz gegen Verunstaltung der Ortschaften auf künstlerisch-ästhetischem Gebiete noch lange nicht geschlossen haben. Gerade in letzter Beziehung stehen wir hier am Anfang eines ungewissen Werkes, dessen Entwicklung abhängig ist von den Maßnahmen, die getroffen werden. Wir sollten darüber klar sein, daß wir das Werk beginnen nicht nur für uns, sondern auch für unsere Nachkommen, denn die Baukunst ist eine vorzügliche Volkserzieherin, in ihren Werken spiegelt sich auch ihre Zeit, ferner, daß es eines kulturell führenden Volkes unwürdig ist, sein Land mit Erzeugnissen eines unzulänglichen Geschmacks zu besetzen, um so unwürdiger, wenn es feststeht, daß die Kräfte für künstlerisch gute Gestaltung vorhanden sind.

Im Zusammenarbeiten von Staat, Gemeinde und Bürgern muß sich unsere Einigkeit, in der Verwertung des richtigen Materials unsere Wahrheit, in der Anwendung des auf deutschen Hochschulen gelernten Wissens unsere Kraft zeigen.

Digitized by Google

Zunächst erwarten wir die Maßnahmen des Staates, der die Zurückführung und Wiedereinbürgerung der geflüchteten Bevölkerung ins Auge fassen wird. Dabei sind die Neuschaffungen richtiger Vieh- und Pferdezuchten in wirtschaftlicher Beziehung zu beachten, die auch neue bautechnische Fragen aufrollen werden. Den Bürgern wird es keinesfalls möglich sein, mit den erhaltenen Versicherungssummen allein neue Wohnstätten zu schaffen, hier wird der Staat Zuschüsse gewähren müssen, und da Bauberatungsstellen sowie Vermessungsarbeiten in großem Umfange den Fortgang der Arbeiten sichern sollen, werden diese auch vom Staate eingerichtet und unterhalten werden müssen. Inwieweit eine Unterstützung und Regelung der Materialbeschaffung staatlicherseits geboten erscheint, wird sich bald herausstellen, aber keinesfalls dürfen dabei die ansässigen Gewerbetreibenden geschädigt, örtlicher Handel und Gewerbe vernachlässigt werden. Hier wird man mit großer Geduld zu rechnen haben. Den Gemeinden wird der Staat eine Unterstützung bei Anlage von Kanalisation und Wasserversorgung nicht versagen können, weil gerade die Förderung dieser Einrichtungen im allgemeinen Interesse liegt. Schließlich ist nicht nur der sich bietenden Gelegenheit, sondern auch der unbedingten Notwendigkeit wegen eine Nachprüfung der bestehenden Bauordnungen von einschneidender Bedeutung. Die Versicherung maßgebender Stellen, daß dies bereits im Gange sei, bestätigt die Wichtigkeit nur noch nachdrücklicher.

Das Fluchtlinien-Gesetz von 1875 bestimmt eine Verpflichtung zur Nachprüfung der neuen Pläne bei umfassenden Zerstörungen, wie sie jetzt tatsächlich vorliegen. Im Regierungsbezirk Königsberg bestehen drei Bauordnungen, eine für die Stadt Königsberg, die zweite für das platte Land, die dritte für die übrigen Städte. Die erste ist 1910 herausgekommen, also wohl modern. Die zweite und dritte, die für den vorliegenden Fall von besonderer Wichtigkeit sind, werden, wie schon gesagt, zurzeit einer Neudurcharbeitung unterstellt. Nicht zu übersehen ist die wirtschaftliche Beeinflussung der Bautätigkeit durch die Bauordnungen. Die Gepflogenheiten, welche bei den im Auftrage des Staates errichteten Bauwerken geübt werden, sind nicht in allen Punkten auf den Bau des Privatmannes übertragbar. Der Staat baut teurer, weil er Unterhaltungskosten sparen will, der Privatmann dagegen zeigt im allgemeinen das Streben, billig zu bauen. Er schafft, wenigstens in technisch-konstruktiver Hinsicht, vor allem für die Gegenwart, d. h. für sich selbst, nicht für die ihm meist unbekannten Nachfolger. So können neue Bestimmungen über Stärke der Wände, Balken, Höhen der Zimmer u. v. m. angenehme Verbilligungen herbeiführen, die das Bauinteresse des einzelnen anregen. Ueber die willkürliche Höhenentwicklung der Gebäude hatte ich auf meiner Studienreise des öfteren zu klagen. In Insterburg wirkt ein mitten aus der kleinen Häuserumgebung herausragendes fünfstöckiges Hotel und an anderen Orten hohe Warenhausbauten im Rahmen der Marktplätze geradezu zerstörend. Hierin dürfte den hartnäckigen Wünschen nach rentabler Höhenausdehnung mehr Widerstand entgegenzusetzen sein. Eine scheinbar belanglose Sache, die mir nur bei landwirtschaftlichen Gebäuden dort notwendig erscheint, wo schnelle Entleerungen der Gebäude etwa bei Brand notwendig sind, fiel mir in der allgemeinen Verfügung auf, daß alle Türen der Wohn- und Geschäftshäuser nach außen schlagen müssen. Diese Maßnahme zeitigt oft recht eigenartige Anordnungen und gequälte Verhältnisse der Eingänge.

Von dem Ortsstatut gegen Verunstaltung der Landschaft allein dürfen wir uns bei aller Wichtigkeit desselben doch nicht zuviel versprechen. Es kann wohltätig ergänzend eingreifen, aber es vermag niemals eine Bauordnung zu ersetzen. Ebenso wird eine Sachverständigen-Beratung viel helfen können, eine zwangsweise Bauberatung aber schon deshalb nicht zu empfehlen sein, weil sie zu sehr den Stempel des Persönlichen trägt.

Bauberatung und Bauerlaubnis müssen in verständiger Weise Hand in Hand gehen. Dabei sollte möglichst jede Kommissionsarbeit wegfallen, hier hat die künstlerische Verantwortung der beratende Architekt allein zu tragen.

Weiter ist m. E. vor einer zu großen Zersplitterung der Bauordnung zu warnen, es muß auf Einführung einer allgemeinen großzügigen Bauordnung hingearbeitet werden. Es wird eine gemäßigte, verständige Bauordnung erstehen müssen, die strengstens verbietet, abscheuliche Dinge aufzuführen, Grund und Boden unvernünftig auszunutzen, und zwar nach Höhe und Fläche, die den Abstand der einzelnen Gebäude voneinander sinnreich regelt, systematisch hinwirkt auf Gestaltung der Straßen, deren Schmuck, Verlauf und Breite, auf das Einzelhaus dort, wo es in Frage kommt, auf Anlage von Grünflächen, Gartenland u. a. m.

Eine solche Bauordnung muß imstande sein, Resultate zu zeitigen, wie wir sie oft als erstrebenswert und schön in den städtebaulichen Vorträgen und Uebungen ersehnt haben. Jetzt ist die Gelegenheit wie nie zuvor geboten, die erträumte deutsche Stadt nach deutscher Art aufzubauen. Daß alte Baudenkmäler dabei geschont, daß die neuen harmonisch angegliedert werden müssen, das ist selbstverständlich; aber selbstverständlich sollte auch sein, daß wir das Neue aus unserer Zeit heraus entwickeln und nicht etwa Resten alter, gewesener Zeiten zuliebe uns und unseren Nachkommen Städte mit mittelalterlichem Formenwerk errichten.

Der Beton- und Eisenbau wird angewandt zeigen müssen und können, wie — wissenschaftlich, praktisch und ästhetisch durcharbeitet — er wohl in der Lage ist, sich auch kleineren Städtebildern mit historischem Hintergrunde dienstbar zu machen. Es wäre sehr verkehrt, wollte man ausschließlich bei dem aus der gotischen Backsteintechnik Ueberlieferten verharren.

Zum zweiten wird auch in diesem Streben nach Wahrheit auf die verständnisvolle Mitarbeit der Stadt- und Kreisverwaltungen gerechnet werden müssen. Ebenso wichtig wie Neues zu schaffen, ist im Interesse des Charakters einer Stadt, das gute Alte zu erhalten und zur Geltung zu bringen. Der bodenständige Charakter muß gewahrt bleiben, die Wasserläufe und Seen können im Stadtbild künstlerisch ausgenutzt werden, das gilt auch von einzelnen Gebäuden, industrieller und landwirtschaftlicher Art, von Wiesen, Baumgruppen oder Einzelanpflanzungen. Dabei sind die wirtschaftlichen Verhältnisse zu berücksichtigen, dem wachsenden Verkehr durch gute Verbindung nach außen hin Rechnung zu tragen. Auch die Festsetzung von Fluchtlinien ist nicht unwichtig. Ebenso eine zielbewußte Siedlungspolitik, die den Arbeiter mehr denn je, vielleicht durch Unterstützung, zum Bau seiner eigenen Scholle verhilft. Hierin fällt die Mäßigkeit der Bodenpreise schätzenswert in die Wagschale. Der Steigerung derselben, besonders durch große Warenhausbauten u. a., muß, wo sie auftritt, entgegengearbeitet werden.

Die zerstörten Marktplätze können da, wo ein Rathaus nötig wird, ein solches als Mittelpunkt erhalten, wie es uns beispielsweise in prächtiger Form in Allenstein entgegentritt. Wenn es bei den Abbrucharbeiten möglich ist, so mögen die

Digitized by Google

den alten, historischen Kirchen vorgelagerten Häuser dauernd verschwinden, dann werden uns die Marktplätze und ihre aus vergangener Zeit erhaltenen Stilbauten in verjüngter Schönheit entgegentreten. Auf diese Weise lassen sich u. a. in Neidenburg, Soldau, Ortelsburg, Gerdauen Schmuckplätze schaffen, von denen dann das ganze Stadtbild ausstrahlt. Das sind lebendige Museen, die Pflege und Förderung des Schönheitssinnes am besten in die Bürgerschaft tragen.

Zum Aufschwung der örtlichen Gewerbe ist die liebevolle, geduldsame Pflege derselben durch eine richtige Vertretung der Bau- und Gewerbeinteressen im Stadtrat erforderlich, die leider in manchen Orten m. E. nicht in der gewünschten Zusammensetzung besteht.

Mit dem Bauunternehmer von gestern sollte man sich nicht mehr zufriedengeben und danach streben, tüchtige Meister und wirkliche Architekten in die Stadtmauer zu ziehen, mit einem Wort: den richtigen Mann an die richtige Stelle zu setzen. Das gilt auch von den Baubeamten, einschließlich der Lehrer, die den gewerblichen Nachwuchs heranzubilden, die Freude an der Wahrheit des Materials und an der Schönheit der Form zu vermitteln haben. Deren Einfluß darf ja nicht unterschätzt werden. Wir haben die Beweise, daß im Westen des Reiches manche Stadt ihr handwerkliches Erblühen nicht zum wenigsten der zielbewußten Tätigkeit eines einzelnen, sei er nun Privatarchitekt, Baubeamter oder Lehrer, zu verdanken hat.

Dieses führt uns zum dritten und letzten Punkt unserer Betrachtung, nämlich der tätigen Mitarbeit jedes einzelnen. Mag man dem ostpreußischen Bürger, dem Landwirt mit Recht oder Unrecht Schwerfälligkeit vorwerfen, eins ist gewiß, er war bis jetzt in der Ausübung der Baukunst auf sich selbst, auf seine eigenen Erfahrungen angewiesen. Der Gutsbesitzer, der draußen auf dem Lande wohnt, ist wenig oder gar nicht beraten über Neuerungen, die die Erfinderkraft unserer Architekten und Techniker erreicht hat. Nicht viel besser ergeht es den Stadtbewohnern, auch in künstlerischen Dingen. Wo in aller Welt soll denn das Interesse am Schönen und Besseren herkommen, wenn darin nichts gelehrt, nichts durch Beispiel bewiesen wird?

Dann noch eins: Der Bürger als Auftraggeber ist ein freier Mann, ihn von der Wichtigkeit unserer Bestrebungen zu überzeugen, damit steigt oder fällt alles. Das kann nur im freien Spiel der Kräfte erreicht werden, nicht aber durch allzu strenge Gesetze und Verfügungen. Durch Vorträge und Beispiele wird er sicherlich die Notwendigkeit des Architekten als Bauanwalts und Schöpfers gediegener, praktischer und schöner Wohnstätten einsehen und sich schließlich auch seiner bedienen lernen.

Wer den konservativ denkenden und handelnden Ostpreußen genau kennt, wird mit den besten Hoffnungen dieser Pionierarbeit entgegensehen. Dazu ist jetzt die Gelegenheit geboten, ein neues Leben hineinzutragen in den seit Jahrhunderten schwer heimgesuchten Osten, zum Gedeihen des Landes, zum Segen der ganzen Bevölkerung und nicht zuletzt zum Nutzen unserer hochentwickelten Baukunst, des gesamten Handwerks und ihrer Streiter.

Hermann Barge / Karl Lamprecht

Das jähe Hinscheiden Karl Lamprechts empfindet die Schar seiner Schüler, Mitarbeiter und Gesinnungsfreunde als einen schlechthin unersetzlichen Verlust: sie stehen fassungslos vor der Tatsache, daß dem Wirken des Mannes, dessen Wesen bis in die letzten Wochen seines Lebens hinein höchste Aktivität atmete, vorzeitig, noch ehe er die Schwelle des Greisenalters erreicht hatte, ein Ziel gesetzt wurde, und daß sein großzügig und planmäßig angelegtes Lebenswerk vorerst unvollendet liegenbleiben muß. Darüber hinaus aber kommt auch weiten Kreisen derer, die Lamprechts Anschauungen nicht schlechthin zuzustimmen vermochten, zum Bewußtsein, daß mit ihm eine der kräftigsten, eigenartigsten, ideenreichsten geistigen Persönlichkeiten der Gegenwart dahingegangen ist.

Lamprechts Aufstieg fällt im ganzen zeitlich zusammen mit jener stürmischen Bewegung der Geister, die sich in den achtziger Jahren in Deutschland allmählich vorbereitete und im Beginn der neunziger Jahre zu voller Entfaltung gelangte. Man weiß, daß die geistigen Symptome dieser vorwärtsdrängenden Richtung in sich nicht einheitlich waren: zynische Ungläubigkeit und brünstige Mystik, gesteigerte Persönlichkeitskultur und sozialer Enthusiasmus, sittliche Unbußfertigkeit und rigoristische Geltendmachung strenger, an neuen Idealen orientierter Forderungen lagen oft dicht nebeneinander. Aber hinter diesen verschiedenartigen Erscheinungen und mancherlei Voreiligkeiten und Unklarheiten, in denen sich die neue Denkweise äußerte, waren ihre einheitlichen geistigen Grundlagen nicht zu verkennen: eine verfeinerte Empfänglichkeit für Eindrücke von außen; eine Verinnerlichung des seelischen Erlebens; Aufgeschlossenheit gegenüber neuen Beobachtungen und Erkenntnissen; ein Drängen in die Tiefe und auf das Wesen der Dinge hin, hinaus über den enggebundenen und veräußerlichten Vorstellungskreis, in dem sich das epigonenhafte Denken der Zeitgenossen bewegte.

Gegen Auswüchse, wie sie namentlich das jugendliche literarische Stürmer- und Drängertum jener Jahre gelegentlich zeitigte, war Lamprecht im voraus gefeit durch seine schlichte Frömmigkeit, die Mitgift seines väterlichen Pfarrhauses, und durch seine wuchtige Arbeitsenergie, die unter dem Einflusse der geistigen Zucht der Klosterschule zu Schulpforta, deren Zögling er war, sich frühzeitig wissenschaftlich auszuwirken begann, sodann auch, weil er sich bereits dem Mannesalter näherte, als die neue Geistesrichtung emporblühte. Deren *wesenhafte* geistigen Züge aber bestimmten auch Lamprechts Eigenart. Diese Tatsache muß man sich gegenwärtig halten, wenn man seine Stellung innerhalb der deutschen Geschichtswissenschaft richtig würdigen will. Sein Eintreten für neue Aufgaben und Ziele in der historischen Wissenschaft steht in engstem Zusammenhange mit den allgemeinen geistigen Dispositionen des ausgehenden 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts.

Damit aber waren Reibungen und Zusammenstöße zwischen ihm und den Historikern der alten Richtung von vornherein unvermeidlich. Denn zäher als die Vertreter anderer geistiger Disziplinen hielten diese an den Ueberlieferungen einer zurückliegenden Zeit fest. Soweit man von einer selbständigen Entwicklung der deutschen Geschichtswissenschaft seit Leopold von Ranke überhaupt reden konnte, hatte sie dazu geführt, daß — verglichen mit dem Universalismus der Rankeschen Betrachtungsweise — der Umkreis der Gegenstände geschichtlichen Forschens verengt, die historische Arbeitsmethode veräußerlicht war: in der Handhabung der Quellen-

Digitized by Google

kritik eine sichere, fast handwerksmäßig durchgebildete Technik, die namentlich bei Untersuchungen mittelalterlicher Quellenstücke erprobt wurde; in der Verfassungsgeschichte ein starkes Betonen der äußeren Institutionen und Kompetenzen; in der politischen Historie eine stetig zunehmende Peinlichkeit beim Zergliedern diplomatischer Vorgänge, aber zugleich eine strenge Beschränkung auf die Außenseite des staatlichen Lebens, auf die latent oder offen ausgefochtenen politischen Machtkämpfe.

Eine schwer zu überbrückende Kluft trennte von diesen historischen Methoden die Anschauungsweise Lamprechts. Er suchte dem verborgenen Urgrund näher zu kommen, dem alles geschichtliche Leben entkeimt. Hinter den greifbaren Dingen, die sich mit ihren Ecken und Kanten im Raume stoßen, sah er die einheitlichen Triebkräfte, denen alles Einzelwesen unterworfen ist; hinter der Vielheit der Gegenstände geschichtlicher Betrachtung die Einheit historischen Geschehens. Der Geistigkeit dieser Auffassung entsprach es, daß Lamprecht nicht so sehr auf die einzelnen Erscheinungsformen und die Schärfe ihrer Umrisse den Blick gerichtet hielt, als auf die gemeinsamen Züge, durch die auch scheinbar Widerspruchsvolles und Gegensätzliches sich als innerlich verbunden, als durchdrungen von dem einen Weltengeiste darstellt. Wie in einer durchleuchteten Landschaft das Sonnenlicht die harten Konturen der Gegenstände verblassen macht, so zerschmelzen im Lamprechtschen Geschichtsbilde die Umrandungen der Einzeldinge in dem Fluidum der geschichtlichen Energien, deren wechselnde und zufällige Vergegenständlichungen sie darstellen. Aus solchen Voraussetzungen ergab sich eine neue, ganz ungewohnte Art, die historischen Objekte zu betrachten. Lamprecht zog mit Vorliebe Gebiete geschichtlichen Lebens in den Bereich seiner Forschung, die bislang weit abseits der großen Heerstraße gelegen hatten, auf der die Verfassungs- und die politischen Historiker gewandelt waren. Ihm stand fest, daß in den Arbeitsbereich des Geschichtsforschers schlechterdings alle Zweige der menschlichen Kultur zu fallen hätten, daß man zu einer vertieften Vorstellung geschichtlichen Werdens nicht gelangen könne, ohne eine Gesamtanschauung der verschiedenartigen Strahlungen und Brechungen, durch die in den aufeinanderfolgenden Perioden der Weltengeist sich dem Auge des Betrachters entschleiert.

In seiner „Initialornamentik des 8. bis 13. Jahrhunderts" ging Lamprecht den künstlerischen Aeußerungen des primitiven frühdeutschen Phantasielebens nach. In seinem vierbändigen Werke „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter" brachte er die unendliche Vielgestaltigkeit der wirtschaftlichen, sozialen, rechtlichen Zustände zur Anschauung, die sich für den engen Raum des Moselgebietes aus den Beziehungen der Menschen zu dem von ihnen landwirtschaftlich bearbeiteten Boden ergaben. Die Resultate, zu denen Lamprecht in diesem Werke auf Grund eines mit eisernem Fleiße bewältigten ungeheuren Materials gelangte, erregten Staunen und Befremden zugleich, Befremden und Widerspruch namentlich bei den Rechts- und Verfassungshistorikern; fanden doch die vereinfachten Schemata, in denen sich nach ihrer Meinung das rechtliche Leben der früheren Zeit abgespielt haben sollte, durch Lamprechts Forschuungen so gar keine Bestätigung! Und schon setzte der Widerspruch auch seitens der Fachhistoriker ein. Man fand in der Tatsache, daß Lamprecht wirtschaftliche Vorgänge zum Gegenstand seiner Forschung gemacht hatte, eine bedenkliche Hinneigung zum „Materialismus" und hielt es für gut, die angehenden Studenten auch aus sittlichen Gründen vor der neuen Geschichtsauffassung zu warnen.

In wie ganz unzutreffender Weise man diese als „materialistisch" brandmarkte, bekundete freilich bereits der erste, dem Andenken „seines lieben Vaters" gewidmete Band der „deutschen Geschichte" Lamprechts: seine und der folgenden Bände Eigenart beruhen nicht zum wenigsten darauf, daß darin neue Einblicke in das geistige Leben der Vergangenheit unserer Nation eröffnet werden. Allerdings wurde beim Erscheinen der weiteren Bände der deutschen Geschichte Lamprechts klar, wie unvereinbar die neue Richtung der Geschichtswissenschaft mit der alten sei. Seitens seiner Widersacher wandte man sich dagegen, daß Stoffgebiete, die bislang nicht Gegenstand der historischen Forschung gewesen seien, fortan als gleichwertig mit dem „eigentlichen" Arbeitsfelde der Historie, der politischen Geschichte, gelten sollten. Wir älteren Schüler Lamprechts, die wir damals in seinen Leipziger Seminarübungen durch ihn fast mit einem Gefühl von innerem Erschauern zu bislang nicht gekannten geschichtlichen Zusammenhängen hingeführt wurden, vermochten freilich nicht zu begreifen, warum die chronique scandaleuse am Hofe der Merovingerkönige oder das Tohuwabohu der staatlichen Zustände Italiens in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts zum „eigentlichen" Arbeitsgebiete des Historikers gehören sollte, während es ihm andererseits verwehrt sei, sich in das Seelenleben unserer bäuerlichen Vorfahren zu vertiefen und sie in ihrem von anfänglicher Hilflosigkeit zu immer größerer Vollkommenheit fortschreitenden Bemühen zu beobachten, sich ihr tägliches Brot zu erarbeiten; während den Geschichtsforscher im Grunde die Seelenkämpfe nichts anzugehen hätten, in denen sich die Klausner des 10. Jahrhunderts zu einer ersten Form selbsterlebter christlicher Frömmigkeit durchrangen, nichts die inneren Vorgänge, durch welche die Umwandlung des ungeschlachten deutschen Reitersmannes zum höfischen Ritter bedingt war.

Die Angriffe seiner Gegner suchte Lamprecht durch eine ganze Reihe von — teilweise im Tone höchster Leidenschaft geschriebenen — programmatischen Schriften zu parieren, in denen er seinen Standpunkt geschichtsphilosophisch zu begründen suchte. Wir rechnen diese Folge von Broschüren nicht zu dem dauernd Wertvollen, was Lamprecht geschaffen hat. Hervorgerufen durch den Streit des Tages und darum rasch niedergeschrieben, lassen sie des öfteren die Ruhe und Abgeklärtheit der Beweisführung vermissen, welche die Schwierigkeit des Gegenstandes erheischt hätte. Weit höher als die durch die Angriffe seiner Widersacher ihm entlockten Reflexionen über sein Lebenswerk schätzen wir dieses selbst ein. Was Lamprechts unauslöschliches Verdienst — aller Ungunst der gegenwärtigen wissenschaftlichen „Konjunktur" zum Trotz — bleiben und als solches kommenden Generationen immer deutlicher vor Augen treten wird, ist die durch ihn eroberte Erkenntnis, daß jedem Zeitalter sein ihm eigentümliches, an ganz bestimmte Vorstellungskreise und Ausdrucksformen gebundenes Seelenleben zukommt. Die Geschichte der bildenden Kunst kennt seit langem den Begriff des Kunststils: seine Eigenart verleiht den künstlerischen Erzeugnissen einer bestimmten Periode bis zu dem Grade charakteristische Merkmale, daß diese — beim Fehlen sonstiger chronologischer Zeugnisse — verläßliche Anhaltspunkte für die zeitliche Entstehung einzelner Kunstwerke bieten. Aehnliches gilt für die musikalischen Schöpfungen der verschiedenen Zeitalter: die Verschiedenartigkeit der Kunst eines Sebastian

Digitized by Google

Bach von der eines Richard Strauß erklärt sich aus den verschiedenartigen seelischen Voraussetzungen, unter denen beider Werke entstanden sind und die in einer ganz bestimmten wissenschaftlich exakt zu fassenden Tabulatur der musikalischen Ausdrucksmittel beider Komponisten ihren Niederschlag gefunden haben. Was für diese Zweige der künstlerischen Kultur längst als selbstverständliche Wahrheit galt, hat Lamprecht als ein allgemeingültiges Gesetz der geistigen Entwickelung der Völker aufgedeckt. Und zugleich hat er für die Geschichte unseres Volkes diese weittragende neue Erkenntnis in den 19 Bänden seiner deutschen Geschichte fruchtbar gemacht.

Von der Rastlosigkeit des Lamprechtschen Geistes zeugt es, daß er noch vor Beendigung dieses seines wissenschaftlichen Hauptwerkes die Bewältigung einer neuen umfassenden Aufgabe in Angriff nahm. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens hat er daran gearbeitet, die universalgeschichtlichen Zusammenhänge zu ergründen, durch welche die Geschichte der einzelnen Völker zu einer höheren Einheit zusammengeschlossen wird. Für diese Studien schuf er in seinem „Institut für Universalgeschichte" zu Leipzig eine einzigartige Organisation: ihre Großzügigkeit hat Wilhelm Wundt gelegentlich der in der Leipziger Universitätskirche zu Lamprechts Ehren veranstalteten Trauerfeier in beredten Worten gepriesen. Es gehört zu den vielen tragischen Zügen in Lamprechts Leben, daß es ihm nicht vergönnt gewesen ist, seine universalgeschichtlichen Pläne voll ausreifen zu lassen und zum Abschluß zu bringen.

Es würde ein gewisses Gefühl der Beklommenheit beim Verfasser dieses Nachrufs und — wie wir glauben — auch bei seinen Lesern unausgelöst bleiben, wenn hier nicht noch eine andere tragische Seite des Lamprechtschen Daseins wenigstens gestreift würde. Man weiß, daß Lamprecht von den den deutschen Universitätskörpern angehörigen Vertretern der geschichtlichen Wissenschaft bis an das Ende seines Lebens schwer angefeindet worden ist. Da ich mir bewußt bin, daß an dieser Stelle auch in einem dem Gedächtnis eines Verstorbenen gewidmeten Aufsatze die Pietät nicht ausschließlich zu Worte kommen darf, will ich mich bemühen, mit möglichster Unbefangenheit eine Erklärung für diese Tatsache anzudeuten. Es entging auch Lamprechts persönlichen Verehrern nicht, daß er seinen Gegnern manche Blößen bot, an denen sie mit ihren Angriffen einzusetzen vermochten. Der Drang, seine deutsche Geschichte zum Abschluß zu bringen, damit sein Lebenswerk um alles nicht ein Torso bliebe, veranlaßte ihn, das Tempo ihrer Ausarbeitung nach Möglichkeit zu beschleunigen: darum schlichen sich gelegentlich unrichtige Einzelangaben in seine Darstellung ein und baute er gewisse Partien nicht auf originalen Quellen, sondern auf zusammenfassenden Darstellungen auf. Seine manchmal flackernde Schreibweise — so recht der Niederschlag jener Empfindungsweise, die Lamprecht selbst als „Reizsamkeit" bezeichnet hat — vermochte diejenigen nicht zu befriedigen, die von einer geschichtlichen Darstellung höchste formale Abgeklärtheit erwarteten. Sachlich warf man Lamprecht namentlich vor, daß er den Eigenwert staatlichen Daseins unterschätze, indem er den Staat lediglich als eine Funktion des allgemeinen seelischen Bewußtseins behandelte und die Tatsache nicht genügend zum Ausdruck brächte, daß zuzeiten durch den Staat das Wesen und die Existenz der Kultur mitbedingt sei.

Freilich verschloß man sich von vornherein den Gründen, die zur Erklärung der angeführten Erscheinungen hätten dienen können. Man übersah, daß bei einer zusammenfassenden großzügigen Darstellung der deutschen Geschichte in der Weise, wie sie Lamprecht unternahm, eine erschöpfende Benutzung der Quellen unmöglich war, zumal da in großen Teilen seines Werkes wissenschaftliches Neuland von ihm bearbeitet wurde. Zudem wissen die Teilnehmer seiner Seminare, mit welcher Eindringlichkeit und Ausdauer er gerade für die Partien, die er aus dem Rohen heraus gestalten mußte, sich Quellenstudien unterzogen hat. Man sah geflissentlich über die großen schöpferischen Grundgedanken des Lamprechtschen Werkes hinweg und fahndete nach Ungenauigkeiten im kleinen. So ergeben die Besprechungen der „deutschen Geschichte" in den führenden historischen Zeitschriften von ihr ein durchaus einseitiges und verzerrtes Bild.

Sucht man nach Gründen für das geringe Entgegenkommen der Fachhistoriker gegenüber Lamprecht, so wird man an das im Eingang unseres Aufsatzes Gesagte anknüpfen dürfen: von der Welle der geistigen Bewegung der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Lamprecht getragen hat, ist die übrige deutsche historische Universitätswissenschaft nicht ergriffen worden. Wohl sind ihre heutigen führenden Vertreter teilweise etwas über den Standpunkt hinausgelangt, den die politischen Historiker vor zwanzig Jahren einnahmen. Man treibt jetzt in Ergänzung zur Staatengeschichte auch Kulturgeschichte, und die Analyse der Vorgänge des staatlichen Lebens ist im Laufe der Zeit verinnerlichter geworden. Aber diese Ergänzungen und Verfeinerungen im einzelnen vermögen keinen Ersatz dafür zu bieten, daß eine Umschmelzung des historischen Denkens nicht stattgefunden hat.

Vor einiger Zeit äußerte sich Naumann in der „Hilfe" kritisch zu Lamprechts Schrift „Deutscher Aufstieg" mit den Worten: „Gerade jetzt brauchen wir politische Geschichte, Staatsgeschichte im alten strengen Sinne des Wortes." Man wird diesem Urteil im Hinblick auf die gegenwärtige Lage zustimmen dürfen. Einen gefesteten Standpunkt zum jetzigen Weltkrieg hat Lamprecht nicht recht zu finden vermocht. Aber wenn nach dem Kriege sich das deutsche Volk auf die Aufgaben, die es als Kulturnation zu erfüllen hat, besinnen wird, dann wird die Zeit gekommen sein, da die in Lamprechts Werken niedergelegten Gedanken ihm neue Ziele weisen.

Martin Havenstein / Optimismus oder Pessimismus?

Der Krieg ist der große Entschleierer der Dinge. Er bringt ans Licht, was in einem Volke an Kräften — inneren wie äußeren — wirklich vorhanden ist. Er ist die Welt- und Schicksalswage, auf der die Nationen vor aller Augen gewogen werden. Ehe nicht die große Probe gemacht ist, weiß niemand gewiß, wie es steht, und alles Urteilen über die Gesundheit und Kraft eines Volkes und Staatswesens ist ein Orakeln. Wir erleben es in diesen Tagen, wie die Schwarzseher und Unheilsverkünder, die unsere deutsche Kultur für ein überreifes, angekränkeltes, hinsterbendes Gewächs erklärten, durch die gewaltige Sprache der Tatsachen widerlegt und zum Schweigen gebracht werden. Heute ist Beyerleins „Jena oder Sedan?", das in Hunderttausenden von Exemplaren gedruckt worden ist und Hunderttausende bange gemacht hat, heute ist es ein widerlegtes und veraltetes Buch. Die zweifelnde Frage der Ueberschrift ist jetzt unwidersprechlich beantwortet, und die Antwort lautet: Sedan (lies Tannenberg). Die pessimistischen Beurteiler suchen nun ihre früheren Fehlurteile damit zu retten, daß sie erklären, der Krieg sei noch gerade zur rechten Zeit ge-

Digitized by Google

kommen, um uns wieder gesund zu machen und uns von dem Wege des Verderbens auf den Weg des Heils zurückzubringen. Aber sie haben auch hiermit in der Hauptsache nicht recht. Gewiß ist der Krieg auch ein Arzt und ein Erzieher. Er zwingt — politisch und psychologisch — zur Ordnung und Vereinheitlichung, heilt Neurasthenie und Zersplitterung und nimmt das ganze Volk in eine Entfettungskur, aus der es nur gestählt und verjüngt hervorgehen kann. Aber in der Hauptsache ist er, wie gesagt, der große Entschleierer der vorhandenen Kräfte. Er beweist heute, daß die pessimistischen Beurteiler unserer Kultur unrecht hatten. Hätte es wirklich so um das deutsche Volk gestanden, wie sie meinten, so hätten wir trotz unserer großen „Brummer" kein Lüttich und Antwerpen, kein Longwy und Tannenberg erlebt. Denn wichtiger und wirksamer als der Stahl und das Feuer der Geschütze ist im Kriege der Stahl der Willenskraft und das Feuer der Begeisterung in den Seelen der Kämpfenden. Daß es uns aber an dieser psychischen Munition nicht fehlt und auch nicht fehlen wird, das haben, dächte ich, diese neun Kriegsmonate hinlänglich erwiesen. Sie haben gezeigt, daß das deutsche Volk als Ganzes eine Fähigkeit zur Selbstbeherrschung, zur Aufopferung, zur Einheitlichkeit des Fühlens und Wollens besitzt, wie sie nur dem durchaus gesunden, lebens- und kraftvollen Organismus eigen ist.

Wir wollen sie darum freilich nicht schmähen oder verlachen, die Pessimisten aus der Zeit vor dem Kriege, sondern uns einfach freuen, daß sie nicht recht behalten haben. Es ist ja mit einem Volke wie mit dem einzelnen Menschen: die volle Selbstzufriedenheit ist für beide weder ein dauernd möglicher noch ein wünschenswerter Zustand.

„Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen,
So sei es gleich um mich getan!
Kannst du mich schmeichelnd je belügen,
Daß ich mir selbst gefallen mag, —
Das sei für mich der letzte Tag!"

Das gilt auch für ein Volk. Das Volk, dieses wunderbare Kollektivwesen, dessen volle eigentümliche Wirklichkeit uns die Gegenwart so mächtig empfinden läßt, es braucht in der Mischung seiner seelischen Elemente notwendig auch ein gutes Stückchen Faust, d. h. hier Unzufriedenheit, Pessimismus, Bußpredigertum. Die Bußprediger und Pessimisten sind wie die Bremse, mit der sich Sokrates einmal vergleicht, die das edle Pferd, Volk genannt, nicht zur Ruhe kommen läßt, so daß es immer vorwärts stürmt. Die Menge bedarf dieser Dränger. Wehe dem Volke, das seinen Pessimisten und Bußpredigern den Giftbecher reicht!

Hat aber der Pessimismus auch heute ein tieferes Daseinsrecht, oder muß er in diesen Tagen, wo wir die Schicksalswage in den Wolken hängen sehen und unablässig auf das Zünglein starren, völlig verstummen?

Der Pessimismus hat wie sein Widerpart, der Optimismus, psychologisch eine zwiefache Herkunft. Beide können aus der Stärke oder aus der Schwäche stammen und sind je nach diesem verschiedenen Ursprung etwas sehr Verschiedenes und verschieden zu Bewertendes. Die Gegenwart, die so hohe Anforderungen an unsere Kraft zu hoffen und zu glauben stellt, gibt uns täglich die deutlichsten Beispiele hierfür, wenn auch natürlich in der Wirklichkeit die Typen selten ganz rein anzutreffen sind, sondern meist in Annäherungen, Uebergängen und Mischungen. Man braucht heute einem Mitmenschen nur ein neues Zeitungsblatt mit ungünstigen oder weniger günstigen Nachrichten in die Hand zu geben, um alsbald den Optimismus oder den Pessimismus der einen oder der anderen Herkunft mehr oder weniger deutlich sich äußern zu hören. Es gibt Leute, die — heute wie sonst — vor allem Betrübenden, Besorgniserregenden, wenn es sich ihnen nicht ganz unabweisbar aufdrängt, sofort die Augen verschließen, weil sie zu schwach sind, es zu ertragen. Sie fragen nicht nach unseren Verlusten, weisen jeden Zweifel an unseren Erfolgen und Aussichten zurück und haben für jede ungünstig klingende Nachricht eine günstige Deutung oder Zurechtlegung bereit, mit der sie sich beruhigen, auch wenn sie noch so unwahrscheinlich ist. Z. B. konnte man nach den leider nötigen Rückzügen an der Marne und bei Warschau die „Ueberzeugung" aussprechen hören, es handele sich um etwas durchaus Beabsichtigtes, das keineswegs zu bedauern sei. Leute dieser Art brauchen keinen Mephisto, um sie „schmeichelnd zu belügen", sie besorgen das allein. Da sie — d. h. die unbewußt in ihnen herrschenden Triebe und Instinkte — fühlen, daß die Wahrheit sie zu sehr schwächen und niederdrücken würde, so verschleiern sie sich die Wahrheit oder gehen ihr aus dem Wege. Die besten Beispiele hierfür findet man heute ohne Zweifel jenseits der Vogesen, wo der heiße Wunsch zu siegen verbunden mit dem dunklen Bewußtsein der hoffnungslosen eigenen Unzulänglichkeit zur wunderlichsten, uns kaum noch begreiflichen Selbstverblendung führt. Sie sind harmlos, diese Optimisten aus Schwäche, und man bekämpft sie nur mit einem Lächeln, solange sie sich mit ihrer Schönfärberei nicht um die Pflicht herumdrücken, die der Tag heute jedem auferlegt. Wer aber bei seinem Augenzumachen vor allem Traurigen und Bedrohlichen nur darauf aus ist, sich in seinem Behagen nicht stören zu lassen, wer nur Siege feiern und mitjubeln, aber nicht mitweinen, nicht mitsorgen und vor allem nicht irgendwie mittun will, der ist nicht ferne von dem, was Schopenhauer als „ruchlosen Optimismus" gebrandmarkt hat. Ihm könnte gar nichts Heilsameres geschehen, als wenn ihm in sein allzu leichtes, allzu hellrotes Blut ein kräftiger Tropfen schweren, dunklen, pessimistischen Blutes eingeträufelt würde.

Mir scheint, dieser Optimismus aus Schwäche ist heute vorwiegend bei unseren feindlichen Nachbarn jenseits der Vogesen zu finden. Die Franzosen, wie wohl alle Romanen, verstehen sich darauf, Schwarz und Grau in Rosenrot umzufärben, weil sie die dunklen Farben nicht ertragen können. Sie haben nicht die Kraft, des Uebels wirklich Herr zu werden, — das fühlen sie im Innersten, und so gestehen sie sich, um nicht verzweifeln zu müssen, ihre Mißerfolge nicht ein. Wenn wir schwerblütigeren, mehr zum Pessimismus neigenden Deutschen in derselben Lage wären, in der sie seit acht Monaten sind, sicherlich, wir würden uns ganz anders verhalten als sie. Wir würden nicht die Welt verteilen und über die kleinsten Erfolge frohlocken, sondern uns den Ernst der Lage unverhüllt zum Bewußtsein bringen. Und warum das? — Weil wir uns im Tiefsten wirklich die Kraft zutrauen und darum auch weit ernsthaftere Anstrengungen machen würden, den Gegner aus dem Lande zu werfen. Wir würden die Wahrheit nicht nur vertragen, sondern sie würde uns dienlich sein, während die schwächeren Franzosen sie sich verhüllen müssen, um nicht ganz zu erlahmen.

Weit unerfreulicher indessen als der Optimismus aus Schwäche ist ohne Zweifel der Pessimismus aus Schwäche. Um die Dinge schönfärben zu können, muß man immerhin ein wenig Glück in sich tragen, ein wenig natürliche Daseinsfreude, wie sie der inneren Gesundheit eigen ist. Der Optimist gibt von dem eigenen Wohlbehagen etwas an die Dinge ab, strahlt etwas von der Heiterkeit seiner Seele über sie aus, das ist eben sein Optimismus. Der Pessimist aus Schwäche hat hierzu nicht die seelischen Mittel. Sein Inneres ist so matt und freudlos, so dunkel und gequält, daß

Digitized by Google

er sich nur noch über glückliche Ereignisse freuen, aber den Glauben an das Gute und Erfreuliche, der eine gewisse Spannkraft des Glücksgefühls voraussetzt, nicht mehr aufbringen kann. Jedes denkende Wesen sucht unwillkürlich und unausbleiblich, solange es nicht sich selber aufgibt, hauptsächlich in der Außenwelt, nicht in sich selber die Erklärung seiner inneren Zustände. Wer Nacht in sich trägt, dem muß darum der hellste Tag zur Nacht werden. Er sucht überall die Nacht, und „wer sucht, der findet", hier gilt es gewiß. Solche bedauernswerten Menschen sind anklägerisch wie der Teufel, der eben auch darum der ewige Kritiker, Neinsager und Ankläger ist, weil er als Fürst der Hölle jeden Glückes bar ist. Diese Pessimisten aus innerer Verödung und Verbitterung sind notwendigerweise immer auf der Suche nach jemand, der an dem Unglück, das sie sind, schuld ist, und sie finden die ganze Welt schuldig.

Dieser Pessimismus, der alles bekrittelt, bei zweifelhaften Nachrichten den Teufel an die Wand malt und jeden Erfolg herabsetzt, um an der Welt Rache zu nehmen — der einzigen wahren Freude, deren er noch fähig ist —, dieser Pessimismus darf sich heute nur in engem Kreise äußern. In der Oeffentlichkeit ist ihm der Mund verboten, eine Maßregel, die, solange es gut steht in Ost und West, mehr zur Vermeidung von Aergernis nötig ist als um der Ansteckungsgefahr willen. Diese ist nämlich nicht allzu groß. Alle Infektion setzt eine Disposition voraus, auch die pessimistische. Die Disposition zum Pessimismus aber ist verhältnismäßig selten vorhanden. Die Menge ist stets ganz überwiegend optimistisch gesinnt und ärgert sich daher weit eher über jede übertriebene Schwarzmalerei, als daß sie sich davon anstecken ließe. Ich rate keinem Pessimisten, sich heute in einem vollen Lokal, etwa bei Siechen am Potsdamer Platz, so zu äußern, daß man ihn fünf Schritte weit verstehen kann.

Der Pessimismus der starken Seele ist keine ganz seltene Erscheinung. Wenigstens bei uns Germanen nicht. Ich glaube, seine eigentliche Heimat ist der Norden mit seinem rauheren Klima, das den Menschen zu einem fortgesetzten Kampfe mit ungünstigen Lebensbedingungen nötigt. Es ist, als verfinsterte sich das Gemüt mit dem Zunehmen der Winternacht in größerer Nähe des Nordpols, als zöge etwas von den dichten nordischen Nebeln verdüsternd in die Seelen hinein, so daß die Anlage zum Pessimismus stärker ist in Skandinavien als in Deutschland, in Norddeutschland stärker als in Süddeutschland. Um nicht enttäuscht zu werden und Schaden zu leiden, gewöhnt der nordische Mensch sich leicht daran, immer mit den ungünstigsten Bedingungen zu rechnen. Jeder wird im Kreise seiner Bekannten Menschen haben, die diesem Typus einigermaßen entsprechen; Menschen von starker, oft trotziger Willenskraft, die aber doch entschieden zu pessimistischer Beurteilung von Menschen und Dingen neigen. Sie sind innerlich fest genug gebaut, um den schlimmsten Möglichkeiten ins Auge zu sehen, und sie tun dies, um gegen alles gewappnet zu sein und nicht das Schlimmste — sie kennen es aus Erfahrung — zu erleben: die Enttäuschung. Auch fehlt ihnen die Anspruchslosigkeit, das heitere Kind des Südens, der seinen Bewohnern das zum Leben und Behagen Notwendige in den Schoß wirft, so daß sie leicht am Gegebenen Genüge finden. Von der Wirklichkeit enttäuscht, wird der Nordländer zum Idealisten, in dessen Seele das faustische Feuer einer göttlichen Ungenügsamkeit brennt. In der Tat, kein schöneres Beispiel eines solchen Pessimisten aus Stärke gibt es als den Goetheschen Faust. Wir können ihm nicht gram sein, dem Unersättlichen und ewig Unzufriedenen. Denn wir denken mit Manto: „Den lieb ich, der Unmögliches begehrt." Von derselben Geistesart sind alle echten Tragödiendichter. Ihre Darstellung des Schrecklichen und Bejammernswerten ist keine wehleidige Klage, sondern eine Herausforderung. Sie beschwören die Hölle mit allen ihren Teufeln, weil sie sich ihr gewachsen fühlen.

Während der schwächliche Optimismus einem passiven, negativen Verhalten der Seele entstammt — der Mensch will nicht leiden und hält sich darum die unangenehme Wahrheit fern —, so hat der Optimismus der Stärke einen durchaus positiven Ursprung: er ist wesentlich die natürliche Stimmung des kraftvoll handelnden, einem Ziele zustrebenden Menschen. Davon kann man sich heute leicht überzeugen. Man braucht nur zu hören oder zu lesen, was unsere Soldaten, die in der Front stehen oder standen oder sich an die Front begeben, über den Krieg denken: sie urteilen fast alle optimistisch, optimistischer jedenfalls als wir im Lande Zurückgebliebenen und den Kämpfen nur aus weiter, weiter Ferne Zuschauenden. Nur Verwundete habe ich Zweifel aussprechen hören. Sehr begreiflich. Mit der Zerschmetterung ihrer Arm- und Beinknochen ist oft auch ihre kriegerische Aktionsfähigkeit vernichtet. Sie gehören mit Bezug auf den Krieg nicht mehr zu den handelnden Personen, und so ist ihnen auch der Optimismus entschwunden, der dem handelnden Menschen dem Gegenstande seines Handelns gegenüber natürlich ist. Man mache sich dies an alltäglichen Beispielen klar. Wer fest entschlossen ist, jemand aus einem brennenden Hause zu retten, wird sein Vorhaben nicht leicht für so gefährlich halten, wie ein Zuschauer, der mit klopfendem Herzen dabeisteht. Ein politischer Redner beurteilt sein Publikum um so hoffnungsvoller und günstiger, je mehr ihn seine Gedanken erfüllen und erwärmen und je dringender daher sein Wunsch und Wille ist, neue Anhänger zu gewinnen und seiner Sache zu dienen. Ebenso überschätzt jeder eifrige, für seine Sache begeisterte Lehrer seine Schüler und sagt ihnen immer wieder Dinge, die für sie zu hoch sind. Wer gern Hazard spielen will, glaubt, daß er gewinnen wird, und wer große Lust zu einem geschäftlichen Unternehmen hat, schwört auf den Erfolg, der einem anderen Unbeteiligten ganz unsicher erscheint. Es ist also nicht so, wie man vielfach meint, daß der Optimismus das mutige und entschlossene Handeln begründete, sondern umgekehrt. Man gibt sich nicht einer Sache hin, weil man an sie glaubt, sondern man glaubt an sie, weil man sich ihr hingegeben hat. Wer mit einer Sache innerlich verwachsen und mit allen Kräften in und an ihr tätig ist, der behält oft den Glauben an sie auch nach den schwersten Mißerfolgen. Schwierigkeiten und Verluste machen ihn jedenfalls so leicht nicht irre. So ist's mit unseren tapferen Kriegern in Ost und West. So blutig das Ringen um jeden Fußbreit in Flandern ist, — „es muß uns doch gelingen", das ist aller Ueberzeugung.

Dieser Optimismus verträgt sich mit dem schärfsten Blicke für die Sachlage. Er richtet sich, kraft seiner Herkunft aus dem Tatwillen, nicht auf das, was ist, sondern auf das, was sein wird und sein soll. Er ist eine Projektion des gestaltenden Willens in den dunklen Raum der Zukunft und gleicht den hellen Lichtern eines durch die Nacht fahrenden Automobils, deren Glanz immer nur nach vorne fällt, auf den Weg, der durchfahren werden soll.

Sich die Wirklichkeit nicht aus Schwäche verschleiern, sondern ihr klar ins Auge sehen, um nach dem Erkannten seine Maßnahmen für die Zukunft zu treffen, an diese Zukunft aber unbeirrbar glauben, das ist die seelische Haltung, der der Erfolg am gewissesten beschieden ist.

Digitized by Google

Karl Pries / Meinem Kind!

Der Verfasser dieses kleinen Märchens ist seitdem den Heldentod gestorben. Die Redaktion.

Es war einmal eine helle Winternacht. Alle Sterne standen am Himmel; in vollem Glanze spazierte der Mond zwischen ihnen umher.

Aber sein altes gutmütiges Gesicht sah böse und brummig aus, und immer wieder schüttelte er seinen kahlen Kopf.

Die Sterne sahen ihn fragend an. „Nun zähle ich euch schon zum siebenten Male", sagte er da, „und kann nicht herausfinden, daß einer von euch fehlt. Und doch ist die Erde da drunten ganz voll von euch. Seht nur hin, wie sie tanzen, und hört, welchen Lärm sie machen! Es ist, um sich vor Kummer und Aerger hinter den Wolken zu verkriechen."

Da kam ein kleiner Stern auf ihn zu, der ganz so aussah wie du, und sagte zu ihm: „Das sind gar keine Sterne, Papa Mond, das sind die Menschenkinder, die mit Feuer spielen."

Ein anderer, der wohl seine kleine Schwester war, wußte es noch besser, und sagte mit seinem süßen Plappermäulchen: „Nein, mit Knallbonbons!"

Erst wollte der Alte lachen über die Worte der Kleinen, aber er besann sich und wurde noch ernster als zuvor. Sinnend stand er da, die Sterne sahen ihn mit ihren großen unschuldigen Augen bekümmert an. Sie hatten noch niemals über die Vorgänge auf der Erde unter sich nachgedacht; nun wollte einer vom anderen Antwort haben, und keiner konnte eine geben, am allerwenigsten die großen und alten.

Plötzlich fuhren sie alle vor einem Schrecken zusammen. Eine rauhe Stimme rief: „Macht Platz! Was steht ihr hier so dumm und glotzt! — Sagt, führt dieser Weg zum lieben Gott?" Vor ihnen stand in seiner feldgrauen Uniform ein deutscher Soldat.

Ganz erstaunt sahen alle ihn an. „Der will zum lieben Gott und hat sich nicht einmal gewaschen", prustete ein Sternchen heraus.

Der Mond trat hervor: „Dies ist schon der Weg, den du suchst. Aber sag' mir, Menschensohn, ehe du weiterwanderst, was bedeutet jenes Geleucht und Getöse dort drunten?"

„Das sind blitzende Gewehre, platzende Granaten, alter Esel," antwortete der Soldat. „Das" — dabei zeigte er sich auf die Brust, wo er eine rote Rose trug — „das ist der Krieg!"

Damit ging er.

Da wurden sie alle still, der Mond und die Sterne; ganz still glitten sie ihre Bahn.

Krieg! Sie zitterten. Wo war der Abglanz ihres Friedens, den sie von Ewigkeit her allnächtlich über die Erde breiteten? Sie wußten nicht, daß sie den Menschen nur Schein sind, daß ihr Wesen auf Erden nur Sehnsucht ist.

In ihre Stille kam eine leise, leise Musik, und Engelsstimmen sangen, wie du es in der Schule lernst, wie Frühlingssang und weltüberall:

„Dein ist das Reich,
Und die Kraft
Und die Herrlichkeit."

— Das war eine seltsame Nacht, mein Kind. Ich stand gerade auf Wache im Schützengraben. Um mich und über mir dichtete sie dies Märchen, das ich dir hier aufschrieb.

Kurt Arnold Findeisen / Auf ein Arbeiterkind

Mit seinem blutenden Knöchelchen
Schloß das Maidlein den klingenden Glasberg auf,
Drin die sieben verwunschenen Rabenbrüder hausten — —
So ging das Märchen, nicht wahr, du frühkluges Sorgenkind?

Deines Vaters zerspelltes Gebein —
Vor Ypern bleicht es in rieselndem Nebelwind —
Einen Garten schloß es dir auf, drin Träume und alte Märchen wahr. —
Oder starb er nicht um ein besseres Morgen, dein Vater?

Gottfried Traub / Pfingsten

Gott strahlt von Weltlichkeit!
Gottfried Keller.

So leicht, wie dieses Jahr, wird die Verkündigung vom Geist selten gewesen sein in unserem Volk. Sieg und Kraft und Widerstand und Ausdauer, Liebe, Selbstzucht, Teilnahme, Opferfreudigkeit — sie sind aus allen Winkeln der Dörfer und Städte erschienen. Der Geist ist ausgegossen über alles Fleisch. Nicht Waffen siegen, sondern Wille; nicht Granaten gewinnen, sondern Manneszucht. Scheinbar ist dieser Krieg ein Aufgebot alles Aeußerlichen. Noch nie ereignete sich so viel; noch nie schien so viel los zu sein. Aber das ist nur Oberfläche. Unter ihr entscheidet die wirkliche, wesenhafte Kraft. In ihr liegt die Offenbarung eines Geistes, der nicht untergehen will und nicht untergehen kann, weil er eine Botschaft hat und eine Sendung ist in dieser Welt. Des will ich mich von Herzen freuen. Ich schaue ihn im Kleinen und im Großen und im Kleinen vielleicht mehr, denn je. Aber auch das Große soll man ja nicht beiseite schieben. Wir sollen so stark sein, daß wir auch die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse vor dem geistigen Auge nicht verkleinern lassen, als gehörten sie eben zur „Welt", zu dem „Aeußerlichen", mit dem man nur im inneren Kampf und Widerspruch leben muß. Wenn jemals, so ist mir in dieser Zeit klar geworden, daß Gott strahlt von Weltlichkeit. Der Grundirrtum alles religiösen Erlebens ruht darin, daß wir es zu sehr verkapseln. Unsere Innerlichkeit bleibt seine Heimat. Aber jedes Mark des Baumes lebt nur von den Sonnenstrahlen, die von außen kommen, von Regen, Sturm und Tau, von Morgenröte und Abendnebel. Wären sie nicht da, so wäre jenes innere Herz des Baumes arm, es hätte keine Kräfte zu verarbeiten. So auch die Seele! Sie erkennt Gott im leibhaftigen Geschehen der Welt und nicht im zurechtgemachten Selbstabschließen, Versenken und eigenwilligen Denken. Da draußen geht es sicher ganz anders zu, als es uns oft lieb ist. Daran aber wächst der Mensch. Der Geist weht nicht, wo wir ihn eingrenzen wollen; er kümmert sich herzlich wenig um gelehrte und ungelehrte Bestimmungen, die ängstlich oder siegesbewußt rufen: „Hier ist der Geist; er lebt nur, wenn du ihn so oder so begreifst." Der Geist ist Sturmwind und Säuseln zugleich, ist Zerstörung und Besamung, ist Leben und Sterben. Wer nur einen Teil davon besitzen will, bleibt dürftig. Gottes Jünger scheuen auch den Verdacht nicht, als ob sie berauscht wären, so wenig wie die Pfingstgemeinde zu Jerusalem, wenn sich ihnen nur die leibhaftige Allgewalt des Geistes offenbart. Weg mit der frommen Einbildung, als wären wir Einzelne Herren des Geistes! Seine Herrschaft ist Morgen und Abend, Frieden und Sieg, Volk und Geschlecht, Seele und Körper. Pfingsten ist Volksfest. Der Geist fähret übers weite Land.

Wir sehen ihn heute wirken in der weiten Welt. Eine Neugeburt vollzieht sich. Tausenderlei wird anders werden, nicht nur bei uns, sondern ebenso bei den anderen Völkern. Auch das wird sich nicht so abspielen, wie wir es uns denken. Es wird anders kommen. Aber Geist werden wir spüren und Kraft. Das bleibt unumstößliche Gewißheit. Wir werden ihn auch sehen, sobald wir uns gewöhnen, nicht nach den Wolken zu blicken, sondern nach den schweren Tritten der Völkermassen, und nicht in uns selbst uns zurückzuziehen, sondern mit der Geschichte gleichen Schritt und Tritt zu marschieren. Sturmwind legt sich wieder, aber vergessen wir ihn nie. Ohne Wehen der Luft leben wir nicht. Ueberall umgibt uns Sinn und Geist einer höheren Zukunft, die sich in dieser Welt-

Digitized by Google

lichkeit des Alltags durchringt. Gott ist da! Das ist keine Predigt, wie sie gehalten werden muß; das predigt sich heute selbst in Hütte und Schützengraben, in Eisenwerk und Pontonbrücken, in langen, trockenen Listen über Mehl und Brot wie in kurzen Siegesnachrichten vom Feld. Geistesruhe, Geistesklarheit und Geistesmut klopft an jedem Haus. So träumen wir nicht, aber es ist uns wie Träumenden. Mitten in der entsetzlichsten Wirklichkeit und den härtesten Taten der Weltgeschichte offenbart sich schaffender Wille. Glücklich, wer ihn glaubt; glücklich, wer ihn erkennt!

Kurt Arnold Findeisen / Eigenland

Von Anbeginn, als ihn ein kreisendes Weib verlor
Zwischen zwei Türen auf einem Korridor,
Wohnte er zur Miete.

Im Kinderhospital, im Fürsorgehaus, im Jammer
Aneinandergestauten Volks, Kammer an Kammer,
Schlafstelle an Schlafstelle.

Nach einem Besitz, nach einem Eigen hat er sich tief gesehnt,
Nicht mit einer Fußbreite Landes ward er belehnt,
Ein Blumentopf sein Erbteil.

Da riß ihn der Krieg von freudlos gepachtetem Herde.
Klirrend erzwang er sich Luft nun und Wasser und Erde,
Feindliche Heimat.

Die Fahne pflanzt er im Fort. Blutübertauft
Lag rings das Land, mit seinem Blut erkauft,
Aber Eigenland!

Anton Erkelenz / Unfallverletzte und Kriegsinvaliden

In meinen früheren Aufsätzen über die Arbeitsbeschaffung für Kriegsinvalide wurde schon darauf verwiesen, wie viele und welche Schlußfolgerungen für die Behandlung der Kriegsinvaliden aus den Erfahrungen in der Unfallversicherung gesammelt werden können. Jetzt erscheint nun eine Arbeit des Herrn Dr. Siegfried Kraus aus Frankfurt a. M. „Ueber das Berufsschicksal Unfallverletzter". 103 Seiten nebst Anhang. Preis 3,50 M. Verlag Cotta, Stuttgart. Die Arbeit ist vor dem Kriege geschrieben, ist aber gerade für die heutigen Verhältnisse sehr lehrreich, daß sie von allen, die sich tiefer mit der Lösung des Schicksals der Kriegsinvaliden beschäftigen wollen, studiert und beachtet werden muß.

Kraus hat bei der Baugewerksberufsgenossenschaft, Abteilung Frankfurt a. M., und bei der chemischen Berufsgenossenschaft die Akten von 872 Unfallsachen bearbeitet. Er hat die meisten Fälle über viele Jahre, teilweise von 1902—1911 verfolgt und daraus seine Schlüsse gezogen. Dabei schaltet er die individuellen Verhältnisse der einzelnen Verletzten soweit als möglich, meines Erachtens sogar zu weit aus, um die typischen Strömungen so scharf wie möglich hervorzuheben. An dieser Stelle können die Einzelheiten der Arbeit nicht verfolgt werden; nur einige Hauptergebnisse seien hier verzeichnet. Kraus unterscheidet bei der Beurteilung der Entwicklung der Arbeitsverhältnisse nach dem Unfalle vier Hauptstufen: als schlimmsten Fall die Deklassierung, dann den leichteren Abstieg; die Anpassung, d. h. das Verharren in der alten sozialen Lage und viertens den Aufstieg zu besseren Verhältnissen. Von 403 Verletzten, die mindestens sechs Jahre beobachtet wurden, ergaben sich folgende Ziffern (Prozent):

	Bauleute	chemische Arbeiter
Deklassierung . .	39,87	39,27
Leichter Abstieg .	39,63	18,59
Anpassung . . .	16,75	37,43
Aufstieg	3,75	4,71

In beiden Fällen hat also mehr als die Hälfte aller Verletzten durch den Unfall eine wesentliche Verschlechterung ihrer Lage erlitten. Mehr als ein Drittel wurden sogar völlig aus ihrer bisherigen Lebensbahn herausgeworfen.

Unter den Gründen, die zu solchen Verschlechterungen führen, werden als wesentlich folgende nachgewiesen. Einmal ist natürlich die Schwere der Verletzung von erheblichster Bedeutung für die Erwerbsverhältnisse nach dem Unfall. Jedoch gibt es nicht wenige Fälle, in denen selbst bei verhältnismäßig leichten Verletzungen sich schwere Deklassierungsfolgen einstellten. Wesentlich ist es auch, ob der Verletzte schon vor dem Unfall andere Gebrechen hatte oder nach dem Unfall noch solche erworben hatte. Ferner sind ungelernte Arbeiter mehr von Deklassierung und Abstieg bedroht als gelernte. Die Ungelernten haben sich eben meist auf eine bestimmte Arbeit eingearbeitet und müssen von unten erneut beginnen, wenn sie durch Unfälle für die alte Arbeit weniger brauchbar sind. Das Alter übt weiter einen wesentlichen Einfluß auf die Bedeutung der Unfallfolgen aus. Leute über 40 Jahre sind mehr gefährdet als jüngere. Jedoch sind sogar von den Verletzten unter 20 Jahren 18 Prozent, von 20—40 Jahren 22 Prozent ganz aus ihren alten Verhältnissen herausgerissen, nur 50 bzw. 46 Prozent behaupten die alte Lage. Wesentlich ist auch die Dauer der Beschäftigung vor dem Unfall in dem Unfallbetriebe. Interessant ist es, daß verheiratete Verletzte mit Kindern unter 15 Jahren weniger schwer von den Unfallfolgen beeinträchtigt werden. Hier tritt die seelische Lage des Verletzten als wesentlich mitbestimmend klar in die Erscheinung. Entgegen den landläufigen Erwartungen leidet der in einem Riesenbetrieb Verletzte schwerer unter den Unfallfolgen. Am günstigsten stehen in dieser Beziehung die Kleinbetriebe da, die eine minderwertige Kraft leichter zu verwerten geneigt sind. Hier ist eine Tatsache aufgezeigt, die hinsichtlich der Kriegsinvaliden von all denen beachtet werden sollte, die ihre Hoffnungen auf die privaten Großbetriebe setzen! Eigenartig ist auch, daß die Verletzten in Orten unter 2000 Einwohnern einen günstigeren Schicksalsverlauf aufweisen als jene in den Großstädten. Völlig widerspricht es den landläufigen Anschauungen, daß die Verletzten, die vor dem Unfall einen Nebenberuf ausübten oder einen eigenen Besitz hatten, ebenfalls schlechter abschneiden als die anderen. Vielleicht ist dieses Ergebnis zufällig. Es ist aber auch wohl möglich, daß z. B. der Eigenbesitz den Verletzten an der günstigsten Ausnutzung seiner Arbeitskraft behindert oder ihn zufriedener macht mit schlechteren Verhältnissen.

Das scheinen uns die wichtigsten Ergebnisse der fleißigen und zeitgemäßen Arbeit des Verfassers zu sein. Es bleibt eine offene Frage, ob alle diese Punkte ganz allgemein Geltung beanspruchen können; denn Baugewerbe und chemische Industrie können beide nicht als vollgültiger Durchschnitt für Arbeitsbedingungen gelten. Jedenfalls aber gewinnen wir mit der Krausschen Arbeit zum erstenmal objektive Gesichtspunkte für die Einwirkung der Unfallfolgen auf die Verletzten.

Nach der kritischen Seite bleibt folgendes zu sagen. Kraus sieht davon ab, die Lohn- bzw. Einkommensverhältnisse der in Frage stehenden Arbeiter mit zur Beurteilung heranzuziehen, da das zur Verfügung stehende Material in dieser Richtung unvollständig war. Das bleibt ein Mangel. Ein größerer Mangel ist aber der, daß der Verfasser zu sehr nach Typisierung der Erfahrungen, nach Objektivierung strebt. Gäbe er mehr Auskunft über die Einzelschicksale, so wäre die Sprache des Buches eindringlicher, lehrreicher geworden. Aber auch hier wird mehr das Material die Ursache des Mangels sein.

In der Hauptschlußfolgerung stimmt Kraus völlig überein mit dem, was ich grundsätzlich in meinen Aufsätzen über Arbeitsbeschaffung für Kriegsinvalide gesagt: Das Rentenprinzip für sich allein ist gerade für die folgenschwersten Unfälle unzureichend. Es bedarf dringend der Ergänzung durch die Arbeitsversorgung, die im Interesse des Verletzten und der ganzen Volkswirtschaft den verbliebenen Rest von Arbeitskraft auszunutzen hat. Gerade den Kriegsinvaliden gegenüber ist es nötig, diesen Gesichtspunkt erneut zu unterstreichen.

Soziale Bewegung

Kriegsnöte des Mittelstandes. Letzten Sonnabend fand auf Einladung des Reichsamts des Innern und unter dessen Leitung eine Aussprache zwischen Behördenvertretern, Reichstagsabgeordneten und Leitern mittelständischer Verbände über Kriegsnöte des Mittelstandes statt. Es waren ungefähr 50 Herren aus allen Teilen des Reiches anwesend. Da es sich lediglich um unverbindliche Besprechungen handelte, konnten Beschlüsse nicht gefaßt werden. Indessen bezeichnete der Leiter der Verhandlungen, Direktor des Reichsamts des Innern, Exzellenz Caspar, in seinem zusammenfassenden Schlußwort die mehrstündige Aussprache als höchst wertvoll und die vorgetragenen Wünsche und Anregungen als sehr beachtenswert für die Haltung der Behörden in ihrer Fürsorge für den Mittelstand. Die Erörterungen drehten sich in der Hauptsache um die beiden Punkte: Beschaffung von Personalkredit und Erleichterungen im Realkredit. Dabei ergab sich die überraschende Feststellung, daß von einer allgemeinen Kreditnot des Handwerks und des Kleinhandels keine Rede sein könne, wenn auch einzelne Zweige des Handwerks unter der Ungunst der Kriegszeit schwer leiden und kräftige Hilfe dringend benötigen. Es ist seither mancherlei

Digitized by Google

an Kredithilfe geschehen. Gemeinden, Handwerkskammern, Genossenschaften, Innungen arbeiten Hand in Hand, um billigen Kredit zu beschaffen. Gegen Bürgschaftsstellung oder gegen Verpfändung von Buchforderungen oder Waren sind fast überall Darlehen bequem erhältlich. Darüber hinaus fehlt es auch nicht an städtischen Einrichtungen und zentralen Hilfskassen, die Kredit nach sozialen Gesichtspunkten vermitteln, das heißt ohne erhebliche Sicherheitsleistungen, lediglich unter Berücksichtigung der Tüchtigkeit und Ehrlichkeit des Kreditsuchenden. Diese Gelegenheiten zu vermehren und dabei die Gemeinden und die genossenschaftlichen Zentralkassen noch häufiger als seither zur Garantie- oder Risikoübernahme zu veranlassen, schien allen Konferenzteilnehmern wünschenswert. Weit wichtiger und dringlicher als die Sorge um Personalkredit erschien den meisten Mittelstandsvertretern die Beseitigung der drückenden Realkreditnot in den Kreisen der kleinen Geschäftsleute. Hier hat sich ergeben, daß während des Krieges keine Hypothekengelder zu erhalten sind, während gleichzeitig bestehende Hypothekenschulden ablaufen oder gekündigt werden. Eine private Vereinbarung zwischen den deutschen Hausbesitzerverbänden und den größten Hypothekenbanken, wonach auf ein Jahr Klagen und Beitreibungen gegen säumige Schuldner nicht durchgeführt werden sollten, hat keine Stütze durch den Bundesrat gefunden, der nur eine Schutzfrist von sechs Monaten auf dem Verordnungswege eingeführt hat. Mit einer so kurzen Verschiebung der Zahlungsverpflichtung während dieses langen Krieges ist aber den Hypothekenschuldnern wenig gedient. Deshalb forderte der Vertreter der deutschen Haus- und Grundbesitzervereine eine neue Bundesratsverordnung, wonach während des Krieges a) keine Bietungstermine bei Zwangsvollstreckungen mehr abgehalten werden dürfen und b) Hypothekenkapitalien nicht zurückgezahlt zu werden brauchen. Gegen dieses Sondermoratorium erhoben sich indessen gewichtige Bedenken, die vor allem darin gipfelten, daß durch solche Zwangsmaßnahmen die Hypothekengläubiger für lange Zeit hinaus abgeschreckt werden könnten und die Realkreditnot, die schon vor Kriegsbeginn groß gewesen sei, noch erheblich gesteigert werden würde. In diesem Zusammenhang wurde auch die Frage der Gründung von Pfandbriefinstituten nach landschaftlichen Grundsätzen noch während des Krieges erörtert, die sofort nach Friedensschluß ihre segensreiche Tätigkeit beginnen könnten. Alle diese und andere Anregungen wurden von den anwesenden Regierungsvertretern zur Kenntnis genommen und ihr wohlwollende Prüfung zugesagt.

Ein Protest aus dem Felde. Von einem alten, treuen Freund der „Hilfe", der sich als Geschäftsmann unterschreibt, „der mit 57 Jahren im Felde steht und dem der Krieg reichlich Opfer an Gut und Blut gekostet hat", geht uns ein Protest zu der Notiz über das unsoziale Geschäftsleben in Nr. 16 unserer Wochenschrift zu. Der Geschäftsmann heißt die Bekämpfung des „Kriegswuchers durchaus gut, glaubt aber vor übertriebenen Anschuldigungen warnen zu sollen. Sätze wie die: „Nicht zwei Fabrikanten haben der Heeresverwaltung angeboten, ihr den notwendigen Bedarf zu Selbstkostenpreisen mit üblicher Verzinsung (so!) zu liefern; nicht zwei Landwirte oder Händler haben sich ernstlich gegen die allgemeine Verteuerung der Lebensmittel gestemmt", zeugten doch wohl von einer naiven Betrachtung des Wirtschaftslebens. „Erstlich sind diese Sätze dem Gehirn des Schreibers entsprungen, ohne daß auch nur der Schatten eines Beweises beigebracht werden könnte. Sodann aber enthält der erste Satz, als allgemeine sittliche Forderung ausgesprochen, eine große Ungerechtigkeit, denn er verlangt, sofern der Verfasser nicht mit den Worten „übliche Verzinsung", den ganz anderen Begriff des üblichen Gewinnes gemeint hat, daß der Gewerbetreibende während des Krieges auf Gewinn verzichten soll. Da muß doch einmal darauf hingewiesen werden, wie die Industrie sehr vieler, vielleicht der meisten gewerblichen, kaufmännischen und landwirtschaftlichen Betriebe mit den größten Sorgen von Geldbeschaffung, Verwertung der Vorräte, Durchhaltung der Angestellten und ihrer Angehörigen auf der einen, Schwierigkeit der Beschaffung qualifizierter Arbeit auf der anderen Seite zu kämpfen haben. Dabei mußten die Steuern nach der alten Einschätzung bis zum neuen Steuerjahre bezahlt werden, auch für das „Rote Kreuz" usw. will man einiges leisten. Woher soll denn der Gewerbetreibende die Mittel nehmen, wenn man ihn zum gemeinnützigen Produzenten in Kriegszeiten machen will? Auch ein „Festbesoldeter" sollte sich diese Dinge wenigstens dann klarmachen, wenn er darüber schreiben will, nicht aber das ganze deutsche Geschäftsleben unsozial schelten." — Unserem gegen den allgemeinen Vorwurf protestierenden Freunde scheint entgangen zu sein, daß in der bekämpften Notiz ausdrücklich von „übertrieben hohen Gewinnen" die Rede war, und daß sie sich nicht gegen die einzelnen Geschäftsleute richtete, deren opferfreudiger Patriotismus vielmehr voll anerkannt wurde, sondern dagegen, daß „der Preiswucher zur allgemeinen Verkehrssitte geworden und als solche anerkannt sei". Gemeinnützige Produzenten verlangte der Kritiker des deutschen Geschäftslebens, der übrigens kein „Festbesoldeter" ist, nicht zu sehen, wohl aber Geschäftsleute, die sich der Heeresverwaltung gegenüber erboten, auf übermäßige Gewinne bei ihren Lieferungen zu verzichten und sich nur mit dem reellen, in Friedenszeiten üblichen Handelsgewinn zu bescheiden. Diesem Wunsche stimmt der Geschäftsmann aus dem Felde aber gewiß zu, denn gegen den Kriegswucher richtet er sich ja ebenso scharf wie der in Nr. 16 der „Hilfe" zitierte Aufsatz.

Der Krieg als gewerkschaftlicher Friedensstifter. In wachsendem Umfang schließen sich die früher feindselig gegenüberstehenden Gewerkschaftsrichtungen zusammen, um allgemeine Verbesserungen der Arbeiterlage durch gemeinsames Vorgehen zu erzielen. Neben den Bergarbeitern haben neuerdings auch die Metallarbeiter in Rheinland-Westfalen Kriegsteuerungszulagen in einheitlicher Eingabe an die Unternehmer erbeten. Der Deutsche Metallarbeiterverband, der Christliche Metallarbeiterverband und der Hirsch-Dunckersche Gewerkverein der Deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter haben ihren gemeinsamen Antrag auf Verdiensterhöhungen durch eingehende Darlegung der zurzeit herrschenden Teuerung begründet. „Die Frage der Ernährung und Lebenshaltung unseres Volkes steht mit der Erreichung des deutschen Kriegszieles, der Verteidigung des deutschen Vaterlandes, in unmittelbarem Zusammenhang. Die Sorge um die Aufrechterhaltung einer Lebenshaltung, die eine Unterernährung weiter Volkskreise mit ihren unermeßlichen Gefahren für die Volksgesamtheit hintanzuhalten vermag, ist nicht nur in hohem Maße in nationalem Interesse dringend geboten." Ueber die Lohnverhältnisse der Metallarbeiter in der seitherigen Kriegszeit sagt die Eingabe, „daß im Vergleich zu den Löhnen der Friedensarbeit von einem Teile der Arbeiter Verdiensterhöhungen erzielt wurden. Es sind dies vornehmlich die mit Kriegsaufträgen beschäftigten Arbeiter und es wurde in den meisten Fällen der Mehrverdienst durch Verfahren von Ueberstunden erreicht. Andererseits sind aber in zahlreichen Fällen die Verdienste nicht über die vor dem Kriege vorhandene Höhe hinausgekommen, ja selbst noch da und dort zurückgegangen. Die Einschränkungen, die infolgedessen im Haushalt der Arbeiter Platz greifen mußten, sind so außerordentlich, daß ein billiger Ausgleich durch Erhöhung der Verdienste unerläßlich sein dürfte." Die Vertreter der Arbeiter hoffen durch mündliche Verhandlungen eine Klärung dieser Frage zu erzielen. Hoffentlich zeigen sich ihre Arbeitgeber entgegenkommender wie die Bergherren mit ihrer grundsätzlichen Ablehnung von tariflichen Besprechungen.

Die Brotkarte als Erzieherin zu sozialer Gesinnung. Nachdem sich durch die Erfahrung herausgestellt hat, daß die durch die Brotmarken zugemessenen Brotmengen dem durchschnittlichen Nahrungsbedürfnis der Bevölkerung vollauf genügen, machen sich neuerdings überall Bestrebungen geltend, Ersparnisse an Brotkarten zugunsten körperlich schwer arbeitender Mehrverbraucher zu erzielen. In verständiger Weise wird diese selbstlose Betätigung sozialer Gesinnung von den städtischen Behörden unterstützt. Man schlägt dabei verschiedene Wege ein. In Berlin und den Vororten werden die Brotmarken, die während ihrer Gültigkeitsdauer keine Verwendung fanden, eingezogen und entwertet, damit die tatsächliche Ersparnis an Brot auch urkundlich zum Ausdruck gebracht werde. Das gleiche geschieht in Kassel, Chemnitz, Elberfeld, Essen, Hamburg, Köln, Krefeld und Lübeck. In anderen Städten findet dagegen ein Ausgleich in der Weise statt, daß die ersparten Marken an Mehrverbraucher oder an die minderbemittelte Bevölkerung oder an Personen, die schwere körperliche Arbeit verrichten, abgegeben werden. Zu diesem Zweck wurden Sammelstellen eingerichtet, von denen aus die Zuteilung erfolgt. In Gotha hat der Hausfrauenausschuß für wirtschaftliche Kriegshilfe diese Aufgabe übernommen, in Kiel eine „Organisation zur Sicherung der Volksernährung". In Mülhausen wurden zum Zwecke eines Ausgleiches die Familien ausdrücklich darauf hingewiesen, alle Fälle, in denen die zur Verfügung stehende Gesamtmenge an Brot und Mehl den Bedarf übersteigt oder zu knapp ist, dem städtischen Brotamt anzuzeigen. In Braunschweig werden drei Viertel der zurückgeschickten Brotmarken dem Gewerkschaftskartell, ein Viertel dem nationalen Arbeitsausschuß zur Verteilung überwiesen; in Danzig erhalten sie die Arbeiter mit Nachtschicht, in Halle a. S. alle angestrengt arbeitenden Personen, in Mainz und Stuttgart die Bedürftigen, in Freiburg i. Br. die Arbeiterhaushaltungen. In Linden werden die eingereichten gesparten Brotmarken von den Polizeiwachen verteilt, in Leipzig kommen sie als Zusatzkarten zur Ausgabe. In Frankfurt a. M. und Kiel, wo die Marken übertragbar sind, findet ein lebhafter Ausgleich innerhalb der Käuferschaft statt. Im ganzen darf nach den Erfahrungen der Kriegsgetreidegesellschaft angenommen werden, daß rund 10 v. H. der gesetzlich zugebilligten Brotmengen erspart und damit für bedürftige Mehrverbraucher frei werden.

Kameradschaft und Gewerbefrieden nach dem Kriege. Im Geschäftsbericht des Tarifamts der deutschen Buchdrucker für das abgelaufene Jahr 1914 wird an verschiedenen Stellen den Hoffnungen und Erwartungen Ausdruck gegeben, die die organisierten Arbeitgeber und Arbeitnehmer für die Zeit nach dem Kriege erfüllen. Es heißt da: Einmal müssen die Friedensglocken die Heimkehr der Vaterlandsverteidiger auch aus unseren Reihen einläuten; hüten

Digitized by Google

wir uns, daß man uns nachsagen könnte, wir hätten alles das nicht in Treuen verwahrt und behütet, zu dessen Pfleger und Förderer auch sie uns bestellt hatten. Wir wünschen vielmehr, daß die Rückkehr unserer Kämpfer für das gesamte Buchdruckgewerbe in jeder Beziehung ein wirklicher Freudentag werden möge. Die Tore unserer heute zum Teil verlassenen oder zum mindesten recht still gewordenen Arbeitsstätten sollen sich dann den früheren Mitarbeitern recht weit auftun, und es soll an unseren Arbeitsplätzen mit Lust und Emsigkeit geschafft werden, um die Wunden zu heilen, die der furchtbare Krieg Prinzipalen und Gehilfen und damit dem gesamten Buchdruckgewerbe geschlagen hat. Möchte wenigstens ein großer Teil von dem heute das ganze deutsche Volk, insbesondere unsere tapferen Kämpfer, beherrschenden kameradschaftlichen Gefühle sich später auch in der gewerblichen Zusammenarbeit erhalten, und jeder in dem anderen nur seinen Mitarbeiter auf dem ihm gebührenden Platz und seinen Mitkämpfer um die ihm von Rechts wegen zukommenden Werte und Menschenrechte erblicken. Manches wird mit der schnell eilenden Zeit wieder flüchtig entschwinden, aber vieles wird erhalten bleiben, was aus der schweren Kriegsnot mit unendlichen Opfern an Gut und Blut für eine wirkliche Gemeinschaft aller Volksgenossen errungen werden wird und zum Teil schon gewonnen ist. Dieser Sieg muß uns sicher sein!... Wir erhoffen von der kommenden Friedenszeit auch einen besonderen Frieden für unser Gewerbe. Es hat in den letzten Jahren öfters den Anschein gehabt, als sei bei uns das Interesse am gewerblichen Frieden im Erlöschen. Heute wissen wir, daß dies für die nächste Zukunft nicht der Fall sein kann; es sei denn, wir alle hätten aus dieser schweren, opferreichen Kriegszeit nichts gelernt. Ein Völkerkrieg ist mit einem gewerblichen Kriege zwar nicht zu vergleichen, aber darin sind sich beide gleich, daß sie dem einzelnen und der Allgemeinheit tiefe Wunden schlagen. Sie zu vermeiden, muß Aufgabe aller verständigen Menschen sein. Der schwere Kampf, den das deutsche Volk zu führen gezwungen ist, hat alles, was sich sonst getrennt durch der Parteien Haß gegenüberstand, zu gemeinsamer Tat zusammengeführt. Interessengruppen, die sich sonst nicht verstehen konnten, sind einander näher gekommen; alle Schattierungen in den Organisationen sind ineinandergeflossen, wenn es galt, einem allen gemeinsamen Interesse zu dienen. Wir hoffen und erwarten, daß auch bei uns ein solches Zusammengehen möglich sein wird. — Solche Ausführungen verdienen weiteste Verbreitung. Sie sollten in allen deutschen Prinzipals- und Angestelltenkreisen ein freudiges Echo wecken!

Kriegsliteratur

Die Wirtschaftslage in England. Nach englischen Quellen geschildert von Ludwig Herz. Berlin 1915, Verlagsanstalt Politik. 31 S. 60 Pf.

Der Hauptvorzug dieser neuesten Arbeit des bekannten Wirtschaftspolitikers liegt in der großen Vielseitigkeit und geschickten Gruppierung des dargebotenen Materials, das aus englischen Quellen zusammengetragen ist und eine ganz vorzügliche, über alle wesentlichen Gebiete des Handels, des Kapitalmarktes, der Schiffahrt und der Industrie unterrichtende Übersicht darbietet. Und diese Übersicht ist nicht eine trockene statistische Zusammenstellung, sondern ein durch zahlreiche geschichtliche und völkerpsychologische Züge belebtes Bild, anziehend und fesselnd durch die frischen Farben des Temperaments und der Vaterlandsliebe.

Englische Denkträgheit. Eine völkerpsychologische Studie von Dr. Ernst Schultze. München, bei Ernst Reinhardt. 39 S. 50 Pf.

Denkträgheit ist die Ursache der Rückständigkeit Englands auf wissenschaftlichem, technischem und leider auch sittlichem Gebiete. Furcht vor der Wahrheit, Mangel an Logik, System- und Prinzipienlosigkeit im Staatsleben, Überschätzung des eignen Wertes und Verkennung anderer Völker haben auch den Krieg verschuldet. — Sehr lesenswert, wenn man sich über das englische Wesen ein Urteil bilden will.

Deutschland und Frankreich. Vortrag im Hamburger Volksheim von Dr. Hermann Urtel. Hamburg 1915, bei C. Boysen. 23 S. 20 Pf. Eine glänzende Charakteristik der Franzosen.

Italien und der Weltkrieg. Vortrag im Hamburger Volksheim von Rudolf Hermes. Ebenda. 23 S. 20 Pf. Liefert die Grundlagen zum Verständnis und zur Beurteilung des Verhaltens der Italiener.

Das Deutschtum in China. Vortrag im Hamburger Volksheim von Prof. Dr. O. Franke. Ebenda. 21 S. 20 Pf.

Es gibt kein Land, das für Deutschlands Zukunft größere Bedeutung hat als China, und es gibt in Deutschland keinen Mann, der berufener und geeigneter ist, darüber zu schreiben, als Franke.

Der Sturz des Zarismus. Von Dr. Samuel Rado, königl. ungar. Hofrat. Leipzig 1915, bei Dr. S. Rabinowitz. 65 S. 1,20 M.

Gesammelte Aufsätze über geheime Akten der russischen Diplomatie, König Karol und den Zaren, Rußland und das Slaventum, russische Hegemonie, den Pogrom usw.

Die Europäische Union als Bedingung und Grundlage des dauernden Friedens. Von Dr. Johannes Erni. Zürich, bei Orell Füßli. 47 S. 80 Pf.

Ein sehr ernstes Buch, dessen Gedanke einmal Wirklichkeit werden wird, wenn auch wohl in anderer Form als der Verfasser vorschlägt.

Ernst Bassermann. Sein politisches Wirken. Reden und Aufsätze, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Fritz Mittelmann. 1. Band: Auswärtige Politik. Berlin 1914, bei Karl Curtius. Mit Titelbild. 255 S. 3 M.

Die Reden Bassermanns zur auswärtigen Politik werden für seine Freunde gerade jetzt von besonderem Interesse sein. Außer einer — etwas einseitig und oberflächlich geratenen — Würdigung der Verdienste Bassermanns enthält die Sammlung vierzehn Kapitel, von denen folgende genannt seien: Von der Schaffung der Flotte; Algeciras; Die Einkreisung Deutschlands; Die zweite Friedenskonferenz; Die Annexion Bosniens und der Herzegowina; Marokko-Kongo; Die Lücken in unserer Rüstung; Der Balkankrieg; Das Volk in Waffen.

Po und Rhein. Savoyen, Nizza und der Rhein. Zwei Abhandlungen von Friedrich Engels. Herausgegeben von Eduard Bernstein. Stuttgart 1915, bei J. H. W. Dietz Nachf. 52 und 47 S. Geb. 1 M.

Der Neudruck dieser beiden im Buchhandel vergriffenen Abhandlungen, die reiches geschichtliches Material enthalten, wird heute vielen willkommen sein.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Begründet von Friedrich Althoff. Herausgegeben von Max Cornicelius. Jahrg. 9, Heft 10. Leipzig, Mai 1915, bei B. G. Teubner. 1 M.

Inhalt: Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff: Orient und Okzident; Erich von Drygalski: Die geographischen Grundlagen des Deutschen Reiches; Friedrich Wiegand: Oliver Cromwell, der Bahnbrecher der religiösen Toleranz; A. von Wassermann: Krieg und Bakteriologie; O. Schrader: „Petrograd"; Karl Bahn: Die Steilfeuergeschütze der Belagerungsartillerie; C. Snouck-Hurgronje und C. H. Becker: Deutschland und der Heilige Krieg, Erwiderung und Schlußwort (eine für unsere Islampolitik hochbedeutsame Auseinandersetzung, die es verdiente, in weiten Kreisen unseres Volkes gelesen zu werden!); Nachrichten und Mitteilungen.

Geographische Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. Alfred Hettner, ord. Prof. an der Universität Heidelberg. 21. Jahrg. 4. Heft. April 1915, Leipzig, bei B. G. Teubner. 12 Hefte 20 M.

Aus dem Inhalt: Der karpathische Kriegsschauplatz. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Joseph Partsch; Zum Kampfe um die Meerengen. Von Prof. Fr. Braun; Der südafrikanische Bundesstaat und Deutsch-Südwestafrika. Von Prof. Dr. Carl Uhlig; Die Wasserkräfte des Berg- und Hügellandes in Preußen und benachbarten Staatsgebieten. Von Prof. Dr. Wilhelm Halbfaß; Geographische Neuigkeiten.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: M. in D. 85 Pf., B. in K. 2,50 M., Frau R. in D. 2,05 M., H. in G. 1,70 M., Frau Prof. B. in L. 2,50 M., G. in E. 10 M., Frau Dr. H. in N. 2,50 M., F. in Z. 2,50 M., R. in H. 10 M., Frau Sch. in L. 10 M., Pfr. B. in L. 6 M., Frau K. in N. 5 M., Dr. K. in M. 4 M., M. in D. 3 M., Dr. St. in R. 20 M., L. in H. 6 M., S. in K. 1,05 M., Pfr. Dr. L. in M. 10 M., Schwester Julie B. in Z. 3 M., Hofrat B. in M. 1,70 M., Frau M. in R. 1 M., M. in G. 2,50 M., Frl. R. in B. 3 M., St. M. im Felde 20 M., Laz.-Insp. O. in L. 15 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Sten.-Verein „Gabelsberger" Leuben 2,40 M., H. in B. 1 M., St. in A. 2,67 M., Pfr. B. in L. 1 M., D. in J. 2 M., Frl. B. in A. 25 Pf., M. in G. 2,50 M.

Bücher für Armee und Marine: Dr. R. in N. 21,50 M. zum Ankauf von Büchern; Frl. R. in Sch. 9 Bücher; Frl. Z. in Lpz.-Co. 3 Bde. Dichtergedächtnis-Stiftung, 2 Bde. Hamb. Hausbibliothek, 3 Bde. Fischers Romanbibliothek, 3 Bde. Hesses Volksbücherei, 1 Löns, Wald und Heide; P. in O. 2 Bde. Sonntagsbl. der Preuß. Lehrer-Ztg.; Frau Anna K. in Würzburg 11 Bücher; E. K. in B. 1 Günther, Die Heilige und ihr Narr; Frl. R. in Sch. 4 Bücher; Frl. H. Kl. in St. 3 Bde. Natur und Geisteswelt, 2 Bücher der Rose, 8 Wiesb. Volksbücher, 4 Volksbücher der Kunst.

Für den Roten Halbmond: M. u. P. in Stettin 5 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: M. u. P. in Stettin 5 M., Dr. R. in N. 21,50 M., Oberlehrer Ch. in S. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

27. Mai 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 21

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Ernst Jäckh:** „L'Italia farà da sè". — **Adolf Löwe:** Zur Methode der Kriegswirtschaftsgesetzgebung. — **Amtsgerichtsrat Ludwig Herz:** Margarinemonopol. — **Dr. R. Kuczynski:** Volksernährung und Lebensmittelteuerung. — **Professor Dr. Karl Vorländer:** Deutsche Arbeiter über Nietzsche. — **Lotte Möller:** Die leichte Last. — **Anja v. Mendelssohn:** Am Heimathaus. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Neid. — **Kurt Arnold Findeisen:** Lied der Arbeiterbataillone. (Gedicht.) — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 18. Mai.

Ebenso wie Graf Tisza in Budapest es getan hat, spricht heute hier im Reichstag der deutsche Reichskanzler. Er zählt alle österreichischen Angebote auf und erklärt, daß Deutschland im Einverständnis mit dem Wiener Kabinett die volle Garantie für die loyale Ausführung dieser Anerbietungen ausdrücklich übernommen habe. Wir haben getan, was wir konnten, — helfen wird es nichts! Alle Nachrichten aus Italien stimmen darin überein, daß das Verderben nicht aufzuhalten ist. Der alte Giolitti, der Mann der Neutralität, ist von Rom aus nach seiner norditalienischen Heimat gefahren, weil er in dem jetzigen Rom nichts mehr zu suchen hat. Seine Anhänger gehen massenhaft zu den Kriegsdrängern über. Nur die mit dem „Avanti" zusammenhängenden Sozialisten demonstrieren noch gegen den Krieg.

Mittwoch, 19. Mai.

Aus Portugal kommen seit einigen Tagen zusammenhanglose Nachrichten über Revolution. Für uns kann das wohl gleichgültig sein.

An unserer Westfront scheint jetzt festzustehen, daß an zwei oder drei Stellen (Het Sas und westliches Kanalufer bei Ypern, Neuve Chapelle und Lorettohöhen zwischen Lille und Arras) gewisse Verluste an Schützengräben oder Terrain zu verzeichnen sind, daß aber ein Durchbruch trotz großer und systematischer Anstrengung der Feinde nicht erfolgt ist, und soviel wir sehen, auch nicht erfolgen wird. Es versteht sich von selbst, daß die überaus großen Truppenbewegungen in Galizien dem Westen einen Teil der verfügbaren Kräfte entziehen.

In Galizien wird noch am San gekämpft. Eine aus Hannoveranern und Oldenburgern bestehende Division hat in den letzten beiden Tagen 7000 Gefangene gemacht, 4 Geschütze und 28 Maschinengewehre erbeutet. Brave tapfere Niederdeutsche am anderen Ende Mitteleuropas!

Alles blickt auf Italien. Der Ministerrat ist in Permanenz. Offenbar weiß er noch nicht, wie die Kriegserklärung formuliert werden soll. Es sei möglich, daß der Krieg zunächst „wegen Intrigen in Lybien" an die Türkei erklärt werde, damit dann Deutschland und Oesterreich von sich aus mit Kriegserklärungen antworten müßten. Allerlei Gerüchte über Mißhandlung von Deutschen und Oesterreichern, die noch in Italien vorhanden sind. Umgekehrt werden italienische Arbeiter gehindert, in ihre Heimat zurückzukehren. Die italienische Sozialistenpartei hat am Montag einstimmig beschlossen, den Volkswiderstand gegen den Krieg fortzusetzen. Wieweit das geschieht, bleibt abzuwarten. Katholische Blätter erörtern die Folgen der Kriegsabschließung für den päpstlichen Stuhl. Wie soll es mit den Vertretern Oesterreichs und Deutschlands am päpstlichen Stuhl gehalten werden?

Donnerstag, 20. Mai.

Die Italiener veröffentlichen ein „Grünbuch" über ihre Verhandlungen mit Oesterreich-Ungarn, in dem als Ausgangspunkt der Entfremdung die Unterlassung der vorherigen Mitteilung des Ultimatums an Serbien im Juli 1914 angegeben wird. Nachträglich können auch wir diese Unterlassung als einen Fehler betrachten, damals aber geschah sie aus gutem Grunde, denn man wollte nicht, daß durch verwandtschaftliche oder andere Beziehungen das auf kurze Frist gestellte Ultimatum an Montenegro-Serbien mitgeteilt würde. Es ist ferner zuzugeben, daß es besser gewesen wäre, wenn das österreichische Angebot einige Monate vorher gemacht wurde. Was aber unter allen Umständen unerträglich war, ist die italienische Forderung der vollen Abdrängung Oesterreichs vom Adriatischen Meere. Auf diese Forderung konnten die mitteleuropäischen Staaten weder im Juli noch sonst eingehen. Der Gedanke eines unabhängigen Triester Staates ist doch nur ein anderer Ausdruck für die Herstellung eines Staatsteiles, den Oesterreich sicher verloren hat, und um den sich nun Italiener und Serbokroaten zanken. Die Italiener haben in dem Gefühl, den Weltkrieg durch ihre Stellungnahme entscheiden zu können, alles Maß verloren.

Bei aller notwendigen und tatsächlich vorhandenen Siegeszuversicht der Zentralmächte ist natürlich nicht zu leugnen, daß unsere Lage durch die italienische Kriegserklärung sehr viel ernster und schwerer wird, als sie ohnehin schon ist. Wir wollen den Fehler nicht wiederholen, einen Feind zu unterschätzen. Auch der Italiener von heute ist ein anderer als der von 1859 und 1866; wenigstens ist es möglich, daß er es ist. Ueber die Größe der italienischen Truppen können wir keine Ziffernangaben machen, aber es handelt sich um eine sehr beträchtliche Armee.

Alles andere ist in diesen Tagen klein neben der italienischen Wendung, muß aber doch notiert werden. In Frankreich wird an den bekannten Stellen weiter gefochten. Im Nordosten wurde südlich vom Njemen ein blutiger Sieg errungen mit 2200 Gefangenen. Nördlich von Przemysl haben am San starke russische Vorstöße stattgefunden, um ein Ende des deutsch-österreichischen Angriffs zu machen, aber die Absicht ist mißglückt. Auf dem einen Flügel fliehen die Russen weiter.

Freitag, 21. Mai.

In England besteht eine Ministerkrise, die dahin zu enden scheint, daß das herkömmliche Parteiregiment verlassen wird und Führer aller Gruppen einschließlich der Iren und der Arbeiterpartei ein überparteiliches Ministerium für den Krieg bilden. Das ist ein sehr starker Bruch mit der englischen Tradition und stört das Selbstbewußtsein der Liberalen.

Die italienische Kammer gibt mit 407 gegen 75 Stimmen dem Ministerium Vollmacht für den Fall eines Krieges. Großes zu-

Digitized by Google

stimmendes Getöse. Salandra fordert auf, alle inneren Gegensätze zu vergessen. Die Sozialisten erheben sich nicht von ihren Plätzen. Turati begründet ihren ablehnenden Standpunkt, während Ciccotti die Zustimmung der sozialistischen Minderheit zum Ausdruck brachte. Der Senat setzt bis morgen eine Kommission ein, ist aber genau so wild patriotisch wie die Kammer. Giolitti fehlt, seine meisten Anhänger gehen zu Salandra über.

Sonnabend, 22. Mai.

Während alles auf Italien sieht, tun die Truppen in West und Ost ruhig ihre Pflicht. Bei Neuve Chapelle wurden neue englische Angriffe abgewiesen, bei Givenchy wird noch gekämpft, französische Angriffe an der Lorettohöhe, bei Ablain und Neuveville brachen zusammen, nur nördlich von Ablain erreichten die Gegner unsere Gräben. Der große Durchbruchsversuch ist also noch nicht ganz zur Ruhe gekommen. In Kurland wird nach schnellem Vorgehen nur die Linie bei Szawle und an der Dubissa verteidigt. Auch in Mittelgalizien heißt es im österreichischen Bericht: „Das von den verbündeten Truppen bisher erstrittene Terrain wird gegen alle russischen Gegenangriffe behauptet." Irgendwann kommt jeder Vorstoß an die Grenze, wo er sich sammeln muß und wo die Soldaten erst einmal wieder Menschen werden. Man ist gespannt, ob Przemysl von den Russen verteidigt werden kann oder nicht. Sie sollen die Festungswerke schon ziemlich wieder hergestellt, aber wenig Proviant und Munition hineingebracht haben.

Die Zahl der kriegsgefangenen Russen wird von der „Frankfurter Zeitung" auf mehr als eine Million berechnet. Am Anfang Mai waren es über 500 000 in Deutschland und über 300 000 in Oesterreich-Ungarn. Inzwischen sind in Galizien und Kurland schon wieder über 200 000 Gefangene gemacht worden.

An den Dardanellen finden täglich kleine Gefechte statt. Die Engländer und Franzosen warten auf die Italiener, genau wie im Krimkrieg, nur diesmal gegen die Türkei und für Rußland. Es hat doch etwas Sinnloses, daß jetzt noch in den genannten drei Ländern einige ganz alte Herren leben, die ihre Kriegsdenkmünze von damals tragen!

Sonntag, 23. Mai.

Ein wunderlicher Pfingsttag, wo der Himmel lacht, die Jugend singt, die Kirchen predigen, die Urlaubssoldaten erzählen und alle Menschen über Italien reden. Jeder hat etwas Neues gelesen. Die Hauptfrage ist, ob Italien nur um seine alpinen und adriatischen Gebiete kämpfen oder ob es sich mit allem, was es kann und hat, in den Dienst des Dreiverbandes stellen wird. Es verlautet, daß Italien von sich aus keine Kriegserklärung an Deutschland senden wird, aber natürlich erwartet, daß die Oesterreicher und Ungarn von Deutschland unterstützt werden. Eine große Rolle spielt der italienische Anspruch auf serbisch-slawische Gebiete, der von den Russen grundsätzlich nicht anerkannt werden kann. Die österreichische Regierung veröffentlicht eine längere Darlegung der Vorgeschichte der jetzigen Kriegsspannung und bestreitet entschieden, den Dreibundvertrag durch das Ultimatum an Serbien verletzt zu haben. Der Wortlaut des Dreibundvertrages ist immer noch unbekannt, wird aber wohl nun, wo der Vertrag historisch geworden ist, endlich nachträglich mitgeteilt werden dürfen. Es wäre vielleicht alles ohne Geheimniskrämerei besser gegangen. Der französische Botschafter in Rom Barrère erklärt im „Temps", daß der Krieg durch das Eingreifen Italiens um die Hälfte verkürzt werde. Wir fürchten das Gegenteil.

Montag, 24. Mai.

Zweiter Pfingstfeiertag. Noch ist die italienische Kriegserklärung nicht vorhanden, und es macht offenbar Schwierigkeiten, sie zustande zu bringen. Die italienischen Botschafter aus Paris, Berlin und Wien, Tittoni, Bollati und Herzog von Avarna, sind nach Rom berufen. Fürst Bülow und der österreichische Botschafter Macchio verkehren noch mit dem italienischen Minister Sonnino. Die volle Mobilmachung ist angeordnet. Der Verkehr mit Italien stockt schon fast ganz. Die sozialistischen Vereine, die in Italien gegen den Krieg Stimmung machen, werden aufgelöst.

In Russisch-Polen wird nach der Wiener „Reichspost" eine große Schlacht erwartet, bei der die Russen von Iwangorod aus die Angreifer sein werden.

— — Der Krieg ist da! Die Beziehungen Italiens zu Oesterreich-Ungarn sind abgebrochen. Die deutsche Botschaft und der preußische Gesandte am Vatikan verlassen heute abend Rom. Also nun auch das!

Dienstag, 25. Mai.

Der italienische Krieg beginnt wirklich. Die österreichische Flotte hat einige Punkte der italienischen Küste in der Nähe von Venedig beschossen, und österreichische Flugzeuge warfen Bomben über Ancona und das Arsenal von Venedig. Der Kaiser von Oesterreich erläßt einen Aufruf „An meine Völker", in dem es heißt: „Ein Treubruch, dessengleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden .... Die großen Erinnerungen an Novara, Mortara, Custozza und Lissa, die den Stolz meiner Jugend bilden, und der Geist Radetzkys, Erzherzogs Albrecht und Tegetthoffs, der in meiner Land- und Seemacht fortlebt, bürgen mir dafür, daß wir auch gegen Süden hin die Grenzen der Monarchie erfolgreich verteidigen werden".

Bei Szawle in Rußland ein Sieg mit 1600 Gefangenen. Sonst in West und Ost Verteidigungskämpfe.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 17. Mai.

Einen sehr charakteristischen Nachweis über die Streiks im Kriegsjahr enthält Band 279 der Statistik des Deutschen Reiches. Seit Kriegsausbruch hat es nur 24 Streiks gegeben mit 1126 Streikenden in 25 Betrieben. Aussperrungen fanden überhaupt nicht statt. In den letzten fünf Jahren haben durchschnittlich jährlich 226 000 Arbeiter gestreikt und 101 400 wurden ausgesperrt.

Es wäre interessant, die gleichen Ziffern für England zu haben.

Die Gemeinden beginnen jetzt allgemein mit der Abgabe ihrer Fleischdauerwaren. Sehr niedrig können auch sie die Preise nicht stellen. Behörden wirtschaften an sich teuer. Trotzdem scheint es, als ob diese Verkäufe etwas preisregulierend wirken. Freilich hat der Einkauf der Gemeinden vorher die Preise in die Höhe getrieben. Es ist ein ganz interessanter Zirkel — bei dem allerdings für die Verbraucher nicht so sehr viel gewonnen ist.

In einem Gefangenenlager hat man eine Kaninchenzüchterei angelegt, wo belgische Züchter Rassetiere ziehen, die billig abgegeben werden. Man freut sich über all solche Einrichtungen mehr noch in dem Gedanken an die tötende Eintönigkeit dieses Lagerdaseins, als mit Rücksicht auf unsere Volksernährung, für die diese Einzelmaßnahmen nichts beträchtliches bedeuten.

Dienstag, 18. Mai.

Im Haushaltsausschuß des Reichstages spricht man über die Kartoffeln. Im Augenblick ist Ueberangebot. Wenn die Kartoffeln wirklich reichen sollten, so ist das mit monatelangem Mangel während des Winters freilich teuer genug erkauft. Ein nationalliberaler Antrag für die nächste Ernte wird angenommen, der lautet: Zum Zweck einer wohlfeilen Kartoffelversorgung der weniger bemittelten Bevölkerungskreise ist eine ausreichende Menge Kartoffeln sicherzustellen. Soweit hierzu eine Beschlagnahme notwendig ist, sind vorzugsweise Betriebe mit über 10 Hektar Kartoffelland heranzuziehen.

Sollte der Krieg dauern — und wer wagt jetzt noch zu hoffen, daß wir seinem Ende nahe sind! — so wird das nächste Jahr ein Musterjahr der Kriegswirtschaftsregelung werden!

Digitized by Google

Jedenfalls ist jetzt die Wirkung, daß die beruhigenden Nachrichten alle mühsam erreichte „Kriegssparsamkeit" über den Haufen werfen. Und das ist geradezu eine Gefahr! Denn es ist doch kein Gedanke daran, daß wir wieder leben könnten wie im Frieden. Dazu sind aber alle Menschen natürlich sofort bereit.

Sehr allgemein geklagt, besonders aus bäuerlichen Kreisen, wird über die starke Zunahme des Wildschadens aus Mangel an Jägern. Es wäre wirklich dankbar und sehr wünschenswert, daß energischere Maßnahmen ergriffen werden, statt daß jetzt Fasanen, Kaninchen und Rehe unsere Ernte ruinieren.

Mittwoch, 19. Mai.

Die Bemühungen, für die Posten eingezogener Männer Frauen zu gewinnen, nehmen so zu, daß teilweise schon Schwierigkeiten entstehen, genug weibliche Kräfte zu finden. Der Zentralarbeitsnachweis in Berlin teilt mit, daß er schon zahlreiche Vermittlungen von weiblichen Arbeitskräften an Stellen ausgeführt hat, die sonst von Männern ausgefüllt sind, so in der Leder- und Metallindustrie, in der chemischen Industrie usw. Er richtet jetzt eine eigene Abteilung für „Kriegsvertretungen" dieser Art ein.

Das ganze gebildete Deutschland nimmt in Gedanken Abschied von Italien. Es gibt wohl kein Volk, dem das Land, „wo die Zitronen blühn" so sehr zweite geistige Heimat ist. Das kann nicht verlorengehen — aber die lebendige Berührung mit dieser ganzen Welt wird uns nun für lange hinaus verschlossen sein. Wie viele Monde werden über das Rund des Kolosseums hingehen, bis wieder ein deutscher Fuß es betreten kann! Wie oft werden über den Mauern von Fiesole die Rosen aufblühen, ehe deutsche Frühlingswanderer sie wieder sehen können!

Und doch ist stärker als dieses Gefühl heute der Stolz auf die ruhige Würde, mit der gestern unsere Regierung und Volksvertretung den Orgien aufgestachelter Volksleidenschaft jenseits der Alpen gegenüberstanden und die Standhaftigkeit aller, die nach zehn Monaten des Krieges sagen: Wenn es sein muß — dann durch!

Donnerstag, 20. Mai.

Der Mangel einer zentralen Initiative in der Kriegsbeschädigtenfürsorge zeigt sich allenthalben. Ein Beispiel: Der Berliner Magistrat hat eine eigene Vorlage für diese Fürsorge entworfen, die keine Fühlung nimmt mit der schon geschaffenen Organisation der Provinz Brandenburg. Daraufhin haben jetzt die Arbeiter- und Angestelltenverbände um bessere Zentralisation ersucht. Sie wünschen selbstverständlich in den Verwaltungsausschuß Vertreter der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerkreise.

Merkwürdig ist übrigens, daß niemals daran gedacht wird, daß ein Teil der Kriegsbeschädigtenfürsorge Familienfürsorge sein muß, bei deren Ausübung die Frauen nicht so ganz entbehrlich sein dürften, wie man jetzt zu denken scheint.

Die Gastwirteorganisationen wehren sich gegen die Alkoholbeschränkungen! Sie argumentieren: Ein Alkoholverbot bedeute für den Gastwirt einen erheblichen Einnahmeverlust, also Eigentumsentziehung, die nach Artikel 9 der Preußischen Verfassung nur zulässig ist, wenn sie aus Gründen der öffentlichen Wohlfahrt erfolgt, und es muß dann eine Vermögensentschädigung erfolgen. Der Artikel 9 der Preußischen Verfassung könne nicht ohne weiteres durch Reichsgesetz oder Bundesratsverordnung beseitigt werden. Der Staatssekretär Dr. Delbrück habe in seiner Reichstagsrede vom 9. März auch wirtschaftliche Gründe nicht geltend gemacht, sondern offen ausgesprochen, daß man mit den Alkoholverboten nur den Temperenzlern entgegenkommen wolle. Dagegen müßten die Gastwirte schärfsten Protest erheben usw.

Was nicht alles „verfassungsmäßige Rechte" sein sollen!!

Dem Straßenleben des Abends spürt man die große Spannung: Italien! an. Es ist ein erster Sommerabend, voll Schwüle und Blütenduft, bis in die Straßen hinein, und die Menschen stehen in erregter Erwartung wie in den Augusttagen zusammen. Wieder Truppenzüge mit allen Blumen des Frühsommers geschmückt: nach Süden? Nach Westen? — wer weiß es!!

Wie lebendig kommen alle die Bilder vom letzten Jahre wieder!

Freitag, 21. Mai.

Vielleicht ist das bezeichnendste für das Wesen der italienischen Kriegsbegeisterung der fast offizielle Einfluß, den ein Mann wie d'Annunzio darauf gehabt hat — diese seltsame Mischung von ausgesprochenster Dekadenz und Tribunenehrgeiz. Man erinnert sich wieder an jenen Aufruf „an einsame Geister", dessen Phrasenhaftigkeit vor längeren Jahren Richard Dehmel in einer Replik so treffend kennzeichnete: der Dichter, der in seinesgleichen den „Willen zur Tat" aufrufen will für eine politisch-soziale Wirksamkeit, die, aller schillernden Redeblumen entkleidet, überhaupt keinen Inhalt mehr aufweist. Schon damals sagte Dehmel dem Poeten, der sich von seinen Bauern in die Kammer wählen ließ, mit dem Programm, „dem lateinischen Geist zum Heile der anderen Völker die Vorherrschaft zurückzugewinnen", daß dieses Ziel in unerreichbarer Ferne schwebe, solange die Mehrzahl dieses Volkes noch „in häßlichster Ohnmacht um ein notdürftiges Dasein ringe". — Das selbe, was jetzt die Sozialisten gegen die Verschwendung von Staatsmitteln in einem unnötigen Kriege einwenden. Das bedeutet Aufschub für alles, was in Italien einen wirklichen Volksaufstieg fördern kann.

Die große Berliner Kunstausstellung wird trotz Krieg, und ganz unkriegsmäßig eröffnet. Ob die Menschen den Weg dahin finden werden?

Im Ortsverbande Groß-Berlin des Hansabundes war ein Vortrag des Syndikus der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft über die „Neuorientierung unserer Politik". Symptomatisch dafür — wie übrigens auch eine Folge von Aufsätzen in der „Frankfurter Zeitung" —, daß die Frage der „mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft" immer mehr erörtert wird. Aber auch innerpolitische Zukunftsbilder fangen stärker an, uns zu beschäftigen. Prof. Abt betonte, daß Voraussetzung für eine künftige starke Politik nach außen freiheitlicher Ausbau im Innern sei, und daß nur ein geeinter starker Liberalismus zum Träger der neuen Entwicklung werden könne, die von diesem Weltkrieg ausgehen würde.

Sonnabend, 22. Mai.

Wir haben heute einen deutschen Verband der Hausfrauenvereine gegründet, um der Kriegserfahrung Dauer zu geben. Hätten wir vorher eine starke Hausfrauenorganisation gehabt, so wäre sehr vieles in der Mitarbeit bei der Volksernährung bedeutend leichter gewesen.

Welch ein unbeschreiblich sonniges und blühendes Pfingsten könnten wir haben! Aber über den festlichen Vorbereitungen des Feierabends liegt die kriegerische Spannung. Man sieht nicht so sehr viel Maien in den Straßen.

Verse eines seltsam schönen Pfingstgedichtes von René Schickele fliegen einem durch den Sinn wie ein verwehter Hauch von fernen Paradiesen:

„Die Engel unserer Mütter
sind auf die Straße gestiegen,
das Raufherz der Väter
stiller schlägt.
Feurige Zungen fliegen
oder sind wie Kränze
auf Stirnen gelegt."

Heute pocht in dem Treiben auf den Straßen das Kriegsherz.

Ein kleines Straßenerlebnis: ein Soldat mit einem Holzbein wird im Rollstuhl gefahren. Ein anderer, anscheinend ganz unverletzter, geht an dem Rollstuhl vorüber. In dem Augenblick streift er den Aermel seiner Uniform in die Höhe, damit der schwerer betroffene Kamerad seine verstümmelte Hand sehen konnte. Ein Gruß von Schicksal zu Schicksal.

Pfingsten, 23. und 24. Mai.

Wir haben die Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins. Eine Kriegstagung, zu der in feierlich-zuversichtlicher Stimmung viele Hunderte in dem Plenarsaal des Abgeordnetenhauses zusammen sind. Es bezeichnete den Eindruck der Verhandlungen, und vor allem des Kriegsberichtes über die Arbeit der Lehrerinnen, daß die Vorsitzende Helene Lange sagte,

Digitized by Google

es sei doch nur ein kleiner Ausschnitt der ganzen inneren Mobilmachung unseres Volkes, der sich uns hier zeige. Wenn er schon eine solche Summe von Kraft zu selbstverständlicher Pflichterfüllung aufweise, so sei er nur ein Beispiel für die gleichmäßige innere Bereitschaft unseres Volkes zum äußeren und seelischen Durchhalten. Charakteristisch ist aus dem Bericht unserer Auslandsvereine, daß in Frankreich im letzten Jahr — vor Kriegsausbruch — die deutschen Erzieherinnen in steigendem Maße durch englische ersetzt sind, während in England mehr Vermittlungen von Deutschen abgeschlossen wurden als früher.

Am zweiten Feiertag stehen die Anschläge von der Eröffnung der Feindseligkeiten zwischen Oesterreich und Italien an allen Mauern. Unsere Berliner lesen sie nun mit Ruhe. Das Treiben der Ausflügler an den Nachmittagen ist entschieden ganz unvermindert durch die Kriegsstimmung.

Ernst Jäckh / „L'Italia farà da sè".

Das heißt: „Italien wird ganz allein fertig werden". Dieses stolze Wort Italiens stammt aus seinen Freiheitskämpfen in den vierziger Jahren: Damals hat ein italienischer Minister damit die französischen „Interventionisten" abgewehrt. Jenes Wort der Einbildung bildet den Urgrund auch der Stimmung und Entschließung im Italien von heute: Dieses Mal gegenüber den österreichischen „Neutralisten", die es jetzt damit ablehnen will.

Im Anfang der italienischen Geschichte war das Wort; zu einer Tat der eigenen Leistung ist es durch zwei Generationen hindurch noch nicht geworden. Italien ist dank Frankreichs Sympathien entstanden und dann durch Deutschlands Siege gefestigt worden. Italien ist im Schutz des Dreiverbandes und durch „Extratouren" mit dem Dreiverband sicher und fertig geworden: wenn und wo es „allein fertig werden" wollte, wie in seiner Kolonialpolitik, hat es zunächst harte Schläge erhalten — und hiernach doch reiche Geschenke. So sah bisher der gute Gewinn der schönen Geste aus: „L'Italia farà da sè".

Jetzt will Italien die Anführungszeichen dieses Zitats streichen: jetzt will Italien ganz allein fertig werden. Ganz allein: ohne dauernde Einfügung in den bisherigen Dreibund, den es einst gesucht hat gegen die afrikanische Eroberungspolitik Frankreichs, gegen die französische Wegnahme von Tunis; und den es bisher gebraucht hat zum wirtschaftlichen Wachstum und zur militärischen Ordnung. Ganz allein: auch ohne förmliche Aufnahme in den gegnerischen Dreiverband, mit dem neue Gegensätze ihm neue Reibungsflächen bringen werden. „Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode": den Sinn nämlich: L'Italia farà da sè.

Dieser neue Wille wischt das alte Programm einer „Irredenta" weg, die auf Europa beschränkt bleibt, und steckt das weite Ziel eines Imperialismus hin, das nicht nur nach Afrika, sondern auch nach Asien greift. So allein erklärt sich die italienische Entscheidung und Wendung; so allein offenbart sich die Methode einer Kriegstollheit, die sich auf insgesamt sechs Kriegsschauplätzen austummeln muß. So scheidet auch die Frage nach einer diplomatischen „Schuld" aus: ob sie hüben oder drüben liege. Ganz abgesehen davon, daß das Land eines Machiavelli für jede Note und für jede Motivierung schon ein nationales Vorrecht auf besondere Kasuistik und Rabulistik in Anspruch nehmen will. Freilich auch mit dem Zusatz, daß der französische Botschafter in Berlin, Monsieur Cambon, seine romanischen Stammesvettern und jetzigen Bundesbrüder schon zu Beginn dieses Krieges richtig eingeschätzt hat, wenn er bei seiner Abreise aus Berlin das über die französisch-russische Verpflichtung bezeichnende Wort sprach: „Wenn wir nur Italiener wären, brauchten wir jetzt keine Treue zu halten!"

Nochmals: die Irredenta ist durch den Imperialismus ersetzt worden. Die Einlösung der Irredenta-Forderung, die „Erlösung der unerlösten Italiener" aus dem österreichischen Staatsgebiet wäre durch das österreichische Angebot und durch die deutsche Bürgschaft ermöglicht. Das Trentinogebiet und das Isonzotal italienisch, die Stadt Triest mit einer italienischen Universität besetzt und durch eine italienische Selbstverwaltung ausgezeichnet, dazu Albanien italienisch — all das wäre eine fast restlose Erfüllung, die denkbar billigste Befriedigung des Irredenta-Programms gewesen; all das hätte eine dauernde Landvereinigung mit Oesterreich und eine feste Seeherrschaft in der Adria gebracht. Aber Italien will „nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe"; Italien will endlich seine Geschichte selbst machen: L'Italia farà da sè.

So läßt Italien über die bisherigen Grenzen seiner Irredenta und der Adria hinaus sich locken in einen Imperialismus, der über das Mittelmeer hinweg nach Afrika hinein und nach Asien hinüber sich streckt. Dort bietet Frankreich zwischen dem italienischen Tripolis und dem französischen Tunis eine Grenzberichtigung und neben dem italienischen Erytrëa das französische Djibuti, und so soll das imperialistische Italien gegenüber dem englischen Aden in den indischen Ozean schauen. Und im türkischen Asien zeigt der englische Verführer das reiche Smyrna und das erstrebte Adalia und samt dem vorgelagerten Rhodos die zwölf Inseln des Dodekanes: also Siedlungskolonien in Kleinasien. Aber auch drei asiatische, einen afrikanischen und zwei europäische Kriegsschauplätze: gegen Smyrna und von dort aus landeinwärts gegen die Bagdadbahn, gegen die Dardanellen und Konstantinopel zu, und zur Verteidigung des Suezkanals, ferner in Tripolitanien gegen den heiligen Krieg des Islam, und schließlich gegen Oesterreich ostwärts und mit Frankreich im Westen gegen Deutschland. Der italienische Imperialismus geht gleich aufs Ganze: L'Italia farà da sè.

Auf diesem Weg eines solchen Weltkrieges trifft Italien auf den Widerstand selbst von Serbien, auf den Widerwillen auch von Griechenland, von Bulgarien und von Rumänien. Schon erhebt Serbien in Petersburg Einspruch gegen die Auslieferung von ganz Albanien, d. h. der gesamten Adriaküste an Italien, das dort an die Stelle von Oesterreich tritt, wohin Serbien strebte, schon im Balkankrieg und wieder in diesem Weltkrieg. So sieht Serbien den österreichischen Teufel nur durch den italienischen Beelzebub vertrieben, sich selbst aber immer noch vom albanisch-adriatischen Paradies ausgeschlossen. In der gleichen Richtung stößt Italien drüben an die griechische Grenze und gegen die griechische Ausdehnung, die gleichfalls in Albanien zufaßt und an der Adria sich stärken will und nun dort auf Italiens Imperialismus trifft. Aehnliches gilt von Bulgarien und von Rumänien auf der anderen Seite: beide ziehen ein türkisches Konstantinopel einem bis dorthin verlängerten Sebastopol Rußlands oder einem bis dorthin ausgedehnten Gibraltar Englands vor, und beide sehen mit Unbehagen und Unruhe den Italiener als Angreifer und Helfershelfer vor den Dardanellen und in Smyrna auftauchen. So setzt sich Italiens Großmannsucht auch über den ganzen Balkan weg: L'Italia farà da sè.

Digitized by Google

Keine Balkanmacht hat bisher irgendwelche Abmachung mit Italien getroffen: weder die neuen Grenznachbarn Serbien und Griechenland, noch die drübenliegenden Zwischenstaaten zwischen Türkei und Oesterreich: Bulgarien und Rumänien. Der italienisch-griechische Gegensatz ist bereits älteren Datums; die italienische Wendung gegen Serbien könnte plötzlich sogar einer österreichisch-serbischen Verständigung das Wort reden, durch die Oesterreich Serbien auf den Weg nach Albanien und an die Adria weisen könnte. Bulgarien hält seine Freundschaft mit der Türkei noch aufrecht und wartet in fertiger Rüstung. Zwischen Rom und Rumänien besteht ein Gleichklang von lateinischen Sympathien und die Aehnlichkeit einer geographischen Lage neben und gegen Oesterreich, aber keinerlei Vertragsbindung: läßt Rom sich von Frankreich und von England leiten, so hat Rumänien mit Rußland zu rechnen, d. h. die rumänische Wagschale hebt oder senkt sich mit dem Maße des russischen Drucks auf die rumänische Grenze, und die rumänische Entschließung sieht weniger auf die italienische Kriegsbeteiligung, als auf eine deutsch-österreichische Kriegsentscheidung gegen das benachbarte Serbien. So wird Italien zunächst allein bleiben im Anschluß an die Feinde des neuen Dreibundes Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Türkei.

Gerade gegen diese Zusammenfügung kämpft der italienische Imperialismus, und zwar wahrscheinlich am wenigsten gegen Deutschland unmittelbar, weniger auch selbst gegen Oesterreich, und am meisten gegen die Türkei: in ihr wird er die deutsche Bagdadbahnrichtung treffen wollen. Je weiter dieser Weltkrieg voranrollt, desto greifbarer bestätigt sich unsere Formel, daß es der Krieg um den Orient ist: für Deutschland und Oesterreich-Ungarn in dem Sinn der Erhaltung, Erschließung und Sicherung des Orients für die Zentralmächte im Zusammenhang von Helgoland bis Bagdad; für Rußland und für England in dem Willen zur Ausschließung und Vernichtung der österreichischen und deutschen Oriententwicklung und zur Auflösung und Aufteilung der Türkei. Seit Italien Islammacht geworden ist in der Richtung der Eroberung mohammedanischen Landes und der Vergewaltigung mohammedanischer Völker, seit und durch Tripolis und Rhodos und Albanien hat Italien die Wendung von dem islamfreien und islamfreundlichen Deutschland und die Weggemeinschaft mit dem islamfeindlichen Dreiverband finden können: nunmehr gemeinsam gegen die Türkei als politische Vormacht des Islam und als ein Kolonialgebiet für den italienischen Imperialismus.

Dieses Italien vermißt sich, mit einem Ruck in Europa sich zu strecken und nach Afrika und nach Asien sich zu recken, die alte Irredenta durch einen neuen Imperialismus zu übertrumpfen. Es ist ein hohes und gefährliches Spiel. Eine wahrscheinliche Niederlage muß einen jähen Absturz und eine innere Revolution bedeuten, und auch ein unerwarteter Sieg kann keine Erhöhung und Erfüllung sichern: er würde große Verluste an Wirtschafts- und Menschenkraft bringen und zugleich eine gefahrvolle Zersplitterung in drei Weltteilen und schließlich eine wirkliche Schwächung durch unorganische, unorganisierbare Verzettelung. Ebenso statt der bisherigen Selbständigkeit neben Deutschland und Österreich-Ungarn eine drückende Abhängigkeit von Frankreich und England und neue Reibungsflächen mit allen Balkanstaaten samt Türkei. Nochmals: „ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode." „Italien wird allein — fertig werden." Italien mags versuchen, um vielleicht zu finden, daß dieses Wort auch einen Doppelsinn haben kann.

Adolf Löwe / Zur Methode der Kriegswirtschaftsgesetzgebung

Von Monat zu Monat mehr wird unsere Kriegswirtschaft ein Verwaltungsproblem. Die einzelnen Personen und die privaten Verbände sind gezwungen, ihr Selbstbestimmungsrecht aufzugeben, denn die Verhältnisse sind ihnen über den Kopf gewachsen. Der privatwirtschaftliche Gesichtspunkt, der im Frieden, oft ungewollt, zugleich den volkswirtschaftlichen Interessenausgleich begünstigt hatte, ist mit einem Male staatsgefährlich geworden. Der Preis, in normalen Zeiten der untrügliche Kompaß, versagt seinen Dienst, die freie Konkurrenz gleicht nicht mehr aus, sondern monopolisiert. So muß denn die Zentralgewalt durch gesetzgeberische Maßnahmen fördernd und abwehrend eingreifen und den in seiner Freiheit plötzlich sozialschädlich wirkenden Prozeß der Wirtschaft in die Bahn des Gemeinwohls zurückdämmen.

Der daraus abzuleitende Schluß, daß demnach diese Zentralbehörde, also der Bundesrat, den klaren Ueberblick habe, ist nun aber nur zum Teil richtig. Was diese Zentralbehörde in Wirklichkeit überschauen kann, das sind die prinzipiellen Aufgaben und Ziele, die drohendsten Gefahren, kurz die großen Leitlinien der Wirtschaftspolitik der Gegenwart. Auf diese immer wieder hinzuweisen und ein entsprechendes Verhalten der Bevölkerung, wenn nötig, mit Zwangsgewalt zu erreichen, ist ihre heilige Pflicht. Haben sich nun aber schon in Zeiten der Ruhe die Verhältnisse im einzelnen der Beurteilung durch die Zentrale entzogen, wieviel mehr ist das heute der Fall, in einer Periode äußerster Nervosität, in der die Verhältnisse sich ständig verschieben, wo jeder Tag und jeder Ort ihr neues Problem haben, dem gegenüber jede Erfahrung fehlt. Die individuellen Verhältnisse sind aber möglichst weitgehend zu berücksichtigen, soll der wirtschaftliche Prozeß im Gange bleiben. Zeitgemäße Gesetze müssen daher eine sehr enge Anpassung an die nach Zeit und Ort so verschieden gearteten Verhältnisse ermöglichen, müssen sich auf oft gegensätzlich gelagerte Fälle mit gleichem Erfolg anwenden lassen und darum der zweckgetreuen Anwendung und Auslegung einen weiten Spielraum geben.

Dazu kommt ein anderes. Der alte Streit, ob Zwangsgewalt oder Gemeinschaftswille im letzten Grund das Recht verwirklichen, ist für unsere Kriegswirtschaft völlig zugunsten des Gemeinwillens entschieden worden. Wo er da ist, regelt sich alles beinahe von selbst, wie oft haben wir das erlebt in dieser großen Zeit. Und wo er fehlt, helfen alle Zwangsmittel nichts. Das beweisen die zahllosen Schleichwege, auf denen lange Zeit die gesetzlich festgelegten Höchstpreise umgangen wurden. Und ich wollte sehen, was der Staat tun könnte, wenn mit einemmal große Teile des Volkes ihre für zehn Tage bestimmte Brotration in fünf Tagen aufzehren würden. Aller Zwang hilft diesmal nicht, wenn der Wille zur Gesetzestreue fehlt. Weniger als je kann es daher heute dem Gesetzgeber darauf ankommen, blinden Gehorsam zu befehlen. Alles hängt vielmehr davon ab, daß in den Köpfen derer, an die sich eine Vorschrift richtet, Klarheit geschaffen wird über den erstrebten Zweck, und daß ihr freier Wille zur selbständigen Mitarbeit aufgerufen wird. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Freiheit im Interesse des Schutzbedürfnisses der Wirtschaft nicht unmittelbar den privaten Personen gegeben werden kann. Der Spielraum zu freier Willensbetätigung kann daher zunächst nur den unter der Zentrale stehenden Behörden zugute kommen, also den maßgebenden Organen der Bundesstaaten, und von da aus in immer weiterer Verzweigung durch die

Digitized by Google

ganze Hierarchie der Behörden hinab. Hier kann sich der Staat dann gleichermaßen auf den gesetzestreuen Willen wie auf die Vertrautheit mit den individuellen Verhältnissen verlassen. Wieviel Bewegungsfreiheit schließlich dem nicht unter Disziplinargewalt stehenden Willen der Privatpersonen verbleiben darf, kann die Gemeindebehörde bestimmen.

Als Forderungen an eine zeitgemäße Gesetzgebung finden wir daher: Anpassung an die Verhältnisse, Spielraum für zweckmäßige Willensbetätigung, kurz, möglichste Erhaltung der wirtschaftlichen Freiheit. Dies kann aber nur erreicht werden, wenn der Gesetzgeber nachgiebige, elastische Normen verordnet, die für den Einzelfall eine individuelle Behandlung ermöglichen, wenn ferner die Zentrale darauf verzichtet, alle Fragen von sich aus zu entscheiden, vielmehr den unteren Instanzen weitgehende Vollmachten und Generalklauseln für den Bedarfsfall erteilt.

Neben diese Forderung nach Erhaltung der wirtschaftlichen Beweglichkeit stellt sich als zweites gesetzgeberisches Problem der Gegenwart die Forderung nach größtmöglicher Wirksamkeit des Eingriffs.

Oder anders ausgedrückt: die Wirtschaft muß nachdrücklich geschützt werden gegen alle überpersönlichen, aus der verwickelten Lage sich ergebenden Störungen sowie gegen bewußte Uebergriffe einzelner, die die Situation privatwirtschaftlich auszubeuten suchen. Ein Blick in die Praxis zeigt, daß es völlig unmöglich ist, bestimmte Gebiete zu bezeichnen, die besonders gefährdet erscheinen. Alles ist ins Wanken geraten, harmlose Verhältnisse der Beschaffung und Verteilung bieten mit einem Male fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Der ganze Wirtschaftskörper liegt im Fieber, keine Stelle ist mehr so gesund, daß man nicht auch für sie fürchten müßte. Es kann dem Schlusse nicht ausgewichen werden, daß eine wirkliche Sicherung nur erreicht werden kann, wenn der Staat möglichst viele Seiten des Wirtschaftslebens, der idealen Forderung nach vielleicht sogar alle Materien, seiner Kontrolle unterwirft.

Damit gelangen wir zu dem Ergebnis, daß beide Bedürfnisse der Gegenwart, nach Freiheit und nach Schutz, nur befriedigt werden können durch möglichst viele, elastische Normen. Freilich sind Fälle denkbar und praktisch geworden, in denen die Sicherung sich nur bei völliger Preisgabe der Anpassung durchführen läßt. Handelt es sich dabei um den Schutz wichtiger wirtschaftlicher Werte, so muß natürlich die Freiheit zugunsten des Schutzes geopfert werden, denn dann ist ein entgangener Vorteil gegenüber tatsächlichem Schaden das kleinere Uebel. Aber von diesen Ausnahmefällen der „reinen Schutzgesetze" abgesehen, liegt die Aufgabe des Gesetzgebers in der Vereinigung beider Prinzipien.

Wie hat sich nun die Praxis unserer Gesetzgebung zu dieser Forderung gestellt? Was zunächst die Zahl der bis heute ergangenen Gesetze und Verordnungen (Gesetz sei im folgenden als Oberbegriff gebraucht) betrifft, so ist sie nicht klein. Zu klein vielleicht noch nach unserer Forderung, aber die Zahl wächst von Monat zu Monat. Immer weiter greift die Regelung um sich, immer wichtigere Fragen werden staatlich geordnet. Wir stehen noch mitten in der Entwicklung, aber unzweifelhaft gehört dem Prinzip umfassender staatlicher Kontrolle der Sieg. Um so merkwürdiger erscheint es, daß sich die gesetzgebende Körperschaft keineswegs zum Vollstrecker dieses Prinzips gemacht hat. Nach den Erfahrungen von neun Kriegsmonaten scheut sie vor jedem neuen Gesetz zurück. Die Mehrzahl der ergangenen Gesetze sind im Grunde widerwillig erlassen worden. Der beste Beweis dafür ist, daß fast alle zu spät kamen. Man denke nur an die Getreidebeschlagnahme. Diese Abneigung dauert in der Gegenwart fort. Seit Monaten wird eine gesetzliche Regelung des Schweinebestandes allgemein gefordert, die Kartoffelfrage ist Tagesgespräch. Nichts Durchgreifendes ist bisher geschehen. Und wenn trotzdem das Prinzip der umfassenden Regelung allmählich siegt, so geschieht das wohl im Namen des Bundesrats, aber nicht nach seinem Willen.

Sehen wir uns nun einige der erlassenen Verordnungen näher an. Ich werde im folgenden zunächst jedesmal das gesetzgeberische Problem zeigen und nach den oben entwickelten Grundsätzen seine Lösung geben, alsdann die wirklich erfolgte Regelung in ihren Wandlungen betrachten.

1. Da ist zunächst das Gesetz über Höchstpreise. Ein Eingriff in die freie Preisbildung bedeutet Opferung des Kompasses für den selbsttätigen wirtschaftlichen Ausgleich. Wenn dieser wichtige volkswirtschaftliche Vorteil preisgegeben werden soll, müssen auf der Gegenseite höchst schutzwürdige Interessen stehen. Das ist auch so. Denn mittels der Höchstpreise soll die Kaufkraft des Nominallohnes der breiten, unteren Schicht des Volkes erhalten werden. Der Schutzgedanke muß hier unter allen Umständen durchgeführt werden, denn ein Sinken des Lohnwertes wäre heute gleichbedeutend mit einer Hungersnot, vielleicht mit innerer Revolution. Es liegt sogar einer jener Ausnahmefälle des „reinen Schutzgesetzes" vor, denn jede Nachgiebigkeit des Gesetzes würde zum Hintertürchen für unsaubere Spekulanten werden. Daher ist als Leitgedanke eines solchen Gesetzes anzugeben: Zwingende Regelung der Grundfrage, d. h. der Preishöhe, durch die Zentrale und Ausdehnung auf möglichst viele Materien.

In der Urform des Gesetzes vom 4. August lautet § 1: Für die Dauer des gegenwärtigen Krieges können für Gegenstände des täglichen Bedarfes, insbesondere für Nahrungs- und Futtermittel aller Art, sowie für rohe Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe Höchstpreise festgesetzt werden.

§ 3. Die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bestimmten Behörden erlassen die erforderlichen Anordnungen und Ausführungsbestimmungen.

Also im Gegensatz zu dem oben entwickelten Leitgedanken: Beschränkung der Kontrolle auf eine kleine, genau umgrenzte Zahl von Materien und völlige Freigabe der Preisfestsetzung an die unteren Behörden. (Der § 3 kehrt in späteren Verordnungen wieder und hat dort stets den Sinn einer reinen Ausführungsermächtigung an die unteren Behörden im Rahmen der erfolgten Regelung. Hier fehlt jede Regelung der Preisbestimmung durch die Zentrale, und so wirkt die Bestimmung als Ermächtigung zu freier Gesetzgebung.) Am 28. Oktober erfolgt eine Abänderung des § 3. Er lautet nun: „Der Bundesrat setzt die Höchstpreise fest. Soweit er sie nicht festgesetzt hat, können die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bestimmten Behörden Höchstpreise festsetzen."

Damit war die eine Forderung erfüllt. Man erließ nun auf Grund des allgemeinen Gesetzes vom 4. August Preisbestimmungen für einzelne Gegenstände und erkannte bald, daß die Fassung des § 1 im wichtigsten Fall versagte: im unvorhergesehenen. Da entschloß man sich denn am 18. Dezember, dem § 1 einen zweiten Absatz zu geben, der ihn endlich brauchbar machte: „Der Bundesrat kann bestimmen, daß auch für andere Gegenstände Höchstpreise festgesetzt werden."

2. Am 28. Oktober erging eine Verordnung betreffend das Verbot der Verfütterung von Brotgetreide. Schutzinteresse: Ersparnis an Material für menschliche Nahrung. Gegeninteresse: Bei dem großen Mangel an Futtermitteln kann ein striktes Verbot zu einer ernstlichen Gefährdung des Vieh-

Digitized by Google

bestandes mancher Gegend führen. Es liegt also der Regelfall vor, der eine Generalklausel für die unteren Behörden erfordert. Dem entspricht auch die Bekanntmachung in

§ 3: Soweit dringende wirtschaftliche Bedürfnisse vorliegen, können die Landeszentralbehörden . . . das Verfüttern von Roggen . . . für bestimmte Gegenden und bestimmte Arten von Wirtschaften oder im Einzelfall zulassen.

3. Am selben Tage erging eine Verordnung über den Verkehr mit Brot. Problem: Dem Abmangel an Weizen gegenüber Roggen soll durch Vorschrift einer bestimmten Mischung des auszubackenden Weizenmehles abgeholfen werden. Ein Gegeninteresse scheint zunächst nicht vorzuliegen und läge auch nicht vor, wenn Roggen und Weizen in gleichem Verhältnis über das Reich verteilt wären. Nun überwiegt aber im Süden der Weizenbau weitaus. Die zwingende Normierung einer bestimmten Mischung mußte daher auf die Dauer die Brotbereitung hier in Frage stellen. Da die Verordnung am gleichen Tage erging wie die vorige, so wäre zu erwarten, daß sie gleich dieser die notwendige Generalklausel enthielte. Man sucht vergeblich. Wirklich fühlbar machte sich der Mißstand, als am 5. Januar der Roggenmindestgehalt von 10 Prozent auf 30 Prozent erhöht wurde und die Generalklausel abermals wegblieb. Praktisch kam es kaum zu Schwierigkeiten, da einmal der Weißbrotverbrauch stark eingeschränkt wurde und man sich aber sodann im Notfall auf einem für den Gesetzgeber wenig schmeichelhaften Weg half: man ließ Verordnung Verordnung sein und nährte sich von ungesetzlichem Brot, bis endlich am 18. Februar § 3 die notwendige Klausel erhielt. § 5 der obengenannten Verordnung vom 5. Januar verlangt zwingend einen Kartoffelzusatz zu Roggenbrot. Trotzdem bei den gegenwärtigen Kartoffelverhältnissen die Durchführung zeitweilig unmöglich ist, ist bis heute keine Klausel beigefügt worden.

4. Das gleiche Bild zeigt die ebenfalls am 28. Oktober ergangene Verordnung über das Ausmahlen von Brotgetreide, die erst in ihrer dritten Abänderung am 18. Februar eine brauchbare Fassung erhielt, nachdem die Praxis sie freilich längst den Umständen „angepaßt" hatte.

5. Am 11. September erging eine Verordnung betr. Einschränkung von Viehschlachtungen, ein Gebiet, auf dem zunächst kein Mangel drohte und das in jedem Kreis und Oberamt ein anderes Bild zeigt. Hier mußten weitgehende Vollmachten gegeben werden. Statt dessen ist die Verordnung geradezu ein Meisterwerk an Verklausulierungen und Windungen, alles in dem Bestreben, möglichst viel bindend zu regeln. Am 19. Dezember wurde das Monstrum durch den Satz ersetzt: „Die Landeszentralbehörden werden ermächtigt, für das Schlachten von Schweinen und Kälbern Beschränkungen anzuordnen." Damit konnte man arbeiten. Ein lehrreicher Parallelfall ist die Bekanntmachung vom 24. August über Vorratserhebungen und ihre Abänderung vom 15. Oktober.

6. Ein Wort noch über die Beschlagnahmegesetze. In ihnen stecken zwei gegensätzliche Probleme, die verschiedene Lösung erheischen. Soweit sie die Beschlagnahme selbst regeln, sind sie reine Schutzgesetze und erfordern zwingende Normen. Sie regeln aber alle in einem zweiten Teil den Verbrauch, oder besser, die Verteilung des im Bereich der Zentralgewalt konzentrierten Vorrats. Hier ist um der individuellen Anpassung willen weitgehende Dezentralisierung nötig. Beide Probleme sind in den ergangenen Verordnungen in ihrer Gegensätzlichkeit erkannt und richtig geregelt worden, wie überhaupt gerade diese Gesetze technisch weitaus am besten gelungen sind.

Ludwig Herz / Margarinemonopol

Die Reichsregierung wird, auch wenn der Friedensschluß uns Kriegsentschädigungen einbringen sollte, mit hohen Forderungen an den Reichstag herantreten müssen. Vor dieser Notwendigkeit dürfen wir die Augen ebensowenig verschließen, wie vor der Tatsache, daß die in ihrer Kapitals-, Produktiv- und Konsumkraft geschwächte Wirtschaft den sehr großen Bedarf nicht allein oder nur hauptsächlich durch Steuern wird decken können. Es wird nichts anderes übrigbleiben, als dem Reiche Monopole zu gewähren, so schwer dieser Bruch mit alten Prinzipien vielen von uns fallen mag, und wir werden uns weiter an den Gedanken gewöhnen müssen, daß der neue Weg nicht zaghaft beschritten werden darf, sondern daß eine ganze Reihe von Monopolen nicht zu vermeiden sein wird. Das Problem lautet also nicht mehr, sollen Monopole eingeführt werden, die Frage ist vielmehr, welche Warengattungen sollen monopolisiert werden?

Sollen Monopole ihren finanziellen Zweck erfüllen, so müssen sie Gegenstände des Massenverbrauchs ergreifen. Nach den Erfahrungen anderer Länder verspricht ein Tabakmonopol die reichsten Erträge. Dessen Einführung türmen sich aber bei uns kaum zu überwindende Schwierigkeiten entgegen, nur eine Monopolisierung der Zigarette erscheint möglich. Geht man die übrigen Artikel des Massenverbrauchs durch, so zeigen sich die Kunstfette als zur Monopolisierung geeignet. Was unter solchen Fetten zu verstehen ist, ergibt sich aus dem Reichsgesetz vom 15. Juni 1897, betreffend den Verkehr mit Ersatzmitteln für Butter. Als Margarine im Sinne dieses Gesetzes gelten diejenigen der Milchbutter oder dem Butterschmalz ähnlichen Zubereitungen, deren Fettgehalt nicht ausschließlich der Milch entstammt, als Margarine-Käse diejenigen käseartigen Zubereitungen, deren Fettgehalt nicht ausschließlich der Milch entstammt, als Kunstspeise-Fett diejenigen dem Schweineschmalz ähnlichen Zubereitungen, deren Fettgehalt nicht ausschließlich aus Schweinefett besteht.

Diese billigen Surrogate für natürliche Fette werden dadurch gewonnen, daß man an Stelle des in der Milch enthaltenen Fettes das im Zellgewebe der Rinder aufgestapelte Fett nutzbar macht. Zerkleinerter Rindertalg wird ausgeschmolzen und geklärt und ergibt dann das sogenannte „Premier Jus". Die daraus sich ausscheidenden Fette werden in halbflüssigem Zustande gepreßt und ergeben das flüssige Oleomargarin und als Rückstand den Preßtalg. Der Preßtalg wird zu Kunstspeise-Fetten benutzt, aus dem Oleomargarin wird die Margarine bereitet, indem man ihm reinstes Schweineschmalz, pflanzliche Fette (Sesam-, Baumwollsamen-, Erdnußöl), namentlich aber Milch zusetzt. Das gesamte Gemisch wird umgerührt und unter eiskaltem Wasser gepreßt, sodann geknetet und mit Butterfarbstoff versetzt.

Die Art der Herstellung der Margarine erfüllt also die Bedingungen, die eine Fabrikation für Staatsbetriebe geeignet machen: die technisch einfachen Vorgänge sind hoch vervollkommnet. Die Herstellung beruht nicht auf Fabrikgeheimnissen, verlangt keine gelernten Arbeiter, ist für Großbetriebe vorteilhaft. (67,8 Prozent der in dieser Industrie beschäftigten Personen arbeiteten 1907 in Großbetrieben, gegen 58,6 im Jahre 1895.) Margarine wird bereits jetzt nur in 3—4 Preislagen hergestellt; der Staatsbetrieb kann sich daher gleichfalls auf wenige Typen beschränken und braucht nicht wie z. B. bei Zigarren den verschiedensten Geschmacksrichtungen entgegenzukommen.

Digitized by Google

Ferner ist die Zahl der Fabriken verhältnismäßig klein; die Ueberführung in den Staatsbetrieb ist dadurch erleichtert. Endlich hat die Margarine, nachdem das erste, durch die Agitation der Arbeiter-Interessenten und gesetzgeberische Maßnahme verstärkte Mißtrauen geschwunden ist, eine allgemeine Verbreitung gewonnen. Verkaufsstellen finden sich auch in den kleinsten Dörfern, da die Landleute es vorziehen, die Butter vorteilhaft in die Städte zu verkaufen, um selbst die billige Margarine zu essen. Es ist daher nicht erforderlich, besondere „Trafiken" einzurichten, und zu deren Verwaltung ein Heer beamteter oder beamtenähnlicher Personen zu schaffen. Selbstverständlich müssen Garantien dafür gegeben werden, daß jeder zahlungsfähige Händler Margarine auf Wunsch erhalten kann und nicht einzelne für den Verkauf privilegiert werden. Ob man dann für diese Händler Verkaufspreise festsetzt oder die Regulierung der Kleinhändlerpreise dem Konkurrenz-Kampfe überläßt, ist von nebensächlicher Bedeutung.

Abgesehen von allem, was sich gegen Monopole überhaupt vorbringen läßt, läßt sich gegen ein Margarine-Monopol im besonderen einwenden, daß ein großer Teil der erforderlichen Fette und sämtlichen Oelsaaten über See eingeführt werden müssen, so daß die Herstellung zu etwa $^2/_3$ vom Auslande abhängig ist. Dasselbe ist mehr oder minder bei den meisten monopolisierbaren Waren der Fall (Tabak, Petroleum, Streichhölzer) und nur für den Ausnahmefall kriegerischer Verwickelungen von Bedeutung. Die Sicherstellung der Zufuhren ist eine diplomatische, keine finanztechnische Aufgabe.

Drohender scheint eine andere Gefahr. Der Fabrikant von Kunstspeise-Fetten kauft nicht Rohstoffe, sondern bereits verarbeitete Produkte: nicht Vieh, sondern Talg, nicht Oelsaaten, sondern Oel. Der Staat kann sich daher leicht starken Syndikaten gegenübersehen. Doch auch diese Gefahr braucht nicht überschätzt zu werden. Die amerikanischen Fleischtruste, die „Big Six", haben bisher einen überwiegenden Einfluß nicht gewinnen können, und von einer Kartellierung der Oelindustrie, deren Preispolitik der Staat mit der Gründung eigener Mühlen leicht durchkreuzen kann, ist bisher nichts bekanntgeworden.

Die Monopolisierung der Margarine würde eine Garantie für eine einwandfreie Herstellung dieses Volksnahrungsmittels geben. Die sehr scharfe Margarine-Gesetzgebung zielte doch viel zu sehr auf den Schutz der Erzeuger von Naturbutter, als auf den der Konsumenten, als daß sie dieser wichtigsten Forderung gerecht geworden wäre. Mancherlei Strafprozesse haben gezeigt, daß namentlich die Beschaffenheit des verwendeten Rindertalgs nicht immer einwandfrei war. Die Möglichkeit, daß bei Monopolbetrieben die Preise aus fiskalischen Gründen allzusehr erhöht werden könnten, liegt allerdings vor. Diese Möglichkeit besteht aber schon jetzt, da sich starke Vertrustungs-Bestrebungen in der Margarine-Industrie geltend machen. Wie weit diese schon gediehen sind, läßt sich trotz aller Preßpolemiken und Erklärungen einzelner Firmen nicht sicher feststellen. Obwohl sich noch eine ganze Reihe von Betrieben wehren, dürfte man mit der Annahme nicht fehlgehen, daß etwa $^4/_5$ aller Betriebe von zwei holländischen Firmen kontrolliert werden. Zurzeit haben sich nach langen Verhandlungen die streitenden Parteien zu einer Kriegsgesellschaft zur Verwertung der in Antwerpen erbeuteten Rohstoffe zusammengefunden. Dieses Zusammenarbeiten wird natürlich die Kartellierungstendenzen unterstützen; ein Staatsmonopol ist aber einem Fabrikmonopol sicher vorzuziehen.

Daß ein Margarine-Monopol große Einnahmen bringen muß, ergibt sich aus den sehr hohen Dividenden der Aktiengesellschaften dieser Industrie; der Verdienst würde sich durch Verminderung der durch den Konkurrenzkampf aufgezwungenen Spesen, namentlich auch der Reklamekosten wesentlich erhöhen; daß diese Kosten nicht gering sein können, beweist ein Blick in die Schaufenster der Läden, die Margarine feilhalten. Wie hoch der Ertrag einzuschätzen ist, kann natürlich nur auf Grund einer staatlichen Erhebung festgestellt werden. Die letzte Statistik über die im Deutschen Reiche erzeugten Mengen ist im Jahre 1895 zur Vorbereitung des oben erwähnten Gesetzes aufgenommen worden. Diese ergab 1908 90 Tausend dz im Verkaufswerte von 117 Mill. M. Im Jahre 1913 wurden allein 33 Tausend dz im Werte von über 50¾ Mill. M. ausgeführt (1909 52 Tausend dz im Werte von noch nicht ½ Mill. M.). Einen weiteren Anhalt gibt die Steigerung der Einfuhrzahlen derjenigen Materialien, die zur Margarine-Herstellung im wesentlichen benutzt werden. Die Einfuhr von „Premier Jus" stieg von 95,7 Tausend dz im Jahre 1909 auf 203 Tausend dz im Jahre 1913; die von Talg zu Genußzwecken in derselben Zeit von 80,6 Tausend dz auf 112,5 Tausend dz; die von Oleomargarin von 230,2 Tausend auf 264,2 Tausend dz. Die Zahl der Hauptbetriebe zur Herstellung von Kunstbutter, Speisefetten und animalischen Nahrungsmitteln betrug 1895 83 mit 1277 in ihnen beschäftigten Personen, 1907 125 mit 4583 beschäftigten Personen. Daß seitdem der Margarinekonsum wieder sehr stark gestiegen ist, lehrt die Erfahrung des täglichen Lebens. Man kann behaupten, daß er erst nach dieser Zeit allgemeine Verbreitung gefunden hat. Der Umsatz beträgt zurzeit nach zuverlässigen Privatschätzungen ungefähr 300 Mill. M. Wie hoch aber die Produktion zurzeit ist, läßt sich mangels jeder statistischen Unterlage auch nicht annähernd schätzen.

R. Kuczynski / Volksernährung und Lebensmittelteuerung

Im ersten Halbjahr des Krieges war die Ernährung der deutschen Bevölkerung nicht wesentlich ungünstiger als in Friedenszeiten. Zwar war die Arbeitslosigkeit zunächst sehr groß, aber der Prozentsatz der arbeitslosen Gewerkschaftsmitglieder sank doch allmählich von 22,4 im August bis auf 5,1 im Februar und war damit nur noch etwa doppelt so hoch wie in Friedenszeiten. Zwar waren die Preise trotz vereinzelt festgesetzter Höchstpreise für die meisten Lebensmittel stark gestiegen, aber auch die Löhne waren in zahlreichen Gewerben höher als in Friedenszeiten, und die Wohlfahrtseinrichtungen, wie sie namentlich von den Gemeinden geschaffen wurden, arbeiteten einer Unterernährung erfolgreich entgegen. Eine Wandlung trat denn auch erst ein, als die drohende Erschöpfung unserer Getreidevorräte zur zwangsweisen Einschränkung des Brotverzehrs führte, denn damit wurden der Bevölkerung durchschnittlich 15 Prozent ihres gewohnten Nahrungsverbrauchs entzogen, den Minderbemittelten sogar im allgemeinen 20—25 Prozent. Dies wirkt um so drückender, als sich inzwischen die Teuerung der Nahrungsmittel noch weiter verschärft hat. Im ganzen ist so in 50 preußischen Städten der Durchschnittspreis für 1 Kilogramm vom April 1914 bis zum April 1915 gestiegen bei

Digitized by Google

gelben Erbsen	von	39,8	Pf.	auf	121,8	Pf.,	also	um	206 %
weißen Bohnen	„	44,7	„	„	123,3	„	„	„	176 „
Linsen	„	53,9	„	„	146,4	„	„	„	172 „
Eßkartoffeln	„	7,2	„	„	15,2	„	„	„	111 „
Eßbutter	„	272,9	„	„	340,2	„	„	„	25 „
Weizenmehl	„	37,3	„	„	55,3	„	„	„	48 „
Roggenmehl	„	28,9	„	„	48,8	„	„	„	69 „
Weißbrot (Semmel)	„	52,4	„	„	72,6	„	„	„	39 „
Roggenbrot	„	28,1	„	„	43,7	„	„	„	56 „
Reis	„	48,6	„	„	117,3	„	„	„	141 „
Kaffee	„	308,4	„	„	335,6	„	„	„	9 „
Zucker	„	50,1	„	„	56,1	„	„	„	12 „
Salz	„	20,7	„	„	23,0	„	„	„	11 „
ausländischem Schweineschmalz	„	142,6	„	„	285,7	„	„	„	100 „
Buchweizengrütze	„	50,3	„	„	128,8	„	„	„	156 „
Hafergrütze	„	50,7	„	„	113,1	„	„	„	123 „
Gerstengrütze	„	40,3	„	„	107,2	„	„	„	166 „
Vollmilch (1 Liter)	„	20,9	„	„	23,9	„	„	„	14 „
Eiern (1 Stück)	„	7,3	„	„	11,7	„	„	„	60 „
Roßfleisch	„	89,6	„	„	109,8	„	„	„	23 „

Für Fleisch war die Preissteigerung im allgemeinen geringer als für pflanzliche Nahrungsmittel. Von Mitte April 1914 bis Mitte April 1915 stieg der durchschnittliche Ladenpreis für 1 Kilogramm bei

Rind, Kochfleisch (Vorderviertel)	von	1,70	M.	auf	1,92	M.,	also	um	13 %
Kalb, Kochfleisch	„	1,85	„	„	1,92	„	„	„	4 „
Hammel „	„	1,82	„	„	2,09	„	„	„	15 „
Schwein, Keule, Schulter	„	1,66	„	„	2,45	„	„	„	48 „
Schinken, geräuchert	„	2,62	„	„	3,56	„	„	„	36 „
Schweinespeck, geräuchert	„	1,77	„	„	2,95	„	„	„	67 „
Schweineschmalz (inländisch)	„	1,73	„	„	2,97	„	„	„	72 „

Da nun aber die Bevölkerung infolge der Preissteigerung des Brotes für die geringe ihr zur Verfügung gestellte Menge etwa ebensoviel zu zahlen hat wie in Friedenszeiten für die von ihr gekaufte größere Menge, kann sie natürlich nicht daran denken, den Entgang an Brot durch das verhältnismäßig nicht so teure Fleisch zu ersetzen. Anderseits sind aber gerade die beiden einzigen Nahrungsmittel, die sonst für den gleichen Preis mehr Nährwerte lieferten als Brot, die Kartoffeln und die Hülsenfrüchte, von der Teuerung besonders stark betroffen. Im ganzen herrscht denn auch schon seit Monaten ein Zustand, der zwar für Hunderttausende übernährter Menschen eine heilsame Einschränkung, aber für einen großen Teil der Bevölkerung eine unbehagliche und die Arbeitsfähigkeit beeinträchtigende Lebensführung und für einige Millionen eine merkliche Unterernährung bedeutet.

Dieser Zustand ist um so weniger erträglich, als die von der Regierung mit der Nahrungsversorgung der Bevölkerung betrauten Stellen angeblich überreiche Vorräte haben.

Die Kriegsgetreidegesellschaft soll schon so viel Weizen und Roggen haben, daß sie die Bevölkerung bis in den September hinein versehen kann. Sie hat erfreulicherweise mit dem 15. Mai die Mehlpreise erheblich herabgesetzt, obgleich die von ihr gezahlten Getreidepreise seit Januar allmonatlich um 3 M. für die Tonne gestiegen sind. Warum gehen die Brotpreise nicht entsprechend herunter? Nach den heutigen Mehlpreisen dürfte das Vierpfundbrot nirgends mehr als 75 Pfennig kosten. Es ist richtig, daß zahlreiche Gemeinden noch Vorräte an Mehl haben, das sie teurer eingekauft haben. Aber das liegt eben daran, daß die Kriegsgetreidegesellschaft bisher unberechtigt hohe Mehlpreise festgesetzt hatte. Für diesen Fehler hat die Bevölkerung wahrlich lange genug büßen müssen, und es ist nicht unbescheiden, wenn sie verlangt, daß sie nun endlich auch zu ihrem Rechte komme.

An Kartoffeln hat die Reichsstelle für Kartoffelversorgung angeblich so viel, daß „man nicht weiß, wohin damit". Die Produzenten erhalten trotzdem gegenwärtig bei sofortiger Abnahme 7 M. für den Zentner, ein Preis, der bei Abnahme nach dem 19. Juni auf 8,50 M. steigt. Das ist etwa das Dreifache des üblichen Preises. Wenn die Gemeinden, z. B. in Groß-Berlin, jetzt im Kleinhandel Kartoffeln zu 65 Pf. für 10 Pfund abgeben, so können sie das nur, weil ihnen das Reich, soweit sie die Kartoffeln an Minderbemittelte verkaufen, alles erstattet, was sie über 4,50 M. für den Zentner an die Produzenten zahlen. Wir haben also den skandalösen Zustand, daß zu einer Zeit, wo das Reich angeblich über so viele Kartoffeln verfügt, daß man nicht weiß, wohin damit, die Bevölkerung im Kleinhandel fast doppelt soviel zahlen muß wie in Friedenszeiten und darüber hinaus noch die Beträge aufzubringen haben wird, die das Reich an die Gemeinden erstattet, und die sich auf Dutzende von Millionen belaufen werden. Wenn die Reichsstelle wirklich über so viele Kartoffeln verfügt, müssen die Kleinhandelspreise unverzüglich auf den Stand der Vorjahre, d. h. auf etwa die Hälfte herabgesetzt werden. Bis zum 15. Februar d. J. durfte den Produzenten nicht mehr als 2,75 M. für den Zentner gezahlt werden. Es ist mehr als ausreichend, wenn ihnen jetzt das Doppelte zugebilligt wird.

Nicht minder groß und nicht minder berechtigt ist die Unzufriedenheit über die Preise für Schweinefleisch. Auch hier ist der Kleinhandel schuldlos. Denn die Fleischpreise sind weit weniger gestiegen als die Viehpreise. Ende Juli, vor Ausbruch des Krieges, kosteten vollfleischige Schweine von 200 bis 240 Pfund Lebendgewicht für 50 Kilogramm in 12 deutschen Großstädten 41,25—49 M. Bis Mitte Januar stieg der Preis auf 58,75—65,50 M., d. h. um 33—46 Prozent (vgl. „Die Kriegskost", herausgegeben von Eltzbacher u. a., vom 14. Mai 1915). Am 25. Januar 1915 erging dann die bekannte Bundesratsverordnung, die die Gemeinden zu einem verstärkten Ankauf von Schweinen verpflichtete. Die Preise aber stiegen weiter, und zwar bis Mitte Februar auf 69,50—84,50 Mark. Damit waren sie um 62—85 Prozent höher als Ende Juli. Nunmehr erließ der Bundesrat am 25. Februar eine neue Verordnung, die durch Festlegung verhältnismäßig niedriger Uebernahmepreise im Enteignungsfalle das Steigen der Preise eindämmen sollte. Zur Begründung dieser Maßnahme heißt es in der dem Reichstage unter dem 8. März vorgelegten „Denkschrift über wirtschaftliche Maßnahmen aus Anlaß des Krieges":

„Die Preise hielten sich dauernd auf einer Höhe, die auch bei wohlwollendster Berücksichtigung der schwierigen Lage der Landwirtschaft sowie der Preissteigerung und Knappheit der Futtermittel die Gestehungskosten erheblich überschritten."

Zugleich sprach der Vertreter des Reichskanzlers die Erwartung aus, daß die Verordnung „zu einem Rückgang der Preise aller freihändig auf dem Markt angebotenen Schweine führen und weitere Maßnahmen erübrigen wird". Und doch war die Verordnung nur ein Schlag ins Wasser. Denn Anfang Mai betrugen die Preise in den zwölf Städten 96,50 bis 114 M., d. h. um 107—156 Prozent mehr als Ende Juli. Nunmehr wurden am 6. Mai die Verordnungen vom 25. Januar und 25. Februar aufgehoben. Die Regierung versprach sich und anderen wiederum ein Sinken der Preise. Aber das Gegenteil trat ein. Von Anfang Mai bis Mitte Mai stieg der Preis in Berlin von 110 M. auf 119 M., in Breslau von 110 M. auf 124,50 M., in Köln von 106 M. auf 117 M., in

Digitized by Google

Danzig von 101 M. auf 106 M., in Dortmund von 108 M. auf 110 M., in Dresden von 92,50 M. auf 120 M., in Elberfeld von 102 M. auf 104 M., in Magdeburg von 114 M. auf 120 M., in Mannheim von 96,50 M. auf 114 M. Ein Rückgang ist aber bisher von nirgends gemeldet worden. Der Preis war Mitte Mai in Berlin um 37 M., in Magdeburg um 40 M., in Breslau um 47,50 M. höher als drei Monate zuvor, trotzdem die Preise nach Ansicht des Stellvertreters des Reichskanzlers schon damals eine Höhe hatten, „die auch bei wohlwollendster Berücksichtigung der schwierigen Lage der Landwirtschaft sowie der Preissteigerung und Knappheit der Futtermittel die Gestehungskosten erheblich überschritten".

Wir haben angeblich reichlich Mehl, wir haben angeblich reichlich Kartoffeln, und wir haben sicherlich reichlich Schweine. Der Bewucherung der Bevölkerung muß also endlich Einhalt getan werden. Das ist nötig im Interesse der Volksernährung, es ist auch nötig im Interesse der Moral.

Karl Vorländer / Deutsche Arbeiter über Nietzsche

Unter den ernsteren Einwänden, die nicht bloß von den englischen, französischen, russischen, sondern auch von den Gelehrten der Neutralen gegen uns erhoben werden, bekommt man immer wieder den zu hören oder zu lesen: Wir heutigen Deutschen seien nicht mehr das alte, idealistisch gesinnte Volk der Kant und Goethe, der „Dichter und Denker", sondern von Treitschke, Bernhardi und Nietzsche zur reinen Gewalt- und Machtpolitik bekehrt worden. Von Philosophen wird uns also immer wieder Friedrich Nietzsche vorgerückt. Nun läßt sich ja nicht bestreiten, daß der Verfasser von „Jenseits von Gut und Böse", der Lobredner der „blonden Bestie" und der „moralinfreien" Tugend, manchen Anlaß zu solcher Verwendung gegeben hat: obwohl er selbst, wenn er noch lebte, zu dieser Art von Verallgemeinerung seiner Grundsätze den Kopf schütteln würde. Vor allem wäre aber doch die Frage zu untersuchen: Wie hat Nietzsche tatsächlich auf die Denkweise unseres Volkes gewirkt, und wie wirkt er noch darauf. Unseres Volkes; damit meinen wir nicht überkultivierte geistreichelnde Literaten der großen Städte, sondern dessen besten Kern. Ueber eine für die politische Zukunft unseres Staates bedeutsame Schicht desselben wenigstens, die geistig emporstrebende Arbeiterklasse, gibt uns ein jüngst erschienenes kleines Buch Auskunft.

Adolf Levenstein (Friedrich Nietzsche im Urteil der Arbeiterklasse. Herausgegeben von Adolf Levenstein. Verlag von Felix Meiner in Leipzig. 1914. VI und 120 Seit. Geh. 2 M.) hatte bei Gelegenheit einer Massenuntersuchung über die psychologische Wirkung des modernen Großbetriebs, insbesondere hinsichtlich der bevorzugten Lektüre, gefunden, daß sich „37 Metallarbeiter, 16 Textilarbeiter, 2 Bergleute und 54 Arbeiter anderer Berufe" mit — Nietzsches „Zarathustra" beschäftigt hatten. Eine Nachprüfung bestätigte die Wahrheit dieser interessanten Tatsache und gab Anlaß zu einer noch interessanteren Korrespondenz, wovon er nur einen kleinen Teil — natürlich unter Verschweigung von Namen und Wohnort der Schreiber — der Oeffentlichkeit vorlegt. Das Vorwort des Herausgebers datiert vom Mai 1914; sämtliche Aeußerungen fallen also vor den Ausbruch des Krieges.

Beachtenswert, ja, bewundernswert erscheint uns zunächst die Tatsache, daß Arbeiter, wie die elf hier zu Worte Kommenden — je ein Bergarbeiter, Anstreicher, Weber, Schlosser, Buchdrucker, Spinner, Färber, Bäckergeselle, Tagelöhner, Metallarbeiter und Dreher — überhaupt die Zeit und die Kraft gefunden haben, nach und trotz ihrer anstrengenden Tagesarbeit Nietzsche nicht bloß zu lesen, sondern, wie wir noch sehen werden, auch zu beurteilen, und zwar in zusammenhängender, wenn auch bei einzelnen stark mit Gefühl durchsetzter Gedankenentwicklung. Zu Nietzsche geführt hat sie allerdings nach unserer Ansicht weniger das Gefühl innerer Verwandtschaft, gleich ihm „isolierte Emporstrebende" und „Verkünder eines verzweifelten, individuellen Imperialismus" zu sein (Levenstein, S. III) — das sind überhaupt zu hohe Worte in bezug auf diese schlichten Arbeitergemüter —, sondern, wie die gleiche Bevorzugung Schopenhauers zeigt, einfach der Umstand, der auch heute noch die heranwachsende Jugend und die Halbgebildeten diesen beiden Denkern in die Arme führt: die Klarheit ihrer Sprache, die Lebendigkeit ihrer Darstellung, der teilweise geradezu glänzende und persönlich gefärbte Stil, während bei Kant und Fichte oder gar Schelling und Hegel die Schwierigkeit der Systematik und Terminologie sie abschreckt.

Außerordentlich erfreulich ist nun, daß diese einfachen Arbeiter, die nach ihrer eigenen Aussage nicht nur eine dürftige Volksschulbildung genossen haben, obwohl sie immer von neuem von dem „Reiz des kühnen Predigers" sich gefesselt fühlen (S. 39), obwohl, wie der Tagelöhner treffend sagt, zunächst „der lyrische Schwung in Zarathustras Reden, ein erst rein artistisches Vergnügen an den Paradoxen und Hyperbeln im „Zarathustra" ihn dermaßen reizte, daß er sich, weil er zu arm war, ihn zu kaufen, ganze Auszüge daraus abschrieb (S. 73): daß sie sich dennoch durch die glänzende Sprache auf die Dauer nicht gefangennehmen, daß sie sich nicht abhalten ließen, den Gedanken auf den Grund zu gehen. Sie loben seine Menschenkenntnis, seine Ehrlichkeit, die schneidende Schärfe seines Urteils (S. 12), sie finden „viel köstliche Wahrheiten" bei ihm (S. 117), sie betrachten ihn als „Bahnbrecher für eine Zeitepoche" (S. 44); „kein Buch hat den Färber so ergriffen, keins so zum Nachdenken angeregt" als der „Zarathustra" (S. 50). Einen von ihnen, einen „einsamen", „göttlich" einsamen Bäckergesellen, der so hoch über dem Erdboden schwebt, daß alles Schlechte „wie ein Hauch" an ihm „vorübergeht", hat der „Menschheits-Zukunfts-Späher" sogar so entzückt, daß er sich in lauter Ueberschwenglichkeiten, in entzückten prosaischen und poetischen Dithyramben ergeht (S. 53—63). Aber das ist glücklicherweise nur eine Ausnahme. Die meisten finden sich, obwohl auch sie zumeist in mehr oder weniger gehobener Sprache reden, doch alsbald zu ihrem Selbst, zu einem selbständigen und gesunden Urteil zurück. Recht gut und mit prächtiger sinnlicher Lebendigkeit beschreibt der Dreher den Eindruck, den der Philosoph des Uebermenschen zuerst auf ihn machte. „Als ich mich in Nietzsches persönlichstes Werk vertiefen wollte, war mir zeitweise nicht ganz geheuer zumute. Gleich einem Gebirgsbach sprudelten mir seine Gedanken entgegen. Anfänglich wollte ich öfters Rast machen, überlegen, doch, wie unter einem geheimen Banne stehend, trieb es mich weiter. Was will er nur? dachte ich. Keuchend lief ich immer weiter, und ich machte nicht eher halt, bis alles vor meinen Augen tanzte, bis mein Hirn zu fiebern begann. Wie von Furien gehetzt, mußte ich jagend mitlaufen. Haltet ihn! schrie etwas in mir, doch der Tanz ging weiter. Lange lief ich mit und konnte folgen." Dann aber setzte sich etwas in ihm zur Wehre: „Wer ist der Stärkere, so schrie es, Zarathustra oder du?" Und so kam er doch wieder zu sich selbst zurück. (S. 119 f.)

Was die meisten Nietzsche als bleibendes Gut zu verdanken bekennen, das ist die Anspannung des Willens zur äußersten

Digitized by Google

Kraftanstrengung. „Da kam Nietzsche", schreibt der Taglöhner, „und gab mir den Willen zur Selbsterziehung, zu Zweck und Ziel", gab mir „das über sich selbst hinaus schaffen Wollen, die Aufpeitschung des Willens bis zum Aeußersten, zur Selbstüberwindung, zur Selbsterziehung im Dienste einer Idee . . ." (S. 75). Und der Anstreicher: „Meine Brüder von der Arbeit! Höret mich! . . . Wisset, daß alles, was schafft und wird, Wille ist . . ." (S. 29). Der Mensch ist nicht, so wird Nietzsche modifiziert, „etwas, was überwunden werden muß", sondern „etwas, das sich selbst überwinden wird", und zwar eben durch den Willen (20). Ja, der Wille „ist Gott" (21). Und zwar der Wille zum Schaffen. „Wollen befreit, denn Wollen ist Schaffen: so lehre ich euch. Und nur zum Schaffen sollt ihr lernen" (104). „Wisset, daß alle . . . sich im Schaffenden erreichen müssen und so durch den Willen Erlösung finden" (29). Schaffen, praktisch arbeiten dünkt dem Schlosser, obwohl er sich öfters nach seinem früheren Hausiererberuf um „der Freiheit willen" sehnt, vielleicht gerade deshalb, und weil ihm Lilienerons „Hurra, das Leben!" wie Musik klingt, mehr wert als alle graue Theorie: „Arbeiten gilt mir ausströmende Kraft, Theoretisieren ist der gepreßte Abdampf unterdrückter, gepeinigter Kraft" (40). „Schaffen, das ist die große Erlösung vom Leiden und des Lebens Lichtwerden", sagt der Spinner (49).

Und welche feine Deutung gibt doch der einfache Tagelöhner dem nur „anscheinend" ganz neu entdeckten und so „viel zitierten" „Willen zur Macht"! Er scheint ihm eine bloße „Umschreibung des gewöhnlichen menschlichen Triebes zur Umgestaltung, zur schöpferischen Tätigkeit zu sein". Und dieser Wille soll frei sein „unter allen Umständen", denn er ist „das vorwärts und aufwärts strebende Element innerhalb der menschlichen Gesellschaft" (88). Er ist aber unter den heutigen Umständen nicht frei.

Damit kommen wir zu dem entscheidenden Gesichtspunkt, der die meisten dieser Nietzsche-Leser — der Färber, der Bäckergeselle und der Metallarbeiter scheiden aus, weil sie auf diese Frage nicht eingehen —, trotz aller Ehrfurcht vor dem Genie (87 f.), doch, teils mehr teils weniger scharf, von Nietzsche trennt. Sie sind durch die Schule des modernen Sozialismus gegangen. Bekanntlich haben sich manche Sozialisten, trotz der entschiedenen Gegnerschaft Nietzsches gegen den Sozialismus, für den Philosophen erwärmt, einzelne von ihnen wie Ludwig Woltmann (in seinem „System des moralischen Bewußtseins") und Max Maurenbrecher (an verschiedenen Stellen) sogar eine Synthese von Marx und Nietzsche versucht. Da ist es nun interessant zu beobachten, wie der gesunde Instinkt ihrer Klassenlage bei den zu Lebenstein sich äußernden Arbeitern eine ganz andere Stellung bewirkt, als bei jenen Akademikern.

Mehr gefühlsmäßig und weniger scharf kommt das bei dem Anstreicher zum Ausdruck: „Achtung den Uebermenschen, aber auch Achtung der Masse ... Will ich ihnen auch Brücke sein zu höherer Erkenntnis, so waren sie es mir zuerst, und ich sehe schon die Stunde nahen, wo alles an mir überspringt auf den geringsten meiner Brüder. Alles, was sich darüber hinausdünkt, ist Wahn" (18 f.). Heftig äußert er sich gegen die falschen Nietzscheaner, die „den Uebermenschen nicht begriffen haben" und sich doch „dessen Gläubige nennen". „Viele von ihnen glauben, auf einem Thron oder Geldsack sitzen sei übermenschlich. Alles andere aber, was Mensch ist, sei klein, ein Mist, um ihre Bäuche zu düngen. Ach, und ihre Bäuche bleiben ihnen immer noch ihre Götter" (24). Klarer nimmt der Bergarbeiter Stellung: „Erst eine befriedigende Sicherstellung des gesamten Menschen- und Gesellschaftsmechanismus, die sich äußert in einer gewissen äußeren Sorglosigkeit (soll heißen: Sorgenfreiheit, K. V.), und dann und nur dann die Umwertung der Nietzscheschen Theorie in die Praxis. Sonst heißt Uebermensch — Unmensch" (12). Fast philosophisch mutet die bedingte Zustimmung des Webers an: „Nietzsches Lehre vom höheren Menschen stimme ich im großen und ganzen freudig zu, da sie eine Hebung und Steigerung der ganzen menschlichen Gattung zu höherer Leistungs- und Glücksfähigkeit zum Ziele hat, oder wenn das nicht in der Absicht ihres Urhebers gelegen haben sollte (!), doch die nächste Folge sein wird" (31).

Einzelne lehnen sogar den „Zarathustra" infolgedessen ganz ab. Am schärfsten und kühlsten der Buchdrucker, der ihn mit einigen „Genossen" und — zwei Pastoren zusammen gelesen hat. Obwohl auch er sich anfangs „mit Freude" darauf gestürzt, obwohl ihm „die dichterische, prophetische Weise" noch immer „einen ästhetischen Genuß bereitet", findet er doch, daß das Buch im Vergleich zu seinem Umfang „zu arm an wirklichen positiven Gedanken ist, um von ihm lernen zu können", da es im Grunde nur den einen Gedanken des Uebermenschen immer aufs neue variiere, wenn auch mit eingestreuten treffenden Bemerkungen über unsere Gesellschaft. Gleichzeitig fälle jedoch sein Verfasser Urteile über die große Masse, die „von gar keiner sozialen Einsicht zeugen". „Mir gibt wenigstens der Sozialismus alles und in schöner, klarer Weise" (47). — Aehnlich nüchtern und noch charakteristischer äußert sich die Ablehnung des Spinners. Trotzdem er den psychologischen Scharfblick und einzelne Gedanken des Philosophen (z. B. „Kranker sollt Ihr sagen, aber nicht Schuft, Tor und nicht Sünder") rühmt, so hat ihm die Lektüre doch „etwas Besonderes" nicht gegeben. „Meines Erachtens ist dieses Buch nicht für die Proletarier, sondern nur für Höherstehende geschrieben; das Ideal, das ihm dabei vorgeschwebt hat, ist von Anfang bis Ende der sogenannte Herren- oder Uebermensch. Für die Herdenmenschen hat er nur Spott und Verachtung. Er vergißt aber, daß die Herde wohl ohne den Uebermenschen, dieser aber ohne die Herde nicht existieren kann. Ich glaube, diese neue Lehre kann unter Umständen sogar Verwirrung und Schaden anrichten. Mancher Protz, der sich einbildet, ein Herrenmensch zu sein, glaubt auf Grund dieser Theorie sich alles erlauben zu dürfen" (48). Zu dem bekannten Zarathustra-Wort: „Gehst du zum Weibe, so vergiß die Peitsche nicht!", meint er sehr hübsch: „Es mag ja Frauen geben, die ein solches Urteil verdienen, er durfte aber nicht vergessen, daß auch er eine Mutter gehabt hat" (49).

Wir kommen zum Schluß zu denjenigen, welche am unmittelbarsten ihren Sozialismus mit dem Gedanken des Ueber- oder, wie manche lieber sagen, „höheren" Menschen auseinandersetzen. Der Weber ist darum Sozialist, „weil der Sozialismus Bildungs- und Entwicklungsmöglichkeiten für viele schaffen will". Indem er das Künstliche, die Ungleichheit des Besitzes, aufhebe und das Natürliche, die Ungleichheit aus körperlicher und geistiger Veranlagung, wieder in ihr ursprüngliches Recht einsetze, werde er „Weg und Stufe zum klassischen Menschheitsideal" (33). Man brauchte den Individualismus, d. h. „die Ich-Vorstellungen", nicht „ins Ueberschwengliche hoch zu treiben"; das bewiesen Männer wie Kant und Goethe, die „kein außerordentliches Größengefühl besäßen" (34). Er vergleicht dann Friedrich Nietzsche und — Karl Marx. Beide zeigten die Wandelbarkeit der Moralbegriffe, Marx auch ihre wirtschaftlichen Ursachen, bleibe aber „oben flach", weil er zu wenig nach dem Menschen fragte: „sie waren ihm nur Ziffern" (35). Beide empfehlen in gewisser Weise den

Digitized by Google

Klassenkampf als den Weg zu dem Ziel, das beide, wenngleich auf sehr verschiedenen Wegen, verfolgen: Erhöhung der Kultur. Auf der Grundlage von Marx und Nietzsche — wie? wird ziemlich unklar gelassen — erhofft er für die Zukunft eine „Kultur auf breiter Basis" (36).

Am ausführlichsten und, wie uns scheint, auch trotz einiger Unklarheiten am tiefsten äußert sich der schon mehrfach zum Wort gelangte Taglöhner, der mit seinen Darlegungen auch eine Schilderung seiner geistigen Entwicklungsgeschichte verbindet. „Empor zur endlichen harmonischen Entfaltung aller in der Menschheit schlummernden Kräfte", lautet sein Ideal (86). Nietzsche will zwar auch zur „Einheit und Freiheit", aber zugleich „zur größtmöglichsten aristokratischen Ungleichheit" (88). Der Sozialismus erstrebt demgegenüber keineswegs „öde Gleichmacherei", sondern er will „durch Gleichheit und Freiheit zur erstrebenswerten individuellen Ungleichheit führen". Er erstickt auch keineswegs den Persönlichkeitstrieb, höchstens den „Spitzbuben-Persönlichkeitstrieb" der brutalen Genießer (89). Er will auch „kein Phantasieprodukt bauen", sondern nur „der Bedingungen harren" und allenfalls die Entwicklung „vorwärtsstoßen" helfen zur Herbeiführung eines Zustandes, wo der Mensch — wie im Sinn Kants, wenn auch ohne ihn zu nennen, gesagt wird — „nicht mehr Mittel zum Zweck für die höheren Menschen, sondern selbst Zweck genug ist". Das ist „der Sinn der Erde" (89 f.). Man darf sich von Nietzsches Genie nur nicht verblüffen lassen, sondern muß sich wehren, ihn kritisieren, den Sinn seiner „umwertenden" Worte in anderem Sinn „wieder umwerten", schließlich nach seinem eigenen Rat „wo man nicht mehr lieben kann, vorübergehen" (91). Der „Mensch, der überwunden werden muß" ist der heutige „Sklave seiner elenden materiellen Verhältnisse" (92). Der „Erdenkopf", welche „der Erde Sinn" schafft, besaßen wir auch schon ohne dich, aus dem nur das „bekehrte Pastorenblut" redet (92 f.). Nietzsches „Zarathustra" ist ein Don Quichote, der „sich mit Gewalt von der Menschheit löst, statt immer mehr darin aufzugehen" (96), seine Lehren vom immoralischen Uebermenschen und von der ewigen Wiederkunft — „kann es Oederes und Zweckloseres als letztere geben?" (95) sind „ein grandioses und wohl sengendes, aber nicht wärmendes Feuerwerk" (97). Ganz anders der „Faust" Goethes, des Dichters, „den man lieben und verehren muß". Zarathustra geht, als seine Blütenträume nicht reifen, in die Wüste, Faust in die Welt, um sein eigenes Selbst zu dem der Menschheit zu erweitern (99).

Einer von den elf Schreibern spricht bescheiden von seinem „simplen bißchen Denken" und meint, er habe immer die Empfindung, als ob sein Gefühl das Beste an ihm sei, „als ob ich mit dem Herzen denke". Ich glaube, wir können stolz sein, daß wir Männer mit solchen Köpfen und solchen Herzen unter unserer Arbeiterschaft, unter unserem Volke zählen. Zugleich aber ist damit auch die Antwort auf unsere Anfangsfrage gegeben, von der hinweg wir die „Hilfe"-Leser einmal zu anderen als den unmittelbaren Kriegsfragen zu führen uns erlaubt haben. Diese Urteile deutscher Arbeiter über Nietzsche beweisen, daß die Lehren des Röckener Pfarrersohnes, soweit sie Herrenmenschentum und Philosophie der Macht um der Macht willen predigen, in den Kern unseres Volkes nicht eingedrungen sind, daß hier noch die alten, ewigen Werte leben, die allein ein Volk wahrhaft groß, gesund und innerlich stark machen.

Lotte Möller / Die leichte Last

Es war am Himmelstage die Stunde gekommen, da Gott abrechnet mit denen, die in Traurigkeit und Trübsal ihres Herzens Hilfe und Trost bedürfend sich aufgemacht zu ihm. Und Gott saß auf einem großen Steine unter einem uralten Baume im Himmelsgarten und in schier endloser Zahl standen harrend auf seinen Wink die Erdenwanderer.

Und er hatte für einen jeden in besonderer Art Trost, denn sein Wort war wie Balsam, und ging Gesundung von ihm aus, und Gerechtigkeit und Liebe leuchtete gleich Sonnen in seinen göttlichen Augen.

Eben hatte er einem alten Mütterchen, die die Sehnsucht nach ihrem vor kurzem gestorbenen Manne zu ihm gebracht, den Weg gezeigt, der zu dem Vorausgegangenen führte, als sich auf seinen Wink ein noch junges Weib nahte, ein schweres Kreuz tragend, das sie zu Boden gleiten ließ, und sich selber vor die Füße Gottvaters werfend in flehender Gebärde die Hände zu ihm erhob. Tiefer Gram lag auf der Jungen, und schluchzend stieß sie die Worte hervor: Laß mich heimkommen, Allwissender, ich trage die Last, das Kreuz des Mitleidens, das du mir auferlegtest, nicht mehr, zu schwer drückt es mich, laß mich heimkommen!

Da lief es gleich einem leisen Schatten über den Sonnenplatz, und durch die Zweige des Weltenbaumes ging ein kaum vernehmbares Rauschen. Gottvater aber sprach, und Schmerz und leiser Zorn bebte in seiner Stimme: Ward nicht deine Last leichter, als du die Last der anderen sahest, die nicht nur in Mitleiden bestand? Schau zurück und lerne dich beugen und verstehen den Gang der Menschheit, den Gang der Geschichte. — Und er neigte sich ihr zu, so daß sein Odem sie berührte. Da ward das junge Weib unter Schmerzen sehend und wandte die von Gottes Anblick geblendeten Augen gegen Abend, der Erde zu. Und siehe, vor ihr tat sich nun eine neue Welt auf, deren Anfang und Ende beschlossen war in ewigen, höchsten Gesetzen. Groß — ernst — schwer — aber weit in ihr seine Kraft einzusetzen und zu leben. Und sie sah wieder den brennenden Flammenschein des Weltenbrandes und die arme von Blut gerötete Erde und wußte, daß sie dessen wegen hatte fliehen wollen in eine Friedensheimat. Aber sie sah jetzt mehr. Sie sah die endlosen Scharen der Männer und Frauen, die um anderer willen stark waren bis zuletzt, und die ihre Last wie Helden trugen. Da beugte sich das junge Weib nach ihrem Kreuze, hob es auf und nahm es von neuem als ein Teil ihres Lebens hin, bewußt und fest, und sprach, und jetzt klang ihre Stimme voll Zuversicht: Ich danke dir, Gottvater, daß du mich sehend gemacht. Jetzt wird mir die Erde eine Heimat werden, denn siehe, ich weiß, mein Kreuz ist nicht schwer und meine Last ist leicht.

Anja v. Mendelssohn / Am Heimathaus

Am Heimathaus die Fahne weht
Und winkt ins Land und weht und weht.

Hoch über Saat und Keim und Baum
Reckt sie das Haupt und webt den Traum.

Und singt mit sanftem Flügelschlag
In unsern Tag, den kleinen Tag:

Ihr kennt nicht Schlachtgeschrei und Not
Und Rausch und Blut und bittren Tod,

Doch wo ihr seid und wirkt und geht,
Die Fahne weht, die Fahne weht!

Und singt die gleiche Melodei
Wie fern im Kampf, seid treu, seid treu!

. . . Am Heimathaus die Fahne weht
Und winkt ins Land und weht und weht.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Neid

Nie beging wohl ein General mehr Fehler,
als in diesem Feldzug der König.
Friedrich der Große.

Ich lese in den Werken des Großen, der seinerzeit auch gegen eine Welt stand und des schlichten Glaubens lebte, daß Brandenburg-Preußen nicht untergehen kann. Es ging nicht unter. Seine Darstellung des Siebenjährigen Krieges wirkt heute wie ein Trostpsalm. Alles kann man daraus lernen für unsere gegenwärtige Kampfzeit: Geduld, Stolz, Kriegswissenschaft und Lebensweisheit. Unerreicht ist die Sicherheit, mit welcher sich der König selbst beurteilt. Ob je ein anderer Fürst soviel innere Macht besaß, sich so ruhig über seine eigenen Fehler auszusprechen? Der kleine Spießbürger freilich hört aus solchem Wort nur heraus: „auch der König macht Fehler wie ich", und voll kleiner Schadenfreude setzt er sich neben den König auf den Thron, ohne zu merken, wie lächerlich er sich benimmt. Der dankbare Staatsbürger, der sein Wohl im Staatswohl findet, hört aus solchem Zeugnis nichts, als die Achtung vor dem Staat, dessen Größe jeder dient vom König bis zum Abdecker. Jenes Urteil aus dem Jahr 1775 ist ein menschliches Wort; es ist durchstrahlt von hoher Menschenwürde. Aber ich bezweifle, daß es viele Menschen gibt, die zu solchem Selbsturteil fähig sind. Darum bleibt es ein Königswort, voll Adel.

Der einzige Feind im Krieg ist der Neid. Die Grenzlinien zwischen ihm und dem Ehrgeiz, der Ehrliebe, dem Siegeswillen sind schwer zu ziehen. Gerade in solchen Zeiten der gespanntesten Aufmerksamkeit, in denen alles auf den sichtbaren Erfolg wartet, müssen es schon sehr starke Menschen sein, die dem häßlichen Fehler entgehen, alles zu vergleichen, miteinander zu messen und dann mit Worten auszuzeichnen oder herabzusetzen. Vielleicht ist keine Zeit geeigneter, die Menschen zu lehren, wie wenig Herzenskündiger sie sind und wie wenig sie sich ein Urteil über den anderen herausnehmen dürfen. Freilich wissen wir, daß nicht der Mensch, sondern seine Taten in Betracht kommen. Der Krieg besteht aus Tausenden von Zwangslagen, in denen rasch gehandelt werden muß. Die Treffsicherheit des Augenblicks ist des Kriegers höchste Gabe. Gerechterweise gebührt ihr der Lohn. Nur Einsiedler könnten verlangen, daß man äußere Ehrung grundsätzlich meide. Aber das Unvollkommene jeder solchen äußeren Einrichtung wird desto klarer, je verwickelter die heutigen Kriegsleistungen sind und je bewußter sich oft der Wert der heutigen Menschen vordrängt. Darum möge man nicht auf die Einrichtungen schelten, sondern auf die Schäden der Seele. Sich selbst hat der Mensch in der Hand. Seinem eigenen Neid kann er die Zügel schießen lassen oder sie kräftig anziehen. Er kann ihn verbannen oder kann ihn nähren. Hier liegt die Charakterprobe für Große und Kleine, für Feldherr und Musketier. Der Große handelt. Er weiß, daß er groß ist; aber er hat gar keine Zeit, sich mit anderen zu vergleichen, sich darin zu sonnen, daß der oder jener nicht noch größer ist. Die Zeit dürstet nach Taten; das Volk freut sich des Siegs. Das muß geschafft werden. Die ganze Kraft der Seele und der Nerven diene diesem einen Ziel. Nichts, was zerreibt, darf sich dazwischendrängen. Nur was hilft und schöpferisch wirkt, verdient Beachtung. Das Volk kümmert sich wenig um die Fragen der Zunft; es kennt seine Helden.

Strahlend scheint meine liebe Sonne über der Stadt. Sie hätte Grund zur Eitelkeit und die Sterne Grund zum Neid. Aber ihre Welt ist unberührt von diesen Schwächen, Darum bleibt sie ewig groß. Die gleiche Sonne scheint von Ostende bis Jerusalem und alle, alle grüßt sie, die sich von ihr segnen lassen wollen.

Kurt Arnold Findeisen / Lied der Arbeiterbataillone

Wir haben dich, Land zwischen Weichsel und Maas,
Mit einer besonderen Liebe geliebt:
Zorn war unsre Liebe und Ungeduld,
Antwort alternder Ahnenschuld,
Hungrige Sehnsucht, die sich vermaß.

Verhängnis kam über dich, Flamme und Fluch.
Nun bluten wir deiner, stiefmütterlich Land:
Schenk' unsern Kindern, wes wir uns gegrämt,
Wes wir gedürstet, wenn siegverbrämt
Unsern zuckenden Leib deckt dein Fahnentuch.

Büchertisch

Die Sicherheiten der deutschen Zukunft. Von Leopold v. Vietinghoff gen. Scheel. Leipzig, bei Dieterich (Weichert). 31 S.

Von alldeutschen Kreisen aus wird schon seit längerer Zeit der Gedanke in der Oeffentlichkeit erläutert, daß man ganze Gebiete des eroberten Landes von einer unbequemen Bevölkerung befreien und dafür deutsche Stammesbrüder ansiedeln könnte. Ich erinnere mich noch sehr gut, welches Entsetzen einen Parteifreund erfaßte, als er über diesen Gedanken sprach. Er schien ihm geradezu der Gipfel aller Ungerechtigkeit, und jede Auseinandersetzung darüber lehnte er als unmöglich ab. Das ist wohl manchem ähnlich so ergangen. Man hat unwillkürlich asiatische oder überhaupt antike Vorbilder in Erinnerung und denkt sich die schlimmsten Grausamkeiten von verschleppten Völkerschaften aus, um damit das Bild zu füllen und davor zu erschrecken. Ich bin darum für eine kleine Schrift sehr dankbar, die aus alldeutschen Kreisen stammt, aber in aller Ruhe und Nüchternheit den Gedanken erwägt. Sie stammt von Leopold v. Vietinghoff gen. Scheel und trägt den Titel: „Die Sicherheiten der deutschen Zukunft".

Wir können den ersten Teil der Ausführungen auf sich beruhen lassen. Sie gehen von dem Gedankengang aus, daß Landenge eines wachsenden Volkes notwendig zu den größten Schädigungen führe und vor allen Dingen auch an dem Geburtenrückgang Schuld trage. Eine solche Landenge bestehe in Deutschland eingestandenermaßen. Sie könne nicht dadurch verhindert werden, daß wir die Moor- und Oedländereien alle in nutzbares Ackerland umwandelten. Das würde uns nur 2½ Millionen Hektar an neuem Besitz abwerfen. Auch eine radikale Aufteilung des Großgrundbesitzes bis zu der Grenze von 500 Hektar herab, würde nach seiner Berechnung nur eine ähnliche Fläche wie die der Moorländereien der Landwirtschaft zur Verfügung stellen. Man hätte dann also 5 Millionen Hektar mehr Ackerland. Der Verfasser besetzt dies mit 150 000 Bauernhöfen bei allergünstigster Berechnung. Er meint, daß wir so den Geburtenzugang von zwei bis drei Jahren unterbringen könnten, mehr aber nicht. Diese ganze Berechnung lassen wir, wie gesagt, auf sich beruhen. Wir könnten manches einwenden. Es ist uns aber um die Hauptfrage zu tun. Wie rechtfertigt er eine Maßregel der Ausräumung von ganzen Völkerschaften?

Er stellt sich bewußt auf den Boden des modernen Denkens. Hier handelt man mit den Menschen nicht mehr wie mit bloßen Untertanen. Man erfaßt sie als Staatsbürger. Darum ist es ausgeschlossen, daß man, wie in früheren Zeiten, den Menschen zumutete, mit dem Herrscher des Landes, auch den Glauben und alles andere zu wechseln. Der einzelne Mensch hat das Recht der Selbstbestimmung. Er muß darum gefragt werden, wie er im Eroberungsfall über seine eigene Zukunft entscheiden will. So kam man zu dem sogenannten Optionsrecht. Als wir im Jahre 1870 Elsaß-Lothringen erobert hatten, machte man von dieser Maßregel Gebrauch. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt war es den Einwohnern gestattet, zu erklären ob sie sich in die neuen Verhältnisse fügen oder nach Frankreich zurückkehren wollten. Nur eine erstaunlich niedrige Anzahl

Digitized by Google

entschied sich damals für die Auswanderung nach Frankreich. Man wußte aber genau, daß damit lange nicht alle weggegangen waren, die es mit Frankreich hielten. Das war den Leuten auch nicht so übelzunehmen. Sie hätten ihren Grundbesitz verkaufen, sie hätten ihre gewerblichen und kaufmännischen Betriebe unter großen Verlusten auflösen müssen. Wäre das alles noch in größerem Umfange geschehen, als es geschah, so hätte ein Ueberangebot Platz gegriffen, das zu einer unübersehbaren wirtschaftlichen Krise geführt hätte. Infolgedessen wird man Vietinghoff vollständig recht geben, wenn er sagt, daß das Optionsrecht nur ein Scheinrecht sei. Es bringt im Grunde keine freie Selbstbestimmung: denn die wirtschaftliche Abhängigkeit wird nicht gelöst, und die Sorgen, die man dem Abwandernden zumutet, sind ein zu starkes Opfer, das man ihm eigentlich nicht auferlegen darf. Wie ist dem Uebelstande abzuhelfen? Der Verfasser antwortet: „Nur durch die Enteignungspflicht, die der Staat übernimmt." Es ist nicht anders wie billig und gerecht, daß der Staat, der Staatsbürger vom Lande abziehen lassen will, ihnen die Lösung dadurch erleichtert, daß er ihren Grundbesitz übernimmt. Freilich ergänzt der Verfasser diese Enteignungspflicht auch durch ein Enteignungsrecht. Niemand könne den Staat zwingen, auf Entfernung von Leuten zu verzichten, die man zu Staatsbürgern dauernd für ungeeignet hält. Er verweist in diesem Zusammenhang auf die Maßregel bei Talsperren oder anderen gemeinwirtschaftlichen Anlagen, durch welche eine ganze Reihe von Volksgenossen gezwungen werden, die „altangestammte Scholle zu räumen". Freilich hinkt dieses Gleichnis, denn die betreffenden Volksangehörigen werden ja nicht aus dem Staatsgebiet verwiesen. Sie werden nur von einer Stelle der alten Scholle auf eine andere gesetzt, wo sie wiederum deutschen Boden unter den Füßen haben. Aber Vietinghoff könnte sich auf andere Motive aus der Gesetzgebung selbst berufen. Es ist richtig, daß der Ausräumungsgedanke an Schrecklichkeit verliert, und daß man ihm klar ins Gesicht sehen muß, ehe man ihn einfach verwirft.

Vietinghoff weist darauf hin, daß es die Deutschen in den feindlichen Ländern, vor allen Dingen in Rußland, künftig, auch wenn der Frieden gekommen ist, doppelt schwer haben werden. Man wird sie die Härte der erlittenen Niederlage doppelt und dreifach fühlen lassen. Eben darum wird sich ein deutscher Reichskanzler genötigt sehen, Maßnahmen zu ergreifen, um dem deutschen Blut auch jenseits der Grenzen möglichst viel Quälereien zu ersparen. Er hat das ja selbst als Kriegsziel aufgestellt. Dazu genügt es nicht, in einem Friedensvertrag den Schutz der deutschen Staatsangehörigkeit sich für alle Zukunft auszubedingen; denn die Bewachung solcher Verabredungen würden nur stetigen Anlaß zu Reibungen internationaler Art geben. Entweder würde man sie ernst nehmen, dann hätte man bald wieder Anlaß zu neuem Krieg, oder will man den letzteren vermeiden, dann steht die Verpflichtung bloß auf dem Papier. Eine nachhaltige Sicherung für die Zukunft erblickt darum Vietinghoff in dem Austausch der Bevölkerungen. Gerade der Austausch mehrt nach seiner Auffassung die internationale Sicherheit. Er schließt diese Erwägungen mit dem Satz: „Das bisherige Verfahren bei Erwerb von Land und Leuten wurde als unsägliche Härte erkannt, das unter dem Mantel des Scheinrechtes nichts weniger als schlimmste Versklavung übte. Die sogenannten „barbarischen Austreibungspläne" zielen dagegen auf einen Zustand hin, der diese Härte beseitigt, der Gerechtigkeit nach beiden Seiten hin genügt und manche Reibungsflächen der Sicherung des zukünftigen Friedens beseitigt."

Wir halten auch damit alle Bedenken staatsrechtlicher und volkswirtschaftlicher Art keineswegs für erledigt, aber wir würden eine Unterlassung begehen, wenn wir uns nicht ganz ernsthaft diese Gedanken besehen und ihnen zuerkennen würden, daß sie keine bloßen Phantastereien sind, sondern auf nüchternen, politischen Erwägungen beruhen. Gottfried Traub.

*

Die Elsässer Urgroßmutter. Ein Lebensbild, den Urenkeln erzählt. Herausgegeben zum Besten des Roten Kreuzes von Lili Fabricius. Darmstadt 1914, Johs. Waitz. (Preis 60 Pf., fünf Exemplare 2,50 M.)

Zum Besten des Roten Kreuzes, dem jeder in dieser Zeit mit den ihm verliehenen Gaben dienen möchte, hat Lili Fabricius eine Skizze des Lebensbildes ihrer „Elsässer Urgroßmutter" gespendet. Was die Mutter der Verfasserin in dankbarer Erinnerung an die Großmutter ihren Kindern von dieser erzählt hatte, schrieb Lili Fabricius vor einem Menschenalter für ihre Neffen und Nichten nieder. Daß wir Deutsche uns in der Kriegsnot wie eine große Familie fühlen, und nichts Gutes, was der Allgemeinheit nutzbar sein kann, einander vorenthalten möchten, hat die Verfasserin wohl veranlaßt, die für den engen Kreis des Hauses geschriebenen Familienerinnerungen zu veröffentlichen. In der Tat kann die Bekanntschaft der frohmutigen Elsässer Urgroßmutter, die in tapferem, frommem Sinn mit schweren Lebensschicksalen fertig wurde, vielen zur inneren Stärkung und Ermunterung dienen. Außer den Alt-Elsässer Lokaltönen, die den Hintergrund des Bildes dieser echt deutschen Frau ausmachen, ist es heut auch von besonderem Interesse, daß kriegerische Ereignisse die Schicksale der Urgroßmutter mitbestimmten. Daß von diesen Schicksalen und von dem Wesen der seltenen Frau nur so viel mitgeteilt wird, wie den kindlichen Urenkeln zugänglich gemacht werden konnte, ist die einzige Enttäuschung, die das kleine Buch dem Leser bereitet. Denn gern erführe man mehr. Andererseits hat die Erzählung, die zunächst an den intimen, anmutigen Kreis der Kinder gerichtet war, gerade dadurch etwas unmittelbar zu Herzen Gehendes und im besten Sinne Naives bekommen. — Als Lektüre für heranwachsende Kinder und auch zur Verwendung in Volksbüchereien, Jungfrauenvereinen und dergl. sei das Heftchen herzlich empfohlen. Emma Kühn.

Gegen Araber und Wahehe. Erinnerungen aus meiner ostafrikanischen Leutnantszeit 1890 bis 1895 von Tom v. Prince. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 332 S. Broschiert 5 M., gebunden 6 M.

In Deutsch-Ostafrika haben unsere Truppen bisher alle feindlichen Angriffe erfolgreich abgeschlagen; die Schlacht bei Tanga wird stets ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Kolonien bleiben. Zu den Opfern, die dieser erfolgreiche Kampf gekostet hat, gehört auch der Verfasser des vorliegenden Buches, Hauptmann v. Prince. Man liest sein Vermächtnis mit doppelter Teilnahme: denn unsere Kolonien sind unserem Herzen ja jetzt besonders nahe, und es berührt überaus schmerzlich, zu denken, daß dieser Mann mitgearbeitet hat an der Verbreitung europäischer christlicher Kultur in Afrika und schließlich gefallen ist im Kampfe gegen europäische Christen — während die einst von ihm mit unterworfenen Eingeborenen treu geblieben und ihren deutschen Herren halfen. Was wir in dem Buch lesen, sind knappe, sachliche Berichte, die getragen sind von heller Freude am Beruf, und die stellenweise durch die erzählten Tatsachen bis zu dramatischer Wucht gesteigert werden. Rüdiger.

Die Ukraine und der Krieg. Denkschrift des Bundes zur Befreiung der Ukraine. München, J. F. Lehmanns Verlag. 24 S. 50 Pf.

Der Vorzug dieses Heftes liegt in der klaren, knappen Darstellung der Hauptpunkte des wichtigen Problems. Wie notwendig diese ukrainischen Broschüren sind, geht aus den unermüdlich von interessierter Seite unternommenen Versuchen hervor, die österreichischen (galizischen) Ruthenen als ein Volk von Verrätern, die nationale Bewegung unter den russischen Ukrainern als unbeachtliche und unbedeutende Agitation weniger überspannter Köpfe hinzustellen. Das entspricht nicht der Wahrheit, und wir sollten uns hüten, auf solche falschen Darstellungen hereinzufallen. Die Schrift bringt Angaben über den Stand der Selbständigkeitsbewegung in Südrußland, die von dem Ernst und der Wichtigkeit dieser Bestrebungen Zeugnis ablegen. Erfreulich ist auch, daß man hier Näheres über die Tätigkeit der „Bundes zur Befreiung der Ukrainer" erfährt (z. B. die Aufklärungsarbeit unter den russischen Gefangenen ukrainischer Nationalität in Oesterreich). Wenn wir diese Bestrebungen unterschätzen und nicht unterstützen, tun wir den Ukrainern unrecht und schaden unserer Zukunft. Rüdiger.

Der Kampf des deutschen Geistes im Weltkrieg. Dokumente des deutschen Geisteslebens aus der Kriegszeit. Herausgegeben von Karl Hönn. Gotha 1915, bei Perthes. 215 S., geb. 3 M. Eine wertvolle Sammlung von 14 Aufsätzen, die durchweg auf wissenschaftlicher Höhe stehen und dabei gemeinverständlich geschrieben sind. Wir geben die Ueberschriften: Einleitung. Von Prof. Dr. Karl Hönn; Krieg und Politik. Von Dr. Maximilian v. Hagen; Die Veränderungen des Wirtschaftslebens im Kriege und nach dem Kriege. Von Geheimrat Prof. Dr. Eberhard Gothein (Heidelberg); Krieg und Recht. Von Prof. Dr. Max Rumpf; Philosophie und Krieg. Von Privatdozent Dr. Ernst Bergmann; Nation, Drama, Theater. Von Dr. Karl Christian Bry; Die Dichtung. Von Prof. Dr. Philipp Witkop; Bildende Künste. Von Dr. Willy Storck; Musik. Von Redakteur August Spanuth; Das sittlich-religiöse Leben. Von Pfarrer Franz Koehler; Die Zeitungen im großen Kriege. Von Direktor Dr. Hermann Diez; Die Zukunft der deutschen Presse. Von Geheimrat Prof. Dr. Karl Bücher; Erziehungs- und Bildungsaufgaben. Von Generalsekretär Johannes Tews; Der Krieg und die Frau. Von Dr. Paula Scheidweiler.

Die Kulturbedeutung des deutschen Volkes. Vortrag vor der Zürcher Freistudentenschaft, gehalten von Dr. Fritz Medicus, Professor an der Eidgen. Techn. Hochschule. Zürich 1915, bei Orell Füßli. 22 S., 40 Pf.

Die köstliche kleine Schrift zeigt, wie das deutsche Volk mit seiner steten Kriegsbereitschaft doch im tiefsten Grunde von Menschenliebe getragen wird und unbeirrt auf das Ziel der Völkergemeinschaft losgeht.

Reden über den Krieg. Von Johannes Müller. 3. Der Krieg als Gericht und Aufgabe. München 1915, bei C. H. Beck. 48 S., 50 Pf.

Wenn die furchtbare Weltkatastrophe unserem Volke schließlich zum Segen ausschlagen soll, so kann die Aufgabe, die dem Volke wie jedem einzelnen erwächst, gar nicht tief und ernst genug gefaßt werden. Die Betrachtung der politischen Beziehungen der Völker, der innerpolitischen Verhältnisse unseres Volkes, des Patriotismus, der Volkskraft und der Lebensführung zwingt uns unwiderstehlich zu religiös-sittlicher Erneuerung.

Digitized by Google

Was sollen wir denn tun? Erwägungen und Hoffnungen von Reinhold Seeberg. Leipzig 1915, bei A. Deichert. 60 S., 1,50 M.

Dieser Schrift kann man im Rahmen einer kurzen Besprechung nur schwer gerecht werden. Erwägungen und Hoffnungen wollen miterwogen und mitgehofft sein. Darum sagt auch der Verfasser, es liege ihm am Herzen, eine Anzahl von Fragen innerpolitischer, nationaler, sozialer und religiöser Natur in Anregung zu bringen, um die Antworten, wie er sie sich denke, zur Diskussion zu stellen. In 22 kurzen Kapiteln werden die Grundlagen und die wichtigsten Aufgaben des religiös-sittlichen Gemeinschaftslebens unseres Volkes vom kirchlichen Standpunkt, aber ohne Einseitigkeit und mit einer wohltuenden Menschenliebe betrachtet, und das Ergebnis ist auch hier, wie bei allen ethischen Kriegsschriften: der Krieg treibt uns von innen heraus zu persönlicher und nationaler Erneuerung. „Es ist ein Wille zum Leben über uns, so antworte ihm der Wille zum Leben in uns!"

Mannhaftigkeit und Bürgersinn. Stimmen der Alten. Jena 1915, bei Eugen Diederichs. 100 S., 60 Pf.

Eine glückliche, reiche Sammlung von Sprüchen, Liedern und Anekdoten aus dem griechischen Altertum von Homer bis zu Platon.

Die Jugend vor der sozialen Frage. Von Ernst Joël. Charlottenburg 1914, Kantbuchhandlung. 20 S.

Der Krieg weist auch der Jugend neue Aufgaben zu, richtiger: dieser Volkskrieg, an dem alt und jung Anteil nimmt, bringt der deutschen Jugend vielleicht zum ersten Male zum Bewußtsein, daß auch sie Aufgaben hat, die über die Ausbildung der eigenen Persönlichkeit hinausgehen und das Vaterland, das deutsche Volk, das Gemeinwesen zum Gegenstand haben. Und die neue Zeit fordert auch, daß der Jugend die soziale Frage nahegebracht werde, die ihr jetzt noch so fern liegt. Dazu will der Verfasser, ein Kenner und begeisterter Förderer der Jugendbewegung, in dieser von Liebe zum Werk durchglühten, gedankenreichen Schrift Anleitung geben. Eltern und Lehrer, Studierende und andere junge Männer und Mädchen finden hier die innere Notwendigkeit und den praktischen, auf die Jugend selbst segensreich zurückwirkenden Wert sozialer Arbeit dargelegt.

Neue Weltkultur. Von Karl Joël. Leipzig 1915, bei Kurt Wolff. 90 S., 60 Pf.

Eine sehr lesenswerte, völkerpsychologisch-historische Untersuchung, die auch bei anderen Völkern die schlummernden Ideale nicht verkennen will, für die unser Volk jetzt in den Entscheidungskampf gezogen ist, und darauf die Hoffnung gründet, daß der deutsche Sieg die Geburtsstunde einer Weltkultur sein wird.

Das Schrifttum der Gegenwart und der Krieg. Von Wolfgang Schumann. 137. Flugschrift des Dürerbundes. München, bei Georg D. W. Callwey. 24 S., 40 Pf.

Ein charakterisierender, die geistigen Strömungen verfolgender geschichtlicher Rückblick auf die Literatur der letzten Jahrzehnte, aus deren Entwicklung der Schluß gezogen wird, daß die Zeit der Wirklichkeitsdichtung noch nicht vorüber ist; aber der Krieg wird die Leidenschaft der „Frage nach dem Sinn" verstärken.

Der Krieg und unsere Schulen. Von Prof. Dr. Richard v. Wettstein. Wien 1914, bei Ed. Hölzel. 27 S., 70 Pf. Reformgedanken für das Schulwesen Oesterreichs.

Unsere Ernährung in der Kriegszeit. Im Auftrage des Nationalen Frauendienstes Stuttgart herausgegeben von Anna Lindemann. Stuttgart 1915, bei W. Kohlhammer. 162 S., 1 Mk.

Die Arbeit der Daheimgebliebenen. Ueberblick über die Leistungen des deutschen Volkes in der Heimat während des großen Krieges von T. Kellen. Hildesheim 1915, bei August Lax. 160 S.

Das Buch berichtet in zwölf Abschnitten mit vielen Unterabteilungen über alles, was von amtlicher und privater Seite in Deutschland geschieht, um den Gesamtorganismus unseres Volkes auf allen Gebieten des wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Lebens gesund zu erhalten. Wir haben Ursache, dem Verfasser, der ein Luxemburger ist, aber Deutschland seit langen Jahren kennt, für diese fleißige und mühevolle Zusammenstellung dankbar zu sein, die einen wesentlichen Beitrag zur Kenntnis unseres Volkes liefert.

Deutschlands Volkswirtschaft nach dem Kriege. Forderungen zur Sicherung deutscher Volkswirtschaft gegen West und Ost von Dr. Otto Prange. Berlin 1915, bei Puttkammer & Mühlbrecht. 170 S., 3,50 Mk.

Behandelt in drei Abschnitten — England, Rußland, Deutschland — eine Reihe von Fragen, deren Lösung für unsere wirtschaftliche Zukunft notwendig ist. Zwei Forderungen scheinen besonders erwähnenswert: den russischen Koloß durch Abtrennung seiner Grenzlande so zu schwächen, daß ihm für Jahrhunderte die Lust zu einem Kriege vergeht, und zweitens die Fortsetzung der vor Jahrhunderten unterbrochenen Kolonisationsarbeit im Osten; denn da unsere industrielle Ausfuhr nicht mehr lange imstande sein wird, uns zu ernähren, so brauchen wir mehr Land.

Zentral-Arbeitsnachweis für den Bezirk der Kreishauptmannschaft Dresden. Bericht über die Tätigkeit der Anstalt im Kriegsjahr 1914, erstattet vom Geschäftsführer Dr. rer. pol. Graack. 65 S.

Der Dresdner Zentralarbeitsnachweis hat im Jahre 1914 eine weit über den Rahmen seiner früheren Tätigkeit hinausgehende Arbeit geleistet und für die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit im Königreich Sachsen segensreich gewirkt. Diese Maßnahmen gliederten sich in Beschaffung von Mitteln zur Durchführung der außerordentlichen Aufgaben, Einstellung von Hilfskräften, Vorkehrungen zur Regelung des Arbeitsnachweises und Erwirkung von Fahrpreisvergünstigungen für Vermittlungen nach auswärts. Ferner wird über die Tätigkeit des Zentralarbeitsnachweises im Dienste der Heeresverwaltung, über die Gesamtvermittlungsergebnisse im Jahre 1914 und über die Zählung der Arbeitslosen in den Monaten August—Dezember berichtet. Den Anfang bilden Tabellen über die Arbeit der einzelnen Fachabteilungen und über die auswärtige Vermittlungstätigkeit der Anstalt.

Unseren Kriegsinvaliden Heim und Werkstatt in Gartensiedelungen. Denkschrift der deutschen Gartenstadt-Gesellschaft über den Dienst des Vaterlandes an den Kriegsinvaliden und den Hinterbliebenen der gefallenen Krieger. Ausgearbeitet vom geschäftsführenden Vorstande und dem Ehrenvorsitzenden Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Salomon. Leipzig 1915, Renaissance-Verlag. 80 S., 1,50 Mk. (Mit vielen Bildern und Plänen!)

Die Deutsche Gartenstadt-Gesellschaft will an ihrem Teile mithelfen, den Hunderttausenden von Kriegsinvaliden ein zukunftsfrohes Emporkommen zu ermöglichen. Renten allein geben kein Glück, kein Selbstgefühl, keine Lebensfreude. Sollen die Invaliden nicht körperlich und geistig verkümmern, so muß ihnen Gelegenheit zu angemessener Arbeit und eine gesunde und freundliche Wohnung beschafft werden. Für diesen Zweck kommen von den vorhandenen gemeinnützigen Gartenstadt-Siedelungen bis jetzt 31 in Betracht. Besonders die Rentengutssiedelungen sind geeignet, die Wohnungs- und Arbeitsfrage gleichzeitig zu lösen. Da auch die Zahl der 300 000 Heimarbeiterinnen durch die Kriegerwitwen stark anwachsen wird, so ergibt sich die Notwendigkeit der Heimarbeitreform, der Vermehrung ländlicher Kleinindustrien und genossenschaftlichen Betriebe. Alle diese Maßnahmen dürfen natürlich nicht den Charakter der Wohltätigkeit tragen, sondern sind eine nationale Notwendigkeit und müssen sich auch wirtschaftlich rentieren. Als praktische Beispiele werden eine Anzahl der Siedlungen mit Bildern, Plänen, Grundrissen und Kostenanschlägen ausführlich beschrieben.

Die mit einem Geleitwort der Kronprinzessin Cecilie versehene Denkschrift ist auch durch ihre schöne Ausstattung eine erfreuliche und empfehlenswerte Erscheinung unserer Kriegsliteratur.

Gegen Frankreich und Albion. Von Anton Fendrich. Mit Titel und Kopfleisten von Willy Planck und mit 3 Uebersichtskarten und mehreren Kartenskizzen im Text. Stuttgart 1915, bei Franckh. 158 S., 1,80 Mk.

Anton Fendrich, dessen Flugschrift „Krieg und Sozialdemokratie" (Nr. 25 der Sammlung „Der deutsche Krieg", herausgegeben von Ernst Jäckh) in allen Volkskreisen so großen Beifall gefunden hat, offenbart auch in diesem Buche eine starke persönliche Eigenart. Vom österreichischen Ultimatum bis zu den Kämpfen in den Argonnen und in Flandern werden hier die Zeitereignisse nicht nur mit größter Lebendigkeit und in oft prachtvoller Beleuchtung geschildert, sondern wir erblicken auch ihren Widerschein in der deutschen Volksseele und vernehmen das Echo, das der Kriegslärm und das Getümmel der einzelnen Kämpfe im deutschen Herzen weckt, so unmittelbar und echt, daß wir uns freudig mitfortgerissen fühlen. Darin liegt der Hauptwert des Buches.

Der Kriegsfreiwillige. Ernste und heitere Erlebnisse aus meinen Kriegstagen von Hermann Ehbock. Berlin, bei Johannes Baum. 121 S., 1 Mk.

Lebendige, mit Humor gewürzte Erzählung der Erlebnisse eines Freiwilligen von seiner Meldung in Spandau bis zu seiner schweren Verwundung bei Dixmuiden und der Rückfahrt in die Heimat.

Mit dem Hauptquartier nach Westen. Aufzeichnungen eines Kriegsberichterstatters von Heinrich Binder. Stuttgart 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 208 S. mit vielen Bildern. 3 Mk.

Die Berichte Binders sind bekannt. Die hier zusammengefaßten reichen bis Flandern. Besonders ausführlich sind die Leistungen der kronprinzlichen Armee und die Kämpfe in Belgien behandelt, wobei Antwerpen mit Recht den breitesten Raum einnimmt.

Kriegsgeburten, leichte und schwere. Von Hans Huhn. Dresden 1915, bei C. Heinicke. 48 S., 50 Pf.

Geschmacklos, wie der Buchtitel, sind auch die Geschichten, die mit wenig Witz und viel Behagen erzählt werden. Der Verfasser täte besser, zu den Schippern zu gehen und Schützengräben auszuheben.

Germanentrotz. Die Tragödie eines Vielgefeierten von Hans Bleymüller. Hamburg, bei F. W. Vogel. 131 S., 1,50 Mk.

Die Geschichte Armins, des Cheruskers, in Form einer Erzählung. Ein Versuch, der tiefen Tragik im Leben dieses Helden beizukommen und uns dadurch seine Gestalt menschlich näher zu bringen.

Stille Opfer. Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit. Von Helene Christaller, Agnes Harder, S. Ch. von Sell,

Digitized by Google

Auguste Supper. Hagen 1915, bei Otto Rippel. 97 S., 1,30 Mk. — Vier schöne Erzählungen nebst einem Gedicht von Henny Stock.

Der Franktireurkrieg in Belgien. Geständnisse der belgischen Presse. Mit 4 Abbildungen. Stuttgart 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 29 S., 30 Pf.

Auf Hindenburgs Siegespfaden. Winter-Eindrücke an der preußisch-polnischen Schlachtfront. Mit 34 Illustrationen. Von Erich Köhrer. Berlin 1915, Concordia. 55 S., 1 Mk.

Chronium und anderes. Ein Zeitbuch von Richard Peter. Wiesbaden, bei Moritz & Münzel. 93 S., 2 Mk.

Eigenartige, zum Teil geistvolle Betrachtungen, Satiren und Gedichte.

Volksschriften zum großen Krieg. 36—37: Wichtige Kriegsereignisse nach Berichten des Großen Hauptquartiers. 2. Heft: Die Kämpfe im Westen. Mit Einleitung, Karten und Bildern. Berlin 1915, Verlag des Evangelischen Bundes. 40 S., 20 Pf., 100 Stück 10 Mk.

Im Krieg in Paris. Beobachtungen eines deutschen Journalisten in Paris 1915. Von C. A. Bratter. Mit einem Vorwort von Fedor von Zobeltitz. Berlin 1915, Concordia. 96 S., 1 Mk.

Schildert anschaulich und glaubhaft Zustände und Stimmung in Paris. Das Volk wird von der Regierung bewußt betrogen, die Zensur arbeitet rücksichtslos. Der Haß der Franzosen gegen uns ist ärger als je zuvor.

Le Français et la guerre de 1914/15. Ce que disent les journaux français. Bearbeitet von Dr. Rudolph. Leipzig 1915, bei Otto Nemnich. 104 S., 1 Mk.

Le Journal d'un Bourgeois de Paris pendant la guerre de 1914 par Georges Ohnet. Mit Vorwort von Dr. Rudolph. Leipzig 1915, bei Otto Nemnich. 80 S., 1 Mk.

Auch Ohnet glaubt, gleich dem großen Haufen, den amtlichen Lügen über Ursachen und Verlauf des Krieges, deutsche Greuel usw., und gibt die Stimmung und Meinung des Pariser Philisters wieder. Trotzdem hat die Zensur auch sein Tagebuch derartig beschnitten, daß er die weitere Veröffentlichung eingestellt hat.

Vom Neckar an die Bzura. Dezember — Januar 1914/15. Von Peter Bruckmann. Druck von Carl Wulle, Heilbronn a. N. 37 S. Zu beziehen vom Verfasser.

Der Verfasser geleitet einen Weihnachtsgabenzug von 43 Güterwagen, der für die 26. württembergische Division bestimmt ist, von Stuttgart bis an die Ostfront. Solcher Liebesgabenzüge sind zahllose befördert worden. Wer sich aber einen Begriff machen will von den unglaublichen Schwierigkeiten eines Feldtransports und von der unvergleichlichen Organisation, die trotz aller Hindernisse Heimat und Front verbindet, der lese dieses Büchlein. Es trägt in jeder Zeile die Züge des Selbsterlebten, des mit tiefem inneren Anteil Mitdurchlebten an sich. Und köstlich ist die schwäbische Resonanz, die uns aus der Schilderung so echt, so warm entgegentönt und auch im Herzen des norddeutschen Lesers das Urgefühl auslöst: „Hier gute Landsmannschaft alleweg!" — Erst die Fahrt durch die deutschen Lande, die sich in der Seele des Schwaben so eigenartig spiegeln; dann wochenlanger Aufenthalt in Gnesen, weil auf der einzigen polnischen Bahnlinie nur Munitions- und Truppentransporte befördert werden. So fährt Hofrat Bruckmann nach Stuttgart zurück und besorgt eine Autokolonne, die am 31. Dezember an der Grenze eintrifft. Und nun gehts in der Silvesternacht im Auto durch Schnee und Schmutz ins polnische Land hinaus. Endlich wird die Front erreicht, jeder Truppenteil an der Bzurafront wird besucht, und die 125 000 Einzelpakete bringen Kriegern und Verwundeten eine verspätete Weihnachtsfreude.

Kriegspredigten. (Die Festpredigt des freien Christentums Band 17.) Berlin SW. 11, Protestantischer Schriftenvertrieb. 114 S., 1,20 M.

Mit guten Beiträgen von Fuchs, Cesar, Lueken, A. Fischer, Hachmeister, P. Jaeger, J. Heyn, Freybe u. a.

Die Religion der Klassiker. Band 7: **Schiller** von † Liz. Dr. O. Lempp. Berlin SW. 11, Protestantischer Schriftenvertrieb. 154 S. 1,50 Mk.

Fast nur Prosastücke aus Schillers Schriften, auch aus minder bekannten. Die philosophischen Gedichte sind ja allgemein zugänglich. Die Einleitung verzichtet auf jeden Versuch, Schiller zu verchristlichen, betont aber mit Recht, wie im Zusammenhang des Idealismus jener Tage Schillers ästhetische Lebensauffassung nicht phantastisch ist, sondern ethisch wirken will und insofern eine religiöse Wendung erhält. Der frühe Tod des begabten Herausgebers (Lempp, Kieler Privatdozent, fiel als Kompagnieführer in Polen) ist schmerzlich.

Seid männlich und seid stark. Zwölf Kriegspredigten von D. Paul Kirmß. Berlin SW. 11, Protestantischer Schriftenvertrieb. 133 S. Gebunden 1,50 M.

Ebenso gehaltvoll wie schlicht.

Der Idealismus als Träger des Kriegsgedankens. Von Heinrich Scholz. Gotha, F. A. Perthes. 29 S. 60 Pf.

Anziehender Nachweis, daß der Kampf schon mit allem kräftigen Leben gegeben, und der Idealismus der stärkere und klarere ist, der den Krieg nicht überhaupt verwirft.

Joh. Hus, ein Wahrheitszeuge. Von N. Hauri. Blanke, Emmishofen (Schweiz). 64 S. 50 Pf., Partiepreise.

Gemeinverständlich, mit vielen Bildern. Zum 500jährigen Gedächtnis von H.s Martyrium (6. Juli).

Balsers Ernst ist gefallen. Von Pfr. G. Mahr, Berlin SW. 11, Deutsche Landbuchhandlung. 20 S. 20 Pf.

Gute Trostgespräche eines Dorfpfarrers mit Angehörigen eines Gefallenen. H. M.

Aus der Waffenschmiede. Von G. Traub. Stuttgart, Engelhorn. 125 S., geb. 2 M. (Feldausgabe 1,60 M.)

Das meiste aus Traubs Eisernen Blättern und aus seinen Briefen aus Kriegszeiten. Aus der Vorrede: „Der Deutsche ist ein Mann des Soll, oder er ist kein Deutscher. Er fragt nicht nach Glückseligkeit und Wohlbehagen in erster Linie, sondern er ruht nicht, ehe das Bild, das ihm von der höchsten Entwicklung seines lieben Volks vorschwebt, erfüllt ist. In diesem Soll liegt die echte Demokratie; sie lebt von Pflichten zuerst und nicht von Rechten, aber von allgemein verbindlichen Pflichten."

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Prof. Sch. in Sch. 10 M., Dipl.-Ing. T. in K. 2,50 M., Prof. R. in R. 1,70 M., R. in B. 2,50 M., Pfr. Sch in H. 3 M., O. in L. 2,50 M., Dr. K. in B. 2,50 M., St. in K. 10 M., Leutn. D. im Felde 5 M., B. in H. 2 M., St. in W. 3 M., Lehrerschaft der Pestalozzischule Meißen 3 M., L. in H. 2,63 M., Frl. L. in M. 2 M., W. in Lpz. 5 M., N. in B. 6,50 M., G. in L. 2 M., Rekt. S. in N. 2,05 M., Fortschr. Jugendverein, Gevelsberg 5 M., R. in M. 1,90 M., H. in Ch. 2 M., R. in Lpz. 20 M.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: K. in B. 2 M., R. F. in D. 40 Pf.

Bücher für Armee und Marine: H. C., Dahme 5 Bücher, 5 Zeitungsromane; Frl. M. Sch., Remscheid Zeitschriften; Frau Prof. W., Stralsund 8 Wiesb. Volksbücher, 2 Schaffstein-Bändchen, 2 Bunte Bücher, 4 Hefte Schatzgräber, 4 Hefte Jugendbücherei, 3 Hefte „Helden"; Frau Hilde B., Dresden 4 Wiesb. Volksbücher, 2 Bücher der Rose, 4 Bde. Hesses Volksbücher, 1 Strauß, Engelwirt, 1 Heft Kriegslieder; Frau Stadtrat M., Grunewald 2 Wiesb. Volksbücher, 5 Hefte Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 8 Insel-Bücher, 3 Bde. Deutsche Bibliothek, 1 Coster, Ulenspiegel; Verein Dtsch. Reklamefachleute, Berlin 29 Hefte seiner Zeitschrift; Frl. Joh. H., Stuttgart 20 Wiesb. Volksbücher, 3 Volksb. der Dichter-Gedächtnis-Stiftung, 4 Schatzgräber, 18 Hefte Jugendbücherei und Bunte Bücher; Verlag Fritz Heyder, Zehlendorf 7 Bände Homer, 7 Eckermann, Gespräche, 5 Michael Kohlhaas, 6 Werthers Leiden.

Für Marine-Lese-Zwecke: Dr. A. M. in L. 20 M., C. B. in M. 50 M.

Für den Roten Halbmond: C. B. in M. 100 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Leider ist der Aufsatz von Naumann über den „Kriegsentschluß in Rom" nicht rechtzeitig eingetroffen. Da wir den blauen Umschlag schon vor dem Feste herstellen lassen mußten, so steht leider auf ihm der nun nicht vorhandene Aufsatz angekündigt, wie es aus gleichem Grunde schon gelegentlich früher bei anderen Artikeln vorgekommen ist. Wir bedauern. Die Redaktion.

M. in Berlin. Besten Dank. Sie haben recht, unserem Mitarbeiter ist ein Irrtum untergelaufen. Wir geben die Bevölkerungszahlen Siebenbürgens vom 31. Dezember 1910 hier wieder:

Gesamtbevölkerung	2 678 376	
davon Rumänen	1 472 021	(= 56 %)
„ Ungarn	918 217	
„ Deutsche	234 085	

Außerdem 2404 Slowaken, 1759 Ruthenen, 523 Kroaten, 421 Serben.

Tuttlingen E. R. Als Weltgeschichte ist zu empfehlen: Dietrich Schäfer, Weltgeschichte der Neuzeit, 2 B., oder: Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte, 2 B.

H. K. in B. Ein Kursus über Goldgeldsammlung ist, soweit uns bekannt, vom Ministerium des Innern nicht beabsichtigt.

Herrn Dr. Sch. im Felde. Besten Dank für Ihre Berichtigung zur Kriegschronik. Wir haben in der Sonderausgabe davon Gebrauch gemacht.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

3. Juni 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 22

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Richard Charmatz:** Italiens Treubruch an Oesterreich-Ungarn. — **Dr. R. v. Mangoldt:** Ein vergessener Zukünftiger. — **Rudolph Barmm:** Das besetzte Nordfrankreich. — **Dr. Erich Schairer:** Kriegsdividenden. — **Stadtpfarrer D. David Koch:** Am Fuß des Donon. — **Helene Voigt-Diederichs:** Ein Blatt von gestern für morgen. — **Leo Sternberg:** Die Ueberflüssigen. — **Therese Köstlin:** Die Mauer. (Gedichte.) — **D. Gottfried Traub:** Unsere Ehre. — Soziale Bewegung.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 25. Mai.

In Galizien haben gestern am zweiten Pfingsttage große Angriffe auf die Russen von neuem eingesetzt. Die Armee des Generaloberſten v. Mackensen hat nördlich von Przemysl teils links, teils rechts vom San die Stadt Radymno und benachbarte Orte im Sturm genommen und über 21 000 Gefangene gemacht. Die österreichischen Armeen Puhallo und Böhm-Ermolli nähern sich vom oberen Dnjestr her der Blonia-Niederung.

In Flandern sind nordöstlich von Ypern einige Gehöfte genommen worden. Gefechte an verschiedenen Stellen zwischen Armentières und Arras. Der große Ansturm erlahmt, wie es scheint, zu kleinen Stößen. Neue französische Erfolge liegen nicht mehr vor.

Mittwoch, 26. Mai.

König Konstantin von Griechenland ist krank, und man sorgt sich um das Leben dieses klugen und friedliebenden Mannes. Aerzte aus Wien und Berlin sind am Krankenlager.

Die Berichte aus Galizien beschreiben den schrecklichen Rückzug der Russen über den San in der Gegend von Radymno. Mit der Armee Mackensen zusammen kämpft das 6. österreichisch-ungarische Armeekorps Arz, das schon an der Eroberung von Jaroslau wesentlichen Anteil hatte.

Mit schöner Schnelligkeit haben sich die Oesterreicher auf dem Adriatischen Meere an den verschiedensten italienischen Küstenorten tätig gezeigt. Das Kastell von Barletta wurde von sieben Kanonenschüssen getroffen. Bei Ancona ist der Bahnhof beschädigt, unweit Sinigallia ein Militärzug beschossen. Venedig wird abends dunkel gehalten. Man denke sich ein dunkles Venedig! Ueberhaupt müssen diejenigen von uns, die alle diese Plätze kennen und lieben, sich erst an die neue vom Gegner geschaffene Lage der Dinge gewöhnen.

In der französischen Kammer hielt Präsident Deschanel eine Rede über Italien, in der es heißt: „Wie hätten die Erben des großen Venedig dulden können, daß die Adria ein germanischer See werde? Wie hätte die feine geschmeidige Politik des Hauses Savoyen, das in den Dreibund nur eingetreten ist, um sich vor den Streichen seiner Jahrhunderte alten Feinde zu schützen, die Hand dazu bieten können, daß Serbien und das Aegäische Meer durch die Vorhut Deutschlands verschlungen werde? . . . Jetzt steht auf, ihr Toten von Magenta und Solferino! Entflammt mit eurem Odem die beiden auf ewig in Gerechtigkeit verbundenen Schwestern!“ Demgegenüber klingt sehr anders, was von österreichischer Seite darüber mitgeteilt wird, daß der König von Italien im Anfang des Krieges dem Kaiser Franz Joseph mit klaren Worten versprochen hat, nicht gegen ihn zu kämpfen. Dieses Königswort sei gebrochen worden. Auch klingt anders der Vorwurf des sozialdemokratischen Blattes „Avanti“, die den beiden Ministern Salandra und Sonnino die Annahme französischer Gelder nachsagen. Der „Avanti“ ist der Beschlagnahme verfallen. Aus Turin werden Unruhen der Reservisten berichtet. Aller Nachrichtendienst aus Italien ist aber zur Stunde sehr unkontrollierbar.

Der „Daily Telegraph“ meldet aus Gallipoli an den Dardanellen: Die Türken brachten große Verstärkungen heran. Sie verfügen über 200 000 Mann. Der Kampf spottet jeder Beschreibung, die ganze Halbinsel ist eine Hölle heulender Geschosse.

Das neue englische Ministerium enthält, wie schon mitgeteilt, eine Mischung aus allen Parteien: Premierminister bleibt Asquith. Neu sind die Konservativen Balfour, Bonar Law, Curzon, Chamberlain, Lansdowne, dazu der Ulsterführer Carson. Lord Lansdowne soll Grey vertreten, der augenleidend sei. Das heißt Uebergang der auswärtigen Politik in konservative Hände. Kriegsminister ist Kitchener, Marineminister an Stelle von Churchill ist Balfour. Auch Lloyd George ist als Schatzsekretär zurückgetreten und Mc Kenna hat sein Amt übernommen. Die Liberalen haben damit ohne Wahlkampf die politisch-militärische Führung abgegeben. Für uns bedeutet das alles keine Erleichterung der Lage, denn die neuen Minister wollen nun erst recht zeigen, daß sie besser siegen können als die bisherigen.

Aus dem Schwarzen Meere kommt die Nachricht, daß der russische Kreuzer „Panteleimon“ von einem türkischen Unterseeboot torpediert worden ist. Woher dieses türkische Unterseeboot stammt, ist unbekannt.

Donnerstag, 27. Mai.

Das österreichische „Rotbuch“ bringt den Wortlaut des Telegramms, das der italienische König am 2. August an den österreichischen Kaiser gerichtet hat und in dem er „eine herzlich freundschaftliche Haltung entsprechend dem Dreibundvertrage“ zusagt. Noch vor einigen Monaten hat der italienische König zum Kardinal-Fürsterzbischof von Wien Dr. Piffl gesagt: „Man kann ganz beruhigt sein; ich wäre der erste aus dem Hause Savoyen, der sein Wort brechen würde.“ Also, falls es keiner seiner Vorgänger schon getan hat, so ist er der erste. Ein König, der so wenig die Politik seines Landes leitet, sollte sich hüten, so zu reden, als ob er Herr im eigenen Hause wäre.

Der Führer der Jungtschechenpartei Reichsratsabgeordneter Dr. Kramarz ist in Prag verhaftet worden, ebenso der Obmann des Sokolverbandes Dr. Scheiner. Sie sollen den Feinden Mitteilungen gemacht haben. Natürlich erregt dieser Vorgang in Oesterreich das größte Aufsehen. Schon bisher waren Gerüchte über schwere Vergehungen eines tschechischen Regimentes im Umlauf.

Fürst Bülow ist in Berlin eingetroffen und erstattet dem Reichskanzler Bericht. Seine Gattin hat ihn nach Deutschland begleitet.

Digitized by Google

Der Deutsche Kaiser war am 17. Mai bei Jaroslau in Galizien, begrüßte dort Prinz Eitel-Friedrich und verfolgte den Verlauf der Schlacht. Südlich und südöstlich von Przemyśl sind die Oesterreicher im Vorwärtsschreiten. Die Zahl der Gefangenen seit Pfingsten ist auf 25 000 gestiegen, dazu 54 leichte, 10 schwere Geschütze, 64 Maschinengewehre und 14 Munitionswagen.

Graf Tisza hielt im ungarischen Abgeordnetenhause eine flammende Rede gegen die Italiener: „Wir werden die Alpen Tirols verteidigen, wie die Tiroler Jäger die Karpathen verteidigt haben." Der Veröffentlichung des Dreibundvertrages stehe kein Hindernis entgegen, wenn die Bundesgenossen zustimmen. Also nehmen wir an, daß sie nun endlich erfolgen wird.

Freitag, 28. Mai.

Weitere Fortschritte nördlich und südlich von Przemyśl. Durchbruch der russischen Front bei Drohobycz und bei Stryi. Jetzt erst, da das Land wiedergewonnen wird und deutsches Blut den Boden färbt, gewinnen wir Reichsdeutschen ein innerliches Verhältnis zu Galizien. Es lag vor unseren Toren, aber wir kannten es nicht, bis wir uns an der Errettung beteiligen mußten.

Die Kämpfe in Tirol haben begonnen. Bei Caprile im Corderoletal wurden zwei italienische Kompagnien durch österreichisches Maschinengewehrfeuer vernichtet. Am Isonzo verteidigen die Oesterreicher nicht unmittelbar die Landesgrenze, sondern einen etwas dahinterliegenden Bergstrich. Daher können die Italiener leicht von Grenzerfolgen reden. Sobald sie bis an die Befestigungen kamen, wurden sie zurückgeworfen.

An den Dardanellen sind in den letzten Tagen zwei englische Kriegsschiffe, „Triumph" und „Majestic", in den Grund gebohrt worden. Es heißt: von einem deutschen Unterseeboot. Die englische Flotte kann nur noch mit größten Vorsichtsmaßregeln an die Küste herankommen. Den Verbündeten auf Gallipoli soll es schlecht gehen. Gesamtverlust seit Beginn der Besetzung etwa 60 000 Mann.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hielt im Reichstag eine eindrucksvolle Kriegsrede über die Untreue und die nicht machiavellistische Unklugheit der Italiener, über Bundestreue gegenüber Oesterreichern, Ungarn und Türken und über den unweigerlichen Entschluß des deutschen Volkes, den ihm aufgedrungenen Riesenkampf bis ans Ende ehrenvoll durchzufechten. Die Veröffentlichung der Bündnisverträge ist noch nicht erfolgt.

Erfolgreiches Vordringen bei Rossienje und an der Dubissa. 3000 Gefangene.

Sonnabend, 29. Mai.

Bei den Dardanellen ist wieder ein englisches Kriegsschiff versenkt. Die feindlichen Schiffe halten sich fern von der Küste, nur Torpedoboote streichen bis an sie heran. Der „Daily Telegraph" meldet Entsendung großer Verstärkungen und neuer Kanonen an die Dardanellen. Die deutschen Unterseeboote sollen durch die Meerenge von Gibraltar bis auf den Schauplatz ihrer Taten gefahren sein. Das türkische Blatt „Tanin" erinnert, daß es schon bei Kriegsanfang gesagt habe, die Dardanellen würden das Grab der englischen Flotte werden.

In Mailand haben Pöbelunruhen stattgefunden: Plünderung deutscher, österreichischer, aber gelegentlich auch anderer Geschäfte. Streik der Straßenbahnschaffner in Rom.

Die südamerikanischen Staaten Argentinien, Brasilien und Chile (Abc-Staaten) schließen eine Union mit gemeinsamem Schiedsgericht.

Der Vertrag zwischen China und Japan soll am 1. Juni unterzeichnet werden. Dabei schwillt die antijapanische Bewegung in China weiter an.

Im Küstenlande und bei Görz begannen kleinere Kämpfe. Marineflieger haben Venedig wieder mit Bomben beworfen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 25. Mai.

Wir hatten noch den ganzen Tag die Kriegstagung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins. Es wurde über die Berufsberatung der weiblichen Jugend und über das „weibliche Dienstjahr" gesprochen. Und zwar bei der Berufsberatung einmal über das Problem, das viel größer ist als das der Kriegerwitwe: Die Zukunft der Tausende von Mädchen, die nicht zur Ehe gelangen, weil Tausende von Männern ihrer Generation durch den Krieg dahingerafft sind. Ob angesichts dieser Ziffern man die alte Vogelstraußpolitik der Frauenberufsfrage gegenüber beibehalten wird?

Daß die Berufsfrage der Kriegerwitwen viel weniger bedeutsam ist und keineswegs die umfassenden Beratungseinrichtungen nötig macht, die man jetzt schaffen zu müssen meint, bestätigen alle neuen Ziffern, die man über den Prozentsatz der Familienväter unter den Gefallenen erfährt.

Für die „weibliche Dienstpflicht" gab Helene Lange den ersten wirklichkeitsgerechten Aufriß: Die „Dienstpflicht" als Pflicht zur Uebernahme ehrenamtlicher öffentlicher Wohlfahrtspflege, das „Dienstjahr" als hauswirtschaftliches für die Volksschulentlassenen, als soziales für die Mädchen der höheren Schulen.

Die Tagung ging in guter arbeitsfroher Stimmung zu Ende. Fast jede von denen, die dabei waren, trägt durch den Krieg verdoppelte Arbeit — wörtlich! Denn die organisationsgewohnten Lehrerinnen stehen vielfach noch an verantwortlicher Stelle in der Kriegshilfe. Es ist keine Ausnahme, daß eine Lehrerin seit Kriegsbeginn täglich — ferienlos — von zwei Uhr bis zum späten Abend in ihrer Bezirksstelle für die Kriegsfürsorge sitzt.

Die Frage der Notprüfungen wird viel erörtert. Vom 1. Juni ab beginnen die Notprüfungen für Oberprimaner, die Ostern versetzt sind. An ihnen können solche Kriegsfreiwilligen teilnehmen, die mit dem Reifezeugnis für Oberprima ins Heer eingetreten sind. In der Prüfung soll festgestellt werden, ob sie „dazu genügend vorbereitet sind und die nötige geistige Durchbildung erworben haben". Es wird mit Recht die Frage aufgeworfen, wo ein Kriegsfreiwilliger, der seit August in der Front gestanden hat, sich „genügend" auf eine Maturitätsprüfung vorbereiten sollte. Die „geistige Durchbildung" des Schützengrabens wird etwas anders sein, als die der Schulbank. Man sollte die jungen Kriegsfreiwilligen zunächst einfach mit ihren Klassengenossen „vorrücken" lassen, und wenn sie nach dem Kriege die Universität beziehen, ihnen Gelegenheit geben, Vorkenntnisse, die ihnen fehlen, zu erwerben.

Die Kartoffelpreise sinken ganz erheblich. In den Vororten Berlins verkauft die Gemeinde zehn Pfund zwischen 50 und 65 Pf. Angst vor den Schwierigkeiten der Aufbewahrung oder tatsächlicher Ueberfluß??

Mittwoch, 26. Mai.

Der Städtetag beabsichtigt, den Vorschlägen des deutschen Landwirtschaftsrats zur Brotversorgung im nächsten Jahr Gegenvorschläge zur Seite zu stellen, die besonders auf dem Fortbestehen der Kriegsgetreidegesellschaft aufbauen, die der Plan des Landwirtschaftsrats für entbehrlich erklärt.

Die Sommerfrischler machen sich Sorgen um ihre Brotkarte, besonders die Wanderlustigen. Man bekommt nur Brot, wo man ansässig wird, d. h. sein Nachtquartier aufschlägt. Wie wird es mit den „fahrenden Gesellen", die mit dem Rucksack von Ort zu Ort wollen? — — Das sind so die kleinen Kriegssorgen!

Niemand kann die Rede des Herrn Deschanel in der französischen Kammer an den neuen Bundesgenossen ohne Vergnügen an ihrem phänomenalen Wortschwall lesen. „Der Flug der römischen Adler als Vorzeichen des triumphierenden Rechts" — — dieses Bild entbehrt ja nun wirklich nicht der Ironie! Wie hat sich der politische Geschmack in Frankreich verschlechtert! Was mögen verständige Engländer zu dieser Rhetorik sagen? Zu Italien, das sich „in Entrüstungsstürmen seiner Reinheit" erhoben habe! — — —

Digitized by Google

Donnerstag, 27. Mai.

Im Verlag der Buchhandlung des „Vorwärts" erscheint ein Buch von Eduard David, das die Stellung der sozialdemokratischen Mehrheit zum Weltkriege rechtfertigt. Es enthält interessante Aeußerungen aus der Parteigeschichte, mit denen bewiesen wird, wie klar und unzweideutig die alten Führer für die nationale Verteidigung Stellung genommen haben.

Die Vorgänge in Tirol — Räumung Trients durch die Zivilbevölkerung, Grenzkämpfe — begleiten wir mit einer ganz besonderen Anteilnahme, weil ja doch dieser Kriegsschauplatz uns vertrauter ist als irgendein anderer. Jeder hat seine Südtiroler Wanderbücher und Karten auf dem Tisch und verfolgt erinnerungsvoll die bekannten Namen in den Berichten. Seltsam zu denken, daß die Dolomitenstraßen ausgestorben durch die maigrünen Wälder laufen und über den sonnenfunkelnden Gardasee hin die Kanonen donnern!

Wie würden wir in Friedenszeiten die Neubildung des englischen Kabinetts und die Niederlage des Liberalismus dabei beurteilen? Die Abschiebung Lloyd Georges, des tüchtigsten Sozialpolitikers, der in den Krieg hineinging mit der Erwartung, daß er ein neues, sozialisiertes England auferstehen lassen würde! und den sein Vaterland auf der ganzen Linie enttäuschte. Er muß sich jetzt fast nach Deutschland wünschen, dem Land der staatssozialistischen Kriegsregelungen, die ihm nicht glückten. — —

Die große Berliner Straßenbahn hat in den Pfingsttagen sechs Millionen Menschen befördert, das sind fast ebenso viele wie im Vorjahr!

Der „Deutsche Handelstag" petitioniert um volle Wiederherstellung der Handelsfreiheit auf dem Getreidemarkt. Er rechnet aus, daß bei Festhalten an der Brotrationierung, selbst mit Verbrauchssteigerung von 10 Prozent, und Aufrechterhaltung des Verfütterungsverbotes für Brotgetreide Deutschland bei mittlerer Ernte so reichlich versorgt sei, daß Beschlagnahme, Höchstpreissystem usw. aufgegeben und der freie Handel wieder eingesetzt werden könnten.

Man sollte mit den optimistischen Schätzungen doch noch bis zum August warten. So wahrscheinlich ihre Berechtigung ist — ganz sicher ist unsere Nahrungsbilanz schließlich doch noch nicht.

Die Stellungnahme des Städtetags zur Brotversorgung hat der Deutsche Landwirtschaftsrat mit längeren Ausführungen beantwortet, die seinen Versorgungsplan des näheren verteidigen.

So sind richtig drei Pläne da: einer der Produzenten, einer des Handels, einer der Käufer und Verbraucher. — —

Auf brachliegendem Bauland, an Bahngeländen, zwischen Holzplätzen und Lagerschuppen — allenthalben sprossen jetzt die Früchte der Kriegsbebauung in Reihen von Kartoffel- und Gemüsepflänzchen. Man staunt über dieses Aufgebot des Fleißes, das jedem sandigsten Erdfleckchen seinen kleinen Tribut zur Volksernährung abgerungen hat. Wie lassen sich — wenn einmal die Notwendigkeit dahinter steht — die Leistungen eines ganzen Volkes steigern! Ein Bericht aus Metz sagt: „Hier ist ein Blühen und Gedeihen wie seit Jahrzehnten nicht — die Landleute waren trotz der Abwesenheit der Männer fast vier Wochen früher fertig als sonst, dabei ist mindestens die doppelte Fläche bestellt worden."

Freitag, 28. Mai.

Heute beginnt wieder eine kurze Tagung des Reichstags. Die erste Sitzung diente der Erklärung des Reichskanzlers zum Treubruch Italiens. Sie ist keine staatsrechtliche Auseinandersetzung über den Dreibundsvertrag oder überhaupt eine Rechenschaft zur auswärtigen Politik, sondern beschränkt sich auf eine kräftige und einfache Willens- und Gesinnungskundgebung, die einen lebhaften Widerhall im Hause findet.

Vom 1. Juni ab ist der Verkehr nach dem Osten bis Insterburg und Gumbinnen wie in Friedenszeit wieder durch D-Züge ermöglicht — mit Speise- und Schlafwagen wie sonst.

Man spricht davon, die großen Ferien früher zu legen, damit die Schüler bei der Ernte mithelfen können. Wenigstens in den agrarischen Provinzen, wo viele Landwirtssöhne auf städtischen Schulen sind, wäre das gewiß eine Erleichterung.

Endlich kommen in Berlin einige Bestimmungen über kriegsgemäße Gasthausernährung heraus, die auf einer Vereinbarung zwischen Polizeipräsidium und Gastwirten beruhen. 1. Es gibt nur noch Speisen nach der Karte; 2. Es soll mehr Gemüse und weniger Fleisch geben; 3. Es soll mehr gekochtes und weniger gebratenes Fleisch angeboten werden; 4. Der Fettverbrauch ist einzuschränken, ebenso der Kartoffelverbrauch.

Schade, daß diese Bestimmungen erst nach den Pfingsttagen mit ihrer gesteigerten Eßfreudigkeit getroffen werden!

Allerdings konnte man schon jetzt eine vernünftige Einschränkung der Speisekarte bemerken. Statt der hundert Gerichte, unter denen sonst die Genußsucht des Großstädters meint, die Wahl haben zu müssen, findet man beträchtlich weniger.

Sonnabend, 29. Mai.

Der Reichstag beschäftigte sich mit den Vorschlägen des Haushaltsausschusses zur Hinterbliebenenfürsorge. Die Regierung wiederholt ihre Erklärung von den Ausschußberatungen, daß sie der Zusatzrente im Prinzip zustimme, aber über die Höhe vor Friedensschluß nichts festzustellen sei.

Scheidemann hat eine kräftige offene Antwort an Vandervelde gerichtet — eine Antwort auf dessen offenen Brief in der „Humanité". „Wir deutschen Sozialdemokraten wollen den Frieden jeden Tag und jede Stunde, aber nie wird unser Friedenswunsch die Geschlossenheit unseres Volkes stören, solange uns der feindliche Ansturm von allen Seiten umbrandet."

Sonntag, 30. Mai.

Im Reichstag ist es nun doch zu einer Erörterung über Kriegsziele gekommen dadurch, daß der Sozialdemokrat Ebert für seine Partei eine Erklärung gegen die „Eroberungspolitik" abgab. Es ist schade, daß die Partei mit diesem vielumfassenden, unbestimmten Schlagwort arbeitet, das, auf jede konkrete Frage des Friedensschlusses bezogen, eine ganze Skala von Deutungen zuläßt, doppelt schade, weil die sozialdemokratische Erklärung sich im übrigen in entschiedenster Form zur Einmütigkeit vom 4. August bekannte. Viel bedauerlicher aber war der ganz und gar vor-augustliche Ton, in dem Graf Westarp sich nicht nur gegen die sozialdemokratische Stellung zu den Friedensbedingungen, sondern auch gegen den Ausdruck der sozialdemokratischen Hoffnungen für die innere Politik wandte!

Montag, 31. Mai.

Die Zeitungen veröffentlichen hier und da Proben krasser Entstellungen des Deutschtums aus der feindlichen Presse. Warum eigentlich? Wir kennen ja Weise und Text dieser Haßgesänge schon lange, wir bedürfen dieses Gewürzes für unsere Stimmung in keiner Weise, und können an der Sache nichts ändern. Auf dem deutschen Zeitungspapier, das damit bedeckt wird, könnte weiß Gott etwas Besseres stehen, als die Albernheiten eines englischen Schundroman-Fabrikanten wie Conan Doyle. Es geschehen so tausend gute starke Dinge im kleinen und großen bei uns daheim, die mitgeteilt zu werden verdienen. Warum sammelt man sie nicht?

Richard Charmatz / Italiens Treubruch an Oesterreich-Ungarn

Kaiser Franz Joseph liebt nicht die starken Ausdrücke. In allen seinen Aeußerungen übt er eine vornehme Zurückhaltung, und selbst die Sprache des Zornes und der Erbitterung tönt nicht schrill. Aber in seinem letzten Manifeste an die Völker mußte er doch von einem Treubruche sprechen, „dessengleichen die Geschichte nicht kennt". Italien, der Bundesgenosse in 33 wechselvollen Jahren, hat Oesterreich-Ungarn überfallen, nachdem das Königreich zuerst statt der Kriegshilfe Neutralität geboten und dann maßlose Erpressungen versucht hatte. Mit einer Selbstverleugnung, wie sie nur wahre Freundschaft zu

Digitized by Google

üben vermag, ging die Habsburger Monarchie auf alle nur einigermaßen erfüllbaren Wünsche der italienischen Staatsmänner ein; große und schmerzliche Opfer sollten dem Bundesverhältnisse zuliebe und im Dienste der Menschlichkeit gebracht werden. Aber das weite Entgegenkommen Oesterreich-Ungarns verfehlte seine Wirkung. In Rom war man nicht zur Nachgiebigkeit geneigt, nicht gesonnen, den lockenden, aber recht zweifelhaften Anerbietungen der Dreimächtegruppe zu widerstehen.

Italien hätte vom Kriege verschont bleiben und dennoch gestärkt, an Land und Einfluß bereichert in die neue Zeit des Friedens eintreten können. Es traf eine andere Entscheidung, eine Wahl, die in der Habsburger Monarchie so peinlich berührt, weil sie alle Niedertracht, von der die Geschichte berichtet, überbietet. Gefühle des leidenschaftlichen Grimmes wurden durch die Treulosigkeit ausgelöst, Gefühle, die sich allen mitteilen und alle einigen, die wieder einmal zeigen, daß schicksalsschwere Stunden auch in dem Reiche der vielen Nationen und Eigentümlichkeiten einen herrlichen Geist des Einklangs und des einheitlichen Wollens zu erzeugen vermögen. Ohne Bangen blicken die Völker des Kaisers Franz Joseph in die Zukunft. Schwere Opfer stehen bevor, neue Wunden werden gerissen werden, neue Verwüstungen Platz greifen. Aber die zehn Monate des Krieges haben das Selbstvertrauen gehoben und die Siegeszuversicht gefestigt. In echter Freundschaft verbunden sind die beiden Zentralmächte bisher mit einer Welt von Feinden fertig geworden; ihre Armeen stehen in den Ländern der Gegner, und selbst die ungeheuren Massen Rußlands müssen sich, statt im Triumphzuge vorwärts zu bringen — wie es die Panslawisten anzukündigen wagten — unter gewaltigen Verlusten immer mehr zurückziehen. Italien hat das Schicksal frevelhaft herausgefordert, und die Strafe, die es verdient, wird ihm zuteil werden.

Die Kriegserklärung des früheren Verbündeten, die sich würdig der rechtswidrigen Zerreißung des Dreibundvertrages anschloß, wird nur die Klärung fördern, die für Europa so notwendig war. Italien enthüllte sein Antlitz, offenbarte seine Empfindungen und zeigte, was seit langem sein Ziel bildete. Aber während Rußland und Serbien wenigstens erkennen ließen, was der Inhalt ihrer Sehnsucht war — die Redewendungen der Diplomaten durften ja nicht täuschen —, hielt das Apenninen-Königreich den Schein der Freundschaft aufrecht. Als der Dreibund im Jahre 1912 erneuert wurde, beeilte man sich in Italien, Worte von Treue und Ehre über die Lippen zu bringen. Vorher jedoch, nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina, war man in Rom fast bereit gewesen, den Ueberfall auf Oesterreich-Ungarn in die Wege zu leiten. Gewiß, der Plan wurde fallen gelassen, wie ja auch im Laufe der Jahrzehnte so manche andere Neigung zum Losschlagen bald erstarb. Doch heute ist es nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß ein österreichisch-ungarischer Militärattaché in Italien, der Bruder des Ministers des Aeußern von Haynerle, schon vor dem Zustandekommen des Dreibundes auf die Kriegsvorbereitungen Italiens gegen die Habsburger Monarchie hinwies. Seine Schrift erregte damals großes Aufsehen, allein ihre Darlegungen wurden vergessen, weil die Bundesgenossenschaft später das Mißtrauen erstickte. Man wußte zwar in Wien stets, daß es in dem geeinigten Königreich Politiker und Staatsmänner gab, die von unwandelbarem Hasse gegen Oesterreich-Ungarn erfüllt waren. Die Wühlarbeit, die Verleumdungen, die Herausforderungen der Irredentisten wurden aber immer mit Ruhe hingenommen, im äußersten Falle durch freundschaftliche Vorstellungen in Rom zurückgewiesen. Man legte ihnen keine übergroße Bedeutung bei, weil man den Bundesvertrag, das verpfändete Wort des offiziellen Italiens, für heilig hielt. Wer konnte voraussehen, daß Machiavell im 20. Jahrhundert die Haltung eines modernen Staates beeinflussen würde?

Die Irredentisten, die jetzt jubeln — wie ja auch die Panslawisten und die Chauvins in Frankreich zuerst in einem Freudentaumel lebten — haben systematisch auf den Krieg hingearbeitet. Sie fanden dabei die nicht hoch genug einzuschätzende Unterstützung der italienischen Presse. Ihre Berichterstattung aus der Habsburger Monarchie bildet einen traurigen, dunklen Abschnitt in der Geschichte des Zeitungswesens. Jahr um Jahr haben die Vertreter der großen italienischen Blätter von Wien aus geschürt, verleumdet, bewußt Zwietracht gesät. Es war sicherlich ein Fehler, ihr Treiben in zarter Rücksicht für den Bundesgenossen zu dulden. Als der Weltkrieg ausbrach, verließen die meisten Herren schleunigst Wien, trotzdem damals kein Ehrliebender daran denken konnte, daß Italien zehn Monate später an der Seite Frankreichs und Englands stehen würde. Auf dem Boden des Königreichs angelangt, eröffneten viele von ihnen einen noch wuchtigeren Zeitungskampf gegen die Habsburger Monarchie; einzelne unternahmen Versammlungsreisen oder wandten sich in Flugschriften an die leicht erregbaren Massen ihrer Volksgenossen. Sie waren gut vorbereitet. In Wien hatten sie in einer sichtlichen Abhängigkeit von dem früheren Vertreter der „Times", von jenem Steed, gewirkt, der durch seine feindseligen Berichte in dem Londoner Weltblatte viel böse Saat ausgestreut und der dann in einem ungerechten, verzerrenden Buche sein Werk gekrönt hat. So wurde die öffentliche Meinung in Italien von innen und von außen her vergiftet, planmäßig irregeleitet.

Und doch darf man heute nach reiflicher Ueberlegung und Selbstprüfung sagen, daß Oesterreich-Ungarn seine italienischen Bürger niemals national bedrückte, niemals entrechtete, niemals zurücksetzte. Im Gegenteil! Freilich, mancher ihrer Wünsche blieb unerfüllt. Doch nicht aus Böswilligkeit! Man könnte über die Bemühungen zur Schaffung einer italienischen Hochschule auf österreichischem Boden einen dicken Band schreiben, um darzulegen, in welchem Maße es sich zum Beispiele der frühere Botschafter in Rom Graf Lützow und Graf Aehrenthal angelegen sein ließen, die *eine* Ursache steter Erbitterung aus der Welt zu schaffen. Allein wie die Panslawisten in Rußland das Verhältnis der Habsburger Monarchie zu den Nordslawen zu vergiften suchten, wie Serbien die Behandlung der österreichischen und ungarischen Südslawen erschwerte, so zwangen die Irredentisten jenseits der Grenze die Wiener Regierung zur Vorsicht. Ohne Irredentismus hätten die österreichischen Italiener längst ihre Hochschule gehabt, ohne die Verhetzung, die vom Süden aus betrieben wurde, wäre die italienische Rechtsfakultät in Wilten nicht so jäh zusammengebrochen, sondern wahrscheinlich in eine geeignetere Stadt verlegt worden. . .

Die Opfer an Gut und Blut, die Oesterreich-Ungarn seit Jahrhunderten gebracht hat, um sich an der Adria zu behaupten, übersteigen alles, was sich in einem Bilde veranschaulichen ließe. Geographisch, wirtschaftlich, politisch — in jeder Hinsicht — ist die Habsburger Monarchie darauf angewiesen, sich den Weg zum Meere frei zu halten; was die Hände und Füße für den Körper bedeuten, sind die Häfen zwischen Triest und Cattaro für Oesterreich-Ungarn. Die Preisgabe des Trentino und von Friaul wäre sicherlich einer empfindlichen Operation gleichgekommen, aber die Lebenskraft, die Lebensfähigkeit hätte darunter nicht leiden müssen. Ohne die Adria-

Digitized by Google

küste würde die Habsburger Monarchie jedoch verloren sein. Das eine darf immerhin behauptet werden: Oesterreich-Ungarn hat nie nach der Alleinherrschaft auf dem in Betracht kommenden Meere gestrebt, niemals andere Flaggen verfolgt — wie das alte Venedig —, in keiner Zeit die übrigen Küstenvölker beargwohnt oder gar geknechtet. Das Einvernehmen mit der Türkei erlitt keine Störung, trotzdem das Osmanische Reich von den Wogen des Adriatischen Meeres bespült wurde. Montenegros Küstenbesitz bildete keinen Gegenstand des Neides. Wenn den Serben der Vorstoß zur Adria nicht gestattet wurde, so geschah dies aus Rücksicht für die Albanesen, die sich frei entfalten sollten. Italien hatte seit 1866 keinen Angriff Oesterreich-Ungarns zu fürchen, denn Kaiser Franz Joseph wollte von Kriegen nichts wissen. Deshalb blieb die Kampfflotte der Habsburger Monarchie solange vernachlässigt, und als sie unter dem Einflusse des Erzherzogs Franz Ferdinand eine Verjüngung erlebte, bildete die Möglichkeit der Küstenverteidigung den einzigen Anlaß.

Italien dagegen hat auf die Gelegenheit gelauert, Oesterreich-Ungarn mit Tücke heimzusuchen; es ist jetzt, da sich die Armee der Habsburger Monarchie im Vereine mit dem reichsdeutschen Heere nach zwei Fronten wehren muß, plötzlich hervorgebrochen, um seine „nationalen Aspirationen" geltend zu machen. Das heißt mit anderen Worten: die Adria soll italienisch werden, ganz und gar dem Königreiche untertan sein. Albanien würde hingeopfert werden; die Ansprüche der Serben blieben ungehört, Montenegro wäre Italien auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Die Slawen Dalmatiens, Istriens, von Triest und Görz müßten zu Heloten Italiens herabsinken, wenn dessen „nationale Aspirationen" Befriedigung fänden. Das ist die „Gerechtigkeit", wie sie Salandras, Sonninos und d'Annunzios Werkzeuge meinen, das ist der „Befreiungszug", mit dem sich die betrogenen Betrüger brüsten!

Der Bundesgenosse wurde zum Feinde, den das Schwert niederwerfen muß, zum Wortbrüchigen, den der Fluch von Lug und Trug treffen soll. Wunderbar hat das Schicksal Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich zusammengeschmiedet, zu einem wuchtigen Fels in der Flut wilden Hasses werden lassen. Wenn irgend etwas die herrliche Eintracht, das Zusammenwirken und Zusammenfühlen noch vertiefen könnte, der schmähliche Abfall des Dritten im Bunde müßte dies vollbringen. Darum blicken wir alle vertrauensvoll und dankbar zu den vereinigten Heeren, denen im Süden neue Aufgaben bevorstehen und neuer Ruhm winkt. Was einst Grillparzer dem Feldmarschall Radetzky zugerufen, möchten wir heute im Hinblicke auf Deutschlands und Oesterreich-Ungarns Waffengenossenschaft bewegt wiederholen:

„Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Not
Hat Reiche und Staaten gegründet;
Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,
Doch Leben und Streben verbündet.

Wär' uns ein Beispiel Dein ruhmvoller Krieg.
Wir reichten uns freudig die Hände,
Im Anschluß von allen liegt der Sieg,
Im Glück eines jeden das Ende."

K. v. Mangoldt / Ein vergessener Zukünftiger

Vielleicht noch zu keiner Zeit ist das Bedürfnis nach großen geistigen Führern der auswärtigen Politik im modernen Deutschland so lebendig gewesen wie jetzt. Nur natürlich daher, daß man sich nicht nur unter den Lebenden, sondern auch unter den Toten umsieht, welcher von ihnen uns wohl etwas zu sagen habe gegenüber den gegenwärtigen gewaltigen Problemen. Und da sei nun einmal auf einen Mann aufmerksam gemacht, der zwar fast ganz der Vergessenheit anheimgefallen ist, der uns aber gerade in unsrer gegenwärtigen Lage nicht nur etwas, sondern ganz außerordentlich viel noch zu sagen hat, nämlich auf **Konstantin Frantz**.

Wer war Konstantin Frantz? Zunächst ein paar Worte über das Aeußere seines Lebens. Frantz war der Sohn, und zwar das achte Kind, eines Pfarrerehepaares in dem Dorfe Oberbörnecke im Halberstädtischen. Er wurde geboren 1817, besuchte das Gymnasium, studierte Mathematik und Physik, legte sein Probejahr als Lehrer ab, wandte sich aber bald immer mehr und mehr der Philosophie, der Politik und der Publizistik zu. Seine Veröffentlichungen erregten die Aufmerksamkeit des preußischen Kultusministers Eichhorn, dieser unterstützte ihn mit Geld und ließ ihn reisen. Auf diese Weise war Frantz in den Jahren 1844 bis 48 eine Art offizieller Publizist. Den Wanderstab in der Hand, durchzog er den Osten und Südosten Deutschlands und die angrenzenden Länder Polens und Oesterreichs und erwarb sich auch die Kenntnis der polnischen Sprache. 1852 wurde er dann von dem preußischen Ministerpräsidenten v. Manteuffel als Geheimer expedierender Sekretär im Ministerium des Auswärtigen angestellt, 1853—1856 war er Kanzler des Preußischen Generalkonsulates für Spanien und Portugal, 1856 kehrte er zurück und lebte, nachdem er mehrere hervorragende konsularische Stellen und auch einige Professuren ausgeschlagen hatte, als privater Publizist und Politiker bis 1873 in Berlin, von da an bis zu seinem 1891 erfolgten Tode in Blasewitz bei Dresden. 1853 verheiratete er sich mit der Tochter eines Berliner Kriegsrats, die ihm auch etwas Vermögen zubrachte. Seine literarische Tätigkeit brachte ihn auch in persönliche Beziehungen zu hervorragenden Staatsmännern, u. a. zu Fürst Schwarzenberg und Bismarck, und es ist nicht unmöglich, daß der Frantzsche Einfluß nicht ganz unbeteiligt gewesen ist an den großen, auf den wirtschaftlichen Zusammenschluß Mitteleuropas hinzielenden handelspolitischen Ideen, die Oesterreich in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts verfolgte. Auch Richard Wagner hat eine Zeitlang leidenschaftlichen Anteil an Frantz und seinen Ideen genommen, die ihm als Grundlage einer Politik der Zukunft erschienen. Frantz hat außerordentlich viel veröffentlicht. Wir nennen nur: „Die Staatskrankheit", Berlin 1852, „Untersuchungen über das europäische Gleichgewicht", Berlin 1859, „Die Wiederherstellung Deutschlands", Berlin 1865, „Der Föderalismus", Mainz 1879, „Die soziale Steuerreform", Mainz 1881, „Die Weltpolitik", Chemnitz 1882—1883. (Im Buchhandel sind, wie wir von unterrichteter Seite hören, nur noch die letzten Sachen von Frantz, mit Ausnahme der Weltpolitik, zu haben, und zwar bei Roßberg in Leipzig und Huttler in Augsburg. Antiquarisch sind die Frantzschen Schriften hin und wieder zu bekommen. Dagegen wird anzunehmen sein, daß eine Anzahl Bibliotheken sie besitzen; ziemlich vollständig hat sie insbesondere die Bibliothek der Gehestiftung, Dresden, Kleine Brüdergasse 21, vollständig

Digitized by Google

das „Archiv für deutsche Politik und Kultur", Dresden-Gorbitz, Leiter: Dr. O. Schuchardt, der sich um die Verbreitung der Frantzschen Gedanken viel bemüht, auch eine kurze Schrift „Konstantin Frantz, Deutschlands wahrer Realpolitiker" (Melsungen 1896, Hopf's Verlagsdruckerei) herausgegeben hat, aber freilich mit dem Meister nicht verglichen werden darf. Eine größere, allerdings nicht vollendete Lebensbeschreibung von Frantz und Würdigung seiner Werke hat Eugen Stamm veröffentlicht. (Heidelberger Abhandlungen von Hampe, Marcks usw., Heidelberg 1907, Winter'sche Universitätsbuchhandlung).

Aber über den äußeren Rahmen dieses immerhin bescheidenen Lebens erhebt sich weit die innere, die geistige Bedeutung des Mannes. Frantz war zweifellos einer der tiefgründigsten, unterrichtetsten und großzügigsten Denker über all das, was man in weiterem Sinne die deutsche Frage nennen kann. Er besaß vor allem auch eine umfassende Kenntnis der Geschichte und ein liebevolles Verständnis für sie, womit sich zahlreiche praktische Anschauungen vereinigten. Er war ein glühender Patriot und ein fester reiner und idealistischer Charakter, zugleich auch von tiefer Religiosität, kurz eine seltene Persönlichkeit von reicher Begabung, ein Mann, den manche in seiner geistigen Bedeutung nicht so sehr viel geringer einschätzen als Friedrich List. Uebrigens war er noch weit mehr als nur ein Mann der auswärtigen Politik, er selbst vertrat auf das nachdrücklichste den engen Zusammenhang zwischen äußerer und innerer Politik, auch war er ein starker philosophischer Kopf. Freilich fragt man sich, wie ein solcher Mann mit solchen Leistungen so in Vergessenheit geraten konnte. Die Erklärung dürfte, wenigstens zum guten Teil, darin liegen, daß er eine politische Gestaltung der Dinge anstrebte und verteidigte, die, der tatsächlichen Entwicklung durch 1866 und 1870 erheblich vorauseilend, dieser Entwicklung vielleicht nicht tatsächlich entgegengesetzt war, aber doch der Zeit so erschien, so daß Frantz durch eben diese Entwicklung in eine weitgehende Vereinsamung gedrängt wurde. Außerdem war er ein Außenseiter und entbehrte des offiziellen Stempels. Wer aber heute z. B. sein „Europäisches Gleichgewicht" oder seinen „Föderalismus" liest, der wird mit wahrem Entzücken gewahr werden, daß hier ein großer, idealer und tiefgründiger Geist Grundzüge und Aufgaben für eine Entwicklung der Dinge aufstellt, um deren Verwirklichung wir erst jetzt im Gefolge des großen Krieges zu ringen haben werden. Nicht daß wir alles, was Frantz gesagt, unterschreiben möchten, davon kann keine Rede sein. Ebenso sind wir weder imstande, noch beabsichtigen wir, hier eine Gesamtwürdigung der Frantzschen Schriften zu geben, etwa mit Untersuchung, ob und wie seine Ideen und Ansichten sich gewandelt haben. Sondern wir wollen nur in aller Kürze auf einige seiner Hauptgedanken hinweisen, die ganz besonders Bezug auf die gegenwärtigen Zeitläufte haben, und dadurch zum Studium der Frantzschen Schriften anregen, insbesondere des „Europäischen Gleichgewichts" und des „Föderalismus", auf die wir uns hier hauptsächlich stützen. Bemerkt sei bei dem allen noch, daß Frantz durchaus kein Liberaler war, er war dem Parteiwesen überhaupt nicht sehr hold. Aber wir denken, das braucht seiner Würdigung in unserem Zusammenhange hier keinen Eintrag zu tun.

Das Zentralproblem der deutschen Politik war für Frantz dasjenige, dem nun auch wir jetzt endlich wieder ein tieferes Nachdenken zu widmen beginnen, nämlich das Verhältnis zwischen Preußen und Oesterreich, wie man damals, oder zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn, wie man gegenwärtig sagt. Hier vertritt Frantz in wundervollen Darlegungen eine aus der Tiefe der Geschichte geschöpfte Anschauung. Danach sind Preußen und Oesterreich nicht als selbständige europäische Mächte zu betrachten, sondern sie sind ihrer geschichtlichen Entwicklung wie ihrer geographischen Lage, ihrem Wesen, ihrem Beruf und ihrer Bedeutung nach die beiden großen Marken des deutschen Gesamtkörpers und damit auch der abendländischen Kultur nach Nord- und nach Südosten hin. Demnach besteht auch ihre eigentliche Aufgabe nicht darin, daß jedes von ihnen eine selbständige europäische oder Weltpolitik treibt, sondern darin, daß sie sich in enger Verbindung miteinander als Werkzeuge einer gesamtdeutschen, einer mitteleuropäischen Politik betätigen und die deutsche und abendländische Kultur, insbesondere nach Nordosten, gegenüber Polen und Rußland, und nach Südosten, gegenüber den Balkan- und den unteren Donaustaaten, vorwärtstragen. Das Unglück der ganzen neueren deutschen Entwicklung besteht nun darin, daß diese beiden Staaten Preußen und Oesterreich, statt gemeinsam dieser großen Aufgabe zu dienen, sich gegenseitig bekämpft und, statt gemeinsam die halbasiatische, erobernde, slawische Weltmacht Rußland zu bekämpfen, sich abwechselnd an sie angelehnt haben. Erst hierdurch ist die ungeheure und gefahrdrohende Ausbreitung Rußlands nach Westen möglich geworden. Für die Zukunft Deutschlands nicht nur, sondern der ganzen mitteleuropäischen Völkerfamilie und ihrer alten Kultur kommt alles darauf an, daß endlich dieser Riß zwischen Preußen bzw. Deutschland und Oesterreich-Ungarn überbrückt wird und beide zusammen sich den eben skizzierten großen Aufgaben widmen. Von diesem Standpunkte aus trat Frantz lebhaft für eine Entwicklung des Deutschen Bundes seinerzeit zu einem wirklich handlungsfähigen Gebilde ein und kam zu einer Ablehnung der Ergebnisse von 1866 und 1871. Jedoch hat er sich später, wie es scheint, mit diesen Ergebnissen abgefunden, indem er das heutige Deutsche Reich durchaus nur als ein Provisorium ansah — wahrlich ein Seher in die Zukunft, dem unsere Hoffnungen jetzt entgegenschlagen!

Aber Frantz hielt den Weltberuf Deutschlands mit dem Zusammenschluß von Preußen und Oesterreich und dem übrigen Deutschland für weitaus nicht erschöpft. Er war der Meinung, daß Deutschland durch seine natürlichen Verhältnisse darauf hingewiesen sei, über die Beschränkung auf einen geschlossenen nationalen Körper hinauszugehen. Der weitgehende Mangel natürlicher Grenzen Deutschlands gegenüber den Nachbarvölkern wie auch seine zentrale Lage im Herzen ganz Europas schienen ihm einen dauernden engeren Zusammenschluß zwischen Deutschland und einer Reihe Nachbarstaaten zu gebieten. Auf das gleiche Ziel wiesen nach seiner Meinung auch die großen, noch bis in die Gegenwart hinein durchaus lebenskräftig gebliebenen und ihrerseits wieder durch die geographischen Verhältnisse stark gestützten Stammesverschiedenheiten in Deutschland hin: die Deutschen seien auch heute noch, anders als z. B. die Franzosen, nicht etwa zu einem uniformen Volke geworden, sondern sie seien auch heute noch ihrer Natur und Anlage nach sozusagen „ein Volk von Völkern". Damit seien aber auch eine besondere Eignung und ein gewisser Beruf Deutschlands gegeben, durch Fortbildung dieser föderalistischen Grundlage ein großes mitteleuropäisches Staatengebilde zu schaffen, das auch beträchtliche nichtdeutsche Teile zu umschließen hätte. In die gleiche Richtung des ausgleichenden Umspannens der Gegensätze in einem großen, unter deutscher Führung stehenden Staatenbunde weisen nach Frantz auch

Digitized by Google

die bereits jetzt in Deutschland vereinigten konfessionellen Gegensätze hin. In diesem Sinne betrachtete es Frantz als die Aufgabe einer großen aufsteigenden deutschen Zukunft, außer ganz Oesterreich-Ungarn nach und nach erhebliche Teile des heutigen Westrußland, ferner Holland, Belgien, die Schweiz und die unteren Donaustaaten in einen solchen Staatenbund einzubeziehen; ja man wird annehmen dürfen, daß er noch an weitere Länder z. B. an Skandinavien gedacht hat. Damit sollte aber, meinte Frantz, den nichtdeutschen Nationalitäten dieses großen Staatengebildes keineswegs zu nahegetreten werden. Frantz erblickte vielmehr den eigentlichen Wert eines solchen Staatengebildes gerade auch in dem Umstande, daß es wesentliche nichtdeutsche Nationalitäten mit umschlösse und sie der abendländischen Kultur zuführte oder sicherte. Gerade hierin sah er den Unterschied und die höhere Weihe des „Reiches" gegenüber dem bloßen Staate. Dieser Art sei auch das alte deutsche Reich in seiner Glanzzeit gewesen: ein nicht bloß staatsrechtlicher, sondern weitgehend auch völkerrechtlicher Körper, umschwebt und durchdrungen von großen kulturellen und religiösen Ideen, die organische, harmonische Zusammenfassung der abendländischen Christenheit. Es sei die wahre Wiedergeburt des alten deutschen Reiches, wenn das heutige Deutschland diese große Aufgabe wieder ergreife und sich zur Grundlage einer neuen großen Friedens- und Wohlfahrtsorganisation der dafür in Betracht kommenden Völker Europas mache. Dadurch werde dann auch Europa vor der sonst wohl unvermeidlichen Ueberflügelung durch Nordamerika und Rußland bewahrt.

Den eigentlichen Hauptfeind Deutschlands und der ganzen mitteleuropäischen Kulturentwicklung erblickte Frantz in Rußland. Einmal wegen dessen auf sein ungeheures Territorium gegründeten und so rapid wachsenden Macht, ferner wegen seiner traditionellen Feindschaft gegen das Deutschtum, seiner unentwegten, asiatischen Eroberungsgier und seiner ganz anderen religiösen Verhältnisse. Deshalb sei Rußland zunächst mindestens bis hinter den Njemen und den Bug zurückzuwerfen, mit der Zeit wohl auch noch weiter. Indes übersah der klare Geschichtskenner Frantz auch die ungeheure Gefahr und die sich seit Jahrhunderten gleichgebliebenen Eroberungs- und Ruhmestendenzen Frankreichs gegenüber Mitteleuropa nicht.

So finden wir bei Frantz große Ideen, die gerade jetzt und in Zukunft von hohem Werte sein werden, und darüber hinaus eine umfassende politische Grundanschauung — er nennt sie den „Föderalismus" — die vielleicht schon in einer nahen Zukunft in unserer inneren wie in unserer äußeren Politik große Triumphe zu feiern berufen ist. Und welche Fülle geistvoller und den Gesichtskreis erweiternder Betrachtungen finden sich noch überall eingestreut, z. B. im „Föderalismus" die prachtvolle Kritik des Marxismus und die zahlreichen sozialen Vorschläge, und im „Europäischen Gleichgewicht" die wundervolle Charakterisierung Preußens aus seiner Entstehung aus dem großen mittelalterlichen Kolonialprozeß, aus der alten askanischen Mark und dem Ordenslande heraus, die Bemerkungen über das geschichtliche Wesen der Mark Meißen und des Königreichs Sachsen und dergl. m. Und so ist Frantz so recht geeignet, die großen Kulturgedanken einer großen auswärtigen Politik darzulegen und dieser letzteren dadurch nicht bloß die Köpfe, sondern auch die Herzen zu gewinnen. Und darauf vor allem muß es uns jetzt ja doch ankommen: wir wollen nicht nur stark und siegreich sein, sondern wir wollen auch große Ziele sehen, um derentwillen wir es sein wollen. „Denn," um ein Wort von Frantz zu gebrauchen, „um nichts und wieder nichts läßt die Vorsehung keine Nation groß werden, sondern sie will dadurch einen Zweck erreichen, der anderweitig nicht erreicht wird!"

Sofern dieser Zweck in dem von Frantz angestrebten dauernden Bunde zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu erblicken ist, steht seine Verwirklichung in der einen oder andern Form vor der Tür; denn diese beiden Großstaaten erscheinen durch ihren gemeinsamen Existenzkampf auf eine ferne Zukunft hinaus unlöslich miteinander verbunden. Was aber die größeren und kleineren Nachbarstaaten betrifft (Belgien kommt in diesem Zusammenhange nicht in Betracht), so muß natürlich die Zeit abgewartet werden, wo die Staaten selber einen wirtschaftlichen Anschluß an die Mittelmächte im eigenen Interesse für wünschenswert erachten. Es ist ein Naturgesetz, daß die menschlichen Organisationen wachsen; aber eben darum muß ihr Wachstum ein natürliches sein.

Rudolph Barmm / Das besetzte Nordfrankreich

Bis heute haben wir vom Nordosten Frankreichs gegen 21 000 Quadratkilometer (gleich Provinz Westfalen) mit fast 3 Millionen Einwohnern seit gut einem halben Jahre in Händen. Das sind gegen 4 v. H. des französischen Bodens und $7^1/_2$ v. H. seiner Bewohner. Diese nackten Zahlen und Verhältnisse bezeichnen unseren Gewinn und Frankreichs Verlust nur unvollkommen. Man muß wissen, wie der verlorene Teil beschaffen ist. Die Russen hielten einige Monate hindurch etliche tausend Quadratkilometer von Ostpreußen besetzt. Wir freuen uns, daß Ostpreußen wieder in unsere Hände gelangt ist. Wäre es nicht geglückt, die Russen zu vertreiben, so würde das unsere wirtschaftliche Lage kaum ernstlich beeinflußt haben. Die Franzosen halten noch heute einige hundert Quadratkilometer im Elsaß bei Belfort besetzt. Diese Tatsache ist wirtschaftlich vollkommen bedeutungslos. Wollen wir den Verlust Frankreichs erkennen, so müssen wir bedenken: das verlorene Gebiet enthält den größten Teil der französischen Kohlen- und Eisenerzgruben; es hat eine sehr lebhafte Industrie, und es besitzt überdies noch einen fruchtbaren Boden.

Kohle und Eisen sind die Grundlagen der industriellen Entwicklung eines Landes. An Eisenerzen ist Frankreich reich; die Kohlenförderung deckt dagegen den Bedarf nicht. Frankreich verbraucht jährlich 60 Millionen Tonnen Kohlen.

1911—1912 betrug für Kohlen

die Gesamtförderung gegen	40 000 000	Tonnen
die Einfuhr an Kohlen, Koks, Briketts	20 000 000	„

Die Hälfte der eingeführten Kohlen kam aus England und der Rest zu gleichen Teilen aus Deutschland und Belgien.

Das Hauptgebiet der französischen Kohle liegt im Nordosten Frankreichs. Es steht im Zusammenhang mit dem deutschen Kohlenbecken bei Aachen. Als schmaler Streifen geht die Steinkohlenformation durch Belgien über Lüttich, Namur und Mons, betritt bei Valenciennes das französische Gebiet und erstreckt sich über Lens, Béthune bis Aire. Nicht umsonst ist diese Gegend ein Gebiet hartnäckiger Kämpfe während dieses Krieges; hier wird auch um den Besitz von Kohlengruben gekämpft. Bis Lens sind sie in unseren Händen und von Béthune ab in französischen.

Die bisherige Kohlenförderung Frankreichs in der Höhe von 40 Millionen Tonnen verteilt sich folgendermaßen: Es werden gewonnen

Digitized by Google

im nordöstlichen Becken . . 27 Millionen Tonnen Kohlen
im übrigen Frankreich . . 13 „ „ „
Da von den Kohlen des nordöstlichen Beckens 19 Millionen Tonnen in dem von uns besetzten Gebiet gefördert werden, verbleiben den Franzosen nur noch 21 Millionen Tonnen = 52 v. H. der bisherigen Förderung.

Ganz Frankreich hatte einen Verbrauch von 60 Millionen Tonnen. Rechnen wir davon 12 Millionen Tonnen als Verbrauch des deutschen Teiles Frankreichs ab, so haben die Franzosen heute zur Aufrechterhaltung des wirtschaftlichen Lebens und für die Bedürfnisse des Haushaltes 48 Millionen Tonnen nötig. Es fehlen also 27 Millionen Tonnen Kohlen, Koks und Briketts.

England könnte hier mit Leichtigkeit helfen. In den vergangenen Jahren betrug Englands Ausfuhr an Kohlen, Koks und Briketts 68 Millionen Tonnen. Aber es ist Krieg. Der Kohlenbedarf der englischen Kriegsflotte ist außerordentlich hoch in dieser Zeit und wird den Minderverbrauch der Handelsmarine reichlich aufwiegen. Dabei ist die Kohlenförderung in England beträchtlich zurückgegangen; es mangelt an Grubenholz; die Zahl der Bergarbeiter soll um 14 v. H. durch den Eintritt in das Heer vermindert sein. Aber selbst diese geringere Menge Kohlen kann nicht befördert werden. Der Transport vollzieht sich meist auf dem Seewege, und es fehlt an Schiffen. Ein Fünftel der englischen Handelsschiffe werden nach Asquith für militärische Zwecke gebraucht. Für eine weitere erhebliche Verminderung der englischen und der französischen Handelsflotte hat unsere Flotte eifrig gesorgt, zuerst durch unsere Minen und Auslandskreuzer und dann, besonders seit dem 18. Februar 1915, durch unsere Unterseeboote. Noch weiter wird die Zahl der zur Verfügung stehenden Schiffe durch die Furcht vor den Minen und Unterseebooten vermindert. Es wird daher selbst beim besten Willen den Engländern unmöglich sein, die fehlenden 27 Millionen Tonnen Kohlen zu liefern. Für November 1914 berichtet die englische Statistik, daß die Kohlenausfuhr nur nach drei Ländern, darunter nach Frankreich, in der gewohnten Höhe aufrechterhalten werden konnte. Jetzt wird das auch nicht mehr möglich sein; statt mit einer Mehreinfuhr muß Frankreich mit einer Mindereinfuhr von englischer Kohle rechnen.

Als Kohlenlieferant kommen nur noch die Vereinigten Staaten in Betracht. Die überseeische Ausfuhr an Kohlen betrug 2 bis 3 Millionen Tonnen jährlich. Bei aller Bereitwilligkeit der Nordamerikaner, mit den Franzosen Geschäfte zu machen, wird von dort kaum Kohle in genügender Menge nach Frankreich gelangen können. Man denke nur an die für eine überseeische Ausfuhr ungünstige Lage der großen amerikanischen Kohlenfelder.

Der erhebliche Fehlbetrag an Kohle wird in Frankreich im Laufe des Krieges eher wachsen als abnehmen. Die industrielle Tätigkeit des Landes muß schwer darunter leiden.

Und wir in Deutschland haben Kohlen in Hülle und Fülle schon im eigenen Lande und können uns außerdem die reichen belgischen und französischen Kohlengruben und die Kohlen aus Russisch-Polen zu Nutzen machen. Unsere Industrie wird keine Not an Kohlen leiden.

Zu der Kohlennot tritt in Frankreich noch der Mangel an Eisenerzen, trotzdem Frankreich reich an Eisenerzen ist, so reich, daß es seinen Nachbarn, Deutschland und Belgien, erhebliche Mengen abzugeben vermochte. Wie bei den Kohlen liegt das Hauptgebiet im Nordosten Frankreichs; es ist das französische Minettegebiet an der lothringischen Grenze. Es bildet mit dem Lothringer und Luxemburger Minettegebiet das wichtigste Eisenerzlager Europas. Man schätzt, daß dieses Minettegebiet die Hälfte der gesamten Eisenerzvorräte Europas birgt. Auf den französischen Teil entfällt von dieser Menge fast die Hälfte; es mag außerdem erwähnt werden, daß die französische Minette eisenhaltiger als die deutsche ist, und daß sie sich wegen ihrer Beimengungen besser im Hochofen verarbeiten läßt.

1911—1912 wurden gefördert
in ganz Frankreich . . . . 17 600 000 Tonnen Eisenerze
davon im franz. Minettegebiet 16 000 000 „ „

Diese 16 Millionen Tonnen wurden in drei Becken gewonnen, den Becken von Briey, von Longwy und von Nancy, nur das letzte mit einer Förderung von 2 Millionen Tonnen ist noch in französischem Besitz. Danach verfügen wir über 14 Millionen Tonnen = 80 v. H. der französischen Eisenerze, und den Franzosen verbleiben nur 3,6 Millionen Tonnen.

Der Bedarf Frankreichs beläuft sich jährlich auf 12 Millionen Tonnen Eisenerz, und zwar kamen

a) 9 Millionen Tonnen aus dem franz. Minettegebiet, Förderung 16 Millionen Tonnen abzügl. einer Ausfuhr von 7 Millionen Tonnen nach Belgien und Deutschland;

b) von den übrigen 3 Millionen Tonnen
1 600 000 Tonnen aus anderen franz. Gruben,
800 000 „ aus Deutschland,
600 000 „ aus anderen Ländern, besonders Spanien.

Nehmen wir an, daß die Einfuhr aus anderen Ländern in derselben Höhe stattfinden kann, so stehen den Franzosen diese 600 000 Tonnen + 3 600 000 Tonnen aus eigenen Gruben zur Verfügung. Das heißt, statt der nötigen 12 Millionen Tonnen haben die Franzosen jetzt nur 4,2 Millionen Tonnen; es fehlen also 65 v. H. des Bedarfs an Eisenerzen.

Einen Teil dieses Fehlbetrages wird Frankreich decken können aus seinen Kolonien Algerien und Tunis. Diese beiden Länder führten gegen 2 Millionen Tonnen Eisenerze aus, von denen nicht 50 000 Tonnen nach Frankreich gingen. Die Franzosen werden sich jetzt die gesamte Ausfuhr gesichert haben. Spanien lieferte an Deutschland 3 400 000 Tonnen Eisenerz. Soweit die spanischen Gruben nicht in deutschen Händen sind, werden diese Erze wohl nach Frankreich gehen. Auch die geringe Einfuhr aus den übrigen Ländern, Schweden, Norwegen, Italien und Griechenland, läßt sich vielleicht um etwas erhöhen. Alle diese Erze sind reicher an Eisen als die Minette; man rechnet im Durchschnitt bei der Minette mit einem Eisengehalt von 30 v. H.; bei den eingeführten Erzen kann man dagegen 50 bis 60 v. H. annehmen. Die Möglichkeit ist also vorhanden, daß Frankreich sich einen großen Teil des Bedarfes an Eisenerz beschaffen könnte.

Aber selbst eine ausreichende Einfuhr an Eisenerzen würde den Franzosen in dieser Kriegszeit nichts nützen. Es fehlen ihnen die Hochöfen, um daraus Roheisen zu gewinnen. Meist wandert das Eisenerz zur Kohle; liegen die Transportverhältnisse günstig, so kann auch das Umgekehrte eintreten. In neuerer Zeit legt man auch Hochöfen in Seehäfen an; Kohle und Eisenerz werden auf dem Wasserwege herbeigeschafft. In Calais finden wir eine solche Anlage; die Erze kommen aus Spanien und die Kohlen aus England. Die Regel aber ist, daß die Hochöfen dort entstehen, wo Kohle oder Eisenerz gefördert werden. Diese Regel gilt auch für Frankreich. Folgende Uebersicht zeigt dies deutlich. 1911 wurden gewonnen nach Departements

Digitized by Google

Meurthe-et-Moselle	3 010 000	Tonnen	Roheisen
Nord	510 000	„	„
Pas-de-Calais	220 000	„	„
in den übrigen Departements	730 000	„	„
Gesamtgewinnung Frankreichs	4 470 000	Tonnen	Roheisen

Leider gibt die Statistik nur diese allgemeinen Angaben nach Departements. Wir haben aber die drei aufgezählten Departements nicht ganz im Besitz. Wir müssen folgende Gebiete noch als französisch rechnen, und zwar die Hochöfen in

Nancy und Umgebung mit .	1 000 000	Tonnen	Roheisen
in der Stadt Calais mit . .	40 000	„	„

Dann verbleiben für den deutschen Teil an der französischen Roheisenerzeugung 2 700 000 Tonnen, das heißt, Frankreich hat 60 v. H. seiner Roheisenerzeugung an uns verloren. Das raubt Frankreich die Grundlage für seine Eisenindustrie. Hochöfen lassen sich nicht von heute auf morgen schaffen. Woher sollte Frankreich die nötigen Koks nehmen? Es fehlen ihm die geeigneten Steinkohlen; es fehlen ihm die Kokereien; es fehlen ihm die 2 300 000 Tonnen Koks, die Deutschland zu Friedenszeiten geliefert hat. Frankreich wird daher nicht imstande sein, Roheisen auch nur in einigermaßen genügender Menge selbst zu erzeugen.

Sogar eine Einfuhr einer ausreichenden Menge von Roheisen kann Frankreich nicht helfen. Es fehlt Frankreich zurzeit ein großer Teil der nötigen Einrichtungen, um das Roheisen weiterverarbeiten zu können. 1911 betrug in Frankreich die Erzeugung an Schweißeisen und -stahl und an Gußstahl in folgenden Departements

Meurthe-et Moselle	950 000	Tonnen
Nord	860 000	„
Ardennes	230 000	„
Pas-de-Calais	100 000	„
in den übrigen Departements	1 080 000	„
Gesamterzeugung Frankreichs	3 220 000	Tonnen

Die Bedeutung der nordöstlichen Departements für die Stahlerzeugung Frankreichs ist klar erkennbar. Man greift sicher nicht zu hoch, wenn man annimmt, daß 50 bis 60 v. H. der Stahlerzeugung Frankreichs in unseren Händen ist.

Was für unendliche Schwierigkeiten werden der französischen Eisenindustrie erwachsen sein. Die Hälfte bis zwei Drittel der Kohle, der Eisenerze, des Roheisens und des Stahls fehlen den Franzosen. Nur eine Einfuhr von Eisen und Stahl in großen Mengen kann hier helfen. Auf englische Einfuhr werden die Franzosen wenig rechnen können, da die Engländer froh sein werden, wenn sie ihren eigenen Bedarf decken können. Vielleicht haben die Vereinigten Staaten Mitleid mit den notleidenden Franzosen gehabt und haben Eisen und Stahl oder auch Eisen- und Stahlwaren geliefert. So mag ein Teil des französischen Bedarfes gedeckt sein. Nach dem Kriege werden wir wohl Näheres erfahren. Trotz dieser Hilfe wird Frankreichs Eisenindustrie schwer zu kämpfen haben während des Krieges. Jede Hilfe von auswärts wird sehr teuer erkauft werden müssen und bedeutet somit eine erhebliche Einbuße am französischen Nationalvermögen.

Schluß folgt.

Erich Schairer / Kriegsdividenden

Es hat in den letzten Wochen für den Beobachter des deutschen Wirtschaftslebens keine interessantere Lektüre gegeben als das Studium des Handelsteils der großen Zeitungen mit den Jahresberichten der Aktiengesellschaften. Man ist gewiß berechtigt, im Krieg einen grausamen Vernichter wirtschaftlicher Werte zu sehen; aber diese Berichte strafen seinen bösen Ruf wenigstens in einem Teile Lügen. Es ist der deutschen Industrie vielfach gelungen, sich den anfänglichen lähmenden Wirkungen des Kriegs geschickt zu entziehen, und gewisse Unternehmungen haben durch ihn eine bisher kaum erhörte Hochkonjunktur zu genießen bekommen. Den Verlusten auf der einen Seite treten Gewinne von größten Ausmaßen gegenüber. Wir versuchen, an der Hand einiger Beispiele davon einen Begriff zu geben.

Zunächst vergegenwärtigen wir uns das Bild der Schattenseite, das in folgenden Zahlen angedeutet sein mag:

	heurige Dividende Prozent	vorjährige Dividende Prozent
Bremer Silberwarenfabrik A. G.	0	6
Johs. Girmes u. Co. Samt und Seide A.-G. .	5	16
Paradiesbettenfabrik M. Steiner u. Söhne A.-G.	0	10
Porzellanfabrik vorm. Gebr. Bauscher in Weiden	0	9
A.-G. Norddeutsche Steingutfabrik in Grohn .	0	4
Porzellanfabrik Ph. Rosenthal u. Co. A. G. .	6	20
Porzellanfabrik Triptis A. G.	4	12
Steingutfabrik A. G. in Sörnewitz-Meißen . .	0	7
Anneliese, Portlandzement- und Wasser-Kalkwerke A. G., Enniger.oh in Westf.	6	12
Dommitzscher Tonwerke	0	3
Annawerk, Schamotte- und Tonwarenfabrik in Oeslau	4	9
Bayr. Portlandzementwerk Marienstein A.-G. .	0	3
Vereinigte Lausitzer Glashüttenwer.e A. G. . .	15	25
Portlandzementfabrik Rudelsburg A. G. in Bad Kösen	0	8
Kaliwerke Friedrichshall A.-G.	0	10
Kaliwerke Krügershall A.-G. in Halle	4	10
Kaliwerke Aschersleben A. G.	4	10
Kostheimer Cellulose- und Papierfabrik	0	5
Singer u. Co. Nähmaschinen-A.-G.	0	5
Berliner Spediteur-Verein	0	6
Oldenburg-Portugiesische Dampfschiffahrts-Reederei in Oldenburg	0	16
Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa, Bremen	6	20

Mit Worten: an Rentabilität eingebüßt oder Verluste erlitten haben Luxusindustrie, Baustoffindustrie und alles, was auf den Export angewiesen ist. Während die Zeit unter dem Zeichen des Feldgrau und des Schützengrabens steht, sinken die Absatzziffern in Samt und Seide und in Paradiesbetten. Den Porzellanfabriken fehlt beides: der auswärtige Markt und der Luxusbedarf; für die Papierfabriken berechnet Calwer (allerdings nur auf Grund der Abschlüsse vom März) ein durchschnittliches Sinken von 3,2 auf 0,4 Prozent. Einigen Gewerben sind die Rohstoffe abgeschnitten, ohne daß sich Surrogate gefunden hätten. Mehrere große Reedereien wie auch überseeische Unternehmungen (Hapag, Lloyd, Wörmann-Linie, Argo-Bremen—Samoa-Kautschuk-Compagnie, Kamerun-Kautschuk-Compagnie, Ostafrikanische Pflanzungs-A.-G.) veröffentlichen auf Grund der Bundesratsverordnung vom 25. Februar 1915 für das abgelaufene Geschäftsjahr überhaupt keine Bilanzen, schütten also auch keine Dividende aus. Was das bedeutet, ahnt man bei der Erinnerung, daß Hapag und Lloyd allein ein Aktienkapital von 305 Millionen Mark nebst einem Obligationenkapital von 137 Millionen Mark darstellen.

Digitized by Google

Gewissermaßen ein Uebergangskapitel bildet die Lage der chemischen Industrie. Auch sie spielt ihre Rolle wesentlich auf dem Weltmarkt und mußte die Sperrung unserer Grenzen daher als bedenkliche Störung empfinden. Aber ihr haben sich mehr und mehr, wenn auch unter Schwierigkeiten, Wege ins Ausland wieder eröffnet, und einen Ersatz für Außenhandelsverluste hat ihr der Bedarf an Sprengstoffen und pharmazeutischen Präparaten geboten, ebenso der Aufschwung der Textilindustrie, soweit sie für den Heeresbedarf in Betracht kam. So hat sie nahezu ihr Gleichgewicht bewahren können, wie folgende Ziffern erkennen lassen (in Klammern diejenigen des Vorjahrs):

	Reingewinn Mark		Dividende Prozent	
Badische Anilin- und Sodafabrik			19	(28)
Farbenfabriken vorm. Friedrich Bayer u. Co., Leverkusen	15 496 000	(16 762 000)	19	(28)
Farbwerke vorm. Meister, Lucius und Brüning in Höchst a. M.			20	(30)
Chemische Fabriken Weiler ter Meer Urdingen			8	(12)
Chemische Fabrik Griesheim Elektron	4 489 000	(4 345 000)	14	(14)
Chemische Fabrik Lindenhof vorm. C. Weyl u. Co., Mannheim	636 000	(554 000)	12½	(12½)
A. G. Vereinigte Chemische Fabriken Ottensen-Brandenburg (vorm. Frank), Hamburg	251 000	(28 000)	10	(4)

Bei der Textilindustrie und der Nahrungsmittelindustrie hat es ebenfalls den Anschein, als ob sich im ganzen genommen Gewinne und Verluste ausgleichen wollten. Entscheidend für die Stellung der einzelnen Unternehmungen auf der positiven oder negativen Seite ist natürlich die vorhandene oder nicht vorhandene Eignung für Heereslieferung, je nachdem auch das Talent oder das Glück der Firma im Erschnappen von Staatsaufträgen. Besondere Verhältnisse — nämlich das Bestehen von Höchstpreisen für Getreide, aber nicht für Mehl vor der Regelung des Mehlverkaufs durch die Kriegsgetreidegesellschaft — haben dem Mühlengewerbe z. T. außerordentliche Gewinne zufließen lassen. Beispiele für die glücklichen Heereslieferanten (Vorjahr in Klammern wie oben):

	Reingewinn Mark		Dividende Prozent	
Erdmannsdorfer A.-G. für Flachsgarn-Maschinen-Spinnerei und Weberei zu Zillerthal (Riesengebirge)	419 000	(198 000)	6	(4)
Meyer-Kaufmann Textilwerke A.-G. in Breslau	329 000	(137 000)	4	(1½)
Saganer Wollspinnerei und -Weberei in Sagan	167 000	(132 000)	8	(6)
A. G. für Trikotweberei (vorm. Gebr. Maus) in Ludwigshafen			15	(7)
*				
Zigarettenfabrik Konstantin A.-G. in Hannover	1 837 000	(954 000)	25	(18)
Zuckerfabrik Körbisdorf			12	(4½)
C. u. G. Müller Speisefett A.-G. in Berlin			10	(7)
Hessische Kunstmühle A.-G. in Mannheim	175 000	(35 000)	4	(4)
Hermannmühlen A.-G. in Posen			18	(9)
Rolandmühle Bremen			17	(11)
Berliner Dampfmühlen A.-G.			8	(0)
Rheinmühlenwerk Mannheim			12	(6)

Ganz besonders günstig ist das Bild der Lederindustrie. Die größte und am meisten beschäftigte deutsche Lederfabrik, Adler & Oppenheimer, hat zwar noch keinen Bericht über das letzte Geschäftsjahr erscheinen lassen, aber ihre Aktien sind im Laufe dieses Frühjahrs um 100 Prozent gestiegen, weil man den Riesenkriegsgewinn voraussieht. Wir führen an:

	heurige Dividende Prozent	vorjährige Dividende Prozent
Lederfabrik Wiemann in Hamburg	20	17
Niederrheinische A.-G. für Lederfabrikation	15	11
Lederfabrik Hirschberg vorm. Heinrich Knoch u. Co.	12	10
Lederwerke Spicharz	12	5
Aachener Lederfabrik	10	7
Wandsbecker Lederfabrik	10	6

Den Rahm der Kriegskonjunktur aber schöpfen diejenigen Zweige der Metallverarbeitungsindustrie ab, die von Haus aus eigentliches Kriegsmaterial herstellten oder die ihre Betriebe sogleich auf solches einzurichten wußten, mochten sie auch vorher die friedlichsten landwirtschaftlichen Maschinen, Feuerwehrgeräte oder Telephonkabel produzieren. Darunter fällt die gesamte Werft- und Fahrzeugindustrie, und dahin gehört praktisch die mit der Waffenindustrie eng verflochtene Munitionsherstellung.

	Reingewinn Mark		Dividende Prozent	
Vulkanwerke Stettin und Hamburg A.-G.	2 252 000	(Vorjahr: Verlust 2 148 000)	6	
Atlaswerke A.-G., Bremen-Hamb.	937 000	(619 000)	8½	(7½)
Joh. C. Tecklenborg A.-G., Bremerhaven	926 000	(732 000)	10	(10)
Daimler Motorengesellschaft	4 600 000	(3 200 000)	16	(14)
Fahrzeugfabrik Eisenach	846 000	(314 000)	12	(6)
Mannesmann Mulag (Motoren- u. Lastwagen A.-G.), Aachen	611 000	(483 000)	15	(10)
Waggonfabrik Gottfried Lindner A.-G. in Halle-Ammendorf			12	(8)
C. D. Magirus A.-G., Ulm a. D.	408 000	(276 000)	12	(12)
C. Lorenz A.-G., Telephon- und Telegraphenwerke in Berlin	1 006 000	(592 000)	25	(20)
Mix & Genest A.-G., Telephon- u. Telegraphenwerke in Berlin	1 200 000	(293 000)	12	(4)
Heddernheimer Kupferwerke und Südd. Kabelwerke A.-G., Frankfurt a. M. und Mannheim	1 334 000	(1 157 000)	7	(7)
Kabelwerk Duisburg A.-G., Duisburg			18	(16)
Hackethal Draht- u. Kabelwerke	1 401 000	(1 036 000)	16	(16)
Siemens Elektr. Betriebe A.-G., Berlin	1 475 000	(1 071 000)	6½	(6½)
Elektrotech. Fabrik Rheydt, Max Schorch & Co. A.-G.	386 000	(354 000)	12	(8)
Metallwerke vorm. J. Aders A.-G. in Neustadt-Magdeburg			9	(5)
Hugo Schneider A.-G., Metallwarenfabriken, Messing- und Kupferwerke in Leipzig	1 198 000	(968 000)	6	(9)
Berliner Pumpenfabrik A.-G. (vorm. Max Brandenburg), Berlin	70 000	(34 000)	8	(6)
Ludwig Löwe A.-G.			30	(18)
*				
Waffenfabrik Mauser A.-G. in Oberndorf a. N.	566 000	(496 000)	20	(10)
Deutsche Waffen- und Munitionsfabriken, Berlin-Karlsruhe	8 183 000	(5 785 000)	20	(32)
Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik	3 500 000	(2 000 000)		
Dürener Metallwerke	1 884 000	(1 867 000)	12	(12)
Vereinigte Köln-Rottweiler Pulverfabriken	6 543 000	(4 448 000)	25	(20)

Digitized by Google

	Reingewinn Mark		Dividende Prozent	
Rheinisch-Westfälische Sprengstoff-A.-G.	1 540 000	(1 092 000)	20	(15)
A.-G. Siegener Dynamitfabrik in Köln	78 000	(51 000)	20	(15)
Sprengstoffwerke „Glückauf" A.G. in Hamburg			40	(0)
Oberschles. A.-G. für Fabrikation von Lignose, Schießwollfabrik Kruppamühle	419 000	(125 000)	25	(10)

Es muß hinzugefügt werden, daß fast allgemein, besonders aber bei der obengenannten Kategorie von Firmen, die Dividenden- und Reingewinnzahlen nur ein stark abgeschwächtes Bild des wirklichen Geschäftsgewinns geben, weil darin die „Abschreibungen" und „Rücklagen" nicht enthalten sind, die bei den großen Gesellschaften in die Hunderttausende und Millionen gehen. Auch die Gesamtbilanz ermöglicht in vielen Fällen noch keinen klaren Einblick in die Geschäftslage; wie die Sprache nach dem bekannten Ausspruch eines Diplomaten dazu dienen kann, die wahren Gedanken zu verbergen, so scheint auch die Finanzpolitik etlicher Aktienunternehmungen die Verschleierung der Gewinne für den Zweck der Bilanz zu halten. Die C. Lorenz A.-G. zum Beispiel versteckt einen Teil ihres Gewinns dadurch, daß sie in der Bilanz die Inventurangabe unterläßt, unter Berufung auf § 39,3 des Handelsgesetzbuchs. Die Ludwig Löwe A.-G. gibt offen zu, daß sie durch Abschreibungen usw. ihre Bilanz habe verschleiern müssen, und begründet die Niedrighaltung der Dividende immerhin etwas zynisch damit: dies sei geschehen, „um nicht die Begehrlichkeit der Abnehmer in bezug auf die Preise und die Begehrlichkeit der Arbeiter in bezug auf die Löhne zu steigern." Die Daimler Motorengesellschaft und die Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken greifen zu dem Ausweg, daß sie im Debitorenkonto den Anteil ihres Bankguthabens verschweigen; bei Daimler, dessen Reingewinn beiläufig gleich 57 Prozent des Aktienkapitals von acht Millionen ist, beträgt dieses Bankguthaben volle zehn Millionen Mark, bei den Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken wird es auf mindestens 25 Millionen geschätzt, bei einem Aktienkapital von 30 Millionen. Erwähnt mag auch noch werden, daß die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik in Düsseldorf, die berühmte Konkurrenzfirma von Krupp, ihre anderthalb Millionen Reingewinnüberschuß dem Vorjahr gegenüber allein in den ersten beiden Kriegsmonaten verdient hat, denn ihr Geschäftsjahr schließt mit dem 30. September ab; ebenso liegt der Fall bei der Siemens-Gesellschaft.

Man hat als hervorstechendes Merkmal der deutschen Wirtschaftsgestaltung unter dem Einfluß des Krieges die „Umorganisierung der Industrie" festgestellt. Das Gegenstück zu dieser technischen Erscheinung ist die finanzielle einer tiefeingreifenden „Neugruppierung der Vermögen". Das Wort ist von dem Direktor einer Berliner Terraingesellschaft geprägt worden, der in der Generalversammlung seines Unternehmens kürzlich darauf hinwies, daß gegenwärtig eine steigende Nachfrage nach Villenbaugrundstücken vorhanden sei. Mancher Effektenbesitzer hat infolge des Krieges bedeutende Kapital- und Einkommenseinbußen erlitten; aber daneben steht eine Gruppe von Leuten, die durch denselben Krieg verhältnismäßig rasch zu größerem Reichtum gelangt sind. Es sind diejenigen, die an den Kriegslieferungsunternehmen als Aktienbesitzer beteiligt sind — und freilich auch die zahlreichen Zwischenhändler und etliche Spekulanten, denen Fortuna, die skrupellose Göttin, hold gewesen ist.

Der große Konsument, aus dessen Tasche hauptsächlich die „Umgruppierung der Vermögen" finanziert worden ist, ist das Reich, dessen Schulden seit August 1914 um 15 Milliarden Mark gestiegen sind. Niemand wird es ihm übelnehmen können, wenn es einen Teil seiner gewaltigen Ausgaben für die Verteidigung des Landes und Volkes eben von jenen neugebildeten Vermögen zurückzuholen versuchen wird. Der nächstliegende Weg dazu wird die progressive Reichsvermögenssteuer sein, wozu außerdem der Gedanke zur Anregung gekommen ist, die Kriegsgewinne durch einen Zuschlag für die Kriegsjahre in Form einer Ergänzungssteuer noch einmal besonders zu packen. Eine „Kriegsgewinnsteuer" an und für sich, die nur die wirklichen Kriegsgewinne erfassen würde, dürfte steuertechnisch kaum durchzuführen sein. Auch die Idee eines „Reichsgesetzes über die Nachprüfung der Kriegslieferungsverträge" ist aufgetaucht: dadurch soll es ermöglicht werden, die unberechtigten und auch für kaufmännische Begriffe „schamlos" hohen Zwischenhändler- und Vermittlergewinne nachträglich zurückzuschrauben, während die Fabrikantengewinne, hinter denen wenigstens Aufwendungen an Kapital, Arbeit und Risiko stehen, mehr oder weniger unbehelligt bleiben könnten.

David Koch / Am Fuß des Donon

Wer viel mit Verwundeten verkehrt, den zieht es unwiderstehlich hinaus ins Feld. Man möchte einmal erleben, wie's draußen ist in Leid und Freud, um noch mehr daheim mit ihnen zu fühlen und ihre Gedanken von dem großen Erleben nach der Höhe zu lenken.

Die Bitte eines Feldpredigers, seinen Soldaten etwas zu sagen, brachte mich hinaus in die Vogesen.

Wir reisten mit ein paar Bayern. Als wir über den Rhein fuhren, lag hinter uns der Schwarzwald, bis an den Fuß verschneit in dunklem, geheimnisvollem Blau. Vorn nach Sonnenuntergang leuchteten die Vogesen hinter Straßburg. Wer zum erstenmal seit dem Krieg wieder über den Rhein fährt, kommt in schwere Gedanken hinein. Wie viele haben hier gesungen: Die Wacht am Rhein! Droben auf den Vogesen, drüben bei Saarburg und bis hinauf ans Meer liegen ihre Gräber. Aber das Leuchten um die Vogesen, die sichere Ruhe um Straßburgs Festungsgürtel, die übenden „Fußbomber" an ihren Geschützen, die Drahtzäune wie Dornenkränze in den Feldern — und über allem das ragende Münster, der Zeuge für 700 Jahre Krieg und Frieden —, das alles macht so ruhig und sicher, drückt die schweren Gedanken nieder und läßt mit der lichten Abendsonne in den Vogesen drüben einen leuchtenden Schein stolzer deutscher Hoffnungen aufflammen. — Und in Straßburg! — Es war Sonntag gegen Abend. Da gehen stillvergnügt, im Besitze ihres Urlaubs, die badischen und schwäbischen und preußischen Feldgrauen, großbärtige Soldaten, durch die Straßen am Ufer der Ill. Schöne, heitere Elsässerinnen mit ihren großen schwarzen Hauben sind manchmal dabei, und das sieht aus, wie ein Volkslied, wie eine neue Zeit für das heimgesuchte Elsaß, das nach diesem Krieg wie aus schwerem Traum erwachen mag.

Freilich, überall, wo die Steinriesen der altfranzösischen öffentlichen Gebäude stehen, weht die zerfetzte Fahne des

Digitized by Google

Roten Kreuzes. 37 Lazarette! Und was haben die Straßburger Bürger alles getan, als von Schirmeck und von der Schlacht von Saarburg her am 20. August 1914 ohne Unterbrechen die Lazarettzüge heranfuhren. Das muß erst nach dem Frieden festgestellt werden, was da an Nahrungsmitteln, Betten und Leinwand freiwillig in die Lazarette getragen wurde in diesen Tagen der Not. Wetterlé, Hansi und Genossen haben viel ungerechtes Urteil verschuldet über die Reichstreue der Elsässer. Die unsicheren Elemente haben sich beizeiten aus dem Staube gemacht und sind wohl auf Nimmerwiedersehen in den Schoß der alleinseligmachenden Pariser Kultur zurückgekehrt. Andere Enttäuschte mögen nach dem Kriege nachfolgen. Aber wir Süddeutschen gerade müssen nach dem Krieg uns mit ganzer Liebe den Elsässer Brüdern zuwenden. Es wurde mir von Eingeweihten gesagt, daß der Roman von Walter Bloem „Das Volk ohne Vaterland" viel richtig Geschautes enthalte. Es wird zu den dankbarsten Friedensaufgaben gehören, den Elsässern ein wirkliches Vaterland zu bereiten, nachdem sie ihrer falschen Führer ledig geworden sind. Dort kann man erkennen, was ein Volk ist in eines Führers Hand. Nach meinen Beobachtungen haben gerade wir Süddeutschen in der ganzen Art sehr viel Gemeinsames mit den Elsässern in den Dörfern und Kleinstädten; es liegt unter der französischen Kulturschicht noch eine nicht erstorbene Schicht alter deutscher geistiger und seelischer Brüderschaft. Dort muß neu angeknüpft werden, nicht an der Tatsache der Franzosenfreundschaft einzelner Kreise. Das Urgesetz, daß die Liebe stärker ist als die Kette, daß die „Sanftmütigen das Erdreich besitzen" — das soll hier nach dem Krieg seine Kraft erst ganz erweisen.

Ich bin selbst mit einem Vorurteil hinübergefahren ins neudeutsche Reichsland und habe in Augusttagen mit meinen Verwundeten von Mülhausen und Altkirch daheim als Lazarettpfarrer gezürnt. Nun aber bin ich mit anderen Gedanken heimgekommen. Nach dem Krieg wird noch mehr darüber zu sagen sein ....

Mit meinem schweren Koffer — Lichtbilder waren drin — stieg ich an der ... Kirche ab. Die Leute kamen aus dem Gottesdienst. Es war „Konfirmandenprüfung". Im Dachstuhl recken sich noch die zerschossenen Dachbalken von 1870. Ein friedlich Geschlecht geht aus und ein, und sie haben ihren Katechismus gut beantwortet, wie mir der Pfarrer bezeugt hat. Nachher kam ein junges Blut, ein Pfarrersbub, ein Fußartillerist, um Abschied zu nehmen ins Feld. Mit welcher Begeisterung geht die elsässische Jugend hinaus. Sie empfinden, daß sie jetzt erst ihr Vaterland sich selbst erobern und daß dieser Krieg ihr Recht aufs Vaterland ihnen heiligt.

Anderen Tags ging die Fahrt nach Schirmeck, dreimal so langsam als im Frieden, für allerlei Gedanken grad recht.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein" steht mit hundert Lettern auf dem Boden um Straßburg geschrieben. Wie, das kann man nicht sagen und nicht immer sehen. Jetzt muß ich fast lachen, wenn ich an das Wort eines französischen Offiziers denke, der in seiner Begeisterung bei Schirmeck sagte: „Uebermorgen schlafen wir in Straßburg." Und der andere Offizier, der in Mülhausen einritt, als französischer Herrscher, die Zigarette in der eleganten Hand: „Soyez tranquilles, mes frères!" —

Auf den Stationen holen die Landstürmer ihren Postsack ab. Alle rauchen. Das Geschäft der Liebeszigarren scheint zu blühen. Droben an den Vogesen, die in achtbarer Höhe, in blauem feinen Dunst, mit weißen Schneescharten im Westen stehen — ziehen Rauchwölkchen hin. Vielleicht von Schützengräben und Blockhütten unserer „modernen Höhlenbewohner", wie sich neulich einer in einem Brief an mich nannte. Ein paar zersprengte Brücken erinnern an die blutigen Kämpfe von L. Die Bahnhöfe zeigen, daß man nun im Kriegsland ist. Alles atmet Bereitschaft und tiefen Ernst. Das Pfarrhaus, wo der Etappen-Feldprediger Quartier hat, nimmt mich gastlich auf. Abends fahren wir ins ..., droben an der Waldhöhe, und ich rede da vor Mannschaft und Offizieren. Drüben hinter dem Donon bei Allarmont und Celles haben schon den ganzen Tag die Kanonen gedonnert. Einer sagt mir, ein Oberförster vom Schwarzwald: „Jetzt muß ich aber schleunigst gesund werden, denn ich will auch dabei sein. Ein halbes Jahr haben wir auf den Augenblick gelauert, und jetzt ist er da!" ...

Es war eine ergreifende Stille in dem festlichen Saale des modernen großen Baues, der im Frieden für die Krankenversicherung in Straßburg eben noch fertig geworden war. Ich sprach davon, was wir daheim, und sie, die Soldaten, draußen haben an deutscher Dichtung, deutschem Lied und deutschem Bild bis hinein in den Schützengraben, den sie noch mit Bildern aus der Heimat schmücken. In die Sternennacht hinaus ins Breischtal, wo in Sommertagen so viel Blut geflossen, klang unser Lied: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!"

In den Leitsätzen der eben gegründeten Freien Vaterländischen Vereinigung steht ein kluges, verheißungsvolles Wort: „An den Gaben der Wissenschaft und Kunst ist allen Kreisen eine gesteigerte Teilnahme zu ermöglichen." Daran wollen wir beizeiten arbeiten!

Unsere Abendgespräche gingen von dem Elsaß vor dem Krieg hinein in die schweren Tage der Kämpfe um den Donon und von da hinaus in den Weltkrieg und die deutsche Zukunft. Es ist eine eigene Sache, friedlich in einem Pfarrhaus zu sitzen, über das von allen vier Himmelsrichtungen die Granaten drei Tage lang gingen, indes die Bewohner und Umwohner — bis zu 21 Personen — drei Tage lang drunten in den beiden Kellern saßen. Die Franzosen hatten hinter Kirche und Pfarrgarten eine Batterie aufgestellt in den kritischen Tagen um den 20. August 1914. Eine Granate ging in den Garten. Die letzte Stunde schien gekommen für die im Keller drunten. Aber die deutsche Granate war gut gezielt. Kirche und Haus blieben heil. Die französische Batterie aber fuhr zurück den Berg hinauf. — Ein paar andere Bilder noch aus diesen schweren Augusttagen vom 14. bis 20. August. Das künftige Generalstabswerk — für das ich heute schon eine Volksausgabe und eine Geschenkgabe an jeden Ausmarschierten anregen möchte — wird erst Klarheit in die großen Donon-Gefechte bringen. — Die Deutschen mußten bekanntlich zuerst zurück. Ein Hauptmann steht an der Türe des Pfarrhofs, gebrochen. Er soll seine Kompagnie sammeln — und hat keine Leute mehr. Die Pfarrfrau bietet ihm Milch und Eier an. Er lehnt ab. Die Frau bringt's aber doch. Heißhungrig ißt der Offizier. Da kommen die zwei kleinen Pfarrtöchterlein angesprungen. Der Hauptmann wendet sich und kann die Tränen nicht mehr zurückhalten. „Man hat auch Kinder daheim."

Die Batterie saust heran: „Pfarrer, wo ist der beste Weg, um hinüber auf den Donon zu schießen?" Der Pfarrer geht mit. Weglos über Waldterrassen fährt die Batterie den steilen Berg hinauf. Nach einer halben Stunde rast sie zerschossen wieder herab. Ihr Feuer hat gewirkt — aber — „Pfarrer, einen anderen Weg!" — Wieder geht er mit — und dann fahren die Granaten von der Höhe hinüber auf

Digitized by Google

den Donon, und die Bresche wird in den Blutberg geschossen. „Alles, was nach den Gesetzen der Wissenschaft unmöglich ist, hat diese Batterie geleistet", sagte mein Hauswirt, der Pfarrer von Schirmeck.

Ein ander Bild: Die Totenglocke läutet, der Pfarrer begräbt einen deutschen Offizier. Von der Kirche weg wird er verhaftet und durch die empörten deutschen Soldatenmassen geführt. — Der Pfarrer hatte nicht erfahren, daß nicht geläutet werden darf; weil Läuten Verrat bedeuten konnte. Die Unschuld des Mannes im Kirchenrock wird gerade noch zur rechten Zeit erkannt, sonst wäre er der allgemeinen Erregung dieser Tage zum Opfer gefallen. — Das ist der Krieg.

Am Herd im Pfarrhaus stehen zwei Frauen. Sie können nur französisch ihr Leid klagen. Unsere Soldaten haben im Herbst den Frauen ihre Kartoffeln gegessen. Die eine Frau hat sieben Kinder. Der Mann ist in Rußland. Ueber eine Million Mark ist im Reich gesammelt worden für unsere Elsässer Brüder. Das Leid ist gelindert, aber noch nicht ausgeglichen. Die zwei Mütter baten um Kleider und Nahrung. — Ich ließ zwanzig Mark in den Händen der Pfarrfrau aus meinem immer wieder sich füllenden Stuttgarter Kriegsvorrat. Heute schicke ich ihr 65 Mark. Wer tut mit? Sollten wir nicht gerade den Elsässern zeigen, daß wir trotz aller Vorkommnisse sie zu vollwertigen Mitbürgern haben wollen? Es ist ein entsetzliches Schicksal, ein Volk ohne Vaterland und zugleich ein Schutzwall an der Grenze und eine Brandmauer gegen Völker- und Weltbrand sein zu müssen durch das Schicksal der geographischen Lage und der geschichtlichen Entwicklung. Drum wir müssen gerecht bleiben. Es gibt Familien, die teilweis in Frankreich, teilweis in Deutschland ihre Soldaten haben. Der Neffe ist Offizier mit dem Eisernen Kreuz, der Onkel ist französischer General. Der französische Reserve-Offizier schreibt: „Wenn ich meinem deutschen Vetter in den Vogesen begegne, werde ich ihn verhaften lassen als Deutschenfreund." So geht ein Lieben und ein Hassen über die Hochberge der Vogesen hin und her.

Schluß folgt.

Helene Voigt-Diederichs / Ein Blatt von gestern für morgen

Bei Soissons ist er gefallen, der protestantische Pfarrer aus dem Norden Deutschlands, der als Ersatzreservist, schnell befördert, ausrückte mit wenigen Offizieren an der Spitze von tausend Mann.

Wie mag er sich zum Kriege gestellt haben? So männlich einfach wahrscheinlich, wie Millionen von deutschen Soldaten, die in allen Rüstungen lieber eine Sicherung des Friedens sahen, als daß sie ernstlich an einen blutigen Waffengang dachten. Und nun, in der entscheidenden Stunde, jeder wußte, jeder handelte: Heimat und Freiheit sind bedroht — Vaterland, hier hast du meinen Arm.

Ich vernahm die Gewißheit dieses Todes nicht wie so manche ähnliche mit jähem Stillstehen von Blick und Blut aus den schlimmen gedruckten Spalten, die mit starren Gesichtern und erloschenen Augen — Augen, die gestern noch voll Mut und Sonne waren — gefüllt sind jeden Tag. Mein Junge berichtete davon aus Wickersdorf, der freien Schulgemeinde auf der Höhe des Thüringer Waldes. Der Tote gehörte ihr nicht persönlich an, stand ihr jedoch seelisch nahe durch Verwandtschaft zu einem Ehepaar des Lehrkörpers sowohl wie durch Sympathie mit dem aufrechten und unabhängigen Geist der Anstalt.

„Hast du gehört, daß Pastor Riewerts gefallen ist? Wir sind alle sehr traurig darüber ....."

Diese Worte bringen traumhaft reich das leuchtende Bild eines Maitags in Verbindung mit dem Kampfestrotz, den diese kriegerische Zeit aufs neue sichtbar machte, und den noch tiefer als sie das Leben nach dem endlichen Frieden brauchen wird.

Dieser Maitag über der Lüneburger Heide, glückselig von Lerchenwirbeln; wie Opferwolken rauchen die jungen Birken aus dem braunen Kraut! Ich weile mit meinen jüngeren Kindern als Gast im Hause von Freunden, die eben daran sind, das eigene wundervoll künstlerische Heim in eine Art von gärtnerischem Lehrbetrieb hinüberzubilden. Für eine Nacht oder zwei haben sich „die Wickersdorfer" angesagt, das heißt, nicht sämtliche hundert Zöglinge, sondern eine in sich abgeschlossene Gruppe, eine sogenannte Kameradschaft, familienhaft gebildet um den Lehrer, dem jedes Kind, seiner besonderen Art nach, in freier Wahl sich anschließen darf, hat eine Pfingstfahrt durch die Heide unternommen und will nun nach dem harten herrlichen Abenteurerleben mit Tagen in Sonne, Regen und Wind und Nächten auf Stroh einen schlemmerhaften Rasttag halten.

Von Norden sollen sie kommen — welchen Weg und welche Tageszeit, das ist ganz unbekannt. Doch es hält uns nicht ab, ein fröhliches Entgegenkommen zu veranstalten. In drei Stunden sind wir in Wilsede, spähen, suchen, spielen und faulenzen in Wäldern, Dorf und Sandbergen und machen uns schließlich ein wenig verwundert auf den Heimweg. Es war ja gar kein Recht dazu, aber wir alle lassen die Gewißheit einer festlich-frohen Ueberraschung nur ungern fahren.

Auf dem Rückweg schneiden wir ab, schräg durch eine rauhgebüschelte Heidelichtung. Als wir auf den Fahrweg zurückkommen, strömt es daher, Jungen und Mädchen, braungesichtig unter weißen Mützen, rucksackbepackt, in losen schlenkernden Gruppen.

„Die Wickersdorfer!" Mit diesem Jubelruf ändern wir die Richtung. Von dem fröhlichen Verband löst sich ein Einzelnes, trabt mit beherrschtem Freudenblick heran — das ist unser Junge, der ehrlich überrascht seine verbrannte Wange zum Kuß hinhält.

Bald folgt die Begrüßung der übrigen. Unter ihnen ragt neben einer klarblickenden heiteren Frau eine unbekannte Gestalt. Das ist also Pastor Riewerts! Gerade hier, den Heidefreunden, ist er durch Seelsorge im edelsten Sinne in unlöslicher Freundschaft verknüpft. Sein Name, in schweren Stunden genannt, reicht hin, Zuversicht und Willen zum Kampf aufzuwecken.

Auf dem Weiterweg fügte es sich, daß wir nebeneinander gingen; das Schicksal der gemeinsamen Freunde beschäftigte uns. Mehr als einmal mußte ich erstaunt aufsehen. Es war ein so unbefangenes Forschen und Verstehen in den Worten meines Begleiters, so ein ganz sicheres von dem besonderen Menschen Ausgehen, wie man es bei einem Pastor, der innerhalb der Kirche arbeitet, nicht ohne weiteres vermuten kann.

Wir kamen auf seine persönliche Tätigkeit zu sprechen. Er lächelte fein — ja, er müsse ganz offen sagen, daß er der Meinung sei, ein Pastor sei noch immer nicht ganz überflüssig heutzutage. Wenigstens brauche er es nicht zu sein. In seiner kleinen holsteinischen Stadt war es ihm gelungen, an die Industriearbeiter heranzukommen. Es hatte ihn seine konservativen Beziehungen gekostet — mit Freuden ließ er sie. Arbeit, sie sei ja gut, das beste fast, aber zu wenig für den Menschen. Da gab es Keime, die so bereit waren, geweckt zu werden. Selbstverantwortung, Gemeinsamkeit und Glauben, weit hinaus über die Mächte des nützlichen Alltags. Und die Jugend, vor allem gerade die Jugend, die sich oft am sprödesten wehrt und am tiefsten mißtraut, in allem Ueberlieferten Halfter oder Schlafmittel wittert — es war sein besonderer Stolz, in ihrer eigensten Not die Sehnsucht aufgeweckt zu haben — was hat es für einen Sinn, einem Menschen einzureden, was er nicht erlebt hat?

Ich sehe ihn vor mir, wie er so den Hügel hinanstieg; der herbe federnde Glanz seines Wesens brannte in seinen Augen, und wie ein Symbol, heute in der Erinnerung seines Schlachtentodes nur leuchtender gegenwärtig, wirkte die kampfesfrohe Aufwärtsrichtung seines schmalen Kopfes — der Sonne und der Luft und dem ungeheuren Raum des Himmels entgegen.

Digitized by Google

Die Jugend! Es war selbstverständlich, daß wir auf Wickersdorf zu sprechen kamen. Er fand kein volleres Lob als dieses, daß er hoffte, sein Kind dürfe auch einmal in diesem Geist aufwachsen.

Einzelheiten kann ich nicht mehr im Wortlaut wiedergeben. Aber der Gang des Gespräches ist mir vollkommen in der Erinnerung geblieben. Die Erziehung in der idealen Familie ist die beste und wird wohl immer die beste bleiben. Aber wo sind heute noch sämtliche Bedingungen einheitlich beieinander? Da klafft es überall zwischen dem Zusammenarbeiten von Schule und Haus, der Ausbildung von Körper und Geist; da vor allem läßt sich aus Mangel an Ruhe, Zeit und Raum kein Gemeinschaftsleben herstellen, in dem die sittlichen Kräfte des heranwachsenden Menschen ihre natürliche Entwicklung fänden.

Entwicklung — das junge Wesen vom Mittelpunkt eines kräftigen Ichs ganz folgerichtig in ein schaffendes Verhältnis zur Umwelt hineinwachsend. In Wickersdorf wird nicht gestopft und nicht gestraft — jeder Zögling fühlt bald heraus, daß man seinen edelsten Kräften traut, und daß er früher oder später nicht anders kann, als dieser Hoffnung recht geben.

Möglich, daß diese Entfaltung zuweilen Schwierigkeiten macht. Aber Liebe und Langmut und ein scharfer Blick für das, was meist nur einer Richtungsänderung bedarf, um als Gutes zu wirken, lassen nicht ab, den Boden zu bereiten; denn der Erzieher weiß wohl, daß der tiefere Sinn dieser neuen Freiheit erst am Leben selber begriffen werden kann. Mein eigener Junge ist das beste Beispiel dafür. Anfangs fühlte er sich durch Wochen hindurch höchst unbehaglich, fand sich überall gestört, keinen Zusammenhang zwischen den festen Forderungen an den einzelnen und dem fröhlich ungebundenen Gemeinschaftswesen, das durch jede Art von Entwicklung in Wissenschaft, Musik, bildender Kunst und nicht zuletzt körperlicher Fähigkeit getragen wird. Nach einem halben Jahr aber sagte dieser selbe Junge: Mutter, ich bin doch eigentlich reich; ich habe eine Heimat m e h r jetzt. Und man versteht, was das heißt, wenn ein spröder Zwölfjähriger, der ungern in seine Empfindungen hineinblicken läßt, sich getrieben fühlt, freiwillig dieses Bekenntnis zu leisten.

Ich erinnerte mich, wie ich angesichts dieses Paradieses einmal meine Bedenken äußerte einem der Lehrer gegenüber, der neben seiner fruchtbar erzieherischen eine ernste künstlerische Berufung entwickelt hatte — Siegfried Krebs war es, auch seiner sei an dieser Stelle mit Treue und dem besonderen Schmerz seiner Unersetzlichkeit gedacht — und der beim Ausbruch des Krieges begeistert selbstverständlich als Freiwilliger hinausgezogen ist, um nur zu bald auf den Höhen von Compiègne ein schlichtes Heldengrab zu ernten.

„Wie findet sich", fragte ich einigermaßen besorgt, „der Junge später ins praktische Leben, das nicht die ganz von eigener Art zusammengebaute Welt mehr darstellt? Muß das nicht einen Sturz und ein Erwachen geben, das die wenigsten unbeschadet überstehen?"

„Im Gegenteil!" lautete die freudige Antwort, „wir haben die sorgfältigsten Beobachtungen gemacht und haben gefunden, wer nur lange genug, gar bis zum Abitur bei uns war, der erfaßt schneller die Forderungen auch einer ungewohnten Lebensbeziehung und weiß, was es heißt, sich tätig dem Geist eines Ganzen einfügen. Und die Studenten — gerade sie waren auf die klarste Weise vorbereitet für die selbstverantwortliche Freiheit von Leben und Arbeit, die so mancher jungen kraftsprühenden Begabung zu einer schweren Gefahr gedeiht, weil der jähe Schritt zur Unabhängigkeit das Gleichgewicht zu plötzlich aufhebt."

So tauschten Pastor Riewerts und ich, ansteigend gegen das helle Märchenhaus der Freunde, Erinnerung und Beobachtung — fast zu früh fanden wir uns auf der Terrasse über dem jungen duftenden Frühlingsland, mitten im Lärmen des frohen Schwarmes, dem mein Begleiter als Ortskundiger, von allen Seiten bestürmt, Antwort, Lächeln und Auskunft geben mußte. Mit dem Einzelgespräch war es für diesmal zu Ende.

Und damit auch für die kurze Zeit dieser Begegnung — wie weit entfernt lag damals der Gedanke, es könne für alle Zeit sein!

Am Abend des nächsten Tages, der der Abreise voranging, wurden allerhand Spiele getrieben in einer fremdartig lieblichen Talsenkung — hei wie der schleswig-holsteinische Pastor mit den Jungs um die Wette zum Angriff flog, über die Wacholderbüsche weg oder hinter ihre Wände in den harten glatten Grasboden geduckt! Sein Gesicht strahlte wie das der Jüngsten eines in Freude und Freiluftglück.

Wie bald hat der Ernst einer kriegerischen Zeit dieses ausgelassene Spiel zu schwerer Mannestat verwandelt.

Der Geist dieses Tapferen war nicht unmittelbar an der Entwicklung von Wickersdorf beteiligt, der ohne Einseitigkeit als Ziel das Bild des alten deutschen Bürgers vorsteht, mit seiner Fülle von Können und dem offenen Reichtum seines Verstehens und wo es sein muß, seines Trotzes. Aber ist es nicht im Grunde das gleiche, was der früh Vollendete, aus einem ganz anderen Lager stammend, von der Heranbildung einer starken und fröhlichen Jugend hoffte? Von der brausenden Quelle ihrer Kraft und von der Stärke ihres Kampfbewußtseins, gepaart mit Selbstbeherrschung, die nach diesem gewaltigsten aller Kriege dem Menschen nottun werden, der berufen ist, unerhörte Wunden zu heilen, neue Saat und neue Ernten vorzubereiten, voll vom heiligsten Ernst seiner Sendung: um seiner selbst willen für andere da zu sein.....

Und wenn die Jugend, die von Wickersdorf ausgeht, Jünglinge und Mädchen, in neuer Erkenntnis ihrer kameradschaftlichen Ergänzung, befähigt ist, an diesem großen Menschheitswerk mitschaffen zu helfen, so ist die opfervolle Arbeit ihrer Leiter nicht verloren gewesen — und nicht umsonst sind draußen ihre Freunde und Erzieher als Kämpfer gefallen, ein ewiges Denkmal deutschen Willens und liebereich bauender Kraft.

Leo Sternberg / Die Ueberflüssigen

Ich hörte die Aecker sagen
— es klang wie unterirdisches Klagen:

Rosshuf stampft uns nicht und der Heere verwüstender Tritt . .
Wir hören es dumpf in der Erde und leiden's nicht mit —

allein verschont in dem großen Herbst der Welt,
wo der Leib des Lebendigen fällt,

wie sich der Wald entlaubt . . Wir sollen zeugen, von den Flammen
des Weltbrands umschlagen, daß der Samen

nicht sterbe für die neue Saat . .
Doch Leben ist Scham, und Tod die einzige Tat . .

Wirkt immerhin, ihr Schollen! Wirkt den Keim ans Licht!
Tod sei nicht Freude! Opfer ist — die Pflicht.

Therese Köstlin / Die Mauer

Wir führen ein Schwert. Wir essen ein Brot.
Im Siegesjubel, in Todesnot
Schlägt in uns allen ein deutsches Herz.

Feinde heran! Die Mauer steht.
Waffen heraus! Wir fürchten uns nicht.

Eher das Weltall in Stücke geht,
Als daß ein Stein aus der Mauer bricht.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Unsere Ehre

Klarheit ist nur in der Tiefe zu finden; auf der Oberfläche liegt nur Dunkelheit und Verwirrung. Fichte.

Wie wird es in den nächsten Jahren sein, wenn wir langsam beginnen, die Geschichte dieser Tage zu beschreiben? Ob man es dann noch für möglich halten wird, was heute wirklich geschieht? Die Welt scheint mit deutschem Wesen aufräumen zu wollen. Einen anderen Sinn sehe ich in diesem Chaos nicht mehr. Warum das? Man gibt offen zu, daß wir tüchtig sind; man gesteht uns alle möglichen Vorzüge zu. Unsere „Barbarei" ist ja gerade unsere Leistungsfähigkeit. Also, sagen die anderen Völker: „Weg mit ihm! Wir wollen ihn demütigen. Er ist uns ein Dorn im Auge. Zertreten wir ihn!" Ist das alles nicht Wahnsinn? Aber die Blätter der Geschichte sind voll von Unduldsamkeit gegenüber dem, was tüchtig ist. Man kann es verstehen, wenn Menschen und Zeitalter mit bildungskräftigen Augen den Teufel leibhaftig in der Welt regieren sehen.

Aber ich höre liebe Menschen, die mich sanft beiseitenehmen und sprechen: „Du tust unrecht. Es herrscht bei uns Deutschen auch viel Oberflächlichkeit, Neid, Unzucht, Habsucht. Bist du blind? Man kann nur gerecht urteilen, wenn man beim Gegner das Gute betont, beim Eigenen das Schlechte sieht, um durch jene Vorzüge die eigenen Brüder zu neuer Entwicklung zu spornen". Gut, Freunde, wenn das Gerechtigkeit heißt, dann will ich gerne ungerecht heißen, ungerecht im höchsten Grad. Ich mag euch nicht. Ihr seid nicht bis ins Innere erschüttert von dem Schicksal eures Volkes. Ihr habt eine andere Seele. Sie mag besser sein als die meinige. Darum streite ich nicht. Aber ich verstehe eure Stubengerechtigkeit nicht. Ich sehe auf die Gasse und in die Scheuerstuben und in die Felder und wundere mich, ja, wundere mich, daß wir so sind, wie wir sind. Wenn wir es nicht sagen, so sagen es uns die Feinde. Alles bieten sie auf, selbst gemeinen Verrat. Machen sich denn England und seine Genossen dieses letzten unerhörten Streiches nicht gleicherweise schuldig, indem sie Italiens Söhne willkommen heißen? Armes Italien! Du glaubst noch an ihre Freundschaft? Noch nie hat man einem Verräter wirklich vertraut, mochte er augenblicklich noch so nützlich sein. So sehe ich, wie um unsere Grenzen sich häuft Häßliches und Niederträchtiges jeder Art, und muß und darf und kann mit frohem Herzen glauben, daß man soviel Schlechtigkeit nicht nötig hätte, wenn nicht unser deutsches Wesen innerlich echt wäre. Darüber freue ich mich mit dankbar ernstem Gemüt. Wir werden heute auf eine ungeahnte Probe gestellt. Hat man je faule Leute so lange geprüft? Mit ihnen ist die Geschichte immer rasch fertig gewesen. Nein, je toller die Welt da draußen wird, desto ruhiger und zuversichtlicher sind wir. Wir gehen auf rechtem Weg; also durch!

Wanderer sind wir und bleiben wir. Vollendete gab es nie. Wir bilden uns nie ein, es zu sein. Aber daß die Richtung richtig, daß der Weg gerade, daß das ferne Ziel gut ist, das erkenne ich von Tag zu Tag mehr aus den Blättern der deutschen Geschichte. Wir suchen nicht an der Oberfläche, sondern in der Tiefe. Dort ist unsere Heimat. Aus tiefen Quellen allein sprudelt ewiges Leben. Nie wird das von der Erde vertrieben werden können. Wir danken heute in unseren Kämpfen und Schlachten nur den großen Erziehern unseres Volkes; nicht uns, dem geistigen Erbe gebührt die Ehre. Aber der Stolz bleibt, daß wir berufen sind, es zu wahren.

Soziale Bewegung

Eine Kriegstagung der deutschen Verbraucher. Zu einer eindrucksvollen Kundgebung gestaltete sich die um Pfingsten in Berlin vom Kriegsausschusse für Konsumenteninteressen einberufene Konferenz. Die dem Ausschuß angeschlossenen 60 Zentralorganisationen der Arbeiter, Angestellten, Reichs-, Staats- und Gemeindebeamten, Frauen und verschiedener gemeinnütziger sozialpolitischer Vereinigungen aus sämtlichen politischen und religiösen Lagern, ferner die am Sitze der Generalkommandos und an sonstigen bedeutenden Orten bestehenden 20 Bezirksausschüsse mit 16 Ortsausschüssen hatten ihre Delegierten entsandt. Der Geschäftsbericht des Vorsitzenden, Reichstagsabgeordneten Robert Schmidt, gab einen Ueberblick über die Arbeit und die Entwicklung der deutschen Konsumentenbewegung, die heute von mehr als 7 Millionen Mitglieder, mit Angehörigen also 25 Millionen Verbraucher oder einem Drittel des deutschen Volkes, getragen wird. Mit einer Reihe außenstehender Verbände schweben die Verhandlungen zum Anschlusse noch und dürften baldigst zum Abschlusse gelangen. Gegen den Kriegsausschuß haben sich der Verband junger Drogisten durch seinen Austritt sowie der Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen, der bei der Gründungsversammlung vertreten war, durch ein Rundschreiben an seine Vereine gewandt. Einige Verbände halten sich bedauerlicherweise aus Furcht vor einer Berührung ihrer Mitglieder mit anderen Ständen und Richtungen noch fern. Eine große Zahl von Mitarbeitern aus der Wissenschaft, dem Handel, der Landwirtschaft und dem Handwerke wurde zu den Beratungen über wichtige Maßnahmen hinzugezogen. — Nach einem weiteren Vortrag des Professors Dr. Zimmermann über die volkswirtschaftliche Tätigkeit des Ausschusses kam eine ausgiebige Debatte, bei der besonders der falschen Auffassung entgegengetreten wurde, daß der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen mittelstandsfeindlich sei. Nur gegen die Auswüchse des Geschäftslebens während des Krieges werde wie bisher energisch Front gemacht. Der solide Geschäftsmann, der angemessene Preise fordere, brauche in der Konsumentenorganisation keinen Gegner zu erblicken. Zum Schluß empfahl im Auftrage des Gesamtvorstandes Abg. Giesberts die Fortführung und Weiterfinanzierung der Bewegung zunächst bis zum 31. Dezember. Dieser Vorschlag wurde einmütig gutgeheißen. — Sodann sprach Geheimrat Professor Dr. Zuntz-Berlin über das Thema: „Die Sicherung der künftigen Ernte für die Konsumenten". In der Besprechung einigte man sich auf folgende Grundlinien für weitere Kriegsarbeit: I. Sicherstellung auskömmlicher Menschenernährung (vor dem Vieh) zu erträglichen Preisen. a) Beschlagnahme hinreichender Mengen von Brotgetreide, Hafer, Gerste, Hülsenfrüchten sowie von Kartoffeln auf Großgütern für den Jahresbedarf von 70 Millionen Menschen; öffentliche Enteignungs- und Sicherungsbefugnisse für andere elementare Massenbedarfsartikel, wie Magermilch, Butter (bei Mangel sonstiger Fette), Fleischvieh, Zucker usw. auf Grund eines physiologischen Mindestbedarfsplanes. b) Fortführung und gegebenenfalls Weiterbildung des gemeinwirtschaftlichen Verteilungsverfahrens nach Kopfmengen für Brot usw. c) Systematische Durchbildung der Höchstpreisfestsetzung für Produzenten und Händler (prozentuale Vermittlungsvergütung) mit zeitlich gestaffelten Lagerungszuschlägen, Verkaufszwang, Verkaufsrechte für Gemeinden, gemeinnützige Anstalten usw.; Eisenbahntarifpolitik; Reichsvergütungen für Auslandsbezüge. Rücksichtslose Anwendung der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches (§ 138) und des Reichsstrafgesetzbuches (§ 263 und § 302e) gegen wucherische Ausbeutung der Notlage des Reichs und seiner Bürger. d) Systematische Herstellung und Aufspeicherung von Dauerwaren, Dörrgemüsen, Trockenkartoffeln usw.; Beschränkung der Trinkbranntwein- und Biererzeugung; Pflege der öffentlichen Bürgerspeisungen; Einschränkung des „Streckens" wichtiger Lebensmittel. II. Oeffentliche Ordnung der Viehhaltung und der Futtermittelversorgung unter folgenden Voraussetzungen: Errichtung einer Reichsernährungsbehörde im Zusammenwirken mit selbständigen Behörden für dezentralisiert verwaltete einheitliche Wirtschaftsbezirke in den einzelnen Reichsgegenden; Zuziehung der Konsumentenvertretungen bei allen Maßnahmen der Behörden in der Ernährungsfrage; Förderung der Ernteerzeugung und -einbringung mit geldlichen, technischen und organisatorischen Reichsmitteln; sorgsamste Ernteschätzung; Bestandaufnahmen für sämtliche wichtigen Nahrungs- und Futtermittel wie für landwirtschaftliche Betriebsstoffe in ständiger Wiederholung, zum ersten Male sofort nach der Ernte, mit Deklarationszwang und schärfsten Strafbestimmungen für Falschmeldungen; Einziehung der verschwiegenen Vorräte; Errichtung städtischer Lebensmittelämter in allen größeren Gemeinden.

Die schwierigste aller gewerkschaftlichen Organisationsaufgaben der Zukunft hatten wir vor kurzem die Anregung des Gewerkvereinlers Gleichauf vom Maschinenbauerverein genannt, die einen dauernden Burgfrieden unter allen Gewerkschaftsrichtungen auch über den jetzigen Krieg hinaus schaffen wollte. Die Aufnahme

Digitized by Google

der Anregung in der gesamten deutschen Gewerkschaftspresse war freundlich wohlwollend. Praktische Vorschläge zur Verwirklichung des Gedankens wurden aber von keiner Seite gemacht. Jetzt hat nun die Gesamtorganisation der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, der Zentralrat des Verbandes, die Anregung neu aufgenommen und folgende Entschließung bekanntgegeben: „In der Erkenntnis, daß zurzeit die einheitliche Arbeiterorganisation auf neutralem Boden, wie sie als Ideal den Deutschen Gewerkvereinen vorschwebt, nicht zu verwirklichen ist, macht sich der Zentralrat die im „Regulator" (Maschinenbauerorgan) vertretenen Anschauungen zu eigen. Da diese Anschauungen auch in der Presse der anderen gewerkschaftlichen Organisationen zum Teil völliger Zustimmung, nirgends aber grundsätzlicher Ablehnung begegnet sind, bringt der Zentralrat seine Bereitwilligkeit zum Ausdruck, alle Bestrebungen zu unterstützen, die darauf abzielen, auch nach dem Kriege ein erträgliches Verhältnis zwischen den verschiedenen Organisationen aufrechtzuerhalten und in allen die gesamte Arbeiterschaft betreffenden Fragen ein gemeinsames Vorgehen zu ermöglichen." Diese neue Anregung ist dadurch besonders wertvoll, daß einer der vier vorhandenen großen Hauptverbände geschlossen hinter ihr steht. Nun muß sich zeigen, ob der zum Ausdruck gebrachte Gedanke tatsächlich marschieren kann. Mit zustimmenden Worten ist jetzt nichts mehr getan. Man muß zum Abschluß einer formulierten Arbeitsgemeinschaft zwischen den Verbänden kommen. Der Verband der Deutschen Gewerkvereine bietet die Hand dar. Welcher Zentralverband schlägt zuerst herzhaft ein?

Landarbeiterpolitik im Kriege. Zur Sicherung der diesjährigen Ernte werden schon allseitig die nötigen Vorbereitungen getroffen. Das Oberkommando des 2. Armeekorps hat für seinen Bezirk, d. h. also für die Provinz Pommern, für die Dauer des Kriegszustandes folgende Verordnung erlassen: 1. Landwirtschaftliche Dienstboten und landwirtschaftliche Arbeiter dürfen ihre Arbeitsstelle unter einseitiger Verletzung des Vertrages oder ohne ausdrückliche Einwilligung des Dienstherrn oder Arbeitgebers vor Ablauf des Vertrages nicht verlassen. Dienstherren und Arbeitgeber dürfen landwirtschaftliche Dienstboten und landwirtschaftliche Arbeiter ohne einen Losschein ihres bisherigen Dienstherrn oder Arbeitgebers oder ohne gerichtliches Urteil, wonach das Vertragsverhältnis für beendigt erklärt ist, nicht in Dienst oder Arbeit nehmen. 2. Unternehmer, Beauftragte von solchen und gewerbsmäßige Vermittler dürfen Arbeiter, Vorarbeiter, Motorführer und Werkmeister innerhalb des Bezirks des 2. Armeekorps nach außerhalb des Korpsbezirks gelegenen Orten nur mit schriftlicher Genehmigung des Landrats in den Kreisen — der Polizeiverwaltung in kreisfreien Städten —, in welchen die Arbeiter ihren Wohnsitz oder Aufenthalt haben, anwerben. Anzeigen, in denen Arbeiter, Vorarbeiter, Motorführer und Werkmeister nach Orten außerhalb des Korpsbezirks gesucht werden, sind in Zeitungen, die im Korpsbezirk gedruckt werden, verboten. Zuwiderhandlungen hiergegen werden gemäß § 9 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft." In Schlesien hat man einen anderen Weg gewählt. Der Oberpräsident dieser Provinz hat für sämtliche Städte, in denen sich höhere Schulanstalten oder Seminare befinden, die Sommerferien so gelegt, daß den Schülern die Möglichkeit gegeben wird, sich an der Einbringung der Ernte zu beteiligen. Die Erfahrungen, die man nach dieser Richtung bei der vorjährigen Ernte gemacht hat, sind ja nicht besonders ermutigend. Trotzdem läßt sich gegen die getroffene Maßnahme grundsätzlich nichts einwenden, vorausgesetzt, daß sämtliche Arbeitslosen, soweit sie verwendbar sind, bei der Ernte beschäftigt, und daß die jungen Leute nicht etwa als Lohndrücker benutzt werden.

Genossenschaften im Kriege. Der Engere Ausschuß des Allgemeinen Deutschen Genossenschaftsverbandes hat kürzlich in Berlin seine Frühjahrssitzung abgehalten. Nach einer eingehenden Darstellung des Anwalts über die geschäftliche Lage der Genossenschaften im Kriege wurde folgende Erklärung abgegeben: „Der Engere Ausschuß stellt auf Grund des vom Anwalte erstatteten Berichtes mit Genugtuung fest, daß sich die Genossenschaften des Allgemeinen Verbandes der durch den Krieg geschaffenen schweren Lage nach jeder Richtung hin gewachsen gezeigt und die ihnen gestellten Aufgaben bestens gelöst haben." Die zum Jahrbuch des Allgemeinen Verbandes berichtenden 1508 Genossenschaften umfassen 1 036 640 Mitglieder. Sie arbeiten mit einem eigenen Vermögen von 384 Millionen und mit fremden Kapitalien in Höhe von 1434 Millionen Mark. Ihre geschäftlichen Leistungen lassen sich auf 17½ Milliarden Mark beziffern. Aus den für 1914 vorliegenden Geschäftsberichten ergibt sich, daß die Genossenschaften trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten ihre Aufgaben haben erfüllen können und daneben noch verhältnismäßig recht günstige Abschlüsse erzielten. Als ein erfreuliches Moment darf schon jetzt hervorgehoben werden, daß die Genossenschaften überall bestrebt sind, die Reserven zu stärken und besondere Kriegsreserven zu bilden, obgleich man nicht glaubt, daß sich aus den wirtschaftlichen Begleiterscheinungen des Krieges größere Verluste für die Genossenschaften ergeben werden.

Arbeitsbeschaffung für Privatangestellte nach dem Kriege. Der Bund technisch-industrieller Beamten hat den Reichstag in einer Eingabe gebeten, nach ähnlichen Grundsätzen, wie die in der Reichstagsresolution vom 20. März 1915 enthaltenen, auch für die technischen und kaufmännischen Angestellten die Schaffung eines zentralisierten Netzes öffentlicher Stellennachweise in die Wege leiten zu wollen. Die großen kaufmännischen Verbände, die in der Sozialen Arbeitsgemeinschaft zusammengeschlossen sind, haben sich dagegen bekanntlich geweigert, in eine öffentliche Arbeitsbeschaffungsorganisation einbezogen zu werden. Sie glauben, mit ihren Verbandarbeitsnachweisen Besseres leisten zu können.

Briefkasten

Gehr. R. in D. Besten Dank für die Ergänzung unserer Notiz über Kriegsnöte des Mittelstandes. Wir halten die in jener Mittelstandskonferenz gegebene Anregung mit Ihnen für sehr beachtlich, wonach der Kriegsminister eine Verfügung erlassen soll, daß die Lazarettverwaltungen sich mit den am Orte oder im Bezirke bestehenden Gewerbeförderungsanstalten und Fachschulen in Verbindung zu setzen haben, damit für die in Betracht kommenden Verwundeten eine zweckmäßige Ausnutzung der freien Zeit im Sinne einer fachlichen Beschäftigung herbeigeführt werde. Durch solche Veranstaltungen muß erreicht werden, daß zahlreiche Verletzte rechtzeitig mit dem Gedanken sich vertraut machen, trotz körperlicher Beschädigungen ihrem Berufe treu zu bleiben und in kommenden Friedenszeiten mit Hilfe des Gewerbeförderungsdienstes sich fachlich weiter zu vervollkommnen oder umzulernen versuchen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Dr. K. in St. 2,50 M., Lehrer B. in R. 3 M., Pfr. U. in B. 8,30 M., O. in W. 1 M., K. in O. 2 M., Frau St. in A. 85 Pf., Oberlt. W. in R. 5 M., Hilde F. in E. 5 M., W. Th. in Oldenburg 5 M., Off.-Stellv. E. im Felde 5 M., Oberlt. F. in A. 6 M., E. in K. 6 M., Prof. Sch. in D. 5 M., Pfr. F. in K. 2,50 M., P. in A. 85 Pf.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Lehrer Sch. in W. 3 M., Pfr. T. in B. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: H. K., Steglitz 13 Bücher, Oberamtsrichter H. in O. 10 Povert, Harringa, 10 Wegener, Wir jungen Männer, 10 Ribbing, Sexuell-hygienische Abhandlungen; Klasse 1 des Städt. Lyzeums, Remscheid 19 Bücher und 10 Hefte der Woche; E. T. in Berlin 13 Bücher; Frau H. D. in Tilsit 2 Pakete Bücher.

Für Marine-Lese-Zwecke: Fr. C. S. in C. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Vielseitig gebildete Dame bester Kreise, evang., 33 J. alt, heiteren Temperamentes, sucht Wirkungskreis als

Hausdame.

Selbige ist in der selbständigen Leitung des Haushaltes sowie in Kindererziehung durchaus erfahren, musikalisch, Sprachkenntnisse, 7 Jahre in frauenlosem Hause tätig. Betreffende hat auch Handelsschulbildung, ist in Stenographie, Maschinenschreiben und Buchführung bewandert, literarisch stark interessiert und würde auch den Posten einer

Privat-Sekretärin

übernehmen (bei Arzt, Nationalökonom, Bibliothek). Beste Zeugnisse und Empfehlungen. Angeb. erb. an Zell i. W., bad. Schwarzwald, Gartenstr. 6.

Dame

sucht in großer Stadt ein gutgehendes, bestens eingeführtes Geschäft unter reellen Bedingungen zu kaufen. Gründlichstes Einarbeiten muß zugesichert werden. In Frage käme besonders Papierwarengeschäft oder anderes vornehmes, kleines Spezialgeschäft, das bisher von geb. Dame geleitet wurde. Kauf kann gegen Kasse erfolgen. Gefl. nähere Angeb. mit Preisangabe unt. D. K. 31 an die Exp. d. Bl. erb.

Kaufmann

37 J., der sich wegen Ueberarbeitung auf ärztl. Rat ein halbes Jahr in ländl. Umgebung beschäftigen soll — im übrigen aber gesund u. mit gut. Humor — sucht geeignet. Betätig. Beding. fr. Verpflegung u. kl. Taschengeld. Ang. u. H. 50. Verlag der Hilfe.

10. Juni 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 23

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Die Haltung Amerikas. — **Dr. Erich Eyck:** Das Ende des englischen Liberalismus. — **Richard Charmatz:** Wie studiert man Oesterreich-Ungarns Geschichte und Politik? — **Rudolph Varmm:** Das besetzte Nordfrankreich. — **Dr. Fritz Bauer:** Die Sicherung der Brotversorgung. — **Geh. Hofrat Prof. Dr. Herman Haupt:** Zur Jahrhundertfeier der Gründung der deutschen Burschenschaft. — **Stadtpfarrer D. David Koch:** Am Fuß des Donon. — **Willy Meyer:** Von euch und dem Kriege. — **D. Gottfried Traub:** Volksgeburt. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. —

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 30. Mai.

An der italienischen Grenze bleibt es noch immer bei kleinen Versuchsgefechten. Die Italiener haben Ala besetzt. Bei Görz wurden italienische Angriffe abgewiesen. Marineflieger warfen Bomben auf Venedig, besonders auf das Arsenal. Wir denken dabei an die wunderbaren marmornen Löwen am Eingang zum Arsenal.

Längs der Straße Béthune—Souchez wurde starker französischer Angriff zurückgeschlagen. Der große Ansturm ist also immer noch nicht zu seinem Ende gelangt.

In Galizien haben die Russen bei Sieniawa am San einen für sie erfolgreichen Widerstand geleistet, sonst aber wird der Vormarsch in Richtung auf Lemberg fortgesetzt.

Ich fahre durch Bayern und sehe die Felder gut bestellt und gut im Wuchs. Der längst erwünschte Regen tritt stellenweise ein, und alles spricht dafür, daß wir eine genügende Ernte haben werden. Da der Krieg sich anschickt, lange zu dauern, ist es wichtig, daß wir mit Brotkarte und gutem Willen ruhig weiter existieren können.

Montag, 31. Mai.

Nordöstlich Jaroslau und bei Stryj in Galizien griffen die Russen an, wurden zurückgeschlagen. Woher die Russen so schnell wieder Angriffstruppen herbeigeholt haben, wissen wir nicht, sehen aber auch hieran, daß man ihre Leistungskraft selbst nach gewaltigen Siegen der Unseren nicht zu niedrig schätzen darf. Die Einschließung von Przemysl vervollständigt sich.

Eine deutsche Antwortnote an die Vereinigten Staaten von Nordamerika bespricht den Untergang der „Lusitania" unter Hervorhebung der militärischen Verwendung dieses Schiffes: „Die englische Schiffahrtsgesellschaft hat in voller Ueberlegung das Leben amerikanischer Bürger als Schutz für die beförderte Munition zu benutzen versucht."

Das deutsche Konsulat in Mailand ist vom Pöbel gestürmt worden. Der österreichische Konsul und der deutsche Konsulatsvertreter sind unter schweren Unbilden nach Lugano gelangt.

Die bulgarische Regierung bestreitet, daß durch neue Vorschläge des Dreiverbandes eine Aenderung ihrer Haltung eingetreten sei. Bis jetzt sind Rumänien und Bulgarien sehr umworben, aber noch neutral, werden es hoffentlich auch bleiben.

Dienstag, 1. Juni.

Und wieder ward ein neuer Kriegsmonat, der nicht so aussieht, als ob er der letzte sein wollte. Die Völker haben sich an alles gewöhnt, auch an das Sterben der vielen Männer und auch an das Anwachsen der Beschädigten, aber — wenn es nun bald aufhören wollte, so wäre es eine Befreiung! Doch was können wir Deutschen dazu anderes tun als tapfer sein? Wenn wir Schwachheit zeigen wollten, so würden wir mit unmöglichen Forderungen der Gegner doch wieder in den Krieg hineingedrückt werden. Sie wollen uns geschichtlich kleinmachen und brechen, und wir müssen beweisen, daß das nicht geht. Sie haben sich einmal die Legende zurechtgemacht, daß Kaiser Wilhelm der Imperator ist, der gebrochen werden muß wie Napoleon I., Nikolaus I. und Napoleon III. Die weite Welt ist überredet worden, ihn und uns als kriegslüstern, herrschsüchtig und grausam anzusehen. Auch wohlwollende Nachbarn sehen die Sache so an. Dieser Völkerlüge gegenüber hilft nichts als der Erfolg. Alles Reden ist nach 10 Monaten vergeblich. Unsere Soldaten — sie haben die deutsche Zukunft in ihren Händen. Ihnen gilt auch bei diesem Monatsanfang unser Gruß.

Die Kriegslage ist im allgemeinen bewundernswert gut: Der Westen wird gehalten, und im Osten wird vorgegangen. Dabei sind die Dardanellen noch ganz munter türkisch, und bis jetzt sind die Italiener noch keine alten Römerhelden. So wortreich wie sie führt keine andere Nation den Krieg.

Der König von Griechenland scheint seine Krankheit, die als Folge eines (vergifteten?) Dolches angesehen wird, gesund zu überwinden. Es starben in auffälliger Weise nach dem österreichisch-ungarischen Thronfolger Jaurès und Witte, es waren bedroht Giolitti und der König von Griechenland. Und die Gesellschaft, die so arbeitet, ist der Zentralverband für Kultur und Freiheit! Grüßlicher Schwindel.

Mittwoch, 2. Juni.

Auf der Fahrt nach Wien höre ich allerlei vom Krieg erzählen, besonders vom jubelnden Empfang deutscher Truppen in Bozen. Mitfahrenden deutschen Soldaten werden alle möglichen Liebenswürdigkeiten erwiesen. Der Glaube an die „umständliche, aber sehr genaue" deutsche Kriegführung ist hier im deutsch-österreichischen Volk allgemein. Wien ist freundlich wie immer, aber noch teurer als sonst.

Die Tagestelegramme sprechen von Gewinnung neuer Außenwerke von Przemysl. Der Sturz dieser Festung scheint bevorzustehen. Feindliche Stellungen zwischen Stryj und Drohobycz wurden erstürmt. Bei Solotwina in Südostgalizien flohen russische Angreifer. Im Monat Mai wurden von den unter österreichisch-ungarischem Oberkommando stehenden Truppen im ganzen 863 Offiziere und 268 000 Mann gefangen.

Die Kanadier und Australier sollen keine Neigung haben, weitere Truppen nach Europa zu senden, da sie ihre Söhne nicht als Dardanellenopfer hergeben wollen.

Donnerstag, 3. Juni.

Beim Aufstehen höre ich viele Glocken läuten und denke: das ist die Eroberung von Przemysl! Aber vorläufig bedeuten die Glocken das heutige Fronleichnamsfest. Erst am weiteren Vormittag kommen die Telegramme, daß die Deutschen von Norden

Digitized by Google

und die Oesterreicher von Süden gemeinsam die Festung genommen haben! Heil! Diese Einnahme ist deshalb so wichtig, weil die Russen gerade die Besetzung Przemysls in aller Welt als den entscheidendsten ihrer Siege verkündigt haben. Nun ist das vorbei!

Die wahrhaft glänzenden Erfolge der treuen Verbündeten in Galizien wirken natürlich auch in Rumänien und in Bulgarien. Dort schwankt noch immer alles, aber so viel ist wohl sicher, daß weder Rumänien noch Bulgarien bei der verlierenden Partei sein möchten. Bulgarien soll vom Dreiverband die Erlaubnis zur sofortigen Besetzung des serbischen Mazedonien verlangen, eine unmögliche Forderung, solange Serbien von den Hintergrundsmächten des Thronfolgermordes nicht preisgegeben wird. Schon jetzt sind die Serben durch italienische Ansprüche ziemlich verletzt.

Nachdem vor einigen Tagen in Vergeltung der Luftbombardierung Ludwigshafens von deutschen Zeppelinen Bomben auf die Docks von London geworfen wurden, hält die englische Zensur alle eingehenderen Berichte über Brände und Schaden bis heute zurück.

Es wird von revolutionären Eisenbahnstörungen aus Rußland und besonders bei Warschau berichtet. Der Zar begnadigte fünf sozialrevolutionäre Duma-Abgeordnete. Aus Angst? Alles Russische ist undurchsichtig.

Freitag, 4. Juni.

Es fällt auf, daß von italienischer Seite noch immer keine größeren Angriffe erfolgen, obwohl Italien seit vielen Monaten an seiner Kriegsbereitschaft arbeiten konnte. Die Besetzung dieses oder jenes einzelnen Berges in Südtirol besagt wenig. Der Krieg zwischen Deutschland und Italien ist immer noch nicht erklärt, wie es scheint, weil eine deutsche Kriegserklärung gewisse Folgen am Balkan nach sich ziehen könnte.

Die Russen sind bei der Einnahme von Przemysl zum größeren Teile entkommen Eine lange Schlacht von der Weichsel bis an die Grenze von Bessarabien ist in Gang. Die Armee Böhm-Ermolli nähert sich an Mosciska. Die Armee Linsingen drängt die Russen zurück. Am unteren San und in Polen keine Veränderung der Stellungen.

Am 31. Mai hat ein deutsches Unterseeboot bei den Stratoinseln im Aegäischen Meere einen englischen Kreuzer von 12 000 Tonnen versenkt. Bei Tenedos wurde am 2. Juni ein englischer Linienschiffskreuzer torpediert. Dadurch wird die Lage der englisch-französischen Landungstruppen immer schwieriger. Die Zahl der türkischen Soldaten auf Gallipoli wird mit 250 000 angegeben.

Die diplomatischen Vorgänge auf der Balkanhalbinsel sind undurchsichtig. Es wird von bulgarischen Anforderungen an die Türkei geredet. Niemand weiß aber, wer schließlich gegen uns kämpfen wird, da beispielsweise die Bulgaren ebenso auf der serbischen wie auf der türkischen Seite Angriffsmöglichkeit haben. Staaten verhandeln jetzt ihre Militärkraft etwa so wie früher Landsknechtsregimenter.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 1. Juni.

In wie vielen deutschen Familien mögen Abende wie dieser sein: daß die Mutter die Bilder des blonden Jungen auf dem Tisch ausbreitet, der — Herzschuß beim Sturmangriff — im Westen gefallen ist. Aus Schreibtischfächern und Mappen hervorgesucht: ein Kind auf steifen, dicken Beinchen, der dünne Schuljunge mit dem kurzärmeligen Sweater, der Flegeljährler, unbehaglich unfertig, im Kreis der Geschwister — und dann Kameradenbilder, kleine Liebhaberphotographien vom Kasernenhof und beim Liebesmahl. Noch das letzte Bild vor dem Kriege: ein ungereiftes Jungengesicht. Und darum genügen sie der Mutter alle nicht — denn sie geben ihn nicht so, wie sie ihn zuletzt — im Krieg — gesehen hat: so ernst und männlich gereift. Wie aus den kleinen Blättern sich so ein Leben aufbaut — nichts Besonderes, eines von Tausenden — mit all seinen einfachen, frischen Forderungen an sein Teil Sonne und Glück! Wenn die Männer der großen Hoffnungen fallen, bekommt der Kriegstod tragische Hoheit. Aber über diesen Bildern steht er wie in der alten volkstümlichen Vorstellung als der feindliche Schnitter, der das unbefangen blühende Leben tausendfach dahinmäht. — — —

In Berlin-Schöneberg ist heute Molkenbuhr als Stadtrat in sein Amt eingeführt.

Wenn es doch regnen wollte! Noch niemals sind wir mit unseren Gedanken so innig bei den bestellten Feldern draußen gewesen. Sonnentag um Sonnentag, alles Blühen voller, aber flüchtiger denn je!

Mittwoch, 2. Juni.

Gestern eine kurze Sitzung des Landtags mit ein wenig Konfliktsluft, weil die Regierung Schluß der Session und der Landtag nur Vertagung wünscht. Inhalt der Sitzung nur eine Rede des Präsidenten über den italienischen Treubruch. — Heute wird das Wohnungsgesetz in zweiter Lesung an die Kommission zurückverwiesen, die durch einen Vertreter der Polen — gegen anfänglichen konservativen Protest — verstärkt wird.

Freikonservative und Zentrumsanträge auf Besteuerung der Kriegsgewinne gehen an die verstärkte Budgetkommission.

Eine neue Sitzung wird erst in der nächsten Woche stattfinden.

Ueber die konservative Schroffheit des Grafen Westarp im Reichstag gegen die Sozialdemokraten ist ein so starkes Befremden auch in der bürgerlichen Presse zum Ausdruck gekommen, daß die „Kreuzzeitung" eine Verteidigung versucht: es dürfe die Gleichberechtigung jetzt nicht gefordert werden, damit das Ausland nicht den Eindruck der Bedrückung und Uneinigkeit bei uns gewänne. Als ob die scharfe konservative Rede nicht viel mehr nach Bedrückung und Uneinigkeit ausgesehen hätte, als die Wiederholung altbekannter demokratischer Wünsche!

Es naht die Zurückgewinnung von Przemysl; man spürt in der Stimmung der Straßen die freudige Erwartung. Uebrigens zeigen auch die allabendlich überfüllten Restaurants, daß die Nahrungssorgen von uns abgefallen sind, vielleicht allzusehr!!

Donnerstag, 3. Juni.

Das Brot wird billiger!

Die Groß-Berliner Kommunen folgen vom 7. Juni ab der Preisherabsetzung für Mehl durch die Kriegsgetreidegesellschaft mit einer Herabsetzung der Brotpreise. Höchstpreis des Roggenbrotes von 1 Kg. 42 Pfennige, für ein Weizenkleinbrot von 50 Gramm 3 Pfennige. Der Triumph guter Wirtschaft und Einteilung zeigt sich auch darin, daß nun die Mehlvorräte eine Zusatzbrotkarte für schwerarbeitende Personen gestatten werden. Darauf haben wir lange gewartet und unterdessen zahllose „Wärmehüllen" erfunden, für Berufsarbeiter jedes Standes und Geschlechts, als Aktenmappe, Pompadour, Markttasche oder Rucksack verkleidet, in denen man warmes Essen stundenlang halten kann.

Trotz allem ist die Ernährungsfrage für die Unbemittelten noch nicht leicht, bei der Teuerung aller Kolonialwaren und Hülsenfrüchte. Man kann schließlich nicht jeden Tag Spinat essen, den die Kriegsbestellung von Frühgemüse bergehoch auf den Markt schüttet.

Man sieht die Sorgen der Hausfrauen, wenn in dem kleinbürgerlichen Stadtteil Markt ist. Dann ist Blau die herrschende Farbe des Straßenbildes, von den blauen Schürzen der Frauen, die — Korridorschlüssel in der Hand, Markttasche am Arm und meist noch ein Kind am Rock — einen kleinen Menschenstrom für sich hin und her bilden. Wenn sie stehenbleiben, sprechen sie von den Karpathen, dem Priesterwald und den Dardanellen, oder von ihren Rhabarberstünken (die neben dem Spinat das einzige sind, was billig ist), und daß man wirklich nicht weiß, was man kochen soll. Ein Trost sind die billigen Kartoffeln; aber daß die „Bollen" immer noch fünfzig Pfennige das Pfund kosten und die Kohlrabi und Mohrrüben noch so klein sind! Und dann Schmalz! Daß

Digitized by Google

das Pfund über zwei Mark gestiegen ist, ist für Berliner Ernährungssitten sehr schlimm.

Wir (Nationaler Frauendienst) hatten gestern sieben Versammlungen in verschiedenen Teilen Berlins, um neue Helferinnen zu gewinnen. Wer mag an einem langen, hellen Juniabend in einen Saal gehen und sich in einem Vortrag für eine nicht sehr bequeme Pflicht bearbeiten lassen? Aber wir mußten es versuchen, denn da die unterstützten Kriegerfamilien in Berlin sich verdoppelt haben (jetzt etwa 131 000) und die Hinterbliebenenfrage beginnt, wächst die Arbeit wieder. Unsere Helferinnen aber, die seit August Tag für Tag viele Stunden Hunderte von Menschen abfertigen, müssen einmal entlastet werden. Und der Versuch zu einem „zweiten Aufgebot" glückte wirklich, trotz der Sommerschönheit draußen und der Unzeitgemäßheit beleuchteter Säle im Stadtinnern. Wir haben eine ganz große „Ersatztruppe" zusammenbekommen.

Freitag, 4. Juni.

Der Schluß der Landtagssession ist von der Staatsregierung beschlossen. Jetzt soll noch in einer erweiterten Budgetkommission über die künftigen Volksernährungspläne, über die Lage der Industrie (Beschaffung von Rohstoffen), und eine Reihe anderer Fragen des Handels und der Sozialpolitik verhandelt werden. Dann werden weitere Plenarsitzungen Ende nächster Woche folgen.

Es wird einem schwer, noch an das italienische Stilgefühl zu glauben nach der plumpen Rede Salandras gegen unseren Reichskanzler mit ihren lahmen und gezwungenen persönlichen Ausfällen. Auf dem Kapitol herrscht heute der Geschmack von Wahlagitatoren dritten Ranges.

Die „Deutsche Tageszeitung" macht den Vorschlag, daß die großen deutschen Wirtschaftsverbände über gewisse Fragen von allgemeiner nationaler Bedeutung dauernd eine Verständigung suchen sollten, wie es jetzt gelegentlich im Kriege geschehen sei.

Sonnabend, 5. Juni.

Die Auseinandersetzung über den Organisationsplan der künftigen Brotversorgung — für und wider Kriegsgetreidegesellschaft — geht weiter. Selbstverständlich muß allen Konsumenten an dem Fortbestehen der Kriegsgetreidegesellschaft dringend gelegen sein — abgesehen davon, daß nicht einzusehen ist, weshalb man ein neues Experiment machen soll, nachdem das erste trotz der Schwierigkeiten geglückt ist.

In der Budgetkommission des Landtags hat Delbrück Mitteilungen über den Vorrätestand gemacht. Wir haben 2½ Millionen Doppelzentner Getreide mehr, als die Reserve betragen sollte; gehen mit gutem Ueberschuß ins neue Erntejahr und haben genug für den normalen Friedensverbrauch an Kartoffeln.

Sehr interessant ist in England der Kampf der Regierung gegen den Individualismus der Arbeiterschaft. Ein Jahrhundert manchesterlicher Erziehung soll mit einem Schlage durch den unerläßlichen Staatssozialismus des Krieges ausgeräuchert werden. Das ist natürlich nicht möglich. Der englische Arbeiter kennt nichts ganz und gar Unmöglicheres als den Verzicht auf seine Selbstbestimmung. Die „industrielle Dienstpflicht", die bei uns vollkommen selbstverständlich war, wird dort auf das Widerstreben der stärksten politischen und gewerkschaftlichen Instinkte stoßen.

Wir hatten heute eine Ausschußsitzung zur Zentralisation der Hinterbliebenenfürsorge. Das ist ein schwieriges Stück Arbeit! D. h. nicht die Fürsorge, aber die Zentralisation bei der allgemeinen Monopolsucht der organisierten Nächstenliebe!

Sonntag, 6. Juni.

Aus den Verhandlungen der verstärkten Budgetkommission im Landtag wird deutlich, daß die Kriegsgetreidegesellschaft als Zentralorgan künftiger Brotversorgung erhalten bleiben wird.

Ueber das Stickstoffmonopol macht die Regierung vorläufige Mitteilungen gegenüber gewissen Gegenströmungen in Industriekreisen. Die Kommission hat aber ihre Arbeiten noch nicht abgeschlossen. Als Zweck der Vorlage wird angegeben nicht nur die Erzeugung von Kalkstickstoff, sondern „eine für die Bedürfnisse der militärischen und wirtschaftlichen Landesverteidigung ausreichende Erzeugung von Stickstoffverbindungen, einerlei welcher Art, im eigenen Lande gegenüber allen Möglichkeiten sicherzustellen."

Die Banken haben in den letzten Tagen die Beteiligung am Berliner Börsenverkehr wiederaufgenommen. Das wird allgemein als ein Symptom allgemein wachsenden wirtschaftlichen Vertrauens angesehen, ohne daß natürlich damit die Möglichkeit einer vollen Wiederherstellung des Börsenverkehrs in Sicht käme.

Wieder ein wolkenloser Himmel wie ein stählernes Schild über dem smaragdenen Junigrün der Bäume. In wieviel deutschen Kirchen werden heute Gebete um Regen aufsteigen!

Montag, 7. Juni.

Der Kartoffelacker am Kurfürstendamm, eingebettet in die banale Eleganz der Berlin W-Häuserreihen, freut einen immer wieder. Ein ehemaliger Tennisplatz, der umgepflügt ist, und auf dem nun die bescheidenen grünen Staudenreihen aus dem gelben märkischen Sand steigen. Es gibt auch Erbsenbeete mit kunstvollem Reisig- und Bindfadenschutz gegen die Sperlinge. Wenn abends die Leute auf ihren rohgezimmerten Lattenbänken die „Natur" genießen und mit heißem Bemühen jeder an seinen paar Reihen die Gießkanne entlang tragen, kommt so recht der Untergrund von Harmlosigkeit im vielerfahrenen Großstadtdasein zutage.

Ein schwieriges Problem ist die Zuführung der großen Mehrbestände von Gemüse an das Publikum. Der Zwischenhandel spielt hier teils eine üble Rolle, indem ihm an diesen Massen gar nichts liegt, weil er die Preise hochhalten will. Wir brauchten dringend die Hausfrauenorganisation!

Paul Rohrbach / Die Haltung Amerikas

Der Korrespondent des New York Herald in Genf hat nach den Tagesblättern am 4. Juni aus Neuyork gemeldet: „Es erregt in diplomatischen Kreisen Verwunderung, daß auch die in englischer Sprache erscheinende Presse der Vereinigten Staaten ihre heftigen Angriffe gegen Deutschland eingestellt hat und das deutsche Vorgehen in den englischen Gewässern nicht mehr zu tadeln scheint. Es besteht keine Hoffnung mehr, daß die Vereinigten Staaten einen Bruch mit Deutschland herbeiführen werden." Gleichzeitig verlautet, ein besonderer Beauftragter des Botschafters Grafen Bernstorff solle, mit freiem Geleit von England und Frankreich, nach Deutschland reisen, um Bericht über die wahre Stimmung in den Vereinigten Staaten zu erstatten. Was diese letztere Nachricht angeht, so ist damit wahrscheinlich die Rückkehr Dernburgs gemeint, dem auf diese Weise Sicherheit gegen die Gefangennahme und Internierung in England beschafft wird. Es versteht sich von selbst, daß es sehr wertvoll sein wird, das Urteil eines solchen Mannes über die amerikanischen Verhältnisse zu hören.

Ob sich wirklich, wie in der Herald-Meldung aus Neuyork behauptet wird, ein Wechsel in der Haltung der amtlichen amerikanischen Kreise vollzieht — denn das würde das Aufhören der Angriffe auf Deutschland in der Presse bedeuten —, ist einstweilen doch noch recht unsicher. Vielleicht soll Deutschland nur die Nachgiebigkeit erleichtert werden. Noch ganz vor kurzem ist von halbamtlicher französischer Seite in so auffälligen Worten für die tatkräftige Sympathie Amerikas, das heißt für die Unterstützung mit Munition und für das Gewährenlassen der Abschneidung Deutschlands vom amerikanischen Rohstoff- und Lebensmittelmarkt, gedankt worden, daß man es eigentlich nur als Anspielung auf ein vorhandenes ausdrückliches Einverständnis auffassen konnte.

Digitized by Google

Diese letztere Frage ist unterdessen auch direkt gestellt worden, und zwar von amerikanischer Seite. Im Jahre 1913 ist ein Buch des Professors der Geschichte an der Washingtoner Universität, Roland G. Usher, erschienen: „Pangermanismus." Usher bemerkt darin, wohlverstanden über ein Jahr vor dem Ausbruch des Krieges, daß die amerikanische Politik durch ein geheimes Abkommen gegen Deutschland Stellung genommen habe. Er sagt, im Jahre 1897 sei eine geheime Verständigung der Vereinigten Staaten mit England, Frankreich und Rußland erfolgt, des Inhalts, daß die Union im Falle eines „von Deutschland hervorgerufenen" Krieges ihr Bestes tun solle, um ihren drei Verbündeten zu helfen (would do its best to assist its three allies). Weiter heißt es, England besitze „drei ungeheuer mächtige Verbündete", nämlich Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten. Die interessanteste Bemerkung Ushers schließlich ist die, den Vereinigten Staaten sei der Bau des Panamakanals von England und Frankreich „nicht früher gestattet worden, als bis diese von den Gefahren des Pangermanismus überzeugt waren".

Was die Verständigung von 1897 betrifft, so ist es wohl klar, daß sie an das aufgeregte Mißtrauen Englands gegenüber der deutschen Politik wegen des kurz vorhergegangenen Krüger-Telegramms des Kaisers anknüpft. Daß England damals eine Anlehnung an die Vereinigten Staaten erstrebt hat, ist ohne weiteres glaubhaft. Auch was den Bau des Panamakanals betrifft, ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß die Haltung der französischen wie der englischen Politik (die Franzosen waren ja die ursprünglichen Unternehmer des Kanals) durch die Erwägung mitbestimmt worden ist, es würde für den Fall des Krieges mit Deutschland von Vorteil sein, wenn die Vereinigten Staaten durch den Kanal, und zwar durch den ausschließlich von ihnen beherrschten und wirksam befestigten Kanal, gegen die Gefahr des japanischen Angriffs gedeckt seien. Nur wenn das der Fall war, konnten die Amerikaner Unterstützung gegen Deutschland in Aussicht stellen.

Wohl möglich also, daß eine allgemeine Verständigung zwischen Amerika und England mit der Spitze gegen Deutschland schon auf die Zeit unmittelbar vor dem Burenkriege und auf die Anfänge der amerikanischen Kanalpläne zurückgeht. Auch während des Burenkrieges erregte es bei billig Denkenden innerhalb wie außerhalb Amerikas Anstoß, daß die Amerikaner dem mächtigen England gegen die ohnehin bedrängten südafrikanischen Freistaaten alle Munition lieferten, die es brauchte. Es gab Proteste, aber die Antwort lautete damals wie heute: Wir sind durchaus neutral, auch die Buren können sich bei uns kaufen, was sie wollen! Damals äußerte Josef Chamberlain, der englische Kolonialminister und Anstifter des südafrikanischen Krieges, öffentlich, mit den Vereinigten Staaten bestehe „eine Verständigung, ein Vertrag, wenn Sie so wollen (an agreement, an understanding, a compact, if you please)". Auf der amerikanischen Seite schwieg man bezeichnenderweise still, was doch kaum anders zu deuten war, als daß die maßgebenden Kreise nichts gegen die Mitteilungen des englischen Ministers zu erinnern hatten.

Daß zwischen der englischen und amerikanischen Regierung politische Abmachungen für den Fall bestanden, daß England in einen europäischen Krieg (selbstverständlich gegen Deutschland) verwickelt werden sollte, mußte auch aus der seinerzeit lebhaft besprochenen Rede eines amerikanischen Seeoffiziers, Commander Sims, in der Guild Hall in London im November 1910 gefolgert werden. Damals befand sich eine starke amerikanische Flottenabteilung zum Besuch in Europa, aber ausschließlich in englischen und französischen Häfen. Es fanden lebhafte Verbrüderungsfestlichkeiten statt, namentlich auf englischem Boden. Sims, der als eine der führenden Persönlichkeiten in der Entwicklung der amerikanischen Marine bekannt ist, ein Mann von bedeutender seewissenschaftlicher Bildung und nicht zu verwechseln mit Leuten vom Schlage des Admirals Dewey und Genossen, sagte bei dem Guild Hall-Bankett: Wenn England einen Kampf zu bestehen haben sollte, so würde ihm dafür der letzte Mann, der letzte Dollar und der letzte Blutstropfen Amerikas zur Verfügung gestellt werden! In derselben Tonart war die Antwort von der englischen Seite gehalten: es werde in der Tat klug und gut von den Amerikanern gehandelt sein, wenn sie den Baum stützten, aus dessen Wurzeln auch sie erwachsen seien.

Die Umstände, unter denen dieser Zwischenfall sich abspielte, waren so auffallend und trugen so unzweideutig den Charakter einer an Deutschlands Adresse gerichteten Drohung, daß unsererseits eine Beschwerde erfolgen mußte. Daraufhin entschloß man sich in Amerika, die Simssche Rede offiziell abzumildern und ihr eine harmlose Deutung zu geben. Vergegenwärtigen wir uns aber heute diese ganze Reihe auffallender Tatsachen, so muß man vielleicht denen recht geben, die der Meinung sind, daß jetzt erst die folgende Briefstelle in Bryans Schreiben an den Grafen Bernstorff vom 22. April 1915 ihre volle Aufklärung finde: „daß die Beziehungen zweier Regierungen mit einer anderen begreiflicherweise nicht zum Gegenstand einer Erörterung mit einer dritten Regierung gemacht werden könnten, die ihrerseits über die vorliegenden Tatsachen nicht völlig unterrichtet sein könne und die auch keine volle Kenntnis habe von den Beweggründen für die eingeschlagene Richtung."

Wir dürfen uns doch, wenn wir ehrlich gegen uns selbst und gegen die Dinge sein wollen, nicht darüber täuschen, daß die gegenwärtige Politik Amerikas sich in ihrer Wirkung nur wenig von dem unterscheidet, was wir zu gewärtigen hätten, wenn zwischen der Regierung der Vereinigten Staaten einerseits, und der englischen, amerikanischen und russischen andererseits ein offizielles Kriegsbündnis gegen uns abgeschlossen wäre. Die Amerikaner könnten auch in einem solchen Falle keine Kriegsschiffe in die europäischen Gewässer schicken, denn sie würden ihre Flotte zur Sicherung gegen Japan brauchen. Ebensowenig brauchte damit gerechnet zu werden, daß nennenswerte amerikanische Streitkräfte in Flandern oder der Champagne erschienen, denn die amerikanische Armee reicht kaum für den notwendigsten Bedarf in Amerika selbst, auf den Philippinen und in den übrigen Besitzungen aus, und daß sich in den Staaten ein großes Feld zur Anwerbung von Freiwilligen für den Krieg in Europa finden würde, ist ausgeschlossen. Die Union hat ja nicht einmal wirklichen Krieg an Mexiko zu erklären gewagt, weil ihre Armeeverhältnisse zu Lande ganz im argen liegen. Was also noch übrigbliebe, wäre die Beschlagnahme des deutschen Schiffseigentums in Amerika — ein unangenehmer Verlust, aber nicht geeignet, um auf die Entscheidung des Weltkrieges einzuwirken. Umgekehrt wäre vielmehr zu erwarten, daß die amerikanische Regierung durch eine offene statt durch die gegenwärtige, versteckte, praktisch allerdings ebenso tätige Kriegführung gegen Deutschland sehr starke innere Schwierigkeiten bekäme. Zwar könnte keine Rede davon sein, daß die Deutsch-Amerikaner ihrem politischen Vaterlande untreu

Digitized by Google

würden. Alles, was in dieser Beziehung gesagt worden ist, war entweder bewußte böswillige Verdächtigung oder unverantwortliche und taktlose Unbesonnenheit. Die Deutsch-Amerikaner, soweit sie Bürger der Vereinigten Staaten geworden sind, sind sich vom ersten bis zum letzten Mann der Pflicht unbedingter politischer Loyalität gegen das Land bewußt, dem sie Bürgertreue schulden. Etwas anderes ist es natürlich mit der innerpolitischen Abrechnung, die der gegenwärtigen Parteiherrschaft bei den nächsten Wahlen bevorsteht. Viel größere und höchst direkte Unannehmlichkeiten müßte man aber in Amerika im Kriegsfall von den amerikanischen Iren besorgen, die bei ihrem scharfen Haß gegen England sich schwerlich vor Gewaltsamkeiten scheuen würden.

Im ganzen genommen ist es also in der Tat wahrscheinlich, daß wir einem geheimen Bündnis der amerikanischen Regierung mit England und den übrigen Ententegenossen gegenüberstehen. In welche politisch-diplomatischen Formen es sich kleidet, ist natürlich ungewiß, aber da die Wirkung vor aller Augen liegt, so kommt nicht viel darauf an. Es ist tatsächlich ausgeschlossen, daß die leitenden Persönlichkeiten in Amerika irgendwelche Zweifel an der Wirksamkeit ihres Standpunktes gegenüber Deutschland haben. Sie sind sich der Wirkungen bewußt, und sie wollen diese Wirkungen. Man könnte sich fragen, ob sie denn nicht sehen, daß die Schwächung Deutschlands von sehr gefährlichen Folgen gerade für Amerika sein kann? Demgegenüber ist der Standpunkt offenbar der, daß ein Sieg des „Pangermanismus" noch gefährlicher sei. Unter Pangermanismus versteht man drüben ein Gemisch aus den einseitig amerikanisch verstandenen politischen Tendenzen unserer Alldeutschen und dem vermeintlich antidemokratischen, militärischen System in Deutschland. Der Sieg Deutschlands, so heißt es, würde die Zukunft des demokratischen Gedankens und die Selbständigkeit großer und wichtiger Nationen gegenüber dem deutschen Militarismus so sehr gefährden, daß darunter auch die politischen und idealen Interessen der Vereinigten Staaten leiden würden. Vielleicht erinnern sich unsere Leser an den Aufsatz, den ich etwa vor einem Jahr in der „Hilfe" darüber schrieb, wie die Geschichte und die Geographie Deutschlands im amerikanischen Unterricht behandelt werden. Schon dort war das Unverständnis gegenüber der tatsächlichen Entwickelung der deutschen Einheit und der Aberglaube an das deutsche System von „Trug und Gewalttat", womit Bismarck das Reich zusammengeschmiedet habe, ganz deutlich. Die Unwissenheit bewährt sich also auch hier wieder einmal als die eigentliche Großmacht in der Geschichte.

Erich Eyck / Das Ende des englischen Liberalismus

Die Umwandlung des Ministeriums Asquith ist der Anfang vom Ende des englischen Liberalismus. Niemand glaubt mehr, daß das Kabinett jemals die Kraft haben werde, die fremden Elemente wieder auszusondern und gestützt auf eine Parlamentsmehrheit die Geschäfte des Britischen Reichs weiterzuführen. Allgemein ist die Ueberzeugung, daß die Männer, welche sich jetzt neben die liberalen Minister gesetzt haben, über kurz oder lang sich an ihre Stelle setzen werden.

Das Schicksal, welches sich das liberale Kabinett am 4. August 1914 bereitet hat, ist mit überraschender Schnelligkeit hereingebrochen. Zehn kurze Monate, allerdings Monate voll weltgeschichtlichen Geschehens, haben zur Vollziehung des Urteils genügt, das sie sich selbst gesprochen haben.

Es liegt etwas Tragisches in diesem Ende der liberalen Herrschaft. Wer hätte einen solchen Ausgang für möglich gehalten, als im Januar 1906 das liberale Ministerium bei den Unterhauswahlen seinen über alle Erwartung und Erfahrung glänzenden Sieg errang. Wer damals auf englischem Boden weilte, der hörte, daß die triumphierende Partei nicht nur im Innern reformieren, sondern auch für den Frieden unter den Völkern Europas wirken wollte. Sicherlich war in der Zahl der leitenden Männer mancher, dem es ernst damit war. In dem Kabinett war noch ein gut Teil Gladstonescher Tradition vertreten: der Minister-Präsident Campbell-Bannerman, kein Mann von überragenden geistigen Gaben, aber ein zuverlässiger Charakter, dem der Liberalismus Herzenssache war; James Bryce, der noch wenige Jahre vorher in einem Brief an Theodor Barth diejenigen, welche an einen Krieg mit Deutschland dachten, als reif fürs Irrenhaus bezeichnet hatte, und der jetzt leider seinen guten Namen durch die Herausgabe des undiskutabelen Greuelberichts befleckt hat, und vor allem John Morley, der verspätete Sohn des Aufklärungszeitalters, der Biograph Gladstones, der den humanen Idealen seiner Jugend bis zuletzt die Treue bewahrt hat. Aber im Laufe der Jahre traten diese alten Herren mehr und mehr zurück. Die auswärtige Politik war freilich von vornherein in die Hände eines Mannes gelegt, dem nichts ferner lag, als sie mit reformatorischen Ideen zu erfüllen. Grey ist nie etwas anderes gewesen, als der getreue Nachtreter seines konservativen Vorgängers. Die Bahnen, die Lansdowne vor ihm gewandelt, ist er weitergegangen, vielleicht etwas weniger konsequent, etwas zögernder und bedenklicher; aber im Grunde herrschte nach wie vor der Geist Eduards VII. und der Geist des permanenten Unterstaats-Sekretärs, heiße er nun Hardinge oder Nicolson, dem langjährige Geschäftserfahrung und weiter reichende Welt- und Sprachenkenntnis eine natürliche Ueberlegenheit über seinen Vorgesetzten gab. Ein demokratischer Engländer, Gardiner, der Herausgeber der Daily News, hat Grey schon vor Jahren so charakterisiert: „Die auswärtige Politik ist in seinen Augen ein streng abgeschlossenes, der Bürokratie vorbehaltenes Gehege, in das kein Unbefugter eindringen darf. Es liegt außerhalb des Feldes der Demokratie. Niemand darf durch seine Wälder gehen, und er steht als Jagdheger mit der Flinte davor ... Selbst Fürst Bülow in dem bürokratischen Deutschland sucht die Billigung des Parlaments nach, dem er seine Politik mit scheinbarer Offenheit darlegt, aber in dem demokratischen England hüllt sich der Minister des Auswärtigen in das Schweigen der Sphinx."

Daneben gewann Churchill verhängnisvollen Einfluß. Er war nicht in den Traditionen des Liberalismus groß geworden und hat, wie schon 1906 ein treuer Anhänger der liberalen Partei zu mir sagte, nichts von den moralischen Idealen, auf die sie stolz waren. Er ist ein hochtalentierter Abenteurer, der sich mit derselben Kampfesfreudigkeit in das Getümmel des politischen Streites stürzte, mit dem er das Kriegsgetümmel in Kuba und Süd-Afrika gesucht hatte, und der nebenbei Zeit fand, über seinen Vater eine glänzende Biographie zu schreiben, der man nur bei keiner Zeile anmerkt, daß hier der Sohn die Feder geführt hatte. Das war der rechte Mann, um seine Kollegen in einen Krieg hineinzu-

Digitized by Google

hetzen, in dem ihm, als dem Chef der Marine, schneller Ruhm und hohe Ehre zu winken schien.

Und doch scheint es den Kriegsdrängern nicht leicht geworden zu sein, das Kabinett für sich zu gewinnen. In Helfferichs Broschüre ist sehr fein gezeigt, wie offenbar bis zuletzt Widerstand zu überwinden war; nicht nur die drei, die schließlich ausgeschieden sind, müssen widerstrebt haben. Lloyd George, der einst nach Deutschland kam, mit der ausgesprochenen Absicht, Verstimmungen zu beseitigen, von dem ich noch 1910 das Wort hörte, daß ihm jede Abneigung gegen die Deutschen völlig fremd sei, hat ja schon während der Agadirkrisis eine wenig rühmliche Haltung eingenommen. Zweifellos aber werden alle diejenigen, welche der Kriegserklärung schließlich zugestimmt haben, vor dem Richterstuhl der Geschichte die Verantwortung für das zu tragen haben, was sie an den wahren Interessen ihres Vaterlandes und an der politischen Ueberzeugung, zu der sie sich bekennen, gesündigt haben.

Es mag manchem bei diesem Gedanken nicht ganz wohl gewesen sein. Wenn Lord Haldane, der Lord-Kanzler, jetzt zurückgetreten ist, so folgt er damit wohl nicht nur dem lauten Wunsch der extremen Torypresse, die wie die National Review ihn unaufhörlich als Deutschenfreund verdächtigt, sondern auch dem Wunsche des eigenen Herzens. Im übrigen ist für den jetzigen Regierungswechsel bezeichnend, daß gerade diejenigen, welche die größte Verantwortung an dem Krieg tragen, ihm zuerst zum Opfer gefallen sind. Churchill, dessen zweifelloses Fiasko die Krisis unabwendbar gemacht hat, scheidet aus der Admiralität aus und wird mit einer Sinekure abgefunden. Wenn Grey auch wirklich durch ein Augenleiden gezwungen worden ist, sich von den Geschäften zeitweilig zurückzuziehen, so hat er sich in der Person von Lansdowne einen Stellvertreter setzen müssen, der ihm schwerlich sobald wieder Platz machen wird, auch wenn dem Namen nach Lord Crewe vorübergehend die Geschäfte führt. Lloyd George hat das Amt des Schatzkanzlers mit einem anderen vertauscht und damit alle Hoffnung aufgeben müssen, die zahlreichen sozialen Pläne noch durchzuführen, die ihm vorschwebten. Er kann freilich für sich den Ruhm in Anspruch nehmen, der inneren Politik der letzten Jahre mehr als irgendein anderer den Stempel seiner Persönlichkeit aufgeprägt zu haben.

Mit welchen Gefühlen aber mag Herr Asquith all die Männer in sein Ministerium aufgenommen haben, mit denen er bis dahin so oft die Klinge gekreuzt hat: Balfour und Bonar Law, Chamberlain und Curzon, Smith und — difficile est satiram non scribere — Carson? Wirklich Carson, der mit offener Rebellion gedroht hat, wenn Asquith Home-Rule durchführen würde, nimmt jetzt als einer der Rechtsberater der Krone an seiner Seite Platz. Daß damit die Home-Rule-Politik, die kurz vor dem Abschluß zu stehen schien, wieder einmal abgetan ist, unterliegt keinem Zweifel. Die neue Orientierung der inneren Politik bedeutet für England das Rückwärtsdrehen des Rades in dieser und in vielen anderen Fragen. Die Tories haben in Wahrheit bereits die Herrschaft ergriffen, und die Liberalen, die sich selbst untreu geworden, sind nur noch geduldet. Das neue Ministerium stellt nicht, wie England glauben machen will, die höhere Einheit dar, zu der sich die beiden Parteien zusammengefunden haben, es bedeutet die Bankrotterklärung der bisher herrschenden, die auf alle ihre Programmforderungen verzichten mußte.

Darüber belehrt auch der Empfang, den es in der englischen Presse gefunden hat. Die konservativen Blätter jubeln, während die liberalen kaum ihre Mißstimmung verbergen. Im Unterhaus hat ein Teil der Liberalen seine Unzufriedenheit deutlich zum Ausdruck gebracht. Die „Times" und die übrige unionistische Presse verlangt dringend von dem neuen Kabinett, daß es die allgemeine Wehrpflicht einführe. Wer weiß, wie stolz noch vor kurzem der englische Liberalismus darüber war, daß sein Vaterland von der „Conscription" frei war, der kann ermessen, wie schwer es den liberalen Mitgliedern des Ministeriums werden muß, auch hier zu verbrennen, was sie einst angebetet haben. Um den „preußischen Militarismus" zu vernichten, sind sie in den Krieg gezogen, und jetzt sollen sie gezwungen werden, ihn daheim nachzuahmen. Wenn aber die englische Regierung das Ausland glauben machen will, die Umwandlung des Kabinetts sei das Mittel zu einer energischen und erfolgreicheren Kriegführung, so wird man bei uns beruhigt sagen: was Asquith und die Seinen allein bisher nicht fertiggebracht haben, das werden sie auch mit Hilfe Balfours und seiner Gefolgsleute nicht erreichen.

Richard Charmatz / Wie studiert man Oesterreich-Ungarns Geschichte und Politik?

Immer stärker macht sich im Deutschen Reiche das Bedürfnis geltend, den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen noch besser als bisher in seiner geschichtlichen Entwicklung zu erfassen, in seiner vielgestaltigen Eigenheit zu verstehen, um ihn mit voller Vertrautheit im Wollen und im Hoffen begleiten zu können. Darum mag jetzt die Frage, wie man sich am besten in die Geisteswelt der Habsburger Monarchie einführt, so manchen Wißbegierigen beschäftigen. Deshalb werden die folgenden Winke wohl keine unfreundliche Aufnahme finden. Sie sind natürlich nicht für den Fachmann bestimmt und sollen lediglich die erste Einführung erleichtern. Praktische Erwägungen haben die Auswahl der zu empfehlenden Schriften stark beeinflußt. Vielbändige Werke sind nur dann berücksichtigt worden, wenn keinerlei Möglichkeit besteht, durch kürzere Darstellungen einigen Einblick in die Vorgänge oder in das Wesen von Persönlichkeiten zu gewinnen. Die einzelnen Bücher besitzen keinen gleichen Wert; auch Bände, die man in literarischer oder anderer Hinsicht als schlecht bezeichnen kann, mußten verzeichnet werden, weil es eben an besseren Darbietungen mangelt. Viele Werke, die man suchen dürfte, fehlen; sie sind aber noch nicht geschrieben, bzw. nicht in deutscher Sprache veröffentlicht. Hierin liegt ebenfalls ein Grund für die Lücken. Wer weitergehenden Aufschluß wünscht, sei auf meinen „Wegweiser durch die Literatur der österreichischen Geschichte" (Cotta, Stuttgart 1912) verwiesen.

* * *

Für die, die dem Studium Oesterreich-Ungarns nicht allzuviel Zeit widmen können, müssen zunächst die wichtigsten Bücher und jene Schriften genannt werden, die einen Ueberblick gewähren. Die Kenntnis der Vorgänge im 19. Jahrhundert vermitteln vor allem:

Anton Springer, Geschichte Oesterreichs seit dem Wiener Frieden 1809. 2 Bde. Leipzig 1863 und 1865. (Reicht bis zum Jahre 1849.)

Heinrich Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866. 2 Bde. 9. Aufl. Cotta, Stuttgart. (Oesterreichisches Monumentalwerk.)

Digitized by Google

Heinrich Friedjung, Oesterreich von 1848—1860. Bisher 2 Bde. Cotta, Stuttgart, mehrere Auflagen. (Sehr fesselnd und aufschlußreich.)

Eine kurze Uebersicht gewähren die beiden in der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienenen Bücher:

Richard Charmatz, Geschichte der auswärtigen Politik Oesterreichs im 19. Jahrhundert. 2 Bde. Leipzig.

Richard Charmatz, Oesterreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. 2 Bde. 2. Auflage. Leipzig.

Für das Verständnis der auswärtigen Politik sind anzuführen:

Heinrich Friedjung, Der Krimkrieg und die österreichische Politik. 2. Auflage. Cotta, Stuttgart.

Eduard von Wertheimer, Graf Julius Andrassy, Sein Leben und seine Zeit. 3 Bde. Stuttgart 1913. (Auch für die innere ungarische Politik von Bedeutung.)

Theodor von Sosnosky, Die Balkanpolitik Oesterreich-Ungarns seit 1866. 2 Bde. Stuttgart 1913 u. 1914.

Zur Erkenntnis der politischen Strömungen und nationalen Theorien dienen die Bücher:

Rudolf Springer, Grundlagen und Entwicklungsziele der österreichisch-ungarischen Monarchie. Wien 1906. (Vorzügliches Buch.)

Rudolf Springer, Der Kampf der österreichischen Nationen um den Staat. Erster Teil. Wien 1902.

Otto Bauer, Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1907. (Später auch eine Volksausgabe. Viel geschichtliches Material.)

Aurel C. Popovici, Die Vereinigten Staaten von Groß-Oesterreich. Leipzig 1906.

Paul Samassa, Der Völkerstreit im Habsburger Staat. Leipzig 1910.

Ferner die älteren Bücher:

Paul Dehn, Deutschland nach Osten. Band 2 u. 3. Oesterreich-Ungarn in reichsdeutschem Licht. 2 Teile. München 1888 und 1890.

Adolf Fischhof, Oesterreich und die Bürgschaften seines Bestandes. Wien 1869.

Joseph Freiherr von Eötvös, Die Nationalitätenfrage. Budapest 1865.

Endlich:

Richard Charmatz, Deutsch-österreichische Politik. Studien über den Liberalismus und über die auswärtige Politik. Leipzig 1907.

Ueber Verfassung und Verfassungsgeschichte:

Alfons Huber, Oesterreichische Reichsgeschichte. Wien 1895.

Ludwig Gumplowicz, Das österreichische Staatsrecht. 3. Aufl. Wien 1907.

Heinrich Rauchberg, Oesterreichische Bürgerkunde. Wien, Verlag Tempsky.

Statistik:

A. L. Hickmann, Geographisch-statistischer Taschenatlas von Oesterreich-Ungarn. Wien, Verlag Freytag.

Oesterreichisches statistisches Handbuch. Herausgegeben von der k. k. statistischen Zentralkommission. (Jährlich 1 Band.) Wien, Verlag Gerold.

* * *

Nun seien einige Werke genannt, die längere Zeitabschnitte oder einzelne Personen behandeln, und die bereits zur Vertiefung der ersten Kenntnisse dienen. Von allgemeinen österreichischen Geschichtsdarstellungen kommen in Betracht:

Franz Martin Mayer, Geschichte Oesterreichs mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. 2 Bde. 3. Auflage. Wien 1909. (Gute zusammenfassende Darstellung.)

Richard Kralik, Oesterreichische Geschichte. 3. Auflage. Wien 1914. (Klerikal-konservative Weltauffassung.)

Ferner:

Franz Krones, Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahrhundert bis auf die Gegenwart. Berlin 1879. (Auch vierter Band des Handbuchs der Geschichte Oesterreichs desselben Verfassers.)

H. von Zwiedineck-Südenhorst, Deutsche Geschichte von der Auflösung des alten bis zur Errichtung des neuen Kaiserreiches (1806—1871). 3 Bde. Cotta, Stuttgart 1897, 1903, 1905.

Für Ungarn:

Michael Horvath, Kurzgefaßte Geschichte Ungarns. 2 Bde. Budapest 1863. (Reicht bis zum Jahre 1848.)

Eugen Csuday, Die Geschichte der Ungarn. 2 Bde. Wien 1898.

Dann:

Michael Horvath, Geschichte des Unabhängigkeitskrieges in Ungarn 1848—1849. 3 Bde. 2. Aufl. Budapest 1872.

Michael Horvath, 25 Jahre aus der Geschichte Ungarns. 1825—1848. 2 Bde. Leipzig 1867.

Heinrich Marczali, Ungarische Verfassungsgeschichte. Tübingen 1910.

Joseph von Jekelfalussy, Der tausendjährige ungarische Staat und sein Volk. Im Auftrage des ungarischen Handelsministeriums herausgegeben. Budapest 1896.

Einzelne Zeitperioden:

Adam Wolf und Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Oesterreich unter Maria Theresia, Josef II. und Leopold II. (Aus: Oncken, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Berlin 1884.)

H. von Zwiedineck-Südenhorst, Maria Theresia. (Monographien zur Weltgeschichte.) Velhagen und Klasing.

Johann Wendrinsky, Kaiser Josef II. Wien 1880.

A. Dove, Ausgewählte Schriften. Leipzig 1898. (Enthält Aufsätze über Maria Theresia und Kaunitz.)

August Fournier, Historische Studien und Skizzen. 3 Bde. Prag 1885. Wien 1908 und 1912. (Viele Beiträge zur Zeit Maria Theresiens, Josef II., Napoleons und Metternichs.)

Eduard Wertheimer, Geschichte Oesterreichs und Ungarns im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. 2 Bde. Leipzig 1884 und 1890.

Ernst Viktor Zenker, Die Wiener Revolution 1848 in ihren sozialen Voraussetzungen und Beziehungen. Wien 1897.

Maximilian Bach, Geschichte der Wiener Revolution im Jahre 1848. Wien 1898. (Sozialdemokratische Auffassung.)

Joseph Alexander Freiherr von Helfert, Geschichte der österreichischen Revolution im Zusammenhange mit der mitteleuropäischen Bewegung. 2 Bde. Freiburg i. Breisgau 1907 und 1908. (Reicht bis Juni 1848; konservative Auffassung.)

Friedrich Schütz, Werden und Wirken des Bürgerministeriums. Leipzig 1909. (Feuilletons.)

Walter Rogge, Oesterreich von Vilagos bis zur Gegenwart. 3 Bde. Leipzig 1872, 1873.

Walter Rogge, Oesterreich seit der Katastrophe Hohenwart-Beust. 2 Bde. Leipzig 1879. (Rogges Werke sind unübersichtlich und voll Voreingenommenheit.)

Gustav Kolmer, Parlament und Verfassung in Oesterreich. 8 Bde. Wien 1902 bis 1914. (Reicht von 1861 bis 1904.)

Ueber das kulturelle und soziale Leben geben Aufschluß:

Digitized by Google

Gustav Strakosch-Graßmann, Geschichte des österreichischen Unterrichtswesens. Wien 1905.

Ludwig Hevesi, Oesterreichische Kunst im 19. Jahrhundert. 2 Teile. Leipzig 1903. (Aus „Geschichte der modernen Kunst".)

J. W. Nagl und J. Zeidler, Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 2 Bde. Wien 1896 bis 1915.

K. Grünberg, Die Bauernbefreiung und die Auflösung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Böhmen, Mähren und Schlesien. 2 Teile. Leipzig 1894.

Heinrich Waentig, Gewerbliche Mittelstandspolitik. (Auf Grund österreichischer Quellen.) Leipzig 1898.

Julius Deutsch, Geschichte der österreichischen Gewerkschaftsbewegung. Wien 1908.

Georg Loesche, Geschichte des Protestantismus in Oesterreich. Tübingen 1902. (Dieses ausgezeichnete kleine Büchlein enthält am Schlusse Literaturangaben für die wichtige Zeit der Reformation und Gegenreformation.)

Georg Loesche, Von der Toleranz zur Parität in Oesterreich. 1781—1861. Leipzig 1911.

Für die Handelspolitik müssen genannt werden:

Adolf Beer, Die österreichische Handelspolitik im 19. Jahrhundert. Wien 1891.

Ludwig Lang, Hundert Jahre Zollpolitik 1805—1905. Aus dem Magyarischen übersetzt. Wien 1906.

* * *

In alphabetischer Reihenfolge seien die Biographien oder Memoiren der wichtigsten Persönlichkeiten genannt; einige Kenntnis der Geschichte wird instand setzen, nach den für das besondere Interessengebiet in Betracht kommenden Bänden zu greifen:

Friedrich Ferdinand Graf von Beust, Aus drei Viertel-Jahrhunderten. 1866—1885. Zweiter Band. Stuttgart 1887.

Oskar Criste, Das Buch vom Erzherzog Carl. Wien 1914. (Volkstümlicher Auszug aus der großen dreibändigen Biographie.)

Gustav Steinbach, Franz Deak. Eine Biographie. Verlag Manz, Wien 1888.

Karl Ritter von Landmann, Prinz Eugen von Savoyen. (Aus: Weltgeschichte in Charakterbildern.) München 1905.

Heinrich von Sybel, Prinz Eugen. München 1861.

Richard Charmatz, Adolf Fischhof, Cotta, Stuttgart 1910.

Arthur Görgei, Mein Leben und Wirken in Ungarn in den Jahren 1848 und 1849. 2 Bde. Leipzig 1852.

F. von Krones, Moritz von Kaiserfeld, Leipzig 1888.

Ludwig Kossuth, Meine Schriften aus der Emigration. 3 Bde. Preßburg 1880 u. 1882.

K. Th. Heigel, Essays aus neuerer Geschichte. Bamberg 1892. (Studie über Metternich.)

Aus Metternichs nachgelassenen Papieren. Herausgegeben vom Fürsten Richard Metternich-Winneburg. Wien 1880. (Im 1. Bande dieses vielbändigen Werkes sind die selbstbiographischen Aufzeichnungen des Staatskanzlers enthalten.)

Feldmarschall Graf Radetzky, Eine biographische Skizze nach den eigenen Diktaten. Von einem österreichischen Veteranen. Cotta, Stuttgart 1858.

C. Wolfsgruber, Joseph Othmar Kardinal Rauscher. Freiburg i. Br. 1888.

Albert Eberhard Friedrich Schäffle, Aus meinem Leben. 2 Bde. Berlin 1905.

Hugo Kerchnawe und Alois Veltzé, Feldmarschall Karl Fürst zu Schwarzenberg. Wien 1913.

A. F. Berger, Felix Fürst zu Schwarzenberg, k. k. Ministerpräsident. Leipzig 1853.

Adolf Beer, Aus Wilhelm von Tegetthoffs Nachlaß. Wien 1882.

L. von Ranke, Geschichte Wallensteins. Leipzig. Mehrere Ausgaben.

* * *

Von größter Wichtigkeit sind die Beziehungen der einzelnen Völker zueinander und zum Staate. So umfangreich auch die Broschürenliteratur ist, so fehlt es doch an aufschlußreichen zusammenfassenden Einzeldarstellungen. Vor allem sei auf das Sammelwerk

Die Völker Oesterreich-Ungarns, Ethnographische und kulturhistorische Schilderungen. 12 Bde. Wien 1881 usw. verwiesen. Einzelne Teile sind noch heute gut verwendbar.

Weiter sei genannt:

Ludwig Schlesinger, Geschichte Böhmens. Zweite Auflage. Prag 1870. (Ausführlich nur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts.)

Teutsch, G. D., Geschichte der Siebenbürger Sachsen. 2 Bde. 3. Auflage. Kronstadt 1899. (Der dritte Band ist von Fr. Teutsch bis zum Jahr 1815 fortgeführt; Kronstadt 1910.)

Raimund Fr. Kaindl, Geschichte der Deutschen in Ungarn. Gotha 1912.

Alfred von Skene, Entstehen und Entwickelung der tschechisch-nationalen Bewegung in Böhmen und Mähren im 19. Jahrhundert. Wien 1893.

Wilhelm Kosch, Die Deutschen in Oesterreich und ihr Ausgleich mit den Tschechen. Leipzig 1909.

Max Menger, Der böhmische Ausgleich. Stuttgart 1891.

Karl Türk, Böhmen, Mähren und Schlesien. (Aus der Sammlung: Der Kampf um das Deutschtum.) München 1898.

Heinrich Rauchberg, Die Bedeutung der Deutschen in Oesterreich. (Aus: Neue Zeit- und Streitfragen.) Dresden 1908.

R. W. Seton-Watson (Scotus Viator), Die südslawische Frage im Habsburger Reiche. Berlin 1913.

Herm. Ig. Bidermann, Die Italiener im Tiroler Provinzialverbande. Innsbruck 1874.

Gregor Kupzanko, Das Schicksal der Ruthenen. Leipzig 1887.

Roman Sembratowycz, Polonia irredenta. Frankfurt a. M. 1907.

Ferner die Materialsammlung:

Alfred Fischel, Das österreichische Sprachenrecht. 2. Aufl. Brünn. Verlag Irrgang.

Rudolph Barmm / Das besetzte Nordfrankreich

Schluß

Deutschland ist dagegen mit allen Rohstoffen der Eisenindustrie reichlich versorgt. Kohle haben wir im Ueberfluß und können selbst in dieser Kriegszeit den Verbündeten und den Neutralen von unserem Ueberfluß ablassen. Unser Bedarf an Eisenerzen wurde 1911—12 wie folgt gedeckt:

Gesamtförderung Deutschlands . . .	31 000 000 Tonnen
Einfuhr weniger Ausfuhr	9 000 000 „
Gesamtverbrauch an Eisenerzen	40 000 000 Tonnen

In der Kriegszeit könnte unsere Eisenindustrie ohne eine Einfuhr an Eisenerzen fertig werden. Haben wir doch in den letzten Jahren an Roheisen, an Halbfabrikaten aus Eisen und an Eisenwaren fast 5 Millionen Tonnen mehr ausgeführt als eingeführt. Bedürfen wir heute einer Einfuhr, so stehen dem schlesischen Kohlengebiet schwedische und polnische Eisenerze zur Verfügung, und die westlichen Eisenindustriegebiete können aus dem französischen Minettegebiet ihre Bedürfnisse

Digitized by Google

decken. Statt Mangels eine Ueberfülle an Rohmaterial. Die weitere Verarbeitung des Eisenerzes zu Roheisen, zu Stahl und Eisenwaren kann in Deutschland, soweit der Arbeitermangel nicht gewisse Beschränkungen gebietet, wie in Friedenszeiten ungehindert vor sich gehen. Diese Stellung der Eisenindustrie gibt in Verbindung mit dem Ueberfluß an Kohlen uns die Sicherheit, daß das wirtschaftliche Leben Deutschlands nur insofern einen Stillstand erleiden wird, als es manchen Zweigen der Industrie an den nötigen Rohstoffen fehlt.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Frankreich. Der Kohlenmangel und die schwierige Lage der Eisenindustrie werden sich im wirtschaftlichen Leben Frankreichs überall bemerkbar machen. Die Kohle zieht die Industrien an. Fast ein Drittel der Pferdekräfte der Dampfmaschinen, die in der französischen Industrie tätig sind, finden sich in deutschem Besitz. Von der französischen Metallindustrie (ohne Eisen) werden 45 v. H. der gesamten Erzeugung im deutschen Teil Frankreichs hervorgebracht. Außerdem hat die Textilindustrie gerade im Nordosten Frankreichs weite Verbreitung gefunden. Lille, Roubaix, Tourcoing, St. Quentin, Valenciennes, Cambrai, Sedan, Rethel usw., das sind Namen, die uns in dieser Kriegszeit vertraut geworden sind. Diese Städte sind Hauptsitze der französischen Baumwoll-, Woll-, Flachs- und Hanfindustrie.

Wir sehen, daß Frankreich einen Landesteil verloren hat, in dem sich hochentwickelte Industrien finden, die ihren Ausgangspunkt oder ihre Stütze in den reichen Kohlen- und Eisenerzlagern haben.

Noch schmerzlicher wird der Verlust dieses Gebietes dadurch, daß der Boden zum großen Teil außerordentlich fruchtbar ist. Der schwere Weizenboden ist hier weit verbreitet. 1911 betrug die französische Weizenernte 8 770 000 Tonnen; davon brachte der kleine deutsche Teil fast ein Zehntel. Unsere Front geht mitten durch ein reiches Weizengebiet hindurch. Man ziehe sich auf der Karte eine Linie von Belfort bis zur Seine-Mündung, dann hat man im Nordosten dieses Grenzstriches ein reiches Land, das 3 600 000 Tonnen = 41 v. H. der französischen Weizenernte hervorbringt. Es verdient noch erwähnt zu werden, daß in diesem Gebiet auch der Haferbau von Wichtigkeit ist. Welch unersetzlichen Verlust bedeutet es für Frankreich, daß gerade hier gekämpft wird! Wieviel ist vernichtet worden! Jeder Schritt, den die Deutschen vorwärtsdringen, bedroht immer mehr die Ernährung des französischen Volkes.

Hier im Nordosten Frankreichs ist auch der Sitz der französischen Zuckerindustrie. Zwei Drittel des französischen Zuckers wird hier gewonnen. In Cambrai und Valenciennes ist die Mehrzahl der französischen Zuckerfabriken.

So finden wir neben den Bodenschätzen noch einen Reichtum an Bodenerzeugnissen. Wir haben demnach einen wirtschaftlich sehr wichtigen Teil Frankreichs in Händen. Es sind zwar nur 4 v. H. des französischen Bodens; aber wir haben großen Nutzen aus diesem Stück Land ziehen können. Fast neun Monate ist es in unserem Besitz. Was es uns eingebracht hat, läßt sich in Zahlen schwer ausdrücken. Auch bei neuzeitlicher Kriegführung gilt der Grundsatz, daß das eroberte Land das feindliche Heer mit allem Nötigen versorgen muß. Die Hilfsquellen des Landes werden von uns ausgenutzt. Zuerst nimmt das Heer, was es nötig hat, und von dem Rest wandert alles, was für uns von Nutzen sein kann, nach Deutschland, besonders Rohstoffe für unsere Industrie. Gewiß, die Eigentümer erhalten angemessene Bezahlung. Aber für uns bedeutet dieser Zuwachs an Nahrungsmitteln und an Rohstoffen für die Industrie eine unschätzbare Vermehrung unserer wirtschaftlichen Kraft. Für die Franzosen ist es dagegen ein Abschließen von den natürlichen Hilfsquellen des eigenen Landes und ein wirtschaftlicher Rückgang der heimgesuchten Landesteile. Die Franzosen können froh sein, daß wir nicht die Barbaren sind, als die sie uns bezeichnen, sondern daß wir als weitsichtige Menschen vorsorgend an die Zukunft denken. Die Aecker werden bestellt; ein gewisser Viehbestand bleibt erhalten; die bergmännischen und industriellen Betriebe suchen wir neu zu beleben. Das liegt in unserem eigenen Interesse. Das stärkt unsere wirtschaftliche Macht, und die entscheidet letzten Endes wesentlich mit den Ausgang des Krieges.

Wie ungeheuer trotz unserer Bemühungen die wirtschaftlichen Schädigungen in Frankreich sind, wissen wir aus den Briefen unserer Soldaten, wissen wir aus den Erzählungen der Zurückgekehrten. Entsetzlich hat das Land dort gelitten, wo gekämpft worden ist und wo gekämpft wird. Ein breiter Streifen Frankreichs an der seit Monaten festliegenden Front ist auf längere Zeit der Kultur verloren. Die Franzosen tun noch ein übriges. In sinnloser Weise zerschießen sie alle Gebäude hinter der deutschen Kampflinie. Sie wollen unseren Soldaten das Obdach rauben. Der Zweck wird erreicht. Die Deutschen werden gezwungen, sich Aufenthaltsräume unter der Erde zu schaffen. Das bedeutet für unsere Krieger viele Unbequemlichkeiten; aber gleichzeitig eine Verstärkung der deutschen Stellung. Statt eines Erfolges hat die Zerstörung der Gebäude Frankreich nur Schaden gebracht. So vermehrt der Franzose auch noch ohne Not die schweren Verluste, die der Krieg ihm schon gebracht hat.

Alle Völker haben unter dem Krieg zu leiden, am meisten natürlich die kriegführenden. Das wirtschaftliche Leben kann sich nicht mehr in seinen gewohnten Formen vollziehen; der Krieg hat die Verhältnisse und die Beziehungen geändert. Ein wirtschaftlicher Kampf ist entbrannt, nicht blutig wie der militärische, aber ebenso erbittert. Ein Sieg oder eine Niederlage in diesem Kampfe wird mitentscheidend sein für den Ausgang des Weltkrieges. Die Aussichten Frankreichs und Deutschlands sind nicht die gleichen. Die Franzosen haben mit dem Nordosten ihres Vaterlandes einen wichtigen Teil ihres wirtschaftlichen Rüstzeuges verloren. Wir Deutschen sind dagegen noch gerüstet. Unser wirtschaftliches Leben ruht auch jetzt auf sicheren Grundlagen. Mit Schwierigkeiten haben wir ebenfalls zu kämpfen. Aber unser Unternehmungsgeist und unsere Anpassungsfähigkeit, die sich in den letzten Jahrzehnten in dem friedlichen Wettkampf mit unseren Nebenbuhlern, unseren heutigen Feinden, so glänzend bewährt haben, werden uns helfen, daß wir besser über diese wirtschaftlich so schwere Zeit hinwegkommen werden als unsere Gegner.

Fritz Bauer / Die Sicherung der Brotversorgung

Wenn der Plan des bisherigen englischen Marineministers Churchill, das deutsche Volk auszuhungern, als völlig gescheitert betrachtet werden kann, so ist das nur zwei Umständen zu verdanken, erstens der außerordentlich großen Ausdehnung und Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft, und andererseits der Organisationskunst, die es verstanden hat, den vorhandenen Vorrat mit dem Konsum in Einklang zu bringen.

Digitized by Google

Tatsächlich bestand in den ersten Kriegsmonaten die Gefahr, daß durch den unrationellen Verbrauch von Brotgetreide sowohl zur menschlichen Ernährung als auch zu Fütterungszwecken unsere Getreidevorräte schnell zur Neige gehen würden, wenn nicht eine umfassende und einschneidende Regulierung eingetreten wäre.

Nach langem Hin- und Herschwanken der Regierung und mannigfachen Verhandlungen im Schoße der Fachleute und Organisationen wurde die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 erlassen, die das ganze, so außerordentlich schwierige Problem der Brotversorgung für das ganze Reich mit einem Schlage regelte.

In den Mittelpunkt der Organisation zur Regulierung der Brotversorgung trat die Kriegsgetreide-Gesellschaft m. b. H., die am 25. November 1914 vom preußischen Staate, den Großstädten und einzelnen Firmen der schweren Industrie gegründet worden war, zunächst nur mit dem Zwecke, für die letzten Monate vor der neuen Ernte Getreide zu erwerben und zu lagern. Die Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 aber verlieh ihr das gesamte Getreide-Handelsmonopol, indem sie alle Getreidevorräte im Deutschen Reiche mit Ausnahme der vom Auslande einzuführenden Mengen für die Kriegsgetreide-Gesellschaft beschlagnahmen ließ und diese ermächtigte, das Getreide anzukaufen, es zu lagern, vermahlen zu lassen und das Mehl an die Kommunalverbände abzugeben, die ihrerseits dann den Kleinkonsum zu regeln hatten.

Der Reichsverteilungsstelle wurde die rein statistische Funktion übertragen, die Vorräte im Deutschen Reiche festzustellen und einen genauen Plan vorzusehen, nach dem der Ausgleich zwischen denjenigen Kreisen vorzunehmen war, die Getreideüberschuß und denen, die Getreidebedarf hatten.

Dieser Plan zeigte mit erfreulicher Deutlichkeit, daß Deutschland trotz der Abnahme der landwirtschaftlichen Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten doch noch ein starker Agrarstaat insofern ist, als seine Inlandsproduktion in vollem Umfange ausreicht, den Bedarf des gesamten Staatsgebiets zu decken.

Das Hauptproblem, vor das sich die Kriegsgetreide-Gesellschaft gestellt sah, war nun, aus den zahlreichen landwirtschaftlichen Gebieten den Konsum-Zentren das Getreide zuzuführen. Dazu bedurfte es zunächst eines komplizierten Apparates, mit dessen Hilfe das Getreide den Landwirten abgenommen und den Mühlen zur Aufbewahrung und Erhaltung übergeben wurde.

Diese Aufgabe wurde von der Kriegsgetreide-Gesellschaft mit Hilfe der niederen Verwaltungsbehörden voll erfüllt, so daß nirgends auch nur die geringste Stockung der Bedarfsdeckung eingetreten ist.

Im Vordergrunde der Arbeit der Kriegsgetreide-Gesellschaft mußte immer der Gedanke stehen, die Getreidevorräte für die Zukunft zu sichern und sie vor dem Verderben zu schützen. Aus diesem Grunde sah sie sich veranlaßt, unter den vorhandenen Mühlen diejenigen auszuwählen, die hinreichende Garantie in technischer und finanzieller Hinsicht zur Erreichung des großen Zieles boten. Die kleineren Mühlen konnten nur berücksichtigt werden, wenn sich mehrere zu einem Verbande zusammenschlossen.

Heute läßt es sich bereits übersehen, in welcher Weise die Gesellschaft in den vier entscheidenden Monaten ihres Bestehens ihre Aufgabe zu lösen verstanden hat.

Die Tätigkeit der Kriegsgetreide-Gesellschaft hat bewiesen, daß sie fähig war, das Handelsmonopol in einer Weise auszuüben, die, wenn auch nicht unangefochten, so doch im ganzen den widerstreitenden Interessen der Produzenten und Konsumenten Rechnung getragen hat. Die Angriffe beider Gruppen richteten sich im wesentlichen nur gegen Organisationsmängel, die bei einem so umfassenden Unternehmen bei der Kürze der Zeit und den außergewöhnlichen Umständen kaum zu vermeiden waren. Um entscheidende prinzipielle Fragen handelte es sich dabei nicht. Von großer Bedeutung ist die eine Erfahrung gewesen, daß das Zusammenarbeiten der kaufmännisch geleiteten Kriegsgetreide-Gesellschaft mit den Selbstverwaltungs-Körperschaften, den Kreisen und Städten, in einem Maße geglückt ist, daß auch für die Sicherung der neuen Ernte ein gemeinsames Wirken beider Faktoren ersprießlich erscheint.

Es steht außer allem Zweifel, daß wir auch nach der neuen Ernte einer Regulierung der Getreide- und Brotversorgung bedürfen, wenn auch die Aussicht vorhanden ist, daß wir bei Aufrechterhaltung des Verfütterungsverbots, des Brotkartensystems — selbst bei erheblicher Vergrößerung der Kopfquote — reichlich mit Brotgetreide eingedeckt sein werden, vorausgesetzt, daß wir nicht weniger als eine Durchschnittsernte erhalten. Es gilt aber, mit aller Macht zu verhindern, daß, wie es beim System des freien Handels unumgänglich ist, ein rascher Umschlag des Getreides stattfindet und durch unsachgemäße Behandlung und Verteilung einerseits eine Verschwendung und vorzeitige Minderung unserer Vorräte stattfindet, andererseits der Anreiz zur Spekulation und Preistreiberei geboten wird. Sodann ist noch zu berücksichtigen, daß wir, sollte sich im Inland und in den von uns besetzten Gebieten ein erheblicher Ueberschuß an Getreide ergeben, bei Aufrechterhaltung der jetzigen Zentralisierung imstande sind, das Ausmahlungsverhältnis zugunsten der Kleie-Produktion zeitweilig herabzusetzen.

Ein nicht zu unterschätzender politischer Machtfaktor in der Hand der Regierung dürfte auch darin bestehen, daß sie in der Lage wäre, im Falle eines erheblichen Getreideüberflusses an uns benachbarte neutrale Staaten Getreide oder Mehl abzugeben und diese von der überseeischen, durch England kontrollierten Zufuhr unabhängiger zu machen.

Die Sicherung unseres Waffenerfolges und somit unserer ganzen Zukunft überhaupt erfordert gebieterisch, die Regelung der Brotversorgung in der Art, wie sie sich seit dem Januar gestaltet hat, auch in den kommenden Monaten weiter aufrechtzuerhalten und auszubauen.

Herman Haupt / Zur Jahrhundertfeier der Gründung der deutschen Burschenschaft

Am 12. Juni 1915 werden hundert Jahre verflossen sein, seitdem vor der Tanne zu Jena 143 Studenten zur Aufrichtung der deutschen Burschenschaft zusammentraten. Die geplante große Jahrhundertfeier an den Ufern der Saale hat der Weltkrieg vereitelt. Tausende von alten und jungen Burschenschaftern sind ins Feld gezogen; bald wird von Angehörigen der Burschenschaft das erste Tausend erreicht sein, die auf den Schlachtfeldern ihr Leben für das Vaterland gelassen haben. Gerade der eiserne Ernst dieser Kriegszeit, der keinem anderen Gedanken als dem an das Vaterland in uns Raum gibt, erschließt uns aber auch so recht das Verständnis für die elementare Kraft, mit der in der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung der vaterländische Ge-

Digitized by Google

danke sich der studentischen Jugend bemächtigt hatte. Lebhafter denn je vermögen wir heute den jungen Feuerköpfen in Berlin, Halle und Jena den dumpfen Groll über das schimpfliche Joch der französischen Gewaltherrschaft nachzuempfinden; wir verstehen es, wie diese verhaltene Glut durch den um den Turnvater Jahn gescharten Berliner vaterländischen Kreis zur hellen Flamme wilder Empörung angefacht wurde. In der Erkenntnis, daß die vaterländische Not in erster Linie durch die jammervolle staatliche Zerrissenheit Deutschlands verschuldet worden, ringen sich die jugendlichen Patrioten schon vor der Katastrophe von Moskau zu dem Entschlusse durch, ihr in jahrhundertlanger Ueberlieferung wurzelndes landsmannschaftliches Verbindungswesen mit allem seinem romantischen Zauber dem vaterländischen Einigungsgedanken zum Opfer zu bringen. Im Feldlager der Lützowschen Freischar gewinnen Jahns alte Pläne der Errichtung einer alle Sonderverbindungen ausschließenden deutschen Burschenschaft im Gedankenaustausch mit den studentischen Freiwilligen festere Form. Nach gewonnenem Siege richten die Landsmannschafter in Halle schon am 1. November 1814 eine Teutonia auf, ein eigenartiges unfertiges Zwischenglied zwischen Landsmannschaft und Burschenschaft. In Jena senken sich dann am 12. Juni 1815 vor dem Gasthaus zur Tanne am Saale-Ufer die Fahnen der Landsmannschaften zum Zeichen der beschlossenen Auflösung und ihres Aufgehens in der Jenaischen Burschenschaft. Ihre gleichzeitig ins Leben tretende Verfassung gehört zu den bedeutsamsten Urkunden der deutschen Einheitsgeschichte.

In dem gleichen Augenblicke, in dem das erbärmliche Machwerk der deutschen Bundesakte allen Hoffnungen auf eine Beseitigung der inneren Zerklüftung Deutschlands ein Ziel setzte, erklärt die Jenaische Burschenschaft, daß „nur in dem Gedanken an ein gemeinschaftliches, allumfassendes Vaterland der Deutsche sich groß und zu jeder Heldentat entschlossen fühlen könne". Die Aufgabe des jungen Bundes soll es sein, „auf Belebung deutscher Art und deutschen Sinnes hinzuwirken, hierdurch deutsche Kraft und Zucht zu erwecken, die vorige Ehre und Herrlichkeit unseres Volkes wieder fest zu gründen und es so für immer gegen fremde Unterjochung und Despotenzwang zu schützen". Für das deutsche Vaterland aber forderte diese feurige Jugend, weitschauender als die deutschen Staatslenker, auch die geraubten Grenzlande, von Elsaß bis nach Flandern, zurück. Auch der heilige Ernst, mit dem die Burschenschaft an die Beseitigung der tiefeingewurzelten Gebrechen des studentischen Lebens ging, war eine Frucht des Freiheitskampfes, geboren aus dem starken sittlich-religiösen Empfinden, das die Not der Fremdherrschaft ausgelöst hatte. Nicht ohne harten Kampf gelang es ihr, den Terrorismus der Klinge zu brechen und einen neuen Ehrbegriff zur Geltung zu bringen, dem die Forderung streng sittlicher Selbstzucht zugrunde lag. — Als auf einen von Jena aus ergangenen Ruf Studierende von fast allen deutschen Hochschulen am 18. Oktober 1817 auf der Wartburg zur Begründung einer allgemeinen deutschen Burschenschaft zusammentraten, da durften die Vaterlandsfreunde den Beginn einer von sittlich-religiösem und vaterländischem Geist getragenen völligen Umbildung des gesamt-deutschen Studententums erwarten. Das Schicksal hat es anders gefügt. Dem lichtscheuen Absolutismus eines Metternich, Kamptz und Wittgenstein erschien die deutsch-vaterländische Begeisterung der Burschenschaft, zumal diese mit den Besten der Nation auch für eine freiheitliche Ordnung der inneren Verhältnisse Deutschlands eintrat, als eine „Inkarnation des Umsturzgeistes", und es hätte nicht erst der unseligen Bluttat des geistig nicht vollwertigen Fanatikers Sand bedurft, um dem jungen Bunde das Urteil zu sprechen. Die Karlsbader Beschlüsse kamen aber doch zu spät, um der Verbreitung der vaterländischen Bewegung auf den deutschen Hochschulen Einhalt zu tun. Auch im folgenden Jahrzehnt, während die breiten Schichten des deutschen Bürgertums in klägliche politische Erschlaffung zurücksanken, finden wir die Blüte der akademischen Jugend allen Verfolgungen zum Trotze um das Banner der Burschenschaft, der treuen Hüterin des deutschen Einheitsgedankens, geschart. Wer konnte freilich bei dem starren Widerstande der reaktionären Mächte gegenüber den vaterländischen und freiheitlichen Forderungen von dem himmelstürmenden Idealismus der studentischen Jugend erwarten, daß er in der Zeit des mächtigen Herüberflutens der Ideen des französischen Radikalismus sich innerhalb der Grenzen des historisch Möglichen und Erreichbaren halten werde! Dem Frankfurter Wachensturm, dessen Anstifter den Berserkerwagemut junger Burschenschafter gewissenlos für ihr unsinniges Unternehmen ausgenutzt hatten, folgte eine wilde Demagogenjagd, die den Bestand der Burschenschaft an den meisten Universitäten auf lange hinaus vernichtete. Daß man aber durch die gegen Hunderte von Burschenschaftern ergangenen grausamen Urteile nicht auch zugleich der von ihnen verfochtenen „höchst gefährlichen Lehre von der Einheit Deutschlands" den Boden entziehen konnte, zeigte sich 15 Jahre später, als ganze Scharen jener jungen Hochverräter als Volksvertreter in die Frankfurter Nationalversammlung einziehen durften, die nicht mit Unrecht ein Parlament von Burschenschaftern genannt worden ist.

Die Geschichte der neubegründeten Burschenschaft seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts spiegelt die mannigfachen Strömungen des studentischen Lebens dieser Periode wider. Hielt die Burschenschaft auch an ihren alten vaterländischen Idealen fest, so blieb ihr — zu ihrem Glücke — doch fortan eine politische Rolle zu spielen versagt. Ungeteilt konnte sie sich fortan den auf dem studentischen Gebiete ihr durch ihre Ueberlieferung zugewiesenen Aufgaben widmen. Auch an den technischen Hochschulen des Reiches und an den österreichischen Hochschulen wurde das schwarz-rot-goldene Banner entfaltet, unter dem die österreichische Burschenschaft bedeutsamen Anteil an der Wahrung deutschen Volkstums in der Ostmark nehmen durfte. Aber auch weit über den Kreis der drei großen Verbände der „Deutschen Burschenschaft", des „Rüdesheimer Verbandes" und der „Burschenschaft der Ostmark" hinaus, die bei Ausbruch des Krieges in 143 Verbindungen über 6000 studierende Mitglieder zählten, hat im Laufe der Zeit der altburschenschaftliche Gedanke der vaterländisch-sittlichen Erziehung des Studenten an den deutschen Hochschulen wachsende Macht gewonnen. Wie lebendig die Quellen des vaterländischen Geistes, dessen Kind die alte Burschenschaft war, noch heute sprudeln, das hat uns der begeisterte Anteil gezeigt, den unsere deutsche Studentenschaft an dem großen Daseinskampfe unseres Volkes genommen hat. Nach gewonnenem Siege, darauf dürfen wir zuversichtlich hoffen, wird dieses in der Lohe fast übermenschlicher Kämpfe zu eisernem Pflichtgefühl gehärtete studentische Geschlecht gleich den jungen Helden von 1815 auch für den fortschrittlichen Ausbau der Einrichtungen des akademischen Lebens und für ihre Durchtränkung mit sozialem und vaterländischem Geiste seine ganze Kraft einsetzen.

Digitized by Google

David Koch / Am Fuß des Donon

Schluß

: : : Im Krieg hat das Leben das erste Recht, und der beste Trost ist der Gedanke, daß der Krieg das Neue schafft, das Wunderbare zum Gesetz macht und den trägen Gang der Alltagsgesetzlichkeit durchbricht, trotz aller Philosophie vom Zwang der Naturgesetze. Wie viele werden in diesem Krieg den Glauben an die Lückenlosigkeit des Naturgesetzes, das jedem Wunder freie Bahn verwehrt, verlieren und schon verloren haben! Männer, die uns Pfarrer noch belächelt haben vor einem Halbjahr, schreiben jetzt heim, wie Leute mit Kinderglauben. „Aber nennen Sie meinen Namen nicht." — Nein, wir behalten ihre Namen für uns im Namen dessen, der gesagt hat: „So Ihr nicht werdet, wie die Kinder."

Auf der großen Heerstraße vor unseren Fenstern rasten die Autos mit dem Roten Kreuz und die Lastkraftwagen vorüber. Und des anderen Morgens zogen die Feldgrauen hinauf, singend die einen, todernst die anderen. Jetzt erst verstehe ich es ganz, was in der Seele unserer Soldaten vorgeht, wenn sie kampfbereit sich machen und mit dem Leben abrechnen . . . und abbrechen mit einem Ruck.

In die Kirche drängten sie sich —. „Machen Sie's kurz, Herr Feldprediger, das Gefecht beginnt!" — Es kommt noch einer — setzt sich still, da er keinen anderen Platz mehr hat, auf eine niedere Bank neben den Feldprediger. Nach der Predigt grüßt der stille Gast —. Es ist der leitende General, der bei seinen Soldaten auf niederem Bänklein saß.

So muß es sein — ein einig Volk vor Gott, Grenadier und General . . .

Im Sonnenschein stiegen wir den tiefverschneiten Bergwald hinauf. Die Vogesen sind ein herrlich Land, in manchen Formationen großzügiger als der Schwarzwald. — „Da fuhr die Batterie hinauf!" erzählt mir mein Begleiter. „Unmöglich!" — am Horizont Baumstümpfe, herrliche alte Kirschbäume mit abgesägten Aesten und umgelegte Waldteile — zum freien Schußfeld. — Da, mit dem Blick hinüber nach den französischen Grenzhöhen — das erste Grab, das ich sah. Ein weißes Kreuz im oberbayerischen Bauernstil mit der Inschrift: „Hier ruhen zwei französische, tapfere Soldaten: ein Offizier und ein Mann." Stechpalmen ragen aus dem Schnee. „Am Allerheiligen haben wir im ganzen Tal, Evangelische und Katholische gemeinsam, alle Gräber geschmückt", sagt unsere Begleiterin. Das Franzosengrab, von deutscher Hand geschmückt, grüßt hinüber nach der nahen Grenze als Denkmal deutscher Herzensgüte, die sich nicht erbittern läßt.

Interessant ist das Beobachten der Schützengräben. Die Franzosen sind die geborenen Schanzer. Neben dem kunstreich angelegten tiefen Graben, der noch die Spuren der Gewehrauflage hat, liegt im rechten Winkel ein halbfertiger Graben — die Franzosen hatten sich auf Frontangriff eingegraben. Die Deutschen aber kamen von der Flanke — unvermutet von den unwegsamsten Waldhöhen. — Kriegsgeschichte mit der Schaufel in die Erdrinde gegraben.

Die nahen schweren Gefechte im Plainetal um Celles machten unseren Gang nach Allarmont hinüber unmöglich. Mit Recht ist die Absperrung im Gefechtsbereich unerbittlich. „Wir wären nicht die ersten Zivilisten, die dabei erschossen würden", sagte mein Begleiter, als er merkte, wie es mein altes Soldatenherz hinüberzog, über den Wald, wo unaufhörlich die 15-Zentimeter-Geschütze donnerten und wo ich doch so gerne meine Schwaben und Gemeindeglieder gegrüßt hätte. —

Mittags ging's in das dem Gefechtstal entgegenliegende Steinbachtal, das Tal Oberlins, durch Lienhardts Roman neu entdeckt. Als wir das enge, bachdurchrauschte Tal emporgestiegen waren, von Schneewehen begleitet, grüßten uns die Schulbuben von der Höhe ihres modernen Schulhauses: Deux allemands — — Non! des Feldpredigers!" Lebhafte Burschen mit Franzosenblut. Wenn ich der Kaiser wär, sagte ich zu meinem Begleiter, die Burschen müßten mir nach dem Krieg alle sofort Deutsch umlernen — bei aller Liebe zu dem Volk ohne Vaterland. — Ehe die Jungen nicht Deutsch als Muttersprache in die Wiege mitbekommen, ist immer ein Riegel vor dem neuen Vaterland. Französische Sprache ist auch mit französischem Wesen gepaart. Die Sprache ist immer Ausdruck des Volkscharakters. So sehr ich nach dem Kriege für tieferes Eingehen auf die Volksseele der Elsässer bin, in Sachen der Sprache werden wir wohl unerbittlich sein müssen aus diesen völkerpsychologischen Erwägungen heraus. Die heimkehrenden Fabrikmädchen und Männer grüßten uns alle sehr höflich und gut deutsch.

Also gerade der elsässische Boden zeigt uns, wo unsere deutsche Kulturarbeit nach dem Krieg Feind und Freunde hat und wie tief wir den neudeutschen Acker umgraben müssen. „Und wenn Kulturelemente nach Paris auswandern?" fragte mich einer. Um so besser! Dann wird für deutsche Kulturarbeit die Luft um so reiner und der Boden fruchtbarer, und wertvolle deutsche Kulturschichten werden sich viel lieber im Elsaß ansiedeln, wenn sie mehr unter sich sind — dieselbe Tatsache, die ja auch für Belgien maßgebend sein würde. Das heißt beizeiten von den Kulturfragen reden, die uns nicht noch einmal so unvorbereitet treffen dürfen wie 1871.

Von diesem Gedanken aus weitet sich das Elsässer Problem zum weltdeutschen Problem, zur Frage, wie wir Kolonisatoren großen Stils werden? Nach den deutschen Kanonen soll die deutsche Kultur siegen! — — —

Droben auf der Perhöhe bei Wildersbach erklärte uns einer, der dabei war, die Schlacht um den Donon und ihren Zusammenhang mit der großen Schlacht bei Saarburg vom 20. August 1914, wohin vom Breuschtal aus über den Dononpaß zehn Stunden lang die französische Artillerie zog — freilich zu spät zur Entscheidung kommend. Wie da von Belfort die anderthalb französischen Armeekorps in der Stille über das Wildersbachtal durch Moltke-Strategie, d. h. durch eine riesige Umgehung, die Deutschen in der Flanke umgehen wollten, und wie die Deutschen noch Moltkescher waren als die Franzosen, und ihre Flügelumgehung mit dem doppelten Radius machten, also: eine Umgehung der Franzosen geschlagen durch eine riesige Doppelumgehung der Deutschen!

Mein Atem stockte, als mir der Pfarrer sagte: „Also dorthinein verschwanden die 60 000 Franzosen über die Berge, Straßburg zu — und wir waren nun wieder allein." Anderen Tags standen droben am Bergsattel wieder 60 Franzosen, die Vorhut eines neuen Armeekorps von Frankreich her. Da hat dem Pfarrer das Herz gezittert. — Aber die Vorhut kam nicht ins Tal. — Da — auf einmal kam eine deutsche Patrouille — 9 Mann von einem jungen Theologen geführt, herabgestiegen von einer Südkuppe. „Ums Himmelswillen, Menschenkinder! Wo kommt ihr her?" fragt der Pfarrer den jungen Kollegen. „Na, von da droben!" Gelassen geht die Patrouille zurück. Die Franzosen hatten nicht gedacht, daß die Deutschen 1100 Meter da droben seien. — Und dann

Digitized by Google

kommen die 60 000 Mann teilweise zurück — die anderen kämpfen im Tal der Breusch.

Unsere Braven aber haben in glänzender Wehr die Uebermacht zurückgeworfen, haben geblutet in Tal und Höhen. Um einen Begriff von den ungeheuren Leistungen und Strapazen unserer Truppen in den heißen Tagen des August um den Donon zu bekommen, muß man in Friedenstagen selbst dort hinaufwandern. Die Perhöh-Wohlfahrtsblockhütte des Wildersbacher Pfarrers — des Ururenkels von Oberlin, wird jeden gastlich aufnehmen. Die Schützengräben und Geschützstände und die Gräber und das zerschossene Haus im Tal wird er noch sehen. Der Pfarrer mag ihm dann erzählen, wie er 30 Franzosen gefangengenommen hat, wie auch er dem Tode nahe war, und wie er mit seiner ganzen französisch sprechenden Gemeinde die deutschen Verwundeten gepflegt und die Toten unter den Ginsterstäuchern gesucht und begraben hat. Da ist auch ein schwäbischer Landwehrmann dabei gewesen. Sein Grab ist bei den anderen. Heimgekehrt, habe ich des toten, tapferen Vaters Kindlein getauft. So ist der Krieg und das Leben.

Willy Meyer / Von euch und dem Kriege

Also will ich, daß ihr zum Kriege stehet: nicht lieben sollt ihr ihn, weil man den nicht liebt, der einem tiefe Wunden schlägt; aber ihr sollt ihn auch nicht hassen: denn er ist euer Lehrmeister.

Wie der Friede mit der Welt geboren ward, so ward es der Krieg, und wie Tag und Nacht einander ergänzen, so ergänzen auch sie sich.

Der Friede bringt vorwärts und ist staatserhaltend, aber staatserhaltend ist auch ein Krieg, wenn er nur notwendig ist — und notwendig ist ein Krieg da, wo ein „Frieden um jeden Preis" zum Untergang führen müßte, notwendig ist er so lange, als es Feinde gibt wie die unseren und die Notwehr gebietet, des Volkes Kinder im Haß zu erziehen.

Der Krieg schlägt euch tiefe Wunden: ist der Notwendigkeiten furchtbarste! und bleibt doch euer Lehrmeister.

Oder seid ihr euch etwa in Friedenszeit je so ganz des Glückes bewußt geworden, das euch umgab? Habt es nie verkleinert, wohl gar zerstört, weil euch für seine Größe und Schönheit der Maßstab fehlte — den euch nunmehr der Krieg gegeben? Seid ihr nicht in der Tat jetzt einiger denn je zuvor, seit es um den hehrsten Hort aller geht, und ihr Klassenhaß und Rassenhaß vergessen lerntet: um seinetwillen? Und darüber hinaus: wann im Frieden habt ihr diesen heiligen Willensernst, diese unendliche Entsagungsfreude bewundern, nein, auch nur ahnen können, die jetzt Millionen eines Volkes die Kraft verliehen haben, einer erdrückend scheinenden Uebermacht zu trotzen?

Nein, das kann nichts ganz Schlechtes sein, was uns all diese Zeichen eines schier übermenschlichen Könnens sehen läßt, das dabei so menschlich bleibt und es an Großmut und Gerechtigkeit auch gegen den Feind nie fehlen läßt.

Es muß etwas am Kriege sein, was uns für ihn einnimmt, und es ist in Wahrheit etwas, nur wissen wir nicht, was. Ganz gewiß aber ist dieses Etwas der sichere Beweis dafür, daß der Krieg, in dem wir uns befinden, notwendig ist und damit staatserhaltend.

Unsere Dichter und Denker, deren manche an wunderlichen Eilanden aufgelaufen waren, sind zurückgekehrt zur Muttererde, von neuem Geiste beseelt — oder nein: vom alten, von dem Geiste jener Gewaltigen, deren Lebenswerk uns Heiligtum wurde.

Alle im Volk haben durch den Krieg gelernt — und die es nicht wollten, wurden erkannt und ausgestoßen —, darum will ich, daß ihr also zu ihm stehet: nicht lieben sollt ihr ihn; aber ihr sollt ihn auch nicht hassen! (Aus dem Felde.)

Gottfried Traub / Volksgeburt

Die Dinge, die da kommen sollen, stehen in der Geburt; sie können nicht zurückgetrieben werden, ohne daß neue Wehen erfolgen.
Görres.

Wie wird das Kindlein werden? So fragt man kaum zu Zeiten der Geburtswehen. Der heiße Wunsch ist da, daß es schön und stark und rein werden möge. Aber alle einzelnen Züge sind verwischt. Die Arbeit des Gebärens, die Stunde des heiligen Schmerzes füllt alles. Das Weib kann nicht zurück; es **muß** vorwärts. Seine Seligkeit liegt darin, daß sie vorwärts **will** und in dieser Zeit unbeschreiblichen Anfangs sich selbst als Kind des Schicksals fühlt. All das versteht sich heute viel besser, da auch über unser Volk Wehen gekommen sind. Bittere Wehen! Heiser schrillt der Schrei lechzender Verwundeter, die sterben müssen, ohne daß sie noch verbunden werden können. Trotz aller Gewohnheit bleibt der Anblick der getöteten Mannheit eines Volkes entsetzlich, sobald unsere Gedanken frei in uns zu arbeiten beginnen. Bitternis wird mancher jungen Frau ihr Leben füllen, und mancher Blinde oder Lahme wird nicht immer heldenhaft bleiben können, sondern unter seinem Kreuz auch dann und wann zusammensinken, wie einst der Mann auf dem Weg nach Golgatha. Gerade die letzten Wochen nahmen mir wieder zwei liebe Freunde. Wie einsam wird man! Es wird kalt mitten in Sommershitze. Manche Familie hört auf; kein Namensträger führt ihre Kraft und ihren Segen weiter. Man erstaunt geradezu, daß man unter all diesen Schmerzen, diesen wirklichen Schmerzen, noch so aushält weiterzugehen, fortzuleben. Es wäre auch unmöglich, wenn nicht eine neue Geburt im ganzen Volk sich vollziehen und uns das Schicksal allein diese Zeit der Wehen gesandt hätte.

Merkwürdig, daß alles Große in der Natur aus Vorgängen stammt, die ästhetisch betrachtet, nichts Erhebendes an sich tragen. Das junge Leben des Menschenkindes kommt aus schmerzvollen Opferstunden, und auf seinem Durchbruch vom unbewußten in das bewußte Leben geht es wahrhaftig nicht schön her. Daran denke man in unsern Tagen! Man lasse sich nicht müde machen von einigen häßlichen Eindrücken, die sich sowieso stets leichter aufdrängen als die lichte Reinheit. Man werde nicht zerbrochen, oder lasse sich wenigstens nur brechen, um zu leben, und nicht, um zu sterben. Wir wissen, glaube ich, erst jetzt, was ein Schicksal ist. Bisher redeten wir davon. Nun erleben wir das Werden eines Volksschicksals in Nacht und Morgenrot. Aus tausend Wunden, aus hunderttausend Wünschen, aus Millionen von Gedanken ringt es sich durch, zwängt und quält, drückt und zerdrückt: aber es herrscht ein heißer Wille zu neuer Zukunft. Schöpferische Kraft hat ihre eigenen Gesetze. Die **macht** man nicht, die **beschreibt** man später und lebt von ihrer ungetümen Stärke. „Die Dinge, die da kommen sollen" . . . so unbegriffen, so allgemein, nur leicht von ferne her umrissen steht die Zukunft da. Langsam gewinnt sie Gestalt. Noch sehen wir nichts. Wir gehen im dunklen Tal. Aber in dem **Zwang** zu gehen spüren wir die Gewißheit einer höheren Zukunft. Das Schicksal besitzt Führerwille. Es muß sein Ziel erreichen; es fehlt nicht. Darin liegt die Versöhnung mit den Schmerzen von unterwegs. Gottes Wille geschieht; denn es gibt nur einen Lebenswillen. Die Dinge, die kommen sollen, stehen in der Geburt. Daß unsere Augen sie noch sehen möchten!

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die vaterländische deutsche Bergarbeiterschaft. Wie erinnerlich, hatten die Bergarbeiter-Organisationen im Februar dem Handelsminister eine umfangreiche Eingabe unterbreitet, worin sie sich über Lohn- und Gedingeabzüge, über Zwang zu übermäßiger Ueberarbeit, über rigorose Strafen, über Behinderung der Freizügigkeit durch Sperren, über das System der Ueberweisungsscheine und über schlechte Behandlung beschwerten. Der Minister hat die Beschwerden geprüft und das Ergebnis der Prüfung vor wenigen Tagen in einer besonderen Konferenz den Vertretern der Organisationen unterbreitet. Wenn er auch einen Teil der Vorwürfe gegen die Bergherren als unbegründet zurückweisen mußte, so hat er doch anderen Beschwerden die Berechtigung nicht abgesprochen. So hat er u. a. das sogenannte Wagenkippen als ungesetzlich bezeichnet, er ist auch bereits durch einen Erlaß an das Oberbergamt dagegen eingeschritten. Ebenso hat er die schlesischen Bergherren wissen lassen, daß er die Behinderung der Freizügigkeit der Bergarbeiter für sehr bedenklich halte, und weiter hat er mit Rücksicht darauf, daß die Klagen der Arbeiter über schlechte Behandlung namentlich in Oberschlesien sich als begründet herausgestellt haben, Veranlassung genommen, in einem Erlaß an das Oberbergamt sich gegen die unwürdige Behandlung der Arbeiter auszusprechen und es angewiesen, die zuständigen Kontrollbeamten dahingehend zu unterrichten. Voraussichtlich wird zwecks einer weiteren Aussprache eine nochmalige Konferenz bei dem Minister stattfinden. Das Organ der größten Bergarbeiter-Organisation, die „Bergarbeiterzeitung", gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß sich in den strittigen Punkten eine Verständigung erzielen lasse, wenn die Arbeiterbeschwerden in einer Verhandlung zur Sprache gebracht werden, bei der beide Seiten ihre Ansichten darlegen können. — Noch erfreulicher aber ist eine andere Kundgebung desselben Blattes, das bekanntlich den alten (sozialdemokratischen) Bergarbeiterverband vertritt. In einem Artikel wird nämlich den Spekulationen unserer sauberen Feinde auf die Unzufriedenheit und auf etwaige Arbeiterunruhen in der deutschen Bergindustrie entgegengetreten. Es heißt dort u. a.: „Wer draußen des Glaubens sein sollte, die noch unausgeglichenen Differenzen im Bergbau würden so zum Austrag gebracht, daß die jetzt doppelt nötige Sicherstellung der bergbaulichen Förderung gefährdet wäre, der gibt sich einer vollständigen Täuschung hin. Die Bergarbeiter im Schacht werden wie ihre Kameraden in der Schlachtfront ihre vaterländische Pflicht erfüllen. Nun erst recht, wo das Kriegsgebrause um unsere Landesgrenzen mit verstärkter Gewalt tobt. Wir helfen an unserem Teile mit, das Verderben mannhaft abzuwehren. Gegenwärtig kommt es in erster Linie darauf an, daß Deutschland und Oesterreich-Ungarn den ungeheuren Kampf um ihre Existenz allen Feinden zum Trotz mit Ehren durchführen." So sprechen sozialdemokratische Arbeiter. Und genau ebenso sprechen alle anderen deutschen Arbeiter, gleichgültig, welcher Organisationsrichtung oder welcher Parteischattierung sie angehören mögen. Solche Kundgebung pflichttreuer vaterländischer Gesinnung mag für alle selbstverständlich sein, die mit den Gefühlen und Stimmungen der deutschen Arbeiterschaft von jeher vertraut waren. Im gegenwärtigen Augenblick ist sie trotzdem höchst erfreulich, weil sie nicht nur für alle unsere Volksgenossen, sondern auch für das feindliche Ausland erwünschtes Zeugnis von dem opferwilligen Geist unserer deutschen Gesamtarbeiterschaft ablegt.

Wirtschaftliche Kämpfe im Kriegsjahr. Das Reichs-Arbeitsblatt hat eine besondere Uebersicht über die Aussperrungen und Streiks für die Zeit seit dem 1. August 1914 bis zum Jahresschluß und für das erste Vierteljahr von 1915 veröffentlicht. Infolge des Kriegsausbruchs der den Arbeitsmarkt zunächst vielfach stillegte und den Burgfrieden mit sich brachte, hörten die Arbeitskämpfe nach den ersten sieben Monaten von 1914 wie mit einem Schlage auf. Die Statistik für das Jahr 1914 bleibt demgemäß mit ihren Zahlen weit hinter derjenigen früherer Jahre zurück. Nur in der schweren Krisis der Jahre 1901 und 1902 war die Zahl der Streikenden und Ausgesperrten noch etwas geringer. Im Jahre 1914 wurden 58 582 Streikende und 36 458 Ausgesperrte in 1223 Arbeitskämpfen gezählt, 1084 Kämpfe (88,6 Proz., waren vor dem Kriege beendet, die übrigen dauerten noch in den Krieg hinein, und nur 26 Streiks und Aussperrungen wurden nach dem 1. August 1914 begonnen. Von den Streikenden hatten 14,9 Proz. vollen, 38,5 Proz. keinen Erfolg; die Ausgesperrten hatten überhaupt keinen Erfolg. Erfolg und Mißerfolg sind hierbei nach den Angaben der Polizei oder ähnlicher örtlicher Verwaltungsstellen gebucht. Bekanntlich beurteilen die Arbeiter den Ausgang der Arbeitskämpfe oft anders als diese Stellen. Zu den seit Kriegsbeginn im Jahre 1914 begonnenen 26 Arbeitskämpfen sind nun im ersten Viertel 1915 weitere 24 Streiks und 2 Aussperrungen, die bis zum 31. März erledigt wurden, getreten. Insgesamt weisen also die ersten acht Kriegsmonate 52 neu begonnene und beendete Arbeitskämpfe mit insgesamt 4029 beteiligten Arbeitern auf. Der Umfang der Streik- und Aussperrungsbewegung in den acht Kriegsmonaten ist aber in Wirklichkeit noch geringer, als vor dem Kriege, weil die Dauer der Arbeitskämpfe wesentlich kürzer ist, als sie sonst zu sein pflegt. So beträgt die durchschnittliche Dauer dieser Kriegsstreiks und -aussperrungen nur 4,77 Tage, während sonst die Durchschnittszahl der Kampftage im letzten Jahrfünft auf den einzelnen Teilnehmer berechnet 29,99 Tage betrug. Gering ist auch die Mitwirkung und Unterstützung von Berufsvereinigungen bei den Arbeitskämpfen. Unter den 50 Streiks sind nur neun von Berufsvereinigungen der Arbeiter veranlaßt oder unterstützt worden, darunter in einem Falle gleichzeitig auch von der Berufsvereinigung der Arbeitgeber, weil es sich um Nichtanerkennung eines Tarifs handelte. Von den zwei Aussperrungen ist eine vom Arbeitgeberverband unterstützt worden. Bei den Streiks handelte es sich meist, bei den Aussperrungen ausschließlich um Fragen des Arbeitslohns. Was den Erfolg anlangt, so hatten die Arbeiter unter den 52 Arbeitskämpfen in 11 Streiks oder Aussperrungen vollen, in 12 Fällen teilweise und in 29 Fällen keinen Erfolg. Bemerkenswert ist, daß in 10 Fällen die vom Streik betroffenen Betriebe Heeresbedarf fertigten. Außerdem aber läßt sich bei mehreren anderen Fällen annehmen, daß es sich wenigstens mittelbar um Herstellung von Bedürfnissen für das Heer oder die Heeresangehörigen handelte.

Sommerurlaub 1915. Ueberall, wo Sommerurlaub seither eine Selbstverständlichkeit, ein Recht, ein guter Brauch war, hat man sich damit abgefunden, daß die gegenwärtigen Kriegszeiten vielfach eine Ausnahme von der Regel bringen werden. Gewiß wären sie nach den Sorgen und Mühen, nach den Ueberanstrengungen des vergangenen Winters diesmal reichlicher als sonst nötig. Aber es fehlt an Ersatzkräften für die Urlauber, um Geldmittel für eine sorgenfreie Erholung, vielfach auch an Stimmung für Ausspannen und Genießen, während die Besten unseres Volkes in mörderischen Schlachten stehen. So hat eine allgemeine Selbstbescheidung Platz gegriffen. In den Kreisen der Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten wird nur in Ausnahmefällen und bei gesichertem Vorhandensein der nötigen Ersatzkräfte Urlaub gewährt werden. In Handelskreisen müssen außer vielen Prinzipalen auch sehr viele Angestellte auf Sommerurlaub in diesem Jahre verzichten. Als Ersatz ist die sehr beachtliche Anregung ergangen, wenigstens regelmäßige freie Nachmittage in jeder Sommerwoche einzurichten. In den Verkehrsämtern und in den Militärbetrieben, wie auf den Marinewerften soll Sommerurlaub nur soweit gewährt werden, wie das ohne Geschäftsstörung möglich ist; ein bestimmter Anspruch kann während des Krieges auf keinen Fall anerkannt werden. Auch die Stadtverwaltungen wollen sich nicht grundsätzlich ablehnend verhalten, aber nur im Rahmen des Möglichen, ohne Rücksicht auf Anstellungsverträge, beurlauben. Das alles spricht dafür, daß man an sämtlichen, für Urlaubsbewilligung in Betracht kommenden amtlichen und privaten Stellen wohl den guten Willen hat, aber vielfach Rücksichten auf die Kriegslage zu nehmen genötigt ist. Nur die Schulen sollen ihren unverkürzten Sommerurlaub haben. Mit solcher Regelung wird man nur einverstanden sein können.

Eine lehrreiche Beamtenstatistik. Die neueste statistische Erhebung über den Familienstand der preußischen Beamten ergibt wieder allerlei volkswirtschaftlich und sozialpolitisch wertvolle Feststellungen. Von den befragten 313 270 männlichen Beamten waren 91 Prozent verheiratet. Nach Rangklassen geordnet waren von den etatsmäßig angestellten höheren Beamten nur 78,54 Prozent verheiratet, von den mittleren 93,13 Prozent und von den unteren Beamten 95,64 Prozent. Von den höheren Beamten war also mehr als ein Fünftel ledig, von den unteren Beamten noch nicht ein Zwanzigstel. Von den verheirateten Beamten hatten 12,27 Prozent kein lebendes Kind, 18,92 Prozent hatten ein Kind, 23,06 Prozent hatten zwei, 16,67 Prozent drei, 11,17 Prozent vier, 7,14 Prozent fünf und 10,47 Prozent sechs und mehr lebende Kinder. Die kinderlosen Ehen machten bei den etatsmäßig angestellten höheren Beamten 17,12 Prozent, bei den mittleren 12,74 Prozent, bei den unteren nur 10,54 Prozent aller Ehen aus. Also die kinderlosen Ehen nehmen mit dem höheren Dienstgrade der Beamten stark zu. Umgekehrt sind die kinderreichen Ehen bei den höheren Beamten viel geringer als bei den übrigen. Fünf und mehr Kinder hatten von den verheirateten etatsmäßigen höheren Beamten 8,35 Prozent, von den mittleren 14,71 Prozent, von den unteren 21,12 Prozent. Die Gesamtzahl der Kinder aller befragten Beamten betrug 770 771, so daß auf jeden verheirateten 2,70 Kinder entfallen. Bei den höheren Beamten kamen auf die Ehe nur 2,11 Kinder, bei den mittleren 2,48 und bei den unteren 2,92.

Büchertisch

Unsere koloniale Zukunftsarbeit. Von Paul Rohrbach. Stuttgart, Verlag der Lese. 69 S., 80 Pf.

Der Hauptteil dieses Buches behandelt unsere Aufgaben in Afrika. Dort hatten wir bisher nur einzelne Kolonien, nach dem Kriege aber werden wir voraussichtlich ein zusammenhängendes Kolonialreich haben. Soll dieses eine gedeihliche Zukunft haben, so müssen die großen Aufgaben, die unser dort harren, unserm Volke in ihrer ganzen großen, kulturgeschichtlichen Bedeutung zum Bewußtsein gebracht werden: die Bekämpfung der Tse-tse-Fliege, die keine Viehzucht aufkommen läßt und damit auch die Entwicklung des Ackerbaus, des Verkehrs und der Kultur überhaupt unterbindet,

die Ausrottung der Schlafkrankheit, die Pflege und Erziehung der Neger. Rohrbach kennt die meisten Gebiete Afrikas aus eigener Anschauung, hat seit Jahrzehnten seinen Blick an Vergleichen geschult und zeichnet die großen Richtlinien kolonialer Zukunftsarbeit mit sicherer Hand. — Im zweiten, kürzeren Teile des Buches skizziert er die Aufgaben, die uns in der Welt des Orients und in China erwarten. Das sind nicht kolonialpolitische, wohl aber weltpolitische Aufgaben. „Wir dürfen nie daran denken, über die orientalischen Völker zwischen Suez und Singapur, zwischen Euphrat und Indus eine Zwingherrschaft ausüben zu wollen, wie heute die Engländer," sondern wir müssen im eigenen Interesse diese Völker wirtschaftlich, politisch, geistig, kulturell und materiell vorwärts bringen. Dazu gehört ein Takt, den wir an den Aufgaben selbst noch lernen müssen.

Die kolonial- und weltpolitischen Lehren dieses Buches müssen jedem Deutschen geläufig werden. v. S.

Das soziale Gewissen. Von Paul Harms. Leipzig 1915, bei Kurt Wolff. 34 S. 60 Pf. (Zehn deutsche Reden, herausg. von Axel Ripke.)

Wenn man diese kleine Schrift zur Hand nimmt, erwartet man eine Belehrung über soziale Pflicht, eine Schärfung des sozialen Gewissens, und wer von solchen politischen Moralpredigten in dieser Kriegszeit genug gehört zu haben vermeint, der möchte vielleicht mit Unlust an das Buch herangehen. Aber das Buch bietet etwas ganz anderes als eine theoretische Belehrung über soziale Moral, es zeigt den praktischen Weg, den unsere Wirtschaftspolitik nach außen und im Innern einzuschlagen hat, und der Titel „Das soziale Gewissen" gibt den Geist an, von dem alle politische Arbeit der einzelnen Staatsbürger, der Parteien und der Staatsregierung sich muß leiten lassen. Diese Durchdringung von Theorie und Praxis, die Weisung eines praktisch gangbaren Weges unter dem hellen, unbestechlichen Lichte des für alle ohne Ausnahme geltenden Grundsatzes der sozialen Pflicht unterscheidet diese Schrift von vielen ähnlichen unserer Kriegsliteratur. Man sieht das Wo und das Wie, man wird nicht nur zum so und so vielten Male moralisch aufgerüttelt, den rechten politischen Weg zu suchen, sondern man sieht zu seiner Freude, daß es einen solchen gibt, der dem Ziele näher bringt. Und obwohl der Verfasser natürlich nicht umhin kann, die Fehler der Vergangenheit zur Rechten und zur Linken aufzuzeigen, so wahrt er doch überall den Burgfrieden und hält sich streng im Rahmen dessen, was alle Staatsbürger ohne Unterschied angeht. Der leitende Gedanke ist kurz gesagt dieser: Das soziale Gewissen schreibt uns vor, so zu handeln, wie wir es als Bürger vor unserem Staate verantworten können. In der Vergangenheit ist dieser Grundsatz auf beiden Seiten zu wenig zur Geltung gekommen; Schutzzoll- und Freihandelpolitik, Klassenvorteil, Parteidogmen und Jagd nach materiellem Gewinn überwucherten den Gemeinsinn. In dieser Atmosphäre des Streites aber ist das Problem der Sozialpolitik nicht zu lösen, es kann vielmehr nur gelöst werden im Zusammenhange der ganzen Wirtschaftspolitik. Und hier ist die Geschichte unsere Lehrmeisterin, nämlich die Geschichte des deutschen Zollvereins, an dessen Bau die preußische Beamtenschaft seit 1815 unverdrossen gearbeitet hat, und der schließlich trotz aller Hindernisse zustande kam und alle Kriege überdauerte. So muß es jetzt unser Ziel sein, einen mitteleuropäischen Wirtschaftsbund zu schaffen, was natürlich nicht mit einem Male, etwa beim Friedensschluß, möglich ist, sondern die Arbeit vielleicht eines Menschenalters erfordert. So überwinden wir den wirtschaftlichen Partikularismus im Innern und erfüllen zugleich unsere weltpolitische Aufgabe. v. S.

Belgien. Land, Leute, Wirtschaftsleben. Herausgegeben im Auftrage des Kaiserlich deutschen General-Gouvernements (von Professor Otto Baschin). Berlin 1915, bei E. S. Mittler & Sohn. Mit 2 Karten. 154 S., 2,75 Mk.

Landesnatur, Bevölkerung, Verfassung und Verwaltung, Wirtschaftliche Verhältnisse, Topographische Beschreibung des Landes nach Provinzen, Verzeichnis der Orte mit mehr als 1000 Einwohnern.

Randglossen zum Französischen Gelbbuch. Gesammelte Gegenerklärungen und Kritiken. Berlin 1915, Concordia. 56 S., 50 Pf.

The Peace and America. By Hugo Münsterberg. Leipzig 1915, bei Bernhard Tauchnitz. 270 S., 1,60 Mk.

Der Verfasser ist einer der bekanntesten Vertreter deutschen Geisteslebens in den Vereinigten Staaten und in Wort und Schrift bemüht, die über Deutschland umgehenden Lügen und Irrtümer zu bekämpfen.

Die kulturelle Entwicklungsfähigkeit des Islam auf geistigem Gebiete. Von M. Horten, Prof. für semit. Philologie in Bonn. Bonn 1915, bei Friedr. Cohen. 32 S., 1,20 Mk.

Die Zukunft der Türkei im Bündnis mit Deutschland. Eine politische und wirtschaftliche Studie von Wilhelm T. Béla. Leipzig 1915, bei K. F. Koehler. 48 S., 75 Pf.

Der Verfasser hat über 10 Jahre in der Türkei gelebt, weshalb seine Darstellung sowie besonders seine Hinweise auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten wertvoll sind.

Die russischen Sozialisten und der gegenwärtige Krieg. Von Georg Ruczka. Wien 1915, Verlag der Partei der ukrainischen Sozialrevolutionäre. Zu beziehen durch Karl und Louis Schwabe, Wien V, Rödigergasse 24. 78 S., 1,20 Mk.

Die französischen Sozialisten und der Krieg. Von Georg Ruczka. Ebenda. 15 S.

Um den Völkerfrieden. Von Heinrich Lhotzky. Stuttgart, Verlag der Lese. 68 S., 80 Pf.

Der Völkerfriede kann nur kommen, wenn das deutsche Volk durchhält. Sein Wesen besteht äußerlich darin, daß eine starke Mitte Europas jeden künftigen Krieg verhindert, innerlich darin, daß das deutsche Volk seine Macht gebraucht nicht zur Unterdrückung der anderen Völker, sondern um einem jeden sein Recht zu sichern. Wir werden dafür keinen Dank und keine Liebe ernten, aber das soll uns nicht hindern, die anderen Völker zu lieben.

Das österreichische Wunder. Von Hermann Bahr. Stuttgart, Verlag der Lese. 47 S., 60 Pf.

Schildert den Geist österreichischer Vergangenheit und Gegenwart mit einer starken, von persönlichen Erfahrungen getragenen Zuversicht, die auch den Leser ergreift.

Ueber den Sinn des Krieges. Vortrag, gehalten vor der Zürcher Freistudentenschaft von L. Ragaz, Professor a. d. Univ. Zürich. Zürich 1915, bei Orell Füßli. 48 S. 80 Pf.

Der Krieg ist die Katastrophe einer falsch orientierten Kultur, und trotz alles Furchtbaren, das sie bringt, müssen wir froh sein, daß sie gekommen ist. Aber es darf nicht noch einmal zu einer solchen Katastrophe kommen, und darum müssen wir das ganze politische Leben auf einen neuen Boden stellen. Soweit hat der Verfasser recht. Was er dann über das „Imperium Aller" und über ein Parlament der vereinigten Staaten Europas sagt, sind reine Theorien, über die sich aber reden läßt.

Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort von Bernhard Achtermann. Kempten 1915, bei Jos. Kösel. 136 S. 1 M.

Echt vaterländische, geistvolle und begeisternde Worte des großen Volksmannes, die an ihrem Teile dartun, wie die Gegenwart schon von den Vätern vorausgefühlt worden ist.

Deutsch sein, heißt Mensch sein! Notschreie aus deutscher Seele von Walter von Molo. Berlin 1915, bei Schuster & Loeffler. 96 S. 1 M.

In diesen 16 Betrachtungen steht viel Schönes. Durch alle zieht sich der Gedanke hindurch: Niemals schwebte der deutsche Geist klarer vor uns als jetzt, da er gemordet werden sollte — und zeigt, daß er nicht zu morden ist, weil er in allen ist, weil er ewig ist, wie das Prinzip des Guten.

Volksschriften zum großen Krieg. Nr. 35. Die Sprache Gottes im Weltkrieg 1914/15. Von Pfarrer H. Niemöller. Berlin 1915, Verlag des Evang. Bundes. 20 S. 20 Pf.

Gottes Wort in Eiserner Zeit. Ein Gedenkbuch in Predigten und Kriegsbetstunden. Herausgegeben von Wilhelm Meyer, Pfarrer in Spielberg. Neue Folge. Marburg 1915, bei N. G. Elwert. 104 S. 1 M.

Auch in dieser zweiten Lieferung, zu der viele namhafte protestantische Pfarrer beigetragen haben, wird wieder eine reiche und mannigfaltige Fülle praktischer Religiosität dargeboten.

Gottes Wort im Felde und Daheim. Ein Beitrag zur religiösen Erziehung auf der Grundlage zeitgenössischer Zeugnisse von Schulrat Otto Eberhard, Seminardirektor in Greiz. Berlin 1915, Vaterländ. Verlagsanstalt. 52 S. 50 Pf., 100 Stück 3,50 M.

Wie kämpfende, verwundete und sterbende Krieger durch Bibelworte, Choräle und geistliche Volkslieder erquickt worden sind, das liest man in diesem Buche mit tiefer Ergriffenheit. Der Verfasser zieht daraus den Schluß, daß der Religionsunterricht, und zwar der kirchliche, bekenntnisgemäße, der Schularbeit zugrunde gelegt werden müsse. — Die Polemik gegen Wilhelm Ostwald ist nicht sachlich geblieben. Wer Wilhelm Ostwald kennt, der weiß, daß er „niederträchtiger Verhöhnung edelster Regungen" und „Volksverrats" — als „geborener Russe": o, Herr Schulrat! — gar nicht fähig ist.

Der alte Gott lebt noch! Fromme und deutsche Züge aus dem Kriege 1914/1915. Nr. 13. Feldgottesdienst; Nr. 14. Der Lügenfeldzug; Nr. 16. Das Eiserne Kreuz; Nr. 17. Unsere Schwestern in der Kriegszeit. Berlin 1915, Vaterländ. Verlagsanstalt. Wöchentlich ein Heft für 10 Pf.; 10 Hefte bilden einen Band.

Kriegsarbeit auf dem Lande. Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in der Kriegszeit. Herausgegeben von Professor Heinrich Sohnrey. Berlin 1915, Deutsche Landbuchhandlung. 157 S. Geb. 2 M.

Das außerordentlich reichhaltige und praktische Buch, das jede Landgemeinde anschaffen sollte, behandelt in fünf Abschnitten alle für die Kriegsarbeit auf dem Lande in Betracht kommenden Fragen: Pflichten gegen Vaterland und Gesellschaft im allgemeinen; land- und hauswirtschaftliche Aufgaben; soziale und wirtschaftliche Maßnahmen; Wohlfahrtsarbeit auf geistig-sittlichem Gebiet; Heimat und Heer.

Digitized by Google

Ländliche Bauart und Wohnweise unter dem Einfluß der Berufsverschiebung. Untersucht in 2 Landgemeinden des Amtsbezirks Pforzheim. Von Dr. Johanna Schimper. Karlsruhe 1915, bei G. Braun. 88 S. Mit Plan, vielen Grundrissen und graphischen Darstellungen. 2,20 M.

Ueber die Benutzung von Blut als Zusatz zu Nahrungsmitteln. Ein Mahnwort zur Kriegszeit. Zweite wesentlich vermehrte Auflage. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. R. Kobert in Rostock. Rostock 1915, bei H. Warkentien. 56 S. Ertrag für das Rote Kreuz.

Der Verfasser, eine Autorität in seinem Fache, weist hier nicht nur nach — was die allermeisten unserer Hausfrauen leider nicht wissen —, daß das Blut unserer Schlachttiere die kräftigste, gesundeste und billigste Nahrung ist, sondern gibt auch eine Menge von Rezepten an, nach denen das Blut zum Kochen und Backen verwendet werden kann. Wie die zweite Auflage beweist, bricht die für die Ernährung auch gerade der wenig bemittelten Volkskreise außerordentlich wichtige Anregung sich bereits in erfreulicher Weise Bahn.

Volksgesundung durch Erziehung. Nr. 20. Die moralischen Kräfte im deutschen Krieg, von Dr. Ernst Schultze. Aktenstücke zur Frage der Frauendienstpflicht; Staat und Psychopathen, von Direktor Gustav Major. Berlin-Zehlendorf 1915, Mathilde Zimmer-Haus. 48 S. 60 Pf.

Die Nährwerterschließung in Heu und Stroh und Pflanzenteilen aller Art. Von Prof. Dr. Hans Friedenthal. Leipzig 1915, bei Reichenbach. 47 S. 1 M.

Die Lager von Rentierflechte und ihre Verwertung als Futter. Von Prof. Dr. C. Jacobj. Tübingen 1915, bei J. C. B. Mohr. 13 S. 30 Pf.

Die Friedensfürsorge für Kriegsverletzte. Stenographischer Bericht über die Verhandlung im Bürgersaal des Rathauses zu Frankfurt a. M. am 25. Januar 1915. Stuttgart 1915, bei J. Heß. 31 S. 60 Pf.

Der sorgenfreie Kriegsinvalide. Die Hinterbliebenen-Versorgung. Von Walter Salzmann. Kassel 1915, bei Friedr. Lometsch. 31 S. 25 Pf., 10 Stück 2 M.

Schlägt für die wirtschaftliche Festigung der Kriegsinvaliden und der Hinterbliebenen von Kriegsteilnehmern die Form der Produktions-Genossenschaft vor.

Arbeitsrecht. Jahrbuch für das gesamte Dienstrecht der Arbeiter, Angestellten und Beamten. Herausgegeben von Dr. Heinz Potthoff und Dr. Hugo Sinzheimer. 2. Kriegsheft. April 1915. Bei J. Heß, Stuttgart. 1,50 M.

Aus dem Inhalt: Dr. H. Potthoff: Grundlagen künftigen Arbeiterrechtes; Prof. Dr. J. Klumker: Der Schutz der Erwerbsbeschränkten; Rechtsanwalt Heidenfeld: Der Krieg als „unverschuldetes Unglück"; Prof. Dr. Stephan Bauer: Das schweizerische Arbeitsrecht und der Krieg; Prof. Dr. Leopold Kreutzer: Krieg und Arbeitsrecht in Ungarn; A. Tepe: Krieg und Arbeitsrecht in Holland.

Beamten-Jahrbuch. Vierteljahrsschrift für die gesamte Beamtenbewegung. Herausgegeben von Alb. Falkenberg und Dr. Heinz Potthoff. Jährlich 5 M., einschließlich „Arbeitsrecht" 8 Mark.

2. Kriegsnummer. Potthoff: Kaisertum, Beamtentum, Bürgertum; Falkenberg: Zur Vereinheitlichung der deutschen Beamtenbewegung; H. v. Gerlach: Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen und die Beamten; Fritz Winters: Bürokratismus und Staatsbürgertum der Beamten; Umfrage: in welcher Weise wird die neuzeitliche Beamtenbewegung durch den Krieg beeinflußt werden? Beantwortet von Dr. K. Flesch, Dr. Ernst Müller-Meiningen, Generalsekretär L. Hubrich, Anton Erkelenz, Oberlehrer Kuckhoff. Umschau: Die Kriegshilfe der deutschen Beamten. — 3. Kriegsnummer: Wirkl. Geh. Rat Dr. Danneel: Friedensaufgaben des Kriegsausschusses für Konsumenteninteressen; Dr. Ludwig Heyde: Die Beamten und die künftige Sozialpolitik; Else Kolshorn: Der Krieg und die deutschen Reichs-, Post- und Telegraphenbeamtinnen; Umfrage (s. oben) beantwortet von Stephan von Licht, Wien, und Dr. Landsberger, Charlottenburg. Umschau: Die Kriegshilfe der deutschen Beamten.

Die Wohnungsfrage im neuen Reiche. Von Dr. med. R. Sondermann-Dieringhausen, z. Z. Stabsarzt im Felde. Dieringhausen. Bei A. Anwander. 32 S. 50 Pf.

Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß der Grund und Boden, in erster Linie der der Städte, in seinem Werte erheblich steigen und die Wohnungsnot dadurch immer größer werden wird. Für die Linderung dieser Not kommt hauptsächlich das Land in Frage, und die Lösung kann nur das von einem Nutzgarten umgebene Einfamilienhaus bringen. Zu dem Ende muß die Industrie von der Stadt aufs Land verlegt werden, wodurch gleichzeitig für unsere Wehrkraft ein gesünderer Nachwuchs verbürgt würde. Die Möglichkeit, Baugrundstücke zu niedrigem Preise dauernd zu sichern, ist nur da gegeben, wo sich größerer Geländebesitz in gemeinnütziger Hand befindet. Sie kann aber überall geschaffen werden, sobald wir die gesetzliche Bestimmung haben, daß der aus öffentlichen Mitteln unterstützte Wohnungsbau nur auf einem in gemeinnützigem Besitz befindlichen Gelände ausgeübt werden darf. Mit dieser Forderung steht und fällt die Möglichkeit einer großzügigen Wohnungsfürsorge. — Die Anregung des Verfassers, der auf langjährige und erfolgreiche Erfahrungen auf diesem Gebiete zurückblicken kann, sowie seine weiteren praktischen Winke für die Durchführung dieser Wohnungsfürsorge, die sich auch auf die kleinen Beamten erstreckt, sind höchst beachtenswert. Das kleine Buch ist ein wertvoller Ratgeber für alle, die sich von Berufs wegen oder aus eigenem Antriebe auf diesem Gebiete betätigen.

Realkredit und Wohnungsfürsorge. Ein Beitrag zur Lösung des Realkreditproblems. Von A. Breuer. Wien 1915. Anzengruber-Verlag. 27 S.

Eine Fülle von Vorschlägen zur Kreditbeschaffung, zugleich eine kritische Beleuchtung des Hypothekenmarktes.

Unsere wildwachsenden Küchenpflanzen. Eine Handreichung für die Kriegszeit. Von Dr. Kurt Krause. Berlin, Deutsche Landbuchhandlung. 78 S. 80 Pf.

Auf Veranlassung des deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege gibt der Verfasser, ein sachkundiger Botaniker, eine genaue, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung von mehr als hundert wildwachsenden Pflanzen und zeigt, wie sie für die Verwertung in der Küche zu behandeln sind. Das höchst lehrreiche Buch behält auch nach dem Kriege seinen Wert und wird dann nicht nur der praktischen Hausfrau, sondern jedem Naturfreunde Freude bereiten.

Ostpreußen und der Wiederaufbau zerstörter Ortschaften. Herausgegeben vom Verein Heimatschutz in Brandenburg. Mit 42 Abbildungen. Charlottenburg 1915. Bei Robert Kiepert. 52 S. 1,75 M.

Das Buch enthält drei wertvolle Studien: „Ostpreußen und seine bodenständige Baukunst" von Professor Robert Mielke; „Kulturfragen zum Wiederaufbau" von Dr.-Ing. Werner Lindner und „Aufgaben des Städtebaues und des Heimatschutzes beim Wiederaufbau zerstörter Ortschaften" von Architekt E. Maul. Die gediegenen Aufsätze behandeln den Wiederaufbau als eine Aufgabe nationaler Kunst, die das ganze Volk angeht, und tragen zugleich der Technik und Wirtschaftlichkeit des Werkes Rechnung.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frau Dr. O. in Z. 20 M., A. in D. 90 Pf., G. in N. 1 M, U. in K. 3 M., M. in D. 90 Pf. Postinsp. R. in F. 2 M., Frau Geh.-R. A. in G. 2,63 M., Sup. St. in G. 2,50 M., U. in K. 4 M., B. in W. 4 M., K. in D. 3 M, Th. in N. 2,60 M., R. in M. 5 M., Frl. G. in L. 2 M., Pfr. G. in W. 5 M., Dir. E. in C. 5 M., Lit. Verein, Braunschweig 20 M., Pastor Z. in R. 3 M., E. K. in R. 2 M., J. in L. 2,50 M., Dr. St. in W. 3 M., Justizr. L. in Sch. 3 M., U. in B. 10 M., T. in R. 2 M., Laz.-Insp. Sch. in W. 2 M., Dr. C. in F. 10 M., Justizr. L. in Sch. 3 M.

Für Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Sekr. K. in St. 2 M., B. in W. 4 M., Lehrer H. in Sch. 6 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. Sofie S., Bunzlau 15 Bücher; Dir. Otto W., Lpz.-Mölkau 1 Hedin, Volk in Waffen, 4 Volksbücher und 5 Hausbücher der Dtsch.-Dichter-Ged.-Stiftung; Frl. R. in W. 6 Bücher; K. F. in Calau 10 Bücher; E. K. in B. 1 Buch; Werbeanwalt W. in W. 11 Bücher.

Für den Roten Halbmond: Dr. J. in Schw. 5 M., Leutn. R. 10 M.

Für Elsaß-Lothringen: Ed. Kr. in Solln 12 M.

Für Ostpreußen: Oberleutnant W. 5 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: Leutn. R. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Oberl. z. S. W. in Kiel. Herzlichen Dank für die freundliche Zusendung der spanischen Zeitungen und Zeitschriften, von deren deutschfreundlichem Inhalt wir mit Interesse Kenntnis nahmen.

Fr. E. in N. An die von Ihnen aufgegebene Adresse geht die „Hilfe" seit dem Tage Ihrer Mitteilung. Wenn Sie allerdings erst jetzt schreiben, daß sich die Adresse vor einiger Zeit geändert hat, ist es leider ganz unausbleiblich, daß einige Nummern nicht eingetroffen sind. Wir haben unsere Liste berichtigt.

K. in Altenvörde. Auch die von Ihnen aufgegebenen Adressen werden mit den Freisendungen der „Hilfe" versorgt. Einzelne Bestätigungen können wir bei den mehreren tausend von Fällen leider nicht versenden.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

17. Juni 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,6 : Mark; beim Verlag in Berlin-Grüneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 24

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Zweck des Krieges. — **Dr. Ernst Jäckh:** Südostwärts. — **Dr. Kurt de Bra:** Menschheitlich nicht international. — **Adolf Löwe:** Die freie Konkurrenz. — **Ludwig Fränkel:** Das „Reuter"-Bureau und sein Gründer. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Hellespont und Bosporus. — **D. Gottfried Traub:** Winkende Hände. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Sonnabend, 5. Juni.

Allerlei wertvolle Gespräche in Wien. Hier werden natürlich die italienischen und rumänischen Vorgänge anders und näher empfunden als in Berlin. Dabei treten die Schwierigkeiten der historischen Verfassung und Zusammensetzung der Doppelmonarchie im Kriege einesteils zurück und andernteils hervor. Was zurücktritt ist der landläufige Partei- und Nationalitätenstreit, der durch viel guten Willen, Zensur und Parlamentslosigkeit aus der Welt geschafft scheint, so wie es bei uns mit den Parteireibungen auch geschehen ist, nur mit dem Unterschiede, daß wir im Krieg Reichstag und Landtag besitzen. Dafür aber tritt nicht so sehr in den Zeitungen als im Unterbewußtsein der verschiedenen Gruppen eine nicht durch Formeln auszudrückende Unterschiedlichkeit der politischen Ziele hervor, die man etwa so aussprechen kann: einesteils Steigerung der scharf nationalen Stimmungen und andererseits und sehr merkbar Steigerung des österreichisch-ungarischen Staatswillens im ganzen. Das letztere ist das wesentlichste; der Staat als Gesamtheit hat im Kriege bessere Erfahrungen gemacht, als selbst gute Zentralisten geglaubt haben. Sicherlich soll man nicht denken, daß alles von selber glatt geht, aber es geht eben doch. Wiederholt hörte ich von ganz verschiedenen Personen: „Wenn sie draußen von uns noch mehr erwartet haben, so kommt das daher, daß sie uns zu wenig gekannt haben." Oesterreich-Ungarn hat in Friedenszeiten sich oft selbst so hart kritisiert, daß Balkanvölker und andere sich falsche Vorstellungen von der Zerbrechlichkeit seines Aufbaues gemacht haben. Man hat hier noch mehr als bei uns gelernt, daß ein Uebermaß von kritischem Pessimismus im Innern eine Gefahr für die auswärtige Politik bedeutet. Insbesondere die Deutschen Oesterreichs finden im Krieg ihren Staatswillen wieder und ihre Verantwortlichkeit. Ich sagte beim Abschied zu dem Freunde, der mich treulich führte: „es gibt im Krieg kaum eine interessantere Stelle als Wien, aber auch kaum eine, wo mehr Schwierigkeiten sich drängen."

Sonntag, 6. Juni.

Die Russen werden in Galizien weiter zurückgedrängt. Die umkämpften Orte in Richtung auf Lemberg sind Mosczisla, Kalusz und Zurawno. Am Pruth hält der Feind seine Stellungen noch immer, wird aber täglich von der Seite her mehr gefährdet.

Auf der Westfront Kämpfe um die Zuckerfabrik von Souchez und Angriffe bei Neuville. Keine wesentlichen Veränderungen.

An der italienischen Grenze geschieht nichts Bedeutendes. Die Oesterreicher haben diejenigen Südtiroler, die nach Italien abreisen wollten, ohne Hemmnisse herausgelassen, weil sie im Inland ja doch nur schaden könnten. Andere Bevölkerungsteile, die nicht in ihren Ortschaften bleiben konnten, haben bei Salzburg in einem Barackenlager Unterkunft gefunden. Der italienische Generalstab teilt mit, daß Kriegsberichte nur nach fertigen Operationen veröffentlicht werden sollen. Durch Auslandsblätter erhält man Mitteilungen, daß die innere Einheit gegenüber dem Krieg noch keineswegs vorhanden sei. Italienische Reservisten kommen aus Amerika zurück.

Das offiziöse rumänische Organ „L'Indépendance Roumaine" sagt, es sei heute fraglos, daß die Russen nicht mehr zu einer Offensive fähig seien; die Ursache der Niederlage liege im Mangel an schwerer Artillerie und Munition. Auch in England gibt die russische Niederlage viel zu denken. In Petersburg wird großer Kriegsrat erwartet.

Montag, 7. Juni.

Noch immer ist Budapest in Sonne gebadet. Ob freilich nicht draußen bei der Truppe schon zu viel Wärme ist, ist eine andere Frage. Welche Entfernung von den Wintertagen auf den Karpathen bis zu dieser Steppenglut über Galizien! Aber es reift manches in diesen Tagen, sowohl die Ernte in der ungarischen Ebene wie der Sieg auf der Straße von Przemysl nach Lemberg. Von der hiesigen Ernte wird jetzt nach einigen stärkeren Regengüssen nur Gutes geredet. Ob es inzwischen auch in Deutschland genug geregnet hat, weiß ich von hier aus nicht. Von den galizischen Siegen aber spricht alle Welt. Auch die französischen Blätter geben jetzt die ernste Lage ihres russischen Freundes zu, hoffen aber desto mehr auf Italien. Bei den Kämpfen um Przemysl wurden 33 800 Gefangene gemacht, die Beute auf dem mehr südlichen Kriegsschauplatz am Dnjestr ist 13 000. Freilich werden dabei viele gute Soldaten auf unserer Seite verloren sein.

Auch an der Nordfront geht es ordentlich. Südlich des Njemen ist der Raum fast bis an den Festungsbereich von Kowno von Feinden gesäubert.

In der Nacht vom 6. auf 7. Juni machten deutsche Marineluftschiffe erfolgreiche Angriffe auf die Docks von Kingstown und Grimsby am Humber. Die Wirkung dieser Kleinangriffe wird nach wie vor in der Heimat verschieden beurteilt. Ich sprach heute hier mit zwei Herren, die beide England gut kennen, und die völlig entgegengesetzt über die Wirkung solcher Erschreckungen denken. Aber so viel ist sicher, daß die neue Luftwaffe selbst erst probieren muß, welche militärische Bedeutung ihr außer dem Aufklärungsdienst zukommt.

In Frankreich wird immer noch und immer wieder um die Lorettohöhe bei Arras gestritten, dazu neuerdings nordwestlich von Soissons.

Dienstag, 8. Juni.

Als ich heute früh gegenüber der Ofener Burg am Donauufer meine Zeitung las, fand ich zwischen vielem anderem die

Digitized by Google

kurze Notiz, daß die Madrider Zeitung „Imparcial" berichtet, Spanien richte an England das Ersuchen zur Aufnahme von freundschaftlichen Vorbesprechungen über die Gibraltarfrage. Sollte, was ich vorläufig nicht glaube, diese Mitteilung richtig sein, so würde sie viel bedeuten. Die Spanier würden sich bei Gibraltar sehr nützlich machen können, wenn sie Kräfte genug für so etwas hätten!

In Frankreich steht, wie dem „Pester Lloyd" vom Haag telegraphiert wird, eine Ministerkrisis bevor. Léon Bourgeois sei als künftiger Minister des Aeußeren gedacht und Caillaux als Finanzminister. Das würde, wenn es wahr ist, das Ende des Kriegsvorbereiters Delcassé sein. Wenn es wahr ist!

Immer noch wird in dieser über Europa lagernden Sommerhitze an der Lorettohöhe gefochten. Beide Teile werfen zahllose Menschenkörper auf dieses Stück Land, als ob dieser Fleck Erde aller Güter höchstes sei, dabei aber ist der Ort an sich gleichgültig, und nur der europäische Prozeß wird gerade dort verhandelt, so wie es vorher bei Dixmuiden und Ypern der Fall war.

Mittwoch, 9. Juni.

Das italienische Luftschiff „Città di Ferrara" ist von einem österreichischen Flieger in Brand geschossen. An der Isonzolinie bereitet sich eine erste größere Schlacht vor. Die Oesterreicher bleiben, wie es scheint, in ihren Befestigungen am linken Ufer und erwarten die Gegner. In Tirol wird die gegenseitige Störung auf Berghöhen und in Tälern fortgesetzt. Der Tiroler Krieg ist in Oesterreich volkstümlich; das ist der Krieg, der an schöne Taten der Vergangenheit erinnert: Andreas Hofer. Hier wird von Hötzendorff alles erwartet, der jeden Winkel des Gebirges kennt.

Sehr unerwartet kommt der Rücktritt des Staatssekretärs Bryan in Washington. Noch fehlen nähere Angaben. Er soll sich mit Präsident Wilson über die an Deutschland abgehende Note nicht verständigt haben. Wilson gilt als durchaus englandfreundlich und möglicherweise durch private Verabredungen gebunden. Man wird Näheres erst dann erfahren, wenn die amerikanische Note in Berlin abgegeben sein wird.

Um Paris herum wird nach Mitteilung eines dänischen Offiziers, der Frankreich besucht hat, ein weiterer Ring von Erdbefestigungen angelegt, der die Angriffsstellen weit nach außen schiebt.

Donnerstag, 10. Juni.

Wieder zu Hause angekommen, sammle ich meine Eindrücke. Man erfaßt die Größe des Krieges stärker, wenn man ihn von seinen verschiedenen Mittelpunkten aus erlebt, denn in der Tat ist in Berlin die englisch-französische, in Wien die italienische, in Budapest die galizisch-balkanische Nachbarschaft von unmittelbarer Einwirkung auf die Kriegsgefühle. Mitteleuropa als Ganzes hält sich wunderbar. Wenn man es als Unbeteiligter von außen sehen könnte, so müßte aus der Ferne diese tapfere Geschlossenheit noch überwältigender sich darstellen und wird der späteren Geschichte so erscheinen. Wir, die wir mitten im Erleben darin stehen, merken natürlich auch die Reibungen im gemeinsamen Wollen, unvermeidliche Begleiterscheinungen des Zusammenwachsens. Ich sah die Truppen aller mitteleuropäischen Nationalitäten als Hinausfahrende und als Verwundete: welcher Strom von Opferbereitschaft! Dem gegenüber ist es ungerecht, wenn von reichsdeutscher Seite einzelne unerfreuliche Vorkommnisse verallgemeinert werden. Ueberhaupt sollen die Reichsdeutschen vorsichtig sein in ihren Urteilen über Mitkämpfer, deren seelische Schwierigkeiten sie oft kaum ahnen. Ich denke an die Lage staatstreuer österreichischer Tschechen und ungarischer Rumänen. Mitteleuropa kann nur auf wahrhafter Anerkennung aller Nationalitäten aufgebaut werden. Daß dabei den Deutschen und Madjaren die Führung zufällt, ist bei Lage der Sache selbstverständlich, darf aber nicht zu Ueberspannungen verleiten. Denkt, wofür die blaugrauen Soldaten in die Gefahr gehen! Für ein Vaterland, das ihr Vaterland werden soll!

Ueberhaupt kann man in Wien sich schwer von Erinnerungen des Wiener Kongresses losmachen. Wer wird Mitteleuropa auf dem kommenden Kongresse vertreten? Wird dort der Geist der Völker reden oder bloß der Geist der vorhandenen Staatsämter? Noch ist es nicht soweit, aber eines Tages wird alles Blut gesammelt und einigen Vertretern in die Hand gegeben: ihr sollt es zu festen Zukunftsverfassungen verwerten! Vorläufig haben noch die Generale das Wort.

Rußland hat noch immer viel Zähigkeit. Im Nordosten bei Schaulen und an der Dubissa haben sich die Deutschen etwas zurückziehen müssen, was nicht weiter bedenklich ist, aber doch notiert zu werden verdient, weil es schon Vierbankstrategen gibt, die ganz Rußland vor ihren Füßen liegen sehen. Auch in Galizien wird ernstlicher Widerstand geleistet. Die russischen Berichte sprechen von nicht wenigen deutschen und österreichischen Gefangenen im Norden und in der Bukowina. Davon kann einiges wahr sein. Die deutsche Beute im Nordosten betrug in den letzten Tagen über 5000 Gefangene.

Freitag, 11. Juni.

Der nordamerikanische Botschafter Gerard hat die amerikanische Note über die „Lusitania"-Angelegenheit in Berlin überreicht. Aus Washington kommt als deutscher Vertreter unserer dortigen Botschaft Herr Meyer-Gerhard zu persönlichen Erklärungen hierher. Vor seiner Ankunft wird eine Antwort nicht möglich sein. Der Wortlaut liegt der Oeffentlichkeit noch nicht vor.

Das italienische Oberkommando drückt seine bisherigen Kriegserfahrungen in den Worten aus: „Längs der Isonzolinie kämpfen unsere Truppen noch immer energisch, um den hartnäckigen Widerstand des Feindes zu besiegen." Das klingt etwas gedämpfter, als wenn auf dem Kapitol geredet wird.

Ueber die innere Politik Rußlands schwirren verschiedene schwer kontrollierbare Gerüchte durch die Luft. Der Generalissimus Nikolai Nikolaijewitsch soll wegen „ungünstiger Gesundheitsverhältnisse" seine baldige Abberufung wünschen. Er war aber schon öfter vorübergehend unwohl, beispielsweise damals, als er den Arm in der Binde trug. Die Führer der Duma sollen mit dem Wunsche eines baldigen Friedensschlusses an den Zaren herangetreten sein. Der Präsident der Duma hatte eine mehrstündige Unterredung mit dem Generalissimus.

Von Mesopotamien erfährt man nur von Zeit zu Zeit zusammenhangslose Einzelvorkommnisse. Die Engländer machen Vorstöße an den Tigris, ohne daß genauere Ortsangaben vorliegen. Auch von den beiden Kriegsschauplätzen südlich des Kaukasus wird wenig Bestimmtes berichtet, der Krieg versandet wohl beiderseits, da Russen und Türken ihr Material an anderen Stellen nötiger brauchen. Auch bei Suez geschieht nichts Wesentliches. Die Haltung der Araber ist unsicher. Die Türken auf Gallipoli halten sich sehr tapfer.

Sonnabend, 12. Juni.

Die Armee Pflanzer sucht in der Bukowina vorwärtszudringen. Der Gegner wurde nördlich Ottynia zurückgeworfen. Oestlich von Czernowitz wird gekämpft. Es liegt uns daran, die Russen weiter von der rumänischen Grenze abzudrängen, um den stark umworbenen Rumänen ihren Neutralitätsentschluß zu erleichtern.

Die amerikanische Note besagt, es sei für Deutschland gegenüber den Feststellungen amerikanischer Beamter nicht wohl möglich, den Beweis betreffend die Bewaffnung und Munitionsladung der „Lusitania" zu führen. Wesentlicher aber sei, einen Modus zu finden, wie man den Unterseebootskrieg gegen Kauffahrteischiffe einstellen könne, um zu den ewigen Prinzipien der Humanität zurückzukehren. Dabei knüpft die amerikanische Note an Deutschlands Bereitwilligkeit an, den U-Bootkrieg gegen Handelsschiffe einzuschränken oder einzustellen, sobald England seinen Aushungerungskrieg aufgibt. Wilson biete seine guten Dienste zur Vermittelung zwischen Deutschland und England zu diesem Zwecke an. Das ist alles versöhnlicher, als wir es erwartet hatten. Weshalb Bryan seine Stelle aufgegeben hat, ist noch nicht erkennbar. Eine Erklärung von ihm ist im Sinne der Friedensbewegung gehalten.

Der holländische Ministerpräsident warnt vor Kriegshetzern: die Niederlande sind zum Krieg bereit, wollen aber

Digitized by Google

den Frieden; ich bin sicher, daß unsere Neutralität feststeht durch den Willen unseres Volkes.

Sonntag, 13. Juni.

Der französische Tagesbericht vom 11. Juni zählt bedeutenden Kriegsgewinn auf, der bei Loretto, Neuville und Saint Vaast gemacht ist, besonders Gewehre und Munition. Auch wird immer wieder von 100 oder 150 Gefangenen geredet. Wir finden es durchaus richtig, daß diese französischen Berichte einfach bei uns abgedruckt werden. In Frankreich soll das Entsprechende nicht erlaubt sein. Auch der deutsche Bericht zeugt von der ernsthaften Wucht der noch immer nicht erlöschenden französischen Angriffe zwischen Lille und Arras, zugleich aber von der todesverachtenden Tapferkeit der deutschen Truppen, die jeden Fußbreit Schützengraben verteidigen.

Im „Nieuve Courant" in Amsterdam werden „diplomatische Möglichkeiten" erörtert, die wohl aus balkanischen Kreisen stammen: Serbien-Montenegro sollen mit Griechenland zusammen sich in Albanien teilen und so ihr Fenster zum Adriatischen Meere erhalten, dafür mazedonische Gebiete an Bulgarien abtreten, welches seinerseits wiederum die letzte rumänische Abtretung zurückgibt. Den Russen soll unter Zusicherung der Unverletzbarkeit Konstantinopels die Durchfahrt durch die Dardanellen gestattet werden. Auf diese Weise würde ein relativ befriedigter Südosten gewonnen, was durch Italiens Abrücken vom Dreibund sehr erleichtert sei, weil nun ohne Rücksicht auf italienische Wünsche über die ganze Ostküste des Adriatischen Meeres verfügt werden könne.

Der bisherige nordamerikanische Staatssekretär Bryan veröffentlicht einen Aufruf an das amerikanische Volk, in dem er als Christ und Friedensfreund gegen jede kriegerische Bedrohung Deutschlands protestiert. Die Verhandlungen mit Deutschland sollen fortgesetzt werden, bis eine freundschaftliche Verständigung erreicht ist.

In der Bukowina mußten die Russen auch die letzten Stellungen am Pruth aufgeben. Sie ziehen sich, von österreichisch-ungarischen Truppen scharf verfolgt, unter großen Verlusten über die Reichsgrenze zurück. Am 11. Juni machte die Armee Pflanzer 5000 Gefangene.

Montag, 14. Juni.

Der russische Widerstand bei Schaule, bei Bolimow und am San wird gebrochen. Der Brückenkopf von Sieniawa ist wiedergewonnen. Auch östlich Jaroslau und östlich Przemysl lebt der Kampf wieder auf. Die Truppen des Generals Linsingen haben Mlyniska genommen, der Angriff auf Zydaczow am Dniester ist im Fortschreiten. In Südostgalizien gehen die Truppen der Armee Pflanzer weiter siegreich vor; aus der Bukowina über die Reichsgrenze vordringend, warfen sie die Russen aus ihren längs der Grenze vorbereiteten starken Stellungen und besetzten mehrere Orte Bessarabiens.

Was macht eigentlich Hindenburg? Der Bericht des Hauptquartiers wird gebeten, auch von ihm etwas zu sagen.

In Ostpreußen sind von den Russen 33500 Gebäude zerstört, wovon etwa 1/3 Wohnhäuser waren. In etwa 100000 Wohnungen ist der Hausrat vollständig und in ebensoviel anderen Wohnungen teilweise geraubt oder vernichtet. Die meisten Mühlen, Ziegeleien, Brennereien und Molkereien sind systematisch zerstört. Das ist der Krieg oder wenigstens der russische Krieg. An Vorentschädigungen sind bis 1. Juni 125 Millionen Mark ausgezahlt worden.

Die entsetzlich lange schwere Schlacht bei Arras ist immer noch nicht zu Ende. Wir mögen tun, was immer uns gefällt, dort wird wochenlang um dieselben Stellen blutig gefochten. Gestern erlitten die Franzosen nach mehreren Stürmen eine schwere Niederlage. Immer wieder sind die Lorettohöhen dabei. Auch am Yserkanal wird wieder gestritten.

Ein Herr Mussa Effendi hat sich zum Präsidenten der Republik Albanien ausrufen lassen. Wir gratulieren.

Dienstag, 15. Juni.

Die Armee des Generaloberſten v. Mackensen ist vom wiedergewonnenen Sanübergange bei Sieniawa und von Czerniawa aus zum erneuten Angriffe vorgegangen. Die feindlichen Stellungen sind auf der ganzen Front von 70 Kilometer Länge gestürmt. 16000 Gefangene! Das ist ein starker weiterer Sieg. Lemberg rückt näher. Die Russen sollen sich dort schon zum Abzug vorbereiten.

Italien verbietet den Warenverkehr mit der Schweiz, solange keine Garantie besteht, daß keine Waren an Deutschland und Oesterreich weiter geliefert werden. Worin neben dem bestehenden Ausfuhrverbot für Nahrungsmittel diese Garantie bestehen soll, ist nicht gesagt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 8. Juni.

In neutralen Zeitungen wird das Thema „der mißglückte Aushungerungsplan" behandelt und der deutschen technischen und organisatorischen Ueberlegenheit Bewunderung gezollt.

In Berlin sind jetzt etwa 800 Schaffnerinnen bei der Straßenbahn eingestellt, in anderen Berufen geht es ähnlich. Was sollte Deutschland jetzt machen ohne die Berufsgewöhnung der Frauen? Natürlich denkt man aber schon an das „Nachher". Die Männerorganisationen von ihrem Standpunkt, wir von unserem. Es ist ja klar, daß es volkswirtschaftlich in keinem Sinne wünschenswert ist, die Frauen in all diesen Kriegsvertretungen auch dann zu lassen, wenn die Männer zurückkehren. Es sind teils ungeeignete Frauenberufe, die jetzt von ihnen ausgeübt werden (die Schaffnerin mit neunstündiger, im Stehen ausgeübter Arbeitszeit rechne ich unbedingt dazu), teils sind die Frauen dort Notbehelfskräfte von ungenügender Vorbildung und geringerer Bezahlung. In solchen Fällen wird generell die Zurückziehung der Frauen aus diesen Berufen zu wünschen sein. Aber sie ist wahrscheinlich nicht denkbar ohne eine dann akut auftretende Riesen-Arbeitslosigkeit der Frauen. Ein sehr schwieriges Problem. Die Männerorganisationen fordern jetzt schon die Entfernung der Frauen nach Friedensschluß — ohne mit einem einzigen Wort danach zu fragen, was denn eigentlich aus ihnen werden soll, nachdem sie jetzt geholfen haben, das heimatliche Wirtschaftsleben aufrechtzuerhalten!

Mittwoch, 9. Juni.

Die Neuwahlen zum weimarischen Landtag werden auf ein Jahr verschoben. —

Es wird fieberhaft gearbeitet, um die nun überreichlichen Kartoffelvorräte vor dem Verderben zu schützen. Die Trocknungsanlagen und Stärkefabriken werden dringend gebeten, ihre Betriebe für den Juli noch zur Aufarbeitung der Kartoffeln aufrechtzuerhalten.

Die Benutzung der Kriegsgefangenen für landwirtschaftliche Arbeiten scheint überall guten Erfolg zu haben. Freilich haben den Vorteil davon — sofern es sich nicht nur um Oedlandkultur handelt — nur die großen Güter. In einzelnen Fällen sind Gefangenenlager direkt auf großen Gütern angelegt, die dann die Verpflegung übernehmen. In der Frankfurter Zeitung berichtet ein Gewährsmann von guten Leistungen der Gefangenen bei guter Verpflegung und humaner Behandlung, die Bedingung sei.

Die Einbringung der Heuernte wird viel besprochen. Es wird empfohlen, früh damit anzufangen, auch wegen des Leutemangels, der zur Folge haben wird, daß die Ernte sich lange hinzieht.

Von den Schwierigkeiten dieses Leutemangels vor allem in der Bauernwirtschaft und der Tatkraft, mit der sie überwunden werden, bekommt man gelegentlich einen unmittelbaren Eindruck. In einem Abteil einer Kreisbahn in der Priegnitz unterhalten sich zwei hochgewachsene blonde Urlauber über ihre häuslichen Verhältnisse. Der eine erzählt: sie sind zu fünf Brüdern im Feld, alle aus einem Dorf. Er hat als der einzige für sie alle mit drei Wochen Feldarbeit-Urlaub. Er kann nicht recht verstehen, warum in den großen Städten, durch die er gekommen ist, noch so viele junge Kerls in Zivil herumlaufen: „Unabkömmlich!" Wenn er nicht unabkömmlich ist! Aber er wird's

Digitized by Google

schaffen. Er hat gleich gesagt, als sie im vorigen Jahr ausrückten, sobald würde das nicht zu Ende sein. Wo sie alle über uns herfallen. Jetzt noch Italien. Vielleicht noch Rumänien?

Ob es im Osten oder im Westen besser ist? Na, im Osten, die Kälte, der Dreck und die Läuse! Aber wenn du totgeschossen wirst, ist's ja egal, wo es geschieht. Da ist eins so gut wie das andere.

Sein kleiner Junge sitzt dabei — mit der grünen Botanisiertrommel voll Butterbroten und darf die feldgraue Mütze über sein Strohhütchen stülpen. Das ist zwar unmenschlich heiß, aber erhebend.

An einer kleinen Station war noch ein Bild von Kriegsschicksal und Wiedersehen. Eine junge Frau reist mit ihrem dreijährigen Mädchen dem Vater entgegen, der auch auf Feldarbeit-Urlaub kommt. Ob es den Vater wohl kennen wird, nach den vielen Monaten, seit er hinaus ist? Da steht er schon auf dem Bahnsteig, hoch und blond und verbrannt, mit dem Eisernen Kreuz im Knopfloch. Noch aus dem fahrenden Zug fängt er sein jubelndes Kind in seinen Armen auf. Neben ihm steht eine alte, verarbeitete Bäuerin, die auch auf den Zug wartet. Einen Augenblick hängen ihre Augen in ganz reiner selbstvergessener Mitfreude an dem großen blauäugigen Mann und dem quiekenden und strampelnden Kind. Nachdem der Zug gehalten hat, sucht auch sie. Und dann kommt, den sie holen will: ihr eigner Sohn. Er ist blindgeschossen. Aber stärker noch als dieser Gegensatz ist der Eindruck der Kraft, mit der beide ihr Schicksal hinnehmen. Wie er dem glücklichen Nachbar herzlich die Hand schüttelt, und wie er die Mutter mit einem Anflug von Humor unterfaßt, und wie sie von ihm, der nun wieder so ganz in ihre Obhut zurückgekehrt ist, Besitz nimmt! Wie die beiden die Dorfstraße heruntergehen, haben sie ganz den gleichen Ausdruck frohen Sichwiederhabens wie die anderen.

Donnerstag, 10. Juni.

Jetzt kommt die Zeit der „Bewährung" für den Kriegseifer im Gemüsebau. Es scheint an der Absatzorganisation noch vielfach zu fehlen. Ein Beispiel für die Leistung der Städte auf dem Gebiet: Die Stadt Köln hat an unbenutztem städtischen Gelände 364 Morgen an 2750 Familien abgegeben, daneben 200 Morgen an 18 Viehhalter zum Anbau von Hafer.

Mit 35 Pächtern städtischer Hofgüter wurde Vereinbarung getroffen über den Anbau von Wintergemüse auf etwa 630 Morgen und über dessen Verlauf im städtischen Marktbereiche. Ferner schloß die Stadt mit 288 Landwirten im Stadt- und Landkreis Köln Vertrag über den Anbau von Frühkartoffeln auf etwa 700 Morgen mit der Verpflichtung, die Kartoffeln zu bestimmten Preisen an die Stadt zu verkaufen. Nach der Kartoffelernte sollen die Grundstücke möglichst mit Gemüse bebaut werden. In gleicher Weise ist die Verwaltung bemüht, sich die Lieferung von Bohnen und Spätkartoffeln zu sichern. Die Stadt hat ferner mit Landwirten in Mitteldeutschland Verträge über die Bebauung von 1500 Morgen mit Erbsen geschlossen. Die Saatkartoffeln an Familien und Landwirte lieferte die Stadt zum Selbstkostenpreise, und zwar 11 400 Zentner Frühkartoffeln und 1400 Zentner Spätkartoffeln. — —

Im Haushaltsausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses sind die Volksernährungsfragen eingehend behandelt. Man kann aus den Mitteilungen des Ministers des Innern das merkwürdige Speisungswunder, das sich bei uns mit den Kartoffeln vollzogen hat, zahlenmäßig erfassen. Am 1. Mai erstatteten die Kommunen bei der Reichsstelle für Kartoffelversorgung eine vorläufige Anmeldung ihres Bedarfs. Danach fehlten der Reichsstelle 6½ Millionen Zentner, um die Bedürfnisse zu befriedigen. Am 20. Mai waren die endgültigen Anforderungen bei der Reichsstelle erbeten. Sie betrugen nur noch ein Drittel von dem, was am 1. Mai als Bedarf angegeben war. Infolgedessen hatte die Reichsstelle statt des Fehlbetrags von 6½ Millionen einen Ueberschuß von 8¾ Millionen Zentner. Natürlich geht nun bei den Landwirten die Rede, daß die gelehrten Herren Nationalökonomen, die mit einem großen Kartoffelmangel gerechnet und die Schweineschlachtungen auf dem Gewissen hätten, ihre Unfähigkeit zur Beurteilung der landwirtschaftlichen Verhältnisse bewiesen hätten. Das ist leicht gesagt. Die Bestandsaufnahme vom 15. März ergab nur noch so viel Kartoffeln, daß auf den Kopf der Bevölkerung bis zur neuen Ernte nicht mehr als ½ Pfund täglich kam. Nach diesem Ergebnis mußten die weiteren Verfütterungsmöglichkeiten verhindert werden, damit nicht die letzte schwache Reserve unserer Volksernährung sich noch weiter verminderte. Im Grunde sind die falschen Angaben der Landwirte über ihre Vorräte an den Schlachtungen schuld, und es ist nicht sehr logisch, den Nationalökonomen erst falsche Angaben zu machen und nachher zu triumphieren, wenn sie aus diesen Angaben die einzig möglichen Schlüsse ziehen.

Freitag, 11. Juni.

Zur Regelung der künftigen Brotversorgung ist im Haushaltausschuß des Landtags folgender Antrag angenommen:

„1. Die Kommunalverbände sowie Vereinigungen von solchen sind als Selbstwirtschaftsverbände zuzulassen; es ist ihnen eine weitgehende Bewegungsfreiheit zu lassen.

2. An Stelle der Kriegs-Getreidegesellschaft tritt die Reichs-Getreidestelle. Sie besteht aus zwei Abteilungen. Der Abteilung 1 werden die öffentlich-rechtlichen Verwaltungsaufgaben, der Abteilung 2 die Beschaffung des für die Ernährung der Bevölkerung einschließlich des Heeres und der Marine erforderlichen Brotgetreides sowie die Verwaltung und Nutzbarmachung der Getreidebestände übertragen.

3. Die Reichs-Getreidestelle untersteht der Aufsicht des Reichskanzlers.

4. Zur beiratlichen Mitwirkung bei Entscheidung grundsätzlicher und sonstiger wichtiger Fragen der Abteilung 2 wird ein Ausschuß eingesetzt, in dem Konsumenten und Produzenten gleichmäßig vertreten sind.

5. Der preußische Staat wird als Vermittlungsstelle im Sinne des § 46 der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915 anerkannt. Die Beschlagnahme für den Staat wird in den Landkreisen durch den Landrat, in den kreisfreien Städten durch den Bürgermeister durchgeführt."

Das ist eine annehmbare Diagonale aus den verschiedenen Anträgen der Produzenten und Konsumenten.

In einer zweiten Resolution der Budgetkommission wird die Regierung ersucht, dahin zu wirken:

„1. daß die Höchstpreise für Getreide, Mehl, Brot, Hülsenfrüchte, Futtermittel, Zucker usw. so bemessen werden, daß ungerechtfertigte Gewinne des Handels, der verarbeitenden Gewerbe, der Bedarfs- und Ueberschußkommunalverbände sowie der Produzenten vermieden werden;

2. daß die mit der Lebensmittelversorgung betrauten Stellen (Selbstversorgungsverbände, Reichs-Getreidestelle, Zentraleinkaufsgesellschaft usw.) keinen Gewinn erzielen. Ueberschüsse, die sich auf Grund notwendiger vorsichtiger kaufmännischer Geschäftsführung ergeben, sind dem Reiche für Zwecke der Kriegsinvalidenfürsorge zuzuführen."

Die größte Schwierigkeit ist wohl die der Futtermittel. Die Schweine sind auf etwa 11½ Millionen vermindert. Der Rinderbestand aber hat sich auf der früheren Höhe gehalten. Allgemein wird Beschlagnahme und Verteilung der Futtermittel für notwendig gehalten. Ueber die Strohmehlfütterung wird vom Landwirtschaftsminister Günstiges berichtet.

Die Erntestatistik wurde eingehend besprochen. Es wäre sehr gut, wenn man jetzt im Kriege zu der lange erwünschten zuverlässigen Methode der Erntestatistik käme! —

Die Rügenschen Bäder sind durch Einstellung des Dampferverkehrs auf der Ostsee wirklich schlimm daran. Dringend werden Eisenbahnverbindungen gewünscht, die den Verkehr erleichtern. Gewisse Kriegsbeschränkungen des Badeverkehrs, die eintreten, z. B. daß die Seestege nicht betreten werden dürfen, werden auch manchen zurückhalten.

Sonnabend, 12. Juni.

Heute sind allenthalben im Deutschen Reich die Hundertjahrfeiern der Burschenschafter, wohl meist von älteren Herren und Feldgrauen begangen. Der Kaiser sandte nach Berlin ein Telegramm mit folgendem Wortlaut:

Den zur Feier des hundertjährigen Bestehens der deutschen Burschenschaft vereinten alten und jungen Burschenschaftern meinen herzlichen Dank für das erneute Gelübde unverbrüchlicher Treue zu

Digitized by Google

Kaiser und Reich. Mit besonderer Befriedigung gedenke ich der zahlreichen Männer, die aus der deutschen Burschenschaft dem deutschen Volke als Führer und Mitkämpfer für seine idealen und realen Güter in Kriegs- und Friedenszeiten erwachsen sind. Meine dankbare Anerkennung gilt auch allen den Tausenden von Burschenschaftern, die gegenwärtig im Verein mit den übrigen Heldensöhnen der deutschen Stämme an den Grenzen des Reiches für „Freiheit, Ehre und Vaterland" gegen eine Welt von Feinden siegreich kämpfen.

Wilhelm I. R.

Wieviel von der Kraft, die heute in den Schützengräben standhält, stammt aus der Quelle des jugendlich unbedingten Idealismus, die das Leben der Burschenschaft speiste. Es ist schön, daß das gerade jetzt von höchster Stelle anerkannt wird.

Sonntag, 13. Juni.

Heute wird in allen Kirchen Berlins ein „Frauensonntag" gehalten. Ich möchte einmal eine Zusammenstellung aller Predigttexte haben! Es soll über die Kriegspflichten und den heimatlichen Kriegsdienst der Frauen gesprochen werden — ganz gut, daß das alles einmal in die offizielle Beachtung rückt und die Frauen spüren, daß sie in jedem Sinne „dazu"gehören, zur großen inneren und äußeren Kriegsleistung.

Montag, 14. Juni.

Die Vossische Zeitung erzählt die folgende aufbewahrenswerte Begebenheit: „Kurz nach Beginn des Krieges wiesen Volkswirtschaftler und erfahrene Landwirte mit allem Nachdruck auf die Gefahren einer drohenden Kartoffelnot hin. Ihre wohlmeinenden Warnungen veranlaßten zahlreiche Gemeinden, sich für die kommende Zeit Kartoffelvorräte zu sichern. So schloß auch ein sehr bedeutendes Gemeindewesen u. a. mit einem großen Gutsbesitzer einen Lieferungsvertrag für Kartoffeln auf Abruf zu angemessenen Preisen ab. Als aber die Kartoffelpreise immer mehr stiegen, da erklärte dieser Gutsbesitzer, der einst ein sehr hohes Staatsamt bekleidete, in seiner burschikosen Art, er könne die Kartoffeln nicht liefern, da er keine mehr besitze. Fast wäre es zu einem Prozeß gekommen, aber in dieser Zeit des Burgfriedens wollte die Stadtverwaltung nicht die Sache vors Gericht ziehen. Inzwischen stellte sich statt der Kartoffelnot ein Kartoffelüberfluß ein, und siehe da, derselbe Gutsbesitzer, der zu Anfang April keine einzige Kartoffel liefern konnte, entdeckte plötzlich einen Riesenvorrat auf seinen Gütern, den er die Stadt zu dem vereinbarten Preise abzunehmen auffordert. Doch diese war so liebenswürdig, dem Gutsbesitzer mitzuteilen, sie könne ihn aus seiner Kartoffel-„Not", an der er ja seit März leide, leicht befreien und würde ihm gern zur Hälfte des Preises, den er einst selbst gefordert hatte, Tausende von Zentnern liefern."

Naumann / Der Zweck des Krieges

Ob der Krieg einen vernünftigen politischen Zweck hat? Es gibt Menschen, die reden oder schreiben über den Zweck des Krieges, als ob sie etwa Amtsschreiber in der großen göttlichen Kanzlei wären und dort zwischen ihrer Arbeit zufällig gehört hätten, wie sich die Erzengel der Menschenhistorie, Abteilung Erdkugel, darüber unterhielten, wie lange der Zustand staatlicher Uebererregungen noch dauern solle und mit welchem Ergebnis er endigen müsse. Ich beneide diese Menschen um ihre Sicherheit, die eine hohe dichterische Gabe ist, aber es gelingt mir nicht, es ihnen gleichzutun, da ich finde, daß dieser Krieg gar nicht mit einem Blick überschaut und auf ein einzelnes Ziel hin angesehen werden kann.

Das soll nicht heißen, daß es in der Weltgeschichte keine Kriege gegeben hat, die von vornherein einen einfachen und eindeutigen Zweck in sich trugen. Die meisten älteren Erwerbskriege sind nach der Formel zu erklären: A wünscht die Steuerfläche von B wegzunehmen, was dieser sich nicht gefallen läßt und mit Gegenmaßregeln beantwortet. Religionskriege sind nach der Formel zu begreifen: X löst sich von der päpstlichen Ordnung los und soll nun in diesen Verband wieder hineingezwungen werden, beantwortet aber diese Absicht mit der Lockerung weiterer Elemente. Nationalitätskriege entwickeln sich nach dem Muster, das wir in allen Balkankriegen vor uns haben: Volksgenossen wollen zu einem Nationalstaate vereinigt sein und stören zu diesem Zwecke vorhandene Staatsgebilde, die sich nach Möglichkeit gegen die Zerstückelung wehren. Alle Kriege dieser Gruppen sind sozusagen Kriege ersten Grades an Durchsichtigkeit.

Auch dann aber, wenn der Zweck des Krieges nicht so reinlich formulierbar ist, ist er doch vorhanden, sobald der Krieg von einer Seite oder Person in bestimmtem Umfange gewollt und vorbereitet wurde wie etwa die Bismarckischen Kriege 1866 und 1870 oder wie der japanisch-russische Krieg. Dann ist der Krieg in Wirklichkeit die Fortsetzung der vorhandenen Politik mit militärischen Mitteln.

Der jetzige Weltkrieg ist aber nicht in solcher Art von einer Stelle aus bis ans Ende durchdacht worden. Am ehesten noch kann man sagen, daß der verstorbene König Eduard V. von England ihn so gewollt hat, wie er kam, aber auch das dürfte nur zum Teile richtig sein, denn selbst dieser nach seinem Tode furchtbar weiterwirkende Monarch hat sich mehr von einer Abneigung als von einem Ziele leiten lassen. Das soll heißen, er ließ den Russen ihre russischen Ziele, den Franzosen ihre französischen usw. und verlangte von seinen Bundesgenossen nur, daß sie ihm helfen sollten, das Imperium seines kaiserlichen Neffen Wilhelm II. zu demütigen. Der Krieg war in seinen Augen eine Art großer Strafexpedition etwa so wie der Krieg gegen Napoleon I. oder der Krimkrieg. Dieser sein Gedanke war aber schon nicht einmal allgemeiner englischer Gedanke, viel weniger der der anderen beteiligten Staaten und Völker. Die Koalition aller Gegner der mitteleuropäischen Staaten nahm alle Motive auf, die sie finden konnte, und benutzte Wirtschaftsrivalitäten, Nationalitätskämpfe, teilweise auch Religionsgefühle, um sowohl den Materialisten wie den Idealisten etwas zu bieten. Wer sich darum nach dem Sinn des Krieges in Odessa erkundigt, erfährt etwas ganz anderes als wer dieselbe Frage in Paris stellt. Es ist aber wunderbar, wie einig trotz dieser Verschiedenheit der Beweggründe der Einkreisungsverband bis heute geblieben ist.

Für Koalitionskriege gibt es zwei Gefahren des Auseinanderfalles, den Erfolg und den Mißerfolg. Am Erfolge gehen militärische Staatenverbindungen leicht zugrunde, weil die Ansprüche im glücklichen Kriege wachsen und verwildern. Beispiel dazu ist der Balkanbund gegenüber der Türkei. Am Mißerfolg gehen von alters her die besten Verbände zugrunde, wenn ein Teil die Lasten des Krieges nicht mehr zu tragen vermag. Im gegenwärtigen Kriege ist der Verband der Gegner dadurch zusammengehalten, daß weder großer Erfolg noch ganz entscheidender Mißerfolg eingetreten ist. Nehmen wir als Erfolg an, daß Konstantinopel von den verbündeten Gegnern genommen würde, so würde dieser Erfolg die Koalition stören. Nehmen wir als Mißerfolg an, daß die Franzosen im September nicht das Glück unseres Rückzuges an der Marne gehabt hätten, so war damals ein Abbröckeln Frankreichs vom Gegenverbande möglich. Jetzt geht kein Staat aus dem Verbande heraus, weil ja noch immer Siegesmöglichkeiten zu winken scheinen und weil der Osten auf den Westen hofft und umgekehrt. Einen eigentlichen Kriegszweck aber, der über den allgemeinen Gedanken der Demütigung der mitteleuropäischen Mächte hinausginge, haben die Gegner offenbar nicht.

Digitized by Google

Das zeigt sich an den widerspruchsvollen Zusagen, die an Italiener, Serben, Bulgaren und Rumänen ausgeteilt werden. Es steht kein Bild einer europäischen Staatsordnung vor ihren Augen, denn für jeden von ihnen ist Europa etwas anderes.

Und wie ist es auf unserer Seite?

Von unseren Feinden wird beständig gesagt, daß der Krieg aus deutscher Herrschsucht entstanden sei. Das gehört zur Agitation König Eduards. In Wirklichkeit aber beweist unser gegenwärtiger Zustand am allergenauesten, daß der Kriegswille nicht vorhanden war, denn wäre er vorhanden gewesen, so würden wir ganz von selber wissen, welche Kriegsziele wir verfolgen. Die Regierung hat die öffentliche Debatte über Kriegsziele mit guten Gründen untersagt, denn in vierzehn Tagen solcher Debatte können durch blöde Projektmacher so viele Neutrale geängstet und verärgert und so viele Bundesgenossen gekränkt sein, daß wir dann Monate brauchen, um den Schaden wiederauszugleichen. Die Tatsache selbst aber, daß durch Debatte nach Kriegszielen gesucht werden möchte, ist eine Charakteristik unserer Lage im Krieg. Er ist Verteidigungskrieg an sich, selbst wenn es Kreise gab, die ihn lieber zeitiger durchfechten wollten als später.

Indem wir uns aber unter unerhörten Opfern und Anstrengungen verteidigen, erwächst in unserer Mitte die drängende Frage, warum und wie es überhaupt soweit gekommen ist. Dabei sprechen wir von der Reform unseres auswärtigen Dienstes, von der zukünftigen Rüstungstechnik, von der noch besseren Einheit der leitenden Stellen, von der zukünftigen Organisation unseres Verhältnisses zu Oesterreich-Ungarn und der Türkei, von Militärkonventionen, Handelsabmachungen und vielen anderen Dingen. Es steigt im Krieg ein Bild herauf, wie Mitteleuropa nach dem Kampfe sein sollte, aber dieses Bild ist noch überall unfertig, sehr unfertig. Die Idee der Vereinigten Staaten Mitteleuropas ist kaum über die erste Stufe ahnungsvollen Träumens herausgekommen. Kein Staatsrechtler hat sie durchgearbeitet, kein Staatsmann sie in die Mitte seines Denkens gesetzt. Es ist das kein Vorwurf, weil der Krieg uns gesucht hat und nicht wir ihn, aber in der Tat wird es wohl bald Zeit, daß wir wissen, was wir wollen. Das ist durchaus etwas anderes als das Herumgreifen in unerobertem Ländern und das Spielen mit Nationalitäten wie mit Bleisoldaten. Das ist, wie schon gesagt, mit Recht verboten, aber Verfassungsgedanken über die zukünftige Mitte des Erdteils mit aller Vorsicht und schuldigen Rücksicht durchzudenken, ist eine notwendige Folge der Kriegslage.

Erst im Kriege findet bei uns der Krieg seinen Zweck. Genau so, wie es vorher war, darf es nach dem Kriege nicht wieder werden, weil wir dann denselben Gefahren ein zweites Mal ausgesetzt sind. Das bloße Verschieben der Grenzen aber ändert nicht so viel an der zukünftigen Sicherheit als der innere Zustand, in dem alle unsere Mitkämpfer und Nachbarn aus dem Kriege herauskommen. Um nur an die Hauptpunkte zu erinnern, so liegen folgende schwere Fragen vor uns: Welches wird in Mitteleuropa die Stellung der nichtrussischen Slawen sein? Welches wird die Staatsform eines Balkanbundes neben Mitteleuropa werden können? Wie gleichen wir die Mißverständnisse mit den skandinavischen Bevölkerungen aus? Wie überhaupt verhält sich Nationalitätenpolitik zu Weltpolitik? Im letzten Grunde hängen alle diese Fragen unter sich zusammen, aber dieser Zusammenhang ist nicht formelhaft auszudrücken. Es handelt sich um Organisationsprobleme: Staatsaufbau mit Zentralisation und Dezentralisation zugleich, Mitteleuropa als Einheit nach außen und Vielheit im Innern. Das kann der Zweck des Krieges werden, wenn es rechtzeitig von allen Beteiligten erfaßt wird. Nur in dieser Richtung liegt die zukünftige Sicherheit.

Ehe unsere Diplomaten auf den zukünftigen Weltkongreß gehen, muß hinter ihnen in den Bevölkerungen ein Gedankengang reif geworden sein, den sie dort zu vertreten berufen sind.

Ernst Jäckh / Südostwärts

Wieder wendet sich der Blick der gesamten Welt über Europa hin südostwärts — just wie jetzt vor Jahresfrist: damals nach Serajewo, der Stätte des lawinenartig wirkenden Attentates, und dann nach Belgrad, der Stadt des langsam abgelehnten Ultimatums; heute nach Bukarest und nach Sofia, in die umkämpften Residenzen und Kabinette zweier an Gewicht wachsender Balkankönige, und ebenso nach Galizien und nach Gallipoli, zu den untoten Kriegsschauplätzen von weltpolitisch entscheidender Größe. Die sich steigernde Spannung, die südostwärts sieht und täglich hinunterhorcht, bestätigt die wiederholte Fassung: Der Krieg ist aus dem Orient gekommen, und der Krieg kehrt zum Orient zurück; Knüpfung und Lösung war und ist südostwärts gerichtet. So konnte ein englischer Minister seinem weltpolitisch geschulten Parlament es in diesen Tagen andeuten: „Nur wenige Meilen und nur einige Berge halten uns von der entscheidenden Wendung fern" — geographisch-militärisch gesprochen: vor dem umstürmten Dardanellenhindernis; und politisch-diplomatisch gewertet: für die umworbene Balkanverbindung. Die gleiche Einsicht treibt die deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen in nie erlebtem eiligen Sturmeslauf durch Galizien und durch die Bukowina — ins russische Bessarabien hinein und an die rumänische Grenze hin. Dünkirchen und Warschau — im Nordwesten und im Nordosten: sie erscheinen wohl als nähere Ziele und geläufigere Vorstellungen; das sind mit Hoffnung oder mit Sorge umworbene Besitztitel, die eine nachdrückliche Entscheidung im „Zweifrontenkrieg" versinnbildlichen. Galizien und Gallipoli im Südosten: sie erscheinen als äußerlich fernere und weitere Zusammenhänge, deren Ineinanderfügen oder Auseinanderlösen aber den Weltkrieg weltpolitisch entscheiden wird; das werden mehr und mehr greifbare Glieder in einer Kette, die für uns und mit uns sich reihen kann oder die ohne und gegen uns sich schließen soll.

Fast ein Jahr wird's dauern, daß diese dem deutschen Politiker von Anfang an erkennbare Bedeutung der südöstlichen Wendung für die südöstliche Ecke selbst spürbar wird, für Bulgarien und für Rumänien, die beiden Zwischenglieder zwischen Deutschland—Österreich-Ungarn und der Türkei.

Zunächst ein Zeugnis aus einem bulgarischen Blatt von politischer Bedeutung:

„Oesterreich und Deutschland bleiben am Ende siegreich, brauchen aber jetzt mehr als je zuverlässige Freunde, vor allem auf dem Balkan, und zwar nicht nur für diesen Krieg, sondern auch darnach. Dafür ist „ein großes verbündetes Bulgarien" eine balkanische wie eine europäische Notwendigkeit, denn Bulgarien liegt im Zentrum auf dem Wege der „großen historischen Zivilisations- und Wirtschaftswoge von der Nordsee zum Persischen Golf". Serbien aber ist schuld, daß die großen Wege in dieser Richtung an Bulgarien vorbeigehen. Jetzt muß Serbien vernichtet werden

Digitized by Google

und ein Bulgarien entstehen vom Schwarzen Meere zur Morawa und nach den albanischen Bergen, und von der Donau bis Vistriza. Diesen geschichtlichen Augenblick muß Bulgarien aber auch verstehen!"

Und ein ähnliches Verständnis in einer rumänischen Veröffentlichung aus König Karls Nachlaß:

Danach hat der (zu Beginn dieses Krieges gestorben) kluge König Karl schon in den ersten Jahren seiner rumänischen Regierung gleich nach der deutschen Reichsgründung es ausgesprochen, daß einer der Gründe für seinen Entschluß zur rumänischen Thronbesteigung die Ueberzeugung gewesen sei, daß die Entwicklung der deutschen Wirtschaft und Politik südostwärts sich richten müsse und werde, über Österreich-Ungarn dem Orient zu, und daß dieser aus geographischen Gründen einzig-mögliche Weg der deutschen Wendung auch den Zwischengebieten Vorteil und Fruchtbarkeit bringen werde, daß also auch Rumänien aus einer späteren Verbindung Berlin—Konstantinopel—Bagdad nur Gewinn ziehen könne. Die Gewißheit eines solchen Zusammenhangs habe ihn von Anfang an im Glauben an die rumänische Zukunft befestigt.

Berlin—Bagdad: das war einmal eine Formel nur deutscher Bedürfnisse und Wünsche. Deutlicher: Helgoland—Bagdad. Das heißt, daß die deutsche Helgoland- und Bagdadpolitik aus der gleichen Zeit stammen, von den gleichen Staatsmännern und aus zusammenhängenden Erwägungen kommen. Wie der Erwerb von Helgoland die deutsche Entwicklung gegen eine englische Bedrohung schützen sollte, so wollte der Griff nach Bagdad (im ersten Bagdadbahnvertrag) den deutschen Aufbau des Orientes gegen die englische Auflösung sichern: beide Entscheidungen sind Bewegungen des gleichen Willens, Arme des gleichen Körpers — von Helgoland nach Bagdad.

Also auch über den Balkan hin: vor dem Balkankrieg in eine auf dem Balkan an Oesterreich-Ungarn sich anschließende Türkei hinein; nach dem Balkankrieg über die zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei quer über den Balkan erstandenen Staaten. So grenzen an Oesterreich-Ungarn nunmehr nebeneinander Serbien und Rumänien (jenes feindlich und dieses wankend), und so grenzt an die Türkei nunmehr nur noch Bulgarien (zurzeit freundschaftlich). Oder im Bild gesehen: die beiden nebeneinander gelagerten Länder Serbien und Rumänien gleichen zwei Vorhöfen vor dem dann folgenden Bulgarien, das seinerseits das Haustor zur Türkei darstellt. Dieses Bild veranschaulicht auch die Bedeutung der drei Balkanstaaten für den türkischen Bundesgenossen der beiden Zentralmächte: schließt Bulgarien das Haustor zu, so ist schlechterdings kein Zusammenkommen mehr möglich. Schließen Serbien (wie bisher) und Rumänien (wie gelegentlich) als Vorhöfe sich ab, so kann zur Not irgendein Schleichpfad oder ein Luftweg doch noch zum Haustor führen. Das Haustor ist also unter allen Umständen notwendiger als der Vorhof.

Bulgarien müßte der Türkei treu bleiben. Bulgarien winkt der Vierverband: mit türkischem Gebiet samt Adrianopel (das aber Bulgarien erst erobern muß) und mit Versprechungen von serbischen, griechischen und rumänischen Stücken (die aber für Serbien, Griechenland und Rumänien nicht verbindlich zu sein brauchten). Dagegen kann Bulgarien als Glied der deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Linie auf eine türkische Grenzberichtigung rechnen und sich von Serbien die bulgarischen Bevölkerungsteile bis an die ungarische Grenze holen. Die russische Verführung bringt zugleich eine neue Abhängigkeit von Rußland; die bulgarische Rechnung müßte aber eine verstärkte Selbständigkeit wollen.

Rumänien müßte zu den Zentralmächten treten. Wohl lockt der Vierverband mit dem Angebot der österreichischen Bukowina und des ungarischen Siebenbürgen; aber beides müßte Rumänien auch erst selbst erobern — gegen eine bisher siegreiche Armee. Dagegen könnte Rumänien als Freund der deutsch-österreichisch-ungarischen Gemeinschaft das von unseren Truppen zu besetzende Bessarabien in Empfang nehmen und mit Österreich über rumänische Bukowinagrenzen und mit Ungarn über rumänische Siebenbürgenrechte sich verständigen. Und auch für Rumänien würde eine solche Lösung die Beseitigung einer russischen Bedrohung und den Gewinn einer rumänischen Selbständigkeit bringen.

Solche Wendung könnte uns Rumänien und Bulgarien öffnen als Ausfuhrgebiet, das uns wirtschaftlich versorgen kann, und als Durchlaßland, das die Türkei militärisch stärken kann; eine andere Entscheidung müßte uns das Gegenteil und eine Gefährdung bringen. Es gibt — wie gesagt — zwei geographische Wege in die uns verbündete Türkei: von Ungarn über Serbien und Bulgarien (der ist noch gesperrt, auch auf der von serbischen Geschützen beschossenen Donau), oder von Ungarn über Rumänien und Bulgarien (der ist zeitweilig gestoppt). Der Ausgang des Krieges muß über die Sicherung dieses Zusammenhangs entscheiden: sei es, daß Rumänien und Bulgarien sich endgültig eingliedern, oder daß Bulgarien (über Serbien hin, an der Donau entlang) an Ungarn herangezogen wird. Noch gleicht das rumänisch-bulgarische Gebiet zwischen den deutsch-österreichisch-ungarischen und türkischen Pfeilern einer Drehbrücke: sie kann sich ausschalten und so trennen, oder sich einstellen und so verbinden. In beiderlei Richtungen sind schiebende Kräfte am drängenden Werk . . . .

Galizien und Gallipoli müssen so verlaufen, daß zwischen Galizien und Gallipoli sich die Glieder für uns zusammenfügen: sollten sie anders sich legen und quer sich stellen, so können wir im Nordosten und im Nordwesten den Kontinentalkrieg gewinnen — und hätten doch im Südosten den Weltkrieg nicht gewonnen, der über die deutsche Zukunft im Orient entscheiden wird.

Kurt de Bra / Menschheitlich nicht international

I.

Oft wurde vor dem Kriege die Rede vernommen, daß gerade die höchsten Güter und die edelsten Werte des Menschen, wie sie in Religion und Sittlichkeit, in Kunst und Wissenschaft, in Kultur und Geistesleben zur Darstellung kommen, ihrem Wesen nach international seien und international bleiben müßten, ja, daß sie erst dann in der richtigen Weise gedeihen, blühen, ausreifen könnten, wenn dieser ihr internationaler Charakter gebührend beachtet und betont würde. Gerade im Augenblick hören wir mancherlei Klagen darüber laut werden, die dieser Anschauung genau entsprechen, Klagen darüber, daß der Weltkrieg den doch aller Kultur und ihrem Fortschritt so notwendigen internationalen Zusammenhang zerreiße und den bösen Unkrautsamen langdauernder Zwietracht ausstreue . . .

Mit Worten kann eben ein gefährlicher Mißbrauch getrieben werden und das in um so bedenklicherem Umfange, je mehr die Worte einen schlagwortähnlichen suggestiven Charakter annehmen. So steht es auch mit dem Schlagworte „international", und mit der Forderung der Internationalität auf allen edlen Kulturgebieten der Menschheit ist schon entsetzlich viel Unfug angerichtet worden.

Digitized by Google

Was heißt denn überhaupt international? International kann alles das genannt werden, bei dessen Gebrauch die Eigenart der einzelnen Völker der Welt nicht in Betracht kommt. Die Forderung der Internationalität, d. h. der Ausschaltung der Berücksichtigung der Eigenart der Nationen, kann also mit Sinn nur auf solchen Gebieten erhoben werden, auf denen es gar nicht ankommt auf die persönlich-menschliche Besonderheit und individuelle Eigenart der Völker. Was für Gebiete werden das sein? Naturgemäß nur solche, wo der Mensch nur als unpersönliche Ziffer der Statistik, nur als fester mechanisch-dynamischer Bestandteil eines Ganzen in all seiner Berechenbarkeit, nur als gleichgültiges Exemplar einer biologischen Gattung betrachtet wird, Gebiete also, wo nach dem unendlichen und unvergleichlichen Werte jeder einzelnen Menschenseele oder nach der Persönlichkeit als dem höchsten Glücke der Erdenkinder gar nicht gefragt wird. Mit anderen Worten: es ist das reine Gebiet der Zivilisation in scharfer Abtrennung von der Kultur, das reine Gebiet all der äußeren Erhobenheit in Lebenshaltung und Lebensführung, welche den Europäer von dem Urbewohner Zentralbrasiliens etwa unterscheidet; dieses Gebiet, dessen Mittelpunkt gewisse technische Errungenschaften bilden, ist es, auf dem man mit Recht Internationalität erwartet und voraussetzt. Gas und Elektrizität, Wasserwerke und Straßenbahnen usw. usw., all das findet man in Berlin und Paris, in London und Petersburg, ja, auch in Belgrad und am Balkan in nahezu gleicher Weise! Hier mag und muß die Internationalität ihr Recht geltend machen.

Bei der Kultur dagegen gibt die Forderung der Internationalität, wenn sie in derselben mechanischen Weise wie bei der Zivilisation erhoben wird, überhaupt keinen erträglichen Sinn. Wenn wir die höchsten Leistungen des menschlichen und individuellen Seelenlebens, die sich um Name und Begriff der Kultur gruppieren, um Religion und Sittlichkeit, um Kunst und Wissenschaft, um Staat und Sprache und wie alle die edlen Kulturprovinzen heißen mögen, uns in einer bewußt internationalen Pflege und zwischenvölklichen Verteilung vorstellen, so kann den Kulturmenschen nur bleiches Entsetzen ergreifen. Schon die internationale Esperanto-Sprache lassen wir uns höchstens auf technischem oder kaufmännischem Gebiete gefallen, werden uns aber kaum zu einer Iphigenie-Vorstellung in dieser Kunstsprache drängen. Wieviel mehr werden wir vor einer bewußt internationalen Religion, einer international zurechtgemachten Kunst oder Dichtung zurückschrecken, da wir doch alle fühlen, daß das Beste und Tiefste in diesen Zentralgebieten unseres Seelen- und Kulturlebens uns aus der Gemeinsamkeit national-persönlichen Lebens und Erlebens mit solchen gewaltigen Persönlichkeiten erwachsen ist, als deren organische Haupt- und Grundwurzel wir ihre Deutschheit verspüren. Luther und Fichte, Goethe, Schiller und Lessing, Stein und Arndt, um nur einige Namen herauszugreifen, — können wir uns überhaupt in einer internationalen, allgemein handlichen und leicht zugänglichen Darbietung und Mischung oder als ein allweil fertiges Gehirnpräparat das vorstellen, was sie uns, ihren Volksgenossen, an Ewigkeitswerten zugeführt und geschenkt haben? Wo die Wasser der Ewigkeit quellhaft aus dem Urgrunde sprudeln, wo aus der Wurzel des Volkstums die Volkskultur ursprünglich und kraftvoll nach oben wächst, wo im seelischen Offenbarungserlebnis reich begnadeter Volkspersönlichkeiten wundersame Beziehungen zwischen Irdischem und Unvergänglichkeit für große Menschenkreise geknüpft werden, da können wir die ausgeklügelte Anteilszumessung, die vernünftelnde Dosierung, die maschinenmäßige Kräfteberechnung, die formelhafte Anwendung einer starren Gesetzlichkeit und all das am allerwenigsten vertragen, was man unter dem Namen international begreift. Fertig übernehmen und schablonenhaft-richtig zuweisen, wie es die internationale Art und Weise mit sich bringt, lassen sich wohl Apparate und Maschinen, Mixturen und Präparate, Methoden und Verfahren, aber nie und nimmermehr wirkliche Kulturgüter, zu deren Mitteilung eine gewisse gemeinsame Höhe menschlicher Bildung, der seelischen Erziehung, der inneren Reife gehört. Und diese Voraussetzung gemeinsamer seelischer Höhe ist bis jetzt mit einer gewissen Annäherung nur in einem bestimmten Kreise von Völkern, der germanisch-romanischen Völkergruppe, verwirklicht gewesen und zu verwirklichen gewesen. Nur hier haben eine gewisse Einheitlichkeit der Blutmischung, eine Jahrhunderte andauernde Gemeinsamkeit der Kulturarbeit und der geistigen Bewegung so etwas wie eine völkerverbindende Kulturgrundlage schaffen und im Gefolge davon eine annähernde Kultureinheit verbürgen können. Und selbst in dieser Gruppe stellt das deutsche Volk mit seiner Fähigkeit, sich in die Seins- und Wesensart so vieler Völker in mannigfaltiger Weise einzufühlen, eine höchst bemerkenswerte Ausnahme dar.

Das Wichtige sei wiederholt: Alle wahrhafte Kultur ist ihrem Wesen nach nie und nimmer international, sondern ihre Wurzel ist national und ihre Früchte und Blüten sind menschheitlich. Was heißt das? Weshalb trifft der Ausdruck international so wenig zu, weshalb trifft es so beleidigend daneben, wenn z. B. mit der Bezeichnung international die Tatsache kenntlich gemacht werden soll, daß etwa Homer, Dante, Luther, Michelangelo, Cervantes, Shakespeare, Beethoven mit ihren Geisteswirkungen auf alle Kulturvölker ausgestrahlt haben? Weil international nun einmal ein Ausdruck ist, der vernunftgemäß einzuschränken ist auf das mit dem Verstand berechenbare Austauschwesen der Völker, auf all das, was mit der äußeren Zivilisation zusammenhängt, auf all das, was gar kein inneres Kulturerlebnis mit seiner Verwurzelung in der Ewigkeit voraussetzt, auf all das Äußerliche, das Materielle, das Aneignenbare und Beherrschbare, was das eine Volk vom anderen Volk fertig übernehmen kann, ohne daß irgendeine innerliche seelische Bereitschaft nötig wäre. Wo es sich nicht um diese mechanischen und technischen Uebernahmen und Austausche handelt, wo vielmehr die Wasser der Ewigkeit so gewaltig durch die Seele des einen Volkes rauschen, daß auch die Seelen der anderen Völker der Menschheit davon im Innersten ergriffen und durchschüttert werden, da paßt der kleine enge Ausdruck international, diese schmale, enge Bezeichnung, ganz und gar nicht.

Die Forderung der Internationalität lehnen wir also rundweg ab für das ganze weite Gebiet der Kultur. Damit soll indes keineswegs gesagt werden, daß wir nun etwa ein besonderes Gesetz der Kulturentwicklung konstruieren, wonach die nationalen Kulturen immer enger und ausschließlicher sich zu gestalten hätten. So einfach liegt die Sache nicht, wie vielfach angenommen wird, daß nämlich die Nationalkulturen mit zunehmender Kulturhöhe sich immer mehr verästelten, sich immer feiner verzweigten und sich immer abschließlicher und ausschließlicher entwickelten in der Weise, als ob ihre ausschließende Abschließlichkeit geradezu die Vorbedingung ihrer Kultursteigerung wäre. Dann würde ja am Ende eine ganze Anzahl vollständig selbständiger, selbstgenügsamer und in sich abgeschlossener Nationalkulturen innerhalb der Menschheit nebeneinander dasein, und wo

Digitized by Google

wäre da eine einheitliche Menschheitskultur möglich und wirklich, von welchem Glauben die Edelsten gerade des deutschen Volkes niemals gelassen haben?

Folgendes Bild möge eine Vorstellung von dem Gange der Nationalkulturen auf dem Erdball geben: Je reicher und stärker sich der Baum einer Nationalkultur entwickelt und entfaltet, und je schönere und prächtigere Früchte er einmal der gesamten Menschheitskultur abwirft, desto tiefer muß zunächst einmal dieser Baum seine Wurzeln in die Erde des eigenen Volkstums und der eigenen Nationalität hinabgetrieben haben. Wenn aus den eigensten innersten Wurzeln ihres Volkstums heraus eine Nationalkultur kräftig und unwandelbar nach oben wächst, aus dieser unversieglichen Kraftquelle sich alleweg erneuernd und erfrischend, dann wird das Ergebnis ein unglaublich stark und umfangreich entwickelter nationaler Kulturbaum sein, unter dessen Schatten nicht nur das eine Volk allein wird ruhen können, und von dessen Früchten nicht nur das eine Volk allein wird zehren können, sondern der von seinen Segnungen der ganzen Menschheit spenden kann. Gerade weil die Wurzeln der deutschen Kultur so überaus tief in den Boden des eigenen Volkstums hinabreichten — Fichte redet ja von der unvergleichlichen Ursprünglichkeit des Deutschtums —, gerade deshalb ward die deutsche Kultur in ihrer Blüte so hoch über die Menschheit erhöht. Es scheint so, als ob zu jeder Zeit ein Volk dazu bestimmt wäre, aus seinen Nationalwurzeln den schattenreichsten und früchtevollsten Baum der Menschheitskultur aufzuziehen, als ob einem Volke im besonderen zu jeder Zeit von der Ewigkeit die Aufgabe zugewiesen wäre, als echtes Menschheitsvolk die Flamme des der Entwicklung angemessenen Kulturideals vorzugsweise zu hüten. Die gesamte Geistesgeschichte der letzten 150 Jahre berechtigt uns zu der Annahme und zu dem Glauben, daß das Volk Fichtes, das sich stets aller Wahrheit und Kraft auf Erden gegenüber offen erwiesen hat, in der Gegenwart diese besondere Bestimmung und eigenartige Sendung für sich in Anspruch nehmen kann. Die Nadel des Kulturkompasses der Deutschen hat mit einer Unbeirrbarkeit, die von keinem anderen Kulturvolke der Zeiten erreicht ist, stets in die menschheitliche Richtung gewiesen. Wenn der Deutsche auf das edelste Erbteil seiner neudeutschen Kultur sich herzhaft besinnt, so stößt er immer wieder auf die tiefste Ueberzeugung seiner Besten, welche so wundersam ist, daß sie mit der Ewigkeit in Beziehung stehen muß, auf die Ueberzeugung nämlich, daß Deutschheit und Menschlichkeit sich gegenseitig fordern und durchdringen. Universale und nationale Kulturideale haben sich bei keinem Volke der Welt so wundersam gefunden und vereinigt. Bei keinem Volke der Welt hat die Idee der Menschheit so herrlich regulierend hinter der nationalen Kulturentwicklung gestanden, wie das bei dem deutschen Volke der Fall war, vergleichbar etwa der Art und Weise, wie das gute Gewissen von dunklen und ewigen Tiefen aus auf das Benehmen des Individuums in allen Lebenslagen sicher und selbstverständlich einwirkt oder jedenfalls schweigend und gewaltig einzuwirken sucht.

Adolf Löwe / Die freie Konkurrenz

Am 4. August 1914 erging das Gesetz betreffend Höchstpreise. Mit diesem Tag vollzog sich die Abkehr von einer durch ein Jahrhundert hindurch streng eingehaltenen wirtschaftlichen Praxis: die freie Preisbildung, der Kompaß für die Selbststeuerung der Wirtschaft, wurde unterbunden. Nicht mehr tauschen sich die Waren nach einem Wertverhältnis, das sich durch den Ausgleich der beiden Elemente der Marktbewegung, des Angebotes und der Nachfrage, bestimmt. Staatlicher Zwang hat vielmehr die Höhe des Gegenwertes einer Ware von vornherein begrenzt durch einen Höchstpreis, der von außen her als starre Größe an sie herangebracht wird. Im Anschluß daran sind bis heute zahlreiche weitere Gesetze ergangen, die das Wirtschaftsleben staatlicher Regelung unterwerfen. Aber wenn auch kein weiterer Eingriff mehr erfolgt wäre, die Hemmung der freien Preisbildung hat die ungehemmte Freiheit der Wirtschaftsbewegung aufgehoben. Raubte sie doch der Wirtschaft den Faktor, der, durch den Ausgleich von Angebot und Nachfrage erzeugt, diese selbst nun wieder in unaufhörlicher Wechselwirkung beeinflussend, durch den Prozeß der Konkurrenz Beschaffung und Verteilung auf dem Arbeits- und Gütermarkte geregelt hatte. Die „freie Konkurrenz", d. h. die Selbststeuerung des wirtschaftlichen Prozesses durch den Ausgleich rein ökonomischer Kräfte, hat einem System staatlicher Wirtschaftsregelung Platz gemacht.

Diese außergewöhnliche Maßregel war unzweifelhaft notwendig. Die eigenartigen Verwicklungen der Kriegswirtschaft, ihre allgemeine Unsicherheit und Regsamkeit haben Begleiterscheinungen der freien Konkurrenz hervorgerufen, die uns vor die Gefahr einer wirtschaftlichen Anarchie stellen und vor denen nur staatlicher Eingriff schützen kann. Wenn es so um Sein oder Nichtsein unserer Wirtschaft überhaupt geht, kann kein Opfer zu groß sein, und wäre es selbst das der wirtschaftlichen Freiheit. Aber weit über die Kreise der Sozialisten hinaus will man in diesem Eingriff mehr als eine vorübergehende Notmaßnahme sehen. Alle offenen und geheimen Feinde der freien Konkurrenz finden über Nacht ihre kühnsten Träume verwirklicht. Nicht nur haben sie von jeher alle Schäden der vergangenen Friedenswirtschaft auf den ungehinderten Ausgleich der wirtschaftlichen Kräfte zurückgeführt, ihrer Anschauung nach hätte eine zeitigere Bekehrung zu den neumerkantilistischen Ideen weitgehender staatlicher Beeinflussung uns gewappneter in diesen Krieg ziehen lassen, in dem sich die freie Konkurrenz nun unzweifelhaft als das „böse Prinzip" erwiesen habe. Alles Heil der Zukunft hänge aber davon ab, daß die glücklich erreichten merkantilistischen Errungenschaften der Gegenwart unserer kommenden Friedenswirtschaft in möglichst weitem Umfang erhalten bleiben.

Die Anschauungen über die Vergangenheit auf die Gegenwart zu übertragen, die Lehren der Gegenwart in der Zukunft zu verwerten, ist nun aber nur dann zulässig, wenn ein wirklicher innerer Zusammenhang in den entscheidenden Punkten besteht zwischen diesen drei Perioden, wenn also die Störungen und Gefahren der Kriegswirtschaft gleicher Natur und Herkunft sind mit denen der Friedenswirtschaft. Wie steht es damit?

Bis zum Krieg war unsere Wirtschaft im ganzen frei von staatlicher Beeinflussung. Der ungehinderte Interessenausgleich lieferte in seiner nach überpersönlichen Gesetzen verlaufenden Arbeitsvereinigung und Arbeitsteilung den reichsten Ertrag und machte auf die Dauer selbsttätig alle Schäden wieder gut, die seine rastlose Bewegung hervorrief. An einem Punkte gelang ihm das freilich nicht: im Arbeitsverhältnis. Da nun der Prozeß der wirtschaftlichen Bewegung tatsächlich ungehemmt war, innerhalb des Kreislaufes eine Kräfteverschiebung also nicht eintreten konnte, so muß der Grund notwendig in der Struktur unseres sozialen Körpers liegen. In der Tat beruhen alle Uebelstände der normalen Wirtschaft auf

Digitized by Google

der gesellschaftlichen Tatsache des Vorhandenseins freier Arbeiter ohne Zugang zum Boden und Kapital. Ob darin ein Naturgesetz oder etwas anderes zu sehen ist, soll hier nicht untersucht werden. Aber es ist klar, daß die Kraft, die von vornherein als schwächere eintritt in den Kreislauf der Wirtschaft, gerade wenn der Prozeß in unerschütterlicher Gesetzmäßigkeit verläuft und jedem das Seine gibt, d. h. für seine Leistung die entsprechende Gegenleistung, ewig die schwächere bleiben muß. Also gerade weil das freie Spiel der Kräfte den gerechten Ausgleich herbeiführt, treten die Mißstände der Friedenswirtschaft auf. Es sind Mängel des Wirtschafts**körpers**, der ökonomischen Statik. Da kam der Krieg und stellte von einem Tag auf den anderen dem wirtschaftlichen Prozeß völlig neue Aufgaben. Das Verhältnis von Angebot und Nachfrage war mit einem Male auf dem Gütermarkt wie auf dem Arbeitsmarkt ein völlig anderes, die ganze Beschaffung wurde auf den Kopf gestellt. An der Statik der Wirtschaft hatte sich zunächst nichts geändert. Die Machtpositionen der einzelnen Schichten des Volkes waren die alten geblieben, nur die ganze Wirtschaft wurde sozusagen in eine andere Ebene verschoben. Ist das Gesetz der Konkurrenz richtig, so hätten sich die frei spielenden Kräfte auch in dieser Lage ins Gleichgewicht setzen müssen. Und sie hätten sich auch ohne große Erschütterung ausgewichtet, wenn der freie Ausgleich, das ungehinderte Anziehen und Abstoßen von Bedarf und Ueberschuß noch möglich gewesen wäre. Aber an des Reiches Grenze ist eine Mauer aufgewachsen, an der sich die Wellen brechen. Daß unsere Volkswirtschaft aus der Weltwirtschaft herausgerissen wurde, hat ihren auf weltwirtschaftlichen Ausgleich eingestellten Prozeß gestört. Trotzdem würden sich heute die Kräfte, wenn man ihnen freien Lauf ließe, „auf die Dauer" ins Gleichgewicht setzen. Die Tendenz, die Werte dem augenblicklichen Gesamtbedürfnis entsprechend zu verteilen, ist eine dem Prozeß der freien Konkurrenz mit Notwendigkeit innewohnende Eigenschaft. Aber da die Wellenbewegungen, die eine so ungeheure Umwälzung wie die gegenwärtige, hervorruft, aus politischen Gründen nicht mehr ihren natürlichen Verlauf in das offene Meer der Weltwirtschaft nehmen können, sondern an der Reichsgrenze einen Damm finden, so müssen sich die gewaltigen Spannungen alle nach innen entladen. Ließe man diesen Kräften nun freien Lauf, so würde „auf die Dauer" der Ausgleich wohl erreicht werden, aber erst nach einem Zwischenstadium völliger Anarchie, die die nationale Wirtschaft in Verbindung mit den politischen Gefahren allerdings vor die Gefahr des Unterganges stellte. Wir erkennen, daß die fördernden und gefährdenden Wirkungen der augenblicklichen Tendenz der wirtschaftlichen Kräfte aus **einer** Quelle stammen: dem Drängen nach einem heilsamen Ausgleich, der aber zufolge unserer unnatürlichen Isolierung nur über ein Stadium völliger Anarchie hinweg erreicht werden kann. Die Not des Augenblicks stammt von einer Störung der ökonomischen **Dynamik** des wirtschaftlichen Prozesses. Nun ist es aber weder nötig noch wünschenswert, daß unsere Wirtschaft in das der gegenwärtigen Lage angepaßte ruhende Gleichgewicht kommt. Ganz abgesehen davon, daß die Opfer zu groß wären, wir müßten ja nach Friedensschluß, der uns die Pforten der Weltwirtschaft wieder öffnet, nur die ganze Erschütterung rückwärts noch einmal durchmachen. Ueber die Dauer des Krieges gilt es vielmehr, die Kräfte im schwebenden Gleichgewicht zu halten, und dazu ist allerdings der staatliche Eingriff notwendig. Damit aber ist der prinzipielle Gegensatz klargelegt zwischen den Verhältnissen der Friedenswirtschaft und denen der Kriegswirtschaft, der jeden Schluß von der einen auf die andere zu einem verhängnisvollen Irrtum stempeln muß. Dort Schäden des sozialen Körpers, die darum auch der normal verlaufende Prozeß nicht ausgleichen kann — hier Störungen des Prozesses selbst, durch politische Umstände hervorgerufen und darum notwendig mit diesen wieder verschwindend. Wir werden die merkantilistischen Errungenschaften der Gegenwart nicht in die künftige Friedenswirtschaft hinüberretten können und brauchen, weder inhaltlich noch methodisch, weil kein Bedürfnis mehr nach ihnen bestehen wird. Haben sie ja doch, so sehr sie auf den ersten Blick als Beschränkungen der wirtschaftlichen Freiheit erscheinen, nur den Zweck, die Selbststeuerung der Wirtschaft durch die plötzlich erstandenen Klippen und Untiefen hindurch zu erleichtern. Am Tage des Friedensschlusses, wenn unsere politische Absperrung aufhören wird, stehen der wirtschaftlichen Eigenbewegung ebensowenig mehr Schranken entgegen, wie dies vor dem Krieg der Fall war. Die Mängel am Bau unserer Wirtschaftsgesellschaft werden freilich geblieben sein, und ihre Abstellung wird die erste Aufgabe unserer neuen inneren Wirtschaftspolitik sein müssen. Da die große Umschichtung der Gesellschaft, die allein hier endgültige Heilung bringen kann, erst das Werk einer langen allmählichen Entwicklung sein wird, so wird auch diesen Mißständen der wirtschaftlichen Statik gegenüber vorläufig die schützende Hand des Staates einzugreifen haben. Aber aus den merkantilistischen Erfahrungen der Gegenwart wird, wie gleich noch näher gezeigt werden soll, die Sozialpolitik der Zukunft weder inhaltlich noch methodisch etwas zu lernen haben.

Daß diese Maßnahmen der Gegenwart aber keine Ausschaltung der wirtschaftlichen Freiheit bedeuten können, ergibt sich daraus, daß die Selbststeuerung der Wirtschaft wohl nie unentbehrlicher war als heute. Keine Wirtschaftsperiode war im Grunde weniger geeignet zu merkantilistischen Experimenten als die Gegenwart in ihrer ganzen Unübersichtlichkeit, mit ihren fast unentwirrbaren Verwicklungen, ihren täglich neuen Problemen, denen gegenüber jede Erfahrung fehlt. Der einzige Führer durch dieses Chaos bleibt die innere Tendenz der wirtschaftlichen Kräfte selbst, die Eigenbewegung, die die Werte nach überpersönlichen Gesetzen lagert und verteilt. Zwar können wir uns dem selbsttätigen Prozeß nicht mehr mit gleicher Sorglosigkeit überlassen wie früher. Die ungelösten Spannungen haben die wirtschaftliche Atmosphäre mit Zündstoff geschwängert. Durch vorsorgende und vorbeugende Maßnahmen die Wirtschaft vor einer vernichtenden Explosion zu bewahren, ist daher die Aufgabe einer zielbewußten Staatsleitung. Aber der letzte Zweck all dieser Eingriffe kann nur der sein, das **Eigenleben** der Wirtschaft vor Schaden zu bewahren. Und so ist alle staatliche Regelung in der Gegenwart nicht Aufhebung, sondern Erhaltung des selbsttätigen Wirtschaftsprozesses.

Damit ist nun aber auch die **gesetzgeberische Methode** vorgezeichnet, nach der sich diese Eingriffe zu vollziehen haben. Ich habe in meinem Aufsatz „Zur Methode der Kriegswirtschaftsgesetzgebung" (vgl. „Hilfe" Nr. 21, Seite 333) den Nachweis versucht, daß das Ziel einer zeitgemäßen Gesetzgebung eine **möglichst umfassende** Kontrolle des ganzen Wirtschaftsprozesses durch **elastische**, mit weitgehenden Vollmachten und Generalklauseln versehene Normen sein müsse, und fand dieses Ergebnis bestätigt durch die Entwicklung, die die positive Gesetzgebung in den letzten 9 Monaten tatsächlich genommen hat. Merkwürdigerweise ergab sich aber, daß die gesetzgebenden Faktoren im Bundesrat sich dieser Entwicklung nur widerwillig

Digitized by Google

angeschlossen haben, und daß sie, soweit sie sich gegen den Zwang der Ereignisse haben durchsetzen können, auch heute noch an dem entgegengesetzten gesetzgeberischen Prinzip festhalten: wenige, strenge Normen. In dieser die Forderung der Zeit mißverstehenden Haltung drückt sich, bewußt oder unbewußt, abermals die oben widerlegte Meinung aus, daß die Verhältnisse in der Kriegswirtschaft in innerem Zusammenhang stehen mit den in der Friedenswirtschaft aufgetauchten Uebelständen, wieder eine Verwechslung der gegenwärtigen Schutzmaßnahmen mit der Sozialpolitik, diesmal aber auf die Vergangenheit bezogen. Als die Forderung nach staatlichem Eingriff in das Wirtschaftsleben im August 1914 an den Bundesrat herantrat, sah er sich vor ein Problem gestellt, das sich ihm seit mehr als 100 Jahren nicht mehr geboten hatte. Nur ein einziges Gebiet hatte der Staat schon seit Jahrzehnten seiner Kontrolle unterworfen: das Arbeitsverhältnis. Die schlimmsten Folgen unserer unharmonischen Gesellschaftsordnung wurden hier durch strenge gesetzgeberische Maßnahmen bekämpft. Dabei kam alles darauf an, den selbsttätigen Prozeß der Beschaffung und Verteilung möglichst wenig zu behindern. Da aber jedes Gesetz, auch das nachgiebigste, die Eigenbewegung der wirtschaftlichen Kräfte ablenkt, so mußte der erste Grundsatz der Sozialpolitik sein: möglichst wenige Gesetze. Die Mißstände selber kamen von einer kranken Stelle des sozialen Körpers her, von dem Vorhandensein freier Arbeiter. Heilen konnte man nicht mit Gesetzen, da galt es wenigstens, die schädlichen Auswüchse möglichst energisch zu beseitigen. Hier konnte nur die unnachgiebige, strenge Norm helfen, die jedes Hintertürchen verschloß. So ergab sich folgerichtig und völlig zweckgemäß als Prinzip der sozialpolitischen Gesetzgebung: wenige, strenge Normen. Da kam der Krieg und mit ihm die Erschütterung der ganzen Wirtschaft. Zunächst traten die Störungen in Formen auf, die vom Frieden her bekannt waren: Preissteigerungen, Arbeitslosigkeit usw. Wer den Grund der Krisis nicht in der Störung des wirtschaftlichen Prozesses erkannte, konnte glauben, daß sich die Mißstände der Kriegswirtschaft von den früheren nur der Zahl nach unterscheiden. Dann aber mußte das altbewährte Mittel, in verstärkter Dosis angewandt, Abhilfe schaffen. Und so griff man an einigen Stellen, wo die Schäden besonders in die Augen sprangen, nach dem sozialpolitischen Schema der Unkrautvertilgung mit wenigen, strengen Normen ein. Hat man aber einmal erkannt, daß die gegenwärtige Wirtschaft an einer inneren Funktionsstörung krankt, so kann man nicht mehr glauben, daß ihr gegenüber das gesetzgeberische Instrument hilft, mit dem man Wucherungen des sozialen Körpers beseitigt. Die Regelung des ganzen wirtschaftlichen Prozesses selbst, nicht eine Ausbesserung des Gerüstes, an dem er sich auswirkt, ist die Aufgabe des Staatseingriffes in der Kriegswirtschaft. Damit ergibt sich von selbst die Forderung umfassender Regelung, also einer auf möglichst viele Materien erstreckten gesetzlichen Kontrolle. Erhaltung der Selbststeuerung der wirtschaftlichen Kräfte und zugleich Schutz der Volkswirtschaft vor den durch die Verwicklungen der Lage hervorgerufenen Gefahren dieser Eigenbewegung ist die Aufgabe der einzelnen Norm, die nur das nachgiebige, elastische Gesetz erfüllen kann. In ihm sind Freiheit und Schutz vereinigt, denn es duldet nicht wie die strenge Norm nur außerhalb seiner Eigenleben, es trägt in sich selbst Raum für die Freiheit der Eigenbewegung. So ist die elastische Norm die Verkörperung unserer ganzen gegenwärtigen Wirtschaftspolitik: der Selbststeuerung der Wirtschaft in Bahnen, die ein zielbewußter Staatswille umgrenzt hat.

Ludwig Fränkel / Das „Reuter"-Bureau und sein Gründer

Als am 19. April das Reutersche Bureau zu London den tags vorher durch Selbstmord erfolgten Tod seines Leiters, Baron Herbert de Reuter, meldete, kam vielen Lesern dieser Zeitungsnachricht zum erstenmal die Neugier nach dem Ursprung des deutschen Namens für diese vielberüchtigte, schroff antideutsche, englische „Lügenfabrik". Der freiwillig Geschiedene besiegelte durch seinen Tod mit romantischen Begleitumständen die Erbschaft des mannigfach wie märchenhaft anmutenden Unternehmens seines Vaters, das er bei dessen Tode 1899 endgültig als managing director übernommen hatte. 1852 in London geboren, war Herbert der Aelteste des kurz vorher nach der englischen Hauptstadt übergesiedelten Gründers der großartigst ausgedachten Depeschen-, Nachrichten- und Presse-Organisation der Erde. So wenig der schmächtige, ängstliche, stets katarrhalische Reuter der Jüngere mit seinem Typus eines deutschen Büchergelehrten — seiner Privatbibliothek und der deutschen Musik gehörte seine Neigung auf die Dauer in erster Linie — und dem Wesen eines kleinen „Bourgeois" den Eindruck eines Stockengländers machte, und so sehr er sich von der Oberflächlichkeit des geistigen England unserer Zeit innerlich abgestoßen fühlte: er trug es dem Vater lebenslang nach, daß er sich nicht ernstlich um Aufnahme in die englische Aristokratie bemüht und seinen dort fragwürdigen Adelstitel nicht durch britische Bestätigung zu verbrämen versucht hatte. Wider Deutschland, Deutschtum und alles Deutsche hetzte sich Herbert allmählich in einen so argen Widerwillen, ja, Haß hinein, daß die publizistische Tätigkeit des Reuterbureaus immer mehr in schlecht verhüllter Deutschfeindschaft zum Ausdruck kam und vor wie im heutigen Weltkriege diese Telegrammzentrale als einer unserer zielbewußtesten, unerbittlichsten und gefährlichsten Gegner in den Kampf eingriff.

Diese Wendung zum slavischen, rein journalistischen Sachwalter, Werber und Schutzmann der jungenglischen Eroberungspolitik hatte das Bureau Reuter schon vollzogen, ehe die ausgesprochen antideutsche Einkreisungstendenz zum Schiboleth des Auswärtigen Amts in Downing Street geworden. Des Vaters, dieses gerissensten Geschäftsmannes, maßgebliche Rücksichtnahme auf geldliche Ausbeutung seines in dichten Maschen geknüpften Postennetzes ließ Herbert schon fallen, als er noch bei Lebzeiten des Greises die verwickelten Fäden in die Hand nahm. Mit dem am 25. Februar 1899 zu Nizza erfolgten Tode des 83jährigen wich der Wind des Wagemuts aus den Segeln des öfters recht abenteuerlich, aber doch in der Regel mit weitblickender Genialität gesteuerten Schiffes. So darf man mit Fug sagen: mit Herbert, dem unfreien, knickerigen, knechtischen, weder körperlich noch geistig starken Manne, ist jetzt der kleine Sohn eines großen Vaters gestorben; ohne daß an dies Beiwort des letzteren etwa ein moralischer oder ähnlicher Maßstab angelegt werden darf.

Wohl aber ein zeitgeschichtlicher und ein kulturhistorischer. Lebenslauf und Werdegang des Alten klingen wie ein amerikanischer Roman vom Selfmade-Milliardär; nur sind sie, obwohl aller „Sensationen" bar, viel fesselnder als die doch bloß aufs Fristen des Hungerdaseins zielenden, schließlich im Reichwerden als Brennpunkt zusammenfließenden Aufstiegversuche Carnegies, Rockefellers u. a. Dollarkrösusse. Bis vor acht Jahren munkelte man geheimnisvoll von der Herkunft Reuters aus unkultivierten israelitischen Kreisen Mitteldeutschlands (so spukte noch augenblicklich im Nachrufe des selbsterschossenen Herbert in einer großen deutschen Tageszeitung „der hessische Dorfjude"). Erst mir gelang damals 1907, als ich um den Auftrag einer Lebens- und Charakterskizze für die „Allgemeine deutsche Biographie" zu erfüllen, mich nach sicheren Unterlagen umschaute, die untrügliche Feststellung des Ursprungs. In der „Seelenliste" der Israelitischen Gemeinde zu Kassel von 1832 fand sich Israel Beer Josaphat als der am 21. Juli 1816 ebenda geborene dritte Sohn des 1829 verstorbenen provisorischen Rabbiners Samuel Levi Josaphat angeführt, und zwar, obschon erst 16jährig, als Handlungskommis zu Göttingen, wohin ihn wohl eine 6 Jahre ältere verheiratete Schwester nachgezogen hatte. Der Lehrling in einem Göttinger Bankhaus, den schon früh elektrische Experimente beschäftigten, sah die gewaltige Zukunft des Telegraphen ein, und Verkehr mit dem dortigen großen Mathematiker K. Fr. Gauß soll ihm

Digitized by Google

genauere Kenntnis davon vermittelt haben. Das nötige Kapital scheint der findige Kopf durch Heirat mit Ida, der Tochter von S. M Magnus in Berlin, wo er in eine Buchhandlung eingetreten war, erlangt zu haben. Aber trotzdem wollten in der preußischen Hauptstadt seine Verhältnisse nicht vorwärts.

Da legten ihm die Ereignisse von 1848, von dem Emporstreber aufmerksam verfolgt, nahe, so oder so der General- und Oberreporter der Weltpresse zu werden. Nun begann 1849, da Reuter — so nannte er sich damals, wohl seit der zugleich vollzogenen Taufe — eben in Paris eine lithographierte Nachrichten-Korrespondenz begründet hatte, die erste Berliner Drahtleitung bis Aachen zu arbeiten und die preußische Regierung gab diese Linie für den Privatverkehr frei. Sofort faßte 1850 Reuter in letzterer deutschen Grenzstadt Posto, schloß mit dem Aachener Brieftaubenzüchter Heinrich Geller einen Vertrag auf 40 geschulte Brieftauben für die auf der Linie Paris—Petersburg noch allein unverbundene Strecke Aachen—Brüssel und richtete für diesen Weg eine Brieftaubenpost ein, in Brüssel aber ein Nachrichtenbureau für Transitgeschäft, Bank- und Zeitungsverkehr. Auf diese Weise kam er auf deutschem Boden zuerst in den Besitz Pariser und Londoner Neuigkeiten und gar bald als deren Vermittler mit hervorragendsten Tagesblättern und Banken, zunächst Deutschlands und Belgiens, in feste Verbindung. Ueberall mußten freilich umständliche Anschlüsse geschaffen werden. An den Zwischenstationen warteten Eilkuriere auf die Depeschen, und Extraposten brachten Meldungen nach entfernten Gegenden. So erwuchs die gewaltige Organisation, deren Zweige heute die Erde umspannen.

Mit der schnellen Ausdehnung des Telegraphennetzes verlegte Reuter sein Telegraphenbureau nach Verviers, dann nach Quiévrain (Grenzstation der Brüssel-Pariser Eisenbahn). Aber 1851, nach Anlage des Kanalkabels Calais—Dover, setzte er sich mit seinem Unternehmen für immer in London fest, dessen ihm einleuchtende Wichtigkeit für seine Absichten sich glänzend bewähren sollte. Anfangs besorgte er die von allen Hauptpunkten des Festlandes beschafften Handels- u. ä. Neuigkeiten für Kaufleute, höchstens einzelne Journalisten. Bald darauf jedoch entschloß sich Reuter, nach erfolglosen Anerbietungen an Londoner Redaktionen, ihnen einen Monat die Depeschen umsonst zu liefern. Telegramm-Ueberraschungen hielt man damals meist für Schwindel, und scheute auch den gleichen Wortlaut mit Konkurrenzjournalen. Da sich eine dortige Zeitung nach der anderen von der Richtigkeit der übermittelten Vorfälle überzeugte, traten sie fast sämtlich in festes Verhältnis zu ihm. Und als seit 1858 die meisten Londoner Morgenblätter seine Nachttelegramme vom Kontinent ohne Kontrolle einrückten, war Reuters Stellung als publizistischen Machtfaktors besiegelt. Nun dehnte er seine Verbindungen reißend aus und ward binnen kurzem fast der alleinige Versorger aller großen Zeitungen und Kreditanstalten mit jüngsten Nachrichten. In aller Herren Ländern schuf er Filialen, eigene Drahtlinien und Kurierdienste. Tochterbureaus begründete Reuter in Belgien, den Niederlanden, Ostindien, Aegypten, China, den Küstenplätzen Afrikas, Kanadas und der Union Westindiens, Südamerikas.

Schon bald machte sich der unermüdliche Ausspäher durch aufsehenerregende Leistungen einen Namen. So wußte er sich Kunde von der auffälligen Brüskierung des österreichischen Botschafters durch Napoleon III. beim Neujahrsempfang 1859 zu verschaffen. In der nächsten Folge erklomm Reuters Institut den obersten Rang des Vertrauens, als es im 59er Kriege, wo sogar das stolze leitende Cityblatt Times sich gänzlich darauf verließ, Sonderberichterstatter auf die Schauplätze der oberitalischen Kämpfe entsandte, für laufende Tagesdepeschen an das Londoner Hauptkontor. Er scheute kein Opfer, seine Hilfsquellen zu verbessern. Während des nordamerikanischen Bürgerkrieges unterhielt er z. B. eine eigene Telegraphenlinie von Cork auf Irland nach Crookhaven. Damals bewies ein persönlicher Eingriff seine Findigkeit. Als am 14. April 1865 in Neuyork die Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln bekannt wurde, hatte der Postdampfer nach Europa gerade den Hafen verlassen. Reuter charterte flugs eine Dampfbarkasse, schrieb da seinen Bericht und warf diesen in einer Blechbüchse an Bord des eingeholten Europafahrers — so ersetzte er das erst 1866 durch Field durchgeführte transatlantische Kabel durch Augenblicksenergie. Ebenfalls 1865, in demselben Jahr wie Wolffs 1859 gegründete „Telegraphen-Agentur" in Berlin, wurde das Institut in eine Aktiengesellschaft „Reuter's Telegram Company" (R. T. C.) — oder auch Reuter's International Telegraphic News Agency — umgewandelt, so daß unlängst, im Lärm des Weltkriegs allerdings wenig beachtet, das goldene Jubiläum gefeiert werden konnte. Desgleichen 1865 ermächtigte der Staat Hannover Reuter, zwischen seiner Küste und der englischen ein unterseeisches Kabel zu legen. Die preußische Regierung bestätigte 1866 als Rechtsnachfolgerin diese einschneidende Genehmigung und nahm Weiterführung bis zur russischen Grenze auf sich.

Wie nun „Reuters Bureau" (so die übliche deutsche Bezeichnung) 1869 das erste ozeanische Kabel zwischen Frankreich und Nordamerika legte, so ergänzte der überall einspringende Mann in Ostindien und China telegraphische Lücken, führte z. B. einen Kurierdienst von Peking nach dem Handelsmittelpunkt Kiachta, dem Ziele des russischen Telegraphen nach Zentralasien und Sibirien, ein; man denke, vierthalb Jahrzehnte vor dem russisch-japanischen Krieg! Ja, 1872 bewilligte ihm der Schah von Persien das ausschließliche Recht, Eisenbahnen zu bauen, der Zollpacht und der Kontrolle der natürlichen Hilfsmittel des Reiches. Doch tauschte Reuter die unter der Herrschaft des brutalen Despoten Nassredin erstaunlichen Gerechtsame gegen die Erlaubnis ein, die Persische Bank ins Leben zu rufen. Diese Imperial Bank of Persia, mit der dunkeln Geschichte der englischen Politik in Persien seit anderthalb Menschenaltern eng verknüpft, ist einer der großzügigen Ausläufer der Bankabteilung, die er seinem weitschichtigen Unternehmen angegliedert hatte. Im übrigen hatte sich Reuters Bureau durch ein Kartell mit europäischen halboffiziösen Telegraphenagenturen und der großen nordamerikanischen Associated Preß zur wichtigsten Vermittlerin des internationalen Nachrichtendienstes aufgeschwungen. Für Nachrichten aus den englischen Kolonien blieb es fast einzige Auskunftstelle. Seine tägliche „Allgemeine Korrespondenz" versorgte in der Folge das europäische Festland mit gefärbter Kunde aus dem weiten britischen Weltreiche. Das Riesenunternehmen befaßte sich wie die ältere, aber beträchtlich zurückgebliebene französische Agence Havas, die erst 1879 Aktiengesellschaft wurde, teilweise schon vorher auch mit Annoncen, Reklamen, Kommission, Agentur, Auskünften, Export, allen Bankarbeiten, Kolonisation, Uebersetzen, Verlagsbuchhandel. Insbesondere auf der Höhe, und zwar am wenigsten einseitig zugunsten Englands beeinflußt, hielt sich die Rubrik, womit die Gründung begonnen, der Handelsteil. Andererseits gerieten die brennend politischen Mitteilungen unter der Stichmarke „Reuter-Meldung" oder „Reuter kabelt" immer mehr in Mißkredit, den Vorteil Großbritanniens zum Schaden der Wahrheit zu fördern.

Den Vater und Gründer dieser umfänglichen Schöpfung, Paul Julius Reuter, erhob 1871, wohl auf englischen Anlaß, Herzog Ernst II. von Koburg-Gotha in den erblichen Freiherrnstand. Ergötzlich, wie der also Geehrte und seine Familie drüben die deutsche Adelspartikel „von" beim Baron nicht führen wollten, die englische „of", da der „Freiherr" nicht als baronet anerkannt war, nicht führen durften, sich daher, wie öfters in solchen Fällen geschehen, des französischen „de„ als Ausflucht bedienten. Uebrigens hat P. J. von Reuter wohl in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" (Band 53, S. 319—21), aber nicht in der National Biography ein Plätzchen erhalten, obschon die letztere die hinübergewanderten Meister Hans Holbein, G. F. Händel, Fr. W. Herschel, die im Grunde ihrer Seele und ihrer Kraft deutsch geblieben, ausführlich behandelt. Reuter dagegen, sein Werk und sein Haus sind immer mehr verengländert so weit und so arg, daß heutzutage das Schlimmste, was deutscher Art und deutscher Größe von englischer Seite droht und geschieht, durch das „Bureau Reuter" vermittelt, wenn nicht gar ausgebrütet und mit allen Schlichen des Trugs und der Verleumdung auf den vom alten Reuter eröffneten schmalen Gängen durch die Welt verbreitet wird. So denn auch der heutige Daseinskampf des deutschen Volkes auf Tod und Leben keineswegs zuletzt eine nachdrücklichste Abwehr des Lügenfeldzugs, wie ihn „Reuter", als treulichster, wahrhaft unentbehrlicher Trabant der großbritannischen Regierung, organisiert hat und planmäßig durchführt.

Digitized by Google

Paul Schubring / Hellespont und Bosporus

I.

Vor zwanzig Jahren ritten wir von den Ruinen Troias zum Grab des Patroklus an der Küste von Kum-Kaleh. Der heiße Tag milderte sich endlich in willkommener Abendfrische; mit unendlichen Farben sank die Sonne ins Meer. Da sagte mein Begleiter: „Wenn Sie etwas rechts Häuschen erkennen können, das ist Abydos; Sie wissen, Hero und Leander." Das Wort regte meine Seele tief auf. War schon der ganze Tag im Banne Achills und des greisen Priamos ein Märchen gewesen, so glaubte ich doch völlig zu träumen, als ich die Küste und die Fluten erblickte, wo einst ein schönes antikes Hohelied der Liebe erlebt und erklungen war. Schwinds rührendes Bild mit der harrenden Hero und dem an den Strand gespülten Leichnam des Geliebten trat vor die Seele, und unwillkürlich streckte ich die Hand in das heilige Wasser Leanders.

Wie oft habe ich in den letzten Monaten an jenen Abend gedacht, wie oft die Karte des modernen Thraciens mit der des Atlas Antiquus verglichen und immer aufs neue gestaunt, wie der Schauplatz der heutigen Kämpfe derselbe ist, um den schon die Homerische Sage den Strahlenmantel höchster Feierlichkeit geworfen hat. Zu den tapferen Verteidigern der Gallipolis von heute treten die alten Helden, Götter und Mütter der Vorzeit und Urzeit; auch sie haben hier gekämpft, gerungen, geschwommen und gelaufen, auch sie haben Schiffe gebaut und die Durchfahrt gewagt, auch ihnen ist am Hellespont das Ehrengrab errichtet worden. Längst ehe Xerxes das widerspenstige Meer mit Kettten peitschen ließ, stickte die Sage ihre süßen Blumen in den Gartenteppich an den Ufern des Hellespont und Bosporus. Die Dinge, von denen ich erzählen möchte, sind über 3000 Jahre alt und glänzen doch noch in der köstlichen Frische unmittelbaren Erlebens — im Mittelmeer haben die Dinge eben eine ganz andere Beharrung als bei uns, die Zeit wird zum Raum, und die strömende Welle des Marmarameeres sieht und trägt das gleiche Schicksal einst wie heut.

Ich beginne mit der Fahrt der **Argonauten**, da der Name Hellespont in dieser Sage sich deutet. Im alten Thessalien wurden zwei Königskinder, Phrixos und Helle, von der Stiefmutter bedroht. Ihre echte Mutter, Nephele, sandte ihnen einen goldenen Widder, der sie über das Meer nach Asien tragen sollte. Auf der Fahrt fiel Helle vom Widder herab, gerade als die Geschwister über der Meerenge bei Kum-Kaleh schwebten; zur Erinnerung an Helles Tod und das Wellengrab der Königstochter heißt der Pontus seitdem Hellespont. Phrixos aber gelangte glücklich nach Kolchis (nördlich von Batum an dem Ostrand des Schwarzen Meeres) und opferte in einem Hain des Ares den goldenen Widder, dessen kostbares Fell ein nie schlummernder Drache bewachte. — In dieser Sage feiert Griechenland seinen frühesten Vorstoß an die Küsten des Schwarzen Meeres. Schon die Expedition nach Ilion ist wohl als Kampf um die Meerengen zu deuten; aber mit Kolchis oder Aia ist das ferne, ferne Land am Pontus axinos (so hieß damals noch das „ungastliche Meer") erreicht, und zwar nicht auf natürlichem, sondern geheimnisvollem Wege, auf der Fahrt durch die Luft! Erst im Fortgang der Sage gelingt die Durchfahrt zu Schiff. **Vorbereitung der Schiffahrt durch die Boten der Luft** — so sagte man es schon vor 3000 Jahren!

Die Durchfahrt selbst erzwingt dann Jason auf der Argo. Sein Onkel Pelias fordert von ihm „das Unmögliche", jenes goldene Vlies aus Kolchis zu holen. Aus den besten Fichten von Dodona wird das Schiff gezimmert; die edelsten Helden treten mit Jason die gefahrvolle Fahrt an: Herakles, Kastor und Pollux, Orpheus, Zetes und Kalais, die Boreaden und viele andere. Kühn nannte man das Schiff Argo, das „schnelle". Die erste Station ist Lemnos, wo die Fürstin Hypsipyle den Helden Feste gibt — denn die Frauen dieser Insel haben ihre feigen Männer getötet und suchen nun nach neuen tapferen Genossen. Nun geht die Fahrt durch den engen Hellespont ins Marmarameer, nach Kyzikos (Ostseite). Hier heißt die Helden der junge König mit seiner Gattin Kleite willkommen; ein unseliges Mißverständnis wandelt dann aber Freunde in Feinde, und in einer Mordnacht fällt der gastliche König. Mord also hier wie auf Lemnos. Wir fühlen, wie alles in Gefahr und Wildheit zittert. Als die verzeifelte Kleite ihres jungen Gatten Tod erfährt, erhängt sie sich; Nymphen beweinen ihr frühes Ende, ihre Tränen bilden einen Bach, der heut noch in den Mamos-Göl, einen See südlich von Kyzikos, fließt. — Weiter geht die Fahrt von derselben Ostküste des Marmarameeres an Mysien vorbei; da stellt sich Süßwassermangel ein. Hylas, ein Liebling des Herakles, will Wasser aus dem Waldsee schöpfen; da umschlingen ihn die Nymphen und ziehen den schönen Knaben in die Tiefe. Verzweifelt sucht Herakles ein Jahr lang nach ihm; er hört wohl sein Rufen, seine verzweifelte Antwort, die aber unter der Wasserdecke weit aus der Ferne klingt. Sollte hier eine Erinnerung an Uferkämpfe in Sumpf und Morast vorliegen? — Vergeblich sucht nun die Argo bei Chalcedon, dem heutigen Skutari, die Ausfahrt durch den Bosporus. In der Ratlosigkeit sucht man zu Lande den König Phineus in Salmydessos auf (das heutige Kap Iniadce am westlichen Südrand des Schwarzen Meeres) und bittet um seinen Rat. Der sagt ihn erst, nachdem die Boreaden ihn von der schlimmen Plage der Harpyien befreit haben, die ihm täglich die Mahlzeit besudelten. Damit ist ein Zustand tiefster Barbarei und höchsten Unbehagens gemeint, eine weitere Illustration zu der Bezeichnung „Pontus axinos". Nun endlich sagt Phineus die Stelle der Durchfahrt; es sind die Symplegaden beim Bosporus. Die starke Strömung und Wellengefahr dieser Stelle wurde von der Sage gedeutet, daß hier die Uferfelsen sich gegeneinander bewegen und jedes Schiff zerquetschen sollten. Phineus rät, eine „Taube" vorauszusenden; nach deren Durchflug sei der Moment des Durchgangs günstig. Aber die Gefahr ist zu groß; wäre nicht Athena gekommen, um mit der Linken den einen Felsen festzuhalten, mit der Rechten der Argo einen kräftigen Stoß nach vorwärts zu versetzen, die Durchfahrt wäre nimmer geglückt. So ging nur die Spitze des Schiffshinterteiles verloren. Man fühlt: Schier Unmögliches gelingt den Helden, durch besonderen Schutz der Götter. Seitdem stehen die Felsen fest und dulden die Menschenschiffe. Der Pontus axinos, der die Argo dann sicher nach Kolchis geleitet, bekommt nun zum Dank den Ehrennamen Pontus euxinos, das gastliche Meer.

Die zahlreichen Abenteuer Jasons in Kolchis sollen hier nicht geschildert werden. Feuerschnaubende Stiere, Eisenmänner und ein Drache müssen bezwungen werden. All dies gelingt Jason durch die listenreiche Liebe der dunkeln Königstochter und Zauberin Medea. Mit dieser Thralierin, die stolz, grausam und schön ist, flieht Jason aus Kolchis zurück. Wieder fordert der Bosporus sein Opfer. Medea opfert hier ihren kleinen Bruder Absyrtos, zerstückelt ihn und hält so den verfolgenden Vater auf, der traurig die Glieder seines Kindes sammelt. Sie rät dann den Töchtern des oben-

Digitized by Google

genannten Königs Pelias in Jolkos, den eigenen Vater zu zerstückeln, um ihn zu verjüngen. Jason verstößt später die Unselige, was aber ihm und seiner zweiten Gattin Kreusa das Leben kostet — ja, die Zauberin tötet gar noch ihre eigenen Kinder Mermeros und Pheres. Blut und Entsetzen, Grausamkeit und Haß trägt die Kolcherin an den griechischen Strand. Während die Griechin Helena, die nach der Troas geht, hier auch als Schuldige noch süße Schönheit ausbreitet, die selbst die Greise zur Bewunderung zwingt, bringt die Fremde vom Schwarzen Meer nach Griechenland das Gegenteil.

Immer wieder spricht die Sage es aus, daß jenseits des engen Wasserschlundes eine andere Welt wohne. Die Farben werden hier dunkler, das Blut dicker, die Augen wilder, und die Götter bleiben diesseits der Meerenge und überlassen die Menschen ihrem grausigen Schicksal. Lichtes Heldentum fährt aus dem Meere des Aegeus aus; erschütterte, von Frauenlist geknechtete Männer kehren zurück, deren Heiterkeit verflog, deren Seele in der Fremde das Entsetzen gelernt hat. Als Gegenbild zu Medea könnte man außer Helena auch Iphigenie nennen. Deren Weg geht von Aulis nach Tauris (der Krim); von dort sendet sie den Blick der Sehnsucht zum Lande der Griechen, und ihr König Thoas ist ebenso grausam wie der König Aietes in Kolchis. Das Schiff, das sie und den Bruder Orest nach Attika zurückbringen soll, droht wieder an den Symplegaden zu scheitern.

Wie die Ausfahrt der Griechenflotte aus Aulis nach Troia mit dem Opfer dieser Iphigenie verbunden ist, so fordert auch ihre Rückkehr das blutige Opfer einer Königstochter. Priamos und Hekuba, die so viele Söhne und Töchter hatten opfern müssen, flüchten mit dem Rest der Ihren vom rauchenden Ilion herüber nach der Gallipolis. Dort harrt die Griechenflotte der Heimfahrt. Der Schatten des ermordeten Achill tritt unter die Matrosen und fordert die Opferung seiner ihm einst bestimmten Braut Polyxena, der letzten Tochter der Hekuba. Im Angesicht der tränenlosen Mutter wird die Unglückliche geschlachtet; als die Mutter den toten Leib im Meer waschen will, spülen die Wogen auch noch die Leiche ihres letzten Sohnes, Polydoros, ans Land, den ein Fürst der Nachbarschaft ermordet hat. Da wird die unglückliche Mutter wahnsinnig. Sie reißt in furchtbarer Wildheit jenem Fürsten die Augen aus und springt dann, zur Hündin verwandelt, bellend ins Meer. Noch heute steht das „Hundsmal" bei Seddil-Bahr.

Das alles sind dunkle Geschichten, nicht gesegnet von den griechischen Göttern, nicht freudig erlebt von den griechischen Helden. Ihr schweres Blut wird doppelt empfunden, wenn man sich die Heldensagen der Inseln vergegenwärtigt, die vor dem Hellespont liegen. Davon das nächste Mal; heut nur noch der Name Bosporus. Die „Kuh", welche diese „Furt" durchschwamm, ist jene arme verwandelte, wahnsinnige Irre, die dann dem Jonischen Meer den Namen gab. Jo, Zeus' Geliebte, von Juno in eine Kuh verwandelt und von der Hornisse gepeinigt, jagt im Wahnsinn rings um das Mittelmeer und darüber hinaus. Sie gelangt schließlich zu einem anderen Dulder, den der Adler und die Jahrhunderte zerfleischen, zu Prometheus im Kaukasus. Die Meerenge des Hellespont wird geweiht und getauft von dem Tode einer durch die Luft fliegenden Königstochter, die andere von dem Wahnsinn eines durch das Wasser irrenden arkadischen Mädchens, das das Unglück hatte, Zeus zu gefallen. Und nun wirkt der Name Sestos und Abydos wie ein Trost; auch hier wird gestorben, aber in einer guten, beseligenden Liebe.

Gottfried Traub / Winkende Hände

Du sollst nicht nur ansehen, wie übel es dir gehe, wie wehe dir sei. Wohlauf, du Schelm, Gott will es haben, daß du ihm deine Not vorlegst. Luther.

Von Berlin brachte mich der Zug nach dem Westen. Viele Soldaten fuhren mit. Die Sonne lastete auf Wiese, Wald und Feld. Alle Fenster waren geöffnet. Man grüßte den flatternden Wind, wenn er ein wenig Kühlung in das Abteil hereinbrachte. Vom Fenster aus schaute man in die weite Landschaft. Und nun gab's dort ein Grüßen. Ein Dichter möchte ich sein, um diese Heerstraße winkender Hände zu schildern. Die Jugend stand vornean, wie sich's gebührt. Seit Krieg kam, ist doch so wundervoll viel „los", und wer zur Schule geht, dankt den Soldaten da für die vielen schulfreien Tage. So schreien die jungen Kehlen und schlagen die Arme in die Luft. Auf dem Feld knien Frauen im Rübenfeld, sie sparen jede überflüssige Bewegung in dieser Sonnenglut. Aber umschauen müssen sie doch. Der eigene Junge steht ja auch draußen. Langsam hebt sich die Hand: „Grüßt mir meinen Sohn!" Der Zug fährt durch die Großstadt und berührt all die Hinterhäuser: ein Schneider winkt, oben auf dem Tisch hockend, ein Mädchen, das die Blumen begießt, winkt rasch mit der anderen freien Hand, eine alte Frau läßt die Klammer fallen, die das Wäschestück am Seil festhalten soll, sie muß zuvor winken — alle, alle unterbrechen einen kleinen Augenblick ihre Hantierung, und man sieht den Bahndamm entlang schlanke und schmale, starke und knochige, magere und alte Hände. Wie ein Gesegneter fährt man durchs Land. Millionen von Gedanken, Wünschen, Hoffnungen werden da wach. Ich sehe eine tief in Schwarz gehüllte Gestalt, sie zögert einen Augenblick und dann hebt sie so lebhaft wie irgendeine andere die Hände. So hatte sie ja damals gegrüßt, als „er" wegfuhr, damals — und nun gehen diese anderen alle und helfen und schlagen und schützen, so wie „er". Oben am Kamin einer Fabrik steht in blauer Blause ein Arbeiter, ein Bild voll Kraft und Ruhe. Er sieht die Kameraden, bleibt lange still, wie wenn er stolz die Reihen musterte, und dann winkt auch er. Nur dort auf dem Bahnsteig steht eine Frau, die nicht winkt. Schwarz umhüllt sie der Schleier. Wie schmal sie ist und wie jung! Auf dem Arm aber hält sie in hellem, lichtem Weiß ihr Kind, und sie hebt es hoch in die Luft, und es kreischt und patscht und grüßt das Leben! So alle, alle weit am Waldrand dort und ganz nahe unter der Brücke. Es ist immer das gleiche. Aber die einen im Wagen werden nicht müde, und die am Wege ebensowenig. Jedesmal ist's ein Mensch, ein Auge, ein Herz, jedesmal wird das Band der Treue wieder fester gewoben; jedesmal gewinnt die Gewißheit des einen Volksleibs an innerer Wärme. Ein Spielen hin und her, und doch voll tiefen Ernsts. Aber keine mürrischen, trotzigen Gebärden, sondern unvergeßliche Linien von Frauen- und Männerhänden, die draußen im Traume den Soldaten sich zeigen und die hier im Land besser als Wort und Rede von der Gemeinsamkeit des Siegs über Schmerz und Schicksal reden.

Laßt uns nicht sprechen von den „armen Soldaten". Laßt uns nicht nur reden von den „armen Witwen". Weiß Gott, sie sind arm; aber du sollst sie nicht noch ärmer, sondern reicher machen. Dazu sind wir da. Winket den Zügen zu, den Zügen müder, wunder, getroffener Menschenkinder. Auch sie fahren durchs Land; sie warten und schauen, ob man an sie denkt, oder ob man sie vergißt. Winkt ihnen zu mit froher Hand, daß sie Glück nicht verlasse und sie zu unserem

Digitized by Google

Bund und unserem Volk gehören. Der Schmerz ist riesengroß. Setze du dich aber nicht daneben und heule nicht, sondern hilf ihn langsam vergessen oder nein: schaue ihm lieber ganz gerade ins Gesicht, dann merkst du nämlich, daß auch er Reichtum birgt und Kräfte bei sich hat. Dem Lebendigen muß alles zum Leben dienen.

Winkt auch mit der Hand, ihr Lebendigen, auch die Toten grüßen uns!

Soziale Bewegung

Der Krieg gegen Italien und die Gewerkschaften. Auch wenn immer noch kein amtlich erklärter Kriegszustand zwischen Deutschland und Italien besteht, erfahren doch manche gewerkschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und der italienischen Arbeiterschaft peinliche Unterbrechungen. Der „Korresp. deutscher Buchdrucker" macht aufmerksam darauf, daß zwischen deutschen und italienischen Arbeitern einerseits und österreichischen und italienischen anderseits bisher in einer Reihe von Gewerben besonders nahe gewerkschaftliche Beziehungen bestanden haben. Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands gab sogar ein italienisch abgefaßtes Organ heraus, um die italienischen Arbeiter den deutschen in organisatorischer Beziehung näherzubringen. Das war um so notwendiger, als gewisse Eigenarten der italienischen Nation den deutschen Organisationsbestrebungen gefährlich zu werden drohten. Die an den italienischen Arbeitern von deutscher und österreichischer Seite verrichtete gewerkschaftliche Erziehungsarbeit hat nach den Versicherungen des „Grundstein" namentlich im Baugewerbe gute Erfolge gezeitigt. Viele der in diesem Gewerbe besonders zahlreich beschäftigten Italiener sind tüchtige Kameraden geworden, die im deutschen Bauarbeiterverbande die gewerkschaftliche Vertretung ihrer Interessen erblicken und gemeinsam mit den deutschen Berufsgenossen für die Verbesserung ihrer Lebenslage kämpften. Nun stehen sich die ehemaligen Kämpfer für eine gemeinsame Sache dank der Leichtfertigkeit italienischer Staatsmänner und unverantwortlicher Kriegshetzer als Feinde auf den Schlachtfeldern gegenüber.

Wie vielen andern Volksgenossen der beiden Länder wird es ähnlich ergehen! Man muß sich nur vergegenwärtigen, welchen Umfang die italienische Einwanderung in Deutschland im Laufe von Jahrzehnten angenommen hatte. Sie setzte ein im Jahre 1860, als die westfälischen Gruben mit intensiver Förderung begannen. Als der wirtschaftliche Aufschwung nach dem deutsch-französischen Kriege die Förderung der Ruhrbergwerke bedeutend steigerte, zogen neue Scharen italienischer Arbeiter in Deutschland ein. Der Bau der Gotthard- und Brenner-Bahn gab zweifellos den gewaltigsten Anstoß für die Auswanderung von Italienern nach Deutschland. 1872 befanden sich in Württemberg allein bereits mehrere Tausend Italiener, und bis zum Jahre 1877 wuchs die Zahl der italienischen Einwanderer noch gewaltig an. Insbesondere gab Sachsen durch die großen Bauten von Brücken, Kasernen, Eisenbahnlinien und die Neuerrichtung des Hoftheaters in Dresden vielen Italienern Beschäftigung, so daß bald ganze Kolonien dieser Einwanderer entstanden. In Oelsnitz und in den benachbarten Ortschaften überragten sie an Zahl sogar die heimische Arbeiterschaft. Zwischen 1880 und 1890 stieg die italienische Einwandererflut noch höher; sie ließ damals am Rhein etwas nach und schwoll dafür in Westfalen kräftiger an. Auch in Diedenhofen, Hattingen, Rembach, Alpinge, Saint Privat und an anderen Orten entstanden italienische Dörfer, denn die Italiener ließen ihre Familien nach Deutschland nachkommen oder heirateten hier. Im Saargebiet waren ebenfalls zahlreiche italienische Arbeiter anzutreffen. Als Deutschland 1907 eine wirtschaftliche Krise durchmachte, flaute die italienische Einwanderung etwas ab und blieb zunächst auf der Ziffer von 67 760 stehen. Bald aber setzte der Zuzug von neuem ein, so daß Deutschland im vergangenen Jahr eine italienische Bevölkerung von rund 200 000 Seelen zählte, von denen die Hälfte als seßhaft anzusehen war. Wer die endlosen Züge der italienischen Rückwanderer mit ihren eilig zusammengerafften Habseligkeiten an sich vorbeiziehen sieht, der empfindet die Worte „armes Italien" oft genug im doppelten Sinne.

Alter Geist in neuer Zeit. Die Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände, die jüngst auf ihrer Generalversammlung in Berlin erfreulich warme Töne in der Frage der Wiedereinstellung Kriegsverletzter angeschlagen hat, scheint im Ganzen immer noch vor dem starken Trutzgeist des Zentralverbandes deutscher Industrieller beherrscht zu sein, der ein hervorragendes Mitglied in der Vereinigung ist. Anders läßt sich nämlich in gegenwärtiger, schwerer Zeit allgemeinen Zusammenfindens das folgende Rundschreiben nicht erklären, das letzthin von der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände versandt worden ist. Man liest da: „Von einem der uns angeschlossenen Verbände wird uns mitgeteilt, daß Gewerkschaftsbeamte des Deutschen Textilarbeiterverbandes an Behörden mit der Anregung herangetreten sind, es sollten für die Textilindustrie paritätische Schlichtungskommissionen eingesetzt werden, deren Aufgabe es sein soll, Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu schlichten. Wir nehmen diese Mitteilung zum Anlaß, unsre Mitglieder auf das dringendste davor zu warnen, der Schaffung von derartigen paritätischen Schlichtungskommissionen, gleichviel in welcher Industrie, Vorschub zu leisten und bemerken zur Begründung folgendes: Zunächst ist entschieden in Abrede zu stellen, daß ein Bedürfnis für die Bildung paritätischer Schlichtungskommissionen vorliegt. Etwa auftauchende berechtigte Beschwerden seitens der Arbeitnehmer lassen sich jetzt ebenso gut wie sonst auf dem Weg unmittelbarer Verständigung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Notfall unter Mitwirkung des örtlichen Arbeitgeberverbandes ordnen. Zweifellos findet die Anregung der Gewerkschaftsführer ihre Ursache auch nicht in der Abhilfe eines dringenden Bedürfnisses, sondern sie ist darauf zurückzuführen, daß die Arbeiterführer ihre jetzt erheblich eingeschränkte Tätigkeit auf diese Weise erweitern und einen während der Kriegszeit erzielten Erfolg auch für alle Zukunft festhalten wollen. Ganz besonders muß darauf hingewiesen werden, daß die Gewerkschaftsführer mit ihrer Anregung gleichzeitig den Versuch machen, eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung aufzurollen. Denn wenn eine derartige Schlichtungskommission eingesetzt und damit betraut wird, Gutachten über Fragen abzugeben, die das Verhältnis von Arbeitgebern und Arbeitnehmern betreffen, so wird damit der bisher von dem gesamten deutschen Arbeitgebertum nachdrücklich vertretene Grundsatz verletzt, daß alles das, was das Arbeitsverhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern berührt, in freier Vereinbarung zu regeln ist, ohne daß Außenstehenden das Recht eingeräumt werden kann, sich in diese privatrechtlichen Dinge einzumischen. Letzten Endes zielen die von den Gewerkschaftsführern angestrebten paritätischen Schlichtungskommissionen auf die Reglung des Arbeitsverhältnisses durch einen von Organisation zu Organisation abgeschlossenen Tarifvertrag hin, dessen Einhaltung eine paritätische Kommission zu überwachen hat. Wir können es uns versagen, unsere Mitglieder hier des näheren auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die der deutschen Industrie aus dem Abschlusse von Tarifverträgen erwachsen würden. Die Anregung der Gewerkschaften zeigt, worauf sie hinauswollen, und ihr Plan muß um so mehr von uns abgelehnt werden, als mit Rücksicht auf den zurzeit bestehenden allgemeinen Burgfrieden Fragen von grundsätzlicher Bedeutung nicht angeschnitten werden dürfen." — Jedermann erkennt, worauf es in diesem Rundschreiben ankommt: Die Arbeiterorganisationen sollen ausgeschaltet werden. Die Regelung der Arbeitsbedingungen von Organisation zu Organisation ist diesen Herren ein Greuel! Um sich vor dem Einzug dieses schaudererregenden Gespenstes zu schützen, rufen sie den berühmten Burgfrieden an, so wie die preußischen Konservativen, wenn jemand von Wahlrechtsreform reden will.

Ein guter Ernteversorgungsvorschlag. Der bekannte Schöneberger Oberbürgermeister Dominicus empfiehlt in einer Zuschrift an die „Frankf. Ztg." Erntehilfe durch genesende Soldaten. Der Vorschlag beruht auf der Erwägung, daß trotz der fieberhaften Tätigkeit von Frauen und Kindern und der Beschäftigung von Kriegsgefangenen die Gefahr besteht, daß nicht alles so völlig und so schnell wie nötig eingebracht werden kann. Die Durchführung seines Planes denkt sich Dominicus so: 1. Das Kriegsministerium, Medizinal-Abteilung, erteilt grundsätzlich seine Genehmigung zu solcher Verwendung der Genesenden und befiehlt die möglichste Förderung dieser Angelegenheit. 2. Die behandelnden Aerzte in den Lazaretten und Ersatz-Truppenteilen bestimmen individuell, welche Soldaten und wie viel sie Arbeit in der Landwirtschaft leisten können. Die Liste dieser Leute wird dem nächsten städtischen Arbeitsamt übersandt. 3. Die Landwirte melden ihren Bedarf unter gleichzeitiger Verpflichtung zur Zahlung des vorzuschreibenden Lohnes dem nächsten städtischen Arbeitsamt. 4. Der provinzielle Verband der öffentlichen Arbeitsämter setzt mit Vertretern der Landwirtschaftskammer und des Sanitätsamts des Armeekorps die näheren Bedingungen für die Vermittlung fest. Gemäß dieser Bedingungen erfolgt dann die Vermittlung durch die betreffenden öffentlichen Arbeitsnachweise. Bei solcher Organisation, so meint Dominicus, entfallen zunächst alle medizinischen Bedenken, denn der Arzt hat ja das unbedingte und allein entscheidende Recht der Auswahl. Es entfallen Bedenken der Lohndrückerei, denn es soll ein anständiger Lohn gezahlt werden. Freilich kann aus Rücksichten der Heilbehandlung eine solche Vermittlung nicht überall hin erfolgen; aber es tritt doch sicherlich schon eine weithin fühlbare Erleichterung des landwirtschaftlichen Arbeitsmarktes ein und dem genesenden Soldaten wird diese Arbeit nur gut tun. Indessen, wenn dieser Gedanke Nutzen bringen soll, dann drängt die Zeit. Zu langen Konferenzen, zur Aufstellung schöner „Richtlinien", zu großen Korrespondenzen und Gutachten ist kein Raum mehr. Ist auch nicht nötig! Das können wir auch ohne dies Beiwerk; sind wir doch nach dem Zeugnis Salandras das Volk der Organisation! In Baden ist ein entsprechender Antrag bereits von Geh. Rat Dr. Oblircher bei dem Sanitätsamt des 14. Armeekorps gestellt worden.

Digitized by Google

Kriegsliteratur

Das deutsche Volk und der Osten. Vortrag gehalten in der Gehe-Stiftung zu Dresden am 6. Februar 1915 von Dietrich Schäfer. Leipzig 1915, bei B. G. Teubner. 43 S. 1 M.

Wenn ein Historiker von der Bedeutung Dietrich Schäfers während des Krieges das Wort zur Ostmarkenfrage ergreift, so soll man ihn hören. Für das Verständnis der schwierigen Frage, die bei dem kommenden Friedensschluß der Lösung um ein gutes Stück entgegengeführt werden muß, ist vor allem nötig, daß wir das geschichtliche Werden der deutschen Kolonisationsarbeit im Osten kennen, und eben dieses legt Schäfer in seinen großen Zügen dar. Es ist grundfalsch, zu meinen, die Deutschen wären den Slawen überall als kriegerische Eroberer und Unterdrücker gegenübergetreten. Solche gewaltsame Kolonisation hat eigentlich nur im Ordenslande stattgefunden. Ueberall sonst, bis über die Alpen nach Kärnten hinein, war die deutsche Einwanderung eine friedliche, meist von den slawischen Fürsten veranlaßte und diente dem Zweck, Landbau und Gewerbe zu fördern, Städte zu bauen und geistige Kultur zu bringen. Darum haben die Deutschen in den Grenzländern die gleiche Berechtigung wie ihre slawischen Mitbewohner. An der Teilung Polens aber mußte Preußen um seiner Selbsterhaltung willen teilnehmen, weil sonst der russische Nachbar bis tief in die deutschen Lande hineingedrängt hätte, eine Gefahr, deren Größe wir jetzt erst ermessen können. Die geschichtliche Entwicklung ist keineswegs abgeschlossen, sondern geht weiter ihren Weg. Deutsche und Slawen müssen und werden lernen, miteinander auszukommen. Für die Sicherung Deutschlands aber, das seine Stärke immer zu Lande suchen muß, ist eine fortschreitende Kolonisation des Ostens unerläßlich.

Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Nr. 49: W. v. Massow: Wie steht es mit Polen? Stuttgart 1915, Deutsche Verlagsanstalt. 32 S. 50 Pf. Diese Schrift befaßt sich noch eingehender mit der Polenfrage als die vorher besprochene, indem sie die Beziehungen untersucht, die zwischen dem polnischen Volke und Rußland einer- und Deutschland andererseits in der Gegenwart bestehen. Was die Zukunft bringen wird, ist vorläufig noch nicht abzusehen, doch liegt ein selbständiges Polen, das auf die deutsche Ostseeküste verzichtet, im Bereich der Möglichkeit. — Nr. 50. Hermann Muthesius: Die Zukunft der deutschen Form. 36 S. 50 Pf. Das deutsche Volk soll nicht nur auf dem Gebiet der politischen Weltgestaltung, der Industrie, der technischen und der Geisteswissenschaften die Führung der Völker übernehmen, sondern auch in der Kunst. Wollen wir diese hohe Aufgabe erfüllen, so muß die deutsche Kunst, wie das in der letzten Zeit mehr und mehr schon geschehen ist, aus der deutschen Seele heraus schaffen, in aufrichtiger Gesinnung das Beste geben, was sie hat. Dann wird die deutsche Form die Weltform werden und das deutsche Volk wird wahrhaft an der Spitze der Völker stehen.

Die Kampfplätze in West und Ost. Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten. Nach amtlichem Material bearbeitet von Gerichtsassessor Dr. Ernst Seeger, z. Zt. beim Stellvertr. Generalstab der Armee. Stuttgart 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 104 S. 1 M.

Sozialdemokratie und Arbeiterpolitik nach dem Kriege von K. Erichhorn. Hildesheim 1915, bei August Lax. 17 S. 75 Pf.

Die Verbindung von Sozialdemokratie und Arbeiterschaft ist innerlich unbegründet. Nachdem unsere Arbeiter im Kriege den Beweis geliefert haben, daß sie nationalgesinnte, vollwertige Staatsbürger sind, soll man ihnen die Lösung jener unnatürlichen Verbindung erleichtern. Durch Schaffung von Arbeiterwahlkreisen und Arbeitermandaten wäre die Bildung einer unabhängigen Arbeiterpartei möglich.

Das Bismarckjahr. Monatsschrift, herausgegeben von Prof. Max Lenz und Prof. Erich Marcks. Nr. 7. Enthält: Bismarck und Napoleon III. Von Max Lenz. Worte Bismarcks. Bismarck und die Musik. Von Richard Sternfeld. Dazu 1 Kupfertiefdruck: Bismarck im Herbst 1866. Hamburg 1915, Broschek & Co. Alle 15 Nummern 6 M.

Staatsbürger-Bibliothek, herausgegeben vom Volksvereinsverlag in München-Gladbach. Nr. 58. Frankreich. Verfassung, Verwaltung, Volkswirtschaft. Von Oberlehrer Joseph Lins. 71 S., postfrei 50 Pf.

Nr. 61. Was Landwirte und Hausbesitzer vom preußischen Einkommensteuergesetz wissen müssen. Mit einer Abhandlung über Steuerfragen in Kriegszeiten. Von H. Dieck. 52 S., postfrei 45 Pf.

Kriegsgesetze und -Verordnungen 1914/15. 6. vermehrte Aufl. München-Gladbach, Volksvereins-Verlag. 72 S, postfrei 50 Pf.

Vorträge für die Kriegszeit. Nr. 9. Flotten-Vorträge von Dr A. Potgießer. 34 S., postfrei 35 Pf. München-Gladbach 1915, Volksvereins-Verlag.

Enthält: Die deutsche und die englische Flotte; Unsere Schlachtschiffe und Kreuzer; Torpedoboot, Unterseeboot und Seemine.

Kriegsvölkerrecht. Sammlung völkerrechtlicher, namentlich auf den Krieg bezüglicher Vereinbarungen, Herausgegeben von J. Neuberg, Regierungsrat in Berlin. Mannheim 1915, bei J. Bensheimer. 343 S., geb. 4 M.

Enthält alle wichtigen Verträge, Friedensschlüsse, Abkommen usw. seit 1856, im ganzen 55 völkerrechtliche Vereinbarungen, vom Pariser Vertrag vom 30. März 1856 bis zur Prisengerichtsordnung vom 15. April 1911 und ihren Ausführungsbestimmungen vom 3. August 1914. Eine ungemein praktische Sammlung, die nicht nur Juristen, Diplomaten und Behörden, sondern auch Historikern und Politikern willkommen sein wird.

Ein starkes Volk. Eindrücke aus Deutschland und von der deutschen Westfront. Von Dr. Karl Hildebrand, Mitglied des schwedischen Reichstags. Aus dem Schwedischen übertragen. Berlin 1915, bei E. S. Mittler & Sohn. 172 S., 2 M.

Der Verfasser sagt, er wolle nicht im mindesten die Bewunderung verbergen, die das deutsche Volk in ihm erweckt habe, aber er sei doch stets auf ein unparteiisches Urteil bedacht gewesen. Das ist denn auch der Eindruck, den man beim Lesen dieses Buches empfängt. So werden in dem Abschnitt „Die deutschen Barbaren" die Berichte von Freund und Feind zusammengestellt, und auf ihre Quellen und ihre Glaubwürdigkeit untersucht, und in dem Kapitel „Nur der Schwache fürchtet die Wahrheit" erfahren wir manches aus der englischen, französischen und belgischen Presse, was uns noch nicht bekannt war. Das beste Verständnis aber für unsere Lage und für deutsche Art überhaupt zeigen die Abschnitte „Die Toten und ihre Angehörigen", „Kriegsgedichte" und „Die Zukunft". Wenn wir auch wissen, daß wir für unsre Existenz und für eine gute Sache kämpfen, so tut uns das Verständnis dieses hervorragenden Ausländers doch wohl, und sein schönes Buch ist es wert, für jede Volksbibliothek angeschafft zu werden.

Kriegsgeographische Zeitbilder. Land und Leute der Kriegsschauplätze. Herausgegeben von Dr. Hans Spethmann und Dr. Erwin Scheu. Leipzig 1915, bei Veit & Co.

Nr. 5. Der russisch-türkische Kriegsschauplatz (einschließlich der Dardanellen). Von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe. Mit 8 Bildern und 4 Kartenskizzen. 45 S. 80 Pf.

Nr. 6. Der Kriegsschauplatz zwischen Mosel und Maas (Land und Leute zwischen Metz, Verdun, Toul und Nancy). Von Dr. Karl Wolff. Mit 10 Bildern und einer Tafel. 36 S. 80 Pf.

Nr. 7. Japan und die Japaner. Mit 8 Bildern. 40 S. 80 Pf.

Nr. 8. Die Vogesen und ihre Kampfstätten. Von Redakteur Adrian Mayer-Straßburg. Mit 12 Bildern. 46 S. 80 Pf.

Nach Inhalt und Ausstattung vortreffliche Darstellungen, die uns für die Verfolgung der Kriegsvorgänge ausgezeichnete Dienste leisten, indem wir von den Gegenden, in denen unsere Freunde kämpfen, ein deutliches Bild gewinnen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: G. Sch. in G. 5 M., Fr. A. St. in K. 5 M., Lt. M. im Felde 10 M., Off.-Stellv. Sch. im Felde 10 M., Dr. L. in F. 10 M., K. in H., 1 M. W. in H. 2 M., St. in H. 2 M., Feldunterarzt B. im Felde 10 M., Prof. W. in D. 2 M., Prof. H. in D. 3 M., Frau P. in J. 2,50 M., S. in G. 5 M, Frl. D. in E. 15 M., Kreisschulinsp. B. in S. 6 M., H. K. in W. 50 M., Lehrer E. in K. 2 M, Frl. B. in E. 3 M., Lt. G. im Felde 7,50 M., Lehrer Sch. in D. 2 M., B. in F. 3 M., Lehrer D. in D. 3,00 M., Lehrer B. in W. 10 M., D. in M. 2,50 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Oberleutn. W. zur See 3 M., G. Sch. in G. 5 M., Pfr. M. in N. 5 M., Dr. K. in T. 1 M., Pfr. J. in D. 2 M, Sch. in P. 1,20 M.

Bücher für Armee und Marine: Frau Gertrud F., Berlin 44 Bücher und Hefte; Werbeanwalt W. in B. 13 Bücher und Hefte; L. in Leipzig-Eutritzsch 20 Bücher und Hefte; Frau Prof. B. in Zittau ein Paket Hilfe-Nummern.

Für Marine-Lese-Zwecke: Brüdergemeinde Niesky 61,34 M., Leutn. M. 20 M., Leutn. d. Res. G. im Felde 7,50 M., Emil Baerwald in Newyork 20 M.

Für Ostpreußen: W. B. im Felde 10 M.

Für Galizien: W. B. im Felde 10 M.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: Leutn. B. im Felde 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Einem Teil der heutigen „Hilfe"-Nummer liegt ein geschmackvoller Prospekt des **Radium-Solbad Kreuznach** bei. Wer den Prospekt nicht erhalten hat, wende sich direkt an die Kurverwaltung, die weitere ausführliche Prospekte, die über die Heilkraft und Schönheit des altbekannten deutschen Bades berichten, gern zur Verfügung stellt.

Digitized by Google

24. Juni 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,6! Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 25

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An die Leser! — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Englands Kriegssorgen. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Die russische Politik und die Agrarreform. — **Dr. Kurt de Bra:** Menschheitlich nicht international. — **Dr. Wilhelm Ohr:** Der politische Instinkt der Franzosen. — **Oberstabsarzt a. D. Dr. H. Berger-Dr. Fr. Troitzsch:** Staatliche und freiwillige Kriegerfürsorge. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Hellespont und Bosporus. — **D. Gottfried Traub:** Echtheit. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

An die Leser!

Das **zehnte Heft** der Kriegs- und Heimatchronik (Mai) ist jetzt erschienen und wird an alle uns früher aufgegebenen Feldadressen kostenlos verschickt. Vereine, die für ihre im Felde stehenden Mitglieder eine größere Anzahl beziehen wollen, bitten wir um rechtzeitige Mitteilung. Wir freuen uns, wenn viele Sendungen von uns verlangt werden.

Die Erneuerung der **„Hilfe"-Bestellung** zum Vierteljahrswechsel muß jetzt geschehen. Unsere Freunde müssen auch im Sommer treu bleiben! Die kostenlosen Feldsendungen der einzelnen „Hilfe"-Nummern gehen natürlich ohne Bestellung weiter, doch versäumen leider viele Auftraggeber, uns Adressenänderungen mitzuteilen, wie tägliche Rücksendungen und Fehlmeldungen bezeugen!

Unsere Sammlungen für kostenlose Versendung der „Kriegs"- und „Heimatchronik" und für kostenlose „Hilfe"-Versendung ins Feld und in die Lazarette bedürfen der nicht ermüdenden Mitarbeit unserer Leser und Leserinnen.

Zu unserer Freude wird die „Hilfe" stark in Anspruch genommen. Helft auch Ihr der „Hilfe".

Es grüßt

Schriftleitung und Verlag.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 15. Juni.

Das deutsche Unterseeboot 14 ist leider verlorengegangen. Beständig werden nach oder von England kommende Schiffe versenkt, jeden Tag eins oder zwei. Die Schiffahrt scheint sich an die Belästigung zu gewöhnen wie die Bewohner der Grenzgebiete an die Fliegerbomben.

In Karlsruhe ist durch feindliche Flieger ziemlich bedeutender Schaden an Personen und Sachen angerichtet worden.

An verschiedenen Stellen Englands brechen größere Brände aus, ohne daß angegeben werden kann, wie sie entstanden sind.

Mittwoch, 16. Juni.

In den russischen Zeitungen, und zwar auch in den alten und vornehmen Blättern, wird immer deutlicher und unbehindert von der Zensur über das Ausbleiben englischer und französischer Hilfe gesprochen. Man hatte sich das gegenseitige Zusammenwirken von Ost- und Westarmee viel erfolgreicher gedacht. Jetzt müssen die Franzosen bei Arras beständig nutzlose und blutige Angriffe unternehmen, nur damit sie von den Russen nicht beschuldigt werden können, sie hätten ihnen während der Entscheidungsschlacht in Galizien nicht geholfen. So machen sich die Bundesgenossen untereinander nervös und ärgerlich. Auch Italien wird schon hörbar vermahnt, weil es einen ganzen Monat lang über Vorpostengefechte nicht hinauskommt.

Der deutsche Tagesbericht meldet einen kleinen Vorteil der Engländer in der Nähe von Ypern, einen größeren englischen Verlust bei La Bassée, einen vergeblichen Durchbruchsversuch in den Vogesen.

Auf der östlichen Linie wird es fast überall wieder lebendig: bei Mariampol im Norden, Augustow, an der Rawka und natürlich vor allem in Galizien. Die russischen Armeen versuchen dort immer wieder standzuhalten. Es ist noch etwas Mark in ihnen, aber die eigentliche Kraft scheint doch gebrochen. Von Sieniawa, dem vielumstrittenen Uebergang am San, zieht sich die Kampfesfront zwischen Przemysl und Mosciska bis zu den Sümpfen östlich von Sambor. Bis dahin ist überall deutsch-österreichischer Fortschritt. Dann kommt zwischen den Sümpfen und Zurawno am Dnjestr eine Partie, wo die Russen etwas Raum gewonnen haben; also wohl wieder bei Zydaczow. Die Armee Mackensen hat seit dem 12. Juni über 40 000 Mann gefangengenommen. Die Wiedereroberung Galiziens wird täglich mehr zur wirklich größten Schlacht, die es jemals gab.

Was eigentlich in Albanien vor sich geht, ist zwar interessant, aber ziemlich unbekannt. Es bemühen sich jetzt von verschiedenen Seiten her italienische, griechische, serbische und montenegrinische Truppen um rechtzeitige Besetzung von Stützpunkten. Dabei sollen Montenegriner und Serben sich gegenseitig Skutari nicht gönnen. Es gibt auch die Lesart, daß König Nikita mehr für seinen italienischen Schwiegersohn arbeitet als für die serbische Blutsverwandtschaft. Serbien und Österreich sind, wie man sieht, Feinde unter sich, aber beide lassen sich zurzeit ziemlich in Ruhe, um zunächst ihre Rechnungen mit den Italienern zu erledigen.

Donnerstag, 17. Juni.

Die griechischen Parlamentswahlen haben einen unerwartet großen Erfolg für den abgegangenen Minister Venizelos gebracht. Das bedeutet aber kein unmittelbares Eingreifen Griechenlands in den Dardanellenkrieg, da inzwischen auch Venizelos sich überzeugt haben wird, daß der Sieg von Gallipoli eine schwere Sache ist, und da die noch nicht überwundene Attentatskrankheit des Königs einen Ministerkonflikt jetzt als doppelt unangebracht erscheinen läßt. Venizelos läßt mitteilen, daß erst am 20. Juli, also wohl beim Zusammentritt der Kammer, weitere Entschließungen erfolgen würden.

In Südgalizien hat die Armee Pflanzer-Baltin den Brückenkopf Nizniow am Dnjestr genommen, nachdem Zaleszcyki schon in österreichisch-deutschen Händen ist.

Der französische Bericht meldet 300 gefangene Deutsche n der Gegend von Arras und 340 unverwundete Gefangene in den Vogesen, kann aber auch keine großen französischen Erfolge konstruieren. Ohne Verluste können die Unsrigen natürlich auch nicht Krieg führen.

Digitized by Google

In den Vereinigten Staaten wird viel darüber untersucht, ob die „Lusitania" bewaffnet oder unbewaffnet gewesen ist. Es steht noch nicht ganz fest. Der Kapitän und die überlebende Mannschaft wird verhört. Dernburg ist auf der Heimreise. Der Spezialgesandte des deutschen Botschafters in Washington, Meyer-Gerhardt ist in Berlin eingetroffen. Keinesfalls wird ein letztes Wort zwischen den Nordamerikanern und uns schnell gesprochen. Die nordamerikanischen Zeitungen sind im allgemeinen friedlich gesonnen.

Freitag, 18. Juni.

Das Abwerfen von Bomben über Karlsruhe hat mehr als 20 Personen getötet und sehr viele verletzt. Deutsche Flieger warfen Bomben über Küstenorten von Ostengland.

Die „Bayerische Staatszeitung" berechnet auf 14. Juni die Zahl der von Deutschen, Oesterreichern und Ungarn gemachten Gefangenen folgendermaßen:

1 240 000	Russen
255 000	Franzosen
24 000	Engländer
41 000	Belgier
50 000	Serben
1 610 00	Gefangene

Diese Aufstellung können wir nicht ganz mit der vom 1. April stammenden und am 9. April von uns wiedergegebenen vergleichen, weil dort in österreichisch-ungarischen Gefangenenlagern Untergebrachte fehlen. Vergleichbar aber sind die Zahlen der Franzosen, Engländer und Belgier:

	1. April	14. Juni
Franzosen	242 000	255 000
Engländer	20 800	24 000
Belgier	40 000	41 000

Der Zuwachs an der Westfront ist demnach nicht sehr groß, wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß inzwischen auch Gefangene gestorben sind. Es sollen das aber nicht viele sein. Ganz ungeheuer ist die Menge der gefangenen Russen, mehr als die größten Heere der Vergangenheit. Dabei werden noch täglich weitere Russen hinzugetan.

Zwischen Bulgarien und der Türkei haben Verhandlungen über Grenzberichtigungen in Thrazien stattgefunden, die freundschaftlich verlaufen sein sollen. Eine Verständigung aller Balkanstaaten untereinander scheint ausgeschlossen. Rumänien wartet ab.

Sonnabend, 19. Juni.

Unsere sieghafte Armee in Galizien drängt zu den Seen von Grodek, die nahe vor Lemberg liegen. Es ist im Laufe des Krieges die dritte Lemberger Schlacht. Möge es jetzt die letzte und entscheidende sein! Von allen Seiten und aus allen Erdteilen blickt man nach Lemberg. Die Armee Pflanzer wies zwischen Dnjestr und Pruth acht Sturmangriffe blutig zurück.

In Moskau hat eine große Zerstörung deutschen Eigentums stattgefunden. Die Polizei griff erst ein, als das Rauben und Plündern sich auch gegen russische Eigentümer zu wenden begann. Judenverfolgungen werden von verschiedenen Stellen berichtet.

An der italienischen Front geschieht noch immer nichts Wesentliches. Am Isonzo kommen die Italiener nicht vorwärts, weil, wie sie sagen, die starken modernen Befestigungen von Tolmein ihnen im Wege stehen. Es fällt auf, daß bei den getöteten italienischen Soldaten keine Erkennungsmarken gefunden werden. Die Anzeige von Kriegstodesfällen in den Zeitungen ist verboten! Das Volk soll nicht wissen, wer gefallen ist. Anfangs mag das eine Erleichterung sein, später aber wird dann jede Familie glauben, gerade ihr Sohn sei gestorben. Die Sozialisten fahren fort, soweit es ihnen erlaubt ist, gegen den Krieg und seine Folgen zu arbeiten.

Sonntag, 20. Juni.

Die galizische Schlacht dauert weiter. Das ist ein Krieg, wie ihn die Phantasie träumt, ein Vorwärtsdrängen, Vorwärtsschieben einer mächtigen, gewaltigen Masse. Hier ist der Schützengraben überwunden durch die wandernde Kanone. Das, was unsere Artillerie im Westen von den Franzosen gelernt hat, das systematische Abschießen eines ganzen Quartiers, haben unsere Truppen nach dem Osten getragen, und während sowohl Deutsche wie Franzosen dieser Kampfesmethode standzuhalten verstehen, wird die russische Armee von ihr so erschüttert, daß sie rückwärts gehen muß. Ich spreche mit einem Karpathenkämpfer darüber, ob aus der großen Zahl der russischen Gefangenen auch auf eine entsprechend große Menge russischer Toter zu schließen sei. Für den Schützengrabenkrieg wird es verneint, für Angriff und Flucht bejaht. Der Russe ist äußerst geschickt als Verteidiger, war bis vor kurzem meist gut ausgerüstet, war früher auch an den schwierigsten Stellen mit Munition gut versehen. Als Mensch ist der normale Russe auch im Krieg gutmütig, schießt Häuser erst beim Abmarsch in Brand. Die Haltung der preußischen Polen in diesen Kämpfen wird ausdrücklich sehr gelobt: sprachkundig und zuverlässig!

Die englische Zeitschrift „Economist" macht sich schwere Gedanken über das Sinken des englischen Geldwertes um 2 Prozent. Es ist nicht die Höhe der Schwankung, die Sorgen weckt, sondern die Tatsache selbst, daß englisches Geld am amerikanischen Dollar gemessen wird, eine Folge davon, daß England viel mehr kauft als liefert. Der Krieg wurde begonnen, um Deutschlands Ausfuhr zu brechen, seine Wirkungen gehen aber nun weiter, als die Engländer beabsichtigt haben, und die englische Ausfuhr selbst ist es, die leidet.

Im „Rußki Invalid" wird der Gedanke erwogen, einen zentralen Oberbefehlshaber oder Kriegsrat für die verbündeten Mächte einzusetzen, damit Deutschland gleichzeitig gepreßt werden kann. Als ob das durch Ernennung von Nicolai Nicolajewitsch zum Weltobergeneralissimus gewährleistet werden könnte!

Montag, 21. Juni.

Der Kommandant von „U 51", Kapitänleutnant Hersing, erzählt, wie die deutschen drei Unterseeboote im Laufe eines Monats von Wilhelmshaven durch die Straße von Gibraltar nach den Dardanellen gekommen sind, und wie er „Triumph" und Majestic" torpedierte. Es ist also in der Tat richtig, daß für Unterseeboote bei richtiger Vorbereitung noch jeder Weg offen ist. Gerade das, was die Gegner am meisten wissen wollen, erzählt natürlich Hersing nicht, nämlich, wie man sich für 9000 Kilometer versorgt.

Die Armeen des Generaloberſten v. Mackensen haben die Grodek-Stellung vor Lemberg genommen. Es war ein starker Sturm auf die verschanzten feindlichen Linien. Unter dem Drucke der Niederlage sind die Russen auch aus den Anschlußstellungen zwischen Grodek und den Dnjestr-Sümpfen gewichen, hart gedrängt von den österreichisch-ungarischen Truppen. Zwischen den Dnjestr-Sümpfen und der Stryj-Mündung hat der Feind das südliche Ufer des Dnjestr geräumt. Die ganze russische Front ist wieder einmal ins Wanken geraten. Gefangene können vorläufig noch nicht gezählt werden.

Dienstag, 22. Juni.

Gestern abend wurde schon in einigen Teilen Berlins geflaggt, weil das Gerücht geglaubt wurde, Lemberg sei erobert. Möglich ist ja, daß inzwischen die Einnahme vollzogen ist, da unsere Truppen von Nord und Süd auf die Stadt hindrängen. Die Russen sollen ihre Verwundeten nach Kiew geschafft haben. Die russische Linie ist an mindestens zwei Stellen zerrissen. Die Stimmung der deutschen und österreichischen Truppen ist, nach Feldpostbriefen zu urteilen, glänzend gut: Das ist der Krieg, wie er sein soll, harte Arbeit und Marschleistung auch gelegentlich Nahrungsknappheit, dafür aber sichtbarer, greifbarer Erfolg!

Die Russen sollen ihre für das Schwarze Meer bestimmte Sewastopol-Armee nach Galizien gezogen und damit ihre Pläne, Truppen in die Gegend von Konstantinopel zu senden, aufgegeben haben. Das neue große russische Kriegsschiff, das das Schwarze Meer säubern sollte, konnte wegen „unvorhergesehenen Zwischenfalles" nicht in Dienst gestellt werden. Auch in der Ostsee scheinen Meutereien auf der russischen Kriegsflotte vorgekommen zu sein.

Im russischen Ministerium vollziehen sich Veränderungen, deren Bedeutung von hier aus noch nicht abgeschätzt werden kann. General Dimitriew soll in Ungnade gefallen sein.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 15. Juni.

Dem „Frauensonntag" in den Kirchen folgen in dieser Woche hier und da Gemeinde-Frauenversammlungen, in denen Frauen zu den Frauen sprechen. Mir scheint, nach einem persönlichen Eindruck in einer Gemeinde des Zentrums von Berlin, daß dies ein guter Gedanke war. Man spürt, daß die Frauen erfüllt sind von einem Schicksal, dessen Gemeinsamkeit zu empfinden ihnen ein Trost ist und über das sie das Bedürfnis haben, sich auszusprechen. Man sollte noch viel mehr an die einfachste seelische Volkspflege jetzt denken und neben aller eifrigen materiellen Hilfe, Ernährungsaufklärung usw. sich dieser seelischen Aufrichtung ganz im besonderen annehmen. Und zwar nicht ausschließlich im Rahmen der religiösen Gemeinschaft. Man muß sich einmal ganz hinein versetzen in die innere Verarmung eines Frauenlebens, das sich aus eigener Kraft seinen Anteil an den großen Dingen der Zeit nicht nehmen kann und dessen gegebene Freudequellen durch das Fernsein des Mannes versiegt sind.

Das Wolffsche Bureau mahnt uns dringlichst zum Kartoffelessen und zählt ein ganzes Kochbuch voll Möglichkeiten auf, wie man zu allen Tageszeiten viele Kartoffeln auf angenehme Weise zu sich nehmen kann. Also wir werden unser möglichstes tun; wir werden alle Erwägungen darüber verbannen, daß diese selben Speisekartoffeln, die wir jetzt auf der Schwelle der Unbrauchbarkeit in Massen vertilgen müssen, uns im Winter, als wir uns mit wenigen und teuren Schweinekartoffeln behalfen, sehr gut geschmeckt hätten, und wir werden die Erziehungskunst des Krieges und der Landwirte preisen, die uns die Süßigkeit des Ueberflusses durch Monate der Enthaltsamkeit so zu steigern wußte!

Man spricht von einer Einfuhr lebender Renntiere aus Norwegen, um unsere Fleischvorräte zu erhöhen. Sehr annehmbar, wenn es geht.

Mittwoch, 16. Juni.

Gestern abend ein Empfang, den die Vorsitzende des Auslandbundes deutscher Frauen, Gräfin Radolin, für Auslanddeutsche in Berlin veranstaltete. Es waren hauptsächlich russische Vertriebene da. Der Krieg hat die mittelbare Folge, daß überall das Deutschtum aus fremden Staatskörpern, in denen es längst aufzugehen im Begriff war, ganz für sich heraustritt. Menschen, die schon in Rußland geboren sind und Deutsch mit fremdem Tonfall sprechen, sind plötzlich einer Heimat zugehörig, die sie kaum noch kannten, und in einem Lande ausgesondert und fremd, in dem sie ihr Leben aufgebaut haben. Wenn man über den Krieg hinausdenkt, steigen unabsehbare Einzelschicksale auf voller unlösbarer Problematik.

Eine Fahrt nach Westfalen. Dort spürt man die Trockenheit weniger als bei uns in der Mark. Der Roggen steht prachtvoll. Aber Regen wünscht man sich dort auch. Dem innern Besitz der Heimat in dieser Zeit ein neues Bild hinzuzufügen, ist etwas eigentümlich Schönes. Ich kannte Münster noch nicht, diese Stadt mit ihrer merkwürdigen, zugleich urwüchsig kräftigen und aristokratischen Poesie. Eine Versammlung in dem wunderschönen Rathaussaal ist eine ästhetische Freude. In der Dämmerung des späten Juniabends sahen wir zuletzt noch den „Friedenssaal". Es war wie ein Traum. Die Polster auf den Holzbänken, auf denen Oxenstjerna und alle die anderen gesessen hatten, lagen so da, als sei eben erst der Saal nach aufgehobener Sitzung leer geworden. Das Aufatmen der Welt, als damals endlich von den Türmen die Glocken über dem jahrzehntelangen Grausen läuteten, ging einem zum erstenmal aus tiefster Seele auf. Wenn man die Dauer der Kriegsjahre von damals mit der Ausdehnung, dem Kriegsraum, von heut ineinanderrechnet, sind wir wohl nicht minder betroffen, als die Menschen, über deren Schicksal man in diesem Saale entschied.

Im Haushaltausschuß des preußischen Abgeordnetenhauses sind Handwerkerfragen besprochen. Dabei schnitten die Bäcker ganz besonders gut ab, von denen in der Tat die vollkommene Umwälzung der Grundlagen ihres Handwerks Außerordentliches an intelligenter Anpassung erforderte. Bei der Beteiligung des Handwerks an Heereslieferungen wurde im ganzen wieder der Mangel an leistungsfähiger Organisation festgestellt.

Donnerstag, 17. Juni.

Das Erstaunliche ist, daß die Züge, die jetzt den Landsturm hinausführen, nicht anders aussehen als die ersten langen Wagenreihen der jungen Mannschaften im vorigen August; der Bahnsteig sah aus wie ein Festsaal zwischen den grünbekleideten Wänden der Wagen auf beiden Seiten. Groschenfähnchen flatterten aus den Fenstern. Und doch ziehen diese Männer gewiß nicht leichten Herzens hinaus, wie die jungen Mannschaften, die meist keine Verantwortungen für Erworbenes und Gehegtes, für Familie und Besitz, zu tragen hatten.

Ueber die „Reichswollwoche" geben die Veranstalter abschließend Rechenschaft, über eine halbe Million Decken, Hunderttausende von Soldatenkleidungsstücken, mehrere Millionen Mark Erlös aus „Lumpen", viele Tausende von guterhaltenen Zivilkleidungsstücken, die für Elsaß und Ostpreußen verwendet werden.

Vielleicht wird dieses reinliche Endergebnis die Erinnerung an diese chaotische Flut des „Abgelegten", an unsagbaren Staub, knirschende Nähmaschinennadeln usw. usw. überdecken, die jetzt im Gedächtnis all der Glücklichen wohnt, die mit der Ausführung dieses Gedankens zu tun hatten.

Der Erinnerung an die Schlacht von Belle-Alliance widmen die Zeitungen ihre Jahrhundertaufsätze. Wenn es anders gekommen wäre, hätten wir wohl heute mit England die mannigfaltigsten „Verständigungs"-Feste gefeiert.

Ein Bericht über die Tätigkeit der Eisenbahn im Kriege aus dem Großen Hauptquartier gibt einen imponierenden Eindruck dieser mächtigsten Organisationsleistung. Die gewaltigen Transportbewegungen, die Wiederherstellung aller zerstörten Linien im Feindesland neben der Aufrechterhaltung des Inlandverkehrs mit all den besonderen Anforderungen der wirtschaftlichen Versorgung (Getreideverteilung usw.) — das alles gibt eine mächtige Vorstellung von unbegrenzten Fähigkeiten der Systematik und zentralen Leitung.

Freitag, 18. Juni.

Eine Kriegstagung unserer norddeutschen Frauenvereine in Altona. Themen: Hinterbliebenenfürsorge, Hausfrauenorganisation, Obstverwertung, weibliches Dienstjahr. Die Hinterbliebenenfürsorge scheint durch die Städte allenthalben schon jetzt in gute Wege geleitet zu werden. Ihre Schutzbefohlenen werden numerisch natürlich noch wachsen, aber da man mit den kleinen Zahlen beginnen konnte, bleibt alles übersehbar. Nach manchen Feststellungen, die gemacht wurden, sind es etwa ein Drittel der Fälle, die überhaupt nur irgendwelche Hilfeleistungen anderer in Anspruch nehmen. Hamburg hat bis jetzt zirka 1350 Witwen und 1800 Waisen (abgesehen von den Hinterbliebenen der Offiziere). Das praktisch wichtigste Thema ist die Hausfrauenorganisation. Wir sehen, daß wir mit der bloßen Ernährungsaufklärung nicht weiter kommen ohne die Möglichkeit, Vertriebsverhältnisse u. dgl. auch wirklich zu beeinflussen. Gerade jetzt bei der Gemüseverwertung zeigt sich die unbedingte Notwendigkeit der Konsumentenorganisation, um fühlbare Lücken des Zwischenhandels im Interesse von Erzeugern und Verbrauchern auszugleichen.

Im Postbestelldienst sollen jetzt auch nach einer Anweisung des Reichspostamtes Frauen verwendet werden.

Sonnabend, 19. Juni.

Im Herrenhaus sollte heute eine Interpellation der Städte verhandelt werden, durch welche die Stellung der Regierung zu den Vorschlägen des deutschen Landwirtschaftsrats erkundet werden sollte. Die Interpelkation wurde nach Feststellungen der Regierung über das Fortbestehen der Kriegsgetreidegesellschaft zurückgezogen.

In der Landtagskommission wurde über den Wiederaufbau Ostpreußens gesprochen.

Ein Antrag der Fortschrittlichen Volkspartei, der eine energische Förderung der inneren Kolonisation anbahnen soll, wurde einstimmig angenommen. Darin wird die Regierung aufgefordert, dem Haus der Abgeordneten eine Uebersicht darüber vorzulegen:

1. ob und in welchem Umfange in den zerstörten Teilen Ostpreußens Verhandlungen mit den bisherigen Pächtern der Domänen über Aufhebung des Pachtvertrages geführt sind;
2. in welchem Umfange — im Verhältnis zur Gesamtfläche — in den in Frage kommenden Landesteilen Domänen für die Zwecke der

nneren Kolonisation zur Verfügung gestellt sind oder zur Verfügung gestellt werden sollen;

3. ob und in welchem Umfange der Versuch gemacht wird, in den betreffenden Landesteilen auch Privatgüter für die Zwecke der inneren Kolonisation zu erwerben.

Eine Versammlung der Landesversicherungsämter bespricht die Beteiligung der Landesversicherungen an der Kriegswohlfahrtspflege.

Bis zum 1. Juni d. J. sind von den Landesversicherungsanstalten für Kriegswohlfahrtspflege gemäß § 1274 der Reichsversicherungsordnung rund 13 Millionen Mark gezahlt worden. 56 Millionen Mark wurden als Wohlfahrtsdarlehen an Kreise, Gemeinden usw. ausgegeben. An den Kriegsanleihen haben sich die Versicherungsträger mit rund 230 Millionen Mark beteiligt.

Die in der vorjährigen Augustkonferenz im Reichsversicherungsamt für Kriegswohlfahrtsausgaben gemäß § 1274 der Reichsversicherungsordnung gezogenen Grenzen, nämlich 5 v. H. des über 2 Milliarden Mark betragenden Vermögens der Versicherungsträger, also etwa 100 Millionen Mark als zulässiger Höchstbetrag, gewähren den Versicherungsträgern ausreichenden Spielraum, um noch weiteren Anforderungen der Kriegswohlfahrtspflege zu entsprechen.

Diese werden hauptsächlich aus der schon früher beschlossenen Beteiligung der Versicherungsanstalten an der Kriegsbeschädigtenfürsorge sich ergeben.

Sonntag, 20. Juni.

Eine interessante Zusammenstellung über die Kriegsbeteiligung der Berliner höheren Lehranstalten veröffentlicht Prof. Hildebrandt in der Voss. Ztg. Aus 60 Groß-Berliner Schulen stehen 2448 Schüler im Feld, von den Primen schätzungsweise 80 Prozent. Ein Unterschied der Ziffern bei Gymnasien, Realgymnasien oder Oberrealschulen läßt sich nicht feststellen. Die höchste Zahl (118) hat eine Oberrealschule. Dann folgen zwei Gymnasien.

Von 1945 Lehrern sind bis Ostern 572 eingezogen gewesen.

Der mitteleuropäische Wirtschaftsverein hat in Berlin getagt und folgende Entschließung gefaßt:

„Die Versammlung spricht als ihre Ueberzeugung aus, daß der auf den Schlachtfeldern von den verbündeten Truppen Deutschlands und Oesterreich-Ungarns brüderlich geführte Kampf wie auf anderen Gebieten staatlicher Betätigung auch auf dem wirtschaftspolitischen eine möglichste Annäherung der verbündeten Monarchien zum Ergebnis haben muß. Der Mitteleuropäische Wirtschaftsverein in Deutschland hält es danach für geboten, die Schaffung eines weiten einheitlichen Wirtschaftsgebietes, sei es mit gemeinsamer Zollgrenze und einer den Bedürfnissen beider Volkswirtschaften angepaßten Zwischenzoll-Linie, deren Abbau erst in der Frist einiger Jahrzehnte zu erfolgen hätte, oder durch gegenseitige zollpolitische Vorzugsbehandlung, vor allem auch in Gestalt der Vermehrung der zollfrei eingeführten Waren mit dem Ausblick auf späteren Ausbau dieser Freiliste zu betreiben."

Im Sinne dieser Entschließung wird der Verband mit den entsprechenden Schwesterorganisationen in Oesterreich-Ungarn in Verbindung treten.

Montag, 21. Juni.

Ein Modebund ist in Frankfurt a. M. gegründet worden. Er soll eine „Interessengemeinschaft zur Hebung der Geschmacksbildung auf dem Gebiet der Mode" darstellen. Eine Modeakademie soll in Frankfurt entstehen.

Im „Berner Bund" lese ich einen Bericht über die Kriegsarbeit der französischen Frauen, den eine auch uns aus der internationalen Organisation der Frauen bekannte Mme. Pichon Landry in Genf gegeben hat. Interessant ist die sehr skeptische Beurteilung der Wirkungen von Kriegs- und Arbeitslosenunterstützung auf die französischen Frauen. Der Alkoholismus habe so zugenommen, daß man Alkoholverbot und Arbeitszwang habe einführen müssen. Die Unterstützungen seien für ländliche Verhältnisse zu hoch, angesichts der Bedürfnislosigkeit des französischen Landvolks, und daher eine Verführung zum Verlassen der gewohnten Lebensbahnen gewesen. Vorausgesetzt, daß der Bericht objektiv ist — und immerhin wird die Berichterstatterin im Ausland nicht schwärzer malen —, so zeigt er doch die festere Haltung der Frauen bei uns. Natürlich sind Erscheinungen wie dort (zwar nicht Alkoholismus, aber sonst Nachlässigkeit) auch bei uns zu beobachten, aber als vorstechender allgemeiner Zug des sozialen Kriegsbildes doch nicht!

Naumann / Englands Kriegssorgen

Englands Kriegssorgen sind andere als die unsrigen, aber sie sind vielleicht nicht geringer. Dabei rede ich nicht von den kleinen täglichen Reibungen, sondern von den großen geschichtlichen Erwägungen. Was die kleinen Reibungen anlangt, so werden sie bei uns anders behandelt als in England. Wir sind von vornherein auf den zuversichtlichen Tapferkeitston gestimmt und besprechen deshalb alle etwa vorkommenden inneren Schwierigkeiten, Mißgriffe oder Meinungsverschiedenheiten entweder überhaupt nicht oder doch nur in einer sehr gelinden und optimistischen Weise. Dabei hilft sowohl allgemeine Volksstimmung wie Pressezensur. Wir alle wollen keine inneren Unebenheiten, wir wollen es nicht! Das gehört zur Disziplin iertheit, und wir sehen, daß unsere Methode für uns richtig ist. Die Engländer haben nicht ganz diesen Grad von Disziplin und bevorzugen mehr die pessimistische Art der Aufmunterung, das heißt: sie kritisieren sich auch im Kriege gegenseitig stärker und malen die Gefahren oft grell an die Wand, um Truppen zu werben oder Geld zu schaffen oder sonst aus einem ähnlichen Grunde. Deshalb ist es etwas gewagt, aus einzelnen englischen Aeußerungen allzuweit gehende Schlüsse zu ziehen. Man muß stets ein Teil abziehen, selbst wenn sie Dinge sagen, die wir gern hören. Im Grunde sind sie absolut zäh und nicht leicht umzuwerfen.

Auch den sehr auffälligen Schritt der Bildung eines gemischten überparteilichen Ministeriums dürfen wir, wie schon hervorgehoben wurde, nicht als vollen Bruch einer staatsnotwendigen Tradition auffassen. Es ist eine Kriegsmaßregel, und bis jetzt steht nichts im Wege, daß später wieder in der altgewohnten Weise verfahren wird. Die englischen Liberalen sind eben nicht einheitlich und stark genug als Kriegspartei, und, was mindestens so wichtig ist, das Risiko der Friedensschließung muß verteilt werden. Da ein voller Sieg nicht zu erwarten ist, so würde es geradezu politischer Leichtsinn sein, wenn eine Partei alle Vorwürfe auf sich nehmen wollte.

Schwerer schon wiegt die finanzielle Belastung. Noch ist sie kaum größer als unsere deutsche Belastung, aber sie wächst, soviel wir sehen, schneller, weil alle Bundesgenossen von der englischen Finanzkraft mit durchgehalten werden wollen. Dabei fließt unvergleichlich mehr englisches Geld (wohl auch Gold?) ins Ausland, als es bei uns der Fall ist. Unsere Abschließung vom Verkehr wirkt wie eine Schutzvorrichtung. Merkwürdige Ironie der Dinge: das, was uns einschnüren sollte, hält uns zusammen! Auch wir leben von ungeheuren, unglaublichen Anleihen, aber sie bleiben doch wenigstens in der Hauptsache im Lande und können später, wenn es ans Verzinsen und Abzahlen geht, irgendwie wieder erfaßt und aufgegriffen werden. Auch schaffen wir uns nicht so viele unsichere Schuldner, wie es England jetzt tun muß, um seinen Kriegsbund zusammenzuhalten und zu vermehren. Werden Russen, Serben, Italiener nach dem Kriege regelmäßig ihre alten und neuen Schulden verzinsen und abtragen können und wollen, besonders, wenn ihnen der Frieden keinen Zuwachs an Einnahmen bringt und sie sehr große Wiederherstellungsaufgaben vor sich sehen? Man darf als sicher annehmen, daß die verantwortlichen englischen Staatsmänner diesen finanziellen Teil ihrer Aufgabe für besonders dornenvoll ansehen, denn so viel ist schon heute offenbar, daß dieser auch aus materiellen Gründen übernommene Krieg im ganzen für England ein höchst unsicheres Geschäft ist.

Digitized by Google

Sicher ist zwar und kann von uns ruhig zugestanden werden, daß die deutsche Schiffahrt, Kolonialwirtschaft und Ausfuhrhandel durch England schwer geschädigt worden sind. Wir brauchen das im einzelnen nicht weiter auszuführen, weil wir das alle wissen. Es wird für uns viele harte Mühe kosten, bis wir wieder auf den alten Grad von See- und Kolonialbedeutung kommen. Das mag das Gemüt eines englischen Gegners befriedigen! Gleichzeitig aber muß er einige ganz unerwartete Erfahrungen buchen, nämlich die wirtschaftliche und militärische Unangreifbarkeit Deutschlands und die Angreifbarkeit des eignen englischen Seeherrschaftssystems.

Die deutsche und österreichisch-ungarische Unangreifbarkeit im Abschließungskrieg darf heute als zugestanden gelten. Der Aushungerungskrieg ist vorbei, denn selbst, wenn wir stellenweise eine ungenügende Ernte haben sollten, was leider möglich ist, so stehen andere Gebiete desto besser, und Ungarn steht vortrefflich. Dazukommt, daß wir jetzt mit der Brotkarte umzugehen gelernt haben und nicht ohne Vorräte aus dem alten in das neue Erntejahr hinübergehen. Auch in den Industrien hat sich eine Ausgleichung der Mängel vollzogen, und wir haben nicht den Munitions- und Versorgungsmangel, von dem englische Minister in lauten Worten reden. Wir haben bei der musterhaften nationalen Haltung unserer Gewerkschaften nicht die Arbeiternöte, die in England bald da, bald dort auftauchen. Es geht! Das aber ist so viel wert wie die Zurückwerfung einer großen Belagerung. Die eine der zwei englischen Kriegsideen, der Abschließungsplan, hat seine Kraft verloren. Er könnte von England aus aufgegeben werden, ohne daß das an der Kriegslage allzuviel änderte. Das ist eine Lehre für alle Zeiten, denn wenn es dieses Mal nicht gelang, Mitteleuropa durch Abschließung zu bezwingen, so gelingt es in Zukunft noch viel weniger, weil wir natürlich von jetzt an eine viel durchdachtere Vorratspolitik treiben werden als bisher. Unsere wirtschaftliche Mobilmachung war in der Tat sehr unvollkommen und hat trotzdem glücklich ausgereicht. Also die Seeherrschaft kann zwar Kolonien abschließen und auch wegnehmen, kann Handelsschiffe und Handelswaren kapern, aber an den Kern unseres Lebens reicht sie nicht heran. Damit rückt England in seine alte Rolle zurück: die Entscheidungen liegen nicht in seiner Hand, sondern in der seiner Bundesgenossen.

Gleichzeitig aber offenbarte sich die Angreifbarkeit des englischen Seeherrschaftssystems. Es würde ganz falsch sein, dieses gewaltige, seit Jahrhunderten ausgebaute System allein schon durch die Unterseeboote für erledigt zu erklären, denn auch diese sind nur ein Zwischenerlebnis in der Geschichte der maritimen Rüstungen. Irgendwie wird die Technik auch gegen Unterseeboote wieder etwas erfinden. Aber immerhin ist ein gewaltiger Abschnitt in der Geschichte des Seekrieges vorhanden: die Zeit der großen Quantitäten ist zu Ende und damit die Zeit, in der Geld im Seekrieg die erste Rolle spielt. Es ist eine Unsicherheit aller Bewaffnungsbegriffe eingetreten, eine Krisis der Herrschaftsmittel Englands. Das bedeutet gar nicht, daß eine neue andere Seeherrschaft zur Ablösung bereitsteht, aber es scheint zu bedeuten, daß der ganze Gedankengang einer einzelnen Macht, den Hausvater und Polizisten der Meere spielen zu können, sich merklich abschwächt. Alle kleinen Seemächte gewinnen an Widerstandskraft, brauchen sich nicht mehr wie früher vor einem englischen Bombardement zu fürchten, haben mit ihren kleineren und billigeren Unterseebooten das gewonnen, was für die Biene der Stachel ist. Diesen Vorgang kann man, wenn man ihn international auffaßt, sogar in gewissem Sinn beklagen, denn er vermindert bis auf weiteres die Zuverlässigkeit aller Seeherrschaftsverhältnisse überhaupt und vermehrt den Anreiz zu Sperrungen und Störungen, aber durch diesen Zwischenzustand muß die Menschheit hindurch, damit aus Einzelseeherrschaft eine geregelte internationale See-Ordnung wird. Das mag etwas fernliegend aussehen, aber für England ist es eine nicht abzuweisende Möglichkeit. Schon allein das leise Anrühren der Gibraltarfrage durch Spanien ist ein Zeichen der veränderten Verhältnisse. Wenn Spanien Unterseeboote baut, so kann es eines Tages mit England in anderem Tone reden, als bisher. Und wie anders steht heute die Türkei schon der englischen Seemacht gegenüber als vor dem Kriege!

England selbst wird voraussichtlich von uns nicht besiegt, denn wie sollte das gemacht werden? Aber es siegt auch nicht und verliert an Herrschaftskraft, hat schon verloren. Daran ändern auch die etwa noch kommenden Kriegsereignisse nichts mehr, denn diese sind voraussichtlich Landkämpfe, bei denen England nur Hilfskraft ist. Auch sie werden, wie wir hoffen, zu gutem Ende durchgeführt werden.

Paul Rohrbach / Die russische Politik und die Agrarreform

Eine Beurteilung des gegenwärtigen Rußland ist nur möglich, wenn man sich über die Wirkung der seit etwa sechs Jahren im Gange befindlichen Agrarreform klar ist. Das gilt namentlich auch in Bezug auf den Ausgang des Krieges und die Frage des Friedensschlusses. Die Reform wurde eingeleitet durch den Ministerpräsidenten Stolypin im Jahre 1906, und sie wurde nach Stolypins Tode weitergeführt durch den gegenwärtigen Landwirtschaftsminister Kriwoschein, einen hervorragend organisatorisch begabten Mann. Ihr Wesen besteht in einer weitgehenden Umwandlung der bäuerlichen Wirtschaftsverhältnisse, aber die wirtschaftliche Aenderung hat zugleich bedeutende politische Folgen. Man kann sagen, daß die Grundlagen der nationalen Macht Rußlands und damit zugleich die von Rußland drohende Gefahr für das übrige Europa durch die Agrarreform in ungeahnter Weise gewachsen sind und noch weiter wachsen werden, wenn nicht die eingeleitete Entwicklung durch den Krieg zum Stillstand gebracht wird.

Wenn die Reform durchgeführt sein wird, so wird die bisherige bäuerliche Gemeinwirtschaft in Rußland verschwunden und an ihre Stelle der bäuerliche Privatbesitz nach westeuropäischem Muster getreten sein. Mit aller Macht wurde für diese Umwandlung gewirkt, und bis zum Ausbruch des Krieges waren schon viele Millionen Hektar Bauernland aus der Kommunalwirtschaft in abgerundete, zu dauerndem persönlichen Besitz überwiesene Einzelwirtschaften übergeführt. Das entscheidende Motiv der Regierung dabei war aber, wiewohl die wirtschaftlichen Folgen für Rußland außerordentlich günstig und bedeutsam sind, weniger ökonomischer als politischer Natur. Man rechnete nämlich damit, daß der eigenbesitzliche Bauer für die revolutionäre Propaganda weniger zugänglich werden würde, und diese Rechnung hat sich schon jetzt vollkommen bestätigt.

In wirtschaftlicher Beziehung versteht es sich von selbst, daß die Erträge des russischen Ackerbaues nach der Reform be-

Digitized by Google

bedeutend steigen müssen. Sie waren bisher, namentlich was die bäuerliche Landwirtschaft betraf, so gering, daß nach Bezahlung der Steuern und nach Abzug des Saatguts nicht genug Getreide zur Volksernährung übrig blieb. Der russische Getreideexport ist daher jahrzehntelang nur durch die fortgesetzte nationale Unterernährung ermöglicht worden. Wo der Bauer Eigenbesitzer ist, wirtschaftet er aber ganz anders. Vor allen Dingen vollzieht sich die Trennung der Bauern in grundbesitzliche und nichtgrundbesitzliche. Die Regierung erlaubt nicht nur, sondern befördert es, daß einzelne Bauern eine größere Zahl von Nutzungsanteilen, bis zu zehn, als Eigenbesitz erwerben. Die ausgekauften Anteilseigner werden landlos und verstärken in der Hauptsache die industrielle Arbeiterschaft. Man kann sagen, daß Rußland erst hierdurch den Stamm zu einer wirklichen und dauernden Industriearbeiterschaft erhält. Ebenso ist es natürlich und wird von der Regierung gewollt, daß sich auf dem Lande die Zahl der Lohnarbeiter vermehrt. Viele Bauern endlich verkaufen ihren Wirtschaftsanteil, um von dem Gelde mit Hilfe der Bauernagrarbank anderswo einen Eigenhof zu erwerben. Dieser Entwicklung fällt mit reißender Schnelligkeit fast der gesamte noch vorhandene Großgrundbesitz in Rußland zum Opfer. Die Gemeindelandanteile sind in den meisten Gegenden viel zu klein, um allen Bauern genügenden Einzelbesitz zu liefern. Infolgedessen wird mit Hilfe der Bauernagrarbank benachbarter Großgrundbesitz angekauft und verteilt. Wo kein privater Besitz in der Nähe ist, werden Staats- und Apanagenländereien hergegeben. Gewaltige Waldflächen werden trotz der bestehenden Waldschutzgesetze rasiert, um Bauernland zu schaffen. Wo kein anderes Mittel übrigbleibt, wird ein Teil der Gemeindemitglieder nach Sibirien ausgesiedelt und erhält dort freies Staatsland.

Die Gutsbesitzer werden durch den demagogischen, von der Beamtenschaft und den Popen ausgehenden Zwang förmlich tyrannisiert und müssen verkaufen. Sie tun es vielfach auch gern, weil sie zu arm an Kapital sind, um rationell zu wirtschaften, weil die Bauernagrarbank gute Preise zahlt und weil der russische Großgrundbesitzer nicht im geringsten bodenständig ist, sondern — von Ausnahmen abgesehen — nur dann auf seinem Gut lebt, wenn es ihm an Geld oder einer entsprechenden Staatsstelle mangelt, um in der Stadt zu leben. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß die Bauern bei Einzelhofwirtschaft imstande sind, Landpreise zu verzinsen und zu amortisieren, von denen man vorher annahm, daß die Agrarbank bei ihnen zugrunde gehen würde. Der russische Bauer ist von alters her so landhungrig, daß er alles zu tun bereit ist, um wirklich zu Land zu kommen.

Außer dem Ertrag der russischen Landwirtschaft heben sich infolge der Reform auch das Bedürfnis und die Konsumfähigkeit des Bauern in bezug auf Eisenartikel, landwirtschaftliche Geräte und Maschinen, Hauseinrichtung, Kleidung usw. Schon jetzt war ein ganz unerhörtes Aufblühen derjenigen Industriezweige in Rußland zu beobachten, die für diesen neuen Bauernbedarf arbeiten. Auch nahm die Einfuhr von landwirtschaftlichen Maschinen zu, namentlich aus Amerika. Der systematische Raub derartiger Maschinen beim Einfall der Russen nach Ostpreußen ist aus demselben Bedürfnis zu erklären. Die ganze russische Industrie könnte bei weiterem Fortschritt der Agrarreform auf neue und gegen früher unvergleichlich gesundere Grundlagen gestellt werden.

Ebenso entscheidend wie die wirtschaftlichen Folgen der Reform sind, wie eingangs bereits bemerkt, die politischen. Man muß sich stets vor Augen halten, daß die russische Regierung die ganze Reform überwiegend aus politischen Motiven unternommen hat, um der Revolution den Boden abzugraben. Ganz kann das Problem der russischen Revolution auf diese Weise allerdings nicht aus der Welt geschafft werden, weil noch eine Reihe anderer Ursachen vorhanden ist. Der Bauer aber wird durch die Reform ohne Zweifel allgemein für den russisch-nationalen Staatsgedanken gewonnen, ja, man kann sagen, daß der Bauer erst seit der Reform ein positives inneres Verhältnis zum russischen Staate gewinnt. Bisher galt das Wort, daß der Bauer den Staat nicht so sehr getragen als vielmehr ertragen hat. Der Staat oder die Regierung gaben dem Bauern nichts, sondern forderten von ihm Steuern und Rekruten. Zum ersten Mal gibt die russische Regierung jetzt dem Bauern etwas, und sie gibt ihm das, wonach er seit Jahrhunderten am meisten verlangt: Land. Die Folge ist, daß der Bauer praktisch ein bereitwilliges Werkzeug der panslawistischen Ausdehnungspolitik der gegenwärtigen russischen Machthaber wird. Der Bauer ist zwar nicht imstande, die politische Theorie des Panslawismus zu begreifen, aber er horcht auf, wenn er erfährt, daß durch Eroberung Land zu gewinnen ist. Er versteht es auch bereitwillig, wenn man ihm erzählt, daß er Land bekommen kann, wenn die Fremdvölker im Reich, namentlich Polen und Deutsche, unterdrückt und beraubt werden. Je mehr sich die Bauernbevölkerung vermehrt, desto mehr Land braucht sie. Die deutschen Kolonisten in Süd- und Westrußland sind die nächsten Opfer. Sie sind durch das im Februar 1915 vom russischen Kaiser unterschriebene Gesetz enteignet, und es ist nur eine Komödie, wenn ihnen eine Frist für den Verkauf bis zum Dezember des Jahres gestellt ist. Verschiedene Maßnahmen sorgen dafür, daß ihnen der Verkauf tatsächlich unmöglich gemacht wird. Den Bauern lehrt man, die Sache so zu betrachten: Der Krieg geht gegen Deutschland, darum müssen die Deutschen auch in Rußland jetzt daran glauben. Den russischen Soldaten, die ja fast alle Bauern sind, ist von ihren Generalen und Offizieren Land im eroberten Deutschland und eroberten Oesterreich versprochen worden. Schon ein Jahr vor dem Kriege erhielt die Bauernagrarbank im Westgebiet, in Litauen und den Baltischen Provinzen Anweisung, Kredite zum Landkauf unter keinen Umständen mehr an einheimische Bauern, sondern nur noch an großrussische Uebersiedler zu geben. Einige Güter in Kurland, Livland und Litauen, die die Bank selbst erworben hatte, und auch eine Anzahl zur Verfügung gestellter Domänen sind bereits an Bauern des inneren Rußland aufgeteilt worden. Drohend fordern jetzt die Bauernvertreter und die mit ihnen verbündeten Reaktionäre in der Duma Enteignung des gesamten „fremdländischen" Grundbesitzes innerhalb der Grenzen des russischen Reiches.

Die Aenderung in dem politischen Bewußtsein des russischen Bauerntums wird eine Tragweite von unübersehbarer Bedeutung gewinnen, wenn der Krieg die Machtstellung Rußlands im Kern unverändert lassen sollte. Dazu kommt, daß die finanziellen Kräfte des Staates bedeutend zunehmen werden. Die voraussichtliche Kassierung der in Frankreich aufgenommenen Staatsschuld wird es der Regierung ermöglichen, einen großen Teil der Kriegsausgaben von sich abzuwälzen und den aus der Agrarreform zu erwartenden Aufschwung der Staatsfinanzen ganz zur Wiederherstellung und Erhöhung der russischen Machtmittel zu verwenden. Man muß gestehen, daß die Organisation und die Durchführung der Agrarreform auch gute Kenner Rußlands mit Erstaunen erfüllt. Der Landwirtschaftsminister Kriwoschein und der Führer der bauernfreundlich-reaktionären Rechten, Markow, waren daher auch gegen den Krieg, d. h. nicht gegen den Krieg an sich, wohl aber gegen seine Führung im gegenwärtigen Augenblick. Sie wollten erst das weitere Erstarken der nationalen Kraft auf der Grund-

Digitized by Google

lage der Agrarreform abwarten, ein Erstarken, das sich, wie gesagt, nicht nur in agrarer, sondern ebenso wirksam auch in industrieller Hinsicht bemerkbar machen mußte, wenn der Friede noch einige Jahre erhalten blieb. Bezeichnend für diese Stimmung ist, daß die „Semschtschina", die Zeitung der agrarischen Reaktionäre, und ihr Führer Markow jetzt Propaganda für den Friedensschluß zu machen beginnen. Der Krieg, der alle Kräfte des Staates in Anspruch nimmt, hat die Arbeit der Landordnungskommissionen und die ganze übrige Reform zum Stillstand gebracht. Die Politiker, denen die Agrarreform vor allen Dingen ein Mittel gegen die innere russische Revolution und für die Ausbreitung der panslawistischen Machtziele ist, fürchten nichts mehr, als daß der Krieg so lange fortgeführt werden könnte, bis der völlige äußere Zusammenbruch oder innere Katastrophen in Rußland ihre Hoffnung auf die Zukunft zunichte machen.

Unter diesen Umständen ist es klar, wie viel vom Standpunkt Deutschlands und der europäischen Kultur aus darauf ankommt, den Kampf gegen Rußland so lange dauern zu lassen, bis die ungeheure, späterhin verdoppelte und verdreifachte Gefahr, die von Rußland her droht, besiegt ist.

Die Geschwindigkeit der Volksvermehrung in dem russischen Riesenreich ist so groß, daß es in der Gegenwart kaum Aehnliches auf der Welt gibt. Von 1870 bis 1915 hat sich die Einwohnerzahl Rußlands mehr als verdoppelt. Sie wurde 1870 auf etwa 80 Millionen geschätzt, sie betrug nach der Volkszählung von 1896 von über 125 Millionen, und sie beträgt heute über 170 Millionen. Das ist eine Progression, die alle übrigen Staaten Europas nur mit der äußersten Besorgnis erfüllen kann. Dieses gewaltige Wachstum potenziert sich jetzt mit der tiefgreifenden Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands und mit der starken Verringerung der revolutionären Gefahr. Stolypin hat ganz richtig erkannt, daß die Beruhigung des Staates nach der Revolution von 1905 unter der kommunistischen Agrarverfassung überhaupt nicht möglich war, und wie sicher er geurteilt hat, beweist die heftige Verstimmung der revolutionären Partei, die mit Recht in jedem neuen Einzelhofbesitzer einen ihr verloren gegangenen, konservativ gewordenen Bauern sieht. Der neue Bauernstand ist die eigentliche Gefahr für die westeuropäische Welt, denn der großrussische Panslawismus, dem er dient, ist nichts anderes, als der Wille zur Weltherrschaft. Da diese geschichtslose Idee keine Autoritäten und keine sittlichen Schranken anerkennt, so setzt sich der Panslawismus auch keine Grenze. Er verlangt ebenso nach dem Stillen Ozean wie nach dem Indischen; nach der Eroberung der Nordhälfte Skandinaviens, um dort an die atlantische Küste zu gelangen, nach der Adria und nach dem Aegäischen Meere. Alles soll sein werden, und sein glühender Haß gilt allen, die der russischen Expansion entgegenstehen. Im Germanen sieht er das letzte Hindernis zur Weltherrschaft, denn trotz der japanischen Niederlage scheint es ihm leicht, wenn nur erst die Deutschen geschlagen sind, auch mit England abzurechnen und die Engländer in Indien zu beseitigen.

Sicher würden wir es schon im Laufe des nächsten halben Menschenalters mit einer Gesamtvermehrung der russischen Volkszahl um etwa 50 Millionen, so viel wie heute die Bevölkerung ganz Oesterreich-Ungarns zählt, zu tun haben. Die militärische Qualität des Russentums wird unter dem Einfluß der Agrarreform sich bedeutend verbessern, sowohl physisch als auch moralisch. Das bisher nur zu wirksame Moment der inneren Zerfahrenheit des russischen Wesens wird mehr und mehr ausgeschaltet werden. Die Erfahrungen dieses Krieges werden aufs beste nutzbar gemacht werden. Schon die Tatsache, daß Rußland vor zehn Jahren den verlorenen Krieg mit Japan geführt hat, ist von bedeutender Wirkung für die allgemeine Leistungsfähigkeit der russischen Armee gewesen. Man darf ganz sicher erwarten, daß nach diesem Kriege alle Mittel des Staates mit der größten Energie auf die Wiederherstellung und weitere Stärkung der Wehrmacht verwendet werden. Die wichtigste Voraussetzung dafür ist, vom russischen Standpunkt aus, daß Rußland Gelegenheit erhält, einen möglichst wenig ungünstigen Frieden zu schließen, solange die revolutionäre Bewegung im Innern noch niedergehalten werden kann. Das stärkste Hilfsmittel gegen die Revolution ist die Agrarreform. Sie ist durch den Krieg unterbrochen, und wenn der Krieg von seiten der Zentralmächte lange genug weitergeführt wird, so ist es nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich, daß die Revolution kommt. Es wäre aber ein Fehler, zu sagen: wenn die Revolution in jedem Fall kommt, selbst nach einem wie auch immer gearteten Friedensschluß mit Rußland, so laufen wir keine Gefahr, wenn wir jetzt mit Rußland Frieden schließen. Es ist richtig, die Revolution kommt, aber wenn die Regierung rechtzeitig Frieden erhält, so wird sie der Revolution Herr werden. Also muß der Krieg so lange fortgeführt werden, bis die Revolution entweder gewaltsam ausbricht oder eine derartige Zersetzung aller Verhältnisse durch den zunehmenden revolutionären Geist entsteht, daß die Regierung die Zügel aus der Hand verliert und auch die militärische Aktion nicht mehr weitergeführt werden kann.

Kurt de Bra / Menschheitlich nicht international

II.

„Menschheitlich, nicht international!" so muß unser Leitwort auch in der außerordentlichen Gegenwart lauten. Aus nationalen Wurzeln zum menschheitlichen Früchtebaum, von dem im Ewigen verwurzelten, ursprünglichen Volkstume hinüber zu dem edlen Menschentume in der Erfüllung einer ewigen Bestimmung des Heils für die Menschheit!

„Menschheitlich, nicht international!" Als Maßstab und als Kriterium unserer Kultur wollen wir gern nach wie vor den menschheitlichen Gesichtspunkt an uns anlegen lassen, an uns und unsere Kulturleistungen, auch im Ernst der furchtbaren Gegenwart. Dagegen darf und kann es gar nicht unser Ziel und Streben sein, international zu sein, zu werden und zu wirken, und dürfen es gar nicht bedauern, wenn irgendein internationales Band zerreißt. International kann ja gar kein echtes Kulturziel und gar kein echtes Kulturband sein, denn international kann nur das Unpersönliche, das Quantitative, das Massenhafte, das Mechanische, das in leeren Formen Uebertragbare, das fertig Uebernehmbare, kurz, alles Zivilisationswesen sein, werden und bleiben. Menschheitliches, nicht internationales Vorwärtsstreben kann nur das Ziel unseres Volkes, sein wahres Ziel, sein ewiges Kulturziel heißen. Bei diesem Streben allein entwickelt unser Volk die ihm einwohnende Kraft. Dabei folgt es dem ihm eingepflanzten Gedanken Gottes auf der kürzesten Linie; dabei gereicht es nicht allein sich selbst, sondern allen Völkern der Welt, der ganzen Menschheit zum größten Segen. Wenn wir als Volk allewege und allezeit den menschheitlichen Kompaß anerkennen, dann werden auch am ersten jene Fäden wieder zusammengenommen und zu einer schönen Eintracht vereinigt werden, die jetzt so mannigfach gelockert und gelöst sind, jene Fäden,

Digitized by Google

die zwischen Nationalgefühl und dem menschheitlichen Gemeingefühl hin und her laufen, und die keine wahrhafte Nationalkultur vernachlässigen darf, am wenigsten ihrem Wesen und ihrer Geschichte nach die Menschheitskultur des deutschen Volkes.

Nicht international, sondern menschheitlich ist die Sendung des deutschen Volkes. International zu wirken, überlassen wir das den Röntgenstrahlen und dem Ehrlich-Hata-Serum, den Straßenbahnen und den Kraftwagen und all dem Zivilisationsaustausch. Ist nicht das Wesen des internationalen Weitergebens durch die Art und Weise gekennzeichnet, wie das Wasser von einem Glase in das andere Glas gegossen wird? Das Wasser bleibt bei dem ganzen Vorgange unverändert dasselbe, und auf das Glas und seine Bestandteile und seine Beschaffenheit kommt es gar nicht weiter an. Das ist das Kennzeichnen des seelenlosen internationalen Zivilisationsaustausches. So naturnotwendig der ist, so gefährlich ist es, wenn er durch seine Eigenart die Kultur und ihre Einwirkungen beeinflußt. Alle Kultur und alle Kulturausbreitung beruht ja auf Grundsätzen, die der Zivilisation und ihrer Internationalität entgegengesetzt sind. Das Wesen und Wirken all der großen Persönlichkeiten, worauf letzten Endes alle Kultur beruht, ist nicht international, sondern menschheitlich. Christus, Sokrates, Dante, Goethe, Tolstoi — was ist an ihrem Wesen international? Den Menschheitshimmel erreichen sie vom nationalen Erdgrunde aus alle zumal. Es ist, als ob in einem heiligen Urwalde die Wipfel der gewaltigsten Bäume sich gegenseitig etwas zurauschten, und als ob sie durch ihr Raunen und Rauschen die Stimme des Waldes zu einem einheitlichen großartigen Sturmgebrause verstärkten.

Ein Volk wird jederzeit in besonderem Grade solche menschheitliche Kulturpersönlichkeiten aus sich heraus erzeugen oder jedenfalls in besonderem Maße sie anerkennen und so der Menschheitskultur für alle Zeiten erhalten und zuführen. Ein Volk wird in besonderer Weise das Gehirn, das Herz und das Gewissen der Menschheit darstellen. Ein Volk wird am freudigsten und reifsten das Beste aller Völker ergreifen und so eine wahrhafte Völkerbrücke in seiner Kultur verwirklichen, nicht eine internationale, sondern eine echte Menschheitsbrücke. Ein Volk muß mit seiner Kultur für die edelsten Güter der Völker Schoß und Asyl bilden; ein Volk muß in seiner Sprache, in seinem Geistesleben, in seinem seelischen Ausdrucksvermögen all das zu einer Freude, zu einem Troste, zu einem Gewinn, zu einem Heiligtum für die ganze Menschheit verwandeln, was sonst in getrenntem Dasein verharrt und sich kaum gekannt hat. Eine Nationalkultur muß wie ein geräumiges und bequemes Becken sein und in sich die Zuflüsse aller wahren Nationalkulturen der Menschheit aufnehmen können. Halten wir einmal Umschau unter den Kulturvölkern der Erde! Welches Volk hat in gleicher Weise das Beste der Völker sich zu geistigem Besitz erworben, wie das deutsche Volk? Welches Volk hat es so verstanden, in jedem Falle das herauszufinden, was jede Nation an ihren großen Männern bewundert? Welches Volk hat jemals ein solches Organ der Einfühlung in den vorzüglichen Kulturerwerb aller Völker, ein solches Vermögen der Anerkennung gegenüber dem Vortrefflichen aller Zeiten und Völker besessen? Welches Volk hat so vollgültig das zurückzuzahlen vermocht, was es von anderen Völkern an Kulturwerten übernommen hatte? Vorher konnte es so scheinen, als ob es die Nationalsendung jedes Volkes wäre, möglichst eng zu sein, als ob jede Nationalkultur nur in bewußter Engigkeit sich auswirken konnte. War es nicht so, daß der Franzose nur den Franzosen, der Engländer nur den Engländer verstand und verstehen wollte? Der Deutsche erst durchbrach dies Gesetz der nationalen Engigkeit; das war seine Kultursendung, worin er dem an ihn besonders ergangenen Rufe der Ewigkeit folgte. Der Deutsche hat sich menschheitlicher Gesinnung voll hineingefühlt in den menschheitlichen Mittelpunkt der Dinge; mit hellem Kopf und warmem Herz hat er sich hineingedacht und hineinempfunden in das schöpferische Zentrum des Weltalls, von dem die Nationalkulturen ausgestrahlt sind. Deutsch ist jener Ausspruch und Anspruch, daß es „undeutsch sei, bloß deutsch zu sein". (S. E. Erdmann, Das Nationalitätsprinzip.) Deutsch ist die Verkündigung der „Einsicht, daß die Pflichten gegen das eigene Volk und die Pflichten gegen die Menschheit nicht voneinander zu trennen sind, daß die höchste Vollendung und die wertvollste Frucht eines tüchtigen Volkslebens die Humanität ist". (Zeller, Nationalität und Humanität.) Das Deutschtum als der Ewigkeitsfilter der wahrhaft wertvollen menschlichen Dinge: dieser ewige Beruf darf der deutschen Kultur nie verlorengehen. Welche Zukunftsaussicht bietet uns nicht der Weltkrieg! Entschieden hatte der Weltkrieg die zweifache Sendung, uns Deutschen das Rückgrat zu stählen, weil wir wirklich zeitweilig zuviel an lyrischer menschheitlicher Einfühlung geleistet hatten und der Gefahr, unseren Charakter einzubüßen, nahegerückt waren, und ferner der ganzen Menschheit zu enthüllen, welches der herrliche Weltberuf des deutschen Volkes ist. Die wahre Menschheitskultur erscheint jetzt im Glanze der Macht. Aber nie darf der Deutsche übersehen, daß all das Machtwesen, Militarismus, Kapitalismus, starke Staatsregierung usw. nur unerläßliches Mittel zum Zweck darstellt. Nie darf der Deutsche seine ewige Berufung überhören, die lautet: „das Besitztum aller Völker in ein geistiges Gemeingut zu versammeln und ihnen daraus veredelt wieder zu spenden." (Feuchtersleben, Aphorismen.)

Wilhelm Ohr / Der politische Instinkt der Franzosen

Der Krieg trennt die Völker, aber er bringt sie doch auch merkwürdig nahe. So wie wir hier im Westen in die französische Bevölkerung hineingerückt sind, lernen wir die feindliche Nation mit einer Gründlichkeit kennen, wie es sonst nicht möglich ist. Wir sind die Richter und Verwaltungsbeamten, die Ordner von Handel und Verkehr, die Polizei und die Schulbehörde des okkupierten Frankreichs, wir sind die ständigen Hausgenossen der kleinen Bürger und Bauern. Da lernt man manches, was man sonst nicht recht erfuhr, freilich nur dann, wenn man seinen Blick schult und sich nicht vom Schein betrügen läßt.

Die Haltung der französischen Bevölkerung ist musterhaft, wenn man von vereinzelten Ausnahmen absieht. Je nach Stimmung und Erziehung wird das von unseren deutschen Kameraden anerkannt, ja, viel Mitleid regt sich mit dem feinen, höflichen, im großen und ganzen durchaus würdigen Volk. Wollten die deutschen Behörden (was sie nicht wollen) den Franzosen hier die Nahrung entziehen, der deutsche Soldat würde sein Brot mit Monsieur und Madame teilen. Die Ueberzeugung, daß mindestens diese Nordfran-

Digitized by Google

zosen ganz unschuldig am Kriege sind, und daß nur in Südfrankreich gehetzt worden ist, ist von den Franzosen selbst sehr geschickt in unseren Reihen verbreitet worden. Und gar die Engländer! Nicht ein Franzose, der sie hochschätzt. Alle klagen das unselige Bündnis an, dessen Opfer sie geworden sind. Wenn der Deutsche mit seinen Quartierwirten über die hohe Politik radebricht, dann einigen sie sich in der Regel gar nicht so schwer und schelten gemeinsam auf das perfide England.

Und doch kommt dem deutschen Soldaten dann und wann das Gefühl, als ob die Franzosen doch nicht ganz ehrlich sind. Da finden sie auf dem Felde ein Soldatengrab mit der Inschrift: „Honneur à trois braves Anglais qui sont morts pour la France." Oder es findet einer, der Französisch kann, eine alte Zeitung von 1912 oder 1913 mit einem wilden Hetzartikel gegen Deutschland. Dann heißt es, oft mit aufrichtigem Bedauern: Die Franzosen sind doch entsetzlich verlogen.

Wenn ich die Deutschen, die so eigentümlich hin und her schwanken, zwischen Mitleid, Wohlwollen und Abneigung der französischen Bevölkerung gegenüber, anreden könnte, ich würde folgendermaßen sprechen: „Oh, ihr guten, lieben, dummen Kameraden! Könnt ihr denn nie aus eurer sentimentalen Haut heraus? Ist es denn durchaus nötig, daß ihr, weil ihr nun einmal mit Monsieur und Madame unter einem Dach wohnt, auch innerlich mit ihnen in ein harmonisches Freundschaftsverhältnis kommt? Glaubt mir, von seiten der Franzosen geht das ohne Heuchelei nie ab. Was zwingt ihr sie zu Gefühlen, die sie gar nicht haben können? Sie hassen uns. Sie müssen uns hassen! Und wenn sie so liebenswürdig sind und harmlos freundlich, wenn sie jeden von uns artig grüßen und ihre feldgrauen, ungebetenen Gäste mit einer Anmut beherbergen, die den dicken deutschen Bär schier bezaubert, so ist das nichts als der wunderbare politische Instinkt, mit dem diese Nation begabt ist."

Ja, der politische Instinkt der Franzosen! Es soll hier nicht dargestellt werden, warum und inwiefern dieser Instinkt das französische Volk dennoch betrog. Aber, wenn wir lernen wollen aus diesem Krieg, was nur immer möglich ist, so ist es gut, sich klar darüber zu werden, wie ungemein politisiert die Franzosen sind.

Vor mir liegt der Jahrgang 1912 der großen illustrierten Zeitschrift „l'Illustration". In den meisten guten französischen Familien ist diese vornehme, glänzend geleitete Wochenschrift zu finden, die für die Franzosen etwa die Bedeutung unserer „Woche", „Gartenlaube" und „Leipziger Illustrierten Zeitschrift" zu vereinigen scheint. Ein Bildner der öffentlichen Meinung, talentvoll geschrieben und — im Gegensatz zu unseren Zeitschriften — politisch bis zur letzten Zeile. Daß dieses Organ ein Höchstmaß in Deutschenhetze leistet, daß es fortgesetzt vom kommenden Krieg mit Deutschland redet, daß der Kaiser herabgesetzt, die deutschen Sitten lächerlich gemacht, dafür aber allerlei romantische Dinge aus Elsaß-Lothringen vorgetragen werden, das sei nur erwähnt, nicht näher dargetan. Welche Reife und Klugheit spricht aber aus der Behandlung des gesamten nichtdeutschen Auslandes. Welch einen Schimmer von Romantik und Glanz breitet dieses Organ hoher schriftstellerischer Talente um die unbedeutenden Figuren der hohen Alliierten, der Herrscher von England und Rußland. Welch eine tiefe innerliche Anteilnahme an allem, was Heer und Marine anbetrifft. Welcher — freilich gelegentlich völlig verstiegene — Eifer für die Luftflotte. Wie schmeichlerisch wird jedem Gast begegnet, der Frankreichs heiligen Boden betritt. Jung oder alt, Mann oder Weib, Nikolai Nikolajewitsch oder der blutjunge Prince of Wales, Wilhelmine von Holland oder Carmen Sylva, alle, die Frankreich helfen sollen im kommenden großen Konflikt, sie werden sozusagen mit einer Wolke von Zärtlichkeit und anschmiegender Begeisterung umgeben. Es ist Marianne, die um Liebe wirbt, feurig und warm, siegesgewiß und berückend. Damit vergleiche man die trockene Art, mit der bei uns solche Dinge abgemacht werden. Nicht als ob wir das französische Muster nachahmen sollten, bewahre! Wenn wir uns aber wundern, daß Frankreich uns heute viele Sympathien nimmt, die uns im Kampf gegen England zweifellos zufallen müßten, so wollen wir uns prüfen, ob zwischen der französischen Art und der seitherigen deutschen nicht irgendwo ein Mittelweg zu finden ist, der uns unnötige Feindschaften erspart und mögliche Freundschaften sichert.

Mehr noch! Mit Italien und Spanien erlebte Frankreich 1912 mehrfach unangenehme Zwischenfälle. Wie ungemein geschickt werden diese behandelt! Im Krieg mit den Türken nervös geworden, halten die Italiener einen französischen Dampfer an und schleppen ihn nach Sardinien. „Es ist peinlich," sagt das Blatt, „daß es gerade Frankreich ist, das befreundete Volk, dessen Sympathien für Italien sich seit Monaten bis an die Grenzen der Parteilichkeit geäußert haben, das zu leiden hat." Und im weiteren Verlauf der Angelegenheit wird der Zwischenfall fast zur Veranlassung besonderer Verbrüderung. Geflissentlich wird das Bild drei junger deutscher Offiziere gebracht, die „nach einem Depeschenwechsel zwischen Berlin und Konstantinopel" in die türkische Armee eingetreten sind, um den Italienern zu zeigen, was sie von Deutschlands Bundestreue zu halten haben. Und dabei liegt zwischen Frankreich und Italien ganz unverkennbar eine tiefgehende Spannung, da beide Staaten in ihrer Mittelmeerpolitik Rivalen sind. Das Mittelmeer, sagt Fregattenkapitän Jourdan, ist nur ein Fluß, der das europäische Frankreich vom afrikanischen trennt. „Dieser Fluß muß unser bleiben!" Die Italiener aber, durch den neuen Geist imperialistischer Hoffnung zu weitschweifenden Plänen getrieben, träumen eine Wiederaufrichtung des alten Römerstaates, und Gabriele d'Annunzio nennt das Mittelmeer stolz „unser Meer" und betrachtet die Franzosen nur als Gäste. Das ist schlechterdings unvereinbar mit dem französischen Ideal. Aber die geistige Zucht der französischen Publizistik hindert jedes schroffe Aneinanderprallen auf diesem Gebiet letzter politischer Ziele. „Das ist nicht mehr das lateinische Meer, von dem Mistral sang", sagt schmollend der kluge französische Politiker. Und dann, den Unterschied der Anschauungen lediglich streifend, endigt ein anmutiges Kompliment den Zwischenfall, dessen Feinheit nur in der Ursprache genossen werden kann. „Une longue habitude des conquêtes lointaines nous a rendus en France moins sensibles à leur gloire. Cependant, au risque de la trouver un jour sur notre route, il convient d'apprécier à sa valeur, et sans réticence, l'élan d'un peuple généreux qui veut égaliser ses ancêtres." (Eine lange Gewöhnung an überseeische Eroberungen hat uns Franzosen gegen den Seeruhm der Italiener etwas abgestumpft. Trotzdem müssen wir, auch wenn wir die Italiener eines Tages auf unseren eignen Pfaden treffen sollten, rückhaltlos und nach seinem vollen Werte den Lebenstrieb eines edlen Volkes anerkennen, das seinen Vorahnen gleichkommen möchte.)

Digitized by Google

Und Spanien! Kein Zweifel, die französische Marokkopolitik konnte den Beifall der Spanier nicht finden, mußte Widerstand erwecken und Unwillen. Aber mit hinreißender Liebenswürdigkeit wirbt Frankreich um die Gunst derer, deren letzte koloniale Ausdehnungsmöglichkeiten es zu vernichten im Begriff steht. Ein Bild zeigt spanische Offiziere als Besucher französischer Kameraden in Marokko. Die „französisch-spanischen Sympathien in Marokko" äußern sich in einer friedlichen Partie Schach. Und leise vorwurfsvoll heißt es nur am Schluß des anmutigen Artikels, daß unglücklicherweise ein ärgerlicher Zwischenfall die „lächelnden Hoffnungen" gestört habe: ein franzosenfeindlicher Marokkaner, dingfest gemacht, vermag zu entfliehen, dank der Hilfe der spanischen Behörden. Wie bedauerlich! — Solch eine Behandlung schwieriger Fragen ist ganz gewiß berechnend und verschlagen, aber sie ist ein Zeugnis höchsten politischen Instinkts.

Die Franzosen am Vorabend dieses Krieges haben all ihre Kräfte, ihr ganzes Talent der Verführung und Menschenbehandlung dem einen Ziel untergeordnet, die ganze Welt antideutsch zu beeinflussen. „Deutschland — der Feind", alles andere (Oesterreich natürlich ausgenommen, das nur als Anhängsel Deutschlands betrachtet wird) muß ihnen helfen.

Wir haben erlebt, daß ihnen ihr Plan in weitem Umfang gelungen ist. Freilich, dem ersehnten Ziele ihrer Politik sind die Franzosen nicht nahegekommen. Dank den alle Begriffe übersteigenden Leistungen der deutschen Truppen ist „der politische Instinkt" der Franzosen schon heute, wie auch immer der Krieg endigen möge, geschichtlich ins Unrecht gesetzt. Das ist die Tragik Frankreichs.

Wir aber wollen unsere Lehren ziehen aus den Erschütterungen der Zeit und uns geloben, daß wir nach dem Krieg die schwere Kunst erlernen wollen, das Seelenleben fremder Völker zu beeinflussen. Fern sei von uns, das Spiel der Franzosen nachzuahmen. Aber wie auf dem Gebiet der Musik die Anfänge von Welschland kamen, bis aus dem deutschen Gemüt wiedergeboren etwas Neues, Innerlicheres, Vollendeteres erstand, so muß der kommenden Weltgestaltung unter deutscher Führung eine neue deutsche Kunst der Völkerbehandlung zur Seite treten.

Dazu wollen wir alle helfen. —

Oberstabsarzt a.D. H. Berger-Dr. Fr. Troitzsch / Staatliche und freiwillige Kriegerfürsorge

I. Fürsorgestellen.

Eine Umschau über die gewaltigen Leistungen der freiwilligen Hilfstätigkeit in der jetzigen Kriegszeit läßt erkennen, daß ihre rastlosen Bemühungen fast ausschließlich darauf gerichtet sind, den Empfindungen und Bedürfnissen des Augenblicks Rechnung zu tragen, mit aller verfügbaren Kraft der Not der Gegenwart zu steuern. Eine so ungeheuer reiche Summe von Opfern an Arbeit und Mitteln wird aufgeboten, um dem kämpfenden und dem kranken Krieger das harte Los des Tages zu mildern, daß wir alle, die wir dessen Zeuge sein dürfen, nur mit ehrerbietigem Stolze und mit dem feierlichen Gelöbnisse unvergänglicher Anerkennung und Dankbarkeit an diesem heißen unermüdlichen Hilfseifer, an so viel reiner selbstloser Opferfreudigkeit emporschauen können. Schon aber regen sich allerwärts die Geister, um über die Gegenwart hinaus der Zukunft ins Auge zu sehen. Bereits seit geraumer Zeit beschäftigen sich in eifriger Sorge die Behörden und die Volksvertretungen mit der Frage: Welche Aufgaben wird uns die Zukunft hinsichtlich des Schicksals unserer aus dem Felde heimkehrenden Krieger stellen? Allerwärts schält sich die Wahrheit heraus, daß deren Versorgung nicht allein als eine Ehrenpflicht geboten ist, sondern daß mit ihr eine soziale Frage schwerster Bedeutung gelöst werden muß, deren unzulängliche Behandlung die Gesamtheit des Volkes bitter zu büßen haben würde. Auch schreitet die Erkenntnis unaufhaltsam vorwärts, daß die geldliche Abfindung der in ihrer Gesundheit geschädigten Krieger nur den einen Teil der Kriegerversorgung darstellt, und daß der Weg der Gesetzgebung allein nicht zum Ziele führen kann. Es wird und muß eine große Reihe hilfsbedürftiger Krieger und vor allem hilfsbedürftiger Kriegerangehöriger geben, welche nicht oder nicht rechtzeitig oder nicht ausreichend in die Fürsorge eines Gesetzes einbegriffen werden können, und doch wird gerade diesen Hilfsbedürftigen vorbeugend beizuspringen, um sie vor der Gefahr der Verarmung zu bewahren, eine ethische und soziale Notwendigkeit für die Gesamtheit darstellen, nicht etwa im Sinne der Wohltätigkeit, sondern aus dem ureigensten Interesse der Bürgerschaft selbst heraus.

Nur verhältnismäßig geringe Schwierigkeiten wird die gesetzliche Festlegung der Grundsätze bereiten, nach welchen völlig erwerbsunfähig gewordene Krieger mit ihren Angehörigen so ausreichend zu versorgen sein werden, daß sie nicht Not leiden; daß sie gegebenenfalls zweckmäßige Unterkunft, wenn nötig, in Spezialanstalten dieser oder jener Art finden; daß ihnen die Erlangung rechtzeitiger ärztlicher Hilfe, ausreichender Kuren, Arzneien usw. gesichert wird. Die Hilfsbedürftigkeit Verstümmelter, Verkrüppelter, Blinder usw. liegt ja so an der Oberfläche des täglichen Lebens, drängt sich ja so unmittelbar auf, daß es diesen Beschädigten gegenüber sicherlich an nichts fehlen wird. Auch sind diese Fragen schon sämtlich an den Invaliden unserer früheren Kriege aufs gründlichste studiert und mit denkbar weitgehender Menschenliebe gelöst. Höchstens, daß für sie vielleicht nach dem jetzigen Kriege eine n o c h wohlwollendere und den veränderten Zeitverhältnissen noch mehr Rechnung tragende Auffassung Platz greifen könnte. Es wird ferner nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten — vorausgesetzt, daß nicht solche politischer Natur in die wirtschaftlichen und sozialen Gebiete mehr als zuträglich hineingeflochten werden, — den gesunden, voll erwerbsfähigen Kriegern, soweit sie auch arbeitswillig sind, die Möglichkeit des Erwerbs besser zu vermitteln, als es bisher der Fall war, d. h. also, das Arbeitsnachweiswesen hinreichend zu reformieren. Die eigentlichen Schwierigkeiten beginnen erst bei den Personen, welche gesundheitlich nur teilweise in ihrer Erwerbsfähigkeit beeinträchtigt und dementsprechend nur in geringem Maße entschädigt, zwar gewillt und ernstlich bemüht sind, den erhaltenen Rest ihrer Erwerbsfähigkeit zum geordneten Erwerbe auszunützen, die aber in ihrer Wettbewerbsfähigkeit gegenüber gesunden Bewerbern weit schwerer im Nachteil bleiben, als durch die Rente aufgewogen werden kann. Denken wir z. B. an einen Gärtner, dem der linke Zeigefinger abgeschossen ist. Der Mann kann wohl seinen Beruf versehen, hat also mit Ach und Krach gerade noch die kleine Rente von 10 % zugesprochen erhalten; meldet er sich aber an einer freien Stelle gleichzeitig mit einem gesunden Bewerber, so wird ihm zweifellos der Gesunde vorgezogen, weil sich der Arbeitgeber sagt, ein bißchen weniger Arbeit, als der Gesunde, wird der Zeigefingerlose doch wohl leisten. So beeinträchtigen wirtschaftliche Tatsachen des freien Wettbewerbes den Bedauernswerten, der objektiv nicht mehr als 10 % erwerbsunfähig ist, in der harten

Digitized by Google

Wirklichkeit doch in sehr viel höherem Maße seine Erwerbsmöglichkeit. Wo aber sollte ein Gesetz die Grenze ziehen, das auch für diese Schädigung die Gesamtheit heranziehen wollte? Noch schärfer ist der Gegensatz zwischen der Einschränkung der Wettbewerbsfähigkeit gegenüber dem rententschädigten Grade der Erwerbsunfähigkeit bei einer Reihe innerer Leiden, namentlich der anfallsweise auftretenden, wie z. B. bei wiederholten Rückfällen leichter Brustfellentzündung, bei häufigeren Schmerzattacken von chronischem Muskelrheumatismus u. a. Denn welcher Gesetzgeber wollte es verantworten, grundsätzlich alle derartigen Kranken auch für ihre anfallsfreie Zeit in voller Höhe oder für den von ihnen selbst angegebenen Grad von Beschwerden blindlings durch den Steuerzahler entschädigen zu lassen? Hieße das nicht, die Arbeitsschwachen und die Trägen auf Kosten der Vollwertigen großzüchten? Und doch dürfte es die Regel sein, daß ein Angestellter, der alle 6 bis 8 Wochen etwa mit einer kurzen Aufflackerung seines alten Brustfellleidens oder von rheumatischen Schmerzattacken gepeinigt einige Tage bettlägerig ist, nach wiederholten Anfällen seine Stellung verliert und schließlich überhaupt keine mehr findet.

Dieser Gedankengang führt uns zu den nicht ganz vollwertigen Naturen, die es gar nicht als ihre Pflicht anerkennen, den erhaltenen Rest ihrer Erwerbsfähigkeit zu geordnetem Erwerbe zu verwerten. Bedenken wir doch, daß Millionen von Kriegern sich jetzt im Felde völlig in den Zustand wirtschaftlicher Nichtverantwortlichkeit und Sorgenlosigkeit hineingelebt haben! Werden nicht viele unter ihnen zurückkehren mit dem Gefühl, es war doch schön, als wir keinen Tag uns mit der Sorge um Geld für Essen, Wohnung, Frau und Kind herumzuschlagen brauchten? Werden nicht viele unter ihnen dazu neigen, auf eine übergroße Bewertung ihrer gegenüber der Gesamtheit erworbenen Rechte zu pochen? die Sorge für sich und ihre Familie dem Staate zu überlassen, komme, was kommen mag? Ebensowohl unser ethisches wie unser volkswirtschaftliches Interesse muß uns gestatten und gebieten, diesen Naturen, um sie und ihre Angehörigen vor der Verelendung zu bewahren, einen weit über den Rahmen des Gesetzes hinausgehenden sittlichen Halt zu gewähren, bis sie den eigenen wiedergefunden haben.

Aber auch an jenen kleinen Schwächen unerfahrener Rentenempfänger sollten wir nicht vorübergehen, wie sie den einen verleiten, seine Rente als nie versiegendes Kapital zu überschätzen, welches ihn jeder eigenen Sorge enthebe, und den anderen, wegwerfend zu verkennen, welcher Wert einer regelmäßigen, wenn auch bescheidenen Einnahme bei richtiger Verwendung innewohnt. Wie viele Invaliden haben schon auf diesem Wege sich und ihre Angehörigen zu Kostgängern der Armenverwaltung gemacht!

In allen diesen Fällen gesetzgebend vorbeugen? Eine Utopie! Hier kann nur eine außergesetzliche Tätigkeit den Hebel ansetzen. Unser Interesse und unsere Pflicht ist es, auf privatem Wege Fäden anzuknüpfen, die es uns ermöglichen, das drohende Unheil zu erkennen, das den einen unverdient, den anderen nicht ohne eigenes Verschulden der Armut mit all ihren Folgen für seine Familie und für den Mitbürger in die Arme treiben würde, und zwar so rechtzeitig zu erkennen, daß wir die Möglichkeit erhalten, ihm vorzubeugen. Den Weg aber, auf dem uns die Anknüpfung solcher Fäden gelingen wird, finden wir vorgezeichnet in der Tätigkeit der seit vielen Jahren bewährten sogenannten „Auskunfts- und Fürsorgestellen", insofern die gutgeleiteten unter ihnen — seien es nun solche für Säuglingspflege, Tuberkulöse, Alkoholkranke oder welchem Spezialfelde sie sonst dienen mögen — längst ihr Hauptaugenmerk auf das möglichst frühzeitige Heranholen ihrer Klienten gerichtet haben. Dieser Grundsatz muß jetzt auch auf das Feld der Fürsorge für die Krieger und ihre Angehörigen übertragen werden weit über die Grenzen dessen hinaus, was bisher auf ihm geleistet worden ist.

Wir hoffen, die Tatkraft aller Freunde dieser unserer Anregung zu fördern, indem wir einige grundlegende Fragen der Organisation einer „Auskunfts- und Fürsorgestelle für Krieger und Kriegerangehörige" im voraus an Hand früher gesammelter Erfahrungen beantworten.

Es ist der Punkt viel erörtert worden, ob man eine solche Auskunfts- und Fürsorgestelle zweckmäßiger ganz frei und unabhängig in privaten Händen wirken läßt oder an eine Zentralbehörde, etwa die Gemeindeverwaltung, anlehnt. Für einen auch noch so lockeren Anschluß an die Gemeindebehörde spricht besonders der Umstand, daß viele Arten von Auskünften mühelos, also schneller und zuverlässiger erteilt, daß Wünsche und Beschlüsse schneller und wirkungsvoller in die Tat umgesetzt, daß Beziehungen zu anderen Behörden unmittelbar angeknüpft und mit größerem Nachdruck verwertet werden können, als von privater Stelle aus. Für die gänzlich private Geschäftsführung dagegen wird in erster Linie die zweifellos bestehende und für die Entfaltung der Hilfstätigkeit außerordentlich wichtige Tatsache ins Feld geführt, daß den Mühseligen und Beladenen vielfach eine schier unüberwindliche Scheu vor allem innewohnt, was auch nur ganz oberflächlich — sei es z. B. nur durch die örtliche Unterbringung der Sprechstunde in dem Rathause — den Gedanken aufkommen lassen könnte, sie würden in einen Verkehr mit Behörden hineingedrängt. Am besten wird dieser Zwiespalt gelöst werden, wenn man — wie wir es aus einem westlichen Vororte Berlins kennen — beiden Richtungen ein Heim bereitet und die leitenden Persönlichkeiten beider Stellen zur Beratung gemeinschaftlich zu unternehmender Schritte und insbesondere organisatorischer Fragen größeren Stils unter den Vorsitz eines unparteiischen Dritten zu regelmäßigen Besprechungen vereinigt. Wir können uns nicht denken, daß einem derartigen gemeinschaftlichen Vorgehen bei ernstem, über mehr oder weniger kleinliche Voreingenommenheiten erhabenen und nur auf die Höhe des Zieles gerichteten Willen irgendwelche Hindernisse entgegenstehen sollten. Wenn irgendwo, dann muß auf diesem Felde der Burgfrieden als ein bleibendes Vermächtnis des Krieges in das Denken und Fühlen aller deutschen Menschenfreunde einziehen!

Im einzelnen empfehlen wir die Festsetzung und öffentliche Bekanntgabe bestimmter Sprechstunden — unbeschadet eines völlig freien sonstigen, durch die Gelegenheit gebotenen Frage- und Hilfsverkehrs — für diejenigen Krieger und Kriegerangehörige, die uns aufsuchen wollen. Für diejenigen, die wir aufsuchen müssen, empfehlen wir, jeden Ortsbezirk in Fürsorgebezirke einzuteilen und jedem Bezirk zwei freiwilligen Fürsorgehelferinnen zuzuweisen. Auch die Sprechstunden sollen von Damen abgehalten werden, aber unter ausgiebigster Inanspruchnahme der unentgeltlichen fachlichen Auskunfts- und Raterteilung aller unseren Bestrebungen sich anschließenden Herren. Sprechstunde und Bezirksfürsorge müssen sich gegenseitig restlos in die Hände arbeiten; nicht nur hinsichtlich der einzelnen Klienten, sondern auch in der Verwertung umfassenderer Beobachtungen und Erfahrungen müssen alle Fäden in gemeinsamer Oberleitung zusammenlaufen.

In dieser Form wird die Kriegerfürsorge gleichzeitig mit ihrem eigentlichen Zweck noch ein anderes Problem befriedigend lösen, dem wir uns nicht verschließen dürfen; wir meinen die Frage nach der zukünftigen Verwertung der freiwilligen Helferinnen unserer Lazarette. Wir haben — das dürfen wir hier

Digitized by Google

rückhaltlos hervorheben — auf Grund unserer sehr kritischen Beobachtungen an der Arbeitsweise und der Geistesrichtung unserer Helferinnen die feste Ueberzeugung gewonnen, daß es tief bedauerlich wäre, wollte man ihnen mit Friedensschluß kurzerhand erklären: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen. Nachdem in den ersten Kriegsmonaten die Spreu von dem Weizen gesondert worden ist, haben die meisten von denen, die wir kennengelernt haben, uns durch ihr ganzes Wesen dahin belehrt, daß ihnen das Arbeiten für andere, das Leben in dem Bewußtsein, ein nutzenschaffendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu sein, nicht nur ein vorübergehendes, sondern ein tiefes, inneres Bedürfnis ist und bleiben wird. Sie nach dem Kriege mit alledem, was sie in der Lazarettarbeit gelernt haben, als nicht mehr notwendig zur Seite stellen, hieße darum nicht nur undankbar und ungerecht gegen die Damen handeln, sondern vielmehr hochwertigen sozialen Besitz verkümmern lassen. Wenn manche von den Helferinnen dann sich dem Berufe der Krankenpflegerin dauernd widmen möchte, nicht von der Notwendigkeit des Erwerbes getrieben, sondern lediglich aus dem Bewußtsein heraus, daß sie sich in der Hingabe an das Leben für andere glücklich gefühlt hat, — wer wollte ihr einen Stein in den Weg legen? Und doch haben wir nach einer anderen Seite hin die Pflicht, dem Uebertritt der Helferinnen in den Krankenpflegerinnenberuf nicht Vorschub zu leisten. Die Berufsschwestern nämlich hatten schon vor dem Kriege schwer um ihre Existenzbedingungen zu kämpfen. Dürfen wir deren vorbildliche Hingabe an die Kriegserfordernisse damit lohnen, daß wir ihren Kampf ums Dasein nunmehr durch eine plötzliche gesteigerte Ueberfüllung ihres Standes ins Unerträgliche erschweren? Geben wir also unseren Helferinnen in Gestalt der Kriegerfürsorge das, was sie sich wünschen, die dauernde Möglichkeit, sich als nutzbringende Mitglieder der Gesellschaft zu betätigen, und allen wird geholfen, keinem geschadet sein.

Nun aber, — wer im Sinne unserer Vorschläge wirken will — — sofort an die Arbeit! Schon befinden sich viele Krieger wieder für die Dauer in der Heimat, die des Rates und des Haltes bedürfen, und noch weit mehr sind es die Angehörigen der im Felde Stehenden, die in tausenderlei Fragen und Nöten der Auskunft und Hilfe benötigen. Wenn aber dann der Hauptstrom der Heimkehrenden sich über unser Vaterland ergießt, dann muß dieses schon gerüstet sein, sie allüberall über die Begeisterung der Empfangstage hinaus warmen Herzens durch die ihnen ungewohnten kleinen und großen Klippen des selbstverantwortlichen Wirtschaftslebens hindurchzuleiten. Dann müssen unsere Fürsorgestellen bereits so allgemein bekannt und bewährt sein, daß jeder, der ein Anliegen irgendwelcher Art hat, von allen Seiten an sie gewiesen wird. Jede Sprechstundendame muß ihr Auskunftsgebiet so weit beherrschen, daß sie wenigstens den richtigen Weg zur Einholung ihrer Auskünfte schnell findet. Jede Bezirkshelferin muß in ihrem Bezirk bereits „zu Hause" sein. In ausreichender Zahl müssen uns hinlänglich geschulte Hilfskräfte zur Verfügung stehen, die aus Erfahrung wissen, wo am häufigsten und härtesten den heimgekehrten Krieger und seine Angehörigen, wo die Witwen und Waisen der Schuh drückt. Auch manche Einrichtung größeren Stils wird sich dann schon aus den gesammelten Beobachtungen herausgeschält haben, wie etwa Kriegerherbergen, Verpflegungsstätten usw. Denn das Vorbeugen *während der Uebergangszeit* zwischen Kriegs- und Friedensleben — das ist zunächst der Schwerpunkt unserer freiwilligen Hilfstätigkeit. Man bedenke, daß viele Wochen und Monate vergehen werden, bis die wirtschaftlichen Verhältnisse des Verkehrslebens und damit in zahllosen Fällen auch die häuslichen Lebensbedingungen des einzelnen wieder geregelt sich abspielen können! Man male sich, zumal auch unter dem Gesichtspunkte, daß bis dahin die allseitig als notwendig anerkannte gesetzliche Reform des Arbeitsnachweises noch nicht zu erwarten steht, die äußeren und inneren Gefahren und Nöte aus, welchen in diesen endlosen Wochen der Krieger selbst und seine Angehörigen ausgesetzt sein werden! Und vor allem vergesse man nicht jene oben erwähnten schwachen Charaktere, denen gerade die Uebergangszeit die gefährlichste Klippe bedeutet! Die Schwachen wieder an das Bewußtsein ihrer Erwerbspflicht heranzuführen, sie wieder an das Sorgen, das Arbeiten zu gewöhnen, sie schließlich wieder auf jene Höhe zu bringen, auf der sie an ihrer wirtschaftlichen Selbstverantwortlichkeit ihre *Freude und ihren Stolz* tragen, — das wird Kriegerfürsorgearbeit in der Uebergangszeit sein. Da werden die Fürsorgestellen fast unmittelbar zahlenmäßig nachweisen können, wie viele Schwache sie der Armenversorgung abgerungen, dem selbstverantwortlichen Erwerbsleben gerettet haben!

Schluß folgt.

Paul Schubring / Hellespont und Bosporus

II.

Heller sind die Sagen der Inseln, die an den Meerengen der Dardanellen liegen. Die witzigste Erzählung spielt auf Skyros. Hierhin hatte man den jungen Achill versteckt, daß er unter den Töchtern des Königs Lykomedes in Mädchenkleidern wie ein Frauenzimmer heranwachse. Denn seiner Mutter Thetis war die Weissagung geworden, sie werde ihren Sohn jung im trojanischen Kriege verlieren. So suchte sie, wie später Herzeleide ihren Parsifal, den Sohn von den Dingen des Kriegs fernzuhalten und ihm Geschmack an Weiberfreuden beizubringen. Aber köstlich brach seine wahre Natur im kritischen Augenblick durch. Die Griechen wußten, daß ohne Achill Troia nie gewonnen werden würde; aber der junge Held war nicht zu finden. Da griff der Verschlagenste, Odysseus, zur List. Seine Ahnung führte ihn nach Skyros, er brachte den jungen Fräuleins Geschenke mit, weiße Kaninchen, Zauberknäuel und Tamburine. Fröhlich nahm jede ihr Geschenk. Da kam der Schenkekorb auch an Achill; Odysseus bläst in die Trompete, Achill sieht ein Schwert unter den Kaninchen liegen, ergreift es freudig und — verrät so sein wahres Geschlecht. Jubelnd führt Odysseus den Versteckten nun zu den Myrmidonen. — Bevor Achill nach Skyros kam, war er an der nahen Küste bei dem Kentauren Chiron in Jungpflege. Dieser Kentaur weiß alles; er deutet den Flug der Vögel und kennt die Medizinkräuter, er erklärt dem Knaben die Sterne und vor allem lehrt er ihn die Leier schlagen. Staunen dringt in des jungen Knaben Herz, Wald und Schwäne rauschen ihm ihr Geheimnis in die Seele, und der gütige alte Pferdemensch schlägt dazu goldene Saiten. Das ist die Erziehung des männermordenden Achill! Auch Jason hat von Chiron junge Weisheit gelernt, all die hochgemuten Griechenhelden suchten diesen seltsamen Lehrmeister, und selbst Herakles ging in diese Schule. Nun will es ein tragisches Schicksal, daß ein vergifteter Pfeil von Herakles' Bogen den Chiron trifft — dieser bleibt todwund, aber am Leben, da Zeus ihm ewiges Leben verliehen hatte. Erst später darf er — ach, wie freudig — für Prometheus in den Tod gehen. All das spielt auf Skyros und auf dem Pelion, an der Küste nördlich von Euböa.

Digitized by Google

Im kraterreichen Lemnos sahen die Griechen die Esse des Hephaistos. Auf höchst sonderbare Weise war der Gott der Schmiede auf diese Insel gelangt. Respektloserweise hatte er seine eigene Mutter Hera einst auf dem Thron festgeschmiedet, so daß sie nicht wieder aufstehen konnte; er selbst war schleunigst auf die Erde weggegangen. Da mußte erst Dionysos den Bruder umschmeicheln und ihn ein wenig trunken machen, bis dieser sich dazu verstand, wieder zum Olymp zu steigen und die Mutter zu lösen. Zeus aber ergriff den ungezogenen Sohn beim Knöchel und schleuderte ihn auf die Erde. Er fiel den ganzen Tag, und erst in der Abenddämmerung stürzte er in Lemnos — zum Glück auf einen Heuhaufen! — auf das Land. Da blieb nun der Hinkende und glühte im feuerspeienden Krater Mosychlos seine Eisen. Der schmutzige Schmied bekam in seine Einsamkeit süßen Trost; Aphrodite ward ihm als Gattin gesellt. Schwer aber war es, andere Liebhaber fernzuhalten von der Schimmernden. Und als Ares kam, siegte er. Helios, der Frühspähende, meldet das verbotene Beilager. Und nun folgt jene schalkhafte Geschichte von dem Netz, in dem Hephaist die Liebenden zwang, die Homer im 8. Gesang der Odyssee so humorvoll erzählt hat, bei der alle Götter so „homerisch" gelacht haben. Es gibt ein berühmtes Bild von Mantegna im Louvre, fälschlich „der Parnaß" genannt; die Szene spielt aber in Lemnos bei der Esse des Vulkan. Orpheus hat hier so schön gegeigt, daß die Felsen sich zu einem Steinbogen fügten, auf dessen unzugänglicher Höhe sich die Liebenden trafen — vergebens poltert der göttliche Schmied über den Eindringling. Und ebenfalls in Lemnos spielt Velasquez' Bild im Prado, wo der Lichtgott Helios in die dunkle Schmiede tritt, in der Hephaist mit den Gesellen Rüstungen schmiedet. Er bringt die Botschaft vom Trug Aphrodites — ha, wie genießen die Schmiedegesellen den Bericht von der Eskapade der Frau Meisterin! — In Hephaistos und seiner Schmiede auf Lemnos verehrten die Griechen dankbar den hochgeschulten Techniker, den vielgewandten Toreuten, den Meister der Präzisionsmechanik. Und den Gott muß es mit heimlicher Fachfreude erfüllen, wenn er heute die Kruppschen Geschütze von den Dardanellen herüberdonnern hört; er wird staunen, wie seine Saat aufgegangen, sein Kunsthandwerk ausgebildet worden ist. Eisen ist damals wie heute der Helden Schutz und Wehr. Ja, Hephaist ist nicht nur der Meister des Erzes, sondern auch des Tones. Der einst im Feuer geglühte Ton verwandelt sich heute in den kühlen Beton, auf dem die feuerspeienden Rohre des Erzes stehen.

Noch wichtiger aber als die Erzkunst, die Hephaist die Menschen lehrte, war das Geschenk des Feuers. Auch dies ist in Lemnos von Prometheus gestohlen worden. Als Helios mit dem Sonnenwagen über der Insel hielt, schwang sich Prometheus in die Luft, brach eine Speiche aus den Rädern des feurigen Wagens und brachte den in der dunklen Höhle und Nacht harrenden Menschen den Feuerstab. In der Höhle von Lemnos ist der erste Holzstoß der Welt aufgeglüht; hier haben zuerst die Menschen beim Springen der Flammen gelacht! Nun brennt die Glut durch die Jahrtausende, und Prometheus' Gabe schlägt in diesem Jahre wilder als je in die Höhe, Sieg und Tod, Grausen und Wonne versendend. Wird der alte Menschenfreund es dulden, daß auf seiner heiligen Insel die Lagerfeuer der Briten lodern, des Volkes, das sich nie zur Glut, sondern immer zur Kälte bekannt hat?

Imbros, Thasos und Samothrake sind ebenfalls Kultorte vieler Götter und Göttinnen. Demeter, Dionysos, Hermes, Apollo Pythios und jener Apoll, der mit den Nymphen jagt, sind hier verehrt worden. Den Reichtum der Triften und der Herden auf diesen Inseln dankte man Hermes am liebsten; chthonische Sagen von wunderbarem Ackersegen sind hier auf den fetten Schollen entstanden. Ueberall war sprießendes Erdreich, blühende Fluren und schwer hinwandelndes Rindvieh. Doch ich will nicht ins Breite gehen und berichte nur noch von der wundersamen Sage, die auf Lesbos zu Hause ist. Hier wohnte Sappho, die größte Dichterin der antiken Welt. Das Unglück gab ihr die Lieder in die Seele; denn vergebens liebte sie den schönen Fährmann Phaon, der zwischen Lesbos und Chios den Kahn fuhr. Ihm hatte einst Aphrodite die Wundersalbe ewiger Jugendschönheit geschenkt; aber sein Herz blieb kalt bei allen Gesängen Sapphos. Da soll sich die Enttäuschte vom Felsen gestürzt haben, in der kühlen Flut den Brand ihrer Leidenschaft zu löschen. Wieder findet sich das Opfer einer reinen Jungfrau, diesmal von ihr selbst gebracht. Delphine sollen von Apollo gesandt sein, die suchten in der Flut die Entseelte und kehrten traurig zu dem Gott zurück. Zu spät sah Phaon ein, was seine Sprödigkeit verschuldet hatte. Zur Erinnerung an diesen Tod soll sich später alljährlich ein schuldiger Mensch von diesem Felsen am Fest Apollos herabgestürzt haben. Dichtung, Liebe und Tod treten in dieser Sage zum schwermütigen Bund zusammen. Aus dem Blut der schrecklichen Meduse läßt der Grieche den Pegasus, das Flügelroß des Dichters, geboren werden; das heißt: aus dem Schauer der Seele erblüht die Poesie. Und hier muß nun die Dichtung des Menschenleides in den Tod und das dunkle Meer zurück. Das ist griechische Mystik, jene dunkle schwermütige Unterstimmung aller jener hellen Sagen, Geschichten, Abenteuer und Liebesspiele. In ruhigster Verehrung sah der Grieche die Natur als Phänomen. Demütig deutete er ihre Wunder. Er sah das Lachen der Flut, den ewig blinzelnden Spiegel der Wogen; aber er fühlte auch das Dämonische der nassen Tiefe, den Zorn der Wogen und die Kraft der wütenden Rosse Poseidons. In dem wunderbaren Inseleiland des ägäischen Archipels lagen Licht und Nacht, Seliges und Dunkles ganz nahe beieinander. Allem wurde er gerecht; überall weihte ein Gott den Berg, die Küste, den Schlund, die Enge. Der Widersprüche im ethischen Sinn wurde man Herr, indem man die Gegensätze respektierte und neben dem Herben das Zarte, neben dem Kühlen das Heiße verehrte.

Zum Schluß noch die Sage von Dardanos und den Dardanellen. Vor Priamos wohnte am Abhang des Ida der König Teukros, der von Kreta (also aus dem Süden) hier eingewandert war. Zu ihnen kam Dardanos, der Sohn des Zeus und der Plejade Elektra, von Arkadien zu Land über Samothrake sich nähernd. Er heiratete Teukros' Tochter und gründete die Stadt Dardania. Erichtonios ist der Sohn dieser Ehe; er galt als der reichste der Sterblichen. „Ihm weideten 3000 herrliche Stuten mit zarten Fohlen auf den Wiesen umher." Winde schwängerten die Stuten in der Brunstzeit. Ein Enkel des Dardanos ist dann der schöne Ganymed, der, als Hirtenknabe am Ida die Flöte blasend, von Zeus erblickt, vom Adler geraubt wird und nun den Göttern die Becher mit Nektar füllt. Du süßer Knabe, sei auch uns Mundschenk und fülle den Siegesbecher derjenigen, die deine Heimat verteidigen. Auch du stiegst durch die Luft über jenen Fluten auf zum Himmel, wo heute die Männer in der Luft, auf dem Wasser, am Ida und an den Küsten der alten Dardania kämpfen. Bitte Zeus, daß er seinen Adler sende mit den guten goldenen Blitzen, die den Frevler treffen und des Guten Auge erfreuen!

Digitized by Google

Gottfried Traub / Echtheit

Der gute Ruf der Fabrikate eines Landes ist ein wirksamerer Schutz als hohe Schutzzölle.
Werner von Siemens.

Keine Furcht! ich werde diesen Platz nicht benützen, um für oder gegen Schutzzoll zu reden, am allerwenigsten in diesen Kriegszeiten. Ich erinnerte mich nur an jene eigenartige Begebenheit, die Werner von Siemens aus seiner Tätigkeit als Abgeordneter erzählt. Mit aller Wärme trat er dafür ein, daß es verboten sein sollte, deutsche Fabrikate mit den Namen oder Zeichen eines anderen Landes zu bezeichnen. Die Industriellen aus Remscheid und Solingen, welche ihn als ihren Vertrauensmann gewählt hatten, machten ihm aber die heftigsten Vorwürfe und erklärten, sie müßten auch künftig ihre Erzeugnisse mit dem englischen Stempel versehen, denn sonst würden die Deutschen selbst diese gute Ware nicht kaufen. Als ihnen der weitblickende Führer klarmachte, welch bedenkliche Folgen es hätte, wenn die Deutschen ihre gute Ware als englisches und ihre schlechtere als deutsches Erzeugnis auf den Markt bringen, gaben sie ihm das zu, schoben aber alle Schuld auf das kaufende Publikum und schieden in heller Zwietracht von ihrem eigenen Abgeordneten. So geschehen im Jahr 1864!

Wir haben seither doch einen Weg gesunder Entwicklung zurückgelegt! Manchmal ist es not, sich das wieder ins Gedächtnis zurückzurufen und sich dessen zu freuen. Unsere Kraft ruht heute in der Echtheit. Wo wir hinblicken auf Eisenbahn oder aufs Meer, in die Luft oder in den Schützengraben, überall begegnen wir der gleichen Gründlichkeit und Verläßlichkeit. Wie ein Volk arbeitet, das ist ausschlaggebend für seine sittliche Kraft. Die Ware ist nur für den oberflächlich Denkenden ein Stück Stoff. Wer mit ihr zu reden versteht, dem erzählt sie eine lange, lehrreiche Geschichte. Sie weiß etwas von unternehmendem Sinn oder bequemem Nachahmen zu berichten; sie leuchtet von innerer Echtheit oder nur von äußerem Schliff, sie verkündet von Nachdenken, Überlegen, Treue, Geduld oder von Gleichgültigkeit, Schlamperei und Hast. Gehe einmal in deinem Zimmer umher und besieh dir so, was drin steht, und du siehst den Weltenkampf guter und böser Geister eingeschlossen in deinem kleinen Raum. Das Innere bleibt ein Wegweiser für alles Aeußerliche. Immer noch, auch im ausgebildetsten Maschinenzeitalter, feiert die persönliche Tüchtigkeit ihre Triumphe, ja, gerade je verwickelter unser ganzes Arbeiten wird, desto greifbarer erscheint jede Nachlässigkeit in ihren Wirkungen, desto gewaltiger äußert jede Echtheit ihre Unüberwindlichkeit. So sehe ich heute in dem Lederzeug der Pferde, in den Telephondrähten der Schützengräben, in der Ausrüstung unserer Lazarettzüge eine einzige Offenbarung treuer Peinlichkeit und charaktervoller Zuverlässigkeit. Ich werde ungerecht, wenn ich nur dieses nenne und jenes vergesse. Aber es handelt sich doch nur um die Wahl einzelner kleiner Beispiele. Unser Auge soll sich schärfen lassen; es soll nicht stehenbleiben beim Aeußeren, sondern stets nach Heimat und Ursprung fragen. Die Arbeit eines Volkes ist ein Stück seiner Geistesgeschichte. Sie ist nicht zu rußig, als daß man seine Hände damit beschmutzen könnte, nicht zu staubig, als daß man in ihr keine Perlen finden würde. Sie ist ein Spiegelbild des Kerns, der in einem Volk sitzt. In ihr strömt Leben und Kraft oder staut sich die Faulheit.

Darum freue ich mich der Echtheit. Alle Sinne wollen wir künftig noch weit mehr pflegen, damit sie immer deutlicher erkennen und sich nicht täuschen lassen. Jede gute Ware ist ein Stück auf dem Weg zur Wahrheit. Denn sie ist offen und redet ihre ureigene, ungeschminkte Sprache. So bleibt es dabei: der gute Ruf seiner Arbeit ist der wirksame Schutz eines Landes. Sage mir, wie du arbeitest, und ich will dir sagen, wer du bist.

Soziale Bewegung

Sozialpolitik und Kriegsteuerung. In der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses hat der Minister für Handel und Gewerbe vorige Woche erklärt: „Die Notwendigkeit einer Lohnaufbesserung sei mit Rücksicht auf die Steigerung aller Wirtschaftskosten, durch die sich die Kosten eines Bergarbeiterhaushalts im rheinisch-westfälischen Kohlenrevier um etwa 25 Prozent erhöht hätten, unbedingt zu geben." Ob mit 25 Prozent die Verteuerung überall erreicht wird, ist fraglich. Der Zechenverband hatte schon im Mai durch die gleiche Kommission des Reichstages erfahren müssen, daß seine Ablehnung von Teuerungszulagen keine Billigung fand, daß vielmehr für die fiskalischen Bergwerke eine Lohnaufbesserung zugestanden wurde. Auch nationalliberale Blätter wandten sich gegen den ablehnenden Standpunkt der Bergherren. Indem der Bundesrat auf Vorschlag des Reichstags in Anbetracht der Kriegsteuerung die Grenze des Lohnbeschlagnahmerechts auf 2000 M. heraufsetzte, ist ebenfalls zum Ausdruck gekommen, daß die außergewöhnliche Zeit auch in diesem Punkte Berücksichtigung finden müsse. Der gemeinschaftliche Landtag der Herzogtümer Koburg und Gotha stimmte letzte Woche einer Regierungsvorlage zu, nach der vom 1. Juli an allen Beamten und Lehrern bis zu einem Einkommen von 2400 M. sowie den staatlichen Arbeitern eine durch die Preissteuerung aller Lebensbedürfnisse bedingte Teuerungszulage gewährt wird. Sie beträgt bei unverheirateten Beamten und Lehrern monatlich 10 M., bei verheirateten 15, außerdem für jedes Kind 3 M. Unverheiratete Arbeiter erhalten wöchentlich 2, verheiratete 3 M. und für jedes Kind 75 Pf. Eine große Anzahl von Stadtverwaltungen hat ebenfalls, zum Teil sehr ansehnliche Summen als Kriegszulagen für Beamte und Arbeiter bewilligt. Aus dem Arbeitgeberlager protestierte die „Deutsche Arbeitgeberzeitung" sehr lebhaft gegen die unsinnigen Preistreibereien und sprach von einer „ungemessenen künstlichen Teuerung". Die „Deutsche Volkswirtschaftliche Korrespondenz" verlangte Ermäßigung der hohen Lebensmittelpreise und die Entziehung eines geringen Teiles unsrer heimischen Bodenerzeugnisse der Spekulationswut. Aehnliche Stimmen waren noch verschiedentlich in Unternehmerblättern zu finden. Es ist gewiß reichlich Rücksicht auf die eigenen Interessen dabei im Spiele, denn daß die fortgesetzten Verteuerungen ihr Echo in dem Verlangen der Arbeiterschaft nach Lohnaufbesserungen finden müssen, ist auch jenen Kreisen klar. Es sind denn auch in einer ganzen Reihe von Erwerbszweigen solche Forderungen gestellt, Kriegszulagen auch freiwillig gewährt, anderseits beantragte abgelehnt worden. Die Arbeiter der preußisch-hessischen Eisenbahnen erhielten eine einmalige Zuwendung, die allerdings als unzulänglich bezeichnet wird. Die Großbanken sind ihren Angestellten entgegengekommen. Die sächsischen Bergleute bekamen wohl Teuerungszulagen zugebilligt, deren Erhöhung wurde jedoch abgelehnt. Der Verband sächsisch-thüringischer Webereien hat seiner Arbeiterschaft abgestufte Kriegszulagen bewilligt. In der Berliner Textilindustrie wurden annehmbare Verbesserungen gewährt. Auch vom Dresdener Transportgewerbe ist das zu berichten. Die Hutarbeiter in der sächsischen Residenz bekamen wohl die höchsten Kriegszulagen. Die Brauereien Berlins verhielten sich zunächst ablehnend. Als aber eine ringfreie Brauerei mit Lohnaufbesserungen vorging, folgte der Brauereiverein nach. Alle in den Brauereien Groß-Berlins vertretenen Arbeitnehmerorganisationen hatten sich einstimmig auf den Standpunkt gestellt, daß wegen der bestehenden Tarifverträge Forderungen an die Unternehmer nicht gestellt werden können. Aus diesem Grunde haben sie es den Ausschüssen des Personals überlassen, die Wünsche auf Teuerungszulagen zu vertreten und sind auch so ganz gut dabei gefahren. Das ist nur ein kleiner Ausschnitt, den der „Correspondent" aus den letzten Monaten zusammenstellt. Er zeugt von erfreulichem sozialpolitischen Verständnis für die Not der Zeit. Jedenfalls werden die Verhältnisse, wie sie gegenwärtig liegen und für die nächsten Monate gelagert sein werden, in noch weiteren Kreisen die Erkenntnis zeitigen, daß den Arbeitern tatsächlich gegenüber der wachsenden Teuerung geholfen werden muß.

Die Deutschen Gewerkvereine im Jahre 1914. Wie sich die Wirkungen des Weltkrieges auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bemerkbar gemacht haben, so auch in den Jahresberichten der Arbeiterorganisationen. Sie weisen für alle Richtungen nicht nur einen erheblichen Mitgliederrückgang auf, sondern auch die Finanzen der Organisationen sind durch den Krieg außerordentlich stark beeinflußt worden. Schon das Jahr 1913 war der Entwicklung der Arbeiterberufsvereine nicht günstig gewesen wegen einer schweren Krisis, die das Wirtschafts-

leben bedrückte. Ihre Wirkungen aber sind geringfügig gegenüber denen, die der Krieg zur Folge hatte. Der „Gewerkverein", das Zentralorgan des Hirsch-Dunckerschen Gesamtverbandes, bestätigt in seinem eben veröffentlichten Jahresrückblick diese allgemeine Erfahrung. Die Zahl der Mitglieder der Deutschen Gewerkvereine ist im Kriegsjahre von 106 618 auf 77 749 gesunken. Es ist also ein Mitgliederverlust von 28 869 zu verzeichnen. Auch die Zahl der Ortsvereine ist geringer geworden. Sie ist von 2142 auf 2004 herabgegangen. Die Einnahmen im Gesamtverbande beliefen sich im Berichtsjahre auf 2 545 047,38 M. gegen 2 866 891,58 M. im Jahre 1913. Es sind also 321 844,20 M. weniger vereinnahmt worden. Die Gesamtausgaben beliefen sich auf 2 763 835,19 M. gegen 2 620 864,71 M. Im Kriegsjahre wurden demnach 142 971,48 M. mehr ausgegeben als im Jahre 1913. Das fällt um so bedeutsamer ins Gewicht, als die Zahl der Mitglieder durch die Einberufung zu den Fahnen erheblich geringer geworden ist. Aber noch ein Moment verdient Beachtung. Die Ausgaben überschreiten auch die Einnahmen des Jahres, und zwar um 218 787,81 M. Dieses Defizit ist vorhanden trotz der Kürzungen, die bei Beginn des Krieges an den Unterstützungsleistungen vorgenommen wurden. Ein besserer Beweis für die Notwendigkeit dieser Maßnahme konnte wohl kaum erbracht werden. Es verdient aber auch erwähnt zu werden, daß diese gewaltigen Ausgaben fast ausnahmslos für die Daheimgebliebenen gemacht wurden. Die Notwendigkeit der Organisation auch während des Krieges ist damit auf das deutlichste nachgewiesen. Darin liegt aber gleichzeitig eine eindringliche Mahnung an die Zurückgebliebenen, daß sie nach wie vor treu zu ihrem Gewerkverein halten, Opferfreudigkeit an den Tag legen und dafür sorgen müssen, daß auch die später Heimkehrenden zu ihren Rechten kommen können.

Die Gefahren der beruflichen Frauenarbeit im Kriege bespricht der Vorsitzende des 58. Handlungskommisvereins, Dr. Köhler, im „Handelsstand". Nach kurzer Würdigung der bekannten sachlichen Gründe gegen die berufliche Frauenarbeit überhaupt weist er auf ihre starke Vermehrung während des Krieges besonders im Kaufmannsstande hin. Dabei stellt er ohne Voreingenommenheit fest, daß es nicht möglich ist, alle durch Einziehung frei gewordenen Posten wieder mit männlichen Handlungsgehilfen zu besetzen. „Solange der Krieg dauert, müssen wir uns wohl oder übel damit abfinden, daß die Firmen, um ihren Betrieb aufrechtzuerhalten, zur Frauenarbeit Zuflucht nehmen. Es fragt sich nur, wie die Verhältnisse bei Friedensbeginn sich gestalten sollen. Nicht mit Unrecht fürchten viele unserer Mitglieder, daß ein großer Teil der vorübergehend eingestellten weiblichen Kräfte dauernd im Handelsgewerbe zum Nachteile der männlichen Arbeit verbleiben wird. Die Firmen finden nicht zuletzt aus Ersparnisgründen Gefallen an der billigeren weiblichen Arbeit und werden die weiblichen Hilfsarbeiter, die ihnen „in einer kritischen Zeit die Aufrechterhaltung des Betriebes möglich gemacht haben", nicht ohne weiteres wieder entlassen wollen. Hinzukommt, daß viele der sogenannten „Pressen" gerade jetzt durch systematische Reklame, im Interesse ihres eigenen Geldbeutels natürlich, eine große Anzahl von Frauen für den Kontorbetrieb ausbilden und diese sich natürlich auch bemühen werden, Unterkunft zu finden. Schließlich ist nicht zu verkennen, daß auch eine große Anzahl der Kriegswitwen oder der weiblichen Angehörigen von Kriegerfamilien, die in wirtschaftliche Not geraten sind, zur Ergreifung eines Berufs sich gezwungen sehen, und da die Kontorarbeit die geringste Vorbildung zu verlangen scheint, im Handelsgewerbe als Maschinenschreiberin usw. anzukommen suchen. Es wird sich also ein starkes Angebot von Frauenarbeit geltend machen. Die hohen Ziffern der Stellenlosen bei den weiblichen Verbänden, die teilweise natürlich durch das Abflauen des Wirtschaftslebens in gewissen Unternehmungen verursacht sind, beweisen ja schon heute die Höhe eines Ueberangebots." Als Vorbeugungsmittel gegen die heraufziehende Gefahr empfiehlt sich zunächst warnende Aufklärung und Organisierung der Frauen. Dann aber — wenn die Kriegsnot vorüber und das Wirtschaftsleben wieder normal ist — erwartet Dr. Köhler, „daß die Reichsregierung amtlich auf Handelskammern, Prinzipalsvereinigungen und sonstige Organisationen einwirkt, damit die Firmen nach Möglichkeit früher beschäftigte Handlungsgehilfen wiedereinstellen. Es versteht sich für anständige Firmen eigentlich von selbst, die früheren Mitarbeiter nicht ohne besonderen Grund nicht wiedereinzustellen, sofern es diese wünschen. Ein gewisser Zwang könnte aber immerhin vielleicht für diejenigen nichts schaden, die das vorausgesetzte Anständigkeitsgefühl nicht freiwillig empfinden wollen. Aufklärende Rundschreiben und Aufrufe der kaufmännischen Verbände kämen als Ergänzungsmittel hinzu. Es ist also zu hoffen, daß die zurückkehrenden Krieger im Handelsgewerbe zum größten Teil wieder untergebracht werden. Als weitere Maßnahme zur Einschränkung der Frauenarbeit käme dann noch die Forderung einer Beaufsichtigung der „Pressen" in Frage, wenn nicht ein Verbot derselben zu erreichen ist. Die grundsätzlichen Wünsche nach entsprechendem Ausbau des Fortbildungsschulwesens und der Verbesserung der Bestimmungen der Lehrlingsausbildung bleiben selbstverständlich im alten Umfange bestehen. Dringend zu wünschen ist aber insbesondere, daß diejenigen männlichen Handlungsgehilfen, die bei den Firmen den Posten eines Prokuristen oder sonstige Vertrauensstellungen innehaben, nach Kräften die Bestrebungen der Verbände unterstützen und nicht etwa durch unnötiges liebedienerisches Verhalten der Firma gegenüber der Frauenarbeit im Handelsgewerbe Vorschub leisten. Eine mögliche Verbindung zwischen Selbsthilfe und Staatshilfe wird geeignet sein, die sorgenvollen Bedenken, die viele kaufmännische Angestellte jetzt zum Ausdruck bringen, etwas zu beseitigen."

Eine ungeschickte Verteidigung. Zur Abwehr von Wucherpreisvorwürfen hatte das Organ des Kleinhandels, der „Detaillist", das Wort genommen. Es hatte dabei behauptet, der Kleinhandel sei, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, an der Teuerung ganz unschuldig, leide vielmehr ebenso darunter wie das Publikum. Als das letzte Glied in der Kette der Warenverteilung sei er nur der Geschobene, der den Druck automatisch weitergebe, ohne die Möglichkeit zu haben, die Verhältnisse zugunsten der Verbraucher zu beeinflussen. Diese Ausführungen sind von konsumvereinsfreundlicher Seite sofort festgenagelt worden als „glattes Geständnis der völligen Ohnmacht des Kleinhandels, die Preise zugunsten der Konsumenten zu gestalten". Alle Welt weiß nach diesen Genossenschaftspredigern angeblich längst, daß dieser Regulator nur nach oben funktioniert. „Und das haben die Verbraucher während der Kriegszeit so gründlich gespürt, daß sie sich massenhaft den Organisationen zuwenden, die sich nicht mit der Rolle der Geschobenen begnügen, sondern kräftigen Gegendruck ausüben und die Quellen zu verstopfen sich bemühen, aus denen der Profit der Spekulationssüchtigen rinnt. Die Konsumgenossenschaften danken für die Rolle des „automatischen Druckweitergebers", sie trachten mit Erfolg nach Beseitigung des Druckes durch Ueberwindung seiner in Zwischenhandel und Produktion ruhenden Ursachen." — Uns scheint die Kriegszeit keineswegs die Ueberflüssigkeit des Kleinhandels erwiesen zu haben, trotz aller Warenteuerung, die auch die Konsumgenossenschaften nicht verhindern konnten.

Kriegsliteratur

Vorratswirtschaft und Volkswirtschaft. Von Dr. Hermann Levy, a. o. Prof. in Heidelberg. Berlin 1915. Bei Julius Springer. 59 S. 1 M.

Was die deutsche Volkswirtschaft in diesem Weltkriege praktisch zu erproben gezwungen war, wird in dieser Abhandlung prinzipiell untersucht und theoretisch begründet. Für die Volkswirtschaft ist nicht das Prinzip der Wirtschaftlichkeit schlechthin maßgeblich, sondern höher steht die Sorge um die wirtschaftliche Unabhängigkeit, deren Wahrung nur durch genügende Vorratssicherung möglich ist. Der Verfasser untersucht nun die Grundlagen der Vorratswirtschaft: die Schätzung der normalen Friedensbestände, ihre im Laufe des Jahres wechselnde Größe, ihre Unsicherheit, ihre Verschiebung durch den Verbrauch, ihre Streckung, Verteilung und Konservierung, bespricht dann die Organisationsformen unserer Vorratswirtschaft im Weltkriege, die Kriegsrohstoffgesellschaften, die Brotgetreideversorgung und die Stellung der großen Interessengruppen, und gelangt zu dem Resultat, daß die Organisationsformen keineswegs als festgelegt gelten können, daß nicht alle kriegswirtschaftlichen Erfahrungen verallgemeinert werden dürfen, daß dagegen die Vorratsvorsorge als bleibender Bestand dieser Erfahrungen gelten darf bei möglichster Wahrung der bisherigen Grundlagen der Volkswirtschaft. Eine Beurteilung und Bewertung unserer kriegswirtschaftlichen Leistungen bildet den Schluß dieser Schrift, die als wissenschaftliche Durchdringung des wirtschaftlichen Hauptproblems der deutschen Zukunft die Beachtung der Volkswirte und Gesetzgeber finden wird.

Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik. Jahrg. 9, Heft 11. Herausgegeben von Max Cornicelius. Leipzig. Bei B. G. Teubner. 1 M. Inhalt: Prof. Gustav Cohn: Die deutsche Staatswissenschaft und der Krieg; Prof. Gregor Sarrazin: Der Imperialismus in der neueren englischen Literatur; Prof. G. K. Anton: Frankreichs koloniale Entwicklung unter der dritten Republik; Schulrat Dr. Georg Kerschensteiner, M. d. R.: Krieg und Erziehung; Nachrichten und Mitteilungen: Ein englisches Urteil aus der Zeit vor dem Kriege; Ostpreußenhilfe; Zur Entstehung des Krieges in Italien.

Die Sozialdemokratie im Weltkrieg. Von Dr. Eduard David, M. d. R. Berlin 1915. Buchhandlung Vorwärts. 192 S. 2 M.

Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß die deutschen Sozialdemokraten, die vorher im Verein mit dem internationalen Sozialismus für die Erhaltung des Weltfriedens eingetreten waren, keineswegs ihre Grundsätze verleugneten, als sie sich beim Ausbruch des Krieges einmütig auf die Seite ihres schwer bedrohten Volkes stellten. Der Nachweis, zu dessen Erbringung die Vorgeschichte des Krieges, die Schuldfrage, die Haltung der Sozialisten in den feindlichen Ländern ausführlich behandelt werden, ist mit Geschick geführt, wie überhaupt das treffliche Buch trotz seiner selbstverständlichen parteipolitischen Richtung nach Gründlichkeit und historischer Objektivität strebt und jenen gesunden und echten nationalen Geist atmet, von dem wir seit Ausbruch des Krieges alle wissen, daß er die unerläßliche Vorbedingung auch aller internationalen, auf das Wohl der ganzen Menschheit ge-

Digitized by Google

richteten Arbeit ist. Deshalb ist das Buch nicht nur ein Lesestoff für Sozialdemokraten, sondern für alle diejenigen, die der Meinung sind, daß man von einem so gut deutschen und so ideal gerichteten Arbeiterführer, wie es David ist, auch etwas lernen kann. Einen besonders breiten Raum nimmt die Haltung der Sozialdemokratie gegenüber dem Zarismus und der russischen Gefahr ein, und gern geben wir zu, daß hier der soziologische Instinkt der deutschen organisierten Arbeiterschaft schärfer war als das politische Urteil vieler anderer Parteien und Klassen unseres Volkes. Auch Schreibweise und Art der Darstellung machen das Buch zu einer erfreulichen Erscheinung der Kriegsliteratur.

Bismarck und der Krieg. Wir — England Dank schuldig? Zwei Reden von Prof. Adolf Stoll. Kassel 1915. Bei Pillardy & Augustin. 47 S. 25 Pf.

Städtische Siedlungspolitik nach dem Kriege. Ein Programm organisatorischer, finanzieller und gesetzgeberischer Maßnahmen in Reich, Staat und Kommune. Von Stadtbaurat a. D. Fritz Beuster. Berlin 1915. Bei Carl Heymann. 44 S. 1 M.

Eine erweiterte Form der beachtenswerten praktischen Vorschläge, die der Verfasser, eine auf dem Gebiete des Wohnungswesens anerkannte Autorität, in einer Sitzung des Groß-Berliner Vereins für Kleinwohnungswesen gemacht hat. Weitere Veröffentlichungen über Realkredit und Erbbaurecht stehen bevor.

Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Bildung. Kriegsvorlesungen, gehalten an der Universität Leipzig von Privatdozent Dr. Ernst Bergmann. (Perthes' Schriften zum Weltkrieg Nr. 1.) Gotha 1915. 59 S. 80 Pf.

Der Verfasser hat sich die Aufgabe gestellt, das Eigentümliche des deutschen Geistes und der deutschen Bildung im Klassizismus, Idealismus und Neuhumanismus, in der philosophischen, ethischen, ästhetischen und religiösen Kultur unseres Volkes nachzuweisen.

Politik und Moral. Eine Untersuchung über den sittlichen Charakter der modernen Realpolitik. Von Privatdozent Dr. Heinrich Scholz. Ebenda, Nr. 6. 42 S. 60 Pf.

Die Schrift sucht das vom Weltkriege aufs neue aufgeworfene Problem des Streites zwischen Macht und Recht auf dem einzig möglichen Wege zu lösen, daß sie von den sittlichen Grundsätzen ausgeht, die sich aus dem Begriff des Staates ergeben.

Deutsche Weihnacht. Eine Liebesgabe deutscher Hochschüler für die akademische Jugend im Felde. Cassel. Furche-Verlag. 176 S. 1,50 M.

Enthält mehr als zwanzig geist- und gemütvolle Beiträge von hervorragenden Theologen, aber auch von Männern wie Max Lenz, Ulrich von Wilamowitz, Leopold von Schroeder, Peter Rosegger, Generalquartiermeister von Stein.

Der deutsche Student im Felde. Ein Echo auf die erste Liebesgabe deutscher Hochschüler. Ebenda. 48 S. 50 Pf.

Hunderte von Dankpostkarten in Prosa und Poesie von Akademikern aller Berufe.

Deutscher März. Zweite Liebesgabe deutscher Hochschüler. Ebenda. 176 S. 1,25 M.

Außer vielen wertvollen Beiträgen namhafter Gelehrter und Schriftsteller bringt dieses Buch in Faksimile-Druck die Grüße sämtlicher deutschen Universitäts- und Hochschulrektoren.

Das Johannisevangelium. Mit einer Einleitung für sämtliche Fakultäten von Reinhold Seeberg und 16 Bildern von Wilhelm Steinhausen (dritte Liebesgabe deutscher Hochschüler). Ebenda. 110 S. 1,50 M.

Die deutsche Jugend und der Weltkrieg. Von Fr. W. Foerster Ebenda 1915. 51 S. 75 Pf.

Vier Vorträge des Münchener Pädagogen: Jungdeutschland und der Weltkrieg; Christus und der Krieg; Der Krieg und die sexuelle Frage; Schlußwort und Ausblick.

Deutschlands Jugend und der Weltkrieg. 2. Der Krieg als Erzieher. Von Studiendirektor Lic. Otto Zänker. Ebenda. 48 S. 60 Pf.

Unter den zwölf, durch scharfe Erfassung des Wesentlichen und durch Kürze und Klarheit der Darstellung ausgezeichneten Aufsätzen sind die drei Seiten mit der Ueberschrift „Der Deutsche und die Welt" ganz besonders hervorzuheben. Sie zeichnen mit wundervoller Sicherheit die Aufgabe, die wir in der Welt zu erfüllen haben.

Unsterbliche Lieder. Zu singen in Drang und Not. Zwölf Psalmen mit Einleitungen versehen. Von G. J. Haberl. Ebenda 1915. 50 S. 50 Pf.

Deutsches Herz, verzage nicht. Kriegslieder aus deutscher Gegenwart und Vergangenheit. Ebenda 1915. 64 S. 60 Pf.

Kriegsziele und deutscher Idealismus. Von Werner Weisbach. Berlin 1915. Bei Karl Curtius. 31 S. 50 Pf.

Der Glaube an die Kraft des deutschen Idealismus wird uns auch die Kriegsziele abschätzen lehren.

Freideutsche Jugend. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von der Hamburger Freideutschen Jugend, Hamburg 23. Bei Adolf Saal. Halbjährlich 2 M., Einzelheft 40 Pf. Heft 1—5. Mit Beiträgen von Gottfried Traub, Karl Henckell, Ferd. Avenarius, Paul Natorp, Fritz Jode und anderen Freunden der Jugendbewegung.

Deutsche Kriegsküche für Bauer und Arbeitsmann. Von Amalie Schlosser. Mit 54 Kochvorschriften. Zu beziehen von Englert & Schlosser in Frankfurt a. M. 30 S. 15 Pf., 25 Stück 3 M.

Man beachte, daß das Kochbüchlein für einfache Haushaltungen berechnet ist.

Ostpreußen, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. 1. Heft. Kriegsveröffentlichungen des Deutschen Bundes Heimatschutz. München. Bei Georg D. W. Callwey. Mit 110 Bildern. 168 S. 2,50 M.

Dieses sehr preiswerte Heft enthält 17 Aufsätze von Professor Ulbrich, Dr. Lindner, Architekt Hugo Wagner, Professor Osterroht, Regierungsbaumeister Gustav Langen, Professor Gemünd, Architekt Gustav Wolf, Professor Schneegans, Architekt Zetsche und anderen namhaften Fachmännern über Geschichte, Land und Kunst Ostpreußens, über Besiedelung, Ortsanlage, Wohnhausbau, Hausgerät, Wohnungshygiene, Kirchenbau, Kriegergräber, Grabdenkmäler, Pflanzungsanlagen und Pflanzenschmuck. Die Fülle prachtvoller Bilder und die geschmackvolle Ausstattung des Heftes sind seines reichen, über alle Fragen des Wiederaufbaues belehrenden Inhalts würdig.

Mitteilungen des deutschen Werkbundes. Herausgegeben von der Geschäftsstelle Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36a. Nr. 1 Juni 1915.

Inhalt: Die Deutsche Werkbund-Ausstellung Köln 1914; Das Jahrbuch 1915; Die Aussprache auf der Kölner Jahresversammlung; Der Wiederaufbau der zerstörten Wohnstätten in Ost- und Westpreußen und im Elsaß; Der Ausschuß für Mode-Industrie des D. W. B.; Der Verband „Deutsche Arbeit" und die Ausstellung „Unter fremder Flagge"; Das deutsche Warenbuch; Das Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe (Hagen i. W.); „Die deutsche Wahrheit in die Welt!"; Verschiedenes. Der Deutsche Werkbund zeigt trotz des Krieges ein rasches Wachstum seiner Mitgliederzahl und seiner Arbeit, so daß das englische Handelsministerium den englischen Fabrikanten, Kaufleuten und Künstlern den Rat gegeben hat, einen englischen Werkbund zu gründen!

Genossenschaften für Obst- und Gemüseverwertung. Von Karl Bittel. Eßlingen 1915, bei Wilhelm Langguth. 60 S. 25 Pf. 100 Stück 20 M.

Gibt die Wege an zur besseren und planmäßigen Obst- und Gemüseverwertung, bringt Kostenvoranschläge für Verwertungsbetriebe und behandelt die Obst- und Gemüsetrocknung, Konservenindustrie, Obstkonsumgenossenschaften und Obstverwertung als Hausindustrie.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Lt. B. in M. 2 M., L. in D. 5 M., St. in F. 3 M., B. in H. 2,50 M., F. D. in B. 20 M., R. in Z. 3 M., Frau L. in R. 4 M., Sch. in B. 1,50 M., Dr. H. in W. 12 M., M. in W. 3,50 M., Sch. in S. 2,63 M., R. in H. 10 M., W. in G. 1 M., Dr. B. in N. 2,63 M., D. B. in F. 5 M., Lt. H. im Felde 2,50 M., Frau R. in C. 3 M., Frau Dr. B. in D. 3 M., C. R. in H. 1,50 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Frau L. in N. 1 M., Pfr. E. in A. 2 M., J. H. E. in F. 7 M., Pfr. L. in B. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. St. in Breitbrum 34 Bücher, Werbeanwalt W. in Berlin 9 Bücher, Dr. Sch. in Sch. 2 Bücher.

Für Marine-Lose-Zwecke: Einjähr. R. 15 M.

Für den Roten Halbmond: Unteroff. d. Res. W. St. 10 M.

Für Ostpreußen: Pfarrer J. K. in R. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Quedlinburg. Wir danken Ihnen für Mitteilung der von der Düsseldorfer Kriegshilfe herausgegebenen Schrift und geben den Titel hier bekannt: Kulturarbeiten im Lazarett. Verlag von A. Bagel in Düsseldorf. Preis 60 Pf.

Stuttgart. Den Brief des Deutsch-Amerikaners haben wir gern gelesen. Dank und Gruß!

Leser in Westig, Niebüll und **Breslau** haben vergessen, ihren Namen bei der Zahlung für das kommende Vierteljahr anzugeben! Wir bitten daher um Nachsicht, wenn die Betreffenden versehentlich gemahnt werden.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

1. Juli 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,6! Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 26

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Sozialdemokratische Erklärungen. — **Abgeordneter Guido Gündisch:** Siebenbürgische Stimmungen. — **Prof. Dr. J. Hashagen:** Entwicklungsstufen des Dreibunds. — **Otto Schulz:** Volkskrieg. — **Dr. Georg Hohmann:** Die Heilkunst im Kriege. — **Oberstabsarzt a. D. Dr. H. Berger-Dr. Fr. Troitzsch:** Staatliche und freiwillige Kriegerfürsorge. — **D. Gottfried Traub:** Vorsehung. — Soziale Bewegung. — Büchertisch — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 22. Juni.

Die Beteiligung der Italiener am Dardanellenkampfe scheint nun doch Tatsache zu werden. Wie über Genf gemeldet wird, sind von Tarent aus mehrere italienische Kreuzer nach Tenedos in See gegangen. Auf Gallipoli wird wieder einmal heftig gekämpft, ohne daß sich dabei die Sachlage merkbar verändert. Die verbündeten Gegner erhalten neue Verstärkungen, ohne daß wir wissen, von wem sie geliefert werden. Die Türken bleiben guten Mutes und übertreffen alle ihre früheren Leistungen.

Immer wieder erfährt man, daß in England und Frankreich die schauerlichsten Geschichten von deutscher Roheit und Blutgier erzählt werden: die britischen Gefangenen sollen bespien, auf Bajonette gespießt und an Stacheldrahtpfähle gebunden worden sein. Französische Priester sollen gesagt haben: Die Qualen der verhungernden Engländer waren so groß, daß ihrer dreißig darum baten, erschossen zu werden. Die frommen Engländer behaupten: Nur Heiden sind imstande, Kriege derartig zu führen, wie es die Deutschen in Flandern zu tun belieben. Die Geistlichen beten für das Heil „unserer armen gefangenen Brüder in den Händen der glaubenslosen Barbaren". Auf diese Weise wird aus dem englischen Geschäftskrieg ein Religionskrieg gemacht.

Mittwoch, 23. Juni.

Lemberg ist erobert! Der Siegeszug durch Galizien hat sein erstes großes Ziel erreicht. Die Russen versuchten kurz vor der Stadt noch einen letzten vergeblichen Widerstand hinter Erdwällen. Im Norden und Nordosten trieb die Armee Mackensen die Feinde vor sich her, während von Südwesten her die Armee Böhm-Ermolli vorwärts drängte. Der Einzug in die Stadt war nach den Worten eines Generals von hinreißender historischer Größe. Der Jubel der Bevölkerung war überwältigend. Seit fast neun Monaten hielten die Russen die Stadt besetzt und richteten sich ein, als ob sie ewig bleiben wollten. Die Schulen wurden russifiziert, die Polen durch Russen ersetzt. Nun ist das alles vorbei. Die Oesterreicher sind wieder da, und unsere Deutschen haben ihnen mit allen Kräften geholfen. In Wien und Budapest ist große Siegesfreude. Frohe Kundgebungen vor der deutschen Botschaft in Wien. Auch bei uns ist ein Glückwünschen und Glockenläuten. Was war uns früher Lemberg? Und wie nahe ist es uns heute gerückt!

Und während im Osten so Mächtiges geleistet wird, hört der tägliche Kampf an den anderen Fronten nicht auf. Im Westen wird Dünkirchen wieder beschossen, wohl immer mit der einen weittragenden Kanone. In der Gegend von Arras und La Bassée sind Nachklänge der langen schweren Durchbruchsversuche. Auf den Maashöhen wird von neuem heftiger gestritten. In den Vogesen gibt es kleine Vorteile und an anderen Stellen kleine Rückzüge. Eine seit Monaten heiß umkämpfte Höhe bei Ban de Sapt wurde von den Unseren genommen.

In Frankreich sind seit Kriegsbeginn 15 600 Millionen Frank für Kriegszwecke bewilligt worden. Die monatlichen Kriegsausgaben werden jetzt auf zwei Milliarden Frank geschätzt. Dabei schleicht sich offenbar eine gewisse Enttäuschung ein: Rußland hat nicht gehalten, was man von ihm erwartete. Seit zwanzig Jahren hat Frankreich soviel für Rußland getan, und nun liegen die Russen doch am Boden. Wie wird man dort die Eroberung Lembergs aufnehmen? Andererseits rufen die Russen: Schafft uns Munition und Luft an den Dardanellen, stoßt im Westen vor — sonst müssen wir an unsere eigenen Interessen denken!

Donnerstag, 24. Juni.

Etwa gleichzeitig mit der Eroberung Lembergs traten die Russen zwischen San und Weichsel sowie im Berglande von Kielce den weiteren Rückzug an, überall verfolgt von den verbündeten Truppen. Nur am Dnjestr halten sie sich, aber gerade dadurch wird dort die Lage der fast abgeschnittenen Truppen sehr gefährdet.

In Rußland scheint die innere Gärung zu wachsen. Die Gouverneure von Petersburg, Moskau und anderen Großstädten veröffentlichen Tagesbefehle mit der dringenden Bitte, den verbreiteten Gerüchten über militärische Niederlagen und innerpolitische Unruhen nicht zu glauben. Die Dumaabgeordneten versammeln sich täglich, obwohl die Duma offiziell geschlossen ist.

Ein eingehendes Gespräch über die Lage der Polen während des Weltkrieges. Ihr zukünftiges Schicksal wird verhandelt, ohne daß sie selbst viel dabei tun können. Das Wichtigste, was für eine einheitliche Haltung der Polen geschehen könnte, würde eine Erklärung des heiligen Stuhles an die polnischen Bischöfe und Geistlichen gegen den Anschluß der Katholiken an Rußland sein, aber diese Erklärung ist nicht zu erwarten, solange der Bischof von Warschau in russischen Händen ist und solange der Papst inmitten des kriegerischen Italien sitzt. Jede andere Gruppe ist aber für eine feste Orientierung des polnischen Willens zu schwach und bietet den Zentralmächten zu geringe Garantien künftiger Haltung. Das Zusammenwirken des polnischen Nationalkomitees mit der österreichischen Regierung ist, wie wir hören, beiderseits befriedigend.

Der erste Monat des italienischen Krieges ist beendet und die Italiener haben keinen Erfolg erzielt. An der Isonzofront und überall im Gebirge brachen sämtliche Versuche feindlichen Vordringens unter schweren Verlusten zusammen. Die Tiroler Schützen treffen gut.

Freitag, 25. Juni.

Es ist interessant zu sehen, wie sich die Engländer, Franzosen und Italiener mit der unbequemen Nachricht von der Einnahme Lembergs abfinden. Es sei das weder ein Sieg, noch eine

Digitized by Google

Niederlage, sondern ein russisches Manöver. Die deutsch-österreichisch-ungarischen Verluste bei den Durchbruchsschlachten werden ins Unerhörte übertrieben. Gestern sollten es 300 000 Mann sein, heute schon 600 000! Für die Russen gebe es nur eine Aufgabe, ihr Heer intakt zu erhalten, da der große Kampf wahrscheinlich erst 1916 im Frühjahr kommen werde, wenn die Verbündeten genügend Munition haben würden. Das alles klingt natürlich sehr gezwungen. Um ehrlich zu sein, so wollen wir gern zugestehen, daß auch auf unserer Seite vor drei Vierteljahren der Verlust von Lemberg und Przemysl nicht mit lauter Stimme in die Welt hinein verkündigt wurde. Das ist nicht zu verlangen. Aber es ist ein Unterschied zwischen damals und jetzt. Heute ist eine erneute Rückkehr der Russen viel unwahrscheinlicher als damals eine Rückkehr der mitteleuropäischen Truppen. Jetzt, wo der Krieg auf seiner Höhe steht, sind alle Schläge schon viel endgültiger geworden. Die heutige Lage in Galizien und Polen ist: weiterer Rückzug im Süden von Kongreßpolen, Einnahme von Ostrowiez und Sandomircz; Säuberung des Dreiecks zwischen Weichsel und San, ziemlich starke Kämpfe mit russischen Nachhuten nördlich und nordöstlich von Lemberg; gewisse Fortschritte am Dnjestr flußabwärts von Bydaczow, das ebenso wie Mikolajow wiedergenommen wurde; keine Veränderung in der Bukowina.

Auf der italienischen Seite wurden Angriffe bei Gradiska und Monfalcone zurückgewiesen. Das österreichische Kriegspressequartier protestiert gegen falsche italienische Berichte, als seien bei Plava am Isonzo italienische Siege erfochten worden. Die Italiener sind näher an die österreichischen Stellungen herangerückt und stehen an einigen Plätzen rechts des Isonzo, das aber ist nichts anderes als der Vormarsch bis an den Kampf heran. Die österreichische Befestigungslinie steht durchaus unangetastet, während in einem Angriffsfeld von 1200 Meter Länge 3000 unbestattete tote Italiener vor der österreichischen Front liegen. Es wird hier ebenso gehen, wie an der Westlinie: man schiebt sich etwas hin und her, ohne daß damit die Lage wirklich verändert wird. Das aber ist alles, was von unserer Seite überhaupt erwartet werden kann. Wie heiß muß es heute im und am Isonzotal sein! Ich habe vor Jahren den dumpfen schimmernden Glast gesehen, der bei solchem Glutwetter gerade über diesem Striche lagert. Dabei militärische Pflichten zu erfüllen, ist nicht leicht. Es schrieb ein österreichischer Soldat: Der Winter war mir lieber!

Französische Blätter melden eine Verschärfung der Spannung zwischen den Vereinigten Staaten und dem noch immer im Bürgerkrieg befindlichen Mexiko. Nach dem „New York Herald" hat das amerikanische Kriegsministerium seine Vorbereitungen bereits getroffen. Man rechne mit einer Armee von 500 000 Mann und veranschlage die Kosten für das erste Jahr des Okkupationsfeldzuges auf 800 Millionen Dollar. Diese letzteren Angaben sind wohl mehr für Mexikaner und Japaner berechnet, werden aber wenig Eindruck machen, da allgemein bekannt ist, daß die reguläre Staatsarmee der Vereinigten Staaten nicht mehr als 100 000 Mann beträgt. Uns kann es nur sehr recht sein, wenn die nordamerikanische Munitionsfabrikantenpolitik sich nähergelegene Ziele sucht.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, den 22. Juni.

Der Tod Emil Rathenaus in dieser Zeit, da wir um alles Errungene in Technik und Handel noch einmal kämpfen müssen, bringt uns das Stück deutscher Industriegeschichte, das mit seinem Namen verbunden ist, noch mit besonderer Bedeutsamkeit zum Bewußtsein. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin — jedem Kinde bei uns vertraut als A. E. G., und die Gestalterin der wirtschaftlichen und sozialen Physiognomie ganzer Stadtteile — spiegelt in ihrer Geschichte in besonderer Weise das Wesen des wirtschaftlichen Aufstiegs im modernen Deutschland. Sie wurde 1881 von Rathenau als „Studiengesellschaft" gegründet, um das Edisonsche elektrische Beleuchtungssystem zu erproben, war dann vorübergehend eine Veranstaltung zur Ausnutzung Edisonscher Patente, wuchs aber aus dieser Verbindung rasch heraus und erhob sich in dem kraftvollen Aufstieg, der die Geschichte der deutschen Elektrizitätsindustrie seit den achtziger Jahren überhaupt kennzeichnet, rasch zu ebenbürtiger Leistung, vor allem durch die Kühnheit, mit der, gestützt auf die Siemenssche Erfindung der Dynamomaschine, Rathenau die elektrische Industrie aus den Händen des Feinmechanikers in die der Maschineningenieure und Maschinenbauer in immer grandioserem Maße überführte. Als einst auf der großen Frankfurter Ausstellung bei der Vorführung Rathenauscher Drehstrommotoren „die Wasserfälle des Neckar in Frankfurt zu rauschen begannen", war es den Kennern klar, welchen Vorsprung damit die deutsche Elektrotechnik in der Welt errungen hatte. Daneben aber bewies die Elektrizitätsindustrie die deutsche „Organisationsgabe", indem sie zum erstenmal jene großartige, systematische Verbindung zwischen Großbanken und Industrie durchführte, die eine der bedeutsamsten Formen modernen Unternehmertums darstellt. Die Beileidskundgebungen der großen Gesellschaften, mit denen die letzten Seiten der Berliner Blätter bedeckt sind, spiegeln charakteristisch diese Verknüpfungen.

Die großen Gebäude der A. E. G., die jetzt im Norden Berlins, nach den höchsten Anforderungen künstlerischer Gestaltung technischer Zweckbauten ausgeführt, ganze Straßenfronten bilden, und deren Kräfte die Millionenstadt in Licht tauchen, sie sah Rathenau schon vor sich, als er in seinen ersten kleinen Blockstationen elektrische Kraft für die Speisung von ein paar Häusern sammelte. Wie groß und mächtig das alles ist als Mut und Glaube, als vorausschauende Intelligenz und praktische Begabung! Ein Stück Vaterland, an das mitzudenken heute stolz und zuversichtlich macht!

Die „Deutsche Tageszeitung" ist verboten wegen ihres Temperaments in der Behandlung des amerikanischen Notenwechsels. Man empfindet den nationalen Disziplinbruch, der darin liegt, daß in einer Zeit so schwieriger Entscheidungen wie die über unsere Haltung zu Amerika, verantwortliche Politiker mit leidenschaftlichen Mißtrauensvoten gegen die Regierung die öffentliche Meinung bearbeiten — die für alle leidenschaftlichen Parolen so verhängnisvoll empfänglicher ist als für die „Politik des Erreichbaren". Manchmal hat man überhaupt das Gefühl eines bedenklichen Schwankens der politischen Selbstbeherrschung, das sich auf die Länge unter all den Spannungen einstellt.

In dies Kapitel gehört denn auch der verschärfte Konflikt in der Sozialdemokratie: die Erklärung von Haase, Bernstein und Kautsky in der „Leipziger Volkszeitung", die zum Aufgeben der am 4. August festgelegten und seitdem befolgten parlamentarischen Haltung der Fraktion auffordert. Gegen diesen Aufruf wenden sich „die Mitglieder der Vorstände der Partei und Reichstagsfraktion" (mit Ausnahme von dreien) mit folgender Erklärung:

„Der Genosse Haase, der das Amt eines Vorsitzenden der Partei und der Reichstagsfraktion in seiner Person vereinigt, hat in keiner der beiden Körperschaften Anträge auf eine Aktion im Sinne seines Aufrufs gestellt oder irgendeine Mitteilung von der Absicht seines Vorgehens gemacht. Getreu unserer am 4. August abgegebenen Erklärung, daß wir jeden Eroberungskrieg verurteilen, haben wir schon seither jenen Eroberungsäußerungen entgegengewirkt und den Friedensgedanken gefördert. An der prinzipiellen Geneigtheit der beiden Körperschaften, dieses auch fernerhin zu tun — selbstverständlich unter Wahrung der Interessen des eigenen Landes und Volkes als höchsten Gebotes der Stunde! — konnte daher kein Zweifel bestehen. Es lag somach nicht der mindeste Anlaß zu einem derartigen Pronunziamento vor. Wenn darin von der Einmütigkeit der Partei geredet wird, so sind wir der Ueberzeugung, daß diese durch nichts schwerer gefährdet wird als durch ein solches Vorgehen."

Ja, und nicht nur die Einmütigkeit der Partei!! Was nützen die programmatischen Bekenntnisse zum Frieden, wenn es „dem bösen Nachbar nicht gefällt", ihn auch zu wollen.

Mittwoch, den 23. Juni.

Seit gestern verhandelt der Bundesrat über den neuen Wirtschaftsplan.

Gestern abend war es auf den Straßen ganz wie im letzten Hochsommer, als Lüttich und Maubeuge fielen: die große, frohe

Digitized by Google

Stimmung über den Einzug in Lemberg. Von den Balkons wehen die deutschen Fahnen mit gelbschwarzen Wimpeln vorn daran, manchmal auch — und in zunehmender Zahl — die ungarischen Farben; allmählich treten den Leuten unsere Bundesgenossen deutlicher aus dem Gewühl der Kämpfe heraus. Die Straßen Berlins haben lange nicht mehr solche starken, spontanen Siegesfeiern gesehen, wie die von Przemysl und Lemberg. Heute ist schulfrei.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich einstimmig dafür ausgesprochen, daß den Kriegsprimanern der Erwerb der Reife tunlichst erleichtert, ja daß sie unter Umständen von der Prüfung durch die Provinzialschulkollegien befreit werden können.

Von jetzt ab gibt es in Berlin Zusatzbrotkarten von 450 Gr. für schwer arbeitende Personen. Sie werden auf Antrag von den Brotkommissionen ausgegeben.

Die sozialdemokratische Presse ist voll von dem Für und Wider zur Erklärung der Parteivorstände. Es überwiegt die Verurteilung des Disziplinbruchs.

Donnerstag, den 24. Juni.

Im preußischen Landtag werden in der Plenarsitzung die Kriegswirtschaftsfragen beraten. In sechs Berichten wurden die Ausschußverhandlungen über landwirtschaftliche, Industrie-, Handelsfragen, Handwerk und städtischen Grundbesitz, Kriegsfürsorge und Ostpreußen wiedergeben. Aus den Berichten geht noch deutlicher als aus den Zeitungsmitteilungen über die Ausschußverhandlungen hervor, daß dort in allen wesentlichen Fragen vollkommene Einigung erzielt ist. Die Besprechung wäre glatt verlaufen ohne die Zwischenrufe, mit denen Liebknecht den Weg zur Unsterblichkeit sucht, und überflüssige agitatorische Schärfe des Abgeordneten Braun.

Ein Zeitungsbericht über die Getreideverteilung von 1915/16 sagt, daß für Brotkorn trotz der Trockenheit eine gute Ernte erwartet werden dürfe. Die Ausfälle auf Sandboden, wo die Dürre das Getreide vielfach notreif werden ließ, würden durch sehr guten Stand auf schwererem Boden ausgeglichen. Das Sommergetreide brauche notwendig Regen — auch die Kartoffeln, aber nicht so dringend.

Gestern abend erzählte hier eine Dänin im Rathaussaal von dem Sieg der dänischen Frauen bei der Verfassungsreform. Es war sehr interessant, besonders in der Begründung aus den allgemeinen politischen Verhältnissen Dänemarks. Die „Note" des Stimmrechtskampfes liegt uns deutschen Frauen jetzt freilich innerlich sehr fern.

Freitag, den 25. Juni.

Die „Erklärungen" der sozialdemokratischen Parteiführer gehen weiter. Gegen Haase, der das Recht persönlicher freier Meinungsäußerung vor der Oeffentlichkeit für sich in Anspruch nimmt, veröffentlichen 10 von 12 Vorstandsmitgliedern folgende Erklärung:

Keinem von uns ist es eingefallen, das Recht des Genossen Haase auf freie Meinungsäußerung zu beschränken. Hätte Genosse Haase nur wie andere Mitglieder der Vorstände der Partei und der Reichstagsfraktion seine Auffassung über die Parteitaktik in Artikeln und Reden zum Ausdruck gebracht — und er hat das letztere ja vielfach getan — so würde niemand von uns dagegen etwas eingewandt haben. Wogegen wir uns gewandt haben, ist, daß einer der Vorsitzenden der beiden Vorstände in Gemeinschaft mit anderen Parteigenossen einen Aufruf — und darum handelt es sich — erläßt, daß die Partei von jetzt ab eine andere parlamentarische und außerparlamentarische Haltung einnehmen soll. In seinem Aufruf sagt er wörtlich: „Die gegenwärtige Gestaltung der Dinge ruft die deutsche Sozialdemokratie auf, einen entscheidenden Schritt zu diesem Ziele zu tun." Anregungen im Sinne eines solchen „Gebots der Stunde" hat er aber in keiner der Körperschaften, denen er vorsteht, gegeben.

Der „Badische Volksfreund" (Kolb) trifft den Nagel auf den Kopf, wenn er in dem „Aufruf" ein Dokument der Stubengelehrsamkeit von Nurtheoretikern sieht.

Die „Deutsche Tageszeitung" hat wegen der Anklage der „Nordd. Allg. Ztg." beim Reichskanzler „Beschwerde erhoben". Sie habe mit ihrem Mißtrauensvotum nicht die Regierung gemeint.

Sonnabend, 26. Juni.

Heute morgen steht ein Friedensaufsatz im „Vorwärts", der schon am 7. Mai von der Partei beschlossen war, dessen Veröffentlichung aber mit Rücksicht auf das Eingreifen Italiens zurückgestellt wurde. Der Inhalt ist in zwei Sätze zu fassen. Vordersatz: Die Sozialisten Englands und Frankreichs wollen mit ihren Regierungen den Krieg führen bis zur Niederwerfung Deutschlands. Nachsatz: Deshalb muß Deutschland die Hand zum Frieden bieten. — Es ist eine merkwürdige ideologische Vertrauensseligkeit zu glauben, das Ausland würde die Verbindung dieser beiden Sätze in dem Gedanken suchen, daß wir als die Unbesiegbaren und Starken „im Namen der Menschlichkeit und Kultur" der Welt den Frieden schenken wollen. Morgen werden in allen feindlichen Zeitungen zwei andere Sätze variiert werden. 1. Deutschland ist uneinig und kriegsmüde. 2. Seine Niederwerfung wird gelingen! Haltet aus!

Der „Deutsche Kulturbund" hat eine sehr gute, sachliche und maßvolle Antwort auf die Aeußerung englischer Gelehrten über „die Schuld am Kriege" herausgegeben. Nützen wird sie nichts. Aber man sollte diese klaren Feststellungen gelegentlich einmal in den höheren Schulen durchsprechen. Dazu sind sie in ihrer einfachen, präzisen Wiedergabe verwickelter diplomatischer Dinge sehr gut.

Heute hat es wirklich einmal ausgiebig geregnet. Solch ein Aufatmen!

Sonntag, 27. Juni.

Der „Vorwärts" ist wegen seines Aufsatzes über den Frieden verboten.

Die Gewerkschaften wenden sich in schärfster Form gegen das Vorgehen von Haase und Kautsky und die organisierten Sprengungsversuche der radikalen Minderheit.

Die Herstellung von Baumwollenstoffen aus bestimmten Garnnummern ist durch das Kriegsministerium verboten. Wer jetzt heiraten will, tut gut, mit der Ausstattung bis nach dem Kriege zu warten. Die Hausfrauen sollen sparsam mit Wäsche sein!

Berlin steht schon im Zeichen des Aufbruchs für die Sommerferien. An einem Familientisch warf neulich der aus heißen westlichen Schützengrabenkämpfen für kurze Zeit beurlaubte blutjunge Fahnenjunker in die Erörterung der heimischen Sommerferienpläne die gelassene Bemerkung: „Hinter unseren breiten Rücken könnt Ihr ruhig in Eure Ferien gehen." Das wird niemand vergessen — die lebendige Mauer, die uns schützt.

Montag, 28. Juni.

Zur Lösung der Futtermittelschwierigkeit wird aus landwirtschaftlichen Kreisen auf die bessere Ausnutzung der städtischen Abfälle dringlich hingewiesen. Es ist wahr — trotz der Bestimmungen des Oberkommandos über die Abfallverwertung von Groß-Berlin hat man nicht den Eindruck, als ob diese Sache so sehr gut betrieben würde. — — —

In meine Hände fällt eine Sammlung jugendlicher Kriegsgedichte — von den allerjüngsten Jahrgängen der Eingezogenen. („Neue" Jugend, herausgegeben von Julius Bab.) Zu welcher Innigkeit und Leidenschaft erhöht der Krieg das Verhältnis zu all den Gütern, die von der Jugend als selbstverständlich hingenommen, ja, überhaupt nicht eigentlich „erlebt" wurden: Heimatstadt, Elternhaus, die Mutter. — — —

Naumann / Sozialdemokratische Erklärungen

Schon von Kriegsbeginn an wußte man, daß in der deutschen Sozialdemokratie nicht völlige Uebereinstimmung herrschte, aber solange die Sozialdemokraten selbst ihre Meinungsverschiedenheiten als innere und häusliche Angelegenheit behandelten, hatten Außenstehende wenig Veranlassung, sich mit diesen Dingen in der Oeffentlichkeit zu befassen, und zwar um so weniger, da die Haltung der Partei im ganzen

Digitized by Google

eine ausgezeichnet gute und vaterländisch tüchtige war. Inzwischen aber tragen die Sozialdemokraten nun ihren Streit selbst vor die Haustür, indem sie gegenseitige „Erklärungen" und „Gegenerklärungen" loslassen, in denen vor allem die Mehrheit des Parteivorstandes sich gegen den Vorsitzenden Haase und zugleich gegen Kautsky und Bernstein aussprechen. Die formellen Einzelheiten gehen uns dabei weniger an als die Tatsache, daß die Vorstandsmehrheit gerade gegen diese drei hervorragenden Mitglieder sich wendet. Das ist etwas ganz anderes, als ob mit Liebknecht oder auch mit Ledebour einmal abgerechnet wird.

Wenn wir uns Haase, Kautsky, Bernstein vor Augen stellen, so ist jeder von ihnen eine besondere Nummer für sich. Was sie im gegenwärtigen Augenblicke eint, ist ihre Meinung über den Krieg und ihr Gegensatz gegen die Kriegsstimmung, die sich zu ihrem Schmerze auch in den eigenen sozialdemokratischen Reihen ausbreitet.

Kautsky ist natürlich gegen alle sozialdemokratische Kriegsfreudigkeit, und sei sie noch so gering, denn er ist ja der Vater des Gedankens, daß der Antimilitarismus das letzte untrügliche Kennzeichen der Sozialdemokratie auch dann noch bleiben werde, wenn einmal in Sozialpolitik die Grenzen zwischen Sozialisten und bürgerlichen Reformen sich verflüchtigen sollten. Er ist der theoretisch Radikale an sich, der nichts gelernt und nichts vergessen hat, seit er aus den Händen seines Meisters Karl Marx herauskam. Wenn er noch hundert Jahre lebt, so wird er in immer neuen Schriften immer dasselbe sagen, bis er endlich einsam als der letzte treue Zeuge einer großen untergegangenen Epoche nur noch mit sich selber reden kann. Er ist klug im Sinne der schriftstellerischen Logik und Rechthaberei, auf seine Weise ehrlich und tüchtig, aber unglaublich lebensfern. Er will den Geist der Proletarierbewegung führen, ist aber von aller gewerkschaftlichen, organisatorischen und auch parteiparlamentarischen Arbeit kaum mehr berührt. Er fühlt nicht mit den Sozialisten des Schützengrabens und nicht mit den Daheimgebliebenen, die jeden Tag mit uns allen auf die Fortschritte unserer Armeen warten und spannen.

Sehr anders ist die Vergangenheit Bernsteins, den man in vielen Dingen geradezu als den Widerpart und Gegenspieler Kautskys ansehen muß. Er wurde der Schöpfer des deutschen Revisionismus, indem er die wissenschaftliche Kritik am Kautskyschen heiligen Programm innerhalb der Partei in Fluß brachte und für den Uebergang von der lehrhaften Sekte zur praktisch arbeitenden Reformpartei mit guten Gründen und langsamem, aber sichtlichem Erfolge eintrat. Er steht der bürgerlichen Gesellschaft nicht mit radikaler Ablehnung gegenüber, und wir alle, die wir zur linken Seite gehören, haben in den verschiedensten Angelegenheiten gern mit ihm zusammenarbeiten können. Wenn er sich jetzt in der Kriegsfrage zu Kautsky gesellt, so tut er das sicherlich nicht aus besonderer Dankbarkeit und Verehrung, sondern aus Gründen, die in seiner eigensten Natur und Lebensführung liegen. Bernstein gehört zur internationalen alten Garde, die sich in London um Marx und Engels gruppierte, und ist Träger eines menschenfreundlichen Harmoniegedankens, dessen Mittelpunkt bei den englisch sprechenden Friedensfreunden zu suchen ist. Darin gleicht er in mancherlei Hinsicht unseren eigenen verstorbenen Führern Barth und Schrader, die auch, wenn sie noch lebten, sich nur mit großen inneren Schmerzen vom englischen Freundschaftsbunde würden losreißen können. Ihm erscheint der englisch-deutsche Krieg nicht als eine materialistische Geschichtsnotwendigkeit, sondern eher als eine sittliche Verirrung auf der einen oder der anderen Seite. Durch solchen selbsterlebten englischen Internationalismus ist er weit geschieden von allen den einfacheren und handfesteren Genossen, die kein Band zwischen sich und England zu zerschneiden brauchen, weil es für sie nicht vorhanden war. Als übernationaler Ideologe kann er sich mit dem Krieg nicht abfinden und denkt dabei sicherlich auch als Praktiker der internationalen Kongresse und Resolutionen, daß die künftige Neuanknüpfung der Beziehungen leichter sein werde, wenn jetzt in Deutschland gewisse protestierende Köpfe sichtbar bleiben. An der Güte seines Wollens zweifelt niemand, der ihn kennt, aber — er paßt eigentlich nicht für den über uns hereingebrochenen harten und gewaltsamen Zwang zur Selbstverteidigung. Wenn die Partei ihm folgen würde, so würde sie zerfließen.

Schwieriger ist es, darüber zu reden, aus welchen Gründen Haase als Dritter im Bunde gegen sozialdemokratische Kriegsstimmung erscheint. Da ihm erst seit Bebels Tode eine führende Rolle übertragen wurde, und da er mehr Taktiker als Bekenner und Schriftsteller ist, so liegt seine geistige Zusammensetzung und seelische Richtung weniger offen zutage. Auch vielen seiner eigenen Parteigenossen ist er wohl nur unvollkommen bekannt. Wir nehmen an, daß ostpreußischer Radikalismus sich mit allgemeinen Parteirücksichten auf neutrale Stimmungen verbindet. Die Sozialdemokraten der neutralen Länder halten sich selber während des Krieges für die allein rechten Vertreter der alten, oft verkündeten Prinzipien und sehen die nationale, staatliche Kriegspolitik der deutschen, österreichischen, französischen und zum Teil auch der englischen Sozialdemokraten für einen großen Abfall und moralischen Zusammenbruch an. Sie haben an die Deklamationen der internationalen Kongresse redlich geglaubt und sind nun aufs tiefste enttäuscht. Da sie nicht vor die direkte Frage gestellt sind, ob sie für oder gegen Kriegsbewilligungen stimmen wollen, haben sie es leicht, sich als die einzig Gerechten und Ungebrochenen über die abgefallenen Genossen zu erheben und ihnen noch heute als Wahrheit zu verkündigen, daß das Proletariat an diesem Kriege der kapitalistischen Großstaaten im Grunde nicht beteiligt sei. Das macht natürlich auf unsere deutschen Volksmassen nur geringen Eindruck, aber der Parteivorsitzende ist durch sein Amt in einer etwas anderen Lage. Er muß nach Möglichkeit Zusammenhänge wahren und wird es um so lieber tun, je mehr er selbst in seiner eigenen Brust mehr zu den Neutralen gehört als zu den Kämpfenden. Es liegt ein gewisser Hauch von Pessimismus über der Stellungnahme Haases. Auch er wird wissen, daß die Zeit der früheren marxistischen Internationale vorbei ist und daß andere Menschheitsgruppierungen nach Staatenverbänden bevorstehen, aber — alle Vorsitzenden pflegen konservativ zu sein, auch wenn sie Sozialdemokraten sind.

Ob nun auf diesem innersozialdemokratischen Dreibund, der zunächst nichts ist als eine zeitweilige Annäherung unter sich verschiedener Elemente, eine wirkliche Opposition gegen die Fraktions- und Parteimehrheit erwächst, läßt sich heute noch nicht abschätzen. Ganz harmlos ist die Sache sicherlich nicht, sonst würde sie nicht in die Oeffentlichkeit getragen worden sein, aber andererseits ist es fast ausgeschlossen, daß der Kampf um Richtung und Führung der sozialdemokratischen Partei während des Krieges ausgefochten wird. Es wird keine der beiden Seiten von selbst und ohne Parteitagsentscheidung zurückweichen, da das, was als Kampfobjekt zwischen ihnen steht, der große, einflußreiche und festgefügte

Digitized by Google

Parteiapparat, nicht beliebig zerlegt werden kann. Da nun ferner die Ausschlußbestimmungen des Parteistatuts so schwer zu handhaben sind, daß eine zwangsweise Majorisierung ohne absoluten Parteistaatsstreich nicht denkbar ist, so wird wohl der Wurm der Zwietracht weiterfressen, ohne daß eine Entscheidung erfolgt, ehe die Masse der Sozialdemokratie aus dem Felde heimkehrt und ihr Schwert in die Wagschale wirft. Dann aber sind die Würfel über die jetzt umstrittenen Kriegsziele schon gefallen! Für die Zukunft der großen deutschen Sozialdemokratie kommt dann alles darauf an, wie und mit welchen Eindrücken und Gesinnungen die sozialdemokratischen Soldaten aus den Schützengräben kommen und wie sie in den ersten Monaten nach dem Krieg die von ihnen mit Todesgefahr verteidigte Heimat finden. Endigt der Krieg für diese Männer mit einem offenbaren Mißklange, dann, aber auch nur dann könnte Haase im innerparteilichen Streite siegen.

Das bedeutet, daß es die preußische Regierung in der Hand hat, ob sie eine vaterländische Sozialdemokratie haben will, oder nicht, denn der größte und schrillste Mißklang nach dem Krieg würde sein, wenn die Hoffnungen auf gründliche Reform des preußischen Wahlrechtes sich nicht erfüllen würden. Wir vermeiden im allgemeinen, während des Krieges viel von diesen Dingen zu reden, da jetzt zunächst einmal gesiegt werden muß, aber ein Vorgang wie die neuerlichen Erklärungen der sozialdemokratischen Führer zwingt geradezu, es auszusprechen, daß die innerpolitische Neuorientierung, von der der Reichskanzler von Bethmann Hollweg und Staatsminister Delbrück geredet haben, nicht verschoben werden darf, bis es zu spät ist. Jetzt ist das Eisen heiß, jetzt muß es geschmiedet werden, auch mitten im Krieg. Man sieht, daß die Parteientwicklungen nicht stillestehen. Im Krieg müssen wir der Tage, auch der Parteitage nach dem Kriege, gedenken und rechtzeitig das Notwendige tun.

Guido Gündisch / Siebenbürgische Stimmungen

Wenn unsere Ahnen das deutsche Mutterland auch schon vor fast achthundert Jahren verlassen haben, so sind wir Siebenbürger-Sachsen doch auch darin echte Deutsche geblieben, daß wird es nicht unterlassen können, bei allem nach einem geistigen seelischen Inhalt, nach einem tieferen Sinn zu fragen. „Um was handelt es sich in diesem Weltkriege zunächst für uns selbst, für unser Vaterland, für unser sächsisches Volk?" Um diesen Gegenstand dreht sich seit Kriegsanfang manches Gespräch, mancher Zeitungsaufsatz. Das heißt, die Stellungnahme unserer politischen Blätter ist da nicht immer geeignet gewesen, einen tieferen Blick in die tatsächlich bei uns vorhandenen Hoffnungen und Bangigkeiten zu gewähren. Das hängt mit der Schwierigkeit unserer politischen Lage zusammen, deren eigentliche Wurzel der Umstand ist, daß wir uns national gegen zwei Fronten zu behaupten haben, gegen das politisch im Staate führende Magyarentum und zugleich, was gefahrvoller erscheint, gegen das uns wirtschaftlich und zahlenmäßig hart bedrängende Rumänentum. Deswegen können wir keine Konjekturalpolitik treiben und sind auch unsere Politiker im Kriege ziemlich still geblieben. Das Suchen und Sehnen der Volksseele, die Sorgen des in die Zukunft schauenden Volksmannes kommen eher in nichtpolitischen Kundgebungen zum Ausdruck. Und da möchte ich jedermann, der in diesen Tagen, wo auch um Siebenbürgens Schicksal verhandelt und gekämpft wird, sich seiner südöstlichsten Volksgenossen erinnern will, auf ein vortreffliches Büchlein aufmerksam machen. Es ist als ein Heft der Modernen Predigt - Bibliothek bei Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen soeben erschienen (Preis 1,20 M.). Es heißt: „Um Volk und Vaterland", „Siebenbürgische Kriegspredigten" von D. Dr. Adolf Schullerus, Stadtpfarrer in Hermannstadt. Diese Sammlung von zwölf seit Kriegsausbruch in der ev. Stadtpfarrkirche zu Hermannstadt gesprochenen Kanzelreden ist kein übliches Predigtbuch. D. A. Schullerus ist nicht nur Theologe, er ist es überhaupt nicht in erster Reihe. Sein eigentliches Fach ist das der deutschen Sprache, daneben ist er politisch hervorgetreten, und, wer seine Predigten liest, wird mir recht geben, daß ihm kräftiger poetischer Schwung eigen ist. Auf diese Weise sind seine Kriegspredigten die Bekenntnisse eines durch und durch national fühlenden, politisch denkenden Mannes. Ihr Durchblättern gibt einen guten Rückblick auf das abwechselnde Panorama der auf- und abwärts steigenden Gefühle und Gedanken des vergangenen Jahres.

Die Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand brachte den Stein des Weltkrieges ins Rollen. Die vereinende Kraft der dynastischen Anhänglichkeit erfaßte auch das stets monarchietreue Volk der Siebenbürger Deutschen wie eine Naturgewalt. Als die Feinde von allen Seiten losbrachen, war auch bei uns die Frage nicht zu unterdrücken: Ist das, was jetzt geschieht, nicht eine Bankerotterklärung der ganzen mühselig errungenen Kultur, des ganzen Christentums? Was hat uns der Krieg zu sagen? „Ich meine zuerst und vor allem, daß es Güter im Leben gibt, die höher und größer sind als das Höchste, das wir bisher gekannt haben, höher als Vater- und Mutterliebe, größer als das Leben selbst." Was bedeutet uns aber der Krieg im besonderen? „Jetzt, wo der deutsche Name wie ein strahlender Frühlingsmorgen durch die Welt bricht, jetzt erheben auch wir stolz unser Haupt und freuen uns, nun nicht trotz, sondern durch unsere deutsche Art dem Vaterland, was es Gutes an uns getan, vergelten zu können: daß es nun in diesem Kampf auf Leben und Tod mit seinem großen Kriegsgenossen, dem Deutschen Reich, nicht nur durch gemeinsamen Kampf und gemeinsamen Feind, nicht nur durch den Siegespreis gemeinsamer glänzender Zukunft, sondern durch das Blut und die Sprache der treuesten seiner Bürger innig verbunden ist." Wenn später, in den späten Herbsttagen, die Kriegsnachrichten minder erfreulich klangen, dann mahnt Schullerus zur Einkehr. „Eine doppelte Lehre aber mögen uns diese Tage der Enttäuschung geben, wenn wir auf ihre letzten Voraussetzungen zurückgehen, daß Ueberspannung des Nationalgefühls den Krieg geschürt und zugleich die Kraft des Durchhaltens unterhöhlt hat. Die erste. Es soll möglich sein, daß innerhalb eines Staatsganzen, ohne seine Einheit zu sprengen, sich nationales Leben verschiedener Art in seiner vollen Eigenkraft entfalte. Und es soll möglich werden, daß nationale Eigenart, ohne die Treue zum Vaterland zu brechen, auch über die Grenzen des staatlichen Verbandes hinausgehend mit verwandter Art zu vollem Leben zusammenfließe. Das andere. Nicht nur um uns in Zukunft solche Stunden der Enttäuschung zu ersparen, sondern um unsere Eigenart zum bleibenden Bestand zu führen, sollen wir mehr, als es bisher geschehen, eine jede Volksgemeinschaft in der Vertiefung der Kulturarbeit unseren nationalen Beruf sehen." Also Achtung jeder nationalen Eigenart und Vertiefung der Kulturarbeit ist dasjenige, was Ungarn nottut. Die Deutschen

Digitized by Google

Ungarns, als die aufrichtigsten Bürger des ungarischen Staatswesens, können solches in schwerer Stunde offen aussprechen. „Wohl haben wir ja alle, welcher Sprache und welchen Glaubens wir sein mögen, in langen Friedenszeiten Gelegenheit genug gehabt, uns an den Ordnungen und Forderungen des Staates zu reiben. Seine Ansprüche an uns dünkten uns oft hart, wir wünschten den Sonnenschein anders verteilt, wir stemmten uns gegen den Weg, den er uns führte. Aber in solcher Gefahr, da sein Bestand auf dem Spiele steht, da das Vaterland uns aufruft, gegen Gewalt von außen und gegen Verrat von innen, ihm beizustehen, da merken wir erst, wie tief wir in seinem heiligen Boden eingewurzelt sind. Da erst fühlen wir, wie seine Ehre unsere Ehre ist, sein Verderben unser Tod.“ „Was würde doch uns zuteil werden, wenn — was Gott verhüten möge! — unser Vaterland von den Feinden überwältigt und zerschlagen würde? Wie könnten wir uns retten, daß wir nicht in der fremden Woge versänken?! Sollen wir den Wanderstab ergreifen und lassen, was wir uns erworben mit Schweiß und mit Blut? Und sollen unseren Namen lassen, und unserer Väter Grab? —“ Doch wir trauen dem Sieg, denn „es bewegt uns bis in die Tiefen unseres Lebens die Erkenntnis, daß es sich in diesem Weltkrieg nicht zuletzt um die Anerkennung oder um Unterdrückung oder sieghaften Fortschritt des deutschen Geistes handelt.“ Dieser deutsche Geist feiert noch vor dem endgültigen Ausgang des Ringens dort draußen im Innern der Volkspersönlichkeit seine Triumphe: er hat den einzelnen wieder ganz der Volksgemeinschaft zugewiesen, er hat eine Schwäche unseres Volkscharakters aufgedeckt. „Wir sind zu weich. Eines sollte der Krieg uns geben: mehr Stahl in unser Blut.“ „Gestehen wir es uns nur ein! Viele von uns werden ein seltsames Unbehagen nicht los. Wir sagen uns: draußen spielen sich weltbewegende Ereignisse ab, die das Bild der Menschheit von Grund aus umgestalten. Draußen ein unerhörtes Einsetzen von persönlichem Mut, von Spannkraft, Charakter. Und hier geht alles seinen gewohnten Gang. Im engen Kreis. Nieder das Ziel, mit halbgerecktem Arm zu erreichen. Dürftig der Preis. Bettelarm der Inhalt des Tages.“ Der Trost, den uns Schullerus zum Schluß empfiehlt, ist der des Glaubens, allerdings der des deutschen, sächsischen Glaubens.

So klingen die gedankenvollen Darlegungen eigentlich in keinem vollen Akkord aus. Das Ziel der nationalen Erhebung ist tatsächlich noch nicht erreicht. Die Wogen der Weltbrandung haben bis heute Siebenbürgen verschont, dadurch ist hier aber auch alles beim alten geblieben. Jetzt erst, im zweiten Stadium des Weltkrieges, scheint für Siebenbürgen die Schicksalsstunde geschlagen zu haben. Jetzt entscheidet es sich, ob wir weiter ein wenig lebensvoller Anhang von Mitteleuropa bleiben sollen, oder ob wir etwa zu Osteuropa kommen, oder ob uns ein neuer Aufschwung, eine neue Blüte entsteht, wenn wir bei Mitteleuropa bleibend eine Brücke zum Orient werden? Diese drei Möglichkeiten stehen uns offen. Es ist klar, daß für das vielgeprüfte Land und das vielgeprüfte deutsche Volk, das hier lebt, die dritte Lösung die beste sein würde.

Die Eisenbahnlinie Budapest—Predeal—Bukarest, die in Siebenbürgen größerenteils inmitten des alten deutschen Sachsenbodens durchführt, ist gegenwärtig die einzige Verbindungslinie nach dem Orient; ihr Personenverkehr ist interessant wie nie, ihr Frachtenverkehr ist stärker wie in Friedenszeiten. Wenn in Rumänien die Einsicht siegen würde, daß der Platz ihres Staates nur an der Seite der Zentralmächte ist, so müßte das weiter so bleiben und könnte sogar zu dem glücklichsten wirtschaftlichen Verkehr ausgebaut werden. Wenn Rumänien aber weiter schwankend bleibt oder sich sogar gegen uns wendet, so ist es selbstverständlich, daß eine Verständigung mit Serbien in den Vordergrund rückt. Deswegen verfolgen wir die spärlichen Nachrichten über das Verhältnis zu Rumänien mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Wir wissen, daß (von uns leider unbeeinflußbar) in diesen Wochen und Monaten über den Fortschritt oder Niedergang unseres Volkes mitentschieden wird.

J. Hashagen / Entwicklungsstufen des Dreibunds

Die Geschichte des Dreibunds ist vor allem die Geschichte des Verhältnisses Italiens zu seinen Bundesgenossen. Als solche zerfällt sie in zwei auch sachlich von einander verschiedene Perioden, in eine ältere freundschaftliche und eine jüngere, von Mißhelligkeiten getrübte Zeit. Die zeitliche Grenze liegt etwa im Jahre 1898, so daß sich die zwei Perioden 1882—1898 und 1898—1915 ergeben.

Die Gegenspieler, die Störenfriede sind während des ersten Zeitraums nur Frankreich und Rußland, während des zweiten Zeitraums auch England. Was jenen beiden Mächten allein nicht gelungen ist, gelingt England: die Zertrümmerung des Dreibunds.

Durch die französische Eroberung Tunesiens im Frühling 1881 wird die werdende italienische Großmacht mit Notwendigkeit an die Seite der seit Herbst 1879 verbündeten Zentralmächte gedrängt. Italien bedarf nicht nur gewissermaßen des Trostes für den schweren Schlag, den ihm die Franzosen in Tunis zugefügt haben, sondern auch des Schutzes gegen weitere französische Uebergriffe. Nicht die deutschen Zentralmächte haben Italien das Bündnis angetragen, sondern Italien ist von selbst gekommen, von Italien ist der erste Schritt ausgegangen. Um Hilfe flehend gegen Frankreich erscheint es bei den deutschen Zentralmächten. Daß Bismarck die Italiener durch Drohungen zum Anschluß gezwungen habe, ist nur eine von den vielen englischen Geschichtsfälschungen. Am 20. Mai 1882 schließt Italien je einen Bundesvertrag mit Deutschland und mit Oesterreich-Ungarn. Der Inhalt dieser nicht veröffentlichten Verträge wird sich noch in engeren Grenzen gehalten haben. Auch in der Form, in der Geltungsdauer sehen sie anders aus als der deutsch-österreichisch-ungarische Bundesvertrag von 1879. Dieser Vertrag läuft stillschweigend weiter, wenn er nicht gekündigt wird. Das gilt von den italienischen Verträgen nicht: sie erlöschen vielmehr stillschweigend, wenn sie nicht erneuert werden. Da sie auf fünf Jahre abgeschlossen sind, so müssen sie im Jahre 1887 erneuert werden, wenn sie nicht erlöschen sollen.

Diese erste Erneuerung der Verträge stößt nun aber wie alle späteren auf Schwierigkeiten. Schon 1886 machen Frankreich und Rußland eifrige Versuche, um Italien aus den Netzen der Zentralmächte wieder zu befreien. Sie bieten ihm das Trentino und Triest. Aber Italien ist gegenüber diesen Verlockungen damals fest geblieben. Sein Schutzbedürfnis gegenüber Frankreich dauert fort. Es wird begleitet von dem Wunsche Oesterreich-Ungarns, durch einen engeren Bund mit Italien seine Stellung auf dem Balkan während der bulgarischen Krise zu verbessern. So kommt der zweite Vertrag am 20. Februar 1887 zustande, formell der erste Dreibundvertrag; denn Italien schließt jetzt nicht mehr

Digitized by Google

zwei getrennte Verträge, sondern zwischen den drei Mächten wird jetzt nur ein einziger Vertrag getätigt. Die Bestimmungen über die Geltungsdauer bleiben dieselben wie 1882. Wird er also nicht erneuert, so läuft der neue Vertrag 1892 ab.

Die Erneuerungsverhandlungen, die schon 1891 beginnen, stoßen zwar wieder auf Schwierigkeiten. Frankreich, mit dem Italien damals einen ruinösen Zollkrieg ausficht, verspricht diesmal u. a. bares Geld, wenn Italien den Dreibund verlasse. Aber Italien widersteht auch diesmal den Verlockungen, denn sein allgemeiner Gegensatz gegen Frankreich ist noch immer beträchtlich. Daraus erklärt es sich vor allem, daß der neue Vertrag am 28. Juni 1891 in verschärfte Formen gebracht wird. Statt auf fünf, wird er auf sechs Jahre geschlossen. Aber das bedeutet noch nicht viel. Die Hauptsache ist, daß er jetzt formell dem deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisse insofern angenähert wird, als er, falls nach sechs Jahren keine Kündigung erfolgt ist, für weitere sechs Jahre stillschweigend weiterläuft, also bis 1903. Der neue Modus scheint sich zu bewähren. Die ersten Jahre nach 1891 sind Jahre ruhiger Entwicklung des Dreibunds. Sie bleibt so lange von Bestand, solange der Friede zwischen Italien und Frankreich noch nicht wiederhergestellt ist. Das geschieht erst mit Beendigung des italienisch-französischen Zollkriegs im Jahre 1898. Das Jahr 1898 ist also das Epochejahr in der Geschichte des Dreibunds.

Jedenfalls reicht die für die Festigkeit des Dreibunds günstige Periode über das Jahr 1891 hinaus. Zum Beweise dessen würde schon die Tatsache genügen, daß das Verhältnis zwischen Deutschland und dem damals ausgesprochen dreibundfreundlichen England in der ganzen Zeit seit 1871 nie so freundlich ist wie in den Jahren 1890—1894. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß Italien gegen einen Bund mit Deutschland so lange nichts zu erinnern findet, solange Deutschland mit England gut steht, daß aber das deutsche Bündnis durch jede Erschütterung der deutsch-englischen Beziehungen für Italien an Wert verliert. Wenn man das berücksichtigt, dann erkennt man auch den tiefsten Grund für die befriedigende Entwicklung des Dreibunds in dieser älteren Zeit: er findet Gnade vor den Augen der Engländer; sie brauchen ihn damals noch gegen Rußland; daher flankieren und begönnern sie ihn und sind mit der Zugehörigkeit Italiens zu ihm ganz einverstanden.

Aber seit Ende der neunziger Jahre kündigt sich schon die schwere Dreibundkrise des Jahres 1902 an. Zunächst wird sie, wie bemerkt, durch die sichtliche Besserung der italienisch-französischen Beziehungen seit 1898 hervorgerufen. Italien und Frankreich schaffen neben handelspolitischen auch kolonialpolitische Ausgleiche, die bereits die Interessen seiner Bundesgenossen schädigen. Diese Verständigungen wurden für Deutschland und Oesterreich-Ungarn aber erst deshalb bedrohlich, weil sie sich schon in dieser Zeit zu einer Verständigung mit England erweitern, und weil England in dieser selben Zeit mit dem Deutschen Reiche bereits in schwere Konflikte geraten ist und somit vom Dreibund abrückt. England bemüht sich jetzt, Seite an Seite mit Frankreich Italien aus dem Dreibund herauszuziehen. 1891 hatte es den Dreibund flankiert. 1902 fängt es an, mit dem russisch-französischen Zweibund zu liebäugeln. Hinzukommen auch Schwierigkeiten innerhalb des Dreibunds, besonders zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn, die keineswegs, wie so oft schon früher, nur von der italienischen Irredenta hervorgerufen werden, sondern auch durch die neue, jetzt gegen Oesterreich-Ungarn gerichtete Balkanpolitik Italiens und durch handelspolitische Zerwürfnisse. Aber trotz aller äußeren und inneren Gegenminen ist am 28. Juni 1902 der Dreibundvertrag abermals erneuert worden. Da er nur unter erschwerenden Umständen unter Dach und Fach gekommen ist, so darf man von ihm gegenüber seinem Vorgänger von 1891 keine Verschärfung erwarten. Er verharrt auf dem Boden von 1891, d. h. er wird auf sechs Jahre geschlossen und läuft, wenn man ihn nicht kündigt, auf sechs Jahre weiter, also bis 1914. Der Inhalt scheint nicht wesentlich verändert worden zu sein. Italiens Bemühungen, in dem neuen Vertrage die Besserung seiner Beziehungen zu Frankreich auszudrücken, führen nicht zum Ziele.

Allein auch nach Erneuerung des Vertrages nimmt Italien seine Extratouren mit den Westmächten wieder auf. Das zeigt sich besonders auf der Marokkokonferenz von Algeciras von 1906. Italien rückt immer näher an England heran, je mehr dieses selbst sich zum Führer des großen antideutschen Weltbundes aufwirft. Gerade im Kündigungsjahre 1908 kommt es dann infolge der bosnischen Annexionskrise und des Wachsens der italienischen Balkanenergie wieder zu heftigen Zusammenstößen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn. Aber die von allen Feinden der deutschen Zentralmächte sehnlichst erwartete Kündigung bleibt trotzdem aus. Die Krise von 1908 scheint ebenso schwer gewesen zu sein wie die von 1902; aber die Lösung erfolgt mit einem anderen Mittel: Im Jahre 1902 gewinnt die Diplomatie der drei beteiligten Staaten einen mühsamen Sieg über die verschiedenen mächtigen Störenfriede. Im Jahre 1908/1909, während der bosnischen Annexionskrise, erkämpfen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einen der wenigen großen diplomatischen Siege über ihre Feinde, die sie überhaupt errungen haben. Für derartiges scheint doch auch die italienische Diplomatie nicht unempfänglich gewesen zu sein. Der Sieg der Bundesgenossen scheint den Italienern imponiert zu haben. Und so lenken sie nochmals ein. Aber vielleicht nur zum Scheine. Denn schon im Herbst 1909 erfolgt zu Racconigi ein enger Zusammenschluß zwischen Italien und Rußland, und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung hat kürzlich weiter mitgeteilt: „In den folgenden Jahren hatte die Kaiserliche Regierung wiederholt die Beobachtung machen müssen, daß die Interna der Politik der Dreibundmächte auf dem Wege über Rom nach Petersburg gelangten und zwischen der italienischen und russischen Diplomatie politische Fragen [d. h. wohl besonders Balkanfragen] in einer Weise erörtert wurden, die mit dem Geist der Loyalität, wie er zwischen Verbündeten obwalten sollte, kaum noch in Einklang zu bringen war."

Immerhin fängt die Kurve, mit der man die Entwicklung der Beziehungen Italiens zu seinen Bundesgenossen versinnbildlichen könnte, trotz dieser weiteren intimeren Extratouren auch nach Racconigi anscheinend noch wieder an zu steigen, obwohl ihr Sinken ins Bodenlose des politischen Wahnsinns doch schon so nahe bevorsteht. In der öffentlichen Erörterung der italienischen Verräterpolitik ist bisher keineswegs mit der genügenden Deutlichkeit hervorgehoben worden, daß sich Italiens Stellung im Dreibund noch nach Racconigi allen Unkenrufen zum Trotz anscheinend vorübergehend noch einmal wieder gefestigt hat. Zwischen Italien und den deutschen Zentralmächten, besonders Oesterreich-Ungarn, tritt seit etwa Ende 1911 eine Art von amtlicher Entspannung ein, die gewiß nicht zufällig mit der deutsch-englischen Entspannung in den beiden letzten Jahren vor Ausbruch des Krieges zeitlich fast genau parallel läuft. Die beiden wichtigsten äußeren Ereignisse dieser letzten Zeit, die einander unmittelbar folgen, der Tripoliskrieg von 1911/12

Digitized by Google

und die beiden Balkankriege von 1912/13, hätten, was keiner näheren Begründung bedarf, zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn, die immer in einem latenten Spannungszustande lebten, genug neuen Konfliktsstoff heraufbeschwören und damit die amtliche Dreibundfreundlichkeit Italiens von neuem herabstimmen können. Die verbrecherischen Erwartungen unserer Feinde deuten denn auch sofort in diese Richtung. Allein sie gehen nicht in Erfüllung. Wenn sich Italien während seines Türkenkrieges an neutralen Mächten reiben muß, so sind das bekanntlich weit mehr die Westmächte, ja die Dreiverbandsmächte, als Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Gleich zu Beginn der Balkankriege wird aber ferner das schon aus dem Jahre 1897, d. h. aus den Anfängen der neuen „autonomen" italienischen Balkanpolitik, stammende albanische Abkommen zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn wieder einmal erneuert und damit der klassische und höchst verwickelte Streitgegenstand der Balkanpolitik beider Mächte vorerst unschädlich gemacht. Als Oesterreich-Ungarn ferner während der Balkankriege seine Interessen auf dem Balkan bei anderen Gelegenheiten wahrnimmt, hat Italien damals nichts einzuwenden. Die erwähnte Entspannung zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn schien um so folgenschwerer zu sein, als sie sich gerade auf dem balkanischen Streitgebiete bemerkbar machte. Nur aus diesen Zusammenhängen erklärt sich die Tatsache, daß der Dreibund am 7. Dezember 1912 offenbar ohne besondere Schwierigkeiten und schon 1½ Jahre vor Ablauf des Vertrages von 1902 erneuert worden ist. Da er die beiden schweren Belastungsproben glücklich ausgehalten hatte, denen ihn die Wiederaufrollung der Orientalischen Frage 1911—13 aussetzte, so mußten auch vorsichtige Politiker jetzt zu einer günstigeren Beurteilung der Festigkeit des Dreibundes gelangen, wenn sie auch das Fortbestehen irredentistischer, durch Fehler der habsburgischen Nationalitätenpolitik verschärfter und außerdem anderer balkanischer Gegensätze zwischen Italien und Oesterreich-Ungarn nicht übersehen wollten.

Aber unbestreitbar bleibt doch, daß die gefährliche Krise, in die der Dreibund seit der Jahrhundertwende hineingeraten war, die sich dann während der ersten Phasen des Marokkostreites und während des bosnischen Annexionsstreites und in der Epoche von Racconigi höchst unliebsam wiederholt hatte, schließlich doch zu einer Art von Lösung geführt hatte. Optimisten konnten nicht ohne Grund sagen, daß der Vertrag von 1912 zu mehr Hoffnungen berechtige als sein von allen Seiten gefährdeter Vorgänger zehn Jahre früher. Es ist derselbe Unterschied wie er zwischen Prinetti und Tittoni einerseits, den Männern von 1902—1909, und dem Marchese di San Giuliano andrerseits zum Ausdruck kommt. Aus sachlichen und persönlichen Gründen konnte man wieder hoffen. Wenn sich die Festigkeit des Dreibunds seit der Jahrhundertwende auch wesentlich verringert hat, so ist dieser Zerbröckelungsprozeß doch keineswegs ein kontinuierlicher gewesen. Zu Zeiten haben sich die dunkelsten Wolken auch wieder verzogen. Die nähere Vorgeschichte des Eintritts Italiens in den Krieg beginnt also nicht vor dem 23. Juli 1914.

Diese nähere Vorgeschichte soll hier nicht mehr erörtert werden. In der Geschichte des Dreibunds ist sie die Katastrophe, die am Ende steht. Nur in ausführlicher Darstellung könnte der tiefe Abgrund italienischer Verräterpolitik enthüllt werden, wozu schon die amtlichen Sammlungen der diplomatischen Aktenstücke die ersten Handhaben bieten. Zur weiteren Vorgeschichte des Eintritts Italiens in den Krieg gehört aber die ganze Geschichte des Dreibunds, für deren wissenschaftliche Behandlung uns die Hauptquelle noch immer vorenthalten wird: nämlich die Verträge selbst. Schon die vorliegende Skizze zeigt aber, wo der Umschwung liegt, und wer den Umschwung herbeigeführt, wer die Saat des Unfriedens gesät hat, die jetzt so üppig in die Halme geschossen ist: gewiß auch ein einzelner Mann wie Camille Barrère, der seit 1897 beim Quirinal akkreditierte Botschafter der französischen Republik, ein alter Journalist, der sich auf die Behandlung der Presse versteht; gewiß neben den Salandra und Sonnino auf italienischer Seite auch Tommaso Tittoni, der ehemalige Freund des Fürsten Bülow und spätere italienische Botschafter in Paris. Aber nicht allein von Frankreich und von der Fratellanza Latina her kann die Zertrümmerung des Dreibunds durch den Verrat Italiens entscheidend vorbereitet worden sein. Außer den Schauspielern und Kulissenreißern im Vordergrunde bedarf es noch einer genialen Oberleitung, damit das Zertrümmerungsspiel zu Ende gespielt werden kann. Diese Regie hat in den geschäftigen Händen der englischen Diplomaten gelegen. Mit englischer Zähigkeit haben sie seit mehr als zehn Jahren das Spiel vorbereitet, mit demselben Hasse und mit derselben Begabung, wie sie aus dem Hasse entspringt, den sie auch sonst in aller Welt bei der Einkreisung Deutschlands an den Tag gelegt haben. England hat das Dreibundverhältnis vergiftet, schon seit der Jahrhundertwende, dann in immer neuen Anläufen während der Weltkrisen der letzten zehn Jahre, das friedebrecherische England! Aber Italien hat sich ihm zu Zeiten noch wieder entwunden. Erst spät, erst in letzter Stunde hat die englische Diplomatie auch diesen ihren größten Sieg erfochten, erst dann, als Italien sich selbst verlor. Die Entwicklungsstufen des Dreibunds aber sind nicht schlechthin alle neue Vorstufen dieses englischen Sieges. Erst diese Erkenntnis öffnet vollends die Augen über die Größe des englischen Sieges und über Italiens selbstmörderischen Verrat.

Otto Schulz / Volkskrieg

Bis zu diesem Kriege beurteilte man die militärische Stärke eines Landes fast nur nach der Zahl, Ausbildung und Ausrüstung seiner Truppen, des stehenden Heeres wie der gedienten Reserven, wozu für den Verteidigungskrieg die Zahl und Stärke der Festungen kam; allenfalls zog man noch die finanzielle Kraft in Betracht, da nach dem alten Wort zum Kriegführen Geld, wiederum Geld und zum dritten Geld gehöre. Dieser Krieg zeigt immer mehr, daß der bisherige Maßstab nur noch sehr bedingte Gültigkeit hat, daß für die endgültige Entscheidung die ursprüngliche, bei Ausbruch des Krieges vorhandene Truppenmacht bei weitem nicht so ausschlaggebend ist, wie man bisher glaubte, und daß es auf Geld viel weniger ankommt als auf andere wirtschaftliche Mittel.

Wenn man vor dem Kriege die Kriegsstärke des deutschen Heeres auf rund 4 Millionen, die des österreich-ungarischen auf 2,3 Millionen, die des russischen auf 5,5 Millionen, die des französischen auf rund 4 Millionen, die des englischen auf 0,5 Millionen und die des belgischen auf 170 000 Mann schätzte, so dürften diese Zahlen heute, auch nach Berücksichtigung der Verluste, ganz und gar nicht mehr gelten. Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Rußland dürften je die doppelte Zahl von Kämpfern und England noch weit mehr aufgestellt haben. Und von beiden Seiten werden noch immer neue Truppenmassen ausgebildet und ausgerüstet. Es kommt also

Digitized by Google

nicht mehr bloß auf die bei Ausbruch des Krieges vorhandene Truppenmacht, sondern auch auf die erst während des Krieges geschaffene und noch zu schaffende an.

Dabei scheint sich auch die Ansicht über die Ausbildungsmöglichkeit und Kriegstüchtigkeit neuer Truppen gründlich gewandelt zu haben. Was man früher nicht für möglich gehalten hätte, Truppen schon nach 2—3 Monaten Ausbildung in den Kampf zu stellen gegen Truppen, die regelrecht 2 oder 3 Jahre ausgebildet wurden, heute tun es alle Kriegführenden; russische Truppen sollen sogar schon nach noch kürzerer Ausbildungszeit an die Front gesandt werden. Und was das bemerkenswerteste ist: die so schnell ausgebildeten Truppen scheinen durchaus nicht minderwertig zu sein; jedenfalls scheint der Abstand zwischen einer 2—3 Monate und einer 2—3 Jahre ausgebildeten Truppe keineswegs so groß zu sein, wie man früher allgemein annahm. Daß Unterschiede vorhanden sind, liegt auf der Hand. Die Heere aller Kriegführenden werden während des Krieges immer mehr Milizheere. Nicht mehr die ursprünglich, vor dem Kriegsausbruch vorhandenen militärischen Kräfte, sondern die Völker selbst mit ihrer ganzen Kraft an waffenfähigen Männern stehen gegeneinander.

Solange nun jede der Parteien überhaupt noch über waffenfähige Männer verfügt, die sie ausbilden und ausrüsten kann, kommt es aber noch nicht auf die letzten Endes verfügbare Zahl der Reserven an, sondern vielmehr darauf, wer am schnellsten und am meisten neue, genügend ausgebildete und ausgerüstete Truppen aufstellen kann. Und dafür wiederum ist in erster Linie maßgebend die landwirtschaftliche und industrielle Leistungsfähigkeit der kriegführenden Parteien. Ganz besonders springt die Bedeutung der Industrie für den Ausgang des Krieges in die Augen.

Ein modernes Heer ist nämlich, abgesehen von den Menschen, ganz und gar ein Produkt der Industrie. Außer den nackten Menschen und der Nahrung für Menschen und Pferde wird so gut wie alles dafür von der Industrie geliefert: Gewehre, Maschinengewehre, Kanonen, Munition hierfür, Bomben, Minen, Schwerter, Lanzen, Schanzzeug und Handwerkszeug für den Bau von Schützengräben und Unterständen, Schutzschilde, Luftschiffe, Flugzeuge, Kriegsschiffe, Eisenbahnwagen, Lokomotiven, Schienen, Eisenkonstruktionen für Brücken und Bauten, Kraftwagen und andere Fahrzeuge, optische und photographische Hilfsmittel, Scheinwerfer, Telephone, Telegraphen und andere elektrische Hilfsmittel, Lazaretteinrichtungen, Verbandzeug, Medikamente, chirurgische Instrumente, Bekleidungs- und andere Ausrüstungsgegenstände, Zelte, Decken usw. Die Industrie macht somit aus Menschen — abgesehen von der Ausbildung — überhaupt erst kampffähige Soldaten.

Damit nicht genug, muß die Industrie nach der ersten Ausrüstung auch noch fortlaufend für die Verpflegung und Ernährung der Soldaten, für die Ergänzung der Ausrüstung und vor allem für Munition sorgen. Die Nahrung eines modernen Heeres besteht zum großen Teil aus Industrieerzeugnissen, nämlich Konserven aller Art, oder wird mit industriellen Hilfsmitteln wie Feldküchen und Feldbäckereien zubereitet. Selbst das Trinkwasser wird vielfach erst mit industriellen Hilfsmitteln gewonnen. Der Bedarf an solchen Hilfsmitteln wie an industriell gewonnenen Konserven ist bei einem Millionenheer ungeheuer. Auch der Verbrauch oder Verschleiß, oder die Zerstörung von Waffen, Geschützen, Ausrüstungsgegenständen und Hilfsmitteln aller Art ist groß; Gewehre und Kanonen werden abgenützt oder beschädigt, oder an den Feind verloren, Flugzeuge, Lenkballons, Kriegsschiffe werden vernichtet, Uniformen und Stiefel werden zerrissen, zahlreiche Hilfsmittel wie optische Instrumente, Telegraphen, Scheinwerfer werden durch Geschosse zerstört, Brücken und Eisenbahnen werden gesprengt, Fahrzeuge werden unbrauchbar usw.; für alles das muß fortlaufend Ersatz geschaffen werden. Ganz besonders groß ist aber der Munitionsverbrauch der modernen Schußwaffen, der großen Mörser, Schnellfeuerkanonen, Maschinengewehre und Gewehre; z. B. sollen allein in der Winterschlacht in der Champagne von französischer Seite in fünf Tagen nicht weniger als eine halbe Million Artilleriegeschosse auf die deutschen Linien geschleudert worden sein. Bedenkt man, einen wie verhältnismäßig kleinen Ausschnitt aus dem Gesamtringen diese Schlacht doch bildet, dann kann man ermessen, daß der gesamte Munitionsverbrauch dieses Krieges ganz ungeheuer groß sein muß.

So stellt die Ausrüstung und Verpflegung der modernen Millionenheere an die Leistungsfähigkeit der Industrie der kriegführenden Länder ganz außerordentliche Anforderungen. Ja, die militärische Stärke eines kriegführenden Staates ist geradezu abhängig von der Leistungsfähigkeit der Industrie, die ihm zur Verfügung steht. Kein Staat kann schneller neue Truppen aufstellen, als die Industrie auszurüsten, und kann mehr Truppen im Kampf halten, als die Industrie fortlaufend mit allem Notwendigen, vor allem Munition, zu versorgen vermag. Rußland und England mögen noch so viele Menschen zur Verfügung haben — solange ihre Industrien nicht imstande sind, für diese Menschen Waffen und alle anderen zur Ausrüstung und zum Kampfe notwendigen Dinge zu liefern, werden daraus keine kampffähigen Soldaten. Wenn sie vielleicht neue Heere aufstellen, indem sie dem Menschen nur das Allernotwendigste, eine Uniform und ein Gewehr, vielleicht sogar nur ein altes geben, dann werden diese Heere jedem nach den Regeln der modernen Kriegskunst vollkommen, d. h. nicht bloß mit den besten Gewehren, sondern auch mit der entsprechenden Anzahl von Kanonen, Flugzeugen, Verkehrs- und Beobachtungsmitteln usw., ausgerüsteteen Heere unterlegen sein.

Je leistungsfähiger die zur Verfügung stehende Industrie, desto schneller ist die Ausrüstung neuer Truppen und desto vollkommener die Versorgung mit Munition und anderen Kampfmitteln möglich. Wer also von den Kriegführenden über die leistungsfähigste Industrie verfügt, wird in der Aufstellung neuer Truppen am ersten einen derartigen Vorsprung erlangen, daß sich das jetzt vorhandene ungefähre Gleichgewicht der Kampfkräfte zu seinen Gunsten ändert, und wird dann vor allem durch außerordentliche Artillerietätigkeit, d. h. gesteigerte Munitionsverwendung, eine Entscheidung erzwingen können, die nachträglich durch neu ausgerüstete Reserven nicht mehr rückgängig gemacht werden kann; ebensowenig, wie 1870/71 die in den ersten großen Schlägen liegende Entscheidung durch das französische Massenaufgebot rückgängig gemacht werden konnte.

Hiernach erkennt man, welche große Bedeutung den amerikanischen Rüstungslieferungen an die Feinde Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zukommt. In dem Wettkampf der feindlichen Industrien, der, wie wir gesehen haben, kaum weniger wichtig ist, als der militärische Kampf, haben die deutsche und österreichische Industrie es nicht bloß mit der englischen, französischen und russischen, sondern auch noch mit der sehr leistungsfähigen amerikanischen Industrie zu tun, und in Wahrheit kämpfen Deutschland und seine Verbündeten nicht bloß gegen England, Frankreich, Rußland e tutti quanti, sondern auch gegen einen großen Teil des amerikanischen Volkes. Ohne die amerikanische Unterstützung ihrer Gegner hätten Deutschland und Oesterreich-Ungarn vermutlich längst den oben bezeichneten Vorsprung im Wettrüsten und die Uebermacht

Digitized by Google

gewonnen und eine Entscheidung zu ihren Gunsten erzwungen. Die „New-Yorker Staatszeitung" übertreibt wirklich nicht, wenn sie auf Grund der amerikanischen Ausfuhrstatistik behauptet, daß der Krieg ohne die amerikanischen Rüstungslieferungen längst zu Ende wäre.

Sieht man noch genauer hin, dann erkennt man, daß außer den Heeren auch nicht bloß die Industrien, sondern die Völker überhaupt mit allen ihren Kräften und Hilfsmitteln gegeneinander kämpfen. Zunächst zieht die Industrie an Stelle ihrer zum Heer einberufenen Arbeiter aus dem ganzen Volke immer neue Arbeitskräfte heran, nicht bloß Männer, sondern auch Frauen, so daß schließlich die ganze Arbeitskraft des Volkes, soweit sie nicht den eigenen dringenden Bedürfnissen dient, für die Versorgung des Heeres mit industriellen Kriegsmitteln in Anspruch genommen wird. Ebenso steht der Handel zum großen Teil mittelbar oder unmittelbar im Dienst des Krieges, indem er für die Herbeischaffung und Verteilung von Rohstoffen und Fertigerzeugnissen für den Heeresbedarf sorgt. Und selbst, wo die Beziehungen der Zivilbevölkerung zum Kriege weder unmittelbar noch mittelbar hervortreten, sind sie doch vorhanden. Denn der Krieg beeinflußt und verändert das Leben und Treiben der gesamten Bevölkerung. Jeder einzelne muß sich irgendwie den besonderen Bedingungen des Kriegszustandes anpassen und mit einem, wenn auch noch so geringen Teil seiner Kraft Kriegsdienst leisten, in Deutschland und Oesterreich-Ungarn mindestens durch Anpassung der Ernährungsweise an die durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse. So wird schließlich der Krieg — und je länger desto mehr — nicht mehr bloß von dem bewaffneten Heer, sondern von dem ganzen Volk geführt. Der Krieg ist im wahren Sinne des Wortes „Volkskrieg" geworden.

Und nicht mehr bloß die Menschen, nein, auch ihre Hilfsmittel, die toten Stoffe müssen den Kampf entscheiden helfen. Von der genügenden oder nicht genügenden Menge der Nahrungsmittel, der industriellen Rohstoffe, der finanziellen Mittel, besonders des Goldes, wird die Entscheidung mitabhängig gemacht. Kurz, alles, was ein Volk ist und hat, muß in diesem gewaltigen Entscheidungsringen einsetzen.

Hier mag noch, zurückkommend auf eine Andeutung im Eingang, bemerkt werden, daß es für die Kriegführung viel weniger auf Geld ankommt, als darauf, daß alles, was zum Kriegführen notwendig ist, im Lande vorhanden ist oder erzeugt werden kann. Wenigstens gilt das für Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die kein Kriegsmaterial einführen, d. h. von anderen Völkern kaufen können. Deutschland und Oestereich-Ungarn mögen noch so viel Geld haben, Kriegsmaterial, das sich nicht in ihrem Lande befindet, bekommen sie für alles Geld nicht. Umgekehrt würde ihren Regierungen alles Kriegsmaterial im Lande auch ohne Geld zur Verfügung stehen. Sie würden nötigenfalls mit Papier bezahlen, auch mit Papier, das durch Gold im Staatsschatz in keiner Weise gedeckt ist.

Anders allerdings steht es mit unseren Feinden. Ihnen steht die ganze Erde offen. Wenn sie Geld haben, können sie in aller Welt Kriegsmaterial kaufen, was sie ja auch tun. Insbesondere kaufen sie, wie bereits erwähnt, ungeheure Mengen von Kriegsmaterial in den Vereinigten Staaten. Solange sie dafür mit Gold oder anderen Waren zahlen, geben sie immerhin eigene Kraft und Arbeit — eben in Form von Gold oder anderen Waren — dafür aus. Aber leider liefern die anderen Völker, besonders die Amerikaner, ihr Kriegsmaterial an unsere Feinde nicht bloß gegen bar, sondern auch auf Kredit, und das bedeutet, daß sie der erschöpften, von Reserven entblößten Volkskraft unserer Feinde vorläufig ohne wirkliche Gegenleistung zu Hilfe kommen, so daß unsere Feinde stärker sind, als sie aus eigener Kraft sein würden, während Deutschland und seine Verbündeten, die weder gegen bar noch auf Kredit kaufen können, ganz auf ihre eigene Kraft angewiesen sind. Sogar Menschenanleihen machen unsere Feinde in aller Welt, nicht bloß, indem sie überall Truppen anwerben, sogar 3000 Industriearbeiter soll England aus den Vereinigten Staaten bezogen haben. Auch hier zeigt sich also, daß Deutschland und seine Verbündeten nicht bloß gegen die Volkskraft der Engländer, Franzosen, Russen und ihrer Anhänger, sondern auch gegen einen erheblichen Teil der übrigen Welt kämpfen. Deutschland und Oesterreich-Ungarn stehen wirklich gegen den größten Teil der Welt im Kampf. Diese Erkenntnis läßt erst die Größe des bisher Geleisteten recht ermessen und zeigt, welch ungeheure Leistung ihr endlicher Sieg bedeuten würde.

Georg Hohmann / Die Heilkunst im Kriege

Ob der gegenwärtige Krieg mit seiner aufs höchste ausgebildeten Technik im Verhältnis zu früheren Kriegen mehr Menschenleben zerstört, wird erst nach seinem Ende zu sagen sein, wenn alle Ziffern genau vorliegen. Kriegsseuchen und Kriegsverwundungen sind die beiden großen Zerstörer der Menschen im Kriege. Von den ersteren wissen wir, daß sie sich in äußerst engen Grenzen halten, und hoffen, daß es auch so bleiben wird, im Vertrauen auf die hygienische Fürsorge, die im Rahmen unseres Heerwesens als mächtiger Faktor für die Schlagfertigkeit und Kampfkraft der Truppe wirkt.

Heute sollen uns die eigentlichen Kriegsverwundungen interessieren. Welchen Trost kann die Heilkunst den Verletzten geben? Zweifellos ist das Schicksal der Kriegsverletzten in unserer Zeit der Technik auf allen Gebieten ein weit besseres als je zuvor in einem Kriege. Eine ungeheure Wandlung ist in der ärztlichen Versorgung der Verwundeten eingetreten. Dies zeigt sich nicht nur in der Organisation des ganzen militärischen Sanitätswesens, sondern vor allem auch in den wissenschaftlichen Fortschritten der Heilkunst. Der Unterschied gegen früher wird am deutlichsten durch die eine Tatsache beleuchtet, daß heute der allergrößte Teil der in die Heimatlazarette verbrachten Verwundeten als dem Leben erhalten betrachtet werden darf. Wohl gibt es auch hier noch Todesfälle bei schwerer Verletzten, allein das Bild gegenüber früher ist völlig verändert. Die Pyämie, die Blutvergiftung, die früher ungezählte Opfer forderte, ist heute ganz erheblich eingeschränkt. Die modernen chirurgisch-orthopädischen Methoden der Behandlung der eiternden Schußfrakturen haben die Zahl der Todesfälle ganz außerordentlich herabgedrückt. Man hat gelernt, daß eine exakte Ruhigstellung der zerschossenen Knochen und Gelenke für die Heilung der eiternden Wunden von geradezu entscheidender Bedeutung ist. Deshalb wird heute mit Recht auf die Technik der fixierenden Verbände das größte Gewicht gelegt. Der exakt sitzende ruhigstellende Verband rettet aber oft nicht nur das Leben — man denke etwa an die schweren Oberschenkelschußfrakturen, denen früher die meisten erlagen —, sondern er rettet auch die meisten Glieder vor der Amputation. Während früher bei schwereren Zerschmetterungen der Knochen meist amputiert wurde, übt man heute eine berech-

Digitized by Google

tigte Zurückhaltung und sieht trotz schwerster Zerstörung der Knochen und Weichteile oft noch die schönste Heilung erfolgen. Das ist der zweite große Fortschritt in der Verwundetenbehandlung, die erhebliche Einschränkung der Amputationen. Man setzt alles daran, die Glieder zu erhalten, und sei es auch mit einer mehr oder weniger großen Beschränkung der Gebrauchsfähigkeit. Den Ausfall an Funktionsfähigkeit sucht dann die moderne chirurgische Orthopädie, so gut es geht, wiederauszugleichen, teils mit physikalischen Heilmethoden (Massage, Wärme, Elektrizität, Medikomechanik, Bandagen), teils mit den operativen Methoden, die namentlich das letzte Jahrzehnt hervorgebracht hat. Versteifte Gelenke werden wieder beweglich gemacht, durchschossene Nerven wieder vereinigt, in Narben eingewachsene daraus gelöst und dadurch Lähmung und Schmerzen beseitigt, zerstörte Sehnen und Muskeln durch plastische Operationsmethoden aller Art wieder ersetzt, Knochendefekte überbrückt, große Hautverluste durch Verpflanzung von Hautstücken gedeckt usf. An die Stelle der früheren verstümmelnden Operationen sind reparierende, erhaltende getreten. Dies bezeichnet am deutlichsten den großen Umschwung und Fortschritt der Heilkunst.

Freilich läßt sich nicht immer alles wiedergutmachen, nicht jede Lähmung wird geheilt, viele Gelenke bleiben steif, Beine bleiben kürzer und die Zahl der verlorengegangenen Gliedmaßen ist immerhin noch eine ziemlich erhebliche. Was soll aus diesen Leuten, den nicht wieder dienstfähigen, den Invaliden werden? Mit der Rente ist es ja nicht getan. Ganz abgesehen von der Unmöglichkeit, Renten zu gewähren, die den Lebensunterhalt völlig decken, ist es im Interesse der sittlichen Volksgesundheit notwendig, die Menschen rechtzeitig mit dem Gedanken vertraut zu machen, durch eigene Arbeit sich ihr Brot zu verdienen. Die Erfahrung aus der Friedensunfallpraxis zeigt auch die große Anpassungsfähigkeit der Beschädigten, und wenn man hinzunimmt, daß es nicht beabsichtigt ist, den Kriegsinvaliden ihre Rente wieder zu entziehen, womit der die Menschen erfahrungsgemäß nervös und arbeitsunfähig machende Kampf um die Rente wegfällt, so sind die Möglichkeiten, dem größten Teil der Kriegsinvaliden wieder zu selbständigen Existenzen zu verhelfen, erfreulich groß. Die Arbeit muß freilich sehr früh beginnen, schon im Lazarett, noch während der Behandlung. Hier ist der Soldat den Einwirkungen am zugänglichsten. Darum zeugt es von modernem Weitblick, daß man vielerorts daran gegangen ist und besondere orthopädische Lazarette mit angegliederten Invalidenschulen geschaffen hat (Wien, Nürnberg, Mannheim, Dresden, München usf.). In diese orthopädischen Lazarette werden die eine besondere orthopädische Behandlung erfordernden Fälle aus dem Bereich des Armeekorps zusammengelegt, ferner die Invaliden, bei denen die eigentliche ärztliche Behandlung abgeschlossen ist, die Einarmigen, Einbeinigen usw., bei denen die Berufsfrage vor der Türe steht. Hier werden teils die notwendigen orthopädischen Operationen, die medikomechanische oder sonstige Behandlung ausgeführt, zweckmäßige künstliche Glieder, zum Teil mit Vorrichtungen, die dem künftigen Berufe angepaßt sind, werden hier gegeben, und schließlich wird hier der einzelne Kriegsbeschädigte nach Berufsberatung und Auswahl entweder in seinem bisherigen Beruf geübt oder für einen neuen vorbereitet. Städtische Gewerbeschulen und Lehrwerkstätten eignen sich besonders zu diesem Zweck, aber auch sonst sind mit Mithilfe der Industrie ohne allzu große Schwierigkeiten und Mittel solche Werkstätten einzurichten. Die Anpassung des Beschädigten an seine Arbeit wird im gegebenen Fall durch entsprechende Anpassung des Werkzeuges an die körperliche Deformität erleichtert (besonders geformte Hobelgriffe, Halteapparate usw.). Hier wird der orthopädische Facharzt dem Gewerbelehrer manchen Wink geben können. Die soziale Aufgabe der Fürsorge für die Kriegsinvaliden ist freilich noch viel größer und reicht weiter zu den Fragen der Arbeitsvermittlung, der Arbeitslosenfürsorge, dem Gedanken der Gartenstadtbildung für die Kriegsinvaliden usw. Diese Maßnahmen werden ja von anderer Seite in dieser Zeitschrift besprochen.

Soziale Arbeit für eine ganze Generation ist vorhanden. Wir hoffen, daß der arbeitsfreudige, opferbereite soziale Geist, der jetzt weht, anhalten möge, um die schweren Wunden des Krieges zu schließen, die die Heilkunst allein nicht völlig zu heilen vermag.

Oberstabsarzt a. D. H. Berger-Dr. Fr. Troitzsch/ Staatliche und freiwillige Kriegerfürsorge

II. Ansiedlungen.

Indessen mit all dieser Fürsorgearbeit würden wir jene Zurücksetzungen in dem Kampfe ums Dasein, welche die oben skizzierte Einschränkung der Wettbewerbsfähigkeit unabweisbar nach sich zieht, nicht aus der Welt schaffen, wenn wir die Beschädigten nicht wirksamer als bisher in ihrem Wettbewerbe mit den Vollwertigen stützen wollten. Zu diesem Ziele aber führt, wenn wir nicht auf der anderen Seite die Vollwertigen in unsozialer Ueberbevorzugung der Beschädigten ungerecht benachteiligen wollen, nach unserer Meinung nur ein Weg: Wir müssen den Beschädigten — den gesundheitlich Beschädigten sowohl wie den dem Charakter nach nicht völlig Leistungsfähigen, nicht zuletzt auch den durch Verlust ihres Ernährers getroffenen Witwen und Waisen — eigene Erwerbsgelegenheiten und Wettbewerbsmöglichkeiten abseits von dem großen Arbeitsmarkt eröffnen. Wir müssen sie unter sich ansiedeln und ihnen unter Berücksichtigung der Eigenart ihrer Erwerbsfähigkeit die denkbar günstigsten Vorbedingungen für den Erwerb ihres Unterhalts, für die Schaffung von Besitzwerten jeder, ihrer individuellen Fähigkeiten entsprechenden, also nicht allein landwirtschaftlichen Art und für den Absatz der von ihnen über den eigenen Bedarf hinaus erzeugten Werte von vornherein schaffen und weiterhin erhalten. Die Schaffung von Kriegeransiedlungen wird also der erste Schritt sein müssen, wenn wir die Krieger und die Träger der öffentlichen Lasten den ethischen und wirtschaftlichen Gefahren einer unzulänglichen Kriegerversorgung nachhaltig entrücken wollen. Aber auch nur der erste Schritt! Der Hauptteil der Fürsorge wird sich diesem ersten vorbereitenden Schritte erst anschließen und in dem dauernden Zusammenarbeiten der Muttergemeinde des ansiedelnden Land- oder Stadtkreises mit der Siedlungsverwaltung zu bestehen haben. Denn wenn auch die Richtschnur maßgebend bleiben muß, die Angesiedelten zu dem Bewußtsein uneingeschränkter Vollwertigkeit heranwachsen zu lassen, die Siedlung also tunlichst bald und weitgehend auf eigene Füße zu stellen, so wird doch diese nicht minder wie die Muttergemeinde das vollberechtigte Interesse daran haben müssen, daß von der letzteren schon gesammelte Erfahrungen und erprobte Einrichtungen von vornherein der Siedlungsverwaltung zugänglich gemacht werden. Ein Siedlungsbeirat in der Muttergemeinde, welchem

Digitized by Google

Fachleute aller Berufe, Männer der Praxis wie der Wissenschaft, ihr Bestes geben, wird in engster Fühlung mit der Selbstverwaltung der Ansiedlung ständig zusammenarbeiten, um ihr an Erfahrungen, Beziehungen, Unternehmungsgeist, aber auch nötigenfalls Hemmungen all den unschätzbaren Besitz in die Wiege zu legen, den sich die Muttergemeinde erst mühsam und teuer hat erwerben müssen. Hauptaufgabe der Fürsorgehelferinnen in der Muttergemeinde wird es sein, die neuen Anwärter und Anwärterinnen in unermüdlicher Belehrung für den Gedanken des Anschlusses an die Siedlung zu gewinnen, aber auch in den heimischen Kreisen das Zusammengehörigkeitsgefühl mit der Tochtersiedlung in allen seinen ideellen und materiellen Schattierungen rege zu erhalten.

In der Ansiedlung selbst mag man dem Einflusse der Erfahrenen und Besten, Männer und Frauen, getrost eine über das Gesetz der persönlichen Freiheit etwas hinausgehende Macht, etwa im Sinne des Vereinslebens, gewähren: Die Verteilung der Erwerbsmöglichkeiten nach Art der Erwerbsfähigkeiten der einzelnen; die Festsetzung der Grundsätze, nach denen die gemeinsamen Lasten getragen und die gemeinsamen Gewinne verteilt werden sollen; Beschlüsse bezüglich gemeinschaftlicher Unternehmungen zu Erwerbs-, Kultur-, Erbauungs-, Vergnügungszwecken werden infolge der bestimmten Eigenart der Bürgerschaft eine patriarchalischere Abwicklung ermöglichen, als das nackte Gesetz sie bieten kann.

Wie wenig aber gehört dazu, unsere Vorschläge in die Tat umzusetzen! Setzen wir den Fall, daß die Mittel für den ersten Aufbau und für die Zeit der „Kinderschuhe" jeder Siedlung aus privaten Kreisen begüterter Menschenfreunde hergeliehen werden sollten, so würde es schon hinreichen, wenn einige von ihnen ein kleines Kapital — wohlgemerkt unter Wahrung ihres Besitztitels, zeichneten, dessen jährlicher Zins etwa die Höhe ihrer Weihnachtsunkosten oder ihrer Sommerreise treffen mag. — Lediglich unter Verzicht auf die Verzinsung während der ersten Jahre. Das ist alles, was finanziell erforderlich ist. An Arbeit allerdings müssen wir viel, sehr viel leisten! Aber niemals wird die Stunde für die Grundsteinlegung zu solchem Werke, dessen volkswirtschaftliche Bedeutung erst ganz hervortritt, wenn wir uns jeden Kreis, jede Provinz, unser ganzes Vaterland mit einem mächtigen in sich zusammenhängenden Netz von Kriegersiedlungen überspinnen vorstellen, günstiger schlagen als jetzt! Lassen wir sie nicht ungenutzt verstreichen! wir, die wir arbeiten können für unser Werk, wollen unverzüglich an die Arbeit gehen, und die ein freundliches Geschick mit Reichtum gesegnet hat, sie mögen nicht säumen, ihn dem Vaterlande zu leihen! Zu leihen, sagen wir, nicht zu schenken. Nichts von dem Besitze darf ihnen verlorengehen; denn der ethische Grundgedanke unseres Systems der freiwilligen Kriegerfürsorge gipfelt ja darin, nicht Almosenempfänger aus unseren Kriegern und deren Angehörigen zu machen, sondern selbständige, frohe Vollmenschen, die auf sich ebenso stolz sein können, wie wir auf sie stolz sein können, wie wir auf sie stolz sein wollen!

O. Hachtmann / Unseren Feinden

Ihr mögt uns nicht? Meinetwegen!
Wir brauchen ihn nicht, euren Segen!
Wir tun um're Pflicht allerwegen.
Und ob ihr es wollt oder nicht:
Wir bleiben euch dennoch ein Segen!

Traub / Vorsehung

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung. Du hast auf deinen Wegen soviel mitzunehmen, soviel Seitenschritte zu machen. Lessing.

Die Vorsehung läuft ihren Weg nicht so, wie manche wollen. Sie geht andere Straßen und braucht andere Mittel, als wie man sich's ausgedacht hat oder wie es in alten Priesterurkunden steht. Viele haben in diesen Kriegeszeiten ihren Gott begraben. Das ist nicht schlimm, wenn sie nur ihrem Gott den Abschied gaben. Denn oft war gerade dieses Gottesbild das einzige Hindernis auf dem Wege zum lebendigen Gott. Nur reden sie uns vor, Gott selbst könne in diesen Tagen nicht mehr erkannt werden. Der Weltspiegel habe sich zu sehr getrübt, als daß er sich noch zeigte. Um solche Torheit kümmert sich die ewige Weisheit nichts. Sie läuft und sucht nach Jüngern, die mitten im Weltenlärm ihren Ton erlauschen.

Die Menschen, die nur gerade Linien kennen wollen, sind freilich schwer enttäuscht. Sie meinten, Völker und Staaten zu verstehen. Da kam alles so ganz, ganz anders. Sich das eingestehen zu müssen, tut weh. Aber es ist gesund. Wohl reißen sich Stücke von unseren liebgewordenen Gedanken und gutgemeinten Wünschen los, wie der Mörtel an der zerschossenen Wand. Aber nur das Schicksal anklagen ist so bequem, statt seine falschen Vorstellungen vom Schicksal zu ändern. Wo ein Wahn begraben wird, stehen die Wahrheiten aus dem Grab auf. Wir hören oft nur, daß die Scherben der gemalten Scheiben auf dem Boden klirren, und vergessen, wie weit man nun den Blick frei schweifen lassen kann hinaus in die wirkliche Natur mit ihren schaffenden und zerstörenden Gewalten. Hast du nicht bisher mit dir und deinen Gedanken gespielt? Dieses Spielzeug ist dir aus der Hand geschlagen. Das tat weh. Aber du hast gewonnen, nicht verloren. Du bist wert erachtet, der Welten Weg und der Völker Gewoge mit eigenen Augen zu sehen. Erschrick nicht!

„Nein," sagst du, „das werde ich nicht. Ich bin Schrecken gewöhnt worden. Aber laß Gott aus dem Spiel!" Da würde ich vielleicht mir einen Gefallen tun, aber Gott nicht. Denn das wäre doch ein Eintagsgott, der den Menschen die Schuld für alles Schlechte auflädt und sich selbst nur einfindet, wo es Gutes gibt. So leicht macht es sich Gott nicht. Er will wirklich Gott sein, und das heißt doch: Alles in allem. Unsere ängstliche Verkehrtheit liegt darin, daß wir ihn nur in der äußerlichen Oberfläche sehen. Da lebt er nicht, mag diese Oberfläche Frieden oder Krieg heißen. Die Liebhaber der Vorsehung schauen die Kräfte an. Kräfte aber zum Wachsen gedeihen nicht nur im Frieden, sondern auch im Krieg. Ich weiß nicht, warum der Keim in der Erde, ehe er die Frucht in die Höhe sendet, verfaulend riecht. Vielleicht hättest du es „schöner" eingerichtet. Zunächst ist es so. Wer die volle Aehre will, muß auch jenen Zersetzungsgang unter der Erde wollen.

Drum habe ich Gott gesehen in diesem Krieg zum Greifen nah und weltenfern. Er schritt durch Gemeinheit, Eitelkeit, Niedertracht hindurch zu hohen Altären, auf denen Treue, Kraft, Hingebung ihm Opfer brachten. Er wanderte vom Leben zum Tod und band den Tod in die eine Kette des Lebens. Er flocht die Völker in Garben und drosch sie auf der Tenne. Er faßte die Menschen wie Bündel Klee und legte sie in seine Scheunen. Helden küßte er auf die Stirn und spie aus vor Feigheit, Habsucht und Verrat. Macht schritt ihm zur Rechten und Verantwortlichkeit zur Linken; aber über dem Mantel, der im Staube schleppte, thronte sein Haupt mit ernsten Augen, die die Menschen fragten: „Glaubt ihr nicht mehr an mich? O ihr Kleingläubigen! Mein Weg führt zum Guten. Folget mir!"

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Hausbesitzerschutz im Kriege

Die Wohnungsfrage während des Krieges hat sich mehr und mehr zu einer Frage der Aufbringung der Mieten und zu einer Hausbesitzerfrage ausgewachsen. In Breslau waren 17,6 Proz. des Jahresmietswertes nicht einziehbar, in Berlin wurde in den drei ersten Kriegsmonaten ein Mietsverlust von 8 Millionen Mark festgestellt, in Posen bis Mitte November ½ Million, in Königsberg 200 000 M., in Hannover 140 000 M. Wenn auch das Verlangen des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine auf Schaffung einer Art von Moratorium für Hypotheken abgelehnt ist, so sind doch zur Unterstützung der notleidenden Hausbesitzervereine eine Reihe von wichtigen Maßnahmen getroffen worden. So sind sowohl die Hypothekenbanken wie die Sparkassen von den Aufsichtsbehörden verschiedentlich gemahnt, von Zinserhöhungen und Kündigungen von Hypotheken Abstand zu nehmen, wenn ihre eigene wirtschaftliche Lage diese Maßnahme nicht unbedingt erfordert. In Hamburg ist eine eigene „Grundstücksverwaltungskasse" gegründet worden, die der staatlichen Beleihungskasse für Hypotheken für das erforderliche Darlehn gutsagt; in Chemnitz ist von der Gemeinde und dem Hausbesitzerverein eine Treuhandgesellschaft für Grundstücksverwaltungen ins Leben gerufen. Durch die Bekanntmachung des Bundesrats über die Zwangsverwaltung von Grundstücken ist eine reichsrechtliche Regelung erfolgt, welche die Verwaltungsaufsicht zur Abwendung der Zwangsvollstreckung von Grundstücken verbilligt und Vorsorge trifft, daß die Verwaltung möglichst Personen übertragen wird, die für ihre Tätigkeit keine Vergütung beanspruchen und wegen ihrer besonderen Beziehungen zum Grundstück ein eigenes Interesse an der Verbilligung des Verfahrens haben. Auch sollen in den Fällen, in denen ein durch den Krieg verursachter Notstand vorliegt, für die Anordnung und das Verfahren keine gerichtlichen Gebühren erhoben werden. Zur Deckung etwaiger Ausfälle sind eine Reihe von Vorschlägen gemacht worden. Von Mangoldt will die leistungsfähigen Teile des Hausbesitzes, Grundstück- und Hypothekenbesitzes, namentlich die Besitzer erster Hypotheken heranziehen. Auf ähnlichen Bahnen bewegt sich eine Eingabe der Deutschen Mietervereine, während der Schutzverband für Grundbesitz und Realkredit zu dem Zwecke die finanzielle Unterstützung der Allgemeinheit wünschte. Neuerdings hat der bodenreformerische Bankschriftsteller Levy-Eschwege die Schaffung einer allgemeinen Bodenkasse als Grundlage einer Art zwangsgenossenschaftlicher Mieteausfallversicherung mit Hilfe von unverzinslichen Bodendarlehnsscheinen nach dem alten Gedanken Michael Flürscheims wieder angeregt, ist aber ebenso wie die Urheber der anderen Vorschläge auf schwere Bedenken und Gegnerschaften gestoßen. Bisher ist, wie die „Soz. Praxis" feststellt, wegen lauter Bedenken nicht viel Greifbares gegenüber der Not der Hausbesitzer, auf deren oft schwache Schultern einfach durch die Notgesetzgebung die Lösung der Kriegsmietefrage abgewälzt ist, geschehen, und da nach Meinung vieler behördlichen Kreise diese Kreditnot noch nicht unerträglich ist, wird auch anscheinend nichts Durchgreifendes geschehen. Der in diesen Fragen zuständige preußische Landwirtschaftsminister hat neulich im Abgeordnetenhause den Standpunkt der Regierung dargelegt. Man hatte im Parlament vor allem die Begründung von Kriegskreditkassen zur Erleichterung der Zahlung der Hypothekenzinsen gefordert. Ohne Verstärkung der von Reich und Staat ausgeworfenen Mittel wurde eine Bekämpfung der Notlage für unmöglich erklärt. Es sei eine Auffüllung dieser Mittel nötig, damit in größerem Umfang als bisher Mietsbeihilfen gewährt werden könnten. Bei Fälligkeit von Hypothekenkapitalien müsse der Richter nicht nur ermächtigt werden, die Verlängerung der Zahlungsfrist, sondern auch die Bedingungen der Hypothek für die Dauer der Stundung zu regeln. Der Landwirtschaftsminister lehnte aber die Einrichtung einer staatlichen Kriegsdarlehnskasse für den städtischen Grundbesitz zwecks Gewährung von Vorschüssen an Hausbesitzer zur Zahlung von Hypothekenzinsen usw. namens der Staatsregierung ab. Die Gründung solcher Hilfskassen müsse den Hausbesitzerkreisen selbst überlassen bleiben. Dagegen sollen die bereits vor dem Kriegsausbruch geführten Verhandlungen über die Errichtung weiterer Pfandbriefanstalten für den städtischen Grundbesitz mit den Provinzialbehörden auch während des Krieges weitergeführt werden, um nach Möglichkeit schon beim Friedensschlusse den Betrieb neuer Pfandbriefanstalten auch für zweitstellige Hypotheken zu eröffnen. Die vielfach vom Hausbesitz geforderten Taxämter hat die Regierung auch schon vor dem Kriege vorbereitet, hält aber ihre gesetzliche Einrichtung während des Krieges für untunlich. Trotz der in manchen Punkten ablehnenden Haltung der Regierung hielt der Landtagsausschuß doch an folgenden Anträgen fest: Die Bestimmung des Bundesrats vom 17. Dezember 1914, daß den Gemeinden nur ein Drittel der Kriegswohlfahrtskosten ersetzt werden soll, muß wegen des steigenden Mietsunterstützungsbedarfs sinngemäß auch in Preußen wegfallen. Die richterlichen Zahlungsfristen für völlige Hypotheken sollen bis zu einem Jahr ausgedehnt werden können. Oeffentlichrechtliche Kreditanstalten für den städtischen Grundbesitz sind noch während des Krieges vorzubereiten. Die Gemeinden sollen veranlaßt werden, Mietebeihilfen auch ohne die Forderung, daß der Vermieter auf einen Mieteteil verzichte, zu gewähren. Angesichts der Vertagung des Wohnungsgesetzentwurfs ist alsbald ein neuer Entwurf zum Bau von Kleinwohnungen zwecks Verhütung sozialer Mißstände im Baugewerbe vorzulegen.

Abgekürztes Verfahren. Gegen den häßlichen Vertragsbruch gewerblicher Arbeiter richtet sich folgende vom stellvertretenden Kommandierenden General des 2. Armeekorps veröffentlichte Bekanntmachung: „Da gewerbliche Arbeiter unter Vertragsbruch die Arbeit niedergelegt haben, um höhere Löhne zu erzielen, und durch die Niederlegung der Arbeit dringende Lieferungen für die Heeresverwaltung sowie die Ernährung und Bekleidung des Volkes in Frage gestellt werden, bestimme ich auf Grund der §§ 4 und 9 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 im Interesse der öffentlichen Sicherheit für den Bezirk des 2. Armeekorps mit Ausnahme des Festungsbereichs Swinemünde: 1. Gewerbliche Arbeiter dürfen die Arbeit unter einseitiger Verletzung des Vertrages oder ohne ausdrückliche Einwilligung des Arbeitgebers vor Ablauf des Vertrages nicht niederlegen, sondern haben bis zum Ablauf des Vertrages ihre Arbeit zu verrichten. 2. Andere Arbeitgeber dürfen gewerbliche Arbeiter, welche gegen Ziffer 1 verstoßen haben, nicht in Arbeit nehmen. Zuwiderhandlungen hiergegen werden gemäß § 9 des Gesetzes über den Belagerungszustand vom 4. Juni 1851 mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft."

„Bankbeamtinnen." Kürzlich hatte die „Kreuz-Ztg." ein Inserat gebracht, in dem sich ein Finanzschriftsteller und früherer Bankbeamter anbietet, Töchter guter Familien in einem dreimonatigen Kursus als Bankbeamtinnen gegen ein Honorar von 100 M. auszubilden. Es heißt darin weiter, daß die Schülerinnen eine „vollständige sach- und fachgemäße Ausbildung" erhalten, und daß nach Schluß des Unterrichts Stellungen nachgewiesen werden. Dazu schreibt nun die Bankbeamtenzeitung: „Wenngleich es unter der Gewerbefreiheit, die wir in Deutschland besitzen, jedem überlassen bleiben muß, wie er sich sein Brot verdienen will, und wenn es sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen schon nicht vermeiden läßt, daß vorübergehend Frauen im Bankgewerbe beschäftigt werden, so müssen wir doch als Angestellten-Organisation auf das energischste Front dagegen machen, daß sie im Galopptempo ausgebildet werden und damit der Eindruck erweckt wird, als könnte in so kurzer Zeit eine vollständige banktechnische Ausbildung erreicht werden. Die männlichen Bankangestellten müssen durchweg eine dreijährige Lehrzeit durchmachen, und es muß daher entschieden verlangt werden, daß auch die Damen eine gleiche Vorbildung nachweisen."

Der Krieg und die bejahrten Angestellten. Vor dem Kriege ist sehr oft die Frage erörtert worden, wohin die Abneigung gegen die Anstellung von Kaufleuten im reiferen Alter führen sollte, die man in vielen Handels- und Fabrikationsbetrieben feststellen konnte. Es war so weit gekommen, daß man mit Recht von einer „Majorsecke" des alternden Kaufmanns sprechen konnte. Die Gefahr eines zahlreichen aus älteren arbeitslosen Kaufleuten bestehenden Proletariats schien nahegerückt. Wie in so vielen anderen Dingen hat aber auch hier der Krieg Wandel geschaffen. Schon als die ersten Millionen jüngerer Leute auf die Kriegsschauplätze im Westen und im Osten stürmten, waren die Leiter derjenigen Geschäfte und Fabriken recht zufrieden, die ältere Angestellte hatten. Denn diese konnten jetzt die Arbeit der ins Feld gerückten Kollegen neben der eigenen erledigen. Je weiter die Zeit vorrückte, um so größere Kreise zog die Einberufung zu den Waffen, und dementsprechend stieg auch der Wert der älteren Angestellten. Heute sind wir so weit, daß in den Kontoren der Privatbetriebe der weitaus größte Teil der Arbeit von Frauen und älteren Männern bewältigt werden muß. Buchhalter zwischen 50 und 60 Jahren, die vor dem Kriege trotz aller Mühen nicht die bescheidenste Stellung finden konnten, bekommen heute bei großen Unternehmungen gute Posten, Reisende, die längst dem Musterkoffer entsagt hatten, besuchen wieder ihre Kundschaft, mancher ehemalige Fabrikleiter, der nur noch als Mitglied des Aufsichtsrates lose Beziehungen zur ehemaligen Stätte seines Wirkens unterhielt, sitzt jetzt wieder von morgens früh bis abends spät im Direktionsbüro. Welche Erfahrungen hat man nun mit dieser „Veralterung" der Betriebe gemacht? Soweit man nach den vorliegenden Mitteilungen sich ein Bild machen kann, haben sich unsere „Alten" recht gut bewährt. Obwohl sie sich in die durch den Krieg zum Teil recht stark veränderten Verhältnisse hineinfinden mußten, haben sie sich ihrer Aufgabe durchaus gewachsen gezeigt. Vom Mangel an Anpassungsfähigkeit, der gegen die älteren Angestellten vor dem Kriege so oft ins Feld geführt wurde, war nur wenig zu bemerken. Nach der „Deutschen Handelskorrespondenz" läßt sich annehmen, daß die jetzt gemachten Erfahrungen nicht ohne Einfluß bleiben, wenn der Kriegszustand beendet sein wird. Hierbei wird weniger der Umstand mitsprechen, daß der Kriegszustand eher als in früheren Jahren in den Kreis kaufmännischer Berechnung gezogen wird, als vielmehr die während des Krieges mit älteren Angestellten gemachten guten Erfahrungen. Sie werden die Beseitigung des Vorurteils herbeiführen, als ob man mit bejahrten Angestellten nicht in befriedigender Weise arbeiten könnte. Die Alten haben ihren Befähigungsnachweis aufs neue erbracht!

Digitized by Google

Büchertisch

Austausch-Siedlungen.

Unter dem Titel „Eine Frage! Wie erhalten wir der Zukunft die erhebenden Kräfte dieses Krieges?“ hat ein in hervorragender Stellung tätiger Mann, der sich Johannes Marbod nennt, eine kleine Schrift veröffentlicht (Berlin 1915, bei Julius Springer, 24 S.), die die Beachtung aller im öffentlichen Leben stehenden Männer und Frauen, ja, die Beachtung des ganzen deutschen Volkes verdient. Denn der Verfasser weist auf eine beim Friedensschluß sich ergebende Aufgabe hin, die das ganze deutsche Volk als Nation angeht und von allen politischen Maßnahmen ohne Frage die notwendigste und für die Zukunft des deutschen Volkes und den dauernden Bestand des nationalen Staatswesens die allerwichtigste ist.

Marbod geht davon aus, daß nach dem Kriege von 1870/71 der hohe nationale und sittliche Schwung durch die Milliarden-Kriegsentschädigung alsbald der tollsten Spekulation Platz machte, die das Wirtschaftsleben schwer erschütterte und in weite Volkskreise tiefe Unzufriedenheit trug. Dieser Vorgang darf sich nicht wiederholen, wenn nicht die zehnfach stärker angespannten Kräfte sich in wilder Unordnung austoben sollen. Das ist nur zu verhindern, wenn man den gewaltigen in Bewegung geratenen nationalen Kräften auch ein großes nationales Ziel gibt. Dieses Ziel ist die Besiedlung der Grenzlande in West und Ost.

Eine solche Besiedlung müßte in der Hauptsache vor sich gehen in Form der sogen. Austausch-Siedlung, deren Grundform folgende wäre: Gemäß einer zwischen zwei Staaten getroffenen Vereinbarung werden bei Grenzänderungen die Grundeigentümer eines abgetretenen Gebietes in ihren Mutterstaat übersiedelt. Das so frei werdende Grundeigentum wird an Angehörige des übernehmenden Staates vergeben.

Diese Siedlungspolitik würde viele segensreiche und weittragende Folgen haben. Sie wäre das beste Mittel, die „Vaterlandslosigkeit“ zu bekämpfen. Sie würde den Vorrat an jenen Arbeitskräften für Landwirtschaft und Industrie schaffen, den wir jetzt in den sogen. Saison- und Kampagne-Arbeitern alljährlich aus dem Auslande beziehen müssen und der bisher in so traurigem Gegensatz zu der weitverbreiteten Arbeitslosigkeit stand. Sie würde damit eine der schlimmsten Ursachen politischer Verhetzung zwischen Unternehmern und Arbeitern beseitigen. Sie würde es ferner ermöglichen, Hunderttausende deutscher Bauern aus Rußland zurückzugewinnen, die unser Volkstum verstärken würden. Sie würde gegen Osten und Westen einen Wall bilden helfen, der Deutschland inmitten Europas zu einer uneinnehmbaren Festung machte, und sie würde gleichzeitig auch die Ernährung unseres Volkes auf Generationen hinaus sicherstellen.

Die Technik solcher Austausch-Siedlungspolitik ist heute nicht mehr schwer. Denn wir haben nicht nur in Deutschland die Organisationen, die sich darauf verstehen, sondern auch die russischen landwirtschaftlichen Behörden haben in der letzten Zeit über eine halbe Million von Ansiedlern in neuerschlossene Gebiete verpflanzt und besitzen auf diesem Gebiete praktische Erfahrung.

Unserem Volke aber wäre ein wahrhaft großes Ziel gegeben, das aller Augen auf sich lenken und dem Staatsmann, der die Aufgabe kraftvoll durchzuführen unternimmt, die einmütige Unterstützung des ganzen deutschen Volkes sichern würde. v. S.

Deutschlands geistige Weltmachtstellung. Von R. v. Delius. Stuttgart, Verlag „Die Lese“. 90 S., 1,50 M.

Deutschlands geistige Bedeutung an Goethe, Hegel und Ranke aufzuzeigen, ist kein schlechter Gedanke, und Delius schreibt lebendig und gemeinverständlich. Wenn ich aber lese: „Hegel ist der gewaltigste Denker aller Zeiten, Ranke der größte Geschichtschreiber, der je auf Erden gelebt hat“, so denke ich an Hermann Oesers Wort: „Als Gott die Sprache erfand, erfand der Teufel den Superlativ,“ und erst recht, wenn Delius von Hegels Religionsphilosophie sagt: „Die Zukunft der Religion beruht auf diesem Buche.“ Als Pfadsucher und Bahnbrecher werden uns dann Jean Paul, Nietzsche und Mombert vorgeführt. Daß letzterer bahnbrechend ist, davon vermochten die mitgeteilten Gedichtproben mein verstocktes Gemüt durchaus nicht zu überzeugen. Mulert.

Die Türken, die Engländer und wir deutschen Christen. Von Prof. D. Wilh. Herrmann. Marburg i. H., Verlag der Christl. Welt. 26 S. 50 Pf.

Die Kraft sittlichen Denkens, die den bekannten Marburger Theologen so oft zu scharfem Widerspruch gegen hergebrachte Meinungen und Einrichtungen geführt hat, führt auch hier zu überraschender Betrachtung der Dinge: mit ihrem von Mohammed gelehrten Gehorsam gegen das Schicksal als gegen Gottes Willen stehen die Türken uns sittlich näher als die Engländer, deren Ethik nicht über das Ziel der Befriedigung unserer Wünsche hinauskommt, in antiker, Aristotelischer Weise die Unterjochung anderer Völker rechtfertigt, während unser Ziel in diesem Kriege sein muß, den Dienst an der Gemeinschaft, dessen Apostel für die innere Politik Friedrich der Große war, zum Grundsatz der Weltpolitik zu machen. Viel Anregung und viel Reiz zum Widerspruch.

Praktische Auslegung des Alten Testaments. Bd. 2 (die Propheten). Von Prof. Niebergall. Göttingen, Ruprecht. 304 S. Brosch. 6 M., geb. 7,20 M.

Es ist fast bedauerlich, daß das Buch einen Titel hat, der es in den Augen der Nichttheologen einfach als einen Kommentar erscheinen läßt, wie ihn eben Pfarrer und Religionslehrer brauchen, den aber sonst niemand liest. Gewiß enthält es, was der Titel sagt. Aber man sieht hier wieder, wenn das Werk, das ausgelegt werden soll, bedeutend ist, mag es nun ein Stück der Bibel oder von Plato oder Dante oder der Faust sein, so kommt noch fast alles darauf an, wer der Ausleger ist, und wie er auslegt. Tatsächlich bietet das Buch viel mehr, als dem Nichttheologen der Titel andeutet; es ist die Umsetzung eines wichtigen Stücks der Geschichte mitten in die Lebensfragen der Gegenwart hinein. Wie gleichgültig ist der Mehrzahl der heutigen Gebildeten Hosea oder Jeremia; wie sehr aber würde man sich für Niebergalls Buch interessieren, wenn man wüßte, wie viele soziale, nationale, sittliche Fragen der Gegenwart hier charakteristisch besprochen sind! Man hat jene Propheten Israels zwar auf der Schule „gehabt“; daß sie von Jesus geweissagt hätten, das zu glauben, lehnt man als neuzeitlich Gebildeter ab; daß sie aber ihre große Bedeutung in der religiösen Entwicklung der Menschheit haben, und daß aus ihren Schriften eine Fülle sittlicher Erkenntnisse noch für die Gegenwart zu gewinnen ist, die Kenntnis davon überläßt man wesentlich den Theologen und Religionslehrern. Niebergall sucht nun gerade diese Bedeutung der Propheten herauszustellen, nicht im Sinne einer ungeschichtlichen Uebertragung ihrer Worte in die Gegenwart als inspirierter und unfehlbarer Weisungen, noch im Sinne der Hineintragung neuzeitlicher Probleme in die alten Texte, bedenklicher Modernisierung. Wenn das israelitische Volk ihm als „Modellvolk“ erscheint, so weiß er doch, daß wir nach genauer Erwägung des Damals und Jetzt oft Entscheidungen treffen müssen, die denen der Propheten entgegengesetzt sind. Aber wenn vor den Propheten Gott und Gottesdienst tatsächlich als ein Mittel zur Förderung der Nation behandelt wurden, durch sie jedoch dem Volke ein höheres Ideal vorgehalten wurde, wonach das Volk vielmehr Gott dienen, dazu helfen soll, Gottes unparteiische Gerechtigkeit in der Weltgeschichte zu erfüllen, so bleibt diese Heterogonie der Zwecke bedeutsam für alle Zeiten, und die Propheten als ihre Träger bleiben uns lehrreich.

Im einzelnen verfährt N. so, daß er den Text nicht abdruckt, sondern aus den im gleichen Verlag erschienenen gemeinverständlich ausgelegten Schriften des A. T.s (von Gunkel, Greßmann, Hans Schmidt u. a.) voraussetzt und nicht eine Auslegung kürzester Stücke nacheinander, sondern eine Würdigung größerer, sachlich zusammengestellter Abschnitte gibt. Natürlich werden die Meinungen darüber oft auseinandergehen, was ethische Erwägung sei, für alle verbindlich, was dagegen politische Ansicht des Auslegers, die man bei gleicher religiös-ethischer Grundanschauung doch nicht zu teilen braucht. Und mag die religiöse Bedeutung der Propheten noch so groß sein, ihre Kritik an ihrem Volk und Vaterland hat bisweilen Formen angenommen, die auch der auf unsere Verhältnisse nicht übertragen zu sehen wünschen wird, der im übrigen mehr Freiheit und Schärfe der öffentlichen Kritik bei uns anstrebt. Hier mahnt denn auch N. oft zur Vorsicht. Aus der Fülle von Beziehungen, die er zwischen der Welt der Propheten und der unseren aufzeigt und fruchtbar macht, einzelne zu nennen, macht Verlegenheit: manchen alten Hilfeleser werden am stärksten die Abschnitte über die soziale Predigt der Propheten interessieren, den Kritiker unseres Kirchentums die über Propheten und Priester, über die Veräußerlichung der Religion, die steter Gegenwirkungen bedarf, andere die Parallele zwischen Baalsdienst und naturbegeisterter, ästhetischer, ins Erotische hinüberspielender Frömmigkeit, oder die zwischen der Aufgabe des Volkes Israel nach Deuterojesaia und unseres Volkes Aufgabe in und nach dem jetzigen Krieg. Jede Anzeige des Buchs kann den Reichtum, der darin enthalten ist, nur andeuten. H. M.

Der junge Friedrich List. Ein schwäbischer Politiker. Biographischer Versuch von Dr. Karl Goeser. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin, 1914. 134 S. Preis geheftet 3 M., geb. 4 M.

Je klarer und weiter sich unter dem ehernen Tubenklang der Geschichte uns Deutschen der weltpolitische Horizont auftut, je bestimmter dem deutschen Volk seine Zukunft als eines „größeren“ Deutschland bewußt wird — desto riesiger wächst aus der Vergangenheit der Schatten des Mannes herauf, der vor zwei und drei Menschenaltern diese Entwicklung vorausgesehen und gefordert hat, der sogar den gegenwärtigen Weltkrieg als Auseinandersetzung mit England hat kommen sehen. Immer wieder wird der Patriot und Politiker in diesen Tagen auf Friedrich List stoßen müssen; es gibt kaum ein Problem der näheren und ferneren Gestaltung europäischer Politik, von der Frage des wirtschaftlichen Zusammenschlusses mit Oesterreich-Ungarn bis zur Sicherstellung der Diagonale Helgoland—Bagdad als einer politischen und ökonomischen Machtlinie Rußland und England gegenüber, das nicht von Lists prophetischem Geiste geahnt, erwogen oder praktisch bearbeitet worden wäre. Lists „nationales System“ wird noch einmal eine Bibel für den deutschen Weltwirtschaftspolitiker werden; wen es aber reizt, den Wurzeln dieses Listschen Lebenswerks nachzuspüren, nach den Quellen zu tasten, aus denen der Strom seiner politischen und nationalökonomischen Ideen hergeflossen ist, der wird auf die vor-

Digitized by Google

liegende frische Darstellung Goesers hingewiesen werden müssen. Er unternimmt es, sein Werden aus der Enge altreichsstädtischen Bürgertums heraus zum württembergischen Verwaltungsreformer und großdeutschen Agitator zu zeichnen, ehe ihn sein Flüchtlingsschicksal in die Schule weltwirtschaftlicher Erfahrung hinein- und auf die Höhe seines Ruhmes und Schaffens hinaufführt. Die Kenntnis des jungen Politikers von 1815—1825 soll dazu beitragen — das ist die ausgesprochene Absicht des Verfassers —, das spätere Werk des Mannes in seiner umfassenden Bedeutung tieferer Würdigung und Durchdringung zu erschließen. Demgemäß endigt das Büchlein mit der Ausweisung Lists und Abreise nach Nordamerika im März 1825 — dem tragischen Geschick des Mannes, der von sich sagen konnte, daß „im Hintergrund aller seiner Pläne Deutschland gelegen war". Das Deutschland, das es damals noch nicht gab; das jetzt erst aus den Wogen der Geschichte heraufsteigt. E. Sch.

Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates. Von Friedrich Meinecke. Dritte durchgesehene Auflage. München 1915. Bei R. Oldenbourg. 528 S. 12 M.

Zolltrennung und Zolleinheit. Die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zwischenzoll-Linie. Nach den Akten dargestellt von Dr. Rudolf Sieghart. Wien 1915. Bei Manz. VII und 413 S. 12 Kr.

Schwabenalb in Wort und Bild. Festschrift des Schwäbischen Albvereins 1914, mit Uebersichtskarte und geologischem Kärtchen, 172 S., 54 drei- und vierfarbige und 285 schwarze Abbildungen auf Kunstdruckpapier. Zu beziehen von der Geschäftsstelle des Schwäbischen Albvereins in Tübingen. 4,50 M.

Peter Rosegger, Gesammelte Werke. L. Staackmann Verlag.

Diese große 40bändige, vom Dichter selbst geleitete Ausgabe seiner Werke schreitet trotz Kanonendröhnen und Gewehrgeknatter rüstig fort. Für uns, denen es nicht vergönnt ist, mit den Waffen in der Hand an dem heiligen Kampf, der um Recht und Ehre geht, teilzunehmen, bedeutet jetzt des steirischen Dichters Lebenswerk auch nicht wenig. Nicht, daß es einen Erholungslesestoff bilden sollte, nein, dazu ist dieses Werk wahrhaftig zu hoch und groß, aber was da der Weise von Alpl in einem langen Leben erkämpft und errungen, was er und unsere anderen großen Geister an Werken geschenkt haben, sind es nicht auch Bausteine, die den Riesenbau: Deutschtum errichtet haben? Jetzt spricht wohl Pulver und Blei; aber neigt sich der Sieg nicht endlich auf jene Seite, welche die höhere Intelligenz für sich hat? Was also auf blutigen Feldern der Krieg entscheidet, in stiller Kammer haben es die Geistesfürsten vorbereitet, indem sie ihr Volk erzogen haben. Und nennen wir unsere großen Volkserzieher — Rosegger wird und darf unter ihnen nicht fehlen. Scheinbar auf steirischen Boden begrenzt, ragt Rosegger doch weit über den Begriff: Heimatdichter hinaus. Betrachten wir z. B. die Erzählung: Martin der Mann (bildet den 15. Band der Ausgabe). Hier vermengen sich Welt und Einzelschicksal zu einem großen Ganzen, das ein Gleichnis wird, ein „Faust". Oder ich erwähne: „Der Gottsucher"; wir haben in der Weltliteratur wenig, was wir solchen Werken wie „Der Gottsucher" an die Seite stellen können. Die Bände „Wald und Heimat", wohl eine Selbstbiographie, aber eine, die ein Erziehungsbuch ist, und zwar fürs Volk, ehrlich, klar — deutsch geschrieben. Erzieherisch wirken auch Roseggers Schilderungen von Land und Leuten (Volksleben in Steiermark. Band 14). Das sind Bücher, die ihr lesen sollt, dort liegt Wert, nicht in dem blutleeren, sehnenlosen Zeug, das Artisten und Honorarspekulanten Literatur nennen. Gute Bücher bringen Mark und Mut ins Haus. Der Krieg wird hoffentlich auch in literarischem Belange gründlich ausmustern und das Kraftvolle, Aufbauende zu seinem Recht kommen lassen. Karl Wilhelm Fritsch.

Kriegsliteratur

Geist des Ostens. Zeitschrift der Gesellschaft für Kunde des Ostens (Protektor Kronprinz Rupprecht von Bayern). Herausgegeben von Dr. Hermann von Staden. 2. Jahrgang, 9./12. Heft (2. Kriegsheft). Mit vielen Bildern. München 1915. Verlag des Ostens. 148 S. und ein Anhang. Preis 1,50 M.

Inhalt: Geh. Admiralitätsrat Dr. W. Schrameier: Kiautschou; Missionar A. F. Wohlgemuth: Das Räuberproblem in der Provinz Kuangtung; Missionar A. Nagel: Chinesische Totenbräuche (Schluß); P. Andreas Eckardt O. S. B.: Koreas Sprache und Schrift und die Erfindung der Buchdruckerkunst 1403 (Schluß); Hauptmann Frhr. von Willisen: Die Politik Japans; Dr. jur. et phil. Edmund Simon: Japan und China; Hauptmann Erich von Salzmann: John Chinaman in Ost-Sumatra; Dr. Hermann von Staden: Was geht in Indien vor?; Dr. Ernst Schultze: Russische Kulturleistungen in Asien?; Hofapotheker Albert Schwerin: Volksleben in Teheran; Saven Hrasban: Sind die Armenier kriegerischen Geistes bar?; Prof. Dr. Martin Hartmann: Mehmed Emin Bej: Bücher und Zeitschriften; West-östlicher Erdgeist: Nachrichten aus Japan, China, Indien (Die Deutschen in Indien während des Krieges, von Pfarrer Max Schäfer), Niederländisch Indien und Persien. Aufruf zur Sammlung für den Roten Halbmond. Mitteilungen der Gesellschaft. — Anhang: Ergebnis der Sammlung für die Helden von Tsingtau. Die Zeitschrift will die Kenntnis der Völker Asiens verbreiten helfen und tritt für deutsche Wirtschafts- und Kulturpolitik in Asien ein. Nähere Auskunft sowie Satzungen und Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft für Kunde des Ostens zu beziehen vom Herausgeber Dr. Hermann von Staden, z. Zt. Berlin-Schöneberg, Gotenstr. 47, I.

Volk oder Staat? Von Heinz Potthoff. Ebenda. 49 S. 1 M.

Der Weltkrieg zeigt, daß der Staatsgedanke über das Stammesgefühl die Oberhand gewinnt, daß die politische Organisation den Menschen als Grundlage eines befriedigenden, kulturgemäßen Lebens unentbehrlich erscheint. Von dieser Erkenntnis ausgehend erörtert der Verfasser sachlich und klar eine Reihe von wichtigen Fragen der äußeren und inneren Politik und gelangt dabei zu dem Ergebnis, daß das Ziel der Entwicklung, die Zusammenfassung der Menschheit in einen Staat, nur allmählich und nicht ohne neues Völkerringen erreicht werden wird. Der erste Schritt dazu ist ein mitteleuropäischer Staatenverband. Der sehr beachtenswerten Schrift hätten wir einen anderen Titel gewünscht.

Erziehung zu sozialer Kultur. 24 Aufsätze von Heinz Potthoff. Ebenda. 139 S. 1,80 M.

Eine Fülle von anregenden und belehrenden Gedanken über die Stellung des einzelnen im Organismus des Staates, über Volkswirtschaft und Sozialpolitik, über Hauswirtschaft und soziales Geschäft, gewissermaßen ein Leitfaden politischer Erziehung, ein Wegweiser für alle ehrlich strebenden Menschen, die erkannt haben, daß sie verpflichtet sind zur Mitarbeit am Bau der Staats- und Menschheitsorganisation.

Die Parteien nach dem Kriege. Von Dr. Paul Harms. Leipzig 1915. Bei S. Hirzel. (Zwischen Krieg und Frieden, Nr. 21.) 57 S. 80 Pf.

Auf eine langjährige, berufliche Uebung in der Beobachtung und Kritik des Parteiwesens gestützt, legt der Verfasser zunächst Begriff, Aufgabe und Notwendigkeit der politischen Parteien dar, die bei uns zu Organen des staatlichen Lebens geworden sind, eben darum aber sich selbst lebendig erhalten müssen, wenn sie ihre Daseinsberechtigung erweisen wollen. Dann werden die einzelnen großen Parteien des Reiches an diesem Kriterium gemessen, und man muß sagen, daß die geistreichen, treffenden Urteile, die hier abgegeben werden, nicht nur maßvoll, sondern auch objektiv gehalten sind, wie denn überhaupt große Sachlichkeit und warme Liebe zu Vaterland und Gemeinwohl diese Schrift auszeichnet. Nachdem dann die Wirkungen des Krieges und die aus ihm sich ergebenden Aufgaben der inneren und äußeren Politik beschrieben sind, erwägt der Verfasser, wie die einzelnen Parteien sich zu diesen Aufgaben voraussichtlich stellen werden, und welche Möglichkeiten der Parteigruppierung vorliegen. Und zwar stellt er keineswegs alle möglichen Kombinationen an, sondern beschränkt sich auf die wenigen wahrscheinlichen und zeigt sich eben darin als Meister, als Kenner der Materie, dem wir um so lieber folgen, als er die geistigen und persönlichen Kräfte wertet und wägt, die innerhalb der Parteien wirksam sind und die nicht selten zu leicht befunden werden. Auch der Reichstag mit seinem Mangel an produktiver Kritik und seiner Trägheit zum gemeinsamen, körperschaftlichen Handeln wird hier glänzend gezeichnet. Mit der Forderung einer Erneuerung der Parteien von unten, aus der Wählerschaft heraus und dem Ausdruck der Hoffnung auf ein kräftiges politisches Leben schließt die Schrift, die jeder denkende Staatsbürger vor dem Wiederbeginn des Parteilebens lesen sollte.

Das deutsche Wirtschaftsleben im Kriege. Von Gustav Stresemann. Leipzig 1915. Bei S. Hirzel (Zwischen Krieg und Frieden Nr. 23). 60 S. 1 M.

In diesem Buche behandelt der sachkundige Verfasser alle wichtigen Gebiete unseres Wirtschaftslebens und gibt uns ein durch Vollständigkeit und Klarheit ausgezeichnetes Bild unserer Lage. Nachdem er eingangs unsere wirtschaftliche Struktur vor dem Kriege gezeichnet hat, schildert er zunächst den hohen Stand unserer Landwirtschaft und zeigt, warum der Aushungerungsplan unserer Feinde nicht geglückt ist. Dann werden das industriell-gewerbliche Problem, die Finanzpolitik, die Lage des Arbeitsmarktes besprochen. Die Resultate der Kriegsanleihen, die geringe Benutzung der Kriegskreditbanken, die Geschäftsergebnisse der Aktiengesellschaften, der Güterverkehr der Eisenbahnen, die wenig verminderte Kaufkraft der Bevölkerung, die zu einem großen Teile fortlaufende deutsche Ausfuhr, der über Erwarten gute Besuch der Leipziger Messe — das alles sind untrügliche Zeichen der Gesundheit und Kraft unseres Wirtschaftslebens. Noch viel deutlicher aber wird diese Kraft bei einem Vergleiche mit dem Wirtschaftsleben unserer Gegner England, Rußland und Frankreich, deren Lage durch Darlegung der industrie-, handels- und finanzpolitischen Kräfte und Zusammenhänge anschaulich gemacht wird. Die Frage, ob wir einen auch nach Friedensschluß etwa noch zu führenden Wirtschaftskampf werden bestehen können, wird entschieden bejaht

Digitized by Google

mit dem Hinweis darauf, daß die Wurzeln unserer Volkswirtschaft im inneren Markt liegen und daß von Antwerpen bis Bagdad ein Wirtschaftsgebiet offensteht, auf dem der deutsche Unternehmungsgeist sich betätigen kann.

Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Vorträge und Abhandlungen. Herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft in Berlin. Krieg und Volkswirtschaft. Heft 1. Krieg und Montanindustrie. Von Professor Max Krahmann. Berlin 1915. Bei Leonhard Simion Nachf. 32 S. 1 M.

Die Zusammenhänge zwischen Krieg und Bergwirtschaft sind von der größten Bedeutung. Hier werden sie von einem Fachmann dargelegt, dessen praktisch-geologische Ausführungen über die Kohlen- und Metallager Europas und Amerikas und die Art und Weise ihrer Ausbeutung durch die verschiedenen Völker uns über diese Hauptfaktoren von Weltmacht und Weltpolitik Aufschluß geben.

Heft 4. Krieg und Sozialpolitik (Soziale Kriegsrüstung). Von Prof. Dr. Waldemar Zimmermann. Ebenda. 34 S. 1 M.

Eine von vaterländischem Geiste und deutschem Idealismus durchhauchte Schrift.

Heft 5. Krieg und Versicherung. Von Regierungsrat Dr. jur. Bruck. Ebenda. 32 S. 1 M.

Alle Zweige des Versicherungswesens werden hier mit Rücksicht auf die durch den Krieg bewirkten besonderen Umstände und Bedürfnisse durchgenommen und kritisch beleuchtet.

Englands Weltherrschaft und der Krieg. Von Dr. Alfred Hettner, ord. Prof. der Geographie in Heidelberg. Leipzig 1915. Bei B. G. Teubner. 269 S. Geb. 3,80 M.

Von einem angesehenen Vertreter der wissenschaftlichen Erdkunde wird hier die Entwicklung der britischen Weltherrschaft und ihre gegenwärtige Krise zum ersten Male als geographisches Problem erfaßt. Es ist während des Krieges über keinen unserer Gegner so viel geschrieben worden wie über England, und unter den Werken, die den politisch-geschichtlichen, wirtschaftsgeschichtlichen und psychologischen Wurzeln des englisch-deutschen Konflikts nachgehen, haben wir eine ganze Reihe vortrefflicher Darstellungen hervorheben können. Um aber die letzten Ursachen zu verstehen, warum das britische Volk und sein Weltreich die Entwicklung einschlug, die wir jetzt mit so begreiflicher Anteilnahme verfolgen, dazu muß man die geographischen Bedingungen kennen, die das englische Volk und seine Geschichte geformt, die seinen Anspruch auf die Weltherrschaft erzeugt haben, die sich aber jetzt allmählich geändert haben und nunmehr auch die Erklärung für den Niedergang des britischen Weltreichs liefern und einen Ausblick auf die Zukunft ermöglichen. Der Verfasser hat diese geographischen Grundlagen und ihre Wirkungen in einer für jedermann verständlichen Weise dargestellt. Hettner kennt einen großen Teil der Erde aus eigener Anschauung, sein geschulter Blick findet immer das Wesentliche, sein Geist sucht die Zusammenhänge zwischen Mensch und Erde, und seine Feder schreibt — in gutem, leicht lesbarem Deutsch — mit derselben Klarheit und Präzision, die seine Vorträge auf dem Lehrstuhl auszeichnet. Das Buch ist von einer erstaunlichen, unser Wissen überall bereichernden Vielseitigkeit; sein niedriger Preis macht es auch für kleine Bibliotheken zur Anschaffung geeignet.

Belgien. Von Dr. Paul Oßwald. Leipzig 1915. Bei B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt, Band 501.) 116 S. Mit 5 Karten im Text. Geb. 1,25 M.

Ein reichhaltiges Buch, in dem sich alles Wissenswerte über Belgien übersichtlich beisammen findet: das Land mit Bodenbeschaffenheit, Bodenschätzen, Klima, Pflanzen- und Tierwelt; das Volk nach Zusammensetzung, Charakter, Sprachen- und Dialektgrenzen; die wechselvolle, an politischen und künstlerischen Taten reiche Geschichte des Landes im Mittelalter und bis 1830; endlich das heutige Belgien nach seiner Geschichte, Verfassung, Verwaltung, seinem wirtschaftlichen, sozialen, kirchlichen und geistigen Leben. — Zu empfehlen für unsere in Belgien stehenden Krieger.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Prof. Sch. in H. 6 M., W. in O. 1 M., J. in M. 1,70 M., Pastor Sch. in D. 5 M., Lt. B. in Sch. 5 M., G. in E. 2 M., Frau K. in B. 2 M., Frau L. in H. 3 M., Unteroffz. F. in L. 5 M., Oberl. Sch. in H. 15 M., E. in E. 6 M., Frau Dr. C. in B. 5 M., Lehrer F. in B. 5,50 M., Frl. K. in N. 2,50 M., Frl. T. in H. 6 M., Dr. B. in F. 6 M., Dipl.-Ing. S. in H. 3 M., O. in F. 3 M., F. Ph. Sch. in W. H. 2 M., C. in F. 1 M., S. in C. 5 M., K. in B. 2,50 M., Stadtvikar B. in St. B. 2,50 M., Frau B. in L. 3 M., Rektor L. in N. 3 M., Postsekr. M. in M. 3 M., Frl. D. in H. 90 Pf.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Lehrer F. in B. 1,50 M.

Bücher für Armee und Marine: Rechtsanw. Dr. B. in Frankfurt a. M. 6 Bücher; Dr. Sch. in Sch. 25 Bücher und Hefte; Frau S. D. in Alme 8 Haus-, 6 Volksbücher der Dtsch. Dichter-Ged.-Stiftung, 1 Christaller, Gottfried Erdmann, 1 Carlyle, Helden, 1 Ludwig, Heiterethei; Frau R. R. in Berlin 14 Bände Reuter; Frl. O. S. in Berlin 7 Bücher und Hefte.

Für Marine-Lese-Zwecke: Kriegsfreiwilliger E. K. im Felde 3,90 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Postsekretär O. in Stuttgart. Der Brief des mehr als 50jährigen und in Amerika geborenen Deutsch-Amerikaners ist ein erfreuliches Zeichen des erwachten deutschen Volksgefühls. Es freut uns, daß Ihre Bemühungen Erfolg gehabt haben. Gruß!

Metz. Die Bestellung aus Metz von Herrn Paul . . . . kann nicht ausgeführt werden, da der Name nicht zu entziffern ist und die Angabe der Straße fehlt. Wir bitten um genaue Anschrift.

Wörishofen. Die von dem Engländer Philip Oyler sieben Monate vor Ausbruch des Krieges veröffentlichte „Dringende Warnung und Mahnung an Großbritannien", die den Zusammenbruch voraussagt und völlige Abrüstung und Aufgabe der Raubpolitik verlangt, ist allerdings in mehr als einer Hinsicht beachtenswert. Uns fehlt leider der Raum, dieses und andere schöne Sachen aus anderen Blättern abzudrucken; wir bringen nur Uranfätze. Vielleicht würde eine Tageszeitung sie abdrucken. Herzlichen Dank!

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Nordseebad Büsum ist für den Saisonbetrieb freigegeben und ist danach beinahe das einzigste Nordseebad, welches in der so begünstigten Lage ist, unberührt vom Kriege und den militärischen Maßnahmen einer leidenden und erholungsbedürftigen Menschheit dienen zu können. Prospekte versendet gern die Badedirektion.

Das Kurhaus Bad Nassau in Nassau a. d. Lahn ist auch während der Kriegszeit geöffnet. Die schöne, gesunde Lage im herrlichen Lahntal übt immer wieder ihre alte Anziehungskraft aus, ebenso die wohnlichen Einrichtungen des Kurhauses. Ein großer, schattiger Park macht den Aufenthalt im Freien besonders angenehm, und die großen Waldungen, die Lahn und die vielen kleinen Gebirgsbäche bringen auch an heißen Sommertagen erfrischende Kühlung. Die medizinischen Einrichtungen des Kurhauses sind auch im letzten Jahre wieder vervollständigt worden.

In großer Anzahl vom Auswärtigen Amt fürs neutrale Ausland bezogen

Haller, J.
Professor in Tübingen:

Der Ursprung des Weltkrieges

Preis gebunden M. 2.—

2. verm. Auflage
4. bis 6. Tausend,
schon das Eingreifen Italiens behandelnd

Preis broschiert M. 1.20

Die Schrift ist in der Tat das Beste, das über den Ursprung des Weltkrieges bisher gesagt ist.
Professor R. Straßburg.

Verlag der Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Digitized by Google

8. Juli 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 27

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft. — **Dr. Ernst Jäckh:** Die albanische Sphinx. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Ein finanzielles Sedan. — **Anton Erkelenz:** Einwirkung des Krieges auf die Berufsvereine. — **S. D. Gallwitz:** Kriegssozialismus. — **Albrecht Schaeffer:** Im zwölften Kriegsmond. — **Walter Ferl:** Junger Landsturm. (Gedichte.) — **D. Gottfried Traub:** Trösten. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Sonnabend, 26. Juni.

Während ich sonst meist während der Nacht von Berlin nach Wien fahre, benutze ich dieses Mal den Tageszug und sehe viel Soldaten und allerlei Volk. In brennender Sonnenhitze liegen die Verwundeten in einem langen, gut ausgestatteten Lazarettzug. Es gibt darunter feine, junge Burschen mit recht ernst gewordenen Gesichtern; fahren nach Deutschland.

Der Vorstand der sozialdemokratischen Partei Deutschlands erläßt eine lange Kundgebung, in der die Haltung der Parteimehrheit gegenüber radikalen und ausländischen Genossen verteidigt werden soll. Dabei wird gesagt: „Mit schmerzlichem Bedauern muß konstatiert werden, daß bisher alle Versuche internationaler Verständigung vornehmlich an dem Verhalten der sozialistischen Partei Frankreichs gescheitert sind. Sie billigt rückhaltlos die Politik, die den Krieg bis zur Niederlage Deutschlands führen will und hat sich gegen eine Zusammenkunft des internationalen sozialistischen Bureaus ausgesprochen." Mit Recht weisen die deutschen Sozialdemokraten den Vorwurf von sich, als ob sie die Zerstörer des internationalen Sozialismus seien und verwahren sich gegen die „unverantwortliche Irreführung der deutschen Genossen", denen in anonymen Flugschriften die Sache so dargestellt wird, als ob die deutsche Parteileitung nicht genug tue, um den Friedenswillen der Arbeiterklasse zur Geltung zu bringen.

Die Besetzung von Skutari durch Herrn Nikita von Montenegro weckt in Italien unangenehme Gefühle. Der Schwiegervater des Vierbundes ist ein alter toller Herr, der nimmt, was er kriegen kann. Schon immer sah er von seiner kahlen Höhe aus da drunten das saftige Land; warum soll er nicht die allgemeine Verwirrung benutzen, um da unten am Wasser einen Platz zu suchen?

Sonntag, 27. Juni.

Vorbesprechungen für die Tagung des deutsch-österreichischen Wirtschaftsverbandes. Am Begrüßungsabend ist der deutsche Botschafter in Wien anwesend. Die Rede von Geh.-R. Dr. Exner spricht von möglichst voller Uebertragung der Kriegsgemeinschaft auf das Wirtschaftsleben. Er sagt: „Ich stelle mir die Verbindung unserer Staaten nicht wie einen chemischen Vorgang vor, bei dem die Eigenart der Bestandteile verlorengeht, sondern vielmehr wie eine Legierung, bei der die Elemente sich zu gesteigerten Vorzügen vereinigen, wie etwa das strenge, harte, schwerflüssige Kupfer mit dem weichen, geschmeidigen Zinn zur herrlichen Bronze wird, mit der wir Werkzeuge bilden, Geschosse und Glocken gießen und Monumente schaffen." Von deutscher Seite antwortet Abg. Paasche: Was vor dem Krieg als ferner Traum schien, ist durch ihn in greifbare Nähe gerückt, das Wirtschaftsgebiet Mitteleuropa.

In Galizien geht es noch immer gut voran. Die Armee Böhm-Ermolli hat allein vom 21. bis 25. Juni 71 Offiziere und 14 100 Mann gefangen. Im Zweifelsfalle ergeben sich die Russen lieber den Oesterreichern als den Deutschen, weil sie an größere Gutherzigkeit glauben.

Die italienische Regierung läßt erklären, daß der Ministerrat sich nicht mit der Entsendung von Kriegsschiffen nach den Dardanellen befaßt habe und daß eine solche Entsendung nicht bevorstehe.

Der russische Kriegsminister Suchomlinow nimmt seinen Abschied. Er galt schon immer als scharfer Vertreter der Kriegspartei und behauptete von Kriegsanfang, es sei alles bereit. Wenn er jetzt fällt, so hängt das sicherlich mit der großen galizischen Niederlage zusammen. Auch die Stellung des Ministerpräsidenten Sasonow soll sehr wankend geworden sein. Er hatte heftige Auseinandersetzungen mit dem englischen Botschafter in Petersburg Sir Georg Buchanan. Man redet schon von schrittweiser Abschiebung der Anhänger von Nicolai Nicolajewitsch. Aber wer kann das wissen?

Montag, 28. Juni.

Heute ist der Jahrestag der Ermordung des Thronfolgers Franz Ferdinand in Serajewo. Die Wiener Zeitungen erinnern in würdiger Weise an diesen Vorgang, beschäftigen sich aber nicht tiefer mit der Person des Mannes, über dessen Sarg der Weltkrieg entbrannt ist. Er ist merkwürdig schnell vergessen worden, und doch versank mit ihm für Oesterreich-Ungarn ein Zeitalter, etwa so wie für uns mit dem Tode Kaiser Friedrichs III. Was der ermordete Thronfolger gewollt hat, ist nur indirekt bekanntgeworden und kann wohl am ersten aus dem Buche „Groß-Oesterreich" von Poppowici ersehen werden. Es ist strammer staatlicher Zentralismus mit vielfältiger nationaler und provinzieller Dezentralisation: Verweisung der Nationalitätenfragen in die Unterstufen des Staatslebens. Ob es dem verstorbenen Thronfolger hätte gelingen können, gegen den Widerstand der Magyaren und vielfach auch der anderen Nationalitäten sein staatliches Einheitsideal durchzusetzen, läßt sich natürlich nachträglich nicht sagen. Er galt als antidemokratisch und sehr klerikal, hat sich aber noch nicht in eigener Selbständigkeit zeigen können. Die Zähigkeit, die zur inneren Organisation der Doppelmonarchie gehört hätte, wurde ihm zugetraut, weniger der verbindliche Geist, ohne den schwere Kompromisse nicht zustande kommen. Er war ein warmer, treuer Freund Kaiser Wilhelms II. Sein Gedächtnis soll auch von den Reichsdeutschen in Ehren gehalten werden. In unendlich langen Scharen ziehen die Toten Europas hinter ihm drein.

Die Tagung des österreichisch-deutschen Wirtschaftsverbandes ist öffentlich, wird vom Wiener Oberbürgermeister begrüßt und von den Zeitungen mit Berichten begleitet. Damit tritt der Gedanke der Wirtschaftsannäherung in die

Digitized by Google

öffentliche Diskussion. Aus Deutschland sind etwa 50 Vertreter gekommen, darunter viele Vorsitzende bedeutender Handelskammern und wirtschaftlicher Verbände. Während von reichsdeutscher und österreichischer Seite aus zwar Unterschiede in der Beurteilung der Möglichkeiten, aber keine grundsätzlichen Gegenbestrebungen zutage treten, lassen die Ausführungen des ungarischen Vertreters erkennen, daß bis jetzt die industriellen Kreise Ungarns noch nicht als gewonnen angesehen werden können. Auch an anderen Stellen werden Widerstände vorausgesetzt, aber der Gesamteindruck ist doch unverkennbar, daß die Idee der Wirtschaftseinheit Mitteleuropas zu marschieren beginnt. Während der Beratungen rauscht draußen der langersehnte, längst notwendige große Regen.

Halicz am Dnjestr wurde nach fünftägigen harten Kämpfen von der Armee Linsingen besetzt. Nordöstlich von Lemberg dauern die Kämpfe noch an. Doch erreichten die Unseren die Eisenbahnpunkte bei Klodzimko und Zadworze.

Die Lage auf dem italienischen Kriegsschauplatz ist unverändert. Die Festungsanlagen von Erzherzog Franz Ferdinand und Hötzendorff bewähren sich.

Dienstag, 29. Juni.

An der Westfront wurden feindliche Nachtangriffe nördlich von Arras abgeschlagen. Ein französischer Angriff in den Argonnen scheiterte, ebenso ein zwei Kilometer breiter Infanterieangriff auf den Maashöhen. Im Süden der Vogesen wurden zwei feindliche Flieger abgeschossen und zwei andere auf Schweizer Gebiet zur Landung gezwungen.

Die französischen Katholiken und noch mehr die dortigen Nichtkatholischen ärgern sich darüber, daß der Papst sich nicht einseitig über den „Lusitania"-Fall entrüsten will, sondern gesagt hat: „Glauben Sie, daß die Blockade, die zwei Reiche umschlingt und Millionen von unschuldigen Wesen zum Hunger verurteilt, von sehr menschlichen Gefühlen eingegeben ist?" Der Papst wiederholt seine Versicherung, daß er seine Hand jedem reichen will, der bereit ist, den Frieden herbeizuführen.

Im russischen Hauptquartier fand unter dem Vorsitze des Kaisers ein Ministerrat statt, bei dem Nicolai Nicolajewitsch gegenwärtig und bei dem das Kriegsministerium durch einen neuen Mann, General Poliwanow, vertreten war.

Aus den Berichten der Lemberger Stadtvertreter erfährt man, wie die Russen seit Anfang September in der galizischen Hauptstadt gewirtschaftet haben. Ueber 10 000 Polen, ebenso viele Juden und etwa 2000 Ruthenen wurden nach Rußland abgeführt. Wer Geld hatte, konnte sich loskaufen, aber nur, bis er wieder zahlen mußte. Einzelne Polizisten verdienten 50 000 Rubel. Judenmassaker fanden häufig abends statt. Bei einem Massaker rief man einen städtischen Diener zu den Leichen der nebeneinander ausgestreckten Opfer und befragte ihn: bedauerst du sie? Auf die bejahende Antwort wurde auch er niedergestreckt. Das reguläre Militär verabscheute die Kosaken und Polizisten, konnte aber nichts gegen sie tun. Stadtpräsident Dr. Rutowski sorgte wie ein Vater für die Seinigen, wurde aber von den Russen zuletzt mitfortgeschleppt.

Staatssekretär a. D. Dernburg ist aus Amerika wieder in Berlin eingetroffen. Wir grüßen ihn, denn er hat drüben keinen leichten Stand gehabt.

Mittwoch, 30. Juni.

Ein langes Gespräch über die Zukunft der Polen. Nachdem die Befreiung Galiziens zum größeren Teile vollzogen ist, kann allerdings von der Polenfrage ernsthafter geredet werden als vorher. Warschau ist freilich noch russisch, und wir wissen nicht, ob das deutsche Heer die Absicht hat, dort starke Kräfte einzusetzen. Für den Gedanken, Galizien und Kongreß-Polen unter österreichischer Oberhoheit zu vereinigen, würde Deutschland voraussichtlich dann eintreten können, wenn vorher die zukünftige Gemeinschaftlichkeit der beiden zentraleuropäischen Mächte festgelegt ist. Damit ist aber die staatsrechtliche Frage, welche Rolle dieser polnische Unterstaat im österreichisch-ungarischen System spielt, nicht erledigt, auch nicht die Finanzfrage Galiziens und Polens.

Der russische Zar erläßt auf Grund des Ministerrates eine Kundgebung voll Zuversichtlichkeit und Willen zum Sieg. Von Friedenssehnsucht ist darin nichts zu merken. Mag diese Kundgebung auch etwas heldenhafter aussehen als es dem Kriegsrat zumute war, so müssen wir uns doch hüten, allerlei Gerüchten über Friedensvermittlungen zuviel Gewicht beizumessen. Gleichzeitig wird aus London geschrieben, daß man dort den galizischen Vormarsch der Deutschen und Oesterreicher nur „als Episode" betrachtet.

Donnerstag, 1. Juli.

Wieder ein neuer Monat! Es rinnt die Zeit, und es sterben die Menschen; sie sterben bei Freund und Feind. Wann wird das enden? Indem ich von Wien heimwärts fahre, sehe ich den lange erwünschten Regen gütig auf Feld und Flur sich ergießen und lese dabei einen schönen Aufsatz des Budapester Tageblattes über die Bäuerin, die in diesem Kriege die Brotschafferin wurde, dem Mann gleichwertig und ebenbürtig. Dabei heißt es von Ungarn: die gewohnten herrlichen und goldigen Aehrenfelder noch weit reicher und gesegneter als sonst, das wogende Goldmeer unserer Tiefebene! Aber nicht nur die Aehrenfelder, auch Wiesen, Wälder und Obstgärten prangen wohlgepflegt und sorgfältigst betreut, als hätte der liebe Gott selber ihre Verwartung besorgt. — Wir freuen uns dieser Erde unserer Bundesgenossen und hoffen, daß auch bei uns in Norddeutschland jetzt noch manches nachträglich sich erholen wird. Von Mitteldeutschland und Westdeutschland klingen die landwirtschaftlichen Nachrichten nicht schlecht.

Die deutsche Beute an Gefangenen beträgt im Juni im Osten und Nordosten (also wohl Hindenburg) 121 Offiziere und 25 700 Mann, im Südosten bei der Armee Linsingen 409 Offiziere und 146 600 Mann. Dazu an beiden Stellen 87 Geschütze und 320 Maschinengewehre.

Die österreichisch-ungarische Beute im Nordosten beträgt im Juni 521 Offiziere, 194 000 Mann, 93 Geschütze, 364 Maschinengewehre; eine hochbedeutende militärische Ernte.

Freitag, 2. Juli.

In den gegnerischen Blättern findet sich ein Wort des französischen Obergenerals Joffre, der Krieg werde sein: long, dur, sûr; lang, hart, sicher. Es spricht sich darin der auch im Franzosen noch vorhandene Glaube an den Sieg aus. Um diesen Glauben wird eigentlich gekämpft. Es ist in allen beteiligten Nationen eine fürchterliche Entschlossenheit vorhanden. Minister Asquith redet vor den Geldleuten Londons vom Kämpfen bis auf den letzten Heller, bis zum letzten Blutstropfen, und die Kaufleute der City begleiten seine Worte mit rauschendem Beifall. Ein Abgeordneter Long hat im Hause der Gemeinen beantragt, daß alle männlichen und weiblichen Personen von 15 bis 65 Jahren in Register eingetragen würden, um ihnen staatliche Arbeiten zuweisen zu können. Das geschieht im alten individualistischen England!

Im Westteil der Argonnen hatte die Armee des deutschen Kronprinzen einen schönen Erfolg. Feindliche Gräben und Stützpunkte wurden in Breite von drei Kilometern und Tiefe von 200 bis 300 Metern von württembergischen und reichsländischen Truppen erstürmt. Dabei über 1700 Mann gefangen. Es ist erfreulich, daß neben den Württembergern die Elsaß-Lothringer im offiziellen Bericht besonders anerkannt werden.

Professor Delbrück, der Kriegshistoriker, sagt in den „Preußischen Jahrbüchern" vom Feldzug in Galizien, daß zu ihm die Weltgeschichte kaum ein Gegenstück kennt, weil es sich nicht um bloße Verfolgung einer geschlagenen Armee handelt, sondern um ein zweimonatiges Vordringen gegen immer neu zuströmende gewaltige Truppenteile. Es sei auch vom österreichischen Standpunkt aus nach den Regeln von Clausewitz völlig richtig, die Verfolgung in Galizien mit aller Kraft zu betreiben und an der italienischen Front nur verteidigend aufzutreten.

Ein starker italienischer Angriff am Isonzo ist zurückgeworfen. Die Italiener behaupten, daß daran das schlechte Wetter schuld sei.

Digitized by Google

Sonnabend, 3. Juli.

In Ostgalizien dringen die verbündeten Truppen östlich von Halicz vor; im allgemeinen scheinen aber dort, südwärts von Lemberg keine großen Veränderungen vor sich zu gehen. Stärker ist der Vormarsch nördlich der Linie Przemysl—Lemberg zwischen Weichsel und Bug, in jenen Gegenden, die im Anfang des Krieges schon einmal Kriegsschauplatz gewesen sind. Um Krasnik herum wird gekämpft. Es wird in den Kriegsberichten teilweis die Ansicht vertreten, daß die russische Armee östlich von Lemberg durchbrochen sei, so daß es nun eine nördliche und eine südliche Aufstellung gäbe. Soviel wir wissen, ist das noch nicht der Fall. Die Russen weichen zurück, halten aber noch an allen Stellen zusammen und erhalten noch immer erstaunlich viel Zuwachs.

In der Nähe der Insel Gotland in der Ostsee ist der deutsche Minenleger „Albatros" bei strichweise unsichtigem Wetter in den Kampfbereich von vier russischen Panzerkreuzern geraten. Die Beschießung wurde bis in schwedische Küstengewässer fortgesetzt, was Anlaß zu einem schwedischen Protest gegeben hat. „Albatros" ist in sinkendem Zustand auf den Strand der Halbinsel Oestergarn aufgelaufen. Die Verwundeten wurden von den Schweden sehr menschenfreundlich aufgenommen.

Die Italiener haben an der Isonzofront wieder vergeblich angegriffen. An der Kärntnerischen Grenze wurde mit zeitweisem italienischen Erfolge am Großen Pal gekämpft. Die englische Geldzahlung an Italien soll monatlich 30 Millionen Lire betragen, was nicht übermäßig viel ist. Die Zahlung entspricht der Leistung.

Auf der Halbinsel Gallipoli ereignete sich bei Ari Burnu nichts Neues, während bei Seddul Bahr im Süden heftige feindliche Angriffe zurückgeworfen wurden. Erfreulicherweise haben die Türken noch immer Munition genug. Das türkische Feuer von der asiatischen Küste aus steigerte sich.

Sonntag, 4. Juli.

Am 1. Juli sind 25 Jahre verlaufen, seit Helgoland deutsch wurde. Die Erwerbung war ein viel richtigerer Griff, als damals geglaubt wurde, denn ob wir Wituland, das damals aufgegebene, heute noch besitzen würden, ist fraglich, sicher aber ist, daß Helgoland als starke Seefestung wirkt. Wir besitzen unseres Wissens in Afrika noch den nordöstlichen Teil von Südwest und wohl das ganze Ostafrika.

Italien protestiert bei den Vierbundmächten gegen die Besetzung Skutaris durch die Montenegriner, gegen die Besetzung von Elbassan in Albanien durch die Serben und gegen einen Einfall griechischer Banden nach Berat in der Nähe von Valona. Von der Türkei fordere Italien Garantien wegen der Behandlung der Italiener in der Türkei und wegen Anregung von Feindseligkeiten in Libyen. Das letztere sieht wie Vorbereitung zur Entsendung seiner Schiffe oder Mannschaften nach den Dardanellen aus.

Was in Bulgarien und Rumänien vor sich geht, ist mit vielfachen Schleiern umwoben. Man ist bei den Vierbundmächten nicht zufrieden, weil die bisherigen Vorschläge abgelehnt worden sind, aber auch bei uns besteht wenig Sicherheit über die weitere Entwicklung der Balkanbewegungen. Jeder kann gegen jeden vorgehen. Dort ist die Wetterecke des Weltkrieges.

Die Zeitungen der skandinavischen Länder beschäftigen sich mit der Verletzung der schwedischen Neutralität bei der Beschießung des „Albatros". Es wird Bestrafung der betreffenden russischen Offiziere verlangt. Auf das deutsche Schiff sollen 1500 Schüsse abgegeben worden sein, von denen nur 25 ihr Ziel erreichten.

Montag, 5. Juli.

Da die öffentlichen Verhandlungen über Kriegsziele im deutschen Inland verboten sind, blüht eine gefährliche heimliche Fabrikation von Kriegsprogrammen, die meist dem Auslande nicht verborgen bleiben. Große Wirtschaftsverbände erlassen Kundgebungen, als ob die Welt schon zu Deutschlands Füßen läge. Wenn man so oft fragt, weshalb das Ausland die Deutschen wenig liebt, so ist eine der Antworten: weil es eine Sorte deutscher Großmäuligkeit gibt, die von Wirklichkeitssinn und Takt weit entfernt ist. Erst siegen, dann darüber reden! Wir finden, daß Soldaten, die von der Front kommen, diese heimatlichen Voreiligkeiten nicht mitzumachen pflegen. Wenn z. B. heute Aussagen über das künftige Geschick Polens laut werden wollen, so sollte das mindestens im Tone der Erwägung geschehen und nicht der Forderung, solange dort noch täglich viele Hunderte von den Unseren sterben, um nur die Voraussetzungen für weitere Entschlüsse zu schaffen.

Luftschiffkämpfe über der Nordsee und in Richtung auf England.

Der Einmarsch der Serben nach Durazzo wird gemeldet, ist aber noch nicht sicher.

Fortsetzung der erfolgreichen Schützengrabenbestürmung in den Argonnen und am Priesterwald. Etwa 1000 unverwundete Gefangene.

Die Armee Linsingen hat in ganzer Front den Flußlauf der Szlota-Lipa erreicht. Das Westufer ist von den Russen gesäubert. Es ist nun in der Tat nicht mehr viel, was von Galizien zurückzuerobern ist.

Dienstag, 6. Juli.

Die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand hat die russische Kampffront beiderseits Krasnik in mehrtägigen Kämpfen durchbrochen, die Russen unter großen Verlusten in nördlicher Richtung zurückgeworfen und in diesen Kämpfen 8000 Mann gefangen genommen. Man erwartet zwischen Weichsel und Bug vor oder hinter Krasnik eine große Schlacht. Die Bevölkerung soll aus Warschau weggeschafft werden. Auch die Londoner „Times" rechnen nun mit dem Kampf um Warschau.

Gertrud Bäumer Heimatchronik

Dienstag, 29. Juni.

In der „Christlichen Welt" steht eine erschütternde Zuschrift eines Christen aus der Front, eines Menschen des Alles-oder-Nichts, der die seichten Kompromisse nicht mitmachen kann, die hinter der Front hundertmal täglich versucht werden. Man schaut in qualvolle seelische Kämpfe, schmerzhafteste Entwurzelung hinein und fühlt wieder einmal in tiefster Seele die gewaltige moralische Last, die — uns Daheimgebliebenen trotz alles inneren Dabeiseins unerfaßbar — draußen getragen werden muß.

Der Bundesrat hat gestern die notwendigen Maßnahmen für die Ernteverwertung des Jahres 1915 beschlossen: Verteilung von Brotgetreide und Futtermitteln, Ausmahlen, Verfüttern usw. Die Bestimmungen werden also demnächst bekanntgemacht werden.

Die Eisenbahn zeigt sich einmal wieder als Musterverwaltung. Sie nimmt jetzt die Kriegsbeschädigtenfürsorge für ihre eigenen Beamten und deren Söhne selbst in die Hand, auf Grund einer von ihr veranstalteten Kriegssammlung. In all der Zerfahrenheit, die sich organisatorisch in der Kriegsbeschädigtenfürsorge gezeigt hat, ist dies tatkräftige Vorgehen im fest umgrenzten Rahmen einer bestimmten Verwaltung höchst erfreulich. Es legt den Gedanken nahe, ob nicht die Kriegsbeschädigtenfürsorge, soweit sie Wiederherstellung der alten Erwerbsfähigkeit ist, überhaupt den Berufsverbänden übertragen werden sollte, in deren Gebiet der Invalide hineingehört.

Natürlich ist die Auslandspresse entzückt von dem Friedensaufruf der deutschen Sozialdemokratie, und zwar, weil sie daraus Hoffnungen auf deutsche Uneinigkeit schöpft.

Mittwoch, 30. Juni.

Die internationalen religiösen Gesellschaften, z. B. die „Evangelische Allianz", erleben die Tatsache, daß die staatlich-nationalen Zusammenhänge stärker sind, als die der gemeinsamen Weltanschauung. Es reißt an allen Ecken und Enden. Deutsch in der Form, daß ein Volk im Namen der christlichen Weltanschauung dem anderen unrecht gibt. Darin sind die [illegible]

Digitized by Google

Von allen Seiten werden „heftige Gewitterregen" gemeldet. Das Wetter wird jedem zu einem Stück persönlichen Schicksals!

Der Zivilrechtslehrer Prof. Biermann von der Universität Halle ist auf dem westlichen Kriegsschauplatz gefallen. Wieder ein Gelehrtenleben, das mit all seinem geistigen Erwerb ohne Besinnen dem Vaterlande dargebracht ward.

Die Kriegspoesie scheint auch in Frankreich reiche Blüten zu tragen, aber sie scheinen nicht alle den Duft der Heldenhaftigkeit zu atmen. Denn der „Temps" richtet einen Appell an die Zeitungen, lieber gar nichts Geformtes mehr aufzunehmen als Verse, die künftigen Zeiten ein falsches Bild von dem Geisteszustand des französischen Volkes geben können.

Donnerstag, 1. Juli.

Der Krieg wird merkwürdig unwirklich an diesem niederdeutschen Binnensee, mit seinen Ackerbürgerstädtchen und Dörfern. Sommergäste sind Sommergäste und haben — wenigstens sieht es so aus! — das Vergessen der Welt aus Zweckmäßigkeitsgründen zu einer Pflicht und Kunst entwickelt. Nichts Verschlafeneres als dieses Städtchen im Vormittagsfrieden. Die grünen und weißen Bänke vor den einstöckigen Häusern sind so leer wie die treuherzig holperig gepflasterten Straßen. Leierkastentöne wehen einmal von dieser und dann von einer anderen Straße herüber. Auf dem Kirchplatz, wo die Linden ihre Blütenbüschel bis an die schattengrünen Fenster des Pfarrhauses hinstrecken, dreht er in taktvoller Wahl „Lobe den Herren", auf dem Markt vor den Kaufläden „Puppchen, du bist mein Augenstern" und vor der Schule „Heil dir im Siegerkranz". Und doch steht der Krieg in jedem Laden und in jeder Wohnstube. Der Gärtner, der die Sommerfrischler am See mitversorgt, ist seit Oktober „vermißt", und seine Frau, der die jungen runden Augen unwahrscheinlich blau aus dem kupferrot gebrannten Gesicht leuchten, gräbt und sät und gießt und pflückt in den weiten Gemüsebeeten mit Kindern und Großvätern und hat dazu täglich das Rätsel zu lösen, wie sie ohne Fuhrwerk ihre Waren an die Kunden eine Stunde weit bringen kann. Was wird von diesen Frauen geleistet im Vergleich mit den Städterinnen, die mit dem Beruf des Mannes nichts zu tun haben, und aus deren Leben von seinem bißchen Arbeit noch ein gutes Stück durch die Abwesenheit des Mannes abgebröckelt ist. Und doch sind es sicher mehr diese müßig Wartenden als die anderen, von denen die wehleidigen Briefe ins Feld gehen, daß man kein Petroleum bekommt und kein Schmalz und die Butter schon wieder zehn Pfennig mehr kostet!

Der „Patenschaftsgedanke" für Ostpreußen wird immer weiter durchgeführt. Das Herzogtum Braunschweig übernimmt die Fürsorge für den Kreis Goldap. Bald wird der ganze vom Feinde geschädigte Teil an seine Paten verteilt sein.

Der Sozialdemokrat Bruns ist als Mitglied der Berliner städtischen Schuldeputation bestätigt.

Freitag, 2. Juli.

Heute ist der „Vorwärts" wieder erschienen. Die Auseinandersetzungen in der Partei dauern fort. Das Organ des Bauarbeiterverbandes spricht die Hoffnung aus, daß es gelingen möchte, die Partei vor der Gefahr zu schützen, die ihrem Zusammenhalt durch die radikale Linke droht. Sollte diese Gefahr aber eintreten, fährt das Blatt fort, „nun, so zweifeln wir nicht, daß die Gewerkschaften groß und stark genug sein werden, um ihrerseits das Aktionszentrum zu schaffen, ohne das die Arbeiterklasse ihren dringenden Aufgaben nicht genügen kann".

Ueber die Ernteaussichten wird wieder Beruhigendes mitgeteilt, sofern der Stand der Brotfrüchte (einige leichte Böden ausgenommen, auf denen das Korn notreif wurde) zu guten Hoffnungen berechtigt. Gelitten haben Sommergetreide und Futtermittel. Man hofft aber, daß der Regen auch hier jetzt noch manchen Schaden wiedergutmachen kann.

Der Magistrat Berlin läßt von der nächsten Woche ab den Verkauf des Gefrierfleisches mit 2000 Schweinen beginnen. Es muß eine Ausweiskarte vorgezeigt werden, die aber nicht an bestimmte Einkommensstufen gebunden ist. Es wird erwartet, daß die Bemittelten aus sozialer Gesinnung auf den Mitgenuß dieses billigen Fleisches verzichten. — Der Ferienbeginn, der die Wohlhabenderen in ihre Sommerfrischen führt, wird diese Gesinnung jedenfalls wirksam unterstützen.

Der Milchpreis soll in Berlin im Herbst auf 30 Pf. steigen. Es müßte etwas geschehen, um der bedürftigen Bevölkerung die Milch billiger zugänglich zu machen. Schließlich ist die Milchfrage die Grundfrage der Kindergesundheit.

Sonnabend, 3. Juli.

Die Stärke der Versicherungsanstalten zeigt sich darin, daß sie jetzt imstande sind zu allerlei Ueberschußleistungen der besonderen Kriegsfürsorge. So zahlt die schlesische Landesversicherungsanstalt eine Kriegsehrengabe an Ehefrauen, Kinder, Mütter, Väter und Großeltern (wenn sie von ihren Söhnen unterhalten wurden) von Gefallenen. Es sind bis jetzt etwa 2500 Ehrengaben im Betrage von 150 000 M. bewilligt worden.

Zufällig bekomme ich d'Annunzios „Feuer" in die Hände. Fast unlesbar in seinem gespreizten Aesthetizismus und der wortreichen Enthüllung zartester Dinge. Aber interessant in der Rede über den germanischen Geist und Richard Wagner. Und in der breiten Beschreibung der Rede des „Erweckers" im Dogenpalast von Venedig wie eine prophetische Beschreibung der Rede in Quarto. Ja, wenn der Krieg nichts wäre als der Genuß einer schönen Szene, als Entschluß und Volksbegeisterung und blumenüberstreuter Ausmarsch! Wenn nicht alles, was nachher kommt, das Gegenteil von Romantik und schönen Gefühlen und Theater wäre!

Sonntag, 4. Juli.

Auch in den Sonntagsfrieden des Städtchens gellt der Krieg. Für 39 Männer, die seit Kriegsbeginn gefallen sind, wurde heute eine Danksagung in der Kirche gesprochen. Wieviel mag jeder einzelne von ihnen hingegeben haben an Glück und Erwerb und Können!

Ein Zeugnis eines Offiziers über den Wert eines einzelnen Mannes, eines einfachen Maurers, kommt mir zufällig in die Hände; der Brief ist nicht nur ein schöner Beweis kameradschaftlicher Anerkennung des Untergebenen, sondern er mag auch einmal wieder nachdenklich stimmen über die Tatsache, wieviel Begabung heute noch im Alltagslauf der Dinge bei uns in untergeordneter Arbeit verschwendet wird, die bei den außerordentlichen Anforderungen des Krieges plötzlich hervortritt. Der Offizier schreibt:

. . . . „Ich war bis zum 10. März Batteriechef der 5. Batterie und mußte damals leider die Batterie, mit der ich den ganzen Feldzug in 18 Gefechten durchgemacht hatte, abgeben, um eine Abteilung zu übernehmen.

Sch. kam erst hier an der Aisne bei F. von der leichten Munitionskolonne zur Batterie, aber vom ersten Tage an habe ich Achtung gewonnen von seiner unermüdlichen Arbeitskraft. Trotzdem er ein einfacher Kanonier war, niemals eine Haubitze bedient hatte und lange Zeit schon vom Militär entlassen war, eignete er sich in kurzer Zeit alles das an, was zur Bedienung des Geschützes nötig war. Er wurde Richtkanonier und die beste Stütze seines jungen Geschützführers. Seine Kenntnisse und Erfindungsgabe kam uns allen zugute.

Er baute uns Deckungen gegen das schwere Artilleriefeuer der Engländer und Franzosen, er schuf geradezu eine neue Art, die Geschützstellungen herzustellen, die nicht nur bei der Batterie, sondern beim ganzen Regiment mustergültig wurde.

So hat er zum Siege beigetragen und manchen Kameraden vor der tödlichen Kugel beschützt.

Als wir in die jetzige Stellung kamen, war er es wieder, der der stille Leiter beim Batteriebau war. Ohne Vorgesetzter zu sein, folgte ihm jeder willig, und darum machte ich ihn Weihnachten für tapferes Verhalten vor dem Feinde zum Gefreiten.

Er war ein treuer Kamerad und mir ein lieber Freund geworden, und sein Tod hat mir die ersten Tränen in diesem schaurigen Krieg entlockt, weil er einen unersetzlichen Verlust für uns bedeutet.

In der von ihm seinerzeit ausgebauten kleinen Waldkapelle, einer Höhle aus weißem Sandstein, stand sein Sarg, und vor dem

Digitized by Google

Eingang im Abendsonnenschein haben wir ihn am 14. April in fremder Erde bestattet. Hoch liegt sein Grab über dem weißen Aisnetal, von Bäumen umrauscht, als ein Wahrzeichen echter deutscher Treue bis zum letzten Atemzug.

Sagen Sie seiner Frau, daß sie eines Helden Witwe sei, und sie möge ihren Sohn so erziehen, daß er dereinst sich des Vaters würdig erweist.

Ich werde Ernst Schönbeck nie vergessen!

gez. C . . . . . .
Hauptmann und Abteilungskommandeur
1. Abteilung Kurmärk. Feldartillerie-Regiment."

Montag, 5. Juli.

Ein sehr agrarisch aussehender Mann, mit dem ich in der Bahn fuhr, studiert mit auffallend heißem Bemühen in einem kleinen Buch. Schließlich löst sich ihm die Zunge über seine Nöte: es ist ein kleines deutsch-russisches Wörterbuch, herausgegeben von der Landwirtschaftskammer von Ostpreußen, bestimmt zur Erleichterung der Verständigung mit den kriegsgefangenen Landarbeitern. Ja, das hat er nicht gedacht, daß er auf seine alten Tage noch mal Vokabeln lernen würde. Und gar russische!

Uebrigens ist er zufrieden mit den Leuten. Man muß ihnen gut zu essen geben, dann leisten sie etwas.

In der Erziehung des Publikums zu kriegsgemäßer Ernährung ist jetzt nicht viel zu machen. Merkwürdig, trotzdem die Milchfrage jetzt schwieriger liegt als je und noch schwerer werden wird, und Enthaltsamkeit von Butter und Sahne mehr zu raten wäre als je — im Augenblick ist nichts zu erreichen. Solche Anspannungen des Pflichtgefühls haben ihren Rhythmus, es geht eine Weile, dann will der Mensch sich erholen, bis er einen neuen Anlauf nehmen kann. Den werden wir aber im Herbst nehmen müssen!

Naumann / Die mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft

Auf der Tagung des deutsch-österreichischen Wirtschaftsverbandes in Wien am 27. Juni hat der Wortführer der ungarischen Industrie Dr. Graatz innerhalb einer sehr freundschaftlichen und mitteleuropäischen Rede die Forderung besonderer ungarischer Zwischenzölle gegenüber Oesterreich aufgestellt und damit nur wiederholt, was von den Kreisen der ungarischen Unabhängigkeitspartei immer als Programm angesehen wurde. Er führte aus, daß immer der industriell schwächere Teil sich gegen die Ueberwältigung des stärkeren Nachbars auf diese Weise schützen müsse: Oesterreich gegen Deutschland, Ungarn gegen Oesterreich. Als ihm dann zwar vorgehalten wurde, daß in Verfolgung desselben Gedankens auch Kroatien seine wirtschaftliche Abgrenzung gegen Ungarn verlangen könne, winkte er sehr lebhaft ab und sagte: ungarisches Staatsrecht! Das heißt also: das Recht der besonderen Schutzzölle soll kein wirtschaftliches Naturrecht beliebiger Wirtschaftsprovinzen sein, sondern ein staatliches geschichtliches Recht. Es dürfte also nach diesen Ausführungen so lange nicht von Galizien oder Böhmen in Anspruch genommen werden, als diese Provinzen zu den österreichischen Kronländern gehören. Da Ungarn jedoch eine eigene Handelspolitik besitzt, so kann es sich abschließen, so weit es will. Ob das für Ungarn selbst wirtschaftlich nützlich ist, ist eine ganz andere Frage, aber zunächst ist für uns wichtig, daß man in Ungarn die Idee, ein besonderer Handelsstaat zu sein, als ernsthaft betrachtet. Das ist den Ungarn selbstverständlich nichts Neues, aber es wird im Deutschen Reiche viel zu wenig beachtet. Bei uns herrscht in weiten Kreisen eine dunkle Vorstellung, als sei das alte Großösterreich von vor 1867 noch vorhanden und als könne man von Wien aus in derselben Weise Handelspolitik treiben wie von Berlin aus. Wenn wir aber jetzt beim Beginn der Besprechungen über einen mitteleuropäischen Wirtschaftsverband uns nicht in Täuschungen bewegen wollen, so müssen wir unsere Kenntnisse über die staatsrechtlichen Verhältnisse der zwei Nachbarländer verbessern. Diesen Dienst tut uns Reichsdeutschen unter allen Umständen die Rede von Dr. Graatz, und wir werden sie auch weiterhin im Gedächtnis behalten müssen.

Um nun aber zu erwägen, ob die ungarische Besonderheit praktisch durchführbar ist, so wird es am einfachsten sein, man nimmt einmal theoretisch an, daß Oesterreich allein ohne Ungarn einen Wirtschaftsverband mit dem Deutschen Reiche vereinbart. Der Fall wird nicht eintreten, aber er ist immerhin ausdenkbar, und zwar gerade auf Grundlage der von Ungarn aus vielfach vertretenen Anschauungen. Wie wird dann die Lage Ungarns sein? Es ist genau dasselbe, wie wenn bei uns die ostelbischen Provinzen eines Tages ein eigenes Wirtschaftsgebiet sein sollten. In diesem Falle würden ihnen alle eigenen Zollwünsche sehr bald zerfließen, da ihr übermächtiges Hauptinteresse nicht die Erhaltung von Industrien, sondern der Absatz von Getreide ist. Um dieses ihres ersten und entscheidenden Lebensinteresses willen würden sie über alle anderen Sachen mit sich reden lassen. Jetzt genießt ebenso wie in Ostelbien im Deutschen Reiche so Ungarn in der Doppelmonarchie den Zollschutz auf Getreide, den es verlangt. Sobald Ungarn von Zwischenzöllen redet, wird es den Oesterreichern nicht verübeln können und wollen, wenn sie ihre Getreidegrenze mit demselben Auge betrachten. Das aber heißt mit anderen Worten: der ganze Fall der Trennung oder Absonderung ist nur zu Diskussionszwecken ausgedacht.

Warum aber wird er von Leuten, die doch auch sonst genug zu tun haben, überhaupt in die Erörterung gezogen? Hier scheint ein Punkt zu sein, den gerade wir begreifen müssen, wenn wir eine mitteleuropäische Wirtschaftseinheit suchen. Unsere Auffassung ist diese: Ungarn braucht aus anderen Gründen beständig wiederkehrende Verhandlungen mit Oesterreich und benutzt dazu die handelspolitische Möglichkeit der Zwischenzölle. Da nämlich Ungarn fast von drei Seiten von den österreichischen Kronländern eingeschlossen ist, so genügen kleine verkehrstechnische und ähnliche Unfreundlichkeiten, wie sie bei uns etwa zwischen Preußen und Sachsen vorgekommen sind, um dem umschlossenen Teil das Gefühl der Benachteiligung zu geben. Wie soll sich Ungarn dagegen schützen?

Um dasselbe mit anderen Worten zu sagen: ein mitteleuropäischer Wirtschaftsverband setzt, wenn er gelingen soll, nicht nur eine deutsch-österreichisch-ungarische, sondern vorher oder gleichzeitig eine österreichisch-ungarische Verständigung voraus. Das ist es wohl, was Dr. Graatz in seiner sehr bemerkenswerten Rede etwa hat andeuten wollen. Er spricht sich nicht gegen die mitteleuropäische Idee an sich aus, aber er meldet gleich bei der ersten öffentlichen Verhandlung dieses Gegenstandes gewisse ungarische Sonderforderungen an.

Ueberhaupt scheint das Ergebnis der Wiener Tagung etwa folgendes zu sein: der Gedanke der Wirtschaftsgemeinschaft wächst sehr stark, aber gleichzeitig wachsen in ihm die zu überwindenden Schwierigkeiten. Es wird fast mehr

Digitized by Google

über die notwendigen Ausnahmen und Zugeständnisse geredet als über das Prinzip selber. Das darf uns aber nicht wundern, denn nur so kann sich der Hauptgedanke siegreich emporarbeiten, indem er nach allen Ecken hin nachgeprüft und durchgedacht wird. Es gehört beides dazu: ein Wollen im großen und eine Biegsamkeit im kleinen.

Will man die etwaigen Aussichten der wirtschaftlichen Einheitsbestrebungen beurteilen, so ist weniger wichtig, was im einzelnen geredet wurde, als welche Kreise vertreten waren. Die Vorentscheidungen in dieser Sache fallen überall in den engeren Beratungskörpern der starken landwirtschaftlichen und industriellen Verbände. Dort, wo man rechnen kann und auch versteht, Wirtschaftsentwicklungen in großen Zügen zu erfassen, sind die tatsächlichen Parlamente des neuen Mitteleuropa. Die Zusammensetzung der Wiener Tagung war nun unter diesem Gesichtspunkte eine sehr gute. Von Deutschland aus waren fast alle starken gewerblichen und kommerziellen Verbände entweder offiziell oder persönlich vertreten, und ebenso waren die österreichischen Gewerbevertretungen sehr vollzählig anwesend. Nur Ungarn war bisher schwach beteiligt. Der erste Schritt in die Oeffentlichkeit ist mit guter Vorbereitung und gutem Erfolg getan worden.

Es gilt bei dieser Sache, viele technische Einzelfragen zu berücksichtigen, die hier nicht dargestellt werden können. Die verschiedenen Wirtschaftsgruppen werden es erst nötig haben, jede einzelne Zollposition darauf hin zu prüfen, ob in ihr die gleiche Ziffer passend ist. Aber auch in den Fällen, in denen eine gleiche Zollhöhe nicht erreichbar ist, soll eine gleichartige Klassifikation der Waren durchgeführt werden: Einheit des Schemas. Wieweit Zwischenzölle erforderlich sind, ist nicht mit allgemeinen Reden zu bestimmen, sondern durch Sachprüfung von Fall zu Fall. Dazu bildet der deutsch-österreichische Wirtschaftsverein jetzt die nötigen Ausschüsse, die dafür sorgen sollen, daß eine nächste Tagung mit besserem Material ausgerüstet sein kann.

Bei aller Wichtigkeit aber, die diesen Vorbereitungsarbeiten zuzumessen ist, gibt sich dennoch wohl keiner der Beteiligten darüber einer Täuschung hin, daß die letzte Hauptentscheidung weniger von wirtschaftlichen Einzelerwägungen abhängt als vom politischen Willen im ganzen. Wenn ein deutsch-österreichisch-ungarischer Wirtschaftsvertrag oder auch mehrere derartige Verträge zustande gebracht werden, dann ist das viel mehr als eine bloße Erwerbs- und Nützlichkeitshandlung. Es bedeutet in diesem Falle das tatsächliche und feste Gelöbnis, nach dem schwersten und gewaltigsten aller Kriege auch in den Arbeiten des Friedens Bundesgenossen sein und bleiben zu wollen. Von diesem politischen Willen war bei der Tagung in Wien ein gutes Teil zu spüren.

Begreiflicherweise gibt es auch in Oesterreich Besorgte, die sich nicht ganz von der Angst befreien können, daß die deutsche Industrie die Absicht habe, das, was an fernen und westlichen Märkten verloren gegangen sein kann, auf Kosten der Bundesgenossen in Oesterreich und Ungarn zu suchen. Wir wissen, daß bei allen maßgebenden Personen des Wirtschaftsverbandes nicht die Spur einer solchen Absicht besteht, aber das allein genügt nicht zur Beseitigung der aufgetauchten Bedenken. Unsere stärkere Industrie muß tatsächlich für die Uebergangszeit Garantien schaffen, daß nicht unsere Waren die österreichische und ungarische Erzeugung erschlagen. Das aber geht bei gutem Willen, es geht am leichtesten überall dort, wo die Industrien kartellierbar sind und Abgrenzungskartelle eingeführt werden können. Wir wollen keinerlei Ausnutzung des verbündeten Gebietes, denn eine solche Handlungsweise würde sehr bös auf uns zurückfallen und für die Zukunft alle Lust zum engeren Anschluß verderben. Wenn wir einen Verbündeten besitzen, so müssen wir seinen Aufstieg pflegen wie unseren eigenen. „Wir wachsen zusammen" hat dann einen doppelten Sinn, nämlich den des Ineinanderwachsens und den des gemeinsamen Emporwachsens.

Abgeschlossen vom Weltverkehr sitzen wir beisammen und kämpfen uns tüchtig durch. Diese Schule der Abschließung haben nur wir beiden erlebt oder wir drei: Deutsche, Oesterreicher und Ungarn. Aus dieser Schule der Wirtschaftszucht gehen wir eines Tages Hand in Hand heraus als Wirtschaftskameraden fürs neue Leben.

Ernst Jäckh / Die albanische Sphinx

Das viel genannte und wenig gekannte Albanien gilt ebensosehr als ein Rätsel der Volkskunde wie es Rätsel für die Politik aufgibt. Der Türke, der Oesterreicher und der Italiener: sie haben sich in der Rolle des Oedipus versucht, der das albanische Rätsel lösen will, und sie scheinen daran zu scheitern. Der Serbe und der Montenegriner, der Grieche und der Bulgare: die Zaunkönige folgen den Spuren der Großmächte und ihrem Schicksal. Aus der albanischen Gebirgswildnis hat sich wie eine Steinlawine eine Entscheidung um die andere in die Balkantäler und in das Mittelmeer gewälzt — mit der Gesetzmäßigkeit und Unaufhörlichkeit der albanischen Blutrache.

Albanien ist der Anstoß zur Ablösung der alten Türkei geworden — zunächst innerpolitisch. Von den albanischen Bergen her ist der Freiheitsheld Enver zu Tal gestiegen, in sich das albanische Blut der Mutter; aus den albanischen Schluchten sind ihm die Tapferen gefolgt, die dort in der ungreifbaren Zurückgezogenheit den militärischen Schlag einer jungtürkischen Revolution vorbereitet haben. Auch dieser Verfassungsversuch von Albanien her wäre ein bloßer Putsch geblieben, wenn nicht ein fühlbarer Zusammenhang mit Konstantinopel und dem Sultan Abdul Hamid bestanden hätte — in der albanischen Leibwache des Yildiz Kiosk: von beiden Griffen bedroht, von den Albaniern aus den Bergen und von den Albaniern im „Sterngezelt", hat die alte Türkei mit Abdul Hamid wanken müssen vor dem albanischen Echo der jungtürkischen Bewegung, wie wenn's die Trompeten von Jericho wären.

Albanien ist dann auch der Anlaß zur Auflösung der europäischen Türkei geworden — schließlich außenpolitisch. Die inneren Wirren der jüngeren Türkei sind vielfach wiederum albanischen Ursprungs: die albanische Unzufriedenheit mit dem jungtürkischen Undank einer allgemeinen Gleichmacherei (in Steuern und Rechten) führte zu Volksaufständen und Kabinettsstürzen, zur Revolution der Stämme und zur Meuterei der Soldaten, kurzum zu einem politischen und militärischen Wirrwarr, daß die Offenbarung einer solchen Desorganisation und Schwäche zum Signal für die Balkanfeinde der Türkei wurde, ihren Balkankrieg zu beschleunigen — mit dem schließlichen Ergebnis, daß Albanien samt den Balkangebieten der Türkei verloren gingen (glücklicherweise zum Heil der Türkei selbst).

Digitized by Google

Albanien ist weiterhin die Ursache der österreichisch-italienischen Spannung geworden. „Oesterreich wollte sich nicht in der adriatischen See abschließen und vom Weltmeer ausschließen lassen, und Italien wollte auf die albanische Küste und auf die dazwischen liegende Adria, das mare nostrum, nicht verzichten. Der alte und stille Widerspruch kam mit und seit dem Tripoliskrieg zum greifbaren Gegensatz: Der Abruzzenherzog, der als italienischer Flottenkommandant den italienisch-türkischen Krieg auch in das damals noch türkische Albanien hinüber- und hineintragen wollte, sah sich durch eine rasche, einer Kriegsdrohung gleichkommende Verwarnung von Wien aus verscheucht. Schließlich kam die österreichisch-italienische „Einigung" zustande, daß, da keiner der beiden Konkurrenten Albanien dem andern gönnen konnte noch wollte, beide ein gemeinsames Albanien zu verwalten suchten: es entstand das „selbständige" Albanien eines deutschen Fürsten unter österreichisch-italienischem Protektorat, und es bestätigte sich die Weisheit eines also veränderten Spruches: Da keiner von den beiden wollte leiden, daß der andr' es hatte, hatt' es keiner von den beiden!

Albanien hat so schließlich die Ursache auch zur italienisch-balkanischen Spannung gebracht. Von der türkischen Herrschaft losgelöst, vom österreichischen Zugreifen getrennt, vom deutschen Fürsten befreit — bietet sich Albanien als leichte Freibeute dar, ebenso für das meerverbindende Italien wie für die landbenachbarten Balkanier. Der Imperialismus des italienischen Kriegsentschlusses hat dem ganzen Balkan die Augen geöffnet und ihm geoffenbart, daß Italien keine „Erlösungspolitik", sondern Eroberungspolitik treiben will — auf Kosten nicht nur Österreichs, sondern auch des Balkans in der Türkei, also in Albanien und in Kleinasien. Das ganze Nest der Balkankönige sträubt sich gegen das italienische Kuckucksei: Griechenland, Serbien, Montenegro, Bulgarien (mit Ausnahme des einzigen, ferneren Rumänien). Bulgarien bereitet sich vor, die bulgarische Bevölkerung bis zur albanischen Grenze zu befreien von der serbischen Unterwerfung und läuft Gefahr, auf Italien zu stoßen. Serbien und Montenegro trauen dem römischen Schwager und Schwiegersohn und insbesondere der ihn gängelnden Entente nicht, sichern sich selbst den „Zutritt zum Meer" und stoßen dort nicht mehr auf Oesterreich, sondern auf Italien. Die Interessenrichtungen haben sich so verschoben, daß das Gemunkel von einem „österreichisch-serbischen Sonderfrieden" aufkommen konnte — freilich ohne inneren Grund. Die albanische Sphinx zwingt den italienischen „Avanti" bereits zu der Befürchtung, „daß aus den Balkanstaaten Italien Ueberraschungen kommen werden, die noch bitterer sind als das Adriatische Meer, und daß es gut sein würde, sich den Rücken zu decken, solange es noch Zeit ist."

Ein Blick in die griechische Seele vollends zeigt die wohltätige Veränderung, die wir dort der italienischen Entscheidung zu danken haben. So spricht die „Athinä" von dem „Augenblick, wo ohne Gewissenszweifel der italienische Dolch in den griechischen Rücken gestoßen wird"; sie weist die italienischen Beschönigungsversuche zurück als „so viele Worte, so viele grobe und freche Lügen", und sie sagt es scharf heraus, „daß der Kampf Italiens einen ganz anderen Zweck hat: den Zweck des Vorteils und des Raubes, der Eroberung und der Knechtung anderer Völker. Der Nationalitätengrundsatz ist nur dann gültig, wenn es sich um Italiener handelt; bei andern ist er lächerlich und verachtungswürdig. Vergebens würden wir Griechen die Italiener fragen, was sie an der Küste des Adriatischen Meeres suchen, wo zur Vernichtung ihrer Freiheit und nationalen Wiedergeburt serbische, slawische und albanische Völkerschaften durch die italienischen Kämpfe den Herrn und Meister wechseln und Kriegsgefangene der Italiener werden sollen." Dieses griechische Starstechen ist eine dankenswerte Leistung unseres italienischen Bundesgenossen.

Die albanische Sphinx gibt dem Vierverband schwerere Rätsel auf als dem Dreibund.

Ludwig Herz / Ein finanzielles Sedan

England hatte die Kriegsausgaben, die Lloyd George allzu optimistisch auf 20 Millionen Mark täglich eingesetzt hatte, dadurch zu decken gesucht, daß es die Einkommensteuer verdoppelte, den Teezoll und die Bierabgaben erhöhte, allerdings mit der unerwünschten Nebenwirkung, daß der Schnapsverbrauch sich verstärkte, ferner die Schuldentilgung verminderte und endlich eine Anleihe von 7 Milliarden Mark zu 3½ v. H. verzinslich zum Kurse von 95 v. H. auflegte. Ueber das Ergebnis dieser Anleihe schwebt ein gewisses Dunkel. Die englischen Pressеandeutungen, denen nicht widersprochen wurde, ließen ein solches von 8 Milliarden vermuten, ein Resultat, das nicht sehr glänzend aussah. Jetzt hat der neue Finanzminister Mac Kenna im Parlamente mitgeteilt, daß 6,62 Milliarden eingegangen sind, d. h. nach Abzug der Kursdifferenz gegen Pari und der Spesen kaum der aufgelegte Betrag; das kann namentlich mit Rücksicht auf die Beleihungserleichterungen der Anleihe als Mißerfolg angesehen werden. Jedenfalls hat die Kriegsanleihe niemals ihren Kurs halten können; es schwamm stets so viel nicht untergebrachtes Material auf dem Markte, daß die Anleihe bis 1¾ unter dem Ausgabekurs sank.

Die weiteren Kriegsausgaben, die unterdessen bis auf 60 Millionen den Tag gestiegen sind, hat man zunächst dadurch zu decken gesucht, daß man für 1 Milliarde 3 v. H. Schatzanweisungen und für 3,4 Milliarden Schatzamtswechsel ausgab, von denen allerdings 370 Millionen zur Einlösung solcher Wechsel, die noch aus dem Burenkriege stammten, bestimmt waren. Weiter half man sich damit, daß man bei der Bank von England Vorschüsse nahm. Trotzdem steht England jetzt vor einem Defizit von $10^1/_2$ Milliarden. Es ist genötigt, eine neue Kriegsanleihe auszuschreiben, und zwar zu Bedingungen, die von seinen sonstigen Gepflogenheiten grundsätzlich abweichen und sich in mancher Hinsicht nach dem soviel verspotteten deutschen Beispiel richten. Zunächst hat man den Anleihebetrag nach oben nicht begrenzt. Sodann ist man von der „vornehmen" Uebung, den Banken die Anschaffung der Gelder zu überlassen, indem man den niedrigsten Zeichnungsbetrag auf 2000 M. festsetzte, abgewichen. Man wendet sich, wie Mac Kenna im Parlament erklärte, an den Patriotismus des ganzen Volkes und gibt auch kleine Stücke zu 100 M. und 5 M. aus. In einer Beziehung konnte man dem deutschen Vorbild nicht folgen; während bei uns die zweite Kriegsanleihe zu etwas schlechteren Bedingungen aufgelegt werden konnte als die erste, hat man in England jetzt bedeutend günstigere Vorschläge machen müssen. Die Anleihe wird zu Pari mit 4½ v. H., kündbar nicht vor 1925, rückzahlbar spätestens 1945, ausgegeben; die Stücke zu 100 M. werden zu 99,36 angeboten, diejenigen zu 5 M. werden mit 5 v. H. verzinst.

Digitized by Google

Dieser hohe Zinssatz muß natürlich auf den ganzen Anlagemarkt verheerend wirken; die älteren, viel niedriger verzinslichen Staatspapiere werden rettungslos entwertet. Man hat daher bestimmt, daß die erste Kriegsanleihe gegen Zahlung von 5 v. H. in neue Kriegsanleihe umgetauscht werden kann. Weiter hat man folgenden Ausweg gefunden: wer 2000 M. neuer Kriegsanleihe voll eingezahlt hat, kann bis zum 15. Oktober 1915 Staatsanleihen im Verhältnis von 3 : 2 gegen neue Kriegsanleihen umtauschen, d. h. er kann z. B. gegen Hingabe von 1500 M. 2½ v. H. Konsols 1000 M. neuer Kriegsanleihen erwerben. Endlich hat man den Zeichnern der neuen Kriegsanleihe versprochen, daß bei Auflage einer neuen, höher verzinslichen Kriegsanleihe der Zinsfuß der jetzigen Kriegsanleihe entsprechend erhöht werden würde.

Durch diese nicht ungeschickte Finanzoperation wird der Nominalbetrag der Staatsschuld heruntergedrückt. Es sind etwa 6 bis 8 Milliarden Mark älterer Anleihe im Privatbesitz, deren gesetzlicher Mindestkurs zurzeit nach dreimaliger Herabsetzung 65 beträgt; da ihr wahrer Wert nach der „Times" aber nur 57 bis 58 eingeschätzt ist, wird von dem Umtauschrecht voraussichtlich in reichem Maße Gebrauch gemacht werden. Trotz des Sinkens der Staatsschulden wird aber die Zinslast steigen, da 1500 M. zu 2½ v. H. 37,50 M. erfordern, 1000 M. zu 4½ aber 45 M. Uebel dran sind die Besitzer von Kolonialanleihen und der irischen Inneren Kolonisationsanleihe, die nicht zum Umtausch zugelassen sind, sowie diejenigen, die außer ihrem Besitz an älteren Anleihen flüssige Mittel nicht besitzen und daher die neue Anleihe nicht zeichnen und damit auch ihre alten Stücke nicht umtauschen können.

Eine besondere Erwähnung verdienen die Stücke zu 5 M. Diese Stücke können jederzeit in bar zurückverlangt werden, d. h. der Staat borgt „tägliches Geld" zu 5 v. H. Der Sinn der Ausgabe dieser kleinen Stücke ist natürlich der, auch die Arbeiterkreise an der Anleihe zu interessieren. Wenn die Stücke aber in großen Beträgen entnommen werden, bekommt die Sache einen üblen Beigeschmack. England hat keine Noten unter 100 M. Durch die Ausgabe dieser kleinen Stücke, die im wesentlichen gegen Hartgeld erworben werden müssen, wird verzinsliches Papiergeld, d. h. eine Art versteckter Prämie für Edelmetalle geschaffen.

Die Regierung hofft auf einen Eingang von 12 Milliarden Mark neuen Geldes. Kommt diese Summe ein, so wird die Staatsschuld nach Abzug der durch die Konvertierung ersparten Beträge auf etwa 36 Milliarden steigen, während sie Ende des vorigen Jahrhunderts etwa 12¾ Milliarden betrug, durch den Burenkrieg auf 16 Milliarden anschwoll, dann aber auf 14 Milliarden wieder heruntergedrückt worden war. 36 Milliarden sind das Doppelte der englischen Staatsschuld im Jahre 1815. Daß wie überall auch in England die Umwandlung von werbendem Kapital in Rentenkapital kritisch ist, ist selbstverständlich; so ungeheuerlich die Summe auch ist, ist sie von England, dessen Reichtum sich in hundert Jahren weit mehr als verdoppelt hat, noch immer zu tragen. Die Katastrophe liegt in der Erhöhung des Zinsfußes auf 4½ v. H.

Nicht nur deshalb, weil die Zinslasten für Deckung unproduktiver Ausgaben und die Amortisationsbeträge emporschnellen müssen. Was ein solcher Zinsfuß für England bedeutet, kann man daran ermessen, daß bereits im Jahre 1822 die bisherigen 5 v. H. Zinsen der Staatsschuld auf 4 v. H. herabgesetzt wurden, 1834 eine Konvertierung auf 3½ v. H., 1844 auf 3 v. H. erfolgte. Zurzeit beträgt der Zinsfuß 2½ v. H. Nun sind die Zeiten vor dem Burenkriege, in denen 2¾ v. H. Anleihen Pari standen, längst vorüber; kurz vor dem Kriege notierten 2½ v. H. Konsols 75,75. Das bedeutet eine Verzinsung von 3,3 v. H. Ueber diesen Zinssatz ging die erste Anleihe mit einer Verzinsung von 3,68 v. H. nur wenig und in einer den durch den Krieg geschaffenen Verhältnissen entsprechenden Weise hinaus. Die jetzige Verzinsung bedeutet, noch dazu in Verbindung mit der Hinauskonvertierung der älteren Anleihen, eine vollkommene Revolution im Staatskredit. Das System billigen Geldes, das Englands Stolz war und London zum Zentrum des Weltgeldverkehrs gemacht hatte, ist zerbrochen. Wir stehen vor der schwersten Niederlage, die England je erlitten hat.

Interessant war das Geständnis des Finanzministers, die neue Anleihe wäre auch erforderlich, um die gesunkene Valuta zu heben.

60 Tagewechsel notierten in Neuyork am 28. Juni 4,7225, d. h. für ein Pfund Sterling erhält man nur 4 Dollar 72¼ Cents, statt 4 Dollar 86 Cents; das ist ein Satz, der niedriger ist, als der als niedrigst bekannte Satz im Jahre 1822. Bisher hatte man in England das Sinken der Valuta darauf zurückgeführt, daß die Einfuhr nach England die Ausfuhr aus England überstieg. Tatsächlich war in der Zeit von August 1914 bis Mai 1915 die Einfuhr um 5¼ Milliarden Mark höher als die Ausfuhr, während sie 1914 in der entsprechenden Zeit nur um 2½ Milliarden höher war. Das hat natürlich zu den finanziellen Schwierigkeiten Englands beigetragen, zumal die Erhöhung nicht auf die Vergrößerung der eingeführten Mengen, sondern auf die Verteuerung der eingeführten Waren, namentlich der Lebensmittel, und das Sinken der Ausfuhr zurückzuführen ist. Die Handelsbilanz von England war aber auch gegenüber Amerika stets passiv, trotzdem ist die englische Valuta dort vollwertig geblieben. Wenn sie jetzt gesunken ist und so stark gesunken ist, so liegt es daran, daß die kurzfristigen Forderungen, die England sonst an Amerika hatte, beglichen sind. Blieb die Möglichkeit, in Gold zu zahlen. Das konnte England aber nicht im genügenden Umfange, da der Status der Bank von England, die nach einem schon in Friedenszeiten vielfach bekämpften System nur sehr kleine Goldreserven hat, überaus angespannt ist.

England hat bei Beginn des Krieges, als nach Bernhard Shaws bitterbösem Ausspruch die Stadt in Trunkenheit taumelte, die City aber vor Angst schlotterte und das Londoner Kreditsystem vollkommen zusammenbrach, vom Auslande alles beigetrieben, was es einbekommen konnte. Amerikanische Bankiers schlossen damals einen Goldpool von fast 1½ Milliarden Mark zusammen, um den englischen Ansprüchen gerecht zu werden. Dieser Pool konnte ausgelöst werden, nachdem die amerikanische Ausfuhr infolge von Getreide- und Kriegsmaterialverkäufen, allerdings auch infolge verminderter Einfuhr, die Einfuhr im letzten Finanzjahr um 4¼ Milliarden Mark (gegen nur 2¾ Milliarden in normalen Jahren) überstieg. Amerika wird aus einem Schuldnerstaat ein Gläubigerstaat und wird es noch mehr werden, wenn England zur Zeichnung der neuen Kriegsanleihe seine letzten Reserven an amerikanischen Werten abstoßen und Amerika die neue Anleihe mit ihren günstigen Bedingungen stark zeichnen wird. Das bedeutet, daß Amerika auf seinem Wege, den Sterlingswechsel durch den Dollarwechsel zu ersetzen, weiter erfolgreich fortschreiten kann, zumal England, das sein Kapital für innere Anleihen so erschöpfend braucht, daß der Börse die Ausgabe fremder Werte verboten ist, nicht imstande ist, den noch lange nicht gestillten Kapitalshunger des lateinischen Amerikas zu

Digitized by Google

befriedigen. Der Sterlingswechsel als konkurrenzloses Weltzahlungsmittel gehört der Vergangenheit an; London muß Neuyork als Weltbankier, Weltmakler und als Weltabrechnungsstelle neben sich dulden.

Großbritannien wird wahrscheinlich niemals empfinden, daß es ein Verbrechen beging, als es den Weltkrieg anstiftete. Die zwei nicht wegzuleugnenden Tatsachen: England muß eine Staatsanleihe zu 4½ v. H. ausgeben, der Sterlingkurs in Neuyork ist auf 72,25 gesunken, gellen allen Engländern in die Ohren, daß es eine ungeheure Dummheit war, sich am Kriege anders, als durch Subsidien zu beteiligen. Die Amerikaner waren smarter als sie und haben die Schlacht gewonnen.

Anton Erkelenz / Einwirkung des Krieges auf die Berufsvereine

I.

Das Problem.

Der Krieg hat uns schon manche neue Aufgabe gestellt. Manche Frucht ist über Nacht gereift, die in normalen Zeiten noch Jahrzehnte weiteren Wachstums gebraucht hätte. Vieles hat sich als fehlerhaft und verbesserungsfähig erwiesen. Wir haben neue Erfahrungen und Erkenntnisse gesammelt. Eine unserer wichtigsten und schwierigsten Zukunftsarbeiten besteht darin, aus den neuen Erscheinungen die rechten Schlußfolgerungen zu ziehen. Welche Lehren hat also die moderne Arbeitnehmerbewegung aus den Kriegsereignissen zu ziehen? Es ist keineswegs zu früh, darüber schon jetzt nachzudenken.

An die gesamte Arbeitnehmerbewegung denken wir hier, an die Lohnarbeiter im engeren Sinne, an die Staatsarbeiterschaft, die Privatbeamtenschaft und die öffentliche Beamtenschaft. Das sind nämlich die Hauptgruppen, mit denen wir zu rechnen haben. Schon jetzt fehlt es nicht an Anzeichen, daß man in allen diesen Gruppen da und dort das Gefühl hat, die weltgeschichtlichen Ereignisse der Gegenwart könnten nicht ohne tiefergreifenden Einfluß auf die soziale Bewegung bleiben. Innerhalb der Lohnarbeiterschaft ist besonders aus dem Lager der deutschen Gewerkvereine, sowohl vom Zentralrat, als von der Zeitung des größten Gewerkvereins, dem der Maschinenbau- und Metallarbeiter (Schriftleiter W. Gleichauf), mehrfach betont worden, es sei nun die Zeit gekommen, um das Verhältnis der einzelnen Organisationsrichtungen zueinander auf eine neue Grundlage zu stellen. Der Ruf hat manchen Widerhall gefunden. Im Beamten-Jahrbuch tritt Albert Falkenberg seit Monaten mit Eifer und Geschick für eine Neuordnung des Verhältnisses der Beamtenverbände zueinander ein und redet einer völligen Verschmelzung der zahllosen Verbände das Wort. Die Gedanken werden in der näheren Zukunft weiteren Boden finden. Der Krieg hat in der Tat an den innerpolitischen Verhältnissen in unserem Lande so wesentliche Aenderungen und Verschiebungen vorgenommen, daß für manche alte Ansicht und Einrichtung wenigstens zurzeit die Voraussetzungen weggefallen sind. Und manche Anschauung, die man in Friedenszeit als historisch gegeben ohne Kritik in Rechnung setzen mußte, hat heute erneut der Prüfung und Untersuchung standzuhalten.

Die Verhältnisse in der wirtschaftlichen Lohnarbeiterbewegung sind am meisten bekannt, wohl auch staatspolitisch am wichtigsten. Hier stehen sich drei, wenn man will, vier Richtungen gegenüber. Die deutschen Gewerkvereine sind die älteste dieser Organisationen. Neben ihnen und gegen sie entwickelten sich die Gewerkschaften, die man auf Grund der tatsächlichen Verhältnisse als die sozialdemokratischen bezeichnen mußte. Der Gegensatz zwischen ihnen war anfangs ein grundsätzlich sehr scharfer, ein fundamentaler. Der Gewerkvereinsgedanke fußte auf der Anerkennung des heutigen Staates, der heutigen Gesellschaft, auf dem Streben nach Verbesserung der Lage der Arbeiter innerhalb der heutigen Gesellschaft, auf der organischen Reform dieser Gesellschaft. Die sozialdemokratischen Verbände verwarfen die Gesellschaft und den heutigen Staat grundsätzlich, hielten eine dauerhafte Reform für unmöglich. Auch die Gewerkschaft war ihnen in der Hauptsache ein Organ des Umsturzes, das nur ganz nebensächlich auch in der Gegenwart die Lohninteressen der Arbeitnehmer zu vertreten hatte. Infolge dieses Grundunterschiedes waren auch die Wege der beiden Gruppen völlig verschieden. Der Weg der Gewerkvereine war der Tarifvertrag, das Einigungsamt, das Unterstützungswesen, der große, mächtige Zentralverband, der alle Kräfte zusammenfaßt. Die Gewerkschaften verwarfen in ihrer Sünden Maienblüte alle diese Wege vollständig, hielten sie für Arbeiterverrat, der rücksichtslos zu bekämpfen sei. Ihr Ziel war die Mithilfe an der Erringung der politischen Macht und danach der Neuaufbau der ganzen Gesellschaft.

Kein Wunder, daß diese Gegensätze 1868 nicht in eine Organisation zusammenzuspannen waren. Zwischen ihnen mußte die Zeit, die Entwicklung, der Kampf entscheiden. So sehen wir durch die Jahrzehnte hindurch einen zeitweise rücksichtslos scharfen Kampf zwischen den beiden Grundgedanken und den auf sie fußenden Vereinigungen, einen Kampf, der allen Beteiligten viele und schwere Opfer gekostet.

Welcher der beiden Verbände recht hatte, das ist heute klar und augenfällig entschieden. Seit mehr als zwanzig Jahren müssen sich unter dem Zwange der Umstände die sozialdemokratischen Verbände Schritt für Schritt den Zielen und Wegen der deutschen Gewerkvereine anpassen. Die ursprünglichen sachlichen Gegensätze sind mehr und mehr zurückgetreten. Sie haben noch ihre geschichtlichen und persönlichen Nachwirkungen. Der Wettbewerb der zwei Organisationsrichtungen konnte noch lange einen sachlichen Gegensatz glaubhaft machen. Wer tiefer schaut, weiß, daß die Entscheidung unwiderruflich gefallen ist. Aber sie fiel nicht glatt für die eine bzw. gegen die andere Organisation. Sie ging überkreuz, wenn man so sagen darf. Der einen Seite erkannte sie das Recht, der anderen die Macht zu. Die sozialdemokratischen Gewerkschaften mußten sich den Grundsätzen der Gewerkvereine unterwerfen, aber sie gewannen damit und dabei die größere Macht, die größere Zahl der Anhänger. Vor dem Kriege stand die eine Seite mit etwa 2½ Millionen Mitglieder, die andere mit 120 000. Und es besteht wenig Aussicht, daß sich das Verhältnis nach dem Kriege völlig verschieben könnte. Unnötig ist es, heute zu untersuchen, ob die Entwicklung in der Vergangenheit nicht andere Wege hätte gehen können. Für die heutigen Tatsachen hat das nur ein geschichtliches Interesse.

Waren die auf gewerkvereinlichem Gebiete liegenden Gegensätze allmählich gegenstandslos geworden, so verschärfte sich dafür zwischen beiden Gruppen ein anderer Streit. Es war die mehr politische Meinungsverschiedenheit, ob die Arbeiter sich in jeder Hinsicht außerhalb der übrigen Bevölkerungsklassen zu stellen oder sich als ein Teil der gesamten

Digitized by Google

Nation zu betrachten und zu betragen hätten. Gerade in der Zeit, in der die sozialdemokratischen Gewerkschaften auf gewerkvereinlichem Gebiet sich fortgesetzt „verbürgerlichen" mußten, hoben sie mit vermehrter Schärfe ihren theoretischen Standpunkt des Klassenkampfes hervor. Die Gegenwirkung war bei allen nichtsozialdemokratischen Arbeitern eine entschiedenere Betonung der nationalen Zusammengehörigkeit aller Volksglieder. In den Bahnen der normalen Entwicklung hätte dieser Gegensatz Jahrzehnte gebraucht, um sich auszuwirken, hätte noch durch Jahrzehnte hindurch Trennung der Organisationen und gegenseitige Bekämpfung zur Folge gehabt. Dieser Notwendigkeit kann uns der Krieg überhoben haben. Die sozialdemokratischen Arbeiter haben, wie alle anderen in diesem Kriege, ihre volle Schuldigkeit getan. Sie haben bewiesen, daß im entscheidenden Augenblick nicht ihre theoretischen Lehrsätze sie leiteten, sondern die Interessen der gesamten Nation. Und so können, wenn nicht ein Rückschlag eintritt, die tieferen, sachlichen Gegensätze zwischen Gewerkvereinen und Gewerkschaften als gelöst betrachtet werden. Was davon übrigbleibt, kann wohl kaum noch den fortgesetzten Kampf der Organisationen gegeneinander rechtfertigen.

Aehnlich liegen auch die Verhältnisse, soweit die christlichen Gewerkschaften in Frage kommen. Sie haben nie vermocht, einen besonderen gewerkvereinlichen Typ zu schaffen, haben das wohl auch nie gewollt. Gewerkvereinlich gesehen, waren sie stets nichts anderes als eine Neuauflage der Hirschschen Gewerkvereinsidee. Ihre Besonderheiten lagen auf nichtgewerkvereinlichem Gebiete. Sie vertraten den nationalen Standpunkt im Gegensatz zum Klassenkampf, sie kämpften ferner ursprünglich für die Idee der religiösen Neutralität der Gewerkschaften. Unter dem Einflusse von Vorgängen und Kräften im eigenen Lager haben sie dann zeitweise dieser religiösen Neutralitätsidee eine positiv christliche Färbung gegeben, ohne daß es stets möglich wäre, den Kern klar zu erfassen. Für den nationalen Gedanken der christlichen Gewerkschaften gilt dasselbe wie für die Gewerkvereine: der Krieg hat den Streit praktisch entschieden. Weniger bestimmt ist das für die Idee der religiösen Neutralität der Gewerkschaft, die in den sozialdemokratischen Verbänden nicht selten verletzt wurde. Es bleibt zu erwägen, ob diese Fälle den ganzen Aufwand von Sonderorganisation rechtfertigen können, und ob es nicht einfachere Mittel und Wege gibt, die noch übrigbleibenden Lücken zu schließen.

S. D. Gallwitz / Kriegssozialismus

Sozialismus heißt eines der stärksten Ideale, das unsere Zeit bis an die Pforten dieses Krieges begleitet hat. Da hörte es auf ein Ideal zu sein, es wurde Wirklichkeit; eine Gemeinsamkeit stieg vom Himmel zu uns nieder, gegen die alle früheren Gesellschaftsgemeinschaften, sofern sie nicht aus der Natur und dem Blut entsprangen, nichtig erschienen. Wo hatten wir den Glauben, sei er kirchlich gebunden oder frei, wo die Zuversicht in einen Gedanken oder in eine Sache, einen Weg, — wo die Hingabe, die die Kraft besessen hätte, eine Gesellschaft zu einem Fühlen und Wollen zusammenzuschließen, wie die Kriegsnot des Vaterlandes es zu tun vermocht hat? Am nächsten kamen ihm noch die an dem Ideal des Sozialismus arbeitenden Gemeinschaften, die auf dem Wege demokratischer Realpolitik dieses Ideal meinten zu sich zwingen zu können; bei ihnen war jene starke Opferwilligkeit, die aus einer Höherwertung des fernen Zieles über das nahe entspringt. Aber auch die Sozialdemokratie ging — als der Krieg ausbrach — auf in jener riesenhaft großen Gesellschaft der vielen Millionen, des ganzen Volkes, die ein Ziel, ein Ideal haben, das sie heute mit dem furchtbaren Ernst der Geschehnisse zur Wirklichkeit zwingen, — die ein Volk sind.

Noch haben diese elf Kriegsmonate mit ihrer überwältigenden Fülle von Heldenmut und Hingabe unseres Volkes nichts von jenen ersten Eindrücken verdunkelt, damals, als der Kriegsruf unser Vaterland durchschallte. Es war eine Lebensäußerung deutscher Gemeinsamkeit und Gemeinschaft, die an Kraft von keiner anderen je erreicht werden wird; eine Lebenstat, die sich bewußt war, daß der Tod auf dem Schlachtfeld oder im Lazarett die Probe darauf machen konnte. Hunderttausende, Millionen Einsgewordene in dieser Tat. . . . Unvergeßlich, und wie erfüllt von symbolischer Bedeutung, ist mir ein Bild aus einem jener ersten Tage der Kriegserklärung. Nachts in München, am zweiten Mobilisierungstage. Die großen Wartesäle angefüllt bis in alle Winkel mit durcheinanderwogenden Gruppen; Feldgraue; Soldaten aller Rangstufen, aller Klassen. Wo waren die bürgerlichen Unterschiede und die des Blutes?! Derselbe Ernst, dieselbe Begeisterung und hohe Entschlußfreudigkeit gab allen Gesichtern das Verwandte. Viel Wiedererkennen ging von einem zum anderen, die ihre Sonderexistenz auseinandergeführt hatte, und die jetzt plötzlich als Brüder sich fühlten und sich ansahen: Brüder eines neuen Lebens, das stark wie ein heiliger Rausch sie ergriffen hatte. . . In eine Ecke gedrückt ein paar Reisende, die alle diese Kriegssachen nichts angingen, die nur müde, gequälte Blicke dafür hatten. Ein Herr und eine Dame, beide mit den Anzeichen schwerster Krankheit in den Zügen und in fortwährendem Kampf mit dem kurzen Schwindsuchtshusten; zwei barmherzige Schwestern ängstlich um sie beschäftigt; Kissen, Decken, Taschen, Tropfengläser, Thermometer und viele Sorten von Erfrischungen waren ausgebreitet und wurden für eine lange Reise zusammengepackt. Entgleitende Leben, die keines Ergreifens großer Eindrücke mehr fähig waren, versuchte man da mit allen Möglichkeiten der Wissenschaft und des Künstlichen aufzuhalten auf ihrem vorgezeichneten Wege zum Sterben — und neben ihnen die volle, herrliche Kraft und Jugend, die wie mit einer königlichen Gebärde das Leben als Preis für den Sieg ihres Volkes, den sie erringen wollte, hinlegte. Mochte der Krieg es ihnen nehmen, mochte er es ihnen lassen — sie waren bereitet für beides. — Immer, wenn die neuen Truppen, die zur Front gehen, an uns vorüberziehen, ergreift es mit neuer Gewalt: man wird ehrfürchtig vor dieser höchsten Tat des Gemeinschafts-, des sozialen Lebens, diesem höchste Wirklichkeit gewordenen Ideal.

Für die Daheimbleibenden hat die Kriegsarbeit eine weniger gesteigerte Form. Für die Männer in den Berufen heißt es wieder und wieder: die Pflicht tun, indem gearbeitet wird bis zur letzten Erschöpfung der Kräfte. Die Fehlenden sind ersetzt worden durch jungen, manchmal schlappen Nachwuchs und durch die Alten, denen der Sinn schon nach Ruhe steht; sie sind an die Stellen derer gerückt, die auf der Höhe ihrer Kraft und Leistungsfähigkeit standen und die zu den Fahnen sind. Der Briefträger ist jetzt ein alter Mann oder ein übriggebliebener und nichts weniger als strammer, junger Mann; er steigt die Treppen hinauf und läßt die Hände nicht vom Geländer; Stufe für Stufe; das tat der frühere nicht. Das Straßenbild, das Bild des Geschäftslebens, zeigte sich freilich mit dem Beginn des Krieges kaum verändert; in den

Digitized by Google

Geschäften viele junge Mädchen an Stelle der Verkäufer und hier und da eine Frau, die das Ganze leitete. Aber wenn man dann die rückwärtige Seite sieht, dann erkennt man die Kriegsanforderungen an die Arbeitskraft! Mir erzählte der Blick aus den Fenstern meines Schlafzimmers während der Wintermonate manches davon. Rund herum Fenster von Magazinen, von Kontoren, von Büros. Manchmal war es elf Uhr, manchmal zwei Uhr, und immer noch waren da die elektrischen Birnen unter den grünen Schirmen hell und leuchteten über gebückte Köpfe und Bücher, die hin und her geschoben wurden, und über eilige Federn. Es ist in diesem Tun, das auf allen Berufsgebieten dieselben Erscheinungen gezeitigt, kein Funke von Heldentum in einem romantischen oder heraushebenden Sinn; man kann über diese und ähnliche Vorgänge keine Lieder singen, keine Bilder von ihnen malen — aber es ist deshalb doch Heldentum, diese stille und selbstverständliche Anspannung aller Fähigkeiten, damit das Triebwerk unseres wirtschaftlichen und staatlichen Lebens auch in jeder seiner kleinsten und unscheinbarsten Schrauben und Teilchen vollkommen intakt bleibe.

Den Millionen Freiwilliger unter den Männern, die sich damals beim Kriegsbeginn nichts Höheres wußten, als Kraft und Leben im Kampf für das Vaterland draußen vor dem Feind einzusetzen, stehen Millionen von Freiwilligen unter den Frauen gegenüber, in gleicher Leidenschaft des Empfindens und des Wollens, die so wie jene das Dasein nur in der Erfüllung der ihnen eignenden Kriegsarbeiten sehen können. Während sonst von allen Gebieten der Fürsorgeorganisationen her immer wieder die Rufe in der Oeffentlichkeit erklingen mußten: helft uns, wir haben nicht Hände genug, um der überall sich türmenden Not erfolgreich wehren zu können!, hat es sich jetzt im Kriege auf allen Gebieten der Fürsorgearbeiten ergeben, daß mehr Hände dagewesen sind als Arbeiten, und noch da sind. Hände! d. h. wirkliche und andauernde Leistungen, nicht Angebote einer überwallenden und dann schnell wieder zusammenfallenden Begeisterung und Augenblickshingabe. Die Frauen, viele von ihnen sehr verwöhnt und eigentlicher, sich immer wieder erneuernder Arbeit und Konzentrierung ungewohnt, stehen heute, nach elf Monaten, noch fest auf ihrem Posten, den sie in den Tagen der Mobilisierung eingenommen haben: auf Bahnhöfen und in Lazaretten, in Volksküchen und Zuschneidestuben, in Arbeitsnachweisen und in den Zentralen der Hilfsvereine vom Roten Kreuz, bei den Erhebungen in den Bezirken und in den Lehrküchen für die Volksernährung und so weiter; an allen den Stellen, von wo aus die Kriegsnot im Lande bekämpft und in ihrer Entwicklung verhindert wird. Von einer Wohltätigkeit dabei zu sprechen, ja nur den Gedanken an etwas Derartiges dabei zu fassen, kommt niemand in den Sinn. Der Krieg brachte unserem Volk die große Gemeinsamkeit, die einzig wahrhafte, die es geben kann; nicht ein äußerliches Dasselbesagen in dieser oder jener Sache, auch nicht eine äußerliche Interessengemeinschaft, sondern eine elementare Erkenntnis des Zusammengehörens, wovon dann das Zusammenstehenmüssen nur eine notwendig sich ergebende Folge ist. Seit die große Mitleidslehre Christi in den ersten christlichen Gemeinden Gestalt gewann, ist eine derartige Gemeinschaft im Geist und in der Wahrheit, wie unser Volk jetzt sie darstellt, immer ein Ideal gewesen, dem wir, je nachdem, näher kamen oder ferner rückten. Jetzt ist es wirklich so: einer trägt des anderen Last, und die linke Hand weiß nicht, was die rechte tut, und die Frage: wer ist denn mein Nächster? wird im Sinne des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter gelöst. Das Wohltun als „gutes Werk" und als „Christenpflicht" ist verschwunden; verschwunden sind damit auch die Merkmale, die, solange wir denken können, bei einem Nehmen und Geben im Sinne jener gewesen sind: die Ueberlegenheit auf der einen, die Abhängigkeit nach irgendeiner Richtung hin auf der anderen Seite. Ob es nun ganz offenbar zutage trat oder verhüllt, immer war mit dem Almosengeben eine Forderung verbunden, bewußt oder unbewußt die Erwartung, daß derjenige, der die Wohltat empfing, sich dem Wohltäter angenehm zu machen hatte, sei es durch das Maß seiner Dankbarkeit, sei es durch eine bestimmte, dem Geber zusagende Geistesrichtung oder seelische Verfassung. Der Gedanke des Sozialismus kann mit solchen Vorstellungen und Voraussetzungen nichts anfangen. Sie sind sinnlos geworden, wenn der einzelne sich in Wahrheit als Teil einer organisch eng zusammengeschlossenen Menge, eines Volkes, fühlt und die Leiden dieses Organismus demnach auch als Leiden am eigenen empfindet. Hier ist die für uns brauchbare Lösung des Christuswortes: liebe deinen Nächsten wie dich selbst. . . .

Der Krieg brachte uns gleichsam über Nacht einen Sozialismus der Tat. Ueber Nacht war er plötzlich in die Höhe gewachsen, ein Wunderbaum. Der Krieg wird vergehen; die sich hochtürmenden Wogen des Gegenwartslebens werden wieder zum ruhigen Strom werden, alle Kriegserscheinungen, die wahrnehmbaren, werden damit verebben. Aber doch wird nichts sein wie vorher, auf allen Gebieten wird ein neuer Anfang gemacht werden müssen. Es ist an uns, daß wir von dem Volkssegen dieser Zeit möglichst viel über die Grenzen des Krieges und in den Frieden hineinbringen. Von dem Kriegssozialismus wird der Sozialismus des Friedens gelernt haben; er wird auch an ihm erstarkt sein. Was als ein Fertiges, als ein System während dieser elf Monate und, solange der Krieg dauern wird, dasteht, muß vergehen, wie die Sonderverhältnisse, aus denen es hervorwuchs und mit ihnen. Bleiben aber wird die Kraft und der Geist, die es erwachsen ließen und die nicht verebben können. Bleiben auch werden die Erfahrungen und Erkenntnisse, die das ruhige Weiterwachsen eines Sozialismus in unserem Volksleben, dessen genaue Formen wir heute noch nicht erkennen, vor dem Nurtriebhaften bewahren.

Albrecht Schaeffer / Im zwölften Kriegsmond

Immer noch die Straßen dröhnen
Von dem Tritt der Bataillone,
Immer schallt's im gleichen Tone
Von den Brüdern, von den Söhnen;

Von den Schreibern, von den Werkern,
Von den Denkern, von den Bauern,
Von den Zartern, von den Rauhern, —
Und zu Fenstern und zu Erkern

Kommen viele Augenpaare:
Fremde Mütter, fremde Frauen
Sehn den Strom, den schattengrauen
Und am Helm den Blitz der Aare,

— Ueber diese wird in Bälde
Eine graue Kappe fallen,
Doch ihr schriller Schrei wird schallen
In den Lüften überm Felde —

Digitized by Google

Und die stummen Flintenläufe,
Die geschulterten wie Rechen,
Jeder eisern ein Versprechen,
Daß er Deutschlands Garben häufe. —

Wie im ersten Mond des Kampfes
Strömen Lieder aus den Kehlen,
Nicht zu messen, nicht zu zählen
Sind die Massen des Gestampfes.

Und so dröhnt's in allen Städten,
Heeressäulen, Heeresteile:
Hand am Stift und Hand am Beile,
Jede schultert die Musketen.

Wo die ersten fortgeblieben — —
Neue strömen, neue stampfen,
Neue Hände Kolben krampfen,
Neue Wogen, die sich schieben,

Welk zu Welle, Bach zu Bächen,
Flut zu Flut und Fluß zu Flusse,
Bis sie all in einem Gusse
Auf zu ihren Meeren brechen.

Unvermindert, unermüdlich,
Unablässig, groß und festlich,
Oestlich gestern, heute westlich
Ziehn sie aus und morgen südlich.

Südlich — nördlich — keine Hülle
Hemmt die Glorie unvergleichlich,
Unerschöpflich, überreichlich,
Vaterland, ist deine Fülle!

Walter Ferl / Junger Landsturm

Andere sind wir als die Brüder in jenen Augusttagen,
Andere durch Nebelfelder in den bereiften Wagen,
Die uns über die Grenzen führen.
Wenig Brausen des Volkes; innerwärts schlug Gesang,
Unsere Augen sind stahlharte Sehnen wie Eisenstrang,
Und zwei Falten steil zum Munde schnüren
Unser Gesicht gleich denen, die Ungeheures ertragen.

Denn millionenfach Erlebtes stürzte wie Branden
In uns ein, und wir erfuhren Not und hunderte Tode,
Sind hundertfältig gestorben und umpanzert gegen alle verrohte
Gefahr. Wir lachen kalt des Verderbens. Doch aus tiefer-kannten
Herzen blüht wie reine selige Wolke
Der Sturm der Liebe und möchte alles umbreiten:
Welt, geschwärzt und gerötet von Bränden unendlich, zu lichtern
Gefilden, Bruder zu Brüdern, Himmel dem Menschenvolke —
Die Liebe ist unser Ziel, um das wir streiten. . .

Aber das macht uns doppelt furchtbar den Feindgesichtern.
Und wir wissen, wenn wir gegen die Bajonette anspringen,
Werden wir wie Wahnsinnige „Deutschland, Deutschland über alles" singen.

Traub / Trösten

Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten, ist herrlich:
denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.
Schiller.

„Er" starb, wie er lebte: tapfer, stark, freiwillig fürs Vaterland. Sein Tod kam rasch daher mit einer Kugel; sie fand ihr Ziel im jungen Herzen. Nun saß sie da, und die lauschende Haltung des Körpers verriet die Angst der Seele, die auf ein eindeutiges klares Wort bergeversetzenden Trostes wartete. Solcher Schmerz ist von überwältigender Weihe. Ich möchte diesen Menschenkindern zuerst sagen: „Ihr wißt gar nicht, wieviel ihr den anderen gebt, denn die anderen gehen beschämt hinweg. Sie haben für ihr eigenes Leben neue Vertiefung erfahren. Ihr seid nicht so arm, wie ihr meint. Manche die um euch sitzen, sind weit ärmer." Aber ich weiß, ihr habt jetzt das Recht zu haben und zu bekommen; es ist euch ja so viel genommen. Ihr empfindet es vielleicht grausam, wenn man euch sagt, daß ihr sogar jetzt noch anderen dient.

Grausam war das ja nicht gemeint, nur wahr. Der Schmerz nimmt nicht bloß, er schenkt auch. Aber ihr habt recht. Ihr wartet auf füllende Hände, auf warmes Handeln, auf Pflege. Euch jungen Frauen ist unvergleichlich mehr genommen als Müttern, Vätern, Schwestern. Wer tröstet euch? Einige vermögen es, viele bilden sich's ein. Die besten Tröster bleiben die, die selbst durch finsteres Tal gegangen und keinen Ausweg sahen. Heute liegen so viele Trostgründe am Weg, mehr als zur Friedenszeit. Vaterland und Familie, Gemeinde und Freunde — sie alle umstehen euch. Ihr habt sie selbst schon benützt, diese Tröstungen, als ihr in Nachbars Haus in ähnlicher Lage vorspracht. Jetzt scheint aber alles anders; ist alles anders. Ihr selbst seid die Getroffenen. In wirklichem Schmerz bleibt man allein. Das ist unsagbar hart. Aber dieses Alleinsein ist doch nicht nur Verlassenheit. Daß der Schmerz ganz persönlich, ganz eigen ist, das keiner der anderen noch so guten Leute ihn messen und nachempfinden kann, das führt wieder in unmittelbare Nähe zu dem Geliebten. Der große Schmerz bleibt persönliches Eigentum und verwächst ganz mit uns, mit uns allein. Zu dieser stillen Stube im eigenen Herzen schließt nur der Schlüssel auf, den du selbst besitzt.

Menschlich ist es, Schmerz innerlich empfinden und überwinden. Das Tier kennt den Schmerz so gut wie Pflanzen und wir; es trägt ihn auch. Aber es legt ihm keinen Sinn unter. Das bleibt Menschenvorrecht. Ich glaube, daß wir im Leiden die Genossen Gottes sind, ebenso wie in der Freude. Denn auch er leidet, und sein Gebären der Welt zu seinem Bild und Gleichnis kostet viel Schmerz neben aller Freude. So kommt's, daß die Schmerzensreichen etwas Göttliches an sich tragen gleichwie die Freudetrunkenen. Sie sind über das Mittelmaß hinausgerückt und werden vom Schicksal erprobt. Einen Unwerten wählt sich das Geschick nicht aus, nur solche, die zu wachsen versprechen. So erkennt das Leid! Es will nicht zu Boden werfen, es will adeln und in die Nähe dessen bringen, der euch voranging und den Schmerz überwunden hat.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Krieg und Sozialpolitik. Die Wechselwirkungen zwischen Krieg und Volkswirtschaft sind bei verschiedenen Gelegenheiten schon von uns angedeutet worden. In umfassender Weise wird das besondere Kapitel „Krieg und Sozialpolitik" in einer Broschüre abgehandelt, die Prof. Dr. W. Zimmermann, der Herausgeber der „Sozialen Praxis", im Verlag von Leonh. Simion, Berlin, veröffentlicht hat. Wir geben aus dem lebendig und fesselnd geschriebenen, 34 Seiten starken Heftchen, das für agitatorische Empfehlung der deutschen Sozialpolitik vielen wertvollen Stoff liefert, hier die Stelle auszugsweise wieder, die die Menschenerhaltung durch soziale Fürsorge behandelt. 20 Millionen Deutsche, darunter 15 bis 16 Millionen Männer, waren bei Kriegsbeginn gegen Krankheit versichert. Jährlich wurden etwa 6 Millionen Krankheitsfälle, die ohne die Krankenversicherung zum größten Teile ohne ärztliche Hilfe geblieben wären, in sachkundige Behandlung genommen. In der Mehrzahl der 105 Millionen seit 1885 behandelten Erkrankungsfälle ist so verhütet worden, daß das Krankheitsübel sich festfrißt, die Arbeitsfähigkeit zerstört und Not und Elend in den betroffenen Familien einzieht. Die Krankenfürsorge der Unfall- und Invalidenversicherung kam hinzu. Gegen Unfallgefahren waren 25 Millionen Arbeiter und Angestellte versichert. Was durch die sozialhygienische Kultur an Lebenskräften und Arbeitsenergien gewonnen wurde, läßt sich an dem Beispiele der Bekämpfung der Tuberkulose ersehen. Innerhalb 30 Jahre ist die Verhältniszahl der Tuberkulosesterblichkeit in Preußen von 30 auf 14 für je 10000 Lebende gesunken. Die allgemeine Sterblichkeitsziffer ging etwa in 20 Jahren von 235 auf 164 zurück. Auf Grund der Sterblichkeitsstatistik kommt Zimmermann zu dem Ergebnisse, daß die produktiven und wehrfähigen Volkskräfte heute im Durchschnitt um drei Jahre länger aushalten als vor 30 Jahren. Jedes Jahr Lebensgewinn im besten Mannesalter bedeutet einen Jahrgang noch wehrfähiger gedienter Soldaten mehr als damals. Diese Zunahme der männlichen Rüstigkeit findet in den hervorragenden Leistungen der Landwehrregimenter ihren greifbaren Ausdruck. Zimmermann legt weiter dar, wie gerade im Industriestaate die Stärkung der Wehrkraft durch soziale Fürsorge ein Gebot der Notwendigkeit ist. Denn die Industrie liefert die bei unserem technisch verwickelten Wehr- und Waffenwesen unentbehrlichen Kräfte, die die geistige Regsamkeit, das rasche Verständnis, die Fassungsgabe und die Gewandtheit im technischen Dienste mitbringen. „Man denke sich einmal die Schutzvorschriften für die Millionenmassen in Berg- und Hüttenwerken, in den Fabriken, Werkstätten, Bauhöfen und Werften hinweg, man streiche die Krankenkassenfürsorge, die Unfallverhütung, die öffentliche Gesundheitspflege für Wöchnerinnen und Säuglinge, für Tuberkulöse, Alkohol- und Geschlechtskranke — und man wird sich dann ein Bild von den Zuständen in vielen Betrieben und Arbeiterhaushaltungen machen können, zumal da, wo es den Arbeitern nicht durch starke Selbsthilfeanstrengungen gelungen ist, eine organisierte Macht zu schaffen und durch deren Druck und moralischen Einfluß der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Ausbeutung der Arbeiterschaft Schranken zu ziehen."

Teuerungsbeihilfen für Staatsarbeiter. Die bayerische Staatsregierung hat kürzlich, veranlaßt durch die zurzeit bestehende Teuerung der wichtigsten Lebensmittel, sich entschlossen, den geringer entlohnten Klassen der Staatsarbeiter mit Wirkung vom 1. Juni an zunächst auf die Dauer von vier Monaten Teuerungsbeihilfen zu verabfolgen. Die Rücksicht auf die derzeitige Finanzlage des Staates macht es zur Pflicht, die Beihilfen auf die Fälle des dringenden Bedürfnisses zu beschränken. Diese Notwendigkeit führt dazu, daß die Beihilfen nur bis zu einer gewissen Einkommensgrenze gewährt und innerhalb dieser Grenze nur den verheirateten oder verwitweten Arbeitern, die Kinder zu ernähren haben, zugewendet werden. Daß für diese Gruppen die gegenwärtigen Schwierigkeiten in der Bestreitung des Lebensunterhaltes sich am meisten fühlbar machen, bedarf keiner näheren Darlegung. Als jährliche Einkommensgrenze erschien der Betrag von 1400 Mark angemessen. Innerhalb dieser Grenze sollen, und zwar in abgerundeten Monatsbeträgen, folgende Beihilfen gewährt werden: a) für verheiratete oder verwitwete Arbeiter, die 1 Kind unter 15 Jahren zu ernähren haben, monatlich 3 M.; b) für verheiratete oder verwitwete Arbeiter mit 2 Kindern unter 15 Jahren, monatlich 6 M.; c) für verheiratete oder verwitwete Arbeiter mit 3 oder 4 Kindern unter 15 Jahren, monatlich 9 M.; und endlich d) für verheiratete oder verwitwete Arbeiter mit mehr als 4 Kindern unter 15 Jahren, monatlich 12 M. — In ähnlicher Weise sollen den Beamten mit einem Einkommen von unter 1400 M., die verheiratet oder verwitwet sind und für Kinder unter 15 Jahren zu sorgen haben, im Falle der Bedürftigkeit auf Ansuchen Beihilfen gewährt werden. Hierbei ist in Aussicht genommen, diese Zuwendungen in gleicher Weise wie die Beihilfen für die Arbeiter abzustufen und vorerst fortlaufend für die Monate Juni bis September zu bewilligen. — Ferner stimmte der gemeinschaftliche Landtag der Herzogtümer Koburg und Gotha einer Regierungsvorlage zu, nach der vom 1. Juli ab allen Beamten und Lehrern mit kleinem Einkommen von 2400 M. und den staatlichen Arbeitern eine durch die Preissteigerung nahezu aller Lebensbedürfnisse bedingte Teuerungszulage gewährt wird. Diese beträgt bei unverheirateten Beamten und Lehrern monatlich 10 M., bei verheirateten 15 M., außerdem für jedes Kind 3 M. Unverheiratete Arbeiter erhalten wöchentlich 2 M., verheiratete 3 M. und für jedes Kind 75 Pf. Beamte und Lehrer, die im Heeresdienst stehen und ihr Gehalt weiter bekommen, sowie Arbeiter, deren Angehörige Reichs- und Staatsunterstützung bekommen, sind ausgeschlossen. — Auch eine Reihe von städt. Verwaltungen (neuerdings z. B. Mannheim) hat Teuerungszulagen während der Kriegsdauer für ihre Arbeiter und Unterbeamten ausgesetzt.

Unsere Volkswirtschaft nach dem Kriege hängt zum guten Teil von dem weiteren Verlauf des Krieges und dem hieraus siegreichen Frieden ab. Im allgemeinen sehen aber die sachverständigen Volkswirte weniger schwarz in die Zukunft als die Laien. In allen Parteilagern ist man einig darüber, daß ein siegreicher Frieden uns zwar immer noch große Schwierigkeiten in der Zukunft erwarten läßt, aber doch auch so große Vorteile, daß zu Pessimismus kein Anlaß vorliegt. Freilich werden uns auch nach Friedensschluß noch starke Opfer auferlegt werden. Darüber schrieb zutreffend kürzlich die konservative „Kreuzzeitung": Wenn auch der Krieg so ausgeht, wie wir hoffen, so werden wir doch alles andere als leichte und bequeme Zeiten haben. Wir werden nur um so mehr dann ganz Europa als der Bestgehaßte gegenüberstehen. Wir werden nur um so mehr größere Anstrengungen zu machen haben, uns für alle Fälle stark zu machen. Wir werden nicht mehr einen beträchtlichen Teil unserer Jungmannschaft unausgebildet sein lassen dürfen; denn das führt nur zu der Ungerechtigkeit, daß an ihrer Stelle Vierzigjährige in den Schützengraben müssen. Die allgemeine Wehrhaftigkeit des Volkes darf nicht nur ein Ideal sein, sondern muß Wirklichkeit werden. Schon in der Jugenderziehung muß die Erziehung zur Wehrhaftigkeit beginnen; das kostet alles Geld. Die Heereswaffen müßten im größten Stile ergänzt und nach den Kriegserfahrungen erneuert werden. Bekommen wir neue Machtstellungen im Osten und im Westen, bessere Bollwerke unserer Sicherheit, so wird uns auch das neue Aufwendungen kosten, und auch die Kriegsentschädigungen werden selbst im besten Falle doch nur so ausfallen, daß wir das meiste aus eigener Kraft hinzuzutun haben werden. Strengste Sparsamkeit und strengste Auslese und Abwägung aller verschiedenen Forderungen und Bedürfnisse nach ihrer Notwendigkeit, kurz, altpreußische Staatsstrenge und altpreußischer Opfermut und Sparsamkeit des Volkes wird notwendig sein, wenn wir der gewaltigen großen Zukunft, deren Tore uns dieser Krieg öffnet, gerecht werden wollen. Trotzdem werden wir einen Steuerzettel bekommen, daß uns die Augen übergehen werden. Es ist nicht wie nach dem Kriege 1870, wo das reiche Frankreich uns nach einem verhältnismäßig kurzen Feldzug eine gewaltige Kriegsentschädigung zahlte ... Auch nach dem größten Siege wird der Sieger diesmal ganz andere Erfahrungen machen. Fast alle Völker der Welt sind am Kriege beteiligt oder leiden darunter. Kein Volk ist nach diesem Kriege reich genug, sofort große Kapitalszahlungen aufzubringen. Kurz, die Ansprüche der Steuerkraft an die Bürger werden enorm werden. Wir werden Reichsmonopole bekommen, Finanzzölle und nicht zum wenigsten auch höhere direkte Steuern.

Kriegsliteratur

Recht und Persönlichkeit in der Kultur der Gegenwart. Von Josef Kohler. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Preis 6,50 M.

Der berühmte Rechtslehrer spricht in diesem Buche über eine Reihe rechtlich sozialer Probleme, eigentlich über die Gesamtheit derselben aus dem Betrachtungspunkte, in welchem Verhältnisse diese Probleme zur Kultur der Gegenwart stehen. Maßgebend ist ihm die Satzung einer grundsätzlichen Einheit des Menschengeschlechtes, in dem Sinne, daß „das eine Volk im Austausche mit dem anderen an dessen Erzeugnissen beteiligt wird". Daraus erklärt sich ihm Kultur als die Zusammenfassung dessen, was die einzelnen (Individuen oder Völker) in höhere geistige Zusammenhänge bringt. Als Jurist weiß man, daß sich solche Ueberlegungen natürlich auch auf jene, gesetzlich als Einzelwesen geltenden und doch eine Mehrheit von einzelnen bildenden Personen, auf die moralische juristische Person beziehen müssen und dies besonders gegenwärtig, da der einzelne Mensch gegenüber jenen Verbänden immer mehr zurücktritt. Die hohe Bedeutung des Kohlerschen Buches liegt nun darin, das gewaltigste Problem der Kultur, das Recht, in seinen Tiefen erfaßt zu haben und es im einzelnen und den vom Leben geforderten Formen zu betrachten. Das Werk ist zusammenfassend und spezialisierend und gibt in klarer, einfacher Sprache Einblick in das komplizierte Räderwerk des Rechtslebens. Dabei ist es nicht etwa populär. Als Jurist bin ich sogar der bescheidenen Meinung, daß juristische Werke gar nicht populär dargestellt werden können und sollen, denn Jurist ist nicht derjenige, welcher die Gesetzesparagraphen kennt, sondern derjenige, welcher sie versteht und imstande ist, sie im steten Aufblicke auf jene erwähnten geistigen Zusammenhänge auszulegen und anzuwenden. Dazu mag allerdings eine Art höheren geistigen Schauens notwendig sein. Wer dessen jedoch fähig ist, braucht keine sog. populären Werke und erwirbt sich doch das Vertrauen der Menge. Kohlers Buch kann als ein

Digitized by Google

Lehrbuch gelten, freilich für jene, die mit den Grundbegriffen des Rechtes vertraut sind. Von geradezu aktueller Bedeutung ist das Kapitel „Weltkultur". Es enthält Betrachtungen über jenes Recht, das die Staaten gewissermaßen überstaatlich zueinander in Verhältnissen bindet und dabei dem einzelnen Freiheit gewähren soll. Völkerrecht! Wir wissen, wie wenig bindend dies für gewisse Völker just gegenwärtig und wie es fast ein lucus a non lucendo geworden ist. Diesem Rechte aber durch Zwangsmittel Geltung zu verschaffen, gleich jenen, welche die Gewalt innerstaatlicher Gesetze gewährleisten, mag das Problem der Zukunft sein. Es wird nötig sein, was auch das Buch verlangt (das übrigens vor Ausbruch dieses Krieges entstanden ist) „mit der höchsten Kraft an der Fortbildung des Rechtes zu arbeiten". Als unentbehrliches, grundlegendes Kulturmittel wird sich wohl jenes Recht schaffen lassen, das dann in der Einverständlichkeit aller Nationen wurzelnd blutige Zusammenstöße wegen rechtlicher Meinungsverschiedenheiten vielleicht entbehrlich machen könnte. Karl Wilhelm Fritsch.

Buren, Engländer und Deutsche. Von A. Schowalter. Leipzig 1915. Bei S. Hirzel (Zwischen Krieg und Frieden Nr. 24). 78 S. 1 M.

Die Geschichte der Buren während der letzten 15 Jahre. Oberpfarrer Schowalter ist einer der besten Kenner Südafrikas.

Zur Charakterisierung der Engländer. Von Arnold Schröer, ord. Prof. an der Handelshochschule Cöln. Bonn. Bei Marcus & Weber. 96 S. 1,40 M.

In acht Kapiteln, die viel Neues bringen und eine selbständige, aus eigener Kenntnis fließende Auffassung zeigen, eröffnet uns der Verfasser das psychologische Verständnis für das Verhalten unserer feindlichen Vettern.

England und Aegypten. Mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Aegyptenpolitik. Von Dr. Maximilian von Hagen. Bonn. Bei Marcus & Weber. 82 S. 1,20 M.

Eine historische Untersuchung, die durch die Darlegung von Bismarcks Verhalten zur englisch-französischen Aegyptenpolitik besonderen Reiz gewinnt.

Deutschland und Frankreich. Von Dr. Walter Platzhoff, Privatdozent in Bonn. Ebenda. 28 S. 60 Pf.

Eine knappe, treffliche Darstellung der deutsch-französischen Beziehungen von 1870 bis zum Weltkriege.

Charakter und Politik des Japaners. Von Dr. W. Prenzel. Ebenda. 56 S. 80 Pf.

Beschreibt aus eigener Anschauung heraus das Wesen und Leben des Japaners und sucht auf diese Weise die Politik Japans verständlich zu machen, die auch für unsere Zukunft noch große Bedeutung gewinnen wird.

Der Neue Dreibund. Ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde. Von Franz Köhler. München 1915, bei J. F. Lehmann. 128 S. 2 M.

Der Verfasser hat sich eine große Aufgabe gestellt: er will das Ziel der deutsch-österreichisch-türkischen Politik zeigen und gleichzeitig die Wege, auf denen es zu erreichen ist. Das Ziel ist: eine Wiederholung des Weltkrieges auf lange Zeit hinaus unmöglich zu machen, uns und der übrigen Welt eine friedliche Entwicklung zur Lösung kultureller Aufgaben zu sichern; der Weg dazu: ein starkes Deutschland und Oesterreich, an die sich die kleineren germanischen Völker und die vom großrussischen Joch befreiten „Westslawen" freiwillig anlehnen, und ein von Marokko bis zum Pamir reichendes Islamreich, ein Wirtschaftsbund vom Atlantischen bis zum Indischen Ozean. Reicht dieser Dreibund auf diese Weise bis vor die Tore Indiens und durch Schaffung eines deutschen Kolonialreiches in Mittelafrika auch bis an das britische Südafrika, dann ist auch die vom britischen Weltreich her drohende Gefahr für immer beseitigt. Besonders ausführlich wird der Aufbau des Osmanischen Reiches behandelt, wobei — das Buch ist vor der Kriegserklärung Italiens geschrieben — die Rücksicht auf das italienische Tripolis freilich nunmehr wegfällt. Aber dieser Punkt zeigt, daß die Einzelheiten der Politik des neuen Dreibundes sich noch nicht übersehen lassen. Das Buch, dem ein Schlagwortverzeichnis angefügt ist, vertritt eine gesunde politische Anschauung und gewährt reiche Anregung.

Friedrich und die große Koalition von Thomas Mann. Berlin 1915, bei S. Fischer. 131 S. 1 M.

Der Vergleich zwischen unserem gegenwärtigen Existenzkampfe und dem Kampfe Friedrichs des Großen gegen die verbündeten Großmächte ist schon oft gezogen. Hier wird geschildert, wie das Bündnis gegen Friedrich zustande kam, wobei auf eine geistreiche und unterhaltende Weise die psychologischen Ursachen, insbesondere der Gegensatz zwischen dem „bösen Mann" und den „drei Weibern" und ihren Kabinetten beschrieben werden.

Stimmen im Sturm aus der deutschen Schweiz. Zürich 1915.

1. Die Schweiz als Versöhnerin und Vermittlerin zwischen Frankreich und Deutschland. Von Eduard Blocher. 23 S. 50 Cts.

2. Das kämpfende Deutschland daheim. Was ein Deutschschweizer sah. Von Hans Baur, Pfarrer in Basel. 3. Aufl. 15 S. 30 Pf.

Diese Schriften sind an die Schweizer gerichtet und wollen verhindern, daß die Schweiz zum Kriege gegen Deutschland aufgehetzt werde. Die Schilderungen der zweiten Schrift sind von starker Wirkung.

Das Verhältnis der äußeren Politik zur inneren. Ein Beitrag zur Soziologie des Weltkrieges und Weltfriedens von Rudolf Goldscheid. 2. Aufl. Wien 1915, Anzengruber-Verlag. 71 S.

Der Verfasser geht den wechselseitigen Beziehungen zwischen äußerer und innerer Politik nach und fördert dabei außer manchen bekannten auch eine Reihe neuer und überraschender Erkenntnisse zutage, die um so beachtenswerter sind, als das Buch schon vor Jahresfrist, also lange vor dem Kriege, von Alfred H. Fried zum Druck angenommen war und erst jetzt, und zwar unverändert, gedruckt worden ist. Man wird nicht ohne weiteres alle Sätze Goldscheids als bewiesen hinnehmen, aber um den einen oder anderen seiner Gedanken verwerfen zu können, wird man gezwungen, ihn noch einmal zu denken. Und darin liegt der Wert des Buches, daß es weiteren Kreisen das Vorhandensein jener Beziehungen überhaupt erst zum Bewußtsein bringt. Man lese das Buch und entscheide dann selbst, wieweit der Weltkrieg die Theorien des Verfassers bestätigt.

Allgemeines Statistisches Archiv. Organ der Deutschen Statistischen Gesellschaft. Herausgegeben von Georg v. Mayr und Friedrich Zahn in München. J. Schweitzer Verlag. Bd. 8, Heft 3/4. Rudolf Goldscheid: Menschenökonomie als neuer Zweig der Wirtschaftswissenschaft.

Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 50 Pf. Nr. 51: Dr. Hans Rost: Deutschlands Sieg, Irlands Hoffnung. 33 S. Nr. 52. N. Goldmann: Der Geist des Militarismus. 42 S.

Die erste Schrift zeigt an der Geschichte des im Schatten von Großbritannien gelegenen Irland, wie wenig Wahres an der Behauptung ist, daß England die kleineren Nationen beschütze: hat es doch Irland fast zugrunde gerichtet, dessen Befreiung und Wiedergeburt nur durch Deutschlands Sieg möglich ist. Die zweite Schrift legt die innere Unwahrheit des Geschreis über den deutschen Militarismus dar. Die Gegner schreien nur deshalb so, weil sie den Geist des Militarismus, d. i. der Organisation, nicht besitzen. Denn es kann nicht eher Friede werden, als bis dieser Geist gesiegt hat. Zwei vortreffliche Schriften!

Der Kaisergedanke. Von Alfred Paquet. Frankfurt a. M. 1915, bei Rutten & Loening. 200 S. Kart. 3 M.

Das Buch ist Sven Hedin gewidmet. Es enthält sieben Aufsätze, die politische und religiöse Probleme, die Kirchen im Morgenlande und die Missionen behandeln. Ein wenig bunt, aber überall lesenswert. Vier der Aufsätze sind vor dem Kriege entstanden.

Napoleons Haß und Kampf gegen England. Politisches, Militärisches, Wirtschaftliches nach eigener Darstellung Napoleons. Ein Buch für unsere Zeit, herausgegeben von Heinrich Conrad. Stuttgart, bei Robert Lutz. 117 S. 1,20 M.

Der Inhalt ist aus dem von Heinrich Conrad herausgegebenen zehnbändigen Werke „Napoleons Leben. Von Ihm Selbst" zusammengestellt; das Buch liefert auffällige Parallelen zur Gegenwart, wenn wir auch Napoleon trotz seines Kampfes gegen England nicht als Befreier Europas anzusehen vermögen.

Weltkrieg und Imperialismus. Von Gustaf F. Steffen. Sozialpsychologische Dokumente und Beobachtungen vom Weltkrieg 1914/15. 1.—6. Tausend. Jena 1915, bei Eugen Diederichs. 254 S., geb. 4,50 M.

Der schwedische Verfasser begreift den Weltkrieg als eine Folge des imperialistischen Gedankens, der die politische Gestaltung sozialer Expansionsbestrebung ist. Er zeichnet die Entwicklung des Imperialismus bei unseren Gegnern und bei uns und gibt unter diesem zusammenfassenden Gesichtspunkt eine einleuchtende Darstellung der Vorgeschichte des Krieges, an dessen Ausbruch Rußland und England die Schuld zufällt. Die Hauptursache der Katastrophe erblickt Steffen in der relativen Schwäche der kolonialen Expansion Deutschlands, die auf Bismarcks Politik zurückzuführen sei und ein wirkliches Gleichgewicht der europäischen Imperien verhindert habe. Dagegen ließe sich sagen, daß die innere Erstarkung Deutschlands während der 43 Friedensjahre nötig war, um den Kampf um die Vorherrschaft — denn das „Gleichgewicht" ist auch für Steffen nur ein scheinbares — jetzt endgültig zur Entscheidung zu bringen.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Ereignisse und Stimmungsbilder 1914/15. Der östliche Kriegsschauplatz von Julius v. Pflugk-Hartung. Berlin 1915, bei E. S. Mittler und Sohn. 176 S., geb. 3 M.

Auf eine prachtvolle, zugleich erhebende und tief ergreifende Schilderung des Lebens daheim folgt eine glänzende, durch viele farbenreiche Einzelbilder belebte Darstellung der Feldzüge im Osten, in deren Mittelpunkt die Heldengestalt Hindenburgs steht. Das ungemein reichhaltige Buch ist eines der allerbesten unter den tausend Kriegsbüchern!

England und die Interessen des Kontinents. Von Hauptmann a. D. Hartwig Schubart. Berlin 1915, Verlag Politik. 50 S. 80 Pf.

Der Verfasser kennt die Engländer; er hat schon vor vier Jahren die Ansicht ausgesprochen, daß England in einem Kriege mit Deutschland ohne Rücksicht auf die Neutralen die ganze Nordsee absperren werde. Die Schrift ist lesenswert; insbesondere findet man

Digitized by Google

hier wichtiges Zahlenmaterial beigebracht über militärische Rüstungen, Volkswirtschaft, Handel, Schiffahrt usw.

Frankreich in seinem Gesellschafts- und Staatsleben. Von Joseph Hangesbach. Tat-Flugschrift Nr. 8. 1. bis 3. Tausend. Jena 1915, bei Eugen Diederichs. 48 S. 1 M.

Ein lebenswahres Porträt des Franzosen, insbesondere der tonangebenden Kreise, wobei die garstigen Züge etwas stark hervorgehoben sind. Aber die gedankenlose Franzosenei, die bis zum Kriege vielfach bei uns herrschte, kann nur verschwinden, wenn wir die ruhmredige Nation in ihrer Nacktheit kennenlernen.

England und das Deutsche Reich in Vergangenheit und Zukunft im Spiegel der Geschichte. Von Alfred Reifenberg. Nebst Anhang: Weltkarte mit Flottenstützpunkten und Kriegshäfen des britischen Reiches. München, bei G. Schuh u. Co. 128 S. 2 M.

Die geschichtliche Entwicklung Englands, seines Welthandels und seines Weltreiches seit dem Jahre 1066 wird im Zusammenhange dargestellt, wobei die zahlreichen, in Deutschland wenig bekannten Kolonialkriege ausführlich behandelt werden. Dieser Entwicklung stellt dann der Verfasser den wirtschaftlichen und politischen Werdegang des neuen Deutschen Reiches und sein Emporblühen zur Handels- und Seemacht wirkungsvoll gegenüber, macht den Gegensatz der beiden Rivalen begreiflich und gibt treffende Winke darüber, wie wir uns England gegenüber zu verhalten haben. Den Umschlag des Buches ziert eine Zeichnung des Münchener Hofschauspielers Karl Graumann (der uns so manche der sympathischen Shakespeare-Gestalten vorgeführt hat): Der deutsche Arm schlägt der englischen Hydra die Köpfe ab!

Die neue Kontinentalsperre. Ist Großbritannien wirtschaftlich bedroht? Von Dr. Hermann Levy, außerordentlichem Professor in Heidelberg. Berlin 1915, bei Julius Springer. 50 S. 1 M.

Eine wissenschaftliche Untersuchung auf Grund exakter Forschungen, die das statistische Zahlenmaterial und die Tatsachen der jüngsten Zeit (bis Ende Mai) berücksichtigen. Wir erhalten ein zuverlässiges Bild von der wirtschaftlichen Lage Englands und gewinnen mit dem Verfasser die Ueberzeugung, daß ein baldiger Friede im englischen Interesse liegt. Das lehrreiche Buch ist übrigens auch für Laien durchaus lesbar.

Europäische Wiederherstellung. Von Dr. h. c. Alfred H. Fried. Zürich 1915, bei Orell Füßli. 139 S. 2 M.

„Die Revision der Vergangenheit ist nicht mehr möglich, aber die Zukunft liegt in unseren Händen." Wie die Zukunft die Schäden des Weltkrieges wieder gutmachen und seine Wiederholung verhindern soll, das wird hier von dem besonnenen und warmherzigen Führer des Pazifismus dargelegt. Wir halten nicht alle von ihm vorgeschlagenen Wege für gangbar, meinen auch, daß er den Friedenswillen des deutschen Volkes und seinen Einfluß nach dem Kriege nicht hoch genug in Rechnung setzt. Aber an dem Buche kann auch ein Gegner des Pazifismus nicht vorübergehen.

Schwestern der Schicksalsstunde. Von H. Frobenius, Oberstleutnant a. D. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 58 S. 80 Pf.

Frobenius hatte in seiner vielgelesenen Schrift „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde" schon im März 1914 den Krieg vorausgesagt. In dieser neuen Schrift stellt er nun die Stimmen des Auslandes zusammen, die ebenfalls vor dem Kriege auf das kommende Unheil hingewiesen haben. Die verschiedene Art, in der sich Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener u. a. den Krieg denken, ist völkerpsychologisch merkwürdig.

Die Dreiverbandspresse. Ihr Anteil an der Kriegsentfachung und ein Weg zu ihrer Bekämpfung. Von Gustav v. Pacher. Leipzig 1915, bei S. Hirzel (Zwischen Krieg und Frieden, Nr. 25). 80 S. 1 M.

Das Studium der feindlichen Auslandpresse und ihrer Methoden kann gar nicht genug empfohlen werden. Denn auf dem Gebiete der Beeinflussung der öffentlichen Meinung haben wir von unseren Gegnern sehr viel zu lernen, und nur, wenn wir eine weitverbreitete, planmäßig geleitete deutsche Auslandspresse schaffen, dürfen wir hoffen, daß die Feinde auf diesem Gebiete eines auch von uns lernen: Ehrlichkeit. Unterlassen wir es, eine solche Presse zu schaffen, dann werden sie weiterlügen.

Die deutsche Volkswirtschaft im Kriege. Von Professor Dr. Karl Johs. Fuchs. Tübingen 1915, bei J. C. B. Mohr. 75 S. 2 M.

Akademische Rede des Rektors der Universität Tübingen, eines Historikers und Nationalökonomen, der hier die Probleme der Volkswirtschaft natürlich nicht erschöpfend behandelt, aber auf alle hinweist und in ihr Wesen einführt, so daß man einen erwünschten Ueberblick gewinnt. Ein Anhang, der den Umfang der Rede übertrifft, gibt in 125 Anmerkungen literarisches, geschichtliches und statistisches Material. Also eine Schrift für Volkswirte und Politiker.

Krieg dem deutschen Handel. Neue Folge. Die englischen Maßnahmen und Vorschläge zur Verdrängung von Deutschlands und Oesterreichs Handel und Industrie. Aus dem Englischen übersetzt von Reinhold Anton. Herausgegeben und mit einer Einführung versehen von Anton Kirchrath, Hauptschriftleiter der „Magdeburg. Zeitung". Leipzig 1915, bei O. G. Zehrfeld. 100 S. 1 M.

Wenn alle denkenden deutschen Kaufleute und Fabrikanten, die über Ladentisch und Fabrikzaun hinaussehen, dieses Buch — wie auch den ersten Band — lesen, dann werden sie in gemeinsamer Arbeit die Mittel finden, alle englischen Ränke zuschanden zu machen und den Erzeugnissen deutschen Fleißes nach dem Kriege zu den wiedergewonnenen alten noch neue Absatzgebiete hinzuzugewinnen. Raum genug hat die Erde, und wir stehen erst im Beginn einer Weltwirtschaft.

Der Waffendienst der evangelischen Pfarrer. Von Lic. Hermann Mulert, Privatdozenten in Berlin. Leipzig 1915, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 36 S. Preis 50 Pf.

In dieser Schrift ist alles Wesentliche über den Waffendienst der evangelischen Pfarrer zusammengestellt. Nachdem der Verfasser die Regelung der Frage in den evangelischen Kirchen anderer europäischer Staaten erwähnt hat, stellt er die geschichtliche Entwicklung in Preußen und im Deutschen Reiche dar, die bekanntlich noch nicht abgeschlossen ist, aber im Laufe des Krieges praktisch bereits einen starken Schritt vorwärts getan hat. Nach klarer Darlegung und allseitiger Untersuchung des grundsätzlichen Standpunktes kommt Mulert zu dem Ergebnis, daß dogmatische Gründe für eine Sonderstellung des evangelischen Geistlichen hinsichtlich der Wehrpflicht nicht vorliegen, daß aber gewisse Schwierigkeiten, die auf sittlichem Gebiete entstehen können, durch denselben Takt überwunden werden müssen, den der Pfarrer auch in anderen schwierigen Lagen benötigt. Hier scheint uns der Offiziers-Ehrbegriff, der unter Umständen jemand zum Zweikampf zwingen kann, nicht genügend berücksichtigt zu sein. Unbedingt zustimmen muß man dem Satze, daß über die Abkömmlichkeit eines Pfarrers die Rücksicht auf das Bedürfnis der Gemeinde entscheidet, und daß diese Entscheidung von Fall zu Fall getroffen werden muß. Eine Darstellung des Verhaltens der Kirchenbehörden und ein Bericht über die weitergehenden Wünsche der Pfarrer schließen die lehrreiche Schrift.

Vegetarisches Kriegskochbuch für fleischfreie Tage. Von Marie Priester. Begutachtet von Prof. Dr. L. von Noorden. Frankfurt a. M., bei Englert und Schlosser. 32 S. 25 Pf.

Das preiswerte und praktische Buch enthält 200 Mittag- und Abendessen mit 92 Kochvorschriften, Anleitung zur Zubereitung von Brot- und Fleischersatz, sowie von Kunsthonig (aus Zucker und Molke, das Pfund 20 Pf.!). Alle Vorschriften beruhen auf langjähriger gründlicher Erfahrung; das Buch wird unseren Hausfrauen wertvolle Dienste leisten.

Haben wir genug Fleisch? Nach einem Aufsatz im „Vortrupp" vom 1. Mai 1915. Vierfache Getreidevergeudung noch heute! Nach einem Aufsatz im Kunstwart, 2. Aprilheft 1915. Von F. Kiel-Oranienburg. 22 S. 15 Pf. 100 Stück 10 M. postfrei.

Gemüse-Kriegskochbuch. Von W. Warschatka. Leipzig, bei Alfred Michaelis. 40 S. 80 Pf.

Zeigt den Hausfrauen neue Verwendungsarten und bewährte Koch- und Einmachmethoden für Gemüse.

Jahresbericht des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine für 1914, erstattet auf dem 12. ordentl. Genossenschaftstage am 14. Juni 1915 in Frankfurt a. M. von dem geschäftsführenden Vorstande Heinrich Kaufmann, Dr. Aug. Müller, Hugo Bästlein. Hamburg 1915, Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine. 728 S. Geb. 4 M.

Bei der außerordentlichen Bedeutung der Konsumvereine werden einige Angaben über die Arbeit und das Wachstum des großen „Zentralverbandes deutscher Konsumvereine" von Interesse sein. In den 12 Jahren seines Bestehens ist die Zahl der ihm angeschlossenen Organisationen von 685 auf 1149, die der Mitglieder dieser Vereine von 575 449 auf 1 729 858, der Gesamtumsatz von 176 Millionen Mark im Jahre 1903 auf 699 Millionen, der Wert der in eigener Produktion hergestellten Waren von 14,7 Millionen auf 131 Millionen Mark angewachsen. Das eigene Kapital vermehrte sich von 18 Millionen auf 78 Millionen, das fremde von 22 Millionen auf 166 Millionen Mark. — Die Konsumgenossenschaftsbewegung hat die Folgen des Weltkrieges bisher gut überstanden und sich als ein Mittel zur erfolgreichen Anpassung des Wirtschaftslebens an den Kriegszustand erwiesen.

Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen. Von Fritz Wertheimer. Mit 40 photographischen Aufnahmen und einem Umschlagbild von Ludwig Putz. Stuttgart 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 194 S. 3 M.

Unter den größeren zusammenfassenden Werken, die bis jetzt von deutschen Kriegsberichterstattern herausgegeben worden sind, gehört dieses Buch zu den besten. Wenn, was vielleicht schon mancher beobachtet haben wird, der Ernst des Weltkrieges es mit sich gebracht hat, daß die Berichterstatter mehr oder weniger auf geistreichelndes feuilletonistisches Beiwerk verzichten und dafür sachlich um so mehr zu sagen haben, so gilt das ganz besonders auch von Wertheimers Darstellung. Sie ist keineswegs trocken, sondern frisch und launig und gemütvoll in der Zustandsschilderung, kraftvoll und ernst in dem Bericht über große Ereignisse, wie den Durchbruch von Brzezinv, der eine notgedrungene Rückzugsschlacht in einen glänzenden Sieg verwandelte. Aber der Hauptwert des Buches liegt in der Schilderung von Land und Leuten. Der Verfasser ist ein weitgereifter Mann; er versteht zu sehen, das Wesentliche einer Gegend, eines Volkes zu erfassen und

Digitized by Google

so zu beschreiben, daß wir uns ein Bild machen können. Dabei vergißt er auch das Kleine, das Einzelne nicht, so daß bei der Fülle des Dargebotenen jeder Leser auf seine Kosten kommt. Durchaus treffend und sehr zu beachten scheint uns auch, was Wertheimer über die in Polen herrschende Stimmung beobachtet hat, und zwar unter Polen, Juden und den ansässigen Deutschen.

Hindenburgs Siege bei Tannenberg und Angerburg, August-September 1914. Das Cannae und Leuthen der Gegenwart. Von Hans Niemann. Mit vier Kartenskizzen. Berlin 1915, bei E. S. Mittler & Sohn. 21 S. 50 Pf.

Dieses kleine Buch wird allen denen willkommen sein, die den strategischen Plan von Hindenburgs ersten gewaltigen Siegen zu kennen wünschen. Die Darlegung ist so kurz, einfach und klar, daß jeder Laie sie begreift: Wie Hannibal bei Cannae, so siegte Hindenburg bei Tannenberg, während die Schlacht bei Angerburg dem Siege Friedrichs des Großen bei Leuthen entspricht. Das Buch ist besonders Lehrern und reiferen Schülern zu empfehlen.

Kriegsallerlei. Erster Band: Daheim und im Felde. Von Dr. Clemens Wagener. München-Gladbach 1915, Volksvereins-Verlag. 219 S. 60 Pf.

Im Vergleich zu dem Reichtum seines bunten, durchweg gediegenen Inhalts ein sehr preiswertes Büchlein: Eine übersichtliche Darstellung der ersten sechs Kriegsmonate, die Reichstagssitzungen des August mit der Thronrede des Kaisers, die deutschen Streitkräfte und ihre Einteilung samt Rang und Titeln, Deutschlands wirtschaftliche Rüstungen, neue Kriegswaffen und weit über 100 ernste und heitere Geschichten. Ein richtiges Volksbuch!

Das deutsche Volk und sein Krieg. Reden, Aufsätze, Erschautes und Erlebtes an der Front von Johannes Fischer, württemb. Landtagsabgeordneter. Stuttgart, Verlag für Volkskunst. 211 S. 1 M.

Ein ernstes Buch und ein schönes Buch. Klar und rein spiegeln sich die großen Ereignisse des Krieges in einer deutschen Seele und, wenn wir die Bilder anschauen, die uns dieser württembergische Volksmann vorhält, dann vermeinen wir ins eigene Herz zu blicken, und dabei kann es passieren, daß wir aus versteckten Winkeln des Herzens Dinge hervorholen, deren Besitz uns kaum zum Bewußtsein gekommen war. Fischer weiß Saiten anzurühren, die vielleicht bei manchem lange Zeit geschlafen haben, die aber sofort erwachen und freudig mitschwingen, wenn der gleiche Ton erklingt. Es ist nicht möglich, den reichen Inhalt des Buches hier aufzuzählen. Fischer ist ein Wanderer von Jugend auf, und so wandert er auch im Kriegsjahr aus der Heimat über die Kriegsstraße zur Front, grüßt die Leute bei der Arbeit und im Felde, besucht die Gefangenen im Lager, dringt über Budapest vor bis zu den Karpathen und den Ruthenen, wendet sich dann südwärts nach Triest und Ober-Italien und kehrt über die Schweiz zurück.

Das Reich muß uns doch bleiben! Unserm kämpfenden Heer gewidmet von Dr. Conrad, Geh. Konsistorialrat. 1.—50. Tausend. Berlin 1915, bei Martin Warneck. 31 S. 15 Pf. 50 Stück 5 M.

Eine Anzahl ganz kurzer erbaulicher Betrachtungen, ein geistlicher Zuspruch, einfach und doch in die Tiefe greifend, ohne Aufdringlichkeit und eben darum jedem Krieger wohltuend.

Waffenbrüder. Erzählung aus dem großen Krieg 1914/15. Von Wilhelm Momma. Mit farbigen Bildern von F. Müller-Münster. 1.—25. Tausend. Reutlingen, bei Enßlin & Laiblin. 160 S. Geb. 1,20 M.

Ein unterhaltendes und lehrreiches Buch für die reifere Jugend; sehr preiswert.

Fürs Vaterland in Feindesland. Ein Buch für deutsche Krieger. 23.—29. Tausend. Berlin 1915, bei Martin Warneck. 132 S. 80 Pf.

Enthält viele hübsche Beiträge bekannter Erzähler und Dichter wie Peter Rosegger, Ulrich Meyer, Diedrich Speckmann, Gustav Schüler u. a. Das Buch, das ebenfalls sehr billig ist, wird Kriegern und Daheimgebliebenen Freude machen. Sehr scherzhaft ist die Erzählung von Friedrich Seiler: Heraus ist schwieriger als hinein.

Der Gespensterkrieg. Fünf Erzählungen von A. M. Frey, Gustav Meyrink, Kurt Münzer, Karl Hans Strobl. Mit einer Einführung von Herbert Eulenberg. Bildschmuck von Alfred Kubin. Stuttgart, Verlag „Der Lese". 110 S. 1,50 M.

Diese Novellensammlung will „das Geisterhafte dieses unheimlichsten Krieges" zum Ausdruck bringen; an der Front, in der Luft und unter Wasser geschähen die unheimlichsten Dinge, und in der Dichtung, die von diesem Kriege später erzähle, werde das Gespenstische sein Hauptkennzeichen abgeben. Zur Beruhigung derer, denen es vor dieser kommenden Kriegsliteratur heute schon graust, fügt Eulenberg hinzu: „Es soll uns nicht erschrecken. Wir wären Schwächlinge, wenn wir das, was unsere Brüder im Feld mit gesträubten Haaren in ihrem Blut, in ihren Nerven erlebt haben, nicht einmal im Bild zu ertragen vermöchten." — Das klingt heldenhaft. Wer also Mut hat und ein Held im Bücherlesen sein will, der lese. Wenn er sich durch die Langeweile der beiden ersten wortreichen, aber an Handlung armen Geschichten hindurchgearbeitet hat, dann wird er in der dritten einen alten guten Bekannten wiederfinden: den Eisenbahnzug, der durch einen höchst seltsamen Zufall unmittelbar vor einer Brücke stehenbleibt, als diese gerade in die Luft fliegt. Die andern zwei wird er sich dann wohl schenken.

Hanseatische Künstler-Postkarten. 5 Kriegs-Postkarten nach Originalen von Carl Schildt. Mit plattdeutschen Versen. Verlag von Knackstedt & Co., Hamburg 22. Preis 50 Pf.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: H. in B. 2 M., Dr. H. in H. 5 M., Hptl. K. in Sch. 2,50 M., Lehrer K. in G. 2,50 M, Fr. H. St. in A. 10 M., W. in H. 5 M., Prof. F. in D. 2,50 M., Sup. O. in Sch. 2,55 M., Lehrer M. in O. 2 M., Frau Oberlandesger.-R. K. in H. 5 M., R. in W. 5 M., Dr. St. in L. 10 M., Frau L. in Pf. 5 M., Oberpf. M. in B. 3 M., Hauptl. L. in O. 3 M., S. in B. 2 M., Frau St. in A. 85 Pf., G. in K. 6 M., Frau H. in E. 3 M., Pastor F. in D. 3 M., G. in Sch. 4,25 M., G. in St. 1 M., Frl. Oberl. H. in P. 2 M., R.-A. W. in W. 2,50 M., Fr. W. in H. 3 M., Oberl. Sch. in H. 6,50 M., Prof. Dr. E. in G. 7,50 M., Frau P. in G. 3 M., Dr. D. in H. 2,55 M., Lehrer O. in M. 5 M., R. in B. 2 M., St. in Pf. 5,10 M., Frau B. in Br. 15 M., Dir. E. in C. 5 M., Sch. in H. 3 M., Dr. R. in N. 10 M., K. in B. 2 M., K. in J. 2,50 M., M. in D. 75 Pf., Dr. R. in F. 10 M., Prof. Dr. M. in K. 3 M., Frau S. in E. 3 M., Pfr. Sch. in R. 3 M., Frau T. in O. 2,50 M.,

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: D. in J. 2 M., Pfr. M. in N. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Frau Prof. W. in W. 45 Hefte Wiesb. Volksbücher, 2 Bände Reclam, 1 Bd. Meyers Volksbücher; Werbeanwalt W. in B. 15 Bücher und Hefte.

Für den Roten Halbmond: Dr. J. in Schn. 5 M.,

Für Ostpreußen: Oberl. W. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

„Gottes Wort in Eiserner Zeit". Zu unserer Besprechung dieser Sammlung in Nr. 23 fügen wir ergänzend hinzu, daß sie in Lieferungen zum Preise von je 1 M. erscheint.

Verlag der „Hilfe".

Herrn **W. J. W.** in **H.** Sie schreiben: „Es wäre doch schrecklich, wenn wir uns Rußlands nicht anders erwehren könnten, als wenn wir es hindern, seinen Bauernstand zu menschenwürdigen Zuständen gelangen zu lassen." Ich bin sehr erstaunt über diese Auffassung, die ich gegenüber meinem Aufsatz über die russische Politik und die Agrarreform kaum für möglich gehalten hätte. Oder mußte ich ausdrücklich auch darauf noch hinweisen, daß der niedrige Stand der Landwirtschaft in Rußland den russischen Bauern viel mehr Land verlangen läßt, als er bei intensiverer Bewirtschaftung brauchte? Die panslawistischen Kriegshetzer in Rußland, die den Bauern vor ihre Politik spannen, denken nicht an Verbesserung der bäuerlichen Kultur, sondern an Ausnutzung des Bauern für ihre Ziele. Wenn die russische Landwirtschaft sich selbst nur auf den Stand der deutschen vor 40 Jahren höbe, so könnte sie doppelt soviel Menschen ernähren als heute, ohne daß Rußland seine Nachbarn beraubte. Rohrbach.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Stuttgarter Lebensversicherungsbank a. G. (Alte Stuttgarter). Die 60. ordentliche Generalversammlung fand am 17. Juni statt. Ueber die geschäftlichen und finanziellen Ergebnisse des Jahres 1914 entnehmen wir dem Rechenschaftsbericht folgende Einzelheiten. Es gelangten zur Annahme 8217 Anträge, für welche Versicherungsscheine über 68 085 830 M. ausgestellen waren. Mit Einschluß der Altersversicherung belief sich der Gesamtversicherungsbestand der Bank am Ende des Jahres 1914 auf 172 799 Versicherungen mit 1 Milliarde 165 762 110 M. gegen 170 742 Versicherungen mit 1 Milliarde 138 018 663 M. im Vorjahr. Der Reinzuwachs betrug in der Todesfallversicherung 2602 Versicherungen mit 29 039 537 M.

Der Abgang in der Todesfallversicherung durch gewöhnliche Sterbefälle beziffert sich auf 1454 Personen mit 11 330 192 M. Versicherungssumme, wozu noch die im Geschäftsjahr 1914 angemeldeten Kriegssterbefälle mit 892 Personen über 7 227 790 M. Versicherungssumme kommen.

Zur Deckung der Kriegsspäden standen neben den rechnungsmäßigen Mitteln satzungsgemäß der Kriegsprämienfonds, drei Viertel der Allgemeinen Reserve und der Sicherheitsfonds II zur Verfügung, so daß die Kriegssterbefälle das finanzielle Ergebnis des Jahres nicht berühren.

Die Prämieneinnahme ist im Berichtsjahr gegen das Vorjahr von 44,9 Millionen Mark auf 46,3 Millionen Mark und die Zinseinnahme von 16,6 Millionen Mark auf 17,7 Millionen Mark gestiegen. Die Verwaltungskosten haben sich von 6,07 % der Jahreseinnahme im Vorjahr auf 5,85 % im Jahre 1914 ermäßigt. Der Jahresüberschuß in der Todesfallversicherung belief sich auf 16 201 188 M. gegen 15 193 407 M. im Vorjahr.

15. Juli 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,67 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Raumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 28

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Sozialdemokratische Schriften. — **Dekan Friedrich Holdermann:** Volkserziehung zur Weltpolitik. — **Fritz Bauer:** Die Neugestaltung der Brotversorgung. — **Eugen Rosenstock:** Die Verfassung Giolitti. — **Anton Erkelenz:** Einwirkung des Krieges auf die Berufsvereine. — **Richard Rieß (München):** Carl Hauptmann. — **Oberleutnant zur See d. Res. Wolff:** Unsere Deutschen im Auslande. — **Otto Doderer:** Schützengräben. — **Julius Bab:** Gefechtsdämmerung. (Gedichte.) — **D. Gottfried Traub:** Das Herz. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 6. Juli.

Im nördlichen Kampfgebiet wurde westlich der Straße von Suwalki nach Kalwarja der stark befestigte Wald südlich Biale Bloto erstürmt. 500 Russen gefangen. Die Deutschen in den noch russischen Gebieten Kurlands haben viel zu leiden, selbst dann, wenn ihre Söhne in der russischen Armee dienen. Ueberhaupt machen wir uns wohl kaum eine genügende Vorstellung davon, was die versprengten Deutschen in Rußland auszuhalten haben.

Ein deutsches Unterseeboot versenkte am Dardanelleneingang einen großen französischen Transportdampfer. Die Zahl der deutschen und österreichischen Unterseeboote an den türkischen Küsten soll sich gemehrt haben.

Der türkische Botschafter befindet sich noch in Rom und der italienische in Konstantinopel.

Mittwoch, 7. Juli.

An der Isonzofront ist nun vom Brückenkopf bei Görz bis zum Meere eine wirkliche große Schlacht in Gang gekommen. Der italienische Oberbefehlshaber soll nur ungern dem Drängen der verbündeten Mächte nachgegeben haben.

Der russische Parlamentarier Paul Miljukow, an dessen früheren freundschaftlichen Besuch in Deutschland ich mich noch gut erinnere, veröffentlicht im Rjetsch ein russisches Kriegsprogramm, in dem der volle und uneingeschränkte Besitz der Dardanellenstraße, der jetzt von den Engländern besetzten vorgelagerten Inseln und des angrenzenden türkischen Landes in Europa und Asien gefordert wird. Da nun aber inzwischen die aus 200 000 Mann bestehende russische Südarmee nach Galizien versetzt worden ist, und da die „Goeben" noch immer die russische Schwarzmeerflotte in Schach hält, ist es schwer auszudenken, wie die Russen überhaupt bis nach Konstantinopel kommen sollen.

Im englischen Unterhaus wurde die vom Handelsminister Long eingebrachte Registrierungsbill mit 253 gegen 30 Stimmen angenommen. Damit wird alle private Arbeitsleistung nach Bedarf in den Dienst der Staatsverwaltung gestellt, ein Eingriff, der über alles hinausgeht, was wir an Staatssozialismus haben. Das Gesetz wird als Einleitung zur allgemeinen Wehrpflicht betrachtet. Der frühere Kriegsminister Haldane teilt mit, daß die Engländer 600 000 Mann in Frankreich stehen haben.

Donnerstag, 8. Juli.

Der Ansturm der Italiener am Isonzo ist zurückgeschlagen. Es finden noch Nachgefechte statt. Privatnachrichten aus Italien reden von mühsam zurückgedrängten Unruhen, herausgerissenen Schienen und wirtschaftlichem Druck. Wieweit das im allgemeinen zutrifft, können wir nicht beurteilen.

Starker Artilleriekampf bei Arras, durch den auch die Kathedrale beschädigt wurde. Westlich von Souchez haben die Franzosen einen deutschen Graben von 800 Metern Länge genommen, wurden aber wieder vertrieben. Kämpfe bei Apremont.

Einzelkämpfe in Richtung auf Kowno. Bei Lublin bildet sich, wie es scheint, eine größere Schlacht.

Im englischen Oberhaus sagt Lord Midleton, daß die Kriegsschuld März 1916 1293 Mill. Lstrl. betragen würde, also gegen 26 Milliarden Mark. Ist wohl möglich, und zwar auf beiden Seiten der Nordsee. Wer wird das bezahlen? England werde dann, so fährt Lord Midleton fort, „nicht so viel Ueberfluß" an Kapital haben als andere Länder; Sparsamkeit müsse auf das entschiedenste geübt werden.

Freitag, 9. Juli.

Der russische Gesandte in Serbien Fürst Trubetzkoi ist seines Amtes enthoben worden. Das soll einen Umschwung der russischen Balkanpolitik bedeuten, die bisher von Trubetzkoi im Sinne der absoluten Serbenfreundschaft geführt wurde. Serbien wird teils den Bulgaren und teils den Italienern preisgegeben. Da die Bulgaren nicht ohne Mazedonien und die Italiener nicht ohne Albanien leben wollen, bleibt den Serben wenig Hoffnung. Ob aber Bulgarien auf diese Weise russisch gemacht werden kann, ist noch immer die Frage.

Der englische Weizenpreis ist für den Quarter 56,1 Schilling, während er vor einem Jahre 34,1 Schilling betrug. Der amerikanische Preis stieg inzwischen nur um 7 Schilling, so daß eine Kriegsverteuerung um 15 Schilling zu konstatieren ist, was etwa doppelt soviel ausmacht als der deutsche Weizenzoll. Das Gewicht des durchschnittlichen Brotlaibes ist in England herabgesetzt worden. Das bedeutet nicht, daß England sich nicht ernähren kann, aber daß es ebenso rechnen muß wie wir.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" teilt mit, daß als Gegenwirkung gegen rechtswidrige Verurteilung deutscher Offiziere und Unteroffiziere zu Zuchthausbehandlung sechs französische Offiziere bei uns die entsprechende Behandlung erfahren sollen. Es bleibt bei der Willkür der Franzosen gar nichts anderes übrig.

An der italienischen Front ist verhältnismäßige Ruhe.

Sonnabend, 10. Juli.

Die deutsche Antwort auf die amerikanische „Lusitania"-Note ist übergeben und veröffentlicht worden. Sie ist durchaus klar in ihrer Haltung: wir sind bereit, den Kampf gegen privates Eigentum zur See völlig aufzugeben, sobald England dasselbe tut. Deutschland wurde von England zum Handelskrieg mit Unterseebooten gezwungen. „Den erklärten Absichten unserer Feinde und der von ihnen angewandten völkerrechtswidrigen Kriegführung haben wir den Unterseebootskrieg anpassen müssen." Die Engländer haben die Grenze zwischen Handels- und Kriegsschiffen völlig verwischt. Daß bei der Torpedierung der „Lusitania"

Digitized by Google

so viele Menschenleben zu beklagen sind, ist Folge des Vorhandenseins großer Mengen von hochexplosiven Stoffen an Bord. Kenntlich gemachte amerikanische Passagierschiffe, für die die amerikanische Regierung die Gewähr übernimmt, daß sie keine Konterbande an Bord haben, werden unbehelligt fahren. Auch kann die amerikanische Regierung zu gleichem Zweck vier Passagierdampfer feindlicher Mächte unter amerikanischer Flagge und denselben Bedingungen verwenden. — Es ist anzunehmen, daß auf dieser Grundlage die Verhandlungen fortgesetzt werden können, insbesondere da die Agitation Bryans den Amerikanern dringend vom Krieg abrät.

Der Kampf bei Krasnik und Lublin ist ernsthaft und bis jetzt noch nicht entschieden. Die Russen melden, daß sie vom 5. bis 7. Juli 11 000 Gefangene gemacht haben, der Feind sei auf dem Rückzuge. Es ist anzuerkennen, daß die deutsche Zensur auch dieses russische Telegramm vom gestrigen Tage ruhig durchgelassen hat.

Aus Konstantinopel kommt die erfreuliche Nachricht, daß in Mesopotamien englische Truppen von türkentreuen Stämmen angegriffen und 1000 Engländer gefangengenommen wurden, dazu 6 Kanonen, 2 Maschinengewehre. Offenbar sind wohl die Engländer in eine Falle gegangen.

Ueber London wird gemeldet, daß sich die deutschen Truppen in Südwest endgültig ergeben haben und daß daraufhin die englische Armee nach Kapstadt zurückkehrt. Wie das alles zugegangen ist, werden wir erst später erfahren. Wieviel Arbeit und Opfer sind von den Unseren gerade in Südwest geleistet worden!

Sonntag, 11. Juli.

Der russische Bericht teilt mit, daß in der Gegend von Lublin und Krasnik die Zahl der Gefangenen sich auf 15 000 erhöht hat. Der österreichische Tagesbericht sagt: „Die Situation ist im großen unverändert; nördlich Krasnik erneuerten die Russen in der vergangenen Nacht nochmals erfolglos ihre Angriffe." Der deutsche Bericht besagt: „In den letzten Tagen fanden in der Gegend südlich von Krasnostaw örtliche Gefechte statt; sie verliefen für uns überall günstig. Sonst hat sich bei den deutschen Truppen nichts ereignet." An diese drei Aeußerungen muß man sich halten. Es scheint ein Unglück auf österreichischer Seite vorgekommen zu sein, aber dieses örtliche Mißgeschick ist offenbar weder eine Durchbrechung der deutsch-österreichischen Linie, noch ein Aufhalten des Kriegsplans selbst.

An der französisch-belgischen Linie wird an verschiedenen Stellen ziemlich heftig gekämpft, ohne daß ein allgemeiner Vorstoß vorliegt. Man wird unterscheiden müssen zwischen den kleineren Schützengrabengefechten, wie sie sich an jeder Stelle eines Tages entwickeln können, und den planmäßig vorbereiteten, mit allen Mitteln der Artillerie vorbereiteten Zurückdrängungs- oder Durchbruchsversuchen. Die Franzosen erwarten noch immer einen gewaltigen konzentrierten Durchbruch und sammeln für ihn Munition und Truppen. Es graut beiden Teilen vor dem Gedanken, einen zweiten Winter fast genau an den alten Stellen verbringen zu müssen, aber wenn es unvermeidlich ist, wird auch das von unseren Soldaten ausgehalten werden. Von beiden Seiten werden Gefangene gemeldet, dabei aber sind die deutschen Gewinne beträchtlicher als die französischen. Zurzeit sind verhältnismäßig viele Soldaten zur Erholung oder wegen der Ernte in der Heimat, wir nehmen aber an, daß das aus gleichen Gründen bei den Franzosen ebenso sein wird. Der französisch-englische Kriegsrat in Calais soll nach Londoner Meldungen eine deutsche Heeresverstärkung und größeren Angriff in Flandern und bei Verdun erwarten.

Montag, 12. Juli.

Durch einen auffallend deutlichen Aufsatz der „Frankfurter Zeitung" wird den Rumänen ihr seitheriges Verhalten zu Gemüte geführt. Indem sie die Durchfuhr von Munition nach den Dardanellen hindern, machen sie sich der Begünstigung der russischen Politik schuldig, was um so mehr ins Gewicht fällt, da sie russische Waffenausfuhr nach Serbien und russische Zufuhr über Tedeagatsch nicht gehindert haben. Man gewinnt den Eindruck, daß die Rumänen unter dem Schein der Neutralität die Besetzung Konstantinopels durch die Russen fördern, um erst nach diesem Akt sich irgendwie in Ungarn bezahlt zu machen. Wenn das wirklich der Fall sein sollte, so wird es nötig sein, sie möglichst bald endgültig zu fragen, mit wem sie es halten wollen. Neutralität ist in diesem Falle eine Krankheit, die einmal aufhören muß. So wenig wir und unsere österreichisch-ungarischen Bundesgenossen Neigung haben können, die Zahl unserer Gegner noch zu vermehren, so steht doch im gegenwärtigen Zeitpunkt an der rumänischen Ecke so viel auf dem Spiel, daß ja oder nein gesagt werden muß. Glücklicherweise rückt gleichzeitig die Armee Pflanzer an der Grenze zwischen Bukowina und Beßarabien etwas vor.

Natürlich bedeutet das Drängen auf Klarheit in Rumänien gleichzeitig eine Verschärfung aller schwebenden Balkanfragen. Wer findet sich dort noch durch? Mit Recht wird an ein Wort des verstorbenen v. Kiderlen-Wächter erinnert: „Wenn man die Karte des Balkan länger betrachtet, wird man verrückt." Natürlich muß es eine Nationalitätenkarte sein. Der Kern der Angelegenheit ist wohl der, daß die schöne Idee des Balkanbundes eine Unmöglichkeit ist. Es gibt zwischen Rumänien und Griechenland entweder ein herrschaftskräftiges Bulgarien oder ein Großserbien, aber nicht beides zugleich. Als Oesterreich-Ungarn im Juli 1914 sein Ultimatum an Serbien stellte, rechnete es wahrscheinlich auf baldiges bulgarisches Eingreifen. Dieses aber unterblieb, und Bulgarien blieb „neutral", d. h. es wartete auf seine Zeit; und heute kann der Zeitpunkt dasein, wo auch Bulgarien sich entscheiden muß. Das bedeutet aber, daß entweder Serbien von Bulgaren und Oesterreichern zusammen angegriffen wird, oder daß Oesterreich und Serbien trotz ihres Kriegszustandes gezwungen sind, gegenüber Bulgarien als Einheit zu wirken, eine geradezu verwirrende Lage! Noch besteht die Hoffnung, daß Bulgarien mit Oesterreich-Ungarn zusammen gegen Serbien geht, um diesen Staat zu beiderseitigem Nutzen zu vernichten, falls dazu die Kräfte ausreichen. Da nun aber dieses alles sich unter Teilnahme aller Anwohner abspielt, so sind die Begleiterscheinungen eines solchen Vorgehens gar nicht zu ermessen. Das Verhältnis zwischen Bulgarien und der Türkei wird zur Stunde als recht gut bezeichnet. Unser Wunsch geht auf folgendes: Rumänien vergrößert sich in Beßarabien, Bulgarien vergrößert sich in Serbien, und beide zusammen erhalten mit uns den türkischen Besitz von Konstantinopel. Das würde das Ende des russischen Einflusses auf dem Balkan sein. So einfach aber pflegt leider die Weltgeschichte nicht zu arbeiten.

Dienstag, 13. Juli.

Die Untersuchung des Bombenattentates in Sofia ergab die Wahrscheinlichkeit der Mitschuld des früheren Ministers Genadjew, der verhaftet wurde. Der englische Gesandte Bax Ironside wurde abberufen, weil auch er vermutlich an der Attentatsvorbereitung beteiligt war.

Der österreichische Tagesbericht von gestern nachmittag gibt zwar nicht volle Klarheit über das, was sich in den letztvergangenen Tagen zwischen Weichsel und Bug vollzogen hat, stellt aber fest, daß die Russen den Angriffen des Generalfeldmarschalls v. Mackensen nicht Widerstand zu leisten vermochten, und daß die Lage „erfreulicherweise nach wie vor unverändert günstig" ist. Von der beßarabischen Front heißt es, daß dort die alten Stellungen fest in den Händen der Verbündeten sind. Die Russen sollen dabei sein, ihre rumänisch-beßarabische Grenze mit Gräben und Drahtsperren zu sichern.

Was wir bis jetzt vom Echo der deutschen Note nach Nordamerika erfahren, ist nicht besonders günstig, aber man muß dabei berücksichtigen, daß die Amerikaner vielfach den Wortlaut noch gar nicht kennen, sondern auf einseitig zurechtgemachte Berichte angewiesen sind, und daß unsere Nachrichten fast nur aus englischen Quellen stammen. Immerhin kann die Haltung der Nordamerikaner noch unfreundlicher werden als bisher. An einen Abbruch der diplomatischen Beziehungen wird jedoch nicht geglaubt.

An der Isonzofront und an der Kärntnerischen Grenze sind beständig kleinere Kämpfe im Gange, in denen die Italiener anstürmen und zurückgeworfen werden.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 6. Juli.

Der Ausflüglerverkehr von Berlin hinaus in die märkische Landschaft ist so lebhaft wie nie. Schulkinder-Tagesausflüge unter Führung des Lehrers, Wandervogelfahrten, Familien-„Partien" — die Züge sind täglich morgens und abends gedrückt voll von solchen, die jetzt keine Sommerreise machen wollen oder können, und man kann über die gutgelaunte Bescheidenheit und Anpassungsfähigkeit der Hauptstädter seine Studien machen. Die Mark und das Preußentum haben ihre Kinder dazu erzogen, auch mit wenig vergnügt sein zu können — wenn's sein muß.

Dazwischen immer wieder Scharen von Urlaubern. Immer in der gleichen gehobenen Stimmung kameradschaftlichen Miteinanderseins. Merkwürdig, wie stark die Macht dieser Gemeinschaftlichkeit ist, über alle Einzelsorgen hinwegzuheben. Selbst bei dem ruhigen Menschenschlag hier — ein Wagenabteil voll Soldaten ist eigentlich immer fidel.

Der Arbeitsmarkt zeigt jetzt auch für die weiblichen Arbeitsuchenden ein sehr günstiges Bild. Die Arbeitsnachweise von Großberlin geben folgende Ziffern:

Auf 100 offene Stellen kamen im April 1915 89 arbeitsuchende Männer, im Mai 95, gegen 166 im gleichen Monat des Vorjahres.

Auf 100 offene Stellen kamen im April 1915 128 arbeitsuchende Frauen, im Mai 120, gegen 112 im gleichen Monat des Vorjahres.

Mittwoch, 7. Juli.

Die Handelskammer von Berlin wehrt sich etwas gegen den Kampf, den die Polizei gegen die Fremdwörter führt. Sie hat nicht nur in der Sache recht. Könnte diese Verdeutschungskur nicht ohne polizeiliche Zwangsmittel und etwas mehr in der Stille besorgt werden, soweit sie notwendig und möglich ist? Ueberdies, wir werden wirklich nicht dadurch ein anderes Volk, daß wir künftig statt Depot Niederlage sagen. Bei dem Aufwand von Gefühlen und Entrüstungen, der auf diesem Gebiet gemacht wird, hat man oft den peinlichen Eindruck einer Ablenkung von Erneuerungen, die viel wichtiger sind!

Die deutsche Feldpost hat an einem Tage 14,3 Millionen Sendungen von und nach der Heimat befördert. Eine Riesenziffer, bei der man nicht nur an die organisatorische Leistung, sondern auch daran denkt, wie stark sie *miteinander* leben, die Millionen in der Heimat mit den Millionen draußen.

Die Art, wie Herr Vandervelde in einem „letzten Wort" Bernstein, Haase und Kautsky gegen Scheidemann ausspielt, seine freudige Rührung darüber, daß nicht Liebknecht der „einzige Gerechte" in der deutschen Sozialdemokratie sei, — ist sehr bezeichnend für den Eindruck der Dreimännererklärung draußen. Zu fragen wäre, ob nun auch Vandervelde, indem er die Auferstehung der „Internationale" getröstet feststellt, seine Wünsche in bezug auf die Niederwerfung Deutschlands geändert hat?

Donnerstag, 8. Juli.

Wir bekommen Höchstpreise für Petroleum, und zwar einen Kleinhandelspreis von 32 und 34 Pfennig, nachdem das Liter schon auf 70 Pfennig und mehr stand. Die Heimatgeschichte des großen Krieges hat so viele *kleine* Wichtigkeiten, die man sich fast scheut zu verzeichnen. Aber wenn man sich erzählen läßt, wie die Leute auf dem Lande im Winter nur gerade zum abendlichen Füttern sich Licht gestatten konnten, und wenn man an die dunklen Dörfer denkt, an denen man an kurzen Tagen in der Bahn vorbeifuhr, so wird die Erschwinglichkeit des Petroleums eine große Sache. Um Vermehrung der Vorräte scheint es sich nicht zu handeln. Im Gegenteil: Reichsverteilung bei Knappheit.

Ueber die Kiefern der Mark hin werden demnächst Gebetsrufe zur Allahverehrung erklingen. In den Gefangenenlagern von Wünsdorf sind die etwa 4000 mohammedanischen Kriegsgefangenen in einem Halbmondlager für sich vereinigt, in dem man ihnen jetzt eine Moschee mit einem hohen Minarett gebaut hat. Der Krieg bringt die entlegensten Welten seltsam nahe zusammen. Zu denken, daß der Ghurka mit dem Sudanneger und dem Marokkaner eine Stunde weit von Berlin in eine Moschee zum Gottesdienst gerufen wird!

Die Militärbehörde — leider nur die von München — hat einmal wieder erfreulich durchgreifend „regiert". Das Generalkommando hat die folgende Bestimmung erlassen:

„Die Preise der notwendigen Lebensmittel und Bedarfsgegenstände haben teilweise eine Höhe erreicht, die die Lebenshaltung außerordentlich erschwert. Die Teuerung ist nicht zuletzt zurückzuführen auf die unlauteren Machenschaften einzelner Personen und auf Auswüchse des Zwischenhandels. Um diesem Treiben entgegenzutreten, wird folgendes bestimmt:

Mit Gefängnis bis zu einem Jahre wird bestraft, wer beim gewerbsmäßigen Einkauf von Gegenständen des täglichen Bedarfs Preise bietet, die unangemessen hoch sind, wenn nach den Umständen des Falles die Absicht anzunehmen ist, eine Preissteigerung herbeizuführen; wer Vorräte aus dem Verkehr zurückhält, um eine Preissteigerung herbeizuführen; wer beim gewerbsmäßigen Kleinverkauf Preise fordert oder annimmt, die nach der Marktlage ungerechtfertigt hoch sind; wer als Verkäufer von Gegenständen des täglichen Bedarfs, ohne genügenden Entschuldigungsgrund, solange seine Vorräte reichen, einem Käufer die Abgabe gegen Bezahlung verweigert."

Als Gegenstände des täglichen Bedarfs werden aufgeführt: Brot, Mehl, Teigwaren, Salz, Fett, Milch, Zucker, Butter, Seife, Hülsenfrüchte, Gemüse, Kartoffeln, Obst, Zwiebeln, Fleisch und Fleischwaren, Käse, Schmalz, Eier, Kaffee, Tee, Leuchtöle, Holz, Kohle, Koks.

Von den Oberkommandos können die Zivilbehörden lernen, wie man — Vivat sequens! — schwierige Dinge mit überwältigend einfachen Mitteln behandelt. Die machen erfreulich wenig Umstände.

Freitag, 9. Juli.

Die Erörterung über Wege und Möglichkeiten deutsch-österreichischer Annäherung ist seit den beiden Tagungen der deutsch-österreichischen Wirtschaftsverbände in Berlin und Wien in den beteiligten Kreisen und Körperschaften lebhaft aufgenommen. Der Hansabund hat — nach starker Betonung der Schwierigkeiten — die Meinung der überwiegenden Mehrheit seines Industrierates und seiner Wirtschaftszentrale in folgender Entschließung ausgesprochen:

„Der Hansa-Bund begrüßt die Anregungen des Oesterreichisch-Deutschen Wirtschaftsverbandes in Wien, eine engere wirtschaftliche Annäherung zwischen Oesterreich-Ungarn und dem Deutschen Reich herzustellen und zu diesem Zweck die beteiligten Regierungen aufzufordern, alsbald in amtliche Beratungen hierüber einzutreten. Obwohl in Deutschland noch vielfach stark abweichende Ansichten in dieser Frage vorhanden sind, ist der Hansa-Bund mit dem vorerwähnten österreichischen Verbande, sowie dem Deutsch-Oesterreich-Ungarischen Wirtschaftsverband in Berlin und dem Mitteleuropäischen Wirtschaftsverband für Deutschland der Ueberzeugung, daß für eine solch engere wirtschaftliche Annäherung sich Formen finden lassen, in welchen sie, unter voller Berücksichtigung der Selbständigkeit der Vertragsstaaten und der Verschiedenheit der Produktionskosten der einzelnen Erwerbsgruppen, mit Nutzen für sämtliche Vertragsteile durchgeführt werden kann. Die Verschiedenheit der wirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland und Oesterreich-Ungarn ist nicht so groß, daß sie die Verwirklichung einer solchen Annäherung ausschlösse; eine größere Uebereinstimmung der wirtschaftlichen Gesetzgebung müßte jedoch gleichzeitig angestrebt werden."

Schade, daß in solche trockenen und vorsichtig abgewogenen Erklärungen so gar nichts hineinklingen kann von dem Sinn — der allgemeinen geschichtlich-politischen Bedeutung, deren Träger diese wirtschaftliche „Annäherung" sein soll.

In der Zweiten Kammer des sächsischen Landtages gab es eine Wahlrechtsauseinandersetzung in schärferem Tone, als sie bisher während des Krieges in einem deutschen Parlament stattgefunden hat. Die Sozialdemokraten beantragten Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Sachsen. Regierung und bürgerliche Parteien erklärten, auf eine sachliche Erörterung des Antrags jetzt nicht eingehen zu können. Darüber kam es zu einem scharfen Zusammenstoß. Es wäre *dringend* zu wünschen, daß, wenn keine parlamentarischen Wahlrechtsauseinandersetzungen jetzt möglich sind, doch irgendeine Form verläßlicher Garantie für später gefunden würde. Es dürfte aber *auch nicht der mindeste* Zweifel darüber gelassen werden, daß die Tage der Klassenwahlrechte gezählt sind.

Digitized by Google

Sonnabend, 10. Juli.

Am Ferienverkehr auf den Berliner Fernbahnhöfen ist die Kriegswirkung stark zu spüren. Es wurden vom 1. bis 6. Juli 392 000 Fahrkarten verkauft, in der gleichen Zeit des Vorjahrs 537 000. Wahrscheinlich aber deuten diese Ziffern die Einschränkung der „Sommerreise" noch nicht einmal ganz vollständig an. Da der Hauptreisetag Sonntag, der 4. Juli war, werden besonders viele Tagesausflügler unter den Reisenden gewesen sein. Die Vermutung wird bestätigt durch den Rückgang in der Zahl der aufgegebenen Gepäckstücke, die von 168 000 im Vorjahr auf 95 000 sank, fast auf die Hälfte (43 %).

Der Deutsche Städtetag hat in inhaltreichen Beratungen über Brot- und Fleischversorgung, Petroleumverbrauch und Realkreditfragen verhandelt. Die Frage der Fleischversorgung wird einem Ausschuß überwiesen, der auch über die Milch- und Eierfrage beraten soll. Ein besonderer Ausschuß soll über die Weiterbeschäftigung kriegsbeschädigter städtischer Arbeiter nachdenken.

Von den Angestellten der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft stehen, wie aus Mitteilungen der Aufsichtsratsitzung hervorgeht, 20 500 im Heer (für die Unterstützung der Familien sind im ersten Kriegsjahr 5 Millionen aufgewandt). Trotz dieses Ausfalls an Arbeitskräften hat die AEG. die gleiche Umsatzziffer erreicht wie im Vorjahr. Die AEG. besitzt 9 Millionen der deutschen und 1 Million der österreichischen Kriegsanleihe. Ihr Bankguthaben ist seit Juni 1914 außerdem um 6 Millionen gestiegen. Das alles, trotzdem an den Gesamtumsätzen des Jahres vor dem Kriege das feindliche Ausland mit etwa einem Fünftel beteiligt war (130 Millionen Umsatz und Aufträge). Was für ein Bild der wirtschaftlichen Kraft!

Sonntag, 11. Juli.

Eine proletarische Friedensinternationale ist in der Schweiz begründet mit folgendem Arbeitsprogramm:

1. Dem nationalistischen Einfluß, den die bürgerliche Presse aller Länder auf die Arbeiterklasse auszuüben sucht, eine organisierte fortgesetzte sozialistische Propaganda zur internationalen Vereinigung der Arbeiterklasse gegenüberzustellen, und zwar durch Veröffentlichungen in der sozialistischen und Arbeiterpresse und durch Vorträge.
2. Sämtliches Material, das sich auf die Opposition des Proletariats gegen den Krieg bezieht, zu sammeln, es soviel wie möglich in den neutralen und kriegführenden Ländern zu verbreiten, ebenso wie die Veröffentlichung aller Dokumente, die sich auf die Stellungnahme der sozialistischen Parteien der neutralen und kriegführenden Länder beziehen, und deren Versendung in ihrer Sprache an die Partei- und Gewerkschaftsblätter zu besorgen.
3. Sich zur Verfügung der Parteien zu halten für alles das, was die Wiederaufnahme der Internationale fördern kann.

Das „Hamburger Echo" spricht mit Recht von „einer privaten Körperschaft von Personen ohne Mandat" und schiebt damit diese Gründung in die Reihe der Machenschaften, die im eigentlichsten Sinne die Sünde gegen den heiligen Geist der Zeit sind — Unternehmungen von Personen ohne Verantwortung, die in dieser Zeit der höchsten Pflicht zur Geschlossenheit die selbstgeschaffene Ordnung ihrer Parteien oder Interessenverbände verraten und ohne Verantwortungen sehr verantwortliche Dinge anfassen — wie wir davon ein kleines betrübendes Beispiel ja auch in dem Haager Frauenkongreß gehabt haben! . . .

Die Jugendwehr marschiert im Regen vorüber mit Trommeln und Pfeifen, Armbinden in den Landesfarben und richtigen Gewehren. Das Musikalische ist das Fraglichste daran, aber prachtvolle Landjungens, jeder einzige. Voran mit der Fahne der hervorragende Bursche, der mit seinen fünfzehn Jahren die Metzgerei des Vaters, der im Feld ist, beinahe ganz allein versieht. Sie stampfen unverdrossen durch strömende Nässe, noch unverdrossener stolpert aber all das kleine Zeug nebenher, das noch nicht dazugehört, aber doch dabeisein muß, koste es, was es wolle.

Montag, 12. Juli.

Allenthalben beginnt die Roggenernte. Als ich vor einer Woche durchs Land fuhr, waren die Felder noch unberührt. Heute stehen schon überall die Garben.

„Es ist ein Schnitter" — — sind nicht doch manche Opfer zu kostbar? Ich denke an einen jungen Philosophen, der in Galizien fiel. Er ist als Kriegsfreiwilliger mitgegangen, trotzdem er wußte, daß er nur eine Durchschnittskraft, vielleicht nicht einmal das sein könnte. Sein Tun war nur Ausdruck der großen Pflicht — es war irdisch-praktisch angesehen sinnlos. Nun ist er gefallen. Verschwendet? Aber konnte überhaupt die heilige Pflicht größer, konnte das einfache und selbstlose Heldentum dieses Krieges erschütternder zum Ausdruck kommen als in solchem Schicksal? Und ist es nicht dadurch sub specie aeterni mehr als ein philosophisches System?

Naumann / Sozialdemokratische Schriften

„Der Ausbruch des Krieges schleuderte die sozialdemokratische Partei in einen Konflikt, wie er schwerer nicht gedacht werden konnte. Während alle anderen Parteien sich nur von der nationalen Woge mitreißen zu lassen brauchten, mußte sich die Sozialdemokratie erst durch einen Wirbelsturm widersprechender Gefühle hindurcharbeiten . . . Es mag nationslose Einzelexistenzen geben, aber eine Partei, die um die Seele ihres Volkes ringt, kann sich nicht national entwurzeln . . . Wäre die Internationale eine Antinationale, so könnten wir ihr nicht angehören . . . Die harte Konsequenz dieses Rechtes auf nationale Selbstbehauptung ist freilich, daß nun die Sozialisten der feindlichen Länder aufeinander schießen und mit den Bajonetten gegeneinander losgehen. Das ist ein bitterer Gedanke, unter dem wir alle leiden . . : An dem Stahlblock der deutschen Einheit werden die Zerschmetterungspläne einer Welt von Feinden zerschellen. Indem wir unser Volk stark und frei erhalten, dienen wir auch den Kulturzielen der sozialistischen Internationale."

Diese Worte stammen aus der Einleitung eines Kriegsbuches: „Die Sozialdemokratie im Weltkrieg", von Dr. Eduard David (Berlin, Verlag Vorwärts 1915; 192 Seiten; 2 Mark). Es ist, soviel wir sehen, die erste größere literarische Leistung der vaterländischen Sozialdemokratie vom August 1914. Diejenigen, die bisher Revisionisten genannt wurden, weil sie an der marxistischen Rechtgläubigkeit zweifelten, trugen schon immer einen wertvollen Schatz vaterländischer Gedanken in sich, aber es fehlte die Möglichkeit und der Anlaß, alles das, was in ihnen reifte, der Welt zu zeigen. Da im Parteikampfe die feineren Nebentöne meist überhört werden, so merkten weder die Nichtsozialdemokraten noch auch die Menge der Genossen, wie weit der Anschluß der Reformsozialisten an die Gegenwartspolitik schon gediehen war. Fast alles, was darüber zu sagen war, wurde schon irgendwo ausgesprochen, oft an Stellen, wo es keiner sucht, und häufig gerade von den alten hohen Meistern und Führern, mit deren Uniformknöpfen Kautsky und Mehring zu spielen pflegen, aber — wer wußte es? Jetzt mit einem Male wird aus halbverlorenen Worten früherer Erkenntnis ein einheitlicher, kräftiger Gedankenzusammenhang, es wird mit Fleisch und Blut im Krieg die deutsche Sozialdemokratie. Und David, der lange Zeiten schon immer treu unter denen war, die mehr verlangten, als ein Gemisch von Agitationserfolgen und Protestpredigten, tritt nun hervor und sammelt die Vorboten der jetzigen Wendung und stellt dar, warum die Sozialdemokraten für die Kriegskredite stimmen und mit Herz und Hand in die Schützengräben gehen mußten. Dabei ruft er auch fremde Genossen als Zeugen an. So lesen wir beispielsweise von Jaurès:

Digitized by Google

„Das Vaterland ist keine überlebte Idee, der Vaterlandsgedanke verändert und vertieft sich ... Wo immer es ein Vaterland, das heißt eine historische Gruppe gibt, die sich ihrer geschichtlichen Zusammenhänge und Einheitlichkeit bewußt ist, da ist jeder Angriff auf die Freiheit und Unabhängigkeit dieses Vaterlandes ein Attentat auf die Gesittung, ein Rückfall in die Barbarei. Die Behauptung, die Proletarier, vom Kapital geknechtet, könnten durch Einfall und Eroberung nicht in schlimmere Knechtschaft geraten, ist kindisch-töricht." Eindrucksvoller für deutsche Sozialdemokraten wird aber noch sein, was in ähnlichem Sinne Auer, v. Vollmar und Bebel gesprochen haben. Bebel sagt: „Wir verteidigen uns selbst und das Land, dessen Einrichtungen wir in unserem Sinne umgestalten wollen, das allein den Boden für unsere Tätigkeit bildet ... Was wir bekämpfen, ist nicht das Vaterland an sich — das gehört dem Proletariat weit mehr als den herrschenden Klassen —, sondern die Zustände, die in diesem Vaterlande im Interesse der herrschenden Klassen vorhanden sind."

Und während auf diese Weise David mit einer großen Fülle von inländischen und ausländischen Zeugnissen das sozialistische Recht der deutschen Kriegssozialdemokratie begründet und ihr Tun in den Entwicklungsgang des Menschheitssozialismus hineinstellt, tritt ihm Wilhelm Kolb, sein Karlsruher Genosse, zur Seite und erörtert die innerpolitische Taktik, die sich aus dem 4. August ergibt. Sein inhaltreiches Heftchen heißt: „Die Sozialdemokratie am Scheidewege" (Verlag Geck & Co., Karlsruhe. 67 Seiten; 1,00 Mark). Hier wird Parteipolitik im engeren Sinne des Wortes getrieben, aber nicht kleine Alltagspolitik, sondern kräftige, weitblickende Staatspolitik: was muß die Sozialdemokratie tun?

Wir wollen absichtlich in unserem Blatte nicht auf alles eingehen, was Kolb in seinem Hefte vorführt, weil das im Burgfrieden etwas bedenklich erscheinen mag, auch wenn das Gesagte sachlich richtig ist. Es zeigt sich, daß es sehr schwer ist, innerhalb des notwendigen Parteifriedens eine so große Partei umzustellen. Man kann vom sozialdemokratischen Wähler nicht verlangen, daß er zwischen Haase, Kautsky und Bernstein einerseits und Frank, David, Kolb und der Fraktionsmehrheit andererseits den richtigen Weg wählt, wenn er sich nicht darüber aussprechen kann, ob und wie seine Arbeiterideale dabei zur Durchführung gebracht werden können. Es muß etliches in Broschüren geschrieben werden, weil es für Zeitungen und Zeitschriften jetzt nicht ganz zulässig ist. Wer also die Ausführungen über die deutsche Linke nach dem Kriege lesen will, muß sich Kolbs inhaltreiches und billiges Heft kommen lassen. Für uns ruht der Parteistreit, bis die Truppen wiederheimkehren. Dann werden wir uns in sehr vielem mit Kolb begegnen.

Kolb schließt seine Arbeit mit den Sätzen: „Nichts wäre für die künftige Politik der Sozialdemokratie verhängnisvoller, als der rein formellen Einheit wegen den Konsequenzen der seit dem 4. August begonnenen Politik wieder aus dem Wege zu gehen und einen unhaltbaren Kompromiß zu schließen. Mit den Elementen, welche diese Politik als einen Verrat an den politischen Grundsätzen der Sozialdemokratie bezeichnen, können diejenigen, welche auf dem Boden dieser Politik stehen, nicht mehr zusammenarbeiten! Die Kluft zwischen den sich gegenüberstehenden Auffassungen ist zu groß, als daß sie überbrückt werden könnte. Das innere Problem der Sozialdemokratie muß endlich gelöst werden. Nur unter dieser Voraussetzung ist eine Neuorientierung der deutschen Politik möglich und durchführbar." Das ist die Aufkündigung der Parteigemeinschaft mit den Radikalen in aller Form. Nun ist Kolb für sich allein nicht ausreichend, die Kriegserklärung der bisherigen Revisionisten abzugeben, und andere seiner ähnlich gesinnten Freunde werden noch warten und versuchen wollen, aber es gehört zu den wichtigsten Zeichen der Zeit, daß ein Mann von seinem Parteiansehen so deutlich den Trennungsstrich zu machen versucht.

Es ist ein Vorzug von Kolb, daß er absolut nichts verschleiern will. Er nennt auch die schwierigsten Dinge bei Namen und scheut sich nicht, von Militär und Monarchie in einem ganz neuen Tone zu reden: „Der Krieg hat ein neues festes Band um das deutsche Volk, aber auch ein solches um Volk und Monarchie geschlungen. Darüber sich täuschen, hieße sich einem verhängnisvollen Irrtum hingeben ... Eine positive Militärpolitik der Sozialdemokratie liegt nicht nur im Bereich der Möglichkeit, sie ist eins der dringendsten politischen Erfordernisse überhaupt, wenn die politischen Verhältnisse in Deutschland andere werden sollen." Dabei ist überall die volle runde Ueberzeugung, daß die Masse des Volkes, diese Trägerin des Krieges, nur im Heer und im Staat durch ihr eigenes Schwergewicht ganz von selbst in die Höhe kommen und daß ihr Einfluß eine „systematische Reformpolitik" herbeiführen wird.

Die Sozialdemokratie wird wohl in den nächsten Monaten noch viel durchzumachen haben. Wir anderen sollen nicht allzuviel hineinreden, aber es ist unsere Pflicht, den Gang der inneren Auseinandersetzung getreulich zu verfolgen. Oft schien es vor dem Krieg, als hätte der rechte, vaterländische Flügel der Sozialdemokratie keine richtigen Führer. Jetzt ist mit einem Male vieles anders geworden: die Mehrheit der Fraktion tritt offen auf, und gute Schriftsteller, wie David und Kolb, begleiten sie.

Friedrich Holdermann / Volkserziehung zur Weltpolitik

Das Verbot der Erörterung der Kriegsziele hat lebhaften Widerspruch gefunden. Es scheint mir indessen fraglich, ob das in die breiten Schichten des Volkes hinabreicht. Hier ist das Bedürfnis nach einer Freigabe der Meinungsäußerung über die Kriegsziele zurzeit kaum vorhanden. Infolgedessen wird das Verbot auch nicht als eine Bindung empfunden. Aus der so wundervoll klaren Gewißheit, daß die deutsche Politik in voller Uebereinstimmung mit dem Volksempfinden sich zum Krieg erst entschloß, als er eine unbedingte Notwendigkeit war, und aus den Eindrücken von unserer Führung während des bisherigen Kriegsverlaufs ist in den Massen ein Kapital von Vertrauen gewachsen, wie es da vielleicht noch nie in diesem Maß vorhanden gewesen ist. Der gewaltige Erfolg der zweiten Kriegsanleihe gerade aus den Kreisen der kleinen Sparer hatte doch auch die Bedeutung einer mächtigen Vertrauenskundgebung an die Adresse unserer Leitenden. Das Volk hat ihnen sein Geld gebracht, ohne daß sie ein Wort über die Kriegsziele hätten verlauten lassen. Es sorgt trotz aller begreiflichen Friedenssehnsucht jetzt nicht darum, was wir bei dem künftigen Frieden erreichen werden oder sollen, sondern einstweilen nur darum, daß der Krieg mit aller Macht durchgeführt werde bis zu einem Sieg, der der ungeheuren Opfer wert ist. Das ist zurzeit das

Digitized by Google

einzige und wichtigste Kriegsziel für die Massen. Ueber das Wie eines solchen Sieges, über seine politischen Früchte machen sie sich heute noch kaum Sorge.

Man kann dagegen sagen: Dem Volk fehlt eben die geschichtliche Erfahrung. Es fehlt ihm auch der politische Sinn. Es macht seine Politik nur mit dem Herzen, nicht mit dem Kopf. Es weiß nicht, daß es in der Politik nicht geht ohne eine Dosis Mißtrauen. Anderseits äußert sich aber doch auch wieder in dieser Stimmung ein ganz gesunder Wirklichkeitssinn. Die breiten Schichten richten ihr Auge jetzt ausschließlich noch auf das, was in der Tat jetzt immer noch für uns die Hauptsache ist, auf den Sieg. Für ihn faßt unser Volk alle seine Kräfte und sein ganzes Denken zusammen. Es überläßt alles andere der Zukunft. Ob es mit letzterem richtig denkt, sei dahingestellt. Die Masse kennt eben nicht die Schwierigkeiten und Einflüsse, mit denen die Politik als die Kunst des Möglichen und schon die rein technische Behandlung der Kriegsziele sich einmal zurechtzufinden haben wird. Und doch kommt darin auch wieder ein gesundes Empfinden zum Ausdruck: der Widerwille gegen einen Papierkrieg daheim, den die Erörterung der Kriegsziele entfesseln würde, die Ehrfurcht vor der Tat und dem großen Werden draußen, vor dem heiligen Heute, das nicht durch das Sorgen und Streiten um das Morgen gestört werden soll. Der Instinkt des Volkes findet hier, was ein wichtiges Erfordernis einer starken auswärtigen Politik eines großen Volkes von politischer Kultur ist: Disziplin vor dem Ausland, auch die Disziplin des Schweigenkönnens. Daß der Krieg in unserem Volk so den Sinn für die politischen Notwendigkeiten, den Sinn für das Gegenwärtige, das Wirkliche gestärkt hat, daß er es erzogen hat zum Verstehen einer so harten Sache, wie dieser Krieg ist, daß er es sein ganzes Denken und Sorgen auf diese eine große Notwendigkeit, auf den Willen zur Größe und zur Macht einstellen lehrt, auch um den Preis der schwersten Opfer — das gehört zu den größten Werten, die wir dem Erzieher Krieg zu verdanken haben. Es ist so ungeheuer viel wert, daß wir dafür schon etwas naive Unbekümmertheit und Sorglosigkeit in der Frage der Kriegsziele in den Kauf nehmen dürfen.

Damit ist keineswegs gesagt, daß solche im Bewußtsein der breiten Schichten fehlen. Auch nicht, daß sie nur unklar und widersprechend vorhanden sind. Es gibt ein paar große gemeinsame Linien des nationalen Selbstbewußtseins für ein Volk, das große Politik macht. Bei uns ist es der Krieg, der sie in das politische Denken der Masse erst deutlich hineingezogen hat. Gewiß wird da das Nächstliegende für unser Volk die Sicherung seiner Grenzen sein, also: bessere Grenzen. Hier im Südwesten hat das die ständige Bedrohung von Belfort und das viele deutsche Blut, das seit Kriegsbeginn der Lauf der Grenze auf dem Kamm der Vogesen gefordert hat, tief eingeprägt. Es ist für unser Volk am Oberrhein und im ganzen Süden ein selbstverständliches Ziel, daß der Fehler von 1871, der den Franzosen jene Vorteile ließ, nicht wiederholt werden darf; daß die Entscheidung darüber diesmal bei den militärischen Interessen der Landesverteidigung und ihren Sachverständigen liegen muß. Am Niederrhein werden die Erfahrungen mit der belgischen „Neutralität" eine bessere Sicherung nach jener Seite nicht minder stark empfinden lassen. Die Gesamtheit fühlt da noch mehr, was für eine ungeheure Bedeutung für das ganze Reich die gute Lösung dieser Frage dort hat. Ein gleiches fordert natürlich überall das Mitgefühl für das so schwer heimgesuchte Ostpreußen, ohne daß allerdings die Natur dort so die Möglichkeiten einer besseren Grenze wie im Westen gäbe. Aber noch eine andere Grenze ist diesmal zum erstenmal in ihrer schweren Bedeutung in den Gesichtskreis der Masse getreten: die Grenze, die das Meer bespült. Die Gesamtheit unseres Volkes weiß jetzt, was es heißt: zu wenig Meer haben und durch die Ungunst der Küstenlage vom Weltmeer abgesperrt werden können. Der freie Zugang zu den großen Meeresstraßen wird unserem Volk nicht mehr aus dem Sinn kommen. Es wird keinen Frieden für genügend ansehen, der ihm in irgendeiner Weise nicht dafür sorgt. Zu viele der Seinen liegen dort unter dem Boden, auf dem sie um den Weg zum Meer für ihr Volk gekämpft haben und die jungen Regimenter einst singend in den Tod gestürmt sind.

Zum erstenmal hat unser Volk in einem Krieg um Kolonien zu kämpfen. Erst das hat ihm den Begriff Kolonien und Kolonialpolitik näher gebracht. Der Name Tsingtau löst heute im Gefühl der Masse viel mehr wirkliche Werte aus, obwohl wir es nicht mehr besitzen, als sein Verlust uns genommen hat. Jetzt erst sind die Kolonien populär und eine Sache der Masse unseres Volkes geworden. Das Verständnis für den Wert und die Notwendigkeit der kolonialen Betätigung und Ausdehnung für ein großes Volk lebt heute ganz anders in den breiten Schichten als vor dem Kriege. Damit aber auch die Erwartung, daß uns der Krieg irgendwie hier weiterbringen werde. Daß, wenn je noch einmal in seiner Geschichte, so jetzt für Deutschland die Stunde kommen muß, wo es noch etwas von dem nachholen kann, was ihm seine späte politische Erstarkung bisher versagt hat.

Die großen Maße dieses Krieges haben überhaupt den Gesichtskreis unseres Volkes allgemein wie politisch außerordentlich erweitert. Es gibt keine Gemeinde, aus der heute nicht Briefe von Flandern bis zu den Karpathen jede Woche gehen — und umgekehrt. Heute erhielt ich einen Brief aus den Beskiden, gestern einen von der Yser und einen anderen von unterwegs nach Kurland. Was sehen und erleben unsere Leute! In unseren Dörfern redet man jetzt vom Suezkanal und von den Dardanellen wie Anno 1870/71 von den Kämpfen an der Loire oder in Lothringen. Fremde Welten treten in den Gesichtskreis unserer einfachen Leute. Was Amerika, Japan, Persien, Indien machen, wird von ihnen täglich verfolgt. Die ungeheure Bedeutung des Meeres, der überseeischen Interessen für die Macht und das Leben der Völker tritt in den Gesichtskreis unserer Bauern und Arbeiter. Sie ahnen die großen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Zusammenhänge. Was britische Weltmacht ist, erkennen unsere Leute jetzt an dem Druck, den England auszuüben vermag. Das Kriegsbrot auf dem Tisch und der Preis der wichtigsten Bedarfsartikel, die Erschwerung unseres wirtschaftlichen Lebens und die veränderte Produktion sehr vieler Industrien erinnern täglich die Masse daran, daß Deutschland nicht nur um politische Ziele kämpft, sondern daß damit große wirtschaftliche Lebensinteressen verflochten sind, daß es kämpft um Freiheit und Platz und Luft für seine Arbeit in der Welt und auf den Meeren. Auch der Mann aus dem Volk sieht jetzt scharf die Gefahr sich abheben, die uns zwischen den Kolossen der britischen und der russischen Weltmacht droht. Die großen Linien unserer Bündnispolitik kommen nun auch für das politisch ungeübte Auge in ihrer zwingenden Notwendigkeit heraus. Es sieht jetzt, daß nach Serajewo nicht nur unsere Bündnistreue, sondern auch unser eigenstes Lebensinteresse uns an die Seite Oesterreich-Ungarns stellen mußte. Die ungeheure Bedeutung der Türkei für die Weltstellung Deutschlands wird heute auch der Masse klar: daß diese einzige große Gasse zwischen Asien und Europa frei und offen bleiben muß, weil sie das letzte freie Wirtschaftsgebiet ist, das zwischen den Fangarmen des russischen und des britischen Weltsystems noch übrig ist. Daß wir darum an den Dardanellen

Digitized by Google

und auf der Sinaihalbinsel, im Kaukasus und am Euphrat bei den Türken sind, weil die Erhaltung und Stärkung ihres Reiches für das Deutschland der Weltwirtschaft ein ganz anderes Interesse hat, als einst noch für das Deutschland Bismarcks. Nichts kennzeichnet schärfer die außerordentliche Veränderung und Erweiterung unserer Ziele von heute und damals, als wenn wir in den „Gedanken und Erinnerungen" (Band 2, Seite 291) lesen:

„Ich glaube, daß es für Deutschland nützlich sein würde, wenn die Russen auf dem einen oder anderen Weg, physisch oder diplomatisch, sich in Konstantinopel festgesetzt und dasselbe zu verteidigen hätten. Wir würden dann nicht mehr in der Lage sein, von England und gelegentlich auch von Oesterreich als Hetzhund gegen russische Bosporusgelüste ausgebeutet zu werden, sondern abwarten können, ob Oesterreich angegriffen wird und damit für uns der casus belli eintritt."

Heute ist es in das politische Denken der Masse unseres Volkes übergegangen, daß eines der großen deutschen Kriegsziele sein muß: Konstantinopel den Türken! Es wäre nicht möglich, daß deutsches Blut für die Türkei hergegeben würde, wenn unser Volk heute nicht wüßte, daß wir an den Dardanellen und am Bosporus zugleich für Deutschland, für große deutsche Lebensinteressen kämpfen. Darum ist es gut Bismarcksche Realpolitik, die wir heute mit der Türkei machen. So wenig, wie wir, würde er sich heute darum kümmern, daß er einst die Orientfrage nicht wert der Knochen eines pommerschen Grenadiers gehalten hat. So sicher das damals dem Empfinden unseres Volkes entsprach, so sicher heute das Gegenteil.

Es ist der Krieg, der unser Volk zum weltpolitischen Denken erzieht. In seiner Schule wächst es in die Weltaufgaben eines großen Volkes hinein. Es ist eine furchtbar harte und schwere Schule. Aber ob es in einer leichteren gegangen wäre? Unser Volk muß die größten Opfer bringen und um seine Existenz und sein Leben kämpfen. Aber das große Ziel ist des Einsatzes wert, und die heilige, strenge Wahrheit vom Segen des Leidens und des Opfers offenbart sich auch hier.

Fritz Bauer / Die Neugestaltung der Brotversorgung

Durch die Bundesratsverordnung vom 26. Juni (Reichsgesetzblatt Nr. 83) ist die Brotgetreideversorgung für das kommende Erntejahr neu geregelt worden. In der „Hilfe" (Nr. 23) war bereits darauf hingewiesen worden, daß sich die bisherige Organisation in vollem Umfange bewährt hat. Die glatte Lösung der außerordentlich schwierigen Aufgabe, die Brotversorgung der deutschen Armee und Zivilbevölkerung zu sichern und damit Englands Aushungerungsplan zu vereiteln, wird der Kriegsgetreide-Gesellschaft ein dauerndes Denkmal in der Geschichte des Weltkrieges setzen.

Während in der vergangenen Periode die Beschlagnahme zugunsten der Kriegsgetreide-Gesellschaft, die planmäßige Aufspeicherung, Konservierung und Verteilung der Getreidevorräte erst vom 1. Februar ab in Betracht kamen, also von einem Zeitpunkt ab, wo schon zwei Drittel der Ernte des Vorjahres aufgezehrt waren, soll nunmehr die neue Ernte von Anfang an der Beschlagnahme für die einzelnen Kommunalverbände unterliegen und somit jegliche Verschleuderung oder unrationelle Verwendung verhindert werden. Die Sicherung der Ernährung des deutschen Volkes wird also in Zukunft dadurch eine wesentliche Erleichterung erfahren, daß von vornherein über den vollen Ernteertrag verfügt werden kann.

Nach der neuen Bundesratsverordnung soll, wie schon aus der Beschlagnahme zugunsten der einzelnen Kommunalverbände hervorgeht, der Schwerpunkt der Getreidebewirtschaftung in diese gelegt werden. Die einzelnen Kreise, bezw. Kreisverbände, sollen innerhalb ihrer Bedarfsanteile die Sicherung und Verteilung ihrer Vorräte selbständig vornehmen und dafür Sorge tragen, daß das einheimische Handels- und Mühlengewerbe hinreichende Beschäftigung erhält.

Naturgemäß können für diese Art der Selbstbewirtschaftung nur solche Kommunalverbände in Betracht kommen, die einen genügenden Ernteertrag aufweisen; sofern sie Ueberschüsse besitzen, müssen diese zur Verfügung der Reichsgetreidestelle bereitgehalten werden.

Die Reichsgetreidestelle hat die Aufgabe, diese Ueberschüsse durch ihre Kommissionäre, die auf Vorschlag der Kommunalverbände ernannt werden, anzukaufen, zu lagern, bzw. zu trocknen, zu konservieren und die Bedarfskreise planmäßig zu versorgen.

Die Reichsgetreidestelle wird in Zukunft die Tätigkeit der Kriegsgetreide-Gesellschaft, des Reichskommissars zur Ausführung der Bundesratsverordnung vom 25. Januar 1915, sowie der in rein statistischer Weise tätigen Reichsverteilungsstelle auszuüben haben. Sie wird in zwei Abteilungen zerfallen: die eine wird alle obrigkeitlichen Funktionen im Verkehr mit den Kommunalverbänden zu übernehmen haben, die andere wird in derselben Weise, wie bisher die Kriegsgetreide-Gesellschaft, das Getreide aufkaufen, verwalten und verteilen. Die zweite Abteilung wird der kaufmännischen Beweglichkeit halber in der gleichen Weise wie die Kriegsgetreide-Gesellschaft eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung bleiben, der als neuer Anteilseigner das Reich beitreten wird. Dadurch wird auch die Zusammensetzung des Aufsichtsrates neugestaltet werden, ihm werden in Zukunft außer dem Präsidenten der ersten Abteilung angehören:

7 Vertreter des Reiches und der Bundesstaaten,
7 Vertreter der Landwirtschaft,
7 Vertreter der Städte,
3 Vertreter der großen gewerblichen Unternehmungen.

Während die Delegierten der Städte und der großen Unternehmen von der entsprechenden Gruppe der Anteilseigner bezeichnet werden, werden die übrigen Mitglieder von dem Reichskanzler ernannt. Der Aufsichtsrat hat die Geschäftsführung, der ein Landwirt angehören muß, zu bestellen.

Bei der Reichsgetreidestelle werden also unter dem Vorsitz der Regierung die Erzeuger und Verbraucher in gleicher Weise beteiligt sein, und somit wird die für eine Monopolorganisation unerläßliche Garantie gegeben, daß alle Interessen zu Worte kommen können.

Welche Mehlmenge in Zukunft auf den Kopf der Zivilbevölkerung entfallen wird, in welchem Verhältnis das Brotgetreide auszumahlen ist usw., wird von der behördlichen Abteilung der Reichsgetreidestelle festgesetzt werden, sobald sich das Resultat der neuen Ernte übersehen läßt.

Die Frage der Ausmahlung wird für die Landwirtschaft in diesem Jahre von ganz besonderer Bedeutung deshalb sein, weil der Mangel an Futtermitteln und die teilweise nicht hinreichende Heuernte die Kleie zu einem in noch höherem Grade als in gewöhnlichen Zeiten wichtigen Futtermittel machen wird.

Digitized by Google

Die Kleie ist von der Bezugsvereinigung deutscher Landwirte in Berlin nach den Bestimmungen der Reichsfuttermittelstelle zu verteilen.

Wie auch die neue Ernte ausfallen mag, in jedem Falle wird Deutschland mit Brotgetreide in ausreichendem Maße versorgt sein. Es ist sogar zu erwarten, daß bei Aufrechterhaltung des bisherigen Brotkarten- und Verteilungssystems sowie des Verfütterungsverbotes noch eine stattliche Reserve wird angesammelt werden können.

Wird die Ernte auch nur eine Durchschnittsernte, so darf erwartet werden, daß sowohl der Ausmahlungssatz im Interesse unserer Viehzucht herabgesetzt und die Brotration für die schwer arbeitende Bevölkerung um ein geringes Quantum vergrößert werden kann.

Hinsichtlich des täglichen Brotes können wir also getrost in die Zukunft sehen, um so mehr noch, als weite Strecken in Ost und West von unseren Truppen angebaut sind und zu unserer Ernährung mithelfen werden.

Eugen Rosenstock | Die Verfassung Giolitti

Anmerkung der Redaktion. Der Aufsatz ist schon Ende Mai und im Felde geschrieben.

Die „Hilfe" brachte vor kurzem den Beitrag eines gebildeten Italieners, der das Verhältnis der verschiedenen politischen Kräfte seines Vaterlandes zum gegenwärtigen Kriege darzustellen suchte. Sein Bild verwertet aber nur die von Presse und öffentlicher Meinung traditionell in den Vordergrund des Bewußtseins gerückten Faktoren. Der Maler hält sie anscheinend für allein wichtig, ja für allein wirksam. Dem ausländischen Beobachter fällt es — das gilt auch für Deutschland — natürlich allemal leichter, ohne falschen Respekt vor den bereits benannten Größen des staatlichen Lebens dessen unprogrammäßig-wirkliches Wesen im Auge zu behalten. Ihm enthüllt der gegenwärtige Augenblick eine wichtige Verfassungskrise Italiens, deren Erkenntnis auch und gerade für seine Kriegsgegner unerläßlich ist. Ihr Kern sei daher mit möglichster Prägnanz zur Anschauung gebracht.

Von den benannten Kräften der italienischen Verfassung erfordert das Königtum keine Berücksichtigung. Ob es sich um die internationale Ausgrabung Herkulanums oder um Tripolis, ob um Ernennungen im Offizierkorps oder im Ministerium handelt, — der „poveretto", „das arme Luder", wie das Volk im Gespräch den pflichteifrigen König mitleidig nennt, hat jede Initiative ängstlich abgelehnt und seine ganze Tatkraft auf seine Briefmarkensammlung konzentriert. Die Mächte, denen sich die Untersuchung unverweilt zuwenden kann, sind daher nur Parlament und Beamtenschaft, Freimaurerei und Klerikalismus.

Die Verfassung Italiens ist formal nach den Idealen von 1830 gebildet. Der Glaube, daß die Parteiprogramme die einzigen Erreger der Regierungstätigkeit sein sollen, beseelt sie offiziell. Die heutigen politischen Parteien schleppen wie allenthalben, so auch in Italien das klingende Erz ihrer alten Doktrinen mit. Indessen, auch wieder wie anderwärts, sind diese Prinzipienparteien zerrieben worden, und ihre Programme sind heute überwiegend Masken einer undoktrinären politischen Wirksamkeit. Das Leben, das sich unter dem Scheine der alten Parteimasken entwickelt hat, ist aber keineswegs ungesund oder verlogen. Italien blüht vielmehr seit zwanzig Jahren unter „der Herrschaft des einen Mannes", Giovanni Giolitti.

Giolitti ist einer der wenigen italienischen Politiker älterer Zeit, der nicht als Advokat, sondern als Beamter im Ministerium des Innern anfing. Für ihn besaß daher von vornherein einzig der über alle Parteiung erhabene, ruhige Gang der Staatsverwaltung, das Räderwerk der Bürokratie, kurz, die organisatorische Seite des Staates, politische Wirklichkeit und Bedeutung. Seinem Blick erschien das ganze Parlamentsgetriebe nur als Induktor für die Rekrutierung der Verwaltung, als ein Mechanismus zur Sammlung, Bildung und Auslese neuer, hungriger, beschäftigungsloser politischer Kräfte. Seit zwanzig Jahren hat Giolitti diese seine Sehweise erprobt. Der Parlamentarismus ist nicht eine Institution wie alle anderen auch, sondern er sorgt dafür, daß den Institutionen die Berührung und Fühlung mit dem lebendigen Menschen des Zeitalters, mit der Meinung des Volks und mit der Kraft der Persönlichkeit erhalten bleibt.

Mit immer steigendem Erfolge hat er daher seine Kunst der Menschenbehandlung, die vielgerühmte, vielgeschmähte, dem Gedanken dienstbar gemacht, daß die Staatstätigkeit viel zu reich, viel zu umfassend und allen Bürgern gemeinsam sei, um überhaupt Gegenstand theoretischer Widersprüche werden zu können. Die wichtigsten Fragen des täglichen Lebens seien durchaus einhelliger Billigung zugänglich; sie Programmen von Anno 1793 zu unterstellen, wäre daher ein sinnloses Beginnen. Es ist ihm in diesen zwanzig Jahren denn auch gelungen, den Respekt vor den Parteigegensätzen gründlich zu zerstören. Er nahm seine Mitarbeiter und Genossen, wo er sie fand. Er machte durch seinen Beamtenapparat die Wahlen von Wahlkreis zu Wahlkreis individuell. Der gebildete, begabte, vor allem der arbeitswillige Kandidat erhielt die Unterstützung der Regierung, wobei ihm der Parteiname, den er offiziell führte, weder viel nützen noch viel schaden konnte. Die Würde des Senators des Königreiches, der höchste Ehrgeiz des Italieners, wurde mit vorurteilsloser Freigebigkeit jedem zuteil, der Lust und Kraft zur Mitarbeit am Aufstieg des „dritten Roms" auf irgendeinem Gebiete hinreichend bewährt hatte. Freilich gerade weil Giolitti die Nation als einen großen Leib ansah, mußte er nach einer Richtung rücksichtslos vorgehen. Dort, wo der Staat noch immer nicht als Einheit empfunden wurde, wo man das notwendige Uebel der Staatsmaschinerie gern durch Konventikel, Klubs und Logen niederhielt, da war der Abscheu vor dem Giolittinianismo groß. Wo blieb der Lohn der Ueberzeugungstreuen, der „Mitglieder", wenn diese Regierung jeden Italiener, den das Recht dazu machte, ohne Aufnahmeprüfung in der Gesinnung als Mitarbeiter am Staate willkommen hieß? Noch heute lebt stärker, als ein Deutscher sich's denken kann, selbst in den nördlichen Kommunen des zerklüfteten Landes der alte Bündler- und Carbonarigeist, der gedeckt unter politischem Phrasenschwulst alles am liebsten ohne Anrufung der Staatsorgane durch Abrede, Empfehlung, geheime Unterhandlung schlichten, verteilen und regeln möchte, vom Taschendiebstahl bis zum Richterposten. Die Leitung durch den unauffälligen Wink, das Augenzwinkern an der Straßenecke macht dem Italiener keiner nach. Die Form, in der diese Abneigung gegen das öffentlich-parteilose Wesen des modernen Staates mit seinem Damm vorsichtiger Reglementierung gegen alle Willkür auftritt, ist die Freimaurerei. Sie glaubt noch immer, an Stelle der verhaßten und gestürzten kirchlichen Organisation ihrerseits die berufene Eigentümerin des Staates geworden zu sein,

Digitized by Google

in allen ihren Schattierungen, vom römischen Sindaco und Großmeister vom Stuhle Ernesto Nathan bis zum Durchfallskandidaten aller republikanischen Bezirksvereine, Eugenio Chiesa.

Es war in einer großen öffentlichen Enquete 1913, daß die führende Gesellschaft Italiens, Beamte und Künstler, Gelehrte und Richter, ermutigt durch Giolittis straffe Staatszucht, mit einer den Außenstehenden verblüffenden Heftigkeit diese Freimaurerei ausnahmslos abschüttelte und öffentlich verdammte; dem folgte alsbald der siegreiche Ansturm gegen das Stadtregiment ihres Führers Nathan in Rom. Die Freimaurerei schien nunmehr überwunden.

Indessen schon viele Jahre zuvor hatte man in der italienischen Kammer angefangen, nur noch Giolittianer und Antigiolittianer zu unterscheiden. Die wachsende Macht der Verwaltung konzentrierte sich in seiner Person. Dabei ging seine nüchterne, echt piemontesische Mäßigkeit so weit, daß er den Parteibildungen und Programmen nie offen entgegentrat. Sie vegetierten im Wahlkampf und im Parlament unangefochten weiter. Immerhin, vor allem die letzten Wahlen von 1913 offenbarten den Wandel, der sich trotz des alten Schemas vollzogen hatte.

Ein paar hundert Abgeordnete ohne Unterschied der Partei erhielten damals eine einheitliche „tintura" (Färbung) nicht nur als Giolittianer, sondern auch durch ihren vielberufenen „Pakt Gentiloni" mit der klerikalen Wählerschaft im ganzen Land. Diese katholische Masse, die in der Aera des klassischen Parlamentarismus rein passiv regiert worden war, rang nun dem Parlament die Anerkennung ihrer Existenz ab, das Hinaussehen in die Wirklichkeit aus dem alten Bannkreis der bisher von sämtlichen Parteien verkündeten religionslosen Schablone „eine freie Kirche in einem freien Staate". Die „Vision" Giolittis vom Staatskörper als einer parteilosen Einheit fand ferner in den letzten zwei Jahren nicht nur stillschweigende Billigung, sondern bereits feurige Verkünder, vor allem bei den gebildeten sozialistischen Theoretikern der jungen Generation. Das allgemeine Wohlbefinden unter Giolittis Herrschaft wurde äußerlich dadurch gesteigert, daß der Minister persönlich in puritanischer Einfachheit, richtiger in stolzer Römerarmut lebte, z. B. seine Wohnung im dritten Stock eines Miethauses beharrlich dem Ministerhotel vorzog.

Innerlich dauerhaft war diese Herrschaft inmitten italienischen Mißtrauens und Neides, weil der Diktator zwar die Allgewalt des Ministerpräsidenten, nicht aber die seiner Person schaffen zu wollen schien. Er zerrieb die Parteien, gewiß; aber er zwang auch die Giolit ianer, in regelmäßigem Wechsel einen von ihm auf scheinbar parlamentarischem Wege hervorgezauberten Gegenspieler (Luzzatti, Sonnino, Salandra) als Interimskönig hinzunehmen. Er schuf sich nicht nur in den sozialistischen Gruppen eine „allergetreueste Opposition", sondern vor allem — wozu eine viel größere, wundervolle Mäßigung gehört — seine Gegenspieler an der Regierung. Der Diktator verzichtete freiwillig darauf, alljährlich Konsul zu sein!

Der Herbst des Jahres 1913 sah ihn auf dem Höhepunkte seiner Macht. Er leitete damals wieder — zum vierten oder fünften Male — durch die noch heut ihm ergebene Präfektur im ganzen Lande die Wahlen nach dem Abschluß der tripolitanischen Expedition. Die Kammer war nun wieder auf Jahre hinaus sein Instrument. Da hielt er die Stunde für die Einsetzung eines Gegenspielers zur Erledigung der lästigen Steuervorlagen für gekommen. Er dachte an Sonnino, die letzte selbständige, wenn auch verein[illegible]te Größe aus der vorgiolittischen Aera. Dessen Stolz hatte aber an der Demütigung, schon vor ein paar Jahren nur von Giolittis Gnaden regiert zu haben, genug. Dadurch war Giolitti gezwungen, Sonninos einstigen Schüler Salandra dem Könige zu empfehlen.

Wer damals die italienische Krise aus nächster Nähe miterleben konnte, der griff mit Händen, wie der Parlamentarismus der geschriebenen Verfassung zum Spielzeug in der Hand des Meisters, wie die Kluft zwischen Name und Sache unüberbrückbar geworden war. Die Vorgänge von damals verdienen daher ein kurzes Verweilen. Von den 508 neuen Deputierten hatte eine überwältigende Mehrheit Giolitti ein Vertrauensvotum erteilen wollen. Da wäre also ein parlamentarischer Rücktrittsgrund schwer zu finden gewesen. Giolitti bestand daher zum allgemeinen Erstaunen zunächst darauf, daß die Kammer nicht die Haltung der Regierung, sondern allgemein die tripolitanische Expedition billigen solle. Man tat ihm natürlich willig diesen Gefallen, so sehr man sich den Kopf darüber zerbrach. Alsdann geschah folgendes. Sein Kabinett wurde auch von den sogenannten Radikalen unterstützt, die etwa sechzig Mitglieder zählten. Ihr Vertreter im Ministerium erschien nun eines Nachmittags in Monte Citorio und trommelte die etwa dreißig am Wochenende noch in Rom verbliebenen radikalen Fraktionskollegen zu einer Sitzung zusammen. Diese Sitzung beschloß mit 17 (siebzehn!) Stimmen bei 13 Stimmenthaltungen, Giolitti ihre Unterstützung zu entziehen. Es steht dokumentarisch fest, daß den guten Leuten bei dieser Ministerstürzerei recht bange war, und erst die wiederholte Nachricht, „er" selbst (Giolitti) wolle es, das „glänzende Mißtrauensvotum" zustande brachte. Die siebzehn Stimmen genügten dem Ministerpräsidenten, die Grundlagen seines Kabinetts für erschüttert zu erklären. Er hatte also ein Kammervotum verhindern und einen Fraktionsbeschluß extrahieren und in bedenklicher Weise wichtig nehmen müssen, um überhaupt noch die parlamentarischen Formen seiner Demission zu retten. Er trat eben nur zurück, weil er es so wollte.

In ruhiger Zurückgezogenheit überließ er einstweilen Salandra das Feld. Da brach der europäische Krieg aus, und dieser Krisis ist die Verfassung Giolitti nicht gewachsen gewesen. Wir haben gesehen, daß Giolittis Kunst darauf Bedacht nahm, geräuschlos unter Belassung aller alten Formen in langsamem Schritt die neue Staatsform aufzubauen. Vollständige äußere Ruhe war dazu Vorbedingung. Denn im Augenblick der Kriegsgefahr fragt sich's nicht mehr: Was kann noch alles aus dieser Verfassung werden, sondern was leistet sie gegenwärtig, welches ist ihre Widerstandskraft am heutigen Tage? Und da wirkt das wichtige Gesetz, daß in der Gefahr der Mensch die Anlehnung sucht und braucht an die von außen ihm vorgeschriebene, formulierte Pflicht. Nach der Vorschrift des Rechts greift er, um die ungeheure Verantwortung für das Chaos nicht allein übernehmen zu müssen. Und so werden in der Stunde der Not alle alten Formen und Regeln, über die ein friedliches Zeitalter sorglos hinweggleitet, zu heiligen Schranken.

Der europäische Krieg nun traf nicht den Meister selbst, sondern den von ihm eingesetzten Salandra am Ruder. Aus Gründen des Prestiges mußte Giolitti ihn notgedrungen in seiner Stellung lassen. Als Salandra keinen Giolittianer zum Nachfolger San Giulianos machte, sondern seinen alten Häuptling, jenen einzigen selbständigen von 1913, Sonnino, da war die Krisis bereits im Anzuge. Denn es war ja klar, Giolitti selbst, der die Regierungsgewalt so hoch über den

Digitized by Google

Parlamentshader erhoben hatte, konnte jetzt das Ministerium vor den Augen Europas nicht im Stich lassen. Tatsächlich hat er sowohl im Herbst wie im März und Mai der Versuchung widerstanden, unter Schwächung der Regierungsgewalt durch Kammervotum die Führung wieder zu übernehmen. Er hätte noch im März nur einen Finger zu rühren brauchen. Er wich nicht von seiner Pflicht und — Sonnino konnte seine Rache nehmen. Aber Sonnino hätte bei seiner großen Unbeliebtheit allein noch keine selbständige Politik treiben können. All die anderen Schwächen der Verfassung Giolitti kamen ihm jedoch zur Hilfe. Der Senat bestand aus Männern, die gerade von Giolitti gelernt hatten, unter allen Umständen die Autorität der Regierung zu heiligen. Sie konnten nun nicht anders, als auch des Gegenspielers von allen mißbilligtes Treiben zu decken, nur weil er eben zurzeit der verantwortliche Minister war, den man gegen alle Carbonarigelüste zu stützen gelernt hatte. Ferner: die Klerikalen hatten unter Giolitti ihren Einfluß geltend machen dürfen, aber nicht öffentlich, nicht programmatisch. Der Pakt Gentiloni war heimlich unterzeichnet worden. Giolitti hatte die Macht der Katholiken anerkannt, aber nicht entsprechend organisiert. Er hatte es wohl für überflüssig gehalten, die Organisation dieser konservativen kriegsfeindlichen Masse zu beschleunigen. Jetzt mangelte ihr das starke Selbstbewußtsein, das die Berufung auf ein altes, offen vertretenes Programm in solchen Zeiten der Krisis verleiht. Wozu war jetzt der klerikale Einfluß auf die Hälfte aller Deputierten noch nütze? Diese 250 „onorevoli" (Ehrenwerten) richteten sich nicht nach den geheimen Wünschen ihrer Wähler, sondern nach den offenen Sätzen ihrer Parteiprogramme. Wurden sie doch nach Jahrzehnten des Vergessens auf diese schwungvollen Thesen plötzlich öffentlich festgenagelt. Die alten Masken waren lebendig geworden. Dies Kriegsjahr ermöglichte es den Chisa und Nathan, die Republikaner, die Radikalen, die Liberalen zu zwingen, ihre alten Programme wieder ernst zu nehmen. Die Schlagworte der Freiheit und Gleichheit, des Kampfes für Licht und Recht, gewannen neue Farbe zugunsten der französisch-italischen Logengemeinschaft.

Giolitti, das Genie der Nüchternheit, hatte stets nur mit den „wirklichen" Kräften des Staats rechnen mögen. Die Formen hatte er hingenommen, so wie er sie fand. Denn die Macht, die auch einer schlechten Sache aus dem Besitz des formalen Rechts zuwächst, die Schwäche, die auch der besten Sache anhaftet, nur weil sie nicht in Formen gefaßt ist, die hatte er stets durch die Macht seiner Person, durch seinen klaren und guten Willen ausgleichen können. Ohne ihn war das Spiel zu ungleich. Die lebendigen, aber ungeformten Kräfte des Volks unterlagen einer lächerlichen, aber organisierten Minorität; denn, wie Wilhelm v. Humboldt sich ausgedrückt hat: nur in bestimmten Formen kann staatliche Macht sein und sich entwickeln. Die Freimaurer konnten nicht nur bis tief in die Reihen der Giolittianer hinein den neuen Schwur auf die Irredentaprogramme erzwingen, sie ließen sich auch, allen voran der Mailänder Corriere, keine Gelegenheit entgehen, Giolittis „Personalismus", sein System „del parecchio" (kleiner Vorteile), in den schwärzesten Farben abzumalen. Nicht sie, nein Giolitti stand nun als Verächter und Zerstörer der Verfassung und ihres strengen Parlamentarismus da! Und gegen die papierenen Sätze, auf die sie triumphierend sich beriefen, konnte die neue Verwaltungsverfassung keine Theorie, geschweige denn Verfassungsparagraphen anrufen. Rechtlich war Giolitti am 10. Mai nur ein Minister a. D. Das war die lächerliche, die tödliche Inkongruenz. Im Frieden hätte seine Politik in ihrem Widerspiel künstlich gehegter Parlamentsfreiheit und wohltätiger Beamtenmacht reifen können bis zu dem Zeitpunkt, wo nicht nur die 1860 angreifende freimaurerische Volkshälfte, sondern auch die damals unterjochte und seitdem passive der Katholiken ihren Platz in der Kammer, und wo damit endlich auch förmlich das ganze italienische Volk seine Repräsentanz gefunden hätte. Jetzt im Krieg rächte sich es schwer, daß er nicht einen parteilosen Beamten zu seinem Statthalter hatte ernennen lassen, sondern den letzten selbständigen Parteiführer alten Schlages. Wenn er hatte glauben können, mit seiner Mehrheit diesen stets zu kontrollieren, so war in der Stunde der Erregung diese Mehrheit, zwei Drittel der Kammer, vier Fünftel des Senats, gezwungen, „den Sprung ins Dunkle" zu wagen, wie sich der Senatspräsident Manfredi noch am 21. Mai bekümmert äußerte.

Giolitti sah auf sein Land Italien, auf nichts als Italien. Sein alter Widersacher heißt nicht umsonst Sidney mit Vornamen. Sonnino sieht mehr als Italien, sieht die Welt, freilich unter dem Aspekt ihrer gottgewollten Beherrschung durch England. Er hat nicht nur den Krieg erzwungen; er hat auch die Verfassung Giolitti gestürzt, unter der Italien aus bloßen Faktionen zu einem einheitlichen Staatswesen erwachsen ist. Was wird auf sie folgen? —

Anton Erkelenz / Einwirkung des Krieges auf die Berufsvereine

II.

Ist eine einheitliche Organisation der Arbeiterberufsvereine möglich?

In welcher Weise könnte nun nach dem Kriege den hier geschilderten inneren Wandlungen Rechnung getragen werden? Wie könnte das Verhältnis der einzelnen Organisationen zueinander auf eine gesundere Grundlage gestellt werden?

Ehe man diese Fragen beantwortet, wird es gut sein, sich zu vergegenwärtigen, wie sich nach dem Kriege die Lage der Arbeiterberufsvereine gestalten wird. Es ist müßig, hier Einzelheiten zu prophezeien, aber einige allgemeine Linien kann man aufzeigen, ohne befürchten zu müssen, von den Ereignissen Lügen gestraft zu werden. Die über Erwarten große Zerstörung von Materialien dürfte in allen europäischen Ländern einen Kapitalmangel in fast sämtlichen Wirtschaftszweigen hervorrufen. Daraus wird — vielleicht nach einem vorübergehenden Aufschwung — ein Mangel an Arbeit mit all seinen Folgen entstehen. Die Verzinsung der Kriegsschuld, die Entschädigung der Kriegsinvaliden, die Erneuerung der Wehrmacht werden zusammen vielleicht jährlich 2½ bis 3 Milliarden neuer Staatseinnahmen beanspruchen, die ebenfalls größtenteils der wirtschaftlichen Arbeit entzogen werden müssen. Man darf also schließen: wie die Lage aller Gewerbe nach dem Kriege lange Zeit schwierig sein wird, so wird auch die Arbeit der Berufsvereine außergewöhnlich schwer sein. Inwieweit und in welcher Zeit alle Krieger nach Friedensschluß ihren Berufsvereinen wieder beitreten werden, bleibt abzuwarten. Nach 1871 hat es fast zehn Jahre gedauert, ehe die, damals allerdings noch recht jungen und losen Berufsvereine den alten Mitgliederstand wieder erreichten. Günstiger dürfte es demgegenüber

Digitized by Google

wirken, daß ein beträchtlicher Teil der Schärfe des Gegensatzes zwischen Unternehmer und Arbeiter nach dem Kriege, wenigstens für einige Jahre, beseitigt ist, wodurch eine Verständigung und ein Zusammenarbeiten erleichtert wird. Wie lange diese Erleichterung dauert, das hängt natürlich durchaus nicht bloß von den Arbeitern, sondern ebenso von den Unternehmern und dem Staate ab.

Immerhin, daß die Berufsvereine die ersten zehn Jahre nach dem Kriege mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werden, ist zweifellos. Sie haben ein einhelliges Interesse daran, alle unnötigen Reibereien zu vermeiden und möglichst viele Steine sich rechtzeitig aus dem Wege zu räumen. Dazu gehören vor allem die Streitereien zwischen den verschiedenen Richtungen. Hier gilt es, nachzudenken und den Hebel anzusetzen.

Der Zentralrat der deutschen Gewerkvereine hat als erster dieses Problem bei den Hörnern gefaßt und einen Vorschlag gemacht. Es mag in Erinnerung an viele Enttäuschungen sein, daß sich dieser Vorschlag in engen Grenzen hält. Alle drei Organisationsrichtungen sollen ungehindert ihre volle Selbständigkeit bewahren, sollen sich aber über alle wichtigeren Schritte vorher verständigen und stets möglichst gemeinsam und einheitlich handeln. Das entspricht dem naheliegenden Gedanken: getrennt marschieren und vereint schlagen. Er würde dem Zustande ein Ende machen, daß die Organisationen gegeneinander ausgespielt werden können. Eine Verminderung der Verwaltungsausgaben würde damit jedoch nicht erreicht. Sucht man diesen Vorschlag praktisch auszudenken, so käme man zu folgenden Organisationsneubildungen. Es wäre zu unterscheiden zwischen allgemeinen sozial- und wirtschaftspolitischen Arbeiterinteressen und den beruflichen Interessen. Für die ersteren wäre, etwa in Berlin, ein Ausschuß zu bilden, in den jede der drei Richtungen ihre Vertreter sendet. Er hätte die allgemeinen Angelegenheiten, besonders in bezug auf die Gesetzgebung, zu beraten und zu vertreten und wäre gleichzeitig Schiedsstelle für Streitigkeiten zwischen den einzelnen Richtungen. Hier sind aber die Schwierigkeiten schon groß. Soll der Ausschuß allein nach den Mitgliedsziffern zusammengesetzt werden? Dann beherrschten die freigewerkschaftlichen Verbände ihn allein. Oder soll jede Richtung annähernd die gleiche Zahl von Vertretern stellen? Aehnliche Ausschüsse für allgemeine Fragen müßten nach und nach in allen größeren Städten, deutlicher gesagt, etwa im Bezirke des Oberversicherungsamtes, als Unterausschuß errichtet werden. Innerhalb jedes Berufs bzw. jedes Industriezweiges wäre wieder ein Hauptausschuß für die Beratung der Berufsangelegenheiten zu bilden, während man berufliche Unterausschüsse vielleicht entbehren könnte.

Theoretisch läßt sich ausdenken, daß ein solches System von Verständigungsausschüssen sich dauernd wohl bewähren könnte, falls allerseits der gute Wille vorhanden ist. Praktisch, d. h. wenn man die Unvollkommenheiten der Hunderttausende von Menschen in Rechnung setzt, die mitarbeiten müßten, wird die Sache beträchtlich schwieriger. In allen Berufsvereinen der Welt gibt es z. B. die Grenzstreitigkeiten, die sich innerhalb einer sonst ganz einigen Bewegung abspielen, z. B. zwischen Metallarbeiterverband und Fabrikarbeiterverband. Der praktische Gewerkvereiner oder Gewerkschafter weiß, wieviel Kraft dabei stets verzettelt wird. Zwischen geschichtlich verschiedenartig gewachsenen Organisationen muß diese Schwierigkeit, auch beim ausgebildetsten Verständigungsapparat, noch viel größer werden. Man muß aus diesen und anderen Gründen mit der Möglichkeit rechnen, daß nach kürzerer oder längerer Zeit die Verständigung wieder in die Brüche geht und die alten Streitflammen wieder emporlodern.

Eine völlige Verschmelzung der in Frage stehenden drei Organisationsrichtungen, wenn sie einmal zustande käme, hätte diese Mängel nicht mehr. Sie fertig zu bringen, ist natürlich ungeheuer viel schwieriger. Sie würde auch das innere Wesen der Organisationen tiefer berühren. Es wäre z. B. undenkbar, daß dann in den freien Verbänden das ungeschriebene Gesetz bestehen bliebe, daß zum mindesten jedes Vorstandsmitglied und jeder Beamte Sozialdemokrat sein müßte. Eine Einheitsorganisation hat parteipolitisch nur zwei Möglichkeiten: entweder sie läßt jedem Mitgliede, jedem Beamten die freie Auswahl unter allen in Frage kommenden Parteien (das alte englische System), oder sie bildet eine auf den Berufsvereinen aufgebaute soziale Arbeitnehmerpartei und kann dann von jedem Gewerkschaftler die Zugehörigkeit zu dieser Partei verlangen (das neue englische System). Welches System besser ist, müßte die Praxis ausweisen. Je weniger darüber theoretisiert wird, um so besser.

Die Einheitsorganisation hat natürlich erhebliche Vorzüge. Sie hat eine unvergleichlich viel stärkere Wucht und Kraft. Sie kann an der Verwirklichung der Ziele mit viel mehr Aussicht auf Erfolg arbeiten. Sie kann viel mehr leisten an Bildungseinrichtungen. Durch Verwaltungsvereinfachung kann viel Geld und Kraft erspart werden. Dem steht ein Nachteil gegenüber, nämlich die Gefahr, daß die großen, zentralisierten Massenkörper innerlich erstarren. Man schätze diese Gefahr nicht gering ein. Die Zersplitterung der Berufsvereine hat bisher durchaus nicht nur Schaden gebracht. Die Verbände haben sich im Wettbewerb gelegentlich auch aufgefrischt. Wir leben ja jetzt in einer Zeit, in der unter dem Eindruck der Kriegserfahrungen die straffe Massenorganisation mit Recht gelobt wird. Aber gerade als Liberale sollen wir auch nicht die Schattenseiten vergessen. Die wahren Bahnbrecher waren allzeit die Minderheiten. Jedoch scheint mir, diese Sorge könnte uns zweckmäßig innerhalb der Einheitsorganisation später beschäftigen. Zunächst sind die Vorteile der Einheit in jeder Richtung so groß, daß mögliche Zukunftsfehler außer Betracht bleiben können.

Hiermit sind die zwei Hauptformen einer Verständigung unter den Arbeiterberufsvereinen umrissen. Es ist zu früh, sich heute endgültig festzulegen. Denkbar ist auch eine Mischform derart, daß zunächst nur der von den Gewerkvereinen mit erfreulicher Klarheit vorgeschlagene Weg begangen wird, mit der Aussicht, daß in begrenzter Zeit die Ueberleitung in die Einheitsorganisation vor sich geht.

Die Frage der „Gelben" braucht in diesem Zusammenhang nicht erörtert zu werden, da sie einen von den anderen Berufsvereinen wesensverschiedenen Typ darstellen, für den nach Form und Mittel in den anderen Organisationen kein Raum ist.

Für eine solche tiefgreifende Veränderung in den Berufsvereinen ist jetzt vielleicht die Zeit reif. Unter den Einwirkungen des Weltkrieges kann manches vergessen werden, was sonst erst mit den einzelnen Menschen aussterben müßte. Dieser Weg wäre bald nach dem Kriege zu beschreiten, ehe die Schwierigkeiten des Alltags den seelischen Schwung der revolutionären Jetztzeit erdrückt haben. Die Einheits-

Digitized by Google

organisation der Lohnarbeiter wäre mehr als eine einfache Zusammenzählung der drei heutigen Verbände. Sie könnte zahlreiche verborgene Kräfte auslösen, würde in der öffentlichen Meinung ganz anders dastehen als die drei Einzelrichtungen für sich. Jetzt könnte eine neue Tafel in der deutschen Geschichte beschrieben werden. Wir würden bis ins äußerste Glied hinein des neuen Deutschlands würdiger werden. Viel weniger als sonst wären wir der Gefahr von Rückschlägen in den Vorauguſt ausgesetzt.

Richard Rieß / Carl Hauptmann

Hoch oben in dem Landhause des Schreiberhauer Gebirgsdorfes liegt das kleine Zimmer, von dessen eichenem Arbeitstische die Dichtertaten Carl Hauptmanns in die Welt hinausgesandt werden zu reinem, ehernem Leuchten. Rein und unverbildet wie die Natur, der der Dichter stets nahe ist, gelingt auch sein Werk. Es ist die schönste Besonderheit Carl Hauptmanns, daß er immer unentwegt Er-selbst blieb, niemals einer Mode folgend. Immer Er-selbst durch all die Fährnisse hindurch, die gerade im Innern dieses Dichtergenius' durch die Abstraktion der Weltbetrachtung erwuchsen, wie er sie durch die Philosophie, seine alte Lebensbegleiterin, erhielt. Trotz all dieser Hemmungen blieb seine Dichterseele stark wie sein Herz, und oft gelang es diesen Kräften, die gehirnliche Zwillingsschwester zu besiegen. Oft; nicht immer. Bei vielen Werken Carl Hauptmanns hat man die Empfindung des großen Wurfs bei kleinem Atem. Zu Großem geboren, ist manches seiner Werke auf dem Wege seiner Entwicklung den dichtungsfeindlichen Elementen des entbildlichenden Verstandes erlegen.

Carl Hauptmann ist eine dichterische Erscheinung, die als Persönlichkeit unsere Liebe erzwingt. Unsere menschliche Verehrung. Nicht nur, wer ihm persönlich einmal nahe war, wer das Fluidum seines Menschentums auf sich wirken fühlte, wird das empfinden — nein, auch der Fernerstehende wird aus seinem Werke allenthalben den starken Menschen spüren. Denn all sein Werk ist Liebe. Die wirkt auf den Leser und reißt ihn mit fort. Nie war dies Gefühl sicherer und mächtiger in mir, als in den Stunden, da ich Hauptmanns Buch, die „Schicksale" (bei Kurt Wolff, Leipzig) las, jene Lebensminiaturen, die in ihrer Art meisterlich sind. Denn Blut pulst in ihnen: Blut sind sie. Nie fühlen wir hier die Sensation des Stofflichen, obwohl fast alle der Novellen auch stofflich reizen. Die Sensation des Menschlichen, die packt uns ans Herz, ballt Fäuste, treibt Tränen, läßt lächeln . . . Menschlichkeit über allem, das ist der Leitspruch dieser Blätter, die alles Häßliche durch Verständnis versöhnen. „Jedes menschliche Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit . . ." Diese Erzählungen kommen aus einer Fülle, aus einem Reichtum der Gesichte, die wir bewundern müssen. Eine Gebefreudigkeit spendet lautere Köstlichkeiten, die mehr in sich bergen als manche umfänglichen Romane industrieller Autoren. — So viel über das Buch „Schicksale".

*

Carl Hauptmann schafft aus Rausch. Plato, der einmal von dem φαντάζεσθαι der Dichter spricht, von jenem übernatürlichen, übersinnlichen Zustande, jenem Seelenrausche, der Verstand, Berechnung, Lebensirdischkeit überwindet, hat diesen Quell und diese Macht dichterischen Schaffens erkannt. Wie der düstere Rausch der gewitterschwangeren Natur schwarze Wolken in schwüler Sehnsucht zusammenballt und ernst-schweigsam um Ausklang, Auslösung ringt und erst nach der Segnung der Schöpfertat in reinem, neugeklärtem Blau leuchtet, so ist auch des Dichters Rausch ernst und abweisend. Erst, wenn das Werk vollbracht ist, wenn die Benommenheit ihre Auslösung gefunden hat, weicht die zwingende Spannung und löst sich in Freude, Farbe, Gesprächigkeit . . . Dergestalt ist auch der Schaffensgeist Carl Hauptmanns, und ich glaub', man fühlt es oft in seinem Werke. Wie das bisweilen fiebert! Wie Ahnungen schleichen und knistern! Ein Tanz metaphysischer Dinge! Und . . . Visionen, denen das Wesen der Dinge klarer wird, die atemlos die unergründlichen Zusammenhänge unirdischer Art erschauen . . . Da Kleines groß wird und Geringes Bedeutung gewinnt. — Eine nebensächliche Bemerkung wird z. B. einmal wiederholt und wirkt nun als Schicksalsspruch. Irgendwo sagt mal eine Bäuerin: „Die Nächte sind dunkel hier." Ihr Partner wiederholt: „Ja, die Nächte sind dunkel hier", und plötzlich zieht eine Ahnung in unsere Herzen von einer schweren, unentrinnbaren Moira.

*

Ich denke eines Wintermorgens, den ich in Carl Hauptmanns Arbeitszimmer verbrachte. Der Dichter saß am Schreibtische vor Druckbogen. Er las mir Szenen aus seinem neuen Werke vor, dem Tedeum „Der Krieg". Niemals hatte ich einen stärkeren Eindruck von Dichtung und Dichter-Persönlichkeit als in dieser Stunde; nie eine klarere Vorstellung von der Macht, mit der ein Kunstwerk seinen Schöpfer überwältigen kann, als damals, da der Dichter Carl Hauptmann vor mir jungem Schnickschnack sprach. Draußen lag Winter auf Wegen und Wipfeln. Von den Bergen her leuchteten Myriaden blitzender Schneegestirne und fanden im Funkenspiel des Dichterauges ihren Widerpart.

Nun liegt das Stück in der sauberen Ausgabe des Verlages Kurt Wolff, Leipzig, vor mir: geheftetes Druckpapier, mit kalten Lettern bedeckt; aber in meinem Ohre klingt, wenn ich es lese, jedes Wort im Tone des Dichtermundes. Und so wird mir die Lektüre immer und immer wieder zum Erlebnis.

Denn mit diesem Tedeum „Der Krieg" hat Carl Hauptmann etwas Wundervolles, Vollendetes geschaffen. Ein Festspiel im besten Sinne. Nie versagt hier der Atem, alles ist voller, echter Guß, alles Bild-geworden, alles Dichtung. Eisern greifen, Glied in Glied, die Teile des dramatischen Kettenwerkes ineinander; in ehernem Rhythmus gehen die Wogen dieser Dichtung. Alles ist visionär gesehen; so wird die Brutalität vieler Vorgänge gemildert, ihr Ekel besänftigt. So entsteht ein Gebilde, das ich „lyrische Dramatik" nennen möchte. Hier ist der gräßliche Feuilletonismus überwunden, der in den meisten unserer Zeit-Dramen seine bewußten Fazen macht. Das Ganze gleicht einer Symphonie, von einer meisterlichen Dirigentenhand geleitet, einer Symphonie aus tausend verschiedenen Motiven und melodischen Einfällen: Liebe ruft, Familiennot klagt und sühnt, Genußsucht spreizt ihre Finger; man hört geradezu das Fortschreiten der Agonie eines überlebten Friedens. Töne der Volksseele: unterwürfig vorgegackert, dann keck-selbstbewußt, ungebärdig mit der Anmaßung ungezügelter Proletengesinnung. Und dann plötzlich eine gleichsam durch göttliche Eingebung gewordene Erkenntnis der ans Herz greifenden ernsten Stimmung: „Es sind ernste Zeiten angebrochen . . . Es sind ernste Zeiten angebrochen . . ." So wimmert es plötzlich, schwillt, wächst turmhoch, brandet . . . Das Geheimnisvolle, Unheilschwangere der ganzen Stimmung hat sich kristallisiert und Worte gefunden. Und: Aus dem Hause des Ministers Keil kommen die Gäste des Banketts in hellen Scharen auf die Straße gestürmt, schweigend, beklommen, als suchten sie der Pest zu entrinnen. Zurückbleiben nur die Mächte, die das Schicksal Europas zu bestimmen haben. Sie wollen sich miteinander einigen und warten auf den „Europäischen Rechenmeister", ihren Schiedsrichter. Allenthalben aber herrscht Gewitterstimmung, drückt auf die Gemüter . . . Der Rechenmeister kommt und verschwindet im Schlosse. Und während man drinnen berät, hat des Fürsten leichtsinniger Sohn Enoch: Husarenoffizier, eine leidenschaftliche Zwiesprache mit seiner Geliebten, einer Jüdin, die ein Kind von ihm trägt. Auch hier wieder ist Schicksal am Werke, Ungewißheit stimmt beklommen. Die Leidenschaft des Mädchens, in diese Stimmung geworfen, treibt und peitscht das Blut dieser Stunde. Da ertönt von der Hausterrasse her die dünne Stimme des europäischen Rechenmeisters. Man hofft auf Erlösung, aber nein: Die Mächte, jede maßlos, können sich nicht einigen, der Rechenmeister strengt sein möglichstes an, da — schreitet ein

Digitized by Google

Höherer gegen ihn ein, ein Erzengel schmettert ihn nieder: der Krieg! Ueber seine Leiche schreitet der Engel in den zweiten Teil und wirbt in Petrus Heißler, einem Bergmann-Veteranen und „Grampropheten", den Verkünder des Krieges. „Rufe im Namen Gottes den Krieg, Petrus Heißler . . . Gott ist grausamer als Tiergewalten . . . aber wenn Milliarden hinsterben, werden Milliarden neu aus seinem Schoße erwachen." Und während Heißler im Banne der Erscheinung, überzeugt und doch nicht überzeugt, mit sich selber ringt, zieht das Leben an ihm vorbei mit seiner Häßlichkeit und kleinen Lust: Trunkenbolde, brutale Ehemänner . . . genußsüchtige Dienstmädchen. Dann Bürger in pedantischer Spießerhaftigkeit. Derweil Petrus Heißler noch in Ungewißheit dahindämmert, festigt sich das Visionäre zu Realität. Mit genialer Ueberzeugungskraft ist dem Dichter dieser kritische Uebergang gelungen. Eben verkündete der Erzengel: „Rufe den Krieg!" und schon disputieren die Bürger: „In den Zeitungen steht es, es wird Krieg geben . . ." Auch dieser zweite Akt wird meisterlich zu Ende geführt. Alles ist plastisch, notwendig: Minister Keil ist der einzige Mann im Land, der vom Kriege nichts weiß. Er sieht verwundert um sich: Der Gramprophet verkündet den Krieg, Einberufene ziehen vorüber. Immer zwingender wird die Linie, wie das Bild einer Laterna magica, das aus Verschwommenheit langsam näher kommend, Schärfe sucht und findet: Infanterie-Regimenter marschieren einher: Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . . Es muß Krieg werden . . . es wird Krieg werden . . . Es ist Krieg . . . Krieg . . . Krieg . . . Krieg: Und schon naht auch das Grauen; drei scheußliche Mannsgestalten: sie bringen das Elend, die Seuche, die Pest, den Tod . . . sie bringen das große, menschenhinmetzelnde Mordgericht! Ein unheimlicher, tiefwirkender Abschluß!

Das dritte Bild zeigt den Krieg und seine Roheit. Tierisch-brutale Soldaten, eine fluchende Marketenderin, strategische Befehle, Truppen in Hast aufgelöst . . . kurze Schlachtbilder, der Krieg schwingt die Blutgeißel; die zischt, pfeift . . . trifft! Petrus Heißler wird betend von der Kugel ereilt. In diesem Akte wächst aus Wirklichkeit die grandiose Vision: Der Krieg, als „ausgebrochener Staatsphantast mit Napoleonsmaske" personifiziert, besteigt seinen goldenen Wagen und zieht, von Zehntausenden umjubelt, einher. Wieder ein Aktschluß von überwältigender Wirkung!

Das vierte Bild ist eigentlich ein Nachspiel. Es fällt naturgemäß, den drei handlungshastigen, farbenprächtigen Vor-Akten gegenüber, ab. Schon deshalb, weil hier die dichterische Kraft ein wenig erlahmt, und die philosophische Reflexion überwiegt. Es handelt sich um die Gespräche der Ueberlebenden: Krüppel, die auf den Trümmern einstiger Pracht einherhinken, ein Bild der Trostlosigkeit. Aber das Finale zeigt neuen Mut: Mütter bringen ihre Neugeborenen: Lebendige Verkündigungen der neuen Zeit . . .

Das ist Carl Hauptmanns Tedeum: Der Krieg.

*

Nur wenige Monate nach dem Erscheinen dieses Werkes begann der Weltkrieg, und so wurde aufs neue dargetan, daß geheimnisvolle Mächte mit übersinnlichem, prophetischem Ahnen das Herz und den Geist einer dichterischen Persönlichkeit segnen. Bei Gerhart Hauptmann trat dies, erschütternd, zutage, als die „Titanic"-Katastrophe der Schiffsuntergangsschilderung des Romans „Atlantis" selbst in Einzelheiten rechtgab, für Carl wurde das Tedeum Entschleierung und Verkündung prophetischen Dichtergeistes. Wie stark und urpersönlich mußten die Vorgänge des kritischen Sommers auf den Dichter des „Krieges" wirken. In dem Ewig-Jungen regten sich tausend neue Keime. Neue Möglichkeiten gab die Wirklichkeit das Leben. Eine neue Kriegsdichtung entstand: dramatische Szenen von erschütternder Kraft, unheimlich machtvolle Visionen, die dabei tief versöhnlich wirken, indem sie die Schreckensgewalt der Wirklichkeit gleichsam sputhaft distanzieren oder symbolisch ausdeuten. Als Weihnachtsgabe des Kriegsjahres schenkte uns Carl Hauptmann diese Szenen „Vom großen Kriege", die neben einem kleinen Stimmungsbilde Ludwig Thomas die einzigen echten und reifen Früchte sind, deren sich die vom Kriege befruchtete dramatische Kunst rühmen kann. Aus den Einaktern spricht wieder eine unwiderstehliche dichterische Kraft, die fast immer Herr wird über jede Neigung zur Abstraktion. Hier finden wir — trotz der Zeitnähe des stofflichen Hinter- und Untergrundes — Kunstergebnisse, die eine ewige Form fanden; hier die Ergebnisse eines Klärungsprozesses, der die Geschehnisse des Tages der Schlacken ihrer Irdischkeit entkleideten. Alles äußere Geschehen ist in diesen Szenen dem einen großen Zwecke dienstbar: Seelen zu entschleiern in ihrer Größe und Verirrung, in ihrer Güte und Abgründigkeit.

Eingeleitet wird die Kette der (stofflich gesonderten) Bilder mit einem Gesinnungsprolog „Der Wächter auf den Bergen", einem Fanfarenruf, der von der Kammhöhe des Gebirges weithin über die deutschen Lande gellt. Es folgt ein Stimmungsbild aus Ostpreußen: Kosaken überfallen ein Dorf und verüben ihre Greueltat. Nach Galizien führt das dritte Bild. Heldentum und Verrat, Spionenunlat und sorgende Vaterlandsliebe bilden die Träger der Bühne, auf der sich ein kriegerisches Schauspiel begibt. In der Mitte steht, rührend, in heiligem Kind-Heldentum, die Gestalt der berühmten Zwölfjährigen, die, unentwegt, erquickende Labe den durstigen Kämpfern in die Schützengräben trägt . . . Das vierte Bild, beklemmend durch seine fiebrige Stimmung, „Allerseelennacht" spielt vor Lüttich, in der Nacht der Erstürmung. Eine Szene „Die Kathedrale" ist als dichterisches Denkmal des Franktireurkrieges auch von kultureller Bedeutung. Gewaltig wirkt das Bild „Hockende Vampyre", an der belgischen Küste spielend. Weiber unterhalten sich, gehässig, keifend, furchtsam, geduckt. Hier und da sagt eine: „Drüben liegt England": Hoffnung, Erwartung . . . Abscheu und Haß! Ein verführtes, verratenes Volk spricht aus dem Munde der alten Vettel! Dies ist das vorletzte Bild; vielleicht das am meisten erschütternde. Denn hier spürt man die ins Riesenhafte gewachsene Bedeutung, zu der geringe Einzelwesen gelangen, wenn sich in ihrem Leide das Groß-Leid der Allgemeinheit spiegelt. Dämonen der Volksseele sprechen zu uns. Demgegenüber wirkt das letzte Bild „Genie und Gespenster" trotz seiner E. T. A. Hoffmann-Stimmung entspannend.

Wolff / Unsere Deutschen im Auslande

In diesen Kriegsmonaten hat man öfter von einzelnen Gruppen Deutscher im Auslande gehört, es sind von ihnen reiche Spenden für die Kriegshilfe zum Mutterlande geschickt, ja, selbst die in fernen Häfen festgehaltenen Schiffsbesatzungen haben ihr kleines Verdienstgeld gesammelt und zur Heimat gesendet. Soviel wir erfahren konnten, scheint es doch einer Anzahl unserer Volksgenossen möglich zu sein, trotz aller feindlichen Intrigen und Boykottversuche im neutralen Ausland ihre Betriebe oder Erwerbsgelegenheit durchzuhalten. Das kann für unsere Weltwirtschaft von großem Nutzen werden; ja, vielleicht ist es besser so, daß es den meisten Deutschen gar nicht möglich war, durch den feindlichen Ueberwachungsdienst in die Heimat zu gelangen, so daß sie zum Teil die alten Verbindungen noch aufrechterhalten, zum Teil nach dem Kriege neue Fäden aufnehmen können, was bei einem allgemeinen Zurückfluten der meisten Auslandsdeutschen sonst viel schwerer und langwieriger werden würde. Wenn sich diese nur der hohen Aufgabe bewußt sind, wenn sie mit ganzer Kraft und dem nötigen Geschick sich dieser Arbeit widmen, dann können ihre Dienste für das Vaterland ebenso wertvoll werden, wie jetzt diejenigen der tätigen Helfer hinter der Front.

Aber nicht allen geht es so erträglich, viele müssen, von offener oder geheimer Feindseligkeit bedrückt und geschädigt, bittere Tage durchmachen, nachdem ihnen alle Wege, in die Heimat zu gelangen, abgeschnitten sind. Anfangs war auch der Briefverkehr mit ihnen völlig unterbunden, und was glücklich hinüberkam, ging oft noch böswillig drüben verloren. Niemals werden wir den Feinden vergessen können, daß sie sich an der Briefpost für das neutrale Ausland vergangen haben, daß sie aus Furcht vor der Wahrheit zu dem niedrigen Mittel der Vernichtung der Privatpost, die für neutrale Gebiete bestimmt war, griffen und diesem Werke der

Digitized by Google

Gemeinheit als würdiges Pendant eine schamlose Lügenflut gegenüberstellten.

Wunderbar ist es, daß im großen Ueberseeverkehr trotz der mächtigen, zahlreichen englisch-französischen Auslandsflotte verhältnismäßig wenige von den wertvollen Ozeandampfern und kein einziges von den hochwertigen Luxusschiffen gekapert worden sind. Es ist in erster Linie dem entschlossenen und umsichtigen Handeln der deutschen Kapitäne und Schiffsoffiziere zu verdanken, daß die meisten der bei dem plötzlichen Kriegsausbruch auf ihrer Reise befindlichen Schiffe glücklich in einen sicheren, neutralen Hafen entschlüpfen konnten. So führte der Kapitän des Lloyddampfers „Kronprinzessin Cecilie" sein Schiff fast über den ganzen Nordatlantik nach den Vereinigten Staaten zurück, der Kapitän des Hapagdampfers „Cincinnati", welcher am 31. Juli westwärts steuernd Landsend passierte, brachte sein Schiff unter geschickter Ausnutzung abgelegener Gegenden und später der Nebel- und Eisgebiete glücklich nach Boston, ebenso wie der große Postdampfer „Präsident Grant", welcher am 25. Juli Hamburg verlassen hatte, gleich gut geführt, wohlbehalten am 6. August die amerikanische Dreiseemeilengrenze erreichte und innerhalb dieser höhnisch dicht am Heck eines englischen Kaperkreuzers vorbeidampfend in Newyork einlief. Der Hapagdampfer „Westmark", welcher von Ostasien kommend bei Sokotra vom Kriege hörte, fuhr trotz des Kohlenmangels unter großen Schwierigkeiten über den ganzen Indischen Ozean nach Sumatra zurück. Die „Segovia", zur gleichen Reederei gehörend, nahm von Ostasien kommend funkentelegraphische Meldungen auf, durch welche Aden die englischen und französischen Schiffe vom Kriege benachrichtigte und warnte. Als „Segovia" später Aden anrief, forderte jene Station das Schiff auf, angesichts des französischen Krieges in den „neutralen" Hafen von Aden einzulaufen. „Segovia" sagte zu, ging aber nachts dicht unter der afrikanischen Küste durch die Straße von Perim und entwischte in den italienischen Hafen Massana. Der Dampfer „Kigoma" von der Deutsch-Ostafrika-Linie erfuhr den Kriegsausbruch im Golf von Biscaja und gab die Nachricht an alle in Reichweite befindlichen deutschen Schiffe weiter, so daß sich dieser Ruf bis weit in den Südatlantik fortpflanzte. „Kigoma" selbst konnte nicht mehr umkehren, und so führte der Kapitän entschlossen und umsichtig das Schiff durch den englischen Kanal nach Hamburg durch. Die Leistungen des nur 15 Knoten im Durchschnitt laufenden Hilfskreuzers „Prinz Eitel Friedrich", dessen alter, in Nautik und Praxis erfahrener Lloydkapitän Mundt dem Kommandanten mit zuverlässigem Rat zur Seite stand, werden ein unvergängliches Ruhmesblatt in der deutschen Seegeschichte bilden, ebenso wie die großartige Tat des Kapitäns vom Lloydküstendampfer „Choising", welcher heimlich Padang verlassend in schwerem Wetter die gesuchte „Ayescha" fand, die „Emden"-Leute aufnahm, sie nach Versenkung des Schoners über den Indischen Ozean nach Hodeida brachte und nach der Landung der „Ayescha"-Leute in der nächsten Nacht dorthin so nahe an den französischen Panzerkreuzer zurückkehrte, daß er dessen Umrisse sah und Hilfsmaschinen arbeiten hörte, nur um sich durch Lichtsignale vom glücklichen Abmarsch der „Ayescha"-Leute zu vergewissern. Die ständige, unerschrockene Unterstützung unserer Auslandkreuzer durch deutsche Handelsschiffe wird erst nach dem Kriege in vollem Umfange bekannt werden können, auch hier haben die Kapitäne und Schiffsoffiziere, welche jahrelang die ostasiatischen, indischen und amerikanischen Küsten befuhren, und von denen mehrere auf der „Emden" waren, wertvolle Dienste leisten können.

So liegen denn bei den Reedereien eine Anzahl spannender Berichte vor, wie es den Kapitänen mit Hilfe ihrer nautischen Erfahrung und durch verschiedene Listen oft unter größten Schwierigkeiten gelang, das anvertraute Gut in Sicherheit zu bringen. Als dann die deutschen Dampfer in den neutralen Häfen lagen, da hielten es die Besatzungen an Bord nicht lange aus. Als Matrosen, Heizer, Kohlentrimmer oder Stewards mit fremden Papieren oder als blinde Passagiere versuchten die Schiffsoffiziere, Ingenieure und Mannschaften vielfach unter unsäglichen Entbehrungen und Gefahren von opferfreudigster Vaterlandsliebe getrieben, die feindliche Blockade zu durchbrechen und in die Heimat zu gelangen, um dort mitkämpfen zu können. Viele von ihnen konnten nach Tsingtau, Ostafrika, Kamerun oder Südwestafrika durchkommen und dort jene kleine Heldenschar von Soldaten, Beamten, Kaufleuten und Pflanzern verstärken, welche da draußen so wunderbar gegen die Uebermacht kämpft, und mehrere deutsche Kapitäne, Schiffsoffiziere, Seeleute und Heizer, welche unsere Auslandschiffe erreichen konnten, haben auf jenen den Heldentod gefunden. Diese braven, befahrenen Männer, welche in tiefstem Frieden mit den Kauffahrzeugen Deutschland verließen, wußten, was sie zu erwarten hatten, wenn sie sich zum Kampf in den Kolonien oder auf den heimatlos ohne Stützpunkte die Welt durchstreifenden, von einer zahllosen Meute gejagten Kreuzern zum Dienste drängten. Ihre Vaterlandsliebe kannte keine Grenzen, als echte deutsche Männer warfen sie alle Schwierigkeiten beiseite, verließen zum Teil heimlich gegen den Willen der Konsulate und Behörden ihre Handelsschiffe und betraten mit vollstem Bewußtsein die Planken der dem Untergang geweihten Kreuzer.

Leider aber gelang es vielen nicht, die Auslandkreuzer oder den Kampfplatz in der Heimat zu erreichen, sie gerieten in Gefangenschaft, oft am Ende ihrer monatelangen Irrfahrten so nahe dem ersehnten Ziel, und sie müssen in England, Frankreich, Algerien und Sibirien für ihre Treue büßen. Der Verein deutscher Kapitäne und Offiziere der Handelsmarine, Hamburg, Vorsetzen 42, bemüht sich jetzt, diesen gefangenen deutschen Schiffsoffizieren und Seeleuten durch Uebersendung von guten Büchern, Zigarren und Tabak ihr Los zu erleichtern. Gleichzeitig hat der Verein einen Aufklärungsfonds gegründet, aus dessen Mitteln er an alle erreichbaren Schiffsbesatzungen in den neutralen Häfen deutsche Zeitungen und Zeitschriften und solche in fremdsprachlicher Uebersetzung zur Verbreitung an die neutrale Bevölkerung versendet, um einmal den Auslanddeutschen auch mit Hilfe seiner vielen Treffpunkte in allen wichtigeren Handelsstädten wahre und ausführliche Nachrichten zu bringen und dann, um im Ausland der feindlichen Lügenpresse entgegenzuwirken. Der genannte Verein nimmt dankbar Stiftungen für die Aufklärungsarbeit oder Bücherversendungen für die gefangenen deutschen Seeleute zur Weiterbeförderung entgegen. Laßt uns in unserer Siegesfreude auch der vielen braven Deutschen gedenken, welche, fern der Heimat, oft in öden, fieberbrütenden Häfen in qualvoller Ungeduld und Ungewißheit ausharren müssen.

Otto Doderer / Schützengräben

Die Völker, voreinander in Entsetzen,
Geflüchtet an den mütterlichen Schoß
Von erntelosen Heimatfetzen,
Sie macht dasselbe Schicksal alle groß:
Durch Tod und blutiges Zerquälen
In grabesengen Erdkanälen
Mit Zeichen stummer Opferweihe
Der Scholle, die sie leben ließ, zu fronen.
Und selbst das Donnern der Kanonen
Kommt aus dem Grauen unterdrückter Schreie.

Julius Bab / Gefechtsdämmerung

Lau war die Nacht. Der Morgen dämmert kalt.
Patrouillen gehn. Der letzte Schritt verhallt.

Im Straßengraben liegen wir geduckt.
Die Luft wird grau. Ein Kiefernrauschen ruckt.

Noch schläft der Vogel, bis die Sonne scheint.
Wir liegen still und warten auf den Feind.

Wir warten, warten — und es dämmert kalt.
Rostrot Gewölk schwillt auf dem schwarzen Wald.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Das Herz

Wer nicht zuweilen zu viel und zu weit empfindet, empfindet meistens zu wenig.
Jean Paul.

Mein Junge lernt in der Schule vom Blutumlauf und dem menschlichen Herzen. Wir besehen uns miteinander dieses merkwürdigste Ding der Welt. Höhlen und Schluchten, Flüsse und Bächlein, Türen und Riegel, Wälle und Kammern liegen da ineinander. Wer diesen Apparat heute neu ersinnen müßte! Vor der Aufgabe würde ihm doch schwindeln. Was wird auf so kleinem Raum geleistet! Alles weich und doch widerstandsfähig, alles zerfasert und doch zusammenhängend, ein unbeschreibliches Gewirre, je näher man sich jedes Teilchen betrachtet, und doch eine große Rieseneinheit. Wie diese Muskelfasern das quellende Leben umspannen! Immer wieder besehe ich mir dieses seltsame Gewinde der unregelmäßigsten Kurven, in denen die Gesetzmäßigkeit sich ihre zweckmäßigste Gestalt zurechtgelegt hat, und staune, staune, staune.

Dieser Blutsack nährt also mein Leben. Hier im Dunkeln arbeitet der Kamerad, der ohne Aufhebens mir alles ermöglicht: Freude zu empfinden, Leid zu teilen, Greuel zu schauen und Hölle zu ahnen. Von diesem fleischernen Maschinenmeister führt ja ein weiter Weg zu dem geistigen Gesellen, den er auf seinen Blutbahnen fahren läßt. Aber sie sind und bleiben treue Kameraden und schätzen einander. Keiner dünkt sich mehr als der andere; denn keiner hat Zeit, sich mit dem anderen zu vergleichen. Jeder ist tätig, und diese Tätigkeit erfüllt ihn an seinem Ort. Solche geistige Tätigkeit aber beschreiben ist unmöglich. Alle Ballen und Tonnen aller Schiffe, die auf den Ozeanen der Welt fahren, sind plump und armselig gegenüber dem Reichtum der Gedanken der Menschen, die aus dem Herzen kommen. Aber sie sind Wirklichkeit. Ich wundere mich in stiller Ehrfurcht.

Und noch habe ich nicht gerührt an die Tiefe der Empfindungen, an die unheimliche Kraft des Willens, die wir dem Herzen oder der Seele des Menschen zuschreiben. Wie viel muß heute dieses Herz aushalten! Wenn die letzten Augenblicke vor dem Kommando zum Sturm an die Rippen pochen, wenn ein Verwundeter Tage und Nächte lang ob seiner Schmerzen stöhnt, wenn eine junge Frau ihr Herz sucht, das ihr in der Einsamkeit verloren gehen will, oder wenn der Kommandant dem jungen Krieger wegen tapferer Leistung die Hand drückt, wenn heiße jauchzende Augen die Buchstaben verschlingen, die vom Siege melden, wenn man sich nach der Schlacht wieder gesund wiederfindet und zu Hause der alte Vater sich die Brille putzt, um den Feldpostbrief des Jüngsten zu entziffern — das mußt du alles tragen, du liebes, großes Herz. Ich kenne nichts, wobei du nicht deine Hand mit im Spiel hättest, und deine Macht und deine Arbeit reicht vom Sichtbaren ins Unsichtbare, und ich kenne kaum die Grenzen. Daß es so etwas gibt! Daß das wirklich vorhanden ist! Mein Atem stockt, will ich das mir nur von ferne klarmachen.

Und dann sprechen die Menschen noch von dem Herzen eines Volks, von dem Herzen der Welt. Sie ahnen ein Herz der Gottheit. Dahin flüchten sie gar. Wie muß solch ein Herz aussehen! Die Fülle des Geschehens und die Tiefe des Seins ruht in ihm. Das Unglaubliche ist, daß die paar Zentimeter unseres raschen Blutlaufs genügen, um diesen kühnsten und trotzigsten Gedanken aller Zeiten zu tragen. Wo so Großes und Kleines, Unermeßliches und Nahes zusammengeordnet ist, da lebt die Gewißheit ewiger Ordnung. Da wird einem wohl in aller Unruhe. Man gewinnt festen Boden unter den Füßen. Mag vieles stürzen, Hunderte scheinbar untergehen: die Weisheit, die dein Herz gebaut und in deinen Blutbahnen redet, geht nicht unter. Sie fällt nie zusammen. Auch heute baut sie den Weg und Steg. Das eigne Herz gibt uns Zeugnis von dem ewigen Herzen. Wir sind nicht führerlos. Wir gehen als Boten ewiger Kraft durch der Zeiten Sturm in neuer Zeiten Herrlichkeit.

Soziale Bewegung

Das gesunde deutsche Genossenschaftswesen. Das Preußische Statistische Landesamt hat eine Sondernummer der „Statistischen Korrespondenz" herausgegeben, die über den Stand der deutschen Genossenschaften am 1. Januar 1915 unterrichtet. Während 1910 in Deutschland 29 437 Genossenschaften bestanden, stieg die Zahl 1914 auf 34 594 und 1915 auf 35 501. Die Verteilung auf die verschiedenen Genossenschaftsarten zeigt folgende Uebersicht:

Gegenstand des Unternehmens	Genossenschaften insgesamt 1914	1915
1. Kreditgenossenschaften	19 203	19 576
darunter Darlehnskassenvereine	16 994	17 295
2. Rohstoffgenossenschaften, gewerbliche	436	468
3. „ landwirtschaftliche	2 429	2 558
4. Wareneinkaufsvereine	317	329
5. Werkgenossenschaften, gewerbliche	348	364
6. „ landwirtschaftliche	1 909	2 074
7. Genossenschaften zur Beschaffung von Maschinen und Geräten	17	16
8. Magazingenossenschaften, gewerbliche	123	123
9. „ landwirtschaftliche	512	517
10. Rohstoff- u. Magazingenossenschaften gewerbliche	154	166
11. „ „ „ landwirtschaftliche	24	26
12. Produktivgenossenschaften, gewerbl.	428	428
13. „ landwirtschaftliche	4 001	4 063
14. Zuchtvieh- und Weidegenossenschaften	486	541
15. Konsumvereine	2 340	2 324
16. Wohnungs- u. Baugenossenschaften, eigentliche	1 342	1 411
17. „ „ „ Vereinshäuser	128	129
18. Sonstige Genossenschaften	378	388

Der Einfluß des Krieges zeigt sich demnach auf genossenschaftlichem Gebiete keineswegs sehr störend. Selbst die Abnahme der Zahl der Konsumvereine bedeutet wohl nicht Auflösung, sondern Zusammenlegung bestehender Genossenschaften. Man muß beachten, daß in vorstehenden Ziffern die Mitgliederzahlen nicht zum Ausdruck kommen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich dabei eine Steigerung oder mindestens ein noch besseres Bild ergeben würde.

Politik und Gewerkschaften. Das alte, ach, so häufig vergeblich behandelte Thema lebt auf einmal wieder auf. Die Spitze der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung, die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, wendet sich an leitender Stelle ihres „Correspondenzblatt" „gegen die Sonderbündelei". Den Anlaß zu dieser Kundgebung hat die Tatsache gegeben, daß eine Anzahl von Gewerkschaftsbeamten ein Schriftstück an den Vorstand der sozialdemokratischen Partei und der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion mitunterzeichnet haben, in welchem diese zur Umkehr in ihrer bisherigen Kriegspolitik aufgefordert werden. Die Gewerkschaftsbeamten haben dabei nicht nur ihren Namen unterschrieben, sondern auch ihren Titel hinzugefügt. Darin erblickt die Generalkommission einen Mißbrauch ihres Vertrauensamtes, weil dadurch der Anschein erweckt würde, als stände die Organisation, deren Vertreter sie sind, in der Sache hinter ihnen. Es wäre traurig um die Arbeiterschaft Deutschlands bestellt, so heißt es in dem Artikel, wenn das jemals der Fall sein könnte. Es handle sich bei diesem Rundschreiben nicht mehr um eine spontane Kundgebung, sondern um einen organisierten Sprengungsversuch der Einheit der deutschen Arbeiterorganisationen. Die Desorganisation solle herbeigeführt werden, weil die große Mehrheit der organisierten Arbeiterschaft sich dem Willen einer kleinen Minderheit nicht unterwerfen wolle. Die Kundgebung der Generalkommission schließt mit folgenden Sätzen: „Für die Gewerkschaften Deutschlands, die in der sozialdemokratischen Partei ihre politische Vertretung sehen, wäre es ein großer Nachteil, wenn dieser organisierte Sprengungsversuch Erfolg haben sollte. Ob er sich dauernd bemerkbar machen würde und die Fortentwicklung der gewerkschaftlichen Organisation darunter leiden könnte, wollen wir heute nicht untersuchen. Jedenfalls müssen wir uns aber mit aller Entschiedenheit gegen diejenigen wenden, denen das Gefühl

Digitized by Google

der Verpflichtung gegenüber der Organisation fehlt und die es für geraten halten, den Parteistreit in die Gewerkschaftsorganisationen zu tragen. Wenn man schon die Wirkung des politischen Kampfes durch Desorganisierung der Partei herabmindern will, so möge man wenigstens die Gewerkschaften mit diesem Treiben verschonen. Die Gewerkschaften werden nach Beendigung des Krieges die äußerste Kraft zur Linderung der eintretenden Not einsetzen müssen und der geschlossenen Organisation bedürfen, um die schweren wirtschaftlichen Kämpfe in dieser kritischen Zeit zu führen. Wir erwarten von den Gewerkschaftsvertretern, welche die Erfüllung ihrer Aufgaben ernst nehmen, daß sie alles daransetzen werden, die Geschlossenheit in der Gewerkschaftsbewegung nach wie vor zu erhalten."

Kriegsliteratur

Der deutsche Zorn. (Verlag Schriftsteller-Genossenschaft, Charlottenburg-Berlin.) Unsere Truppen, in Feindesland, brauchen nicht nur Zigarren und Schokolade und Nachrichten aus der Heimat. Sie brauchen auch lodernde Begeisterung. Da ist ein Zehn-Pfennig-Schriftchen von Martin Hildebrandt erschienen: Der „deutsche Zorn". Wie Schwertklingen klirren diese Hildebrandt-Verse; wie Kanonen donnern sie. Sie gehören so recht in eine wilde Soldatenfaust. Und diese Verse, Brüder, sind aus ehrlichem, deutschem Blut geboren. Max Jungnickel.

Von Hannibal zu Hindenburg. Studien über Hindenburgs Strategie und ihre Vorläufer. Mit Skizzen der Schlachten bei Cannä, Kunersdorf, Sedan, Tannenberg und den Masurischen Seen. Von Karl Strecker. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 52 S. 1 M.

Zeigt in gemeinverständlicher Darstellung, wie der Grundgedanke Hannibals in der Schlacht bei Cannä — schwache Front und Einkreisung des Feindes durch starke Flügel — von Friedrich dem Großen, Napoleon, Moltke und Hindenburg angewandt und mit mehr oder weniger Erfolg durchgeführt worden ist.

Der Weltkrieg. Nach deutschen, österreichischen und russischen amtlichen Berichten. Heft 2: Der Krieg im Osten. 1. Teil: August—März. Breslau, bei Priebatsch. 155 S. 1 M.

Die Zusammenstellung der amtlichen Tagesberichte, die einander oft widersprechen, bildet für den Leser einen starken Anreiz, sich selber ein Bild von den Vorgängen zu machen. Wer sich das sehr preiswerte Buch anschafft, wird es immer wieder zur Hand nehmen. Auch über die Summe der Gefangenen und den Umfang der Kriegsbeute lassen sich nach diesem Buche interessante Rechnungen anstellen.

Unsere Feinde, wie sie sich selber loben. Selbsterkenntnisse der Franzosen, Engländer, Russen, Japaner, Belgier, Serben usw. Herausgegeben von Dr. Werner Klette. Mit 103 Karikaturen. München 1915, Delphin-Verlag. 218 S. 3 M.

Das Buch bildet den dritten und besten Band der kulturgeschichtlich wertvollen Sammlung „Unsere Feinde".

Die heilige Zeit. Des Weltkriegs erste Tage. Von Ernst August Thüring. Leipzig 1915, bei Hesse & Becker. 170 S. 2 M.

Ueber die Tage vor und nach dem Ausbruch des Weltkrieges hätten wir alle Buch führen sollen. Denn die Ereignisse waren so überwältigend, daß sie für jeden von uns ganz von selbst auch zum stärksten inneren Erlebnis wurden. Der Verfasser, hinter dessen Pseudonym ein bekannter deutscher Bühnenkünstler zu suchen ist, reist Ende Juli 1914 mit seiner Familie aus dem Nordseebade über Göttingen, Eisenach, Weimar, Jena, Nürnberg nach dem äußersten Süden des Vaterlandes. Was er unterwegs erlebt, von den ersten Kriegsgerüchten bis zur Mobilmachung, alle die starken, erschütternden Eindrücke gibt er in einer unmittelbar lebendigen, nicht selten hinreißenden oder das deutsche Herz in seinen Tiefen rührenden Weise wieder. Den Höhepunkt bilden die Tage, die er, von den Geistern der Vergangenheit umschwebt, in Weimar verlebt. Das Buch ist den Kindern des Verfassers zugeeignet und soll ein Tagebuch sein für das deutsche Haus.

Kriegs-Anekdoten und -Erlebnisse. Heiteres und Ernstes aus dem großen Kriege. Herausgegeben von Hanns Floerke und Georg Gärtner. 2. Aufl. Mit 16 Bildbeigaben. München 1915, bei Georg Müller. 239 S. 2 M.

Wir sind in der erzählenden Kriegsliteratur mehrfach auf Geschichtenbücher gestoßen, mit denen wir uns nicht einverstanden erklären konnten, sei es, weil sie überhaupt minderwertig und witzlos waren, sei es, weil sie, an sich nicht ohne literarischen Wert, dem Geist der Zeit nicht entsprachen, der dem Pathos und aller Künstelei abhold ist und das große Geschehen lieber unmittelbar auf sich wirken läßt. Darum sind Kriegserlebnisse und Kriegsanekdoten von der Front und aus der Heimat jetzt in aller Munde, und Erzähler und Zuhörer können nicht genug davon bekommen. Hier liegt nun eine Sammlung von mehr als dreihundert solcher Erlebnisse und Anekdoten vor, die aus den ersten drei Kriegsmonaten stammen und von Hanns Floerke und Georg Gärtner mit Fleiß und Umsicht gesammelt sind. Hanns Floerke, der die Einleitung geschrieben hat, darf als Fachmann auf dem Gebiete dieser Erzählungsliteratur bezeichnet werden; er ist vielleicht der beste Kenner nicht nur deutscher, sondern überhaupt europäischer „Geschichten". So ist denn diese Sammlung von Kriegsanekdoten, besonders was die humoristischen betrifft (die die Mehrzahl bilden), bei weitem die beste, die uns zu Gesicht gekommen ist. Nicht eine unter den hunderten ist fad oder geschmacklos oder gar anstößig; goldener deutscher Humor lacht uns aus Volkes Munde und Volkes Herzen entgegen, alle Stände unseres Volkes, alle Gaue unseres Vaterlandes, jeder in seiner Mundart, kommen zu Wort, und indem wir bei jeder einzelnen Anekdote vergnügt lächeln oder laut und herzhaft lachen, gewinnen wir zuletzt den befreienden Gesamteindruck, daß unser prächtiges Volk sich in grimmer, grauser Zeit doch nicht selbst verloren hat, daß es über die entfesselten Mächte der Finsternis triumphiert durch den unverwüstlichen Glauben an das Leben und die sittlichen Mächte, die ihm Wert verleihen.

Das Buch wird alle erheitern und erfreuen, die Hausgenossen daheim und die Männer im Schützengraben.

Zeppelin. Der Mensch, Der Kämpfer, Der Sieger. Bunte Bilder von gestern und heute. Herausgegeben von Dr. Adolf Saager. Stuttgart, bei Robert Lutz. Mit Titelbild. 262 S. 2 M.

Nicht in fortlaufender Darstellung, sondern durch Wiedergabe von kurzen Anekdoten, Briefauszügen, Zeitungsberichten usw. wird hier das ganze Leben unseres Volkshelden anschaulich gemacht.

Feinde ringsum! 10-Pfennig-Kriegsgeschichten mit bunten Umschlagbildern. Reutlingen, bei Enßlin & Laiblin. Nr. 7. Ein sonderbarer Kriegsgefangener; Nr. 8. Kriegskameradschaft; Nr. 9. Unter Russenhorden; Nr. 10. Der Birnbühlhofer; Nr. 11. Die Nadasdyhusaren; Nr. 12. Der Wandervogel.

Die Sammlung will die Schundliteratur bekämpfen helfen. Die Geschichten sind durchweg flott erzählt, natürlich und lebenswahr; ein guter Lesestoff für deutsche Knaben.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frau K. in B. 2 M., Pfr. M. in Il.-R. 12 M., R. in B. 2,55 M, Frau K. in E. 2,50 M., B. in S. 2,50 M., P. in A. 85 Pf., Hptm. G. im Felde 5 M., Lt. H. in M. 10 M., Justizr. J. in B. 2,50 M., L. in E. 3,20 M., Frl. E. v. L. in Ch. 5 M., Frl. C. in F. 3,55 M., J. in E. 5 M., B. Bl., Duisburg 10 M., Frau Dr. Sch. in G. 2,50 M, R. in S. 2,50 M., Frau F. in E. 1,55 M., Frau Pastor B. in W. 3 M., Lt. d. R. Sch. im Felde 10 M., Frl. M. D. in H. 2 M., Frl. W. in B. 2 M., Musk. W. im Lazarett 1 M., Prof. R. in H. 6 M., Frl. K. in K. 10 M., H. in D. 2,60 M., Frl. B. in B. 5 M., Lehrer Sch. in W. 2 M., F. in F. 5 M., K. und E. in J. 4 M., Frl. B. in D. 9 M., Dr. L. in G. 2,50 M., F. Sch. Verlag, Sch., 3 M., Oberselr. P. in Z. 2 M., Stat.-Vorst. W. im Felde 2,50 M., Schw. K. in H. 2,50 M., A. in D. 1,75 M., Oberl. D. in W. 2,50 M., Feldw. K. in L. 6 M., Frl. Th. in Ch. 6 M., L. in N. 3 M., E. in E. 6 M., Frl. W. in M. 1,50 M., R. in E. 3,50 M., Frau K. in H. 3,50 M, Pastor N. in H. 4,14 M., Pfr. K. in W. 3 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Oberlt. W. zur See 3 M., Lehrer H. in M. 2 M., Mar.-Ober-Assist.-Arzt Dr. Sch. zur See 2 M., Pfr. B. in S. 50 M., M. in Z. 2 M.

Bücher für Armee und Marine: Dr. Sch. in Schöneberg 18 Hefte Zeitschriften, 1 Türmer-Jahrbuch; Frl. E. v. L., Charlottenburg 36 Hefte und Bücher, Frau v. Sch., Partenkirchen 20 Hefte und Bücher; Werbeanwalt W., Berlin 14 Zeitschriftenhefte und Bücher.

Für den Roten Halbmond: B. Bl. in Duisburg 40 M.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: Sammlung aus der Westgemeinde Pfalzdorf Kreis Cleve durch Superintendent Giese 55,50 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: Sammlung der Brüdergemeinde Niesky 34 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Eiserne Blätter. Pfarrer D. Traub bittet uns mitzuteilen, daß die Eisernen Blätter jetzt in mehr als 2 Millionen Stück verbreitet sind. Falls bei der Ausstellung der Rechnungen durch sein Büro einige Unrichtigkeiten sich einschleichen sollten, bittet er um Entschuldigung, da in den letzten Wochen die Frauen, die helfen, sehr angestrengt arbeiten mußten.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

22. Juli 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 29

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Bismarcks Erbe. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Südwestafrika. — **E. E. Lehmann:** Albanien. — **Dr. Erich Eyck:** Staatlicher Kartellzwang. — **Anton Erkelenz:** Einwirkung des Krieges auf die Berufsvereine. — **Richard Charmatz:** Die Regelung der Brotversorgung in Oesterreich-Ungarn. — **Harald Lagerström:** Das Blumenbeet in der Zigarrenkiste. — **Leonhardt Hahn:** Tod und Leben. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Einst. — **Soziale** Bewegung. — **Kriegsliteratur.**

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 13. Juli.

Der spanische Ministerpräsident Dato gewährte dem Vertreter des Pariser „Temps" eine Unterredung und versicherte, daß die Neutralität Spaniens für alle Fälle ernsthaft sei und daß die Regierung allen Einfluß aufbieten würde, um gegenteilige Parteibestrebungen zu verhindern.

„Aftonbladet" in Stockholm sagt, für Schweden sei der englische Militarismus viel gefährlicher als der deutsche, weil die Uebermacht zur See das wirtschaftliche Leben in höherem Grade lähmen könne als die Uebermacht zu Lande. Dabei wird das gute Wort gesagt: „Die Franzosen würden glücklich sein, wenn sie den deutschen Militarismus besäßen!"

Mittwoch, 14. Juli.

Die Uebergabe der deutschen Truppen in Südwestafrika erfolgte unter sehr ehrenvollen Bedingungen. Die Waffen werden ohne Munition behalten, Offiziere können unter Ehrenwort an selbstgewählten Plätzen leben, Soldaten der Linie werden unter Leitung eigener Offiziere interniert, Reservisten und Landwehrmänner dürfen zu ihrer Zivilbeschäftigung zurückkehren. Es handelt sich um 204 Offiziere und 3293 Mann. Die Uebergabebedingungen bezeugen den Willen der kapstädtischen Regierung, das deutsche Südwest auf möglichst friedliche Weise einzuverleiben. Botha wird wegen seines Sieges in England sehr gefeiert. Für uns ist die Uebergabe ein herber Verlust, obwohl wir sie natürlich eines Tages erwartet haben, denn keine Kolonie ohne Munitionsindustrie kann sich bei Abschließung vom Mutterlande auf die Dauer halten.

Die Zeichnung auf die neue englische Anleihe beträgt fast 600 Millionen Pfund Sterling, also etwa 12 Milliarden Mark. Darin sind Konvertierungen niedrig verzinster Staatspapiere mitgerechnet, so daß das Nettoergebnis 1 oder 2 Milliarden weniger sein mag. Englische Finanzkreise sind damit nicht ganz zufrieden, obwohl die zweite deutsche Anleihe übertroffen wurde.

Der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen Burian hat eine Note an die Regierung der Vereinigten Staaten abgehen lassen, in der gefordert wird, daß die neutrale Regierung den Handel mit Kriegsmunition nicht in der bisherigen Weise weitergehen lasse. Der amerikanischen Regierung wird nahegelegt, ein Ausfuhrverbot für Kriegswerkzeuge zu erlassen und die Freiheit der Meere für Einfuhr und Ausfuhr zu fordern. Oesterreich-Ungarn unterstützt mit dieser Note die reichsdeutschen Vorstellungen und hat übrigens dazu eine besondere Veranlassung, weil auf dem Wege über Sibirien neuerdings auch österreichische Truppen mit amerikanischer Munition belästigt werden.

Der Austausch von Schwerverwundeten zwischen Deutschland und Frankreich wird von der Schweiz in immer größerem Umfange vermittelt. Dabei werden einzelne Klagen über französische Krankenbehandlung laut, aber es überwiegt bei den Heimgekehrten die Freude, wieder zu den Ihrigen zu kommen.

Donnerstag, 15. Juli.

In Rumänien wird von manchen Kreisen die Kriegsfrage nur unter dem geschäftlichen Gesichtspunkt behandelt, daß bei Oeffnung der Dardanellen die aufgestapelten Erntevorräte sofort zu höchsten Preisen verkaufbar sein würden. Es soll sich auch in Paris eine Finanzgesellschaft bilden, die für alle Fälle die rumänischen Ernten aufkaufen und bezahlen will, wenn nur Rumänien in den Krieg eingreift. Das ist Geschäftspolitik!

Laut Mitteilung des „New York Herald" ist das amerikanische Staatsdepartement der Ansicht, daß keine Verschärfung des deutsch-amerikanischen Verhältnisses eingetreten sei. Die amerikanische Antwortnote sei kaum vor drei Wochen zu erwarten. Das ist etwa das, was von unserer Seite gewünscht wurde.

Nach langer Zeit hört man wieder etwas Ordentliches von der Hindenburg-Armee, Angriffe und Erstürmungen an der Windau, in der Gegend von Kalwarja, nordöstlich Suwalki, und vor allem erneute Besetzung des Ende Februar verlorenen Ortes Prasznysz. Jetzt wird er wohl wieder Truppen haben!

Die Türken sind mit dem weiteren Verlaufe der Dardanellenkämpfe zufrieden. Die Unterseeboote helfen wesentlich. Engländer und Franzosen sollen sich gegenseitig wegen schlechter Kriegführung Vorwürfe machen.

Die Franzosen haben gestern mit viel schönen Reden ihr Nationalfest gefeiert. Im nächsten Jahre soll es in Straßburg gefeiert werden. Abwarten!

Freitag, 16. Juli.

Nördlich von Libau gibt es in Kurland Stadt und Fluß Windau. Von beiden wird heute geredet, aber noch nicht im beiderseitigen Zusammenhange. Die Hafenstadt Windau brennt, wahrscheinlich von deutschen Kriegsschiffen in Brand geschossen, während weiter südlich die Hindenburgischen Truppen in östlicher Richtung über den schon gestern erwähnten Fluß, die Windau, gegangen sind.

In den Argonnen wird der Gewinn der letzten Stürme tapfer festgehalten. Seit 20. Juni sind dort 116 Offiziere und 7009 Mann gefangen worden. Sonst gibt es bei Arras und zwischen Maas und Mosel immer wieder kleine Schützengrabenstreite, die für die dort stehenden Soldaten Fragen von Tod und Leben sind, die aber, solange kein Durchbruch erfolgt, an der Kriegsaufstellung wenig ändern. Der Schützengraben bleibt. Er ist nun schon zehn Monate alt. Wer hätte das gedacht! Eine in Erde eingegrabene Reihe todesmutiger Menschen ist trotz aller Kanonen und Gase das Stärkste, was es gibt.

Digitized by Google

Der englische Schatzsekretär Mc Kenna teilte im Unterhause mit, daß im ersten Kriegsjahr nicht weniger als 68 Millionen Pfund, also 1360 Millionen Mark an neuen Steuern erhoben wurden. Das ist eine überaus große Summe, die uns in Erstaunen setzt, da wir von Einhebung so starker neuer Steuern bisher nichts wissen. Dazu soll der englische Schatzsekretär gesagt haben, der Krieg müsse verhältnismäßig von kurzer Dauer sein wegen der hohen Kosten.

Zwischen der Regierung und den Kohlenarbeitern finden Besprechungen statt, da die letzteren auch im Krieg nicht auf ihr Streikrecht verzichten wollen und in Südwales in großer Zahl die Arbeit niedergelegt haben.

Die Brasilianer protestieren gegen die englische Behandlung des Kaffees als Kriegskonterbande: sollten die Engländer den Kaffee als eine Gefahr für sich betrachten, wenn er in Feindeshände gelangt, so mögen sie den Kaffee kaufen! Helfen wird dieser Protest nichts.

Sonnabend, 17. Juli.

Wenn auch die zeitweiligen russischen Erfolge bei Krasnik keine weiteren militärischen Wirkungen gehabt haben, so haben sie doch sicher den Vormarsch der verbündeten Armeen verlangsamt und das Selbstbewußtsein der Russen gestärkt. — Man darf solche psychologischen Wirkungen nicht unterschätzen. Gehoben durch den „Sieg von Krasnik" schiebt die russische Regierung die Einberufung der Duma bis zum August hinaus. Nicolai Nicolajewitsch ist wieder Herr im Hause.

Im Walliser Kohlengebiet hat sich der Streik verschärft. Die Arbeiter verwarfen den Regierungsvorschlag. Daraufhin wurde Belagerungszustand erklärt, und die Admiralität übernahm alle Kohlenreservebestände. Bei der Abstimmung haben die Vertreter von 89 000 Arbeitern gegen und nur 47 000 für Verständigung gestimmt.

Sonntag, 18. Juli.

Gestern abend erhielten wir gute Nachrichten von der nordöstlichen Front. Unter dem Oberbefehl des wieder lebendig gewordenen Hindenburg ging General der Infanterie v. Below nördlich Kurschany über die Windau und machte 2450 Gefangene, General der Artillerie v. Gallwitz aber griff die befestigten russischen Stellungen südlich und südöstlich von Mlawa an, so daß die Russen Prasznysz am 14. Juli räumen und weiter rückwärts bei Ciechanow-Krasnosielz sich sammeln mußten, von wo sie am 15. Juli weiter vertrieben wurden. Durchbrechung der feindlichen Stellung südlich Zielona in Breite von 7 Kilometern. Seit gestern nun ziehen die Russen auf der ganzen Front zwischen Pissa und Weichsel gegen den Narew ab. Von Kolno her half General v. Scholtz bei der Verfolgung. Gewinn dieser Aktion etwa 20 000 Gefangene. Wenn man sich die Tragweite dieser Nachrichten mit Hilfe der genauen Karte zu vergegenwärtigen sucht, so muß man annehmen, daß das rechte Weichselufer westlich von Mlawa, Ciechanow und Plons von Russen frei ist oder frei gemacht wird. Ueber diese Gegend ist seit langer Zeit nichts Genaues gesagt worden. Der Kampf rückt an den Narew, das heißt an die Festungen oder Forts Lomza, Ostrolenka, Rozan, Pultusk, Serock und schließlich Nowo Georgiewsk.

Gleichzeitig durchbrachen westlich des Wieprz in Gegend südwestlich von Krasnostow deutsche Truppen der Armee Mackensen die feindlichen Linien und nahmen 6400 Russen gefangen. Auch westlich der oberen Weichsel, bei der Armee des Generaloberſten v. Woyrsch ist die Offensive wiederaufgenommen. Ob Krasnik und Lublin noch oder wieder russisch sind, wissen wir nicht, aber jedenfalls scheint der zeitweilige Verlust der Oesterreicher überwunden zu sein. Von Norden und Süden wird gegen die große Festungswand Nowo-Georgiewsk—Warschau—Iwangorod vorgegangen, und zwar so, daß sie möglicherweise von hinten her angegriffen werden kann. Die Gerüchte von der Abschiebung der Zivilbevölkerung aus Warschau werden bestätigt. Es spinnt sich hier ein gewaltiges Drama an, etwas, das in viel vergrößertem Maßstabe der Völkerschlacht von Leipzig gleichen kann, ein Umfassungskampf von drei Seiten.

Montag, 19. Juli.

Die allgemeine Zurückdrängung der Russen geht vorwärts. Die Armee v. Below im Norden machte bei Alt-Auz 3620 Gefangene und stürmte russische Stellungen bei Kurschany. Die Armeen v. Scholtz und Gallwitz schieben zwischen Pissa und Weichsel die Russen weiter vor sich her; dabei Erstürmungen von Porieby, Wyk und Ploszczyce auf den Wegen nach Lomza und Durchbrechung der russischen Stellung Mlodzianowo—Karniewo in der Gegend von Malkow. Auch innerhalb der Weichselbiegung beginnt nördlich der Pilica der Vormarsch mit 620 Gefangenen. Oesterreichische Truppen haben nordöstlich von Sienno, südlich von Radom, die russische Front durchbrochen und den Feind bis zum Ilzanka-Abschnitt, südlich von Zwolen, vorgedrängt; 2000 Gefangene. Zwischen Weichsel und Bug wurden Pilaczkowice und Krasnostow von der Armee Mackensen gestürmt; mehrere tausend Gefangene. Am oberen Bug nahmen die Oesterreicher Sokal. Das alles zusammen ist eine ungeheure wohlgelungene militärische Arbeit, ein Vorgehen von Libau bis Lemberg.

In Galizien soll Stryj von den Russen angebrannt und verlassen sein. Zwischen Pruth und Dujestr stehen die beiderseitigen Linien noch fest gegeneinander. Die Verteidigung Beßarabiens wird von den Russen vorbereitet.

Die „Frankfurter Zeitung" setzt ihre sehr beachteten Aufsätze über Rumänien fort: „Wir vertrauen darauf, daß unser Vertrag mit Rumänien trotz der zeitweiligen Suspensierung seiner Wirkung als nicht gelöst zu betrachten ist. Es mag der Zeitpunkt kommen, und vielleicht ist er nicht fern, wo eine Auseinandersetzung darüber unausbleiblich wird, ob die deutsche Anschauung auch in Rumänien geteilt wird, und ob man in Bukarest geneigt ist, die daraus sich ergebenden Konsequenzen zu ziehen. Soweit uns bekannt, dürfte Deutschland dabei weniger Gewicht auf eine militärische Kooperation Rumäniens legen. Für Deutschland ist das entscheidende Moment, daß Rumänien sich der Auffassung der Neutralität anschließt, die heute bei unseren Feinden sowie bei den in erster Linie in Betracht kommenden Neutralen, nämlich den Vereinigten Staaten und Schweden, die herrschende ist: Waffen- und Munitionstransporten über sein Gebiet weiterhin keine Schwierigkeiten zu bereiten." Gleichzeitig wird berichtet, daß Fürst Hohenlohe, der frühere deutsche Kolonialstaatssekretär, auf der Durchreise nach Konstantinopel von der rumänischen Regierung mit besonderer Auszeichnung empfangen worden sei. Das ist ja sicher recht nett, aber endlich dürfte es doch an der Zeit sein, daß Herr Bratianu weiß, zu welcher Seite er gehören will.

Sehr beachtet werden Aeußerungen des schwedischen Ministerpräsidenten Hammarskjöld: „Wir rechnen auch mit Eventualitäten, in denen die Aufrechterhaltung des Friedens trotz aller Bemühungen für Schweden nicht mehr möglich ist." Das klingt, als ob der uralte nordische Krieg sich nun auch noch einmal regen wollte! Die Besetzung Kurlands durch deutsche Truppen weckt begreiflicherweise in dem uns befreundeten Schweden allerlei halbvergrabene Erinnerungen.

Dienstag, 20. Juli.

Die Italiener haben wieder einmal einen Versuch gemacht, über den Isonzo auf das Plateau von Doberdo zu kommen, viel Artillerievorbereitungen und starker Infanterieangriff, aber das Ergebnis war nicht anders als bisher: zurückgeschlagen! Auch in den Tiroler Bergen pflegen die dort nur möglichen kleineren Angriffe ebenso zu enden. Offiziell ist Deutschland noch immer nicht im Krieg mit Italien. Ein Grund für die Verzögerung der Kriegserklärung mag bei den Italienern sein, daß sie nicht an die deutsch-französische Front geschickt werden wollen.

An der Ostfront wird weiter vorgerückt, besonders auch in Kurland. Die Stadt Windau ist von unseren Landtruppen besetzt. General v. Gallwitz steht jetzt mit allen seinen Teilen an der Narewlinie, westlich von Ostrolenka—Nowo Georgiewsk. Die Gefangenen seiner Armee erhöhen sich auf 28 700 Mann. Rechts und links der mittleren Weichsel leisten die Russen nach Kräften Widerstand, können sich aber nicht halten. Die einzige Stellung an der sie jetzt noch feststehen, ist ganz im Süden am Dnjestr bei Zaleszczycki.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 13. Juli.

Aus der Konferenz der Finanzminister, die am 10. Juli stattfand, wird heute mitgeteilt, daß die vom Staatssekretär vorgetragene Finanzlage allgemein günstig beurteilt sei, daß die in der nächsten Reichstagstagung einzubringende Kreditvorlage allgemeine Zustimmung gefunden habe, ebenso wie die Ansicht des Schatzsekretärs, daß dem Reich eine Besteuerung der Kriegsgewinne, d. h. des durch den Krieg und während des Krieges entstandenen Vermögenszuwachses zustehen solle.

Die Schweineschlachtungen sind immer noch Gegenstand heftiger Meinungsverschiedenheiten zwischen Landwirten und Volkswirtschaftlern. Hier draußen kann man überall, wo zwei oder drei Landwirte beisammen sind, die temperamentvolle Kritik der „Professoren" und die drastischen Beschreibungen von der fabelhaften Dünne des Specks bei den frühzeitig geschlachteten Schweinen hören. Demgegenüber stellen jetzt Kuczynski und Zuntz fest: es sind in Preußen vom 1. Dezember bis 31. März nur 8 Millionen Schweine geschlachtet, statt 7 Millionen in derselben Zeit des Vorjahres. Seit April sind aber die Schlachtungen schon zurückgegangen. Der gegenwärtige Schweinebestand muß schon wieder 18—19 Millionen betragen (3 Millionen weniger als vor 2 Jahren). Die Verminderung des Schweinebestandes war (trotz allem!) notwendig. Denn: 1. Unsere Schweine haben im ersten Kriegshalbjahr so viel Hafer gefressen, daß unsere Militärpferde schon seit Monaten nicht mehr die von der Heeresverwaltung für erforderlich gehaltene Haferration erhalten, und daß die Zivilpferde, deren auskömmliche Verpflegung ebenso im Interesse der Landwirtschaft wie in dem des Verkehrsgewerbes gelegen war, bis zur nächsten Ernte auf eine Ration gesetzt sind, die ihre Leistungsfähigkeit stark beeinträchtigt. 2. Unsere Schweine haben im ersten Kriegshalbjahr so viel Roggen gefressen, daß die Menschen seit dem Februar nur noch etwa halb so viel Brot essen können wie in Friedenszeiten.

Der „Ueberschuß" an Kartoffeln wird jetzt allgemein nicht mehr so himmelhoch jauchzend betrachtet, da sich hier und da schon Knappheit zeigt. Es scheint eine Stauung den Eindruck großen Ueberflusses erweckt zu haben, der auf die Länge gar nicht so überwältigend ist.

Ein höchst bedeutsamer Akt der Kriegsregelung ist eine Bundesratsverfügung, durch welche die Landesbehörden ermächtigt werden, die Besitzer von Steinkohlen- und Braunkohlenbergwerken ohne ihre Zustimmung zu Gesellschaften zu vereinigen, denen die Regelung von Förderung und Absatz unter staatlichem Einfluß auf die Preisbildung obliegt. Die Verordnung ist veranlaßt durch die Meinungsverschiedenheiten im rheinisch-westfälischen Kohlensyndikat, in denen eine Einigung bis jetzt nicht erfolgt war, während der Ablauf des Vertrages und die Notwendigkeit der Erneuerung des Syndikats nahe bevorsteht. Auch das oberschlesische Syndikat muß in diesem Jahre erneuert werden. Um im Krieg keinen syndikatlosen Zustand und damit stärkste Beunruhigung der Preisbildung eintreten zu lassen, ist der Regierung das Recht zur Zwangssyndizierung erteilt. Von der Ausübung des Zwanges kann abgesehen werden, wenn Werke, deren Förderung 97 v. H. der Gesamtförderung des Bezirks ausmacht, sich durch Vertrag kartellieren. Allerdings hat auch dann noch der Staat das Recht, für die Wahrung der öffentlichen Interessen bei der Absatzregelung einzutreten.

Es ist klar, daß hier der Krieg den stärkeren Anstoß zu einem Werk gegeben hat, das einmal als bedeutsamer Markstein einer notwendigen Wirtschaftsentwicklung dastehen wird: der Vergesellschaftung der Produktion von oben her.

Mittwoch, 14. Juli.

Der Tod der Fürstin Marie Radziwill, die, französischer Herkunft, Gemahlin eines preußischen Generaladjutanten war und deren Sohn Kammerjunker des Zaren wurde, erinnert eindringlich an den althergebrachten Internationalismus der großen Gesellschaft. Wie verschiedene Formen hat das Weltbürgertum in der Geschichte angenommen: von der Internationale dieser hohen Herrschaften über den Kosmopolitismus der Vernunft im Zeitalter der französischen Revolution bis zur Internationale des Proletariats!

Ein Gegensatz: In der ländlichen Kleinbahn ein Paar, ein feldgrauer Kavallerist, Heimaturlauber, mit hübschem, nachdenklichem Gesicht und ein Mädchen, übelster Kleinstadttypus, von der Art Kleinbürgertum, die das Mondäne ohne Geschmack und Selbstachtung nachmacht. Hutnadel und Gürtelschloß von unechten Brillanten, Stöckelschuhe, durchbrochene Strümpfe, unordentliche gebauschte Haare unter einem ordinären Federhut — unecht von oben bis unten. Sie liest einen Schundroman und ißt dazu Schokolade. Er versucht zu erzählen, ernsthaft und beinahe schwermütig: „Das hättest du sehen müssen in Belgien, tausend Leute auf der Straße, alle von Haus und Hof fort, alles zurückgelassen — sie waren ja falsch beraten" —, sie hört gar nicht zu: „Du," sagt sie, „jetzt kommt sie mit ihrer Freundin in ein Lokal in der kleinen Stadt, wo sie her ist. Da wird sie herausgeschmissen. Aber da wird sie frech: Fürs Gehabte gibt der Jude nichts, sagt sie, aber nicht im beiderständig verheiratete Gräfin." Er sieht sie immer ratloser und grüblerischer an, während sie sich von ihm mehr Schokolade geben läßt, und kann sich augenscheinlich nicht darüber einig werden, was eigentlich so widerwärtig an ihr ist, und warum sie ihm jetzt so anders vorkommt, als da er sich einmal in sie verliebte.

Donnerstag, 15. Juli.

In den Mitteilungen der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge werden psychologisch interessante Ziffern über die Kriminalität der Jugendlichen in Berlin während des Krieges veröffentlicht.

Sehr bezeichnend: im ersten Kriegsvierteljahr sinkt die Zahl der männlichen jugendlichen Kriminellen erheblich, während die Zahl der 16- bis 18jährigen Mädchen, die wegen gewerblicher Unzucht eingeliefert werden, steigt. Von da ab steigt die Kriminalität der Knaben, und zwar hauptsächlich der 12- bis 16jährigen. Die Ueberweisungen an die Berliner Jugendgerichtshöfe stiegen zwischen erstem Kriegsvierteljahr und erstem Vierteljahr 1915 bei den Schülern (12- bis 14jährig) von 38 auf 98 im Vierteljahr, bei den 14- bis 16jährigen von 101 auf 160.

Die Ursachen sind klar: Abenteuerdrang, Kriegspsychose (gerade gestern brachten die Zeitungen den Verhandlungsbericht über die Taten eines 15jährigen, hochbegabten Obersekundaners, der durch die fabelhaftesten Urkundenfälschungen sich in das ersehnte Dasein eines Marinetelegraphisten hineinschwindelte!); dazukommt die Abwesenheit des Vaters, die Erwerbstätigkeit der Mutter, die allgemeine Unregelmäßigkeit des Lebens, vertauschte Schulzeiten usw. und die Leichtigkeit, mit der jetzt schon 14jährige sich „ökonomisch unabhängig" machen können.

Freitag, 16. Juli.

Bei den Berliner Sparkassen sind im Kriegsjahr (bis Ende März) 17½ Millionen Mark mehr eingezahlt als abgehoben (von Zeichnungen zur Reichsanleihe abgesehen). Von den französischen Sparkassen wird mitgeteilt, daß das Mehr der Abhebungen über die Einzahlungen seit Jahresbeginn etwa 77 Millionen Frank beträgt.

Es sollen neue Höchstpreise für Getreide festgesetzt werden. Man spricht von Erhöhungen! Dabei soll die Brotgetreideernte eine gute Mittelernte werden.

Die französischen Sozialisten haben sich einstimmig auf einem Parteikongreß vom 15. Juli bereit erklärt, „ihre Hilfe dem Werke der Landesverteidigung ohne Zurückhaltung, ohne Entmutigung oder Mattigkeit weiter zu bringen. Mit dem ganzen Lande und seinen Alliierten werde die Sozialistenpartei die Befreiung des mutigen und loyalen Belgien und der besetzten Gebiete Frankreichs fortsetzen, ebenso an der Wiederherstellung des Rechtes für Elsaß-Lothringen mitwirken". Die Partei verurteilt weiterhin jede Eroberungspolitik außer den legitimen Wiederherstellungen. Welchen Sinn hat angesichts dieser Entschlossenheit die Friedensliebe unserer Parteiideologen?

Digitized by Google

Sonnabend, 17. Juli.

Ein „Hauptausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge" hat unter Vorsitz von Ministerialdirektor Hofl seine erste Sitzung abgehalten. Man erfährt leider davon nicht mehr, als daß festgestellt wurde, die Rente solle durch lohnbringende Beschäftigung nicht beeinträchtigt werden.

Der Gesamtsitzung der Akademie der Wissenschaften hat eine Abhandlung vorgelegen über „Die Lungenatmung der Schildkröten". So beruhigend, daß in allen Stürmen ein Hintergrund still fortlaufenden Friedensalltags bleibt!

Die Maßnahmen gegen die Preistreibereien, die das Generalkommando in München erlassen hatte, sind nun auch von den Kommandos in Würzburg und Nürnberg übernommen und damit für ganz Bayern gültig.

Sonntag, 18. Juli.

Diese Zeit der „Tat" macht bei den Pädagogen alle Werkunterrichts-Gedanken lebendiger als sie je waren. Merkwürdig ist nur, daß die Werkleute selbst ebenso begeistert sind von der Gymnasialbildung als Vorbildung für das Handwerk, wie die Professoren vom Handwerk als Vorbildung für das Studium. Es wird wohl so sein, daß jede in sich geschlossene Arbeitsschulung, ob intellektuell oder praktisch, bei denen, die für sie geeignet sind, einen bestimmten allgemeinen Tüchtigkeitsgrad erreichen läßt, der sich später jeder Aufgabe gegenüber bewährt.

Aus Feldpostbriefen intellektueller Freunde: welche Weltanschauungskämpfe werden da draußen bestanden, welche Revisionen durchlebt. Einer ging hinaus mit Stefan Georges „Siebentem Ring" im Tornister. Das erlesene Buch im Affen zwischen schmutziger Wäsche und Schmierstiefeln! Wie fern war ihm der Staat — ein unlebendiger Apparat. Und wie hoffnungslos dachte er über „Die Masse". Nur der enge Kreis der Strengen, Unerbittlichen, die das Wesen geformten Daseins zu fassen vermochten, schien die Stätte, von der allein noch Kulturkraft zu erwarten war. Und wenn er hinausging, so war es die Pflicht zu persönlichem Heldentum, der er folgte, nicht der Glaube an die Ziele, für die gekämpft wurde. Jetzt ahnt seine strenge Jugend, daß Sehnsucht die Form ist, in der den Millionen allein das Bild eines vollkommenen Lebens geschenkt ist. Sehnsucht nach Schönheit aus der Haft des Häßlichen, die darum noch nicht gleich zerbrochen wird, und Sehnsucht nach Größe, bei der der arme Mensch doch noch nicht gleich aus der Plattheit herausfindet. Aus Treue gegen das hohe Ideal leugnete er den Weg dahin aus Dumpfheit und Dunkel — jetzt lernt er draußen das Erbarmen mit dem Unfertigen, die Liebe zu den Anfängen. Jetzt weiß er, daß kein herrisches Leben denkbar ist ohne Beziehung zu den Mächten: Volk und Staat.

Montag, 19. Juli.

Aus England wird über die Arbeitsbedingungen der Frauen in den Munitionsfabriken Ungeheuerliches berichtet. Es sollen zu einem Wochenlohn von $12^1/_2$—$14^1/_2$ Shilling Frauen mit 12stündigem Arbeitstag ohne Mittagspause und einem einzigen freien Tag alle zwei Wochen beschäftigt sein. Wir können stolz darauf sein, daß bei uns trotz des Mangels an Arbeitskräften der Arbeiterinnenschutz grundsätzlich aufrechterhalten wurde.

Naumann / Bismarcks Erbe

Als eine etwas verspätete Gabe zum hundertjährigen Erinnerungstag liegt ein kleines inhaltreiches Schriftchen von Professor Hans Delbrück auf unserem Tisch: „Bismarcks Erbe" (Verlag Ullstein, 1915). Als wir zunächst nur den Titel sahen, wußten wir nicht, ob es heißen sollte der Erbe oder das Erbe. Es würde sehr interessant gewesen sein, die Verteilung der Bismarckischen Tätigkeiten auf den Kaiser, den Kanzler und die Staatssekretäre, zu verfolgen und dabei zu sehen, wie die eine übergroße Gestalt sich zerlegt und aus einer Personalregierung eine Direktorialleitung mit verteilten Rollen herauswächst. Es würde sogar von spannendem Interesse sein zu erfahren, wer denn eigentlich heute im Weltkrieg „der Erbe Bismarcks" sei. Das würde alle unsere Entwicklungen seit Bismarcks Abgang sehr beleuchten: das Deutsche Reich, das eine persönliche Gründung war, ist so sehr eine Einrichtung geworden, daß es die allergrößten Anspannungen ohne den Gründer oder eine ähnliche zentrale Leitungskraft aushält. Es fragt sich dabei nur, ob das unpersönliche System, zu dem wir gekommen sind, ohne es eigentlich zu suchen, und das sich im Krieg bewährt, auch für die Friedensverhandlungen genügt. Ob wir nicht bei denen noch einmal werden fragen müssen: wer ist der Erbe Bismarcks?

Professor Delbrück aber spricht nicht über den Erben, sondern über das Erbe. Ja, genau genommen, tut er selbst dieses nur sehr unvollkommen. Er redet mehr vom Erblasser selbst als von der Erbschaft, und zwar berichtet er von ihm solche Züge und Worte, die der gewöhnliche Mensch und Patriot entweder nie gehört oder längst wieder vergessen hat. Delbrück, der in der Bismarckischen Zeit dem parlamentarischen Leben nahe gestanden und mit dem Lebenskreise Kaiser Friedrichs III. enge Fühlung gehabt hat, gehört noch zu denen, die auch ohne Bücherstudien etwas von Bismarck wissen, und denen nicht die fertige Legende den Blick beengt. Bismarck ist in seinen Augen mindestens ebenso groß wie in denen der offiziellen Bismarckverehrer, aber er trägt doch etwas andere Züge, teils schärfere, teils verschwommenere. Wir lesen dieses Heftchen, wie wir ein mit der Nadel gearbeitetes Porträt genießen: eine Ergänzung zur herkömmlichen Heldengeschichte. Das ist das Wesentliche an dieser Arbeit Delbrücks, während er sich getrost noch einmal hinsetzen kann und über „die Erbschaft" inmitten des Weltkrieges Weiteres schreiben, nämlich darüber, welche Veränderungen der europäischen Lage und des deutschen Staatsgefüges schon heute klar vor Augen liegen. Mit dem Hinweis auf Kolonien und vorderasiatische Politik ist das gegenwärtige mitteleuropäische Problem nicht erledigt. Dieses Problem heißt: sollen wir als Erben Bismarcks kleindeutsch oder großdeutsch denken? Für beides kann man sich auf ihn berufen. Auf diese Frage ist jetzt die Antwort am meisten nötig.

Nehmen wir also an, daß wir um Professor Delbrück herumsitzen und er beginnt: Der Historiker muß jede Wahrheit möglichst dann sagen, wenn sie von der Welt begriffen werden kann. Darum erzähle ich heute, bei Beginn einer ganz neuen, noch nicht erkennbaren geschichtlichen Periode, einiges von dem, was ich innerhalb der alten, nun abgeschlossenen Geschichtszeit nur tropfenweise und ängstlich ausgesprochen habe, weil die jetzt erst zu Ende gehende Bismarckische Periode ihre eigenen Traditionen und Redeformen besaß und besitzen mußte, die nicht verletzt werden wollten, und ohne die sie nicht leben konnte. Die Bismarckische Zeit mit ihren Gegensätzen ist aber nun in diesen unseren Tagen schlafen gegangen, denn nun erst sind die Fragen der nationalen Wirtschaftspolitik und der Kampf um die öffentliche Behandlung der Sozialdemokratie aus der Atmosphäre der Kämpfe des Jahres 1880 herausgerückt, und jetzt erst hat der staatliche Charakter des Deutschen Reiches über alle bloße Bundesstaatlichkeit entscheidend sich emporgehoben. Das Deutsche Reich ist heute kein „Vertrag" mehr, es ist ein Lebewesen. Jetzt schadet es darum nichts mehr, offen und ohne parteipolitische Nebenrücksichten davon zu reden, ob und inwieweit Bismarck gerade

Digitized by Google

dieses Reich so hat gründen wollen, und wie weit Gedankenrichtungen, die als besonders Bismarckisch gelten, sich auf ihn berufen können. Es ist ein kleiner Kursus in kritischer Geschichte, den Delbrück uns bieten will, Glossen oder Anekdoten im alten, strengen Sinne dieses Wortes.

Um bei einem der wichtigsten Punkte anzufangen, so verlangte Bismarck vom Kronprinzen Friedrich Wilhelm ganz ernstlich, daß er seine Söhne Polnisch lernen lasse. Diese aus dem Munde der Kaiserin Friedrich bestätigte Tatsache tritt nun in den Zusammenhang zahlreicher und weit auseinanderliegender Bismarckischer Aeußerungen, die den Kampf gegen die Polen als Bestandteil äußerpolitischer und innerpolitischer Taktik, aber nicht als Grundrichtung Bismarckischer Staatsauffassung erscheinen lassen, eine für unsere gegenwärtige Neuorientierung sehr wichtige Feststellung. Um die Bedeutung dieser Erörterung richtig einzuschätzen, muß man das hierzu lesen, was Delbrück über Bismarcks Nationalsinn im ganzen schreibt: „Wie jeder Doktrinarismus, so lag ihm auch der Nationalismus fern. Sein Gesichtskreis, so sagt schon sein Kabinettschef v. Tiedemann, ging weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus und war völlig frei von dem Chauvinismus der vulgären Vaterlandsliebe; er nannte sich selbst wiederholt einen Europäer." Wir müssen es dem Historiker Delbrück überlassen, diese von ihm vorgetragene Auffassung gegenüber der sicher sich meldenden Gegenrede zu verteidigen, bemerken aber, daß schon früher in milderer Form Professor Lenz Ähnliches gesagt hat.

Eine andere charakteristische Bemerkung ist: „In der Geschichte des französischen Krieges aus Moltkes Feder kommt der Name Bismarck nicht vor." Delbrück zeigt, wie im Kriege 1870/71 und schon vorher 1866 die gegenseitige Spannung zwischen diplomatischer und militärischer Leitung viel größer war, als herkömmlich angenommen wird. „Die ganzen Gedanken und Erinnerungen sind erfüllt von unfreundlichen, zuweilen geradezu feindseligen Aeußerungen über die Militärs." Umgekehrt finden wir z. B. auch von Manteuffel aus dem Jahre 1870 eine Aeußerung zu Stosch über Bismarck, „es sei eine Schande, daß ein solcher Politiker mehr Einfluß habe als die Heerführer und Generale". Anderes Ähnliches ist noch des weiteren angeführt. Man hat diesen Dingen gegenüber zunächst das Gefühl, es sei besser, sie ruhig in den alten Papieren schlummern zu lassen, aber da sie hervorgeholt werden, muß man von ihnen Notiz nehmen und kann dabei wohl glauben, daß es für uns, die wir die Personalverhältnisse des gegenwärtigen Krieges und des kommenden Friedens nicht ohne Sorge begleiten, geradezu tröstlich ist zu sehen, daß auch der größte schöpferische Akt unserer bisherigen Geschichte nicht ohne starke und hindernde Menschlichkeiten entstanden ist. Delbrück steht mit seinem Urteil auf seiten der damaligen Militärs und nicht auf der Bismarcks.

Ueber die Politik des Jahres 1848 lesen wir: Das Professorenparlament in Frankfurt ist ohne Zweifel sehr viel klarer, zielstrebiger und staatsmännischer gewesen als König Friedrich Wilhelm IV." Die Professoren unterschätzten das preußische Königtum, erkannten aber doch seinen geschichtlichen Beruf und boten dem König die Krone an, während der König für die nationale demokratische Volksbewegung überhaupt keinen Sinn hatte. Die gewöhnliche monarchische Geschichtsschreibung findet fälschlicherweise immer allen Wirklichkeitssinn bei der Dynastie und allen Doktrinarismus bei den Parlamenten. Bismarck, der Reichsgründer, lernte mindestens soviel in Frankfurt wie in Berlin.

Sehr interessant sind auch die Ausführungen zu dem Satze Bismarcks: „Man hat mir viele gute Eigenschaften nachgerühmt, aber eine hat man stets vergessen: daß ich ein Hofmann bin." Er führte den Kampf um die dreijährige Dienstzeit nicht aus eigenster Ueberzeugung, er „hätte sich auch mit zwei Jahren verstärkt durch eine Anzahl Kapitulanten begnügt", aber auch für eine zehnjährige Dienstzeit schrieb er später, wäre er eingetreten, wenn der König sie gewollt hätte, denn dies war ihm das entscheidende Mittel für die Durchsetzung seiner Politik.

Bismarck erscheint häufig als Hintergrund für weitgehende Eroberungsforderungen. Dem gegenüber hebt Delbrück seine weltpolitische Selbstlosigkeit hervor: „Ostafrika ist eigentlich von Karl Peters gegen den Willen Bismarcks für Deutschland erworben worden." Im Winter 1884/85 verhinderte er den stündlich erwarteten Krieg zwischen Rußland und England um Afghanistans willen. Um des Friedens willen wandte er mit der Zeit allen Mächten Vorteile zu, England Aegypten; Frankreich sein ganzes neues Kolonialreich; Oesterreich Bosnien und die Herzegowina; Italien hätte er Albanien, Rußland Bulgarien gegönnt. Was er für Deutschland gewann, war verhältnismäßig wenig und geringwertig. „Aber Deutschlands Lage war einmal so, auch ein Bismarck konnte das nicht ändern." Von da aus versteht man, daß Delbrück auf Grund Bismarckischer Autorität keine europäischen Erwerbungen im Sinne hat, dafür aber ein „sehr großes Kolonialreich, ein deutsches Indien, so groß, daß es sich im Kriegsfall selbst verteidigen kann". Das letztere würde zwar nicht direkt bismarckisch gedacht sein, aber in Kolonialpolitik war Bismarck überhaupt noch Sohn einer kleinbürgerlichen Epoche.

So könnten wir noch eine ganze Weile auf Grund des Delbrückschen Büchleins weitererzählen, besonders auch über Bismarcks Entlassung, die „nichts mit irgendwelchen persönlichen Verstimmungen zwischen ihm und dem Kaiser zu tun hatte". Es genügt aber, auf das Vorhandensein eines solchen Geschichtslegendenergänzungsheftes aufmerksam gemacht zu haben. Zum Schlusse stehe hier das richtige Wort: „Das ist überhaupt der Erfolg der historischen Menschen, daß sie nicht ruhigen Besitz, sondern größere Probleme zurücklassen."

Paul Rohrbach / Südwestafrika

Wenn die Nachrichten aus englischer Quelle über die Bedingungen der Uebergabe für Südwestafrika richtig sind — und sie können es sein, denn die englische Presse selbst erhebt Beschwerde über eine „so unerhört günstige Kapitulation" — so können wir darin eine Bestätigung dessen erblicken, was ich das letztemal hier als Vermutung äußerte: Botha hat unser Südwest nicht für England, sondern für die südafrikanische Union erobern wollen. Der Anfang, die Besetzung von Lüderitzbucht, entsprach allerdings nicht den Gepflogenheiten Bothascher, sondern englischer Kriegführung, denn die ganze Zivilbevölkerung wurde in Gefangenschaft abtransportiert, die Familien auseinandergerissen, Männer und Frauen in besonderen Lagern an weit voneinander entfernten Orten untergebracht. Später verlautete, an der Fortnahme der Küstenplätze Lüderitzbucht und Swakopmund (und natürlich

Digitized by Google

der Diamantfelder) habe vor allen Dingen die englische Reichsregierung ein Interesse gehabt; Botha aber und seine Leute hätten von sich aus auf der Eroberung des ganzen Landes bestanden, natürlich für Südafrika.

Das Entscheidende ist, daß Botha alle diejenigen Angehörigen der Schutztruppe, die nicht zum aktiven deutschen Heere zählen, sondern als Reservisten und Kriegsfreiwillige für den Feldzug zur Truppe gekommene Landeseinwohner waren, nicht als kriegsgefangene Soldaten behandelt hat, sondern als Ansiedler, denen erlaubt wurde, nach Niederlegung der Waffen wieder auf ihre Farmen zu gehen oder ihren sonstigen Beruf weiter zu üben. Darüber hinaus ist auch die aktive Schutztruppe höchst ehrenvoll behandelt worden. Wie es scheint, hat dabei die alte Eigentümlichkeit burischer Kriegführung, unter allen Umständen Menschenleben zu sparen, eine Rolle gespielt, denn nach den englischen Zeitungen hat Botha die Bedingungen der Kapitulation damit gerechtfertigt, daß es sonst einen Verzweiflungskampf mit den Deutschen gegolten hätte, bei dem sicher sehr viele Leute gefallen wären. Darauf bauend, wird der Befehlshaber der Schutztruppe, Oberstleutnant Franke, seine Forderungen gestellt haben. Die Uebergabe selbst war nach den Mitteilungen des Siegers durch den Mangel an Lebensmitteln auf unserer Seite unvermeidlich.

Falls nähere Nachrichten über die Ereignisse nicht noch eine nachträgliche Enttäuschung bringen, so können wir also damit zufrieden sein, daß unsere Landsleute in Südwest es mit einem anständigen Gegner zu tun gehabt haben. Sie hatten etwa 6000 Gewehre zur Verfügung, während die eingerückten Unionstruppen 40 000 Mann stark gewesen sein sollen. Auf jeden Fall war die Uebermacht erdrückend. Für das zukünftige Schicksal Südwestafrikas ist die gegenwärtige Eroberung gleigültig, denn die Herrschaft der südafrikanischen Union über unsere Kolonie wird mit dem Tage zu Ende sein, wo der Friede zwischen Deutschland und England unterzeichnet wird. Es ist ausgeschlossen, daß wir gerade auf dieses Stück unseres kolonialen Besitztums verzichten, und wenn erst die Friedensverhandlungen beginnen, so werden wir schon einen genügenden Pfandbesitz in der Hand halten, um England und der südafrikanischen Union den Standpunkt klarzumachen. Trotzdem ist es kein Wunder, wenn wir alten Südwestafrikaner mit einer gewissen Wehmut an den ungleichen Kampf und an sein vorläufiges, seit Monaten vorauszusehendes Ende denken. Diese Empfindung verstärkt sich noch, wenn uns jetzt das letzte Dokument der jungen und hoffnungsvollen südwestafrikanischen Selbstverwaltung während der Kriegszeit zugeht. Ich erhalte von befreundeter Seite aus Südafrika die Nummer der Weekly Cape Times vom 30. April 1915, in der die Ansprache des Gouverneurs bei der Eröffnung der außerordentlichen Landesratstagung Ende März enthalten ist. Der durch die Umstände bedingte besondere Charakter dieses Dokuments wird es rechtfertigen, wenn wir die Rede des Gouverneurs Dr. Seitz in der Uebersetzung aus dem Englischen so vollständig wie möglich wiedergeben. Sie lautete:

„Meine Herren! Ich heiße Sie zur sechsten Tagung des Hauses herzlich willkommen. Da viele Mitglieder unter den gegenwärtigen Verhältnissen am Erscheinen hier verhindert sind, so habe ich einige Herren aus verschiedenen Bezirken und aus verschiedenen Interessenkreisen eingeladen, unseren Sitzungen als Gäste mit dem Rechte der Raterteilung beizuwohnen. Ich erwarte, daß diese Herren sich an den Arbeiten des Hauses mit derselben Gewissenhaftigkeit beteiligen werden, wie dessen Mitglieder.

Während der letzten Jahrzehnte, meine Herren, ist viel gesagt und geschrieben worden über die verhängnisvolle Stunde, welcher das deutsche Volk entgegenginge. Diese verhängnisvolle Stunde, meine Herren, hat geschlagen, wir stehen in ihr mitten drin, und mit Recht können wir sagen: Diese große Zeit hat in Deutschland kein kleines Geschlecht gefunden! Wir sehen, wie unser Volk gegen eine Uebermacht kämpft, wie sie kaum jemals einem Volke auf Erden gegenübergestanden hat! Auch wir hier im Schutzgebiete nehmen an diesem Kampfe teil, und ich kann sagen, daß auch hier alles getan worden ist, was in diesem Kriege zu tun nur immer möglich war. Ich glaube, es ist unsere Pflicht und unser fester Entschluß, auch in Zukunft mit unseren Brüdern in der Heimat in der Treue zu Kaiser und Reich zu wetteifern und wie sie, bereit zu sein, freudig alles für die Ehre unseres Vaterlandes zu opfern!"

Nach einem Hoch auf den Kaiser fuhr Dr. Seitz fort: Obgleich wir uns mitten im Kriege befinden und der Feind tatsächlich innerhalb unserer Grenzen steht, habe ich nichtsdestoweniger die Landesvertretung zusammenberufen, um die allgemeine Lage des Landes zu erörtern und Ihnen eine Art „Dringlichkeits-Voranschlag" zu unterbreiten. Wir sind unglücklicherweise nicht in der Lage, endgültige Beträge festzusetzen, und infolge der unzureichenden Verbindung mit dem Mutterlande war es auch unmöglich, uns Kriegsausgaben aus der Heimat bewilligen zu lassen. Tatsächlich haben wir bereits im Mai vorigen Jahres die Voranschläge für das Jahr 1915 besprochen, aber wir wissen weder, was daraus geworden ist, noch in welcher Gestalt sie den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt worden sind. Wir müssen uns also mit unseren Entschließungen für die ersten sechs Monate auf die häuslichen Voranschläge stützen. Ferner wird der Versammlung eine Uebersicht über die Lage unserer Finanzen vorgelegt werden. Ich halte es auch für angebracht, Ihnen einen allgemeinen Ueberblick darüber zu geben, wie sich die Dinge hier seit dem Beginn des Krieges gestaltet haben.

Die erste offizielle Ankündigung des drohenden Krieges erhielten wir am 29. Juli in einem Telegramm des Kolonialamts, worin bestätigt wurde, „daß die Mächte sich bemühten, den Krieg auf Oesterreich-Ungarn und Serbien zu beschränken, und daß keine Gefahr für die Schutzgebiete bestände". Trotz dieser letzteren Versicherung trafen wir alsbald die erforderlichen Vorkehrungen, insbesondere durch Entfernung der staatlichen Nahrungsmittelvorräte aus den Küstenorten. Am 1. August empfingen wir ein weiteres Telegramm folgenden Inhalts: „2. August, erster Tag der Mobilisation!" Gegen wen wir mobilisierten, war nicht erwähnt; wir erfuhren jedoch aus anderen Telegrammen, welche zuweilen chiffriert, etwas später eingingen, daß der Krieg mit Rußland ausgebrochen war und daß der Krieg mit Frankreich drohe.

Am 6. August traf ein weiteres Telegramm ein, lautend: „Krieg mit England, Frankreich, Rußland!" Da dies auch für uns den Krieg wahrscheinlich machte, wurde der Kriegszustand in Deutsch-Südwestafrika erklärt; die Freiwilligen wurden einberufen, und um die Befriedigung von Ansprüchen auf Barzahlung, welche jetzt in großer Anzahl bei der Regierung einliefen, zu ermöglichen, wurden Schatzscheine im Werte von fünf Millionen ausgegeben. Diese Maßregeln wurden nach Beratschlagung mit den Vertretern der Banken und der Kaufmannschaften getroffen. Ein großer Teil dieser Noten ist inzwischen von uns wieder eingelöst worden.

Digitized by Google

Obgleich im Anfang Grund vorhanden war, zu zweifeln, ob die Südafrikanische Union England gegen uns beistehen würde, so wurden diese Zweifel doch bald durch die Reden der Unions-Minister Botha und Smuts im Parlament und bei anderen Gelegenheiten zerstreut. Wir hatten also nicht nur mit einem Angriff durch die Engländer, sondern auch mit einem solchen durch die Union zu rechnen. Der Aufstand in Südafrika, welcher im Januar dieses Jahres völlig zusammengebrochen ist, konnte diese Entwicklung wohl verzögern, aber nicht vereiteln. Die Lage ist nun heute die, daß die Engländer sich im Besitze der Oranje-Linie, Lüderitzbucht, der Eisenbahn bis Garub und des Swakoptales befinden.

Unser Verhältnis zu Angola ist, wie es von Anfang an war, immer noch das Gegenteil von klar. Trotz verschiedener Anfragen haben wir nicht ermitteln können, ob Portugal sich im Kriege mit uns befindet oder nicht. Offiziell ist Portugal anscheinend noch neutral — aber auf keinen Fall ist es eine ehrliche Neutralität, seitdem die portugiesische Politik von der englischen vollständig ins Schlepptau genommen worden zu sein scheint. Unsere Lage wird gekennzeichnet durch die Ermordung — die feige und hinterlistige Ermordung — des Bezirksamtmanns Schultze-Jena, des Oberleutnants Rosch und des Farmers Roder (?) in Naulila. Ich glaube jedoch, daß jetzt, nach dem glänzenden Waffenerfolg unseres Schutztruppenkommandeurs und seiner tapferen Mannschaft, sowohl Angola wie Lissabon gemerkt haben werden, daß auch in schwierigen Zeiten die Deutschen den Mord ihrer Landsleute nicht ungerächt hingehen lassen! (Hört! Hört!) In keinem Falle, meine Herren, brauchen wir für die nächste Zeit einen Angriff von Norden her zu fürchten, da im Norden von Angola ein Aufstand ausgebrochen ist, welcher die Portugiesen vorläufig in Anspruch nehmen wird, und weil ferner die geographische Lage sowie die klimatischen Verhältnisse der Grenzbezirke einem solchen Angriff entgegenstehen.

Es ist uns gelungen, Südwest acht Monate lang gegen eine Uebermacht zu behaupten. Große Opfer haben wir gebracht! Abgesehen von den vielen, welche in der Schlacht infolge von Verwundungen oder Pferdeverlusten in Feindeshand gefallen sind, abgesehen auch von den Frauen und Kindern, welche in handgreiflicher Verletzung aller Grundsätze des Völkerrechts von den Engländern nach Südafrika in die Gefangenschaft geschleppt worden sind, ist die Zahl der Opfer noch sehr groß. Außer Herrn von Heydebreck, dem verdienstvollen früheren Kommandeur der Schutztruppe, haben wir bis jetzt sechs Offiziere, vierzehn Unteroffiziere und sechsunddreißig Reiter verloren. Ueber die Verluste im gestrigen Gefecht am Swakop sind uns noch keine näheren Nachrichten zugekommen. Diese Opfer sind freilich schwer, aber sie sind verschwindend im Vergleich zu den ungeheuren Opfern, welche der Krieg in Europa von unseren Brüdern fordert, die zu Tausenden und aber Tausenden in Frankreich, Belgien und Ostpreußen gefallen sind, im Vergleich zu den Tausenden und aber Tausenden, die mit unseren guten Schiffen ihr Grab im kühlen Meere gefunden haben. Friede sei mit unseren Helden! Ehre den Helden, welche den glorreichsten Tod gestorben sind, der einem Deutschen beschieden ist, den Tod für das Vaterland!"

Der Aufforderung des Gouverneurs folgend, ehrten die Mitglieder des Hauses die Toten durch Erheben von den Sitzen. Dann fuhr der Gouverneur fort:

„Was das Schicksal der anderen Kolonien anbelangt, so haben wir den schweren Verlust Kiautschous zu beklagen, wo Englands gelbe Verbündete in weit überlegener Zahl über uns herfielen; Togo, das nach verzweifeltem Kampfe in Feindeshände gefallen ist, und auch der Südsee-Kolonien, die für eine Landverteidigung überhaupt nicht eingerichtet waren. In Kamerun befinden sich nur die Küstenplätze in den Händen des Feindes, und die Lage in Ostafrika scheint im großen und ganzen günstig zu sein. Die englische Nachricht von der Einnahme von Daressalam hat sich nicht bestätigt; Daressalam ist anscheinend noch in deutscher Hand. Die Ostafrikaner operieren augenscheinlich erfolgreich nicht nur bei Tanga und an der Ugandabahn, sondern auch an den Seen — dem Viktoria-, Tanganyika- und Nyassa-See.

Ich komme nun zu der Lage der Dinge in Europa. Der Seekrieg in Europa hat einen ganz unerwarteten Verlauf genommen. Obgleich wir zur See schwere Verluste zu beklagen haben, so besonders den Untergang unseres östlichen Geschwaders, steht es nichtsdestoweniger fest, daß die Engländer mehr Schiffe und größere Schiffe verloren haben als wir. Vor allem aber hat der oft angedrohte Angriff der englischen Flotte auf die deutsche bisher nicht stattgefunden; und ferner, England, so mächtig zur See, muß eine effektive Blockade seiner ganzen Küste über sich ergehen lassen. Daß sie effektiv ist, geht nicht nur daraus klar hervor, daß 22 englische Dampferlinien ihren Betrieb eingestellt haben, es wird auch bestätigt durch den Schiffsverkehr in Kapstadt. Früher liefen 1100 Schiffe jährlich in die Tafelbai ein. Alle Schiffe von einiger Größe sind heutzutage mit den Einrichtungen für drahtlose Telegraphie versehen, und alle solche Schiffe kündigen ihre Ankunft dem Bestimmungshafen an. Dadurch konnten wir feststellen, daß seit dem 26. März (in diesem Datum muß ein Fehler stecken, denn die Rede ist am 24. März gehalten. Rb.) nur 17 Schiffe in Kapstadt ankamen, von denen zwei Portugiesen waren; eines war schwedisch und eine ganze Anzahl von Schiffen war nach Australien bestimmt, während ein von Australien kommendes Schiff — merkwürdigerweise — als seinen Bestimmungshafen Trinidad bezeichnete. Daraus ist zu entnehmen, daß der Seeverkehr der englischen Handelsflotte stark zurückgegangen ist.

Ein weiterer großer deutscher Erfolg zur See besteht darin, daß wir gleich zu Beginn des Krieges die ganze russische Flotte zur Untätigkeit im Golf von Finnland gezwungen, die Herrschaft über die Ostsee uns gesichert und dadurch unserem Handel mit Nordamerika Behinderungen ferngehalten haben.

Aus den unvollständigen und teils widerspruchsvollen Nachrichten der letzten Tage geht nur eine Tatsache mit voller Gewißheit hervor. In den jüngst verflossenen Wochen sind überhaupt keine größeren Schlachten geliefert worden; die feindlichen Heere stehen einander in befestigten Stellungen gegenüber. Diese Beobachtung führt zu dem Gedanken, daß der Sieg schließlich demjenigen zufallen wird, der wirtschaftlich und finanziell am besten und längsten aushalten kann, und in dieser Hinsicht befindet sich Deutschland in einer durchweg besseren Lage als seine Gegner. Trotz der Beschränkungen unserer Verbindungen durch den Krieg können wir dennoch unseren Handel mit Dänemark, Schweden, Norwegen, der Schweiz, Italien, Oesterreich-Ungarn, Rumänien, Bulgarien und der Türkei aufrechterhalten und unseren Bedarf durch jene Länder beziehen. Außerdem kann Deutschland, ebenso wie Oesterreich, auf lange Zeit hinaus seine Bevölkerung mit seinen eigenen Erzeugnissen erhalten.

Digitized by Google

Deutschland steht also gegenwärtig gerade so mächtig und stark da, wie nur jemals in den besten Zeiten des Mittelalters, und wir dürfen die Hoffnung hegen, daß es den Krieg siegreich beenden wird. Diese Hoffnung soll uns dazu ermutigen, dieses Land hier mit aller unserer Kraft gegen den Feind zu verteidigen, soll uns zeigen, daß es nur eine Losung für uns geben kann: „Kampf bis zum Ende!"

E. E. Lehmann / Albanien

Albanien hat während der letzten Monate gar viel von sich sprechen gemacht. Erst versuchte man ihm einen Fürsten zu geben, der jedoch noch ein schnelleres Ende nahm als der berüchtigte Winterkönig von Böhmen. Sodann gerieten, wie wir aus den vor ganz kurzem veröffentlichten diplomatischen Aktenstücken über den Beginn des italienisch-österreichischen Krieges wissen, Oesterreich-Ungarn und Italien über Albanien in Streit, und im Augenblicke, da ich diese Zeilen zum Druck gebe, sucht Serbien seinen alten Plan, an der albanischen Seeküste festen Fuß zu fassen, durch Waffengewalt zu erzwingen. All das, obgleich, streng staatsrechtlich genommen, Albanien noch zum türkischen Reiche gehört. Ja, die amtliche Welt der Türkei bestreitet überhaupt die Existenz einer besonderen Provinz Albanien; die Albanesen selbst dagegen verstehen, gerade so wie Griechen, Bulgaren und Serben, je nach ihren politischen Anschauungen und Wünschen, unter der Bezeichnung Albanien ganz Verschiedenes. Ein hervorragender englischer Diplomat wollte in einer an den englischen Minister des Auswärtigen gerichteten offiziellen Depesche den politisch-geographischen Begriff Albanien auf die Landstrecken innerhalb der Wilajets von Skutari und Janina und nach Osten zu auf die die Wasserscheide bildende Bergkette beschränkt wissen, durch die Flüsse, welche — die einen in das Adriatische, die anderen in das Aegäische Meer — münden. Skutari liegt im Norden des Landes, dicht an der Grenze von Montenegro, Janina dagegen ziemlich auf dem gleichen Breitegrad mit der Insel Korfu. Diese Grenzangaben als berechtigt zugestanden, würde Albanien ein gutes Teil der Wilajets Monastir und Kossowo in sich begreifen. Monastir liegt in der Mitte zwischen Skutari und Janina, von Skutari in südöstlicher, von Janina in nordöstlicher Richtung, so daß, wenn man sich eine gerade Linie von jedem dieser Punkte nach Monastir gezogen denkt, ein fast rechtwinkliges Dreieck mit ungleichen Seiten entstehen würde. Die bei weitem längere Seiten- oder Schenkellinie dieses Dreiecks ist die Linie Skutari—Monastir, die kürzere aber Janina—Monastir.

Die Albanesen werden von den meisten Forschern für Abkömmlinge der alten Illyrier gehalten, das ist wahrscheinlich; ihren Ahnen hatte der Apostel Paulus möglicherweise die Botschaft Christi verkündigt; wenigstens sagt er selbst: „Ich habe um und in Illyrien mit Nachdruck die Botschaft Christi gepredigt." Im übrigen weiß man von den alten Illyriern nur, daß sie die Kultur der Griechen und Römer recht langsam, ja, fast mit Widerwillen bei sich aufnahmen, und daß sie später von den andrängenden Slawen gegen die Küsten des Adriatischen Meeres getrieben wurden.

Die Albanesen unserer Zeit sind ein wildes, kriegerisches Volk. Lange Jahre hindurch haben sie der türkischen Regierung gegenüber dieselbe rebellische Haltung angenommen, wie die Kurden Kleinasiens. Beide Völker gehören ihrer Religion nach **nicht** der orthodoxen Kirche an; beide wurden von der türkischen Regierung zur Unterdrückung der Christen und zuzeiten als Schreckbild gegen die Großmächte benutzt, sobald die letzteren in Konstantinopel auf Reformen drängten. Obgleich die große Masse der Albanesen wild und gesetzlos lebt, ist der Albanese doch treu bis in den Tod. Ist ein Arnaut einmal in den Dienst eines anderen Mannes getreten, dann ist er nicht nur ein treuer Diener seines Herrn, sondern geradezu dessen bester Beschützer gegen jede Art von Feinden.

Die in der Türkei wohnenden Albanesen zerfallen in zwei Hauptgruppen: Tosken und Ghegs. Der Skumbiafluß, der sich auf halbem Wege zwischen den beiden Städten Durazzo und Avlona ins Adriatische Meer ergießt, bildet ungefähr die Grenze zwischen den beiden Landstrecken, in denen die beiden Stämme, ziemlich scharf voneinander getrennt, wohnen. Die Zahl der albanesischen Bevölkerung wird verschieden angegeben; die türkische Regierung schätzt die in Türkisch-Albanien wohnenden auf 1 Million bis 1 200 000; die Albanesen selbst behaupten, sie seien fast 2 Millionen stark. Das mag der Wahrheit nahe genug kommen, zumal die Türken alle Anhänger der orthodoxen Kirche als „Griechen" in ihre Statistik aufnehmen, während viele dieser Bekenner nur „gräzisierte Albanesen" sind.

Die Tosken, im südlichen Albanien wohnhaft, **sind alles** in allem zivilisierter und weniger kriegerisch als ihre **Brüder** im Norden, die Ghegs; sie haben sich deshalb auch **mehr** der Kontrolle der ottomanischen Behörden unterworfen. **Sie** sind nicht, gleich den Ghegs, in richtige Stämme geteilt; aber sie haben ein in sich ausgebildetes System von Anführern, Beys genannt, bei denen sie sich in allen wichtigen Angelegenheiten Rat holen. Ganz anders die Ghegs; sie werden nur durch ungeschriebene Gesetze regiert; ihr Wesen ist patriarchalische Einfachheit, und in ihren Heimstätten regiert der Aelteste unter den Bewohnern. Oft leben drei, ja, vier Generationen in demselben Hause. Die Häuser sind alle befestigt und heißen „Kulch". Sie sind groß und geräumig. In früheren Zeiten hatten diese Ortsältesten nicht nur ihre eigenartige militärische Organisation, auch Streitigkeiten aller Art wurden durch sie entschieden.

Die dem mohammedanischen Bekenntnis anhängenden Albanesen sind keineswegs religiös fanatisch. Der vornehmere Arnaute ist vor allem Albanese und dann erst Christ oder Mohammedaner. Als die Türken Albanien eroberten, waren dessen Einwohner Christen kaum mehr als dem Namen nach. Gegenwärtig sind zwei Drittel der ganzen albanesischen Bevölkerung Anhänger des Islam. Von dem letzten Drittel gehören die Christen des südlichen Albaniens der orthodoxen, die des nördlichen der römisch-katholischen Kirche an. In einzelnen nördlichen Distrikten, wie um Mirdites herum, ist die Bevölkerung ganz und gar christlich; in anderen, wie um Mott herum, sind die Bewohner ausschließlich Mohammedaner.

Die Albanesen streiten für gewöhnlich nicht über Religion. Moslems und Christen sind viel einiger unter sich als die Anhänger der orthodoxen und römisch-katholischen Kirche im Norden des Landes. Aber die katholische Geistlichkeit tut leider mancherlei, den religiösen Frieden in der Bevölkerung zu stören. So sollte unlängst im Wilajet Kossowo eine musikalische Abendunterhaltung stattfinden; Mohammedaner und Christen hatten sich für die Vorbereitungen dazu friedlich verbunden. Doch einen Tag vor der Aufführung trat der Bischof dazwischen. Er bestand darauf, aus dem weltlichen Konzert ein rein geistliches zu machen; ja, er ging so weit, den Leuten Geld zu bieten und den christlichen Teilnehmern die Kirche zur Verfügung zu stellen, wenn sie die Moslems noch in letzter Stunde von dem Vergnügen ausschließen würden.

Digitized by Google

Obgleich die nationale albanesische Bewegung unter Sultan Abdul Hamid soviel wie möglich eingeschränkt wurde, behandelte seine Regierung die Albanesen doch stets mit besonderer Zuvorkommenheit. Er sah in ihnen eine Stütze für die Zeiten der Not. Die kaiserliche Garde, hauptsächlich aus Südalbanesen bestehend, erhielt unter dem Exsultan immer auf die Stunde ihren Sold; auch wurde sie niemals über die für den Heeresdienst gesetzliche Zeit bei den Fahnen gehalten. Und nicht nur das: sie durfte über ihre inneren Angelegenheiten selbst entscheiden, ohne daß die Regierung sich irgendwie hineinmischte. Besonders vor den Ghegs aus dem nordöstlichen Albanien hatte man am Goldenen Horn eine gewisse Scheu. Als sie sich der Politik des Sultans widersetzten, schickte die Regierung Truppen nach Albanien, gebrauchte jedoch tatsächlich erst Gewalt, nachdem man die Führer durch Dekorationen und Geldgeschenke, meistenteils vergeblich, zu beruhigen versucht hatte.

Ausländische und besonders englische Bibelgesellschaften haben schon seit Anfang des letzten Jahrhunderts die Bibel in den verschiedenen Dialekten der albanesischen Sprache drucken lassen; diese Bibelausgaben sind in lateinischen Buchstaben gesetzt; nur die Ausgaben für die Tosken zeigen griechische Schrift. Doch auch in nationalalbanesischen Schriftzeichen wurden zuerst 1889 für die Tosken und Ghegs die Evangelien gedruckt. Die von mir selbst gesehenen Ausgaben sind zweischriftig gedruckt; auf der einen Seite mit albanesischen, auf der anderen mit griechischen Buchstaben, so daß sich der Text in den beiden Schriftcharakteren auf zwei Spalten gegenübersteht. Der Druckort dieser Ausgaben ist Bukarest.

Unter der Regierung Abdul Hamids gab es türkische elementare und höhere Schulen in mehreren der bedeutenderen Städte Albaniens. Die Knaben wurden zum Lesen des Koran in den Moscheen angehalten. Daneben sorgten Oesterreich und Italien einigermaßen für den Volksunterricht. Oesterreich bediente sich dazu der Jesuiten und der Franziskaner. Beide Orden haben eine Art Mittel- und Sammelpunkt in Skutari; sie werden in österreichischen Anstalten vorgebildet und teilweise aus österreichischen Fonds bezahlt. Erst während der letzten Jahre hat die italienische Propaganda neben der der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie größeren Einfluß gewonnen; die Italiener haben das dadurch fertiggebracht, daß sie ihre Schulen als rein weltliche, ja, teilweise konfessionslose Schulen organisierten; infolgedessen schicken nicht nur Christen, sondern auch Mohammedaner ihre Kinder dorthin. Die Schüler dieser italienischen Anstalten werden auch in Handarbeiten, wie z. B. im Teppichknüpfen, unterrichtet; die Mädchen werden im Gebrauch der Nähmaschine sowie in der Anfertigung von Kleidungsstücken und was dergleichen mehr ist, unterwiesen. Das hat noch etwas anderes zur Folge gehabt: die Jesuiten, die wohlhabend sind und weite Strecken Landes in Albanien besitzen, üben selbst die verschiedenartigsten Gewerbe aus, wie beispielsweise Schneiderei, Buchbinderei und Buchdruckerei. Sie bieten ihre Arbeiten zu so niedrigen Preisen an, daß jeder Wettbewerb der Einwohner in diesen Gewerben unmöglich wird; das macht sie besonders bei der Bevölkerung des nördlichen Albaniens geradezu verhaßt. Neben der österreichischen und italienischen Propaganda fehlt auch die slawische Propaganda nicht; sie wird von Serben und Bulgaren unterstützt, hat jedoch infolge mangelnder Geldmittel wenig auf sich. Viel wichtiger ist die griechische Propaganda, gegen die sich jedoch die Albanesen geradezu mit Händen und Füßen wehren; sie umfaßt hauptsächlich das westliche Albanien bis nach der nördlicher gelegenen Stadt Elbasan. Das griechische Patriarchat hat in diesem Teil des vielbegehrten Landes Kirchen und Schulen errichtet; augenscheinlich ist es ihm jedoch mehr darum zu tun, die Bevölkerung zu hellenisieren, als zu christianisieren. Denn gerade die zur orthodoxen Kirche übergetretenen Albanesen bekämpfen das griechische Patriarchat; ja, sie haben zu diesem Zwecke in der Stadt Korcha eine Gesellschaft gegründet, welche, mit Zweiggesellschaften in Elbasan und Bukarest, alles nur mögliche tut, die Hellenisierung des westlichen Albaniens zu hindern.

Dieses Gegeneinanderarbeiten der verschiedensten nationalen Interessen von Oesterreichern, Italienern, Griechen und Bulgaren hat die nationale albanesische Bewegung erst in Fluß gebracht, und diese Bewegung hat nach dem Urteile aller Kenner des Landes seit dem Jahre 1908, also seit Einführung des Parlamentarismus in der Türkei, noch zugenommen.

Das erste Ergebnis der jungtürkischen Umwälzung für Albanien war ein zu Monastir abgehaltener großer albanesischer Kongreß; er fand im November 1908 statt und sollte die Alphabetfrage und andere Erziehungsfragen für Albanien beraten. Nach achttägiger Diskussion entschied man sich für die lateinischen Buchstaben mit kleinen Aenderungen, während das arabische Alphabet wegen seiner allzu großen Schwierigkeiten abgelehnt wurde. Das bedeutete selbstverständlich auf die Länge der Zeit, wenn auch vielleicht ungewollt, ein Zurückdrängen des islamitischen Einflusses in Albanien. Kein Wunder also, daß die Türken sich dagegen sträubten! Da man jedoch in Konstantinopel einsah, daß jede Opposition gegen die Beschlüsse des Kongresses von Monastir vergeblich, ja, gefährlich sein würde, hatte man sich von seiten der türkischen Zentralregierung bestrebt, der Einführung der lateinischen Buchstaben eine Art passiven Widerstands entgegenzusetzen; außerdem hat man die mohammedanischen Albanesen ausdrücklichst darauf hingewiesen, daß die arabischen Buchstaben geheiligte Schriftzeichen seien, deren sich zu bedienen die religiöse Pflicht jedes Muselmannes sei. Trotzdem sind diese türkischen Bestrebungen, obgleich sie in den Moscheen von den Ulemahs leidenschaftlich unterstützt wurden, fast überall erfolglos geblieben. In Elbasan versammelten sich gegen 7000 Albanesen, um zu erklären, daß sie ihre Sprache und die von dem Kongreß zu Monastir angenommenen Schriftzeichen, wenn es sein müßte, selbst mit ihrem Leben verteidigen würden. Eine andere Versammlung mohammedanischer Albanesen, die im Februar 1910 zu Korcha abgehalten und mit einem von einem Moslem gesprochenen Gebet eröffnet wurde, erklärte: Schrift und Sprache hätten nichts mit der Religion zu tun; sie, die mohammedanischen Albanesen, würden deshalb geradeso wie die nicht mohammedanischen Volksgenossen an den lateinischen Schriftzügen festhalten. Dieses leichtere lateinische Alphabet macht der Masse der Bevölkerung die Kunst des Lesens und Schreibens, welche bis dahin ein Privileg der Höherstehenden und besonders der Priesterkaste in Albanien gewesen, überhaupt erst möglich; man begreift deshalb die auch heute noch nicht zum Schweigen gebrachte Agitation der Ulemahs gegen die für die Zukunft Albaniens außerordentlich wichtige Veränderung. Die Türken bestehen auch heute noch darauf, daß besonders in den niederen Schulen das arabische Alphabet benutzt wird; allein die Empörung gegen diesen Zwang bei den Albanesen ist so groß, daß in einzelnen Schulen die Zöglinge die Lehrbücher mit den arabischen Buchstaben geradezu in Stücke rissen.

Um für diese neuen Schulen Lehrer zu erziehen, haben die Albanesen in Elbasan eine Art Präparandenanstalt für an-

Digitized by Google

gehende Lehrer errichtet. Dieses Seminar wies sehr bald über fünfzig Studenten auf; es ist im steten Aufblühen begriffen, und die Kandidaten strömen ihm aus allen Teilen des Landes zu. Männer, welche am Wohle ihres Volkes tatkräftigen Anteil nehmen, hoffen, daß nach noch nicht zwanzig Jahren 50 v. H. der gesamten albanesischen Bevölkerung werden lesen und schreiben können.

Schon seit Jahren wurde die Sache der Albanesen von sieben Zeitungen unterstützt; sie erschienen in Saloniki, Monastir, Janina und Korcha, dazukam eine in Amerika gedruckte Zeitschrift, die jedoch unlängst in der Türkei verboten wurde. Zu dieser publizistischen Propaganda bilden die albanesischen Klubs eine sehr wertvolle Ergänzung; der größte Klub, bekannt unter dem Namen Baschkimklub, hat seinen Sitz in Monastir. Vor allem verlangen die Albanesen eine ihnen gesetzlich gewährleistete Selbstverwaltung. Wer diese Selbständigkeit am meisten zu wahren und zu achten versteht, der wird der zukünftige Herr in Albanien werden.

Dagegen müssen alle Versuche zur Unterjochung des Landes durch eine auswärtige Macht scheitern. Schon die bergige Natur des Landes und der Charakter seines Bergvolkes macht eine Unterjochung Albaniens beinahe unmöglich. Auch ist dem Arnauten jeder fremde Eindringling zuwider. Nach meinen persönlichen Eindrücken und Umfragen mag der Albanese von den Griechen nichts wissen; die Serben sind ihm verhaßt, die europäischen Großmächte aber hält er für überflüssige Gäste im Lande. Für den Albanesen selbst gibt es ein albanesisches Problem überhaupt nicht. Könnte er, wie er wollte, der Albanese würfe Italiener und Oesterreicher, Griechen und Serben am liebsten zum Lande hinaus. — Dem eingeborenen Arnauten ist es sehr gleichgültig, ob zu Durazzo die italienische oder österreichische Flagge weht, ob der serbische oder griechische Einfluß vorherrscht. Am liebsten möchte er alleingelassen werden. Ja, ich glaube, der Sultan in Konstantinopel ist ihm immer noch der genehmste Oberherr, weil er ihn am wenigsten belästigt und am besten versteht. Nach meinen Beobachtungen an Ort und Stelle sollte man Albanien Albanien sein lassen und vorläufig abwarten, wie die Dinge sich dort unter dem Einfluß der benachbarten Staaten und Länder entwickeln. Jedes Forcieren, jedes gewaltsame Vorwärtsdrängen der Verhältnisse von außen her kann nur unheilvoll zurückwirken auf die, welche aus selbstischen Gründen das Land beunruhigen.

Erich Eyck / Staatlicher Kartellzwang

Zu Beginn dieses Krieges war die Regierung vorübergehend im Begriff, gegen die Kartelle mit Mitteln der Gesetzgebung vorzugehen. Als über gewisse Verbände, insbesondere der Textil-Industrie, Klagen geäußert wurden, daß sie es an der durch die Zeitumstände bedingten Rücksichtnahme auf ihre Abnehmer fehlen ließen, ja sogar die Zahlungsbedingungen noch verschärften, verlangte die Regierung von ihnen eine Lockerung der Bande und drohte ihnen, falls sie sich nicht gefügig zeigten, den Erlaß einer Bundesratsverordnung an, durch welche „einer Ueberspannung der Macht der Konventionen entgegengetreten" würde. Es ist damals zu einer Verständigung gekommen. Die Konventionen haben sich den berechtigten Forderungen gefügt, und die Regierung hat auf der anderen Seite davon abgesehen, die Bindung der Konventionssatzungen zu sprengen. Von dem angedrohten Anti-Kartell-Gesetz ist weiter nicht mehr die Rede gewesen.

Jetzt aber kommt doch ein Kartellgesetz heraus, freilich mit vollständig anderer Tendenz. Nicht die Lockerung, sondern die Erhaltung eines Kartells ist sein Ziel, die Einführung eines staatlichen Organisationszwanges sein Mittel.

Die Verordnung des Bundesrats vom 12. Juli 1915 schafft die Möglichkeit von Zwangssyndikaten für den Kohlenbergbau. Die Verordnung wird ausdrücklich damit motiviert, daß der Vertrag des Rheinisch-Westfälischen Kohlen-Syndikats am 31. Dezember d. J. abläuft, und daß die bisher beim Syndikat beteiligten Zechenbesitzer schon vom 1. Oktober d. J. ab über ihre Produktion für die Zeit nach dem 1. Januar 1916 frei verfügen können. Alle Bemühungen, einen neuen Syndikatsvertrag zustande zu bringen, haben Erfolg bisher nicht gehabt. Die Kohlenbergwerke und die Regierung mußten daher mit der Möglichkeit rechnen, daß entweder vom 1. Januar 1916 ab ein syndikatsloser Zustand eintrete, oder das zum mindesten das letzte Quartal dieses Jahres von eigensüchtigen Bergwerken dazu benutzt würde, um für die Zukunft Verträge abzuschließen, die einem künftigen Kartell außerordentliche Schwierigkeiten gemacht hätten. Man mußte an die Erfahrungen beim Kali-Kartell denken, wo Herr Schmidtmann eine ähnliche Situation benutzte, um Verträge nach Amerika abzuschließen, deren Beseitigung später die allergrößte Arbeit gekostet hat. Die Regierung stellt bei dieser Sachlage die Kohlenproduzenten vor eine Alternative: entweder es kommt rechtzeitig ein neues freies Syndikat zustande, das mindestens 97 Prozent der Produktion umfaßt (Artikel III), d. h. es darf auch nicht ein einziger wesentlicher Produzent draußen bleiben. Oder dies gelingt nicht — dann werden sie zwangsweise zu einem Syndikat vereinigt, oder wie die Verordnung sich ausdrückt, zu „Gesellschaften, denen die Regelung der Förderung sowie der Absatz der Bergwerkserzeugnisse der Gesellschafter obliegt". Die Bestimmungen hierüber hat die Landeszentralbehörde zu treffen, d. h. das preußische Handelsministerium hat sich auf diese Weise vom Bundesrat die Vollmacht geben lassen, die ihr erforderlich scheinenden Maßregeln durchzuführen.

Das in Aussicht genommene Zwangssyndikat würde nun einige höchst interessante Neuerungen aufweisen. Die Verordnung sieht vor, daß das Ministerium eine Satzung erläßt, welche über die wichtigsten Punkte, insbesondere die Gesellschaftsorgane (Gesellschafterversammlung und Vorstand), die Regelung des Absatzes durch die Gesellschaft, die Festsetzung der Preise und der Lieferungsbedingungen Bestimmung trifft. Die Verteilung des Absatzes auf die einzelnen Gesellschafter, die Zuteilung der Kontingente, soll von der Satzung hingegen nicht ausgesprochen werden. Die Regierung überläßt es vielmehr zunächst den Gesellschaftsorganen, selbst darüber Bestimmung zu treffen. Aber diese Bestimmung wird keine endgültige sein, vielmehr kann sich dasjenige Mitglied, welches Anspruch auf eine höhere Beteiligungsziffer zu haben glaubt, an den Ausschuß wenden, der ein halb staatliches Organ ist; denn das Ministerium wird nicht nur die Hälfte seiner Mitglieder, sondern auch seinen Vorsitzenden ernennen, während das Syndikat selbst nur die andere Hälfte der Mitglieder zu entsenden hat. Die staatlichen Vertreter werden also immer die Majorität haben können. Aehnlich steht es mit den Preisen. Auch diese darf die Gesellschafterversammlung von sich aus festsetzen. Die erstmalige Festsetzung bedarf aber der Zustimmung der Landeszentralbehörde,

die auch das Recht hat, den Preis herabzusetzen, wenn etwa die Gesellschafterversammlung einen zu hohen Preis festgesetzt haben sollte. Fernere Preiserhöhungen müssen mit einer Majorität von 70 Prozent der Gesellschafter beschlossen werden, während umgekehrt auf den Antrag von 30 Prozent eine Ermäßigung durch die Landeszentralbehörde bestimmt werden kann. Darüber hinaus aber hat das Ministerium das Recht, ständig einen Vertreter zu den Versammlungen der Gesellschafter und des Vorstandes zu entsenden. Auf diese Weise ist die Regierung nicht nur in der Lage, über alle inneren Vorgänge des Syndikats jederzeit unterrichtet zu sein, sie kann durch ihren Vertreter auch Beschlüsse wegen Verletzung der Gesetze und der Satzung oder auch — und dies ist das wichtigste — wegen Verletzung der öffentlichen Interessen beanstanden. An diesem Zwangssyndikate würde der Staat sich auch mit seinen Bergwerken beteiligen. Er beansprucht ein — praktisch allerdings außerordentlich wichtiges — Vorrecht nur insofern, als der Selbstverbrauch, d. h. die Lieferung an Verwaltungs- und Betriebsstellen des Reiches und der Bundesstaaten, vor allem also an die Eisenbahn der Kontrolle des Syndikats vollständig entzogen werden sollte.

Ob nun dies Zwangssyndikat jemals ins Leben treten wird, vermag heute noch niemand zu sagen. An sich ist es nicht unmöglich, daß 97 Prozent der Produktion zu einem freien Kartell zusammentreten. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat umfaßte bei seiner letzten Erneuerung im Jahre 1903 sogar 98,7 Prozent der Förderung des Bezirks. Inzwischen haben aber die außenstehenden Werke, die natürlich von dem Bestehen des Syndikats reichlichen Nutzen hatten, einen derartigen Aufschwung erlebt, daß sie jetzt 13,5 Prozent der Förderung liefern. Bei ihnen wird daher in hohem Maße die Entscheidung darüber liegen, ob der westfälische Kohlenbergbau künftig ein freies, sich selbst verwaltendes oder ein staatlich kontrolliertes Zwangssyndikat hat. Darüber kann aber wohl kaum ein Zweifel bestehen, daß die Verordnung den Syndikatsfreunden kräftig zu Hilfe kommt. Denn sie führt den Außenseitern nachdrücklich zu Gemüte, daß es um ihre organisationsfreie Sonderexistenz künftighin in jedem Falle geschehen ist.

Ist nun ein derartiger staatlicher Organisationszwang zu billigen? Läßt es sich rechtfertigen, daß der Staat ein Syndikat, welches auseinanderzufallen droht, mit Gewalt zusammenhält? Daß dies — ähnlich wie früher bei Kali und Spiritus — bei einem so lebensnotwendigen Produkt wie der Kohle geschieht? Man denke an die Stellung, welche die Regierung zur Zeit des Hiberniakonfliktes zum Kohlenkartell eingenommen hat.

Trotz aller Bedenken wird man die Verordnung als Kriegsmaßregel billigen müssen. Eine Auflösung des Kohlensyndikates müßte zu einer schweren Erschütterung des gesamten Wirtschaftslebens führen, die in der Kriegszeit verhängnisvoll werden könnte. Ein lebhafter Preiskampf würde entbrennen, der freilich zum mindesten zeitweise den Konsumenten zugute kommen könnte — wenn auch die Preispolitik des Kohlensyndikats während des Krieges durchaus besonnen war — der aber andererseits zu Betriebseinschränkungen, Arbeiterentlassungen und zur teilweisen Entwertung des großen in den Bergwerken arbeitenden Kapitals führen könnte. Daß das für die deutsche Volkswirtschaft während des Krieges wünschenswert ist, wird niemand behaupten. Unsere ganze Kriegsgesetzgebung steht unter dem Zeichen möglichster Erhaltung des Bestehenden, möglichster Vermeidung aller Erschütterungen. Es sei z. B. an die Verordnungen erinnert, welche sich mit dem Grundbesitz, dem Mietverhältnis, dem Hypothekenmarkt beschäftigen. Das ist eine vollauf berechtigte und durch die Erfahrung bestätigte Tendenz. Man wird deshalb die Unterstützung, welche die Regierung Herrn Kirdorf bei seinen Bemühungen um eine Erneuerung des Kohlensyndikates gewährt, nicht mißbilligen können.

Herr Kirdorf selbst ist freilich durch das Vorgehen der Regierung keineswegs entzückt. „Ich kann", erklärt er, „einen solchen Eingriff in die freie wirtschaftliche Tätigkeit nur bedauern." Dieses Bedauern ist zweifellos darauf zurückzuführen, daß ihm das für den Fall des Scheiterns des freien Syndikats vorgeschlagene Zwangsgebilde durchaus unsympathisch ist. Den Bergwerksbesitzern mag es wenig angenehm sein, wenn ein Staatskommissar ihre Verhandlungen überwacht und ihre Beschlüsse beanstandet und wenn die Regierung auf Antrag einer Minorität die Preise herabsetzt. Kirdorf hat sich ja über diese Gesichtspunkte schon 1905 auf der Mannheimer Tagung des Vereins für Sozialpolitik ausgesprochen, wo Professor Schmoller ähnliche, allerdings noch weitergehende Vorschläge gemacht hatte.

Ob vom Standpunkt der Allgemeinheit aus eine derartige Staatskontrolle zu begrüßen ist, läßt sich von vornherein schwer entscheiden. Zweifellos übernimmt der Staat bei einem solchen Verfahren eine große Verantwortung. Wenn der Staatskommissar einen Beschluß, welcher die Preise erhöht, nicht beanstandet, so muß das dahin verstanden werden, daß die Erhöhung den öffentlichen Interessen nicht zuwiderläuft. Darüber werden andere Personen und Parteien oft anderer Ansicht sein, und so wird die Preispolitik des Syndikats fortgesetzt ein Gegenstand politischen Kampfes und parlamentarischer Erörterung — im preußischen Abgeordnetenhaus! — sein. Vielleicht ist das immerhin noch besser, als daß die Syndikatsorgane, wie heute, beschließen, ohne daß überhaupt jemand hineinzureden hat. Aber wieviel hängt von der Persönlichkeit ab, die das Ministerium in das Syndikat entsendet! Ob eine solche Staatsaufsicht segensreich oder verhängnisvoll ist, darüber entscheidet der Geist, in dem sie ausgeübt wird, und die Geschicklichkeit, mit der dabei verfahren wird. Erachtet die Verwaltung es als ihre Aufgabe, in erster Linie die Rente des Bergkapitals zu garantieren, dann wird man allerdings wenig Freude an der Neuerung erleben.

Vorläufig muß es, wie gesagt, als zweifelhaft erscheinen, ob es dazu kommt. Man tut auch wohl dem preußischen Handelsministerium kein Unrecht mit der Annahme, daß es sehr zufrieden wäre, wenn eine rechtzeitige Einigung der Grubenbesitzer untereinander und ihr Entgegenkommen gegenüber den fiskalischen Gruben es vor dieser neuen Aufgabe bewahren würde.

Anton Erkelenz / Einwirkung des Krieges auf die Berufsvereine

Die Berufsvereine der Staatsarbeiter, Privatangestellten und öffentlichen Beamten.

Das Gefühl, daß der Krieg umgestaltend auf die Berufsvereinsverhältnisse einwirken könne und müsse, ist auch schon in den Kreisen der Beamten hervorgetreten. Es fragt sich, welche Umänderungen hier reif werden können.

Digitized by Google

Wenn wir durch Schaffung einer Einheitsorganisation der Lohnarbeiter einen großen Fortschritt erzielen und uns dem Ideal des Berufsvereins einen Schritt nähern könnten, dann läge es nahe, auch das Verhältnis der Berufsvereine derjenigen Arbeitnehmer, die nicht Lohnarbeiter sind, zu den letzteren endgültig zu ordnen.

Den privaten Lohnarbeitern am nächsten steht die Arbeiterschaft der öffentlichen Betriebe, besonders der Eisenbahnen. Die Berufsvereine der Privatarbeiter haben eine Sonderstellung der Staatsarbeiter, um die es sich hier hauptsächlich handelt, nicht anerkennen wollen. Nach ihrer Ansicht gehören auch diese Arbeiter in die allgemeinen Berufsvereine. Vielleicht hätte die tatsächliche Entwicklung auch diesem Wunsche Rechnung getragen, wenn nicht das gespannte Verhältnis zwischen den sozialdemokratischen Arbeitern und den Staatsregierungen dies unterbunden hätte. Mit unter diesem Einflusse hat sich das Arbeitsverhältnis der öffentlichen Arbeiter teilweise anders gestaltet, als in der Privatindustrie. Das hat wieder zur Bildung von besonderen Organisationen der Staats- und Gemeindearbeiter geführt, die andere Mittel zur Erreichung ihres Zieles verfolgen als die Berufsvereine der Privatarbeiter. Diese Organisationen der Staatsarbeiter stehen meist außerhalb der großen Hauptrichtungen der Organisationen, verkörpern einen eigenen Typus. Mit so großen und starken Verbänden, wie z. B. der Trier-Berliner Eisenbahnerverband u. a., muß man unter allen Umständen rechnen. Der Unterschied im Arbeitsverhältnis zwischen den privaten und öffentlichen Arbeitern ist so beträchtlich, die Mittel zum Ziele und dementsprechend die Beiträge sind auch so verschieden, daß eine Verschmelzung dieser Organisationen nicht in Frage zu kommen scheint. Es ist aber wünschenswert und möglich, daß zwischen diesen Vereinigungen ein Hand-in-Hand-Arbeiten auf gewissen Gebieten, z. B. in der allgemeinen Sozialpolitik, stattfindet. Die Möglichkeit dazu dürfte auch gegeben sein, wenn nach dem Kriege sich das Verhältnis zwischen den sozialdemokratischen Arbeitern und der Staatsregierung ändert, wozu die Bildung einer Einheitsorganisation für die Privatarbeiter wesentlich beitragen würde.

Es gilt also, eine Form zu suchen, wie die in einer großen Organisationsgruppe vereinigten Verbände der Privatarbeiter mit einer selbständigen Organisation der Arbeiter in den gemeinnötigen Betrieben dauernd Hand in Hand arbeiten könnten. Diese Form ist in dem Vorbilde eines Staatenbundes gegeben. Die beiden selbständigen Organisationsgruppen haben untereinander einen dauernden Arbeitsausschuß und einen periodischen, gemeinsamen Kongreß zu schaffen. Es wird sich zeigen, daß diese Verbindung selbständiger Organisationsgruppen auch in vielen anderen Fällen zweckmäßig ist.

Auch für die Staats- und Gemeindearbeiterverbände selbst sollte und könnte der Krieg eine innerliche Erneuerung bringen. Bei ihnen herrscht die Organisationszersplitterung viel mehr als bei den Privatarbeitern. Nur werden sie weniger durch sachliche Gesichtspunkte als durch unbedeutende, kleine Standesunterschiede zersplittert. Nach dem Kriege sollten Staatshandwerker und Arbeiter, Oberbau- und Werkstättenarbeiter usw. vor allem das Gemeinsame hervorheben und sich miteinander vereinigen. Und wo die eigene selbständige Organisation berechtigt bleibt, wie z. B. bei den Eisenbahnern, Militärarbeitern, Gemeindearbeitern, da sollte das Ziel wieder neuerstrebt werden, das unter Führung des Trier-Berliner Eisenbahnerverbandes vor Jahren aufgestellt wurde: Zusammenfassung aller Berufsvereine der Arbeiter in gemeinnötigen Betrieben unter einer gemeinsamen Spitze, die früher mal den Namen trug: Kartell der Reichs- und Staatsarbeiter.

Sobald man auf die Berufsvereine der kaufmännischen und technischen Privatbeamten blickt, wirft sich die alte Streitfrage auf, ob diese Angestellten Arbeitnehmer sind wie alle anderen, ob sie deshalb in enger organisatorischer Gemeinsamkeit mit den Berufsvereinen der Privatarbeiter stehen müssen. Von sozialdemokratischer Seite wurde das bisher meist bedingungslos verlangt. Ihnen war der Privatangestellte nur der Proletarier im Stehkragen, während die andere Seite im Privatangestellten ein Wesen sah mit eigenem Standesbewußtsein, mit höheren Aufgaben und Zielen. Daher das Schlagwort vom „neuen Mittelstand". Die Gesetzgebung war nach dem Grundsatze „Teile und herrsche" meist geneigt, die Sonderstellung der Privatangestellten schärfer herauszuarbeiten.

Wir vermögen im Privatangestellten weder den reinen Proletarier mit der schwieligen Faust zu sehen, noch auch den Angehörigen eines höheren Mittelstandes. Beides ist falsch. Das Arbeitsverhältnis des Privatangestellten hat wesentliche innere und äußere Unterschiede vom Privatarbeiter. Die soziale Lage ist auch dann noch verschieden, wenn die wirtschaftliche Lage annähernd gleich ist. Die Berufsaussichten sind anders zu werten. Die gewerkschaftlichen Experimente des Bundes der technisch-industriellen Beamten haben bewiesen, daß auch die gewerkschaftlichen Mittel der Privatangestellten wohl dauernd vielfach andere sein werden als die der Privatarbeiter. Es wäre ungesund, beide in einen Schraubstock zu spannen. Dabei heben wir ausdrücklich hervor, daß u. E. die Privatangestellten hinsichtlich der Mittel zum Ziele vielfach noch etwas allzu ausschließlich in längst vergangenen Zeiten wurzeln. Es stehen auch ihnen weitaus mehr Mittel der Selbsthilfe zur Verfügung, als sie in einem allzu einseitigen Hoffen auf Staatshilfe manchmal selbst wissen. Alles in allem: wir vermögen es weder als wünschenswert noch als möglich anzusehen, daß die Berufsvereine der Privatangestellten sich ganz in den Rahmen der Privatarbeiterverbände hineinzwängen lassen. Nach dem Kriege sollten sie ihr klares und offenes Ziel in der Schaffung einer selbständigen Privatangestelltenbewegung erkennen, an die sich alle bestehenden Privatangestelltenverbände an- und eingliedern. Gleichzeitig damit könnte und müßte die Zahl der Privatangestelltenvereine durch Verschmelzung wesentlich vermindert werden. Es haben z. B. die Vereine der deutschen Kaufleute, des Leipziger Verbandes, des 58er Verbandes so überwiegend viel innere Verwandtschaft, daß einer Verschmelzung kaum etwas im Wege stehen könnte. Aehnliches gilt vom Bund der technisch-industriellen Beamten und dem deutschen Technikerverband. Die ohnehin geringen Unterschiede sind vom Schützengraben aus gesehen noch kleiner als sonst.

Von einer unter einer Spitze zusammengefaßten Privatangestelltenbewegung gilt dann dasselbe wie von den Staatsarbeitern. Sie alle sollten sich für gemeinsame soziale und wirtschaftliche Angelegenheiten mit den Verbänden der Privatarbeiter in einem dauernden Ausschuß und einem gelegentlichen Kongreß zusammenfinden.

Zu untersuchen bleibt nun, welchen Einfluß der Krieg auf die Berufsvereine der Staats- und Gemeindebeamtenschaft ausüben wird. Auch die Beamten sind vor allem Arbeitnehmer, wenn auch die Unterschiede zwischen ihrem Dienstverhältnis und dem Arbeitsvertrage der Privat-

angestellten und Arbeiter noch einschneidender sind. In der Staats- und Gemeindebeamtenschaft ist die Organisationszersplitterung noch schärfer. Bei ihnen wird der Organisationsgeist noch viel mehr von kleinen Berufs- und Gehaltsinteressen, noch viel weniger von größeren sozialen Gesichtspunkten bestimmt. Im Beamten-Jahrbuch hat Falkenberg als genauer Sachkenner diese Zustände scharf kritisiert und neue Wege gewiesen. Man möge das Nähere dort nachlesen. Die Staats- und Gemeinde-Beamtenschaft, wozu auch die Post- und Eisenbahnbeamten gehören, muß vor allem ihr eigenes Haus neubestellen durch Verschmelzung der Verbände, durch Pflege eines volkstümlichen Gemeinsamkeitsgeistes. Der Beamte ist Staatsdiener und Staatsbürger, und diese Doppelnatur muß das Wesen der Berufsvereine, ihre Arbeiten und Wege bestimmen. Auch die Beamten müssen, schon um der Ueberlastung des Parlaments und der Regierung mit allerlei Eingaben vorzubeugen, sich eine gemeinsame Organisationsspitze schaffen, die dann ihrerseits wieder in allen großen Fragen in der schon oben angedeuteten Weise mit den Spitzen der Berufsvereine für Privatangestellte, für Staatsarbeiter und Privatarbeiter Hand in Hand arbeitet.

Wenn nach dem Kriege sich eine solche Entwicklung anbahnen ließe, dann würde das Berufsvereinswesen auf eine neue gesundere Grundlage gestellt werden und neue Kraft gewinnen. Es hätte so eine Form gefunden, die es den Aufgaben und Arbeiten des neuen Deutschland mehr annäherte, mehr Mitarbeit gestattete. Wir kämen aus vielem Kleinkram, aus zahllosen Reibereien heraus, die es heute lähmen. Eine viel größere Sicherheit wäre gegeben gegen Rückfälle in alte Kleinlichkeiten. Man kann die Wirkung kaum überschätzen.

Das hier entwickelte Programm ist so umfassend, daß wir zu seiner Erfüllung wohl Jahre gebrauchen. Das würde wenig schaden, wenn noch unter dem Einflusse der heutigen Zeit der Opferwilligkeit die Arbeiten begonnen würden. Darauf allein kommt es an. Und wenn die Privatarbeiter entsprechend ihrer historischen Mission vorausgingen, den ersten großen Schritt zur Gesundung täten, dann würde sich mit innerer Notwendigkeit die weitere Entwicklung vollziehen.

Richard Charmatz / Die Regelung der Brotversorgung in Oesterreich-Ungarn

Der Weltkrieg zwingt die Staatsverwaltung zu Eingriffen, zu denen sie sich in Friedenszeiten kaum entschlossen hätte. Eine der schwierigsten und einschneidendsten Maßnahmen stellt die voraussichtsvolle Versorgung der Bevölkerung mit Mehl und damit auch mit Brot dar. Als im vorigen Jahr die Notwendigkeit eintrat, die Regellosigkeit im Getreide- und Mehlhandel und im Verbrauche der Vorräte zu beseitigen, entschloß man sich sowohl in Oesterreich als in Ungarn nur zögernd und schrittweise, eine wohldurchdachte Ordnung zu schaffen und so die Gefahr auszuschalten, daß eines Tages eines der wichtigsten Volksernährungsmittel fehlen würde. Allzulange hatte die Bevölkerung aus dem vollen geschöpft; Monate des Krieges waren bereits verstrichen, ehe die Erkenntnis auftauchte, daß durchgreifende Einschränkungen nicht zu vermeiden seien. Immerhin konnten die behördlichen Vorkehrungen noch rechtzeitig erfolgen; das Gespenst des Hungers blieb gebannt. Aber man mußte besonders in der westlichen Reichshälfte der Habsburger-Monarchie in einem zu großen Umfange Ersatzmittel heranziehen und Produkte zu Mehl verarbeiten, die in normalen Zeiten für die Volksernährung nicht in Betracht kamen. Weizen- und Kornmehl verschwanden fast ganz aus dem Handel. Doch immerhin: man konnte durchhalten!

Nun ist das Getreide auf den Feldern wieder reif zur Ernte, und bald werden sich die Scheunen aufs neue füllen. Oesterreich-Ungarn hat an Feldfrüchten keinen Mangel; es produziert so viel, daß es bei vernünftiger, geregelter Verwendung auch ohne fremde Zuschüsse auszukommen vermag. Selbst der erhöhte Bedarf der Armee läßt sich aus den eignen Mitteln bestreiten. Im Jahre 1912 wurden in Oesterreich mit rund 29 Millionen Einwohnern 19 Millionen Meterzentner Weizen, 30 Millionen Meterzentner Roggen und 17 Millionen Meterzentner Gerste eingebracht; Ungarn mit einer Bevölkerungsziffer von rund 21 Millionen Seelen erzeugte in diesem Jahre 50 Millionen Meterzentner Weizen, 14 Millionen Meterzentner Roggen und 16 Millionen Meterzentner Gerste. Nicht vergessen dürfen die gewaltigen Mengen Mais werden, die auf Ungarns Feldern gedeihen. Aber die Habsburger-Monarchie, die nach außen hin eine Einheit bildet, stellt verwaltungstechnisch zwei gesonderte Gebiete dar. Die östliche Reichshälfte ist seit jeher der entscheidende Getreidelieferant für die westliche Reichshälfte gewesen. Bei normalen Handels- und Verkehrsverhältnissen hat Zisleithanien aus Transleithanien jährlich mehr als dreißig Millionen Meterzentner Nahrungsmittel im Werte von einer Milliarde bezogen. Zu den 90 Millionen Meterzentnern Getreide, die Oesterreich im Erntejahr 1913/14 selbst beistellen konnte, mußte Ungarn noch zusammen 19 Millionen liefern, während 8 Millionen Zentner aus dem Zollauslande zuströmten. Es ergibt sich also die bedeutungsvolle Frage, in welchem Maße sich Ungarn in den nächsten Monaten bereit zeigen wird, die westliche Reichshälfte aus seinen Vorräten schöpfen zu lassen. Die beiden Regierungen haben darüber lange verhandelt, und es ist bereits ein Verteilungsschlüssel gefunden, der nach einer halbamtlichen Mitteilung als günstig gelten kann. Weshalb hüllen sich die Minister dennoch in Schweigen? Es wäre doch endlich an der Zeit, mit der Geheimniskrämerei aufzuräumen und eine Methode zu beseitigen, die man selbst im diplomatischen Verkehr bereits als unerträglich zu empfinden beginnt.

Die österreichische Regierung hat durch eine kaiserliche Verordnung vom 21. Juni dieses Jahres die Vorkehrungen getroffen, die zur Versorgung der Bevölkerung mit Mehl und Getreide erforderlich erscheinen. Durch den Paragraphen 1 wird das inländische Getreide der neuen Ernte „zugunsten des Staates beschlagnahmt"; dasselbe gilt für die alten Vorräte an Feldfrüchten und an Mahlprodukten. Das Wort Monopol kommt in der Verordnung nicht vor, aber die behördlichen Verfügungen haben einen stark monopolistischen Charakter. Den Unternehmern landwirtschaftlicher Betriebe wird in beschränktem Umfange das Recht der Selbstversorgung eingeräumt; sonst jedoch ist der freie Verkehr ausgeschaltet. In den Vordergrund tritt die Kriegsgetreide-Verkehrsanstalt. Sie wurde schon im Februar dieses Jahres in Wien errichtet, ohne jedoch zu einer umfassenden Tätigkeit gelangen zu können. Nun erhält sie ein neues Statut und einen umfassenderen Wirkungskreis. Der Hauptanstalt werden Zweigniederlassungen angeschlossen; es erfolgt eine Dezentralisation. Die Kriegsgetreide-Verkehrsanstalt hat nach dem Paragraphen 1 ihrer neuen Statuten die be-

Digitized by Google

schlagnahmten Mengen an sich zu bringen, sachgemäß einzulagern und für die Vermahlung zu sorgen. Ihr obliegt ferner die Verteilung der gesamten Vorräte an Getreide- und Mahlprodukten nach Maßgabe des vom Ministerium des Innern genehmigten Versorgungsplans. Es besteht nicht nur der Zwang für die Produzenten, an die Anstalt zu verkaufen, sondern sie hat auch die Pflicht zum Kaufe. Dabei muß sie bei der Abnahme bar bezahlen. Auch die aus Ungarn zu beziehenden Getreide- und Mehlmengen sind von der Kriegsgetreide-Verkehrsanstalt zu übernehmen. Während sich die Zentrale in Wien hauptsächlich auf die allgemeine Leitung zu beschränken hat, werden die Zweigstellen im Einvernehmen mit den Landeschefs der staatlichen Verwaltung den Ankauf des Getreides besorgen, die Einlagerung und Vermahlung durchführen und die Verteilung der Produkte vornehmen. Zu diesem Behufe wird ihnen ein ganzes Heer von Einkäufern zur Verfügung stehen, das heißt die Getreidehändler werden sich in Kommissäre der Anstalt umwandeln, ebenso wie die Mühlen in ihrem Auftrage arbeiten müssen. Behördlich festgesetzte Einkaufs- und Verkaufspreise und Gebühren sollen die Wertbestimmung und Entlohnung in allen Stadien binden.

Die kaiserliche Verordnung bildet nur ein Rahmengesetz. Sehr viel, um nicht zu sagen alles, wird von der Ausführung abhängen. Die Kriegsgetreide-Verkehrsanstalt nimmt eine große Verantwortung auf sich, und sie wird den Beweis erbringen müssen, daß man auch in Oesterreich bei gutem Willen verwickelte Organisationsarbeit umsichtig zu leisten vermag. Die staatliche Verwaltung, die ja die Oberaufsicht führt, hat gleichfalls eine schwere Aufgabe zu erfüllen, eine Arbeit zu vollbringen, die an ihr Können und an ihren Eifer, an ihre Einsicht und Voraussicht gewaltige Anforderungen stellt. Viel Emsigkeit, viel Scharfblick, viel Erkenntnis der sozialen Gestaltungen wird erforderlich sein. Aber wo ehrliches Bestreben ist, da findet sich auch ein Weg.

Die ungarische Regierung ging Oesterreich wie so oft seit Beginn des Krieges auch in der Regelung der Mehlversorgung voran. Eine Verordnung des Grafen Tisza vom 16. Juni dieses Jahres schuf Bestimmungen, die sich wesentlich von dem unterscheiden, was Graf Stürgkh festsetzte. In Ungarn wurde über die neue Getreideernte die „Sperre" verhängt, doch blieb die Maisfechsung ausgenommen. Den Produzenten wird gestattet, für den eignen Haus- und Wirtschaftsbedarf zurückzubehalten, was bis zum 15. August des nächsten Jahres gebraucht werden dürfte. Als Höchstmaß gilt jedoch ein Quantum von insgesamt 18 Kilogramm Getreide pro Person und Monat.

Der Ernteertrag, der über den eignen Bedarf des Landwirts hinausgeht, kann nur an vier Arten von Käufern abgetreten werden. In Ungarn ist es durch die neue Verordnung allen denen, die nicht selbst Produzenten sind, erlaubt, sich bis zum 15. September den Jahresbedarf an Getreide in dem Gebiete des Komitates, in dem ihr Wohnsitz liegt, anzuschaffen. Wer nicht in der Landwirtschaft oder in der Urproduktion Beschäftigung findet, kann jedoch bloß 10 Kilogramm pro Person und Monat in Rechnung stellen. Unter gewissen Voraussetzungen wird es zweitens den Komitaten, Städten, verschiedenen Unternehmungen, Konsumgenossenschaften, Spitälern, Heil- und Strafanstalten und ähnlichen Einrichtungen ermöglicht, ihren Bedarf unmittelbar bei den Landwirten zu decken. Der Umfang, in dem dies geschehen kann, hängt von einer besonderen Bewilligung ab. Die dritte Gruppe stellen die landwirtschaftlichen Vereine dar, die gleichfalls das für ihre Mitglieder erforderliche Saatgut von den Produzenten beziehen dürfen.

Der wichtigste Käufer wird aber viertens die für Ungarn erst zu errichtende Kriegsprodukten-Aktiengesellschaft sein. Paragraph 8 der Verordnung vom 16. Juni besagt nämlich: „Für die Anschaffung jener Getreidemengen, die im öffentlichen Interesse oder zu Ausfuhrzwecken ansonst notwendig sind, sorgt der Handelsminister. Mit dem Ankauf und der Lieferung kann in erster Linie eine zur öffentlichen Rechnungslegung verpflichtete Gesellschaft betraut werden, welche mit Ausschluß eines Gewinnes arbeitet." Die Kriegsprodukten-Aktiengesellschaft hat in der östlichen Reichshälfte keine Pflicht, die Ernteergebnisse zu übernehmen. Doch will die Regierung dafür sorgen, daß jeder Landwirt für seine Fechsung Verwendung findet.

Auch die Regelung des Verbrauches wird sich in beiden Reichshälften nach verschiedenen Grundsätzen vollziehen. Bis auf weiteres bleiben in Oesterreich die bis jetzt gültigen Vorschriften in Kraft. Das Brotkartensystem wird demnach fortbestehen. (In Wien erhält man pro Kopf und Woche Anweisungen auf 1960 Gramm Brot beziehungsweise 1400 Gramm Mehl.) Es ist jedoch beabsichtigt, die Mengen für schwer arbeitende Personen in der Zukunft zu erhöhen. Vor allem aber sind im neuen Erntejahre bedeutende Qualitätsverbesserungen des Mehles beziehungsweise des Brotes zu erwarten. Die Höchstpreise wurden bisher erst in Ungarn festgestellt. Weizen und Roggen werden staffelförmig wohlfeiler, während Gerste und Hafer höher als bisher angesetzt sind. Die früheren behördlich bestimmten Preise wurden nämlich in den letzten Monaten weit überboten.

Das Mehl bildet nur einen Bestandteil der Volksernährung. Mit der Beaufsichtigung und Ordnung der Getreidezirkulation hat die Regierung bloß eine der Pflichten erfüllt, die ihr durch die außerordentlichen Verhältnisse auferlegt sind. Noch mancherlei Probleme harren der Lösung, soll die Bevölkerung während des Krieges mit dem Notwendigsten versorgt sein. Die Hände dürfen deshalb nicht zu früh in den Schoß gelegt werden, es gibt noch viel zu schaffen. Rastlos, zielbewußt und opferbereit wie die Armee muß die Verwaltung ihr Werk vollbringen. Jeder Tag zwingt zuzulernen, neu zu schaffen. Denn die Feinde wollen die beiden verbündeten Zentralmächte nicht nur mit dem Schwerte besiegen, sondern auch durch die Absperrung von allen fremdländischen Produktionsquellen erschöpfen. Ihrer zweifachen Bedrohung soll eine zweifache Niederlage als Sühne folgen.

Harald Lagerström / Das Blumenbeet in der Zigarrenkiste

Auf einer Bank im Wilmersdorfer Seepark halte ich kurze Mittagsrast. An mir strömen die Schuljungen vorbei, glücklich, daß die Schule aus ist. Zu mir setzt sich ein zehnjähriger Bube, der zurückgeblieben ist, weil er etwas Schweres sehr behutsam tragen muß. Es ist das eine Zigarrenkiste, in der, wie sonst in einem Blumentopf, allerhand Grünzeug keimt und blüht. Neben einem Stiefmütterchen einige Radieschen, und das Ganze krönend eine Erbse, deren einzige kümmerliche Blütenknospe sich zaghaft öffnen will. Die Kiste ist doppelt verschnürt, um sie vor dem Auseinanderquellen zu schützen. Den Kletterkünsten der Erbse kommt eine „Leiter" entgegen.

„Nun, mein Junge, was hast du denn da!"

Digitized by Google

„Wir hatten heute Pflanzenkunde, und da hab' ich unserm Fräulein mal meine Blumen gezeigt."

„Du hast deinen Garten aber wirklich fein imstande!"

„Das Fräulein hat mir auch gelobt. — Die Erbse hat mir volle Arbeit gemacht. Die erste Erde konnte sie nicht vertragen, da habe ich ihr langsam neue Erde beigebracht. Einmal war sie umgeknickt, weil unsere kleene Minna rübergefallen war. Die is man noch dof. Ich habe se auch wohl 'n bisken zu früh gepflanzt."

„Das eine Radieschen wirst du bald ernten können."

„Das will ich Muttern zum Geburtstag schenken. Ich leg ihr's auf die Stulle mit Salz! Und wenn sie's auf hat, sag ich ihr's. . . Auf die Erbse bin ich ja neugierig. Es kommen noch mehr, wie die eine. . . Wenn's doch fünfe würden! Meine Freunde wollen auch eine abhaben. . . Von den Stiefmütterchen will ich mir Samen ziehen. Vater will nächstes Jahr ne Laube pachten."

Ich sehe das Bild, wie der Junge daheim seine Blumen streichelt, und wie er sich von dem Blütensammet der Stiefmütterchen liebkosen läßt.

Wir beide werden von den Blumen abgezogen durch ein Soldatenpaar. Ein langer „Eisenbahner" vom Schöneberger Regiment führt einen Kameraden, dem der Kopf verbunden ist, und dem ein glühender Granatensplitter beide Augen ausgebrannt hat. . . Jedenfalls sein erster Ausgang; denn gar zu behutsam setzt er noch die Füße an. . . Alles Licht, das den Augen entflohen ist, scheint von dem Eisernen Kreuz aufgesogen zu sein.

Der Kaiser sollte allen Kriegserblindeten das Kreuz schenken. Es verleiht diesen Aermsten eine seltsame Kraft und Schönheit. Die Kaiserin sollte ihrem Manne das sagen.

Der kleine Gärtner sieht den blinden Soldaten.

Ich beobachte auch den Jungen.

Jeder Schritt des Blinden scheint dem Kinde körperlichen Schmerz zu bereiten. — Die Augen eines Kindes sehen zum ersten Male den Krieg — den Krieg von der anderen Seite. Mir geht's nicht anders.

Der Knabe pflückt die Stiefmütterchen ab und auch die Erbsenstaude mit der Blüte und den vier Knospen. Er läuft zu dem blinden Krieger.

„Kamerad, der Kleene bringt dir Blumen."

Der Blinde labt sich einen Augenblick am Duft — dann schiebt er die Stengel durchs Band vom Eisernen Kreuz.

Der Schuljunge kommt zu mir zurück. In seinen Augen sehe ich das Himmelreich, das Jesus meinte, als er seinen Jüngern ein Kind zeigte. —

„Dem Langen bring ich das Radieschen, damit er auch was hat! . . Auf Wiedersehen!"

Leonhardt Hahn / Tod und Leben

Wir haben dich begraben
Und haben dein gedacht,
Nun sollst du Ruhe haben,
Mein Kam'rad, gute Nacht.

Wie Tod und Leben stritten,
Das war ein harter Strauß,
Nun hast du ausgelitten,
Mein Kam'rad, nun ruh aus.

Der Tod, der wollt' dich schrecken,
Doch du warst unverzagt
Und hast mit einem Lächeln
Uns Lebewohl gesagt.

O komm du Geist des Lebens
Und mach uns alle frei!
Und gib, daß nicht vergebens
Dies Blut geflossen sei.

Traub / Einst

Wer da meint, sein Dasein sei auf sein jetziges Leben beschränkt, hält sich für ein belebtes Nichts. Denn vor 30 Jahren war er nichts und nach 30 Jahren ist er wieder nichts. Schopenhauer.

Der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit ist ein Geschenk des Schlachtfeldes. Auf den Gefilden Syriens und Palästinas kämpften die Juden den Verzweiflungskampf um ihr Volk. Damals erstanden wirkliche Helden. Als sie fielen, vermochte das Herz nicht zu fassen, daß sie zu Ende sein sollten. Da, wo Leben und Tod wie ein Augenblick nebeneinander liegen, auf dem Kampfplatz, da entstand langsam, aber siegessicher in diesen Kreisen die Gewißheit einer persönlichen Fortdauer nach dem Tode. Der Krieg ist nicht unfruchtbar im Reich des Heldentums. Auch dort regt er an und schafft. Er, der tötende, hebt sich selber auf, indem er als sein Gegengift die Ahnung von der Unzerstörbarkeit der menschlichen Seele in die Völker legt. Der Tod kommt nicht zu seinem Recht. Sein Erfolg wird ihm aus der Hand gerissen. Er bleibt nur Mittel und Werkzeug, aber ist nicht Ziel und Ende.

Man macht sich diesen Glauben, wie allen Glauben, dadurch so schwer und unzugänglich, daß man seine Kraft von den Vorstellungen, Bildern und Worten abhängig macht, in welcher er sich allein ausdrücken kann. So streitet man sich ewig um die Frage: wie? Weil man sich das niemals deutlich machen kann, ist man mit der ganzen Frage von vornherein fertig. Die Schönheit aber ist da ohne Gewand. Ich frage sie nicht, welches Kleid sie anhat. Wenn sie in Lumpen geht, bleibt sie doch die Strahlende. Drum hat alles Echte in sich Bestand, ohne das, was wir drum und dran hängen, vorstellen, ausmalen. Wer sich für unsterblich hält, weil er von der Unentbehrlichkeit seiner Person, von ihrer Wichtigkeit und Größe so überzeugt ist, daß er sich ihr Ende nicht vorstellen kann, der will auf Luft Burgen bauen. Er ist eitel und bleibt eitel, das heißt: Wer sich dagegen als ein Glied in der Reihe ewiger Ordnung von jeher einzuschätzen gewohnt war, wer sich nicht fertig wußte, wer aber den unsterblichen Drang nach Erkenntnis, Licht und Liebe in sich trug, der zweifelt nicht, daß sein irdisches Leben nur ein Abschnitt ist, aber kein Ende; er glaubt nicht an sich, sondern an die Welt des Geistes. Um dieser willen weiß er, daß nichts untergehen kann, was einmal von ihrem Licht getrunken hat.

Von da aus wird es erklärlich, daß gerade im Völkerringen solche zarten Keime neuen Glaubens in die Erde fallen. Die freiwilligen Opferer des Volkes sind gewissermaßen selbst der Same, der die neue Frucht erwachsen läßt. Weil in ihnen in kurzen Augenblicken die höchsten Entscheidungen von Leben und Sterben ausgetragen werden, sind sie fähiger, den höchsten Fragen mit der sicheren Harmlosigkeit entgegenzugehen, welche zur Lösung nötig ist. Man geht da draußen nicht viel Umwege. Man lebt an großen Notwendigkeiten. Hat man sich daran gewöhnt, dann sieht man weniger nach den gelehrten Mitteln der Beweisführung, als nach den Sachen selbst. Wahrheit lebt ohne Beweis; kein Beweis fügt ihr auch nur das kleinste von Vollendung hinzu. Solchen hohen Gedanken können wir fassen; wir sind Söhne dieses geistigen Reichs. Wir waren nicht nur nichts und werden darum auch nicht nur nichts werden. Wir gehören hinein in die Schar des Heeres, das um die letzten Wahrheiten kämpft. Das geschieht am wenigsten am Studiertisch, sondern im Leben. Wer wirklich gelebt hat, der wird weiterleben.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Eine erfreuliche Verständigung. Nicht nur zwischen den Arbeiterorganisationen, sondern auch zwischen den Handlungsgehilfenverbänden bahnt der Gemeinschaftsgeist der gegenwärtigen Notzeit das Verständnis dafür an, daß die frühere Selbstzerfleischung ein Ende haben muß. Die beiden größten Handlungsgehilfenverbände, der Verein für Handlungs-Kommis von 1858 (Sitz Hamburg) und der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband (Sitz Hamburg) haben in der Erkenntnis, daß es Aufgabe aller deutschen Männer ist, die größte Errungenschaft des Krieges, das Gemeinschaftsgefühl des deutschen Volkes, diesem auch nach dem Kriege zu erhalten und zu bewahren, eine Reihe von Vereinbarungen getroffen, die ihr gegenseitiges Verhältnis nach dem Kriege zum Gegenstand haben. „Das Ziel dieser Vereinbarungen ist, die Art der aus den teilweise abweichend gerichteten Anschauungen und Bestrebungen entspringenden Auseinandersetzungen zwischen den Verbänden und ihren Gliederungen in Zukunft so zu beeinflussen, daß der Boden der sachlichen Auseinandersetzung nicht verlassen wird, damit das Gemeinschaftsgefühl der deutschen Handlungsgehilfen als Glieder eines Volkes und eines Standes nicht verlorengeht und trotz aller sachlichen Gegensätze die beteiligten Personen doch auf dem Boden der gegenseitigen Achtung miteinander verkehren und verhandeln können. Zu diesem Zwecke unterwerfen sich beide Verbandsleitungen für sich selbst und für alle ihre Verbandsgliederungen und selbständigen Einrichtungen, soweit sie auf diese einen satzungsgemäßen Einfluß ausüben können, unter Ausschluß der ordentlichen Gerichte dem Spruche eines Ehrenrats. Der Ehrenrat ist nicht berufen, über rein sachliche Meinungsverschiedenheiten auf dem Gebiete der Standespolitik zu entscheiden, wohl aber ist er zuständig, wenn bei der Austragung dieser Meinungsverschiedenheiten die Wahrhaftigkeit oder die Form verletzt wird, ferner für die Einhaltung von Vereinbarungen, die zwischen beiden Verbänden getroffen sind oder werden. Bei Kaufmannsgerichtswahlen und Wahlen zu anderen Standesvertretungen beschränken sich die Gliederungen beider Verbände auf die Empfehlungen ihrer Listen, ohne Angriffe auf den andern Verband oder seine Liste zu richten." Die Zeitschriften beider Verbände erläutern die praktische Bedeutung dieser Vereinbarungen etwa wie folgt: Beide Verbände wollen bleiben, was sie bisher waren. Die Leitungen sind sich auch darüber klar, daß zukünftig abweichende Anschauungen und Bestrebungen vorhanden sein werden. Aber selbst bei sachlich scharfen zukünftigen Auseinandersetzungen sollen Wahrhaftigkeit und Ausschaltung aller gehässigen Kampfesformen Grundsatz sein. Darin liegt der große Gewinn dieses Abkommens, denn trotz aller Meinungsverschiedenheiten in Einzelfragen haben doch die in den verschiedenen Verbänden organisierten Handlungsgehilfen auch viele gemeinsame Interessen. Es ist daher sicher von Vorteil, wenn das Abkommen der beiden Verbände die Formen der Auseinandersetzung über die Meinungsverschiedenheiten so gestaltet, daß der Weg zu gemeinsamem Handeln auf nicht strittigem Gebiete offen gehalten bleibt. Die Verständigung der beiden größten deutschen Handlungsgehilfenverbände in dem hier geschilderten Geist bedeutet einen schönen Schritt vorwärts in der sozialen Kultur Deutschlands. Vor dem Kriege hatte das eifersüchtige Verhältnis der Handlungsgehilfen-Organisationen zueinander Spannungen angenommen und Auseinandersetzungen von einer Form gezeitigt, die oft die Arbeit an der eigentlichen Aufgabe der Verbände, der Handlungsgehilfensache zu dienen, schwer schädigten. Die Verbände vergaßen oft über ihrem Verbands-Partikularismus und der Fehde mit den Nachbarverbänden, daß höhere Ziele sie im Grunde einten und ein Zusammengehen von ihnen Schulter an Schulter forderten. Da hat nun der große Erzieher Krieg gesundend eingegriffen. Schon zu Anfang des Krieges hat der Deutschnationale Handlungsgehilfenverband alle Prozesse gegen andere Handlungsgehilfen-Organisationen mit deren Einverständnis fallen lassen. Und nun erblüht bei der Weiterverfolgung des Weges als neuer großer Gewinn diese Vereinbarung, die die gegenseitige Achtung dauernd festlegen soll. Die „Deutsche Handelswacht" der Deutschnationalen nennt es „einen ernsten Versuch"; dazu sagt die „Soz. Praxis" sehr treffend: Gewiß ist es zunächst ein Versuch, der sich erst in der Praxis bewähren soll, und es wird namentlich in manchen kleineren Verbandsorten, wo der persönliche Kleinkrieg oft gerade am übelsten sich eingenistet hat, manches Umlernen nötig werden. Aber bei der vorzüglichen Verbandszucht, die man insbesondere den Deutschnationalen nachrühmen muß, wird man schon dieser Schwierigkeiten Herr werden. Die Anhänger des 1858er Vereins sind an ein Gemeinschaftsverhältnis zu Anhängern anderer, mit ihnen im Wettbewerb stehender Handlungsgehilfenverbände seit längeren Jahren von der sozialen Arbeitsgemeinschaft her mit dem Leipziger Verband und dem Verband Kaufmännischer Vereine (Frankfurt a. M.) gewöhnt; sie dehnen gewissermaßen nur den dort verwirklichten Kartellgedanken auf den Verkehr mit dem Deutschnationalen Verband aus, wenn auch zunächst nur in bestimmten Grenzen und hinsichtlich der praktischen Standesarbeit höchstens fallweise. Immerhin ist es vielversprechend, wenn der „Handelsstand", die Halbmonatsschrift der 1858er, hervorhebt, daß neben diesen Vereinbarungen zur Herstellung eines erträglichen und gegenseitig achtungsvollen Nebeneinanderlebens auch die Möglichkeit kommender gemeinsamer Standesarbeit vorgesehen ist. Die Leitung des D. H. V. erklärt sich bereit, von Fall zu Fall zwecks gleichmäßigen Vorgehens der Verbände auf nicht strittigem sozialen Gebiete mit dem 58er Verein oder der Sozialen Arbeitsgemeinschaft Verhandlungen zu führen, um Vereinbarungen zu treffen. Dieser Satz weist verheißungsvoll in die Zukunft. Er läßt eine geschlossene Standesvertretung zumindest der großen, führenden Verbände als möglich erscheinen, vollendet also damit gleichsam den Weg, den wir mit der Gründung der Sozialen Arbeitsgemeinschaft der Kaufmännischen Verbände, die selbstverständlich bestehen bleibt, betreten hatten.

Schwere Heimsuchung. Infolge andauernder schwerer Krankheit des Verbandsvorsitzenden Karl Goldschmidt hat der Zentralrat der H.-D. Gewerkvereine beschließen müssen, ihm die Geschäfte des Verbandsvorsitzenden abzunehmen und sie, wie dies bereits in den letzten Monaten geschehen ist, bis zum Ende des Krieges, spätestens aber bis zum nächsten Verbandstage durch den geschäftsführenden Ausschuß unter Mitwirkung des Zentralratsvorsitzenden miterledigen zu lassen. Daß der Leiter des Gesamtverbandes, der Nachfolger von Dr. Max Hirsch, gerade in dieser schicksalsschweren und für alle gewerkschaftlichen Verbände sehr schwierigen Zeit der Geschäftsführung fernzubleiben genötigt ist, bedauert er selbst gewiß am meisten. Aber auch die übrigen Leiter der Bewegung werden die Lücke an ihrer Spitze jetzt sicher sehr empfinden. Mit ihnen müssen alle Freunde der deutschen Gewerkvereine hoffen und arbeiten, daß es dem geschäftsführenden Ausschuß gelingt, die altbewährte Organisation nicht nur durchzuhalten, sondern besseren Zeiten entgegenzuführen.

Kriegsliteratur

Vom „deutschen Gott". Von Lic. Dr. Rittelmeyer, Pfarrer in Nürnberg. Sonderabdruck aus „Christentum und Gegenwart". Nürnberg 1915, Verein für Innere Mission. 31 S. 20 Pf. Reinertrag für Kriegsflugblätter.

Um darzutun, was an dem heute überall gehörten Wort vom „deutschen Gott" Wahres ist, und wieweit wir uns dies Wort zu eigen machen können, geht Rittelmeyer von dem Spruche aus, der das Wesen aller wahren Gottesverehrung bestimmt: „Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Wenn wir Gott suchen und anbeten, so geschieht es daher aus unserem deutschen Geist heraus. Andere Völker suchen und verehren Gott in ihrem Geist. So haben Calvin, Pascal und andere Hugenotten Gottes Wesen vorwiegend mit dem Verstande begriffen, Whitefield, Fox, als typische Engländer, haben Gott ergriffen mit zähem, auf praktische Ziele gerichtetem Willen. Bei Luther und uns Deutschen ist es das Gewissen, das nicht anders kann als sich zu Gott und seiner Wahrheit bekennen, ein Vorgang, der wie eine Offenbarung der innersten Seele erscheint. Schön ist, was Rittelmeyer hier über das deutsche Gewissen und das deutsche Gemüt sagt, wie er ihre Aeußerungen nachweist in der Geschichte, in unseren großen Männern, in unserer ganzen Auffassung vom Evangelium und besonders von der Gestalt Jesu. Zum Schluß läßt er dann unsere Soldaten sprechen, aus deren Erlebnissen und Feldbriefen hervorgeht, wie sie bei aller Verschiedenheit der Bildung und der Gottesauffassung durch ihr Gewissen und Gemüt innig mit Gott verbunden sind.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frau G. W. in H. 10 M., Architekt W. O., St. 3 M., L. P. in F. 3 M., L. L., L. 100 M., A. Sch. in Schw. 3 M., Dr. W. in N. 10 M., Oberleutn. W. im Felde 20 M., H. Sch. in Ch. 2 M., M. R. in Hann. M. 5 M., H. L. in L. 1,50 M., G. Z. in A. 2 M., Hauptlehrer H. B. in Schw. 2,50 M., Oberlehrer W. B. in A. 26,60 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

An Stelle des Aufsatzes „Kulturbund und Dichtung" von Max Herrmann mußte im letzten Augenblick „Die Regelung der Brotversorgung in Oesterreich-Ungarn" von Richard Charmatz eingeschoben werden. Da der blaue Umschlag schon gedruckt war, so konnten wir dort die Aenderung des Inhalts-Verzeichnisses leider nicht mehr vornehmen. Die Redaktion.

Die in Nr. 26 der Hilfe angezeigten Schriften von Dr. Heinz Potthoff, „Volk oder Staat", 49 S. 1 M., und „Erziehung zu sozialer Kultur", 139 S. 1,80 M., sind bei Marcus und Weber in Bonn erschienen.

Reservist W., Garde-Reserve-Korps. Vorschriften über das Halten holländischer Zeitungen bestehen unseres Wissens nicht. Sie müssen sich auf dienstlichem Wege erkundigen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

29. Juli 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 30

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Ein langes Jahr! — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Kurland. — Prager Brief von einem tschechischen Abgeordneten des österreichischen Reichstages. — **Dr. Erich Schairer:** Wucher. — **Prof. Dr. Paul Schubring:** Die Geschenke des Islam an das Abendland. — **Helene Voigt-Diederichs:** Kräfte. — **August Hinrichs, Unteroffizier d. L.:** Stiller Tod. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Das Wahrzeichen. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 20. Juli.

Der englische Kohlenarbeiterstreik ist noch nicht beendet. Minister Lloyd George reist zur Beilegung nach Cardiff. Er sagt: Keine Regierung, die für den Verlauf dieses großen Krieges verantwortlich sei, könne erlauben, daß ein Kampf zwischen Kapital und Arbeit die Siegesmöglichkeit gefährde. So sehr verändert der Krieg selbst die festgewurzeltsten Grundsätze des britischen Volkes!

Die englischen Verluste an den Dardanellen werden mit 8080 Toten, 26 800 Verwundeten und 7530 Vermißten angegeben.

Mittwoch, 21. Juli.

Neuer englischer Angriff bei Schloß Hooge östlich von Ypern zurückgeschlagen.

In Kurland wurden die Russen bei Groß-Schmarden östlich von Tuckum auf dem Wege nach Riga zurückgeworfen, ebenso bei Gründorf (Grünhof?) und Usingen. Damit wird die deutsche Besetzung des alten deutschen Kolonisationslandes Kurland immer mehr eine Tatsache. Gestern langes Gespräch mit Rohrbach über seine kurländische Heimat. Die Deutschen in Kurland werden nicht dort bleiben können, wenn die Russen dahin zurückkehren. Kurland hat 27 300 Geviertkilometer Landfläche und 750 000 Einwohner, ist dünn bevölkert, aber von gutem Boden, evangelisch. Das auch schon zum größeren Teile besetzte Gouvernement Kowno gehört zu Litauen, ist meist katholisch mit polnischer oder russischer Oberschicht, hat 40 600 Geviertkilometer und 1 800 000 Einwohner. Kowno selbst ist noch in russischen Händen, liegt aber unter deutschen Geschossen.

Nördlich Nowogrod bei Lomza am Narew, auf einem Gebiet, das 1773 bis 1807 preußisch war, setzten sich deutsche Truppen fest. Nördliche Befestigungen von Ostrolenka wurden genommen.

Weiter südlich, links von der Weichsel, haben die Landwehr- und Reservetruppen des Generaloberſten von Woyrsch den Feind aus der Ilzankastellung völlig geworfen und erreichen mit ihrer Kavallerie die Bahn von Radom nach Iwangorod. Hier ist Gebiet, das bis 1809 österreichisch war.

Es ergibt sich von selbst, daß viel über die Polenfrage gesprochen wird. Die Polen selbst sagen meist, wir können uns zur Not mit jeder Oberherrschaft abfinden, wollen aber unter keinen Umständen nochmals wieder geteilt werden.

In Libyen soll es den Italienern nicht gut gehen. Die Eingeborenen sind durch den Rückzug der Italiener an die Küste sehr ermutigt worden. Da man ihr Vorwärtsdrängen auf türkische Einflüsse zurückführt, so verschärft sich in Italien die Stimmung gegen die Türken und insbesondere gegen Enver Pascha.

Der „Ostasiatische Lloyd" erfährt aus Peking, daß die Japaner grundsätzlich bereit sein würden, Kiautschou an China zurückzugeben, wenn ihnen die Bucht von Kiautschou als Handelshafen geöffnet würde und sie eine besondere japanische Niederlassung anlegen könnten. Es scheint, daß Japan jetzt den Krieg gegen China nicht will; was es aber will, ist unbekannt. In russischen Zeitungen wird von russisch-japanischer Verständigung geredet, aber das scheint vorläufig nur russischer Wunsch und Geschwätz zu sein.

Donnerstag, 22. Juli.

An der Grenze der Bukowina wird ohne Ortsveränderung täglich weiter gekämpft.

Die italienische Anleihe hat 1100 Mill. Lire eingebracht, also bei normalem Geldstande 880 Mill. Mark. Das ist zum Kriegführen zu wenig. Die Banken sollen von der Regierung zu höheren Leistungen ermuntert werden, damit eine Zwangsanleihe vermieden werden könne. Viele wohlhabende italienische Familien halten sich zurück und wollen ihr Vermögen dem Staat nicht anvertrauen. Im Reden waren die Italiener immer hervorragender als im Zahlen.

Am Reichsackerkopf in den Vogesen hat der Feind sechsmal heftig angegriffen, wurde durch bayerische Truppen unter großen Verlusten zurückgeschlagen. Kleinere Fortschritte in den Argonnen.

Das Hauptinteresse ist natürlich der Ostfront zugewendet. Dort geht es aufs Ganze. Unsere Truppen leisten Unglaubliches an Märschen und Angriffen, weil die große Schlacht- und Kriegsstimmung vorhanden ist. Nordöstlich Schaule in Litauen 4150 Gefangene. Durchstoßung der russischen Linie an der unteren Dubissa, die in den Njemen führt. Zwischen Mariampol und Kowno 1210 Gefangene. Wichtiger noch ist der von der Westseite her erfolgende Anmarsch an die Brückenköpfe bei Warschau und Iwangorod. Warschau ist westlich bei Blonie, Nadarzyn, Gurakalwarija umlagert. Iwangorod bei Lagow—Lugowa—Wola. Von Schlesiern und österreichisch-ungarischen Heeresteilen wurden die Russen in die Festung geworfen, die nunmehr eng eingeschlossen ist. Nordwestlich von Iwangorod auf dem linken Weichselufer 3000 Gefangene. Auch rechts von der Weichsel südwestlich von Lublin wird weiter gekämpft. Man hält den Atem an und wartet, was aus dieser Riesenschlacht noch werden will.

Der englische Kohlenarbeiterstreik ist beigelegt, nachdem den Arbeitern die verlangten Mindestlöhne bis weit nach dem Krieg bewilligt wurden. Auch in der amerikanischen Munitionsindustrie zeigen sich Neigungen zu Streik. Hier spielt ja auch keine Rücksicht auf den Krieg mit. Wir sind froh, daß wir in Deutschland keine derartigen Schwierigkeiten haben, verlangen aber darum auch, daß der Grundsatz der friedlichen Verständigung jetzt von allen Unternehmervereinen anerkannt wird.

Die Nachricht von der Verhaftung des früheren bulgarischen Ministers Genadiew wird widerrufen.

Digitized by Google

Freitag, 23. Juli.

Italien steigert in allen Tonarten seine Gegnerschaft gegen die Türkei. Nachdem die italienische Anleihe einen so geringen Ertrag gebracht hat, ist natürlich Italien noch viel abhängiger von englischem Gelde, dieses aber wird nicht für vergebliche Stürme am Isonzo gegeben. Italien ist also in wenigen Monaten von seiner Großmachtsherrlichkeit schon weit herabgestiegen und wird nach dem Krieg, er mag ausgehen, wie er will, große Mühe haben, sich von englischer Finanzkontrolle jemals wieder zu lösen. Ueberhaupt taucht der Gedanke, die Franzosen und Italiener künftig mit England zu einem Wirtschaftsbunde zu vereinen, jetzt an verschiedenen Stellen auf, selbst bei französischen Sozialisten.

Die russischen Tagesberichte, die in unseren Zeitungen regelmäßig abgedruckt werden, stimmen in der Angabe der Oertlichkeiten des großen Kampfes im allgemeinen mit den deutschen Berichten überein. Dazwischen finden sich dann kleinere Zwischenstücke, die für die Russen erfreulich sind, wenn man sie für wahr halten darf, wie z. B. bei den Dörfern Mrotschka und Kawka (am Narew) säbelten die Kosaken bei einem schneidigen Gegenangriff eine deutsche Kompagnie nieder. Ueber den Kampf zwischen Weichsel und Bug, der eine der größten aller Schlachten zu sein scheint, spricht sich der russische Bericht ebenso vorsichtig aus wie der deutsche und österreichische: der Kampf nimmt neuerdings den Charakter großer Erbitterung an. Im russischen Militärblatt „Rußki Invalid" heißt es, zwischen Weichsel und Bug dürften allein so viele Truppen stehen, wie auf dem ganzen westlichen Kriegsschauplatz.

Aus einer genauen Darlegung der Verhältnisse auf dem Kriegsschauplatz südlich vom Kaukasus durch einen deutschen Mitkämpfer ergibt sich, daß an einigen Stellen die Türken auf russischem, an anderen die Russen auf türkischem Gebiet stehen, daß aber große Dinge dort nicht zu erwarten sind, weil beiderseits Truppen zu den wichtigeren Kriegsschauplätzen abgerufen wurden.

Sonnabend, 24. Juli.

Graf Julius Andrassy veröffentlicht in der „Revue de Hongrie" einen bemerkenswerten Aufsatz über die Weltlage Mitteleuropas: die Seeherrschaft, die England auf allen Meeren für sich in Anspruch nimmt, muß gebrochen werden. Die Balkanvölker bedürfen der Schutzherrschaft Rußlands nicht mehr und können sich nunmehr freitätig entwickeln und wirtschaftlich bereichern. Je mehr sich diese Staaten entfalten, desto erfreulicher wird es für uns sein. Wir können das Prinzip bis zu seinen letzten Konsequenzen anerkennen, daß der Balkan den Balkanvölkern gehört. Der Donau steht bei Erstarken der Türkei eine solche Zukunft bevor, wie sie vor Ausbruch des Krieges der Rhein schon hatte. Unsere Blicke sind weniger auf Belgrad und Nisch gerichtet als auf Konstantinopel.

Der englische Premierminister Asquith ermahnt in einer Rede zur Sparsamkeit und teilt mit, daß er seit lange den Plan habe, auch die niedrigeren Einkommensklassen zu besteuern. Auch werde die Regierung unter den jetzigen ungewöhnlichen Umständen bald die Einführung von Einfuhrzöllen erwägen müssen. Ob dabei an Einfuhrzölle an der großbritannischen Inselgrenze oder überall an den Grenzen Großenglands gedacht ist, wird nicht gesagt. Uns ist das letztere viel wahrscheinlicher, denn die im Kriege so treuen englischen Kolonien, wie Kanada, Südafrika und Australien, werden sich eine wirtschaftliche Abschließung nicht gefallen lassen.

Auf einer Sitzung der mitteleuropäischen Wirtschaftsvereine sagt Abgeordneter v. Dirksen: Die Annäherung der beiden verbündeten Großmächte dürfe nicht erst nach beendetem Kriege geregelt werden, sondern müsse vor dem Friedensschlusse schon erledigt sein. Ministerpräsident a. D. Weckerle aus Budapest sowohl wie die übrigen ungarischen Redner sind für Vorzugszölle und gemeinsam gerichtete wirtschaftliche Gesetzgebung. Professor Julius Wolf ist für einen Vorzugstarif mit allmählichem langfristigen Abbau der Zwischenzölle. Auf jeden Fall kommt das mitteleuropäische Wirtschaftsproblem mit jedem Tage mehr in die öffentliche Aussprache.

An den verschiedenen Stellen des Ostkampfes sind seit 14. Juli zusammen etwa 120 000 Russen gefangengenommen. Die kleineren Narewfestungen Rozan und Pultusk sind erobert. Bravo!

Sonntag, 25. Juli.

Der Hauptinhalt der amerikanischen Note ist die Ankündigung, daß die Vereinigten Staaten den deutschen Vorschlag besonderer gesicherter Passagierschiffe ablehnen und sich einfach auf den Standpunkt stellen, daß Wiederholung von Torpedierung von Handels- oder Passagierschiffen, falls dabei amerikanische Bürger betroffen werden, als „vorsätzlich unfreundlicher Akt" betrachtet werden müßte. Also braucht England immer nur einen amerikanischen Staatsbürger auf jedes Munitionsschiff mitzunehmen und das vorher amtlich beglaubigen zu lassen, so kann bei jeder beliebigen Unterseebootshandlung die Unterbrechung der nordamerikanisch-deutschen Beziehungen eintreten. Das ergibt einen Zustand der Unklarheit, der für beide Teile schwer auszuhalten ist. Aber wie soll es gemacht werden? Die Amerikaner berufen sich darauf, daß die Deutschen in früheren völkerrechtlichen Verhandlungen stets für den Schutz des Privateigentums zur See und der neutralen Transporte eingetreten sind. Das ist völlig richtig. Unsere Vertreter sind immer von der Annahme ausgegangen, daß wir die Angegriffenen und Schutzbedürftigen sein würden, was ja auch, abgesehen vom Unterseebootkriege noch heute in allen Gewässern zutrifft oder wenigstens zugetroffen hat. Nun zwingt uns aber der Verlauf des Krieges, die neue Waffe des Unterseebootes zu verwenden, und diese kann nicht nach dem alten Normalschema behandelt werden. Sollen wir auf diese beinahe einzige direkte Waffe verzichten, die wir gegen England besitzen? Es mag zugegeben werden, daß der Erfolg unseres Unterseebootkrieges gegen Handelsfahrzeuge nicht so groß ist, wie einige deutsche Optimisten hofften, aber immerhin ist er bedeutsam und wirkt auf die gesamte englische Preisbildung. Die deutsche Regierung wird alle diese und andere Gesichtspunkte sehr reiflich zu erwägen haben.

Gestern abend hatten wir ein höchst interessantes Gespräch über die deutschen Schulen in der Türkei. An Stelle der französischen Anstalten treten deutsch-türkische Unternehmungen. Der Zusammenklang türkischer und deutscher Seelenstimmung ist dabei außerordentlich gut. Die deutschen Lehrkräfte lernen Türkisch, um das Französische als Zwischensprache im Laufe der Zeit ausschalten zu können. Die mohammedanisch religiösen Schulen (Priester- und Rechtsschulen) werden durch die vom Geh. Rat Schmidt geleitete deutsche Schulpflege nicht berührt oder gar gestört. Lebhafte Zuwendung der Türken zu den realistischen Fächern.

Oesterreichische Kreuzer haben an der italienischen Ostküste eine Strecke von 160 km erfolgreich beschossen, dabei Eisenbahnen, Brücken, Fabrikschornsteine ruiniert. An der Isonzofront wird noch täglich gekämpft, aber der volle Mißerfolg des zweiten allgemeinen italienischen Angriffes ist deutlich.

Die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand drang zwischen Weichsel und Bistritza in einer Frontbreite von 40 km um acht bis zehn Kilometer vor, was gerade an dieser Stelle sehr wichtig ist, da zwischen Weichsel und Bug die größte Entscheidung des Krieges liegen kann. Der österreichische Gefangenenertrag zwischen Piliza und Bug seit 14. Juli beträgt 50 000. — Das ist der 52. Kriegssonntag!

Montag, 26. Juli.

Südlich von Kowno und nordöstlich von Suwalki wurden russische Gräben erobert. Der Narew ist auf der ganzen Front von südlich Ostrolenka bis Pultusk überschritten. Südwestlich dieser Festung wurde trotz zähen Widerstandes des Feindes die Linie Nasielsk—Gzowo erreicht. Das bedeutete die Bedrohung Warschaus vom Norden. Auch am linken Weichselufer wird Warschau immer enger umschlossen. Ueber die Gegend von Lublin wird nur gesagt: Die Lage bei den deutschen Truppen ist unverändert.

Die Türkei hat den ehemaligen Großwesier Hakki Pascha zum Botschafter in Berlin ernannt. Er war früher Professor des internationalen Rechtes, dann Unterrichtsminister und Minister

Digitized by Google

des Innern, ein gelehrter, welterfahrener Mann und treuer Freund Deutschlands.

Dienstag, 27. Juli.

Im Gouvernement Kowno haben die Truppen des Generals von Below Posrol an der Piwessa und Ponewiesch (Poniewitz) an dem Oberlauf der Newjascha erreicht, so daß die Umgehung von Kowno bald Tatsache sein wird. An der Narewfront wurde auch oberhalb Ostrolenka der Übergang über den Fluß erzwungen, so daß Ostrolenka selbst von allen Seiten angegriffen werden kann. Gegen die Nord- und Westfront der gewaltigen Festungsgruppe von Nowo Georgiewsk und Warschau schieben sich die Einschließungstruppen näher heran. Die Entfernung unserer Geschütze entspricht bei Warschau links der Weichsel etwa der Entfernung von Potsdam nach Berlin. Fast wichtiger aber als alles dieses ist die Nachricht, daß bei Vojslarice, südöstlich von Lublin und südlich von Cholm ein gewisser Fortschritt gemacht wurde, denn hier scheint jetzt, wie schon hervorgehoben wurde, die allerschwierigste und wichtigste Stelle zu sein.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 20. Juli.

Die hochsommerliche Erntestimmung über dem Lande nimmt einen gefangen in Erinnerungen an das vorige Jahr. Man hat ein unbestimmtes Gefühl von Spannung, so, als käme mit dem Gelbwerden der Felder alles noch einmal und müßte noch einmal erlebt werden. Dazu kommt die große Erwartung der Ereignisse im Osten: Tag für Tag zieht sich der Ring zusammen; wird es gelingen?

Auf dem Arbeitsmarkt zeigt sich immer noch die traurig geringe Verwertbarkeit der weiblichen Arbeitskräfte und immer noch weibliche Arbeitslosigkeit. Während auf dem männlichen Arbeitsmarkt dauernd die Nachfrage nach Arbeitskräften größer ist als das Angebot, kamen in Berlin auf etwa 3400 weibliche Arbeitsuchende nur etwa 2600 Stellen.

Mit jedem Tag geht es einen Schritt weiter in den großen staatlichen Versorgungssozialismus. Nachdem das System einmal seinen breiten, festen Unterbau hat, legt sich ein Stein wie von selbst auf den anderen. Heute: die Beschlagnahme aller Oelfrüchte durch eine Reichsverteilungsstelle. Morgen: die Bestandsaufnahme für Baumwolle. Und so fort. Am Ende des Krieges werden wir einen vollständigen Staats-„Haushalt" im wörtlichsten Sinne haben und uns ohne Reichsvermittlung weder nähren noch kleiden können.

Das Protokoll der ersten Tagung des „Modebundes" Frankfurt a. M. wird verschickt. Man muß hoffen, daß die Taten etwas ergiebiger sind als die Worte — die Verhandlungen blieben sehr weit hinter der Bedeutung der Werkbundtagungen zurück, was in der Sache eigentlich nicht begründet war. Die geplante Akademie und Zeitschrift sind aber sicher gut, wenn Künstler und Techniker aus dem Programm Wirkliches zu machen wissen.

Die amerikanischen Arbeiter in den Waffenfabriken scheinen wirklich in eine große Streikbewegung einzutreten. Wenn ihre Fabrikherren das große Blutvergießen für ihre Kassenschränke ausbeuten, warum sollen die Arbeiter nicht die freiwillige Zwangslage ihrer Arbeitgeber für höhere Löhne und den Achtstundentag ausnutzen — auch wenn sie's nicht wegen der schönen Augen der Friedensgöttin täten!

Mittwoch, 21. Juli.

Die deutsche Erntestatistik des vorigen Jahres (1914) wird jetzt erst (sieben Monate später als sonst) veröffentlicht, nachdem wir das Kunststück, uns mit dem, was wir hatten, durchzubringen, glücklich bestanden haben. Wir hatten nämlich wenig. Weizen schlechter als seit drei Jahren, Roggen schlechter als seit sechs Jahren. Und es ist doch geglückt!

Die Zwangsinnung der Berliner Bäcker hat sich einstimmig für Aufrechterhaltung der Nachtruhe im Bäckereigewerbe ausgesprochen. Hoffentlich haben sich auch die Kunden das Vorurteil, daß man absolut morgens frisches Weißbrot haben muß, in genügendem Maße abgewöhnt, um der Aufrechterhaltung einer vernünftigen Kriegseinrichtung im Frieden keine Hindernisse zu bereiten.

Bei der Lektüre des großen Wirtschaftsplans des Bundesrats für das Erntejahr 1915 „Bekanntmachung über den Verkehr mit Brotgetreide und Mehl aus dem Erntejahr 1915" im Reichsgesetzblatt: Was für ein Monument der Verwaltungsmöglichkeit! Das Temperament einer eisernen Zeit in den gewichtigen Sätzen. „Das im Reich angebaute Brotgetreide wird mit der Trennung vom Boden für den Kommunalverband beschlagnahmt, in dessen Bezirk es gewachsen ist." Welch ein staats- und wirtschaftsgeschichtlicher Schritt in der Erweiterung der staatlichen Verantwortung!

„Erweist sich der Inhaber oder Betriebsleiter eines Geschäfts in der Befolgung der Pflichten unzuverlässig, die ihm durch diese Verordnung auferlegt sind, so kann die zuständige Behörde das Geschäft schließen!" Eiserne Zeit! klingt es durch jeden Paragraphen. Man ermißt es noch kaum im Drange der praktischen Fragen, die dieses Gesetzgebungswerk löst, wie sehr es „epochemachend" ist!

Es heißt, daß der Bundesrat eine Bestimmung gegen Preiswucher erlassen wird, — in der Art, wie die bayerischen Generalkommandos.

Dringend notwendig wäre irgendeine Preisregulierung für Milch. Der Kriegsausschuß für die Konsumenteninteressen verlangt Höchstpreise.

Das „Wiener Fremdenblatt" (regierungsparteilich) warnt vor allzu eingehender Erörterung künftiger deutsch-österreichischer Wirtschaftsbeziehungen. Es sei noch keine sichere Grundlage dafür da.

Der „Vorwärts" schweigt die Parteierklärung der französischen Sozialdemokratie tot. D. h. er hat sie als „Wolff"-Depesche abgedruckt, sich aber jeden Kommentars dazu enthalten.

Donnerstag, 22. Juli.

Die sächsische Regierung fordert vom Reich Höchstpreise für Schlachtschweine und Schweinefleisch. Sie meint, daß die der Einführung entgegenstehenden Schwierigkeiten sich überwinden lassen müßten.

Selbst die „Leipziger Volkszeitung" übt vom sozialistischen Standpunkt schärfste Kritik an der Erklärung der französischen Sozialdemokratie.

„Gewöhnen" wir uns an den Krieg? Die Frage wird in einem Zeitungsaufsatz besprochen. Es ist richtig: die gute Regelung der ganzen inneren Fragen bringt ein Element neuer Alltagssicherheit in das Leben der Daheimgebliebenen, das eine starke Versuchung ist. Wenn man die ungestörte Plattheit der Sommerfrischler um sich herum sieht, kann einem um das Wachbleiben der Seelen angst werden!

Die Mannschaften bekommen jetzt für jeden Heimaturlaub freie Fahrt. Früher nur für Erholung und Feldarbeit. Aber man kann an jedem kleinen Dorfbahnhof sehen, wieviel schwerer der zweite Abschied ist als der erste. Wenigstens für die Familienväter.

Freitag, 23. Juli.

In der württembergischen Sozialdemokratie hat sich nun die Spaltung bis zur letzten Konsequenz vollzogen. Die Abgeordneten Westmayer, Engelhardt und Hoschke (drei von siebzehn) haben in der Zweiten Kammer des württembergischen Landtags eine neue „sozialistische" Fraktion neben der sozialdemokratischen angemeldet. Das braucht (bei der schon lange vorhandenen besonderen Zuspitzung der Gegensätze in Württemberg) noch keine symptomatische Bedeutung für die Partei als Ganzes zu haben.

Die Engländer sind erfinderisch darin, die harmlosesten Stoffe mit der Munition in Beziehung zu bringen. Das Londoner Prisengericht hat Schweineschmalz zur Konterbande erklärt, weil man daraus Glyzerin machen könne!

Digitized by Google

Sonnabend, 24. Juli.

Das wirtschaftliche Gesetzgebungswerk des Bundesrats hat seinen Abschluß in der Neufestsetzung der Höchstpreise für Getreide und in einer Bestimmung gegen den Lebensmittelwucher gefunden. Die Höchstpreise sind nicht erhöht. Es scheint, daß wieder einmal die soziale Richtung der Reichsregierung mit einiger Mühe gesiegt hat, denn bis zu allerletzt erwartete man Erhöhungen. — Eine neue Reichsstelle: die Reichsfuttermittelstelle.

Sehr erfreulich ist die Bestimmung gegen den Preiswucher! Sie bedroht Preiswucher und gewinnsüchtige Zurückhaltung von Vorräten und ähnliche Machenschaften mit Enteignung und Strafen. Natürlich ist bei einer solchen Bestimmung die Ausführung die Hauptsache. Aber daß der Wille zu entschiedener Anwendung da ist, darf man wohl glauben.

Sonntag, 25. Juli.

Die amerikanische Antwortnote liegt allen in den Gliedern — die offensichtliche Unmöglichkeit der Verständigung!

Außerdem aber flaggen wir wegen der Erfolge auf dem östlichen Kriegsschauplatz, die Dörfer und Städte, an denen ich heute auf dem Wege zu Berliner Arbeitstagen vorüberfahre, sehen ganz besonders festtäglich und heiter aus. Wenn nicht die vielen „feldgrauen" Abschiede auf den Bahnhöfen wären, mit ihren Tränen!

Die Bundesratsverfügung über die Zentralisation der Kriegswohlfahrtspflege ist heraus. Die Sammlungen und alles, was „zum Besten von" veranstaltet wird, bedarf künftig der Genehmigung der Landeszentralbehörde. Das hätte man eher machen sollen!

Bestandsaufnahme und Beschlagnahme von Kautschuk im Gebiet des Oberbefehlshabers in den Marken.

Montag, 26. Juli.

Ein Kriegseindruck: Von den Leitern, auf denen die Fensterputzer in den Glasüberdachungen des Stadtbahnhofes stehen, wird man durch einen wohlklingenden zweistimmigen Gesang in Sopran und Alt überrascht. Beim Hinaufsehen ergibt sich, daß es Frauen sind, die auf den Leitern arbeiten, Frauen in Männerkleidung.

Naumann / Ein langes Jahr!

Es war vor einem Jahre, da wanderte ich mit den Meinigen durch belgische Städte und am belgischen Strande. Wir waren in Gent, Brügge, Antwerpen, Ostende und an allerlei kleineren Orten voll flämischer Kunst und Behaglichkeit. Wie weit liegt das zurück! Wie weit liegt das Weltbild zurück, das wir alle damals hatten!

Inzwischen ist der Krieg gekommen, die Aufhebung der Staatsverträge. Vorher wußten es fast nur die Staatsrechtler und Fachpolitiker, daß auf diese Verträge die ganze Ruhe unseres Lebens und Arbeitens begründet ist, daß sie der Friede sind, und daß ihre Wegnahme die Unsicherheit aller Grenzen, Völker, Provinzen und Familien bedeutet. Jetzt wissen es nun alle. Alle haben begriffen, daß der Friede kein Naturzustand ist, sondern ein schwer herzustellender und zu erhaltender Kulturzustand, ein Kunstwerk voll Feinheit und Gebrechlichkeit. Damals schien uns der Friede fast schon wie ein unveräußerliches Menschenrecht, das man nur zu fordern brauche, um es zu besitzen. Inzwischen aber haben 12 Monate uns eingeprägt, daß Verträge mit Blut geschrieben werden, mit kostbarem, geliebtem Menschenblut. Wir werden sicherlich eines Tages neue Verträge bekommen, aber jeder unter uns wird dann wissen, was sie gekostet haben. Viele Familien werden es doppelt und dreifach wissen.

Es kam der Krieg und zerstörte das Band zwischen den Staaten, festigte aber eben damit das Band jedes einzelnen mit seinem Staat. Alle unpolitischen Menschen wurden nun im Zwange der Dinge zu bewußten Staatsfreunden. Diese Umwandlung zeigte sich in überraschendster Weise in allen kämpfenden Ländern. Auch die Gegner der Regierungen stellten sich unter die Fahnen des Staates. Aus dem angelernten „ihr sollt!" wurde ein großes freiwilliges „wir wollen!". Es mußten unerhörte Opfer gebracht werden, aber sie wurden als notwendige Gaben still, treu und tapfer dargebracht: Es ist wichtiger, daß der Staat lebt, als daß wir leben! Das kam wie eine Zwangsoffenbarung in den ersten Tagen des August 1914 über alles Volk, aber es hat sich erhalten durch ein langes Jahr und ist heute fester als jemals, weil die gemeinsame Last uns alle stammhafter und fester gemacht hat. Auch in den stillen Stuben der Klagenden lebt der Staatsgedanke und hilft die Verluste tragen: es hat einen Zweck und Sinn, fürs Vaterland zu leben und, wenn es sein soll, zu sterben!

Wir wußten vor einem Jahre kaum, was der Krieg ist, denn wir stellten ihn uns teils leichter, teils ungeordneter vor. Heute kennen wir den Krieg als große Arbeit mit täglicher Anspannung und unter Gewöhnung des Willens an die Zucht der Ordnung. Der Krieg ist kein Abenteuer, sondern eine Kette von Pflichten, eine Probe aller moralischen und körperlichen Kräfte. Das Heer als Schule der Kraft wird mit anderen Augen angesehen, der Exerzierplatz wird verstanden, das Gesetz wird ohne Murren hingenommen. Damit kommt eine neue Straffheit ins Volk. Wäre der Krieg schnell zu Ende gegangen, so würde die große Erziehung nicht bis in die Tiefen der Seelen gedrungen sein; aber ein langes Jahr, ein Dienstjahr wie kein anderes, liegt hinter uns. Es war für die allermeisten ein Jahr der Erhöhung ihres inneren Wesens. Nicht, daß sie alles Kleinliche und Allzumenschliche ganz los geworden wären! Wir bleiben, was wir waren, ein Gemisch von Erde und Geist, aber der Geist zog über uns hin und wehte um unseren Kopf, ein Geist der Pflicht für etwas, das höher ist als wir selbst. Darum danken auch die, denen es ein schweres Jahr geworden ist, für dieses lange Jahr.

Als unsere Truppen im vorigen August nach den Grenzen zogen, sangen sie froh und winkten denen, die an den Eisenbahnzügen standen, aber heimlich dachte doch mancher, der mit der Truppe hinausfuhr, oder der ihnen seine Wünsche nachrief, daß man nicht wissen könne, wie die Würfel fallen. Die Sorge war berechtigt, denn eine Welt voll Waffen hatte sich gegen unsere Söhne erhoben, und auch heute noch ist nicht alle Sorge von uns genommen, aber wir haben doch heute nicht nur Wünsche und Hoffnungen, sondern Erfahrungen von der Leistungskraft, Hingabe und Einheit des ganzen Volkes. Ein Jahr solcher Erfahrungen bleibt unvergeßlich eingeschrieben. Wir haben aneinander glauben lernen, und wir haben glauben lernen an eine Weltordnung, die uns nicht fallen lassen will. Ob das der einzelne mit den Worten des Bibelglaubens ausdrücken will oder anders, ist seine Sache. Darin hat uns der Krieg sehr duldsam gemacht. Wer streitet jetzt um die Worte, da die Sache selbst, das Zutrauen zum Siege der ehrlichen Verteidigung bei allen vorhanden ist? Ueber alle Konfessionen hinaus lebt ein Bruderbund eines Volkes, das in seinen Taten und zwischen Tod und Leben mit der Weltregierung im Grunde einig ist.

Es war ein langes Jahr voll Auf und Ab, ein Schicksalsjahr. An jeden trat der Ernst der schwersten Fragen heran. Es war nicht wie 1870/71 so glatt und jubilierend. Das gibt diesem Jahre seinen unverlierbaren Gehalt. Wir haben das Zittern unseres Staates in uns erlebt, und wir haben das

Digitized by Google

Zittern ausgehalten. Wenn alles leichter gegangen wäre, so würden wir vielleicht hoffärtig geworden sein und hätten wirre Reden von unserer eigenen Unüberwindlichkeit hören müssen. So aber entstand **Kraftgefühl ohne Ueberhebung**, eine stille nationale Sicherheit, die eine kostbare Gabe ist für alle weiteren Kämpfe draußen und drinnen. Die wollen wir uns von niemandem rauben lassen! In diesem Sinne reichen wir uns jetzt am Schlusse dieses wunderbaren, wundervollen, opfervollen Jahres die Hand und geloben, so zu werden und so zu bleiben, wie der Krieg es uns gelehrt hat. Wir wollen alle zusammen ein ernstes, großes und hochgesinntes Volk bleiben, einig inmitten der übrigen Welt, verbunden vom Kaiser bis zum letzten, ärmsten Kämpfer, kein Klassenstaat, sondern ein Volksstaat, kein Aesthetenhause, sondern eine Weltgeschichtsnation, ein irdisch-überirdischer Körper, der in Not nicht verzagt, im Sieg nicht toll wird, in hellen und dunklen Tagen vertraut mit allen Mächten der Finsternis und des Lichtes, ein deutsches Volk, wie unsere großen Denker und Propheten es geweissagt haben!

Es erleben manche von unseren Brüdern den Jahrestag des Kriegsbeginnes mit zerschossenen Gliedern oder gebrochener Gesundheit. Diesen vom Krieg Halbgebrochenen weihen wir unsere besondere Fürsorge, ihnen wünschen wir, daß besonders für sie die großen erhebenden Gedanken der heiligen Kampfeszeit nicht verlorengehen, damit sie wissen, für was sie einen Teil ihres Lebens und ihrer Zukunft drangegeben haben. Und dann rufen wir am Schlusse des Kriegsjahres einen Dank in die Ewigkeit den Hunderttausenden nach, die nichts mehr hören vom Glockengeläut nach den polnischen Schlachten. Ehre ihnen, ob sie starben zu Wasser oder zu Lande!

Und wie lange noch weiter gestritten sein muß, es wird getan! Der Weltgeschichtstag des deutschen Volkes ist angesagt, die Nation hat ihn begriffen. Wir wollen denen, die nach uns kommen, ein sicheres Vaterland bereiten, unsere Söhne und Brüder wollen es tun. Ein zweites Jahr beginnt: Gott helfe uns allen!

Paul Rohrbach / Kurland

Wer hätte damals, als der alte Bismarck in Friedrichsruh seinem Jugendfreunde, dem kurländischen Grafen Alexander von Keyserling, zurief: Wollt Ihr Kerls denn ewig leben! — gedacht, daß ein Vierteljahrhundert später die Zeit kommen würde, wo Kurland und das baltische Deutschtum, das schon vergessen und für immer verstoßen schien, noch einmal so wie heute in den Vordergrund unseres Interesses rücken würden! Wenn nur bei dem Interesse doch auch etwas mehr Kenntnis und etwas mehr innere Teilnahme für die Deutschen dort oben und für die alte deutsche Geschichte des Landes vorhanden wären! Nicht bloß die Balten von Geburt, sondern auch jeden vorurteilslosen Kenner der baltischen Dinge muß es mit Schmerz erfüllen, wie hämisch und wie ohne alles Verständnis für die politische und nationale Bedeutung der baltischen Frage in unserer Tagespresse über unsere Volksgenossen in jener ältesten und größten Kolonie, die das mittelalterliche Deutschland sich schuf, geurteilt wird. Wahrlich, nur Deutsche bringen es fertig, in der Stunde, wo eine so furchtbare Heimsuchung über alles ergeht, was deutsch innerhalb der russischen Grenzen ist, wegwerfend, ja, feindselig über deutsches Blut und deutsche Not sich zu äußern!

Die äußere Geschichte des baltischen Gebiets, oder Livlands, wie der alte geschichtliche Gesamtnahme für die heutigen drei russischen Ostsee-Gouvernements lautet, ist kurz folgende: Bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts segelten deutsche Kaufleute die Mündung der Düna auf und begannen Handel mit den heidnischen Liven. 1184 kam der Augustinermönch Meinhard aus Segeberg in Holstein nach Livland und begann mit der Missionspredigt. Die Oberhoheit über das Land an der Düna nahm damals der russische Fürst Wladimir von Polozk in Anspruch. Er erlaubte dem deutschen Priester die Predigt, unter der Bedingung, daß der Tribut der Liven nach Polozk nicht geschmälert werde. Der Lettenpriester Heinrich in seiner livländischen Chronik sagt, schon daraus habe man gesehen, die russische Kirche sei „eine unfruchtbare Mutter, welche nicht in Hoffnung auf die Wiedergeburt durch den Glauben an Jesus Christus, sondern in Hoffnung auf Schatzung und Beute die Heiden zu unterwerfen trachtet". Weiter im Norden, in Dorpat, hatte die russische Herrschaft gleichfalls Fuß gefaßt, und ohne das Einsetzen der deutschen Kolonisation gerade zur selben Zeit wären die Russen ohne Schwierigkeit bis an die Ostsee gelangt: eine Möglichkeit von der größten Tragweite, wenn man bedenkt, wie der ganze spätere Verlauf der russischen Geschichte durch den Abschluß vom Meere und durch das Streben nach dem Meere bestimmt worden ist.

Im Frühjahr des Jahres 1200 segelte der eigentliche Gründer der Kolonie, der Bremer Domherr Albert, mit einer 23 Schiffe starken Flotte von Lübeck nach der Dünamündung ab, und im Jahre darauf erfolgte die Gründung Rigas. Wenige Jahrzehnte später war die Eroberung des Landes von der Memel bis zum Finnischen Meerbusen vollendet und der von Albert gegründete Orden der Schwertbrüder in den Deutschen Orden, der Preußen erwarb, aufgegangen. Die Abgrenzung Livlands gegen Rußland erfolgte durch die Niederlage der Ritter auf dem Eise des Peipus-Sees, am 5. April 1242, gegen den Großfürsten Alexander Newski von Nowgorod. Bis dahin hatte es den Anschein, als ob die deutsche Eroberung sogar ins eigentliche Rußland hinein vordringen würde. Dreihundert Jahre nach der Eisschlacht erst setzte sich Moskau von neuem in Bewegung gegen die Ostsee.

Während der dreieinhalb Jahrhunderte des Bestehens der livländischen Kolonie bildete diese einen Bestandteil des Deutschen Reichs. Die Meister des Ordens, die Bischöfe von Riga, Dorpat und Oesel, waren Fürsten des Reichs. Riga, Reval und Dorpat gehörten zum Hansabunde und bildeten das livländische Quartier. Adel, Geistlichkeit und Bürgertum waren deutsch, aber der deutsche Bauer ging nicht nach Livland übers Meer. Das alte Lied der Flamen aus der Kolonisationszeit Ostdeutschlands:

Naer Oostland willen wy ryden
Naer Oostland willen my mes
Al over de groene heiden
Al over de heiden,
Daer isser en bessere stres

— es galt nur bis zur Memelburg! Dort fing der Heerweg an der Küste von Schamaiten nach Livland an, und den sind keine Kolonistenbauern aus dem Mutterlande mehr gezogen.

1558 erfolgte der Einbruch der Scharen Iwans des Schrecklichen in Livland. Zwei Jahre danach sank die Ordensfahne — fünfhundert deutsche Reiter und fünfhundert Knechte zu Fuß gegen ein zahlloses russisches Heer — auf dem Schlachtfelde von Ermes, dem livländischen Tannenberg.

Digitized by Google

Es folgte ein langer, grausamer Kampf um Livland zwischen seinen drei Nachbarn, Moskau, Schweden und Polen, mit dem Ergebnis, daß schließlich Estland und das eigentliche Livland unter schwedische Herrschaft, an Gustav Adolf, kamen, Kurland aber polnisches Lehnsherzogtum unter dem letzten livländischen Ordensmeister Gotthard Kettler und seinen Nachkommen wurde. 1710 im nordischen Kriege ergaben sich Livland und Estland an Peter den Großen, und 1796 bei der dritten Teilung Polens wurde auch Kurland, wo nach dem Aussterben des Hauses Kettlers die Birons, eine russische Günstlingsfamilie, saßen, russisch. Während des 17. Jahrhunderts bestanden nahe verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Kurland und Brandenburg; die Gattin Herzog Jakobs war eine Schwester des Großen Kurfürsten.

Kurland ist etwa so groß wie Belgien; Belgien aber hat fast acht Millionen Einwohner und Kurland nur etwa 750 000, davon vielleicht 60 000 Deutsche. Aus der geringen Bevölkerungsdichte auf mangelnde Fruchtbarkeit zu schließen, wäre falsch, im Gegenteil, Kurland gehört zu den fruchtbarsten Stücken des Ostseegebiets. Ein Viertel des Landes sind aber Domänen, und diese wiederum tragen zu mehr als neun Zehnteln ihrer Fläche Wald, Wald auf gutem Weizenboden! Der Rest des Landes entfällt etwa je zur Hälfte auf Rittergüter und Bauernhöfe. Auch der größere Teil des Gutslandes ist Wald, weil der Mangel an Kapital und Arbeitskräften eine intensivere Wirtschaft verhindert. Die einheimische Bevölkerung in Kurland besteht ganz überwiegend aus Letten, die auch die südliche Hälfte von Livland und einen Teil des Gouvernements Witebsk bewohnen.

Seit der Revolution von 1905 gelten die Letten als besonders deutschfeindlich. Man erinnert sich, wie damals zahlreiche deutsche Gutshöfe in Kurland und Livland von lettischen Banden angesteckt, in Feuer aufgingen und eine Anzahl deutscher Besitzer ermordet wurden. Diese Tatsachen sind richtig, aber man darf nicht vergessen, daß die revolutionäre Erhebung sich keineswegs besonders gegen die Deutschen richtete, sondern daß in erster Linie die lettische Republik geschaffen, d. h. die Zugehörigkeit „Lettlands" zum russischen Staat aufgehoben werden sollte. Die Bekämpfung der Revolution erfolgte dann auch auf die Weise, daß die russischen Behörden samt den Truppen und die baltischen Deutschen in Stadt und Land sich vereinigten, um die Ordnung wiederherzustellen.

Die zweite wichtige Tatsache, die herangezogen werden muß, um das Bild richtig zu gestalten, ist die, daß die Revolutionäre — hauptsächlich Sozialdemokraten aus der städtischen Fabrikbevölkerung und plündernde Bandenführer — gegen ihre besitzlichen Landsleute, vor allem gegen die Eigentümer der großen Bauernhöfe auf dem Lande, ebenso mit Mord und Brand vorgingen, um sie zum Anschluß zu zwingen, wie gegen die Deutschen. Das Aufatmen bei der Unterdrückung der Revolution ging daher keineswegs nur durch die Reihen der Deutschen, sondern ebenso durch die bäuerlichen lettischen Grundbesitzer. Heute stehen die Reste der lettisch-revolutionären Partei, wie ihre Proklamationen selbst beweisen, ausgesprochen auf deutscher Seite gegen Rußland.

Es gibt in Kurland und Livland im ganzen etwa fünfviertel Millionen Letten; dazu eine Viertelmillion im Witebskischen. Hiervon lebt der Kern des Volks auf großen und wohlhabenden Bauernhöfen, in guten Häusern, mit verhältnismäßig guter Schulbildung. Leute, die nicht schreiben und lesen können, sind äußerst selten. Mit der Entwicklung der Industrie, namentlich in den Großstädten Riga und zum Teil auch Libau, hat sich aber ein zahlreicher lettischer Fabrikarbeiterstand gebildet. Außerdem besteht eine sogenannte lettische „Intelligenz", Redakteure, Rechtsanwälte, einige Pastoren, Lehrer, städtische Hausbesitzer und dergleichen. In dieser Schicht liegen auch die Ansätze zur Russifizierung. Der Russe geht im ganzen ungern in das ihm innerlich fremde baltische Gebiet. Nur die höheren Stellen des Beamtentums gelang es, mit Russen zu besetzen. In die mittleren und unteren Stellen drängte sich der in russifizierten Schulen unterrichtete Lette, und von hier aus gingen auch gewisse Rückwirkungen auf die ganze heranwachsende jüngere Generation aus.

Mit dem Abzug der russischen Behörden aus Kurland sind jetzt auch ihre lettischen Anhängsel samt und sonders fort, teils weil sie zwangsweise mitgenommen wurden, teils wegen schlechten Gewissens. Uebriggeblieben sind der Bauer und der Arbeiter. Die Bauern kamen den einrückenden Deutschen anfangs mit Mißtrauen oder Abneigung entgegen. Der Deutsche war ihnen von den Russen als Räuber, Mörder und Brandstifter geschildert worden. Jetzt aber hat sich das Bild sehr schnell von Grund auf geändert, und niemand anders als die Russen haben das veranlaßt. Der Befehl der russischen Armeeleitung, vor dem deutschen Einmarsch das Land zu verwüsten und die Ernte zu vernichten, hat die lettischen Bauern furchtbar aufgebracht. Ihnen wurde befohlen, den Roggen und Weizen niederzuwalzen, die Kartoffeln durch Umpflügen und das Sommergetreide durch Preisgabe an das Vieh zum Zertrampeln und Abfressen zu vernichten. An vielen Stellen erzwangen die russischen Befehlshaber tatsächlich dieses Vorgehen; anderswo glückte es den Bauern, sie zu täuschen, indem sie die Vernichtung der Ernte nur strichweise längs der Straßen vornahmen, auf denen die Russen abzogen. Auf jeden Fall hat sich das Russentum jetzt bei den Letten ein dauerndes Denkmal des Hasses gesetzt.

Nord-Livland und Estland, die von dem estnischen Volke bewohnt wurden, sind zurzeit dem Kriege noch fern. Es gibt knapp eine Million Esten, ein Volk, das mit den indogermanischen Letten weder dem Stamm noch der Sprache nach verwandt ist. Die Verwandten der Esten sind die Finnen in Finnland und im östlichen Rußland; sie gehören nicht zur indogermanischen, sondern zur mongolischen Rasse, sind aber durch eine starke germanische Blutbeimischung und durch jahrhundertelange Kultureinflüsse durchaus zu Europäern geworden. Zwischen ihnen und dem Deutschtum besteht überhaupt keine eigentliche Feindschaft. Die jung-estnische Bewegung trat von Anfang an viel gemäßigter auf als die junglettische.

Für die Zukunft des estnischen wie des lettischen Volkes ist entscheidend, daß die Zahl der Volksangehörigen hier wie dort viel zu gering ist, um eine selbständige höhere geistige Kultur zu erzeugen. Außerdem sind die Sprachen lange nicht ausgebildet genug, um höhere wissenschaftliche und literarische Erzeugnisse anderer Völker in ihnen wiederzugeben. Der Lette wie der Este muß, wenn er eine höhere Bildung erwerben und namentlich, wenn er studieren will, sich dazu der Sprache eines anderen, größeren Volkes bedienen. Solange das deutsche Schulsystem und die deutsche Universität Dorpat bestand, diente beiden Völkern das Deutsche zu höheren Bildungszwecken, und auf diesem Wege wäre die Germanisierung in einigen Menschenaltern sicher durchgeführt worden. Seit der gewaltsamen Russifizierung, die etwa vor 30 Jahren einsetzte, trat das Russische an die Stelle des Deutschen,

Digitized by Google

ohne natürlich für die Solidität der Bildung entfernt dasselbe leisten zu können. Sollte der Krieg den Anschluß des Landes in einer oder der anderen Form an Deutschland bringen, so würde die Eindeutschung der Letten wie der Esten in absehbarer Zeit mit großer Wahrscheinlichkeit erfolgen.

Auch ohne nähere Ausführungen begreift es sich leicht, welche Gedanken sich daran knüpfen müssen, daß unsere Heere jetzt den größeren Teil Kurlands besetzt halten, und daß dieses Kurland allein schon imstande ist, ohne weiteres eine halbe Million neuer bäuerlicher Kolonisten aufzunehmen. Kurland und die beiden baltischen Schwesterprovinzen, dazu Kowno und die benachbarten Teile von Russisch-Litauen, umfassen zusammen ein Gebiet so groß wie ein Drittel von ganz Deutschland. Sie zählen etwa sechs Millionen Einwohner, doch könnten dort ebensogut fünfzehn und mehr Millionen Menschen leben. Im Innern von Rußland aber gibt es zwei Millionen deutscher Bauern, die jetzt durch eine wütende, brutale Verfolgung aus ihrem Eigentum verjagt, gequält und zu Tode gehetzt werden.

Der deutsche Spießbürger im Reich — er scheint leider auch durch diesen Krieg noch nicht ausgerottet worden zu sein — kümmert sich aber um diese Dinge nicht viel und sagt lieber: Den russischen Deutschen geschieht schon ganz recht, sie sind ja gar keine Deutschen, sie haben so lange mit Rußland geliebäugelt, sie sind Russen — wir haben gar keinen Grund, mit ihnen zu sympathisieren! Diese Rede kenne ich schon seit Beginn des Krieges aus mannigfacher Erfahrung. Ich möchte ihr, statt aller anderen Widerlegung, einiges aus einem baltischen Brief entgegensetzen, in den ich Einsicht erhalten habe. Es heißt dort:

... Sie waren so gut, mich darauf aufmerksam zu machen, daß gerade die Kenner der baltischen Verhältnisse immer wieder behaupten, nur einen Teil der deutschen Balten stände auf deutscher Seite, die anderen, vielleicht die Mehrzahl, seien überzeugte, treue Untertanen des Zaren. Für die Zeit vor dem Kriege entsprach das bis zu einem gewissen Grade der Wahrheit. Es gab stets Balten, die sich lebhaft des Zusammenhanges mit Deutschland bewußt waren. Ich habe es selbst erlebt, wie der Unterstaatssekretär im russischen Unterrichtsministerium auf einem studentischen Fest in Dorpat zu seinem Schrecken mit dem Liede: „Deutschland, du mein Vaterland" begrüßt wurde! Es gab auch viele, die nicht auf Deutschland rechnen zu können glaubten und hofften, ihre Heimat unter russischer Herrschaft deutsch erhalten zu können, wie sie dem russischen Reiche treu blieben. Tatsächlich hat ja auch in den letzten zehn Jahren eine Art Renaissance des Deutschtums im Baltenlande stattgefunden. Trotz der feindseligen Regierung und der fremdstämmigen Majorität der Bevölkerung bedeckte sich das Land mit einem Netz deutscher Schulen; es entstanden deutsche Bauernkolonien, die Anzahl der Deutschsprechenden nahm zu.

Als der Krieg ausbrach, entstand in uns, die wir uns für rußlandtreu hielten, ein harter Gewissenskonflikt: auf der einen Seite das Bewußtsein, in diesem Weltkampf auf der falschen Seite zu stehen, auf der anderen Seite das Pflichtgefühl Rußland gegenüber, und schließlich die Gewißheit, daß Rußland die Gelegenheit des Krieges benutzen werde, um uns auszurotten. In einem baltischen Gedicht aus jenen ersten Kriegsmonaten heißt es:

Wir singen kein Lied, wir sprechen kein Wort,
Wir drücken uns stumm die Hand,
Und kämpfen uns staubige Wege fort,
Wir — ohne Vaterland!

Es gab viele, die sich fragten: wo finde ich Gelegenheit, in Ehren zu sterben, denn in Ehren leben können wir nicht mehr!

Als es sich aber mehr und mehr herausstellte, daß die russische Regierung uns behandelt, als wären wir untreu geworden, unsere Schulen und Vereine schloß, unsere Sprache verbot, die hervorragendsten Vertreter des Deutschtums verschickte, also ihrerseits das Untertanenverhältnis zwischen Rußland und uns nicht mehr anerkannte, da mußte sich für uns der innre Zwiespalt lösen. Wie hätte auch das bloße zwangsweise Untertanenverhältnis noch länger dieselbe Wirkung in unseren Herzen haben können, wie vordem die alt-angestammte, viele Generationen hindurch treu bewahrte Loyalität, nicht etwa gegen das Russentum — das war uns immer etwas Fremdes —, wohl aber gegen das russische Herrscherhaus, dem wir und unsere Vorfahren zweihundert Jahre lang die besten Diener gegeben hatten. Einer nach dem anderen „genas" so von Rußland, denn die russische Regierung selber zwang ihm die bittere Medizin ein.

Was soll ich Ihnen sonst noch von uns schreiben. Wir sitzen und warten auf den „Durchgang der Feuerlinie", die ja für viele von uns das Ende sein wird. Bis dahin haben wir versucht und versuchen es noch, unser Deutschtum zu bewähren, indem wir den deutschen Gefangenen in Rußland, den gefangenen und verwundeten Soldaten, den Verschleppten und den Verschickten nach Kräften helfen. Darüber noch ein Wort zur Belehrung für die neunmal Klugen und Herzlosen im Deutschen Reich, denen wir „Russen" sind. Vor Weihnachten kam die Nachricht zu uns, daß entsetzliches Elend unter verwundeten deutschen Kriegsgefangenen im Innern von Rußland herrsche. Die näheren Umstände waren so, daß es unmöglich erschien, nicht zu helfen, trotz der Gefahr, in die sich jedermann dadurch begab. Jeder gab unaufgefordert, soviel er konnte. Unsere Kinder verzichteten auf die Weihnachtsfeier, um das ersparte Geld den Gefangenen zu schicken. Man versetzte sein Silber, um Geld für die Gefangenen zu erhalten. Da man hörte, daß die Gefangenen mitten im Winter halbnackt nach Sibirien weitergeschickt wurden, so häuften sich gewaltige Berge von warmer Wäsche und Kleidungsstücken in den Wohnugen derer an, die die Möglichkeit hatten, die Sachen dorthin zu schicken, wo sie not taten. Herren zogen ihre Pelze aus, um selbst weiterhin im Paletot zu gehen; unsere Frauen strickten und nähten den ganzen Winter hindurch an warmen Handschuhen und Strümpfen, Jacken und Nansenkappen für die Kriegsgefangenen. Auf diese Weise konnte im Innern monatelang fast ausschließlich aus baltischen Mitteln eine Hilfstätigkeit großen Maßstabes entwickelt werden.

Alles mußte mit größter Vorsicht und Heimlichkeit betrieben werden, denn es stand natürlich hohe Strafe darauf, und die Polizei fahndete eifrig auf die Beteiligten: sie schickte in die deutschen Häuser Spioninnen, die zu Spenden für die Gefangenen auffordern und die Spender dann anzeigen sollten; sie bestach die Dienstboten der deutschen Familien und erfuhr dadurch, wo größere Mengen warmer Kleidungsstücke aufbewahrt wurden, wohin sie geschickt wurden und wer in den Häusern verkehrte. Auf diese Weise fiel eine große Anzahl von uns den Spitzeln zum Opfer und wanderte nach Sibirien. ...

So weit der Brief. Seine Worte sprechen für sich selber — aber werden sie imstande sein, bei denen, die sie lesen, das alte, gedankenlose, bei den Balten geradezu als Schmähwort empfundene „Deutschrusse" dorthin zu versenken, wohin es gehört?

Digitized by Google

Prager Brief von einem tschechischen Abgeordneten des österreichischen Reichstages

Das tschechische Volk hat einige Hunderttausende ins Feld geschickt, die tschechischen Soldaten haben, sowie alle anderen Oesterreicher und Ungarn Schulter an Schulter mit den Deutschen gekämpft. Nicht nur in Galizien, Russisch-Polen und Karpathen: mit den Mörserbatterien sind auch viele Tschechen dem Rufe zum Rhein, zum deutschen Rhein gefolgt und waren so des Stromes Hüter! Die „Wacht am Rhein" von den Prager Deutschen gesungen, war kein beliebtes Lied in Prag, das kann nicht geleugnet werden, man empfand es immer als eine herausfordernde Demonstration. Und jetzt! Jetzt haben die Tschechen den Strom bewacht, so wie es in jenem Gesang verlangt wird — welche Wendung durch Schicksals Fügung!

Die tschechischen Rheinwächter werden nach dem Krieg wieder nach Hause kommen, und es ist unmöglich, daß sie sich nicht Gedanken darüber machen, was denn eigentlich in diesem Krieg alles vorgekommen, wie gründlich sich alles, alles geändert hat. Auch die anderen aus den Karpathen, aus Galizien ... Ebenso wird der deutsche Soldat in Oesterreich mancherlei gesehen haben, was ihm ganz neu war. Das Verhältnis beider Staaten zueinander hat sich geändert, ganz gründlich, und diese Aenderung wird ihren Ausdruck in jeder Hinsicht finden müssen. Aber alle Staatsverträge werden inhaltlos bleiben, wenn sich nicht auch die Völker der beiden Reiche ihr gegenseitiges Verhältnis neugestalten. Die Deutschen pflegen nicht oberflächlich zu denken und zu fühlen, die deutsche Gründlichkeit hat einen berechtigten Ruf. Und das neue Verhältnis kann nur auf der festen Grundlage besserer gegenseitiger Kenntnis aufgebaut werden, soll es ernst und von Dauer und Wert sein.

In Deutschland hat man sich bisher um Oesterreichs Leute wenig oder gar nicht gekümmert, man begnügte sich, das zu kennen, was leicht zugänglich war: das Deutsche. Alles andere fand man gelegentlich immerhin ganz interessant, aber nicht wichtig. Das soll kein Vorwurf sein, denn für das bisherige durch den Dreibundvertrag (der doch immer nur als Friedensvertrag gedacht war) und die Handelsverträge regulierte Verhältnis genügte jene Kenntnis vollauf. Das wird jetzt anders, weil eben das Verhältnis anders werden wird. Wie dieses formuliert werden soll, ist nicht Gegenstand dieser Erörterung. Man wird in Deutschland wissen wollen, mit wem man dieses so innige und intime Verhältnis eingeht. Man wird nicht nur den Staat kennen wollen, wie bisher, und die Dynastie — auch die Menschen, die Völker. In Oesterreich kommen neben den Deutschen in erster Reihe die Tschechen in Betracht, sie sind neben den Deutschen der wichtigste Faktor in den „im Reich stark vertretenen Königreichen und Ländern". Daß sie nicht mit den Deutschen sind — das ist das innerösterreichische Problem. Auch das wird gelöst werden, weil es gelöst werden muß. Im Interesse Oesterreichs, im Interesse Deutschlands — es ist hier nicht zu untersuchen in welcher Art. Kurz: die Deutschen im Reiche werden zu den Oesterreichern in ein neues Verhältnis zu treten haben, auch zu den tschechischen, die sie bisher als „nationale Gegner" gekannt haben. Nun hat der nationale Gegner den deutschen Rhein behütet, Maubeuge, Lüttich und Antwerpen miterobert. Der kann kein Gegner mehr sein und bleiben. Zum Gegner ist ja der Tscheche für die Deutschen im Reiche eigentlich nur „durch Empfehlung" geworden, weil es die Deutschen in Oesterreich verlangt haben von den Brüdern im Reiche. Wenn nun die Deutschen ein anderes Gefühl für die Tschechen aufbringen müssen, werden sie sie erst kennen wollen. Das deutsche Interesse erfordert es, daß die Deutschen im Reiche Oesterreich und die Oesterreicher genau kennen, wenigstens so genau, wie es zur richtigen Beurteilung der Monarchie notwendig erscheint.

Es genügt nun nicht, daß die Tschechen in Deutschland so beurteilt werden, wie sie von der deutschen Presse bisher geschildert wurden und werden. Die Stellung der deutschen Presse ist von nationalpolitischen Motiven beeinflußt, und diese wurden eben bisher nicht aus eigener Erkenntnis, sondern aus der Wiener und Prager deutschen Presse geschöpft, die wieder parteipolitische Tendenz über alles stellt. Die richtige, aus den Erfahrungen des Krieges geschöpfte Erkenntnis der Dinge wird nun ergeben, daß die Deutschen im Reiche die politischen Zustände gerade vom höheren deutschen Standpunkte anders beurteilen müssen als die Parteistandpunkte in Oesterreich es erforderten.

Es ist jedenfalls anzunehmen, sicherlich höchst dringend, daß das bisherige schlechte Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen in Böhmen nach dem Kriege einem ehrlichen, dauernden und ehrenhaften Frieden Platz mache. Wie sehr notwendig dieser Frieden für beide Nationen aus politischen Gründen ist, wäre überflüssig hier zu erörtern. Die Deutschen in Böhmen und in Oesterreich werden wohl genügend Verständnis hierfür aufbringen; noch mehr müssen die Tschechen dieses Bedürfnis fühlen, weil die politischen Gefahren für sie auch die nationalen bedeuten.

In den Kampf direkt eingreifen können die Deutschen außerhalb des Reiches nicht: indirekt ist es ihre Pflicht. Inwiefern dies politisch zu geschehen hätte, gehört auf ein anderes Blatt, weil es die gesamtstaatlichen Verhältnisse überhaupt betrifft. Uns scheint die nichtpolitische Einwirkung, in erster Reihe die kulturelle, hier am wichtigsten. Wenn die Deutschen im Reiche die bisherige Reserve, die sie auf Wunsch der Konnationalen in Oesterreich geübt, den Tschechen gegenüber aufgeben und sie als Oesterreicher slawischer Zunge behandeln werden, ist vieles, wenn nicht gar alles gewonnen. Hat man schon vor dem Kriege die Deutschen in Oesterreich streng von denen in Deutschland geschieden, wird diese Differenzierung nach dem Kriege auch dort eintreten, wo bisher vielleicht die Abneigung gegen das Germanentum als Gegensatz zum Slawentum überhaupt vorherrschte und die Gemüter beeinflußte. Selbst bei den eingefleischtesten Anhängern einer slawischen Gemeinsamkeit in der Politik bei den Tschechen, dürfte die Spekulation auf Rußland nach dem Kriege ihr Ende gefunden haben, nachdem auch diese Richtung erkannt haben wird, daß der tschechische Nationalismus von Rußland nichts zu erwarten hat. Der noch engere Anschluß an die Westkultur, namentlich an die deutsche, wird ausschlaggebend werden müssen. Hier müssen die Deutschen in Deutschland dem kleinen tschechischen Volke entgegenkommen, weil sonst das Gefühl der überaus empfindsamen und empfindlichen Tschechen, als sollten sie sich an die Deutschen demütig anbiedern, alles verderben möchte. Die Deutschen im Reiche müssen ein Interesse an den kulturellen und wirtschaftlichen Bestrebungen der Tschechen zeigen. Sie werden es nicht zu bedauern haben.

In diesem Andentaglegen eines Interesses für die Tschechen müssen die Deutschen in Deutschland ihren österreichischen Stammesgenossen vorangehen, da die Deutschen in Oesterreich vorerst noch zu erregt sein werden vom nationalen

Digitized by Google

Kampf. Bei ihnen wird sich die beruhigtere Stimmung erst nach und nach, pari passu mit der Beilegung der nationalen Kämpfe in Böhmen einstellen.

Auf einige Mittel dieser kulturellen Annäherung soll hier hingewiesen werden. Ein erstklassiger Agitator ist das Theater. Die Tschechen haben eine erstrangige Musikliteratur und besitzen von Friedrich Smetana und Anton Dvorak eine Reihe guter Opern, die nur zum geringsten Teil in Deutschland bekannt sind: von Dvorak gar keine, von Smetana nur die Verkaufte Braut und Dalibor. Gerade jetzt, wo man französische und italienische Opern, wenn nicht ganz vom Repertoire der deutschen Bühnen streichen, so doch viel weniger als bisher aufführen dürfte, müßte die Einführung tschechischer Opern sehr willkommen sein. Entzückendere komische Opern als Smetanas „Kuß", „Geheimnis", „Zwei Witwen", Dvoraks „Jakobiner Dickschädel" und „Bauer ein Schelm" wird man in Deutschland selten gehört haben. Seine ernsten Opern „Demetrius Rusalka" (Wassernixe), Fibichs „Sturm", „Braut von Messina" überragen alle Opern von Puccini und Leoncavallo an Kunstwert um ganze Montblanchöhen! Das gilt auch vom Konzertsaal, wobei bemerkt werden muß, daß die heutigen Autoren nicht erwähnt sind, die durchweg als ernste Künstler Ausgezeichnetes geschaffen haben und noch schaffen. Auch Novak, Luk, Kovarovic und Weis würden das deutsche Publikum interessieren und erfreuen. Schon deshalb, weil man in Deutschland erkennen würde, wie nahe die tschechische Musik bei all ihrer nationalen Eigenart doch der deutschen Kunst steht, wie die tschechischen Komponisten die neue deutsche Kunstrichtung nicht unbemerkt vorbeigehen ließen und lassen. Bei dem Genuß dieser Musikwerke hätte das deutsche Publikum nicht jene mildernden Umstände walten zu lassen, zu denen man sich immerhin flüchten muß, wenn man Puccini, Charpentier oder gar Leoncavallo gelten und vor einem an Richard Strauß und Pfitzner gewöhnten Publikum aufführen will. Wenn es gar möglich wäre, z. B. in Berlin die tschechische Oper gastieren zu lassen, würde man sofort erkennen, wie nahe auch kulturell Böhmen an Deutschland grenzt: die restlos stilgerechte Aufführung deutschester Werke durch die tschechische Oper in Prag würde erkennen lassen, mit welchem Verständnis und tiefem Eindringen in den Geist Wagners oder Strauß' die Tschechen deren Werke reproduzieren. Eine tschechische Meistersinger-, Parsifal- oder Rheingold-Aufführung scheidet nur die Sprache. Wie anders ist das mit italienischen und französischen Aufführungen! Der italienische Lohengrin bleibt im Orchester und auf der Bühne immer ein Italiener, ebenso der französische ein Franzose.

Nur die politischen Verhältnisse sind daran schuld, daß das kulturelle Leben der Tschechen so von der Fremde unbemerkt blieb und bleibt. Während Deutschland bisher in Italien und Frankreich jede Neuerscheinung aufgriff, auf jedem Gebiet der Kunst, um sie zu Hause einzuführen, schien der dreistündige Weg von Dresden nach Prag nie opportun. Es genügt ja darauf hinzuweisen, daß die heute in Deutschland fast populäre „Verkaufte Braut" von 1866 bis 1890 unbekannt blieb außerhalb Prags, bis erst der Zufall der Wiener Musik- und Theaterausstellung sie in die Welt einführte! Damals war man fast entsetzt in ernsten Künstlerkreisen, daß ein so großer Künstler, wie Friedrich Smetana in Prag, von der großen Welt unerkannt sterben konnte! Nicht anders ist es mit den Opern des als Symphoniker und Kammermusiker weltbekannten Anton Dvorak. Die deutsche Presse Prags und Wiens errichtete eine tschechische Mauer um Böhmen, um für ihren politischen Kampf gegen die Tschechen im deutschen Auslande leichter Zustimmung zu finden. In Deutschland, wo man in allen Dingen auf Disziplin hält, versuchte man denn auch nie diese tschechische Mauer umzustoßen. Einzelne, die trotzdem eindrangen, denken wohl anders über diese auch das Kulturgebiet vollends beherrschende politische Taktik, aber auch sie haben nicht die Lust und den Mut, die einmal ausgegebene Kampfparole zu beseitigen. Den Tschechen fehlte es nun vollständig an einer Organisation und auch an den Mitteln, diese anbefohlene splendid isolation zu durchbrechen, weil die notwendigste, ja unentbehrlichste Waffe, die Presse, vollständig in der Hand des Gegners war und ist. Auf eine anderweitige Hilfe war nicht zu rechnen, weil sich merkwürdigerweise auch die österreichische Regierung selbst in kulturellen Fragen auf den deutschen Standpunkt stellte. Die österreichische Regierung hat es nicht verstanden (oder auch nicht verstehen wollen), über die Brücke kultureller Angelegenheiten einen Weg zu den Tschechen zu suchen, das Ministerium für Kultus und Unterricht zeigte jahrzehntelang keinerlei Interesse für die kulturellen Bestrebungen der Tschechen, und selbst heute glaubt diese Zentralstelle jede tschechische Kunstförderung als Gnade und Wohltat ansehen zu sollen, wiewohl man heute ruhig sagen kann, daß alles, was heute als österreichische Musik gelten darf, zu 60 Prozent tschechische Kunst (? Die Redaktion) ist, da Wien bekanntlich dermalen wenig, die Deutschen sonst in Oesterreich fast gar nichts produzieren. Den Tschechen fehlte auch jene Art der Unterstützung und Förderung, die z. B. der ungarische Adel den magyarischen Künstlern zuteil werden ließ. Man braucht nur die enorme Karriere Franz Liszts mit dessen künstlerischer Bedeutung zu vergleichen, um herauszubekommen, wieviel künstliche Förderung mit im Spiele war. Ungefördert wäre Liszt nie in die Nähe Richard Wagners gekommen und hätte das Schicksal großer Klaviervirtuosen geteilt. Friedrich Smetana war als erstrangiger Klaviervirtuose Vorspieler Kaiser Ferdinands V., aber für seine Förderung als Komponist hatte weder der alte Monarch noch dessen adelige Umgebung, selbst die mit tschechisch politischer Gesinnung, ein Verständnis. Er war eben nur Tscheche!

Hier sei noch eine Bemerkung eingeschaltet, die so unendlich grell die angeblich so tief wurzelnden slawischen Beziehungen der Tschechen beleuchtet. Waren die Tschechen durch politische Kämpfe von den Beziehungen mit den Deutschen abgeschnitten, so sollte man annehmen, daß sie wenigstens mit den übrigen Slawen, in erster Reihe mit den Russen, kulturell in innigem Kontakt waren. Aber trotz aller Blutsverwandtschaft, trotz des vielgelästerten Panslawismus sind die kulturellen Beziehungen der Tschechen zu den übrigen Slawen noch womöglich geringer als zu den Deutschen, und es ist bezeichnend genug, daß selbst die in deutschen und englischen Konzertsälen so bekannten und anerkannten tschechischen Musiker Smetana und Dvorak in Rußland nahezu unbekannt geblieben, wenn nicht direkt abgelehnt worden sind. Die „Verkaufte Braut" selbst, weil einem Großfürsten gewidmet, gelangte in Petersburg in den 70er Jahren wohl zur Aufführung: aber das zur italienischen und deutschen Musik hinneigende Publikum lehnte die Oper Smetanas direkt ab. Ein zweiter Versuch mit einer tschechischen Oper wurde in Rußland nie unternommen! Die slawischen Brüder hatten nie ein Verständnis, aber auch kein Interesse an dem Kulturleben der Tschechen überhaupt, an dem Kunstleben insbesondere. Man kann ruhig behaupten, daß die kulturelle Tüchtigkeit der Tschechen selbst bei den größten Gegnern

Digitized by Google

mehr Aufnahme und Anerkennung gefunden hat, als bei den slawischen Brüdern, den Russen. Dasselbe gilt von den Franzosen, mit deren Freundschaft politische Querköpfe bei den Tschechen früher so gerne prunkten. Wiederholte Bemühungen, tschechische Musik in Frankreich ein- und aufzuführen, ob im Theater oder im Konzertsaal, scheiterten an dem absoluten Mangel an Interesse für dieses den Franzosen so völlig unbekannte Volk.

Alles, was hier über die tschechische Musik und ihre Beziehungen zum Auslande gesagt wurde, gilt noch in erhöhtem Maße von der bildenden Kunst der Tschechen. Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die tschechische Kunst den größten Teil dessen ausmacht, was heute die österreichische Kunst heißt. Mit Ausnahme einiger weniger Künstler von Rang ist die Wiener bildende Kunst von heute kaum erwähnenswert. Klimt, Engelhardt, Schmützer und Michalek repräsentieren die moderne Kunst Wiens. Von Deutschböhmen wirken Hegenbarth, Orlik und Lederer in Deutschland, und mit alleiniger Ausnahme Orliks haben die Künstler fast gar keine Beziehungen zu ihrer Heimat.

Die tschechische bildende Kunst durchlebt gerade in unseren Tagen eine sehr schöne Epoche. Eine ganze Reihe prächtiger Maler und Bildhauer schaffen jahraus, jahrein vortreffliche Werke und müssen sich mit dem Beifalle ihrer engeren Landsleute begnügen. Erst wenn es dem einen oder anderen gelingt, eine auswärtige Ausstellung zu beschicken, erfährt man, daß es auch eine tschechische bildende Kunst gibt. Regelmäßige Beziehungen zum Auslande bestehen nicht, trotzdem speziell in Berlin Ausstellungen tschechischer Maler mit künstlerischem Erfolg stattfanden. Die Presse verhielt sich — siehe oben. Alles blieb wieder verborgen in Böhmen. Und auch hier kann ruhig gesagt werden, daß die Deutschen ein regeres Interesse für die tschechische bildende Kunst nicht zu bedauern hätten. Künstler wie Svabinsky, Preißler, Hudecek, Simon, Stursa, Uprka, Obrovsky, Shancek — um nur die modernen zu erwähnen — haben selbst in Deutschland wenig ernste Rivalen. Sie haben alle ihre tschechische Eigenart, aber auch die bildenden Künstler sind Westeuropäer durch und durch. Das mag mit der Grund sein, weshalb auch die Maler und Bildhauer der Tschechen in Rußland völlig unbekannt sind. Es darf ohne Uebertreibung behauptet werden, daß in ganz Rußland nicht fünf Bilder oder Plastiken tschechischen Ursprungs zu finden sind.

Hier wäre also ein großes und dankbares Gebiet für kulturelle Betätigung in Deutschland, die positive kulturelle und zugleich politische Werte schaffen würde. Ihnen könnte und würde sicher ein innigeres Verhältnis der wissenschaftlichen und literarischen Kreise folgen, das allerdings systematische Pflege wegen der sprachlichen Schwierigkeiten erheischt. Aber es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß hierin die Tschechen selbst das größte Entgegenkommen zeigen würden, wenn sie die Aussicht hätten, in Deutschland die ihnen aus sachlichen Gründen zukommende, aus politischen Ursachen verwehrte Beachtung zu finden.

Nach und nach würde sich aus diesen idealen Beziehungen zwischen Deutschland und den Tschechen in Oesterreich ein Verhältnis bilden, das auch auf wirtschaftlichem und politischem Gebiete ernste Früchte tragen würde. Die Angst der Tschechen vor nochmaligen Germanisations- und Unterdrückungsversuchen, wie sie seit dem siebzehnten Jahrhundert bis 1870 wiederholt und teilweise sogar mit Erfolg unternommen wurden, würde weichen, und erst dann könnte zwischen Tschechen und Deutschen in Böhmen und Oesterreich jenes dauerhafte vertrauensvolle Friedensverhältnis entstehen, dessen die österreichisch-ungarische Monarchie zu ihrer inneren Wiedergeburt, zu ihrer Kräftigung, ja zu ihrer Existenz so dringend bedarf. Und wie richtig diese für Deutschland geworden ist, hat uns der jetzige Weltkrieg mit einer nicht mißzuverstehenden Deutlichkeit gezeigt. Ohne Frieden in Böhmen ist ein Frieden zwischen den Nationen in Oesterreich überhaupt nicht herzustellen. Auf diesen Frieden hinzuarbeiten mit allen Mitteln, ist wohl Pflicht eines jeden, dem die Existenz Oesterreichs und Deutschlands am Herzen liegt.

Erich Schairer / Wucher

Verschiedene süddeutsche Generalkommandos haben sich kürzlich genötigt gesehen, unter Androhung von Gefängnisstrafen gegen den Lebensmittelwucher vorzugehen. Andere in West- und Norddeutschland haben sich angeschlossen, und nun ist zur einheitlichen Regelung der Angelegenheit eine Bundesratsverordnung ergangen. Diese sieht für Fälle der Zurückhaltung von Gegenständen des täglichen Bedarfs zwangsweise Enteignung vor und belegt mit Gefängnis bis zu einem Jahr oder Geldstrafe bis zu 10000 M. oder beidem 1. die übermäßige Gewinnforderung, 2. die gewinnsüchtige Zurückhaltung, 3. die Vernichtung, Produktionseinschränkung und andere unlautere Machenschaften. Wir haben damit eine wesentliche Ergänzung der bereits bestehenden „Wucherparagraphen."

Paragraph 302 des Strafgesetzbuchs und seine Untertitel verstehen unter Wucher die Ausbeutung der Notlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines anderen in gewinnsüchtiger Absicht, indem man sich „Vermögensvorteile versprechen oder gewähren läßt, die in auffälligem Mißverhältnis zur Leistung stehen". In erster Linie ist dabei an den Geldwucher gedacht, der den üblichen Zinsfuß bei Darlehen und ähnlichen Rechtsgeschäften auffallend überschreitet; Paragraph 302e stellt das wucherische Verfahren auch bei anderen Rechtsgeschäften, also den Sachwucher unter Strafe, wenn er „gewerbs- oder gewohnheitsmäßig" ausgeübt wird. Hierher gehört die Forderung von übermäßig hohen Preisen im Warenhandel; die unter der genannten Voraussetzung dafür angedrohte Strafe ist Gefängnis nicht unter drei Monaten und zugleich Geldstrafe bis zu 15 000 M. nebst Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte.

In normalen Zeiten spielt der Sachwucher in unserem Wirtschaftsleben keine allzu große Rolle. Nicht sowohl aus persönlichen — moralischen oder gesetzlichen — Gründen, sondern weil in diesem selber sachliche Hemmungen dagegen wirken: die freie Konkurrenz und die räumlich unbegrenzte Möglichkeit der Güterversorgung. Mit dem Augenblick, als der Krieg die Grenzen verschloß, trat eine grundsätzliche Aenderung der Wirtschaftsbedingungen ein, die das Entstehen wucherischer Erscheinungen begünstigte: Beschränkung der Vorräte bei gleichbleibenden oder gesteigerten Konsumbedürfnissen. Die Notlage auf seiten des Käufers, ohne die Wucher nicht zustande kommen kann, erlebte zunächst der Staat selber, der so rasch als möglich die Ausrüstung für Millionen Soldaten beschaffen mußte; es war nicht zu vermeiden, daß gewisse Lieferanten sie ausbeuteten. Weiterhin aber — abgesehen von der Zeit der ersten Verwirrung weniger auffallend und zum Teil erst durch spätere Maßnahmen der

Regierung unabsichtlich begünstigt — haben sich wucherische Zustände auf dem Gebiet der täglichen Bedarfsversorgung der Bevölkerung hier und dort entwickelt und mehr und mehr bedenklichen Umfang angenommen, so daß die militärischen Behörden unter ausdrücklicher Feststellung der Tatsache des „Lebensmittelwuchers" mit Strafandrohungen dazwischentraten. Nun zeigt es sich, daß das Reich als solches weitere Schritte ergreifen muß, nachdem seine seitherigen Maßnahmen zum Schutz des Massenkonsums sich als nicht immer passend oder nicht überall ausreichend erwiesen haben.

Es kann verwunderlich erscheinen, daß die Generalkommandos ausdrücklich Gefängnisstrafen für Lebensmittelwucher festgesetzt haben, wo doch § 302e StGB. vorhanden war. Potthoff hat in einem Aufsatz der „Tat" darauf hingewiesen; die bisherige Nichtanwendung des Strafparagraphen rechtfertigt ihm die Bezeichnung des Wuchers als gegenwärtiger „Verkehrssitte". Es wird vermutlich so liegen, daß seine unbestimmte Fassung und die Zweifelhaftigkeit des Begriffs der Gewerbsmäßigkeit seine Handhabung erschwert hat; vielleicht wollte man auch eine Aufwühlung der Oeffentlichkeit möglichst lange vermeiden — aber wenn man sich erinnert, wie drakonisch im Mittelalter und bis ins vergangene Jahrhundert herein Vergehen solcher Art bestraft worden sind, so muß man es in der Tat merkwürdig finden, wie milde man heute im allgemeinen in diesen Dingen verfährt und wie wenig bis jetzt die Oeffentlichkeit auch außerhalb des Zensurbereichs sich dagegen aufgelehnt hat, daß nicht einmal die milden Strafen der Gegenwart gegen die Fälle von wucherischer Ausbeutung fremder Notlage zur Anwendung kamen.

Woher kommt das? Potthoff schreibt, man sehe in solchen Fällen nicht ein Verbrechen, sondern nur die Uebertreibung einer nicht „unberechtigten Ausnützung der Konjunktur". Er hat ohne Zweifel dem Sinne nach das Richtige mit dieser Erklärung getroffen: man ist heute derart an die rein wirtschaftliche Betrachtungsweise der gesellschaftlichen Lebenserscheinungen gewöhnt, daß man den moralischen Maßstab häufig gar nicht mehr anwendet und daher auch die Verzichtleistung auf das Instrument des Strafgesetzes nicht auffällt. Einer solchen Auffassung kann der Wucher einfach als folgerichtige privatkapitalistische Höchststeigerung des wirtschaftlichen Fundamentalsatzes erscheinen, daß mit möglichst geringen Einsätzen möglichst große Gewinne erzielt werden müssen. Ein ganz bezeichnendes Beispiel für diese Sinnesart lieferten jüngst zwei umfangreiche Nachrufe in großen Berliner Zeitungen, die dem „König der Berliner Wucherer", einem gewissen Heinrich Pariser, gewidmet waren. Ohne den geringsten Ton der Entrüstung über das verwerfliche „Gewerbe" des Mannes, im Gegenteil, mit einer gewissen naiven Hochachtung vor seinen Erfolgen wurde darin erzählt, wie er es zu seinem Reichtum gebracht habe einzig und allein „durch Geschäfte, deren erste Vorbedingung ein außerordentlich dehnbares Gewissen war". Es wird betont, daß er noch lange nicht der schlimmste gewesen sei unter den Berliner Wucherern, denn er habe, wenn auch gegen 100 Prozent, wenigstens bares Geld verliehen; eine zweijährige Gefängnisstrafe, zu der Pariser einmal verurteilt wurde, war „sein größtes Mißgeschick", dem er sich allerdings durch seine Haftunfähigkeit, mit der es „seine eigene Bewandtnis" hatte, zum Teil entziehen konnte.

Es wäre im höchsten Maße bedauerlich, wenn eine solche skrupellose amerikanische Auffassung von Handel und Wandel sich in unserem Volke durchsetzen würde. Schon die moralisch einwandfreie Rationalisierung der Wirtschaft bedeutet häufig genug kulturelle Verarmung — da darf wahrhaftig nicht auch noch der Wucher zur „Verkehrssitte" werden, wie Potthoff es schon für die Gegenwart feststellen möchte. Aber freilich: mit Moralpredigen, auch mit gesetzlichen Strafen wird man ihn weder jetzt noch später mehr aus der Welt schaffen können, nachdem das öffentliche Gewissen bereits bis zu einem gewissen Grad gegen ihn abgestumpft ist. Dagegen wird von einem anderen Heilmittel eine zuverlässigere Wirkung erwartet werden dürfen, das uns voraussichtlich auf Grund unserer Erfahrungen zu Gebote stehen wird, wenn wieder eine ähnliche Zwangslage wie diesmal über das deutsche Wirtschaftsleben verhängt werden sollte. Man wird dafür sorgen müssen, daß die sachlichen Hemmungen, die den Wucher in normalen Zeiten niederhalten, nicht verschwinden können, wenn außergewöhnliche Verhältnisse eintreten. Ein „wirtschaftlicher Generalstab" wird für den Fall einer Mobilmachung sein organisatorisches Schema genau so gut vorbereitet haben müssen wie der militärische, wird insbesondere die Beschaffung der staatlichen Bedürfnisse vorher veranschlagt und gestellungsmäßig kontingentiert haben müssen. Und die Versorgung der Bevölkerung wird ebenso wie der Staatsbedarf ohne Preistreibereien und ohne allzu schmerzliche Spannungen zwischen Mangel und Ueberfluß gewährleistet werden können, wenn eine heilsame Konkurrenz in Form öffentlicher Selbstwirtschaft für die Hauptbedürfnisse vorhanden ist, und wenn eine weise staatliche Vorratswirtschaft die Notlage auf ein Kleinstes zurückschrauben wird, die den Boden für spekulative Wucherungen abgeben könnte.

Schulze-Gävernitz hat unter dem Eindruck der kriegswirtschaftlichen Schutzmaßregeln das Wort gesprochen, daß uns der Krieg einen mächtigen Anstoß in Richtung auf die Gemeinwirtschaft gegeben habe. Wir wollen gewiß keine phantastischen „staatssozialistischen" Träume um die bekannten Tatsachen öffentlicher Einmischung ins Wirtschaftsleben spinnen und keineswegs wünschen, daß privater Unternehmungsgeist daraus verschwinde oder verbannt werde — aber wir glauben annehmen zu dürfen, daß mancher selbstwirtschaftliche Notbau, der in diesem Krieg erstanden ist, auch im Frieden wird stehenbleiben, für kommende Fälle und für den Frieden selber. Auch in ihm wird sich darunter ganz gut wohnen lassen.

Paul Schubring / Die Geschenke des Islam an das Abendland

Hans Delbrück hat von einem „deutschen Indien" gesprochen, das zu schaffen sei, in dem wir in Zukunft den geistigen Ueberschuß Deutschlands an Ingenieuren, Architekten, Lehrern, Kaufleuten usw. unterbringen können; denn wir haben zu viele Abiturienten. Er sieht dies Land im Bereich der Bagdadbahn, also in Kleinasien und Mesopotamien, wo die Kolonisierung weitester Strecken von Kennern wie Rohrbach und Fischer längst gefordert und im einzelnen durchdacht und berechnet worden ist. Deutsche Organisation, deutscher Fleiß, deutsches Wissen und deutsche Technik sollen alten Kulturboden wieder neuerschließen, der den elementaren Naturkräften, namentlich dem Wassermangel, erlegen ist und durch Jahrhunderte brach gelegen hat. Ein wundervoller Gedanke, doppelt teuer all denen, die die alte Geschichte dieser Länderzone kennen und wissen, welche Kräfte und Fähigkeiten hier einst entbunden waren und geblüht haben, von

Digitized by Google

den Tagen Abrahams in Ur in Chaldäa, von Altbabylon an bis zum Sassanidenreich im schätzereichen Ktesiphon und bis zum letzten Herrn, König und Verwalter höchster Güter, dem Islam.

Diesem Islam würdig zu begegnen, wird unsere erste und — schwerste Pflicht sein. Als Meistern der Organisation erscheint den Deutschen leicht alle unorganisierte Kraft als wertlos; die Mission im christlichen und profanen Sinn sieht in den „Heiden" vor allem das Objekt, dem sie mit Ueberlegenheit begegnet. Aber der Türke ist mehr als Objekt; er ist Subjekt und muß in seiner Eigenart voll gewürdigt, nicht geschont, sondern respektiert werden. „Die Türken sind ein adeliges Volk", hat Moltke gesagt, und wir werden sie nur organisieren können, wenn wir sie als Gleichwertige ansehen und selbst freudig ihre Ueberlegenheit, wo sie vorhanden ist, anerkennen. Gewiß haben die Türken den Islam nicht geschaffen, sondern ihn übernommen. Aber sie haben dies Erbe gut verwaltet und sind im Schatten dieser Prophetengedanken gewachsen und veredelt. Wohl ist der Orient dem Okzident zu Dank verpflichtet, aber in noch viel höherem Maße der Okzident dem Orient. Das alte Wort: ex oriente lux hat noch immer sein Recht. Um die Verpflichtung zu beleuchten, in der wir zu den Osträndern des Mittelmeeres und den dahinter liegenden Ländern stehen, möchte ich aus meinem Fach von den Geschenken der islamischen Kunst an den europäischen Westen berichten, die uns zu dankbaren Schuldnern machen.

Durch zwei Verbote hat Mohamet der Welt der Kunst einen unendlichen Dienst erwiesen, durch das Verbot der Menschendarstellung (das freilich für die Schiiten nicht galt) und das Verbot goldener Geräte für die Moscheen Beide Verbote erklären sich aus praktischen Erwägungen. Mohamet mußte mit aller Kraft darauf dringen, seine neue Gemeinde im Kultus von den bisher und ringsum wirksamen Religionsgruppen abzusetzen und zu unterscheiden. Die spätantike, jüdische und christliche Welt bot in ihren Gotteshäusern reichliche Gebilde der Menschenfigur, der Menschgötter in großer und kleiner Plastik. Die ganze altchristliche Kunst ruht ja noch auf der Menschenfigur; darin gerade verrät sie ihren Zusammenhang mit der antiken Kunst, aus der sie herauswuchs. Diese Menschenfigur streicht Mohamet; was zunächst wie eine schmerzliche Amputation aussieht, erweist sich bei näherer Betrachtung als eine Quelle unendlicher Erfindung. Denn nun wird der Spieltrieb des Menschen in die Fläche gewiesen, um in nie endender Variation auszureifen und sich der unerschöpflichen Natur in 1000 neuen Formen zu nähern. Das geometrische wie das Pflanzenornament, Stilisiertes und Naturalistisches, Phantasie und Beobachtung, Erfindung und Tradition führen zu immer neuer Entdeckung. Wer sich einmal in die Paradiesgedanken eines persischen Tierteppichs versenkt hat, der fühlt, daß solch ein Wildgartenmärchen die Krone einer langen Arbeit der Technik, der Phantasie, der Spiellust und der Frömmigkeit ist.

Ebenso war es mit dem Verbote goldener Gefäße. Die standen auf allen griechischen Tischen und christlichen Altären. Indem Mohamet die goldenen Gefäße verbot, trieb er die Technik zur Veredlung anderer, weniger kostbarer Stoffe. Diesem Verbot verdanken wir die Kunst der Tauschierung; bronzene und Messinggefäße wurden durch Silbertauschierung nicht nur materiell gesteigert, sondern von einem stillen weichen Streudekor überworfen, der das schlichte Gebrauchsgerät zu poetischer Schönheit erhebt. Andere Gefäße wurden aus unedlem Ton hergestellt; sofort machte sich die Glasur daran, diesen rauhen und rohen Scherben zu schönen, ihn wasser- und fettdicht zu machen und so das materiell Wertlose zu höchstem Ausdruck in der Farbe, im Glanz, in der Spiegelung zu zwingen. Islamische Keramik — eine Welt der Erfindung, der raffinierten Technik, süßen Schmelzes, brennendster Farben, von den ersten Fliesen in Fostat bis zu den Azuleios der Alhambra, von den Albarelli aus Mossul bis zu den Weinkrügen — Toskanas!

Da sind wir also im Westen! Die Keramik der Robbia, die Delfter Fayencen sind mittelbar ein Geschenk des Islam! Mit den politischen Eroberungszügen marschierte nämlich diese Technik der Glasur über Nordafrika nach Spanien, sprang dann zu den Balearen über, deren größte Insel, Majorka, der Majolika den Namen gab, und fand dann in Italien, zuerst in Pisa und Lucca, dann in den Marken, z. B in Faenza, weite Verbreitung. Aus Faenza leitet sich die Bezeichnung Fayence ab. Bunte Teller, die man in Majorka zu brennen gelernt hatte, wurden als blanke Wandaugen an der Fassade der italienischen Kirchen eingemauert, daß sie im Sonnenschein blitzten; dann wanderten die sauberen Riesenteller auf die Büfetts der Speisesäle und endlich auf die Anrichte in der Küche. Erst als die Technik der Glasur im Hausgerät reichliche Verbreitung erlangt hatte, kam Luca della Robbia auf den Gedanken, sie beim Tonrelief der Madonna zu verwenden.

Noch höher ist das Geschenk zu bewerten, das die islamische Kunst dem Westen mit ihrer Weberei, sowohl dem Teppich wie der Seide, gemacht hat. Perserteppiche sind heute mehr denn je eine Sammlerleidenschaft; denn aus ihnen glüht die Seele orientalischer Phantasie am leidenschaftlichsten hervor. Die hier dargestellten Ranken, Blumen und Tiere stellen oft einen Wintergarten dar, auf dessen Bäumen, Quellen, Blumen, Löwen, Hirschen, Antilopen, Gazellen, Kranichen und Reihern das entzückte Auge des Orientalen in der Winterzeit ruhte, wenn draußen die Natur schlief. Die Wonnen der Jagd und der Gärten, der Bäder und der Spiele riefen diese Teppiche in die Erinnerung, und die Perser saßen davor mit derselben Sehnsucht nach dem Sommer, mit der Walter von der Vogelweide nach dem Frühling rief. Paradies heißt ja Tierpark. Alle diese Teppiche sind gewebte Märchen, ein Niederschlag sehnsüchtiger Träume und tastender Phantasie, wie Erzählungen aus 1001 Nächten. Diese Teppiche kamen, wenn man sie im Orient abgetreten hatte, nach Italien und Spanien in die Kirchen und Synagogen; waren sie hier wieder ein paar hundert Jahre vor dem Hochaltar benutzt worden, dann wurden sie museumsreif und für viele Tausende erworben. Auf vielen Bildern der Renaissance und der Holländer erscheinen sie als kostbare, leuchtende Zierde der Fußböden und Tische — ich nenne Holbeins Madonna in Darmstadt und sein Porträt des Kaufmanns Gisse in Berlin, das Liebesbild des Jan van der Meer van Delft in Dresden, das Wiener Madonnenbild von Memling, Raffaellino del Garbos schönes Altarbild in Berlin, Jan van Eycks Klappaltärchen in Dresden usw. —, überall erscheinen diese griechischen oder kleinasiatischen Knüpfteppiche aus Wolle oder gar Seide als höchste Zier, um kostbar gekleideten Menschen eine kostbare Decke zu unterbreiten. Auch hier gab das Verbot der Menschendarstellung den Antrieb, im anderen Sinn ein Abbild farbigen Lebens zu schaffen, über die gemeine Wirklichkeit herüberzureichen in das Land der Märchen und des Wunsches, der Träume und der Phantasie. Ein berühmter Riesenteppich in Ktesiphon

hieß „Der Frühling des Chosroe“ (gemeint ist der letzte Sassanidenfürst, der 628 starb); der ist jahrhundertelang vom Islam nachgeahmt und nachgeknüpft worden, bis ins 18. Jahrhundert hinein — ein gutes Beispiel auch für orientalischen Konservativismus. Diese Teppiche haben nun nicht nur im Westen die Knüpfarbeit verbreitet und dann zu anderen Manufakturen hinübergeleitet, sondern sie brachten selbst eine neue Sphäre von Schönheit und Pracht in die bescheideneren Häuser des Abendlandes und rissen die Menschen zu gesteigertem Zartsinn auch in anderen Dingen herauf. So können wir beobachten, daß Venedig, wo begreiflicherweise solche Teppiche am frühesten ausgeladen wurden, schon eine Steigerung der gesamten Wohnungskultur erreicht, als man in Toskana noch nicht an Luxus denkt. Aehnlich steht es mit der ganzen maurischen Kunst und ihren Segnungen für Spanien. Wenn Desdemona, die schöne Venetianerin, den Mauren Othello liebt, so leitet sie nicht ein perverser Instinkt nach wilderen Küssen, sondern die Tochter der Lagune neigt ihr Herz vor der Edelrasse eines älteren, kultivierteren Volkes. (Haben Sie gehört, Herr Bassermann = Othello?)

Und nun die Seide! Das ist doch wohl das höchste Geschenk. Sonderbarste Gunst waltete, daß wir diese orientalischen Seidenstoffe des Mittelalters noch heute reichlich besitzen. Zu diesem Zwecke tat sich nämlich Mohamet mit Dr. Martinus Luther zusammen! Letzterer ist der große Konservator unserer Paramentenschätze in den durch ihn protestantisch gewordenen Hansestädten geworden. Als Danzig protestantisch wurde, hat es die bisher im katholischen Kultus benutzten Priester-Seidenmäntel in den Schrank geschlossen; vergnügt ziehen wir heute diese Kasten wieder heraus und danken dem Wittenberger Professor, den man so oft als Kunstzerstörer getadelt hat, für diesen einzigartigen klugen Konservatorenstreich. Kostbarstes hat er uns bewahrt! Denn da quillt es glänzend und schimmernd auf Seide und Moiré (= maurisch) heraus. Die Granatblume blüht in großen herrlichen Blüten und senkt königlich die schweren Ranken; Könige jagen im Tierpark die Löwen und packen die wilden bei der Gurgel; Löwen saufen am Blutbach — goldene Tiere auf weißem Grund vor roten Wassern —; ein Külü (chinesisches Rehkalb) wird von dem Adler zerfleischt, Drachen fauchen sich an, Kraniche fliegen mit sehnsüchtig gebreiteten Flügeln. Wolken lagern schwermütig auf den Bäumen, Blitze zucken durch den Wald und erschrecken das geduckte Reh. Auch hier die unendliche Fülle der Phantasie in klugem Rapport mit stilisierter Form. Die Seide fand den Weg von Samarkand, Tiflis, Bagdad, Kairo nach Palermo; sarazenische Weber haben für den Hohenstaufenkaiser Heinrich VI. und seine Gemahlin Constanze Seidengewänder gewebt. Dann drang die Manufaktur nach Lucca und Venedig, von da nach Lyon und Krefeld.

Es mag genug sein; ich könnte noch vom Glas erzählen, von der Holzschnitzerei, von der Miniatur, von Bucheinbänden und Korankalligraphie — alles das hat seine Ausstrahlungen und Einwirkungen, unmittelbar und mittelbar, bei uns gehabt. Der Islam eine Schenkepost! Wenn wir ihm jetzt attesische Brunnen und Granatzünder geben, so zahlen wir nur einen geringen Teil einer mächtigen Dankesschuld ab. Jahrhunderte hindurch haben wir empfangen und — gestaunt. Aus einem armen, von der Natur nicht allzusehr verwöhnten Lande haben wir Deutschen uns durch Organisation aller unserer Kräfte ans Licht gearbeitet und kommen nun mit dicken Taschen nach dem Orient. Es empfängt uns dort ein Volk, von dessen Lebensart wir manches lernen können, dessen schönste Tugend immer die Menschenwürde war. Respektieren wir seine Eigenart, seine Sitte, seine Religion und beschränken wir uns in der Mitarbeit auf Dinge, die der Orient braucht, aber nicht von sich aus leisten kann. Nur so beweisen wir unsere Dankbarkeit für alle seine schönen Geschenke.

Helene Voigt-Diederichs' Kräfte

„Frau Ritter!“

Herein kommt eine junge Frau, strahlend über das ganze mütterliche Blumengesicht. Uebrigens hat sie keine Kinder, was mich jedesmal aufs neue gewundert hat, wenn ich den reifen und beruhigten Glanz ihrer Stirn und die schmalen zärtlichen Augen erblickte.

So heiter strahlend, wie eben jetzt, hab ich sie freilich nie gesehen. Zögernd, mit dem leisen Geständnis, daß es mit der letzten Hoffnung auf eine Stellung wieder nichts geworden sei, stand sie noch jedesmal in meiner Tür, obgleich man unter der augenblicklichen Not immer das sommerliche Antlitz von heut herausspüren konnte.

Sie hat es nicht leicht gehabt, diese neun Kriegsmonate hindurch. Ihr Mann ist von den ersten Augusttagen an dabeigewesen. Er ist Maurerpolier; sie haben eine hübsche freundliche Wohnung, etwas über ihre Verhältnisse fast. Aber die Häuslichkeit — ein anderes Glück kennen sie beide nicht; da durften sie schon was dranwenden. Außerdem, der Verdienst war im Steigen, und wer hätte, als sie einzogen, gedacht, daß sie nach wenigen Monaten allein für die Miete zu sorgen haben würde! Von den alten Eltern darf sie keine Hilfe erwarten. Sie waren schon mit der Aussteuer für das einzige Kind über ihre Kräfte gegangen; es sollte ihnen im Lauf der Zeit vom Schwiegersohn gutgemacht werden. Daß der Vater einen vollen Mannessohn heimgebracht hatte, das lag schon viele Jahre zurück. Wenn er heut, wo kein Gelenk mehr wollte, wie es sollte, seine sieben Mark wöchentlich mit Zigarrenmachen verdiente, war's schon viel.

Damals, gleich im August, sie hat sich nicht hingesetzt und geheult, sondern hat sich um Arbeit bemüht. Sie war zehn Jahre Buchhalterin gewesen in einem Schreibwarengeschäft, war nur ihrer Heirat wegen, ungern und mit den besten Zeugnissen, entlassen. Nun ging sie jeden Morgen in die Zeitungsstuben, schrieb, meldete sich überall; in den meisten Fällen bekam sie nicht einmal Antwort, hörte nur zur Ermunterung von neuen Entlassungen.

Etwas anderes anfangen? Aber was? Fürs Rote Kreuz? Mit der Nadel war sie nicht sehr geschickt; als sie im Geschäft war, hatte die Mutter ihr die Flickerei besorgt. Dienstmädchen? Da war keine Möglichkeit für eine Buchhalterin, jetzt, wo so viele Hausgehilfinnen auf die Straße gesetzt wurden. Bei der Elektrischen versuchte sie's, aber da war schon Andrang genug von den Frauen und Töchtern der Schaffner.

Nach einem halben Jahr voll von Mutlosigkeit und immer neuen frohbelebten Hoffnungen erreichte ihre Mutter, bei der sie sich tagsüber aufhielt, daß sie sich um Unterstützung bemühte.

Und so kam sie denn eines Tages zu mir mit ihrem lieben, schönen, bitterlich schluchzenden Frauengesicht. Man mußte ihr, wie so mancher anderen, eine kleine Rede halten. Es sei Krieg jetzt, da hätten's die Menschen gelernt, einander ganz selbstverständlich zu helfen. Almosen, das Wort wär' fast ver-

Digitized by Google

gessen heut. Und weiterwählen dürfe ihr Mann auch, natürlich. Bei der Armenunterstützung, da gäb's ja leider noch, aber hoffentlich nicht lang mehr, allerhand Folgen, die das Ansehen eines Menschen, der schon im Unglück war, vor sich und anderen noch tiefer herabdrücken könnten. Aber dies hier sei eine Sache ganz für sich, die niemand auf der Welt was angehe.

Und ich erreichte es, daß ihre Augen hell und zuversichtlich blickten, wenn auch ein leises Bedauern, daß sie wiederkommen muß, sich ihr jedesmal von neuem in Haltung und Stimme ausdrückt. Einmal, im kältesten Februar, war sie herzbrechend beschämt. Sie hatte etwas gefunden gehabt — für einen einzigen Tag! Als Kassiererin war sie eingestellt worden in einem großen Kolonialwarengeschäft, das auch Fisch abgab. Dieses Fisches wegen mußte den ganzen Tag die Tür offenstehen, hart daneben war die Kasse, das konnte kein Mensch aushalten, auch sie nicht, und sie hätte es so gern getan! Sie hat soviel Angst, ich könne glauben, sie sei leichtherzig davongelaufen, einfach weil ihr die Sache nicht paßte.

Und heut steht sie nun wieder da, frei und königlich: sie hat Arbeit, bei der Post, und was für eine!

Von dem angebotenen Stuhl springt sie gleich wieder auf. Und dann erzählt sie. W i e gut sie's hat. Es gibt soviel zu tun, und sie darf mitten drin sein. Adressen schreiben den ganzen Tag, jeder Feldpostbrief wird eingetragen. Einmal war einer dabei, den sie selbst an ihren Mann geschrieben hatte. Gleich hat sie noch einen Gruß ins Lazarett draufgekritzelt! Manchmal gibt's ein paar Stunden Nachtdienst, aber nie länger als bis ein Uhr, und dann dafür am nächsten Tag frei, wie eben jetzt, zum Ausschlafen. Sie hat es aber vor lauter Glück im Bett nicht aushalten können — man glaubt ihr's, wenn man sie ansieht; ihre Augen haben keine Farbe mehr, sind ganz und gar Sonne. Erst ist sie in die Messe gegangen, ihre Eltern stammen doch aus Westfalen — ein leiser Aufblick, ob das Katholische etwa meine Sympathien bedenklich macht. Beruhigt fährt sie fort: ja, und dann ist sie eben gleich gekommen, heut, wo sie zum erstenmal Zeit hat vormittags!

Ja, und nun — nun, sie lächelt, hat sie ja eigentlich gar nichts mehr zu tun hier. Sie kommt an meinen Stuhl heran, will sich verabschieden und zaudert von neuem. Sie wird dann wieder allein sein, niemand von ihrem Glück sprechen können. Ihre Eltern, nun sie sind herzensfroh, daß sie verdienen kann. Aber sonst — sie sind alte Leute und verstehen nicht, was sonst noch dabei ist, „. . . daß man so richtig mit dazu gehört . . ."

„Um so mehr wird sich Ihr Mann mit Ihnen freuen! Ich denke, er darf einmal herüberkommen?" Seit elf Wochen liegt er mit einem Schulterschuß im Lazarett der Nachbarstadt, kann aber wieder ausgehen und wird nach Ausspruch des Arztes in vier Wochen felddienstfähig sein.

Ueber das Gesicht der jungen Frau zieht ein Wölkchen, zugleich mit einem kleinen besonderen Lächeln, das mehr weiß, als es sagen mag. Sie zögert, kämpft ein bißchen, dann bricht es mutig aus ihr heraus.

„Denken Sie sich, er hat sich gar nicht so gefreut wie ich! Früher, wenn ich ihn besucht habe, war ich leicht traurig, hab' auch das eine oder andere Mal geweint, und wie ich nun nach der Anstellung bei meinem letzten Besuch immerfort gelacht habe, da hat er Mißtrauen gefaßt. Daß ich nun weg sein muß und dich arbeiten lassen! hat er gesagt. Und dann hat er so leise gemeint, es müsse was dahinter stecken. Das Arbeiten spät in der Nacht mit den Herren, das sähe er nicht gern. Eine große Stadt, sagt er, die ist immer verführerisch. Und am anderen Tag hat er meiner Mutter geschrieben, sie solle acht auf mich geben. „Das könnte ich ihm ja nun beinah übelnehmen," sie lacht zärtlich in sich hinein, „wenn man nicht eben doch daraus spürte, wieviel er von mir hält! Nun hat man mir auf der Post gesagt, wenn ich will, kann ich die Arbeit auch nach dem Krieg behalten. Und", ein kleines Augensinken, „wenn wir kein Kind haben — es darf ja nicht eine jede darauf rechnen — da möchte man doch nicht dasitzen und all seine Zeit im Haus vertun, das kann alles in einer Stunde gemacht sein oder zwei! Aber wie soll ich's nun meinem Mann sagen, daß er sich beruhigt und versteht, man tut so was, gerade w e i l man ihn und das Haus liebhat. Und ein Schutz, ein Haus allein ist doch auch kein Schutz . . .?"

„Arbeiten Sie, soviel Sie wollen, und sagen Sie ihm, daß alles, was Sie Gutes miteinander haben, der beste Schutz ist — einen anderen gibt's doch gar nicht!"

Sie strahlt. Wenn's d a r a u f ankommt, wird er sich unbesorgt fühlen.

Aber nun muß sie wirklich gehen. Aufrecht, schön und stark steht sie vor mir. Dankbar abgelöst tanzt ihr Blick über den Tisch, von dem sie so oft die Marken entgegengenommen hat. Es hat sie ja nicht zu sehr gegrämt, es wäre unrecht, wollte sie das sagen. Aber es ist doch so ganz anders jetzt!

Sie hat sich noch niemals im Zimmer umgesehen gehabt. Heut haftet ihr Blick ruhig auf Blumen und Büchern; ein adliges Bewußtsein leuchtet von ihrem selig aufgetanen Gesicht.

Arbeit, nicht nur des Geldes wegen. Es gibt so vieles zu tun in der Welt, und sie darf dabei sein; nicht nur jetzt, weil sie muß, sondern — o Hoffnung! — wenn sie gebraucht wird, auch nach dem Krieg.

August Hinrichs, Unteroffiz. d. L. / Stiller Tod

Dürstend die Erde schlürft
Mein rotes Blut hinab —
Weit hör' ich's: unten schürft
Man still ein Grab.

Eh' noch der Morgen scheint,
Muß schon das Kreuz drauf stehn,
Bei Tage läßt's der Feind
Nicht mehr geschehn.

— Du Erde bist so kühl
Wie meine starre Hand —
Wie nah' zum letzten fühl'
Ich uns verwandt:

Bald tief in Deinem Schoß
Umschlingst und trinkst Du mich,
Mein ungelebtes Los
Ström' ich in Dich.

— Droben die Wolke zeigt
So seltsam roten Saum —
Ob schon der Tag aufsteigt?
Oder ist's — nur — Traum —?

(Aus den jüngsten Vogesenkämpfen.)

Digitized by Google

Gottfried Traub / Das Wahrzeichen

Die Geschichte reicht mit dem einen Ende an das Geschwätz und die Pinselei der Kaffeehäuser und Jahrmärkte und mit dem anderen an das olympische Götter- und Heroenleben der Dichtkunst und Seherkunst. E. M. Arndt.

Der 1. August bleibt das Wahrzeichen der neuen deutschen Geschichte. Da „begann es". In diesem Anfangen einer unabsehbaren Verwicklung lag aller Schreck und alle Größe. Die Welt löste sich. Man hatte keine Vorstellung, wie weit der Brand um sich greifen, wie lang er dauern, wieviel er zerstören wird. Das Unerwartete war da. Man erlebte selbst einen Wendepunkt europäischer Geschichte. Das wurde uns nicht klar wie ein sauber geschälter Begriff; die Klarheit des unmittelbaren Erlebnisses ist anders, aber tausendmal größer. Neue Geschichte hub an. Wir waren dabei.

Unvergeßlich ist es mir, wie ich des Freitags um die Mitternacht hörte, was morgens in den Blättern durch die Straßen getragen würde. Der Krieg war da. Der Krieg war Wirklichkeit. Wir führten Krieg und mit uns die Völker. Ein Berg setzte sich langsam in Bewegung; die Straße vor dem Hause wurde zum Wildbach, die Glocken auf dem Turm waren heiser geworden. Aber das Unglaubliche lag nicht in diesem Schwanken des Festen, in diesem Erwarten von lauter Unmöglichem, in diesem Staunen, was alles kommen kann — es lag in der festgegossenen Einheit des gesamten Volks. Der Volksleib war da und wurde sich seiner bewußt. Im gleichen Augenblick, da scheinbar das Festeste wankte, überkam alle eine unbeschreibliche Sicherheit. Ueber Nacht war ein einheitlicher Wille geboren. Man atmete stolz auf. Und niemand, der diesen Volksatem der ersten Augusttage nicht selbst gespürt hat, kann sich auch nur eine entfernte Vorstellung davon machen. Alles zersplittert, sobald man Einzelheiten erwähnt. Jedes kleine Erlebnis wurde zum Sinnbild. Man sah ungezählt viel Neues; aber das eigentlich Neue waren nicht die Vorgänge, die sich außen abspielten, sondern der Geist, der alles trug. Die Welt merkte wieder einmal, daß der Geist die größte Kraft ist, die es gibt. Der Geist offenbarte sich.

Heute kann man der Geschichte ein wenig ablauschen, wie sie ihr Zeitgewand webt. Freilich ist dessen, was man hört und sieht, eine so erdrückende Menge, daß man ordentlich Mühe hat, sich selbst zu behaupten, nicht aus Trotz gegen die übrigen, sondern um nur Raum zu bekommen, sich selbst zu besinnen. Selten sah man's so deutlich, wie die Geschichte jedem gerecht wird: dem Schwätzer erschöpft sie sich in Anekdoten, dem Gelehrten in weitausholenden Vergleichen, dem Menschen in der Ahnung des göttlichen Lebens. Sicher „geschieht" heute mehr denn je. Aber dieses Geschehen ist nicht bloß ein äußerlicher Vorgang; es ist stets Zeichen neuer Wege, neuen Willens. Wäre es das nicht, so würde es in der Geschichte gar nicht aufbewahrt, sondern würde wie die Spreu verwehen. Aber wir erkennen heute, wie eng alles ineinandergreift, wie kein Rädchen im weiten Getriebe leer läuft, sondern wie jedes in das andere faßt und sich so der letzte Erfolg vorbereitet. Es ist, wie wenn die Geschichte Zeiten nötig hätte, in welchen sie neuen Anlauf nimmt. Da sollen die Völker den Atem beinahe verlieren; so wurden sie wieder an ihre besten Kräfte und tiefsten Grundlagen erinnert. Dann sieht man nachher alles anders an. Das Leben stand einmal in Frage; jetzt ist es neu geschenkt. Sein Wert gewann; er bekam neuen Ton. Ist das erreicht, so läßt sich die Geschichte wieder eine Weile behaglich nieder und wartet, ob die Menschen verständiger geworden sind und ihrer Brüder wert, die sich für sie opferten. Gerade daß sie nicht ruht, ist ein Zeichen ihres Sinns: sie will in die Höhe. Der Weg dahin ist eng und steil. Wollte sie sinnlos sein, so ließe sie sich gehen und zerstäubte auf breiter Heerstraße. Aber sie läßt uns nicht los. Wachstum bringt kein äußeres Behagen, aber das Wohlgefühl der inneren Bestimmung. Wachsenszeit ist über uns gekommen. Vergiß es nie! Es war einmal, am 1. August 1914 : : : ;

Soziale Bewegung

Deutsche Zukunft und deutsches Unternehmertum. Interessant ist die Auffassung, welche die „Deutsche Arbeitgeber-Ztg." kürzlich über die künftige Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens nach dem Kriege zum Ausdruck brachte. Das Blatt wendet sich entschieden gegen die Schwarzseherei auf wirtschaftlichem Gebiete und weist die Befürchtung zurück, daß Deutschland durch den Krieg auf dem Weltmarkte verdrängt oder auch nur zurückgedrängt würde. Man könne vielmehr sicher darauf rechnen, daß nach dem Kriege ein neuer Aufschwung eintreten werde. Diese Ansicht wird durch ein reichhaltiges Material begründet, dessen Zusammenfassung folgendes ergibt: 1. daß nicht etwa nur die industrielle Tätigkeit Deutschlands, sondern diejenige aller anderen Länder unter dem Einfluß des Krieges gelitten hat, diejenige Englands sogar noch mehr als die Deutschlands, da unsere Industrie sich infolge der ihr innewohnenden Anpassungsfähigkeit schneller in die veränderten Verhältnisse gefunden hat als die englische. Von einer Kräftigung, die die Industrien der feindlichen Staaten während des Krieges gegenüber denjenigen Deutschlands erfahren haben sollen, kann also in Wirklichkeit nicht die Rede sein; 2. daß die Einfuhrtätigkeit in den hauptsächlichsten überseeischen Absatzländern unter dem Einfluß des Krieges eine starke Einschränkung erfahren hat und ein größerer Bedarf auch heute noch nicht besteht, und daß es infolgedessen auch der feindlichen Konkurrenz nur in einem ganz bescheidenen Maße möglich gewesen ist, deutsche Waren durch eigene zu ersetzen; 3. daß die feindlichen Länder mehr auf den deutschen Markt angewiesen sind als umgekehrt und wir demzufolge auch keine Befürchtungen zu hegen brauchen, daß unsere Feinde sich etwa den deutschen Industrieerzeugnissen verschließen werden, ganz abgesehen davon, daß wir nach dem Stande der Kriegsoperationen auf eine vollständige Ueberwindung unserer Feinde hoffen dürfen und dann in der Lage sein werden, auch in bezug auf die Ausgestaltung des Handelsverkehrs unsere Bedingungen vorzuschreiben; 4. daß die finanzielle Lage in Deutschland nach dem Kriege besser sein wird als diejenige der feindlichen Staaten, und daß infolge neuer Kapitalbildung aus den Kriegsanleihen des Reiches heraus auch für die Bedürfnisse des Handels und der Industrie genügend flüssige Mittel vorhanden sein werden, selbst wenn Deutschland eine Kriegsentschädigung, auf die wir nach Lage der Dinge doch wohl rechnen dürfen, nicht erhält. — Danach wäre also eine grundlegende Veränderung in dem Verhältnis der deutschen Industrie zu ihrer Konkurrenz in den anderen Ländern nicht zu befürchten. Im Gegenteil, gerade dem neutralen Auslande seien während des Krieges die Augen geöffnet worden über die gewaltige Ueberlegenheit so mancher Zweige der deutschen Industrie gegenüber ihren Konkurrenten. Von der Hand weisen lassen sich diese Gesichtspunkte nicht.

Die Konsumgenossenschaften im Kriege. Gegenwärtig zählt die deutsche Konsumgenossenschaftsbewegung etwa 2½ Millionen Mitglieder. Davon umfaßt der Zentralverband deutscher Konsumvereine (Hamburg) 1 720 000 Mitglieder. Daneben spielen nur noch die Konsumvereine des Allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften mit etwa 350 000 Mitgliedern eine nennenswerte Rolle. Bis zum Ausbruch des Krieges machten die Konsumgenossenschaften eine normale Entwicklung durch. Nach den Sturmaufkäufen in der letzten Juliwoche vorigen Jahres trat eine starke Umsatzverminderung ein, die bis in den Oktober hinein anhielt. Die Mitgliedervermehrung fand in den Kriegsmonaten in etwa ebenso starkem Maße statt, wie in den vorhergehenden Friedensmonaten, was bei der verminderten Bevölkerungszahl zweifellos auf eine vermehrte Anziehungskraft der Konsumvereine deutet. Glänzend haben die konsumgenossenschaftlichen Spareinrichtungen die Feuerprobe bei Kriegsausbruch bestanden. Zwar verschlechterte sich im Kriegsjahr das Verhältnis der Einzahlungen zu den Auszahlungen, aber die Einzahlungen überwogen die Auszahlungen noch immer um 6,2 Millionen Mark. Vor allem konnten alle konsumgenossenschaftlichen Sparkassen ihrer Zahlpflicht nachkommen, wenn es sich auch fast überall als notwendig herausstellte, bei höheren Summen die Einhaltung einer gewissen Kündigungspflicht zu verlangen. Die Warenbeschaffung bei Kriegsausbruch begegnete infolge der Einstellung des Bahnverkehrs großen Schwierigkeiten, die noch durch die Angstkäufe der Verbraucher verstärkt wurde. Eine größere Anzahl von Vereinen beschränkte deshalb die Einzelabgabe nach oben; überall

Digitized by Google

bemühte man sich, die Masse aufzuklären und zu beruhigen, was auch meist nach einigen Tagen gelang. Auf dem kürzlich in Frankfurt a. M. abgehaltenen Genossenschaftstage des Hamburger Zentralverbandes faßte der Generalsekretär Kaufmann die Hauptzüge der Konsumvereinsbewegung im Kriegsjahre dahin zusammen: Ueberall haben die Vereine es sich zur Ehrenpflicht gemacht, dem Lebensmittelwucher und den Mängeln der Marktversorgung entgegenzuwirken; namentlich die Waren, die zum alten Preis hereinkamen, auch zum alten Preis abzugeben, aber auch den behördlichen Anforderungen weitgehendes Entgegenkommen zu beweisen. Dies gemeinnützige Streben angesichts wenig erquicklicher Zustände auf dem sonstigen Lebensmittelmarkt hat einen Umschwung in der Beurteilung der Bewegung bei der Bürgerschaft nicht minder als bei den Behörden bewirkt. Beitrittsverbote für öffentliche Angestellte wurden aufgehoben, eine sachlichere Anerkennung weiter Kreise griff Platz und wird künftig dazu beitragen, die Wirksamkeit der Konsumvereine zu verstärken. Wäre die Konsumgenossenschaftsbewegung auch nur zehn Jahre älter gewesen, dann hätte die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln noch wesentlich planvoller und großzügiger vor sich gehen können. Kann heute die Konsumvereinsbewegung die Gesamtversorgung auch noch nicht übernehmen, so ist doch die Zukunft vielversprechend, wenn weiterem Ausbau der Bestrebungen Hemmungen und Störungen erspart bleiben und ein Zusammenarbeiten mit den gesamten landwirtschaftlichen Genossenschaften gepflegt und gefördert wird.

Kriegsliteratur

Die Adria mit Italien. Reliefkarte im Maßstabe 1 : 4 000 000. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung. 25 Pf.

Die italienische, japanische und griechische Kriegsflotte. 71 Abbildungen nebst einer Tafel. Enthält alle bei Beginn des Krieges im Dienste stehenden Schiffe mit allen nötigen Angaben. 25 Pf.

Deutschland und der Orient. Das Kolonialreich der Zukunft auf geistigem und materiellem Gebiet von Theodor Springmann jun., Fabrikant und Leutnant der Reserve. Hagen i. W. 1915, bei Otto Hammerschmidt. 36 S.

Deutschlands rapide wirtschaftliche Entwicklung, die in 40 Jahren einen größeren Fortschritt aufweist als die englische in einem Jahrhundert, hat den Haß der Völker auf uns gezogen und zum Weltkriege geführt. Der Verfasser läßt nun zwar keinen Augenblick zweifelhaft, daß die Verantwortung für das Unheil nicht auf uns, sondern voll und ganz auf unsere Gegner, in erster Linie auf England fällt, in dessen Hand die Fäden der antideutschen Politik zusammenlaufen. Aber er weist zugleich darauf hin, daß unsere Fortschritte und unser Streben in den letzten Jahrzehnten zu einseitig materiell gewesen, und warnt uns vor der Vernachlässigung der geistigen und sittlich-religiösen Interessen. Und zwar gerade um unserer zukünftigen Weltstellung willen! Denn diese weist uns nach Asien, nach den Völkern, die bisher unter englischem Einfluß standen und jetzt von uns ihre Befreiung erhoffen. Wir können aber dieses Befreiungswerk, zu dem die willige Mitarbeit der Türkei, Persiens und Indiens nötig ist, nur dann vollbringen und unsere Stellung als führende Macht nur dann auf die Dauer behaupten, wenn wir im Verkehr mit jenen Völkern nicht nur auf materiellen Gewinn ausgehen und den Asiaten nicht nur — wie England — die äußerlichen, technischen Fortschritte europäischer Kultur bringen, sondern wenn wir mit allem Ernst auch ideale Ziele verfolgen, für die freie Entwicklung der berechtigten Eigenart der Asiaten eintreten, auch im politischen Handeln gemeinsam mit ihnen die sittlich-religiösen Quellen menschlichen Zusammenlebens suchen und so auf eine Organisation — der Ausdruck „Kolonialreich der Zukunft" scheint uns mißverständlich — hinarbeiten, die auf Gerechtigkeit aufgebaut ist und mehr Dauer verspricht als die britische. — Der Verfasser, ein Kenner des Ostens und seiner Kultur, zeichnet hier, nur mit stärkeren Strichen, dieselben Richtlinien, die auch Rohrbach im zweiten Teile seiner Schrift „Unsere koloniale Zukunftsarbeit" angedeutet hat. Es ist aber zu beachten, daß es hier ein Geschäftsmann ist, der uns zuruft: „Alle jene Völker, von der Türkei bis Indien, werden sich sehr dafür bedanken, das englische Joch abzuschütteln, um dafür das deutsche auf sich zu nehmen." Positiv gewendet heißt das: Organisiert die Völker und bringt ihre Eigenart zur Entfaltung, aber laßt ihnen ihre Freiheit!

Die Kulturbedeutung Englands. Von Prof. Dr. Theodor Vetter in Zürich. Zürich 1915, bei Orell Füßli. 32 S. 60 Pf.

Die Kulturbedeutung Frankreichs. Von Prof. J. Matthieu in Zürich. Ebenda. 58 S. 80 Pf.

Beide Schriften sind als Vorträge vor der Zürcher Freistudentenschaft gehalten worden. Ohne gegen Deutschland gerichtet zu sein, rühmen sie — Vetter mehr sachlich, Matthieu mit Wärme und französischem Akzent — die kulturelle Bedeutung der beiden Völker. Wir Deutschen haben im Verlauf der Geistesgeschichte Europas den Beweis geliefert, daß wir bereit sind, die Bedeutung fremder Kulturen anzuerkennen und von ihnen zu lernen, und nach dem Kriege wollen wir auch diese beiden Vorträge lesen. Während des Krieges aber haben wir genug an den praktischen Vorträgen, durch die unsere beiden Gegner uns Barbaren von der Höhe ihrer Kultur zu überzeugen suchen. Und das Bild, das sie uns entrollen, wollen wir im Gedächtnis behalten und in Zukunft am höchsten von unserer eigenen Kultur denken lernen.

Die Zuversicht. Von Houston Stewart Chamberlain. München 1915, bei F. Bruckmann. 26 S. 50 Pf.

Je verwickelter und bedrohlicher die Lage geworden ist, desto üppiger ist des Verfassers Zuversicht emporgeschossen, und den leichtfertigen, hirnlosen, ehrvergessenen Italienern dankt er einen guten Tag, aber der Sieg des Lichtes über die Finsternis drinnen in der Seele des deutschen Volkes bildet den kräftigsten Stamm seiner aus hundert Wurzeln gespeisten Zuversicht. — Es steht wieder viel Geistvolles, Interessantes und Gutes über uns Deutsche und auch Gutes über die Engländer in diesem Büchlein.

Bedeutet das Ende des Krieges den Anfang einer Hochkonjunktur? Von Felix Toerpe. Magdeburg 1915, bei Albert Rathke. 42 S.

Nach Abwägung aller finanziellen, industriellen, politischen und moralischen Faktoren kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß nach dem Kriege eine Hochkonjunktur, damit aber auch Erwerbstaumel und Spekulationsfieber nicht zu erwarten sind. Wir werden leben und verdienen.

Soziale Moral in China und Japan. Von Ernst Viktor Zenker, Reichsratsabgeordneter. München 1915, bei Duncker und Humblot. (Heft 4 der Schriften des Sozialwissenschaftlichen Akademischen Vereins in Czernowitz.) 42 S. 1 M.

Bismarcks Erbe. Von Hans Delbrück. Berlin 1915, Ullstein u. Co. (Sammlung Männer und Völker). 221 S. Kart. 1 M. Ist in der vorigen Nummer der „Hilfe" besprochen.

Die Welt des Islam. Von Friedrich Delitzsch. Ebenda (Männer und Völker). 191 S. Kart. 1 M.

Das heutige Rußland. Eine Einführung in das heutige Rußland an der Hand von Tolstois Leben und Werken von Karl Nötzel. Erster Teil. München 1915, bei Georg Müller. 480 S. 6 M.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Dr. in Metz 5 M., Leutnant W. im Felde 10 M., O. B. in P. 2 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Oberstudienrat Dr. H. in T. 1 M., H. L. in L. 1,50 M.

Bücher für Armee und Marine: M. Sch. in M. 15 Hefte und Bücher, H. W. in B. 14 Hefte und Bücher, S. v. Z. in W. 28 Bücher, Lehrer O. E. in H. 39 Hefte und Bücher.

Für den Roten Halbmond: Dr. Ihr. in Schw. 5 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: Pfarrer A. in B. 12 M.

Für Elsaß-Lothringen: M. W. in D. 5 M.

Für Ostpreußen: M. W. in D. 5 M.

Für Galizien: M. W. in D. 5 M.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: Sammlung der Schülerinnen in Klasse V der Mädchen-Mittelschule in Stuttgart 7,50 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt des Verlages **B. G. Teubner, Leipzig** über das Werk **„Deutschland und der Weltkrieg"** bei. Auf zuverlässigster Grundlage, z. T. der Benutzung neuen amtlichen Materials beruhend, bringt das Werk, von den besten Sachkennern, den Trägern erster Namen verfaßt, in umfassender Weise den Krieg und seine Entstehung mit allen geschichtlich-politischen Problemen zur Darstellung. Wir empfehlen unseren Lesern, den Prospekt einer eingehenden Durchsicht zu unterziehen.

Ein kräftiger Kriegsjunge!

Frankfurt a. M., 7. Juli 1915. Sanitätsrat Dr. Buecheler und Frau Elisabeth, geb. Schnelle.

Digitized by Google

5. August 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,8? Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 31

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Tschechen und Polen. — **W. Heichen:** Rußlands Aufschwung zur Großmacht. — **Ingenieur Johannes Kruse:** England als Urheber der Monroedoktrin. — **Abg. Johannes Fischer:** Die Arbeiter im neuen Deutschland. — **Gertrud Bäumer:** Der Wirtschaftsplan 1915. — **S. D. Gallwitz:** Im neutralen Dänemark. — **Rechtsanwalt Dr. Eyck:** Völkerrechts-Literatur. — Soziale Bewegung. — Kunst. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 27. Juli.

Wie aus Paris gemeldet wird, hat die sozialistische Gruppe der Kammer einen Antrag an die Regierung gerichtet, die französischen Verlustlisten zu veröffentlichen. Dieser Antrag wird von 115 Deputierten unterstützt. Von der Annahme dieses Antrags soll das weitere Verbleiben des Kriegsministers Millerand abhängen. Auch in Italien werden keine Verlustlisten veröffentlicht. Natürlich ist es schwer, mitten im Krieg mit solchen Listen anzufangen, weil sofort ein übergroßer Stoß von Verlusten bekanntgegeben werden müßte. Man kann die Bevölkerung über die Todesernte nicht auf die Dauer hinwegtäuschen.

Allerlei unsichere Gerüchte über innere Unruhen in Rußland. Auch die Marinemannschaft in Odessa soll sehr mißgestimmt sein.

Mittwoch, 28. Juli.

Bei Sokal, am oberen Bug, in der Nordostecke Galiziens, stürmten österreichische Regimenter eine wichtige Höhe und nahmen 3000 Russen gefangen.

Dr. Michaelis, der als Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" in Kurland weilt, beschreibt die heerwurmartigen Züge gefangener Russen: Es waren fast durchweg gutgekleidete, kräftige Gestalten, die ohne Mißmut, ja mit einer naiven Fröhlichkeit dahintrotteten, und bei denen keinen Augenblick der Gedanke aufkam, sich der Gefangenschaft entziehen zu wollen. Sehr beträchtliche Mengen von ihnen werden sogleich zu den verschiedensten Arbeiten an Ort und Stelle verwendet. Sie arbeiten offenbar gern, nicht gerade rasch, aber unverdrossen. Die militärische Disziplin ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen. Man kann ihnen nicht böse sein. Es sind Naturkinder, bei denen vielleicht im unbewachten Zeitpunkt der wilde Instinkt durchbricht, die aber im Grunde gut geartet sind. So sind sie in den Krieg gezogen, ohne zu wissen, wofür sie kämpfen, so fügen sie sich in den Zwang der Gefangenschaft, ohne zu murren.

In Amerika und England gehen die Preßerörterungen über die Lusitania-Note weiter, ohne daß neue Gesichtspunkte dabei hervortreten. Die Mehrheit des amerikanischen Volkes würde es offenbar auf einen Krieg ankommen lassen wollen, während die Deutschen und Iren und die Anhänger Bryans sehr gegen jeden Kriegsgedanken Stimmung machen. Inzwischen setzen unsere Unterseeboote ihre Arbeit fort, sind aber bemüht, die Mannschaften der zu versenkenden Schiffe zu retten, soweit sich die Schiffe nicht sofort auf Kriegsfuß stellen.

Der zweite allgemeine italienische Angriff auf die Hochfläche von Doberdo oberhalb des Isonzo ist zu Ende, ohne daß die Italiener weiter gekommen sind. Der Gesamtverlust der Italiener wird von österreichischer Seite auf 100 000 Mann geschätzt, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß auch die Italiener von sehr großen österreichischen Verlusten reden. Auf 30 Kilometer langem Schlachtgebiet beteiligten sich 17 italienische Divisionen.

Donnerstag, 29. Juli.

Die Vorgänge in Polen werden im Inland und Ausland viel besprochen und beschrieben als Einkreisungsschlacht allergrößten Stiles, noch aber scheint es uns nicht sicher, was sich dort gestaltet. Ueberaus heftige Kämpfe müssen südlich von Lublin sein, wir kennen sie aber mehr aus den russischen als aus den schweigsamen deutschen Berichten. Die Armee Mackensen rückt unter täglichen harten Schlachten stückweis vorwärts. An der österreichischen Front zwischen Weichsel und Wieprz herrscht zurzeit etwas mehr Ruhe. Eine zweite Stelle erbitterter Kämpfe ist das östliche Ufer des Narew gegenüber von Rozan und südöstlich von Pultusk. Die Eisenbahn von Warschau nach Petersburg ist noch nicht erreicht. Auch links der Weichsel wird westlich von Warschau und Iwangorod an mehreren Stellen gekämpft. Der österreichische Bericht sagt von letzterer Festung: die Umklammerung und die Beschießung der Vorstellungen schreitet durchaus zufriedenstellend fort.

Der günstige Erfolg des Streiks der englischen Bergarbeiter von Cardiff scheint die Eisenbahner in Südwales zu ähnlichem Vorgehen anzuregen. Die Bergarbeiter von Glasgow verlangen 1 Schilling Tageszulage.

Freitag, 30. Juli.

Eine Besprechung über Polen. Jetzt kann man nicht mehr sagen, daß man ja noch gar nicht wisse, ob die polnische Frage überhaupt zur Verhandlung komme. Es wird auf dem künftigen Friedenskongreß über Polen ebenso verhandelt werden wie vor hundert Jahren in Wien. Das russische Polen besteht aus den Gouvernements Kalisch, Kielze, Lomscha, Lublin, Petrokow, Plozk, Radom, Siedlez, Suwalki und Warschau. Das meiste davon ist in deutschen und österreichischen Händen. Von den Polen wird vielfach die österreichische Okkupation vor der preußischen bevorzugt. Der Umfang beträgt 128 000 Geviertkilometer; das ist soviel wie Ostpreußen, Westpreußen, Pommern und Posen zusammen. Die Bevölkerung von Russisch-Polen beträgt 12,5 Millionen, zur größeren Hälfte nationalpolnisch, dazwischen aber Litauer, Juden, Deutsche, Ruthenen und Russen. Die Polen wollen zunächst, vor allen diplomatischen Verhandlungen von uns als Volk, als „historisch-politische Individualität" anerkannt werden, und darin haben sie recht. Jede Mißachtung der zwischen uns und Rußland wohnenden Zwischenvölker rächt sich.

Der Papst veröffentlicht einen warm gehaltenen Aufruf an alle kriegführenden Nationen, nun am Ende eines Kriegsjahres den Geist des Friedens walten zu lassen. Noch wird es nichts helfen; es kommt aber die Stunde.

Digitized by Google

In der Gegend der Einmündung der Piliza in die Weichsel ist zwischen Warschau und Iwangorod den Deutschen der Uebergang über den Fluß geglückt. Gleichzeitig überwand zwischen Weichsel und Wieprz die Armee des Generalfeldmarschalls v. Mackensen den harten russischen Widerstand und erreichte die Linie Pialski—Biskupize. Damit ist die Eisenbahn Iwangorod—Lublin—Cholm—Kiew getroffen. Jetzt hat Warschau nur noch zwei große Schienenwege offen.

Aus den genaueren Berichten über die letzten Kämpfe am Isonzo ergibt sich, daß die Italiener wiederholt bis auf die Höhe von Doberdo und sogar bis auf den Berg San Michele gelangt sind, daß sie aber stets in der Dunkelheit, wenn ihnen ihre Artillerie nicht helfen konnte, wieder zurückgeworfen wurden. Die italienische Königin war vergeblich nach der Front gefahren, um mit in Görz einziehen zu können.

Sonnabend, 31. Juli.

In Warschau muß ein fürchterliches Gedränge sein. Die Stadt selbst hat etwa 900 000 Einwohner; dazu Soldaten und Flüchtlinge. Täglich 20 Flüchtlingszüge nach Petersburg oder Brestlitowsk; aber was ist das unter so viele? Die deutsche Armee drängt nicht nur die russischen Armeekorps vor sich her, sondern auch die Bewohner der Ortschaften, da die abziehenden Russen alles hinter sich leer lassen wollen. Das ist eine Barbarei, die militärisch in der Gegenwart nicht mehr dieselbe Wirkung hat wie in den Tagen Napoleons, weil ja doch die heutigen Heere nicht mehr allein aus den Bauernscheuern leben. Der Abzug der Bevölkerung vermehrt in der Festung den Flecktyphus. Viele Flüchtlingszüge werden nur von einem Ende bis zum andern durchgeschoben.

Die österreichische Kavallerie ist in Lublin eingerückt. Das Drama in Polen ist von gewaltigster Spannung. Die englischen Berichterstatter bereiten auf eine Räumung Warschaus vor. Die Militärmagazine von Warschau sollen schon weiter nach dem Osten geschafft worden sein. Auch von Riga wandert die Kriegsindustrie aus.

In einer Versammlung von Bergwerksvertretern und Bergarbeitern in London hat Lloyd George gesagt: „Ich bin selbst weder Pessimist noch Optimist, aber ich merke wohl die dunklen Wolken, die sich im Osten zusammenballen, und den grauen Himmel, der schwer über Flandern und Frankreich hängt.“ Das ist das Schlußwort des zwölften Monats des Krieges!

Sonntag, 1. August.

Dieser Sonntag gilt als Jahrestag des Kriegsanfangs. Der Deutsche Kaiser erläßt einen einfachen, kräftigen Aufruf an das deutsche Volk, dessen Hauptsätze die folgenden sind: „Vor Gott und der Geschichte ist mein Gewissen rein; ich habe den Krieg nicht gewollt. Nicht Eroberungslust hat uns, wie ich schon vor einem Jahre verkündete, in den Krieg getrieben. Durch das Bewußtsein des aufgedrungenen Kampfes ward das Wunder vollbracht: der politische Meinungsstreit verstummte, alte Gegner fingen an sich zu verstehen und zu achten, der Geist treuer Gemeinschaft erfüllte alle Volksgenossen. Voll Dank dürfen wir heute sagen: Gott war mit uns. Mit tiefer Dankbarkeit gedenkt heute und immerdar das Vaterland seiner Kämpfer, derer, die todesmutig dem Feinde die Stirne bieten, derer, die wund oder krank zurückkehrten, derer vor allem, die in fremder Erde oder auf dem Grund des Meeres vom Kampfe ausruhen. Großes Erleben macht ehrfürchtig und im Herzen fest. In heroischen Taten und Leiden harren wir ohne Wanken aus, bis der Friede kommt, ein Friede, der uns die notwendigen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherheiten für die Zukunft bietet und die Bedingungen erfüllt zur ungehemmten Entfaltung unserer schaffenden Kräfte in der Heimat und auf dem freien Meere.“ In diesem Aufruf ist absichtlich nichts gesagt über die vom Reichskanzler versprochene Neuorientierung der inneren Politik, und hinsichtlich der allzuviel besprochenen Kriegsziele wird an das Wort „kein Eroberungskrieg“ erinnert, was als leise Mahnung vor übertriebenen und schädlichen Forderungen aufgefaßt werden darf, gleichzeitig aber wird an anderer Stelle die „militärische, politische und wirtschaftliche Sicherheit“ und die Freiheit der Meere als Ziel angegeben. Das Letztgenannte ist der weitgehendste Ausdruck des ganzen Aufrufes. Als wir den Aufruf lasen, dachten wir, er entstamme der Feder des Oberhofpredigers Dryander, aber da Dryander ihn in seiner Predigt wie ein feines und hohes Werk aus anderer Hand besprach, ließen wir den Gedanken sogleich wieder fallen. Dryander predigte über das Wort: Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat!

Der ganze Tag ist der Erinnerung geweiht, wie es vor einem Jahre war, und wie vieles anders gekommen ist, als wir alle es dachten, sowohl besser als schwerer. Wer alles ist uns gestorben oder verwundet! Welche Hoffnungen und Zweifel! Die Schlacht an der Marne, der Schützengrabenkrieg, die Vorgänge bei der Eroberung Antwerpens; der erste österreichisch-ungarische Vormarsch und Rückmarsch, Ostpreußen-Hindenburg, die Märsche in Polen; Flandern, Karpathen, Seekämpfe, Brotfragen, Italien, Rumänien, Dardanellen und nun schließlich der Vormarsch der letzten drei Monate! Wer kann es alles erfassen! Dabei ist unser Volk mitten in Tod und Blut gesund geblieben, ja, fast möchte man sagen: gesunder geworden trotz aller schweren Verluste.

Von feindlichem Gebiet sind besetzt 180 000 Quadratkilometer, während die Feinde in Oberelsaß und Galizien von uns noch 11 000 Quadratkilometer in Händen haben und uns die meisten Kolonien wegnahmen. Eben kommt die Nachricht, daß auch Damaraland in Südwestafrika versunken ist. An Kriegsgefangenen sind in Deutschland 1 059 000 und in Oesterreich 637 000, macht fast 1,7 Millionen, eine unglaubliche, unheimliche Zahl. An ihr macht man sich die Größe der Aufgabe klar. Wie viele deutsche und österreichisch-ungarische Gefangene im Bereich der Gegner leben, wissen wir leider nicht. Nach unserer Meinung weniger als ein Zehntel davon. An Kriegsbeute waren in deutschen Sammelstellen und an der Front bis zum Juni geschätzt 7000 bis 8000 Geschütze und 2000 bis 3000 Maschinengewehre. So wurden ganze Heeresausrüstungen verschlungen.

Montag, 2. August.

Ein neuer deutscher großer Kreuzer hat den Namen „Hindenburg“ erhalten; wohltuender Abschluß etwa vorhanden gewesener Spannungen.

Im Juli wurden an der Ostfront gefangengenommen nördlich der Piliza bis zur Ostsee 95 000 Russen, südlich der Piliza von deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen 126 000, im ganzen 222 000! Seit Anfang Mai sind es 740 000. Wie gut, daß unsere Ernährungsverhältnisse so sind, daß wir diese Menge miternähren können!

Unter schweren Kämpfen drängen unsere verbündeten Truppen in Polen immer weiter voran. Nördlich von Iwangorod wurden die Höhen bei Podzamcze erobert, zwischen Weichsel und Bug und neuerdings auch östlich vom Bug wurden an verschiedenen Stellen die feindlichen Angriffe zurückgewiesen und weitere Abschnitte gewonnen. Cholm ist genommen, und der weitere Vormarsch schiebt sich schon in der Richtung auf die russische Zentralfestung Brest-Litowsk vorwärts. Gleichzeitig wird von Norden her am Narew gekämpft. Alle Privatnachrichten von der Ostarmee stimmen darin überein, daß der Siegeswille der deutsch-österreichisch-ungarischen Armee trotz harter Kriegsaufgaben unüberwindlich ist.

Gegenüber der Wucht der östlichen Kämpfe treten die Vorgänge an der Westfront mehr zurück, dürfen aber nicht vergessen werden. Man kämpft bei Hooge in Flandern, bei Souchez, in den Argonnen und am Reichsackerkopf in den Vogesen. Die Aufgabe, hier mit knappen Truppenzahlen die gewonnene Linie aufrechtzuerhalten, ist auch ein Teil des östlichen Kampfes, weil nur so die erforderlichen Truppen für den Osten frei sind.

An der italienischen Grenze sind nach der großen zweiten Isonzoschlacht kleinere Angriffe an verschiedenen Stellen am Isonzo und in den Alpen.

Dienstag, 3. August.

Der Postverkehr zwischen Schweden und Finnland ist unterbrochen. Allerlei Gerüchte von finnländischer Erhebung. Es ist

Digitized by Google

bekannt, wie sehr die finnländische Verfassung von der russischen Regierung mißachtet wurde. Finnland hat mit den Wasserflächen 370 000 Quadratkilometer, also mehr als Preußen, dabei aber nur etwas über 3 Millionen Einwohner. Ein solches Land kann sich schwer selbst verteidigen.

Mitau, die Hauptstadt Kurlands, 40 km von Riga entfernt, ist von deutschen Truppen besetzt. Die Stadt ist wenig geschädigt.

Die **russische Duma** wird von den Ministern Goremkin und Ssasonow mit aussichtsvollen Reden eröffnet. Man werde jetzt zwar wohl Warschau aufgeben, aber schließlich mit allen Helden der Verbündeten zusammen siegen. Das Verhältnis zu Schweden sei gut. Rumänien werde sich hoffentlich noch besinnen. Die Armenier werden als leidende Mitchristen dargestellt. Mit den Leistungen ihrer Heere und Flotten sind die Minister, wenigstens öffentlich, sehr zufrieden

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 27. Juli.

In der württembergischen Zweiten Kammer ist ein Antrag auf Erhöhung der Kriegsunterstützung mit großer Mehrheit angenommen. Der — von sozialdemokratischer Seite gestellte — Antrag verlangt Erhöhung der Reichsunterstützung, Einwirkung auf die Lieferungsverbände, daß sie Zuschüsse geben und Einrichtungen zur Arbeitslosenunterstützung schaffen.

Sollte dieser Antrag ausgeführt werden, so wäre vor allem eine zweckmäßigere Staffelung der Kriegsunterstützungen notwendig — vor allem nach Stadt und Land. Denn daß die Kriegsunterstützung etwas vollkommen anderes bedeutet bei der zum großen Teil auf Selbstwirtschaft beruhenden Lebenshaltung der Landbevölkerung als in der Stadt, wo jedes Kohlblatt bezahlt werden muß, liegt auf der Hand. Diese Staffelung ließe sich wohl am besten, bei festem Reichssatz, durch die Gemeindezuschüsse regeln, wenn es nicht sehr arme große Industriegemeinden und relativ wohlhabende Landkreise gäbe.

Daß eine Steigerung der Unterstützungsleistungen notwendig ist, muß, wenigstens nach Berliner Erfahrungen, zugestanden werden. Die Inanspruchnahme unserer Hilfsstellen ist in den letzten Monaten stark gestiegen, und zwar vielfach gerade durch die in normalen Zeiten etwas besser gestellten Kreise, die nun Ersparnisse aufgezehrt haben und bei steigenden Lebensmittelpreisen in Schwierigkeiten kommen.

Man sieht es jetzt, welch ein Glück der Sieg des Höchstpreissystems war. Es wäre unausdenkbar, was unter der Herrschaft des „freien Spiels der Preise" an Not und Belastung für die Kommunen herausgekommen wäre.

Die Italiener wollen, wie der Verlag Zanichelli in Bologna ankündigt, die Teubnerschen Ausgaben griechischer und römischer Klassiker durch eine eigene von der italienischen Philologie geleistete Bearbeitung ersetzen. Nächstens wird die ganze Weltliteratur in „Vierbundausgaben" und „Ausgaben der Zentralmächte" vorhanden sein!

Das Filmausfuhrverbot aus Deutschland, das der Bundesrat — wohl aus militärischen Gründen? — kürzlich erließ, enthält durch seine Wirkungen auf die deutsche Filmindustrie die interessante Tatsache, daß der Film nur als internationaler Wirtschaftsartikel denkbar ist. Die Herstellungskosten sind so groß, daß Deutschland zu klein ist, um den Film rentabel zu machen.

Mittwoch, 28. Juli.

Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat erklärt seinen Mitgliedern, daß es ebenso aussichtslos sei, ein freiwilliges Syndikat nach den Bestimmungen des Bundesrats zustande zu bringen, wie unerwünscht, auf ein Zwangssyndikat eingehen zu müssen. Als einziger Ausweg erscheine ein Uebergangssyndikat bis zum 1. März 1917.

Man erfährt, daß die beabsichtigte Heraufsetzung der Höchstpreise für Getreide hauptsächlich durch das persönliche Eingreifen des Reichskanzlers verhindert worden sei.

Die Stadt Berlin hat im Monat Juli fast 1½ Millionen für Mietbeihilfen gezahlt. Trotzdem verlangt die „Freie Vereinigung Berliner Hausbesitzer" Heraufsetzung der Mietunterstützungen und wehrt sich gegen die Mietsnachlässe, die gefordert werden.

Die Engländer wollen in Glastonbury einen Fest- und Weihemonat englischer Originalmusik nach Art von Bayreuth vom 11. August ab veranstalten. Mit Purcell, Bainton und anderen Einheimischen. Welche Zumutung an den Patriotismus! Die reine Kriegsanleihe!

Die Kgl. Akademie der Künste in Berlin führt in ihrem eben erscheinenden Personalverzeichnis ihre ausländischen Mitglieder ruhig weiter, sowohl Rodin und Bonnat, wie Sargent und Ouleß, wie Michinetti und Monteverde. Es ist sehr befriedigend, daß wir auf „Repressalien" in diesem Gebiet verzichten!

Das englische Unterrichtsministerium hat einen Plan für die Organisation der industriellen Forschung entworfen — nach Art unserer Kaiser-Wilhelm-Institute. Lange von einsichtigen Engländern vergeblich gefordert! Der Krieg ist der Vater aller Dinge.

Donnerstag, 29. Juli.

Eine Zusammenstellung über die Geschäfte der preußischen Gerichte im Jahre 1914. Sie zeigt natürlich die Wirkung des Krieges noch nicht in vollem Umfange, da das Jahr ja nur fünf Kriegsmonate umfaßt. Alles in allem sind die Geschäfte um etwa 15 bis 18 Prozent zurückgegangen. Privatklagesachen um mehr als 18 Prozent, staatsanwaltliche Anzeigesachen bei den Landgerichten um 20 Prozent. In Zivilsachen ist der Rückgang am geringsten bei den Kammern für Handelssachen der Landgerichte — nur um 4 Prozent, am stärksten der Rückgang der Zwangsversteigerungen des unbeweglichen Vermögens um 28 Prozent. Die Konkurseröffnungen sind um 20 Prozent zurückgegangen. Alles sehr bezeichnende, für Wirtschafts- und Seelenleben des Krieges typische Ziffern.

Von den Vorlesungen, die für das kommende Wintersemester von der Berliner Universität angekündigt werden (1135!), ist ein nicht zu großer Prozentsatz Kriegsthemen. Sie liegen besonders in der philosophischen Fakultät. Geschichte, Nationalökonomie, Geographie haben selbstverständlich ihre Kriegsfragen, deren Behandlung gerade heute auch wissenschaftlich ergiebiger ist, als wenn sie nachher erst aus Urkunden verstanden werden müssen. Aber im ganzen gehört es doch zum Charakter sachlicher Wissenschaftlichkeit, daß die deutsche Universität ihre Arbeit unbekümmert um „Aktualität" fortsetzt.

Der Deutsche Landwirtschaftsrat will Höchstpreise für Mehl mit normaler Spannung zu den Getreidepreisen. Dieser Wunsch deckt sich mit dem der Verbraucher.

Das Eisenbahnzentralamt in Berlin inmitten seiner Kriegsfelder ist ein vorbildlicher Anblick. Die Beamten haben die zu späterer Bebauung bestimmten Flächen um das Gebäude in einen Gemüsegarten verwandelt, in dem sogar der Luxus der Blumen — in den weisen Grenzen, wie sie der Nützlichkeitssinn des Landmannes duldet — nicht fehlt.

Die deutschen Hausfrauen kochen ungezähltes Obst ein — auch hier auf mancherlei Erfindungen von Ersatzmitteln angewiesen, beim Fehlen zahlreicher kunstvoller Einmachevorrichtungen, die sonst die Industrie liefern konnte.

Wir haben (Nationaler Frauendienst, Abteilung Berlin) unseren Bericht über das erste Kriegsjahr abgeschlossen. Man ist am Ende doch erstaunt, welche Summe von Arbeit zusammenkommt, wenn etwa 1500 Menschen ein Jahr lang Tag für Tag am Werk sind.

Freitag, 30. Juli.

Die Zechenbesitzerversammlung des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats hat entschieden, daß die Erneuerungsverhandlungen für das Syndikat als gescheitert anzusehen seien. Die Mehrzahl der Zechenbesitzer hat sich bereit erklärt, dem Uebergangs-

syndikat beizutreten. Ob genug, um das Zwangssyndikat zu vermeiden, ist bis jetzt noch zweifelhaft.

Die Sozialdemokratie hat in der zweiten württembergischen Kammer dem Etat für 1915 zugestimmt. Ebenso hat es die sozialdemokratische Fraktion der Hamburger Bürgerschaft schon vor längerer Zeit getan.

Ist wirklich ein beim französischen Heere stehender Ingenieur, der seine im Herzen deutsch gebliebene Frau kurz und bündig ermordete, vom Kriegsgericht freigesprochen, wie der „Matin" mitteilt?

Sonnabend, 31. Juli.

Wie lebendig im Verlauf jeder Stunde steht dieser Sonnabend des vorigen Jahres vor einem, vormittags diese unbeschreibliche Spannung und nachmittags der Mobilmachungsbefehl! Und die Nacht, in der wohl nicht viele deutsche Männer und Frauen geschlafen haben. Heute kann man sich kaum mehr ganz zurückrufen, wie wir damals versuchten, uns in dem ganz und gar dunklen Schicksal „Krieg" zurechtzufinden, wieviel bange, suchende Vorstellungen wir in dies Unbekannte hinausschickten, wie wir in Eile uns unsere Arbeit aufzubauen versuchten in den aus allen Fugen geratenen Verhältnissen! Und wie über all dies Unsichere hinweg diese eine unbeschreibliche und unvergeßliche Stimmung voll Zuversicht und Sicherheit trug!

Sonntag, 1. August.

Ob die kleinstädtischen Spaziergänger und großstädtischen Sommerfrischler, die an diesem heiteren, stillen Sonntag in ihren schönsten Kleidern sich am Seeufer ergehen, daran denken, daß wir ein Kriegsjahr hinter uns haben — ein Jahr so unermeßlich voll von Schicksalen, daß keine Vorstellung sie fassen kann?

Ob sie dankbar genug sind für das, was uns erspart geblieben ist — und teilnehmend genug für die Tausende, denen in diesem Jahr der Inhalt aus ihrem Leben gerissen ist?

Der Alltag hat eine unheimliche Macht, und das, was sie nicht selbst trifft, bleibt den meisten Menschen so seltsam fern.

Der Papst hat eine Friedenskundgebung erlassen — am Jahrestag der serbischen Kriegserklärung —, die den Gedanken des Weltfriedens grundsätzlich vertritt. Es heißt darin:

„Möge man von diesem gegenseitigen Willen zur Zerstörung ablassen. Möge man bedenken, daß, wenn die Nationen untergehen, wenn sie zu sehr erniedrigt und gedrückt werden, sie das ihnen auferlegte Joch nur knirschend tragen und auf Rache sinnen, indem sie von einem Geschlecht zum anderen eine traurige Erbschaft des Hasses und der Vergeltung überliefern. Weshalb nicht von nun an ruhigen Gewissens die Rechte und gerechten Forderungen der Völker abwägen? Warum nicht freiwillig einen direkten oder indirekten Meinungsaustausch zu dem Zwecke beginnen, nach Möglichkeit diesen Forderungen und Rechten gerecht zu werden und dadurch zu einem Ende dieses schrecklichen Kampfes zu kommen, wie das früher unter ähnlichen Umständen geschehen ist? Gesegnet, wer zuerst den Oelzweig erhebt, um dem Feinde die Hand und vernünftige Friedensbedingungen zu bieten." Der Papst spricht schließlich die Hoffnung aus, die Staaten würden, „wenn das Reich des Rechts wiederhergestellt ist, beschließen, die Lösung einer Streitfrage von nun an nicht mehr der Schneide des Schwertes anzuvertrauen".

Man fühlt von ganzer Seele die geistige Welt, aus der diese Worte klingen — und fühlt doch, wie unerbittlich das andere Gesetz ist, unter dem wir heute stehen.

Montag, 2. August.

Jetzt ist das Kupfer, Messing und Nickel aus den Privathaushaltungen beschlagnahmt. Das ist ein Opfer, das jeder gern bringen wird, wenn auch mit vielen überflüssigen Schrecklichkeiten (das berüchtigte cuivre poli der schlimmen kunstgewerblichen Zeiten fällt hoffentlich unter diese Bestimmung!) manches schöne Stück alten oder neuen Hausrats geopfert werden muß.

In vielen Dörfern wird jetzt weibliche Feuerwehr ausgebildet.

Naumann / Tschechen und Polen

Schon früher haben wir von den „Zwischenvölkern" gesprochen, aber jetzt drängt es sich uns geradezu auf, über sie und ihr Schicksal eine Meinung zu gewinnen. Wir denken dabei an alle diejenigen Nationen, die zwischen der russischen und der deutschen Macht nicht stark genug sind, eine eigene politische Unabhängigkeit aufrechtzuerhalten, die aber nach beiden Seiten hin helfen oder hindern können und meist einen um so stärkeren Nationalitätssinn entwickeln, je weniger sie eine eigene Staatsmacht aufrichten können. Da ihre Politik nicht staatsleitend sein kann, wird sie radikal nationalistisch. Es sind folgende Nationen: Polen, Tschechen, Litauer, Esten, Ruthenen (Ukrainer). Zunächst beschäftigt uns die polnische und die tschechische Frage.

Von verschiedenen Seiten ist es mir übelgenommen, daß ich in der „Hilfe" den Aufsatz eines tschechischen Abgeordneten aufgenommen habe. Ich wußte das vorher, tat es aber mit gutem Bedacht, denn ich habe einen sehr tiefen Eindruck davon, wie unendlich peinvoll heute die Lage der nicht-russischen, österreichisch-staatstreuen Tschechen ist: Man kann auf diesem Gebiet nicht alles sagen, was man weiß, aber es genügt zu schreiben, daß hier, wie so oft in der Welt, die Unschuldigen mit den Schuldigen leiden müssen. Alle harten Gegensätze zwischen Deutschböhmen und Tschechen können uns die Tatsache nicht vergessen machen, daß im gegenwärtigen Kriege die Tschechen genötigt sind, an der Seite der Deutschen gegen die Russen zu kämpfen. Sie sind, freiwillig oder gezwungen, unsere Bundesgenossen und müssen ihre Söhne ins Feld schicken wie wir. Wenn dort ein Teil von ihnen untreu wird, so ist das militärisch ehrlos und tieftraurig, darf uns aber nicht veranlassen, den größeren Teil der Nation nun auch noch mitten im toddrohenden Kriege moralisch zu verletzen. Wie sollen sonst diese anderen tschechischen Regimenter noch neben den österreichischen und deutschen Truppen kämpfen können? Das Militärgericht muß streng sein; aber ein kämpfendes Großvolk muß seinen Mitstreitern auch beweisen, daß es ihre Lage versteht. Für alle Zwischenvölker ist der Krieg seelisch so unendlich viel verwickelter als für uns, die wir eine ganz klare Linie vor uns haben! Man denke an die Lage der Russisch-Deutschen im russischen Heere, um ein sehr grelles Beispiel eines verwickelten Kriegsschicksals vor Augen zu haben! Viele von ihnen werden in den Tod gehen oder sich gefangennehmen lassen, nur um aus der Selbstquälerei herauszukommen. Wir können ihnen von uns aus dabei gar nicht helfen, aber wir haben Mitgefühl mit ihren Seelen. Die allgemeine und unvermeidliche Härte des Krieges verdoppelt sich für solche Kämpfer. Für was hat ein verwundeter Ostseedeutscher gestritten?

Auch die Polen haben diese inneren Mühsale reichlich durchzumachen gehabt. Es standen und stehen polnische Soldaten ebensowohl im russischen wie im deutschen und österreichischen Heere und können es nicht vermeiden, daß sie für zwei verschiedene Großvölker sich unter Umständen gegenseitig schießen. Dem führenden Offizier muß das gleichgültig sein, denn er hat einfach seine Truppe, wie sie auch zusammengesetzt sei, vorwärts zum Siege zu führen, aber in der Nation selbst wird solches Gegenüberstehen doch sehr empfunden. Die Deutschen haben ja in vergangenen Zeiten oft genug dasselbe erlebt, haben aber auch hart genug daran getragen und wissen darum aus ihrer eigenen Geschichte, wie es tut. Ist es ein Wunder, wenn im Krieg bei den Polen der

Digitized by Google

Satz immer mehr hervorbricht: nur keine neue Teilung! Sie sagen zu uns: wir können russisch sein oder deutsch oder österreichisch, aber vor allem, wir wollen ungetrennt sein, um nicht Bruder gegen Bruder kämpfen zu müssen! Diese nationale Stimmung muß man unter allen Umständen achten, auch wenn man nicht weiß, wie man sie innerhalb der militärisch-diplomatischen Verhältnisse verwirklichen soll.

Es ist mit gutem Rechte verboten, über „Kriegsziele" zu sprechen, und auch wenn es nicht verboten wäre, würde ich über die Zukunft der polnischen Gebiete nichts sagen, einfach, weil mir die Sache zu schwer ist. Erst muß klar sein, ob Deutschland-Oesterreich-Ungarn nach dem Krieg eine geschlossene, einheitliche Macht sein und bleiben wird oder nicht; dann erst kann man sich erfolgreich Gedanken über den Staatszustand des einstigen Königtums Polen machen. Vorläufig fehlen, selbst nach Einnahme von Warschau, alle Voraussetzungen für die Bildung einer ernsthaften Meinung. Wenn das geeinte Mitteleuropa zustande kommt, dann wird die Frage der Zwischenvölker eine seiner wichtigsten Aufgaben sein. Noch aber hat weder Budapest, noch Wien, noch Berlin gesprochen, ob sie überhaupt Mitteleuropa wollen. Es fehlt also die Organisation, die etwas gestalten könnte. Wie bei dieser Sachlage manche Leute auch in Deutschland schon ein fertiges Programm über Polen haben können, ist mir einigermaßen verwunderlich.

Also von Kriegszielen reden wir nicht, weil es dazu tatsächlich noch zu früh ist, ehe das Zentralproblem Mitteleuropas auch nur in Angriff genommen wird. Aber wir sprechen deutlich davon, daß es unsere moralische und politische Pflicht ist, den Zwischenvölkern schon jetzt das Bewußtsein und die Gewißheit zu geben, daß wir ihre Nationalität zu achten bereit sind, soweit es innerhalb des Großstaatssystems der Gegenwart möglich ist. Wenn jetzt, wie wir hoffen, die deutschen und österreichischen Truppen nach Warschau einziehen, soll man dabei die polnische Legion nicht fehlen lassen, und soll den Unterschied recht klar herausheben, daß von uns nicht die Polen, sondern die Russen geschlagen worden sind. Für viele unserer Offiziere und Soldaten ist es nicht nötig, dieses besonders zu sagen, aber es gibt, nach mancherlei Berichten, in dieser Hinsicht auch Mißgriffe. Der heimische Kampf unserer östlichen preußischen Provinzen wird ohne viel Nachdenken einfach mit über die Grenze hinübergenommen, während man gleichzeitig anerkennt, daß unsere Polen so gut und treu ihre Pflicht erfüllen. Hier liegen viele unausgeglichene Schwierigkeiten.

Wie kommt es denn, daß auch heute noch mitten im Völkergewitter ein Teil der Tschechen und eine große Zahl der Polen die russische Herrschaft vor der deutschen vorzieht? Jetzt genügt doch die Furcht nicht mehr, um diese Haltung zu erklären. Nein, um es offen zu sagen: es fehlt noch die richtige innere Stellung zu den Zwischennationen auf deutscher Seite! Das wird bei uns nicht gern gehört, aber es muß gesagt werden, damit wir uns nicht durch den Krieg einen noch viel unerträglicheren Zustand an der Ostgrenze schaffen, als er jemals vorher dagewesen ist.

Niemals ist zu erwarten, daß die Zwischenvölker ganz und restlos sich einem der beiden Großvölker hingeben und anschließen. Wer das erwartet, der erlebt nichts als Enttäuschungen. Es wird in allen kleinen Nationen vom Bottnischen Meerbusen bis zur Adria immer von nun an eine mehr deutsche und eine mehr russische Partei oder Richtung geben. Aber gerade wenn und weil wir das wissen, halten wir es für etwas so ungeheuer Wichtiges, daß die inneren Zustände der Zwischenvölker nicht als etwas Unbeachtliches beiseite geschoben werden. Um groß sein zu können, muß ein Großvolk Verständnis für seine Mitkämpfer haben! Mit solchen Gesinnungen sollen die Deutschen die Weichsel überschreiten.

W. Heichen / Rußlands Aufschwung zur Großmacht

Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hat Rußland in der Geschichte Europas keine Rolle gespielt. Karl V. und Philipp II. von Spanien, Elisabeth von England, Richelieu, Cromwell, Wilhelm von Oranien und die anderen führenden Geister des 16. und 17. Jahrhunderts haben an den russischen Zaren ebensowenig gedacht, wie wir etwa an den König von Timbuktu denken. Sogar im Jahre 1735 spricht der englische Staatsmann Bolingbroke in seinen „Briefen über Geschichte" noch die Worte aus, daß man die Geschichte der Moskowiter nicht in den Bereich des für die staatsmännische Bildung erforderlichen Wissens einzubeziehen brauche. Keine hundert Jahre später aber war nach Napoleons Sturz die Rolle des Eroberers bis auf weiteres von Frankreich auf Rußland übergegangen, und bis in die Gegenwart hinein wurde in keinem Auswärtigen Amte der Großmächte eine Frage erwogen, ein Beschluß gefaßt, ohne daß dabei Rußlands Stellung zu der betreffenden Angelegenheit in Erwägung gezogen worden wäre.

Damals, als Rußland noch unbeachtet war, hatte eine andere nordische Macht großen Einfluß auf alle ernsten Streitfragen Europas, und um ihre freundliche Gesinnung waren viele der kühnsten Lenker und klügsten Räte der führenden Staaten eifrig beflissen. Das war Schweden, und auf Schwedens Trümmern erst richtete Rußland sich auf, nachdem der verwegene Kriegsmann Karl XII. bei Poltawa von Peter dem Großen aufs Haupt geschlagen worden war. Von der stolzen Höhe der Vorherrschaft, zu der der Mut des „nordischen Löwen", die Weisheit Oxenstiernas, die Tüchtigkeit Torstensons, Banérs, Wrangels und der anderen Generale Gustav Adolfs Schweden emporgehoben hatten, ward es durch die Niederlage Karls XII. bei Poltawa mit einem Male und für immer hinabgestürzt. Allein das Schweden, dessen Zepter Christina erbte, und dessen Bündnis Cromwell hochschätzte, war eine andere Macht, als das Schweden von heutzutage. Finnland, Livland, Ingermanland, Estland, Karelien und andere Gebiete im Osten des Baltischen Meeres waren damals schwedische Provinzen, und durch die Besitzergreifung von Pommern, Rügen und Bremen machte es sich zum wichtigen Mitgliede des deutschen Kaiserreichs. Diese Gebiete sind ihm jetzt alle entrissen, und die wertvollsten mußte es an das Nachbarreich hergeben, von dem es besiegt worden ist. Dieses Nachbarreich Rußland hätte ohne Schwedens Sturz in Europa nie eine so gebietende Stellung erlangt.

Deshalb war der Sieg der Russen über die Schweden bei Poltawa (am 8. Juli 1709) sowohl um deswillen, was er vernichtete, wie um deswillen, was er begründete, von entscheidender Bedeutung für die Welt. Es kommt bei der Einschätzung dieser Schlacht außerdem noch in Betracht, daß sie nicht nur der Entscheidungskampf zwischen zwei Staaten war, sondern die Kraftprobe zwischen zwei großen Rassen;

Digitized by Google

der Menschheit: zwischen dem germanischen und dem slawischen Völkerstamme.

Seltsam berührt die Tatsache, daß Rußland seinen Namen einer Schar schwedischer Eindringlinge verdankt, die es vor tausend Jahren eroberten. Sie gingen bald in der slawischen Bevölkerung auf, und schon viele Jahrhunderte vor dem Feldzuge Karls XII. war jegliche Spur des schwedischen Charakters in Rußland verschwunden. Lange Zeit war Rußland dann das Opfer, der Sklave der Polen und der Tataren; bis zur Zeit Peters des Großen ist seine Geschichte eine lange Folge von Leiden und Erniedrigungen.

Aber welche Unbilden die Nation auch in den Jahren ihrer Schwäche von Schweden, Tataren und Polen erdulden mußte, sie hat dafür in den zwei Jahrhunderten, seit sie stark ist, zehnfältig Vergeltung geübt. Nachdem Rußland bisher die Beute für alle Eroberer gewesen war, wurde es plötzlich selbst zum Eroberer für alle, die mit ihm in Berührung kamen, und die Raschheit, mit der sich diese Wandlung vollzog, ist fast ohne Beispiel in der Völkergeschichte. Es war das Werk eines einzelnen Herrschers: Peters des Großen.

Die Laufbahn dieses Mannes hat noch am meisten Aehnlichkeit mit der Philipps von Mazedonien. Es besteht zwischen beiden wohl der große Unterschied, daß Philipp als Jüngling in Südgriechenland in allen Dingen des Friedens und Krieges die beste Erziehung genossen hatte, die die tüchtigsten Philosophen und Feldherren jener Zeit geben konnten, Peter aber unter Barbaren in barbarischer Unwissenheit aufwuchs und sich durch eigene, hartnäckige Schulung bilden mußte; aber Philipp vereinigte das lange Zeit zwieträchtige mazedonische Reich, machte sein Volk zum Schrecken der zivilisierten südlichen Nachbarn, die es bisher verachtet hatten, ersetzte eine regellose Miliz durch ein tapferes, wohlgeordnetes Heer, schuf eine Flotte, baute Seehäfen und Stapelplätze und verfolgte sein Ziel trotz aller Nackenschläge mit großer Beharrlichkeit: das alles gibt ihm eine große Aehnlichkeit mit dem Begründer der russischen Macht.

Wenn wir die Wirkung der schwedischen Niederlage bei Poltawa ermessen und über die Folgen nachdenken, die ein Sieg der Eroberer wahrscheinlich nach sich gezogen hätte, so müssen wir berücksichtigen, daß zur Zeit, als bei Poltawa gekämpft wurde, Peters Reformen noch unvollständig, seine neuen Einrichtungen noch nicht ausgereift waren. Er hatte mit dem alten Rußland aufgeräumt; aber das neue Rußland, dessen Schöpfung ihm zuletzt gelang, stand noch in den Kinderschuhen. Wäre Peter bei Poltawa geschlagen worden, sein Riesenwerk würde mit ihm ins Grab gegangen sein, und — um mit Voltaire zu sprechen — das ausgedehnteste Reich der Erde wäre in das Chaos zurückgesunken, dem es so spät entrückt wurde.

Fast unmittelbar auf den großen Sieg bei Poltawa, der Rußland die schönsten Provinzen Schwedens eintrug (Livland, Estland und Ingermanland), folgten Angriffe gegen die Türkei und Persien. Und obwohl der Zar in seinem ersten Feldzuge gegen den Sultan keinen Erfolg hatte, so führten doch seine Nachfolger, einer wie alle, gegen die Türkei wie gegen alle anderen asiatischen und europäischen Staaten, die das Unglück hatten, Rußlands Nachbarn zu sein, eine einmütige Politik der Bedrückung und Befehdung durch.

Redner und Schriftsteller haben bei der Erörterung der Entwicklung Rußlands oft auf eine gewisse Aehnlichkeit zwischen der Ausdehnung des modernen Großstaats und der Ausdehnung des römischen Gebiets im Altertum hingewiesen. Und in der Tat, nicht nur durch die Weltweite der Eroberungen, sondern auch durch die Art, wie diese Eroberungen bewirkt werden, besteht eine starke Uebereinstimmung zwischen dem vordringenden Rußland und dem vordringenden Rom. Während der anderthalbhundert Jahre nach dem zweiten Punischen Kriege, in welcher Zeit Rom die beträchtlichsten Gebietserwerbungen vornahm, bestand der staatsmännische Kunstgriff des römischen Senats immer darin, daß Rom bei jedem Auslandskriege in der Rolle des Protektors auftrat. So „beschützte" Rom die ätolischen und andere griechischen Städte gegen Mazedonien, Bithynien und andere Kleinstaaten Asiens gegen die syrischen Könige, Numidien gegen Karthago. Auch in vielen anderen Fällen spielte es diese scheinheilige Rolle. Wehe aber dem Volke, dessen Freiheit dauernd von der Langmut eines übermächtigen Beschützers abhängt! Jeder Staat, den Rom beschützte, wurde zuletzt von ihm unterjocht und einverleibt. Und Rußland ist der Protektor Polens, der Krim, Kurlands, Georgiens, Imeritiens, Mingreliens, der tscherkessischen und kaukasischen Stämme gewesen und hat alle diese sich angeeignet. Eine Zeitlang war es Protektor der Türkei, und um die Mitte des 19. Jahrhunderts sogar Oesterreichs. In unserer Zeit trat es als Protektor der Mandschurei und der Balkanstaaten auf.

Wenn die Verteidiger der russischen Politik von der Uneigennützigkeit des Zarenreiches sprechen, so kann man auch in diesem Punkte eine starke Uebereinstimmung zwischen ihm und Rom nachweisen. Rom gab sich gern den Schein der Selbstlosigkeit und Mäßigung. Nach seinem ersten Kriege mit Philipp, nach dem gegen Antiochus und nach vielen anderen zog das siegreiche Rom alsbald die Truppen aus den Gebieten, die es besetzt hielt, zurück. Es tat so, als habe es nur zum Wohle anderer die Waffen gebraucht. Aber wenn der günstige Augenblick gekommen war, fand es jederzeit einen Vorwand, seine Legionen von neuem in jedes Gebiet, das es begehrte, einmarschieren zu lassen und es zur römischen Provinz zu machen.

Das Wachstum des Russenreiches machte es immer mehr zur unabweisbaren Notwendigkeit, gewisse Mängel seiner geographischen Lage zu beseitigen. Es fehlte dem Riesenlande an Häfen, die für den Welthandel brauchbar sind. Deshalb richtete es von jeher seine begehrlichen Blicke auf Ostasien, wo es die Häfen der Mandschurei an sich bringen wollte, und auf das Mittelmeer, das es entweder über Serbien und Albanien oder durch die Dardanellen zu erreichen strebte. Als es die gewappnete Hand nach der Mandschurei ausstreckte, klopfte Japan ihm auf die Finger. Obgleich das mongolische Inselreich gegenwärtig in der Reihe unserer Feinde steht, so war dennoch sein erfolgreicher Kampf gegen das russische Vordringen auch für uns von großer Bedeutung. Nun richtete Rußland sein Augenmerk erneut auf den Balkan. Die beiden Balkankriege sind auf das Streben Rußlands, die Türkei zu vernichten, zurückzuführen. Serbien und Montenegro sehen wir gegenwärtig als bloße russische Satrapien. Auch Rumänien und Bulgarien möchte das Russenreich gern auf diesen Standpunkt hinabdrücken. Im gegenwärtigen Krieg sucht Rußland nun zugleich den Feind, der ihm den Zugang über den Balkan zur Adria verlegt, Oesterreich, und den Feind, der ihm die Dardanellen sperrt, die Türkei, zu bezwingen. Durch ein merkwürdiges und einstweilen noch gar nicht übersehbares Wechselspiel der politischen Beziehungen unter den europäischen Großmächten sieht es sich dabei von England unterstützt, dessen Politik bisher immer in der Fernhaltung Rußlands vom Mittelmeer ein Hauptziel erblickt hat. Rußland zu einer größeren Macht zu ver-

Digitized by Google

helfen, erscheint gegenwärtig den Briten minder gefahrvoll, als Deutschlands Macht unangefochten zu lassen. Neben diesem Eroberungskrieg Rußlands gegen Oesterreich und die Türkei und dem Konkurrenzkrieg Englands gegen Deutschland erscheint der Kampf, den Frankreich aus alteingewurzelter Erbfeindschaft gegen uns führt, fast wie eine Nebensache. Ob die Engländer, wenn ihnen die Bezwingung der Dardanellenforts glücken sollte, wirklich diese Meerenge den Russen überlassen würden, ist freilich zu bezweifeln. Bislang aber hat das Russenreich auf seinem Eroberungszug gegen Westen, Gott sei es gedankt, ebensowenig Glück gehabt, wie vor zehn Jahren auf seinem Beutezug gen Osten.

Johannes Kruse / England als Urheber der Monroedoktrin

Am 26. September d. J. werden 100 Jahre verflossen sein, seit in Paris nach der zweiten Besiegung Napoleons I. die Monarchen von Preußen, Oesterreich und Rußland einen heiligen Bund, die sogenannte heilige Allianz, gründeten. Allen christlichen Fürsten wurde nahegelegt, diesem Bunde beizutreten und ihm in ihren Ländern Geltung zu verschaffen. Der Prinzregent von England trat der heiligen Allianz nicht bei, weil die englische Verfassung eine persönliche Verpflichtung — denn die verantwortlichen Minister waren bei der Uebereinkunft der genannten drei Monarchen nicht hinzugezogen — des Königs nicht gestattet. Die bei der Gründung des Bundes abgefaßte Urkunde betonte, daß die drei Staatsoberhäupter sich sowohl in der Regierung ihrer Staaten, als auch in ihrer auswärtigen Politik zu den christlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, der Milde und des Friedens bekennen wollten, und daß sie daher, nach der Forderung der heiligen Schrift, durch die Bande einer wahren und unzertrennlichen Brüderlichkeit sich vereinigen und in jedem Fall einander Hilfe und Beistand leisten wollten. Dabei sollte Christus und seine Lehre in ihren Staaten herrschend sein. Der Sultan, als Mohammedaner konnte daher nicht wohl eingeladen werden, diesem Friedensbunde beizutreten. Und der Papst, damals noch Oberhaupt des Kirchenstaates, mußte gleichfalls außer Betracht bleiben, denn man konnte ihm nicht gut eine Verbindung mit den mehr oder weniger ketzerischen Staatsoberhäuptern von Preußen und Rußland zumuten.

Und heute nach 100 Jahren, welch ein anderes Bild!

Sehr bald nach der Gründung der heiligen Allianz, aber durchaus von ihr unbeeinflußt, trennten sich Brasilien, Argentinien, Kolumbien, Venezuela und Mexiko von ihrem spanischen und portugiesischen Mutterstaate. 1822 machten Brasilien und Mexiko sich voll und ganz selbständig, und in demselben Jahre suchte der König Ferdinand VII. von Spanien Hilfe bei der heiligen Allianz gegen die in seinem eigenen Lande herrschenden politischen Unruhen. Das war zu viel, das konnte gefährlich werden für die ein für allemal festgesetzten Leitsätze der englischen Politik und der englischen Begehrlichkeit.

Der englische Minister des Aeußern Canning war es, der gegenüber der heiligen Allianz in der Furcht lebte, sie trachte danach, die von Spanien auf dem amerikanischen Kontinente verlorenen Kolonien, deren Abfall und Unabhängigkeitsbestrebungen England mit Rücksicht auf seine Handelsinteressen unterstützt hatte, zurückzuerobern, der dem damaligen amerikanischen Gesandten in London, Mr. Rush, im Jahre 1823 den Vorschlag machte, die beiden Regierungen, also England und Amerika, möchten eine gemeinsame Erklärung veröffentlichen, worin sie sich gegen diesen Plan der heiligen Allianz aussprechen sollten.

In der von Canning entworfenen Erklärung hieß es, daß der Versuch zur Wiedergewinnung der Kolonien hoffnungslos, daß ihre Anerkennung als unabhängige selbständige Staaten nur eine Frage der Zeit sei, daß die beiden Mächte nicht beabsichtigten, etwaigen freundschaftlichen Arrangements zwischen Spanien und seinen früheren Kolonien Hindernisse in den Weg zu legen, daß sie aber gegen eine Uebertragung derselben an eine dritte Macht nicht gleichgültig sein könnten. Mr. Rush, der amerikanische Gesandte, antwortete dem britischen Minister, daß er die Verantwortlichkeit einer solchen Erklärung gern übernehmen wolle, vorausgesetzt, England erkenne vorher die Selbständigkeit jener Kolonien an, was seitens der Vereinigten Staaten bereits geschehen war.

Zu jener Zeit war der englische Minister Canning jedoch nicht willens, diesen wohl nicht ganz in die englische Politik passenden entscheidenden Schritt zu tun, und die angeregte gemeinsame Erklärung unterblieb vorläufig. Der amerikanische Gesandte aber berichtete über diese Angelegenheit an den damaligen Staatssekretär Adams in Washington, und der Präsident James Monroe (nachdem er sich beim Expräsidenten Jefferson Rats erholt hatte) flocht in seine Jahresbotschaft vom 2. Dezember 1823 folgenden Passus ein:

> Es ist ein Prinzip, welches die Rechte und Interessen der Vereinigten Staaten involviert, daß der amerikanische Kontinent vermöge der freien und unabhängigen Lage, die er errungen hat, in Zukunft nicht mehr als Gegenstand für zukünftige Kolonisation durch irgendeine europäische Macht angesehen werden darf. Wir sind es daher der Aufrichtigkeit und den zwischen den Vereinigten Staaten und den europäischen Mächten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen schuldig, zu erklären daß wir jeden Versuch ihrerseits, ihr System über irgendeinen Teil dieser Hemisphäre auszudehnen, als für unseren Frieden und unsere Sicherheit gefährlich betrachten müssen.

Dies der Wortlaut der Monroedoktrin.

Die Besprechungen zwischen dem amerikanischen und dem englischen Minister fanden im August 1823 statt, reichlich drei Monate später erfolgte die Botschaft des amerikanischen Präsidenten. Tatsächlich bildet diese Lehre die Grundlage der amerikanischen Politik gegenüber der alten Welt, obgleich sie niemals durch einen internationalen Vertrag bestätigt worden ist. Ferner besitzt sie ihrem Wortlaute nach für Japan keine Gültigkeit. Die Art ihrer Veröffentlichung ist, übertragen auf europäische Verhältnisse, etwa eine solche, wie wenn sie irgendeinen Bestandteil einer Thronrede bilden würde. Wie dem aber auch immer sei, die Festsetzung und Begründung der sogenannten Monroedoktrin ist auf Ausflüsse der englischen Politik, englischer Mißgunst und Habsucht zurückzuführen.

Die vorstehenden auf Englands Machenschaften hinweisenden Ausführungen sind den Erinnerungen des Freiherrn Carlos v. Gagern, seinerzeit Militärattaché bei der mexikanischen Gesandtschaft in Berlin, entnommen, die 1884 im Abenheimischen Verlag in Berlin erschienen.

Johannes Fischer / Die Arbeiter im neuen Deutschland

So vielgestaltig auch die nach dem Kriege kommenden neuen Aufgaben sein werden, in einer Hinsicht werden wir es leichter haben als nach dem Kriege 1870/71, nämlich in all den Fragen, die mit dem Arbeiterstand zusammenhängen. Der Krieg hat gezeigt, daß unsere wirtschaftliche Struktur in den großen Hauptlinien richtig ist, daß darum tiefgreifende Wandlungen in dieser Beziehung, die ein völlig anderes Bild und eine andere Erwerbsgrundlage zur Folge hätten, nicht notwendig sind. Ob man in der Bewertung der bäuerlichen und der industriellen Tätigkeit etwas mehr nach der einen oder nach der anderen Seite neigt, das ändert an der Grundtatsache der wirtschaftlichen Mischung, die wir heute haben, sicher nicht allzuviel, und es wird sich deshalb viel mehr darum handeln, wie politisch und wirtschaftlich die Dinge zu gestalten seien, damit eine gedeihliche Gesamtentwicklung aller Erwerbsstände möglich ist.

Digitized by Google

Von dieser Voraussetzung ausgehend, können und müssen wir darum auch die Erfahrungen der zurückliegenden Friedensjahre auf dem Gebiete des Arbeiterlebens zu Hilfe nehmen, wenn wir nach ihrer Stellung im neuen Deutschland fragen. Es wird vom Ertrag dieser zurückliegenden Periode sicher sehr vieles nutzbar zu machen sein, auch für die neue Zeit, und zwar sowohl für das Verhalten der Arbeiter selbst wie für die Beurteilung dieser Dinge und das Verhalten zu ihnen von seiten anderer Stände und der Regierung. Man denke nur an die eine Tatsache, daß der Arbeiterstand selbst für unser ganzes Volk zur gegebenen wirtschaftlichen Selbstverständlichkeit und Notwendigkeit geworden ist und den Charakter eines zufälligen, unbequemen, geächteten Standes für das eigene Bewußtsein und in der Beurteilung anderer verloren hat. Noch vor zwanzig Jahren und später haben viele Arbeiter und Arbeiterinnen unter der Verächtlichkeit des „Fabiklers" schwer gelitten, und es ist durchaus begreiflich, wenn sie verbittert wurden. Das ist durch diesen Krieg und nach ihm sicher völlig verschwunden, denn es wäre ein strafbarer Unverstand, wenn uns auch jetzt noch nicht der hohe nationale und wirtschaftliche Wert der Industriearbeit und -arbeiter zum Bewußtsein gekommen wäre.

Und daneben gleich noch eine andere Tatsache, die Beachtung verdient. Die Arbeiter haben ihre bestimmte innere und äußere Prägung bekommen, nachdem nun schon mehrere Generationen durch diese Form von Erwerbsarbeit hindurchgegangen sind. Es hat sich eine gewisse Tradition herausgebildet, die ein tragender Boden und eine schützende Wehr ist für den einzelnen dieser Schicht. Darum sind auch die Stimmungen und Willensbildungen der Arbeiter nicht mehr so willkürlich und unberechenbar. Es fehlt dieser sozialen Schicht künftig das Romantische des völlig Neuartigen, aber es fehlt ihr auch die stumme und gedrückte Hoffnungslosigkeit gegenüber Technik und Kapital, die eine ganze Generation Arbeiter um die Mitte des letzten Jahrhunderts beherrschte. Man weiß jetzt ebensogut, daß es möglich ist, auch in der Welt der Maschine eine von der Mehrzahl der anderen Volksgenossen gar nicht sehr verschiedene Existenz zu führen, wie man andererseits auch an den phantastischen Hoffnungen der Utopisten in der Arbeiterbewegung sich frei machen und den Weg ruhiger nüchterner Reformbestrebungen betreten mußte. Das ist für den, der die Volkspsychologie kennt, von ungeheurer Bedeutung, denn es ist eine Leistung allerersten Ranges, Millionen gedrückter und innerlich zielloser Menschen mit Willen und Hoffnung zu erfüllen; denn das ist nur möglich, wenn man bildhaft klar und in leuchtenden Farben ein fast greifbar nahes Ziel vor Augen stellt, das es zu erstreben gilt. Und fast noch schwerer ist es, diese Massen dann von ihrem schwärmerischen Drängen zu rechnerisch überlegter Mitarbeit an einem mühsamen Entwicklungsprozeß zu erziehen. Diese letztere Arbeit ist sicher noch nicht ganz getan, und der Krieg mag hierin auch noch fördernd eingreifen, aber sicher ist man sich in der Hauptsache unter den Arbeitern über die Möglichkeiten der eigenen Zukunft klar, und diese Erkenntnis hat ihnen Lebenswillen und Schaffensfreude zurückgegeben.

Man hat seine Methode zur Arbeit und hat seine Organe, deren man sich beim eigenen Lebensaufstieg bedient und die auch künftig in gleicher Weise nützlich sein werden wie seither. Es kommt also alles darauf an, diese Kreise nicht zu stören, ihnen im Gegenteil den Rechtsboden zu geben, auf dem sie wirklich erfolgreich sein können in der sozialen, kulturellen und rechtlichen Förderung des Arbeiterstandes innerhalb der Wirtschaft des deutschen Volkes. Das aber ist eine Sache, die nach dem siegreichen Ende dieses Krieges unbedingt kommen muß. Es ist ganz unmöglich, daß der Staat in der Zeit der Not die großen, im vollen Sinne „staatserhaltenden" Leistungen der Gewerk- und Genossenschaften annehmen, nachher aber diese Organisationen aus dem Kreise der selbständig mitbauenden und aufbauenden Kräfte wiederausschließen sollte. Eine logische und sittliche Unmöglichkeit, die auch der hartnäckigste Gegner nicht leugnen kann! Die Volksleistung gerade auch von der Arbeiterseite während dieses Krieges steht so unerhört da, daß eine Regierung schon sehr klug und gerecht verfahren muß nachher, wenn sie ihr moralisches Ansehen diesem Volksteil gegenüber nicht von vornherein stark erschüttern will. Darum ist es keineswegs nur eine Arbeiterangelegenheit, sondern ein Staatsinteresse ersten Ranges, hier vernünftige Wege einzuschlagen.

Ich habe hier schon mehrfach ausgesprochen, wie ungeheuer schwer es die Arbeiter früherer Zeiten — noch bis hinein in meine Altersklasse — hatten, zu Volk und Staat in das rechte Verhältnis zu kommen. Es war in der Hauptsache eine Frage der persönlichen Lebensführung, des Lebensinhaltes, die hier sehr stark einwirkte. Darum ist der Krieg auch nach der Seite hin so tief einschneidend in seiner Wirkung auf die vaterländische Stimmung der Arbeiter. Wer in seiner Jugend kein Vaterhaus hatte, tut sich schwer, ein Vaterland zu finden, besonders dann, wenn er für sein Werturteil nur auf den Ertrag seines eigenen Lebens angewiesen ist, wenn ihm der geschichtliche Hintergrund für die Bewertung des Vaterlandes fehlt. Das ist nun in sehr vieler Hinsicht anders geworden, und man gibt dem jungen Menschen auch für seine Urteilsbildung mehr innere Anhaltspunkte mit als früher. Es wird aber erst recht anders sein, wenn aus dem Krieg das deutsche Volk und sein Staat neu sichergestellt und zukunftsfroh hervorgegangen sein wird. Das ist dann auch das Werk der Arbeiter, soldatisch, technisch und politisch. Was dem alten Staate gegenüber nur langsam und mühselig gelang, an ihm mitzuarbeiten und dadurch für seine Ausgestaltung mitverantwortlich zu werden, das ist dem neuen Deutschland gegenüber in geradezu überwältigender Fülle vorhanden vom ersten Tage der Abwehr seiner Feinde an. Und es ist, wie jedermann weiß, nicht nur der militärische Zwang gewesen, sondern die innere Hingabe, aus der die Leistung hervorgegangen ist. Und daraus erwächst naturgemäß auch in ganz anderem Maße Recht und Pflicht zur maßgebenden Mitgestaltung des Staates, für den man selbst geblutet und geopfert hat. Den Vätern und Müttern, den Frauen und Kindern der Gefallenen gegenüber ist es eine Ehrenschuld, daß Deutschlands Zukunft nach innen und außen so gestaltet werde, daß auch das Lebenslos der Masse durch die Lebenshingabe der Hunderttausende ihrer Glieder gehoben werde. Wer die Leute hört, der weiß, wie fest sie darauf rechnen, daß nachher auch für sie rechtlich, gesellschaftlich, sozial, allgemein menschlich ein wirklicher Fortschritt komme. Nicht, daß sie ihre Opfer jetzt nur aus dieser Berechnung darbrächten — solche Opfer lassen sich nicht bezahlen und wollen nicht bezahlt sein — aber ihr innerstes Gefühl sagt es ihnen, daß aus solcher Kriegsnot etwas Neues kommen müsse, an dem sie vollen gleichen Anteil zu haben berechtigt seien. Der Staat ist jetzt wirklich ihre Sache geworden, und es müßte zu den erbittertsten, verderblichsten Kämpfen führen, wenn man nachher wieder bestimmte Kreise grundsätzlich ausschließen oder zurückweisen wollte.

Gewiß werden auch nachher wieder Auseinandersetzungen über Staatsform und Wirtschaftsprinzipien kommen, aber wer will vom Standpunkt des Staates aus künftig noch sagen, daß

Digitized by Google

die Menschen der einen Richtung und Anschauung hier zuverlässiger gewesen seien während des Krieges als die der anderen? Und schließlich stehen die Verhältnisse doch nirgends still, und die Völker sind nicht Privatbesitz von Fürsten und Regierungen, sondern sind berufen und berechtigt, ihr Staats- und Wirtschaftsleben zu gestalten, wie es nach ihrer Auffassung für die Wohlfahrt aller am besten ist. Für diese Weiterbildung auch die Arbeiterbewegung nutzbar zu machen, ist darum auch wieder ebenso ein Gebot der Klugheit wie der Gerechtigkeit, denn es wird davon sehr viel abhängen für die künftige Stellungnahme der Arbeiter zum Staate.

Wer die immer straffere Organisierung des Volkes mit offenen Augen beobachtet und dabei das ungeheure Uebergewicht des Staatsgedankens über Einzelleben und Schicksal verfolgt, der weiß, wie notwendig nach der anderen Seite dann die Heranziehung von Vertrauensleuten der einzelnen Schichten zur Verwaltung und Gestaltung der Volksangelegenheiten ist. Man beugt sich einer so starken und straffen Staatsmacht nur dann, wenn man durch eigene Vertrauensmänner die Garantie hat, daß auch die eigenen Bedürfnisse und Ideen mitberücksichtigt sind. Was das heißt, vom Volk getragen zu sein, weiß man ja wohl in Deutschland nach diesem Krieg, und man war klug genug, das Vertrauen, das die Arbeiterbewegung in ihrer Schicht warb, nun für den Staat nutzbar zu machen durch geschickte Eingliederung der Arbeit der Männer und Vereine, die dieses Vertrauen besaßen. Damit hat man die Richtlinien auch für die Friedenszeit eingeschlagen. Möge man nicht durch eigene Schuld Konflikte schaffen, wo an sich ein glatter und erfolgreicher Weg aus den Erfahrungen der Vergangenheit und den Lehren des Krieges offen vor uns liegt.

Gertrud Bäumer / Der Wirtschaftsplan 1915

Wenn man die Bundesratsverfügung über „den Verkehr mit Brotgetreide und Mehl aus dem Erntejahr 1915" in ihren sicheren bestimmten Sätzen auf sich wirken läßt, so kann man sich kaum noch vorstellen, daß sie die endgültige Kristallisation schwankender Notbehelfsgesetze, das schließliche Ergebnis eines Tastens von Notwendigkeit zu Notwendigkeit sind. Man hat es — als die innere Kriegslage uns zeigte, daß wir volkswirtschaftlich ebenso zu kämpfen hatten wie militärisch — getadelt, daß kein innerer Kriegsplan da war. Gewiß — es wird kein Krieg wieder kommen, ohne uns in anderer Weise wirtschaftlich vorbereitet zu finden. Aber es war vielleicht doch ein Glück, daß diesmal noch keine Mobilmachungsordnung bestand. Denn nun und nimmer hätte man am grünen Tisch, in Erwägungen über bloße Möglichkeiten, gewagt, was nun der Druck der Wirklichkeit und der erhöhte Glaube an die Organisation erzwungen haben. Hätte jemand in der Beschaulichkeit des Friedens uns vorgeschlagen, daß der Staat seinen 70 Millionen Bürgern bis auf das Gramm ihre tägliche Brotration zuteilen sollte, die Einwände und Unmöglichkeitsbeweise wären wie ein Hagelwetter auf ein solches Hirngespinst heruntergeprasselt und hätten es im Handumdrehen in Grund und Boden geschlagen. Viele werden sich noch des Gefühls erinnern, mit dem sie im Spätherbst zum erstenmal diesen Gedanken „Rationierung" aussprechen hörten und sich den Versorgungs-Apparat vorzustellen versuchten, der den letzten Säugling in Bialla, Kate 23, ebenso sicher erfaßte wie den Metallarbeiter, Berlin N., Wattstraße 64, 2. Hof, IV rechts. Wir alle empfanden es als ein Wagnis, aus dem das eiserne Schicksal, unter dem wir standen, uns mit besonders eindringlichem Ernst anschaute. Wir verstanden, daß man an den verantwortlichen Stellen schwankte, ob dieser in der Weltgeschichte zum erstenmal sich eröffnende Weg von uns beschritten werden sollte. Und wenn wir heute auf die Reihe der Maßnahmen zurückschauen, in denen das System einer nie dagewesenen staatlichen Versorgungswirtschaft vor uns entstand, so überfällt uns wohl noch nachträglich ein Gefühl wie den Reiter der Sage, der ahnungslos über den verschneiten Bodensee geritten war. Es ist geglückt, trotz der Schwankungen und Unsicherheiten, die den Weg kennzeichneten, trotzdem erst gezaudert und kleinere, weniger einschneidende Mittel tastend versucht wurden. Und ohne den theoretischen Willen dazu ist dabei ein Experiment größten Stils geleistet, dessen wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung wir heute noch kaum ganz ermessen, das aber jedenfalls nicht als unwiederholbares Kriegsunikum aus der Richtung der wirtschaftlichen Entwicklung herausfällt, sondern durchaus in ihre Bahn gehört.

Der Wirtschaftsplan für das Erntejahr 1915 ist vor seiner Festlegung Gegenstand grundsätzlicher Kämpfe der drei beteiligten Wirtschaftsgruppen gewesen: der Landwirte, der Händler, der Städte als Verbrauchervertretungen. Die Landwirte verlangten, daß die Verwaltung der Vorräte ausschließlicher in ihre Hände gelegt werden sollte, die Händler wollten Aufhebung der Staatswirtschaft und Wiedereinsetzung des freien Handels, die Städte wehrten sich gegen beide und wünschten, daß bei der begonnenen staatswirtschaftlichen Regelung geblieben würde.

Der Wirtschaftsplan in seiner endgültigen Gestalt ist — theoretisch angesehen — tatsächlich ein Aeußerstes staatssozialistischer Versorgungsregelung. Er verstärkt gegenüber dem bisherigen Zustand sowohl wie den vorhandenen Interessentenwünschen den Staatsfaktor noch ganz außerordentlich. Zunächst an der Zentrale. Denn die neue Reichsgetreidestelle ersetzt die bisherige Reichsgetreidegesellschaft durch eine Behörde im eigentlichsten Sinne des Wortes. Die Geschäftsabteilung, die für Abnahme, Bezahlung, Unterbringung des Brotgetreides, Lieferung an Heer, Kommunen, Betriebe zu sorgen hat, untersteht der Verwaltungsabteilung, die als Behörde ausdrücklich qualifiziert ist und deren Mitglieder teils vom Reichskanzler ernannt werden, teils Bundesratsbevollmächtigte sind. Ihr liegt ob — neben allen statistischen Arbeiten als Voraussetzung — Bestimmung der Mehlmengen auf den Kopf der Zivilbevölkerung einschließlich der Selbstversorger, Bestimmung der Rücklagen, Festsetzung der Mengen Getreide, Mehl und Saatgut, die an die Kommunen und der Mengen, die von ihnen zu liefern sind, Ausmahlungsvorschriften, Freigabe von Hinterkorn zur Verfütterung.

Theoretisch hätte sich als Grundschema der Brotversorgung wohl auch ein Zwangssyndikat der Landwirte mit Staatsbedingungen und unter Staatsaufsicht denken lassen — nach Analogie des Kohlensyndikats —; praktisch kam es, weniger wegen der Zahl der Produzenten, als wegen ihrer unentwickelten wirtschaftlichen Organisation nicht in Frage. Es blieb nur der politische Apparat der Reichsbehörde, der Landeszentralbehörden und der Kommunen. Und damit werden die Besitzer von Getreide im Grunde zu Verwaltungsbeamten eines ihnen anvertrauten öffentlichen Gutes; nach dem Wortlaut dieses Gesetzes zwar erst mit der Trennung des Getreides vom Boden. Aber inhaltlich gehören ja zu diesem Wirtschaftsplan frühere Verordnungen, so vor allem der Bestellungszwang, die schon ein Stück Produktionsregelung darstellen. Mit der Trennung des Getreides vom

Digitized by Google

Boden wird jeder einzelne Akt die Ausführung eines Staatsauftrags, hinter dem der nackte Zwang steht: das Aufbewahren, das Dreschen, die Deputatsverteilung, die Zurückstellung von Saatgut usw. usw. Der Staat kann durch die jeweils zuständige Behörde nicht nur diese Handlungen an sich erzwingen, sondern auch Zeit und Art ihrer Ausführung kontrollieren. Die Behörde kann von sich aus das Dreschen vornehmen lassen, wenn der Besitzer des Getreides nicht in einer vorgeschriebenen Zeit drischt, sie kann jedem Betriebsleiter, der sich in der Befolgung der Pflichten unzuverlässig erweist, die ihm durch diese Verordnung oder die dazu erlassenen Ausführungsbestimmungen auferlegt sind, das Geschäft einfach schließen und jedem Landwirt, der seine Bestände unzuverlässig verwaltet, das Recht der Selbstversorgung entziehen. Der Bauer ist Ernährungsbeamter geworden, er fährt ein, lagert, drischt, versorgt sein Gesinde im Staatsauftrag.

Der Staat arbeitet durch Vermittlung der Kommunen. Mit einem Schlage sind die ländlichen Kommunen unter genauester Staatsaufsicht Absatzgenossenschaften geworden. Sie können (§ 21) das Getreide, das aus ihrem Bezirk zu liefern ist, auf eigene Rechnung erwerben und an die Reichsgetreidestelle nach deren Geschäftsbedingungen verkaufen. Andrerseits können sie in der Höhe des ihnen zustehenden Anteils an Brotgetreide zugleich „Selbstwirtschafter" sein, d. h. ohne Dazwischentreten höherer Stellen sich aus den im eigenen Bezirk erzeugten Vorräten selbst versorgen. Immer aber als Verantwortliche vor der Landeszentralbehörde, bzw. der Reichsstelle, der sie ihre finanzielle und faktische Leistungsfähigkeit für die Durchführung dieser Aufgabe (Lagerräume usw.) nachweisen und die Befolgung aller Mahl-, Back- und Verteilungsvorschriften zusichern müssen.

Es ist zu früh, die praktischen Folgen dieser Regelung für das künftige Wirtschaftsschicksal des Getreides nach dem Kriege heute ermessen zu wollen. Augenfällig ist eines: durch eine gewaltige verwaltungstechnische Neuerung ist der Kreislauf der Getreideversorgung auf eine vollkommen neue Bahn gelenkt. Wird er nach dem Kriege in das alte Geleise wieder ganz einmünden? Jenes Geleise, an das im § 23 mit dem vagen Hinweis erinnert wird, daß der ansässige Handel „möglichst zu berücksichtigen" sei?

Eines ist wohl sicher, daß die Aufgabe, die jetzt den Gemeinden übertragen ist, vielerorten der Ansatz zu neuen kommunalgenossenschaftlichen Methoden des Getreideaustauschs werden muß, die den Krieg überdauern werden.

Und ein andres, Grundsätzliches scheint auch mit dem großen Werk dieses Wirtschaftsplans hinter dem Schleier der privatkapitalistischen Wirtschaftsmethoden hervorgetreten zu sein: daß der Staat tatsächlich eine Verantwortung für die wirtschaftliche Erhaltung seiner Glieder trägt, und daß er die großen Grundstoffe der Volkserhaltung nur so lange der Privatspekulation überlassen kann, als ihre Beschaffung ohne seine Mitwirkung gesichert ist. Wir sehen, wie die bisherigen Grenzen staatlicher Wirtschaftsleitung ein gewaltiges Stück vorgetragen werden, teils durch praktische Organisationsmöglichkeiten, an die man bisher einfach nicht glaubte — oder die man auch wohl in politischer und seelischer Hinsicht nicht besaß —, teils dadurch, daß der Krieg den Staat unendlich viel dichter zusammengeschlossen und seine Verantwortung grundsätzlich um viele Grade erhöht hat.

Das Gebilde, das sich für den Augenblick aus Zweck und Voraussetzungen der Volksversorgung durch den Staat ergeben hat, ist die Zusammenfassung der Produzenten in ein System, das Risiko und Gewinn —das eigentliche Unternehmertum — dem einzelnen überläßt, ihn aber zugleich für die Leistung seines Produktionszweiges in der staatlichen Gemeinwirtschaft im vollsten Umfange und im strengsten Sinne verantwortlich macht.

In dieser Struktur der deutschen Kriegsgetreideversorgung liegt eine wirtschaftliche Zukunft, die wir heute nur ahnen können.

S. D. Gallwitz / Im neutralen Dänemark

Es ist in der Gegenwart so, daß durch alle Erscheinungen der uns umgebenden Umwelt der Krieg hindurchscheint; keine ist ganz sie selbst und die sie war geblieben in dieser engsten Beziehung zum Heute, sie alle sind wie umhergeworfen in dem großen Chaos des Völkerringens. Deshalb ist es, stärker noch als sonst, überwältigend, dem Meer gegenüberzustehen, wie es, wie eben neugeschaffen, zu jeder Stunde heranrollt, um seinen seit Urbeginn geordneten Lebenskreislauf in zweimal zwölf Stunden zu vollenden. Ein Sich-Heben- und -Schwellen heraus aus eigener Fülle, einmal spielend, ein anderes Mal drohend, bis sein riesiges Becken überläuft und es seine Ufer sich zu eigen macht. Dann ein müde werdendes langsames Zurückgehen und wieder von neuem das Steigen und Andrängen, und so fort, gleichmäßig und unwandelbar wie der Gestirne Lauf. Da ist Ruhe in aller Bewegung und Dauer und Zeitlosigkeit . . . Das war oben im Norden in Dänemark. Aber schon wenn man da dem Meer den Rücken wandte, nahm einen wieder eine kriegerische Gegenwartserscheinung gefangen. Ein weites Stück des Strandes bedeckt mit Trümmern eines unserer Zeppeline, der hier am Meeresufer vor einiger Zeit zu einer Notlandung gezwungen war, die nicht glatt vonstatten gegangen ist; ein Gewirr von Drähten, Schnüren, versengten Fetzen, verbogenem Metall, halb schon zugedeckt von feinem Flugsand. Neulich ging eine Sturmflut über den Platz hin und begrub diese Reste tiefer; bald wird ihre Spur verschwunden sein, denn das Meer duldet an dieser Küste nichts von Menschenhänden Gemachtes.

Auch Dänemark steht unter den Wirkungen des Krieges, unter einer Fülle wirtschaftlicher, schwach auslaufender Kriegserscheinungen. Es ist viel Aengstlichkeit und Klagen im Lande. Auf der Hinreise wurde ich im Wagenabteil des Zuges Zeugin einer kleinen Strafpredigt, die eine aus Deutschland kommende Dänin ihren mitfahrenden Landsmänninnen hielt: man höre mehr Jammern über die Not und Schwere der Zeit innerhalb Dänemarks Grenzen, als in Deutschland selbst . . . So ist es auch. Dieses reiche Land, mit seinem breit behaglichen „standard of life" ist so fremd aller, auch nur der geringsten Beschränkungen in der Lebenshaltung, daß ihnen schon ihre gegenwärtigen Preissteigerungen und wirtschaftlichen Unbequemlichkeiten als unfaßbar schwer zu ertragende Not erscheinen. Hier in Dänemark wird jetzt auch einmal wieder die trügerische Kehrseite des Rechenexempels, daß Geld, welches ins Land kommt, zugleich auch immer einen vermehrten Volkswohlstand bedeuten oder doch nach sich ziehen müsse, offenbar. Was nützt es uns, so hört man sagen, daß unsere auf bestimmten Gebieten durch den Krieg übersteigerte Ausfuhr uns die Mengen Geld gebracht hat? Daß dadurch eine Handvoll Landwirte und Pferdehändler im Umsehen zu schwerreichen Männern geworden sind? Wir haben in unser

Digitized by Google

eigenes Fleisch geschnitten; wir, das Volk, sind es, die mit den hohen Preisen, die wir heute für unsere spärlich gewordenen Nahrungsmittel zu zahlen haben, diese Reichtümer der einzelnen in Wirklichkeit umsetzen müssen! . . . Nicht weniger ernsthaft klingen die Klagen der Industriellen; sie sind gewohnt gewesen auf die Einfuhr deutscher technischer und chemischer Hilfsmittel ihre Betriebe zu stützen. „Aber Deutschland braucht seine Kräfte und Arbeitserzeugnisse jetzt selbst, und das ist schlimm, denn — mit wieviel demütigem Stolz hört man sich das an! — man arbeitet in den meisten Industrien am liebsten mit Deutschland, weil man da gewiß ist, jederzeit das Beste zu bekommen."

Weit mehr noch als von der Nervosität über die wirtschaftlichen Begleiterscheinungen des europäischen Krieges wird die Stimmung der Dänen von der Angst beherrscht, ihr Land möge noch auf irgendeinem Nebenwege mit in ihn hineingerissen werden. Die Meinung ist: wir haben kein Interesse an irgendwelchem Krieg, auch nicht einmal an einem solchen, der uns Möglichkeiten von Gewinn oder Landzuwachs bringen könnte: wir weisen sie zurück, wir wollen bleiben, was und wie wir waren, fern von allen politischen und Machtentwicklungen. Dänemark darf so sprechen, denn es bejaht damit die Stellung, die ihm aus seiner Natur heraus im europäischen Staatenorganismus bestimmt ist. Daß es neutral ist und neutral bleiben will, ist der Grundton alles seines Redens über den Krieg. Was immer sich tun läßt, tun die Dänen, um im alltäglichen Leben diesem ihrem Sinn Wirklichkeit zu geben. Ihr geschmeidiges Temperament macht es ihnen leicht, den neutral sachlichen Ton nach allen nationalen Richtungen hin zu finden, etwas verbindlich, etwas zurückhaltend, etwas obenhin. Die Art dieses Volkes möchte einem immer wieder Rätsel aufgeben um ihrer Zwiespältigkeit willen. Wie in der Literatur dieser Gegensatz hervortritt, so auch in der scheinbaren Unvereinbarkeit ihres eigenen Wesens mit dem Wesen ihrer Sprache. Dort eine ausdrucksvolle Verfeinerung, die in der Kultivierung aller Lebensformen hervortritt, und dazu eine Sprache, die wie eben erst aus dem Primitiven herausgekommen zu sein scheint, oder entartet dadurch, daß sie ihrer feineren Werte verlustig ging. Dem Ohr eine Spielart, gebildet aus verdorbenem Plattdeutsch und verdorbenem Englisch. Eine Sprache, um damit grob zuzuschlagen; aber man schlägt nicht zu in Dänemark, in keiner Beziehung, die Verbindlichkeit ist ein nationales Merkmal . . . Die äußerliche Markierung der Neutralität also ist den Dänen leicht gemacht, sie geht ihnen nicht wider die Natur. Unter der Oberfläche des Lebensschliffes aber hört die Neutralität auf, muß sie vielleicht aufhören bei einem jeden von uns, denn das Blut und die Empfindung, sofern die beiden in Bewegung sind, können nichts von einer Gleichwertung wissen und verstehen. Es war unmöglich, sich als Deutscher jetzt in Dänemark wie in einem streng neutralen Land, geschweige denn in einem zu Deutschland wohlwollend stehenden Land zu fühlen, sobald man von der schmalen Linie äußerlich förmlichen Verkehrens absah und den Blick nach rechts und links richtete.

Ich sah in einer Reihe von Städten und Städtchen die Auslage der Buchläden. Da hingen aufgereiht die Kriegsbroschüren, überall dasselbe: die Rede Salandras, die Rede d'Annunzios, die Reden der englischen Minister und Wilsons Veröffentlichungen; weiter: Briefe aus französischen Schützengräben, Tagebuchblätter eines Engländers vor den Dardanellen usw. usw. England und Frankreich und Italien und wieder England und Frankreich und Italien. Von deutscher Kriegsliteratur habe ich nur eine einzige Sache gesehen: die dänische Uebersetzung einer Schrift von Bernhardi. Von einer ebenso stark betonten Einseitigkeit in der Anteilnahme an den Vorgängen des Krieges zeigten sich die illustrierten Blätter und Zeitschriften. Da war in den Abbildungen Deutschland immer der Feind, der Gegner bei den Vorgängen auf dem Kriegsschauplatz. Nicht, daß deutschfeindliche Abbildungen vorgekommen wären bei diesen Wiedergaben vom Kriegsschauplatz; Deutschland als aktive Macht schied einfach aus, während überreiche Gelegenheit gegeben wurde, sich von dem Leben und Treiben der englischen und französischen Truppen und von ihren jeweiligen kleinen Erfolgen ein umfassendes Bild zu machen. Dann Bilder in einer anderen Schattierung: Abbildungen „junger Helden" aus den Schreckenszeiten Belgiens; französische erblindete Invaliden, denen Pariser Damen Handfertigkeitsunterricht erteilen; dänische Schauspielerinnen und Tänzerinnen, englischen Soldaten ihre Kunst vorführend; Darstellungen aller Arten von Kriegsfürsorge in England und Frankreich. Dazwischen auch Bilder der von den Deutschen eingeäscherten Bauwerke und Städte Belgiens usw.

Man fragt sich hier: Wo sitzt der Erreger einer solchen Art von parteilicher populärer Berichterstattung in einem neutralen Lande? Kommt darin wirklich die Volksmeinung zum Ausdruck, die der kaufmännische Instinkt der Zeitschriftenverleger genau genug kennt, um zu wissen, welcher Art die Färbung der Bilder, die sie von diesem Kriege sehen mag, sein muß, und die er deshalb möglichst gut bedient, oder sind da kapitalistische Kräfte unserer Feinde am Werk gewesen, die sich an diesen Blättern die Möglichkeit sicherten, durch Veröffentlichung von Bildern mit erläuterndem Text auf die breiten Massen der Neutralen eine unauffällige, scheinbar geringfügige und doch durch ihre fortlaufende Gleichmäßigkeit sehr stark eindringende Wirkung nach der Richtung einer Vermehrung von Interesse und Sympathie zu sich selbst und ihrer Sache hin auszuüben? Für letzteres sprach der Umstand, daß in diesen dänischen Blättern vielfach Zeichnungen vorkamen, die der französischen „l'Illustration" entnommen waren, wie eine Fußnote besagte. Da war ein Blatt mit sehr pathetischer Komposition: eine Frauengestalt, das typisch symbolisierte Lothringen, die dem Führer der siegreich vordringenden französischen Heere an die Brust fliegt; am Boden liegt, umgerissen von den Anstürmenden, der Grenzpfahl des Deutschen Reiches.

Wort und Bild haben in diesem Krieg sich gelöst von ihrer Mission, der Wahrheit zu dienen; Deutschland hat heute seinen Gegnern gegenüber nur eine zuverlässige Sprache, um sich mitzuteilen: seine Taten!

Erich Eyck / Völkerrechts-Literatur

1. Reinhard Frank, Prof. d. Rechte in München: **Die belgische Neutralität.** Ihre Entstehung, ihre Bedeutung und ihr Untergang. Mohr, Tübingen 1915 (Preis 0,75 M.).

2. Aloys Schulte, Prof. d. Geschichte in Bonn: **Von der Neutralität Belgiens.** Marcus & Weber, Bonn 1915 (Preis 2,40 M.).

3. Richard Graßhoff, Rechtsanwalt am Kammergericht: **Belgiens Schuld.** Zugleich eine Antwort an Prof. Wagweiler. Reimer, Berlin 1915 (Preis 1 M.).

4. **Denkschrift des Auswärtigen Amtes über die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskriegs.**

5. Max Kuttner, Professor an der Augustaschule in Berlin: **Deutsche Verbrechen?** Wider Joseph Bédier, Les crimes allemands d'après des témoignages allemands. Zugleich eine Antwort aus

Digitized by Google

französischen Dokumenten. Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1915 (Preis 50 Pf.).

6. Joh. Riedner, Prof. d. Rechte in Jena: **Der Krieg und das Völkerrecht.** Gustav Fischer, Jena 1915 (Preis 0,60 M.).

7. Ludw. Beer, Prof. in Leipzig: **Völkerrecht und Krieg.** Koehler, Leipzig 1914 (Preis 50 Pf.).

8. Jul. Friedrich, Dozent d. öffentl. Rechts in Köln: **Grundzüge des Völkerrechts für Studierende und Laien.** Gloeckner, Leipzig 1915 (Preis 4,50 M.).

9. Dr. Hans Stölzle, **Völkerrecht und Landkrieg.** Gemeinverständliche Darstellung für das Volk. M. 2,—. (Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten und München.)

10. Müller-Meiningen: **Der Weltkrieg 1914/15 und der „Zusammenbruch des Völkerrechts".** In völliger Neubearbeitung. Dritte Auflage von „Weltkrieg und Völkerrecht". Georg Reimer, Berlin 1915 (Preis geh. 7 M., geb. 8 M.).

11. Ernst Schultze in Hamburg: **England als Seeräuberstaat.** Die britische Seewillkür und ihre Beseitigung im Spiegel von Geschichte und Völkerrecht. Enke, Stuttgart 1915 (Preis 1,80 M.).

Obwohl allgemein versichert wird, daß das Völkerrecht tot sei, werden jeden Tag Ereignisse dieses Krieges vor seinen Richterstuhl gebracht. Keine der kriegführenden Parteien kann es unterlassen, ihr gutes Recht und das Unrecht der anderen gerade unter diesem Gesichtspunkt zu betonen, und immer noch erweist sich die Behauptung der Völkerrechtsverletzung als eine wirksame Waffe, namentlich gegenüber der Meinung des neutralen Auslandes. So erscheinen denn auch bei uns täglich Schriften, die sich mit diesem Problem beschäftigen, von denen hier einige angezeigt seien.

Voran geht, wie billig, die Erörterung der belgischen Frage. Nicht nur, daß die angebliche Verletzung der belgischen Neutralität mit der größten Energie und mit unbestreitbarem Erfolg von unseren Feinden gegen uns ausgenutzt wird, nötigt uns zu fortgesetzter Beschäftigung mit ihr, es entspricht auch der deutschen Gewissenhaftigkeit, daß sie sich stets wieder prüft, ob hier unser Vorgehen berechtigt gewesen ist. Bei dem Leid, das diese entschlossene Tat über so viele einzelne Menschen gebracht hat, empfinden wir das unabweisbare Bedürfnis, bis aufs letzte über die Frage des Rechts beruhigt zu sein.

Die beiden an erster Stelle aufgeführten Schriften prüfen vornehmlich die Bedeutung der Neutralitätsverträge von 1831 und 1839. Frank, der bekannte Lehrer des Strafrechts, gibt vor allem eine leidenschaftslose dogmengeschichtliche Entwickelung der Auffassung, welche die belgischen Gelehrten selbst von der Neutralität ihres Landes haben. Er zeigt, wie die ursprünglich strenge Auffassung immer mehr einer für Belgien milderen und weniger verpflichtenden wich. Während es zunächst als ausgemacht galt, daß der neutrale Staat in Friedenszeiten kein Bündnis mit anderen Staaten schließen dürfe, kommt der moderne Völkerrechtslehrer Descamps zu dem Satz, daß die Neutralität zu Friedenszeiten überhaupt nicht bestehe. Die moderne belgische Ansicht faßt Frank in die drei Sätze zusammen, daß Belgien kraft seiner Neutralität verpflichtet ist, ein Heer zu unterhalten und Festungen zu haben, daß es trotz seiner Neutralität berechtigt ist, Alliancen aller Art zu schließen und hierdurch seine Neutralität höchstens im Kriege, aber niemals im Frieden verletzt, und daß es schließlich berechtigt sei, seine Neutralität jederzeit durch eine einseitige Erklärung aufzugeben. Aus diesem dritten Satz entwickelt Frank unter Darlegung der bekannten Enthüllungen der deutschen Regierung über die zwischen Belgien und England namentlich in den Jahren 1906 und 1912 gepflogenen Verhandlungen und unter Anführung der Aeußerung des verstorbenen Feldmarschalls Lord Roberts, daß die englische Flotte im Jahre 1911 bereit gewesen sei, sofort nach Flandern abzudampfen, um ihren Anteil bei der Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichts zu leisten, die „Vermutung", daß Belgien für den Fall eines deutsch-englischen Krieges die Aufkündigung seiner Neutralität ins Auge gefaßt habe. Aber selbst wenn diese Vermutung nicht richtig sein sollte, so ist doch, wie Frank zwingend darlegt, die Tatsache der Verhandlungen allein und die Aufklärungen, die Belgien einer der Garantiemächte einseitig über sein Verteidigungssystem gegeben hat, ein Neutralitätsbruch, und das Verhängnis, das über Belgien gekommen ist, hat es dieser Haltung seiner Regierung zu verdanken.

Zu demselben Ergebnis kommt Professor Schulte, dessen inhaltreiche Arbeit namentlich eine höchst interessante historische Darstellung der Vorgeschichte des Neutralitätsvertrages gibt. Sie weist manchen Punkt auf, der heute ein fast pikantes Interesse bietet. So das Verdammungsurteil, das der Engländer Palmerston über die Belgier fällt, die er „der Unabhängigkeit für unwert" erklärt (S. 62). Auch Schultes Darlegungen zeigen, daß Belgien unter dem Schutz des Neutralitätsvertrages eine vollständige Schwenkung vorgenommen hat, so daß dieser Vertrag, der ursprünglich eine Sicherung gegenüber Frankreich bedeuten sollte, zu einem Schutz für Frankreich und das mit ihm verbündete England wurde. Den Beweis hierfür findet er unter anderem in der Entwicklung des belgischen Festungssystems, das seine Spitze ausschließlich gegen Deutschland kehrte, während es Frankreich gegenüber verteidigungslos blieb.

Man ist schon auf Grund dieser Darlegungen berechtigt anzunehmen, daß, wenn wir selbst die angebliche belgische Neutralität respektiert hätten, es von anderer Seite nicht geschehen wäre, und daß, wenn das deutsche Heer darauf verzichtet hätte, seinen Weg durch Belgien zu nehmen, eines Tages das französische Heer auf diese Weise in Deutschland eingefallen wäre. Wir brauchen uns aber mit einer solchen Vermutung nicht zu begnügen, denn die Broschüre Graßhoffs, die ein umfassendes amtliches Material mit scharfer Logik und zwingender Beweisführung verarbeitet, belegt dokumentarisch die Behauptung, daß die französische Armee, schon ehe wir an die Tore Lüttichs klopften, im Begriff war, durch Belgien zu marschieren, und daß die belgische Regierung nicht das geringste tat, um sie hieran zu hindern. Aus amtlichen Bekundungen weist Graßhoff nach, daß die Franzosen tatsächlich vor dem 3. August 1914 in Belgien einmarschiert sind. Ein deutscher Gefreiter, der beim Kriegsausbruch in Belgien gewohnt hat, beobachtete am 26. Juli französische und englische Offiziere und am 29. Juli französische Soldaten in Brüssel. In den Tagen vom 29. Juli bis 2. August hat er täglich je ein Flugzeug gesehen, das in der Richtung nach Antwerpen zu flog und nach seinen genauen Angaben zweifellos französischer Herkunft war. Zwei Neutrale bekunden, daß ihnen die Bewohner dreier Orte in Belgien versichert haben, daß schon am 30. Juli die Mobilisierung der belgischen Armee in den Dörfern ausgerufen wurde, und daß am 1. August französische Patrouillen die Grenze überschritten und sich mit belgischen Patrouillen vereinigt haben. Aber über alles dieses hinaus gehen die eidlichen Zeugnisse französischer Kavalleristen, die unzweideutig bekunden, daß am 31. Juli abends mehrere französische Kavallerie-Regimenter die belgische Grenze überschritten haben. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit dieses Punktes seien aus der beeidigten Aussage eines französischen Dragoners die folgenden Sätze wiedergegeben.

Nachdem der Zeuge geschildert hat, wie die beiden in Sedan in Garnison liegenden Dragoner-Regimenter ins Feld gezogen sind, sagt er aus (S. 18):

„Die belgisch-französische Grenze wurde am 31. Juli 1914 etwa um 9 Uhr abends oder wenige Viertelstunden danach auf der Straße La Chapelle-Bouillon von den beiden französischen Dragoner-Regimentern und der französischen Batterie überschritten. An der Spitze ritt der meinen Zug befehligende Leutnant Malespieux. Bei diesem meldete sich an der Stelle, wo die Straße La Chapelle-Bouillon die belgische Grenze kreuzt, ein belgischer Brigadier und vier belgische Gendarmen zu Pferde, welche als solche an ihren Uniformen ohne weiteres kenntlich waren. An dieser Stelle warteten bereits der Brigadier und die vier Gendarmen, als wir dort ankamen. Diese fünf Gendarmeriepersonen setzten sich an die Spitze und führten so die Abteilung nach der Stadt Bouillon, welche drei Kilometer von der französischen Grenze entfernt auf belgischem Gebiet liegt .... Die Spitze des Regiments hielt in der Stadt vor dem Bürgermeisteramt. In dieses trat der meine Eskadron befehligende Kapitän Lainez. Nach einiger Zeit — es kann eine Stunde gewesen sein — brachte aus dem Bürgermeisteramt ein Gemeindediener die Quartierzettel für das 28. Dragoner-Regiment und die Batterie, welche immer noch auf der Straße vor dem Bürgermeisteramt hielten. Mit etwa dreißig anderen Dragonern rückte ich darauf sofort in mein Quartier ab, eine in der Stadt liegende Scheune."

Wer will angesichts solcher Tatsachen noch behaupten, daß Belgien am 3. August 1914 noch neutral gewesen ist? Der Hilferuf des Königs von Belgien an den englischen König, den die englische Regierung zum Vorwand ihrer Kriegserklärung genommen hat (vgl. Nr. 153 des englischen Blaubuchs) ist ebenso eine Heuchelei gewesen, wie die bereitwillige Erklärung der französischen Regierung vom 31. Juli, daß sie entschlossen sei, die Neutralität Belgiens zur respektieren (vgl. Blaubuch Nr. 125; französisches Gelbbuch Nr. 119). In dem Augenblick, wo diese Erklärung abgegeben wurde, hatten die französischen Truppen schon die belgische Grenze überschritten.

Niemand, der auch nur mit einem Funken von Objektivität diese Tatsachen würdigt, kann fernerhin in das Verdammungsgeschrei über Deutschland einstimmen. Es wäre nur sehr zu wünschen, daß diese Tatsachen und diese eidlichen Aussagen, die sicherlich noch vermehrt werden können, überall im Auslande, etwa in der Form eines Flugblattes, verbreitet und bekanntgemacht würden. Nach dieser Richtung kann unsere Aufklärungsarbeit gar nicht intensiv genug sein.

Graßhoff beschäftigt sich weiter mit den sogenannten belgischen Greueln, worunter unsere Ankläger nicht die Schandtaten verstehen, die belgische Franktireurs an deutschen Soldaten verübt hatten, sondern die angeblichen Ausschreitungen der deutschen Truppen. Er schildert die Tatsachen, wie sie wirklich gewesen sind, und zeigt, daß wir überall lediglich im Zustande der Selbstverteidigung gewesen sind, und daß die belgische Regierung namentlich durch ihre zweideutige und völkerrechtswidrige Behandlung der sogenannten garde civique die Hauptschuld an allem Unglück trägt.

Mit derselben Frage beschäftigt sich die an vierter Stelle genannte Denkschrift des Auswärtigen Amtes. Sie ist der Niederschlag der Untersuchungen unserer Militärbehörden und bringt zahlreiche amtliche Meldungen und kriegsgerichtliche Aussagen. Die Behauptungen, die auf dieser Grundlage aufgestellt werden, sind dann aller-

dings besser fundiert, als die sagenhaften Greuelberichte der englischen und belgischen Regierung. Diese Dokumente unterstützen vollauf dasjenige, was Graßhoff ausführt. Mit Recht sagt die Denkschrift: „Die Kriegführung der belgischen Zivilbevölkerung war völlig unvereinbar mit den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechts. . . Was ihr aber vor allem zur Last fällt, ist die unerhörte Verletzung der Kriegsgebräuche."

Hier wird nachgewiesen, daß deutsche Krieger hinterrücks ermordet worden sind, daß deutsche Verwundete von der belgischen Bevölkerung ausgeraubt und getötet, ja sogar grauenhaft verstümmelt worden sind, und daß selbst Frauen und junge Mädchen an solchen Schandtaten teilgenommen haben. Demgegenüber mußte die deutsche Heeresleitung zu den schärfsten Maßnahmen greifen. Aber sie ist hierin nur so weit gegangen, wie sie unbedingt gehen mußte, und mit Recht hebt die Denkschrift hervor, daß dabei, soweit die Kriegsnotwendigkeit nicht entgegenstand, die Formen der Rechtsprechung gewahrt worden sind. Besonderes Gewicht ist auf die Dokumente zu legen, die den Aufständen von Aerschot, Dinant, Andenne und Löwen gewidmet sind. Kein Ereignis ist so gegen die deutsche Heeresleitung ausgebeutet und zu dem absurden Vorwurf der Barbarei verwendet worden, wie das Strafgericht, das über Löwen hereinbrach. Die ganze Kulturwelt hallte wider von den Anklagen gegen eine Armee, die sich nicht gescheut hat, eine altehrwürdige Stadt mit ihren herrlichen Gebäuden dem Feuer zu überliefern. Von allen diesen Vorwürfen bleibt nicht das geringste übrig, wenn man die Tatsachen selbst prüft. Die amtliche Veröffentlichung bringt einen zusammenfassenden Bericht der Militär-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Kriegsrechts. Dieser Bericht ist belegt durch nicht weniger als 49 hier in Abdruck wiedergegebenen eidlichen Aussagen. Wer sie von der ersten bis zur letzten durchliest, findet nicht das geringste, das den deutschen Soldaten und Offizieren zum Vorwurf gemacht werden kann. Sie sind das Opfer eines schnöden, wohl vorbereiteten Ueberfalls gewesen, an dem leider auch eine Reihe von Geistlichen einen verhängnisvollen Anteil gehabt hat, und sie haben sich diesen Angriffen gegenüber so lange zurückgehalten, wie es irgend möglich war. Erst als kein anderes Mittel übrigblieb, sind die Häuser, aus denen geschossen wurde, in Brand gesteckt worden. Dabei ist jede mögliche Vorsicht geübt worden, um unnötige Verheerungen zu vermeiden. Die Zeugen, deren Aussagen hier vereinigt sind, gehören den verschiedensten Bildungs- und Berufskreisen an. Sämtliche an leitender Stelle tätigen Offiziere haben ihre Aussage gemacht. Dazu kommen Soldaten, die im Zivilverhältnis Kaufleute, Studenten, Aerzte, Landwirte und Arbeiter usw. sind. Es ergibt sich ein völlig einheitliches Bild, an dessen Richtigkeit nicht der geringste Zweifel sein kann. Auf Grund sorgfältiger Prüfung dieser Aussagen können die gegen die deutschen Soldaten erhobenen Vorwürfe mit ruhigem Gewissen als völlig unbegründet zurückgewiesen werden. Der Schaden ist auch keineswegs so groß, wie unsere Feinde behauptet haben. Freilich haben im Anfang übertriebene Berichte in deutschen Zeitungen die unheilvollen Vorurteile gefördert.

Die amtliche Denkschrift ist ihrer ganzen Natur nach zu einer weiteren Verbreitung ungeeignet; um so mehr ist dies der Graßhoffschen Broschüre zu wünschen, die außerdem zu einem sehr billigen Preis käuflich ist.

Das Vorgehen Deutschlands gegen Belgien wird von der Geschichte freilich noch unter anderen als völkerrechtlichen Gesichtspunkten geprüft werden. Was sich in diesem höheren Sinne über das Recht Deutschlands sagen läßt, das hat am reifsten und schönsten bisher Thomas Mann in seinem glänzenden Essay „Friedrich und die große Koalition" (bei S. Fischer) ausgesprochen, der überhaupt zu dem Besten gehört, was die Kriegsliteratur hervorgebracht hat.

Wendet sich Graßhoff gegen die Tendenzschrift Waxweilers, so hat Professor Kuttner das Verdienst, die Verleumdungen Bédiers kritisch geprüft zu haben. Bédier, Professor der Germanistik an der Sorbonne, hat, gestützt auf seine hohe wissenschaftliche Autorität, an der Hand deutscher Zeugnisse, nämlich von Tagebuchblättern gefangener deutscher Soldaten, den Nachweis führen wollen, daß diese in Frankreich wie die Hunnen gehaust hätten. Er wußte den Anschein zu erwecken, daß er die von ihm benutzten Urkunden mit der vollen Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit des geschulten Philologen geprüft habe. Kuttner hat sich die Mühe genommen, die Beweisstücke im einzelnen nachzuprüfen, und er weist ihm Schritt für Schritt leichtfertige Entstellungen und Mißverständnisse nach. An vielen Stellen ergibt sich, daß er den deutschen Text geradezu in sein Gegenteil verkehrt hat, an anderen durch Auslassung den Sinn wesentlich entstellt hat. In einzelnen Fällen hat sich Kuttner bemüht, Näheres über die Schreiber jener Briefe und Tagebuchblätter festzustellen, und dabei z. B. festgestellt, daß einer von denen, die in Bédiers Darstellung als ein grausamer Wüterich erschien, ein harmloser mitleidsvoller Mensch ist, den es herzlich der „kleinen Leute" dauert, die unter dem Krieg leiden müssen. Kuttner begnügt sich aber nicht damit, die Bédierschen Verzerrungen richtigzustellen, er verarbeitet auch ein umfangreiches, ihm vom Kriegsministerium zur Verfügung gestelltes Material an Kriegstagebüchern und Briefen französischer Gefangener, und da ergibt sich denn allerdings nicht nur, daß diese Feinde schon im voraus von dem Strafgericht schwärmen, mit dem sie die deutsche Zivilbevölkerung heimsuchen wollen, sondern, daß sie im eignen Lande geplündert haben wie die Vagabunden; und andererseits müssen diese Männer widerwillig zugestehen, daß die Deutschen sich der verwundeten Feinde mit der größten Sorgfalt und Liebe angenommen haben. Daß auch auf deutscher Seite Ausschreitungen vorgekommen sind, ist nur selbstverständlich. „Wir wissen," schreibt Kuttner, „daß, wenn ein Volk Millionen in den Kampf sendet, auch manches räudige Schaf darunter ist." Aber mit Recht fährt er fort: „Darum gehen wir auch jeder Klage nach, damit unbeschadet eines ehrlichen Kampfes von Soldat gegen Soldat, von Waffe gegen Waffe, unnötige Härten gemildert, Rechtsverletzungen gesühnt, Vergehungen bestraft werden." Nur das ist es, was man von der deutschen Heeresleitung verlangen kann. Und kein Feind wird ihr den Ruhm absprechen können, in der sorgfältigen Erfüllung dieser Aufgabe es jeder gegnerischen zuvorzutun. Aber darüber hinaus kann man wohl auch sagen, daß die größere Gutmütigkeit der Deutschen die Zahl der Ausschreitungen weit tiefer herabdrückt, als es bei irgendeinem anderen Heere der Fall ist. Die französische Bevölkerung, unter der unsere deutschen Soldaten nun seit 10 Monaten leben, hat nach dem Zeugnis aller ruhigen Beobachter sich über diese ungebetenen Gäste so wenig zu beklagen, wie es die herbe Notwendigkeit des Krieges irgend zuläßt.

Allgemeinere Fragen behandeln die beiden Bücher von Niedner und Beer. Sie suchen nachzuweisen, daß das Völkerrecht trotz aller Verstöße seine Rechtsgeltung bewahrt habe. Niedner erörtert auch die Frage, ob nicht die Art und Weise, wie unsere Gegner, insbesondere England, den Krieg gegen uns führen, eine grundsätzliche Umgestaltung der Kriegsführung zur Folge haben müsse. „Wird die wirtschaftliche Vernichtung eines Landes als legaler Kriegszweck anerkannt, so fallen damit alle Rechtssätze weg, die nur durch die Ueberzeugung entstanden sind, daß die nicht zur bewaffneten Macht gehörigen Staatsangehörigen in ihrem Leben und Eigentum zu schützen sind."

Das Buch von Friedrich kommt gewiß einem augenblicklich lebhaft empfundenen Bedürfnis entgegen. Auch im breiteren Publikum wird man sich über das Wesen und den hauptsächlichsten Inhalt des Völkerrechts unterrichten wollen. Während die zusammenfassenden Bearbeitungen, die es bisher gefunden hat, mehr auf einen wissenschaftlichen Leserkreis berechnet waren, ist das viel kürzere Buch von Friedrich ein zuverlässiger Führer nicht nur für die Studierenden, sondern, wie der Verfasser es wünscht, auch für die gebildeten Laien.

Die kleine Schrift von Stölzle macht auf selbständige wissenschaftliche Bedeutung keinen Anspruch. Ihr Hauptwert besteht in den abgedruckten Urkunden, insbesondere den Veröffentlichungen der deutschen Regierung.

Von Müller-Meiningens temperamentvollem Buch ist hier bei seinem ersten Erscheinen ausführlich die Rede gewesen. (Vgl. Nr. 6, S. 87.) Daß jetzt schon die dritte Auflage erscheinen kann, beweist, wie starken Anklang das Buch gefunden hat. Der Verfasser ist in der Zwischenzeit nicht müßig gewesen; er hat nicht nur das ganze neue Material verwertet, sondern das Buch auch vielfach gründlich umgearbeitet. Das gilt namentlich von dem seekriegsrechtlichen Teil, der umfang- und inhaltreicher geworden ist. Neu eingefügt ist ein Kapitel über „Amerikanische Neutralität", in welchem dargelegt wird, daß die Regierung der Vereinigten Staaten keine selbständige amerikanische Politik, sondern eine abhängige englische Politik verfolgt hat, — eine Ansicht, die inzwischen durch die letzte amerikanische Note über jeden Zweifel erhoben worden ist. Selbstverständlich ist der Lusitaniafall eingehend behandelt. Der Notenwechsel ist bis zur deutschen Erklärung vom 8. Juli abgedruckt.

Der Inhalt der Schrift von Dr. Ernst Schultze gegen England ist aus dem Titel ersichtlich. Er faßt alles zusammen, was gegen Englands Behandlung des Seerechts aus der Geschichte, namentlich des letzten Jahrhunderts vorgebracht werden kann. Er hofft, daß infolge des Verlaufs des gegenwärtigen Krieges England die Erkenntnis aufdämmern wird, „daß es sich selbst an den Bettelstab bringt, wollte es ferner an der maßlosen Willkür festhalten, die es bei allen anderen Völkern verhaßt gemacht hat, während sie zu allen ruhmvollen Taten seiner eigenen Geschichte in unversöhnlichem Widerspruch steht."

Soziale Bewegung

Kriegsnöte im Zeitungsgewerbe. Wie der „Zeitungsverlag" berichtet, bricht sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß eine Erhöhung der Bezugspreise eine unumgängliche Notwendigkeit für die deutschen Zeitungen ist. Im Anschluß an frühere Veröffentlichungen ist die Zahl der Zeitungen, die von einer während der Kriegszeit erfolgten Erhöhung ihrer Bezugspreise berichten, schon auf 189 gestiegen. In diesem Zusammenhang verdient eine Abhandlung der Kieler Handelskammer über die wirtschaftlichen Grundlagen des deutschen Zeitungswesens allgemeine Beachtung. „Das Zeitungswesen krankt", heißt es da, „zum Teil daran, daß weite Kreise der Bevölkerung das Halten von Zeitungen ohne lockende Beigaben als einen Luxus ansehen, während es für jedermann ein selbstverständliches Bedürfnis sein sollte. Unter dem Druck dieser ungünstigen allgemeinen Verhältnisse, verschärft durch maßlose Konkurrenz, hat es die Presse in der gegenseitigen Preisdrückerei so weit gebracht, daß schon seit langem die Einnahme von den Beziehern die Herstellungskosten der

Digitized by Google

Zeitungen nicht mehr deckt, sondern meist nur noch zur Bezahlung des Papiers und eines Teils der Zustellungskosten ausreicht. Sämtliche übrigen Unkosten, also für die Redaktion und die Mitarbeiter, für die Verwaltung und den technischen Betrieb usw., müssen aus der Einnahme des Anzeigengeschäfts bestritten werden, ein Zustand, der ungesund genannt werden muß. Das einzelne Blatt ist bei dem Widerstande des Publikums gegen jede Besserung dieser Verhältnisse vollkommen machtlos und muß ruhig zusehen, wie sich die Dinge immer mehr verschlechtern. So wünschenswert es in kaufmännischer Hinsicht ist, daß sich eine Zeitung wie jeder andere Geschäftsbetrieb nach der Decke streckt, so schädlich muß es für die idealen Bestrebungen sein, die mit der Herausgabe einer Zeitung verfolgt werden, wenn diese auf Schritt und Tritt genötigt ist, bei jeder geschäftlichen Maßnahme die finanzielle Wirkung auf die Gestaltung des Jahresabschlusses zu prüfen. Aber das Publikum legt nun einmal in seiner Mehrheit keinen Wert darauf, eine von solchen nackten Geschäftsrücksichten unabhängige politische Presse zu haben, tut wenigstens nichts zu ihrer Unterstützung. Es deutet auch auf einen Mangel an politischer Bildung, wenn bestimmte Kreise ihre Zeitung als ein Organ ansehen, das bedingungslos für ihre wirtschaftliche Besserstellung einzutreten habe, und zum Lesen einer anderen Zeitung übergehen, wenn ein Blatt diese Wünsche nicht erfüllen will. Unter diesen und ähnlichen Verhältnissen hat in Deutschland mehr oder weniger die gesamte politische Presse zu leiden. Es erscheint wünschenswert, bei geeigneter Gelegenheit durch Aufklärung auf die Bevölkerung in zweckdienlicher Weise anregend einzuwirken, so daß der Gesundung unserer politischen Verhältnisse genügt und der Presse geholfen wird, die ihre wichtigen Aufgaben nur bei ausreichender, opferwilliger Unterstützung durch die Gesamtheit der Gesellschaft zu erfüllen vermag."

Gemeinnützige kaufmännische Stellenvermittlung, insbesondere für Kriegsteilnehmer. Die kaufmännischen Angestellten, besonders auch diejenigen, die jetzt einberufen sind und nach dem Friedensschluß eine Stelle suchen, machen wir darauf aufmerksam, daß der Stellenvermittlungs-Zweckverband der kaufmännischen Verbände eine gemeinnützige kaufmännische Stellenvermittlung gegründet hat, zu der alle kaufmännischen Angestellten, ohne Rücksicht auf ihre Verbandszugehörigkeit, kostenlos zugelassen werden. Damit ist eine zentrale Stellenvermittlung geschaffen worden, die ihre Wirksamkeit über ganz Deutschland erstreckt und in den wichtigsten Handelsstädten eigne Geschäftsstellen besitzt. Folgende Verbände sind an diesem gemeinnützigen Unternehmen, das im letzten Jahre bereits 16000 Stellen vermittelt hat, beteiligt: Verband deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig; Verband reisender Kaufleute Deutschlands, Leipzig; Kaufmännischer Verein, Frankfurt a. M.; Bayr. Verband kaufmännischer Vereine, München; Kaufmännischer Verein „Merkur", Nürnberg; Verein junger Kaufleute, Berlin; Die kaufmännischen Vereine Mannheim, Ludwigshafen, Hannover, Stuttgart, Wiesbaden, Heidelberg, Remscheid, Augsburg, Plauen i. V.; Verein der Bankbeamten, Berlin.

Alle diese Verbände haben sich verpflichtet, alle ihnen zur Besetzung gemeldeten offenen Stellen auszutauschen. Diese Stellen werden jeden Dienstag und Freitag in einer Stellenliste zusammengestellt, die an nahezu 2000 Orten zur kostenlosen Einsicht ausliegen wird. Die Prinzipale brauchen die offenen Stellen nur einem der beteiligten Verbände zu melden, um sie in ganz Deutschland bekanntzumachen. Ebenso brauchen die Angestellten nur bei einem Verbande als Bewerber aufzutreten, um Anspruch auf Nennung der in der Stellenliste veröffentlichten offenen Stellen zu erwerben. Jeder Verbandsegoismus ist dabei ausgeschlossen. Die große Bedeutung dieser Einrichtung für die Kriegsteilnehmer liegt auf der Hand. Jeder einzelne kann von seinem Heimatorte aus oder noch bevor er überhaupt aus dem Heeresverbande entlassen ist, in ganz Deutschland seine Arbeitskraft anbieten.

Kunst

Kriegsbilder von Wilhelm Schreuer.

Die heutige Art der Kriegführung, der Schützengraben- oder Stellungskampf, stellt die Malerei vor ganz neue sachliche Probleme. Schlachtengemälde im alten Sinne können keinen rechten Begriff von dem heutigen Kriege geben. Ueberhaupt bietet der Stellungskampf als Ganzes dem Auge so wenig, daß er für die Malerei in dieser Weise nicht fruchtbar sein kann. Sie wird sich vielmehr darauf beschränken müssen, Einzelheiten zu zeigen, um in diesen Teilen das Ganze zu geben oder wenigstens ahnen zu lassen. Wieweit dies gelungen ist, wird der wichtigste Meßstab für die Beurteilung heutiger Schlachtenbilder sein.

Daß diese Art der Schlachtenschilderung schwerer ist als die alte, liegt auf der Hand. Sie steht sich in demselben Verhältnis zur alten wie die heutige Kriegführung zu der verflossenen. Unübersichtlichkeit, Auflösung des früher Zusammengedrängten in eine Folge nie endender Einzelereignisse. Der einzelne weiß um das Ganze so wenig, daß er zu keinem Urteil darüber gelangen kann. Und doch ist es notwendig, daß jeder sich als Teil des Ganzen fühlt, daß jede Gruppe, jeder Mann sich für das Ganze verantwortlich fühlt. So wird auch die neue Schlachtenmalerei sich der Aufgabe gegenübersehen, das Ganze ins Einzelne zu fassen.

Ebensowenig wie das imponierende Vielerlei des wogenden Kampfes, wird man heute die Farbenpracht alter Schlachtenbilder verwenden können. Die heutige Schlacht ist erdfarben und durchaus auf Feldgrau gestimmt.

Unter den ersten, die diese veränderte Sachlage zu verstehen und zu meistern gewußt haben, begegnen wir heute Wilhelm Schreuer. Die Stimmung auf Feldgrau sowie auf das Einsame, Langwierige, Weitausgedehnte des heutigen Kampfes ist ihm durchaus gelungen. Er zeigt keinen einzigen eigentlichen Kampf, und doch charakterisiert er in Landschaft, Straße, Schützengraben, in Mensch und Tier den Krieg so deutlich wie möglich. Da sehen wir bei Nieuport eine weite Ebene, das Urbild der Einsamkeit, einen Straßenrand, hinter dem die Soldaten Deckung genommen haben. Ein paar von den Gesichtern sehen wir deutlicher, voll verzerrenden Ernstes, mit unbeholfen aufgeregten Linien in den Bewegungen. Wo ist der Feind? Wir sehen ihn nur gespiegelt in dem Ausdruck dieser wenigen Gesichter und der Bewegungen. Durch ein ganz einfaches Mittel weiß der Maler die Stimmung zum Gefühl des Großen und Furchtbaren zu steigern: Die weiten horizontal ruhenden Linien der Ebene und darin diese wenigen aufstrebenden, wie im Krampf sich reckenden Linien der sich bewegenden Menschen und Gewehre, das alles suggeriert uns ein Gefühl von übermenschlichem Wollen, das sich gegen das Unendliche, Starre, scheinbar Unbezwingbare reckt. — Eine solche mittelbare Darstellung des Krieges ist dem Maler auch besonders in dem Bilde „Alarm" gelungen. Eine leere Straße, grau in grau, geschlossene Fenster. Draußen aber steigen die Reiter zu Pferde. Alles geschieht mit einer solchen fieberhaften Hast, daß man mitfortgerissen wird. Durch das Gegeneinander- und Auseinanderstreben der Linien in den verschiedenen Stellungen der Pferde, die teils noch stehen, teils schon davonrasen, der Reiter, der Lanzen im Kontrast zu der völligen Starrheit der ausgestorbenen Straße wird eine Unruhe geschaffen, die uns über den Ernst der Situation keinen Augenblick im Zweifel läßt. — Ein andermal sprengen Reiter auf uns zu, voran der Trompeter, der ein Signal zu blasen hat. Das Augenblickliche, fabelhaft Bewegte der Szene ist schon ergreifend: aber aus der Art, wie der Trompeter sein Horn ansetzt, spürt man förmlich, wie falsch und unbeholfen die Töne herauskommen müssen. Der ganze Krieg ist in diese Figur gedrängt.

Und so könnten wir fortfahren, nachzuzeichnen, wie man den Krieg malt, ohne den Krieg zu malen. Keine Greueljenen, keine Bajonettkämpfe, keine Verwundeten und Sterbenden, und doch der ganze Krieg. Nicht die rohen Ereignisse, nicht ihre physischen Wirkungen, sondern das seelische Erleben des Krieges, darauf ist hier das Gewicht gelegt. Die Einsamkeit der weiten Landschaft, der graue trostlose Ton, die leeren Straßen sind nur Projektionen seelischer Zustände, symbolische Hilfen, Seelenzuständen Ausdruck zu verleihen. Und sicher schöpft der Künstler da an der richtigen Quelle. Denn abgesehen von der Undarstellbarkeit des Aeußeren der heutigen Schlacht ist doch das Stärkste und eigentlich Unmittelbarste des Krieges die Wirkung, die er auf den einzelnen ausübt. Der Kämpfenden Seelenzustand, das ist der Krieg. Wenn er heimgekehrt uns den anzudeuten weiß, dann sagt er uns mehr über den Krieg, als wenn er uns noch so ausführliche Schlachtenschilderungen entwirft. Dieser Gedanke scheint Wilhelm Schreuer bei seinen Bildern geleitet zu haben. Ob er freilich damit viel Glück machen wird, ist eine andere Frage; man ist durch Zeitung, Kino und illustrierte Kriegschroniken leider anders gewöhnt.

Andreas Sönnichsen.

Kriegsliteratur

Deutschlands größte Gefahr. Ein Mahnruf von Rudolf Goldscheid. Berlin 1915, Verlag Neues Vaterland. 64 S. 1 M.

Die größte Gefahr droht uns nach dem Kriege durch einen etwaigen Anschluß an Rußland, durch ein Dreikaiserbündnis, mit dem — nach der Meinung des Verfassers — schon jetzt im Volke vielfach als mit etwas ganz Selbstverständlichem gerechnet wird. Einflußreiche Schichten in Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die die traditionelle soziale Struktur mit Gewalt aufrechterhalten möchten, werden dieses Bündnis befürworten. Rußland aber braucht Geld, und da Frankreich nicht imstande und England nicht gewillt sein wird, Rußlands Bankier zu sein, so wird Rußland versuchen, seinen Geldbedarf in Deutschland zu decken. Die Folge würde sein, daß Rußland seine auf die Vorherrschaft in Europa gerichteten Pläne nach einigen Jahrzehnten wiederaufnehmen würde und Deutschland dann einen zweiten, noch furchtbareren Krieg mit Rußland zu führen hätte. Gleichzeitig würde aber durch die Isolierung Englands Amerika immer mehr zu einer deutschfeindlichen Politik gedrängt, und beide, Amerika und England, würden alles aufbieten, um auch die — durch Rußlands Wachstum bedrohten — ostasiatischen Mächte gegen uns aufzubringen. So würden wir zwischen zwei Kontinente geraten, und nicht nur Deutschland würde erdrückt werden, sondern auch Europa würde seine führende Stellung in der Menschheit einbüßen. Dieser ungeheuren Gefahr für die ganze

Digitized by Google

Weltkultur kann nur vorgebeugt werden durch eine künftige Aussöhnung mit England und durch eine freiheitliche Politik im Innern Deutschlands und Oesterreich-Ungarns. „Deutschland muß die kulturpolitische Organisation der Welt selbst kraftvoll in die Hand nehmen, oder die ganze Welt wird sich gegen Deutschland organisieren."

Warum sind die Deutschen so verhaßt? Ein Kriegsvortrag von Dr. E. Mackel, Königl. Realgymnasialdirektor. Braunschweig 1915, bei George Westermann. 43 S. 40 Pf.

Mit Recht wird manchen Vertretern des Deutschtums Bedientenhaftigkeit auf der einen und ein allzu schneidiges, schnauziges Auftreten oder Hervorkehren der Standesunterschiede auf der anderen Seite vorgeworfen; auch dürfen wir zugeben, daß unsere Kultur, wiewohl sie mehr in die Tiefe dringt als die englische und französische, doch in der äußeren Form, im Lebensstil weniger abgeklärt und ausgeglichen ist, und daß wir allzusehr den Drang haben, nicht nur nach der Wahrheit zu forschen, sondern sie auch zu sagen, wenn sie anderen unbequem ist. Aber alle diese und andere deutsche Eigenschaften, die den fremden Nationen unverzeihlich erscheinen, sind doch nicht die eigentlichen Ursachen des Hasses und der Verachtung, unter der wir bisher zu leiden gehabt haben. Die wahren Ursachen sind vielmehr Eitelkeit, Ruhmsucht, Rachedurst, Ländergier und Kulturfeindschaft, und vor allem Mißtrauen und Neid, ganz gemeiner Konkurrenzneid unserer Gegner, die durch ihre Weltpresse — in einer vom Verfasser lebendig und mit beißender Ironie geschilderten Weise — auch den Neutralen die Meinung zu suggerieren wissen, der Deutsche sei nun einmal der schlechteste Kerl auf der Welt. Diesem Haß und dieser Verleumdung gegenüber sind Entschuldigungen ganz und gar unangebracht; nur unser gutes Schwert kann uns Respekt verschaffen.

Geschichte Albaniens von Dr. Karl Roth. Leipzig 1914, bei Bruno Volger. 144 S. 2 M.

Das Buch ist vor dem Kriege geschrieben worden, und die Darstellung reicht nur bis zur Begründung des Fürstentums. Da aber Albanien jetzt auch in den Weltkrieg hineingezogen ist, wird eine ausführliche Geschichte des Landes vielen willkommen sein.

Kurze Geschichte der Hanse. Von Walther Vogel. München 1915, bei Duncker und Humblot. 99 S. 1 M.

Dieses Buch ist zwar während des Krieges entstanden, hat aber mit dem Kriege nichts zu tun. Dennoch zeigen wir es hier gern an, weil der Verfasser die deutsche Hanse und die Geschichte der deutschen Schiffahrt kennt wie wenige, und weil dieses vortreffliche und preiswerte Buch der Vergangenheit uns für die Gegenwart beherzigenswerte Lehren gibt.

Karten und Skizzen zum Weltkrieg 1914/1915. (VII. Band des „Historischen Kartenwerkes".) Von Professor Dr. Eduard Rothert. Düsseldorf 1915, Verlag A. Bagel. I. Teil. Geb. 4 M.

Im Anschluß an die sehr guten und brauchbaren Hilfswerke für den Geschichtsunterricht auf höheren Schulen, die bisher im Verlag von A. Bagel von Herrn Professor Dr. Rothert herausgegeben wurden und die bei dieser Gelegenheit allen für Weltgeschichte interessierten Lesern besonders nahe gelegt werden sollen, hat nun Professor Rothert für den bisherigen Verlauf des Weltkrieges und teilweise auch für dessen Vorgeschichte ein Kartenwerk hergestellt, auf dem die einzelnen Züge und Truppenbewegungen in großen klaren Strichen verdeutlicht werden. Ein begleitender Text macht auf die Bedeutung der einzelnen farbigen Linien oder Punkte aufmerksam und gibt die erforderlichen Heeresziffern und militärischen Aufklärungen. So sind beispielsweise die Kämpfe in Ostpreußen und in Galizien in ihrem stufenweisen Voranschreiten mit großer Deutlichkeit so dargestellt, daß diese Karten eine vorzügliche Grundlage der Selbstbelehrung und des Unterrichts bieten, und zwar gerade deshalb, weil sie nur das Notwendige und nur die Hauptsachen enthalten. Es kann natürlich immer als möglich angenommen werden, daß an einzelnen Stellen eine spätere Kriegsdarstellung die hier gegebenen Linien noch wird um einiges korrigieren müssen, weil auch diesem Kartenwerke nichts anderes zugrunde liegen konnte, als die von den Kriegspressequartieren ausgehenden allgemein gehaltenen Mitteilungen. So stellten wir beispielsweise fest, daß eine gewisse Strecke der Verteidigungslinie auf den Karpathen nicht völlig richtig eingezeichnet ist. Verlag und Verfasser sind nur dankbar, wenn geographisch geschulte Kriegsteilnehmer ihnen Bemerkungen dieser Art zusenden. Das Werk im ganzen eignet sich sehr als Ergänzungsbuch zu der in der „Hilfe" erschienenen Kriegschronik. Die Darstellungen reichen bis Ende März 1915. Fr. Naumann.

Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit als Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft. Vier Preisarbeiten von Robert Richter, August Messer, Paul Eberhardt und Eugen Wolfsdorf. Preisgekrönt von der Moritz-Mannheimer-Stiftung der Großloge für Deutschland. Gotha 1915, bei F. A. Perthes. 113 S. 1,50 M.

In Italien ist die Freimaurerei trotz ihrer Grundsätze über Humanität und Brüderlichkeit als die ärgste Kriegshetzerin aufgetreten, und auch in Frankreich trägt ihr kirchenfeindlicher Fanatismus indirekt zu einem großen Teile die Schuld am Kriege. Ja, es besteht begründete Ursache zu der Annahme, daß die Freimaurer dieser Länder von England aus planmäßig gegen Deutschland aufgehetzt, organisiert und mit Geld versehen worden sind. Ein netter Orden der Weltbrüderschaft! In Deutschland dagegen sind die Freimaurer bei aller nationalen Gesinnung friedlich, wie unser ganzes Volk im Grunde friedlich ist. Wenn daher die Großloge Preise aussetzt für die besten Arbeiten über ein Thema wie das obige, so kann sie von vornherein darauf rechnen, daß solcher Idealismus nicht mißverstanden wird, sondern weithin Widerhall weckt. Hat doch gerade der Krieg alle Einsichtigen, welchem Lager sie auch angehören, gelehrt, daß in der Not und dem Jammer der Menschheit eine Rettung nur von innen heraus, nur aus sittlicher Erneuerung kommen kann. Das Thema ist nun von den vier Verfassern in einer nach Plan und Umfang ganz verschiedenen Weise behandelt worden: Pfarrer Richter bezeichnet es als die gemeinsame Aufgabe der Menschheit, die Natur, insbesondere die des Menschen, zu veredeln; Professor Messer prüft die drei Tugenden psychologisch und ethisch und zieht dann die pädagogischen Folgerungen; Dr. Paul Eberhardt stellt „die Religion innerhalb der Grenzen der Menschlichkeit" in die Mitte der Betrachtung; Eugen Wolfsdorf behandelt das Thema vom Standpunkt der Entwicklungsgeschichte.

Von Deutschlands neuem Glauben. Von Diedrich Bischoff. Jena 1915, bei Eugen Diederichs. 148 S. 2 M.

Deutschlands Glaube besteht in der Ueberzeugung, daß wir berufen sind, an erster Stelle an der Vervollkommnung der Menschheit zu arbeiten. Das Neue, das dieser von unseren Dichtern und Denkern und großen Männern längst bekannte Glaube durch den Krieg hinzugewonnen hat, besteht darin, daß der Glaube in alle Schichten des Volkes eingedrungen ist und die Erkenntnis geweckt hat, daß zur Erfüllung unserer Aufgabe Einigkeit, Brüderlichkeit unerläßlich ist. Das Erwachen dieser Erkenntnis hat Wilhelm Ohr seinerzeit in seinem kurzen „Rundbrief" aus dem Felde unübertrefflich geschildert. Der Verfasser bespricht dann ausführlich die Mittel der Volkserziehung auf allen Gebieten, die anzuwenden sind, um diesen Gemeinschaftsgeist zu stärken und Deutschlands neuem Glauben eine dauernde Wirksamkeit zu sichern.

Der Krieg und die Jugend. Von H. Bauer, Herrnhut. Stuttgart 1915, Verlag der Evang. Gesellschaft. 18 S.

Ein Vortrag über die Jugendbewegung, wie sie national und religiös verankert werden muß. Voll Schwung und Stimmung, ein Vorbild für ähnliche Vorträge.

Der Weltkrieg und die deutsche Schule. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. Leipzig 1915, bei K. F. Koehler. 16 S. 40 Pf.

Gibt treffliche praktische Winke für die Durchführung der pädagogischen Lehren des Krieges in allen Zweigen des Unterrichts.

Neue Schule, neue Erziehung. Vortrag zur Leipziger Pestalozzifeier des Jahres 1915 von Karl Lamprecht. Leipzig 1915, bei K. F. Koehler. 16 S. 30 Pf.

Lamprechts Schulideal ist das alte, ewig wahre Humanitätsideal, aber in deutscher Auffassung, die in direktem Gegensatz zur englischen Praxis steht. Um ihm näherzukommen, will er eine Reform der Universitäten, deren Durchführung der früh Verewigte nun leider nicht mehr fördern kann.

Krieg und Volkserziehung. Von Hugo Bonitz. Leipzig 1915, bei Julius Klinkhardt. 38 S. 70 Pf.

Auch ein Buch, das Lehrer, Volkserzieher und Politiker mit Nutzen studieren können. Aller Aufbau nach dem Kriege muß bei dem Menschen anfangen; Schaffung eines körperlich gesunden Geschlechts ist daher Vorbedingung für die geistig-sittliche Erziehung, deren Ideal ist: jeder an seinen Platz!

Deutsch-französisches Gesprächs-Wörterbuch. Vollständiger Dolmetscher für den deutschen Soldaten im Verkehr mit Franzosen. Nebst leicht lesbarer, genauer Bezeichnung der Aussprache und einer kurzgefaßten Grammatik von Paul Blaschke, Lehrer romanischer Sprachen. Stettin, bei Herrcke und Lebeling. 100 S. 50 Pf.

Die Sprachführer, die unsere Feldgrauen im Westen mithinausgenommen haben, werden zum Teil verbraucht oder verlorengegangen sein. Man sende also dieses kleine, aber sehr inhaltreiche Buch hinaus.

Der Landsturm. Die für ausgebildete und unausgebildete Landsturmpflichtige geltenden Bestimmungen der deutschen Wehrordnung vom 22. Nov. 1888 in der jetzt gültigen Fassung, nebst den Vorschriften über das Zurückstellungsverfahren und das Unabkömmlichkeitsverfahren. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin 1915, bei Max Galle. 44 S. Postfrei 65 Pf.

Von der Feldpost zur Postreform. 1. Postfreiheit. 2. Die Weltformat-Postkarte. Zwei Anregungen von Dipl.-Ing. W. Speiser, Kladno in Böhmen. Leipzig 1915, bei Carl Ernst Poeschel.

Wenn alle Briefe, Postkarten und Drucksachen bis zur Höchstgrenze von 250 g portofrei wären, würde eine Unsumme von Zeit und Arbeit gespart werden. Die Kosten würden durch Pauschal-

Digitized by Google

summen von seiten aller geschäftlichen Betriebe (im weitesten Sinne) zu decken sein, während der Kleinverkehr frei ausginge. — Das Format der Weltpostkarte ist 11,3 : 16 cm.

Mode und Kultur. Von Dr. Norbert Stern. 2 Bände mit vielen farbigen Lichtdrucktafeln, Netz- und Strichätzungen nach Kunstwerken, Modekupfern, Zeichnungen und Photographien. Geb. mit Goldoberschnitt 15 M. In 12 Lieferungen zu je 1,50 M. Dresden-N., Europäische Moderzeitung.

Die Eiweißversorgung des Deutschen Reiches. Von H. P. Wamser. Berlin W. 8, Verlag der Zentral-Einkaufsgesellschaft. 15 S. Kostenfrei.

Wir haben schon früher auf die einschlägigen Forschungen des Verfassers und ihre für die Volksernährung höchst wertvollen Ergebnisse hingewiesen. Hier die Zusammenfassung: 1. Ersatz für Fleisch ist bis zu einem gewissen Grade notwendig. 2. Nur die Milch und Milchprodukte werden in genügenden Mengen im Inlande produziert, um einer gesteigerten Nachfrage genügen zu können. 3. Die Bevölkerung muß Quarkkäse, Weichkäse usw., die leichtverderblichen Käsearten, im Sommer verbrauchen, die haltbaren Käsearten schonen. 4. Für den Winter ist eine Reserve an haltbaren Käsearten schon jetzt anzulegen.

Die Gemeinnützige Bautätigkeit in Frankfurt a. M. Eine Uebersicht. Festgabe für den Verbandstag der Baugenossenschaften von Hessen-Nassau und Süddeutschland am 19. und 20. Juni 1915. Im Auftrage des Vereins für Förderung des Arbeiterwohnungswesens und verwandte Bestrebungen in Frankfurt a. M. bearbeitet von Prof. Dr. Ernst Cahn unter Mitwirkung von Direktor Frank Wetzlar. 2. Aufl. Frankfurt 1915. 63 S. Zu beziehen vom Verlag des Vereins.

Die segensreichen gemeinnützigen Arbeiten und Schöpfungen dieses Vereins sind seit Jahren vorbildlich und verdienen in der Zeit der Kriegsnot ganz besondere Beachtung. Der Bericht über den Kleinwohnungsbau in der als teuer geltenden Stadt Frankfurt behandelt alle in dieses Gebiet fallenden Fragen und ist einer der wertvollsten Beiträge zur Lösung des wichtigen volkswirtschaftlichen und volksgesundheitlichen Problems.

Kriegsinvalidenfürsorge. Darstellung der in Nürnberg getroffenen Maßnahmen. Mit 15 Abbildungen und 6 Schriftproben. Würzburg 1915, bei Curt Kabitzsch. 48 S. 50 Pf. Reinertrag für die Kriegsinvalidenfürsorge.

Wenn man bedenkt, daß unter allen Großstädten Nürnberg infolge der Schädigung seiner Spielwaren- und verwandten Industrie durch den Krieg wohl am meisten gelitten hat, dann sind seine Leistungen für die Invalidenfürsorge um so mehr zu bewundern, und von ihrer finanziellen Ermöglichung werden andere lernen können.

Der Krieg und die Volksbibliotheken. Von Walter Hofmann. Leipzig 1915, bei Otto Harrassowitz. 7 S.

Die deutschen Volksbibliotheken, die sich eigentlich erst in den letzten 20 Jahren entwickelt hatten, haben die Feuerprobe des Krieges bestanden. Gleichzeitig lehrt aber der Krieg, daß sie bedeutend erweitert und vermehrt werden müssen. Dabei muß sich „der englische Sinn für die Praxis verbinden mit der mehr deutschen Fähigkeit zur denkenden Durchdringung der ungeheuren Fülle der einzelnen Erscheinungen und Möglichkeiten."

Dirndlbriefe und Briefe aus dem Schützengraben von Hans Jokus. Wien 1915, Brüder Suschitzky. 35 S. 1 M.

Das Heftchen hat einen recht geschmackvollen Umschlag. Die in Tiroler „Ortakrafi" geschriebenen Briefe haben mit dem Kriege nichts zu tun. Im Stil den Filserbriefen von Ludwig Thoma nachgebildet, ermangeln sie jedoch jeder Ursprünglichkeit und suchen ihre Hauptwirkung durch plumpe Zweideutigkeiten zu erreichen.

Volksschriften zum großen Krieg. Nr. 38/39: Kriegsdienst und Heldentod eines evangelischen Pfarrers aus Oesterreich. Berlin, Verlag des Evangelischen Bundes. 32 S. 20 Pf.

Das Schicksal des aus Thüringen gebürtigen, bei Dixmuiden gefallenen Vikars Georg Leinhos, in seinen eigenen Aufzeichnungen, Briefen und Gedichten, die einen hochsinnigen Charakter und eine gesunde christliche Lebensauffassung zeigen und den Leser tief ergreifen.

Vom alten Fritz. Anekdoten für unsere Soldaten. Heitere und ernste Züge aus seinem Leben. Mit 4 Bildern von Adolf Menzel. Stuttgart 1915, Verlag der Ev. Gesellschaft. 48 S. 20 Pf., 10 Stück 1,50 M.

Rätselbüchlein für die deutschen Soldaten. 16. bis 25. Tausend. Ebenda. 48 S. 20 Pf., 10 Stück 1,50 M.

Enthält 150 Rätsel, darunter drei Preisrätsel.

Der deutsche Krieg in Feldpostbriefen. Herausgegeben von Joachim Delbrück. 1. Band: Lüttich, Namur, Antwerpen. Mit einer Einleitung von Generalleutnant z. D. Imhoff. Dritte Auflage. München 1915, bei Georg Müller. 265 S. und 2 Karten. 2. Band: Hindenburg und Tannenberg. Vierte Auflage. Mit Einleitung von Generalleutnant z. D. Imhoff. 277 S. und 1 Karte. 3. Band: Zwischen Metz und den Vogesen. Mit Einleitung von Oberst a. D. von Duvernoy. Fünfte Auflage. 315 S. und 1 Karte.

Diese Sammlung von Briefen und Tagebüchern deutscher und auch feindlicher Offiziere und Soldaten ist einzig in ihrer Art. Mit großer Sorgfalt ausgewählt, ungemein reichhaltig und voll Abwechslung begleitet sie die — von hervorragenden militärischen Fachleuten in der Einleitung geschilderten — kriegerischen Vorgänge und liefert nicht nur unerschöpflichen Unterhaltungsstoff, sondern bildet auch ein wertvolles Kulturdokument aus der Kriegszeit.

Aus Ostpreußens Not. Elf Kohlezeichnungen von Bruno Bielefeldt. Herausgegeben vom Dürerbund zum Besten seiner Kriegsarbeit. München 1915, Verlag Georg D. W. Callwey. Preis in Mappe 5 M.

Aus diesen Zeichnungen starrt uns der ganze Greuel der Verwüstung an. Der Künstler hat in den meisten Fällen darauf verzichtet, Menschen in die Landschaft zu setzen, um die Verzweiflung der Bewohner Ostpreußens anschaulich zu machen. Die Ruinen selbst reden eine stumme, aber deutliche Sprache. Zerschossene und verbrannte Wohnstätten, ein brennendes Dorf, losgespülte Pferdegerippe, ein verlassener Wagen, dessen sterbendes Pferd von Krähen umschwirrt ist, im Waldwinkel am lachenden Seeufer ein stiller Knochenmann in russischer Uniform, Birkenkreuze auf schneebedecktem Heidehügel, mit zerfetzten Uniformstücken behängt, das massige Neidenburger Schloß, über verödete Straßentrümmer trotzig aufragend — das sind einige der Motive, durch die des Meisters Hand es erreicht, daß wir mit seinen Augen sehen und Not und Jammer unserer Landsleute tief zu Herzen nehmen. Sie haben auch für uns gelitten, und das soll ihnen nicht vergessen werden. Dazu dienen auch diese schönen, von Georg Callwey trefflich reproduzierten und sauber ausgestatteten Gedenkblätter.

Haug-Mappe. Kriegsbilder von einst. Herausgegeben vom Kunstwart. München 1915, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey. 2,50 M.

Sechs große Maschinengravüren, mit Einleitung von Ferd. Avenarius: Im Morgenrot; Vor dem Angriff; Reitende Jäger; Die schlesische Landwehr bei Möckern; Straßenkampf in Leipzig am 19. Oktober 1813; Blüchers Vortrab erblickt den Rhein bei Caub. Von allen Kämpfen der deutschen Vergangenheit hat der Freiheitskampf von 1813 mit dem Weltkriege der Gegenwart die größte innere Verwandtschaft, und diese innere Verwandtschaft kommt uns bei der Betrachtung dieser prächtigen, stimmungsvollen Bilder um so mehr zum Bewußtsein, als Uniformen, Waffen, Kampfesweise und unmittelbare Kriegsziele vom heutigen Kriege so völlig verschieden sind. „Mit Herz und Hand fürs Vaterland!" Dieser Geist des deutschen Kriegers spricht uns aus den schönen Blättern mächtig zu Herzen, am ergreifendsten wohl auf dem Bilde, wo drei Reiter im Morgenrot totmüde an ihre Rosse lehnen, während der vierte auf der Höhe unbeweglich Wache hält. — Wiedergabe und Ausstattung sind tadellos. Die Mappe ist sehr preiswert.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: M. R. in B. 5 M., Dr. N. in Fr. 10 M., Lehrer M. K. in G. 3 M., Pastor R. in H. 20 M., Lehrerin A. G. in M. 2 M., Pastor Sch. in L. 10 M., R. H. in E. 8 M., Leutnant W. im Felde 10 M., Dr. E. in G. 3 M., Frau A. D. in D. 10 M., Prof. S. in Str. 3,75 M., Leutnant K. in P. 3 M., F. B. in O. 2,50 M., Frl. B. in E. 3 M., Dr. D. in W. 2 M., Frau K. in J. 2,50 M., Frl. E. in H. 4 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Dr. A. in P. 3 M., J. in D. 40 Pf.

Bücher für Armee und Marine: Prof. S. in M. 26 Bücher; Dr. Sch. in Leipzig 2 Schulze, 1813/15; Werbeanwalt W. in B.-Pankow 19 Bücher; Werbeleiter H. in Steglitz 2 Pakete Zeitschriften; Klasse T des Lyzeums Remscheid 1 Kiste Bücher und Zeitschriften.

Für Galizien: Frl. P. in D. 2 M.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: B. R. in Tbg. B. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Wybert-Tabletten, die in allen Apotheken und Drogerien in versandfertigen Feldpostbriefen erhältlich sind, sollen sich sehr gut zu Liebesgaben eignen. Bei den ungeheuren Strapazen, denen unsere Soldaten im Felde ausgesetzt sind, spielen Erkältungskrankheiten eine große Rolle. Wybert-Tabletten sollen vor Erkältungen schützen und durstlöschende Eigenschaften besitzen.

Digitized by Google

12. August 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 32

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An die Leser im Felde. — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Oestlich oder westlich? — **Rechtsanwalt Dr. Erich Eyck:** Politische Selbstbesinnung: — **Dr. Heinz Potthoff:** Die Eisenindustrie im Kriege. — **Orestes Daskaljuk:** Die deutschen Karpathensiedlungen. — **Dr. Eugen Katz:** Quer durch Litauen. — **Major von Spitzel:** Die militärische Jugendausbildung. — **Helene Voigt-Diederichs:** Nicht dabei! — **Julius Bab:** Bataillons-Bureau. (Gedicht.) — **D. Gottfried Traub:** Acker. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

An die Leser im Felde

Es gehen uns aus den verschiedenen Kampfgebieten täglich Wünsche um Sendung der „Hilfe", der „Kriegs- und Heimatchronik" und sonstigen Lesestoffs zu, die wir aus dem von unseren Freunden gestifteten Vorrat stets befriedigen können. Wir wollen gern auch weiterhin an Lazarette, Fronttruppen, Feld-Kasinos und Lesehallen, einsame Brücken- und Bahnhofskommandos, Schiffs- und Wachtstationen solche Sendungen weiterleiten, wenn uns die genauen Feldadressen gegeben werden.

Dankbar nehmen wir auch die Nennung von Buchhandlungen und Zeitschriftenvertrieben in den besetzten feindlichen Orten an, wohin dann unsere Zeitschrift zur regelmäßigen Ausgabe gesandt werden kann. In Lodz wird auf Anregung eines unserer Feldleser nächstens der Anfang damit gemacht werden.

Verlag der „Hilfe",
Berlin-Schöneberg.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 3. August.

Auf der Wasserstraße nach Archangelsk nördlich von Schweden sind Schiffe durch Minen zerstört, die von deutschen Kriegsfahrzeugen dort ausgelegt sein sollen.

Serbien beginnt sich in auffälliger Weise von der russischen Vormundschaft loszulösen. Der russische Gesandte Fürst Trubetzkoi forderte vom serbischen Ministerpräsidenten Paschitsch auf ausdrücklichen Wunsch des Zaren, Mazedonien an Bulgarien zu überlassen. Paschitsch aber blieb starr und unnachgiebig. In der serbischen Skupschtina haben sich aus diesem Anlaß heftige Kundgebungen gegen Rußland abgespielt. Rußland verspricht als Ersatz für Mazedonien die Uebergabe von Bosnien und der südslawischen Gebiete Ungarns, aber die Serben glauben nicht mehr, daß Rußland diese Versprechungen wird halten können. Die Ratten verlassen das sinkende Schiff.

Mittwoch, 4. August.

Zur Erinnerung an die einmütige Reichstagssitzung vor einem Jahre macht der Kaiser den Präsidenten Kaempf heute zur Exzellenz. Kaempf steht in großer Zeit würdig an der Spitze der deutschen Volksvertretung; das wollte wohl der Kaiser auf monarchische Weise anerkennen.

Es kommt die Nachricht, daß der Schriftleiter der „Hilfe", Leutnant Wilhelm Heile, durch Schuß neben dem rechten Auge verwundet ist. Das Auge wird hoffentlich erhalten bleiben. Er schreibt: „Glück im Unglück."

Die Italiener fangen wieder an vorzugehen. Oestlich von Polazzo stürmten sie vergeblich am Monte di sei Busi. Am Plöckenpaß in Kärnten wurden Angriffe abgeschlagen. In den italienischen Zeitungen werden Stimmungen gegen England laut, als ob England gegenüber seinen Bundesgenossen zu wenig täte. Das wußten aber die Italiener vor ihrer Kriegserklärung, hätten es wenigstens wissen können!

Als Aufenthaltsort der englischen Flotte wird eine Bucht in den Orkney-Inseln angegeben. Von dort „beherrscht" diese unsichtbare Flotte die Nordsee. Wie anders haben wir alle vor einem Jahr über die großen Panzerschiffe gedacht!

Die östliche deutsche Armee ist im Gouvernement Kowno bis nach Kupischki gelangt, an der Bahn nach Dünaburg. Bei Mitau in Kurland soll viel deutsche Kavallerie versammelt sein. Kämpfe am Narew bei Lomza und Ostrolenka. Vor Warschau wurden die Russen aus der Stellung von Blonie in die äußere Fortlinie zurückgeworfen. Es wird in allen Ländern viel über die etwaigen Folgen einer Einnahme von Warschau geredet. Der gestrige russische Bericht spricht noch von erfolgreichen russischen Gegenangriffen bei Blonie.

Die österreichisch-ungarischen Truppen der Armee des Generaloberſten v. Woyrsch sind im Besitz des Westteiles der Festung Iwangorod.

Die Armee Mackensen schlug den Feind bei Lenczna am Wieprz und nordöstlich von Cholm. Auch weiter südöstlich bei Ustilug am Bug weichen die Russen. Die Tapferkeit des russischen Widerstandes wird anerkannt.

Donnerstag, 5. August.

Warschau ist erobert! Das ist ein weltgeschichtlicher Vorgang von einer heute noch nicht zu übersehenden Tragweite. Seit der Eroberung Antwerpens ist das die stärkste geschichtliche Tat. Rein militärisch mag der Einmarsch nach Warschau kaum etwas anderes sein als sonst ein wichtiger Schritt in der Zurückdrängung des Russenheeres, aber diese alte Hauptstadt Polens ist keineswegs nur ein militärischer Platz; sie ist der Mittelpunkt eines halb zerbrochenen Volkes, das lange Jahrzehnte auf einen solchen Tag gewartet hat. Warschau hat in Friedenszeiten 800 000 Einwohner, ist die dritte Stadt des russischen Reiches. Seit über hundert Jahren hat Rußland mit allen Mitteln versucht, diese Stadt sich dienstbar zu machen. Hier treten sofort schwierige und folgenreiche Verwaltungsaufgaben an die deutsche Regierung heran. Ein gewaltiger Stoff für den Friedenskongreß.

Welche russischen Festungen nun weiterhin fallen werden, können wir abwarten. Die Vorbereitungen zur Räumung von Kowno sollen begonnen haben. Der dortige Gouverneur zog nach Nowo-Alexandrowsk am äußersten Ende seines Gouvernements,

Digitized by Google

die Staatsbankfiliale zog nach Wilna. Grodno scheint zurzeit noch fest russisch zu sein; Ossowiecz, die seit Kriegsanfang oft genannte kleine russische Festung gegenüber Lyck, ist noch nicht deutsch; Lomza verteidigt sich, ebenso Ostrolenka, Rozan, Pultusk, Serock und bis heute Nowo-Georgiewsk und Iwangorod. Nach Warschaus Fall haben sie alle außer Grodno nur noch den Wert militärischer Inseln. Die neue russische Aufstellung wird zwischen Grodno und Brest-Litowsk angenommen. Bis jetzt haben wir nicht gehört, daß die russische Linie an irgendeiner Stelle völlig zerbrochen ist; sie wird nur überall rückwärts gedrängt und verliert ihre Form. Soviel wir wissen, besteht auch noch immer der Zusammenhang der russischen Linie in Polen mit der in Galizien. Diese steht am oberen Bug und an der Zlota-Lipa bis hinab zum Dnjestr. Wie es an der rumänischen und beßarabischen Grenze aussieht, wird in keinem Bericht ganz deutlich ausgesprochen, wahrscheinlich aus Rücksicht auf die noch immer abwartenden Rumänen. Auf sie wird der Fall von Warschau seines Eindrucks nicht verfehlen, aber — es geht heute auch ohne sie!

Die bulgarisch-türkische Abmachung ist in der Hauptsache fertig: Kleine türkische Landabtretungen und beiderseitige wohlwollende Neutralität.

Während ich das schreibe, läuten wieder einmal die Glocken, die Fahnen wehen, eine Landsturmmusik bläst „Deutschland, Deutschland über alles". Wir sind vielleicht jetzt über den schwersten Berg: Warschau genommen!

Freitag, 6. August.

Alles redet weiter von Warschau. Mein Droschkenkutscher fing sofort an: „Wenn se nur mehr von den Luders dabei erwischt hätten, dann wollt' ich vor Vergnügen zwei Tage nicht fahren!" Andere drücken dasselbe anders aus. Es scheint in der Tat nach den bis heute spärlichen Auslandsberichten, als ob es den Russen über Erwarten gut geglückt sei, den militärischen Abmarsch zu vollziehen. Daraus machen die französischen und englischen Blätter beinahe einen Sieg, als ob die lieben Russen ganz von selber aus Ortsveränderungsgründen nach Osten zu marschierten! Aus dem heutigen deutschen Tagesbericht erfährt man, daß die Russen zunächst nur das linke Weichselufer geräumt haben und von Praga aus nach der Stadt und besonders dem alten polnischen Königsschlosse schießen. Ob das letztere mit Absichtlichkeit geschieht, wird man ja sehen.

Gleichzeitig ist nun auch schon Iwangorod in die Hände der Oesterreicher gefallen, und bei Nowo-Georgiewsk wurde durch deutschen Vorstoß der Umfassungsring enger gezogen. Gewisse Fortschritte nordöstlich von Nowo-Alexandria und bei Sawin, nördlich von Cholm. Der reichliche Regenguß soll ungünstig für die Russen sein, weil er die hinter ihrem Rücken liegenden Sümpfe unpassierbar macht.

In Kurland kleinere Vorstöße. Die Zivilbevölkerung wird aus Riga weggeschafft, was auf Verteidigung und Belagerung schließen läßt.

In Frankreich wurde das Blatt des Abg. Hervé „Guerre Sociale" verboten, weil es seit langer Zeit heftige Militärkritik übt. Diesmal hatte Hervé gesagt, daß Poincaré und Viviani Schwätzer seien und der Lage nicht gewachsen, und sein Schluß war, die Stimme des Volkes habe schon einmal im Jahre 1870 die weniger schuldige Dynastie Bonaparte erledigt. Man darf die Bedeutung Hervés nicht überschätzen, aber es ist wohl zweifellos, daß das Mißtrauen gegenüber den Leitenden wächst, da in der Tat diese ganze Regierung, vielleicht außer Delcassé, nur Mittelgut zu sein scheint.

Sonnabend, 7. August.

In Calais ist Kriegsrat der Engländer, Franzosen und Italiener abgehalten worden, wohl schon unter dem Druck der Einnahme von Warschau. Es soll beschlossen sein, keinen neuen vergeblichen Durchbruchsversuch an der Westfront zu unternehmen, sondern einen deutschen Angriff stark gerüstet zu erwarten.

Die Armeen der Generäle v. Scholz und v. Gallwitz haben am Narew zwischen Lomza und der Bugmündung den heftigen russischen Widerstand gebrochen und vom 4. bis 6. August mehr als 14 000 Gefangene gemacht. Das zu Nowo-Georgiewsk gehörige Fort Demba wurde genommen.

Aus Warschau berichten Privatnachrichten vom jubelnden Empfang der Deutschen durch die Bevölkerung. Von Krakau aus werden frohe Vereinigungsgrüße nach Warschau gesendet. Der offizielle Bericht aber ist auch heute noch äußerst knapp und rein militärisch: „in Warschau ist die Lage unverändert; die Russen setzen die Beschießung der Stadt von dem östlichen Weichselufer aus fort." Für irgendein politisches Wort ist die Lage wohl noch nicht durchsichtig genug. Eigentlich müßte jetzt das mitteleuropäische Bündnis von Deutschland und Oesterreich-Ungarn schon abgeschlossen sein, weil nur auf dieser Grundlage mit den Polen auch nur vorbereitend verhandelt werden kann.

In Bulgarien soll nun wirklich die letzte Vorstellung des Vierverbandes eingelaufen sein.

Sonntag, 8. August.

Der Regen tropft durch den Wald, und alles rinnt. Ob es wohl in Polen ebenso ist und wem der Regen am meisten nützt? Ich bin aus einem persönlichen Grunde heute oben im sächsischen Vogtlande und sehe in Bad Elster auffällig wenig Krieg, höre aber, wie stark der Krieg auf die feine Textilindustrie jener Gegenden drückt. Auf der Rückfahrt beklagt sich ein nach Lille fahrender Offizier, daß es nun allmählich dort langweilig werde. Dabei wird das Tagestelegramm gelesen: französische Handgranatenangriffe bei Souchez, dem alten üblen Nest, und einige Gräben in den Argonnen! Mehr beschäftigen die östlichen Dinge. Wie erklärt es sich, daß die Russen nur das linksseitige Warschau preisgegeben haben? Sind sie mit Ausräumen der östlichen Forts und Proviantämter noch nicht fertig? Soll auf diese Weise der Rückmarsch von Nowo Georgiewsk gesichert werden? Im heutigen Bericht steht: Bei Warschau gewannen wir das östliche Weichselufer! Das sieht aus wie ein Uebergang außerhalb des befestigten Gebietes.

Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern hat in Warschau einen Aufruf verbreiten lassen, in dem es heißt: Wir führen Krieg nur gegen feindliche Truppen, nicht gegen friedliche Bürger... Der deutschen Heeresleitung ist bekanntgeworden, daß der Feind Anschläge gegen die Sicherheit unserer Truppen in Warschau vorbereitet hat. Darum bin ich gezwungen, die Häupter und angesehensten Bürger der Stadt als Geiseln zu nehmen, die mir für die Sicherheit der Truppen bürgen. An euch ist es, das Leben dieser eurer Mitbürger zu schützen. Wer darum Kenntnis hat von geplanten Anschlägen irgendwelcher Art, hat im Interesse seiner Mitbürger solches ungesäumt bei der deutschen Militärbehörde zur Anzeige zu bringen. Die Todesstrafe hat derjenige zu gewärtigen, der sich einer Unterlassung in dieser Hinsicht schuldig macht oder gar Anschlägen Vorschub leistet.

Die Trostartikel der Italiener und Franzosen sprechen immer von der ungebrochenen russischen Armee. Es bleibe ihnen noch eine kriegstüchtige Reserve von acht Millionen Mann usw. Die englischen Zeitungen sind meist nüchterner und wehren sich gegen berufsmäßige Schönfärberei.

Montag, 9. August.

In der russischen Duma wird nationale Leidenschaft gleichzeitig mit ziemlich freimütiger Kritik lebendig. Man wundert sich bei vielen Aeußerungen, daß sie möglich sind. Der Fortschrittler Jefremow führte aus: „Der Kriegsminister Suchomlinow hat auf der letzten Dumatagung die Kriegslage völlig falsch geschildert. Das russische Volk hat diese Lügen mit seinem Blute teuer genug bezahlt. Die Duma kann dem Volke noch nicht sagen: Wir haben neue tüchtige Führer! Nein, das kann sie nicht!" Der Kadettenführer Miljukow erklärte: „Um die eigene Unfähigkeit zu verschleiern und das Volk irrezuführen, sucht die Regierung die Sündenböcke in den kleinen Nationalitäten, die sie durch falsche Beschuldigungen sinnlos und grausam verfolgt. Das unglückliche jüdische Volk, welches beim Kriegsausbruch von Patriotismus durchdrungen war, wurde Gegenstand systematischer Verfolgung. Die

Digitized by Google

Regierung tat alles, um den Nationalitätenhaß zu entflammen. In dem eroberten Galizien hat man für die Verwaltung die allerschlechtesten Provinzialbeamten Rußlands gewählt. Diese Scheusale von Beamten brachten es fertig, auch die uns verwandte Bevölkerung gegen uns zu empören. Die Arbeiter forderten ihre Zulagen um wenige Groschen; dafür wurden sie erschossen. Der Ausweg aus dem allem ist die Demokratisierung der Massen. Die Regierung muß verschwinden, und das Volk muß das Schicksal des Landes bestimmen." Diese Ausführungen Miljukows wurden von der Duma mit einem Beifallssturm belohnt.

In Rumänien ist starke Verwirrung. Während früher die franzosenfreundliche Partei für Verstärkung der Rüstungen war, ist es jetzt umgekehrt. Take Jonescu, der Führer unserer Gegner, erzählt es jedermann, daß er keinen Krieg wünsche. So wirkt Warschau. Ob Bratianu das Heft weiterhin in der Hand behalten wird, ist zweifelhaft, da er wohl ebenso nach russischer wie nach deutscher Seite hin etwas viel versprochen hat. Wenn die Dardanellen nicht geöffnet werden und die Ausfuhr über Ungarn nicht gestattet, dann erstickt Rumänien in der Menge seines Getreides, und die Bauern verzweifeln, weil sie nicht verkaufen können.

Dienstag, 10. August.

An den Dardanellen ist erhöhte Bewegung. Ein englischer Landungsversuch nördlich vom Meerbusen von Saros wurde völlig abgewiesen, leider aber gelang es einem feindlichen Unterseeboot, das türkische Linienschiff „Barbarossa Heireddin" zu versenken. Es ist das der ehemalige deutsche Kreuzer „Kurfürst Friedrich Wilhelm" aus dem Jahre 1891, alt genug, aber immerhin eines der wenigen türkischen Schlachtschiffe.

Die Russen haben, wie man nun erfährt, Warschau seit Mitte Juli in unglaublicher Weise ausgeräumt, besonders alles Metall weggefahren, alle Fabrikmaschinen zerlegt oder zersprengt und abtransportiert, alles Hauskupfer, Kirchenglocken, Denkmäler mitgenommen. Der Widerstand in Praga hatte den Zweck, den gewaltigen Fuhrpark des Rückzuges länger zu sichern. An Gefangenen scheinen nur Verwundete in Warschau aufgegriffen worden zu sein.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 3. August.

Der Friedrich-Wilhelms-Tag der Berliner Universität. Das Auditorium wesentlich weiblich zusammengesetzt. Der studentische Chor singt das Lied von Uhland (1814):

Und bin ich nicht geboren
Zu hohem Heldentum,
Ist mir das Lied erkoren
Zu Lust und schlichtem Ruhm.
Doch möcht' ich eins erringen
In diesem heil'gen Krieg:
Das edle Recht zu singen
Des deutschen Volkes Sieg.

Der Rector magnificus spricht über Staat und Jugend. Wie groß mag heute schon die Ehrentafel des akademischen Ver sacrum sein, dem der Semesterschluß vor einem Jahr zugleich das frühe Ende aller jugendlichen Friedensarbeit war! Die Studentinnen haben es jetzt innerlich nicht leicht. Ihnen muß der Gegensatz zwischen der Fraglosigkeit und Größe des Männerloses und ihrer eigenen gezwungenen Fortsetzung der Alltagsarbeit besonders schwer zu ertragen sein.

Aus einer Jahresübersicht der Reichsbank: Die Golddeckung der Reichsbank betrug am 31. Juli 1914, also vor Kriegsausbruch, 43,1 Prozent, am 31. Juli 1915 hat sie sich auf 43,3 Prozent erhöht. Bei der Bank von Frankreich belief sich die Golddeckung an den entsprechenden Zeitpunkten auf 51,4 und 27,2 Prozent, bei der Bank von England auf 38,5 und 19,6 Prozent.

Eine Arbeit der Abteilung für Arbeiterstatistik des Kais. stat. Amtes über die Entwicklung des Wohnungsmarktes im Kriegsjahr bestätigt die Befürchtungen, die schon jetzt aus den Erfahrungen der Kriegsfürsorge auftauchen: daß nach dem Krieg ein sehr starker Kleinwohnungsmangel eintreten wird. Die Bautätigkeit hat fast geruht, und zahllose Familien wollen und müssen nach dem Verlust des Ernährers in kleinere Wohnungen übersiedeln. Es wäre unbedingt notwendig, das schon jetzt ins Auge zu fassen und vorzubeugen!

Mittwoch, 4. August.

Niemand wird das Datum dieses Tages niederschreiben, ohne an den Eindruck der Kriegserklärung Englands vor einem Jahr zu denken. Seitdem sind Monate dahingegangen, die das Gefühl des Verbundenseins, das viele von uns an England und seine Kultur fesselte, verwandeln mußten. Aber noch kann man es nacherleben: diesen schmerzlichen Protest gegen das kulturell Widersinnige dieser Entscheidung!

Von fern her zittert das Summen der Dreschmaschinen den ganzen Tag durch die Luft. Es heißt, daß die Ernte besser sei, als erwartet wurde. Nur das Sommergetreide hat die Trockenheit nicht mehr überwinden können. Warum sperrt man bei der Futtermittelknappheit nicht noch energischer die Braugerste? Die Kartoffeln scheinen sehr gut zu werden. Frühkartoffeln sind verhältnismäßig (ein Wort, das heute allen Preisangaben beigefügt werden muß) billig. Man geht über blühendes Kartoffelland und durch goldene Felder und hat nur den einen Gedanken: Heimaterde, hilf uns!

Von der Auslandpresse hat man doch den Eindruck, als ob allmählich die Barbarenlüge an intensiver und extensiver Ueberzeugungskraft verlöre und etwas anderes an ihre Stelle träte: eine ungewollte Anerkennung der deutschen Volkskraft. Der französische Deputierte Hennessy entwirft — etwas spät — einen Plan wirtschaftlicher Mobilmachung Frankreichs, in dem auf das deutsche Vorbild der Selbsterhaltung bei vollkommener Einschließung verwiesen wird, auf unsere gute kommunale Organisation und die Geschmeidigkeit der Verwaltung. Auch in den englischen Zeitungen — in ihnen schon früher — schlägt diese Bewunderung durch. So sehr wir lernen mußten, uns abzustumpfen gegen die Einschätzung der Welt, dies ist doch eine kleine Genugtuung.

Im Garten nebenan ist Kindergesellschaft. Alle Väter im Krieg, und einige ruhen schon unter dem Helm im fernen Soldatengrab, aber die kleinen Jungen und Mädchen singen hell und klingend über den See hin: „Ich hatt' einen Kameraden" mit „Gloria Vittoria" und der Heimat, in der es ein Wiedersehen gibt.

Donnerstag, 5. August.

Der Bundesrat erwägt die Frage von Höchstpreisen für Fleisch, Milch, Butter und Käse.

In der Ausstellung „Krieg und Schule", die seit März ständig in Berlin geöffnet ist, werden die Ergebnisse von allerlei Untersuchungen über die Stellung der Jugend zum Krieg ausgestellt. Gegenwärtig die Arbeiten eines bekannten ungarischen Kinderforschers. Merkwürdig zu sehen, wie die Wissenschaft dem Leben so auf dem Fuße folgt!

Die Zahl der kriegsunterstützten Familien ist in Berlin auf fast 160 000 gestiegen, die Kriegsunterstützungen betragen im ersten Kriegsjahr 46 Millionen.

— — -- Das waren ein paar Notizen aus der ersten Hälfte des Tages. Dann aber kam die Nachricht von der Besetzung Warschaus, telephonisch von Berlin, und lief von Landhaus zu Landhaus den See entlang. Die Fahnen heraus und die bunten Laternen, Klampfenklänge und Lieder den ganzen Abend. Und hinter dem allem die leise, zaghafte — selige Hoffnung: Friede?

Freitag, 6. August.

Ein französischer Nationalökonom Théry entwirft im „Matin" einen Zollverein der Verbündeten mit dem Zweck des Ausschlusses deutscher Waren von der Ausfuhr nach den verbündeten Ländern. Dieser Zollverein enthält einen Verteidigungstarif mit Prohibitivsätzen für die Zentralmächte und solche Neutralen, die mit ihnen in

Digitized by Google

handelspolitischen Interessengemeinschaften stehen; einen Freundschaftstarif für vierbundfreundliche Neutrale und einen Bündnistarif für die im Kriege Verbündeten. Man solle nicht das Ende des Krieges abwarten, um diese wirtschaftliche Vernichtung Deutschlands vorzubereiten. — — — Solche Vorschläge gehören wohl in eine Linie mit dem stereotypen Ruf nach der vollständigen Zerschmetterung Deutschlands, der um so lauter wird, je mehr seine Urheber den Trost brauchen, der in dieser Illusion liegt.

Das preußische Handelsministerium hat im Anschluß an die Bundesratsverfügung gegen den Preiswucher eine kräftige Mahnung an die Handelsvertretungen gerichtet, sie möchten in den durch sie vertretenen Kreisen gegen die Betrachtungsweise auftreten, die den Krieg lediglich als „Konjunktur" und nicht als eine Zeit der Erhöhung des Gesamtwohls über das Privatwohl gilt. Der Erlaß weist darauf hin, daß „von der Art, wie Handel und Gewerbe die aus der Kriegslage sich ergebenden vaterländischen Pflichten erfüllen, auf lange hinaus die Wertschätzung dieser Berufsstände in Deutschland und der Einfluß abhängen wird, den sie auf unser öffentliches Leben ausüben werden".

Wenn nur diejenigen Kreise, von denen die öffentliche Meinung sehr mitbestimmt wird, nicht gegen die Betrachtung aller Ereignisse unter dem Konjunkturwinkel schon gar zu tolerant geworden wären. „Non olet."

Man sieht viele weibliche Briefträger in Uniform — ein Anblick, bei dem einem immer wieder der Gedanke an die Zeit kommt, da alle diese Vertretungen sich auf einmal erledigen — nicht aber das Erwerbsbedürfnis der Frauen, die sie innehatten.

Sonnabend, 7. August.

Die Metallsammlung vollzieht sich unter ungeheurem Andrang an den Sammelstellen. Typisch für den Erfolg, daß schon in eines der Berliner Lager Diebe eingebrochen sind!

Der Wetteifer unter den deutschen Stämmen tritt in allen Soldatengesprächen zutage. Ein blonder Märker an der Bootsstelle am See findet, daß den Bayern zuviel Ehre geschieht; da oder dort hätten sich welche gefangengegeben. Niemals würden das Märker tun, Schlesier auch nicht. „Gewehr wegwerfen? — — nee, pfui Deibel!" Ein Weißkopf, der Siebzig mitgemacht hat, erzählt, wie sie sich damals das Wort gegeben hätten, daß sich keiner gefangengeben soll.

Aber wie fest hängen alle, die hinaus müssen, an Heimat und Berufsarbeit. Besonders die älteren. Ein Gärtner schreibt von draußen: „Ich sehe jeden Baum und jeden Strauch immer deutlich vor mir" und arbeitet in Gedanken weiter an seinem Garten mit dem Hinfließen der Sommertage und dem Reifen der Früchte. Wie viele Träume da draußen mögen so an der Heimaterde schaffen!

Sonntag, 8. August.

Ferienende. Es strömt nicht so wie sonst nach Berlin zurück. Man spürt, wie Anfang Juli an dem Auszug der Sommerfrischler, die Kriegsfolgen.

In einer ganz neuen Art ist einem die Natur draußen nahe gewesen. Nicht so sehr wie sonst Inhalt und Interesse der Sommerwochen. Mehr stummer Gefährte für Gedanken und Stimmungen, die von anderem bewegt waren. Und doch wieder so besonders vertraut. Gleichnis und Pfand alles dessen, um das draußen gekämpft wird. Wir haben, wir und die Heimat, diese Wochen miteinander verlebt wie zwei innig vertraute Menschen, die schweigend Großes miteinander tragen, jeder in sein Erlebnis versponnen und doch der Nähe des anderen in tiefster Seele froh.

Montag, 9. August.

Die Lage des Arbeitsmarktes zeigt sich darin, daß zurzeit in Berlin nur noch etwa 200 Männer — aber über 3000 Frauen Arbeitslosenunterstützung genießen.

Die deutschen kriegswirtschaftlichen Methoden setzen sich bei den Gegnern mehr und mehr durch. Die französische Kammer hat einen Regierungsantrag angenommen, der den Ankauf und Verkauf von Mehl und Getreide zur Versorgung der Zivilbevölkerung vorsieht.

Naumann Oestlich oder westlich?

Es schwirren begreiflicherweise allerlei Zukunftsträume durch die Gemüter. Auch ohne sich dabei ins verbotene Gebiet der Kriegsziele zu wagen, kann man doch über solche Träume manches aussprechen.

Um es kurz zu sagen, so gibt es einen westlichen, einen östlichen und einen mitteleuropäischen Traum.

Den westlichen Traum träumen die Anhänger der englisch-französischen Kultur, die Verfeinerungsmenschen, denen der Krieg nur eine Störung ihrer weltumspannenden Internationalität ist. Er findet sich bei den allermeisten von denen, die die englische Größe über See wirklich kennengelernt haben und die das neue Großengland durch den Krieg gestärkt hervorkommen sehen, selbst wenn der europäische Friedensschluß für Großbritannien ungünstig sein sollte. Mit ihnen verbinden sich die zahlreichen Exportinteressenten und Einfuhrvermittler, die sich ihre Geschäfte gar nicht anders denken können, als im weiten englischen Reiche, dessen eigener großbritannischer Industrialismus längst nicht mehr ausreicht, um die täglich wachsenden Ansprüche von Kanada, Australien und Südafrika zu befriedigen. Diese alle halten es im Grunde für eine Verirrung, daß wir in den Krieg hineingekommen sind, denn nach dem Kriege bleibe uns ja doch nichts anderes übrig, als mühsam und mit vielen Demütigungen und Kosten das wieder aufzubauen, was an überseeischen Ansätzen vorhanden war. Da einmal England das erste Weltvolk sei, und da wir es gar nicht ersetzen oder beiseite schieben könnten, so würde unser fortgesetzter Widerstand gegen die alte unüberwindliche Weltmacht nur eine Art von nihilistischer Tätigkeit sein und die Weltkultur der vergangenen großen Epoche zerstören. Also sollen wir die Kriegsanlässe vergessen und sollen als jüngerer Teilhaber ins große englische Weltgeschäft eintreten als die industrielle Provinz der Menschheitsregierung. Das werde uns viele materielle Vorteile bringen und vor dem Zurücksinken in halbasiatische Barbarei bewahren.

Den östlichen Traum träumen ganz andere Leute, teils Aristokraten, teils Fabrikanten. Sie richten die Augen auf das weite und unerschöpfliche Rußland, dieses Land der Kinder, das in jedem Jahre um 3 Millionen Menschen wächst, und dessen Naturschätze unerschöpflich sind. Diesem Lande sich anzugliedern und mit ihm in Wechselwirkung zu stehen, sei eine Regierungs- und Industrieaufgabe allerersten Grades. Das sei die erfolgreichste Kolonisation der Weltgeschichte, und wem die Kapitalisierung des russischen Reichs gelinge, der sei reicher als der Herr von London. Der Bedarf eines emporsteigenden Rußland sei noch gar nicht abzuschätzen und sei viel gewaltiger als der Bedarf der englischen Kolonialgebiete. Nachdem die Franzosen mit ihren Milliarden die Elementararbeit übernommen hätten, sollten wir an ihre Stelle treten und mit Rußland nach allen Schlachten und Bränden einen dauernden Handels- und Wirtschaftsvertrag machen. Das könne zwar wohl auf Kosten der Oesterreicher und Türken gehen, aber da einmal die deutsche Zukunft auf dem Spiele stehe, so dürfe man nicht zögern, die ersten Schritte zur großen Aussöhnung im Osten zu tun.

Dabei verspricht der Westtraum die Fortsetzung des Kampfes gegen die bösen Russen, und der Osttraum die Fortsetzung des Kampfes gegen die gefährlicheren Engländer.

In beiden Träumen ist natürlich ein gewisses Stück Wahrheit. Man kann zwei so gewaltige geschichtliche Erscheinungen wie Großengland und Rußland nicht zerbrechen,

Digitized by Google

solange sie in sich selbst organische Kraft besitzen. Auch ist es richtig, daß wir Deutschen nach beiden Seiten hin Beziehungen und Abhängigkeiten auch in Zukunft haben werden. Was aber falsch ist, das ist der Gedanke, als wäre für uns alle weltpolitische Selbständigkeit nach diesem Kriege unmöglich. Es ist sehr merkwürdig, wie schwach bei vielen Leuten das Zutrauen zur mitteleuropäischen Zukunft ist, gerade während die mitteleuropäischen Truppen siegen.

Der mitteleuropäische Gedanke ist, daß wir uns mit den Österreichern und Ungarn zur festen unlöslichen Einheit verbinden und auf diese Weise es wagen, zwischen Ost und West zusammen selbständig zu bleiben. Daß das weder Deutschland allein noch Oesterreich-Ungarn allein vermag, ist klar. Kommt der mitteleuropäische Dauervertrag nicht zustande, so bleibt allerdings nichts anderes übrig, als entweder östliche oder westliche Anhänglichkeit und Abhängigkeit. Aber warum soll man denn heute schon an Mitteleuropa verzweifeln, ehe man noch ernstlich versucht hat, ob man es nicht zustande bringen kann? Es ist wahr, daß es heute in Budapest, Wien und Berlin viele Widerstände der Einigung gibt, aber man soll nur an allen diesen Orten sich erst noch die ganze Frage bis in ihre Enden hinein durchdenken, dann wird sich als Ergebnis herausschälen, daß nur der Staatenbund Mitteleuropa uns davor bewahrt, auch nach glücklich überwundenem Kriege englisch oder russisch zu werden.

Erich Eyck / Politische Selbstbesinnung

In einem Kampfe auf Leben und Tod dem Gegner gerecht zu werden, ist gewiß unendlich schwer, und noch schwerer ist es dann, an sich selbst Kritik zu üben. Im Kampfe der Völker ist es ja auch ein wirksames und berechtigtes Mittel, den Gegner nach Kräften schwarz zu malen, ihm jedes Recht, seinem Vorgehen jeden tieferen Grund zu bestreiten und die eigenen Leistungen und Vorzüge im hellsten Licht erstrahlen zu lassen. Aber einmal kommt doch der Zeitpunkt, wo diese rein polemische Literatur nicht mehr genügt und das Verlangen aufsteigt nach sachlicher Untersuchung und selbstkritischer Prüfung. Eine solche Selbstkritik ist ein undankbares und peinliches Geschäft, wenn die Summe der Vorzüge und Leistungen eines Volkes Gefahr läuft, von den erkennbaren Mängeln ausgeglichen oder gar überboten zu werden. Davon kann aber offensichtlich bei uns nicht im geringsten die Rede sein. Die Leistungen des deutschen Volkes nicht nur, sondern auch die Vorzüge des deutschen Staates sind in diesem Kriege so leuchtend und unvergleichlich in Erscheinung getreten, daß auch die schwärzeste Kritik dieses Bild nicht entstellen kann. Aber die Selbstkritik hat die notwendige und unumgängliche Aufgabe, uns vor die Frage zu stellen, was wir aus der ungeheueren Krisis lernen können. Es ist deshalb hervorragend patriotisch, wenn Hugo Preuß sein eben erschienenes Buch „Das deutsche Volk und die Politik“ (Politische Bibliothek, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena, Preis in Pappband 3 M., in Leinwand 4 M.) der „politischen Selbstbesinnung“ widmet, wenn er in entwicklungsgeschichtlicher Darstellung die Elemente des gegenwärtigen politischen Zustandes unseres Volkes aufzeigt und diejenigen sucht, aus denen sich die neue Zeit gestalten soll. Preuß hat seine Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelöst. Historiker, Staatsrechtler und Politiker zugleich, hat er nicht nur den weiten Blick, den die umfassende Kenntnis geschichtlicher Tatsachen verleiht, und der die Einordnung des Einzelvorganges in große Zusammenhänge ermöglicht, sondern vor allem den scharf ausgeprägten Sinn für das Prinzipielle, mit dem er das wahrhaft Wesentliche aus der Fülle der Einzelheiten heraushebt. Sein Buch erörtert Fragen der Tagespolitik nur nebenbei, soweit sie zur Beleuchtung des grundsätzlichen Gedankens dienen. Es muß deshalb auch bei Anhängern der entgegengesetzten Richtung das gleiche Interesse finden, sofern sie sich nur überhaupt das Verständnis dafür bewahrt haben, daß die politische Aufgabe eines Volkes vom Range und der weltgeschichtlichen Stellung des deutschen sich nicht in dem Streit um einzelne Gesetze und Verwaltungsmaßregeln erschöpft, und daß man in den großen Krisen der Weltgeschichte die Aufgabe hat, „wenigstens in der Betrachtung der Dinge wider einen bewußten Kurs zu steuern, statt sich vom Strom treiben zu lassen“. Haben wir doch an politischen Schriften, die grundsätzliche Fragen erörtern, wahrlich niemals einen Ueberfluß gehabt. Preuß' Buch kann als ein Muster von Objektivität bezeichnet werden, nicht jener falschen Objektivität, die aus Mangel an einem festen Standpunkt zwischen widerstreitenden Anschauungen keine Entscheidung zu treffen wagt, sondern der wahren Objektivität, die sich bemüht, für jede Richtung die logisch geschlossenste und sachlichste Darstellung zu finden, auch wenn sie der Ansicht des Verfassers völlig entgegengesetzt ist.

Von zwei Tatsachen geht Preuß aus.

Die erste ist der unbefriedigende Zustand des politischen Lebens in Deutschland vor dem Kriege. Der wird ja allseitig zugegeben; auch in der Rede des Reichskanzlers vom 4. Dezember 1914 fand diese Empfindung einen klaren Ausdruck. Diese Kennzeichnung gilt aber nicht nur von der inneren, sondern fast noch stärker von der auswärtigen Politik. Hier zeigt sich ein Mangel weltpolitischen Willens, der zu den „zielbewußten weltwirtschaftlichen Fortschritten zu Lande und zu Wasser“ in einem auffälligen Mißverhältnis steht und zu dem Mißtrauen gegen unsere Politik sehr wesentlich beigetragen hat. „Ist es so ganz unbegreiflich,“ fragt Preuß, „wenn das gewiß mißgünstige und eifersüchtige Ausland nicht glauben wollte, daß ein Volk von der Macht des deutschen bei dem ständigen gewaltigen Wachstum seiner Zahl und seines Wohlstandes, bei der Kraft seines weltwirtschaftlichen Vordringens wirklich ohne weltpolitischen Willen sein sollte?“ Scharf faßt er seine Ansicht dahin zusammen, daß wir „politisch in dem Zustande nacktester Blöße in den Weltkrieg getaumelt“ seien. „Man muß rückschauend den Eindruck gewinnen, als ob unsere ganze äußere und innere Politik niemals auf den Gedanken gekommen wäre, daß beim Eintritt der angeblich vorausgesehenen Möglichkeit solchen Krieges nicht bloß die Haltung gewisser nicht unmittelbar beteiligter Staaten, sondern die Stimmung aller Neutralen, aber auch die der Grenzbevölkerung hüben und drüben und sonst noch eine schwere Menge von Imponderabilien die größte Bedeutung für das Gelingen eines ungeheueren Wagnisses gewinnen könnten.“

Die zweite Tatsache ist die eben berührte: die Abneigung des Auslandes gegen uns. Preuß begnügt sich nicht mit den auf der Hand liegenden viel erörterten Erklärungsgründen, deren Richtigkeit zwar unbestreitbar ist, die aber doch nicht die ganze Wahrheit enthüllen. Auch das System von Lügen, mit dem uns unsere Feinde umgeben, ist doch keine ausreichende Erklärung dafür, daß diese Lügen

Digitized by Google

überall eine so dankbare Aufnahme gefunden haben. Er versucht es vielmehr, in objektiver Darstellung die sachlichen Gedanken zu entwickeln, mit denen unsere Feinde das Schlagwort begründen, daß der deutsche Militarismus eine Gefahr für alle anderen Völker sei. Vielleicht wird mancher solche Untersuchung mit dem Gefühl abschütteln, daß es auf die Meinung des Auslandes nicht ankäme, solange nur das Schwert siegreich sei. Dem hält Preuß mit Recht den Satz entgegen: „Die immer wieder bewährte überlegene Kriegstüchtigkeit wird nicht das Wort der Staatsweisheit vergessen lassen, daß man mit Bajonetten alles tun kann, nur nicht sich darauf setzen. Das Streben nach politischer Selbsterkenntnis schwächt nicht, sondern stählt die nationale Kraft."

Die gegen das deutsche Staatswesen vorgebrachten Argumente laufen auf innerpolitische Erwägungen hinaus, die auf der einen Seite die liberalen freiheitlichen Mächte des Westens den konservativen reaktionären Zentralmächten auf der anderen gegenüberstellen. Das Problem ist vom Standpunkt unserer Gegner aus allerdings dadurch recht unangenehm verzwickt, daß sie mit Rußland zusammengehen, das in diese Formel doch nun einmal absolut nicht hinein paßt. Damit ist aber die Frage nach dem Zusammenhang innerpolitischer Struktur und außenpolitischer Gruppierung keineswegs erledigt. Für einen solchen Zusammenhang kann Preuß keinen geringeren zitieren als — Bismarck. Er stützt sich hierfür auf die klassischen, jedem Deutschen bekannten Auseinandersetzungen der „Gedanken und Erinnerungen" über den Dreibund. Es ist völlig überraschend, aber gleichwohl unzweifelhaft richtig, wenn Preuß an die Wiedergabe der Bismarckschen Anschauungen die Bemerkung knüpft: „Man erkennt mit staunendem Befremden, daß auch nicht ein einziger Zug mit den realen Tatsachen übereinstimme; es ist der ganz vollkommene Widerspruch zwischen der Gedankenwelt dieses Realpolitikers und der tatsächlichen Entwicklung der äußeren wie der inneren politischen Weltlage." Es sei hierfür nur an die eine Tatsache erinnert, daß Bismarck die Zuziehung Italiens zu dem Dreibunde vornehmlich mit einer dadurch herbeigeführten Stärkung des monarchischen Prinzips in Italien begründet, und daß er glaubte, ein Staat sei um so weniger zu einer aktiven auswärtigen Politik befähigt, je mehr er in seiner inneren Entwicklung nach links neige. Es ist eine für unsere innere Entwicklung entscheidende Tatsache, daß das „Prinzip des politischen Mißtrauens" gegenüber den Parteien der Linken in bezug auf ihre Zuverlässigkeit in auswärtigen Krisen durch die Geschichte dieses Krieges, insbesondere durch den 4. August 1914, endgültig widerlegt ist.

Was hat es aber nun mit jenem angeblichen Gegensatz zwischen den Westmächten und uns auf sich? Ein solcher Gegensatz tritt z. B. in Erscheinung, wenn man auf die Staatsmänner blickt, die in der Geschichte hier und dort hervorgetreten sind. Preuß nennt vier Namen aus unserer neueren Geschichte: den großen Kurfürsten, Friedrich den Großen, Stein und Bismarck. Sie sind die einzigen, die allgemeine Bedeutung haben, und keiner von ihnen hat sich „als Träger einer politischen Idee aus der Volksgesamtheit heraus zu politischer Macht emporgehoben". Ein einziger Mann käme noch in Betracht, der ganz aus sich heraus, lediglich als Privatmann, so stark in das politische Leben Deutschlands eingegriffen hat, daß die Spuren bis heute wirksam geblieben sind. Das ist Ferdinand Lassalle. Aber auch diese Ausnahme ist nur scheinbar, nur eine Folge des jähen, frühen Abschlusses seiner politischen Laufbahn. „Man denke sich die schöne Helene und den edlen Rumänenjüngling fort und den Lebensfaden Lassalles um ein, zwei Jahrzehnte verlängert! Der ganze Reiz seines schnell aufleuchtenden, schnell verschwundenen Sonderschicksals, seiner Ausnahmestellung wäre dahin. Seine Laufbahn würde in die große Ebene münden, auf der die politischen Gegner und die politischen Anhänger Bismarcks verdrießlich durcheinander wimmeln; einer mehr von den vielen, die eine große Zukunft hinter sich hatten."

Der Mangel an großen politischen Führern ist aber keineswegs das Primäre; das Wesentliche ist vielmehr, daß auch nach der Annahme der modernen parlamentarischen Form unser konstitutionelles Leben „nur die Möglichkeit politischen Redens, nicht aber schöpferischen politischen Handelns gibt". Und hier tritt nun allerdings der entscheidende Gegensatz zutage, der Preußen-Deutschland und in geringerem Maße Oesterreich gegenüber den anderen modernen Staaten, so sehr diese auch unter sich voneinander abweichen mögen, als anders geartet erscheinen läßt. Es ist der Gegensatz zwischen der Obrigkeitsregierung auf der einen Seite und der modernen Staatsform auf der anderen Seite. „Der charakterisierende Unterschied besteht nun darin, ob jener Gegensatz nur ein historischer, also heute in der Hauptsache überwundener, oder ob er auch ein politischer, in der Gegenwart noch fortwirkender ist." Dies letztere ist der Fall in Preußen-Deutschland. Hier steht die Obrigkeitsregierung „innerhalb der modernen Staatsform und trotz dieser in geschlossener Festigkeit da, so daß in der Tat alle die seit hundert Jahren unlösbaren Probleme unseres inneren Staatslebens sich mit der Kraft des logischen Schlusses aus der Unlösbarkeit jenes Gegensatzes ergeben."

Diese andere Art des preußisch-deutschen Staatswesens wird an drei Institutionen gekennzeichnet, die auf das Ausland den stärksten Eindruck gemacht haben. Das erste ist der sogenannte Militarismus. Das zweite die staatliche Sozialpolitik, die es doch nicht verhindert hat, daß der Staat und die organisierte Arbeiterschaft wenigstens bis zum 4. August in beiderseitigem Mißtrauen gegeneinander verharrten. Erst der Krieg hat es zuwege gebracht, daß die beiden „stammverwandten Bureaukratien" sich „zum erstenmal persönlich kennen lernten". „Neben dem preußischen Heer gibt es nichts Preußischeres als die preußische Sozialdemokratie." Das dritte ist die deutsche Selbstverwaltung, die bei allen ihren unbestrittenen Leistungen unter der „natürlichen Tendenz der Obrigkeitsregierung", sie als subordinierte Staatsverwaltung zu behandeln, gelitten hat.

Wie es gekommen ist, daß das deutsche Staatswesen sich so anders gestaltet hat als dasjenige der anderen Völker, welche die englisch-französischen Formen des Staatslebens übernommen haben, untersucht Preuß in längeren entwicklungsgeschichtlichen Kapiteln, deren Auffassung aus früheren Schriften, namentlich seiner vorzüglichen „Entwicklungsgeschichte der deutschen Städteverfassung" bekannt ist. Die Wurzel des „Andersseins unserer politischen Struktur" findet er in den Anfangszeiten des modernen Absolutismus, der in Deutschland nicht wie anderswo ein national geschlossenes, politisches Gemeinwesen, sondern Dynastien mit ihren durch allerlei Zufälle zusammengewürfelten Besitztümern, vorfand. Der Höhepunkt der Darstellung ist der Versuch des Freiherrn v. Stein, „durch die Reform eine Nation zu bilden", eine Aufgabe, die er in der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit nicht zum Abschluß bringen konnte. Wie dann im Fortgang des neunzehnten Jahrhunderts der preußische Obrigkeitsstaat seine wesentliche Eigen-

Digitized by Google

art auch in die moderne konstitutionelle Staatsform hinüberretten konnte, das wird in stets das Grundsätzliche hervorhebenden Linien gezeichnet. Selbstverständlich erklärt hier der Name Bismarck vieles. Aber Bismarcks Staatskunst hat, wie Preuß meint, es „vorsichtig vermieden, die Schranke zu berühren, welche die obrigkeitliche Struktur des neuen Reichs seiner Entfaltung unter den Weltmächten zog". Will Deutschland aus der kontinentalen Beschränkung heraus, so muß es auch die obrigkeitliche Struktur abstreifen, „weil es für seine weltpolitische Entfaltung der materiellen und ideellen Kräfte nicht entbehren kann, die in der einheitlichen Individualität eines Staatsvolkes, in der Identität von Staat und Volk wurzeln". Dann müssen auch die obrigkeitlichen Ausschließungen vom Staate wegen politischer Parteistellung oder konfessioneller Zugehörigkeit fortfallen, die zur Selbstausschließung weiter Volkskreise von dem mit der Obrigkeit identifizierten Staate führten und eine heillose Kräftevergeudung zur Folge hatten. Erst diese Identität von Staat und Volk kann die Beseitigung der Gegensätze zwischen deutscher Reichs- und preußischer Landespolitik bewirken. Preuß berührt sich hier zum Teil mit Meinecke, von dessen bedeutendem Werk über „Weltbürgertum und Nationalstaat" gerade jetzt zur rechten Zeit eine neue Auflage erschienen ist. Meinecke geht hier in einem Nachwort auf die innerpolitischen Konsequenzen der gegenwärtigen Weltlage ein. Er wünscht nicht nur, daß dem „preußischen System einige überflüssige Ecken und Kanten weggehobelt" werden, er fordert auch eine Reform des preußischen Wahlrechts als „Staats- und Nationalnotwendigkeit". Das tut natürlich Preuß auch. Aber die Wahlrechtsreform steht ihm doch nicht in erster Linie; das Wesentliche bleibt die innere Entwicklung, die vollkommenere Politisierung des Volkes. Natürlich darf es nicht wieder von der Regierung erwarten, daß sie ihm seine Wünsche erfüllen wird. Es muß vielmehr durch die eigene Selbstorganisation eine regierungsfähige Potenz schaffen, welche den alten Obrigkeitsstaat ersetzen kann. So schließt denn Preuß sein Buch mit den folgenden Worten:

> „Der feindliche Gegensatz faßt gegen die ganze Welt hat die Einheit des deutschen Staatsvolkes und damit seine Stärke offenbart; zugleich aber auch die Schwäche, die in dem Mißverhältnis zwischen seiner Macht und ihrer politischen Ausnutzung liegt. Es ist eine Schwäche, die nicht an Personen, sondern an System und politischer Struktur haftet. Sie kann nur schwinden, wenn mit dem feindlichen Gegensatz gegen das Ausland nicht auch die Einheitlichkeit des deutschen Staatsvolkes, die Identität mit einem Staat schwindet. Aus seiner unpolitischen Vergangenheit mag das Volk der Dichter und Denker in eine politische Zukunft die Lehre seines größten Dichters und Denkers hinübernehmen:
>
> „Teil' und beherrsche — tüchtig Wort!
> Verein' und leite — beff'rer Hort!"

Ich habe versucht, Preuß' Grundgedanken zu skizzieren. Aber ich bin mir bewußt, damit die Gedankenfülle des Buches kaum angedeutet zu haben. Die Vertiefung und Begründung im einzelnen gibt seinen Ausführungen vielfach erst die rechte Farbe und den vollen Wert. Auch stilistisch ist die Schrift sehr reizvoll. Verfügt doch Preuß über alle Register, vom scharfen Sarkasmus bis zum hohen Schwung. Die Hauptsache bleibt aber, daß hier die Fragen des deutschen Staatslebens wieder einmal grundsätzlich mit reichem Wissen und scharfer Logik in Angriff genommen sind. Wir dürfen uns freuen, daß das erste Werk, welches so die Zeichen der neuen Zeit sucht, aus liberaler Staatsauffassung geboren ist.

Heinz Potthoff / Die Eisenindustrie im Kriege

Man hat sich gewöhnt, die Entwicklung der Eisenindustrie mit in erster Linie als Gradmesser industrieller Macht und wirtschaftlichen Fortschrittes der Völker zu verwerten. Die Bedeutung dieses Gewerbezweiges und seine gute Statistik geben das Recht dazu. Und sicher sind es gerade die sprunghaft steigenden Zahlen der deutschen Eisenerzeugung, die Ueberflügelung der englischen Zahlen um das Doppelte, gewesen, welche unseren Vettern die wachsende Angst um ihren Welthandel, die Neigung zu einer kriegerischen Beseitigung des unheimlichen Wettbewerbes beigebracht haben. Wie sehr die wirtschaftlichen Gründe in England die Hauptantreiber zum Weltkriege gewesen sind, ist oft und deutlich genug dargelegt worden. Auch das Kriegsspiel der Briten ist manchmal unverblümt ausgesprochen, z. B. in dem einst sehr angesehenen Fachblatte The Engineer, das nicht nur den rheinisch-westfälischen Industriebezirk besetzen, sondern die Bergwerke, Hütten und Fabriken dort dem Erdboden gleichmachen wollte.

Es ist ganz anders gekommen. Während die tatsächliche Erzeugung von Rohstahl im Jahre 1913 in den beiden Zentralmächten und den gegen sie verbündeten vier Industriestaaten England, Frankreich, Belgien, Rußland 21,7 gegen 18,6 Millionen Tonnen betrug, ist durch den Krieg eine solche Verschiebung eingetreten, daß von der Gesamtsumme jetzt 26,9 Millionen Tonnen auf Gebiete unter deutscher und österreichisch-ungarischer Macht entfallen und nur 13,4 Millionen Tonnen, also genau die Hälfte, den Engländern, Russen und Franzosen verblieben sind.

Diese Zahlen sind einem Vortrage entnommen, den der Geschäftsführer des Vereins Deutscher Eisenhüttenleute, Dr. Schrödter, im Januar gehalten hat, und der unter dem Titel „Die Eisenindustrie unter dem Kriege" vom „Kulturbund deutscher Gelehrter und Künstler" veröffentlicht ist. Das Heftchen von nur zwei Druckbogen ist zum Versand ins Ausland und zur Benutzung für die Presse bestimmt. Und es wird bei Freunden, Feinden und Neutralen besser wirken als die schönsten Beteuerungen und Prophezeiungen. Denn es zeigt zahlenmäßig, daß Deutschland mit seinem Verbündeten an Leistungsfähigkeit der Stahlerzeugung seinen Feinden doppelt überlegen ist. Daran ändert auch der Zutritt von Italien und St. Marino nichts, während die Balkanstaaten aus dem Vergleiche ausscheiden. Und dieses Verhältnis 2:1 kann als maßgebend für die Eisenindustrie überhaupt, ja im großen und ganzen für die gewerbliche Leistungsfähigkeit angesehen werden.

Denn von unserem gesamten Wirtschaftsleben gilt, was Schrödter für die Eisenindustrie zahlenmäßig nachweist: Die Stockung im August, als die Kriegserklärungen sich überstürzten, dauerte nur einen Augenblick. Als nach knapp vierzehn Tagen die Eisenbahn mit ihrem Betriebe wieder einsetzte, war vieles schon auf die Kriegserfordernisse umgestellt. Und jetzt herrscht im Innern Deutschlands ein Leben, daß man sich immer wieder daran erinnern muß, was jenseits der Grenzen geschieht — so friedlich regsam ist es.

Die Schrödterschen Zahlen reichen nur bis zum Dezember 1914; aber wir wissen, daß seitdem die Entwicklung weiter aufwärts gegangen ist. Bis zum Jahresschluß waren wieder angewachsen: die Monats-Einnahmen der preußischen Staatsbahnen aus dem Güterverkehr auf 95 Prozent des Vorjahres; der Anteil des auf die Beteiligung anzunehmenden Absatzes des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikates für Kohle auf 63 gegen 87 Prozent, für Koks auf 39 gegen 60 Prozent,

Digitized by Google

für Briketts sogar auf 85 gegen 79 Prozent im Vorjahre; die Roheisenerzeugung im Dezember 1914 auf 854 000 gegen 1913: 1 611 000 Tonnen; der Versand des Roheisenverbandes auf 53 gegen 78 Prozent der Beteiligung; die Rohstahlerzeugung auf 941 000 Tonnen, d. h. etwa 60 Prozent der regelmäßigen Friedensleistung; der Versand des Stahlwerksverbandes in Halbzeug auf 44 gegen 115 Prozent, in Eisenbahnmaterial auf 78 gegen 108 Prozent, in Formeisen auf 24 gegen 45 Prozent der Beteiligung, d. h. zusammen 268 000 Tonnen im Monat Dezember. Von den Hochöfen, die zu Kriegsbeginn in den Grenzgebieten vielfach stillgesetzt werden mußten, waren bis zum Jahresschluß wieder im Betriebe 88 Prozent in Oberschlesien, 65 Prozent im Saargebiet, 56 Prozent in Luxemburg, 46 Prozent in Lothringen; in Rheinland und Westfalen hat der Betrieb mit kurzen Stillständen und Einschränkungen stetig fortgesetzt werden können.

Aehnlich liegen die Verhältnisse in Oesterreich-Ungarn, dessen Kohlenbergbau und Eisen-Industrie durch den Russeneinfall nicht unmittelbar gelitten haben. Nur sind die Zahlen hier viel bescheidener als bei uns (Rohstahlerzeugung 2,7 gegen 19 Millionen Tonnen 1913).

Rußland hat durch unsere Besetzung der Grenzlande nur 4 Prozent seiner Eisenindustrie, aber fast ein Viertel seiner Kohlenförderung verloren. Es leidet besonders unter den mangelhaften Verkehrsverhältnissen.

Aus England und den Vereinigten Staaten von Amerika können wenig Zahlen gebracht werden. Es ist aber offenbar, daß die Rechnung auf eine ungestörte Fortführung des Welthandels und eine Aneignung des deutschen Anteils daran falsch war. Der Zustand der Eisenindustrie war in beiden Staaten zum Jahresende weniger befriedigend als in dem bekämpften und vom Meere abgeschnittenen Deutschland.

In Belgien hat die deutsche Verwaltung ihr möglichstes getan, um die Industrie des Landes vor einer Katastrophe zu bewahren und die wirtschaftlichen Kräfte wiederzubeleben. Das ist einigermaßen gelungen im Kohlenbergbau, der am Jahresschluß 58 Prozent der normalen Arbeiterzahl wieder beschäftigte, nicht dagegen in der Eisenindustrie, die für den Bezug von Eisenerzen fast ganz und für den Absatz ihrer Erzeugnisse zu drei Vierteln auf den Weltmarkt angewiesen war. Manche Vorräte und Maschinen sind gegen Bezahlung von der Verwaltung übernommen und teilweise nach Deutschland gebracht worden (Waffenfabrikation!).

Vielleicht am schlimmsten ist Frankreich dran. Denn das von uns besetzte Gebiet umfaßt zwar nur 4 Prozent des Landraumes, aber 8 Prozent der Gesamtbevölkerung und mindestens 40 Prozent der Industrie. Diese Zahl steigt noch beträchtlich, wenn man berücksichtigt, daß auch dicht hinter den französischen Linien viele Betriebe stilliegen müssen und daß gerade die wichtigsten Gewerbezweige in den nördlichen Provinzen konzentriert sind. Der Anteil der von uns größtenteils besetzten 10 Departements an der Gesamterzeugung Frankreichs beträgt nach der amtlichen französischen Statistik für 1912 bei Kohlen 69 Prozent, bei Koks 78 Prozent, bei Eisenerz 90 Prozent, bei Roheisen 86 Prozent, bei Stahlblöcken 76 Prozent, bei Schienen u. dgl. 77 Prozent, bei Röhren 100 Prozent usw.

Dr. Schrödter hat mit anderen Sachverständigen dieses Gebiet bereist und berichtet eine Fülle von wertvollen Einzelheiten. Aus ihr nur ein kleines, sehr bezeichnendes Beispiel: „In der Gegend von Sedan und Charleville hatte der Dipl.-Schiffbauingenieur Kielhorn, dort Hauptmann der 2. Landwehr-Pionier-Komp. des VIII. Armeekorps, nicht weniger als 14 kleinere Betriebe eingerichtet, in denen er ... Schanzzeug aller Art, Stacheldraht, Wellblech zum Eindecken der Laufgräben, Minenwerfer und Schutzschilde, Leuchtpistolen, Ofenrohre und Knie sowie fahrbare Feldküchen herstellte ...: Das Land (Frankreich) muß seine Feldspaten, seine Oefen und dgl. von seinem Bundesgenossen England oder von den Vereinigten Staaten von Amerika beziehen."

Solche Zusammenstellung von Tatsachen und Zahlen hat nicht nur im Auslande, sondern auch in der Heimat hohen Wert. Sie zeigt nicht nur die Berechtigung unseres Stolzes auf die Ueberlegenheit unserer wirtschaftlichen Organisation, sondern lehrt vor allem, welche Milliardenwerte wir unseren tapferen Kriegern verdanken; die mit rücksichtsloser Energie die Schützengräben an die Aisne gebracht haben. Sie beweist, was wir von unserer Volkswirtschaft verlangen können, um alle geschädigten Krieger und die Hinterbliebenen der Toten würdig zu versorgen, den in die Arbeit zurückkehrenden würdige Bedingungen zu sichern. Sie zeigt, daß kleine Grenzverschiebungen unserer Wirtschaft wertvollen Zuwachs bringen können. Und sie bringt noch eine (vom Vortragenden nicht angedeutete) militärische Lehre: wir brauchen nicht Paris zu erobern, sondern nur die gegenwärtige Linie zu halten, um auf die Dauer Frankreich unbedingt niederzuzwingen.

Orestes Daskaljuk / Die deutschen Karpathensiedlungen

Die Entwicklung der kriegerischen Operationen machte schon frühzeitig die Karpathenländer zum Schauplatz wichtiger Kämpfe, denen die Aufgabe zufiel, die russischen Heeresmassen nach und nach aufzureiben und ihre zahlenmäßige Ueberlegenheit zu brechen. An der Seite österreichischer Heeresverbände tauchten bald bis in den äußersten Osten der Donaumonarchie hinein deutsche Truppenkörper auf, die seither in heißen Schlachten, Tag um Tag in treuer Bundesgenossenschaft, sich unvergänglichen Lorbeer errangen. Die symbolische Bedeutung dieser Tatsache erhebt sich weit über das Maß eines gewöhnlichen kriegerischen Vorganges und umfaßt letzten Endes das Problem des uralten Kampfes germanischer Aufbaufreudigkeit gegen die typisch asiatische Vernichtungsgier. Es ist dabei kein Zufall, daß schon in frühesten Zeiten die gleiche Rolle deutschen Stämmen zugefallen war, die als Eroberer oder friedliche Ansiedler kulturbringend nach dem Osten vordrangen und überallhin die gesittete Ordnung ihrer heimatlichen Verhältnisse verpflanzten.

In der Geschichte der deutschen Niederlassungen in den von den Karpathen beherrschten Ländern lassen sich drei große Perioden verfolgen, die miteinander in losem Zusammenhang stehen und in verschiedener Weise die Geschicke jener Gebiete beeinflussen. In der ältesten Zeit brachte die Völkerwanderung die germanischen Heerscharen der Goten, Vandalen, Rugier und Langobarden in die westlichen und südlichen Teile der Karpathenvorlande. In stetigen Kämpfen drangen sie in die unwirtlichen Gebiete ein, wo sie sich die eingesessenen slawischen Stämme unterwarfen und zahlreiche Wohnstätten schafften, ohne sich jedoch bleibend erhalten zu können oder ein die spätere Entwicklung überdauerndes Bollwerk zu gründen. Nur einzelne Ortsnamen und die vielen Gräberfunde weisen auf jene Zeit der germanischen Völkerzüge hin und geben zugleich einen Anhalt über den hohen Kulturwert der Er-

Digitized by Google

oberer. Aber schon Karl der Große überflutete die unteren Donauebenen mit seinen Heeren, und wenige Jahre darauf folgten ihnen die ersten Glaubensendlinge, die sich in den neu erschlossenen Gegenden festsetzten und von hier aus predigend und unterweisend ins Innere des Landes zogen. Um die jungen Erwerbungen dem Deutschtum zu sichern, riefen die Mönche Scharen deutscher Auswanderer und Kolonisten zu Hilfe und verteilten sie unter die eingeborene Bevölkerung. Das einstige römische Panonien begann unter der emsigen Tätigkeit der Ansiedler alsbald aus seinem Verfall zu erwachen und in der Folge kräftig aufzublühen. Es wurden Städte errichtet und das breite fruchtbare Land mit zäher Ausdauer bewirtschaftet. Aber auch dieser Periode deutscher Kolonisierung war noch keine Dauer beschieden. Nach kaum hundertjährigem Bestande brach sie unter der Madjarenflut zusammen, die von Osten kommend auf ihrem Siegeszug die weit vorgeschobenen deutschen Posten mit einem Schlage überrannte. Dem Anprall der Hordenvölker unterlagen die meisten blühenden Ortschaften ohne Gegenwehr, und bald verfiel das Land wieder in seine alte Bedeutungslosigkeit.

Die Schlacht am Lechfelde führte in den Siedlungsverhältnissen einen völligen Umschwung herbei. Der Begründer des ungarischen Reiches, Stefan der Heilige, der zuerst seine Völker seßhaft machte und in der Anlehnung an das Abendland die einzige Gewähr zukünftiger Größe erkannte, zog wieder große Mengen deutscher Ansiedler ins Land und belieh sie ausgiebig mit Grund und Boden. Um sich ihr Zutrauen und ihre Mitwirkung zu gewinnen und zugleich in ihnen eine Stütze gegen aufrührerische Elemente zu schaffen, räumte er ihnen überdies zahlreiche Sonderrechte ein, die ihnen für Jahrhunderte hinaus eine bevorzugte Stellung zuwiesen. Nach deutschem Muster wurden nun die staatlichen Verhältnisse des neuen Reiches geordnet und die Grundlage für ein kommendes nationales Kulturleben vorgebaut. Von Kaiser Otto III. in selbstloser Weise unterstützt, setzte er sich im Jahre 1000 die ungarische Königskrone aufs Haupt.

Um die gleiche Zeit setzten die deutschen Bestrebungen um Polen ein. Schon Ottos III. Nachfolger Heinrich II. verwickelte sich in langwierige Kämpfe mit dem Polenreich, die indessen dem deutschen Einfluß im Königreich immer zielsicherer die Wege ebneten. Im Nachklang daran entstehen die ersten deutschen Siedlungen, die bald von den Karpathen aus ins Land vorgetragen werden. Schlesien wird gewonnen, und nach und nach dehnt sich das Deutschtum bis zur Weichsellinie aus. In Ungarn hatten unterdessen die deutschen Kolonisten in breiten Massen Siebenbürgen besiedelt und sich überallhin verzweigt. König Andreas II. rief 1211 den Deutschen Orden nach Ungarn und verlieh ihm das Burzenland im Südosten Siebenbürgens, das wegen der Einfälle der im heutigen Rumänien wohnhaft gewesenen Kumanen ein brachliegendes Gelände geblieben war. Der Deutsche Orden setzte diesen Angriffen bald ein Ende und dehnte seine Macht über die Karpathenkämme bis in die Walachei aus. Auch im übrigen Ungarn schießen allerorts deutsche Siedlungen auf. Den von ihnen erbauten Städten wird ebenso wie in Schlesien und Polen das im Deutschen Reich geltende Stadtrecht verliehen.

Alle diese Gründungen gingen jäh nach dem Einfall der Mongolen (1241) zugrunde, die in gewaltigem Ansturm sich über die Karpathen ergossen und nach Galizien, Ungarn und bis tief ins Oesterreichische und Polnische hinein ihre verheerenden Züge wälzten. Die von ihnen heimgesuchten Gebiete wurden zum großen Teil in Wüsteneien verwandelt, die Wohnstätten ausgerottet. Als nach mancherlei Schicksalen die asiatische Woge verebbt war, waren es wieder deutsche Siedler, die den zerstörten Ländern neues Leben einflößten. In Ungarn berief Bella IV. Sachsen und Schwaben und stattete sie wie seine Vorgänger mit mannigfachen Privilegien aus. In rascher Aufeinanderfolge wurden auf den noch rauchenden Trümmern Städte und Ortschaften aufgebaut. Alle diese Niederlassungen wurden in rechtlicher Beziehung mit deutschen Stadt- und Landrechten bedacht, insbesondere dem Magdeburger Stadtrecht und seinen Ableitungen. Die Ansiedler wohnten meist in geschlossenen Massen in den Städten oder Gemeinden bildend auf dem Land, das sie oft erst durch Rodungen und langjährige Vorarbeiten einer Ertragsfähigkeit zuführen mußten. Die ersten Versuche zur Hebung der Bodenschätze fallen in diese Zeit, die bald einem rationellen Bergwerksbetrieb weichen. Ebenso kommt bald ein schwunghafter Handel auf, der schon frühzeitig durch den Vertrieb der gewonnenen Produkte nach Deutschland (Nürnberg) und Oesterreich die Form einer Exportwirtschaft erhält. In der Folge griffen die deutschen Siedlungen von Ungarn und Polen aus ins östliche Außerkarpathenland hinüber. An der unteren Donau und ihren Nebenflüssen, dem Sereth und Pruth, in der Walachei und der Moldau, zu der damals die heutige Bukowina gehörte, breitete sich in stetem Fortschritt der deutsche Einfluß aus. Ueberallhin wurde die heimische Lebensart mitgebracht und vornehmlich das deutsche Recht an Stelle der vielfach patriarchalischen Rechtszustände eingeführt. Nördlich, südlich und östlich von den Karpathen entstanden auf solche Weise Hunderte von Gemeinwesen, die alle auf diesem Rechte aufgebaut waren. Die eingeborene Bevölkerung, die sich zumeist auf sehr niedriger Kulturstufe befand, nahm die zahlreichen Einrichtungen mit anderen Kulturerrungenschaften gutwillig oder unter Zwang an und verarbeitete sie in die eigenen Rasseneigenschaften. Die Spuren dieser deutschen Tätigkeit sind bis heute erhalten geblieben. Die Sitten, Gebräuche, sogar die Sprache der Völkerschaften, die jahrhundertlang mit den germanischen Kolonisten in Berührung standen, sind durchtränkt von den Merkmalen dieser Periode. So bildete bis in die neueste Zeit hinauf das deutsche Volkstum in den meisten Städten Ungarns und Galiziens das vorherrschende Element, wodurch diese das typische deutsche Städtegepräge bewahrten.

Das 15. Jahrhundert bedeutete für die deutschen Siedlungen in den Karpathenländern den zweiten Höhepunkt. Ihre Macht war staatlich anerkannt und überall im Lande maßgebend. Von da ab ist jedoch ein langsames Sinken ihres Einflusses bemerkbar, das verschiedenen Ursachen entsprang und gerade die reichsten und blühendsten Ansiedlungen ergriff. In Ungarn rief Johann Zapolya, der von den nationalen Ständen erwählte König, gegen die zweite Partei, die Friedrich von Oesterreich als Gegenkönig auf den Schild hob, und dem auch die meisten Deutschen Ungarns sich anschlossen, die Türken zu Hilfe. Der Einbruch der Türken, die Kämpfe und Verwüstungen, die ihm folgten, fanden die deutschen Kolonien nicht mehr abwehrbereit genug, um so mehr als sie ihre Stellung auch gegen innere Feinde, die ihnen mittlerweile aus nationalen und Klassengegensätzen erwachsen waren, zu verteidigen hatten. Der heimische Adel, der die Erfolge der Fremdlinge schon immer mit scheelen Augen betrachtet hatte, richtete seine Angriffe in dem Maße seines Erstarkens und seiner fortschreitenden Nationalisierung gegen den weitreichenden Einfluß der Kolonisten. Dazu kam, daß er zugleich der natürliche Gegner eines tatkräftigen Bürgerstandes war, dessen Auf-

Digitized by Google

blühen unter dem Schutze der deutschen Ansiedler er notwendigerweise fürchten mußte. So begann bald der Kampf des Adels gegen den Bürgerstand, der vornehmlich die Städte in seiner Gewalt hatte. Die nationalen Könige plünderten deutsche Orte und legten ihnen und namentlich den Städten drückende Verpflichtungen auf. Aehnliche Erscheinungen traten auch in den Polenländern (Galizien, Krakau) zutage. Der polnische Adel drängte die Städte von dem Landtage ab und schloß sie auch von der Königswahl aus. Dadurch waren die Städte der Verelendung preisgegeben und zu bäuerlichen Ansiedelungen herabgedrückt. Ebenso wurden die Landrechte zugunsten des Adels erweitert und ihren Zwecken dienstbar gemacht. Der Zusammenbruch des Städtewesens in Polen (durch die berüchtigten Stadtgesetze von 1791) führte das Ende der deutschen Stadtverfassung in Polen herbei. Erwähnenswert ist, daß erst Zar Nikolaus I. im Jahre 1831 die Reste des deutschen Rechtes in Polen gänzlich außer Kraft setzte.

Die großen Religionskämpfe des Westens machten sich auch in den deutschen Kolonien im Osten fühlbar und schwächten die Widerstandskraft des Deutschtums. So brachte das Ende des 17. Jahrhunderts in allen deutschen Karpathensiedlungen einen merklichen Niedergang, der in der Folge teilweise aufgehalten werden konnte, im Grunde aber trotz aller Hemmungsversuche fortschritt. Als Ungarn von den Türken befreit und dem alten Habsburger Reich einverleibt wurde, suchte dieses seine Stütze in den übriggebliebenen deutschen Kolonistenstämmen. Seit der Zeit Karls IV. und namentlich der Kaiserin Maria Theresia wurde eine systematische Durchtränkung der erworbenen Gebiete mit kaisertreuen Ansiedlern durchgeführt. Das verfallende polnische Reich schaffte in Galizien neuen Raum der wiedererwachenden Kolonisation. Sie wurde von den österreichischen Behörden unterstützt, von denen vornehmlich der Hofkriegsrat und die Hofkammer besondere Siedelungsabteilungen hatten. Als Galizien bei der zweiten Teilung Polens (1772) an Oesterreich gefallen war, begann hier wie in Ungarn das deutsche Leben kräftig aufzublühen. Auch jenseits der Karpathenkämme, in der Moldau und Walachai gelang es ihm, in zäher Arbeit festen Fuß zu fassen. Die einheimischen Fürsten suchten, angeeifert durch den Wohlstand der von den Deutschen bewirtschafteten Nachbargebiete, Ansiedler ins Land zu ziehen und vertrauten ihnen die großen Güter und Staatsdomänen an. Besonders begehrt waren die deutschen Handwerker, deren Werkstätten überall in Stadt und Dorf nachgeahmt wurden. Im Jahre 1774 kam der nördliche Teil der Moldau, die Bukowina, an Oesterreich, und bald bildete sich in diesem Kronland unter der Fürsorge Josephs II. eine Hauptstätte des Deutschtums im Osten.

Dieser Aufschwung behauptete sich auch in der Folge dank den Vorkehrungen einer einsichtigen Regierung. Die Verwaltung der Bukowina blieb bis auf den heutigen Tag deutsch, deutsche Schulen (neben nationalen) und eine deutsche Universität schaffen einen Nachwuchs, der im deutschen Geiste erzogen ist. Ebenso haben sich in Siebenbürgen sächsische Kolonien in geschlossenen Massen fast unvermischt erhalten, und wenn sie auch nach mancherlei Kämpfen mit der nationalmadjarischen Regierung viel von ihrer ursprünglichen Selbständigkeit eingebüßt haben und später sogar ihre Vertreter in die Reihen der Regierungspartei entsandten, so ist ihr Besitz dennoch gefestigt und durch keine noch so nationalitätenfeindliche Politik zu erschüttern. Auch in Galizien bestehen rein deutsche Sprachinseln neben zahlreichen gemischtsprachigen Ortschaften, wo das deutsche Element das überwiegende ist, aber freilich von einer unduldsamen polnischen Politik arg bedrängt, ständig an Boden verliert. Verhältnismäßig am wenigsten gefährdet ist das deutsche Besitztum in den Städten, wo es sich eine hervorragende Rolle gesichert hat.

Wenn also deutsche Truppen im Verein mit den österreichischen die Karpathen vom Feinde gesäubert haben, so haben sie nicht nur das Territorium des Bundesgenossen verteidigt, sondern auch deutsch-nationalen Besitz im Osten der Monarchie, der bei einer Preisgabe dieser Gebiete rettungslos in dem moskowitischen Meer untergehen müßte.

Eugen Katz / Quer durch Litauen

Es war ein heller Frühlingstag auf einem Gut dicht bei der Stadt Suwalki, von dem wir seit der ausgehenden Winterzeit unsere Arbeit geleistet hatten, als unerwartet der Befehl zum Abmarsch nach Philipowo kam. Obwohl uns die köstliche Aprilsonne selbst mit dem öden Flecken, auf dem wir damals lagen, ausgesöhnt hatte, wurde doch der Marsch nach der ostpreußischen Grenze mit Jubel begrüßt. Wer freute sich nicht auf die Aussicht, wieder deutschen Heimatboden zu betreten, ehrliche Gesichter zu sehen und allerhand Einkäufe machen zu können, nachdem es in dem seit September vom Kriege heimgesuchten Gouvernement Suwalki für Geld und gute Worte kaum mehr etwas zu erstehen gab!

Am Tage darauf wurde die deutsche Grenze überschritten, und diese Grenze ist wirklich nicht nur ein geographischer Begriff, sondern die Schranke zwischen zwei Welten. Unter ähnlichen Bodenverhältnissen war in Deutschland der Wuchs auf Aeckern und Wiesen um Wochen voraus: die Folge geordneter Wasserwirtschaft und Dränage. Und der liebe deutsche Wald — wie anders nahm er sich aus, nach den durch Menge wertvollen, aber arg zerzausten Beständen russischer „Forstwirtschaft"!

Jenseits der Grenze gab es keine aus Altersschwäche zusammensinkenden morschen Holzbaracken mehr, keine schmierigen Bauernhöfe, bevölkert von ungewaschenen Pelzträgern und Weibern, die man nur aus der Entfernung anschauen mag. Zwar waren noch viele traurige Bilder der Zerstörung aus der Zeit der Russenherrschaft zu sehen, Bilder, die den Beschauer vor Wut die Faust ballen ließen. Aber zwischen den verkohlten Trümmern regte sich bereits wieder der Arbeitsgeist fester und sauberer deutscher Bauern und ihrer Frauen und Töchter (die jungen Männer hatten den Pflug mit dem Schwert vertauscht), und mancher Gruß aus Soldatenmund von der Landstraße fand einen freundlichen Widerhall hinter den Gartenzäunen, wo eben das erste zarte Grün sproßte.

Die nächsten Tage führten uns dann nach Goldap, Gumbinnen, Pillkallen, Lasdehnen, Schmalleningken — und damit wieder an einen anderen Anfang des „heiligen" russischen Reiches. Das Bild der ostpreußischen Städte war dasselbe wie das des platten Landes: Neuaufschwung überall. Dieser kernige Menschenschlag, der schon in vergangenen Jahrhunderten Krieg und Zerstörung immer schnell überwunden hat, ist eben nicht tot zu kriegen, und bald wird selbst der während der Masurenschlacht trostlos verwüstete Flecken Pillkallen wieder nett und freundlich aussehen!

Einige Beobachtungen: Kurz hinter Philipowo sahen wir wieder die erste Pumpe, nachdem wir uns monatelang mit Wasser aus Bachläufen oder Schöpfbrunnen behelfen mußten, dessen Genuß in ungekochtem Zustand die Armeeleitung mit Recht verboten hatte. — Oder: An keiner russischen Straße

hatten wir auch nur einigermaßen ordentliche Alleebäume gesehen; in Ostpreußen begannen bald die schönsten Obstbaumreihen die Straßen zu beleben, so daß unsere braven Niedersachsen, die sich unter der entlegensten preußischen Provinz eine Art Wildwest vorgestellt hatten, füglich erstaunten. Und nun erst der Unterschied in den Quartieren: Doch ich will mir das Herz nicht schwer machen, denn augenblicklich befinden wir uns ja wieder mitten im Moskowiterreich.

Ein Abend bei einem Gutsbesitzer, Reserveoffizier, der zur Frühjahrsbestellung beurlaubt war, bleibt unvergeßlich, denn wie verstand dieser Mann von den schweren Spätsommertagen 1914 zu erzählen. Damals hatten drei deutsche den Ansturm von 24 russischen Korps zu ertragen, bis Verstärkungen nach Osten gingen und Hindenburg den Oberbefehl übernahm. Um ein Haar, und die Russen wären an die Weichsellinie gelangt! Aber schwer haben die ostpreußischen Regimenter mit Einschluß des Landsturms, dem von Anfang der Grenzschutz oblag, leiden müssen. Es gibt große ostpreußische Formationen, in denen der letzte aktive Offizier, der den Kriegsanfang erlebte, gefallen oder kampfunfähig ist. Und wie sehr es auf die Tatkraft des einzelnen Offiziers ankommt, ersehe man daraus, daß bei dem zweiten Russenansturm die Energie eines einzigen Hauptmanns, der eine schon verloren geglaubte Stellung an ihrem Schlüsselpunkt mit letztem Kraftaufwand hielt, die Stadt Gumbinnen vor abermaliger Russenbesetzung bewahrte. — Und nun geht von neuem der Pflug über die durch Schützengräben und Granatenlöcher zerrissene ostpreußische Erde, und manche nur notdürftig verscharrte Russenleiche wird zutage gefördert, und mancher russische Artillerie-Blindgänger — damals hatten sie noch keine amerikanische Munition! — wird unschädlich gemacht.

Jenseits der Schmalleningken beginnt das russische Litauen, von dem wir in Deutschland wenig anderes kennen als die kleinen flinken Pferdchen. Uns bot das Land in mancher Hinsicht angenehme Ueberraschungen, doch bevor hiervon die Rede sein soll, sei zunächst kurz erzählt, wie wir hineinkamen und an jenen Operationen Anteil nahmen, die zurzeit noch nicht abgeschlossen sind, und in deren Zweck und Durchführung wohl erst das große Generalstabswerk nach Jahren den gewöhnlichen Sterblichen lückenlos einweihen mag.

Daß Außergewöhnliches vorging, merkten wir schon in Lasdehnen, an einem wohlverdienten Ruhetag, als wir den glänzenden Durchmarsch mehrerer Kavallerie-Divisionen erlebten, trefflich beritten, vielfach mit neuen Monturen ausgestattet und offensichtlich erfüllt mit jenem Offensivgeist, ohne den Kavallerie eben nicht denkbar ist. Diese Reiter, begleitet wie üblich von reitenden Batterien, Maschinengewehren, Jägern usw., machten dann den den Russen gänzlich überraschend kommenden kühnen Zug bis vor die Tore von Mitau, alles im Sturme wegfegend, was sich ihnen entgegenstellte. Im Gefolge dieser Divisionen, die über Sand und Moorwege jagten, von denen aus die Russen nie einen Angriff erwartet hätten, zogen dann auch wir mit unseren schweren Karren, und was unsere braven Pferde da leisten mußten, bleibt nicht weit hinter den schlimmsten Wintererinnerungen zurück. In diesen Tagen — es war Anfang Mai geworden — gelangten wir bis zur Stadt Schaulen (Szawle), die uns schon deswegen unvergeßlich sein wird, weil es dort ein recht trinkbares einheimisches Bier gab, ein bisher in Rußland unerlebtes Ereignis.

Die Russen zogen dann mächtige Verstärkungen heran, welche unserer Kavallerie und der zu Hilfe geeilten xten Reserve-Division, zu der wir gehören, übel zu schaffen machten. Aber dann kamen auch die deutschen Verstärkungen, die Russen wurden weit nach Osten zurückgeworfen, die von ihnen zähe verteidigte Dubissa wurde überschritten. Gleichzeitig machten die Deutschen in Kurland Fortschritte, und während der russische Generalstab anfänglich in den Zeitungen über die ganze Aktion in Litauen gehöhnt hatte, bereitet ihm nunmehr diese Anhäufung deutscher Kerntruppen östlich des Memelstromes schwere Sorgen, um so mehr, als sie sich auf feste Stellungen stützt, die sich in uneinnehmbarer Linie von der Ostsee bis nach Galizien hinziehen. Erschwert wird den Russen der Widerstand durch die Zerstörung wichtiger Bahnlinien zwischen Riga, Dünaburg und Kowno, die ebenfalls unseren wackeren Kavalleristen (Sprengpatrouillen) zu danken und deren Wiederherstellung in vielen Wochen nicht zu schaffen ist. Die ganzen Vorgänge überhaupt werden beweisen — und dieser Beweis wird von berufener Seite erbracht werden —, daß auch im Zeitalter der Autos, Flieger und Stellungskämpfe die Kavallerie an ihrer Bedeutung auch nicht ein Titelchen verloren hat, ganz besonders nicht im Osten.

Und was wurde von unserer Kavallerie verlangt! Angesichts der ungeheuren Entfernungen, innerhalb deren das Ganze vor sich ging, wurde jeder Patrouillenritt zu einer Fernpatrouille. Die Russen verwendeten hier zum erstenmal in größerem Umfang Kosaken, die bis dahin wesentlich als Polizeitruppe gedient hatten. In diesem wald- und sumpfreichen Gelände ist der Kosak auf seinem gänzlich sicheren, harten und wohldressierten Pferd ein gefährlicher Gegner, der nicht von weitem ausreißt, wie die französische Kavallerie, sondern unsere Reiter gedeckt bis auf wenige Meter herankommen läßt und dann einzeln abzuschießen sucht.

Hinter dieser leicht beweglichen Kavallerie also schoben sich durch Litauen unsere Kolonnenwagen, die Munitionskolonnen, die schweren Fuhrparkkolonnen und schließlich leichte Kolonnen, die aus requirierten Bauernwägelchen, schnellen Pferden und auch requirierten Fahrern (litauische Bauern und Juden) unter Anpassung an die Verhältnisse geschaffen worden waren.

Und Litauen erschien unserem Kolonnenverband zunächst als das Land, wo Milch und Honig fließt. Auf den zahlreich vorhandenen und gut bewirtschafteten großen Gütern waren Bestände an Hafer und Heu vorhanden, wie wir sie in Polen nirgend getroffen haben. Trotz großer Märsche lebten unsere Pferde förmlich auf. Unsere Feldküchen hatten mehr Vorrat an bestem Fleisch, Geflügel, Milch und schönsten Hülsenfrüchten, als sie bewältigen konnten. In den kleinen Städten gab es zu kaufen, was das platte Land nicht lieferte. Die Abgänge an Pferden konnten durch gute einheimische Blutpferde und zuweilen sogar durch schwere, im Lande gezogene Kaltblüter ergänzt werden. Neben der Versorgung der fechtenden Truppen mit Nahrungsmitteln — hier mußten die Kolonnen so recht zeigen, was sie vermochten, da es weit und breit keine Eisenbahn gab — konnten wir noch die besonders dankbare Aufgabe erfüllen, größte Ledervorräte aus den Gerbereien Schaulens nach Deutschland schaffen zu helfen und damit der deutschen Armee einen hervorragend wichtigen Rohstoff verschaffen.

Wenn Litauen landwirtschaftlich höher steht als Polen, so ist dies wesentlich deutschen Einflüssen zu danken. Die Gutsbesitzer, wenn auch polnischer Sprache und Nationalität, haben vielfach in den Ostseeprovinzen oder auf deutschen Hochschulen studiert, und von ihnen ergießt sich ein gewisser Kulturstrom auf die ihnen an sich sprach- und

Digitized by Google

wesensfremden litauischen Bauern. Hier hat fast jeder Bauernhof seinen umzäumten Obstgarten, während im Gouvernement Suwalki Obstbäume noch seltener waren als gewaschene Menschen. Die Häuser sind wohnlicher gebaut, oft schmuck, die Ställe nicht selten halb massiv, auch wird schon auf die Verwendung von besserem Saatgut und die Zucht von Rassenvieh ein gewisser Wert gelegt. Und auf dem Lande wie in den Städten scheint sich — ebenfalls im Gegensatz zu Polen — zwischen Aristokratie und Unterschicht etwas wie Mittelstand geschoben zu haben.

Naturgemäß wurde die Ausdehnung der kriegerischen Operationen auch für dieses Land verhängnisvoll. An manchem beginnt Mangel einzutreten, vor allem an Pferdefutter, manches Gehöft, manches Dorf ist dem Artilleriefeuer beider Parteien zum Opfer gefallen, und mit Bedauern sieht man auch hier die vielen, an dem Weltbrand Unschuldigen in Armut versinken. Welches Glück, daß der Opfermut des deutschen Heeres und des deutschen Volkes bis auf wenige Grenzbezirke die Schrecken des Krieges von der Heimat ferngehalten hat. Von diesem Gefühl sind auch bereits in Litauen unsere die Vorgänge beobachtenden Soldaten erfüllt.

von Spitzel/Die militärische Jugendausbildung

Die Bedeutung der militärischen Jugendausbildung geht schon aus der Möglichkeit hervor, durch sie die jährlichen Rekruteneinstellungen zu steigern und dadurch alle Tauglichen der Armee und der Ausbildung zuzuführen. Eine gut vorgebildete Jungmannschaft gestattet, ohne daß die Qualität sich irgendwie verschlechtern würde, eine wesentlich kürzere Dienstzeit, und zwar vielleicht später um die Hälfte der jetzigen. So sehr sich diese militärische Jugendvorbildung schon bisher bewährt hat oder besser, wie sehr sie ihren hohen Wert gezeigt hat, so geht dieser doch stark zurück, wenn die Teilnahme nicht die Gesamtjugend, nicht den vollen Jahrgang in sich aufnimmt. Das läßt sich nachweisen aus der deutschen Jungmannschaftsbewegung wie bei der aller Länder, welche eine ähnliche Organisation besitzen.

Die Verschiedenheit der Teilnahme führt zu dem Ergebnis, daß aus der freiwilligen Teilnahme eine pflichtmäßige werden muß, weil das Heer künftig mit einer gewissen körperlichen und exerziermäßigen Fertigkeit der eintretenden Mannschaften rechnen muß und diese Fertigkeit nicht möglich ist ohne umfassende körperliche Jugendausbildung. Zu dieser Organisation der Einstellung aller Tauglichen zwingt uns die politische und militärische Sachlage, es handelt sich also nach dieser Erkenntnis nur um die Frage der besten und zweckmäßigsten Ausbildungsmethode der Jungmannschaften.

Die Zeit vom Beginn der körperlichen und militärischen Jugendausbildung in Deutschland bis jetzt ist lang genug, um sich ein Urteil über die beste Methode zu bilden und damit diejenige anzugeben und zur allgemeinen Richtschnur zu empfehlen, welche die vorteilhaftesten Ergebnisse für die Armee zutage fördert. Denn das Praktische für die Armee ist die Hauptsache und bleibt die Hauptsache, dreht sich doch alles um die militärische Sicherung des Reiches für jetzt wie für die fernste Zukunft, für alle Zukunft.

Die Kardinalfrage, welche sich klar und scharf abheben muß, welche nicht verschleiert, verdüstert, verschwommen werden darf, die man offen und rückhaltlos stellen und ebenso beantworten muß, da jeder andere Versuch zur Politik von Vogel Strauß führt, ist klipp und klar die: mit welcher Ausbildung, mit welcher Methode, mit welch vorgebildetem Menschenmaterial ist der Armee, ist den Kompagnien, den Kompagniechefs, den abrichtenden Offizieren und Unteroffizieren am meisten gedient? Was ist dabei unerläßlich und vordringlich, was ist wünschenswert und auch, welche Gebiete militärischer Ausbildung sollen aus militärischen und pädagogischen Rücksichten Alleinausbildungszweig des Heeres sein?

Die Einstimmigkeit zahlreicher Anfragen an die maßgebenden und interessiertesten Offiziersgrade und die Aeußerungen vieler Unteroffiziere lassen als obersten Grundsatz, als vordringlichste Tatsache erkennen, daß der angehende Soldat möglichst kräftig, möglichst gewandt, elastisch, schmiegsam und biegsam und gleichzeitig möglichst geistig geweckt und von heiterem Sinn und unverdrossen sein soll, denn mit einem Material, das diese Eigenschaften zu eigen hat, läßt sich in Kürze alles zu Wege bringen. In Ansehung dieser Momente steht also als Basis für jede weitere Betätigung militärischer Art das Turnen an erster und an zweiter Stelle.

Wenn das leider aus den „Richtlinien" nicht mit genügender Schärfe hervortritt, so ist das um so mehr zu ersehen aus den Turnvorschriften, und zwar aus denen für alle Waffen. Da heißt es, die Turnübungen müssen während der ganzen Dienstzeit betrieben werden. In der Ausbildungszeit der Rekruten sind sie von besonderer Bedeutung. Frühzeitiger Beginn des angewandten Turnens ist dem Fortschritt der Gesamtausbildung förderlich. Alle Mittel zur Hebung der Gewandtheit und Beweglichkeit der Rekruten sind anzuwenden. Schnellauf und Zurücklegen längerer Strecken im Laufschritt sind zur Kräftigung der Lungen häufig zu üben. Mit den Rekruten werden zunächst neben sämtlichen Frei- und Gewehrübungen vorzugsweise solche Geräteübungen betrieben, die als besonders für Rekruten geeignet hervorgehoben werden.

Weiter heißt es: Zur Beurteilung der Turnausbildung ist als wesentlichster Grundsatz hervorzuheben, daß diejenige Kompagnie in diesem Dienstzweig am besten ausgebildet ist, deren Mannschaften sich jederzeit, neben Körperbeherrschung und Sicherheit bei den in dieser Vorschrift vorgesehenen Uebungen, in und außer Dienst durch vorzügliche Körperhaltung auszeichnen, bei anstrengenden Marsch- und Gefechtsübungen nicht versagen, natürliche und künstliche Hindernisse überwinden können und sich als Patrouillen gewandt benehmen. Die obersten militärischen Behörden erkennen also im Turnen die denkbar beste Vorübung und die Grundlage für die Qualitätsleistungen auf anderen Dienstgebieten; deshalb ist auch der Kompagniechef verantwortlich für den richtigen Turnbetrieb. Unteroffiziere und Vorturner haben in ihren Leistungen vorbildlich zu sein, er kann ihnen die Beteiligung bei leistungsfähigen Vereinen der deutschen Turnerschaft gestatten. Beim dienstlichen Turnen ist die tätige Beteiligung an den Uebungen in jeder Weise zu fördern, weil dadurch zu Ehrgeiz und Freudigkeit angespornt wird.

Der leitende Offizier hat dafür zu sorgen, heißt es im Vorwort der Vorschriften, daß das Turnen abwechslungsreich, anregend, zwanglos und ohne militärischen Drill betrieben wird, soweit es sich mit der Disziplin und den Ausbildungszwecken vereinbaren läßt. Individuell wird zu prüfen sein, auf welchem Weg das Endziel der Ausbildung — höchste Leistungsfähigkeit bei der Ueberwindung aller Schwierigkeiten des Feld- und Festungskrieges — am zweckmäßigsten zu erreichen ist; jedenfalls muß planmäßig vom Leichten zum Schwereren bis zur erreichbaren Höchstleistung geschritten werden.

Digitized by Google

Die von der höchsten militärischen Stelle dem Turnen zugestandene überaus günstige Einwirkung auf andere, und zwar sehr wichtige Dienstzweige, obwohl die Aufzählung noch lange nicht erschöpfend ist, berechtigt dazu, die gründlichste Turnausbildung an die vorderste und vordringlichste Stelle zu setzen. Das muß schon aus weiteren praktischen Gründen geschehen, weil die Jungen sehr gerne turnen, weil die Lust und Liebe zu diesen Uebungen das beste Gegenmittel für die sonst unheimlich sich mehrende Abflauung bilden und weil die Kriegserfahrung, die heutigen Kampfmethoden kategorisch verlangen, daß die eintretenden Rekruten ausnahmslos vorzügliche Turner sein müssen; ohne diese Eigenschaften, welche die Rekruten im vollsten Maße zu eigen haben müssen, sind die Soldaten den Anforderungen des heutigen Kampfes nicht gewachsen und erliegen der heutigen Kampfweise, welche Gewandtheit, Schnelligkeit, Elastizität, Entschlossenheit, Mut, List und Verschlagenheit und die Fähigkeit, rasch alle Hindernisse zu überwinden, sondergleichen verlangt.

Turnen und die körperliche Ausbildung spielt in der militärischen Jugendausbildung nicht eine Hauptrolle, sondern die Hauptrolle und deshalb muß näher darauf eingegangen werden.

Ohne Handwerkzeuge läßt sich kein Gewerbe ausüben und ohne Turngeräte kein Turnen, so wie es die Jugend, so wie es die Armee, die Sicherheit und Wohlfahrt des Reiches erheischen. Daß da nicht alle Verwaltungsbehörden, alle Bürgermeisterämter, daß nicht alle Schulen, Lehrer, Professoren, daß nicht alle Parteien, daß vor allem die Armee selbst diese Ausstattung mit Turngeräten verlangt und durchgesetzt haben, daß seit Jahrzehnten nicht alles darangesetzt wurde, turnerisch die Leute, die Jugend, die Schulentlassenen aufs beste auszubilden, wodurch weiterhin sogar die Zahl der Tauglichen bedeutend würde vermehrt worden sein, das erscheint als ein völlig unverständliches Rätsel. Der Krieg und die schrecklichen Kriegslehren, die Methoden, die der Kampf angenommen hat, rufen uns aber zu, nein zu schreien, sie brüllen es uns in die Ohren, laßt eure Jugend sofort turnen, bildet sie eifrigst und sorgsamst im Turnen aus, das Leben der einzelnen, der Erfolg des Ganzen hängt davon ab. Kraft der Muskeln, Kraft der Nerven, Gewandtheit, Schnelligkeit, Elastizität, Schmiegsamkeit, Biegsamkeit, Gazellen- und Tigersprung und Affenkletterfähigkeit, Findigkeit, rascher Entschluß, geübter Blick, Entschlossenheit und Mut, das sind die ausschlaggebenden Eigenschaften des Soldaten der neuesten Zeit, die in Zukunft noch bedeutungsvoller werden.

In der Schweiz, wo das Turn- und Schießwesen weit mehr ausgebildet ist, ist man mit dem bisherigen Betrieb und den bisherigen Erfolgen noch nicht zufrieden, man will sie steigern und die Turnausbildung zur höchsten Vollkommenheit treiben, und zwar als Durchschnittsleistung, denn noch nie trat so klar wie heute zutage, welch eminenter militärischer Wert im Turnen steckt, heißt es im Rundschreiben, welches vom Generalstabschef von Sprecher und vom Generaladjutanten Brugger unterzeichnet ist. Die Richtlinien lassen aber auch die Gewehrübungen, die Gewehrgriffe, die Fechtübungen und das Zielen und Schießen außer Betracht, wohl weil man im Moment den Jugendwehren keine Gewehre verabfolgen kann. Nun, dann kann man ihnen wenigstens Gewehrröhren geben, 1,20 bis 1,25 Zentimeter lang gleich der Länge eines Gewehres. Diese Röhre wiegt 2 Kilo, also füllt man sie mit Sand oder Erde und etwas Blei aus, so daß sie 11 Pfund gleich Gewehrschwere schwer wird, und verschließt sie mit je einen Stöpsel, in die man noch zwei Stecknadeln oder zwei Nägel stecken kann, um Zielgelegenheit zu bieten.

Eine solche Röhre, aus einer alten Gas- oder Wasserleitung stammend, kostet 20 bis 28 Pf., zehn Stück 2 M., hundert Stück 20 M., was jede Gemeinde noch aufbringen kann. Wie werden die Augen leuchten, wenn die Jungen mit Gewehrübungen Rekordleistungen vollführen, wie werden die Muskeln wachsen, sich ausdehnen und knochenhart werden! Wie werden sie dann vortefflich schießen, wenn der Arm so stark und ruhig ist und das Gewehrhalten ein Kinderspiel für sie ist! Mit welchem Schneid werden sie Fechtstöße ausführen und die entsprechenden Paraden! Und das alles mit einem Instrument, so zwanzig Reichspfennige kostet.

Man muß die Lust und Liebe nur zu wecken verstehen und sich zu helfen wissen, dann ist die deutsche Jugend schon da! Freilich, wenn man in der Hauptsache nur zu Freiübungen ratet, weil diese nichts kosten, wenn man Stillstehen, Wendungen und Richtungen bis zur Bewußtlosigkeit übt, und wenn die Felddienstübungen auch der Phantasie entbehren, dann darf man sich nicht wundern, daß die Sache abflaut und die Jungen wegbleiben. Und sie bleiben jetzt weg, ja, das Abflauen hat die Teilnehmerzahl auf 30, auf 20, ja, auf 10 v. H. der Möglichkeitsbeteiligung gebracht, weil zu wenig geturnt wird, weil zu wenig der körperlichen Entwicklung Rechnung getragen, weil zu viel herumgestanden und die ganze Geschichte vielfach zu steif, zu ledern, zu phantasielos gehandhabt wird.

Zur Ausstattung für 60 Jungen sind nötig zwei Recks, zwei Barren, eine Leiter, zwei Sprunggestelle mit drei Pfosten, ein Pferd, vier bis fünf Sprungböcke, weil das Springen über diese hintereinander nicht nur sehr gelenkig macht, sondern auch Lust und Freudigkeit hebt, vier Kletterstangen, zwei Taue. Wenn man bei den Recks und der Leiter die einen Stützpunkte in die Mauer verlegt und für die zweiten Pfosten beschafft, so stellen sich die Kosten wesentlich billiger; das Pferd mache man gleichfalls einfachst, statt Lederbezug nur starkes Baumwollenzeug und bei den Böcken ähnlich, dann betragen die Gesamtunkosten, wenn die Sachen praktisch einfach, kräftig und gut im Ort gemacht werden, etwa 100 M., und wenn die Gewehrröhren dazukommen, noch 12 M. mehr. Wenn eine Gemeinde das nicht leisten will, dann versündigt sie sich aufs schwerste an ihrer Jugend selbst, am engeren Vaterland und am Reich. Der Patriotismus wird aber für ganz arme Gemeinden einen Kreisfonds zusammenbringen für deren Unterstützung und zur Beschaffung weiterer Utensilien wie Zielgewehre, Trommeln, Pfeifen, einfachste Fahnen; wenn in einer Provinz oder einem Regierungskreis für je 1 Million Einwohner 40—45 000 M. als Jugendwehrausrüstungsfonds zusammenkommen, so kann die Jugendwehr mustergültig ausgestattet werden; zu dieser Ausstattung nehmen natürlich auch die jeweiligen Volks- und Mittelschulen, die Turnvereine teil, wie umgekehrt die Geräte der Volks-, Mittelschulen, der Turnvereine auch den Jugendwehren zur Verfügung stehen; denn hier gibt es und gelten nicht Sonderzwecke, sondern es gibt nur einen Hauptzweck, und der ist die Ertüchtigung der Nation zum Besten, zur Kraft und Macht und Verteidigung des Vaterlandes, und diesem muß gedient werden mit allen Kräften und mit vereinten Kräften.

Digitized by Google

Helene Voigt-Diederichs / Nicht dabei!

Vor wenigen Stunden traf ich sie, drinnen am Sonnenrand einer Straße in der Altstadt. Herzbrechend tränenlos blickte sie einem Trupp ausrückender Burschen nach. Jeder, der sie sah, mußte denken, ein scheidender Sohn sei vorübergezogen — aber wäre sie nicht dann, wie manche Mutter ringsum, gestanden, verzweifelt und augennaß? Dieser Schmerz hier war so, daß er wie ein Stein dalag, auf allen Adern drückte, so daß das rote Blut nur noch langsam fließen konnte. Man kann sich gewöhnen an den Stein, aber wegzurücken ist er nie mehr.

— — — — — — — — — — — — —

Im Halbdunkel, auf dem winkligen Flur eines Treppenabsatzes, sah ich sie zum erstenmal. Es war im Hinterhof einer uralten Gasse. In dem geheimnisvollen Häuservieleck, zusammengeschachtelt aus Dächern, Fensterluken, Treppchen, Fachwerk und Lauben, hocken unzählige Wohnungen über- und nebeneinander. Jede hat nach rückwärts, in einer wunderlich ausgebauten Tiefe mehr Raum, als man denken sollte. Dafür aber sind die Mieten auch hoch genug — zwölf Mark im Monat, und das ganze Geld will groschenweis aufgebracht sein.

Manche der Frauen — grad dieser allerärmsten — freilich ist durch den Krieg sicherer und reichlicher dran als sonst wohl. Ist auch der Ernährer draußen, gibt's doch auf dem Stadthaus alle vierzehn Tage eine Handvoll Geld, dazu kommen Lebensmittel, je nach der Größe der Familie.

An diesen Segnungen hat die Frau nicht teil, die da an der Treppe auf mich wartet, bescheiden, daß ich sie ansprechen soll. Sie hat weder Mann noch Sohn im Feld, ihr geringes Armengeld hat sich in diesen schlimmen Monaten nicht erhöht. All das freigemachte Mitleid fließt den Familien der Kriegsteilnehmer zu. Einer, der bloß arm ist, bleibt draußen vor, soviel „selbstverschuldeter" als sonst.

Da ist etwas in den Augen der Frau, das weiß, wie sehr berechtigt ihr Abseitsstehen ist. Ganz ohne Bitterkeit. Es ist ein Schicksal wie anderes auch. Aber heimlich unter dieser tapferen Härte blutet es von niegeweinten Tränen; man muß an eine Steinwand im Walde denken, dunkel genäßt von einem lebendigen Quell, der, anstatt in das Licht hinauszufließen, unerlöst rückwärts zur Erde drängt.

„Sie sind Frau Daniel?"

„Ja — wollen Sie ihn sehen?"

Ich erinnere mich, die Leute im Haus haben von ihrem kranken Sohn gesprochen.

„Wenn es ihn nicht stört . . .?"

„O nein, kommen Sie, kommen Sie . . ."

Ich trete über die Schwelle; ein Stübchen ist da mit lichten Scheiben, die erstaunlicherweise auf einen durchsichtigen Grasgarten hinausgehen. In der Ferne, zwischen Dächergezack, flammt ein orangedunstiger Westhimmel.

Man sieht niemanden, aber man weiß sofort, es ist jemand da im Raum. In der Ecke des Sofas regt es sich. Ein zusammengesunkenes Bündelchen Mensch hebt sich auf. Ein Paar brauner, stummer Leidensaugen brennen unter einer feinen, festen Stirn. Christus am Kreuz — der Blick, der das begreift, erschrickt fast vor der Gewalt des Vergleichs.

Vielleicht spricht im ersten Augenblick eine reine Aeußerlichkeit. Das biblisch Altmeisterliche, herrührend von eines Vorfahren Blut; aber darunter treibt etwas tiefer Gemeinsames. Die zart männlichen Formen des südlich blassen Gesichtes leuchten geheimnisvoll erhellt; man muß an Alabaster denken, hinter den ein Licht gehalten wird. Unnennbares Leid, von jedem Stoff abgetrennt, scheint in diesem Antlitz reinste Glut der Seele geworden zu sein.

Ich habe die Mutter fast vergessen. Dann steht sie wieder da, eine starkgebaute, hohe und magere Niedersächsin, nicht eine Bildung findet sich, die auf die leibliche Verwandtschaft mit dem Sohne hinweist.

Sie zieht einen Stuhl an den Tisch und bittet mich zum Sitzen. Auf dem Wachstuch steht ein offener Kaffeetopf, daneben liegt eine große altbackene Kriegsssemmel, mit der sie den Sohn gefüttert hat; eben jetzt schiebt sie, wie ein Vogel, der sein Junges atzt, ein letztes geweichtes Bröckchen in seinen Mund.

Und dann erzählt sie, schlicht und ohne mitleidheischendes Gejammer. Ja, sie hat nur den einen, auch niemals mehr Kinder gehabt, obgleich sie selber die Jüngste ist von sechzehn Geschwistern. Nächstens wird er dreißig Jahre alt, fünfundzwanzig davon ist er krank. Als er in die Schule kam, fing es an. Jeden Tag kam er mit Kopfschmerzen nach Haus. Und dann, im Sommer drauf, traten zum erstenmal die Krämpfe auf. Er mußte zu Hause bleiben. Anfangs ging's ja noch, die Anfälle dauerten nicht lange, und er konnte kleine Wege und Handreichungen tun. Ihr Mann arbeitete, und sie selber bekam im Sommer grüne Bohnen ins Haus von der Konserve.

Wenn's mit Johannes noch geblieben wär, wie's war! Aber nein, langsam, langsam wurden die Bewegungen weniger. Seit sieben Jahren sitzt er da auf dem Sofa. Und vor zwei Jahren hat er die Sprache verloren. Das kann keiner nachrechnen, was eine Mutter da durchmachen muß. Manchmal hat sie schon gedacht, es wäre besser, wenn sein Verstand nicht so klar geblieben wär. Alles weiß, alles begreift er; darum darf er niemals merken, wenn sie traurig ist.

Die Augen des Sohnes hängen an ihr, machen jede Bewegung ihres Mundes mit. Versteht er wirklich? Leise bitte ich die Mutter, jetzt vielleicht nicht von ihm zu sprechen. O doch, es tut ihm wohl, wenn jemand da ist, mit dem sie reden kann. Die Tränen stürzen über ihr Gesicht — sie wendet den Kopf, schützt gegen das Sofa die Hand vor, unauffällig. Er darf nicht sehen, daß sie weint, und durch eine vielgeübte Kraft des Willens ist gleich wieder ihre Stirn im natürlichen Faltenmaß, ihre Augen blicken heiter schmerzlos.

Fortsetzung folgt.

Julius Bab / Bataillons-Bureau

Neue Rekruten treten heran.
Dreihundertfünfundsiebzig Mann.

Name? Geburtsort? — Die Zunge lallt
Weltfremde Weiler im Odenwald.

Beruf? — Ein Köhler, ein Ochsenknecht,
Waldhüter, ein Weinwirt. — Wie fremd ihr sprecht!

Wie schwer das in preußische Ohren geht.
Der Wind aus den schwäbischen Wäldern weht.

Und Augen — noch ganz voll Tier und Baum,
Und sehen die Stadt nur wie ängstlichen Traum.

Aus tiefstem Schatten ins Licht gebracht,
Und stehen nun bald in der polnischen Schlacht.

All, was in den innersten Gründen dir schlief!
Der Krieg — o mein Deutschland! — wie gräbt er so tief

Digitized by Google

Gottfried Traub / Acker

Mehr wie jeder Feldherr gilt mir der, welcher schafft, daß dort, wo eine Aehre wuchs, deren zwei stehen.
Friedrich der Große.

Des großen Feldherrn Namen schützt das obige Wort vor der Mißdeutung, als ob man in Kriegs- und Friedenszeit den Feldherren und den Truppen je undankbar werden könnte, die Acker und Feld mit Leib und Leben beschützen. Gerade darum ist uns der Boden lieb und wert, weil so viel edles Blut darum geopfert werden mußte. Jetzt ist er nicht nur die Scholle, welche so oder so chemisch zusammengesetzt ist, nicht mehr der Boden, der zufällig in dieser oder jener Gemarkung liegt, nicht allein die wundersame, duftende Erdkraft, die in ewig neuer Fülle das Gesetz von Samen und Ernte erfüllt: jetzt ist er das Volksheiligtum, das in heißen Tagen vor dem entweihenden Tritt der Feinde bewahrt blieb. Er birgt die Toten und gibt den Lebendigen Heimat; Brot schafft er uns und hält die Kette des Lebens an beiden Enden in seiner Hand, wo der Same stirbt und wo die Aehre sich beugt, wo das Korn reif und wo es wieder zu neuer Frucht in den Schoß der Erde sich birgt. Der Acker ist die Fibel des lebendigen Kreislaufs alles Geschehens. In diesem Volkslesebuch stehen die tiefsten Weisheiten der Welt. Langsam enthüllen sie sich dem, der den Acker lieb gewinnt.

Um den Acker kämpfen die Völker. Manche drücken es anders aus und sagen: Aller Streit der Welt geht um den „Futterplatz". Das ist nicht falsch gesagt; aber es ist halbe Wahrheit, darum gefährlich. Man kann auch das Wort „Vaterland" bezeichnen als einen „in der Kehle geformten Hauch"; aber niemand wird sich einbilden, damit der Fülle dessen gerecht zu werden, was in diesem Worte steckt. Der Mensch lebt von dem, was er aus der Welt dichtend schafft. So wird sie ihm zum neuen Wesen. Der Boden eines Volkes ist nicht nur für den Verse reimenden Jüngling, sondern für das dichtende Volk hinter Pflug und Wagen eine Urkraft, die er verehrt, weil er ihren Segen spürt. Wir wachsen mit der Erde. Unser Leib nicht nur, unsere ganze Erkenntnis vertieft sich, je tiefer sie sich mit den Geheimnissen vertraut macht, die uns auf diesem Flecken Erde umgeben. Keiner meistert den Boden, der ihn nicht liebt. Niemand gibt er sich zu erkennen, der ihm die Treue nicht hält. Aber Reichtum an Dingen und Leben als rollendes Blut schenkt er allen, die ihm gerne dienen.

So hoffen wir auf Land! Nicht aus Gier, nicht aus ungesättigten Trieben. Wir fordern Land, weil wir der Zukunft etwas sagen wollen. Wir wollen uns proben auf weitem Gebiet und uns messen mit unseren Brüdern, die bisher in fremdem Land saßen und dort anderen Völkern dienten, die wir nun heimholen und bitten, daß sie den Leib Deutschlands stärken und frischen Blutumlauf in unserem Vaterland schaffen möchten. Der Acker des deutschen Volkes wachse und mit ihm der Fleiß, die Arbeit, die Kraft! „Wer da hat, dem soll gegeben werden, damit er die Fülle hat," heißt das alte Gesetz Jesu; „wer aber nicht hat, von dem wird genommen, was er hat." So steht vor ihm die wirkliche Gerechtigkeit. Sie ist nicht hart, sie ist nur wahr. Wenn wir gesiegt haben, dann wird ja erst recht die Probe an uns kommen, ob wir so tüchtig sind, zu halten, was wir bekommen, zu schaffen und nicht auszuruhen, dem Boden nachzuwachsen wie ein herrlicher Eichbaum. Schaffen aber heißt sorgen, daß dort, wo eine Aehre wuchs, deren zwei stehen!

Soziale Bewegung

Befremdlicher Mangel an sozialem Entgegenkommen. Als zu Anfang des Krieges eine Reihe von Verfügungen und Schreiben einflußreicher Behörden hinsichtlich der Vereins- und Versammlungsfreiheit politischer oder politisch sein sollender Vereine und Gewerkschaften bekannt wurden, die, dem Ernste der Zeit entsprechend, den vielen Verwaltungsstreitverfahren ein Ende bereiteten, wandte sich der Vorsitzende Gg. Streiter des Deutschen Verbandes der Krankenpfleger und -pflegerinnen (einer christlich-nationalen Gewerkschaft) an eine Reihe von preußischen Landeshauptleuten, die in Friedenszeiten die Organisierung des ihnen unterstellten Krankenpflegepersonals mit allen zu Gebote stehenden Mitteln verboten hatten. Seine Eingabe, die absichtlich manchen besonders gelungenen Satz aus einigen der erwähnten behördlichen Verfügungen und Schreiben enthielt, zielte auf eine Aufhebung der bestehenden Koalitionsverbote für das Pflegepersonal hin. Die Antworten, soweit solche überhaupt eingegangen sind, lauten sämtlich ablehnend. Der Landeshauptmann der Provinz Westpreußen schreibt: „Ihrer Anregung zu einer veränderten Stellungnahme gegenüber den Bestrebungen Ihres Verbandes vermag ich nicht zu entsprechen. Der wohlverstandene Vorteil des Pflegepersonals der westpreußischen Heil- und Pflegeanstalten wird von dem Personal selbst, von den Direktoren und Aerzten und von der Provinzialverwaltung nach Kräften wahrgenommen. Insbesondere hat es die Provinzialverwaltung jederzeit für ihre Pflicht erachtet, sich über die Lage der Pfleger in den übrigen Landesteilen zu unterrichten und Ungleichmäßigkeiten soweit möglich, zu beheben. Daß nicht alle, auch nicht alle berechtigter Wünsche erfüllt werden können, ist eine Erfahrung, die der Stand den Krankenpfleger mit allen menschlichen Berufsständen teilt. Mit der organisierten Selbsthilfe kann ihm in einem Rechtsstaat nicht gedient sein. Niemand wird in Preußen gezwungen, Staats- oder Kommunalbeamter zu werden. Wer diesen Beruf unter den ihm bekannten Bedingungen ergreift und alsdann Vereinigungen beitritt, die sich die Aenderung des Anstellungsvertrages in einseitiger Richtung zur Aufgabe machen, verstößt gegen die Treupflicht des Beamten. Sie wollen hieraus ersehen, daß es sich bei der von Ihnen berührten Frage keineswegs um „unbedeutende Einzelsachen" handelt, sondern um einen allgemeinen und von jedem gesunden Gemeinwesen befolgten Grundsatz, nicht um eine parteipolitische Forderung, sondern um eine solche der Beamtendisziplin. Der disziplinierte Körper des deutschen Heeres und des deutschen Beamtenstandes bildet das feste Rückgrad der einmütigen Erhebung unseres Volkes, auf die Sie sich für die Bestrebungen Ihres Verbandes nur aus Mißverständnis berufen können. Die auch mir am Herzen liegende Einheit der Nation wird jedenfalls weniger gestört, wenn sich Untergebene mit begründeten Anliegen an vorgesetzte Behörden wenden, als wenn sie weitverzweigte Vereinigungen bilden, auf die der Staat oder der anstellende Landesteil keinen Einfluß ausübt." — Der Landesdirektor der Provinz Brandenburg schreibt: „Es ist nicht beabsichtigt, das bewährte Treuverhältnis zwischen mir und meinen Beamten durch Zulassung irgendwelcher Störungen von außen zu gefährden, und ich bin weit entfernt davon, in der sorgfältigen Pflege dieses Verhältnisses ein Hindernis einmütigen Zusammenstehens der Nation, wie wir es jetzt erleben dürfen, zu erblicken." Von diesen klassischen Zeugnissen der Kriegszeit kann man einstweilen leider nur mit Befremden Kenntnis nehmen. Ob in dieser Zeit, wo das stille Heldentum der Krankenpfleger und -pflegerinnen überall seine Triumphe feiern kann und mancher geächtete frühere Vertrauensmann des Verbandes sich die schönste Auszeichnung dieses Krieges auf die Brust heften darf, durch solche ernste Bitterkeit auslösenden Schreiben die „Einheit der Nation" gefördert wird, kann wohl füglich bezweifelt werden. Daß gegenüber der allgemeinsten Anerkennung der Tätigkeit der Gewerkschaften eine behördliche Stelle die Gewerkschaften als „gefährdete Störung von außen" bezeichnet, verdient besonders unterstrichen zu werden.

Der Gesamtverband evangelischer Arbeitervereine hat am 6. August sein 25jähriges Bestehen gefeiert. Am 6. August 1890 wurde der Zusammenschluß der in Rheinland-Westfalen, Sachsen, Württemberg und Schlesien bereits bestehenden Vereine zu einem Verbande beschlossen. Der Vorsitzende des Verbandes, Pfarrer Lic. Weber, gibt zum Jubelfest einen Bericht heraus, mit persönlichen Erinnerungen aus der Zeit der Vorarbeiten und aus der Entwicklung des Verbandes. Der Verband hat sich, nach diesem Bericht, von jeher sowohl gegen die Angriffe der Radikalen von links wie von rechts zu wehren gehabt. Er betont auf seinen Tagungen und in seinen Schriften die religiöse und nationale Grundlage. Zu fast allen wichtigen sozialen Fragen ist im Laufe der Jahre auf den Tagungen oder durch Eingaben an die gesetzgebenden Körperschaften Stellung genommen worden. Für ein ungehindertes Koalitionsrecht ist der Verband stets eingetreten. Die Stellung des Verbandes zur Gewerkschaftsfrage ist, nachdem zunächst scharfe Gegensätze zu überwinden waren, dahin geklärt, daß es den Mitgliedern der Evangelischen Arbeitervereine dringend empfohlen wird, sich, soweit es für sie erforderlich sei, den Gewerkschaften anzuschließen, unter Ausschluß der satzungsgemäß oder grundsätzlich parteipolitischen Gewerkschaften.

Digitized by Google

Sozialdemokratische Gewerkschaften gegen die sozialdemokratischen Quertreiber. Kürzlich haben in Berlin, wie früher schon oft, gemeinsame Besprechungen zwischen der Generalkommission der (sozialdemokratischen) Gewerkschaften und den Leitern der Verbände stattgefunden. Dabei wurden auch die Treibereien in der sozialdemokratischen Partei behandelt, die bekanntlich in die Gewerkschaftsbewegung überzugreifen drohten, indem einige Gewerkschaftsbeamte sich den „Quertreibern" angeschlossen hatten. Die Generalkommission hatte hiergegen bereits früher in einer Erklärung Protest erhoben. Die Vertreter der Verbandsvorstände stellten sich in eingehender Debatte, in der es nicht an scharfen Verurteilungen der gemeinschädlichen Treibereien der Mißvergnügten fehlte, einmütig auf den Standpunkt der Generalkommission und nahmen folgende Resolution einstimmig an: „Die Konferenz weist mit aller Entschiedenheit die Versuche zurück, die Arbeiterschaft in dieser kritischen Zeit zu Handlungen zu veranlassen, die den Interessen der Arbeiterklasse zuwiderlaufen, Uneinigkeit und Zersplitterung in die Gewerkschaften tragen und die Einheit der sozialdemokratischen Partei zerstören können. Nur eine einige und geschlossene Partei kann die Interessen der gewerkschaftlichen Organisationen erfolgreich vertreten. Die Konferenz hält die Stellung, die von der übergroßen Mehrheit der sozialdemokratischen Fraktion und des Parteiausschusses sowie von dem Parteivorstand eingenommen ist, für diejenige, die allein in dieser schweren Zeit den Interessen der Arbeiterschaft im allgemeinen und den Gewerkschaften im besonderen dient. Die von den Sonderbündlern in der Partei vertretenen Ansichten widersprechen dem Wesen und Wirken der Gewerkschaften, ihre Durchsetzung wäre die Preisgabe alles dessen, was die Gewerkschaften geschaffen haben und erstreben." Damit ist die Stellung der deutschen Gewerkschaften zu den Zersplitterungsversuchen der Arbeiterbewegung mit aller Deutlichkeit festgelegt.

25 Jahre Gewerbegerichte in Deutschland. Am 29. Juli d. J. waren 25 Jahre seit dem Erlasse des Reichsgesetzes betreffend die Gewerbegerichte verflossen. Das am 1. April 1891 in vollem Umfang in Kraft getretene Gesetz hat sich in jeder Beziehung bewährt, sowohl was die vermittelnde als auch was die rechtsprechende Tätigkeit der Gewerbegerichte anlangt. Das Gewerbegerichtsgesetz hat zwar an dem materiellen Arbeitsrecht keine Aenderung gebracht, wohl aber im Prozeßrecht aus dem Arbeitsrechte die innere Parität geschaffen. Der Zustand vor Erlaß des GGG. glich praktisch vielfach dem der Rechtslosigkeit. Gewerbegerichtsdirektor Dr. Prenner-München schildert diesen Zustand folgendermaßen: Zwar waren die ordentlichen Gerichte als Organe des Rechtsschutzes auch für den gewerblichen Arbeitsvertrag berufen. Allein die Anrufung dieser Organe war mit solchen Schwierigkeiten verbunden, daß es ein sehr großer Teil der Arbeiterschaft vorziehen mußte, auf die Verfolgung eines klaren Rechtsanspruchs zu verzichten; einmal kamen im ordentlichen Verfahren die unverhältnismäßigen Kosten mit dem Kostenvorschußprinzip oder dem umständlichen Prozessieren im Armenrecht, außerdem der zeitraubende Prozeßgang mit den Einlassungsfristen, den vielen notwendigen Vertagungen infolge des vielfachen Mangels des unmittelbaren Parteiverkehrs und der unbeschränkten Zulassung der Berufung gegen die Urteile der ersten Instanz in Betracht. Was konnte es da einem Arbeiter noch viel nützen, nach vielen, vielen Monaten z. B. mit seinem Anspruch auf Ausstellung eines ordnungsgemäßen Zeugnisses oder auf Auszahlung seines Lohnes zu obsiegen? Die Folge dieser Verhältnisse war, daß offenbar ein sehr großer Teil von Rechtsansprüchen von den Arbeitern gar nicht anhängig gemacht wurde; dies ergibt sich ohne weiteres daraus, daß sich mit Einführung des Gewerbegerichtsgesetzes die Zahl der Klagen seitens der Arbeiter um ein Vielfaches ohne weiteres erhöhte. Wenn man dabei berücksichtigt, daß die Zahl der sogenannten frivolen Klagen nur einen verschwindend kleinen Bruchteil und jedenfalls nicht mehr als bei den ordentlichen Gerichten in Miet-, Kauf- usw. -sachen ausmacht, so bedeutete erst die Einführung der Gewerbegerichte für den Arbeiter die tatsächliche Gewährung des nötigen Rechtsschutzes für seine berechtigten Forderungen. Im übrigen hat sich gerade in Kreisen, die früher den Gewerbegerichten, wenn nicht ablehnend, so doch sehr mißtrauisch gegenüberstanden, ein erfreulicher Umschwung allmählich vollzogen. Von großem Interesse sind hier die im Jahre 1912 von der Geschäftsstelle des Deutschen Handwerks- und Gewerbekammertags an alle Handwerks- und Gewerbekammern und vom Vorstand des Deutschen Anwaltsvereins zu Leipzig an die sämtlichen deutschen Handelskammern gerichteten Anfragen, ob sich die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte im allgemeinen bewährt haben. Das Ergebnis war, daß die gestellte Frage fast ausnahmslos bejaht wurde. Angesichts dieser Stellungnahme der zuständigsten, weil unmittelbar berührten Stellen kann den gelegentlichen Ausfällen einzelner Mißvergnügter gegen die Tätigkeit der Gewerbegerichte keine wesentliche Bedeutung zugesprochen werden.

Kriegsliteratur

Vaterland und Sozialdemokratie. Von L. Radlof. München 1915, bei Duncker & Humblot. 93 S. 1,50 M.

Eine Geschichte der sozialistischen Zukunftshoffnung der deutschen Sozialdemokratie, deren Anhänger zuerst durch die Gewerkschaftsbewegung gelernt haben, nach näheren und greifbaren Zielen zu streben und jetzt aus dem Weltkriege erkennen können, daß das sozialistische Endziel heute ferner ist als je, daß also der deutsche Arbeiter auch seinem eignen Interesse dient, wenn er mit dem ganzen übrigen Volke lebendigen Anteil nimmt an der deutschen Weltarbeit.

Der Wirtschaftskrieg. Von Dr. C. A. Verrijn Stuart, ord. Prof. an der Universität Groningen. Aus dem Niederländischen von Hortense Bülbring-Kann. (Nr. 14 der „Deutschen Kriegsschriften".) Bonn 1915, bei Marcus & Weber.

Dieser neutrale Nationalökonom stellt den Krieg als einen von England gewollten Wirtschaftskrieg hin, während er die deutsche Politik für eine im ganzen friedliebende hält. Neben den vielen deutschen Schriften über den Gegenstand ist diese holländische Betrachtungsweise lesenswert.

Die deutsche Volkswirtschaft im Kriege. Von Franz Eulenburg. Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch. 39. Jahrg. 2. Heft. München 1915, bei Duncker & Humblot. (Nicht im Handel.) 70 S.

Eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung des Problems der durch den Krieg isolierten Volkswirtschaft. Im 1. Teile werden die Aenderungen in der Lebensmittelversorgung (nach Kalorien- und Preisrechnung) behandelt, und zwar in bezug auf Brotgetreide, tierische Nahrungsmittel und Fette, Handelsgewächse, Kolonialwaren, Futtermittel und Einfuhr vom Auslande. Der 2. Teil untersucht die Aenderungen in der gewerblichen Produktion durch Einberufung der Arbeiter, Fehlen der Rohstoffe, Abschneiden der Ausfuhr, Verminderung der Nachfrage und Kaufkraft, Wertverluste und Aufträge der Heeresverwaltung. Die Gesamtverluste schätzt der Verfasser an Verminderung der Tätigkeit und Rückgang des jährlichen Volkseinkommens um ein Viertel bis ein Drittel des früheren Betrages. Eine Schrift für Volkswirte.

Der Krieg und die öffentliche Meinung. Von Dr. Wilhelm Bauer-Wien. Tübingen 1915, bei J. C. B. Mohr. 47 S. 75 Pf.

Diese Schrift eines hervorragenden Fachmannes zeigt uns den großen Krieg als Spiegelbild der wahren und der falschen, künstlich gemachten öffentlichen Meinung daheim und draußen. Die wahre öffentliche Meinung, die Grundüberzeugung der Volksseele von der Gerechtigkeit unserer Sache, erzeugt jene Gesinnungsstärke, die unüberwindlich ist; die „Schreier und Schreiber" aber, die während der Friedenszeit Politik und öffentliche Meinung machen, stehen im Kriege in zweiter Linie, und so wird auch England jetzt durch seine Kabel nicht den Sieg erringen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Lehrer P. in D. 4 M., Oberlehrer Ch. in Sch. 3 M., T. in L. 6 M., Oberl. G. in D. 2,50 M., Frau Prof. F. in K. 2,50 M., Gefr. H. in S. 3 M., Reg.-Baumstr. C. in B. 2,50 M., Prof. W. in D. 2,50 M., stud. phil. D. in G. 2,50 M., Amtsr. C. in E. 3 M., N. in B. 3,75 M., Frau Dr. P. in G. 2,50 M., R. in M. 1,70 M., E. in D. 5 M., P. in A. 85 Pf., B. R. in Fbg. B. 5 M., G. in H. 30 M., Lz. Sch. in F. 50 Pf., H. in B. 4 M., Gefr. H. im Felde 8 M., Frl. Dr. C.-L. in D. 2,50 M., Dr. R. in H. 5 M., Th. in L. 2,50 M., Pastor H. in K. 2,50 M., Frl. Sch. in B. 5,20 M., Frl. Lehrerin H. in N. 2,50 M., Frau M. in P. 2,50 M., Frau Dr. St. in A. 2,50 M., Dir. E. in C. 5 M., Dr. H. in N. 3 M., A. in L. 3 M., L. in H. 2,50 M., St. in F. 3 M., F. in N. 10 M., Frau H. in G. 2,50 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Rektor G. in W. 2 M., Dr. R. in H. 5 M., Oberlt. W. zur See 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. M., Gandersheim 1 Carlyle, Friedrich der Große, 1 Rauh, Deutsches Christentum; Frl. R., Berlin 1 Scherenberg, Gedichte, 1 Immermann, Oberhof; Frl. P., Berlin 1 Hedin, Volk in Waffen.

Für die Nationalstiftung für Hinterbliebene: S. S. in Graudenz 25 M., gesammelt von Musketier B. im Res.-Feldlazarett 63 15 M.

Für Ostpreußen: Oberleutn. W. 5 M.

Für Elsaß-Lothringen: R. B. in H. 5 M.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: M. S. in Alsbach 15 M., Dr. Ihr. in Schw. 5 M.

Für Galizien: R. B. in H. 5 M.,

Für Marine-Lese-Zwecke: R. B. in H. 5 M.

Für den Roten Halbmond: D. in H. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Google

19. August 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 33

Anzeigen kosten: die 41 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Ein Jahr weiblichen Kriegsdienstes. — **Dr. Ernst Jäckh:** Groß-Bulgarien. — **Carl David Marcus:** Die Außenpolitik Schwedens. — **Dr. Oswald Holtzenburg:** Der Krieg und die Städte. — **Direktor des stat. Amtes Dr. Kuczynski:** Die neuen Höchstpreise für Getreide. — **Gutsbesitzer Aemil Ritter:** Zur Kriegsvorratswirtschaft. — **Robert Albert:** Ein alter Nationalvereinler. — **Der moderne Bileam:** Von einem Irischamerikaner. — **Helene Voigt-Diederichs:** Nicht dabei! — **Margarete Sachse:** Auf Inselwache. — **Leo Sternberg:** Die Vergessenen. (Gedichte.) — **D. Gottfried Traub:** In der Sommerfrische. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 10. August.

Am Narew wurde gestern die Festung Lomza genommen. Ostrow noch noch vom Gegner gehalten. Seit 7. August wurden in den Narewkämpfen 10 100 Russen gefangen. Nachdem Praga besetzt wurde, ist die Armee Leopold von Bayern bis nahe an die Straße Stanislawow—Nowo-Minsk gelangt. Die Armee Woyrsch kämpft nördlich und östlich von Zelechow. Im allgemeinen scheint der Rückzug der Russen geordnet vor sich zu gehen, nur an einzelnen Stellen reden die privaten Berichte von panikartiger Flucht. Spekulationen darüber, ob noch eine Einschließung größerer russischer Truppenteile zustande kommen werde oder nicht, haben wenig Wert. Man wird es ja erleben. Schon das ist viel, daß nun jenseits Warschaus marschiert wird. In welche andere Welt blicken vielleicht einmal im Osten die hinein, die heute hier bei uns geboren werden!

Mittwoch, 11. August.

Deutsche Marineluftschiffe sind wieder einmal an der englischen Ostküste gewesen und haben Kriegsschiffe auf der Themse, die Docks von London sowie militärische Anlagen bei Harwich und Humber mit Bomben beworfen. Das ist die fünfte derartige Expedition.

Vom russischen Großen Generalstabe werden zwar im allgemeinen die Orte der russischen Angriffe richtig angegeben, aber begreiflicherweise werden russische Teilerfolge nach Möglichkeit vergrößert. In diesem Sinne wird jetzt von einem vergeblichen deutschen Flottenangriff auf Riga und von drei dabei verlorenen deutschen Kriegsschiffen geredet. Die deutsche Marineverwaltung erklärt, daß es sich nur um eine Erkundungsfahrt gehandelt habe und daß lediglich zwei kleine Minensuchboote verlorengingen.

Einem Bericht der „Deutschen Lodzer Zeitung" ist über die Einnahme von Warschau folgendes zu entnehmen: Donnerstag, 5. August, früh 5 Uhr waren die letzten russischen Soldaten über den Fluß nach Praga zurückgegangen, und die drei großen Brücken wurden gesprengt. Um 6 Uhr verhandelten deutsche Offiziere mit dem Vorsteher der Warschauer Bürgermiliz. Gegen 6½ Uhr zog deutsche Kavallerie, die Lanzen mit Blumen geschmückt, unter dem Gesang der „Wacht am Rhein" in die Stadt. Es folgten bis Mittag andere Truppenteile. Um 11 Uhr stellte sich das Warschauer Bürgerkomitee im Schlosse der deutschen Behörde vor. Es mußten 12 Geiseln gestellt werden. Wasserleitung, Gasanstalt und Elektrizitätswerk sind in Ordnung. — Einem Einzugsbericht von Kurt Aram im „Berl. Lokalanz." entnehmen wir noch folgende Stellen: Wir biegen um eine Ecke in die Hauptstraße. Tausende winken, lachen, jubeln, werfen Blumen, klatschen in die Hände, lauter Polen und noch mehr schöne Polinnen. Sie sind in einem Rausch, einem Freudenrausch. Die Russen müssen ihnen übel mitgespielt haben . . . Der Tod geht um am Ufer der Weichsel und in Praga, aber auf Warschaus Hauptstraßen kichern und lachen die Mädchen. Es ist wie ein phantastischer Spuk. Wir Deutschen sind zu schwerfällig für solche Kontraste . . . Mir haben Polen erzählt, daß sie bis zum letzten Tage fürchteten, die Russen könnten Warschau doch noch im letzten Augenblick an allen vier Ecken anzünden.

Der in Wien zurzeit seßhafte Polenklub hat eine Kundgebung beschlossen, in der es heißt: „Die Schicksale Polens haben sich gegenwärtig so eng mit den Schicksalen der habsburgischen Monarchie verknüpft, daß wir nicht zweifeln, daß der Sieg der Monarchie den Sieg Polens und die Eroberung Warschaus die Befreiung Polens bedeutet. Die polnische Nation verlangt, daß das ungeteilte Königreich mit Galizien zu einem selbständigen politischen Ganzen vereinigt als Königreich Polen im Verbande der habsburgischen Monarchie entstehe. Der Polenklub drückt seine feste Ueberzeugung aus, daß die nationale und politische Wiedergeburt Polens die Kraft und die Macht der habsburgischen Monarchie bedeutend heben wird, und daß sie im vitalen Interesse des Deutschen Reiches gelegen ist sowie daß sie die ruhige Entwicklung der abendländischen Kultur sichern wird." Das alles kann richtig sein, wenn erst der deutsch-österreichisch-ungarische Vertrag vorhanden ist. Ohne ihn schwebt der Satz von den „vitalen Interessen des Deutschen Reiches" allzusehr in der Luft.

Donnerstag, 12. August.

Aus einem Bericht über den Einmarsch in Wolhynien geben wir einige Sätze: „Die Russen weichen zurück, und hinter ihnen her zieht das große Feuer. Den dunklen Kolonnen, die auf den unsagbar schlechten Wegen zurückgehen, folgt ein feuriger Schweif, der Brand von Städten und Dörfern, von Meierhöfen und manchmal auch Feldern. Bei Sokal, unweit des Bernhardiskloster, ein seltsamer Anblick: 200 zerfallene Kamine in Reihe und Glied. . . . Aehnlich Wladimir-Wolynski. An manchen Anzeichen erkennt man noch, daß diese Stadt mit ihren 15 000 Einwohnern schön und stattlich war. Ohne Grund wurde die Stadt zerstört und 12 000 russische Untertanen von ihren eigenen Verteidigern des Obdachs beraubt. Als am frühen Morgen deutsche Dragoner, denen Howeds folgten, sich der Stadt näherten, stand sie in hellen Flammen. Als die Reiter einritten, waren nur noch die Vorstadt und die traurigen Häuser des Judenviertels unversehrt.

Die deutsche Regierung veröffentlicht fortgesetzt Schriftstücke aus belgischen Archiven, meist Berichte des belgischen Gesandten in Berlin Baron Greindl. Er sah mit sehr klugen Augen den Weltkrieg kommen und warnte vergeblich seine belgische Regierung vor falschen Schritten.

Digitized by Google

Freitag, 13. August.

Die österreichische Flotte zerstörte an der italienischen Ostküste verschiedene Brücken, Bahnhöfe und Fabriken, besonders auch in Bari. Der italienische Bericht sagt, daß ein Sachschaden nicht eingetreten sei. Sicher ist bewiesen, daß das Adriatische Meer in seiner ganzen Länge heute von den Oesterreichern kontrolliert wird.

Die „Norddeutsche Allgemeine" weist die Behauptung zurück, daß die deutsche Regierung durch Vermittlung des Königs von Dänemark in Petersburg Friedensangebote gemacht habe. Die deutsche Regierung wird vernünftige Friedensangebote, wenn ihr einmal solche unterbreitet werden, gewiß nicht von vornherein abweisen, ihrerseits aber Friedensvorschläge zu machen, wird erst die Zeit gekommen sein, wenn sich die feindlichen Regierungen bereit zeigen, das Scheitern ihres kriegerischen Unternehmens gegen uns anzuerkennen. Wahrscheinlich ist das Gerücht von dem deutschen Friedensbedürfnis nur verbreitet worden, um die betrübte Stimmung der russischen Duma etwas zu bessern.

Der Vierverband hat in Nisch, Sofia und Athen eine gleichlautende Note über die zukünftige Regelung der Balkanverhältnisse übergeben lassen, die darauf hinausgeht, daß durch einige serbische Konzessionen in Mazedonien alle drei streitenden Balkanstaaten zu Bundesgenossen der Dardanellenkämpfer gemacht werden sollen. Während in englischen und französischen Zeitungen von diesen Balkanplänen sehr viel geredet wird, ist die deutsche Presse ziemlich still darüber, was aber an sich noch kein schlechtes Zeichen ist. Soviel wir wissen, ist das bulgarisch-türkische Verhältnis auch heute noch durchaus gut.

Sowohl aus den russischen wie aus den deutschen Kriegsberichten geht hervor, daß es sich im Gouvernement Kowno und zwischen Narew und Bug um schwere ernsthafte Kämpfe handelt und daß es ein Irrtum ist, wenn man sich den Vormarsch in Rußland als ungehindertes Vorrücken denkt. Trotzdem sind täglich Erfolge zu verzeichnen. Gestern wurde berichtet, daß östlich von Warschau der Eisenbahnknotenpunkt Lukow besetzt wurde, heute, daß Siedlce genommen ist.

In Japan ist unter Führung von Okuma ein neues Kabinett gebildet worden. An der weltpolitischen Lage wird das wohl nichts ändern. Japan begnügt sich mit den chinesischen Zugeständnissen und hilft durch Munitionstransporte den Russen.

Sonnabend, 14. August.

Nördlich des Njemen, in der Gegend von Kupischki, etwa in der Mitte zwischen Kowno und Dünaburg entwickelten sich neue Kämpfe. Zwischen Narew und Bug wurde der Abschnitt an den Nebenflüssen Slina und Nurzec erreicht, wo der Feind von neuem haltmachte. Im Norden von Nowo Georgiewsk wurde eine starke Vorstellung erstürmt. Die Armee Prinz Leopold von Bayern nähert sich dem Bug nordöstlich von Sokolow. In der Linie Losice—Miendzyrzez leistet der Feind Widerstand. Das alles gibt das Bild einer sehr gebrochenen Linie. Die Armee Mackensen hat am 10. und 11. August den Feind so geschlagen, daß er nicht mehr die Kraft findet, sich den unaufhaltsam vordringenden verbündeten Truppen zu widersetzen. Die Armeen überschritten in der Verfolgung die Straße Radzyn—Dawidy—Wlodawa. Das ist die beginnende Umdrängung von Brest-Litowsk. In allen diesen Berichten sind sehr große Kampf- und Marschleistungen enthalten.

Der rumänische Ministerrat beschloß die Aufhebung des Ausfuhrverbotes von Getreide und Futtermitteln, will aber nach wie vor einen Ausfuhrzoll in Gold erheben. Es ist aber glücklicherweise nicht nötig, daß Ungarn, Oesterreich und Deutschland diesen Zoll zahlen, da wir selber genug haben. Die Herren Rumänen sollen lieber erst unsere Munition nach der Türkei durchlassen wie sie die russischen Militärsendungen nach Serbien durchgelassen haben!

Ueber einen neuen Angriff der Engländer, Franzosen und Italiener auf die Dardanellen wird viel geschrieben, aber Enver Pascha erklärt einem Berichterstatter, daß er und die Türken keine Sorge kennen. Jetzt haben sie sechs Monate tapfer ihre Küste verteidigt.

Sonntag, 15. August.

Der deutsche Reichstag beginnt zusammenzutreten. In den verschiedenen Fraktionssitzungen werden Kriegsziele und politische Lage besprochen. Obwohl man weiß, daß bei derartigen Besprechungen gar kein festes Ergebnis zutage treten kann, weil die militärischen Handlungen noch im Fluß sind und weil noch kein Mensch die Verhältnisse am Anfang des Friedenskongresses vorauszusehen vermag, so existiert doch begreiflicherweise im Volke ein Bedürfnis nach Aussprache. Unsere Armee hat unter großen Anstrengungen und Verlusten ein Jahr lang gekämpft, viele Familien haben wertvolle Glieder verloren, alle Volksteile haben sich angestrengt — fürs Vaterland. Jetzt nun wünscht man, daß dieses Wort „fürs Vaterland" etwas näher erklärt werde. Worin besteht die Sicherung der Grenzen? Mit welchen Staaten wollen wir künftig in nähere Beziehungen treten? Sollen und müssen fremde Gebiete angeeignet werden oder nicht? Welche ferneren Folgen würde jeder dieser Schritte haben? Kurz, das Volk und sein Heer sind nicht ungeduldig, aber doch ehrlich damit beschäftigt, ihr eigenes Tun und Leiden geschichtlich unter dem Lichte zukünftiger Ziele zu begreifen. Wenn es nicht so wäre, so würde das als Mangel an innerem Miterleben zu beurteilen sein. Das schlimme ist nur, daß etwas Wirkliches nicht gesagt werden kann, einfach weil keine grundsätzlichen Beschlüsse vorliegen und weil die Praxis noch jeden Tag anders werden kann. Man redet über westliche und östliche und mitteleuropäische Fragen. Dabei wird manches Neue ausgesprochen und manche gute und kluge Bemerkung gemacht, aber — es fehlt die Vorlage, über die debattiert werden kann. Jeder hat das Recht, jedes für möglich zu halten. Das ist sehr interessant zur Erkenntnis der Temperamente und Geistesrichtungen, ist aber im besten Falle nur erst das Stimmen der Instrumente für eine spätere politische Musik.

Das türkische Hauptquartier teilt mit, daß ein deutsches Unterseeboot im Aegäischen Meere ein 10 000 Tonnen großes Transportschiff mit Soldaten versenkt hat. Nur sehr wenige Soldaten wurden durch ein Hospitalschiff gerettet.

Aus Kamerun erfahren wir über England, daß es am 23. Juli in Nordkamerun zwischen Kontscha und Ngaundore Kämpfe gegeben hat. Die Feinde, das heißt also die Deutschen, seien in Richtung Tibati geflohen. Ich suche den großen Kolonialbericht von 1914 auf und finde, daß Ngaundore Sitz einer Kompagnie der Schutztruppe ist, Kontscha eine Abteilung oder Posten, beide nicht sehr weit von der Grenze von Englisch-Nigeria. Die Flucht soll sich nach Tibati, also von Norden nach Süden vollzogen haben, also mehr nach der Mitte des Landes — das alles ist besser, als wir es erwartet hätten, und sicher erfahren wir nur etwas, weil gerade einmal die Engländer siegen.

Im „Vorwärts" ist zu lesen, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika in eine Periode großer Streiks eingetreten sind. An allen Ecken fängt es an zu gären. Unorganisierte Arbeiter wie Dockarbeiter, ungelernte Fabrikarbeiter, Fabrikmädchen streiken oder drohen mit Streik; Organisierte Arbeiter, wie die Schlosser, halten die Zeit für günstig, den sich an ungeheuren Profiten mästenden Kapitalisten den Daumen aufs Auge zu drücken. Die Bewegung setzte in den Werken der großen Waffenfabrik Remington in Bridgeport (Connecticut) ein. Jetzt (Ende Juli) beschäftigt der Streik in den Rockefellerschen Oelbetrieben die Oeffentlichkeit. In den Oelanlagen arbeiten hauptsächlich Polen, Ungarn und Italiener, die erst durch die Wellen der Kriegsbewegung und durch das Steigen aller Preise in den Lohnkampf hineingezogen wurden. Uns kann alles recht sein, was den Amerikanern ihre Kriegsprofite etwas erschwert.

Montag, 16. August.

Ein Beispiel, wie schwierig die Erörterung der Kriegsziele nicht nur bei uns, sondern auch bei unseren Gegnern ist, bietet eine Mitteilung aus dem südafrikanischen Blatt „Volksstem" über die Zukunft der bisherigen deutschen Kolonie Südwest. Es wird dort ausgesprochen, welchen niederschmetternden Eindruck es in Südafrika machen würde, wenn infolge einer für England und seine Verbündeten ungünstigen Lösung der Kriegskrisis aus Downingstreet an unsere südafrikanische Regierung das Ersuchen gerichtet

Digitized by Google

wird, Deutsch-Südwestafrika zu räumen. Das großenglische Reich habe die Absicht zu erkennen gegeben, daß es keinen Frieden schließen werde, ohne sich zuerst mit den ersten Ministern der Kolonialstaaten zu beraten. Die südafrikanische Union werde also Gelegenheit haben, den südafrikanischen Standpunkt der Regierung in Westminster klarzumachen und auf die weitreichenden Folgen eines Friedensschlusses hinzuweisen, bei dem die Gefühle der Bevölkerung der südafrikanischen Union verletzt würde. — Das, was hier aus Südafrika gemeldet wird, ist nur ein kleiner Ausschnitt der Verwickeltheit des künftigen Friedenskongresses.

Da eine gewisse Unklarheit über den gegenwärtigen Besitzstand der russischen Grenzfestungen vorhanden zu sein scheint, wird auf Grund der bisherigen amtlichen Berichte festgestellt, daß in deutschen Händen sind: Libau, Rozan, Pultusk, Warschau, Iwangorod, Ostrolenka, Lomza, Serok und Zegrze. Russisch sind noch Kowno, Grodno, Ossowietsch, Nowo-Georgiewsk und weiter im Hintergrund Brest-Litowsk.

Dienstag, 17. August.

Der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei hat eine Entschließung gefaßt, daß das Ergebnis des jetzigen Krieges nur ein Friede sein kann, der unter „Erweiterung unserer Grenzen in Ost und West und Uebersee" uns militärisch, politisch und wirtschaftlich gegen neuen Ueberfall sichert und die ungeheuren Opfer lohnt, die das deutsche Volk bisher gebracht hat. Diese Erklärung ist tatsächlich das Ende des Burgfriedens, denn wenn eine Partei beginnt, eine Erweiterung der Grenzen nach drei Richtungen zu fordern, kann es anderen Parteien nicht verwehrt sein, ihre Meinung ebenso zu verkündigen.

Der deutsche Tagesbericht von gestern läßt die neue Heereseinteilung im Osten einigermaßen erkennen. Hindenburg hat den Oberbefehl von Riga bis mit der Belagerung von Nowo-Georgiewsk. Von da an rückt die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern vor; dann kommen die Armeen Woyrsch und Mackensen. Riga wird umlagert, Kowno schwer beschossen, Nowo-Georgiewsk näher umdrängt. Vor Brest-Litowsk wird eine große Feldschlacht für möglich gehalten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 10. August.

Viele Verhandlungen allenthalben über das Problem der Lebensmittelteuerung — nämlich wo ihre Ursachen liegen und wer eigentlich den Gewinn davon hat. In Berlin soll durch die Stadt eine Organisation zur Durchführung der Bundesratsverfügung gegen den Lebensmittelwucher geschaffen werden, an der Verbraucher, Produzenten und Händler beteiligt werden sollen. In Thüringen ist es gelegentlich zu einer energischen Selbsthilfe der Bevölkerung auf den Wochenmärkten gekommen. Viel richtiger, als daß man der Bäuerin ihre Eier an den Kopf wirft, wenn sie zwanzig Pfennig dafür verlangt, wäre natürlich eine Hausfrauenorganisation, die nach weniger temperamentvollen aber geordneteren Methoden den Käuferstandpunkt zur Geltung bringt. Leider wird aus der Sozialdemokratie die Hausfrauenorganisation abgelehnt — mit Rücksicht auf die Konsumgenossenschaften, die das gleiche mit besseren Mitteln erstrebten. Es ist vollständig zuzugeben, daß die Konsumgenossenschaft heute die wirksamste Methode zur Volksversorgung ist — aber es gibt nicht überall welche, und sie decken lange nicht alle Bedürfnisse. Und auch den großen Berufsverbänden, die in den Konsumentenausschüssen zusammengeschlossen sind, fehlt vielfach die Möglichkeit, Käufermassen unmittelbar und geschlossen zu bestimmten Aktionen — Preiskontrollen und dergleichen — zu führen. Ohne diese Möglichkeit aber haben sie nur das Mittel der Beeinflussung der Behörden. Alles läßt sich aber nicht mit Verfügungen erreichen.

In Baden sind schon Höchstpreise für Milch eingeführt (26 Pf.).

In einem Aufsatz über die industrielle Zukunft Deutschlands vermutet der Direktor der Berliner Maschinenbau-Aktiengesellschaft eine Zeit starker industrieller Anspannung nach dem Kriege. Der Mangel an Arbeitskräften wird durch die „ungelernten" und durch die Frauen ausgeglichen werden, die beide über ihre bisherige Verwendung hinaus in qualifizierte Arbeit eingedrungen sind und nach seiner Meinung darin bleiben werden.

Mittwoch, 11. August.

Charakteristische Kriegsziffern über das evangelisch-kirchliche Leben in der Mark Brandenburg aus dem Jahr 1914 (allerdings nur in fünf Monaten durch den Krieg beeinflußt). Taufen und Trauungen sind zurückgegangen, die ersteren von 107 000 (1913) auf 103 000, die letzteren von 31 500 auf 26 300. Beides steht in einem gewissen Zusammenhang mit den starken Austrittsziffern vor dem Kriege zusammen, die im Jahre 1914 noch etwas höher war als 1913, nämlich 14 500. Andererseits zeigt sich in den kirchlichen Kreisen eine durch den Krieg veranlaßte Steigerung des kirchlichen Lebens in der erhöhten Abendmahlziffer (1 117 000 auf 1 322 000).

In der nationalliberalen Partei kriselt es in der Frage der Kriegsziele und des Vertrauens in die Energie der leitenden Staatsmänner. Man fürchtet, daß das Kriegsziel nicht weit genug gesteckt und die deutsche Haltung nach außen hin nicht entschieden genug sein möchte. Der Sitz dieser Besorgnisse sind die westlichen Industriekreise.

Die Erntearbeiten nehmen mit Hilfe der Kriegsgefangenen und einer immer wieder staunenswerten Leistung der Frauen guten Fortgang. Es ist interessant, in den landwirtschaftlichen Zeitschriften zu sehen, wie sich ein ganzes sozialwissenschaftliches System der Behandlung und Verwertung der Gefangenen entwickelt: von Verteilungsmethoden bis zum Speisezettel für Engländer, Franzosen und Russen und eingehenden Rezepten für den französischen Pot au feu und die russische Kohlsuppe. In Oldenburg ist für jede staatliche Kolonie ein kleines Gefangenenlager errichtet, die Männer werden durch den Hauptlehrer des Ortes an die Kolonisten vermittelt.

Die Landwirtschaftskammern müssen allenthalben, besonders in den Grenzprovinzen, vor Brandstiftern warnen, die von den Feinden angestiftet, die Getreidespeicher anstecken. In einer englischen Zeitung wird dazu der folgende, ebenso phantastische wie liebevolle Vorschlag gemacht: „Wir hoffen sehr stark, daß unsere Flieger ausgedehnte und gut organisierte Angriffe auf die weiten landwirtschaftlichen Bezirke Deutschlands unternehmen werden, um die Getreidefelder kurz vor der Ernte in Brand zu stecken. Das Land ist dort viel freier als hier, ohne Hecken und Gräben, und deswegen würde sich das Feuer rasch ausbreiten und schwer zu löschen sein."

Der hundertjährige Geburtstag Gottfried Kinkels führt in die deutschen Einheitsideale der 48er Jahre zurück. Wie ist die deutsche Macht ersehnt worden! Kinkels Worte in seiner Verteidigungsrede vor dem Rastatter Kriegsgericht: „Wenn es der Königlichen Hoheit unseres Thronfolgers, des Prinzen von Preußen, gelingt, mit dem Schwert (denn anders wird's nicht!!) Deutschland in eins zu schmieden und groß und geachtet bei unseren Nachbarn hinzustellen, nun, bei meinem Eid: Die Ehre und die Größe meines Vaterlandes sind mir teurer als meine Staatsideale."

Donnerstag, 12. August.

Es ist kriegspsychologisch lehrreich, auf welchem seelischen Wege durch die Verblendung des Hasses die sachliche Anerkennung des deutschen Volkes allmählich hindurchbricht. Nicht, als ob die Gefühle an sich freundlicher würden, aber die grimmige Tatsächlichkeit des Krieges zwingt alle Tüchtigen, die Wahrheit zur Kenntnis zu nehmen, weil jede Selbsttäuschung schwächt. Das denkt man bei der Lektüre des Buches von Harrison über „Die deutsche Gefahr". Der bekannte englische Historiker hat vor einem Jahr — im Anfang des Krieges — den Zeitungen die unglaublichsten Zuschriften über das deutsche Hunnentum und den deutschen Attila geschickt. Jetzt spricht er doch eine wesentlich andere Sprache, er sieht die Größe der Staatsgesinnung in Deutschland und hat den moralischen Mut, an ihr den egoistischen Individualismus seiner Landsleute zu messen. Und das — die Vorurteilslosigkeit

Digitized by Google

dieses Eingeständnisses — ist wieder etwas, das uns, hier wie bei anderen englischen Stimmen, zur Achtung zwingen muß. Der Krieg ist ein seltsam durchgreifender Erzieher!

Das städtische Obdach in Berlin beherbergte im Juli 1915 etwa 5000 Gäste gegen 42 500 im gleichen Monat des vorigen Jahres!

Freitag, 13. August.

Sehr bezeichnend: in Spandau entsteht eine Wohnungsnot aus der guten Konjunktur. Steigender Zuzug — gehobene Verhältnisse.

Ein Berliner Psychologieprofessor reist an die Front, um psychologische Beobachtungen an den Soldaten zu machen. Es lebe die Wissenschaft!

Allerhand Friedenserörterungen in den Zeitungen. Teils im Anschluß an die Anfrage der amerikanischen „United Preß" an den Kaiser, um zu dem Zeitpunkt von „Deutschlands großem Triumph" (Warschau) eine Andeutung über die Grundlagen des künftigen Friedens zu erhalten, und an die Antwort des Reichskanzlers. Dabei rüsten wir uns auf den zweiten Kriegswinter, der schwerer sein wird als der erste!

Sonnabend, 14. August.

In der gesamten Textilindustrie dürfen künftig Arbeiter nur noch an höchstens fünf Tagen der Woche beschäftigt werden. Rohstoffschwierigkeiten!

Ein Gespräch mit einem „Unabkömmlichen". Er findet sein Schicksal mit jedem Monat unerträglicher. Es sind so viele, denen es schwer wird, hinauszugehen, schwerer als den jungen Burschen vor einem Jahr. Und daß er nun zu Hause festgehalten ist, er, der sich so gern stellte und einen ersetzte, der fester an seinem Friedensdasein haftet. Es ist so richtig: wenn man die Landstürmer sieht, die nach dem Ernteurlaub von ihren Frauen Abschied nehmen, wird die moralische Last des Geschontseins immer schwerer.

Ein Schweizer Friedenspfarrer Ragaz setzt sich in den „Blättern für zwischenstaatliche Organisation" mit Traub über die innere Stellung des Christen zum Krieg auseinander. Ein weiser Neutraler, der nicht fühlt, daß wir — nach dem tiefen Wort Hebbels — denen gleichen, die mit nackten Füßen über heißes Eisen laufen müssen. „Zusammenbruch der europäischen Kultur." Als ob nicht tausendfach mehr Kulturkraft dazu gehört, den Krieg als den Frieden zu ertragen.

Zufällig war in derselben Broschürensendung der Redaktion eine kleine Flugschrift „Kulturarbeit im Lazarett" aus dem Düsseldorfer Lazarett für Kieferverletzte. Sie trägt das Motto „Und die Arbeit half uns". Gleich die erste Seite des vom leitenden Arzt Prof. Bruhn geschriebenen Berichtes bringt das folgende Erlebnis: „Es war im September 1914, als von den Schlachtfeldern an der Marne Zug um Zug Verwundete brachte; da war ich eines Spätnachmittages mit den Schwestern im Verbandsaal tätig. Ein blonder Niedersachse, dem ein Querschläger den Oberkiefer zerschmettert hatte, war eben angekommen, und wir lösten ihm den alten Verband, um nach seiner Wunde zu sehen. Von dem damals noch sehr langwierigen und viel weniger bequemen Transport war er aufs äußerte erschöpft und entkräftet und litt sehr. Wir suchten ihm möglichst schnell zu helfen, um ihn zur Ruhe ins Bett zu bringen. Teilnahmslos ließ er alles über sich ergehen. Da wurden zwei neue, eben eingetroffene Verwundete durch den Raum geführt, und einer von ihnen erkennt auf den Achselklappen dessen, der sich unter unseren Händen befindet, die Nummer seines eigenen Regiments. Er tupft ihn auf die Schulter, zeigt auf sich und nickt, so daß der andere versteht, daß er vom gleichen Regiment ist. Da leuchtet das Auge unseres Kranken auf, und durch Fingerzeichen verständigen sich beide, daß sie auch derselben Kompagnie angehören. Sobald unser Niedersachse das weiß, hören wir wenige, hastig geflüsterte Worte aus seinem Munde. Er fragt mit fast versagender Stimme: „Lebt unser Hauptmann noch?!" Das war alles, was er wissen wollte. — Wir sahen uns an, und unsere Augen wurden feucht. So denken nicht wenige von unseren Soldaten! Und wir fühlen in solchen Momenten, wie noch der große Rhythmus des Krieges in ihrer Seele nachzittert. Es ist etwas wie die ernste Festtagsstimmung des Krieges, die sie noch erfüllt, wenn sie kommen."

Sonntag, 15. August.

Mit dem Problem der Gemüseversorgung scheinen die Städte tatsächlich nicht weiterzukommen. Man ruft alle Beteiligten zusammen und „verhandelt". Aber das Rätsel, daß einerseits viel gewachsen ist und andererseits nichts oder nur wenig zu unerschwinglichen Preisen zu bekommen ist, will sich nicht befriedigend klären. Es fehlt die Organisation — auch der Produzenten. Sie sind nicht recht erfaßbar.

Montag, 16. August.

Der fortschrittliche Landtagsabgeordnete Flesch ist gestorben. Er vertrat in unserem Kreise die Arbeitsrechtfrage und die Wohnungsreform — neben anderen sozialpolitischen Forderungen. Vielleicht dauert es nicht lange, bis diese Fragen wieder ganz zu Tagesangelegenheiten werden, und dann werden wir alle Vorarbeiter der inneren Gestaltung deutscher Zukunft entbehren.

Die Meinungsverschiedenheiten in der nationalliberalen Partei sind durch eine gegen zwei Stimmen gefaßte Entschließung des Zentralvorstandes entschieden, gleichzeitig ein Vertrauensvotum an Bassermann und an diejenige Regierung, die gleiche Ziele zu vertreten gewillt sein würde, d. h. Erweiterung der Grenzen in Ost, West und Uebersee zur militärischen, politischen und wirtschaftlichen Sicherung Deutschlands gegen einen neuen Ueberfall. — Ein Schritt, der auch innerpolitisch, indem er die bisherige Praxis des Schweigens durchbricht, von weittragenden Folgen sein muß.

Naumann / Ein Jahr weiblichen Kriegsdienstes

Der Jahresbericht über die Arbeit des „Nationalen Frauendienstes, Abteilung Berlin", während des ersten Kriegsjahres ist erschienen und kann gegen Einsendung des Portos von der Hauptgeschäftsstelle Berlin, Nollendorfplatz 3, bezogen werden. Er ist zunächst sehr interessant für alle Frauen und Männer im ganzen Reiche, die in ähnlicher Hilfsarbeit beschäftigt sind und vergleichen wollen, wie sich die Sache in Berlin und bei ihnen an anderen Orten gestaltet hat. Dabei wird sich zeigen, das zwar die Ziffern und Mengen in Berlin natürlich viel größer sind, daß aber der Hilfsdienst selbst überall große Aehnlichkeiten aufweist, denn überall sind Wehrmannsfamilien, Arbeitslose, Beratungsbedürftige, und überall müssen die Beziehungen zwischen der öffentlichen Armenpflege, den verschiedenen Wohlfahrtsveranstaltungen und dem nationalen Frauendienst geregelt werden. Aber der vorliegende Bericht geht weit über den Zweck der Belehrung der Mitarbeitenden hinaus und verdient die Aufmerksamkeit aller Volksgenossen, denn in seinen fleißigen, nüchternen Zahlen ist eine Art Kriegsgeschichte vom Standpunkt der helfenden und hilfsbedürftigen Frau enthalten.

Die Tatsache selbst, daß die Frauen während des Krieges in der Heimatwirtschaft eine viel wichtigere Rolle spielen als jemals zuvor, braucht nicht erst des längeren erörtert zu werden, denn das sieht jedermann und das erstreckt sich fast auf alle Gebiete des Lebens. Im Krieg wird nicht mehr über Frauenrechte und -pflichten debattiert, sondern es wird einfach gearbeitet. Das ist sehr gesund und wird nach dem Krieg gute

Digitized by Google

Folgen haben, indem auch hier eine alte theoretische Streiterei praktisch erledigt wurde. Was sollten heute die öffentlichen Aemter ohne die Mitarbeit organisierter Frauen tun, da sie alle überlastet und gerade für die Kriegsfürsorge-Aufgaben meist nur wenig vorbereitet sind?

Die Aufgabe des nationalen Frauendienstes ist mit dem Krieg gewachsen und geworden. Der Jahresbericht redet an verschiedenen Stellen von Tätigkeiten, die neu aufgenommen werden mußten oder fallen gelassen werden konnten. Dabei ist doch eine innere Zusammengehörigkeit der vom nationalen Frauendienst unternommenen Arbeiten ganz sichtbar und ergibt sich aus folgenden Abgrenzungen: Der nationale Frauendienst ist nicht Armenverwaltung, sondern bewegt sich an der Obergrenze des Armenrechts; er ist nicht in erster Linie Geldvermittlung, sondern Organisation und Beratung; er will keine anderen Wohlfahrtseinrichtungen verdrängen, sondern nur mit ihnen und den städtischen und gewerkschaftlichen Körperschaften zusammen Ordnung schaffen. Er ist, um es so auszudrücken, grundsätzliche Kleinorganisation für tausendfache kleine Mängel. Dadurch wird er ein Organ der Kriegswirtschaft, das gar nicht entbehrt werden kann.

Als der Krieg kam, hatten wir wohl alle die Sorge, daß er noch größere Notstände im Gefolge haben würde, als sie heute zutage treten. Durch die Einberufung aller verfügbaren Männer zum Heeresdienst und durch die unerwartet gewaltigen Herstellungsaufträge der Kriegsverwaltung ist der Arbeitsmarkt vor gefährlichen Stockungen bewahrt worden. Das spricht sich im Jahresbericht überall dort aus, wo es sich um Arbeitsbeschaffung handelt. Die Zahlungen für Zuschußleistungen an Arbeitslose, die im November über 7000 M. wöchentlich betrugen, sind auf etwa 900 M. gesunken. Die Arbeitsstuben, die im Winter eine beträchtliche Ausdehnung hatten, sind fast ganz aufgegeben worden, wobei freilich stets möglich bleibt, daß sie wieder aufgetan werden müssen. Selbst die schwierige Arbeitsbeschaffung der Mitglieder freier Berufe (Kunstmaler, Schriftstellerinnen, Kaufleute) ist leichter geworden, und das Kriegsheim für derartige Männer konnte am 1. Juni geschlossen werden.

In dem Maße aber, in dem das Arbeitslosenproblem sich erleichterte, vermehrte sich die Fürsorge für die Angehörigen der Kriegsteilnehmer. Die Normalgestalt in den Bezirkskommissionen ist die Mutter mit Kindern. Sie bekommt staatliche und städtische Unterstützung, reicht aber bei den gestiegenen Lebensmittelpreisen vielfach tatsächlich damit nicht aus. Der Bericht enthält genaue tabellarische Angaben über das, was die Frauen zu beanspruchen haben. Das ist unter Umständen bei vielen Kindern sogar mehr, als sie vor dem Krieg unter Mitwirkung des Mannes erreichten, besonders dann, wenn die Frauen an Lohnarbeit gewöhnt sind und ihre Arbeitsstellen nicht verloren haben. Es gibt aber auf diesem Gebiet unzählige Verschiedenheiten der Lebenslage. Im allgemeinen wird man sagen können, daß die Kriegsehefrau des besser gestellten Arbeiters und kleinen und mittleren Angestellten, wenn sie nur auf öffentliche Kassen angewiesen ist, am schlechtesten auskommt, weil sie keine Brotarbeit gelernt hat und auch oft aus sozialen Standesgründen kaum sucht. Im allgemeinen bekundet der Bericht, daß die Frauen arbeiten wollen. Es bleiben aber genug übrig, die es aus irgendeinem Grunde nicht können. Für diese mußte eine feste Linie gezogen werden, von der an die Zuschußleistungen beginnen sollen. Das geschah durch die Festsetzung des Ernährungsminimums, das heißt durch Aufstellung eines berechenbaren Bedarfes, der unter allen Umständen befriedigt werden muß. Wenn beispielsweise eine Frau mit zwei Kindern ohne eigenen Verdienst aus öffentlichen Mitteln 48 M. bekommt, ihr Ernährungsminimum ohne Kleider und Nebenausgaben beträgt aber 37 M., so wird sie die Miete nicht bezahlen können. Die ihr zu gewährenden Mietzuschüsse hängen vom Verhältnis der Kriegsunterstützungen zu dem berechneten Minimum ab. Auf dieser Grundlage wird wenigstens ein gewisser Anhalt für das Verfahren hergestellt. Dabei aber stören natürlich die Schwankungen und Steigerungen auf dem Lebensmittelmarkt.

Wir finden eine sehr lehrreiche Zusammenstellung des Mindestbedarfes an Lebensunterhalt für eine Frau mit zwei Kindern von acht und zwölf Jahren für eine Woche im Dezember und im April. Während im April an Beleuchtung schon etwas weniger gebraucht wird, sonst aber die Anforderungen die gleichen bleiben, kostet die Woche im Dezember 14,50 M. und im April 18,39 M. Es entsteht also eine Lücke von fast 4 M. Das geschieht trotz der bisherigen Preisregulierungen und Strafandrohungen. Diese 4 M. erscheinen natürlich vielen Leuten als etwas Kleines, für die Frau aber sind sie der Berg, über den sie aus eigenen Kräften nicht hinweg kann. Hier müssen, bis weitere öffentliche Zuschüsse eintreten, die Naturallieferungen auf Grundlage freiwilliger Sammlungen helfen.

Vom 17. August bis 1. Juli wurden vom Berliner nationalen Frauendienst verausgabt 760 000 Speisemarken, 510 000 Milchmarken, 360 000 Brotmarken, 320 000 Lebensmittel- und Konsumscheine, 670 000 Gemüsescheine, 160 000 Kartoffelscheine. Die Einzelheiten dieser weitreichenden Versorgung sind im Bericht dargestellt und die betreffenden Marken abgebildet. Es ist dabei viel zu berücksichtigen, nicht am wenigsten die sowieso schon bedrückte Lage der Kleinhändler. Das Entgegenkommen der Milchhändler, der Bäckerinnung und der Konsumgenossenschaft wird besonders hervorgehoben. Die Bezahlung der Gemüse an Kleinhändler erfolgte unter Zugrundelegung des amtlichen Marktpreises mit Hinzurechnung eines Verdienstzuschlages.

Bemerkenswert ist, daß der Wunsch der Frauen, selbst zu kochen, immer mehr von der Speisemarke hinweg zur Einkaufsmarke gedrängt hat. Die Leiterinnen des nationalen Frauendienstes sind durch ihren freiwilligen Beruf zur fachmäßigen Behandlung aller Kriegsernährungsfragen gedrängt worden und haben an der erfolgreichen Agitation für Kriegssparsamkeit und Kriegskochkunst sich hervorragend beteiligt. Die Ernährungs-Flugblätter des nationalen Frauendienstes sind im Bericht aufgezählt. Wenn der englische Aushungerungsplan mißlang, so gebührt diesen Mitarbeiterinnen ein Teil des Verdienstes.

An der Spitze dieser und anderer verwandter Arbeiten stehen unter dem Ehrenvorsitz der Frau Oberbürgermeister Wermuth als geschäftsführende Vorsitzende Frl. Dr. Bäumer und Frau Levy-Rathenau. Vertreten sind das Arbeiterinnensekretariat der Gewerkschaften, der Deutsch-evangelische Frauenbund, der Katholische Frauenbund, die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge, die Konsumgenossenschaften und die sozialdemokratische Frauenorganisation. Der Burgfriede hat sich in der Arbeit bewährt. Die Hilfskommissionen haben je zwei Leiterinnen, von denen eine aus den bürgerlichen Organisationen und eine aus den sozialdemokratischen oder gewerkschaftlichen Kreisen genommen ist. Diese Art der Organisation hat sich so gut eingerichtet, daß, wie es im Bericht heißt, der

Digitized by Google

Wunsch nach einem Fortbestehen in irgendeiner Form auch für die Friedenszeiten auf allen Seiten vorhanden ist.

Nicht jede Frau und nicht jedes erwachsene junge Mädchen kann sich an solchen Arbeiten beteiligen, da wirkliche Anstrengung und Regelmäßigkeit gefordert werden muß. Oft bringt auch der Krieg bisherigen treuen Mithelferinnen neue andere Pflichten. Es ist darum immer frischer Zuwachs an Mitarbeitenden nötig. So ist es in Berlin, aber auch anderswo im Reiche. Wer helfen kann, soll helfen!

Ernst Jäckh / Groß-Bulgarien

Auf dem Balkan hat der Angelpunkt sich verschoben — von Bukarest nach Sofia. Bulgarien ist wertvoller und wichtiger geworden als Rumänien — sowohl für den Vierverband wie für den Dreibund. Der neue Vierverband erkennt endlich zweierlei Tatsachen: einmal, daß Rumänien sich nicht mehr von Oesterreich-Ungarn loshetzen läßt, daß eine rumänische Entscheidung gegen die Sieger von Lemberg und von Warschau sich nicht mehr erkaufen und noch weniger erzwingen läßt; sodann, daß eine Eroberung von Konstantinopel nicht durch die Dardanellen hindurch, sondern nur von der Landseite her in Aussicht genommen werden kann, also nur über den einzigen Balkannachbar hin, d. h. nur von Bulgarien aus. Der neue Dreibund kann ähnliche Erwägungen berechnen: einmal, daß Rumänien uns kriegerisch kaum noch gefährlich werden kann; sodann aber auch, daß Rumänien uns nicht mehr so nötig ist, wie es einmal geschienen hat. Weder wirtschaftlich für uns, seitdem unsere Nahrungsversorgung auch ohne Rumänien gelungen ist; noch militärisch für die Türkei, seitdem die Munitionsversorgung in Konstantinopel auch ohne Rumänien gesichert ist — dank der deutschen Organisierung der türkischen Materialien. So ist Rumänien für beide Parteien im Wert gesunken — im gleichen Maß wie Bulgarien im Wert gestiegen ist — in seiner Eigenschaft als Türhüter der Türkei.

Bulgarien grenzt zu Lande an vier Staaten: an zwei kriegführende (die Türkei und Serbien) und an zwei neutrale (Rumänien und Griechenland); und zur See an das Schwarze Meer Rußlands und an das Mittelmeer Englands. Die bulgarische Entscheidung hat also mit vielen Faktoren zu rechnen. Bisher betätigt Bulgarien eine dem Dreibund wohlwollende Neutralität: wird diese sich ändern? — und bejahendenfalls: wohin kann eine Kriegsbeteiligung sich wenden: südostwärts gegen die Türkei (und damit auch gegen die Verbündung der Zentralmächte), oder nordwestwärts gegen Serbien (und damit auch gegen die Einkreisung des Vierverbandes)? — welche Wahrscheinlichkeit ergibt sich schließlich als Folge für die beiden neutralen Balkannachbarn?

Bulgarien und die Türkei haben ihre Rechnung im Balkankrieg beglichen. Die jetzige Grenze scheidet die beiden Anlieger so, daß keiner auf der anderen Seite Volksgenossen mehr zu „befreien" hat; die Linie löst national. Kein Haß erbittert hüben oder drüben; eine ehrliche Feindschaft ist im Krieg ausgetragen, und der Charakter der Bulgaren und der Türken ist der nächstverwandte im Orient: schwer und bieder, tüchtig und tapfer. Trotz alledem: was könnte Bulgarien von der Türkei wollen oder gewinnen? Konstantinopel nicht; das hat schon im Balkankrieg Rußland dem andrängenden Bulgarien verwehrt, und das ist das Kriegsziel Rußlands seit zwei Jahrhunderten und in diesem Weltkrieg. Also Adrianopel? Das ist die Feindschaft der Türkei und der Zentralmächte nicht wert. Bleibt eine Grenzberichtigung zur Verkehrsvereinfachung: der Maritzalinie entlang, so daß der Bulgare auf der Fahrt nach seinem Hafen Dedeagatsch nicht mehr durch türkisches Gebiet hindurch muß. Das gesteht der verständige Türke zu, geht also ohne Krieg gegen die Türkei und ohne Vasallenschaft von Rußlands Gnaden.

Auf der anderen Seite bietet Serbien den bulgarischen Wünschen bisher gar nichts. Alle Versuche des Vierverbandes, ob sie in der Form der Ueberredung oder der Verwarnung oder der Bedrohung sich an Serbien wandten, um dieses zu einer Gebietsabtretung an Bulgarien zu bewegen, sind bisher gescheitert. Selbst wenn Serbien sich in letzter Stunde zu einer späten Nachgiebigkeit entschließen wollte —, sie würde so wenig preisgeben, daß der Bulgare nicht befriedigt würde. Nach Serbien hinein starrt der bulgarische Patriot: haßerfüllt gegen den hinterhältigen „Bundesgenossen", der ihn im Balkankrieg betrogen hat, rachelechzend für die letzte Demütigung, und Befreiung bringend der bulgarischen Bevölkerung im serbischen Mazedonien, hinüberdrängend über die sogenannte „strittige Zone" bis an den Ochridasee, weiter über Albanien bis an die Adria, bis an die früheren Grenzen des alten Groß-Bulgarien. Darüber gibt es keine serbisch-bulgarische Verständigung. Aber auch hinauf zu Oesterreich-Ungarn hin blickt der Bulgare: dort trennt ihn das serbische Minenfeld in der Donau von Zentraleuropa, so wie ihn in seinem eigenen Dedeagatsch das Mißtrauen der englischen Flotte blockiert. Der Krieg offenbart Abhängigkeit und Zusammenhänge: seine wirtschaftliche Sicherung kann Bulgarien nur finden, wenn es die Donau befreit weiß und sich an Ungarn grenzen sieht: auch bisher schon stehen Deutschland und Oesterreich-Ungarn als Geldgeber, Warenbringer und -abnehmer an erster Stelle in Bulgarien.

Gesetzt den Fall, die Zentralmächte und Bulgarien fassen gemeinsam Serbien an, um sich die Hand zu reichen für Krieg und Frieden — was würde Rumänien tun können oder wollen? Irgendeine Vertragsverpflichtung zu irgendeiner Handlung besteht für Rumänien nicht. Bulgarische Gebietsteile braucht und will Rumänien nicht. Der Vierverband hat Rumänien unter günstigeren Voraussetzungen nicht gegen Oesterreich-Ungarn zwingen können; kein Druck würde es gegen die neuen Verbündeten auf die Beine bringen können. Rumänien wird die Wahl haben, ruhig zu bleiben oder endlich doch noch den Anschluß an die einkreisenden Sieger zu suchen, vielleicht sogar zu erbitten — um Bessarabiens willen.

Aber Griechenland wäre wohl vertragsmäßig für Serbien verpflichtet. Das italienische Vorgehen und Vorbild kann aber auch in Griechenland eine Wendung rechtfertigen. Das griechische Interesse wendet sich gegen den italienischen Einmarsch in Albanien und gegen die englische Vergewaltigung auf den Inseln, also gegen die Bundesgenossen Serbiens; es kann Erfüllung seiner Wünsche in Albanien und auf den Inseln sicherer vom siegreichen Dreibund erwarten als vom Vierverband, und es könnte — in Albanien und auf dem Dodekannes — selbst über Kavalla mit Bulgarien sich verständigen. Neutralität würde für die griechische Rechnung eine dauernde Bereicherung.

Bulgarien schaut zu und wartet noch: der König schweigt, und der Ministerpräsident sagt allen Ausfragern Vieldeutiges. Es hat Tage gegeben, die Taten bedeutet hätten: damals als die österreichischen Truppen in Serbien vorankämpften und die bulgarische Armee in Sofia (ich war damals gerade dort) den Punkt berechnete und erhoffte, in dem der nördliche Vormarsch und ein südlicher Einmarsch sich begegnen könnten . . .

Digitized by Google

Das österreichische Unglück verhinderte die bulgarische Entscheidung. Seitdem hat Bulgarien verhandelt und gehandelt . . ., und es weiß mehr und mehr, daß es zweierlei Möglichkeiten gibt: ein Klein-Bulgarien zu bleiben, an der Seite des Vierverbandes, als Vasalle Rußlands und Englands, mit Grenzberichtigungen gegen eine feindliche Türkei und von einem widerwilligen Serbien, und belastet mit der Feindschaft auch Deutschlands und Oesterreich-Ungarns; oder das Groß-Bulgarien zu werden, als Bindeglied zwischen den siegreichen Zentralmächten und einer starken Türkei, vom Schwarzen Meer zum Mittelmeer und zur Adria sich ausdehnend, in sich alles Bulgarische einigend, gegen das geschlagene Rußland und gegen das gedemütigte England, gestützt in der unangreifbaren und unüberwindlichen Einheit „zwischen Helgoland und Bagdad".

Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann. Und: Sofia heißt Weisheit.

Carl David Marcus / Die Außenpolitik Schwedens

Die politische Haltung Schwedens im Weltkriege ist schwer zu verstehen, wenn man nicht den wichtigen Umstand in Betracht zieht, daß das schwedische Volk, einst das Volk der großen Kriege und der großen Eroberungen, mit dem Ausgange des 19. Jahrhunderts allmählich die Fühlung mit der Weltpolitik völlig verloren hatte. Das einzige große Problem nicht innerpolitischer Natur bildete das Verhältnis zu dem norwegischen Brudervolke, das bekanntlich in friedlicher Weise 1905 gelöst wurde. Zwar kann man es als ein Glück betrachten, daß es nicht zu einem Bruderkrieg kam. Aber die Tatsache an sich war darum durchaus keine glückliche Lösung, sondern viel eher ein Scheitern einer politischen Idee, die von der größten Tragweite war. Es scheint sich wirklich so zu verhalten, daß die germanischen Völker, die durch die geographisch-politische Lage und tiefere Rassenverwandtschaft zueinander gehören, zuerst sich verfeinden und ihr staatliches Leben jedes für sich durchkosten müssen, bevor aus diesem starrköpfigen Kampf endlich so etwas wie ein einheitlicher Staatenbund hervorgeht.

Seit dem verhängnisvollen Jahre 1905 setzt aber in Schweden eine Bewegung ein, die immer entschiedener auf die großen Gefahren der Isolierung des schwedischen Staates hinweist, die eine kräftigere Verteidigung verlangt und wenigstens einer Außenpolitik zustrebt. Als ein Symptom dieser Bewegung muß der berühmte „Warnruf" Sven Hedins aufgefaßt werden. Auch der große Bauernzug im Winter 1914 bedeutet eine Welle, die gegen die Verschleppungspolitik der Liberalen in bezug auf die Verteidigung brandet und die Herbeiführung der jetzigen konservativen Regierung verursacht. An der Spitze der Regierung steht also erstens ein König, dem die Erhaltung des schwedischen Nationalstaates heilig ist, und neben ihm ein zielbewußtes Ministerium, das die Durchführung eines modernen Wehrgesetzes im Frühherbst 1914 erzielt hat. Dies Resultat so vieler entgegengesetzter Bestrebungen steht schon unter dem Zeichen des Weltkrieges. Man glaube aber nicht, daß das schwedische Volk unmittelbar die durch den Weltkrieg entstandene tiefernste Lage seines Landes klar ins Auge gefaßt hat. Die allzu lang dauernde Unterbindung der internationalen Kabel wirkte noch immer nach, und obgleich die ganze Erde unter dem Druck des Weltkrieges erzitterte, beharrte die kompakte Majorität des Landes auf ihrer Anschauung, daß es eine absolute Neutralität gibt, an deren bazillenfreien Körper man sich um jeden Preis klammern müßte. Nach dem ersten Schreck atmete man erleichtert auf und ging seinen Geschäften nach.

Die sozialdemokratische Partei, die nach den Neuwahlen im Herbst 1914 die nächststärkste Gruppe der zweiten Kammer ist (86 Sozialdemokraten, 87 Konservative und einige dreißig Liberale) fühlt sich zum großen Teil — eine Minorität ist entgegengesetzter Anschauung — zu der französischen Demokratie und dem englischen Sozialismus hingezogen. Der Leiter dieser Partei, Hjalmar Branting, hat sogar in erstaunlich kurzsichtiger Weise gegen Deutschland Stellung genommen. Es leuchtet jedem ein, daß Branting in seinen Anschauungen auf eine schwer zu umgehende Klippe stößt; wie kann ein Vorkämpfer der sozialen Freiheit sich gegen den Staat wenden, der mit dem Staate der Knechtung dieser Freiheit im Kampfe liegt?

Eine Anzahl Führer der liberalen Partei ist ebenfalls von den politischen und den individuellen Idealen der Westmächte eingenommen, während sie den Potsdamer Militarismus und die deutsche Weltmacht fürchten. Aber schon unter den Rechtsstehenden dieser Gruppe wird man auf Ansichten stoßen, die den Sieg Deutschlands herbeisehnen. Es möge übrigens hier erwähnt werden, daß es in Schweden eine Volksstimmung gibt, die unbeirrt durch die Parteien ihre eigenen Wege geht, deren Ansichten tief aus dem Herzen entspringen, und die ein tiefes Mitgefühl für den unerhörten Schicksalskampf des germanischen Bruders hegt.

Die gesamte konservative Partei wird durch ihre Stellungnahme für Deutschland gekennzeichnet und verfolgt in ihren großen Zeitungen und Zeitschriften den Weltkampf mit dem allerregsten Interesse, da man sich in diesem Lager vollständig klar darüber ist, daß Deutschlands Schicksal Schwedens Schicksal bedeutet.

Was schließlich das Ministerium betrifft, so stößt man hier auf einen eigenartigen Widerspruch: der in der Verteidigungsfrage konservative Minister des Auswärtigen, Exzellenz Wallenberg, ist durch seine Bildung und seine gesamten Verbindungen eher mit den Westmächten liiert. Die kürzlich erfolgte aufsehenerweckende Rede des Ministerpräsidenten Hammarskiöld, die ja auch vielfach von der deutschen Presse kommentiert wurde, hat die männliche Haltung des Ministeriums schließlich in einer wohlgelungenen Form hervorgehoben: der Kern der Rede bestand in dem Hinweis, daß Schweden auch durch andere Möglichkeiten als die eines kriegerischen Ueberfalls in den Weltkrieg hineingezogen werden könne.

Es fragt sich jetzt: was nun?

Die Haltung Englands Schweden gegenüber hat dort wie in den meisten neutralen Ländern eine lebhafte Mißstimmung hervorgerufen und zweifelsohne die Sympathien gewisser Schichten für das Inselreich stark herabgedrückt. Um den unleidlichen Verkehrsverhältnissen ein Ende zu machen, hat die Regierung ein Durchfuhrverbot erlassen für die Waren, die aus England nach Rußland bestimmt sind, und zwar für diejenigen Waren, für welche ein Ausfuhrverbot direkt aus Schweden schon existiert. Als Antwort auf diese Maßnahme hat England bekanntlich eine Kommission nach Stockholm entsandt, und es haben wochenlange Verhandlungen begonnen, die bis zum heutigen Tage offenbar kein positives Resultat erzielt haben. Schweden hat mit dieser Maßnahme den Weg der aktiven Neutralitätspolitik betreten. Obgleich der Schlag gegen Englands unzählige Uebergriffe geführt wird, so trifft er doch eigentlich den russi-

Digitized by Google

schen Nachbar vor die Brust. Dies mutet fast wie ein symbolisches Zeichen für die politisch-geographische Lage Schwedens an — das große außenpolitische Problem der schwedischen Staatsbildung ist im Osten zu suchen.

In diesem Zusammenhange sei die letzte Parteibildung Schwedens erwähnt: die sogenannten Aktivisten. Mit diesem Wort bezeichnet man eine Gruppe schwedischer Politiker, die sich ungeachtet der Parteien aus den verschiedensten sozialen Kreisen zusammensetzen. Diese neue Gruppierung tritt fürs erste gegen die absolute Neutralität auf, die sich alles gefallen läßt und den Sturm, der an den Türen rüttelt, überhören will. Sie verlangt ein energisches Vorgehen gegen die Uebergriffe von seiten der Kriegführenden und eine genaue Ueberwachung der gefährdeten Lebensinteressen Schwedens.

Die am meisten hervortretenden Männer dieser Gruppe äußern ihre Wünsche noch entschiedener, was aus einem Werke hervorgeht, das kürzlich in der schwedischen Buchhandlung erschienen ist und den Namen „Die auswärtige Politik Schwedens im Lichte des Weltkrieges" führt. Das Buch gehört zu den interessantesten und am besten geschriebenen politischen Erzeugnissen, die je in Schweden erschienen sind. Das ganze Werk strebt einer nationalen Einheit zu und stellt dieses Ziel über die Parteien. Die verschiedenen Abschnitte des Buches behandeln die politischen Verbindungslinien Schwedens mit den kämpfenden Mächten, die militärischen und die finanziellen Machtmittel. Es wird eingehend an der Hand geschichtlicher Tatsachen nachgewiesen, daß die in gewissen Kreisen vorherrschenden Sympathien für die Westmächte zum großen Teil auf irrtümlichen Grundanschauungen beruhen, da die gepriesenen sozialen Verhältnisse und die demokratischen Ideale dieser Staaten mit nationalen Eigenarten verquickt seien, die dem schwedischen Wesen fremd sind. So verhält es sich z. B. mit der französischen Zentralisation in der Verwaltung und mit der Vorherrschaft der Bureaukratie, mit der schwierigen Lage des Ministeriums, welches mindestens jedes Vierteljahr ein neues ist. — — — Was die Freiheit des Individuums in England betrifft, so wird dieselbe zum guten Teile wieder aufgehoben durch die unumschränkte Macht der Parteileitung im englischen Parlament, das im Grunde genommen herzlich wenig bedeutet, weil die Regierung so gut wie eigenmächtig über die einschneidendsten Fragen verfügt; die sozialen Mißstände sind nirgends so ausgesprochen wie in der englischen Gesellschaft, wo das elendeste Proletariertum neben dem soliden Besitztum des reichen Gentleman dauernd besteht. Die Politik Englands Schweden gegenüber geht aus den Geschehnissen um 1719 und 1809 hervor, wo England dem Verlust der Ostseeprovinzen und Finnlands an Rußland durchaus nicht in den Weg trat.

In bezug auf Deutschland wenden sich die Autoren dieses Werkes gegen die Vorurteile der Linken, die nicht den Kern treffen. Man urteilt, ohne zu kennen. Man fürchtet den deutschen Militarismus, ohne daran zu denken, daß der französische Militarismus erheblich agressiver ist; man vergißt, daß irische Mitbürger kurz vor dem Kriege den Gewehrkugeln englischer Soldaten erlagen. Ich möchte hier noch einmal auf die vorzüglichen Arbeiten des schwedischen Nationalökonomen Professor Gustav Steffen aufmerksam machen, der dieselben Gesichtspunkte verfolgt, obgleich er seiner Gesinnung nach Sozialdemokrat ist.

Weshalb vergißt man denn das unerhörte Talent des deutschen Staates, seine verschiedenen Teile in der glänzendsten Weise zu verwalten, weshalb berücksichtigt man nicht die sozialen Gesetze und die sozialen Institutionen des Deutschen Reiches, die einfach mustergültig sind? Und wenn man die politische Entwicklung verfolgt, so erkennt man bald, daß das Verhältnis Schwedens zu Deutschland, aufs Ganze gesehen, seit dem Mittelalter ein gutes gewesen ist.

Die Verfasser dieses Werkes verkünden offen, daß es die Aufgabe Schwedens ist, sich mutig den Zentralmächten in ihrem Existenzkampfe anzuschließen. Aber wohl zu merken: diese Gruppe will einen Krieg vor allem aus dem Grunde, weil er für die Stellung Schwedens in der politischen Welt notwendig ist, und die Zauberformel, welche die Vertreter der verschiedenen Richtungen unter einen Hut bringen wird — diese Formel heißt die moskowitische Gefahr! Wie auch der Krieg ausgehen wird, stets bleibt die Bedrohung von Osten, vorbereitet noch mitten im Kriege durch die zu Ende geführte Russifizierung des finnländischen Staates. Schon jetzt kann man es ruhig voraussagen, daß Rußland nicht freie Durchfahrt durch die Dardanellen erlangen wird. Um so mächtiger wird in der nächsten Zukunft der russische Koloß sich bestreben, am Atlantischen Ozean den erträumten eisfreien Hafen zu erobern — und im selben Augenblick ist das Schicksal Nordskandinaviens endgültig besiegelt!

War man im Laufe des Winters in Schweden über Deutschlands Absichten Rußland gegenüber nicht völlig im klaren, so hat die jetzt eingesetzte Riesenoffensive eine ebenso unerhörte politische Perspektive eröffnet: die Befreiung der unterdrückten Völker Polens und der baltischen Provinzen, das Zustandebringen eines Bollwerkes gegen den moskowitischen Eroberungshunger, das Entstehen eines Zentralblockes als Garantie für dauernden Frieden.

Schweden bleibt es vorbehalten, sich für die Befreiung Finnlands einzusetzen und die Wiedergabe der Aalandsinseln, die eine beständige Bedrohung der schwedischen Hauptstadt bedeuten, zu erzwingen; hierdurch wird der Ring geschlossen, der Rußlands Ziele nach Asien verschiebt. Schwedens Aufgabe ist es, die starke, die führende Macht Skandinaviens zu werden. Die finanziellen und militärischen Mittel liegen bereit, und — endlich hat sich ein starker Bundesbruder eingefunden, an dessen Seite Schweden den Kampf ausfechten kann und soll ...

Um dieses hohe Ziel zu erreichen, ist eine Sammlung um diese große nationale Aufgabe nötig, die zugleich eine internationale Frage von größter Tragweite ist. Indem Schweden an der Lösung dieser Frage mitarbeitet, übernimmt es wieder den ihm zukommenden Anteil an der Weltpolitik.

Oswald Koltzenburg / Der Krieg und die Städte

Das Reich hat unsere militärische Kriegsrüstung geschaffen. Die wirtschaftliche und soziale Kriegsrüstung ist Aufgabe der Stadtverwaltungen. Der Bundesrat erläßt zwar Kriegsgesetze und Kriegsverordnungen, aber diese erhalten erst Leben durch eine tatkräftige und zweckmäßige Ausführung, die in den meisten Fällen Sache der Städte ist.

Die Kriegsunterstützung ist durch Reichsgesetz geregelt; aber in Wirklichkeit kommt es doch darauf an, was die Städte dazuzahlen und wie sie im einzelnen Falle verfahren. Die mannigfachen wirtschaftlichen Maßnahmen stellen ganz ungewöhnliche und umfangreiche Anforderungen an das Organisationstalent und die volkswirtschaftlichen Fähigkeiten der Männer in der städtischen Verwaltung. Die Zeit nach dem Kriege bringt neue Aufgaben.

Digitized by Google

Man vergegenwärtige sich einmal, auf was alles die Kriegsarbeit der Städte sich zu erstrecken hat. Sie prüfen die Voraussetzungen für die reichsgesetzliche Kriegsunterstützung, sie schießen dem Reiche die hierfür erforderlichen Gelder vor und zahlen außerdem noch Zuschläge zu den Reichssätzen, da die Unterstützung so viel betragen soll, daß die Kriegerfamilie damit auskommt und nicht auf die Armenkasse angewiesen ist. Außer Geld werden auch Naturalien gewährt, Anweisungen ausgegeben auf Brot, Mittagessen, Kolonialwaren, Kartoffeln, Milch, Kohlen, Volksküchen werden gegründet, Fischkochkurse oder überhaupt Kriegskochkurse abgehalten. Mietzuschüsse werden gewährt, Mieteinigungsämter eingerichtet, Mietdarlehnskassen gegründet. Arbeitslosenunterstützung wird gewährt, außerdem der Arbeitslosigkeit durch Schaffung von Arbeitsgelegenheit, durch Unterstützung der Arbeitsnachweise und durch Vermittlung von Kriegslieferungen an Industrie und Handwerk gesteuert. Besondere Maßnahmen sind wieder notwendig für die Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen, die Pensionsinhaberinnen, die geflüchteten Auslandsdeutschen und Ostpreußen. An dem Wiederaufbau Ostpreußens beteiligen sich die Städte. Sie suchen auch den Zusammenhang mit den Kriegern zu wahren, bewirten die abmarschierenden und durchziehenden Truppen, senden Liebesgaben ins Feld, richten Kriegsschreibstuben ein, beteiligen sich an der Ausrüstung von Lazarettzügen, richten in der Heimat Lazarette ein, schaffen Ehrenhaine für die in der Heimat versterbenden Verwundeten. Die Lebensmittelversorgung ist mit der Ausgabe der Brotmarken nicht erledigt, es sind Feststellungen der vorhandenen Vorräte, Prüfungen und Ueberwachungen, Verhandlungen mit der Reichsverteilungsstelle, mit den Bäckern, mit den Mühlen notwendig. Ferner haben die Städte Höchstpreise festgesetzt, Vorräte an Kartoffeln, Fleisch, Gemüse eingekauft und geben sie jetzt an die Einwohnerschaft ab. Sie haben für die Bestellung unbebauter Grundstücke gesorgt, Kleingärten eingerichtet, Kartoffelland abgegeben, die Küchenabfälle gesammelt. Für die Beschäftigung der Jugend wird gesorgt, sowohl für geistige Anregung sowie besonders auch für körperliche Ausbildung. Schließlich beginnen auch jetzt schon die Arbeiten, die nach dem Kriege besonders hervortreten werden: die Arbeitsbeschaffung für Kriegsbeschädigte, die Gewährung von Zusatzrenten an Invalide sowie an Witwen und Waisen, wie auch die Bevorzugung der Feldzugsteilnehmer durch Steuernachlässe usw.

Es verdient hohe Anerkennung, mit welcher Umsicht und Entschlossenheit, in rechter Erkenntnis ihrer vaterländischen Pflicht und Verantwortlichkeit die deutschen Städte unterstützt von der Opferfreudigkeit und Mitarbeit der gesamten Einwohnerschaft und privater Vereinigungen, alle diese und noch manche anderen Aufgaben zu erfüllen bestrebt sind. Dieser Arbeit ist es mit zu danken, daß im deutschen Volke Ruhe und Zufriedenheit herrscht, daß niemand zu hungern braucht, daß der Wille zum Durchhalten bei uns nicht erlahmt.

Ueber diese wichtigsten unmittelbaren Wirkungen hinaus erscheint aber das System der Uebertragung wichtiger Aufgaben der Gesamtheit auf die Städte bedeutsam durch die allgemeinen Begleiterscheinungen und Folgen, die damit im Zusammenhang stehen. Sie treten in dreierlei Hinsicht besonders hervor:

1. Die finanzielle Belastung der Städte ist so hoch, daß sie trotz großer Opferbereitschaft der Bürgerschaft mit ihren eigenen Geldmitteln und den durch Haussammlungen und private Schenkungen erhaltenen Summen bei weitem nicht auskommen. Zu Steuererhöhungen in größerem Maße ist die Zeit ungeeignet. Da der gegenwärtige Krieg auch für die folgenden Jahrzehnte gekämpft wird und diese erst aus den Erfolgen den rechten Nutzen ziehen werden, ist es durchaus gerechtfertigt, wenn man auch das kommende Geschlecht zu der Kostendeckung heranzieht und den Weg der Anleihe beschreitet. Die Folge ist, daß auch nach dem Kriege Sparsamkeit die Losung sein wird. Am meisten werden davon solche Dinge betroffen werden, bei denen besonders Abstriche schwer empfunden werden: die soziale Fürsorge, Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege, Gehalts- und Lohnfragen. Es wäre daher sehr wünschenswert, wenn die deutschen Städte ihre jetzigen Aufwendungen wenigstens zu einem Teile auf andere Weise erstattet erhielten. Wenn es eine Kriegsentschädigung geben sollte, so müssen die Städte in erster Linie etwas davon bekommen, und wenn etwa die Besteuerung der Kriegsgewinne doch noch eingeführt werden sollte, so müssen auch die Städte daran beteiligt werden.

2. Wird man die Abwälzung der sozialen Kriegshilfe auf die Städte in finanzieller Hinsicht als nachteilig ansehen müssen, so darf man doch auch die darin liegenden Vorteile nicht verkennen. Reichstag und Landtage haben jetzt nur Tagungen von einer oder einigen Wochen, und bei der Fülle der Fragen können sie sich mit Einzelheiten nicht befassen. Da ist es sehr erfreulich, daß die Kriegsunterstützung und die Arbeitslosenfrage und die Lebensmittelversorgung den Stadtverwaltungen übertragen ist, und daß infolgedessen die Bürgerschaft selbst zur Mitarbeit herangezogen werden kann, Wünsche und Beschwerden in den regelmäßigen Sitzungen der Stadtverordneten jederzeit angebracht werden und sofort für Abhilfe gesorgt werden kann. Dieser Umstand ist in seiner Bedeutung nicht zu unterschätzen, daß die innere Kriegsarbeit unter ständiger Aufsicht der Bürgerschaft und ihrer Organe steht. Auch besteht besonders für mittlere und kleine Städte der Vorteil, daß man die Verhältnisse des einzelnen besser übersehen, die Eigenart jedes Falles berücksichtigen, die Ausnutzung der Mittel der Allgemeinheit verhüten und andererseits bei besonderer Not in besonderer Weise eingreifen kann. Da voraussichtlich auch auf die Hinterbliebenenfürsorge und die Rentengewährung die Städte Einfluß erhalten werden, sollte jede Stadtverwaltung es sich zur Pflicht machen, mit jedem Kriegsbeschädigten und jeder Witwe persönlich zu verhandeln, ihre Verhältnisse, insbesondere auch die Frage der Arbeitsmöglichkeit, der Arbeitsbeschaffung, der Fürsorge für die Kinder usw. genau zu prüfen, damit jedem Falle von Not und begründeter Unzufriedenheit abgeholfen werden kann. In Großstädten wird bereits die Einrichtung eines besonderen Amtes hierfür erwogen.

3. Schließlich wird die Kriegstätigkeit der Städte auch für ihre allgemeine Stellung im Verwaltungsorganismus nicht ohne Bedeutung sein. Der neugewählte Oberbürgermeister von Dresden, Oberverwaltungsgerichtsrat Blüher, hat es in einem Vortrage über die Aufgaben nach dem Kriege ausgesprochen, daß der Krieg eine Stärkung des Reichsgedankens auf der einen Seite und auf der anderen ein Zurücktreten der Einzelstaaten, dafür aber ein stärkeres Hervortreten der Städte mit sich bringen werde. Das Reich schützt und vertritt uns nach außen und setzt für das innere Leben die leitenden Gesichtspunkte fest; die Selbstverwaltungskörper sorgen für die Ausführung und werden gleichzeitig die treibenden Elemente des Fortschritts.

Digitized by Google

Diese Entwicklung wäre durchaus zu begrüßen. Die Selbstverwaltung hat eine glänzende Bewährungsprobe abgelegt, und die Stärkung des Selbstverwaltungsrechts wäre der beste Lohn für die geleistete Arbeit.

Kuczynski / Die neuen Höchstpreise für Getreide

Durch Bundesratsverordnung vom 23. Juli wurden die Höchstpreise für Roggen und Weizen, wie sie am 28. Oktober festgesetzt worden sind, auch für das neue Erntejahr beibehalten. Sie betragen für die Tonne Roggen 215 bis 230 M., für die Tonne Weizen 255 bis 270 M. und sind damit um ein Viertel bis ein Drittel höher als vor Ausbruch des Krieges. Hingegen wurden am gleichen Tage die Höchstpreise für Gerste, die im Oktober auf 194 uns 227 M., im Dezember auf 209 bis 237 M. und im März auf 259 bis 287 M. angesetzt worden waren, für das ganze Deutsche Reich auf 300 M. erhöht und ebenso die Höchstpreise für Hafer, die im November auf 202 bis 224 M. und im März auf 254 bis 276 M. bemessen worden waren, allgemein auf 300 M. gesteigert. Die Preise für Gerste und Hafer sind damit annähernd doppelt so hoch wie vor Ausbruch des Krieges. In ihrer Freude über die Beibehaltung der Höchstpreise für Brotgetreide haben die Konsumenten der Steigerung der Höchstpreise für das übrige Getreide nur wenig Beachtung geschenkt. Und doch ist sie von allergrößter Bedeutung. Denn unsere Ernte an Gerste und Hafer ist gewöhnlich nur um ein Viertel geringer als die von Brotgetreide.

Die Erhöhung des Haferhöchstpreises auf 300 M. hat zur Folge, daß unsere Heeresverwaltung für die 2¾ Millionen Tonnen, die sie in einem Kriegsjahre benötigt, reichlich 800 Millionen Mark zahlen muß, d. h. noch etwa 300 Millionen Mark mehr, als unter Berücksichtigung der erhöhten Produktionskosten der Landwirtschaft angemessen erscheint. Sie hat weiter zur Folge, daß die Bedarfsartikel, auf denen Wagentransportkosten ruhen, und das sind ja fast alle, dadurch verteuert werden.

Die Erhöhung des Gerstenhöchstpreises hat zur Folge, daß die Schweinepreise dauernd hoch sein werden. Denn bei dem Verbot der Verfütterung von Brotgetreide und der knappen Zufuhr von Mais ist die Gerste das wichtigste Mastfutter. Einem Gerstenpreis von 300 M. entspricht aber ein Schweinepreis von 80 bis 85 M. für den Zentner Lebendgewicht beim Produzenten (vgl. Kuczynski-Zuntz, Unsere bisherige und unsere künftige Ernährung im Kriege, S. 59). Ein Gerstenpreis von 300 M. würde also zwar einen Schweinepreis von 100 bis 120 M., wie ihn die Produzenten heute bekommen, nicht rechtfertigen, aber er würde doch einen Preis von 35 bis 40 M., wie sie ihn vor Ausbruch des Krieges, oder selbst von 65 bis 75 M., wie sie ihn noch im Februar d. J. erhielten, unmöglich machen. Sehr bezeichnend ist denn auch der Rat, der den Landwirten in der „Deutschen Tageszeitung" Nr. 400 vom 10. August erteilt wird, den Brauern die Malzgerste, für die kein Höchstpreis besteht, nicht schon für 350 M. zu verkaufen:

„Auch ist es bei einem Schweinepreise von mehr als 100 M. Lebendgewicht ratsamer, Gerste, für die man höchstens 350 bis 360 M. erzielen kann, im Schweinestall zu verwenden und den Brauern die Freiheit zu lassen, sich an ausländischer Gerste einzudecken."

Die Erhöhung des Hafer- und Gerstenhöchstpreises ist, wie amtlich verkündet wurde, erfolgt, „um wenigstens eine Annäherung an die stark gestiegenen Preise für die übrigen Futtermittel zu erreichen". Dem Landwirt, dessen Hafer beschlagnahmt wird, soll die Möglichkeit geboten werden, mit Hilfe des hohen Erlöses für Hafer andere teure Futtermittel zu kaufen, d. h. also ausländische Gerste, Mais, Oelkuchen u. ä. Diese Futtermittel sind aber nur in so geringen Mengen vorhanden, daß sie praktisch gar keine Rolle spielen, und es ist ein eigentümlicher Gedanke, den Wert der 10 Millionen Tonnen Gerste und Hafer, die wir ernten, auf 3 statt 2 Milliarden Mark festzusetzen, weil die Landwirte für die ausländischen Futtermittel vielleicht 100 Millionen Mark mehr aufwenden müssen als unter Zugrundelegung der Friedenspreise.

Eine sachliche Rechtfertigung für die unverhältnismäßig hohen Preise von Gerste und Hafer gibt es nicht. Sie sind denn wohl auch nur deshalb so festgesetzt worden, weil der Konsument sie weniger unmittelbar empfindet als hohe Brotgetreidepreise.

Aemil Ritter / Zur Kriegsvorratswirtschaft

Es war für die Versorgung Deutschlands mit Brotkorn ein Glück, daß der jetzt wütende Krieg nicht einige Monate später ausbrach. Dann wäre ein großer Teil des jetzt im Lande gebliebenen Roggens schon gedroschen und dank den Ausfuhrprämien ins Ausland versandt gewesen. Wir haben jetzt — wenn auch mit Ach und Krach — bis zur nächsten Ernte durchhalten können und werden dazu, wenn auch mit weiteren Entbehrungen, noch ein Jahr imstande sein. Wenn wir auch auf einen uns günstigen Friedensschluß hoffen, und wenn wir auch hoffen, daß wir dann eine Reihe von Jahren Frieden haben werden, so dürfen wir uns durch solches Hoffen nicht einschläfern lassen. Wir müssen vielmehr nicht bloß in militärischer Hinsicht, sondern auch wirtschaftlich uns so verhalten, als wenn wieder ein ähnlicher Krieg bevorstände. Es wird leider stets Zündstoff genug dasein, um wieder einen Brand zu entfachen.

Die beste und einzige Gewähr für einen dauernden Frieden ist, daß unsere lieben Nachbarn wissen, daß wir in jeder Hinsicht gerüstet und unüberwindlich sind.

In der wirtschaftlichen Fürsorge wird besonders die Lebensmittelfrage eine große, ja die erste Rolle spielen. Unsere Feinde müssen deshalb wissen, daß sie uns durch das Abschneiden der Zufuhren nicht zugrunde richten können. Wir müssen beim Ausbruch eines Krieges in jeder Jahreszeit nicht bloß so viel Brotgetreide, sondern auch Viehfutter vorrätig haben, daß wir mindestens für ein Jahr nicht in Verlegenheit kommen. In dieser Hinsicht sind schon verschiedene Vorschläge gemacht. In verschiedenen Vorträgen hat in letzter Zeit u. a. ein Redner darauf hingewiesen, daß früher preußische Könige, ähnlich wie der selige Pharao, Korn für Fälle der Not aufgespeichert haben. Da der Redner diesen Gedanken nicht weiter ausgeführt hat, so kann man nicht wissen, ob es ernstlich gemeint ist. Es stellen sich dem auch schiedene Schwierigkeiten entgegen. Nicht bloß in bezug auf die Aufbewahrung, die sehr sorgfältig sein muß, um ein Verderben zu verhüten, und auch großartige Speicherbauten nötig machen würde. Dabei wäre es nötig, die sämtlichen Vorräte in jedem Jahre zu erneuern. Der Staat würde in jedem Herbste Verkäufer und Einkäufer von Getreide, also ein Kornhändler sein, der größte in Deutschland. Damit wäre dem Reich oder den Staaten ein Einfluß auf die Preis-

Digitized by Google

bildung ermöglicht, der kaum wünschenswert ist. Oder doch?! Die Sozialdemokraten und manche Sozialreformer werden ja! sagen. Dieser Gedanke mag von denen, die ihn billigen, formgestaltet werden; es gibt einen mindestens ebenso guten.

Ein anderer nur der Vollständigkeit wegen anzuführender Plan geht dahin, den Landwirten die Aufspeicherung von Getreide in solchem Maße zur Pflicht zu machen, daß wir ein Kriegsjahr ohne Zufuhr vom Auslande auskommen können. Dagegen sprechen so viele auf der Hand liegende Gründe, daß nicht weiter darüber gesprochen zu werden braucht.

Ehe wir zu einer anderen Idee übergehen, muß darauf hingewiesen werden, daß wir für den Kriegsfall nicht bloß mit Brotgetreide, sondern auch mit Viehfutter versorgt sein müssen, da sonst menschliche Nahrungsmittel zur Ernährung des Viehes verwandt werden müssen, da ein Mangel an Viehfutter zurückwirkend auch einen Mangel an Erzeugnissen der Viehhaltung, an Fleisch, Milch, Butter usw. zur Folge hat. Wir haben gesehen, wie ein Fehlen von eingeführten Viehfuttermitteln bewirkt, daß Korn, welches auch zu Brot verwandt werden sollte, in größerem Maße in den Viehstall wandert. Der Umstand, daß Korn sowohl für Menschen wie für Vieh zur Nahrung dienen kann, bewirkt, daß ein Mangel an Viehfutter auch einen Mangel an Brot zur Folge hat und umgekehrt. Deshalb genügt es nicht, für den Kriegsfall Korn aufzuspeichern, sondern es muß auch für Viehfutter vorgesorgt werden. Das ist aber schwierig, weil fast alles Viehfutter, welches wir zu verwenden gewohnt waren, sich schwer aufbewahren läßt und leicht verdirbt, wie z. B. sämtliche Rückstände der Oelfabrikation. Nur die getrockneten Biertreber und die Trockenschnitzel der Zuckerfabriken machen eine Ausnahme, vielleicht auch die getrockneten Schnitzel der Kartoffeln — nicht zu verwechseln mit den Kartoffelflocken. Weil es so wenig Futtermittel gibt, die sich lange halten, muß als Viehfutter auch Korn in Vorrat gehalten werden. Das erschwert die Vorsorge wesentlich, ist aber nötig, wenn man nicht halbe Maßregeln ergreifen will.

Bisher schon haben Militärverwaltungen Kaufleute veranlaßt, gewisse Bedarfsgegenstände in bestimmtem, größerem Maße vorrätig und zur Verfügung für militärische Zwecke zu halten. Dies Verfahren sollte für die Versorgung mit Getreide in Anwendung gebracht werden. Die Militärverwaltung sollte mit Kornhändlern Verträge abschließen, wonach diese sich verpflichten, stets eine zu vereinbarende Menge von Korn und haltbaren Futtermitteln auf Lager zu haben. Diese Kaufleute müßten als Speichermiete und als Zins für das festgelegte Kapital und für den Schwund eine jährliche Vergütung bekommen. Das im ganzen bereit zu haltende Quantum müßte bei Beginn jeder Ernte zweimal so groß sein wie die jährliche Einfuhr aus dem Auslande in den letzten beiden Jahren; unter Anrechnung oder Umrechnung der eingeführten Futtermittel, soweit solche eine Lagerung vertragen können. Deutschland würde dann eine Abschließung vom Weltmarkte für die Dauer von zwei Jahren ertragen können. Es liegt auf der Hand, daß nicht, wie vorgeschlagen, der ganze Jahresbedarf braucht aufgespeichert zu werden, sondern nur der im Frieden durch Einfuhr gedeckte Mangel an Brotkorn und an Viehfutter. Das eingelagerte Korn steht jederzeit zur Verfügung des Besitzers. Er kann davon verkaufen und dafür anderes einkaufen, wenn nur stets der vertragsmäßige Bestand erhalten bleibt. Deshalb ist es sein Interesse, daß die Beschaffenheit untadelig bleibt. Es darf das Korn aber nicht überjährig werden. Das heißt, das in der einen Ernte gewonnene Korn muß nach Beginn der nächsten Ernte abgesetzt werden. Also liegt es im eigenen Interesse des Kornhändlers, daß das lagernde Getreide stets eine gute Beschaffenheit hat. Dennoch muß die Behörde sich eine fortdauernde Aufsicht vorbehalten und auch ausüben. Einige Schwierigkeit kann die gerechte Feststellung des Preises bieten, für den das Getreide, bzw. das Futter an das Reich abzugeben ist. Der Kornhändler soll keine großen Gewinne einheimsen, aber doch einen Vorteil von dem Geschäfte haben. Vielleicht könnte der Durchschnittspreis des vorhergehenden, also des Einkaufsjahres zugrunde gelegt und dazu ein bestimmter Aufschlag vereinbart werden. Vielleicht werden viele Kornhändler sich scheuen, verhältnismäßig große Kapitalien in den aufzuspeichernden Vorräten an Korn und Viehfutter festzulegen. Da könnte sehr gut das Reich mit Darlehen eintreten. Uebrigens würden die großen Banken sehr gerne die Läger beleihen, da dieselben unter Kontrolle des Reiches stehen würden. Billiger wird es aber, wenn das Reich selbst Geldmittel hergibt.

Die Aufspeicherung von Brotkorn und Viehfutter durch Private — durch Kornhändler — sichert das Reich, die Bevölkerung ebensogut vor Mangel, als wenn Behörden diese Aufgabe gestellt würde, stört und beeinflußt aber Handel und Wandel nicht, und vermeidet besonders alle Unzuträglichkeiten, die nun einmal mit einem behördlichen Mechanismus verbunden sind.

Wir stehen leider noch mitten im Kriege, und man kann deshalb sagen, es sei noch nicht Zeit, an die Gestaltung der Zustände nach dem Kriege zu denken. Aber sollte man doch nicht Maßnahmen, die nach dem Kriege so bald als möglich getroffen werden müssen, sollte man Fragen, die dann brennend sind, nicht schon jetzt erwägen und besprechen können und müssen?

Robert Albert / Ein alter Nationalvereinler

Auf dem Wachberge bei Dresden, zwischen den Gärten des Königs und des Justizministers, wohnt Victor Böhmert, einer der letzten Ueberlebenden jener Tätigen, die mit an der Wiege der deutschen Einheit, also an der Wiege von Deutschlands Macht, gestanden haben. Er ist mit seinen 86 Jahren, die er mit der Frische eines Sechzigers trägt, wohl der letzte lebende Deutsche, der bei der Gründung des Nationalvereins vor 56 Jahren einen Grundstein legen half zur mächtigen und freiheitlichen Entwicklung jenes Deutschlands, das heute gegen eine ganze Welt von Feinden siegreich sich verteidigt.

Wo und was wären wir, wenn wir die deutsche Einheit und Einigkeit nicht hätten! Wenn nicht durch den Italienischen Krieg von 1859 der Wunsch nach nationaler Einigung in Deutschland mächtig geworden, wenn nicht Bismarck schließlich doch den Weg gegangen wäre, den die deutschen Volkswirte seit 1857 als die einzige Rettung für Deutschland vorgezeichnet hatten! Damals beherrschten Frankreich und England die Welt, konnte höhnisch ein Lord Palmerston von Deutschland als von einem geographischen Begriff sprechen, stand Deutschland in der Tat vor dem Nichts und schaute ängstlich nach Paris und London. „Es war das Glück meines Lebens," schreibt Böhmert in seinem Dankartikel zum 80. Geburtstage 1909, „daß ich gerade in dem bedeutungsvollen Jahrzehnt von 1856—66 in Bremen eine unabhängige Stellung erhielt, in welcher ich mich zuerst 1857 an der Begründung des Volkswirtschaftlichen Kongresses und dann an der Begründung und Entwicklung des Nationalvereins beteiligen und von meinem volkswirtschaftlichen Standpunkte aus die Ansicht vertreten konnte, daß der Zollverein die Wiege des zu erstrebenden Deutschen Reiches sei, daß der preußische Staat die Führung übernehmen müsse, und daß der Süden Deutschlands schon durch das materielle Band unlöslich mit

Digitized by Google

dem Norden verbunden sei und schon aus wirtschaftlichen und finanziellen Gründen gar nicht aus dem Zollverein ausscheiden könne."

Damals vollzog sich in deutschen Landen ein gewaltiger Umschwung; man warf sich mit geradezu fanatischer Wucht auf die Förderung der Industrie, und je dichter sich die Hochöfen setzten, je reichlicher sich die Eisenbahnlinien kreuzten, je höher die Ziffern der Ein- und Ausfuhr anschwollen, um so weiter wird auch mit einem Male der Blick der Nation. Böhmert und die anderen Männer des volkswirtschaftlichen Kongresses sprachen gar nicht von Politik, aber sie erklärten der Zunftverfassung und mit ihr dem deutschen Kirchturmhorizont den Krieg, sie bewiesen mit Zahlen in der Hand die Notwendigkeit der Freizügigkeit durch ganz Deutschland, sie schärften durch ihre Agitation für Handelsfreiheit den Blick der Nation, den Blick der Massen für die Beobachtung des großen, internationalen Marktes. Die Eisenbahnen fuhren die kleinstaatlichen Anschauungen zum Lande hinaus, und die riesige Entwicklung des industriellen Verkehrs entwickelte zugleich an all den zahllosen Schranken der Kleinstaaterei die Ueberzeugung von der Notwendigkeit auch der staatlichen Voraussetzungen für das volle Gedeihen dieser Industrie — die Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer strafferen nationalen Einigung.

Freilich: Ein Großer kam den Bennigsen, Schulze-Delitzsch, Böhmert, Unruh, Löwe-Calbe, Miquel im Nationalverein zu Hilfe, das war Napoleon III. Seine kühne Politik vollendete rasch, was die Erfahrungen der Reaktionszeit in der Anschauung des Volkes angebahnt hatten. Der Beherrscher eines zentralisierten Nachbarreiches, der es kraft der Zentralisation seines Reiches verstanden, zwei für allmächtig und unüberwindlich gehaltene Staatswesen in zwei kurzen Stößen zu Fall zu bringen, mußte mit Naturnotwendigkeit denkenden Deutschen die Frage nahelegen, was wohl im Falle eines Konfliktes mit diesem Napoleon aus den Deutschen werden würde. Die raschen Erfolge Napoleons waren eine Folge der nationalen Einheit Frankreichs, also mußte man, um ebenfalls mächtige Feinde abwehren zu können, gleichfalls diese Einheit herstellen.

„Um ein Mehr oder Minder an Freiheit galt es uns dabei zunächst keineswegs," sagte mir bei einem meiner Besuche Victor Böhmert „denn es galt etwas noch Höheres als die Freiheit der Nation, es galt die Erhaltung der Nation als solcher, die Gründung eines wirklichen, ihrem vollen Lebensgehalt genügenden Staates." In diesem Sinne arbeitete Böhmert, förderte er die volkswirtschaftlichen Kongresse, die ihm Stücke der werdenden deutschen Einheit waren, deren Beratungen das gemeinsame Deutschtum stärkten. Indirekt wirkten diese Männer ja auch politisch, indem sie betonten, daß auch die volkswirtschaftlichen Interessen des deutschen Volkes einer parlamentarischen Vertretung bedürften, und daß der Zollverein unter Preußens Führung der Vorläufer des künftigen Deutschen Reiches sei. Einmütig wird Böhmert als der eigentliche Begründer des volkswirtschaftlichen Kongresses anerkannt (sein Aufruf im Bremer Handelsblatt vom Mai 1857 gab den ersten Anstoß zur Gründung), deshalb ist es nicht zuviel gesagt, Böhmerts Gründung als wirtschaftliches Vor-Parlament Deutschlands zu bezeichnen. Hier wurden unter Böhmerts Leitung die liberalen Maßnahmen beraten, die nachher so schnell durchgeführt werden konnten: Gewerbefreiheit, Freizügigkeit, Aufhebung der Ehebeschränkungen, Münz- und Maß-Einheit, Reform des Zolltarifs u. a. m. Aus Böhmerts Briefwechsel mit Bennigsen (seinerzeit in der Deutschen Revue veröffentlicht) geht hervor, welch großen Anteil an der wirtschaftlichen Befreiung Deutschlands Böhmert hat und wie er in Bremen, wo er lange Jahre Handelskammer-Syndikus und Redakteur am Handelsblatt war, für die Forderung wirkte, die Reichsverfassung vom März 1849 durchzuführen und an die Forderungen von 1848 anzuknüpfen, um dem Volke einen größeren Anteil am Staatsgeschehen zu geben.

Das war damals nicht leicht. Wie in Italien, wurden auch in Deutschland manche von denen, die für die Einheit kämpften, ins Gefängnis geworfen, mußte gar mancher mit Hutten ausrufen: Ich habs gewagt, Bin nit verzagt, Und will des Ends erwarten. Böhmert sah dem offen ins Auge, furchtlos. In einer Versammlung des Nationalvereins, der allerersten, die neben der Generalversammlung im Lande stattfand, am 18. Oktober 1862 in Bremen, als Bennigsen präsidierte und Miquel referierte, sagte Böhmert:

„Es war kein schlechter Gesetzgeber, welcher den Bürgern seines Staates als Pflicht auferlegte, sich in politischen Dingen zu einer Partei zu halten. Es ist unvermeidlich, daß, wenn man das tut, man hier und da Anstoß erregt .... aber es ist immer noch besser zu irren, sich gegenseitig zu verständigen .... als ein träger Zuschauer des großen nationalen Entwicklungsganges zu sein."

Heute, da wir die nationale Einheit als etwas Selbstverständliches ansehen, hören wir nur mit lächelndem Staunen von den Kämpfen, die um diese Einheit geführt werden mußten, und man kann es dem greisen Gelehrten, der auf dem schönen Wachberge von jahrzehntelanger Arbeit ausruht, wohl nachfühlen, daß er heute mit Stolz auf die Wirkung der deutschen Einheit im Weltkriege blickt. Und die Früchte der Kraft deutscher Einigkeit für dauernd zu sichern, ist der 86jährige noch unermüdlich bestrebt; im letzten Heft des jahrzehntelang von ihm redigierten „Arbeiterfreund" knüpft er an die Bestrebungen der fünfziger und sechziger Jahre wieder an und ermahnt die geeinigten Volksgenossen, Vertrauen zueinander zu gewinnen und den Geist der Einigkeit, Brüderlichkeit und Gemeinnützigkeit nicht nur während des Krieges, sondern jederzeit im friedlichen Zusammenleben zu betätigen. Einigkeit auch im wirtschaftlichen Kampfe, das ist Böhmerts vornehmstes Ziel.

Mit lebendiger Anteilnahme verfolgt er trotz seines hohen Alters die Wirkungen des Krieges auf das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. In seiner „Sozial-Correspondenz", die er im Nebenamt seit mehr als 40 Jahren redigiert, wie in seinem „Arbeiterfreund" erklärt er unausgesetzt es für eine der schönsten Aufgaben künftiger Friedensjahre, wenn die deutsche Unternehmerwelt mit der ihr im Kriege näher getretenen Arbeiterschaft überall versöhnlich zusammenwirke, „um nicht bloß das materielle, sondern auch das geistige und sittliche Wohl aller Volksklassen opferwillig zu fördern". „Die Hauptarbeit der Zukunft wird unter anderem sein, uns im Innern zu einigen ... und die Verpflichtung zu übernehmen, den unbemittelten Klassen in ihrem schweren Kampfe um ihre materielle und bürgerliche Existenz und um die höheren idealen Güter des Daseins treu beizustehen, damit eine schönere Zeit vorbereitet wird, wo aus einer gleichmäßigeren Bildung und günstigeren Lebensstellung der verschiedenen Volksklassen eine Milderung der Gegensätze und sozialer Friede entspringen wird."

Der so spricht, hat die Ueberbrückung der Mainlinie mitherbeigeführt, er hat somit ein Recht zu solchen Mahnungen. Nachdem durch Einigkeit der große, gewaltige Staat geschaffen ist, nachdem dieser Staat im Weltkriege seine unüberwindliche Kraft aller Welt offenbart, wirbt der greise Gelehrte in Wachwitz um die Erreichung der sozialen Einigkeit im Innern. Seinen Gratulanten zum 80. Geburtstage erklärte er freimütig mahnend:

„Ich halte es auf Grund meiner Erfahrungen als Achtziger für die Pflicht jedes Volkswirts, in erster Linie für die kleinen Leute, für die schwachen, hilfsbedürftigen und unbemittelten Einwohner, welche mindestens 75 Prozent der Bevölkerung ausmachen, Sorge zu tragen, ihren Lebensunterhalt zu erleichtern und Wohlfahrtseinrichtungen für sie herzustellen. Die gesunden, begabten, höher gebildeten und reichen Leute wissen sich überall schon selbst zu helfen und für ihr Wohl zu sorgen. Der Staat muß durch gerechte Gesetze auch die Unbemittelten zur Selbsthilfe und Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten in Familie, Gemeinde und Staat heranziehen und sie zu höherer Bildung und Gesittung emporheben."

Wir wollen uns hüten, undankbar zu werden. Wenn wir heute in den Berichten der Obersten Heeresleitung lesen, daß Sachsen, Bayern, Badenser, Schwaben, Thüringer und Rheinländer sich da und dort tüchtig geschlagen, den Feind mit vereinter Kraft geworfen haben, halten wir das für ganz selbstverständlich, als wäre es immer so gewesen. Wir sollten uns dieser erhebenden Einmütigkeit weit mehr freuen und dankbar der Männer gedenken, die diese Einmütigkeit in ihren kühnsten Träumen sahen und jahrzehntelang herbeigesehnt haben, indem sie das Dichterwort zur Wahrheit machten:

Viel tausend Flammen, eine Glut,
Viel Herzen und ein Schlag,
So harren wir denn frohgemut

Digitized by Google

Aus bis zum jüngsten Tag,
Bis daß die Eins verschlungen
Die böse Zwei,
Dann Brüder, ist's gelungen
Und Deutschland frei!

Der moderne Bileam / Von einem Irisch-amerikaner.

Deutsch von Hermann von Staden.

Von einer Leserin in Wiesbaden wird uns eine amerikanische Flugschrift mit obigem Titel zugeschickt, die Mr. Hugh H. Masterson, 170 Chambers St., Neuyork, auf eigene Kosten hat drucken und in 80 000 Exemplaren versenden lassen. Seitdem ist die Nachfrage so gestiegen, daß bei Abnahme von größeren Mengen das Stück 1 Cent (4 Pf.) kostet; einzelne Exemplare werden auch jetzt noch kostenlos versandt. Wir geben aus dieser beißenden irischen Satire einige Stellen in freier Uebertragung wieder.

Die Redaktion.

Bekanntlich ritt der Prophet Bileam einen Esel, der sich vorgenommen hatte, für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, während Bileam sein Bestes tat, um mit Lügen durchzukommen. Hier haben wir nun einen modernen Bileam nebst Esel, die abwechselnd über den Weltkrieg Fragen stellen und Antworten geben. Dabei möge der findige Leser selber erraten, welche der Antworten vom jüngeren Bileam stammen und welche vom göttlich inspirierten Esel.

Frage: Wer hat den Krieg angefangen?

Antwort: Der Kaiser.

F.: Woher weißt du das?

A.: Daher, weil er der Kriegs-Herr ist, wie männiglich weiß.

F.: Wer hat ihm diesen Titel gegeben?

A.: Irgendein Engländer, der die deutsche Bezeichnung „Kriegsherr" absichtlich falsch übersetzt hat; denn „Kriegsherr" bedeutet im Deutschen nichts anderes als „Höchstkommandierender", also ein Titel, den jeder konstitutionelle Herrscher führt.

F.: Aber gibt es denn keinen anderen Beweis dafür, daß er ein Kriegs-Herr ist?

A.: O ja. Sein Lebensziel beweist es.

F.: Welches ist sein Lebensziel?

A.: Fünfundzwanzig Jahre lang hat er ein Volk regiert, das gerüstet und imstande war, jeden einzelnen Feind zu zermalmen; aber er hat niemals losgeschlagen. Er hat die Politik seiner Vorgänger fortgesetzt mit dem Ergebnis, daß in Mitteleuropa dreiundvierzig Jahre lang Friede geherrscht hat, eine längere Periode als je bevor seit der Zeit des römischen Kaiserreichs. In dieser Periode hat Deutschland der Welt ein glänzendes Beispiel menschlicher Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten der Friedensarbeit gegeben, in Kunst und Wissenschaft, in Schulwesen und Geistesleben, in innerer Verwaltung und praktischer Sozialpolitik, in Industrie und Handel, in der freien Entwicklung der Persönlichkeit, in der Förderung körperlicher Gesundheit und geistiger Anlagen.

F.: Aber müssen wir nicht unbedingt den Schluß ziehen, daß der Herrscher eines Volkes, das mit solcher Beharrlichkeit den Werken des Friedens obliegt, selbstverständlich darauf ausgeht, sein Volk in einen mutwilligen und unnötigen Krieg zu stürzen?

A.: Versteht sich.

F.: Welche Tatsachen lassen sich für diese Ansicht anführen?

A.: Erstens die Tatsache, daß er so lange Zeit Frieden gehalten hat, während ein siegreicher Krieg ihm ein leichtes gewesen wäre; zweitens die Tatsache, daß, wenn er es wirklich war, der den jetzigen Krieg angefangen hat, er ihn in einem Augenblick anfing, wo ein Erfolg so gut wie ausgeschlossen schien; drittens die Tatsache, daß er überhaupt gar nicht die Macht gehabt hätte, sein aufgeklärtes, urteilsfähiges, selbständiges und charakterfestes Volk in einen Krieg zu stürzen.

F.: Aber er hat doch eine ungeheure Gewalt, nicht wahr?

A.: O ja, er hat annähernd ebensoviel Gewalt wie der Präsident der Vereinigten Staaten.

F.: Woher wissen wir sonst noch, daß der Kaiser den Krieg angefangen hat?

A.: Weil es allgemein bekannt ist, daß er die Absicht hat, ganz Europa zu unterjochen und dann Amerika und den Rest der Welt in die Tasche zu schieben.

F.: Hat er selber oder jemand in seinem Namen das jemals gesagt oder angedeutet?

A.: Nein, aber die Zeitungen und Winston Churchill sagen es.

F.: Aber es klingt doch sehr glaubhaft, nicht wahr?

A.: Sehr glaubhaft! Denn ein Volk von 60 Millionen, eingekeilt in die Mitte Europas, hat, wie jedermann sehen kann — um mich amerikanisch auszudrücken —, eine „recht gesunde Aussicht", die Welt zu erobern. —

F.: Aber war das nicht ein gräßlicher Zwischenfall, damals in Zabern?

A.: Ganz gräßlich! Ein alter Schuhflicker, aufgereizt durch unverschämte französische Machenschaften, beleidigte das Heer, bis ein junger Leutnant sich nicht mehr halten konnte und ihm eins mit dem Säbel überzog. Bei dem Skandal, der darauf folgte, ging die Regierung mit großer Mäßigung vor und versetzte die Truppen, die dem Publikum mißfallen hatten. Alles dies empörte die Franzosen, die zwei Jahre vorher in Casablanca an den Marokkanern so unnennbare Scheußlichkeiten begangen hatten, daß den spanischen Soldaten dabei übel wurde; es empörte die Engländer, die am 26. Juli 1914 vor den Gewehrkolben einer Handvoll irischer Freiwilliger ausrissen, dann aber in Dublin drei harmlose Bürger töteten und sechzig verwundeten; und es empörte die Russen, deren Rekord auf diesem Gebiet so glänzend ist, daß man ihn nicht mehr ins Licht zu stellen braucht.

F.: Hatte der Krieg noch eine andere Ursache?

A.: O ja, Oesterreichs herausfordernder Angriff gegen Serbien.

F.: Aber zu solchem Angriff lag doch gar keine Veranlassung vor, nicht wahr?

A.: Nicht die geringste. Die Serben sind ein kindlich harmloses Volk, ungefähr so harmlos wie der artige Knabe Karl,

„der seine Großmutter ins Wasser schubste,
bloß weil er mal hören wollte, wie das plumpste",

oder wie der kleine, süße Gottlieb, von dem es heißt:

„Er rannte zum Pläsier und zum Zeitvertreib
seiner Schwester Karline ein Messer in den Leib".

Sie haben ihren Spaß an Mordtaten, so oft sie das Geld dazu von Rußland kriegen können, und haben Vereine gegründet, um diesen Sport zu üben und von Rußland die Kopeken zu beziehen. Gerade wie die deutsche Regierung die Turnvereine begünstigt, so ermuntern die serbischen Behörden ihre kindlich harmlosen Bürger zu diesem reizenden Mordvergnügen und stellen ihnen dazu aus dem Königlichen Zeughaus zu Kragujewatz Haufen von Bomben zur Verfügung. Erfüllt von angeborener Abneigung gegen die Zivilisation, halten sie es für ihre Pflicht, auf jede Art und Weise, auch mit Bomben und Revolvern, auf die Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns hinzuarbeiten. Ihr Verhalten in dieser Hinsicht ist durchaus nicht schlimmer, wie wenn z. B. die Mexikaner, im Bunde und im Solde von Brasilien, Chile, Argentinien usw., ihr weltbekanntes Mordvergnügen auch in den Vereinigten Staaten ausüben und in Texas, Kalifornien usw. einen Aufstand anzetteln würden, und die Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers ist genau dasselbe, wie wenn ein Mexikaner unseren Vizepräsidenten und seine Frau erschießen würde. Jedermann weiß, daß wir von solchen Kleinigkeiten kein Aufhebens machen würden. Also war das Vorgehen Oesterreich-Ungarns gegen Serbien absolut ungerechtfertigt.

F.: Aber wie stellt sich England zum Kriege?

A.: Du liebe Güte! England ist natürlich furchtbar gegen den Krieg. Ja, freilich! Das ist ja ganz bekannt.

F.: Woher wissen wir das?

A.: Na — als der erste deutsche Schnelldampfer vom Stapel

Digitized by Google

lief, da sagten die führenden englischen Zeitungen: „Deutschland muß vernichtet werden!“ Es ist doch notorisch, daß die Deutschen den Engländern den Weltmarkt abspenstig machen, wo immer sie mit ihnen in Wettbewerb treten. Und das ist eine Gemeinheit, verstehst du, besonders wenn das Bettelpack das dadurch erreicht, daß es fleißiger arbeitet, mehr Verstand und weniger Hochnäsigkeit zeigt, mehr Geschäftskenntnis und Entgegenkommen anwendet und weniger Rum, weniger Bibeln und weniger Expeditionstruppen. Hier liegt nach dem Urteil aller Unparteiischen die wahre Ursache des Krieges. Es ist von jeher Englands Politik gewesen, seinen stärksten Nebenbuhler im Handel vorsätzlich und rücksichtslos zu vernichten. So hat es früher Spaniens und Frankreichs Macht vernichtet, und so hat es noch jüngst die Japaner auf Rußland gehetzt. Nun ist Deutschland an der Reihe.

F.: Aber England kämpft doch für Freiheit, Fortschritt, Aufklärung, Demokratie, Brüderlichkeit und alle diese schönen Sachen, meine ich.

A.: Oh — selbstverständlich. Ganz gewiß. England kämpft immer für diese schönen Sachen. Es soll sogar schon vorgekommen sein, daß es sie auch wirklich ausführt.

F.: Welche Beispiele haben wir von britischer Freiheit usw.?

A.: Oh — Irland! Indien! Aegypten! Die Buren! —

F.: Noch eine Frage: Was haben wir davon zu halten, daß die Deutschen Zeppeline anwenden?

A.: Es ist ein Verbrechen, das zum Himmel stinkt!

F.: Warum?

A.: Weil die anderen keine Zeppeline haben!

Helene Voigt-Diederichs / Nicht dabei!

Schluß.

„Mein Sohn, der ist mein einziges, nicht wahr, mein Johannes?“ Sie beugt sich ihm entgegen. Seine Blicke bleiben unerhellt schwermütig, aber ein dumpfer, zärtlicher Laut kommt aus seinem Munde. Es könnte eine Antwort bedeuten, und doch hat man mehr den Eindruck, daß es nicht die Worte sind, die er versteht, sondern daß seine entsagende Seele, nicht mehr darauf eingestellt, sich selber zu äußern, eine Art von heimlichem Wachtdienst kennt und die Funken fängt, die herüber und hinüber springen zwischen den Menschen. — Das, was ihr Mund meint, ist nur ein schwacher und nicht immer wahrhaftiger Ausdruck, ohne daß sie es selber wissen vielleicht.

„Hören Sie, hören Sie, er will was sagen und kann nicht. Sie glauben nicht, wie gut er ist! So ein schöner Junge, muß so dasitzen, und was hab ich denn vom Leben als ihn, seit mein Mann tot ist. Fünf Jahre sind es, ich kam im Schummern mit meinen Bohnen nach Haus. Da sitzt mein Mann schon da im Sofa. Er steht nicht auf. Ich rufe, er antwortet nicht, ich rühr ihn an, ich denke, er schläft, da ist er kalt und tot. In der andern Ecke sitzt mein Sohn, kann sich nicht rühren vor Schrecken — von der Stunde an ist es immer schneller abwärts gegangen. Wenn ich ihn hergeben müßte, ich wüßte ja, wo er läg. Und doch, sobald ihn was ankommt, lauf ich zum Doktor. Ich tue, was ein Mensch tun kann, daß er sein armes Leben noch behält. Er sitzt doch da und atmet. Nur eins, das darf nicht sein: daß ich früher gehn muß als er. Ich hab was durchgemacht, man gewöhnt sich an vieles, aber an das eine gewöhne ich mich nicht: einmal müssen wir alle gehen, aber dann soll er vor mir dahin. Wer versteht, was er will, wenn er so guckt? Und nachts; wenn ich ihn in unser Bett getragen habe, da schläft er nicht, da liegt er da und spricht mit mir, stundenlang. Mh ... mh ..., das ist alles, was er sagen kann — aber *wie* er's sagt! Und gut ist er; wenn er weiß, daß ich da bin, mehr will er ja gar nicht. Und was denken Sie, *Spaß* haben wir miteinander. Manchmal tut er eigensinnig und hält den Fuß steif, wenn ich mit dem Strumpf komme. Dann droh' ich mit dem Finger und tu, als ob ich weggehen will — mh, mh macht er da, fehlt nur noch, daß er lachen kann. ... Einmal, ich weiß nicht, wo er's her hatte, war er ganz bedeckt mit Ausschlag. Alles, was der Doktor gab, hat nicht geholfen. Da habe ich für mein eigen Geld Talkum geholt und ihn damit eingestreut, und habe einen kleinen neuen Handfeger gekauft und ihn von oben bis unten abgekehrt, das fiel so weiß herunter, wie wenn im Frühling die Bäume blühn. Und von dem Augenblick an ist der Ausschlag weggeblieben. ...“

Ich sehe mich um im Zimmer. Stuhl, Tisch und das knochige Sofa — in der offenen Kammer nebenan steht ein breites Bett und ein lahmer Korbkinderwagen, der als Kleiderschrank und Wäschekasten dient — dienen würde, wenn Kleider und Wäsche da wären. Kaum das Allernotwendigste ist vorhanden, und doch alles so eigentümlich liebevoll gehalten, die verschlissenen Stoffe und das wackelige Holz geben mehr das Gefühl wunschloser Schlichtheit als das der nackten Armut.

Ich frage, wie es mit den äußeren Umständen beschaffen ist.

Zwanzig Mark Armengeld im Monat, elf davon gehören zur Miete. Manchmal gibt es ein wenig Strickverdienst, aber die Wolle ist knapp und teuer geworden seit dem Krieg, da läßt keiner so recht mehr was arbeiten. An *sich* kann man ja sparen, aber es darf doch dem Sohn seine Milch nicht abgehn. ...

Der Kranke wird unruhig, ich stehe auf und schicke mich an zum Gehen. Ein leichtes Zittern fällt über seine Glieder, seine mageren Hände ballen und schließen sich, bohren sich in die Decke; es ist die einzige Bewegung, die er mit ihnen leisten kann. Kein Wort, kein Lächeln, und beides doch schwermütig vorhanden in diesem traurig werbenden Blick, der auszuspähen scheint nach Gottvaters Hand, „... aber nicht wie ich will, sondern wie du willst ...“

Von der Tür aus blicke ich noch einmal hinter mich. Die Mutter hat sich über die zurückgesunkene Gestalt gebeugt, streicht die braunen Haarwellen aus der schmalen festen Leidensstirn; liebend hoffnungslos tröstet ihr Blick. Niemals grüßte ergreifender aus einem irdischen Bild der Sohn der Schmerzensreichen.

— — — — — — — — — — — — —

Seit dieser Stunde bin ich kaum in das verfilzte Häusernest gekommen, in dem immer noch eine Familie mehr wohnt, als man gewußt hat, ohne durch die leidgeweihte Tür zu treten. Die Mutter ist dankbar, wenn sie von dem Sohn sprechen kann. Immer sitzt er aufrecht in seinem Winkel, angetan mit seinem naturwollfarbigen Schlafanzug; die bräunliche Decke leicht über die Knie gelegt. Eine Frucht, eine kleine Näscherei erfreut ihn, der fast nichts zur Erhaltung seines Lebens braucht. Wenn die Apfelsine golden paradieshaft vor ihm liegt, blickt er in die Augen der Mutter, um von dort einen Widerschein herstrahlen zu fühlen. Leise, fast kosende Laute gibt er von sich, und die zitternden Knie und die schmerzlich tastenden Hände haben Frieden — ein paar Sekunden lang.

Um Ostern herum war ich eine Woche verreist. Bei meiner Rückkehr galt einer meiner ersten Besuche dem alten Torweg in der Gerbergasse, im hellen Vormittagslicht, das die Armut dieser Höfe soviel unbarmherziger macht als die malerische und versöhnliche Spättageszeit.

Auf einem der Treppenflure, deren Boden mit Blechtafeln und Linoleumresten ausgeflickt ist, spreche ich mit einer jungen Mutter, die eben ihr zweites Kind im Arm trägt. Sich

Digitized by Google

freuen? natürlich ja, das tut ihr Mann schon, wenn er heimkommt aus den Karpathen. Na, und! sagt sie zum Schluß, die Frau Daniel kann auch froh sein, daß sie erlöst ist!

Auf meine betroffene Frage erfahre ich, daß der Sohn gestorben ist, am zweiten Ostertag. Sie hat ihn nicht gesehen, denn ihre Nerven vertragen das nicht. Aber ihr Bruder, der vom Schießplatz aus dagewesen ist, ist oben gewesen und hat gesagt, da wären viele Lebendige, die nicht so schön und klug aussähen wie diese Leiche. „Man könnte sagen, ein richtiger Christuskopf . . .“

Als ich ein paar Minuten darauf bei Frau Daniel anklopfe, bleibt die Tür verschlossen. Nebenan steckt sich ein naßgekämmter weiblicher Kopf heraus.

„Frau Daniel? die ist drüben bei ihrer Freundin. Sie sagt, sie hält es nicht aus allein in der Wohnung. Aber ich kann sie rufen. . . .“

Aufgeregte Schritte schlurren die Stufen entlang, eine Stimme gellt durch das Treppenfenster in den Hof. Dann kommt es auch schon heraufgestapft, Frau Daniel steht vor mir mit einem grau und unstet gewordenen Gesicht, in dem die welligen Längsfalten noch einmal quer, wie mit einem Stahlgriffel, haarscharf überzeichnet sind.

„Sie sind es — treten Sie ein!“ bittet sie. „Ich wollte immer schon zu Ihnen kommen . . .“

Wir stehen in dem kleinen Zimmer, eine sommerliche Zugluft weht; die Augen der Frau fliehen in den Winkel des reinlich bedeckten Sofas, dann hinüber in die offene Kammer. „Oh,“ sagt sie, „wenn ich in die Stube komm, gleich guckt er mich an — aus der Ecke, oder vom Kissen her.“

Ihre Stimme versagt. Sie weint, ein eigentümlich tränenloses Weinen, das ihr Gesicht fast unverändert läßt und nur an ihrer hohen hageren Gestalt schüttelt.

„ . . er war doch mein einziges, und wär's nicht so schlimm gekommen jetzt, Jahr und Jahre hätte er noch dasein können. Für nichts ist er hingegangen, ach, und was für ein Leben! Vater und Mutter, ja, aber keinen grünen Zweig gesehen, niemals war er in einem Walde drinnen und war doch ein so schöner Junge . . . nicht wahr, müssen Sie mir nicht recht geben? Sie haben ihn doch auch gekannt?“

Als sie sich ein wenig ausgeweint hat, erzählt sie. Es ist so rasch gekommen. Er hatte Schmerzen, seine Brust hob sich so anders; sie roch an seinem Mund — ausdrücken konnte er sich doch nicht! — und meinte, es käm vom Magen. Sie holte was vom Doktor, aber immer weniger wollte das Essen hinunter. Und dann in der Nacht wurde ihm so schlecht. Sie hatte das Oellichtchen hingestellt und lief und holte die Nachbarin. Und als sie wiederkam, da war er weggeblieben, mitten in einem Anfall drin.

„Ich kann mich gar nicht fassen, wenn ich in die Stube komm, hör ich schon immer mh, mh . . . Er konnte doch vieles sagen mit dem einen Wort! Und nachts, wenn ich mich auf die andere Seite leg, dann erschrecke ich und frage: mein Junge, ich hab' dir doch nicht mit dem Finger ins Auge gestoßen? — und dann faß' ich hin, und er ist nicht da . . . Wenn mich was tröstet, so ist es ja das, daß ich nicht v o r ihm hab weg müssen — aber sonst, ich werd den Gedanken nicht los: wofür hat er gelebt? Wenn er jetzt im Krieg gewesen wär und wär gefallen, ich hätte meine Stütze verloren, aber es hätte einen Sinn gehabt! Ich kann sagen, ich beneide jede Mutter, wo ich höre, daß ihr Sohn gefallen ist. . . . da weiß ein jeder, wofür! . . . Ach, hier in der Stube allein, ich halt es gar nicht aus, und wenn ich nach Haus komm und will nur ein paar Kartoffeln braten, so gehe ich lieber mit der Pfanne zu meiner Freundin hinaus . . .“

Ich meine, sie soll hier nicht wohnen bleiben. Sind nicht vielleicht irgendwo noch Verwandte da, zu denen sie ziehen kann?

Ja, eine Schwester hat sie, in der Kuhstraße. Aber sie steht sich nicht mit ihr. Die hat immer gesagt, sie solle den Sohn in eine Anstalt tun, aber sie hat sich nicht trennen können. „Ich muß sein, wie ich bin, hab ich geantwortet, gut wie die Nacht — was ich für meinen Sohn tun kann, das tue ich. Und nun ist er hingegangen, elend und für niemand, und wenn ihn sein Schöpfer fragt, so weiß er nichts zu sagen . . . auf den Knien danken würde ich, wenn er draußen in Frankreich läg . . ., aber nein, er hat nicht das Leben von anderen gehabt, er hat auch ihren Tod nicht haben dürfen . . .“

Ich frage, ob sie kein Bild hat von ihrem Sohn, aus der guten Zeit. Oh doch; die Mutter häkelt einen kleinen schwarzen Rahmen von der Wand, ein schwaches Leuchten blüht aus den Furchen ihres Gesichtes.

„Da ist er — vier Jahre . . .!“

Ein liebes ernst blickendes Kerlchen steht da in einem gewürfelten Kittel, rundbäckig und stark — wie sie Gott dankt, daß sie dieses Bild hat! Ihr Mann, der ist auch da. Sie kramt in einem Schubfach und bringt ein winziges Schild mit einer Nadel dran.

„ . . . Ich hätte das Geld ja nicht dafür angelegt. Aber es war, eh' noch das Kind geboren war, und der Photograph an der Bude hat's umsonst gemacht, weil mein Mann schon damals so elend aussah. Wir standen und guckten, da hat er uns hereingewinkt . . .“

Ich halte das kleine Bild, und da ich es betrachte, sinnend über das Leben, das soviel grausamer sein kann als der Tod, werde ich es wohl gewahr, daß damals schon, vor des Kindes Geburt, eine andere, knöcherne Hand dem Vater gewinkt hatte.

— — — — — — — — — — — — —

Drei Tage später sprach ich mit dem in der Nähe wohnenden Armenpfleger. Es handelte sich um ein bildschönes, blindes und gelähmtes Kind, das eine Freistelle in einer Anstalt bekommen sollte. Auf mein wiederholtes Zureden hatte die Mutter sich mit meinem Vorschlag einverstanden erklärt; das heißt, sie wollte erst noch die Antwort ihres Mannes aus dem Felde abwarten; ohne ihn, der an dem kranken Kinde mehr hänge als an dem gesunden, möchte sie nichts unternehmen.

„Ja,“ sagte der erfahrene Mann, „besser sie entschließt sich jetzt, als daß sich die Gewohnheit noch mehr festsetzt. Eben ist in meinem Bezirk ein junger Mann gestorben — fünfundzwanzig Jahre hat er seiner Mutter hilflos dagesessen. Wie hab ich mich bemüht — alles umsonst! Ich hatte ja zuletzt den Eindruck, Eigensinn und Bequemlichkeit seien im Spiel, auch ein wenig Berechnung vielleicht. Für sich allein hätte sie nicht soviel Armengeld gehabt, keinen Pfennig unter Umständen. Ja, diese Leute haben ihre eigenen Gedankengänge, da weiß man oft nicht, wie zu helfen ist . . .“

Draußen in der jungen starken Frühlingssonne wandere ich um die alte Kirche herum, mit den rötlichen Mauern und der lichten Verwitterung ihrer Türen und Fenster. In den Anlagen, zwischen treibendem Gebüsch und grün überschäumten Ulmen arbeitet mit Hacke und Spaten ein altes Paar. „Wenn das so weitergeht auf dem Friedhof, müssen wir bald Platz machen!“ sagt der Mann. „Wo denn?“ fragt sie. „Nun, Bäume umschlagen, da oben, wo der Offizier liegt . . .“ Sie seufzt. „Ja, wenn man so denkt, all das junge Blut!“

Sinnend gehe ich vorüber, bewege im Herzen den seltsamen Neid der vereinsamten Mutter. Und denke weiter an die Worte

Digitized by Google

von Eigensinn und Armengeld. Vielleicht hat der Pfleger von seinem Standpunkt aus recht. Auch recht. Es liegt vieles nebeneinander im Menschenherzen und funkelt auf, je nachdem die Sonne fällt.

Ich biege auf die Straße hinaus. Ein Trupp junger Burschen singt daher im ersten ungeübten Marschtritt, an der Hand den baumelnden Pappkasten. Von der Frühjahrsarbeit auf den Feldern wurden sie weggeholt, ihre Stirnen sind braun von Schweiß und Sonne; in der Brusttasche oder am Hut welkt ein Bund von gelben Himmelsschlüsseln.

. . . denn dieser Feldzug
ist bald zu Ende . . .

strömt ihr Lied. Das heißt sie hoffen, er ist **nicht** zu Ende, bevor sie dabei sein durften.

Ich mache halt am Fahrdamm. „Vater, es werden wieder welche eingezogen!" jauchzt ein kleines Mädchen. „Das ist doch nun gerade nichts Neues mehr!" lautet die Antwort. Die Stimme will nicht gestört sein, man hört ihr an, daß sie am eigenen Jahrgang rechnet.

Der Zug ist vorbei, als ich hinüber will auf die andere Seite der Straße, legt sich eine Hand auf meinen Arm.

Frau Daniel steht vor mir, und da ich sie sehe, wird es mir klar, daß unbewußt meine Gedanken bei ihr waren. Sie macht eine kleine Bewegung hinaus, den Abziehenden nach, „und er war nicht dabei!" sagt dieser beraubte Blick.

Aber sie spricht kein Wort, mit einem harten, unterdrückten Tränenglanz blickt sie hinaus, klammert sich eine Sekunde lang an das stumme Mitwissen meiner Augen und verschwindet aufrecht in der Menge.

Margarete Sachse / Auf Inselwache

Durch Nebelgerieſel am Inſelrand
dringt einſamer, träumender Augen Brand.
— Wandernder Schatten im Wogengeraun,
was nur deine träumenden Blicke ſchaun?
— „Sie ringen ... Sie racken ... Sie drängen ſich dicht ...
jetzt haben ſie nur noch ein Geſicht. ...
Sie ſtampfen durch Leichen und Graus und Weh
wie mit ſchweren Rudern durch ſchwere See.
Kaum Schlaf ... nur Brot ... kaum Warmwerden noch,
und kämpfen doch weiter ... und zwingen's doch!
Es heult und knattert und wühlt um ſie her;
hier Sterben und Stöhnen ... drüben — noch mehr. ...
Und der Oberſt ruft nach dem Adjutant,
der neben ihm ſteht — der neben ihm ſtand.
— „Drauf, Jungens! Wir ſiegen!" — Ein Hurrageſchrei. ...
— Und ich nicht dabei! Und ich nicht dabei!!"

Leo Sternberg / Die Vergessenen

Auf dem grünen Raſen iſt ein runder Kranz
weißer Primeln aufgeblüht,
während ſich dem wilden Waffentanz
zugewandt das haſſende Gemüt.

Und nun plötzlich, wo der Winter weicht,
dieſe tauſendäugige Dulderſchar
lieben Lebens! Ob vielleicht
nicht das Göttlichſte vergeſſen war?

Iſt das Erdenweh kein Erdenweh,
weil es nicht mit einem Schwerte ging?
— Küſſend in den Blütenſchnee
ſenkt ſich, Kelch um Kelch, ein Schmetterling.

Gottfried Traub / In der Sommerfrische

Iſt die Tapferkeit des Friedens vorhanden, ſo iſt die zweite des Kriegs, ſobald er nötig iſt, die leichtere. Jean Paul.

Im einſamen Waldtal gehen wir zuſammen. Kein Menſch weit und breit. Die Stille der Wieſen hat ihren eigenen Ton. Langſam lernt man dieſes Eigenleben der Gräſer, Bäume, Quellen verſtehen. Wir pflücken Brombeeren, die in wilder Pracht ihre Früchte vergeuden; wir gehen im Waldbach langſam hin und her und ſuchen Krebſe. Und immer ſchlürft man die herrliche unverdorbene Luft und mißt die Höhen der Berge an der Kleinheit der Menſchenkinder und lieſt aus den Felſen die Buchſtaben vergangener Jahrtauſende. Alles fängt an, uns zu ergreifen. Leiſe und doch gewaltſam wird man in den Bau der Natur gezogen. Man vergißt ſich, man atmet mit der Erde und hört mit des Vogels Schrei und ahnt ſtaunend die Eigenmacht dieſes Königreichs mit ſeinen Geſetzen und Ordnungen.

Da fällt ein Zeitungsblatt aus meinem Rock, und ich ſehe die großen ſchwarzen Lettern, die von Krieg und Kriegserfolg berichten. Mit einem Ruck iſt man in eine andere Welt verſetzt. Mit quälendem Gequarre wird ein Wagen in ſeiner Achſe umgedreht, der auf dieſem Waldholzweg lieber geradeaus weitergefahren wäre. Nun gibt es kein Halten mehr: ſtürmiſch jagen die Gedanken auf uns ein an die Truppen, die draußen liegen, laufen, ſtürmen, fallen, ſterben. Der ganze Widerſinn der eigenen Lebensweiſe wirft ſich uns machtvoll entgegen: wir leben im Kriegsjahr in der Sommerfriſche. Es iſt zum Lachen! Nein, iſt es nicht entſetzlich? Wir ſchreiben hier keine Rechtfertigung für uns ſelbſt. Wenn dieſe nicht **vor** unſerem Entſchluß, in die ſtille Einſamkeit zu gehen, gelegen hätte, dann wäre es ſchlimm. Nein, wir ſind mit gutem Gewiſſen gegangen. Aber die ganze Widerſpruchsfülle des fordernden Lebens iſt uns doch ſelten ſo klar geworden, als in dem Augenblick, da auf ſaftiger Wieſe unter Vogeljauchzen dies Zeitungspapier zur Erde fiel, das von den Stürmen im Oſten erzählte. Es iſt faſt unerträglich. Und doch — —

Das Leben iſt eins. Es ſpaltet ſich nicht in Töten und Lebendigmachen; es lebt. Wir machen die Einſchnitte; **wir** zählen und ſcheiden. Einſtweilen fließt der Strom des Lebens dahin, zerſtört hier und ſegnet dort, iſt aber immer ein und derſelbe. Die Kräfte bleiben die gleichen, die erhalten und vernichten, ob Frieden oder Krieg durch die Lande geht. Die Tapferkeit des Friedens führt die Fauſt im Krieg, und die Geduld des Krieges läßt uns wieder zu Hauſe geduldig werden. Wer ein Mann werden kann, der wird es, und wer feig und ſchwächlich ſein will, den macht auch der Krieg ſelten anders. Selbſt die Gerechtigkeit hat kein ander Kleid angezogen. Sie war ſchon in Friedenszeiten ein rätſelhafter Geſell, und wer des harmloſen Glaubens lebte, daß man ihrer mit ein paar klaren Formeln habhaft werden könne, der gehörte ſchon damals nicht zu ihren Dienern. Vielleicht geht die Gerechtigkeit ſchärferen Gang in den Tagen des Kriegs, als wir ahnen. Dieſe Gedanken ſchläfern nicht ein; ſie ſollen und wollen nicht ebnen und gleichmachen. Aber zurückführen wollen ſie in die Brunnenſtube des eigentlichen Geſchehens und Werdens; in die Seele des Menſchen. Sie beſitzt die erſtaunliche Fähigkeit, in allem Zeitverlauf jener ewigen Triebkräfte ſicher zu werden, die dem Sinn der Geſchichte uns nahebringen. Sie kann leben, als lebte ſie nicht; ſie kann ſterben und ſtirbt doch nicht. Sie empfindet hinter den Dingen; ſie macht erſt Krieg

Digitized by Google

zu Krieg und Frieden zu Frieden. Sie ist die menschliche Naturkraft, die noch viel gewaltiger und unausschöpfbarer ist, als die Naturkräfte in Wolken, Luft und Winden. Aber sie gehört mit ihnen zusammen; denn sie ist schöpferisch. Alles Schöpferische ist das Göttliche.

Soziale Bewegung

Industrielle Dienstpflicht in Deutschland. Während sich die führenden Männer in England heute noch immer die Köpfe zerbrechen, wie sie die industrielle Dienstpflicht in ihrem Lande regeln und durchführen wollen, haben die Deutschen längst vermittelst ihrer ausgezeichneten bestehenden Organisationen alle Schwierigkeiten spielend gelöst. Besonders die gemeinnützigen Arbeitsnachweise haben sich in dieser Richtung glänzend bewährt. Darüber schreibt der Vorsitzende des Verbandes deutscher Arbeitsnachweise, Dr. Freund, in der Zeitschrift „Arbeitsnachweis" u. a.: Ich möchte nur darauf hinweisen, daß der öffentliche Arbeitsnachweis in Berlin nicht weniger als 60 000 gelernte und ungelernte Arbeiter, die durch den Krieg arbeitslos geworden sind, in anderweitige Stellungen, insbesondere für Arbeiten im Interesse der Heeresverwaltung, untergebracht hat. In letzter Zeit ist dieser Arbeitsnachweis mit großem Erfolge bemüht gewesen, für wichtige Betriebe, wie z. B. die Kruppschen Werke, die dringend benötigten Arbeiter in großer Anzahl heranzuschaffen, und so, wie in Berlin haben fast alle öffentlichen Arbeitsnachweise und insbesondere die provinziellen und Landesarbeitsnachweis-Verbände eine äußerst segensreiche Tätigkeit während der ganzen Kriegszeit entfalten können.

Kriegszulagen für Staatsarbeiter. Der Minister der öffentlichen Arbeiten hat der Köln. Ztg. zufolge kürzlich in einem Erlaß darauf hingewiesen, daß mit allem Nachdruck auf die Innehaltung der vorgeschriebenen Lohnzahlungsfristen hinzuwirken ist, da der Wunsch der Arbeiter auf rechtzeitige Auszahlung ihres Arbeitslohnes gerade bei der gegenwärtigen, durch den Krieg hervorgerufenen Teuerung durchaus berechtigt ist. Von der Gewährung von Teuerungszulagen für mittlere und untere Beamte der Bauverwaltung soll abgesehen werden. Den bei einzelnen Beamten, besonders denjenigen mit mehreren Kindern, aus der Steigerung der Lebensmittel erwachsenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten wird durch außerordentliche Unterstützungen begegnet werden. Was die Arbeiter anlangt, so ist beabsichtigt, von allgemeinen Lohnerhöhungen abzusehen. Da aber anzuerkennen ist, daß an manchen Orten, an denen die Arbeiter nicht in der Lage sind, ihre Nahrungsmittel selbst zu ziehen, wie z. B. in größeren Städten, eine aus verschiedenen Ursachen sich ergebende Verteuerung der notwendigsten Lebensbedürfnisse eingetreten ist, die den Arbeitern, namentlich soweit sie eine mehrköpfige Familie zu versorgen haben, den Lebensunterhalt erschwert, so soll in solchen dringenden Fällen durch Gewährung einmaliger Lohnzulagen geholfen werden. Diese sind in ihrer Höhe der größeren oder geringeren Notlage des einzelnen, wofür die Zahl der zu versorgenden Köpfe einen Maßstab abgibt, anzupassen und ferner nach der Teuerung der zu berücksichtigenden Orte abzustufen. Soweit danach einmalige Lohnzulagen in Frage kommen, sind als solche zu gewähren: a) für ledige Arbeiter und für verheiratete Arbeiter ohne Kinder je nach der Teuerung des Ortes 6—9 M., b) für verheiratete Arbeiter mit einem bis drei Kindern unter 14 Jahren 10—20 M., c) für verheiratete Arbeiter mit mehr als drei Kindern 15—25 M., wobei die Höchstsätze der Zulagen nur für besonders teuere Orte zur Anwendung kommen dürfen. — Natürlich hat der preußische Eisenbahnminister diese Regelung wohl im Einvernehmen mit den anderen Ressortministern getroffen, so daß alle Staats- und Reichsarbeiter allgemeine Lohn- oder Kriegsteuerungszulagen nicht zu erwarten haben. Nun wird man ohne weiteres zugeben dürfen, daß die Staatsarbeiter aller Arten in gegenwärtiger Kriegszeit reichlicher als in Friedenszeiten verdienen, wofür sie freilich auch angestrengter arbeiten müssen. Man könnte sich also schließlich mit einmaligen Teuerungszulagen allenfalls noch abfinden, zumal viele freie Arbeiter jetzt wohl schlechter gestellt sind als die Staatsarbeiter. Allein die Geringfügigkeit der Zulagen ist doch auffallend. 20 Mark einmalige Teuerungszulage für den Vater von mehr als 3 Kindern ist doch nur ein Tröpfchen auf einen heißen Stein und sieht aus, als wollte man und könnte nicht. Hat man einmal die durch die Kriegsteuerung geschaffene Notlage durch Zulagengewährung anerkannt, dann müßte man wohl auch etwas ausgiebiger helfen.

Kriegsschwierigkeiten in der nationalen Gewerkschaftsbewegung. Bekanntlich waren die Arbeiterverbände und namentlich die sozialdemokratischen Gewerkschaften im letzten Jahrzehnt internationale Verbindungen eingegangen. Die einzelnen Fachverbände hatten vielfach mit den gleichen Berufsorganisationen im Auslande Verträge abgeschlossen, die eine Regelung der Wanderarbeiterbewegung bezweckten. Auch über Streiks, Aussperrungen und dergleichen bestanden besondere Abmachungen und gerade die deutschen Gewerkschaften waren es, die derartige Festsetzungen am strengsten einhielten. Es verging wohl kein größerer Streik und keine größere Aussperrung im Auslande, zu denen nicht die deutschen Gewerkschaften größere Summen gesandt hätten. Um die internationalen Beziehungen zu regeln, sind in den meisten Berufen internationale Sekretäre eingesetzt worden, und zu diesen wurden, entsprechend der Größe der deutschen Gewerkschaften, vielfach auch Deutsche gewählt. Gewöhnlich sind es die ersten Vorsitzenden der in Betracht kommenden Berufsvereinigungen. Hatten diese internationalen Sekretäre hauptsächlich die Beziehungen ihrer besonderen Berufsverbände von Land zu Land zu regeln und zu überwachen, so bestand außerdem noch ein internationales Zentralsekretariat, dem es obliegen sollte, die Einheitlichkeit der gesamten Gewerkschaftsbeziehungen der Länder zu wahren. Vorsitzender und Leiter dieses Sekretariats ist seit mehreren Jahren der Reichstagsabgeordnete Legien, der Vorsitzende der sozialdemokratischen Gewerkschaftsbewegung. Schon seit vielen Jahren gibt Legien alljährlich in verschiedenen Sprachen einen Bericht über den Stand der Arbeiterorganisationen in den verschiedenen Ländern aus, und bisher wurde er für seine mühevolle Arbeit von allen Seiten mit Lob überschüttet. Jetzt mit einem Male sind die Franzosen und die Engländer mit der Tätigkeit des internationalen Sekretariats nicht mehr zufrieden! Sie verlangen, daß Legien sein Amt niederlege, und daß das Sekretariat nach Bern verlegt werde. Augenscheinlich finden sie für diese Forderung aber nur wenig Gegenliebe bei den Arbeitern der neutralen Länder. Nur der bekannte Gewerkschaftsführer Gompers aus den Vereinigten Staaten, der vor einigen Jahren auch in Deutschland war und hier mancherlei Ehrungen erfuhr, scheint diese Forderung zu unterstützen. Die Holländer dagegen wollen nicht zugeben, daß Legien sein Amt niederlegt und, die schweizerischen Gewerkschaften bedanken sich dafür, das internationale Sekretariat zu übernehmen, weil es eine Kränkung für die Deutschen wäre, wenn man ihnen das Sekretariat abnähme. Eine ähnliche Stellungnahme ist von den Gewerkschaften in den skandinavischen Ländern zu erwarten. Der Abgeordnete Legien wäre wohl bereit, sein Amt als internationaler Sekretär niederzulegen, wenn von den beteiligten Organisationen ein dahinzielender Beschluß gefaßt würde, aber die Engländer und Franzosen weigern sich, daß eine solche Abstimmung vorgenommen wird. Der Streitfall ist noch nicht ausgetragen; aber ein Zerfall der internationalen Gewerkschaftsbewegung scheint sehr wahrscheinlich zu sein. Besonders gespannt darf man auch sein, ob die alten, jahrzehntelangen herzlichen Beziehungen zwischen den deutschen Hirsch-Dunckerschen und den englischen Gewerkvereinen (Trade-Unions) den Krieg überdauern werden. Bekanntlich waren noch unmittelbar vor Kriegsausbruch hervorragende englische Gewerkvereinler gefeierte Gäste unserer deutschen.

Der Kleinhandel wünscht Kriegsurlaub für seine Berufsangehörigen. Dem Kriegsministerium unterbreitete der Verband der Rabattsparvereine Deutschlands ein Gesuch um Kriegsurlaub für kaufmännische Selbständige, die zum Heeresdienste eingezogen sind. Es heißt darin: Unser Verband umfaßt etwa 75 000 deutsche Ladengeschäftsinhaber als Mitglieder und ist somit der größte Zusammenschluß der kaufmännischen Selbständigkeiten. Allein aus unserem Verbande sind etwa 10 000 Männer im Felde. Gewiß muß jeder deutsche Mann mit Gut und Blut hierfür einstehen, aber vielleicht dürfen wir darauf aufmerksam machen, daß der sich bisher einer gewissen Selbständigkeit erfreuende Staatsbürger in wirtschaftlicher Hinsicht jetzt mehr aufs Spiel setzen muß als z. B. der Arbeiter, der durchweg wenig Wirtschaftsgüter für sich zu verteidigen hat, und der Beamte, für den und dessen Angehörige durch die Gesetze gesorgt ist. In Würdigung dieser durch den Krieg drohenden Besitzgefährdung erteilen die Kommandostellen z. B. den zum Heeresdienst eingezogenen Landwirten nach Möglichkeit Urlaub zur Bestellung ihrer Felder und zur zeitweiligen Regelung ihrer Wirtschaftsangelegenheiten. Schwerer soll es indessen für die Angehörigen des kaufmännischen und gewerblichen Mittelstandes sein, mal auf kurze Zeit vom Kampfplatz in die Heimat zurückkommen zu können, um nach dem Rechten zu sehen, den oft schwachen Angehörigen für die Aufrechterhaltung des Geschäfts Ratschläge zu erteilen, ihre Geldfragen zu ordnen usw. Für die Nöte des kleinen und mittleren Geschäftsmannes besteht im allgemeinen wenig Verständnis. Es liegt uns daran, die Behörde zu bitten, in geeigneter Weise dafür Sorge zu tragen, daß auch den Kämpfern aus unseren Reihen bei der Urlaubserteilung aus gleichen Gründen Rücksicht zuteil werde, wie dies bei den der Landwirtschaft angehörenden festzustellen sein soll. Wenn die militärische Lage es zuließe, wäre die Anwendung eines möglichst ausgleichenden Systems in der Urlaubsgewährung an Kämpfer zu empfehlen, die daheim ihre Geschäfte und ihr Gewerbe haben verlassen müssen. — Das Kriegsministerium hat die Verbandsleitung für ihre Anregungen seinen Dank ausgesprochen. — Gegenwärtig hat kein Stand und Beruf das Recht, seine Opfer höher einzuschätzen als die anderer — auch der Arbeiter und Beamte muß das Wohlergehen und die wirtschaftliche Existenz seiner Familie um des Vaterlandes willen aufs Spiel setzen. Aber gerade deswegen empfiehlt sich in der Tat „die Anwendung eines möglichst ausgleichenden Systems in der Urlaubsgewährung". Was den landwirtschaftlichen Betriebsleitern recht ist, sollte den gewerblichen billig sein.

Digitized by Google

Kriegsliteratur

England und Japan seit Schimonoseki. Von Justus Hashagen. Essen 1915, bei G. D. Baedeker. (Nr. 6 der Kriegshefte aus dem Industriebezirk.) 115 S. 80 Pf.

Diese historische Untersuchung führt weitab von den europäischen Kriegsschauplätzen und gehört doch zur Kriegsliteratur. Ja, sie ist uns vielleicht notwendiger zu lesen als ein Dutzend jener Bücher, die von England handeln und uns nachträglich zeigen, warum es zwischen uns und England zum Kriege kommen mußte. Auch Hashagen führt uns rückwärtsblickend die letzten 20 Jahre der englisch-japanischen Beziehungen vor und hält sich als Historiker an Tatsachen. Aber diese Tatsachen der Vergangenheit tragen eine Zukunft im Schoße, die in vielleicht nicht ferner Zeit die Wogen eines zweiten Weltkrieges über die östlichen Länder wälzen wird. Um diese Möglichkeiten beurteilen, um vor allen Dingen die Rolle der beiden Hauptgegner England und Japan einigermaßen einschätzen zu können, muß man die Geschichte ihrer Beziehungen zueinander kennen. Hier sind sie zum ersten Male aus der Gesamtheit der ostasiatischen Probleme herausgehoben und außerordentlich klar dargestellt, indem die ganze raffinierte, rücksichtslose und treulose Politik Englands seinem japanischen Bundesgenossen gegenüber bloßgelegt wird. Denn in Hashagens Darstellung ist England vorwiegend der Handelnde, wie es der Wirklichkeit entspricht; es ist aber sehr wohl möglich, daß bei dem weiteren Tanz der beiden feindlichen Brüder die Führung dauernd an Japan übergeht. Jedenfalls ist es dringend nötig, daß wir Deutschen uns über die für unsere ganze Zukunft so eminent wichtigen Vorgänge im fernen Osten genau unterrichten. Mit dem Gerede von den „gelben Affen" kommen wir nicht weiter; unsere geringe Kenntnis von dem Wesen und der Kraft der östlichen Völker ist nicht nur beschämend, sondern auch beängstigend. Hashagens Buch ist eine vortreffliche Einführung und wird manchem, der sich bis jetzt an den fernen Osten nicht heranwagte, dieses politische Gebiet schmackhaft machen.

Das Deutschtum im Auslande und der Krieg. Von Leo Hempel-Chuchul. Hamburg 1915, bei Fr. W. Thaden. (Nr. 1 der Sammlung „Ernste Fragen für das Deutschtum im Auslande".) 36 S. 80 Pf.

Der Verfasser ist sich bewußt, denjenigen Auslanddeutschen, die sich über ihre Stellung draußen und zum fernen Vaterlande überhaupt Gedanken machen, nicht viel Neues zu sagen. Das mag sein, und es mag sein auch, daß der Krieg die Auslanddeutschen so aufgerüttelt hat, daß sie nun alle über diese Dinge nachdenken. Um aber die über die ganze Erde verstreuten Millionen Deutschen vom Denken zum Handeln zu bringen, dazu bedarf es der Organisation, der Zentralisation, dazu bedarf es der Initiative des Vaterlandes und des Reiches. Und manche der Uebelstände, unter denen unsere Brüder in fernen Landen zu leiden gehabt haben, vor allen Dingen die oft höchst mangelhafte konsularische Vertretung, sind nur vom Zentrum, von der Reichsleitung aus zu heben. Der Verfasser, der lange im Ausland war und von dort aus auch mehrfach für die „Hilfe" geschrieben hat, kennt die Beschwerden genau und kennt auch die Schwierigkeiten, die sich bisher einer Besserung der Verhältnisse entgegengestellt haben. Um so dankenswerter ist die Energie, mit der er für die Bekämpfung dieser Schwierigkeiten eintritt, und die Anregung zu einer Diskussion, die er gibt, an der sich alle beteiligen sollen, die etwas über die Sache zu sagen wissen. Man lese das Büchlein und schreibe an den Verfasser durch die Adresse des Verlegers. Besonders bemerkenswert ist die Forderung, daß allen Auslanddeutschen das Reichstagswahlrecht verliehen werde.

Das Gesicht Englands, beleuchtet von einem Engländer. **Die Hand Rußlands.** Aus dem Englischen von Th. R. Schmiedeberg, F. E. Baumann. 2. Aufl. 24 S. 40 Pf.

Zum Licht. Eine Brüderschaftsschrift zur Entwicklung körperlicher und geistiger Harmonie. Band 26, Heft 155/156. Schmiedeberg 1915, bei F. E. Baumann. 64 S. 50 Pf.

Kriegsprophezeiungen 1914/15. Zusammengestellt von F. E. Baumann. 2. Aufl. Schmiedeberg, bei F. E. Baumann. 31 S. 50 Pf.

Der Brotkrieg. Das deutsche Volk im Kampfe um seine Ernährung. Für Schwert und Pflug niedergeschrieben von W. J. Ruttmann. Würzburg 1915, bei Curt Kabitzsch. Mit vielen graphischen Darstellungen. 96 S. 1 M.

Das Buch ist volkstümlich geschrieben, aber auf Grund wissenschaftlicher Quellen, die eine Nachprüfung des außerordentlich reichen und vielseitigen statistischen Materials ermöglichen; es ist für Volksaufklärungs- und Volksbildungszwecke sehr zu empfehlen. Im Schlußwort spricht der Verfasser die Hoffnung aus, daß der Krieg unser Volk über die Geldwirtschaft hinaus zu einer Art Großnaturalwirtschaft führe, die allein unserer militärischen Macht das nötige Rückgrat verleihen können.

Wir und die Anderen; auch ein Kriegskapitel. Von R. F. Günther, Bonn. Bonn 1915, bei Carl Georgi. 63 S.

Wie der Titel besagt, vergleicht der Verfasser uns und unsere Widersacher samt den unfreundlich gesinnten Neutralen und stellt fest, daß wir durch unser allzu geringes Selbstbewußtsein, das von den Gegnern falsch ausgelegt wird, einen Teil der Schuld am großen Konflikt tragen. Die Ausführungen sind temperamentvoll und scharf, und manche Sätze sind von der Zensur gestrichen worden. Aber im ganzen ist auch der Unterzeichnete der Meinung, daß unser Auftreten in der Welt bisher der tatsächlichen politischen Macht und der kulturellen Bedeutung Deutschlands nicht immer entsprochen hat. Wenn wir in Zukunft Mißverständnis vermeiden wollen, werden wir deutlicher sein müssen!

v. S.

Unsere Jugend eine Wehrmacht. Beitrag zum Problem: „Das Recht des Staates, ungenützte Kräfte zur Erfüllung seiner Aufgaben heranzuziehen." Von Lic. jur. S. Cybulz, k. u. k. Majorswitwe. Berlin 1915, Concordia. 99 S. 1,50 M.

Nordamerika und Deutschland. Von Eduard Meyer, Geh. Reg.-Rat, ord. Prof. der Geschichte an der Universität Berlin. Nebst drei amerikanischen und englischen Abhandlungen über den Krieg und über die Stellung Irlands, übersetzt von Antonie Meyer. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 116 S. 1,80 M.

Auch das Verhalten der Vereinigten Staaten zu Deutschland gehört in die Kriegsliteratur, aber dieses Thema ist bisher meist mit großer Reserve behandelt worden. Hier zeigt uns ein deutscher Historiker von Ruf, daß und warum solche Zurückhaltung übel angebracht ist. Das Buch — es ist am 20. Mai abgeschlossen, also lange vor der mutigen Note Baron Burians — schmettert in das zwar allgemeine, aber dumpfe und zaghafte Gemurmel über Amerikas Parteilichkeit einen klaren Ton hinein, der jedem deutschen Ohre wohltut, und gibt eine Fülle von Material, das die deutschfeindliche Haltung Amerikas unwiderleglich beweist und auf beiden Seiten des Ozeans gute Wirkung tun wird.

Bismarck. Grundzüge seiner Politik. Von Dr. Theodor Scheffer. Berlin-Steglitz 1915, Verlag der Deutschen Kanzlei. 64 S. 90 Pf.

Das Lehrbuch ist als ein Lehrmittel zu deutscher Politik gedacht.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von E. Daenell. 2. Aufl. Leipzig 1914, bei B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 147.) 126 S. geb. 1,25 M.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Alfred Kirchhoff. 4. Aufl. Ebenda. (A. N. und G. Nr. 31.) 100 S. 1,25 M.

Kolonialgeschichte der Neuzeit. Ein Abriß von Veit Valentin. Mit zwei farbigen Karten. Tübingen 1915, bei J. C. B. Mohr. 226 S. 4,80 M.

Land und Leute der besetzten feindlichen Gebiete und ihre wirtschaftliche Bedeutung. Von Dr. J. Neumann-Frohnau. (Nr. 5 des Wegweisers für das werktätige Volk, hrsg. von Hermann Kalkoff; jährlich 1,50 M.) Berlin 1915, Reichsverlag. 16 S.

Eine übersichtliche, sehr brauchbare Beschreibung der landwirtschaftlichen und industriellen Verhältnisse der feindlichen Grenzlande.

Das Bismarck-Jahr. Herausgeg. von Max Lenz und Erich Marcks. Hamburg 1915, Broschek & Co. 15 Hefte zu 6 M. Heft 8. Bismarck und das Elsaß. Von Martin Spahn. Mit Kunstbeilage „Bismarck im Jahre 1877". Heft 9. Bismarck als Künstler. Von Erich Marcks. Mit Kunstbeilage „Bismarck im Jahre 1880".

Italiens Verrat am Dreibund. Zur Geschichte und Kritik der Dreibundpolitik. Von Dr. B. L. Freiherr von Mackay. München 1915, Hans Sachs-Verlag. 1.—5. Tausend. 68 S. 1 M.

Das Buch ist eine der ersten größeren Darstellungen, die seit dem Vertragsbruch Italiens über die Vorgeschichte desselben erschienen sind. Wenn auch noch nicht alle Fäden britisch-italienischer Arglist bloßliegen, so hat doch der Verfasser, der auch hier wieder eine große Belesenheit zeigt und immer etwas Neues und Interessantes zu sagen weiß, alles bisher bekannte Material zusammengetragen und zu einer geistvollen, gut orientierenden Darstellung vereinigt.

Die wirtschaftlichen Hilfskräfte Deutschlands und seiner Hauptgegner. Von Dr. Ernst Günther. (Nr. 7 der Kriegshefte aus dem Industriebezirk.) Essen 1915, bei G. D. Baedeker. 81 S. 80 Pf.

Das Heft, dem leider Inhaltsverzeichnis und äußere Einteilung fehlen, gibt eine vergleichende Uebersicht über Bevölkerung, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Schiffahrt Deutschlands und seiner Gegner, namentlich Englands. Die Zusammenstellung ist gut; alles Wesentliche ist berücksichtigt, nichts Wichtiges vergessen, manches hervorgehoben, was bisher nicht beachtet war und für die Beurteilung der Lage von Wert ist. Durch bessere Ausnutzung des Bodens hat unsere Landwirtschaft im Vergleich zur englischen 4 Milliarden mehr herausgewirtschaftet, und unsere Rindvieh- und Schweinezucht wirft relativ ½ Milliarde jährlich mehr ab als die englische, so daß wir schon dadurch unsere erste große Kriegsanleihe in Jahresfrist wieder hereinbringen. Beachtenswert sind die Angaben über die englische Baumwoll-, Leinen- und Wollindustrie, die seit 1895 unzweifelhaft Rückgangserscheinungen zeigen.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgeg. von Ernst Jäckh. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jedes Heft 50 Pf. Nr. 53. Der englische Volkscharakter. Von Levin L. Schücking. Zeigt an schlagenden Beispielen aus Literatur und Leben, wie das einseitige Jagen nach materiellem Gewinn den englischen Charakter trotz aller „respectability" hat verflachen und verrohen lassen. —

Digitized by Google

Nr. 54. Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Albert Neißer. Eine sehr ernste Schrift, deren Aufnahme in diese Sammlung wegen der gar nicht hoch genug einzuschätzenden Bedeutung des Gegenstandes dankbar zu begrüßen ist. Gesundheit und Lebensglück unserer Krieger, ihrer Frauen und Bräute hängen davon ab, daß die Feststellungen, Warnungen und Ratschläge des um die Sache hochverdienten Fachmannes gelesen und befolgt werden. Man sende das Buch in die Schützengräben, damit unsere Krieger einander belehren können, man gebe es aber auch den Eltern, Ehefrauen und Bräuten unserer Feldgrauen in die Hand. Denn wo ihre — und unseres Volkes — ganze Zukunft auf dem Spiele stehen, da muß mit der bisher beliebten Vogel Strauß-Politik auf geschlechtlichem Gebiet endlich einmal aufgeräumt werden! — Nr. 55. Irredenta-Politik. Von Th. von Sosnosky. Eine geschichtliche Darlegung der Irredenta-Bewegung und eine sachliche, maßvolle Kritik ihrer Theorien, „Prinzipien" und Beschwerden. Wiewohl der Verfasser heute noch nicht alles sagen darf — nach dem Kriege wird von ihm ein Buch über „Habsburg und Savoyen" erscheinen — so ist doch dieses interessante Heft eine vortreffliche Einführung in das Verständnis der italienisch-österreichischen Beziehungen. — Nr. 56. Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher? Von Prof. Dr. Rob. Liefmann. Ein Buch, das man lesen soll, weil es geeignet ist, manche Unklarheit über die voraussichtlichen Wirkungen der wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen zu beseitigen. Der Verfasser geht systematisch vor, indem er nach der Reihe die Fragen aufwirft: Was ist Sozialismus? Welche Kriegsmaßregeln sollen uns ihm näher bringen? Was erwartet man vom Sozialismus? Was leisten Individual- und Sozialprinzip tatsächlich? Die Verstaatlichung der Getreideversorgung, die Regelung des Brotkonsums, die Beschränkung der Bier- und Brantweinerzeugung usw. sind zwar kommunistische, aber keineswegs sozialistische Maßnahmen. Sie regeln den Konsum auf einzelnen Gebieten für alle in gleicher Weise, ohne die Produktion und den privaten Erwerb irgendwie nennenswert zu beeinflussen, zeigen also, daß der Sozialismus gar nicht notwendig ist. Die Aufgabe des deutschen Volkes besteht nicht darin, den internationalen Sozialismus durchzuführen. Die Ereignisse weisen uns vielmehr eine ganz andere weltgeschichtliche Aufgabe zu, die wir nur leisten können, wenn auch das Individualprinzip seine Geltung behält.

Das englische Gesicht. England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte von M. Frischeisen-Köhler, J. Jastrow, Eduard Frhrn. von der Goltz, Gustav Roloff, Veit Valentin, Franz von Liszt. Berlin 1915, Ullstein & Co. 251 S. In farbigem Pappband 1 M.

Eine neue Sammlung, „Männer und Völker", beginnt bei Ullstein zu erscheinen, und wenn die folgenden Bände an Wert diesem ersten gleichkommen, dann wird die Sammlung wahrscheinlich weite Verbreitung finden. Denn auch ihre Ausstattung ist bei dem niedrigen Preis zu bewundern. Inhaltlich zerfällt das Buch in sechs einzelne Schriften: Das englische Volk und die Kultur; Der englische Reichtum und seine Quellen; Das englische Volk in Religion und Sitte; Der englische Weltherrschaftsanspruch in Geschichte und Gegenwart; England als Beschützer kleiner Nationen; England und das Völkerrecht. — Es ist schwer zu sagen, welcher dieser einzelnen Darstellungen man den Vorzug geben soll. Wir haben in den letzten Monaten ein Dutzend oder noch mehr Bücher über England gelesen, und doch haben wir uns von diesen sechs Aufsätzen nicht losreißen können: so klar und übersichtlich, abgerundet und packend sind sie geschrieben. Wer also schon ein Buch über England hat, kann trotzdem auch dieses kaufen und wird es nicht bereuen.

Deutsche Orient-Bücherei. Herausgeber Ernst Jäckh. Bd. 2: Türkismus und Pantürkismus. Von Tekin Alp (Konstantinopel). 112 S. 1,50 M. Bd. 3: Vom asiatischen Reich der Türkei. Von Geheimrat Dr. Sachau. 36 S. 75 Pf. Bd. 4: Die Weltstellung Konstantinopels in ihrer historischen Entwicklung. Von Prof. Dr. Jastrow. 38 S. 75 Pf.

Um den Völkern des Ostens gerecht zu werden, müssen wir sie kennenlernen. Den ersten Anspruch darauf haben unsere Bundesgenossen, die Türken, und die im Osmanischen Reiche vereinigten Völker. Was würden wir von einem gebildeten Türken denken, der da sagte: „Ich kenne die Franzosen, spreche Französisch und fahre jedes Jahr nach Paris, aber das deutsche Land und das deutsche Volk kenne ich nicht"? Noch viel mehr ist es für politisch denkende Deutsche geradezu eine Pflicht, das Türkische Reich und seine Völker kennenzulernen, denn je mehr Deutsche sich solche Kenntnisse erwerben, desto mehr breitet sich bei uns der Takt für eine gesunde Orientpolitik aus. Darum ist die „Deutsche Orient-Bücherei", die der um das deutsch-türkische Bündnis hochverdiente Ernst Jäckh jetzt erscheinen läßt, dringend notwendig, und die hervorragenden und sachkundigen Männer, die daran mitarbeiten — auch der Botschafter Mahmud Mukhtar Pascha ist unter ihnen — sowie die hübsche Ausstattung und der billige Preis der Bücher laden uns ein, die Bücherei zu kaufen. In „Türkismus und Pantürkismus" zeichnet ein zum Kreise der Jungtürken gehörender Rechtsanwalt und vielseitiger Schriftsteller aus Saloniki den Entwicklungsgang der türkisch-nationalen Bewegung, an der er selbst lebhaften Anteil hatte. Aus den einzelnen Phasen und schweren Krisen, die diese Bewegung durchgemacht hat, erkennen wir erst die große Schwierigkeit der nationalistischen Aufgabe, gleichzeitig aber auch den gewaltigen Schritt zur Klärung und Besserung der inneren Lage der Türkei, und gewinnen die Ueberzeugung, daß die Mitarbeit am Werden des Großtürkentums des Schweißes der Edlen wert ist. Auch mit den führenden nationalen Dichtern der Türkei werden wir hier bekannt gemacht. — Im 3. Bande machen wir mit Eduard Sachau, dem Direktor des Orientalischen Seminars in Berlin, eine Reise durch die Asiatische Türkei und lassen uns von diesem gelehrten Forscher und praktischen Kenner des Landes zu allen einzelnen Völkern und Sekten führen, wobei unser Mentor auf Schritt und Tritt geschichtliche oder religiöse Erinnerungen zu wecken versteht. Ein Vergnügen ist diese Lektüre! — Im 4. Bande zeigt uns Professor Jastrow in lebendigen geschichtlichen Bildern aus der Vergangenheit die Weltstellung Konstantinopels und ihre zu verschiedenen Zeiten auch verschiedenen Ursachen, und durch diese Vergleiche begreifen wir erst recht, auf welche Ursachen sich heute die Weltstellung dieser wunderbaren Stadt gründet.

Der Tod fürs Vaterland und die Hinterbliebenen. Von Johannes Müller. (Reden über den Krieg, Nr. 4.) 1. bis 20. Tausend. München 1915, bei C. H. Beck. 48 S. 50 Pf.

Zerfällt in die Abschnitte: Heil im Unheil; Der Tod und das Leben; Der Tod fürs Vaterland; Verschiedener Einsatz und Gewinn; Das Reisen auf dem Schlachtfeld; Die Hinterbliebenen; Verlust und Ersatz.

Der Krieg und der sittliche Gehalt des Opfergedankens. Von Dr. v. Campe in Hildesheim. Berlin 1915, Verlag der Täglichen Rundschau. 30 S. 40 Pf.

Der Verfasser führt systematisch sowie an der Hand der Religionsgeschichte den Nachweis, daß das Mitleiden, das Tragen fremder Not und fremder Schuld, die Hingabe von etwas Wertvollem als Opfer für andere dem Menschen natürlich ist, ein ungeschriebenes Gesetz, dessen unbedingte Gültigkeit wir heute dem bedrohten Vaterlande gegenüber unweigerlich anerkennen. Der Ton der vortrefflichen Schrift ist warm, ohne Phrase, ohne Uebertreibung, und wirkt deshalb um so überzeugender.

Logos, Internationale Ztschr. f. Philosophie der Kultur. Herausg. von Richard Kroner und Georg Mehlis. Bd. 5, Heft 3. Tübingen 1915, bei J. C. B. Mohr. 120 S. 4,50 M.

Aus dem Inhalt: Der Sinn des Krieges. Von Professor Georg Mehlis. 15 S.

Der Kultursinn des Weltkrieges. Von Ernst Finkbeiner. Tübingen 1915, Verlag Kloeres. 48 S. 80 Pf.

Wenn der Krieg einen Kultursinn haben soll, so muß er dauernde friedliche Zustände schaffen. Das geschieht am besten durch den Sieg der Zentralmächte, die das größte Interesse am Frieden haben, den ehrlichen Willen dazu bewiesen und die stärkste kulturelle Tätigkeit entfaltet haben. Also ein praktischer Pazifismus, indem man dem ehrlichsten Anhänger des Friedens auch die Macht in die Hand gibt, ihn zu schützen, in der Tat der einzig sichere Weg zum Ziele.

Deutschland als Welterzieher. Ein Buch über deutsche Charakterkultur. Von Jos. Aug. Lux. Stuttgart, Union. 3. Aufl. 155 S. 1,35 M.

Das deutsche Volk der Arbeit, der Technik und der Wirtschaft ist nur deshalb so mächtig emporgestiegen, weil es zugleich das Volk der Dichter und Denker ist. Darum hat es die Aufgabe, Welterzieher zu sein, und diese Aufgabe erfüllt es, indem es durch Selbsterziehung auf allen Gebieten kulturellen Lebens der Welt ein Vorbild gibt.

Gibt es Gerechtigkeit im gegenwärtigen Weltkrieg? Von D. P. Kölbing. Meinen Basler Freunden gewidmet. Basel 1915, bei Ernst Finckh. 48 S.

— Ein Buch für Neutrale und solche, die mit Neutralen zu tun haben.

Literarischer Ratgeber. Herausgegeben durch Ferd. Avenarius vom Dürerbund. München 1915, bei Georg D. W. Callwey. 348 S. 5 M.

Daß dieses einzigartige Werk auch im Kriegsjahre wieder — zum fünften Male — erscheinen konnte, ist ein Ruhm für den deutschen Geist. Und sein Erscheinen ist dankbar zu begrüßen; denn wenn sich schon jetzt vielerorten der Wunsch auch nach anderer als auf den Krieg eingestellter Literatur regt, so werden nach dem Kriege die aus dem Felde heimkehrenden Millionen einen Ratgeber brauchen, der ihnen sagt, wo sie ihren Hunger nach der lange entbehrten geistigen Nahrung stillen können. Das Buch verzeichnet und bespricht in 41 Haupt- und 27 Unterabteilungen gegen 10 000 Bücher aus allen Gebieten des Geistes, aus alter und neuer Zeit. Das Vorwort ist im November 1914 geschrieben, das Werk also wohl schon vorher abgeschlossen. Das würde erklären, weshalb der Islam und die Völkerkunde Asiens zu wenig berücksichtigt sind im Verhältnis zu dem Interesse, das Deutschland daran hat. Auch über Indien und ganz besonders über Ostasien ist viel zu wenig Literatur angegeben, sind wichtige und unentbehrliche Werke nicht aufgeführt. Der Blick des Dürerbundes ist ja wesentlich dem Innern unseres Volkslebens zugekehrt, aber „willst du dich selber verstehen, so sieh, wie die andern es treiben",

Digitized by Google

das gilt auch von Völkern und Kulturen, und wenn der Dürerbund einen literarischen Ratgeber herausgeben will, dann wird er diesem Gebiet in Zukunft diejenige Aufmerksamkeit zuwenden müssen, die es erheischt.

Prinz-Nihilist. Roman von C. A. Bratter. Berlin 1915. Bei Robert Markiewicz (Marathon-Bücher). 184 S. Geb. 1,50 M.

Die Handlung dieses spannend geschriebenen Romans ist frei erfunden; sie beginnt mit der Ermordung Alexanders II. von Rußland und gewährt einen guten Einblick in Wesen, Geschichte und internationale Organisation des Nihilismus.

Die eisernen Kameraden. Skizzen von Fritz Müller. Leipzig 1915. Bei C. F. Amelang. 140 S.

Die eisernen Kameraden sind nicht Menschen, sondern vom Dichter beseelte Schöpfungen der Menschen, die Werke und Anlagen der Industrie und Technik. Gleich den Ungeheuern der Vergangenheit erheben sie beim Ausbruch des Krieges ihren Riesenleib und stellen ihre Kräfte in den Dienst des Vaterlandes. Andere der Novellen — im ganzen sind es zehn — entführen uns in eine ferne Zukunft und lassen uns mit Staunen zurückblicken auf die Entwicklung der menschlichen Technik. — Der Stoff scheint uns hier und da selbst für einen Fritz Müller zu spröde zu sein.

Farbige Heftchen der Waldorf-Astoria-Zigarrettenfabrik. Leseproben von namhaften Dichtern und Schriftstellern der Gegenwart (Fritz Lienhard, Hermann Hesse u. a.), aus dem Verlag „Die Lese" in Stuttgart. Die Heftchen werden den Feldpostsendungen der genannten Zigarrettenfabrik gratis beigegeben.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Jedes Heft 25 Pf. Nr. 4: Die deutschen Truppen in den Karpathen. Die Kämpfe bei Münster. — Nr. 5: Aus den Kämpfen im Osten. — Nr. 6: Die Kämpfe zwischen Maas und Mosel (mit einer Karte). — Nr. 7: Die Durchbruchsschlacht in Galizien bis zur Einnahme von Przemysl (mit zwei Karten).

Volksschriften zum großen Krieg. Berlin, Verlag des Evang. Bundes. Jedes Doppelheft 20 Pf. Nr. 40/41: Wichtige Kriegsereignisse nach Berichten des Großen Hauptquartiers. Die Kämpfe im Osten (mit vier Karten und zwei Bildern). — Nr. 43/44: Die Kämpfe im Westen (mit vier Karten und vier Bildern).

Unser gemeinsamer Krieg. Von Major a. D. Ernst Moraht. Frankfurt a. M. 1915. Bei Rütten & Loening. 76 S. 1 M.

Die unentwegt gemeinsame Kriegführung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ist es, die uns den Sieg verbürgt. Von diesem Gedanken geleitet, hat der Verfasser, den die meisten unserer Leser aus seinen zusammenfassenden Darstellungen der Kriegslage im „Berliner Tageblatt" kennen werden, die militärische Seite unseres Bündnisses mit Oesterreich-Ungarn studiert und durchdacht, nicht nur am Schreibtisch, sondern auch draußen in den Karpathen und in den Hauptstädten der beiden Monarchien. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Studien sind in diesem Buche niedergelegt, das weit mehr ist als eine Beschreibung der Kriegstaten, das uns hineinführt in das Getriebe der kämpfenden Heere, in den Geist der Heeresleitung, Offiziere und Mannschaften beseelt, und von hier aus in uns die unerschütterliche Ueberzeugung weckt, daß wir vereint unbesiegbar sind. Das fesselnd geschriebene Buch erfüllt eine große Mission.

Die Fahrten der Emden und der Ayesha. Nach Erzählungen des Kapitänleutnants von Mücke, seiner Offiziere und Mannschaften. Von Emil Ludwig. Mit 20 Bildern. Berlin 1915. Bei S. Fischer. 116 S. 1 M.

Dieses Buch wird viele und dankbare Leser finden.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: L. in K. 2,50 M., Prof. B. in W. 2,05 M., Lt. F. in N. 3 M., D. in O. 2,50 M., Frau M. in B. 2,50 M., Frau E. K. in N.-J. 2,50 M., Hilfeleser der O.-R. II, Kiel 7 M., Lehrer H. in Sch. 3 M, Bezirkslehrerverein Wilkau 5 M., St. in W. 2 M., Frl. E. in H. 2 M., Frau P. in B. 2 M., O. in L. 5 M, G. in E. 1,70 M., Dr. Z. in E. 2,50 M., Pastor B. in H.-M. 3 M., Pfr. Dr. L. in M. 10 M., Dr. K. in M. 3 M., Pfr. H. in F. 2,50 M., E. M. in Brüssel 20 M., Dr. H. M. und Frau, Fr.-E. 5 M., Th. in L. 2,50 M., Vizewachtmstr. W. G. im Felde 10 M., Sch. in St. 3,75 M., C. E. im Felde 5 M., G. z. B. in O. 10 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Lehrer H. in Sch. 2 M., Vikar P. in Pf. 6 M., H. in W. 5 M., Dr. H. M. und Frau in Fr.-E. 5 M.

Bücher für Armee und Marine: Neue Phot. Gesellschaft, Berlin 1 Paket Zeitschriften „Das Bild"; Klasse I des Lyzeums Remscheid 2 Kisten Zeitschriften und Bücher; M. Sch. in Mannheim 5 Bücher.

Für Marine-Lese-Zwecke: Leutnant W. 7 M.

Für den Roten Halbmond: Oberl. J. G. in L. b. L. 4 M.

Für Elsaß-Lothringen: Oberl. J. G. in L. b. L. 4 M.

Für Ostpreußen: Oberl. J. G. in L. b. L. 4 M.

Für Galizien: Oberl. J. G. in L. b. L. 4 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

O. S. in Langendorf. Allerdings ist die Lage aller Gläubiger von Kriegsteilnehmern erheblich verschlechtert, zumal, wenn sie selbst Kriegsteilnehmer sind. Das läßt sich aber nicht vermeiden, da man Kriegsteilnehmer mit Prozessen verschonen muß. Diese Forderungen verjähren aber vorläufig nicht, und bleiben so dem Gläubiger erhalten. Es läßt sich freilich nicht verkennen, daß die Durchführung nach dem Kriege vielfach Schwierigkeiten haben wird. Es ist aber unmöglich, die Gläubiger jetzt sicherzustellen. Insbesondere kann nicht darauf gerechnet werden, daß derartige Forderungen vom Staat oder von sonstigen Gesellschaften erworben werden können. Die Erwerber dieser Forderungen wären ja völlig außerstande, Prozesse über sie durchzuführen. Der einzelne Gläubiger kann sich nur insoweit helfen, als er seinen Angehörigen, Vertrauenspersonen, Vertretern und dergl. schon jetzt für alle Fälle möglichst genaue schriftliche Information gibt. Diese würde dann vermutlich im Prozeß auch eine gewisse Beweiskraft haben.

Telegraphist W. in Bouziers. Sehr gern werden wir der dortigen Buchhandlung auch die „Hilfe" zugänglich machen, wenn Sie uns deren Namen angeben oder die Vermittlung freundlichst übernehmen wollen! Vielen Dank für Ihre Mitteilung.

Felddivisionspfarrer K. und Marinepfarrer Z. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Berlin, Lüneburger Straße 6 und der Rhein-Mainische Verband für Volksbildung, Frankfurt a. M., Paulsplatz 10, versenden Unterhaltungs- und andere Schriften ins Feld. Auch aus unserer Büchersammlung „Für Armee und Marine" haben wir je ein Paket an Sie auf den Weg gebracht.

Verlag der „Hilfe".

G. Sch., Berlin W 30. Besten Dank für Uebersendung Ihres Aufsatzes in der Buchdrucker-Zeitschrift. Die „Hilfe" hat über das gleiche Thema in den letzten Jahren schon wiederholt eingehend geschrieben.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Die Geburt eines gesunden

Töchterleins

zeigen freudig an

Pfarrer Wilhelm Loew, Offz.-Stellvertr.
z. Z. bei der Truppe
Liese Loew geb. **Naumann.**

Berlin-Schöneberg, Königsweg 6, 10. August 1915.

Geschäftliche Mitteilungen

Unter dem Titel **Großer Bilderatlas des Weltkrieges** beginnt im Verlage von F. Bruckmann A.-G. München soeben ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen. Dieser Bilderbericht, der nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet ist, führt in anschaulicher Form die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen. In der ersten Lieferung sieht man auf großen und schönen Bildern die ungeheure Begeisterung der Mobilmachungstage vorüberziehen, die jetzt gerade ein Jahr hinter uns liegen; man sieht die unerreichte Fürsorge für die Opfer des Krieges und die Mitarbeit des ganzen Volkes hinter der Front. Es werden später folgen die Kriegsereignisse in Belgien, Frankreich, Ostpreußen, Polen, Galizien, Serbien, in der Türkei und an den Dardanellen, im Kaukasus und in Aegypten; die Kämpfe zur See und in den Kolonien — alles wird an unseren Augen vorüberziehen, langsam, zu ruhigem, wiederholtem Betrachten einladend.

Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeben, die zusammen mit den Seitenüberschriften die zeitliche Folge der Ereignisse ausreichend erläutern. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wird die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder aus dem Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbild. Der erste Band des Werkes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahr. Für den Fall die noch kommenden Ereignisse es nötig erscheinen lassen sollten, ist ein Ergänzungsband vorgesehen, der auch alle die Bilder enthalten würde, die heute aus Gründen der Landessicherheit nicht veröffentlicht werden dürfen. Wir verweisen auf den dieser Nummer beigefügten illustrierten Prospekt.

Digitized by Google

26. August 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 34

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Kriegsgeldsorgen. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Polen. — **Prof. D. Arthur Titius:** England und wir. — **Hermann Goldschmidt-Faber:** Militärmacht und Arbeiterbewegung. — * * * Unsere ersten Kriegstage! — **D. Gottfried Traub:** Siege. — Sprechsaal — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 17. August.

Das griechische Ministerium ist zurückgetreten, nachdem die Kammermehrheit einen Parteigenossen des früheren Ministerpräsidenten Venizelos als Vorsitzenden der Kammer gewählt hat. Ob damit eine Aenderung der neutralen Politik des bisherigen Ministeriums Gunaris eingeleitet ist, läßt sich bisher von hier aus nicht erkennen. Die uns bekannten griechischen Zeitungen sind nicht für England eingenommen, da dieses die griechischen Inseln ohne allen Rechtsgrund besetzt hat.

Eine interessante Abendbesprechung übr die Lage der vlämischen Belgier führt zu dem Ergebnis, daß die unveränderte Wiederherstellung des früheren belgischen Staates schon heute kaum mehr möglich sein wird, und zwar deshalb, weil ein Jahr Lockerung des belgischen Staatsverbandes genügt hat, um die in diesem künstlichen Staatsgebilde vorhandenen Volksgegensätze viel deutlicher zu machen. Will man Belgien wiederherstellen, so muß man zwei verschiedene Staaten gestalten, einen wallonischen und einen vlämischen. Auch für Leute, die nicht um jeden Preis annektieren wollen, bestehen dort große Probleme, die aber vorläufig nicht öffentlich besprochen werden können.

Mittwoch, 18. August.

Am Geburtstag des Kaisers Franz Joseph und am Gedenktag der Schlacht von Gravelotte wird die russische Festung Kowno erstürmt. Vor dieser Nachricht tritt alles andere in den Hintergrund. Das ist die Vervollständigung der Besetzung Warschaus, denn wenn Warschau politisch ein Platz erster Größe war, so ist Kowno militärisch eine der ersten und größten Festungen Rußlands. Es ist möglich, daß die Erstürmung von Kowno für diesen Krieg die Bedeutung der Einnahme von Metz im Jahre 1870 hat. Kowno ist die stärkste russische Stellung im Westen. Wenn dieser Platz erobert wird, so ist es Unsinn, von „strategischem Rückzug" zu reden. Seit Jahrzehnten ist die immer stärkere Befestigung Kownos von unseren Generalstabsoffizieren beobachtet worden. Kowno liegt an einem von Natur günstigen und wichtigen Punkt und ist die Mitte der russischen Verteidigung. Von jetzt an ist die zweite russische Verteidigungslinie schon nicht mehr ungebrochen. Das Gouvernement Wilna öffnet sich den deutschen Truppen, und es ist sehr zweifelhaft, ob das schwächer verteidigte Wilna widerstehen kann, nachdem Kowno gefallen ist. Die Eroberung Kownos stellt sich neben die Eroberungen von Lüttich, Maubeuge und Antwerpen. Auch hier war die schwere deutsche Artillerie entscheidend. In Kowno ist „unzähliges Material und weit mehr als 400 Geschütze" in deutschen Besitz gekommen. Schon gestern wurde bei Eroberung der Forts von 240 Geschützen gemeldet. Da von Gefangenen nicht geredet wird, scheint die Armee sich zurückgezogen zu haben. Große Festungen werden in diesem Krieg nicht mehr eingeschlossen, sondern angeschnitten und dadurch unmöglich gemacht. Etwas anders kann es mit Nowo-Georgiewsk liegen, von dem auch heute weitere Forts besetzt wurden. — Morgen ist wieder einmal schulfrei. Das ist das äußere Zeichen des großen Tages. Wir hörten heute abend nach schweren, ernsten Reichstagsverhandlungen das harmonische Siegesgeläut verschiedener Glocken über den Havelseen bei Potsdam. Das deutsche Vaterland freut sich. Dieses Glockengeläut löscht einigermaßen die Finanzdebatten aus, aus denen wir herauskommen.

Donnerstag, 19. August.

Bei der Einnahme von Kowno wurden 30 Offiziere und 3900 Mann gefangen. Das ist natürlich nur der Rest derer, die dort waren. Im ganzen aber zählt an verschiedenen Stellen der heutige Tagesbericht fast 10 000 russische Gefangene auf. Infolge des Verlustes von Kowno räumen die Russen ihre Stellungen zwischen Kalwarja und Suwalki. Damit wird wohl nun auch das Schicksal von Ossowietsch und Grodno heranrücken, deren Hauptschutz in ihren Sümpfen liegt. Die Ostarmee hat an einer Stelle die Eisenbahn Brest-Litowsk—Bialystok erreicht. Auch weiter südlich rücken die verbündeten Truppen vorwärts; der Bug ist nördlich und südlich von Brest-Litowsk an verschiedenen Stellen überschritten. Die Russen sollen nördlich von Kowno in Richtung auf Riga viele Truppen sammeln. Sie reden in ihren Berichten stets von sehr großen deutschen Verlusten. Das wird wohl leider nicht ganz falsch sein, denn ohne Opfer werden so große Siege nicht errungen, aber es ist immer noch besser, für einen Sieg zu sterben als für eine Niederlage.

Der deutsche Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hält im Reichstag eine politische Rede, die teils Abrechnung mit den englischen Darstellungen des Kriegsanfanges ist und teils Programm für Mitteleuropa. In letzterer Hinsicht fehlt das Hauptstück, nämlich eine Aussage über das künftige staatsrechtliche Verhältnis zu Oesterreich. Es werden aber vorsichtige, wohlerwogene Erklärungen über Polen abgegeben: „Ich hoffe, daß die heutige Besetzung der polnischen Grenzen gegen Osten den Beginn einer Entwicklung darstellen wird, die die alten Gegensätze zwischen Deutschen und Polen aus der Welt schafft und das vom russischen Joch befreite Land einer glücklicheren Zukunft entgegenführen wird, in der es die Eigenart seines nationalen Wesens pflegen und entwickeln kann. Das von uns besetzte Land werden wir unter möglichster Heranziehung der eigenen Bevölkerung gerecht zu verwalten suchen." Die Forderung der Freiheit der Weltmeere wird vom Kanzler erneut aufgestellt, und zwar „zum Heile aller Völker und Nationen". Was damit gemeint ist, kann zwar geahnt, aber nur schwer formuliert werden. Am nächsten liegt der Gedanke an einen Bund der Neutralen zum unbedingten Schutze des Privateigentums zur See. Die Neutralen sollen, so sagt der Kanzler, sich davon überzeugen, daß ein Sieg der Zentralmächte sie nicht in Knechtschaft stürze. Das Schlußwort lautet: „Die von den fremden Regierungen gegen uns in den

Digitized by Google

Krieg gehetzten Völker hassen wir nicht, aber wir haben die Sentimentalität verlernt. Wir halten den Kampf durch, bis die Bahn frei wird für ein neues von französischen Ränken, von moskowitischer Eroberungssucht und von englischer Vormundschaft befreites Europa."

Freitag, 20. August.

Die Beziehungen zwischen Italien und der Türkei verschärfen sich, und es wird eine Kriegserklärung erwartet. Man nimmt hier an, daß Italien nur mit einer gewissen Abneigung sich am Kriege außerhalb seines eigenen Interessengebietes beteiligt, daß es aber aus finanziellen Gründen den Wünschen der Engländer folgen muß. An der italienischen Nordgrenze ist der Schützengrabenzustand kaum geändert. Die österreichischen Befestigungsanlagen bewähren sich glänzend.

Die holländische Regierung hat für die Zeit des Krieges einen außerordentlichen Gesandten beim Heiligen Stuhl eingesetzt, um über Friedensbestrebungen verhandeln zu können. Irgendwann muß ja von einer unbeteiligten Stelle aus eine Vermittlung unternommen werden, obwohl wir wohl leider heute noch fern von dem geeigneten Zeitpunkt sind. Es müssen erst noch mehr mitteleuropäische Siege erfochten werden, ehe unsere Gegner einsehen, daß sie uns am Leben lassen müssen.

Während wir im Reichstag der Rede des Staatssekretärs Helfferich über weitere 10 Milliarden Kriegskredite zuhören, wird die Nachricht von der Einnahme von Nowogeorgiewsk verbreitet: die gesamte Besatzung, 6 Generale und über 85 000 Mann, wurde gefangen. Die Zahl der erbeuteten Geschütze über 700. So ist nun also auch diese Russenburg gefallen, der letzte Halt des Feindes in Polen! Die so schnell hintereinander erfolgenden Einnahmen von Kowno und Nowogeorgiewsk sind tatsächliche Schläge, nicht nur Truppenverschiebungen. Jetzt bleibt von den großen Festungen nur noch Brest-Litowsk übrig, und auch das wird von fast drei Seiten schon bedrängt. Die Führung der Belagerung von Nowogeorgiewsk hatte General Beseler, der Bezwinger von Antwerpen.

Indem wir also das Telegramm von Nowogeorgiewsk mit Freudigkeit aufnehmen, hören wir weiter, wie Helfferich vorträgt: „Der Krieg verschlingt jetzt in jedem Monat die gewaltige Summe von ungefähr 2 Milliarden Mark. Dieser Betrag, den jetzt ein Kriegsmonat kostet, ist um ein Drittel höher als die Gesamtkosten des Krieges von 1870/71 waren. Es ist eine furchtbar schwere Zeit, die dem deutschen Volke und dem ganzen Erdteil auferlegt ist. Wir wollen uns nüchtern und klar darüber Rechenschaft geben, daß das zweite Kriegsjahr schwerer sein wird als das erste. . . . Das Bleigewicht der Milliarden haben die Anstifter des Krieges verdient ... Die fünfprozentige Kriegsanleihe ist heute das volkstümlichste Papier, das es je in Deutschland gegeben hat ... Es belaufen sich schätzungsweise die Gesamtkosten dieses Weltkrieges bei allen Beteiligten täglich auf nahezu 300 Millionen Mark; das macht auf das Jahr umgerechnet etwa 100 Milliarden. Es ist die größte Wertzerstörung und Wertverschiebung, die jemals die Weltgeschichte gesehen hat." Die Bewilligung des Kriegskredites geschieht fast einstimmig, nur Abgeordneter Liebknecht stimmt dagegen, und einige Sozialdemokraten stimmen nicht mit. Die Volksvertretung kann in unserer deutschen Weltlage nicht anders handeln.

Sonnabend, 21. August.

Deutsche Seestreitkräfte sind in den Meerbusen von Riga eingedrungen, wobei drei unserer Torpedoboote durch Minen beschädigt, aber auch russische Fahrzeuge teils vernichtet und teils verletzt wurden.

Die Lage und Absichten der Balkanstaaten sind heute undurchsichtiger als je. Es werden offenbar vom Vierverbande die unglaublichsten politischen und finanziellen Anstrengungen gemacht, um durch das Eingreifen Bulgariens gegen die Türkei den Dardanellensieg vom Rücken her herbeizuführen. Das ist das Neue des gegenwärtigen Zustandes, daß es sich nicht mehr um den Einmarsch des rumänischen Heeres nach Ungarn handelt, sondern um das Vordringen der Bulgaren gegen Konstantinopel. Ob die Bulgaren, die ihre Türkenfreundschaft stets hervorheben, überhaupt durch irgendwelche Versprechungen zu diesem Dienste gekauft werden können, ist nach unserer Kenntnis der Sachlage sehr zweifelhaft, zunächst aber wird noch diplomatisch versucht, einen Kaufpreis herzustellen, über den sich vom bulgarischen Standpunkt aus reden läßt. Dazu gehören serbische, griechische und wohl auch rumänische Landabtretungen. Das serbische Ministerium hat in geschlossener Sitzung der Skupschtina einen derartigen Abtretungsentwurf unterbreitet. Da der Dardanellensieg das letzte ist, was unter gewissen Umständen dem Vierverbande gelingen kann, um den Kriegslauf zu wenden, so wird alles darangesetzt, um durch Serbien und Rumänien hindurch die Bulgaren zu Mitkämpfern zu gewinnen. Möge es mißlingen. Wir aber schreiben in unser Gedächtnis ein, daß Rumänien selbst jetzt nach den Siegen von Warschau, Kowno und Nowogeorgiewsk keine Durchfahrt von Munition nach Konstantinopel gestattet.

Sonntag, 22. August.

Rückblicke auf die letzte, stark bewegte und inhaltreiche Woche. Es geht voran, aber leicht ist es nicht!

Gestern ist also nun der Krieg von Italien an die Türkei erklärt worden. Eine Kriegserklärung Italiens an Deutschland ist noch nicht erfolgt, aber sie würde nichts zum vorhandenen Zustande hinzufügen. Etwas anders liegt es mit der Kriegserklärung an die Türkei, denn sie bedeutet, daß italienische Soldaten nach Gallipoli gefahren und dort ausgeladen werden sollen, etwa so wie sich einst im Krimkrieg italienische Truppen nach dem Schwarzen Meere fahren ließen, um dort für Engländer und Franzosen zu kämpfen. Damals aber geschah es gegen die Russen und jetzt für die Russen! Eine führende Rolle wird bei dem ganzen Unternehmen den Italienern sicher nicht zufallen, aber das ist der Fluch der bösen Tat: der Verräter wird verbraucht.

In den Vereinigten Staaten wird versucht, auf Grund der Versenkung eines Schiffes „Arabic" einen neuen Entrüstungssturm herzustellen, dazu aber reicht der Vorgang nicht aus. Doch auch von unserer Seite kann man fragen, welchen erkennbaren militärischen oder volkswirtschaftlichen Zweck derartige Versenkungen haben. Sicherlich sollen wir alles tun, was Englands Militärkraft schwächen kann, denn Englands Aushungerungsplan war der Vernichtungswille an sich und setzt sich heute im Baumwollen-, Kupfer- und Kautschukkriege fort. Es fragt sich nur, welche Mittel die geeignetsten sind. Für die bisherige deutsche Praxis spricht, daß durch sie die Frage des Privateigentums zur See so scharf gestellt wird wie durch kein anderes Verfahren. Das Privateigentum ist entweder ganz frei oder jedem Kriegsschicksal überlassen. England will etwas anderes: es will bestimmen können, welcher Seeverkehr von ihm erlaubt sein soll. Das ist der Kern des Kampfes um die Freiheit der Meere.

Montag, 23. August.

Es wird im Auslande wieder einmal viel von einem Kriege zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland geredet, aber bei uns glaubt niemand im Ernst daran. Ein Amerikaner fragte mich heute ernsthaft, ob die Deutschen diesen Krieg wünschten. Ein Mensch, der noch mehr Krieg haben will, ist mir aber in Deutschland noch nicht vorgekommen.

Um zu beweisen, daß auch im Westen etwas geschieht, haben 40 feindliche Kriegsschiffe Zeebrügge besucht, sind aber nach Beschießung von unserer Küstenartillerie weiter gefahren. In den Vogesen haben starke französische Angriffe stattgefunden, bei denen etwas Schützengraben verloren wurde. Die Kämpfe dauern noch an. Ein großer allgemeiner Westangriff, wie ihn die Russen verlangen, erfolgt aber nicht.

Im Osten ist Ossowiec, die kleine, zähe Sumpffestung, nun auch von den Unsrigen genommen. Auch hier haben leider die

Digitized by Google

Russen abziehen können. Tykocin, westlich vor Bialystok, ist genommen. Starke Kämpfe bei Bielsk, weiteres Herandrängen an Brest-Litowsk.

Dienstag, 24. August.

Ein Ausschuß französischer Parlamentarier will nach London gehen, um sich mit englischen Abgeordneten zu verständigen. — Etwas Aehnliches wird auch zwischen deutschen, österreichischen und ungarischen Abgeordneten in künftiger Zeit geschehen müssen. In Frankreich ist die Stellung des Kriegsministers Millerand sehr angefochten, es wurde aber bisher eine Ministerkrisis vermieden.

Das türkisch-bulgarische Abkommen soll nun endgültig fertig sein. Damit ist wenigstens ein klarer Punkt inmitten der Balkanwirrnisse geschaffen. Wenn jetzt der Vierverband Konstantinopel von der Landseite her angreifen will, so muß er gegen die Bulgaren kämpfen. Aus Rumänien wird gemeldet, daß de dortige Kriegsminister die Bereithaltung der Eisenbahnen auf den 14. September angeordnet habe. Das sieht noch nicht wie allerletzte Mobilmachung aus, sondern eher wie eine begrenzte Frist zur Verhandlung mit den Bulgaren. Aber wer kann wissen, was alles dort vorgeht?

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 17. August.

In der Budgetkommission des Reichstags werden die Lebensmittelfragen behandelt. Höchstpreise für Mehl, nach denen vielfach verlangt wird, seien — nach den Worten des Staatssekretärs — durch den Bundesrat nicht eingeführt, da die Gemeinden das Mehl zum Selbstkostenpreis abzugeben verpflichtet seien. Der konservative Redner war etwas freigebig mit der Reichskasse: das Reich müsse für die Kosten der Kartoffelversorgung, der Futtermittelbeschaffung, der Milchversorgung miteintreten. — Wäre nicht in der Milchfrage doch, je eher je besser, die Milchkarte für Familien mit Kindern einzuführen? Eventuell mit Höchstpreisfestsetzung nur für das dazu benötigte Kontingent?

Nach den Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft — deren vorzügliche Wochenrückblicke einmal ein besonderes Wort des Dankes verdienen — haben sich mehr als drei Viertel der Gemeinden zur Selbstbewirtschaftung ihrer Getreidevorräte entschlossen. Eine sehr hohe Zahl — die ein erstaunliches Zeugnis für die Verwaltungskräfte der ländlichen Kommunalverbände ist. Vielleicht sollte man vorläufig lieber vorsichtig sagen: von dem Zutrauen der ländlichen Kommunalverbände zu ihren Verwaltungskräften. Es ist ja keine Frage, daß bei diesem Entschluß vielfach die Abneigung gegen das Dreinreden einer Zentrale mitbestimmend ist und die Bedenken wegen der Schwierigkeiten besiegt. Daß diese tatsächlich nicht gering sind, geht aus den Ausführungen des Landrats in einem westfälischen landw. Kreisverein hervor: Es gibt keine Silos im Kreise, keine Mühlen, die bis zu dem verlangten Prozentsatz ausmahlen können, und vor allem: keine Beamten für die sachliche und kaufmännische Leitung dieser Selbstversorgung. Für die Erledigung der kaufmännischen Arbeiten entstehen einem anderen Kreise 1,50 M. Kosten pro Doppelzentner. Kommunalwirtschaft ist also teuer!

Mittwoch, 18. August.

Heute flaggt man wegen des Geburtstages des österreichischen Kaisers. Und von Herzen um den ganzen See herum!

Ueber die Ernte teilt der Präsident der Reichsfuttermittelstelle im Haushaltausschuß des Reichstages mit, daß die Anbauflächen im Jahre 1915 eine beträchtliche Zunahme gegen 1914 erfahren haben. (Trotzdem Millionen an der Front sind!) Roggen hat eine knappe Mittelernte, Weizen eine gute, Kartoffeln eine sehr gute. Hafer ist am wenigsten befriedigend. Die Schweinebestände sind schon wieder gestiegen. Eine Fleischnot sei nicht zu erwarten. Eine interessante Berechnung über die Beschäftigung der Mühlen durch die Reichsgetreidestelle: würde sie nur die allergrößten Mühlen beschäftigen, so würde der Mahllohn nur 10 M. pro Tonne betragen, während bei Beschäftigung von auch nur 15 Prozent aller Mühlen der Mahllohn auf 34 M. steigt.

Die fortschrittliche Volkspartei ist den Nationalliberalen mit einer Erklärung über die Kreigsziele gefolgt. Da sie ihre innerpolitische Seite hat, gehört sie ebenso zur Heimat- wie zur Kriegsgeschichte.

„Die Reichstagsfraktion der Fortschrittlichen Volkspartei hat sich in eingehenden Beratungen mit den Aufgaben beschäftigt, die der Volksvertretung durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse zugewiesen werden. Sie hat die im Hinblick auf das Kriegsziel erhobenen Forderungen künftiger Grenzfestsetzungen und staatsrechtlicher Neubildungen sorgsam geprüft, erachtet aber nach gewissenhafter Erwägung die Zeit noch nicht für gekommen, ein bestimmtes Programm mit fest umgrenzten Einzelforderungen für den Abschluß des Friedens aufzustellen. Ebenso entfernt von der grundsätzlichen Ablehnung jedes Landerwerbs wie von uferlosen Annexionsplänen hält die Fraktion für unbedingt geboten, das Reich durch militärische und wirtschaftliche Maßnahmen wie durch notwendige Gebietserweiterungen für die Zukunft zu sichern und für den friedlichen Wettstreit der Völker Bedingungen zu schaffen, die in der Heimat wie auf dem Meere die Entfaltung der vollen Kraft des deutschen Volkes gewährleisten. Es wurde einhellig die Erwartung ausgesprochen, daß die Reichsregierung in vertrauensvollem Zusammenwirken mit der Volksvertretung zur gegebenen Zeit eine offene Aussprache über die Grundlagen des Friedensschlusses herbeiführen werde, und die feste Zuversicht bekundet, daß Volk, Heer und Flotte im Bewußtsein der weltgeschichtlichen Bedeutung dieser schweren Kämpfe, wie bisher, in treuem Zusammenhalten ohne Wanken alle Kräfte einsetzen werden, bis ein ehrenvoller und dauernder Friede gesichert ist. Die Partei ist bereit, die Rgierung zu unterstützen, die nach den Worten des Kaisers vom 31. Juli 1915 sich die Aufgabe stellt, auf erprobten alten und vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen vorwärts zu schreiten."

Der Nahrungsmittelausschuß des Deutschen Städtetages erklärt, daß die Städte in der Lebensmittelfrage nur dann erfolgreich arbeiten können, wenn die Beschaffung durch Reichsmaßnahmen so einheitlich geregelt wird, wie bei der Brotversorgung. Sehr richtig! Die städtischen Aufkäufe bei Lebensmitteln ohne Höchstpreisfestsetzung mußten in jeder Hinsicht Mißerfolge sein, auch ohne Schuld der Städte.

Die Groß-Berliner Organisation zur Ueberwachung der Lebensmittelpreise gewinnt Gestalt.

Donnerstag, 19. August.

Plenarsitzung im Reichstag. Die Stimmung ist immer zuversichtlich gewesen, aber jetzt kommt — vor allem auch in der Wendung der Gedanken zu den Kriegszielen und zur Zukunft — eine innere Sicherheit zum Ausdruck, die erst die letzten Monate geben konnten. Unwillkürlich sieht jeder schon über die Zeitspanne hinweg, die uns noch von dem Ende trennt, und ihre Aufgaben erscheinen leicht, auch wenn sie schwer sind. Die Rede des Reichskanzlers ist ein Ruck vorwärts, man fühlt es so innerlich mit, erleichtert und aufatmend: es beginnt — mit der deutsch-österreichischen Verwaltung Polens und dem Ausblick auf die Zukunft dieses Landes — etwas Neues: die Periode der Resultate, die europäische Neuregelung. Und noch etwas anderes geht wieder von dieser Rede aus: eine schlichte und unmittelbare Macht, Vertrauen zu erwecken, das Pathos einer Politik der Rechtlichkeit. Das Ausland wird es vielleicht nicht fühlen, aber bei uns wird dieser Eindruck von menschlicher Gewissenhaftigkeit in der Behandlung der Machtfragen haften.

Im Haushaltsausschuß werden die Ernährungsfragen weiterbesprochen. Der Staatssekretär stellt eine Organisation zur Sicherung der Kartoffelversorgung in Aussicht, zunächst ohne Höchstpreise und Beschlagnahme — doch werde man gegebenenfalls auch davor nicht zurückschrecken.

Die Ernährungsfragen stehen allenthalben im Vordergrund. In Berlin wird mit den Milchlieferanten städtischerseits verhandelt — bis jetzt mit dem üblichen Reinwaschungs-Ergebnis. Irgend etwas wird aber aus solcher vielseitigen Tätigkeit schließlich doch herauskommen!

Digitized by Google

Mir kommt eine Zeitschrift in die Hände, die von den und für die Schülerinnen der landwirtschaftlichen Frauenschulen herausgegeben wird und ein frisches Bild von der Wirkung des Krieges auf die junge Frauengeneration gibt, von dem Straffer- und Reiferwerden unter der großen Pflicht. Derb und burschikos in der „Rhapsodie in P.", die eine von ihnen beiträgt:

Paß auf, wo dein Platz ist,
Bleib pünktlich auf Posten;
Pariere; kapiere gut. Sei grob,
Leg ab dein puppiges Wesen,
Pflanze und pflege,
Probiere Rezepte.
Packe Feldpostpaketchen.
Pro Patria. — Punktum.

Die Feldpostpaketchen sind in einer P-Rhapsodie eine Versuchung, sonst wären sie am Ende nicht so ernst genommen.

Und der Ernst gibt selbstverständlich die Prägung. Eine edle Kriegsfrucht, das Gedicht „Leben und Tod" in diesem jungen frohen Frauenbuch.

„Ich hielt zum Leben, und der Tod war Feind.
Sein wissend Lächeln machte mich verlegen,
Ein Mißtraun zwang es mich beschämt zu hegen,
Daß ich dem Freunde nie mich ganz vereint.
Bis ich den Tod erkannte — nah verwandt
Dem Leben und der gleichen Liebe wert,
Seit ich vertrauend mich zu ihm bekehrt,
Geh' ich mit Tod und Leben Hand in Hand.
Denn ich bin reif. Ich hänge nur am Sein
Wie an dem Stamme, der mich überdauert,
Und leuchte auf im späten Sonnenschein;
Und wenn der Herbststurm durch die Zweige schauert,
Wird sein Berühren mir den Trost verleihn
Der süßen Schwere, die der Tod belauert."

Freitag, 20. August.

In diese Tage fällt ein kleines und doch bedeutungsvolles Jubiläum: die Jahrhundertfeier des „Patriotischen Instituts" in Weimar, des ältesten weiblichen Kriegshilfe- und Wohlfahrtsvereins in Deutschland, der 1814 begründet wurde und 1815 seine endgültige Form erhielt. Man sieht an den Urkunden der Begründung, daß es ein Schritt über Sitte und Gewohnheit hinaus war, als die Frauen, „ohne ihrer stillen Bescheidenheit zu nahe treten zu wollen", öffentlich aufgefordert wurden, sich der Verwundeten anzunehmen — übrigens noch nicht in den Hospitälern, sondern im eigenen Hause, „da unstreitig jeder Verwundete die Pflege im Kreis einer Familie dem Aufenthalt in einem Hospital vorziehen wird". Der umständliche Name „Patriotisches Privat-Institut" drückt sehr charakteristisch das Neue eines freiwilligen Zusammenschlusses zu öffentlichen Zwecken aus und erinnert daran, wie sehr auch dieser kleine Anfang bürgerlicher Selbstorganisation in die Geschichte des deutschen Staatsbürgerbewußtseins hineingehört. Die Erbgroßherzogin Maria Paulowna, die den Verein schuf und seine Satzungen verfaßte, nicht nur Protektorin, sondern Vorsitzende war, muß eine sehr große organisatorische Gewandtheit besessen haben. Gute, klare und vernünftige Satzungen machen für etwas Niedagewesenes ist gar nicht so einfach.

Nowo-Georgiewsk gefallen! Hier draußen wird ein Dankgottesdienst für die Sommergäste improvisiert. Ein hübsches Bild, alle die braungebrannten Jungen und Mädel, die sich ernsthaft und andächtig als Volk fühlen lernen — in deren Seele der tiefe volle Sinn dieses „W i r" lebendig wird: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten."

Die Reichsgetreidestelle hat nach den bisherigen Nachrichten über die Ernte das Ausmahlungsverfahren für Brotkorn auf 75 v. H. heruntersetzen und den Gemeinden gestatten können, die Brotrationen auf 225 Gramm zu erhöhen. Auch die Teigwarenfabriken werden größere Mehlzuwendungen erhalten.

Das Oberkommando in den Marken hat nun endlich für Berlin und die Provinz Brandenburg die Schlagsahne verboten, leider noch die Verarbeitung zu Konditorwaren zugelassen. So wird man wahrscheinlich die Sahne künftig i n statt a u f dem Kuchen zu sich nehmen!

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat öffentlich erklärt, daß Liebknechts „Kleine Anfrage" wegen des Friedens einen Disziplinbruch in der Fraktion bedeute, da sie nicht, wie ein Beschluß verlange, vorgelegt sei.

Eine Reichstagskommission beschäftigt sich mit der Aenderung des Vereinsgesetzes. Die Regierung hat durch Ministerialdirektor Lewald erklären lassen, daß sie gesetzgeberische Maßnahmen ergreifen wolle, um den Gewerkschaften „die nötige Freiheit zur Betätigung ihrer berechtigten wirtschaftlichen und Wohlfahrtsbestrebungen zu sichern".

Sonnabend, 21. August.

Dem Reichskanzler ist gestern abend eine Massenhuldigung vorm Reichskanzlerhaus dargebracht worden.

Der Berliner Magistrat hat nun einer Einrichtung zur Bekämpfung der Teuerung zugestimmt, die folgende Organe hat: Eine Zentrale, die, in Fachgruppen gesondert, die Produzenten- und Großhandelspreise zu beobachten hat. In jeder Gruppe müssen Produzenten, Groß- und Kleinhandel und Verbraucher beteiligt sein. Außerdem werden lokale Organe (wohl die Brotkommissionen) mit der Beaufsichtigung der Kleinhandelspreise betraut. Außerdem besteht eine Geschäftszentrale. Der Nationale Frauendienst vertritt die Hausfrauen in der Verbrauchervertretung, zu der außerdem der Ausschuß für die Konsumenteninteressen, die Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften ihre Vertreter stellen. Das k a n n sehr gut wirken!

Im Reichstag eine zweite große Stunde, die Rede zur Begründung der neuen Kriegsanleihe von 10 Milliarden. In ihrer unverblümten Sachlichkeit, die keine Schwierigkeiten beschönigt, ein moralischer Kraftbeweis ersten Ranges und an sich eine Bestätigung des Wortes, das sie auf die Form der Ausgabe anwendete: „Das sicherste Gefühl der Stärke und Kraft zeigt sich immer an der Einfachheit." Diese 10 Milliarden für das schwerere zweite Kriegsjahr sind der Volksstimmung beinahe weniger beängstigend als die unheimlichen ersten fünf. Aber um was es sich in diesem Kriege wirtschaftlich handelt, das geht doch jedem als eine unfaßlich ungeheure Vorstellung durch die Seele bei den Worten, daß diese 300 Millionen, die der Krieg insgesamt täglich verschlinge, „die größte Wertzerstörung und Wertverschiebung darstellten, die je die Weltgeschichte gesehen hat. Die Anleihe ist einstimmig bewilligt, nachdem einige Sozialdemokraten den Saal verlassen haben.

Ueber die Kriegsgewinnsteuer ist ein grundsätzliches Einverständnis im Bundesrat erzielt. Sie wird nach dem Kriege als Vermögenszuwachssteuer im Anschluß an die Reichsvermögenszuwachssteuer eingeführt werden.

Im Haushaltsausschuß werden die wirtschaftlichen Maßnahmen weiterbesprochen. Allgemeine Höchstpreise für Milch und Milchprodukte hält der Regierungsvertreter für nicht durchführbar, ebenso für Fleisch und Eier — wonach allerdings die Verlegenheit der Städte fortbestehen wird, die sich durch lokale Höchstpreise die Waren vom Markt vertreiben!

Die Petroleumversorgung wird so eingerichtet, daß das Petroleum in erster Linie den Orten ohne andere Beleuchtungsmöglichkeiten zugeführt wird.

Sonntag, 22. August.

Ein Beispiel von der Leistung der Landfrauen — eines von vielen — berichtet die Vorsitzende der ostpreußischen landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine von einem ihr bekannten Gut. Der Mann im Kriege, Inspektor, Hofmann, Vorarbeiter — alle, alle im Kriege! Die Frau wirtschaftet allein und versucht allem gerecht zu werden. Nun kamen im November, als die Ostkreise Ostpreußens geräumt werden mußten, 13 Familien kleiner Besitzer mit Sack und Pack ihr auf den Hof gefahren, als Flüchtlinge. Sie nahm sie alle auf, schaffte Platz dadurch, daß immer zwei ihrer männerlosen Familien in eine Wohnung zusammenzogen, während auch die Flüchtlinge immer zu zweien sich in einer Wohnung behelfen mußten. Die Männer wurden sofort in den Arbeitskontrakt des Gutes eingestellt, und auch die Frauen konnten sich etwas verdienen,

Digitized by Google

wenn sie es wollten. Dann aber wurde eine große Schneiderstube eingerichtet, wo ankommende Liebesgaben unter Anleitung der Dorfschneiderin für die Flüchtlinge zu passenden Anzügen umgearbeitet wurden; die Frauen erhielten Gelegenheit, sich Leinwand zu Bezügen und anderer Wäsche zu weben, Geldsammlungen wurden in der Verwandtschaft gemacht und davon Schweine angeschafft, Hühner mußte der Verband der Hausfrauenvereine liefern, so daß die Flüchtlingsfamilien mit voller Wirtschaft in die Heimat ziehen konnten, als Ostpreußen frei wurde.

Uebrigens ist die Fürsorge für die Familien der ländlichen Tagelöhner überall sehr ausreichend, da die Naturallöhnung des Mannes fortläuft und die Kriegsunterstützung hinzukommt.

Ein ausdrucksvolles kleines Erlebnis berichtet eine unserer Mitarbeiterinnen, die in einer Mittelstadt die Verteilung von Zusatzbrotkarten an die schwer arbeitende Bevölkerung aus den ersparten und zurückgelieferten Karten der anderen leitet. Das Verlangen nach den Zusatzkarten ist stets viel größer als die Möglichkeit der Befriedigung. Kommt ein junger hübscher Bursche zur Verteilungsstelle, um eine Zusatzkarte zu bitten. Fremder Akzent, kaum zu verstehen. Er muß den Namen aufschreiben: „Sie sind wohl Italiener?“ Mit einem ängstlich verschmitzten Blick auf die den ganzen Laden füllende Menge ein zögerndes „Ja“. Natürlich bekommt er seine Karte. — Kein Laut des Unwillens oder gar Protestes, daß er eine Zusatzmarke bekommt, um die er doch die anderen kürzt.

Von Person zu Person gibt es bei uns eigentlich im Volke keinen „Völkerhaß“. Ob dieselbe Szene in Italien ebenso abgelaufen wäre?

Montag, 23. August.

Plenarverhandlungen des Reichstags über die Ernährungsfragen. Eine Stellungnahme Delbrücks zu der Kritik und den praktischen Vorschlägen, die von der Kommission vorgetragen wurden. Sie mag diese oder jene Partei in dieser oder jener einzelnen Frage nicht befriedigt haben, das tritt aber ganz zurück hinter dem einen mächtigen Eindruck: daß die Ernährungsfragen und Preisfragen bewältigt werden. Es ist gut, sich dieses Große — das nach Delbrücks Worten „nur geleistet werden kann von einem in allen seinen Schichten gebildeten Volk“, in seiner Größe ganz deutlich werden zu lassen. Es ist eine gewaltige Sache, daß so ruhig und mit solcher selbstverständlichen Sicherheit des Gelingens über diese Lebensmittelversorgung gesprochen werden kann. Grundsätzlich geht die Regierung auf dem Wege der Sozialisierung des Wirtschaftslebens entschieden und rücksichtslos weiter. Da, wo sich die Waren der Beschlagnahme entziehen, aus Gründen, die in ihrer Qualität und Herstellungsweise liegen, wird das Höchstpreissystem verbunden werden mit Zwangsorganisationen der Händler und Produzenten. In dieser Form scheint die Regierung die Kartoffelfrage lösen zu wollen. Reichskontrollkommissionen in den Gemeinden und Kommunalverbänden, die das Recht der Einsicht in die Bücher bekommen, die Verschärfung der Strafandrohungen für Lebensmittelwucher (Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, ja Schließung des Betriebes für die Kriegsdauer!) — das alles zeigt, daß die Regierung rücksichtslos, mit festester Hand und eiserner Konsequenz die Versorgung und den Kampf gegen die Preissteigerung durchführen und sich dabei vor ganz neuen Organisationsformen nicht fürchten wird, wenn sie Erfolg versprechen.

Man sollte aus den drei Reden des Kanzlers, Helfferichs und Delbrücks ein kleines Heft machen, und es an der Front verteilen lassen. Ich weiß aus vielen Feldpostbriefen und auch aus der Kriegsfürsorge, welche Beruhigung es für die Soldaten draußen sein wird, wenn sie sicher sein können, daß den Preistreibereien, die Gesundheit und Kraft ihrer Familien zu Hause in Frage stellen, mit aller Entschiedenheit entgegengearbeitet wird.

Die Stickstoffkommission des Reichstags hat einstimmig den Antrag angenommen, daß sie grundsätzlich bereit sei, im Bedarfsfall einem Ermächtigungsgesetz für ein Stickstoffmonopol zuzustimmen.

Naumann / Kriegsgeldsorgen

Am 20. August hat der Staatssekretär des Reichsschatzamtes eine Rede über die Kriegsfinanzen gehalten, die kräftig und mutig in ihrem Gesamtaufbau, dabei doch die ungeheuren Schwierigkeiten der Kriegsgeldfragen ins Licht setzte.

Bisher sind für Kriegskosten 20 Milliarden bewilligt und ungefähr auch verbraucht worden. Der Monat kostet neuerdings annähernd 2 Milliarden. Die bisherigen Kriegsausgaben stellen ungefähr den Wert des gesamten deutschen Eisenbahnnetzes mit allen Anlagen und allem rollenden Material dar. Zu diesen Ausgaben sollen nun weitere 10 Milliarden hinzutreten, die voraussichtlich bis in den Januar 1916 reichen. Dann beginnt, wenn inzwischen kein Friede gefunden wurde, die Aufbringung von Geld von neuem.

Nehmen wir aber einmal an, daß mit der Verausgabung von 30 Milliarden der Krieg tatsächlich beendigt ist, so ist es offenbar, daß weitere Milliarden zu Wiederherstellungszwecken unentbehrlich sind. Dazu kommen dann die Gelder für Invaliden, Witwen, Waisen, Kriegspensionen. Und von allen Seiten werden Neuforderungen nach dem Kriege angemeldet. Wie sollen wir das aufbringen?

Staatssekretär Helfferich spricht von der Hoffnung, daß es gelingen möge, einen beträchtlichen Teil des Bleigewichtes der Milliarden den Anstiftern des Krieges auf ihre Rechnung zu setzen, das heißt: Kriegsentschädigungen zu erlangen. Er verkennt dabei nicht, daß es sich um „eine Aufgabe von ganz besonderer Schwierigkeit“ handelt. Der Kern der Schwierigkeit liegt wohl darin, daß nur ein verlängerter Krieg einen so vollständigen Sieg ermöglicht, um große Zahlungen zu fordern, daß aber derselbe verlängerte Krieg die Summen unheimlich vermehrt und die Leistungskraft der Gegner herabsetzt. Aber also Helfferich sagt: was nach dieser Richtung geschehen kann, wird getan werden.

Trotzdem bleibt unter allen Umständen für uns viel zu bezahlen. Um zu ermessen, welche Belastungen des Staatshaushaltes in Frage kommen, sei etwas auf die bisherigen Geldverhältnisse des Deutschen Reiches und seiner Einzelstaaten eingegangen. Im Rechnungsjahre 1913 betrugen die Reichsschulden 4,9 Milliarden Mark, die preußischen Staatsschulden 9,9 Milliarden, die bayerischen 2,3, die sächsischen 0,9, die württembergischen 0,6, die badischen 0,6 usw. In Hamburg haben Staat und Stadt 0,8, in Bremen 0,3. Im ganzen kann man wohl sagen, daß die deutschen Staatsschulden etwa 22 Milliarden Mark betragen, also kaum mehr als die bisherigen Kriegskosten. Dabei aber ist ein sehr großer Unterschied: die bisherigen Staatsschulden sind zum allergrößten Teile gedeckte Schulden, das heißt es stehen ihnen bestimmte Erwerbseinkünfte gegenüber wie Eisenbahnen, Wälder, Bergwerke, Staatsgebäude. Die neuen Schulden sind ohne alle derartige sachliche Deckung. Ihre Verzinsung und Abzahlung hängt nur von der Steuerkraft der Bevölkerung ab. Und während die alten Staatsanleihen meist zu einem geringeren Zinsfuße aufgenommen worden sind, verspricht die Kriegsanleihe 5 Prozent.

Nehmen wir einmal an, daß 20 Milliarden verzinst werden sollen, so kostet das jährlich 1 Milliarde. Der Verzinsungsbetrag, den bisher das Reich aufbringt, ist 177 Millionen. Dazu kommt ein Tilgungsbetrag von 60 Millionen. Das erschien uns im vergangenen Jahre noch hoch, und wir hatten Mühe, es aufzubringen. Jetzt aber erscheint es klein und fast harmlos. Die Phantasie hat sich an die Milliarden gewöhnt, wenn sie aber dann aufgebracht werden sollen,

Digitized by Google

so wird jedermann merken, daß eine Milliarde auch nach dem Kriege ein schweres Ding ist.

Wir gehen jetzt während des Krieges absichtlich nicht näher auf die Frage der zukünftigen Geldbeschaffung ein und halten uns nur an das, was Helfferich in seiner Reichstagsrede ausgeführt hat. Er lehnt die Einführung von besonderen Kriegssteuern während des Krieges ab, und zwar hauptsächlich, weil indirekte Steuern durch die Verteuerung der Lebensmittel ausgeschlossen sind, und weil eine Erhöhung der direkten Steuern schon vielfach von Stadtgemeinden und Einzelstaaten in Anspruch genommen wird. Das letztere ist richtig, es scheint aber noch wichtiger die Unsicherheit und Unberechenbarkeit alles rein kapitalistischen Einkommens und besonders Vermögens im Kriege. Jeder, der es versucht hat, jetzt eine Bilanz aufzustellen, wird merken, wie viele Fragen gar nicht genau beantwortet werden können.

Aus diesen und verwandten Gründen wird auch während des Krieges eine Kriegsgewinnsteuer nicht ausführbar sein. Helfferich teilt mit, daß auf der Konferenz der deutschen Finanzminister ein grundsätzliches Einverständnis darüber erzielt wurde, daß eine Erhebung einer Kriegsgewinnsteuer erst nach dem Kriege möglich ist, weil sich jetzt Gewinn oder Verlust der zahlreichen Kriegslieferungsindustrien überhaupt noch nicht übersehen läßt, da ja häufig die neuen Werke und Maschinen erst begonnen haben, ihr Anlagekapital wiederherzustellen. Ueberhaupt aber sei die Feststellung des Begriffes „Kriegsgewinn" eine steuertechnische Unmöglichkeit. Dieses letztere wird manchem einfacheren Staatsbürger schwer glaublich erscheinen, es ist aber sicherlich richtig, da viele Lieferungen durch zahlreiche Hände gehen und oft gar nicht auf direkte Bestellungen der Behörden erfolgen. Wenn beispielsweise eine Maschinenfabrik erhöhte Einnahmen hat, weil ihre Maschinen von Truppenlieferanten gekauft werden, so ist sie selbst damit noch keine Militärlieferantin. Und dieser Fall ist noch einer von den allereinfachsten. Die Finanzminister haben abgemacht, daß der Vermögenszuwachs in der Kriegszeit eine besondere Besteuerung im Sinne der Reichswertzuwachssteuer zu tragen haben wird. Erbschaft soll dabei nicht berechnet werden.

Wir halten diese Ausführungen im ganzen für richtig und der Zeitlage angepaßt, wissen aber wohl, daß auch bei starker Ausnutzung dieses Weges der Zuwachsbesteuerung damit nur ein Teil der Aufgabe erledigt werden kann.

Das Deutsche Reich hat mit Einschluß des Wehrbeitrages im Jahre 1913 an direkten Steuern (ohne Abzug der Erhebungskosten) eingenommen 420 Millionen, Preußen 440, Bayern 73, Sachsen 78, Württemberg 36 usw. Daraus ergibt sich, daß mit einer vollen Verdoppelung aller vorhandenen direkten Staatssteuern, die eine sachliche Unmöglichkeit ist, da ja auch die Gemeinden leben wollen, daß also selbst mit einer solchen Verdoppelung nur wenig mehr als gerade die Verzinsung des bisherigen Kriegsbedarfes geleistet werden könnte.

Nicht darin liegt die Sorge, ob die nächste Anleihe wieder hinreichend gut gezeichnet werden wird. Darin ist Helfferich sehr zuversichtlich, denn es ist auf Grund der Kriegswirtschaft und der hohen Preise schon wieder viel anlagereifes Kapital vorhanden. Die Sorge liegt weiter in der Ferne. Wir danken es aber dem Staatssekretär des Reichsschatzamtes, daß er auch über sie soweit offen geredet hat, als es die Zeitverhältnisse gestatten. Mit Recht sagte er: „Wir werden dieser Zeit nicht mit großen Worten gerecht." Das soll heißen: Der Patriotismus wird nicht an dem Tage verrauschen dürfen, an dem das Zahlen beginnt.

Paul Rohrbach / Polen

Tagebuchblatt

Lodz, den 10. Juli 1915.

Fast ein halbes Jahr schon steht die Kampffront hier in Polen zwischen Lodz und Warschau. Seit einer Woche aber geht ein Raunen durch die militärischen Tischgenossenschaften und Stäbe, daß etwas Großes bevorstehe. Briefsperre! Die Feldpost befördert kein geschriebenes Wort aus dem Operationsgebiet hinaus, damit nicht durch Umwege, Zufälligkeiten oder Verrat eine Nachricht auf die Seite des Gegners gelangt. Solange, bis Hindenburg zur Entscheidung ansetzt, muß zu Hause auf Briefe, wie es denen im Felde geht, verzichtet werden. Teuer bezahlte Erfahrung lehrt, daß diese Härte notwendig ist, wenn nichts versäumt werden soll, um den Erfolg zu sichern. Hier und da ein geflüstertes Wort: was jetzt kommt, wird das Größte, was der Krieg bisher gebracht hat; es soll aufs Ganze gehen! Wir alle wissen, daß nur ganz wenige Menschen Kenntnis davon haben, was geplant ist. Selbst Männer in hoher Stellung erfahren bis zum letzten Augenblick nur das Teilstückchen der Bewegungen, für das sie selber verantwortlich sind. Trotzdem umfließt diese ganze feldgraue Welt eine wunderbare Atmosphäre freudigen, gehobenen Vertrauens auf das Kommende und auf den Mann, der es vorbereitet. Ist es nicht wunderbar, daß es noch vor einem Jahr kaum einen Menschen außerhalb eines engen Kreises innerhalb der Armee gab, der auch nur den Namen kannte, in dem heute ein Volk in Waffen, wenn es ihn ausspricht, den Glauben an seinen Sieg bekennt?

Wir waren heute an der Front, an der Rawka. Die Fahrt ging von Lodz über Lowicz. Die Straßen in Polen sind jetzt gut, soweit unsere Truppen sie hergerichtet haben, nur wo man sie noch in früherem russischen Zustand zu sehen bekommt, sind sie schrecklich. Straßenbauten sind ein besonders sicherer Kulturmaßstab, darum sind sie auch überall vernachlässigt, wo der Russe herrscht. Es ist weniger die technische Kultur, um die es sich dabei handelt, als die politische und moralische. In Rußland gibt es ein Sprichwort: „Schwelgen wie ein Wegebauer." Das heißt, wer den Auftrag erhalten hat, eine Straße zu bauen, der kann große Summen in seiner Tasche verschwinden lassen. Daß er es tut, ist selbstverständlich, und ebenso selbstverständlich die Folge: eine schlechte Straße. Natürlich bekommen auch die Vorgesetzten ihr Teil, bis zu den Hohen und Höchsten. Dafür sind sie liebenswürdig, und die Abnahmekommission findet sich nicht eher ein, als bis der erste Frost die Straße auf jeden Fall hart gemacht hat.

Der Kraftwagen fährt über den Marktplatz von Lowicz. Wieder dieselbe typische Form des Rathausbaues, das zweistöckige Viereck in bestimmten Proportionen mit dem rittlings mitten auf das Dach gesetzten Turm. So ähnlich sehen die Rathäuser in allen Städten und Städtchen in dem Teil von Polen aus, den unsere Truppen besetzt haben. Man sieht ihnen an, daß sie zu ein und derselben Zeit nach ein und demselben Schema gebaut sind, vielleicht vor hundert Jahren. Sehr merkwürdig, daß sie genau so aussehen, wie die Rathäuser in den kleinen Städten der Mark Brandenburg. Merkwürdig und doch leicht zu erklären, denn gerade dieses Stück von Polen hat als Neu-Ostpreußen und Süd-Preußen von der dritten polnischen Teilung bis zum Tilsiter Frieden, 1795—1807, zum Königreich Preußen gehört. Die preußische Verwaltung fing schleunigst damit an, Ordnung in das verwahrloste Land zu bringen, und das erste, was sie tat, war,

Digitized by Google

daß sie ordentliche Rathäuser in den Städten baute. Die stehen noch heute als Denkmäler jener zwölf preußischen Jahre in Masowien, zu beiden Seiten des Narew, und in den Gouvernements zwischen der Pilica und der Weichsel.

Was wäre aus Preußen, was wäre aus der deutschen Zukunft geworden, wenn dies große Stück polnischer Erde, zwei Drittel so groß, wie das heutige Russisch-Polen, beim Staat Friedrichs des Großen geblieben wäre? Kalisch, Warschau, Bialystok, Suwalki waren damals preußische Städte. Hätte dann wohl Preußen ein Nationalstaat bleiben, seinen deutschen Beruf erkennen und Deutschland so wie 1866 und 1870 zu Einheit führen können? Schwerlich. Mit einem Drittel polnischer Bevölkerung war der schlechthin deutsche Charakter Preußens nicht mehr zu erhalten. Für die Zukunft Preußens und Deutschlands war es ein Glück, daß 1815 auf dem Wiener Kongreß nur so viel polnisches Land bei uns blieb, wie bleiben mußte, wenn nicht jede Möglichkeit aufhören sollte, unsere Ostgrenze zu verteidigen. Trotzdem oder gerade darum: es ist ein merkwürdiges Gefühl, diese Rathäuser zu betrachten, die aussehen, als ob sie jemand in der Uckermark aufgehoben und an die Bsura oder Djaldowka gesetzt hätte.

Zur alten polnischen Zeit war Lowicz eine Art Fürstentum der Radziwills. Weit und breit war alles Radziwillscher Besitz. Später gab es einmal auch eine wirkliche Fürstin von Lowicz. Sie hieß zuerst Gräfin Grudzynska und war die Gattin des russischen Großfürsten Konstantin, des Bruders Alexanders I. und Vizekönigs von Polen. Konstantin war, als er geboren wurde, zu noch höheren Dingen bestimmt. Seine Großmutter, Katharina II., ließ diesen Enkel mit dem byzantinischen Kaisernamen taufen, weil sie hoffte, ihn als Begründer einer russischen Nebenlinie auf den Thron von Konstantinopel setzen zu können. Um seiner polnischen unebenbürtigen Gemahlin willen leistete er Verzicht auf den russischen Thron zugunsten seines jüngeren Bruders Nikolaus. Er selbst blieb in Warschau und sollte nach der Pariser Julirevolution 1830 die polnische Armee als Vorhut der russischen nach Frankreich führen, um die verjagte bourbonische Dynastie wieder einzusetzen. Statt dessen flammte in Warschau selber das übergesprungene Julifeuer auf, und der Großfürst mußte flüchten. Mit der Niederwerfung des Aufstandes war die Union zwischen dem Kaiserreich Rußland und dem Königreich Polen zu Ende. Es gab offiziell kein Polen mehr, sondern nur noch ein Weichselgebiet. Noch härter wurde das polnische Los dreißig Jahre später nach dem zweiten Aufstande.

Die Polen sagen, ihr eigentliches Unglück sei die alte und lange deutsch-russische Freundschaft. Wenn Rußland seine polnischen Untertanen drückte, so mußten auch wir eine scharfe Polenpolitik machen, wenn wir Freund mit Rußland bleiben wollten. Genau hundert Jahre haben wir jetzt auf das scharfe Mittel verzichtet, das wir in dem Augenblick gegen Rußland in die Hand bekommen hätten, wo wir polenfreundliche Politik zu treiben begannen. Mit Polen ist Rußland nach Mitteleuropa hinein verzahnt. Von Polen aus hat es den Krieg von 1914 eröffnet. Soll es in Zukunft für Deutschland und für Europa unschädlich gemacht werden, so muß es Polen verlieren. Ein kluger Pole sagte mir heute im Gespräch: wir könnten vertragen, daß wir bei Rußland bleiben, wir könnten uns damit abfinden, daß wir ganz an Deutschland kommen, wir würden nicht ungern uns an Oesterreich anschließen, wir träumen in stillen Stunden vom eignen polnischen Königreich — nur eins darf nicht geschehen: die vierte Teilung Polens. Dann bliebe Polen eine offene Wunde am europäischen Leibe, von der immer neues Fieber und neue Krisen für uns und für euch ausgehen werden. Warum hören wir von euch Deutschen seit Kriegsbeginn kein Wort mehr über die polnische Zukunft?!

Was sollte ich sagen? Meine Freunde wissen, wie sehr ich es bedaure, daß man bei uns keinen rascheren Mut in der polnischen Frage hat. Ich sagte dem Priester also: unser Reichskanzler ist ein ehrlicher Mann, der nicht reden will, was ihn verpflichtet, bevor er weiß, daß er denen auch die Stange halten kann, zu denen er gesprochen hat. In Gedanken fügte ich hinzu: wartet, bis Hindenburg fertig ist, vielleicht bekommt ihr dann zu hören, wonach euch verlangt.

Weiter sauste der Wagen durch Lowicz auf der Straße zur Rawkastellung durch die wunderbare Allee, die noch aus den Zeiten der Radziwills stammt. Nicht lange, und der Fahrer biegt rechts ab, wo hinter hohen Parkbäumen eine Schloßfront und ein Turm sichtbar werden. Vor dem Portal Halt. Wir sind in Nieborow, dem Schloß der Radziwills. Von hier stammte Elise Radziwill, die Jugendliebe Kaiser Wilhelms. Sie war die Enkelin des Hieronymus Radziwill, Fürsten zu Nieborow; mütterlicherseits die des Hohenzollern Louis Ferdinand. Das Schloß wartet auf die Einquartierung eines hohen Stabes. Offenbar ist es auch vor dem Kriege bewohnt gewesen, aber vernachlässigt. Im Treppenhaus standen durcheinander wertvolle antike Marmorwerke und allerlei minderwertige Skulpturen. In den Zimmern herrliche Seidentapeten aus dem 18. Jahrhundert, aber morsch und voll fadenscheiniger Stellen. Ein wunderliches Gemisch von Möbeln, Rokokostücke von höchster Kostbarkeit und erlesenem Geschmack, dazwischen allerlei üble Fabrikware und plumpe Schreinerarbeit. Brüsseler Teppiche, wie sie in ein Fürstenschloß gehören, gemischt mit Stücken der kleinbürgerlichen guten Stube vor zwanzig Jahren. Prachtvoll war die Bibliothek. Schränke und Inhalt, alles stammt aus der Zeit der französischen Enzyklopädisten. Der Fürst Hieronymus muß ein sehr gebildeter Mann gewesen sein, denn die Bücher sind nicht nur schön gebunden aufgestellt, sondern, wer einen Band in die Hand nimmt, sieht auch, daß er einmal gelesen worden ist. Andere Bücher als französische und lateinische habe ich nicht bemerkt; freilich stehen viele tausend in den hohen Glasspinden.

Im Nebenzimmer war das interessanteste Stück ein mächtiger Globus aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Diese Zeit ergab sich, wenn man die Staatengrenzen und Namen betrachtete. Mit schöngeschnittenen Buchstaben lief über unseren Erdteil der Name Europa. Das E stand in Spanien, das A hinter Minsk. Dort lag damals die Grenze von Polen gegen Moskau. Jenseit Polen begann also nach der Vorstellung dessen, der die Karte für den Globus gestochen hat, Asien. Ich mußte an ein Kartenspiel denken, das man mir in irgendeiner europäischen Bibliothek vor vielen Jahren gezeigt hat. Das Original dazu war um dieselbe Zeit gezeichnet, wie der Globus von Nieborow. Die Könige waren der Römische Kaiser, der König von Frankreich, der König von Spanien, der König von England; von den Buben habe ich nur zwei behalten, den Großherzog von Toskana und den „Großfürsten in der Moskau". Innerlich hört ja Europa auch heute noch dort auf, wo damals die Länder des Großfürsten in der Moskau begannen. Minsk ist wirklich ein guter Platz, um in Zukunft wieder das A am Ende von Europa hinzumalen. Hindenburg und ihr Feldgrauen, helft, daß es wieder so werde!

Digitized by Google

Arthur Titius / England und wir

Es ist noch kaum mehr als ein Jahr, da galt es als eines der wichtigsten Anliegen für die deutsche Politik, ein freundliches Einvernehmen mit England anzubahnen, und man hatte Grund zu der Annahme, daß eine Verständigung über wichtige schwebende Fragen nicht mehr lange ausstehen werde. Man wird selbst heute, wo Erwartungen solcher Art so völlig enttäuscht sind, jene früheren Richtlinien unserer Politik an sich verständig und wohlbegründet nennen müssen. Denn so oft man den Versuch macht, die Linien zukünftiger deutscher Politik zu zeichnen, tritt die Bedeutung unseres Verhältnisses zu England immer wieder in der Tatsache hervor, daß ein wenigstens relativ dauerhafter Beharrungszustand der gesamten politischen Lage am leichtesten, wenn auch keineswegs ausschließlich durch eine auch von der Anerkennung der Völker getragene Verständigung mit Großbritannien erreichbar erscheint. Anscheinend weiter als je sind wir freilich heute von einer solchen entfernt, und stärker noch als sonst in den gegnerischen Lagern scheint gegenwärtig in England die Kriegspartei zu sein. Ihr läßt sich natürlich von unserer Seite nur durch rücksichtslose Ausnutzung und Verfolgung der gewaltigen militärischen Vorteile begegnen, die wir bereits errungen haben. Auch bei vorsichtigster Beurteilung der Kriegslage tritt heute hervor, daß die russische Offensivkraft von den Zentralmächten auf absehbare Zeit zerbrochen ist, daß die Offensivkraft der Verbündeten an den anderen Fronten selbst jetzt nicht ausreicht, um entscheidende Schläge gegen uns zu führen, und daß eine Fortsetzung des Kampfes auch auf Jahre hinaus unsere militärische Ueberlegenheit schwerlich schwächen kann. Ebenso zeigt der See- und Handelskrieg eine dauernde Verschlechterung der Chancen Englands. Eine unabsehbare Verlängerung des Kampfes kann auch für dieses wie für alle kriegführenden Staaten nur eine dauernde Schwächung des allgemeinen Wohlstandes und des bestehenden Kulturniveaus mit sich bringen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß solche Erwägungen auch in England um sich greifen.

Unter solchen Umständen verdienen Stimmen der Mäßigung und der Vernunft, wenn sie zu uns herübertönen, besondere Beachtung, und auf eine solche möchte ich hinweisen. William Sanday, Professor in Oxford, ein hochangesehener Theologe der englischen Staatskirche, auch von einer deutschen Fakultät einst um seiner wissenschaftlichen Verdienste willen doktoriert, unternimmt den Versuch einer Verständigung mit uns. Die Schrift zeigt die ganze Schwierigkeit des Unternehmens; sie hält zwar das Versprechen, nichts zu sagen, was einen deutschen Leser verletzen müßte, aber es gelingt ihr nicht, einen Standpunkt zu entwickeln, mit dem eine fruchtbare Auseinandersetzung möglich wäre. Deutschland ist trotz friedlicher Worte der eigentliche Angreifer im Kriege, wie es sich schon vorher als die unruhigste, ehrgeizigste und gefährlichste Macht Europas zeigt. Eine übermäßige Meinung des deutschen Volkes von sich selbst und seiner Unbesiegbarkeit, Ungeduld gegenüber den allerdings bescheidenen äußeren Erfolgen, die seinen Ehrgeiz nicht befriedigten, wachsender Chauvinismus, Umsichgreifen der Lehre, daß Gewalt vor Recht gehe, das ist die geistige Physiognomie des deutschen Volkes vor dem Kriege. Dagegen beim englischen Volke war (soweit es auf die Kriegsursachen ankommt) alles edel. Es durfte die belgische Neutralität nicht brechen, durfte Frankreich nicht „zerschmettern" lassen, um der bestehenden Freundschaften willen, aber auch seiner eigenen Sicherheit wegen nicht. So überzeugt ist Sanday von dem guten Recht seines Volkes, daß er meint, nie habe England aus edleren Gründen Krieg geführt, und Gott dafür dankt, daß die Entscheidung so ausfiel, wie sie fiel.

Man sieht den ganzen Abgrund, der uns trennt; auf diesem Wege ist eine Verständigung unmöglich und wird vermutlich noch lange über den Abschluß des Krieges hinaus auf sich warten lassen. Schon darum würde es sich nicht verlohnen, auch wenn es hier möglich wäre, und wenn Sandays Schrift mehr neue Tatsachen brächte, als sie tut, eine eingehendere Prüfung der Beweisführung zu unternehmen. Daß der Krieg von uns nicht gewollt, sondern uns aufgezwungen ward, und daß die militärischen Maßnahmen, einschließlich der Besetzung Belgiens, nicht aus Ueberhebung oder brutalem Machtinstinkt hervorgingen, sondern von der Pflicht nationaler Selbsterhaltung diktiert wurden, ist allgemeine Ueberzeugung unseres Volkes, deren einstige Anerkennung auch vor dem Richtstuhl unparteiischer Geschichtsforschung wir mit aller Bestimmtheit erwarten. Nichtsdestoweniger können wir Sandays Schrift willkommen heißen, zunächst um ihrer Ehrlichkeit und ihres Idealismus willen; sie ist uns ein Zeugnis dafür, daß es in Großbritannien auch heute Tausende, ja, Zehntausende von Männern gibt, nach moralischem und sozialem Einfluß durchaus nicht die geringsten, die zwar den Krieg mit uns als eine moralische Notwendigkeit empfunden haben, aber doch den tiefen Lebenszusammenhang beider Völker noch nicht und nicht auf die Dauer zerschnitten wissen wollen, und in denen noch ein Rest des alten Vertrauens zu uns glimmt. Auf dieser Grundlage muß allerdings eine Verständigung möglich sein, wenigstens in dem Sinne, daß man sich gegenseitig ehrliche Ueberzeugung und einen von Gemeinheit freien Sinn zutraut.

Allerdings wird der Krieg mit alledem, was er an Aufpeitschung der Leidenschaften beider Völker mit sich bringt, auch dies gegenseitige Zutrauen auf eine sehr schwere Belastungsprobe stellen. Sanday glaubt allerdings feststellen zu können, daß in England beim Kriegsausbruch feindselige Gesinnung gegen die Deutschen nicht bestanden habe, daß dagegen unter diesen von langer Hand her durch Treitschke, Nietzsche, Bernhardi Haß gegen England genährt sei. Nun, ich kann ihn versichern, daß bis zum Kriege hier trotz mancher berechtigten Mißstimmung wirkliche Feindseligkeit gegen England im deutschen Volke eine seltene und bedeutungslose Erscheinung war, sicher nicht häufiger als Gehässigkeiten gegen das deutsche Volk in England. Der sog. Haß gegen England war die unwillkürliche Reaktion eines in schwersten Kampf gegen Ost und West verwickelten Volkes gegenüber dem, was es als Ueberfall empfand. Daß ein stammverwandtes Volk, mit dem wir seit Jahrhunderten friedlich verkehrt hatten, von seiner sicheren Insel aus sich in unserer schwersten Stunde gegen uns wandte, in der freilich sehr irrigen Annahme, schon durch sein Erscheinen den Kampf gegen uns zu entscheiden, genügt wahrlich, um das Aufflammen des „Hasses" völlig zu erklären, und die Schlag auf Schlag folgenden Maßregeln, die den Waffenkampf zu einem Kriege auch gegen unser Eigentum, unseren Handel, unsere Industrie, letztlich zu einem Kampfe gegen jeden deutschen Magen ausarten ließen, waren doch wirklich nicht geeignet, uns lammfromm zu machen. Jetzt freilich ist bei uns dieser „Haß" unverkennbar im Abflauen begriffen. Alle Pläne des erbarmungslosen Gegners sind gescheitert, seine Flotte ist in sicherem Versteck, seine Heere werden dezimiert, sein Handel ist erschüttert, seine Finanzen sind in arger Zerrüttung, seine Familien sind in Trauer gleich den unseren.

Digitized by Google

Da sinkt die Erregung. In gleichem Grade, wie England alle Schrecken des Weltkrieges wider Erwarten am eigenen Leibe fühlen muß, wird sich freilich, vermute ich, dort der Haß steigern, aber das können wir nicht ändern; wir haben den Krieg nicht gewollt.

Geschehenes läßt sich nicht ungeschehen machen, aber vielleicht läßt sich trotzdem eine Verständigung erreichen. Mit Sanday können wir darin übereinstimmen, daß der Krieg zwischen Deutschland und Großbritannien sich nicht aus den Lebensnotwendigkeiten beider Staaten ergab. Wir geben ihm auch zu, daß, wie die Dinge lagen, für Großbritannien eine moralische Verbindlichkeit vorlag, am Kriege an der Seite Frankreichs teilzunehmen. Durch sein System hypothetischer Verabredungen und halber, nicht verbindlich sein sollender Versprechungen hatte sich Grey der überlegenen diplomatischen Kunst eines Delcassé gegenüber so verwickelt, daß er nur in Unehren beiseite bleiben konnte. Eine andere Frage freilich ist, ob er seinem Lande damit einen Dienst tat. Gleich vielen seiner Landsleute schwankt Sanday, ob man nicht im englischen Interesse hätte zustimmen müssen, wenn Deutschland angeboten hätte, die französische Küste nicht anzugreifen und die belgische Neutralität nicht anzutasten. In Wirklichkeit hat Deutschland noch viel mehr angeboten. Am 29. Juli hat der Reichskanzler um den Preis der englischen Neutralität den Verzicht auf territoriale Erwerbungen in Frankreich angeboten (Blaubuch Nr. 85), und am 1. August wurde dies Zugeständnis sogar auf Frankreichs Kolonien ausgedehnt (Nr. 123). Die Behandlung der belgischen Frage hinge von der Handlungsweise Frankreichs ab, hatte der Kanzler am 29. Juli erklärt; die Integrität Belgiens solle jedenfalls nach dem Kriege wiederhergestellt werden, wenn es sich nicht feindlich zeige (Nr. 85); am 1. August wurde direkt angefragt, ob England im Fall der Wahrung der belgischen Neutralität neutral bleiben könne; aber Grey wollte sich überhaupt nicht darauf einlassen, die Bedingungen der englischen Neutralität zu formulieren (Nr. 123). Er war eben gebunden, aber unverkennbar ist in ihren Bemühungen die deutsche Diplomatie bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen.

Im Grunde haben wir Deutschen keinen Anlaß, nun zu bedauern, daß die Dinge ihren Gang genommen haben. Denn die ganze Stärke und innere Festigkeit unseres Staates hat in der Krisis in unvergleichlicher Weise zutage treten können. Die Illusion, als wäre England stark genug, unsere aufstrebende Seemacht, unseren Handel und unsere Industrie nach seinem Belieben zurückzudämmen, ist zerstört; zugleich hat es sich für England als unmöglich erwiesen, selbst im Bunde mit allen anderen europäischen Großmächten die verbündeten Zentralmächte zurückzuwerfen. Der Grundfehler Englands, auf den die politische Nervosität des letzten Jahrzehnts sich zurückführt, war der Versuch (mit dem die Entente ins Leben trat), mit Frankreich Abmachungen zu treffen, die (in Marokko) wichtige deutsche Interessen berührten, ohne Verständigung mit Deutschland selbst zu suchen. Ein solcher Versuch wird gewiß nicht leicht wieder gemacht werden. Unter dieser Voraussetzung wird die Bahn zu aufrichtiger Verständigung frei, wie sie das unverkennbare Bestreben der deutschen Politik gerade unter Wilhelm II. gewesen ist. Auch heute noch gibt es manche, vielleicht viele in Deutschland, die nach der Tragödie der Wirrungen auf eine solche Versöhnung hoffen. Denn es bleibt nun doch einmal wahr, daß wir bei keinem der streitenden Völker so viel Verständnis für unsere geistige Art erwarten können wie bei den Angelsachsen, wie denn auch Großbritannien schwerlich unter seinen jetzigen Verbündeten so viele intime Kenner und Liebhaber des Besten in seiner Geschichte und Kultur finden wird wie unter uns. Ebenso bleibt bei Erreichung des freien Meeres wahr, daß nirgends unter den kämpfenden Völkern die wahrhaften Lebensinteressen so wenig kollidieren und die Erde so viel freien Raum bietet für eine vollbefriedigende und unabhängige Entwicklung zweier großer Nationen wie für das englische und das deutsche Volk. Eine aufrichtige Verständigung unter ihnen kann daher nicht als unmöglich gelten, und mehr vielleicht als jede andere politische Kombination würde sie die Gewähr eines Dauerzustandes zu bieten vermögen.

Hermann Goldschmidt-Faber / Militärmacht und Arbeiterbewegung

I.

Militärmacht und Arbeiterbewegung — bezeichneten vor dem Kriege diese beiden gewaltigen Mächte unseres Vaterlandes nicht auch zugleich einen unversöhnlichen Gegensatz? Hatte man nicht stets im konservativen Lager gerade in der Arbeiterbewegung die ernsteste Gefahr für die Militärmacht gesehen und immer wieder die Furcht ausgesprochen, daß ihre wachsende Sturmflut unsere Armee, die festeste Säule unseres Reiches, allmählich unterspülen und zermürben werde? Und sah nicht andererseits die Arbeiterpartei gerade in der Militärmacht die bedrohlichste Gegnerin, die noch allein der Arbeiteremanzipation mit unerschütterlicher Kraft im Wege stand?

Ja, in solch feindlicher Gesinnung standen sich diese beiden Mächte gegenüber und machten einander auch nicht das geringste Zugeständnis. Auf diesen Gegensatz gründeten bei Ausbruch des Weltkrieges unsere Feinde ihre größte Hoffnung, und was sie damals erwarteten, das verkündeten ihre ersten Lügentelegramme als schon verwirklicht: „Die innere Revolution."

Aber die beiden Mächte, die im Frieden Gegner waren, haben bei Ausbruch des Weltkrieges Frieden geschlossen, und in dieser Eintracht sehen wiederum wir Deutschen eine der besten Hoffnungen auf den endgültigen Sieg.

Und wenn auch ihr jetziges Einvernehmen nur die Bedeutung eines Waffenstillstandes haben sollte, die einstigen Widersacher werden und müssen sich, wenn der Völkerkampf ausgetobt hat, mit anderen Augen betrachten als bisher.

Wie jeder einzelne, wie das ganze Volk, so werden auch die politischen Parteien in der harten Schule dieses Krieges viel lernen und umlernen müssen. Schon heute wird nur noch der unbelehrbare Starrsinn des radikalen oder reaktionären Fanatikers über das Verhältnis der Armee zur Arbeiterbewegung urteilen wie ehedem.

Auch der überzeugteste Sozialdemokrat wird, wenn nicht eine neuentdeckte Liebe, so doch die höchste Achtung vor den Leistungen unseres Offizierkorps in allen seinen Graden gewinnen. Er wird anerkennen müssen, daß vom Tage der so plan- und ordnungsmäßig verlaufenen Mobilmachung bis zu den Kämpfen der letzten Tage sich eine bewundernswerte Fülle von sittlichen und geistigen Kräften in diesen Kreisen offenbart hat, gegen die die Mißgriffe und Verfehlungen einzelner im Frieden weit zurücktreten.

Gerade die Sozialdemokratie müßte, auch wenn es nicht in das Programm und die Taktik der Partei paßt, ehrlich

Digitized by Google

bekennen, daß sie selber dieser militärischen Schule einen guten Teil ihres eignen Erfolges verdankt. Wenn unser Reich die am besten disziplinierte und organisierte und deshalb mächtigste Arbeiterschaft der Welt besitzt, wenn die „Arbeiterbataillone", wie sie sich selbst gern militärisch bezeichnen, so geschlossen in Reih' und Glied marschieren, so tapfer ihren Führern in den Kampf um eine bessere Lebensstellung folgen, so ist dies wahrlich nicht zum wenigsten die Wirkung des Geistes, in dem unser preußisches und nach seinem Vorbild unser deutsches Heer und der Arbeiter in ihm erzogen wird, eines Geistes, der vermöge der allgemeinen Wehrpflicht sich lange, bevor die Erziehungsarbeit der Massen in Partei und Gewerkschaft zur Wirkung kommen konnte, bereits von Generation zu Generation vererbte und mit unserem ganzen Wesen verwuchs. Aus diesem Geiste der Ordnung und Disziplin ist auch die Organisation der Arbeiter in Partei und Gewerkschaft entstanden. Unser Heer, in dem — wenigstens grundsätzlich — alle Klassen und Stände gleichberechtigt sind und das ein Volk in Waffen darstellt, ist schon im Frieden eine ausgezeichnete Schule der Solidarität, auf der auch die Arbeiteremanzipation beruht. Aber noch viel mehr ist dies im Kriege der Fall. Hier lernen sich reich und arm in treuer Waffenbrüderschaft kennen und schätzen. Der Berufsoffizier gewinnt in der Berührung mit dem Reserveoffizier Achtung vor den verschiedenen bürgerlichen Berufen, die Truppe erkennt die moralischen und geistigen Eigenschaften der Vorgesetzten und fühlt die Bedeutung einer geistig überlegenen Führerschaft. Die Günstlinge des Lebens erfahren jetzt alle Entbehrungen und Mühen, die den Stiefkindern der Welt schon im Frieden auferlegt sind. Ja, die demokratische Idee im Heer kommt jetzt zur Kriegszeit viel mehr als im Frieden, wo ja noch genug in dieser Richtung zu wünschen übrig bleibt, auch dadurch zum Ausdruck, daß die Namen der Armee- und Korpsführer kaum genannt, daß die großen Siege meist sozusagen anonym erfochten werden und der namenlose Held aller Schlachten das Volk in Waffen ist.

Ein Bürger des demokratischen Amerika, Price Collier, sagt in seinem Buch: „Deutschland und die Deutschen vom amerikanischen Gesichtspunkt aus betrachtet", (Braunschweig, Georg Westermann. Cit von Hofmiller in den Süddeutschen Monatsheften Okt. 14.) „die deutsche Armee ist die beste und gründlichste demokratische Hochschule der Welt, ein wesentliches Erziehungsmittel. Die Armut der großen Mehrheit der Offiziere erhält den gesellschaftlichen Kostenaufwand auf einem vernunftgemäßen Durchschnitt. Dabei gibt die Mehrheit ein glänzendes Beispiel von Männern, die in diesem materiellen Zeitalter Muße und Bequemlichkeit verschmähen, um dem Vaterlande zu dienen."

Auch die radikalste Demokratie kann nicht einer Organisation, einer Disziplin, einer vertrauensvollen Unterordnung unter eine geistig überlegene Führerschaft entbehren, wenn sie nicht in eine unfruchtbare Anarchie entarten soll. Der letzte und höchste Sinn aller Demokratie ist ja niemals eine Gleichmacherei naturgegebener Ungleichheiten, eine Massenherrschaft, die mit diesem neuen Gewaltmittel an Stelle der alten alles Ungleiche, alles Persönliche, alle geistige Ueberlegenheit niederzwingen und um seine Hoffnung und sein Recht auf Führerschaft bringen würde. Der letzte Sinn der Demokratie besteht vielmehr in der Ueberwindung aller Besitz- und Geburtvorrechte, in einer völlig gleichen Bildungsmöglichkeit für alle, in der freiesten Bahn für jede Tüchtigkeit. Das Ideal der Demokratie widerspricht so wenig einer geistigen Aristokratie, daß sie vielmehr dieser die Wege bereitet, ja, sie verlangt geradezu die Entwicklung einer geistigen und sittlichen Aristokratie im Interesse der Gesamtheit.

Unsere Arbeiterschaft kann im Kampf um eine bessere Lebensstellung diese intellektuelle und moralische Aristokratie einer Führerschicht so wenig entbehren wie unser Heer, und wenn sie sich williger und einsichtiger bei uns als in anderen Ländern ihren politischen Führern im Frieden unterordnet, so hat sie das nicht am wenigsten in der militärischen Schule gelernt, und lernt es dort noch mehr als im Frieden jetzt im Krieg, wo erst recht alle geistigen und sittlichen Werte unseres Offizierkorps leuchtend zutage treten. Ja, die Führer unserer Arbeiterschaft im Frieden müßten sich mit den Führern unseres Volkes im Kriege verwandt fühlen in dem gleichen Streben, mit Einsetzung aller seelischen Kräfte selbstlos und umsichtig für die Masse im Kampfe zu sorgen und sie zum Siege zu führen. Die Arbeiterschaft wird in der militärischen Schule zu der Einsicht erzogen, daß auch der Demokratie eine solche geistige Aristokratie als Führerschaft unentbehrlich ist.

Bei solcher unbefangenen Prüfung hat die Sozialdemokratie keinen Grund, unsere Heeresorganisation für arbeiter- oder gar kulturfeindlich zu erklären. Den ungerechtfertigten Vorwurf eines deutschen Militarismus mag sie unseren Feinden überlassen, die die wahren Motive ihres Kriegs gegen Deutschland mit dieser Anklage verschleiern möchten; denn wenn Militarismus die Vorherrschaft, den politisch maßgebenden Einfluß einer Militärpartei im Staate bedeuten soll, dann mögen sich unsere Feinde gegen ihren Verbündeten, gegen Rußland, wenden, wo, wie immer klarer hervorgeht, die Militärpartei zu diesem Kriege gedrängt hat. Bezeichnet aber Militarismus den Willen, durch Militärmacht die Welt zu erobern, so trifft dieser Vorwurf vor allem England, das sich durch seinen Seemilitarismus die Meere und damit die Welt unterworfen hat und die Formel des kontinentalen Gleichgewichts erfand, um sein maritimes Uebergewicht ungestört zu behaupten. Das Deutsche Reich dagegen gab in den letzten 40 Jahren ein Vorbild hoher politischer Gesittung und Selbstbeherrschung, indem es trotz seiner überlegenen militärischen Stärke keine der vielen günstigen Gelegenheiten ausnutzte, um seine gegenwärtigen Feinde, als sie noch nicht verbündet und überdies durch vorausgegangene Kriege geschwächt waren, zu schlagen und sich auf ihre Kosten zu bereichern.

Ja, unsere eigne hohe Kultur steht so wenig in einem Gegensatz zu unserer Militärmacht, daß diese vielmehr ihre Erhalterin und Beschützerin ist. Ohne Militärmacht wäre unsere deutsche Kultur längst von den lateinischen und moskowitischen Mengen vernichtet worden, die ja bei ihrem nationalen Dünkel und ihrem Mangel einer universellen Bildung kaum eine Ahnung von deutschem Geistesleben, geschweige denn Achtung davor haben. Solange wir keine Militärmacht hatten, waren unsere deutschen Länder und Kulturstätten den furchtbarsten Verheerungen fremder Völker, insbesondere gerade der Franzosen, ausgesetzt, die uns jetzt bei aller Welt als eine Horde von Barbaren und Mordbrennern verdächtigen. Nur weil wir uns endlich eine Militärmacht schufen, gelang uns die Befreiung aus dem Franzosenjoche. Nur durch die Militärmacht haben wir uns die so lange vergeblich ersehnte nationale Einheit schaffen können. Ohne Militärmacht gäbe es kein Deutsches Reich, keine Blüte deutschen Handels und deutscher Industrie und deshalb ohne Militärmacht auch kein solch mächtiges Wachstum, keinen solch staunenswerten Aufstieg unseres Proletariats

Digitized by Google

zu einer klassenbewußten Arbeiterschaft, ohne Militärmacht keine sozialdemokratische Millionenpartei. So wenig es in das Programm der Arbeiterpartei passen mag: die deutsche Armee war und ist der Schrittmacher der deutschen Arbeiterbewegung und erweitert ihr Einflußgebiet in der Welt. Die Sozialdemokratie würde daher in der Bekämpfung der Militärmacht nicht nur zugleich unsere Einheit, unsere Entwicklung, unsere Kultur, von der die Hebung des deutschen Arbeiterstandes ja ein wesentliches Stück ist, bekämpfen, sondern auch sich selber und ihre zunehmende Einwirkung auf die Weltorganisation.

* * * / Unsere ersten Kriegstage!

Der Krieg war da, dieses Große, Gewaltige, Furchtbare und Neue, und er war sofort mitten unter uns, wir befanden uns in seinem Wirbel.

„Gehen Sie von Mülhausen fort," hatte uns ein Hauptmann vor der Mobilmachung gesagt. Es klang nicht wie ein Rat, seine Augen blickten Befehl, das klare Blau hatte einen stählernen Glanz. Dahinter lag wohl Bestätigung dessen, was alle Welt sich zuraunte: „Mülhausen wird preisgegeben." Die Herzen schlugen verschiedenen Takt in dem Gedanken an diese Möglichkeit. Mißtrauen und Scheu schufen sofort Trennungen, die Unsicherheit mehrte sich, wirkte hemmend auf die soziale Arbeit, die sofort einsetzen mußte, und untergrub das einheitliche Miteinander. „Gehen Sie von Mülhausen fort!" Trotzdem blieben wir. Unsere Wohnung liegt an der Banngrenze der Stadt und Anfang des langgestreckten Dorfes Brunstatt, durch das die Landstraße nach Altkirch, nach Belfort führt. Von mancher Arbeit ausgeschlossen, zu der ein heißer Drang uns trieb, fühlten wir uns doch nicht als Ueberflüssige, persönliches Wirken blieb uns, vor allen Dingen schien es uns hart, die kleinen Leute unserer Nachbarschaft im Stich zu lassen, die, völlig hilf- und ratlos, das Ungeheure gar nicht zu fassen vermochten. Und unser Entschluß, vielen Deutschen, die sofort flüchteten, befremdlich, fand seine Rechtfertigung in der Zuversicht, daß wir es mit einem ritterlichen Feind zu tun haben würden.

Und nun kam er herbei, der Krieg. Am 4. August feindliche Flieger über Haus und Garten und Stadt und heftiges Schießen mit den Abwehrkanonen, Abberufen unseres Mädchens durch die Eltern, die sich fürchteten, ihr Kind in Mülhausen zu lassen, sie ergatterte den letzten Zug, der schneckenhaft nach dem Unter-Elsaß fuhr. Dadurch mehrten sich die Wirtschaftsschwierigkeiten, die hier sofort ins Riesenhafte wuchsen. Am 5. zog ein ganzer Heereszug an unserem Hause vorbei: Kavallerie, Artillerie, Maschinengewehre, Ambulanzen, verdeckte schwarze Wagen. Der ganze Zug hatte etwas Düsteres, die Gesichter der Leute waren ehern. Abends stand der Mond hinter Wolken und gab ihnen farbige Ränder, im Westen flammte Wetterleuchten auf. Um ½11 Uhr ertönte Kanonendonner aus der Ferne. Ein Gewitter zog langsam herauf, sein Donner mischte sich mit dem ersten tödlichen Grollen des Krieges. Am 7., nach häufigem Aufklärungsbesuch französischer Flieger und fast ununterbrochenem Abwehrschießen am Tage vorher, dröhnten die schweren, dunklen, erdfarbenen Töne des Geschützfeuers schon in aller Frühe herüber, plötzlich aufspringend und oft seltsam plötzlich abbrechend. Zuerst mußten sie erlauscht werden, dann waren sie da für jeden, sie drängten sich auf, der Kampf kommt näher. Am Nachmittag kamen die grünen Grenzwächter in großen Scharen eilig und lautlos daher gerabelt. Unsere Grenzen sind durchbrochen, vom Feinde besetzt und überschritten. Immer gleitender, fegender werden die Schüsse, der Kampf scheint kein Ende zu nehmen. Der Abend dämmerte schon, da kehrten die Ambulanzen mit den ersten Verwundeten zurück, hinter ihnen unsere Truppen, heiter die einen, fast düster die anderen. Die Franzosen sind geschlagen und zurückgedrängt worden.

Aber hinter dieser Tatsache liegt es wie ein offenes Geheimnis, jeder weiß es, keiner kann sich Rechenschaft ablegen, woher: Morgen kommen die Franzosen, sie holen sich Verstärkungen aus Belfort; aber sie gehen in eine Mausefalle, alles ist vorbereitet. Ja, ja, die Mausefalle ist fertig. Der Hardtwald, der Isteiner Klotz — —

„Morgen kommen die Franzosen." Der Gedanke machte die Nacht zu einer schlaflosen. Und unheimlich war es am Morgen des 8. August. Die Post blieb aus, es gab keine Zeitung, das Militär war fort, es hatte sich bis weit hinter die Stadt zurückgezogen, die Staatsbehörden hatten Mülhausen verlassen, die Reichsbank war ihnen längst schon vorangegangen, die beiden Gebäude des Proviantamts der Friedrich-Karl-Dragoner waren niedergebrannt worden, um den einziehenden französischen Truppen keine Nahrungsmittel in die Hände fallen zu lassen. Die wildesten Gerüchte liefen um in der Stadt. Mittags um 12¼ Uhr ritt eine Franzosenpatrouille an unserem Hause vorüber, fünf Mann, unter Führung eines Offiziers. Ich sah ihre roten Hosen durch das Gartengitter schimmern von meinem Schreibtisch aus. Ein „Vive la France"-Geschrei gellte herüber. Gott sei Dank, es waren nur Kinderstimmen, Bubenstimmen, harmlose Purzelbäume in Tönen.

Wie tat mir alles weh und zitterte alles im tiefsten! Es ist unsagbar schwer, mitanzusehen, wie auch nur ein kleines Stücklein deutscher Erde vom Feinde besetzt wird, sein eigen, solange er darauf weilt. Und wenn man nun Quartier von uns heischte! — Wie gut, daß wir Zeit hatten, uns seelisch zu rüsten.

Um unserer Unruhe Herr zu werden, machten wir nachmittags einen Spaziergang. Wir gingen durchs Dorf. Der Arzt stand vor seiner Tür. Sein Gesicht strahlte, die Franzosen gingen ja in eine Mausefalle, und so sah er alles im Licht interessanter Episoden. Der Offizier hatte ihn begrüßt: „Bon jour, citoyen, vous n'avez pas peur?", und der letzte Reiter ihm zugerufen: „Ich bin auch aus Mülhüse, Gottverdammi!" (Spitzname der Mülhauser). Der Rückweg führte uns den Kanal entlang. Die Natur trug Feiertagsgepräge. Eine volle, heiße Sonne stand an einem kristallenen Himmel mit weichen Wölkchen hier und da. Brunstatt, von hier aus gesehen, ein wenig eingebettet, zeigte nur seine Dächer in malerischer Verschiebung, die Wiesen waren spätsommerlich, die Vogesen in blauer, duftiger Ruhe. Alles atmete Frieden. Daß wir Franzosen um die Mittagsstunde geschaut, erschien uns wie ein Traum. Kein Feind zu sehen ringsum, kein metallenes Klingen von der Landstraße her, kein aufregendes Ferngeräusch. Ich begann zu hoffen. Patrouillen kommen und gehen, das bringt der Krieg so mit sich.

Doch gegen Abend brachten unsere Herren die Nachricht aus der Stadt: Die Franzosen sind da, Mülhausen ist besetzt.

Ja, so war es. Das französische Heer traf um 5 Uhr ein, es war über Dornach gekommen, westlich von Brunstatt. Der Triumphmarsch aus „Aïda", schlecht gespielt, führte sie ein. Ein Teil der Bevölkerung jubelte den Franzosen zu, ein vielstimmiges „Vive la France!" gab ihrer Begeisterung Ausdruck. Frauen warfen ihnen Blumen und Zigaretten zu, brachten ihnen Huldigungen dar und tanzten mit ihnen. Aber es war

Digitized by Google

nur ein geringer Bruchteil der Bevölkerung, der jede Zurückhaltung vergaß.

Der Abend war mild und weich, die Luft von köstlicher Reinheit, eine Wohltat, der wir uns, auf der Veranda sitzend, dankbar hingaben. Da — Schnellfeuer irgendwo in der Nähe; wir stürzten auf die Straße, nirgends ein Anhalt, es verstummte bald. Wir zogen es vor, ins Zimmer zu gehen. Da plötzlich wurden die Dorfhunde unruhig, trübseliges Heulen und ängstliches Winseln und in der Luft ein seltsam klirrendes, sprödes Tönen, dem ähnlich, wie es das allererste Gefrieren des Wassers begleitet, unsagbar fein und fest, lauter klingende Punkte. Was konnte es sein? Wir sahen es bald von der Veranda unseres Wirtes aus, die, nach Westen gelegen, über den Garten hinweg einen Blick über die Ill-Ebene und die südliche Kette der Vogesen gewährt. Auf der hochgelegenen Dornacher Landstraße ritten ungeheure Truppenmassen, nur kenntlich an ihrer Bewegung, an dem Klingen, das nun stark und ganz metallisch geworden. Ragende Pappeln, zypressenschwarz, die dunkle Vertikale der Laternenpfähle, über denen schwachgelbes Licht Kugelform gewonnen, waren wie Taktstriche, zwischen denen all das Klirren und Tönen zu huschendem Leben ward. Immer mehr und mehr dieser ziehenden gestaltlosen Gestalten, es nahm kein Ende. Im Osten stiegen Rauchsäulen wirbelnd empor, ein Zeichen in Brand geschossener Häuser, am Horizont hatten sich Rauchwolken gelagert, die dünn sich ausbreitend, allmählich aufwärts zogen. Die Venus stand im Westen, rot wie der Mars.

Der Morgen des 9. August war kalt, in der Nacht war viel Tau gefallen. Aber die Sonne spendete Glanz und Wärme. Mir schien, sie hätte nie so ruhevoll heiter gestrahlt. In der Luft ganz in der Ferne war wieder das prickelnde, ununterbrochene Schwirren und Tönen. Französische Patrouillen kamen und gingen, Autos fuhren hin und her. Dann kam Kavallerie vorüber, Dragoner waren es in dunkelblauen Uniformen, einen blinkenden Römerhelm auf dem Kopf, mit schwarzem Roßschweif. Das gab ihnen ein abenteuerliches, romantisches Aussehen, Munitionskolonnen folgten, Flieger surrten über Brunstatt, über Mülhausen, aber es gab kein Abwehrschießen, unser Stücklein Ober-Elsaß war ja französisch.

In der Stadt war am Rathaus eine Proklamation angeschlagen worden, Hunderte umdrängten sie, um sie abzuschreiben, viele besaßen sie schon, sie war bei dem Einzug von einem Auto aus freigebig verteilt worden, und aus der Luft kam sie auch; hell und leuchtend, einer Schlange gleich, flatterte sie aus den Flugzeugen hernieder. Und noch mit einer anderen Niedlichkeit bedachten die Flieger das zu beglückende Volk, mit Karten, darauf prangte ein Strauß von Rosen und Vergißmeinnicht, zusammengehalten von der Trikolore, darunter standen die Zauberworte Freiheit und Gleichheit.

Die Proklamation lautete:

Enfants de l'Alsace, après 44 ans d'une douloureuse attente des soldats français foulent de nouveau le sol de votre noble pays.

Ils sont les premiers ouvriers de la grande œuvre de la revanche. Pour eux quelle émotion et quelle fierté! Pour parfaire cette œuvre ils ont fait le sacrifice de leur vie. La Nation française unaniment les pousse et dans les plis de leur drapeau sont inscrits les noms magiques de droit et de liberté.

Vive l'Alsace,
Vive la France!

Le Général Commandant en chef des Armées françaises.
J. Joffre.

In den Straßen wogte eine bunte, neugierige Menge auf und nieder, jede Stimmung war vertreten, doch nur die temperamentvollsten unter den Franzosenfreunden und -freundinnen liehen ihrer Begeisterung, ihren Wünschen und Hoffnungen Ausdruck.

Die Franzosen hatten in der Stadt nur Massenquartiere bezogen, ein Teil des Heeres war in die Dörfer ringsum gelegt worden. Sie hatten nachts tüchtig geschafft, Erdwälle aufgeworfen, Schützengräben gespatet bis weit in die Ebene hinein und mit scharfem Blick die besten Positionen für ihre Geschütze herausgefunden; das ganze Hügelgelände, das im Halbkreis die Stadt umzieht und zum größten Teil stark bewaldet ist, war mit Artillerie besetzt. Unser Brunstatt war frei geblieben.

Um 12 Uhr 20 Minuten — wir deckten eben den Tisch — vernahmen wir das erste Schießen, Gewehrfeuer, vereinzelt. Die Unruhe trieb uns ins Freie. Wir gingen an die Ill. An der Brücke, die über den lebhaften Fluß führt, liegt die Badeanstalt. Dort tummelte sich jung und alt im Wasser. Ein französischer Posten schaute von der Brücke aus zu. Wir wanderten flußaufwärts. Dort läuft ein schattiger Weg, rechts eingefaßt von dem tannenbewachsenen Iberg, er gehört zu der gleichnamigen Ferme, und ein Drahtzaun wehrt jedes Betreten. Dieser Zaun war in kleinen Abständen zerstört worden, und unter den hohen Tannen saßen und lagen französische Posten, auch gegenüber am Ufer der Ill auf saftig grünem Gras zwischen den dunklen Erlen und den mächtigen, ungewöhnlich schönen Weiden hatten sich französische Posten niedergelassen. Nur einige wenige standen; das Glas am Auge, spähten sie in das Gelände im Osten und Süden hinaus. Ihre roten Hosen, die blauen Röcke hoben sich kraftvoll ab von dem frischen Rasen, den dunklen Tannennadeln, der ganzen Umgebung. Sie streckten sich behaglich, ihren Gesichtern sah man an, wie sehr sie die Ruhe als eine Wohltat empfanden. Es gibt eine beliebte Wildbadstelle am Fluß, sie ist besonders schön. Der Fluß macht eine kleine Biegung, überhängende Zweige, Buschwerk schaffen fröhliche Licht- und Schattenspiele auf dem klaren Wasser, und bloßgelegte Wurzeln winden sich am jenseitigen Ufer schlangenartig in den Fluß hinein oder krümmen sich gnomenartig empor. Dort rüsteten sich zwei Mädchen zum Bade, elf- und sechsjährig etwa. Die ältere bemutterte und ermutigte die kleinere. Nun standen sie da in ihren groben, kurzen Leinwandhemdchen. Sie hatten noch einen Wortkampf auszufechten mit zwei Buben, die sie neckten, harmlos, nach Kinderart, und ihre dicken Zöpfe baumelten hin und her. Die Ill aber, die klare und flinke, spiegelte alles wider, was sie nur irgend umfassen konnte.

Ein Tag des Herrn von einer Klarheit und Schönheit ohnegleichen! Alles so traumhaft, sonnenverklärt, in heiteren Glanz getaucht, so bildhaft, daß man wähnte, allein zu sein an einem Tisch der Schönheit, der suchenden Seele von Gott bereitet.

Aber kleine Dinge störten die alles vergessende Andacht. Ein junger Mensch begegnete uns, leisen Spott im Gesicht, zog er grüßend den Hut: „Bon jour, monsieur“. Er hatte eben das Notabitur bestanden und wollte seinem Geschichtsprofessor eine Lektion erteilen. Und einige Schritte weiter plauderte eine junge Dame, eine Deutsche, mit einem Posten, sie wollte und mußte ihr Französisch an den Mann bringen, einen echten Franzosenmann, ihr junger Bruder war schmollende, verlegene Ehrenwache.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Siege

Damit ein Ereignis Größe habe, muß zweierlei zusammenkommen: der große Sinn derer, die es vollbringen, und der große Sinn derer, die es erleben. Nietzsche.

Das waren Täge und Wochen! Man kam ja gar nicht zu Atem, wir zu Hause kaum, weil eine Freude die andere hob, und unsere Tapferen draußen erst recht nicht, weil sie wie die Windsbraut durchs Gelände fegen. Aber wie fein ist solche Not um den Atem — ganz anders, als wenn man erdrückt nicht mehr wüßte, wo aus, noch ein. Wie die Völker wohl ihre Siege feiern? Von den anderen weiß ich's nicht. Aber ich sah es jetzt wieder in unserer Hauptstadt. Eine stolze gemeinsame Freude bindet bekannt und unbekannt zusammen. Sie ist nicht laut, nicht glitzernd wie ein Feuerwerk: sie ist eine einzige dankbare Selbstverständlichkeit. „Wir wußten es ja!" „Es mußte ja so kommen." „Es kann ja gar nicht anders sein, und jetzt kommt Riga dran, und dann geht's nach dem Westen." Sieht man sich die einzelnen Menschen an, die sich so vernehmen lassen, man könnte meinen, es wären lauter Angestellte des deutschen Generalstabes. Dabei trägt der eine Zeitungen unterm Arm, der andere hatte eben seinen Schneidertisch verlassen, und der dritte kam von der Bank. Sie redeten einander sicher alle nach. Aber dieses Nachreden ist mehr wie ein Nachschwätzen. Es sollte einmal einer die Probe machen und sagen: „Wir werden's doch nicht schaffen" — er würde bald einsam stehen und müßte froh sein, wenn er bloß verlacht würde. Die prunklose Totsicherheit der eignen Unüberwindlichkeit gibt allen Aeußerungen Ton und Farbe.

Wie muß es den Siegern zumute sein? Ich rechne nicht mit einer einzigen Schlacht. Ich denke an solch ungestümes Vorlaufen auf hunderten von Kilometern. Sicher ist die Tagesnot und die Last des Marsches, des Kampfes, des steten Ernstes immer vorhanden. Es geht dort nicht wie im Gedichte zu, auch nicht nach der Erstürmung einer Festung. Aber die Hochflut des Schicksals packt doch den einzelnen und wirft ihn so hoch auf den Wellenkamm, daß er's zeitlebens nicht vergißt, wie seltsam heiß es ihm damals ums Herz war. Unbeschreiblich bleibt die Empfindung der sichtbaren und greifbaren Entscheidung. Die im Osten hören, wie es in den Fugen des feindlichen Reiches kracht. Solchen Ton kann man so wenig beschreiben wie brennende Dörfer oder zischende Granaten. Aber man hörte es mit eignen Ohren, wie eine Heermacht wankt. Das Erlebnis mag sich in Millionen kleinster Handlungen zersplittern: es bildet doch den unauslöschlichen Hintergrund. Das Leben strömt, und die Menschen wachsen. Der Erfolg hebt, und der Sieg erfüllt mit neuer Kraft. Das ist sein Geheimnis, daß jeder einzelne Sieg den nächsten erleichtert. Man lernt siegen. Diese Gewißheit teilt sich allen mit, die voranstürmen; es ist frische Luft, die sie umgibt, und wenn sie fielen, war's nicht auf dem Rückzug mit zerknirschter Bangigkeit, sondern in der Sonne jungen Morgens.

So freue dich, du deutsches Land! Man soll sich freuen können. Dämpft nicht gleich und laßt eure altklugen Mienen einmal zu Hause. Freude verlangt ganze Menschen und gesunde Seelen. Sie braucht Raum und Tiefe. Gebt ihn ihr. Was ist das für glücksherrliche Zeit! Sie schreibt die Tage mit güldner Feder. Freue dich, du weites deutsches Land. Sieg verjüngt. Davon muß man allüberall etwas verspüren. Auch wir zu Hause wollen siegen lernen über Aengstlichkeit, Kleinlichkeit und über die große Sünde des Kleinglaubens. Wohlan, es gehet gen den Tag!

Sprechsaal

Monopolisierung der Margarine.

Zu dem in Nr. 21 der Hilfe aus der Feder des Herrn Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz veröffentlichten Artikel wird uns mit der Bitte um Bekanntgabe aus Kreisen der Margarine-Industrie folgendes geschrieben:

Die in den Ausführungen Ihres Mitarbeiters vertretene Ansicht, das Margarine-Herstellen beruhe nicht auf Fabrikationsgeheimnissen und erfülle deshalb die Bedingungen, die eine Fabrikation für Staatsbetriebe geeignet mache, trifft nicht zu. Für die wichtigeren Vorgänge des Herstellungsprozesses können nur geschulte Kräfte verwendet werden, das Gelingen der Arbeit hängt von Mischungen und Verfahren ab, die in jeder Margarinefabrik streng gehütet werden und das Geheimnis des Fabrikanten und seines Meisters sind. Schon die richtige Beurteilung und Einschätzung der Rohwaren erfordert Kenntnisse, die nur durch langjährige Erfahrungen erworben werden können. Die Unterschiede zwischen manchen Rohwaren sind nicht nur äußerlich unerkennbar, auch bei der chemischen Untersuchung bleiben unseren erprobtesten Fettanalytikern zuweilen Zweifel über die Natur eines Margarine-Rohstoffes zurück. Die Zolleinfuhrbehörden müssen bei Meinungsverschiedenheiten die Material-Prüfungsstelle als höchste Instanz zu Hilfe nehmen. Es gibt nicht viele Nahrungsmittel-Gewerbe, die so viel Spezialkenntnisse für Einkäufer und Kirnmeister so fein organisierte Zungen voraussetzen, wie das unsrige. Daher die ungeheuren Kapitalverluste, welche wenig erfahrene Fabrikanten in unserer Industrie erlitten haben. Nachweisbar sind seit 45 Jahren mehr Margarinefabriken eingegangen, als auf dem Kampfplatz zurückgeblieben, und von diesen erfreut sich nur ein Bruchteil guter Rentabilität. Von den „sehr hohen Dividenden der Aktiengesellschaften in unserer Industrie" ist in Fachkreisen nichts bekannt. Es gibt deren übrigens nur drei. Die eine verteilt seit Jahren keine Dividenden, die zweite verringert sie von einer Bilanz zur anderen, die dritte hat in diesem Jahr durch günstigen Terrain-Verkauf ihren Dividendenrückgang aufhalten können. Ob das von Dauer ist, muß abgewartet werden. So steht es um die Aktiengesellschaften der Margarine-Industrie. Von den im Wettbewerb untergegangenen Betrieben waren viele mit reichlichen Mitteln, mit besten maschinellen Einrichtungen versehen, trotzdem und trotz andauernder mühevoller Versuche gelang es ihnen nicht, eine konkurrenzfähige Ware zu erzeugen. „Margarine-Machen" ist eben eine besondere Kunst. Bei jenen Mißerfolgen spielt allerdings auch der Umstand mit, daß die Konjunkturschwankungen auf dem Margarine-Rohwarenmarkt (alle Erdteile sind an der Versorgung dieses Marktes beteiligt) so lebhaft, die Preisbildungen so unberechenbar sind, wie kaum auf einem zweiten Gebiet. Da Staatsbeamte als Produzenten niemals so sparsam und rationell wirtschaften wie die kaufmännisch geschulten mit eignem Hab und Gut beteiligten Privatleute, würde die Monopolisierung der Margarine ihre Verteuerung nach sich ziehen, die gewiß nicht wünschenswert ist. Es ist auch nicht zutreffend, wenn gesagt worden ist, daß die Margarine jetzt nur in drei bis vier Preislagen hergestellt wird, daß ein Staatsbetrieb sich auf diese wenigen Typen beschränken könnte, daß unsere Erzeugnisse nicht verschiedene Geschmacksrichtungen befriedigen müssen. Wenn unter dem Zwang der gegenwärtigen Verhältnisse die Zahl der Qualitäten verringert ist, womit die Abnehmer sich vorübergehend abfinden, wie mit manchem anderen Notbehelf, so werden ihre Ansprüche nach Friedensschluß schon deshalb eher vielseitiger als einheitlicher werden, weil der Krieg die Margarine in alle Haushaltungen eingeführt hat. Die meisten Fabriken führen in normaler Zeit einschließlich der Bäcker- und Konditoren-Erzeugnisse und der Schmelzmargarinesorten mindestens 10—15 verschiedene Fabrikate; fast jede Gegend wünscht eine andere Ware. Hier verlangt man sie scharf, dort mittelmäßig, dort ungesalzen; ihre Farbenskala geht vom tiefen Buttergelb bis zum Weiß hinauf, auch an Geschmack und Aroma werden auseinanderstrebende Anforderungen gestellt, in einzelnen Teilen Sachsens muß sie sogar wie — ranzige Butter schmecken. Und es gibt Großabnehmer, die ihre „Hausmarke" nicht nur in eigner Packung, sondern auch nach ihrem und ihrer Kunden eignem Geschmack hergestellt haben wollen! In dieser Beziehung werden also an die Margarinefabriken nicht geringere Ansprüche gestellt, als an die Hersteller anderer Nahrungs- und Genußmittel. Es ist unsere Pflicht, auch dem Gedanken entgegenzutreten, daß die Monopolisierung der Margarine für ihre einwandfreie Herstellung Garantie bieten werde. Ihre im Lauf der Jahre erzielte Verfeinerung ist dem scharfen Wettbewerb ihrer Erzeuger zu verdanken, ihre weitere Vervollkommnung kann nicht besser gewährleistet werden, als durch das fortgesetzte Bestreben der Fabrikanten, im freien Kampf mit den Konkurrenten höhere Leistungsfähigkeit zu bekunden. Auf unzuverlässige Quelle stützt sich die Behauptung, „mancherlei Strafprozesse haben gezeigt, daß namentlich die Beschaffenheit des verwendeten Rindertalges nicht immer einwandfrei war"; ebenso unrichtig ist es, von einer Agitation der Arbeiter-Interessenten und dadurch hervorgerufenem Mißtrauen (gegen die Margarine) zu reden. Schließlich sei daran erinnert, daß die Margarine auch aus dem Grunde zur Verstaatlichung nicht geeignet ist, weil sie eine leicht verderbliche Ware ist und ihre Zusammensetzung häufig ändert. Die jeweilige Welternte an Oelsaaten, die Maispreise in Amerika wirken

Digitized by Google

auf die Mischungen unserer Kirnmeister ein. Man kann die Margarine auch nicht an beliebigen Orten herstellen, noch weniger in großen Mengen aufstapeln wie Kupfer, Kohlen, Petroleum, Salz, Tabak usw. Aus all diesen Gründen kann von einer Monopolisierung der Margarine nicht die Rede sein.

Wir haben Herrn Dr. Herz die vorstehenden Ausführungen mitgeteilt und ihn um das Schlußwort gebeten:

Die Einwendungen, die hauptsächlich gegen jedes Monopol erhoben werden können, sind folgende: daß ein Staatsbetrieb niemals so rationell wirtschaftet wie ein Privatbetrieb, daß sein Apparat gegenüber dem Wechsel der Konjunkturen zu schwerfällig sei, daß der von jeder Konkurrenz befreite Monopolbetrieb die Wünsche der Verbraucher nicht genügend berücksichtige. Die Einwendungen der Zuschrift exemplifizieren im wesentlichen diese Grundsätze auf die Margarine-Industrie; daß diese prinzipiellen Einwände auch gegen das Margarine-Monopol erhoben werden können, habe ich ausdrücklich in meinem Aufsatz hervorgehoben. Jede Industrie, der Verstaatlichung droht, kann die Nachteile einer solchen Maßnahme analog illustrieren.

Nicht zugeben kann ich, daß die Fabrikation der Margarine auf Geheimverfahren beruht; schon daß eine so große Anzahl Fabriken gute und einwandfreie Waren herstellt, beweist das Gegenteil. Was Geheimnis der einzelnen Fabriken ist, ist die Mischung, die erforderlich ist, um den Geschmack der Margarine der Butter möglichst zu nähern. Wenn die Zusammensetzung dieser Mischungen von den Fabriken als Geheimnis bewahrt wird, so kann man darin ein Fabrikgeheimnis ebensowenig sehen als man z. B. sagen kann, daß die Herstellung von Champagner auf einem Geheimverfahren beruhe, weil die sogenannte Dosierung Geheimnis der einzelnen Fabriken ist.

Ob die Margarine-Fabrikation wirklich so wenig rentabel ist wie die Zuschrift andeutet, wird sich herausstellen, wenn nach Einführung eines Monopols die Entschädigung der bisherigen Interessenten festgesetzt werden muß; auf die sehr wichtige Frage, wie weit die Kartellierung der Industrie bereits vorgeschritten ist, geht die Zuschrift leider nicht ein.

Gerade, daß der Krieg die Margarine in weiteste Kreise eingeführt hat und das Mißtrauen, daß die Agitation der Butter-Interessenten (nicht Arbeiter-Interessenten, wie in meinem Aufsatz infolge eines Druckfehlers stand) zerstreut hat, macht sie zu einem geeigneten Monopol-Objekt. Daß die Verbraucher nach Einführung eines Monopols auf eine geringe Anzahl Typen angewiesen sein werden, ist ein leichtes Opfer, das gebracht werden muß und das gegenüber den unendlich viel größeren Lasten verschwindet, die allen Kreisen zur Deckung der Kriegsschäden aufgelegt werden müssen. Jedenfalls würde die Monopolisierung geringere Opfer verlangen als der Vorschlag des 2. Vorsitzenden des Verbandes der Margarine-Interessenten in der Abendnummer des Berl. Tageblattes vom 16. Juni 1915, der darin gipfelt, der Margarine, falls sie zur späteren Deckung der Kriegskosten herangezogen werden muß, eine Steuer aufzuerlegen, die das Pfund Margarine um etwa 3 Pfennig verteuern würde. Das würde bei der Ueberwälzung der Steuer auf die Käufer eine Verteuerung von mindestens 5 Pfennig ergeben, die empfindlich ist, wenn sie auch geringer ist als die Verteuerung durch den Krieg, die Herr Zieseke auf 40 Pfennig berechnet. Dabei ist weiter zu bemerken, daß, wenn eine Industrie selbst Steuervorschläge gegen sich macht, im Hintergrund als Kompensation die Kontingentierung droht, die eine weitere Belastung der Verbraucher zur Folge hat. Ludwig Herz.

Soziale Bewegung

Krieg und Reichsverband liberaler Arbeiter und Angestellten. In der „Wacht", der lesenswerten Wochenschrift für die liberale Arbeiter- und Angestelltenbewegung, wird ein Rückblick auf diese Bewegung im ersten Kriegsjahr gegeben. Es heißt da u. a.: Haben schon die alten Organisationsgebilde mancher Parteien mit besonderen Kriegsschwierigkeiten zu kämpfen, so hat der Krieg unsere junge Bewegung naturgemäß einer besonders schweren Belastungsprobe ausgesetzt. Gerade zwei Jahre war es bei Kriegsausbruch her, seit die liberalen Arbeiter und Angestellten aus ihrem Dornröschenschlaf erwacht waren und begriffen hatten, daß man sich nur durch eigene rastlose Arbeit einen Platz im öffentlichen Leben sichern könne; erst ein halbes Jahr waren die Vereinsgeschäfte berufsmäßig und systematisch erledigt worden, als der Schrei „Krieg" durch die Länder der Erde gellte. So konnte es denn nicht wundernehmen, wenn zu Beginn des Völkerringens das Organisationsleben im Reichsverein erheblich eingeschränkt wurde. Allmählich trat jedoch eine Erholung ein. Unsere Weihnachtsspende und unsere Versammlungstätigkeit im Winter legen Zeugnis dafür ab. Ebenso ließen sich auch die finanziellen Ergebnisse der Organisationstätigkeit befriedigend beurteilen. Mittlerweile ist aber durch die weitere Einziehung des ungedienten Landsturms manche Lücke in unsere Vertrauensmänner- und Mitgliederkreise und dadurch in unsere Kassen gerissen worden. Die Verwaltung der Ortsgruppen ging oft von geübten und bewährten Händen in die unseres ungedienten Landsturms über. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß in der ersten Zeit, in der die „Ausbildung" des neuen Vertrauensmannes erfolgt, noch manches nicht so erledigt wird, wie es eigentlich sein sollte. Erst allmählich tritt mit größerer Uebung die alte Ordnung ein. Wenn unter diesen schwierigen Verhältnissen nun auch mit einer bescheidenen Vereinstätigkeit zeitweise gerechnet werden mußte, so konnte andererseits dort auch auf einen gewissen Ausgleich der Verluste in der Kriegszeit gehofft werden. Denn die allgemeine Arbeitslosigkeit ist mittlerweile einem Mangel an Arbeitskräften gewichen. In den Erwerbskreisen, die für unsere bisherige Mitgliederfrequenz in Betracht kommen, ist in den letzten Monaten mit Erfolg die Umschaltung von der Friedensproduktion zur Kriegslieferung erfolgreich auch im Sinne der Arbeitnehmerschaft vorgenommen worden. Die steigende Einziehung von Mannschaften hat dann die erhöhte Nachfrage nach Arbeitskräften und gleichzeitig die Erhöhung der Löhne und Gehälter gebracht. Wenn damit gleichläufend bedauerlicherweise auch eine vielfach wahnsinnige Steigerung der Lebensmittelpreise eintrat, so bleibt doch zunächst einmal die gesteigerte bare Einnahme des Einzelnen bestehen. Daher müßte es bei geeigneter und unermüdlicher Tätigkeit unserer verantwortlichen Freunde in den Ortsgruppen gelingen, eine zufriedenstellende Beitragseinnahme zu erzielen und auch sonst ein den Verhältnissen angepaßtes Organisations- und Versammlungsleben in Gang zu erhalten. Ja, es müßte sogar, wie an einigen Stellen, überall möglich sein, monatlich einige Neuaufnahmen fertigzubringen. Es kommt nur darauf an, die Gunst eines richtigen Augenblicks mit Beredsamkeit und Zähigkeit auszunutzen. Die Heilslehren des sozialen Liberalismus tun, richtig vorgetragen, gerade bei der Agitation während des Krieges ihre Schuldigkeit. Daß uns ein Blick in unsere Beitragsquittung den Mangel an diesem zum Ausgleich der Kriegsverluste notwendigen Organisationsgeiste in unseren Reihen merken läßt, ist gewiß nicht erfreulich. Eine ganze Reihe von Mitteilungen aus den Ortsgruppen und Zahlstellen gibt uns indessen die Zuversicht, daß stellenweise noch recht eifrig, kaum anders als in Friedenszeiten an unserer Sache weitergearbeitet wird. Dort werden auch die Samenkörner unseres Programms weiterhin auf gutes Land fallen und hundertfältige Früchte tragen. Deshalb sehen wir dem Ende dieses Krieges mit der Gewißheit entgegen, daß er uns mit dem gesicherten Frieden auch ein neues Aufblühen der liberalen Arbeiterbewegung bringen wird.

Der Krieg als Förderer des Gewerkschaftsfriedens. Die Wahlen der Sicherheitsmänner im Bergbau, die in den Monaten August, September und Oktober laut Anordnung der Oberbergbehörde vollzogen werden müssen, haben den Vorständen des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter Deutschlands, des Verbandes der Bergarbeiter Deutschlands, der polnischen Berufsvereine und des Gewerkvereins der Bergarbeiter Anlaß zu einem gemeinschaftlichen, für den Zusammenhalt der verschiedenen Richtungen höchst bedeutsamen Aufrufe gegeben. „Die Sicherheitsmänner", so heißt es darin, „haben gerade jetzt, da infolge der Einberufungen zum Heere auch zahlreiche staatliche Kontrollbeamte ihrem Tätigkeitsbereich entzogen sind, eine erhöhte Bedeutung, um so mehr, weil nun im Bergbau eine große Menge nicht oder ungenügend geschulter Arbeiter beschäftigt ist, wodurch die Unfallgefahren natürlich erhöht werden. Dazukommt, daß die Sicherheitsmänner aus ihrer Mitte den Arbeiterausschuß zu wählen haben. Dieser hat gegenwärtig als Vertretung der Belegschaft in Lohnfragen und bei der Unterstützung der Kriegerfamilien und sonstiger unterstützungsbedürftiger Belegschaftsmitglieder aus den Mitteln der Unterstützungskasse und der besonderen Sammelfonds sehr wichtige Aufgaben zu erfüllen. Wir fordern daher die Belegschaften dringend auf, sofort geeignete Kandidaten für die Sicherheitsmännerwahlen aufzustellen . . . Hierbei ist so zu verfahren, daß der bisherige Besitzstand der Verbände und die Stärke der gewerkschaftlichen Organisation .. möglichst berücksichtigt wird. Dies setzt natürlich auch voraus, daß bei der Wahlagitation der Burgfriede zwischen den vier Verbänden geachtet wird. Die Vorstände werden ihren Bezirksleitern Anweisung geben, in diesem Sinne zu wirken, damit eine Kräftezersplitterung vermieden wird." Wenn der Aufruf sich auch scharf gegen die gelben Werkvereine richtet, hat er dennoch abermals die auseinanderstrebenden Gewerkschaftsrichtungen zu einer tatsächlichen Gemeinschaftsleistung vereinigt, deren erzieherische Wirkungen auch nach dem Kriege nicht sobald zerfallen werden. Immer stärker beachten die Arbeiterverbände Deutschlands den bewährten Grundsatz deutscher Feldherren: Getrennt marschieren und vereint schlagen.

Miethöchstpreise. Gegen die unberechtigten Mietsteigerungen während des Krieges hat der Magistrat in Würzburg zu einem eigenartigen Mittel gegriffen. Er hat nämlich für Kleinwohnungen in Häusern, auf die er Kleinwohnungshypotheken gegeben hat, für die Zeit vom kommenden 1. Oktober ab Höchstpreise festgesetzt.

Krieg und Nachtarbeit in Bäckereien. Durch Bundesratsverordnung vom 5. Januar 1915 ist für die Dauer des Krieges ein Verbot der Nachtarbeit in Bäckereien und Konditoreien für die Zeit von 7 Uhr abends bis 7 Uhr morgens eingeführt worden. Das Verbot hat sich bewährt. In den Kreisen der Arbeitgeber („Germania") und der Arbeitnehmer, aber auch in allen einsichtigen Verbraucherkreisen ist der Wunsch lebendig geworden, daß das Verbot der gesundheitswidrigen Nachtarbeit im Bäckereigewerbe über den Krieg hinaus auch für alle Zukunft gesichert werde. Entsprechende Eingaben haben bereits diesmal dem deutschen Reichstag vorgelegen und haben in allen Par-

Digitized by Google

keien Fürsprecher gefunden. Wie die „Soz. Praxis" hört, finden gegenwärtig unter den beteiligten Amtsstellen Beratungen über den Entwurf eines Reichsgesetzes statt, durch das die Nachtarbeit in Bäckereibetrieben dauernd verboten und die Sonntagsarbeit einschränkend geregelt werden soll. Vor Festlegung der einzelnen Bestimmungen des Entwurfs werden Sachverständige aus allen in Betracht kommenden Berufskreisen (Meister und Gehilfen, sowie ihre Verbände, Konsumvereine usw.) vernommen werden. Es ist gute Aussicht auf eine bleibende Sicherung der bedeutsamen Errungenschaft für den Arbeiterschutz, die uns der Krieg gebracht hat, vorhanden.

Handwerkslehrlinge und Krieg. Die Erhaltung des Nachwuchses im Handwerk ist dadurch teilweise gefährdet worden, daß Lehrlinge, die z. B. wegen Schließung der Werkstätte ihres Meisters infolge des Krieges aus der Lehre entlassen worden sind, keine neue Lehrstelle finden können. Es ist deshalb vorgeschlagen worden, solchen im letzten Lehrjahre stehenden Lehrlingen in den Gewerbeförderungsanstalten mit ihren Meisterkursen und in den mit Lehrwerkstätten ausgestatteten Fachschulen die Fortsetzung ihrer praktischen Ausbildung bei gleichzeitigem Besuche der Fortbildungsschule zur Vorbereitung für die Ablegung der Gesellenprüfung zu gestatten. Ferner ist vorgeschlagen worden, den jungen Leuten, die bei Beendigung der Schulpflicht eine Lehrstelle im Handwerk nicht finden können, einen weiteren einjährigen Schulbesuch zu ermöglichen. Man solle versuchen, diese jungen Leute in besonderen Tagesklassen zu vereinigen, die in Verbindung mit der Fortbildungsschule zu bringen und ihr anzugliedern seien und in denen ihnen ein die Bedürfnisse des gewerblichen und kaufmännischen Lebens berücksichtigender Unterricht neben einem gleichzeitigen gehobenen Handfertigkeitsunterricht, für den ebenfalls vorzugsweise die obengenannten Gewerbeförderungsanstalten und Fachschulen in Frage kommen würden, zur besseren Vorbildung für die Lehre zu erteilen sei. Neuerdings hat sich der preußische Handelsminister nach der „Soz. Praxis" damit einverstanden erklärt, daß da, wo sich Einrichtungen der vorgeschlagenen Art treffen lassen, in dieser Richtung im Einvernehmen mit den Schulvorständen, Kuratorien oder Direktorien sowie der zuständigen Handwerkskammer Versuche unternommen werden. Ueber die hierbei erzielten Erfolge sollen die Regierungspräsidenten binnen drei Monaten berichten.

Militärischer Schutz für Tarifverträge. Folgende Verfügung des stellvertretenden kommandierenden Generals in Lübeck ist wie so manche andere militärische Verwaltungsmaßnahme des letztverflossenen Kriegsjahres kennzeichnend für das gute soziale Verständnis unserer Militärverwaltung. „Nachdem der Reedereiverein in Lübeck und der Deutsche Transportarbeiterverband, Ortsverwaltung Lübeck, eine Vereinbarung über den Lohntarif der Hafenarbeiter Lübecks für die Dauer des Kriegszustandes getroffen haben, entsteht für jeden Arbeiter, der sich an der Arbeiterbörse aufhält, mit diesem Aufenthalt die Verpflichtung, die ihm zu den vereinbarten Bedingungen übertragene Arbeit anzunehmen. Wer sich dieser Verpflichtung entzieht, obwohl er die ihm übertragene Arbeit auszuführen imstande ist, darf die Arbeiterbörse nicht mehr betreten. Wird er trotzdem noch an der Arbeiterbörse betroffen, wird er auf Grund des Gesetzes über den Belagerungszustand, wenn die bestehenden Gesetze keine höheren Freiheitsstrafen bestimmen, mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft." Wenn der Geist dieser Verfügung auf alle bestehenden Tarifverträge Anwendung finden würde, so könnte z. B. jeder Schwärmer für Frauenarbeit an den Setzmaschinen arg ins Gedränge kommen. Denn daß die Militärbehörde so inkonsequent sein könnte, ihre Bestimmungen nur einseitig zur Anwendung zu bringen, dürfte im Zeichen des „Burgfriedens" doch stark zu bezweifeln sein.

Kriegsliteratur

Die Welt des Islam. Von Friedrich Delitzsch. Berlin 1915, Verlag Ullstein (Sammlung Männer und Völker). 189 S. 1 M. Mit Bildern.

Eine Einführung, für weite Kreise bestimmt, die vom Islam noch wenig wissen. Es ist ein Zeichen der Zeit, und zwar ein erfreuliches, daß einer der größten deutschen Erforscher morgenländischer Kultur sich bereitfindet, dem deutschen Volke durch ein populäres Buch zum besseren Verständnis des Islam zu verhelfen. Das Buch behandelt in sieben Abschnitten die Glaubenslehre des Islam, das Leben des Propheten und die Ausbreitung seiner Lehre, die religiösen Pflichten, Sitte und Recht, den Koran, das Verhältnis zwischen Muslim und Christ, Wissenschaft und schöne Literatur, Kunst und Kunstgewerbe. Geistvoll und immer unter Hervorhebung des Wesentlichen und für den Laien Wissenswerten geschrieben, ist das Buch geeignet, manche Vorurteile zu zerstreuen, die bisher zum ererbten Bestande unserer sogenannten Bildung gehörten, aber dringend der Korrektur bedurften. Nachdem uns unsere politische Zukunft einmal auf die Welt des Islam hinweist, ist es dringend nötig, daß unser Volk damit vertraut werde.

Der Weltkrieg in Dokumenten und Bildern. Mit Kriegstagebuch von Dr. H. F. Helmolt. 2. Folge. Leipzig 1915, bei Johannes M. Meulenhoff. 308 S. Geb. 1,90 M.

Mit seinen Hunderten von Bildern und Nachbildungen von Urkunden, Aufrufen, Armeebefehlen, Extrablättren usw. gibt dieses Buch ein überreiches Anschauungsmaterial. Der Preis ist niedrig.

Völkerdämmerung im Stillen Ozean. Von Georg Irmer. Leipzig 1915, bei S. Hirzel. 155 S. 2,50 M.

Das Buch legt die politische Lage in Australien, der Südsee und Ostasien dar und tritt mit größter Entschiedenheit für deutsche Weltmachtpolitik ein. Es mag „Hilfe"-Leser geben, denen der Ton dieser Schrift hier und da zu scharf klingen wird, aber wir müssen dem im auswärtigen Dienste des Reiches ergrauten Verfasser, der jetzt auch einen Sohn fürs Vaterland verloren hat, doch wohl recht geben, wenn er meint, in gegenwärtiger Zeit tue uns Weltklugheit mehr not als Weltweisheit. Wir wollen die Weisheit, die alles Handeln auf ein höheres Ideal einstellt, darum nicht vergessen, aber erst müssen wir uns durchbeißen, bevor wir die Menschheit beglücken können. Wie das im Gebiet des Stillen Ozeans möglich ist, was dort von Deutschen schon geleistet, und welche Aufgabe uns dort gestellt ist, das kann uns wohl keiner besser sagen als Irmer, der alle jene Länder und Meere seit einem Menschenalter kennt. Das Buch wird viele Leser finden.

Blätter unter der Asche in Tagen lodernder Flammen. Von Francesco Chiesa. Deutsche Uebersetzung von E. Mewes-Béha. Zürich 1915. Bei Orell Füßli. 100 S. 1,20 M.

Eigenartige aphoristische Kulturbetrachtungen. Der Verfasser ist ein Welsch-Schweizer, aber nicht deutschfeindlich gesinnt.

Heldenkränze. Gedächtnisbuch für die Gefallenen. Herausgegeben von Felix Lorenz. Buchschmuck von Carl Zander. Berlin 1915. Bei Schuster & Loeffler. 125 S. Geb. 3 M.

Enthält Aussprüche von etwa 150 lebenden Fürsten, Dichtern, Feldherren, Staatsmännern, Gelehrten, Parlamentariern und anderen hervorragenden Persönlichkeiten. In die leeren Seiten werden die Namen der gefallenen Verwandten und Freunde eingetragen.

Kriegsgedichte und Feldpostbriefe. Von Walther Heymann. (Aus dem Nachlaß des Dichters.) München 1915. Bei Georg Müller. 136 S.

Auf eine Anzahl von ernsten, packenden Kriegsgedichten folgen die — meist an seine Frau gerichteten — Feldpostbriefe des im Januar gefallenen Dichters. Auch diese Briefe sind schön in ihrer einfachen Natürlichkeit, und die ungeschmückte Schilderung des Lebens und der Stimmung in Kaserne und Schützengraben läßt uns das gewaltige, schwere Schicksal des Helden und seiner Kameraden unwillkürlich miterleben und stimmt uns zu ernstem Sinnen.

Kriegergestalten und Todesgewalten. 24 Kunstblätter auf Kupferdruckpapier von Alexander Schneider. Leipzig 1915. Bei Breitkopf & Härtel. Geb. 5 M.

Die erschütternden Eindrücke des schier übermenschlichen Völkerringens haben in der Seele des Meisters Phantasie und Schöpferwillen in Bewegung gesetzt. Und wie sich das Morden und Sterben, das Kämpfen und Siegen in seiner Künstlerseele spiegelte, so hat er es aus sich herausgesetzt und zu grausig-unheimlichen, aber auch zu hinreißend schönen Bildern gestaltet, zu allegorischen Figuren, die aber voll Lebens sind, voll Leiden und Leidenschaft und Auge und Gemüt gefangen nehmen. — Reproduktion und Ausstattung sind zu rühmen.

Der letzte Mann. Aus dem Heldenkampf S. M. S. „Leipzig" in der Seeschlacht bei den Falklands-Inseln am 8. Dezember 1914. Nach dem Gemälde von Professor Hans Bohrdt. Leipzig. Bei Otto Gustav Zehrfeld. 58:76 cm.

Auf dem Kiel des sinkenden Schiffes stehend, schwenkt der letzte Matrose in trotziger Zuversicht die zerschossene deutsche Flagge angesichts der mächtigen britischen Schlachtkreuzer. Das eindrucksvolle Bild ist in hübschem Vierfarbendruck wiedergegeben.

In England — Ostpreußen — Südösterreich. Gesehenes und Gehörtes 1914/15. Von Arthur Holitscher. Berlin 1915. Bei S. Fischer. 163 S. 1 M.

Das sehr lesenswerte Buch beginnt mit der großen englischen Flottenparade im Juni 1914, die der Verfasser von der Insel Wight aus beobachtet, und der ersten wüsten Kriegswoche in London, und schließt mit einem Aufenthalt in Tirol, am Gardasee und am Isonzo bis zur Kriegserklärung Italiens.

Von England festgehalten. Von Prof. Dr. Albrecht Penck. Stuttgart 1914. Bei J. Engelhorns Nachf. 11.—15. Tausend. 220 S. 1,20 M.

Man beachte, daß der Titel lautet „von England festgehalten". Denn von seinem unfreiwilligen Aufenthalt in England (Mitte Oktober bis Ende Dezember) erzählt der Verfasser erst in der zweiten Hälfte des Buches. Im ersten Teile aber berichtet er von seinen Erlebnissen in Australien, wohin er im Juni zur Teilnahme an einer wissenschaftlichen Versammlung gereist war, und was der gelehrte Geograph und Meeresforscher hier in Westaustralien, Südaustralien, Viktoria, Neusüdwales und Queensland gesehen, gehört und persönlich erfahren hat, sowie die Rückreise auf britischem Schiff über Colombo

Digitized by Google

und Bombay, die Flucht vor der „Emden" und der „Königsberg", das steht unter dieser Gattung von Kriegsliteratur einzig da. Diese Erinnerungen nehmen nicht nur den Leser gefangen, sondern haben zugleich bleibenden, historischen Wert für die Beurteilung des britischen Weltreichs im großen Kriege.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frl. v. B. in E. 3 M., Dir. L. in E. 1,70 M., Oberlehrerin H. in W. 3 M., B. in H. 20 M., Frl. S. in B. 75 Pf., R.-A. Sp. in R. 5 M., B. in H. 5 M., Frau Prof. K. in W. 3 M., W. in Frkft. 5 M., M. B. in Berlin 5 M., St. R. im Felde 20 M., M. in P. 2 M., Vizefeldwebel P. im Felde 3,50 M., Frau L. in L. 2,50 M., W. in B. 3 M., N. in H. 1,25 M., Prof. Sp. in M. 5 M., M. in D. 3 M., Dr. K. in G. 5 M., Gutssekretär W. in W. 5 M., Pastor H. in St. 2,50 M., Lehrer M. in D. 3 M., Frl. E. in B. 4 M., Lehrer B. in L.-Sch. 70 Pf., Dir. Dr. K. in Sch. 20 M., Pfr. K. in J. 2,50 M., F. W. in K. 5 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Lehrer H. in Sch. 2,05 M., Stationsvorst. W. im Felde 3 M.

Bücher für Armee und Marine: J. E. A. in Straßburg 43 „Bunte Bücher", 2 Romane; Werbeanwalt W. in Pankow 1 Paket Zeitschriften und Bücher; Prof. Sch. in Heidenheim 1 Kiste Bücher und Zeitschriften; Frl. K. in Berlin 2 Bücher.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: M. H. im Felde 1 M., Dr. K. in G. 3 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: Dr. K. in G. 2 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Res. W. I. Inf.-Mun.-Kol. d. G.-R.-K. Wir haben schon in Nr. 29 mitgeteilt, daß Vorschriften über das Halten holländischer Zeitungen unseres Wissens nicht bestehen, raten Ihnen aber, sich zur Sicherheit auf dienstlichem Wege zu erkundigen.

S.-L. O. B. in A. Eine Baustilkunde der von Ihnen bezeichneten Art gibt es u. W. nicht. Die Einwirkungen der veränderten Volkswirtschaft auf die Kunst sind auf diesem Gebiete noch nicht theoretisch zusammenfassend dargestellt worden. — Auch eine praktische Aufsatzlehre im Geiste der kritischen „Deutschen Stilkunst" von Engel können wir Ihnen leider nicht nennen. Vielleicht haben Sie Zeit, Ihre eigenen Erfahrungen beim Unterricht in einem Leitfaden der Stillehre zu sammeln. Das letzte freilich, die eigentliche „Kunst" der schriftlichen Darstellung, setzt, wie alle Kunst, natürliche Anlagen voraus. Diese nach Stärke und Art unendlich verschiedenen Anlagen der einzelnen Schüler zu erkennen und zur Entwicklung zu bringen, ist wiederum die Kunst des Lehrers.

Unsere Feldleser bitten wir, beim Angeben neuer Adressen stets die alte noch einmal mitzunennen, da wir bei den vielen gleichlautenden Namen häufig nicht erkennen können, wer der Schreiber ist.

Für Lazarette. In unserer Büchersammlung für Heer und Marine haben wir einige Jahrgänge von Zeitschriften, wie Daheim, Leipziger Illustrierte Zeitung, Woche und andere, die sich wegen Gewicht und Größe nicht zur Versendung in die Schützengräben oder auf Schiffe eignen. Vielleicht lassen sie sich in Lazaretten oder Erholungsheimen verwenden. Wir bitten um Mitteilung. Auch ein Volksliederbuch für Klavier (Erk) ist dabei.

Viele österreichische Leser haben die „Hilfen" der letzten Wochen (Nr. 30, 31 und 32) verspätet oder gar nicht erhalten. Die Absendung ist aber bei uns wie immer erfolgt.

Verlag der „Hilfe" Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den litterarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Unter dem Titel **Großer Bilderatlas des Weltkrieges** beginnt im Verlage von F. Bruckmann A.-G. München soeben ein Kriegsbilderwerk zu erscheinen. Dieser Bilderbericht, der nach den einzelnen Kriegsschauplätzen und innerhalb derselben chronologisch geordnet ist, führt in anschaulicher Form die gewaltigen Vorgänge so deutlich und so erschöpfend wie möglich vor Augen. In der ersten Lieferung sieht man auf großen und schönen Bildern die ungeheure Begeisterung der Mobilmachungstage vorüberziehen, die jetzt gerade ein Jahr hinter uns liegen; man sieht die unerreichte Fürsorge für die Opfer des Krieges und die Mitarbeit des ganzen Volkes hinter der Front. Es werden später folgen die Kriegsereignisse in Belgien, Frankreich, Ostpreußen, Polen, Galizien, Serbien, in der Türkei und an den Dardanellen, im Kaukasus und in Aegypten; die Kämpfe zur See und in den Kolonien — alles wird an unseren Augen vorüberziehen, langsam, zu ruhigem, wiederholtem Betrachten einladend.

Außer den Bildern werden wichtige Urkunden im Faksimile gegeben, die zusammen mit den Seitenüberschriften die zeitliche Folge der Ereignisse ausreichend erläutern. Dem unerhörten Lügenfeldzug unserer Gegner wird die gebührende Beachtung geschenkt; Stimmungsbilder aus dem Lager der Feinde ergänzen in willkommener Weise das Gesamtbild. Der erste Band des Werkes wird bis Weihnachten fertig vorliegen, der zweite erscheint im nächsten Jahr. Für den Fall die noch kommenden Ereignisse es nötig erscheinen lassen sollten, ist ein Ergänzungsband vorgesehen, der auch alle die Bilder enthalten würde, die heute aus Gründen der Landessicherheit nicht veröffentlicht werden dürfen. Wir verweisen auf den dieser Nummer beigefügten illustrierten Prospekt.

Der Verlag von **G. D. W. Callwey**, München, bringt mit seinen Gedenkblättern für Gefallene eine schöne und eindrucksvolle Gabe für das deutsche Haus. Wir empfehlen das Inserat in der heutigen Nummer der eingehenden Beachtung unserer Leser.

Die glückliche Geburt eines gesunden

Töchterchens

zeigen dankerfüllt an

Hameln, 16. August 1915

Oberlyzealdirektor
H. Spanuth und Frau
Martha, geb. **Oertel.**

Bekanntmachung.

Nachdem die Stücke der fünfprozentigen Reichsschatzanweisungen der zweiten Kriegsanleihe bereits vor einiger Zeit vollständig an die Zeichnungsstellen ausgegeben worden sind, werden wir im Laufe dieses Monats von den Stücken der fünfprozentigen Reichsanleihe wieder einen größeren Teilbetrag als dritte Rate zur Verteilung bringen. Dieser hoffen wir Ende September die vierte Rate und Ende Oktober den Rest folgen lassen zu können. Wir sind zwar bemüht, die Zeichner sobald als irgend möglich in den Besitz der gezeichneten Stücke zu bringen; trotzdem dürfte aber die Schlußverteilung vor dem genannten Zeitpunkt leider nicht möglich sein, weil uns der Rest der Stücke wegen der mit der Herstellung und Ausfertigung von annähernd 7 Millionen Schuldverschreibungen und Schatzanweisungen und ebenso vielen Zinsscheinbogen verbundenen übergroßen Arbeit nicht früher geliefert werden kann. Wir richten daher an die Zeichner die Bitte, auf die durch die gegenwärtigen Zeitverhältnisse geschaffene Lage Rücksicht zu nehmen und sich vorläufig mit der Mitteilung ihrer Vermittlungsstelle, daß die Zeichnung für sie getätigt und der Gegenwert gezahlt ist, zu begnügen.

Berlin, im August 1915.

Reichsbank-Direktorium.

Havenstein. v. Grimm.

Digitized by Google

2. September 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 35

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Kundgebungen der Parteien. — **F. A. Vogel:** Internationale Abmachungen und Seerechts-Verträge. — **Prof. Dr. Paul Barth:** Der Krieg und die russischen Juden. — **Dr. Jan Eyssen:** Wirtschaftliche Kriegsursachen. — **Dr. Hermann Goldschmidt-Faber:** Militärmacht und Arbeiterbewegung. — * * * Unsere ersten Kriegstoten — **D. Gottfried Traub:** Grundsätze. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 24. August.

Die deutsche Sozialdemokratie veröffentlicht eine Parteikundgebung über Friedensziele, die zunächst die Erhaltung Elsaß-Lothringens bei Deutschland feststellt, was gegenüber den französischen Genossen wichtig ist. Sodann wird gefordert: Offene Tür in allen kolonialen Gebieten (also insbesondere auch in den französischen und englischen), Aufnahme der Meistbegünstigungsklausel in die Friedensverträge mit allen kriegführenden Mächten, möglichste Beseitigung von Zoll- und Verkehrsschranken, Ausgleich und Verbesserung der sozialpolitischen Einrichtungen. Die Freiheit der Meere soll insbesondere durch Internationalisierung der für den Weltverkehr wichtigen Meerengen durchgeführt werden. Zurückweisung aller auf Schwächung und Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns und der Türkei gerichteten Kriegsziele des Vierverbandes. Dann heißt es weiter: „In Erwägung, daß Annexionen volksfremder Gebiete gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßen, und daß überdies durch sie die innere Einheit und Kraft des deutschen Nationalstaates nur geschwächt und seine politischen Beziehungen nach außen dauernd aufs schwerste geschädigt werden, bekämpfen wir die darauf abzielenden Pläne kurzsichtiger Eroberungspolitiker." ... Dann heißt es weiter:

„Die furchtbaren Leiden und Zerstörungen, die dieser Krieg über die Menschheit gebracht hat, haben dem Ideal eines durch internationale Rechtseinrichtungen dauernd gesicherten Weltfriedens die Herzen von neuen Millionen gewonnen. Die Erstrebung dieses Zieles muß als höchstes sittliches Pflichtgefühl für alle gelten, die an der Gestaltung des Friedens mitzuarbeiten berufen sind. Wir fordern darum, daß ein ständiger internationaler Schiedsgerichtshof geschaffen werde, dem alle zukünftigen Konflikte zwischen den Völkern zu unterbreiten sind." Diese Kundgebung ist ein interessantes Dokument der Entwicklung der Sozialdemokratie. Sie enthält in den Schlußsätzen das alte Parteibekenntnis, während sie in den Anfangssätzen mit Deutlichkeit praktische Nationalpolitik treibt. Man kann die Kundgebung nach den Namen der beiden Antragsteller benennen: David-Bernstein. Nicht zweifelfrei in ihrer Wirkung ist die Forderung des allgemeinen Meistbegünstigungssystems. Dieses könnte leicht den engeren Zusammenschluß von Mitteleuropa gefährden.

Mittwoch, 25. August.

In den Vereinigten Staaten ist die Beunruhigung wegen des Verlustes einiger amerikanischer Passagiere auf der „Arabic" noch nicht beigelegt. Da auf dem deutschen Marineamt bis heute von dem ganzen Vorfall keine Meldung eingetroffen ist, so kann beim besten Willen die deutsche Reichsregierung keine Aufklärung geben. Es ist durchaus möglich, daß die „Arabic" auf eine treibende Mine gestoßen ist, und die Angabe des Kapitäns, er habe einen Wasserstreifen auf sein Schiff zukommen sehen, sich als Irrtum erweist.

Der heutige Tagesbericht meldet an verschiedenen Stellen der östlichen Front etwa 9000 russische Gefangene. Die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern hat den fast undurchdringlichen Bialowiesker-Wald erreicht. Brest-Litowsk scheint beinahe schon umgangen zu sein.

Donnerstag, 26. August.

Die Kämpfe am Isonzo sind wieder einmal lebhafter geworden. Am Monte di sei Busi und südwestlich von der Höhe San Martino war starkes Artilleriefeuer der Italiener. Im Gebiet der Tiroler Grenze wird an verschiedenen Stellen gefochten.

Auch heute fällt die Siegesnachricht mitten in die Reichstagsverhandlungen. Die sogenannte große Kommission beschäftigte sich eben mit allerlei zwar nötiger, aber kleiner Kritik an Heeresbezahlungen, Ungleichheiten des Aufrückens und dergleichen. Da erhob sich der Kriegsminister: Ich kann Ihnen mitteilen, daß Brest-Litowsk in deutschen und österreichischen Händen ist! Ein süddeutsches Mitglied sagte: Dann brauchen wir das andere auch heute nicht mehr zu besprechen! In der Tat, wie gering sind alle Einzelvorwürfe gegenüber den gewaltigen Erfolgen dieser Monate! Meist kommt die Kritik von draußen herein, besonders von der Front gegen das Etappenleben, aber im Grunde gab es doch noch nie ein so wohlgeordnetes Heer wie das gegenwärtige. Ohne diese Ordnung würde auch die beste Tapferkeit nicht gleichzeitig Ost und West in Schach halten können. Mit Brest-Litowsk ist die letzte große Festung des polnischen Vierecks erobert. Es fehlt noch Grodno, aber das kann jetzt nur noch eine Frage der Zeit sein. Hinter Brest-Litowsk liegt Rußland offen. Unbezwungene Festungen gibt es nun nur noch nördlich bei Riga, Dünaburg, Reval und südlich bei Rowno. Man beginnt in Petersburg sich ernstlich vor dem deutschen Einmarsch zu fürchten und transportiert wertvolle Teile des Staatsarchivs nach Moskau, aber es steht noch gar nicht fest, ob die deutsche Armee wirklich diesen Weg gehen will. Der deutsche Generalstab wird es nicht vorher sagen, was er beabsichtigt.

Freitag, 27. August.

Der österreichische Bericht gibt etwas genauere Mitteilungen über die Einnahme von Brest-Litowsk. Die ungarische Landwehr des Generals v. Arz durchbrach die äußere Gürtellinie; westgalizische, schlesische und nordmährische Heeresinfanterie erstürmte dann ein südliches Fort; deutsche Truppen bemächtigten sich dreier Werke an der Nordwestfront. Gleichzeitig machte sich jenseits des Flusses der Druck der Verbündeten nordöstlich und südöstlich bemerkbar. Die Flucht ist in vollem Gange. Das nennt man dann strategischen Rückzug. Ein russischer Kriegsbericht enthält den schönen Satz: „für unsere Armeen ist die Zeit gekommen, sich eine geeignete Stellung auszuwählen, in der sie bleiben können."

Sir Edward Grey antwortet in einem langen offenen Brief auf die Rede des Reichskanzlers. Er verschiebt das Sachverhältnis zwischen Seeherrschaft und Unterseebootkrieg, wenn er behauptet, die Deutschen wollten zwar, daß ihr ganzer Seehandel während der Kriegszeit frei bleibe wie im Frieden, wollten es sich aber vorbehalten, jederzeit alle Regeln zivilisierter Kriegführung zu Lande und zur See zu brechen. Selbstverständlich sind wir Deutschen froh, wenn wir den leidigen Handelskrieg mit Unterseebootwaffe nicht zu führen brauchen. Auch wehrt sich übrigens Grey gegen den Gedanken, daß England Kriegsentschädigung zahlen soll. Darüber kann ja später nochmals geredet werden.

Sonnabend, 28. August.

Die bei Brest-Litowsk geschlagenen russischen Armeen sind in vollem Rückzug beiderseits der nach Minsk führenden Bahn. Die Truppen des Erzherzog Joseph Ferdinand rückten durch die brennende Stadt Kamiez-Litowsk im Süden des großen Bialowjeslowaldes. Deutsche Streitkräfte vom Prinz von Bayern verfolgen in Richtung auf Kobryn an der Straße nach Pinsk. Zwischen dem Muchawiec- und dem Pripjetfluß treiben Truppen der Armee Mackensen den Feind vor sich her. Deutsche Reiterei warf bei Samary an der Straße Kowel—Kobryn eine feindliche Kavalleriedivision. So lernt man Geographie! Die unglaublichsten Nester und Namen werden uns wertvoll, weil irgendwo da draußen unsere Freunde und Angehörigen kämpfen. Nach allen Nachrichten sind die verbündeten Heere voll rastloser Siegeszuversicht. Es ist die ganz große Lebensstimmung vorhanden inmitten von Dreck, Sumpf, Nebel und Mühsal.

Gleichzeitig wird auch weiter nördlich gestritten. Es haben südlich von Mitau und Riga in Kurland Kämpfe stattgefunden, die offenbar nicht leicht waren, und deren Einzelbegebenheiten gelegentlich zu russischen Siegesnachrichten verwendet wurden. Jetzt heißt es klar und fest: in den Gefechten nordöstlich von Bausk und Schönberg ist der Gegner geworfen; feindliche Vorstöße gegen Teile unserer Front zwischen Radsiwilischki und Swjadosje wurden abgeschlagen. Die Russen verteidigen die Wege nach Dünaburg und Wilna.

Eine amtliche englische Nachricht meldet vom 20. Juli aus Nairobi, daß bei Mbuyuni in (deutsch oder englisch) Ostafrika die Deutschen, 2000 Mann stark, zurückgeworfen wurden. Die deutschen Vorposten machen sich an der Ugandabahn und im englischen Bezirk Tsavo bemerkbar. Also die Getreuen leben noch, und zwar recht ordentlich!

Sonntag, 29. August.

Es regnet wieder einmal in diesem regnerischen Jahre. Dabei stellt man sich dann immer gleich die große Nässe gerade der Gebiete vor, in denen zurzeit unsere östlichen Truppen stehen. Es ist viel Landmarsch, viel Schmutzsteigerei, starke körperliche Anspannungen, dabei, wie es scheint, verhältnismäßig wenig Tote und Verwundete. Man spricht nicht mehr so viel von den Toten und Verwundeten wie im Anfang des Krieges, weil sich der Mensch an alles gewöhnt, und weil man so wenig etwas anderes sagen kann, als jeder von selber weiß, aber sie begleiten uns doch immer. Oft auch weiß man lange Zeit nichts Rechtes von denen, die draußen sind. Ich kenne Familien, die seit Monaten auf einen Brief warten, der nicht kommt. Das alles aber ist bei uns immer noch nicht so schlimm wie bei den Nationen, die keine Verlustlisten ausgeben. Wann erfährt eigentlich eine französische oder russische Mutter, daß ihr Sohn nicht mehr lebt? Es ist aller Verwunderung wert, daß das französische Volk trotzdem so tapfer bleibt, wie es im allgemeinen nach Zeitungen und neutralen Berichten noch ist. Ueberhaupt will die blutige europäische Welt noch wenig vom Frieden hören. Es liegen noch zu große Trümpfe im Spiel, so daß noch jeder Teil den Sieg für möglich hält. Noch ist über Konstantinopel nicht entschieden, noch schwanken die Balkanvölker, noch überlegt Nordamerika, noch rechnet England mit der Rohstoffabsperrung. Wenn noch einige dieser Dinge geklärt sein werden, dann kann vielleicht der Friedensversuch gemacht werden. Soviel steht aber schon heute fest, daß das russische Heer auf lange Zeit keine Angriffsmacht mehr ist, und daß die Schützengräben in Frankreich und an der italienischen Grenze tadellos verteidigt werden. Der deutsch-österreichisch-ungarische Erfolg auf den großen Landkampfgebieten ist eine weltkundige Tatsache. Das ist die erste Friedensgrundlage.

Auf die Frage, wie es im Innern der asiatischen Türkei aussieht, können wir nur unvollkommen antworten. Die Nachrichten aus Mesopotamien sind meist nur ganz gelegentliche Einzelerzählungen, die je nach der Quelle, aus der sie stammen, englisch oder türkisch klingen. Wir nehmen an, daß die Engländer in Basra sind, aber nicht viel weiter nördlich, da auch sie keine Kräfte für Nebenschauplätze frei haben. Würde die Eisenbahn vom Persischen Golf bis nach Syrien schon fertig sein, so könnte das vielleicht dem dortigen Kriege ein anderes Aussehen gegeben haben. Auch von Suez ist so gut wie nichts zu hören. Der Hauptteil der türkischen Suezarmee scheint weiter nördlich zu stehen, aber auch die Engländer haben keine Vorstöße nach Jerusalem unternommen. Einige kleine Angriffe auf den Kanal haben stattgefunden, aber nur zu vorübergehenden Störungen geführt. Aus türkischer Quelle erfährt man, daß die Engländer in der Umgebung von Aden, am Eingang des Roten Meeres, Verluste gehabt haben. Auch soll die englische Insel Perim vom Lande aus beschossen worden sein. Von besonderer Wichtigkeit würde es sein, wenn die fehlende Eisenbahnstrecke im Gebirge nördlich von Alexandrette fertiggestellt werden könnte. Wer aber soll jetzt das nötige Material dorthin liefern?

Montag, 30. August.

Die Frage des Unterganges der „Arabic" beschäftigt die Amerikaner noch immer. Soviel bis jetzt bekannt, sei das Schiff in höchstens 11 Minuten gesunken und dabei 475 Passagiere in Booten gerettet. Das soll nach seemännischem Urteil nicht möglich sein, wenn die Boote nicht schon vorher klar gemacht worden sind. Ist dieses aber der Fall gewesen, so wollte vermutlich „Arabic" das Unterseeboot, falls ein solches dort war, seinerseits rammen, um den englischen Geldpreis zu verdienen. Wenn es so liegt, dann war das Unterseeboot berechtigt zu torpedieren. Eine deutsche Darstellung ist noch immer unmöglich, da das Unterseeboot nicht eingelaufen ist.

Vom Vierverbande wird die Nachricht verbreitet, Rumänien habe mit unseren Gegnern einen geheimen Bund geschlossen und sich nur den Zeitpunkt des Angriffes vorbehalten. Dazu kommt nun in einem Bukarester Blatt die Mitteilung, Deutschland habe an Rumänien ein Ultimatum gestellt. Der dortige deutsche Gesandte erklärt das für glatt erfunden. Da der rumänische Landtag bis 28. November vertagt ist, so ist es unwahrscheinlich, daß vorher entscheidende Beschlüsse gefaßt werden, denn parlamentarisch korrekt ist der rumänische König. Soviel wir wissen, will er für seine Person den Krieg nicht.

In Ostgalizien haben die Oesterreicher an mehreren Stellen die russische Front an der Zlota-Lipa durchbrochen. 6000 Gefangene. Der russische Bericht gibt zu, daß es nördlich von Brzezany und westlich von Podhajcze den Verbündeten gelungen sei, sich am linken Ufer des Flusses festzusetzen. Also nun geht es auch dort voran.

Dienstag, 31. August.

Französische und Schweizer Blätter sprechen von greulichen Massakres unter den Armeniern, aber der türkische Generalkonsul in der Schweiz stellt bündig in Abrede, daß daran irgend etwas wahr sei. Demgegenüber hält das „Journal de Genève" seine aus armenischen Quellen stammenden Nachrichten aufrecht. Es kann sich wohl um übertriebene Einzelfälle handeln, wie sie jederzeit in dem von Kurden durchstreiften Gebieten möglich sind, es ist aber auch denkbar, daß russisches Geld versucht, eine kleinasiatische Störung hervorzurufen.

An den Dardanellen wurden, wie wir erst nachträglich erfahren, Anfang August 100 000 englische Soldaten gelandet und

Digitized by Google

haben in der Sulva-Bucht einen gewaltigen Sturm unternommen, bei dem sie etwas Landgebiet, aber keinen verwertbaren Sieg gewannen. Inzwischen haben die Türken sich wieder erhoben und am 26. und 27. August verlorene Schützengräben neuerobert.

Von Anfang Mai bis Ende August sind von der verbündeten Ostarmee 1100000 Russen gefangen worden. Das genügt!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 24. August.

Jetzt beginnt die Vorbereitung für die Winterarbeit der sozialen Kriegsfürsorge. Voriges Jahr stand sie vor allem im Zeichen der Arbeitslosigkeit. Heute sind es zwei andere Probleme: Lebensmittelteurung und Knappheit der Bekleidungsstoffe. Bei dem ersten werden ja die Maßnahmen der Regierung helfen. Das zweite ist nicht zu beheben.

Professor Langstein, der Direktor des Auguste-Viktoria-Hauses zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, verlangt dringend Maßnahmen zur Sicherung der Milchernährung der Säuglinge. Es müßte alles — und bald! — geschehen, um einer Gefährdung der Säuglingsernährung vorzubeugen und dafür notwendige Milch absolut sicherzustellen. Das einzige Mittel scheint nach allem die Milchkarte.

Die Sozialdemokratie ist nun den beiden liberalen Parteien mit einer Erklärung über die Kriegsziele gefolgt. Sie lautet:

In Wahrnehmung der nationalen Interessen und Rechte des eigenen Volkes und in Beachtung der Lebensinteressen aller Völker erstrebt die deutsche Sozialdemokratie einen Frieden, der die Gewähr der Dauer in sich trägt und die europäischen Staaten auf den Weg zu einer engeren Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft führt. Demgemäß stellen wir folgende Richtpunkte für die Friedensgestaltung auf:

1. Die Sicherung der politischen Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Deutschen Reiches heischt die Abweisung aller gegen seinen territorialen Machtbereich gerichteten Eroberungsziele der Gegner. Das trifft auch zu für die Forderung der Wiedereingliederung Elsaß-Lothringens an Frankreich, einerlei, in welcher Form sie erstrebt wird.

2. Zwecks Sicherung der wirtschaftlichen Entwicklungsfreiheit des deutschen Volkes fordern wir:

„Offene Tür", d. h. gleiches Recht für wirtschaftliche Betätigung in allen kolonialen Gebieten;

Aufnahme der Meistbegünstigungsklausel in die Friedensverträge mit allen kriegführenden Mächten;

Förderung der wirtschaftlichen Annäherung durch möglichste Beseitigung von Zoll- und Verkehrsschranken;

Ausgleichung und Verbesserung der sozialpolitischen Einrichtungen im Sinne der von der Arbeiterinternationale erstrebten Ziele.

Die Freiheit der Meere ist durch internationalen Vertrag sicherzustellen. Zu diesem Zweck ist das Seebeuterecht zu beseitigen und die Internationalisierung der für den Weltverkehr wichtigen Meerengen durchzuführen.

3. Im Interesse der Sicherheit Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Betätigungsfreiheit im Südosten weisen wir alle auf Schwächung und Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns und der Türkei gerichteten Kriegsziele des Vierverbandes zurück.

4. In Erwägung, daß Annexionen volksfremder Gebiete gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßen, und daß überdies durch sie die innere Einheit und Kraft des deutschen Nationalstaates nur geschwächt und seine politischen Beziehungen nach außen dauernd aufs schwerste geschädigt werden, bekämpfen wir die darauf abzielenden Pläne kurzsichtiger Eroberungspolitiker.

5. Die furchtbaren Leiden und Zerstörungen, die dieser Krieg über die Menschheit gebracht hat, haben dem Ideal eines durch internationale Rechtseinrichtungen dauernd gesicherten Weltfriedens die Herzen von neuen Millionen gewonnen. Die Erstrebung dieses Zieles muß als höchstes sittliches Pflichtgefühl für alle gelten, die an der Gestaltung des Friedens mitzuarbeiten berufen sind. Wir fordern darum, daß ein ständiger internationaler Schiedsgerichtshof geschaffen werde, dem alle zukünftigen Konflikte zwischen den Völkern zu unterbreiten sind."

Grundsätzlich bedeutsam der Anfang: „In Wahrnehmung der nationalen Interessen und Rechte des eigenen Volkes". Grundsätzlich und praktisch bedeutsam die Formulierung: „Annexionen volksfremder Gebiete". Merkwürdig, wie theoretisch aus der Sozialdemokratie nun das nationale Selbstbestimmungsrecht als höchster Maßstab herauswächst!! Ganz unmarxistisch.

Die Zustimmung zu den Kriegskrediten ist mit 68 gegen 31 Stimmen von der sozialdemokratischen Fraktion beschlossen.

Die Nachrufe, die dem deutschen Gelehrten Ehrlich in der ausländischen Presse gewidmet werden, sind ein wohltuender Ausdruck der unerschütterlichen Gemeinsamkeit geistiger Werte! Sie wird auch in unser aller Bewußtsein schnell wieder zu ihrem Recht kommen, wenn diese Zeit vorüber ist.

Mittwoch, 25. August.

Im Reichstag wurden die hauptsächlich vom Zentrum vertretenen Vorwürfe gegen die Kriegsgetreidegesellschaft von der Regierung und der Leitung der Kriegsgetreidestelle entkräftet und dann zurückgenommen. Das hätte man sich also sparen können. Es ist ganz richtig, daß die Kriegsgetreidegesellschaft ungefähr alle Interessenten zu natürlichen Gegnern haben mußte, als sie entstand.

Der Berliner Verein für Kleinwohnungswesen hat in einer eingehenden Denkschrift vom Reichstag Maßnahmen gegen die drohende Kleinwohnungsnot verlangt. Es ist sicher richtig, daß solche Maßnahmen, auch wenn sie Geld kosten, schon jetzt ergriffen werden müssen. Wir dürfen dem Druck, der aus der vergeblichen Wohnungssuche oder dem Vorliebnehmen mit unbehaglicher Unterkunft entsteht, die heimkehrenden Soldaten nicht aussetzen.

Die internationale wirtschaftliche Diskussion behandelt das Thema: Baumwolle als Bannware. Eigentlich ungeheuerlich, wenn England damit durchkäme!

In Lodz ist das deutsche Gymnasium wiedereröffnet.

Die Berliner Handelskammer hat sich gegen das Schlagsahneverbot ausgesprochen. Sie meint, eine Mahnung an das Publikum zum Maßhalten würde genügen. Damit haben wir nun leider entgegengesetzte Erfahrungen gemacht!

Zum Kohlensyndikat ist in der Budgetkommission des Reichstags eine fortschrittliche Resolution angenommen, daß die Regelung des Kartell- und Syndikatswesens grundsätzlich Reichssache sei. Die erfolgte Uebertragung des Rechtes der Zwangssyndizierung an die Landesbehörde sei nur als Kriegsnotbehelf zu betrachten. Ein nationalliberaler Antrag, der angenommen wird, verlangt Außerkrafttreten der Bundesratsverordnung über das Zwangssyndikat zwei Jahre nach Friedensschluß.

Donnerstag, 26. August.

Heute ist in Berlin das „Amt" — oder wie man es nennen will — zur Ueberwachung der Preisbildung ins Leben getreten. In Dresden wird Aehnliches geschaffen werden.

Im Reichstag Debatte über Kriegsunterstützung und Hinterbliebenenfürsorge. Ueber die Kritik des Abgeordneten Bauer (Gewerkschaften) regte sich das Haus zu Unrecht auf, wenigstens über den Teil, der die Lage der Wehrmannsfrauen betrifft. Wer in der Kriegsfürsorge arbeitet, weiß, daß mit den steigenden Lebensmittelpreisen die Unterstützungen nicht ausreichen, wenn die Frau nicht durch Arbeit oder sonst Nebeneinkünfte hat. Es kann aber nicht jede Frau Arbeit annehmen, und es findet nicht jede Arbeit. Der Antrag, mindestens eine einmalige außerordentliche Unterstützung zu Anfang des Winters zu bewilligen, ist durchaus berechtigt. Besser wäre noch, wenn die gesetzliche Feuerungszulage für die Wintermonate, die im Sommer als Teuerungszulage bestehen blieb, jetzt aufgeschlagen würde. Sich damit trösten, daß es — nach den Worten des Abgeordneten Paasche — „für wirklich bestehende Not allenthalben helfende Hände gibt", ist kein Standpunkt für eine Volksvertretung.

Freitag, 27. August.

Die Aenderung des Reichsvereinsgesetzes ist heute gegen die Stimmen der Konservativen und Nationalliberalen angenommen. Von den drei Aenderungen: Herausnahme der Gewerkschaften aus

Digitized by Google

dem Begriff des politischen Vereins, Aufhebung des Sprachenparagraphen und Aufhebung des Jugendparagraphen wurde allen dreien nur von Sozialdemokraten und Zentrum zugestimmt, die Nationalliberalen lehnten die letzten beiden Aenderungen, die Fortschrittliche Volkspartei nur die letzte, die Zulassung der Jugendlichen zu politischen Vereinen, ab, die Konservativen die ganze Novelle. Ein Auseinandergehen, das für die innere Politik nach dem Kriege nicht gerade sehr hoffnungsvoll stimmen kann. Vorläufig ist jedenfalls die Annahme des Kommissionsantrages (aus der die Regierungsvorlage nun erst hervorgehen muß) ein guter Fortschritt — und wenn man an die Kämpfe denkt, die sich schon an dies Gesetz geknüpft haben, auch ein großer! — —

Wir bekommen eisernes Geld. Eisenstücke statt der Nickel-Fünfpfennigstücke. Ein gutes Symbol, das wir als solches ansehen werden!

Sonnabend, 28. August.

Die statistische Zentralstelle des Deutschen Lehrervereins hat eine Erhebung über die Kriegsteilnehmer aus der Volksschullehrerschaft veranstaltet, deren Ergebnisse in Nr. 7/8 der „Schulstatistischen Blätter" veröffentlicht werden. Es beteiligten sich an der Aufnahme der Deutsche Lehrerverein, der katholische Lehrerverband des Deutschen Reiches und der Neue preußische Lehrerverein mit im ganzen 3132 Einzelvereinen. Aus 359 Einzelvereinen sind keine Angaben eingegangen. Daraus ist schon ersichtlich, daß die Zahlen kein ganz genaues Bild der Sachlage geben, abgesehen davon, daß sie die Lehrer nicht berücksichtigen, die keinem Verein angehören.

Erhebungsgrenze war der 15. Mai d. J.

Die Gesamtzahl der Kriegsteilnehmer betrug in Preußen 34 260, in den übrigen Staaten 20 258, im Reich demnach 54 518. Die Verhältniszahl der Kriegsteilnehmer zu der Gesamtzahl der Volksschullehrer in den betreffenden Landesteilen, wobei die Angaben der amtlichen Statistik von 1911 der Berechnung zugrunde gelegt sind, ist auffallend verschieden. Daß sie in Elsaß-Lothringen nur 15,3 v. H. beträgt, hängt natürlich damit zusammen, daß ein Teil des Gebietes vom Feinde besetzt ist. Aber auch in Westpreußen beträgt sie nur 23 v. H., in der Rheinprovinz 24,3 v. H., dagegen z. B. in Braunschweig 40,6 v. H., in Sachsen-Weimar 42,4 v. H., in Hessen-Nassau 48,4 v. H. Die höchste Verhältniszahl weisen auf Baden mit 56 v. H. und Bremen mit 57,6 v. H. In Preußen standen durchschnittlich unter den Waffen 34,8 v. H. der Volksschullehrerschaft, in den übrigen Staaten 33,8 v. H., im Reich 34,4 v. H.

Zur Zeit des Eintritts in das Heer waren 20 Oberleutnant, 646 Leutnant, 44 Feldwebelleutnant, 813 Offizierstellvertreter, 189 Feldwebel, 2542 Vizefeldwebel, 10 249 Unteroffiziere 4515 Gefreiter, 41 337 Gemeiner, 615 standen im Lazarett- und 542 im Intendantur- und Verwaltungsdienst. Während der Kriegszeit wurden befördert 7 zum Hauptmann, 91 zum Oberleutnant, 2553 zum Leutnant, 130 zum Feldwebelleutnant, 1271 zum Offizierstellvertreter, 536 zum Feldwebel, 1867 zum Vizefeldwebel, 5533 zum Unteroffizier, 211 zum Lazarett-Inspektor, 190 im Intendantur- und Verwaltungsdienst. Es wurden demnach 2651 zu Offizieren und 9337 zu Unteroffizieren befördert, unter letzteren 3804 zu Feldwebelleutnants, Offizierstellvertretern, Feldwebeln und Vizefeldwebeln. Von den 54 518 Gezählten waren also am Erhebungstage 3317, das sind 6,09 v. H. Offiziere, 23 174 Unteroffiziere, das sind 42,5 v. H., unter letzteren 7392 Feldwebelleutnants, Offizierstellvertreter, Feldwebel und Vizefeldwebel, das sind 13,6 v. H. der Gesamtzahl. Im Führerdienste als Offiziere oder Unteroffiziere, sowie als Lazarett- oder Verwaltungsbeamte standen insgesamt 26 892, das sind 49,3 v. H. der Gesamtzahl.

Mit dem Eisernen Kreuze wurden 5161 ausgezeichnet, worunter 40 mit dem 1. Klasse.

Es wird einmal sehr lehrreich sein, die Beteiligung der einzelnen Stände am Heeresdienst zu vergleichen. Daß die Lehrer dann nicht an letzter Stelle stehen werden, ist schon aus diesen Ziffern deutlich, die sich sicher nach dem 15. Mai auch noch erhöht haben werden.

Sonntag, 29. August.

An der Universität Konstantinopel werden 14 Lehrstühle für deutsche Professoren errichtet. Sie sollen in türkischer Sprache lehren.

Die Angestellten der deutschen Eisenbahnen haben während des Krieges über 2 Millionen für Kriegsfürsorge geopfert. Ihre Organisation, „Der allgemeine Verband der Eisenbahnvereine", hat — ein seltener Fall während des Krieges — an Mitgliedern und Ortsvereinen zugenommen.

Die freien Gewerkschaften haben im Kriegsjahr, d. h. in seinen ersten 9 Monaten, 20¾ Millionen an Arbeitslosenunterstützung gezahlt. An Kriegshilfe für die Familien eingezogener Mitglieder wurden 7 Millionen aufgewendet. Der Mitgliederstand der Gewerkschaften ist durch den Krieg stark berührt. Fast eine Million Mitglieder sind im Heer. Der Mitgliederverlust beträgt aber nach Abzug der Eingezogenen noch etwa eine Viertelmillion — jedenfalls zum Teil dadurch erklärlich, daß in den vom Krieg zerstörten Landesteilen keine Berichte zu erlangen waren, und daß viele Mitglieder ihre Einziehung nicht mitteilten. Es ist bezeichnend, daß manche Verbände erheblichen Zuwachs haben (Bauarbeiter, Transportarbeiter und Holzarbeiter) — es sind das aber nicht die Verbände der wirtschaftlichen Hochkonjunktur. Im Gegenteil. Erziehliche Wirkung der Arbeitslosigkeit?

Montag, 30. August.

Die Zeitungen bringen Bilder aus Warschau. Ganz unberührte Fortsetzung des Großstadtlebens. Ein kleiner Ausschnitt zeigt Warschauer Bürger vor dem Anschlag der ersten deutschen Proklamation an die Bevölkerung. Nicht anders als wenn es ein üblicher Polizeianschlag oder ein Theaterzettel wäre.

Es ist merkwürdig, wie die großen Umgestaltungen der Gegenwart auch unser Bild der Vergangenheit vorschieben und auf wenig mehr lebendige Zeiten neues helles Licht fallen lassen. Die sächsische Regierung ordnet in einem Erlaß über die Sedanfeier an, daß die Schulkinder an die Zeit der sächsischen Herrscher in Warschau erinnert werden, von denen heute noch manche Gebäude Zeugnis ablegen.

Naumann / Die Kundgebungen der Parteien

Während der letzten Reichstagssitzungen haben Nationalliberale, Fortschrittler und Sozialdemokraten Kundgebungen veröffentlicht, die es wohl verdienen, als Merkzeichen der Zeitlage aufbewahrt zu werden.

Nationalliberale Kundgebung:

„Der Zentralvorstand der Nationalliberalen Partei erklärt in Uebereinstimmung mit den Verhandlungen des Geschäftsführenden Ausschusses und der Landesvorsitzenden vom 16. Mai, daß das Ergebnis des jetzigen Krieges nur ein Friede sein kann, der unter Erweiterung unserer Grenzen in Ost und West und Uebersee uns militärisch, politisch und wirtschaftlich gegen neuen Ueberfall sichert und die ungeheuren Opfer lohnt, die das deutsche Volk bisher gebracht hat und bis zum siegreichen Ende weiterzubringen entschlossen ist.

Der Zentralvorstand dankt seinem Vorsitzenden, dem Abgeordneten Bassermann, einmütig und herzlich für seine vom Vertrauen der gesamten Partei getragene Tätigkeit zur Durchsetzung dieser nationalen Kriegsziele.

Der Zentralvorstand wird mit der gesamten Partei geschlossen hinter jeder Regierung stehen, die diese Ziele mit unbeugsamer Festigkeit verfolgt.

Fortschrittliche Kundgebung:

Die Reichstagsfraktion der fortschrittlichen Volkspartei hat sich in eingehenden Beratungen mit den Aufgaben beschäftigt, die der Volksvertretung durch den Gang der geschichtlichen Ereignisse zugewiesen

Digitized by Google

werden. Sie hat die im Hinblick auf das Kriegsziel erhobenen Forderungen künftiger Grenzfestsetzungen und staatsrechtlicher Neubildungen sorgsam geprüft, erachtet aber, nach gewissenhafter Erwägung, die Zeit noch nicht für gekommen, ein bestimmtes Programm mit fest umgrenzten Einzelforderungen für den Abschluß des Friedens aufzustellen. Ebenso entfernt von der grundsätzlichen Ablehnung jedes Landerwerbs, wie von uferlosen Annexionsplänen, hält die Fraktion für unbedingt geboten, das Reich durch militärische und wirtschaftliche Maßnahmen, wie durch notwendige Gebietserweiterungen für die Zukunft zu sichern und für den friedlichen Wettstreit der Völker Bedingungen zu schaffen, die in der Heimat, wie auf dem freien Meere die Entfaltung der vollen Kraft des deutschen Volkes gewährleisten. Es wurde einhellig die Erwartung ausgesprochen, daß die Reichsregierung in vertrauensvollem Zusammenwirken mit der Volksvertretung zur gegebenen Zeit eine offene Aussprache über die Grundlagen des Friedensschlusses herbeiführen werde, und es wurde die feste Zuversicht bekundet, daß Volk, Heer und Flotte im Bewußtsein der weltgeschichtlichen Bedeutung dieser schweren Kämpfe, wie bisher, in treuem Zusammenhalten ohne Wanken alle Kräfte einsetzen werden, bis ein ehrenvoller und dauernder Friede gesichert ist. Die Fraktion ist bereit, die Regierung zu unterstützen, die nach den Worten des Kaisers vom 31. Juli 1915 sich die Aufgabe stellt, auf erprobten alten und vertrauensvoll betretenen neuen Bahnen vorwärtszuschreiten.

Sozialdemokratische Kundgebung:

„In Wahrnehmung der nationalen Interessen und Rechte des eigenen Volkes und in Beachtung der Lebensinteressen aller Völker erstrebt die deutsche Sozialdemokratie einen Frieden, der die Gewähr der Dauer in sich trägt und die europäischen Staaten auf den Weg zu einer engeren Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft führt. Demgemäß stellen wir folgende Richtpunkte für die Friedensgestaltung auf:

1. Die Sicherung der politischen Unabhängigkeit und Unversehrtheit des Deutschen Reiches heischt die Abweisung aller gegen seinen territorialen Machtbereich gerichteten Eroberungsziele der Gegner. Das trifft auch zu für die Forderung der Wiederangliederung Elsaß-Lothringens an Frankreich, einerlei, in welcher Form sie erstrebt wird.

2. Zwecks Sicherung der wirtschaftlichen Entwickelungsfreiheit des deutschen Volkes fordern wir:

„Offene Tür", d. h. gleiches Recht für wirtschaftliche Betätigung in allen kolonialen Gebieten;

Aufnahme der Meistbegünstigungsklausel in die Friedensverträge mit allen kriegführenden Mächten;

Förderung der wirtschaftlichen Annäherung durch möglichste Beseitigung von Zoll- und Verkehrsschranken;

Ausgleichung und Verbesserung der sozialpolitischen Einrichtungen im Sinne der von der Arbeiter-Internationale erstrebten Ziele.

Die Freiheit der Meere ist durch internationalen Vertrag sicherzustellen. Zu diesem Zweck ist das Seebeuterecht zu beseitigen und die Internationalisierung der für den Weltverkehr wichtigen Meerengen durchzuführen.

3. Im Interesse der Sicherheit Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Betätigungsfreiheit im Südosten weisen wir alle auf Schwächung und Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns und der Türkei gerichteten Kriegsziele des Vierverbandes zurück.

4. In Erwägung, daß Annexionen volksfremder Gebiete gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßen und daß überdies durch sie die innere Einheit und Kraft des deutschen Nationalstaates nur geschwächt und seine politischen Beziehungen nach außen dauernd aufs schwerste geschädigt werden, bekämpfen wir die darauf abzielenden Pläne kurzsichtiger Eroberungspolitiker.

5. Die furchtbaren Leiden und Zerstörungen, die dieser Krieg über die Menschheit gebracht hat, haben dem Ideal eines durch internationale Rechtseinrichtungen dauernd gesicherten Weltfriedens die Herzen von neuen Millionen gewonnen. Die Erstrebung dieses Zieles muß als höchstes sittliches Pflichtgefühl für alle gelten, die an der Gestaltung des Friedens mitzuarbeiten berufen sind. Wir fordern darum, daß ein ständiger internationaler Schiedsgerichtshof geschaffen werde, dem alle zukünftigen Konflikte zwischen den Völkern zu unterbreiten sind."

Wir können aus verschiedenen Gründen nicht über alles reden, was in diesen drei Kundgebungen berührt wird, besonders nicht über die Annexionsfrage an sich, da für sie die Zeit öffentlicher Aussprache noch nicht gekommen ist. Es sei aber erlaubt, zu einigen Punkten, die nicht unter die „Kriegsziele" im engeren Sinn des Wortes gehören, einige Bemerkungen zu machen.

Das ausgearbeitetste Programm künftiger weltwirtschaftlicher Verhältnisse ist im sozialdemokratischen Schriftstück enthalten. Dabei ist die engere Rechts-, Wirtschafts- und Kulturgemeinschaft der europäischen Staaten als Ausgangspunkt der Gedanken genommen. Man möchte fast sagen: „Die Vereinigten Staaten von Europa". Darin liegt zweifellos eine große Wahrheit insofern, als auch nach dem Krieg Europa wieder gemeinsam weiterleben muß, aber gleichzeitig liegt darin eine gewisse Beiseiteschiebung des besonderen mitteleuropäischen Bundesverhältnisses zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn. Während nämlich die beiden anderen Parteikundgebungen sich überhaupt nicht mit der mitteleuropäischen Frage befassen, was man als einen Mangel ansehen kann, so ist in der sozialdemokratischen Arbeit an zwei Stellen etwas über Oesterreich-Ungarn enthalten, nämlich einmal der Satz von der Meistbegünstigungsklausel in den Verträgen mit allen kriegführenden Staaten, und sodann die Ausführung darüber, daß im Interesse der Sicherheit Deutschlands und seiner wirtschaftlichen Betätigungsfreiheit im Südosten alle auf Schwächung und Zertrümmerung Oesterreich-Ungarns und der Türkei gerichteten Kriegsziele des Vierverbandes zurückgewiesen werden müssen. Dieser letzte Satz ist in seiner Formulierung sicherlich das Werk längerer Ueberlegungen. Er spricht von keinem deutsch-österreichischen oder türkischen Wirtschaftsbündnis, sondern scheint diesen Gedanken mit Absicht zu umgehen, wie denn auch die Forderung allgemein verbreiteter Meistbegünstigungsverträge fast schon als Ablehnung besonderer Vorzugszölle und Wirtschaftserleichterungen erscheint. Wir heben diese Sätze heraus, damit wir erfahren, ob sie von uns richtig verstanden worden sind. Bisher nämlich sind auch innerhalb der Sozialdemokratie Stimmen laut geworden, die dem mitteleuropäischen Wirtschaftsverbande viel günstiger waren. Wir begreifen, daß vom internationalen Programm der Sozialdemokratie aus die Vereinigten Staaten von Europa mehr sind als ein mitteleuropäischer Verband, aber wir fragen, ob es richtig sein würde, dem letzteren die Wege zu versperren, nur weil die ersteren zurzeit noch jenseits der Erreichbarkeit liegen. Das aber geschieht mit dem Satz von der Meistbegünstigung in allen Friedensverträgen.

Wertvoll ist es, daß der sozialdemokratische Entwurf die Fragen des Welthandels und der freien Meere noch etwas genauer umschreibt, als es in der fortschrittlichen Kundgebung geschehen ist. Das ist um so mehr erwünscht, als der deutsche Kaiser in seiner denkwürdigen Ansprache vom 31. Juli den Gedanken der Freiheit des Meers in die Mitte gerückt hat. Es handelt sich tatsächlich um die offene Tür in allen Kolonien europäischer Mächte, um einen internationalen Vertrag über das Privateigentum zur See im Kriege und über die Regelung der Meerengenfrage. Diese Dinge sind in ihrer Gesamtwirkung für uns wichtiger als viele

Digitized by Google

Quadratkilometer, es fragt sich aber nur, ob es überhaupt eine garantierte Abmachung darüber geben kann. Wir glauben, daß es auch jetzt schon sehr an der Zeit ist, den vom Kaiser ausgesprochenen Grundgedanken volksverständlich zu machen. Er wird sicherlich heute noch vielfach von der Inlandbevölkerung nicht genügend begriffen und darum unterschätzt.

Wieweit die staatliche Zusammengehörigkeit der Nationen von ihrem eigenen Selbstbestimmungsrecht abhängen kann oder nicht, ist eine alte Streitfrage der Demokratie, die auch, abgesehen von den Kriegszielen, eine gewisse Erörterung verdient. Man versuche einmal, diesen Grundsatz auf Oesterreich-Ungarn und die Türkei anzuwenden, für deren Staatserhaltung die Sozialdemokratie sich mit erfreulicher Klarheit ausspricht. Es könnten sich dabei Dinge wiederholen, wie sie in der demokratischen Schweiz tatsächlich vorgekommen sind, als vor etwa 20 Jahren der Kanton Tessin sich loslösen wollte. Er wurde von den übrigen zum Bleiben gezwungen, weil er militärisch unentbehrlich ist und weil kein Staat, sei er auch demokratisch-republikanisch, seinen Bestand von Minderheitsbeschlüssen in Frage stellen lassen kann. Auch der Nationalismus hat seine Grenzen. Es ist übrigens merkwürdig, wie sich im Krieg bei den alten nationalen Parteien der reine Nationalstaatsgedanke abschwächt, bei der Sozialdemokratie aber das Recht der Nationalitäten stärker als vorher vertreten wird.

Eine weitgehende Abschwächung des Nationalstaatsgedankens liegt zweifellos im Hauptsatze der nationalliberalen Kundgebung, denn jede Erweiterung unserer Grenzen vermehrt unsere nichtdeutsche Bevölkerung. Darauf aber wollen wir nicht weiter eingehen, bis wir es später mit voller Ausführlichkeit tun dürfen.

Wir machen noch aufmerksam auf die etwas verschiedene Form, in der das Vertrauen zur Regierung in der nationalliberalen und fortschrittlichen Kundgebung zum Ausdruck gekommen ist. Die fortschrittliche Volkspartei ist bereit, die Regierung zu unterstützen, die nach den Worten des Kaisers vom 31. Juli verfahren will. Das aber kann und darf von der gegenwärtigen Regierung angenommen werden.

F. R. Vogel / Internationale Abmachungen und Seerechts-Verträge

Der Krieg hat zu ungezählten Malen gezeigt, daß internationale Abmachungen und Verträge in den Augen der Leiter mancher Regierungen nur als ein Fetzen Papier gelten, wenn hinter ihnen nicht der Wille und die Macht steht, Verstöße gegen sie zu ahnden. England hat solchen Verträgen rücksichtslos zuwidergehandelt, so oft ihm das Vorteil brachte, hat sich aber auf sie berufen, wenn andere Staaten dagegen verstießen. Daß England die Liste der Bannwaren seinen jeweiligen Bedürfnissen willkürlich anpaßte, wenn seine Gegner nicht in der Lage waren, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ist nur ein Beispiel der Rücksichtslosigkeiten und Willkür dieses Landes und der Rechtlosigkeit, in der die Welt im Augenblick lebt. Die Entrechtung der Angehörigen feindlicher Nationen, die so weit geht, daß es sich an deren privatem Eigentum vergreift und sogar die international geschützten Patentrechte derselben anzutasten wagt, sind weitere Beispiele. Noch ungeheuerlicher will aber erscheinen, wie England die Rechte der Neutralen achtet, als deren Beschützer es sich in Worten und Phrasen ständig aufspielt. England benutzt tatsächlich die Kriegslage dazu, um außer seinen Feinden auch gelegentlich die Neutralen und selbst seine eigenen Verbündeten soviel wie möglich zu schädigen, in der Hoffnung, durch deren Schwächung selbst Vorteile zu erlangen.

Werden die neutralen Staaten schon durch allerhand Schikanen, durch Störung ihrer Verkehrswege, durch Terrorisierung ihres Handels und der Industrien selbst im Innern ihres Landes durch England hart betroffen, so sind andere Vorkommnisse noch einschneidender, weil sie zugleich auf das internationale Seerecht hinüberspielen.

Die Unverfrorenheit Englands in der Art, wie es dieses Recht handhabt, zwingt nachgerade alle Neutralen, nach seiner Pfeife zu tanzen. Den Gipfel bildet aber die Nichtachtung neutralen Seegebietes.

Erst kürzlich hat ein englischer Trawler, ein mit Kanonen besetztes Handelsschiff, innerhalb norwegischer Gewässer versucht, ein deutsches Handelsschiff, die „Pallas", aufzubringen und es zu zwingen, seinen Kurs auf den vor den norwegischen Gewässern kreuzenden englischen Hilfskreuzer zu nehmen, der es dort kapern sollte. Nur das Dazwischenkommen eines norwegischen Kreuzers konnte die Ausführung verhindern und das deutsche Schiff nebst Ladung und Mannschaft retten. Die Versenkung des Erzdampfers „Friedrich Arp" am 7. Juli bei Bodö scheint die Wiederholung dieses Rechtsbruches zu sein. Im ersteren Falle bezeugten die Engländer wenigstens noch den Schein des Respektes vor neutralen Hoheitsrechten, indem wenigstens der Hilfskreuzer außerhalb der norwegischen Sphäre blieb und nur den bewaffneten Trawler, der nicht unbedingt als Kriegsschiff angesehen zu werden braucht, hineinsandte, die Tat auszuführen.

England läßt aber auch diese Rücksicht fallen, wo es ihm in den Kram paßt, wie bei der Vernichtung der „Dresden" am 14. März in chilenischem Hoheitsgebiet. Kein Wunder, wenn der gelehrige Bundesgenosse Rußland diesem Beispiel folgend unseren „Albatros" bei Gotland in schwedischen Gewässern zusammenschießt.

Wir wissen durch die offiziellen englischen Berichte, daß der Höchstkommandierende der englischen Flotte den strikten Befehl hatte, die „Dresden" unter allen Umständen zu vernichten, und sei es auf neutralem Grunde. Es genügt den Engländern nicht, Schiff und Mannschaft für die Dauer des Krieges durch Internierung unschädlich zu machen. Die vollständige Vernichtung war sicherer, sie ließ sich auch vielleicht als eine Heldentat der englischen Flotte, deren Ansehen so tief gesunken war, auffrisieren, da man ja den Nachrichtendienst beherrschte.

Der offizielle chilenische Bericht bildet den unantastbaren Beweis eines Neutralitätsbruches in peinlichster Form.

Dieser Fall und der des „Albatros" sind aber um so schwerwiegender, als sie die gänzliche Haltlosigkeit von Verträgen über das Seerecht in Hinsicht auf neutrales Gebiet dartun. Das englische und russische Flottenkommando begehen hier mit Ueberlegung und mit Absicht eine Ungesetzmäßigkeit, um ihren Zweck zu erreichen. Nachher können die vergewaltigten Neutralen mit einer phrasenhaften Entschuldigung abgespeist werden, und der Fall ist erledigt. Es ist die gleiche Handlungsweise, wie wenn die Engländer neutrale Schiffe aufbringen, nach England schleppen und schließlich die Ware, die England brauchen kann, konfiszieren oder sich durch ein Prisengericht zusprechen lassen, im besten Falle auch wohl bezahlen. Pocht der Neutrale energisch auf, so geht man vielleicht so weit, für den Neutralitätsbruch dem Kommandierenden der

Digitized by Google

Flotte einen offiziellen Rüffel zu erteilen, spricht ihm privatim aber seine höchste Anerkennung aus. Englische Doppelzüngigkeit bildet ja den roten Faden, der durch die Geschichte dieses Völkerringens läuft.

Wenn ein Neutralitätsbruch mit einer bloßen Entschuldigung oder auch einem amtlichen Tadel des verantwortlichen Befehlshabers abgetan werden kann, dann besteht für solches Verbrechen überhaupt keine Sühne. Das widerspricht aber jeglichem Rechtsgefühl.

Entschuldigung ist doch keine Sühne dafür. Wenn es den Neutralen auch weniger trifft, als einen dritten, der sich auf das bestehende Recht verläßt. Das muß Neutralitätsbrüche geradezu herausfordern. Das Neutralitätsrecht gilt jedoch für alle. Es verlangt, daß, wenn ein der Uebermacht sich entziehendes Schiff in neutrale Gewässer flüchtet, es der Internierung verfällt. Logischerweise muß die verfolgenden Schiffe, die dasselbe tun, das gleiche Schicksal treffen. Wenn sie sich nicht gutwillig ergeben, müssen sie von der neutralen Macht dazu gezwungen werden, vorausgesetzt, daß diese stark genug hierzu ist und die nötigen Seekräfte zur Stelle hat, um ihrer Forderung Nachdruck zu verleihen.

Dringen die Verfolger zwar nicht in die neutralen Gewässer ein, beschießen aber das geflüchtete Schiff in diesen, so ist das gleichfalls eine ausgesprochene Verletzung der Hoheitsrechte des neutralen Landes. Es kommt dabei gar nicht mal darauf an, daß wie beim „Albatros" die russischen Geschosse schwedisches Land berühren und sogar die Leuchtturmbesatzung zur Flucht zwingen. Jeder Schuß auf das Land- oder Seegebiet eines neutralen Landes ist ein Eingriff in dessen Hoheitsrechte, ein kriegerischer Angriff gegen dieses Land, der sofort den Kriegszustand zur Folge haben müßte. Die logische Folge davon wäre, daß das internationale Seerecht diese Gesichtspunkte zum Ausdruck bringt.

Dementsprechend müßte die Verfolgung eines feindlichen Schiffes, bei der auch der Verfolger das neutrale Gewässer betritt, für beide die Strafe der Internierung nach sich ziehen. Beschießt der Verfolger aber das auf neutralem Gebiet befindliche feindliche Schiff, wobei es gleichgültig ist, ob der Verfolger die Grenzlinie überschritten hat, so begeht er eine feindselige Handlung gegen den neutralen Staat. Das sollte auch ohne besondere Erklärung sofortigen Kriegszustand zwischen dem neutralen und dem Staate des verfolgenden Schiffes zur Folge haben.

Wir bezweifeln nicht, daß eine solche Erweiterung des internationalen Seerechts sehr heilsam wirken und voraussichtlich Fälle, wie die an der chilenischen Küste und bei Gotland, für die Zukunft unmöglich machen oder sehr beschränken würde.

Kein im Kriege befindlicher Staat wird unnötigerweise seine Flotte durch Betreten neutraler Zonen der Gefahr aussetzen, daß er eines oder mehrerer Schiffe durch Internierung seitens eines neutralen Landes für die Kriegsdauer verlustig geht. Noch weniger wird er durch Beschießung flüchtender Schiffe in neutralem Gewässer einen Feind mehr gegen sich mobilmachen wollen. Beides würde er nur wagen können, wenn der neutrale Staat so schwach ist, daß von ihm keine feindliche Haltung zu fürchten wäre. Im Landkriege würde jedenfalls eine solche bewußte und gewollte Verletzung der Hoheitsrechte sofort das Eingreifen des neutralen Staates (z. B. der Schweiz) nach sich ziehen.

Andererseits muß dem betroffenen neutralen Staat durch Vereinbarung der Zwang auferlegt werden, wirklich ernstliche Schritte gegen den Neutralitätsbrecher zu tun. Widrigenfalls setzt er sich der Parteinahme für denselben aus und kann von dessen Gegner als Feind angesehen werden, da er eine unfreundliche Handlung gegen ihn begeht. Erzwingt der neutrale Staat die Internierung der die Neutralität brechenden Schiffe nicht, so geht er auch des Rechtes verlustig, das geflüchtete Schiff internieren zu dürfen.

Es ist nur folgerichtig und ein gerechter Ausgleich, daß, wenn die Verfolgerschiffe nicht interniert werden, auch das verfolgte dieser Gefahr entgeht. Damit entfällt für den Feind der Anreiz und die Handhabe, jenes Schiff für die Kriegsdauer unschädlich zu machen, weil er dabei mehr zu verlieren hat.

Seegefechte so nahe an neutralen Gebieten werden damit fast ausgeschlossen sein, da der Stärkere keine Vorteile gegenüber dem Schwächeren erreichen kann, wenn diesem die Flucht in neutrale Zonen offen steht. Der Stärkere könnte bei einer Verfolgung mehr Schiffe durch Internierung verlieren, als der Gegner. Oder er liefe Gefahr, daß ihm daraus ein neuer Feind erwüchse.

Die von Venezuela im Dezember vorigen Jahres ausgegangene Anregung zu einer Konferenz der Neutralen, um eine Neuregelung der Bestimmungen über die Rechte der Neutralen in Kriegszeiten durchzusetzen, läßt erhoffen, daß in absehbarer Zeit durchgreifende Maßnahmen zum Schutze der Neutralen herbeigeführt werden.

Paul Barth / Der Krieg und die russischen Juden

Der gegenwärtige Weltkrieg bedeutet eine ungeheure Zertretung sittlicher Grundsätze. Er bleibt darin getreu seiner letzten Ursache. Denn diese ist ja der kurzsichtige, elende Geschäftsneid einer Nation, die es nicht nötig hatte, eine andere zu beneiden, die die halbe Erde und alle Meere ökonomisch beherrschte, ein Geschäftsneid also, der selbst eine tiefe Unsittlichkeit darstellt. Die zweite Unsittlichkeit ist, daß die westeuropäische Demokratie kämpft im Bunde mit dem Zarismus, der kaum das Blut der Opfer seiner Gegenrevolution abgewischt hat, und die nordamerikanische Republik, geschäftstüchtig wie immer, ihm Munition und Waffen liefert. Von 1906 bis 1911 hat die russische Regierung etwa hunderttausend Menschen eingesperrt. Die Gefängnisse bargen schon 100 000, sie waren schon gefüllt — die russischen Gefängnisse sind ja nur für Untersuchungsgefangene, die Strafen werden in Sibirien abgebüßt —. Sie wurden nun doppelt besetzt, mit furchtbarer Zusammenpferchung der Menschen, einer Qual, die in Dantes „Hölle" noch nicht vorkommt. Und diese neuen hunderttausend waren doch „politische" Verbrecher, großenteils gebildete Leute. Wieviel glücklicher doch die 21 183 Revolutionäre, die von 1906 bis 1910 bei den „Strafexpeditionen" nach der Revolution kurzerhand getötet wurden, und die 3741 „Politischen", die in denselben Jahren nach gerichtlichem Todesurteil hingerichtet wurden. (Ich gebe diese Zahlen nach F. de Pressensé, „Die Greuel in den russischen Gefängnissen", München, A. Langen, 1914, S. 8 f.)

Digitized by Google

Die sozialdemokratischen Minister Frankreichs, Belgiens, Englands unterstützen eine Regierung, die auf diese Weise „Ruhe" schafft, die sozialistische Arbeiter, bloß weil sie Sozialisten sind, gefangensetzt und sozialistische Abgeordnete nach Sibirien verbannt, weil sie gegen die Regierung gestimmt haben. Die russischen Sozialisten hatten in Paris ein russisch geschriebenes Blatt, „Die Stimme"; es wurde verboten. Statt seiner erschien „Der Gedanke"; er wurde ebenfalls verboten. Die innere Politik des Zarismus scheint den Pariser Regierungsmännern über alle Kritik erhaben. Das Bündnis der Republik mit dem Zarismus, die erste Sünde, gebiert immer neue Sünden.

Was aber lauter als alles andere zum Himmel schreit, das sind die Massenverbrechen, die die russische Militär- und Zivilbürokratie tagtäglich an den „lieben Juden" des Zaren verübt. Wohin das russische Heer kommt, da ist die erste kriegerische Leistung, daß die Juden ausgewiesen werden. Im Februar dieses Jahres erließ der „Allgemeine Jüdische Arbeiterbund Litauens, Polens und Rußlands" einen Aufruf an „die Kulturwelt", der einigermaßen veranschaulichte, welches Meer von Leiden hinter dem Worte „ausgewiesen" steckt. Mit einer Frist von 24, oft bloß von acht Stunden, hinausgetrieben in die Nacht und die Kälte des russischen Winters, alle, auch Greise, Frauen und Kinder; ohne Ziel, ohne Schutz in ein fast feindlich gesinntes Land; rechtlos schon im Frieden, jetzt rechtloser denn je. Unsere Ostpreußen sind gewiß tief zu beklagen, aber sie zogen doch in ein freundlich gesinntes Land. Hunderttausend ausgewiesene Juden sammelten sich damals hilflos in Warschau an, sehr viele, besonders Kinder, starben auf der Landstraße. Wie glücklich verhältnismäßig diejenigen, die ein Kosak erstochen hatte! Denn das ist nach jenem Aufruf ein regelmäßiger Sport der Kosaken, der unbestraft bleibt. Der Römer Seneca ereiferte sich darüber, daß ein Mensch, der Gladiator, „zum Spiele und Scherze getötet wird". Der Gladiator jedoch konnte sich wehren, er war bewaffnet, das Ganze war ein Kampf zweier geübter Fechter. Der arme russische Jude aber kann sich nicht wehren.

Und ich fürchte, das ist erst der Anfang. Allerdings ein sehr großer Anfang. Denn Mitte Mai wurden die Gouvernements Kurland, Kowno und ein Teil von Suwalki von 280 000, also mehr als einer Viertelmillion Juden „evakuiert", wie der technische russische Ausdruck lautet. Neuerdings wurde eine Million Juden aus den Gouvernements Wilna, Grodno und Warschau vertrieben, d. h. wirtschaftlich vernichtet. Das tut die russische Regierung. Was wird erst geschehen, wenn die russische „Volksseele", besonders die der „echt russischen Leute", unruhig wird! Und sie wird aufkochen, wenn Rußland weitere Niederlagen erleidet, und sich in „Pogromen" Luft machen, genau so, wie es 1905 und 1906 geschah. Was damals in Kertsch, Bialystok und in vielen anderen Städten vorging, das wird sich in ganz Rußland wiederholen und wahrscheinlich mit viel größerer Heftigkeit. Und die Polizei wird, wie damals, teils wohlwollend zusehen, teils wohlwollend helfen. Damals war es schließlich die erste, sehr liberale Duma, unter einem viel besseren Stimmrecht als dem jetzigen gewählt, die den Greueln ein Ende machte. Aber die Duma, die jetzt zusammengetreten ist, wird für solche inneren Fragen keine Zeit haben.

Was tun nun dabei die Juden der übrigen Welt, außerhalb Rußlands? Im allgemeinen nichts, — was überraschend, vielleicht auch ein bedauerliches Symptom ist. Wie sehr sie auch die Kultur des Landes angenommen haben, in dem sie wohnen, sie hegen doch alle die gleiche Pietät für ihre Vergangenheit, die sie als starkes Band mit ihren russischen Stammesgenossen vereinigt. Die deutschen Juden freilich sind entschuldigt, sie können nichts tun. Jeder öffentliche Schritt ihrerseits würde den russischen Juden bloß schaden. Diese würden daraufhin noch mehr verdächtigt werden, über die Grenze hinaus nach dem Landesfeinde zu schielen. In den Ländern des Vierverbandes sehen wir nur eins: überall sind Juden unter den Kriegshetzern, gegen die Zentralmächte, also für den Zarismus. In Frankreich sind sehr viele Juden in den höchsten Stellen, die beständig ihre Liebe zum Zarismus betätigen. In England haben die Juden viel Einfluß in der höchsten Aristokratie, die ganz besonders in der Hoffnung auf „die Dampfwalze" schwelgte. Lord Rosebery, einer der einflußreichsten Aristokraten, ist ja Schwiegersohn des Barons Meyer Rothschild.

In Italien finden wir unter den wildesten Kriegshetzern jüdische Namen. Herr Nathan, der Bürgermeister von Rom, hielt im Dezember 1914 als Freimaurer, als früherer Großmeister der Logen des Großorients, im Theater Constanzi in Rom eine schwungvolle Rede, in der er zum Kriege für den Dreiverband, also für den Zaren, aufrief. Zwei bekannte italienische Politiker jüdischer Herkunft, Barzilai und Luzzatti, trieben ebenfalls zum Kriege.

Aber was tun die Juden in den neutralen Ländern? Der einzige, der sich auf seine Herkunft und seine Gewissenspflicht besinnt, scheint Georg Brandes in Kopenhagen, wie sein Briefwechsel mit Clémenceau bewies. Andere sind auf seiten des Vierverbandes. Die rumänische Zeitung „Adeverul" (Wahrheit), die täglich gegen die Zentralmächte, also für Rußland agitiert, war bis vor kurzem und ist wohl noch in jüdischen Händen. Die übrigen tun gar nichts, nicht einmal die Sozialisten unter den Neutralen. Vor kurzem meldete Reuter aus Neuyork, Samuel Gompers, der Vorsitzende der American Federation of Labour, zweifellos jüdischer Herkunft, habe auf eine Einladung zu einer Versammlung, die gegen die amerikanische Kriegsbedarfsausfuhr protestieren wollte, durchaus ablehnend geantwortet. Dunkel zwar ist die Begründung seiner Ablehnung: „es gebe schrecklichere Dinge als den Krieg, nämlich des Geburtsrechts (d. h. wohl des angeborenen Rechts), der Freiheit und der Gerechtigkeit beraubt zu sein". Dies alles sind ja die Leiden der russischen Juden; aber Gompers lehnt ab, gegen die Unterstützung ihrer Unterdrücker zu protestieren.

Wenn nun die Juden selbst so gänzlich passiv sind, so müssen wir Nichtjuden uns regen und sie aus ihrer Resignation aufrütteln. Ich möchte nochmals betonen, daß die Verfolgungen erst anfangen. Je weiter die verbündeten Heere vorrücken, desto größer die Gefahr neuer Wutausbrüche. Und schon, wie berichtet wird, sind die Juden teilweise konzentriert in besondere Lager — sehr bequem für die Verfolger. Das Volk wird einen Sündenbock suchen, auf den es die Schuld der Niederlagen abwälze. Es wird die Regierung schuldig finden, aber es kann wieder einen Minister geben, wie denjenigen, der im Oktober 1905 — nach jüdischen Quellen — sagte: „Wir werden die Revolution im Blute der Juden ersticken." Es folgten darauf die furchtbaren, zehn Tage dauernden Oktobermorde. Tausend Juden wurden erschlagen, achttausend wurden zu Krüppeln. Werte im Betrage von 180 Millionen Mark wurden vernichtet, 300 000 Juden flohen ins Ausland. (Vergl. „Allgemeine Zeitung des Judentums", 1910, S. 577.)

Digitized by Google

Die deutschen Juden können, wie gesagt, unmittelbar nichts tun, aber mittelbar sehr viel. Sie können die Juden der nordamerikanischen Union aufrufen, die für russische Angelegenheiten doch sonst Interesse zeigen. Als der Beilisprozeß schwebte, haben diese beim russischen Gesandten in Washington dagegen protestiert und später dem zwar freigesprochenen, aber sehr geschädigten und gequälten Beilis eine Farm geschenkt. Jetzt steht mehr als ein Menschenleben auf dem Spiele. Was dem einen Beilis recht war, ist allen russischen Juden billig. Die amerikanischen Juden müßten laut und energisch ihre Stimme erheben für ihre niedergetretenen russischen Stammesgenossen, täglich, so oft als möglich, in den Zeitungen, in allgemeinen Versammlungen der Juden und der Christen. Wenn erst die russische Regierung weiß, daß man ihr Treiben beobachtet, wird sie doch vielleicht stutzig werden und das Schlimmste unterlassen, sie wird wenigstens nicht die Polizei zur schweigenden Duldung der Morde und der Diebstähle anhalten, sondern notgedrungen den Befehl zur Aufrechthaltung der Ordnung geben müssen. Nordamerika ist ja der künftige Geldmarkt für Rußland, der einzige, wo es einst Anleihen machen kann. Denn alle europäischen Staaten werden nach dem Kriege selbst zu viel Schulden haben, um anderen leihen zu können. Die Juden der Union aber sind eine starke Kapitalmacht, besonders im Westen. Sie haben — nach W. Sombart — eine herrschende oder wenigstens wichtige Stellung im Getreidehandel, im Tabakhandel und im Baumwollhandel. Auf allen drei Gebieten können sie den Russen schaden. Vor allem aber können sie jede russische Anleihe erschweren, vielleicht unmöglich machen. Damit müßten sie drohen. Darauf wird selbst die zarische Regierung hören.

Und wenn die Proteste und Drohungen nichts helfen, so werden sie doch wenigstens Zeugnis ablegen, daß in der allgemeinen sittlichen Verwilderung es noch Menschen gegeben hat, die die Unmenschlichkeiten der zarischen Regierung als solche zu brandmarken gewagt haben.

Wenn aber gar nichts geschieht, dann wird ganz gewiß sich das alte Sprichwort bewähren: „Wenn die Menschen schweigen, so reden die Steine", freilich in diesem Falle nur die Steine des Pogroms, die auf unschuldige, wehrlose Opfer fallen werden.

Jan Eyssen / Wirtschaftliche Kriegsursachen

Der Soziologe E. Dürkheim hat eine für das neutrale Ausland bestimmte Druckschrift veröffentlicht, deren Hauptgedanke ist, daß natürlich Deutschland allein die Schuld am Kriege trage. Als Material dienen weniger geschichtliche und ökonomische Tatsachen, als vielmehr reichliche Ausladungen des keltoromanischen Gefühlsüberschwanges. Nur daß sich Dürkheim feinerer Methoden bedient, als sie den Verfassern und Redakteuren der amtlichen Grün-, Gelb-, Blau- und Orangebücher zur Verfügung stehen. Dennoch: der Geschichtschreiber, der einmal die ursächlichen Zusammenhänge des Weltkrieges darstellt, wird das alles als Quellenmaterial ablehnen. Er wird den Rahmen der politischen und weltwirtschaftlichen Entwicklung weiter spannen und aus ihm sich als ein fast unabwendbares Schicksal die gewaltigste Tragödie aller Zeiten abrollen lassen.

Sehen wir zu. Nicht das Aufkommen der nationalstaatlichen Idee, sondern die neuzeitliche weltwirtschaftliche Entwicklung unter dem bestimmenden Einfluß industriell-kapitalistischer Energien hat die Gegensätze geformt, deren Ausgleich nun Skodageschütze und Schwefelgranaten herbeiführen sollen. Doch kommt man nicht daran vorbei, in der Ländergier Englands, in seiner ökonomischen Eifersucht die Triebkräfte zu sehen, die immer und überall Zusammenstöße zwischen Staaten und Staatengruppen hervorriefen. Die These, daß Deutschland eigentlich der Störenfried sei, eine These, die gerade im neutralen Ausland unausrottbar wuchert, ist nicht nur falsch, sie ist auch bösartig. Als Deutschland im Kriege gegen Frankreich die staatliche Einigung wiedergefunden hatte, konnte es zwar nicht ein geschlossener Handelsstaat bleiben, allein gerade Bismarck lagen Ausdehnungspläne fern, ganz besonders solche, die zu überseeischen Siedlungen führten. Es sei daran erinnert, daß es gerade die britische Politik gewesen ist, die Bismarck später zwang, koloniale Schutzherrschaften zu errichten. In den siebziger Jahren weigerte Bismarck sich hartnäckig, irgendwo draußen Provinzen zu erwerben. Vielmehr sah er für den deutschen überseeischen Unternehmungsgeist das Vorbild in kaufmännischen Betriebsformen, wie sie die Handelskompanien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bildeten. Damit war nicht durchzukommen, am wenigsten einem Gegner wie England gegenüber. So waren doch in der Südsee schon in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Deutschen den Engländern im freien Wettbewerb überlegen, weshalb die Briten überall zum Mittel der Annexion griffen. So gelangten die Fidschi-Inseln 1874 endgültig in den Besitz Englands, obschon das Hamburger Haus Godefroy auf die Inselgruppe ein fast unbeschränktes Interesse hatte. Da aber das Haus in Zahlungsschwierigkeiten geriet, Deutschland nicht die Gelegenheit wahrnahm, so ließ wenigstens England diese nicht unbenutzt, um den deutschen Wettbewerb auch hier zu verdrängen.

Es lohnt sich, einmal den wirtschaftlichen und kolonialen Status Deutschlands und seiner Gegner aufzumachen. Das sind Tatsachen, die vergleichsweise überzeugender wirken müssen, als die regenwarme Phraseologie keltoromanischer Publizisten und Staatsmänner. So besaß Deutschland vor vierzig Jahren überhaupt noch keine Kolonien. Ausgerechnet Deutschland, eines der ältesten Kolonialvölker der Welt, das in den Völkerwanderungen eine koloniale Epoche großen Stils geschaffen hatte, und das später die Blütezeit der Hansa erlebte. Dagegen besaß England 1876 schon ein Kolonialreich im Ausmaße von 22 476 100 Geviertkilometern, das 252 Millionen Einwohner aufwies. Frankreich besaß 965 300 Geviertkilometer mit einer Bevölkerung von 6 Millionen. Rußland stand im Zenit seiner asiatischen Eroberungsperiode; in Mittelasien jagte es nach der Grenze und hatte das Hochland von Pamir erreicht. Das asiatische Reich Rußlands umfaßte 1876 rund 17 Millionen Geviertkilometer mit 16 Millionen Einwohner. Italien hatte damals noch keinen Kolonialbesitz.

In den achtziger Jahren wurden die Tore der weltwirtschaftlichen und damit weltpolitischen Entwicklung aufgestoßen. Deutschland hat weder den Begriff des einen noch des anderen erfunden. Es überschritt die Tore mit der wirtschaftlichen Energie, die in seinen Ausfuhr- und Einfuhrziffern zum Teil sich widerspiegelt. Im Jahre 1886 hatte Deutschland eine Bevölkerung von rund 47 Millionen. Die Auswanderung erreichte in den achtziger Jahren im Durchschnitt immer noch über 100 000. Ausfuhr und Einfuhr erreichten je rund 3 Milliarden Mark. Unter den Ausfuhrgütern stan-

Digitized by Google

den Textilwaren mit 769 Millionen Mark an erster Stelle. Metalle, Metallwaren und Halbfabrikate folgten mit 220 Millionen Mark, Maschinen mit 117 Millionen, die Erzeugnisse der damals stark aufkommenden chemischen Industrie mit 165 Millionen Mark. England zählte 1886 rund 37 Millionen Einwohner. Die Einfuhr erreichte im gleichen Jahre den Wert von sieben Milliarden, die Ausfuhr einen solchen von übr 5¼ Milliarden Mark. Vornehmlich waren es Nahrungs- und Genußmittel, für 3 Milliarden Mark, die England einführte. Bei der Ausfuhr bildeten Metallwaren und Maschinen mit 480 Millionen, rohe Metalle mit 400 Millionen, Kohlen mit 200 Millionen Hauptposten. Das Fundament der Ausfuhr bildeten natürlich Textilwaren im Wert von 2 Milliarden Mark. Missionare und Kaliko waren eben im neunzehnten Jahrhundert die Pioniere der britischen Weltwirtschaft. Auch Frankreich hatte 1886 rund 37 Millionen Einwohner. Der Wert seiner Einfuhr erreichte 4 Milliarden und 200 Millionen, der der Ausfuhr 3¾ Milliarden Mark. Unter der Ausfuhr standen Fertigfabrikate aller Art mit 1200 Millionen Mark an erster Stelle. Das ungeheure Rußland entfaltete damals 1886, außerhalb seiner Grenzen eine verhältnismäßig sehr geringe wirtschaftliche Aktivität. Im europäischen Rußland lebten 81 Millionen Menschen. Die Ausfuhr, hauptsächlich Agrarprodukte, betrug eine Milliarde Mark; die Einfuhr erreichte nur den Wert von 880 Millionen Mark. Und unser jüngster Gegner, Italien, hatte 1886 rund 30 Millionen Einwohner; eine Ausfuhr im Werte von 1250 Millionen, während der der Einfuhr gar nur 800 Millionen Mark erreichte.

Zwischen 1886 und 1914 liegen die Perioden der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Entwicklung, deren Ergebnisse sich zum Teil in der grundsätzlich veränderten ökonomischen Struktur der europäischen Hauptstaaten widerspiegeln. In diesem Zeitraum trat Deutschland in die Reihe der Kolonialstaaten; es besitzt heute Kolonien im Ausmaß von rund 3 Millionen Geviertkilometer, mit einer Bevölkerungszahl von 12 Millionen. Dagegen hat England in der gleichen Zeit sein Kolonialreich um 10 Millionen Geviertkilometer vergrößert; seine Kolonien umfassen heute rund 33 Millionen Geviertkilometer, in denen 368 Millionen Menschen wohnen. Ebenso sprunghaft ist der Zuwachs des französischen Kolonialreiches; es umspannt 11 Millionen Geviertkilometer mit 50 Millionen Einwohner. Rußland hat sein asiatisches Reich auf 17 286 000 Geviertkilometer ausgedehnt; die Bevölkerungszahl ist auf 25 Millionen gestiegen. Und Italien, das 1886 gar keine Kolonien besaß, bis 1900 in Afrika über 500 000 Geviertkilometer erworben hatte, besitzt jetzt ein Kolonialreich in einem Ausmaß von über 1 600 000 Geviertkilometer.

Form und Bedeutung gewinnt diese Jagd um die freien Territorien des Erdballs indessen erst, wenn im Vergleich dazu das ökonomische und politische Fundament der großen Kontinentalstaaten geprüft wird. Während Deutschland seine Bevölkerung seit 1886 auf rund 67 Millionen steigern und infolge der industriellen Durchdringung die Auswanderung fast ganz beseitigen konnte, ist Englands Einwohnerzahl im gleichen Zeitraum nur um 8 Millionen auf 45 Millionen gestiegen. In Frankreich stieg sie sogar nur auf 39 Millionen, in Italien auf 35 Millionen. Für Rußlands Menschenproduktion fehlt der Maßstab. Im europäischen Rußland sollen 148 Millionen Menschen wohnen, gegen 81 Millionen im Jahre 1886. Nun hat Deutschland nicht nur seinen Menschenreichtum erheblich verstärkt, es hat durch ihn und auf ihn gestützt einen Wirtschaftsprozeß erlebt, der gleich fruchtbar nach innen und außen sich entwickelte.

Die Gesamtausfuhr erreichte 1913 rund 11 Milliarden, die Einfuhr 11 Milliarden 638 Millionen Mark. Englands Ausfuhr betrug 1913 rund 13 Milliarden, die Einfuhr 15 Milliarden 700 Millionen Mark. Aber die positiven Werte dieser Bilanz liegen durchaus auf Seite Deutschlands. Es hat durch unablässige Arbeit die Eisenindustrie Englands sichtlich geschlagen. An Maschinen führte Deutschland allein für 680 Millionen Mark aus; England nur für 640 Millionen. Ueberlegen bleibt nur die englische Textilindustrie, die 1913 eine Rekordausfuhr im Werte von 3 Milliarden Mark erreichte. Hier handelt es sich indessen in der Hauptsache um wohlfeile Sorten, mit denen die farbigen Engländer versorgt werden. An Erzeugnissen der chemischen Industrie exportierte Deutschland für 700 Millionen Mark, an Textilwaren erheblich über 1 Milliarde. Während Frankreichs Handelsbilanz die Deutschlands 1886 um fast 2 Milliarden überstieg, blieb sie 1913 um fast 8 Milliarden hinter der Deutschlands zurück. Frankreich hatte in diesem Jahre eine Ausfuhr im Werte von 6 Milliarden 579 Millionen Mark, eine Einfuhr im Werte von 8 Milliarden 200 Millionen Mark. Trotzdem hat Frankreich seit 35 Jahren Kolonien von über 10 Millionen Geviertkilometer mit 44 Millionen Einwohner erworben. Dabei ist ihm Deutschland nicht nur nicht hinderlich gewesen, sondern es hat den Erwerb von Zentralafrika und Tunis unmittelbar begünstigt. Wenn auch unsere Feinde mit Blindheit geschlagen sind, gegenseitig sich mit schönen Reden und Bildern anstrudeln, sich versichern, daß sie Freiheit und Recht gegen Deutschland verteidigen, endlich Deutschland überall als Störenfried hinstellen, so ist dieser Mangel an Logik und Denkkraft bei dem sonst reichlich vorhandenen Gefühlsüberschuß entschuldbar. Anders die Neutralen: sie müssen aus den angeführten nüchternen Ziffern ersehen, daß Deutschland als Wirtschaftsvolk offene Märkte suchte, nicht aber Eroberungen machen wollte. Statt dessen hat der wachsame Neid Englands die weltpolitische Entwicklung Deutschlands zu hindern versucht. Selbst wenn man die These gelten ließe, die Eduardische Politik habe friedfertigen Charakter gehabt, sei nicht unmittelbar gegen Deutschland aktiv gewesen, so ist doch streitfrei, daß der Eduardische Kreis Deutschland durch diplomatische Niederlagen an der Entfaltung seiner ökonomischen und politischen Kräfte hindern wollte. Das hat sich in der marokkanischen Frage gezeigt, in der gerade England eine verhängnisvolle Rolle spielte, weil es Deutschland vom nordwestafrikanischen Kontinent wegdrängen wollte. Dagegen hat Deutschland selbst den Tsingtauhafen als offene Tür für die seefahrenden Nationen betrachtet und keine Zuschläge zu den chinesischen Seezöllen erhoben, während Frankreich und Rußland in ihren Schutz- und Kolonialhäfen zu Verhinderungszöllen geschritten sind.

Wo Recht und Unrecht in diesem Kriege sind: das entscheiden nicht die leidenschaftlichen Tendenzschriften von Publizisten und Staatsmännern, deren gegen Deutschland gerichtete „friedliche" diplomatische Arbeit Europa in diesen Krieg gestürzt hat. Wir werden das Urteil der Geschichte mit ruhigem Gewissen ertragen: es wird uns rechtfertigen, weil es nur harte Tatsachen als Material benutzt. Nicht Stimmungen, nicht Meinungen, nicht Uebelwollen.

Digitized by Google

Hermann Goldschmidt-Faber / Militärmacht und Arbeiterbewegung

II.

Aber soviel auch unsere Arbeiterschaft unserem Heere verdankt, so Erhebliches schuldet dieses wiederum ihr. Auch dies kann nur der ewig unbelehrbare Eigensinn gewisser Parteipolitiker verkennen.

Wenn unser Heer trotz der zahlenmäßigen Ueberlegenheit der verbündeten Feinde auf allen Kampffronten diesen zähen Willen zum Sieg, diese unerschütterliche und umsichtige Stoß- und Widerstandskraft zeigt, so ist dies die Wirkung nicht allein der vortrefflichen Führung, sondern auch des individuellen Werts unserer Soldaten. Ganz abgesehen davon, daß unser Heer von einem einheitlichen vaterländischen Geist beseelt ist und nicht wie bei den verbündeten Armeen unserer Feinde in seinen Reihen Truppen von fremder Nationalität, Söldner, Wilde, Farbige und aus aller Herren Ländern und Erdteilen zusammengelesene Scharen fechten, unser Heer ist kein seelenloser Mechanismus, wie unsere Gegner ärgerlich behaupten, sondern eine wunderbare Organisation geistig und sittlich geschulter Männer. Unsere militärische Disziplin ist das Resultat der sittlichen und geistigen Verfassung des deutschen Heeres. Das ist zum guten Teil gewiß eine Folge unserer Schulbildung. Soviel die Volksschule auch noch zu wünschen übrigläßt, ihr verdanken wir es doch, daß unsere Rekrutenstatistik unter 10000 Ausgehobene nur vier Analphabeten aufweist, während deren England 100, Frankreich deren 400 zählt, von Rußland ganz zu schweigen.

Zu einem nicht geringen Teil ist der hohe Stand unseres Volksheeres eine Wirkung „unserer bewunderungswürdigen Volkskultur, die alle Teile unseres Reiches durchdringt" (vgl. Biedermann: Goethes Gespräche, Band IV, Seite 47), und wie früher an den einzelnen Fürstensitzen, so heute in sämtlichen Bundesstaaten durch Bildungsstätten aller Art gepflegt und gefördert wird.

Aber neben diesen und anderen Ursachen ist der hohe intellektuelle und moralische Wert unseres Heeres auch eine Wirkung unserer Arbeiterbewegung. In ihrer Schule hat der junge Arbeiter durch Bildungskurse, durch billige, über alle Gebiete sich erstreckende Bibliotheken, durch politische Erziehung, durch die Mitarbeit in Gewerkschaft und Parteiverein und die Teilnahme an der allgemeinen und kommunalen Politik nicht nur sein Wissen bereichert und seine Bildung mehr als die Genossen anderer Länder vertieft, sondern er ist auch dadurch befähigt, die große und prinzipielle Bedeutung dieses Kriegs für Gegenwart und Zukunft seines Vaterlandes zu verstehen.

Weil wir die gebildetsten Arbeiter besitzen, besitzen wir auch die gebildetsten Soldaten. Und weil unsere Arbeiter mit diesem Grade von Bildung die Unterordnung und den Respekt vor ihren Führern im Frieden gelernt haben, sehen wir dieselben Eigenschaften auch bei unseren Soldaten.

Aber noch über diese intellektuelle Bildung hinaus war für den Arbeiter der Emanzipationskampf, den er schon im Frieden zu bestehen hatte, eine außerordentliche moralische Stärkung und die beste Vorschule für die gewaltigen Opfer, die dieser Krieg von ihm erheischt; denn die Arbeiterklasse hatte schon im Frieden mehr Gelegenheit und Fähigkeit als die anderen Gesellschaftsklassen, die nicht mehr von einem unerfüllten Lebensinteresse, einer gemeinsamen Idee zusammengehalten waren, für ein Ideal zu leben, zu kämpfen, persönliche Rücksichten auf den eignen Gewinn und den Familienvorteil hintanzusetzen, zu entbehren, zu darben und sich selbstlos dem Sieg einer weit über alles individuelle Wohlergehen erhabenen Sache zu opfern, gleichgültig, ob der Kämpfer selbst diesen Sieg erlebte oder für eine Zukunft stritt, die erst nach seinem Tode sich erfüllen sollte.

Unser in Handel und Industrie, mit Hilfe von Naturwissenschaft und Technik aufstrebendes Bürgertum hatte sich nach der wiedergewonnenen Einheit bis zum Ausbruch dieses Krieges, der ihm zum Läuterungskampf wurde, mehr und mehr von den Geistesheroen der klassischen Philosophie und ihren Lebensidealen abgewandt. Nicht Kant und Fichte, nicht Lessing, Goethe und Schiller waren mehr die Erzieher dieses emporkommenden Bürgertums. Die Strenge der Kantschen Pflichtenlehre ward verdrängt vom Opportunismus einer Lebenspolitik, die zu oft nur noch auf den materiellen Erwerb und den gesellschaftlichen Aufstieg der Familie bedacht war.

Dagegen wurde der kategorische Imperativ, das Pflichtgebot, in keiner unserer Institutionen so sehr Fleisch und Blut wie in der Armee und dem Beamtentum, und die sozialistischen Denker und Führer betrachteten sich stolz als Erben der klassischen Philosophie, Marx als Schüler Hegels, Lassale als Jünger Fichtes. Die Lehre Kants, daß der Mensch wie in der eignen, so in jeder anderen Person stets als Zweck und niemals als Mittel zu betrachten sei, beseelt ja die ganze Proletarieremanzipation.

Der klassische Idealismus liegt daher wie der deutschen Militär-, so auch der Arbeiterorganisation zugrunde, unterscheidet die letztere dadurch von der rein auf den Nutzen bedachten Richtung der englischen, wie von der rein revolutionären der französischen, und gibt ihr bei allem Weltbürgertum ein durchaus nationales Gepräge, das ihr im Frieden zwar nicht immer bewußt war, aber bei Ausbruch des Krieges mit elementarer Kraft hervorbrach.

Solcher Idealismus war ganz dazu angetan, die Arbeiter intellektuell und ethisch vortrefflich zu ihrem Soldatenberuf vorzubilden. Jeder Streik, den unsere Arbeiterschaft oft unter außerordentlichen Opfern durchkämpfte, stärkte ihren Willen, rüstete sie moralisch aus zur Erfüllung der höheren sittlichen Forderung, die der Krieg an jeden einzelnen stellt, ja, er hatte die Bedeutung eines moralischen Manövers zur Vorbereitung dieses Weltkampfes. Dort in den Kämpfen des Friedens haben die Arbeiter es gelernt, auch im Kriege ihr Letztes freudig hinzugeben. Dieser Krieg vermag die Führer unserer Armee davon zu überzeugen, daß ein Volksheer um so höher entwickelt werden kann, je strenger in ihm der Grundsatz allgemeiner, gleicher Bildungsmöglichkeit und freiester Bahn für alle Tüchtigkeit durchgeführt wird.

So macht unsere Militärorganisation die Arbeiterbewegung aristokratischer und die Arbeiterbewegung unsere Heeresverwaltung demokratischer. Militärmacht und organisierte Arbeiterschaft fördern auf diese Weise gegenseitig ihre Stärke. Sie stehen sich näher, sie verdanken sich mehr, als sie einander zugestanden, sie gleichen feindlichen Brüdern und doch seelenverwandten Kindern desselben Vaters, des eigenartigen deutschen Genius, derselben Mutter, der deutschen Ordnung in jenem höheren Sinne einer organisatorischen Kraft, die Deutschland mehr als irgendein anderes Land besitzt und der es vorbehalten bleibt, den wirtschaftlichen Individualismus, an dem England und Frankreich festhalten, zugunsten einer sozialen Wirtschaftsauffassung, einer Weltorganisation abzulösen, um aus den widerspruchsvollen Zuständen, die wir heute euphemistisch Wirtschafts- und Gesell-

Digitized by Google

schaftsordnung nennen, mit der Zeit eine wirkliche Ordnung, eine wahrhafte Weltorganisation zu schaffen. In diesem Sinne hat Schiller die Ordnung eine Himmelstochter genannt, weil sie uns, wenn auch nicht den Himmel auf Erden, doch von seiner ewigen Harmonie einen irdischen Abglanz beschert.

Auch der Liberalismus wird, wenn er nicht zu einem leeren Wort, zu einer verdächtigen Phrase verflachen soll, in die sich die Tyrannei des Kapitals, der schrankenlose Egoismus des Eigeninteresses scheinheilig verhüllen, nur in der Gebundenheit einer neuen Ordnung die wahre und echte politische und wirtschaftliche Freiheit erringen können.

Wird die europäische Gesellschaft nach diesem Kriege mehr deutsch als englisch zu denken und empfinden lernen, so wird sie auch mehr von dieser sozialliberalen Gesinnung erfüllt sein. Je mehr der Geist unserer Armeeführer künftig auch die Kommandeure unseres wirtschaftlichen Lebens beseelt, desto mehr werden wir, wie jetzt im Kriege durch unsere Heeresorganisation, so auch dereinst im Frieden durch unsere Wirtschaftsorganisation der Welt das leuchtende Vorbild einer neuen sozialen Ordnung geben.

Die allgemeine Grundlage dieser Ordnung wird eine demokratische sein, eine vollkommene Gleichberechtigung, eine gleiche Bildungsmöglichkeit für alle, eine wirkliche und nicht nur scheinbar freie Bahn für jede aufstrebende Begabung. Gerade Deutschland sollte mehr als irgendein anderes Land für diese demokratische Forderung Verständnis haben; denn es erlebt ihre Berechtigung am eigenen Schicksal. Als wirtschaftlich starker Emporkömmling fordert es kraftvoll sein gutes Recht auf freie Entwicklung, auf angemessenen Anteil an den Gütern dieser Welt gegen die älteren Nationen, die nach der Art der Bevorrechteten nur selbst besitzen und erwerben wollen.

Aber die Demokratie ist doch nur ein Mittel zu einem höheren Zweck, und zwar das einzig taugliche zu dem allein berechtigten letzten Zweck einer geistigen und sittlichen Aristokratie. Diese auf demokratischem Boden sich erhebende Führerschaft sehen wir bereits heute, wenn auch noch nicht genügend, in unserem Heere in Geltung, und sie offenbart sich nicht weniger in der Arbeiterschaft, in der sich trotz aller Verherrlichung der Massen doch stets das Führerrecht der dazu Berufenen mit berechtigter Kraft durchsetzt. Die Verbindung wirtschaftlicher Demokratie mit politischer Aristokratie ist eines der größten Probleme unserer Zeit; nach ihr verlangt das deutsche Wesen.

Mögen uns andere Nationen in Geschmacks- und Gesellschafts-Kultur übertreffen, die Zukunft der Gesamtkultur wird für absehbare Zeit von großen sozialethischen Aufgaben erfüllt sein. Zu ihrer Lösung bedarf es vor allem sittlicher Kräfte. Deutsche Größe sehen wir mit Schiller in sittlicher Größe.

Soll dieser gewaltigste Kampf, den die Weltgeschichte gesehen hat, nicht eine Abenddämmerung Europas werden, dann kann er nur das Morgenrot eines neuen Deutschland sein, das nach seiner äußeren sich jetzt auch seine innere Einheit erringen und seine organisatorische Kulturmission in der Welt erfüllen soll. Dann zahlt es nicht nur sich, sondern auch den anderen Nationen die furchtbaren Opfer an Gut und Blut heim, die dieser Krieg fordert.

* * * / Unsere ersten Kriegstage!

Fortsetzung

Die Kanonade von Norden her dröhnte mächtiger herüber. Es war die Stunde, in der die Mülhauser aus der Kirche flüchteten; die Stadt war in Gefahr. Wir eilten zitternd nach Hause, die Augen nach innen gewandt. Da innen erlebt man den Kampf, da sieht man das Schreckliche und mitten darin die lieben, teuren Gestalten. Die Herren gingen auf den Schlackenberg, eine Viertelstunde von unserer Wohnung, um das Gefecht zu beobachten. Granaten schlugen in die Stadt, ein Haus war in Brand geschossen. Das Donnern und Getöse wurde immer ärger, Schlag folgte auf Schlag. Oben auf dem Schlackenberg konnte man nicht länger verweilen. Unser Keller wurde wohnlich gemacht, vielleicht mußte er als Nachtasyl dienen. Die Hunde im Dorfe heulten und winselten, einer antwortete dem anderen, eine Kette kläglichen Gejammers.

Da, es war 6½ Uhr, geschah, was uns aufs tiefste erschütterte. In der Ferne das flimmernde Klirren, es schwillt an, wird metallisch, Pferdegetrappel und schweres, betäubendes Gerassel — ein gewaltiges französisches Heer zieht von Süden heran, Belforter Verstärkungen, Kavallerie, Lanzenreiter, Infanterie — die langen blauen Rockschöße fliegen, die roten Hosen leuchten wie Blut, die aufgepflanzten Seitengewehre blitzen, weit vorgestreckt, als ginge es zum Sturm, ein Bild von grausiger Wildheit; Regiment folgt auf Regiment.

„Es wird zum Straßenkampf kommen," flüstert mein Bruder mir zu.

Wieder Dragoner.

Wir standen bleich und starr an der Gartenpforte. Die Straße hinauf und hinunter flog unaufhörliches: „Salut! Salut!" Ein französischer Reiter, ein echter „wilder Mann", schüttelte drohend die Faust gegen uns. Wieder Infanterie, endlos, endlos.

Einem unerklärlichen Triebe gehorchend, nahm ich unseren Milchtopf zur Hand und ging neben den Soldaten her, bis eine Lücke mir gestattete, zur Milchfrau hinüberzuschlüpfen, es zwang mich etwas, mir diejenigen anzuschauen, denen die Unsrigen, lange schon im Kampf, nun bald gegenüberstehen sollten. Folgendes drängte sich auf: Viele hinkten, das Schuhzeug machte ihnen sichtlich zu schaffen, auch der Erschöpften, der Schlaffen gab es eine ganze Menge, aber zwischen erbarmungswürdig schwächlichen Gestalten ragten wieder kräftige, entschlossene Männer. Merkwürdig berührte es, daß die langen Rockschöße oft mit Sicherheitsnadeln zurückgesteckt waren, und Bindfaden, der die Stelle des Gurtes vertrat, zur Befestigung der Patrontaschen dienten.

Kaum war ich wieder hinüber an die Gartenpforte gelangt, da kam die Artillerie mit gewaltigen Geschützen, mit großen messingnen Ringen um die weißgrauen Rohre. Auch hier kein Ende! Zu spät begann ich zu zählen, ich kam bis 26. Munitionskolonnen folgten.

Immer mehr krampfte sich das Herz zusammen! Wir rechneten nach. 7½ Stunden standen die Unsrigen schon im Kampf, nun kam ein Heer von dieser Stärke, ein Heer unverbrauchter, frischer Kräfte. Es packte mich eine ungeheure Angst.

Das Kanonengebrüll nahm zu. Es gab, vereinzelt stets, Schüsse von einer Wucht des Schlages und Krachens, als könne ein einziger eine ganze Stadt zerschmettern. Das Echo hinderte, zu erkennen, von welcher Seite das Geschoß kam. Unsere Angst steigerte sich. Wenn man die Unsrigen warnen, sie benachrichtigen könnte! Die wildesten Gedanken zogen

Digitized by Google

durch das Gehirn; das war ein Zermartern, ein Ringen mit Phantasien, die sich nicht bannen lassen wollten; es zehrte an der Kraft, es kostete Schweiß — und alles umsonst, es gab keinen Weg.

Der Abend brach herein, der Mond stand am Himmel, fast Vollmond noch. Wie schön er war, wie still und schlicht und rein. „Dies ist die Nacht des Herrn!"

Wir setzten uns zu Tisch — eine leere Form. Da wurde es wieder lebendig auf der Straße: Pferdegetrappel. Wir schlichen in den Garten hinaus; unser Wirt, Herr Y., kam mit seiner Frau eilig die Treppe herunter.

Eine silberne Lichtflut füllte den Garten, die alten, hohen Bäume warfen fast schwarze Schatten. Es war noch die Zeit ihrer höchsten Fülle, und es herrschte fast lichtlose Nacht unter ihrem Blätterdache. In Lodenmäntel gehüllt, flüchteten wir durch den weißen Schimmer in das Dunkel.

Was ist das? Die Franzosen kehren zurück, die um ½7 Uhr nach Mülhausen gezogen sind, ruhig, geordnet, die vielen, vielen Geschütze, die Kavallerie, die Infanterie, die ganze ungeheure Truppenmasse! Ein Automobil mit einem Offizier rast von Altkirch her heran, nun hält es, ein Offizier tritt hinzu und erstattet Bericht. Nichts ist zu verstehen als das oft wiederholte Wort: Combien? Nun wendet es, die kleine Stockung hat ein Ende.

Wir suchten einen durch Wandschirme geschützten Platz auf.

Ein seltsames Lichtleben schwebte hin und her zwischen allen Gegenständen im Garten und auf der Straße. Schatten und Licht, bald getrennt, bald vermählt, machten alles fremd und neu, unkörperlich. Die tiefschwarzen Schatten unbewegter Blätter, reglosen Zweiggewirrs auf den Gestalten und Formen, auf dem was Farbe hatte, dem leuchtenden Rot, dem mancherlei Weiß, raubte ihnen jede Plastik. Wir hörten das Wagengerassel, das Pferdegetrappel, das Schallen und Knirschen der Tritte, aber was wir sahen, all diese halb in Licht, halb in Schatten getauchten Scharen, war von geisterhafter, spukhafter Wesenlosigkeit, es war ein Gleiten von Gespenstern. Es erklang kein Wort, es ertönte kein Befehl, kein Ruf ward laut, und doch waren wir nahe genug, um das Keuchen der Pferde zu hören.

Eine Stunde lang blickten wir auf das seltsame Schauspiel, sprachlos, ratlos. Da unterbrach Herr Y. das Schweigen: „Das ist keine Deroute! Die Truppen sind überflüssig, sie werden nicht mehr gebraucht — und dann — dann ergibt sich die Tatsache, daß die Franzosen auch ohne ihre Unterstützung mit uns fertig werden."

Niemand antwortete, das Rätsel blieb Rätsel und ist es heute noch.

Aber wir waren zu uns selber gekommen und merkten, wieviel näher das Artilleriefeuer gerückt war, das Getöse war furchtbar. Wir schlichen aus dem Garten, der Keller kam in Frage, aber die Ruhelosigkeit war zu groß. Die Läden wurden nur halb geschlossen, die Fenster blieben geöffnet. Nun mußte das Ohr für das Auge eintreten. Allmählich kam Müdigkeit. Wir legten uns zu Bett, aber nun floh mich der Schlaf. Es gab ein Hin- und Herwandern zwischen Bett und Fenster. Immer neue Franzosen ziehen vorüber, ohne Eile, der Mond zeigt es. Die Geschütze aber gewinnen eine besondere Sprache, es klärt sich, die Himmelsrichtung, aus der gefeuert wird, läßt sich genau bestimmen, und sie wiederum bestimmt die Schnelligkeit der Aufeinanderfolge, den Klang der Schüsse. Ein besonders großes Geschütz muß dabei sein, das hat Wucht und Kraft, schlägt kurz ein und redet selten. Ob es der Isteiner Klotz sein kann, der fast sagenhaft gewordene, von den Franzosen gefürchtete, zur Festung ausgebaute Berg, der bis hierher seine Boten sendet?

Plötzlich trat Stille ein, eine Leere, die für den Augenblick nicht erlösend, sondern peinvoll wirkte und die Unruhe steigerte. Doch bald fing es wieder an, furchtbarer denn je, all das Krachen und Donnern. Die Straße war still. „Eine Deroute ist es nicht!" Das war der Gedanke, der mich packte, eine Zeitlang festhielt und mich zwingen wollte, ihn bis zu Ende zu denken. Käme doch der Tag! Erst zwanzig Minuten nach Zwei. Statt seiner kam der Erlöser Schlaf, traumlos und fest. Plötzlich wachte ich auf, es gellte und krachte in meinen Ohren, hart, scharf, knallend, ein ganz naher Schuß. Es war schon Licht gemacht worden. ½3! Die zehn Minuten Schlafs dünkten mich eine Ewigkeit. Alle flüchteten wir in den Keller — und wieder hinauf; wir brauchten Himmel, frische Luft, Bewegung, Freiheit, kein dumpfes Dämmern.

Da erklang die Stimme unserer Wirtin von oben her: „Ich habe ein deutsches Kommando gehört, drüben auf der Dornacher Chaussee!"

„Es gehet eine Wolke auf in Israel!" Unsere Herzen sangen es. Himmelsbotschaft! Unsere Tränen stürzten.

Wir gingen hinaus. Ein köstlicher Morgen, der Himmel klar und feinfarbig. Ein Trupp Franzosen, etwa zwanzig, kamen aus der Stadt her, müde und gebrochene Flüchtlinge. Der größte unter ihnen warf sich am Wege nieder. Wir reichten ihnen Wasser und Kaffee. Der erste, der zu uns gelangte, war ein junger Bursch mit rundem Kopf, rotbraunem Haar, wasserblauen Augen, in denen die hellen Tränen standen. Die Hände waren gebräunt und schwielig; er sah aus, als hätte man ihn vom Pfluge weg seiner Mutter entführt. „O madame, o madame!" stammelte er unaufhörlich. Darin lag all sein Jammer und all seine Dankbarkeit. Auch der Arme vom Wege schleppte sich heran. Bald zogen sie weiter, ihrem Schicksal, der sicheren Gefangennahme entgegen.

In Mülhausen waren die Lebensmittel schon vor der Mobilmachung knapp geworden und die Preise unglaublich in die Höhe geschnellt. Beides, Knappheit und Teuerung, mußten sich voraussichtlich noch steigern. Sofort begann auch der wilde Ansturm auf die Geschäfte, der die Inhaber zwang, ihre Läden zeitweise zu schließen, um dem Anprall der Menge widerstehen zu können. Der Marktverkehr war aufgehoben worden nach wüsten Szenen derber Handgreiflichkeiten. Wir hatten auf Großeinkäufe von Anfang an verzichtet. Die sorgenvollen, vergrämten Gesichter der Frauen aus dem Volk, die mit leeren Körben aus der Stadt zurückkehrten, waren eine Kriegsbergpredigt von zwingender Kraft. So lebten wir lange schon aus der Hand in den Mund, und es war gut, daß ein jeder Tag seine eigene Plage, sein eigenes Entsagen hatte.

An diesem Morgen des 10. August war kein Brot im Hause. Wir konnten seiner nicht entraten, wir hofften auf das Vorsprechen manches braven deutschen Soldaten. In Brunstatt gab es kein Brot. Aber nun hatte die Kanonade wieder eingesetzt, die Geschosse zischten und fauchten über die Straße hin. Welch böses, giftiges Zischen! Der erste Versuch, zum nächsten Stadtbäcker zu gelangen, mißlang, wir mußten ins Haus flüchten. Dann aber wurde der Gang, der einem Fluge glich, gewagt, wir trugen die beiden letzten großen, runden Brote davon, kein Zischen unterwegs, die Geschütze hatten ihre Arbeit getan. Dieser Gang hatte uns froh gemacht, eine helle Freude wehte alle Müdigkeit fort.

Fortsetzung folgt

Digitized by Google

Gottfried Traub / Grundsätze

Ich verzeihe es mir, daß ich noch mehr als meine Grundsätze mein Vaterland liebe. Tisza 1873.

Als in den siebziger Jahren Tisza zur Regierung berufen wurde, um den damals zerrütteten ungarischen Verhältnissen aufzuhelfen, mußte er einige seiner politischen Parteivorurteile begraben. Darüber griff man ihn heftig an. Auch Freunde warfen ihm vor, daß er um einer hohen Stellung willen seine Grundsätze verleugnet habe. Er selbst hatte sich in langsamem, reiflichem Ueberlegen von der einzigen Möglichkeit, mit der man seinem Vaterland wirklich in der Not helfen konnte, überzeugt. Als Mann trug er keine Bedenken, das Notwendige zu tun. Einige frühere Meinungen gab er auf; das Größere ging ihm vor. Was er war, blieb er. Bisher sollte er nur einem kleinen Kreis dienen, nun galt es das Ganze zu verantworten. So handelte er und riskierte den Vorwurf der Parteifahnenflucht, weil ihm die Rettung des Vaterlandes über alles ging. Seine Taten überzeugten von der Lauterkeit seiner Gesinnung.

Freilich hätte auch ein anderer so sagen können, ein herrschsüchtiger, eitler Mensch, der das Wort vom „Vaterland" nur zum Vorwand für seine eigne Charakterlosigkeit nimmt. Es bleibt ja immer das vornehmste Zeichen für das Gute, daß das Schlechte zu seiner Bemäntelung gerne und zuerst nach guten Beweggründen greift. So wird es begreiflich, daß viele die Grundsätze, die man in früheren anderen, vielleicht kleineren Verhältnissen gewonnen hatte und die auch dort ausreichten, zum allgemeinen Gesetz erheben und jeden Verstoß dagegen als persönliche Untreue brandmarken. Die Grundsätze einer Partei werden so zum Halt für schwächere Charaktere und kleinere Aufgaben. Wo neue Lebensentscheidungen nötig werden, versagen sie leicht. Deshalb kommt es in erster Linie darauf an, ob einer ein Mann ist, ein Mann von Rechtlichkeit, Lauterkeit und Größe; an ihm werden dann die Parteigrundsätze gemessen und nicht umgekehrt er an ihnen. Denn nie dürfen solche Leitgedanken des Menschen höchstes Streben und wirkliches Wesen ganz ausfüllen und ausmachen wollen. Man kann der unentwegte Träger solcher Parteigrundsätze sein, einmal aus innerer Ueberzeugung: auch dann steht man selbst über ihnen und drückt ihnen den Stempel der eignen inneren Wahrhaftigkeit und Treue auf; man kann es aber ebensogut sein aus reiner Bequemlichkeit, Gedankenlosigkeit, ja, aus Haß und eitler Hohlheit. Darum trägt die Ueberzeugung solche Grundsätze und nicht der Grundsatz die Ueberzeugung.

Lehrhaft lassen sich diese Gedanken schwer fassen; die Scheidelinien zwischen dem, was abwärts zieht und aufwärts führt, sind im lebendigen Leben so zart, daß man sie reinlich oft so wenig auseinandertrennen kann, wie Eisen und Rost. Desto leichter macht das Leben selbst mit seinem Zwang die Entscheidungen, sobald man sich daran gewöhnt hat zu horchen, wo das ganze Vaterland uns nötig hat. Dieser Kreis ist gewaltiger, als die engeren Lebenskreise, seine Forderung berechtigter, als die aller kleinen zusammen. Das Vaterland ist unser Boden, ohne den wir nicht stehen und gehen können; es ist unsere Kraft, ohne welche auch die Mühen des einzelnen wertlos sind. Vor allem ist es ein Ziel, der höchsten Opfer wert. Diese einfache Wahrheit steht heute in ihrem unbestechlichen Glanz riesengroß vor uns. Sie wirkt befreiend. Wenn der Mensch weiß, wofür er leben und streben kann, ist er glücklich: er hat seinen Weg und er hat sein Ziel. Er ist etwas geworden, ein notwendiger Bestandteil einer mächtigen Idee. Ideen tragen uns, weil sie unerschöpfbar sind; Tagesprogramme oder bloße Parteiwahrheiten vermögen das nicht. So danken wir dem Geschick, das uns in harter Zeit die Größe des Vaterlands enthüllt hat. Wir werden sie nie vergessen.

Soziale Bewegung

Eine Enttäuschung. Die Befreiung der Gewerkschaften von Polizeibevormundung und ungünstiger Rechtsprechung ist nicht zustande gekommen, obwohl sie der eben beendete August-Reichstag einmütig beantragt und die Reichsregierung selbst als notwendig anerkannt hatte. Bereits in der dritten Kriegstagung des Reichstags am 20. März 1915 hatte der Stellvertreter des Reichskanzlers, Staatssekretär Dr. Delbrück, es als seine „feste Ueberzeugung" erklärt, „daß die Gewerkschaften in erster Linie wirtschaftliche Aufgaben zu erfüllen haben, ohne die unser Wirtschaftsleben — das hat uns der Krieg gezeigt — nicht mehr denkbar ist". Er teilte mit, daß die Vorarbeiten im Gange seien, um den Gewerkschaften in unserem Rechtsleben den ihnen zukommenden Platz einzuräumen, wobei er es jedoch dahingestellt sein ließ, welcher Weg zu diesem Ziel einzuschlagen sei: eigenes Gewerkschaftsgesetz oder Reform des Vereinsgesetzes. Der Reichstag entschied sich damals für das letztere, um sofort den dringendsten Beschwerden der Gewerkschaften abzuhelfen. Er forderte eine andere Fassung des Gesetzes über die Bestimmung „politische Vereine" und erstrebte außerdem die Aufhebung des Fremdsprachen- und des Jugendlichenverbots im Vereinsgesetz. Im August trat zu diesem Behufe der 8. Ausschuß des Reichstags zusammen. Die Beratungen wurden eingeleitet durch folgende bedeutsame, namens der verbündeten Regierungen abgegebene Erklärung des Ministerialdirektors Dr. Lewald vom Reichsamt des Innern: „Die im Reichstag ausgesprochenen Wünsche für die Rechtsstellung der Gewerkschaften im Rahmen des Vereinsgesetzes erstreben nur die Sicherung eines Rechtszustandes, den die gesetzgebenden Faktoren schon bei Erlaß des Gesetzes im Auge gehabt haben. Die Reichsleitung hat stets — schon bei der Beratung des Gesetzentwurfs — den Standpunkt vertreten, daß ein Berufsverein, der sich in den Grenzen der ihm durch § 152 der Gewerbeordnung gestellten Aufgaben hält, kein politischer Verein ist. Dieser Auffassung hat noch kürzlich der Stellvertreter des Reichskanzlers Ausdruck gegeben mit dem Hinzufügen, daß Berufsvereine wohl auch dann nicht als politische Vereine anzusehen sind, wenn sie sich bei etwaigen politischen Erörterungen auf die gesetzgeberischen Angelegenheiten beschränken, die mit ihrem Geschäftsbereiche nach Maßgabe des § 152 der Gewerbeordnung im unmittelbaren Zusammenhange stehen. Mit dieser Stellungnahme hat sich, wie zuzugeben ist, die Praxis der Verwaltungsbehörden und die Rechtsprechung nicht immer im Einklang befunden. Die Reichsleitung ist deshalb bereits in eine Prüfung der Frage eingetreten, welche gesetzgeberischen Maßnahmen zu ergreifen sein werden, um den Gewerkschaften, entsprechend ihrer Bedeutung im öffentlichen und wirtschaftlichen Leben, auf dem Gebiete des Vereinswesens die nötige Freiheit zur Betätigung ihrer berechtigten wirtschaftlichen und Wohlfahrtsbestrebungen zu sichern, zumal die Gewerkschaften sich vom Beginn des Krieges an in uneigennütziger und aufopfernder Weise in den Dienst der Aufgaben gestellt haben, die das Wohl des Vaterlandes, seine äußere und innere Wehrhaftmachung erheischt. Wann dem Reichstag eine entsprechende Vorlage gemacht werden kann, läßt sich indessen zurzeit noch nicht übersehen." Nach diesen erfreulichen Darlegungen beschloß die Reichstagskommission eine Aenderung des Begriffs des politischen Vereins und die Heraushebung der Gewerkschaften aus diesem Begriff. Die Bestimmungen des § 3 erhalten danach folgenden, durch den Druck hervorgehobenen Zusatz: „Ein Verein, der bezweckt, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern (politischer Verein), muß einen Vorstand und eine Satzung haben. Nicht als politische Vereine gelten Vereine von Berufsgenossen oder Angehörigen verschiedener Berufe und Standesvereine, auch wenn sie zur Verfolgung ihrer Zwecke politische Gegenstände in den Versammlungen erörtern." (Weiter beschloß die Kommission mit 15 gegen 3 Stimmen, den § 12, der für Versammlungen nur die deutsche Sprache vorschreibt, zu streichen. Gleichzeitig angenommen, wenn auch mit geringerer Mehrheit, wurde die Streichung der in § 17 festgesetzten Mindestaltersgrenze von 18 Jahren für die Teilnahme an politischen Vereinen und öffentlichen Versammlungen.) Der Gesamtreichstag stimmte am 27. August den Beschlüssen seines Sonderausschusses zu, aber Staatssekretär Dr. Delbrück vertrat den Standpunkt, daß die beantragten Aenderungen des Vereinsgesetzes nur innerhalb des großen Programms der politischen Neuorientierung angängig seien. Er wolle jedoch im Einvernehmen mit dem Reichskanzler erklären, daß der Wunsch der Gewerkschaften erfüllt werden solle, der auch die Absicht des Gesetzgebers gewesen sei, was allerdings die Verwaltungsbehörden verkannt hätten. Daß dem Hause aber schon beim nächsten Zusammentreten im November eine Vorlage zugehen werde, könne er nicht in Aussicht stellen, einmal weil die Verbündeten Regierungen

Digitized by Google

darüber noch nicht Beschluß gefaßt hätten, und dann, weil niemand wissen könne, ob im November die Situation für die politische Neuorientierung schon reif sein werde. — Diese Erklärung des stellvertretenden Reichskanzlers wird weitgehende Enttäuschung in Arbeiterkreisen hervorrufen. Dort ist nach allen jahrzehntelang erlebten Erfahrungen das Vertrauen zu einem Kanzlerwort leider nicht so stark, daß an sich vielleicht berechtigte Vertröstungen auf spätere, ruhigere Zeiten geduldig und gläubig hingenommen würden. Man befürchtet, daß die Vertagung der Gewerkschaftsreform ihre Verwässerung, wenn nicht gar Vernichtung bedeuten könnte. Um dieser Stimmung willen bleibt es auch nach unserer Meinung bedauerlich, daß eine so brennende und so reife Sonderfrage wie die der Gewerkschaftsbefreiung von unnatürlichen Fesseln nicht alsbald und eifrig in Angriff genommen wird.

Arbeiterdank. Den viel zu früh verstorbenen fortschrittlichen Landtagsabgeordneten Münsterberg-Danzig und Flesch-Frankfurt a. Main widmet die Wochenschrift liberaler Arbeiter und Angestellten warme Nachrufe der Dankbarkeit. In einem Leitartikel sagt die „Wacht" am Schluß: „Diesem seltenen Mann, unserem Stadtrat Dr. Flesch, dem tapferen Anwalt der Arbeiter- und Angestelltenrechte sowohl in der freien Vereinsarbeit, wie auch im großstädtischen Gemeinwesen von Frankfurt a. M. und im preußischen Landtag, danken wir über das Grab hinaus für alle Treue, die er durch seine unermüdliche Arbeit an den Tag gelegt hat. Sein Andenken wird von uns hoch in Ehren gehalten werden. Dabei leben wir der festen Zuversicht, daß der von Dr. Flesch ausgestreute Same für neue Rechtsverhältnisse der Arbeiter und Angestellten in nicht allzu ferner Zeit aufgehen wird, schon weil er aufgehen muß, um den inneren Frieden Deutschlands zu sichern, den wir nach den furchtbaren Kämpfen des Weltkrieges später viel nötiger haben, als es früher jemals der Fall gewesen ist."

Lehrlingsschutz im Kriege. Der Lehrherr hat kein Recht zur Lösung des Lehrverhältnisses wegen der Geschäftsbeschränkung, die durch den Krieg bedingt ist. Diesen Grundsatz hat kürzlich das Gewerbegericht Berlin in einem Urteil aufgestellt. Ein Zuschneiderlehrling war auf Grund schriftlichen Vertrages vom September 1912 in Stellung. Seine Vergütung betrug zuletzt wöchentlich 10 Mark. Die Lehrzeit ist auf drei Jahre festgesetzt. Vom 27. Aug. 1914 an wurde der Kläger nicht mehr beschäftigt. Als Grund gab der Lehrherr die Geschäftsstörung und Betriebseinschränkung an, die durch den Ausbruch des Krieges entstanden sei. Der Lehrling erhob Klage. Die Firma, bei der er beschäftigt war, wurde auch nach dem Klageantrag verurteilt, das Lehrverhältnis fortzusetzen. In den Gründen wird ausgeführt, daß eine Entlassung des Lehrlings vor Ablauf des Lehrvertrags nach der Gewerbeordnung nur aus einem der dort vorgesehenen Gründe zulässig sei. Zu diesen Gründen gehört Kriegsausbruch oder Einschränkung des Betriebes nicht, so hart dies in manchen Fällen empfunden werden mag. Löst doch selbst der Tod des Lehrherrn das Lehrverhältnis nicht ohne weiteres. Die Entlassung des Lehrlings war daher rechtlich nicht begründet.

Eine nachahmenswerte Prämienaussetzung! Während in der Presse sonst nur davon die Rede war, welch große Schwierigkeiten kinderreiche Familien beim Suchen einer passenden Wohnung zu überwinden hatten, weiß jetzt die „Soziale Praxis" zu vermelden, daß dem Regierungspräsidenten in Düsseldorf von privater Seite 100 000 M. zur Verfügung gestellt wurden, deren Zinsen vom 1. April 1916 ab zur Verteilung an kinderreiche Mütter gelangen sollen. Berücksichtigung erfahren diejenigen Mütter, die seit zwei Jahren im Regierungsbezirke Düsseldorf ihren Wohnsitz haben. Der Kinderreichtum muß sich in vier gutgehaltenen Kindern ausweisen können, von denen das älteste im vierzehnten Lebensjahre steht oder im Laufe des Jahres zur Entlassung aus der Volksschule gelangt.

Kriegsliteratur

Von der Seele des Soldaten im Felde. Von Erich Everth-Jena 1915, bei Eugen Diederichs (Tat-Flugschriften 10). 48 S. 80 Pf.

Hier versucht ein Kriegsteilnehmer uns begreiflich zu machen, wie dem Soldaten an der Front wirklich zumute ist. Kriegsberichterstatter und andere Besucher vermögen in das Seelenleben des kämpfenden Kriegers nicht genügend einzudringen; selbst wenn sie während eines Gefechts im Schützengraben waren, so wissen sie doch noch nicht, wie der wochen- und monatelange Krieg auf das Gemüt einwirkt. Denn die beiden Grundpfeiler aller Kriegspsychologie sind das tatkräftige Handeln und die große Gemeinsamkeit. Nur wer nach diesen beiden Seiten eigne Erfahrungen gemacht hat, kann über den Gemütszustand und die Denkweise unserer Helden Aufschluß geben. Das geschieht nun in dieser Schrift, nüchtern, ungeschminkt, in dem ehrlichen Bestreben, ein wahrheitsgetreues Bild zu geben. Wem es also darum zu tun ist, ein solches Bild zu gewinnen, der lese die Schrift. Er wird dann freilich manche der üblichen Vorstellungen ablegen, manchen idealisierten Zug des Kriegers streichen müssen. Vor allem wird er sehen, wie das Leibesleben, das materielle Triebleben beim Feldsoldaten einen viel größeren Raum einnimmt, als der Unbeteiligte denkt, der, halb aus Idealismus, halb aus Bequemlichkeit, am liebsten alle Vorstellungen in ein fertiges, konventionelles Schema einordnen möchte. Um so größer wird aber dann unser Verlangen, zu erfahren, in welcher Weise die körperlich so stark beanspruchten Männer mit den letzten großen Fragen des geistigen Lebens fertig werden. Das wird in den Abschnitten „Ein neuer Lebensstil", „Todesgedanken" und „Religiöse Probleme" mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe gesagt, und im Innersten ergriffen schauen wir der großen Sphinx mit den Augen unserer Krieger ins Auge. So trägt uns die treffliche Schrift doppelten Gewinn ein: sie vereinigt uns im Geiste mit denen, die ihr Leben für uns wagen, und zwingt auch uns zu neuem Nachdenken über den Sinn des Lebens.

Deutschland und seine Kinder 1914/15. Ein Gedenkblatt der großen Gegenwart von Rudolf Schäfer. Mit faksimilierter Unterschrift des Künstlers. Zugleich ein Gedenkblatt für unsere gefallenen Helden. Auf gepreßtem Büttenkarton (40×50 cm) 1,50 M. Dasselbe Kunstblatt als Postkarte 10 Pf., Dutzend 1 M. Leipzig 1915, bei Max Koch.

Das zweiteilige Bild zeigt oben in rundem, eichenumkränztem Rahmen die Mutter Deutschland, ihre Kinder umfassend. Die beiden Knaben spielen mit Gewehr und Tauchboot, ein Mägdlein handhabt voll Eifer die Stricknadeln, und das Jüngste liegt im Schoße der Mutter und spielt mit dem Eisernen Kreuz an ihrem Halse. Der Gegensatz zwischen dem munteren Treiben der Kinder und den ernsten, in Sorge und Entschlossenheit gefaßten Zügen der Mutter wirkt unmittelbar. Darunter sieht man ein Soldatengrab mit Holzkreuz und dem Helm des Gefallenen. Ein Regiment Soldaten zieht rüstig vorüber. Das Bild ist einfach und schön, voll Wahrheit und Würde, ein Blatt der Erinnerung an die Toten und der Hoffnung auf die deutsche Zukunft, ein prächtiger Wandschmuck für jedes Haus. Für Vereine, Schulen, Pfarrämter usw. werden besondere Anfertigungen gemacht.

Deutschland lerne! Ein Ruf an das deutsche Gewissen. Von Kurt Engelbrecht. Berlin 1915, Concordia deutsche Verlagsanstalt, 66 S. 75 Pf.

„Deutschland lerne: daß des Schicksals Hand die Gegenwart nicht um ihrer selbst, sondern um der Zukunft willen so groß gestaltete!" Unter diesem Leitwort werden die sittlichen Aufgaben aufgeführt, die unserem Volke aus der großen Zeit erwachsen. Die Motive dazu werden in drei Abschnitten behandelt: der Kämpfer und der Krieg; das deutsche Volk und der Krieg; das Menschengeschlecht und der Krieg. Die Quelle der Kraft kann nach wie vor nur der deutsche Idealismus sein.

Warum und wozu der Weltkrieg? Von Jean Paar. Leipzig 1915, bei Oswald Mutze. 64 S. 60 Pf.

Der Verfasser hat auch ein Buch über „Weiße und schwarze Magie" geschrieben. Die vorliegende Schrift widmet er dem Reichskanzler von Bethmann Hollweg. Vielleicht hält er diesen für einen Medizinmann. Im Buche steht viel Richtiges und Erfreuliches, aber auch viel Ueberflüssiges. Nahezu alle berühmten Männer, die je auf unserem Planeten gewandelt sind, werden angeführt, Bismarck und Moses, Wilhelm Ostwald und Hesekiel, Heinz Potthoff und der Gralritter Amalrich. Sogar von Gog und Magog (der aber eigentlich Magog heißt) ist die Rede. „Herrgott, jetzt ein halbes Tausend Männer wie Ulrich von Hutten!" — Ganz unsere Meinung! Und dann noch eine halbe Million, die über diese Männer Bücher schreiben! Auf unserem Redaktionstisch liegen 85 Bücher zur Besprechung, aber das ist noch viel zu wenig!

Das Leid im Lichte der Ewigkeit. Eine Trostpredigt von Fr. Starcke, Pastor an St. Cosmae in Stade. Stade 1915, bei A. Pockwitz Nachf. 19 S. Postfrei 15 Pf. Reinertrag für Kriegsfürsorge.

Der Verfasser versteht das Leid derer, die um Gefallene trauern, weil er selbst schweres Kriegsleid trägt. So weiß er mit warmen, aufrichtigen Worten zu sagen, daß in der ewigen Welt Gottes kein Opfer vergeblich ist, auch wenn uns Gottes Wege unbegreiflich bleiben.

Licht auf den Weg. Kurze Worte für Feldsoldaten von Professor D. P. Wurster. Stuttgart 1915, Evang. Gesellschaft. 31 S. 10 Pf.

24 Bibelsprüche mit kurzer Auslegung, deren ungekünstelte, oft packende Weise, schlichte Frömmigkeit und verständige Lebensauffassung dem Seelenleben vieler Krieger etwas zu bieten hat.

Vom letzten Reich. Von Paul Eberhardt. (Blätter für Suchende aller Bekenntnisse, Heft 4.) Gotha 1915, bei Fr. Andr. Perthes. 37 S. 50 Pf.

Auch diese Schrift kommt dem religiösen Bedürfnis vieler Krieger entgegen. Sie will uns zum Bewußtsein bringen, daß wir alle, ob mit oder ohne Bekenntnis, die Religion in uns tragen; es kommt nur darauf an, daß wir unser ganzes Leben mit ihr in Einklang bringen. Die Gedankenwege, durch die uns Eberhardt zu dieser Erkenntnis leitet, sind fein und eigenartig.

Zehn Jahre deutscher Kulturentwicklung vor dem Kriege 1914/15. Von Erich Dombrowski. Leipzig 1915, Verlag Unesma. 47 S. 50 Pf.

Ein Versuch, den psychologischen Entwicklungsprozeß des deutschen Volkes während des letzten Jahrzehnts zu erfassen, insbesondere begreiflich zu machen, woher unsere sozialdemokratischen Massen das Verständnis für die Notwendigkeit nationaler Verteidigung und Weltpolitik gewonnen haben. Auch Volkshygiene und Kirche, Kunst und

Digitized by Google

Wissenschaft werden — vom monistischen Standpunkt aus — beleuchtet.

Krieg und höhere Schule! Von Prof. Dr. G. Budde. Langensalza 1915, bei Hermann Beyer & Söhne. 41 S. 75 Pf.

Unter dem Motto des Kaiserwortes „Wir sollen nationale junge Deutsche erziehen" stellt der Verfasser den Satz auf: Wir haben bis jetzt nur altsprachliche und neusprachliche Gymnasien; es fehlt uns immer noch das deutsche Gymnasium. Der Krieg wird ihm zum Leben verhelfen. Denn das echte Altertum behält nach wie vor seine Größe, aber größer als dieses ist doch das echte Deutschtum. Budde sieht eine neue Epoche des deutschen höheren Schulwesens heraufkommen, wenn dem deutschen Unterricht die Zentralstellung eingeräumt wird, die bis jetzt die fremden Sprachen innehaben. Es wäre gut, wenn die deutschen Philologen diese lapidaren Sätze auswendig lernten, damit das Selbstverständliche endlich Ereignis wird!

Der Krieg im Lichte der Gesellschaftslehre. Von Wilhelm Jerusalem. Stuttgart 1915, bei Ferd. Enke. 116 S. 3 M.

Ein wertvolles und gutes Buch. Der Verfasser, ein Wiener Gelehrter, will versuchen, das gewaltige Phänomen des Weltkrieges mit Hilfe der soziologischen Methode zum Verständnis zu bringen. Zu dem Ende behandelt er den Krieg als soziologisches Problem, geht auf seine Wurzeln im Urzustand der Menschheit zurück, beleuchtet sein Verhältnis zur modernen Kultur sowie seine Bedeutung für den Staat und stellt als Parallele zum alten Ideal der Menschenwürde die neue Forderung der Staatenwürde auf. Die Darstellung baut logisch auf und verarbeitet ein reiches wissenschaftliches Material, doch so, daß jeder ihr folgen kann, der über die große Frage der Menschheitsorganisation nachzudenken liebt.

Der deutsche Mensch. Von Leopold Ziegler. Berlin 1915, bei S. Fischer. 186 S. 1 M.

Auch dieses Buch ist ernst und gehaltvoll, ein Versuch, vom deutschen Standpunkt aus den Krieg und seine psychologischen Erscheinungen gedanklich zu durchdringen und seinen ethischen Ertrag festzuhalten. Das Buch hat fast auf jeder Seite etwas zu geben und bereitet seinem Leser eine reine Freude. Vielfach, besonders eindrucksvoll im Schlußkapitel, finden sich Philosophie und Christentum ungewollt zusammen.

Deutsche und ausländische Freimaurerei. Von August Horneffer. München 1915, bei Ernst Reinhardt. 58 S. 50 Pf.

Nachdem die Freimaurerei durch englisch-französisch-italienische Kriegshetze sich auf dem Gebiet des internationalen Lebens als ebenso ohnmächtig, ja ethisch unfähiger erwiesen hat als die kirchlich organisierten Lebensauffassungen und die Sozialdemokratie, war es dringend nötig, daß die deutsche Oeffentlichkeit von berufener Seite über den qualitativen Unterschied zwischen deutscher und ausländischer Maurerei aufgeklärt wurde. Das Buch ist ein zuverlässiger Führer.

Der Weltkrieg und die höheren Schulen Badens im Schuljahr 1914/15. Von Geh. Hofrat Dr. J. Häußner, Direktor des Gymnasiums in Karlsruhe. 133 S. 1 M.

Eine Art Kriegschronik der Gymnasien, Realschulen und Lehrer-Bildungsanstalten Badens während des ersten Kriegsjahres. Kann anderen deutschen Ländern und Provinzen als Muster dienen. Ein Anhang von 91 Feldpostbriefen; in der Einleitung Augenzeugenberichte aus den Vogesenkämpfen.

Die deutsche Jugend und der Krieg. Von Ludwig Gurlitt. Greiz 1915, bei Otto Henning. 77 S.

Gurlitt meint, daß diese kleine Schrift nur weniges sagen werde, was er nicht früher schon gefordert und gehofft habe. Wer aber Gurlitts pädagogische Bestrebungen kennt und schätzt, wird gern mit ihm diesen Rückblick und Ausblick tun. Der Gegensatz zwischen der Lebensauffassung der Jugend von heute und derjenigen der vorigen Generation ist höchst anschaulich geschildert, die wichtigsten Aufgaben der Schule für die nächsten Jahrzehnte sind scharf präzisiert.

Deutschtum und Judentum. Von Hermann Cohen. Gießen 1915, bei Alfred Töpelmann. 48 S. 1 M.

Wer das Verhältnis zwischen Deutschtum und Judentum, die Wechselwirkung beider aufeinander auf den verschiedensten Gebieten des Kulturlebens unbefangen betrachten will, wird aus dieser Schrift viel lernen. Nach allen Seiten hin wird das Verhältnis untersucht, historisch und systematisch, in Vergangenheit und Gegenwart; das Material, das der gelehrte Verfasser uns als Unterlage bietet, ist überreich, die Darstellung knapp, klar und jedem Gebildeten verständlich. Die Ueberzeugung und Wärme, mit der Cohen für die Mission des von deutschem Geiste befruchteten Judentums eintritt, muß auch den germanischen Deutschen wohltuend berühren.

Unsere zukünftige Volkserziehung. Von Dr. Th. Scheffer. Gotha 1915, bei Friedr. Andr. Perthes. 58 S. 1 M.

Eine Schrift, fast mehr für Eltern als für Lehrer bestimmt. Denn auch die Eltern müssen über die große Aufgabe der Erziehung unseres ganzen Volkes nachdenken, wenn sie sich mit der Erziehung ihrer Kinder in das große Gesamtwerk organisch und wirkungsvoll eingliedern wollen. Planlosigkeit oder Eigensinn bei der häuslichen Erziehung schadet den Kindern und hemmt den Gesamtfortschritt des Volkes. Es wäre ein hoher Segen, wenn unsere Zeit, die uns in der Ueberwindung der Kriegsnot so eng zusammengeführt hat, die deutschen Eltern auch davon überzeugen würde, daß es zum Wohle der deutschen Zukunft geradezu Pflicht ist, einheitliche Richtlinien für die Jugenderziehung zu suchen. Scheffers Buch gibt eine Anleitung dazu. In drei Abschnitte hat er seine Darlegungen gegliedert: Der Einzelne; Der Einzelne und die Familie; Der Einzelne, die Familie und das Volk. Eine glückliche Einteilung, die dem natürlichen Gange der Entwicklung folgt, der jedem Kinde vorgezeichnet ist: hineinzuwachsen in die große Arbeitsgemeinschaft unseres Volkes. — Wie das geschieht, das möge man selber nachlesen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Röntgenassistentin B. in K. 2 M., Th. in H. 2,50 M., R. in B. 1,70 M., J. in S. 3 M., O. in L. 2,50 M., Prof. B. in W. 2,05 M., Dr. W. in M. 3 M., E. in R. 3 M., Frl. Ob. G. Z. in Aug. a. A. 2 M., Frau Dr. H. in N. 1,70 M., Frl. K. in J. 3 M., Postsekretär H. in B. 3 M., Kan. W. in J. 1 M., M. U. in Berlin 5 M., E. B. in Neuyork 20 M., Pfr. M. in U.-R. 10 M., Frl. G. J. in B. 3 M., Frau B. in C. 3 M., Dr. L. in L. 10 M., Lt. K. im Felde 5 M., A. R. in D. 5 M., Kommando S. M. S. „Blitz" 10 M., Lt. R. in Charl. 20 M., Sch. in A. 2,50 M., Frau St. in A. 85 Pf., Schwester St. in W. 2 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: K. in Z. 1,40 M., Pfr. T. in B. 1 M.

Für Elsaß-Lothringen: M. U. in B. 5 M., A. R. in D. 5 M.

Für Ostpreußen: M. U. in B. 5 M.

Für Galizien: M. U. in B. 5 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: Dr. B. in Neuyork 10 M., A. R. in D. 5 M.

Für den Roten Halbmond: Dr. Ihr. in Schn. 5 M.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: Leutn. R. im Felde 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Unsere heutige Nummer bringt innerhalb der Heimatchronik und im Naumannschen Aufsatze zweimal den Abdruck der sozialdemokratischen Erklärung, was zwar nicht viel schadet, aber doch vermieden worden wäre, wenn nicht eine Postsendung erst kurz vor Fertigstellung eingetroffen wäre, so daß sie sofort in den Druck gehen mußte.

Die Schriftleitung.

Aus Schöneberg sind zwei unfrankierte Feldsendungen Hilfe und Chronik an Leutnant Petersen und Wehrmann Bearnoski als zu schwer an uns zurückgekommen, weil der Absender nicht genannt war. Wir haben die Sendungen weitergeleitet.

Leser in Vauxaillon, Aisne. Sie fragten vor längerer Zeit im Interesse Ihrer Quartierswirtin, einer Lehrersfrau, an, ob es nicht möglich wäre, von deren in der französischen Armee stehenden Mann, von dem die Frau hinter der deutschen Front seit Anfang des Krieges nichts mehr gehört hatte, Nachrichten zu bekommen. Wir haben damals gleich einen Versuch über die Schweiz gemacht und bekommen leider erst jetzt von Genf folgende, vom 17. August datierte Nachricht:

„Nous recevons, aujourd'hui-seulement, une réponse du Bureau central militaire de Paris, au sujet de M. Bienfait de Vauxaillon, Aisne. Il nous fait savoir, qu'après plusieures enquêtes, on a pu avoir les renseignements suivants: Le lieutnant Bienfait a été promu capitaine pour faits de guerre. Il est actuellement au 245e régiment d'infanterie en campagne où il commande la 19e compagnie. Si la famille ignore le numéro du secteur postal dont dépend cet officier, on peut lui écrire par l'intermédiaire du Depôt de Lorient. Nous espérons, malgré le retard de la réponse, que vous pouvez faire parvenir ses nouvelles à la femme de M. Bienfait." — — —

Cartzig bei Naugard. Der Rundbrief von Dr. Wilhelm Ohr ist vom Verfasser selbst zu beziehen. Adresse: Oberleutnant und Kompagnieführer Ohr, Landst.-Inf.-Bat. Frankfurt a. M., 2. Etappen-Inspektion.

Liederbücher für Klavier sind für einige Lazarette sehr erwünscht. Das eine aus unserer Sammlung, das wir in voriger Nummer erwähnten, ist bereits vergeben. Falls noch weitere Bücher an uns gelangen, versorgen wir die Lazarette in der Reihenfolge des Eingangs der Meldungen. **Verlag der „Hilfe".**

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

9. September 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 36

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Kriegsglaube. — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Durch die Ukraine. — **Dr. L. Frhr. von Mackay:** Der Weltkrieg und das armenische Problem. — **Max Roloff:** Türken und Armenier. — **Axel Schmidt:** Künftige Lieferungen nach Rußland. — *** Unsere ersten Kriegstage! — **Dr. Heinrich Meyer-Benfey:** Verhaerens Buch gegen Deutschland. — **D. Gottfried Traub:** Hell und licht. — Soziale Bewegung. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 31. August.

Die Londoner wirtschaftliche Zeitschrift „Economist" bringt wiederholt Aufsätze, die als Friedenswunsch finanzieller Kreise gedeutet werden können, ebenso wie im „Labour Leader" eine noch stärkere ähnliche Stimmung aus gewissen Arbeiterkreisen zutage tritt. Es ist ganz gut, daß diese Aeußerungen bei uns abgedruckt werden, damit wir sie kennenlernen, aber man muß sich sehr hüten, diese wenigen herausgesuchten Sätze für die Meinung von ganz England zu halten. Dabei darf nicht übersehen werden, daß auch der „Economist" noch immer die Rückgabe von Elsaß-Lothringen an Frankreich für unerläßlich hält. Es scheint festzustehen, daß die Mehrheit der Engländer und Franzosen die deutschen Siege nur für vorübergehende und vorläufige Erscheinungen hält und von uns verlangt, daß wir ebenso darüber denken.

Mittwoch, 1. September.

Es kommt der vierzehnte Monat des Krieges. Die Menschen fragen überall: wie lange glauben Sie, daß es noch dauert? Darin liegt nichts von Abmattung oder Unvermögen, aber immerhin — man würde gern die Seinigen, soweit sie noch leben, wieder zu Hause haben und den gewöhnlichen Geschäftsgang beginnen. Ich antworte, daß erst Balkan und Konstantinopel in Ordnung gebracht werden müssen, weil sonst der Krieg bald wieder losgeht. Das letztere will niemand, lieber soll es dieses Mal noch etwas länger dauern.

Man erinnert sich der Septembertage des vorigen Jahres, als der kecke Einmarsch nach Frankreich vom 5. bis 10. September an der Marne aufgehalten und in die jetzige Schützengrabenlinie zurückgeworfen wurde. Diese Vorgänge sind in Deutschland heute noch nicht offiziell mitgeteilt, und die ausländischen Darstellungen können ohne deutsche Korrektur nicht als Geschichtsquelle gelten, so daß eine der allerwichtigsten Partien des Weltkrieges noch jetzt nach einem Jahre im Nebel liegt.

Die Besprechungen der deutschen Regierung mit dem Staatsamt der Vereinigten Staaten sind in gutem Verlauf, so daß nicht mehr mit einem amerikanisch-deutschen Kriege gerechnet wird und der Abbruch der diplomatischen Beziehungen nicht wahrscheinlich ist. Die Deutschen versprechen, Passagierdampfer nicht ohne vorherige Warnung und Erlaubnis der Einbootung der Reisenden zu torpedieren, falls sie nicht fliehen oder angreifen. Darin liegt ein gewisses Entgegenkommen, da ja dieses Verfahren für das deutsche Unterseeboot viel gefährlicher ist; aber wichtiger als derartige Einzelvorteile ist, daß der Krieg nicht noch erweitert wird.

In den englischen Kohlenbezirken hat sich die Streikbewegung noch immer nicht ganz beruhigt. Es streiken bald da, bald dort kleinere Trupps. Dabei ist der Kohlenmangel in Frankreich und Italien schon recht fühlbar.

Donnerstag, 2. September.

In den Schulen wird die Wacht am Rhein gesungen, weil heute „Sedantag" ist. Es wird wohl der letzte Sedantag sein, denn neue Weltgeschichte verdrängt die alten Gedenkfeiern.

Die österreichischen Truppen haben die Festung Luzk genommen! Luzk liegt in Wolhynien und gehört zum Festungsdreieck Rowno—Dubno—Luzk, das der galizischen Grenze vorgelagert ist. Außer diesem Festungsdreieck sind im weiten Südwesten Rußlands auf der Karte als befestigt eingetragen Kamenez—Podolski mit Chotin am Dnjestr und Bendery in Bessarabien; dahinter Odessa, Nikolajew und Kiew. In Zusammenhang mit der Einnahme von Luzk ist das Gebiet zwischen Brody und Luzk von Russen gesäubert, und die russische Linie in Galizien ist von der Zlota-Lipa hinweg über die Strypa hinaus verschoben worden. Das ist nicht ohne schwere Kämpfe und zeitweilige Rückschläge bei Rosowa und Buczacz möglich gewesen, aber nun ist es glücklich vollbracht. Die russischen Behörden fliehen aus Tarnopol. Ob es zwischen Chotin und Pinsk noch eine zusammenhängende russische Linie gibt, können wir nicht beurteilen.

Die Zahl der Gefangenen im Monat August auf dem östlichen Kriegsschauplatz beläuft sich auf

	deutsche Armee	österreichische Armee
Offiziere	über 2000	190
Gefangene	269 839	53 299
Geschütze	über 2200	34
Maschinengewehre	über 560	23

In den deutschen Ziffern sind natürlich die Festungen Kowno und Nowo-Georgiewsk inbegriffen. Die Ziffern der dort erbeuteten Geschütze und Maschinengewehre werden sich noch erhöhen.

Mehrere Forts in dem Außengürtel von Grodno sind erstürmt. Das Gebiet des Bialowjeskaforstes ist in deutschen Händen. Kämpfe im Sumpfland von Pruschany.

An der französisch-belgischen Westfront scheint sich beiderseits etwas stärkere Bewegung zu zeigen. Die französische Ernte ist in den Weingebieten schlecht, in den Getreidegebieten etwas unter mittelgut. Die Getreidefelder in Algerien sollen vielfach durch Brandstiftung vernichtet sein, was selbstverständlich die Deutschen gemacht haben.

Die Serben besetzten Durazzo in Albanien, was den Italienern wenig Freude machen wird. Wahrscheinlich will Serbien etwas Festes in der Hand haben, ehe es Mazedonien abtreten soll, um einen bulgarischen Angriff zu vermeiden. Alle Zeitungsnachrichten über Balkanverhandlungen sind mit Vorsicht zu lesen, denn meist werden die Tatsachen von den Wünschen überschattet. Der bulgarisch-türkische Vertrag ist fertig, aber immer noch nicht offiziell unterzeichnet.

Digitized by Google

Freitag, 3. September.

In Wien hat eine ungarisch-kroatische Huldigungsdeputation den Kaiser und König begrüßt, Bischof Glattfelder sagte, im ungarischen Volke werde nach dem Kriege nie das Bewußtsein erlöschen, daß Oesterreicher und Ungarn nebeneinander stehen müssen in der Geschichte bis in alle Ewigkeit. Graf Tisza sprach zu den Kroaten, es werde eine schönere Aera für alle kommen, gegründet auf eine gesetzlich gesicherte Autonomie Kroatiens und auf das gegenseitige Gefühl des Vertrauens. Der kroatische Banus Skwilicz dankte dem Grafen Tisza und sagte, der heutige Tag werde von guter Wirkung für das Verhältnis zwischen Ungarn und Kroatien sein.

Nachdem vor kurzem die Engländer berichtet haben, daß sie türkische Truppenschiffe versenkt hätten, kommt nun die erfreuliche Nachricht, daß der englische Transportdampfer „Saxsland" von einem deutschen Unterseeboot versenkt wurde. Ein großer Teil der an Bord befindlichen Truppen ist ertrunken. Die türkische Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer scheint völlig aufgehört zu haben.

Grodno erobert! Es gelang unseren Sturmtruppen, durch schnelles Handeln über den Njemen zu kommen und nach Häuserkampf die Stadt zu nehmen. 400 Gefangene. Die Russen sind also auch hier abgezogen.

Ein Privatbrief aus der Gegend südlich von Brest-Litowsk beschreibt, wie unsinnig die abziehenden Russen die Dörfer vernichtet haben. Das soll dann der gerechte Kampf für Kultur und Menschlichkeit sein!

Sonnabend, 4. September.

In Ostgalizien ist der Feind überall an die Serethlinie zurückgedrängt. Um das wolhynische Festungsdreieck wird schwer und ernstlich gekämpft.

Grodno ist nun vollständig mit allen Forts in deutschem Besitz. Die Zahl der Gefangenen beträgt heute 2700. Auch südlich von Grodno hat der Gegner die Stellungen am Njemen geräumt. Weiter nördlich wurde der Brückenkopf von Friedrichstadt erstürmt, 3400 Gefangene. Ueberall an der ganzen Ostfront ist fortschreitende Bewegung. Auf russischer Seite hat ein Wechsel in den obersten Stellen der Armee stattgefunden. Das Kommando der Nordarmee hat General Rußki, das der Westfront General Erwit.

Sonntag, 5. September.

Aus den vielen Reden inländischer und ausländischer Zeitungen über die Politik der Balkanvölker kann man nur so viel entnehmen, daß es in jedem Lande zwei Hauptparteien gibt, die entweder auf den Sieg des Vierverbandes oder der Zentralmächte rechnen. Das gilt in gewissem Sinne auch von Serbien, wo nur insofern die Sache anders aussieht, als es natürlich keine offiziellen Oesterreichfreunde gibt, aber dafür zahlreiche Personen, die den nördlichen Nachbar nicht ohne Not weiter stören möchten, da sie für möglich halten, daß der Vierverband, für den man Opfer bringt, dann doch Serbien hilflos sitzen läßt. Im allgemeinen ist die Kriegslust aller Balkanstaaten nicht besonders groß, aber da sie von beiden kriegführenden Parteien beständig zu Entscheidungen gedrängt werden sollen, kann auch keine Ruhe eintreten. Einigermaßen fest sind folgende Punkte: Griechenland will von sich aus die Neutralität nicht verlassen, hält sich aber gebunden, den schon vor dem Krieg bestehenden Schutzvertrag mit Serbien gegenüber Bulgarien aufrechtzuerhalten, falls dieses angreifen wollte. Ob Bulgarien angreifen will, hängt von der Gesamtlage ab. Es wird voraussichtlich den Grenzvertrag mit der Türkei unterschreiben, will aber gern vorher wissen, ob die Dardanellen sich auch sicher weiterverteidigen können und ob der Sieg der Zentralmächte stark genug ist, Rumänien in Untätigkeit zu halten. Rumänien ist gegen Oesterreich-Ungarn und Deutschland neuerdings verärgert, weil wir seine künstlich verteuerte Getreide-Einfuhr nicht nötig haben. Die Agitation gegen die Zentralmächte ist wieder lebhafter geworden, wozu das stärkere Auftreten der russischen Flotte im Schwarzen Meer beiträgt, dabei aber fürchtet man sich vor den deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen an der Landgrenze, die schwach befestigt ist. Alle drei Königreiche sind im großen Getriebe des Weltkrieges schwache Spieler, die ihren kleinen Einsatz nicht gern ganz verlieren wollen. Daher das Zaudern und Feilschen, bis es vielleicht zu spät ist. Eine Verstärkung der Truppen in Ungarn würde ein wesentliches Mittel der Klärung sein können. Das Beispiel Italiens lockt nicht sehr zur Nachfolge.

Ich hatte ein interessantes Gespräch über die Ukraine. Es wird von verschiedenen sachkundigen Beurteilern tatsächlich geglaubt, daß diese seit über hundert Jahren russifizierte Bevölkerung einen eigenen nationalen Willen bekommen könnte, wenn der Krieg bis nach Kiew und Odessa getragen würde. Das letztere sei wichtig zur Ueberwindung der russischen Herrschaft über das Schwarze Meer.

Montag, 6. September.

Zwischen der deutschen und amerikanischen Regierung sind durch die deutsche Erklärung, man wolle Passagierschiffe künftig nicht ohne Anruf angreifen, die vorhandenen Mißverständnisse in erfreulicher Weise beseitigt. Das wird natürlich von der gegnerischen Presse in dem Sinne ausgelegt, daß Deutschland sich empfindlich habe zurückziehen müssen, aber in Wirklichkeit spricht aus dem allem nur das Unbehagen darüber, daß ein amerikanisch-deutscher Krieg vermieden wird. Die Schärfung des Gegensatzes war ein Werk der Engländer, denn sie waren es, die bewaffnete Munitionsschiffe mit amerikanischen Passagieren besetzten, um Amerika zum Vierverbande hinzudrängen. Das ist nun glücklich vermieden. — Im übrigen geht der Seekrieg weiter.

Die Zahl der in den Kämpfen um Grodno gemachten Gefangenen hat sich auf 3600 erhöht. Bei Nowydwor, nördlich von Pruzana, ist der Austritt aus dem Sumpfgebiet erkämpft. Feindliche Stellungen am Sereth sind erstürmt.

Die russische Duma hat die Einberufung des Landsturms zweiter Ordnung beschlossen, was etwa eine halbe Million Soldaten betragen soll — es können wohl aber auch mehr sein. Das, was in Rußland fehlt, sind noch lange nicht die Menschen, sondern Kanonen, Handwaffen, Pulver, Munition und (so wenigstens wird über Schweden geschrieben) Pferde. Das letztere ist etwas auffällig, da an sich der russische Pferdebestand von etwa 24 Millionen Stück noch lange nicht fühlbar aufgebraucht sein kann. Vor einer Konferenz für Munitionsbeschaffung hat der Zar eine Ansprache gehalten oder vorgelesen, daß der Krieg fortdauern soll bis zum vollständigen Siege. Das kann also etwas lang werden.

Dienstag, 7. September.

In der holländischen Zeitung „Telegraf", die sehr deutschfeindlich ist, wird von einem holländischen Landwehrmann bitter darüber geklagt, daß viele Offiziere der holländischen Armee aus ihrer Freundschaft für die Deutschen gar kein Hehl machten und dadurch „viele niederländische Seelen der teutonischen Kultur gewonnen würden". Es sei vorgekommen, daß ein Trupp holländischer Soldaten „Die Wacht am Rhein" singe. Die holländische Armeeverwaltung habe Befehl erlassen, daß patriotische Lieder der im Krieg befindlichen Staaten nicht gesungen werden dürfen. Ob dieser letztere Befehl sich mehr gegen die Wacht am Rhein richtet oder gegen die Marseillaise wissen wir nicht; das aber ist sicher, daß das glanzvolle Vorwärtsschreiten der deutschen Armeen in Rußland bei allen tapferen Soldaten aller neutralen Länder Widerhall weckt. Vor kurzem noch, als die Verhältnisse zu Nordamerika viel gespannter waren, als bei uns die Bevölkerung wußte, sagte mir ein Nordamerikaner: Unsere Offiziere sind alle voll von Bewunderung für das deutsche Militär!

Ein Schweizer Leser macht uns aufmerksam, daß in Frankreich zwar keine Verlustlisten erscheinen, daß aber trotzdem die französischen Mütter genau erfahren, ob ihr Sohn noch lebt, da sie von der Militärverwaltung sofort und direkt schriftlich benachrichtigt werden. So wird, heißt es in der Zuschrift, den Familien das bange Suchen in den Verlustlisten erspart. — Wir fragen nur, aus welchem Grunde dann in der französischen Kammer die Verlustlisten so dringend ge-

Digitized by Google

fordert werden. Auch bei uns geschieht übrigens persönliche Mitteilung so viel als irgend möglich.

Ein Passagierdampfer „Hesperian" ist im Atlantischen Ozean mit Explosionserscheinungen untergegangen. Ob durch Torpedo oder Mine ist noch unbekannt. Ein deutsches Torpedoboot U 27 ist nicht heimgekehrt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 31. August.

Der Bericht über den Berliner Arbeitsmarkt im Juli zeigt eine Verschiebung zum Schlechteren für die Frauenarbeit. Es werden zwar, soweit es irgend möglich ist, Frauen in die männlichen Posten eingestellt, aber durch die Beschäftigungslosigkeit in der Konfektion, den Wäschefabriken, der Luxusbranche entsteht immer noch ein großer Ueberschuß an weiblichen Arbeitskräften. In den Berliner Krankenkassen ist die Zahl der männlichen Arbeiter um rund 11 000 gesunken, die der Frauen um fast dieselbe Zahl gestiegen — ein deutlicher Beweis dafür, in welchem Umfang männliche durch weibliche Kräfte ersetzt werden. Auf 100 offene Stellen kommen im Juli 147 Bewerbungen bei den Frauen, bei den Männern 99. Besetzt wurden von 100 Stellen bei den Männern 74, bei den Frauen 78.

Der Sommer nimmt zögernd Abschied. Auf dem See liegt allmorgendlich der Nebel, und von allen Ufern knallen die Schüsse aus Wald und Schilf. In der Stadt richtet man sich auf den Winter ein. Manchmal vertauschen sich einem merkwürdig die Zeiten, es ist alles ganz so wie im letzten Jahr. Wir gehen wieder — im Rhythmus der Siegesnachrichten, immer noch im Zeichen des Krieges — in den Winter. Wie hätten wir es ertragen können, wenn wir das im vorigen Jahr gewußt hätten! Wir müssen wieder an dieselben Dinge denken, für dieselben Notwendigkeiten vorsorgen. Alles kommt noch einmal, und ist doch schon Vergangenheit.

Die Theater beginnen ihre Spielzeit. Die Volksbühne mit den „Räubern", andere mit „Ueber die Kraft". Ein ständiges deutsches Theater ist in Lodz eröffnet.

Mittwoch, 1. September.

Der Prospekt der dritten Kriegsanleihe wird heute ausgegeben. Der Ausgabekurs ist wieder erhöht auf 99 Prozent. Auch den kleinen Zeichnern unter 1000 M. sind diesmal Teilzahlungen des gezeichneten Betrages gestattet. So ist die Beteiligung weitester Volksschichten an der Kriegsanleihe ermöglicht. Von der Zeichnung als von einem vaterländischen „Opfer" zu sprechen, wäre sinnlos, da man ja nichts Finanzielleres tun kann als sich das sicherste fünfprozentige Papier kaufen, das zu haben ist. Es kommt also zu diesem Werk des vorteilhaften Patriotismus nur auf ein wenig Entschlossenheit an. Daran wird es nicht fehlen. Die beiden ersten Anleihen haben bewiesen, daß unser ganzes Volk die Verantwortlichkeit eines jeden gegenüber den Kriegskosten weiß und die gewaltige moralische Bedeutung jeder Million mehr, die gezeichnet wird, zu ermessen versteht. Es wird auch verstehen, daß die Bedeutung einer solchen zweifellosen Willenskundgebung wächst in dem Maße als der Krieg andauert und der Friede näher rückt! Die Millionenzeichnungen der großen Firmen, Sparkassen usw. beginnen schon.

Donnerstag, 2. September.

Ein deutscher Wirtschaftsverband für Süd- und Mittelamerika ist gestern unter dem Vorsitz von Dernburg gegründet worden. Zweck ist Förderung aller Beziehungen Deutschlands zu diesen Ländern, in denen Deutschland durch seine Waren raschen wirtschaftlichen Erfolg gehabt hat, während uns an Kapitalinvestierung England dort voraus ist (800 Mill. Lstrl. gegen 500) — ein Vorsprung, der sich natürlich auch als Macht über die Entwicklung des gewerblichen Lebens äußert.

Sedanfeiern! Die alte Feier, die wir gern abgeschafft hätten, füllt sich aus neuem Verhängnis mit gewaltigerem Inhalt.

In Warschau hat das Bürgerkomitee, dem die deutsche Verwaltung die Freiheit in der Regelung des polnischen Schulwesens gab, die Schulkommission mit der Aufstellung eines Plans für polnische Schulen auf dem Grundsatz der allgemeinen Schulpflicht beauftragt und die notwendigen Mittel dafür zur Verfügung gestellt.

Freitag, 3. September.

Eine Notiz, die beinahe etwas persönlich Bitteres hat, sagt, daß der deutsche Professor in Cambridge Breul aus dem Neuphilologenverband gestrichen sei, weil er in der englischen Presse vor einiger Zeit eine Ergebenheitsadresse an England veröffentlicht habe. Eine Erinnerung steigt auf an ein deutsches Haus in Cambridge, das die deutschen Gäste als Landsleute bei sich aufnahm, in dem eine deutsche Seele zu wohnen schien, die sich jeder neuen Berührung mit dem Vaterlande freute. Und an einen liebenswürdigen Hausherrn, der unser Führer durch Cambridge war! Es ist ein erschütternder Gedanke, daß bei solchen Voraussetzungen vaterländischer Gesinnung in dem Konflikt diese Lösung gewählt werden konnte! Und wie kann man nach diesem Schritt weiter in England deutsche Literatur und deutsche Volkskunde lehren!!

Sonnabend, 4. September.

Die „Times" jammern über den Mangel an deutschen Farbstoffen und klagen die Trägheit der englischen Fabrikanten an, die mit den eigenen Versuchen nicht fertig werden. Von neun Mustern erweisen sich acht als nicht lichtfest.

Ich bekomme die amerikanische Zeitschrift „The Survey" mit einem Bericht einer Amerikanerin über die Friedensreise zu den Regierungen nach dem Haager Frauenkongreß. Sehr instruktiv für die pazifistische Betrachtungsweise: wer gegen den Krieg ist, ist edel, und die ganze moralische Riesenleistung des Vaterlandsdienstes bis zum Tode gilt für nichts. Und immer die merkwürdige Vorstellung, daß es eine „gerechte Regelung" des Friedens geben solle, ohne Rücksicht darauf, wer der Sieger sei. Nach welchen Maßstäben da eigentlich gemessen werden soll, darüber macht man sich gar keine Gedanken! Dabei die seltsamsten Vorstellungen von deutschen Zuständen: „Man muß immer bedenken, daß die Deutschen nichts von draußen lesen und hören"!! Tiefstes Erstaunen über Südekum: „Niemals hätten wir vermutet, daß er ins Heer eintreten könnte!"

Sonntag, 5. September.

In den Gesuchen der Zeitungen nach jeder Art Arbeitskräften, vorzugsweise aber nach kaufmännischen Angestellten, steht jetzt manchmal: „Kriegsbeschädigte bevorzugt".

Bericht über die Arbeit des Nationalen Frauendienstes Stettin; Typus guter Organisation aus einer großen Provinzstadt. Dort kann die Unterstützungstätigkeit, die neben der eigentlichen Kriegsunterstützung her geht, ganz zentralisiert werden. Alle Gesuche kommen von den Bezirken an eine Zentrale und werden dort entschieden. Die Kurve der einlaufenden Gesuche ist etwas anders als in Berlin, zeigt aber auch, wohl unter dem Einfluß der Einberufung des Landsturms, steigende Ziffern. 2850 im Januar bis 3437 im Juni. — Die gleiche Erscheinung wie bei uns in Berlin, daß die Unterstützungsbedürftigkeit gegen Quartalsende steigt. Die Arbeitsnachfrage hat ihren Höchststand im Januar und — annähernd ebenso hoch — im Juni. Alles beweist, wie recht diejenigen haben, die eine Steigerung der Kriegsunterstützungs-Leistungen für den Winter fordern.

Montag, 6. September.

Die Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsum-Vereine gibt ihren Jahresbericht heraus. (1. Januar bis 31. Dezember 1914.) Trotz der Kriegswirkungen noch eine Umsatzsteigerung von etwa 3½ Millionen, die natürlich ohne Krieg sehr viel höher gewesen wäre. Wie sie durch den Krieg beeinflußt wurde, zeigt sich darin, daß der Umsatz von Januar bis Juli etwa 7¼ Millionen mehr

Digitized by Google

betrug als in der gleichen Zeit des Vorjahres, von August bis Dezember aber über 4 Millionen weniger. Die Mitgliederzahl der Konsumvereine ist um 5,9 Proz., d. h. um etwa 100 000 gestiegen und beträgt heute 1,7 Millionen. Das ist immer noch ein sehr kleiner Prozentsatz der deutschen Verbraucher. Aber der Bericht wird darin recht haben, daß durch den Krieg das Verständnis des Volkes für die Gemeinwirtschaft gestiegen ist, und daß den Konsumgenossenschaften daraus neue und größere Aufgaben erwachsen werden. Sehr interessant sind die dem Bericht beigegebenen Preiskurven für Getreide, Butter, Schmalz u. a. Der Rhythmus des Kriegswirtschaftslebens wird merkwürdig lebendig in dem raschen Aufschnellen und Sinken im August und dem gleichmäßigen Ansteigen von Mitte September ab.

Naumann / Der Kriegsglaube

Es sterben täglich viele treue Söhne des Vaterlandes. Mancher von ihnen stirbt schnell in einem Augenblick, andere aber werden vom Tode langsam aufgenommen. Noch andere gehen gerade am Tode vorbei und behalten lebenslänglich eine Erinnerung daran, daß sie ganz nahe an der langen Nacht gewesen sind. Auch die aber, die von den Kämpfern nicht verwundet wurden, haben die Schrecken des Todes rechts und links gehört, gefühlt, gesehen. Es kehren Millionen von Menschen zurück, die sich mit dem Tode besprochen haben.

Und auch die Familien in der Heimat haben inzwischen mit dem Tode geredet, denn sie wußten nicht, ob er ihnen ein Stück ihres Lebens wegnehmen wolle oder nicht. Die Hoffnung sprach: Er wird es wohl nicht tun! Aber hinter der Hoffnung dreht sich die Sorge: Vielleicht tut er es doch! Auch dafür will man innerlich gerüstet sein, um nicht gar zu schwach zu werden, wenn es kommt.

Dabei helfen sich die Kämpfer oder die Angehörigen, so gut sie es vermögen, mit den Sätzen und Mahnungen ihres Glaubens, jeder auf seine Weise. Darin muß man einem jeden seinen eigenen Weg gehen lassen. Keine Zeit ist so ungeeignet, um für eine Glaubensart gegen eine andere eindringliche Werbeversuche zu unternehmen, wie diese, denn in jeder Glaubensart steckt etwas Trost und Kraft vom irdischsten Naturglauben bis zum überirdischsten Himmelsglauben. Der eine belebt seine Kraft damit, daß er doch einmal sterben muß und daß es nur eine Zeitfrage ist, wann das Leben erlischt, und der andere richtet sich daran auf, daß er auch durch die Gewitter der Schlachten die Pforten der Seligkeit findet. Laßt sie beide in Ruhe mit ihrer Eigenart, denn jetzt ist nicht Zeit für Disputationen, sondern für Bewährung des Geglaubten in der härtesten Prüfung, die es gibt!

Es ist aber nicht nur eine gegenseitige größere Duldsamkeit, die wir erleben, sondern noch etwas anderes, schöneres, nämlich eine Anerkennung der verschiedenen Weltanschauungen untereinander, da es offenbar jede von ihnen fertigbringt, sterbliche Menschen dem Tode gegenüber frei und stark zu machen. Es vollzieht sich auch auf dem innerlichsten und unaussprechlichsten Gebiet des Daseins etwas, was nicht nur einfacher Burgfriede ist, sondern mehr als das, ein Ahnen, daß man im Grunde doch im Glauben selbst sich näher ist, als es nach den Worten der Glaubensaussprache scheinen möchte.

Alle, welche dem Tode frei ins Auge schauen, haben schon dadurch eine geistige Verwandtschaft, sie glauben an etwas Höheres als das bloße Existieren des Einzelmenschen. Sicherlich finden sich auch unter unserer Bevölkerung noch solche, die tatsächlich nichts anderes kennen und schätzen als eben nur ihr eigenes armes und kleines Dasein, aber es sind nicht viele, und sie sind im großen kämpfenden Volke wie Fremdlinge, die ihre innere Armut verstecken und oft mit Gewalt herumgerissen werden zum Glauben der Masse, daß es Güter gibt, für die es sich verlohnt zu sterben.

Dieser Glaube, daß ein Leben vorhanden ist, für das der Einzelmensch seine Lebensjahre preisgibt, kann natürlich und übernatürlich begründet werden. Die natürliche Begründung geht davon aus, daß schon in der oberen Tierwelt und beim wilden Naturmenschen die Erhaltung der Gattung oder des Stammes über das Fortleben des einzelnen Wesens gesetzt wird, die übernatürliche aber davon, daß Ideen, Lebensziele vorhanden sind, die verwirklicht werden müssen, koste es, was es wolle. Beide Begründungen aber fließen zusammen in dem Wort: sterben fürs Vaterland, denn darin liegt einesteils ein naturhafter Stammesgedanke und andererseits ein geistiges Kulturziel. Man stirbt für das Volk, weil es ist und weil es noch etwas Besseres werden soll, für die gemeinsame Existenz und für die gemeinsame Entfaltung.

Als früher in vergangenen Jahrhunderten die Schlachten noch klein und übersehbar waren, spielte noch ein anderer Beweggrund eine große Rolle, der jetzt fast ausgelöscht ist, nämlich der Ruhm, den der einzelne erwirbt: Wenn der Leib in Staub zerfallen, lebt der große Name noch. Zwar auch damals galt das für den gewöhnlichen unbedeutenden Kriegsknecht nur wenig, aber immerhin gehörte der Ruhm zu den Hilfsmitteln der Opferbereitschaft. Je mehr aber nun der Tod massenhaft und unpersönlich geworden ist und über viele Kilometer hinweg unbekanntermeise ausgeteilt wird, bleibt der Nachruhm nur dem Truppenteil oder der Armee im ganzen aber die meisten einzelnen gehen ins Jenseits, ohne daß man mehr von ihnen weiß, als was in der Verlustliste zu lesen ist. Man ist froh, wenn man noch einige Nebenumstände dazu erfährt, aber auch diese ändern meist nichts daran, daß unter Tausenden auch der eine getroffen wurde. Diese Unpersönlichkeit des Verlustes bringt es dahin, daß wir ganz allgemeine Kraft- und Trostgedanken brauchen. Und in der Tat, sie sind da! Unser Volk nimmt den gewaltigen Tod mit tapferer Ruhe auf, nicht etwa bloß mit stummer Fügsamkeit, sondern mit einer Grundstimmung, die nur als Glaube bezeichnet werden kann: es muß sein, es muß!

Man sollte diesem Glauben noch mehr nachsinnen, um ihn noch besser zu verstehen und festzuhalten. Er ist eine Wirklichkeit, obwohl er ganz undogmatisch ist, eine hunderttausendfach erprobte Wirklichkeit, ein Glauben für alle Schichten des Volkes, für alle Bildungsstufen, für Angehörige aller Konfessionen und Konfessionslosigkeiten. Er ist ein richtiger Glaube im strengen Sinne des Wortes, denn keiner stirbt für etwas, das er selber greifen, sehen oder besitzen kann. Wie er dieses Unsichtbare nennt, ist fast gleichgültig. Er nennt es Volk oder Staat oder Gerechtigkeit oder Freiheit, er denkt dabei mehr an Nation oder Macht oder Fortschritt oder Menschheit, aber es flutet das alles durcheinander. Er glaubt an das, was kommen soll, und dafür geht er tapfer dorthin, wo geschossen wird.

Das tun die Kämpfer aller Völker, aber sie tun es mit Unterschieden, denn das, was sie hoffen, ist nicht dasselbe. Wie verschieden ist offenbar der englische Arbeiter und der deutsche Arbeiter! Wie anders der russische Kleinbauer als der Ostpreuße! Wenn der Kriegsglaube in allen Armeen genau derselbe wäre, so würden wir weniger Siege erleben. Es siegt nicht nur die Leistung und Bewaffnung, es siegt das Innerliche, das den Tod überwindet. Daß

Digitized by Google

wir in unserem Volke so viel von diesem Innerlichen finden, und daß es ganz selbstverständlich da ist und gar nicht vieler Worte bedarf, das ist uns allen eine gewaltige und herrliche Stärkung, wodurch immer neue Gläubige gewonnen werden.

Für Glauben, der künstlich aufrechterhalten werden soll, muß sehr viel geredet werden, aber ein Glaube, der wirklich lebt, der wirkt durch sich selber. Es könnte mancher Glaubensverkündiger etwas lernen vom Kriegsglauben.

Paul Rohrbach / Durch die Ukraine

(Aus einer Kaukasusreise)

Der Zug rollt aus dem maurischen Bahnhof von Brest. Man sollte eigentlich nicht sagen „rollt", denn die für den Fernverkehr bestimmten, mit besonders großen Wagen ausgestatteten russischen Eisenbahnzüge gleiten auf der breiten Gleisspur, die in ganz Rußland östlich der Weichsel liegt, so ruhig dahin, daß bei dem langsamen Tempo die rollenden Räder mehr der gedankenmäßigen Vorstellung, als dem unmittelbaren Empfinden des Reisenden angehören. Wer keine sehr große Eile hat (und die Eile würde ihm auch nichts helfen, da es hier eben keine Schnellzugsgeschwindigkeiten gibt), der fährt auf russischen Bahnen entschieden behaglicher als auf deutschen. „Warschau—Kijew" steht auf den Waggons. Der Strom der europäischen Reisenden, die nach Moskau wollen, ist zur Linken in der Richtung auf Minsk abgegangen. Was dorthin fährt, könnte man allenfalls einen Schnellzug nennen. Auf der Linie nach Kijew geht es ruhiger zu. Kowel, Rowno, Berditschew, Kasatin sind die Kreuzungsstationen. Man hat an zwanzig Stunden Zeit für etwas mehr als sechshundert Kilometer.

Der Reisende, der von irgendwoher aus Westeuropa kommt, sieht aus dem Fenster auf die nicht gerade abwechselungsreiche Landschaft und denkt sich: Rußland! Von Alexandrowo bis Warschau und von Warschau bis Brest hat er dasselbe gedacht, oder wenn er eine gewisse Vorstellung davon besaß, daß innerhalb des grünen Strichs, der auf den Karten die russischen Grenzen umzieht, immerhin einige Unterschiede existieren, so dachte er vielleicht: Russisch-Polen! Nun aber, wo der Bug, die Grenze zwischen dem Weichselgebiet und dem übrigen Rußland, passiert ist und Brest-Litowsk im Rücken liegt, muß es doch wirklich das wahre und echte Rußland sein. Unterrichtete Leute haben auch etwas von Kleinrußland gehört. Das liegt irgendwo um Kijew herum. Es soll auch kleinrussische Dichter geben. Natürlich, Gogol, „Tote Seelen", „Revisor" usw., tragisches Ende in religiösem Wahnsinn, Vernichtung der Handschrift zum zweiten und dritten Teil seines Lebenswerks!

Dies Wort „Kleinrußland" ist eine der klügsten Erfindungen der russischen Politik. Es ist eine ebenso kluge Erfindung wie die Lehre von den „unerschöpflichen natürlichen Hilfsquellen des Riesenreichs". Die Hilfsquellen wären schon da, wenn nur jemand imstande wäre, sie zu erschließen. Was helfen aber die fruchtbaren Böden, was hilft die „Schwarze Erde", wenn die Pflüge, mit denen sie bearbeitet wird, heute noch die vorsintflutlichen Haken sind, wenn die dünne Oberschicht des Bodens, die damit aufgerissen werden kann, schon lange ausgesogen ist, wenn der Dung, mit dem man den Ertrag verbessern könnte, da es kein Holz gibt, als Feuerung verbrannt wird, wenn der Bauer kein Geld hat, sich gutes Ackergerät zu kaufen, wenn die kleinen mageren Rinder viel zu schwach sind, mit starken Pflügen den Acker tief umzureißen, wenn die Kirche keinen Schulunterricht will, dem Volk begreiflich zu machen, was es alles zu lernen gibt, wenn die Wirtschaft gedeihen soll! Mit diesen und mit noch siebenzigmalsieben anderen Wenns ist der Weg zu der einzigen wirklich unerschöpflichen Hilfsquelle Rußlands, der gewaltigen Fläche nutzbaren Ackerlands, für die Russen selber verriegelt, wenigstens auf so lange verriegelt, wie es keine Landreform, keine Volks- und keine landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen gibt, die diesen Namen verdienen.

Wer Kleinrußland sagt, der legt damit gleich die Vermutung nahe, daß er das tiefste, dem übrigen Europa verborgene Problem der Großmachtexistenz Rußlands nicht kennt; wer uns einladen soll, mit ihm darüber zu diskutieren, muß nicht Kleinrußland sagen, sondern Ukraine. Bei Brest fängt die Ukraine an, ja ein großer Teil des Volks spricht schon auf dem linken Bugufer südlich von Brest ukrainisch. Ukrainisch ist im geschichtlichen Sinne überhaupt russisch, und russisch, oder was wir heute so nennen, ist moskowitisch. Es gibt mehr als dreißig Millionen Ukrainer. Die ersten davon wohnen am Bug, und die letzten wohnen, wo die Schneegipfel des Kaukasus zum Himmel ragen, dort, wohin meine Reise geht . . . Station Rowno! Das Land ist ein klein wenig wellig geworden, die Flußtäler sind etwas deutlicher ausgeprägt als in dem flachen, sumpfreichen Gelände bisher. Wenn ich aussteige und in dem Russisch, das ich gelernt habe, am Bahnhofsbufett einen Imbiß fordere, mit dem Droschkenkutscher, mit dem jungen Mädchen am Zeitungsstand verhandele, so werden sie mich verstehen und in derselben Sprache antworten. Wenn ich dem Kutscher sage: Fahr' hinaus aufs Dorf, ich möchte mir ansehen, wie die Bauern hier arbeiten, und ich rede die Leute beim Heumachen an, so werden sie einen rufen, der beim Militär gewesen ist: da ist ein Herr, der will etwas, antworte ihm doch! Dieselbe Erfahrung wird der Reisende mit der Sprache aus Moskau oder Nischnij-Nowgorod überall im Süden auf dem Lande machen, wo die Volkssprache nicht Russisch, sondern Ukrainisch ist, in ganz Wolhynien und Podolien, in Kijew, Poltawa, Charkow und noch viel weiter. Wer in der Schule gewesen ist, und das sind unter den Bauern nur ganz wenige, wer gedient hat, wer bei der Eisenbahn, bei der Post oder sonst in einem staatlichen Betrieb eine Stelle hat, der versteht Russisch, wer seine eigne Muttersprache spricht, der spricht Ukrainisch. Sagt einem Ukrainer: Euer Landsmann Gogol war doch ein genialer Poet! — er wird euch feindlich oder spöttisch ansehen: jawohl Gogol, der Abtrünnige, der nicht ukrainisch dichtete, sondern russische Bücher schrieb!

Moskal! sagt der Ukrainer, wenn er von Großrussen spricht, und meint damit etwas noch weniger Liebenswürdiges, als früher der Süddeutsche mit einem recht von Herzen grimmigen „Saupreuß!". Chochol! sagt der Großrusse auf der Straße in Moskau höhnisch, wenn zwei Droschkenkutscher sich auf Ukrainisch zanken. Schopskerl! kann man das übersetzen, nach der früheren, jetzt lange abgekommenen Haartracht der Ukrainer. Es sind nicht zwei Mundarten, sondern zwei Sprachen, und es ist nicht Ober- und Unterabteilung eines einheitlichen Volkes, sondern es sind zwei verschiedene Völker mit verschiedenem Blut, verschiedener Geschichte und verschiedenem Charakter, die in der Ukraine und in Moskowien wohnen. Die Ukrainer sind die Nachkommen der slawischen Stämme, deren Herren im 9. und 10. Jahrhundert n. Chr. die normannischen Warjagerfürsten aus Schweden mit ihren Gefolgsmannen wurden. Das war das alte Rußland, das

Digitized by Google

von der oberen Düna und vom Ilmensee bis zu den Karpathen und bis zum Don reichte, das Großfürstentum Kijew. Slawenblut und Germanenblut haben sich in ihm gemischt. Aus ihm zogen später Fürsten, Gefolge und Bauern nach Norden und Osten und gründeten an der Moskwa, an der oberen Wolga und ihren Zuflüssen im Lande der finnischen Waldstämme das zweite Rußland. Dort, auf dem slawisch-finnischen Kolonialboden entstand der spätere Großfürstensitz Wladimir, dessen Erbe Moskau wurde. Die Ukrainer sind dasselbe, was in Deutschland die Leute westlich der Elbe und Saale sind, und die Moskowiter entsprechen den aus Slawen- und Germanenblut entstandenen Deutschen östlich von der Elbe. Das darf man freilich in Rußland nicht sagen. In Rußland gibt es höchstens Kleinrussen; Ukrainer und Ukrainisch sind verboten, wiewohl die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg selber entschieden hat: Ukrainisch ist vom Großrussischen nicht als bloße Mundart, sondern als Sprache verschieden. Wer diese Sprache schreibt oder druckt, kommt ins Gefängnis trotz Schewtschenko, der ein Dichter von Gottes Gnaden war und ukrainisch sang, und trotz der Akademie von Kijew, auf der man im 17. Jahrhundert den Johannes Chrysostomus und Athanasius auf ukrainisch las.

Kijew! Ueber den stolzen Strom, den Dnjepr, spannt sich unterhalb der einstigen Zitadelle und des alten Höhlenklosters die lange Eisenbahnbrücke, und die goldenen Kuppeln der Stadt glänzen herüber, indem der Zug in weitem Bogen die Häusermassen auf dem hohen rechten Flußufer umfährt. In der Sophienkathedrale, der Mütterkirche Rußlands, steht ein alter schöner Marmorsarkophag. Er soll die Gebeine Jaroslaws enthalten, des Sohnes Wladimirs des Heiligen, der sein Volk in den Dnjepr trieb und von griechischen Priestern die Taufliturgie singen ließ, um die Annahme des Christentums durch Rußland zu vereinfachen. In der offiziellen russischen Geschichtsschreibung sind Wladimir und Jaroslaw samt allen Großfürsten vom 9. bis zum 13. Jahrhundert natürlich Russen, Russen so wie wir das heute verstehen. Sie waren es aber ebensowenig, wie der Franke Chlodwig ein Gallier war oder Theoderich der Ostgote ein Italiener. Sie waren Normannen, Germanen, und die unterworfenen Slawen waren ihre zinspflichtigen Untertanen. Was ist mir Rußland, rief der wilde Fürst Swjatoslaw, der Enkel Ruriks, was liefert es mir denn außer Wachs, Honig und Sklaven! Ich schlage eine neue Residenz an der Donau auf, dort ist Byzanz und der Schatz des Kaisers näher!

Auf der schnellen Strömung des Dnjepr flogen die Ruderschiffe der Warjager abwärts, wurden um die Stromschnellen beim heutigen Katerinoslaw zu Lande herumgeschafft, segelten über das Schwarze Meer und drangen in den Bosporus, wie zur selben Zeit auf dem „Westweg" die normannischen Drachen in die Loire und Schelde einfuhren und Paris von den Wikingern bestürmt wurde. Das war Alt-Rußland, und von den Rudern der Warjager soll auch sein Name stammen. Ruodsen, Ros, nannten nach diesen die finnischen Anwohner an der Newa und am Ladogasee, wo die Normannen in den „großen Wasserweg" nach Konstantinopel eindrangen, die streitbaren Ankömmlinge.

Poltawa! Hier ging in der Schlacht zwischen dem Moskowiter und dem Schweden die alte Ukraine zugrunde. Der siebzigjährige Hetman Maseppa hatte sich mit Karl XII. gegen Peter verbündet, weil dieser entgegen den alten Verträgen die Länder des hetmanischen Regiments gleich denen des zarischen behandeln, Steuern und Rekruten nach Gefallen nehmen und den ukrainischen Hetman nicht als Fürsten, sondern als Untertanen achten wollte. Da beschloß Maseppa, um die Freiheiten des Landes zu retten, lieber dem fernen Schweden lehnspflichtig zu sein, als dem nahen Moskau, aber auf dem Felde bei Poltawa fielen die Würfel für Peter, und Maseppa floh mit dem Schwedenkönig zu den Türken.

Charkow! Debalzewo! Unermeßliche Mengen von Kohlen kommen hier aus dem Innern der Erde. Wir sind im Donetz-Bassin, im wichtigsten Kohlenrevier Rußlands. Am Donetz liegt die Kohle, und am Dnjepr liegt das Eisen. Vom Dnjestr bis zur Kaukasischen Steppe dehnt sich die „Schwarze Erde", Rußlands Weizenkammer. Um Charkow und Poltawa rauchen die Zuckerfabriken, Schlot an Schlot. Im Chersonschen wächst der Tabak, am Don und in der Krim wird der Wein gekeltert. Zwei Drittel alles Getreides, das Rußland auf den Weltmarkt schickt, geht aus den Häfen im Süden der Ukraine. Aus Odessa, aus Cherson, aus Taganrog, aus Rostow ziehen die Schiffskurse über das Schwarze Meer und laufen alle in den einzigen schmalen Ausgang zusammen, der sich in der Straße von Konstantinopel öffnet. Ohne die Ukraina ist Rußland nicht Rußland, hat es kein Eisen, keine Kohle, kein Korn, keine Häfen! Wenn einer Rußland niederwerfen will, wohin muß er marschieren? Nach Petersburg? Die Zarenkrone und der Glaube des Volkes sind nicht in Petersburg, sie sind in Moskau. Ist also Rußland in Moskau zu treffen? Wenn man hinkommt, vielleicht! Aber Kijew liegt viermal näher nach Westen als Moskau, und wer Kijew hat, der hat auch die Küste und die Häfen am Schwarzen Meer. Ohne die Kohlen der Ukraine können die Eisenbahnen nicht fahren, ohne ihr Eisenerz können keine Pflugscharen geschmiedet, keine Kanonen gegossen werden, und ohne ihr Getreide hat das übrige Rußland nicht genug Nahrung, denn die Mitte und der Norden erzeugen weniger, als sie brauchen. Alles große Leben in Rußland muß langsam versiegen, wenn der Feind die Ukraine packt.

Schon zwei Tage und drei Nächte fährt der Zug. Die Kohlengruben am Donetz liegen hinter uns, das Gitter der langen Brücke über den Don bei Rostow ist vorübergeklirrt, Ukraine, immer noch Ukraine! Als die Fürsten aus dem alten Warjagergeschlecht um den Sitz von Kijew kämpften, weideten hier die Pferde räuberischer Hunnenstämme, und als Moskau schon groß geworden war, gebot hier noch der Chan der krimschen Tataren; als aber Rußland anfing, die Gebirgsvölker im Kaukasus zu unterwerfen, drang die Bauernkolonisation bis an den Fluß des Gebirges vor. Von den Bauern sind auch hier die meisten Ukrainer, und von denen, die es nicht sind, werden es manche. Hier heiraten die verschiedenen Elemente auch untereinander; in der eigentlichen Ukraine tun es Ukrainer und Moskowiter nur selten. Ein ukrainisches Mädchen und ein „Moskal" haben nichts miteinander gemein, er kann ihr kein Lied singen, er weiß keinen Reihen zur Geige mit ihr zu tanzen, sie mag ihn nicht.

Wenn heute jemand in die Ukraine käme und rollte unter den Bauern von Tschernigow und Katerinoslaw die Fahne Maseppas auf — los vom Moskowiter! —, würden sie ihm folgen? Die Schulmeister im Dorf und in der Stadt, die kleinen Beamten, die nicht von irgendwoher aus der russischen Ferne herangeweht sind, die Studenten, ein paar Kaufleute und Grundbesitzer, jüngeres Volk, sie würden aufhorchen und an Bogdan Chmelnitzki denken, den großen Hetman, an Baturin, die glänzende Residenz des gewählten Fürsten der Ukraine, die Menschikow auf Peters Befehl zerstörte, und sie würden sich für das ukrainische Banner begeistern; der Bauer aber würde fragen: wird das Land

Digitized by Google

mein, das dem polnischen und russischen Gutsherrn gehört? Rechts vom Dnjepr ist der Großgrundbesitzer noch von der alten polnischen Zeit her meistens ein Pole, links vom Fluß ein Moskowiter oder ein ukrainischer Adliger, der Ukrainisch zu sprechen verlernt hat und unter die Generale und Hofdiener des Zaren gegangen ist. Der ukrainische Bauer haßt sie alle miteinander. Bei der Befreiung von der Leibeigenschaft unter Kaiser Alexander hat er nicht genug Land bekommen, denn man wollte dafür sorgen, daß er weiter auf den Feldern der Herren arbeite. In fünfzig Jahren ist das Dorf größer, das Volk zahlreicher geworden, aber das Land läßt sich nicht strecken, und der Boden wird von der schlechten Bestellung nicht besser. Der Gutsherr ist fremd, er spricht nicht unsere Sprache, er wohnt nicht unter uns, er sitzt in der Stadt, sein deutscher Verwalter versteht nicht mit uns zu leben, er schraubt uns die Pacht hoch, weil er weiß, daß wir das Land brauchen! Aufs Land gehört kein Herr, sondern der Bauer, das Land ist unser Erbe, wer die Herren fortbringt und uns das Land zumißt, der mag uns führen!

Das nennt man, wenn man politisch spricht, die ukrainische Frage. Der Mann aus Westeuropa, der hier irgendwo eine elektrische Straßenbahn bauen, ein Getreidegeschäft machen oder den Kasbek besteigen will, kann von Osten nach Westen und von Norden nach Süden durch die ganze Ukraine fahren und sich einbilden, das sei so gut Rußland wie Smolensk oder Moskau. Warum auch nicht, von einer Ukraine hat ihm weder sein Geographielehrer noch seine Zeitung etwas erzählt. Rußland ist Rußland, und die östlichen Einzelheiten mag man uns schenken, was hat es denn für Zweck, sich mit ihnen zu beschäftigen!

Wenn Rußland noch fünfzig Jahre in Ruhe bleibt, dann kann es vielleicht sein, daß die ukrainische Frage einschläft, trotzdem die ukrainischen Patrioten sich bemühen, sie wach zu machen. Wenn aber der Tag kommt, wo Rußland das Schicksal herausfordert, und es hat dann bei uns an den Stellen, wo Entscheidungen getroffen werden, jemand durch ein zufälliges Geschenk des Glücks so viel Kenntnis von den Dingen, daß er die ukrainische Bewegung richtig loszubinden versteht, so könnte Rußland zertrümmert werden. Wer Kijew hat, zwingt Rußland!

Sehr kluge Leute sprechen weisheitsvoll: die Ukraine kann kein Staat werden, denn sie hat nur Bauern, die Ukrainisch sprechen, und darüber ein paar Agitatoren. Und was waren die Bulgaren, als sie von der türkischen Herrschaft freikamen? Auch ein Volk von Bauern, wo von tausend noch nicht einer zu lesen und zu schreiben verstand, darüber ein paar Popen, die nicht viel mehr wußten, und ein Dutzend Bandenführer, die auf türkisch mit den Türken zu fechten verstanden. Dann bekam das Volk einen europäischen Fürsten, Schulen, Finanzen, Professoren, Ingenieure, Bankiers, Generale, Minister, alles aus seinem Eigenen, und jetzt kann es sich unter Brüdern sehen lassen. Die „klugen" Leute haben alle eine sehr ähnliche Eigenschaft, sie wissen über irdische und himmlische Dinge zu urteilen, aber die Geschichte existiert für sie nicht, und wenn einer etwas hat drucken lassen, was ordentlich überlegen klingt, dann beten es die anderen erleichtert nach, weil man nun nicht mehr selber über die Sache zu denken braucht.

Noworossijsk! Die Wellen des Schwarzen Meeres schlagen an den Hafendamm, und der Dampferschlot qualmt. Endlich ist die lange Eisenbahnfahrt zu Ende; noch ein Tag und eine Nacht schaukeln wir auf dem alten Pontus, dann bin ich in Batum, wo Jason das goldene Vlies holte und die Russen eine Röhrenleitung bauen, durch die das Petroleum von Baku in die Hafentanks hinunterfließen soll. Dort ist Rußland zu Ende — nicht Rußland im politischen Sinn, wohl aber im nationalen. Was jenseits des Kaukasus liegt, ist eine neue Welt, Georgier, Armenier, Tataren, Perser, Kurden. Dort herrscht Rußland, aber dort ist nicht russisches Leben. Zwischen dem Kaukasus und dem moskowitischen Rußland liegt die Ukraine. Wird eines Tages dem ukrainischen Volke das Wort zugerufen, auf das es sich gegen Moskau erhebt, so bleibt auch der Kaukasus nicht bei Moskau, sondern er fällt an das ukrainische Rußland. Die Naphthabrunnen am Kaspischen Meer und die Erze im Schoß des Gebirges werden das ukrainische Land mit dem, was es in der schwarzen Erde und am Donetz besitzt, zum reichsten Europas machen. Dann feiert das alte Rußland seine Auferstehung, das Rußland Wladimirs und Jaroslaws des Weisen, der in der Sophia in Kijew ruht, das Rußland, das ein halbes Jahrtausend älter ist, als das Großfürstentum Moskau und das keinen Teil hat an dem tatarischen Zeitalter der Moskowiter.

L. Frhr. von Mackay / Der Weltkrieg und das armenische Problem

Die Regierungen des Dreiverbandes haben bekanntlich Ende Mai eine gemeinsame Entrüstungsnote über eine angebliche Erneuerung der berüchtigten armenischen Greuel unter türkischer Schreckensherrschaft in die Welt gesandt, und die Hohe Pforte hat alsbald mit einer geharnischten Gegenerklärung und mit urkundlichen Beweisen geantwortet, daß die „Massenmorde" nichts als ein neues Erzeugnis aus der bekannten Entente-Lügenfabrik sind und daß, soweit die osmanische Regierung sich zu Maßnahmen gegen umstürzlerische Umtriebe in Kleinasien gezwungen gesehen hat, diese lediglich von Hetzereien und Anstiftungen der mit sittlicher Entrüstung prunkenden Ankläger sich herleiten. Auch ohne die genauen Belege für diese Angaben ließe sich auf deren Richtigkeit ohne weiteres aus der gegenwärtigen Entwicklungslinie der armenischen Frage schließen, die für die gesamte Lage im nahen Osten und deren Zusammenhänge mit den Weltkriegs-Machtfragen gewiß bedeutsam genug ist, um eine kurze nähere Beleuchtung zu verdienen.

Als vor drei Jahren der Balkankrieg ausbrach und alle Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß sich vom Balkan aus der Brand des Völkerringens über ganz Europa früher oder später ausbreiten werde, haben sich viele Politiker den Kopf darüber zerbrochen, wo Rußland, das die Balkankatastrophe angestiftet hatte, und das, wie vorauszusehen war, ebenso die weiteren Minen zur Sprengung des Friedens des Westens legen würde, die Brandfackel anlegen und wohin es den Angriffsstoß zur Erreichung seiner Machtziele richten dürfte. Ueberwiegend ging die Meinung dahin, daß der Anhieb nicht gegen Oesterreich, sondern gegen die Türkei fallen und daß die Hauptanmarschstraße nicht gegen die Karpathen, sondern gegen den Taurus nach Armenien sich ziehen werde. Was man an Gründen für dieses Urteil vorbrachte, war allerdings auf den ersten Blick bestechend. Man meinte, Petersburg habe allen Grund, eine Herausforderung der Donaumonarchie zu vermeiden; denn die Brücke dazu könne nur die Aufrollung der Frage der Freiheitsrechte der slawischen Völker sein, und das

Digitized by Google

bedeute nichts anderes, als daß die zarische Regierung den gefährlichsten inneren Feind, die Revolution, selbst aus seiner Höhle locken werde: im Falle der Niederlage müsse sie mit einem noch weit schlimmeren anarchischen Vulkanausbruch als nach dem Zusammenbruch auf den mandschurischen Schlachtfeldern rechnen, selbst im Falle eines Sieges aber würde das triumphierende völkische Selbstbewußtsein die Wand des Absolutismus sehr bald völlig umrennen. Der Marsch nach Armenien dagegen würde ausgesprochen als ein Unternehmen des Zarismus zur Verwirklichung von dessen überlieferten und mit zäsaropapistischen Weihen verklärten Weltmachtidealen erscheinen und biete auch sonst weit größere politische und taktische Vorteile. Das eigentliche Ziel, gleichgültig, wie der Weg dahin gewählt werde, sei und bleibe ja die Eroberung Konstantinopels, die Aufrichtung des griechischen Kreuzes auf der Hagia Sophia und die Gewinnung der Meeresfreiheit durch die Dardanellen. Die Beherrschung der Bosporuspforte allein sei jedoch kein wirksamer Schlüssel zur Lösung dieses Machtproblems; sie müsse durch die Gewinnung einer breiten und freien Küstenfront ergänzt werden, um das Herrengebot Rußlands in der Levante sicherzustellen. Der Weg über Rumänien und Bulgarien nach dem Aegäischen Meer aber sei eben durch den Balkankrieg und das gesteigerte nationale Selbstbewußtsein des Südslawentums endgültig verschlossen; der Weg durch Armenien erscheine dafür um so günstiger. Mit dem Besitze des alten pontischen Reiches, des Quellandes des Euphrat und Tigris, verfüge Rußland über das Vorgelände Westasiens, in dem es, selbst kaum angreifbar, ebensowohl Kleinasien wie Nordsyrien und das Zweistromland im Schach halten würde und dessen Ausbruchspforten ihm jederzeit den fast unwiderstehlichen Vorstoß zum Meer in westlicher Richtung nach Alexandrette wie in südlicher Richtung nach dem Persischen Busen hin, also einen doppelten und höchsten imperialistischen Gewinn sicherten. Die Eroberung Konstantinopels würde einen Hieb gegen den Kopf der Türkei, die Beschlagnahme der armenischen Wilajets aber einen tödlichen Stich gegen das Herz des osmanischen Reiches bedeuten, insofern dadurch Kleinasien von Arabien getrennt, die islamisch-hierarchische Grundlage des Staatswesens zerstört und das Türkentum in den Stammsitzen seiner Macht belagert würde.

Die Wirklichkeit hat diesen Prophezeiungen unrecht gegeben, und die Gründe dafür liegen zutage. Ein altes Diplomatenwort besagt, daß für Petersburg der Weg nach dem Goldenen Horn über Wien führe; jedes Unternehmen der zarischen Regierung gegen die Türkei hatte tatsächlich eine bewaffnete Auseinandersetzung mit dem habsburgischen Reich zur Bedingung und zwangsläufige Folgewirkung. Mit dem gleichen Recht aber kann man heute sagen, daß für Rußland der Weg durch Armenien über Berlin führt; denn die Gewichte der armenischen Streitsache sind für Deutschland durch das Bagdadbahn-Unternehmen und alle die weltpolitischen Grundfragen, die damit zusammenhängen, so groß geworden, daß man sich an der Newa keinen Täuschungen darüber hingeben konnte, wie jeder Angriff gegen die Türkei an dieser Stelle in die Verwicklungen eines Kampfes mit dem verhaßten „Niemetz" hineintreiben müsse. Mit einem Wort, die ganze Reihe der Machtfragen war von so umfassender und organisch verbundener Natur, daß die Aufrollung, wie immer die Form sein mochte, zu demselben Ergebnis des Weltkriegsbrandes führen mußte. Die Wahl der taktischen Mittel und Wege spielte für die großrussische Macht- und Ländergier beim Blick nach den Scheitelpunkten des dreieckigen Problems Konstantinopel—Wien—Berlin keine entscheidende Rolle; wohl aber mußte man an der Sängerbrücke notwendig Rücksicht auf die Stellungnahme der Bundesgenossen Frankreich und England nehmen. Und diese würden sicherlich ein sehr eigentümliches Gesicht gemacht haben, wenn Rußland in Armenien den Bohrer zur Stillung seines weltherrschaftlichen Ehrgeizes angesetzt hätte. Daß Englands Machtstellung im Mittelmeer und damit die Grundlagen seines Herrengebots über Aegypten und Indien aufs schwerste erschüttert und bedroht würden, wenn der zarische Reichskoloß an den kleinasiatischen oder nordsyrischen Küsten festen Fuß zu fassen vermöchte, liegt auf der Hand. Tatsächlich hat denn auch dasselbe London, das früher sich so gern über die armenischen Greuel entrüstete, um der Türkei zuzusetzen, seit der türkischen Revolution bis zum Kriegsausbruch gegenüber allen Verwicklungen der armenischen Frage eine neutrale, aber offenbar von Mißtrauen gegen Petersburg bestimmte Haltung eingenommen. Wie sehr Frankreich in den letzten Jahren seine Ansprüche auf Syrien als Schutzherr der katholischen Kirche im Orient unterstrichen hat, ist bekannt; mögen ihm auch die russischen Machtbestrebungen zunächst als Bedrohungen der deutschen Interessen erwünscht sein, so empfindet es doch zweifellos beim Blick auf die Entwicklungsmöglichkeiten der Zukunft ein ähnliches Grauen wie der britische Bundesgenosse. Und endlich kommt heute als vierter im Verein der Scheinfreunde Italien mit seinen Hoffnungen auf Adalia und das Zwölfinselreich, um den Wirrwarr eines Gegenspiels zu vollenden, dessen sämtliche Teilnehmer in heimlicher Angst vor einer Uebervorteilung leben.

Wenn sie sich trotzdem heute wieder zu einem gemeinschaftlichen Vorgehen in der armenischen Schicksalsfrage zusammengefunden haben, so können Zweifel ebenso wenig über den Zweck der Uebung wie darüber bestehen, daß nur nach außen das Gesicht der Einmütigkeit gewahrt wird, während die inneren Gegensätze fortbestehen. Die seinerzeit vom Plehweschen Regiment in Baku, Jelisawetpol, Alexandropol, Achalzich und Tiflis veranstalteten Blutbäder zur Ausrottung der armenischen Umstürzler gaben den Gewalttätigkeiten des hamidischen Systems nichts nach, und diese selbst sind, wie es gelegentlich dem Minister des Auswärtigen Lobanow Rostowski bündig nachgewiesen werden konnte, heimlich von Petersburg aus oftmals unterstützt worden, entsprechend dem roh und offen verkündeten Ziel: „Rußland will Armenien, aber ohne Armenier!" Das weiß man in den nationalistischen Kreisen der Daschnakzutiun und anderer Verbände sehr wohl, und wenn auch unter Woronzow Daschow die zarische Regierung andere Saiten aufzog, so will doch das gesamte Armeniertum von einer Petersburger Schutzherrschaft nichts wissen, wie es noch jüngst der bekannte Führer des russischen Liberalismus Miljukow selbst offen im „Rjetsch" zugegeben hat. Eine Nation bildet es nicht. Soweit es aber Anspruch erhebt und ein Recht darauf hat, daß ihm Selbstverwaltung gewährt und daß sein völkisches Ich, seine Sitten und Gebräuche geachtet werden, weiß es sehr wohl, daß es solchen Schutz sehr viel eher von der Türkei, die nur als paritätischer Nationalitätenstaat lebensfähig ist, als vom zarischen Reich mit seinem Zentralismus und seiner despotischen Russifizierungswut zu erwarten hat. Die letztjährigen Angriffe und Erfolge zur Lösung der armenischen Reformfrage waren der schlagende Beweis dieser Tatsache. Der erste Reformentwurf von 1913, der nach den Plänen Petersburgs die sechs armenischen Wilajets unter der Leitung eines europäischen Gouverneurs zusammenfassen sollte, also einen selbständigen Staat in der Türkei begründet hätte, konnte natürlich von der Hohen Pforte nicht angenommen werden, war aber

Digitized by Google

auch den Armeniern selbst als eine verdeckte Näherung der Gefahr russischer Herrschaft mißliebig. Der endgültige Vertrag aber, der dann unter geschickter Mitwirkung Deutschlands am 8. Februar 1914 zustande kam, und der Armenien in zwei Verwaltungsbezirke mit je einem von der Türkei ernannten und von den Vertragsmächten bestätigten Generalinspektor teilt, hat sich durchaus bewährt und bereits viel dazu beigetragen, ein freundschaftliches Verhältnis zwischen dem Armeniertum und der türkischen Regierung auf festem, staatsrechtlichem Granitgrund anzubahnen; es darf dabei als besonders erfreuliche Tatsache festgestellt werden, daß sich damit zugleich die Beziehungen der deutsch-türkischen Kreise zu den führenden armenischen Schichten sehr eng gestaltet haben. Diese Neutralisierung der armenischen Gefahr geht aber allen Schildhaltern des Dreiverbandlagers gleicherweise gegen den Strich, die ausnahmslos auf die Schwächung der Türkei, als diese in die Waffengenossenschaft mit den deutschen Mächten eintrat, durch innere Schwierigkeiten gerechnet haben. Die Enttäuschung solcher Hoffnungen hat London, Paris, Petersburg zusammengeführt zu dem gemeinsamen Versuch, die Revolutionsgluten des „kleinasiatischen Makedoniens" neuerdings anzublasen, um die Türkei im selben Augenblick rückwärts anzufallen, da sie den Verbündeten so schmerzhafte Lektionen an den Dardanellen erteilt. Aber ein Erfolg wird ihren Machenschaften nicht beschieden sein; dafür bürgt schon die den Drahtziehern in Petersburg peinliche Erfahrung, daß sogar die dortigen Vertreter des armenischen Komitees, Mamikonjan und Bussinjan, offen erklärten, das türkische Armenien habe ein unbedingtes Daseinsrecht, und dessen innere Verwaltung solle in den Händen regierungstreuer osmanischer Armenier ruhen und darin verbleiben. Die Dreiverbandsverschwörung hat nun einmal mit ihren politischen Künsten und Hetzereien im nahen Osten kein Glück, und die Stunde des allgemeinen Katzenjammers über den Zusammenbruch ihres verzweifelten Spiels läßt sich schon jetzt voraussehen. Es ist ebenso sicher, daß John Bull in den verkniffenen Falten seines Herzens eine gewisse Schadenfreude über die Niederlagen seines russischen Freundes an den Karpathen empfindet, die mittelbar dessen Schwächung am Schwarzen Meer und in Vorderasien zu seinen Gunsten bedeutet, wie kein Zweifel darüber bestehen kann, daß in Petersburg eine geheime Genugtuung gleicher Art ob der Zermürbung der See- und Landstreitkräfte Englands und Frankreichs bei ihrem vergeblichen Ansturm gegen den Hellespont und ob der wachsenden Schwierigkeiten der britischen Herrenstellung im Nilreich sich regt. Und wenn erst mit dem Ende der Weltkriegstragödie das ganze Dreiverbandsschachspiel mit einem Remis bei allseitigem Verlust beider Figuren, aber nicht mit dem erhofften Königsmatt gegen Deutschland geendet hat, dann wird man endlich, endlich! an der Themse wie an der Seine wie an der Tiber zu der Erkenntnis kommen, wie sehr der Bestand eines kraftvollen türkischen Reiches nötig ist als Schutzwand und Prellbock der Gefahren eines elementaren und übergewaltigen Druckes der russischen Zyklopenmacht gegen die Bollwerke der abendländischen Kultur im Mittelmeer, das wiederum, wie einst im Altertum, die Strahlensammel- und Zerstreuungslinse aller politischen und wirtschaftlichen Machtstrebigkeiten der europäischen Herrennationen geworden ist.

Max Roloff / Türken und Armenier

Seit einiger Zeit bringt die deutschfeindliche Presse Berichte über Armenierverfolgungen in großem, bisher nie gekanntem Maßstabe; auch die Presse der den Deutschen sonst freundlich gesinnten neutralen Länder beschäftigt sich neuerdings mit diesen Armeniermetzeleien im türkischen Reiche. Die deutsche Presse hat sich bisher darauf beschränkt, die von Konstantinopel ausgehenden kurzen Dementis zu verbreiten; erst die Note vom 16. Juli beschäftigt sich etwas eingehender mit der Lage in Armenien, aber sie hat auf die Neutralen durchaus keinen Eindruck gemacht. Man scheint in Konstantinopel zu vergessen, daß es in der Schweiz, in Holland und Schweden und nicht zuletzt auch in Amerika Männer in genügender Anzahl gibt, die sich seit 1895 eingehend mit der armenischen Frage beschäftigt haben, nicht zuletzt die Leiter der Missionsgesellschaften, welche seit mehr als 25 Jahren das Ihre tun, die Leiden des schon damals dem Tode preisgegebenen Volkes zu lindern.

Man vergesse in Deutschland nicht, daß — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt — für alles, was jetzt in der Türkei geschieht, die Neutralen Deutschland verantwortlich machen. Nun hat es bis jetzt in Deutschland nicht eine Stimme gegeben, die die Armenier wenigstens bedauert hätte! Das war ein großer Fehler, denn gerade die Missionsmänner in der Schweiz, in Holland, Schweden und Amerika wissen nur zu gut, daß die Armenier in Deutschland niemals große Sympathien genossen haben, weder im Jahre 1895, wo Abdul Hamid einen großen Bruchteil des armenischen Volkes hinschlachten ließ, noch im Jahre 1909 nach den Metzeleien von Adana. Wie man in der deutschen Schweiz über diese neuerlichen Armenierverfolgungen denkt, zeigt ein Passus in den sonst durchaus deutschfreundlichen „Baseler Nachrichten" vom heutigen Tage. Es heißt da u. a. am Schlusse: „In einem redaktionellen Artikel der „Straßburger Post" vom 19. Juli lasen wir z. B. folgende lapidaren Sätze: „Die Türkei ist das Land der Toleranz und der Bildung, nicht allein auf religiösem, sondern auch auf rein wirtschaftlichem und politischem Gebiet." „Die Anhänger des Islams haben immer nur gegen diejenigen gekämpft, die das Schwert gegen sie gezückt hatten; niemals waren sie blutdürstig. Es wäre nicht nur erfreulich, sondern auch politisch klug, wenn gerade von deutscher Seite dafür gesorgt würde, daß die Türkei nicht wilder, als militärisch nötig ist, gegen die Armenier vorgeht. Ein Deutschland, das täglich die neutrale Welt mit Klagen darüber erfüllt, daß seine Gegner Gurkhas, Senegalneger und Marokkaner verwenden, muß auch damit rechnen, daß alles, was seine türkischen Bundesgenossen an den unglücklichen Christenvölkern des Orients tun, auf sein Konto gesetzt wird, wenn es seine Macht in Konstantinopel nicht zur Abhilfe mobil macht."

So weit die „Baseler Nachrichten". Die türkische offiziöse Erklärung, die die Armenier kurz und bündig einfach als revolutionär hinstellt, befriedigt das neutrale Ausland nicht. Das armenische Volk als solches ist nicht revolutionär gesinnt, es ist auch durchaus nicht russenfreundlich, sondern es kennt sehr wohl die Lage seiner Volks- und Glaubensgenossen drüben in Rußland, die von jeher in religiöser Hinsicht unterdrückt wurden, was in der Türkei niemals der Fall gewesen ist. Türken und Armenier sind seit Jahrhunderten friedlich nebeneinander aufgewachsen, und einer spricht die Sprache des anderen. Die Armenier haben auch stets im osmanischen Reiche ihren Platz an der

Digitized by Google

Sonne gehabt, den jedes Volk erstrebt, und sie waren zufrieden damit. Da kamen aber im Jahre 1893 die europäischen Diplomaten und schufen eine armenische Frage, die es früher nie gegeben hatte. Welcher von den damals in Konstantinopel beglaubigten Diplomaten Abdul Hamid den Rat gegeben hat, die armenische Frage zu lösen durch ein Massaker im großen Stile, wissen wir heute noch nicht; einmal wird es an den Tag kommen!

Daß es unter den Armeniern Revolutionäre gibt, die nach und nach Türkenfeinde geworden sind, soll nicht bestritten werden. Ohne die Hilfe der armenischen Geheimbünde wäre es den Jungtürken niemals geglückt, Abdul Hamid zu stürzen, das haben die Gründer der neuen Türkei selbst oft genug ausgesprochen. Woher kommt es nun, daß die Armenier an diesem Freiheitskampfe der Türken gegen den moskowitischen Unterdrücker nicht teilnehmen, das ganze Land vielmehr eine rauchende Trümmerstätte geworden ist? Mit Begeisterung waren die armenischen Jünglinge zu den Fahnen geeilt, als nach der Erklärung von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" alle religiösen Gegensätze im osmanischen Reiche aufgehört hatten und ein nationales Heer geschaffen wurde; das haben die türkischen Zeitungen oft genug hervorgehoben! Als man aber den jetzigen Krieg zu einem Religionskriege stempelte durch die Erklärung des Djihad, wurden die Armenier nach Hause geschickt; das war unklug, denn nunmehr galten die Armenier wieder als osmanische Staatsbürger zweiten Ranges.

Das haben denn die Kurden, die nicht zu den türkischen Fahnen geeilt waren, auch bald erkannt, und sie fanden, daß die Gelegenheit günstig war, über ihre alten Feinde herzufallen. Die Zentralregierung in Konstantinopel hatte keine Truppen zur Verfügung, die Armenier im Innern zu schützen. Man vergesse auch nicht, daß die junge Türkei bisher keine Zeit hatte, einen Stab von tüchtigen, ehrlichen Verwaltungsbeamten heranzubilden, alle Sorgfalt wurde bisher auf das Heer verwendet; so kommt es, daß nach wie vor in den armenischen Provinzen türkische Beamte am Ruder sind, die eher in das alte hamidische System als in die Neuzeit passen. Die Armenier, die Waffen besaßen, verteidigten sich gegen die Kurden und griffen von ihrer Seite kurdische Dörfer an; daß hierbei auch viele Türken, die sozusagen zwischen zwei Feuern standen, getötet und auch türkische Dörfer verwüstet worden sind, ist ganz natürlich. Das ist der Hergang des ganzen Armenieraufruhrs, wie ich ihn aus dem Munde von Armeniern aller Schattierungen — Studenten, Kaufleute, Revolutionäre, Türken- und Russenfreunde — hier in der Schweiz hörte, und wie ihn sich auch hiesige, mit den Verhältnissen vertraute Missionsmänner denken. Die an der Grenze liegenden und von Armeniern bewohnten Distrikte räumen zu lassen, das ist das gute Recht der osmanischen Regierung, das ihr kein Neutraler bestreitet.

Es gibt also nichts zu verheimlichen. Weshalb ein solches Versteckspielen und kurzes Dementieren? Wie die Dinge heute liegen, dürfte es das beste sein — im Interesse der Türkei und Deutschlands —, einer Kommission, bestehend aus amerikanischen und schwedischen Missionaren, die die Landessprache beherrschen, den Zutritt in die armenischen Provinzen zu gestatten und sich von der Lage der Armenier zu überzeugen. Papierne Proteste und Dementis verderben viel, zumal ein fast achtzigjähriger hochangesehener Armenier, Aharonian, bei den Neutralen immer mehr Glauben findet.

Der deutsch-türkische Freiheitskrieg ist eine heilige Sache; in einem Geschichtswerk über diesen Krieg ist kein Platz für Armeniermetzeleien, in einem Maße, wie sie die Geschichte bisher nicht gekannt hat. Man darf doch wohl auch in Deutschland das armenische Volk bedauern ob seinem harten Mißgeschick und darf offen aussprechen, daß nicht alle Armenier, vor allem nicht das ganze armenische Volk türkenfeindlich sind, ohne als Verräter an der guten Sache bloßgestellt zu werden! Auch in der deutschen Presse muß die armenische Frage besprochen werden, jedoch ohne Voreingenommenheit!

Axel Schmidt / Künftige Lieferungen nach Rußland

Durch die Agrarreform ist, wie neulich Dr. P. Rohrbach hier ausgeführt hat, die wichtigste innerpolitische Frage Rußlands auf eine gesunde Grundlage gestellt worden. Daher ist mit einem starken Anwachsen der russischen staatlichen Macht zu rechnen. Diese Zukunftsperspektive ist für Deutschland um so bedrohlicher, als die Vergangenheit lehrt, daß bei ackerbautreibenden Völkern immer wieder die Neigung besteht, die Grenzen zu überfluten, um dem Zuwachs der Bevölkerung neue Ansiedlungsgebiete zu verschaffen. Um so mehr muß Deutschland daher darauf acht geben, Rußland nicht noch in anderer Beziehung zu stärken. Denn daß Rußland niemals eine andere auswärtige Politik betreiben wird, als die gewaltsame Angliederung fremder Länder und Völker, um dem kulturell rückständigen Russentum bequeme Lebensbedingungen zu verschaffen — davon erzählt die russische Geschichte von der ersten bis zur letzten Seite. Die Größe der Gefahr, die in Rußlands schnell wachsender Bevölkerung liegt, ist in Deutschland noch viel zu wenig beachtet worden. Daher seien hier einige Zahlen angeführt, die aus einer statistischen Arbeit des Generals Kuropatkin stammen: „Im 18. Jahrhundert hat Rußland, abgesehen von der Niederwerfung von vier großen Revolutionen, 19 Kriege geführt. Von ihnen waren 17 Angriffs- und nur 2 Verteidigungskriege. Friedensjahre gab es in diesem Jahrhundert nur 39. Als Resultat ergibt sich ein Zuwachs von 16,5 tausend Quadratmeilen. Schweden verlor seine Großmachtstellung, Polen seine Selbständigkeit und die Türkei ein Drittel ihres Gebietes. Im 19. Jahrhundert betrug die Zahl der Kriege 18 (einschließlich der Kaukasuskämpfe und zweier politischer Aufstände). Die Eroberungen in Europa waren zwar dieses Mal gering, dafür wurden in Asien nicht weniger als 67 tausend Quadratmeilen erobert. Auch unter diesen Kriegen waren nur zwei Verteidigungskriege. Friedensjahre gab es im vorigen Jahrhundert sogar nur 32. Im 20. Jahrhundert führt Rußland schon mit der fünften Macht Krieg, daher dürfte es nur allzu wahrscheinlich sein, daß auch in diesem Jahrhundert die Zahl von 18 oder 19 Kriegen erreicht werden dürfte."

Wenn es uns dieses Mal noch gelungen ist, die russische Quantität durch die deutsche Qualität zu besiegen, so hat dazu neben der unvergleichlichen Tapferkeit unserer Truppen und der genialen Führung nicht zuletzt unsere wirtschaftliche und technische Ueberlegenheit beigetragen. Die russische Industrie war einfach nicht imstande, die großen Ansprüche, die der Weltkrieg an sie stellte, zu befriedigen. Was sie aber geleistet hat, ist nicht zuletzt auf deutschen Einfluß zurückzuführen. Um nur wenige Beispiele anzuführen: Panzerplatten werden in Ruß-

Digitized by Google

land von einer Filiale von Skoda hergestellt, Torpedoboote von einer Filiale der Schichauwerft, Telephone und andere elektrische Apparate für das Heer und die Marine von einer Filiale der A. E. G. und Pulver von der Firma Spahn usw. Und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre vor drei Jahren auch eine Kruppsche Filiale in Petersburg entstanden. Aber nicht nur in rein militärischer Beziehung tragen deutsches Kapital und deutsche Technik dazu bei, den russischen Widerstand zu stärken, sondern auch die finanzielle Lage Rußlands wird durch deutsches Kapital nicht wenig gestützt. Mehrere der russischen Großbanken, die jetzt den größten Teil der inneren Anleihen aufnehmen müssen, arbeiten mit Geld, das von Emissionen stammt, die in Deutschland gemacht sind, und die Obligationen russischer Bahnen, die wie bekannt stets nur in militärischem Interesse gebaut werden, bildeten ein bevorzugtes Papier auf unseren Börsen.

So verlockend daher auch in wirtschaftlicher Beziehung eine Annäherung an Rußland nach dem Kriege wäre, so könnte sie nur auf Kosten der politischen Lage Deutschlands erfolgen. Eine Fortsetzung der Politik, unsere industriellen und finanziellen Kräfte Rußland zur Verfügung zu stellen, würde nur dazu führen, dem deutschen Volke die russische Zuchtrute selbst zu binden. Daher muß im Interesse des deutschen Volkes und des deutschen Staates mit allen Mitteln darauf hingearbeitet werden, daß wir nur fertige Waren nach Rußland exportieren, nicht aber ihm behilflich sind, eine eigene Industrie zu schaffen.

Noch einen Einwand gilt es zu widerlegen. Von vielen Seiten wird nämlich erklärt, daß, wenn dieses Geschäft nicht von uns gemacht wird, andere Völker gerne bereit wären, für uns einzuspringen. Das ist nur sehr zum Teil richtig. Denn es gibt kein anderes Volk, das in gleicher Weise Kapital und Technik zur Verfügung stellen könnte. England ist bisher viel zu vorsichtig gewesen, um große Summen in Länder zu investieren, deren politische Haltung nicht dauernd von ihm kontrolliert werden kann. Frankreich wieder hat kein Menschenmaterial, um in Rußland anders als mit Geldmitteln, die zudem fast immer nur für Staatsanleihen hergegeben werden, zu arbeiten. Schweden, Dänemark und Belgien wären doch zu klein, um die durch Deutschlands Fortfall entstandene Lücke ausfüllen zu können. Der beste Beweis für diese meine Ansicht ist, daß die Angestellten der vielen belgischen anonymen Gesellschaften in Rußland zum größten Teile mit Deutschen als Technikern und kaufmännischen Angestellten arbeiten. Der Russe ist aber bei all seiner Begabung, wie alle Slawen, kein Organisator und würde daher niemals diesen Ausfall wirklich ersetzen können.

Ich hoffe, mit diesen meinen Ausführungen, die sich im Gegensatz zu der landläufigen Ansicht über unsere zukünftige Haltung Rußland gegenüber stellen, am ehesten bei den Lesern der „Hilfe" Anklang zu finden, weil sie von Fr. Naumann immer wieder auf die große Bedeutung der wachsenden Zahl für das wirtschaftliche und politische Leben eines Volkes aufmerksam gemacht sind. Für unsere zukünftigen Beziehungen zu Rußland ist aber die Tatsache, daß das russische Volk jährlich um drei Millionen wächst, von höchster Bedeutung. Dieses rapid wachsende Volk wird, da es zu 80 % aus Bauern besteht, immer wieder Sehnsucht nach „mehr Land" empfinden. Dieser bäuerliche Ausdehnungstrieb, der noch durch den mongolischen Expansionsdrang zur Aussaugung höher kultivierter Gebiete verstärkt wird, bildet eine dauernde Gefahr für uns, und den dürfen wir unter keinen Umständen durch Organisierung des russischen Wirtschaftslebens noch verstärken. Hier muß zum Wohle der Gesamtheit das Interesse des einzelnen zurücktreten, soll nicht das viele vergossene deutsche Blut in diesem Kriege unnütz geflossen sein. Auch unsere Industrie und unser Handel, die während des Krieges so Großartiges geleistet haben, müssen nach dem Kriege unentwegt das Wohl der Gesamtheit im Auge behalten. Das aber fordert: Keinen Pfennig und keinen Mann für die russische Industrie, sondern Verkauf von Fertigwaren nach Rußland.

* * */ Unsere ersten Kriegstage!

Fortsetzung

Nicht lange währte es, da kamen deutsche Truppen. Der Garten wurde ins Gastliche umgewandelt, Tische aller Art trugen, was Küche, Keller und Garten gewähren konnten. Nun gab es ein Geben und Nehmen; die Bereicherten, die Beglückteren waren wir. Jetzt erst erfuhren wir, daß Lüttich eingenommen sei, daß im Osten die Russen geschlagen, die Deutschen vorgerückt seien, jeder fast brachte uns eine neue, gute Mär. Wir waren mit einem Male im Heimatlande unserer Seelen, unter Volldeutschen, und tausend Quellen sprangen auf. Wie bitter einsam hatte uns doch der Krieg gemacht, welch hartes, grelles Licht auf die Arbeit geworfen, der wir uns Jahre hindurch in gutem Glauben hingegeben hatten. Die innere Freiheit erstarkte. Hier spannen sich sofort Fäden von Person zu Person, die ins Ueberpersönliche führten, in ein weites, helles Jenseit des Ich, in einen stolzen, festen, himmelüberwölbten Dom, des Name Deutschland ist, und der eine einige Gemeinde der Heiligen der Tat, des Opferns und der Arbeit umschließt.

Der ganze Tag war ein Hin und Her des Dienstes auf der Straße und im Garten. Unter den deutschen Männern in Feldgrau, die sich Muße gönnen konnten, war keiner, der nicht einem bestimmten Typ angehörte. Sie alle haben sich uns unvergeßlich eingeprägt.

Aber im Hintergrunde lauerte Schreckhaftes und Böses, mancherlei Zeichen sprachen dafür. Artilleriegefechte auf den Höhen um Brunstatt herum galten als wahrscheinlich. Auf den Wunsch unserer Herren wanderten wir zur Nacht in die Stadt, die siebenköpfige Familie Y. und wir, dort war für uns Quartier bestellt. Wir waren in der Tat ruhe- und schlafbedürftig. Es war fast 9 Uhr. Der Weg am Kanal war spärlich erleuchtet, oft mußten die Füße tasten. Häuser und Bäume umhüllte mitternächtliches Dunkel. Am Horizont sah man eine brennende Ortschaft, über der Stadt lagerte eine Rauchschicht, Brandgeruch wurde dann und wann zu uns herübergetragen, und die Mülhauser Schlacht gewann Gestalt und Leben. Vom Hardtwald her waren unsere Truppen gegen die Franzosen vorgerückt, deren Artillerie an der Napoleonsinsel ganze Reihen unserer Landwehr niedergemäht hatte, und der Hagel von Geschossen, der den Fliehenden nachgesandt wurde, steckte Dutzende von Häusern in der Vorstadt in Brand. So bot sich uns ein Bild wie aus dem Dreißigjährigen Kriege. Da hinein paßten auch die im Dunkeln schleichenden Gestalten, die den Eindruck Fliehender oder scheuer Verbrecher machten. Die Stadt selber glich einem gewaltigen Waffenlager.

Das Gasthaus war erreicht.

Digitized by Google

„Hier werden wir wohl sicher sein," scherzten die Herren. „Der Großherzog von Baden und Prinz Max sind im Zentral. Also Mülhausen hat Ruhe."

Wir gingen sofort in unsere Schlafzimmer.

Da, ein fürchterliches Krachen, ein Tack, Tack unter unserem offenen Fenster, verzweifeltes Schreien, heftige Rufe und Befehle: „Hände hoch!" und immer und immer das knallende, scharfe, spitze Tack, Tack, das trommelnde Schießen. Eine Höllenmaschine — ein Maschinengewehr!

Auf dem Gang, in den wir flüchteten, trafen wir zwei Feldgraue.

„Man hat wieder auf die Soldaten geschossen," beantworteten sie unsere Fragen. „Ist das eine Stadt! Schließlich wird man noch unbarmherzig gegen die Stadt vorgehen müssen. Gehen Sie in den Keller, nur da sind Sie sicher. Vielleicht werden Bomben geworfen."

Da saßen wir nun in einem bier- und weinfeuchten, käseduftenden Keller. Unser dreijähriges Wirtstöchterchen weinte. „Warum machen sie immer bum, bum? Sie sollen nicht bum machen."

Unsere Nachtruhe war kurz. Um 6 Uhr fiel ein Schuß. Mein Bruder klopfte an unsere Tür. „Schnell, schnell, fertigmachen, wir müssen fort aus der Stadt, schnell, schnell!"

So zogen wir aus der Stadt, beschwert und bedrückt. Auf den Bürgersteigen, zu beiden Seiten des Fahrdammes lagerten in zwei, drei Reihen, feldmarschmäßig ausgestattet, unsere Soldaten. Sie lagen und schliefen, sie hockten und starrten vor sich hin, stützten sich aneinander, das eingeengte Sitzen erträglich zu machen, übernächtig grau die Gesichter, jede Faser Müdigkeit. Mühsam bahnten wir uns den Weg. An einer Ecke dampfte eine Feldküche, ein paar Schritte davon reckte sich ein junger, pappelschlanker Hüne empor zu seiner vollen Länge. Er hatte eine Postkarte und einen Bleistift in der Hand und fragte: „Ach, bitte, der Wievielte ist heute?" Wir wußten es selber nicht, es gab ein langes Besinnen. „Nicht stehenbleiben!" befahl ein Posten. Ueberall Posten, Schutzleute, Bürgerwehr, als seien wir in einer feindlichen Stadt. Unterwegs erfuhren wir, daß in der Großen Altkircher Straße, die nach Brunstatt führt, und in Brunstatt selber dieselben schlimmen Vorgänge sich abgespielt hatten.

An unserem Gartenzaun, unweit der Pforte, redeten uns zwei Feldgraue an, die müde auf der Erde hockten. Es waren junge Menschen mit vornehmen Gesichtern, einander zum Verwechseln ähnlich. Die Natur hatte ihren Zügen eine stille Heiterkeit aufgeprägt, jetzt war sie umschattet von einer Wolke der Enttäuschung und Verdrießlichkeit.

„Was ist das für eine Bevölkerung und für ein Land," murrten sie. „Wir kommen todmüde an und wollen ein Quartier, und hier schießt man auf uns."

Nun wurde uns auch der Grund unserer schnellen Morgenflucht mitgeteilt. Von einem Zuverlässigen war mein Bruder benachrichtigt worden, Mülhausen würde von den Deutschen in Brand geschossen werden — am Abend hieß es, Prinz Max habe für die Stadt gebeten.

Der Vormittag brachte die Arbeit des vorangegangenen. Aber so rein und klar, so sieghaft überwindend gestaltete er sich nicht. Kein Mund derer, für die wir zu sorgen und zu schaffen hatten, tat sich auf, ohne über Mülhausen zu klagen, und die beiden Feldgrauen, ein Feldwebel und ein Leutnant, die durch ihre Geschlossenheit, ihre starke Persönlichkeit uns unvergessen geblieben sind, waren die herbsten Ankläger — nicht ohne Teilnahme für die Elsässer, mit dem Wunsche des Verstehens.

Schluß folgt.

Heinrich Meyer-Benfey / Verhaerens Buch gegen Deutschland

Als Verhaeren am 1. März 1912 persönlich vor seine Hamburger Verehrer trat, da schloß er seinen einleitenden Vortrag über „Die Kultur des Enthusiasmus" mit dem Satze: „Auch wenn der Mensch nicht von Natur gut ist, jedenfalls ist er bewunderungswürdig (admirable)." Wo aber hat sich die Größe des Menschen strahlender offenbart als in diesem Kriege? Wie muß der Dichter, der zuerst das Hohelied des modernen Menschen gesungen, der den Entdecker und Forscher und noch mehr den Mann der Tat und des unersättlichen Wollens gefeiert hat, wie muß er aufjauchzen bei den unerhörten Leistungen der deutschen Wehrmacht, bei der unerschütterlich ausdauernden Tapferkeit des Landheeres und den kühnen Wikingerfahrten der Flotte, Leistungen, gegen die uns die berühmtesten Heldentaten in früheren Kriegen fast wie Kinderspiel erscheinen! Was kann bewunderungswürdiger sein als ein großes Volk, das, an militärischer Kraft und Tüchtigkeit allen überlegen, seine Macht nur benutzt, um der Welt den Frieden und sich die Möglichkeit friedlicher Arbeit zu erhalten, das, von tiefgewurzeltem Hasse und scheelsüchtigem Neide wider Willen in den fürchterlichen Kampf um Sein und Nichtsein gedrängt, es mit einer Welt in Waffen aufnimmt, und sich nicht nur gegen eine ungeheure Ueberzahl, sondern auch gegen eine gewissenlose Vernichtungswut, die auch die nichtswürdigsten Mittel nicht verschmäht, siegreich behauptet, das endlich selbst inmitten dieser Hölle von Haß und Bosheit maßvoll, vornehm und menschlich bleibt! — So müßte, so würde Verhaeren empfinden, wenn er diesen Krieg als unbeteiligter, parteiloser Zuschauer erlebte, mit dem reinen Mitgefühl des Künstlers, das intensive, nervenspannende Mitleben des Zeitgenossen vereinend mit dem überschauenden, unbeirrbaren Blick, mit dem wir etwa den Heldenkampf der Griechen gegen die persische Weltmacht betrachten. Aber leider ist Verhaeren nichts weniger als ein solcher Zuschauer, leider ist er nur zu nah' beteiligt als Glied des Volkes, das zuerst, und nach seiner Meinung unverschuldet, die Schrecken des heutigen Krieges erfahren mußte und daher am ehesten ein gewisses, subjektives Recht zum Groll gegen Deutschland hat. Und so ist es denn nicht der Künstler, sondern der leidenschaftliche, von Schmerz und Grimm zerrissene Patriot, der in seinem Buche „La Belgique sanglante" (Paris, Nouvelle Revue française 1915) das Wort hat. Verhaeren ist gar nicht imstande, diese ungeheure Wirklichkeit zu übersehen, er sieht nur den kleinen Ausschnitt, der sein kleines Vaterland betrifft, und er sieht auch diesen nur in der verzerrten Gestalt, die ihm der Haß gegeben hat. Ihm stellt sich die Sache so dar, wie sie nur dem Belgier erscheinen kann, der wie in einem Krampf nur auf die Leiden seines Landes stiert und weder rechts noch links sieht. Deutschland hat, obwohl selbst einer der Garanten der belgischen Neutralität, aus purer Bosheit und teuflischer Zerstörungslust, die mit seinem bisherigen Wesen in Widerspruch steht, auf einmal ohne allen Grund Belgien überfallen — der ungeheure preußisch-deutsche Militärkoloß das kleine, friedfertige Belgien! — und die anderen Schutzmächte sind sogleich pflichtgemäß auf seinen Hilferuf herbeigeeilt. Daß der Krieg sich nicht nur um Belgien dreht, daß auch Serbien, Österreich, Rußland daran beteiligt sind, daß er sogar von ihnen ausgegangen ist, daß Deutschland sich mit Rußland und Frankreich bereits im Kriegszustande befand, ehe Belgien hineingezogen wurde, davon scheint er nichts zu ahnen. Aber auch in Belgien sieht er nicht den Krieg selbst, die Waffentaten, die Erstürmung der Festungen, sondern eigentlich nur die Nebenerscheinungen, die gar nicht Wirklichkeiten, sondern Einbildungen und Erfindungen der Feinde sind: die deutschen Grausamkeiten. Wir haben schon in Zeitungen Gedichte von Verhaeren gelesen, in denen diese Schauergeschichten in glühende, zündende Verse (nur allzu gute Verse!) gegossen waren. Die Erwartungen, die dadurch — und durch den Titel des Buches — erregt wurden, sind hier nicht nur erfüllt, sondern weit übertroffen. Alles, was wir bisher hier und da von solchen Greuelmeldungen gelesen haben, kehrt hier in dem zweiten Kapitel („Die Verbrecher") wieder, und vieles dazu. Die systematische Vernichtung des ganzen Landes wird im einzelnen vorgeführt, indem aus sehr vielen Orten genau die Zahl der Häuser angegeben wird, die absichtlich, ohne militärische Notwendigkeit, in Brand gesteckt sind. Ebenso verfährt er

Digitized by Google

dann mit den Massenhinrichtungen und Massendeportationen. Auch die Zahl jener steigt in manchen Ortschaften in die Hunderte. („In actu sind etwa 300 füsiliert, 530 Personen sind verschwunden.") Noch eindrucksvoller aber sind die dann folgenden Greuel, die nicht sowohl durch die Zahl, als durch die Qualität imponieren: die raffiniert grausamen Marterungen, zumal der Wehrlosen: Kinder und Frauen. Das Lied von den Kindern kennen wir: „Sie haben kleine Hände, die so leicht abzuschneiden sind. Ihre Füße sitzen kaum fest an ihren Beinen. Ein wenig vergossenes Blut, und die Operation ist gemacht." (S. 39.) Aber das ist lange nicht das Schlimmste. Bei den Frauen wird die Sache mit Notzucht eingeleitet. Sind sie schwanger, wählt man den Bauch als Ziel der Bajonettstiche. Bräute werden mit ihren Verlobten mit Stricken zusammengebunden, mit einigen Bündeln Stroh umgeben, ein Streichholz wird gegen eine Stiefelsohle gerieben, und das Feuer verzehrt die jungen Menschen. (S. 39.) Und so endlos weiter. — Das alles behauptet nicht ein Bauernknecht, ein Kohlenbergwerksarbeiter, einer der zahlreichen Analphabeten des Landes, sondern das erste Dichtergenie Belgiens, sein poetischer Repräsentant in der Weltliteratur schreibt es in festem Glauben an seine Richtigkeit nieder. Dabei stört es ihn gar nicht, daß die Engländer in der ersten Zeit diese Fabeln einschätzten, wie sie es verdienen, daß ein jemand ein Kind mit abgehauenen Händen, eine Frau mit abgeschnittenen Brüsten gesehen hat (S. 24), — sie sind ihren Leiden erlegen und begraben —, daß Verhaeren selbst bei seinem Besuch der Front nichts als die Verwüstungen, die der Krieg notwendig mit sich bringt, gesehen hat, — irgendein Schriftsteller hat es festgestellt, ein bekannter Senator hat es öffentlich behauptet, das ist Beweis genug. Und nachdem einige Fälle in dieser Weise „festgestellt" sind, bedarf es bei den anderen keiner weiteren Beglaubigung, die Phantasie hat freien Spielraum, und die Kritik ist ein für allemal aus dem Felde geschlagen. Alle diese Grausamkeiten aber werden nicht als gelegentliche Ausschreitungen, als einzelne, wenn auch häufige, Fälle berichtet, sondern sie sind Regel und System, sie machen das charakteristische Wesen der deutschen Kriegführung aus, sie bilden die „deutsche Kriegsgewohnheit" (la coutume militaire allemande, S. 35 ff), eine feste, wie es scheint, amtlich kodifizierte Einrichtung, über die Verhaeren merkwürdig genau Bescheid weiß. Und da diese auch befiehlt, alle solche Handlungen zu leugnen und die Anklagen auf die anderen zurückzuwerfen (S. 39), so ist von vornherein jede Möglichkeit der Widerlegung, ja, schon der Diskussion abgeschnitten.

Man greift sich verzweifelt an die Stirn und fragt sich, ob ein böser Fiebertraum einen quält. Wie ist es möglich, daß — ich will nicht sagen ein Mann vom Range, von der geistigen Entwicklungsstufe Verhaerens, sondern irgendein Mensch mit gesunden Sinnen diese unsäglich aberwitzigen und widerlichen Märchen hört und, anstatt dadurch mit Ekel und Abscheu gegen den Erfinder oder Verbreiter erfüllt zu werden, sie begierig aufnimmt und mit wahrem Köhlerglauben, aller Vernunft zum Trotz, festhält? Wir müssen in frühere Jahrhunderte zurückgehen, um in den stereotypen Anklagen gegen die Juden, im Hexenwahn Analogien zu finden. — Indessen, diese Sache betrifft nicht Verhaeren allein, und die Frage, wie überhaupt diese Verleumdungen des deutschen Heeres entstehen und allgemeinen Glauben finden konnten, ist nicht hier zu lösen. Wir wollen auch nicht vergessen, daß auch wir bedächtigen Deutschen im Anfange manches geglaubt haben, was nachher der Prüfung nicht standhielt. Die Erschütterung war so stark, daß sie zunächst jeden aus dem Gleichgewicht warf, und was wir erlebten, war so ungeheuer, daß alle gewohnten Maßstäbe versagten und wir nicht wußten, was möglich war und was nicht. — Gleichwohl darf man bei Verhaeren auf einige Umstände zur Erklärung hinweisen. Seine ganze Dichtung, von seinem ersten Gedichtbande Les Flamandes (1883) an bis zu den Sammlungen seiner späten Jahre, die unter dem gemeinsamen Titel Toute la Flandre (1904—8) zusammengefaßt sind, kündet laut, wie fest und innig er mit seinem Lande und seinem Volke verwachsen ist. Aber eben die Intensität, die Heftigkeit seiner Heimatliebe bedingt die Enge seines Blicks, die Gefahr, daß sein Urteil von seinem Gefühl überrumpelt wird. Wohl hat Lissauer recht, wenn er in seinem Gedicht an Hodler mahnt:

Wer da formt ragende Zeitenmale,
Des Blick muß mit durchleuchtendem Strahle
Schneiden durch Giftdampf von Lug und Wahn.

Aber nicht jeder Dichter, am wenigsten der Lyriker, hat diesen durchschauenden Führerblick. Verhaeren jedenfalls steht nicht über seinem Volke, sondern mitten drin; er kann nicht anders, als dessen Erleben und Leiden, dessen Fühlen und Wollen teilen, es in sich als einem Kraftzentrum sammeln, stauen, aufhöhen zu vulkanischer Entladung. Man lese sein Gedicht „Die Menge"! Ist einmal im vlämischen Volk dieser blindwütende Haß gegen das deutsche Volk und Heer, dieser Fieberwahn von deutschen Grausamkeiten, dann muß er ihn teilen, ihn in sich zu höchster Glut und Wirkung steigern, ihm die gefährliche Waffe seines mächtigen Pathos, seines hallenden Wortes leihen. Das ist ihm innerster Drang und Zwang seiner Natur und Erlösung zugleich. Nun kommt dazu, daß Verhaeren, als Bürger eines grundsätzlich neutralen Kleinstaates und begeisterter Pazifist, allen Fragen der Weltpolitik völlig fern stand, überhaupt keinen Sinn, kein Organ dafür entwickelt hat. So wurde er von dem Erlebnis dieses Krieges einfach umgeworfen, außerstande, es zu fassen, sich ihm gegenüber zu fassen, und ließ sich dann, ratlos und widerstandslos, alle die Darstellungen suggerieren, die in seiner Umgebung herrschten. Jedenfalls ist das klar: hier spricht eine blinde, irregeleitete, aller Vernunft bare, aber eine ehrliche und in ihrem Motive reine Leidenschaft. Deshalb hat dies Buch nichts zu tun mit den kalt berechneten Infamien eines Spitteler.

Wie aber sind im belgischen Volke diese Vorstellungen entstanden? Ich glaube nicht, daß sie ihren ersten Ursprung in absichtlicher, böswilliger Erfindung haben. Ich glaube, das belgische Temperament, die durch den Krieg in Fieberglut versetzte Phantasie und die völlige Unkenntnis Deutschlands — sie ist auch bei Verhaeren noch erstaunlich groß, wenn er gegenüber den Dutzenden von Namen vlämischer und italienischer Künstler, die er gelegentlich ausschüttet, auf deutscher Seite nur Goethe, Schiller, Heine und Beethoven kennt —, sie geben immerhin eine bessere Erklärung. Dies Volk, in dem das animalische Leben, die Sinnlichkeit in jeder Richtung, viel stärker und ungebrochener herrscht als irgendwo in der Kulturwelt, dessen Bild in Geschichte und Kunst nicht nur durch ungeheuere Ausschweifungen der Freß- und Saufluft, sondern auch durch Exzesse des Mord- und Zerstörungstriebes gekennzeichnet ist, bei dem noch heute das Messer loser sitzt als sonst in Mitteleuropa, und das im Kongostaat den schauerlichen Beweis geliefert hat, was es noch immer in raffinierter Grausamkeit leisten kann, — es mußte ja den unbekannten Feind, der auf einmal übermächtig über sein Land hergefallen war, nach sich selbst beurteilen, ihm, in seinem besinnungslosen Schrecken und seiner Angst, alles das zutrauen, was es selbst im gleichen Falle tun würde, was es vielleicht in einzelnen Fällen wirklich getan hat, im ganzen aber durch die Uebermacht des Feindes zu tun gehindert ist, mußte so die ihm verwehrten Grausamkeiten wenigstens in der Phantasie durchgenießen und, indem es sie dem verhaßten Feinde andichtete, doch in gewisser Weise seinen Rachedurst stillen. So entstanden diese Märchen, die ja so undeutsch wie möglich anmuten und den unverkennbaren Stempel belgischer Phantasie aufgeprägt tragen.

Dieselbe Erklärung verlangt noch entschiedener die zweite Hälfte des Buches, in der Verhaeren, mit derselben Ahnungslosigkeit und Blindheit für die Wirklichkeiten, die deutsche „Zivilisation" vor seinen Richterstuhl ruft. Hier ist alles auf die Behauptung zugespitzt, daß Deutschland, im Verlangen nach unbedingter Suprematie und im Glauben an seine Unfehlbarkeit, bestrebt ist, das persönliche Leben aller anderen Völker zu unterdrücken und ihnen sein kulturelles Gepräge aufzuzwingen. (S. 106 f.) Auch diese These beruht natürlich nicht auf irgendwelcher Kenntnis Deutschlands, sondern ist aus der Seele des Romanen heraus gedacht. Wir sind uns bewußt, daß kein Volk in dem Grade frei ist von Nationalegoismus und Nationaldünkel wie das deutsche. Daß keines so liebevoll bemüht ist, fremde Eigenart zu verstehen und zu schonen, bei sich gastlich aufzunehmen und zu pflegen, daß dies gerade unser schönster und eigentümlichster Vorzug vor Franzosen und Engländern ist. Und diese Gesinnung hat sich stets in Taten umgesetzt, hat unserer ganzen Kultur ihr universelles Gepräge gegeben; die Tatsachen, die von ihr zeugen, liegen in solcher Breite und so offen vor Augen, daß wir meinen, auch ein französisches Schulkind müßte davon etwas gehört haben. Und selbst wenn wir solche Tendenz hätten, wo ist diese Kulturschablone zu finden, nach der wir alle Welt umprägen könnten? In Berlin? München? Wien? Dresden?

Digitized by Google

Weimar? Düsseldorf? Deutschland ist ja in sich selbst von einer kulturellen Zentralisation und Uniformierung weiter entfernt als irgendein Land der Welt. Das ist uns wenigstens als fortwirkender Segen der staatlichen Zerrissenheit geblieben, daß wir so viele Kulturherde, jeden mit individuellem Gepräge, haben und einen allbeherrschenden, allein maßgebenden Mittelpunkt weder haben können noch haben wollen. Während Paris nicht nur aus allen französischen Gauen die kulturschaffenden Kräfte in sich gesogen und dadurch ihr Eigenleben zur Verkümmerung verurteilt hat, sondern auch alle Völker, die sich unter sein Joch beugten, nach derselben Schablone modelte, so daß das Jahrhundert der französischen Vorherrschaft sich in der neueren Geschichte durch eine trostlose, öde Monotonie und die dümmste Unfruchtbarkeit auszeichnet.

In diesem Teil fehlt es jedoch auch nicht an Behauptungen, die wenigstens durch den Reiz einer gewissen Originalität erfreuen. So wird manchem die Art, wie hier der deutsche Militarismus abgeleitet wird, Vergnügen machen. Er beruht auf der Vereinigung zweier Faktoren: seine Organisation hat er der katholischen Kirche entlehnt, — als ob es vor dieser keine Heere gegeben und als ob jemals ein Heer ohne straffe Disziplin und durchgebildete Rangabstufung hätte existieren können, — sein Geist aber ist „asiatisch", d. h. semitisch: der praktische, materialistische jüdische Geschäftsgeist. Das haben sich Gneisenau, Clausewitz, Moltke wohl nicht träumen lassen! — Indessen, obwohl das Deutschland der Gegenwart für Verhaeren nur aus Militarismus zu bestehen scheint, obwohl er es ihm zum Kapitalverbrechen macht, daß es sich einseitig auf die Züchtung von Bismarcks und Moltkes verlegt, anstatt auf die von Goethes und Beethovens, wie ehemals, was ihm nun durch völlige Zertrümmerung seiner militärischen Macht wieder abgewöhnt werden soll, so hindert ihn das nicht, ihm dann wieder auch die militärische Begabung schlankweg abzusprechen, und so lesen wir (S. 146) mit einiger Heiterkeit den kühnen Satz: „Dem deutschen Militär fehlt es an Klugheit und Taktik." Armer Hindenburg! (Der preußische Kriegsminister sollte es sich doch überlegen, ob er nicht nach unserer zweifellosen Niederlage den dann versöhnten Verhaeren als Lehrer der Strategie an die Kriegsakademie berufen sollte.)

Uebrigens erzählt das Buch nicht nur von deutscher Barbarei und Unkultur. In der ersten Hälfte stehen auch begeisterte, farbenprächtige Schilderungen Flanderns, seiner Städte, seines Lebens, in den wir nicht nur den Patrioten, sondern auch den Dichter wiederfinden.

Was sollen wir nun zu Verhaeren sagen? Ihn eines Besseren zu belehren, dürfte unmöglich sein. Dazu fehlt jetzt die seelische Disposition; aber auch die geistigen Voraussetzungen, um die Wirklichkeiten und Probleme des geschichtlichen Lebens zu sehen, geschweige zu begreifen, scheinen zu fehlen. — Verhaeren fühlt selbst, daß er nicht mehr derselbe ist wie früher, daß der Haß sein Gewissen vermindert hat, und so widmet er, schmerzvoll bewegt, dies Buch seinem früheren Selbst. An diesen früheren, den wahren Verhaeren appellieren wir. Er wird wiedererscheinen, wenn das böse Fieber, das seinen Geist trübt, verflogen ist, wenn die Sonne der Wahrheit die giftigen Lügendünste der Feinde zerstreut und niedergeschlagen hat. Und wenn er wieder er selbst ist, dann wird auch er auch Deutschland wiederfinden, das er, nach der Vorrede, geliebt hat, und das sich niemals mehr als jetzt so bewiesen hat, wie er es schildert: „fruchtbar, arbeitsam, unternehmend, kühn und besser organisiert als jedes andere Volk." Er wird wieder dazu kommen, es zu lieben, vielleicht sogar es wirklich, auch in seiner Kultur kennenzulernen. Er wird sich dann dieses Buches ein wenig schämen, und wie er jetzt der Verleumdung seine mächtige Stimme geliehen, so dann auch der Wahrheit öffentlich die Ehre geben. Das hoffen wir zu ihm.

Gottfried Traub / Hell und licht

Wenig Wert hat alles, was einen Preis hat. Nietzsche.

Der Zug hält, und die Tragbahre wird vor einem Abteil erster Klasse aufgestellt. Zwei Träger gehen hinein. Ein Musketier in feldmarschmäßiger Ausrüstung faßt Posto oberhalb der Tragbahre. Langsam und sacht wird ein Offizier herausgeholt. Er hat eine schwere Fuß- und Leibwunde. Trotzdem wehrt er zum Schluß ab. Einen Tritt möchte er selbst tun. Er tritt auf und grüßt Braut und Schwester, die zum Willkomm erschienen waren. Dann wird er gebettet. Das Rot der Wangen schwindet rasch wieder; er wird blaß. Aber die Augen sind blitzend hell. Er greift nach dem Blumenstrauß und dann wird er hinuntergetragen. Heimische Pflege winkt; liebe Hände grüßen. Zu Hause! Zu Hause!

Warum ich dies erzähle? Es begegnet ja alle Tage Aehnliches. Die beiden Frauen kamen in hellen Gewändern. Sie waren vornehm gekleidet und hatten sich geschmückt, keineswegs auffallend — das hätte ihrer Natur widersprochen — aber so fein, wie man zum Grüßen geht. Ich freute mich dessen. Freilich war es ein seltsames Bild: der blasse junge Mensch, auf der Bahre getragen, still und stumm, und daneben diese lichten Gestalten. Ich suchte in den Blicken der Umstehenden zu lesen und glaubte bei einem zu sehen, wie er mißmutig war. Er konnte oder wollte beides nicht zusammenreimen. Ein dunkles Gewand schien ihm besser. Was sollen hier neben schleichender Krankheit und bangen, langen Tagen Seide und Bänder? Sieht es nicht so aus, als ob deutsche Frauen keinen rechten Sinn für die Größe der Todesgefahr hätten? Und ich sah schon im Geist die Feder übers Papier huschen und einen Artikel entstehen, in welchem es etwa hieß: „Der Sinn für den Krieg ist leider noch nicht Gemeingut geworden. Sonst würde man nicht soviel frohe helle Farben sehen bei unserer Frauenwelt. Es ist zu traurig, wie gering diese Selbstzucht sich äußert. Sahen wir doch z. B. kürzlich auf dem Bahnhof folgendes Bild . . ." Und nun wird das Helle und Schwarze gemalt, dunkelgrau!

Ganz anders dachte ich. Die beiden Menschen sahen wirklich nicht so aus, als ob sie der Kleidung mehr geben würden, als was ihr gebührt. Das Gebührende aber gaben sie ihr, gerade auch jetzt, wo sie den Liebsten heimholten vom Feld der Ehre. Licht sollte es um ihn werden, er hatte genug des Entsetzlichen gesehen. Lebendige Grüße sollten zu ihm kommen; die durften nicht in holzigem Schwarz dastehen. Leben wollte er ja doch; draußen hatte er gekämpft für das Leben der Seinigen; hier zu Hause wollte er den schweren Kampf aufnehmen um das eigene Leben. So mußten die, die ihn aufnahmen, lebensfroh auf ihn zuschreiten. Denn jeder Leidende ist mißtrauisch und deutet die Zeichen seiner Umgebung von vornherein schon leicht ins Graue. Kommt man ihm nun schwarz entgegen, so schließt sich leise wieder eine Hoffnungstür. Nein, nein, ich verstand euch gut, ihr Frauen, daß ihr so lichtgestaltet kamt und daß ihr äußerlich den Tag und die Sonne leuchten ließet. Das war recht so gehandelt. Vielleicht wär' es euch leichter gewesen, euch nicht so zu kleiden. Aber ihr wolltet das. Und dieser Wille entscheidet. Er war gut.

Schwer ist es, über Menschentun zu urteilen; leicht ist es, sie zu verurteilen. Man hat seine bestimmte Meinung und gibt sich keine Mühe zu fragen, ob hinter dem, was der andere will, nicht auch Gutes sein kann, wenn es unserem Sinn ganz und gar widerspricht. Darum geht der wirkliche Mensch

Digitized by Google

seinen Weg, und er geht ihn mit aufrechtem Sinn und antwortet nur denen, die eine wirkliche Antwort hören mögen. Wer aber gar nicht lange fragt, sondern vorher schon fertig ist, braucht keine Antwort. Auf ihn stellt man sich nicht ein. Er mag seiner Wege gehen, und wenn er noch so „gerecht" und noch so „sittlich" und „richtig" urteilt, sein Wort verhallt vor dem inneren Gewissen. Es mögen Hunderte ihm zujubeln, er selber bleibt arm; er gab sich keine Mühe, die Vielgestaltigkeit des menschlichen Herzens und seiner feinsten Empfindungen zu prüfen. Er war blind in der Welt der reichen Größe.

So begleite euch ferner Licht, ihr weißen Gestalten! Umgebt den Leidenden mit der Liebe des Lebens und schmückt sein Lager mit Blumen und bringt Sonne in das Krankenzimmer.

Hell muß es sein, wo Schmerzen weh tun, doppelt hell!

Soziale Bewegung

Kriegszulagen im Reichstag. Die letzte Augusttagung des Deutschen Reichstages hat sich auch wieder eingehend mit der Frage der Kriegs-Teuerungszulagen für gering entlohnte Angestellte und Arbeiter des Reichs beschäftigt. In dem Haushaltungsausschuß lagen entsprechende Anträge von der fortschrittlichen und von der sozialdemokratischen Partei vor. Die Fortschrittler beantragten: „den Beamten und Pensionären des Reichs und den Arbeitern der Reichsbetriebe, soweit alle diese auf geringe Bezüge angewiesen sind, weiterhin den Militär-Rentenempfängern und Militärinvaliden Kriegsteuerungszulagen nach Zahl der zu unterhaltenden Familienangehörigen zu gewähren." Der Antrag der Sozialdemokraten lautete ähnlich: „im Hinblick auf die hohen Preise für Lebensmittel den Beamten und Pensionären des Reichs mit Jahresbezügen unter 3000 M. sowie den Arbeitern der Reichsbetriebe eine Teuerungszulage zu gewähren, deren Steigerung insbesondere gemessen wird nach der Zahl der zu unterstützenden Familienmitglieder." Wenig verheißungsvoll war die Antwort, die vom Regierungstisch auf diese Anträge erfolgte. Der Unterstaatssekretär im Reichsschatzamt glaubte den Anträgen nicht in vollem Umfang zustimmen zu können, und Staatssekretär Dr. Helfferich erklärte, daß wenig Aussicht bestehe, daß den Beamten und Arbeitern des Reichs Teuerungszulagen gewährt werden können. Der Reichstag hat dann die Anträge dem Reichskanzler „als Material" überwiesen. Die Klagen der hier aufgeführten gering besoldeten Reichsangestellten werden nach diesem Ergebnis nur noch lebhafter betonen, daß es nachgerade unmöglich werde auszukommen. So schreibt die „Deutsche Unterbeamten-Zeitung": Nach soeben erst abgeschlossenen statistischen Ermittelungen über die Verteilung der Ausgaben im Haushalt eines unteren Beamten hat sich ergeben, daß reichlich die Hälfte aller Ausgaben auf die Ernährung, ein weiteres Viertel auf die Ausgaben für Wohnung und Haushalt, ein Achtel auf die Kleidung entfällt. Die Statistik hat weiter nachgewiesen, daß bereits vor dem Krieg jede Familie tatsächlich einen Fehlbetrag von durchschnittlich 220 M. jährlich gegenüber dem Einkommen des Beamten zu verzeichnen hatte — wie müssen sich die Verhältnisse erst jetzt unter den Wucherpreisen gestaltet haben? Selbst bei allerbescheidenster Lebenshaltung war schon vor dem Kriegsausbruch ein Auskommen mit unserem Gehalt trotz der Aufbesserung nicht möglich — stellen wir diesen Tatsachen unsere augenblickliche Lage gegenüber, so ist nicht zu bestreiten, daß der jetzige Zustand auf die Dauer völlig unhaltbar geworden ist.

Kriegsliteratur

Kriegszeit-Reden Schweizerischer Bundesräte. Zürich 1915, Orell Füßli. 71 S. 1,50 Fr.

Fünf Reden der Bundesräte Schultheß, Dr. Forrer, Dr. Calonder und Décoppet anläßlich der Verfassungsänderung vom 6. Juni 1915, durch die der Bundesrat zur Erhebung einer Kriegssteuer ermächtigt worden ist. Die Reden zeigen die wirtschaftliche und politische Lage der Schweiz während des Krieges und den gewissenhaften neutralen Standpunkt der Regierung.

Länder und Völker der Türkei. Herausgeg. von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe. Leipzig 1915, bei Veit & Co. Jedes Heft 50 Pf.

Heft 1. Die Zukunftsarbeit der deutschen Schule in der Türkei. Von W. Blankenburg-Zeitz. Beschreibt die Arbeitsfelder für deutsche Schularbeit unter den einzelnen Völkern der Türkei und die bisherigen Anstrengungen der europäischen Kulturmächte. Wichtig für Schulmänner, die sich nach dem Kriege dem Orient widmen wollen; Heft 2. Die islamische Geisteskultur. Von M. Horten-Bonn. Zeichnet die Grundzüge der zahlreichen Systeme islamischer Dogmatik und Weltanschauung sowie der islamischen Ethik, eine gute Uebersicht für Laien; Heft 3. Cypern und die Engländer. Von Frhr. von Lichtenberg-Gotha. Die bei uns ganz unbekannte Geschichte Cyperns unter britischer Herrschaft. Zeigt Englands kolonialen Egoismus. Anziehend zu lesen; Heft 4. Das Georgische Volk. Von Ferdinand Bork-Königsberg. Führt uns in das Land, das uns durch die Sage vom goldenen Vließ bekannt ist, und schildert uns Wesen, Kulturstand und Geschichte eines merkwürdigen Volkes.

Die Freiheit der Meere im Kriege. Von Justizrat Dr. Edwin Katz. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 38 S. 60 Pf.

Eine kurze und klare Darstellung der Grundsätze des Seekriegsrechts, das trotz aller dagegen geübten Willkür seine Geltung nicht verliert. Erläutert wird die Darstellung durch eine Menge von Beispielen aus der Geschichte der Seekriege.

v. Tirpitz und das deutsche Seekriegsrecht. Von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg. Bonn o. J., bei Marcus & Weber. 45 S. 80 Pf.

Zeigt, wie schon Friedrich d. Gr. das Seerecht gegen England verteidigt hat und wie die seitdem von Preußen und Deutschland bis zur Gegenwart beobachtete Haltung im Seekriege das Ziel verfolgt, an die Stelle der bisherigen willkürlichen Auslegung von Seerechtsfragen ein einheitliches Seekriegsrecht zu schaffen.

Belgien und die niederdeutsche Frage. Von Hans Friedr. Blunck. Jena 1915, bei Eugen Diederichs (Tatflugschriften Nr. 9). Mit einer Sprachenkarte. 32 S. 60 Pf.

Die Vlamen sind ein niederdeutsches Volk. Trotz der krankhaften Sucht Brüssels, ein Klein-Paris zu sein, haben zwei Drittel der Bevölkerung zugeben müssen, daß sie nur Vlämisch sprechen, und die Doppelsprachigen sind Vlamen mit französischer Halbbildung. Auf der Straße singen die Kinder:

En Anna zat op eenen steen, eenen steen
Zeg Anna waarom weent gy toch — — —
Ik ween om dat ik sterven moet, sterven moet —

Bis freilich die Vlamen aus ihrem Deutschtum die praktischen Folgerungen ziehen, wird noch viel Wasser die träge Schelde hinablaufen.

Belgische Neutralität und Schweizerische Neutralität. Von Eduard Blocher. 6. Aufl. Zürich 1915, Verlag der „Stimmen im Sturm". 30 S. 40 Pf.

An der Neutralität der Schweiz gemessen, ist die belgische Neutralität ein Wort ohne Inhalt. Volk und Regierung haben sich würdelos als Anhängsel Frankreichs gebärdet, worüber diese Schrift viele, bei uns noch unbekannte Tatsachen anführt. Schon die Schulkinder wurden in deutschfeindlichem Geiste erzogen und wurden gelehrt, Frankreich als ihr eigentliches Vaterland zu betrachten. Wenn eine Regierung so etwas duldet, dann ist es auch nicht verwunderlich, daß sie kein Bedenken getragen hat, die belgische Neutralitätspflicht durch das gegen Deutschland gerichtete Militärabkommen mit Frankreich und England gröblich zu verletzen. Das Volk wollte alle Rechte der Unabhängigkeit haben, aber keine Verantwortung tragen. Und das kommt schließlich daher, weil die „Belgier" überhaupt kein Volk sind. So schrieb der wallonische, also franzosenfreundliche Abgeordnete Destrée 1912 an den Exkönig Albert: „Lassen Sie mich Ihnen die große und erschreckende Wahrheit sagen: es gibt keine Belgier." — Die Schrift von Blocher ist angetan, den Rest von Sentimentalität gegenüber der belgischen Frage in Deutschland zu beseitigen.

Juden und Deutsche. Eine Sprach- und Interessengemeinschaft. Von Davis Trietsch. Wien 1915, bei R. Löwit. 60 S. 1 M.

Von den 14 Millionen Juden der Erde gehören angeblich neun Zehntel dem deutschen Sprachgebiet an, womit ohne weiteres in der Zeit der Weltwirtschaft auch eine Gemeinschaft der Interessen gegeben wäre; der Verfasser, der auch durch sein Levante-Handbuch die Beziehungen Österreichs und Deutschlands zum Orient zu fördern bemüht ist, hat mit großem Fleiß viel Material zusammengetragen, das schon an sich überraschend und merkwürdig ist und die Möglichkeit des Zusammenarbeitens der Juden mit den Deutschen erweist.

Die Völker und das Meer im Lauf der Jahrtausende. Von Arthur Böhtlingk. Berlin 1915, bei Puttkammer & Mühlbrecht (Zeitspiegel, Heft 2), 56 S. 1 M.

Eine Geschichte der Menschheit in ganz großen Zügen, wie sie sich darbieten, wenn man den Blick auf das Weltmeer richtet, das alle Länder umschlingt und von dessen Beherrschung daher die Herrschaft über die ganze Erde abhängt. Prachtvoll in ihrer Kürze und treffenden Ausdrucksweise ist die Schilderung des Werdens der britischen Weltherrschaft, überaus treffend aber auch der Grundfehler des ganzen großartigen Systems bezeichnet. „Sollte dieser nicht darin bestanden haben, daß die Engländer die geographische und völkliche Zugehörigkeit der großbritannischen Inseln zum europäischen Kontinent außer acht gelassen haben? Der europäische Weltteil ist es, der als solcher auf dem Erdenrunde vor den übrigen den Vorsprung gewonnen hat, die europäische Zivilisation, die es England ermöglicht hat, seine Welt-

Digitized by Google

herrschaft aufzurichten. Asien, Afrika und auch Amerika gegenüber gibt es eine europäische Solidarität, die kein europäischer Staat außer acht lassen kann, ohne sich selbst ins Fleisch zu schneiden." — Die ausgezeichnete Schrift sei bestens empfohlen.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgeg. von Ernst Jäckh. 58. Heft. Kriegssozialismus. Von Theodor Heuß. Stuttgart 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 39 S. 50 Pf.

Die Schrift handelt von dem während des Krieges in Deutschland praktisch geübten Sozialismus. Man würde jedoch irren, wenn man eine lückenlose zusammenfassende Darstellung aller sozialpolitischen Kriegsmaßnahmen erwartete. Was Heuß hier bietet, ist weder eine chronologische Aufzählung noch eine systematische Darstellung, sondern eine geschichtsphilosophische Betrachtung dessen, was zur Abwehr der wirtschaftlichen und sozialen Kriegsnöte in Deutschland geschehen ist und unter unseren Augen in steigender Vervollkommnung noch immer geschieht. Den Standpunkt aber, von dem aus er uns diese Vorgänge betrachten lehrt, bezeichnet er im Eingang, indem er die verwandten und doch verschiedenen Begriffe „Sozialpolitik" und „sozialistische Politik" voranstellt: Die Sozialpolitik umfaßt die Bestrebungen zur Verbesserung der Lebenslage der breiten minderbemittelten Schichten, die sozialistische Politik will die Regelung der Produktion und den Besitz der Werkzeuge in die Hand des Staates legen. Mit diesen beiden Gedankengruppen werden nun die praktischen Kriegsmaßnahmen in Zusammenhang gebracht, und es ergeben sich zwei Reihen von Fragen, erstens: wie hat sich unsere bisherige Sozialpolitik im Kriege bewährt, und was hat sie aus ihm gelernt? und zweitens: wie sind die durch den Krieg geschaffenen sozialistischen Neubildungen zu beurteilen und was ist daran von bleibendem Wert? Wir haben die sachkundige, gedankenreiche und lebendige Darstellung gern gelesen.

Der Kriegsbegriff des englischen Rechts. Erläuterungen zum Fall Panariellos von A. Mendelssohn Bartholdy (Würzburg). Mannheim 1915, bei J. Bensheimer. X und 110 S. 3 M.

Zeigt die englische und amerikanische Praxis und Theorie des Völkerrechts vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.

Die Hauptsache. Kriegsaufsätze der Wartburg von Prof. Dr. Heinrich Wolf. Leipzig 1915, bei Arnold Strauch. 72 S. 70 Pf.

Die Aufsätze weisen an der Hand der deutschen Geschichte die Notwendigkeit nationaler Kultur und Politik nach und fordern die Sicherheit und Gesundheit des deutschen Volkstums. Zahlreiche Spuren der Zensur!

Deutschlands Stelle in der Welt. Von Fr. W. Frhr. von Bissing. München 1915, bei C. H. Beck.

Eine Festrede an Kaisers Geburtstag, deren an sich naheliegende Gedanken eigenartig gruppiert sind und eine ausgeprägte Eigenart verraten. Unter den sieben Beilagen ist von Wert die Darstellung der deutschen und österreichischen Kulturarbeiten in Aegypten, weil der Verfasser hier Fachmann ist.

Internationale Anarchie oder Verfassung? Von F. von Wrangel. Zürich 1915, bei Orell Füßli. 37 S. 80 Pf.

Nur ein Bund aller Kulturstaaten, der mit gesetzgeberischer und Vollziehungsgewalt ausgestattet ist, kann den Weltfrieden sichern. Die Sache ist schwer, aber die Schwierigkeiten müssen beseitigt werden.

Die Sozialdemokratie am Scheidewege. Von Erich Rother. Berlin 1915, bei S. Heimann & Sohn. 16 S. 20 Pf.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frl. H. in D. 1 M., Pfr. M. in St. 8 M., Frau Dr. B. in D. 3 M., Dir. E. in C. 5 M., M. in R. 2 M., M. in D. 90 Pf., Frau D. in Fr. 4,20 M., Rektor S. in N. 2 M., Lehrer H. in L. 2,55 M., J. in S. 3 M., Gefr. M. in L. 1 M., Frl. D. in G. 2,50 M., Frl. D. in E. 10 M., P. in A. 85 Pf., Frl. R. in L. 1 M., Frl. H. in A. 5 M., K. in D. 3,35 M., B. in L. 15 M., R. Sch. in Hbg. 3 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Pfr. M. in N. 5 M.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt W. in Pankow 1 Paket Bücher und Hefte; Rechtsanwalt A. in Plotho 10 Bücher.

Für Ostpreußen: D. B. in Oberlungwitz 10 M., P. B. in Leipzig 15 M., Oberleutn. W. 5 M.

Zur Fürsorge für erblindete Krieger: Fr. E. Sußmann in Köln 8 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Zeichnet die 3. Kriegsanleihe

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Der Lusitania-Fall
Eine völkerrechtliche Studie
von
Dr. Christian Meurer,
Geh. Hofrat, Professor der Rechte an der Universität Würzburg.
Preis M. 2.—.

Die Umwandlung von Kauffahrteischiffen in Kriegsschiffe
von
H. Willms.
(Abhandlungen zum Staats-, Verw.- u. Völkerrecht XI, 1.)
8. 1912. Einzelpreis M. 5.—.

Deutsche Prisengerichtsbarkeit
Ihre Reform durch das Haager Abkommen v. 18. Oktober 1907
von
Heinrich Pohl.
8. 1911. M. 6. — geb. M. 8.—.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover.
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser.)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 444 930 003 M. Vermögensbestand 173 000 000 M. Überschuß im Geschäftsjahre 1913: 5 787 000 M.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½ % der Prämie trägt die Vereinskasse. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. Man lese die Druckschrift Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Else Kesting, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

16. September 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 37

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Im neuen Deutschland. — Literatur zur deutschen Politik. — **Dr. Orestes Daskalakis:** Die Orthodoxie der Balkanvölker. — **Dr. Erich Schairer:** Schwabens deutsche Sendung. — *** Unsere ersten Kriegstage! — **Julius Bab:** Walther Heymann. — **D. Gottfried Traub:** Tod. — Soziale Bewegung. — Büchertisch. — Kriegsliteratur.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 7. September.

Die Russen weichen zurück, aber mit einer gewissen Würde, denn sie stellen sich im Rückmarsch immer wieder zum Kampf. Der heutige deutsche Bericht enthält starke Rückzugsgefechte nördlich, westlich und südlich von Wolkowysk im Gouvernement Grodno. Ebenso besagt der österreichische Bericht, daß in der Gegend von Brody und in Ostgalizien beträchtliche Vorstöße des Feindes abgewehrt werden mußten. Nichts würde falscher sein, als wenn man bei uns die russische Armee als nicht mehr kriegstüchtig hinstellen wollte. Sie ist vielfach geschlagen und zurückgedrängt, aber sie ist noch da.

Mittwoch, 8. September.

Es wird amtlich bekanntgemacht, daß eine nochmalige Musterung der früher für dienstuntauglich erklärten deutschen Wehrpflichtigen stattfindet. Die Begründung sagt: es wäre ebenso unbillig wie ungerecht und entspräche nicht dem Grundgedanken der allgemeinen Wehrpflicht, ältere Leute ins Feld zu schicken, solange noch taugliche und abkömmliche jüngere Leute vorhanden sind. Von einer Verlängerung der Wehrpflicht über das vollendete 45. Jahr hinaus sei keine Rede. — Das ist im allgemeinen zutreffend und muß darum so gemacht werden. Im Einzelfalle freilich kann jemand über 45 Jahre noch gut tauglich und zugleich abkömmlich sein, oft mehr als ein jüngerer Mann.

Der hart umkämpfte Ort Wolkowysk ist von den Unsrigen genommen. Weiter südlich sind erneute Kämpfe. Inzwischen marschiert die Hauptmasse der russischen Armee weiter ostwärts.

Wie es eigentlich um Riga steht, wissen wir nicht genau. Sicher ist, daß die Deutschen in der Nähe von Friedrichstadt über die Düna gegangen sind. Es scheinen Kämpfe mit wechselndem Erfolge stattzufinden. Ueber den Küstenbefestigungen schweben deutsche Flugzeuge. Die russischen Beamten fahren nach dänischen Mitteilungen fort, die Stadt zu verlassen.

Der russische Reichsrat hat einem Gesetzentwurf der Regierung zugestimmt, nach welchem das russische Wehrgesetz auf Finnland ausgedehnt wird. Das bedeutet einen erneuten Eingriff in die finnischen Sonderrechte und zwingt die Finnen, für Rußland in den Krieg zu gehen, was sie bisher meist nicht getan haben. Man wird sehen, ob sich das die Finnen in jetziger Lage der Dinge gefallen lassen.

Eine noch ungeklärte Angelegenheit beschäftigt die englisch-amerikanischen Zeitungen, nämlich die Auffindung eines Briefes des österreichisch-ungarischen Botschafters in Washington, namens Dumba, der österreichische und ungarische Arbeiter in amerikanischen Stahlfabriken zum Streik bewogen haben soll. Wahrscheinlich hat er sie nur darauf aufmerksam gemacht, daß es nach österreichischem Strafrecht nicht zulässig ist, an der Herstellung von Waffen zu arbeiten, die gegen das eigene Vaterland gebraucht werden sollen.

Donnerstag, 9. September.

Großfürst Nikolaus ist seines Oberbefehles enthoben! Das Unglaubliche ist geschehen: der kleine Zar hat seinen fürchterlichen Oheim abgesetzt. An sich ist es ja nur richtig, daß ein Oberfeldherr, der so viele Schlachten verliert, so viele Festungen einbüßt und so viele Menschen hinsterben läßt, eines Tages sein Urteil empfängt, aber wer hätte das dem Zaren zugetraut? Alle bisherigen Darstellungen stimmten darin überein, daß der Zar als der Geduldete erschien. Waren sie falsch? Oder gibt es Kräfte im Hintergrund? Oder will sich der Großfürst Nikolaus selber dem weiteren Oberbefehle entziehen? Er ist unter Wahrung aller höflichen und höfischen Formen verabschiedet worden, indem der Zar selbst von nun an den Oberbefehl übernimmt und seinen Oheim zum Vizekönig im Kaukasus und zum Feldherrn der Kaukasus-Armee ernennt. Das letztere ist beinahe Ironie, denn diese Kaukasus-Armee ist wohl ebenso sagenhaft geworden wie wohl leider die türkische Kaukasus-Armee auch. Eigentlich gehörte Großfürst Nikolaus in die Peter-Pauls-Festung, denn kein Mensch hat Rußland mehr geschädigt, als er, und wohl wenige Menschen sind am Entstehen des Weltkrieges so schuldig als er. Es würde vielleicht auch vom Standpunkt des Zaren aus richtiger sein, ihn lieber gleich an einen ganz festen Ort zu bringen. Man hat früher öfter gesagt, daß dieser Großfürst Nikolaus den Zaren beseitigen wolle. Das soll nach russischen Mitteilungen nicht wahrscheinlich sein, da er selber krank ist und keinen Sohn besitzt, der ihn beerben könnte, aber ein gefährlicher Nachbar des Thrones bleibt er immer. In einem Abschiedswort an die Armee sagt der scheidende Oberbefehlshaber: „Ich glaube fest, daß ihr jetzt, da der Zar, dem ihr eueren Eid geschworen habt, euch führt, neue nie gesehene Waffentaten vollbringen werdet." Das klingt wie ein etwas zweideutiger Segenswunsch. Militärisch bedeutet natürlich der Oberbefehl des Zaren nur, daß die drei Armeeleitungen unter ihm ziemlich selbständig sein werden. Politisch kann die Absetzung des bisherigen Generalissimus viel mehr bedeuten, denn sie muß wohl mit dem politischen Ende der altrussischen Partei zusammenhängen. Dänische Zeitungen berichten von der Bildung eines Blocks aller Nichtkonservativen, von den Kadetten bis zu den Nationalprogressisten. Die Parlamentsmehrheit will in der ungeheuern Krisis des Vaterlandes mitreden.

Neuer Zeppelinangriff auf London.

Freitag, 10. September.

Es geht durch Deutschland eine gewisse stille Heiterkeit über den Oberbefehl des russischen Zaren. Man freut sich, den Großfürsten Nikolaus los zu sein und beurteilt den Zaren nach den Proben schüchterner Schwäche, die er bisher abgelegt hat.

Digitized by Google

Möglicherweise wird dabei ein Fehler im Urteil gemacht, denn das, was den Zaren in die Höhe trägt, ist sicherlich eine ernsthafte russische Bewegung. In Rußland beginnt der wirkliche Ernst. Die heutigen Berichte vervollständigen die gestrigen Mitteilungen von der politischen Verbindung aller Parteien, die zwischen Konservativen und Sozialdemokraten vorhanden sind. Diese Parteien sind in ihrer Gesamtheit etwa das, was bei uns die Nationalliberalen in ihrer Entstehungszeit waren. Sie haben ein Programm veröffentlicht, das offenbar das Vaterland durch Liberalismus retten will. Es sollen die Polen, Juden, Finnen, Ukrainer, Arbeiterverbände, Bauern mit freiheitlicher Gerechtigkeit behandelt werden, um „die Einigkeit herzustellen und den Nationalitäten- und Klassenkampf zu unterdrücken". Es fragt sich nur, ob der Zar stark genug ist, dieses freiheitliche Kriegsprogramm seiner bisherigen Umgebung gegenüber durchsetzen zu können. Aber selbst wenn er es kann, so sind damit noch keine neuen Kanonen gegossen.

Vorläufig fängt die neue Zeit Rußlands mit dem Verlust der Festung Dubno an. Die Russen sind zwischen Tarnopol und Trembowla am Sereth tapfer und leisten hartnäckigen Widerstand, aber inzwischen wird von Norden her das Netz zugezogen. Jetzt ist von den drei wolhynischen Festungen nur noch Rowno russisch. Auch dieses wird eines Tages seine Tore öffnen.

Sonnabend, 11. September.

In Deutschland wird zum dritten Male Kriegsanleihe gezeichnet. Soviel man bis jetzt sehen kann, wird auch dieses Mal eine große Summe gezeichnet werden, denn unsere Abschließung ist unsere Kraft. Diese Folge der Einkreisung hat König Eduard von England sicher nicht vorhergesehen. Wir leben im Krieg auf Borg wie jede andere kriegführende Macht, aber wir borgen wenigstens fast nur bei Deutschen, weil wir fast nur bei ihnen kaufen. Die Militärverwaltung zahlt ihre Milliarden ins eigene Land hinein. Dabei kommt natürlich ein Teil Mitbürger viel zu gut weg, aber die kann man wenigstens später besteuern. Die Engländer haben nicht einmal dieses sittlich wohltuende Vergnügen, da ein großer Teil ihres Geldes nach Amerika geht. Man braucht kaum noch aufzufordern „Zeichnet Kriegsanleihe!", da es jeder, der verfügbares Geld besitzt, von selber tut.

Rechts und links vom Njemenfluß wogt ein Kampf, den man wohl als eine zerstreute Schlacht bezeichnen kann. Der deutsche Bericht spricht von hartnäckigem Widerstand. Die Orte Stidel, Niekrasze und Lawna wurden erstürmt. 2700 Gefangene. Der Uebergang über den Nebenfluß Zelwianka wurde an mehreren Stellen erzwungen. Unser Heer rückt an das Gebiet der großen Sümpfe heran.

In den Argonnen wird schon seit einigen Tagen mit erneuter Heftigkeit gekämpft. Auf einer Linie von über 2 km wurden mit Hilfe schwerer Artillerie die Franzosen zurückgedrängt und 2000 Gefangene gemacht. Es ist dieses ein nützlicher Beweis dafür, daß unsere Truppen trotz der riesenhaften Anstrengungen im Osten auch gleichzeitig auf der Westfront noch leistungsfähig sind. Ein solcher Beweis kann deshalb ganz nötig sein, weil die Franzosen offenbar wieder einmal Angriffspläne im Kopfe haben. Man sagt, daß sie zwischen Belfort und Dijon ein neues Heer sammeln, um einen Massenangriff zu wagen. Ob auch Italiener zu diesem von General Pau befehligten Heere stoßen werden, wird, wie es scheint, eben jetzt in Rom beraten.

Der türkisch-bulgarische Vertrag ist soweit fertig, daß schon das Programm für die Uebergabe des von den Türken abgetretenen Landstriches aufgestellt wird. Noch aber hören die Versuche des griechischen Ministerpräsidenten Venizelos nicht auf, einen neuen Bund aller Balkanstaaten zu errichten. Das wird so lange so weitergehen, bis eines Tages an der serbischen Grenze scharf geschossen wird.

Sonntag, 12. September.

Nach dem österreichischen Bericht ist Derazno am Goryn genommen. Ich finde zwar Derazno nicht, wohl aber den Goryn, und das genügt, um zu zeigen, daß die Umstellung von Rowno im Gange ist. Wir werden uns nächstens neue Landkarten kaufen müssen, wenn es so weitergeht. Das Hauptsächliche findet sich immer auf Dietrich Reimers „Kriegsstandskarten". Durch das Vordringen auf Rowno wird auch der Kampf bei Tarnopol mitentschieden werden. In seinem nördlichen Teile steht er heute schon günstiger, denn Zbawaz ist genommen, aber weiter südlich bei Trembowla und Zgortkow ist offenbar die russische Macht noch stark. Es ist noch ein kleines Stück des österreichischen Staatsgebietes in russischen Händen, um diesen letzten Rest aber ringen die hinauszuwerfenden Eroberer mit allen Mitteln.

Der neue Erzbischof von Gnesen und Posen Dr. Edmund Dalbor hat dem Deutschen Kaiser den Eid geleistet, er wolle diejenigen christlichen Lehren pflegen, durch welche die Christen zu guten Untertanen gemacht werden, und wolle nicht dulden, daß von der ihm unterstellten Geistlichkeit in entgegengesetztem Sinne gelehrt oder gehandelt werde. Der Kaiser antwortete, er hoffe, der neue Erzbischof werde die Eintracht unter den deutschen und polnischen Bewohnern pflegen und sich mit besonderem Eifer die Versöhnung der vorhandenen Gegensätze angelegen sein lassen. Auch hierin spricht sich eine Wendung zum neuen Polenkurs aus.

Der österreichische Militärgouverneur des südlichen Teiles von Russisch-Polen Frhr. v. Diller in Kielze erklärt: es gibt jetzt hier in Polen keine politischen Parteien, sondern nur eine Magenfrage, die zu lösen der Gouverneur berufen ist. Das Programm der wirtschaftlichen Arbeit läßt sich in zwei Worte zusammenfassen: Kommunikation und Kreditinstitute. Der Verkehr leide selbstverständlich durch Militärtransporte, sei aber zur Hebung des Landes unentbehrlich. Die Bauernbank für Zerlegung von Großgütern müsse besonders gepflegt werden. Ganz in ähnlichem Sinne arbeitet weiter nördlich von Warschau aus die deutsche Verwaltung. Sie besorgt Wasserleitung und beginnt mit Kanalisation. Das alte griechische Wort „Wasser ist das Beste", bekommt immer neue Bedeutungen.

Montag, 13. September.

Der russische Bericht vom 10. September, der erfreulicherweise bei uns unverkürzt abgedruckt wird, behauptet, daß vom 3. September an in der Gegend von Tarnopol und Trembowla gefangen worden sind 383 Offiziere, mehr als 17 000 Soldaten, 14 schwere und 19 leichte Geschütze, 66 Maschinengewehre und 15 Munitionsfahrzeuge. Das ist eine beträchtliche Menge, wenn es wahr ist. Demgegenüber sagt der heutige deutsche Bericht: „Die deutschen Truppen haben gestern westlich und südwestlich von Tarnopol mehrere starke feindliche Angriffe blutig abgewiesen und dabei einige hundert Gefangene gemacht. In der Nacht wurde eine günstige Stellung, einige Kilometer westlich der bisherigen gelegen, unbehindert vom Gegner eingenommen." Auch das bezeugt den schweren Ernst der Kämpfe am Sereth.

Im übrigen klingt der heutige Tagesbericht zuversichtlich. Die Bahnlinie Wilna—Dünaburg wurde an verschiedenen Stellen erreicht. An der unteren Zelwianka, westlich von Grodno, scheint der große Kampf seinem Ende entgegenzugehen; 3300 Gefangene. Prinz Leopold von Bayern und Generalfeldmarschall von Mackensen melden Verfolgung des Feindes. Der letztere sagt: Der Widerstand des Gegners ist auf der ganzen Front gebrochen; die Verfolgung auf Pinsk ist im Gange.

Donna Laura Minghetti, die Mutter der Fürstin Bülow, ist gestorben. Sie gehörte zu den besten Vermittlern zwischen Deutschland und Italien. Ihr Sohn Fürst Campornale erhob bei Kriegsanfang seine Stimme gegen den Treubruch Italiens.

In Griechenland glaubt noch immer der König an den Sieg Mitteleuropas und der Ministerpräsident Venizelos an den des Vierverbandes. Venizelos sei düster und traurig.

Dienstag, 14. September.

Graf Andrassy veröffentlicht in der „Neuen Freien Presse" einen Aufsatz über die Zukunft Polens, der mit Klarheit zeigt, daß jetzt die Polen befriedigt werden müssen, wenn sie nicht dauernd in russische Zugehörigkeit zurückgetrieben werden sollen. Er fährt

Digitized by Google

dann fort: Die Befreiung Polens darf nicht den Eindruck einer neuen Teilung dieses Landes erwecken, und die Freundschaft zwischen Oesterreich und Ungarn darf durch die Lösung dieses Problems nicht verletzt werden. Soll das letztere heißen, daß auch die magyarische Oppositionspartei, zu der sich jetzt Graf Andrassy rechnet, nichts gegen eine Dreiteilung der Doppelmonarchie einzuwenden haben würde?

Ein norwegischer Dampfer, der mit Ballast von Rotterdam nach Narwik gefahren ist, gibt an, er sei auf der Nordsee von einem deutschen Luftschiff angehalten worden. Das Luftschiff sei so tief herabgegangen, daß eine der Gondeln in derselben Höhe mit dem Dampfer gewesen sei. Nachdem die deutschen Luftschiffoffiziere Aufschluß über Reise und Ladung erhalten hätten, sei das Luftschiff wieder aufgestiegen und habe seine Reise in westlicher Richtung fortgesetzt. Während des ganzen Vorganges bewegte sich das Schiff in voller Fahrt. Das Luftschiff hatte etwa 30 Mann Besatzung; in der vordersten Gondel standen mehrere Geschütze.

Im österreichischen Bericht vom 13. September wird gesagt, daß die verbündeten Truppen eine Stellung aufgesucht haben, die an unsere auf dem Ostufer der mittleren Strypa befindliche Front anschließt. Also teilweise Rückverlegung. Der russische Bericht erwähnt am 11. September 91 Offiziere und 4200 Soldaten als Gefangene. Die Oesterreicher nahmen an anderer Stelle in Litauen 1000 Mann gefangen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 7. September.

Jedes Zeitungsblatt bringt den Millionenaufmarsch der Kriegsanleihe in langen Listen der Zeichnungen: 10 Millionen, 10 Millionen, 5 Millionen, 3 Millionen, 5 Millionen usw. — ein Aufgebot der Kraft und des Willens. Und hinter diesen Leistungen der großen Kapitalmächte stehen die unzählbaren Beiträge der kleinen Zeichner als ebenso viele Zeugnisse der Treue und Zuversicht. Sehr oft wird neben dem Betrag, den eine große Firma zeichnete, ein zweiter als Leistung ihrer Angestellten genannt, die dadurch erleichtert wird, daß die Firma die Beträge vorstreckt. Für die Schulkinder ist eine glückliche Form der Beteiligung gefunden dadurch, daß die Schule Spargelder der Kinder anzulegen ermächtigt ist. Wie schön für sie, daß sie dazugehören dürfen — richtige kleine Bürger, von denen verlangt wird, daß sie wissen: deutsches Geld gehört heute den Batterien und den Luftschiffen!

Wie bitter ernst alles ist, was heute die Jugend verstehen lernen muß! Wir hatten gestern eine Versammlung von jungen Mädchen, die ersten Klassen der höheren Schulen, um ihnen vor dem Abgang von der Schule etwas über die Berufswahl zu sagen und sie zur Inanspruchnahme sachverständiger Beratung anzuregen. Hunderte von jungen schmalen Gestalten mit Zöpfen und Haarschleifen und ernsten Augen vor den wappengeschmückten Holztäfelungen des Herrenhaussaales, Hunderte, deren künftiges Geschick heute da mitentschieden wird, wo das Blut deutscher Jünglinge den Boden tränkt. Man sieht in kommende Jahrzehnte hinaus, die noch mittragen an den Opfern, die heute fallen, lange noch, nachdem der Schmerz um den einzelnen Toten seinen bitteren Stachel verloren hat.

Mittwoch, 8. September.

Aus der Berliner Statistik des Kriegsjahres ist am interessantesten die Kurve der Kriegsgeburten. Die Zahlen der Lebendgeborenen von Januar bis Juli 1915, denen die entsprechenden Zahlen von 1914 gegenübergestellt werden, betrugen:

	1915	1914
Januar	3203	3321
Februar	2936	3044
März	3280	3228
April	2955	3235
Mai	2566	3360
Juni	2228	3033
Juli	2415	3224

Das heißt: eine durch den Krieg noch nicht beeinflußte Abnahme bis zum April von etwa 3000 Geburten fällt in die Linie der schon bestehenden Abnahmetendenz. Dann aber erfolgt die Kriegssenkung: drei Monate hintereinander ein Minus gegen das Vorjahr von etwa 800 Fällen!

Eine Berliner Polizeiverordnung verbietet den Spirituosenausschank zwischen 9 Uhr abends und 9 Uhr morgens, ferner den Ausschank durch Automaten, in Wirtschaften mit weiblicher Bedienung und an angetrunkene Personen. Es darf auch nicht etwa in der für den Verkauf zugelassenen Zeit auf Vorrat verkauft werden; was verkauft wird, muß gleich bezahlt und gleich getrunken werden. — Eine tiefeinschneidende Maßnahme, die wohl den ersten wirklichen Sieg der Abstinenzbewegung im Sinne von allgemeinen Ausschankverboten darstellt. Die Gastwirte werden sich natürlich heftig wehren!

Es heißt, daß wir eine Kartoffel-Rekordernte von 60 Millionen Tonnen bekommen werden. Das bisher erreichte Höchstmaß war 54 Millionen. Dann könnte ruhig verfüttert werden! Hoffentlich trifft die Schätzung ein. Jedenfalls ist herrlich beständiges Erntewetter, und die Felder sind eingehüllt in den herbstlich herben Duft des Kartoffelkrautes.

Donnerstag, 9. September.

Der Maler Pechstein, den der Kriegsausbruch irgendwo in der Südsee auf einer Studienreise überraschte, der in japanische Gefangenschaft geriet, aus der er freigelassen wurde, ist jetzt als Kohlenschipper auf einem holländischen Schiff unter falschem Paß glücklich nach Deutschland gekommen und hat sich seinem Bezirkskommando gestellt. Bravo!

Die Städte entschließen sich, Erhöhungen der Familienunterstützungen einzuführen. Charlottenburg hat den Anfang mit einer günstigeren Skala und Steigerung der Mietbeihilfen gemacht. Die kommunalwirtschaftliche Finanzkraft, die solche Leistungen trägt, imponiert einem immer von neuem.

Anleihezeichnungen von Schulen: Die 1. Gemeindeschule in Niederschönhausen (Berlin) 16 000 Mark, eine kgl. Vorschule in Berlin 17 000 Mark.

Die Stadt Spandau beginnt mit den Neubauten von Kleinwohnungen durch Begründung einer Siedlung von 100 Wohnungen im Stadtwald. Die Sache wird auch sonst allenthalben dringend werden.

Freitag, 10. September.

Eine Bundesratsverfügung trifft Maßnahmen zur Entlastung der Gerichte, um auch bei vermindertem Beamtenpersonal eine rasche Abwicklung der Rechtspflege zu ermöglichen. Es wird durch Vereinfachung der Verfahren bei geringfügigen Streitgegenständen, obligatorische Einführung des Sühneversuchs bei den Amtsgerichten und ähnliche Bestimmungen die Masse des Kleinkrams verringert, den die Apparate der Gerichte zu verarbeiten hatten. Die Verordnung will „einer späteren Neugestaltung des bürgerlichen Streitverfahrens nicht vorgreifen" — wird aber doch vielleicht als ein Versuch in der Richtung einer verbesserten Technik wirken.

Der Kriegszustand eines deutschen Theaters: Vom Hoftheater in Weimar stehen im Felde: Generalintendant, Kapellmeister, Solorepetitor, zehn Orchestermitglieder, zwei Hofschauspieler, zwei Hofopernsänger, sieben Hofchorsänger; ferner von dem technischen Personal außer dem Inspizienten 17 Personen.

In England wird aus patriotischen Gefühlen, der „Freischütz" umgetauft: The Seventh Bullet, „die siebente Kugel". Vielleicht ist's auch ein Reklametrick, um Kriegsaktualität vorzutäuschen?

Der Kaiser hat sich in einem Dankerlaß für eine ihm überreichte 4-Millionen-Spende deutscher Frauen über den Anteil der deutschen Frauen an der Kriegsleistung ausgesprochen:

„In der ernsten Prüfungszeit, die Gott der Herr uns gesandt hat, tritt auf dem dunkeln Hintergrunde tiefschmerzlicher Erfahrungen neben der von unseren Feinden nicht geahnten kraftvollen Einmütigkeit des deutschen Volkes und der todesmutigen Tapferkeit der zum Waffendienst berufenen Männer die hochherzige vaterländische Gesinnung der Frauen leuchtend hervor. Durch werktätige Fürsorge für die kämpfenden und die verwundeten Krieger,

durch hilfreichen Beistand mit Rat und Tat für die in der Heimat zurückgebliebenen Familien der Kämpfenden und der Gefallenen, durch unermüdliches Schaffen in Haus und Hof, Wirtschaft und Beruf der im Felde abwesenden Männer, wie durch ergebungsvolles Darbringen schwerster Herzensopfer an teuren Familiengliedern, hat die deutsche Frau in diesem Völkerkriege ein rühmliches Beispiel von Tatkraft, Nächstenliebe und stillem Heldentum gegeben. — Das Vaterland ist stolz auf seine Frauen und vertraut auch für die Zukunft auf ihre treue Mitarbeit an der schweren Aufgabe, die durch den Krieg entstehenden Nöte zu lindern und zu beseitigen."

Sonnabend, 11. September.

Es scheint, daß das Uebergangssyndikat der Rheinisch-Westfälischen Kohlenzechen zustande kommt. In einer Zechenbesitzerversammlung am 10. September wurde festgestellt, daß sämtliche bisherigen Syndikatsmitglieder bis auf die Bochumer Bergwerks A.-G. und die Gewerkschaft Deutscher Kaiser, sowie die Mehrzahl der außenstehenden Zechen bereit sind, zu unterzeichnen. Am 14. September wird der Vertrag vollzogen. Kirdorfs Rede beleuchtet das Drama wirtschaftlicher Machtentfaltung, das sich da vollzieht, sehr eindrucksvoll:

„Nur noch wenige Tage trennen uns von dem Zeitpunkte, der darüber entscheiden muß, ob unser Kohlenbergbau auch fernerhin die Möglichkeit haben soll, sich in freier wirtschaftlicher Betätigung zum Segen unseres Vaterlandes zu entwickeln, oder ob er in die Fesseln einer staatlichen Zwangsgesellschaft gebracht wird. Was letzteres bedeutet, muß Ihnen allen aus der Ihnen zugestellten sachverständigen Beleuchtung erschreckend klar geworden sein. Diese Fesselung zu vermeiden, liegt in Ihrer Hand. Aber alle Beteiligten müssen dabei mitwirken; keiner darf sich ausschließen. Diejenigen, welche den vorliegenden Vertrag anerkannt haben und ihn zu unterschreiben sich bereit erklärt haben, sind nur dann willens, diese Bindung anzuerkennen, wenn alle im Vertrag genannten noch fehlenden Beteiligten die gleiche Bindung eingehen."

Eine Kriegs-Heimatepisode, der man mit Spannung folgt!

Sonntag, 12. September.

Schulreform während des Krieges! Ein preußischer Ministerialerlaß vom 2. September wird jetzt veröffentlicht, der eine Umgestaltung des Geschichtsunterrichts in den höheren Schulen anordnet. Mehr moderne Geschichte, mehr vaterländische Geschichte. Kürzung des Stoffes aus Altertum und Mittelalter. In der Reifeprüfung wird nur aus dem Gebiet von 1740 an gefragt. Berücksichtigung der Geschichte in anderen Fächern: Erdkunde, Religion, Deutsch. Dadurch wird modern gestimmten Lehrern, die das alles schon immer gern getan hätten, der langentbehrte Spielraum gegeben. Was die anderen anlangt, so wird man sich darüber klar sein müssen, daß nicht von heute auf morgen die Anschauungsweise gewachsen sein wird, die jene innere Verbindung aller Fächer in dem einen Ziel: Verständnis deutscher Gegenwart und ihrer Aufgabe, zustande bringt. Es handelt sich ja nicht nur darum, einen anderen Ereignisstoff, sondern darum, die so ganz veränderten Entwicklungsbedingungen der neuen Geschichte, die Bedeutung der wirtschaftlichen Grundlagen usw. usw., zum Verständnis zu bringen. Und man braucht nur in die üblichen Lehrbücher hineinzusehen, um zu wissen, daß es noch tieferer als der bloßen Pensumswandlung bedarf, damit das geleistet wird, was heute die Geschichte leisten soll.

Montag, 13. September.

Die Geistlichen von Leipzig-Stadt und Leipzig-Land haben schon vor längerer Zeit eine Erklärung zum Lebensmittelwucher veröffentlicht, die auch der verspäteten Wiedergabe wert ist, weil sie ein vorbildlicher Schritt ist. Die Erklärung lautet:

„Es gehört nicht zu den Aufgaben der Kirche, sich mit den Einzelheiten des wirtschaftlichen Lebens zu befassen. Aber sie hat Recht und Pflicht, Widerspruch zu erheben, wenn wirtschaftliche Notlagen zu unverhältnismäßigem Gewinn ausgenutzt werden. Das geschieht gegenwärtig, wie auch im Landtage bestätigt wurde, u. a. in der künstlichen Hochhaltung des Preises von Verbrauchsgegenständen und Lebensmitteln, die in genügender Menge vorhanden sind. Die unter Vorsitz der beiden Superintendenten im Vereinshaus zu Leipzig versammelten über 80 Geistlichen von Leipzig-Stadt und -Land fordern jedermann auf, es als Gewissenspflicht anzusehen, dem Wucher mit allem Nachdruck entgegenzutreten und insbesondere die hierauf bezüglichen staatlichen Maßnahmen mit allen Mitteln zu unterstützen."

Es bekundet einen gewissenhaften Wirklichkeitssinn, wenn diese Männer, aus der gewohnheitsmäßigen Vorsicht heraustretend, das ideelle Interesse der Kirche an dem Kampf gegen den Kriegswucher betonen. Tatsächlich wirkt ja nichts so entmutigend auf den Willen zur Redlichkeit, fördert nichts so sehr jede Art von Skepsis, als der Erfolg dieser Preistreibereien, und nichts drückt so auf das Sichregen seelischer Bedürfnisse, als die Sorge um das Durchkommen, die diese gewinnsüchtige Preistreiberei für Millionen von Volksgenossen vermehrt. — —

Zu den Mitteilungen über den Kriegsdienst der Lehrer teilt ein Elsässer mit, daß die geringe Beteiligung der elsässischen Lehrer wohl damit zusammenhänge, daß der Lehrer im Dorf zugleich Gemeindeschreiber und darum zumeist unabkömmlich ist.

Naumann / Im neuen Deutschland

Es gibt jetzt eine Arbeit von etwas über 200 Seiten, die die Ueberschrift tragen könnte: „Vorfrühling". Ihr wirklicher Titel ist aber in seiner Einfachheit besser: „Die Arbeiterschaft im neuen Deutschland" (herausgegeben von Friedrich Thimme, Bibliotheksdirektor des Herrenhauses, und Karl Legien, Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften; Leipzig, bei Hirzel, 1915). Mitarbeiter sind:

Sozialdemokraten:

Abg. Noske-Chemnitz, Mitgl. d. Bürgsch. Winnig-Hamburg, Abg. Scheidemann-Berlin, Stadtv. Hirsch-Charlottenburg, Abg. Legien-Berlin, Rechtsanw. Dr. Heinemann; Berlin, Abg. Dr. Lensch-Neubabelsberg, Abg. Robert Schmidt-Berlin, Redakteur Umbreit-Berlin, Abg. Heinr. Schulz-Berlin.

Nichtsozialdemokraten:

Prof. Dr. Oncken-Heidelberg, Geh. R. Prof. Dr. Meinecke-Berlin, Geh. R. Prof. Dr. Anschütz-Berlin, Prof. Dr. Franke-Berlin, Prof. Dr. Jaffé-München, Prof. Dr. Zimmermann-Berlin, Prof. Dr. Tönnies-Kiel, Geh. R. Prof. Dr. Tröltsch-Berlin, Prof. Dr. Natorp-Marburg, Bibliotheksdirektor Dr. Thimme-Berlin.

Diese Mitarbeiterliste ist schon für sich allein die beste Charakteristik des Buches. — In Berlin haben sich die Köpfe der Gewerkschaftsorganisation mit einem Kreise von Professoren zusammengefunden und haben beiderseits verwandte Elemente herangezogen. Auf der Professorenseite sind ausgesprochene Parteipolitiker absichtlich vermieden, weil es sich nicht um eine parteipolitische Arbeit handelt, sondern um geistigen Zusammenschluß von Sozialdemokraten mit Vertretern der deutschen Bildung. Das alte Wort „Arbeit und Bildung gehören zusammen" hat einen neuen, noch ungewohnten, aber sehr erfreulichen Inhalt bekommen: der Gewerkschaftler und der Professor überlegen zusammen, wie es im neuen Deutschland werden soll, wenn „die äußere und innere Welt der Menschen sich neu gestaltet". Sie tun es beiderseits mit der Vorsicht und Zurückhaltung, die während des Krieges und Burgfriedens sich von selbst ergibt, ganz ohne Polemik, ruhig, zuversichtlich und sehr einig. Es liegt über der Arbeit dieser zwanzig Männer etwas von guter Selbstverständlichkeit. Man erfährt keine starken Neuigkeiten, aber das soll und will man ja auch nicht. Das, was festzustellen ist, das ist die Tatsache, daß fast von selber schon ein Gesinnungsprogramm für die Zeit nach dem Kriege existiert. Die vom Reichskanzler wiederholt versprochene innere Neuorientierung ist reif.

Digitized by Google

Es versteht sich von selbst, daß hier von uns nur auf einige Stellen des inhaltreichen kleinen Sammelwerkes aufmerksam gemacht werden kann. Der Aufsatz von Legien ist wichtig sowohl wegen seines Inhaltes, wie auch wegen der bedeutsamen Stellung seines Verfassers. Er spricht von den Unternehmerverbänden mit einer gewissen Anerkennung, da auch sie ebenso wie die Arbeiterverbände berechtigte eigene Interessen vertreten, wendet sich aber mit deutlicher Schärfe gegen die Praxis vieler staatlicher Regierungs- und Verwaltungsstellen vor dem Kriege: „Die Geschichte der Gewerkschaftsbewegung Deutschlands ist eine ununterbrochene Kette von Kämpfen um die einfachsten Organisationsrechte. Diese Kämpfe nahmen nicht nur viel Zeit, Kraft und Mittel in Anspruch, die besseren Zwecken hätten dienstbar gemacht werden können, sondern sie behinderten Jahrzehnte hindurch die Gewerkschaften am inneren Ausbau, besonders auf dem Gebiete der Unterstützungseinrichtungen, deren Wert sich jetzt in den Kriegsmonaten so außerordentlich deutlich gezeigt hat." Das ist es, was unter allen Umständen aufhören wird. Bis zum Kriegsbeginn war die Spannung zwischen Staatsverwaltung und Gewerkschaften so groß, daß, wie Legien mitteilt, „die Gewerkschaften bestimmt damit rechneten, nach Erklärung des Kriegszustandes aufgelöst zu werden. Die Verbandsvorstände hatten deshalb auch ihre Maßnahmen für einen solchen Fall getroffen". Da erschien der Krieg und mit ihm die Reichstagssitzung vom 4. August 1914. Von da an weht der Wind auf beiden Seiten anders. Die „Norddeutsche Allgemeine" vertritt sozialpolitische Ansichten, die noch in den vorhergehenden Monaten streng abgewiesen wurden. Legien sagt: „Schnell änderte sich das Verhalten der maßgebenden Regierungskreise gegenüber den Gewerkschaften. Statt der Auflösung kam der Versuch, die gewerkschaftliche Organisation in den Dienst des Volkswohles zu stellen." Dieser Versuch darf als durchaus geglückt bezeichnet werden. Bei den Verwaltungsaufgaben der Kriegsfürsorge haben Regierung und Gewerkschaften Hand in Hand gearbeitet, obwohl von den Gewerkschaften bis Dezember 1914 rund 600 Beamte und Vertrauensleute und bis 30. April 960 000 Gewerkschaftsmitglieder zum Militärdienst eingezogen wurden. Die Gewerkschaften stellten für die Kriegszeit den sozialen Frieden dadurch fest, daß sie die Streikunterstützung während des Krieges aufhoben. Das war, wie Legien sagt, „einfache Pflichterfüllung im Interesse des Volksganzen". Nun aber folgt auch daraus die Notwendigkeit des zukünftigen gleichen Rechts: „nichts Neues ist es, was die Arbeiter verlangen, sondern einfach gleiches Recht". Die Staatsverwaltung soll den Unternehmern nicht mit schlechtem Beispiel vorangehen, indem sie gewerkschaftlich organisierte Arbeiter von ihren Betrieben ausschließt. Das sind die Gedanken, die dann besonders von Heinemann weiter ausgeführt werden.

Sicherlich liegt es nun aber nicht so, als ob die Sozialpolitik nach dem Kriege sich auf Durchführung der alten Gleichheitsforderungen gegenüber Gesetz, Recht und Verwaltung beschränken könnte. Das geht deshalb nicht, weil durch den Krieg selbst die größten Veränderungen der gewerblichen Verfassung Deutschlands herbeigeführt oder beschleunigt werden. Im Aufsatz von Prof. Jaffé wird von den Folgen der Militarisierung der Industrie gesprochen. Da wir aus dem Kriege viel staatssozialistischer herauskommen werden, als wir hineingegangen sind, so liegt die Gefahr eines Erstarrens in Betriebsbürokratie tatsächlich vor. Die bisherige Taktik der Gewerkschaftsbewegung ist auf Privatbetriebe zugeschnitten und versagt gegenüber den öffentlichen Betrieben. Weil künftig die Monopolwerkstätten maßgebend sein werden, so kann man sich zur Regulierung der Arbeitsverhältnisse nicht mehr in erster Linie auf das Gesetz von Angebot und Nachfrage verlassen, da eine Abwanderung von den staatlichen Riesenbetrieben unmöglich ist. Es müssen also die Rechte der Arbeiter an der Verwaltung der Arbeit auf andere Weise gesichert werden. Die geringen Erfolge, die bisher mit Arbeiterausschüssen und ähnlichen Einrichtungen erzielt wurden, haben ihren Grund in deren beschränktem Wirkungskreise, der zugrunde liegende Gedanke aber ist ein richtiger. „Das Interesse der Arbeiter an dem Gedeihen und damit an der richtigen Organisation und Führung der Betriebe ist mindestens ebenso groß wie das der Unternehmer und der leitenden Beamten." Von da aus gelangt man zum Ausbau des Fabrik- und Industrieparlamentarismus. Aehnliches spricht Lensch aus, der sich auch mit der Organisation der Monopole beschäftigt und sagt: „Damit wären die ökonomischen Grundlagen einer Entwicklung gesichert, in denen wir Sozialisten die ersten und notwendigsten Voraussetzungen für eine höhere Form des Zusammenlebens, für die gesellschaftliche Regelung der Produktionsweise erblicken ... es muß gesorgt werden, daß die Neugestaltung des Wirtschaftslebens nach dem Krieg, die in erster Linie fiskalischen Notwendigkeiten entspringt, sich in sozialen Fortschritt umwandelt."

In allen Aufsätzen, sowohl von Sozialdemokraten wie von Professoren, findet sich die Ueberzeugung, daß von nun an Staat und Arbeiterklasse zusammengehören. Dabei werden beide Seiten sich ändern müssen und sind schon auf dem Wege dazu. Es ist aber nicht zu verkennen, daß darin weitere große Schwierigkeiten liegen. Noske sagt ganz richtig, daß die Volksmassen mit gesteigertem Selbstbewußtsein aus dem Kriege zurückkehren werden, mit gutem Willen, aber nicht mit Untertänigkeitsgefühlen. Es wird aber auch die Staatsregierung nicht schwächer heimkehren, sondern stärker. Bei ungeschickter Führung der Angelegenheiten kann das beiderseitige Enttäuschungen hervorbringen, und das ist es, was die Professoren Meinecke und Anschütz veranlaßt, über die Notwendigkeit der Staatsmacht und gleichzeitig über die Notwendigkeit der vollen Einbeziehung der Sozialdemokraten in die Staatsverantwortlichkeit zu schreiben. Die Arbeiter müssen sich über Internationalismus und Nationalismus neu orientieren. Darüber sagt Winnig: „Die Zusammenhänge des nationalen Gedankens mit der Arbeiterbewegung sind erst jetzt in diesen Kriegsstürmen klar geworden. Sie heben den Internationalismus nicht auf, aber sie werden der Internationale in Zukunft einige neue Wesenszüge verleihen. Die Ereignisse der Kriegszeit haben wiederum daran erinnert, daß alle Politik der realen Unterlagen bedarf und der Enttäuschung nicht entgehen kann, sobald sie sich ins Gebiet der reinen Ideologie verliert. Und wie sehr lebte im Internationalismus die Ideologie! Hier wird es heißen: zurück zu den Tatsachen!"

Doch es mag jeder selber lesen! Wir können nicht einmal von jedem Mitarbeiter auch nur etwas anführen. Tröltsch redet von der Kirchen- und Religionspolitik im Verhältnis zur Sozialdemokratie, Natorp von der Wiedergeburt des Volkes unter besonderer Berücksichtigung der Bevölkerungsvermehrung, Schulz vom Reichsschulgesetz und von der Erziehung zur Wehrhaftigkeit. Schließlich faßt Thimme noch alles kurz zusammen: „Wir müssen unseren Beruf einer großen und freien Kulturnation, den unsere Feinde ringsum uns abstreiten möchten, vor aller Welt dartun, indem wir unser

Digitized by Google

Teil dazu beitragen, die höchsten Fragen der Menschheit und darunter vor allem die soziale Frage zu lösen. Wir wollen, um ein Wort Bebels zu zitieren, dieses unser Vaterland zu einem Lande machen, wie es nirgends in der Welt in ähnlicher Vollkommenheit und Schönheit besteht."

Literatur zur deutschen Politik.

Nachdem in Nr. 23 unser verehrter Mitarbeiter Richard Charmatz seine wertvolle Zusammenstellung „Wie studiert man Oesterreich-Ungarns Geschichte und Politik" veröffentlicht hat, sind wir vielfach gebeten worden, eine ähnliche Zusammenstellung für Deutschland zu bringen. Durch gemeinsame Arbeit eines sachverständigen Kreises von Männern und Frauen ist die nachfolgende Uebersicht geschaffen worden, die wir gern zum weiteren Abdruck freigeben:

Wir sehen absichtlich ab von der älteren deutschen Geschichte und übergehen darum auch die großen Werke von Ranke, Raumer, Waitz, Schlosser, Lamprecht, Giesebrecht, Nietzsch, Häusser und anderen. Ebenso übergehen wir auch die Staatslexika und fast alle eigentliche Fachliteratur.

Die Vorgeschichte und Geschichte des Deutschen Reiches ist in keinem einzelnen Buche vollständig zu finden, da gerade die größten historischen Werke der Neuzeit nur Teilarbeiten sind. Als **Gesamtdarstellungen** können gelten:

Heinrich v. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5 Bde. Leipzig 1908 bis 1913. S. Hirzel. Je brosch. 10 M., geb. 13 M. (Hauptwerk über die Vorbereitungszeit. Reicht bis 1848.)

Br. Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte. 2 Bde. 6. Aufl. Stuttgart 1913, Union, Deutsche Verlagsanstalt. Brosch. 17,50 M., geb. 21 M.

D. Schäfer, Deutsche Geschichte. 2 Bde. 4. Aufl. Jena 1914, G. Fischer. Brosch. 14 M., geb. 17 M. (Weltpolitisch.)

G. Egelhaaf, Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. 5. Aufl. Stuttgart 1915, C. Krabbe. Brosch. 12,50 M., geb. 13,50 M. (Viel klarer Einzelstoff.)

G. Kaufmann, Politische Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert. Berlin 1912, G. Bondi. (VIII. 694 S.) Brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M. (National und liberal.)

R. Schwemer, Vom Bund zum Reich. 2. Aufl. Leipzig 1912, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 102.) (IV. 112 S.) Geb. 1,25 M.

Schultheß, Europäischer Geschichtskalender. München, C. H. Beck.

Wippermann, Deutscher Geschichtskalender. Leipzig, Felix Meiner.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. 8. Aufl. Leipzig 1912, F. K. Koehler. (XX. 1290 S.) Brosch. 28 M., geb. 31 M.

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Herausgegeben vom Kaiserlich-Statistischen Amte. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht. Je 2 M. (Das interessanteste Buch Deutschlands.)

Zur Vorgeschichte der deutschen Reichsgründung gehören:

Die Befreiung 1813, 1814, 1815. Urkunden, Berichte, Briefe. Düsseldorf-Ebenhausen, W. Langewiesche. (534 S.) Kart. 1,80 M., geb. 3 M. (Anschaulich, volkstümlich.)

1848. Der Vorkampf deutscher Einheit und Freiheit, Urkunden, Berichte und Briefe. Düsseldorf-Ebenhausen, W. Langewiesche. (467 S.) Kart. 1,80 M., geb. 3 M. (Ebenso.)

G. Mollat, Reden und Redner des ersten Deutschen Parlaments. Osterwiek 1895, A. W. Zickfeld. (832 S.) 5 M. (Gute Einführung in den Geist von 1848.)

Fr. Meinecke, Weltbürgertum und Nationalstaat. 2. Aufl. München 1911, R. Oldenbourg. (IX, 515 S.) Brosch. 11 M., geb. 12,50 M. (Sehr wertvoll für den Unterschied von großdeutsch und kleindeutsch.)

W. Maurenbrecher, Gründung des Deutschen Reiches 1859 bis 1871. 4. Aufl. Leipzig 1910, C. E. M. Pfeffer. (IX, 272 S.) Geb. 5,50 M.

H. v. Sybel, Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. Volksausgabe. 7 Bände. 3. Aufl. München 1913, R. Oldenbourg. Geb. 25 M. (Das Hauptbuch der Bismarckischen Zeit, etwas breit.)

Sehr zahlreich ist die **Bismarckliteratur.** Wir nennen nur Hauptwerke.

Gedanken und Erinnerungen, herausgegeben v. H. Kohl. Volksausgabe. 2 Bde. Stuttgart 1915, Cotta Nachf. Geb. 5 M. Neue Großoktav-Ausgabe. 2 Bde. Geb. 12 M. (Deutsches politisches Lebensbuch.)

Bismarcks gesammelte Reden m. verbind. geschichtlichen Darstellungen von Ph. Stein. 13 Bde. Leipzig 1895—99, Ph. Reclam. Je 1 M.

Heinr. v. Poschinger, Preußen im Bundestag 1851—59. Dokumente der Kgl. Preuß. Bundestags-Gesandtschaft, herausgegeben v. H. Poschinger. 4 Teile. 2. Aufl. Leipzig 1882—84, S. Hirzel. Je 4 M. (Auch die übrigen Sammlungen Poschingers kommen in Betracht.)

Heinr. Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland, 1859—66. 2 Bde. 9. Aufl. Stuttgart 1912 und 1913, Cotta Nachf. Brosch. 10 und 14 M., geb. 12,50 und 16,50 M. (Dieses hervorragende österreichische Werk gehört auch zur reichsdeutschen Geschichte.)

Aus der **nachbismarckschen Zeit** seien erwähnt:

Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart. 1. und 2. Bd. Geschichte der wirtschaftl. u. sozial. Entwicklung in den 70er—90er Jahren d. 19. Jahrhunderts. Geschichte der inneren und äußeren Politik in den 70er—90er Jahren des 19. Jahrhunderts. 5. Aufl. Berlin 1912 und 1913, Weidmann. Geb. je 8 M.

Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten. Im Auftrage des Prinzen Al. zu Hohenlohe-Sch. herausgegeben v. Fr. Curtius. 2 Bde. Stuttgart 1906, Deutsche Verlagsanstalt. Geb. 24 M. Wohlfeile Ausgabe 1914. Geb. 12 M. (Erinnerungen des dritten Reichskanzlers.)

Fürst Bülow, Reden. 4 Bde. Leipzig 1914, Ph. Reclam. Geb. je 1 M. (Lesen sich nachträglich ganz interessant.)

Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. 3 Bde. Berlin 1914, Reimar Hobbing. Geb. 50 M. (Sehr vielseitiges Sammelwerk.)

Reichsverfassung und Verwaltung:

Graf Hue de Grais, Handbuch der Verfassung und Verwaltung in Preußen und des Deutschen Reiches. 22. Aufl. Berlin 1914, J. Springer. (XV, 795 S.) Geb. 8 M. (Praktisches, viel gebrauchtes Handbuch.)

P. Laband, Deutsches Reichsstaatsrecht. 6 Aufl. (Sammlung d. öffentl. Recht der Gegenwart.) Tübingen 1912, J. C. B. Mohr. (VIII, 488 S.) Brosch. 9 M., geb. 11 M.

Digitized by Google

E. Loening, Reichsverfassung. 4. Aufl. (Sammlung aus Natur und Geisteswelt. Bd. 34.) Leipzig 1913, B. G. Teubner. (IV, 132 S.) Geb. 1,25 M.

Der deutsche Staatsbürger. 2. Aufl. Leipzig 1912, C. E. Poeschel. (XIV, 489 S.) Geb. 4,80 M. (Eine leicht verständliche Bürgerkunde.)

Ueber die **reichsdeutschen Bundesstaaten** kann nur eine knappe Auswahl geboten werden. — Ueber Preußen:

W. Pierson, Preußische Geschichte. 2 Bde. 10. Aufl. Berlin 1910, Gebr. Paetel. Brosch. 10 M., geb. 13 M.

O. Hintze, Die Hohenzollern und ihr Werk. 500 Jahre vaterländischer Geschichte. Berlin 1915, P. Parey. (770 S.) Geb. 5 M.

Gerh. Anschütz, Die Verfassungsurkunde für den Preuß. Staat. 2 Bde. Berlin 1912, O. Häring. (XX, 643 S.) Brosch. 15 M., geb. 17,40 M. (Ausführlicher Kommentar.)

A. Arndt, Die Verfassungs-Urkunde für den Preußischen Staat. 7. Aufl. Berlin 1911, J. Guttentag. (VIII, 430 S.) Geb. 4 M. (Mit kurzen Erklärungen.)

C. Bornhak, Grundriß des Verwaltungsrechts in Preußen. 4. Aufl. Leipzig 1912, Deichert Nachf. (VI, 192 S.) Brosch. 4 M., geb. 4,80 M.

Statistisches Jahrbuch des Preußischen Staates. Herausgegeben v. Kgl. Preuß. Statistischen Landesamte, Berlin.

An die preußischen Bücher schließen wir einiges aus der reichsdeutschen Polenliteratur an:

Ludwig Bernhard, Die Polenfrage. Das polnische Gemeinwesen im preuß. Staat. 2. Aufl. München, Leipzig 1910, Duncker & Humblot. (XI, 620 S.) Brosch. 6 M., geb. 7,40 M. (Eindringliche Studie.)

Gg. Cleinow, Die Zukunft Polens. Bd. 1: Wirtschaft. Bd. 2: Politik. Leipzig 1908 und 1914, Fr. W. Grunow. Brosch. je 8 M., geb. 10 M. (Viel Stoff, wenig übersichtlich.)

Die Deutsche Ostmark. Herausgegeben v. deutschen Ostmarkenverein. Lissa 1913, O. Eutitz. (VIII, 633 S.) Geb. 10 M. (Kampfschrift gegen Polen.)

C. Brandenburger, Polnische Geschichte. Leipzig, Göschen. (Sammlung Göschen 338.) Geb. 0,90 M.

Ueber Verfassungen und Zustände in den mittleren Bundesstaaten unterrichten:

F. Stoerk und F. W. Rauchhaupt, Handbuch der deutschen Verfassungen. 2. Aufl. Leipzig 1913, Duncker & Humblot. (X, 587 S.) Brosch. 15 M., geb. 17,50 M. (Enthält Verfassungen aller Einzelstaaten.)

Karl Braun, Aus der deutschen Kleinstaaterei. Randglossen zu d. politischen Wandlungen d. letzten Jahre. Aus den Papieren eines deutschen Abgeordneten. Bromberg 1878. (Fröhliche, interessante Rückblicke.)

E. Brandenburg, Der Eintritt der süddeutschen Staaten in den Norddeutschen Bund. Berlin 1910, Gebr. Paetel. (115 S.) 2,50 M.

H. Ockel, Bayerische Geschichte. Leipzig, Göschen. (Sammlung Göschen 160.) Geb. 0,90 M.

Th. Flathe, Geschichte des Kurstaates und Königreichs Sachsen. 3 Bde. 2. Aufl. Gotha 1867—73, F. A. Perthes. Geb. 31,60 M.

O. Kämmel, Sachsens Geschichte. Leipzig, Göschen. (Sammlung Göschen 100.) Geb. 0,90 M.

K. Weller, Württembergs Geschichte. Leipzig, Göschen. (Sammlung Göschen 462.) Geb. 0,90 M.

A. Dove, Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst. Heidelberg 1902, C. Winter. (V, 196 S.) Brosch. 1,20 M., geb. 2,20 M.

Indem wir zur **inneren Politik** übergehen, überschauen wir zunächst die Handbücher der Parteien und politischen Gruppen.

Konservatives Handbuch. Berlin 1911, R. Hobbing. (457 S.) 3 M.

Politisch-soziales ABC. Handbuch f. d. Mitglieder der Zentrumspartei. Stuttgart 1900, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung. (Vergriffen.)

Agrarisches Handbuch. Berlin 1911, Bund der Landwirte. (1115 S.) 4 M. (Hauptquelle für die agrarische Bewegung.)

Politisches Handbuch der Nationalliberalen Partei. Berlin 1914, Buchh. d. Nat.-Lib. Partei. (1229 und 227 S.) 5 M. (Reichhaltig.)

Eugen Richter, Politisches ABC. (Vergriffen.) (Bestes älteres Handbuch.)

Martin Wenck, Handbuch für liberale Politik. Berlin-Schöneberg 1911, Fortschritt Buchverlag der „Hilfe". (VII, 336 S.) Geb. 3 M.

G. Gothein, Agrarpolitisches Handbuch. Berlin 1910, Liebheit & Thießen. (XII, 636 S.) Brosch. 5 M., geb. 6 M. (Freihändlerisch-liberal, inhaltreich.)

Handbuch für sozialdem. Landtagswähler. Berlin 1913, Buchhandlung Vorwärts. (584 S.) Geb. 5 M.

Handbuch des Alldeutschen Verbandes. 18. Aufl. München 1915, Lehmann. (64 S.) 0,50 M.

Zur Parteigeschichte:

Friedrich Naumann, Die politischen Parteien in Deutschland. Berlin 1911, Georg Reimer. (115 S.) Kart. 1,20 M., geb. 1,65 M. (In den Ziffern überholt.)

F. Salomon, Deutsche Parteiprogramme. 2. Aufl. Bd. 1: Von 1844—1871. Bd. 2: Von 1871—1890. Leipzig, B. G. Teubner. Brosch. je 1,80 M.

Oskar Klein-Hattingen, Geschichte des deutschen Liberalismus. Wohlfeile Ausgabe. 2 Bde. Berlin-Schöneberg 1912, Buchverlag der „Hilfe". Geb. 5 M. (Reichhaltiges historisches Material.)

Oskar Stillich, Die politischen Parteien in Deutschland. 2 Bde. Bd. 1: Die Konservativen. Bd. II: Der Liberalismus. Leipzig 1908 und 1911, Klinkhardt. Brosch. je 5 und 6 M., geb. je 6 und 7 M.

F. Mehring, Geschichte der deutschen Sozialdemokratie. 4 Bde. 4. Aufl. Stuttgart 1909, Dietz Nachf. Geb. 20 M. (Parteiisch, aber klug.)

Werner Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung im 19. Jahrhundert. Jena 1908, G. Fischer. (XI, 305 S.) Brosch. 2,50 M., geb. 3,20 M. (Vortreffliche Einführung.)

Hugo Preuß, Das deutsche Volk und die Politik. Jena 1915, E. Diederichs. (Polit. Bibl.) (198 S.) Geb. 3 M. (Wertvolles politisch-liberales Gegenwartsbuch.)

Für besondere Gebiete:

August Pfannkuche, Staat und Kirche. Leipzig 1915, B. G. Teubner. (118 S.) Geb. 1,25 M.

W. v. Lexis, Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich. 4 Bde. Berlin 1904, Behrend & Co. 40 M.

Gertrud Bäumer, Die Frau in Volkswirtschaft und Staatsleben der Gegenwart. Stuttgart 1914, Deutsche Verlagsanstalt. (VIII, 328 S.) Brosch. 5 M., geb. 6,50 M. (Volle Uebersicht der deutschen Frauenbewegung.)

Wichtige Uebersichtsbücher über **auswärtige Politik, Heer und Flotte:**

Ernst von Reventlow, Deutschlands auswärtige Politik 1888—1913. 2. Aufl. Berlin 1914, E. S. Mittler & Sohn.

Digitized by Google

(XVI, 402 S.) Brosch. 8,50 M., geb. 10 M. (Ein bedeutsames chronikartiges Werk.)

Paul Rohrbach, Deutschland unter den Weltvölkern. 4. Aufl. Stuttgart 1912, J. Engelhorns Nachf. (418 S.) Brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M. (Gedankenreiche Einführung in die auswärtige Politik.)

E. Zimmermann, Unsere Kolonien. Berlin 1914, Ullstein & Co. (XVI, 336 S.) Geb. 3 M.

A. v. Löbell, Das deutsche Heer. Stuttgart, Greiner & Pfeifer. (Bücher des Wissens. Bd. 92.) Brosch. —,50 M., geb. —,70 M.

Nauticus, Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. Brosch. 5 M., geb. 6 M.

Die allgemeine Wirtschaftspolitik wird für das Bedürfnis politischer Leser behandelt in:

Friedrich Naumann, Neudeutsche Wirtschaftspolitik. 3. Aufl. Berlin 1911, Georg Reimer. (386 S.) Brosch. 4 M., geb. 5 M.

Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft des 19. Jahrhunderts. 2. Aufl. Berlin 1909, Georg Bondi. (XVI, 609 S.) Brosch. 10 M., geb. 11,50 M. Volksausgabe 1913. Brosch. 4,50 M., geb. 5,50 M.

Handelspolitik:

W. Lotz, Ideen der deutschen Handelspolitik 1860—1891. Leipzig 1892, Verein für Sozialpolitik. (210 S.) 4,60 M.

Richard Calwer, Jahrbuch der Weltwirtschaft. Jena, G. Fischer. Geb. 20 M.

Lusensky, Einführung in die deutsche Zoll- und Handelspolitik. Hannover 1913, Helwing. (106 S.) 2 M. (Wichtig für Handelsvertragsvorarbeiten.)

Agrarpolitik:

A. Buchenberger, Grundzüge der deutschen Agrarpolitik. 2. Aufl. Berlin 1899, P. Parey. (299 S.) Geb. 6 M.

Th. von der Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft. Bd. II: Das 19. Jahrhundert. Stuttgart 1903, Cotta Nachf. (VI, 420 S.) Brosch. 9 M., geb. 11 M.

Die deutsche Landwirtschaft. Bearbeitet v. Kaiserl. Statistischen Amt. Berlin 1913, Puttkammer & Mühlbrecht. (279 S.) Geb. 2 M. (Beste Gegenwartsübersicht.)

Gewerbepolitik:

Hübner, Die deutsche Eisenindustrie. Leipzig 1913, G. A. Glöckner. (Handelshochschulbibl. Bd. XIV.) (226 S.) Geb. 5,50 M.

Die Schwereisenindustrie im deutschen Zollgebiet, ihre Entwicklung und ihre Arbeiten. Stuttgart 1912, A. Schlicke & Co. (VIII, 638 S.) 7 M.

A. Oppel, Die deutsche Textilindustrie. Leipzig 1912, Duncker & Humblot. (IV, 167 S.) 4,50 M.

F. Baumgarten und A. Meszlény, Kartelle und Trusts. Berlin 1906, O. Liebmann. (VI, 362 S.) Brosch. 8 M., geb. 11 M.

Tschierschky, Kartell und Trust. Leipzig, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt 522.) Geb. 1,25 M.

P. Krusch, Die Versorgung Deutschlands mit metallischen Rohstoffen. Leipzig 1913, Veit & Co. (XVI, 260 S.) Brosch. 14 M., geb. 15 M.

E. Christiansen, Chemische und Farbenindustrie. Tübingen 1914, J. C. B. Mohr. (IV, 99 S.)

M. Levy, Die Organisation und Bedeutung der deutschen Elektrizitätsindustrie. (Enthalten in „Gewerbliche Einzelvorträge", 8. Reihe.) (28 S.), Berlin 1914, Georg Reimer. 2 M.

Finanzpolitik:

K. Helfferich, Studien über Geld- und Bankwesen. Berlin 1900, J. Guttentag. (261 S.) Vergriffen. Brosch. 6 M., geb. 7 M.

K. Helfferich, Deutschlands Volkswohlstand, 1888—1913. 4. Aufl. Berlin 1914, G. Stilke. (XVI, 144 S.) Brosch. 1 M., geb. 1,70 M.

J. Rießer, Von 1848 bis heute, Bank und Wirtsch. Studie. Volksausgabe von „Die deutschen Großbanken und ihre Konzentration". Jena 1912, G. Fischer. (VIII, 141 S.) Brosch. 3 M., geb. 3,50 M.

Sozialpolitik:

Leopold von Wiese, Einführung in die Sozialpolitik. Leipzig 1910, G. A. Glöckner. (Handelshochschulbibl. IX.) (IV, 208 S.) Geb. 4,50 M.

H. Jastrow, Sozialpolitik und Verwaltungs-Wissenschaft. Berlin 1902, Georg Reimer. (XIV, 548 S.) 10 M. (Grundsätzlich.)

Heinr. Herkner, Die Arbeiterfrage. 5. Aufl. Berlin 1908, J. Guttentag. (XXI, 761 S.) Brosch. 9,50 M., geb. 11 M. (Geschichtlich darstellend.)

A. Manes, Sozialversicherung. Berlin, J. Göschen. (Sammlung Göschen 267.) Geb. 0,90 M.

Natürlich ist das nur ein ganz geringer Auszug aus der Fülle der volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Literatur.

Auch wir schließen ebenso wie unser österreichischer Freund mit einer kleinen Aufzählung von **Biographien und Memoiren,** die für die politische Geschichte von Bedeutung sind:

R. Koser, Geschichte Friedrichs des Großen. 3 Bde. 4. und 5. Aufl. 1912—1913 Stuttgart, Cotta Nachf. Brosch. je 10 M., geb. 12,50 M. Volksausgabe 6. und 8. Aufl. 1913. (VII, 535 S.) Brosch. 6 M., geb. 7,50 M. (Ehrwürdiges Hauptwerk.)

M. Lehmann, Freiherr von Stein. 3 Bde. Leipzig 1902—1905, S. Hirzel. (Bd. I vergriffen.) Geb. 14,50 M. und 13,50 M. (Innere Geschichte der Freiheitskriege.)

H. Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen N. Gneisenau. 2 Bde. i. 1. Bd. Berlin 1908, G. Stilke. Brosch. 10 M., geb. 11 M. (Militärgeschichtlich und zeitgeschichtlich.)

J. K. Sepp, Görres. Berlin 1896, E. Hofmann & Co. (Geisteshelden. Bd. 23.) (208 S.) Brosch. 2,40 M., geb. 3,20 M. (Katholische Romantik.)

Friedrich Meinecke, Radowitz und die deutsche Revolution. Berlin 1913, Mittler & Sohn. (XII, 554 S.) Geb. 12,50 M. (Selbsterlebtes von 1848.)

L. Parisius, Freiherr Leopold von Hoverbeck. 2 Bde. Berlin 1900, J. Guttentag. Brosch. 12 M., geb. 13 M. (Ueber den älteren preußischen Liberalismus.)

Leopold von Gerlach, Denkwürdigkeiten aus dem Leben. 2 Bde. Berlin 1892. Besser'sche Bh. Je brosch. 11 M., geb. 13,50 M. (Das ältere konservative Berlin.)

Karl Jentsch, Friedrich List. Berlin 1901, E. Hofmann & Co. (VIII, 216 S.) Brosch. 2,40 M., geb. 3,20 M. (Der Prophet der Ausdehnung nach Osten.)

A. Bergengrün, David Hansemann. Berlin 1901, J. Guttentag. (763 S.) Brosch. 10 M., geb. 11 M. (Die Entstehung der kapitalistischen Neuzeit.)

H. Oncken, Lassalle. Stuttgart 1904, Fr. Frommann. (VI, 450 S.) Brosch. 5 M., geb. 6 M. (Anfänge der Sozialdemokratie.)

Digitized by Google

R. Haym, Das Leben Max Duncker's. 2 Bde. Berlin 1891, R. Gärtner. Geb. 35 M. (Liberale Entwicklungen.)

Briefe von und an Freiherr W. E. Ketteler. Herausgegeben v. J. M. Reich. Mainz 1879, Kirchheim. (565 S.) Brosch. 9 M., geb. 11 M. (Anfänge des Zentrums.)

E. Marcks, Kaiser Wilhelm I. Eine Biographie. 6.—7. Aufl. München 1910, Duncker & Humblot. (XIX, 428 S.) Brosch. 6 M., geb. 7,60 M. (Politisch-historisch.)

Oskar Klein-Hattingen, Bismarck und seine Welt. 3 Bde. Berlin, Dümmler. Geb. 9 M., 9 M., 5 M. (Liberal-kritische Geschichte Bismarcks.)

M. Lenz, Geschichte Bismarcks. 4. Aufl. München 1914, Duncker & Humblot. (VII, 497 S.) Brosch. 8 M., geb. 9,50 M.

Veit Valentin, Bismarck und seine Zeit. Leipzig 1915, B. G. Teubner. (Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 500.) Geb. 1,25 M.

v. Blume, Moltke. Oldenburg, Gerh. Stalling. (Erzieher d. preuß. Heeres. Bd. 1.) Brosch. 1,50 M., geb. 2,25 M.

Ludwig Bamberger, Erinnerungen. Herausgegeben v. P. Nathan. Berlin 1899, G. Reimer. (541 S.) Brosch. 7.50 M., geb. 8,50 M. (Die Wirtschaftspolitik des neuen Reiches.)

Oncken, Bennigsen. Ein liberaler nationaler Politiker. 2 Bde. Stuttgart 1909, Deutsche Verlagsanstalt. Brosch. 10 M., geb. 15 M. (Entstehung der nationalliberalen Partei.)

Ed. Hüsgen, Ludwig Windthorst. Sein Leben und seine Zeit. Ill. Volksausgabe. 7.—16. Tausend. Köln 1911, J. P. Bachem. (XI, 364 S.) Brosch. 4,50 M., geb. 5 M. (Der Zentrumsführer.)

D. v. Oertzen, Stöcker. Lebensbild und Zeitgeschichte. Volksausgabe. Schwerin 1914, Fr. Bahn. Brosch. 4 M., geb. 5 M. (Der christlich-soziale Führer.)

Eugen Richter, Im alten Reichstage. Erinnerungen. 2 Bde. Berlin 1895. (Vergriffen.) (Der Fortschrittler.)

August Bebel, Aus meinem Leben. 3 Teile. 2. Aufl. Stuttgart 1911—14, Dietz Nachf. Brosch. 1,50 M., 2,50 M., 1,80 M., geb. 2 M., 3 M., 2,25 M. (Der Sozialdemokrat.)

Mit diesen Erinnerungsschriften an bedeutende Männer schließen wir unsere Arbeit. Sie haben getan, was sie konnten. Tun wir, was wir können und sollen.

Orestes Daskaljuk / Die Orthodoxie der Balkanvölker

Als ein mächtiges Symbol, von geheimnisvollem Glanz umflossen, lebt das alte Byzanz in der Vorstellung der Balkanvölker. Das einstige Kaiserreich, dessen gewaltige Ausdehnung und orientalische Prachtentfaltung in den Sagen legendäre Verklärung gefunden hat, hat unmerklich in der Phantasie der unter jahrhundertelanger Fremdherrschaft schmachtenden und in ständige Befreiungskämpfe verwickelten Balkannationen die Umwandlung von einem Reich der Vergangenheit zu einem Reich der Zukunft erfahren, an dem sich die heimlichste Sehnsucht aufrichtete und zu Taten begeisterte. Bis in die Gegenwart herauf hat Byzanz in den politischen Berechnungen der Balkanpolitiker seine Bedeutung erhalten und die fruchtbarsten der osteuropäischen Geister in seinen Bann gezwungen. Wie seine starre, auf die Mißachtung der Massen angelegte despotische Staatsform den Balkanreichen von den ersten Anfängen an ein typisches Gepräge aufgedrückt hat, so erwies sich auch die Kirche, die in seinem Schoß gereift war, als ein unverrückbares Vermächtnis, das bis heute das öffentliche Leben der Balkanstaaten beeinflußt und seine Regungen bestimmt hat.

Von Byzanz zog das ehrwürdige Brüderpaar Cyrill und Methodius aus, um die heidnischen Stämme des Balkans dem Christentum zu gewinnen. Die neu entstandenen Kirchengemeinschaften wurden dem Patriarchat von Konstantinopel untertan, das seine tatsächliche und symbolische Herrschaft über den ganzen Osten Europas ausdehnte und sich zum Oberhaupt aller christlich-orientalischen Kirchen aufschwang. Erst der Einbruch der Osmanen und die Eroberung von Konstantinopel (1452) führte eine grundlegende Aenderung dieses Verhältnisses herbei. Die griechisch-orthodoxe Kirche war heimatlos geworden. Wenn auch der Patriarch in Konstantinopel verblieb, so war sein Einfluß auf die weitere Entwicklung der Balkanvölker, zumal von einer heidnischen Residenz aus, bedenklich gesunken. Eine Folge war die Selbständigmachung aller nationalen Balkankirchen, die dadurch in Gegensatz zu dem Oberhaupt in Konstantinopel gerieten und später in offenen Kämpfen sich teilweise Eigenrechte erzwingen mußten.

Mehr noch als diese äußeren Machttendenzen des byzantinischen Patriarchats hat seine innere Verfassung, die in einer starren, kompromißunfähigen und entwicklungsarmen Dogmatik Ausdruck fand, sich zu einer geistigen Fessel herausgebildet, die lange Zeit die harmonische Entfaltung der östlichen Völker hemmte und auch heute noch nicht als überwunden gelten kann. Die Entwicklung aller Kultur hängt innig mit dem religiösen Unterbau zusammen, aus dem sie zu stets freieren Höhen emporreift. Während im Westen die nationalen Kulturen auf dem Boden einer geläuterten, dem fortschreitenden geistigen Bedürfnis elastisch sich anpassenden religiösen Anschauung immer reicher aufblühten, konnte im Osten die byzantinische Kirche keine gleichwertige Kulturquelle werden, ja sie mußte infolge ihres Mangels an Toleranz und Verständnis für die Eigentümlichkeiten der verschiedenen gesonderten Balkanstämme von diesen um so drückender empfunden werden, je nationaler sich ihre Staatenbildungen ausprägten. So kam es, daß schon frühzeitig der Aufschwung der Slawen und der Romanen des Balkans an der griechischen Orthodoxie, die durch das zähe Festhalten der griechischen Sprache in Schule und Kirche auf den nationalen Bestrebungen wie ein Alp lastete, eine Mauer fand und seine Energie in den Kämpfen mit dieser erschöpfte. Erst nach langjährigen Kämpfen und Unterhandlungen gelang es den einzelnen Balkanvölkern, sich von dem Patriarchat in Konstantinopel freizumachen und in der Schaffung nationaler Kirchen den Grund für eine eigene Kultur vorzubereiten. Daß diese nicht in Ruhe heranreifen konnte und bisher keine fest umrissenen Formen zu schaffen imstande war, hat seine Ursache in der eigentümlichen Zwitterstellung der Balkanvölker zwischen westeuropäischer und ostslawischer Art.

Bald nach der Befreiung vom türkischen Joch und der Konsolidierung eigener Staatenverbände machen sich auf dem Balkan zwei verschieden geartete Entwicklungen geltend: das Vorwärtsdrängende, Helle der westeuropäischen Kultur, das durch Vermittlung westeuropäisch gebildeter Männer auf dem Balkan durchsickert, und das zäh Konservative, Dumpfe der eingeborenen Veranlagung, das in der orthodoxen Kirche symbolisiert ist. Fortschritt und Religion stellten sich feindlich zueinander, statt wie in den Weststaaten durch eine harmonische Vereinigung die Grundlage fortwährender Vervollkommnung zu bilden. Dieser Widerstreit zeitigte denn auch einen Zwiespalt zwischen Volk und Intelligenz, indem die Massen unter dem Einfluß einer bildungsfeindlichen Geistlichkeit einem

Digitized by Google

stumpfen Fanatismus in die Arme getrieben wurden, der sich jeder Neuerung widersetzte, während die Intelligenz in eine religiöse Indifferenz hineingeriet, die stellenweise in Atheismus und offene Kirchenfeindlichkeit ausartete.

Die griechische Orthodoxie hat es in keinem von ihr beherrschten Reich vermocht, hebend und veredelnd auf die geistigen Kräfte ihrer Bekenner zu wirken. Die von ihr ausgehenden Entwicklungen bewegten sich meistens in Extremen und erschöpften sich in fruchtlosen Erlösungsgedanken, deren Schlagworte wie Messianismus, Bogumilismus usw., je nach den vorherrschenden Strömungen die Oberhand gewannen. Tatsächlich findet sich nur noch in Rußland als dem größten orthodox-slawischen Reich jenes unvermittelte Aneinanderprallen äußerst freiheitlicher und äußerst reaktionärer Anschauungen vor, die stellenweise ein und dasselbe Problem betreffen können. Eine moderner Auffassung entsprechende Weltanschauung tritt nur bei der verhältnismäßig dünnen Oberschicht auf, da die große Masse der Bevölkerung nach wie vor in stumpfer, tatenloser Passivität verharrt und höchstens noch agrar-sozialen Fragen, insoweit sie eine Verbesserung ihres Loses bezwecken, Interesse entgegenbringt. Eine „Sozialisierung der Bildung" ist in jedem orthodoxen Reiche ausgeschlossen, da eine solche mit dem innersten Wesen der reaktionären orthodoxen Kirche unvereinbar ist, wenigstens so lange, als die niedere Geistlichkeit die Masse in ihrer Hand behält. Diese Tendenz zeigt sich am deutlichsten in den Schulverhältnissen der Balkanländer, die auf dem Lande größtenteils dem Klerus unterstellt sind und durch einen erschreckenden Prozentsatz von Analphabeten gekennzeichnet werden.

Die Abgeschlossenheit der orthodoxen Kirche bringt es mit sich, daß auf ihrem Boden keine vollwertige Kultur entstehen kann. Die ethischen Werte, die sie bietet, genügen nicht mehr, und da sie aus sich heraus keine Erneuerung erzeugen kann, ist eine gewisse Rückständigkeit ihr charakteristisches Merkmal. Wohl haben die Balkanstaaten sich die technischen und ökonomischen Einrichtungen des Westens zu eigen gemacht und dadurch nach außen hin den Anstrich einer gewissen Modernität geschaffen. Aber sie blieben bei den Aeußerlichkeiten und Formen stehen, ohne sie in ihr Fühlen einzubeziehen, da sie nirgends das geistige Bindeglied herzustellen imstande waren. Die eigene nationale Kultur ist über schwache Anläufe nicht hinausgekommen, und wo Bedeutenderes geschaffen wurde, geschah es in Anlehnung oder Nachahmung westlicher Kultur. Die Regierungen unterstützen den Aufschwung ihrer Völker meist unter dem Gesichtspunkt einer politischen Machtentfaltung. Das eigentliche Wesen westeuropäischer Kultur hat sich dabei den Balkannationen auch bei vollendeter Beherrschung äußerer Formen nicht offenbart.

Die Besten der balkanischen Geister haben instinktiv diesen Zwiespalt begriffen. Sie haben sich in verzweifelten Lösungen abgearbeitet, um einen Ausweg aus dem Mißverhältnis ihrer Stellung zwischen zwei Kulturen zu finden und sich für eine einzige positive Richtung zu entscheiden. Und vielleicht entstammt die tiefe Melancholie, die die slawische Kunst des Balkans kennzeichnet und die wie ein Schleier über der Seele der orthodoxen Völker liegt, nicht zum geringsten Teil dem Unvermögen, über die unglückselige Veranlagung der eigenen Rasse hinauszukommen.

Erich Schairer / Schwabens deutsche Sendung

Bei allen Kulturvölkern auf der ganzen Welt — mögen sie uns feindlich, freundlich oder gleichgültig gesinnt, mögen sie in das große Ringen verwickelt sein oder als bange Zuschauer zur Seite stehen — hört man gegenwärtig in den verschiedensten Tonarten der Bewunderung, des Erstaunens und der neidischen Anerkennung das Lob der deutschen Organisationskunst erklingen. Der deutsche Krieg ist die erste große geschichtliche Offenbarung dieser wunderbaren Kraft der Hingabe und des Sicheinfügens einerseits, der ordnenden Leitung und Massenbeherrschung andererseits, die dem deutschen Volkscharakter innewohnt und als Aeußerung höchster staatlicher Geschlossenheit das alte Gerede von der politischen Unbegabung der Deutschen ein für allemal beseitigen wird. Und doppelt wunderbar mag diese Erscheinung dem geschichtlichen Betrachter innerhalb und mehr noch außerhalb unserer Grenzen vorkommen, weil sie keineswegs etwa durch einen Verzicht auf stammespersönliche Besonderheiten, auf die Eigenart der einzelnen brüderlich vereinten deutschen Völkerschaften bedingt ist.

Der Konstanzer Verlag Reuß und Itta gibt eine Sammlung von kleinen Monographien „Die Teile der deutschen Einheit" heraus, die um dieser Zusammenhänge willen gerade heute Beachtung verdient; und darunter darf das Werkchen von Theodor Heuß „Schwaben und der deutsche Geist" wegen seiner vollendeten Form und seiner meisterhaften sachlichen Knappheit besonders hervorgehoben werden. Es ist ein wohltuendes Gefühl, inmitten der Flut von Kriegsliteratur auf solch ein besinnlich rückschauendes und mit künstlerisch feinen Fingern geschriebenes Büchlein zu stoßen und bei seiner Lektüre das überreizte Auge ein wenig ausruhen zu lassen von dem Blick auf die grelle und flimmernde Leinwand des „aktuellen" Geschehens.

Zunächst mag es seltsam erscheinen, was Heuß im Eingang des Werkchens feststellt: daß der deutsche Geist, der Wille zu nationaler Größe und Blüte, aus dem Weltbürgertum der Revolutionsjahre heraus gewachsen ist und seine erste Pflege nicht in dem zur Führung berufenen Preußen, sondern in den deutschen Kleinstaaten des Südwestens gefunden hat. Ein Name verkörpert diese Entwicklung: Schiller. Der Schwabe Schiller ist der Politiker unter den klassischen Dichtern Deutschlands, er ist der politische Dichter der Deutschen geworden — obwohl er nur wie jener alttestamentliche Prophet von ferne in die Zeit hineinschauen durfte, die er selber nicht mehr erlebt hat. Aber ein halbes Jahrhundert nationalen Dranges hat von seinem Erbe gezehrt; „die Nationalversammlung zu Frankfurt ist die letzte unmittelbare Ausstrahlung Schillerschen Wesens und Charakters". Und dabei war sein Idealismus so wenig realpolitisch gefärbt wie nur möglich, rein innerlich und unwirklich orientiert — Heuß spricht von dem „Imperialismus der deutschen Seele", den er verkündet und der heute noch tief verankert im deutschen Wesen ruht, ob auch die Strömungen des Tages ihn mehr oder minder überfluten und verdecken mögen.

Drei Männer sind es, an deren Lebensarbeit sich der Anteil des schwäbischen Stammes am Aufbau des deutschen Gedankens fernerhin bindet: Hegel, List, Pfizer. Hegel, der das Weltbürgertum endgültig überwindet durch das aktive Bekenntnis zum nationalen Staat; List, der diesen Staatsbegriff erfüllt mit dem belebenden Inhalt sittlicher Aufgaben, als der prophetische Schöpfer der Idee vom „Imperialismus der wirtschaftlichen Arbeit des Deutschen", als der kritische Sieger über den wirtschaftlichen Kosmopolitismus englischer Herkunft und gleichzeitig doch eigentliche Vater weltwirtschaftlichen Denkens, und Pfizer, der es zum erstenmal wagt, die staatspolitischen Voraussetzungen der deutschen Zukunft zu untersuchen, den Gegensatz der beiden führenden Staaten Preußen und Oesterreich herauszustellen und sich klar und unbeirrt für Preußen zu entscheiden.

Wie gesagt: das Heußsche Büchlein ist ein feines Destillat historischen Wissens und Verstehens. Trotzdem ist es nicht ganz ohne Beziehung zur lebendigen Gegenwart. Das rührt daher, daß die Wirkungen Lists und Pfizers sich keineswegs in ihrer Generation erschöpfen — ähnlich wie Schiller noch aus dem Grabe zu den

Digitized by Google

Achtundvierzigern redet und „hundertfach in der Paulskirche gesprochen hat". Gerade so reichen Lists und Pfizers Wirkungen in unsere Tage hinein; ja, sie haben den Deutschen von heute noch recht viel Neues zu sagen. „Viele seiner Sätze sind aktuellste Publizistik", schreibt Heuß, wo er von Lists Darlegungen über die Möglichkeiten der europäischen Machtkonstellationen, über das Flottenprogramm, über Amerikas Zukunft und die wachsende Bedeutung des Balkans und Anatoliens handelt, und an Pfizers Preußenbegeisterung mag uns besonders bedeutungsvoll anmuten sein Glaube an Preußens innere Wandlungsfähigkeit. „Nicht das Preußen von heute wird die deutsche Aufgabe lösen, sondern das Preußen von morgen, nicht das starr konservative, eigensüchtige, sondern das liberalisierte, aufgeschlossene."

Theodor Heuß ist den Lesern der „Hilfe" und besonders ihren alten Lesern kein Fremder. Dieses Büchlein, des sind wir überzeugt, wird ihm zu den alten neue Freunde gewinnen.

* * * / Unsere ersten Kriegstage!

Schluß

Durch sie hörten wir auch zum erstenmal die seltsamen Geschichten von dem Kloster und den Patres in Riedisheim, die im Halbdunkel blieben dies ganze Jahr hindurch. Jetzt erst trat manches aus diesem Dämmer heraus in die Helle, und die nächste Zeit dürfte wohl die deckende Hülle von allem ziehen, was dort geplant und getatet ward.

Was uns der Nachmittag brachte, stand im inneren Zusammenhang mit der schwer zu enträtselnden „Mülhauser Seele". Um 2 Uhr fiel ein Schuß. Geschrei auf der Straße, Geschrei in unserem Garten, eine Schar schreckensbleicher Menschen stürmte über die Veranda durch die beiden offenen Flügeltüren in das Eßzimmer, zwei Soldaten hinterher in heftigster Erregung. Der Schuß hatte einem Hauptmann gegolten, der über die Straße ritt. Auf die Angaben einiger junger Mädchen hin untersuchten die Soldaten die zwei Nachbarhäuser zur Rechten. Unsere unfreiwilligen Gäste ergriffen unterdes die Flucht. Die Soldaten aber kehrten zurück, heftiger erregt als zuvor. „Aus diesem Hause ist geschossen worden!" schrien sie uns an.

Und nun ereignete sich's, daß sie meinem Bruder und mir das Gewehr auf die Brust setzten und riefen: „Sie haben jemand im Keller versteckt!"

„Nein!" „Sagen Sie die Wahrheit oder wir schießen Sie nieder." „Wir haben die Wahrheit gesagt." Es kam nun doch ein Besinnen über sie. Eine Kelleruntersuchung folgte. Unterdes hatten sich Offiziere eingefunden, und die eingeschüchterte Stundenfrau teilte uns mit, es habe jemand vom Bahndamm aus auf unser Küchenfenster geschossen, aber nicht getroffen. Eine Untersuchung ergab die Möglichkeit, von dem Damm aus durch die Luke zwischen den Häusern die Straße zu beschießen. Es wurden militärische Vorsichtsmaßregeln getroffen.

Kaum eine halbe Stunde später zog der Ausrufer mit seiner Trommel durchs Dorf.

„Von 9 Uhr an darf niemand auf der Straße sein.

Es dürfen nie mehr als drei Personen beieinanderstehen.

Die Läden und Haustüren dürfen zur Nacht nicht geschlossen werden!"

Während er noch trommelte, wurde ein Franzose fortgeführt, den hatte man in einem Hause des oberen Dorfes gefunden, später folgten noch sechs bis acht Franzosen, denen gute Freunde Versteck und Schutz geboten hatten.

Die erste Invasion der Franzosen ist Mülhausen zum Unsegen geworden.

Viele unserer altdeutschen Freunde sind in eine ähnliche Lage gekommen wie wir. Gegen einen derselben sprach der Schein so stark, daß er fast das Opfer eines unseligen Zufalls geworden wäre. Es lag über der Stadt wie ein Trauerflor, die Menschen waren still und ängstlich geworden. Dazu kam das Hin- und Herziehen unserer Truppen nach Altkirch und Dammerkirch, Bewegungen, die dem Laien unverständlich bleiben mußten. Freilich kehrten sie stets heiter zurück, mit Blumen am Gewehr, und nach immer mehr Blumen trachtete ihr Sinn, aber auch die Spitäler und Lazarette füllten sich. Ueber das Wo und Wie der häufigen Kämpfe erfuhren wir nichts Zuverlässiges. Jetzt sind wir kriegsgewohnt, wir kennen die Kriegsnotwendigkeiten, und obgleich sie viel härter und drückender geworden sind, wir verstehen sie zu ertragen, wir haben es gelernt.

Es lag etwas Besonderes in der Luft, etwas Drohendes, und wieder verdichtete es sich zu der Gewißheit: die Franzosen kommen wieder nach Mülhausen! Sie galten nicht mehr als der ritterliche Feind, ihr Bild hatte sich verschoben — und es gab auch Feinde hier, bekannte, unbekannte Feinde. Viele deutsche Familien verließen Mülhausen. Am 14. August abends entschlossen auch wir uns, fortzugehen. Ein Wagen sollte uns am nächsten Morgen in aller Frühe nach Mülheim bringen.

Die ganze Nacht war ein Hangen und Bangen. Unaufhörlich kamen Truppen vorbei, in der Ferne Geschützdonner. Um 3 Uhr heftiges Artilleriefeuer, ganz nahe, das Haus erbebte, Fenster und Türen krachten. Wir alle hatten die Empfindung, nun ist es zu spät. Der Wagen kam nicht, die Wege waren gesperrt. Wir brachen auf gut Glück zum Bahnhof auf.

Dort standen, saßen, hockten Hunderte, Tausende in den spärlichen Bahnhofsräumen, die nicht „kriegsbesetzt" waren, auf der Straße; die Staatsbeamten — ihre Frauen hatten sie längst fortgeschickt — bildeten dunkle und farbige Gruppen, viel Militär war da, der „Räumungszug" sollte alle in Sicherheit bringen. Nun wußten wir, unser Entschluß war gerade nur zu rechter Zeit gefaßt worden. Ein düsteres Bild gab uns das Geleit. Das Artilleriefeuer am Morgen war ein Strafgericht gewesen, vollzogen an einem Verrat Mülhausens. Das alte Lied, das alte Leid: Schießen aus den Fenstern auf deutsches Militär!

Wohl uns, daß wir geflohen waren. Die Franzosen kamen, und „geiselsüchtig" wie sie nun einmal sind, haben sie unser Haus nach Monsieur le professeur untersucht, und die Mülhauser Geiseln, es sind ihrer viele Hunderte, gehören zu den am schimpflichsten behandelten Gefangenen der ritterlichen Nation.

Ja, der Krieg hat uns kräftig die Hand gedrückt, es schmerzte, aber wir danken's ihm.

Julius Bab / Walther Heymann

Walther Heymann war ein junger deutscher Dichter aus Ostpreußen. Er trat im August 1914 als Kriegsfreiwilliger ein und fiel in der Nacht vom 8. zum 9. Januar 1915 beim Sturmangriff vor Soissons. Nun sind aus seinem Nachlaß (bei Georg Müller in München) „Kriegsgedichte und Feldpostbriefe" erschienen. — Die Gedichte haben auch künstlerisch ihren Wert, gehören zu dem wenigen Eignen, Ernsten, Echten, was sich unter den sechs Millionen deutscher Kriegspoesien findet. Aber sie kommen hier nur als

Digitized by Google

Dokumente in Betracht, und mit den Briefen zusammen bilden sie ein Dokument, das ich das Wertvollste der ganzen Kriegsliteratur nennen möchte! Denn von den noch ganz unermeßlichen Dingen, die dieses Jahr da draußen in der Welt und da drinnen in uns geschehen ließ, hatte manch einer die Wahrheit der Tatsachen und gab Bericht. Und mancher war geistreich und ließ seinen Geist lose über die Dinge hinspielen. Aber das eine half uns nicht, und das andere beunruhigte eher. An Tatsachen haben wir ja selbst schon überschwer geladen — so schwer, daß wir jedem Geist mißtrauen, der frei über dieser Schwere zu schweben behauptet. In Walther Heymanns Dokument aber spricht ein Geist, der aus der Fülle des schweren Erlebens herauswächst — nicht leicht und spielend, schwer tragend, fast erliegend im Druck der Dinge, aber doch göttlicher Geist, der aufstrebt, Licht verbreitet, nach der Herrschaft über den Stoff faßt. In Walther Heymanns Bekenntnis ist das Aeußere und das Innere unserer Tage ganz und ungeteilt; diese Zeit lebt durch sein Wort „im Geist und in der Wahrheit". Und das gibt seinem Nachlaß ganz einzigen Wert.

Wer war Walther Heymann? Ein junger deutscher Dichter aus Königsberg in Preußen. Sproß einer guten, schon mit manchen Kulturinteressen gezierten jüdischen Kaufmannsfamilie. Also ein deutscher Jude. Im Bewußtsein, Fühlen und Wollen ganz und nur deutsch — in Gang und Griff, in Arbeitsart seines Wesens doch mannigfach vom jüdischen Blute bestimmt. Heymann war in die preußische Landschaft verliebt; vor allem die Dünenwelt der Nehrung, das Sandgebirge zwischen Himmel und See, sprach mit tiefster Kraft zu seiner Seele. „Nehrungsbilder" hieß das erste und einzige Gedichtbuch Heymanns, das 1909 erschien. In eignen, von aller Konvention freien Rhythmen drängt hier der Dichter danach, die Landschaft reden zu lassen — aber der überwache Sinn drängt oft zu früh zu begrifflicher Zuspitzung, nur zuweilen erhebt sich die aus tiefem Gefühl sprudelnde, vom Verstand gepeitschte Rede zum klaren Rauschen eines echten Gedichtes. Aber zweifellos ein großes Talent, ein selten ernster und echter Sinn. — „Ich bin als Dichter vor allem Mensch, Mensch-Dichter und vielleicht, wenn's sein kann, innig gewünscht, aber nicht beschmeichelt, auch Dichter für Menschen. So bezwang ich den Aestheten in mir." — So spricht in einer Briefstelle, die zugleich die ganze widerborstig sprudelnde, gotisch verschränkte, ringende Rhythmik seines Stils zeigt, Heymann — fünf Tage vor seinem Tode. — Daß er, rastlos weiterarbeitend, in manchem Stück der Vollendung näher kommt, seit jenem ersten Buch nichts mehr als Gelegentliches in Zeitungen veröffentlicht hat, trotzig auf Reife der Kraft und des Erfolges wartend — das ehrt ihn. (Die deutschen Verleger weniger.) Heymann arbeitete zuletzt in Berlin an einer Monographie über den Maler Pechstein, dessen barbarisch großartiges Suchen nach monumental einfachen Formen wohl seiner kulturbeladenen, natursüchtigen Seele besonders nahe ging. So traf ihn der Krieg.

*

Wie kam Heymann zum Kriege? Vielfältige Antworten geben seine Gedichte und Briefe darauf. Daß sie sich nicht zu einer ordnen lassen, ist gerade das Echte und tiefe Wahre dabei. Der junge wartende, strebende Dichter meldete sich — er war nie Soldat gewesen und auch physisch wenig zum Soldaten geschaffen — in den ersten Augusttagen als Freiwilliger zu den Waffen und kam nach langem Bemühen schließlich beim 8. Infanterie-Regiment in Frankfurt a. O. an. Der erste Grund ist ganz einfach und klar: er liebte Deutschland, liebte die Landschaft, in der die Natur zu ihm so klar gesprochen hatte, er fühlte sie bedroht und wollte sie schützen. Diese Liebe ist so stark, so mit seinem innersten Ich eins, daß sie ihm immer wieder zusammenfließt mit der Liebe zu der Frau, an die diese Briefe gerichtet sind, und die in der Mitte seines Lebens steht. Sie nennt er sein „Klein-Deutschland", und aus der Hingabe an sie folgt „die Hingabe an das größere Vaterland selbstverständlich". Aber der Satz, er sei glücklich, „daß ich dem Deutschland, das für mich das Liebste in der großen Welt bedeutet, Dank abstatten darf", hat einen Vorsatz: er ist auch glücklich, „weil ich mittun kann, mit richtigem Handeln, wie sonst mit Feder und Gedanken". Und da blitzt ein neues Motiv auf: die riesige Realität des Krieges lockt den Allzugeistigen als höchstes Abenteuer — der Erde zu! „Lebensneugier gebe ich zu" — als Motiv, so schreibt er. Jener Lebens-Wille, Erlebens-Wille, den er einmal über den Erhaltungstrieb preist, treibt ihn, das Leben hier einzusetzen. Und ein anderer Trieb ist in jenen verschlungen: der Trieb des Dichters, des Geistigen, des Einsamen, endlich zum Volk zu kommen, Gemeinschaft zu fühlen, als einer im Gliede sich erlöst zu fühlen — und zugleich endlich als einzelner mit seiner Gabe Weg zu den vielen zu haben. Heymann erschauert unter dem „neuen Begriff: Wir". — Und darin wieder verwebt sich der letzte tiefste Antrieb dieses Freiwilligen: jenes höchste Gefühl der Solidarität, der Mitverantwortlichkeit. Ein Pflichtgefühl, das noch tiefer als die schlichte Vaterlandsliebe mir aus religiösem Grunde zu wachsen scheint: Heymann umschreibt dies Gefühl in den Briefen sehr oft: „wo steht es geschrieben, daß andere für mich bezahlen und an meiner Stelle fallen müssen?" — Und schließlich klingt es rein und groß in seinen Gedichten wieder:

„Wer immer von euch fällt, der stirbt gewiß für mich.
Und ich soll übrigbleiben? Warum denn ich?"

Dies rätseltiefe Gefühl des Mitverschuldetseins, des Nichtvertreten-werden-könnens, der unentrinnbaren Bruderschaft mit den Volksgenossen, es ist die letzte, tiefste aus der Schar der treibenden Kräfte. — So wurde Walther Heymann, so wurden viele tausend junge Deutsche von geistigem Rang im August 1914 — kriegsfreiwillig.

*

Wie wurde Walther Heymann Soldat? Nicht leicht — weder sein Körper noch die Art seiner seelischen Disziplin fügten sich der Soldatenstraffheit leicht ein. Dies Dokument unterschlägt nichts: weder die Wanzen noch das Erschrecken über die Massenlatrinen, noch die Verzweiflung über den Tornister auf dem Rücken („ich habe keine Furcht vor den Kugeln, aber sicher schmeiß' ich mein Gepäck mal zum Teufel"), noch das tiefe Kopfschütteln über Art und Ton des Drills („man erfuhr, daß man einen Kadaver und dieser eine Schnauze habe" heißt es, als an einem Ruhetag in Frankreich „Ehrenbezeugungen" geübt werden) — Und er wächst nie ganz in die soldatische Form hinein: noch als ihm der kommandierende General vor Soissons zum Dank für seine Weihnachtsverse die Hand reicht, hat er sich — höchst „unmilitärisches Benehmen"! — verbeugt! — Aber über all diese, nie ganz schwindenden Hemmnisse trägt ihn immer wieder ein leidenschaftlicher Wille, eine stählerne Selbstzucht. Er hält trotz gelegentlicher Zusammenbrüche durch: „Man kann sich nicht verbieten zu fühlen, wie man fühlt. Was man aber kann, das ist sich unterstellen, in den anderen Verhältnissen man selbst sein und bleiben, und sich nur durch das Gute und Große dieser Verhältnisse erheben und fühlen, sich nicht durch das Schwierige und Kleine darin herabdrücken lassen."

*

Wie stand Walther Heymann im Kriege? — Nicht ohne Furcht. Die dumme Bilderbogenvorstellung vom Helden, daß er, ein Kerl ohne Nerven und Phantasie, den Todesschauer der Kreatur nicht kenne, widerlegt auch dies Dokument zur Genüge. Ein Held ist wohl das menschliche Wesen, das tiefste Todesfurcht durch höchsten Lebenswillen immer wieder überwindet. „Man darf nie leugnen, daß man sich fürchtet. Ich wurde ganz mutig dadurch erst, daß ich mir meine Furcht eingestand" — Nur wer die Größe des Einsatzes fühlt, fühlt auch den erhabnen Rausch des hohen Spiels: „Leben (auch im Leid) ist ein unerhörtes Glück. Darum kann auch das notwendige Opfer des Lebens eines sein."

Noch andere Bilderbogenideale schwinden vor der Wahrhaftigkeit dieses Dokuments. Dieser deutsche Held hat kaum eine Schlacht „erlebt" — der Sturmangriff, in dem er fiel, war wohl sein erster. Vorher aber — vorher hat er monatelang in Lehmlöchern gelegen, in Novembernächten Posten gestanden, Wasser geschleppt auf schrapnellbestreuten Wegen, Erdbuden gebaut, Kartoffeln geschält — — „Ihr müßt denken, daß ich nicht zu fallen glaube — und in jedem Falle sehr froh wäre, vorher als einfacher Mensch (Nachtwächter,

Digitized by Google

Erdarbeiter, Gepäckträger) doch leidlich meine Schuldigkeit getan zu haben." — Um dies Heldentum der Arbeitsehre, das ganz von wahrhaft gutem Willen lebt, ganz des schönen Scheins blanker Waffenspieler entkleidet, um solch Heldentum ist es eine tief deutsche, preußische, königsbergisch-kantische Sache!

Auch der glatte Bilderbogenhaß auf „den" Feind fehlt in diesem wahrhaftigen Buche. Schon während der Ausbildungszeit heißt es einmal: „Und ich, der ich steil zulaufender Haß sein will gegen jeden, der sich verleiten läßt, gegen Deutschland zu kämpfen, ich frage mich, ob ich den Mut finden werde, feindliche Menschen zu töten, und wie es nachher sein wird." — Am zweiten Weihnachtstag erlebt Heymann eine jener erschütternden Szenen, wo zwischen den feindlichen Schützengräben plötzlich ein friedlicher Verkehr und „etwas wie Umarmenwollen" ausbricht. Die Szene „entspricht nicht seinem Wunsch nach einheitlicher Haltung" — aber er spürt in ihr etwas, das größer als alle Haltung ist: „Menschlichkeit geht über alles." Tiefer kann der Wahrhafte in der Ergründung dieser letzten Widersprüche nicht kommen.

Auch von den Kameraden steht Ungefärbtes, Wahres, Schönes da. Allzumenschliches fehlt nirgends, und die Roheit des äußeren Getragen. Aber immer wieder setzt sich das Gefühl durch, daß „der gemeine Mann im Ganzen doch etwas Prächtiges" ist. Der überraschende Schatz menschlicher Güte, den jeder im Volke findet, der zu finden wert ist, entzückt den Menschen Heymann. Der Liebhaber Deutschlands entzückt sich an dem spröden jähen Gefühlstempo der Leute „ihr Deutschen, die ihr nicht reden könnt, außer in seltenen Stunden — und wie selten einer allein!" — — Und der Dichter ist sehr glücklich, als seine Verse in die unverwöhnten Ohren dringen — ‚ein Bravo nach dem anderen — von Landjungen und Handwerkern . . . So etwas mußte mal sein, in dieser Zeit steht der Dichter endlich wieder im Volk."

Der Dichter — der große Zuschauer, der Geistige — erst war er wie betäubt in der Flut des Handelns, in die sich Heymann gestürzt hat. Allmählich wacht er doch wieder auf — „literarische Heftchen" von zu Hause interessieren. Bei der Freude über den ersten Brief der Frau nach Frankreich gleich der Ausruf „Der Protest gegen Hodlers Bild ist nicht deutsch, sondern teutsch. Unfug!" Er macht auch wieder Verse; die Kameraden und Vorgesetzten hören sie gern, lassen sie verbreiten. Sein Weihnachtsgedicht muß auch der General hören. — Der geistige Mensch beginnt den neuen riesigen Stoff zu packen, mit alter Kraft die neue Wahrheit anzugehen. „Mein Leben wäre ganz Anfang, wenn es bald enden sollte." So steht im letzten Brief.

*

Wie fiel Walther Heymann? — Bei einem nächtlichen Sturmangriff auf einen von Zuaven besetzten Graben stürmte er voran und erhielt den tödlichen Schuß. Er macht vollen Ernst mit dem ganzen Einsatz. Irgend etwas in ihm wußte besser als sein hoffendes Bewußtsein das Ende voraus: der Rhythmus seiner letzten Briefe löst sich auf, taumelt wie trunken von einem Duft des Jenseits. „Drei Mann freuen sich künftiger Taten, schimpfen, daß es ihnen so oft durchs Herz geht. Ich konnte stundenlang trinken, ohne zuviel —. Prost." — Das sind die letzten Worte des Buchs. Die drei, der Dichter und zwei besonders gute Kameraden, fielen in der nächsten Nacht.

*

Die Sphärenmusik, die in diesen letzten Briefen durch den Erdenlärm tönt, ist das Größte, die letzte Weihe dieses Dokuments. — Nur eine ganz ausgeprägte Persönlichkeit kann das Typische einer Zeit zur bleibenden Form heben. Heymann war Person und Zeitkind genug. Er, der im August schrieb, sie würden wohl nicht mehr herauskommen, schreibt im November: „Ich glaube an den deutschen Sieg, aber nach langem schweren Kriege." Wenn dieser Sieg da ist, wird Deutschland in der Gestalt Walther Heymanns eine bleibende Form, den Typus besitzen für die beste Jugend, die 1914 war. Dies Buch wird lange zeugen.

Gottfried Traub / Tod

Mich läßt der Gedanke an den Tod in völliger Ruhe. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur. Er ist der Sonne ähnlich, die bloß unserem irdischen Auge unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhaltsam fortleuchtet. Goethe.

Selten haben die Völker in so großen Scharen über den Tod derart nachgedacht, wie heute. Dies Nachdenken wird noch größer werden in der späteren Stille des Friedens. Jetzt trägt es noch die Aufgeregtheit der Fiebertage an sich und hebt über viele Fragezeichen hinweg. Später wird alles drückender sein. Es wird die große Frage nach dem Tod riesenhaft aufstehen. Geschlechterlang wird sie uns wieder beschäftigen. Das ist gut so.

Kürzlich schrieb mir jemand vom Feld: „Geräusch schafft Stille, Tod das Leben." Das Leben ist doch der Preis, um den gekämpft wird. Wäre der Lebensdrang nicht so stark und die Lebensfreude nicht so zäh, es würden sich jetzt nicht die Tausende opfern und die Hunderte fallen. Der Tod hat seine Macht verloren. Das ist keine klingende Phrase. Wahrheit, greifbare, leibhaftige Wirklichkeit ist es. Wie viele Menschen wären zusammengeknickt, wenn ihr Mann in die Maschine gekommen, vom Zug überfahren, an Lungenentzündung gestorben, vom Schlag gerührt worden wäre. Jetzt steht sein Name da, wo hundert andere stehen. Er ist in die Reihe der vielen Helden eingetreten. Fast ist es manchem sonderbar, daß sein Angehöriger noch lebt. Versteht mich recht! Die Tiefe des Schmerzes setze ich nicht herab. Er ist umbarmherzig groß. Was ich nur sehe, ist dies, daß aus der gleichen Tiefe mit starker Macht sich die Gestalt des Lebens reckt und die Menschen an der Hand nimmt und sagt: Das Samenkorn muß sterben, damit viele neue Aehren wachsen. Das ist Natur, das ist Gesetz, das ist Lebensordnung. Sorgt ihr nur dafür, daß ihr die Aehren pflegt und nicht verkommen laßt und baut heute schon Scheuern, um die goldene Saat zu bergen. Der Tod ist um seinen Schrecken betrogen, gerade auf dem Felde der Schrecken. Er ist zu sehr heimisch geworden, als daß man ihn fürchtete.

Aber gleichzeitig wird er auch innerlich überwunden. Die Brücken sind nicht mit einemmal abgebrochen. Der feste Glaube an die Unzerreißbarkeit des Lebensfadens faßt Wurzeln, gewinnt Erdreich. Nicht daß wir „besser" geworden wären, oder daß wir aus ängstlicher Feigheit heute etwas glauben, was wir früher verwarfen: das Leben war für uns von jeher das einzige, was besteht. Der Tod ist nur der Handlanger des Lebens. Kein lebendiger Mensch wird an dieser Majestät des Lebens zweifeln. Und das ist nicht nur Allgemeinleben. Es gibt kein Allgemeinleben; es gibt nur Einzelleben. Die Naturkraft ist ein Begriff unseres Denkens; in der Natur leben nur bestimmte Kräfte. So herrscht zwar der Geist des Lebens, in dem wir alles zusammenfassen, was sich von dem Leben nährt. Aber es lebt nicht ohne seine einzelnen Träger. Eine armselige Vorstellung schwebt ihm vor, daß es nur in der Gestalt der Muskel und Sehne, Auge und Blut erscheinen könne und daß nur diese Einzelgestalt die Form des Einzellebens sein könne. Das Leben lacht in seinem Reichtum solcher engen Begriffe und schleudert in vulkanischer Kraft Millionen von Lebensformen in die Weite, von denen wir nur eine beschränkte Anzahl kennen. So steigt die Kraft des Lebens gerade vor dem Tod in die Höhe. Sie wird nie besiegt, nur einen Augenblick geworfen. Aber dann steht sie auf und freut sich des Lichts, der Sonne.

Digitized by Google

Der Krieg predigt mancherlei. Aber seine Predigt ist kurzweilig und hart. Darum kann man sie nicht rasch verstehen. Sie kündet von der Würde der Lebenskraft, und daß Millionen Menschen ihr Leben wegwerfen, damit andere Millionen ihres Lebens doppelt froh werden können. So wird das Leben heilig. Es wird geweiht. Nicht nur Naturgabe ist es; erstritten, erkämpft wird es uns und als Geschenk den Geschlechtern in den Schoß gelegt. So, Tod, hören wir deine Predigt. Du bist zu bedauern. Du hast ein Geschäft, dessen du nie froh werden kannst. Du bist ein trauriger Gesell. Auch dich hat das Leben überwunden!

Soziale Bewegung

Handlungsgehilfengehälter im Kriege. Der Krieg hat mancherlei Umwälzungen auf dem kaufmännischen Arbeitsmarkte hervorgerufen, die bei der Beurteilung der Einkommensverhältnisse berücksichtigt werden müssen. Insbesondere die Verschiebung in den Altersklassen ist nach den Feststellungen der Verbände der Handlungsgehilfen bemerkenswert. Der Anteil der 17-, 18- und 19-jährigen ist gewachsen, wie auch der über 30 Jahre alten Angestellten, während die Jahrgänge von 20—30 Jahren zurückgegangen sind. Für die Einschätzung der Gehälter wichtig ist die Tatsache, daß die Zahl der in neue Stellung vermittelten Handlungsgehilfen von mehr als 30 Jahren, von 10 v. H. im ersten Halbjahr 1914 auf 25,1 v. H. im ersten Halbjahr 1915 gestiegen ist. Da das Gehalt der Handlungsgehilfen mit höherem Alter steigt, so hätte auch eine entsprechende Steigerung der höheren Gehaltsstufen die notwendige Folge sein müssen. Nach der Statistik der Stellenvermittlung des Verbandes Deutscher Handlungsgehilfen zu Leipzig sind aber die Gehaltsbezüge bei dem Antritt einer neuen Stellung gesunken, mit einer einzigen Ausnahme bei den Gehältern über 2100 M. Es erhielten von je 100 Bewerbern im Halbjahr 1915 (1914) ein Gehalt von:

bis 1000 M.	2,7 (2,3)	1501—1800 M.	23,0 (25,8)
1001—1200 „	33,7 (32,3)	1801—2100 „	6,5 (6,8)
1201—1500 „	25,6 (22,1)	über 2100 „	8,5 (5,7)

Da die Zahl der Vermittlungen fast gleich ist (Halbjahr 1914: 3490—1915: 3347), so lassen sich die Ergebnisse sehr gut vergleichen, es ergibt sich dabei, daß die Gehälter bei höherem Lebensalter nicht gestiegen, sondern zurückgegangen sind. Selbst die Steigerung bei der Gehaltsstufe über 2100 M. ist ein Beweis mehr, daß die älteren Angestellten mit ihren Gehaltsansprüchen heruntergehen mußten, wenn sie nicht stellenlos bleiben wollten. Während nämlich im ersten Halbjahr 1914 nur 16 v. H. der Bewerber in ihrer alten Stellung ein Gehalt von mehr als 2100 M. bezogen hatten, sind es 1915: 25,9 v. H. Allerdings ist gegen die ersten fünf Kriegsmonate des Jahres 1914 eine Besserung der Gehaltsbezüge eingetreten (vergl. Sp. 800), aber sie haben immer noch nicht die Höhe der in den Friedensmonaten bezogenen Gehälter erreicht. Was das bei der Teuerung aller Lebensbedürfnisse für die Angestellten besagen will, braucht nur angedeutet werden. Berechnen doch die „Verbandsblätter" die monatlichen Mehrausgaben allein für Nahrungsmittel auf 40 M. bei einer kleinen Angestelltenfamilie. Aber auch viele andere Lebensbedürfnisse sind erheblich teurer geworden. Nur erhebliche Teuerungszulagen können ein allgemeines Herabsinken der Handlungsgehilfenschaft verhindern. Die Betriebe, denen der Krieg reichen Gewinn bringt, sollten hier mit gutem Beispiel vorangehen. Leider sind es aber der Soz. Prax. zufolge nicht allzu viele, die ihre Angestellten an den Gewinnen teilnehmen lassen. Der zu Beginn des Krieges von den Geschäftsherren selbst ausgesprochene Grundsatz von der Mitbeteiligung der Angestellten, als es sich darum handelte, Lasten zu tragen (Gehaltskürzungen), müßte nun auch auf die Gewinne allgemein angewendet werden.

Krieg und städtische Lebensmittelfürsorge. Die Zahl der Städte, die sich die Versorgung ihrer Bevölkerung mit preiswerten Lebensmitteln — sei es durch Festsetzung von Höchstpreisen, sei es durch Verkauf in eigener Regie oder ähnliche Maßnahmen — angelegen sein lassen, ist nach der „Soz. Praxis" ständig im Wachsen. Um einen noch weitergehenden Einfluß auf die Preisgestaltung auf dem Lebensmittelmarkte zu gewinnen, haben sich neuerdings mehrfach Städte zu gemeinschaftlichem Vorgehen zusammengeschlossen. So hat die Verbindung der Stadt Berlin mit ihren größten Nachbargemeinden Charlottenburg, Schöneberg, Neukölln, Wilmersdorf und Lichtenberg den Zweck, eine strenge Ueberwachung der Lebensmittelpreise auszuüben. Für die verschiedenen Hauptnahrungsmittel sind vier Kommissionen gebildet worden, die sich aus Vertretern der Produzenten, der Groß- und Kleinhändler sowie der Verbraucher zusammensetzen. Aufgabe dieser Kommissionen ist es, die Ware von der Produktion bis zum Verbrauch zu verfolgen, die Preisbildung an den verschiedenen Stationen zu beobachten und zu prüfen, ob und an welcher Stelle Ausschreitungen bei der Preisbildung vorkommen, und wie diese wirksam verhütet werden können (gütliche Einwirkung, Anzeige zur Bestrafung, Veröffentlichung, Anregung von Maßnahmen beim Oberkommando). Eine fünfte Kommission dient als Zentralstelle zur Ueberwachung der Gesamteinrichtung und Verwertung ihrer Ergebnisse. — Der Lebensmittelausschuß des Deutschen Städtetages hat beschlossen, diese Kontrolle der Lebensmittelpreise durch einen Nachrichtenaustausch zwischen einigen Städten zu unterstützen. Es kommen dafür wegen ihrer zur Beurteilung der Preisbildung besonders befähigenden Einrichtungen in Frage: München, Leipzig, Köln, Breslau, Dresden, Frankfurt, Stuttgart, Hannover, Mannheim, Hamburg. — Zwecks gemeinsamer Beschaffung von Lebensmitteln haben die Städte Mannheim, Karlsruhe, Heidelberg, Pforzheim und Ludwigshafen eine Einkaufsgenossenschaft gegründet. Dadurch hoffen sie in der Lage zu sein, die Lebensmittelzufuhr zu sichern. Die Verteilung der Lebensmittel bleibt nach wie vor Sache der einzelnen Verwaltungen. Der Beitritt anderer Städte ist vorgesehen. Zu gleichem Zweck haben sich auch die oberbadischen Städte Hornberg, Triberg, Donaueschingen, Singen und andere mehr zu einem Verband zusammengeschlossen. In Singen, der Zentrale und Leitung des Verbandes, ist die Einrichtung einer Offertenvermittlung vorgesehen, die mit der Zentraleinkaufsgesellschaft in Verbindung treten soll. Ebenso sind Bemühungen um Frachtpreisermäßigungen im Interesse der Verbandsstädte im Gange. Der Verband hat den Grundsatz, den Verkauf der Waren nach Möglichkeit ohne Ausschaltung der Kleinhändler erfolgen zu lassen. — Vielfach ist in mittleren, zumal in der Nähe von Großstädten gelegenen Gemeinden die Erfahrung gemacht worden, daß bei Festsetzung von Höchstpreisen die Händler ihre Waren den Großstadtmärkten zugeführt haben, um möglichst hohe Gewinne zu erzielen. Auf diese Weise wurden den mittleren Städten die Lebensmittel entzogen, was eine empfindliche Preissteigerung zur Folge gehabt hat. Auch diesen Mißständen wollen die Städte in gemeinsamem Vorgehen entgegentreten. Eine Versammlung von Vertretern preußischer, bayerischer, badischer und hessischer Städte, die am 17. August in Frankfurt zu dieser Frage Stellung nahm, hat bereits dahingehende Beschlüsse gefaßt.

Gegen Lohndrückerei auf dem Lande. Der Landrat des Kreises Gumbinnen erläßt im Kreisblatt folgende Bekanntmachung: „Es ist mehrfach zu meiner Kenntnis gekommen, daß Besitzer, welchen Kriegsgefangene zur Verfügung gestellt sind, ihre bisherigen Leute (Instleute, Arbeiter) nicht weiter zu den bisherigen Lohnsätzen beschäftigen und zum Teil sogar entlassen haben. Dieses Verhalten ist im höchsten Maße zu tadeln. Ich bin höheren Orts angewiesen, in Zukunft in jedem Falle, wo die Gestellung von Gefangenen zur Entlassung oder Herabdrückung des Lohnes der bisherigen Arbeitskräfte geführt hat, die sofortige Zurückziehung der Gefangenen herbeizuführen. Die Herren Amtsvorsteher wollen dies zur Kenntnis der Besitzer bringen und sind verpflichtet, mir in jedem Falle, wo obige Voraussetzungen vorliegen, Anzeige zu erstatten." Dies energische Vorgehen der Behörde zeugt von erfreulichem sozialen Verständnis. Hoffentlich findet es überall da, wo es angezeigt ist, Nachahmung! Und hoffentlich bleibt dieser erfreuliche soziale Landratsgeist auch nach dem Kriege und ohne besondere Anweisungen „höheren Orts" lebendig.

Staatliche Handwerkerfürsorge. Das ostpreußische Handwerk, das durch den wiederholten Russeneinfall in eine besonders schwierige Lage geraten ist, zum Teil von seiner Arbeitsstätte flüchten und in den westlichen Landesteilen Unterhalt und Arbeit suchen mußte, wird nach neueren Feststellungen beim Wiederaufbau der zerstörten Provinz vom Staate mit besonderer Fürsorge bedacht werden. Die Minister für Handel und Gewerbe und der Finanzen stellten dem Oberpräsidenten für die Fälle, in denen die den einzelnen geschädigten Handwerkern als Vorentschädigung zu bewilligende Summe zur Beschaffung der notwendigen Geräte nicht ausreicht und die Bewilligung einer höheren Vorentschädigung wegen zu geringen Gesamtkriegsschadens nicht möglich ist, die Summe von 100 000 M. zur Gewährung zinsloser Darlehen an einzelne Handwerker zur Verfügung. Dem Kriegsverbande der ostpreußischen Genossenschaften, dem die Handwerkskammern zu Königsberg und Gumbinnen angehören, wurde ferner ein Staatszuschuß von 3000 M. in Aussicht gestellt; die gegründeten Lieferungsverbände dürfen sich gleichfalls der behördlichen Fürsorge erfreuen. Die Tischler haben bereits ansehnliche Holzmengen durch die neugegründete Baustoffgesellschaft zu sehr günstigen Preisen erhalten und sind mit Arbeitsaufträgen reichlich versehen. Endlich hat die Heeresverwaltung bereits für mehrere hunderttausend Mark Aufträge an das ostpreußische Handwerk, an Schmiede, Stellmacher, Tischler usw. vergeben. Aus allen Bezirken der Provinz kommen Nachrichten über rege Arbeitstätigkeit und lohnende Beschäftigung der Kleinmeister. Die gegenwärtige Lage des Handwerks in Ostpreußen ist danach im allgemeinen befriedigend, wie auch überhaupt der Wiederaufbau der verwüsteten Provinz im besten Gange ist. Die eben von einer Besichtigungsfahrt zurückgekehrten Landtagsabgeordneten aller Parteien sind des Lobes über die Fürsorgemaßnahmen der Behörden voll.

Kleinwohnungsnot in und nach dem Kriege. Zur Bekämpfung der Wohnungsnot hat der Groß-Berliner Verein für Kleinwohnungswesen durch seinen Vorstand, Wirkl. Geh. Rat Dr. Dernburg, eine

Digitized by Google

Eingabe an den Reichstag gerichtet, in der auf die dringende Gefahr der bevorstehenden Kleinwohnungsnot hingewiesen und im Interesse der Erhaltung unserer Wehrkraft sofortige Abhilfe gefordert wird. Die Ursachen der Kleinwohnungsnot sind in dem Abzug der Familien, deren Ernährer im Felde gefallen oder die durch den Krieg wirtschaftlich geschädigt sind, aus größeren in kleinere Wohnungen, ferner in dem Rückgang der Bautätigkeit vor dem Kriege und einem schon im April 1914 stark fühlbaren Wohnungsmangel, sowie in dem völligen Ruhen der Bautätigkeit während des Krieges zu suchen, weiterhin in dem Zuzug von Auslandsdeutschen und Flüchtlingen, vornehmlich aus dem Osten, der sich in erster Linie nach den Großstädten richtet. Eine weitere Verschärfung der Lage ist sicher nach dem Kriege zu erwarten, wenn die Familien, die zurzeit zusammenwohnen, ihren Haushalt wieder einrichten, die Kriegsgetrauten sich ein eignes Heim schaffen; — erfahrungsgemäß steigt auch die Zahl der Eheschließungen nach jedem Kriege. Das Haupthindernis für die Erstellung der erforderlichen neuen Kleinwohnungen sieht die Eingabe, abgesehen von der Teuerung der Baumaterialien und Löhne, in der Beschaffung der erforderlichen Mittel. Der Zinsfuß für erste Hypotheken steigt infolge der Reichsanleihen auf 5 bis 5½ v. H. Die Mieten werden um 20 bis 25 v. H. erhöht werden müssen. Die Hypothekenbanken können Pfandbriefe nur zu einem höheren Zinsfuß als früher ausgeben und entwerten dadurch ihre alten; das Privatkapital, auf das man bei zweiten Hypotheken angewiesen ist, hat sich von diesem Markt fast völlig zurückgezogen. Eine Wohnungsnot aber bewirkt einen größeren Geburtenrückgang, da es für minderbemittelte, kinderreiche Familien, wie schon die Zeit vor dem Kriege bewies, fast unmöglich ist, eine nur einigermaßen gesunde Behausung zu finden. Die Wehrkraft vermindert sich durch die Verdichtung in den Großstädten immer mehr. Die Tauglichkeitsziffern, die im Bereich des I. Armeekorps (Ostpreußen) noch 74,8 v. H. betragen, sind im Bereich des III. Armeekorps (Groß-Berlin) auf weniger als die Hälfte gesunken. Die Säuglingssterblichkeit in Mietkasernen, besonders in den Seitenflügeln ohne Querlüftung, ist ganz erschreckend hoch, da die Innentemperatur der Proletarierwohnung in der heißesten Zeit um 8½ Grad höher ist, als die Temperatur im Freien und diese Höchstziffer erst abends um 9 Uhr erreicht wird. Als dringend notwendige Maßnahmen zur Abhilfe schlägt der Großkanzler eingesetzten Realkreditausschusses zur Steuerung der in bedrohliche Nähe gerückten Notstände; 2. die Erhöhung der bestehenden Wohnungsfürsorgerücklagen des Reiches und Einbeziehung auch der Kriegsverletzten in den Kreis der Berechtigten; 3. vor allem aber eine öffentliche Unterstützung aller, auch privatkapitalistischer Unternehmungen, welche die Erstellung von solchen Wohnungen für Minderbemittelte bezwecken, die den berechtigten sozialen und gesundheitlichen Anforderungen genügen und auch in ihren Mietpreisen den Einkommensverhältnissen der Mieter entsprechen. 4. Um den Kapitalmangel zu beheben, wird ferner vorgeschlagen, durch Ergänzung der gesetzlichen Bestimmungen die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte und die Landesversicherungsanstalten im Interesse des Versicherungszieles und der Hebung der Wehrkraft zu ermächtigen, allgemein Garantien für zweite Hypotheken auf Kleinwohnungsbauten zu übernehmen, vorausgesetzt, daß diese einwandfrei geschätzt und auf die oben angegebenen Bedingungen hin begutachtet werden.

Konsumenten und Kriegswucher. Die durch den Krieg hervorgerufene Organisation der Verbraucher rührt sich sehr fleißig. Die ständige Steigerung der Preise aller Lebens- und Bedarfsmittel gibt ihr genügenden Anlaß zum Eingreifen. Eben erst reichte der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen die Bitte an den Reichskanzler ein, zu allen Einrichtungen, die zur Regelung der Volksernährung wie der sonstigen Fragen des Volksbedarfs geschaffen werden, möchten Vertreter der Verbraucher hinzugezogen werden. Die Oberbürgermeister, die sich immerhin in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis von der Regierung befinden, könnten nicht in dem gleichen Maße als völlig unabhängige Vertreter der Konsumenten angesehen werden wie die Personen, die von den Organisationen der Konsumenten selbst mit ihrer Vertretung betraut worden sind. Die Oberbürgermeister stehen nach Ansicht des Kriegsausschusses auch nicht in genügend reger Fühlung mit den breiten Massen der Verbraucher und müssen, wie das im Wesen der Stadtverwaltung begründet ist, zu starke Rücksicht auf Industrie und Handel nehmen. Gerade deren Interessen aber geraten bei der Regelung der Volksernährung und sonstigen Volksbedarfsfragen oft in Widerspruch mit den Interessen der vom Kriegsausschuß vertretenen breiten Schichten der Käufer und Verbraucher. Deshalb bedürfen diese Schichten einer besonderen Vertretung als Gegengewicht gegen die Vertretung der Produzenten und Händler, und diese Vertretung der Verbraucher werde am besten gewährleistet durch den Kriegsausschuß von Konsumenteninteressen, der die wichtigsten Verbände der Arbeiter, Angestellten und Beamten, außerdem die Konsumvereine und die Frauenorganisationen umfasse und dem nahezu 8 Millionen Mitglieder angeschlossen seien. — Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen will aber auch weiterhin auf dem Wege der Selbsthilfe energisch vorgehen. So hat er eben erst wieder in den Tageszeitungen zu wirtschaftlichem Einschreiten gegen den Lebensmittelwucher aufgefordert. Es heißt da: Damit die Verordnung des Bundesrates gegen den Kriegswucher kein toter Buchstabe bleibt, ist die werktätige Mitwirkung der Konsumenten unbedingt notwendig. Das Denunzieren widerspricht ja dem feineren Gefühl, und das harte Wort vom Denunzianten ist wohl gerechtfertigt, wenn aus Konkurrenzneid oder Rachsucht denunziert wird. Aber ebenso gilt auch das Wort: „Wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter." Darum ist es zum Selbstschutze der Verbraucher notwendig, daß Verfehlungen gegen die Verordnungen der Behörde angezeigt werden. Die berechtigten Interessen der Gesamtheit müssen über dem in diesem Falle ganz unangebrachten Gefühle des einzelnen stehen. Jeder organisierte Konsument hat die Pflicht, solche Verfehlungen dem Kriegsausschusse zu melden, damit Abhilfe geschaffen werden kann. Ein solches Verfahren ist viel wirksamer als das Schimpfen über die Händler und Agrarier. Die Konsumvereine und andere Genossenschaften der Konsumenten sowie die Gewerkschaften der Arbeiter, die Organisationen der Angestellten und Beamten können ihrerseits dazu mitwirken, daß die Verordnung ihren Zweck erreicht und weitere wucherische Preistreibereien unterbindet. Ihre Mithilfe ist unentbehrlich, wenn es gilt, an der richtigen Stelle einzugreifen. Diese ist nicht immer der Kleinhändler, der nur die ihm durch die Zwischenhändler an letzter Stelle aufgenötigten hohen Preise fordert. Es kann aber auch gerade gegen die Vereinigungen der Milchhändler, Schlächterinnungen usw., die vielfach von den Behörden bei Preisfestsetzungen als Sachverständige zugezogen werden, unter Umständen ein Einschreiten notwendig werden. Ohne Sachverständnis und praktische Erfahrungen ist es aber hier schwer, einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Darum wird es nicht bloß aus Gefühls-, sondern aus rein sachlichen Gründen zweckmäßiger sein, wenn der einzelne, dem Verfehlungen gegen die Verordnung bekannt werden, sein Material dem Verbraucherausschusse, seinem Konsumverein oder seiner Gewerkschaft unterbreitet, damit diese ihre Sachkunde und praktische Erfahrung zur wirksamen Abstellung der Uebelstände nutzbar machen können. Gegen Zuckerwucher ist bereits Erfolg erzielt worden, Butterspekulanten ist man auf den Fersen. Es möge sich also jeder seiner Pflicht gegen die Gesamtheit erinnern! Dann wird die neue Verordnung segensreich wirken.

Büchertisch

Rasse und Kultur. Von Dr. Friedrich Hertz. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Moderne Rassentheorien". Leipzig 1915, bei Alfred Kröner. 421 S. 5 M.

Der Verfasser meint, daß diese Neubearbeitung seines vor zehn Jahren zuerst erschienenen Buches in großen Teilen als ein neues Werk gelten dürfe. Würde schon dieser Umstand einen besonderen Hinweis auf das Buch rechtfertigen, so macht der Weltkrieg mit seinem Durcheinander und Widereinander von weißen und farbigen Rassen den Gegenstand besonders anziehend und regt zu neuer Prüfung der Rassenfrage an. — Zwar sagt Hertz im Vorwort selbst, die Rassentheorien im Sinne Gobineaus und Chamberlains, die er in der 1. Auflage so scharf bekämpft hatte, seien heute für die Wissenschaft erledigt. Aber trotzdem beschäftigt sich auch diese Neubearbeitung mit Gobineau und noch mehr mit Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", und das in solchen einem Maße, daß in dieser Auseinandersetzung und den positiven Resultaten, die sie zeitigt, sowie in den Fragen, die sie noch offen läßt, der eigentliche Kern des Buches zu erblicken ist. Die Energie, mit der Hertz der Chamberlainschen Theorie zu Leibe geht, macht auch den Wert des Buches aus, das weiteste Verbreitung verdient und dessen gewichtige Argumente auch der Anhänger Chamberlains nicht unberücksichtigt lassen kann, wenn es ihm wirklich um die Erkenntnis der Wahrheit zu tun ist. Nicht daß Hertz schon die ganze Wahrheit gefunden und das letzte Wort in dieser Sache gesprochen hätte. Sein Kampf gegen jene Rassentheorien, die damals einen so starken Eindruck auf uns gemacht haben, uns dann aber bei scharfer Betrachtung unter den Fingern zerronnen sind, war notwendig und ist es auch heute noch, weil sie immer noch das Bewußtsein unserer Zeit „üppig umwuchern, baufällige Interessen und Denklücken stets mit gefälliger Phrase umkleidend". Auf der anderen Seite aber bestehen die Tatsachen, zu deren Erklärung jene Theorien dienen sollten, nach wie vor und reizen zu immer neuem, immer tieferem Erfassen des Problems. Tritt uns doch das Problem auch in ebendemselben Jean Jaurès vor Augen, dessen Andenken die 2. Auflage gewidmet ist. Denn dieser geniale, die Wahrheit suchende Südfranzose mit dem blonden Germanentypus war der Sohn eines aus Nordspanien stammenden Vaters, dessen Familienname Juarez lautete, also möglicherweise — und Jaurès selbst hat diese Möglichkeit zugegeben — ein Abkömmling westgotischer Ahnen! Trotzdem hat Hertz recht, und wir müssen es geradezu als ein Verdienst bezeichnen, wenn er die — der Geschichte wohlbekannte, aber in unseren Schulen zu wenig hervorgehobene — Falschheit, Treulosigkeit und Ruchlosigkeit, die eben jene Westgoten, wie auch die Franken und andere damals noch rein germanische Stämme in den Jahrhunderten nach der Völkerwanderung allgemein geübt haben, dick unterstreicht. Denn mit vorgefaßten Meinungen dringen wir in das Rassenproblem, das eigentlich das Problem vom Charakter der Menschheit ist, nicht ein, und wenn immer weitere Kreise

Digitized by Google

unseres deutschen Volkes in dieser großen Zeit, wie wir hoffen, Veranlassung nehmen, über den eignen Volkscharakter, über die sittlichen Kräfte, die in unserer Mitte lebendig sind, über ihren Ursprung, ihre Bewahrung und weitere Entwicklung nachzudenken, dann ist nichts für solche völkische Selbsterkenntnis hinderlicher als die mit der Geschichte nicht im Einklang stehende eitle Annahme, Treue und Redlichkeit seien von jeher unverlierbare Rassenmerkmale der Germanen gewesen. Nein, alle äußeren und inneren Eigenschaften der Völker sind irgendwie im Laufe der Zeit durch den Einfluß der geographischen Lage und der historischen Schicksale erworben, sie können längere Zeit konstant bleiben, können sich aber auch in verhältnismäßig kurzer Zeit wandeln. — Das ist es, was Hertz beweist und was in dieser 2. Auflage besonders klar herausgearbeitet ist. In zwölf Abschnitten behandelt Hertz die Rassentheorien, Vererbung und Rasse, die körperlichen Verschiedenheiten der Rassen, das Verhältnis der Sprachen zu den Rassen, die vorarische Bevölkerung Europas, das religiöse Leben bei Ariern und Semiten — dies besonders gegen Chamberlain! —, Rassenmischung und Völkertod, die Zivilisation bei Ariern und Semiten, den Rassencharakter der Germanen, die Fortschrittsfähigkeit der Rassen und endlich die Psychologie der Rassentheorien. Hier und da bemerkt man die Wärme, mit der er die Semiten verteidigt. Aber auch da sucht er objektiv zu bleiben, und wo er die Semiten etwa allzu günstig beurteilt, da darf man das als notwendiges Korrektiv der Chamberlainschen Uebertreibungen betrachten. Den Germanen wird er allerdings nicht immer gerecht. Den Sieg der Gefolgstreue über die Freundestreue bei Hagen (im Waltharius) wertet er sittlich nicht richtig. Daß Arminius die Arglist zu Hilfe nehmen mußte, um Varus zu besiegen, ist historisch und allbekannt, aber die Bemerkung, daß die Heldentaten des Batavers Civilis die Armins weit übertreffen, erscheint mindestens überflüssig und wird von Hertz ungewollt auf ihren wirklichen Wert zurückgeführt, indem er zwei Zeilen vorher Armin den Erretter Germaniens nennt. (Denn man sollte meinen, daß die eine Tat der Rettung Germaniens vom römischen Joch schwerer wiegt als die Heldentaten des Civilis.) — Solche kleinen Schwächen wird der Leser bald selbst herausfinden. Sie dürfen uns die Erkenntnis nicht trüben, daß Hertz sich im großen und ganzen auf dem richtigen Wege zur Lösung des großen Problems befindet, und das kommende deutsche Volk wird aus dem Werke viel lernen können. v. S.

Kriegsliteratur

The Fatherland. Fair play for Germany and Austria-Hungary. Edited by George Sylvester Viereck. II. Jahrg., Nr. 1. Neuyork 1915. 20 S. 20 Pf.

Außer den älteren deutschen Zeitschriften und Tageszeitungen in Amerika hat seit nunmehr einem Jahre auch diese neue Wochenschrift mit Mut, Geschick und Erfolg für die deutsche Sache gekämpft und ist heute in 80 000 Exemplaren über die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet. Diese Jubelnummer enthält die Entstehungsgeschichte der Zeitschrift sowie die Bilder der meisten (deutschen und irischen) Mitarbeiter. Berliner Vertreter ist der frühere Reichstagsabgeordnete Louis Viereck, der auch Probenummern versendet. Adr.: Berlin-Friedenau, Südwest-Korso 8.

Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart 1915, Deutsche Verlagsanstalt. Jedes Heft 50 Pf.

Nr. 57: Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz. Von Richard Kiliani. Der Verfasser, der als deutscher Generalkonsul bei Kriegsausbruch von Australien zurückgekehrt ist, hat ein Menschenalter im Auslande zugebracht, ist aus der Praxis heraus ein gründlicher Kenner des britischen Weltreichs und hat in den letzten Jahrzehnten an den verschiedensten Punkten dieses Weltreiches beobachtet, wie der deutsche Handel dem englischen steigende Konkurrenz bereitet und den Gegensatz zwischen Deutschland und England unvermeidlich gemacht hat. Dieser Gegensatz darf in unserem eigenen Interesse kein dauernder werden. Die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Gegensätze sind in dieser kleinen Schrift mit überraschender Klarheit aufgehellt. — Nr. 59: Belgier und Balten. Von Moeller van den Bruck. Belgier und Balten: eine Zusammenstellung, deren Bedeutung noch über das Wort „Von der Maas bis an die Memel" hinausgeht. Doch wird in dieser Schrift nicht das eigentliche Kriegsziel erörtert, wohl aber werden alle die historischen, völkischen und kulturellen Tatsachen und Kräfte aufgeführt und abgewogen, die für die kommende politische Neuordnung ins Gewicht fallen. — Nr. 60: Müssen Deutsche und Polen sich immer befehden? Von Prinz Olgierd Czartoryski. Die Schrift wendet sich gegen die extreme Richtung sowohl im deutschen als auch im polnischen Lager und sucht insbesondere den radikalen polnischen Elementen klarzumachen, daß in einer Aussöhnung des Deutschtums und des Polentums das zukünftige Heil Polens liegt.

Das Bismarckjahr. Herausgegeben von Max Lenz und Erich Marcks. Nr. 10, 11. Hamburg 1915, bei Broschek & Co. Alle 15 Hefte 6 M. Mit zwei Kunstbeilagen.

Inhalt: Bismarck und die Reichsgründung. Von Erich Brandenburg. — Bismarck und die Engländer. Von Adalbert Wahl. — Worte Bismarcks. — Bismarcks Wirtschafts- und Finanzpolitik. Von Adolph Wagner.

Eduards unselige Erben. Die Kriegshetzer. Von Moritz Loeb. Augsburg 1915, bei Haas & Grabherr. 133 S. Mit 31 ganzseitigen Bildnissen.

Eine Lebensbeschreibung der führenden Staatsmänner des Vierverbandes sowie hervorragender Pressemänner und ehrgeiziger Fürstinnen, die sich an der Schürung des Weltbrandes beteiligt haben. Volkstümlich geschrieben. Die Bilder sind durchweg gut.

Die geschichtlichen Vorbedingungen des europäischen Krieges. Vorträge, gehalten in Winterthur von Prof. Dr. M. Hünerwadel. Zürich 1915, bei Orell Füßli. 81 S. 80 Pf.

Die Vorträge sind im November 1914 gehalten. Seitdem hat sich soviel neues Material zur Beantwortung der Frage nach den Ursachen des Krieges gefunden, daß das Urteil des Verfassers schon deshalb heute nicht mehr zutrifft.

Einige Kapitel zur Auswärtigen Politik. Von Dr. Th. Thomsen, vormals Senatspräsident in Hamburg. Neue Folge. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 32 S. 50 Pf.

In vier Vorträgen weist hier ein Jurist von Ruf nach, daß es nicht nur formal statthaft, sondern auch sachlich geboten ist, diejenigen Kriegsmittel, die durch internationale Verträge nicht ausdrücklich verboten sind, auch rücksichtslos anzuwenden. Es wäre ein schweres Unrecht gegen unser eignes Volk, wenn wir im falschen Vertrauen auf englischen Anstand zum zweiten Male einen Otto Weddigen aufs Spiel setzen oder wenn wir aus Rücksicht auf die unbelehrbare amerikanische Regierung den Unterseebootkrieg einschränken würden.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: S. in B.-G. 5 M., Frau Pfr. K. in F. 6,70 M., Dr. R. in G. 15,05 M., Frl. W. in H. 5 M, A. in D. 90 Pf., Hilfsschw. B. in M. 5 M., Dr. L. in St. 5 M., J. in St. 2 M., B. in H. 2,50 M., San.-Unteroff. Pfr. B. in Sp. 5 M., Pastor Sch. in D.-L. 5 M., Unteroff. R. im Felde 1 M., F. W. B. in O. 10 M., K. in G. 2 M., Sch. in R. 10 M., Fr. Sch. in A. 3 M., F. Volksp., Friedrichshafen 1,50 M., Frau Pfr. H. in G.-R. 10 M., Postsekr. K. in L. 3 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Oberltn. W. zur See 5 M., Hilfsschw. B. in M. 5 M., Pfr. G. in D. 3 M., Lehrer D. in A. 1 M., F. Volksp., Friedrichshafen 1,50 M.

Bücher für Armee und Marine: Pastor R. in Ackenhusen 1 Paket Bücher und Broschüren; Frau H. in Schleswig 200 Schatzalp-Kalender; Off.-Stellv. Dr. R. im Felde 8 Bücher; P. F. in Charlottenburg 1 Studentenlieder-Album, 3 weitere Hefte Noten für Klavier und Gesang; Frl. R. in Berlin 1 Studentenlieder-Album, 2 Bände Volkslieder, 1 Operetten-Album und 6 weitere Hefte für Klavier und Gesang; G. W. in Friedenau 1 Heft Armeemärsche und Vaterlandslieder für Klavier und Gesang; Frl. K. in Berlin 1 Band Schubert-Lieder.

Für den Roten Halbmond: Dr. Ihr. in Schw. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den litterarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt der Rüsch'schen Verlagsbuchhandlung in Hamburg über die Volksausgabe des Werkes von Dr. Carl Peters, „England und die Engländer", bei. Da mit diesem Prospekt nur ein Teil der Auflage bedacht wurde, bitten wir unsere Leser, die Interesse für das Werk haben, einen Prospekt unter Bezugnahme auf die „Hilfe" direkt von der Rüsch'schen Verlagsbuchhandlung zu fordern.

Zeichnet die 3. Kriegsanleihe

Digitized by Google

23. September 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 38

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Der Kriegszwang. — **E. Engelhardt:** Die Deutschamerikaner und Wilson 1916. — **Eugen Löwinger:** Der zukünftige Handel mit Rußland. — **Dr. Heinz Potthoff:** Die Bundesratsverordnung gegen Wucher. — **Zielke und Direktor Dr. Kuczynski:** Hafer und Gerste. — **Privatdozent Dr. W. Bombe:** Riga, eine Stätte deutscher Kultur. — **A. Sönnichsen:** Unerwünschte Kriegsliteratur. — **Wilhelm Niemeyer:** Christus und der Krieger. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

An unsere Leser

Die „Hilfe" wird in Feld und Heimat fleißig und treu gelesen und hat ihren regelmäßigen Bestand von Beziehern seit einem Jahr beträchtlich wachsen sehen. Dazu kommt die große Zahl von freien Versendungen an Truppen und Lazarette. Es ist viel mehr Bedarf nach unserem Blatte, als wir vor einem Jahre erwarten konnten. Das alles aber enthebt den einzelnen Freund und Gesinnungsgenossen nicht von der Mitsorge und Mithilfe. Insbesondere aber soll jetzt beim Vierteljahrswechsel keine Unterbrechung des Bezuges vorkommen! Deshalb ist es nötig, daß alle Postbezieher sofort das neue Vierteljahr bestellen, und daß ebenso beim Buchhändler oder bei unserer Expedition die Erneuerung angemeldet wird, falls nicht der Bezug von selbst weiter geht.

Wir reichen allen treuen Mithelfern die Hand und grüßen Kämpfende und Leidende in Ost und West.

Der Verlag der „Hilfe".

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 14. September.

Die deutschen Osttruppen kämpfen in der Gegend des Scharaflusses, der von den großen Sümpfen an Slonim vorbei zum Njemen fließt. In Riga wird das kupferne Dach der Domkirche abgenommen, damit die Deutschen kein Kupfer finden. Die Abnahme des Daches soll über 50 000 Rubel kosten, während das damit erlangte Kupfer kaum den halben Wert darstellt.

Mittwoch, 15. September.

Heute bin ich dreimal gefragt worden: Was halten Sie vom russischen Schlachtbericht? Diese Frage wird sehr allgemein sein, denn wenn der russische Bericht über die russischen Erfolge in Wolhynien und in Ostgalizien richtig ist, so handelt es sich um eine offenbare österreichische und auch teilweise deutsche Niederlage. Vom 30. August bis 12. September wollen jetzt die Russen mehr als 40 000 Gefangene gemacht haben. Das alles wird mit sehr genauen Ortsangaben vorgetragen, wobei wir allerdings nicht alle Orte finden. Auf die Frage antworte ich, daß in neuerer Zeit die Ortsmitteilungen der russischen Berichte im allgemeinen mit denen der deutschen Berichte übereingestimmt haben, daß demnach ein volles allgemeines Mißtrauen nicht am Platze ist. Unsicher sind stets die Ziffern der Verluste und Gewinne gewesen. Der österreichische Bericht sagt: Am Dnjestr und östlich von Buczacz herrschte Ruhe, an allen anderen Teilen aber unserer galizischen und wolhynischen Front kam es abermals zu schweren, für den Feind erfolglosen Kämpfen. Die Oesterreicher machten nordöstlich von Dubno neuerdings 800 Gefangene und schritten nördlich vom eigentlichen Schlachtgebiet im Wald- und Sumpfland des Styr und des Pripiatj voran.

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der Vorsitzende des Deutschen Kolonialvereins, ist in Konstantinopel eingetroffen und wurde von Enver Pascha den Truppen vorgeführt mit den Worten: Die Gegenwart des Herzogs von Mecklenburg ist das Anzeichen der Ankunft der großen deutschen Armee! Dieses Wort von der Ankunft der deutschen Armee auf dem Balkan wird überall, besonders aber in den Balkanstaaten gehört werden. Von deutscher Seite liegen ähnliche Aeußerungen noch nicht vor, die österreichisch-ungarische Regierung aber hat schon vor einigen Tagen der rumänischen Regierung mitgeteilt, daß die durch Truppenbewegungen verursachte Unterbrechung des Eisenbahnverkehrs nicht als unfreundlicher Akt angesehen werden solle.

Der deutsche Ortskommandant von Lodz sieht sich veranlaßt, vor revolutionären Umtrieben der radikalpolnischen Partei zu warnen. Er handelt damit zweifellos gleichzeitig auch im Sinne aller verständigen Polen, denn nichts könnte jetzt für die Polen schädlicher sein, als ein von vornherein ganz vergeblicher Aufstandsversuch, mag er ausgehen, von wem er immer will.

Donnerstag, 16. September.

Der österreichische Bericht besagt: Die Lage in Ostgalizien ist unverändert. Der Feind griff heute früh unsere Strypafront an, wurde aber abgewiesen. Auch in Wolhynien sind die Russen unter Heranführung neuer Truppen an zahlreichen Stellen zum Angriff übergegangen. Während bei Nowo-Aleksiniec (nördlich von Zbaraz) die Kämpfe noch andauern, wurde der Feind bei Dubno und am Stubiel-Abschnitt überall unter großen Verlusten zurückgeworfen. Der deutsche Bericht fügt nur die wenigen Worte hinzu: Wie an den vorhergehenden Tagen scheiterten russische Angriffe an den deutschen Linien. Der russische Bericht ist unklarer als an den vorhergehenden Tagen.

In der Mitte der Ostfront hat die Armee Mackensen die Stadt Pinsk erreicht und eingenommen. Jetzt fehlen weiter nördlich noch Wilna, Dünaburg und Riga. Zwischen den beiden letztgenannten Orten sind fast täglich heftige Einzelkämpfe. Artillerieschlachten an den Dünaübergängen.

Für die Engländer und Franzosen auf Gallipoli gestaltet sich die Versorgung mit Trinkwasser immer schwieriger, da jeder Tropfen zu Schiff von fern her gebracht werden muß. Wenn die üblichen Herbststürme eintreten, kann sich daraus eine große Schwierigkeit für die Angreifer ergeben.

Digitized by Google

Freitag, 17. September.

Die russische Duma ist bis 14. November vertagt worden. Damit ist für den Zaren Zeit gewonnen, sich zu den Wünschen der Mehrheit eine Stellung zurechtzumachen. Für jetzt hat der Zar jede Aenderung in der Zusammensetzung des Ministeriums abgelehnt.

Im englischen Unterhaus hat Ministerpräsident Asquith eine Rede über die finanzielle Lage gehalten, in der es heißt: Die Hauptursache des Steigens der Kriegskosten sind die Vorschüsse an die Verbündeten. Die Gesamtvorschüsse an andere Länder betragen gegen 250 Millionen Pfund (5 Milliarden Mark), womit aber keineswegs die letzte Grenze erreicht ist. Die Ausgabe für die Armee beträgt einschließlich Munition 2 Millionen Pfund täglich = 40 Millionen Mark. Der Betrag der täglichen Kriegskosten im ganzen wird wahrscheinlich nicht über 5 Millionen Pfund = 100 Millionen Mark steigen. 715 Werke mit 80 000 Arbeitern seien mit Munitionsherstellung beschäftigt. — Die Hauptfrage für den englischen Parlamentarismus ist zurzeit, ob ein Antrag auf Einführung der allgemeinen Wehrpflicht eingebracht werden soll oder nicht. Bis jetzt ist Kitchener nicht dafür, da das Werbesystem noch immer so viele Rekruten liefere, als ausgebildet werden könnten.

Nach einer vom englischen Prisengericht stammenden Uebersicht ist der Kriegsverlust an Handelsschiffen in den ersten zwölf Monaten:

Deutsche Schiffe	521	mit 1 113 000	Tonnen
England	476	„ 981 000	„
Neutrale Länder	418	„ 594 000	„
Oesterreich-Ungarn	75	„ 254 000	„
Frankreich, Rußland, Belgien	82	„ 128 000	„
Türkei	50	„ 19 000	„

Dazukommen dann die zurückgehaltenen Schiffe. Ist es nicht ein Unverstand, daß Europa sich dieser vielen Verkehrsmittel beraubt? Wir können es nicht ändern, aber man wird ja wohl noch sagen dürfen, daß in dem allem eine große wirtschaftliche Schädigung des Austauschsystems überhaupt liegt. Es wurden im Jahre 1912 in Deutschland gebaut an größeren Segelschiffen 69 mit etwa 10 000 Registertonnen brutto und größere Dampfschiffe 114 mit 344 000 Registertonnen. Daraus mag man sich ein Bild machen, welche Zeit zur Wiederherstellung nötig sein wird.

Sonnabend, 18. September.

Der Angriff auf den Brückenkopf von Dünaburg wird fortgesetzt. Die Verhältnisse vor Riga sind noch immer dunkel. Zwischen Wilija und Njemen, also etwas südlich von Wilna, wurde die russische Front an verschiedenen Stellen durchbrochen. 5400 Gefangene, der Feind im Rückzug. Auch an der Schara beginnen die Russen zu weichen. Bei Pinsk 2500 Gefangene. Wenn man keine genauere Vorstellung hat, um was für Landstriche es sich handelt, so unterschätzt man leicht diese Verfolgungskämpfe. Endlose, unübersichtliche, schreckliche Sümpfe, die der großen Mehrzahl der deutschen Soldaten völlig ungewohnt sind; geringe und überlastete Wege, tote Tiere an den Wegrändern, hilflose, ganz verelendete Flüchtlinge; Kreuze von Flüchtlingsgräbern, verbrannte Holzbrücken, kalte Nächte, Schwierigkeit in der Truppenverpflegung. Wenn dabei der Mut gut und tapfer bleibt, so ist das eine große Sache.

Sehr erfreulich ist die Nachricht, daß der russische Angriff an der Strypa in Ostgalizien zusammengebrochen ist. Der Feind räumte das Gefechtsfeld und wich an den Sereth, ging also wohl in seine früheren Stellungen zurück. Nicht ebenso günstig liegt es bis heute im wolhynischen Festungsgebiet, wo der österreichische Bericht von Kämpfen mit überlegenen russischen Kräften redet. Die österreichische Front mußte dort teilweise nach rückwärts verlegt werden.

Von der italienischen Grenze werden Artilleriekämpfe bald von dieser und bald von jener Stelle gemeldet. Der Schnee fängt schon an, den Alpenkrieg mehr in die Täler hinunterzudrängen. Alle Stimmungsberichte über die inneren Zustände in Italien sind unsicher. Man nimmt bei uns an, daß das arme Unteritalien am meisten unter dem Kriege leidet, weil der gewohnte Zuschuß der ins Ausland gehenden Wanderarbeiter wegbleibt und alle Nahrungspreise steigen.

Sonntag, 19. September.

In Rußland beginnt der Kampf zwischen Regierung und Duma. Der sozialdemokratische Abgeordnete Tscheidsen und siebzehn weitere Mitglieder der Duma sind verhaftet. Das Dumagebäude und die Bahnhöfe von Petersburg sind militärisch besetzt. Die Duma hörte das Auflösungsdekret (Vertagung oder Auflösung?) in lautloser Stille an. Ministerpräsident Goremykin ist der Ansicht, daß viele der Dumareden nur Gärung im Volke hervorrufen, während das Volk schon aufgeregt genug sei. Der Minister des Innern Schtschwebatow und andere seiner Kollegen haben sich dieser Meinung des Ministerpräsidenten gegenübergestellt, weil die Schließung der Duma die bestehende Unruhe nur vergrößern und nicht verkleinern könne. Der Dumapräsident Rodzianko will Gehör beim Zaren nachsuchen, um ihm die Notwendigkeit der Volksvertretung im Kriege darzustellen. — In den parlamentarisch erzogenen Westvölkern macht begreiflicherweise der Schritt der russischen Regierung einen unerfreulichen Eindruck. Man fragt sich, wie der Zar ohne Nikolajewitsch und ohne Duma allein durch die Brandung der Zeit marschieren will.

Im englischen Parlament gibt Abg. Thomas, der Sprecher der Arbeiterpartei und insbesondere des Eisenbahnerverbandes, die Erklärung ab, daß die Arbeiter der von ihm geleiteten Verbände im Falle der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in den Ausstand treten würden. Der Gewerkschaftskongreß, der drei Millionen Arbeiter vertritt, habe einstimmig eine Entschließung gegen die Wehrpflicht angenommen: „Ich warne Sie! An demselben Tage, an dem die Regierung die Wehrpflicht einbringt, wird die industrielle Revolution dasein.“ — Soweit wir die Sachlage von uns aus beurteilen können, bezieht sich die Agitation für allgemeine Wehrpflicht mehr auf den Zustand nach diesem Kriege als auf Erhöhung der Streitkräfte innerhalb des nächsten Jahres, da vorläufig genug Meldungen von Freiwilligen vorliegen. Die Frage wird als parteipolitische Grundfrage der Zukunft behandelt.

Gestern hörte ich von durchaus sachkundiger Seite eine Darstellung der trostlosen Lage der kleinasiatischen Armenier unter türkischer Herrschaft. Auf Grund oder aus Anlaß von Unruhen in Wan wurde von der Regierung in Konstantinopel eine gewaltsame Verpflanzung der nicht als Arbeitssoldaten verwendeten Armenier, also zumeist der Frauen, Alten und Kinder, nach Mesopotamien befohlen und in landesüblicher Weise unvollständig, aber hart ausgeführt. Viele starben unterwegs. Dabei sind eine Anzahl der armenischen Führer gehängt oder gefangengesetzt. Das Reformprogramm ist völlig verlassen. Ueber das alles hat die „Christliche Welt“ in Nr. 30 einen ausführlichen ergreifenden Bericht gebracht, der bisher in Deutschland nur wenig beachtet wurde. Es scheint, daß die übriggebliebenen Reste des armenischen Volkes nicht mehr als Gefährdung des türkischen Staates in Betracht kommen und menschliche Fürsorge verdienen. Gleichzeitig würde es wirtschaftlich klug sein, die armenischen Handwerker und Händler für die neubeginnende Wirtschaft nach dem Kriege zu erhalten, da die Neubelebung der Arbeit und des Verkehrs im türkischen Reiche sowieso eine der wichtigsten Aufgaben für unsere dortigen Bundesgenossen ist. Daß es im Kreise der Armenier untreue Soldaten gegeben hat, wird zugegeben, aber das ist nicht bei ihnen allein der Fall gewesen. Es ist sicherlich sehr schwer, jetzt während des angestrengten heldenhaften Kampfes auf Gallipoli das locker gefügte weite asiatische Reich richtig zu verwalten. Man braucht dabei gleichzeitig den osmanischen Nationalismus und eine verständige Duldung der nichtosmanischen und nichtmohammedanischen Bevölkerungsteile. Die russischen und englischen Einflüsse in den christlichen und arabischen Gebieten sind nicht zu unterschätzen. Militärisch ist die Leistung der jungtürkischen Regierung bewundernswert. Enver Pascha erklärte gegenüber dem Berichterstatter des „Berliner Tageblattes“, daß die Türken nach genauer Aufstellung über 2 Millionen Soldaten haben, während sie

Digitized by Google

selbst bei Kriegsbeginn höchstens 700 000 aufzubringen hofften. Sein Schlußwort lautete: „Es steht heute besser als vorgestern und jeden Tag besser als tags zuvor, bei uns wie bei Ihnen."

Montag, 20. September.

Wilna ist genommen! Es galt nicht als eigentliche Festung, war aber sehr stark mit Feldverteidigungen umgeben. Ein umfassender Angriff hatte vollen Erfolg. Wie weit die Umfassung reichte, ersieht man aus den Ortsangaben des Berichtes. Die Armee des Generaloberſten v. Eichhorn erreichte an der Wilija die Orte Wornjany, Smorgon und Molodeczno. Letzterer Ort liegt an der Bahn Wilna—Minsk, die dadurch bis über die Hälfte den Russen weggenommen ist. Die Armee des Prinz Leopold von Bayern erreichte nach Uebergang des Scharaflusses Dobromysl und andere Ortschaften in der Nähe der Nordsüdbahn von Wilna nach Rowno. Nördlich Pinsk ist von der Armee Mackensen die Wisliza erreicht.

Das Zurückgehen der Oesterreicher im wolhynischen Festungsgebiet wird von den Russen als täglich neuer Sieg behandelt, das österreichische Kriegspressequartier stellt aber fest, daß Dubno innerhalb des österreichischen Stellungsbereiches liegt. Damit ist alle Uebertreibung des russischen Erfolges abgewiesen, und man kann hoffen, daß in einiger Zeit auch an dieser Stelle die Russen wieder rückwärts geworfen werden, wie es zwischen Strypa und Sereth geschehen ist.

Dienstag, 21. September.

Die letzten Luftbeschießungen Londons scheinen doch mehr Schaden angerichtet zu haben, als von englischer Seite anfangs zugegeben wurde. Je mehr nun aber die Verletzungen von Menschen und Häusern kund werden, desto lauter erhebt sich der Schrei, daß London als offene Stadt nicht beschossen werden dürfe. Marineminister Balfour hat London im Unterhause als „unbefestigten Ort" bezeichnet. Demgegenüber erklärt die deutsche oberste Heeresleitung, daß London durch eine große Anzahl ständiger Befestigungswerke und eine noch größere Zahl von Feldwerken befestigt ist; außerdem aber hätten die Engländer oft genug freie deutsche Städte mit Luftbomben beworfen.

Seit gestern wird vom deutschen und vom österreichischen Oberkommando mitgeteilt, daß gemeinsam gegen Serbien vorgegangen wird. Endlich! Die deutsche Artillerie begann den Kampf vom nördlichen Donauufer gegenüber Semendria. Die Oesterreicher beschießen Belgrad. In Bulgarien ist beinahe schon Kriegsstimmung. Es eröffnet sich an neuer Stelle ein neuer Krieg.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 14. September.

Durch die Zeitungen geht die Nachricht vom Tode der Donna Laura Minghetti, der Mutter der Fürstin Bülow. Die Vorstellung einer „großen Dame" im schönen alten Sinne taucht auf, Erinnerung an ein wunderbares Bildnis in der Villa Malta in Rom von einer Frau, die in ganz seltener Weise Größe und Anmut, Ernst der geistigen Haltung mit Leichtigkeit, Glanz, gesellschaftlicher Feinheit verband, die gleich lebendige politische, philosophische und künstlerische Interessen in den großen Stil eines in sich vollkommenen und nach außen hin einflußstarken Lebens zu verschmelzen wußte. Gibt es in dem jüngeren Frauengeschlecht diesen Typus überhaupt noch? — — Oder noch nicht wieder? Wie ein schöner Schatten gleitet diese Frauengestalt in diesem Augenblick über die wilde, mächtige, unbarmherzige Weltbühne. Andere Wirklichkeiten als die, denen sie gehörte, bestimmen unser Leben und erfüllen unsere Gedanken ....

Der Bundesrat hat bestimmt, daß ausländisches Getreide nur an die Zentraleinkaufsgesellschaft zu deutschen Höchstpreisen geliefert werden darf. Das ist die Sprache der wirtschaftlichen Unabhängigkeit dem Auslande, insbesondere der Ueberteuerung durch die rumänischen Ausfuhrzölle gegenüber. Wir haben genug, um uns nicht auf jeden Preiswucher einlassen zu müssen.

Das preußische Handelsministerium hat eine besondere Gesellschaft zur Versorgung von Heimarbeitern und industriellen Unternehmungen mit Petroleum eingerichtet. Es scheint, als ob die Befreiung Galiziens unsere Petroleumvorräte nicht besonders vermehrt hat. Auf alle Fälle wird durch Sperrung des Petroleums für solche Leute, die es entbehren können und Zufuhr der Vorräte an die sonst dem Dunkel verfallenen Dörfer und Kleinwohnungen in diesem Winter besser gesorgt werden, als im vorigen.

Die Miete- und Hausbesitzfragen beschäftigen vor dem 1. Oktober wieder die Stadtparlamente. In einem Berliner Vorort protestierte die Hausbesitzerpartei dagegen, noch weiter zu Nachlässen gezwungen zu werden. Der vernünftige Vorschlag, durch eine Umlage bei sämtlichen Hausbesitzern die 25 Proz. Mietenachlaß aufzubringen, wurde selbstverständlich von den Hausbesitzerkreisen für unmöglich erklärt. So weit geht der Kriegssozialismus dort noch nicht.

Der Bericht über Lebensmittelpreise in Berlin zeigt immer noch steigende Fleischpreise (wenigstens für die meisten Sorten), aber sinkende Gemüse- und Kartoffelpreise.

Mittwoch, 15. September.

Alles arbeitet fieberhaft für die Kriegsanleihe. Sehr viele Firmen ermöglichen ihren Angestellten die Zeichnungen, indem sie das Geld vorstrecken und das Risiko für Kursverluste übernehmen. Auch städtische Verwaltungen versuchen Aehnliches, indem sie gewisse Beträge übernehmen, die der Einwohnerschaft zu noch leichteren Bedingungen für kleine Zeichnungen zugänglich gemacht werden, als sie das Reich gewährt. Ein ganzes Sparsystem baut sich auf dieser Kriegsanleihe auf.

Das Uebergangssyndikat der rheinisch-westfälischen Zechen ist beschlossen. Sämtliche bisherigen Syndikatsmitglieder und fast alle außenstehenden Zechen haben den Vertrag unterschrieben. Alle individuellen Freiheitswünsche sind zurückgestellt, um die Gesamtheit der mächtigen Kohlenindustrie vor dem kaudinischen Joch der Zwangssyndizierung zu bewahren. Merkwürdige Mischung von Sieg und Niederlage einer wirtschaftlichen Großmacht.

Charakteristische Mitteilungen des Vereins zur Fürsorge für entlassene Strafgefangene: Die Gefangenen finden nicht nur (was bei der Lage des männlichen Arbeitsmarktes sich von selbst versteht) leicht eine Arbeitsstelle, sondern sie bewähren sich auch durchweg. „Auch sie stehen unter dem Eindruck, daß während des Krieges jeder seine Pflicht tun muß."

Donnerstag, 16. September.

In Dresden hat der Kommunalverband eine Warenverteilungsstelle G. m. b. H. begründet, die Großeinkäufe machen und durch den Kleinhandel zu angemessenen Preisen an die Verbraucher absetzen soll. Schritt für Schritt wächst der Wirtschaftssozialismus.

In der Milchschwierigkeit sieht man keinen Ausweg. In Bayern versucht man es mit Butter- und Käsehöchstpreisen, um von der Verarbeitung der Milch abzuschrecken. Aber das ist bei dem Fett- und Eiweißmangel eine zweischneidige Maßnahme und trifft auch den entscheidenderen Grund für die Einschränkung der Milcherzeugung nicht: den stärkeren Anreiz zur Fleischerzeugung, der in den Verhältnissen liegt. Das milchwirtschaftliche Zentralblatt äußert darüber:

„Da die Milchproduktion schon in Friedenszeiten geradezu unrentabel erscheinen muß, so wird bei der jetzigen außerordentlichen Höhe der Fleischpreise sich die Tendenz, mehr Fleisch zu produzieren, noch unweigerlich verschärfen. Hinzukommt noch, daß die Milchproduktion infolge der Futtermittelknappheit schon sowieso zurückgegangen ist. Die herrschende Knappheit an zuverlässigen Melkern, die noch durch zahlreiche Einberufung zum Militär verschärft ist; die Weigerung der weiblichen Dienstboten, das Melken zu übernehmen; die mancherlei Seuchen, namentlich die Maul- und Klauenseuche, die neuerdings wieder unter dem Vieh wütet, müssen dahin wirken, daß die Milchproduktion noch mehr als in früheren Jahren eingeschränkt wird. Wie die Dinge liegen, wird der Landwirt im Sommer das Vieh auf die Weide treiben, und da viele Kühe

wegen der Seuchen und der schlechten Fütterung nur wenig Milch geben, so wird er sie auf der Weide einfach mästen und dabei auf die Milchleistung ganz verzichten. Dann ist er die Sorge sowohl wegen der Wartung als auch wegen des Melkens auf einmal los, und im Herbst wird er — falls ihm der Sommer günstig ist — einen guten Preis für das Mastvieh einstreichen können. Diese Aussicht besteht um so mehr, als bis dorthin die Vorräte an Schweinefleisch, die jetzt angelangt sind, sicher aufgezehrt sein werden und eine allgemeine Fleischteuerung zu erwarten steht."

Bleibt nach allem nur Rationierung in der Form, daß für Kinder die Milchernährung sichergestellt wird.

Freitag, 17. September.

Ein Reichsausschuß für die Kriegsbeschädigtenfürsorge als Hauptversammlung der einzelstaatlichen Organisationen wurde unter dem Vorsitz des Landesdirektors der Provinz Brandenburg begründet. Ueber seine Aufgaben ist noch nichts Näheres bekannt. Jedenfalls ist die Zentralisation als solche sehr gut und notwendig. Merkwürdig ist, wie wenig bei allen Fragen der Kriegsbeschädigtenfürsorge daran gedacht ist, daß meist ein sehr wesentlicher Teil dieser Fürsorge den Familien gelten muß.

In Berlin ist nunmehr auch ein Ortsausschuß zusammengetreten, der zunächst die Bereitstellung der Fortbildungs- und Fachschulen für ergänzende Berufsausbildung der Invaliden beschloß. —

Die Soldaten als Marmeladenköche schildert eine Zuschrift aus dem Felde an die Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft.

„Nordfrankreich bildet zurzeit einen ungeheuren Obstgarten. Die Bäume brechen fast unter der Last der Früchte. Da die „Fettigkeiten" nicht selten knapp zu werden beginnen, weil manche Sachen im Schützengraben verderben, so fängt man an, Aepfel und Birnen zu Suppen und Marmelade zu verwenden. Täglich sieht man unsere Feldgrauen, den jugendlicheren Teil natürlich in erster Linie, mit dem Kochgeschirr in der Hand bei der Bereitung und Verwertung des Obstes. Nur ein winziger Bruchteil des Obstes wird freilich in dieser Weise verwertet werden können, der weitaus größere Teil wird ungenutzt wie im Vorjahr verfaulen und für die Ernährung verlorengehen, wenn nicht seitens der zuständigen Behörden die Ernte des reichen Obstsegens in die Wege geleitet wird. Ueberall in den Standquartieren hinter der Front müßten Einrichtungen getroffen werden, um die ungeheuren Obstmengen zu konservieren und damit in den Dienst der Volks- und Heeresernährung zu stellen. Mehrmals in der Woche könnten nahr- und schmackhafte Suppen und Marmeladen hergestellt und damit in das Einerlei des täglichen Essens die wünschenswerte Abwechslung gebracht werden."

Sonnabend, 18. September.

Die Frau am Pfluge — immer wieder bewegt einem dies Bild die Seele wie ein größtes Symbol heimatlicher Treue und Pflichterfüllung. Wieviel hundert Pflüge werden in diesen Herbsttagen von Frauenhand über die deutsche Erde geführt!

Mühsam macht sie die weiten Schritte, die über das Maß ihres Frauenkörpers hinausgehen. Ihre blaue Schürze weht im Wind, der verwitterte Rock schlägt gegen die groben Strümpfe und die staubfarbenen formlosen Schuhe. Auf ihrem Gesicht könnte man keinen anderen Ausdruck finden als die Aufmerksamkeit der Arbeit. Ihre Seele ist bei der Spur des blitzenden Eisens in der braunen Erde, bei dem schweren Schritt des Pferdes, bei all den nahen Notwendigkeiten, denen ihre abgenutzten Glieder gehört haben, solange sie denken kann. Nicht die ungekannte Verlassenheit, die sie erfüllt, nicht das dumpfe Staunen vor den fernen Mächten, die in ihr Schicksal eingriffen, dürfen Raum gewinnen neben dem Gebot der Scholle, die ihre Saat empfangen will und dem sie folgt, wenn sie, tapfer und selbstverständlich, das Pferd aus dem Stall zieht, weil es jetzt Zeit ist zu pflügen.

Sonntag, 19. September.

Eine Kriegsanleihe-Predigt mit dem Text aus dem 2. Buch Moses: „Und Moses sprach zur ganzen Gemeinde der Kinder Israels: „Der Herr hat befohlen: Gebet von eurem Besitz eine Beisteuer für den Herrn! Jeder bringe sie dem Herrn freiwillig und mit gutem Herzen." — — Hoffentlich endigt die Geschichte auch heute mit dem schönen Satz: „Das Volk bringt mehr als nötig."

Arbeitsbeschaffung für Kriegerwitwen in der Kleinstadt scheint das schwierigste Versorgungsproblem der Hinterbliebenenfürsorge zu sein. Eine Gemeinde im Kreis Meschede von 1787 Einwohnern hatte 149 Witwen von Kriegsteilnehmern und hat, da sie nicht über Verdienstmöglichkeiten verfügte, eine große Strickwarenfabrik veranlaßt, eine Filiale dorthin zu legen, wobei sie sich Einfluß auf die Lohnbedingungen gesichert hat. In einer anderen Kleinstadt wurde eine Geschoßwerkstätte eingerichtet. Solche Maßnahmen — unter vorsichtiger Behandlung des Lohnproblems, denn es könnte eine schöne Lohndrückerei aus diesen Notständen entstehen — dürften vielfach das einzige Mittel sein, arbeitsfähigen Kriegerwitwen in den kleinen Orten zu helfen.

Montag, 20. September.

Ueber die Einnahmen der Eisenbahnen während des Krieges werden wieder Ziffern durch die preußische Eisenbahnverwaltung veröffentlicht. Danach bleiben die Durchschnittseinnahmen der Monate April bis Juli 1915 aus dem Güterverkehr nur um 1,98 v. H. zurück gegen die Einnahmen aus den gleichen Monaten des vorhergehenden Friedensjahres. Im Juli 1915 haben die Einnahmen sogar die des Juli 1914 um 2,80 v. H. überschritten und den Höchststand erreicht, den jemals die preußischen Staatseisenbahnen im Juli erzielt haben. Daran sind die Einnahmen durch Militärverkehr nur mit 7,39 v. H. beteiligt.

Ein Beweis unglaublicher Lebensenergie der deutschen Volkswirtschaft und zugleich einer Leistungsfähigkeit der Bahn, die immer mehr staunenerregend wird.

Naumann / Der Kriegszwang

I.

In der allgemeinen Wehrpflicht liegt ein gewaltiger Zwang. Sie macht den Staat zum Herrn über das höchste aller irdischen Güter, über das Leben des Einzelmenschen. Alle sonstigen Ungleichheiten sind ausgelöscht vor der einen Ordnung, daß der Kriegstüchtige auch unter allen Umständen kriegspflichtig ist. Und ob er tüchtig ist, entscheidet nicht er selbst, sondern die staatliche Aushebungskommission. Sie ist das leibhaftige Schicksal der vor ihr sich darstellenden männlichen Bürger. Ob jemand andere Ideale seines Einzellebens hat, wird gar nicht gefragt. Er muß, er soll wollen! Er ist Glied des Gesamtkörpers. Nicht darauf kommt es an, ob und wie dieser einzelne lebt, sondern daß der Staat lebt.

II.

Die Familie beugt sich vor der Staatsgewalt. Alle Familiengefühle und alle Wünsche von Eltern, Frauen und Kindern sind grundsätzlich ausgeschaltet, wenn der Kriegsruf ertönt. Sie begleiten den Sohn oder Gatten bis an die Pforten der Kaserne oder bis an den Bahnhof, auf dem der Militärzug wartet, dann aber sind sie in den Hintergrund geschoben, und Männer, die sonst kaum auf Wochen die Ihrigen verlassen, gehören von da an in eine andere Welt. Der Staat übernimmt es, im Bedürfnisfall Kriegsunterstützung an die Daheimgebliebenen zu zahlen, damit sie ihre Lebensnotdurft haben, aber darüber hinaus ist alle Versorgungspflicht erloschen. Es darf keiner vortreten und sagen, daß er der Familie mehr dienen wolle als dem Staat.

III.

Auch die Arbeit beugt sich vor der staatlichen Militärgewalt. Der Staat zwar kann einen Mann für unabkömmlich erklären und in seiner Arbeit belassen, wenn er die Arbeit für kriegsnotwendig ansieht, aber der Mann selber hat keine Entscheidung darüber, ob für ihn die Gewerbearbeit wichtiger ist

als der Krieg. Er darf nicht rufen, daß er sein begonnenes Lebenswerk erst beendigen will, denn er hat aufgehört, der Gestalter seines Daseins zu sein. Ihn hat der Staat.

IV.

Und auch innerhalb des Heeres ist kein einzelner der Schöpfer seines Tuns. Er kann sich zwar zu besonderen Diensten und Gefahren anbieten, aber er muß warten, ob man sein Angebot annehmen will oder nicht. Er steht auf und legt sich nieder, marschiert oder ruht, trägt, schleppt, wartet, schießt, wie es ihm befohlen wird. Oft möchte er gern an einer anderen Stelle in anderer Weise dienen, aber sein Wünschen ist nur wie Wasser, das vorüberfließt. Er trägt Uniform, hat Stiefel und Waffen aus dem öffentlichen Vorratshaus und verzehrt, was von der Regimentsküche gekocht wird. Ob es ihm schmeckt oder nicht, er ist Soldat.

V.

Noch nie in aller Menschengeschichte sind so viele Menschen so abhängig gewesen, wie jetzt im großen Kriege. Diese Abhängigkeit ist es, gegen die sich der englische Volksgeist wehrt, wenn er sich vor der allgemeinen Wehrpflicht sträubt. Das Volk der Einzelmenschen fürchtet sich davor, ein Massenvolk zu werden. Er fühlt, daß mit der allgemeinen Wehrpflicht ein Zwang verbunden ist, der seine gesamte bisherige Lebens- und Weltanschauung erdrückt. An die Stelle eines lockeren Staates, der nur für Rechte und Sicherheit zu sorgen hat und sich sonst so wenig fühlbar machen soll als möglich, tritt ein fester, herrischer, gewaltiger Staat, der der Mutter den Sohn nimmt und dem Handwerk den Meister oder Gesellen. Einen solchen Staat abzuwehren, war der Inhalt der englischen Geschichte seit Jahrhunderten. Und nun meldet er sich doch: der Zwangsstaat überwältigt auch die, die ihn aus der Welt werfen wollten.

VI.

Der bloß liberale Staat hat nicht die Kraft, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, wenn er nicht von der Demokratie gegessen hat. Die allgemeine Wehrpflicht ist ein demokratischer Gedanke, denn nur die Demokratie schafft einen Zwang für alle. Rein monarchische, despotische Staaten bringen es vielleicht bis zu einer allgemeinen Wehrpflicht der Unterworfenen und Abhängigen, aber nicht leicht zum Militärzwange für alle Klassen der Gesellschaft. Darum entstand auch die Idee der allgemeinen Wehrpflicht in der französischen Revolution und wurde in Preußen zuerst von denen aufgenommen, die bereit waren, von den Männern der Volkserhebung zu lernen. Der Widerspruch gegen die Gleichheit vor der Kriegsgewalt des Staates hat in jenen Zeiten vor hundert Jahren nicht in der Unterschicht sich gefunden, sondern, soweit er vorhanden war, bei den besser gestellten, bevorzugten Klassen. Daß sie sich mit der allgemeinen Wehrpflicht abgefunden haben, ist ein Beweis, daß sie bereit waren, sich zum Volk rechnen zu lassen. Einige Extrarechte sind ja dabei auch übriggeblieben.

VII.

Die Demokratie für sich allein aber bringt auch noch keine allgemeine Wehrpflicht zustande, wenn sie nicht von der Herrschaftsgewohnheit der Monarchien geleitet wird. Alle großen Volksheere haben etwas Cäsarisches, Napoleonisches an sich, eine Mischung von Demokratie und Kaisertum, weil die Heereseinrichtung auf Befehl und Gehorsam beruht. Dabei werden die beiderseitigen Grenzen von Demokratie und Monarchie im Heer immer etwas strittig und flüssig sein. Formell hat der Monarch oder Oberbefehlshaber alle Rechte, und die Masse hat nur Pflichten, sachlich aber kann kein Monarch Millionen von bewaffneten Menschen vorwärts treiben, wenn sie nicht selber wollen. Bis in alle Einzelhandlungen des Heeres hinein kann man den Doppelcharakter verfolgen, der in den Worten Befehl und Wille liegt.

VIII.

Der Wille zum Zwang ist das Geheimnis des Kriegsgeistes. Dieser Wille würde nie entstehen, wenn man jeden einzelnen in einer abgeschlossenen Zelle für sich seine Entscheidung treffen ließe, denn dann würden die berechtigten und unberechtigten Einzelwünsche, der Trieb zum Einzelleben, zur Familie, zur gewohnten Arbeit, zur Fortsetzung des Alltages, so eindringlich sein, daß nur eine gewisse Zahl innerlich sehr geförderter Menschen den Staatsgedanken über das alles setzen würden. Daß es solche Einzelmenschen zahlreich gibt, beweisen die Freiwilligen und die aus dem fernsten Ausland unter vielen Gefahren herbeieilenden Volksgenossen, aber auch bei ihnen wirkt schon die Kriegsbewegung der sich erhebenden Gesamtseele mit. Diese gemeinsame Seelenbewegung ist es, die den ungeheuren Zwang nicht nur erträglich macht, nein, die ihn geradezu begründet und fordert.

IX.

Der Wille zum Kriegszwang ist ein wunderbares seelisches Erlebnis. Er enthält bei vielen Menschen eine sehr große Selbstüberwindung, denn ihre Natur ist von Unterordnung, Abhängigkeit und Einfügung weit entfernt. Dazukommt, daß auch die Befehlsgewalt gar nicht auf persönliche Empfindsamkeiten oder Schwächen Rücksicht nehmen kann oder mag. Wer sich in den Kriegsdienst stellt, weiß von vornherein, daß er im Krieg an manchem Tage murren wird, er geht aber doch, denn der Wille ist so stark, daß er nicht nur den Hauptentschluß faßt, sondern auch die Nebenbelastungen mit in Kauf nimmt. Wer nur von außen her gezwungen wird, ist ein schlechter Soldat. Erst wer sich selbst in Zucht nimmt, hilft zum Sieg.

X.

Es ist eine ungeheure Aufgabe für die Heerführer, Offiziere und auch Unteroffiziere, so viele Menschen unter sich zu haben, die auf eigenen Willen verzichten müssen. Das würde für sie gar nicht auszuhalten sein, wenn sie sich mit diesen Untergebenen nicht im Grunde innerlich verbunden wüßten. Im schweren Einzelfall müssen sie zwar den entgegengesetzten Einzelwillen brechen und Gehorsam gewaltsam herbeiführen, der nicht freiwillig dargebracht wird, aber mehr als Einzelfälle dürfen das gar nicht sein, wenn sie nicht selbst Schiffbruch leiden sollen. Sie können gar nicht anders, als auf die Mitwirkung der Soldaten rechnen. Manchen von ihnen gelingt es vortrefflich, diese Mitwirkung zu wecken und zu verdoppeln, aber auch wenn diese besondere Fähigkeit nicht so vorhanden ist, wie es gewünscht werden muß, bleibt beiderseits im Unterbewußtsein etwas davon übrig, daß sie alle, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, einem großen Ziele dienen. Nur auf dieser Grundlage können es Menschen wagen, andere Menschen bis an den Tod zu zwingen.

XI.

Der Staat ist die große Organisation des Zwanges. Er erzwingt im gewöhnlichen Gang der Dinge die gewöhnliche Pflichterfüllung, er erzwingt aber in außerordentlichen Geschichtsverhältnissen das Außerordentliche. Dadurch erst erhebt sich der Staat auf seine ganze gewaltige und gefährliche Höhe. Nie ist er größer, als wenn er kämpft. Um aber so erhaben

Digitized by Google

und übermenschlich auftreten zu können, muß der Staat vorher in Friedenszeiten menschlich gewesen sein. Wo es daran gefehlt hat, gibt es Lücken im Kriegszwang. Der Staat sind wir alle. Im Krieg lernt der Staat, wie er sein sollte.

XII.

Es rauscht der Krieg und ruft immer neue Männer. Wir sehen sie abmarschieren und senden ihnen unsere Grüße nach. Wie wird es euch da draußen gehen? Werdet ihr heimkehren, und wie werdet ihr dann sein? Die Musik bläst die Gedanken hinweg, aber später melden sie sich doch wieder. Dann denken wir an das mächtige Müssen, das in diesen Männern den Geist der Treue hervorruft. Sie sind vom großen Wirbel erfaßt, vom Staatsgedanken gebunden, sie wissen, daß der Zwang unvermeidlich ist, und weil sie das wissen, so wollen sie den Zwang. Sie gehen nicht, weil es ihnen befohlen wurde und weil die Strafe hinter dem Unwilligen einherschreitet, sondern sie gehen, weil sie Volk sind, Teile der Macht, Helfer der Zukunft. Und die Heimat läßt sie gehen, weil auch die Heimat den Zwang als Pflicht, als Lebensnotwendigkeit begriffen hat.

E. Engelhardt / Die Deutschamerikaner und Wilson 1916

Die Vorbereitungen für die amerikanische Präsidentenwahl 1916 sind im Gange. Wilsons Aussichten auf Wiederwahl hatten sich schon vor dem Kriege sehr verschlechtert, und seit August 1914 sind sie noch geringer geworden. 1912 wurde er gewählt, weil die Deutschamerikaner, welche zu etwa 80—90 Prozent für ihn stimmten, den Ausschlag gaben. Sonst säße heute Roosevelt im weißen Hause. Das „Fatherland" in Neuyork fragte bei sämtlichen deutschamerikanischen Zeitungen Nordamerikas an, wie sie, beziehungsweise die Stimmung in ihrem Leserkreise zu einer Wiederwahl Wilsons stünden. Die antwortenden 208 Zeitungen haben an Lesern 2 110 355 Wähler hinter sich, von denen 1912 1 161 720 für Wilson stimmten. Heute würden nach dem Ergebnis der Umfrage höchstens 91 600 den gegenwärtigen Präsidenten wiederwählen. Diese Blätter vertreten alle Schattierungen amerikanischer innerer und äußerer Politik in allen Staaten der Union, Blätter für Stadt und Land, Arbeiterschaft, Familie, religiöse, Fach- und Vereinszeitschriften. So ist mit Recht anzunehmen, daß wirklich die Stimmung der auf diesem Wege erreichbaren Deutschamerikaner echt und ungeschminkt zum Ausdruck gelangt. Die Fragen lauteten: Unterstützten Sie Woodrow Wilson 1912? Würden Sie ihn unterstützen, wenn jetzt eine Wahl stattfinden sollte? Werden Sie ihn unterstützen, wenn er bis 1916 seine Politik grundsätzlich ändert? Glauben Sie, daß Wilson ehrlich versuchte, die Neutralität zwischen uns und Deutschland durchzuführen und die Interessen der Vereinigten Staaten in der gegenwärtigen internationalen Krisis zu schützen? Wenn ja, glauben Sie, daß er Erfolg gehabt hat? Sind Sie für ein Ausfuhrverbot auf Waffen als Maßregel gegen Englands Blockade unseres Handels? Sind Sie für ein Verbot der Waffenausfuhr aus ethischen Gründen? Wie ist an Ihrem Wohnsitze die Stimmung unter den amerikanischen Bürgern nichtdeutscher Abstammung?

Von den 208 Zeitungen antworteten 120, daß sie 1912 Wilson unterstützt hätten, davon wieder sagten 108, sie würden ihn nicht wieder fördern. Nur 12 von allen stehen weiterhin auf seiner Seite, 2 lehnten eine Antwort auf die Frage ab, und 12 erklärten sich als politisch parteilos. 182 aber versicherten unbedingte Gegner Wilsons zu sein. Wilson verlor also durch die Art seiner Amtsführung 1 070 120 deutschamerikanische Stimmen, das sind 92 Prozent derer, die aus diesen Kreisen 1912 für ihn stimmten, und nur 8 Prozent seiner einstigen Anhänger sind ihm heute, nach drei Jahren, noch treu. Und für 1916 lautet die Antwort: die 12, welche ihn heute unterstützen würden, sind die einzigen, welche ihn auch 1916 wiederwählen wollen, mag da kommen, was mag, 8 lehnen eine Antwort ab und 20 wären für ihn zu haben, wenn er seine Politik grundsätzlich ändern wollte. Für 1916 muß Wilson also unter allen Umständen mit einem sicheren Verlust von 66 Prozent der deutschamerikanischen Stimmen rechnen, die er 1912 noch auf seine Rechnung schreiben konnte. Und das allein schon kann ihm den Präsidentenstuhl kosten, wenn man gar nicht in Betracht zieht, daß in den demokratischen Reihen die Stimmung durchaus nicht einheitlich für ihn ist. Man denke an die unzufriedenen Clarkdemokraten; außerdem hat sicherlich die republikanische Partei aus dem Gang der Ereignisse neue Kraft und Sammlung gezogen, zumal Roosevelts „Progressives" immer mehr zusammenschmelzen und meistens in die republikanischen Reihen, denen sie entstammen, zurücktreten.

Die 66 Prozent Stimmenverlust aus den Deutschamerikanern sind aber bestimmt zu niedrig angesetzt, denn wo sollte Wilson „grundsätzliche Aenderungen" in seiner Politik eintreten lassen? Dazu ist er viel zu viel Charakter und viel zu wenig Opportunist, wie er in seiner berühmten Indianopolis-Rede letzten November eigentlich deutlich genug gesagt hat, wo der Präsident sich den, für amerikanische Parteiverhältnisse eigentlich unerhörten Satz leistete: „Wenn die demokratische Partei glaubt, daß sie ein Endziel für sich sei, so stehe ich auf und widerspreche. Sie ist nur ein Mittel zum Zweck." Allein solche Worte kosten Wilson viele Stimmen. Wenn er, da keine grundsätzlichen Aenderungen seiner Politik zu erwarten sind, 1916 noch 15 bis 20 Prozent seiner einstigen deutschamerikanischen Wähler von 1912 auf sein Konto zählen kann, wird es viel sein.

Die Gründe liegen einmal in seiner Neutralitätspolitik. Von den 208 antwortenden Zeitungen glauben 45, daß er ehrlich versuchte, die Neutralität durchzuführen. Freilich haben die meisten eine ganz andere Auffassung von Neutralität als Wilson. Mit seiner einstigen Proklamation wären sie wohl einverstanden, wenn sie durchgeführt worden wäre. Aber diese zweideutige Handhabung der sehr eindeutigen Erklärung vom August 1914 findet bei den meisten Deutschamerikanern entschiedenen Widerspruch. 154 Zeitungen äußern sich, daß Wilson weder versucht habe, ernstlich die Neutralität zu erhalten noch die amerikanischen Interessen zu schützen. 4 konnten nicht klar sehen, ob er „wirklich nach bester Kraft und Wissen gehandelt" habe. 5 wollten nicht antworten, davon 4 mit dem Bemerken, sie hielten es für unklug, des Präsidenten Haltung im gegenwärtigen Augenblick zu kritisieren.

Ob es Wilson gelang, die Neutralität durchzuführen und die amerikanischen Interessen zu schützen? Von den 45, welche ihm den Versuch glauben, gestehen ihm nur 12 Erfolg zu. Viele dagegen behaupten, er habe nur insofern Erfolg gehabt, als er die Alliierten unterstützte. Anders gesagt: Fast 95 Prozent der deutschamerikanischen Zeitungen, welche ungefähr 2 Millionen Wähler vertreten, halten Wilsons Politik für einen entschiedenen Fehlschlag.

184 Zeitungen von den antwortenden 208 fordern unbedingt ein Ausfuhrverbot auf Waffen und jede Art Kriegsmaterial. Nur 20 sind dagegen, vier antworten nicht. Also 84 Prozent fordern als Maßregel gegen Englands Schädigung des amerikanischen Handels ein Ausfuhrverbot. Interessant ist die Stellung der deutschamerikanischen Presse zu einem Ausfuhrverbot aus ethischen Gründen; nur 178 sind aus diesem Grunde dafür. Sechs, welche ein Ausfuhrverbot als Gegenmaßregel gegen Englands Knebelung amerikanischen Handels wünschen, erklären, der ethische Gesichtspunkt komme bei ihnen gar nicht in Frage. Andere wiederum waren für eine Gegenmaßregel nicht zu haben, forderten jedoch aus ethischen Gesichtspunkten das Verbot. Nur einer erklärte, Waffenausfuhr sei eine reine Geschäftssache und nur als solche zu behandeln. 20 Blätter waren weder aus ethischen noch aus anderen Gründen dafür zu haben. Ein hoher Prozentsatz der Antworten betrachtet jede Ausfuhr von Kriegsmaterial an irgendein kriegführendes Land als eine Verletzung des Geistes der Neutralität, den Wilson in seiner bekannten Proklamation von allen Amerikanern forderte.

Für uns besonders interessant ist die Antwort der 208 deutschamerikanischen Blätter auf die Frage nach der Stimmung in ihrem Wohnort unter den amerikanischen Bürgern nichtdeutscher

Digitized by Google

Abkunft. 70 berichten von geteilter Meinung, 40 von entschiedener Begünstigung eines Ausfuhrverbotes, 22 eine ausgesprochen deutschfreundliche Haltung, nur 4 reden von bestimmt deutschfeindlicher Stimmung. Dem stehen vier gegenüber, die eine auffallende englandfeindliche Haltung feststellen, nur vier berichten von Gegnerschaft gegen das Ausfuhrverbot. 6 erwähnen ausdrücklich Stimmung für Wilsons Waffenausfuhrpolitik, 16 dagegen. Nur einer weiß von völliger Gleichgültigkeit zu berichten, ein anderer sagt, die Leute in seiner Umgebung „wollen den Krieg sofort beendet sehen, sonst nichts".

Wir stellen das Ergebnis, daß uns sehr interessieren dürfte, noch einmal übersichtlich in trockenen Zahlen zusammen.

I.

	ja	nein	parteilos	unbeantwortet
Unterstützten Sie Wilson 1912? . .	120	78	6	4
Würden Sie ihn heute unterstützen?	12	182	12	2
Würden Sie ihn 1916 unterstützen?	12	168	0	8

(20 gaben an, sie würden Wilson 1916 unterstützen, wenn er seine Politik grundsätzlich änderte.)

II.

	ja	nein	unbeantwortet
Sind Sie für Waffenausfuhrverbot als Gegenmaßregel gegen Englands Knebelung des amerikanischen Handels? . . .	184	20	4
Aus ethischen Gründen?	178	20	10

III.

	ja	nein	fraglich	unbeantwortet
Glauben Sie, Wilson suchte ehrlich die Neutralität aufrechtzuerhalten?	45	154	4	5
Glauben Sie, daß er Erfolg hatte?	12	154	41	1

Es sind auch schon neue Sterne am amerikanischen Präsidentenhimmel aufgestiegen, von denen Senator Borah, einer der Hauptgegner Wilsons, der ihm auch anläßlich seiner Indianopolis-Rede scharf entgegnete, wohl die meisten Aussichten hat. Von Roosevelt wird es immer stiller. Für uns Deutsche kommt ja die Wirkung der Präsidentenwahl 1916 erst und hoffentlich schon im Frieden in Betracht, und da kann sie für die Verständigung mit Amerika außerordentlich wichtig werden.

Eugen Löwinger / Der zukünftige Handel mit Rußland

Ueber die Gestaltung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse zu Oesterreich-Ungarn ist bereits eine ganze Literatur entstanden. In Broschüren, Zeitungsartikeln und sogar in Form von Büchern sind die namhaften Probleme bearbeitet, die einer Erledigung bedürfen, soll die militärische und politische Verbrüderung der beiden Staaten auch auf wirtschaftlichem Gebiete zum Ausdruck gelangen.

Unmittelbar nach diesen Erörterungen kommt, was Umfang und Interesse betrifft, die Behandlung der wirtschaftlichen Fragen mit unserem östlichen Nachbarn. Zumeist wird bei der Betrachtung dieses Fragenkomplexes von der Voraussetzung ausgegangen, daß der Haß und die Abneigung gegenüber allem, was deutsch ist, auch viele Jahre nach dem Kriege in Rußland anhalten wird. Demgegenüber ist vor allem zu bemerken, daß sich mit Politik in Rußland nur die Oberschicht abgibt. Diejenigen Bevölkerungsschichten, die für den Geschäftsbetrieb zumeist in Frage kommen, sind politisch gleichgültig. Beim Import wie bei der Exportbewegung wird das nationale Moment kaum irgendeinen Einfluß ausüben können, es sei denn, daß Maßnahmen regierungsseitig angeordnet und durchgeführt werden, die einen Geschäftsverkehr mit Deutschland überhaupt gänzlich unterbinden sollen. So radikale Maßregeln sind aber nicht zu erwarten. Denn Deutschland ist stets einer der besten Abnehmer für russische Produkte aller Art gewesen, und wenn auch die Regierung nach dem Kriege dem russischen Wirtschaftsleben eine andere Richtung geben wollte, so ist nicht zu vergessen, daß die Gestaltung des Rubelkurses von der Größe und den Werten der von Rußland ausgehenden Waren abhängig ist. Nur wenn Rußland sich im Auslande genügend große Guthaben sichern kann, ist es in der Lage, seine Währung auf ein halbwegs normales Maß zurückzuführen oder zu belassen.

Wie sollte es auch den russischen Geschäftskreisen möglich sein, von heute auf morgen den Exportverkehr derartig zu organisieren, daß die Staaten des Vierverbandes an die Stelle Deutschlands treten können! Die geographische Lage dieser Länder ist derart, daß der russische Exporteur sofort mit höheren Transportkosten und höheren Auslagen für Versicherung rechnen muß, als bei seinen Kalkulationen für deutsche Abnehmer. Ferner ist sehr die Frage, ob die russischen Produkte in diesen Ländern jene Preise erzielen können, die in Deutschland ohne weiteres bezahlt werden. Und schließlich und nicht minder bedeutend ist die Erwägung, ob in Frankreich, England und Italien jene Anpassungsfähigkeit für die russischen Marktverhältnisse aufzubringen sein wird, die bisher deutscherseits dem Geschäfte mit Rußland sein Gepräge gegeben hat. Denn alle Initiative, die bisher in den russisch-deutschen Geschäftsentwickelungen festzustellen ist, liegt bei den Deutschen.

In dem Augenblick also, wo nachgewiesen erscheint, daß Rußland ohne seine Ausfuhr nach Deutschland kaum florieren kann, ist bereits die Grundlage gegeben für die Aussichtslosigkeit aller Bestrebungen, die Einfuhr deutscher Produkte nach Rußland hintanzuhalten. Rußland könnte seine Märkte den deutschen Erzeugnissen unter keinen Umständen verschließen.

Gestalten sich somit die Dinge nach dem Kriege beinahe so wie zuvor, so ist es sicher, daß, wie es den Deutschen bisher gelungen ist, die Konkurrenz in industriellen Erzeugnissen erfolgreich zu bekämpfen, dies auch nach dem Kriege sicher der Fall sein wird. Denn auch bisher ist die Macht der deutschen Industrie ihr nicht etwa zugefallen, weil die Gestaltung der Dinge in Rußland ihr dazu verholfen hat, sondern die Eigenschaften des deutschen Kaufmannes, die ihm auch in anderen Ländern Erfolge im Ausfuhrhandel verschafft haben, haben die erfreulichen Resultate in Rußland gezeitigt.

Der deutsche Kaufmann hat es sich nicht verdrießen lassen, wiederholt selbst seine Kunden aufzusuchen oder seine Reisenden nach Rußland zu senden. Er hat sich den Wünschen der russischen Abnehmer angepaßt, er hat seine Preise in Rubeln offeriert, er hat Kredit gegeben, er hat gute und preiswerte Ware geliefert, er hat es zuwege gebracht, mit seinen Kunden auf russisch zu sprechen, und schließlich hat er seine Leistungsfähigkeit durch die zur Verfügung stehenden billigen Land- und Wasserwege noch weiter verbreitert.

Alle diese Momente sind natürlich nach dem Kriege ebenso vorhanden, wie sie vor dem Kriege dagewesen sind.

Alle Befürchtungen also, die nach der Richtung geäußert werden, daß uns das russische Absatzgebiet in irgendeiner Form nach dem Kriege geschmälert werden könnte, stellen sich als unbegründet dar. Gewiß wird der deutsche Kaufmann viel Arbeit, Mühe und Sorgen haben, bis er sein russisches Ausfuhrgebiet wieder auf diejenige Höhe gebracht hat, wie vor dem Kriege. Wir aber können dessen sicher sein, daß es in verhältnismäßig kurzer Zeit der deutschen Kaufmannschaft gelingen wird, die alte Position im russischen Geschäftsleben wiedereinzunehmen.

Heinz Potthoff / Die Bundesratsverordnung gegen Wucher

Wenn man das merkwürdig laue Verhalten der gerichtlichen und Verwaltungsbehörden gegenüber der allgemeinen Preistreiberei und Wucherei verstehen will, so muß man berücksichtigen, daß im ersten Kriegsjahr die wichtigste Wirtschaftsaufgabe das Durchhalten mit den vorhandenen Vorräten war. Deswegen sah die Regierung eine Verteuerung der Lebenshaltung zunächst gar nicht so ungern, weil sie ein Zwang zur Sparsamkeit und ein Anreiz für Produktion

Digitized by Google

und Einfuhr war. Bald aber mußte man aus sozialen Gründen zu einer anderen Art der Sparsamkeit kommen: der Beschlagnahme und amtlichen Verteilung der wichtigsten Nahrungs-, Futtermittel und Rohstoffe. Damit entfiel jeder soziale Nutzen der Teuerung. Noch bedeutsamer ist, daß die Vorratssicherung erreicht ist. Wir wissen, daß wir noch jahrelang auskommen können. Jetzt handelt es sich darum, daß auch die Minderbemittelten die ihnen zukommende Menge an Nahrungsmitteln kaufen können und daß möglichst wenig Benachteiligung einer Volksschicht durch eine andere eintritt. Deswegen hat mit der Wende des Kriegsjahres eine Reihe von scharfen Maßregeln gegen unberechtigte Preistreiberei eingesetzt.

Nachdem zuerst das Generalkommando in München eine Strafvorschrift erlassen, sind verschiedene andere Verwaltungen gefolgt, und unter dem 23. Juli 1915 ist eine Verordnung des Bundesrats ergangen, die wohl zu einer Hebung der Geschäftsmoral wirken kann, wenn sie richtig und kräftig angewandt wird. Das neue Gesetz enthält zweierlei: eine Enteignungsbefugnis für alle Gegenstände des täglichen Bedarfs und scharfe Strafen für allen Wucher mit Gegenständen des täglichen und des Kriegsbedarfs.

Bisher konnten nur solche Waren, für die Höchstpreise festgesetzt waren, zu diesen Höchstpreisen enteignet werden. Jetzt können alle „Gegenstände des Tagesbedarfs, insbesondere Nahrungs- und Futtermittel aller Art sowie rohe Naturerzeugnisse, Heiz- und Leuchtstoffe", die vom Eigentümer zur Veräußerung erzeugt oder erworben sind und zurückgehalten werden, durch Anordnung der Landesbehörde zu angemessenem Preise an andere übertragen werden. Die preußische Ausführungsanweisung erklärt es als „im allgemeinen Interesse liegend, wenn das Enteignungsverfahren gegebenenfalls rücksichtslos angewandt wird", und fordert die örtlichen Verwaltungsbehörden auf, jeden Fall „unverzüglich, nötigenfalls telegraphisch" der zuständigen höheren Behörde zu melden.

Die Strafvorschrift setzt Gefängnis bis zu einem Jahre oder Geldstrafe bis zu 10 000 Mark oder beides fest. Ihr unterliegt in erster Linie, wer für Gegenstände des täglichen Bedarfs sowie des Kriegsbedarfs „Preise fordert, die unter Berücksichtigung der gesamten Verhältnisse, insbesondere der Marktlage einen übermäßigen Gewinn enthalten". Diese Bestimmung tritt neben das allgemeine Strafgesetz. Es braucht kein Wucher im Sinne des § 302 R.St.G. vorzuliegen, weder ein gewerbsmäßiges Verhalten, noch die Ausnutzung einer Notlage des Gegners, noch ein besonderes Mißverhältnis zwischen Leistung und Gegenleistung, auch nicht eine betrügerische oder sonst im Sinne der Strafgesetze unlautere Handlungsweise. Es genügt die Erzielung eines „übermäßigen" Gewinnes. Allerdings ist auch dieser Begriff sehr dehnbar, namentlich durch die Bezugnahme auf die „Verhältnisse", die inzwischen recht unsozial geworden sind. Eine Reihe von Zuckerfabriken, Mühlen und anderen Aktiengesellschaften aus der Nahrungsmittelbranche haben für 1914/15 Gewinne von 20—30 Prozent verteilt. Man darf annehmen, daß der tatsächliche Gewinn bei normalen Abschreibungen noch um 10 Prozent höher ist. Wenn man solche Gewinne an notwendigen Lebensmitteln nicht nur im Frieden, sondern auch im Kriege als mäßige und berechtigte ansieht, dann dürfte das neue Gesetz ein Schlag ins Wasser sein, höchstens könnte es noch weiteren Steigerungen der Preise einen Riegel vorschieben. Seinen Zweck erfüllt es aber nur, wenn es die bereits übermäßig hohen Preise herabdrückt und die Unternehmungen mit 30 Prozent oder mehr Reingewinn zwingt, allgemein ihre Preise zu ermäßigen.

Gleiche Strafe trifft den, der Gegenstände des täglichen oder Kriegsbedarfs, „die von ihm zur Veräußerung erzeugt oder erworben worden sind, zurückhält, um durch ihre Veräußerung einen übermäßigen Gewinn zu erzielen". Wieder der Begriff des übermäßigen Gewinnes und eine nicht glückliche Fassung. Der Sinn muß negativ sein, daß sich strafbar macht, wer sich weigert, seine Vorräte mit einem mäßigen Gewinn zu verkaufen, so wie es in der Verfügung des I. bayerischen Armeekorps heißt: „Wer als Verkäufer von Gegenständen des täglichen Bedarfs, ohne genügenden Entschuldigungsgrund, solange seine Vorräte reichen, einem Käufer die Abgabe seiner Verkaufsgegenstände gegen Bezahlung verweigert".

Am wichtigsten scheint mir die dritte Strafbestimmung gegen denjenigen, der, „um den Preis für Gegenstände der bezeichneten Art zu steigern, Vorräte vernichtet, ihre Erzeugung oder den Handel mit ihnen einschränkt oder andere unlautere Machenschaften vornimmt". Denn hier ist als Absicht nicht ein übermäßiger Gewinn oder eine unberechtigte Preissteigerung verlangt, sondern es genügt jede Preistreiberei. Und es wird hier das Einschränken des Angebots als eine unlautere Machenschaft bezeichnet, die mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft werden kann — die bestraft werden muß, denn wir haben das Legalitätsprinzip, nach dem der Staatsanwalt nicht erwägen kann, ob er einen Verstoß gegen das Gesetz verfolgen soll, sondern jede ihm bekanntwerdende Uebertretung verfolgen muß. Hier spricht das Gesetz eine neue Geschäftsmoral aus, denn im Frieden ist die künstliche Einschränkung des Angebots durch Zurückhalten der Vorräte, durch Einschränkung der Erzeugung, durch Vernichten eines Teiles des Erzeugten eines der gebräuchlichsten Mittel, um die Preise rentabel zu machen und damit das einzige Ziel der Wirtschaft, einen möglichst hohen Gewinn zu erreichen. Dieses Mittel ist auch im Kriege vielfach angewandt worden. Mit dem Tage der Mobilmachung entstand eine allgemeine Warenknappheit, teils weil viele Leute angstvoll kauften, als stände eine Belagerung vor der Tür, hauptsächlich aber, weil die meisten Besitzer ihre Vorräte vom Markte zurückzogen, um an den sicher zu erwartenden Preissteigerungen zu profitieren. Bauernvereine haben die Milchlieferung nach bestimmten Städten vorübergehend eingeschränkt, damit die Milchhändler dort eine geplante Preiserhöhung leichter durchsetzen konnten. In der Umgebung von Großstädten ist ein Teil des reichlich gewachsenen Gemüses untergepflügt worden, weil die Händler es nicht abnahmen, um sich nicht die Preise zu verderben. Die Kartellpolitik beruht in der Hauptsache auf einer Anpassung der Produktion an den Bedarf, d. h. auf der Hochhaltung der Preise durch Beschränkung der erzeugten Menge. Alle solche Maßnahmen sind künftig strafbar, und es ist ausdrücklich noch festgesetzt, daß jeder, der „an einer Verabredung oder Verbindung teilnimmt, die eine Handlung der vorerwähnten drei Arten zum Zwecke hat", der gleichen Strafe verfällt.

Damit wird die Axt an die Wurzel der Verteuerungspolitik gelegt. Während bisher jeder Aufschlag damit begründet wurde, man habe teuer gekauft, habe erhöhte Unkosten und müsse doch auch verdienen, wird dieser Lawine jetzt Einhalt geboten und der Grundsatz aufgestellt: daß auch mit geringerem Verdienste, ja sogar ohne Verdienst geliefert werden muß, solange überhaupt geliefert werden kann.

Digitized by Google

Wenigstens kann und sollte das Gesetz so ausgelegt werden. Es ist Sache der organisierten Verbraucher, eine solche Auslegung zu erzwingen. Das deutsche Volk als Verbraucher hat seine Pflicht im ganzen verständig erfüllt und damit den Aushungerungsplan vereitelt. Landwirtschaft, Gewerbe und Handel haben Ausgezeichnetes geleistet in der Herbeischaffung der nötigen Vorräte. Aber sie haben sich nur teilweise bemüht, diese Vorräte dem Volke so billig wie möglich zur Verfügung zu stellen. Gewiß ist die Lage vieler Geschäftszweige schwierig, und auf die Dauer kann nicht unter Selbstkosten geliefert werden. Das verlangt auch niemand. Aber es muß anerkannt werden, daß auch im Geschäftsleben das Gesamtinteresse über dem Einzelvorteile stehen muß. Und es dürfen die Verkäufer von Waren zur Erhöhung ihres Nutzens nicht Mittel anwenden, die der Gesamtheit schädlich sind — genau so, wie heute die Arbeiter nicht streiken dürfen, um eine an sich wohlbegründete Lohnsteigerung zu erzwingen. Die Arbeiter haben diese sittliche Forderung erfüllt; nun ist es an den anderen!

Zielke und Kuczynski / Hafer und Gerste

I.

Der Artikel in Nr. 33 der „Hilfe" „Die neuen Höchstpreise für Getreide" beschäftigt sich hauptsächlich mit den Preisen für Hafer und Gerste und erklärt deren Höhe für ungerechtfertigt. Darauf erlaubt der Unterzeichnete sich folgendes zu entgegnen.

Ein gerechtes Urteil darüber, welche Preise für Getreide angemessen sind, abzugeben, ist unmöglich, weil es uns an einem geeigneten Maßstab dafür fehlt. Die Produktionskosten zu berechnen, ist schon in normalen Friedensjahren unmöglich, denn dazu sind innerhalb eines so großen Gebiets wie des Deutschen Reichs die Verhältnisse in bezug auf die maßgebenden Faktoren: Klima, Boden, Kulturzustand, Wege, Leutefrage u. dergl. zu verschieden.

Nimmt man aber als Maßstab die Preise vor Ausbruch des Krieges mit Anrechnung eines Zuschlags für Erhöhung der Produktionskosten in der Kriegszeit, so wird man sich über die Höhe dieses Zuschlags nicht einigen können, denn die Einwirkung des Krieges auf die einzelnen Betriebe ist zu verschieden. In einzelnen Gegenden sind die dadurch entstandenen Verluste nur mäßige; in anderen dagegen unendlich große. Um nur eines herauszugreifen: In Bezirken, wo die Ackergespanne aus edlem warmblütigen Pferdematerial bestehen, hat man mehr als die Hälfte des Bestandes aus Anlaß der Mobilmachung abgeben müssen. Infolge davon ist die Ackerbestellung nur eine sehr mangelhafte gewesen und demnach der Ertrag auch stark hinter dem normalen zurückgeblieben. Die Betriebskosten sind aber nicht geringer geworden. Dadurch steigen natürlich die Produktionskosten für den einzelnen Zentner Getreide ungemein.

Man wird also von einem anderen Gesichtspunkte aus an die Sache herangehen müssen, will man eine gerechte Kritik an der Maßnahme der Regierung üben.

Die Viehhaltung in der modernen Landwirtschaft basiert auf dem Zukauf von Futtermitteln wie Oelkuchen, Kleie u. dergl., Waren, welche uns hauptsächlich das Ausland lieferte. Da durch den Krieg diese Zufuhr aufhörte, entstand für die meisten Betriebe eine große Kalamität; selbst für teuerstes Geld ließen sich kaum Futtermittel beschaffen. In dieser Notlage hätten die Landwirte am liebsten das selbstgebaute Getreide verfüttert, das in normaler Zeit dazu zu teuer ist. Indes aus Rücksicht auf das Wohl der Allgemeinheit mußte ihnen das verboten werden. Wäre es da so unbillig gewesen, wenn die Landwirte als Preis das verlangt hätten, was das Getreide als Futtermittel für ihr Vieh an Wert hatte? Das konnte nun bei Weizen und Roggen nicht bewilligt werden, weil dann das Brot für die große Mehrheit unserer Bevölkerung zu teuer geworden wäre. Die Regierung hat dem Rechnung getragen, und jeder einsichtige Landwirt wird diesen Standpunkt der Regierung verstehen.

Anders liegen doch aber die Verhältnisse bei den Früchten Gerste und Hafer. Bei deren Preis ist das Gros der Konsumenten doch nicht direkt so stark interessiert. Da kann der Landwirt wohl eine volle Berücksichtigung seiner Lage verlangen. Wie ist diese?

Aus Mangel der sonst üppigen Futtermittel muß der Landwirt sein Vieh dürftig ernährt im Stall stehen lassen — in manchen Betrieben waren im letzten Winter die Kühe so mager, daß sie kaum gehen konnten —: Die Produktion von Milch und Fleisch ist auf ein Minimum herabgesunken. Nun hat der Landwirt Futtergetreide auf dem Speicher liegen. Ist da die Versuchung für ihn nicht groß, sich über die Vorschriften der Regierung hinwegzusetzen und das darbende Vieh besser zu ernähren, auch durch die dann gesteigerte Produktion an Milch usw. größeren Nutzen von der noch nie dagewesenen hohen Konjunktur für Butter und Fleisch zu ziehen? Wer die ländlichen Verhältnisse kennt, wird wissen, daß die Beachtung der Regierungsvorschriften von dem guten Willen der Bevölkerung abhängt. Eine wirksame Kontrolle läßt sich nicht durchführen; dazu sind die Betriebe zu zahlreich und liegen zu sehr zerstreut; auch fehlt es an Exekutivorganen. Die Mehrzahl der Landwirte sieht ja auch ein, daß das Eingreifen der Regierung notwendig ist. Man sollte ihren guten Willen aber nicht dauernd einer zu starken Belastungsprobe aussetzen. Darum hat die Regierung gut getan, für Hafer und Gerste einen Preis festzusetzen, der dem Landwirt den Verzicht, dieses Futtergetreide zum Nutzen seines eigenen Viehs zu verwenden, nicht allzu schwer macht. Wäre das nicht geschehen, so hätten die Betriebe, die Gerste und Hafer kaufen müssen, es wohl noch schwerer gehabt, Material zu erhalten. Besser noch: teure Preise und die Möglichkeit zu kaufen, als billige Preise, aber keine Ware.

Trotz der hohen Preise für ihre Produkte hat unsere Landwirtschaft auch schwer unter der Kriegsnot zu leiden, denn die Hilfsmittel eines modernen Betriebes: künstliche Düngemittel und die Handelsfuttermittel sind schwer erhältlich oder fehlen gänzlich, und die nachteiligen Folgen davon werden sich noch lange bemerkbar machen. Es sieht eben aus der Entfernung manches anders aus als in der Nähe.

II.

Herr Zielke meint, die Produktionskosten böten keinen brauchbaren Maßstab für die Festsetzung von Höchstpreisen für Getreide. Für Gerste und Hafer seien die Preise entsprechend ihrem Futterwerte, d. h. entsprechend den Preisen für Vieh, Butter usw. anzusetzen. Geschähe dies nicht, so würde der Landwirt trotz aller Verbote das beschlagnahmte Getreide verfüttern, um „durch die dann gesteigerte Produktion an Milch usw. größeren Nutzen von der noch nie dagewesenen hohen Konjunktur für Butter und Fleisch zu ziehen". Wer die ländlichen Verhältnisse kenne, wisse, daß die Beachtung der Regierungsvorschriften von dem guten Willen der Bevölkerung abhänge. Eine wirksame Kontrolle lasse sich durch die Exekutivorgane nicht durchführen.

Der Gedanke, die Preise der Produktionsmittel, Hafer, Gerste usw. nach dem Preise der fertigen Produkte Vieh, Butter usw. festzusetzen, ist m. E. gänzlich verfehlt. Richtig ist, daß wir eine „noch nie dagewesene hohe Konjunktur für Butter und Fleisch haben". Als die Schweinepreise in Berlin im Februar 82 Mark für 1 Zentner Lebendgewicht, d. h. doppelt so viel wie vor Kriegsausbruch betrugen, erklärte der Stellvertreter des Reichskanzlers, die Preise hätten eine „Höhe, die auch bei wohlwollendster Berücksichtigung der schwierigen Lage der Landwirtschaft sowie der Preissteigerung und Knappheit der Futtermittel die Gestehungskosten erheblich überschritten". Inzwischen sind die Schweinepreise auf 150 Mark gestiegen, trotzdem heute die Zahl der Schweine nicht geringer ist und die Gestehungskosten kaum höher sind als damals. Nach Ansicht von Herrn Zielke müßten nun die Gerstenpreise den Schweinepreisen angepaßt werden. Was wären die Folgen? Wählen wir als Beispiel die Versorgung unseres Heeres mit Fleisch. Unsere Heeresverwaltung hatte mit der Landwirtschaftskammer Hannover Mästungsverträge abgeschlossen, auf Grund deren die Lieferung von 160 000 Schweinen in den 5 Monaten März bis Juli d. J. unter Hergabe von Futtermitteln seitens der Heeresverwaltung sichergestellt worden war. Dabei war der Preis der hergegebenen Gerste mit 228 Mark für die Tonne und derjenige der zu liefernden Schweine mit 62,40 Mark für 1 Zentner Lebendgewicht

Digitized by Google

angenommen. In Nr. 33 der „Hilfe" habe ich bereits darauf hingewiesen, daß dem jetzigen Gerstenhöchstpreis von 300 Mark ein Schweinepreis von 80 bis 85 Mark für den Zentner Lebendgewicht beim Produzenten entspricht. Tatsächlich muß denn auch die Heeresverwaltung heute wohl um ein Drittel mehr für Schweine zahlen als im Frühjahr, und doppelt soviel wie vor einem Jahre. Wenn nun die Zivilbevölkerung heute dreieinhalbmal soviel zahlen muß wie im Juli v. J. und um die Hälfte mehr, als dem Gerstenhöchstpreis entspricht, so folgere ich daraus: Die Schweinepreise sind zu hoch. Herr Zielke aber folgert: Die Gerstenpreise sind zu niedrig; der Futterwert der Gerste ist nicht 300 Mark, sondern 450 Mark, und der Höchstpreis ist entsprechend diesem Futterwert anzusetzen. Der gegenwärtige Höchstpreis für Hafer verteuert nun schon unsere Kriegführung — überflüssigerweise — um täglich 1 Million Mark. Eine Anpassung der übrigen Futtermittelpreise an ihren „Futterwert" würde selbstverständlich in der gleichen Richtung wirken.

Auch in bezug auf die Bedeutung der Verfütterungsverbote verkennt Herr Zielke anscheinend den Ernst unserer Lage. Die Verfütterung von beschlagnahmtem Getreide ist Unterschlagung, und zwar keine gewöhnliche Unterschlagung, sondern zugleich Verrat am Vaterlande. Nach § 89 des Strafgesetzbuchs kann mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren der Deutsche bestraft werden, der während eines Krieges vorsätzlich (d. h. mit klarem Bewußtsein) einer feindlichen Macht Vorschub leistet. Nach § 90 kann auf lebenslängliche Zuchthausstrafe erkannt werden, wenn der Täter Vorräte von Kriegsbedürfnissen zum Vorteil des Feindes zerstört oder unbrauchbar gemacht hat. In dem gegenwärtigen Aushungerungskriege sind unsere Nahrungsmittel den Kriegsbedürfnissen gleichzustellen, und wer unsere Volksernährung durch Uebertretung der zu ihrem Schutze erlassenen Verbote beeinträchtigt, leistet dadurch dem Feinde Vorschub. Diese Auffassung wird heute von der übergroßen Mehrheit unserer Landwirte geteilt, und keine noch so günstige Konjunktur und kein noch so großer Mangel an Exekutivorganen werden sie zum Landesverrat verführen.

Walter Bombe / Riga, eine Stätte deutscher Kultur

Es ist etwa siebenhundert Jahre her, daß die Gegenden, in denen unsere Nordarmee sich jetzt siegreich vorwärtskämpft, durch die zielbewußte Tätigkeit deutscher Priester und Ordensritter der europäischen Kultur erschlossen wurden.

Wenn sich die handelsgeographische und kulturelle Entwicklung Europas in dem fortschreitenden Gange der Kultur vom Mittelmeer zu den westlichen Meeren und dann über die Nordsee vollzog, so war die Erschließung der Ostsee das letzte Glied der Kette, die den Austausch geistiger und materieller Werte von Osten nach Westen und von Norden nach Süden vermittelte. Auf diesem Bildungsgange der europäischen Menschheit nimmt die von Riga nach Norden und Süden wirkende Kolonisierungstätigkeit eine nicht unrühmliche Tätigkeit ein und verleiht dieser Stadt die hervorragende Bedeutung in der Geschichte der baltischen Länder.

In den Tagen Friedrich Barbarossas erfolgte die erste Entdeckung und Ansegelung Livlands durch deutsche Kaufleute, gerade um die Zeit, als der Kaiser seine den deutschen Interessen so fern liegende italienische Politik verfolgte, die schließlich zum Untergange seines Hauses führte, während gleichzeitig im Norden Deutschlands Heinrich der Löwe in richtiger Erkenntnis dessen, was der Entwicklung seines Landes not tat, seine Hausmacht auf Kosten der slawischen Bevölkerung kraftvoll erweiterte. Nachdem dieser weitblickende Politiker durch die Neubegründung der Stadt Lübeck im Jahre 1158 den deutschen Kolonisationsbestrebungen die entscheidende Richtung gegeben hatte, mußte es das Streben der handeltreibenden Niedersachsen sein, weiter nach Osten vorzudringen und die slawischen Händler von der Westküste des Baltischen Meeres zu verdrängen. Die Gründung von Wisby auf der Insel Gotland 1163 war die zweite Etappe auf diesem Wege; die dritte war die Festsetzung deutscher Kolonisten an der in das Baltische Meer einmündenden Hauptstraße des russischen Hinterlandes, in der Gegend des heutigen Riga, dem Lande der finnischen Liven. Den Spuren der deutschen Kaufleute folgten die Missionare.

Ein Augustinermönch aus dem Kloster Segeberg in Holstein, Meinhard mit Namen, hat zuerst im Jahre 1184 den heidnischen Livländern das Evangelium gepredigt, mit solchem Erfolge, daß der Erzbischof Hartwig von Bremen ihm die Würde des Bischofs von Livland übertragen konnte. Mit dem großen politischen Scharfblick, der ihn auszeichnete, mag Hartwig die Bedeutung eines Stützpunktes für den bremischen Handel gerade an der Dünamündung, die an der großen Verkehrsstraße der Ostseeschiffahrt lag, vorausgeahnt haben. Dem schon betagten Meinhard aber lag politischer Ehrgeiz fern; er widmete sich ausschließlich der Bekehrung seines Landes und starb nach zwölfjähriger erfolgreicher Missionstätigkeit. Nach seinem Tode wurden die Livländer wieder abtrünnig, so daß sein Nachfolger, Berthold von Loccum, schwere Kämpfe zu bestehen hatte, ohne doch in den Besitz des Bistums zu gelangen. Erst Bertholds Nachfolger Albert, ein Neffe Hartwigs des Zweiten von Bremen, sicherte dem jungen Bischofsstuhle festen Bestand. Er verlegte seine Residenz von dem kleinen, im Binnenlande gelegenen Ykeskola, dem heutigen Uexküll, an die Mündung der Düna, wo er im Jahre 1201 mit dem Bau der Stadt Riga begann. Aus Norddeutschland zog Albert von Bremen Kolonisten in seine Gründung, und durch Erteilung von Pivilegien suchte er sie festzuhalten. Alle seine Machtmittel klug benutzend, wußte Albert die bekehrten Livländer von den eigentlichen Staatsgeschäften auszuschließen. Im Jahre 1225 ließ er sich durch den Kaiser zum Reichsfürsten ernennen; im nächsten Jahre erhielt Riga Bürgermeister und Rat. Durch den Bau einer prächtigen Kathedrale, die nach einem Brande von 1215 zunächst in Quadern, später in Ziegelstein errichtet wurde, verlieh Albert der neugewonnenen Macht auch äußerlich sichtbaren Ausdruck. Als Vorbild scheint der Dom zu Ratzeburg gedient zu haben. Erst in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts wurde der großartige Bau vollendet.

Neben der Befestigung des Glaubens führte Albert sein Streben nach politischer Macht kräftig und rücksichtslos durch. Wie sehr er auch auf seinen weltlichen Vorteil bedacht war, beweisen die vielen Fehden und Streitigkeiten, die er mit den angestammten Besitzern des Landes auszufechten hatte. Hierbei leistete der von ihm gegründete Orden der Ritterschaft Christi, dem der Papst die Regel der Tempelherren erteilte, die wirksamste Hilfe. Später allerdings versuchte der Orden, sich selbständig zu machen, dann, als dies nicht gelang, Anschluß an den Deutschen Orden in Preußen zu gewinnen. Nach einer furchtbaren Niederlage, die der Orden 1237 in der Schlacht bei Schawle (Schaulen) in Kurland erlitt, traten die übriggebliebenen Ritter in den Deutschen Orden ein. In den schweren Kämpfen zwischen diesem livländischen Zweige der Deutschritter und den Bischöfen von Riga ging der Orden in der Regel als Sieger aus dem Streite hervor. Dem Ordensmeister Eberhard von Monheim gelang es schließlich, im Jahre 1330, die Stadt zu unterwerfen. Mehr als 150 Jahre stand nun Riga unter der Herrschaft der Deutschritter. Bei dem Bau der neuen

Digitized by Google

Ordensburg vor den Toren der Stadt mußte die Bürgerschaft Hilfe leisten, außerdem einen Teil ihrer Stadtmauern abbrechen. Erst im Jahre 1483 gelang es der Stadt, die Zwingburg zu stürmen, aber 1491, nach einer schweren Niederlage bei Neuermühlen, wurde sie gezwungen, die Feste wieder aufzubauen. Unter der energischen Regierung des großen Ordensmeisters Walter von Plettenberg wurde der Neubau vor genau vierhundert Jahren, laut Inschrift 1515, vollendet. Nun folgten Kämpfe gegen den östlichen und den südlichen Nachbar. Am 5. März 1562 verzichtete der letzte Ordensmeister, Gotthard Kettler, auf seine Würde, um dafür von Polen die kurländische Herzogskrone zu empfangen. Livland fiel an Polen, Dorpat und Narwa an Rußland, Estland an Schweden, die Insel Oesel an Dänemark, aber Riga selbst blieb deutsche freie Reichsstadt, bis zum Jahre 1582, als der polnische König Stephan Batory es bezwang. Der Handel Rigas begann unter der polnischen Herrschaft rasch zu sinken, zumal das kurländische Libau und das rasch aufblühende Pernau ihm starke Konkurrenz machten. Zwar versprach der Herzog von Kurland in einem Vergleich mit der Stadt Riga vom 21. Oktober 1815, „allen angemaßten Rechten, auf die Ostsee zu schiffen", für ewige Zeiten zu entsagen und die Häfen an der kurischen Küste zu schließen, aber trotz dieser Versprechungen setzte Libau seine Schiffahrt und seinen Handel in immer steigendem Umfange fort, so daß es zur Zeit Katharinas II. in Export und Import überlegen war. Mit dem Einzug König Gustav Adolfs von Schweden in Riga am 16. September 1621 hatte die polnische Herrschaft ein Ende. Die Stadt wurde zur zweiten Hauptstadt des schwedischen Reiches erhoben und erholte sich langsam von den Leiden des Krieges. In den nun folgenden Kämpfen Rußlands um den Besitz der Ostseeküsten konnte Riga sich nur schwer des übermächtigen Feindes erwehren, und als Zar Peter der Große bei Poltawa den Schwedenkönig Karl den Zwölften besiegt hatte, mußte die Stadt nach heldenmütiger Verteidigung am 4. Juli 1710 kapitulieren. Damit begann die russische Herrschaft, die zunächst eine milde und wohlwollende gewesen ist, weil Zar Peter die deutsche Kultur zu schätzen wußte. Die mit allen zulässigen und unzulässigen Mitteln betriebene Russifizierung Rigas erfolgte erst unter Alexander III. und erreichte ihren Höhepunkt unter Nikolaus II., als mit dem großen Kriege der Haß gegen das Deutschtum von neuem aufflammte.

* * *

Seine mittelalterliche Blütezeit verdankt Riga der Zugehörigkeit zum Hansabunde und der überaus günstigen Lage an der großen Handelsstraße, die von hier nach Nowgorod führte. Wohl versuchten die Bischöfe, in die selbstherrliche Entwickelung des Stadtregimentes hemmend einzugreifen, aber die Kämpfe der Bischöfe hatten für Riga das Gute, daß die Kaufmannschaft ungestört ihre Macht erweitern konnte. Schon 1226 besaß die Stadt einen Rat und nicht lange danach eine eigenartige Dreiständeverfassung, die unabhängig von der geistlichen Gewalt die Politik des Gemeinwesens bestimmte. Bürgermeister und Rat, die große Kaufmannsgilde und die Organisation der Handwerker in der sogenannten kleinen Gilde, die drei Ständevertretungen, haben trotz aller politischen Ereignisse bis zur gewaltsamen Russifizierung der Ostseeprovinzen, das heißt bis etwa 1889, fortbestanden.

Bemerkenswert ist die künstlerische Betätigung der rigaischen Gilden, die in der äußeren und inneren Ausstattung ihrer Zunftheime miteinander wetteiferten. Noch heute sind die Häuser der großen und der kleinen Gilde erhalten. Zur Zeit ihrer Gründung führten sie, wohl im Hinblick auf die Herkunft der ersten Bürger, die Namen der „Stuben von Münster und Soest". Und wenn die Stadt seit 1889 auch durch die Russen politisch entmündigt ist, so haben die Gildenhäuser doch noch die Interessen der Handwerksämter zu vertreten und die städtischen Wohlfahrtseinrichtungen zu verwalten. Das ehemalige städtische Gildenhaus ist jetzt im Besitze der Gesellschaft der Schwarzhäupter, einer Vereinigung der unverheirateten Kaufleute, die ihren Namen auf den Mohrenkopf des heiligen Mauritius in ihrem Wappen zurückführt und seit 1416 besteht. Ihr herrlicher Silberschatz ist noch erhalten. Das kostbarste Stück ist eine im Jahre 1503 bei dem Goldschmied Berndt Heynemann in Lübeck bestellte, 5600 Gramm schwere Silberstatue des heiligen Georg als Drachentöter. Die jetzigen Gebäude der großen und der kleinen Gilde sind in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entstanden. Das Rathaus ist von 1750 bis 1765 an Stelle eines früheren von 1350 erbaut worden. Zur Feier seiner Vollendung schrieb Herder, der damals Lehrer an der Rigaer Domschule war, seine Abhandlung: Haben wir noch jetzt das Publikum und das Vaterland der Alten?

Wie malerisch und farbenprächtig das Bild des Marktplatzes in früheren Zeiten war, als noch das alte Rathaus, die vielen Giebelhäuser und der Ziegelbau der Schwarzhäupter mit seinen vergoldeten Bekrönungen aus Schmiedeeisen, überragt vom Petersturme, in ihrem ursprünglichen Zustande waren, das zeigen uns alte Ansichten. Leider hat sich nicht nur am Marktplatz, sondern auch anderwärts in der äußeren Erscheinung von Riga manches geändert. Das Wachstum der Stadt wird von einem bemerkenswerten Aufschwung des Handels und der Industrie begleitet, und dieses sonst recht erfreuliche Aufleben der Gewerbetätigkeit hat zur Folge gehabt, daß neuerdings mehr denn je das Stadtbild an den schönsten Punkten durch aufdringliche, marktschreierische Reklametafeln verunziert wird. Die Zunahme der Einwohnerzahl, jetzt 320 000, hat in der inneren Stadt und außerhalb derselben, wo an die Stelle der Stadtmauern und Festungswälle Gartenanlagen nach deutschem Muster entstanden sind, eine lebhafte Bautätigkeit angeregt, die sich nicht immer in geschmackvoller Weise kundgibt; so in den alten Straßen durch häßliche Auswüchse des bei uns glücklicherweise schon überwundenen „Jugendstils", und in den neuen Ringstraßen durch protzige Villen und Kaufmannshäuser. Vom Glanz der Hansazeit tritt uns nur noch wenig entgegen in den ragenden alten Kirchen, den engen Gassen der Altstadt und in einigen verträumten Winkeln, die abseits vom großen Verkehr liegen.

* * *

Auf dem Gebiete der Literatur hatte Riga seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eine Blütezeit. Deutsche Gelehrte wurden auf die Lehrstühle der baltischen Universitäten berufen, Helden des Geistes, wie Herder und Hamann, waren hier tätig, während in dem benachbarten Mitau der kunstsinnige Herzog Ernst Johann Biron mit großer Freigebigkeit ein Theater unterhielt, Paläste baute und verschwenderisch ausstattete. Herzog Peter, der Nachfolger Ernst Johanns, mußte 1795 abdanken. Jetzt kamen traurige Zeiten für die Künste. Ein Exodus der Literaten und Künstler, die sich der russischen Knute entzogen und jenseits der Grenze sich neue Tätigkeitsfelder suchten, war die Folge der Thronentsagung des Herzogs. Neues geistiges Leben erblühte erst wieder, als 1802 die Landesuniversität Dorpat

Digitized by Google

eröffnet wurde. Damals aber hatten Dichter wie Reinhold Lenz, Maler wie Magnus v. Stackelberg, Gerhard v. Kügelgen, Karl Graß und andere das ungastlich gewordene Riga bereits verlassen. Eine gewisse Bedeutung jedoch behielt das Rigaer Theater, das 1782 mit einer Aufführung von Lessings „Emilia Galotti" eröffnet wurde und später Karl v. Holtei als Direktor und Richard Wagner als Kapellmeister auf seiner Bühne sah. In Riga hat Wagner auch seine erste große Oper, den „Rienzi", geschaffen.

Was dann in den letzten fünfzig Jahren namentlich auf dem Gebiete der Baukunst geleistet wurde, geht meist auf deutsche Arbeit zurück. Das neue städtische Theater hat von 1860 bis 1863 Ludwig Bohnstedt († 1885) erbaut, die Kommerzschule von 1902 bis 1905 der noch lebende Architekt Wilhelm Bocksloff. Deutscher Initiative ist auch der Bau der polytechnischen Hochschule und zahlreicher Schulen zu danken. Die städtische Gemäldegalerie, die Liborius v. Bergmann 1816 ins Leben gerufen hatte, konnte 1904 in ein eigenes prächtiges Haus neben der Kommerzschule übersiedeln. Sie enthält außer Bildern der holländischen Schule des 17. Jahrhunderts namentlich Arbeiten baltischer Künstler wie Eugen Dücker, Eduard v. Gebhardt, Karl Bernewitz, Gerhart v. Rosen, Karl v. Winkler und anderen. Ueber den neueren Privatbau von Riga läßt sich nicht viel Gutes sagen. Man hat alle Stile vom romanisch-byzantinischen bis zum Biedermeier- und Jugendstil kopiert. Phantasielos nachgemachte und handwerklich zweifelhafte Bauten wie der Palast der livländischen Ritterschaft mit der Fassade des Palazzo Strozzi, geistlose und unselbständige Prachtgebäude von Banken und Warenhäusern überwiegen das wenige Gute, das wiederum in der Hauptsache deutschen Ursprungs ist.

Unstreitig der schönste Teil der Stadt sind die Gartenanlagen, die seit 1857 an die Stelle der aufgegebenen Festungswälle getreten sind.

Von den Einwohnern sind fast 50 v. H. Deutsche, 20 v. H. Russen, ebensoviel Letten und 10 v. H. Esten und Angehörige anderer Nationalitäten. Demgemäß haben die Deutschen an den großen gewerblichen Unternehmungen den Löwenanteil. An der Spitze steht die Fabrikanlage der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft; mit deutschem Kapital werden auch mehrere Bierbrauereien, Banken, Waggonfabriken und Tabak-Manufakturen betrieben. Die Eisenindustrie der Stadt hat sich in wenigen Jahrzehnten zu bedeutender Höhe entwickelt. Es gibt Werke, die zwischen vier- und fünftausend Arbeiter zählen. Obenan stehen die Russisch-Baltische Waggonfabrik und die Aktiengesellschaft Phönix. Neben einigen großen Sägewerken sind Guttapercha- und Gummiwarenfabriken zu nennen. Ebenso spielt die Textilindustrie eine wichtige Rolle. Die Stadt gebietet über eine einheimische Handelsflotte von 175 Dampfern und 190 Segelschiffen. Zu Friedenszeiten herrschte im Hafen ein reges Leben. Nach Petersburg und Odessa ist Riga die wichtigste Seehandelsstadt Rußlands.

Im Jahre 1889 begann die gewaltsame Russifizierung der Stadt. Nach fast siebenhundertjähriger Wirksamkeit mußte die Stadtverfassung einer russischen Verwaltungsform weichen. Die russische Sprache wurde zur alleinigen Amtssprache erklärt und zwangsweise in allen Schulen, sogar in den Privatinstituten, eingeführt, die Stadt und das Land mit russischen Beamten überschwemmt. Am 27. November 1889 fand unter dem Vorsitze des letzten wortführenden Bürgermeisters Eduard Hollander die letzte Ratssitzung statt. Der Bürgermeister sprach in ergreifender Rede den Mitgliedern des Rates für ihre treue Arbeit an dem Wohle des Gemeinwesens seinen Dank aus, und der Ratsherr J. Ch. Schwartz feierte das Stadtoberhaupt als das Vorbild eines rechtschaffenen und pflichtbewußten deutschen Mannes und schloß seine Rede mit den Worten: „Wir bringen Seiner Magnifizenz dankenden Abschiedsgruß im Amte, wir, die letzten Ratsmannen, ihm, dem letzten wortführenden Herrn Bürgermeister dieser guten Stadt Riga, deren Gott hinkünftig in Gnaden gedenken möge." Darauf begab sich die ganze Versammlung in die Petrikirche, wo die Gemeinde sich eingefunden hatte, und durch die schönen Kirchenhallen klang das Trostlied Martin Luthers:

Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen.

Trotz aller Drangsalierungen ließen aber die Deutschen in Riga den Mut nicht sinken. Im Jahre 1892 gelang es ihnen, eine Revision der Städteordnung durchzusetzen, im Jahre 1905 erkämpften sie sich das Recht, aus ihren Mitteln deutsche Schulen zu unterhalten, und seit dem Mai 1913 bilden sie wieder eine wichtige Macht in der Stadtverordnetenversammlung, die aus ihrer Mitte den Bürgermeister, dessen Stellvertreter und vier Stadträte wählt. Wir hoffen, daß die Deutschen Rigas bald den Lohn ihrer Treue ernten werden.

A. Sönnichsen / Unerwünschte Kriegsliteratur

Im Schatten des Burgfriedens fangen allerlei unerwünschte Pflanzen zu sprießen an. Sie machen sich die Nachsicht zunutze, die heute geübt wird, weil man die Kräfte für wichtigere Dinge sparen muß. So sehr diese Kraftersparnis nun auch notwendig ist, so wenig dürfen wir uns doch der Mühe entziehen, auf diese Pflänzlein ein Auge zu haben, um sie womöglich unschädlich zu machen, wenigstens vor ihnen zu warnen. Das ist durchaus keine Störung des Burgfriedens, wenigstens nicht von unserer Seite; die andere Seite ist es ja, die den Burgfrieden durch schmählichen Mißbrauch stört.

Die Kriegsschundliteratur steht in voller Blüte. Man kann sich ohne große Mühe einen ansehnlichen Strauß davon zusammenstellen. Wenn wir uns darüber schon aus dem obengenannten Grunde nicht zu wundern brauchen, so wird es uns noch begreiflicher, wenn wir bedenken, daß gerade der Krieg als Stofflieferant für Schauergeschichten unerschöpflich ist. Die belgischen, russischen und anderen Greuel sind ergiebige Quellen. Und sind so aktuell und prickelnd neu, wie nur möglich. Dagegen verblassen sogar die Detektivgeschichten. Und es läßt sich vor allen Dingen ein so wunderschönes Mäntelchen um die Sache hängen, wo sie etwa noch Blößen zeigen sollte, daß sie nicht nur harmlos, sondern sogar anziehend und höchst verdienstvoll ausschaut. Der Patriotismus muß herhalten. Was anderes als glühender Patriotismus sollte wohl den Grund für die aufopferungsvolle Darbietung so wertvoller Ware abgeben können?

Also man arbeitet heute wieder mit den alten Werkzeugen zu demselben Zwecke wie immer; nur der Stoff ist neu. Bandwurmartig wachsen die Serien der Zehnpfennighefte Woche für Woche weiter. Es kann einem ordentlich leid tun um die schönen Titel, die diesen wertlosen Dingen als Aushängeschild dienen müssen. „Um Deutschlands Ehre", „Das Eiserne Kreuz", „Der Krieg", „Mit fliegenden Fahnen", „Kriegsfreiwillig". Hinter allen aber dieselbe Mache, nur teilweise etwas harmloser, teilweise mehr berechnet. Alles schandbar flach, unwahr (auch wenn man vorgibt, auf Grund wahrhafter oder amtlicher Berichte „gearbeitet" zu haben), romanhaft aufgeputzt mit den alten Mitteln des Einschlags von viel Schaurigem, rührendem

Digitized by Google

Opfermut und glücklichem Ausgang. In widerwärtiger Aufdringlichkeit werden die Bravheit und Tapferkeit unserer Truppen hervorgehoben — oder soll ich lieber sagen: herabgewürdigt. Schlechtes Deutsch! — wer denkt bei solch großen Dingen noch daran! Schmuggler, Spione, Meuchelmörder geben den Hintergrund, vor dem die rührendste Bravheit agiert. In jämmerlich stümperhaften Schilderungen sucht man den großen Vorgängen auf den Schlachtfeldern gerecht zu werden.

Es braucht an dieser Stelle nicht ausgeführt zu werden, warum wir dem literarischen Schund entgegentreten. Aber es ist doch vielleicht nicht überflüssig, gerade heute noch einmal ein wenig die Gewissen zu schärfen, eben weil man heute über manches hinwegzusehen geneigt ist, was man sonst unerbittlich bekämpfen würde.

Wollen wir ruhig zusehen, wie die segensreichen Wirkungen jahrelanger mühevoller Jugendschriftenarbeit vernichtet werden? Das kann nimmermehr der Fall sein. Sollten wir nicht vielmehr die Gelegenheit wahrnehmen, heute, da die Herzen offener sind als je, guten Samen reichlich hineinzulegen? Gerade heute ist ein Verlangen und Bedürfnis nach volkstümlicher Kunst vorhanden, wie es sich schon in dem Wiedererwachen der echten alten Volks- und Soldatenlieder und in einer reichen volkstümlichen Kriegslyrik kundtut. Dieser aufgeschlossene Boden darf nimmermehr dem flachen Schund preisgegeben werden.

Neben dieser guten Bereitschaft der Herzen für die Aufnahme tüchtiger Saat aber gibt es leider auch eine andere. Das ist ein durch die Aufregungen der Zeit erzeugtes Ueberhitztsein, das stärker als je nach Sensationen begehrt. Darauf spekuliert man. Und mit Erfolg. Dieser Zustand darf aber nicht dauernd werden. Ruhe und Gelassenheit auch in diesen beweglichen Zeiten zu bewahren, ist nicht nur gut, sondern auch notwendig. Daher müssen wir allen Versuchen, durch sensationell aufgeputzte Schundliteratur die Schwäche unbefestigter Gemüter auszubeuten, entgegentreten. Mögen solche Versuche sich noch so patriotisch gebärden und noch so sehr von Rührung über Bravheit und Tapferkeit triefen, sie sind Gift. Wennschon Ereignisse und Taten bearbeitet werden müssen, dann darf es nur durch berufene Hand geschehen. Alles andere ist Profanierung, Verunglimpfung und in seiner Wirkung verheerende Pest.

Unsere Feinde nennen uns Barbaren. Wir wissen, daß wir keine sind. Aber sollte uns das nicht doppelt empfindlich machen gegen alles, was den Feinden auch nur entfernt einen Schein von Recht geben könnte? Daher dürfen wir eins nicht vergessen: Nirgends wohl kommt die Kulturhöhe eines Volkes deutlicher und weiter hin erkennbar zum Ausdruck als in seiner Literatur, d. h. in der Literatur, die wirklich „verbraucht" wird. Wenn es nun auch in dem kultiviertesten Volke stets Kreise geben wird, die sich nicht über den literarischen Barbarismus zu erheben vermögen, und wenn auch diese Kreise bei uns nicht größer — wahrscheinlich kleiner — sind als anderswo, so wollen wir uns doch nicht in Sicherheit wiegen oder dem Dünkel verfallen, sondern auch diesem Barbarismus kräftig zu Leibe gehen. Nicht zum mindesten aber auch deshalb, weil er eine ganz infame Ansteckungsgefahr in sich birgt. Gleichgültigkeit diesen Dingen gegenüber ist eine Schädigung unseres guten Rufs und Verbrechen an der Kultur.

Und noch eins. Unsere Soldaten kehren einmal zurück. Da werden sie mit Recht fragen: Wie wertet man unsere Leiden und Taten? Sollen sie dann sehen, wie sich das Geschäft daran gemästet hat und wie ihre Taten in oberflächlichen, jämmerlichen Zerrbildern gezeigt werden? Wollen wir vor ihnen erröten, wenn sie danach forschen, in welcher Form unsere und ihre Kinder von ihren Gefahren, Entbehrungen und Kämpfen erfahren haben? Wir haben oft von heimkehrenden Kriegern gehört, daß sie nichts erzählen mögen von ihren Erlebnissen. Es ist nicht immer das Grauen, was sie schweigsam macht; ebenso oft ist es das Gefühl, das jeder empfindet, der sein tiefstes, größtes Erlebnis vor fremden Ohren ausbreiten soll: Es ist die Scheu vor der Entweihung, der Profanierung. Welchen Ekel müssen solche Leute vor den geschwätzigen, oberflächlichen Schilderungen empfinden, die jetzt zu Dutzenden fabriziert werden. Wir erfüllen eine heilige Dankespflicht, wenn wir dem Kriegsschund wehren.

Wilhelm Niemeyer / Christus und der Krieger

Der Krieger:
Herr, ist dein Leuchten
Uns Tötern abgekehrt,
Die in blutfeuchten
Kampfgruben Tod umwehrt?
Hände in starrer Pflicht,
Waffen zu halten,
Jesu, wir wagen nicht,
Dir sie zu falten.

Herr, wir erschauern,
Denkt unsre Angst dein Wort,
Denn sieh: wir mauern
Tote zum Grabenbord,
Tote zu Wehr und Wand,
Fiebernd geschichtet,
Von naher Schüsse Brand
Zuckend belichtet.

In Gräberschächte
Granatenwurfdurchwühlt
Tropft Angst der Nächte,
Die kein Sterntrost durchkühlt.
Leuchtkugelfeuerstrahl,
Jäh aus dem Finster,
Blinkt auf der Waffe Stahl
Und welken Ginster.

Aus schwarzen Schoten
Lächelt ein Antlitz fahl —
Herr! Rauch der Toten
Ist unsres Atems Qual —
Jesu! in Fluch zerklirrt
Zu dir mein Beten,
Zuckt dort ein Leib, umwirrt
Von blutigen Drähten —

Christus:
Sieh mich! dies Dunkel
Ist auch mein Angesicht!
Kampfglutgefunkel
Auch Licht aus meinem Licht!
Wort, euch am Knabentag
Fremd einst verkündet,
Ward im Granatenschlag
Jäh euch entzündet:

„Nehmet und trinket!
Dies ist für euch mein Blut"
Fühlt ihr und sinket
Still in der Erde Hut.
„Siehe, dies ist mein Leib,
Für euch gegeben —
Sprecht ihr — o Volk, Kind, Weib,
Für euch zum Leben."

Alle ihr Grausende,
Die ihr versinkt in Qual:
Gäste ihr, Tausende,
Bei meinem Abendmahl!
Jünger ihr, meinem Wort
Nie so wie heute nah,
Sieh! Der Schlacht grauser Ort,
Euch ward er Golgatha!

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Ehrenrettung des Kleinhandels. In Elberfeld und Barmen haben die organisierten Kleinhändler den Vorwurf der Lebensmittelteuerung in überzeugender Weise zurückgewiesen. Sie haben die Originalrechnungen ihrer Mitglieder aus den letzten vier Wochen nachprüfen und mit den tatsächlich ermittelten Kleinhandelspreisen vergleichen lassen, alles durch einen uninteressierten Ausschuß (die Leiter der statistischen Aemter, Handelskammermitglieder, Stadtverordnete usw.). Das Ergebnis dieser Prüfung ist in einer offiziellen Erklärung des Ausschusses niedergelegt worden und geht dahin, „daß die Kleinhandelsgeschäfte beim Verkauf sämtlicher nachgeprüften Arten von Waren einen Bruttonutzen erzielen, der nach übereinstimmender Ueberzeugung aller an der Prüfung beteiligten Herren kaum ausreichen kann, um die allgemeinen Unkosten der Kleinhandelsgeschäfte mit Sicherheit zu decken. Die Teilnehmer an der Sitzung sind daher zu der Ueberzeugung gekommen, daß von einer wucherischen Preisforderung durch den Kleinhandel auf keinen Fall die Rede sein kann, daß vielmehr das geschäftliche Gebaren dieser Geschäfte vom Standpunkte der Verbraucher als einwandfrei bezeichnet werden muß. Es wurde unter anderem festgestellt, daß vielfach Kleinhandelsgeschäfte ältere Bestände von Waren, die sie noch selbst billiger eingekauft haben, heute zu Preisen an das Publikum abgeben, die niedriger sind als die Preise, die der Großhandel jetzt von denselben Kleinhandelsgeschäften für die gleichen Warengattungen beansprucht". — Auch der Oberbürgermeister Dr. Hartmann in Barmen hat in der Stadtverordnetenversammlung erklärt: „Durch Einsichtnahme der Bücher der größten Händler hat die Stadtverwaltung feststellen können, daß zu den Einkaufspreisen höhere Zuschläge als in normalen Zeiten sowohl von den Großhändlern wie auch von den Kleinhändlern nicht genommen worden sind. Die Stadtverwaltung hat ferner zwei Herren zu einem Gemüsemarkt geschickt und dadurch festgestellt, daß dort am Platze den Landwirten und Züchtern ebenso hohe und auch höhere Preise von den Händlern einzelner Städte gezahlt worden sind, wie hier im Kleinhandel auf dem Wochenmarkt. Bei allen diesen Verhandlungen und Prüfung durch die Stadtverwaltung hat sich mit Bestimmtheit herausgestellt, daß den hiesigen Großhändlern sowohl wie auch den Kleinhändlern ein Vorwurf, daß sie die Verteuerung der Lebensmittel verursacht haben, in keiner Weise gemacht werden kann. Vielmehr hat die Verwaltung festgestellt, daß die Händler oft unter den Zuschlägen normaler Zeiten geblieben sind, aber niemals höhere Zuschläge genommen haben." — Nach solcher glänzenden Rechtfertigung sollte der Handel allgemein das Vorgehen der Barmen-Elberfelder Berufskollegen nachahmen!

Ein Gegenbeispiel zur Ehrenrettung des Kleinhandels. In der westfälischen Industriestadt Gelsenkirchen hat der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen eine umfangreiche Untersuchung über Güte und Preise der zum Verkaufe gelangenden Lebensmittel veranstaltet. Die zu prüfenden Waren wurden in 303 privaten Geschäften ohne Vorwissen der Verkäufer entnommen und einer Sachverständigenkommission (Obermeister der Metzgerinnung, Vorsteher des Nahrungsmitteluntersuchungsamtes usw.) vorgelegt. Das Ergebnis offenbarte eine völlige Willkür bei der Festsetzung der Preise und bei Bezeichnung der Qualitäten, dazu skrupellose Verfälschung und schwindelhafte Reklame, kurz: die Anarchie im Lebensmittelhandel. Das mögen einige Auszüge aus dem Berichte dartun. In der Abteilung Wurstwaren sind geradezu skandalöse Zustände entdeckt worden. „Fast nur Schund und hohe Preise!" sprach sich zusammenfassend ein Sachverständiger aus. Die Waren waren meistens derart mit Wasser verfälscht, daß sie innerhalb zwölf Stunden Gewichtsverluste von 8 bis 18 Prozent aufwiesen. Bei der Butter waren zwei Proben pure Margarine mit Stärkemehlzusatz, eine Probe enthielt 28 Prozent Wasser. Bei Margarine enthielt eine Probe 33,16 Prozent, also ein Drittel Wasser. Von 20 Proben Schmalz waren nur fünf einwandfrei, alle übrigen in hohem Prozentsatze mit Pflanzenöl, Talg usw. verfälscht. Bei den Eiern waren, nach dem Gewichte beurteilt, „die billigsten Eier immer noch die teuersten". Ein Geschäft benutzte billigen Zucker als Lockmittel; eine dort gekaufte Flasche „Tafelöl" kostete 3,50 Mark, enthielt aber nur fünfachtel Liter, so daß das Liter 5,60 Mark kostete; überdies stellte der Chemiker fest: „Erdnußöl, verunreinigt mit Baumwollsamöl und Sesamöl". Bei Salz wird berichtet, daß „die höchsten Preise und dabei die schlechtesten Qualitäten in den Arbeitervierteln zu finden waren". Bei der Qualitätsbezeichnung aller Warenarten herrschte kein System. Es kam wiederholt vor, daß gerade die teuersten Sachen die schlechtesten waren. Oefter waren die zu den billigsten Sätzen ausgezeichneten Qualitäten gar nicht vorrätig. Die Stadtverwaltung von Gelsenkirchen hat die schärfsten Maßnahmen gegen die aufgedeckten Zustände und betrügerischen Mißbräuche angekündigt.

Beamtenberufsvereine, aufgepaßt! Die Deutsche Unterbeamtenzeitung gibt die Reichstagsverhandlungen über die Abänderung des Reichsvereinsgesetzes auszugsweise wieder und knüpft daran folgende Betrachtung: „Nach den Erklärungen des Staatssekretärs Dr. Delbrück ist nicht damit zu rechnen, daß die verbündeten Regierungen der Novelle ihre Zustimmung erteilen, vielmehr wird die Regierung ihrerseits — aber erst nach dem Kriege — eine Novelle vorlegen, die lediglich die Befreiung der Gewerkschaften von den einschränkenden Bestimmungen des Vereinsgesetzes enthält. Wenn die Beamtenschaft nicht sehr auf dem Posten ist, erscheint es uns trotz aller ihrer großartigen Leistungen für Kriegsfürsorge und Unterstützung der Hinterbliebenen keineswegs unmöglich, daß schließlich den Gewerkschaften zwar zugestanden wird, daß sie nicht unter die politischen Vereine fallen, daß dagegen die Berufsvereine insbesondere der Beamten nach wie vor als politische Vereine werden gelten sollen. Auch im amtlichen Bericht über die Kommissionsverhandlungen ist merkwürdig wenig über die Berufs- und Standesvereine gesagt worden. Der Standpunkt der rechtsstehenden Parteien ist den Beamten eher ungünstiger als freundlicher in dieser Beziehung geworden. Die Standesorganisation der Arbeiterschaft hat es verstanden, sich durchzusetzen — von einer einheitlichen Standesorganisation des Beamtentums kann man leider noch nicht reden. Wird fürchten sehr, es wird nach Friedensschluß ein bitteres Erwachen für die Beamtenschaft geben — sie wird infolge ihrer Zerrissenheit von allen übrigen Ständen weit überholt werden."

„Revolten" bei Krupp. Die „Internationale Gewerkschaftskorrespondenz", die vom Büro des Internationalen Gewerkschaftsbundes in Berlin herausgegeben wird, schreibt folgendes: „Nachdem die „Times" und andere Blätter erst vor kurzem ausführlich berichteten, welch hoher Löhne und guter Fürsorge sich die Arbeiter bei Krupp erfreuen, geht jetzt zur Abwechselung ein Telegramm des „Daily Expreß" aus Genf durch die ganze Auslandspresse, in dem das Gegenteil behauptet wird. Anscheinend stammt die neue Nachricht von der „Gazette de Lausanne". Auch viele Arbeiterblätter sind darauf hereingefallen, so, „Avanti", und „Bat. Syndicaliste". Es heißt dort, daß über 100 000 Arbeiter bei Krupp an einer Streikbewegung beteiligt waren, doch sei ein „prekärer und vorläufiger" Friede zugunsten der Arbeiter zustande gekommen, nachdem die Regierung beiden Teilen scharfe Maßnahmen androhte. Trotzdem seien Sabotageakte vorgekommen, und manche Arbeiter verließen den Betrieb, weil sie sich lieber der Todesgefahr im Schützengraben aussetzen wollten, als unter den jetzigen Bedingungen weiterarbeiten. Dazu wird uns von beteiligter Seite mitgeteilt, daß die deutschen Metallarbeiter — wie alle deutschen Arbeiter — auch während des Krieges weder auf das Streik- noch auf andere Rechte verzichtet haben. Sie haben auch in dieser Zeit wiederholt zur Arbeitsniederlegung schreiten müssen, im übrigen ziehen sie es natürlich vor — genau wie in Friedenszeiten —, ihre berechtigten Forderungen auf gütlichem Wege durchzusetzen. Das letztere gelingt ihnen jetzt öfter als früher. In welchem Maß und mit welchem Resultate dies möglich war, darüber wird man nach dem Kriege sehr interessante und lehrreiche Angaben machen können. Die Nachrichten über Revolte und Sabotage bei Krupp dagegen sind erfunden."

Mangelnde soziale Einsicht. Nach einem Artikel der liberalen Arbeiterwochenschrift „Die Wacht" in Magdeburg sucht die Großherzogl. Eisenbahndirektion Oldenburg „26 Stationsarbeiter für ihren Verwaltungsbereich zu einem Tagelohn von 2,90 bis 3,20 Mark. Den Verheirateten wird ein monatlicher Mietszuschuß in Höhe von 2 bis 6 Mark gewährt. Die Bewerber müssen gesund und dürfen nicht über 40 Jahre alt sein". Abgesehen davon, daß in den meisten Orten, für die die Arbeiter verlangt werden, der festgesetzte ortsübliche Tagelohn 4 Mark beträgt, der angebotene Lohn also zur kräftigen Ernährung einer Familie nicht ausreicht, muß sehr bedauert werden, daß in dieser schweren Kriegszeit eine Landesbehörde bei einem einfachen Arbeitergesuch noch vorschreibt, daß die sich Meldenden nicht über 40 Jahre alt sein dürfen. Ist schon vor dem Weltkriege von jedem einsichtigen Menschen bedauert worden, daß in vielen Fabrikordnungen bei Staats- und Kommunalbehörden verlangt wurde, daß über 40 Jahr alte Bewerber um irgendeine Stellung nicht berücksichtigt werden, so muß in dieser schweren Zeit eine solche Forderung geradezu entsetzlich wirken bei allen über 40 Jahre alten Arbeitern und Angestellten. Hunderttausende über 40 Jahre alte brave Krieger stehen seit vielen Monaten im Felde, haben Familie und Stellung aufgeben müssen, um das Vaterland zu schirmen, und jetzt müssen sie hören, daß selbst bei einem Gesuch um 26 Streckenarbeiter eine amtliche Behörde verlangt, daß niemand, der über 40 Jahre alt ist, als Bewerber zugelassen wird.

Kriegsurlaub für den gewerblichen Mittelstand. Unter dem 14. August hat das preußische Kriegsministerium mitgeteilt, „daß die militärischen Dienststellen darauf hingewiesen sind, Urlaubsanträge, die auf Grund von Notständen beim kaufmännischen und gewerblichen Mittelstand vorgelegt werden, nach Möglichkeit zu berücksichtigen, soweit es die militärischen Verhältnisse gestatten".

Zusammenschluß evangelischer Arbeitervereine. In einer Ausschußsitzung des Rheinisch-westfälischen Verbandes evangelischer Arbeitervereine Deutschlands, die in Essen an der Ruhr abgehalten wurde, und in einer außerordentlichen Hauptversammlung des Evangelischen Arbeiterbundes, die zu gleicher Zeit im evangelischen Vereinshause zu Bochum tagte, ist mit großer Einmütigkeit die Verschmelzung der beiden Verbände mit Wirkung vom 1. Januar 1916 ab beschlossen worden. Der Evangelische Arbeiterbund, die sogenannte Bochumer Richtung, war im Sommer 1902 als antisoziale Sonderbewegung gegen die Naumannsche, gewerkschaftsfreundliche Richtung in den evangelischen Arbeitervereinen ins Leben gerufen worden.

Kriegsliteratur

Die Kriegsgesetze und Verordnungen über die Höchstpreise, Sicherstellung der Volksernährung, der Rohstoffe, Metalle usw. Von Viktor Szczesny. Stuttgart, Verlag von J. Heß. XVI und 484 Seiten. Preis 5,20 M.

Diese vortreffliche Sammlung, die den Stand vom Anfang Mai wiedergibt und neben zahlreichen sachkundigen Erläuterungen auch die Ausführungsbestimmungen von Preußen, Bayern, Sachsen, Württemberg und Baden enthält, ist ein unentbehrliches Hilfsmittel zum Studium der Regelung unserer Volksernährung im Kriege. Sie ist weit vollständiger als die meisten anderen Sammlungen und insbesondere auch zuverlässiger als die vom Reichsamt des Innern herausgegebene, die die Höchstpreise für Brotgetreide versehentlich durchweg um 50 M. für die Tonne zu hoch angibt. Im September ist nun die erste Lieferung (72 Seiten) eines Ergänzungsbandes erschienen, die einige wichtige, nach Veröffentlichung des Hauptbandes erlassene Verordnungen wiedergibt und erläutert. Sollte es dem Verfasser gelingen, durch schleunige Herausgabe weiterer Lieferungen ein ebenso umfassendes Bild der heute geltenden Bestimmungen zu geben, wie es sein Hauptband für den Anfang Mai bot, so könnte er des Dankes weiter Kreise gewiß sein. Kuczynski.

Der Krieg und das Christentum. Von Heinrich Scholz. Gotha, F. A. Perthes. 80 S.

Besonnen und gedankenreich, klar geschrieben. Der ewige Friede wird zwar abgelehnt — wer ihn wolle, müsse die Geschichte schließen —, aber die Gegensätze zwischen Christentum und Krieg, auch den edleren Kriegsaffekten, werden nicht verschleiert. Trotzdem gibt es Verbindungen; die wichtigste ist der Gedanke des Opfers, und das Christentum kann und soll dem Kriege gerecht werden durch eine Weltbetrachtung, die ihn als nur zum Teil von Menschen verschuldet, zum Teil aber in dem Daseinskampf des Lebens begründet erkennt, wobei der Christ natürlich im Weltlauf nicht bloß Zufall und Schicksal, sondern darüber hinaus Gottes Vorsehung waltend findet. Keine begriffliche reine Lösung des Problems — Verf. betont, daß es die bei Lebensfragen überhaupt nicht gibt —, aber eine ernste, mit viel guten Einzelbemerkungen, z. B. entschiedener Wendung gegen diejenigen, die auch jetzt das Wesen des Christentums nicht in Gottvertrauen und Erinnerung an Jesus beschlossen finden, sondern spezieller Dogmatisches zur Hauptsache machen wollen.

Die schönsten Psalmen. Uebertragen und erläutert von Prof. K. Budde. Leipzig, Amelang. 125 S. 1,20 M., geb. 1,60 M.

Die Uebertragung ist im guten Sinne modern, wird und will die Luthers nicht verdrängen, macht aber vieles deutlicher und mag vielen Gebildeten, die in dieser Kriegszeit die Frömmigkeit der Psalmen neu auf sich wirken lassen, sehr willkommen sein.

Der Krieg und die deutsch-christliche Kultur. Von Bousset, Schuster und Dörries. Göttingen, Ruprecht. 119 S. 1,50 M.

Vier Vorträge. Bousset spricht über unseren Gottesglauben und den Krieg, lehnt dabei alle zu raschen und leichten Lösungen des Problems ernst ab, betont aber dann kräftig das Tröstliche und Erhebende des Glaubens im Kriege. Schusters Darlegungen über den Krieg und das Evangelium Jesu sind besonders lehrreich; verwertet werden aus der Geschichte die einschlägigen Gedanken Luthers — wesentlich zustimmend — und Schleiermachers — mit berechtigter Kritik; im Gegensatz zu der Schärfe, mit der Naumann in den Briefen über die Religion christliche Liebe und politisches Handeln als zwei getrennte Gebiete hingestellt hat, sucht Sch. eine höhere Einheit in der Liebe, die auch harte Mittel anwenden kann. Dörries hat soziale Wirkungen und Aufgaben des Krieges so geschildert, daß sein Vortrag die alten „Hilfe"-Gedanken zugleich rechtfertigt und auf die Gegenwart neu anwendet. Bousset zeigt zuletzt im Anschluß an eine Predigt Schleiermachers von 1813, inwieweit jetzt von einer Erneuerung des deutschen Volkes gesprochen werden kann. An Gedankenreichtum und Begeisterung gehören diese vier Vorträge zu dem Besten deutscher protestantischer Kriegsliteratur.

Der Weltkrieg im Licht der deutsch-protestantischen Kriegspredigt. Von Pfarrer F. Koehler. — **Religion und Krieg.** Von Prof. Bertholet. (Religionsgeschichtl. Volksbücher V, 19 und 20.) Tübingen, Mohr. Je 50 Pf.

Koehler zeigt (wesentlich ohne Namen zu nennen, aber auf Grund vielen Materals), was und wie jetzt gepredigt wird. Bertholet gibt interessante Proben aus fremden Religionen, geordnet nach dem Gegensatz von dinglicher und persönlicher Frömmigkeit, und schließt mit einem Bekenntnis zu Luthers tapferer Auffassung vom Kriege. H. M.

Neue Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Weltkrieges 1914. Von M. P. C. Valter. Aus dem Holländischen übersetzt. Berlin 1915, Concordia-Verlag. 183 S. 2 M.

Eine gründliche Schrift, die den wahren Ursachen des Krieges nachgeht, das Geschrei vom deutschen Militarismus als englischen Popanz und die die Behauptung, daß England der Beschützer der kleinen Staaten sei, als eine heuchlerische geschichtliche Unwahrheit nachweist.

Russischer Volksimperialismus. Von Karl Leuthner. Berlin 1915, bei S. Fischer. 81 S. Geb. 1 M.

Aus eigner Kenntnis der russischen Verhältnisse heraus gibt der Verfasser eine Geschichte der national-panslawistischen Bewegung in Rußland, die auch die bäuerlichen Massen zu ergreifen begonnen hat und damit zur größten europäischen Gefahr geworden ist. Die Ukrainer werden diesem moskowitischen Imperialismus schwerlich einen Damm entgegensetzen; ihr Streben geht lediglich nach Selbstverwaltung innerhalb des russischen Reiches.

Zehn Monate italienischer Neutralität. Was das italienische Grünbuch sagt und verschweigt. Von Severus. Gotha 1915, bei Fr. Andr. Perthes. 102 S. 1,50 M.

Eine aktenmäßige Darstellung, bei der auch das jüngst erschienene österreichische Rotbuch verwertet ist. Man gewinnt einen überraschend klaren Einblick in die bewußt auf den Krieg hinarbeitende Politik Salandras und Sonninos und in die durchsichtige Erbärmlichkeit ihrer Mittel. So hat Sonnino, um eine nähere Prüfung der von Oesterreich angebotenen Landabtretungen zu verhindern und die maßlosen italienischen Forderungen aufrechtzuerhalten, die Gesandten Italiens in Petersburg, Wien, Berlin, Nisch und Sofia angewiesen, über angebliche Friedensverhandlungen der Mittelmächte mit Rußland zu berichten, die völlig aus der Luft gegriffen waren, die aber damals — es war nach dem Fall von Przemysl — allenfalls denkbar erschienen. Durch diese erfundenen Nachrichten sollte das überstürzte Vorgehen der italienischen Regierung begründet werden! Zu solchen unanständigen Manövern mußten sich die z. T. ehrenwerten italienischen Gesandten hergeben. Daß bei dem Kriegswillen der führenden Männer Italiens, die sich nicht scheuten, auch einen Giolitti dem Haß des Pöbels zu überliefern, die sehr energische Wirksamkeit des Fürsten Bülow schließlich vergeblich sein mußte, wird beim Lesen der Akten verständlich. — Die Schrift soll mit Zustimmung unseres Auswärtigen Amtes von einem deutschen Gelehrten geschrieben sein, der bis zum Anbruch der Beziehungen in Rom gelebt. Die Fülle des Materials und der Wunsch, auch für weitere Kreise alles zum Verständnis Notwendige einzuflechten, hat den Verfasser leider nicht selten zu allzu langen und überladenen Satzgebilden verleitet.

Politisch-wirtschaftliche Zukunft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns nach dem Kriege. Verfasser nicht genannt. Berlin 1915, bei Karl Curtius. 106 S. 1,50 M.

Gebt Raum, ihr Völker, unserm Schritt! Von Johannes Höffner. Stuttgart 1915, bei J. Engelhorn Nachf. 126 S. Geb. 2 M, Feldpostausgabe 1,60 M.

Diese Weck- und Mahnrufe sind von verwegenem Glauben an die hohe weltgeschichtliche Mission des deutschen Volkes eingegeben. Sie wirken fast wie Predigten und wecken ein starkes Echo begeisterter Kampfesfreudigkeit, aber auch hohen nationalen Pflichtbewußtseins.

Weltkultur und Weltpolitik. Oesterreichische und deutsche Schriftenfolge. Herausgegeben von dem Institut für Kulturforschung in Wien und von Ernst Jäckh-Berlin. Oesterreichische Folge, Nr. 1: Die weltpolitische Bedeutung Galiziens. Von Stephan Tomaschiwskyi. München 1915, bei F. Bruckmann. Mit einer Karte. 46 S. 75 Pf.

Deutsche Folge, Nr. 1: Belgien und die große Politik der Neuzeit. Von Veit Valentin. 24 S. 50 Pf.

Diese neue Doppelreihe von historischen und politischen Schriften wird die wichtigsten Fragen der Weltpolitik und Weltkultur behandeln, die sich aus dem Zusammenbruch des britischen Weltreichs und der Abnahme seines politischen und kulturellen Einflusses ergeben werden.

Islam und Weltkrieg. Von Richard Schäfer, Sekretär der Deutschen Orient-Mission. Leipzig 1915, bei Krüger & Co. 35 S. 50 Pf.

Zerstreut alle etwaigen Bedenken gegen unsere Türkenfreundschaft und macht auch dem einfachen Verständnis die Notwendigkeit und sittliche Berechtigung unseres Bündnisses mit den Islamvölkern begreiflich. Auch die russische „christliche" Kultur wird zum Vergleich herangezogen. Die Schrift kann Pfarrern und Lehrern auf dem Lande gute Dienste leisten.

Englische Weltpolitik in englischer Beleuchtung. Von Professor Dr. Ferdinand Tönnies in Kiel. Berlin 1915, bei Julius Springer. 80 S. 1 M.

Das Thema „England" ist in unserer Kriegsliteratur bis zum Ueberdruß behandelt. Aber erschöpft ist es noch lange nicht; das beweist dieses Buch von Ferdinand Tönnies. Vom gegenwärtigen Weltkriege ist wenig die Rede, den Hauptinhalt bildet die englische Geschichte der letzten 3 Jahrhunderte im Urteil hervorragender Engländer: die Kriege gegen Spanien, gegen Holland, gegen Frankreich bis zum 18. Jahrhundert, die Behandlung der nordamerikanischen Kolonisten, der Sklavenhandel, die Eroberung Indiens, der Raubzug gegen Dänemark, der Einfall in Afghanistan, der Opiumkrieg gegen China, der Krimkrieg, die Unterstützung der Sklavenhalter im amerikanischen Bürgerkriege, der indische Aufstand, die Beschießung von Alexandrien, das Blutbad von Denschawai, der Burenkrieg, die Vergewaltigung Persiens. Tönnies zeigt nun, wie alle diese räuberischen Kriege schon von englischen Zeitgenossen verurteilt und wie diese vernichtenden Urteile nachträglich auch meist von der Geschichte und der öffentlichen Mei-

Digitized by Google

nung Englands übernommen worden sind. So lernen wir das englische Volk als einen rechten Epimetheus kennen, der anfangs in Wahn und Selbsttäuschung befangen ist und erst dann, wenn es zu spät ist, Scham und Reue empfindet. Das für die Kennzeichnung britischer Politik höchst wertvolle, auf jeder Seite fesselnde Buch ist nicht nur für die Gegenwart geschrieben, sondern wird den Weltkrieg noch lange überdauern.

Der Ursprung des Weltkrieges. Von Professor Dr. J. Haller in Tübingen. 2., durchgesehene und vermehrte Aufl. Thüringen 1915, Verlag Kloeres. 85 S. 1,20 M.

Eine Geschichte der europäischen Politik im Abriß, von 1870 bis zum Weltkriege. Der Krieg war eine geschichtliche Notwendigkeit. Ihn zu vermeiden gab es wirklich nur eine Möglichkeit: das Deutsche Reich mußte entweder nie gegründet werden oder freiwillig abdanken. Wollte es bestehen bleiben, seinen Kräften gemäß sich entwickeln, so kam eines Tages der Krieg. Aufgabe unserer Reichsleitung konnte es nur sein zu verhüten, daß er zur Unzeit komme. — Die Darstellung berücksichtigt ebensosehr die innere, vorwärtsdrängende Entwicklung der europäischen Staaten wie die äußeren politischen Ereignisse und diplomatischen Schachzüge; sie breitet reichen Stoff vor uns aus, ist aber trotz ihrer Kürze flüssig geschrieben und leicht lesbar.

Deutschlands Platz an der Sonne. Ein Briefwechsel englischer Politiker aus dem Jahre 1915. Herausgegeben von Ferdinand Tönnies. Berlin 1915, bei Julius Springer. 26 S. 50 Pf.

Fünf Aufsätze aus dem „New Statesman", die von Sir Harry Johnston, E. D. Morel und einem anonymen Politiker verfaßt sind und sich über die wahren Ursachen des Weltkrieges unverblümt aussprechen.

Der vorige, der heutige und der künftige Feind. Von Erich von Kahler. Heidelberg 1914, Weiß'sche Universitätsbuchhandlung. 23 S. 60 Pf.

Frankreich kämpft einen toten Kampf. Wenn Deutschland siegt, so besiegt es die Engländer. Wenn Deutschland aber besiegt würde, so würde der endgültige Sieger Rußland sein. Deutschland ist der letzte Hort nicht nur Europas, sondern der ganzen alten Welt. Der Rat: „Deutschland, sei unerbittlich gegen Osten, aber großmütig gegen Westen!" ist nur im ersten Teile richtig. Für Großmut haben weder Franzosen noch Engländer Verständnis; ihr Dank würde darin bestehen, daß sie uns aufs neue zu vernichten suchen. Nur gegen Belgien können wir großmütig sein, aber wie man großmütig ist gegen Kinder, die nicht mit Schießgewehr spielen dürfen.

Der Zeitungsspiegel. Beiträge zur Kultur des Zeitungswesens. Herausgeber: A. Hinderer. Stuttgart 1915. Kriegsheft, Juli 1915. 48 S. 40 Pf.

Reichhaltig, belehrend und kurzweilig. Etwas für unsere Feldgrauen.

Erziehung zur Wehrfähigkeit vom Säuglingsalter bis zur Wehrpflicht. Von Prof. Dr. Rudolf Hecker. München 1915, Verlag der Aerztlichen Rundschau Otto Gmelin. 27 S. 60 Pf.

Als bei Kriegsbeginn ganz Deutschland zur Verteidigung seiner Existenz zu den Fahnen eilte, da ging uns allen mit einem Schlage die Erkenntnis auf, daß zur Sicherung der deutschen Zukunft die Arbeit der Wehrhaftmachung schon in frühester Jugend beginnen und dann auf gesetzlich geregeltem Wege planvoll durchgeführt werden müssen. Wie das geschehen kann, das ist in dieser Schrift von einem Fachmann kurz und gut dargelegt.

Technik für Alle. Technische Monatshefte. Bau- und Maschinentechnik. Bergbau-, Kriegs-, Flug-, Schiffs- und Verkehrstechnik, Handel, Industrie und Weltwirtschaft. Jahrgang 1915. Heft 3—5. 96 S., mit vielen Bildern. Vierteljährlich 1,25 M.

Die von Fachmännern gemeinverständlich geschriebenen Aufsätze zeigen uns, wie Industrie und Technik in Deutschland sich auf fast allen Gebieten den Bedürfnissen des Krieges angepaßt haben.

Deutsche Strafrechts-Zeitung. Zentralorgan für das gesamte Strafrecht, Strafprozeßrecht und die verwandten Gebiete in Wissenschaft und Praxis des In- und Auslandes. Berlin, bei Otto Liebmann. Halbjährlich 6 Hefte, Preis 6 M.; 2. Halbjahr, Heft 7—8.

Aus dem Inhalt sei hier nur angeführt: Schiffer, Oberverwaltungsgerichtsrat, M. d. R. u. d. Abg.-H.: Der Kampf gegen den Wucher; Lindenau, Dr., Regierungsrat: Mißbräuche in der Kriegswohlfahrtspflege.

Die rentable Nutzgeflügelzucht. Für Mädchen und Frauen dargestellt von Elisabeth Aries. Mit 76 Abbildungen. München. Gladbach 1915, Volksvereins-Verlag. Geb. 1,20 M.

Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben. Von Dr. Friedrich Düsel. Braunschweig 1915, bei George Westermann. 176 S., geb. 1,50 M. Reiche Auswahl deutscher Wörter für überflüssige Fremdwörter.

Kleines Verdeutschungsbuch entbehrlicher Fremdwörter, nach Wissenschaften und Berufszweigen geordnet. Für Schul- und Volksgebrauch bearbeitet von Fritz Vulpius. Leipzig, bei Richard Kühn. 40 Pf.

Kühns Fremdwörter-Taschenbuch. Ebenda. 20 Pf.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frl. B. in St. 3,40 M., Frau G. in Schloß M. 4 M, H. in W. 10 M., Frau v. A. in F. 2,50 M., P. in H. 2,50 M., Oberlehrer in Dresden 5,80 M., H. in E. 5,05 M., S. in M. 3 M., P. in H. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. R. in Berlin 1 Loewe-Album; B. in Kiel 10 „Der deutsche Krieg", 2 Zeitschriftenhefte; Werbeanwalt W. in Berlin 7 Bücher und Broschüren, 6 Hefte mit Noten für Klavier und Gesang.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

H. H. W. Die Welt am Montag.

Krgsfw. P. M. Gesetzlich steht Ihrem Wunsche nichts im Wege. Wir glauben aber aus bestimmten Gründen, daß Ihr etwaiges Gesuch keinen Erfolg haben würde.

Für Angehörige von deutschen Kriegsgefangenen in Rußland. Herr Hans Voß aus Hamburg, Hamburger Straße, zurzeit kriegsgefangen in Nikolsk-Ussiwski sendet uns folgende Ratschläge: Am häufigsten erwünscht sind Geldsendungen (bis zu 20 M.); nur kleine Briefpakete sind zu empfehlen, keine großen; schriftliche Mitteilungen nur auf Karten mit genauer Aufschrift.

Büchersendungen an Lazarette und Etappenstationen können wir bis zu 10 kg Gewicht ohne Portoausgaben verschicken, wenn uns Adreßzettel und Paketadresse mit dem betr. Militärstempel eingesandt werden. Wir bitten die Herren Militärgeistlichen, Lazarettinspektoren usw. ihren Bücherwünschen diese Papiere gleich beizulegen, damit wir die Portogelder zur Beschaffung von Lesestoff verwenden können.

Für Bücherpakete ins Feld, die aus unserem Vorrat gern unentgeltlich weiterhin abgegeben werden können, brauchen wir stets die Angabe des zuständigen Berliner Paketdepots.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den litterarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Eltern von Zöglingen der 1912 gegründeten Dürerschule Hochwaldhausen (Oberhessen), Reformerziehungsschule für Knaben und Mädchen, Lehrziel: Hochschulreife, und Freunde dieser Anstalt haben sich zusammengeschlossen, damit die erziehungsreformerischen Arbeiten und die bemerkenswerten Erfolge der Dürerschule auch während des Krieges erwünschte Beachtung finden.

Eine im Auftrage von Freunden der Dürerschule durch Frau Margarete Krause, Berlin W. 50, Neue Ansbacher Straße 19, versandte Kundgebung fordert solche Eltern, die für ihre Kinder eine Erziehungsstätte suchen, zu nachdrücklicher Unterstützung der Bestrebungen der Anstalt auf.

Herr und Frau **Arno Tiede** geben die Verlobung ihrer einzigen Tochter **Eva** mit dem Kgl. Bergreferendar Herrn **Dr. Gerhardt** bekannt.

Brandenburg a. H., Dom 1a
September 1915.

Meine Verlobung mit Fräulein **Eva Tiede** zeige ich hiermit an.

Dr. jur. utr. et. rer. pol.
Hans Gerhardt

Sammelmappe für „Eiserne Blätter"
von D. Traub-Dortmund
(2. Auflage.) Preis M. 2,50
Herausgegeben von Frau Lena Resch-Düsseldorf-Remscheid.
Bestellungen sind zu richten an Frau Lena Resch,
z. Z. Bad Harzburg, Amsberger Straße 31.

Zeichnungen auf die dritte
Reichs-Kriegsanleihe
nimmt zu Originalbedingungen der Reichsbank entgegen:
Bankgeschäft Oskar Marcus, Nürnberg.

Digitized by Google

30. September 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 39

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Selbstbestimmung der Völker. — **Dr. Leon Suleiman:** Scheich Abdul-Kader. — **Prof. Karl Broßmer:** Die soziale Bedeutung der Schweizer Rekrutenprüfung. — **Otto Schulz-Mehrin:** Der Krieg als Erzieher zur Wirtschaftlichkeit. — **Paul Frank:** Arbeitslosenfürsorge für heimkehrende Krieger. — **Gertrud Buetz:** Der Kriegsbittgang der Anna-Dominiker. — **D. Gottfried Traub:** Die Heimat. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Dienstag, 21. September.

Ein Teil der osmanischen Seemacht torpedierte den beladenen englischen Dampfer „Patagonia" und versenkte ihn gerade vor dem Hafen von Odessa; befriedigend, weil es zeigt, daß die Türken im Schwarzen Meere noch nicht ganz erloschen sind.

Jetzt, wo es zu spät ist, wollen die Russen den Rumänen alle Forderungen bewilligen, das heißt, sie wollen ihnen versprechen, daß sie beim großen Siege auch das Komitat Temesvar bekommen sollen. Die Rumänen sehen sich von den mitteleuropäischen Mächten bereits so umgeben, daß sie jetzt endlich das von Deutschland bei Kriegsbeginn dort gekaufte Getreide abzuliefern beginnen und auch der Einfuhr und Durchfuhr gegenüber ihre bisherige einseitige Strenge aufgeben.

Mittwoch, 22. September.

Der Angriff deutscher und österreichischer Truppen auf Serbien lenkt unsere Blicke auf das Land der Königsmörder. Wie weit liegt der Mord von Serajewo schon hinter uns, und wieviel, wie unglaublich viel Blut ist schon zu dem damals vergossenen hinzugeflossen! Wir erwarteten schon bei der Uebergabe des österreichischen Ultimatums, Ende Juli 1914, die Besetzung Serbiens, aber die Oesterreicher und Ungarn waren nicht so schnell. Auch der spätere Einmarsch half nichts und brachte den Serben nur ein erhöhtes Sieges- und Sicherheitsgefühl. Damals wurde um Schabatz und Valjewo gekämpft. Die Sache war militärisch an der schwierigsten Stelle angefaßt worden. Aber schwierig sind auch die anderen Stellen. So weit abgewirtschaftet, wie die „Südslawische Correspondenz" es uns vorreden wollte, sind die Serben offenbar nie gewesen. Die gegenwärtige Stärke ihrer Truppen ist uns unbekannt, wird aber auf 300 000 geschätzt. Ausrüstung und Ausdauer soll gut sein. Ein englisch-französisches Hilfskorps soll in Semendria angekommen sein, also jedenfalls unter Verletzung griechischer Neutralität über Saloniki bis an die Donau geschafft.

Die bulgarische Mobilmachung ist angeordnet. Alle bulgarischen Staatsangehörigen in Deutschland, welche militärpflichtig sind, werden aufgefordert, sich über Wien und Rumänien in ihre Heimat zu begeben. Die Engländer verhindern alle Einfuhr von Waren nach dem bulgarischen Hafen Dedeagatsch.

An der Ikwa bei Luzk und Dubno in Wolhynien haben die Russen keine weiteren Fortschritte gemacht.

Donnerstag, 23. September.

Nach einer Mitteilung der „Associated Preß" aus Sofia sagte der bulgarische Ministerpräsident Radoslawow, daß Serbien sofortige Besetzung von Makedonien bis zum Wardar angeboten habe, aber den Teil jenseits des Wardar erst dann liefern wolle, wenn es selbst Bosnien, Herzegowina, Kroatien und Dalmatien erhalten habe. Darauf wolle natürlich die bulgarische Regierung nicht warten. Rumänien und Griechenland würden wahrscheinlich neutral bleiben. Die bulgarische Sobranje wird nicht zusammentreten, der Ministerpräsident bespricht sich aber mit den Führern aller Parteien. — Auch Athener Nachrichten scheinen zu bestätigen, daß Griechenland nicht beabsichtigt, den Serben zu helfen, falls ihm von den Bulgaren kein Schaden geschieht.

In der Gegend von Dünaburg finden täglich heftige Kämpfe statt, in denen, soweit wir es beurteilen können, die Deutschen unter Opfern langsam vorrücken. Der russische Widerstand nördlich von Oschmjana bis östlich von Sobotniki an der Gawia ist gebrochen. Das besagt, daß die zurückweichende russische Armee vom nördlichen Abschnitt der Eisenbahn Wilna—Rowno abgedrängt ist. Nördlich von Pinsk wird bei Logischin gekämpft.

Der russische Kriegsbericht enthält die für uns erfreuliche Mitteilung, daß russische Torpedoboote im Schwarzen Meere vor dem Bosporus einen Geschützkampf mit unserer alten tapferen „Goeben" gehabt haben. Also kann sie wieder streiten!

Freitag, 24. September.

Im „Journal de Genève" wird in Abrede gestellt, daß irgendein russischer Dumaabgeordneter in ein Gefängnis oder in die Peter-Pauls-Festung geworfen worden sei. Man müsse die über Schweden kommenden Nachrichten mit Vorsicht aufnehmen. Das trifft während des Krieges bei fast allen internationalen Nachrichten zu. Im ganzen aber scheint mir, daß wir viel vorsichtiger sind gegenüber wildwachsenden Tatarennachrichten als die Franzosen. — In demselben Blatt sagt eine baltische Frau über die russischen Ostseedeutschen: Die Balten sind weder Russen noch Deutsche; das soll heißen, daß sie in sich zu viel Russisches haben, um jemals unter deutscher Regierung glücklich zu sein, und zu viel Deutsches, um sich der russischen Seelenstimmung anzupassen, und es liegt gerade darin das Allertragischste ihres Daseins. In diesen Worten ist das Schicksal aller Zwischenvölker gut gekennzeichnet.

Der „Neuen Freien Presse" entnehmen wir, daß in den ungarischen Mittelschulen in der nächsten Zeit ein neuer Lehrplan eingeführt werden soll, in dessen Rahmen auch der Unterricht in der deutschen Sprache eine vollkommenere Ausgestaltung erhalten soll. Die deutsche Sprache wird von der ersten bis zur achten Mittelschulklasse in je sechs Stunden wöchentlich unterrichtet werden. Der Erweiterung des deutschen Sprachunterrichtes entsprechend wird der Unterricht der griechischen Sprache eingeschränkt werden. Dieser Lehrplan wird voraussichtlich schon mit dem nächsten Schuljahr in Kraft treten. Das ist ein gutes Vorbild für alle Teile Mitteleuropas. Auch wir sollen uns bemühen, mehr Gelegenheiten zur Aneignung der Sprachen unserer Bundesgenossen zu geben. Türkischer Unterricht wird jetzt an verschiedenen Stellen

Digitized by Google

eingeführt, noch aber fehlt es an Möglichkeiten, Madjarisch zu lernen, was für die Zukunft ebenso wichtig ist.

Der große Kampf im Osten bringt Fortschritte im ganzen, aber wechselnde Schicksale im einzelnen. Bei Lennewaden, rechts der Düna sind zwei verlorene Dörfer wiedergewonnen. Südlich von Dünaburg wurde eine weitere russische Stellung erstürmt. Oestlich von Wilna wird von den zurückziehenden Russen erbittert gestritten, mehrere deutsche Geschütze gingen verloren. Bei Logischin, nördlich Pinsk, mußte ein tüchtiges Stück zurückgegangen werden. Dabei aber sind alle diese Gefechte nur Rückzugsdeckungen der Russen.

Das Ergebnis der Kriegsanleihe wird mit 12,03 Milliarden bekanntgegeben. Das ganze Volk ist sozusagen eine einzige große Kriegswirtschaft.

Sonnabend, 25. September.

Ein Bericht aus Italien sagt, daß die Masse des Volkes mit dem Krieg noch nicht unzufrieden sei, weil sie nur die italienischen Nachrichten erfährt, keine Verlustlisten erhält und noch keinen Mangel spürt, daß aber in der gebildeten Oberschicht die Sorgen im Wachsen seien. Im Winter würde der Mangel an Kohlen fühlbar werden.

Nach Mitteilung des Ackerbaubüros der Vereinigten Staaten sind 425 000 Pferde und Maulesel an den Vierverband geliefert worden. Wenn die Amerikaner nicht helfen würden, so könnten die Engländer und Franzosen nicht lange mehr weiterkämpfen.

Die Oesterreicher haben ihre östlich von Luzk stehenden Abteilungen an das Westufer des Styr zurückziehen müssen, sonst aber sieht es in Ostgalizien und Wolhynien nicht schlecht aus.

Nachdem Bulgarien seine Mobilmachung begonnen hat, tut nun Griechenland dasselbe. Der griechische König hat nur „zur Verteidigung" zugestimmt. Von der serbischen Grenze wird nichts Weiteres berichtet. Die serbische Regierung tröstet ihr Volk mit Erwartungen eines Hilfsheeres des Vierverbandes.

Das Hauptereignis des Tages ist die deutsche Kriegsanleihe, über die Staatssekretär Helfferich eine lange Mitteilung an amerikanische Blätter telegraphieren ließ, damit man im Lande des Dollars die größte Finanzaktion der Weltgeschichte richtig verstehe. Auch für uns, die wir den Verlauf dieser Dinge in unmittelbarer Nähe betrachten, ist die Steigerung von Anleihe zu Anleihe wunderbar und höchst erfreulich. Sie beweist, daß viel mehr verfügbares kleines und mittleres Kapital vorhanden ist, als je gedacht wurde. Der Optimist Helfferich hat recht behalten. Er und sein finanzieller Generalstabschef Havenstein werden allseitig begrüßt.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 21. September.

An den letzten Zeichnungstagen für die Kriegsanleihe ist ein ungeheurer Andrang an den Haupt-Zeichnungsstellen. Im Rathause mußten neben den 24 vorhandenen Abfertigungsstellen 14 neue sofort eingerichtet werden.

Die Stadt Nürnberg hat sehr guten Erfolg damit erzielt, Land durch Armenunterstützte mit Gemüse bebauen zu lassen, gegen freie Verpflegung und Aufmunterungsprämien. Dadurch hat man nicht nur sämtliche Volksküchen versorgen können, sondern auch durch städtischen Gemüseverkauf einen Druck auf unberechtigte Preissteigerungen ausüben können.

Man erwartet mit Spannung die in Aussicht stehenden näheren Bestimmungen des Bundesrates gegen die Lebensmittelteurung. Es sollen den Gemeinden große Vollmachten — Einsicht in die Bücher u. dgl. — gegeben werden.

Mittwoch, 22. September.

Der letzte Zeichnungstag! Mit welcher Spannung erwartet man das Ergebnis!

Eine Lehrerin erzählt von den Zeichnungen in der Volksschule. Wie ein kleines Mädchen wichtig und eifervoll kommt: „Meine Mutte sagt, ich soll man gleich fünfzig zeichnen" — und umständlich sein Fünfzigpfennigstückchen auf den Tisch des Hauses niederlegt. Und alle wollen sie gern wissen, wie viele U-Boote man von dem Geld kaufen kann, das sie zusammengebracht haben. Daran liegt ihnen am meisten. Eine kleine Freundin von mir ist freilich anderer Meinung. Ich fragte sie, nachdem sie Vorschuß auf ihr Taschengeld bis zum Januar genommen hat, wozu sie möchte, daß man ihr Geld brauchte. Sie dachte eine Weile nach und sagte dann, während ihre kleine Frauenseele aus ihren Augen schimmerte: „Am liebsten — — zu Luftkissen für die Schützengräben." Dazu wird es nun wohl trotz ihrer zehn Mark leider nicht reichen. — —

In Warschau ist eine Arbeiterzentrale für die Vermittlung von Arbeitern nach Deutschland eingerichtet. Sie findet sehr starken Zuspruch.

Am 1. Oktober wird eine Vieh-Zwischenzählung stattfinden (Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh). Es soll dadurch Einblick in die zur Verfügung stehenden Fleischmengen gewonnen werden.

Der Kriegsausschuß der deutschen Industrie (Bund der Industriellen und Zentralverband Deutscher Industrieller) hat eine Besprechung über die Aufgaben seiner Abteilung für Außenhandel gehabt. Es ist festgestellt, daß „die zahlreichen vom feindlichen Auslande ergriffenen Maßnahmen zur systematischen Verdrängung und Ausschaltung des deutschen Wettbewerbes nach dem Kriege eine zielbewußt organisierte Förderung der deutschen Ausfuhr wie überhaupt der deutschen Welthandelsinteressen erfordern, um hierdurch die durch den Krieg herbeigeführten Schädigungen abzuwenden".

Dazu wird Ausbau der Abteilung für Außenhandel unter Heranziehung anderer Verbände ins Auge gefaßt, von dem man sich aber nur dann etwas verspricht, wenn die inländischen Reichsbehörden wie die auswärtigen Reichsvertretungen der Förderung des Exports weitestgehende Unterstützung gewähren.

Donnerstag, 23. September.

Der Kriegsberichterstatter der „Vossischen Zeitung" berichtet von einer Friedhofsanlage an der Aisne, die unsere deutschen Soldaten selbst geschaffen haben und die der französische Geistliche der Gemeinde einweihte. Auf das Grabmal setzten sie das Wort:

„Freund und Feind,
Im Tode vereint
Ruhn sie im schirmenden Schoße der Erde;
Bis einst der Meister
Wecket die Geister
Mit seinem schaffenden Wort: Es werde!"

Ob nach dem Kriege auch die Völker einander in der Gesinnung gegenüberstehen werden, die so wie diese Worte der Tragik schicksalsnotwendiger Gegensätze gerecht wird? Wenn man das hoffen dürfte!

Freitag, 24. September.

Von der Vorbereitung eines künftigen systematischen Wirtschaftskampfes gegen Deutschland und Oesterreich erfährt man zuweilen Einzelheiten. So jetzt von den Verhandlungen einer französischen Kammerkommission mit folgendem Programm: Es müssen Mittel gefunden werden, um den Vierverband auch nach dem Kriege wirtschaftlich solidarisch zu machen. Dies kann nur geschehen, wenn schon jetzt den deutschen und österreichischen Anstrengungen, ihren Kundenkreis zu behaupten und zu erweitern, mit vereinten Kräften entgegengearbeitet wird. Es müssen daher zwischen den in Betracht kommenden Staaten eine Reihe von Sonderverträgen abgeschlossen werden, die unter allen Umständen auch nach dem Frieden Geltung behalten sollen.

Der Bundesrat hat neue Unterdrückungsmaßnahmen gegen Wucher und Spekulantentum beschlossen. „Unzuverlässige" Personen dürfen keine Erlaubnis zur Eröffnung von Betrieben für Gegenstände des täglichen Bedarfs und der Heeresversorgung erhalten. Preiswucherer können durch Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte bestraft werden.

Digitized by Google

Ueberall spricht man von der bevorstehenden französischen Offensive. Die Herzen der Mütter zittern vor den nächsten Tagen!

Sonnabend, 25. September.

Die Fleischpreise im Kleinhandel in Berlin sind ein klein wenig gesunken, wenigstens für die meisten Sorten. Einige steigen allerdings noch. Die Großhandelspreise zeigen vorwiegend steigende Tendenz. Butter, Schmalz, Gemüse steigen, wenn auch wenig.

In Italien erscheint, zeitgemäß!, eine Uebersetzung von Fichtes Reden an die deutsche Nation, die der Professor für deutsche Literatur in Rom im „Corriere della Sera" anzeigt mit der Versicherung, daß „die gebildeten Italiener dieses Buch mit der ihnen eigenen Wißbegierde lesen werden"!

Die Abendblätter bringen das mit heißer Spannung erwartete Ergebnis der Kriegsanleihe: Ueber 12 Milliarden! Die ganzen Straßen sind voll davon.

Heute ist schulfrei! — Feier des Milliardensieges. Diese Schulkindergeneration braucht keinen theoretischen staatsbürgerlichen Unterricht, um das Wesen einer Reichsanleihe zu erfassen! Die lernt das Abstrakteste aus dem Erleben. Die Großberliner Hausbesitzer haben einen Wirtschaftsverband gegründet, der die angekündigten Maßnahmen zum Ausbau der Pfandbriefämter beeinflussen soll. Außerdem soll der Verband eine Zentrale mit der Aufgabe bekommen, „den Hausbesitzern größeren politischen Einfluß auf Regierung, Parlament und Presse zu sichern". — — Auch ein Versuch zur „Neuorientierung unserer inneren Politik"!

Die „Mitteilungen" der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft sprechen sich über die Ernte folgendermaßen aus:

„Der Stand der Feldfrüchte des Reiches darf im allgemeinen als recht günstig bezeichnet werden, insbesondere wird die Schwere des Korns gelobt. Die Einbringung der Weizenernte hat unter dem Regen vielleicht etwas mehr gelitten als bei der Roggenernte, die in der Hauptsache trocken eingekommen ist. Die Futterpflanzen vollends haben sich unter dem Einfluß der Witterung so weit erholen können, daß man von den besten Aussichten selbst für die Versorgung des Winters reden darf. Hierdurch ist ein großer Teil der Befürchtungen für die Durchbringung namentlich der Rindviehbestände hinfällig geworden. Die Kartoffelernte wird nach sorgfältigen Ernteschätzungen als eine der reichsten bezeichnet, die Deutschland jemals gehabt hat. Allerdings wird die Frucht unter Nässe zu leiden haben, und man wird daher für Trocknung in weitgehendem Maße Sorge tragen müssen."

Sonntag, 26. September.

Eine schöne, frische und lebendige Flugblättersammlung gibt die „volkskirchlich-soziale Vereinigung für die Provinz Sachsen" heraus. Schwierige Dinge, wie die sittliche Widerstandskraft der Soldaten draußen und der Frauen daheim, sind darin mit Takt und Wärme besprochen.

Der Hansabund hat eine Kriegskonferenz für das deutsche Handwerk veranstaltet. Das Hauptthema war die Beschäftigung der Kriegsbeschädigten. Sehr gute, zugleich besonnene und zuversichtliche Ausführungen des Obermeisters Bartschat mit dem Grundgedanken: die Kriegsbeschädigten müssen nicht Almosenempfänger, sondern Steuerzahler werden. Berufsberatung unmittelbar vom Lazarett aus, durch Miteinanderwirken aller Sachverständigen in Ortsausschüssen, möglichst schnelle Entlassung der Kriegsbeschädigten aus dem Heer, damit sie sich nicht im Lazarett an das pessimistische Grübeln gewöhnen, Vorsicht in der Verpflanzung auf das Land! Die Besprechung des Vortrags zeigte, wie schon hier und da soziale Schwierigkeiten aus der Verwendung der Kriegsbeschädigten entstehen, Lohndrückerei — vor allem aber auch, wie man ihnen begegnen kann: nämlich durch ausdrückliche Aufnahme in den Tarifvertrag, wie es im Tischlergewerbe geschehen ist.

Montag, 27. September.

Heute beginnt hier in Leipzig eine Frauenkriegstagung eigener Art: die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der deutschen Frauenbewegung. Sie wird nach dem Willen aller, die sich hier zusammengefunden haben, eine Arbeitsversammlung sein, zu der die Erinnerung an die tapferen Frauen den Hintergrund gibt, die es vor einem halben Jahrhundert wagten, „die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts" zu erklären. Wenn heute die deutsche Frau sich der ungeheuren Belastungsprobe durch diesen Krieg gewachsen zeigt, so hat das halbe Jahrhundert der Erziehung durch ein neues bürgerliches Verantwortungsbewußtsein seinen unwidersprechlichen Anteil daran.

Naumann / Die Selbstbestimmung der Völker

Als wir vor einiger Zeit über den Programmsatz von der Selbstbestimmung der Völker schrieben, sagten wir, daß kein Staat, sei er auch demokratisch-republikanisch, seinen Bestand von Minderheitsbeschlüssen in Frage stellen lassen kann. Es könnten sich bei dem Versuche der Durchführung des Selbstbestimmungsrechtes Dinge wiederholen, wie sie in der demokratischen Schweiz tatsächlich vorgekommen sind, als vor etwa 20 Jahren der Kanton Tessin sich loslösen wollte. Der Kanton wurde, so hieß es, von den übrigen zum Bleiben gezwungen, weil er militärisch unentbehrlich ist.

Gegen diese unsere Darstellung ist von verschiedenen Schweizer Lesern Widerspruch erhoben worden, und wir müssen zugeben, daß der Widerspruch zu einem guten Teile berechtigt ist, denn in der Tat hat die Tessiner Revolution vom September 1890 (um diese handelt es sich) keinen nationalen Abtrennungszweck gehabt. Gerade jetzt ist fünfundzwanzigjähriger Gedenktag dieses Schweizer Vorkommnisses gewesen, und die sozialdemokratische „Berner Tagwacht" benutzt die Gelegenheit zu einem Rückblick auf jenen kurzen Sturm innerhalb der Eidgenossenschaft, dessen sich, wie sie sagt, die sattgewordenen anderen Parteien jetzt schämen. Danach und nach den uns zu Gebote stehenden Quellen ist die liberale bürgerliche Erhebung mit Sturm auf Regierungsgebäude und Zeughaus in Bellinzona nur auf innerpolitischen Gegensatz gegen die ultramontan-konservative Partei zurückzuführen. Das übrige aber geschah so, wie wir es in Erinnerung hatten: es rückte der vom Bundesrat ernannte Kommissär mit zwei Bataillonen ein, bestätigte aber dann die inzwischen neu gebildete liberale Regierung. Das Ganze erscheint als staatliche Anerkennung des Rechtes auf Revolution oder als staatliches Eingreifen in die Selbstbestimmung des Kantons, je nach dem Gesichtspunkt, unter dem man es betrachten will. Uns lag in diesem Falle daran, das zweite hervorzuheben, nämlich die Erkenntnis, daß es auch im republikanisch-demokratischen Staate Grenzen der Selbstbestimmung der Kantone, Landschaften oder Nationalitäten gibt und geben muß.

Eine Erörterung über diese Frage ist in diesen Zeiten der Völkerverschiebungen sehr angebracht, weil bei fast allen Veränderungen der Landkarte die Frage auftaucht, ob man den betreffenden Bevölkerungen ihr eigenes Schicksal in die Hand geben kann und soll. Natürlich sprechen wir darüber nur ganz theoretisch, da wir sonst leicht in das Gebiet der „Kriegsziele" gelangen könnten, was wir vermeiden wollen.

Als im Jahre 1864 durch den Deutsch-Dänischen Krieg nicht nur die Deutsch sprechenden Volksteile von Schleswig-Holstein, sondern auch die dänischen Gebiete Nordschleswigs in preußisch-österreichischen Doppelbesitz gekommen und dann 1866 durch den Prager Frieden an Preußen abgetreten worden waren, wurde im Artikel V des

Digitized by Google

Prager Friedens bestimmt, daß die Bevölkerungen der nördlichen Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch nach einer Wiedervereinigung mit Dänemark zu erkennen gäben, an Dänemark abgetreten werden sollten. Die Volksabstimmung ist nie erfolgt, weil sich im Jahre 1868 Preußen und Dänemark über den Vorgang nicht einigen konnten. Erst 1878 wurde von Oesterreich aus auf Artikel V des Prager Friedens verzichtet.

Im Frankfurter Frieden von 1871 wurde vereinbart, daß alle in Elsaß-Lothringen geborenen oder wohnenden Personen sich (bis 1. Oktober 1872) darüber erklären sollten, ob sie künftig dem deutschen oder dem französischen Staate angehören wollten. Wer sich für Frankreich entscheide (Optant), solle seinen Wohnsitz dorthin verlegen. Es ergab sich nun, daß zwar 160 000 sich für Frankreich aussprachen, aber nur 50 000 auswanderten. Die Nichtabwanderer wurden von da an als deutsche Staatsbürger betrachtet. Das ist aber keineswegs dasselbe wie ein Volksbeschluß über politische Zugehörigkeit.

Eine Volksabstimmung über Zugehörigkeit hat zweimal in Italien stattgefunden, und zwar nach den Vergrößerungen von 1866 und 1870; dabei hat es sich aber nicht um fremdsprachliche Volksteile gehandelt, und die Abstimmung selbst wurde von der siegreichen piemontesisch-italienischen Regierung veranstaltet. Bei der Abtretung von Savoyen und Nizza von Italien an Frankreich im Jahre 1860 hat eine Abstimmung stattgefunden, die unter geschickter Leitung eine große Mehrheit für den Anschluß an Frankreich ergab.

Es liegt auf der Hand, daß im Abstimmungsverfahren ein gewisser Kern von menschlicher Gerechtigkeit enthalten ist, aber ebenso offenbar ist, daß diese Art von Volkskundgebung kaum jemals wirklich frei sein wird, da sie vom neuen Herrn vorgenommen wird und wohl stets nur eine nachträgliche Zustimmung zu vorher fertig gemachten Beschlüssen bedeuten kann. Man sieht in den von uns genannten Vorgängen Versuche zur Verwirklichung eines idealen Rechtes der Nationen, ohne daß dabei die betreffenden Volksteile selber im Besitze der Macht sind, ihren Willen nun auch wirklich durchzusetzen. Das alte Verfahren des Wiener Kongresses, der Volksteile wie Kleiderstoffe verhandelte, ist hart und unbillig für die Betroffenen, aber das umgekehrte Verfahren, die in schwebenden Zustand geratenen Volksteile durch Abstimmung zu Meistern ihrer Geschicke zu machen, ist ebenso unzureichend, da kein Volksteil für sich allein auf der Welt lebt und den Gang der Gesamtentwicklung aufhalten darf, der zur Bildung von größeren Einheitskörpern hindrängt.

Wenn man den Gedanken von der Selbstbestimmung der Völker bis in seine letzten Enden durchdenken will, so würde ein demokratisches Recht jedes Einzelortes und schließlich jeder Einzelperson erscheinen, über ihre staatliche Zugehörigkeit zu entscheiden. Das würde das Ende aller Menschheitsorganisation sein. Alle Menschheitsteile müssen sich dem Systeme der politischen Gesamtgeschichte einordnen. Darin liegt im Grunde das Recht von großen Friedenskongressen. Diese Kongresse aber sollen nicht über die Köpfe hinweg entscheiden, sondern mit Abwägung der Möglichkeiten und mit Anhörung der Betreffenden. Europäische Volksteile und Nationen lassen sich in gegenwärtiger Zeit nicht mehr so behandeln wie etwa afrikanische Stämme, über die man in Europa beschließt, wenn sie zu gehorchen haben. Darüber werden sich heute alle Staatsmänner einig sein, die Schwierigkeit beginnt nun aber erst bei der Anwendung dieser Gedanken auf die Wirklichkeit. Da wird die Politik im höchsten Sinne zur „Kunst des Möglichen". Es hat gar keinen Zweck, Staatsverbände herzustellen, die gar nicht haltbar sein können. Was aber haltbar ist, was zusammenwachsen kann, was gemeinsame Zukunft hat, das zu erkennen ist keine einfache Abstimmungsaufgabe, das erfordert geschulten, praktischen Welt- und Geschichtsverstand.

Wir haben es am Streite der Balkanvölker erlebt, wie unmöglich es ist, durch einfache Grenzfestsetzungen auf der Landkarte den Frieden der Nationen zu sichern. Ueberall, wo die Vergangenheit ein unklares Gemisch übriggelassen hat, versagt das einfache Schema. Dort entscheidet die jeweils stärkere Kraft. Das war so, und — das wird wohl so bleiben.

Leon Suleiman / Scheich Abdul-Kader

Am Jaffator sammelt sich die Menge. Schnell hatte sich die Kunde von dem Fall Warschaus durch die heilige Stadt Jerusalem verbreitet. Die Militärkapelle spielt zu Ehren des Tages, und alle Herzen erfüllt eine hohe Freude über den unaufhaltsamen Siegeszug des verbündeten mächtigen deutschen Heeres. Die frohen Gesichter der bunten Menge und die beflaggten Häuser schienen die alten heiligen Stätten wie neu zu beleben. Eine neue Aera schwebte in der Luft. Man fühlte sie, man atmete sie mit ein. Ja, auch der altehrwürdige Scheich Abdul-Kader war sicherlich von dieser neuen Welt beherrscht, als er nun seine feurige Rede an die osmanische Nation hielt. Auch sein Geist schien mit aufgerollten Fahnen in die Zukunft des Volkes zu fliegen. Weit entfernt von religiösem Fanatismus, von Haß gegen die Nichtmohammedaner und vom Vernichtungskrieg gegen die Ungläubigen, rief der Scheich seinem Volke andere Worte zu, verkündete auch er das 20. Jahrhundert der Wissenschaft, der Bildung und Technik. Nachdem der Scheich auf die herrlichen Siege des deutschen Volkes im Osten hingewiesen hatte, ließ er nicht die Gelegenheit aus dem Auge, den himmelsweiten Unterschied zwischen den Deutschen und den Russen hervorzuheben. „In diesem Kriege", sagte er, „hatte sich mit dem eisernen Willen und zu der Charakterstärke des Deutschen die unbesiegbare Macht der Wissenschaft und Technik zum Siege vereint." Den hohen Wert der kulturellen Bildung eines Volkes für die Verteidigung des Vaterlandes dem Mohammedaner zu verkünden, ist gewiß ein hohes Verdienst und muß gerade dem Bündnis mit den befreundeten europäischen Mächten und dem mohammedanischen Reiche zum großen Vorteil gereichen. Eröffnen doch diese Worte des ehrwürdigen Abdul-Kader dem Mohammedaner noch die Sphären neuer gewaltiger Kräfte im Leben einer Nation neben der allein seligmachenden Religion. Er und sein befreundeter Scheich Taher-Abu-Saud, der nach der feurigen Rede am Jaffator die Arme gen Himmel gehoben, vor der tief bewegten Menge in voller Andacht ein flehendes Gebet um den endgültigen Sieg der türkischen Waffen und der ihrer Verbündeten gesprochen, haben sicherlich den Weg Deutschlands im befreundeten Orient geebnet. Sie schienen die Herzen der Mohammedaner für die Aufnahme der frisch einströmenden Kultur, wie sie ein Deutschland ihnen geben kann und mit reinem Herzen auch geben will, vorzubereiten. Der Scheich wußte, was er wollte, wenn er dann vor dem deutschen Konsulatsgebäude in Jerusalem dem Volke zurief: „Die geschulten deutschen Soldaten haben über die russischen unwissenden gesiegt." Das Volk versteht die Worte des religiösen Führers. Der Araber und der Türke werden nun aber auch wissen, Kultur von Kultur zu unterscheiden. Gewiß zeigte

Digitized by Google

sich der Araber derjenigen Kultur feindlich, die die Engländer und Franzosen, ja auch (es ist lächerlich!) die Russen ihnen aufzwingen wollten, die, man brauchte nur einen Blick auf Aegypten, Tunis, Marokko zu werfen, von vornherein dazu angetan war, die nationale Selbständigkeit zu untergraben. Die Kultur war nur die Schaufel dazu. Gerade dieses jahrelange Ringen der Türken gegen die kulturspendenden Reiche, um mit der Kultur auch das fremde Reich vom Leibe zu halten, muß doch in Deutschland, welches seine nationale Selbständigkeit nach allen vier Himmelsrichtungen mit eiserner Hand verteidigen muß, volles Verständnis finden. Es war nicht schade, daß die Türken und Araber diese vergiftete, romanische Kultur nicht genossen und ihre ganze kulturelle Entwicklung auf eine spätere Zeit aufgeschoben hatten. Und es unterliegt für jeden Orientkenner keinem Zweifel, daß das Vernachlässigte in Riesenschritten eingeholt werden wird. Man höre nur die Worte des Scheich Abdul-Kader! Denn sicherlich meinte er, mit ihnen die Araber, deren Land im Mittelalter in so hoher Blüte stand, auf die kommenden Schulmeister aus den deutschen Schulen vorzubereiten; auf eine Kultur, die auf Festigung und Stärkung des nationalen Gedankens absieht, die von einer Nation gespendet wird, die selbst am wenigsten von anderen verstanden, doch stets sich dadurch auszeichnete, die fremden Völker in ihrem tiefinnersten Wesen am meisten zu verstehen.

Es ist vielleicht ein nicht uninteressanter Zufall, der es dahin brachte, daß diese Worte des Scheich Abdul-Kader zu der Zeit ausgesprochen wurden, wo eine Notiz durch die deutschen Zeitungen ging von den deutschen Professoren, die sich dazu gemeldet haben, einem Rufe nach dem Goldenen Horn zu folgen. Eine fast unbemerkte Notiz, die doch nicht zu übersehende Folgen in sich schließt. Deutsche Geistespioniere verlassen ihre vielgeliebte Heimat, um den ausgesprochenen Wunsch des Scheich Abdul-Kader zu verwirklichen. Sie werden sicherlich nicht die letzten sein, die diesem Rufe folgen werden, die Anfangsglieder in einer langen Kette, die sich um die militärisch so eng verbündeten Völker schlingen wird. Eine Aufgabe zu erfüllen, die Volk an Volk näher bringt, um sich gegenseitig zu durchdringen, um dieses u m die Nationen geschmiedete Band auch d u r c h die Nationen in mehrfachen Reihen zu ziehen. Wie Brust an Brust, so gilt es auch, Herz an Herz zu reihen, um gegenseitig nicht verständnislos sich gegenüberzustehen. Eine weit schwierigere Aufgabe. Wer aber mit mir den Orient u n d Deutschland kennt, wird zugeben müssen, daß es unzweifelhaft gelingen wird, sie zu bewältigen. Wer die dankbare Empfänglichkeit des Orientalen von der Hand eines uneigennützigen Kulturspenders kennt, wer auch noch die deutsche Willenskraft und Ausdauer, die vor den gewaltigsten Aufgaben nicht zurückschreckt, am eigenen Leibe gespürt hat, der, sage ich, wird bald einsehen, daß Deutschland den fruchtbringenden Boden der Wirklichkeit bestellt, um bald in Freuden die köstlichsten Früchte zu ernten.

Nicht nur die Namen der in Deutschland bereits bewährten Geisteshelden verbürgt mir den Erfolg, auch die Tatsache, daß sie von dem gesamten deutschen Volke ausgegangen sind und von seinen Sympathien nach dem Bosporus begleitet werden. Ich habe die Sicherheit, daß sie den Geist der Nation, der sie ihre Kräfte in so uneigennütziger Weise widmen wollen, gründlich erfassen werden. Gerade als d e u t s c h e Schulmeister werden sie die Seele einer Nation verstehen, aus deren Gehirn die Erinnerung an die herrlichen Waffentaten der Väter nicht weichen kann, und deren Söhne wie neu verjüngt in eine herrliche Zukunft zu blicken gewillt sind. Trotzdem das osmanische Volk selbst ein volles Jahrhundert von einer halben Welt von Feinden bekämpft und unterdrückt wurde und gleichzeitig auch in seinen Freunden sich bitter getäuscht sah, hat es aber wie ein Wunder den Willen zum Siege bewahrt. Denselben durch tiefes Verständnis der orientalischen Eigenart des Mohammedaners wie seiner Geschichte und Ueberlieferungen zu pflegen, die kommende Generation zur Teilnahme an den höchsten Gütern der Kultur vorzubereiten, ist die Aufgabe dieser Geistesheroen. Wie die deutschen Krieger auf den Schlachtfeldern ihren Bundesgenossen tapfer die Hand zum Siege reichen, so werden auch die deutschen Schulmeister, sich über alle Schwierigkeiten hinwegsetzend, dem befreundeten Osmanenvolk zum endgültigen kulturellen Siege verhelfen. Daß die geistigen Führer der Nation wie hüben so drüben mit ihnen Hand in Hand arbeiten werden, unterliegt mir keinem Zweifel. Scheich Abdul-Kader hat es ja gesagt. Wie die höchsten Führer des Volkes, wie der Hof und der Sultan selbst sich um die Kräftigung der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei unablässig bemühen, so werden auch die kulturellen Bestrebungen Deutschlands in der Türkei, wie es aus den Worten Abdul-Kaders unzweideutig hervorgeht, die wärmste und tatkräftigste Unterstützung seitens der geistigen Führer der Osmanen finden. Zur Unterstützung der Bestrebungen der „d e u t s c h - türkischen Vereinigung" wird also bald eine „t ü r k i s c h - deutsche Vereinigung" in Stambul ins Leben gerufen werden. Scheich Abdul-Kader wird zweifelsohne die lebende Seele des Zweigvereins in Jerusalem sein.

Karl Broßmer / Die soziale Bedeutung der Schweizer Rekrutenprüfung

Jeder Schweizer muß sich im wehrpflichtigen Alter einer körperlichen und pädagogischen Prüfung unterziehen (Rekrutenprüfung). Die Untersuchung der körperlichen Leistungsfähigkeit erstreckt sich auf drei Uebungen, in denen ein bestimmtes Mindestmaß festgesetzt ist. Beim Weitsprung, ohne Sprungbrett mit beliebigem Anlauf, muß eine Sprungweite von mindestens 2 m erreicht werden, wenn die Leistung innerhalb der Grenze des Hinreichenden liegen soll. Die Note sehr gut steht einer Sprungleistung von 3,5 m und mehr zu. Das Zeitmaß eines Schnellaufs über eine Strecke von 80 m ergibt eine zweite Wertzahl. Zeiten über 16 Sekunden entsprechen den gestellten Bedingungen nicht. Das Prädikat sehr gut wird bei einer erforderlichen Zeit von 12 Sekunden oder weniger erteilt. Die dritte physische Aufgabe sucht die Ausbildung der Arm- und Brustmuskulatur auf praktischem Wege zu erkennen. Nach den gesetzlichen Bestimmungen muß ein 17 kg schweres Gewicht mindestens zwei- bis dreimal vom Erdboden zur höchsten Stellung ohne Niederlegung des Gewichts mit jedem Arme gehoben werden. Die erteilten Noten liegen zwischen 1 und 5; 1 ist die beste, 5 die Bezeichnung einer ungenügenden Leistung. Die beste für die körperliche Gesamtleistung mögliche Durchschnittsnote beträgt 3×1 oder 3; die schlechteste Durchschnittsnote bei ungenügendem Erfolg in jedem der drei Zweige 3×5 oder 15.

Die Bearbeitung der Prüfungsergebnisse durch das eidgenössische statistische Amt hat sehr lehrreiche Zusammenhänge zwischen der durch die ärztliche Untersuchung festgestellten Tauglichkeit und der durch die körperliche Prüfung erzielten

Digitized by Google

Durchschnittsnote ergeben. Das gegebene Zahlenmaterial beweist ganz klar, daß die durch eine fachmännische Untersuchung als tauglich Erklärten in der Tat auch die besten turnerischen Leistungen aufweisen. Es waren:

	Proz.	und erhielten die Durchschnittsnote
Taugliche	55	6,765
Zurückgestellte	13	9,179
Untaugliche	32	8,862

Die von der stellungspflichtigen Mannschaft geforderte Turnprüfung stellt sich nach dem bearbeiteten Zahlenmaterial als eine wertvolle Ergänzung des ärztlichen Urteils dar. Weiterhin ist durch eine über fünf Jahrgänge sich erstreckende Bearbeitung der turnerischen Prüfungsresultate erkannt worden, daß der Grad der physischen Leistungsfähigkeit durch einen regelmäßigen und methodisch erprobten körperlichen Ausbildungsgang gesteigert werden kann. Die folgende Zusammenstellung zeigt das segensreiche Wirken des Schulturnens und auch die erhofften Erfolge einer emsigen Tätigkeit aller Jugendorganisationen.

Es erhielten nämlich:

	Durchschnittsnote	Tauglich sind
1. solche ohne körperliche Uebungen	9,143	48 Proz.
2. solche mit Turnen in der Primarschule	7,999	52 „
3. solche mit Turnen in Vereinen (auch Sport, militärischer Vorunterricht)	6,155	62 „
4. solche mit Turnen auf allen Schulstufen und in Vereinen	5,465	73 „

Die Betrachtung des Zeitabschnitts 1907 bis 1912 ergibt eine Besserung der Durchschnittsnote und gleichlaufend das Steigen der Prozentzahl der tauglich Befundenen von 67 auf 79 Prozent. Die letzten Zahlen sind nicht nur erfreulich von dem Standpunkt einer erstrebten Hebung der Wehrkraft aus, sondern sie zeigen doch auch ein Ansteigen der physischen Tüchtigkeit und damit Fortschritte der allgemeinen Volksgesundheit.

All diese Betrachtungen beziehen sich auf eine gedeihliche Entwicklung des männlichen Geschlechts. In diesem Zusammenhange wurde durch die Schweizer Turnlehrer auf die weit größeren Schäden des physischen Entwicklungsganges der weiblichen Jugend hingewiesen. In erhöhtem Maße wird dort ein Fehlbetrag an körperlicher Energie zutage treten, hervorgerufen durch eine sitzende Lebensweise, durch die gesundheitsschädlichen Wirkungen einer regelmäßigen Heimarbeit und durch die gesundheitsraubenden Einflüsse einer anstrengenden Tätigkeit in den Fabrikräumen. Nach Mikulicz kommen auf einen schiefgewachsenen Knaben zehn schiefgewachsene Mädchen; diese Frage ist auf das engste verknüpft mit der Entwicklung der folgenden Generation. Jede Frau hat das natürliche Recht, Mutter zu werden. Und so schleicht dann das Minus an körperlicher Kraft durch den vernachlässigten Körper der Frau wieder hinüber in die männlichen Glieder der folgenden Reihe. Was mühsam durch die Kleinarbeit des turnerischen Unterrichts in den Jünglingsjahren eingeholt oder gesteigert wird, verwischt durch die natürliche Schwäche des weiblichen Organismus. Zur Ausschaltung dieser Mängel erhoben die Schweizer Turnlehrer die Forderung, das Turnen auch in den Lehrplan der weiblichen Fortbildungsschule amtlich aufzunehmen. Ergänzend soll der praktische und theoretische Unterricht in der Haushaltungskunde die Grundzüge einer vernunftgemäßen Volksernährung klarlegen. Die jungen Mädchen sollen auch in ethischer Richtung beeinflußt werden und ihre große Verantwortung für das Wohl der kommenden Geschlechter verstehen lernen. So spielt ein Gebiet in die Forderungen des anderen hinüber.

Diese Gesichtspunkte, die für die Hebung der allgemeinen Volkskraft von großer Wichtigkeit sind, haben auf die Wirksamkeit der kantonalen Behörden einen günstigen Einfluß ausgeübt. In edlem Wettstreit suchen alle Bezirke zur physischen Kräftigung der Jungmannschaft beizutragen und sind bestrebt, durch Verbesserungen der Schulen auch bei dem pädagogischen Teil der Rekrutenprüfung gute Erfolge zu zeigen. Dieses theoretische Examen wird von den Schweizer Behörden als eine Art Bürgerexamen angesehen, was sich deutlich in der starken Betonung der Anforderungen des praktischen Lebens in allen Prüfungszweigen zeigt. Eine gewisse Lesefertigkeit soll an einem Stoffe aus dem beruflichen Interessenkreise nachgewiesen werden. Besondere Berücksichtigung erfährt stets das Gebiet der eidgenössischen Vaterlandskunde. Der Stand der sprachlichen Bildung wird durch die Prüfungsgruppe Lesen und Aufsatz gegeben. Das Pensum der Rechenprüfung erstreckt sich nicht über den Lehrplan einer guten Volksschule. Von den elementaren Rechenarbeiten ab, deren Beherrschung in einem engen Zahlengebiet mit hinlänglich bezeichnet wird, steigt mit der Erweiterung des Stoffgebietes auch die Einschätzung der Leistung. Bei der Prüfung in der Vaterlandskunde sieht der fragende Volksschullehrer in dem Examinanden in erster Linie den in das stimmberechtigte Alter eintretenden jungen Staatsbürger. In einer freien Unterhaltung soll all das zutage treten, was auf den sicheren Grundlagen der Volks- und Fortbildungsschule durch die Erfahrung des Gemeinde- und Staatslebens erworben worden ist. Das Hauptprinzip besteht darin, daß Verfassungsgeschichte, Geographie und Geschichte durch die Geschicklichkeit der Prüfenden zu einem einheitlichen Bilde zusammengesetzt werden. Während in den anderen Zweigen doch immer mehr die fleißige Vorbereitung zu einem guten Ende führt, soll im Rahmen der staatsbürgerlichen Prüfung die Urteilsfähigkeit und die geistige Bildungsstufe im allgemeinen bewertet werden. Im großen und ganzen geben die Kreise der beruflichen Tätigkeit und der örtlichen Verhältnisse die ersten Anknüpfungspunkte.

Der Bergführer z. B. soll auch weitere Reisen außerhalb des ihm vertrauten heimatlichen Gebiets auf der stummen Schweizerkarte (Karte ohne Namenbezeichnung) machen können. Von seinen Bergen kommen die Flüsse, deren wechselvoller Lauf ihn auf alle Formen menschlicher Siedlungen und Gewerbezweige hinweist. Die historischen Denkmäler der Paßhöhen weisen zurück in das Leben der Schweizer Volkshelden, auf deren Taten das Verfassungsgebäude der Eidgenossenschaft fußt. So soll der junge Schweizer zeigen, ob er an der Stufe des Mannesalters reif ist an Körper und Geist, um als vollwertiger Staatsbürger durch die Wehrpflicht und durch das Recht der Stimmenabgabe an den Schicksalen seines Vaterlandes mitzusprechen.

Digitized by Google

Schulz-Mehrin / Der Krieg als Erzieher zur Wirtschaftlichkeit

Die Absperrung Deutschlands vom Weltverkehr, die England dank seiner übermächtigen Flotte in der Hauptsache durchführen konnte, sollte eine ausreichende Ernährung des deutschen Volkes unmöglich machen, damit dieses durch Hunger gezwungen würde, sich dem Willen Englands zu unterwerfen, und sollte das deutsche Wirtschaftsleben vernichten, damit England „um soviel reicher würde". Beide Wirkungen sind bekanntlich nicht eingetreten; das deutsche Volk hungert durchaus nicht und wird voraussichtlich auch niemals hungern, wenn der Krieg mit England noch Jahre dauern sollte, und das deutsche Wirtschaftsleben ist durch die Absperrung vom Weltmarkt nicht vernichtet worden, sondern ist gesunder als das aller feindlichen Länder, England nicht ausgenommen. Die deutsche Wirtschaft würde, auch wenn sie nicht wie jetzt vom Weltmarkt abgesperrt wäre, im ganzen kaum besser dastehen, als bei der Absperrung. Denn abgesehen von einzelnen Zweigen, könnte bei der Einziehung eines großen Teiles der Arbeiterschaft und bei dem außerordentlich großen Bedarf des Heeres kaum eine viel größere Ausfuhr stattfinden, als sie auch heute nach den benachbarten neutralen Ländern erfolgt. Die Verhinderung der Einfuhr aber erweist sich in mehr als einer Hinsicht geradezu als ein Vorteil für das deutsche Wirtschaftsleben. Sie hat nicht nur zur Folge, daß Deutschland im Gegensatz zu allen seinen Feinden seinen Kriegsbedarf so gut wie ganz im eigenen Lande decken muß und deckt, und daß die hierfür aufzuwendenden Geldmittel im Lande bleiben und allein dem deutschen Volke zugute kommen, während unsere Feinde viele Milliarden für Kriegslieferungen anderen Völkern, besonders den Amerikanern, zukommen lassen müssen, sondern die Verhinderung der Einfuhr vieler Rohstoffe nach Deutschland hat auch die bisher noch kaum gewürdigte Folge, daß das deutsche Volk äußerst wirksam zur Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit erzogen und daß die deutsche Volkswirtschaft selbständiger und vom Ausland unabhängiger wird.

Infolge der erwähnten Absperrung sind bekanntlich die meisten Nahrungsmittel und viele industrielle Rohstoffe, also vor allem Bodenerzeugnisse, knapp geworden. Soweit der heimische Boden diese Erzeugnisse hervorbringt, gilt es, ihn jetzt so sorgfältig wie möglich auszunützen, vor allem, möglichst viel Ackerland zu schaffen. Das geschieht durch Urbarmachen von Sümpfen und Oedländern, ferner durch Verwandlung von Bauland, von Schutzstreifen an den Eisenbahnen und anderem Brachland in Ackerland. Der dem deutschen Volke gegebene Boden wird also besser ausgenützt als bisher.

Damit das geschehen konnte, haben sich viele Stadtbewohner, die über genügend freie Zeit verfügen, im Nebenberuf dem Gartenbau und der Kleintierzucht zugewandt, und verschiedene Organisationen, Behörden, z. B. die Eisenbahnbehörden, Beratungsstellen, Zeitungen, Zeitschriften und Bücher, Vorträge und Lehrkurse, haben dafür gesorgt, daß die Stadtbewohner die nötigen landwirtschaftlichen Kenntnisse erhielten. Darf diese Betätigung der Stadtbewohner in ihrer Bedeutung für die Volksernährung auch nicht überschätzt werden, so hat sie doch mindestens den in sozialer und sittlicher Hinsicht sehr hoch zu bewertenden Erfolg, daß die Stadtbewohner den Boden als Grundlage des menschlichen Daseins wieder mehr schätzen gelernt haben, und daß viele ihre freie Zeit jetzt nützlicher verwenden als bisher.

Soweit es unmöglich ist, dem gegebenen Boden mehr Nahrungsmittel und industrielle Rohstoffe abzugewinnen, nötigt deren Knappheit zu äußerster Sparsamkeit im Verbrauch und zu zweckmäßigster Verwendung. So ist durch die Knappheit der Nahrungsmittel die Lebensweise unseres Volkes im ganzen zweifellos sparsamer, mäßiger und auch zweckmäßiger geworden. Unablässige Belehrungen durch die Presse, durch Broschüren, durch Vorträge, Beratungsstellen u. dgl. haben dahin gewirkt, daß unser Volk nicht bloß sparsamer mit den Nahrungsmitteln umgeht und mäßiger lebt, sondern auch, daß die Nahrung zweckmäßiger, den Lehren der Wissenschaft entsprechend, zusammengesetzt und zubereitet wird. Diese nun schon bald ein Jahr dauernde strenge Schule der materiellen Lebenskunst wird gewiß auch über den Krieg hinaus segensreich fortwirken.

Ganz ebenso wie in der Volksernährung hat auch in der Industrie die Knappheit vieler Rohstoffe, die bisher ganz oder zum größten Teil aus dem Auslande eingeführt wurden, z. B. Kupfer, Baumwolle, Benzin, Petroleum, Schmieröl, Kautschuk, Chilesalpeter usw., zu äußerst sparsamer und zweckmäßiger Verwendung derselben geführt. Welche geradezu überraschenden Ergebnisse hier der unerbittliche Zwang zur Sparsamkeit gezeitigt hat, dafür nur ein Beispiel, das die Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure mitteilt. Um dem Mangel an Schmieröl für Maschinen zu begegnen, hat man die Schmiervorrichtungen älterer Maschinen vielfach so umgebaut, daß das Schmieröl im Kreislauf durch die zu schmierenden Teile fließt und wiederholt verwendet wird; nach einer gewissen Zeit wird das Oel in besonderen Vorrichtungen gereinigt und wieder zum Schmieren verwendet; ferner wird alles von den bewegten Maschinenteilen abgeschleuderte Oel sorgfältig aufgefangen, ebenfalls gereinigt und wiederverwendet. Auf diese Weise erreichte man, daß sich bei einer Dampfmaschine von 200 Pferdekräften der Oelverbrauch von zwei Litern pro Tag auf zwei Liter pro Woche, also auf den sechsten Teil verminderte. Bei einer anderen Maschine ließ sich eine Verminderung des Oelverbrauchs von fünf bis sechs Litern pro Tag auf etwa zehn Liter pro Woche, also auf etwa den dritten Teil erzielen. Diese Tatsachen lassen es durchaus glaubhaft erscheinen, wenn an der genannten Stelle behauptet wird, daß sich der Schmierölverbrauch in Deutschland, der bisher jährlich etwa 350 000 Tonnen betrug, durch zweckmäßige und sparsame Verwendung auf etwa 150 000 Tonnen verringern ließe. Das würde dann bei den Oelpreisen, die vor dem Kriege bestanden und später wohl wieder eintreten werden, eine Kostenersparnis von rund 80 Millionen Mark bedeuten, die fast ganz dem deutschen Volksvermögen zugute kommen würden, weil das in Deutschland verbrauchte Schmieröl zum größten Teil eingeführt wird. Zurzeit ist übrigens der Oelpreis ungefähr viermal so hoch, als vor dem Kriege, so daß der Zwang zum Sparen äußerst nachdrücklich ist. Aehnliche, wenn auch nicht ganz so große Ersparnisse werden bei anderen eingeführten Rohstoffen durch eine möglichst rationelle und zweckmäßige Verwendung erzielt.

Hand in Hand mit größerer Sparsamkeit in der Verwendung der Rohstoffe geht eine bessere Verwertung der Abfälle dieser Stoffe. So dienen städtische Küchenabfälle, die bisher nur erst an wenigen Stellen nutzbringend verwertet wurden, heute allgemein als Viehfutter. Außerdem sucht man der Entstehung unverwertbarer Abfälle durch Vervoll-

Digitized by Google

kommnung und vermehrte Anwendung von Konservierungsmethoden zu begegnen. Von den vier Millionen Tonnen Kartoffeln, die sonst alljährlich in Deutschland verfaulten, wird heute ein großer Teil durch Trocknungsanlagen, deren Einführung der Staat tatkräftig gefördert hat, vor dem Verderben bewahrt.

Wieder gilt Aehnliches für die industriellen Rohstoffe. Unbrauchbar gewordene Kleidungsstücke, Lumpen u. dgl. werden zu neuen Garnen und Geweben verarbeitet. Die Kunstwoll-Industrie, die sich insbesondere mit der Wiederverarbeitung von alten Wollsachen und Wollabfällen befaßt, hat während des Krieges wesentliche technische Fortschritte gemacht und einen großen Aufschwung genommen. Unbrauchbar gewordene Gummiwaren und Gummiabfälle werden regeneriert und zu neuen Gummiwaren, heute natürlich in erster Linie für Kriegszwecke, verarbeitet. An der Wiederverwendung bedruckten Zeitungspapiers wird ebenfalls eifrig gearbeitet, um von der Einfuhr ausländischen Zellstoffes oder Holzes unabhängiger zu werden. Welche Werte auf diese Weise gewonnen werden, das zeigt das Ergebnis der Reichs-Wollwoche, die außer einer halben Million Decken, Hunderttausenden von noch tragbaren Anzügen, Hosen, Jacken, Westen für mehrere Millionen Mark Abfälle ergab.

Diese weitgehende Verwendung von Abfallstoffen hat den weiteren Vorteil, daß Deutschland den Krieg billiger führt als seine Feinde, die gewissermaßen aus dem Vollen wirtschaften, nämlich aus dem Bestand der ganzen Welt mit Ausnahme Deutschlands, Oesterreich-Ungarns und der Türkei, was um so kostspieliger ist, als alle Rohstoffe heute sehr hoch im Preise stehen.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir nicht unterlassen, noch auf einige Stellen hinzuweisen, wo eine bessere Verwertung der Abfallstoffe ebenfalls sehr angebracht wäre. Die deutschen Zellstoffabriken führen in ihren Abwässern sehr große Mengen von Zellstoff ungenützt, ja, schädlicherweise, nämlich zum Schaden für die Fischzucht, in Bäche und Flüsse. Dieser Zellstoff könnte für die Spiritusgewinnung nutzbar gemacht werden, wie das in Schweden bereits in großem Maßstabe geschieht. In der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure wird berechnet, daß aus den Abwässern der deutschen Zellstoffabriken jährlich etwa 33 Millionen Liter Spiritus in 100prozentiger Form gewonnen werden könnten, eine Menge, mit der sämtliche Automobile Deutschlands betrieben werden könnten. Bisher stand der Gewinnung von Spiritus aus dem Abfall-Zellstoff die deutsche Spiritussteuer entgegen. Aber wäre es nicht besser, den Zellstoff- oder Sulfitspiritus steuerfrei zu lassen oder geringer zu besteuern, damit er den Wettbewerb mit dem Kartoffelspiritus aushalten kann, und damit entsprechend weniger Kartoffeln zu Spiritus verarbeitet werden, anstatt den Zellstoff schädlicherweise in die Flüsse zu leiten und die zur Spiritusgewinnung verbrauchten Kartoffeln der menschlichen und tierischen Ernährung zu entziehen? Zurzeit jedenfalls muß diese Frage unbedingt bejaht werden.

Ein anderes Abfallprodukt, das bisher ebenfalls ungenützt blieb, aber auch recht gut verwertbar erscheint, ist die Hopfenranke. Aus dieser soll eine durchaus brauchbare, vielfach an Stelle von Hanf und Jute verwendbare Textilfaser gewonnen werden können, so daß bei der Knappheit der genannten, fast ganz aus dem Auslande bezogenen Stoffe wohl einige Arbeit und Kosten auf einschlägige Versuche und Vorarbeiten verwandt werden könnten, zumal auch der deutsche Hopfenbau durch die Verwertung der Ranken, die bisher so gut wie völlig ungenützt blieben, noch einträglicher werden würde als bisher.

So ließen sich noch verschiedene Fälle anführen, wo eine bessere Verwertung der Abfallstoffe unter dem Zwange des Krieges bereits eingesetz hat oder angestrebt wird. Aber schon die genannten Beispiele werden gezeigt haben, welche nützliche Wirkung die Absperrung Deutschlands auf diesem Gebiet bereits hat und wahrscheinlich noch haben wird.

Sehr nützlich für die deutsche Volkswirtschaft ist es auch, daß die Knappheit vieler natürlicher Rohstoffe zu energischen und zum großen Teil bereits erfolgreichen Anstrengungen zwecks Ersetzung der natürlichen Stoffe durch künstliche, auf chemischem oder physikalischem Wege gewonnene, geführt hat. So ist bekanntlich infolge der Verhinderung der Einfuhr von Chilesalpeter bereits eine sehr leistungsfähige deutsche Industrie zur Erzeugung entsprechender künstlicher Stickstoffverbindungen entstanden. An der Herstellung von künstlichem Kautschuk, von Benzin und Schmieröl, letzteren aus Kohle bzw. Kohleprodukten, von künstlichen Textilfasern und anderem wird eifrig gearbeitet, und es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Arbeiten wenigstens einen teilweisen Erfolg haben werden. Dadurch würde dann aber die deutsche Volkswirtschaft immer unabhängiger von der Einfuhr fremder Rohstoffe, und das deutsche Volk würde entsprechend wohlhabender und stärker.

Ja, es erscheint nicht ausgeschlossen, daß durch diese Arbeiten umgekehrt einmal das Ausland in weitgehendem Maße von Deutschland abhängig werden wird, ähnlich wie es bereits jetzt von der deutschen Farbenindustrie abhängig ist, und es wäre keine schlechte Vergeltung, wenn infolge des englischen Handels- und Absperrkrieges in Deutschland etwa eine Kunstkautschuk-Industrie entstehen würde, die den Kautschuk-Plantagen in den englischen Kolonien ebenso den Garaus machen würde, wie einst die deutsche Kunstfarben-Industrie der englischen Naturfarben-, insbesondere der englisch-indischen Indigo-Industrie.

Das alles sind und wären Folgen des Absperrungskrieges unserer Feinde, insbesondere der Engländer, an die sie kaum gedacht haben, und die ihnen ganz gewiß nicht erwünscht sind. Es geht unseren Feinden hier wie auf fast allen anderen Gebieten der Kriegführung: sie erreichen ungefähr immer das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigten, anstatt daß sie das deutsche Volk schwächen oder gar vernichten, machen sie es nur immer stärker, politisch wie wirtschaftlich. „Sie gedachten, es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen."

Paul Frank / Arbeitslosenfürsorge für heimkehrende Krieger

In aller Erinnerung ist noch die bewundernswert schnelle Anpassungsfähigkeit, mittels deren sich sowohl die Betriebe von Handel, Gewerbe und Industrie wie auch der Landwirtschaft auf den Kriegsbedarf einzustellen vermochten. Binnen wenigen Wochen war die Gefahr einer größeren allgemeinen Arbeitslosigkeit beseitigt. Ob jedoch die nach Kriegsende erfolgende Rückkehr zur Friedensarbeit sich mit gleicher Leichtigkeit vollziehen kann, erscheint zum mindesten zweifelhaft. Pflicht und Notwendigkeit ist es daher, dieser Aufgabe die größte Aufmerksamkeit zu schenken und die erforderlichen Maß-

Digitized by Google

nahmen zur Wiedereinstellung unserer Krieger in die Volkswirtschaft zu treffen. An diesbezüglichen Vorschlägen hat es zwar nicht gefehlt. Diese beschränkten sich jedoch in der Hauptsache darauf, den Ausbau der bei Kriegsbeginn im Reichsamt des Innern errichteten „Reichszentrale der Arbeitsnachweise" zu fordern, die, bei aller Anerkennung der erreichten Erfolge, doch nur in sehr bescheidenem Umfange den Mangel straffer Organisation und einheitlicher Grundsätze auf dem Gebiete der Arbeitsvermittlung beseitigen konnte.

Ein anderer viel erörterter Vorschlag geht dahin, daß sofort bei Waffenstillstand die Militärbehörden mittels schon vorher auszufüllender Fragebogen eine Statistik über die Ortsangehörigkeit, Zahl und Berufe der unter den Waffen stehenden Kriegsteilnehmer aufnehmen, die in den einzelnen Regierungsbezirken von noch zu errichtenden besonderen Zentralinstanzen mit einer ebenfalls bereits vorbereiteten Statistik über die Anzahl der freien Arbeitsplätze und Berufsmöglichkeiten verglichen werden soll, wodurch ein bestmöglicher Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage herbeigeführt werden könnte. Ferner sollen, so wurde vorgeschlagen, zunächst nur diejenigen Mannschaften aus dem Heeresverbande entlassen werden, die sofort in ihre alten Stellungen zurückkehren oder neue Arbeit wieder erhalten können.

Die anderen jedoch, und insbesondere diejenigen in ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnissen, sollen nur in bestimmten Zwischenräumen ganz allmählich — der Aufnahmefähigkeit an Arbeitskräften von Handel, Gewerbe und Industrie angepaßt — zur Entlassung kommen.

Andere Vorschläge fordern die Vorbereitung von Notstandsarbeiten für die heimkehrenden, keine reguläre Arbeit findenden Krieger. Das Hauptinteresse beschränkt sich jedoch auf die Arbeitsvermittlung für die Kriegsverstümmelten und die in ihrer Erwerbsfähigkeit durch innere Krankheit behinderten Soldaten. Die Fürsorge für diesen Kreis der Kriegsteilnehmer, die Berufsumschulung, die Ansiedlung auf dem Lande, die Errichtung eigener Betriebswerkstätten für Kriegsinvaliden evtl. durch staatliche Finanzierung, ist jedoch schon so vielfach und eingehend behandelt worden, daß sich eine Erörterung an dieser Stelle erübrigt.

Trotz aller der vorstehend kurz skizzierten Vorschläge für die Arbeitseinstellung der gesunden wie der invaliden Kriegsteilnehmer müssen wir jedoch damit rechnen, daß ein großer Teil von ihnen nach Friedensschluß keine Arbeit finden kann, oder, was gleichbedeutend, wenn nicht gar (z. B. bei den Kriegsinvaliden) schlimmer ist, daß sie zunächst zwar halb aus Mitleid, halb aus Dankbarkeit ein bescheidenes Unterkommen finden, um später, wenn die patriotischen Gefühle verraucht sind, wiederabgeschoben zu werden.

Wie helfen wir aber, oder — besser gesagt — wie danken wir den heimkehrenden arbeitslosen Kriegern? Arbeitslosigkeit von längerer Dauer demoralisiert! Ist dies bereits in gewöhnlichen Zeiten — wie dies die beiden Webb in ihrem Werke: „Problem der Armut" nachweisen — der Fall, wieviel mehr erst nach Beendigung eines Krieges! Der heimkehrende Soldat erwartet mit Recht den Dank des Vaterlandes zum mindesten in der Gewährung einer standesgemäßen Beschäftigung. Soll er statt dessen vergeblich von Arbeitsnachweis zu Arbeitsnachweis, von Fabrik zu Fabrik, von Kontor zu Kontor laufen, um damit Elementen gleichgestellt zu werden, von denen er sich in gewöhnlichen Zeiten wohlweislich ferngehalten hätte? Der Held des Schützengrabens wird dann des Abends zum gefeierten Helden des Stammtisches oder der Kneipe werden, um am Tage wieder in die Rolle eines der vielen Tausende und Abertausende von Arbeitslosen zu fallen; — ein Stück Arbeitskraft, welches zurzeit nun einmal nicht benötigt wird! Und wenn auch der Vergleich der beiden Webb, die jeden unversorgten Arbeitslosen als einen genau so großen öffentlichen Gefahrenherd bezeichnen, wie ein nicht isolierter Scharlachkranker sei, etwas stark aufgetragen erscheint, so müssen wir ihnen doch darin zustimmen, daß „der bloße Umstand der Arbeits- und Verdienstlosigkeit selbst ohne Vorliegen einer eigentlichen Notlage doch in sehr vielen Fällen die Folge nach sich zieht, daß es mit der Geschicklichkeit, der Gesundheit und leider auch oft mit dem Charakter des Stellenlosen abwärts geht". Was kann dagegen getan werden? Pekuniäre Ehrengaben, wie solche vorgeschlagen worden sind, und eine selbst noch so reichlich bemessene, gesetzliche Arbeitslosenunterstützung, deren Einführung ja allein vom Stande unserer Finanzen abhängig sein wird — und die doch auch anderseits nicht zu hoch angesetzt werden kann, um nicht einen Anreiz zum Faulenzen zu geben —, dürften kaum den richtigen Weg darstellen.

Wir dürfen in falscher Sentimentalität doch die Gefahr nicht verkennen, die eine längere Arbeitslosigkeit in moralischer Beziehung auf diese Männer ausüben muß, die im berechtigten Bewußtsein, ihre Pflicht erfüllt zu haben, zurückkehren und das Recht erkämpft zu haben glauben, geduldig und ohne eigenes Zutun auf die Behebung der Arbeitslosigkeit warten zu dürfen. Wir müssen uns ferner darüber klar sein, daß sich in den Reihen dieser Arbeitslosen eine große Anzahl von Personen befinden, die bereits in normalen Zeiten arbeitslos waren. Einerlei, ob dies durch Unfähigkeit und eigene Schuld der Fall war oder dem Umstande zuzuschreiben ist, daß sie keine eigentliche und vor allen Dingen keine gründliche Berufsausbildung hatten oder den Kreisen der Angehörigen sogenannter „überholter" Berufe angehörten. Wir wissen ja, daß bereits eine einzige grundlegende Erfindung tüchtige und früher gut verdienende Angehörige bestimmter Berufe erwerbslos machen und zwingen kann, sich dem großen Heere ungelernter Arbeiter zuzugesellen. Wir können also auch mit einiger Gewißheit voraussehen, welche Berufe nicht empfehlenswert sind, weil sie durch das weibliche Element mit der Zeit erobert sein werden und auch erobert werden müssen.

Aus diesem wie auch aus anderen Gründen — man denke nur an die Verschiebung unserer Grenzen und die damit, wie auch mit anderen politischen und wirtschaftlichen Ursachen zusammenhängenden veränderten Exportverhältnisse — werden in den Berufsgruppen große Verschiebungen eintreten, mit denen von vornherein gerechnet werden muß, indem man die Arbeitslosen nicht Berufen überweist, in denen keine Aussicht auf ein Weiterkommen gegeben ist.

Die Muße dieser Arbeitslosen muß und kann dadurch produktiv gemacht werden, daß man, wie z. B. bei den Kriegsverstümmelten, die Zwischenzeit zu einer Berufsumschulung und somit zu einer Zuführung in andere aussichtsreichere Berufe benutzt. Man darf sich nun die Sache etwa nicht in der Weise vorstellen, daß, um ein krasses Beispiel zu wählen, ein beschäftigungsloser Kellner zu einem tüchtigen Handwerker umgeschult wird.

Das Ziel wäre darin zu suchen, aus ungelernten Arbeitern, welche die Hauptmasse der Arbeitslosen darstellen dürften, soweit wie möglich gelernte Arbeiter zu machen. Bei manchen unserer Industriearbeiter wird der Krieg z. B. den Wunsch erweckt haben, wieder aus dem steinernen Meer der Großstadt zur Landarbeit zurückzukehren und vielleicht eine eigene Scholle zu erwerben. Auch sie bedürfen einer eingehenden

Digitized by Google

Ausbildung ähnlich der Art, wie sie seitens des Vereins für soziale Kolonisation gewährt wird.

Eine andere Kategorie der beschäftigungslosen Kriegsteilnehmer wird den Kreisen der Handwerker und Kleingewerbetreibenden angehören. Diese Berufsstände haben schon immer darunter gelitten, daß ihre Angehörigen nicht die nötige Vorbildung und Kenntnisse besaßen, um den Erfordernissen der heutigen Geschäfts- und Handwerks-Technik zu genügen. Die Folge war, daß ihnen die Kundschaft fernblieb, die ihre Bedürfnisse in größeren Betrieben besser befriedigt fand. Ein Teil dieser Existenzen hatte schon vor dem Kriege mit Schwierigkeiten zu kämpfen, so daß es volkswirtschaftlich wie menschlich als kein allzu hartes Schicksal betrachtet werden kann, wenn sie gezwungen werden, auf ihre Selbständigkeit zu verzichten. Aus manchem schlechten, selbständigen Kaufmann oder Handwerker dürfte ein gut verdienender Angestellter werden. Vorausgesetzt natürlich, daß er die ihm auferzwungene Mußezeit zwischen der Entlassung aus dem Heeresverbande und der Erlangung einer geeigneten Stellung dazu benutzt, neue Kenntnisse zu erwerben resp. seine alten Fähigkeiten zu erweitern und zu stärken.

Schwieriger wird eine Umschulung für Angehörige höherer und vor allen Dingen der geistigen Berufe werden. Viele von diesen werden durch den Krieg aus dem Sattel geworfen und durch das gewaltige Erleben während der Kriegsmonate ihres alten Berufes überdrüssig werden. Die Erfahrung nach früheren Kriegen hat gelehrt, daß viele Studierende es nicht über sich gewinnen konnten, das alte theoretische Studium fortzusetzen und die vergessenen Kenntnisse wiederzuerwerben. Viele derjenigen, denen die Möglichkeit zur Ablegung einer Notprüfung aus diesem oder jenem Grunde versagt blieb, und die nicht ein bis zwei Jahre nutzlos zum Nachstudium zu opfern vermögen, werden als Männer der Tat, als die sie sich während des Feldzuges erwiesen haben, zu einem anderen Berufe greifen. Leider werden sie dabei oft durch sogenannte gute Ratschläge unberufener Personen und durch die bereits jetzt sich mehrenden Anzeigen von „schnellen" Ausbildungskursen zu „aussichtsreichen" Berufen auf eine falsche Bahn gedrängt werden.

Es sei auch an die Opfer früherer Kriege erinnert, die, obgleich von jeder körperlichen wie geistigen Erkrankung verschont geblieben, sich nicht so ohne weiteres in die bürgerlichen Verhältnisse einzuleben vermochten und die Reise über das große Wasser antraten. Auch diese Personen bedürfen einer Führung, damit sie nicht der Volksgemeinschaft in dieser oder jener Form verlorengehen.

Die Reihe der Personenkreise, für die eine Umschulung oder eine Erweiterung und Vertiefung ihrer Kenntnisse oder andererseits eine Vervollkommnung ihrer technischen Fähigkeiten, zum mindesten jedoch eine sachgemäße Beratung dringend erwünscht ist, ließe sich noch in vielen Variationen wiederholen. Alle diese einzelnen Klassen aufzuzählen, dürfte jedoch über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen.

Es erhebt sich nun die schwierige Frage, wie es möglich sein wird, diese Berufsumschulung und diese ganze Ausbildung der Arbeitslosen durchzuführen. Wiederholt ist bereits die Forderung erhoben worden, die Berufsberatung auf eine höhere Grundlage zu stellen und bei der Entscheidung der für ein ganzes Menschenalter wichtigen Frage, welchem Berufe sich der Jüngling oder das Mädchen zuwenden soll, nicht nur das augenblickliche Vorhandensein freier und günstig erscheinender Lehrstellen in diesem oder jenem Betriebe als maßgebend zu betrachten, sondern bei dieser Entscheidung höhere Gesichtspunkte zugrunde zu legen. In der „Zeitschrift für gewerblichen Unterricht" wurde jüngst gefordert, die Berufsberatung auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen und sie aufzubauen auf die Forschungsergebnisse der experimentellen Psychologie, mittels deren man bereits heute eine große Anzahl sonst vielleicht gar nicht sichtbarer und äußerlich in die Erscheinung tretender Eigenschaften und Fähigkeiten nachweisen kann.

Als solche leicht feststellbaren Eigenschaften werden genannt:

Farbenempfindungsfähigkeit, Farbenunterscheidungsfähigkeit, Streckenschätzungsfähigkeit, ästhetische Empfindungsfähigkeit, Aufmerksamkeit, und zwar sowohl die Aufmerksamkeit für abliegende Dinge, die also gewissermaßen ablenkt vom Kernpunkt des Beobachtungsobjektes, und auch die Aufmerksamkeit nach geringerem Umfange. Die Fähigkeit der Begriffsbildung, Kombinationsfähigkeit (Ursache und Wirkung), auch die freie Kombinationsfähigkeit, Beobachtungsgabe und Wiedergabe, damit im Zusammenhange der objektive Sinn, der sich nichts oder nicht leicht suggerieren läßt, und schließlich die Veranlagung für allerhand Tätigkeiten.

Der Verfasser vorstehend erwähnten Aufsatzes, Oberlehrer Ingenieur Alfred Freund-Leipzig, schreibt ferner, allerdings im Hinblick auf eine künftige Berufsberatung der Jugendlichen:

„Ich bin mir wohlbewußt, daß die Vorschläge nicht von heute auf morgen verwirklicht werden können, aber es läßt sich ein Anfang machen mit einigen charakteristischen Berufen, derart, daß beispielsweise ein Mensch, der geringe Entschlußkraft hat, nicht etwa Kraftwagenführer oder Straßenbahnführer, und ein Mensch, der keine Farbenempfindungen hat, nicht etwa Maler wird, usw. Es muß also zunächst das Gröbste geschaffen werden, etwa soweit, daß dem Berufswählenden gesagt werden kann, welcher Beruf für ihn nicht in Frage kommt oder für welchen er keine ausgesprochene Begabung mitbringt. Dann wird man allmählich konzentrisch weiterbauen müssen, bis das schöne Gebäude fertig ist."

Bei der experimentellen Prüfung der Arbeitseignung der Kriegsteilnehmer wäre z. B. auch zu prüfen, ob der Farbensinn des früheren Malers oder die schnelle Aufnahmefähigkeit und Entschlußkraft des Straßenbahnführers nicht durch die Strapazen des Krieges gelitten haben, und welche Fähigkeiten sich neu entwickelt haben.

Die Aufgabe, Arbeitern und auch den vorstehend geschilderten anderen Personen während der Zeit der Arbeitslosigkeit ein sachliches Wissen zu verschaffen und die Möglichkeit zur Vervollkommnung von technischen Fähigkeiten zu geben, würde zu gleicher Zeit den in ähnlicher Lage befindlichen technischen oder wissenschaftlichen Geistesarbeitern die Möglichkeit zu einer Betätigung als Lehrer geben und auch somit diesen Berufskreisen zugute kommen. Durch Heranziehung der Fach- und Fortbildungsschulen, der Gewerbeförderungs-Anstalten, unter Umständen auch durch praktische Unterrichtserteilung in leerstehenden Betrieben an Hand der darin befindlichen Maschinen, durch Zusammenarbeiten mit Handwerks- und Handelskammer, sowie mit allen einschlägigen Berufsorganisationen, und unter Heranziehung der in den Universitäts-Städten befindlichen psychologischen Institute müßte das Ziel zu erreichen versucht werden. Kleine Ansätze sind ja bereits vorhanden. So besteht z. B. in Paris seit vier Jahren die von Leonard Rosenthal gegründete und erfolgreich wirkende „Hilfsschule für gescheiterte Angehörige geistiger Berufe", deren Hauptvorzug darin liegt, daß sie an Stelle der vorhandenen

Digitized by Google

nutzlosen geistigen Kenntnisse den Schülern technische, praktische Fähigkeiten zu vermitteln versucht.

Andere Beispiele zeitigte der Krieg. So hatte der Zentral-Verband christlicher Lederarbeiter in Offenbach a. M. seine arbeitslosen, bisher nur in der Portefeuille-Näherei bewandert gewesenen Mitglieder in der Technik der sogenannten schweren Ledernäharbeit der Militäreffekteninduſtrie, in der andererseits Arbeitermangel herrschte, ausgebildet. Auch die vielen Näh- und Strick-Lehrkurse, die bei Kriegsbeginn veranstaltet wurden, und die jetzt eingerichteten Lehrwerkstätten der Feinwäsche- und Spitzeninduſtrie für Kriegerwitwen und -waisen müssen auch in diesem Zusammenhange als Beispiel einer selbst in späteren Lebensjahren möglichen Berufsumschulung und Ausbildung Erwähnung finden. Das interessanteste Beispiel bietet jedoch z. B. Brüssel.

Der dortige Gemeinderat hat nämlich, wie wir einer Notiz der „Sozialen Praxis" vom 2. September 1915 entnehmen können, einen Entwurf des Führers der belgischen Sozialdemokratie Huysmans, in welchem die Einführung des zwangsweisen Fachunterrichts für unterstützte Arbeitslose von 14 bis 40 Jahren gefordert wird, angenommen und zur Ortssatzung erhoben. Es erhält dort von nun ab nur derjenige ein Anrecht auf Arbeitslosenunterstützung, der dem für ihn bestimmten Unterrichte pflichtgemäß beiwohnt. Der Lehrstoff selbst umfaßt 3 Fächer: 1. Grundsätze der Technologie oder Fachzeichnen, 2. Arbeitshygiene, 3. Arbeitsrecht. In dem erstgenannten Fache erteilen Arbeiter und Unternehmer aus 16 verschiedenen Gewerbegruppen, in den beiden anderen Fächern Aerzte und Advokaten unentgeltlichen Unterricht. 16 Schulen sind bis jetzt eröffnet worden; je 30 Schüler nehmen am ersten Fache, je 60 in den übrigen am Unterricht teil. Es ist beabsichtigt, diesen Unterrichtszwang auch in den übrigen Teilen Belgiens einzuführen.

Was dies bedeutet, kann aus der Zahl der Arbeitslosen, die nach neueren Feststellungen noch immer über 300 000 beträgt, unschwer ermessen werden."

Die gewiß beachtlichen Einwendungen gegen diese systematische Umschulung der Arbeitslosen zu verfeinerten Berufen lassen sich wie folgt zusammenfassen. Einmal wird ausgeführt, daß eine systematische Schulung und gründliche Ausbildung aus dem Grunde nicht möglich sei, weil man nicht von vornherein wissen könne, wie lange die Arbeitslosigkeit andauern wird, und befürchten muß, daß bei einer Besserung der Konjunktur die Schüler einfach fortlaufen. Dann aber wird darauf hingewiesen, daß viele Arbeitslose den angenehmen Unterricht einer vielleicht schweren, unangenehmen Beschäftigung vorziehen werden. Letztere Befürchtung dürfte wohl nicht so stichhaltig sein, indem ja die Höhe der während der Unterrichtszeit gezahlten Arbeitslosenunterstützung, die wohl sicherlich eingeführt werden wird, unter der Höhe der sonstigen Löhne stehen dürfte. Im übrigen könnte ja ein Zwang zur Annahme standesgemäßer, durch den Arbeitsnachweis dargebotener Beschäftigung bestehen, sofern der Arbeitslose nicht seiner Unterstützung verlustig gehen will. Eine aus Arbeitgebern und Arbeitnehmern zusammengesetzte Kommission würde entscheiden, ob die Arbeitsverweigerung des betreffenden Arbeitslosen gerechtfertigt ist oder nicht. Die Frage allerdings, ob eine genügend lange Frist zur methodischen und gründlichen Ausbildung vorhanden sein wird, ist naturgemäß jetzt kaum beantwortbar. Sie kann erst in einer späteren Zeit, wenn ein Ueberblick über die Menschenverluste, über die Entwicklung der zukünftigen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen und über die Zahl der Arbeitslosen möglich ist, von den dazu berufenen Stellen gelöst werden.

Dies schließt jedoch nicht aus, daß bereits jetzt dem Problem der Berufsschulung und -beratung in der vorstehend skizzierten Form näher getreten wird, und zwar nicht nur von den Behörden, sondern ganz besonders von den Berufsorganisationen, denen die arbeitslosen Berufsgenossen später doch zur Last fallen würden.

An der Finanzfrage sollte das Problem allerdings nicht scheitern dürfen. Es handelt sich doch nicht darum, den zurückkehrenden Kriegern nur so schnell wie möglich ein Unterkommen — so halb aus Gnade, halb aus Patriotismus — zu verschaffen, um sie später doch in irgendeiner Form der Allgemeinheit zur Last fallen zu lassen. Nein, es handelt sich darum, jeden Mann an die richtige Stelle zu setzen, ihm dadurch die notwendige Berufsfreudigkeit zu geben, ohne die Höchstleistungen — unsere Industrie dürfte auch nach dem Kriege im Zeichen der Wertarbeit stehen — unmöglich sind.

Versuchen wir, soweit wie irgend möglich, jedem Mann die Erzielung solcher Höchstleistungen zu ermöglichen. Das wäre wohl der beste Dank des Vaterlandes.

Gertrud Bueß / Der Kriegsbittgang der Anna-Dominiker

Anna Dominik ist ein mageres Kirchdorf hoch oben im Tirolschen; Groß-Venediger Gebiet ist's. Wer den Venediger und seine Schneehäupter kennt, die so weiß sind, daß die Augen beim bloßen Hinsehen schon schmerzen, wer die Schneedecken gesehen hat, die dieser Löwe um sein Fell zieht, der weiß: im Venediger Gebiet wohnen heißt doppelte Tagesarbeit und ein stark verkürzter Laib Brot. Dennoch tragen die von Anna Dominik den Kopf hoch, denn sie haben den segensreichsten Bittgang. Den Bittgang zum Auge Gottes! — Jeder Einheimische um den Venediger weiß das und beneidet die Dominiker darum. Haben sie das Auge Gottes doch sozusagen vor ihrer Tür. Nur quer über die Bergstraße hinüber, an der entlang und darüber hinaus den Hang empor die Kirchspielhäuser liegen, braucht man zu gehen, den steilen Pfad hinab, bis zu dem Grasstrich, der platt wie ein Teller, tief unter den Anwesen liegt, dann noch ein Stück schmalen, ebenen Weges und — schon ist man da! — Am Auge Gottes? Freilich!

Die Fremden, die auf der Bergstraße einen Augenblick stehenbleiben, — Zeit haben sie für die Dominikandler nie, denn sie wollen ja um alles auf den Groß-Venediger! — sagen zumeist: „Nein, seht doch nur den kleinen See!" Dann wundern sie sich eine kurz bemessene Spanne Zeit über den Wasserfleck, der da wie verloren dicht an einer Felsenwand liegt, während an seiner anderen Seite eine weglose, tiefe See hinabstürzt. Viele sehen sich noch einmal um oder reißen hastig den Apparat hervor, um eine Aufnahme zu machen. — Die von Anna Dominik lächeln dann nur. Als ob das Auge Gottes sich auf eine solche Weise für jedermann festhalten ließe! Da waren schon ganz andere gekommen, Leute, deren Beruf es war, Aufnahmen zu machen. Es war noch keinem gelungen. Freilich, die Felswand lag klar auf dem kleinen Papierstück, auch die Wiese, und der Abgrund, — wo aber war das Auge Gottes?! Es verschwindet auf der Platte, meinten die, welche sich abmühten, — alte Leute von Anna Dominik wußten es besser.

Digitized by Google

Als ob das ein See wäre! Dieser ovale, abgründige, kleine Wasserfleck, klar wie Kristall, blau wie der Himmel, der da Tag um Tag bewegungslos zu den Häusern von Anna Dominik emporsah. Selbst der kleinste Gletscherse hatte doch seine Wellen . . .!

— — In Anna Dominik kegelten die Männer. — Was hätten sie jetzt, da der Venediger in seinen Wolken lag, jetzt, da die Sonne für wenige Tage die Dachfirsten blank geleckt hatte, daß das eitle Holz glänzte, als hätte es einen neuen Anstrich bekommen, tun sollen, als kegeln? An einem Nachmittag in Anna Dominik?

Hohl polterten die Kugeln. Aber da war kein rechter Schwung darin! Die Hitze und das Feuer fehlten. Sagt nicht, das dies natürlich ist, weil ja die Burschen nicht da sind, die stämmigen Jungen, die nur zu leicht mit der Hitzigkeit bei der Hand sind, daß ja auch die Männer nicht mittun können, die zwischen 30 und 40, die allemal den besten Wurf haben, weil sie nicht mehr soviel nach den Mädeln sehen dürfen. Nein, so zu denken, wäre falsch! . . . In Anna Dominik hat auch der brüchigste Graukopf noch seine Portion warmes Blut. Dafür sorgen schon die Gletscher des Venediger und der Hochwald zwei Stunden drunten. Dieser herrliche Wald, in dem die Flinte losgeht, die von Anna Dominik wissen nicht, wie! Man muß eben schießen! Engel sind die Dominiker nicht, aber alt, — nein, alt sehen sie nur aus! — Ihr hättet am letzten Sonntag auf der Kegelbahn sein sollen, als der Exxner Toni die Neune schob! Der Exxner Toni, der ausgediente, der nimmer Führer spielen kann, nicht mal aufs Jaffel mehr, den Spaziergang, — — und der schiebt ihnen die Neune fort!! . . .

Ja, das hättet ihr erleben müssen! Das Geschrei, das Lamento, dies Stampfen, und dazwischen das helle Lachen der Weiber. — Auch die Weiber sind ja heute nicht da, und die Mädel. . . . Wo sind denn die Mädel? die jetzt sowieso die Köpfe hängen lassen, weil alles Mannsvolk, mit dem sie noch hätten rechnen können, fort ist; zum Krieg. Wo sind die Mädel, die lieben, frischen Dinger, die rundlichen und die ranken, die mit den gesunden Zähnen und die mit den übervollen Zopfflechten? Was ist denn heute nur los mit dem ganzen Anna Dominik?!

Bittgang ist heute. Kriegsbittgang!

Zum Auge Gottes?

Freilich, zum Auge Gottes, wo denn sonst hin?

Aber! . . Bei der Jahreszeit?! Zum Auge Gottes? . . Ist der Bittgang sonst schon ein gefahrvolles Stück Arbeit, jetzt ist es ein Unterfangen!

Ist's schon. Freilich! Man kann's nicht wissen, wie es abläuft. Aber, — 's ist halt Krieg! . . In der Kriegszeit, da muß man eben alles wagen. Auch das Schwerste. Fragt man die Soldaten, ob sie ihr Pack ableisten können? — fragt man die vielleicht?! . . .

Nein, die nicht!

Nun also. Krieg ist eben kein Kinderspiel.

„Schon recht, aber ihr seid alt, Leute, die aber sind jung. Vergeßt das nicht! Hört ihr. . . Wenn nun einer abstürzt? Ist hart, glitschig ist's da unten jetzt!"

Freilich ist glitschig. Wenn die Sonne auf Eis leckt! — Die alten Männer aus Anna Dominik stehen steif in der kleinen Pfarramtsstube. Will der Pfarrer ihnen, die ein Menschenalter fast auf den Venediger und über die Fernerwechten geführt haben, beibringen, wie der Grund um diese Zeit ausschaut?! . . Um ihre Münder geht ein Lächeln. — — Derweil sucht der Pfarrer nach Ausreden. Es darf nicht sein! Er will es nicht! Er will in dieser opferschweren Zeit nicht noch ein Leben unnötig in Gefahr bringen. Nein, nein! . . Aber was soll er ihnen sagen? . . Da kommt es ihm. Ja, das ist das Rechte!

„Ihr, ja," hebt der Pfarrer langsam an; „Ihr mögt mir schon den Bittgang tun. Aber die Frauen! Denkt, die Frauen mit ihren Röcken! Wißt es ja selbst vom Führen, daß die Weiber einen leichteren Tritt und somit ein leichteres Fallen haben."

Pause. Die Männer von Anna Dominik, die Alten, die man beim Militär nicht mehr hat brauchen können, sehen sich an. Einen Augenblick nur. Dann sagt der Huberer, der, welcher die schönste und jüngste Frau noch unter ihnen hat: „Ohne die Frauen gehen wir nicht! Wer hat uns den Tonerl, den Max, den Sepp und die andern alle, um die wir Fürbitt tun wollen, denn geboren?! — Ich meine, Herr Pfarrer, die Weiber!"

Recht hat er. Die Männer im Amtsstübchen schmunzeln, strecken sich. Die Frauen müssen mit dabei sein! Freilich müssen sie. . . .

Der Pfarrer senkt den Kopf. Fällt ihm denn rein gar nichts ein? Seine kurzsichtigen Augen gehen hilflos umher. Die Leute dürfen doch jetzt nicht den Bittgang zum Gottesauge tun! Er versucht es noch einmal.

„Leute, daß ich nicht um mich bitte, laßt es", der geistliche Herr hebt den stattlichen weißen Kopf, „Leute, das meine ich, wißt ihr."

Sie nicken. Ja, das wissen sie, daß ihr Pfarrer noch heut auf den Venediger ginge, wenn es sein müßte. Das wissen sie schon. Aber . . .

„Pfarrer, sagt der Aelteste von ihnen und tritt einen Schritt vor. Es ist der Lederer Sepp, der vier Söhne und einen Schwieger mit im Felde hat, „Pfarrer, wenn ich bitte, macht uns den Gang, um diese Zeit, dann weiß ich, was ich sage. Aber, Pfarrer, es ist Krieg, und uns ist es nicht um die Buben allein, denen wir Fürbitt tun wollen. Es ist für denene alle da draußen!! . . . Für unseren Herrn Kaiser und für denene, die mit uns kämpfen; treu kämpfen, Pfarrer; für die Deutschen. Und für denene ihren Kaiser. Unsere verdammtene Pflicht ist's, Pfarrer! Wo wir den stärksten Bittgang haben in ganz Tirol. Schwer fällt die Bauernfaust auf den Pfarramtstische nieder. Alle Männer recken sich, die alten Augen bekommen jungen Glanz. Recht sagt er's, der Lederer. Recht so!

Langsam streckt der Pfarrer seine Hände aus. Um die tausend feinen Fältchen seiner Augen, um den Mund zuckt es.

„Als es Euch genehm ist, machen wir den Bittgang, solange die Sonne noch anhält", sagt er hell. „Meine schon Sonntag."

Die alten Leute nicken eifrig.

Und nun ist es Sonntag! Der Sonntag und der Bittgangstag derer von Anna Dominik . . .

In den Stuben kramen die Frauen. Ihre Haare glänzen, fest an die Schläfen sind sie gekämmt, mit Fett und Wasser bezwungen. Die Dielen blitzen. Frischer Sand ist gestreut. In jedem Haus brennt eine Kerze. Nur die Mädchen stehen umher. Sie haben ihre Sonntagskleider an, aber sie sind blaß und mürrisch. — Die Mädchen sollen nicht mit! Wer soll denn die Geschwister warten, den Mann versorgen, wenn die Mutter, — halt glitschig ist's heuer am Auge Gottes . . .

Um 5 Uhr enden die Männer das Kegeln, müssen sie doch um 6 fertig sein. Punkt 6 geht es an mit dem Bittgang. Draußen ist es trübe. Die Firnen sind im Nebel und können

Digitized by Google

nicht leuchten. Die Achterwand am Gottesauge hat tiefe Schatten. Aus dem Abgrund steigt der Nebel. Langsam ordnet sich der Zug. Der Pfarrer, der Meßner gehen voran; die Bittgangsfahne, rot wie Blut, mit dem weißen Lamm im Felde rollt sich auf, taucht triumphierend in den Nebel, der vom Grund auf nun schon behende über die Bergstraße klettert. Hui, — schlägt die Fahne! — Erst kommen die Männer, dann die Frauen. Der Bittgang beginnt. Ein Schritt vor, — zwei Schritt zurück . . Bim, — bim, bim, bim läutet die Glocke. Der Weihrauch brodelt. — Aber um des Herrn Jesu Blutes willen, was ist denn das?! . . .

Ja, es sind die Mädchen! . . Alle Mädchen aus Anna Dominik von 17 Jahren an! Sollen wir fern bleiben? Haben wir vielleicht nichts draußen, wofür unser Herz zittert? Nichts, wofür wir bittun wollen? Haben wir Mädchen denn kein Vaterland, keinen Kaiser, für den wir die Hände zum Auge Gottes heben wollen? Die Augen der Mädchen sprühen es trotzig hervor. Hart geht ihr Schritt. Aber . . Das ist wider die Abmachung! Das darf nicht sein! Bannende Bewegung geht durch die Reihen.

. . . Zwei Schritt vor, drei Schritt zurück; die Bittgänger springen keuchend. Wer soll die Kinder pflegen, wenn man nicht zurückkam? Wer soll dem Mann aufwarten? Die Mädchen dürfen nicht mit! Die Mädchen . . . Weiter, . . . weiter doch, nicht stehenbleiben!! Bim, — bim, bim, bim macht die Glocke. Aber die Mädchen?! . . Weiter, — weiter! — Wie hell die Mädchen singen, — wie klar sie singen . . . Die Mädchen sind in ihrem Recht!

Schwarz wird die Wand über dem Auge Gottes. Hart ist der Steinweg, der zur Wiese jäh abfällt; schmal ist er auch . . .

Heil'ge Maria, bitt für uns!, heil'ge Mutter Gottes, — Mutter Maria! erhöre uns!!". . . .

— Nun ist das Teil erreicht. Halt, wer fällt da! Nicht anfassen! Nicht stehenbleiben. Niemand darf anfassen! . . Der alte Brender war's, der fiel. Laßt ihn liegen! Faßt ihn nicht an — —!; drei Schritt vor, — zwei Schritt zurück . . Sie keuchen, sie stolpern, sie rutschen; — hart ist der Stein.

Der Brender ist jetzt der letzte, hinter den Mädchen torkelt er keuchend her. Das Wasser spritzt; Eis bröckelt, Steine kollern polternd. Nun sind sie am Gottes Auge! Stumm liegt es da. Unergründlich . . . Der Pfarrer tritt als erster auf den Steg, den schmalen Grassteg, der zwischen Abgrund und See bis hart an die Felswand führt, an der ein Muttergottesbild angebracht ist. Steine rollen schwer, Schneewasser weicht ärgerlich gluckend zurück, Eis klirrt, der Weihrauch dampft.

„Heil'ge Marie, schütze die draußen, hohe Mutter, schütz' uns das Land, heil'ge Marie, schütz' uns das Heer"! . . .

Singen! Singen! So singt doch! — Zwei Schritt vor, drei Schritt zurück. . . . Die weißen Haare des Pfarrers flattern. Singt! Singt! . . Rechts fällt die Tiefe, links gurgelt das Wasser. Eis. Stein. Schnee. Verfaultes Gras . . . Schmal ist der Steg.

Langsam, langsam schieben sie sich vor. Die Führer treten ruhig, die Alten wanken, die Frauen gleiten, — rutschen. Hart krampfen sich die Hände, stier sind die Augen. Drüben der Abgrund, hier das Wasser . . . Schneller doch! Schneller! — — Hell singen die Mädchen. Da! — jemand fällt, stürzt. Poltern, Gluckſen, Rutschen — ein Schrei. Singt! Um Jesu Christi willen, singt doch! Weihrauch, Dunst, Weihrauch, Nebel. . . . Die Füße tasten, Eis knackt. Jetzt faßt sie der Wind! Die Frauenröcke bauschen sich. Feststehen! Da! . . „Maria, beschirm' sie, die da draußen. Maria, behüt' sie. Maria!; da, — — wieder ein Schrei. Nicht fragen. Denkt an Gott! Singt! — Denkt an Gott!

Auf der engen Grasnarbe vor dem Marienbilde, in dem Steine drängt sich das Häuflein. „Frieden, Herr! Gib du uns Frieden, Herr!" Der greise Pfarrer ruft's hinein in Nacht und Dunkel. Hoch hebt er die Hände.

Der Abgrund rauscht.

„Sieg, Herr!" Die alten Führer recken die harte Faust, „Sieg, Herr! Sieg!"

— — Das Auge Gottes liegt schwarz und unergründlich. „Beschütz' mir den Toni, beschirm' mir den Sepp, laß den Friedel heimkommen, gute Mutter Marie", beten die Mädchen. Die Frauen knien, wo sie einen Platz haben finden können. Hört ihr die Glocke? Die liebe kleine Glocke der Kirche? Nun kommt doch der Mond. Hell ist er und freundlich. Wie Iris leuchtet das Auge Gottes. Die von Anna Dominik falten andächtig die Hände; oh, sie wissen es, daß ihr Bittgang stark ist!

Langsam geht es zurück. Jetzt darf man sich stützen. Die Männer fassen die Mädchen, die Frauen folgen. Eine lange Kette ziehen sie zurück. Nun geht es leicht. Leicht ist es, wenn der Mond scheint und man sich stützen darf!

Vor der Kirche stehen die Bittgänger wie geblendet, und doch ist hier wieder Dunkelheit. Es blendet die fürchterliche Frage: Wer fiel, — wer fehlt?! — — — Hastig tritt Mann zur Frau, Tochter zur Mutter. Sie halten sich fest. Wer fehlt? O ihr Armen von Anna Dominik, wie fahl ihr seid! Nun kommt die Wirklichkeit. Es murmelt dumpf, es bricht sich nur stoßend Bahn. Es fehlt, — — der Brender fehlt! . . Hört ihr das Aufatmen? Der Brender ist ein alter Mann, lahm, ohne Anhang. Faßt wollen sie schon lächeln, — — da, — es fehlt ja noch jemand! Noch einer fehlt! . . . Einen Augenblick stehen die Herzen still; die Manneshand greift wild zur Frau, die Frau zur Tochter. Wir sind doch da! Hier sind wir doch!

Ja, ihr, — ihr seid da — — aber, die Zenz fehlt!! — die schöne Zenz, die einzige vom Huberer! Schweigen, — — Entsetzensschweigen . . . Schwere Schritte lösen sich, gehen heim. Müde, schwere Schritte. Gruppe nach Gruppe geht heim, eng beieinander. Die Frauen weinen still vor sich hin, die Mädchen stolpern . . . Die Zenz fehlt, die schöne Zenz, deren aschblondes Haar sie ihr alle geneidet haben. Die Zenz, die einzige, die was hat im ganzen Dorf. Die Zenz, die ihnen den besten Buben nehmen durfte. — Sie stolpern und torkeln über die Schwelle. Die einzige vom Huberer! Und drei Söhne stehen noch draußen im Felde . . .

Vor der Kirche, auf der taunassen Tannenbank, kauert die Huberin. „Zenz"! wimmert sie in die Nacht und krallt die Hände in die schwarzen Haare. „Zenz! Zenz!" Dem Pfarrer flackern die Augen. Frau, Frau, sie ist beim Herrn, bei dem Herrn, der über uns alle gebietet. Seid doch still, Frau!" Die Stimme bricht ihm, die alten Füße wollen ihn nicht mehr tragen.

„Zenz!" wimmert die Huberin und krallt in die schwarzen Haare.

Sacht tritt der Bauer heran. Die Knie zittern ihm, die Hände fliegen. „Mutter", — stürzt er hervor, „Mutter, komm, Krieg ist. Für Sieg und Frieden hat's Mädel dahingehen müssen — Mutter, . . . die Soldaten müssen das auch, — sterben" . . .

Zwei gebückte Gestalten schlurren davon. Schwankende Schatten in der Nacht. — Dunkel ist es im Dorfe, totenstill; nirgends brennt mehr ein Licht. — Aus der Tiefe empor leuchtend im Mondlicht gleich Iris blickt regungslos das Auge Gottes zu den Häusern von Anna Dominik empor.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Die Heimat

In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn.

Heimweh ist eine unmännliche Sache. Doch ist's keine Schande, wenn es auch den Mann überkommt, nicht als Schwäche, sondern als Erkenntnis. Tausende und aber Tausende von denen, die heute den großen Kampf auf fremdem Boden kämpfen, werden mit einer ganz neuen Wertschätzung ihres eigenen Besitzes nach Hause zurückkommen. Bisher stand die Mietwohnung mit den paar behaglichen Möbelstücken, für die man so viel Geld vom Lohn abhalten mußte, in keinem großen Ansehen: man sah oft neidisch nur nach oben, wie gut es der Reichere habe, und schalt und verärgerte sich und andere, daß man selbst in so „elenden Verhältnissen" leben müsse. Jetzt sah unser Volk, wie es draußen aussieht. Es lernt vergleichen. Da kamen Dörfer, Wohnungen, Räume zu Gesicht, denen gegenüber die eigene Heimat wie ein Schloß anmutet. Man sah andere Menschen leben, sich nähren, sich kleiden, und Tausende, die bisher nur unzufrieden gewesen sind, sind zufrieden geworden und sehnen sich nach Hause. Was eine gute Straße, ein gepflegter Acker, eine reinliche Wohnung zu bedeuten haben, das sah man früher nicht so, weil man's jeden Tag genoß. Nun merkt man, es kann auch anders sein. So wird die Fremde zur Erzieherin, der Krieg, der in die Fremde rief, hat Tausenden Heimatgefühl wieder neugeschaffen. In der Fremde schlug man wieder Wurzeln im Vaterland.

Weit unten an der Donau hing der sternübersäte Himmel über ödem Land. Wir waren stunden-, tagelang gefahren. Die Nachtluft war klar, und die Sterne leuchteten. Es war bezaubernd in dieser Einsamkeit, die des Nachts an Schönheit gewann. Da fielen mir die alten Geschichten ein, daß man die Sterne zu Boten seiner Gedanken macht und Verliebte sich durch den Mond grüßen. Lächerlich! Ich gucke immer länger hinauf zu diesen funkelnden Lichtern. Sie schienen auch in deutscher Heimat und funkelten über dem Dach, unter dem mein Weib und meine Kinder schlafen. Ob es ihnen wohl gut geht? Wie es heute in der Schule gegangen und ob keines krank geworden? Ob sie wirklich Ruhe haben oder sie etwas ängstigt? Ich sehe alles so deutlich und handgreiflich nah. Der Mond da oben wirft jetzt eben seine Schatten von dem Baum her, der vor meinem Studierzimmer steht, und weil jemand durch die Straße fährt, höre ich meinen Hund anschlagen.... Das ist ja zum Verrücktwerden, daß man so rührselig werden kann. Ach, daran sind nur die Sterne da oben schuld. Nun ja, grüßt mir alle zu Hause! Leuchtet ihnen die Treppe hinauf und sagt ihnen gute Nacht! Es gibt Telefunken in dem Nachrichtendienst der Völker, ihrer Heere und Schiffe; der Boten in dieser weiten Welt sind noch viele, viele; das merkt man, wenn man auf weiter Steppe an die Heimat denkt. Sie geht mit uns. Man zieht sie nicht aus. Sie ist unsere Haut und unser Herzschlag. Gerade weil uns die Heimat bedroht war, stand das Volk in Waffen auf und wehrte den Feind ab. Der Herd ist Goldes wert, und dein Stübchen, in dem auch nur ein paar Bilder an der Wand hängen, ist eine feine Burg. Träume von ihr im fernen Land, und du Stern da oben, grüße mir meine Lieben!

In einer Straße von Konstantinopel singen deutsche Matrosen: „In der Heimat, in der Heimat . . ." und die Wasser vom Goldenen Horn her horchen auf. Seltsame Nacht!

Soziale Bewegung

Die deutschen Arbeiter und der „Kriegssegen". In seinem letzten Jahresbericht über „die christlichen Gewerkschaften im Kriegsjahr" kommt der Gesamtvorstand auch auf den Anteil der Arbeiterschaft an der Kriegskonjunktur zu sprechen. Es wird dort festgestellt: Von dem „Kriegssegen" haben die Arbeiter nicht übermäßig viel abbekommen. Wo dennoch etwas für sie abfiel, haben sie es durch harte, anstrengende Arbeit redlich verdienen müssen. In vielen Fällen dagegen mußte durch Eingaben, sei es unmittelbar, sei es mittelbar (auf dem Wege über Behörden usw.), zur Hintanhaltung von Lohnkürzungen durch Arbeitgeber eingewirkt werden, die oft in wenig angemessener Weise die Arbeiter an die Notwendigkeit des Opferbringens erinnerten. Auf diesem Gebiete waren durchweg die Erfolge groß. Auch konnten so manche Teuerungszulagen erzielt werden, zumal nachdem, wie bei den Bergarbeitern, die Oeffentlichkeit mit den Verhältnissen bekannt gemacht worden. Erfolgreich war namentlich das Vorgehen einzelner Verbände (Straßenbahner u. a.), die Arbeitgeber zur vollen oder teilweisen Fortzahlung des Lohnes an Kriegsteilnehmer oder ihre Angehörigen zu bewegen. In dasselbe Gebiet gehören die Bemühungen um Aufrechterhaltung der Krankenversicherung der Kriegsteilnehmer und ihrer Familien, um Kriegsversicherung dieser Teilnehmer usw.

Sozialpolitisches Verständnis der Militärbehörden. Zu den erfreulichsten Erscheinungen im gegenwärtigen Kriege gehörten die immer wiederkehrenden Beweise sozialpolitischer Einsicht bei unseren jetzt allmächtigen Militärbehörden. Sie zu sammeln und zu unterstreichen dürfte für spätere Zeiten von Wert sein. Wir verzeichnen deshalb heute den neuesten Vorgang, der sich in Berlin abgespielt hat. Hier waren vielfach Klagen laut geworden, daß den mit dem Nähen von Sandsäcken beschäftigten Arbeiterinnen nicht die festgesetzten Löhne gezahlt würden. Vermittler und Zwischenmeister gaben eben den Lohn, den sie für richtig hielten. Darauf ist nachstehende Verordnung bekanntgegeben worden: „Unternehmern und Lieferanten, die durch Zwischenhändler und Vermittler bei der Fertigung von Sandsäcken die Arbeiterinnen durch Herabdrücken der Stück-Nählöhne auszubeuten suchen, so daß es diesen nicht möglich ist, sich den ortsüblichen Tagesverdienst zu verschaffen, werden die Betriebe geschlossen." Solches energische Eingreifen der Militärbehörden trägt sehr wesentlich zur Aufrechterhaltung eines guten Verhältnisses zwischen Heeresverwaltung und Arbeiterschaft bei. Daß das tatsächlich vorhanden ist, hat der stellvertretende Kriegsminister neulich erst wieder im Haushaltsausschuß des Reichstags festgestellt und hinzugefügt, der deutschen Arbeiterschaft könne er das Zeugnis ausstellen, daß sie sich in jeder Hinsicht den ihr gestellten Aufgaben gewachsen gezeigt und gern und freudig das geleistet habe, was das Wohl des Vaterlandes erforderte. Wieviel von solchem verständnisvollen Zusammenarbeiten für die Verteidigung des Vaterlandes abhängt, sehen wir deutlich in den Verhältnissen in England.

Scharfmachertreiben im Kriege. Zu den Unbelehrbaren in dieser großen Zeit gehören ganz gewiß unsere sozialpolitischen Scharfmacher. Einer von ihnen schreibt in der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" vom 5. Sept. zur Frage der Arbeitsvermittlung im und nach dem Kriege: Mit Entschiedenheit aber muß es die Arbeitgeberschaft abweisen, in allen diesen Fragen je mit Gewerkschaftsvertretern, denn das sind im Gegensatze zu den Arbeitern die eigentlichen Repräsentanten der Sozialdemokratie, und sie leben meist nur von der Agitation und dem Gelde, das sie den Arbeitern aus der Tasche ziehen, gemeinschaftlich zu tagen, selbst wenn manche Regierungsbehörden die Hinzuziehung solcher Leute aus Unkenntnis des Milieus und der vitalen Interessen von Industrie, Handel und Gewerbe einleiten sollten." Daß das nicht eine ganz vereinzelte Stimme aus der Arbeitgeberwelt ist, muß man schon daraus schließen, daß sie in der „Deutschen Arbeitgeberzeitung" laut werden kann. Auf der anderen Seite darf man aber wohl annehmen, daß die Zahl der Verächter der verdienstvollen Gewerkschaftsführer gerade durch die Erfahrungen dieses Krieges immer geringer und einflußloser werden wird.

Einheitliche Organisation der Kriegsbeschädigtenfürsorge. Eine vom Reichsamt des Innern herausgegebene Zusammenstellung der für die soziale Kriegsinvalidenfürsorge geschaffenen Einrichtungen ergibt ein lückenloses Netz von Fürsorgeorganisationen. In Preußen sind sie nach Provinzen gegliedert; teils hat der Provinzialverband selbst die Aufgabe in die Hand genommen, teils sind freie Organisationen geschaffen worden, die aber stets in enger Fühlung mit den Provinzialbehörden stehen. In Bayern ist die bürgerliche Kriegsinvalidenfürsorge staatlich geordnet und in enge Beziehungen zu den Regierungsbehörden gesetzt. In den übrigen Staaten liegt die Durchführung der Aufgaben einem Landesausschuß unter Oberleitung des Ministeriums des Innern ob. Die Thüringischen Staaten haben beschlossen, gemeinschaftliche Einrichtungen zu treffen. Auch sonst macht sich das Bedürfnis des Anschlusses kleinerer Gebiete an größere geltend; so haben Waldeck und Schaumburg-Lippe den Anschluß an die benachbarte preußische Provinz gesucht. Darüber hinaus hat die Bewegung zu größerer Einheitlichkeit und engerem Zusammenschluß der verschiedenen Organisationen nicht geruht. Die Stoffsammlung und der Austausch der Erfahrungen erschien wünschenswert, nicht minder

Digitized by Google

gemeinsames Vorgehen auf dem Gebiet der Gesetzgebung und Verwaltung; vor allem aber drängt die praktische Tätigkeit an den Kriegsbeschädigten, die vielfach über die Angehörigen der Provinz oder des Bundesstaates hinausgreift, zu gemeinsamem Arbeiten. So ist am 16. d. M. ein Reichsausschuß ins Leben gerufen worden. Seine Aufgaben legte in der Gründungsversammlung der Landeshauptmann der Provinz Westfalen, Dr. v. Hammerschmidt, dar. Ein besonderes Augenmerk sei der Aufklärung über die Kriegsbeschädigtenfürsorge durch die Tagespresse und der Befriedigung des Unterrichts und Lesensbedürfnisses der Kriegsbeschädigten selbst durch eine gemeinsame Zeitschrift für das ganze Reich zu widmen. Der Redner empfahl außerdem eine wissenschaftliche Fachzeitschrift für die gesamte Kriegsbeschädigtenfürsorge zu schaffen. Eine besonders reiche Arbeit werde dem Reichsausschuß auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verordnungen erwachsen. Der einstimmige Beschluß des Reichstages, eine Zentralstelle für die Kriegsbeschädigtenfürsorge von Reichs wegen zu gründen, sei von der Reichsregierung nicht durchgeführt worden, weil diese gegen die Zentralisierung durch das Reich selbst Bedenken erhob. Das Bedürfnis, einen Mittelpunkt für die Kriegsbeschädigtenfürsorge ganz Deutschlands zu schaffen, sei aber vorhanden, und der natürliche Weg zur Befriedigung dieses Bedürfnisses sei ein engerer Zusammenschluß der in der Arbeit stehenden einzelstaatlichen Organisationen. In der Besprechung, die sich an den Vortrag schloß, kam übereinstimmend die Meinung zum Ausdruck, daß es notwendig sei, die einzelnen bundesstaatlichen Ausschüsse für Kriegsbeschädigtenfürsorge im Deutschen Reich einheitlich zusammenzufassen. Die Versammlung beschloß darauf einstimmig die Gründung eines Reichsausschusses der Kriegsbeschädigtenfürsorge (Hauptversammlung der einzelstaatlichen Organisationen) als anregende, beratende und begutachtende Stelle und trat als solcher am 16. Sept. zum ersten Male zusammen. Der Reichsausschuß wählte zum Vorsitzenden den Landesdirektor der Provinz Brandenburg, v. Winterfeldt. Die Versammlung wählte ferner einen Reichsarbeitsausschuß der Kriegsbeschädigtenfürsorge, bestehend aus je zwei Vertretern der norddeutschen, mitteldeutschen und süddeutschen Staaten und entsandte in diesen je einen Vertreter von Preußen, Mecklenburg, Sachsen, Hessen, Bayern und Württemberg. Dem Reichsarbeitsausschuß wurde weiter das Recht der Zuwahl verliehen, ebenso das Recht der Bildung von Sonderausschüssen aller Art. Er hat ferner die Befugnis, eine Reichsgeschäftsstelle einzurichten und die dafür erforderlichen Kosten durch Umlagen auf die Kriegsbeschädigtenfürsorge-Organisationen der angeschlossenen Bundesstaaten nach Maßgabe der Bevölkerungszahl zu verteilen.

Krieg und weibliche Arbeitskraft. Die lange Dauer des Krieges und die Zunahme der Einberufungen hat nachgerade auf allen Gebieten menschlicher Betätigung die Heranziehung weiblicher Ersatzkräfte nötig gemacht. Neuerdings geht selbst die Schwereisenindustrie zur Einstellung weiblicher Arbeitskräfte über. Auf den Hütten und Walzwerken Oberschlesiens begann man damit. Jetzt wird mitgeteilt, daß auch die Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hütten-Akt.-Ges. auf ihren Werken in Differdingen in Luxemburg weibliche Arbeitskräfte verwendet. Anfänglich hatte man geplant, nur die Frauen, deren Ehemänner im Felde stehen, zu leichteren Arbeiten, wie zum Ankerwickeln, heranzuziehen. Anscheinend ist dieser Versuch für die Betriebsleitung zufriedenstellend ausgefallen, denn jetzt ist man in Differdingen dazu übergegangen, überhaupt weibliche Arbeitskräfte ohne Unterschied bei der Schwerarbeit: in der Thomasschlackenmühle und im Hochofenbetrieb, zwei der anstrengendsten Betriebe, zu verwenden. Im Schichtlohn, 4,50—5 Mark, sind die Frauen den Männern gleichgestellt; nur vermögen die Frauen nicht wie die Männer die gleiche Ueberproduktion zu leisten und damit einen entsprechend höheren Lohn zu erzielen. Die Leistungen dieser weiblichen Arbeitskräfte sind verhältnismäßig zufriedenstellend. Ob sich die Frauenarbeit im schweren Hochofenbetrieb dauernd bewähren wird, muß sich freilich erst noch zeigen.

Büchertisch

Peter Rosegger: Gesammelte Werke, Verlag Staackmann, Leipzig.

Der 21. Band dieser vom Dichter bearbeiteten und neueingeteilten Ausgabe bringt die Erzählung „Das ewige Licht". Waldschulmeister und Waldpfarrer sind die beiden Hauptgestalten Roseggerscher Dichtung. Zwei, sind sie doch nur eins: der Dichter selbst. Drum schlägt in ihnen ein lebenswarmes Herz, hat ja doch unser Dichter selbst ein solches. Scheinbar Kulturfaktoren einer engbegrenzten Welt, der Alpenwelt, erheben sich doch diese Gestalten weit über die Berggrenzen, und sie werden alle, weit draußen in der Welt etwas zu sagen haben, die menschlich fühlen, die noch den Mut haben, sich selbst betrachtend auch das schärfste Urteil über sich selbst zu fällen. Unser Dichter schrieb diese Erzählung in Jahren, da man es, in der Schule des Lebens ausgebildet, schon wagen darf, Lehrer der Menschheit zu sein. In sanfter, von Menschenliebe geleiteter Art und doch oft bitter tadelnd, lehrt, erzieht der Torwalder Pfarrer seine Pfarrkinder, lebt er deren Leben mit als Mensch, als reiner Mensch, kämpft er gegen Mächte, die ihm dies verleiden wollen. Also Tendenzerzählung? Jawohl, wenn man im Leben Ursache und Folge, Spiel und Widerspiel, Mißverstandenwerden und all das zusammen Tendenz nennen will, dann ist jedes Buch, welches das Leben behandelt, ein Tendenzwerk, dann hat jeder mahnende Heiland, der das Beste will, Tendenz. Freuen wir uns Roseggers Tendenz, sehen wir in ihm einen milden Vater, der schelten und dabei lieben kann, denken wir daran, daß wir alle Torwalder sind, zu denen ihr Pfarrer, unser Dichter Rosegger spricht.

Karl Wilhelm Fritsch.

Kriegsliteratur

Rußland und wir. Von Paul Rohrbach. 11.—15. Tausend. Stuttgart 1915. J. Engelhorns Nachf. 94 S. 1 M.

Dieses Buch soll man kaufen, lesen und dann ins Feld schicken. Jeder Deutsche, der überhaupt nach der Zukunft unseres Volkes fragt, soll es kennen, vor allem aber jeder deutsche Krieger, der Blut und Leben nicht umsonst eingesetzt haben will. Denn das ist Rohrbachs Satz: Wenn wir den russischen Koloß nicht zertrümmern, wenn durch diesen Krieg Finnland, die baltischen Provinzen, Litauen, Polen und die ukrainischen Lande nicht von Moskowien losgetrennt werden, dann werden der Landhunger des zum politischen Bewußtsein erwachten russischen Bauern und die Herrschsucht des russischen Beamtentums nicht ruhen, bis aufs neue ein Eroberungs- und Verwüstungskrieg entfesselt ist, dessen blutige Kosten abermals Deutschland zu tragen haben würde. So hängt die Zukunft Deutschlands und der ganzen europäischen Kultur an der Lösung der russischen Frage. Alles, was man über diese Frage wissen muß, hat Rohrbach — der selbst im baltischen Rußland geboren und aufgewachsen ist — in diesem Buche zusammengestellt: die russische Agrarreform, die wirtschaftlichen Verhältnisse und die innere Politik Rußlands mit ihren Wirkungen auf seine auswärtige Politik; dann zur baltischen Frage: das Verhältnis der Letten, Esten und Litauer zu den Russen einer-, zu den Deutschen andererseits, die deutsche Kolonisation in den fruchtbaren Ostseeprovinzen und die Angliederung dieser Länder an das Deutsche Reich. — Als Anhang und zur Verstärkung seiner Darlegungen und Mahnungen gibt Rohrbach unter der Ueberschrift „Russischer Geist" quellenmäßige Berichte über die Behandlung deutscher Zivilgefangener und verwundeter Kriegsgefangener sowie über die moskowitischen Schandtaten in Ostpreußen.

Die Kenntnis Rußlands kann bei uns gar nicht genug verbreitet werden. Es gibt nur ein Entweder — oder: Entweder wird Rußland unser Schicksal und bereitet uns den Untergang, oder Deutschland wird das Schicksal Rußlands, indem es das unnatürliche Staatsgebilde zerschlägt und den einzelnen osteuropäischen Völkern zu freier Entwicklung verhilft.

Die moderne Diplomatie, ihre Entwicklungsgeschichte und ihre Reformmöglichkeiten. Von B. L. Freiherrn von Mackay. Frankfurt 1915, bei Rütten & Loening. 175 S. Geb. 2,80 M.

Die Literatur über Diplomatie ist seltsamerweise überaus arm, und schon deshalb wird dieses Buch in unserer politisch bis in die Tiefen bewegten Zeit Aufmerksamkeit erregen. Es zerfällt in drei Abschnitte. Im ersten, geschichtlichen Teil, der noch reicher hätte ausgestaltet werden können, wird die päpstliche Diplomatie des Mittelalters, die venezianische und die Diplomatie des Uebergangs zur Neuzeit behandelt und danach die Frage aufgeworfen, wieweit sich im 19. Jahrhundert unter dem Einfluß der nationalwirtschaftlichen Interessen eine Demokratisierung der Diplomatie feststellen lasse; die an Erfolgen reiche Geschichte der britischen Diplomatie zeigt am deutlichsten, daß dieser Zweig der Staatskunst nicht eigentlich demokratisiert, sondern kapitalistisch-imperialistisch geworden ist. Im zweiten Abschnitt wird nach einer kurzen Beschreibung der modernen Organisation der Geist geschildert, der heute in der Diplomatie am Werke ist, der aus Machiavelli und Bismarck seine Nahrung zieht, aber auch in den Besten unter den Epigonen nicht die Klarheit und Kraft bewiesen hat, um mit den „acherontischen Gewalten" von Parlament und Presse fertig zu werden. So hat die europäische Diplomatie sich zum Weltkriege fortreißen und das Völkerrecht zum Spott werden lassen. Eine Reform — von ihr handelt der dritte Abschnitt — ist nur zu erhoffen, wenn die Diplomaten überzeugungstreue Charaktere sind, gründliche Landes- und Sprachkenntnisse besitzen und von den allerbesten Sachverständigen (die heute meist der Privatindustrie dienen!) beraten werden. Daß dabei die Trennung des Konsulatsdienstes vom eigentlichen diplomatischen Dienste sich so scharf durchführen lasse, wie der Verfasser befürwortet, ist zu bezweifeln. Ein Generalkonsul, der 20 Jahre in Japan war, ist unter Umständen besser geeignet, dort Vertreter seines Landes zu werden, als ein hochgeborener Botschafter, der von japanischer Art keine Ahnung hat und durch burschikoses Auftreten in den Straßen Tokios Entrüstung erregt. — Eigenartig und lesenswert sind die Schlußkapitel über „Taktik" und „Deutschlands Weltberuf". Nach dem Kriege wird noch viel über das Thema „Diplomatie" zu sagen sein. Wer dann mitreden will, möge zuvor dieses Buch lesen.

Unsere bisherige und unsere zukünftige Ernährung im Kriege. Von Dr. R. Kuczynski, Direktor des Statist. Amts in Berlin-

Digitized by Google

Schöneberg, und Prof. Dr. N. Zuntz, Direktor des Tierphysiologischen Instituts der Landwirtsch. Hochschule Berlin. Braunschweig 1915, bei Friedr. Vieweg & Sohn. 85 S. 75 Pf.

Eine gründliche wissenschaftliche Abhandlung über die Ernährungsfrage. In drei Kapiteln werden die deutsche Volksernährung während der ersten zehn Kriegsmonate, die Sicherung der neuen Ernte und die Forderungen für das nächste Jahr behandelt. Zuverlässige statistische Tabellen über Viehstand und Viehpreise, über Brotgetreide und Kartoffeln sowie über die Veränderungen der Kleinhandelspreise geben ein Bild von den Voraussetzungen der Lebenshaltung im ersten Kriegsjahre. — Daran schließt sich eine eingehende, allseitige Untersuchung der schwierigen Frage, wie sich die Nahrung zwischen Mensch und Tier verteilt, und der weiteren Frage nach der Gewinnung neuer Futterwerte. Hier werden praktische Landwirte, Gärtner und Besitzer von Baumbeständen brauchbare, wissenschaftlich gesicherte und praktisch erprobte Ratschläge finden. In 17 kurzen Abschnitten werden schließlich die für das nächste Jahr notwendigen Forderungen aufgestellt. Richten sich diese Forderungen unmittelbar an den Gesetzgeber, so ist es doch nötig, daß auch der Oeffentlichkeit Gelegenheit gegeben werde, dazu Stellung zu nehmen. Sowohl Konsumenten, als auch Landwirtschaft, Mühlen- und Bäckergewerbe, Vieh- und Kleinhandel finden in diesem reichhaltigen Buche die Unterlagen, um über alle einschlägigen Fragen ein Urteil zu gewinnen.

Soldatengräber und Kriegsdenkmale. Herausgegeben vom k. k. Gewerbeförderungsamte. Wien 1915, Kunstverlag Anton Schroll & Co. 335 Quartseiten mit über 200 Zeichnungen. Geb. 10 M.

„Grabmale müssen immer unmittelbaren Zusammenhang mit der Erde haben, mit dem Lasten, mit dem Vergehen — Denkmale dagegen etwas Hochstrebendes, Befreiendes und in den Himmel Ragendes sein. Grabmale sollen hinunterwirken, Denkmale hinaufwirken. Grabmale sind Erinnerungen an Menschen, Denkmale eigentlich Erinnerungen an Ideen." Nach dieser Begriffsbestimmung zerfällt das Werk in zwei Teile; der erste Teil enthält 61 Grabmale und Friedhöfe, der zweite 69 Denkmale, Gedenksteine und Gedenktafeln. Jedem Teile ist eine grundsätzliche Erörterung der künstlerischen Aufgabe vorangestellt. Das Künstlerverzeichnis weist die Namen von zehn österreichischen Professoren und achtunddreißig jüngeren Künstlern und Künstlerinnen auf. Ueberblicken wir die stattliche Reihe der 130 Kunstwerke, so fällt uns zunächst als gemeinsames Merkmal eine gewisse keusche, zurückhaltende Einfachheit auf, wie sie des Gegenstandes würdig ist. Vermieden ist insbesondere bei den Grabmalen alles Auffällige, Aufdringliche, alles, was die Gedanken ablenken könnte. Selbst das Große, Wuchtige, Schwere, das, wenn es in strengen Formen gehalten ist, immerhin mit dem Ernst der Idee zu vereinigen wäre, scheinen diese Künstler zu scheuen. Das Zierliche wiegt vor, aber es bietet sich ungesucht und artet nirgends in Ziererei aus; eine natürliche Anmut liegt über diese Erinnerungsmale ausgebreitet, als wären die Künstler übereingekommen, der Stätte des Todes alle Schrecken zu nehmen und den bitteren Schmerz in sanfte Wehmut, ja in Hoffnung und heitere Zuversicht hinüberzuführen. Unter den Denkmalen, die gleichfalls durchweg durch edle Einfachheit ausgezeichnet sind, finden sich naturgemäß auch prächtigere Werke, die gebieterisch Beachtung heischen und den Blick zu längerem Sinnen fesseln, stolze Stand- und Reiterbilder, großzügige Denkmal-Anlagen und hohe, eindrucksvolle Gedenksteine, deren reicher, redender Bildschmuck von Meisterhand durch strenge Formen gebändigt ist. — Möge das schöne Werk auch in Deutschland die Ehrung unserer gefallenen Helden in die Wege edler Kunst leiten!

Heimstätten für unsere Helden! Ein Mahnruf an alle Vaterlandsfreunde von Sanitätsrat Dr. Georg Bonne, Stabsarzt d. R. München 1915, bei Ernst Reinhardt. 126 S.

Ein gesundes und verteidigungsfähiges Geschlecht kann nur in gesunden Heimstätten heranwachsen. Solche müssen wir insbesondere unseren heimkehrenden Helden schaffen und zu dem Ende unsere Großstädte in hygienischer, sozialer und volkswirtschaftlicher Beziehung systematisch dezentralisieren. Dazu gibt der Verfasser die Mittel und Wege an, wobei er sich ebensosehr auf die Erfahrungen eigener, langjähriger Praxis wie auf die Forderungen der Wissenschaft stützt, und zeigt, daß es in der Tat sehr wohl möglich ist, hier gründlichen und heilsamen Wandel zu schaffen. Möchten seine für die Zukunft unseres Volkes hochwichtigen Ausführungen Beachtung finden!

Die rentable Ziegenzucht. Aus der Praxis für die Praxis von Elisabeth Aries. Mit 15 Abbildungen. München-Gladbach, Volksvereinsverlag. Geb. 80 Pf.

Die neue Regelung unserer Nahrungsmittelwirtschaft. Von K. Adenauer, Erstem Beigeordneten der Stadt Köln. Berlin 1915, Concordia-Verlag. 38 S. 60 Pf.

Zusammenfassende Darstellung und kritische Würdigung der für die neue Ernte erlassenen Verordnungen.

Christentum und Krieg? Von Pfarrer Georg Löber. Leipzig 1915, bei Arwed Strauch. 28 S. (Sonderdruck aus dem Neuen Sächsischen Kirchenblatt.)

Die Schrift bejaht grundsätzlich die Frage, ob Christentum und Krieg sich vereinigen lassen. Christus hat den Krieg nirgends verboten, war also kein grundsätzlicher Gegner des Krieges, und Matth. 24 zeigt, daß er die Ueberzeugung gehabt hat, es werde bis ans Ende der Welt Krieg und Kriegsschrecken geben. Um aber die Frage endgültig zu lösen, müssen wir das Alte Testament heranziehen, und dieses erklärt den Krieg als sittliche Pflicht, wenn er für die Sache des Volkes geführt wird, die im Alten Testament die Sache Gottes ist. Wir gehen nicht so weit, die deutsche Sache mit der Sache Gottes gleichzusetzen, aber wir haben das Leben und die Zukunft unseres Volkes zu verteidigen, und dieser Verteidigungskrieg ist eine sittliche Pflicht und darum ein Gott wohlgefälliges Werk. Darum schafft dieser Krieg auch hohe sittliche Werte: er lehrt uns die vielfach verkannten Güter Religion, Nation und Vaterland aufs neue schätzen, zeigt unserem durch Konfessionen zersplitterten Volke, daß der Religion innerster Kern das Gottvertrauen ist, und macht uns Deutsche, vor allem die Krieger, willig zu unerhörten, aber echt christlichen Opfern. — Die Schrift liefert auf gedrängtem Raum viel Stoff zum Nachdenken über die große Frage, die uns alle beschäftigt.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Fr. H. in Pf. 2,50 M., Prof. Dr. H. in N. 3,05 M., H. in H. 2 M., R.-A. L. in M. 3 M., Lt. H. im Felde 5 M., Baumstr. L. in H. 3 M., M. in St. 2,50 M., Postsekr. M. im Felde 3 M., Dr. D. in H. 5 M., Frl. R. in B. 5 M., Prof. Sch. in H. 6 M., Pfr. B. in W. 3 M., R. und E. J. in C. 5 M., J. in S. 3 M., Frl. A. in N. 5 M., Prof. R. in M. 3 M., Mar.-Oberzahlmstr. B. zur See 10 M., Lt. F. im Felde 25 M., Frau B. in B. 2,50 M., Frau G. in G. 2,50 M., E. R. in A. 6 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Pfr. T. in B. 1 M., Dr. K. in T. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: J. und A. L. in Breslau 7 Bde. Hausbücherei, 11 Hefte Volksbücher der Dtsch. Dichter-Ged.-Stiftg., 2 Bde. Meyers Volksbücher, 9 Hefte Wiesb. Volksbücher, 5 Hefte Schatzgräber, 4 Bde. Deutsche Bibliothek, 12 Schaffsteins Blaue und Grüne Bändchen, 12 Hefte Lahrer Volksbibliothek, 11 Hefte Bunte Bücher und Dtsch. Jugendbücherei, 1 Ernst, Laßt Sonne herein.

Für Ostpreußen: Sch. in M. 10 M.

Für den Nationalen Frauendienst: Sch. in M. 10 M.

Für die Nationalstiftung für Hinterbliebene: Die Bediensteten des Bahnhofs La Sambre in Belgien 30 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

S.-L. O. B. in A. Wir bitten um die Angabe Ihrer Adresse, damit wir Ihnen einen für Sie bestimmten Brief übermitteln können.

Hilfeleser, die demnächst eingezogen werden und aus diesem Grunde die „Hilfe"-Bestellung zunächst nicht erneuern, weisen wir darauf hin, daß wir gerne kostenfrei an jede Soldatenadresse das Blatt versenden! Sie brauchen also nur das Notwendige mitzuteilen.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Oesterreich-Ungarn. „Das österreichische Staatsrecht" von Gumplowicz ist 714 Seiten stark und kostet 10,50 M. Sehr zu empfehlen ist Hickmann, Geograph.-statistischer Taschenatlas von Oesterreich-Ungarn, 4,20 M.

F. Z. in Berlin. Das in Nr. 37 als vergriffen aufgeführte Buch „Im alten Reichstag" von Eugen Richter ist im Jahre 1914 bei der „Verlagsanstalt Deutsche Presse" in neuer Auflage erschienen.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Während bedeutende Franzosen wie Charles Richet der Ansicht sind, das geistige Leben werde durch den Krieg auf fünfzig Jahre vernichtet bleiben, kann der philosophische Verlag von **Felix Meiner in Leipzig** in dem unserem Blatte heute beigefügten Prospekt auf die für jeden Freund deutschen Wesens wertvolle Tatsache hinweisen, daß nach seinen Erfahrungen die Beschäftigung mit der deutschen idealistischen Philosophie eben durch den Krieg neuen Aufschwung genommen hat. Wir empfehlen den Prospekt, der für die Gegenwart wertvolle Werke zusammenstellt, der Beachtung unserer Leser.

Beamter in unkündbarer Stellung sucht für sofort

500 Mark auf 2½ Jahre zu 6%

mögl. aus Privathand. Rückz. in pünktl. Rat. zu 50 M. Off. unt. D. G. 6485 a. d. Exp. d. Hilfe

Digitized by Google

7. Oktober 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 40

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Prof. Dr. Arthur Cohen:** Politische Merkworte nach Max Haushofer. — **Dr. Paul Rohrbach:** Die Lage in Rußland. — **Julius Luebeck:** Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens im Deutschen Reiche. — **Dr. R. Ruczynski:** Die Wohnungsfrage bei Friedensschluß. — **Horst von Zedtwitz †:** Sport und Krieg. — **Franz Graetzer:** Den Andern des Kriegsjahres (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Paradies. — Soziale Bewegung. — **Naumanns neues Buch:** Mitteleuropa. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 26. September.

Während wir gestern zu einer Besprechung nach Frankfurt a. M. fuhren, wurde die „Frankfurter Zeitung" in die Wagen hineingegeben und brachte etwas sehr Ernstes, nämlich den seit einiger Zeit für möglich gehaltenen erneuten Angriff an der französischen Front. Das Rufen der Russen hat geholfen und hat, wie es scheint, das französisch-englische Vorgehen beschleunigt. Irgendeinmal muß ja die Probe der Standhaftigkeit und Sieghaftigkeit auch im Westen wieder abgelegt werden. Wir wissen von vornherein, daß dabei viele Opfer gebracht werden, aber es muß sein! Als Hauptstellen werden Ypern, La Bassée—Arras und Prosnes, östlich Reims, bis zu den Argonnen bezeichnet. An diesen Stellen war fünfzigstündige, stärkste Feuervorbereitung. Was das besagen will: fünfzigstündige, stärkste Feuervorbereitung! Die deutsche Artillerie hat in Galizien auf dieselbe Weise begonnen, aber nicht zwei Tage lang. Hiermit überbietet die Artillerie überhaupt ihren bisherigen Verbrauch von Munition in verschwenderischster Weise. Von Ypern aus gingen die Engländer in südwestlicher Richtung vor. Ihr Angriff wurde erst vor und in unserer Stellung abgeschlagen. Ferner greifen sie nordöstlich und südöstlich von Armentières an und nördlich des Kanals von La Bassée. Dabei Verwendung von Gasen und Stinkbomben. Anschließend an diese englischen Angriffe fanden französische Angriffe bei Souchez und beiderseits Neuville statt in der blutgetränkten Gegend nördlich von Arras. Die Angriffe wurden zurückgeschlagen. Gleichzeitig nun mit diesem starken Druck auf der Westseite erscheint eine neue feindliche Lebendigkeit an der Südseite. Der deutsche Bericht sagt, daß die französischen Angriffe in der Champagne „an den meisten Stellen abgewiesen wurden. An einigen Stellen ist der Nahkampf noch im Gang". Unsere westliche Armee steht nun mit einem Male wieder im Mittelpunkte aller Dinge.

Und auch an den Dardanellen scheint neuer Sturm in Aussicht zu sein. Die Engländer sollen ihre Kräfte auf 100 000 Mann gebracht und die Franzosen neue Soldaten herbeigeführt haben. Woher sie kommen, wissen wir nicht. Abreisende bulgarische Studenten sind in Berlin herzlich begrüßt worden.

Montag, 27. September.

Inzwischen wird der französische Bericht vom Sonnabend und dann auch der vom Sonntag bekannt. Es klingt alles recht ernst. Als eroberte Stellungen an der Kampffront bei Arras werden angegeben: Schloß Carbeul, der Friedhof von Souchez und die letzten Schützengräben des sogenannten Labyrinth, also altes, leider schon sehr bekanntes Terrain. Auf der anderen Seite in der Champagne meldet der französische Bericht: „Die hartnäckigen Kämpfe dauern auf der ganzen Front an. Unsere Truppen drangen in die deutschen Linien auf einer Front von 25 Km. bis zu einer Tiefe von 2—4 Km. ein. Wir behaupteten im Laufe der Nacht alle eroberten Stellungen. Bis jetzt sind mehr als 12 000 Gefangene gezählt."

Dazu kommt nun der deutsche Bericht und stellt fest: „Im Ypern-Abschnitt erlitt der Feind große Verluste, Vorteile errang er nicht . . . Südwestlich von Lille gelang es dem Gegner, eine unserer Divisionen bei Loos aus der vordersten in die zweite Verteidigungsstelle zurückzudrängen. Hierbei haben wir naturgemäß erhebliche Einbuße auch an dem zwischen den Stellungen eingebauten Material aller Art erlitten. Der im Gange befindliche Gegenangriff schreitet erfolgreich fort. Die Trümmer des einstigen Dorfes Souchez räumten wir freiwillig. Im Ringen zwischen Reims und Argonnen mußte nördlich von Perthes eine deutsche Division ihre durch nahezu siebzigstündige ununterbrochene Beschießung zerstörte vorderste Stellung räumen und die zweite, zwei oder drei Kilometer dahintergelegene einnehmen, im übrigen scheiterten aber auch hier alle feindlichen Durchbruchsversuche. — Ergebnis: es ist blutsauer da draußen zugegangen, aber trotz riesenhafter artilleristischer Vorbereitung ist vom Gegner nichts erreicht, als daß die Front sich an zwei Stellen etwas zu unseren Ungunsten verbogen hat, was aber so wenig ist, daß es auf den Karten fast verschwindet. Bisher erscheint die Zahl der von den Gegnern gemachten deutschen Gefangenen größer als umgekehrt. Das und manches andere kann sich noch ändern.

Dienstag, 28. September.

Während wir in diesen Tagen fast nur mit dem westlichen Ohre hören, soll doch nicht übersehen werden, daß von Wien aus amtlich verlautbart wird, daß in Ostgalizien und nun auch im wolhynischen Festungsgebiete die russische Gegenoffensive gebrochen ist. Soviel zu erkennen ist, sind die Festungen Luzk und Dubno wieder österreichisch. Es ist das etwas gewunden ausgedrückt, weil vorher der Verlust nur indirekt zugegeben worden war. Ein Kriegsberichterstatter sagt, die Festung Luzk sei österreichisch geblieben, während die Stadt den Russen überlassen werden mußte. Doch das ist ja nun nachträglich gleichgültig geworden. Der Abmarsch der Russen erfolgte übrigens mit dem Eingreifen der seither weiter südlich verwendeten Armee Linsingen und wird in diesem Zusammenhange im deutschen Bericht erwähnt.

In allen Mitteilungen über die Kämpfe in Frankreich kehrt wieder, daß Engländer und Franzosen in ausgedehntem Maße mit Stinkbomben und schwelenden Gasen gearbeitet haben. Das mag viel zur Erklärung der „unverwundeten deutschen Gefangenen" beitragen, deren Zahl in den französischen Berichten immer noch steigt. So ein armer Mensch, der nicht mehr atmen kann, ist zwar unverwundet, ja, aber seine Gefangennahme ist so unfreiwillig wie irgend etwas. Ueberhaupt steigert sich auf allen Seiten mit der Länge des Krieges die Kriegstechnik bis zu Ungeheuerlichkeiten.

Digitized by Google

Mittwoch, 29. September.

Von unseren Freunden Traub und Jäckh erhalten wir aus Konstantinopel ein sehr zuversichtliches Telegramm, das zwar einige Tage alt, aber darum nicht weniger erfreulich ist. Die englischen Nachrichten seien glatt erfunden, General Liman werde mit Recht auch von den Türken voll anerkannt, der türkische Soldat sei ungemein tapfer.

Der Zar gratuliert dem französischen Präsidenten Poincaré zu dem „großen Erfolge", den die ruhmreiche französische Armee davongetragen hat. Die Antwort Poincarés redet nur von einem „schönen Erfolge". Was ist eigentlich im blutigen Krieg ein schöner Erfolg? Ist es ein solcher, der keine Folgen hat, dann könnte es passen.

Der Kampf in Frankreich geht Tag und Nacht weiter, bewegt sich aber mit größter Heftigkeit auf immer denselben Quadratkilometern. Beide Teile weisen Angriffe zurück, machen Gefangene und haben starke Verluste. Der deutsche Bericht stellt folgende Ergebnisse fest: Ein Stück nördlich Loos wurde wieder erobert; in der Champagne waren alle feindlichen Durchbruchsversuche erfolglos, nur nordwestlich Souain stehen Feinde noch im deutschen Schützengraben; die Höhen von Massiges sind restlos von unseren Truppen gehalten; die Angriffe der Franzosen bei Fille morte in den Argonnen scheiterten.

Uns ist bange um die vielen Einzelmenschen da draußen, aber nicht um den Sieg des Heeres. Der bleibt!

Donnerstag, 30. September.

An der Spitze des heutigen deutschen Berichtes von der Westfront steht der Satz: Der Feind setzte seine Durchbruchsversuche gestern nur in der Champagne fort. Das heißt zwischen Arras und Ypern gab es zwar noch Nachgefechte, aber keinen großen Sturm mehr; der erste Anlauf ist vorbei! Zwischen Reims und den Argonnen tobt aber noch der volle Durchbruchskampf. Immer neuer Ansturm muß abgeschlagen werden, wird es auch.

Im Mittelländischen Meer treiben deutsche Unterseeboote ein erfreuliches Unwesen. Hier, wo es sich nicht um Handelsschiffe unsicherer Nationalität dreht, sondern um offensichtliche Kriegshilfsfahrer, sitzt jeder Schuß doppelt gut.

Freitag, 1. Oktober.

Im englischen Unterhause verlas Austen Chamberlain, der Minister für Indien, Telegramme aus Mesopotamien, nach welchen die Türken besiegt wurden und von Kut-el-amar auf Bagdad im Rückzug sind. Der asiatische Teil des türkischen Reiches wird von da an, wo einmal die Dardanellenkämpfe beendigt sind, noch einer Säuberung an verschiedenen Stellen bedürfen. Es ist nicht anzunehmen, daß die jetzt vorwärtsdringenden englisch-indischen Truppen sehr zahlreich sind.

Frankreich sperrt vorübergehend seinen Eisenbahn- und Postverkehr mit der Schweiz. Die Absperrung soll sehr gründlich gehandhabt werden. Wahrscheinlich handelt es sich um große Truppenverschiebungen hinter Belfort.

Bei Loos, Souchez, Neuville wird weiter gekämpft. In der Champagne scheiterten starke Angriffe. Die Zahl der von unseren Truppen in der Champagne gemachten Gefangenen ist auf 104 Offiziere und 7000 Mann gestiegen. Es wird um jedes einzelne Erdloch mit aller Zähigkeit gerungen.

Die Ernte des September im Osten betrug bei den deutschen Truppen: 420 Offiziere, 95 500 Mann, 37 Geschütze, 300 Maschinengewehre. Das heißt also, daß im Rückwärtsgehen von den Russen fast 100 000 Menschen verloren wurden. Die Russen haben es im Laufe des Krieges gelernt, sich nicht mehr einfach umschließen zu lassen, aber auch das Vermeiden der Umschließung kostet Soldaten. Von der Armee Mackensen wird mit bemerkenswerter Regelmäßigkeit gesagt, daß ihre Lage unverändert ist.

Sonnabend, 2. Oktober.

Nun liegt auch ein türkischer Bericht über die Schlacht in Mesopotamien vor, und siehe da, der Türke hält sich für den Sieger. Allah wird es richtig wissen.

Der Kampf in der Champagne wird ruhiger, hört aber durchaus nicht auf. Auch die französischen Berichte sind auf den Ton der Verteidigung neuerrungener kleiner Vorteile gestimmt. Damit ist, soviel man sehen kann, der seit Monaten vorbereitete Joffresche Angriff ins Versanden gekommen. Die Tatsache, daß die deutsche Armee nicht militärisch aus Nordfrankreich herausgeworfen werden kann, wird sich nun auch den Franzosen aufdrängen. Daran haben Engländer und Farbige nichts zu ändern vermocht. Zwei Völker haben zwischen sich eine Hölle entzündet, nachdem aber der Brand der Unterwelt sich verzieht, stehen sie noch immer an der früheren Stelle.

Der englische Finanzminister hat einen Steuervorschlag eingebracht, nach welchem eine Profitzuwachssteuer erhoben werden soll. Sobald das Einkommen den bei der Steuerdeklaration angegebenen Satz (erwartetes Einkommen) um mindestens 2000 übertrifft, wird der Zuwachs mit 50 v. H. besteuert. Dazu gehören nun allerdings vielerlei Einzelvorschriften und Ausnahmen bei neuer Kapitaleingießung, daß wir auf Grund der Zeitungsmitteilungen die Durchführbarkeit nicht beurteilen können. Die Zeitschrift „Economist" rechnet aus, daß vom Einkommen der Reichen mehr als ein Drittel vom Staat beansprucht werde, ein Beweis, daß der Krieg eine Beschlagnahme des Privateigentums bedeute.

Sonntag, 3. Oktober.

In Frankreich werden halbamtlich die Verluste vom 25. bis 30. September auf 60 000 Tote und Verwundete angegeben. Unaufhörlich kommen Verwundetenzüge nach Paris. Es werden auch auf unserer Seite genug Opfer sein, aber immerhin pflegt der Angreifer mehr zu verlieren als der Verteidiger. Die Franzosen haben es selbst nicht anders gewollt. Ich denke dabei an die jahrelange Rederei über den preußischen Einmarsch. Jetzt ist der Einmarsch seit über einem Jahre da und kann nicht mehr abgeschüttelt werden, es wäre aber nicht nötig gewesen, wenn die Franzosen sich von der Zwangsvorstellung hätten frei machen können, daß die nochmalige Waffenprobe unvermeidlich sei. Weil die Invasion geglaubt wurde, darum mußte sie kommen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag 28. September.

Der Gedanke an die Kämpfe im Westen lastet insgeheim auf jeder Stunde. Wir sprachen bei unserer Frauentagung über innere Kriegsaufgaben, über die schwierige Konstellation der Frauenberufsfrage, wenn die Kriegsvertretungen einmal aufhören werden, über den wirtschaftlichen Hausfrauendienst und andere Gegenstände der heimatlichen Kriegshilfe. Aber nebenher geht ein heimliches Verwundern, daß die nahen Dinge überhaupt so stark werden können, um die Gedanken von der „feldgrauen Mauer" da draußen abzuziehen, und daß die Arbeitsanspannung das Gefühl zu beherrschen vermag, das dem tausendfachen Tod da draußen zugewandt ist. Bis der Ruf: „Ex—tra—blatt!" des eilfertigen Stelzfußes auf der Straße vor dem Hotel die gesammelten Gedanken jäh zerstreut und für alle das Draußen die ausschließliche Gegenwart wird!

Die preußischen Beamten unter 2100 Mark Jahresgehalt bekommen eine Kriegszulage, mit Ausnahme der unverheirateten und kinderlosen. Eine Zulage pro Kind. (6 Mark monatlich für die beiden ersten, 3 Mark für die folgenden Kinder.) Zum erstenmal, daß bei einer derartigen Zulage so ausschließlich auf die Kinderzahl Rücksicht genommen wird. Insofern auch grundsätzlich erfreulich.

Um so schwieriger erscheint neben solchen Hilfen die Lage vieler Kriegerfamilien, besonders des kleinen Mittelstandes (Privatbeamten); je länger der Krieg dauert, um so mehr sind die Hilfsquellen aus Ersparnissen erschöpft, und das Problem, sie in ihrer sozialen Lage einigermaßen zu erhalten, wird in vielen Fällen unlösbar.

Digitized by Google

Mittwoch, 29. September.

Mieter- und Hausbesitzervereine in Berlin sind nicht ganz einer Meinung über den Koksmangel. Die Berliner Handelskammer hat durch eingehende Untersuchung festgestellt, daß ein dauernder Koksmangel nicht zu befürchten ist. Die von der Berliner Koksvereinigung festgesetzten Preise hält die Kammer für begründet.

Die konservative Partei hat eine Erklärung zu den Kriegszielen veröffentlicht, in der hinsichtlich Rußlands die Zuversicht ausgesprochen wird, daß „die herrlichen Erfolge unserer Waffen die Riesenmacht des russischen Feindes endlich brechen und die nationale Sicherheit des deutschen Volkes im Osten dauernd gewährleisten werden". Auf der anderen Seite soll „unverrückbar" als „wichtigstes Ziel" die Niederringung Englands im Vordergrund bleiben, das „nicht aufhören wird, unsere Stellung in der Welt und unsere weitere Entwicklung für alle Zukunft zu bedrohen und zu unterbinden". Man fragt sich — wie schon oft —, wieweit eigentlich die Ziele der inneren Politik die der äußeren bestimmen und wieweit das Umgekehrte der Fall ist?

Vier sozialdemokratische Parteiführer: Scheidemann, David, Ebert, Schöpflin, sind an der Westfront und in Belgien gewesen, um mit der Unterstützung der deutschen Heeresverwaltung sich ein Bild der Lage der einheimischen Bevölkerung zu machen.

Die Großstädte beschäftigen sich ebenso wie Staat und Reich mit den letzten Vorbereitungen für die Regelung der Kartoffelversorgung — eines der kriegswirtschaftlichen Kapitel, bezüglich derer aus den Niederlagen des letzten Jahres die Siege des kommenden hervorgehen sollten!

An den höheren Knabenschulen von Berlin sind insgesamt etwa 2½ Mill. M. Kriegsanleihe gezeichnet. Pädagogisch angesehen, dürfen allerdings nur die Summen derjenigen Schulen als eigentliche „Schulanleihe" gewertet werden, die ganz hohe Beträge ablehnten. Die anderen sind mehr Zahlungsstellen der Eltern gewesen — was, wie der Erfolg zeigt, praktisch war, aber pädagogisch allerhand gegen sich hat.

Donnerstag, 30. September.

Die liberale Vereinigung der bayerischen Abgeordnetenkammer hat an die Staatsregierung zwei Anfragen gerichtet:

„1. Warum ist der Landtag nicht wie in anderen Bundesstaaten zu einer außerordentlichen Tagung einberufen worden, zur Besprechung aller mit dem Kriegszustand in Verbindung stehenden Fragen. 2. Welche Maßnahmen hat die Regierung angesichts des Kriegszustandes ihrerseits getroffen und denkt sie noch zu treffen, a) um die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln sicherzustellen und jeder wucherischen Ausbeutung entgegenzutreten, b) in bezug auf die Fürsorge für die Kriegsteilnehmer und ihre Familien, c) in bezug auf die besonderen Verhältnisse des Handels, der Industrie, des Handwerks, des Haus- und Grundbesitzes, der Landwirtschaft, der freien Berufe, der Beamten, der Lehrer und der Arbeiter während des Kriegszustandes."

Im Auslande versucht man allenthalben, den Erfolg der deutschen Kriegsanleihe zu verkleinern. „Daily Expreß" meint, es würden meist „Konvertierungen" der ersten und zweiten Anleihe sein. Solche Erfindungen sind im Grunde lehrreich für uns, weil sie den Grad der Uebervaschung drüben zeigen. — Die Versicherungsanstalten haben insgesamt 152 Millionen gezeichnet.

Freitag, 1. Oktober.

Eine süddeutsche Kriegstagung der Frauenvereine von Baden, Hessen, Württemberg und Bayern, die in München stattfindet. Der wunderschöne Saal des Künstlerhauses, so oft Stätte schöner Feste, ist ein seltsam eindrucksvoller Rahmen für die Veranstaltungen. Wieder Kriegsfürsorgefragen. Sehr gutes Material über die Organisation in den verschiedenen Staaten und Städten ist ausgelegt. Kernprobleme der Kriegsfürsorge: z. B. die Anrechnung von Arbeitsverdienst bei der Beurteilung der Bedürftigkeitsfrage für die Kriegsunterstützung, die Grundsätze der Arbeitsvermittlung und Arbeitsbeschaffung, werden von Frauen besprochen, denen diese Fragen in 14 Monaten intensivster Kriegshilfe vertraut geworden sind. Oesterreich ist vertreten und schickt Grüße — ein jetzt schon eingebürgerter und selbstverständlicher Zug deutscher Kriegstagungen.

Schlußergebnis der dritten Kriegsanleihe: 12 101 Millionen Mark, darunter 2169 Millionen Mark Schuldbuchzeichnungen.

Es wurden gezeichnet:	III. Kriegsanleihe Millionen Mark	II. Kriegsanleihe Millionen Mark	I. Kriegsanleihe Millionen Mark
bei der Reichsbank	569	565	479
von den Banken und Bankiers	7 676	5664	2895
von den Sparkassen	2 592	1978	883
von den Lebensversicherungsgesellschaften	417	384	203
von den Kreditgenossenschaften	680	358	—
von den Postanstalten	167	112	—
	12 101	9061	4460

Die Feldzeichnungen sind in der vorstehenden Uebersicht nicht enthalten.

Sonnabend, 2. Oktober.

Eine Vertretung der Städte verhandelte mit dem Reichsamt des Innern über Lebensmittelpreise. Die Städte, vertreten durch die Oberbürgermeister von Berlin und München, wollen in größerem Umfang Höchstpreise für die Produzenten, mit dem Recht der Zwangskäufe seitens der Gemeinden bei Produzenten und Großhändlern.

Aus unseren Verhandlungen: Auffallend gegenüber den Mitteilungen, die seinerzeit bei dem Berliner Kongreß für die Hinterbliebenenfürsorge aus Baden (insbesondere Freiburg) gemacht wurden, ist die Höhe der Ziffern der Kriegswitwen in Bayern. Mehr und mehr sieht man überhaupt, daß das Witwenproblem erst weit überschätzt, jetzt eher unterschätzt wird, was seine Breite anlangt.

Sonntag, 3. Oktober.

Ein feldgrauer Schaffner auf der Plattform der Straßenbahn als Kritiker für die Arbeit seiner Frau, die seines Amtes waltet. Besorgnis und Stolz zugleich malt sich auf seinem Gesicht, wenn er ihr beim Einkassieren mit den Blicken folgt. Ein hübsches Kriegsbild!

Im ganzen hat man in der Kriegsfürsorge damit zu kämpfen, daß es der Wunsch der Männer ist, der die Frauen oft die Arbeit ablehnen läßt. Seelisch begreiflich, weil es der berechtigte Stolz vieler Männer ist, daß ihre Frauen nicht nötig haben, Erwerbsarbeit zu tun, und sie in der Zeit des Vaterlandsdienstes nicht auf diesen Stolz verzichten möchten. Aber schließlich ist Arbeit heute auch eine Vaterlandspflicht, nicht nur eine private Notwendigkeit.

Arthur Cohen / Politische Merkworte nach Max Haushofer

Unter Politik kann man zweierlei verstehen: Sie ist Staats*kunst*; aber da diese einer wissenschaftlichen Behandlung fähig ist, so gibt es auch eine *wissenschaftliche* (theoretische) Politik. Die *theoretische* Politik muß unter Heranziehung bestimmter politischer Ereignisse und Zustände, die sie aus der politischen Geschichte kennt, zeigen, was im politischen Leben geschehen kann, was unter bestimmten Verhältnissen möglich und wahrscheinlich ist, wie die Ereignisse als Ursachen und Wirkungen sich verhalten.

Die *praktische* Politik ist Kunst, wie die ärztliche Kunst oder Kriegskunst, und zwar eine sehr schwierige Kunst. Ihre *seelischen Grundlagen* sind zahlreich: Kraftbewußtsein, Mut zum Wagnis, Kenntnis der meßbaren Kräfte und richtige Schätzung der Imponderabilien, innere Fühlung mit der öffentlichen Meinung, Organisationstalent, Geduld und Ausdauer, Elastizität des Urteils usw. Die Staatskunst sieht sich beständig vor eine *Wahlverschie-*

Digitized by Google

dener Möglichkeiten gestellt, vor die Möglichkeit großer und kleiner, ferner und näher liegender Ziele, vor gleichartige und auseinandergehende Wünsche und Interessen, vor die gefährlicheren und gefahrlosen Mittel und Wege, vor die Sorge für die Gegenwart und für die Zukunft, vor die Minderheiten und Mehrheiten. Ihre Aufgabe ist ein beständiges Prüfen, Vergleichen und Entscheiden zwischen diesen verschiedenen Möglichkeiten. Was aber die praktische Politik besonders erschwert, ist der Gegensatz von Ziel und Mittel. Die Ziele sind dauernd, die Mittel vergänglich. Die politischen Ziele müssen oder sollten wenigstens stets moralisch sein. Bezüglich der Mittel dagegen darf zwar nicht der Satz aufgestellt werden, daß der Zweck die Mittel heiligt, aber ein sittlich indifferentes Mittel wird durch einen edlen Zweck veredelt. Die Geschichte hat schon manches Mittel, das sittlich verwerflich war, entschuldigt, wenn es einem guten Zwecke mit Erfolg diente. Aber auch zwischen politischem Erfolg und dem Opfer, das nötig ist, ihn zu erreichen, besteht häufig ein Gegensatz. Es ist Aufgabe der Staatskunst, das Verhältnis zwischen Erfolg und Opfer zu beherrschen: es muß der größte Erfolg mit möglichst geringen Opfern erzielt werden. Aber nicht selten verringern sich, während um sie gekämpft wird, die Erfolge, und die Opfer vergrößern sich, während sie gemacht werden, oder sie ziehen andere Opfer nach sich, an deren Mitleidenschaft nicht gedacht war.

Diese Darlegungen können als Beweis dafür dienen, inwieweit die Staatskunst wissenschaftlich behandelt, ja, erlernt werden kann. Aber sie zeigen auch, daß nicht nur die praktische, sondern auch die theoretische Politik schwierig ist. Mit einer trockenen Darlegung der Erfahrungstatsachen oder einem witzigen Hinübergleiten über die sich auftuenden Fragen ist es nicht getan, sondern da die Politik, wie man sieht, die Kunst des jeweils Möglichen ist, so bedarf es eines feinen Gefühls für das, was in der Seele des großen Politikers vor sich geht, und für die politischen Instinkte der Masse, um in der Politik zu allgemein gültigen Sätzen zu gelangen.

Dieses Erfordernis erfüllt ein Buch aus dem Nachlaß des im Jahre 1907 verstorbenen liberalen Schriftstellers Max Haushofer (Das Volk und sein Staat, Politik aus dem Nachlaß von Max Haushofer, herausgegeben von Arthur Cohen. Mit einer Einführung von Richard Graf Du Moulin Eckart. Verlag Max Reinhardt, München. 1914). Haushofer hat sich auf vielen Gebieten literarisch betätigt: dichterisch, dann auf dem Gebiete der Volkskunde, der Staats- und Privatwirtschaftslehre, der Eubiotik. Sein nachgelassenes Werk über Politik vereinigt die Vorzüge dieser Geistesrichtungen. Es bewegt sich bald in den Bahnen scharfer Beobachtung oder besonnener Erwägung, bald auf den Höhen ästhetischer Anschauung und philosophischer Reflexion. Die von Haushofer zu seinen Ausführungen gewählte Kunstform ist der Aphorismus, der kurze Ausspruch, der durch Nietzsche auch in der deutschen Literatur das Bürgerrecht erlangt hat.

Im Mittelpunkt der politischen Erkenntnis Haushofers steht das Volk. Ihm sind die schönen Kapitel über den Herdentrieb und die Volksinstinkte gewidmet. Der Gegensatz zwischen Staat und Volk findet bei Haushofer darin seine Lösung, daß er den Staat als „Besitztum des Volkes" erklärt. Gleiches gilt vom Land. „Das vollkommene Volk hat seinen Staat"; „Volk muß Land haben". Völker, welche keinen Staat oder kein Land haben, sind bloß Nationen. Volk und Land zusammenzuhalten, ist daher die wichtigste Aufgabe der Politik. Zwischen diesen beiden Größen soll ein dauerndes Verhältnis festgehalten werden: das Verhältnis, daß das Land für das Volk reicht. Um die Durchführung dieses Zieles zu ermöglichen, muß der Staat Wehrkraft und Finanzkraft entfalten und ordnen. Die auswärtige Politik wird vom Geiste des Heeres beherrscht, indem er ihre Worte entweder als eisernen Klang oder als papiernes Rascheln in die Zeitgeschichte hineintönen läßt. Die Finanzkraft des Staates aber ist abhängig vom Gemeinsinn der Masse, ihrem Patriotismus, d. h. von der Kraft ihres politischen Willens. Dieser ist in der Politik immer das Entscheidende, und zwar gilt dies von dem politischen Willen der Masse und von demjenigen der einzelnen, der Führer des Volkes. Es ist wichtiger als Talent und Erfindung, als moralische und rechtliche Begründung, als geschichtliche Ehrwürdigkeit.

Im zweiten Teile des Werkes behandelt Haushofer einzelne Zweige der Politik. Das Kapitel über auswärtige Politik bringt, wie der Historiker Du Moulin Eckart in der Einführung, die er zu dem Buche geschrieben hat, mit Recht betont, verschiedene Aussprüche, die beinahe für die unmittelbare Gegenwart geschrieben zu sein scheinen. Zwar würde Haushofer heute gewiß nicht mehr behaupten: „Faustdicke Lüge und schamlose Täuschung sind aus dem Staatenverkehr verschwunden", aber folgende Worte klingen wie eine Vorausahnung der jüngsten Ereignisse: „Treue wird heute gebrochen, wie vor Jahrtausenden; nur weiß man auch dem Treubruch mit den glättesten Worten sein Wesen als einer menschlichen Nichtswürdigkeit zu nehmen und ihn als eine geschichtliche und politische Notwendigkeit hinzustellen." Und hört es sich nicht an, wie eine Erfahrung, geschöpft aus denselben Ereignissen, wenn es bei Haushofer heißt: „Der Politiker muß sich klar darüber sein, wer in erster und zweiter und dritter Linie Träger der politischen Absichten eines Staatswesens ist. Träger dieser Absichten sind die Monarchen, die Staatsmänner, die Volksvertretungen und die Volksmasse." Die Diplomaten behandeln die Beziehungen von Staat zu Staat zu ausschließlich als ein feingesponnenes Gewebe und neigen daher dazu, die gewaltigen elementaren Unterströmungen zu verkennen. Denn nur, wo Regierung und Volk alle Bürgschaften der Bündnistreue in sich tragen, hat ein Bündnis Wert. Die redlichste Regierung kann, wenn sie nicht sehr stark ist, im entscheidenden Augenblick durch den Volkswillen gezwungen sein, bundesflüchtig zu werden. Und weiter: In der auswärtigen Politik kommt es auf Ueberraschungen an. Da ist kein friedliches, wohlvorbereitetes Nehmen und Geben am Platz, sondern ein vom Konkurrenten möglichst wenig erwartetes Zugreifen im rechten Augenblick. In diesen Punkten hat Haushofer recht behalten in einem Maße, wie er es sich nicht träumen lassen konnte. Fraglicher ist schon, ob Haushofer auch recht hat, wenn er über eine andere uns gegenwärtig stark bewegende Frage schreibt: Die Pläne der auswärtigen Politik dürfen nicht, wie die der inneren Politik angehörigen, von Regierung und Volk geprüft und durchberaten werden. Sie müssen Geheimnis weniger leitender Köpfe bleiben, um während ihrer Ausführung nach der wechselnden Sachlage beschleunigt oder verzögert, in dieser oder jener Richtung abgeändert werden zu können. Aber „die Masse kennt kein Geheimnis".

Die auswärtige Politik steht aber im engen Zusammenhang mit der inneren Politik. Ein Volk, das in seinen wirtschaftlichen Fähigkeiten hinter den anderen Völkern zurücksteht, muß notwendig auch politisch im Hintertreffen bleiben, seine wirtschaftliche Rückständigkeit auch die Finanzkraft usw. lähmen. Die wirtschaftliche Begabung der Völker ist aber verschieden. Hier ist es der technische Erfindungs-

Digitized by Google

trieb, der hervorragend entwickelt ist, der Sinn für Verbesserung der Arbeitsmittel; dort die Freude an kraftvoller Handarbeit; anderwärts der Spürsinn im Auffinden der Erwerbsgelegenheiten, die Gewandtheit im geschäftlichen Verkehr, die Geduld und zähe Ausdauer im Verfolgen der wirtschaftlichen Ziele; richtiges Schätzen und Berechnen der geschäftlichen Kräfte, Sparsamkeit und schonende Behandlung aller materiellen Güter sind ebenfalls solche nationalen Fähigkeiten.

Schließlich sei noch auf die Ausführungen Haushofers über „Volksrecht und Juristenrecht" hingewiesen. Das Recht ist nicht einheitlich; neben dem bestehenden Recht gibt es auch vergehendes und werdendes, es gibt totes und lebendiges Recht. Allerdings die Volksinstinkte spotten oft jeder Rechtsbindung (Räuberromantik, Lynchjustiz). Die Gesetzgebung anderseits schleift zu sehr ab, nivelliert zu sehr. Das kommt davon her, daß der Jurist die Volksinstinkte zu wenig kennt. Er gibt sich keine Rechenschaft darüber, „mit welchem Gewicht die staatsbürgerlichen und rechtlichen Pflichten sich an das Individuum hängen". Schließlich kritisiert Haushofer die verwickelte Juristensprache. Eine einfachere Sprache würde dazu beitragen, Volksinstinkt und Juristenrecht einander zu nähern, denn „nur das Einfachste bleibt unsterblich, und jedem, der unklar ist, lohnt die Nachwelt mit baldiger Vergessenheit".

Diese Klarheit und Durchsichtigkeit zeigt die Haushofersche Schreibweise auch bei der Behandlung so schwieriger Fragen, wie derjenigen des Widerspruches zwischen Glücksziel (des einzelnen) und Kulturziel (der Gesamtheit). In dieser Frage zeigt sich Haushofer, wie in seinen poetischen Werken, als Pessimist, während sonst die Heiterkeit des Reifen, Abgeklärten in dem Buche waltet.

Paul Rohrbach / Die Lage in Rußland

Unter dem Titel „Rußland und wir" habe ich vor kurzem eine Zusammenstellung verschiedenen wichtigen Materials herausgegeben (Verlag von Engelhorns Nachf., Stuttgart), das mir zum Teil aus Rußland selbst geschickt, zum Teil auf Grund hier zugänglicher Daten bearbeitet worden ist. Im zweiten Kapitel, unter der Ueberschrift „Ausblicke", finden sich darin die folgenden, aus einem russischen Ministerium stammenden Zeilen:

„Die jetzige Situation in Rußland hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Situation beim Ende des japanischen Krieges. Jetzt wie damals Niederlagen gegen einen ziffernmäßig schwächeren Feind, Versagen des inneren Regierungsmechanismus und ein immer stärker anschwellender Unwillen gegen die Regierung, die ihre Autorität mehr und mehr verliert. Allerdings kann man den Vergleich nicht so genau ausführen, weil die Lage in wichtigen Punkten doch wieder anders ist. Damals wünschte das Volk Frieden um jeden Preis, ja, man freute sich sogar der russischen Niederlagen, weil das den Frieden beschleunigen müßte. Man wußte eben in Rußland, daß selbst der unglücklichste Ausgang dieses Krieges — wie es sich nachher auch als richtig herausgestellt hat — die Macht Rußlands kaum schwächen konnte, daß es sich nur um den Verlust einiger weit vorgeschobener Punkte handelte, um eine zeitweilige Ueberführung des russischen Expansionsdranges vom fernen Osten nach dem nahen Osten.

Jetzt dagegen wünschen nur die Revolutionäre und die ungebildete Masse den Frieden; fast das ganze gebildete Rußland scheint noch auf dem Standpunkt zu stehen, den Krieg bis aufs äußerste durchzuführen. Seit zehn Jahren ist die öffentliche russische Meinung von der Presse in der Richtung bearbeitet worden, daß Rußland das zukünftige Weltreich sei ... Heute weiß jeder Gebildete in Rußland, daß der Staat in derselben Art wie bisher nicht weiterbestehen könne, daß er durch den Krieg entweder zum ersten Weltreich werden oder wieder zum asiatischen Moskowien heruntersinken muß. Damals, 1905, waren die regierenden Kreise aufs äußerste erschüttert und schwankten zwischen Nachgeben und Strenge verzweifelt hin und her. Jetzt stehen Männer an der Spitze der Regierung, die 1905 schon erlebt haben und wissen, wie man Revolten und Revolutionen niederwirft."

Das ist der Schlüssel zum Verständnis der gegenwärtigen innerrussischen Lage. Alles, was überhaupt in Rußland eine Vorstellung von politischen Dingen hat, ist sich bewußt, daß es in diesem Kriege um die Zukunft Rußlands in dem Sinne geht, daß, wenn Rußland eine entscheidende Niederlage erleidet, nicht nur die Hoffnungen auf Weltmacht zunichte gehen, sondern überhaupt eine Rückwärtsentwicklung der russischen Macht beginnt. Die Russen unterscheiden sich von allen übrigen bedeutenden geschichtlichen Nationen dadurch, daß sie keinen eignen nationalen Kulturgedanken erzeugt haben. Man denke sich die Griechen oder die Römer, die Engländer, die Franzosen oder die Deutschen aus der Weltgeschichte fort, und man wird gleich erkennen, daß bei einer solchen Operation der ganze geistige Bau der Weltkultur zusammenfallen würde. Wendet man aber den Gedanken auf Rußland an, und stellt sich vor, daß alle geistigen Leistungen russischer Herkunft, Tolstoi und die großen politischen Romanschriftsteller, wie Turgenjew und Dostojewski eingeschlossen, nicht existierten, so würden damit zwar einige interessante Partien der zeitgenössischen Kulturwelt verschwinden, aber im ganzen genommen träte doch nirgends ein merkliches Defizit ein. Statt einer irgendwie für den inneren Aufbau des Menschheitsgeistes wertvollen nationalen Kulturidee hat die russische Entwicklung nur ein rohes Surrogat in Gestalt eines unersättlichen Machthungers, einer unersättlichen Eroberungsgier, zustande gebracht. Wie sehr dieser barbarische nackte Eroberungsgedanke — „Panslawismus" genannt — tatsächlich das russische Volk durchdringt, zum Beleg dafür möchte ich auf ein kleines Schriftchen verweisen: Russischer Volksimperialismus, von dem Wiener Reichsratsabgeordneten Karl Leuthner (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte, Verlag von S. Fischer, Berlin). Es ist schwer, aus Leuthner zu zitieren, weil eigentlich die 80 Seiten des Heftes alle zitiert werden müßten. Leuthner hat, was er uns zu sagen hat, an einer Stelle in einen treffenden Ausdruck zusammengefaßt: Die Volkswerdung des Eroberungsgedankens in Rußland. Das ist es, Volkswerdung der Eroberungsidee! Für die allermeisten Russen, in deren Gehirn überhaupt politische Regungen kommen, ist Eroberung die selbstverständliche russische Aufgabe. Nach der einen Seite heißt das Ziel: Sammlung der Slawen unter dem russischen Zepter, nach der anderen Seite heißt es: Konstantinopel samt dem byzantinischen Erbe.

Es ist so verkehrt wie nur möglich, was Rußland angeht, von dem Erobererwillen einer einzelnen Richtung innerhalb der Nation zu sprechen. Alles, alles will erobern und die eigene Kultur der eroberten Gebiete dann der russischen „Kultur" angleichen, das heißt niederwalzen. Vor diesem Kriege war der Volkswille bis zum Siedegrad in der Richtung

Digitized by Google

auf Konstantinopel erhitzt. Als die Erfolge des russischen Heeres in Galizien auf der Höhe standen, wurde von der Regierung in der Duma verkündet: Konstantinopel wird unser! Als schon die ersten schweren Schläge im Karpathenvorland gefallen waren, die Niederlage der Armee dort besiegelt war, hieß es immer noch in der Presse und auf der Ministerbank: Der Preis dieses Krieges wird Konstantinopel sein.

Man versteht es also nur zu gut, mit welcher Leidenschaft sich alles in Rußland, was politisch denken kann, gegen die Besieglung der Niederlagen durch einen Friedensschluß wehrt, bei dem heute schon ein Teil des von Peter dem Großen bis Alexander I. eroberten Westgebietes sicher verlorenginge und von Konstantinopel keine Rede wäre. Ja, nicht nur Konstantinopel würde auf immer vom russischen Horizont verschwinden, sondern nach diesem Kriege wird die Türkei auch als Besitzerin der Dardanellen fest durch den deutschen und österreichisch-ungarischen Schild gedeckt sein. Noch hämmern ja die Verbündeten draußen an der Dardanellenpforte, und wenn sie sie aufsprengen, so könnten der russische Adler und das russische Kreuz trotz aller Niederlagen noch über der Konstantinstadt aufgepflanzt werden, sobald eine russische Flotte vorhanden ist, sie über das Schwarze Meer zu tragen.

Gegen diesen Willen, gegen diese Hoffnung auf den schließlichen Sieg, auch wo kaum noch etwas zu hoffen ist, kämpfen aber in Rußland zwei starke Mächte. Die eine ist die russische Unfähigkeit zu aller großen und zusammenfassenden Organisation. Man hat es vermocht, die Armeen auszurüsten, zu verpflegen und zu bewegen, und nach allen Niederlagen ist immer noch eine gewisse Marsch- und Widerstandskraft in der schon halb zerstampften und zerschlagenen Masse vorhanden. Man hat das aber nur erreicht auf Kosten einer sehr starken Vernachlässigung aller übrigen Lebensbedürfnisse des Landes. Deshalb hören wir jetzt von drohenden Hungerrevolten in den Hauptstädten, von der Not an Heizmaterial zu Beginn des Winters, von der Leistungsunfähigkeit der Eisenbahnen für die Volksverpflegung, von dem entsetzlichen Flüchtlingselend, der Untersuchung gegen die großen Betrüger, die doch zwecklos ist, usw. Für die Verfahrenheit aller dieser Zustände sind auch in der Schrift „Rußland und wir" eine Reihe schlagender Belege mitgeteilt. Sie stammen größtenteils aus der Zeit vor der galizischen Niederlage; seitdem aber sind die Dinge noch schlimmer geworden.

Die zweite innerrussische Macht, die den Kriegswillen zerfrißt und ihn schließlich ebenso zerbrechen wird, wie die Desorganisation in der Versorgung des Volkes mit allen lebensnotwendigen Dingen, ist das immer stärker anschwellende Murren der Massen, die kein Verhältnis zur Politik, keinen aktiven Erobererwillen haben, sondern den Machthabern seit Jahrhunderten als Steuerzahler und Kanonenfutter dienten. Durch die Agrarreform war man auf dem Wege, auch der Masse des russischen Bauerntums ein Stück panslawistischen Erobererwillens einzupflanzen. Die Reform aber mußte unterbrochen werden, weil man ungeduldig war, den Krieg schon jetzt zu führen, an dessen Erfolg man glaubte. Wäre der Sieg gekommen, die Masse wäre zufrieden gewesen. Er blieb aber aus, und statt dessen kamen die Niederlagen und die wahnsinnigen Verlustopfer, die durch die Strategie des Großfürsten dem russischen Heere zugemutet wurden. Die Karpathenstürme haben schließlich selbst die Leidensfähigkeit russischer Soldaten überstiegen und die innere Kraft der Armee so geschwächt, daß kein erfolgreicher Widerstand in Galizien geleistet werden konnte. Das Wissen um diesen Blutverlust verbreitet sich jetzt in der Masse, und die Erzählungen der zurückkehrenden Verwundeten, das Fehlen der Kräfte bei der Feldbestellung und Ernte, die Einziehung des Landsturmes, die Gerüchte und Erzählungen, die allenthalben umgehen, die zunehmende Not — sie tun jetzt ihr Werk im Volk. Nicht die Opposition in der Duma, im „Herren"-Parlament, in dem die Vertreter des eigentlichen Volkes so gut wie nichts zu sagen haben, werden der Regierung gefährlich werden, sondern der eigentliche innere Riß in Rußland klafft heute so, daß auf der einen Seite alles das liegt, was herrscht und mächtig ist, Regierung und Duma, und auf der anderen alles, was unterdrückt ist, die „graue Masse". Von hier aus haben wir die weitere Entwicklung des russischen Krieges und der russischen Zustände zu erwarten.

Jul. Luebeck / Die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens im Deutschen Reiche

Die wirtschaftliche Entwicklung, die Elsaß-Lothringen in den letzten viereinhalb Jahrzehnten als Teil des Deutschen Reiches genommen hat, zeigt deutlich, wie sehr die territoriale Wiedervereinigung von Elsaß-Lothringen mit Frankreich den volkswirtschaftlichen Landesinteressen widersprechen, dem elsaß-lothringischen Wirtschaftsleben statt zum Nutzen zum Schaden gereichen müßte: Die 200 000 Elsaß-Lothringer eines Landes, in dem 87,5 v. H. der Bewohner Deutsch sprechen, die an den verschiedensten Fronten in einer Reihe mit den Angehörigen aller deutschen Bundesstaaten unter den Waffen stehen, kämpfen nicht nur für die Erhaltung der deutschen politischen Weltstellung, sondern auch für die wirtschaftliche Zukunft ihrer elsaß-lothringischen Heimat.

Zunächst muß auf die Bevölkerungszunahme Elsaß-Lothringens hingewiesen werden, die von 1871 bis 1914 um 25 v. H. gestiegen ist; diese Bevölkerungsvermehrung erscheint um so beträchtlicher, wenn man die sehr starke Auswanderung im gleichen Zeitraum berücksichtigt, die mit mindestens 25 v. H. der gegenwärtigen Bevölkerung einzuschätzen ist. Wie in der Gesamtentwicklung des Deutschen Reiches, so vollzog sich auch in Elsaß-Lothringen seit 1871 eine Entwicklung vom Agrikultur- zum überwiegenden Industrie- und Handelsstaat: während 1871 die in der Landwirtschaft tätige Bevölkerung mit der in Industrie und Handel beschäftigten Bevölkerung ziffernmäßig sich noch ziemlich das Gleichgewicht hielt, sind heute in der Landwirtschaft nur noch 30 v. H., in Industrie und Handel aber rund 50 v. H. der Gesamtbevölkerung beschäftigt.

Gleichwohl ist die landwirtschaftliche Produktion in Elsaß-Lothringen nicht vernachlässigt worden; nur die Zahl der landwirtschaftlichen Berufszugehörigen ist zurückgegangen, nicht aber die Leistungen der Landwirtschaft, die ebenso wie die Industrie in Elsaß-Lothringen nicht anders wie im ganzen Deutschen Reiche im letzten Menschenalter einen ungeahnten Aufschwung genommen hat. Infolge der starken Zunahme der Viehhaltung und des Molkereibetriebes ist die Fläche für Wiesenbetrieb um 6,7, für Futterpflanzen um 12, 6 v. H. angewachsen. Allerdings ist der Weizenanbau um 27 v. H. zurückgegangen, allein dafür ist der Anbau von Roggen und Hafer insbesondere wegen des großen Bedarfs der Garnisonen in Aufnahme und gedeihliche Entwicklung gekommen. Die mit Hackfrüchten und Gemüse bestellte Fläche hat um 24,4 v. H. zugenommen, das gartenmäßig angebaute Land ist um über

Digitized by Google

370 v. H. gewachsen. Die starke Zunahme dieser Wirtschaftsarten ist vor allem aus der Bevölkerungsvermehrung und der fortschreitenden Industrialisierung zu erklären; naturgemäß sind diese Wirtschaftsarten in entlegenen Gebieten zum guten Teil erst durch die Zunahme der Bahnstrecken, besonders der Zweig- und Kleinbahnen absatzfähig und damit lohnend geworden. Die Zahl der Rinder hat sich um 30 v. H., die der Schweine sogar um 88 v. H. vermehrt. Wie in allen Bundesstaaten, so sind auch in Elsaß-Lothringen erhebliche Beträge zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion aus staatlichen Mitteln aufgewendet worden, insbesondere hat sich dort der Staat um die Hebung des Veterinärdienstes und der Viehversicherungen sowie des Genossenschaftswesens bemüht. Die starke Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens zeigt der „Raiffeisensche Verband ländlicher Genossenschaften", der 450 Genossenschaften umfaßt, der „Revisionsverband landwirtschaftlicher Genossenschaften", der sich auf rund 200 Genossenschaften erstreckt, die sich vor allem mit der Regelung der Kreditverhältnisse ihrer Mitglieder befassen. Dazukommen die Genossenschaften, die den Ein- und Verkauf landwirtschaftlicher Bedarfsartikel sowie den Absatz von Produkten befördern und die in Elsaß-Lothringen, ähnlich wie in Bayern, stark entwickelt sind. Die landwirtschaftlichen Kreisvereine gewähren Rechtsschutz und Rechtsauskunft: sie hatten 1887 insgesamt 9400 Mitglieder, 1910 bereits rund 39 000. Dem Ausbau des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens sind auch große Fortschritte im Meliorationswesen, nutzenbringende Ent- und Bewässerungsanlagen zu verdanken; sind doch für diesen Sonderzweck von 1876 bis 1914 über 1000 Genossenschaften mit rund 25 000 Beteiligten in Elsaß-Lothringen gegründet worden. In allen Zweigen zeigt die Landwirtschaft eine gesteigerte Intensität, die in der Waldwirtschaft von 1872 bis 1914 eine Zunahme des Gesamterlöses für Holz von rund 72 v. H. gezeitigt hat.

Ebenso wie die Landwirtschaft Elsaß-Lothringens ist seine Industrie mächtig emporgeblüht: von 1875 bis 1907 sind die motorischen Kräfte von 60 000 auf 431 000 P. S. angewachsen. Das Bergwerks- und Eisenhüttenwesen veranschaulicht am deutlichsten den glänzenden industriellen Aufstieg; ist doch seine Produktion von 995 000 Tonnen im Jahre 1872 auf über 19 1/2 Millionen Tonnen im Jahre 1910 gestiegen. Aehnlich war die Entwicklung in allen anderen Hauptindustriezweigen des Landes.

Kein Wunder, daß auch das inländische Verkehrswesen in diesem Zeitraum gewaltig gewachsen ist. Die Zahl der Eisenbahn-Kilometer hat sich von 1871 bis 1910 um 173 v. H., die Zahl der zurückgelegten Tonnen-Kilometer im Frachtverkehr von 1875 bis 1909 sogar um 400 v. H. vermehrt. Für den Ausbau der Wasserstraßen und die Vervollkommnung des Kanalnetzes hat die elsaß-lothringische Wasserbauverwaltung eifrig gearbeitet; für diese Zwecke sind von 1871 bis 1914 rund 100 Millionen Mark aufgewendet worden. Daher die außerordentlichen Erfolge in der Verkehrssteigerung: Im Jahre 1892, dem Eröffnungsjahre der Straßburger Hafenanlagen am Metzgertor, ergab sich dort ein Zu- und Abgang von insgesamt 11 000 To.; im Jahre 1913, wo der große Straßburger Rheinhafen auf der Sporeninsel schon lange in Betrieb, das gewaltige Werk der Rheinregulierung Straßburg—Mannheim fast vollendet war, ergab sich ein Zu- und Abgang von 1 989 000 To. Während der Verkehr auf den Kanälen im Jahre 1874 rund 1,1 Mill. To. betrug, belief er sich im Jahre 1910 auf 2,25 Mill. To.; er hat sich also um rund 100 v. H. vermehrt.

Noch größere Bedeutung als dem inländischen Verkehrswesen kommt der Entwicklung des Außenhandels zu, der Entwicklung des Gesamt-Güteraustausches mit Alt-Deutschland und dem Ausland. Die gesamte Ein- und Ausfuhr läßt sich leider ziffernmäßig nicht genau erfassen; wir sind hier auf die Güterbewegungsstatistik auf den Eisenbahnen vor allem angewiesen, die aber auch nur Sendungen von mindestens 500 To. aufnimmt und erst seit 1883 geführt wird. Danach ergibt sich eine Ausfuhr für 1884 von 1½ Millionen, für 1909 von 10¼ Mill. To.; die Einfuhr hat sich in diesem Zeitraum von 2 1/5 Mill. To. auf 6 3/4 Mill. To. erhöht. Die Zunahme der Ausfuhr beziffert sich also auf nahezu 600 v. H., die Zunahme der Einfuhr beträgt ungefähr 200 v. H. Es kamen von der

Ausfuhr	1884	1909	
auf das Ausland	568 000	2 500 000	To.,
auf Alt-Deutschland	908 000	über 8 000 000	„
Einfuhr	**1884**	**1909**	
auf das Ausland	406 000	1 368 000	To.,
auf Alt-Deutschland	1 790 000	5 350 000	„

Somit ist die Ausfuhr nach Alt-Deutschland in dem genannten Zeitraum um ungefähr 800 v. H., die nach dem Ausland gleichzeitig nur um 270 v. H. gestiegen. Wenn auch die Einfuhr nach Alt-Deutschland nur um ungefähr 200 v. H., die vom Auslande gleichzeitig um 237 v. H. zugenommen hat, so belief sich doch absolut genommen die Zunahme der Einfuhr aus Deutschland auf nahezu das Vierfache derjenigen aus dem Ausland. Zu diesen Zahlen wäre noch die des Schiffsverkehrs zu fügen, die ebenso wie die des Eisenbahnverkehrs ergeben würde: Alt-Deutschland ist für Elsaß-Lothringen der größte Abnehmer und der größte Lieferant. Während im Jahre 1884 nur etwas über 3/5 der Ausfuhr nach Alt-Deutschland, nahezu 2/5 nach dem Auslande gingen, ging 1909 nur mehr 1/5 der Ausfuhr Elsaß-Lothringens nach dem Ausland, 4/5 der Ausfuhr gingen nach Alt-Deutschland. Der Anteil Frankreichs in der Einfuhr hat vom Jahre 1884 bis zum Jahre 1909 verhältnismäßig eine kleine Steigerung von 6,4 v. H. auf 7,2 v. H. der gesamten Einfuhr Elsaß-Lothringens erfahren, der Anteil Frankreichs in der Ausfuhr ist in diesem Zeitraum von 258 000 auf 358 000 To. den absoluten Zahlen nach gestiegen, indes den Verhältniszahlen entsprechend ist er von 17½ v. H. im Jahre 1884 auf 3,5 v. H. im Jahre 1909 der gesamten Ausfuhr Elsaß-Lothringens zurückgegangen.

Diese Ziffernbelege zeigen hinreichend, wie sehr die Volkswirtschaft Elsaß-Lothringens in ihren Hauptgrundlagen immer mehr an Alt-Deutschland angeschlossen ist. Dazu sei als charakteristisches Merkmal der allgemeinen Lebenshaltung der elsaß-lothringischen Bevölkerung noch erwähnt, daß die Einlagen bei den elsaß-lothringischen Sparkassen von 14 Mill. M. im Jahre 1875 auf 178 Mill. M. im Jahre 1913 angewachsen sind. Auf je 1000 Einwohner entfallen heute 258 Sparkasseneinleger gegen nur 30 im Jahre 1875, und auf den Kopf der Bevölkerung kommen heute 95,62 M. Spareinlagen gegen nur 9,28 Mark im Jahre 1875. Ferner haben neben der Arbeiterschutz-Gesetzgebung, die im Jahre 1887 mit der Gewerbeordnung eingeführt wurde, verschiedene deutsche Reichsgesetze mehr und mehr auf die Hebung der Lebenshaltung der elsaß-lothringischen Arbeiterschaft hingewirkt. Von den Krankenkassen wurden im Jahre 1909 für Krankheitskosten 9,5 Mill. M., darunter

Digitized by Google

4,7 Mill. M. als Krankengeld für Mitglieder und deren Angehörige verausgabt, als Unfallentschädigungen 2,4 Mill. M.

So zeigt also ein kurzer Blick auf die wirtschaftliche Entwicklung Elsaß-Lothringens, wie das volkswirtschaftliche Prinzip, das die deutsche Arbeit sowie alle Lebensäußerungen des deutschen Volkes mehr als die anderer Nationen charakterisiert und beherrscht: Planmäßigkeit und Organisation auch in den Grenzlanden in Landwirtschaft, Industrie und Handel einen gewaltigen, geradezu ungeahnten Aufstieg herbeigeführt hat.

R. Kuczynski / Die Wohnungsfrage bei Friedensschluß

Eine bekannte kommunale Fachschrift brachte vor einigen Monaten an ihrer Spitze eine Notiz, in der sie das preußische Abgeordnetenhaus vor der Weiterberatung des Wohnungsgesetzes warnte. Zur Begründung schrieb sie: „Wir glauben, daß es jetzt wichtigere Sorge gibt als die, ob eine Wohnung künftig ein paar Kubikmeter Luftraum mehr oder weniger haben muß." In derselben Nummer aber brachte diese Zeitschrift eine Abhandlung über „Lüftungs- und Ozonanlagen in Betrieben mit Geruchsentwicklung" und einen noch längeren Aufsatz über „Gas-Sicherheitshahn und Stechkontakt". Dieses Beispiel erscheint mir typisch für die geistige Benommenheit, in der jetzt viele gebildete Menschen dahindämmern. In diesem Zustand rechtfertigen sie die eigene Indolenz mit der wichtigeren Sorge der anderen. Gewiß gibt es jetzt für zahlreiche Instanzen wichtigere Sorge als die Wohnungsfrage, z. B. für das Kriegsministerium, für das Reichsmarineamt, für den Generalstab. Aber diese Stellen haben sich ja auch im Frieden nicht mit der Wohnungsfrage zu befassen gehabt. Die Warnung der betreffenden Städtezeitung richtete sich jedoch an das preußische Abgeordnetenhaus, das in den letzten 14 Monaten im ganzen 42 Stunden getagt hat, und das erst wieder im Januar nächsten Jahres zusammentreten soll, weil, wie es offiziös hieß, „dringende Aufgaben für den preußischen Landtag nicht vorliegen". Und doch muß jeder, dem die Zukunft unseres Volkes am Herzen liegt, es als schwere Sorge empfinden, ob die Wohnungen künftig ein paar Kubikmeter Luftraum mehr oder weniger haben. Denn von der Größe der Wohnungen, in denen sie aufwachsen, hängt es nicht zuletzt ab, ob diejenigen, die heute noch Kinder sind, ob die Nachkommen unserer Krieger die gleiche Tüchtigkeit im Frieden und, wenn es sein muß, auch im Kriege beweisen werden, wie ihre unüberwindlichen Väter.

Und besteht denn etwa kein Grund zur Sorge über die Gestaltung der städtischen Wohnungsverhältnisse nach dem Kriege? Zunächst, wird denn die Zahl der dann vorhandenen Wohnungen ausreichen (ganz abgesehen von Größe, Beschaffenheit und Mietpreis)? Ueber die gegenwärtige Lage des Wohnungsmarktes ist viel geschrieben worden. Am schroffsten stehen sich gegenüber: die Ansicht des Schutzverbandes für Deutschen Grundbesitz, der die Interessen der Terrainbesitzer vertritt, und die Ansicht der Hausbesitzervereine. Der Schutzverband hat im Juni in einer Eingabe an den preußischen Landtag die Aufhebung von Baubeschränkungen für Kleinwohnungen gefordert. Zur Begründung hat er darauf hingewiesen, daß wir schon jetzt während des Krieges einen starken Mangel an Kleinwohnungen hätten. Der ohnehin schon geringe Prozentsatz der leerstehenden Kleinwohnungen sei seit Ausbruch des Krieges, wie mit Bestimmtheit angenommen werden müsse, noch weiter gesunken. Er werde im ferneren Laufe des Krieges zweifellos noch stärkere Einschränkungen erfahren. Die Hausbesitzervereine sind umgekehrt der Meinung, wir hätten schon vor dem Kriege einen Ueberfluß an Wohnungen gehabt, und dieser sei während des Krieges noch gestiegen. Sie sind denn auch mit dem Schutzverband wegen dieser Begründung seiner Forderung unzufrieden. Sie nennen ihn nicht gerade weltfremd, denn es besteht ja eine stillschweigende Vereinbarung unter den Interessentenvertretern, nur den als weltfremd zu bezeichnen, der, ohne pekuniären Vorteil davon zu haben, die Interessen der Mehrheit der Bevölkerung vertritt. Aber einer ihrer Sekretäre schreibt doch: „Ich wundere mich allerdings, daß man im Schutzverband, wo man doch eine intensive Fühlung mit dem Hausbesitz unterhält, über diese nunmehr statistisch unerschütterlich festgestellte Tatsache (des Wohnungsüberflusses) sich vorher nicht das richtige Bild gemacht hat." In der Tat ist ja auch der Prozentsatz der leerstehenden Kleinwohnungen während des Krieges nicht, wie der Schutzverband annimmt, gesunken, sondern gestiegen. Und das ist ganz selbstverständlich, da Millionen verheirateter Männer zum Heeresdienst eingezogen sind. Werden doch allein in Berlin 150 000 bedürftige Kriegerfrauen von der Stadt unterstützt und in Groß-Berlin etwa 300 000. Und ein nicht geringer Teil dieser Frauen ist durch die Not gezwungen worden, ihre Wohnung aufzugeben und zu ihren Eltern oder anderen Verwandten zu ziehen. Anderseits ist es auch völlig verkehrt, wie die Hausbesitzervereine es tun, zu behaupten, wir hätten schon vor Ausbruch des Krieges einen Ueberfluß an Wohnungen gehabt. Wahr ist vielmehr, daß wir infolge der geringen Bautätigkeit in den letzten Friedensjahren vor Ausbruch des Krieges in den meisten Großstädten einen vielfach recht empfindlichen Wohnungsmangel hatten. Dieser Wohnungsmangel ist im Laufe des Krieges durch die erwähnte Zusammenlegung von Haushaltungen im allgemeinen verschwunden. Aber ein Wohnungsüberfluß besteht fast nirgends. Der Anteil der leerstehenden Wohnungen ist vielmehr gegenwärtig im großen und ganzen nur etwa so hoch, wie er in normalen Friedensjahren war.

Was aber bedeutet dies für die Zeit nach dem Kriege? Es bedeutet, daß wir einer furchtbaren Wohnungsnot entgegengehen, wenn nicht — noch während des Krieges — die Behörden eingreifen. Denn was uns das „freie Spiel der Kräfte" an neuen Wohnungen liefert, das haben wir ja in den vierzehn Kriegsmonaten zur Genüge kennengelernt. Es ist gleich null. Die Nachfrage nach Wohnungen wird aber nach Friedensschluß ungeheuer groß sein. Da sind zunächst die Kriegsgetrauten. Eine stattliche Zahl. Allein in den ersten drei Kriegsmonaten waren es in Berlin 5346 Paare, in München 2014, in Leipzig 1241, in Nürnberg 1184 usw. Bis heute sind aber schon etwa doppelt so viele Kriegstrauungen vorgenommen worden. Ja, es gibt Städte, in denen mehr Kriegstrauungen stattgefunden haben, als leere Wohnungen vorhanden sind. Der größte Teil der Kriegsgetrauten hat nun noch keine eigene Wohnung und braucht eine nach dem Kriege. Dann kommen die verheirateten Krieger zurück, und die Familien, die zusammengezogen sind, trennen sich wieder und brauchen ein eigenes Heim. Das ist so selbstverständlich, daß man es gar nicht zu erwähnen brauchte, wenn es nicht eben von anderer Seite doch bestritten würde. So heißt es in einem Artikel der „Deutschen Grundeigentümerzeitung":

„Viele von den Familien, die jetzt zusammenwohnen, werden sich auch nach dem Kriege nicht trennen. Das Völkerringen hat unendliche Opfer an Leben gekostet und wird es noch kosten. Tausende von verheirateten Männern kehren nicht wieder. Ihre Frauen werden zu einem großen Teil ihre selbständigen Wohnungen aufgeben oder, wo sie dies bereits getan haben, nicht wieder solche beziehen. Diese Schar wird Legion sein, so daß auch die neuen Kriegsgetrauten die Lücken nicht werden ausfüllen können, zumal auch unter ihnen Tausende sind, deren Tod fürs Vaterland die Ehe hinfällig macht und die junge Frau bei ihren Eltern oder in ihren sonstigen Verhältnissen beläßt, in denen sie als Mädchen lebte."

Darauf ist zu sagen: Wenn jemand behauptet, die Zahl der im Kriege gefallenen Ehemänner sei so groß, daß dadurch mehr Wohnungen frei würden, als von den überlebenden Kriegsgetrauten gebraucht werden, so zeigt er lediglich, daß er von den einschlägigen Verhältnissen keine Ahnung hat. Zunächst ist die Zahl der gefallenen Ehemänner viel kleiner als die Zahl der Kriegsgetrauten. Wir haben z. B. in Berlin-Schöneberg bis jetzt 300 Kriegerwitwen gegenüber 800 Kriegsgetrauten. Dann aber behält doch der größte Teil der Kriegerwitwen eine eigene Wohnung. Ueberhaupt ist es grundverkehrt anzunehmen, daß die großen Menschenopfer, die der Krieg leider fordert, den Wohnungsmarkt in nennenswerter Weise beeinflussen könnten. Wir haben in Deutschland rund 15 Millionen Wohnungen. In Friedenszeiten vermehrt sich die Zahl der Haushaltungen alljährlich um 200 000 bis 250 000. Nimmt man an, daß nur 1 v. H. aller Wohnungen alljährlich eingeht, was eine

Digitized by Google

durchschnittliche Lebensdauer der Wohnungen von 100 Jahren bedeuten würde, so würden für den Ersatz alter Wohnungen weitere 150 000, im ganzen also jährlich 350 000 bis 400 000 neue Wohnungen gebraucht. Was will es demgegenüber besagen, wenn wirklich durch den Tod von Ehemännern im Kriege 50 000 Wohnungen — eine Zahl, die sicherlich schon zu hoch gegriffen ist — frei würden.

Wir müssen also daran festhalten: Bei Friedensschluß erscheinen auf dem Wohnungsmarkte in großen Scharen die Kriegsgetrauten und die heimkehrenden Männer der Frauen, die während des Krieges ihre Wohnung aufgegeben haben. Es erscheinen ferner zahlreiche Auslandsdeutsche, die in den uns feindlichen Staaten zurückgehalten worden sind, und die dann wieder in ihrer Heimat werden leben wollen. Es erscheinen ferner alle diejenigen, die nach Friedensschluß heiraten wollen, und auch ihre Zahl wird nicht gering sein. Denn dazu gehören einmal aktive Soldaten, deren Dienstzeit mit dem Ende des Krieges ihren Abschluß findet, ferner Reservemänner und Landwehrleute, die aus dem Kriege nicht nur an Jahren reifer zurückkommen, endlich auch viele Nichteingezogene, die mit Rücksicht auf die gegenwärtige Teuerung und die sonstige Unsicherheit der wirtschaftlichen Verhältnisse die Heirat bis zum Friedensschluß aufschieben. Und wenn diese Scharen von Wohnungsuchenden sich wenigstens gleichmäßig auf Stadt und Land verteilen würden! Jedoch davon kann nicht die Rede sein. Sie alle werden vorzugsweise den städtischen Wohnungsmarkt belasten: die Kriegsgetrauten und die Auslandsdeutschen, die heiratenden Soldaten und die heiratenden Zivilisten. Aber damit nicht genug. Auch von den Kriegern, die schon ihren eigenen Hausstand auf dem Lande gehabt haben, wird so mancher in die Stadt ziehen wollen, mancher Unversehrte, dessen Selbstbewußtsein und Wagemut im Kriege gestählt worden ist, und der nunmehr den Kampf ums Dasein in der Großstadt aufzunehmen bereit sein wird, und mancher Kriegsbeschädigte, der hoffen wird, am ehesten in der Großstadt einen leichten Nebenerwerb zu finden. Und dieser Menschenstrom wird sich in Städte ergießen, in denen die Bautätigkeit seit Jahren gestockt hat, in denen sie im Kriege fast ganz erloschen war, und in denen natürlich auch nach Friedensschluß Wohnungen nicht aus dem Boden gestampft werden können.

Was wir dann erleben werden, wird weit schlimmer sein, als was wir nach dem Deutsch-Französischen Kriege erlebt haben. Und doch waren die damaligen Zustände schon furchtbar genug. Sie sind kürzlich recht anschaulich im „Jahrbuch der Bodenreform" geschildert worden. Am 10. Mai 1871 wurde der Friede geschlossen: am 25. August schon stellte sich nach den von der Polizei angestellten Ermittlungen heraus, daß in der neuen Reichshauptstadt am 1. Oktober etwa 10 600 Familien ohne Obdach sein würden! Das städtische Arbeiterhaus, der „Ochsenkopf", und die Asyle waren überfüllt von Familien, „die sich durch ihr Mobiliar als ordentliche Leute und pünktliche Mietzahler auswiesen". Zahlreiche Familienväter, darunter nicht wenige heimgekommene Krieger, die keine Unterkunft finden konnten, schlugen in der Umgebung der Stadt Bretterbuden auf, in denen sie mit den Ihrigen bessere Tage erwarten wollten.

Diese Wohnungsnot führte auch zu dem letzten Barrikadenbau in den Straßen Berlins. Die Barackenbauten auf freiem Felde waren natürlich gegen jede Ordnung. Zunächst duldete sie die Polizei; nach und nach aber ließ sie die Baracken niederreißen, so vom 25. bis 27. Juli auf dem Felde vor dem Frankfurter Tor. Als die Obdachlosen nun jammernd mit Frau und Kindern durch die Straßen zogen, empörte sich, namentlich in der Blumenstraße, wo gerade ein armer Tischler aus seiner Wohnung zwangsweise entfernt wurde, das Volk in einem Maße, daß es zu regelrechten Straßenkämpfen kam, in deren Verlauf drei Barrikaden errichtet wurden. 400 Schutzleute zu Fuß, 200 zu Pferde und eine große Anzahl in Zivil konnten die Unruhe kaum unterdrücken, so daß auch zwei Bataillone des Kaiser-Alexander-Regiments und zwei Schwadronen der Garde-Dragoner mit scharfen Patronen zum Ausmarsch bereitgehalten wurden. Nach amtlicher Feststellung wurden 102 Beamte verwundet: 159 Personen aus dem Publikum hatten sich Säbelwunden verbinden lassen.

Also Barrikadenkämpfe, geboren aus bitterster Not, 2½ Monate nach Beendigung eines siegreichen Krieges! Wahrlich es liegt kein Grund vor, die Beschäftigung mit der Wohnungsfrage unter Hinweis auf „wichtigere Sorgen" beiseite zu schieben.

Der drohende Wohnungsmangel wird sich nun besonders für die kleinen Wohnungen geltend machen. Denn fast alle, die bei Friedensschluß auf dem Wohnungsmarkt erscheinen werden, können hohe Mietpreise nicht zahlen: die Kriegsgetrauten nicht und auch nicht die anderen jungen Ehepaare, die heimgekehrten Krieger nicht, deren Frauen inzwischen durch die Not gezwungen waren, ihre Wohnung aufzugeben, und auch nicht die Krieger, die ein neues Leben in der Stadt beginnen wollen, gleichviel, ob sie unversehrt oder beschädigt sind. Und das gleiche gilt für die Auslandsdeutschen, die zumeist auch von neuem anfangen müssen. Und der Drang zu den kleinen Wohnungen wird um so größer sein, als ähnlich wie nach dem Deutsch-Französischen Kriege, wenn auch teilweise aus anderen Gründen, die Mieten steigen werden. Einmal, weil die Wohnungen knapp sein werden, dann aber auch, weil aller Voraussicht nach der Hypothekenzinsfuß hoch und die Wohnungsherstellung teuer sein wird. Der Hypothekenzinsfuß wird hoch sein, vor allem, weil der Zinsfuß der öffentlichen Anleihen höher sein wird als vor dem Kriege. Die Herstellungskosten der Wohnungen aber werden hoch sein, weil die allgemeine Teuerung mit Friedensschluß nicht verschwinden wird. Sie kann alsbald verschwinden, insoweit sie bedingt ist durch den Mangel an Vorräten und den Preiswucher. Sie wird aber einstweilen bestehen bleiben, insoweit sie bedingt ist durch die Verschlechterung unserer Währung, denn unsere Währung wird noch geraume Zeit nach Friedensschluß kriegsgemäß sein. Und die wirtschaftlichen Kräfte, die auf eine Ermäßigung der Teuerung hinarbeiten werden, werden teilweise lahmgelegt werden durch die steuerliche Belastung, der wir entgegensehen und von der wir ja während des Krieges verschont geblieben sind. In einer Zeit allgemeiner Teuerung aber werden auch die Bodenpreise nicht niedrig sein, und die Löhne und die Materialpreise werden hoch sein. Es werden also nicht genug kleine und nicht genügend preiswerte Wohnungen vorhanden sein.

Aber auch die Qualität wird die berechtigten Ansprüche nicht befriedigen. Es ist bekannt, daß in zahlreichen Großstädten Tausende von Familien bisher in Wohnungen hausten, die eine Gefahr für ihre Gesundheit und ihre Sittlichkeit bedeuteten. Und man konnte sich nur darüber wundern, daß die Unzufriedenheit der davon Betroffenen nicht noch größer war. Diese Unzufriedenheit wird nun nach dem Kriege größer werden. Denn ein gütiges Kriegsgeschick hat es gefügt, daß Hunderttausende unserer Volksgenossen mit offenen Augen wochenlang, monatelang in Belgien lebten, einem Lande, dessen Wohnkultur höher steht als in den meisten Teilen unseres Vaterlandes. Diese Erfahrung nun wird weit nachhaltiger wirken als alle die Studienreisen, die bisher ja doch immer nur in kleinstem Maßstabe in Länder mit höherer Wohnkultur unternommen worden sind. So wird dieser Aufenthalt in Belgien kulturfördernd wirken, indem er die Unzufriedenheit mit unseren Wohnungsverhältnissen vermehren wird. Bezeichnend erscheint mir in dieser Beziehung ein Feldpostbrief, der kürzlich in der „Bauwelt" veröffentlicht wurde. Da heißt es:

„In stillen Stunden, d. h. in Pausen, in der Ruhe, wird immer wieder die Frage erörtert: Können wir's nach dem Kriege in unseren Wohnungen aushalten? . . . Nächst dem Wunsche nach einem Frieden, wie wir ihn brauchen, und — wenn es sein kann — gesunder Heimkehr beseelt uns diese Sehnsucht nach einer besseren Wohnung, als sie die meisten von uns vor dem Kriege hatten.... Alle, ganz besonders die Städter und Großstädter — und gerade ihnen ist der Wunsch am brennendsten — haben jetzt die Natur wieder lieben, schätzen, in ihr leben gelernt. Seit einem Jahr wohnen sie draußen in selbstgezimmerten, dabei wie schönen Blockhäusern, mitten im Grünen, an oder in Wäldern, sie haben ihre Zier- und Nutzgärtchen oder wohnen in den Dörfern. Sie sind verwachsen mit der Natur, haben ihren ungeheuren Segen wieder schätzen gelernt und können es sich nicht mehr vorstellen, soundsoviele Stock hoch einige kleine Stuben zu bewohnen, vielleicht gar in Hinterhäusern, auf alles Freie zu verzichten, nirgends in die Ferne sehen zu können. Und gar ihre Kinder sollen sie zwischen Steinmauern groß werden sehen! Dann noch ein Punkt, der immer und immer wieder vorgehalten ist: Warum haben wir nur in Deutschland keine Einfamilienhäuser? Unsere Feinde sind uns darin über! Begründet wird diese Behauptung damit: Wir sind fast durch ganz Belgien marschiert, sind durch Nordfrankreich gekommen, immer

Digitized by Google

und überall wohnt jede Familie, auch der ärmste Arbeiter, in einem Haus für sich allein, hat sein Stückchen Garten".

Was wir also brauchen, und zwar schnell brauchen, sind viele, gute, billige kleine Wohnungen. Zur Erreichung dieses Zieles fordert der Baurat des Zweckverbandes Groß-Berlin Beuster: 1. die verkehrliche und bauliche Erschließung öffentlichen Geländes als billiges Bauland und 2. die Unterstützung der Baugeld- und Hypothekenbeschaffung für die Ansiedlung auf diesem Gelände, beides durch Gründung entsprechender Gesellschaften auf privatwirtschaftlicher Basis durch Reich, Staat und Gemeinde. Staatssekretär Dernburg, der Vorsitzende des Groß-Berliner Vereins für Kleinwohnungswesen, verlangt vor allem die sofortige erneute Inangriffnahme der Realkreditfrage. Die Reichsversicherungsordnung und das Versicherungsgesetz für Angestellte wären in etwa folgendem Sinne zu ergänzen:

„Die Reichsversicherungsgesellschaft bzw. die Landesversicherungsanstalten sind ermächtigt und bei Wohnungsbedürfnis verpflichtet, die Garantie für zweite Hypotheken für Kleinwohnungsbauten innerhalb der den wirklichen Bau- und Verkaufswert darstellenden Grenze von 85 v. H. zu übernehmen, sofern die Prüfung der Objekte gewährleistet, daß die Bauten den hygienischen und sozialen Ansprüchen genügen. Für solche Garantien ist innerhalb desjenigen Viertels des Vermögens der Versicherungsanstalten, das nicht mündelsicher angelegt zu werden braucht, ein Garantiefonds von 3 v. H. der zu leistenden Garantie in bar zu reservieren."

Beide, Dernburg und Beuster, legen dabei besonderes Gewicht auf eine planvolle Dezentralisierung.

Ueberhaupt hat ja die jahrelange unermüdliche wissenschaftliche Durchdringung der Wohnungsfrage den Erfolg gehabt, daß heute unter den ehrlichen Freunden einer Wohnungsreform grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten über die Ziele der künftigen städtischen Siedlungspolitik nicht mehr bestehen. Daß der eine auf dem einen Wege, der andere auf einem anderen Wege eine raschere Erreichung des gemeinsamen Zieles erhofft, das schadet gar nichts. Die Hauptsache ist, daß unverzüglich durchgreifende Maßnahmen zur Erreichung des Zieles getroffen werden.

Horst von Zedtwitz † / Sport und Krieg

Der Verfasser ist auf dem Schlachtfelde gefallen. Die Redaktion

Diesem Krieg — so fürchterlich er auch ist — müssen wir dankbar sein. Wir fühlen ja alle, was er uns gebracht hat. Wieviel Kleinliches, Unechtes, Widerwärtiges liegt nun mit einemmal hinter uns, so weit hinter uns, als wäre es niemals unser täglicher Genosse gewesen! Dafür ist allerlei Wundervolles, Großes, Erhabenes in uns emporgestiegen aus dem Urgrund deutschen Wesens herauf — und wir hatten doch schon den Glauben an diesen hohen Besitz fast verloren. Der Krieg ist „der Vater aller Dinge", und er hat auch diesmal — nach dem Wort unseres Bismarck — „die deutsche Normaluhr wieder richtiggestellt".

Dessen wollen wir uns freuen. Wollen uns aber doch nicht ganz und gar in moralische Sicherheit wiegen lassen. Als ob etwa durch den Krieg die Bitte des Vaterunsers „und erlöse uns von dem Uebel" überflüssig geworden wäre. Manches „Uebel", das gegenwärtig unter dem Banne der gewaltigen Ereignisse zurückgedrängt ist, wird nach dem Krieg wieder zum Vorschein kommen und sich behaglich breitmachen. Die menschliche Natur vergißt leicht. Sie wird auch diesen Krieg bald vergessen. Und damit wird vieles verlorengehen, was der Krieg uns als dauernde Frucht hätte hinterlassen können, wenn wir nicht der Natur da ein wenig zu Hilfe kommen, wenn wir nicht bewußterweise das augenblicklich zutage liegende Gute festhalten und damit für die Zukunft nutzbar machen.

Darum, meine ich, ist es nötig, schon jetzt unter dem unmittelbaren Eindruck des Krieges auf wichtige Errungenschaften dieser Tage den Finger zu legen und festzustellen, wie künftig zu verfahren ist. Ich greife ein Gebiet heraus, das mir besonders am Herzen liegt, und das — unter Benutzung der Kriegserfahrungen — einer völligen Umgestaltung bedarf. Ich meine den Sport.

Fremdwörter sind gegenwärtig mit Recht noch mehr als sonst verpönt. Aber „Sport" ist ein Fremdwort — und dazu ein englisches. Ein deutsches Wort dafür haben wir nicht. Und das beweist, daß wir auch die Sache, die dem Wort „Sport" entspricht, im Deutschen von Haus aus nicht haben.

Stimmt auch vollkommen mit der Wirklichkeit! Wir haben den Sport nur übernommen, und zwar in der Hauptsache von England her.

Also: wir wollen zwar dankbar das Gute anerkennen, das uns der Sport gebracht hat. Wie nützlich er uns geworden ist — auch für die Vorbereitung des Volkes auf den Krieg — das liegt ja offen zutage. Darüber braucht man kein Wort zu verlieren. Aber gerade jetzt in der Kriegszeit ist auch offenbar geworden, welche Mängel und Nachteile der Sport hat. Wie sehr er einer Umgestaltung bedarf, damit er deutschen Bedürfnissen, deutschem Wesen entspreche. Damit wir künftig an ihm nicht mehr ein fremdländisches englisches Gewächs haben, sondern eine gute deutsche Blume aus dem heimischen Hausgarten.

Dies vorausgesagt, dürfen wir nun — ohne den Verdacht der Sportfeindschaft zu erregen — den strengsten kritischen Maßstab anlegen. Wir werden dabei immer wieder den Blick auf England zu wenden haben, um zu sehen, wie der Sport dort gewirkt hat.

England hat sich durch seinen Sport eine in ihrer Art unübertreffliche Rasse herangezüchtet. Das in seiner Gesamtheit sportlich durchgebildete England erfüllt gewiß alle Forderungen, die man in gesundheitlicher und körperlich-ästhetischer Beziehung stellen kann, — wenigstens wenn es sich um ein Volk handelt, das unter den Lebensbedingungen des englischen steht. In Deutschland liegen die Verhältnisse anders — worüber später zu reden sein wird.

Sehr viel weniger befriedigend erscheinen uns dagegen die Erfolge des Sports in bezug auf die seelische Verfassung des englischen Volkes. Wir treffen da auf eine starke Veräußerlichung und Verflachung, ja auch Verrohung des Charakters.

Woher kommen nun diese auffallenden Fehler im Endergebnis, welche geradezu die ganze Sportrechnung austauscht, vielleicht als schon in der Grundanlage verfehlt erscheinen lassen?

Verschiedene Ursachen wohl. Aber die wichtigste: Der Sport ist in England Selbstzweck geworden. Es gibt dort nichts, was erst hinter dem Sport stünde als das Erstrebenswerte, durch den Sport zu Erreichende. Es ist ja bereits alles erreicht. Das englische Volk ist das mächtigste der Erde, es ist das reichste der Erde, es ist auch das gesichertste der Erde. Und die Rasse ist so durchgebildet, wie sie nur irgend sein kann. Wozu braucht man also noch den Sport?

Oh, man braucht ihn sehr dringend. Aber nicht, um sich durch ihn auf andere größere Dinge vorzubereiten. Man braucht ihn, gerade weil diese größeren Dinge fehlen, und weil man doch irgend etwas haben muß. Man braucht ihn, um die viele Zeit auszufüllen, die übrigbleibt, wenn das wenige geschehen ist, was zur Erhaltung des Erreichten ja

Digitized by Google

immerhin noch geschehen muß. Man braucht ihn, um die drohende Langeweile zu besiegen. Man braucht ihn als Zeitvertreib, als Spiel.

Aber diesen seinen heutigen Zweck könnte der Sport ja nicht erfüllen, wenn man diesen Zweck offen eingestände. Das im Grund Nutzlose, Spielerische der ganzen Sache darf nicht so sehr offenkundig und fühlbar werden. Denn damit wäre ja der Reiz dahin. Man hätte überhaupt nichts mehr in der Hand.

Also ist man genötigt, sich selbst zu betrügen. Ist genötigt, so zu tun, als ob der Sport an und für sich ein hohes erstrebenswertes Ziel sei, ist genötigt, den Sport als Selbstzweck zu betreiben.

Das ist nun für den außer und über der Sache Stehenden außerordentlich erheiternd. Ein gefundenes Fressen für den Satiriker. Da schneidet der englische Gentleman, der sonst nichts zu tun hat, sein ganzes Leben auf den Sport zu, lebt, um Sport zu treiben. Und der Aermere, welcher der Arbeit um seines Unterhaltes willen nicht ganz entraten kann, eilt doch nach Geschäftsschluß sofort auf den Sportplatz. Er arbeitet, um Sport zu treiben. Für sie alle ist der Sport Ein und Alles, Anfang und Ende, Lebensinhalt und Lebensziel.

Und dieses ganze Sportwesen wird nun mit einem weiten Netz gesellschaftlicher Regeln umsponnen, mit Spielgesetzen, Ehrbegriffen, Tageseinteilungen, Kleidervorschriften und Gott weiß, was noch allem umhegt, umhüllt, verschleiert und verfälscht, so daß schließlich auch ein verständiger Kopf von alledem benommen wird und nicht mehr fähig ist, den wahren Kern des ganzen Brimboriums zu sehen.

Fürwahr, ein Schauspiel für Götter! Komisch, wie kein anderes, — wenn es nicht gar so traurig wäre.

Wenn nicht auch wir Deutschen alle Ursache hätten, da einmal bei uns selbst zum Rechten zu sehen!

Ich las neulich einmal irgendwo, daß bei uns in Deutschland auch ein „unabhängiger" Mann, der nicht zu verdienen brauche, doch nicht untätig sein dürfe. Die allgemeine gesellschaftliche Meinung verlange dann von ihm, daß er auf irgendeinem Sportgebiet etwas leiste. Mit Verlaub — wenn der Mann nach dieser Regel verfährt, so streut er sich und anderen Sand in die Augen. Er erlangt wohl eine Beschäftigung, aber keine Tätigkeit. Denn Sport kann nur neben der Arbeit her betrieben werden als eine Erholung, die zugleich ernsten Zwecken dient und darum mehr ist als nur Erholung. Aber die Arbeit selbst kann der Sport niemals ersetzen.

Nun, wir wollen hoffen, daß es bei uns nicht allzu viele unabhängige Leute gibt, die nur dem Sport leben. Aber es ist doch schon bezeichnend, daß eine solche Ansicht überhaupt ausgesprochen werden kann.

Man brauchte indessen nur in den letzten Jahren die Stimmung unter den Sporttreibenden zu beobachten, brauchte nur einige Zeit an einem hervorragenden Sportplatz — etwa irgendwo im Gebirge beim Schneeschuhsport — zu verweilen, und man konnte mit Verwunderung sehen, mit welcher jedes andere Interesse fernhaltenden Ausschließlichkeit der Sport das Feld beherrschte. Nicht nur, daß man dort von Leuten, die wochenlang verweilten, kaum ein Wort hören konnte, das sich nicht auf den Sport bezog, es wurde sogar so vom Sport gesprochen, als wäre er eine Sache neben Kunst und Wissenschaft und mit diesen gleichberechtigt.

Wir wollen es zwar unserer Jugend nicht verdenken, wenn sie sich einer tüchtigen Sache, wie es der Sport ist, zeitweilig ganz und gar hingibt, zeitweilig Welt und Leben darüber vergißt. Diese Art Uebertreibung ist der Jugend natürlich und dient ihr als Stahlbad, daraus sie mit neuer Kraft für Beruf und Arbeit hervorgeht. Wo aber dieses Versunkensein im Sport zu einem Dauerzustand zu werden droht, wo sich eine „goldene Jugend" auftun will, die den Sport als Sinn und Ziel des Lebens nehmen möchte, kurz, wo der Sport Selbstzweck werden will, — da sehen wir Gefahr, da erheben wir Einspruch.

Doch Gott verläßt die Deutschen nicht. Unversehens ist uns ein Bundesgenosse erstanden, der unsere Ansichten besser und wuchtiger vertritt, als wir es je gekonnt hätten. Das ist der Krieg. Und der predigt uns mit Donnerstimme: „Sinn und Zweck sucht ihr für euren Sport? Seht ihr nicht mich? Ich bin Sinn und Zweck des Sports."

Da fällt's uns wie Schuppen von den Augen. Haben's zwar bisher eigentlich auch schon gewußt — aber doch nicht so recht klar gesehen. Der Krieg ist der Zweck des Sports. Und die Sportsleute, die noch nicht an die Grenzen gezogen sind, treten bei der Turnerschaft ein, bilden dort Landsturmriegen. An den höheren Schulen ruht der Fußball. Dafür gibt es Exerzieren, Uebungsmärsche, Entfernungsschätzen. Selbst das Spiel der Kinder wendet sich vom Schlagball auf einmal zu Trommel und Fahne und kriegerischem Umzug. Die Sportbewegung ist mit einem Schlag umgeleitet in eine Bewegung zur Vorbereitung des Krieges.

Und das wird so bleiben, auch wenn einmal der gegenwärtige Krieg zu Ende ist. Auch dann wird man die Landsturmriegen beibehalten und das Exerzieren und die Uebungsmärsche. Aber dann wird man doch auch wieder den Sport im alten Sinne betreiben? Gewiß. Nur wird er ein wesentlich verändertes Gesicht haben.

Zum Beispiel — wie war das doch früher? Stand da nicht der Sport in merkwürdig naher Verbindung mit einer anderen, ebenfalls ausländische Sache? Sie hatte übrigens auch einen ausländischen Namen, einen unübersetzbaren. Richtig — mit dem „Komfort".

Wir wollten ja den Komfort deutsch machen. Aber es gelang uns nicht. „Bequemlichkeit" — das hatte so einen spießbürgerlichen Anstrich, — und der Komfort war doch aristokratisch. „Behaglichkeit" oder gar „Gemütlichkeit"? — Ach nein, das klang nach deutscher Herzenswärme, — und der Komfort war im Grunde eiskalt. Wurde uns auch nie recht wohl bei ihm. Aber was wollten wir machen, wenn man uns doch sagte, der Mensch ohne „Komfort" sei gar kein Kulturmensch, zähle überhaupt nicht mit? Außerdem war ja der „Komfort" verschwägert mit der „Hygiene". Und darum leuchtete seine Notwendigkeit uns grübelnden und wägenden Deutschen ganz besonders ein.

Also — wir mußten ja wohl. Wer Sport betrieb, mußte auch den Komfort dazu haben. Nach dem Fußball mußte man ins warme Bad, damit ja kein Tropfen Schweiß zurückbleibe und der Gesundheit schade. Der Schneeschuhläufer mußte nach erledigter Fahrt in dem Hotel mit der Zentralheizung nächtigen. Wintersport ohne Zentralheizung — unmöglich! Der Bergsteiger hatte des Abends bei Licht sein nicht salonfähiges Gewand abzulegen und hatte — mit Smoking angetan — in einen Klubsessel zu versinken. Die Alpenvereinshütten wurden zu Berghotels mit Sekt und Kaviar. Das alles „mußte" sein.

Und nun kommt auf einmal der Krieg. Und zeigt sich so gänzlich unkultiviert und unhygienisch. Bietet auch keine Spur von Komfort. Da muß man wochenlang bei Schweiß und Hitze dasselbe Hemd auf dem Leib haben und es steht kein Bad zur Verfügung. Da muß man in kalten Regen-

Digitized by Google

nächten im Schützengraben ausharren, und es gibt keine Zentralheizung. Da schläft man auf dem kalten Kartoffelacker, und es gibt kein weiches Hotelbett. Nicht einmal mit dem Essen ist es immer so regelrecht bestellt.

Aber Gott sei Dank! Die alte deutsche Art ist noch gar nicht ausgestorben. Hat auch ohne den Krieg weitergelebt.

Steigen da ein paar junge Männer den holprigen alten Pfad hinan, in derber Kleidung und harten Schuhen, mit schwerem Rucksack bepackt. Sie klettern über Felsen, schlagen sich Stufen ins blaue Eis, trotzen der Gefahr und freuen sich ihrer. Aber am Berghotel gehen sie stolz und verachtend vorüber. Nicht weil es ihnen zu teuer ist, sondern weil es ihnen in der Seele zuwider ist. Weil ihnen dieses Ding mit seinem Flirt und Komfort eine Entweihung der heiligen Natur dünkt. Eine Entweihung ihrer eigenen Männlichkeit.

Und dann kehren sie in einer unbewirtschafteten Hütte des Alpenvereins ein. Bereiten ihr Essen selbst, schlafen in ihren Kleidern auf einer harten Matratze, reinigen die Hütte selbst, ehe sie weitergehen.

Auch eine Alm ist nicht zu verachten. Dort bereitet dir der Senn ein steifes Mehlmus oder einen Schmarrn zu Abend. Und dann schläfst du köstlich im duftenden Heu, indes der Nachtwind ungehindert durch die Spalten des Schindeldaches streicht.

Findest du aber keine Alm, vielleicht auch keine verlassene Holzerhütte oder einen Heustadel, — nun so tut's der blumige Almboden auch oder das Steingeröll des Kares. Willst du selbständig und abseits der Massenpfade deine Alpen durchstreifen, dann darfst du solche Abenteuer nicht scheuen. Lege dir nur ein paar Zweige der Legföhre als Bett zurecht und den Rucksack als Kopfkissen. Wie — es ist kalt in der Nacht? — Das ist ein wenig ungemütlich, — wird dir aber nicht schaden. Du hast nichts zu essen? — Auch das tut nichts. Du wirst die Nacht über schon aushalten und den folgenden Tag dazu, wenn's sein muß.

Und du hälst wirklich aus. Freust dich sogar dieses Trotzes wider alle Weichlichkeit und Wehleidigkeit. Und überdies saugst du mit allen Fasern deiner Seele die Erhabenheit der großen einsamen Natur in dich hinein — das hast du umsonst, und das ist dein Lohn.

Die Hygiene hat bei uns außerordentliche Fortschritte gemacht. Und das ist gut und nützlich. Aber ihre Uebertreibung oder allzu ausschließliche Betonung ist nicht mehr gut und führt zur Verweichlichung. Es ist gewiß begrüßenswert, wenn jeder Deutsche täglich ein Bad nehmen kann. Aber am meisten gebadet haben wohl die alten Römer zur Zeit ihrer Kaiser. Und niemand wird behaupten, daß sie damals ein sehr kernhaftes Volk gewesen seien. Als sie das noch waren, haben sie vermutlich weniger Hygiene getrieben.

Auf Alpenvereinshütten habe ich manchmal Herren getroffen, die gewaltig schimpften, wenn sie dort oben nicht genügend Waschwasser erhalten konnten. Man sei doch gewöhnt, sich täglich ganz unter Wasser zu setzen — und nun hier —, das sei doch unerhört — usw. Dagegen hatten wir ein kräftiges Sprüchlein. Das heißt: Der Aelpler wäscht sich manchmal — der Alpinist wäscht sich nie. Natürlich, das war nicht ganz wörtlich zu nehmen. Wir haben uns mitunter sehr gründlich gewaschen. Der alte Prinzregent Luitpold von Bayern, als eifriger Hochgebirgsjäger gewissermaßen das Urbild eines „Alpinisten", ist noch als Siebziger gern in die eiskalten Alpenbäche gestiegen — zum Schrecken seines Gefolges, von dem dann auch einer oder der andere mit hinein mußte. Das haben wir dem alten Herrn oft genug nachgetan. Und es ist uns wohl bekommen. Aber wir haben auch wieder tagelang ohne Wasser ausgehalten. Und auch das ist uns wohl bekommen.

Zusammen mit einigen befreundeten jungen Malern bewohnte ich einmal längere Zeit eine alte Holzerhütte tief in den Alpen. Ein köstliches Bauwerk aus Fichtenstämmen mit Moos dazwischen und mit einem Dach aus Baumrinde. Wie aus dem Märchen. Darin hatten wir uns ganz nett eingerichtet. Auf der Liegerstatt aus „Tannendaxen" schliefen wir vorzüglich. Und auf dem offenen Steinherd kochten wir uns unser primitives Essen, wobei es freilich eine gewaltige Rauch- und Rußentwicklung gab, die nicht gerade dazu beitrug, uns besonders sauber erscheinen zu lassen. Waschwasser aber war weitab und nicht leicht zu beschaffen. Mußten wir nun einmal ins Tal, um Mehl oder gedörrtes Obst einzukaufen, dann hieß es: „Heut gehen wir hinunter nach N. N., da wollen wir wieder einmal die Knie waschen." Wir trugen nämlich kniefreie Lederhosen. Aengstlichen Hygienikern will ich aber doch verraten, daß es dort — allerdings ziemlich entfernt — einen kleinen Wasserfall gab, welcher unter sich eine tiefe, mit klargrünem Bergwasser gefüllte Felsenmulde ausgehöhlt hatte. Dort nahmen wir mitunter ein Bad. Und es ließ an Frische nichts zu wünschen übrig.

Also wir meinen: Hygiene ist gut. Aber auch eine gewisse Enthaltsamkeit von der Hygiene ist manchmal gut. Denn auch das gehört zur Abhärtung. Und wer Krieger sein will, muß abgehärtet sein.

Diesen Geist der Komfortfeindlichkeit und in gewissem vernünftigen Sinne auch der Hygienefeindlichkeit sollten wir nun mehr in die Sportbewegung hineinpflanzen, damit der Sport jenem hohen Zweck gerecht werde, Vorbereitung für die Vaterlandsverteidiger zu sein.

Alle Sportarten, die in enger Verbindung mit der freien Natur stehen — nicht nur mit dem Rasenplatz —, können ohne weiteres diese Forderung erfüllen und tun dies zum Teil schon jetzt. Man denke nur an die Bergsteigerei, Schneeschuhlauferei, Ruderei. Vielleicht sorgt man jetzt dafür, sie noch bewußter nach dieser Seite hin auszugestalten. Es muß Pflicht jedes dieser Sporte Betreibenden werden, den Komfort zu meiden und die Möglichkeiten der Abhärtung, die der Sport bietet, absichtlich zu suchen.

Diese Sportarten stehen jedoch nicht jedem offen. Sie sind zum Teil kostspielig. Und es wohnt auch nicht jeder am Gebirge oder am Wasser. Dagegen haben wir einen Sport, den jeder treiben kann. Fast scheue ich mich, für ihn überhaupt das Wort Sport zu gebrauchen. Denn er ist urdeutsch. Daß gerade das Wandern wieder aufblüht, und zwar in einer neuen, wohlorganisierten Form, das ist eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem genannten Gebiet unserer Sportbewegung. Und hier wurde auch von vornherein der größte Nachdruck auf Ausschluß des Komforts gelegt. Man kocht im Freien ab, übernachtet auf Heu in einer Scheune. Unter dem Eindruck des Krieges mag man nun diese Seite des Wanderns noch gründlicher pflegen. Grundsatz sollte sein, Rücksicht auf das Wetter gibt es nicht. Häufig sollte im Freien genächtigt werden. Ja, man könnte sogar gelegentlich probieren, ob man es einmal einen Tag lang mit nur wenig oder gar keiner Nahrung aushält, ob man Durst ertragen kann. So ausgestaltet kann das Wandern vielleicht am besten von allen Sportarten Vorbereitung auf den Krieg sein.

Ebenso soll man es auch bei den jetzt begonnenen militärischen Uebungen der Jugend halten. Auch da Kampfstellung gegen den Komfort. Auch da Wetterverachtung.

Digitized by Google

Biwak, Gleichgültigkeit gegen Hunger und Durst. Natürlich dies alles in vernünftigen Grenzen. Um Himmelswillen lasse man solche Askese nicht wieder zu einem besonderen „Sport" werden. Der wirkliche Krieg wird diesen Friedensübungen gegenüber immer noch riesenhaft gesteigerte Forderungen stellen. Aber auch nur der wirkliche Krieg ist dazu berechtigt. Nur er darf den vollen Einsatz der Gesundheit fordern. Der Friede aber soll die Gesundheit des Volkes für den Krieg nicht nur härten, sondern auch erhalten. —

Aber noch nach einer zweiten Richtung hin bedarf unsere Sportbewegung der Umleitung. Auch dafür hat uns der Krieg wertvolle Anregung gegeben. Und auch hier wird uns England als Beispiel oder Gegenbeispiel wertvoll sein.

Ich habe oben schon ausgeführt, daß England seinen Sport braucht in Ermangelung wirklicher Arbeit, als Ersatz für die Arbeit. Sport ist gewissermaßen die Arbeit des Gentleman, diejenige Arbeit, welche allein eines Gentleman würdig ist. Es ist leicht einzusehen, daß diese Auffassung wieder zur Selbsttäuschung führen mußte. Der Gentleman glaubt eine Arbeit zu leisten, wenn er Sport treibt. In Wirklichkeit liegt die Sache aber so: der Gentleman darf wohl Sport treiben, aber er darf nicht arbeiten. Sport ist aristokratisch, Arbeit aber plebejisch.

Diese Anschauung herrscht in England. Und leider hat sie auch auf deutschem Boden Wurzel geschlagen. Wenigstens in einem gewissen Sinne.

Der deutsche Sportsmann kann wohl zugleich ein tüchtiger, arbeitsamer Kaufmann, Gelehrter oder Beamter sein. Solche Arbeit — geistige Arbeit nämlich — scheut er sich nicht zu tun. Wollte man aber von ihm körperliche Arbeit verlangen, wirkliche werteschaffende körperliche Arbeit, dann würde er in den meisten Fällen zurückschrecken. Sport — ja, aber körperliche Arbeit — nein. Das ist unter seiner Würde. Körperliche Arbeit kann ein den höheren Ständen Angehörender bei uns nur aus Liebhaberei tun, aus einer immerhin etwas wunderlichen, aber doch von der öffentlichen Meinung geduldeten Laune heraus. Er kann etwa in seinem Garten selbst arbeiten. Er muß das ja nicht, es macht ihm eben Vergnügen. Sobald er aber mit körperlicher Arbeit Geld verdienen wollte oder sobald er einen Beruf ergriffe, der vorwiegend körperliche Arbeit verlangt — wenn auch noch so sehr geistig durchsetzte körperliche Arbeit —, dann würde er schief angesehen. Man frage sich nur, ob jemals ein deutscher Beamter seinen Sohn Handwerker werden läßt. Und es gibt doch Handwerke, die viel höhere und vielseitigere geistige Fähigkeiten verlangen als die meisten Beamtenstellen, und die überdies einem tüchtigen Mann den Aufstieg zur Wohlhabenheit möglich machen. Aber nein — körperliche Arbeit ist bei uns immer noch eine Schande. Und auch der deutsche Sportsmann hält im allgemeinen die Grenze zwischen sportlicher „Arbeit" und wirklicher Arbeit strengstens ein.

Und doch ist gerade der Sport berufen, hier eine Brücke zu schlagen und eine Auffassung beseitigen zu helfen, die für uns geradezu eine Schande ist.

Was hat uns doch der Krieg gelehrt? — Unter anderem auch dies, daß unser Volk deshalb so überraschend gut wirtschaftlich gerüstet war, weil es geistige und körperliche Arbeit zu vereinigen weiß. Damit aber ist auch der körperlichen Arbeit ihr Adelsbrief von neuem und auf sehr nachdrückliche Weise bestätigt worden. Wir haben wahrhaftig keinen Grund mehr, sie über die Achsel anzusehen.

Wir glauben aber auch, daß diese Ueberlegenheit der deutschen Volkswirtschaft desto sieghafter hervortreten wird, je mehr sich die Vertreter der geistigen und der körperlichen Arbeit über die sie noch trennende Kluft hinüber die Hand reichen. Wir brauchen mehr Achtung des körperlich Arbeitenden vor dem geistig Arbeitenden, aber auch und vor allem mehr Achtung des geistig Arbeitenden vor dem körperlich Arbeitenden. Der Geistesarbeiter muß da den ersten Schritt tun. Denn ihm steht der klarere Blick zur Verfügung und die größere Möglichkeit, sich von Vorurteilen zu befreien. Er ist vermöge seiner Durchbildung der gegebene Führer in solchen großen Bewegungen. Wir wüßten aber nicht, wie er diese seine Aufgabe anders angreifen wollte, als indem er persönlich Hand anlegt an die körperliche Arbeit. Damit wird er zeigen, daß er die alte Ueberhebung hinter sich geworfen hat. Und damit wird er den hohen Wert der körperlichen Arbeit erst selbst recht erfassen lernen.

Und immer wieder: der Krieg! Er hat es dahin gebracht, daß Universitätsprofessoren, als Freiwillige ins Heer eingetreten, Kasernenstuben reinigen und Strohsäcke füllen gleich dem Mann aus dem Volk. Zwar buchen wir das noch eigens und zeigen damit, wie weit wir noch davon entfernt sind, es selbstverständlich zu finden. Aber immerhin, es ist doch ein Anfang gemacht. Es ist doch eine Bresche in die Mauer des Vorurteils gelegt.

Also: Sport als Vorbereitung auf den Krieg und Sport im engen Zusammenhang mit der Arbeit — das sind zwei Errungenschaften, die wir dem Weltkrieg verdanken können. Aber freilich, wir müssen selbst wollen, müssen selbst mitzugreifen. Der große nationale Aufschwung dieser Zeit muß benutzt werden, um unsere Sportbewegung nach diesen beiden Richtungen umzubilden.

Gelingt uns das, dann wird die Gefahr, die in dem „Sport als Selbstzweck" liegt, ein für allemal beseitigt. Dann wird der Sport erst wahrhaft von uns erobert. Dann wird er für uns nicht mehr eine englische, sondern eine deutsche Sache sein. Und dann findet sich vielleicht auch für die deutsche Sache das deutsche Wort.

Franz Graetzer / Den Kindern des Kriegsjahres

Euch, ungeboren noch und schon bedroht,
Auflauern Haß, Versklavung, Schimpf und Not;
Gehegte noch in warmen Mutterschößen,
Müßt bangen schon vor rauhen Widerstößen.
Entfernt noch erstem Tag und Lichtgefunkel,
Erfleht ihr Schutz schon vor dem letzten Dunkel.
Daß deutsch ihr wachst und frei, — ihr lernt es später —
Verröcheln, eurem Werden weit, die Väter;
Wenn euch die erste Weihnachtstanne brennt,
Ward klar vielleicht, daß ihr sie niemals kennt.
Ihr, ungeboren noch und schon bedroht:
Sie schaffen Heimat euch und Tag und Brot.
Das Licht, das euer frühster Blick umwirbt,
Bestrahlt vielleicht, wie auch der Nächste stirbt;
Und was euch Zukunft wird, das hämmert hart
Der Mutter trostentblößte Gegenwart.
Klingt schon in Frieden euer erster Schrei?
Ward eurem frühsten Tritt der Grund schon frei?
Ihr, ungeboren noch und grambedroht:
Aus Tränen wird euch Milch, aus Rätseln Brot.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Paradies

Das Paradies liegt unter dem Schatten des Schwertes.

Im großen Empfangssaal des türkischen Kriegsministeriums steht dieser Spruch als einziger an der Wand über schweren Damastvorhängen. Vieldeutig wie die Welt des Morgenlandes ist sein Sinn, und er schaut uns an mit Dutzenden von Augen und Hunderten von Hoffnungen. Das Paradies mit seinem goldenen Schein, ersehnt wie das Wasser in der Wüste, begehrt wie kühler Schatten im Sonnenbrand, untrüglich geglaubt mit der gleichen Gewißheit, mit welcher man dem Sonnenaufgang entgegengeht. — Dies Paradies wirkt als herrlichster Lohn für die Gläubigen und es ist kein Wunder, daß man es mit allem Zauber, den Ohr und Auge ersinnen kann, ausmalt. Köstlich muß es sein, dahinein zu wandern in diese silbernen, goldenen Zeiten. Aber jetzt heißt es weilen im Schatten des Schwerts. Nur der Tapfere wird des Preises wert; kein Feigling wird in die ewigen Gärten aufgenommen. Nur der Sieger, er allein.

Ob diese Gedanken richtig wiedergeben, was in jenem Spruch des gläubigen Moslem liegt, weiß ich nicht. Aber die Wahrheit ist auf dem ganzen Erdenrund dieselbe und redet mit dem gleichen Ton zu ringenden, sterbenden Menschenkindern, mögen die Buchstaben und Laute noch so verschieden sein. So lese ich diese Wahrheit: Ruhe, Frieden hast du nur denen zu danken, die ihn dir mit dem Schwert erstritten haben. Ruhe, Frieden genießest auch du selbst nur als Schwertgewohnter. Warum willst du gleich mit dieser Wahrheit rechten und sie sofort eines inneren Widerspruchs zeihen? Es ist besser, sich ihr zuerst zu fügen und von ihr sich ruhig weihen zu lassen im Kampf des Alltags und im Völkerringen. Unter dem Schatten des Schwertes ruht die Quelle des lebendigen Glücks. Ob wir's bedauern oder nicht: es war bis heute so und es wird so bleiben, solange du und deine Enkelkinder leben. Die unsagbare Kostbarkeit des Friedens war uns abhanden gekommen. Wir sahen in ihm einen Kieselstein, den man achtlos mit dem Fuße tritt, statt einer Perle, zu der man sich freudig bückt. Er war uns so sehr zur Selbstverständlichkeit geworden, daß wir ihn nicht mehr schätzten: der Wertmaßstab war verlorengegangen. Nun klirrten die Schwerter in West und Ost. Nun hungerten und dursteten unsere Truppen; nun fielen Gute und Beste. Unsagbare Opfer bringen die Völker, daß sie mit Ehren ihren Frieden in der Hand halten können. Wie werden wir dich grüßen, wenn du da bist, Frieden! Wir wußten es nicht, wie reich und leicht du es uns gemacht; nein, wir wußten nicht, wie jeder Buchstabe deines Namens mit dem Herzblut von Geschlechtern geschrieben war. Du bist ein heilig erstrittenes Tempelgut. Darum ruhst du allein im Schatten des Schwertes. Keiner liebt dich, der vor dem Schwert erschrickt. Keiner hat dich so gern, als der, der des Schwertes schneidenden Stahl kennt.

Tausenden war es heilsam, daß sie „Paradieses Freuden" langsam wiedererkämpfen müssen. Sie sind befreit von der faden Luft des schwellenden Genießens. Auch sie freuen sich des Genusses, und mit Recht. Aber er steht unter dem Schatten des Schwertes, und dieser riesengroße Schatten legt sich auf die Jahrzehnte dieses Jahrhunderts, nicht um zu töten, sondern um lebendig zu machen, damit das Faule verfaule und das Tüchtige auferstehe. Kein Paradies für das Gemeine und Niederträchtige! So will es die wirkliche Gerechtigkeit ewiger Weltordnung.

Soziale Bewegung

Ein Hohelied von der deutschen Arbeit im Kriege. Die Rede, mit der unser „Reichsgeldmarschall", Reichsbankpräsident Dr. Havenstein den Milliardensieg der III. Kriegsanleihe in der Zentralausschußsitzung der Reichsbank feierte, verdient als Hohelied auf die deutsche Arbeit und die deutsche Volkswirtschaft für immer festgehalten zu werden. Sie lautete: „Diese dritte Kriegsanleihe ist eine neue Großtat des deutschen Volkes und zum zweiten Male — wie es seinerzeit schon die Märzanleihe war — die größte, die je ein Volk auf dem finanziellen Gebiet vollbracht hat. Die deutsche wirtschaftliche Arbeit hat sich im Laufe des Krieges den veränderten Verhältnissen immer vollkommener angepaßt, und sie geht nunmehr nach 14 Kriegsmonaten beinahe überall ihren ruhigen und sicheren Gang, fast wie in Friedenszeiten. Die Eisen- und Stahlerzeugung hat trotz der durch den Krieg stark verringerten Belegschaften bereits 70 Prozent ihrer Friedenserzeugung erreicht. Die Stein- und Braunkohlen- und Kokserzeugung weist noch viel günstigere Ziffern auf. Der Beschäftigungsgrad auf dem deutschen Arbeitsmarkt hat sich nach den ersten Kriegsmonaten immer besser und sogar günstiger als in normalen Friedensjahren gestaltet und ist dauernd günstig geblieben. Die Einnahmen aus dem Güterverkehr der Eisenbahnen haben sich fast unausgesetzt gehoben und haben bei dem großen preußisch-hessischen Staatsbahnennetz im Juli d. J. nicht nur die des Vorjahres um 2,8 Prozent überstiegen, sondern auch die höchste Julieinnahme erreicht, die jemals dort erzielt worden ist, und die deutschen Sparkassen haben durch neuen Zuwachs nicht nur die gewaltigen Summen, welche die beiden ersten Kriegsanleihen ihnen entzogen hatten, wieder ersetzt, sondern darüber hinaus ihren Bestand noch sehr beträchtlich vermehrt. Das ganze Land ist erfüllt von regster Arbeit und von dem freudigen Willen zur Arbeit, das ganze Volk erfüllt auch von dem ebenso freudigen und entschlossenen Willen, in diesem Daseinskampfe, den Kaiser und Reich führen, jeder einzelne an seinem Platz, wie draußen mit Wehr und Leib, so drinnen mit Gut und Arbeit, sich in den Dienst des Größern, des Vaterlandes zu stellen. Auf diesem Boden ist der Erfolg auch der dritten Kriegsanleihe erwachsen. Was der Krieg an Ausgaben und Aufwendungen erfordert, ist fast ganz im Lande geblieben und hat hier die alte Arbeit weitergeführt, neue Arbeit geschaffen und dadurch immer neue Ersparnis und Kapitalbildung bewirkt, die für die Anleihen verfügbar wurden. Darüber hinaus aber hat die Hingebung aller Volksschichten und Berufskreise auch die Ersparnisse früherer Jahre durch Beleihung mobil gemacht, soweit diese aufgenommene Schuld in absehbarer Zeit durch neue Ersparnisse und Einnahmen wieder abgedeckt werden kann. Und dazu traten endlich größere Beträge an Betriebskapitalien, die der Krieg und die veränderte Wirtschaftsführung flüssig gemacht hatten. Vom kleinsten bis zum größten Kapitalisten hat jeder dem Reiche dargebracht, was er an Mitteln verfügbar hatte oder verfügbar machen konnte. So ist diese dritte Kriegsanleihe mehr noch als die ersten beiden zu einer Volksanleihe im wahrsten Sinne des Wortes geworden und zu einem neuen Zeichen ruhiger, selbstbewußter Kraft, aber auch des Vertrauens auf unsere Waffen und auf den Ausgang des Krieges und des Willens, durchzuhalten, solange es unseren Gegnern gefällt. Und das Ergebnis dieser dritten Kriegsanleihe ist wahr und echt wie das der ersten beiden, bei denen im freien Börsenverkehr der Preis auch nicht an einem einzigen Tage unter den Ausgabepreis gesunken ist, sondern sich durchweg darüber gehalten hat. Es ist erreicht durch ein Zusammenwirken eines ganzen Volkes, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, und auf das wir mit freudigem Stolz, aber auch mit tiefer Dankbarkeit blicken dürfen."

Gewerkschaftspolitik nach dem Kriege. Die Gewerkschaftsblätter bemühen sich, an der Hand von Aussprüchen radikaler Sozialdemokraten nachzuweisen, wie unsinnig und aussichtslos es ist, dem Ausbruch oder der Fortsetzung eines Krieges etwa durch das Mittel des Massenstreiks oder durch ähnliche Gewaltmaßnahmen entgegenzutreten. Wir wollen ganz davon absehen, daß sogar Eduard Bernstein, der bekanntlich neuerdings die Bewilligung der Kriegskredite bekämpft, sich in ganz unzweideutiger Weise gegen die Idee der Bekämpfung des Krieges durch den Massenstreik in der Form erklärt hat, wie sie auf verschiedenen internationalen Sozialistenkongressen verfochten ist. In einem Artikel über „Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg" im „Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" betont Bernstein ausdrücklich, daß eine solche Idee durch die Erfahrung der ersten Augustwoche 1914 als undurchführbar nachgewiesen worden ist und daher aus den Diskussionen zukünftiger Arbeiterkongresse als Programmpunkt wohl ausscheiden wird. Aehnlich Kautsky, der bereits vor vier Jahren geschrieben hat, wenn einmal der Krieg vor der Tür stehe, dann entbrenne in der ganzen Bevölkerung auch einmütig das heiße Bedürfnis nach Sicherung der Grenze vor dem böswilligen Feinde, und „wenn einzelne den übermenschlichen Mut haben sollten, sich dagegen aufzulehnen und hindern zu wollen, daß das Militär zur Grenze eilt und aufs reichlichste mit Kriegsmaterial ausgerüstet wird, so brauchte die Regierung keinen Finger zu rühren. Die wütende Menge würde sie (die Gegner der Grenzsicherung) selbst erschlagen." Mit diesen Worten hat Kautsky die Situation von August 1914 richtig vorausgesagt. Mit Recht weisen deshalb die Gewerkschaften darauf hin, daß, wenn dem so ist, daß die „ganze Be-

Digitized by Google

völkerung" die Grenzsicherung und die Versorgung des Militärs mit „reichlichstem Kriegsmaterial" fordert, sich die große Volkspartei der Sozialisten erst recht nicht abseits stellen könne, sondern für den Grenzschutz und für Kriegsmaterial sorgen müsse, wie das ja auch durch die sozialdemokratische Reichstagsfraktion geschehen sei. Schließlich aber können sich die Gewerkschaften auch noch auf den alten Liebknecht berufen, der sich bereits 1899 auf dem Internationalen Sozialistenkongreß in Paris gegen die von anarchosyndikalistischer Seite ausgehende Meinung wandte, daß der Generalstreik den Anfang der sozialen Revolution bedeute. Unter Berufung auf diese drei unverdächtigen Zeugen verlangen die Gewerkschaften nicht nur, daß solche Diskussionen, wie sie jetzt in der sozialdemokratischen Partei gang und gäbe sind, in der Zukunft verschwinden, sondern daß die demokratischen Parteien sich auch überall konsequent auf eine politische Tätigkeit einrichten sollen, welche sich die systematische Beeinflussung der inneren und äußeren Politik ihres Landes im Sinne der friedlichen Völkerverständigung zum Ziel setzt. Das erreiche man jedoch nicht, indem man sich auf den Isolierstuhl setze, sondern man müsse überall mitarbeiten, um überall Einfluß zu bekommen. Wer damit fürchte, an seinen Grundsätzen Schaden zu leiden, bei dem sitzen die „Grundsätze" nicht tief.

Kartoffelverbrauch und Berufsschichtung. Mit Rücksicht auf die Wichtigkeit, welche die Kartoffel als Volksnahrungsmittel gerade während der Kriegszeit besitzt, haben mehrere Städte auf Anregung der Reichsregierung und des deutschen Städtetages Erhebungen des durchschnittlichen täglichen Kartoffelverbrauchs in den Familien der städtischen Beamten, Angestellten und Arbeiter während der Woche vom 2. bis 8. August angestellt. In Düsseldorf füllten insgesamt 3686 Familien den ihnen übergebenen Fragebogen ordnungsmäßig aus. Die davon betroffene Kopfzahl machte mit 15 997=4,18 Prozent der nach der Brotkartenausgabe Ende Juli auf 382 702 ermittelten ortsanwesenden Einwohnerzahl der Stadt aus und entsprach etwa der Bevölkerung einer ansehnlichen Kleinstadt. Von den an der Erhebung Beteiligten waren:

	nach Familien Proz.	nach Köpfen Proz.
Oberbeamte	0,65	0,62
mittlere Beamte	9,31	8,62
untere Beamte	13,46	14,28
Angestellte und das Bureauhilfspersonal	14,65	14,57
technisches Aufsichtspersonal	5,15	5,12
gelernte Arbeiter	16,68	16,48
ungelernte Arbeiter	40,10	40,31
überhaupt	100,00	100,00

Auffallend ist, wie stark die festgestellte soziale Gliederung hinsichtlich des Kartoffelverbrauchs in die Erscheinung tritt. Dieser betrug auf den Tag und Kopf durchschnittlich bei den Familien:

der Oberbeamten	401	Gramm
der mittleren Beamten	579	„
der unteren Beamten	796	„
der Angestellten und des Bureauhilfspersonals	749	„
des technischen Aufsichtspersonals	745	„
der gelernten Arbeiter	917	„
der ungelernten Arbeiter	1182	„
überhaupt	939	Gramm

Bei den Familien der unteren Beamten, der Angestellten und des Bureauhilfspersonals sowie des technischen Aufsichtspersonals stellte sich also die durchschnittliche tägliche Kopfquote annähernd gleich. Diese Tatsache ist um so leichter erklärlich, als es sich um Angehörige von Klassen handelt, deren Besoldungshöhen nur unerheblich voneinander abweichen. Im übrigen ist die soziale Gliederung den Einkommensverhältnissen entsprechend deutlich erkennbar. Für Berlin ergab sich ein ähnliches Bild, da der dortige Kartoffelverbrauch auf Kopf und Tag bei den Familien

der Oberbeamten	auf 332	Gramm
„ mittleren Beamten	„ 426	„
„ unteren Beamten	„ 531	„
„ technischen Aufsichtsbeamten	„ 501	„
„ gelernten Arbeiter	„ 603	„
„ ungelernten Arbeiter	„ 696	„
überhaupt	591	Gramm

festgestellt wurde. Der gegen Düsseldorf allerdings erheblich niedrigere Berliner Konsum wird in der außerordentlichen Höhe der Kartoffelpreise z. B. der Berliner Erhebung (Ende April bis Anfang Mai d. J.) seine Begründung finden. In Düsseldorf war ebenso wie in Berlin der Kartoffelverbrauch den Einkommensverhältnissen gerade entgegengesetzt, d. h. das in der Familie durchschnittlich pro Tag verzehrte Kartoffelquantum war um so niedriger, je besser die Einkommensverhältnisse waren und umgekehrt. Eine Erhöhung der Kartoffelpreise muß, wie die Berl. Beamten Corresp. mit Recht feststellt, nicht nur absolut, sondern auch relativ den Haushalt um so stärker belasten, je geringer das Einnahme-Soll zu buchen ist. Das Streben der Behörden nach Erhaltung niedriger Kartoffelpreise erfüllt daher eine soziale Pflicht.

Naumanns neues Buch „Mitteleuropa"

Vom Herausgeber unseres Blattes erscheint in den nächsten Tagen im Verlag von Georg Reimer, Berlin, ein Buch von etwa 300 Seiten mit dem Titel „Mitteleuropa". Man wird sich aus dem Inhaltsverzeichnis eine Vorstellung vom Gedankengang des Buches machen können.

Inhalt.

1. Der gemeinsame Krieg und seine Folgen.

Mitten im Krieg muß man wissen, in welchem gegenseitigen Verhältnis Deutschland und Oesterreich-Ungarn aus dem Kriege herauskommen wollen. — Jedes der beiden Reiche ist für sich allein zu klein. — Die Entstehung neuer Militärgrenzen zwischen unverbündeten Staaten. — Die Programmlosigkeit des Kriegsanfanges. — Geschichtsprobe Mitteleuropas. — Notwendige Umdenkung; Rücksicht auf fremdsprachliche Bundesgenossen. — Die Unterschiede der zwei verbündeten Reiche; verschiedene Staatsgeschichte, kapitalistische Entwicklungsstufe und Lebensrhythmus. — Reichsdeutsche Strömungen gegen den mitteleuropäischen Bund; österreichische und ungarische Gegenströmungen. — Die Staatsselbständigkeit beider Reiche ist nur durch Bündnis zu erhalten. — Ob Oesterreich-Ungarn in seine Teile zerfallen muß? Optimismus. — Kritik des bisherigen Bundesverhältnisses. — Ob ein Programm für Mitteleuropa aufgestellt werden kann? — Ein einig Volk von Brüdern!

2. Zur Vorgeschichte Mitteleuropas.

Zur Entstehung eines mitteleuropäischen Staatsverbandes ist ein neues Geschichtsbewußtsein nötig. — Die Auslöschung der früheren Streite zwischen Oesterreich-Ungarn und Preußen. — Die politische Aufgabe der Geschichtschreibung; die Historiker der Bismarckischen Reichsgründung. — Das Mitteleuropa der alten deutschen Kaiser. — Die Zeit der beiden streitenden Ostmarken und des von Westen bedrängten Deutschen Reiches. — Napoleonszeit; zwischen Ost und West. — Wiener Kongreß und Frankfurter Paulskirche; kleindeutsche und großdeutsche Richtung. — Bismarcks Kampf gegen Oesterreich. — Bismarck als Mitteleuropäer im Jahre 1866. — Die Befreiung Mitteleuropas von Frankreich. — Die Loslösung von Rußland. — Bismarck und Andrassy; der Zweibund. — Bismarcks Erbe.

3. Konfessionen und Nationalitäten.

Die Stimmung auf der Fahrt nach Mitteleuropa. — Der Typ des Mitteleuropäers muß sich erst noch bilden. — Alte Kämpfe zwischen Westrom und Ostrom um Mitteleuropa. — Reformation und Gegenreformation. — Preußen als protestantische Vormacht und Oesterreich als katholischer Staat. — Evangelische Besorgnisse. — Der österreichisch-ungarische Katholizismus ist keine politische Einheit. — Kirchen- und Schulfragen dürfen niemals Bundesangelegenheiten werden. — Die mitteleuropäischen Juden. — Nationalitätenfragen in allen Großstaaten. — Die bisherige Behandlung nationaler Minderheiten im Deutschen Reich. — Preußische Polenpolitik. — Die Deutschen in Oesterreich-Ungarn. — Das Deutschtum im altösterreichischen Staat. — Metternich. — Die Demokratie von 1848. — Das Erwachen der Masse zur Teilnahme am Staat. — Die verlorene Kraft der früheren Germanisation. — Die Besonderheit der Madjaren. — Das ungarische Nationalitätengesetz und seine Ausführung. — Rumänen und Südslawen. — Oesterreichische Nationalitätenkämpfe. — Polenfrage. — Die größte Gefahr für die Doppelmonarchie ist vorbei.

4. Das mitteleuropäische Wirtschaftsvolk.

Die Arbeitscharaktere in ihrer geschichtlichen Entwicklung. — Kapitalismus erster und zweiter Stufe. — Warum die anderen Völker uns nicht lieben? — Der organisierte deutsche Mensch. — Englische und deutsche Arbeitsmethode. — Militarismus in Kriegs-

Digitized by Google

und Friedensarbeit. — Die deutsche Wirtschaftskonfession soll der Charakter von Mitteleuropa werden. — Die persönlichen Wirtschaftsleistungen in Oesterreich-Ungarn. — Die zurückgebliebenen Volksteile. — Die Unterschiede im Ertrag der Arbeit. — Der zu erstrebende gemeinsame Arbeitsrhythmus Mitteleuropas. — Volkstümliche Gegengründe gegen die Systematisierung der Arbeit. — Was könnten die Ungarn aus ihrem Boden machen! — Der Arbeiter als Wirtschaftskraft. — Besorgnisse vor einer Wirtschaftsvereinigung bei Unterschieden der Leistungsmöglichkeiten. — Die zu erwartenden Widerstände. — Der Eintritt in die mitteleuropäische Arbeitsgemeinschaft als Seelenentschluß. — Die künstlerische Aufgabe von Wien und Oesterreich. — Das Beispiel der süddeutschen Angliederung an Norddeutschland. — Das allmähliche Zusammenfließen der Verbände.

5. **Gemeinsame Kriegswirtschaftsprobleme.**

Anteil an der Weltwirtschaft. — Die Abschließung vom Weltverkehr durch den englischen Kriegsplan; der geschlossene Handelsstaat. — Unsere Vorräte haben uns gerettet. — Der Staatssozialismus der Kriegswirtschaft. — Kriegsfinanzen. — Die Weiterentwicklung des Sozialismus durch den Krieg. — Staatssyndikate mit Arbeitersicherung. — Staatliche Vorratswirtschaft. — Der bevorstehende Uebergang zur Friedenswirtschaft nach dem Kriegssystem. — Der organisierte Wirtschaftsstaat. — Ist Oesterreich-Ungarn ein Wirtschaftsstaat oder sind es zwei? — Es ist keine gemeinsame Kriegswirtschaft vorhanden. — Heeresgemeinschaft bei Wirtschaftstrennung? — Syndikatsvereinigung auf Grund der Kriegsvorratswirtschaft. — Die österreichisch-ungarische Valuta. — Die Finanzaufgaben nach dem Krieg. — Die Reichsdeutschen sollen nur helfen, wenn sie gerufen werden.

6. **In der Weltwirtschaft.**

Die Ausbildung von Großstaaten und Weltwirtschaftsgebieten. — Russische, englische und nordamerikanische Art der übernationalen Regierung. — Die Vorgeschichte der internationalen Idee. — Weltwirtschaftsprovinzen als Vorstufen des Internationalismus? — Möglichkeiten des Anschlusses an Rußland oder an England. — Klein und allein? — Unser Verständnis für die anderen Nationen Mitteleuropas. — Die Nachbarstaaten und ihre Kolonien. — Die Fläche der Weltwirtschaftsgebiete. — Einwohnerzahlen der Weltwirtschaftsgebiete. — Sind Weltwirtschaftsgebiete statistisch vergleichbar? — Großengland. — Vereinigte Staaten. — Rußland. — Mitteleuropäische Möglichkeiten. — Der Nutzen der Weltwirtschaft für die kleinen Leute.

7. **Zollfragen.**

Eine Zollgemeinschaft ohne übrige Wirtschaftsgemeinschaft ist nicht durchführbar. — Die Gefahren einer bloßen Zollermäßigung für Ungarn, Oesterreich, Deutschland. — Warum über Zollgemeinschaft mehr geredet wird als über sonstige Wirtschaftsgemeinschaft. — Friedrich List und Minister Bruck als Vorläufer der Zollgemeinschaft. — Der preußisch-deutsche Zollverein. — Persönliches Bekenntnis zur Zollfrage. — Herstellung eines Einheitstarifes. — Einfuhr und Ausfuhr zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn. — Bedarfsgemeinschaft, Ergänzungsgemeinschaft, Wettbewerb. — Zollsätze. — Die Interessengegensätze in den Balkanländern. — Gemeinsame Regulierung der Außenmärkte. — Zollunion, Vorzugsbehandlung, Zwischenzölle auf Grundlage gemeinsamen Tarifschemas. — Vorratsverträge, Syndikatsverträge und Handelsvertrag. — Finanzielle Folgen der Zollannäherung.

8. **Verfassungsfragen.**

Wer übernimmt die Herstellung Mitteleuropas? — Abgrenzung der von der mitteleuropäischen Zentralisation nicht berührten staatlichen Tätigkeiten. — Mitteleuropa kann kein Bundesstaat werden. — Konfessions- und Sprachenfragen sind und bleiben einzelstaatliche Angelegenheiten. — Staatsverträge als Grundlage der Vereinigung. — Mitteleuropäische Zentralverwaltungen für abgegrenzte Einzeltätigkeiten. — Das reichsdeutsche und österreichisch-ungarische Vertragsschließungsrecht. — Der österreichisch-ungarische Ausgleich als Dauerzustand. — Die Sonderung des Militär- und Wirtschaftsstaates von den Nationalitätsstaaten. — Die Gefährdung des Parlamentarismus durch die Herstellung Mitteleuropas. — Wie die Zentralverwaltung nach zehn Jahren aussehen kann? — Militärkonvention. — Gemeinsame auswärtige Politik. — Schlußwort.

9. **Statistisches und Historisches.**

10. **Literatur.**

Kriegsliteratur

Heinrich Ruprecht „zum Gedächtnis", bei Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen. 1 M.

Jedem von uns sterben im Kriege liebe junge Freunde, von denen man viel hoffte. Das müssen wir alle tragen. Den, der hier in eigenen Worten und mit elterlicher Liebe beschrieben wird, habe ich gut gekannt und sende ihm einen treuen Gruß in die Ewigkeit nach. Er gehört zu der Jugend, die bei Langemark in Belgien Anfang November vorigen Jahres in den Tod ging. Alles an diesem Heft ist persönlich: Briefe, Erlebnisse, eine Zeichnung, eine Komposition. So sammeln auch andere Freunde, was sie noch haben.

N.

Soziale Fürsorge für Kriegerwitwen und Kriegerwaisen. Allgemeine deutsche Tagung, einberufen vom Deutschen Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, am 16. und 17. August 1915 im Sitzungssaal des Reichstages. Stenographischer Bericht über die Verhandlungen. München 1915, bei Duncker & Humblot. 176 S. 5,60 M.

Einkommen und Miete, eine kritische Betrachtung. Von Dr. Oskar Kürten. Heft 6 der Freien Beiträge zur Wohnungsfrage im Königreich Sachsen. Dresden-A. 1915, Zentralstelle für Wohnungsfürsorge im Königr. Sachsen. 29 S. 1 M.

Seidenraupenzucht, nach alter und neuer Zuchtmethode. Von Ludwig Tendam, Lehrer in Issel a. d. Mosel. Mit 8 Abbildungen. München-Gladbach 1915, Volksvereinsverlag. 31 S. 60 Pf.

Für diejenigen unserer Kriegsinvaliden und Kriegerwitwen, die die Seidenraupenzucht als Nebenerwerb betreiben wollen.

Praktische Winke zur Erwerbsfürsorge für Kriegsbeschädigte. München-Gladbach 1915, Volksvereinsverlag. 32 S., postfrei 45 Pf. — Ein Wegweiser für die Kriegsbeschädigten selbst und für diejenigen, die für sie zu sorgen haben.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Oberl. Sch. in H. 15 M., Frl. Lehrerin. B. in B. 3 M., Frau St. in A. 85 Pf., H. in D. 2,50 M., Vizefeldw. A. in W. 38 Pf., Feldw. R. im Felde 5 M., Frau Dr. C.-L. in D. 5,05 M., A. in D. 90 Pf., Frl. W. in L. 5 M., Frau W. in Ch. 1,70 M., Prof. M. in K. 2,50 M., H. E. in E. 12 M., Pfr. K. in N.-U. 2,50 M., Assist.-Arzt d. R. G. im Felde 10 M., Pfr. R. in K. 5 M., P. in A. 2,50 M., Rektor L. in N. 3 M., Frl. Lehrerin M. in D. 2 M., Hptm. Dr. O. in L. 6 M., Frau W. in H. 7,50 M., Dr. B. in F. 6 M., Dr. H. in H. 5 M., Frau T. in O. 2,50 M., W. in H. 2 M., Baumstr. H. in B. 3 M., Dr. L. in C. 3 M., Frau Reg.-R. B. in G. 2,50 M., Dir. E. in C. 4 M., Dr. R. in Sch. 1,50 M., Stiftspred. Sch. in W. 3 M., T. in H. 6 M., Schwester K. in H. 2,50 M., Offiz.-Stellvertr. H. in C. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Aus Berlin 2 Der Deutsche Krieg, 1 Chamberlain, Neue Kriegsaufsätze, 14 Deutsche Reden in schwerer Zeit; Frl. K. in Pegau 1 Meyers Volksbücher, 8 Wiesb. Volksbücher, 7 Hesses Volksbücher, 3 Schatzgräber, 2 Insel-Bücher, 1 Schaffsteins Grüne Bändchen, 5 Volksbücher der Dichter-Ged.-Stiftg.; Werbeanwalt W. in Berlin 8 verschiedene Bücher und Hefte.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Adressen von Nichtlesern, denen wir einen Monat lang die Hilfe zur Probe kostenlos schicken können, erbitten wir auf der beiliegenden Postkarte!

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

14. Oktober 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 41

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Gertrud Bäumer:** Der Genius des Krieges. — **Dr. L. Freiherr v. Mackay:** Serbiens Schicksal. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Die neuen Steuern in England. — **Orestes Daskalsuk:** Das politische System Pobjedonoscews. — **Dr. Erich Schairer:** Die Kriegskonjunktur. — **Ernst Diesenthal:** Kriegerheimstätten. — **David Koch:** Hoffnung (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Das Volk. — Soziale Bewegung.

Naumann / Kriegschronik

Montag, 4. Oktober.

Die deutsche Heeresleitung veröffentlicht den in ihre Hände gelangten Armeebefehl des Generals Joffre vom 14. September, in dem der Durchsbruchsversuch vorbereitet wurde. Darin heißt es, es sei notwendig, daß die Offiziere aller Grade von heute an ihre Untergebenen über die günstigen Bedingungen aufklären, unter denen der nächste Angriff der französischen Streitkräfte vor sich gehen wird. Erforderlich sei der Angriff vor allem auch, weil ein glänzender Sieg über die Deutschen die neutralen Völker bestimmen werde, sich „zu unseren Gunsten zu entscheiden". Die im Hintergrund zur Verfügung gehaltenen Divisionen seien in ihrer Stärke mehreren Armeen gleich; die Kitchener-Armeen hätten ihre Landung in Frankreich beendet, die Deutschen aber hätten noch im letzten Monat Kräfte hinweggezogen, um sie an der russischen Front zu verwenden. Der Angriff soll ein allgemeiner sein. Er wird aus mehreren großen und gleichzeitigen Angriffen bestehen, die auf sehr großen Fronten vor sich gehen sollen. Sobald der Feind erschüttert sein wird, werden die Truppen an den bis dahin untätig gehaltenen Teilen der Front ihrerseits angreifen, um die Unordnung zu vervollständigen und ihn zur Auflösung zu bringen. Es wird sich für alle Truppen, die angreifen, nicht nur darum handeln, die ersten feindlichen Gräben wegzunehmen, sondern ohne Ruhe Tag und Nacht durchzustoßen über die zweite und dritte Linie bis in das freie Gelände. Die ganze Kavallerie wird an diesen Angriffen teilnehmen, um den Erfolg in weitem Abstande vor der Infanterie auszunutzen. — Das war die Phantasie, die Ernüchterung folgt, denn heute ist alles wieder wie vorher, nur daß sehr viel Blut geflossen ist. Die Franzosen haben in der Champagne gestern wochmal zum Angriff ansetzen wollen, aber das deutsche Feuer zerbrach ihren Anfang.

Auf dem Balkan will nun Rußland Klarheit erzwingen, da es sich dort von altersher als Herr im Hause fühlt. Der russische Gesandte in Sofia hat ein Ultimatum übergeben, worin über Anwesenheit deutscher und österreichischer Offiziere im bulgarischen Kriegsministerium und über sonstige Abhängigkeit von Deutschland Klage geführt und binnen 24 Stunden offener Bruch mit den Feinden der slawischen Sache gefordert wird. Der Bruch wird wohl in umgekehrter Richtung erfolgen. Inzwischen soll der englische General Hamilton mit 50 englischen und französischen Offizieren und vielen Pferden und Automobilen in Saloniki gelandet sein. Saloniki ist griechisch, ist aber gleichzeitig der Hafen für Serbien. Es fragt sich, ob der serbische Krieg fernerhin über das neutrale Saloniki ausgerüstet werden darf.

Dienstag, 5. Oktober.

Der französische Gesandte in Athen hat der griechischen Regierung mitgeteilt, daß eine Ausschiffung französischer Truppen in Saloniki erfolgt sei und daß England und Frankreich auf diesem Wege weitere Truppen nach Serbien senden werden. Beide Mächte, so sagte der Gesandte, zählen auf Griechenland, das bis heute stets alle Beweise seiner Freundschaft gab, daß es sich Maßnahmen nicht widersetze, die im Interesse Serbiens getroffen werden, mit dem ja auch Griechenland verbündet ist. Darauf antwortete der griechische Ministerpräsident Venizelos, daß die königliche Regierung, die im europäischen Kriege neutral ist, nicht gutheißen kann, wenn ihre Neutralität so empfindlich verletzt wird, und deshalb gegen den Durchmarsch fremder Truppen durch hellenisches Gebiet Einspruch erhebe. Da der Bündnisfall mit Serbien für Griechenland bis jetzt noch nicht eingetreten sei, so dürfen aus ihm keine Folgerungen gezogen werden. — Das Bündnis wurde auf Grund balkanischer Verhältnisse geschlossen und sollte gegenüber Bulgarien den Ertrag des zweiten Balkankrieges sichern. Griechenland wehrt sich mit Recht, daß es durch den Wortlaut dieses Vertrages nun gegen seinen Willen oder wenigstens gegen den Willen des Königs und der Armee in den Weltkrieg hineingezwungen werden soll. Inzwischen geht übrigens die Ausschiffung der Engländer und Franzosen in Saloniki weiter. Es ist möglich, daß Venizelos ein schlechtes Doppelspiel spielt.

Von der Ostfront ist es mit einem Male sehr still geworden. Die Berichte beschränken sich auf das Notwendige. Russische Angriffe werden abgewehrt, und an der Düna und in Wolhynien wird weiter nach vorn gedrängt, zunächst aber ist im Ganzen offenbar eine gewisse Pause eingetreten, erklärbar nach den gewaltigen Anstrengungen und Leistungen der letzten Monate und sehr verständlich bei der Notwendigkeit, auf allen Kriegsschauplätzen zugleich mit Erfolg auf der Wacht zu stehen.

Mittwoch, 6. Oktober.

In der Champagne versuchten die Franzosen auch gestern, auf der bisherigen Angriffsfront von neuem vorzugehen. Mit starkem Artilleriefeuer, das sich nachmittags zur größten Heftigkeit steigerte, glaubte der Feind unsere Stellung für den allgemein beabsichtigten Angriff sturmreif machen zu können, während er auf der ganzen Front seine Sturmtruppen bereitstellte. Unter unserem auf der feindlichen Ausgangsstellung liegenden Artilleriefeuer gelang es den Franzosen nur an einigen Stellen, ihre Truppen zum Sturm vorzubringen, und wo sie stürmten, wurden sie wieder unter schweren Verlusten zurückgeworfen.

Gegenüber der Behauptung, daß die Engländer im Luftkampf die Oberhand gewonnen hätten, veröffentlicht unsere oberste Heeresleitung folgende Uebersicht über Verluste von Flugzeugen im Monat September. Verloren wurden:

Digitized by Google

	deutsche	englische	französische
Im Luftkampf	3	4	11
Vermißt	2	—	—
Durch Abschuß von der Erde aus	2	1	4
Durch Landung hinter der feindlichen Front	—	3	7
	7	8	22

Es ist möglich, daß, was bei uns als vermißt gebucht wird, hinter der feindlichen Front niedergehen mußte. Die Franzosen, die soviel Begeisterung für ihre Flieger hatten, sind, wie es scheint, doch nicht mehr an der Spitze der Leistung.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos hat seinen Abschied eingereicht, weil der König ihm erklärt hat, daß er der Politik des gegenwärtigen Kabinetts nicht bis ans Ende folgen könne. In der Kammer besitzt Venizelos eine zweifellose Mehrheit, ob er aber nun den Kampf gegen den König wagen kann und will, ist bei der schwer bedrängten Weltlage Griechenlands sehr zu bezweifeln. Eine bloße Kammerpolitik ohne Zustimmung des Heeres ist in Kriegszeiten etwas Unmögliches.

Donnerstag, 7. Oktober.

Der Bruch zwischen Bulgarien und dem Vierverbande ist vollzogen, die feindlichen Gesandten reisen ab, nur der russische bleibt privatim in Sofia, weil er schwer krank ist. Dieses Mal fiel also die Entscheidung für uns. Als um die Italiener geworben wurde, verloren wir das Spiel und die andere Seite gewann einen Kriegsgenossen, jetzt aber liegt es umgekehrt: die von der verengländerten großen Welt versemten Mitteleuropäer bekommen Zuwachs. Daß der Anschluß Bulgariens nicht ohne viel Ueberlegen erfolgt ist, sieht man schon aus der fast endlosen Vorgeschichte diplomatischer Anerbietungen des Vierverbandes. Schließlich hat wohl am meisten entschieden, daß die militärisch gut geschulten Bulgaren am deutschen Siege nicht mehr zweifeln. Jetzt wird also Serbien in den Schraubstock gesetzt. Dann aber werden unsere Südtruppen schon selber wissen, was sie zu tun haben.

Eine unmittelbare Folge des Eintrittes Bulgariens in den Kriegszustand ist, daß nun erst die Abschließung Rußlands von Süden her vollständig gemacht werden kann. Rußland hat nur noch gelegentliche Zufuhrmöglichkeiten auf der Ostsee, deren Verhältnisse für uns undurchsichtig sind, sodann den Landweg über Schweden und (da die Fahrstraße nach Archangelsk schon jetzt wieder vereist) nur noch die sibirische Bahn. Soviel man erfährt, ist das innere Austauschsystem Rußlands durch den Krieg viel zu sehr gestört, um die Verteilung einheimischer und fremder Güter vollziehen zu können.

In der Champagne ist der Durchbruchsversuch noch nicht zu Ende. Der französische Bericht redet sogar von einem gewonnenen Stützpunkt zweiter Linie. Der heutige deutsche Bericht besagt: Nach starkem, bis zur äußersten Heftigkeit gesteigertem Artilleriefeuer setzten gestern mit Tagesgrauen die Angriffe wieder ein. Nordwestlich Souain brachen unter schweren Verlusten sechs Massenangriffe der Franzosen zusammen. Westlich der Straße Somme-Py—Souain konnten Teile von zwei neu eingetroffenen Divisionen an einer Stelle über unsere vorderste Linie vordringen. Durch sofort einsetzenden Gegenangriff wurde der Feind wieder hinausgeworfen. . . . Nur bei und nördlich Tahure gelang es dem Feinde nach hin und her wogendem Gefecht, etwa 800 Mtr. Raum zu gewinnen. Der Angriff kam durch unsere Gegenangriffe zum Stehen. Die Stellung nördlich des Beauséjour-Gehöftes ist restlos in unserem Besitz.

Das allerneueste, wichtigste aber ist: die Deutschen und Oesterreich-Ungarn sind an mehreren Stellen über Drina, Save und Donau gegangen und haben auf serbischem Ufer festen Fuß gefaßt. Also nun sind sie drüben! Wie es gemacht wurde, werden wir ja erfahren.

Freitag, 8. Oktober.

Jeden Tag liest man einen österreichischen und einen italienischen Bericht über die Kämpfe am Isonzo und in Südtirol, aber es macht wenig aus, ob es heute bei dieser Kapelle und morgen bei jener Schutzhütte einen Angriff gibt, denn im Grunde ist es immer dasselbe Spiel: die Italiener rennen an die Wand.

Die deutschen Unterseeboote im Mittelmeer haben seit Mitte September mindestens ein Dutzend großer englischer und französischer Dampfer, darunter mehrere Transportdampfer versenkt. Der englische Transportdampfer „Ramasan" wurde mit 500 Mann indischer Truppen an Bord versenkt.

Das neue griechische Ministerium hat sich unter dem Vorsitz von Zaimis gebildet. Eine Auflösung der Kammer scheint nicht notwendig zu werden. Das neue Kabinett wolle, so wird erklärt, strenge Neutralität üben. Heißt das, daß die englisch-französischen Truppen aus Saloniki entfernt werden sollen? In den englischen Zeitungen gibt man sich die unmenschlichste Mühe zu beweisen, daß es ein himmelweiter Unterschied ist, ob man die belgische oder die griechische Neutralität verletzt.

An der russischen Front zeigte sich im südlichen Teile starke Lebendigkeit. Man darf daraus, daß das deutsche Interesse zeitweilig mehr in andere Richtung gelenkt ist, keineswegs folgern, daß nun auch die Russen ins stille Lagerleben übergehen wollen. Es waren gestern an der ganzen ostgalizischen und wolhynischen Linie russische Angriffe mit großem Aufwand von Kräften und Munition. Der österreichische Bericht sagt: An der bessarabischen Grenze auf den Höhen nördlich des Dnjestr und an der Strypa brachen die russischen Sturmkolonnen zusammen, ehe sie an unsere Hindernisse herankamen; nordwestlich von Tarnopol drangen die Russen an zwei Stellen in unsere Schützengräben ein, wurden aber durch herbeieilende deutsche und österreichisch-ungarische Unterstützung heute morgen wieder zurückgeschlagen. Es wurden in den Kämpfen der letzten zwei Tage etwa 4000 Russen gefangengenommen.

Sonnabend, 9. Oktober.

Die türkische Volksvertretung hielt am 5. Oktober eine feierliche Sitzung mit Reden des Präsidenten Halil Bei und des Kriegsministers Enver Pascha. Halil Bei sagte: Das wichtigste Ergebnis dieses Krieges ist, daß von der Nordsee bis zum Indischen Ozean eine mächtige Gruppe geschaffen sein wird, die sich ewig gegen den englischen Eigennutz halten wird, der die Ursache des Verlustes von Millionen von Menschenleben und Milliarden von Vermögen ist. Enver Pascha gab einen Rückblick auf den bisherigen Verlauf des den Türken aufgezwungenen Krieges und sprach vom Dardanellenkampfe: Der Feind griff am 18. März mit seiner für unbesiegbar gehaltenen Flotte die Meerenge an, aber mit Gottes Hilfe versenkten wir einen Teil seiner Flotte. Nachdem dann diese Unternehmung gescheitert war, dachte der Feind daran, uns zu Lande zu besiegen, die Meerenge zu öffnen und Konstantinopel zu nehmen, aber auch dieses Mal gelang es den Feinden nicht, trotz der furchtbaren Mittel, über die sie verfügten, und es wird ihnen auch fernerhin unmöglich sein, in ihrem Unternehmen Erfolg zu haben. Während der Dardanellenschlachten blieb der türkische Soldat mit der Waffe in der Hand unerschütterlich unter einem feindlichen Artilleriefeuer von zwanzig- bis dreißigfacher Uebermacht, erwartete lächelnd den Angriff des Feindes und brachte ihn schließlich zum Zusammenbruch. Nach unserer Berechnung benutzte der Feind ungefähr 500 000 Mann für diese Angriffe, von denen die Hälfte auf der Gallipoli-Halbinsel begraben liegt.

An der Westfront werden die Kämpfe sowohl in der Champagne wie bei Loos, nördlich von Arras, noch fortgesetzt. Die französischen Berichte legen besonderes Gewicht darauf, daß die Franzosen Tahure, nördlich von Perthes, in der Champagne besetzt haben und weitere Stücke dazugewinnen. Vermutlich ist die Tatsache selbst richtig, nur scheint sie nicht allzuviel zu bedeuten, denn auch der französische Bericht sagt nicht, daß die Eisenbahnlinie

zwischen Somme-Py und Grand-Pé, die das eigentliche Kampfobjekt bildet, dadurch in französische Kontrolle gelangt sei.

Vor Dünaburg ist der Ort Garbunowska mit den dazugehörigen feindlichen Stellungen erstürmt worden. Ebenso sind südwestlich von Pinsk einige Orte im Sturm genommen. Die deutsche östliche Armee besteht jetzt nach Abzweigung der Balkanarmee aus den Heeresgruppen Hindenburg, Prinz Leopold von Bayern und General v. Linsingen. Die letztere ist zwischen österreichisch-ungarischen Truppenteilen im Raume von Pinsk, Wolhynien und Ostgalizien verteilt.

Die Balkanarmee steht unter Führung von Generalfeldmarschall Mackensen und enthält einen westlichen Teil unter Leitung des k. und k. Generals der Infanterie v. Koeveß und einen östlicheren Teil unter dem bisher in Kurland tätigen General der Artillerie v. Gallwitz. Der größte Teil von Belgrad ist in der Hand der Verbündeten. Oesterreichische Truppen stürmten die Zitadelle und deutsche Truppen den neuen Konak. An vielen Stellen abwärts von Semendria wurde der Donauübergang erzwungen. Dieses Mal wird Belgrad nicht wieder geräumt werden!

Sonntag, 10. Oktober.

Die russischen Angriffe in Wolhynien werden Tag für Tag erneuert, wobei nutzlos viele Menschenleben und Munition geopfert werden. Man hat den Eindruck, daß in Wolhynien und Ostgalizien noch ein großer russischer Massenangriff bevorsteht.

Der Berichterstatter des „Secolo" berichtet aus Saloniki, die Serben hätten 100 000 Mann zusammengezogen, wovon 20 000 zum Schutz der Bahn Saloniki—Nisch gegen bulgarische Angriffe zu dienen bestimmt seien. Vermutlich sind diese Zahlenangaben zu niedrig. Gestern seien 14 000 Mann von den Dardanellen mit viel Kriegsmaterial in Saloniki eingetroffen. Im Hafen von Saloniki befänden sich fünf große Kriegsschiffe, noch aber seien keine Truppen von dort nach Serbien abgegangen. Zahlreiche Truppensendungen würden aus Mudros, Toulon und Marseille erwartet. Der „Corriere della Sera" glaubt zu wissen, daß der neue griechische Ministerpräsident Zaimis einen bedeutend schärferen Protest wegen Neutralitätsverletzung an die englische und französische Regierung gerichtet hat.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 4. Oktober.

Tagung des Fröbelverbandes in Mannheim. Seltsam, daß man, während der Ausgang der französischen Offensive noch die Zeitungen erfüllt und die großen Entscheidungen über dem Balkan hangen, seine Gedanken den Angelegenheiten der „Krabbelkinder" zuwenden muß. Und doch wieder sinnvoll genug. Gilt es doch, gerade diesen großen Rechenexempeln mit Leben und Volksgeschick gegenüber zu bestätigen, daß jedes Einzelleben ein kostbares Volksgut ist, das behütet, gepflegt und stark gemacht wird mit allen Kräften individueller Liebe und sozialer Fürsorge. Die Berichte der Kindergartenvereine über ihre Kriegstätigkeit waren durch dieses gesteigerte Bewußtsein der Kostbarkeit des Lebens geprägt und zeigten zugleich, wie es in ganz anderem Maße als sonst gelungen ist, die Mütter der Arbeiterschicht zur Mitarbeit im Volkskindergarten zu gewinnen.

Auf der Fahrt von München nach Mannheim mit Soldaten überfüllte Züge. Man hat, wenn man sich durch die Gänge der Wagen „nur für Militär" hindurchgezwängt, so stark das Gefühl, als sei das ganze bürgerliche Leben heute nur noch ein Anhängsel und Nebenher des militärischen. Die Soldaten selbst, die diese trüb beleuchteten, stickigen Wagen, an die der Herbstregen schlägt, füllen und überfüllen, sind dabei voll derber Fröhlichkeit und begleiten die mühselig drangvolle Straße der Zivilpassagiere durch das Gewühl ihrer feldgrauen Beine, Bündel und Pappschachteln mit gutmütigen Witzen. Dabei haftet das Bild eines Abschieds auf dem Münchener Bahnhof: ein Soldat im Rauch und Dampf der Lokomotive und im zuckenden Licht der Bogenlampe, der bis zur letzten Sekunde, unbekümmert um Reisende und Kameraden, den Arm um sein Mädel gelegt hat, ganz stumm und versunken, als sei die Welt nichts als dieser eine Abschied!

Dienstag, 5. Oktober.

Der deutsche Landwirtschaftsrat hat sich mit der Einführung des Stickstoffmonopols unter gewissen Bedingungen einverstanden erklärt.

Eine Reichspreisprüfungsstelle wird in Berlin eingerichtet werden. Sie soll auf Grund von Ermittlungen über die Preisbildung die Reichsregierung in allen Versorgungsfragen beraten und sich ev. auf lokale Preisprüfungsstellen stützen. Wenn sie nur nützt!

Der Arbeitsmarkt für Frauen hebt sich in Berlin durch die gesteigerte Anforderung von weiblichen Kräften für Erdarbeiten und den Bau einer Luftschiffhalle! Die elektrische Schwachstromindustrie sucht weibliche Arbeitskräfte, ohne sie zu finden.

Der Streik einiger Sänger des Leipziger Gewandhauschors hat die Frage aufgeworfen, ob man die „Neunte Sinfonie" während des Krieges aufführen könne: „Freude, schöner Götterfunken"? — und „Seid umschlungen, Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt"? Das ist fast eine zu gewaltsame Zumutung! Aber bedeutet in Beethovens Musik dieser Hymnus noch wörtlich das, was seine Worte sagen, die zeitgebundene Zeichen einer Kraft des inneren Sieges, des Triumphes des Lebens über alle Mächte des Todes sind?

Ein Tag in Heidelberg. Rote Wege, an denen die gelben Bäume wie Fackeln stehen. Brennender Wald unter trübem Herbsthimmel. In früher Dämmerung ein Austausch, wie der Krieg diesen und jenen gemeinsam Gekannten seelisch getroffen hat. Man fühlt um sich herum die Lasten innerer Schicksale, Menschen, deren Lebenswerk seine Bedeutung ausschließlich im Frieden hatte, die heute beiseite stehen müssen. Was kostet der Krieg an schweigender Standhaftigkeit, an Entsagung, an innerem Kampf um neue Lebenseinstellung!!

Mittwoch, 6. Oktober.

Die Frage von Kriegsunterstützung und Arbeitsverdienst, eine der Hauptfragen unserer süddeutschen Kriegstagung, findet jetzt auch hier in Berlin öffentliche Erörterung. Tatsächlich bedeutet die Kriegsunterstützung eine Prämie auf die Faulheit, wenn sie entzogen wird, sobald die Frau Arbeitsverdienst hat. Charlottenburg findet den Ausweg, daß es einen Arbeitsverdienst bis zu 20 M. auf die Kriegsunterstützung überhaupt nicht, und den 20 M. überschreitenden Betrag mit 50 Prozent anrechnet. Das Existenzminimum ist in Charlottenburg neu festgesetzt, d. h. mit Rücksicht auf die Lebensmittelpreise erhöht worden.

Donnerstag, 7. Oktober.

Die Berliner Zentralarbeitsnachweis-Statistik über 125 Nachweise liegt vor für den Monat August und damit für den ersten Kriegsmonat, der mit einem Kriegsmonat des vergangenen Jahres verglichen werden kann.

Auf 100 Stellen kommen männliche Arbeitsuchende:

August 1914	275
August 1915	97

Digitized by Google

weibliche Arbeitsuchende:

August 1914	382
August 1915	129

Man kann sich heute kaum noch recht vorstellen, was für eine Beängstigung diese Kriegs-Arbeitslosigkeit war, als man noch gar nicht wußte, ob und wann sie sich heben würde!

Freitag, 8. Oktober.

Regelung des Milchbezuges durch Milchkarten wird in Weimar eingeführt. Familien unter 2500 M. Einkommen, bei mehr als zwei Kindern unter 3000 M., bekommen zum Preis von 24 Pf. auf Karte Milch. Es stellte sich (das wird anderswo auch so sein) bei Beginn dieser Rationierung erst heraus, wie ungenügend die Milchversorgung der unteren Volksschichten schon gewesen war! Entschlösse man sich bei uns nur erst einmal dazu.

In Frankfurt tagt die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge und beschäftigt sich mit den Kriegsforderungen an die einheitliche Organisation der Kleinkinderfürsorge.

Sonnabend, 9. Oktober.

Am Jahrestag von Antwerpen fällt Belgrad. Man hat wieder ein Gefühl, als vertauschten sich die Zeiten. Genau wie im vorigen Jahr stehen die Menschen im Herbstregen unter wehenden Blättern vor den Depeschenanschlägen. Der zweite Kriegswinter wird schwerer werden als der erste. Seelisch schwerer. Gewiß, die Gewöhnung hilft heute, wo im ersten Jahr der Wille alles leisten mußte. Aber in dieser Gewöhnung liegt zugleich die Gefahr der Stumpfheit und Schwunglosigkeit. Die Durchschnittsmenschen werden zu sehr von ihrem Alltag wieder hingenommen. Und an den ganz Pflichtbewußten konnte die übermäßige Anspannung eines ganzen Jahres nicht spurlos vorübergehen. In der Kriegshilfe müssen immer noch wieder neue Kräfte aufgeboten werden.

Sonntag, 10. Oktober.

Die Reichskartoffelstelle ist durch Bundesratsverfügung beschlossen. Nach Art der Reichsgetreidestelle mit einer behördlichen Verwaltungsabteilung und einer kaufmännischen Geschäftsabteilung. Insoweit die zur Ernährung der Bevölkerung eines Kommunalverbandes für Herbst und Winter erforderlichen Kartoffeln nicht anderweitig beschafft werden können, meldet der Kommunalverband den Fehlbetrag bei der Reichskartoffelstelle an. Diese deckt den angemeldeten Bedarf zu bestimmten Grundpreisen freihändig. Soweit dies nicht möglich ist, werden die angeforderten Mengen auf die Produktionskreise zur Lieferung umgelegt. Zum Zwecke der Sicherstellung dieser Mengen haben alle Kartoffelerzeuger mit mehr als 10 Hektar Kartoffelanbaufläche 10 Proz. ihrer gesamten Kartoffelernte bis zum 29. Februar 1916 zur Verfügung des Kommunalverbandes zu halten. Hinsichtlich dieser Mengen ist die Enteignungsbefugnis gegeben. Der Enteignungspreis wird unter Berücksichtigung der Güte und der Verwertbarkeit der Kartoffel bestimmt. Er darf jedoch den Grundpreis nicht übersteigen, der nach Bezirken festgesetzt ist und sich zwischen 55 und 61 M. für die Tonne bewegt. — Das Grundschema der Getreideversorgung schimmert durch: Beschlagnahme mindestens eines Teiles, Lieferzwang, Selbstwirtschaftsbefugnis der Kommunalverbände, Preisregulierung!

Der „Deutsche Ausschuß für Kleinkinderfürsorge", der gestern in Frankfurt a. M. beschlossen ist, bedeutet ein Stück deutsche Vereinheitlichung. Beinahe kein Gebiet sozialer Fürsorge war so sehr konfessionell gespalten wie die „Kinderbewahranstalten". Jetzt ist Zentralisation und Zusammenarbeiten beschlossen.

Montag, 11. Oktober.

Ein vorangustliches Ueberbleibsel ist der schon vielbesprochene Eisenbahnrevers, der im bayerischen Finanzausschuß zur Sprache kam. Graf Hertling erklärte, daß er alles daransetzen würde, um in der bevorstehenden Besprechung der beteiligten deutschen Bahnverwaltungen die Beseitigung des Reverses zu erreichen. Die Frage wird aber trotzdem durch sozialdemokratische Interpellation im Landtag zur Sprache gebracht werden.

— — Ein schwierigstes Kapitel der Kriegsfürsorge ist die mangelhafte Rechtskenntnis der Frauen. Daß sie so gar keine Ahnung von ihren Rentenansprüchen haben, sich für die Reichswochenhilfe so oft zu spät melden, oft gar nicht wissen, welchen Versicherungen der Mann angehört hat, macht es so schwer, ihnen zu helfen!

Immer energischer werden wirksame Maßnahmen gegen den Preiswucher verlangt; d. h. die Maßnahmen sind schon da, ihr Nutzen ist aber bis jetzt nur sehr wenig erkennbar. Es scheint merkwürdig schwer, diesen Dingen beizukommen.

Gertrud Bäumer / Der Genius des Krieges

Das Buch von Max Scheler „Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg" (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig) wird im Ausland etwa in derselben Weise mißverstanden werden wie Nietzsche. Vielleicht sogar noch mehr, weil seine Paradoxie noch undurchsichtiger ist, und weil seine innersten Voraussetzungen dem Verständnis unserer neutralen und kriegführenden Gegner noch ferner liegen. Schutz gegen diese Art der Ausbeutung bietet ihm allerdings die ungewöhnliche Schwierigkeit seines Stils; was freilich nicht hindert, daß einzelne Sätze — aus dem Zusammenhange herausgerissen — auf die Pharisäer jenseits unserer Grenzen als Ungeheuerlichkeiten wirken und sie im Glauben an die deutsche Kriegsbegier bestärken werden.

Man denkt jetzt unwillkürlich so taktisch, daß sich einem jedes Wort als eine die Gemüter bewegende Macht, als Waffe darstellt, zum Nützlichen oder Schädlichen. Und doch muß dieser Gedanke im Hintergrunde bleiben bei Zeugnissen der Zeit, denen ein Stück innerer Notwendigkeit anhaftet.

Das aber darf von diesem Buch gesagt werden, und zwar sowohl von seinem ersten Teil, der eine Philosophie des Krieges enthält, wie von dem zweiten, der von dem Wesen und den Zielen dieses Krieges handelt. Es hat innere Notwendigkeit, ohne allerdings ein warmes und hinreißendes Buch zu sein. Seine Eigentümlichkeit besteht darin, daß es von einfachen, elementaren, heißen Dingen, von Heldentum, Heimat und Liebe, auf eine intellektualistisch umständliche Art Zeugnis ablegt und Tiefgefühltes mit viel Geist, aber ohne Unmittelbarkeit ausspricht. Eine Philosophie des Gemüts und der Leidenschaft im faltenreichen Gewande eines vielwissenden, ungeheuer beziehungsreichen Intellekts. Es soll in diesem Aufsatz von dem ersten allgemeinen Teil, in einem folgenden von dem zweiten die Rede sein.

Mit steigender Deutlichkeit hat sich vor dem Kriege eine neue Entwicklung deutscher Geistesentwicklung als die obsiegende und entscheidende markiert: ein Idealismus, dessen Zentralbegriffe nicht wie die des Idealismus von 1800 Vernunft, Humanität, Gesetz, sondern Leben, Liebe, Kraft sind. In diese Linie gehört Scheler hinein.

Dieser Idealismus empfindet sich selbst als in besonderem Sinne „deutsch". Denn er entstand neben dem Naturalismus der französisch-englischen Philosophie als sein Gegensatz und seine Ueberwindung — ein bewußt Größeres, Freieres, Geistigeres. Er entstand, als der Glaube und das mutige Bekenntnis, daß nicht der Verstand, der das Leben in eine Kette von Ursache und Wirkung zerlegt, seine tiefsten Antriebe entdeckt, sondern daß diese Antriebe im Gemüt leben, mechanistischer Betrachtungsweise ewig entzogen. Der Glaube besitzt höhere Wahrheit als das Wissen, denn er ist das Bewußtsein quellender

Kraft, die Unberechenbares schafft und gestaltet. In Religion, Philosophie und Kunst ist vollere Weisheit als in den Erfahrungswissenschaften, denn alle drei sind Gebilde und Formungen aus der Mitte des Lebens selbst, nicht Erkenntnisse auf der Oberfläche seiner Erscheinungen und ihrer sachlichen Zusammenhänge.

Dieser neue Idealismus ist in mannigfachen Formen hier und da hervorgetreten, an Namen aus verschiedensten geistigen Kreisen geknüpft: Stefan George — obgleich er den Namen „Idealismus" ablehnen würde — gehört ebenso hierher wie Rickert oder Dilthey und ihre Schüler. Er hat seinen romanischen Vertreter in Bergson, dessen Intuition aber die Zucht der Formung fehlt. In seiner einheitlichen Richtung greifbarer noch als bei diesen ausgeprägten Einzelerscheinungen, erfüllt dieser Idealismus die Jugend. Sie kehrt sich in ihren jüngsten Scharen immer entschiedener ab von dem Zweckmechanismus der Zivilisation, von den Zielen einer kaufmännisch-industriellen, praktisch-klugen Beherrschung der Welt durch Naturwissenschaft und Technik — sofern diesem Ziel als dem Ein und Alles das Höhere geopfert werden soll. Sie drängt zurück zu klarerem Bewußtsein der inneren Lebensmächte als der entscheidenden — der Mächte, die jenseits aller „Nützlichkeit" Wert und Unwert des Daseins unmittelbar bestimmen.

Aus solcher Betrachtungsweise heraus sucht Scheler eine Stellungnahme zum Krieg. Der Krieg ist nicht — biologisch-positivistisch — Kampf ums Dasein, sondern Kampf um ein Höheres als das bloße Dasein: um die Macht. Macht ist der Lebenswille der geistig-vitalen unteilbaren Einheit der Nation. Aller rationalen Betrachtung unfaßbar, daher auch von ihr nie verstanden (Kant!), ist das Wesen des Staates als einer Willenspersönlichkeit, eines Lebendig-Einen, das den einzelnen Bürger nicht nur umschließt wie ein Rahmen, sondern durchdringt, verwandelt, einsaugt. Der trockene biologisch-positivistische Sinn Spencers meint, daß die Gesellschaft keine Seele habe wie der einzelne. Das ist kurzsichtig naturwissenschaftlich gedacht. Ueber alle Zweifel hinaus und der Nachweisbarkeit nicht mehr bedürftig, hat das Erlebnis dieses Krieges uns diese Gesamtseele offenbart, in der unser Einzeldasein lebt und webt. Und dies Erlebnis hilft uns allen noch besser und inniger verstehen, daß der Staat nicht eine Summe mehr oder weniger geschickt verzahnter Einzelexistenzen, sondern daß er eine Gemeinschaft ist, in der das Leben dieser einzelnen ein neues, allen gleichermaßen zugehöriges Dasein aus sich herausgetrieben hat, das sich nun wiederum dem einzelnen mitteilt. In dieser tieferen und vollständigeren Erfassung der lebendigen Einheit und alleinen Lebendigkeit des Staates beruht die Ueberzeugung Schelers, daß alle Kultur an der Freiheit, Kraft, Gesundheit und Entfaltungsmöglichkeit des Staates haftet. Jede Kulturschöpfung geht letztlich hervor aus einer feurigen, opfervollen und streitbaren (nicht streit-„süchtigen"!) Staatsgesinnung. Mögen auch ihre äußeren Erscheinungen in Dichtung, Gedankensystem oder bildender Kunst in der Ruhe des Friedens reifen, die Konzeptionen dieser Werke liegen in einem „kriegerischen" Zustand des Geistes, das heißt in einem zu Entfaltung und Widerstand gestimmten Gesamtwillen.

Ist das richtig?

Es scheint, daß die Geschichte Beweise des Gegenteils gibt, die man arg verbiegen muß, damit sie Zeugnisse dieser Auffassung werden. Goethe! Aber man muß sich, um die Zusammenhänge von politischer Freiheit und Größe mit geistiger Kultur zu erfassen, nicht so sehr an das — mehr oder weniger zufallsbestimmte! — zeitliche Zusammentreffen halten. Man kann sicher behaupten, daß jede wahre Kulturkraft staatsbildend ist und ihre letzte natürliche Auswirkung verfehlt, wenn die Geschichte ihr den Stoff eines gestaltungsfähigen Staatslebens versagt. Niemand hat das klarer gefühlt als Plato. Im „Staat" schildert er in einem Bilde schwermütigen Verzichts den Philosophen, der das Gestaltwerden seiner Gedanken nicht erzwingen kann. „Dieses alles bei sich erwägend, Ruhe haltend und seine eigene Sache betreibend, wird er, wie einer im Winter bei Staubwirbel, Regen und Unwetter an eine Mauer untertritt, indem er die anderen mit Ungesetzlichkeit erfüllt sieht, froh sein, wenn er nur selbst rein von Unrecht und unheiligen Werken hier sein Leben lebt und beim Abschiede davon mit schöner Hoffnung heiter und wohlgesonnen abscheidet". — „Und gewiß hat er nichts Geringes getan, wenn er dann abscheidet", wird ihm erwidert. — Und Plato sagt: „Aber auch nicht das Größte; er fand ja nicht den ihm gemäßen Staat, denn in einem solchen wird er selbst noch mehr wachsen und mit dem Eigenen auch das Gemeinsame erretten."

Wenn der Staat Bedingung aller Kultur und aller gesunden und vollkommenen Entfaltung geistigen Lebens ist, so ist auch der Krieg letzten Endes Kulturbedingung. Der Krieg, sofern er der im höchsten Sinne weltgeschichtlicher Verantwortung berechtigten Machtsteigerung der „edleren und höher gearteten menschlichen Gruppen dient". Diese Machtsteigerung ist höchste Gerechtigkeit vor dem Gerichtshof des Lebens, der ein anderer ist als das Haager Schiedsgericht. Der Krieg ist ein Gottesgericht, durch welches der wertvollere Staat dem wertloseren seinen Wirkungsspielraum abringt. Scheler ist fest davon überzeugt, daß der Erfolg im Kriege so durchaus und ausschließlich von den eigentlichsten politischen (und damit kulturellen!) Kräften eines Volkes abhängt, daß er dem Spruch weltgeschichtlicher Gerechtigkeit gleich ist.

So faßt er den Krieg als moralische Macht ersten Ranges — d. h. nur den Krieg, der geschichtliche Notwendigkeit in sich birgt, weil er aus dem Zusammenstoß der zentralen Wachstumskräfte der Völker entsteht. Diese Bedeutung hat nach Schelers Meinung in vollem Maße der Gegensatz Deutschland-Rußland, in immer noch ausreichendem der Gegensatz Deutschland-England. Für Völker, die in diesem schicksalhaften Sinne um ihren Staat und seine Freiheit ringen — Freiheit in dem Fichteschen Sinne eines Rechtes, „in dem angehobenen Gange aus sich selber sich fortzuentwickeln" — ist der Krieg der Schmied zu Härtung und edelster Formung der Energien. Er schafft höchste Maßstäbe für die Leistung und treibt damit das Können von Millionen Menschen über die Grenzen hinaus, in denen es sonst befangen geblieben wäre. Er ist Einheitsbildner, indem er den gemeinsamen Besitz am Vaterland über alle Einzelinteressen hinaus in einer Weise ins Bewußtsein hebt, wie es schlechthin durch keine andere Lage geschehen könnte. Er steigert dadurch — indem er die Völker in den Dienst der Feindschaft zwingt — tatsächlich die Liebe in der Welt.

Hier liegt die Paradoxie des Schelerschen Buches. Es meint Kriegsmoral und Liebesmoral vereinigen, ja die Kriegsmoral als Vorstufe der Liebesmoral erfassen zu können. Die Synthese von Nietzsche und dem Christentum — von manchen Modernen gesucht — erscheint hier in einer neuen Form. „Der Krieg birgt ebensowohl die Kraft in sich, die Gemüter innerlich zu einen, als er die große Kraft ist, die Menschen äußerlich zu trennen und zu scheiden; wogegen der Friedenszustand

die Menschen ebenso äußerlich eint, als er sie innerlich atomisiert und trennt." Wenn auch der Anlaß zu dieser Einigung gemeinsame Not, gemeinsame Existenzgefahr und gemeinsame Feindschaft ist, die durch solche Motive einmal ausgelöste Gemeinschaftskraft wirkt und sammelt weiter. „Daß es überhaupt erst solcher „Motive", daß es des Krieges auch nur zum Geburtshelfer der echte Gemeinschaft bildenden Liebeskraft überhaupt bedarf — darin, aber auch nur darin sah die christliche Lehre mit Recht eine Folge der menschlichen Sündhaftigkeit, die sie auf Sündenfall und Erbfeinde zurückführte. Gleichwohl bleibt der Krieg, indem er diese Auslösung vollzieht, hierdurch ein positiver Wesensbestandteil der göttlichen Erlösungsordnung. Und wie hart, rauh gewunden und dornig dieser Weg immer sei, so ist er doch noch ein geraderer und sanfterer Weg zu dem überschwenglichen Ziele des Reiches Gottes, als ein ewiger Friede wäre, der durch bloße steigende Interessensolidarität der Völker und vollkommene Ausdehnung der Vertrags- und Rechtsidee über die Staatenwelt sich anbahnte."

Ist dies eine mögliche Gedankenreihe? Wenn sie nur sagen will, daß der Krieg, als Anlaß, durch die Not die Liebe herausgefordert — „mobil gemacht" — hat, ja! Aber, wenn sie mehr sagen will, wenn sie den Krieg gewissermaßen als Schöpfer der Liebe ansieht, so leugnet sie die Ursprünglichkeit der Liebe, indem sie die der Feindschaft behauptet. Ein Gemeinschaftsgeist, der erst in der Notwendigkeit der Gegenwehr entsteht, der den Frieden, d. h. die ihm an sich gemäße äußere Erscheinung der Liebesgesinnung, nicht erträgt — ist der noch eine eigene wesentliche Kraft? Eine Liebe, die des Anreizes der Feindschaft bedarf, um da zu sein, ist sie nicht der mit Recht niedrig eingeschätzten bloßen „Solidarität der Interessen" mindestens ebenso nahe — wenn auch auf andere Weise — als das Ideal des durch Verträge gesicherten ewigen Friedens? Gewiß ist es richtig, daß die Liebe angesichts der größeren Aufgabe eine größere „Wirklichkeit" gewinnt, wärmer, stärker, gespannter, hingegebener wird. Aber von dieser Tatsache aus den Krieg als normbildend für den Frieden ansehen, heißt mindestens doch alles das unterschätzen, was der Krieg an Liebe zerstört. Der Mensch ist eine Einheit, und er kann überhaupt nicht hassen und vernichten, kann sich nicht unter das Gesetz des Auge um Auge stellen, ohne daß sein ganzes Wesen dadurch berührt und beeinflußt wird. Nur die besten, stärksten, beherrschtesten Menschen — wir sehen es! — bleiben rein in dieser gefährlichen Luft. Gewiß, bei diesen moralisch Kraftvollsten wird diese Erhöhung der Normen durch den Krieg eintreten, aber dies als allgemeine notwendige und durchschlagende Folge ansehen, heißt doch wohl in idealistischer Dogmatik die tatsächliche sittliche Leistungsfähigkeit der Menschen überschätzen.

Vollends scheinen mir sittliche Wertfragen viel zu sehr mit allzu menschlichen Emotionsbedürfnissen und ihrer naturalistischen Gesetzmäßigkeit verquickt zu werden, wenn der Krieg noch darüber hinaus als notwendige Ablösung des Friedenszustandes aufgefaßt wird, damit alle die im „faulen" Frieden entstehenden „gelben Gefühle" des Neides, der Eifersucht, des Aergers sich einmal gründlich „abreagieren". Das mag in jedem einzelnen Fall menschlich wahr sein, gewährt aber darum noch nicht dem Kriege einen positiven Wert.

Diese Bedenken werden nicht vom Standpunkt eines grundsätzlichen Pazifismus erhoben. Vielmehr von der Ueberzeugung aus, daß im historischen Wachstum der Völker Machtkonflikte unvermeidlich sind, und ihr Austrag durch grundsätzliche Daransetzung des Lebens von beiden Seiten keine „Barbarei", sondern ein Ausdruck für die Erhabenheit des Staatsgebildes und für die Ehrfurcht vor dem höchsten Recht des lebendigen Wachstums der Nationen ist. Aber etwas anderes ist es, solche Machtkonflikte als tragische Möglichkeit zu geben, und etwas anderes, den Kriegszustand als solchen und um seiner selbst willen positiv bewerten. Wir haben es erlebt, daß der Krieg in ungeahntem Reichtum Liebe entzündet und Gemeinschaftsgefühle zu Blüte und Frucht gebracht hat, aber doch als heilende und überwindende Kräfte, die ihrem Wesen nach nicht auf Kampf und Zerstörung, sondern auf Erhaltung und Blüte des Lebens gerichtet sind. Es scheint nicht ohne Zwang möglich, den Krieg selbst unter das Gesetz der Liebe zu stellen; er steht unter anderem Gebot: der Selbstbehauptung, die in einer durch Raum und Zeit gebundenen Welt den Kampf erfordert. „Der alte Urstand der Natur kehrt wieder . . ." Dies Schillersche Wort vom Krieg bezeugt, daß der Krieg die irdisch-realen Bedingungen für das Dasein der geistigen Gebilde „Staat" bloßlegt; in der schicksalvollen Bindung der „Macht" an territoriale Ausbreitung, Seebeherrschung, Wirtschaftsgüter, Verkehrswege und was auch immer, liegt die Notwendigkeit des Kampfes begründet, in dem natürlich mit der realen Bedingung zugleich um alle die geistigen Güter gerungen wird, die der Begriff des Staates, des Vaterlandes umschließt. Die Wehrkraft ist damit zugleich Beweis für die Liebe zu der im Staat verkörperten und gehüteten Kultur — aber die Wehrkraft i st nicht Liebe, ihre Taten stehen unter einem anderen Gesetz, dem wir nicht entrinnen können, dem wir verschrieben sind mit allen Tugenden des heldischen Willens, der Tapferkeit, der Tatkraft — das aber ein anderes ist und bleibt als das der Bergpredigt.

L. Freiherr v. Mackay / Serbiens Schicksal

In den Zeiten der Obrenowitsch hatte in Serbien durchaus jene von der eigentlichen Intelligenz des Landes gebildete Gruppe die Oberhand, deren Programmgrundlage die Ueberzeugung war, daß das Land nur durch freundschaftliche Anlehnung an Oesterreich sich vor dem nationalen Untergang im slawischen Meer und vor der Vergewaltigung durch den großrussischen Despotismus schützen könne: mit einem Wort, es war der politische Kurs maßgeblich, den merkwürdigerweise gerade die ersten Schrittmacher des allslawischen Idols jenseits der russischen Grenzpfähle, ein Dobrowski, Kollár, Hawlicek, Gaj mit ihren scharfen Absagen an das Moskowitertum und ihrer Hinneigung nach Habsburg verfolgt hatten. Die Krise und das Pronunziamento von 1903 bedeutete daher weit mehr als eine Palastrevolution: mit dem äußerlichen Triumph der Karageorgewitsch siegte in Wahrheit der Radikalismus, der die „Habsburgische Partei" als landesverräterisch brandmarkte, zu der das schon damals stark von der Newa her beeinflußte Offizierkorps hielt, und mit dem sich Männer wie Paschitsch, Protitsch, Platschu, die bei ihrer Bildung an den Pariser und Petersburger Hochschulen in das Fahrwasser des extremen Sozialismus und Anarchismus geraten waren und nun ihre Nation mit den Heilslehren eines Sorel, Proudhon, Bakunin, Kropotkin, Stirner zu beglücken gedachten, an die Spitze der Regierung zu drängen vermochten. Serbien sollte „der leuchtende Stern der Volksfreiheit im Dunkel des Balkan" werden; was es tatsächlich in tragischer Schicksalsverkettung geworden ist, zeigt die Gegenwart in düsterstem Bild.

Im Kloster zu Topola sitzt der alte König Peter und führt, ohne die förmliche Abdankung vollzogen zu haben, ein weltabgewandtes mönchisches Büßerleben. Der eigentliche Herrscher ist der Kronprinz Alexander, und die eigentliche Regierung der ihn umgebende Offiziersbund, das Prätorianerregiment der „schwarzen Hand", in deren Kreisen all die Verschwörereien und Attentate ausgeheckt worden sind, die Serbien zum „klassischen Land der

Digitized by Google

Königsmörder" — selbst ein Grey bediente sich noch 1912 öffentlich derartiger Kennzeichnung — gemacht haben, und unter deren Führung es zum kriminellsten Staat Europas wurde. Mit den etwa noch 180 000 Mann starken Truppen, über welche diese Säbeldiktatur verfügt, hält sie das Königreich im Schach und erteilt von Kragujewatsch aus, wo sie ihren Sitz hat, ihre Befehle der nach Nisch geflüchteten Skupschtina und dem Ministerium Paschitsch, die beide im Grunde nur ihre vollstreckenden Organe sind. Im Frühling des Jahres veröffentlichte bekanntlich der Teekönig Sir Thomas Lipton, der mit seiner als Hospitalschiff ausgerüsteten Jacht „Shamrock" nach Saloniki gekreuzt war und von dort aus eine Erkundungsreise nach dem inneren Balkan unternommen hatte, grauenerregende Berichte über die trostlosen Zustände, die er in Serbien vorgefunden habe. Seitdem ist zweifellos viel geschehen, um die heillosen Zustände zu bessern und den staatlichen Organismus, der in Fiebern und Schüttelfrost zusammenbrechen zu sollen schien, wieder halbwegs lebensfähig zu machen. Die Seuchen wurden durch fremde ärztliche Hilfe wirksam bekämpft, die notwendigsten Einrichtungen für gesundheitliche und soziale Volkspflege geschaffen. Die Armeeleitung sorgte für Anlage neuer Befestigungen, häufte mit Unterstützung der Ententemächte beträchtliche Mengen neues Kriegsmaterial an und suchte so gut wie möglich durch Einberufung alles irgendwie verfügbaren Ersatzes die weitklaffenden Lücken im Heer auszufüllen, das nach zuverlässigen Mitteilungen fast die Hälfte seiner Kämpfer durch Verwundungen und Krankheiten eingebüßt haben soll. Aber alles das bedeutete doch im Grunde nicht viel mehr als die Heilung eines siechen Mannes so weit, daß er wieder an Krücken gehen kann. Die wirtschaftliche Not bleibt bestehen. Der Bankbruch der Staatsfinanzen steht vor der Tür. Das serbische Papiergeld hat überhaupt keinen Wechselkurs mehr, und England, der gute Freund und Bankier, gibt spärliches Geld nur noch zu drückendsten Bedingungen und gegen Verpfändung von Monopolen, Eisenbahnen und anderem Staatsgut. Unterdessen verarmt das Bauerntum, das auf den Verkauf seiner Erzeugnisse ins Ausland angewiesen ist, jetzt aber auf dem zusammengebrochenen inneren Markt Genüge finden soll, vollständig; damit bricht der soziale und wirtschaftliche Rückgrat des Landes zusammen. Und unter der Last all dieser Nöte und Sorgen seufzend, soll die Nation nicht nur gegen das Habsburgische Reich und dessen Verbündete sich verteidigen, sondern auch ihre Macht in den weitläufigen und unruhigen neuerworbenen mazedonischen Gebieten behaupten und organisieren: das sind doppelt und dreifach die Kräfte übersteigende Aufgaben. Das schlimme Ende der Tragikomödie stand lange jedem klaren, nüchternen Blick vor Augen; wenn es trotzdem in Serbien niemand sehen will, so erklärt sich die Verblendung nach dem Schicksalswort: „Wen Gott verderben will, den schlägt er mit Blindheit" aus der eigentümlichen Entwicklung der innerpolitischen Verhältnisse natürlich genug. Das alte geschichtliche Parteiensystem, in dem sich die bürokratisch-konservative Napredniaki als rechter Flügel, Nationalisten und Jungradikale als gemäßigtes Zentrum und Radikale als linker Flügel die Wage hielten, ist gänzlich zerstört; die Zeiten, da Paschitsch die Säbelpolitiker im Zaum zu halten und selbst einen Prinz Georg durch ein Machtwort kaltzustellen vermochte, vorüber; aus der berüchtigten Narodna Odbrana, die, der südslawischen Organisation entstammend, ehedem für friedliche kulturwirtschaftliche Propaganda in großserbischem Sinn sich einsetzte, ist eine echte, rechte, von Petersburg gegängelte Brandstifter-Kamarilla geworden. Die eines kritischen Urteils fähige geistige Auslese wagt kaum mehr, gegen Strom und Strudel dieser politischen Sintflut anzukämpfen. Nach dem Balkankrieg veröffentlichte der Belgrader Universitätsprofessor Jivoin Peritsch, fußend auf den politischen Testamenten der früheren Ministerpräsidenten Wladan Georgewitsch und Nowakowitsch, eine „letzte Mahnung" zur Verständigung mit der Donaumonarchie, in deren Schutz die Nation allein ihre Eigenart erhalten könne; alle solche Kassandrastimmen sind heute völlig verstummt. Die Zensur ist unerbittlich; wer nicht mit dem Strom der überhitzten vaterländischen Marktschreierei schwimmt, wird als Landesverräter in Acht und Aberacht getan und kann höchstens noch im neutralen Ausland seine Stimme erheben. Charakteristisch sind die Zustände in der Presse. Mit einziger Ausnahme von ein paar Arbeiterblättern („Radniske Nowine" und „Budutschnost") gibt es keine einzige ausgesprochen oppositionelle Zeitung mehr; dafür entstehen fortwährend neue nationalistische Organe, die, wie beispielsweise der „Jugoslowenski Glasnik", in der Aufstellung verstiegener Programme für die Vereinigung aller südslawischen Stämme unter großserbischer Macht sich überbieten. Die Prätorianergruppe, die ihre gedungten Gesellen für den Thronfolgermord mit Bomben aus dem Staatsarsenal in Kragujewatsch ausrüstete, hat es eben trefflich verstanden, das ganze von jeher zum politischen Fanatismus neigende Volk in eine Kriegspsychose hineinzuhetzen, in deren Bann es seinen Verführern fast willenlos gehorcht und seinem Verderben blindlings entgegenrennt.

Solcher Gestalt ist, in wenigen skizzenhaften Umrissen, das Bild der Zustände, in deren Zeichen heute Serbien, nachdem es lange Zeit in den Hintergrund der weltpolitischen Kampfesbühne gedrängt war, wieder zu deren grell beleuchteter Rampe gerückt wird. In der Londoner Presse wurde vor etwa Halbjahresfrist von einem zwischen Oesterreich und Serbien bestehenden stillschweigenden Einvernehmen, sich nicht gegenseitig anzugreifen, orakelt, und in Verbindung mit dieser Behauptung der Befürchtung Ausdruck gegeben, es könne zu einer förmlichen Verständigung zwischen den beiden Gegnern über die Köpfe der Entente hinweg kommen. Die Sorgen hatten insofern eine gewisse Berechtigung, als damals in Nisch offensichtlich trotz aller Hetzereien der Militärpartei Ernüchterung, Bedenklichkeit und eine zwitterhafte Haltung sich geltend machte, die freilich keineswegs unmittelbar auf eine veränderte Stellungnahme gegen die Mittelmächte hinzielte, sondern nur notwendig durch die schlimmen Erfahrungen, die Serbien mit seinen Ententefreundschaften machte, hervorgerufen wurde. Das großserbische Programm verlangt als Mindestforderung, daß alle slowenischen und kroatischen Länder und Völker wieder unter der Krone des alten Königreichs Duschans vereinigt werden; mit anderen Worten, es begehrt die Einverleibung eines großen Teiles südungarischer Gebiete, ferner Bosniens und der Herzegowina, weiterhin Görz' und Istriens, dann Dalmatiens, das nach altem geschichtlichen Recht den „Seeslawen" gehöre, endlich ganz Nordalbaniens bis zur Tschumbigrenze, das aus gleichen Gründen ein Erbteil der „Alpenserben" sein soll. Als nun Rom den Dreibundvertrag zerriß und Oesterreich den Krieg erklärte, wurde es bekanntlich in der Erwartung, durch sein verräterisches Handeln das Balkan-Minenfeld zu einer allseitigen, ihm und seinen Spießgesellen günstigen Entladung zu bringen, bitter enttäuscht. Nicht nur die „lateinische Schwester" Rumänien versagte die erhofften Sekundantendienste, sondern auch Serbien verfolgte den Wünschen und Weisungen der Consulta und ihrer Schildhalter in London, Paris, Petersburg durchaus entgegengesetzte Wege. Statt daß es zu einem neuen Schlag gegen Oesterreich ausgeholt und so den Truppen Cadornas an der Isonzogrenze Erleichterung verschafft hätte, machte es als Antwort auf die italienische Besetzung Valonas einen Vorstoß nach dem mirditischen Albanien und rollte damit, zumal das verbündete Montenegro gleichzeitig Skutari und Alessio besetzte, rücksichtslos die heiße und entladungsgefährliche Frage des Adriatischen Küstenbesitzes in der ganzen Breite auf. Und überaus kennzeichnend war es, daß der Ministerpräsident Paschitsch einem Vertreter des Mailänder „Corriere", der ihn über die Bedeutung dieses Kurses der serbischen Politik ausfragte, eine schriftlich niedergelegte, also halboffizielle Antwort gab, deren Sinn darauf hinauslief, man halte in Nisch Maßnahmen zur Begründung eines großen Slawenstaates an der Adria für das weitaus dringlichste Gebot der Zeit. Schärfer konnte der unversöhnliche Gegensatz, der zwischen den großserbischen Machthoffnungen und den um das „Mare nostro" kreisenden irredentistisch-imperialistischen Zielen Italiens besteht, nicht unterstrichen werden. Besser schien es eine Zeitlang um die Möglichkeit einer Verständigung zwischen Serbien und Bulgarien zu stehen. In Kragujewatsch wäre man offenbar im Juli, als sich das diplomatische Kampfspiel auf dem Balkan dem kritischen Punkt der ausschlaggebenden Entscheidungen näherte, bereit gewesen, auf den südlichen Teil von „Neuserbien", das heißt auf den sogenannten strittigen Teil Mazedoniens zu verzichten, wenn dafür eine entsprechende Entschädigung geboten worden wäre. Jetzt aber rächte sich an den Entente-Geschäftsmachern

Digitized by Google

ihre doppeldeutige, lügnerische Anreißerpolitik. Sie hatten dieselben Preise für Hilfsdienste bald dieser bald jener Partei angeboten, und zwar ohne jede Spur von Recht, Macht, Freiheit, über die Beutestücke zu verfügen, demnach auch ohne irgendwelche Bürgschaft für deren tatsächliche Zuteilung geben zu können. Wie in aller Welt also sollte Serbien, dessen Augen nach der Adria gerichtet waren, wo aber Italien alle Trümpfe als Judaslohn für seine Ueberläuferei sich erschachtert hatte, ein Verlustausgleich gesichert werden? Mehr noch! Zu gleicher Zeit mußte man bereits in Nisch erkennen, daß auch auf Unterstützung des Bundesgenossen Griechenland mit keinerlei Sicherheit zu rechnen war. Der zwischen den beiden Balkanmächten schon vor zehn Jahren (was erst jetzt bekannt wird und interessante Schlaglichter auf die Entstehungsgrundlagen des Balkanbundes wirft!) abgeschlossene Vertrag soll auf wechselseitiger Gewährleistung des Statusquo beruhen, ohne aber Bestimmungen über den Schutz der bestehenden Besitzrechte im Fall der Verwicklung eines der Partner in den Krieg mit den Mittelmächten zu enthalten. Für die Richtigkeit dieser Vermutungen sprechen die Tatsachen, daß Serbien seinem Verbündeten niemals Vorwürfe wegen dessen neutraler Haltung nach der Kriegserklärung Oesterreichs gemacht hat, wohl aber von Athen aus Andeutungen über die Vertragswidrigkeit des serbischen Vorgehens in Albanien laut geworden sind.

Das Brandmal aller Verbündungen, die nach Art des Vierverbandes nur zu einem Gelegenheitszweck politischer Geschäftsmache, in diesem Fall also zur Erdrosselung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns, zusammengeschmiedet werden, ist die Unstimmigkeit der allgemeinen Ziele und Interessen jedes Partners, dementsprechend die Gegenläufigkeit der Taktik und der zur Verwirklichung sich kreuzender Pläne eingeschlagenen Wege, kurz, eine innere Unsicherheit, aus der die beim Ententering so besonders deutlich sich offenbarende moralische Schwäche, die machiavellistische Gewissenlosigkeit und die geradezu betrügerische Form des diplomatischen Verfahrens und Verhandelns notwendig fließt. Serbien ist neben Belgien das am meisten betrogene Opfer dieser Ränkepolitik geworden; als selbst in Petersburg seine verbrieften Ansprüche um der zaristischen Machtidole willen preisgegeben wurden, konnte sich kein einsichtiges Urteil mehr darüber hinwegtäuschen, welches Ende dem Lande an der Seite seiner Beschützer bevorstand. Noch wäre Zeit zur Umkehr gewesen. Aber die Verblendung und Verirrung des Sehens und Denkens unter dem Druck der seltsamen Verbildung und Entartung der innerpolitischen Verhältnisse war bereits zu groß geworden. In tragischer Schicksalserfüllung schreitet das im Kern gesunde, tapfere, arbeitswillige, aber von ruchlosen Führern mißleitete Volk dahin wie ein Nachtwandler auf abgründigem Steg, gleich als ob es gälte, einen neuen Beweis für die alte Wahrheit zu erbringen, daß die Menschen, und nicht anders die Nationen, wenige Pfade so beharrlich zu verfolgen pflegen wie — die einmal gewählten falschen.

Ludwig Herz / Die neuen Steuern in England

Die neuen Lasten, die soeben vom Parlament dem englischen Volke auferlegt worden sind, sollen nicht, wie die Steuer- und Zollerhöhungen im Dezember 1914, einen Teil der Kriegskosten schaffen, sondern sind lediglich für den Schuldendienst (Verzinsung und gegebenenfalls Amortisation) bestimmt. Da auch Deutschland über kurz oder lang vor diese Aufgabe gestellt werden muß, verdienen die englischen Maßnahmen auch bei uns eine besondere Aufmerksamkeit. Die neuen Lasten sollen wie folgt aufgebracht werden.

Erhöhung der Einkommensteuer. Es ist dies die dritte seit Anfang 1914. Um die Mitteilungen über diese Erhöhungen zu verstehen, muß man sich das englische Einkommensteuersystem vergegenwärtigen. Das Parlament setzt alljährlich fest, wie viele Schilling und Pence auf das Pfund Sterling gezahlt werden sollen. Die Staffelung wird dadurch erreicht, daß Einkommen bis 3200 M. steuerfrei bleiben, daß dieser steuerfreie Betrag bei Einkommen bis 8000 M. ganz, von da an bis 14 000 M. in sinkenden Teilen abgesetzt wird, und daß bei Einkommen über 120 000 M. ein Zuschlag erhoben wird. Ferner wird bei Einkommen von 3600 M. bis 100 000 M. ein Unterschied zwischen Arbeits- und Kapitalseinkommen zugunsten des ersteren gemacht. Endlich werden bei mäßigem Einkommen gewisse Abzüge für Kinderzahl, Lebensversicherung und ähnliches zugestanden.

Die zu zahlenden Prozentsätze vom Einkommen berechneten sich nach der von Lloyd George Anfang vorigen Jahres zur Deckung der verstärkten Rüstungsausgaben und sozialen Lasten durchgesetzten Finanzreform wie folgt (die zweiten Zahlen bedeuten die Sätze für Arbeitseinkommen):

Einkommen	Prozentsatz
3200 M.	0,04
6000 „	0,75 bzw. 0,42
40 000 „	6,87 „ 5
100 000 „	8,21
2 Mill. „	13,04

Diese Sätze wurden im Dezember vorigen Jahres verdoppelt, jetzt werden sie von neuem erhöht. Der Normalsatz beträgt nunmehr 3½ Schilling auf das Pfund Sterling, gleich 17½ %, für Kapitalseinkommen, 2 Schilling 1 Pence oder etwas über 10½ % für das Arbeitseinkommen (gegen 6 Schilling vor 20 Jahren und 1 Schilling 2 Pence bis zur Lloyd Georgeschen Finanzreform im Jahre 1914). Ferner wird der steuerfreie Betrag von 3200 auf 2600 M. herabgesetzt. Das bedeutet nicht nur eine Heranziehung bisher steuerfreier Schichten, sondern auch eine erhöhte Belastung der mäßigen, zu Abzügen berechtigten Einkommen. Die Wirkungen mögen folgende Zahlen zeigen:

Einkommen	Jetzt	Bisher
2860 M.	24,09 M.	frei
5000 „	168,75 „	30 M.
6000 „	230,— „	60 „
100 000 „	20 500,80 „	8210 „
2 Mill. „	640 580,— „	260 080 „

Will man diese bis 34 % steigenden Sätze mit denjenigen der preußischen Einkommensteuer vergleichen, so muß man im Auge behalten, daß in England weder Ergänzungs- noch Gewerbesteuer-, noch Kommunalzuschläge erhoben werden (die Kommunalsteuern in England bestehen lediglich in einer Mietsteuer in Höhe von ½ des allerdings erheblich niedrigeren Mietzinses). Es gibt auch keine Doppelbesteuerung, die in Preußen durch die von den Gesellschaften aller Art zu zahlende Einkommensteuer geschaffen wird. Andererseits erreichen in England die für soziale Zwecke, z. B. alle Krankenhäuser, die lediglich durch freiwillige Beiträge erhalten werden, gezahlten Summen gewohnheitsmäßig in allen Kreisen eine weit größere Höhe als bei uns, und es verschlingt jede nur um etwas gehobene Lebenshaltung größere Summen als in Deutschland.

Kriegsgewinnsteuer. Alle Unternehmungen in Handel und Gewerbe, die im ersten Kriegsjahre größere Gewinne als 2000 M. erbracht haben, müssen von dem Mehrbetrag 50 % abgeben.

Verkehrssteuern. Eine Anzahl Gebühren für Post, Telegraphie und Fernsprecher werden erhöht, namentlich kosten Postkarten jetzt 10 Pf. statt 5 Pf., auch im Inlandsverkehr. Der Mindestsatz für Telegramme steigt von 50 Pf. auf 75 Pf., auch die Ermäßigungen für Zeitungstelegramme fallen fort.

Digitized by Google

Erhöhung der Finanzzölle. Fast sämtliche Finanzzölle, mit Ausnahme derjenigen auf alkoholische Getränke, nämlich die auf Milchpräparate, zubereitete Früchte, Tee, Kakao, Kaffee, Zichorien, Zucker, Marmeladen, werden um 50 % erhöht; ein neuer Zoll auf Petroleum wird eingeführt, erhöht wird auch die Abgabe für die durch Markenschutz geschützten Medizinen. Drückend wird dadurch der Zoll auf Tee, der jetzt 1 M. für das englische Pfund von 453 g beträgt. Die Belastung des Zuckers steigt durch die Erhöhung auf 11 M. für 100 kg (gegen 14 M. in Deutschland), die des Tabaks auf 88,5 % vom Werte der Ware im Kleinverkauf (gegen 17,8 % in Deutschland).

Neue Zölle sind auf eine Reihe von Luxusartikeln eingeführt, und zwar Wertzölle in Höhe von 33⅓ %. Die Zölle treffen Automobile (Wert der Einfuhr 200 Mill. M.), Films, Uhren, Musikinstrumente, Spiegel, Glas und Damenhüte. Dieser letztere Zoll (Wert der Einfuhr in den ersten sieben Kriegsmonaten 6 Mill. M., gleich etwa $^2/_3$ der Friedenseinfuhr) dürfte bei den Bundesgenossen in Paris recht gemischte Gefühle hervorrufen.

Es ist vielfach, auch in England selbst, gesagt worden, daß diese Zölle bei dem konservativen Einschlage im Ministerium den Uebergang zum Schutzzoll andeuten. Dies ist ebensowenig zutreffend, als wenn man sagen wollte, das jetzige Koalitionsministerium bedeute eine Abkehr vom parlamentarischen System; es sind Maßregeln aus der Not der Zeit geboren. Der Agitation für den „freien Frühstückstisch des Briten", die in letzter Zeit gerade die Aufhebung der Zölle auf Tee, Kakao, Zucker usw. forderte, ist allerdings auf lange hinaus jede Wirkung verschlossen. Ein schutzzöllnerischer Pferdefuß zeigt sich überdies bei dem Zoll auf Automobile. Seit langem wird in England geklagt, daß jetzt, wo die einheimischen Automobilfabriken mit Kriegslieferungen übervoll beschäftigt sind, das Land mit billigen amerikanischen Einheitsautomobilen überschwemmt werde. Der Amerikaner Ford, der diese Automobile hauptsächlich liefert, hat eine starke Bewegung gegen die englisch-französische Finanz-Anleihe in Amerika ins Werk gesetzt; ob diese Agitation lediglich eine Revanche für den Einfuhrzoll sein soll, wie englische Zeitungen in ihrer üblichen Verhetzungssucht behaupten, läßt sich von hier aus nicht beurteilen.

In Deutschland werden diese Steuermaßnahmen vielfach verhöhnt; ganz mit Unrecht. Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß England, wie immer in seiner Finanzgebarung, auch jetzt energisch eingegriffen hat, um die laufenden Ausgaben und Einnahmen im Gleichgewicht zu halten. Es zeigt ein starkes Vertrauen in die Finanzkraft und die Steuerwilligkeit des Volkes, wenn man den Mut hat, nachdem man sechs Monate vorher bereits über 1½ Milliarden neuer Lasten geschaffen hat, weitere Lasten im mindestens derselben Höhe in Kriegszeiten wiederum dem Volke aufzubürden, obwohl die Einnahmen zum mindesten des Mittelstandes nach englischer Schätzung ungefähr 20 % zurückgegangen sind. Allerdings verfolgt die Regierung bei ihren Maßnahmen ausgesprochen den Nebenzweck, die Bevölkerung zu Verbrauchseinschränkungen zu zwingen, damit der Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr, der namentlich seit Februar des Jahres beängstigend steigt, nicht ins Unerträgliche wachse.

Interessant ist auch, was in der Steuerfolge fehlt. Die seit langer Zeit angegriffenen Begünstigungen des ländlichen Grundbesitzes sind nicht angetastet worden, auch trifft diesen die Kriegsgewinnsteuer nicht. Ebenso hat man davon Abstand genommen, was auch in England überrascht hat, die alkoholischen Getränke zu den Lasten heranzuziehen. Das Bier, das in England vor dem Kriege mit 5,50 M. für das Hektoliter besteuert wurde (gegen 3,30 M. bis 5,10 M. in Deutschland), ist bereits im Dezember durch Verdreifachung der Abgaben stark herangezogen worden, mit der unerwünschten Folgeerscheinung, daß der Bierkonsum erheblich sank, während der Schnapskonsum stieg. An den Schnaps, der allerdings in England auf den Hektoliter Alkohol zu 100 % 576,25 M. (gegen 121,50 M. bis 143 M. in Deutschland) trägt, hat man sich auch diesmal nicht gewagt. Bei einer stärkeren Heranziehung des Großgrundbesitzes und des Alkohols mußte man den Widerstand der gegnerischen Interessenten im Oberhause fürchten, die schon öfter die Angriffe auf diese Steuerobjekte abgeschlagen haben.

Orestes Daskaljuk / Das politische System Pobjedonoscews

Die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts sind im öffentlichen Leben Rußlands durch das Aufkommen einer den Liberalismus fortsetzenden und verschärfenden geistigen Strömung bestimmt, deren Wesen Iwan Turgenjew als einen „Protest gegenüber der unerträglichen, jede harmonische Entfaltung der Persönlichkeit hemmenden Staatsgewalt" definiert und in dem Begriffe des Nihilismus zusammenfaßt. Ihr ideelles Leitmotiv war demnach ein ins schrankenlose geweiteter Individualismus und Subjektivismus, der sich als politisches Prinzip erst nach und nach formulierte und vermöge seiner sittlichen und freiheitlichen Forderungen weite Kreise der Intelligenz in seinen Bann zwang. Die Zerfahrenheit und Unvollkommenheit der alexandrinischen Reformen steigerte im Verein mit der zunehmenden Härte der Regierungsmaßnahmen die aufrührerische Stimmung der Gesellschaft und bewirkte bei der Aussichtslosigkeit einer legalen Lösung eine Radikalisierung der ganzen Bewegung, die auf dem Umwege über den Sozialismus und eine Periode friedlich aufklärender Propaganda schließlich zur „Negation der bestehenden Gewalt durch Wiedergewalt" und damit zur vollständigen Anarchie führte. Im Jahre 1879 erfolgte endlich die Spaltung der bisherigen Trägerin der nihilistischen Ideen, der Partei „Zemlja i Wolja", indem sich ihr äußerster Flügel mit Bakunin ablöste und auf der Grundlage eines unversöhnlichen politisch-terroristischen Programms als besondere Körperschaft organisierte. Ihre endgültigen Umrisse fand diese letzte Form des Nihilismus in dem Programm der revolutionären Geheimbünde, die nunmehr die tätige Mitwirkung der Massen ausschalteten, sich in straffen Verbänden konzentrierten und die gewaltsame Beseitigung der Träger des autokratischen Systems als Kampfmittel erklärten. Der erfolgreiche Anschlag gegen den Zaren (1881) bildete den Höhepunkt der nihilistischen Programmarbeit der siebziger und achtziger Jahre.

Mit der Ermordung Alexanders II. erhielt die lange angestaute Energie der revolutionären Strömungen Rußlands ihre plötzliche Entspannung. Das angestrebte Resultat, ein Umsturz der Verfassung, blieb aus. Der Staatsgedanke, der auf eine jahrhundertalte Ueberlieferung zurücksah, erwies sich stärker und hielt dem Ansturme freiheitlicher Tendenzen stand. Das Gefühl der Nutzlosigkeit aller Anläufe gegen den Zarismus wurde allgemein und schlug bei der Desorientierung der umstürzlerischen Bewegungen in völlige Mutlosigkeit um, zumal die Regierung mit starker Hand eingriff und die Verwirrung der Parteien mit großem Geschick für sich ausnutzte. Alle diese Momente halfen den Boden für die kommenden Ereignisse vor-

Digitized by Google

ebnen, die sich mit Alexander III. ankündigten und unvermittelt zum Ausgangspunkt einer Aera der schrankenlosesten Reaktion wurden.

Der Grundsatz, aus dem Alexander III. sein politisches Bekenntnis ableitete, gipfelte in der Vorstellung von der Wesensgleichheit der national-russischen Staatsidee und dem absolutistischen Zarbegriffe. Daraus folgerte sich von selbst die Notwendigkeit der unbedingten Erhaltung des Absolutismus als eines dem russischen Wesen einzig gerechten Herrschaftssystems. In weiterer Konsequenz bedeutete dies die Verklärung des autokratischen Zarentums zu einer nationalen Sendung, — die Vorstellung, daß der Zarismus als „Verkörperung des herrschenden Volkes herrschen müsse". Die praktische Ausgestaltung dieses Gedankens führte in erster Linie zu einer Straffung des absolutistischen Prinzips und zu einem Neuaufbau des öffentlichen Lebens auf national-russischer Grundlage, wie es tatsächlich jene heilige Dreiheit des slawophilen Begriffes vier Jahrzehnte vorher zum Ausdruck gebracht hatte.

Alexander III. begann seine Regierung damit, daß er die konstitutionellen Reformen seines Vaters aufhob und die Verfassungsfreiheiten rückgängig machte. Sein Programm entwickelte er in dem bekannten Manifest vom 11. Mai 1881, worin er erklärte: „In Unterwerfung gegen Gottes Ratschluß die Zügel der Regierung zu ergreifen im Glauben an die Kraft und Berechtigung der selbstherrlichen Gewalt, sie zum Heile der Nation zu befestigen und vor allen Anfechtungen zu bewahren." In diesen Worten prägte sich ein politisches Dogma aus. Es bedeutete ein Zurückgreifen auf das Regierungssystem Nikolais I., zu dem als neues grundlegendes Motiv die Vorherrschaft eines agressiven Nationalismus getreten war, der den beiden Elementen des alten Zarentums, der handfesten Unterdrückung der Fremdstämmigen im Innern und dem schrankenlosen Ausdehnungsdrange nach außen, die nationale Weihe verlieh. Der Entwurf zu jenem Manifeste und die juristisch-wissenschaftliche Ausdeutung der politischen Ideen des Zarismus stammte von Konstantin Petrowitsch Pobjedonoscew (1827—1907), Professor des russischen Zivilrechtes in Moskau und Oberprokurator des Allerheiligsten Synodes, der als Erzieher des Zaren diesen erst mit seinen Anschauungen vertraut machte, die spätere Entwicklung seines Schülers richtunggebend beeinflußte und in der Folge seinen ungeheuren Einfluß im Staate und der Kirche zur rücksichtslosen Durchführung seines Systems benutzte.

Die politisch-religiösen Anschauungen Pobjedonoscews, die zum erstenmal 1896 in einem Sammelwerke „Moskowskij Sbornik" niedergelegt wurden, stellen an sich keine Neuerung vor; die philosophischen Grundlagen dazu sind frühzeitig von den Slawophilen der vierziger Jahre — Kirijewskyj, Aksakow, Chomjakow — geschaffen und von Pogodin und Katkow im Sinne eines Zusammenschlusses aller nationalen Parteien zum Schutze der altehrwürdigen Ueberlieferungen ausgewertet worden. Ihre Forderungen: Autokratie, Orthodoxie und Nationalismus (Samoderschawije, Prawoslawije, Narodnost) bezeichnen das gleiche Streben nach einer Ausgleichung zwischen den Forderungen von Volk und Herrscher und einer ideellen Indienststellung beider unter die historische Mission des „heiligen Rußlands". Pobjedonoscew nimmt also die mystische Psychologie der Slawophilen als Fundament an, aber er führt als praktischer Staats- und Kirchenmann die gedankliche Weiterentwicklung bis zur grandiosen Schlußfolgerung durch, indem er das theoretische Programm auf das gesamte Staatsleben überträgt und es zum Grundstein der inneren und äußeren Politik des russischen Staates macht. Zum Ausgangspunkt seiner Anschauungen wird für ihn das Verhältnis von Staat und Kirche. Pobjedonoscew untersucht die einzelnen europäischen religiös-politischen Zusammenhänge und gelangt zur Ueberzeugung, daß keine der westlichen Lösungen, wie sie im jesuitischen Katholizismus, im liberalen Protestantismus oder in den modernen Freimaurersystemen gefunden worden sind, an sich befriedigend ist. Demgegenüber vertieft er sich in die altrussische Gedankenwelt und findet in ihr den unerschöpflichen Jungbrunnen für alle russische Kulturentwicklung. Als wesentlichstes Trennungsmoment zwischen dem Westen und Rußland faßt er den europäischen Rationalismus auf. Er wendet sich daher prinzipiell gegen die reine Logik und die Kritik und setzt ihr die unmittelbare, gefühlsmäßige Glaubensseligkeit des Individuums entgegen. Die Mystik des Johannes Damaszenus, die Autorität der Legenden und des „göttlichen Geheimnisses" sind ihm wertvollere und tragfähigere Kulturfundamente als die wissenschaftlichen, vom menschlichen Geiste revidierten Erkenntnisse des Westens. Pobjedonoscews Grundzug ist die Negation: Er negiert in der Verwerfung des Europäertums das Wesen des Fortschrittes, indem er die geistige Entwicklung als einen unzuverlässigen Gewinst hinstellt. Er verwirft ebenso den Liberalismus (auch den Alexanders II.) und alle seine Ableitungen, wie die Konstitution und sogar den „reformierten" Konservatismus. Der große Zweikampf mit Tolstoi endet mit dem Siege Pobjedonoscews. Beide gehen im Grunde von gleichen Voraussetzungen aus: der Minderwertigkeit und dem Bankrott der europäischen Zivilisation, und im Gegensatz dazu der siegreichen Kraft einer urteilslosen Religiosität. Aber Tolstoi baut auf der jedem Menschen eingeborenen Güte, während Pobjedonoscew sich gegen das Böse im Menschen hinter Mystik und Irrationalität verschanzt und beides in der starren Orthodoxie mit einer Strenge verteidigt, die einer heiligen Mission gleichkommt.

Das Ergebnis seiner politischen Betrachtungen faßte er in der Formel zusammen: daß Orthodoxie und Absolutismus die „einzig zuverlässigen, von Gott gewollten und geschichtlich begründeten Fundamente des russischen Staates seien", der seine Berufung in einer ständigen Ausbreitung des russischen Einflusses sehen müsse, innerhalb des Reiches durch bewußte Förderung des großrussischen Nationalismus und gewaltsame Unterdrückung aller separatistischen Bestrebungen. Die Mittel dazu ergeben sich ihm von selbst in einer schonungslosen Russifizierung, die sich gegen die fremden Nationalitäten und Kirchen mit gleicher Härte richtete und in ihrer Intoleranz kaum ein Beispiel, selbst in der an Volksvergewaltigungen reichen Politik Rußlands findet. Herrenrecht, religiöse Mystik, Weltpolitik sind in das Programm Pobjedonoscews unmittelbar eingewoben, der Glaube an die Auserwähltheit und die Superiorität des russischen Volkes, das aus seiner Vergangenheit und aus den unausgeschöpften Möglichkeiten seiner Zukunft gleicherweise das Recht auf eine schrankenlose Betätigung seiner Individualität ableiten dürfe. Dieses Recht suchte Pobjedonoscew durch eine gewaltsame Aufdrängung der russischen Sprache in Schule, Kanzel und Gericht, die Einführung der russischen Verwaltung und der Religion in den fremdstämmigen Reichsteilen zur Geltung zu bringen, und selbst den slawischen Völkern der Ukrainer und Polen fühlbar zu machen. So ist er zum geistigen Verfasser der schroffsten Russifikationspolitik geworden, die vor allem die großen Katholiken- und Uniatenverfolgungen in Polen, Litauen und der Westukraine, die Verrussung der östlichen Provinzen und die moralische Verwüstung der deutschen

Kulturstätten auf ihr Schuldkonto setzte, die die letzten Reste des nationalitätenfreundlichen Liberalismus beseitigte und alle föderativen und autonomistischen Regungen im Keime erstickte. Im Verein mit dem Grafen Dimitrij Tolstoi, der auf sein Betreiben 1882 Minister des Innern geworden war, beeinflußte er die Schaffung zahlreicher reaktionärer Gesetze (die Bestimmungen über die Juden und die Presse von 1882, das Kirchenschulgesetz und das Universitätsstatut von 1884, die Gerichtsreform 1889, das Semstwogesetz von 1890, die russische Städteordnung von 1892 usw.), die durch ihre zentralisierende Tendenz die absolute Staatsgewalt außerordentlich festigten und zu einem unantastbaren dogmatischen Begriffe machten. Durch die bedingungslose Unterwerfung der Kirche unter die Machtmittel des Staates und die Verschmelzung der beiderseitigen Ziele erhöhte er das Zartum als Träger des Staatsbegriffes ins maßlose, führte es aber zugleich einem Erstarrungsprozeß entgegen, da die jeder modernen Idee unzugängliche Kirche auch das Zartum in eine kompromißunfähige Form einzwängte und von einer Modernisierung ausschloß. In der Einheit Kirche—Staat—Zartum lagen somit die Bedingungen für eine einzigartige Entfaltung des absolutistischen Prinzips, aber auch die zersetzenden Elemente, die es zu Falle zu bringen bestimmt waren.

Die gewaltige Stärke des Systems Pobjedonoscews lag darin, daß er den großrussischen Nationalismus bewußt für die Durchführung der Machtideen des russischen Imperalismus vorbereitete und ihm die Gefühlsweite des geschichtlichen russischen Eroberungswillens übertrug. Wenn ihm die nationale Kraft nur in einer unlösbaren Verbindung mit Zar, rechtgläubiger Kirche und Absolutismus steigerungsfähig erschien und er diese Gemeinschaft unaufhörlich zu kräftigen und auszubauen bemüht war, bis zu dem Maße, daß er auch nur das geringste Verhandeln mit anderen Ideen unnachsichtig bekämpfte, so lag darin auch der Hinweis auf die verwundbare Stelle seines Systems, die er wohl selbst empfand und vergeblich auszumerzen bestrebt war. Tatsächlich vermochte er seiner Russifizierungspolitik nur äußerlich zum Siege zu verhelfen. Nirgends war sie jedoch imstande, auch nur eines der fremden Reichsvölker sich innerlich und für immer anzugliedern. Alle die polnischen, finnischen, baltischen, litauischen, ukrainischen nationalen Prinzipe widerstanden den Maßnahmen der Regierung und stählten sich innerlich um so fester, je drückender die Staatsraison auf ihnen wuchtete. Die Nachklänge dieser Zeit äußerten sich bald in einer Revolutionierung der Massen, die in der Aufstandsbewegung von 1905 gewaltsame Auslösung fand.

Im Auslande aber wuchs unter dem Eindrucke der neuen zarischen Machtpolitik das Prestige Rußlands zu einer Höhe, die eine Ueberschätzung der tatsächlichen Lage herbeiführte und noch heutigen Tags nicht endgültig überwunden werden konnte. Die von einem großen, national scheinbar vollkommen geeinten Volke bewußt unterstützte Regierung, die in der Hand eines absoluten Zaren eine gewaltige Stoßkraft erlangt hatte, schien vollkommen dazu angetan, die reichen Machtwellen des Reiches zusammenzufassen und sie als Grundlage für die wirtschaftliche und politische Größe des Staates zu vernutzen. Eine bewußte Abschließungspolitik, die den Verkehr mit dem Auslande geistig wie materiell außerordentlich erschwerte, begünstigte diese Vorstellungen und verhinderte die Kontrolle des Urteiles über die wirkliche Lebenspotenz des Staates, wie über seine militärische und politische Schlagfertigkeit. So brachte die Aera Alexanders III. Rußland tatsächlich eine Machtstellung, die in Europa überall drückend zu werden begann und in der Folge sich immer zielbewußter gegen die beiden Zentralstaaten wandte.

Die Grundsätze des politischen Systems Pobdonoscews wurden von Nikolaus II. zunächst ohne Einschränkung in die neue Regierungspraxis übernommen. Die Entnationalisierung der Grenzvölker wurde in der gleichen rücksichtslosen Weise fortgesetzt, und auch Geist und Charakter der inneren Politik erfuhr keine wesentliche Aenderung. Die finanziellen und wirtschaftlichen Maßnahmen der Regierung vermochten der fortschreitenden Verarmung der Bevölkerung keinen Einhalt zu tun und förderten indirekt die unterirdische Gärung, die sich vorläufig auf legalem Wege in Form zahlreicher Manifeste an den Zaren aus den Kreisen des Adels, der Intelligenz, der Semstwo und der Bauernschaft ausprägte. Der Einfluß Pobjedonoscews stand unerschüttert über dem öffentlichen Leben und bestimmte alle Entschlüsse des neuen Zaren. Noch gelang es ihm, eine Schwächung des Absolutismus und der orthodoxen Kirche durch verschiedene Verfassungspläne hintanzuhalten; aber gerade aus der Unversöhnlichkeit des selbstherrschaftlichen Prinzips entwickelten sich jene Tendenzen, die nach und nach innerhalb aller Volksschichten die Oberhand gewannen und im lawinenartigen Anschwellen zur Revolution das Staatsgebäude Alexanders III. und Nikolaus II. aufs tiefste erschütterten.

Der Despotismus hatte in seinem innersten Wesen sich als ein erstarrender, aufbauunfähiger Faktor erwiesen. Aber er hat im Rahmen des Systems Pobjedonoscews ein großes, bleibendes Werk geschaffen: den aggressiven russischen Staatsnationalismus. Als sich aus dem Chaos der Revolution die neue Staatsform herauslöste und in der Duma die geknechteten Völker ihre nationalen Ansprüche zu erheben begannen, ergriff die großrussische Nation in ihren Vertretern einmütig und tatkräftig die Vorrechte der Herrschaft und verteidigte sie im Namen der Einheit und Geschlossenheit des Reiches gegenüber allen Autonomiebestrebungen der Untertanvölker. Der großrussische Nationalismus war zum bewußten Vertreter des zaristischen Staatsgedankens geworden. Er hat den restlosen Erweiterungstrieb im Innern und nach außen in seine Grundelemente aufgenommen und damit dem Geiste nach die Ideen seines großen Schöpfers fortgeführt. Aus dem System Pobjedonoscews ist er neu gekräftigt und ins riesenhafte erweitert in das System der konstitutionell-bürgerlichen Politik übergegangen.

Erich Schairer / Die Kriegskonjunktur

Das meerebeherrschende England, das einen großen Teil seiner Kriegsbedürfnisse aus Amerika bezieht, hat über dem Ozean drüben nun auch eine Milliardenanleihe untergebracht. Das Lieferantenland — die Vereinigten Staaten — ist damit England gegenüber auch Gläubigerland geworden; eine natürliche und in der Geschichte öfters beobachtete Verflechtung, die allerdings in diesem besonderen Falle für den ehemaligen Weltbankier in London eine schmerzliche Nebenbedeutung haben mag.

Deutschland hat dank seiner Absperrung vom freien Weltverkehr darauf verzichten müssen, Bestellungen auf Kriegsmaterial in nennenswertem Umfang im Ausland aufzugeben. Es hat es nicht so bequem gehabt wie England; aber dafür hat es jetzt der staunenden Welt einen wunderbaren und auch politisch über manches Ahnen hinaus bedeut-

Digitized by Google

samen Beweis seiner ungebrochenen Finanzkraft liefern können, indem es zum drittenmal in die Tasche gegriffen und mit dem einen dritten Griff fast ebenso viele Milliarden herausgezogen hat als die beiden ersten Male zusammen. Ohne die englische „Blockade" wäre das vielleicht nicht möglich gewesen. Denn finanzielle Kraft und wirtschaftliche Leistung hängen, wie gesagt, nahe zusammen, und gerade jene Abschließung vom Weltmarkt hat die deutsche Wirtschaft zur höchsten Leistung gezwungen, durch einen heilsamen Druck in doppelter Richtung, die ihres Exportes beraubte Industrie mußte sich nach anderen Erwerbsmöglichkeiten umsehen, und der vom Import abgeschnittene große Auftraggeber, der kriegführende Staat, mußte um jeden Preis heimische Lieferanten gewinnen. Es ging nicht ganz leicht und nicht ohne Reibung — aber es ging, und statt infolge der jähen Gleichgewichtsstörung durch das Abreißen des Außenhandelsfadens umzustürzen oder wenigstens infolge der Operation in schweres Siechtum zu verfallen, stellte sich das deutsche Wirtschaftsleben nach einigem vorübergehenden Schwanken resolut und ohne die Exportkrücke auf die beiden gesunden Beine des inneren Marktes.

Wir haben in Nr. 22 der Hilfe an der Hand von Ziffern dem Leser einen Begriff davon zu geben versucht, wie gut es die deutsche Industrie, soweit sie sich den neuen Verhältnissen anpassen konnte, verstanden hat, Nutzen aus der „Kriegskonjunktur" zu ziehen. Natürlich ist diese Anpassung durchaus nicht jedem Unternehmen und jedem Gewerbszweig möglich gewesen, und was damals von der Luxusindustrie, der Baustoffindustrie, der Papierindustrie gesagt wurde, gilt im allgemeinen mehr oder weniger auch heute noch. Andererseits sind wir in der Lage, an einer Reihe von weiteren Beispielen den glänzenden Geschäftsgang der eigentlichen Kriegslieferungsindustrie zu veranschaulichen und unsere früheren Angaben umfassend zu ergänzen.

Als die ihrer Zahl nach vorherrschenden Hauptnutznießer der Kriegskonjunktur sind ohne Zweifel alle diejenigen Industrien zu betrachten, die mit Eisen in irgendeiner für den militärischen Zweck beabsichtigten Form der Verarbeitung zu tun haben, von der Verhüttung bis zur Herstellung des Fertigfabrikats. Sie beschaffen den überwiegenden Teil der materiellen Grundlagen für die Kriegführung; von ihren Leistungen hängen die Erfolge persönlicher Tüchtigkeit und Aufopferung in vielen Fällen ab, und da ihre Geschäftsgewinne mindestens ebensosehr auf verdoppelter und vervielfachter Arbeit wie auf Ausnützung der Konjunktur beruhen, wird man gegen sie auch vom Standpunkt des „gerechten Preises" aus am wenigsten einwenden können.

Die in Klammern gesetzten Ziffern in der folgenden Liste geben die vorjährigen Ergebnisse; an sich oder vergleichsweise hohe Erträge sind durch fetten Druck hervorgehoben.

Hütten- und Stahlwerke:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Wilhelmshütte A.-G. für Maschinenbau u. Eisengießerei, Eulau . .	**225 000** (26 000)	5 (0)
Hochofenwerk Lübeck A.-G. . . .	**1 116 000** (821 000)	5 (?)
Bergbau- und Hütten-A.-G., Friedrichshütte, Herdorf	**1 652 000** (1 528 000)	8 (5)
Stadtberger Hütte A.-G., Niedermarsberg	**382 000** (49 000)	10 (2)
Eisenfelder Hütte A.-G., Eisenfeld	64 000 (41 000)	12 (6)
Bismarckhütte A.-G.	**3 914 000** (1 970 000)	15 (9)
Guß- u. Armaturwerk Kaiserslautern A.-G., Kaiserslautern	107 000 (105 000)	6 (6)
Alexanderwerk A. v. d. Nahmer A.-G., Remscheid		6 (4)
R. V. Diemendahl A.-G., Kunstwerkerhütte bei Steele (Ruhr) .	159 000 (83 000)	10 (5)
Eichener Walzwerk u. Verzinkerei A.-G., Kreuztal (Kr. Siegen) .	624 000 (535 000)	10 (8)
Annener Gußstahlwerke A.-G. . .	696 000 (515 000)	12 (8)
Zeitzer Eisengießerei u. Maschinenbau A.-G.	760 000 (725 000)	12 (12)
Vereinigte Stahlwerke van der Zypen u. Wissener Eisenhütten A.-G.	**4 576 000** (3 312 000)	12 (8)
Stahlwerk Oeking A.-G.		16 (5)
Wittener Gußstahlwerke A.-G. . .		18 (10)
Sächs. Gußstahlfabrik, Döhlen. .	**2 806 000** (1 453 000)	25 (14)
Stahlwerk Becker A.-G., Willich bei Krefeld	**4 278 000** (1 281 000)	25 (12)
Stahlwerke Rich. Lindenberg A.-G., Remscheid		25 (12)

Metallindustrie:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Metallwerke Neheim A.-G., Neheim	118 000 (24 000)	4 (0)
Gasapparat- u. Gußwerk-A.-G., Mainz	34 000 (22 000)	6 (3)
Fabrik für Eisenbahnbedarf Brenne Hangarter & Co., A.-G., Haspe	221 000 (171 000)	8 (6)
Bremer Stahlrohrfabrik Menck, Schultze & Co., A.-G., Bremen	161 000 (131 000)	8 (7)
Münchner Eggenfabrik A.-G., vorm. Fischer & Steffen, München-Pasing	192 000 (169 000)	8 (7)
Eisenbahn-Sicherungsfabrik Zimmermann & Buchloh A.-G., Borsigwalde	145 000 (112 000)	8
Westfäl. Kupfer- u. Messingwerke A.-G. vorm. Caspar Nöll, Lüdenscheid		9 (4)
Mannesmann-Röhrenwerke A.-G., Düsseldorf	**8 120 000** (5 641 000)	10 (7½)
F. W. Busch A.-G., Lüdenscheid .		12 (7)
C. Stahmer, Fabrik für Eisenbahn-, Bergbau- u. Hüttenbedarf, A.-G. Oesede	392 000 (368 000)	12 (15)
Westfäl. Metallindustrie A.-G. Lippstadt	178 000 (146 000)	12 (9)
A.-G. für Metallindustrie vormals Gustav Richter, Pforzheim . .	256 000 (248 000)	15 (15)
Siegener Eisenbahnbedarfs A.-G., Siegen	499 000 (271 000)	15 (5)
Carl Berg A.-G., Eveking i. W. .	**1 550 000** (311 000)	15 (5)
Telefon-A.-G. Berliner, Hannover		16 (10)
Kabelwerk Rheydt A.-G., Rheydt		18 (12)
Weyersberg, Kirschbaum & Co. A.-G., Solingen		18 (8)
Gevelsberger Herd- u. Ofenfabrik W. Krefft, A.-G., Gevelsberg i. W.		20 (10)

Maschinenfabriken:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Zwickauer Maschinenfabrik, Zwickau	214 000 (142 000)	0 (0)
Aschersleben Maschinenbau-A.-G., Aschersleben	**287 000** (85 000)	0 (0)
Johannes Zaag, Maschinen- und Röhrenfabrik, Augsburg . . .	169 000 (166 000)	4 (4)
Gebr. Junghans A.-G., Uhrenfabriken, Schramberg	**1 136 000** (1 058 000)	8 (8)
Maschinenindustrie Ernst Halbach A.-G., Düsseldorf.		8 (0)
Gebr. Pönsgen A.-G., Maschinenfabrik, Düsseldorf	171 000 (108 000)	8½ (5)

Digitized by Google

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Kalker Maschinenfabrik A.-G., Köln-Kalk	1 105 000 (876 000)	10 (6)
Werkzeugmaschinenfabrik Hermann & Alfr. Escher, Chemnitz		12 (5)
Maschinenfabrik Westfalia A.-G., Gelsenkirchen	248 000 (178 000)	12 (5)
Motorenfabrik Oberursel A.-G.	358 000 (244 000)	12 (8½)
Werkzeugmaschinenfabrik Union (vorm. Diehl), Chemnitz	521 000 (291 000)	15 (8)
Werkzeugmaschinenfabrik Gildemeister A.-G., Bielefeld		15 (6)
Emil Busch A.-G., Opt. Industrie, Rathenow	1 033 000 (696 000)	17 (10)

Schiffs- und Wagenbau:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Blohm & Voß, Kommandit-Gesellschaft auf Aktien, Hamburg	1 369 000 (703 000)	6 (4)
Waggonfabrik Jos. Rathgeber A.-G. München-Moosach	350 000 (345 000)	9 (9)
Benz & Co., Rhein. Automobil- u. Motorenfab. A.-G. in Mannheim	8 899 000 (5 013 000)	12 (0)
Gottfr. Lindner A.-G., Ammendorf bei Halle a. S.	440 000 (221 000)	12 (8)
Gothaer Waggonfabrik A.-G.	501 000 (352 000)	12 (12)
Wagenbau A.-G. Wismar	496 000 (317 000)	15 (11)

Schon in höherem Grad als bei den bis jetzt genannten Unternehmungen entspringen die Gewinne der Textilindustrie, der Lederindustrie und gewisser Zweige der chemischen Industrie (mit Einschluß der Ölfabriken) dem rein kaufmännischen Vorteil, den ihnen die Marktlage infolge der bestehenden Rohstoffarmut gewährt hat, und auch die Beziehung zur Heeresversorgung läßt sich bei ihnen nicht ohne weiteres und durchgehend mit der Sicherheit und Unmittelbarkeit feststellen wie bei den metallverarbeitenden Gewerben. Mit anderen Worten: die gelegentlich auftretenden glänzenden Geschäftsergebnisse beruhen hier entschieden mehr auf der für den Hersteller günstigen Wirkung des wirtschaftlichen Gesetzes von Angebot und Nachfrage, auf glücklichen Einkäufen, frühzeitiger Eindeckung mit Rohmaterialien, geschickter Beurteilung und Benützung der Verhältnisse, als auf vermehrter Anspannung der industriellen Arbeitskräfte. Der moderne Unternehmer ist beides, Hersteller und Händler: hier hat der Kaufmann entschieden den stärkeren Anteil am Verdienst als der Erzeuger.

Textilindustrie.

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Eilenburger Kattun - Manufaktur A.-G.	81 000 (66 000)	3 (0)
Baumwollweberei Mittweida A.-G., Mittweida	76 000 (66 000)	4 (3)
Südd. Baumwollindustrie, Kuchen	140 000 (76 000)	5 (2)
Württ. Kattunmanufaktur, Heidenheim (Brenz)	486 000 (435 000)	8 (8)
Mechanische Weberei, Zittau	388 000 (191 000)	10 (8)
Leipziger Trikotagenfabrik A. G.		10 (7)
Nordd. Trikotweberei vorm. Leonh. Sprick & Co. A. G., Berlin	187 000 (170 000)	11 (11)
Schles. Textilwerke Methner Frahne A. G., Landeshut	1 646 000 (628 000)	14 (8)
Gladbacher Textilwerke A. G. vorm. Schneider & Irmen, M.-Gladbach	(Bruttogewinn:) 1 281 000 (289 000)	20 (0)
Baumwollspinnerei Mittweida, Mittweida	823 000 (738 000)	20 (16)
Mech. Weberei Ravensberg A. G., Schildesche b. Bielefeld	Rohertrag 908 000 (410 000)	22 (6)

Lederindustrie:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Schuhfabrik Herz A. G., Frankfurt a. M.	183 000 (136 000)	5 (5)
Ed. Lingel, Schuhfabrik A. G., Erfurt	718 000 (305 000)	10 (4)
Lederfabr. Höchst A.G., Höchst a.M.	196 000 (38 000)	10 (5)
Südd. Lederwerke A.G., St. Ingbert	430 000 (52 000)	10 (0)
Rhein. Lederwerke A.G., Saarbrücken	352 000 (49 000)	10 (6)
Schuhfabrik Konrad Tack & Co., Berlin	914 000 (964 000)	12 (10)

Oelfabriken, chemische Fabriken:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Oelfabrik Großgerau, Bremen	950 000 (221 000)	10 (4)
Deutsche Vacuum - Oel A. G., Hamburg		12 (6)
Verein deutscher Oelfabriken. Mannheim	2 587 000 (1 846 000)	12 (5)
F. Thörls Vereinigte Harburger Oelfabriken A. G., Harburg	3 879 000 (2 769 000)	16 (12)
Chem. Fabrik Heinrichshall	29 000 (8 000)	2½(0)
Chem. Fabriken Harburg-Staßfurt, Hamburg		8 (8)
Chem. Fabrik Hönningen	2 990 000 (1 093 000)	15 (8)

Eine weitere Gruppe von gewinnreichen Unternehmungen stellt sich uns dar in einigen Zweigen der Nahrungsmittelindustrie. Schluß folgt.

Ernst Diefenthal Kriegerheimstätten

„Das Reich dankt seinen Verteidigern, indem es jedem deutschen Kriegsteilnehmer oder seiner Witwe die Möglichkeit eröffnet, auf dem vaterländischen Boden ein Familienheim auf eigener Scholle (Kriegerheimstätte) zu erringen." Diese Forderung wird durch den „Hauptausschuß für Kriegerheimstätten" erhoben, der auf Veranlassung des Bundes deutscher Bodenreformer im März dieses Jahres von 28 Organisationen begründet wurde, und dem sich bisher mehr als 1600 Organisationen aller Art als Mitglieder angeschlossen haben. „Anrecht auf eine eigene Scholle den Tausenden, die heute für ihr Vaterland kämpfen, leiden und bluten, für das Vaterland, das bisher von seinem Boden für sie kein Teilchen übrig hatte!" Ist es ein Wunder, daß dieser Ruf weite Kreise des deutschen Volkes aufhorchen ließ, daß überall in deutschen Landen sich Ortsausschüsse der Bewegung bildeten, daß die „Bodenreform" fast in jeder Nummer ihres letzten Halbjahres begeisterte Zustimmungen aus dem Felde veröffentlichen konnte? Die Mißstände in unserem Siedlungswesen, die Zusammenpressung der Massen in Mietkasernen mit ihren kulturell und sozial schädlichen Folgen, verlangen ja immer dringender nach einer Abhilfe. Unseren Kriegern nun wenigstens die Wohltaten des Eigenheims wiederzugeben, sie davor zu bewahren, daß sie, die doch zu einem guten Teil in ihrer wirtschaftlichen Kraft geschwächt zurückkehren werden, eine angemessene Wohnung der hohen Mieten wegen nicht finden können, ist gewiß eine Forderung, für deren Durchführung es sich zu arbeiten verlohnt.

Wie aber soll sie verwirklicht werden? Darüber geben die Grundsätze für ein Reichsgesetz zur Schaffung von Kriegerheimstätten Aufschluß, die von dem Münsterschen Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Ermau ausgearbeitet und von dem Hauptausschuß angenommen wurden. Zwei Gedanken sind es vornehmlich, die die Grundsätze wesentlich in ihrer Ausgestaltung beeinflußt haben. Einmal jedem Kriegsteilnehmer die Erwerbung einer Heimstätte zu ermöglichen und zugleich mit der Schaffung dieser Heimstätten eine Gesundung und Umgestaltung unseres Siedlungswesens anzubahnen. Das bedingt zunächst die Hergabe des Bodens zu einem billigen Preise und auf der anderen

Digitized by Google

Seite, in einer Form, die die Benutzung des Bodens ausschließlich als Wohn- oder Wirtschaftsheimstätte dauernd sicherstellt, mit anderen Worten sein Anheimfallen an die gewerbmäßige Grundstücksspekulation unmöglich macht. Dies Ziel sucht man nun auf folgende Weise zu erreichen. Es sollen geschaffen werden: Wohnheimstätten: Kleinhäuser mit Nutzgärten, die allen Kriegsteilnehmern verliehen werden können, oder Wirtschaftsheimstätten: gärtnerische oder landwirtschaftliche Anwesen von geeigneter, nach Bodenart und Bodenpreis verschiedener Größe, die nur Bewerbern mit entsprechender Vorbildung und angemessenem Betriebskapital verliehen werden dürfen. Ausgeber der Heimstätten ist das Reich oder öffentlich-rechtliche Verbände und gemeinnützige Vereinigungen, denen durch das Reich die Ausgabe übertragen werden kann. Die Heimstätte wird als Eigenheim übertragen gegen eine Rente (im Grundbuch eingetragene Last, die in bestimmten Zeiträumen in Geld fällig ist), für deren Höhe nicht der Marktpreis des Bodens, sondern allein die Rücksicht auf den gesicherten Bestand der Heimstätten ausschlaggebend ist. Die Rente ist unkündbar.

Es handelt sich also um die Schaffung einer neuen Form des Rentengutes. Bisher kannte unser Recht nur die kündbare Rente. Auf den Kriegerheimstätten dagegen soll sie als ewige Schuld lasten. Hier ist der Punkt, der in der öffentlichen Erörterung noch den breitesten Raum einnehmen wird; denn, kann die Rente nicht abgelöst werden, so erlangt der Eigentümer niemals die unbeschränkte Verfügungsmöglichkeit über sein Eigentum, wie er es nach heutigen Rechtsbegriffen im allgemeinen hat. Das muß erst mit aller Schärfe ausgesprochen werden, ehe man die Frage aufwerfen kann, ob dieser in unser Rechtsleben tief eingreifende Schritt unternommen werden soll oder ob es nicht vorteilhafter wäre, darauf zu verzichten, die Forderung der Schaffung von Kriegerheimstätten mit einem solchen Schwergewicht zu belasten.

Wie würden die Dinge sich entwickeln, wenn die Uebertragung gegen eine kündbare Rente geschehen würde? Es würden sich die gleichen Folgen wiederholen, die wir schon bei unserer bisherigen Ansiedlungstätigkeit beobachten konnten.

Der Erwerb eines Rentengutes stellte sich im Vergleich zu den Preisen anderer Besitztümer niedrig. Nach Ablösung ihrer Rente haben infolgedessen viele Eigentümer die Gelegenheit benutzt, ihr Gut zu veräußern, um so die Differenz zwischen dem auf Kosten anderer erfolgten billigen Kauf und den allgemeinen Bodenwerten für sich in Geld umzusetzen. Es hat aber niemand, auch das Reich nicht, ein Interesse daran, Opfer zu bringen, damit andere aus diesen Opfern Spekulationsgewinne herausschlagen. Verkaufen kann der Heimstättenbesitzer selbstverständlich auch dann, wenn die Rente unkündbar ist. Er kann alle Verbesserungen, die er an dem Gute vorgenommen hat, Meliorationen, Hausbau usw. in Anrechnung bringen. Aber da der Käufer auch an die Verpflichtungen dem Heimstättenausgeber gegenüber gebunden bleibt, ist dem Verkäufer eine spekulative Ausnutzung seiner Heimstätte unmöglich gemacht, die ja um so ausgiebiger sein müßte, als die Rente so niedrig als möglich festgesetzt werden soll.

Bedenken dagegen, daß die Heimstättenausgeber den Boden unter Marktpreis hergeben sollen, werden wohl nicht erhoben werden. Diese Forderung rechtfertigt sich allein aus dem Gedanken heraus, daß die Ueberlassung ja einen Dank des Vaterlandes an seine Krieger bedeutet. Im übrigen ist das Opfer, das den Ausgebern zugemutet wird, nur zeitweilig. Die Rente soll gesteigert werden können, wenn der Besitzer die Heimstätte freiwillig aufgibt, sie nicht selbst bewohnt und bewirtschaftet oder wenn nach dem Tode beider Eltern das jüngste Kind großjährig wird. Voraussetzung für eine Erhöhung der Rente bleibt aber auch dann, daß in der betreffenden Gegend eine allgemeine Steigerung des Bodenwertes nachweisbar ist. Steigende Grundrente kommt also dem Heimstättenausgeber zugute; selbstverständlich ist aber dann auch, daß eine Verminderung der Bodenwerte eine Herabsetzung der Rente zur Folge haben muß.

Wie gewinnt man nun den nötigen Boden für diese Ansiedlungszwecke? Da schlagen wir die Grundsätze vor, den Heimstättenausgeber ein Vorkaufsrecht zu verleihen bei jeder Zwangsversteigerung und bei der Veräußerung von Grundstücken, die in einem Jahrzehnt zweimal freihändig ihren Besitzer gewechselt haben; Forderungen, mit denen man sich wohl einverstanden erklären kann. Einer genaueren Ueberlegung bedarf es aber doch noch, wenn dann weiter gesagt wird, daß bei den letzteren Grundstücken die Ausgeber auch ein Enteignungsrecht haben sollen. Gewiß, im allgemeinen mag durch den zweimaligen freihändigen Wechsel innerhalb eines Jahrzehntes der Beweis dafür erbracht sein, daß dies Grundstück nicht ausschließlich als Wohn- und Wirtschaftsstätte Verwendung finden soll, sondern im wesentlichen für den augenblicklichen Besitzer nur Wert als eine Ware des Grundstücksmarktes hat. Aber muß das immer so sein? Sollten wirklich ähnliche Fälle wie dieser nach dem Kriege nur selten vorkommen? Ein kleiner Gewerbetreibender hat an dem Weichbilde einer mittleren Stadt ein eigenes Kleinwohnhaus mit Nutzgarten, ein Besitztum also, das an und für sich für die Verwendung als Kriegerheimstätte geeignet wäre. Er hat es zwei Jahre vor dem Kriege erworben. Der Krieg hat ihn aber wirtschaftlich so geschwächt, daß er für die Fortführung seines Gewerbebetriebes neuer Geldmittel bedarf, die er sich nur durch Veräußerung seines Wohnhauses beschaffen kann. Der Käufer erwirbt das Grundstück zu dem Zweck, auf eigener Scholle seinen Lebensabend zu beschließen. Dieses Grundstück hat also zweimal in einem Jahrzehnte freihändig seinen Besitzer gewechselt. Und doch hat niemand daran gedacht, Grundstücksspekulation mit ihm zu treiben. Nach der Formulierung der Grundsätze würde das Enteignungsrecht wirksam sein, auch in diesem Falle, wo es gewiß eine Härte bedeuten würde. Eine vorsichtigere Formulierung müßte den an sich richtigen und begrüßenswerten Grundgedanken vor einer solchen Auslegung bewahren.

Zur Bereitstellung von Baudarlehen werden verschiedene Wege vorgeschlagen. Grundsätzlich wird gefordert, daß die Kriegerheimstätten nur in Form von unkündbaren und löschungspflichtigen Tilgungsdarlehen beleihbar sein können. Das Reich soll die Beleihung bis zu 90 % der Baukosten entweder durch Erweiterung des bestehenden Reichsbürgschaftsfonds oder durch die Errichtung einer Reichspfandbriefanstalt ermöglichen. Für Unbemittelte sollen gemeinnützige Kassen die fehlenden 10 % der Baukosten aufbringen. Oder es sollen Invaliden- und Hinterbliebenenrente teilweis kapitalisiert werden können. Beide erhalten das Recht hypothekarischer Eintragung. Für alle sonstigen Eintragungen ist das Grundbuch geschlossen.

Ob es wirklich ratsam sein würde, Invaliden- oder Hinterbliebenenrenten heranzuziehen, erscheint fraglich. Die von dem Reich gezahlten Renten sollen die Rentenbezieher vor der bittersten Not schützen. Vermindert man sie durch eine teilweise Kapitalisierung, so besteht doch immerhin die Gefahr, daß sie einmal ihrem eigentlichen Zwecke nicht mehr dienen können. Daß das Grundbuch für alle weiteren Eintragungen als diejenigen, die zur Beschaffung der Mittel für die Errichtung notwendig sind, geschlossen bleiben soll, würde einer Ueberschuldung der Heimstätten vorbeugen und damit den Besitz für den Eigentümer wirksam sichern. Der gleiche Gedanke der Sicherung hat die Forderung geboren, daß die Kriegerheimstätten durch privatrechtliche Ansprüche nicht in Zwangsversteigerung gebracht werden können. Um eine Benachteiligung von Gläubigern auszuschließen, müßte dann aber eine Zwangsverwaltung vorgesehen werden, wie sie das schweizerische Heimstättenrecht kennt.

Zur Bestreitung der Kosten und Schaffung eines Reservefonds für etwaige Verluste verlangen die Grundsätze schließlich die Einführung einer Oedlandsteuer von 2 % auf alles Privatland, das seit mehr als fünf Jahren nicht unter dauernder forstwirtschaftlicher, landwirtschaftlicher oder gärtnerischer Kultur gehalten worden ist, und zwar nach dem Werte, den der Eigentümer selbst zugibt, der aber zugleich die Grundlage des Enteignungspreises bildet, wenn das Land für Kriegerheimstätten benötigt wird. Eine so hohe sittliche Auffassung von den besonderen Pflichten, die

der Besitz von deutschem Boden auferlegt, spricht aus dieser Forderung, daß es einem eigentlich schwerfällt, nicht ohne weiteres zustimmen zu können. Und doch! Liegt in der obigen Formulierung nicht auch die Gefahr, daß jemand Steuer zahlen soll für ein Stück Land, das ihm forstwirtschaftliche, landwirtschaftliche oder gärtnerische Erträge beim besten Willen nicht einbringen kann? Die Fristsetzung von fünf Jahren will die Möglichkeit der Kultivierung offen lassen. Aber werden in weiten Gegenden der Lüneburger Heide oder in den größeren Moorgebieten die Bauern wirtschaftlich in der Lage sein, ihren gesamten Besitz an Oedland so schnell zu kultivieren? So gesund der Gedanke ist, der die Forderung der Oedlandsteuer eingegeben hat, über das Knie läßt sich eine solche Steuer nicht brechen. Wenn man sie nicht auf Ländereien beschränken will, die nutzungsfähig sind, dann wird der Staat den Bauern erst einmal die Möglichkeit geben müssen, innerhalb der gesetzten Frist ihren Besitz restlos zu kultivieren, ehe er daran gehen kann, für eine Unterlassungssünde eine Steuer von ihnen zu fordern. Mag man sich demnach mit manchen Einzelheiten der Grundsätze ohne weiters nicht einverstanden erklären können, eine Grundlage, auf der weitergearbeitet werden kann und muß, bedeuten sie jedenfalls. Und ein jeder möge dazu tun, was in seinen Kräften steht. Eine offene Aussprache kann dem schönen Gedanken der Kriegerheimstätten nur förderlich sein. Es gilt, Tausenden unserer Brüder, die für uns ihr Leben einsetzen, das Recht auf eine eigene Scholle zu erringen. Wenn wir wollen, können wir es. Und ich glaube: wir wollen.

David Koch / Hoffnung

Weiß nicht, für wen die Schönheit ist,
Die Schönheit der goldenen Trauben.
Für wen zum Flüstern im Dämmerlicht
Die Bank dort hinter den Lauben.

Weiß nicht, wohin das Mägdlein schaut
Den Weg hinauf zum Walde.
Weiß nicht, wer dorther kommen soll
Herab die Dornenhalde.

Weiß nicht, für wen das Waldtal brennt
In feuerroten Farben,
Für wen das Jungweib weinend drischt
Allein die goldenen Garben.

Weiß nicht, für wen der Weihnachtsbaum
Im Tannenwalde trauert,
Für wen beim Betbuch in Winternacht
Altmütterlein zittert und schauert.

Weiß eines nur, das trag' ich schwer:
Fort seid ihr alle gezogen.
Die einen fahren im wilden Meer
Und kämpfen mit Schiffen und Wogen.

Die andern liegen auf blachem Feld,
Ganz vorne meine Ulanen.
Bald stürmen sie für die ganze Welt
Mit siegenden deutschen Fahnen.

Gottfried Traub / Das Volk

Das Leben als Fortsetzen des wechselnden Daseins hat für den edlen Menschen ohnedies nie Wert gehabt, er hat es nur gewollt als Quelle des dauernden; aber diese Dauer verspricht ihm allein die selbständige Fortdauer seiner Nation. Fichte.

Wunderbar, wie in diesem Bekenntnis ewiges Leben, Volk und Ich ineinander verwoben werden. Diese Gedankengänge bewegen sich auf der Erde, manchem klingen sie sogar zu irdisch. Er griffe gern in unabsehbare Weiten. Die Ewigkeit, die ihm hier angeboten wird, erscheint ihm zu faßbar und darum zu winzig. Aber er vergißt, daß die Wirkungsfläche größer ist, als man denkt, wenn man sich die wirklichen Wege eines Volkes vorstellt, als wenn man sich in ein planloses, ungewisses Wirken von Himmel und Erde träumt. Sind etwa die Gedanken deines Volks, seine Sorgen und seine Freuden, seine Worte und Lieder, sein Glauben und Schaffen in den Jahrtausenden so wenig wert, daß du mit deinem Wirken späterhin nicht daran gebunden sein möchtest? Kein Korn kann Früchte tragen, das während seiner Keimzeit heute in Kleinasien und morgen in Mecklenburg liegen möchte. Es liegt an seinem Platz, stirbt und steht auf und bringt so viele Frucht. Seine Körner mehren sich und füllen langsam Acker, Land und Erde. Aber nur darum, weil es dem einzelnen Korn an seinem Orte behagte und es dort seinen Kampf ums Leben und Schaffen auf sich nahm.

Das Volk ist unsere Mutter. Es ist älter als wir selbst und wird noch Kinder gebären, wenn wir lange gestorben sind. Aus dieser engen Gemeinschaft kann man nie ganz herausspringen; denn die Geschichte geht mit uns, ob wir wollen oder nicht. Wer wirken will, nicht für den Tag, sondern für die Dauer, wird gar nicht herausspringen wollen. Das Leben packt ihn nicht als allgemeinen Begriff, sondern als lebendige, anschauliche Kraft und stellt ihn irgendwo an seinen Platz, damit er nun dort das Leben mehre, in Breite und Tiefe, Abertausendfache. Wer das Leben mehrt, so daß es überströmt, schafft mit am ewigen Leben. Er bohrt durch die Schichten des Alltäglichen und Gewöhnlichen hindurch, bis er zu den Brunnen hinabsteigt. Keiner erfindet das ewige Leben. Es ist da. Aber finden kann man's, indem man die Kräfte sich vermählt, aus denen es sich immer erneut. Dem einzelnen werden sie gegeben in dem Schaffen, Denken, Sterben, Opfern, Leben seines Volks; nicht in dem, wovon man plaudert, aber in dem, was aus Not und Tod gewachsen ist und sich dort unüberwindlich gezeigt hat. Drum ist's kein Widerspruch, daß sich ewiges Leben bindet an diese Fortdauer eines Volks. Es wird dadurch nichts Enges; als ob ewiges Leben nur zwischen Zollgrenzen verliefe. Aber es bedient sich dieser Form, um überhaupt zu wirken. Als ich die Brunnen im Osten sah und merkte, wie alles Leben des Volkes, sein Lieben und sein Hassen, sich um diese Brunnen herum abspielt, wurde mir die Segenskraft des quellenden, strömenden Wassers ganz neu anschaulich. Wäre es nicht eine unausdenkbar wunderbare Sache, selbst so ein Brunnen zu werden, zu dem dann die Geschlechter kommen und aus dem sie trinken werden, um gesund zu bleiben? Lebendiger Brunen sein, heißt ewiges Leben in sich tragen. Drum wehrt man sich, daß sie nicht zugeschüttet werden und kein Fremder unsere Felder so zertrete und verwüste, daß wir nicht mehr darauf säen können. Wir wissen nicht, wer alles in unserem Blut, unserem Hirn und Herzen wirkt und fortlebt; aber das wissen wir, daß Urgroßmutter und Ahn ebenso ihr Anteil dran haben, wie Gegner und Feinde, und daß aus dieser Volksnot und Volkskraft jede einzelne Seele und jeder einzelne Leib genährt wird bis zum heutigen Tag.

Digitized by Google

Unvergleichlich hoch steigt der Wert des gesamten Volks in unseren Tagen, wo Tausende nichts tun, als hierfür bluten, schmerzen, vergehen. Wir empfinden dunkel diese Neugeburt; aber wir müssen alles daran setzen, sie klar zu erkennen und sie jedem in Zukunft ins Bewußtsein zu heben als unverlierbaren Besitz.

Soziale Bewegung

Die Kriegstagung der Bodenreformer (24. Bundestag) hat vom 1. bis 4. Oktober in Bielefeld stattgefunden. Sie war gut besucht und brachte eine Fülle anregender und lehrreicher Vorträge über die Notwendigkeit eines Kriegerheimstättengesetzes. Seiner Vorbereitung war die ganze Tagung in der Hauptsache gewidmet. Das Gesetz soll den Zweck haben, den zurückkehrenden Kriegern, den gesunden und den kriegsbeschädigten, ein Anrecht auf eine unverschuldbare und unverlierbare eigne Heimstätte zu schaffen. Ein dazu vorliegender Entwurf wurde jedoch nicht im einzelnen durchberaten, sondern einem Ausschusse zur weiteren Behandlung überwiesen. Die Tagung mit ihren sieben Vorträgen war eine starke Kundgebung für den Gedanken der Heimstättenfürsorge überhaupt.

Kriegsschwierigkeiten der gewerkschaftlichen Organisationen. Eine Vorständetagung der christlichen Gewerkschaften befaßte sich kürzlich in Düsseldorf auch mit den Organisationsschwierigkeiten infolge des Krieges. Dabei wurde festgestellt, daß die Aufrechterhaltung des Organisationsgerüstes mit stetig sich vergrößernden Schwierigkeiten verbunden ist. Zurzeit sind annähernd die Hälfte sämtlicher Mitglieder zum Kriegsdienst einberufen. Darunter fast alle früheren örtlichen Vorstände und Vertrauensmänner. Ferner drei Fünftel des Beamtenstabes, ein weiteres Fünftel ist ausgehoben. Nachdem jetzt auch noch die dauernd Untauglichen einer Nachmusterung unterzogen werden, verbleiben den christlichen Gewerkschaften nur ganz wenige Angestellte, sofern die Einberufungen so weitergehen. Sie stehen im Verhältnis zu den anderen älteren Organisationsrichtungen viel ungünstiger, weil bei der Jugend der Bewegung fast alle Angestellten und örtlichen Funktionäre noch im wehrpflichtigen Alter stehen. Die Lücken sollen nach Möglichkeit durch kriegsfreie Männer und durch geeignete Frauen ausgefüllt werden.

Keine Reichsstellenvermittlung für Kriegsbeschädigte. Der Staatssekretär des Innern hat dem Deutschen Handelstag mitgeteilt, daß eine Zentralisierung der Arbeitsvermittlung für Kriegsbeschädigte zunächst nicht in Aussicht genommen ist, weil es sich hierbei meist um nicht vertretbare Arbeitskräfte handelt, sondern jeder Fall nach seiner Besonderheit erledigt werden muß. Auch kann im allgemeinen damit gerechnet werden, daß die Beschädigten in der Heimat verbleiben und Angeboten, die eine Uebersiedelung nach weit entfernten Orten verlangen, nicht gerne entsprechen. — Auch in dieser Frage werden ähnlich wie in der Zentralisationsfrage des Arbeitsnachweises für heimkehrende gesunde Arbeiter die Ansichten des Staatssekretärs Dr. Delbrück nicht unwidersprochen bleiben.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frau R. in C. 5 M., Vizefeldwebel K. in L. 6 M., Oberleutn. Sch. im Felde 20 M., Oberleutn. Dr. D. in W. 5,05 M., M. B. in B. 15 M., Frau L. in H. 3,05 M., Frl. Sch. in G. 3 M., Lt. St. in W. 2,50 M., S. in B. 2,50 M., Frau Hauptl. B. in N. 2,50 M., Lt. Sch. im Felde 10 M., Stadtpfr. S. in E. 3,50 M., Dr. R. in F. 7,50 M., Frau H. in V. 2,50 M., Abg. J. F. in H. 20 M., Landsturmm. W. im Felde 2 M., Lt. E. im Felde 2,50 M., B. in A. 2,50 M., F. B. in O. 7,50 M., Frau H. in D. 2,50 M., J. in S. 3 M., Dr. R. in G. 5,55 M., Lehrer L. in H. 3 M., durch Frau Pfr. R. in M. 5 M., W. in H. 5 M., Pfr. K. in Ch. 1 M., Gefr. R. im Felde 1 M., Frl. St. in H. 3 M., St. in D. 1 M.

Kriegs- und Heimatchronik ins Feld und an Lazarette: Lehrer H. in M. 2 M., Dr. R. in G. 4,50 M., Oberleutn. zur See W. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Frau H. in Meißen 7 Ullstein-Bücher, 1 Böhme, Rheinzauber; H. Z. in Lpz.-Connewitz 1 Speckmann, Heidjers Heimkehr, 1 Hedin, Volk in Waffen, 1 Heymann, Kriegsgedichte und Briefe, 1 Kotzde, Bismarckland, 1 Madelung, Kriegstagebuch, 1 Meyer, England.

Für Ostpreußen: Oberleutn. W. 5 M., Pflegepersonal der Abt. Mädchenschule des Kriegslazaretts I, 13. A.-K., 5. Armee 10 M.

Für Kriegserblindete: Fr. Pfarrer R. in M. 10 M.

Für kriegsgefangene Deutsche: Fr. Pfarrer R. in M. 10 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Dr. K. in H. über Wesen und Entstehung der Gewerkschaften (Arbeiterberufsvereine) unterrichten unter vielen anderen grundlegenden sozialpolitischen und besonderen gewerkschaftlichen Fachwerken: L. Brentano, Die Arbeitergilden der Gegenwart, 2 Bde. (Leipzig 1871/72); Herkner, Die Arbeiterfrage (Berlin 1908, J. Guttentag); S. und B. Webb, Geschichte des Britischen Trade Unionismus, deutsch von E. Bernstein (Stuttgart 1895, Dietz); Dr. P. Hirschfeld, Die Freien Gewerkschaften in Deutschland (Jena 1908, Fischer); Dr. Max Hirsch, Die Entwicklung der Arbeiterberufsvereine in Großbritannien und Deutschland (Berlin 1896, Bahr); W. Gleichauf, Geschichte des Verbandes der deutschen Gewerkvereine (Berlin 1907, „Hilfe"); Paul Block, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (München 1911, Nationalverein). Von demselben in gleichem Verlag auch 3 kleine übersichtliche Broschüren über sozialdemokratische, Hirsch-Dunckersche und christliche Gewerkschaften. W.

Lehrer F. in O. bei Dresden. Auf unsere Nachfrage wird uns mitgeteilt, daß Generalsekretär Ehrich im Osten kämpft und kürzlich zum Leutnant befördert wurde. Seine genaue Adresse konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Auch Lehrer Schwesler-Chemnitz war im Osten als Unteroffizier hinter den Russen her. Er liegt augenblicklich im Reservelazarett zu Chemnitz, Baracke 2, an einer leichten Verwundung, die er vor Brest-Litowsk erhielt.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Von dem in Nr. 37 der „Hilfe" erschienenen Aufsatz:

Literatur zur deutschen Politik

haben wir Sonderabzüge herstellen lassen.
Sie stehen unsern Lesern zu zweckmäßiger
Verbreitung gern kostenlos zur Verfügung.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Berlin SW 68, Zimmerstr. 7/8
Hempel & Co. G.m.b.H.
Fernsprecher: Zentrum Nummer 450 und 451
Schnellste Herstellung von Druckarbeiten jeder Art in moderner, einfacher sowie künstlerischer Ausführung
Tageszeitungen, Zeitschriften, Fachjournale

Preußischer Beamten-Verein in Hannover.
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser.)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.
Versicherungsbestand 444 936 003 M. Vermögensbestand 173 600 000 M.
Überschuß im Geschäftsjahre 1913: 5 787 600 M.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre. Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½ % der Prämie trägt die Vereinskasse. Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. Man lese die Druckschrift Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elfe Nesting, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

21. Oktober 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 42

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Hohenzollern. — **Richard Charmatz:** Das österreichisch-ungarische Ausgleichsproblem. — **Prof. Dr. Oskar Keude:** Tiroler Grenzfragen. — **Geh. Reg. Rat Dr. Max Seidel:** Weltverkehr und Seehandel im Kriege. — **Dr. Erich Schairer:** Die Kriegskonjunktur. — **Oberlehrer Dr. Wilhelm Schaefer:** Die Neugruppierung der Weltgeschichte in der Schule. — **Gertrud Bäumer:** Geibel zum Gedächtnis. — **Helene Voigt-Diederichs:** Sieg über Land. — **Gottfried Traub:** Intrigen. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Montag, 11. Oktober.

Man darf sich das Eintreten Bulgariens in den Krieg nicht leicht vorstellen, denn es hat zwei schwere Balkankriege hinter sich und blutet noch aus vielen Wunden. In allen Berichten kehrt die schwere ernste Stimmung wieder, in der sich der greise Ministerpräsident Radoslawow mit allen Parteien seines Landes verständigt, um nicht bei dieser gewaltigen Weltgeschichtsabrechnung zu kurz zu kommen. Dabei müssen viele alte russenfreundliche Gefühle überwunden werden, von denen wir in Deutschland nur eine sehr entfernte Vorstellung haben, weil für uns der Zar als Befreier nie in greifbare Nähe getreten ist, während die Voreltern der heutigen Bulgaren nur von Rußland ihre Befreiung von türkischer Herrschaft erhoffen konnten. Natürlich versuchen die Agenten des Vierverbandes auch jetzt noch, Mißtrauen zwischen den Bulgaren, Griechen und den mitteleuropäischen Mächten zu säen, indem sie allerlei Nachrichten über den griechischen Anteil an Mazedonien in die Welt setzen. Soviel wir von hier aus beurteilen können, wird die griechische Grenze von Bulgarien grundsätzlich anerkannt. Die bulgarischen Vertreter reisen aus Paris und London ab.

Englische Zeitungen halten der griechischen Regierung eindringliche Vorstellungen über politische Dankbarkeit und Abhängigkeit. Sind es nicht die Westmächte, denen Griechenland seine ganze Existenz schuldig ist? Ist nicht Griechenland allseitig von englisch-italienisch beherrschten Gewässern umgeben? Kurz, es erscheint wie eine Ungehörigkeit, daß Griechenland überhaupt neutral sein will. Von einem Recht auf Neutralität sei gar keine Rede.

Dienstag, 12. Oktober.

Die Kämpfe an der Westfront sind noch nicht beendet und fordern beiderseits Opfer. Am lebhaftesten wird noch immer in der Champagne um den Ort Tahure gerungen, der inmitten eines beiderseitigen Geschoßregens kaum noch ein Aufenthalt für Menschen ist.

An der östlichen Front werden die schweren Kämpfe um die breiten Vorwerke von Dünaburg fortgesetzt. Feindliche Stellungen westlich von Illurt am linken Dünaufer wurden erstürmt. Es tauchen immer neue russische Armeeteile auf. Die russischen Berichte stimmen in den Hauptsachen mit den deutschen überein, heben nur in gewohnter Weise russische Teilerfolge und Gefangennahme von Deutschen hervor. Sie geben zu, daß in Wolhynien die Verbündeten wieder auf das rechte Ufer des Styr übergegangen sind. Beiderseitige kleinere Angriffe an der Strypa hören nicht auf.

Auf dem serbischen Kriegsschauplatz entwickeln sich im Westen an der Drina heftige Einzelkämpfe. Der Save- und Donauübergang ist im allgemeinen vollendet, Belgrad und die dahinter liegenden militärisch wichtigen Höhen sind nach blutigen und anstrengenden Gefechten besetzt, Stadt und Festung Semendria sind von unseren Truppen genommen. Damit beginnt der Vormarsch durch das Moravatal, der den Weg nach Bulgarien öffnen soll. — In Saloniki sind, soviel man erfährt, fünf Eisenbahnzüge mit französischen und englischen Truppen von den Griechen zurückgehalten worden. Ein starkes englisches Geschwader soll die bulgarische Küste bei Dedeagatsch blockieren. Die Südwinde im Aegäischen Meer haben begonnen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika tritt offenbar Beruhigung ein, nachdem der deutsche Botschafter Graf Bernstorff befriedigende Erklärungen über die Behandlung der neutralen Schiffahrt abgegeben hat. Es wird jetzt eine amerikanische Protestnote gegen die englische Hemmung amerikanischer Ausfuhren erwartet.

Japan läßt mitteilen, daß es zwar nach wie vor für Bezahlung Munition an Rußland liefere, sich aber sonst um den europäischen Krieg nicht weiter kümmern wolle, da es in Ostasien genug zu tun habe. Das letztere bezieht sich offenbar auf Verhandlungen mit Jüanschükai über etwaige Aufrichtung einer neuen Dynastie in China. Die deutschen Kaufleute und Missionare in Japan sind nicht belästigt.

Mittwoch, 13. Oktober.

Ein französischer Truppentransportdampfer „Samblin Havre" wurde 100 Seemeilen östlich von Malta mit über 2000 algerischen Schützen an Bord von einem deutschen Unterseeboot torpediert. Englischen Torpedobooten gelang es, etwa 90 Mann, zum größten Teile verwundet, zu retten. Alle übrigen sind versunken. Auch andere Versenkungen sollen stattgefunden haben.

Die in Wolhynien kämpfende russische Armee des Generals Iwanow ist offenbar sehr verstärkt worden, und zwar von Norden her über Kischinew und von Süden her aus den Beständen der Südarmee bei Odessa und wohl auch der Kaukasusarmee. Die Menge von Munition und Geschützen, über welche die Russen jetzt wieder verfügen, erklärt sich nur durch amerikanische und japanische Lieferungen. Beide Seiten schieben sich zwischen Flußläufen und Morästen hin und her. Unsere und die österreichischen Truppen versuchen nach Möglichkeit, sich wasserdichte und bombensichere Unterstände zu bauen. Die Hauptstellen des Kampfes sind vor Kowno, an der Ikwa, am mittleren Sereth und direkt an der rumänischen Grenze in der Nähe der Stadt Czernowitz.

Die Bulgaren haben den Einmarsch nach Serbien bei Kujazewac, nordöstlich von Nisch, begonnen. Damit beginnt der Doppelangriff, durch den die serbische Armee in die schlechteste Lage kommt. Auf wirksame Hilfe von seiten des Vierverbandes werden die Serben kaum noch hoffen dürfen, da sowohl in Frankreich wie in Italien die Frage der Sendung größerer Truppenkörper nach dem

Digitized by Google

Balkan sehr umstritten ist. Minister Delcassé ist gegen den Plan einer französischen Kriegführung auf dem Balkan.

Das Kings-College an der Londoner Universität gründete eine Abteilung für slawische Studien und berief den in Prag unmöglich gewordenen tschechischen Professor Masaryk zu deren Leitung. Masaryk hatte sich vom panslawistischen Traum so gefangennehmen lassen, daß er allen Boden unter den Füßen verlor, als die Russen in den Karpathen und in Galizien geschlagen wurden.

Donnerstag, 14. Oktober.

Der französische Minister des Aeußern Delcassé hat ein Rücktrittsgesuch eingereicht, das vom Ministerpräsidenten Viviani angenommen wurde. Es werden sowohl Gesundheitsrücksichten wie Meinungsverschiedenheiten als Grund angegeben, und es steht nichts im Wege, beide Begründungen zugleich für richtig und doch nicht für ausreichend zu halten. Ein Mann von der Zähigkeit Delcassés verläßt seinen Posten nicht, solange er noch Möglichkeiten des Erfolges vor sich sieht. Er ist unter den Lebenden einer der Hauptschuldigen des Krieges, denn zwischen König Eduard und ihm entstand der Gedankengang von der Einkreisungspolitik. Er war für unseren gegenwärtigen Krieg etwa das, was einst der Graf Kaunitz für den Siebenjährigen Krieg war, der geduldige diplomatische Vorbereiter, ein geriebener Kenner des äußerpolitischen Handwerks mit einem festen unerbittlichen Haß gegen die Deutschen. Er war der erfolgreiche Gegenspieler von Jaurès, kein schöpferischer Geist wie dieser, aber dafür desto betriebsamer. Wenn er jetzt seinen Abschied nimmt, so sieht das aus wie ein Platzmachen für irgendeinen Nachfolger, der weniger Vergangenheit an sich trägt; vorläufig aber ist der Nachfolger nicht da, und Viviani übernimmt das Ministerium des Aeußeren.

Noch täglich wird bei Loos, Souchez und in der Champagne mit Heftigkeit gekämpft. Fünf Angriffe südlich und zwei weitere nördlich der Straße Tahure-Souain brachen unter schweren Verlusten der Angreifer zusammen.

Unsere Marineluftschiffe haben in der letzten Nacht die Stadt London sowie wichtige Anlagen in ihrer Nähe angegriffen. Es wurden die City, die Londoner Docks, das Wasserwerk Hampton und Woolwich ausgiebig mit Brand- und Sprengbomben belegt. Dabei wurden große Brände beobachtet. Die Luftschiffe sind unbeschädigt zurückgekehrt.

Freitag, 15. Oktober.

Der Rücktritt Delcassés wird überall erörtert und erscheint als die wichtigste Personalveränderung nach der Beiseiteschiebung des russischen Generalissimus Nicolai Nicolajewitsch. Der französische Ministerpräsident stellt fest, daß Meinungsverschiedenheiten bei Abstimmungen nicht zutage getreten sind, was natürlich nicht ausschließt, daß sie fühlbar vorhanden waren. Delcassé ist Gegner einer Balkanexpedition gewesen, was aber sicherlich nicht allein zur Trennung geführt hat. Es fehlt nun den Franzosen für den Krieg ein historischer Kopf, denn wer sind eigentlich die Poincaré, Viviani, Augagneur, Sembat und wie sie sonst noch heißen? Man kennt die Generäle Joffre, Pau, Galieni, aber das politische Feld ist leer. Mit wem werden wir einmal Frieden schließen können?

Was aus der Balkanexpedition des Vierverbandes wird, liegt noch völlig in der Luft. Da die griechische Regierung zwar die Ausschiffung von Truppen in Saloniki nicht hindern kann, aber doch gegen jede Hineinziehung in den Krieg protestiert, ist schon der Ausgangspunkt der Unternehmung ein unklarer. Wem in Wirklichkeit die Eisenbahn zwischen Saloniki und Nisch gehört, wird sich zeigen müssen. Es ist anzunehmen, daß die Bulgaren bald irgendeine Stelle dieser Verbindungslinie besetzt oder zerstört haben werden. Auch fragt es sich, woher die neue gegnerische Armee genommen werden soll. Schweizer Blätter sprechen die Vermutung aus, daß die hinter Belfort gesammelten französischen Truppen für den Balkan bestimmt seien und daß neue englische Nachschübe statt nach Frankreich dorthin verfrachtet würden. Ein gewisser Teil der Truppen von Gallipoli ist wohl sicher heute vor oder in Saloniki. Konstantinopel ist bereits einigermaßen entlastet. Die Italiener sträuben sich weiterhin, anderswo als an ihrer Nordgrenze in den Krieg verwickelt zu werden. Möglich ist, daß sie eine verstärkte Besatzung in Albanien haben.

Von österreichischer Seite wird berichtet, daß die russischen Durchbruchsversuche an der bukowinisch-beßarabischen Front nunmehr als vollständig gescheitert zu betrachten sind. Ein wichtiger Stützpunkt bei Dubronoutz, nahe der Grenze, wurde erstürmt und ist fest in österreichischen Händen. Um den Brückenkopf von Tarnopol wird noch gefochten.

Sonnabend, 16. Oktober.

Vier Amerikaner, die sich auf einem von einem deutschen Unterseeboot beschossenen Handelsdampfer befanden, haben in New Orleans eidliche Bekundungen niedergelegt, daß die deutsche Unterseebootsmannschaft, nachdem ihr Fahrzeug kampfunfähig gemacht war, von der Besatzung eines englischen Kriegsschiffes kaltblütig abgeschossen wurde. Unsere Marinesoldaten haben stets den Gegner von da an, wo er nicht mehr als Kämpfer in Betracht kam, zu retten versucht. Durch solche unsoldatischen Racheakte wird beiderseits der Krieg unnötig verschärft.

Die Engländer erklären den Bulgaren den Krieg. Das griechische Ministerium teilt in London und anderen Hauptstädten mit, daß der im griechisch-serbischen Vertrag vorgesehene Bündnisfall nicht gegeben sei. Mit anderen Worten: Griechenland trennt sein Schicksal von dem Serbiens.

Die militärische Lage Serbiens wird immer schwieriger. Während die Oesterreicher südöstlich von Belgrad auf den Avalahöhen zu stürmen beginnen, drängt die Armee Mackensen über Semendria und Pozarewaz (Passorowitz) vorwärts, und die Bulgaren nehmen die Ostforts der Grenzfeste Zajecar. Die Absicht der Bulgaren geht offenbar auf Besetzung des ganzen westlichen Striches von Mazedonien bis an die Donau.

In Norwegen und Dänemark wird die Frage der Butterausfuhr viel erörtert, und unsere einheimischen Kämpfe um den Butterpreis stehen mit diesen Auslandserwägungen sehr in Zusammenhang. So erwünscht es nämlich einerseits den Dänen und Norwegern sein kann, daß ihre Butter von Engländern, Deutschen und Oesterreichern gesucht und sehr hoch bezahlt wird, so hat das doch zugleich die Nebenwirkung, daß in Kopenhagen und Christiania die dortige eigene Bevölkerung kaum noch Butter erlangen kann. Mitten im Krieg erscheint eine Butterregelung aller Nordseestaaten fast als ein Erfordernis aller Beteiligten.

Sonntag, 17. Oktober.

Nachdem man längere Zeit nach Schluß der Duma von der inneren Politik Rußlands fast nichts gehört hat, kommt nun über Stockholm die Meldung, daß drei Minister ihre Entlassung erbeten haben, da sie dem Ministerium Goremykin nicht länger angehören könnten. Wie es in den einzelnen Provinzen aussieht, weiß man nicht, da die Zeitungen nur noch wenig Inhalt haben dürfen. In einigen Bezirken hat man eigene Sicherheitstruppen aus den Nichtsoldaten zusammengestellt, um das Eigentum zu schützen.

Allerlei Besprechungen darüber, welche Männer in den verschiedenen Ländern den Bevölkerungen gegenüber einen Friedensschluß vertreten könnten. Durch Delcassés Abgang ist ein Hindernis beseitigt, aber mehr auch nicht. Es verlautet, daß Léon Bourgeois, der schon wiederholt Minister des Aeußeren war, und der Frankreich auf den Haager Konferenzen vertreten hat, das Ministerium des Aeußeren übernehmen werde. Er galt bisher mehr für eine angesehene Erscheinung als für eine politische Kraft.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 12. Oktober.

Auf einer Fahrt nach Stettin. Auf dem Bahnhof steht ein Trupp gefangener Russen. Große und kleine, blonde Ostseeprovinzler und gelbschwarze Asiaten, mit hohen Pelzschalos und feldgrauen Mützen, aus den fernsten Ecken des Riesenreiches zusammengewürfelt. Die Reisenden, die auf dem Bahnsteig hin und her gehen, werfen nur noch flüchtige Blicke auf sie. Es ist schon eine zu alltägliche Erscheinung. Aber dieses Vorbeisehen ist fast unmenschlicher als die Neugier, die doch irgendeine Brücke der Anteilnahme zu ihnen herüber schlug. Die Fremdheit steht wie eine fühlbare Mauer um sie herum. Wer kennt ihre Gedanken? Wer weiß, wo über tausend Meilen hinweg ihre Seele zu Hause ist? Sie schauen teilnahmlos auf die Schienen, wie in einen leeren Raum hinein, aus dem nichts kommen kann, was für sie etwas bedeutet. Eine einfache Frau, die neben mir im Korridor des D-Zuges auf sie hinsieht, bricht plötzlich in Tränen aus. „Wenn unsere Soldaten so unter den Feinden stehen!" sagt sie. Ich frage sie, ob jemand, der ihr nahesteht, in Gefangenschaft sei. „Nein," sagt sie, schon ein wenig verlegen, weil sie sich ihr eigenes Gefühl nicht recht klarmachen kann, „ich muß nur so an alle denken" — — und nach einer Pause, entschuldigend: „wenn ich die so sehe, ich kann nicht dran denken, daß es die Feinde sind." Sie sprach beschämend einfach aus, was ein so natürliches menschliches Gefühl ist dem entwaffneten Feind gegenüber, und was doch leider kaum gesagt werden kann, ohne in dem allgemeinen Krampf des Hasses der schlimmsten Mißdeutung zu verfallen.

Mittwoch, 13. Oktober.

Der Milchversorgung der Großstädte wird sich die Reichsgetreidestelle insofern annehmen, als sie 100 000 t Schrot als Futtermittel für solche Milchwirtschaften zur Verfügung stellt, die in die Großstädte liefern.

Eine Besprechung des Polizeipräsidiums mit Vertretern der kaufmännischen, Hotel- und Fremdenverkehrskreise über die Verdeutschung von Fremdwörtern hat, unter Heranziehung eines Vertreters des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, stattgefunden. Eine peinliche Sache! Sprachreinigung durch die Polizei! Der Allgemeine Deutsche Sprachverein hätte seine Mitwirkung nur unter der Bedingung gewähren sollen, daß sich die Polizei von der Angelegenheit zurückzieht und sie freiwilligen Vereinbarungen der Beteiligten überläßt.

In Hessen ist beschlossen, sämtliche für 1914/15 und die erste Hälfte von 1916 fälligen Wahlen zur 2. Kammer in die zweite Hälfte des Jahres 1916 zu verschieben. Die Kriegsteilnehmer sollen dadurch, daß sie im letzten Jahr keine Steuern bezahlt haben, das Wahlrecht nicht verlieren.

Die Schweineschlachtungen in Berlin zeigen folgende Ziffern:

Oktober	1914	182 000
November	„	147 644
Dezember	„	190 151
Januar	1915	151 032
Februar	„	156 487
März	„	221 100
April	„	133 337
Mai	„	176 795
Juni	„	52 000
Juli	„	78 000
August	„	55 837

Donnerstag, 14. Oktober.

Zu den unerfreulichen Betätigungen des Kriegsgeistes gehört die besondere Beflissenheit, Gelehrte des feindlichen Auslandes wissenschaftlich zu töten. Jemand hat eine Broschüre der Aufgabe gewidmet, Bergson als Plagiator Schopenhauers nachzuweisen. Gegen solche Unternehmungen, zumal wenn sie als Repressalie gegen ähnliche französische Versuche auftreten, sollte sich die gute Sitte allgemein auflehnen. Daß ersichtlich der Krieg das Urteil über den Philosophen Bergson über die Grenzen der Sachlichkeit hinausgetrieben hat, ist kein Ruhmestitel deutschen Geistes. Es gibt zum Glück auch würdigere Kriegsurteile über ihn. So etwa das von Georg Misch in seiner Flugschrift „Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei". „Die deutsche Rede vom schöpferischen Lebensprozeß und daß er realer sei als seine Produkte, kam uns als ein schöner Klang auch aus dem modernen Frankreich entgegen, das eine Befreiung von dem Determinismus suchte; aber in diesem Lebensstrom war kein Grund zu sehen, der gliedert, aufbaut und gestaltet. War es am Ende doch nur ein modernes Erglühen romanischer Mystik?" Damit ist richtig bezeichnet, was wir Deutschen an Bergson begrüßt und was wir bei ihm vermißt haben.

Ein hübsches Bild aus dem Felde berichtet die Wochenschrift des Berliner Architektenvereins. Ueber einem Unterstand haben die Soldaten eine Marienfigur angebracht und ihre Behausung danach Mariä Einsiedel benannt. Ueber die Tür haben sie geschrieben:

„Maria, in deine schützende Hand
Befehlen wir diesen Unterstand,
Wollst auch uns Lutherschen hilfreich sein —
Im Kriege gibt's ja keine Partein."

Freitag, 15. Oktober.

Bei der Uebergabe des Rektorats an der Berliner Universität hat Wilamowitz-Moellendorff in einer Ansprache über Wesen und Bedeutung deutscher Kultur in wahrhaft befreiender Besonnenheit über das Fortbestehen der internationalen Gemeinschaft des Geistes gesprochen. Wenn er auch meint, daß die Männer seines Alters einander in internationaler Arbeit nicht wiedersehen werden, so ist er doch überzeugt, daß „die Liebe zur Wissenschaft, der Drang zu denselben Idealen als ein göttliches Feuer die Herzen, in denen es brenne, einander verwandt fühlen lassen müsse". „Das ist die Zuversicht, durch die wir Alten uns darein finden, hinsterben zu müssen, ehe eine Harmonie sich erneut, die jetzt mit schrillem Mißklang zerriß. Das soll die Jugend wieder erarbeiten." Auf keinen Fall aber dürfe Deutschland durch seine politische Isolierung während des Krieges sich abdrängen lassen von dem Universalismus der Bildung, der zu deutscher Geistesart gehöre.

An den höheren Lehranstalten von Berlin unterrichten gegenwärtig etwa 90 Lehrerinnen in Knabenklassen in Kriegsvertretung.

Sonnabend, 16. Oktober.

Die städtischen Preisprüfungsstellen sind in ihrer Tätigkeit durch die Tatsache gehemmt, daß sie sehr selten den Preisbildungsgang der Waren bis zum Produzenten zurück verfolgen können, geschweige denn dort den notwendigen Einfluß ausüben. Es wird deshalb immer lebhafter eine zentrale Organisation für das ganze Staatsgebiet gefordert.

Kaum eine Frage findet jetzt intensivere Erörterung, als die Versorgung mit Milch und Fett. Eine Zwickmühle schwierigster Art. Bei Fleischmangel sollte mehr Milch als Butter genossen werden wegen der Eiweißstoffe. Butter ist aber wieder bei dem Fehlen aller anderen Speisefette unentbehrlich. Ohne Zweifel ist dreierlei nötig: 1. die Milchkarte zur Sicherstellung der Kindererernährung; 2. Butterhöchstpreise; 3. die Mitwirkung der Kommunen bei der Milchversorgung. Außerdem natürlich Verbot jeglicher Form der Sahneherstellung und des Sahneverbrauchs.

Sonntag, 17. Oktober.

Butterhöchstpreis durch Oberkommando! Als eine schnelle vorläufige Maßnahme gegen ein Emporschnellen der Preise von Tag zu Tag. Die Reichspreisprüfungsstelle tritt morgen zusammen, und es werden in der nächsten Woche schon die Bundesratsbestimmungen kommen. — — —

In einer Nummer der „Morning Post" steht folgende Mitteilung: „Durch den Verkauf von einer Million Medaillen will eine

Digitized by Google

Dame 625 000 M. gewinnen, um verwundeten und blinden Soldaten zu helfen. Die Medaillen werden für einen Schilling verkauft und können als Berloque oder Brosche getragen werden. Sie tragen auf der einen Seite die Worte „Ich verspreche" und auf der anderen die Fortsetzung: „zur Erinnerung an die, welche für mich gestorben sind, niemals in Beziehung zu Deutschland oder einem Deutschen zu treten!" — Das wäre doch bei uns unmöglich.

Montag, 18. Oktober.

Tagung einer neu begründeten Gesellschaft für Bevölkerungspolitik. Wenn sie dazu hilft, die verschiedenen Kreise, die zur Mitarbeit bei dieser Frage berufen sind, zusammenzubringen, soll sie willkommen sein. Bis jetzt hat die Behandlung der Bevölkerungsfrage, sofern sie mit dem Zweck praktischer Maßnahmen geschah, sehr unter einseitiger Orientierung gelitten.

Die mit Sicherheit erwartete Erhöhung der Reichsunterstützung für die Kriegerfamilien ist nunmehr verfügt. Die heutigen Abendblätter bringen folgende Bekanntmachung:

„Mit Rücksicht auf die außerordentliche Steigerung fast aller Lebensmittel und die Verteuerung der Kleidung, Brennstoffe hat die Reichsregierung die Mindestsätze der Unterstützungen für Kriegerfamilien für die Monate November bis einschließlich April auf 15 M. für die Ehefrauen und 7,50 M. für die sonstigen unterstützungsberechtigten Personen erhöht. Dabei wird angenommen, daß die Gemeinden diese Erhöhung der Mindestsätze nicht zu einer Herabsetzung der von ihnen bisher gewährten Zuschüsse benutzen. Die Lieferungsverbände sind darauf hingewiesen worden, daß die Erhöhung der Mindestsätze nicht eine Entlastung der Gemeinden bezweckt, daß das Ziel der Maßnahme vielmehr nur dann erreicht wird, wenn die höheren Mindestsätze den Familien im vollen Umfang zugute kommen."

Naumann / Die Hohenzollern

Man muß die Feste feiern, wie sie fallen; nur wird man sie als stille Gedenktage dahingleiten lassen dürfen, wenn die Gegenwart mehr ist als das, was aus der Vergangenheit herausgehoben werden soll. So etwa liegt es mit der 500jährigen Erinnerung der am 21. Oktober 1415 erfolgten Erbhuldigung der Mark Brandenburg gegenüber dem hohenzollernschen Burggrafen Friedrich von Nürnberg. Diese alte Berliner Huldigung ist für sich allein betrachtet kein großes Stück in der Weltgeschichte und würde längst vergessen sein, wenn nicht von da an unter den vielen übrigen Grafen und Markgrafen und Herren gerade dieses eine Geschlecht seinen festen Gang durch fünf Jahrhunderte innegehalten hätte. Erst die nachfolgende Zeit erhebt den Einzelvorgang von 1415 zur geschichtlichen Bedeutung und hebt ihn über sich hinaus, indem später erst hinzugetretene Erfolge und Pläne den schlichten landschaftlichen Herrschaftsantritt von damals nachträglich verklären. Es ist das nicht unwichtig festzustellen, um daran den grundlegenden Unterschied von naturgeschichtlicher und weltgeschichtlicher Betrachtungsweise handgreiflich zu erkennen. Naturgeschichtlich waren viele andere alte Geschlechter ebensoviel wert als gerade das hohenzollernsche, ja manche von ihnen waren kulturgeschichtlich von früherer Bedeutung, aber in keinem anderen lag so viel Zukunftsmöglichkeit als in diesem. Dieses allein siegte im Kampfe mit allen Mitbewerbern um die Macht, denn dieses pflegte nicht zu verlieren, was es gewonnen hatte. Nicht alle Glieder dieses Geschlechts waren zwar von gleicher geistiger Kraft, aber es war kein ganz Unglücklicher unter ihnen, und bei aller Abwechslung und Gegensätzlichkeit der Charaktere blieb eine Tradition, die auch aus schwer gemischten Personen Diener des Staates machte. Dazukam, daß von Zeit zu Zeit in diesem Geschlechte Männer heraufkamen, die das Ungewöhnliche als ihre Aufgabe mit Nüchternheit zu erfassen wußten, und die insbesondere für das Militärische und Finanzielle einen angeborenen Blick hatten, starke Zwingherren und Herrschernaturen. Solche Männer hat es in den vielen anderen deutschen Fürstenfamilien nur wenige gegeben; auffällig wenige. Auch die Hohenzollern zwar legten ihre Lustgärten an und pflegten ihre Fasanen und hatten sonst ihre hochfürstlichen Liebhabereien, aber das Geschlecht als Ganzes ging nicht im gewöhnlichen Fürstenkram unter und ward dadurch etwas Besonderes, Hartes und Geschichtliches. Stufe für Stufe stieg es in die Höhe, bisweilen ausruhend, aber nicht zurückgehend. So wurde dieses Geschlecht für uns Deutsche die Monarchie an sich, das nicht mediatisierte, das heißt, das nicht in ehrenvolle Ruhe versetzte oberste Haus des ganzen Volkes.

Man kann natürlich niemals wissen, wie die Geschichte des deutschen Volkes gegangen wäre, wenn bei irgendeiner früheren Wegbiegung gerade dieses Geschlecht aus dem Wagen gefallen wäre. Würden dann die Wettiner, Wittelsbacher oder Habsburger um so viel stärkere geschichtliche Eigenschaften entwickelt haben? Würde mit einer Art von mechanischer Notwendigkeit ein anderes eroberndes Geschlecht sich an die Spitze gestellt haben? Oder würde das starke, staatsbildende brandenburgisch-preußische Element einfach gefehlt haben? Eins nur scheint festzustehen, daß nämlich die Ueberwindung der unglückseligen vielen Kleinherrschaften nur durch fürstlichen Herrscherzwang möglich war. Das deutsche Volk brauchte Herren, die über Mittelalter, Territorialgewalt, Zwergwirtschaft und Winkeldienerei hinauswuchsen. Das haben uns die Hohenzollern geleistet. Sie erschienen keineswegs immer als milde Träger aller Gnaden und Güter, aber sie traten auf als solche, die etwas wollen. So marschierten sie mit ihren Soldaten von Potsdam aus in alle Himmelsrichtungen, ungeschichtlich und geschichtsschaffend zugleich. Für sie lag der Exerzierplatz direkt vor dem Schloß. Dabei waren sie selber landesfremd in der Mark Brandenburg, später auch konfessionsfremd im lutherischen Gebiet, Männer mit wenig angeborener einheimischer Romantik, streitbar auch unter sich und doch zäh zusammenhaltend von Vätern zu Söhnen. Sie hatten ein festes Gefühl in der Hand für das, was ein Volk und eine Truppe aushält, und wußten ihre Diener arbeiten zu lassen, ohne sich selbst der Kontrolle zu begeben. Das sind keine Könige der Märchen und keine Cäsaren auf goldenem Wagen, aber es sind handfeste deutsche Menschen, die in ihrer Eigenart gerade von diesem Volke verstanden wurden. An jedem von ihnen hat die Kritik herumgezupft, aber im Ernstfalle starb man für diese Könige. Ihre Geschichte ist unsere Geschichte geworden, und auch heute im Weltkrieg steht ein Hohenzoller mit seinen Söhnen in unserer Mitte.

Nach 500 Jahren brandenburgischer Fürsten- und Königsgeschichte beginnt im Krieg ein neues noch unbekanntes Weltalter für Volk und Kaiser. Die alten Rechnungen werden als erledigt betrachtet, die unvermeidlichen Reibungen der vergangenen Jahrzehnte sind versunken. Durch den Tod hindurch kommt ein ganzes Volk vom Schlachtfeld zurück, und zwar mit seinem Kaiser. Das ist noch eine ganz andere Huldigung als damals der Eid auf dem Marktplatz von Berlin! Eine solche Huldigung hat es in aller Welt noch nicht gegeben, sie aber muß zum beiderseitigen Treugelöbnis werden. Das Kaiserwort „ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche" ist der Anfang des neuen Bundes. Mit diesem Wort beginnt das zweite halbe Jahrtausend.

Digitized by Google

Richard Charmatz / Das österreichisch-ungarische Ausgleichsproblem

Das alte Europa ist versunken, soweit lassen sich die Folgen des Weltkrieges schon übersehen. Die Gewohnheit, die früher unser Sein und Handeln stark beeinflußte, hat ihre Macht verloren; eine Zeit der neuen Angewöhnung, des neuen Einlebens steht bevor. Was wird sie bringen? Die Gruppensysteme, die schon vor dem Weltkriege die internationalen Beziehungen beherrschten, dürften in der Zukunft eine erhöhte Wichtigkeit erlangen. Das isolierte, auf sich selbst angewiesene Reich ist in dem Bilde des Werdenden nicht denkbar: weder politisch noch wirtschaftlich. Auch Oesterreich-Ungarn wird sich die Frage vorlegen müssen, in welcher Bundesgenossenschaft es sich im zwanzigsten Jahrhundert durchsetzen will. Schon vor den Karpathenschlachten und den Balkankämpfen war es klar zu erkennen und zu erweisen, daß Bismarck und Andrassy der Notwendigkeit gehorchten, als sie sich die Hände reichten. Oesterreich-Ungarn und Deutschland gehören zusammen; in dieser Gemeinschaft ist nichts Gesuchtes und Erkünsteltes. Vor dem Weltkriege mochte das Defensivbündnis genügen; nach den Monaten der gemeinsamen Anstrengungen, Sorgen, Opfer und Freuden muß der Zusammengehörigkeit aber ein viel umfassenderer Inhalt zuteil werden. Das brüderliche Verhältnis verlangt sichtbare Formen.

Doch nicht bloß die Rücksicht auf die politische Verteidigung drängt zum dauernden Zusammenleben, zum engen Zusammenschlusse in den Pflichten und in den Gefühlen. Auch die internationalen Wirtschaftszusammenhänge werden in der Zukunft nicht von einzelnen Staaten, sondern von Staatengruppen bestimmt werden. Wieder zeigt es sich, daß Oesterreich-Ungarn und das Deutsche Reich aufeinander angewiesen sind, daß sie ihre Kräfte vereinigen müssen, wenn sie bei der Neuregelung ihrer volkswirtschaftlichen Beziehungen nicht ins Hintertreffen gelangen wollen. In dem vereinten Vordringen der verbündeten Truppen nach dem Südosten hin liegt etwas Symbolisches; darin verkünden sich die Entwicklungstendenzen der nächsten Jahrzehnte. Von der Ostsee zum Schwarzen Meere — Träume wollen Wahrheit werden! Die Balkanhalbinsel wird für Wien und Berlin in der Zukunft unvergleichlich mehr bedeuten als in der Vergangenheit. Dort ist viel neue Freundschaft entstanden, die bei den künftigen Gruppierungen diplomatisch und wirtschaftlich zur Geltung kommen muß. Den Industrien der beiden Zentralmächte winken lockende Absatzmöglichkeiten; andererseits dürfen die Bundesgenossen in schwerer Zeit erwarten, daß Mitteleuropa ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit verstärken hilft, indem es ihren Naturprodukten günstige Märkte eröffnet.

Das alles ist leicht gesagt. Aber der praktische Politiker greift nach dem Stifte und rechnet. Man braucht diese Prüfung nicht zu fürchten, denn die Vernunft und die gewichtigsten Interessen decken sich diesmal. Freilich, dem Gewaltigen, das sich vorbereitet, ist nur mit Großzügigkeit beizukommen; man darf sich nicht in den Niederungen der engen Einzelrücksichten verlieren, sondern man muß sich zu allgemeinen Erwägungen aufschwingen. Der Weltkrieg hat bereits gezwungen, über das Leid des Individuums hinwegzuschreiten und die Bedürfnisse der Gesamtheit fest ins Auge zu fassen. Auch der Friede wird zunächst von den einzelnen verständige Selbstüberwindung fordern, damit sich das durchzusetzen vermag, was der Allgemeinheit frommt. Wehe den Staatsmännern, die nicht höher stehen als die einander widerstreitenden wirtschaftlichen Interessenkreise! Keine Stimme soll mißachtet werden, aber kein noch so lebhafter Protest darf einschüchtern, dem Staate zu geben, was des Staates ist.

Diese Erörterungen erscheinen vielleicht in einer Zeit überflüssig, die man sich die große zu nennen gewöhnt hat. Doch man muß in Oesterreich-Ungarn immer wieder solche Erwägungen anstellen, weil hier der Widerstand gegen das Neue von altersher stärker wirkt als in beweglicheren, anpassungsfreudigeren Ländern. Darum hört man auch in diesen schicksalsschweren Tagen mehr Wenn und Aber, mehr Bedenken, als man erwarten sollte. In der Habsburgmonarchie wurde jedoch noch keine Reform durchgeführt, ohne daß diejenigen, die umlernen sollten, kleinmütig ihren Untergang prophezeien. Die politische und wirtschaftliche Entwicklungsgeschichte hätte nicht die Fortschritte aufzuweisen, wenn nicht Persönlichkeiten dennoch bereit gewesen wären, das Richtige beherzt durchzusetzen. Auch jetzt ist wieder eine Zeit gekommen, die mutige, einsichtsvolle und aufs Große zielende Entschlüsse erheischt. Die österreichische und die ungarische Regierung wollen über einen neuen Ausgleich beraten. Am 31. Dezember 1917 laufen die Vereinbarungen über die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Reichshälften ab; an diesem Tage erlischt die Geltungsdauer des Zolltarifs, des Handelsvertrags mit dem Deutschen Reiche, des Privilegiums der österreichisch-ungarischen Bank und des Quotenschlüssels, der die Beitragsleistungen Oesterreichs und Ungarns zu den Erfordernissen des Gesamtstaates regelt. Eine Fülle schwieriger und folgenschwerer Arbeit wäre also selbst dann zu verrichten gewesen, wenn der Weltkrieg nicht frische Probleme aufgerollt haben würde. Handelt es sich doch um nicht mehr und nicht weniger als um die neue Bestellung des wirtschaftlichen und finanziellen Hauswesens. Vom gewerblichen Markenschutz bis zu den Monopolen, von den indirekten Steuern bis zum Tarifwesen der Eisenbahnen, vom Notenumlauf bis zu den Konsulaämtern in fernen Ländern und bis zum Zolltarif will alles erwogen und geordnet werden.

Die Erneuerungen des wirtschaftlichen Ausgleichs haben in Oesterreich und in Ungarn immer die Gemüter erhitzt und Jahre der Aufregungen mit sich gebracht. Aber wie klein muten uns die Fragen an, bei deren Lösung sich in der Vergangenheit der Streit entzündete. Man kämpfte um Millionen und um ein wenig Gewinn für die eine oder andere Reichshälfte. Jetzt kommen dagegen von vornherein Milliarden in Betracht, denn man darf nicht vergessen, daß der österreichische Finanzminister mit seinem ungarischen Kollegen auch darüber sprechen muß, wie die Lasten des Krieges künftig zu verteilen, wie die Ausgaben für die Witwen, Waisen und Kriegsbeschädigten und für die Aufrichtung der verwüsteten Grenzgebiete auf Zis- und Transleithanien abzuwälzen seien. Da hatten es die Vorläufer der jetzigen Regierungen gut! Im Jahre 1866 interessierten vornehmlich die politischen Probleme; damals, als der erste Ausgleich geschaffen wurde, verhandelten Politiker wie Deak und Andrassy mit Beleredi und Hübner. Der zweite wirtschaftliche Ausgleich stand zehn Jahre später im Zeichen des Streites um die gemeinsame Bank. Die alte österreichische Nationalbank mußte sich in die Oesterreichisch-ungarische Bank umwandeln. Auch die Finanzzölle, auf deren Erhöhung Ungarn besonderen Wert legte, wurden zum Quell vieler Erregungen. Ruhiger ging es bei der Feststellung des dritten Ausgleichs in den achtziger Jahren her. Im Jahre 1898 brach eine Zeit der Provisorien an. Trübe Jahre kamen ins Land; man verstand sich hüben und drüben nicht, Oesterreich und Ungarn schienen sich entfremden zu wollen. Als der gewiegte, verständnisvolle österreichische Ministerpräsident Dr. v. Körber — selbst ein Fach-

mann — mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Koloman v. Szell um den Ausgleich rang, gab es Stunden voll dramatischer Spannung. Aber erst im Jahre 1907 gelang es den Regierungen Beck und Wekerle, den Provisorien ein Ende zu machen und den Ausgleich für zehn Jahre unter Dach und Fach zu bringen. Schade, daß jetzt eine Kraft wie Baron Beck feiern muß; er wäre der geborene Unterhändler Oesterreichs bei den nunmehrigen Beratungen!

Der Weltkrieg hat das Gemeinschaftsgefühl in beiden Reichshälften mächtig gehoben. In den Jahrzehnten der inneren Kämpfe ist es Ungarn zwar gelungen, die Anerkennung der wirtschaftspolitischen Selbständigkeit in der Theorie und Praxis durchzusetzen. Seit der Amtszeit des Handelsministers Franz Kossuth hat es auch seinen eigenen Zolltarif. Aber das sind nur wichtig genommene Formalitäten, denn eben der Ausgleich — an Stelle des Zoll- und Handelsbündnisses zwischen Oesterreich und Ungarn ist der Zoll- und Handelsvertrag getreten — verbindet die beiden Teile zu einer Einheit nach außen und nach innen. Der Ruf nach Trennung ist in Ungarn verstummt. Die, die vor einigen Jahren noch so leidenschaftlich nach der eigenen ungarischen Staatsbank riefen, wären heute betrübt, wenn man ihnen den einstigen Wunsch erfüllen würde. Es herrscht vielmehr sowohl in Zisleithanien als in Transleithanien das ernste Bestreben vor, die wirtschafts- und zollpolitische Gemeinschaft aufrechtzuerhalten. Die Stimmen, die nach Zwischenzöllen verlangen, brauchen wohl nicht zu ernst genommen zu werden. Könnte man im alten Rahmen wirken, dann würden sich also die bevorstehenden Verhandlungen leichter als früher gestalten, denn weder diesseits noch jenseits der Leitha strebt man nach einem Sieg über den anderen Teil: man will vielmehr eine rechtschaffene Verständigung, einen Ausgleich, der wirklich ausgleicht und die in den Verschiedenheiten der sozialen Struktur und in den geographischen Verhältnissen begründeten Unterschiede auf der mittleren Linie versöhnt.

Heute kann man jedoch in Oesterreich-Ungarn das eigene Schicksal nicht von dem loslösen, was sich in der Welt begibt. Um nach außen hin mit Erfolg aufzutreten, muß man zuerst die Grundlagen für das Innenleben in der Zukunft errichtet haben; ohne einen wenigstens in den Richtlinien vereinbarten Ausgleich sind die beiden Reichshälften verhandlungsunfähig. Anderseits kann man kaum über eine wichtigere Frage schlüssig werden, ohne über die Grenzen hinaus zu denken und die Folgen an dem zu messen, was nach dem Frieden wahrscheinlich sein wird. Das wirtschaftspolitische Mitteleuropa und seine Ausweitung nach dem Osten hin setzt voraus, daß man in Wien und Budapest weiß, was man will: innerhalb der Reichsgemeinschaft und als Staat unter Staaten. Dieser Umstand erschwert das Amt der Verhandelnden und vermehrt die Verantwortung, die auf den beiden Regierungen liegt. Drängten sonst die Ausgleichsverhandlungen zum Feilschen im kleinen, so bedingen sie nun ein schöpferisches Vorgehen, ein Bereitsein zum Handeln im weitesten Rahmen. Würde es an der Einsicht und an dem Mute dazu gebrechen, dann wären alle Siege, die Oesterreich-Ungarns tapfere Armeen aufzuweisen haben und noch erringen werden, in ihrer Wirkung für die Zukunft wie mit einem Bleigewicht belastet. Kalte Engherzigkeit, matte Kleinlichkeit am Konferenztische würde schlecht zu der Wucht und Weitläufigkeit der Unternehmungen des Generalstabes passen.

Die Verhandlungen der Regierungen Stürgkh und Tisza bedeuten demnach mehr als frühere Ausgleichsberatungen. Sie sind sachliche Arbeit neben der militärischen Arbeit. Werden die Staatsmänner ihre Zeit verstehen und Oesterreich-Ungarn die Früchte seiner Erfolge im Norden, Osten und Süden sichern?

Oskar Kende / Tiroler Grenzfragen

Tirol ist ein Paßland. Das nach Norden sich öffnende Inngebiet und die durch die Etsch nach Süden entwässerten Landschaften werden zusammengehalten durch den Brenner (1360 Mtr.) und das westlichere Reschen-Scheideck (1490 Mtr.). Der Verkehr, der seit der Frühzeit geschichtlicher Entwicklung den Wegen über diese Pässe folgte, hat stärkere Kraft bewiesen, als der wasserscheidende, vielfach vereiste Kamm der Oetztaler, Stubayer und Zillertaler Alpen, in den die beiden Pässe so tief eingesenkt sind. Ueber die Pässe zog von Norden der germanische Siedler, die romanisierte einheimische Bevölkerung der Alpentäler verdrängend, und erst die Sümpfe und Engen des Etschtales bei Salurn setzten weit unterhalb von Brenner und Reschen-Scheideck seinem Vordringen, soweit es in steter unmittelbaren Zusammenhang mit dem übrigen Sprachtum blieb, ein Ziel. Lockte die dem Nordländer eingewurzelte Sehnsucht häufig einzelne, nicht unbeträchtliche Schwärme auch noch weiter nach Süden und Südosten, und riefen zur Rodung von Wäldern oder Erschließung des Bergsegens mächtige Grundherren den kenntnisreichen, tüchtigen Kolonisten unter fremde Bevölkerung auf abgelegenere Höhen und in einsamere Täler, so gingen diese Volkssplitter bis auf wenige Reste doch immer wieder bald dem Deutschtum verloren: als ununterbrochene Siedlungsdecke erhielt sich unsere Sprache gegen Süden doch bloß bis dahin, wo die Natur den vertrauten mitteleuropäischen Charakter trägt. Ueber das einheitliche Sprachgebiet hinaus aber haben Brenner und Reschen-Scheideck ihre staatsbildende Macht gezeigt und romanisierte keltisch-illyrisch-etruskische und langobardische, später zum größeren Teil italienisierte Volkselemente sich angeschlossen: Tirol reicht fast überall so weit, wie sich die Einflußsphäre der durch das Brenner-Etschland eng verbundenen Siedlungsknotenpunkte Innsbruck, Bozen und Trient erstreckt, so weit also, wie die von diesen ausstrahlenden und von hier beherrschten Wege auf schwer übersteigbare Gebirgsmauern stoßen oder in Talschluchten leicht zu verteidigende Grenzposten darbieten. Die stark vergletscherten Adamello- und Ortleralpen im Südwesten des Landes, die trotz des nur 1800 Mtr. hohen Tonalepasses in ihrer Mitte das italienische Oglio-Addagebiet vom Etschlande scharf sondern, das Sarca-, Etsch- und Brentatal im Süden, die Lienzer Klause des Pustertales im Osten sind gute Beispiele dafür.

Man stellt gewöhnlich Nord- und Südtirol einander gegenüber, man verwendet gewöhnlich die beiden Bezeichnungen ohne weiteres im Sprachgebrauch des täglichen Lebens, und doch würde mancher in Verlegenheit kommen, müßte er nur halbwegs genau die Grenzen zwischen beiden bestimmen. Die einen setzen Südtirol mit Welschtirol gleich, nehmen also die Sprachenscheide zum Grenzverlauf; die anderen lassen Südtirol südlich des oberen Nocetales, an der Etsch nicht allzuweit unterhalb von Meran und vom Eisack bei Brixen beginnen, wo hoch hinauf an den Gehängen der fruchtbaren Becken Weinrebe und Edelkastanien stehen, über den Tälern bereits die weiche Luft und der tiefblaue Himmel Italiens liegen. Wer hingegen auch bei Brixen noch die Landschaft im allgemeinen mitteleuropäisch findet, die italienische Natur von Süden her lediglich in den

Digitized by Google

Tälern eine Strecke weit in die Alpen eindringen läßt, wird den Umfang Südtirols weit kleiner berechnen; vielleicht fiele dieser Umfang dann mit dem üblichen Begriff des Trentino zusammen, der nach dem österreichisch-ungarischen Rotbuch über die Verhandlungen mit Italien die politischen Bezirke Trient, Rovereto, Riva, Tione und Borgo umschließt. Keinesfalls aber werden wir den wasserscheidenden Hauptkamm der Zentralalpen als natürliche Grenze zwischen einem Nord- und Südtirol annehmen dürfen; denn beiderseits herrschen dieselbe Pflanzenwelt, die gleichen Wirtschaftsformen, lebt dasselbe Volkstum nach sprachlicher und bajuvarischer Stammeszugehörigkeit, und jener Albert III., Graf von Tirol († 1253), dem das Verdienst gebührt, den größten Teil des heutigen Tirols zu einem Ganzen vereinigt zu haben, so daß mit gutem Grunde von seiner Hauptburg her das ganze Land den Namen führt, griff über den Vintschgau, das Eisack- und Pustertal mit Herrschaftsrechten und durch Eigengüter ins Inntal hinüber. Nord- und Südtirol sind also mehr gefühlsmäßige Begriffe, die man vermeiden wird, wo wichtige Interessen auf dem Spiele stehen.

Das erste österreichische Angebot vom 1. April d. J. hatte im Trentino Italien ein Gebiet von etwa 3750 qkm abzutreten sich bereit erklärt, unter dessen Gesamtbevölkerung von rund 256 000 Seelen 95,23 % sich zur italienisch-ladinischen, 3,16 % zur deutschen Umgangssprache bekannten. Das ganze Chiese- und Sarcatal, über den niedrigen Paß von Cadine (490 m) gegen Trient, über die niedrigere Paßhöhe bei der Kapelle San Giovanni (280 m) gegen Rovereto geöffnet, wären damit an das Königreich gekommen, ebenso das über die breite Talwasserscheide von Persen (480 m) von Trient aus leicht erreichbare Val Sugana und das unterste Avisio-(Zimmer-)Tal; dieses bis dahin, wo eine über 20 km lange Enge es wirksam gegen den Mittellauf des Avisio, das Fleimsertal, abgrenzt. Schweren Herzens hätte man sich zur Aufgabe der deutschen Sprachinsel Lusern im obersten Osticotale und der deutschen Sprachinseln des Fersentales: Palai, Florutz, Gereuth und Eichleith dem höheren Zwecke zuliebe entschlossen, dauernd gutnachbarliche Beziehungen zu Italien herzustellen, dem wohl schon über ein Jahrhundert blühenden Irredentismus den Boden abzugraben, indem man seinen Mittelpunkt auf österreichischem Boden, Trient, aus Tirols Leibe schnitt. Italien aber war unzufrieden mit dem österreichischen Angebot. Es forderte am 11. April (Rotbuch Nr. 141) die Grenzen jener kurzlebigen Schöpfung Napoleons von 1811, die dem damaligen Regno Italico im Norden ein schönes Stück Deutschtirols hinzufügten. Was half es, daß die Bayern, die den übrigen Teil Deutschtirols erhalten sollten, sich gegen die Zerreißung des Landes heftig wehrten, was verschlug's, daß der tirolische Bauer eben noch 1809 sich überall im Lande gegen die Fremdherrschaft erhoben hatte, die im Gebirge erwachsene soziale Gemeinsamkeit gegenüber allen trennenden Momenten aufs kräftigste erweisend. Und nun wünschte Italien etwas Aehnliches; indem es zu den von Oesterreich angebotenen Teilen auch noch die politischen Bezirke Cles und Mezzolombardo westlich der Etsch, Cavalese und Primiero östlich der Etsch und den größeren Teil des politischen Bezirkes Bozen heischte, forderte es ein Gebiet von rund 8000 qkm Fläche, also ein Drittel Tirols, mit mindestens 90 000 Deutschen, d. h. über ein Achtel der deutschen Bevölkerung des Landes (525 100) überhaupt. Das zu 91 % deutsche Bozen, den wichtigsten, alten Handelsmittelpunkt Tirols, hätte Italien an sich gerissen und damit den Schlüssel zum ganzen Lande südlich von Brenner und Reschen-Scheideck in die Hände bekommen; denn hier gabelt sich die Straße aus dem unteren Etschtale gegen den Vintschgau, den Brenner und das Pustertal hin. Seine Grenze im Eisacktale verlangte es bis Klausen vorgeschoben, von wo es bis zum Brenner nur noch 50 km Luftlinie und 65 km Bahnstrecke sind, und von Brixen nach Meran hätte auf österreichischem Boden kein direkter Weg mehr geführt. Es kann keine Frage sein, daß der Monarchie die Annahme des italienischen Vorschlages unmöglich war. Wohlerwogen war ihr Gegenvorschlag vom 16. April, der ihr erstes Angebot nicht unbeträchtlich erweiterte; er sprach zwar durch Ueberlassung der Bezirke Mezzolombardo, Primiero und des überwiegenden Teiles der Bezirke Cles und Cavalese ihren Verzicht fast auf das ganze in Trient zusammenlaufende Straßen- und Talnetz aus, doch wies er die von Italien gewünschte Abtretung der übrigen Teile der Bezirke Cles und Cavalese, des politischen Bezirks Ampezzo, sowie das beanspruchte Gebiet des Bezirks Bozen mit Recht zurück und ließ bei Oesterreich auch die deutschen Vorposten Laurein, Proveis, Unser lieben Frau und St. Felix in Nonsberg, Truden und Altrei am Uebergang von Neumarkt unterhalb Bozens ins Fleimser Tal (Rotbuch Nr. 144 und 158). Es trifft auf warmes Empfinden und Verständnis, daß in der Begründung dieser Weigerung durch den österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern, die jeden Unparteiischen überzeugen mußte, von dem Bozener Gebiet überhaupt nicht die Rede ist; ein Oesterreich, das noch einen Funken Kraft in sich spürte, gibt keine 90 000 Deutschen welschem Hasse preis. Gegen die Herausgabe aber des östlichen Teiles des Nocetales im Bezirke Cles wird geltend gemacht, daß wichtige strategische Bedenken gegen sie sprächen; gehören die den Bozener Talkessel beherrschenden Höhen der Mendel Italien, so liegt dieser völlig ungesichert da, einer Bestreichung durch die dort aufgestellten Geschütze wehrlos überlassen. Unter solchen Erwägungen mußten auch einige kleinere italienische Minderheiten südlich und nordwestlich von Bozen bei Oesterreich verbleiben. Im übrigen aber war dem nationalen Gesichtspunkte vollauf Rechnung getragen: denn behielt man das oberste Laufstück des Avisio, das Fassatal, von dessen Hauptort Vigo eine Straße über den Karerpaß (1740 m) durchs Eggental nach Bozen führt, und behielt man den Bezirk Ampezzo, so ließ man ja kein italienisches, sondern eine von dieser sich wohl unterscheidende ladinische Bevölkerung bei Oesterreich, die „mit allen Fasern ihrer Seele mit Oesterreich-Ungarn vereint zu bleiben wünscht und vom Gesichtspunkte aller ihrer Interessen ausschließlich nach Norden gravitiert", das heißt, „deren ganze Existenz sich mit jener des benachbarten Pustertales verschmilzt" (Rotbuch Nr. 158).

Man darf — dies wird aus dem Vorausgehenden wohl zur Genüge erhellen — sagen, daß die Monarchie, um eine Erweiterung des Kriegsschauplatzes zu verhindern, alles getan hat, was nur möglich schien; haben wir in unserem Zusammenhange doch auch bloß einen Teil der territorialen Zugeständnisse kennengelernt, die zu machen sie sich entschlossen hatte, wenngleich es ihr nicht leicht gefallen sein wird. Sie war bereit, dem nationalen Prinzipe ein nicht unbedeutendes Opfer am Reichsumfange zu bringen, und sie konnte es in diesem Falle leichter tun, als für Oesterreich der Besitz des südlichen Tirols keine unbedingte Notwendigkeit bedeutet. Liefert dieses dem mitteleuropäischen Markte unseres Staates auch einige Erzeugnisse seiner mittelmeerischen Kulturen (Maulbeerblätter, Kastanien, Nüsse, Wein und etwas Olivenöl), so mußte der Anfall an das Königreich Italien den meisten Teilen durch Eingliederung in das gleiche Wirtschaftsgebiet einen ungleich größeren Schaden verursachen. Nun, da Italien den Krieg wählte, der, wie wir alle erhoffen, den Sieg an die öster-

Digitized by Google

reichischen Fahnen heftet, wird umgekehrt Oesterreich mindestens zahlreiche kleinere Grenzverbesserungen zu fordern haben. Wo die zu suchen sind, wird zu einem anderen Zeitpunkt des näheren auszuführen sein.

Max Seidel / Weltverkehr und Seehandel im Kriege

„Unter allen Völkern sind die Engländer in der Politik die brutalsten, aber es passiert ihnen manchmal trotz ihres gewiegten Rechnens, daß sie in der Praxis das ihnen Schädliche ausführen. In uns Deutschen wohnen Kräfte, die für die Engländer am 4. August 1914 noch eine dunkle Ziffer waren. Darum haben sie sich verrechnet."

Diese Worte, welche der Kronprinz Rupprecht von Bayern in einer Unterredung mit Ludwig Ganghofer vor einiger Zeit aussprach, drücken treffend die gegenwärtige Lage im Seekriege mit England aus. England hat es dank dem aus den Tagen der Seeräuberherrschaft herrührenden, von ihm sorgsam gepflegten Seebeuterecht fertiggebracht, daß der deutsche Ueberseehandel fast völlig unterbunden ist. Die deutsche Schiffahrt hat sich vom offenen Meere in den Schutz sicherer Häfen zurückgezogen, und nur unter Gefahren können Schiffe neutraler Staaten deutsche Häfen ansegeln.

Das seit einem bis zwei Jahrzehnten zunehmende Wachsen des deutschen Außenhandels, der im Jahre 1911 noch nicht um 4 v. H. des Anteils am gesamten Weltverkehr hinter Großbritannien zurückblieb, bereitete dem Inselreich die größten Sorgen. Die einst in England so gefestigte Freihandelspolitik geriet ins Wanken. Das Schicksal trieb die deutsche Wirtschaft vorwärts; die Gefahr, daß England die erste Handelsmacht gewesen sei, rückte näher. So kam in England der Plan auf, die deutsche Kraft, wenn sie schon auf wirtschaftlichem Gebiet nicht mehr zu zwingen war, politisch zu vernichten. Unter den bekannten Vorwänden mischte sich England in den Völkerkrieg ein, um die deutsche Wirtschaft an der Stelle zu schädigen, an der sie für das seegewaltige England am leichtesten und ohne allzu große Gefahren für die englische Flotte zu treffen war. Mit der Vertreibung der deutschen Handelsflotte von den Weltmeeren glaubte man in England einen harten Schlag gegen Deutschland führen zu können.

Das Jahrbuch des „Norddeutschen Lloyd" 1914/15, welches diese Verhältnisse treffend schildert, erkennt an, daß das deutsche Reedereigeschäft schwer unter dem englischen Druck gelitten hat, stellt aber fest, daß die in England erwartete Wirkung auf das Wirtschaftsleben ausgeblieben ist. Wohl konnte Englands Flotte die deutsche Schiffahrt und den deutschen Ueberseehandel während der Kriegsdauer treffen, nie aber werde das englische Ziel, die Zerstörung des deutschen Wirtschaftslebens, auf diese für England allerdings wenig gefahrvolle Weise zu erreichen sein.

Trotz des gewaltigen Aufstiegs, den die deutsche Schiffahrt während der Jahre vor dem Kriege genommen hatte, ist sie doch von anderer Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft wie die englische. Das englische Wirtschaftsleben steht auf einer ganz anderen Grundlage als das deutsche. Der Rückgang des englischen Getreidebaues ist unbestreitbar. Die Entwicklung zum Großgrundbesitz war dem Anbau von Brotfrüchten nicht günstig; immer mehr ist die Ackerfläche zu Weideland umgewandelt worden. Vor fünfzig Jahren dienten rund anderthalb Millionen Hektar des jetzigen Weidelandes noch dem Ackerbau. Daß England durch diese Entwicklung in steigendem Maße von der ausländischen Zufuhr für die Deckung seines Bedarfes an landwirtschaftlichen Erzeugnissen abhängig geworden ist, ist klar. Selbst durch Intensität kann der Ertrag der englischen Landwirtschaft nur etwas, aber nicht sehr bedeutend vermehrt werden; keinesfalls würde eine Unabhängigkeit vom Auslande dadurch auch annähernd erreicht werden. Eine Rückkehr zum vermehrten Ackerbau dadurch, daß man die anderthalb Millionen Hektar jetzigen Weidelandes, die im letzten halben Jahrhundert dem Ackerbau entzogen worden sind, in absehbarer Zeit wieder unter den Pflug zu bringen sucht, erscheint vom ökonomischen Standpunkt des einzelnen aus gesehen wenig verlockend. Ganz abgesehen hiervon wäre aber für die Sicherstellung der Ernährung Englands im gegenwärtigen Kriege nicht viel gewonnen, da eine Umwandlung sich nicht in so kurzer Zeit mit wesentlichem praktischen Erfolge durchführen läßt.

Während des Sommers 1914 hat trotz der Zunahme im Weizen- und Haferanbau im ganzen noch eine Abnahme des dem landwirtschaftlichen Fruchtanbau gewidmeten Landes von über 13 000 Hektar, das sind 0,3 vom Hundert der angebauten Fläche, stattgefunden. Dazu sind auch die Heuflächen um ein beträchtliches zurückgegangen, so daß sich die Abhängigkeit Englands von der ausländischen Zufuhr noch vergrößert hat.

Der englischen Schiffahrt fällt demnach die Aufgabe zu, die Lebensmittelförderung nach England zu übernehmen. Sie entwickelte sich, da England infolge seiner Freihandelspolitik immer mehr mit dem Weltmarkte verknüpft wurde, zur größten Schiffahrt der Welt. Die deutsche Schiffahrt dagegen — so wird von der Direktion des „Norddeutschen Lloyd" an genannter Stelle ausgeführt — fand ihre Beschäftigung nicht allein zwischen deutschen Hafenplätzen und Uebersee, sondern wurde in stärkerem Maße zu einem Unternehmen, das zum Teil auch die Transporte anderer Nationen übernahm. Durch den Konkurrenzkampf gekräftigt, konnte die deutsche Schiffahrt den heftigen Schlag durch den Krieg ertragen, ohne finanziell zusammenzubrechen, der deutsche Markt aber, der wohl mit dem Weltmarkte verbunden ist, aber nicht mit ihm steht und fällt, konnte sich deshalb verhältnismäßig leicht von der Ueberseezufuhr freimachen. Selbst eine wirklich vollständig durchgeführte englische Blockade der deutschen Küsten würde nach Ansicht des „Norddeutschen Lloyd" für uns nicht die Wirkung haben, die ein deutscher Unterseebootskrieg großen Stils gegen England haben könnte. In einigen Wirtschaftszweigen ist sogar, ähnlich wie zur Zeit der Kontinentalsperre, die Ausschließung der ausländischen Konkurrenz die Veranlassung zu Erfindungen gewesen. Die Gewinnung von Stickstoff aus der Luft, die sich gegenüber der Chilisalpeterzufuhr vor dem Kriege als nicht gewinnbringend erwies, ist nur eine der Erfindungen, die auf den Krieg zurückzuführen ist.

Wenn somit der Schlag, den England gegen uns zu führen gedachte, nicht in dem Maße für Deutschland fühlbar geworden ist, als man dies in England erwartet hatte, so kann man auf der anderen Seite sogar sagen, daß er in seiner Rückwirkung sich eher in England und dem feindlichen Auslande geltend machte.

Das internationale Abmachungen nicht beachtende Verhalten der englischen Marine führte zur Anwendung der deutschen Unterseebootwaffe gegen die englische Handelsflotte, der hierdurch schwerer Schaden zugefügt wurde.

Schwer sind besonders auch die Verluste der englischen Hochseefischerei im ersten Kriegsjahre. Die gesamte englische Fischdampferflotte verteilt sich auf ungefähr 35 Heimathäfen

Digitized by Google

in England, Schottland und Irland. Die Hauptplätze unter diesen sind Grimsby, Aberdeen und Hull, die sämtlich an der Ostküste der Insel liegen. Diese Hafenplätze und noch eine ganze Reihe andere haben nun in ihren Beständen durch den Krieg zum Teil empfindliche Verluste erlitten. Der Gesamtschaden beläuft sich auf rund 28 Millionen für 192 verlorene Schiffe, deren Anzahl 13,5 vom Hundert von den in den Häfen beheimateten beträgt. Das ist ein merklicher Posten im Verlustkonto unseres Hauptfeindes. Hierzu kommt noch der Wert der Verluste an nichtklassifizierten Fischdampfern und Seglern, der mit zwei Millionen eher zu niedrig, als zu hoch eingeschätzt werden dürfte, so daß der gesamte Verlust an schwimmendem Material auf rund 30 Millionen Mark veranschlagt werden kann. Die schwersten Verluste haben gerade die kleinen, weniger kapitalkräftigen Unternehmungen getroffen. Einzelne Reedereien haben den Verlust ihres gesamten Fischdampfermaterials oder mehr als deren Hälfte zu verzeichnen. Neben dem direkten Schaden und Verlust an schwimmendem Material kommen noch weitere, rein wirtschaftliche Verluste durch die Betriebsstörungen hinzu, in erster Linie die Einbußen an Geldumsatz auf den Fischmärkten. Bei der Menge von Seefischen, die in England verzehrt wird, ist dieser Ausfall sehr hoch. Beträgt doch die jährliche Anfuhr am Billingsgate-Fischmarkt, dem größten Englands, etwa fünf Millionen Zentner. Der Ausfall an Fischdampfern in der Ausübung ihres Gewerbes muß sich aber notgedrungen in der ganzen Industrie zur Verarbeitung der Fänge außerordentlich bemerkbar machen. In erster Linie kommen hier die großen Eisfabriken in Betracht. Dazu treten die Fabriken für Herstellung der Netze, Seilereien, Korbmachereien und Böttcherei; ferner die Fabriken für Räucherei, Marinieren, die Fischabfallverwertung wie die Blechdosenfabrikation.

Wenn auch nicht so augenfällig, so hat weiter die englische Bankwelt, durch deren Hände vor dem Kriege etwa die Hälfte der Finanzierungen aller Ueberseegeschäfte ging, durch den Krieg nicht minder gelitten. Der „Norddeutsche Lloyd" ist der Meinung, daß die Zeit, in der London der Bankplatz der Welt war, für immer dahin sein wird, und nach dem Kriege wird der deutsche Markttwechsel sich stärker Geltung verschaffen, was unsere Bankwelt schon seit langem so sehnlich anstrebte. Aber auch auf dem Kapitalmarkt hat England große Einbußen erlitten. Die Zinsen der in London untergebrachten etwa 30-Milliarden-Anleihen des englischen Staates und seiner Kolonien und etwa 7 Milliarden Anleihen süd- und mittelamerikanischer Staaten werden infolge des Weltkrieges sicherlich nur zu einem bescheidenen Teile einkommen. Mit Genugtuung ist festzustellen, daß bei dem internationalen Aufbau der englischen Wirtschaft England unter einem Weltkriege am schwersten zu leiden hatte.

Erich Schairer / Die Kriegskonjunktur

Schluß

Eine weitere Gruppe von gewinnreichen Unternehmungen stellt sich uns dar in einigen Zweigen der Nahrungsmittelindustrie, und zwar sind es die Zuckerfabriken, die Mühlen und eine Reihe von Betrieben der Nahrungsmittelindustrie im engeren Sinn, wozu wir auch die Malzfabriken genommen haben, die das Halbfabrikat für die — übrigens teilweise ebenfalls nicht schlecht rentierenden — Brauereien liefern. Gerade bei der Zuckerfabrikation und dem Mühlengewerbe sind die manchmal auffallend hohen Erträge die Ursache mannigfacher und nicht unberechtigter Kritik, auch an Maßnahmen der Regierung, gewesen; inwieweit bei den zuletzt genannten Seefischereibetrieben Fangergebnis oder geschäftsmännische Konjunkturpolitik mehr oder weniger auf die Gewinnziffern eingewirkt hat, läßt sich von außen schwer beurteilen. Zur Kriegslieferungsindustrie im wörtlichen Sinne wie die oben genannten Metall- und Maschinenfirmen gehört diese Gruppe natürlich nicht; sie schöpft ihre „Kriegsgewinne" zum größten Teil nicht aus der Staatskasse, sondern aus dem Geldbeutel des Einzelkonsumenten, was wesentlich zur Verschärfung mancher Angriffe auf ihre Vertreter beigetragen hat.

Zuckerfabriken:

	Reingewinn (Mark)		Dividende (Prozent)
Aktien-Zuckerfabrik Wetterau, Friedberg	**105 000**	(10 000)	? (0)
Trachenberger Zuckersiederei	**143 000**	(218 000)	4 (0)
Zuckerfabrik Alt-Jauer			7½ (4)
Rositzer Zuckerraffinerie			8 (6)
Aktien-Zuckerfabrik Neuwerk bei Hannover	179 000	(102 000)	9 (6)
Zuckerfabrik Körbisdorf A.-G.	**512 000**	(144 000)	12 (4½)
Aktien-Zuckerfabrik Bennigsen, Hannover			12 (5)
Aktien-Zuckerfabrik Bauerwitz			12 (0)
Zuckerfabrik Brühl A.-G., Brühl	**352 000**	(86 000)	14 (4)
Zuckerfabrik Union A.-G., Pakosch	**217 000**	(99 000)	14 (?)
Zuckerfabrik Kruschwitz	**567 000**	(169 000)	15 (0)
Zuckerfabr. Fröbeln A.-G., Fröbeln			**16** (11)
Zuckerfabrik Offstein in Neuoffstein (Pfalz)			18 (6)
Zuckerfabrik Glauzig	**1 481 000**	(414 000)	20 (8)
Zuckerfabrik Wiezcheslawice A.-G.			21 (5)
Zuckerfabrik Kujavien			**29** (15)
Zuckerfabrik Tuczno	**509 000**	(307 000)	**30** (15)
Zuckerfabrik Schroda			**40** (24)

Mühlen:

	Reingewinn (Mar)		Dividende (Prozent)
Herrenmühle vorm. C. Genz A.-G., Heidelberg	**279 000**	(49 000)	8 (4)
Elsässer Mühlenwerke A.-G., Straßburg i. E.	452 000	(277 000)	8 (7)
Dortmunder Mühlenwerke A.-G., Dortmund	292 000		8 (?)
Braunschweig. Roggenmühle A.-G. Lehndorf-Braunschweig	**154 000**	(34 000)	9 (4)
Stuttgarter Bäckermühle A.-G., Eßlingen a. N.	119 000	(104 000)	10 (10)
Humboldtmühle A.-G., Berlin	242 000		10 (6)
Lübecker Oelmühle A.-G. (vorm. G. E. A. Asmus) Lübeck	353 000		10 (0)
Bremervördener Mühlenwerke A.-G. vorm. Hermann Hagenah, Bremervörde	48 000	(28 000)	10 (6)
Rheinmühlenwerke Mannheim	**475 000**	(60 000)	12 (6)
Kunstmühle Rosenheim, Rosenheim	356 000	(348 000)	12 (12)
Pfälz. Mühlenwerke, Mannheim	**1 045 000**	(563 000)	12 (10)
A.-G. für Mühlenbetrieb, Neustadt (Haardt)	136 000	(97 000)	12 (12)
Johannesmühlen-A.-G., Rosenthal & Co., Posen	**551 000**	(133 000)	12 (6)
Rathenower Dampfmühlen A.-G. vorm. C. Hübner Nachf., Rathenau	**387 000**	(64 000)	16 (5)
Bernburger Saalmühlen A.-G.	**297 000**	(72 000)	20 (4)
Vereinigte Leobschützer Mühlenwerke A.-G., Leobschütz	**347 000**	(114 000)	20 (7)
Mühle Rüningen A.-G., Rüningen (Braunschweig)	**718 000**	(584 000)	24 (24)

Digitized by Google

Nahrungsmittelindustrie:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Wurzener Kunstmühle und Biskuitfabriken A. G. vorm. Krietsch in Wurzen	1 195 000 (337 000)	18 (7)
Hannoversche Brotfabrik A. G.		8 (0)
Vogt & Wolf A. G. (Westfälische Fleischwaren), Gütersloh (Westf.)	515 000 (227 000)	30 (16)
Konservenfabrik Joh. Braun A. G., Pieddersheim bei Worms a. Rh.	348 000 (131 000)	10 (5)
C. H. Knorr A.G., Heilbronn a. N.	3 327 000 (1 799 000)	15 (12)
Gebr. Stollwerk A. G. in Köln	1 914 000 (1 691 000)	10 (9)
Aktienmalzfabrik Könnern, Könnern b. Halle		12 (10)
Hallesche Malzfabrik Reinicke & Co., Halle	178 000 (145 000)	12 (10)
Hartwig Kantorowicz A. G., Posen (Liköre und Fruchtsäfte)	341 000 (230 000)	12 (12)

Seefischerei:

	Reingewinn (Mark)	Dividende (Prozent)
Deutsche Dampffischereigesellschaft „Nordsee", Nordenham	513 000 (443 000)	7 (5)
Hansa-Hochseefisch. A. G., Hamburg	131 600 (85 000)	10 (8)
Cuxhavener Hochseefischerei A. G., Cuxhaven	477 000 (509 000)	10 (7)
Deutsche Seefischhandels-A. G., Hamburg	164 000 (55 000)	12½ (0)

Dreimal und in jeweilig größeren Ausmaßen hat sich der charakteristische Kreislauf zwischen privatwirtschaftlichem Gewinn- und Sparkapital und staatlichem Finanzbedarf nunmehr in Deutschland wiederholt. Zum drittenmal hat sozusagen das gleiche Geld den Weg hin und her gemacht, und auch die zwölf Milliarden der dritten Kriegsanleihe werden in das reichverzweigte Adersystem der deutschen Volkswirtschaft zurückgepumpt werden, fast ohne daß ein Tropfen verlorengeht; wenn es not tut, um zum viertenmal in die Herzkammer der Reichskasse wiederzukehren. Innerhalb des Gesamtbegriffes „Volksvermögen" vollzieht sich aber gleichzeitig eine gewaltige Verschiebung. Der Reichtum aller der Kapitalbesitzer, die an der blühenden Kriegsindustrie (im engeren und weiteren Sinn) beteiligt sind, wächst und wächst auf der einen Seite, und zwar auf Kosten der „Nurkonsumenten", die — zum mindesten verhältnismäßig — immer ärmer werden, und auf Kosten der Reichskasse, die immer mehr Schulden machen muß, auf der anderen Seite. Das große Problem, das nach dem Kriege aus dieser Entwicklung der Dinge herauswachsen wird, stellt sich dar in der Frage: welche Schultern sollen mit der notwendigen Verzinsung und Tilgung dieser Schulden belastet werden? Es versteht sich von selber, daß ihre Abwälzung auf die schon sowieso durch die „Kriegskonjunktur" geschwächte Leistungsfähigkeit der Masse (der „Nurkonsumenten"), die überdies schwere Blutopfer auf dem Schlachtfeld gebracht hat, nicht in Betracht kommen darf. Durch einen Ausbau der indirekten Steuern den kommenden Finanzbedarf zu decken, daran ist also nicht zu denken. Staatsmonopole allerdings, die theoretisch und praktisch auch unter den Begriff der indirekten Besteuerung fallen können, werden kommen und kommen müssen; aber sie werden wenigstens zunächst so angelegt und gehandhabt werden können, daß sie keine Mehrbelastung der Masse gegen seither in sich schließen. Und darüber hinaus, so steht zu erwarten, wird das Reich durch eine direkte Steuer, eine progressive Vermögenszuwachssteuer auf der Grundlage des seit 1. Januar d. J. wirksamen Gesetzes, einen Teil der angehäuften Kriegsgewinne zurückholen und damit einen Teil seiner Schulden indirekt kraft seiner Finanzhoheit vernichten. Niemand wird es wagen können, gegen einen Ausbau dieser Steuer jetzt noch Einspruch zu erheben; denn die Gerechtigkeit erfordert es, daß an den Lasten dieser Zeit auch diejenigen und gerade diejenigen mittragen, denen sie zunächst infolge der nun einmal bestehenden und an sich gewiß segensreich wirkenden wirtschaftlichen Gesetze eine Zeit reicher Ernte gewesen ist. Es töricht und kurzsichtig es ist, über den „Kriegsgewinn" als solchen ein moralisches Verdammungsurteil zu fällen — Gott sei Dank, daß die deutsche Industrie Kriegsgewinne hat machen können! —, so berechtigt ist die vaterländische Forderung, daß der vom „Kriegsglück" in dieser Form begünstigte einzelne Kapitalbesitzer nachher einen Prozentsatz seines Verdienstes ohne Widerspruch wieder herausgibt.

Wilhelm Schaefer / Die Neugruppierung der Weltgeschichte in der Schule

Am Sedantag hat der preußische Kultusminister neue Bestimmungen über den Geschichtsunterricht an den höheren Knabenschulen erlassen. Der leitende Gedanke dieser ersten kleinen Schulreform, die der Krieg uns bringt, ist durch die Tagespresse schon überall bekanntgeworden. Es handelt sich einfach darum, daß die ältere Geschichte mehr als bisher gekürzt werden soll, damit die neueste Zeit um so ausführlicher behandelt werden kann. Als unsere Väter Gymnasiasten waren, da gelangten sie auf ihrer Wanderung durch die Geschichte gewöhnlich bis in die Gegend der Freiheitskriege. Erst seit etwa zwei Jahrzehnten dringt man bis 1871 vor; es soll aber häufig geschehen, daß Lehrer und Schüler erheblich früher in der Fülle des Stoffes steckenbleiben. Ueber 1871 hinaus ist bisher nur ziemlich selten ein Geschichtslehrer gekommen. Nun lautet die bestimmte Vorschrift, daß der Unterricht bis in die Gegenwart hineinreichen muß. Die Jahre 1914/15 sollen von vornherein in den Schulbüchern nicht fehlen. Der Weltkrieg hat damit schon heute seinen festen Platz in der Schule bekommen. Der Minister sagt: Die Zeit von 1861 ab übertrifft für uns Preußen und Deutsche alles andere an Bedeutung. Das heißt mit anderen Worten: Leonidas, Chlodwig, Heinrich der Löwe und ähnliche Hauptfiguren der altmodischen Schulgeschichte werden von Bismarck und Hindenburg endgültig in den Hintergrund geschoben. Die Gegenwart ist größer als alle Vergangenheit!

Soviel wir sehen, hat diese etwas radikale Verschiebung des Schwerpunktes an vielen Stellen Beifall gefunden. Der Krieg hat ja manchem erst ein wirkliches Verhältnis für Geschichte gegeben. Selten hat die Lebensgewalt der Weltgeschichte ein Geschlecht so ergriffen wie uns. Der Krieg ist der allergrößte historische Lehrmeister, den man sich denken kann. Er ist an sich pädagogisch wertvoller als viele Geschichtsstunden. Es ist gut, daß die Schule mit dieser Lehrplanänderung am Krieg teilnimmt. Von ihm und von allem, was dazu gehört, muß in Sexta und Prima gründlich die Rede sein. Wir sind dankbar dafür, daß wir nun wenigstens an dieser Stelle den Zusammenhang zwischen Schule und Leben wirklich haben. Insofern begrüßen wir den Erlaß.

Und doch, wenn wir der Sache etwas näher auf den Grund gehen, so vermindert sich unsere Genugtuung. Wohl sind wir damit einverstanden, daß die neueste Weltgeschichte

Digitized by Google

in die Schule hineingehört. Aber die Art und Weise, wie das gemacht werden soll, und die ganze Auffassung vom Geschichtsunterricht, die der Erlaß dabei zum Ausdruck bringt, können uns nicht befriedigen.

Da soll nun künftig schon den kleinen Quintanern preußisch-deutsche Geschichte erzählt werden, vielleicht in dem Ton, wie ihn der leider gefallene Richard Kabisch in seinen Geschichtsbüchern angeschlagen hat. Das ist an sich ein schöner Gedanke. Eine solche Geschichtsstunde in der Quinta kann in all ihrer Bescheidenheit und Einfachheit, wenn sie Bilder und Stimmung gibt, bei einzelnen Jungen fürs ganze Leben nachwirken. Immerhin kann von einem ernsthaften Geschichtsunterricht bei unseren Zehnjährigen ja noch nicht gesprochen werden. Dennoch sind sie, denen man weder Physik noch Griechisch zumutet, gerade die einzigen, denen etwas mehr Geschichte als bisher bewilligt wird. Von Quarta bis Prima findet nirgends eine Vermehrung des Geschichtsunterrichts statt. Der gesamte Zuwachs an Stoff soll in den alten Rahmen von zwei oder drei wöchentlichen Kurzstunden hineingepreßt werden. Es ist klar, daß bei dieser Neuordnung des Stoffes nun endlich jener Ballast verschwinden wird, den nachdenkliche Lehrer allerdings längst über Bord geworfen haben. Mit den sagenhaften römischen Königen und ähnlichen Ladenhütern wird nun endlich aufgeräumt werden. Aber im ganzen ist es doch sehr die Frage, ob die so gewonnene Zeit ausreichen wird für die Behandlung der neuesten Geschichte. Das wird nach meiner Berechnung nur dann der Fall sein, wenn man die ältere Geschichte so zusammenstriche, daß sie so ziemlich jeden Bildungswert verlieren würde.

Hier erhebt sich die Frage nach dem Wert der historischen Einzelheiten. Der Erlaß denkt von ihnen einigermaßen gering. Er stellt als Ziel des Geschichtsunterrichts die Gewinnung von Kenntnissen hin. Bei dieser Zielsetzung, die sich doch schließlich in erster Linie an das Gedächtnis wendet, erscheint die Fülle der Einzelheiten allerdings mehr als eine Last denn als ein Gewinn. Man sagt: Du brauchst nur die Hauptsachen zu wissen. Dieser Gedankengang ist sehr verbreitet und verfehlt selten seine Wirkung. Aber er ist doch nicht einwandfrei. Sieht man nämlich das Ziel weniger in der Einprägung von Kenntnissen als in der allmählichen Bildung von Anschauungen, so rücken die Einzelheiten sofort in ein anderes Licht. Sie werden leicht und lebendig, aber freilich auch in größerem Maße unentbehrlich. Sie brauchen keineswegs in ihrem ganzen Umfang gegenwärtig zu sein, aber Gefühl und Phantasie müssen mit ihnen in Berührung gewesen sein. Wir können uns nicht denken, wie man vom Altertum und vom Mittelalter noch eine anschauliche Vorstellung erlangen will, wenn man sich auf die Kenntnisnahme der sogenannten Haupttatsachen beschränkt und das Verweilen bei den individuellen Erscheinungen des geschichtlichen Lebens notgedrungen möglichst vermeidet.

Im Zusammenhang damit steht eine andere Frage. Ist es denn wirklich richtig, daß die Vergangenheit so einseitig an Gewicht für uns verloren hat, weil wir nun selber in einer großen Zeit leben? Es stimmt schon, daß uns viele vergangene Dinge heute in einem anderen Lichte erscheinen als noch vor einem Jahr. Manche alte Größe scheint sich verkleinert zu haben. Das trifft jedenfalls zu für das Gebiet der Kriegsgeschichte. Aber verallgemeinern läßt sich diese Erfahrung doch nur dann, wenn man die Kriegsgeschichte für den maßgebenden Bestandteil der Schulgeschichte hält. Und das scheint im wesentlichen die Auffassung des Erlasses zu sein. Auch wer von einer Geringschätzung der Kriegsgeschichte sehr weit entfernt ist, kann dieser Einschränkung des Geschichtsunterrichts doch nicht zustimmen. Und davon abgesehen — hat der Krieg von heute nicht auch manche Staaten, Völker, Zeiten, die unsere Schule bisher fast völlig im Dunkel liegen ließ, erst vollends ans Licht gezogen? Die Geschichte Oesterreich-Ungarns, der Balkanländer, Osteuropas ist für unsere Schüler Neuland. Auch die Welt des Orients ist uns erheblich näher gerückt. Haben alle diese Dinge keine Vergangenheit? Wir sehen also, wenn der Krieg auf der einen Seite Schatten über das Vergangene wirft, so verbreitet er auf der anderen Seite Licht über weite Gefilde, die bisher in Dunkel gehüllt waren. Es trifft nicht zu, daß unser Interesse für die Vergangenheit durch den Krieg überhaupt geringer geworden wäre.

Der oben erwähnte Satz des Erlasses: Die Zeit von 1861 ab übertrifft für uns Preußen und Deutsche alles andere an Bedeutung — dieser scheinbar so selbstverständliche Satz verliert immer mehr an Wahrheit, je länger man ihn betrachtet. Alles andere? Das kann unmöglich stimmen, wenn wir von der Kriegsgeschichte zur allgemeinen Geschichte weitergehen. Sind wir denn nur Preußen und Deutsche? Sind wir nicht auch Protestanten oder Katholiken? Haben wir nicht auch ein Verhältnis zur Religion, zur Philosophie, zur Kunst? Und ist der Geschichtsunterricht nicht auch dazu da, unsere Jugend hineinzuführen in diese ganze Welt der geistigen Kultur? Harnack hat schon früher einmal gefordert, daß der Geschichtsunterricht in den oberen Klassen nach Möglichkeit geistesgeschichtlich orientiert sein müßte. Die Schule ist aber in dieser Beziehung immer sehr zurückhaltend geblieben. Auch der neue Reformerlaß bricht nicht mit der alten Schulüberlieferung, daß die Weltgeschichte nur soweit mitherangezogen werden soll, wie sie sich in den Gang der preußisch-deutschen Staats- und Kriegsgeschichte von selbst einfügt. Nur mit der Antike wird eine Ausnahme gemacht. Das ist ein gutes Erbteil des Humanismus. Im übrigen aber sollen wir auch in Prima eigentlich nicht das lehren, was man Welt- oder Universalgeschichte nennt.

Der Erlaß spricht zwar davon, daß die Schüler zu einer freieren Erörterung historischer Fragen angeleitet werden und auch mit der vergleichenden Geschichtsbetrachtung bekanntgemacht werden. Aber wenn das alles nicht sehr oberflächlich bleiben soll, so gehört dazu eine historische Bildung, wie sie wohl nur bei einer Vertiefung und Erweiterung des Unterrichts zu erlangen ist. Statt dessen sehen wir, daß die amtlichen Vorschriften sich bemühen, die Aufgabe des Geschichtsunterrichts nach den verschiedensten Seiten hin einzuschränken. Der Begriff von Geschichte, der in dem Erlaß zur Geltung kommt, ist wohl mit Bewußtsein so elementar wie möglich gefaßt worden. Die Vergangenheit, die — man mag sagen, was man will — doch nun einmal der Gegenstand dieser Wissenschaft ist, wird unerbittlich zusammengestrichen. Das Individuelle, das die Sehnsucht jedes wahren Historikers ist, soll sich nicht entfalten. Die Kriegsgeschichte steht im Vordergrund. Die ideengeschichtliche und universalgeschichtliche Betrachtung wird stark entwertet. Mit einem Wort: der Gewinn des Erlasses besteht in der Eingliederung der neuesten Geschichte in den Lehrplan. Im übrigen werden die alten Schwierigkeiten und Nöte des historischen Unterrichts noch vermehrt. Wie oft hat nicht gerade dieser Unterricht seine Wirkung verfehlt! Er brachte es wohl immer zu einem vorübergehenden Wissen, aber nicht oft zur Anbahnung eines tieferen Weltverständnisses. Dazu fehlte es vor allem an Zeit. Es war nur schwer möglich, die Schüler von der an sich so

Digitized by Google

gleichgültigen Außenseite der Taten und Geschehnisse hinweg in das innere Leben der Menschen hineinzuführen. In Zukunft wird die Zeit dazu erst recht nicht vorhanden sein.

So mag über den Erlaß wohl allenthalben Freude herrschen. Ob aber die Geschichtslehrer glücklich sein werden, die sich ein etwas volleres Ideal von der Bedeutung ihres Faches gebildet haben, das ist recht zweifelhaft. Eins gibt uns die Reform ganz: die kräftige Beziehung der Geschichte auf die Gegenwart. Vieles andere, das ebenso nötig wäre, versagt sie uns. Vor allem erschwert sie uns die Möglichkeit, den Unterricht ein wenig auszugestalten im Geist jener großen historischen Weltanschauung, wie sie Ranke, Wilhelm v. Humboldt und von den neueren Dilthey verkörpert haben.

Gertrud Bäumer / Geibel zum Gedächtnis

Fiele der 100. Geburtstag Geibels nicht in die Kriegszeit, so würde seiner eher weniger, sicher nicht mehr gedacht werden, als es nun der Fall ist. Denn jetzt sehen wir in ihm nicht den gefahrlos süßen melodischen Dichter unserer rosenroten Mädchenträume, sondern einen von den frühen Verkündern des Deutschen Reiches, denen wir dankbar sind für ihren schöpferischen Glauben und ihre machtvolle Sehnsucht. Die in Tausenden von Sedanfeiern zu Tode deklamierten Verse „Nun laßt die Glocken von Turm zu Turm durchs Land frohlocken im Jubelsturm" fangen wieder an zu glühen von dem jungen Feuer, das sie einst erfüllte. Der Dichter der „Heroldsrufe" steht wieder auf.

Und doch liegt in diesem etwas aufgeputzten Namen selbst, den Geibel seinen Zeitgedichten von 1871 gab, alles, was ihn heute von unserem Gefühl trennt, jener eigentümlich theatralisch-akademische Begriff von Kunst, der den Heyse, Schack, Geibel, Bodenstedt angewachsen war. Indem man versucht, sich pietätvoll in die dichterische Welt des Jubilars zurückzufühlen, kann man doch eine Stimme nicht zum Schweigen bringen, die bei jeder Zeile ein aufrichtiges „Gott sei Dank für den Naturalismus" flüstert.

Es liegt an der harmonischen Vielseitigkeit von Geibels Wesen, daß er in so besonderem Maße typisch ist für die deutsche Geistesverfassung zwischen 1840 und 1880. Von der Ahnung neuer politischer und wirtschaftlich-sozialer Lebensformen bewegt, aber doch bürgerlich zu sehr gebunden, um sich der Seele dieser kommenden Zeit ganz aufschließen und hingeben zu können — das ist die Signatur der deutschen Bildungsschicht und zugleich eine innere Bedingung für den Entwicklungsgang ihrer Dichter (sofern sie nicht milieusprengende Eigenkraft besaßen wie Hebbel).

Geibel wurde durch seine „Zeitstimmen" 1841 einer der ersten Verkünder kommender Umwälzungen. Gerade weil er nicht so ausschließlich politisch-demokratisch empfand wie die revolutionären Dichter, hat er manche der umgestaltenden Kräfte sicherer gefühlt. Während die Herwegh, Wienbarg, Beck, Freiligrath aus dem Anblick der Opfer ihren sozialen Groll gegen die neue Zeit sogen und mit „Armeleuteliedern" mehr den untergehenden als den aufsteigenden Teil der Arbeiterschaft begleiteten, hat Geibel den Eroberungszug des Maschinenzeitalters in seiner Größe gefühlt und besungen. Sein Gedicht an „Die junge Zeit" ist vielleicht der erste deutsche Hymnus auf das Maschinenzeitalter (1847).

„In tausend Schmieden bei der Essen Brande
Gießt sie das Erz und schweißt in Eisenbande
Die weiten Länder, die ihr untertan:
Vom müden Saumroß, das sich wundgetragen,
Nimmt sie das Joch und schirrt vor ihren Wagen
Den Dampf, den wilden Riesen an."

Aber ganz bezeichnend: das neue Stück Leben, das sich der Dichtung darbietet, gebiert sich in dieser Dichtergeneration keine neue Form. Die Rhetorik Schillerscher Gedankendichtung muß herhalten. Und noch bezeichnender: eben dieses Gedicht hat einen ängstlich ausweichenden Schluß:

„Und doch — muß ich so ganz versenkt dich schauen
In Stoff und Wucht — beschleicht mit leisem Grauen
Mir oftmals eine Furcht das Herz.
Du möchtest einst im Rauche deiner Essen,
Im Trotze deines Riesenwerks vergessen,
Daß droben Einer sitzt auf ew'gem Thron ———"

In dieser Angst vor dem vermessenen Radikalismus des Eisens und der Maschine liegt etwas Pädagogisch-Mittelständlerisches, irgendeine Halbheit, eine Flucht, ein Sichanklammern an das Bescheidenere und Harmlosere. Statt des leidenschaftlichen Suchens nach dem Sinn dieser neuen Form, nach dem Gott, der dies Eisen wachsen ließ — so wie später die Jugend von 1890 suchte und rang — eine verfrühte Besorgnis.

In ihr spricht sich auch eine persönliche Situation des Dichters aus: sein Zuschauertum der Zeit gegenüber. Es war zugleich Wirklichkeit und Stil. Wirklichkeit: Geibel war durch königliche Dichtergehälter — 1841 bis 1852 durch Friedrich Wilhelm IV., 1852 bis 1868 durch Maximilian und Ludwig I. von Bayern, von da ab wieder durch den König von Preußen — äußerlich und geistig dem Mitringen etwas entrückt. Er war verpflichtet, „der Kunst zu leben". Aber das bedeutete keine Sklaverei und keine Zugeständnisse für ihn, — wie er denn überhaupt diese königliche Gunst stets durchaus frei und männlich getragen hat. Es war seine eigene Auffassung, daß der Künstler über den Zeitkämpfen in Schönheit und Würde zu thronen habe. Keine Dichtergeneration in Deutschland hat so bewußt die Würde des Künstlers betont wie diese. „Er deutete mit jeder leisen Wendung, ein Fackelträger, nach dem Reich des Schönen." Dies zu tun, betrachtete der Sängerhof Maximilians als seine feierliche Sendung. Der leise Widerspruch, den wir Heutigen gegen das Recht dieser Epigonen auf einen solchen Parnaßstil erheben, gegen die Samtbaretts, die schönen langen Haare, die „Symposien", darf nicht ungerecht machen. Sie alle meinten es ernsthaft, sie vertraten der politischen Tendenzdichtung und dem ebenso rüden wie saloppen und gespreizten Ton der Leute vom Schlage Gutzkows gegenüber die Ehre der reinen Schönheit. Es war ein richtiges Gefühl, daß die deutsche Dichtung aus der Verrohung der vierziger Jahre wieder zum klassischen Geist, zur Reinheit und Strenge der Form zurückgeführt werden mußte, daß man sie von all den Elementen der Unkunst zu befreien hätte, die sie aus einer Zeit leidenschaftlicher politischer und gedanklicher Kämpfe mit sich trug. Es war immerhin in höherem Maße Kunst, was aus diesem Münchener Kreis kam, als die Dichtung der Achtundvierziger. Und auch sonst: es lag eine gewisse Noblesse und vorbildliche Feinheit auch über dem Lebensstil dieser Männer, eine gewisse Haltung und Form, die als ästhetisch-erziehliche Kraft gewirkt hat.

Freilich, die Leidenschaft blieb vor den Toren dieser „reinen Lyrik", deren populärster Band bis zum Tode Geibels in 100 Auflagen goldbedruckt und -geschnitten seinen Weg in das deutsche Haus nahm, eine geliebte und unschädliche Götter-

Digitized by Google

speise aller jungen Herzen. Es war einander alles Ursache und Wirkung: die gemäßigte Bürgerlichkeit des Zeitgefühls, die Bläße des Poetenideals, die eigene Ferne von allem Dunklen, Trüben, Gewaltsamen. Das Ergebnis war die leichtflüssige Musik ungezählter Lieder von Frühling, Liebe, Rosen und Wanderschaft, Nachtigallen, Wald und Mondschein, von denen alle melodisch, die besten wirklich Gesang waren. Darüber hinaus aber kamen nur Epigonendramen wie die „Brunhild" zustande, an der das schlimmste die unbewußte Unbescheidenheit eines temperamentlosen Menschen gegenüber der wilden Leidenschaft des Stoffes war.

„Hagen wütet nicht mehr, er ist ein besonnener Hofmann,
Der den Rivalen ersticht, weil er die Gnade ihm stiehlt;
Siegfried selber ist nichts, doch büßt er das schwere Verbrechen,
Daß er sich doppelt verlobt, was die Moral nicht erlaubt."
(Hebbel.)

Der weiche poeta laureatus hatte gleichwohl seine geschichtliche Kraft — und das war seine Treue gegen den Reichsgedanken. So sehr er als Dichter über den Zinnen der Partei stehen wollte, in dieser Sehnsucht empfand er selbst Größeres als ein Parteiziel, und von seinen ersten Liedern an hat er sie mit Feuer verkündet. Nach einer wahrhaft großen Zeit hat der Mann des kühlen Maßes sich aus innerstem Herzen gesehnt, und wenn er fühlte, daß ihm ein Höchstes an erschütternder Wucht versagt war, so gab er der entgötterten Zeit die Schuld. Denn er spricht doch wohl von eigenem Schicksal, wenn er den Bildhauer des Hadrian vor seinem Werke seufzen läßt:

„Ob nichts an hohem Gleichmaß fehle,
Ob jedem Sinn genug getan:
Kein Schauer quillt in meine Seele
Kein Unnennbares rührt mich an.

O Fluch, dem diese Zeit verfallen,
Daß sie kein großer Puls durchbebt,
Kein Sehnen, das, geteilt von allen
Im Künstler nach Gestaltung strebt."

Die ganze Gehemmtheit des Vierteljahrhunderts zwischen 1848 und 1871, dies Stocken, Eingezwängtsein, Nichtvorwärtskönnen liegt als seelische Stimmung in den politischen Liedern Geibels.

„Wann doch, wann erscheint der Meister,
Der, o Deutschland, dich erbaut,
Wie die Sehnsucht edler Geister
Ahnungsvoll dich längst geschaut:
Eins nach außen, schwertgewaltig
Um ein hoch Panier geschart,
Innen reich und vielgestaltig
Jeder Mann nach seiner Art."

Daß dieser Wunsch die eigentliche höchste und heißeste Lebenssehnsucht Geibels war, hebt ihn für uns Heutigen aus dem bloßen Poetentum seines Kreises heraus und bringt ihn uns innerlich nahe. Und indem wir auch noch im Ausdruck dieser lebendigen Sehnsucht das Uneigenartige Epigonenhafte empfinden, kommt uns ganz zum Bewußtsein, wie unermeßlich reich und groß und frei das Leben in Deutschland seither geworden ist. Immer noch ungeformt und voll Disharmonie, aber es ist die Ungestalt der Jugend und der Leidenschaft.

Helene Voigt-Diederichs / Sieg über Land

Die Ernte ist vor der Tür, wie voll von Erinnerungen, sagenhaft fast diese ersten Tage des August. Der ungeheuerliche Kreis dieser vier Jahreszeiten schließt sich, schiebt zögernd den Anfang des zweiten Ringes in das gewordene Glied.

Alles, was das Auge sieht, die gelbe reife Erde, der Segelwolkenhimmel, die blauen Wasser der Ostsee, die bis zur Nordsee und zu Englands Kreideküsten reichen, mahnt, weist zurück, kräftigt in die Zukunft hinein.

Heut am 5. August sieht es anders aus, als vor einem Jahr — als an jenem Abend, an dem mein Bruder auf seinem roten Rad die Lindenallee heraufgehastet kam. Meine Mutter saß mit den ersten Kriegszeitungen vor der Haustür. Kinder und Enkelkinder umgaben sie, jedes trachtete nach einem der Blätter, aus denen wie Keulenschläge die plump gedruckten Sätze herausfielen. Und mein Bruder kam heran, lehnte sein Rad an den Lindenstamm und trat mit einem harten ergebenen und standhaften Gesicht unter uns.

„Kommt alle her, daß ich es nicht zweimal zu sagen brauche. — Nun hat auch England uns den Krieg erklärt!"

England — sind wir denn so gehaßt? Schmerz, Widersinn, Nichtbegreifen. Freie Entscheidung — entscheidet so? Dann riß man sich auf und wußte plötzlich: all dies Aufeinanderprallen kann nicht von einzelnen Erdenmenschen bereitet sein. Spannungen, lang bestehend, die sich entladen müssen, Völkergewitter, nach finsteren Eigengesetzen hereinbrechend in den Schein von Sommertagen. Blitz und Aufruhr, wohin das Auge fällt. Dann, eine Stimme sprach es aus: „Das ist der Weltbrand, von dem die alten Zeiten geweisagt haben." Nach Stunden leidenschaftlicher Unruhe fest ineinandergelegte Hände: viel Feind', viel Ehr'. Und der nächste Tag fand jeden Willen zielbewußter auf die Ernte draußen gerichtet, und wenn er hinauslauschte, fühlte er vor allem dies und wußte seine Verantwortung: Des Vaterlandes Brot.

Leute fehlten. Aber es meldete sich Ersatz aus Stadt und Land, und ein unnordlandmäßiger Himmel war im Bund. In diesem zweiten Kriegsjahr nun sieht es schwieriger aus. Das unerbittliche Pumpwerk hat die tüchtigsten Männer hinausgesogen; was sich so beiläufig angibt, ist unstet oder kennt nicht die Arbeit mit Erde und Tier.

Hilfe kündigt sich an: Gefangene. Einige Nachbarn haben den Anfang gemacht und sind zufrieden. Meldung und Antrag beim Landratsamt; der Wachtmeister im grünen Wams kommt zur Besprechung. Er besieht sich die Räume: Spinnstube und Käsekammer, längst außer Gebrauch. Eisenstangen müssen vor die Fenster gemauert werden. „Denn," sagt der Grünrock, „ich, wenn ich an den Kerlen ihrer Stelle wär' und es würd' mir leicht gemacht, ich wüßte auch, was ich tät . . . Die ersten Tage fr . . ., futtern muß man ja wohl sagen, sie wie die Wölfe, aber das wird besser mit der Zeit."

Am nächsten Morgen ist alles in Vorbereitung. Strohsäcke und Decken werden bestellt, die Kammern hergerichtet. Von der Feldschmiede her hüpft der Klang der Hammerschläge, das Gefängnisgitter muß für den höflichen Empfang der Leute fertig sein. Da, im Augenblick, wo die letzte telephonische Anmeldung erwartet wird, Bescheid vom Landrat: Leider keine gereinigten Russen mehr vorhanden. Bleibt als Ausweg nur der Antrag beim Regierungspräsidenten, ob vielleicht der Vorrat eines anderen Kreises aushelfen kann.

Also, morgen mit dem ersten Schleidampfer auf nach Schleswig. Beim Fährmann erfährt mein Bruder, daß auf einem Nachbargut mehrere Gefangene ausgebrochen sind. Nicht unmöglich, daß sie den Meeresarm durchschwommen, und wenn

Digitized by Google

sie Glück und Geographie gehabt haben, ein paar Tage später im gestohlenen Segelschiff unterwegs sind nach den dänischen Inseln. Aber die Geographie! mit der wird's hapern. Mitten in diesem Lächeln beschleicht es einen, was so mancher gefangene Landsmann leiden mag: da sein und nicht wissen wo. Ein Zustand, der der Gesamtheit der erbeuteten Russen weniger unnatürlich erscheinen mag.

Der Dampfer faucht heran auf dem trägen, grünen, blind spiegelnden Wasser. Bis zur Eisenbahnbrücke bleibt es leer auf Deck. Es reist jetzt keiner, der nicht reisen muß. Der Kartenknipser ist ein bleicher, hustender Bursche; kränklich, sagte man früher, kriegsuntauglich heißt es heut. Aber der Steuermann ist fett und rot, man staunt, daß er noch nicht weggeholt ward. Das Steuerrad? bloßer Vorwand. Jahrzehnt um Jahrzehnt ist das alte Schiff schon zwischen seinen grünen Ufern und roten Bojen hingezogen, so daß es den Weg längst im Blut hat.

An der Bahnbrücke gibt's eine halbe Stunde Wartezeit. Ein Zug kommt, ein anderer geht, rasselt den Damm entlang, poltert hohl über die Brückenbohlen. Ein seltenes Ereignis, ganz wie im Frieden nach den aufgeregten Monaten des vorigen Sommers. Damals, tage- und nächtelang hörte man bis weit hinein ins Land rastlos wiederholtes Pochen und Brausen: der hindröhnenden Räder Kriegsgesang.

Heut vernimmt man nur ein paar Landsturmleute, die nichts zu tun haben, als jedem Zug zu sagen, daß er während der Ueberfahrt seine Fenster schließen soll. Die Kameraden eine Strecke weiter nördlich am Kanal zeigen nachdrücklicher, daß es ohne sie nicht geht. Während der Fahrt über die Hochbrücke steht in jedem Abteil ein Landstürmer mit einem langen schwarzen Revolver, manchmal beim Einsteigen gütlich zuredend: Wenn jü ardig sind, Kinners, denn scheet ik jü ni dot.

Es kommen ein paar Fahrgäste vom Lande herauf. Unter ihnen ein blutjunger Soldat mit einem kleinen, feinen, gelbstoppeligen Kindergesicht, dem man es ansieht, daß Schlaf und Essen es erst kürzlich herausgepflegt haben. Das Backenrot steht noch so neu darauf, und Augen und Ohren haben so viel Fremdes und Gräßliches erfahren, daß sie in dieser leichteren Welt hier noch nicht wieder heimisch sind. Scheu und geschickt hockelt er auf seinen Achselkrücken daher. Das eine Hosenbein ist leer, nachlässig umgeschlagen und mit einer Klammernadel hochgesteckt.

Ein Russe trägt ein Bündel Sensen über den Damm. Es ist ein blonder, schwerer, hochgewachsener Mensch; sein Gesicht, breit beruhigt wie Erntefeld, zeigt keinerlei Verbissenheit. Weiterhin im Gerstenfeld arbeitet ein ganzer Trupp. Rote und grüne Blusenärmel bücken und regen sich tätig durcheinander.

Ein paar Fischer rudern heran und hängen nach altem Brauch ihre Kähne an den Dampfer. „Wat, jü mit jü ol schietige Kahn?" schmunzelt der Kapitän. „Schieti? hochfein segg ik di!" Blick und zierlicher Spuckstreif gegen die schwarzen Planken des übermütigen Schiffes.

Die altertümliche Drehbrücke öffnet sich, bald rauschen die Boote in der grünen Furche unseres Kielwassers. Alte gebleichte Leute sind es; unbeweglich sitzen sie zwischen den braunen geschichteten Netzen und den zerwundenen Winden. Kein Sohn hilft bei der schweren Arbeit. Auf seinem Schiff, Tag und Nacht bereit, liegt manch blauer Junge, langweilt und sehnt sich und denkt vielleicht, daß der Schleswiger Holm ihn besser brauchen könnte als sein Kaiser, für den er nichts tun darf als warten, zwölf Monate unter vollem Dampf.

Schluß folgt.

Gottfried Traub / Intrigen

> Eins muß ich Ihnen sagen: Sie haben sich gewöhnt, unaufhörlich Ränke gegeneinander zu schmieden. Ich will, daß das unter meinem Regimente ein Ende hat. Wer sich noch weiter damit abgibt, den werde ich dermaßen züchtigen, daß Sie sich wundern sollen.
>
> Friedrich Wilhelm I.

Gern lasse ich dieses Fremdwort anderen Völkern. Ich meinte sogar, es gäbe gar kein deutsches Wort dafür. Nun sehe ich, daß wir doch dasselbe ausdrücken können, wenn wir von „Schleichwegen" oder von „Ränken" und „Wühlereien" reden. Immerhin klingen diese Worte schwerfälliger und erreichen die Intrige nicht an Glätte. Ein Ränkeschmied sieht immer noch derber und unbeholfener aus, als ein Intrigant. Oder — wir wünschten es wenigstens! Auch bei uns gedeiht dies Unkraut. Nicht immer ist eine so feste Hand da, wie die dieses Preußenkönigs, der bei seiner Thronbesteigung die verblüfften Höflinge mit den obigen Worten überraschte und dem Unfug der Zuträgereien ein Ende machte.

Deutsche Männer und Frauen sollten in dem Stück einig sein, daß sie sich vom Ränkespiel fernhalten. Laßt uns miteinander kämpfen und leidenschaftlich unsere Meinung vertreten. Was keine Leidenschaft erträgt, ist wenig wert. Wo so große Fragen, wie die Zukunft unseres Volkes auf dem Spiele stehen, da mag es wohl heiß hergehen, und die echte Vaterlandsliebe wird sich in ihrem Wert erproben müssen, daß sie Zukunftsaugen habe und nicht nur die Gegenwart sehe, daß sie wage, damit sie gewinne. Daß sie Licht und Raum schaffe, daß deutsches Volk sich neu erzeuge. Aber dieser Kampf der Meinungen bleibe frei von heimlichen Zettelungen. Krumme Wege soll kein Deutscher gehen. Wir erleben es tagtäglich, daß solche persönlichen Neider nur Eintagserfolge erringen können. Häßlich bleibt das Spiel der Hinterlist. Wann werden wir einmal lernen, die Sache rein für sich ins Auge zu fassen und alles Persönliche hintanzusetzen! Wo man gegen Personen angehen will, weil sie für eine große Entwicklung schädlich erscheinen, da tue man es auf offenem Weg und nenne dann zugleich die, die es besser machen. Feige aber sind die Verdächtigungen, die ins Leere greifen, ohne daß man sich des Maßes der Verantwortlichkeit auch nur von ferne bewußt ist, das man durch solch planloses Reden auf sich lädt.

Unsere Zeit ist so ernst, daß wir alle Männer brauchen und keinen entbehren können. Jeder soll sein Stückchen an dem neuen Deutschland bauen. Aus einem ehrlichen Gewissen kam noch nie etwas Schlechtes. Es war vielleicht unzureichend, es entbehrte des Glanzes und der Frische, aber es blieb echt. Der Krieg hat weniger umgestürzt, als bewährt: eine Eiche, die Stürme erlebt hat, sitzt fester, als die verschonte. Die Grundlagen des Sittlichen sind durch die Kriegserfahrungen nicht umgestoßen, sondern in ihrem unvergänglichen Wert erst recht bewiesen. Treue, Verläßlichkeit, Vertrauen stehen höher im Kurs, je seltener sie geworden sind. Das reine Intrigengeflecht hat gerade der ehrliche Krieg durchhauen. Desto trauriger wäre es, wenn wir im Leben der Parteien und Gruppen die Folgerung nicht klar ziehen könnten. Kameraden umschleichen einander nicht. Heute gibt's in Deutschland aber nur Kameraden. So begraben wir das häßliche Fremdwort und setzen ihm nicht einmal einen Leichenstein: frei von „Intrigen" wollen wir unseren Weg gehen, so daß jeder weiß, wohin der eine und wohin der andere läuft. Der Maulwurf mag sich seine Gänge graben; wir halten es mit der Sonne. Sie hat uns bisher geleuchtet. Sie wird uns weiter die Wege weisen in Zukunftsland.

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Arbeiterprotest gegen die Kriegsteuerung. Die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands und der Vorstand der sozialdemokratischen Partei haben aus Anlaß der Steigerung der Nahrungsmittelpreise eine Eingabe an den Reichskanzler gerichtet. Darin wird ausgeführt: „Zu den vielen Opfern, die das deutsche Volk heute bringt, sind die ihm hier auferlegten nicht aus dem Zwange der wirtschaftlichen Verhältnisse diktiert, noch weniger sind sie als unvermeidlich zu bezeichnen. An Lebensmitteln haben wir gegenwärtig keinen Ueberfluß, aber doch auch so viel zur Verfügung, daß wir im allgemeinen vor einer Hungersnot geschützt sind. Wir werden auf den Konsum einiger Artikel in höherem Maße Verzicht leisten müssen, weil hier die Inlandsproduktion den Bedarf nicht decken kann, aber wir haben zum Glück Ersatz in anderen Nahrungsmitteln, um den Fehlbetrag decken zu können. Noch immer begegnen wir indes der Ansicht, daß die Bevölkerung zur Sparsamkeit im Konsum erzogen werden müsse, und dies am ehesten durch hohe Preise geschehen könne. Dieser Tatsache müssen wir mit aller Entschiedenheit entgegentreten." In der Eingabe werden dann folgende Forderungen aufgestellt und durch Anführung einer Reihe von Tatsachen und Zahlen begründet: 1. Festsetzung von Höchstpreisen für Vieh, besonders für Schweine, 2. Einführung einer sachgemäßen Verteilung von Fleisch und Fetten nach dem Muster der Brotversorgung, 3. ernste Maßnahmen gegen die Steigerung der Preise für Milch, gebrannte Gerste und Graupen, 4. weitere Herabsetzung der Höchstpreise für Kartoffelmehl und Kartoffelpräparate, 5. durchgreifende Maßnahmen zur Sicherung mäßiger Kartoffelpreise.

Das Ende des Streikrevers? Der bayerische Eisenbahnerrevers, der schon vor dem Kriege zu lebhaften Auseinandersetzungen im bayerischen Parlament geführt hat, ist neuerdings dort wieder Gegenstand der Erörterung gewesen. Der Krieg hat mit aller Deutlichkeit gezeigt, daß auch die deutschen Eisenbahner sich im vollsten Maße ihrer Pflicht bewußt gewesen sind und alles darangesetzt haben, die Schlagfertigkeit unserer Heere zu vermehren. Das hat mit erfreulicher Deutlichkeit der bayerische Ministerpräsident, Graf Hertling, anerkannt, der der vaterländischen Haltung der Arbeiterschaft in der zweiten Kammer lebhaftes Lob spendete. Er erklärte am Schlusse seiner Rede, daß die Regierung bereit sei, die Hand dazu zu bieten, wo es sich um Beseitigung von noch vorhandenen Differenzpunkten handele. Mit Recht konnte daraus auf eine Wandlung in der bisherigen Haltung der Regierung und auf den Willen, das gegen den süddeutschen Eisenbahnerverband gerichtete Ausnahmerecht zu beseitigen, geschlossen werden. Diesem Gedanken trug auch eine sozialdemokratische Interpellation Rechnung, wie die Regierung sich zur Aufhebung des Eisenbahnerrevers stelle. Im erweiterten Finanzausschuß des Landtages gab Graf Hertling eine Erklärung dahin ab, daß das Ministerium zwar ein Streikrecht der Eisenbahner nicht anzuerkennen vermöge, und daß der Revers nur ein Mittel gewesen sei, diesem Standpunkt Geltung zu verschaffen. Wenn aber die Möglichkeit bestände, die Sicherung gegen die Streikgefahr auf einem anderen Wege zu erreichen, so sei die Regierung grundsätzlich bereit, den Revers fallen zu lassen. Wie ernst es ihr mit dieser Frage sei, könne daraus ersehen werden, daß demnächst auf Veranlassung Bayerns eine Konferenz der beteiligten Bundesstaaten stattfinden werde, auf der die Angelegenheit der Streikgefahr des staatlichen Verkehrspersonals auf gemeinsamer Grundlage für das ganze Reich einheitlich neugeregelt werden soll. In welcher Weise dies geschehen werde, könne noch nicht gesagt werden.

Nach dieser Erklärung lehnte die Mehrheit der Kammer die Besprechung der Interpellation ab, die dann auch von den Sozialdemokraten zurückgezogen wurde. Uebrigens stehen die Gewerkschaftler aller Richtungen auf dem Standpunkt, daß es nur dem Geist der gegenwärtigen großen Zeit entsprechen würde, wenn der Revers, der tatsächlich ein Ausnahmerecht bedeutet, endlich fallen gelassen würde.

Eine Kriegstagung der Frauen. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der in den letzten Septembertagen seine 28. Hauptversammlung in Leipzig abhielt, konnte damit zugleich das 50jährige Bestehen der deutschen Frauenbewegung feiern. Mit der Gründung des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins" durch Luise Otto Peters und Auguste Schmidt im Jahre 1865 setzte die Frauenbewegung als organisierte Bewegung ein, während bis dahin nur vereinzelte Vorkämpfer dafür aufgestanden waren. Die Fragen der Berufsarbeit und Berufsbildung der Frau sowie der Mitarbeit der Frauen im Dienste der Stadtgemeinden waren von Anfang an Hauptarbeitsgebiete des Vereins gewesen. Gerade diese Gebiete haben durch den Krieg erhöhte Bedeutung erlangt. Eine Schöpfung des Vereins ist die Zentralstelle für die Gemeindeämter der Frau in Frankfurt a. M. Durch Erhebungen dieser Zentralstelle war festgestellt, daß vor dem Kriege bereits 12 000 Frauen in den Stadtgemeinden ehrenamtlich oder beruflich in der Armen- und Waisenpflege, Jugendfürsorge, Wohnungspflege usw. tätig waren. Die Kriegsfürsorgearbeit der Gemeinden ist fast überall durch mehr oder minder eng angegliederte Frauenhilfsarbeit ergänzt worden, und so dürfte auch nach dem Kriege die Eingliederung der Frauen in den Tätigkeitskreis der Stadtverwaltungen wesentliche Fortschritte machen. Schwieriger und umstrittener ist das Problem der Frauenberufsarbeit in und nach dem Kriege, das auf der Tagung durch Frau Dr. Altmann-Gottheiner behandelt wurde. Die Vortragende zeichnete nach einem Bericht der „Soz. Praxis" in großen Umrissen ein Bild von der Frauenberufstätigkeit auf den verschiedenen Arbeitsgebieten während der Kriegszeit, und vor allem wurde der Rolle der Frau als Stellvertreterin des vom Arbeitsmarkt abgerufenen Mannes gedacht. Im Anschluß daran erörterte die Rednerin die Probleme, die sich für die Frauenberufsarbeit in der ersten Zeit nach dem Kriege ergeben werden, in der durch das Rückströmen der Männer in ihre alten Berufe eine umfassende Arbeitslosigkeit der Frauen zu erwarten steht. Sie sprach den Wunsch aus, daß Behörden, Berufsorganisationen und Wohlfahrtseinrichtungen schon jetzt auf diese Zeit vorbereiten mögen, damit die Frauen, die in Zeiten der Not die Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens ermöglicht haben, am Ende des Krieges nicht ins Elend geraten. In der anschließenden Erörterung wurde angeregt, sorgfältige Beobachtungen über die körperliche Eignung der Frauen für alle neu übernommenen Berufe anzustellen, um einer über den Krieg hinausgehenden physisch nachteiligen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern beizeiten vorzubeugen. — Die Frage der Dienstpflicht der Frau, die durch den Krieg stärker als zuvor zu öffentlicher Erörterung gekommen ist, wurde auf der Tagung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins durch Oberlehrerin Margarete Treuge behandelt, die sich im wesentlichen auf denselben Standpunkt stellte, den Helene Lange in ihren Leitsätzen zur Tagung des „Allgemeinen Lehrerinnenvereins" Pfingsten 1915 festgelegt hat. In allen Vorschlägen, die bisher zu dieser Frage gemacht worden sind, und bei allen Richtungen herrscht jetzt Übereinstimmung darin, daß die Notwendigkeit vermehrter hauswirtschaftlicher Ausbildung für die breiten Massen anerkannt wird, möge man diese Ausbildung nun einfach als Verlängerung der Schulpflicht auffassen oder als „Dienstjahr" bezeichnen. Ungeklärter und weiter auseinandergehend sind noch die Ansichten über die Ausbildung der „höheren Töchter" zur Dienstpflicht. Auch für diese wird von mancher Seite nur das hauswirtschaftliche Jahr gefordert, während von der anderen Seite auf die Vorbereitung der Mädchen zum sozialen Helferdienst das Hauptgewicht gelegt wird. Die Referentin vertrat durchaus die letztere Forderung. Hier müßte die Ausbildung auf eigene Kosten der Beteiligten erfolgen wie beim männlichen Einjährig-Freiwilligen. Bereits erlangte hauswirtschaftliche Kenntnisse wären nachzuweisen; bei der Vielgestaltigkeit sozialer Arbeit aber sollte ähnlich der Wahl der Waffe nach Anlage und Neigung der Dienst auf einem der drei großen Gebiete: Krankenpflege, Bürodienst und eigentliche Fürsorgetätigkeit den Mädchen freistehen. Beziehungen zwischen Berufsausbildung und Dienstjahr ließen sich in der Weise herstellen, daß in einem Praktikantenjahr Berufskenntnisse in freier, unbesoldeter Hilfstätigkeit verwertet werden. — In zwei öffentlichen Abendvorträgen wurden Fragen behandelt, die gleichfalls durch den Krieg in ein besonderes Licht gerückt sind. Frau Voß-Zietz beleuchtete in dem Vortrag über „Die deutsche Hausfrau im Volkshaushalt" die durch den Krieg stark hervorgetretene Pflicht der Hausfrau als Verbraucherin und Verwalterin der einheimischen Erzeugnisse; Dr. Gertrud Bäumer sprach über „Die Bürgerin im künftigen Deutschland", denn auch in der Frauenwelt ist naturgemäß der Staatsgedanke, das Gefühl des engen Verwobenseins mit dem Staat und das Verantwortlichkeitsgefühl für den Staat durch die großen inneren Erlebnisse des Krieges stark gewachsen.

Frauenarbeit nach dem Kriege. Die „Deutsche Arbeitgeber-Zeitung" vom 3. Oktober 1915 bringt eine Besprechung der Frauenarbeit in der jetzigen Kriegszeit und wirft einen Ausblick auf die zukünftige Verwendung weiblicher Arbeitskräfte in der deutschen Industrie. Unter anderem führt der Verfasser folgendes aus: „Wir werden nach dem Kriege noch manchen heftigen Kampf auf dem Weltmarkt auszufechten haben, und es wird uns hierbei nichts schaden, wenn wir unsere Herstellungskosten in verständiger Weise einschränken. Das kann aber zweifellos durch eine rationelle Verwendung der Frauenarbeit sehr gut geschehen, denn für eine große Menge von Hilfs- und Nebenarbeiten würde der männliche Arbeiter einen zu hohen Preis verlangen. Die sozialistische Behauptung aber, daß die Frauen, wenn sie für eine bestimmte Leistung nicht den gleichen Lohn beziehen wie der Mann, zu geringen Lohn erhalten, wird in den allermeisten Fällen dahin umzudeuten sein, daß nicht die Frau zu wenig, sondern der Mann relativ zuviel Lohn erhält, wenn seine Arbeitskraft mit der betreffenden leichten Handhabung ausgefüllt wird." — Diese Ausführungen lassen deutlich die Absicht erkennen, die Frauen nach dem Kriege als Lohndrückerinnen gegen die männlichen Arbeiter zu benutzen. Dabei stellt man sich so, als ob man die Forderung „gleicher Lohn für gleiche Arbeit" als eine sozialistische halte, während sie doch von allen Organisationen aller Richtungen gleichmäßig aufgestellt und vertreten wird. Den Arbeitern werden derartige Enthüllungen nur ein neuer Ansporn sein, ihre bewährten Organisationen auch in der jetzigen schweren Zeit durchzuhalten zu späterem Schutz ihrer berechtigten Interessen.

Digitized by Google

Kriegsliteratur

Die deutsche Politik und die Entstehung des Krieges. Von Theodor Bitterauf. München 1915, C. H. Beck. 202 S. 2,80 M.

Der Münchener Universitätsprofessor gibt hier eine kurzzusammenfassende Darstellung der Politik der europäischen Großmächte in den letzten 40 Jahren. Es wird auf Grund eingehenden Quellenstudiums klar und überzeugend nachgewiesen, daß die Entwicklungsrichtung der deutschen Auslandspolitik seit der Reichsgründung gleichbleibend friedlich war und der Wille zum Kriege allein bei unseren Feinden vorhanden gewesen ist. Die Strömungen, die in Rußland zum Kriege getrieben haben, werden unserem Empfinden nach gegenüber den in England wirksamen Kräften zu niedrig eingeschätzt. Der Verfasser steht auf streng schutzzöllnerischem Boden.

Dschihad. Der Heilige Krieg des Islams und seine Bedeutung im Weltkriege unter besonderer Berücksichtigung der Interessen Deutschlands. Von Dr. Gottfried Galli, Kais. Generalkonsul z. D. Freiburg i. Br. 1915, C. Troemer. 38 S. 70 Pf.

Drucklegung eines in Freiburg und Kassel gehaltenen Vortrages, der sich mit der Geschichte, dem Wesen und der politischen und militärisch-politischen Bedeutung des Heiligen Krieges beschäftigt.

Woher das Selbstgefühl der Engländer? Von Heinrich Tilemann. Hannover und Leipzig 1915, Hahnsche Buchhandlung. 31 S. 75 Pf.

Das Selbstgefühl der Engländer ist das Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung, deren Hauptfaktoren etwa folgende sind: die frühzeitige Bildung in sich gefestigter Staatswesen, begünstigt durch die insulare Lage des Landes; der innerhalb des Puritanismus entwickelte, in dem Kampf für den Schutz des Protestantismus groß werdende Gedanke des auserwählten Volkes; eine unter dem Einflusse des Puritanismus starke Anspannung des Willens, des Fleißes und der äußeren Disziplin des englischen Volkes; große Erfolge, die, selbst durch das gesteigerte Selbstgefühl hervorgerufen, verstärkend auf das Eigenbewußtsein des Volkes zurückwirkten und schließlich eine reine Nützlichkeitsphilosophie.

Die Ostjudenfrage. Zionismus und Grenzschluß. Von Georg Fritz, Kais. Geh. Regierungsrat. München 1915, J. F. Lehmanns Verlag. 48 S. 1 M.

Der Verfasser verlangt eine Verhinderung der Einwanderung der in Rußland, Galizien usw. ansässigen Juden und Ansiedlung derselben in Palästina. Er belegt diese Forderungen mit zionistischen und antisemitischen Gründen.

Die Kriegsverschwörung und die Kriegsverschwörer. Von Salvator. Berlin 1915, C. A. Schwetschke & Sohn. 56 S. 1 M.

Behandelt in kurzen Umrissen die Charaktere der feindlichen Staatsmänner und die in den gegnerischen Ländern zum Kriege treibenden Kräfte. Besonders die Abschnitte über Italien enthalten manches Neue. Sowohl San Giuliano als auch Giolitti werden als Politiker geschildert, die, von dem Siege des Dreiverbandes überzeugt, entschlossen waren, Italien von seinen bisherigen Bundesgenossen loszulösen und die italienische Politik in Richtung der Entente zu orientieren. Giolitti allerdings habe sehr bald eingesehen, daß mit einer Niederlage der Zentralmächte nicht zu rechnen sei, und deshalb versucht, das Eingreifen in den Krieg zu verhindern.

England und der U-Boot-Krieg. Von Hans Steinuth. Stuttgart und Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. 91 S. 1,20 M.

Lusitania. Von Hans Steinuth. Stuttgart und Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. 115 S. 1,50 M.

Die erste Schrift behandelt die Entwicklung des U-Boot-Krieges bis zur Torpedierung der Lusitania, die zweite den Lusitaniafall. Sie geben eine eingehende rechtliche Begründung des deutschen Standpunktes und enthalten den gesamten Notenwechsel, der zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und Deutschland, England, Frankreich andererseits aus der Führung des Handelskrieges sich ergeben hat. Die Bücher sind auch in ihren juristischen Stellen allgemeinverständlich und anziehend geschrieben.

Der Wille siegt. Ein pädagogisch-kultureller Beitrag zur Kriegs-Krüppelfürsorge von Hans Würtz, Erziehungsdirektor des Oskar-Helene-Heims für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder in Berlin-Zehlendorf. Berlin, bei Otto Elsner. Mit vielen Bildern. 136 S.

Dieses vortreffliche Buch, das ein Fachmann der Krüppelerziehung geschrieben hat, zeigt, wie unsere Kriegskrüppel nach der Heilung mit Hilfe künstlicher Gliedmaßen und sinnvoll konstruierter Werkzeuge wieder zu brauchbaren Menschen werden und zu neuer Lebensfreude gelangen. Jedem Krieger, der eines seiner Glieder ganz oder teilweise verloren hat, soll man dieses Buch in die Hände geben; es wird ihm ein Schatz werden!

Die Gesundheitsküche. Praktisches Handbuch guter und billiger Ernährung. Mit 500 Kochvorschriften. Von Dr. med. C. H. Fehlauer. 3. Aufl. Leipzig, bei Gustav Brauns. 280 S., geb. 1,80 M.

Das Buch lehrt nicht, wie andere Kochbücher, die Zubereitung leckerer Mahlzeiten, sondern die Auswahl und Zubereitung gesunder und dabei billiger Nahrung. Die deutsche Frau von heute wird dafür Verständnis haben. Dabei ist das Buch — dessen Verfasser auf eine 40jährige Erfahrung zurückblickt — durchaus für die Praxis der Küche berechnet; die kurz und klar geschriebenen 500 Kochvorschriften sind in einem alphabetisch geordneten Verzeichnis mühelos aufzufinden.

Jungwehr-Anleitung. Von P. J. Busch, Turn- und Mittelschullehrer in Trier. München-Gladbach 1915, Volksvereinsverlag. 2. Aufl. Mit vielen Zeichnungen. 88 S. 40 Pf.

Reichhaltig, praktisch und preiswert.

Oeffentliche und private Wohlfahrtseinrichtungen allgemeiner Art in der Stadt Fürth. Von Dr. E. Krentz. 162 S.

Das Buch wird uns von einem Freunde der Hilfe aus dem Felde zugeschickt. Ursprünglich eine Doktorarbeit, stellt es alle wichtigen Wohlfahrtseinrichtungen der auf industriellem Gebiete weit vorgeschrittenen Stadt Fürth zusammen. Wer mit Wohlfahrtspflege zu tun hat, wird aus dem ungemein reichhaltigen Buche manche Anregung empfangen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Frau St. in K. 5 M., B. in H. 20 M., J. H. G. in H. 30 M., Lt. K. im Felde 10 M., Th. in R. 2,50 M., Dr. L. in G. 2,50 M., Frl. B. in D. 9 M., Frl. L. in M. 2,50 M., Frau Dr. R. in B. 2,50 M., Frau R. in D. 2,50 M., Sch. in Ch. 2 M., B. in W. 2,50 M., Pastor Sch. in L. 10 M., Fr. St. in K. 10 M., H. in B. 2,50 M., Sch. in S. 2,50 M., G. in B. 2,50 M., Frl. A. in L. 2 M., R. in P. 3 M., Frl. R. in F. 5 M., G. in E. 2,50 M., Hauptl. B. in H. 2,50 M., Pfr. D. in O. 2,50 M., Oberpfr. M. in B. 3 M., F. St. in M. 2 M., O. in D. 10 M., Militärpfr. Th. in M. 10 M., Dr. Sch. in K. 3 M., Lt. Dr. H. in F. 10 M., Pfr. St. in H. 2,30 M., G. in Sch. 7,50 M., Dr. D. in M. 3,35 M., Frau Dr. Sch. in H. 2,50 M., Lt. E. im Felde 5 M., E. in H. 2,50 M., Frau K. in H. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. Lehrerin K. in Lüneburg 20 Bücher; Verlag L. Staackmann, Leipzig, 32 Bände Rosegger.

Für Ostpreußen: D. B. in Glauchau 10 M.

Für den Roten Halbmond: Dr. J. in Schw. 5 M., M. in D. 10,05 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

SCHULEN UND LEHRANSTALTEN

Wiesbaden, Dambachtal. **Töchterheim Debberthin.** Staatl. konzess. Zeitgemäße Ausb. f. Haus u. Leben. Warm empf. Vollstd. Ersatz fürs Ausl. Prosp. d. Vorsteherinnen.

Dürerschule Hochwaldhausen
bei Lauterbach, Oberhessen.
Priv. Oberrealschule mit Realgymnasium, Erziehungsheim in herrlichem Waldgebirge.
Bevorzugt und empfohlen von Eltern, die sich ihren Kindern nicht genügend widmen können, Freunden besonnener Unterrichts- und Erziehungsreform

Literatur: Programmschrift und Sonderdrucke, durch die Geschäftsstelle der Anstalt. Bericht der D. S. H. 1912-14, Verlag B. G. Teubner, Leipzig, durch den Buchhandel.

Trüpers Erziehungsheim Sophienhöhe zu Jena
vor 25 Jahren als erstes Landerziehungsheim mit Jugendsanatorium gegr. für Knaben und Mädchen jeden Alters, die vorübergehend oder andauernd in Pflege, Erziehung oder Schulbildung Schwierigkeiten bereiten und einer fachkundigen Sonderbehandlung bedürfen. Erziehungsschule mit Reformlehrplan. Kleine Klassen (2 bis 15 Sch.) Familiäre Erziehung auf sittlich-relig. Grundlage. Sachkundige Körperpflege: Sorgfältige Ernährung, Luftbad, eigenes heizbares Schwimmbad, Massage, Schwed. Gymnastik, Gebirgswanderungen, Sport, Werkstatt-, Garten- und Landarbeit. Gesunde und schöne Lage in großem Park am Wald- und Bergabhang. Erstklassige Empfehlungen.

Abiturienten-Examen
Damen werden schnell und gründlich zum Abiturienten-Examen vorbereitet im Darmstädter Pädagogium

Ev. Pädagogium Godesberg a. Rhein
Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjähr.-Berechtig.). Kleine Klassen. Familien-Erzieh. Körperliche Fürsorge. Jugendsanatorium unt. ärztlich. Leitung. Zweiganstalt in Herchen (Sieg) in ländlicher Umgebung und herrlich. Waldluft. Direktor: Prof. D. Kühne in Godesberg am Rhein.

Digitized by Google

28. Oktober 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 43

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Herrscher und Volk. — **Gertrud Bäumer:** Bevölkerungspolitik und Kindersegen. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Die Blockade Deutschlands. — **Orestes Daskaljuk:** Die Wurzeln des russischen Volkscharakters. — **Gottfried Traub:** Nach den Dardanellen. — **Helene Voigt-Diederichs:** Sieg über Land. — **Gottfried Traub:** Wert. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Montag, 18. Oktober.

In den Blättern des Vierverbandes, besonders in den französischen, wird gegen die Balkankönige mit allen Mitteln der Verdächtigung gearbeitet, als ob sie als deutsche Prinzen den Balkanvölkern eine ihnen fremde und schädliche Politik aufdrängen wollten. Demgegenüber kann aber in vollster Offenheit festgestellt werden, daß sowohl der rumänische, wie der bulgarische, wie der griechische König in allen ihren Schritten von peinlicher Korrektheit sind und durchaus keine persönliche Politik treiben. Man hat ja gesehen, daß König Konstantin von Griechenland sogar seinen politischen Gegner Venizelos wieder als Ministerpräsidenten berief, nachdem sich die Kammermehrheit für ihn ausgesprochen hatte. Wenn dann Venizelos selbst durch Auslieferung des Landes an fremde Mächte seine Stellung unmöglich machte, so ist das nicht Schuld des Königs. Die Franzosen pflegen so zu tun, als gehörten Rumänen, Bulgaren und Griechen ganz von selber zu ihren Trabanten und als sei es eine Unglaublichkeit, wenn sie einmal anders wollen als Frankreich. Dann beginnt sofort der wunderlich salbungsvolle Ton, daß sie sich zur ganzen zivilisierten Menschheit in Gegensatz gestellt hätten, und es tauchen etliche balkanische Herren auf, die von Paris oder Genf aus ihre Heimatländer beschwören, ja nicht die Mißbilligung der gesamten Bildung auf sich zu laden. Wenn die Balkankönige sich aus dieser französischen Theaterspielerei nichts machen, so haben sie völlig recht.

Stadt und Hafen Saloniki werden tatsächlich wie herrenloses Gebiet behandelt. Der serbische Verkehrsminister ist in Saloniki eingetroffen, um mit dem Generalstab der Verbündeten die Frage des Transportes der englischen und französischen Truppen nach Serbien zu regeln. Im Hafen wurde die französische Flagge gehißt. Die Franzosen haben einen eigenen Hafenkapitän eingesetzt und einen französischen Gendarmeriedienst in Betrieb gebracht. Auch englische Truppen landen in großer Zahl. Zusammenstöße mit griechischer Polizei sollen schon vorgekommen sein. Die griechische Regierung hat einen dritten vergeblichen Protest gegen Verletzung ihrer Neutralität erlassen.

Dienstag, 19. Oktober.

Die Nachkämpfe des Durchbruchsversuches an der Westfront sind immer noch nicht ganz zu Ende. Insbesondere hat es bei Tahure in der Champagne neue französische Angriffe gegeben, die aber ausnahmslos zurückgeschlagen wurden. Die Eisenbahn nördlich von Tahure scheint teilweise beschädigt oder zerstört zu sein. Am Schratzmännle in den Vogesen wird nach Aufgabe der unhaltbaren Neuerwerbungen jenseits der Kammhöhe diese in alter Weise festgehalten.

An der Ostfront werden Erfolge im einzelnen gemeldet, ohne daß die Hauptlinien sich sehr verändern. Etwas auffällig ist, daß wieder mehr in der Nähe von Mitau gekämpft wird. Weiter südlich in der Gegend von Smorgon haben starke russische Vorstöße stattgefunden und sind zurückgewiesen worden. Dasselbe gilt von einem russischen Angriff beiderseits der Bahn Lachowitschi—Baranowitschi. In Ostgalizien und Wolhynien Fortsetzung der Kämpfe an den schon bekannten Orten.

Die von einigen Zeitungen gebrachte Mitteilung, daß Rußland offiziell den Durchmarsch durch Rumänien gefordert habe, um Bulgarien angreifen zu können, scheint sich nicht zu bewahrheiten. Es würde auch schwer zu sagen sein, von welcher russischen Armee die Abzweigung geschehen sollte. Die rumänische Regierung soll schon vor einigen Monaten in Petersburg erklärt haben, daß sie sich gegen jede Verletzung ihrer Neutralität mit den Waffen wehren würde.

Es soll den Bulgaren gelungen sein, die Eisenbahnlinie Nisch—Saloniki an einer Stelle abzuschneiden. Das würde sehr zu wünschen sein.

Mittwoch, 20. Oktober.

Im englischen Oberhause hat Lord Milner gesagt, die Hilfsexpedition für Serbien biete die Gelegenheit, das verfehlte Dardanellenunternehmen aufzugeben. In der Tat macht der englisch-französische Eifer für Saloniki einigermaßen den Eindruck, daß man gern unter den Klängen eines neuen Balkankrieges von Gallipoli verschwinden würde. Jedenfalls wird der neue Nachschub an Kräften nicht mehr an die bisherigen Kampfstellen geliefert. — Damit geht vielleicht einer der interessantesten und wichtigsten Teile des Krieges seinem Ende entgegen, und zwar auf eine Weise, die den Türken und uns nur sehr angenehm sein kann. Die türkischen Soldaten haben unter deutscher Führung ihre Hauptstadt und ihren Staat wahrhaft heldenhaft verteidigt. In der Londoner „Times" findet sich der Satz: Wir möchten wohl wissen, wie viele von unseren Sorgen auf jenes schicksalsschwere Entkommen der „Goeben" zurückgehen. Sehr richtig! Daß damals die beiden deutschen Kriegsschiffe „Goeben" und „Breslau" der Ueberzahl der Feinde bei Messina entkamen und von den Türken ins Marmarameer hineingelassen wurden, war der Anfang zum Krieg um Konstantinopel. Auch wir haben an manchen Tagen um dieses Stück des großen Kampfes Sorgen gehabt, denn Munition und Ernährung waren zeitweise geradezu tägliche Probleme. Aber die Kräfte haben sich verdoppelt, und nun sind die Sorgen mehr auf der anderen Seite.

Der Widerstand der Serben ist offenbar zäh und ernsthaft. An der ganzen Nordgrenze liegt eine Verteidigungsstellung hinter der anderen und wird nach Möglichkeit verteidigt. Die Oesterreicher haben die Stadt Obrenovac eingenommen. Südlich von Belgrad, das übrigens nicht allzusehr zerstört sein soll, drang die Verfolgung der Serben bis nach Ripanj. Die Deutschen vervollständigen ihre Stellung südlich von Semendria und Possarovaz. Die Bulgaren entrissen dem Feind die erste befestigte Linie östlich von

Digitized by Google

Pirot und drangen bis in die Gegend von Vranje im oberen Morawatal vor.

Da über die Störung der deutschen Ostseeschiffahrt durch feindliche U-Boote übertriebene Gerüchte verbreitet waren, hat die Marineverwaltung eine Darlegung des Sachverhaltes veröffentlicht, aus der hervorgeht, daß zwei Versenkungen von Handelsdampfern vorgekommen sind, daß aber im ganzen der Ostseeverkehr seinen gewohnten Umfang besitzt. Auch die schwedisch-deutsche Fähre Saßnitz—Trelleborg hat mit wenigen Unterbrechungen ihren Dienst tun können.

Im Anschluß an das von mir veröffentlichte Buch „Mitteleuropa" beginnen die Zeitungen die beiderseitige Lage der mitteleuropäischen Mächte mehr als bisher zu besprechen. Zahlreiche private Unterredungen über Fragen, die mit Mitteleuropa zusammenhängen.

Donnerstag, 21. Oktober.

Im „Berliner Tageblatt" beschreibt Kellermann die englischen Gasangriffe bei Loos und Hulluch am 25. September. Unter Benutzung der natürlichen Nebel jener Gegend wurden ganze Wogen von schädlichen Dünsten vorgesendet, dazu Gasgranaten — das, was im Anfang des Krieges nur eine Art kriegerischer Spielerei war, hat sich zum höchst gefährlichen Kampfmittel ausgewachsen, nur allerdings oft auch denen gefährlich, die die Dünste vor sich hertreiben. Aus dem Nebel heraus kommen Menschen mit gespenstigen Masken und werden im Nebel ein Opfer von Geschoßstücken jeder Art und Herkunft. Wie einfach waren doch die vielen alten Kämpfe auf der burgundisch-französischen Fläche!

Am Isonzo wird wieder einmal mit Heftigkeit gefochten, aber die Italiener können nicht bis zum Bleiben auf der Hochfläche gelangen. Von Zeit zu Zeit gelingt es ihnen, nachmittags oben zu sein, abends aber sind sie wieder unten, da sie sich nur während der Beschießung halten können. In Judicarien, das heißt im Gebiete nördlich des Gardasees, sind von den Oesterreichern einige vorgeschobene Posten zurückgezogen worden, aber alle alten Hauptstellungen sind ihnen ganz sicher. Erst bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß der nördliche Teil des Monte Baldo bis jetzt noch von Oesterreichern besetzt gewesen ist.

Die Griechen werden vom Vierverband mit allen Mitteln und Künsten behandelt. Heute heißt es, daß die englische Regierung ihnen die sofortige Abtretung Zyperns angeboten habe, wenn sie sich den Engländern und Franzosen anschließen wollten. Eine besonders schwierige Frage, mit der man die Griechen quält, ist die, was die griechische Regierung zu tun gedenke, wenn ein geschlagenes serbisches Heer sich nach Griechenland flüchten würde. Es scheint, daß das weitere Verhalten Griechenlands davon abhängt, wieweit die Griechen den Bulgaren glauben, daß auch spätere Feindseligkeiten und Grenzverdrängungen ausgeschlossen sind. Rußland hat übrigens den Bulgaren mit schmerzerfüllten Worten den Krieg angekündigt, indem es an die früheren Verdienste der befreienden Macht erinnert. Das würde noch vor wenig Jahren auf die Gemüter in Bulgarien stark gewirkt haben, aber inzwischen liegt die Parteinahme Rußlands für Serbien und gegen Bulgarien.

Als Nachfolger Delcassés werden außer Léon Bourgeois noch genannt Cambon, Briand und Doumergue. Solange das Ministerium Viviani bestehen bleibt, wird die Person des neuen Ministers des Aeußern nicht viel an der Sachlage, das heißt an der englischen Führung der französischen Politik, ändern.

Ein Privatbrief aus Semendria in Serbien. Die alte Türkenburg, die einst Prinz Eugen erstürmte, liegt nicht sehr beschädigt unter deutscher Bewachung in herbstlicher Pracht.

Freitag, 22. Oktober.

Auf einer Ausschußsitzung der fortschrittlichen Volkspartei in Württemberg hat der Abgeordnete Konrad Haußmann eine viel beachtete Rede gehalten, in der dem Reichskanzler v. Bethmann Hollweg und mit ihm den Staatssekretären Delbrück und Helfferich ein festes Vertrauen ausgesprochen wird mit dem Hinweis darauf, daß im feindlichen Ausland die Ministerien wanken. Es bestehe bei uns keine Spur eines Gegensatzes zwischen Heer und Volk, denn wir sind jetzt alle feldgrau geworden. Das Verhältnis zu Oesterreich-Ungarn werde unser freundschaftlichstes Interesse in Anspruch nehmen.

Ein amerikanischer Senator Walsh schlägt vor, eine Ausfuhrsteuer von 20 Prozent auf Munition und Kriegsmaterial zu legen, was für den nordamerikanischen Staat eine große Einnahme sein würde. Es ist kein Zweifel, daß die deutschen Bürger der Vereinigten Staaten diesen Vorschlag gern unterstützen werden.

In Genf hielt Ernest Favre vor großer Zuhörerschaft einen Vortrag mit Lichtbildern über die deutschen Gefangenenlager, was dazu dienen mag, auch in der Westschweiz etwas von der Legende zu zerstören, als seien die Deutschen die Verkörperung der Brutalität. Die Aufgabe, die wir Deutschen im Krieg sozusagen nebenamtlich übernommen haben, indem wir die gewaltige Menge der Gefangenen verpflegen, ernähren und soweit als möglich beschäftigen, ist für sich allein aller Beachtung wert. Im ganzen ist bei uns das Urteil über das Verhalten der Gefangenen kein ungünstiges.

Die „Agence Havas" beschreibt den serbischen Zustand folgendermaßen: Der Widerstand der Serben ist äußerst erbittert und heldenmütig, aber der starke Druck der Oesterreicher und Deutschen im Norden und die bulgarischen Massen im Osten bedrohen ernstlich die serbische Armee, die augenblicklich von Saloniki abgeschnitten ist. Die Ankunft der verbündeten Truppen wird mit Beklemmung erwartet. — Die Meldungen, daß französische Truppen von Gallipoli weggenommen und nach Saloniki verschifft werden, hören nicht auf. Es soll aber in Saloniki große Schwierigkeiten machen, die sich häufenden Truppen unterzubringen. Ein Teil wird auf Transportschiffen belassen. Dabei machen deutsche und österreichische Unterseeboote das Aegäische Meer unsicher.

Sonnabend, 23. Oktober.

Von zwei Seiten wird Oesterreich-Ungarn stark angegriffen, indem die Angriffe an der wolhynisch-ostgalizischen Front und an der italienischen Grenze in den letzten Tagen an Heftigkeit zugenommen haben. In Wolhynien bei Nowo Alexsinitz mußte die österreichische Linie vor dem Druck überlegener feindlicher Kräfte in einer Breite von fünf Kilometern auf 1000 Schritt zurückgenommen werden. Alle Vorstöße, die der Feind gegen diese neue Stellung unternahm, brachen zusammen. Am Styr hatten die Russen in den letzten Tagen westlich von Czartorysk einen Keil in die Front der deutschen und österreichischen Truppen getrieben. Dieser Vorstoß ist durch deutsche und österreichische Gegenangriffe zurückgedrängt worden. Seit 18. Oktober werden 3600 Gefangene gezählt, nur meldet auch der russische Bericht auf seiner Seite wiederholt Gefangennehmungen.

Nach 60stündiger Artillerievorbereitung hat ein großer allgemeiner italienischer Ansturm begonnen, der dritte seit Kriegsbeginn. Auf dem Krn, an den Stellungen des Tolmeiner Brückenkopfes und namentlich am Platecorande von Doberdo wird erbittert gekämpft. Während der verflossenen Nacht dauerten die Kämpfe auf der Hochfläche von Doberdo mit unverminderter Heftigkeit fort.

In der Gegend von Ystadt ist aus Versehen ein schwedisches Unterseeboot von einem deutschen Vorpostenboot beschossen, wobei ein Mann schwer verwundet wurde. Der deutsche Gesandte in Stockholm hat das notwendige Bedauern der deutschen Regierung ausgesprochen.

An der serbischen Grenze wurde von den Oesterreichern und Ungarn bei Višegrad der Uebergang über die Drina erzwungen. Die Armeen Köveß und Gallwitz drängen auf der ganzen Linie von Norden nach Süden weiter voran. Die Bulgaren kämpfen südöstlich von Pirot.

Der König von England erläßt eine Botschaft an sein Volk, in der gesagt wird, daß die Untertanen Heim, Vermögen und Leben geopfert haben, „um zu verhüten, daß ein anderer das freie Reich erbt, das ihre und meine Vorfahren aufbauten". Aber das

Digitized by Google

Ende des Krieges sei noch nicht in Sicht, und es seien mehr Leute nötig, um den Sieg zu sichern. Ich ersuche, so sagt der König, euch Männer aller Klassen, euch freiwillig zu stellen, um am Kampfe teilzunehmen. — Das bedeutet, daß zunächst eine allgemeine Wehrpflicht nicht beabsichtigt ist. — In einem Leitartikel der „Morning Post" wird mit Blick auf das Angebot der Abtretung Zyperns an Griechenland gesagt: „Die Dinge müssen schlimm stehen, wenn das englische Reich einen Teil von sich für die militärische Hilfe Griechenlands verkauft." Eine richtige Bemerkung, die nur bitterer dadurch wird, daß Griechenland, wie man hört, von dem Angebot Zyperns nichts wissen will.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 19. Oktober.

Steigende Spannung in allen Kreisen wegen der bevorstehenden Lebensmittelmaßnahmen. Wie immer, wenn solche Regelungen angekündigt sind, besondere Knappheit des Marktes und eine gewisse Ungeduld bei den Konsumenten. Der Fettmangel ist sachlich nicht so schlimm, als wenn es an anderem, an Brot oder Kartoffeln, fehlte. **Aber** er hat für die Hausfrau etwas ganz besonders Hemmendes und Aergerliches, besonders in den norddeutschen Großstädten, **wo so** viel Fett gegessen wird. Schon aus psychologischen Gründen müßte gerade hier das Menschenmögliche geschehen, um eine gerechte Verteilung der vorhandenen Vorräte zu ermöglichen.

Milch darf neuerdings nicht mehr verbacken werden.

Die Ausgabe von Petroleumkarten wird durch ein Rundschreiben der Reichsregierung an die Bundesregierungen empfohlen.

Man hat bei den einander Schlag auf Schlag folgenden Maßnahmen so stark das Gefühl von Kommandos in einem Kampf. Unser großer, schwerer Heimatkrieg!

Mittwoch, 20. Oktober.

Aus den Akten der Kriegsfürsorge: Eine Kriegerfrau, deren Mann gefallen ist, stirbt und hinterläßt vier kleine Kinder. Eine andere, Stellmachersfrau, nimmt diese vier Kinder ihrer Freundin einfach zu sich und versucht, sich mit ihnen durchzuschlagen. Es geht natürlich nicht. Sie kommt abgehetzt schließlich zur Kriegshilfe. Es war, was man so sagt, „unvernünftig" von ihr; sie wußte auch gar nichts von den Unterstützungen, die sie für die Kinder bekommen konnte. Sie wußte gar nicht mit den schrecklich komplizierten Dingen der Waisenrenten usw. usw. Bescheid. Sie nahm, weil niemand anders da war, einfach die Kinder und versuchte das Unmögliche. Wie großartig dieses einfache In-die-Bresche-Treten neben der vorsichtig bemessenen Hilfe an Geld und Kraft ist, die Tausende und Tausende von wohlhabenden Frauen leisten. Es besteht überhaupt, darauf stößt man immer wieder, ein Maß von unorganisierter gegenseitiger Hilfe, ohne das überhaupt nicht zu begreifen wäre, wie die Menschen durchkommen.

In dem Bericht der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge wird, wie schon in ihren monatlichen Mitteilungen, die wachsende Kriminalität der Jugendlichen, besonders der männlichen, durch den Krieg besprochen. Das ist alles sehr begreiflich und wird durch die Erfahrungen anderer Großstädte bestätigt:

„Dem hinreißenden Schwunge, der glühenden Begeisterung der ersten Wochen, die von Kindern wie von Erwachsenen die Erfüllung jedes Opfers möglich machte, folgte bei vielen Kindern Erschlaffung oder Ueberreizung. Man ging nicht mehr zur Schule, warum auch? Die meisten Lehrer hatten ja in den Krieg ziehen dürfen! Man spielte dafür auf der Straße Krieg; man verschwand und wurde auf dem Wege zur Front aufgegriffen und unbegreiflicherweise wieder heimbefördert. Man stahl dem Vater Geld und Metall, das er zu besonderem Zwecke aufbewahrte, und brachte es zur Schulsammlung; oder man raubte das Geld kleineren, zum Einholen geschickten Kindern, nahm es der Mutter heimlich aus dem Küchenspind, dem Großvater aus der Tasche, besuchte Kinematographentheater oder kaufte Zigarren, die dann in großem Stil auf dem Bahnhof den Soldaten als Liebesgaben überreicht wurden. Ein kleiner Knabe aus dem Vororte Schöneiche erschien nach stundenlangem Wandern nachts um 2 Uhr in Berlin bei einer befreundeten Familie und berichtete, „die Russen seien in Schöneiche, das sie in Brand gesteckt hätten, alle Brunnen wären von ihnen vergiftet worden".

Die Väter, die im Felde stehen, oder in den Werkstätten angestrengt lange arbeiten müssen, fallen als Erzieher ganz oder fast ganz fort. Die Schulzeit ist verkürzt. Häufige Verlegung der Schulstunden auf den Nachmittag bringt stundenlange Aufsichtslosigkeit der Kinder arbeitender Eltern an den Vormittagen mit sich, während die zum Ersatz der elterlichen Beaufsichtigung geschaffenen Kinderhorte, die nur am Nachmittag geöffnet sind, infolge oben angegebener Zeiteinteilung schlecht besucht werden."

Donnerstag, 21. Oktober.

Das Hohenzollernjubiläum. Ein leuchtender, goldener Oktobertag mit wehenden Fahnen über braungelben Bäumen. Eine Schulfeier in der höheren Mädchenschule unseres Vorortes. Da der Gesanglehrer im Feld ist, muß ein großes Mädchen den Schulchor leiten. Hell und mühelos fliegen die Kinderstimmen auf in dem Liede: „Großer Gott, wir loben dich". Und preußisch stramm geht der Rhythmus in dem kurmärkischen Marsch:

„Wir sind Bauern von geringem Gut,
Wir dienen unserm Kurfürsten mit unserem Blut."

Sie sind alle mehr straff als anmutig und verziehen mit Recht ein wenig ironisch den Mund, als sie in einem Lied etwas von „deutschen Frauen, lieblich und zart" singen müssen. Das sind freilich die wenigsten von ihnen.

Professor Rein schlägt vor (im „Tag"), daß sich ein „freier deutscher Erziehungsrat" bilde aus Vertretern der Schule und aller großen Kreise der Selbstorganisation: Arbeiter, technische und Handelskörperschaften, Frauenvereine usw., um die großen Folgen des Weltkrieges für die Schule zu durchdenken.

Der Bericht des Gewerkvereins der Deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter (H.-D.) enthält viel Mustergültiges aus der Kriegsarbeit einer großen Arbeiterorganisation und viel Interessantes über Kriegsprobleme. Zur Unterbringung der Kriegsbeschädigten in der Metallindustrie ist in Berlin eine Arbeitsgemeinschaft zwischen Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden geschaffen. Zur „Frauenarbeit" bemerkt der Bericht, daß sie sich jetzt bereits auf Schwereisenindustrie, Hütten- und Walzwerke erstreckt, zum Teil mit Nachtarbeit. Es ist selbstverständlich, daß nach Wiederinkrafttreten des Arbeiterinnenschutzes nach dem Kriege sich das wieder ändern muß.

Freitag, 22. Oktober.

Der Halbjahrsbericht des Akademischen Hilfsbundes für Kriegsbeschädigte zeigt in der Reihe der Einzelfälle, die er nennt, ein Bild geistiger und moralischer Energie bei den Verletzten selbst, das etwas Erschütterndes und Erhebendes hat: Stud. phil., Kriegsfreiwilliger, blindgeschossen, bittet um Berufsberatung und latobnischen Unterricht; Stud. theol., Kriegsfreiwilliger, blindgeschossen, kann das Studium fortsetzen; Oberlehrer, Dr. phil., blindgeschossen, bittet um Fürsprache bei Fortsetzung seines Berufes. Für wie viele wird erst das Leben nach dem Krieg die höchsten Anforderungen an die Tapferkeit stellen!

Die Berliner Lebensmittelpreise zeigen nach der gestrigen Notierung immer noch Steigerung für die meisten Fleischsorten. Schweineschmalz auf 3,03 M.!! Der Magistrat hat unserem Nationalen Frauendienst die von ihm gekauften Schmalzvorräte zur Verteilung an die Bedürftigen übergeben. Das wird einen schönen Ansturm geben!

Ueber die bevorstehende Regelung von Fleisch- und Fettverbrauch durch Bundesrat gelangen die ersten Nachrichten in die Presse: Beschränkung der Speisekarten in den Restaurants, fleischfreie Tage, Preisregulierung für Schweinefleisch.

Eine große Teuerungsdebatte in der Berliner Stadtverordnetenversammlung. In der Rede des Oberbürgermeisters wird die Lage

Digitized by Google

der Reichshauptstadt klar und scharf beleuchtet. Wenn nicht Reichsregelungen kommen, so werden die allenthalben einsetzenden Ausfuhrverbote der einzelnen Bundesstaaten, Provinzen und Kreise dahin wirken, daß Berlin isoliert wird. Die Kartoffelversorgung scheint noch nicht glatt zu gehen. Vielleicht muß hier doch noch schärfer zugegriffen werden, um Zurückhaltung und Preistreiberei zu verhüten. Weder Fleisch- noch Fett- noch Milchversorgung ist ohne Reichsgrundlage von der einzelnen Stadt zu leisten. Die Milchkarte, die durch eine Vorlage für Berlin eingeführt werden soll, ist angenommen. Sie wird ausgegeben für Kinder, stillende Frauen und Kranke.

Sonnabend, 23. Oktober.

Diese Woche denkt man nichts als Milch, Butter, Fett und Fleisch. Wir sollen (Nationaler Frauendienst) auch den Vertrieb von Speck und Reis für die Stadt übernehmen. Das bedeutet noch einmal einen ganzen neuen Apparat von Verkaufsstellen, Hilfskräften und Abrechnungen!

Am Nachmittag eine Sitzung von Berliner Vereinen über die Errichtung von Abendheimen für Frauen, die keine Beleuchtung zu Hause haben. Die Schwierigkeit besteht in der Tatsache, daß viele Frauen ihre Kinder nicht verlassen können. Glücklicherweise ist in den neuen Stadtteilen von Groß-Berlin die Beleuchtungsfrage durch Gas schon so durchgreifend gelöst, daß die Petroleumnot wesentlich nur in den alten Stadtteilen besteht — hier allerdings immer noch in gewissem Umfang.

Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte wird den Begriff des Heilverfahrens den Kriegsbeschädigten gegenüber so weit ausdehnen, daß die Berufsausbildung hineinfällt. Die Reichsversicherungsanstalt übernimmt die Kosten der Hin- und Rückreise nach dem Ausbildungsort in der dritten Wagenklasse, die Kosten des Unterrichts und der notwendigen Unterrichtsmittel, die Kosten für Wohnung und Verpflegung am auswärtigen Aufenthaltsorte gegen besonderen Nachweis bis zu einem täglichen Verpflegungssatze von höchstens 6 M. Hat der Kriegsbeschädigte Angehörige, deren Unterhalt er ganz oder überwiegend aus seinem Arbeitsverdienste bestritten hat, so soll diesen eine Unterstützung in Form eines sogenannten „Hausgeldes" gegeben werden. Das ist ausgezeichnet. Die Leistungsfähigkeit der großen sozialen Kassen ist wirklich bewundernswert.

Sonntag, 24. Oktober.

Die Energie des Helfens, der freiwilligen Organisation und behördlichen Arbeit, die sich auf allen Gebieten zeigt, setzt immer wieder in Erstaunen. Wie rasch und besonnen organisieren jetzt z. B. die verschiedenen Arbeiter- und Technikerverbände ihre Kriegsverletztenfürsorge: Berufsberatung, Einordnung in die Tarifvereinbarungen, Kurse zum Umlernen! Man hat den Eindruck, als ob man doch schließlich mit diesem Riesenproblem fertig wird. Auch die behördliche Organisation schreitet jetzt rüstig fort. Wo immer noch wieder die Menschen und die neue Spannkraft herkommen! Welche Riesenaufgaben haben die Städte in den Versorgungsfragen, die organisatorisch von Tag zu Tag neue Aufgaben stellen.

Man wünschte, daß dieser ganze stumme und glorienlose Kampf um das innere Durchhalten auch sein Heldengedicht fände — jemanden, der diese trockenen Dinge beredt und anschaulich, als ein großes wirtschaftliches Epos darstellen könnte.

Montag, 25. Oktober.

Professor Windelband ist gestorben. Einer der geistigen Führer des neuen Idealismus, der den deutschen Geist aus materialistischen Fesseln befreien half und die Grenzen von Natur und Geisteswissenschaft neu befestigte.

Man fühlt, indem man sein Werk an sich vorüberziehen läßt und der entscheidenden Aufhellung durch so manchen seiner Gedanken gedenkt, wie reich und jung und fruchtbar doch eigentlich — trotz aller Klagen über den Mangel an Systembildung in der deutschen Philosophie — die geistige Bewegung in den letzten Jahrzehnten gewesen ist und wie dankbar wir sein müssen, daß wir sie aus dieser geistigen Welt miterleben durften.

Naumann / Herrscher und Volk

I.

Der Herrscher ist, wie jede andere irdische Erscheinung, etwas Gewordenes und etwas Werdendes. Als Einzelmensch hat er nur einen Kopf und ein Gedächtnis und täglich nur einen Tag wie wir anderen alle, aber die Vergangenheit hat für ihn gesorgt, daß er in der Mitte aller Hilfsmittel und Diener viel mehr erfahren, entscheiden, erleben und tun kann als sonst sterbliche Menschen. Es gilt von ihm im kleinen, was wir von Gott im großen gelernt haben, daß ihm alle Werke gegenwärtig sind, da er in allen Werken schafft. Zu ihm müssen die Soldaten und die Minister und die Oberkirchenräte und die Baumeister kommen, und jeder von ihnen überlegt genau, wie er die zehn Minuten benutzen will, die ihm zur Verfügung stehen. Wen er nicht mehr sehen will und hören will, der ist ausgelöscht in seiner Arbeit. Dieser Herrscher ist umrauscht von Möglichkeiten, die an ihm vorüberfliegen wie leuchtende Gespenster. Er ist wie ein großer Dichter, der in Taten und Geboten zu gestalten sich erlauben darf, wenn er Gestaltungskraft hat.

II.

Seine Ahnen waren Willensmenschen, die in kleineren Verhältnissen kleinere Ziele verfolgten, die noch im Nahkampf mit den anderen Leuten ihren Zweck erreichen mußten. Sobald einer von ihnen schwach wurde, sank auch sofort der Aufbau seiner Macht, und irgend jemand anderes versuchte es, sich an seine Stelle zu drängen. Dabei waren die Ahnen, ohne es zu wollen, darin klug, daß sie unter sich verschieden waren und eben dadurch den Umfang der Macht nach allerlei Seiten hin ausdehnten. Jeder nächste erbte die Sammlung von Rechten, Gewohnheiten, Dienern und Mitteln, die seine Vorfahren zurechtgebracht hatten. Meist ließ er die Erbschaft etwas anders aufstellen, als er sie vorfand, aber er behielt sie und sammelte weiter, denn dazu war er ja geboren. Er kam mit einer Aufgabe auf die Welt, und, mochte er begabt oder unbegabt sein, so begleitete ihn die Aufgabe vom Erwachen seiner Seele an und ließ ihn nicht los, bis er die Augen schloß. Auch wenn er seine Aufgabe vergessen wollte, so war sie da: Du sollst!

III.

Der innere Sinn des erblichen Fürstentums ist die Unentrinnbarkeit des angeborenen Lebenszweckes. Das gibt eine gewisse Haltung, die mit weniger starken Mitteln nicht zu erreichen ist. Gewählte Präsidenten können zwar oft die besseren und klügeren Menschen sein und werden nicht ohne Fähigkeitsnachweise bis auf den Stuhl der Macht gelangen, aber sie sind und bleiben Gäste und wissen, daß sie eines Tages wieder den Hut des gewöhnlichen Bürgers auf ihr Haupt setzen. Das gefällt dann dem Gleichheitsgefühle der anderen Bürger, nur ist es eine Schwächung des Mittelpunktes selber. Ein starker Präsident kann natürlich trotzdem im einzelnen Falle mehr leisten als ein schwacher und hin und her fahrender König, aber gerade starke Präsidenten sind entweder nur vorübereilende Erscheinungen, oder sie versuchen es, sich zu Monarchen erheben zu lassen, denn stark sein und die Macht nur auf kurze Kündigung zu besitzen, paßt schlecht zusammen.

IV.

Je größer aber die Macht angewachsen ist, desto mehr ist der Herrscher nur der Oberaufseher seiner Stellvertreter. Während nämlich die Ausübung einer geringen Macht eine ungelernte persönliche Tätigkeit sein kann, besteht

Digitized by Google

alle Verbreiterung und Vergrößerung des Herrschens in Einsetzung von Ministern aller Arten und Grade. Das Herrschen wird zum Aufstellen eines Mechanismus oder Organismus je nach der Seele, die auf den Mittelpunkt gelangt ist oder von der der Mittelpunkt bewegt wird. Ist einmal gar keine wirksame und gestaltende Seele in der Mitte, so bewegt sich zunächst alles weiter, als wäre sie da, aber eines Tages stockt der Apparat, und das persönliche Ich wird erfordert. Dieser Tag tritt in allen Verfassungssystemen von Zeit zu Zeit ein. Auch Republiken brauchen dann plötzlich Ichpersonen. Der Fürst aber, der selber etwa keine solche Person ist, muß sich einen Ersatzmann suchen. Das wird dann der Kern seiner Lebensaufgabe. Der viel bessere Fall ist es, wenn er selbst im Notfall sein eigener Reichskanzler sein kann, aber wie selten liegen in der Wiege des Erben der Macht auch die Handwerkseigenschaften des Herrschens!

V.

Was also bleibt bei erfolgreicher Vergrößerung der Macht dem, der nach dem Wortlaut der Inhaber aller Rechte und Befugnisse ist? Es bleibt ihm eine höchst wunderliche und sehr interessante seelische und tatsächliche Lage, deren einzigartige Besonderheit darin besteht, daß er formell alles kann und darf, daß er aber sachlich *seine fast unbegrenzten Befugnisse nicht wirklich auszuüben imstande ist.* Er darf an jeder beliebigen Stelle eingreifen, er kann, wenn er will, jeden Landrat ein- und absetzen und jeden Fälscher begnadigen, er kann an jede Insel Krieg erklären und jeden Bettler zum Baron erklären, aber er kann es auch wieder nicht, denn er zerstört sich damit seinen eigenen künstlich aufgebauten Vertretungsapparat und hört in demselben Maße auf, Mittelpunkt zu sein, als er persönlich zu regieren versucht. Man kann geradezu sagen, daß jeder größere Herrscher einen eigenen heimlichen Kampf um die Freiheit führt, um das Recht, inmitten seiner Befugnisse auch selbst noch etwas zu bedeuten. Diesen Kampf führt er gegen den Apparat der Herrschaft, dessen einziger Besitzer er ist. Wer im Einzelfall recht hat, ob er oder sein Regierungsapparat, läßt sich natürlich nicht von vornherein sagen.

VI.

Das aber, was wir eben vom Herrscher gesagt haben, trifft nun wieder von seinen obersten Stellvertretern zu. Auch sie sind in gewissem Sinne Gefangene der von ihnen geleiteten Aemter, da auch sie niemals alles selber machen können und nicht einmal den Vorteil der Direktoren großer Privatgesellschaften haben, sich ihr ausführendes Personal nach eigener Wahl nach Wunsch und Bedarf zusammenzusetzen. Theoretisch ist es also denkbar, daß in dem monarchischen Betrieb sowohl der Monarch selbst wie sein erster und sein zweiter Stellvertreter in einer Angelegenheit als Personen sich vor einem Stellvertreter weiteren Grades fügen müssen, weil dieser den *Widerstand der Maschinerie an sich* darstellt. Diese innere Ungelenkigkeit des Herrschaftssystems ist der sachliche Hauptgrund gegen den romantischen Gedanken vom absoluten Herrscher. Romantisch ist dieser Gedanke, weil er nur in harmloser Kleinstaaterei als durchführbar gedacht werden kann. Eine absolute Herrschaft im vielgestaltigen Großstaat würde nichts sein als das allmähliche Stillstehen einer großen, höchst umständlichen Maschine.

VII.

Setzen wir einmal den Fall, daß alle männlichen und weiblichen Staatsbürger nichts anderes wären als brave Untertanen, wie sie nach der Theorie des fürstlichen Absolutismus sein sollen! Nehmen wir an, daß sie nach Möglichkeit sich fügen, Steuern zahlen und Kriegsdienste leisten, ohne dabei etwas anderes zu äußern als Mißmut und Ablehnung, wenn allzu vieles und Unbilliges von ihnen verlangt wird. Dann fehlt der Regierungsmaschine *das demokratische Oel und die demokratische Mitbewegung*, nämlich das Oel des Volkswillens und die Mitbewegung der Selbstverwaltung. Unter solchen Umständen arbeitet der monarchische Apparat wie ein schweres Lastauto in tiefem Sande. Er hat alle Macht, sich zu bewegen, aber er kommt nicht vorwärts. Was hat dann der Fürst davon, daß er in der Mitte sitzt? Er muß um jedes passiven Widerstandes willen mehr Verwaltungsbeamte einsetzen, muß für sie mehr Geld aufbringen, muß um dieser Aufbringung willen neue Vorschriften und Zöllner hinsetzen, muß den Körper, von dem alles lebt, mit lauter künstlichen Gelenken versehen, um dann doch die Erfahrung zu machen, daß auch die Beamten selbst widerwillig im Sande fahren.

VIII.

Die Idee der Herrschaft an sich hat nämlich keinen belebenden Inhalt, sobald sie unpersönlich und mechanisch geworden ist. Sie gleicht einem leer arbeitenden Hebe- und Pumpwerk. Erst der *Gedanke eines Entwicklungszieles* gibt dem Herrscher einen eigenen inneren Sinn. Mit anderen Worten gesagt, ist der Fürst in seinen eigenen Augen nichts Rechtes, wenn er sich nicht selbst als Diener eines Vorganges betrachtet, in dem auch er und seine Vorfahren und Nachfolger nur mitschaffende Kräfte sind. Da es den Märchenkönig, der als König ein großer Zauberer sein kann, nicht mehr gibt, so verlangt auch er nach einer verstandesmäßigen Begründung und geschichtlichen Verteidigung seiner besonderen angeborenen Vorzugsstellung. Das heißt er konstruiert über sich den Staatsbegriff oder gestattet wenigstens seinen Professoren, dieses zu tun und seine künftigen Staatsbeamten demnach zu lehren. Damit vollzieht er selbst eine ganz leise Selbstpensionierung als absoluter Herr, denn wenn der Staatsgedanke einmal lebt, so folgt er seinen eigenen Regungen und Gesetzen.

IX.

Was aber *der Staatsgedanke* ist, kann nicht mit kurzem Wort gesagt werden, weil dieser Gedanke sich beständig mit dem Staate verwandelt. Im Grunde ist es nicht ein Gedanke, sondern ein beständiges Herandrängen sehr vieler Gedankenteile und Wünsche an die Macht. Diese Gedankenteile steigen aus der zu regierenden Bevölkerung empor, werden von Volksvertretern, Rednern, Schriftstellern formuliert, werden von den Einzelpersonen des Regierungsapparates teils aufgenommen, teils abgelehnt oder umgeformt, ringen stets unter sich um die Vorherrschaft, werden in Paragraphen gegossen und gelangen früher oder später, fertig oder halbfertig, bis an die Stelle der Macht, wo eine letzte Entscheidung über Verwirklichung oder Nichtverwirklichung eintritt und wo unter Umständen die Gedanken des Volkes als Hilfskräfte der persönlichen Betätigung des Fürsten gegenüber seinem eigenen Apparat erscheinen können. Unter allen Umständen entsteht mit der Anerkennung des Staatsgedankens eine ungreifbare, aber wirkliche Macht über der sichtbar vorhandenen Regierung.

X.

Es ist der Wunsch und Traum aller besseren Fürsten, daß sie mit den Bevölkerungen ihres Staates in Uebereinstimmung leben wollen. Das hat seinen tiefsten Grund darin, daß das Wesentliche des Staatsgedankens als aus der Bevölkerung herausquellend angesehen wird. Alles Staatstechnische kommt aus den Stuben der Rechts- und Verwaltungspersonen, aber die Willensrichtung selbst gilt mit Recht als das Geheimnis

Digitized by Google

der Menge und ihrer Volksseele. In diesem Sinne wird die Souveränität des Volkes vom klugen und vorsichtigen Herrscher schon ganz von selbst als eine vorhandene Größe in Rechnung eingesetzt, und seine Erwägung gilt nur der Frage, wie man es macht, damit die quellenden, aber unfertigen Volksgedanken zu Leitgedanken des Regierungsmechanismus umgewandelt und umgedacht werden können. Hier liegt die eigentliche Königsaufgabe des groß gewordenen Herrschers, die erste, schwerste, feinste Aufgabe für ihn und seine Stellvertreter.

XI.

Wenn Herrscher und Volk große Leistungen und weltgeschichtliche Bewegungen miteinander erleben, so wird im Wogen starker Geschehnisse vieles, was als Rest und Formel vergangener Tage am Herrschertum klebt, als nebensächlich empfunden. Der Inhalt des gemeinsamen Wollens aber wird so mächtig, daß die Vorfragen der Etikette, des Zeremoniells und der absolutistischen Legende zu Theaterfragen herabsinken gegenüber der wahrhaft großen Zeitfrage, ob von Regierung und Volk das Nötige geschieht. In solchen Zeiten darf keine von beiden Seiten klein sein, weder monarchisch klein, noch demokratisch klein. Es kommt alles darauf an, daß der Staatsgedanke richtig flutet und daß in der Maschinerie das demokratische Oel und die Mithilfe aller nicht fehlt. Ein großer Krieg kann nicht absolutistisch geführt werden, aber auch ein großer Friede kann nicht bloß absolutistisch hergestellt werden, denn sonst verzehren die daraus folgenden Reibungen die Hälfte der Kräfte. Das liegt so sehr im allgemeinen inneren Gefühl aller Beteiligten, daß wir im gewaltigen Ringen nicht mehr um Rechte und Vorrechte streiten, sondern zunächst arbeiten, arbeiten als ein zusammengeborener Körper.

XII.

Es werden nach dem Kriege die alten, viel umstrittenen Theorien von Monarchismus und Demokratismus zurücktreten hinter dem praktischen Versuche, die möglichst leistungsfähige gemeinsame Verfassung zu finden. Dazu ist gar nicht nötig, daß sich Monarch und Demokratie mißtrauisch und rechthaberisch gegenüberstehen, da beide trotz sonstiger tiefer Verschiedenheiten gerade nach dem Krieg die völlige Kräftigung und Gesundung des Staatsgedankens verlangen werden, um die Kriegsfolgen schnell zu überwinden. Um die Dynastie zu erhalten, muß der Monarch den Staatsgeist erhalten, um aber den Staatsgeist zu erhalten, muß die Menge des Volkes den Staat als ihre Angelegenheit ansehen können. Das aber wird sie nur tun, wenn sie an der Entstehung des Staatsgedankens hinreichend beteiligt ist. Ebenso notwendig wie der Patriotismus nach außen ist die innere Zusammengehörigkeit für Monarch und Volk.

Gertrud Bäumer / Bevölkerungspolitik und Kindersegen

Die Versammlung im Sitzungssaal des preußischen Abgeordnetenhauses, durch welche unter dem Vorsitz des Herrn Geheimen Regierungsrats Prof. Dr. Wolf die Gesellschaft für Bevölkerungspolitik begründet wurde, war, was man „gut aufgezogen" nennt. Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt, traten die großen Herren des Parlaments und der Wissenschaft nacheinander hervor und sagten uns ihre Gedanken über den Geburtenrückgang und die erforderlichen „Maßnahmen". Aus Begrüßungstelegrammen klangen andere glänzende Namen über uns hin. Die Frauen durften das Glück der Prinzessin im Tasso genießen: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen." Sie durften zuhören, wie die Sachverständigen über die mangelhafte hauswirtschaftliche Bildung der Frau, über das Stillen und andere Geheimnisse der Wochenstube ihre Meinungen austauschten. Es gibt ein englisches Sprichwort, das uns unter ähnlichen Umständen schon manchmal getröstet hat. Es heißt: „One must be thankful for small mercies". Also wir waren dankbar, daß wir dasitzen und lauschen durften. Am Schluß einer langen Reihe von Rednern war es sogar einer von uns vergönnt, in fünf Minuten den „Frauenstandpunkt" darzulegen.

Es waren sehr viele Frauen im Saal. Vielleicht mehr als Männer. Ob sie alle nicht allerlei wußten, was nicht gesagt wurde? Ob die lange Reihe der Redner, von denen naturgemäß mancher nur wiederholen konnte, was der andere schon gesagt hatte, wirklich auch für sie das Problem erschöpfte? Wenn ich aus allem schließe, was in unserem Kreis zu diesen Fragen schon gesagt ist — nein! Es gibt, wenn zu irgendeiner Frage, so zu dieser, in der Tat einen Frauenstandpunkt. Und ich glaube, daß zu jedem einzelnen Gedanken, der ausgesprochen wurde, und zu der Art, in der er ausgesprochen wurde, sich bei vielen Zuhörerinnen das Frauengefühl gemeldet hat.

Es protestiert nämlich schon ein wenig gegen das Wort „Bevölkerungspolitik". Es liegt etwas Unfruchtbares, Hoffnungsloses — etwas Totes und Maschinelles in dem Wort. Man will das Elementare, das Leben selbst zum Gegenstand politischer Maßnahmen machen, durch gesellschaftliche Einrichtungen von außen her „erzielen", im sozialen Laboratorium experimentell herstellen. Man wird das Gefühl nicht los, daß darin irgendeine Umkehrung von Mittel und Zweck, von dem Verhältnis der schöpferischen Kraft zu ihren Lebensformen steckt. Der Mensch wird zu ausschließlich als Werkzeug für eine Gesamtheitsaufgabe angesehen, und man täuscht sich über die tatsächliche lebendige Macht dieses Zweckbewußtseins in ihm selbst und über dessen Erziehbarkeit. Die Größe der Nation, eine freie Blüte ihres elementaren Lebens, wird — natürlich immer erst in dem Augenblick, wo dieses Elementare anfängt, schwächer aufzutreten — zum Inhalt einer Pflicht, zum Ziel politischer Bemühungen gemacht. Noch mehr tritt das hervor, wenn, wie das jetzt naheliegt, die Stärkung der Wehrkraft als Zweck der Kindererzeugung in den Vordergrund gestellt wird. Jede, auch die opferbereiteste, heldenhafteste Mutter, muß sich innerlich dagegen auflehnen, daß sie für das Schlachtfeld gebären soll. Jede weiß, daß sie opfern muß, wenn die Not es fordert, jede wird stolz sein auf den Beitrag, den sie selbst zur Selbstbehauptung ihres Landes gestellt hat, aber keine wird darin den Inbegriff ihrer mütterlichen Leistung sehen, daß sie Soldaten ins Leben stellt. Jede empfindet, daß dieser Mensch, dies Leben um seiner selbst willen wert ist, dazusein, kostbar durch sich selbst, und weil es zum Reich und Werk der lebendigen Seelen mit seinem Ich und seiner Kraft hinzutritt. Nur, wo dieses ursprüngliche, durch keine äußeren Zwecksetzungen erkältete Gefühl für das Leben da ist, das reine Glück über das Kind, jenes Glück aus dem das Wort vom „Kindersegen" stammt —, da ist der kraftvolle Wille zur Mutterschaft. Es ist ein gefährlicher Weg, dies Gefühl zu beirren, indem man sagt: wir brauchen viele Kinder zu diesem oder jenem Zweck, und sei er noch so erhaben. In keiner gesunden Mutter wird der Wunsch, Kinder zu haben, durch eine Auseinandersetzung darüber gesteigert, daß zur Kriegführung Frie-

Digitized by Google

brichs des Großen weniger Menschen gehörten als zu der Wilhelms II.

Das war ein Punkt, an dem die Frauen gefühlsmäßig der Bevölkerungspolitik — der Erfassung der Bevölkerungsfrage als einer „politischen" — anders gegenüberstehen als die Nationalökonomen, Politiker und Feldherren.

Aber es sind noch andere da.

Die Bevölkerungspolitik fängt da an, als eine Hilfe der Gesellschaft, wo der Wille des einzelnen zum Kinde vor sozialen und wirtschaftlichen Hemmungen steht. Die Bevölkerungspolitik kann diesen Willen nicht schaffen, aber sie kann ihn vom wirtschaftlichen Druck befreien, ihm zu seiner Erfüllung helfen. Diese Grenzen muß sie anerkennen. Sie kommt auf eine schiefe Ebene, wenn sie über diese Hilfe hinaus äußere Motive für den Fortpflanzungswillen einsetzt, wie z. B. das höchst widerwärtige Mittel der „Mutterschaftsprämie". Man hält sich damit an die Gewinnsucht und stärkt den Gedanken, daß die Mühe, ein Kind zu gebären und aufzuziehen, sich „bezahlt" machen soll. Aber aller Wille zum Nachwuchs beruht darauf, daß das Kind höher geschätzt wird, als alle die Mühe, die es macht. Alle Mutterleistung ist Idealismus, Wille zu einer Hingabe, die ihren Lohn in sich trägt. Das Wesen der Mutterfreude ist, daß sie sich nicht bezahlt macht. Und so hohe „Prämien" kann kein Staat seinen Müttern zahlen, daß sie, unter dem Lohngesichtspunkt angesehen, eine Entschädigung darstellen.

Man sage nicht, daß diese Betrachtung irgendeine übertriebene Grundsätzlichkeit an die Stelle des „Praktischen" setzt. Gerade wenn es sich nicht um eine Einzelmaßnahme, die unschädlich bleiben mag, sondern wie Herr Geh. Rat Wolf sagte, um ein ganzes System von bevölkerungspolitischen Bemühungen handelt, muß die Grenze innegehalten werden, von der ab nicht mehr der vorhandene Familienwille befreit, sondern der nicht vorhandene durch andere Motive ersetzt werden soll. Jede bevölkerungspolitische Maßnahme ist verfehlt und gefährlich, die dahin führt, daß der Kern des ganzen Problems verdeckt wird: dieser Kern liegt in der Aufgabe, in der aufsteigenden Kultur die Natur ungeschwächt zu erhalten.

Die Volksvermehrung beruht heute noch zum großen Teil auf der Betätigung eines hemmungslosen Trieblebens: der Grund der Fruchtbarkeit elendester Volksschichten. Gerhart Hauptmann hat in den „Webern" ein Lied aufbewahrt, daß die Degeneration einer elendesten Menschenklasse mit den Worten verspottet: „Die Leineweber haben alle Jahr ein Kind". Diese Volksvermehrung ohne den Willen und die Verantwortung schränkt sich in dem Maße ein, als die Arbeiterschaft aufsteigt. Und das ist gut, denn sie wollen wir nicht. Vor allem auch nicht vom Standpunkt der erniedrigten und mißhandelten Frau aus. Und nun ist die Frage: wird es möglich sein, diese an sich gesunde Verfeinerung freizuhalten von bloßen Bequemlichkeits- und Genußrücksichten, das Uebergreifen der vielbesprochenen „Rationalisierung des Geschlechtslebens" in die Sphäre der bloßen Lebenserleichterung zu verhüten.

Hier muß nun gesagt werden, daß das Beispiel, das in dieser Hinsicht von den höheren Ständen ausgeht, ohne Zweifel verwüstend gewirkt hat. Es wäre Sache dieses Beispiels gewesen, den von unten zur Kultur aufsteigenden Volksschichten die Tradition der kinderreichen „guten Familie" darzubieten! Statt dessen haben wir gerade in den höheren Ständen eine Durchsetzung der Anschauungen mit — sagen wir einmal: dem Junggesellenstandpunkt, deren Tragweite schwer groß genug eingeschätzt wird. Es wurde in dieser Versammlung von einem Kampf gegen die pornographische Literatur gesprochen. Ob diese Erzeugnisse so gefährlich sind, wie die in der ganzen Literatur verbreitete ironische Auffassung des bürgerlichen Familienlebens, bei dem die Frau unelegant, die Wohnung unruhig, der Tisch ohne Raffinement, das ganze Leben ohne lebemännische Reize und der Mann der arme blamierte und hereingefallene Teufel ist? Hinter der ironischen Bemitleidung des Familienvaters — ist es nicht bezeichnend, daß die Mutter, der eigentlich doch die unbequemere Rolle zuteil wird, immer nur glücklich gepriesen wird? — steckt dann als noch ernstere Tatsache die allgemeinere Beurteilung des „Vorlebens". Wenn den Frauen in den Reden jener Tagung etwas befremdend war, so ist es das absolute Verstummen aller Redner vor dem zweifellosen Zusammenhang zwischen der grundsätzlichen Konzession gegenüber jedem vorehelichen Geschlechtsverkehr mit dem mangelnden Verantwortungsgefühl in der Ehe. Es wurde viel von der Erziehung der Mädchen für Hauswirtschaft und Mutterberuf, aber es wurde kein einziges Wort von der Erziehung der jungen Männer für die Vaterschaft gesprochen. Im Gegenteil, man fand sich mit dem Satz ab, daß man hier vor „brutalen Tatsachen" stehe, gegen die mit „ethischen Idealen" nichts auszurichten sei. Es mag sein, daß die Wirklichkeit dieser Auffassung recht gibt, aber dann soll man sich ruhig eingestehen, daß man darauf verzichtet, die entscheidenden Kräfte zur „Erhaltung und Mehrung unserer Volkskraft" heben zu wollen.

Ob es aber nicht doch denkbar wäre, daß eine Versammlung von jungen Menschen über diese Frage weniger „abgeklärt" und „lebenserfahren" geurteilt hätte?

Ludwig Herz / Die Blockade Deutschlands

Englands Plan geht dahin, uns, die wir durch den Kriegszustand in den feindlichen Staaten bereits wichtigste Ankaufs- und Absatzgebiete verloren haben, auch die neutralen Länder zu verschließen, dadurch uns durch völlige Verhinderung der Lebensmittelzufuhr auszuhungern, uns durch Absperrung von unseren Rohstofflieferanten nicht nur die Erzeugung von Kriegsmaterial unmöglich zu machen, sondern uns auch durch völlige Unterbindung unserer Einfuhr und Ausfuhr wirtschaftlich so zu verkrüppeln, daß wir den Krieg finanziell nicht durchhalten können.

Der groß angelegte und energisch, allerdings unter Verletzung anerkannter Grundsätze des Völkerrechts und mit Vergewaltigung der Neutralen durchgeführte Plan ist insoweit geglückt, als die Kaisermächte praktisch von der Welt abgeschlossen und im wesentlichen auf die eigene Erzeugung angewiesen sind.

Ob für die im Frieden nicht vorgesehene, ja, nicht einmal überdachte Notwendigkeit, ein Reich in den Verteidigungszustand einer zernierten Festung zu überführen, die Maßnahmen immer rechtzeitig und dem Zwecke entsprechend getroffen sind, ob nicht weitere Eingriffe erforderlich wären, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls ist nicht nur die Hoffnung unserer Feinde, uns durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen, zum Scheitern gebracht, wir haben auch die zur Fortführung des Krieges notwendigen Materialien zur Verfügung.

Nicht vermieden ist eine außerordentliche Verteuerung in der Lebenshaltung. Wie hoch sie ist, läßt sich nicht zahlenmäßig feststellen. Da mit Rücksicht auf diese Teuerung für die Kriegszeit das der Pfändung nicht unterworfene Arbeitseinkommen von 1500 M. auf 2000 M. erhöht worden ist, scheint die Regierung sie auf 33⅓ % zu schätzen, eine Annahme, die viel-

Digitized by Google

leicht hinter der Wirklichkeit zurückbleibt, weil die Mietpreise zum mindesten nicht gestiegen sind. Ein ähnliches Emporschnellen der Preise findet sich aber sogar in den neutralen Ländern, nicht minder aber auch bei denjenigen unserer Freunde, die dem Weltverkehr eingefügt geblieben sind und deren Ueberseehandel durch unseren U-Bootkrieg vielleicht belästigt, keineswegs aber erheblich gestört ist. Wie uns aus Privatmitteilungen bekannt, sind die Lebensmittelpreise in Paris, wenn auch vielleicht nicht so hoch wie in Wien, jedenfalls nicht niedriger als in Berlin. In England sind (nach den Sauerbeckschen Indexziffern) im ersten Kriegsjahr die pflanzlichen Nahrungsmittel um 58,5 %, die tierischen um 33,7 %, Kolonialwaren um 25,3 %, Rohstoffe um 23,1 % gestiegen. Eine Erhöhung der Preise ist demnach eine Folge der durch den Kriegszustand verursachten Erschwerung und Verminderung der Erzeugung und Güterverteilung, verschärft durch spekulative, vielfach wucherische Ausnutzung der Konjunktur.

Wie hätten sich die Verhältnisse gestaltet, wenn England die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 beachtete und unseren Handel mit bannfreien Waren auf neutralen Schiffen mit neutralen Ländern zugelassen hätte? Das heißt: da die kriegführenden Länder sich gegenseitig nichts liefern können und wollen, die Schweizer und skandinavischen Märkte, theoretisch auch die der Donauländer uns offenstehen: wie hat es auf unsere Lebensverhältnisse gewirkt, daß uns in Europa die Iberische Halbinsel, in Asien China und Niederländisch-Indien und das nichtenglische Amerika verschlossen sind? Was hätten uns diese Staaten liefern können, wobei unerörtert bleiben soll, ob gegebenenfalls genügend neutrale Schiffe zur Verfügung gestanden hätten.

Brotgetreide. Wir führen in normalen Zeiten mehr Roggen aus als ein, benötigen aber eine starke Weizeneinfuhr, zu der die erwähnten Staaten etwa ⅔ beitragen. Hätte diese Einfuhr uns zur Verfügung gestanden, so hätten wir, da unser Roggen im ganzen Lande blieb, unseren Brotgebrauch kaum einzuschränken gebraucht, billigere Preise hätten wir aber nicht gehabt. Die Vereinigten Staaten, die infolge der schlechten Ernten in den meisten Kornländern die einzigen Brotverkäufer der Welt waren, haben ihr Monopol rückhaltlos ausgenutzt und die Preise zeitweilig bis um 75 % hochgetrieben. Die Steigerung wäre natürlich noch stärker gewesen, wenn Deutschland auch noch als Käufer aufgetreten wäre. Dazukommt eine Steigerung der Frachten auf über das Fünffache. Im ersten Kriegsjahre war daher das Brot in London nicht billiger als in Berlin. Wie die diesjährige sehr große Welternte auf den Weltmarktpreis wirken wird, läßt sich noch nicht übersehen; ein erhebliches Sinken würde die Zweifel erhöhen, ob es nötig war, bei uns im neuen Erntejahr an den alten Preisen festzuhalten.

Fette und Oele. Butter und Käse beziehen wir aus den verschlossenen neutralen Ländern nicht, dagegen fast unsere ganze Einfuhr an tierischen Fetten im Werte von 150 Mill. Mark, sowie ¼ der Oelfrüchte mit 158 Mill. M. Von unserer Einfuhr an mineralischen Oelen lieferten diese Länder etwa ⅓ des Schmieröls, ¾ des Erdöls, ⅔ Rohbenzin für zusammen 92 Mill. M.

Verschiedene Lebensmittel. Gemüse, Obst (mit Ausnahme der Südfrüchte) Hülsenfrüchte, Reis, Rahm, Eier beziehen wir aus den verschlossenen neutralen Ländern so gut wie gar nicht, wohl aber liefern diese unseren Kaffee fast ganz, unseren Tee zu ½, unseren Kakao zu ⅓.

Fleisch und Fische. Es werden nur verhältnismäßig geringe Mengen an Speck und Fleischextrakt, für noch nicht 2 Mill. M., Fische gar nicht aus den bezeichneten Ländern eingeführt.

Futterstoffe. Wir decken bekanntlich unseren Fleischbedarf zu 95 % im Inlande. Die Viehhaltung hängt aber zu über einem Drittel von der Zufuhr ausländischer Stoffe ab. Dazu kommt, daß im Frieden 2 Mill. To. Roggen verfüttert werden und die Kleieproduktion zurzeit durch die stärkere Ausmahlung vermindert ist. Wir haben also zurzeit einen sehr drückenden Futtermangel. Die verschlossenen neutralen Länder können uns an Hafer und Gerste nur unbedeutende Mengen liefern. Dagegen bekommen wir von dort fast die Hälfte unserer Maiszufuhr im Werte von 75 Mill. M., etwa ⅓ der sonstigen Futtermitteleinfuhr — (Kleie, Schlempe, Reisabfälle, Oelkuchen und Aehnliches) — im Werte von 78 Mill. Mark. Nun sind auf dem Weltmarkte die Preise von Futtergetreide um 50—75 % gestiegen, trotzdem hätte die Möglichkeit der Einfuhr, namentlich von Mais, die jetzt zu zahlenden Phantasiepreise merklich herabgedrückt.

Spinnstoffe, Felle und Häute. Die fraglichen Länder liefern an Flachs, Hanf, Jute gar nichts; ⅔ der Baumwolle, ¼ der Einfuhr an Wolle und Häuten im Werte von 477 bzw. 270 Mill. M.

Mineralische Rohstoffe. ⅓ der Kupfer-, ⅔ der Blei- und Zinneinfuhr kommt aus dem gesperrten neutralen Gebiete.

Andere Rohstoffe. Salpeter und Gerbhölzer im Werte von 190 Mill. M. werden ganz, Terpentin ganz mit 26 Mill. M. zu ⅔, Kautschuk mit 82 Mill. M. zu ½ aus den erwähnten Ländern bezogen.

Der Wert der Einfuhr aus den verschlossenen neutralen Ländern betrug im Jahre 1912 3120 Mill. M., davon 2500 Mill. M. für Rohstoffe, Nahrungs- und Genußmittel (bei einer Gesamteinfuhr von 10 700 bzw. 8000 Mill. M.). Selbstverständlich hat dieser Ausfall viele Gewerbe schwer geschädigt und die durch den Krieg hervorgerufene Teuerung namentlich von Fleisch, Fetten, Leder und Leuchtmitteln verschärft. Dazukommt noch, daß auch unsere Ausfuhr in die erwähnten Länder lahmgelegt ist. Die Ausfuhr dorthin betrug im Jahre 1912 1700 Mill. M., davon 1500 Mill. M. für halbfertige fertige Waren (bei einer Gesamtausfuhr von 9000 bzw. 6800 Mill. Mark).

Diese Ausfuhr hätten wir aber auf die Dauer nicht leisten können. Daß wir Rohstoffe und Nahrungsmittel wesentlich im Lande behalten müssen, ist selbstverständlich. Die Herstellung unserer Ausfuhrfabrikate hängt in großem Umfang von Rohstoffen ab, die uns vom feindlichen Auslande nicht geliefert worden wären. Es hätten uns aber auch die Arbeitskräfte gefehlt. Die Einziehung auch des ungedienten Landsturms hat zahlreiche, und gerade die arbeitsfähigsten Kräfte zu den Fahnen gerufen. Diese Arbeiter sind nicht nur der Produktion entzogen, sie brauchen zu ihrer Ernährung, Kleidung, Bewaffnung weit mehr als in Friedenszeiten. Die noch vorhandenen Arbeitskräfte reichen kaum aus, um die so gesteigerten Bedürfnisse des Inlandes zu befriedigen. Tatsächlich verschwinden, ausgenommen vielleicht in einigen lediglich auf Frauenarbeit eingestellten Industrien fast überall mit dem Versickern der Materialien auch die Arbeitermassen, die sie hätten bearbeiten können.

Was wäre nun bei dieser Sachlage die Folge eines ungehinderten Handelsverkehrs mit neutralen Ländern gewesen?

Digitized by Google

Unsere Handelsbilanz ist stets passiv gewesen, d. h. wir führen immer mehr Waren ein als aus. Unsere Zahlungsbilanz ist dagegen aktiv, da wir mehr als den Fehlbetrag durch Einnahmen aus Schiffahrt, zwischenstaatlichem Handel und Einkünfte aus Anlagen und Unternehmungen im Ausland hineinbekommen. Bei der starken Steigerung aller Preise, auch im neutralen Auslande, wären die Einfuhrwerte erheblich gestiegen, Waren hätten wir nur sehr wenig ausführen können, Schiffahrt und Handel mit dem Auslande sind fast ganz brachgelegt, Forderungen an das feindliche Ausland gehen gar nicht, aus neutralen Ländern vielfach nur verringert ein. Damit wäre auch unsere Zahlungsbilanz stark passiv geworden, zumal unsere Valuta, da unser Handelsverkehr abgeschnürt ist, unsere Noten nicht mehr in Gold eingelöst werden, das Ausland auch lange unserer Widerstandskraft gegen eine Welt von Feinden mißtraut hat, um 10—12 % gesunken ist, 100 M. demnach im Auslande nur noch die Kaufkraft von 88—90 M. haben. Wir müßten Gold ausführen oder Anleihen im Auslande zur Deckung unserer Verbindlichkeiten aufnehmen, wie es das im Weltverkehr verbliebene England tun muß, obwohl die Produktionskraft in dem Lande des freiwilligen Dienstes nicht so geschwächt ist wie die unsrige. Um den Ueberschuß der Einfuhr über die Ausfuhr (in den ersten 13 Kriegsmonaten 9 Milliarden gegen 5¼ in der gleichen Zeit des Vorjahres) einzudämmen, der seine Finanzkraft zu erschüttern beginnt, muß England seine Bevölkerung durch stärkere Steuerbelastung und Zölle zur Sparsamkeit zwingen. Bei uns ist diese Sparsamkeit automatisch mit dem Uebergang zur Binnenwirtschaft eingetreten und hat notgedrungen die Gelder im Lande gehalten, die wir zur Fortführung des Krieges bedürfen.

Es ist nur wenig übertrieben, wenn englische Zeitungen ausführen, daß uns erst die Blockade ermöglicht, durchzuhalten. Jedenfalls sind aber ihre Vorteile für die Gesamtwirtschaft des Volkes größer als die Summe der Schäden für die einzelnen. Die Blockade hat uns manch lieb gewordene Gewohnheit, manche Annehmlichkeit und Bequemlichkeit genommen, allen Einschränkungen, vielen Entsagungen auferlegt, sie hat aber die allgemeine Lebenshaltung noch nicht so weit heruntergedrückt, daß wir sagen müßten, wir lebten schon schlechter als unsere Großväter. Und wenn die Unterstützungspflicht Staat und Gemeinden zwingt, weiter Lasten für diejenigen auf sich zu nehmen, für deren Schultern die Teuerung zu drückend wird, so ist das für unsere finanzielle Kriegsrüstung vorteilhafter, als wenn das Land sich dem Auslande verschulden würde, um die Kosten des Lebensunterhalts der einzelnen zu verbilligen.

Orestes Daskaljuk / Die Wurzeln des russischen Volkscharakters

Als Lew Nikolajewitsch Tolstoi, an der westeuropäischen Vernunftserkenntnis verzweifelnd, sich in fruchtlosen Kämpfen um das Urprinzip von Gut und Böse erschöpft hatte, begann er in einer Art Abkehr von den Satzungen der Kultur sich in die Mysterien der primitiven russischen Volksseele zu vertiefen, um jene Kraft ausfindig zu machen, die das Volk in aller Not seiner vielfachen Knechtschaft unverzagt und ungebrochen durch Jahrhunderte erhalten hatte. Er fand sie in der zum innersten Erlebnis gewordenen Demut gegen Kirche, Zaren und Familie, einer Demut, die aus der Dreiheit der Begriffe ein Dogma geschaffen und es zum Mittelpunkt des ganzen Denkens und Fühlens der Masse erhoben hatte. Die völlige, widerstandslose und frohe Unterwerfung unter die Gebote, die aus diesem Dogma flossen, mögen sie ihm Gutes oder Leid gebracht haben, mögen sie seinem naiven Verständnis gerecht oder ungerecht erschienen sein, umgab den einfachen Mann mit einer Fülle von Befriedigung und verklärte sich für ihn zu einer religiösen Handlung, in deren Uebung er sich einzig die sittliche Freiheit inmitten schwerster Schicksalsprüfungen bewahrt hatte. Diese Tatsache wurde für Tolstoi zu einer so gewaltigen Offenbarung, daß er von da aus seiner nach höchster Erkenntnis ringenden Sehnsucht entsagte und freiwillig die Dämmerung der „widerstandslosen Unterwerfung" wählte. „In einem gesunden Säugling verkörpert sich unser Ideal von Wahrhaftigkeit, Schönheit, Güte, dessen ewigwährender Typus die Natur ist, die Pflanze, das Tier, alles ohne Denkvermögen Lebendige, und von dem jeder Lebenstag den Menschen weiter entfernt. Wir suchen unser Ideal vor uns: und müßten es doch hinter uns suchen." In der geistigen Rückbildung auf den Zustand der wunsch- und empfindungslosen Primitivität erklärte Tolstoi schließlich die einzige Lösung aus der Problematik der russischen Psyche, die Aussöhnung mit dem Passivismus, zugleich aber die mystische Erhöhung der russischen Nation, der er die Berufung zur Allweltserlösung zusprach. Die Voraussetzungen dazu ergaben sich ihm aus dem Charakter und der geschichtlichen Entwicklung des russischen Volkes.

Das Wesen des russischen Volkes ist in seiner typischen Ausgestaltung durch eine dreifache Einwirkung bestimmt: die lokale Gebundenheit (Familie, Dorfgemeinschaft und Gutsherrschaft), die zarische Staatsgewalt und die orthodoxe Kirche. Alle diese Faktoren, die miteinander in innigster Beziehung stehen, haben auf seine Ausprägung einen mehr oder minder gleichmäßigen und stetig wirkenden Einfluß ausgestrahlt, dessen Endwirkung unvermerkt den geistigen Rückhalt des Volkes bestimmte. Den Hintergrund dazu bildete — von der slawischen Veranlagung im allgemeinen abgesehen — das autokratische Herrschaftssystem, das zum Ausgangspunkt der beiden anderen Kräftekomponenten wurde und die Richtung der gesamten völkisch-politisch-kulturellen Entwicklung für Jahrhunderte hinaus festlegte.

Bereits frühzeitig hat die fürstliche Gewalt in Rußland eine Machtfülle erlangt, wie sie in dem übrigen Europa nirgends in gleicher Ausbildung denkbar war. Ihre klarste Formung erhielt sie in der Zeit der Moskauer Zaren, vornehmlich jener des 15. und 16. Jahrhunderts, da die tatkräftigen Abkömmlinge des normannischen Rurikgeschlechtes die Widersetzlichkeit der Teilfürstentümer brachen, die zersplitterten Stämme zu einem einheitlichen Staatswesen mit dem Mittelpunkte Moskau vereinigten und die Herrschaft des Bojarentums beseitigten. Die gewaltige Steigerung der fürstlichen Macht war somit der natürliche Abschluß einer Reihe von kriegerischen Unternehmungen, als deren sichtbarster Erfolg die moskowitische Staatenbildung zu betrachten ist. Die Anfänge der ältesten nordslawischen Teilfürstentümer weisen keine ähnlich überragende Bedeutung der Herrschergewalt auf; sie sind auf patriarchalisch-demokratischer, stellenweise völlig kommunistischer Grundlage aufgebaut.

Die Möglichkeit der Entwicklung des Herrscherbegriffs bis zum starrsten Absolutismus war allerdings erst durch zwei Momente gegeben: die Rasseneigenschaften des russischen Volkes und die zwei Jahrhunderte dauernde Tatarenherrschaft. Die passive, unternehmungsschwache und organi-

Digitized by Google

sationsunfähige Begabung des slawischen Volkes verlangt, soll sie geweckt werden, die Einwirkung einer äußeren Gewalt. Es ist kein Zufall, daß das russische Volk aus sich selbst weder seinen Staat, noch seine Kirche schaffen konnte. Beides ließ es sich, freiwillig und im Bewußtsein seiner eigenen Ohnmacht, von außen aufdrücken, das Staatswesen von den Germanen, die Religion von den Griechen. In diesem Sinne bedeutete der Zarismus für das moskowitische Reich eine unbedingte Notwendigkeit und das stärkste konstruktive Moment, das für Generationen hinaus die russische Staatsidee klar umrissen, skrupellos ausgebaut und durch Rückschläge und innere Hemmungen unbeirrt nach außen hin in glänzender Form zur Durchführung gebracht hat. Gleichzeitig mit der Vergewaltigung und Knechtung des russischen Volkes hat er die Ausbildung seiner führenden Schichten zu einem bewußt staatstragenden Elemente vorgenommen und sie in die Bahnen eines Nationalismus geleitet, der alle Kräfte der Nation dem großen Staatsgedanken dienstbar machte und durch Befruchtung mit europäischen Tendenzen in ungeahnter Weise steigerte.

Die im 13. Jahrhundert einsetzende Tatarenherrschaft, deren Joch zwei Jahrhunderte lang auf dem moskowitischen Volke lastete, hat außer dem politischen und kulturellen Verfall des ersten Russentums namentlich die psychologischen Voraussetzungen für das Aufkommen einer brutalen Fürstengewalt gezeitigt. Die eigentümliche Verfassung des tatarischen Khanates machte den einheimischen Großfürsten zum unumschränkten Vertreter des Khans und Vollstrecker seiner Anordnungen. Das Verhältnis zwischen Großfürsten und Khan, das durch rechtlose Abhängigkeit des Beherrschten vom Machthaber charakterisiert war, übertrug sich naturgemäß auf jenes zwischen Volk und Großfürst und untergrub nach und nach die sittlichen Beziehungen, die bis dahin zwischen Herrscher und Volk bestanden hatten. Dieses Abhängigkeitsverhältnis erfuhr eine Verschärfung, als sich die Mehrzahl des Bauernvolkes freiwillig in den Schutz der Adligen stellte und damit der späteren Leibeigenschaft die Wege ebnete. Auch als 1480 die Tatarenherrschaft gebrochen war, dauerte der Prozeß der Entrechtung der Masse fort, mit dem Unterschiede, daß an Stelle des systemlosen Khanates die bewußte, festgefügte Organisation des Zarates getreten war. Die Ausbildung seines Machtprinzipes führte im Endergebnis zum Despotismus, der sich bis in die neueste Zeit hinauf behaupten konnte und noch heute insgeheim in dem reaktionären großrussischen Staatsnationalismus seine Renaissance erlebt.

Auf der Grundlage des Verhältnisses von Großfürst und Khan sind auch die ersten Beamten- und Finanzinstitutionen des Moskauer Staates aufgebaut. Maßgebend war für die zarische Regierung die unbedingte Ausführung ihrer Gebote im Inneren und die Durchsetzung ihrer Politik nach außen. Ein ethisch-sittliches Moment verwarf sich von vornherein, zumal weder der Staatsbegriff noch die ihn rückhaltlos stützende Kirche in ihren inneren Zusammensetzungen einer idealisierenden, das Dienstverhältnis zum Staate adelnden Wirkung fähig waren. Der aus diesem willenlosen Werkzeuge der Zarengewalt entstandene russische Staatsbeamtenorganismus hat hier sein grundlegendes Prinzip erhalten: die Dienstabstufung nach Graden und Tabellen und die skrupellose Ausnutzung der persönlichen Stellung . („Mjestnitschestwo i kormlenije".)

Die mittelalterliche russische Staatsordnung erfuhr zum ersten Male eine gründliche Umgestaltung durch Peter I., den Schöpfer des neuzeitlichen russischen Absolutismus. Die Modernisierung der bereits vorhandenen und fertig vorgebildeten selbstherrlichen Staatsgewalt führte nicht etwa eine Umwertung des Zarenbegriffes herbei, erhöhte aber durch die Indienstnahme der technischen Mittel und Einrichtungen der europäischen Regierungssysteme die imperialistische Stoßkraft des Zarismus. Die Entwicklung, die von Peter I. ihren Ausgang nahm, durch Katharina II. bedeutend erweitert und vervollkommnet, durch Alexander I. abgeschlossen wurde, war in ihren großen Zügen durch eine Europäisierung von Verfassung, Verwaltung, Finanz und Heer gekennzeichnet. Dagegen blieb die unbeschränkte persönliche Macht des Zaren bestehen, ja, sie erhielt später eine Art religiöser Weihe, als sich im Laufe des 19. Jahrhunderts eine immer klarere Ausprägung der slawophilen Idee herausbildete, die das Prinzip der Selbstherrschaft zu einem der drei Grundsteine des russischen Staatsbaues machte. Grundlegend war die Anschauung der Dienstverpflichtung gegen Staat und Zar als des allein gottgefälligen und lebensinhaltlich wertvollsten Gebotes.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts war somit für die Beziehung von Herrscher und Volk in Rußland charakteristisch: die bis zur religiösen Formel gediehene Ausbildung des absolutistischen Begriffes, eine ihn stützende und erhaltende Beamtenhierarchie, die der willenlose Vollstrecker seiner Machttendenzen ist, vom Zaren einerseits unbedingt abhängig, andererseits dem Volke gegenüber als Vertreter des Zaren mit schrankenlosen Machtbefugnissen ausgestattet, und ein durch die dreifachen Einflüsse vorgebildetes Volk, das teilweise schon die Einsicht der Unantastbarkeit des bestehenden Verhältnisses in seinen geistigen Besitz übernommen und verwertet hat. Der zaristische Gedanke erhielt durch seine Volkwerdung die nationale Weihe und fand seine nachhaltigste Befürwortung in dem von den intellektuellen Führern Rußlands aufgestellten Programm der Slawophilie, deren drei Forderungen: Selbstherrschaft, Orthodoxie und Nationalität zur „einzig geschichtlich gegebenen und von Gott gewollten Grundlage des russischen Staatslebens" erklärt wurden.

Dennoch war der russische Absolutismus trotz aller uns unverständlichen Härten von ähnlichen Regierungsformen Westeuropas insofern verschieden, als er in den seltensten Fällen unmittelbar an die Person des Untertanen herantreichte. Die Ueberleitung des zarischen Willens geschah durch die Vermittlung eines präzise ineinandergreifenden, in einer geschlossenen Kaste geeinigten Beamtenkörpers (Tschinowniki) und der Gemeinschaftsorganisationen, die auf kollektiver, stellenweise kommunistischer Grundlage aufgebaut, fast autonome Rechte genossen. Der absolute Zarenstaat hatte mit der Masse seiner Untertanen keinen direkten Verkehr; sein Verhältnis zu ihnen war durch die Machtansprüche geregelt, die er vertrat, und für die er ihre finanzielle und Volkskraft — Steuer und Heer —, benutzte Die Grundlinie dieser Dienstverpflichtung ist unter Anlehnung an westeuropäische Institutionen von Peter I. geschaffen worden, der somit zum erstenmal die bäuerlichen und städtischen Massen den Interessen des Staates unterordnete. Die eigentümliche Einrichtung der Solidarhaftung (Krugowaja poruka) der Gemeinde für ihre Mitglieder war im Grunde eine mehr oder minder ausgeprägte Lokalautonomie, da die Gemeinde nach außen hin als einheitlicher Körper auftrat und im Innern alle Verfügungsrechte gegenüber ihren Gliedern besaß. Da der einzelne außerdem dem altehrwürdigen System der „Großfamilie" unterstand und diese im Rahmen der Dorfgemeinschaft dem Grundherren verpflichtet war, ergab sich für das Individuum eine dreifache Fesselung an die Gebote einer ihm

Digitized by Google

fremd gegenüberstehenden Staatsgewalt, deren Härten sowohl in realer wie in geistiger Beziehung durch die Entwertung aller ethischen Prinzipe unheilvoll wirkten.

Die Organisation des Mir, der kommunistischen Landgemeinde, und die Leibeigenschaft, die 1597 angebahnt, erst 1649 durch Zar Alexey vollständig durchgeführt wurde, hat hauptsächlich eine gedeihliche Entwicklung der politischen und sozialen Verhältnisse in Rußland gehindert und einen moralischen Verfall in die Volksseele hineingetragen. Die Bedingungen der Leibeigenschaft, die hier bald die schroffsten Formen annahm und bereits im 18. Jahrhundert in völlige Rechtlosigkeit des Hörigen gegenüber seinem „Seelenbesitzer" ausartete, haben dem ganzen äußeren und inneren Leben der Nation für Jahrhunderte hinaus Richtung und Ziel gegeben. Auch die Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) hat seither die stumpfe Schwerfälligkeit und den Sklavengeist der Masse nicht aufzurütteln vermocht, zumal ihre Einordnung in den Mir weiterhin bestehen blieb und eine Quelle zahlreicher sozialer Krankheiten wurde. Die Schäden dieser autonomen, mit patrimonialer Gerichtsbarkeit ausgestatteten agrarischen Zwangsgemeinschaft äußerten sich in der Folge in einer Agrarnot und dem Entstehen eines Bauernproletariates, dessen Anwachsen namentlich die revolutionären Strömungen des letzten Jahrzehntes zum Ausbruch brachte. Erst die Reformen von 1906 und 1911 haben den Grund zu einer großzügigen nationalen Volkswirtschaft und Volksgesundung gelegt.

Die mißverständliche Auffassung des Mirbegriffes hat zahlreiche bedeutende Geister Rußlands, vor allem die Slawophilen (Chomjakow, Kirejewskij und ihre Nachfolger) zu einer gewaltigen Ueberschätzung seines Wertes verführt. Sie erhofften vom Mir die Verwirklichung der Ideale, die im Westen die Sozialdemokratie vertrat, die Erlösung der Menschheit auf dem Boden des ökonomischen Kommunismus und der moralischen Brüderschaft. Die gleiche, ins Symbolische geweitete Tendenz hat auch Dostojewski in ihren Bann gezogen und ihn im Sinne der altüberlieferten Machtansprüche des russischen Reiches zu dem Glauben an die weltbefreiende Berufung Rußlands begeistert.

Das russische Volk, das im Laufe seiner Charakterentwicklung vielfach Brechungen und Hemmungen seiner natürlichen Entfaltung erfuhr, konnte sich gegenüber allen Schicksalsschlägen eine sittliche Unabhängigkeit nur bewahren, wenn es einen Ausweg aus der Gebundenheit seines Daseins in eine von Leiden und Knechtschaft freie Vorstellungswelt fand und die Widerstandslosigkeit gegenüber äußerer Gewalt zum Prinzip erhob. Beides vermittelte die russische Kirche. Ihr Gebot der duldenden Liebe wurde von ihm mit einer bis zur mystischen Verzückung steigerungsfähigen Inbrunst empfangen und zur Grundlage des ganzen Familien- und öffentlichen Lebens gemacht. Die unterdrückte, von einer äußeren Entspannung ferngehaltene Energie des Volkes lebte sich nach innen aus, in der Sehnsucht nach einem überirdischen Freudenreiche, dem gegenüber alle realen Geschehnisse als belanglose Nichtigkeiten erschienen. Diese Tatsache hat von allem Anfang an der russischen Psyche eine bestimmte Grundfärbung gegeben und sie nach der Richtung des reinen inneren Erlebnisses, der Intuition, im Gegensatz zu der bewußten Erkenntnis, der ratio beeinflußt. In dem religiösen Motiv und seinen Ableitungen liegen denn auch die Hauptursachen der Gegensätzlichkeit und Unvereinbarkeit der westeuropäischen und ostslawischen Gemütsart. Die Kulturen, die auf dem aktiven, lebensbejahenden Gottprinzip des Abendlandes und dem passiven, lebensfeindlichen des Morgenlandes aufgebaut sind, haben von vornherein entgegengesetzte Entwicklung genommen und zu verschiedenen Endergebnissen geführt.

Das russische Christentum ist in der griechisch-orthodoxen Dogmatik verankert. Wladimir der Große, König des ukrainischen Kiewer Staates, nahm den Glauben in der byzantinischen Fassung an und verbreitete ihn überallhin nach Norden und Osten. Die neu gebildete Kirche unterstand, wie alle übrigen orientalischen Kirchen, dem Patriarchen von Konstantinopel. Nach dem Falle von Byzanz wurde das griechische Patriarchat seiner zentralisierenden Machtstellung verlustig, was zur Folge hatte, daß einzelne nationale Kirchen, stellenweise nach heftigen Kämpfen, sich ein eigenes Haupt schufen. Die russische erklärte sich selbständig und unterstellte sich dem Pariarchen von Moskau. Seine Oberhoheit ging allmählich auf das Zarat über, bis Zar Iwan III. durch seine Heirat mit einer Abkömmlingin des letzten Paläologenkaisers (1472) die Uebernahme der byzantinischen Erbschaft auch äußerlich besiegelte. Die Verschmelzung der weltlichen Macht des Zarates mit der geistlichen des Patriarchates (Cäsaropapismus) führte zu einer gewaltigen Erhöhung der zarischen Machtvollkommenheit und prägte sich in der Folge in einer fast göttlichen Verehrung der Person des Zaren durch das Volk aus. Der Dienst für Herrscher und Reich wurde identisch mit dem Begriffe des Gottesdienstes und zum Grundstein aller Erziehung.

Die byzantinische Kirche hat durch ihre frühzeitige Erstarrung und ihren in einer leeren Formalistik befangenen Kult nirgends die quellende Rhythmik und die innere Kraft aufbringen können, um die zweifellos vorhandenen Ansätze einer Rassenrenaissance zu fördern und mit ethischen Werten zu befruchten. Sie ist infolge Mangels eines sich erneuernden, den wachsenden geistigen-Bedürfnissen sich anbequemenden religiös-sittlichen Gehaltes als kulturspendender Faktor nicht aufgetreten. Aber sie hat trotz ihrer Unfruchtbarkeit sich die Geister stärker untertan zu machen verstanden, als dies im Westen bei den ungleich höheren ethischen Bedingungen der Fall war. Das Wesen der russischen Kirche ist ein Konservatismus, der einem Fortschritt im modernen Sinne um seiner selbst willen entgegenarbeiten muß. Sie hat sich während der zahlreichen Auseinandersetzungen zwischen Regierung und Volk als eine der stärksten Stützen der Dynastie und der von ihr ausgeübten reaktionären Macht erwiesen. Darin liegt auch die Begründung, daß keine der revolutionären Parteien im Volke die angeerbte Anschauung von der Unantastbarkeit der absoluten Zarengewalt zu entwurzeln vermocht hat. Die mit den großen Verfassungskämpfen verknüpften reformatorischen Bewegungen innerhalb der Kirche selbst endeten infolge Widerstandes der Geistlichkeit und der von ihr beherrschten großen Masse bislang stets mit einem Mißerfolge. Die Schwierigkeit dieses Problems machte sich seither bei allen Versuchen einer Reformierung des öffentlichen Lebens geltend. Andererseits verlieh die Durchsetzung der politischen Macht mit der kirchlichen dem Zarismus eine religiöse Verklärung, die lange Zeit den stärksten Anstoß zu seiner Entfaltung bildete. Die Kirche hat die Staatsidee dem Volke innerlich näher gebracht und sein Denken und Fühlen im Sinne der imperialistischen Bestrebungen der Regierung beeinflußt. Damit ist sie zu einem nationalisierenden Element geworden, das die Masse in ihren führenden Schichten kräftiger an die Staatsinteressen band, als alle Programme der verfassungstreuen Parteien.

Alle diese Kräfteströmungen haben in ihrer Zusammenfassung den Untergrund für die eigentümliche Entwicklung des russischen Volkscharakters abgegeben. Sie haben eine innere Vereinheitlichung und typische Durchbildung der moskowiti-

Digitized by Google

schen Nation herbeigeführt und damit eine gewaltige organisatorische Arbeit geleistet. Die geographische Lage des russischen Reiches an der Grenze zweier Erdteile hat dem russischen Volke von vornherein eine Zwitterstellung im Rahmen der übrigen europäischen Völker zugewiesen. Diese Nachbarschaft mit Asien hat zusammen mit der tatarischen Herrschaft und der jahrhundertlangen Absperrung gegenüber dem Abendlande eine von der europäischen abweichende Charakterentwicklung zur Folge gehabt, die selbst durch das Europäisierungswerk der Zaren des 18. und 19. Jahrhunderts keine wesentliche Umgestaltung erfuhr. Die Bestrebungen, die russische Großstaatbildung zu fördern, haben die Uebernahme gewisser zivilisatorischer Errungenschaften des Westens und ihre zwangsweise Angliederung in das russische Staatsgefüge begünstigt. Doch blieb die Anlehnung an den Westen auf Aeußerlichkeiten und formale Nachahmungen beschränkt. Die tieferen Zusammenhänge, die geistige Ueberleitung enthüllten sich dem artfremden russischen Volke nicht, da die Voraussetzungen für ein seelisches Erfassen westeuropäischer Werte nirgends vorhanden waren. Innerlich hat sich somit der Gegensatz zwischen dem russischen Volkscharakter und dem der abendländischen Völker ungelöst erhalten.

Diese Erwägungen regeln unser Verhältnis gegenüber der russischen Nation. Die Anschauung, daß die nationale russische Kultur eine zwar um Generationen zurückstehende, der europäischen sonst wesensgleiche und zielverwandte ist, ist in dieser Fassung jedenfalls unzutreffend. Die großen Geister Rußlands haben in voller Einmütigkeit die europäischen Kulturtendenzen als der russischen Gemütsart fremd abgelehnt und die Unvereinbarkeit beider Welten betont. Das Schlagwort vom „faulenden Westen" ist nur eine Ausdrucksform ihres Größenwahns, der für das russische Volk die unverbrauchte Kraft der Jugend und damit die Berufung zur Neubelebung der abendländischen „Dekadenz" in Anspruch nimmt. Von Puschkin bis Dostojewski und Tolstoi haben alle Seher der großrussischen Nation das „geistige Weltreich Rußland" mit ihren Träumen umspannt. Sie alle haben die Kräfte des Volkes im Bannkreis ihrer Ideen festgehalten und den Glauben an die Erlöseraufgabe Rußlands zur Reife gebracht.

Gottfried Traub / Nach den Dardanellen

An einem Samstag, am 18. September, wurde in Konstantinopel ein großer Transport in die Schiffe geladen. Drei Torpedoboote sollten ihn auf seiner Fahrt nach den Dardanellen schützen. Auf eins von ihnen begaben wir uns, Dr. Jäckh und ich. Auch zwei große Kisten gingen mit, in denen er die Gabe der Werke von Leverkusen für das Dardanellenheer mitbrachte, um das Trinkwasser keimfrei zu machen und ihm doch den angenehmen Geschmack wiederzugeben. Man hatte gar keine Zeit, an seine Empfindungen zu denken, so mannigfach und farbenreich war das militärische und landschaftliche Bild, das sich vor den Blicken auftat. Eine Fahrt auf dem Torpedoboot! Eine Fahrt zur Kriegszeit! Und eine Fahrt an die Dardanellen! — Es war wie ein Traum. Offiziere nahmen Abschied von ihren Frauen, geschäftig eilte die Mannschaft hin und her, und dann dampften wir ab. Die Sonne lagerte in unbeschreiblicher Pracht auf dem Marmarameer, wunderbar leuchtete die Welt der drei Städte Stambul, Pera und Skutari. Wenn einer keine Märchen erzählen kann, dann lernt er es hier. Aber ich konnte gar keine Augen haben für diese herrliche Welt. Das militärische Schauspiel nahm alle Sinne gefangen. Die Torpedoboote kreuzten im Zickzack hin und her, um die wertvolle Fracht, Menschen, Tiere, Munition und Nahrungsmittel zu schützen. Kaum waren wir in Sicht der Prinzeninseln, als uns ein Torpedoboot entgegenkam und meldete, daß es eben einen Kampf mit einem englischen Unterseeboot auf der Rückfahrt gehabt. Doppelt dankbar sah man zu der Kommandobrücke, auf welcher neben den türkischen Befehlshabern zwei Schwarze standen, der eine nach vorwärts, der andere nach rückwärts schauend, und mit ihren geschärften Augen die See nach verdächtigen Zeichen absuchend. Manchmal verhüllte der schwarze Qualm die ganze Landschaft, bis dann wieder die untergehende Sonne in unvergleichlicher Schönheit durchbrach. Erst allmählich gewann ich eine Vorstellung von der Weite der Entfernung und der Tatsache, daß man auf einem richtigen Meer fuhr. Alle meine früheren Vorstellungen von der verhältnismäßigen Nähe und Kleinheit der Umgegend von Konstantinopel verschwanden. Fuhren wir nun doch von nachmittags 5½ Uhr bis zum nächsten Morgen gegen 4½ Uhr, nur um in die Mitte der Dardanellen zu kommen. Als die Sonne verschwunden war, trennte sich unser Boot von dem Transport, und wir fuhren allein geradeaus in schnellem Tempo dem Ziele zu. Auf den Kisten sitzend, nahm man etwas von den mitgebrachten Eßvorräten zu sich, hörte den Erzählungen eines Unterseebootoffiziers zu, die hier auf dem Meer ganz andere leibhaftige Farben gewannen, suchte dann allmählich einen Platz, wo man sich die Nacht über auf dem Deck hinlegen konnte. Ich holte mir ein paar Schwimmwesten, legte sie auf das Deck. Das war mein Lager. Nie werde ich vergessen, wie verhältnismäßig rasch die Nacht kam, der Mond aufstieg und ich nun, hier oben unter dem Lauf der geladenen Torpedokanone liegend, in den Himmel sah. Ab und zu huschen die dunklen Gestalten der Mannschaften an einem vorbei, silbern glänzt das Meer, die Maschinen arbeiten, das Gesicht wird immer rußiger, man schläft und wacht, wacht und schläft. An den Abwehrkanonen links und rechts stehen Matrosen. Die Gedanken wandern hin und her, um alles zu erfassen, und sind erfüllt von Dutzenden von schattenhaften Bildern, die sich gespenstisch vom Nachthimmel abheben. Nach Mitternacht rückte ich mit meinen Schwimmwesten hinter den Schornstein, da es einstweilen recht kühl geworden war. Plötzlich rieb ich mir die Augen, ist es ein Traum oder Wirklichkeit? Da ist ja der fliegende Holländer! Ich sehe ein glänzend beleuchtetes Schiff, und wir selbst hatten doch alles Licht abgedämpft. Wie ein Feuerschiff, das nicht verbrennt, liegt es mitten in der See. Es war ein Lazarettschiff, hell erleuchtet, damit es die Flieger erkennen. Nun fahren wir langsamer, werfen Anker und sind an unserem Ziel. Das Ausbooten dauert ziemlich lange. Der Morgen kommt heran, und wie wir an das Ufer der Dardanellen steigen, begrüßt uns jubelnd die Morgensonne und brennt schon heiß.

Nun stand ich also auf dem Boden der Landzunge, welche das heißbegehrte Ziel der englischen und französischen Angriffe ist. Im Hafen sah man die Schlote dreier zusammengeschossener Dampfer aus dem Wasser ragen. Auf dem Land befand man sich sofort mitten im bunten Treiben des Feldlagers. Wir wuschen uns an einem Brunnen, der fast warmes Wasser spendete, und wurden im Zelt eines deutschen Offiziers liebenswürdig mit Tee bewirtet. Die erste Bekanntschaft mit den Fliegen begann. Bald kamen die Pferde. Unter militärischer Begleitung ritten wir die staubigen Wege hinauf zum Hauptquartier, vorbei an zahlreichen Scharen von Arbeitssoldaten. Der Zufall fügte es, daß wir gleichzeitig mit Marschall Liman ankamen und wir den Mann, dessen Name im Mund aller Türken lebt, sofort begrüßen durften. Er empfing uns freundlichst und lud uns gleich zum Abend ein. Dann ging's zu den Herren Offizieren, denen ich auch hier für die liebenswürdige entgegenkommende Gastlichkeit dieser Tage einen herzlichen Dank sagen möchte. Ein Laie macht sich von einem Hauptquartier komische Vorstellungen. Jedenfalls sah alles anders aus, als ich es gedacht. Ich erhielt ein Zelt und einen türkischen Burschen. Die Verständigung mit dem letzteren geschah durch Gebärden. Im Zelt atmete ich zunächst weit auf. „Also du lebst jetzt richtig feldgemäß im Lager!" Manchmal in diesen Tagen besann ich mich, ob ich noch der gleiche Mensch sei. Zwar hatte man vor der Menge der Eindrücke wenig Zeit zu eigentlichen Ueberlegungen. Ich war glücklich, als ich an dem Pfahl meines Zeltes zwei Nägel entdeckte, um etwas aufzuhängen, und begrüßte am Abend dankbar zwei warme Decken auf meinem Feldbett. Das Mittagessen wurde gemeinsam eingenommen,

Digitized by Google

nur der Marschall aß für sich. Alles einfach, aber gut und reichlich. Manche Menschen im lieben deutschen Vaterland wären, glaube ich, doch verwundert, wenn sie sehen könnten, wie bescheiden die Ansprüche der hohen und höchsten Offiziere sind. Ich denke da eben an den und jenen und stelle ihn mir vor, wie er sich dort oben im Hauptquartier ausnehmen würde. Es wäre eine gute Schule der Zucht. Ich habe mich in den Konstantinopeler Tagen, besonders als wir in der Front uns umsahen, manchmal geschämt beim Vergleichen mit dem Leben in der Heimat und erstaunte, wie gleichgestellt des Dienstes Uhr ist für Musketier und Obersten. Wie besonders die obersten Grade arbeiten, das zu sehen, wäre für manchen lobesamen Kritiker des Militarismus zu Hause sehr heilsam. Einige Stunden, ein halber oder gar ein ganzer Tag Urlaub — das war innerhalb eines ganzen Kampfjahres eine seltene Gabe. Und doch ist die Dienstuhr nicht gleichgestellt zwischen Musketier und Generalstab: die dauernde hochgradige Verantwortlichkeit des letzteren läßt ihn eigentlich nie zur Ruhe kommen. Liman Pascha eilt jeden Morgen um 5 oder ½6 Uhr in die Front, Tag für Tag, oft zweimal, auch wenn nichts Besonderes von Gefechten vorliegt. Und dann so ein Lagerkommandant! Glücklich, wer eine solche Gabe der Menschenbehandlung und des Humors besitzt, wie der Oberst im Hauptquartier. Aber, was so ein Mann alles machen oder vielmehr alles sein muß — Hut ab! Ein kleines Kompendium der verschiedensten Berufsarten des Lebens — so reitet er übers Feld und geht durch die gewundenen und verdeckten Wege des Lagers, und es ist ein Genuß, ihn bei seinen Anordnungen zu sehen.

Der Nachmittag war ausgefüllt mit weiten Autofahrten in türkische Feldlazarette. Sie machten einen ganz vorzüglichen Eindruck. Mit wenigen Mitteln vieles und Gutes zu schaffen, heischt größere Kunst, als ein wohleingerichtetes, mit allen Mitteln der Technik und der Hygiene ausgestattetes Krankenhaus zu leiten. Es macht Freude zu sehen, wie ein Operationsraum oder eine Badeeinrichtung hier in Sand, Kalk und Ton am Hang eines Berges hergerichtet wird. Ich war überrascht von der Sauberkeit, Zweckmäßigkeit der Anlagen und besonders von dem, man möchte fast sagen idyllischen Eindruck, den die Gesamtanlage dieser Stätten der Schmerzen und der Opfer macht. Blumentöpfe stehen überall, und das will auf diesem heißverbrannten Boden viel heißen. Keine Pflegerinnen walten ihres Amts, aller Pflegedienst ist männlich. Daß gerade diese Männer soviel Sinn für die erfrischende und belebende Wirkung hübscher Anlagen haben, war doppelt erfreulich. Die Betten sind teilweise primitivste Holzgestelle, teilweise Matten auf Kieslagen ausgebreitet; darüber wird das Bettzeug gelegt und dies manchmal mit Zweigen abgesteckt. Eine ergreifende Stille liegt über diesen Räumen. Die tiefste Ergebung in das Geschick malt sich auf diesen wettergebräunten Gesichtern, deren Heimat fern im Osten oder nahe am Meer liegt. Die Macht des frommen Glaubens legt sich wie eine segnende Wolke über die Zelte. Aerzte, Diener gehen umher; der Fliegenwedler steht am Bett und tut dem Kranken vielleicht den erquickendsten Dienst. Hier stirbt ein Krieger; dort sieht man einen hinwegtragen — den letzten Weg. — Der Gesundheitszustand ist im ganzen durchaus befriedigend. Die Haut des Moslem heilt gut; er trinkt keinen Alkohol. Mit Seuchen hat man nicht zu kämpfen. Treffliche Vorsichtsmaßregeln sind getroffen. Aber es bleibt zuletzt ein drückender Ernst beim Gang durch solche Baracken übrig, ein quälendes Unbehagen des Gesunden, der durch die Reihen der Leidenden schreitet, die für ihn geblutet. Man möchte jedem Worte des Dankes ins Ohr flüstern, und nun geht man so hindurch wie ein Zuschauer. Wir fahren wieder zurück, vorbei an Eseln, Pferden, Maulesln, Kamelen, Wagen, Truppen, Truppen, Truppen.

Abends sind wir bei dem Feldmarschall geladen. Der türkische General Essad Pascha, der türkische Stabschef, ein deutscher Oberstabsarzt und wir beide — das ist die kleine Runde. Die Unterhaltung geht hauptsächlich zwischen dem deutschen und dem türkischen Feldherrn. Sichere Zuversicht des Sieges, bunte Erinnerungen an schwere Kampfestage, listige Freude, dem Engländer die größte Enttäuschung seiner Geschichte anzutun — all das blitzt und wetterleuchtet in behaglich ernstem ruhigen Ton der Redenden. Hier sitzt ein Mann, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, seiner Verantwortung voll bewußt, zäh, arbeitsam, überall mitten unter dem Heer, wo es not tut; die persönliche Verkörperung des Erfolges. Es ist kein Zufall mehr, daß er türkischen Namen trägt: Liman heiße, sagte man mir, Bucht. Der türkische Soldat geht für seinen Liman Pascha durchs Feuer, und wo er kommt und geht, da bringt er Sieg mit sich.

Als ich abends in meinem Zelt lag, die Kanonen donnerten, die Wachen auf die Flieger lauerten und der Sturm eilig durch das Zelt durchfuhr, da vermochte ich der Eindrücke nicht Herr zu werden. Ich weiß nur: ich empfand alles ästhetisch erst in zehnter Linie. Der Krieg stand vor mir leibhaftig, nicht erschreckend, aber in seiner Völkerwucht und seiner gewaltigsten Verantwortlichkeit, die er auf die einzelnen Personen ladet. Der Mond scheint hell. Mein Bursche schläft im Zelt auf dem Boden in seinen Sack gekauert. Dankbar schließe ich die Augen, daß ich solches erleben darf. Das war der erste Tag an den Dardanellen.

Helene Voigt-Diederichs / Sieg über Land

Fortsetzung.

Der Bug des Schiffes sendet sein Wellendreieck nach rückwärts. Ein sanfter Riesenkamm strählt die Flut bis gegen den fliehenden Uferdunst. Auf dem Scheitel der vordersten Woge wandert ein abendhaftes Rot — man sucht die Sonne, sie ist nicht da, äfft nur flüchtig als bleiches Mondgesicht durch die schwebenden Flöre.

Vor uns das Wasser liegt grün und lautlos ungefurcht. Keine Müdigkeit ringsum, eine schöpferische Stille: blaues Lächeln wird am Himmel geboren, Schilfrand, Wälder und Lehmhänge schaukeln herauf. Spukbilder, seidig verhüllt, da ganz klar umrissen die breitgedrückte Buche neben dem Stubber Hünengrab. Erdwellen, geheimnisvoll versammelte Baumkuppeln, die ein unsichtbares Gehöft behüten. Strohgedeckte Katen, einsam verstreut, ihre purpurnen Wände von den dunklen Runen des Fachwerks gestützt. Uferwiesen und grasige Hügelkämme, frei von Dunst, deutlich darauf das feingliederige rote Angler Vieh mit den leuchtend weißen, schwarz gespitzten Hörnern.

Laubig vorspringend am linken Ufer eine Landzunge. An ihrer Spitze sucht der Blick. Schwärzlich kraust sich an dieser Stelle die verschwiegene Flut, und im uralten Lufthauch taumelt immer neu die Klage um König Erik, der von Bruderhand erschlagen und mit Ketten belastet im Salzwasser versenkt ward. Zwei Jahre später fanden Schleswiger Fischer den Leichnam. Zum Gedächtnis ward dieser Vorsprung der Kapelle zum Finstern Stern geweiht, die vielleicht nie mehr als eine Sage war, aber noch heute lebt der Name im Fischermund.

Schmaler wird der Meeresarm, eine leichte Strömung rillt das Wasser. An der nächsten Brücke bringt ein alter Herr, der Dorfpastor vielleicht, seinen Soldatensohn an Bord. Erbleichende Gesichter, festes und mutiges Abschiednehmen; schon spaltet das Wasser Schiff und Land. Ein kleiner Pinscher, der neben dem Vater zurückbleibt, stößt einen Wehlaut aus. Er verfolgt am Ufer hinjammernd den ziehenden Dampfer, nutzt jeden Vorsprung, rast dann die ruhende Fähre hinauf und stürzt sich von ihrer Spitze ohne Besinnen in die Flut. Erst schwimmt der Hund in der Richtung des Schiffes, gewahrt dann, daß es drüben noch einmal anlegen wird, wendet sich und quert pfeilschnell dem jenseitigen Ufer zu. Er schüttelt das Wasser von sich und erreicht die Brücke im letzten Augenblick. Sein Herr hält sich verborgen, aber das Tier hat doch einen blitzenden Uniformknopf erspäht. Der Steuer-

Digitized by Google

mann schreckt es mit rauhem Wort. Schuldbewußt kauert es im schilfigen Ufergras, aber als der Dampfer abstößt, geht von neuem seine Liebe mit ihm durch. Es jagt ins Wasser, kreist klagend um den drohenden Bug, kämpft, zappelt, ermattet und bleibt zurück. Widerwillig gehorcht es dem Ruf vom Lande her, immer noch den Kopf mit den todtraurigen Augen seinem Herrn nachgewandt. Müde und lahm erreicht es den Sand. Der alte Vater empfängt es, beugt sich, tröstet, leise streichelnd das nasse Fell — stumm, ein einziges jäh zusammengehöriges Wesen, wenden sich die beiden ins Land zurück.

Durch die Enge von Missunde gleitet das Schiff, vorbei an blumigen Uferhängen, an denen die Reste der früheren Befestigungen sich staffeln und aufbauen. Eifrig späht der Soldat, die langen Krücken vergessen neben sich auf die Bank gezogen. Sicherlich ist er als Kind dieses Landes mehr als einmal an den alten Schanzen vorbeigefahren — heut erlebt er sie, duckt sich in die grünen Furchen, hält aus ihrer Deckung ein scharfes Feuer über den Landungsplatz gegossen. Als der Dampfer in die große Breite hinaussteuert, läßt seine Aufmerksamkeit nach. Er fängt an mit dem Kapitän zu schwatzen, der seine Aalangeln von der letzten Nacht auseinanderwirrt. Haken für Haken wird säuberlich über eine Stange gereiht, während der zum Köder aufgespießte Heringsschwanz wie ein silberner Funken über Bord fliegt.

Als es nichts mehr zu sagen gibt, macht sich der Soldat daran, die Fahrräder zu mustern. Doppelte Uebersetzung, das kann ihm gefallen. Angeregt beugt er sich vor, schaltet am Knopf, wird warm und sachlich. Plötzlich leises Erschrecken, eine Erinnerung schlägt ihn, er zieht die Hand zurück; seine Augen stechen seitwärts, mißtrauisch, ob etwa ein fühlsamer Blick ihn beleidigt.

Blitzende Möwen gackern, wiegen sich zutraulich wie Hausvögel, säumen mit weißen Steinen das zurückbleibende Ufer. Das alte Schloß von Luisenlund leuchtet über waldgrünem Terrassenland, herbstlich überhaupt vom Bronzeduft der reifenden Stachelkapseln. Ziegeleien haben ihre Löcher in den Lehm gefressen. Aber heut atmen die roten rußköpfigen Schornsteine nicht, auf den Lagerplätzen keine schaffende Hand, die flachen Bäuche der Kähne schaukeln unbepackt.

Wir nähern uns der breit um die Bucht gelagerten Stadt, die über sich selber hinaus an sanften Hügeln emporwächst. Noch gestaltet sich, der lockenden Vormittagssonne zum Trotz, keine Einzelheit in dem weißen Dunst. Nur der Dom mit seinem gesägten Schieferturm steht da, frei, ungeheuer und königlich — zwei Dome, der eine in den Himmel hinauf, der andere wirklichere ins Wasser hinab.

Erst vom Landungsplatz aus erkennt man den Zusammenhang des vielfältigen Gehäuses, den Kern des steil dunklen Hauptdaches, die mittelalterlichen Mauern, gefügt aus dem Wettertrotz der kleinen Backsteine, die moosgleichen Spuren der alten Glasur, die an den Wänden und Vorbauten von heut etwas aufdringlich wiederholt ist. Der Turm mit seinem unwohltuenden Gelb und den übernommenen Massen, bei aller wolkenkratzenden Gewalt — so aus nächster Nähe tut er eigentlich nichts, als dem Blick entgegentrumpfen: ich kann's auch.

Mein Bruder begibt sich auf die Gefangenensuche. Wir verbringen eine Stunde oder zwei in den kühlen Feierräumen des Doms und im warmen farbigen Kreuzgang, über dessen rote Fliesen schwarze uralte Efeublätter schurren, während in dem offenen Licht des Hofes die Unkräuter in weißen Samen stehen. Sonderbar, daß niemals wie heut die Bilder, Inschriften und Grabmäler versunkener Geschlechter lebendig waren, vom vorzeitlichen Runenstein bis zur Tafel im neuen Turm, die den Namen dreier Kaiser trägt. Und daß man den Meister des Brüggemannschen Altars, die eiserne Hand, die in das Eichenholz hinein bildete, den tief gestaltenden Sinn mit heißem Herzschlag als seinem Volk gehörig fühlt.

Von der halben Höhe des Turms Niederblick auf die langen geraden Dächer und Firste der roten Stadt, auf das selbst jetzt zur Erntezeit noch grüne Hügelland voll von Wäldern, Mühlen und Wasser. Ein Büblein vom Pflasterhof tief unten dolcht geschickt mit seinem Spiegel nach unseren staunenden Augen. Im Glockenraum hebt der ungeheure Schall der Mittagstunde an. Ein paar Sekunden hält man den dröhnenden Wellen stand, brandet und schwingt — will nicht der kindische Leib bersten! Man flieht die Treppen hinab — neulich, irgendwo, schritt einem ein Ertaubter vorbei, ein Kanonier, der mit seiner Batterie an der Lorettohöhe stand . . .

Drunten im Holm wohnen seit den frühesten Zeiten die Schleifischer beisammen. Buckliges Pflaster, jeder Stein ein unbequemes Ich. Kleine, manchmal märchenhaft kleine Häuser, aber es ist alles da: Dach, Schornstein und die großen blanken Fenster voll von Kaktus, Eiskraut und Judenbart. Zwischen Mauern schleichen schmale schattenschwarze Gänge zum glucksenden Wasser hinab. Durch offene Türen sieht man an der steilen Bodenleiter vorbei, in den rückwärtsgelegenen Gemüsegarten mit seinen zierlich belasteten Birnbäumchen, mit Erbsenbeeten, Krautköpfen und blühenden Winden am Lattenzaun. Oder geschützte Höfe sind da und sonnige Holzbankwinkel für großväterliches Rheumatismusgebein.

Die Gasse verläuft auf dem flachen sandigen Uferplatz, statt der Möwen beleben ihn Soldaten. Blaurote Trupps schwenken einher. Man rettet sich hart an die Häuserwand vor dem dröhnenden Schritt. Aeltere bärtige Leute sind es, noch nicht zum Militär erhoben, vielmehr als Schuljungen vor allzu kindliche Aufgaben gestellt, die doch ihre besonderen unwürdigen Schwierigkeiten haben, um die man am besten mit spöttischer Nachsicht gegen sich selber herumkommt. Einer ist da, ein Freiwilliger offenbar weit jenseits der Landsturmgrenze. Selig entlastet blickt er aus einem wunderbar pfiffigen Faltengesicht zurück in die verlassene Alltagswelt.

Am Straßenrand pinselt eine Malerin die Natur auf ihre Leinwand. Da gibt es aus der Schwärze des Gemüts aufleuchtende Gesichter, Hallos und fortgepflanzte Rippenstöße. Das Mädchen rettet ihre Staffelei und tut das Klügste: empfindet die eigene Lächerlichkeit und lächelt mit. Als die großen Jungen mit ihren spottfertigen Mäulern vorbeigestampft sind, tritt ein alter Seebär mit einem langen, geraden, verkniffenen Mund heran, tröstet die Schöpferin und schilt seine Frau. Dumme Trine, sie soll nicht so nah hinkucken. Kunst, das ist doch gerade dies: wenn man davor steht, nichts als Schweinerei. Aber aus der Ferne, „dat reine Wunnerwark". Alles drauf: Madsens Dachfenster und der weiße Rand um den Schornstein, und Micte Juhl geht mit der Schulmappe und genau derselben blauen Schürze, die sie immer umhat.

Und als er das auseinandergewickelt hat, muß er selber eilig zur Seite humpeln, denn ein neuer geübterer Trupp klirrt heran mit treuen roten Feldgesichtern und blonden, breit und braun gewachsenen Bärten, in die der Umriß eines Marschliedes geknarrt wird.

In früheren Zeiten bekam man Soldaten zur Ernte. Dieses Jahr, das alles Gewesene umkehrt, hat aus den Schnittern Soldaten gemacht.

Schluß folgt.

Digitized by Google

Gottfried Traub / Wert

Wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Wert mehr, daß Menschen auf Erden leben. Kant.

Ihr Verzagten, die ihr klagt, daß in diesem Krieg alle höheren und höchsten Werte zugrunde gegangen seien! Als ob das überhaupt möglich wäre. Gerechtigkeit und Wahrheit sind gewaltiger, als daß sie durch Friedenszeit bestätigt oder durch Kriegstage widerlegt werden könnten. Wie gering denkt man von ihrer Kraft, daß man sie verloren gibt, wenn sie nicht gerade offen vor den Augen liegen und man um sie kämpfen muß. All die Verdächtigungen und Lügen, Gemeinheiten und Niederträchtigkeiten der letzten Monate vermögen Wahrheit und Gerechtigkeit nichts anzutun. Die sind in ihrem Wert noch höher gestiegen. Sie leben aus eigener Kraft. Ihre Geltung liegt in ihrem Wesen.

Viele liebe Menschen heutzutage sind unzufrieden, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts so langsam geht und seine höchsten Güter kaum sichtbar auf der Erde heimisch werden. Sie verzweifeln an ihrem Sinn, weil er immer wieder bedroht und in Frage gestellt zu sein scheint. Aber sie vergessen, wie freigebig die Forscher in der Naturwissenschaft mit Jahrtausenden sind, um nur Erdrinde, Baum und Tiergeschlecht in ihrer Entwicklung zu begreifen. Menschengeschlecht ist noch mehr wert. Jung ist sein Tag, wenn man an das Alter des Bodens denkt, aus dessen Schoß es stammt. Trotzdem wollen sich manche ein Recht nehmen, an der Entwicklung der Menschen zu verzweifeln, weil, ja, weil ein Krieg über die Erde braust mit viel Schrecken und Grausamkeit, aber mit noch stärkerer Mannesprobe und Völkererziehung. Man hat von den ewigen Kräften der Gerechtigkeit und Wahrheit keine Ahnung, wenn man sie für so kurzlebig und empfindlich hält, daß sie Schaden nehmen könnten an ihrem Kern. Sie stehen heute in den vordersten Reihen der Kämpfer und schlagen alle Schlachten mit; sie gehen um bei denen zu Hause und zeigen sich ihnen in ihrer unbestechlichen Schönheit. Jetzt ist Zeit zu lernen, daß es Mächte gibt, die unvergänglich sind, und eben darum zu jeder Zeit Hort und Halt gewähren. Und dieses Wort „unvergänglich" soll ernst gemeint sein. Wir wollen ihnen damit nicht nur einen Schmuck umhängen. Das Unverwüstliche ist ihr inneres Wesen, ihre strahlende Kraft. Sie verbrauchen sich nicht und verteilen sich nicht. Sie schenken und geben sich nicht aus, sie dauern und werden nicht alt. Sie bleiben. Liegt nicht wahre Ruhe in dem Bleibenden?

Wenn du sagst, daß dir das alles wenig hilft, wenn diese Mächte selbst so dauerhaft sind; wenn sie aber in des Menschen Hand jeden Augenblick zerbröckeln, dann sprichst du selber ungerecht und unwahr. Wir gehören hinein in alles, was sich erst reckt und streckt, was wird und wächst, was auch abnimmt und verdirbt, um Höherem Platz zu machen.

Wie langsam der Fortschritt in einem Volksdurchschnitt sich durchsetzt, kann man in den Tagen dieses Krieges lernen. Und der einzelne ist in seiner eigenen Haltung auch meist nicht höher. Ist das ein Grund zum Verzweifeln? Macht uns die Sonne nicht schon durch ihr Leuchten glücklich, auch ohne daß wir all ihren Glanz im Auge fassen können? Sind wir nicht viel empfindlicher geworden in der Beurteilung dessen, was ungerecht und häßlich ist? Die Einsicht aber, daß die einzelnen Entscheidungen des Lebens nicht nach einer durchsichtigen Regel: „hie gerecht," „hie gemein" ohne weiteres gemessen werden können, diese Einsicht führt uns nur scheinbar von der Gerechtigkeit weg, in Wirklichkeit sind wir in solch bescheidenem zurückhaltenden Urteil gerechter, als wenn wir lospoltern und predigen. Ich lebe der festen Ueberzeugung, daß die Weisheit, die unserer Meinung nach entsetzlich viele Umwege machte, um nur den Menschen auf der Erde zu bilden, in Wahrheit aber den besten Weg hierzu ging, auch Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit in der Menschenwelt zum Blühen und Reifen bringt, weil und wie es ihr gefällt. Für den einzelnen handelt es sich aber nicht um diese weitausschauenden Gedanken, sondern um die einfache Tatsache: mehre das Reich der Gerechtigkeit, indem du gerecht sein willst.

Soziale Bewegung

Kriegsbeschädigten-Fürsorge der Angestellten-Versicherung. Ein Beschluß von sozialer Bedeutung ist kürzlich vom Direktorium der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte gefaßt worden. Bekanntlich wird in zahlreichen Fällen für die Kriegsbeschädigten wichtiger als eine Geldunterstützung die Möglichkeit sein, ihnen einen neuen Beruf zu eröffnen. Die Reichsversicherungsanstalt für Angestellte will daher die ihr gesetzlich gegebene Möglichkeit, Heilverfahren zu bewilligen, dahin auslegen, daß Berufsberatung und Berufsumlernung kriegsbeschädigter Versicherter als Heilverfahren angesehen wird, und daß die Kosten hierfür übernommen werden, soweit sie nicht von dritter Seite getragen werden. Bemerkenswert ist insbesondere, daß derartige Kosten auch dann übernommen werden sollen, wenn der bisher Versicherte in dem neu zu erlernenden Beruf nicht mehr versicherungspflichtig sein wird. Die Berufsberatung und Berufsumlernung soll durch die für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge gegründeten öffentlich-rechtlichen Organisationen erfolgen. Voraussetzung für die Kostenerstattung ist, daß der Reichsversicherungsanstalt Gelegenheit zur Entschließung über dieses besondere Heilverfahren vor dessen Einleitung in jedem Einzelfalle gegeben wird. In Dringlichkeitsfällen wird von diesem Erfordernis jedoch stillschweigend abgesehen werden. Innerhalb dieses Rahmens übernimmt die Reichsversicherungsanstalt mithin: 1. die Kosten der Hin- und Rückreise nach dem Ausbildungsort in der dritten Wagenklasse, 2. die Kosten des Unterrichts und der notwendigen Unterrichtsmittel, 3. die Kosten für Wohnung und Verpflegung am auswärtigen Aufenthaltsorte gegen besonderen Nachweis bis zu einem täglichen Verpflegungssatze von höchstens 6 M. Hat der Kriegsbeschädigte Angehörige, deren Unterhalt er ganz oder überwiegend aus seinem Arbeitsverdienste bestritten hat, so soll diesen eine Unterstützung in Form eines sogenannten „Hausgeldes" gegeben werden. Anträge sind seitens der Versicherten nicht direkt bei der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte einzureichen. Die Kriegsbeschädigten sollen sich vielmehr an das zuständige Büro der unter Mitwirkung der Behörden errichteten Ausschüsse für Kriegsbeschädigtenfürsorge (für Berlin im Rathaus) wenden.

Zukunftsaufgaben der deutschen Arbeiterbewegung. In einer übersichtlichen Zusammenstellung über das Wirken des Gewerkvereins der deutschen Maschinenbau- und Metallarbeiter im ersten Kriegsjahre gibt der Vorstand am Schluß einen Ausblick in die Zukunft der deutschen Gewerkschaftsarbeit. Darin heißt es: Nachdem sich die Arbeiterorganisationen auch in der Kriegszeit durchaus bewährt haben, nachdem das von allen Seiten rückhaltlos anerkannt worden ist, liegt es jetzt an den Organisationen selbst, die gewonnene Stellung und Anerkennung in der öffentlichen Meinung für die weitere Zukunft zu behaupten und auszubauen. Die heutigen Verhandlungsformen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, durch welche die Gleichberechtigung mehr und mehr zum Durchbruch und zur Anerkennung kommen, liefern den Beweis für die Richtigkeit der Gewerkvereinsgrundsätze, daß zwischen Arbeitern und Arbeitgebern zunächst auf dem Verhandlungswege eine Regelung der Arbeitsverhältnisse durch Vereinbarungen möglich ist. Die Regierungen und Behörden werden nicht mehr mit unberechtigten Vorurteilen die Bewegungsfreiheit der Arbeiterorganisationen einzuengen vermögen, wenn man nicht die Lehren aus dieser Kriegszeit vergessen will. Es kann demnach eine freiere Betätigung zur Erreichung unserer Gewerkvereinsaufgaben wohl erwartet werden, ohne daß die Gefahr vorliegt, die Organisationen könnten ihre größere Bewegungsfreiheit mißbräuchlich anwenden. Die Gewerkvereine werden daher auch nach dem Kriege einzutreten haben für die Verbesserung des Vereinsgesetzes im Sinne der bereits gefaßten Reichstagsbeschlüsse für die Förderung der Schieds- und Einigungsamtsbestrebungen, insbesondere für Errichtung eines Reichseinigungsamtes; für die Schaffung eines Reichs-Arbeitsrechts; für die Gleichberechtigung der deutschen Arbeiterschaft auf allen Gebieten unseres verfassungsmäßigen Lebens; für die Weiterführung zweckentsprechender Arbeiter-Schutzbestimmungen; für einen zeitgemäßen Ausbau der Arbeiterversicherungsgesetze; überhaupt für alle Bestrebungen, die das kulturelle Emporsteigen der Arbeiterschaft nach

Digitized by Google

sich ziehen, unter Berücksichtigung der Verhältnisse, die sich nach dem Friedensschluß in Deutschland ergeben werden. Es erwächst uns hieraus auch nach dem Kriege wieder ein weites Tätigkeitsgebiet. Die Aussichten für die Zukunft sind daher für unseren Gewerkverein keineswegs trübe. Hoffnungsfroh wollen wir der Zukunft entgegengehen. Die furchtbaren Opfer dieses blutigen Krieges können nicht vergeblich gebracht worden sein. Aus ihrer Saat muß neues Leben und Gedeihen ersprießen, und wir alle haben daran mitzuarbeiten, unsere Sache zu fördern und auszubauen. Das sind wir dem Andenken unserer Kollegen schuldig, die ihr Leben auf den Schlachtfeldern lassen mußten, und die nicht mehr mit uns an der Lösung unserer Aufgaben tätig sein können.

Kriegsliteratur

Unsere Führer im Weltkriege. Seinen Zeitbildern „Aus eiserner Zeit" läßt der Verlag Franz Schneider, Berlin-Schöneberg, Bildnisse unserer Heerführer von Oskar Popp und Prof. Otto Seeck folgen. Bei der ersten Auswahl scheint vor allem ein Gedanke mitgesprochen zu haben, nämlich der, durch sie zum Ausdruck zu bringen, daß ebenso wie Preußen, Bayern, Württemberger in den Schlachten in treuer Hingabe an das Vaterland nebeneinanderstehen, Nord und Süd auch an der Leitung der Kämpfe in gleicher Weise beteiligt sind. So finden wir aus Preußen unsere volkstümlichsten Heerführer: vor allem Hindenburg, dann Mackensen, der Deutschland im Südosten die weltwirtschaftliche Zukunft zu erstreiten geht, v. Beseler, den Festungsbezwinger, v. Emmich, v. Kluck, deren Namen mit dem Siegeszug im Westen unlösbar verbunden bleiben. Der Süden gab der Sammlung den Prinzen Leopold, den Sieger von Warschau, den Kronprinzen Rupprecht von Bayern und den Herzog Albrecht von Württemberg, die treuen Wächter von Lille und Ypern. Einfarbige Künstlersteinzeichnungen sind es, die das Brustbild der Genannten zeigen. Die technische Ausführung ist gut. Mögen die Köpfe untereinander künstlerisch auch nicht gleichwertig sein, so können wir doch allen Bildern einige empfehlende Worte hier widmen. Der Preis des Blattes beträgt 2 M.

Flugschriften für Oesterreich-Ungarns Erwachen. Herausgeber Robert Strache, literarische Leitung Ferdinand Gruner. Warnsdorf in Böhmen 1915, Ed. Strache. Jedes Heft 80 Pf.

Heft 1: Die Lehren des Krieges. Von Dr. Friedrich Freiherr von Wieser, Universitätsprofessor in Wien. Eine geistvolle Untersuchung über den Anteil der Massen an dem Ausbruch des Krieges. Der Krieg ist nicht aus den Leidenschaften der Massen hervorgegangen. Die Massen werden beherrscht von einer kleinen Zahl führender Personen. Und diese wieder schwimmen, wenn sie sich nicht über die Mittelmäßigkeit hinausheben, in den Strömungen der geschichtlichen Bahnen. Diese Stömungen sind es gewesen, die zum Kriege getrieben haben, und man kann gegen die feindlichen Staatsmänner den Vorwurf erheben, daß sie teils nicht in der Lage gewesen sind, gegen den Strom zu steuern, teils es auch nicht gewollt haben. Da man den Massen keine Schuld am Kriege zusprechen kann, ist der Völkerhaß unbedingt abzulehnen. — Heft 2: Oesterreich und England. Von Dr Ottokar Weber, Universitätsprofessor in Wien. Eine knappe, aber alles Wesentliche hervorhebende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der österreichisch-englischen Beziehungen. Der Verfasser findet sehr kräftige Worte gegen die Ausländerei, die auch in Oesterreich-Ungarn bis zum Kriege gewisse Kreise des Volkes beherrschte

Otto von Bismarck und die englische Politik. Von Seminarlehrer Otto Fricke (enthalten im Jahresbericht über das Herzgl. anhaltische Landesseminar zu Köthen).

Eine volkstümlich geschriebene, inhalts- und lehrreiche Uebersicht über Bismarcks Politik, behandelt unter dem Gesichtspunkte, wie sich England dieser Politik gegenüber verhalten hat. Es ist erfreulich, einen solchen Aufsatz in dem Jahresbericht einer Schule zu finden.

Auch sonst weist der Schulbericht manche Spuren des Krieges auf: Namen von ins Heer eingetretenen Lehrern und Schülern, Prüfungsaufgaben, in denen sich die Gegenwart widerspiegelt. So heißt es in Aufgaben aus der Raumlehre: „Auf einem Kreuzer ...", „Ein Kriegsschiff fuhr ...", „Ein Feldgeschütz, dessen Anfangsgeschwindigkeit ..." usw. Im Rechnen war u. a. das Gewicht eines Geschosses zu bestimmen.

Japan im Weltkriege und das Chinaproblem. Zwei Aufsätze von Dr. H. Smidt. Bremen 1915, Franz Leuwer. 61 S.

Der erste Aufsatz, der sich mit den Verhältnissen Japans bei Ausbruch des Krieges beschäftigt, wurde bereits in der „Wes. Ztg." veröffentlicht. Der zweite Aufsatz behandelt nach einer Betrachtung der innerpolitischen Geschichte Japans in sehr gründlicher Weise das Chinaproblem. Schon 1896 erklärte Graf Okuma, die einzige Rettung für China sei die Annahme einer fortschrittlichen Politik, und wies dabei auf Japan als den einzig möglichen Lehrmeister und Führer hin. Zunächst war dieser Gedanke rein idealer Natur. Man empfand es in Japan als unerträglich, daß ein rasseverwandtes Volk verurteilt sein sollte, von einer fremden Rasse erdrückt zu werden. Allmählich kam aber ein materielles Moment zur Geltung. Wollte Japan nicht dauernd pekuniär vom Auslande abhängig sein, so mußte aus dem alten Agrarstaate ein Handels- und Industriestaat werden. Zur Entwicklung seiner Industrie brauchte es vor allem Eisen, das ihm fehlt, aber reichlich in China zu finden ist. Den Weltkrieg sucht Japan zu benutzen, um China ganz in seine Abhängigkeit zu bringen. Hierdurch aber entsteht ein unüberwindlicher Gegensatz zwischen Japan und England. Trotz des Verlustes von Tsingtau beurteilt der Verfasser die Aussichten, die sich Deutschland im fernen Osten für die Zukunft bieten, sehr günstig. Obwohl man nicht klar sehen kann, wie die Dinge sich jetzt in Ostasien entwickeln, manches auch heute anders liegen mag, als es hier dargestellt wird, doch eine lesenswerte Schrift.

Die Hohenzollern und ihr Werk. Fünfhundert Jahre vaterländischer Geschichte von Otto Hintze. Erstes Zehntausend. Berlin 1915, Paul Parey. 704 S. Geb. 5 M.

Dieses Buch, das wir auch in Nr. 37 unter der „Literatur zur deutschen Politik" aufgeführt haben, will „in schlichter, wahrheitsgetreuer Darstellung" lehren, „was die Hohenzollern unserem Volke durch die Jahrhunderte hindurch geworden sind". Damit hat sich der Verfasser, der ordentliche Professor für neuere deutsche Geschichte in Berlin ist, eine große und gewiß nicht leichte Aufgabe gestellt. Soweit wir sehen, hat er die Aufgabe durchweg glücklich gelöst. Wir haben noch nicht die Zeit gefunden, das sehr starke — übrigens trotz seines Umfanges handliche, gutgedruckte und äußerst preiswerte — Buch durchzulesen. Was wir aber davon gelesen haben, das schien uns schlicht und wahrheitsgetreu. In flüssiger, klarer Darstellung wird die Geschichte Brandenburgs (seit 1415), Preußens und des Reiches bis zum Ausbruch des Krieges erzählt. Kein Prunken mit Gelehrsamkeit; wo es aber nötig ist, da greift der Verfasser nach rechts und links in den Schatz seiner Kenntnisse, weniger um die Darstellung zu bereichern, als um für das eigentliche Thema, das Werden des Hohenzollernwerkes, Interesse und Verständnis zu wecken. Hier hätte fast noch mehr geschehen, oft hätte auf die außenpolitischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge noch mehr eingegangen werden können, aber das einbändige Lesebuch vertrug keine weitere Vergrößerung. Von Byzantinismus haben wir keine Spur gefunden. Es ist das Erfreuliche an der deutschen Geschichte und ganz besonders an der preußischen, daß der wirkliche Kenner und gerechte Geschichtsschreiber die Wahrheit nicht zu verschweigen braucht und trotzdem eine in ihrer Endwirkung erfreuliche Darstellung geben kann.

Den Ostjuden ihr Recht. Von Dr. Nathan Birnbaum. Wien 1915, N. Löwit Verlag. 32 S. 60 Pf.

Verlangt die Anerkennung der Ostjuden als Volk und in allen Staaten, in denen Ostjuden wohnen, für sie volle nationale Gleichberechtigung mit den anderen Völkern dieser Staaten.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Cz. in Z. 2,50 M., Sch. in M. 3 M., N. in N.-G. 5 M., Frl. C. in Gr.-F. 8,50 M., Lehrer M. in W. 5 M., G. in K. 5 M., Pfr. R. in St. 2,55 M., M. H. in P. 2,50 M., Justizrat Dr. A. in W. 2,50 M., B. in H. 2,50 M., Fr. G. in B. 2 M., Lehrer M. in D. 8,50 M., Frau G. in J. 2,50 M., Frau F. in M. 2,50 M., H. in S. 2,50 M., Prof. F. in L. 2,50 M., Lehrer B. in N. 4,25 M., Frau Lehrer C. in D. 2,55 M., K. in F. 2,50 M., Kriegsfrw. B. im Felde 2 M., Hilfelaz.-Insp. Sch. in W. 2 M., Frau Pfr. Ph. in W. 2,50 M., Oberl. Dr. O. in H. 2,05 M., P. in F. 5 M., R. in E. 6 M., Off.-Stellv. H. im Felde 2 M., Frl. A. in N. 5 M., Dr. A. in L. 2,50 M., Komm.-R. E. in D. 2,50 M., Frau Dr. A. in B. 3,35 M.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt W. in Berlin 11 verschiedene Bücher und Hefte, Frl. F. in Gotha 10 Hefte Türmer, 5 Der deutsche Krieg, 1 Rohrbach, Weltvolk, 1 Reutter, Michel, 1 Wiesb. Volksb.

Für erblindete Krieger: M. Hübsch im Felde 2 M.

Für kriegsgefangene Deutsche in Sibirien: v. B. in Sp. 5 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: E. R. in Sch. 3 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Lehrer K. F., Triebel. Daß Sie von sich aus in der Angelegenheit etwas tun können, glauben wir nicht. Am besten erkundigen Sie sich bei dem zuständigen Bezirkskommando.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Digitized by Google

4. November 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 44

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

An die Leser! — **Friedrich Naumann:** Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Freiherr v. Mackay:** Von Ostende bis Bagdad. — **Pfarrer Friedrich Holdermann:** Der Krieg als Erzieher zum deutschen Volksstaat. — **Direktor des Statistischen Amtes Berlin-Schöneberg R. Kuczynski:** Milchnot. — **Biz. H. Mulert:** Unabkömmliche und Untaugliche. — **Leon Suleiman:** Die Salachije-Universität in Jerusalem. **Gottfried Traub:** In den Dardanellen. — **Gertrud Bäumer:** Der Genius des Krieges. — **Helene Voigt-Diederichs:** Sieg über Land. — **Fritz Iwand:** „Einarmige". — **Gottfried Traub:** Bedenken. — Soziale Bewegung. —Büchertisch.

An die Leser!

Die treue Hilfe unserer Freunde hat es uns möglich gemacht, in einem von Monat zu Monat wachsendem Maße die „Hilfe", die „Kriegs- und Heimatchronik" und manches gute Buch hinauszusenden an Einzelempfänger, Lesehallen, Feldkasinos usw. in Front- oder Reservestellung, in der Etappe, in Lazaretten und draußen auf See. Wir würden uns freuen, wenn die Zahl dieser Sendungen noch weiter so wachsen würde wie bisher. Wir verbinden deshalb mit dem Dank für die bisherige Hilfe die Bitte, uns auch künftig in diesem unserem Tun zu unterstützen durch Angabe von — genauen — Feldadressen, an die wir die „Hilfe" kostenlos schicken sollen, sowie auch durch Beiträge für die Sammlung, die uns diese Sendungen ermöglicht, und durch Zustellung von Büchern und Schriften, die zur Befriedigung des Lesebedürfnisses unserer Soldaten geeignet sind. Es ist ja natürlich niemand, der selbst zahlen will und kann, auf den Weg der Liebesgabe angewiesen. Wie jede andere Zeitschrift kann auch die „Hilfe" draußen an der Front durch Vermittlung der Feldpost oder durch direkte Bestellung beim Verlage bezogen werden. Aber es soll doch auch einem jeden, der jetzt da draußen seine vaterländische Pflicht erfüllt, die Möglichkeit gegeben sein, ohne Rücksicht auf seinen Geldbeutel sich mit der nötigen und erwünschten geistigen Nahrung zu versorgen, so wie die Heeresverwaltung für seine leibliche Ernährung sorgt. Unsre Leser und Freunde haben uns bisher geholfen, hierbei das Unsre zu tun. Sie werden, davon sind wir überzeugt, auch weiter helfen.

Schriftleitung und Verlag.

Naumann / Kriegschronik

Sonntag, 24. Oktober.

Auf der Fahrt nach Prag beklagt sich eine Dame, daß sie nach ihrem Nest eineinhalbe Stunde länger fährt als in Friedenszeiten. Solche Hühnerköpfe haben keine Ahnung davon, welche Anforderungen der Krieg an die Eisenbahnen stellt. Dieser Art sollte es eigentlich erst noch einmal viel schlechter gehen, damit sie überhaupt merken, daß Krieg ist. Aermere Kreise merken es an den Preisen der Lebensmittel. Es wird von böhmischen Mitfahrenden ziemlich scharf über Lebensmittelpreise gesprochen, aber soviel wir sehen, sind die Dinge hier nicht viel anders als bei uns in Deutschland. Was eine natürliche Kriegsfolge ist, wird jeder verständige Mensch gern auf sich nehmen, was aber willkürliche Steigerung ist, soll in die notwendigen Schranken zurückgewiesen werden. Ein sonniger Herbst liegt über der böhmischen Fruchtbarkeit. Ueberall Truppentransporte und Lazarettwagen.

Die Schlacht am Isonzo dauert fort und wird mit beispielloser Erbitterung durchgekämpft. Alle Grenzpunkte sind unter Geschützfeuer. Infanterieangriffe in den Dolomiten, in Kärnten zwischen Mrzli Vrh bis Tolmeiner Brückenkopf; von da bis Plava und zum Görzer Brückenkopf und an und auf der Hochfläche von Doberdo, wo vorübergehend die Italiener in österreichische Gräben eindrangen. Ueberall wird auch heute tapfer die Linie gehalten. Die italienischen Verluste werden als gewaltig bezeichnet.

Die Blätter und Anschlagsäulen fordern auf, zur dritten österreichischen Kriegsanleihe zu zeichnen. Da die Kriegsanleihe steuerfrei ist, mit 5½ % verzinst und mit 93,10 % aufgelegt wird, so haben die Banken recht, wenn sie den Zeichnern eine jährliche Verzinsung von über 6¼ % versprechen. Die Zeichnungsfrist läuft bis zum 6. November.

Montag, 25. Oktober.

Ein russischer Versuch, an der Nordspitze von Kurland Truppen zu landen, darf als beendigt gelten. Nordwestlich von Dünaburg wurden die Russen aus ihren Stellungen bei Schloßberg geworfen, und Illuxt wurde erstürmt. Russische Zeitungen bereiten auf den bevorstehenden Fall von Riga vor.

In Wolhynien opfern die Russen weiterhin zahllose Menschenleben, ohne wesentlich weiter zu kommen. Komarow, westlich von Czartorysk, ist von der Armee Linsingen erstürmt.

Die französisch-englische Flotte hat Dedeagatsch und Porto Lagos bombardiert, um den Bulgaren ihr Mißfallen zu erweisen. Großer Schaden ist nach bulgarischer Aussage nicht angerichtet worden. Ministerpräsident Radoslawow sagt: Die Niederwerfung Serbiens wird zweifellos auf die gesamte militärische und politische Lage der Mittelmächte und ihrer Verbündeten den günstigsten Einfluß ausüben und voraussichtlich auch das Ende des europäischen Krieges beschleunigen.

Ob die Vierverbandsmächte überhaupt noch ernstliche Versuche machen, den Serben zu helfen, ist etwas zweifelhaft geworden, seit es heißt, daß schon Truppen von Saloniki nach Gallipoli zurückbeordert seien. Möglich, daß es wahr ist. Der Zar soll auf Rat seines Kriegsministers den Gedanken aufgegeben haben, einen Angriff auf Bulgarien zu beginnen. Sehr wahrscheinlich!

Dienstag, 26. Oktober.

Die bulgarischen Truppen haben Uesküb endgültig besetzt. Die Serben sind auf den Paß von Katschanik zurückgeworfen. Oesterreichisch-ungarische Reiterabteilungen rückten in Valjewo ein. Deutsche Truppen eroberten Petrovac. Bei Orsova sind deutsche und österreichisch-ungarische Truppen über die Donau gegangen und drängen die Serben in der Nordostecke ihres Landes vor sich her.

Der rumänische König empfing den bulgarischen Gesandten und erklärte ihm, Rumänien beabsichtige nicht einzugreifen, solange die bulgarische Aktion die rumänischen Interessen nicht berühren würde.

Digitized by Google

Leider ist der deutsche große Kreuzer „Prinz Adalbert" durch zwei Schüsse eines feindlichen Unterseebootes bei Libau zum Sinken gebracht worden. Der Kreuzer stammt von 1901, hat 9000 Tonnen Rauminhalt und gegen 600 Mann Besatzung. Nur ein kleiner Teil der Besatzung konnte gerettet werden. Ob es sich um ein russisches oder englisches Unterseeboot handelt, wissen wir nicht. Als Gegenstück dazu wird die Versenkung eines englischen Transportdampfers mit 1000 Soldaten am Eingang des Hafens von Saloniki gemeldet. 83 Mann wurden gerettet.

Mittwoch, 27. Oktober.

Böhmen ist und bleibt ein reiches Land. Welche Eisenbahnwagen voll Zuckerrüben! Dabei ist ein sichtbares Aufsteigen der Dörfer, eine Emporentwicklung, die nur deshalb von den Reichsdeutschen zu wenig beachtet wird, weil auch sie vom Geräusch des Nationalitätenkampfes allzusehr berührt sind. Dieses Land gehört kulturell in allen seinen Teilen zur großen Gemeinschaft Mitteleuropa, auch dort, wo mit Eifer Tschechisch gesprochen wird. Das hat mit sogenannter russischer Kultur gar nichts zu tun. Es wird übrigens den alten Bannerträgern des Panslawismus auch hier in Böhmen viel zu denken geben, daß auf dem Balkan die Russenherrschaft so sichtbar zusammenbricht. Südslawen und Tschechen galten als zusammengehörige Erscheinungen, obwohl sie gegenseitig miteinander nicht viel anzufangen wußten.

Der deutsche Botschafter in Konstantinopel v. Wangenheim ist gestorben. Er hat in der allerwichtigsten Zeit das Deutsche Reich am Goldenen Horn vertreten. Ueber die Vorgeschichte der deutsch-türkischen Kriegsgemeinschaft wird man im einzelnen und unter Anerkennung der persönlichen Verdienste erst nach dem Kriege reden können.

In Bukarest haben die Vorkämpfer des Vierverbandes, die Herren Filipesku und Take Jonesku einen letzten Versuch gemacht, einen Straßenauflauf zugunsten des Krieges gegen die mitteleuropäischen Mächte zu veranstalten. Sie wurden militärisch gehindert, vor das Königsschloß zu ziehen, und der Aufmarsch verlief so harmlos, daß er den Eindruck eines erlöschenden Feuers hinterlassen hat. Filipesku rief vom Balkon seines Klubhauses: Ich habe Pratianu, den Vater, gestürzt, ich werde auch den Sohn stürzen! Vorläufig klingt diese Weissagung reichlich unwahrscheinlich.

Am Sonntag, 24. Oktober wurde Venedig von österreichischen Marinefliegern beworfen, und zwar das Arsenal, die elektrische Zentrale, der Bahnhof und einige andere Gebäude. Der Angriff fand, wie über Lugano berichtet wird, zu derselben Zeit statt, wo der Bürgermeister von Venedig die französischen und englischen Flieger bei einem Festessen mit den Worten begrüßte, daß sie berufen seien, Venedigs Schätze vor Angriffen zu bewahren. Hier gilt das italienische Sprichwort: Ist es nicht wahr, so ist es doch gut erfunden.

In Wien rennen gegen Abend die Zeitungsjungen durch die Straßen und brüllen: Vereinigung der bulgarischen und österreichischen Armee! Soviel wir erfahren, haben Patrouillen des nördlichen bulgarischen Flügels ihre Verbindung mit vorgeschobenen Posten der östlichsten deutsch-österreichisch-ungarischen Gruppe gefunden. Man sieht im Schaufenster einer geographischen Buchhandlung an den aufgesteckten Fähnchen, wie regelmäßig sich der allseitige Vormarsch vollzieht.

In der Champagne hören die Angriffe noch nicht auf. Ein Stück nördlich von Mesnil wird als zeitweilig verloren gemeldet.

Fortschritte an der Ostfront bei Illuxt im Norden und in der Gegend von Czartorysk im Süden.

Der italienische Angriff ermattet.

Donnerstag, 28. Oktober.

Mehrere wichtige Gespräche über mitteleuropäische Fragen, besonders über den Handel mit den Balkanländern nach dem Krieg. Der künftige Zustand muß im Friedensschluß zum Ausdruck kommen und darum schon jetzt überlegt und vorbereitet werden. Der österreichisch-ungarische Ausfuhrhandel will Garantien haben, daß er nicht von der reichsdeutschen Ausfuhr überwältigt wird.

Das gemeinsame Vorgehen der deutschen und österreichischen Truppen in Serbien vermehrt ganz merkbar die Stimmung für ein zukünftiges Zusammengehen. Die Nachrichten aus Serbien sind fortdauernd gut. Die Armee Gallwitz hat seit 23. Oktober über 2000 Gefangene gemacht. Die Bulgaren haben Zajecar genommen. Auch Knjazevac ist in bulgarischer Hand.

Russische Kriegsschiffe beschossen den Hafen und die Stadt Varna. Zwei russische Kriegsschiffe wurden durch Granaten und Torpedos versenkt.

In Frankreich verschärft sich die durch Delcassés Austritt begonnene Ministerkrisis. Ein Teil der politischen Parteien wollen sich nicht mehr am Ministerium beteiligen, solange Viviani Ministerpräsident und solange Millerand Kriegsminister bleibt. Briand macht Versuche, die Parteien zu besänftigen.

Die italienischen Angriffe sind auch gestern wieder stark und vergeblich gewesen. Sie waren besonders beachtlich am Mrzli Vrh und am vielumkämpften Görzer Brückenkopf. Nun sind es dort fünf Monate.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 26. Oktober.

Die Notprüfungen für die Kriegsfreiwilligen sind aufgehoben, nur solche jungen Leute, die als Fahnenjunker eintreten wollen, werden noch zugelassen. Es ist sehr gut, daß man spart mit diesen allzu jungen Menschen. Die Zukunft nach dem Kriege wird sie wahrlich brauchen.

Der Verband der größeren Landgemeinden hat sich mit der Organisation der Hinterbliebenen beschäftigt und eine Reichszentralisation verlangt. Bis dahin sollten sich die Landgemeinden privaten Zentralisationsbestrebungen gegenüber ablehnend verhalten. Geht das gegen den im Frühjahr gegründeten Ausschuß? Und warum? Es ist doch wohl sehr unwahrscheinlich, daß das Reich als solches die soziale Hinterbliebenenfürsorge zentralisiert.

Die preußischen Landwirtschaftskammern haben eine Besprechung im Landwirtschaftsministerium über die Ernährungsfragen gehabt. Sie haben sich für Regelung der Butterpreise, der Schweinefleischpreise und für die Milchkarte ausgesprochen. Plötzlich ist alles für die Milchkarte, an die noch vor kurzer Zeit keiner dachte.

Die Zentralstelle für Volkswohlfahrt veranstaltet einen Kongreß „Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft". Heute vormittag Vorträge von Abel, Oldenberg und Dr. Christian über das Bevölkerungsproblem. Wieder stärkste Betonung des militärischen Standpunktes. Die Kindererzeugung als eine Art „Wettrüsten"; z. B.: bei uns stellt jeder neue Jahrgang nur ein Armeekorps mehr, in Rußland zwei bis drei Armeekorps usw. Eine notwendige, aber schauerliche Rechnung! Und dann in einem Atem damit die Anerkennung der religiösen Motive für den Willen zur Elternschaft und das Bedauern über die „Rationalisierung des Geschlechtslebens". Und doch wieder die Empfehlung eines ganzen Bestechungssystems von Prämien und Renten, um den Willen zu heben! Und in allem so etwas von Bevormundung, was schon darin unbewußt zum Ausdruck kommt, daß man diese Frage in Abwesenheit derer bespricht, die sie eigentlich am meisten angeht: der gesamten Jugend, die draußen an der Front ist. Dabei waren die Vorträge sachlich und wissenschaftlich natürlich sehr gut. Besonders verständnisvoll der von Dr. Christian.

Mittwoch, 27. Oktober.

Auf dem Kongreß der Zentralstelle besonders gute Vorträge und Besprechungen über Wohnungs- und Siedlungsfragen. Auch einmal — durch Prof. Sering — ein temperamentvolles Wort zu

Digitized by Google

dieser maschinellen Auffassung der ganzen Volksvermehrungsfrage. In den Nachmittagsverhandlungen manches Interessante über die Jugendpflege im Kriege. Ein Schularzt teilt mit, daß Untersuchungen an Volksschulkindern in Charlottenburg keine merkbare Gewichtsabnahme der Kinder als Folge der Ernährungsveränderungen zeigen. Das ist ein schönes Zeugnis für die Mütter! (denen bis zur Erschlaffung ihr hauswirtschaftliches „Versagen" vorgeworfen wurde).

Donnerstag, 28. Oktober.

Tiefer Schnee! Seit vielen Jahren war kein so früher Winter. Der Frost hat alle Blätter auf einmal geknickt, ganze Schauer sind über Nacht herabgesunken und liegen nun als goldene und braune Teppiche auf dem weißen Grund. Ein seltsamer und ungewohnter Anblick. Dabei ist einem die Ernährungsfrage so Erstes und Letztes, daß man natürlich sofort an die Kartoffeln denken muß. Ob noch viele in der Erde sind? Ob nun nicht Transportschwierigkeiten kommen? Ob sie nicht in offenen Mieten erfrieren?

Die letzten Vorbesprechungen über die neuen Lebensmittelverordnungen, die schon fertig sind und wohl morgen herauskommen werden!

Die „Times" — oder die City — erstaunt einmal wieder über die finanzielle Widerstandskraft des blockierten Deutschland, über seine Rohstoffvorräte, die alle Berechnungen zuschanden machen, und über die ganze große Neuordnung der Industrie.

Eine Stadt nach der anderen führt die Milchkarte ein. Jetzt Dresden.

Freitag, 29. Oktober.

Heimatgeschichte ist in dieser Woche einmal wieder ganz Ernährungsgeschichte. Heute sind die neuen Verfügungen über Fleisch, Fett, Wild, Fisch und Kartoffeln erschienen. Ueber Fleisch und Fett folgendes:

§ 1. Dienstags und Freitags dürfen Fleisch, Fleischwaren und Speisen, die ganz oder teilweise aus Fleisch bestehen, nicht gewerbsmäßig an Verbraucher verabfolgt werden. Dies gilt nicht für die Lieferung unmittelbar an die Heeresverwaltungen.

§ 2. In Gastwirtschaften, Schank- und Speisewirtschaften, sowie in Vereins- und Erfrischungsräumen dürfen 1. Montags und Donnerstags Fleisch, Wild, Geflügel, Fisch und sonstige Speisen, die mit Fett oder Speck gebraten, gebacken oder geschmort sind, sowie zerlassenes Fett, und 2. Sonnabends Schweinefleisch nicht verabfolgt werden. Gestattet bleibt die Verabfolgung des nach Nr. 1 oder 2 verbotenen Fleisches als Aufschnitt auf Brot.

§ 3. Als Fleisch im Sinne dieser Verordnung gilt Rind-, Kalb-, Schaf-, Schweinefleisch, sowie Fleisch von Geflügel und Wild aller Art. Als Fleischwaren gelten Fleischkonserven, Würste aller Art und Speck. Als Fett gilt Butter und Butterschmalz, Oel, Kunstspeisefett aller Art, Rinder-, Schaf- und Schweinefett.

Wichtiger als diese Bestimmung, die den Einzelverbraucher sehr viel weniger trifft als die Gastwirtschaft, ist die bevorstehende Bestandsaufnahme für Fett, der wohl sicher die Fettkarte folgen wird, und eine in Aussicht gestellte Verbrauchsregelung für Fleisch.

Für Fisch und Wild setzt der Reichskanzler Großhandels-Grundpreise nach Berliner Markt fest. Städte über 10 000 Einwohner müssen, solche unter 10 000 können Kleinhandelspreise festsetzen.

Die bisherige Kartoffelregelung scheint nicht genügt zu haben, es ist eine bedeutende Verschärfung gefolgt: nämlich Bestimmung von Großhandelshöchstpreisen durch den Reichskanzler nach Preisgebieten (55 bis 61 M. pro Tonne), Verpflichtung der Gemeinden über 10 000 Einwohner zu Kleinhandelshöchstpreisen, Enteignungsbefugnis für ein Fünftel der Ernte bei Landwirten mit über einem Hektar Kartoffelland. Man sieht schon deutlich, wie sich ein ganz bestimmtes Schema staatlicher Preis- und Verkaufsregelung herausgestaltet. Die staatssozialistische Technik wächst!

Die Berliner Vororte gehen auch zur Milchkarte über.

Wir hatten am Abend eine große Frauenversammlung im Plenarsaale des Abgeordnetenhauses: „Bevölkerungspolitik vom Frauenstandpunkt". Das war nötig als Ergänzung zu den vorangegangenen Tagungen.

Beim Lesen einer Zeitungsmitteilung über die Antrittsvorlesung, die der Nachfolger Lamprechts in Leipzig, Prof. Goetz, gehalten hat, und in der er sagt, wie intensiv Lamprecht an dem Bilde der deutschen Zukunft arbeitete: das Stillstehen eines Lebens jetzt, während die Zeit und ihre gewaltigen Ereignisse fortstürmen, hat so etwas besonders Jähes, Abgerissenes und Sinnloses. Welch ein Schicksal, aus dem Anbruch dieser Weltperiode fort zu müssen!

Sonnabend, 30. Oktober.

Noch einmal: Ernährung. Die Reichsprüfungsstelle hat sich mit Butter, Fett und Käse beschäftigt, die Reichsbutterkarte empfohlen und die Sicherung des Fettes für die minderbemittelte Bevölkerung.

In Berlin sind Butterhöchstpreise eingeführt (2,55 bis 1,95 M.), Kartoffelhöchstpreise werden folgen.

Im bayerischen Abgeordnetenhaus hat es einen bedauerlichen Konflikt gegeben wegen der Gleichberechtigung der Sozialdemokraten. Die Erklärung des Gesamtstaatsministeriums hatte den Sozialdemokraten die Gleichberechtigung in der Bekleidung der Beamtenstellen verbürgt. Der sozialdemokratische Zusatzantrag aber, nach dem in dem neuen Gemeindebeamtengesetz festgelegt werden sollte, ob der Gemeindebeamte die Achtung vor dem Amt nicht verletze durch Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte und durch Betätigung in seiner politischen, wirtschaftlichen und religiösen Ueberzeugung, wurde gegen die Stimmen der Liberalen und Sozialdemokraten abgelehnt. In der anschließenden Debatte forcierte das Zentrum den Sinn der Ministerialerklärung durch eine Deutung, nach der sie den Sozialdemokraten ungefähr einen Freibrief zur antimonarchischen Propaganda im Amt gäbe. Die Verhandlungen gerieten in ein so bedenkliches politisches Fahrwasser, daß sie abgebrochen wurden, damit erst Fraktionssitzungen stattfinden konnten. Schade!

Sonntag, 31. Oktober.

Die Intensitätssteigerung der deutschen Industrie im Kriege ist immer wieder überraschend. Soeben ist der Ausweis der Flußstahlerzeugung für September herausgekommen. Sie beträgt 1 174 000 Tonnen gegen 661 000 Tonnen im September des Vorjahrs, hat sich also fast verdoppelt. Die Steinkohlenerzeugung des Oberschlesischen Kohlensyndikats ist auf 80—105 Prozent der Friedensziffer gestiegen. Auch die rheinisch-westfälische Steinkohlenerzeugung steigt noch unausgesetzt.

Die Stuttgarter Geistlichkeit hat im Anschluß an die Aufführung der „Mona Lisa" eine Erklärung gegen das Versagen des Theaters als Zeitausdruck gerichtet. Es ist wahr — der zweite Kriegswinter ist in dieser Hinsicht von einer betrüblichen Toleranz. In Berlin: Schnitzlers „Komödie der Worte", der „Weibsteufel", die „Mona Lisa" — alles bestenfalls Ablenkung und Betäubung, aber nicht „Katharsis". Es kann selbstverständlich außer dem Momentausdruck der Lyrik keine Kriegsdichtung geben — nur mit Mißtrauen würde man einem Werk, das „aktuell" und groß sein will, entgegensehen. Es ist fast unmöglich, daß jetzt die Form unseres Schicksals gefunden wird. Aber alles, was die Zeit vor dem Kriege an „Modernem" schuf, das bloß Vorläufige der Kunst, das nicht überzeitlich ist, ist jetzt fast unerträglich. Wie ein Gespenst unser selbst!

Freiherr v. Mackay / Von Ostende bis Bagdad!

Schiller hat einmal in einer großen Stunde seines Lebens gesagt: „Es ist ein ungeheures, namenloses Gefühl, wenn das Innere seine eigene Kraft erkennt, wenn es klarer und immer klarer in ihm wird und unser Geist sich stark und fest erhebt. In uns fühlen wir alles, die Kraft strebt zum Himmel empor und findet um sich kein Ziel." Aehnlich möchte man die Seelenstimmung

Digitized by Google

kennzeichnen, in der heute das deutsche Volk unter den Stürmen des Weltkrieges sich emporreckt. Wir wissen, daß mit dem Ansatz zum Durchbruch der serbischen Balkansperre ein neuer Akt in dem blutigen Drama des Völkerringens beginnt, und wir leben der gewissen Zuversicht, daß mit ihm der uns durch eine Welt von Feinden aufgebürdete Riesenkampf langsam, aber sicher einem Sonnentag endgültigen, kühnste Träume verwirklichenden deutschen Triumphes entgegengeführt werden wird. Klarer denn je fühlen wir in uns den Stahlquell eines gehobenen Lebenshauches und Geistesodems rinnen, der wie eine wunderbare Kraft Gottes durch unsere ganze Nation hindurchgeht; deutlicher denn je werden wir uns der überlegenen Stärke unseres Armes bewußt, der, eine gerechte Sache an heimatlichen Grenzen verteidigend, zugleich Hieb- und Angriffsgewalt genug besitzt, um im weitesten weltpolitischen Raum die Schwergewichte altüberlieferter feindlicher Herrenmacht aus der alten Bahn ihrer Beharrungs- und Gravitationsgesetze zu stoßen. Als Zieldeutung deutscher Weltmachtschöpfung hat vor Jahren schon Dr. Jäckh das Wort geprägt: Von Helgoland bis Bagdad! Heute ist die imperialistische Diagonale, deren Endpunkte es bezeichnet, vom Kanal bis zum Persischen Golf verlängert worden; die neue Parole heißt: Von Ostende bis Bagdad! Die Problematik des Machtschöpfungsgedankens, die schon der früheren Fassung eignete, wird dadurch gewiß nicht beseitigt. Aber: das Ziel ist nichts, die Bewegung daraufhin ist alles; darin begründet sich unsere Zukunfts-Zuversicht. Nicht mehr wie früher kümmert uns politische Theorie und Ideologie. Mit den Schritten der Tat drängen wir zu Gipfeln empor, deren Fernblick-Hintergründe mit jedem Schritt aufwärts sich mehr enthüllen, schärfer in Umriß und Form erkennbar werden.

Vor dem Krieg war es an der Tagesordnung, daß über unsere angeblich gänzlich unfähige Diplomatie in allen Tonarten gewettert wurde. Dieses Korps der törichten Staatsmänner ohne Oel auf den Lampen hat aber heute auf dem Balkan — wie von jeher im nahen Osten der Erfolg sachlicher, logisch aufgebauter und weitblickender Arbeit auf seiner Seite gewesen ist — offensichtlich eine Schlacht gewonnen, die, wie man es in London, Paris, Petersburg zugeben muß, vielen unserer mit dem Schwert errungenen größten Siege nicht nachsteht: ein Erfolg, der freilich nur möglich war vermöge des engen Zusammenwirkens von Auswärtigem Amt und Kriegskabinett, durch die wohldurchdachte Vereinheitlichung des militärischen Kriegsplanes und der staatsmännischen Strategie. So nur konnten wir es wagen, im selben Augenblick, da an der französisch-britischen Front wie an der russischen Linie der Feind mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte das Kriegsglück — wie immer vergeblich — zu seinen Gunsten zu wenden suchte, mit ungestörter Ruhe und Sicherheit nach lange zeitlich und taktisch vorbereitetem Plan zu neuem Stoß an einem Wall auszuholen, dessen Durchbruch uns eine klar vor Augen liegende weltpolitische Marschstraße von größten taktischen Vorteilen freimachen soll und wird.

Unter jenen angefeindeten Diplomaten hat Graf Berchtold gewiß nicht das geringste Maß von Vorwürfen über sich ergehen lassen müssen, und als er gegen den Bukarester Frieden und die Vergewaltigung Bulgariens in kluger Abschätzung der Machtauswiegungsprobleme auf dem Balkan Einspruch erhob, verdichteten sich diese Anfeindungen zu einem förmlichen Fliegerpfeilregen. Die Neuausrichtung, die er der nahöstlichen Politik gab, erweist sich indessen heute als durchaus glücklich und förderlich. Das Reich des Zaren Ferdinand ist das Herz des Balkans, wie Deutschland das Nervenzentrum Europas bildet. Indem es sich auf die Seite des Zweibundes stellte, der ein Dreibund war und nun in festerer Formung ein Vierbund geworden ist, beherrscht dieser alle wichtigsten Ausfalltore zu den nach der Adria wie der Aegäis wie dem Schwarzen Meer vorgeschobenen Balkanfesten und befindet sich im Besitz einer militärischen und politischen Schlüsselgewalt, deren überlegenem Druck sich keines der anderen südosteuropäischen Staatswesen zu entziehen vermag. Griechenland könnte sich vom Balkanblock nur ablösen und der Entente in die Arme werfen in noch größerer selbstvernichtender Verblendung und Torheit als Italien bei seinem Verrat der Dreibundsache, und Rumänien hätte bei einem Verfahren ähnlicher Art keinerlei andere Aussicht als die, zu einer zweiten russischen Ukraina zu werden. Bulgarien in der doppelten Rückendeckung der Mittelmächte und der Türkei besitzt die höhere natürliche Anziehungs- und Schwergewichtskraft, deren Fallgesetze alle diplomatischen Künste der Ententegenossenschaft umsonst umzubiegen versucht haben: der Bau einer gewaltigen festländischen Brücke, die von der mittleren Donau nach dem Bosporus in breitem und gesichertem Zug führt, ist nicht mehr aufzuhalten. Mit deren Aufrichtung aber sperren sich Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Tür zu den reichen orientalischen Märkten auf und können so der britischen Spekulation auf die Erdrosselung ihrer weltwirtschaftlichen Lebenskräfte mehr denn je spotten. Denn es ist gewiß ein magerer und schlechter Trost, wenn man sich in London angesichts dieser Aussichten darauf beruft, daß auf der vereinzelten Magistrale Wien—Belgrad—Sofia—Konstantinopel—Silutari ohne Zuhilfenahme des ägäischen Seeverkehrs, den die britische Flotte stets beherrschen werde, ein großzügiger europäisch-abendländischer Verkehr sich nicht organisieren lasse. Fällt Serbien, so wird Rumänien, wenn nicht zum Anschluß an den Vierbund, so doch mindestens zu wohlwollender Neutralität diesem gegenüber gezwungen; damit aber würden Mitteleuropa zwei weitere große Handelsheerstraßen nach dem Orient frei, die im rumänischen Konstanza und bulgarischen Warna ausmünden und ihm das ganze Handelsgebiet des Schwarzen Meeres und dessen anatolisches Hinterland zugänglich machen. Mehr noch! Versagt Griechenland weiterhin mannhaft den Briten die geforderten Sekundantendienste, mit denen es nur Henkersdienste am eigenen nationalen Leben verrichten würde, so wird nach den bisherigen Erfahrungen mit dem Tauchboot- und Minenkrieg es nicht mehr unmöglich sein, über kurz oder lang auch dem Machtgebot des Dreizacks Albions in der Aegäis ein Ende zu machen.

Es ist klar, daß alle die weitläufigen Erscheinungen, Entwicklungsgänge und Krisenzuspitzungen eines weltumspannenden Völkerringens von der titanischen Größe des gegenwärtigen zeitlich wie räumlich in einen anderen Rahmen eingestellt und in anderen Gesichtsbreiten und -tiefen betrachtet werden müssen als etwa der Kampf von 1870/71 oder irgendeine der nachfolgenden kolonialen oder imperialistischen Machtentscheidungen. Es handelt sich nicht nur um national-weltpolitische, sondern auch um weltwirtschaftliche und kulturethische und daneben — auf der islamischen Blicklinie — religionspolitische Auseinandersetzungen von unvergleichlicher völkergeschichtlicher Erschütterungsgewalt und Krisenbildungsstärke. Im elementaren Zusammenprall dieser Gewalten muß aber mehr denn je der Fall der Würfel davon abhängen, auf welcher Seite der Kampfgruppen der Vorteil der Verfügung über ein der Größe des Krieges gemäßes weiträumiges kontinentales Operationsgebiet von geographischer Geschlossenheit, körperschaftlicher Gliederung und Einheitlichkeit liegt, das, ausgerüstet mit allen militärischen, politischen und wirtschaftlichen Hilfsquellen, den Anforderungen eines solchen Riesenkampfes auf jeder Linie entspricht. Die Lösung dieses schwierigen und ausschlaggebenden Problems in möglichst vollkommener Form ist der große Trumpf, den sich die deutsche Macht durch die Organisation des Vierbundes auf der weiten Linie Ostende—Bagdad gesichert hat. Zugleich aber ist damit eine andere Entscheidung von größter säkularer Bedeutung gegeben. Das Fiasko aller Lehren der britischen Blauwasser-Schule besiegelt sich endgültig. Landfestigkeit bricht Seegewalt! England mag mit seiner Flotte und mit Schwärmen von Transportschiffen umherfahrend, den Siegeszug der Mittelmächte gen Osten und den Triumph des türkischen Sichelhalbmonds mit dem deutschen Stern in den Hörnern, wo immer es will, bei Saloniki, an der kleinasiatischen Küste, bei Alexandrette oder Suez aufzuhalten versuchen: es wird allenthalben auf Granit beißen, bestenfalls einige detachierte Forts der gewaltigen Landfeste erobern, nicht jedoch den Bann ihrer Wälle durchstoßen können, wohl aber immer mehr seine militärischen und finanziellen Kräfte in nutzlosen und kostspieligen Abenteuern vergeuden und verzetteln. Und nicht minder vergeblich und trügerisch wird sein Pochen darauf sein, daß es mit der Herrschaft über die Wogen aller verschifften Ware gebietet. Gewiß bleibt

Digitized by Google

nach wie vor die Wahrheit bestehen, daß das Bagdadbahnnetz niemals die sogenannte indische Route des ozeanischen Weltverkehrs in ihren gewaltigen Leistungen als Vermittlerin des Massengüteraustausches zwischen Europa und Asien, zwischen Indischem Ozean und Nordsee, Bagdad und Ostende aus dem Feld zu schlagen vermag. Dennoch wird in naher Zukunft mit mehr Recht denn je von einem Wettbewerb der „deutschen" Ueberlandstraße gegen den „britischen" Seeweg zu sprechen sein: es kommt nur darauf an, zwischen den Zwecksetzungen und Aufgaben beider Systeme vernünftig zu unterscheiden. Wie die Staatskunst, so denkt heute die Weltverkehrspolitik in Kontinenten, und zwar gilt das im räumlichen wie im sachlichen Sinn des Wortes. Der Organismus der endumspannenden Seeverkehrsstraßen ist in allen Hauptadern ausgebildet. Dagegen bleibt es die Aufgabe des 20. Jahrhunderts, ein ähnliches großzügiges Verkehrsnetz über die Festlandsweiten zu spannen, jedoch unter durchaus unähnlichen Voraussetzungen, Entwicklungsbedingungen, Zielstrebigkeiten. Der Großschiffsverkehr zieht seine Kreise von irgendeinem Handelsbrennpunkt zu fernliegenden Küsten und vermittelt in der Hauptsache nur die Warenaustauschbedürfnisse entlegener Gebiete und Weltteile, zwischen denen er kühnen Griffes fliegende Brücken schlägt. Die Politik des Schienenwegebaues in ihren modernen großräumigen Horizonten hat andere Wurzeln und Gesetze. Das Endziel ist ihr nur eine allgemeine Orientierung: die Kompaßeinstellung eines verwickelten imperialistischen Machtprogramms und Weltwirtschaftsplanes. Die Verwirklichung ihrer Ideen geht stufenweise von der friedlichen Durchdringung der nächstliegenden Gebiete aus, deren Verkehr und Wirtschaft dem Unternehmerstaat angegliedert werden soll. Bei der weiteren Vorwärtsbewegung nach diesem Prinzip bildet so der eiserne Pfad gleichsam nur die Hauptstromleitung einer großen Ueberlandzentrale, die tausend mannigfache Betriebe des durchzogenen Gebietes in Gang zu bringen bestimmt ist. So hat von Anfang an die Weltbedeutung der Bagdadbahn weit mehr als in dem Schienenbau selbst und in der bloßen Lösung verkehrstechnischer Probleme in den mit ihr verbundenen **Kulturunternehmungen**, in den Straßen-, Brücken-, Hafen- und Dammbauten, den Bewässerungsanlagen, überhaupt den reorganisatorischen Arbeiten des Ziels gelegen, die einstige vorklassische Gesittungsblüte Westasiens in zeitgenössischer Form wiederzubeleben. Dieses Reformwerk setzt sich heute mitten in den Kriegsstürmen mit gesteigertem Pulsschlag und in erweiterten Maßstäben fort. Alle unparteiischen Berichte stimmen darin überein, daß trotz der militärischen Lasten allenthalben der Nerv kraftvollen wirtschaftlichen Aufschwunges sich regt: und zwar gilt das nicht nur von der kleinasiatischen Türkei, sondern auch von Syrien und Arabien, der Achillesferse osmanischer Macht, wo ehedem die Hohe Pforte die Dinge laufen ließ, wie sie wollten, oder doch zufrieden war, wenn es einem Prokonsul-Pascha gelang, äußerlich die Souveränität des Padischah zu wahren, das Gleichgewicht zwischen all den feindlichen Parteien des bunten Völkergemisches, das in der südwestasiatischen Levante durcheinanderquirlt, aufrechtzuerhalten. Mit Unterstützung deutscher Ingenieure, Offiziere und anderer Hilfskräfte hat der tatkräftige Dschemal Bei, der Oberbefehlshaber der vierten Armee, hier reorganisatorisch Erstaunliches geleistet. Unter ständiger schwieriger Abwehr britischer Geschützangriffe von der See her wurde der Palästinazweig des Bagdad-Hedschasbahnsystems bis Bir es Saba (= Beersebа, 240 km vom Suezkanal entfernt) ausgebaut, sind Militär- und Automobilstraßen, Telegraph- und Telephonlinien, sogar Funkerstationen angelegt, gesundheitliche und viele andere Einrichtungen für die allgemeine Volkswohlfahrt geschaffen, ist das Polizei-, Steuer- und Schulwesen verbessert worden. Auf manche andere Seite der systematischen und umfangreichen Reformarbeit, die hier binnen kurzer Zeit in Gang gebracht wurde, näher einzugehen, erscheint aus naheliegenden Gründen nicht zeitgemäß: sie wird im weiteren Verlauf des Krieges oder jedenfalls nach dessen Ende um so beredteres Zeugnis vom fruchtbaren Zusammenwirken jungtürkischer fortschrittlicher Willenskraft, deutschen Organisationsvermögens ablegen. Das politische Gewicht all dieser Erscheinungen aber liegt zutage: durch die Neubelebung des Blutlaufs in allen Adern ihres Weltwirtschaftskörpers muß die noch vor kurzer Zeit als kranker Mann verspottete Türkei, der sich zugleich in absehbarer Zeit das gewaltige mitteleuropäische Kriegsfeld öffnen wird, unbesieglicher denn je und mit ihrer in der physischen Masse unerschöpflichen, in der moralischen Tüchtigkeit neuerdings glänzend erprobten Heereskraft ein für England immer gefährlicherer Gegner werden.

Das gesamte in der Formel Ostende—Bagdad angedeutete Problem umschließt jedoch noch ein anderes, das nicht übersehen werden darf, soll das Problem nicht seinem Wesen und seinen tiefsten Wurzelungen nach unverstanden bleiben. Mensch und Erde, hat Kirchhoff gelehrt, sind unzertrennliche Dioskuren in der geschichtlichen Selbstbestimmung verleihen dem neuen Vierbund seine natürliche gewiß nicht zum wenigsten Geltung bei der Prüfung von Bedeutung und Entwicklungsprinzipien der welterschütternden Revolutionen in der Völkergeschichte, die nach Art des heutigen Vulkanausbruches die politische Gestalt der Erde in gänzlich neue Formen prägen. Ohne Wägung, Wertung und Vergleichung des Physischen und des Menschlichen, ohne die Erkenntnis der Abhängigkeiten, Verwirkungen, Potenzen beider sind die Wurzeln und Lösungsgesetze keiner der Fragen, die solche Katastrophen an eine zu neuen hoheitsvollen Zielen vorwärtsstrebende Nation stellen, auffindbar. Geographische Gebundenheit und Raumweite, absolutes Schwergewicht, organische Körperlichkeit, politische und wirtschaftliche „Autarkie" verleihen dem neuen Vierbund seine natürliche überlegene Stoß- und Schlagkraft, gewährleisten ihm den Sieg, und diese Unabhängigkeit und Herrenstärke ist wiederum der feste Mauergrund eines gehobenen Ethos, das die Weltpolitik in dem neuen mit dem Aufglühen des Weltkrieges angebrochenen Zeitalter der Menschheitsgeschichte unter Führung deutschen Geistes beseelen soll. Der diplomatische Erfolg der Mittelmächte auf dem Balkan ist nicht nur ein taktischer, sondern auch ein moralischer. Berlin und Wien haben nicht wie London, Paris, Petersburg im Bereich des Hämus mit den moralinfreien Mitteln der Roßtäuscherpolitik des Ententeringes operiert, haben nicht bald diesem, bald jenem einzufangenden Helfershelfer dieselben Beutestücke und Spekulationsgewinne ohne Recht, Freiheit und Macht, darüber zu verfügen, in Aussicht gestellt, sondern sind auf gerader Straße marschiert. Sie machten Bulgarien nicht leere Versprechungen, sondern sagten nur zu, wofür sie aus eigenen militärischen und finanziellen Kräften einstehen konnten, gingen in gleich offener und ehrlicher Weise an den übrigen Balkanhöfen vor, kurz, handelten gemäß der Norm, daß das stärkste Spiel ist: Karten auf den Tisch! Diesen Prinzipien der Politik aber entspricht das Ziel, das sie verfolgt. Streben Deutschland und Oesterreich-Ungarn auch nach einer gesicherten Verbindung mit der Türkei, so wollen sie doch darum die Selbständigkeit keines der Staaten, die Pfeiler dieses Brückenbaues sind, antasten. Im Gegenteil! Nicht wie dem Länderverschacherungssyndikat der Entente sollen uns die Balkanstaaten Gegenstand der politischen Geschäftsmache und Ausbeutung für fremde Zwecke sein, sondern die Annäherung und Verständigung soll sich allein auf dem Fuß kulturwirtschaftlicher Zusammenarbeit bei Ehrfurcht vor der Eigenart und Anerkennung der besonderen Daseinsbestimmung jeder Rasse, jeder nationalen und kirchlichen Gemeinschaft vollziehen. Kurz, es handelt sich letzten Endes lediglich um die Entscheidung, ob die Balkanvölker weiterhin im Halbdunkel der alten reaktionären orthodox-byzantinischen Weltvorstellungen und im Bann der allslawischen, das heißt großrussischen Tyrannei verharren, oder ob sie sich endgültig dahin wenden wollen, wohin sie ihrer geschichtlichen Vergangenheit und ihrer natürlichen Entwicklungsstrebigkeit und Zukunftsbestimmung nach gehören: zur Sonnenhelle des westlichen Kulturkreises mit seinem universalistischen Fassungs- und Angleichungsvermögen. Anders in der Form und doch gleichlaufend in der Lösungsgrundlinie stellt sich das türkisch-islamische Problem dar. Der Wurzelboden müslimischer Gesittung mag wohl mit der christlichen gemeinsame letzte Weltbetrachtungskeime haben: in Jahrtausenden der Triebbildung unter fremder Sonne ist durchaus Ungleichartiges, im selben Erdreich nicht mehr zu Vereinendes gestaltet worden. Die Kulturseele ist eine andere als die unsere

Digitized by Google

und will als solche geehrt und geschützt, darf nicht durch unwillkürliche Europäisierung, durch Verwelschung oder Anglisierung verfälscht, mißhandelt, verunstaltet werden. Was im nahen Osten gilt, muß daher im müslimischen Orient erst recht Gesetz sein: uns sollen die vom osmanischen Kalifat geschirmten Völker nicht, was sie für Englands, Frankreichs, Rußlands Habgier und imperialistischen Ehrgeiz waren, Gegenstand und Mittel der politischen Spekulation, sondern vielmehr Freunde sein, deren vielerlei Sorgen unsere Sorgen werden und denen wir unser Arbeitsvermögen zu staatlicher, wirtschaftlicher und kultureller Kraftgewinnung zur Verfügung zu stellen haben. Deutschland will nicht fremde Saat auf fremden Boden streuen, sondern im verworfenen Gestein osmanischen Niederganges den Goldblick alter, bodenständiger Kultur wieder freischlagen und deren Setzlinge im heimatlichen Erdreich und in der Sonne orientalischer Weltanschauung zur Entfaltung bringen, will, lehrend, selbst ein Lernender werden und so sich ein höheres Weltverstehen als Steg über die Kluft, die Seele und Sinnen des Westens und Ostens trennt, erwerben: das ist der eigentliche und tiefere Sinn des Weg- und Brückenbaues der Zukunft zwischen dem mit dem Schwert eroberten Ostende und dem friedlich zu gewinnenden islamischen Osten.

Friedrich Holdermann / Der Krieg als Erzieher zum deutschen Volksstaat

In einer seiner Betrachtungen in der „Hilfe" hat Traub kürzlich auf die erziehende Wirkung der Fremde für unsere Leute draußen hingewiesen. Sie schafft für Tausende, die mit den Daseinsbedingungen daheim ewig unzufrieden gewesen sind, wieder neues Heimatgefühl. Wie hat der Mann umgelernt! das empfand ich mit Staunen und Freude bei so manchem Brief von draußen. Was daheim keine Macht der Welt fertiggebracht hätte, das haben die Fremde und der Krieg erreicht. Man meint, man hätte es vor Augen, wie ihnen draußen das Bild der Heimat aufsteigt im Morast der russischen Straßen, in den elenden Wohnstätten voll Menschen und Vieh und Ungeziefer, hinter der Unreinlichkeit und mangelnden Ordnung in so manchem Dorf drüben im Westen, hinter den vielen faulen, schlampigen Weibern und verlotterten Kindern. Tief prägt's sich ihnen da immer wieder aufs neue ein: Wieviel besser und sauberer und geordneter ist es doch daheim! Kleidung, Wohnung, Ernährung, Straßen, Feld, Dörfer, Städte, alles — es ist doch ganz anders! So entdecken sie draußen ihre Heimat. Die Fremde offenbart ihnen die deutsche Heimat. Jetzt werden ihre Augen aufgetan für ihren Wert und ihre Vorzüge. Und im stillen tun sie ihr Abbitte und schreiben es heim, daß sie, wenn sie wieder heimkehren dürfen, die Heimat von nun an gewiß viel lieber haben wollen!

Mit dieser Erkenntnis verflicht sich aber doch auch ein politisches Urteil. Hinter der besser erkannten Heimat sehen unsere Leute jetzt auch mit anderen Augen als vorher das starke, geordnete Gefüge, das diese gute, liebe Heimat trägt und hält, in dem sie sicher ruht, das den Menschen auf dem Heimatboden mit seinen Ordnungen und seiner Fürsorge diese besseren Lebensbedingungen und die Möglichkeiten eines menschlichen Daseins schafft und erhält: den Staat, den deutschen Staat. Im Denken des einfachen Mannes kommen kaum theoretische und geschichtliche Erwägungen in Frage. Wie bei allem Unterricht von unten her bringt auch da die Anschauung und die empirische Erfahrung am meisten vorwärts. Diejenigen, die den Anschauungsunterricht der realen Dinge in Rußland und Frankreich genossen haben, werden dem Staat der Heimat künftig ganz anders gegenüberstehen. Sie werden ihn politisch kaum mehr verneinen. Sie wissen jetzt viel besser als vorher, wieviel der deutsche Staat trotz allem, was sie auch nachher noch an ihm auszusetzen haben werden, jedem, auch dem Geringsten, für das tägliche Dasein wert ist und gibt. Sie werden aus der Fremde ein stärkeres Staatsbewußtsein mitbringen. Sie werden, heimgekommen, ein kräftiges Ferment dafür in ihren Schichten sein.

Auf diese Stärkung des Staatsbewußtseins und des Staates als einer realen Macht werden wir ja auch von anderen Seiten her zu rechnen haben. Der deutsche Staat steht jetzt seit über einem Jahr Tag für Tag vor unserem Volk als gewaltige unerschöpfliche militärische Machtfülle. Das Heer, das Militärische, beherrscht unausgesetzt das Denken des ganzen Volkes. Das wird auch wieder einmal anders kommen. Aber es wird noch lange nachwirken. Es wird wohl auch seine Schattenseiten haben. Aber jetzt schafft es uns doch das, was für unser nationales Dasein und später für die großen Schwierigkeiten, die uns auch nach dem Krieg noch erwarten, vor allem not tut. Die Notwendigkeit der militärischen Macht des Staates wird auch den Schichten erhärtet, die darin vorher im wesentlichen nur den „Militarismus" sahen und dagegen kämpften. Der Krieg wird über diese Dinge ein anderes Urteil in den Massen zurücklassen. Sie werden auf Grund eines besseren Verständnisses der Weltlage und ihrer politischen Notwendigkeiten für Deutschlands Aufgabe und Zukunft eine positive Stellung zu den nationalen Machtfragen und zu dem ganzen Institut des Heeres als solchem, als dem starken Arm des nationalen Staates, einnehmen müssen. Auch rein menschlich hat das Heer — mag in Einzelheiten auch genug Kritik geübt werden — ein ganz ungeheures Kapital von Volkstümlichkeit und Vertrauen in den Massen erworben. Es hat unserem Volk auch wieder Helden und große Führer geschenkt, zu denen die ganze Nation ohne Unterschied der Parteien und der Konfession voll Stolz und dankbarer Bewunderung aufschaut. Damit tritt in die Massen auch wieder die Idee des nationalen Führers ein. Leben und Denken von Millionen ist heute gestellt auf den Befehl, auf die Machtfülle weniger, auf die autoritären Gewalten. Diesen und letzterdings natürlich damit auch dem monarchischen Gedanken bringt der Krieg in den breiten Massen eine gewaltige Stärkung. Die außerordentliche Mehrung an Vertrauen und Wertschätzung, welche die Persönlichkeit und Stellung des Kaisers durch den Krieg in den breiten Massen des Volkes erfahren hat, hat den Kaisergedanken jetzt erst auch da fest verankert.

Daß sich mit der oben gezeichneten Entwicklung von Wirkungen und Stimmungen auch Befürchtungen verbinden, ist ebenso begreiflich, wie daß sie auf der anderen Seite zu Hoffnungen in der Richtung werden, die man in den Zeiten vor dem Burgfrieden als „reaktionäre" Kräfte zu bezeichnen pflegte. Aber die Erziehung für den Staatsgedanken und eine Politik der nationalen Macht in breiten Schichten unseres Volkes bedeutet noch keineswegs eine Entwicklung nach jener Seite hin. Dagegen bietet, soweit diese Massen partei- oder gewerkmäßig organisiert sind, bei aller inneren Umwälzung der programmatischen Denkart, die gewiß keine Partei durch den Krieg in dem Maß erlebt wie die Sozialdemokratie, die Organisation und die an ihr gewonnene politisch demokratische Schulung dem einzelnen doch einen starken Halt. Diese Organisationen bleiben. Darüber sollten sich die, welche vom Zusammenbruch der marxistischen Dogmatik noch mehr erwarten, keiner Täuschung hingeben. Aber ganz abgesehen davon: auch der Krieg selbst wirkt neben aller Stärkung der aristokratischen

Digitized by Google

und konservativen Kräfte im Geist des Volkes — das Wort natürlich nicht parteipolitisch gemeint —, doch zugleich auch wieder als Erzieher zu politischem Selbstbewußtsein, zu bürgerlichem Persönlichkeitsgeist, zu einer freien und unabhängigen Beurteilung der öffentlichen Dinge. Die Männer und die Jugend, die durch die schwere Schule dieses Dienstes für ihr Volk gegangen sind und draußen viel erlebt und gesehen haben, werden auch daheim die Angelegenheiten des öffentlichen Lebens mit der größeren Weite des Gesichtskreises innerlich gereifter Persönlichkeiten beurteilen. Sie, die so Ungeheures für ihr Volk geleistet, werden einen selbstbewußten, kraftvollen und stolzen Bürgergeist haben. Noch nie aber sind die Unterschiede so zurückgetreten in unserem Volk wie in diesem Krieg. Draußen stehen alle Stände unebeneinander. Sie sind Kameraden. Das schafft ein starkes Gleichheitsgefühl auch für nachher. Kein Krieg hat je auch nur entfernt zuvor der Masse die Bedeutung gegeben wie der gegenwärtige. So hat noch nie das ganze wehrfähige Volk unter den Waffen gestanden, mit dem Bewußtsein: Jeder ist nötig und wichtig. Das Rückgrat dieses Krieges ist mehr denn je die Massenwaffe der Infanterie, die trotz allem durch keine andere Waffe und durch keine noch so geniale Führung ersetzt werden kann. Schließlich muß sie es doch immer wieder machen, mit ihren Beinen, ihren Sturmangriffen, in ihren Gräben. Aber die physische Masse allein macht es nicht. Trotz der größeren Masse ist der Sieg nicht bei unseren Feinden, weil unsere Heere in höchstem Maß, jedenfalls mehr als bei ihnen, geisterfüllte Masse sind. Masse, in der der einzelne Persönlichkeit ist, durchdrungen von dem Bewußtsein der großen Dinge, um die es sich handelt, und von dem Willen, das Aeußerste dafür aus sich herauszuholen. Was die deutschen Millionenheere zu einem so wundervollen Organismus macht, ist letzterdings doch das, daß bei jedem einzelnen die tiefsten Triebkräfte aus dem Gewissen kommen. Sein Kampf wird zu einem Kampf um Gerechtigkeit und Freiheit für sein Volk. Weder die Revanche der Franzosen noch der Konkurrenzneid der Engländer, weder die Expansion Rußlands noch der sacro egoismo der Italiener macht uns das nach.

Das ist die Demokratie des Krieges für uns Deutsche. Er erzieht das Volk für den Staat. Durch ihn wird das Volk zum Staat. Er hat erst ein wirkliches deutsches Volksbewußtsein geschaffen: das Bewußtsein, daß wir ein großes und starkes Volk sind — durch das Volk, durch die einzigartigen Kräfte, die es aus sich herausgeholt hat. Er hat das deutsche Volk zum erstenmal sich selbst als Macht erkennen lassen, als die Macht, die bei aller nötigen Unterordnung unter Führung und Befehl ihr Schicksal in die Hand nimmt und sich bewußt ist, daß es nur so glücken kann. Darum wirkt derselbe Krieg, der die alten historischen, wenn man so will, aristokratischen Mächte, Heer, Führer, Kaisertum in der deutschen Volksseele stärkt und in ihr erst recht verankert, doch auch zugleich eine nicht minder gewaltige Demokratisierung des deutschen Geistes. Ja, auch dieser Mächte selbst! Wenn sie heute einen viel reicheren Inhalt und eine breiteste Basis haben, so rührt das doch letzterdings daher, daß in sie jetzt die Kräfte des ganzen Volkes eingeströmt sind und sie im Riesenschmelztiegel dieser Zeit umschmelzen zu einem Gemeingut des ganzen Volkes. Diese Entwicklung wird sicherlich auch im Staatsleben und für unsere künftigen innerpolitischen Verhältnisse zur Wirkung kommen, im Sinne einer stärkeren demokratischen Orientierung — das Wort natürlich nicht im engen Parteisinn gemeint. Sie muß es, mit der Selbstverständlichkeit einer Naturnotwendigkeit. Denn dazu ist das Gewicht, das das Volk in die Wagschale legt, viel zu groß und alles ganz anders, als daß die bitteren Erfahrungen vor hundert Jahren sich wiederholen könnten. Die Träger dieses neuen Geistes werden vor allem die Heimgekehrten sein. Der gewaltige Kampf, den unser Volk jetzt führt, trägt in seinem Schoß das neue Deutschland, das in der einst von Naumann formulierten Synthese Demokratie und Kaisertum seine Aufgabe hat.

Damit werden die großen grundsätzlichen Gegensätze unseres politischen, sozialen, wirtschaftlichen, religiösen Lebens nicht verschwinden. Ohne sie würden wir innerlich verdorren und verarmen. Einigkeit im Geist ist nicht Einerleiheit. Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit machen ein Volk im Gegenteil reich. Diese Gegensätze werden auch wieder neue große Kämpfe auslösen. Viele Probleme klopfen bereits an die Tür. Aber die Kämpfe werden doch wohl nicht mehr die Schärfe und Giftigkeit von vorher haben. Manches heiße Schlagwort ist erkaltet. Das Ohr vernimmt seinen Kampfruf nicht mehr oder zum mindesten gelassener und ruhiger. Verhängnisvolle alte Spannungen und Hemmungen sind gehoben oder wenigstens gemildert. Man ist sich hüben und drüben, oben und unten nähergekommen. Man hat gemeinsam ungeheuer Schweres erlebt, und nur indem man es gemeinsam trägt und durchkämpft, wird es überwunden. Vaterland und Staat und alle guten edlen Güter unserer Kultur sind uns nur dadurch erhalten geblieben, daß alle Kräfte sich als staatserhaltend bewährt und die gleiche Vaterlandsliebe bewiesen haben. Wie ein Symbol von tiefem Sinn — Denkmal und Mahnung zugleich —, wird auf der Stirn des Hauses der deutschen Volksvertretung die späte, aber unauslöschliche Inschrift stehen: Dem deutschen Volke!

R. Kuczynski / Milchnot

Die Milch ist das einzige Nahrungsmittel, das uns absolut unentbehrlich ist. Der Mensch kann ohne Brot, ohne Kartoffeln oder ohne Fleisch leben, aber die Milch ist für kleine Kinder, für zahlreiche Kranke und stillende Mütter unersetzlich. Seit einiger Zeit leiden wir nun unter einer empfindlichen Milchknappheit. Woher kommt das? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns zunächst über die Milchgewinnung, die Milchverwendung und den auswärtigen Handel in milchwirtschaftlichen Erzeugnissen vor dem Kriege Rechenschaft geben.

In den letzten Friedensjahren lieferten die Kühe im Deutschen Reiche etwa 23¼ Millionen t Milch, d. h. annähernd 1 Liter täglich auf den Kopf der Bevölkerung. Davon wurden etwa 3 Millionen t verfüttert, 8½ Millionen t Vollmilch wurden getrunken (⅓ l pro Kopf und Tag), 10½ Millionen t wurden verbuttert, und 1¼ Millionen t wurden zu Fettkäse verarbeitet. Aus der verbutterten Milch wurden etwa 400 000 t Butter, 150 000 t Quark und Magerkäse, 7 Millionen t Magermilch, 1¼ Millionen t Buttermilch und 1½ Millionen t Molken gewonnen. Die verkäste Vollmilch lieferte etwa 120 000 t Fettkäse und 1 Million t Molken. Von dieser inländischen Erzeugung dienten der menschlichen Ernährung: 8½ Millionen t Vollmilch, 1¾ Millionen t Magermilch, 250 000 t Buttermilch, 400 000 t Butter und 270 000 t Käse, der tierischen Ernährung: 3 Millionen t Vollmilch, 5¼ Millionen t Magermilch, 1 Million t Buttermilch und 2½ Millionen t Molken.

Digitized by Google

Der auswärtige Handel war recht geringfügig. Der kleine Einfuhrüberschuß an flüssiger Milch wurde reichlich aufgewogen durch den Ausfuhrüberschuß an kondensierter Milch. Die 23 000 t Käse, die wir vom Auslande bezogen, machten nur 8 v. H., die 55 000 t Butter nur 12 v. H. unseres Gesamtverbrauches aus, und selbst wenn wir annehmen, daß die 43 000 t Rahm, die wir einführten, restlos verbuttert wurden, erhöht sich der Anteil der Butter, die wir dem Ausland verdankten, nur auf etwa 65 000 t oder 14 v. H. unseres Verbrauchs. Diese Tatsache ist darum besonders wichtig, weil immer wieder von interessierter Seite, und zwar ebenso von landwirtschaftlicher wie von kaufmännischer, die starke Preissteigerung für Butter auf die Einschränkung unserer angeblich in Friedenszeiten ungeheuer großen Buttereinfuhr zurückgeführt wird. In dieser Beziehung sei nur erwähnt, daß die Berliner Handelskammer in einem von ihr veröffentlichten Gutachten an den Berliner Magistrat erklärte, daß etwa 70 v. H. des deutschen Butterverbrauchs von dem Auslande eingeführt werden. Hätte die Berliner Handelskammer recht, so würde bei einer Einfuhr von 55 000 t die inländische Produktion nur 24 000 t betragen, während sie in Wirklichkeit rund 400 000 t beträgt.

Eine große Bedeutung hatte jedoch die Einfuhr von Kraftfuttermitteln für Kühe. Vor allem bezogen wir vom Ausland 1½ Millionen t Oelkuchen und Oelkuchenmehle und 1¾ Millionen t Roggen- und Weizenkleie. Im ganzen wurden von den 23¼ Millionen t Kuhmilch 9¾ Millionen t durch ausländische Kraftfuttermittel gewonnen. Diese Futtermittel fehlen uns heute fast gänzlich. Die kleinen Mengen, die wir davon noch haben bzw. einführen können, werden aufgewogen durch den Ausfall an inländischer Kleie infolge geringerer Ernte und stärkerer Ausmahlung des Brotgetreides. Auch die für die Milcherzeugung so wertvollen Gräser und Kleearten sind, wenigstens in Norddeutschland, infolge der Dürre unter dem Durchschnitt geblieben, so daß etwaige Ersparnisse in der Fütterung und das Heranziehen von Ersatzfuttermitteln dadurch ausgeglichen werden. Die kleinen Maßnahmen zur Vermehrung der Kraftfuttermittel, wie die kürzlich erfolgte Freigabe von 100 000 t Roggen zur Herstellung von Schrot für Kühe, sind aber für die Milcherzeugung bedeutungslos. (Die 100 000 t Roggen liefern durch Verfütterung als Schrot etwa 200 000 t Milch; da gleichzeitig 100 000 t Roggen für Mastschweine freigegeben werden, geht die Kleie von insgesamt 200 000 t Roggen verloren, d. h. 45 000 t Kleie, die etwa 100 000 t Milch hätten liefern können; es bleibt so nur ein Gewinn von 100 000 t Milch, d. i. die Erzeugung von 1½ Tagen in Friedenszeiten.) Wir müssen also damit rechnen, daß die Milcherzeugung im zweiten Kriegsjahr, statt wie in Friedenszeiten etwa 23¼ Millionen t, nur mehr etwa 13½ Millionen t beträgt. Da der menschliche Verbrauch an Vollmilch nur 8½ Millionen t betrug, könnten wir ihn nach wie vor auf seiner alten Höhe erhalten, wenn statt 14¾ Millionen t jetzt nur 5 Millionen t verfüttert, verbuttert und verkäst würden. Das ist nun natürlich nicht der Fall. Vielmehr ist es fraglich, ob die Verfütterung während des Krieges überhaupt wesentlich zurückgegangen ist; denn die hohen Preise für Kälber und Schweine bilden einen starken Anreiz zur Umwandlung von Milch in Fleisch namentlich dort, wo ein umfangreicher Absatz an Trinkmilch zu hohen Preisen nicht möglich ist. Die Verbutterung aber ist infolge der Unterbindung der Einfuhr und des Mangels an anderen Fetten auch nicht sehr stark eingeschränkt worden. Daher macht sich in wachsendem Maße eine Knappheit an Trinkmilch bemerkbar.

Die ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Bodenfrüchten ist verhältnismäßig leicht durchzuführen. Man beschlagnahmt die Ernte und sichert sich damit die für ein ganzes Jahr verfügbaren Vorräte. Dies Verfahren ist nun bei der Milch nicht möglich, denn die Milch wird ja nicht einmal, sondern gewissermaßen tausendmal im Jahre geerntet. Man hat nun geglaubt, das Angebot an Vollmilch durch Festsetzung von Höchstpreisen für Butter und Käse steigern zu können, und in der Tat wird ja auf diesem Wege eine gewisse Einschränkung der Verbutterung und Verkäsung erreicht. Indes besteht dann die Gefahr, daß die so nicht verarbeitete Milch verfüttert wird. Eine zwangsweise Beschränkung der Verfütterung, wie sie in Preußen angeordnet worden ist, ist aber kaum durchführbar; sie könnte übrigens auch dahin wirken, daß die Besitzer der Kühe die Milcherzeugung einschränken und ihre Tiere mästen. Beides, die übermäßige Verfütterung und die Einschränkung der Milcherzeugung läßt sich — bei Höchstpreisen für Butter — nur vermeiden durch Festsetzung von Höchstpreisen für Schlachtvieh, derart, daß die Milchgewinnung vorteilhafter erscheint als die Viehmast und der Verkauf der Vollmilch vorteilhafter als ihre Verfütterung.

In diesem Sinne haben Professor Zuntz und ich vor kurzem gemeinsam eine Eingabe an die zuständigen Stellen gerichtet. Wir haben darin zugleich, unter Hinweis auf die hohen Milchpreise, die Notwendigkeit behördlicher Maßnahmen zur Sicherung einer ausreichenden Zuteilung von Milch an die ärmere kinderreiche Bevölkerung betont. Inzwischen haben einzelne Gemeinden die Ausgabe von Milchkarten vorbereitet. So sollen in Charlottenburg und Schöneberg für die Kinder unter 1 Jahr Karten über täglich 1 l, für die Kinder von 1 bis 4 Jahren Karten über ¾ l und für die Kinder von 4 bis 14 Jahren Karten über ½ l ausgestellt und die ansässigen Milchhändler verpflichtet werden, bis 10 Uhr morgens vorzugsweise auf solche Karten hin Milch abzugeben. Damit ist in der Tat die ausreichende Versorgung der Kinder mit Milch gewährleistet, indes nur unter einer Voraussetzung: die Mutter muß das zur Bezahlung der teuren Milch erforderliche Geld haben. Dies ist indes sehr häufig nicht der Fall. Und auch die Erhöhung der Kriegsunterstützung um monatlich 1,50 M. für jedes Kind wird hier allein nicht viel helfen. Denn sie reicht zwar gerade aus, um bei einem täglichen Bezug von ½ l die Preissteigerung gegenüber der Friedenszeit auszugleichen, aber auch die anderen notwendigen Lebensmittel sind ja so sehr viel teurer geworden. Es muß also im Interesse der Volksgesundheit gefordert werden, daß öffentliche Mittel bereitgestellt werden, um den Minderbemittelten den Bezug billiger Milch zu sichern.

H. Mulert/Unabkömmliche und Untaugliche

Je länger der Krieg dauert, um so mehr wird man auch solche zum Heeresdienst heranziehen, die bisher, als nicht sicher tauglich, davon freiblieben. Um so mehr werden die militärischen Stellen auch erwarten müssen und dürfen, daß von den Zivilbehörden die Unabkömmlichkeitserklärungen aufs äußerste eingeschränkt werden. Um so schmerzlicher werden aber dabei diejenigen, die gern mitkämpfen möchten, jedoch in ihrem Amte unabkömmlich sind, ihr erzwungenes Daheimbleiben empfinden, namentlich wenn sie als gediente Soldaten, als ausgebildete Offiziere sicher sind, daß sie dem Heere mehr würden nützen können, als mancher, der jetzt noch eingezogen wird und, da er nicht mehr jung ist, den militärischen Dienst bei allem guten Willen und aller Pflichttreue doch nur mit großer Mühe lernt.

Digitized by Google

Das jetzige System führt zu Fällen folgender Art (die hier geschilderten sind mir nicht mit ganz denselben Einzelheiten aus der Wirklichkeit bekannt, aber sie sind keineswegs „bloß konstruiert", sondern sie sind typisch; nach dem, was Männer aus verschiedensten Berufskreisen erzählen, spielt sich immer wieder dergleichen ab): Gymnasialdirektor B., Hauptmann der Landwehr, würde gern noch mit ins Feld ziehen. Er würde heute noch einen trefflichen Offizier abgeben, und der dienstälteste Professor der Anstalt würde ihn in deren Leitung vertreten können, wenn nicht schon sonst aus dem Kollegium einige Lehrer eingezogen, die Zurückbleibenden also stärker belastet wären. Fände man jemand, der für einen von ihnen eintreten könnte, so wäre die Sache erledigt. Aber die Kandidaten, die vor kurzem noch verfügbar waren, sind eingezogen. So muß der Direktor bleiben. Dabei lebt in der Nachbarstadt ein zur Uebernahme solcher Vertretungen berechtigter Privatlehrer Y., der seine Stelle verloren hat, als man ihn, Unteroffizier des Landsturms, bei Kriegsbeginn einberief. Nach einigen Wochen des Dienstes wurde er wegen zeitiger Untauglichkeit zurückgeschickt und schlägt sich seitdem kümmerlich durch; niemand stellt ihn fest an, da sein Militärverhältnis noch nicht endgültig geregelt ist. Er ist inzwischen sechsmal einberufen, aber immer wieder als überzählig oder auf Grund einer neuen ärztlichen Untersuchung zurückgestellt worden. Ein anderer Fall: Pfarrer C. ist Vizefeldwebel der Reserve, war mit Leib und Seele Soldat, wäre Leutnant der Reserve geworden, wenn er nicht eben damals ins Pfarramt getreten wäre. Sein dringender Wunsch, mit ins Feld zu ziehen, kann nicht erfüllt werden; er hat ein großes Amt und darin keine Vertretung. In der Provinz ist kein Pfarramtskandidat zur Verfügung; sie sind, soweit sie nicht bereits zur Verwaltung erledigter Pfarrstellen verwendet wurden, zur Fahne einberufen, darunter auch Herr Z., dessen Bekannte sämtlich meinen: welche Plage werden die Unteroffiziere und Feldwebel bei der Ausbildung dieses braven, aber sehr ungeschickten Mannes haben!

Wenn in solchen Fällen die Beteiligten versuchen, es zu erreichen, daß der Privatlehrer Y., der zwar militärisch ausgebildet ist, jetzt aber nach Aussage so und so vieler Stabsärzte mindestens nicht die volle Diensttauglichkeit besitzt, und der Pfarramtskandidat Z., der dem Heere gleichfalls nicht viel wert sein wird, jetzt nicht zum Waffendienst herangezogen werden, sondern die Stellvertretung eines Gymnasiallehrers bzw. des Pfarrers C. übernehmen, und damit zwei Reserveoffiziere zum Eintritt ins Heer freimachen, so stößt das auf Schwierigkeiten. Ihr Wunsch wird als unerfüllbar bezeichnet; man beruft sich dabei auf den Grundsatz, daß es in Deutschland bei Erfüllung der militärischen Dienstpflicht keine Stellvertretung gibt.

Dieser Grundsatz ist in der Tat für Deutschlands Wehrverfassung charakteristisch. Gegenüber den Ordnungen, wie sie in einigen deutschen Staaten bis 1867 bestanden, daß man sich nämlich bei Ausübung des Heeresdienstes vertreten lassen konnte, bedeutet die seitdem allgemein gewordene preußische Regelung einen Fortschritt, den wir nicht preisgeben dürfen und wollen. Daß mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst gemacht wird, erscheint uns nicht bloß als militärisch nützlich, sondern geradezu als einer der sittlichen Grundzüge unseres Volks- und Staatslebens.

Vollkommen durchgeführt würde dieser Grundsatz freilich nur, wenn es keine Unabkömmlichkeitserklärungen gäbe. Nun ist aber der Betrieb unserer Staats- und Gemeindeverwaltung, unseres Kirchen- und Schulwesens, unserer Rechtspflege, unserer Verkehrsanstalten, unserer großen wirtschaftlichen Unternehmungen so verwickelt, daß er bei Herausnahme *aller* militärtauglichen Männer nicht durchführbar wäre. Seine ungestörte Durchführung auch während des Krieges ist jedoch unentbehrlich; auf ihr beruht zum großen Teil die Widerstandsfähigkeit Deutschlands im Kriege. Wird deshalb jener Grundsatz, daß jeder wehrfähige Mann auch wirklich Waffendienst tun soll, nur mit Ausnahmen durchgeführt, dann ist es freilich rein eine praktisch-technische Frage, eine Frage der Zweckmäßigkeit, an welcher Stelle man die Ausnahmen macht und wie man sie im einzelnen regelt. Man soll dann nicht mit Berufung auf die Heiligkeit des Grundsatzes Dinge verbieten wollen, deren Nützlichkeit klar vor Augen liegt.

In den vorhin geschilderten Fällen ist nun die Formel, es dürfe keine Stellvertretung im Heeresdienste geben, in der Tat irreführend. Was vermieden werden soll, ist doch dies, daß ein Militärtauglicher sich aus selbstsüchtigen Gründen dem Waffendienst entzieht, daß ein Tauglicher einen Mindertauglichen für sich eintreten läßt oder auch nur einen Gleichtauglichen; im letzteren Falle würde statt zweier Tauglicher nur einer, statt einer größeren Zahl eine geringere Zahl für das Heer zur Verfügung stehen. In den vorhin geschilderten Fällen aber handelt es sich um etwas ganz anderes. Natürlich kann es vorkommen, daß ungediente Leute sich schließlich als ebenso tüchtige Soldaten erweisen, wie die gedienten. Aber das wird die Ausnahme sein. Im ganzen ist dem Heere bei vorhandener Kriegsverwendungsfähigkeit der Mann, der gedient hat und ausgebildet ist, ungleich mehr wert, als einer, der wegen leichter körperlicher Fehler seinerzeit nicht eingestellt wurde und nun, nachdem er sehr viel älter geworden ist, also unter erschwerenden Umständen erst ausgebildet werden muß. In den vorhin geschilderten Fällen erhält das Heer ganz sicher nur je einen Mann, nicht zwei, denn einer von beiden ist für die Verwaltung der betreffenden Zivilstellung nötig. Der erwähnte Versuch der Beteiligten geht nun dahin, daß das Heer an Stelle eines minder tauglichen Mannes einen tauglicheren, ihm nützlicheren erhalte. Stehen diesem Versuch geltende Grundsätze entgegen, so ist das offenbar bedauerlich. Der Staat handelt dann so, als habe das Heer ein Interesse daran, daß der Gymnasialdirektor sich nicht etwa bei Ausübung seines Schuldienstes durch Heranziehung jenes Privatlehrers eine Vertretung beschaffe. Tatsächlich hat es natürlich vielmehr ein Interesse daran, den Direktor zum Heeresdienst heranziehen zu können, und muß also wünschen, daß ihn in seinem Zivildienst irgendein minder waffentauglicher Zivilist vertrete.

Natürlich soll die hier vorgeschlagene Aenderung des jetzigen Verfahrens nicht dahin ausgenutzt werden, daß Leute, die die volle militärische Tauglichkeit haben, die Vertretung irgendeines Zivilbeamten übernehmen, um damit dem Heeresdienste zu entgehen. Dagegen würde sich mit gleichem Recht Widerspruch erheben, wie gegen allzu zahlreiche Unabkömmlichkeitserklärungen; bei der neulichen Reichstagsverhandlung über diese Dinge bestand ja in der Grundanschauung völlige Einmütigkeit zwischen Parlament und Regierungsvertretern. Gegen Mißbräuche auf diesem Gebiet lassen sich aber Sicherungen finden. In welcher Form die Aenderung des jetzigen Verfahrens durchzuführen wäre, ob durch Verabredung zwischen Militär- und Zivilbehörden in jedem einzelnen Falle, oder ob allgemein eine Sonderung der Waffentauglichen in zwei Klassen eingeführt werden sollte (es würde das ja nur ein anderer Ausdruck für eine Sache sein, die im wesentlichen schon da ist), wobei dann die Zugehörigkeit zu den Mindertauglichen die Voraussetzung für einen Tausch der genannten Art wäre, das ist nebensächlich. Die Hauptsache ist, daß der Grundsatz anerkannt wird: werden überhaupt Männer, die zum Waffendienst tauglich sind, für unabkömmlich in ihrer Zivilstellung erklärt, dann wird doch diese Unabkömmlichkeit im allgemeinen nicht der Person, sondern dem Amte zu gelten haben, d. h. soweit für solches bürgerliche Amt Stellvertreter, die militärisch minder tauglich sind, herangezogen werden können, sollen sie dazu herangezogen werden. Und es müssen Maßnahmen getroffen werden, um solche Vertretung zu organisieren; Militär- und Zivilbehörden zusammen müssen einen Ueberblick über die verfügbaren Kräfte gewinnen. Daß an einem Ort oder in einem Bezirk Richter oder Regierungsräte, die militärisch ausgebildet sind, für unabkömmlich erklärt werden, weil keine Vertretung zu beschaffen ist, am anderen Ort oder im anderen Bezirk aber Assessoren zum Schippen ausgehoben werden, oder daß Fälle wie die obengenannten sich abspielen, ist einfach eine in dieser Zeit unerlaubte Kraftvergeudung. Nicht als ob das Schippen des Assessors unwürdig sei; jeder vaterländische Dienst ist Pflicht und Ehre. Aber der Assessor ist zu anderen Diensten zu gebrauchen, für die nicht jedermann vorgebildet ist, und beim Schippen leisten vielleicht andere mehr, als er. Wird einmal anerkannt, daß man im Kriege nicht bloß mit der Waffe, sondern auch in anderer Weise vaterländischen Dienst tun kann, dann soll dabei möglichst jeder an den Platz gestellt werden, wo er am meisten nützen kann.

Digitized by Google

Leon Suleiman / Die Salachije-Universität in Jerusalem

Es wird jetzt immer klarer, wohin das neugeborene Türkenvolk geleitet werden soll. Wer unsere Presse eingehend verfolgt, sieht unzweideutig, wie mächtig der Zeitgeist auf die Lenker des Schicksals der Osmanen wirkt und wie sich die zukünftige Entwicklung der Dinge drüben gestalten wird. Der kleinste wie der größte Mann hat in diesem Kriege um- und neu hinzulernen müssen. Auch die geistigen und militärischen Führer im Orient sehen nun immer mehr ein, worin die wahre Kraft eines Volkes liegt, erfahren immer mehr, welches der Weg zur Macht und zur politischen und nationalen Selbständigkeit ist, für die jetzt mit solcher Tapferkeit und Ausdauer am Bosporus und an den Dardanellen gekämpft wird. Denn stark sein ist gewiß das beste Mittel, um beim anderen sein Recht geltend zu machen, aber was führt zu dieser Stärke? Die Antwort ist da. Je tiefer die deutschen Armeen ins russische Reich eindringen, desto klarer wird es überall, und in erster Linie bei unseren Führern, die die Macht ihres so engen Verbündeten nicht zu allerletzt bewundern, worin die Stärke eines Volkes beruht. Die kulturell hochstehenden Krieger, vom einfachsten Soldaten bis zum obersten Heeresführer, allesamt sind aus den deutschen Bildungsstätten hervorgegangen. Schon in dem früheren Aufsatz „Scheich Abdul Kader" hatte ich Gelegenheit zu bemerken, wie mächtig sich der Drang nach geistiger und kultureller Bildung in der Türkei fühlbar macht. Mächtig ist in allen Reihen des Volkes der Wunsch, sich dem großen Verbündeten würdig an die Seite zu reihen. Und das tapfere Standhalten der türkischen Armeen vor den Toren Stambuls beweist klar und deutlich, von welchem Geist die Nation beseelt ist. Noch klarer und noch deutlicher aber sieht man dies auf dem Gebiete der inneren Entwicklung des Volkes. Jede Gelegenheit wird wahrgenommen, um dem Volke Bildungsstätten zu eröffnen. Und während an den Grenzen des Reiches das von den Vätern Ererbte gegen die feindlichen Anstürme mit echt osmanischer Kraft treu gehalten wird, wird im Innern für die größere Zukunft des Volkes gesorgt. Im vorigen Aufsatz konnte ich von den Worten berichten, die die geistigen Führer des Volkes ihren Hörern zugerufen haben. Ich freue mich jetzt berichten zu können, daß Djemal Pascha selbst sofort mit der Tat begonnen hat. Nächst der unablässigen Bemühung des Marineministers und des Oberbefehlshabers der vierten Armee in Jerusalem, um die militärische Ausrüstung und Ausstattung des Bezirkes mit Eisenbahnen und Straßen, die doch letzten Endes in nicht allzu ferner Zeit der Förderung der wirtschaftlichen Interessen des aufstrebenden Landes zugute kommen werden, hat er mit der Gründung der arabischen Universität „al Salachije" in Jerusalem die zukünftigen Richtlinien mehr als nur angedeutet. Diese Bildungsstätte wird eigentlich jetzt nur neu eröffnet. Gegründet wurde sie einst vom großen Sultan Saladin, mit der Verwahrlosung des Landes aber nach und nach ganz verfallen, wird sie jetzt in ungleich größerem Maßstabe wieder eröffnet. Der Anstalt sollen von überallher Zöglinge zufließen, und sie untersteht der privaten Leitung des Scheich-il-Islam. Im Lehrplan der Anstalt nehmen die profanen Wissenschaften einen großen Raum ein neben der Theologie und der Rechtswissenschaft. Der Minister Djemal Pascha selbst übernahm es, materiell für die Anstalt zu sorgen, während eine Zahl von 1000 Schülern zum unentgeltlichen Unterricht zugelassen werden soll.

Ein erfreulicher Akt im Leben und Werden einer Nation zu einer so großen Zeit. Rüstung — aber nicht nur Rüstung — ist die Parole für die Zukunft, und es ist noch erfreulicher, daß die Initiative zur Gründung der Universität von den militärischen Führern des Volkes ausgegangen ist. Sicherlich hat Djemal Pascha selbst klar durchschaut, was dem opferwilligen Volke fehlt und was die Regierung ihm für diese unüberwindliche Waffentreue, die es dem Vaterlande leistet, schuldet. Diesem Erlebnis, daß die militärischen auch die kulturellen Führer der Nation sind, kann Bedeutung nicht abgesprochen werden. Die geistige und militärische Stärke eines Volkes kann nach den Erfahrungen dieses Völkerringens nicht getrennt werden. Die Türkei, die ihre militärische Entwicklung in so rascher Zeit mit Erfolg durchgeführt hat, schreitet nun dazu, einen neuen Geist in die lebenskräftigen Glieder des osmanischen Reiches einzuflößen, das Volk zur Teilnahme an den höchsten Kulturgütern Europas vorzubereiten, ja, man kann sagen, es doppelt gestärkt aus diesem Kriege hervorgehen zu lassen.

Und es unterliegt keinem Zweifel, daß wir noch in unserem Menschenalter eine neue vorderasiatische Kultur auf den Kriegstrümmern werden erwachsen sehen. Die Vernichtung der Eigenart des orientalischen Mohammedaners war und ist das Ziel der früheren Gönner der Türkei. Die alte Kultur wieder zu erfrischen und mit dem warmen Hauch der Errungenschaften der Wissenschaft und der Technik der Neuzeit zu beleben, sie mit den Segnungen der modernen Kultur zu verflechten, ist das kulturelle Streben Deutschlands in der Türkei. Wir Türken freuen uns des deutschen Strebens, durch die nationalen und kulturell-religiösen Ueberlieferungen der geschichtlichen Entwicklung des türkischen Volkes in seinen Fäden die deutsche Kultur zu ziehen. Denn durch die sorgfältige Berührung des Bestehenden und Gegebenen mit den hohen deutschen Geisteswissenschaften soll bald eine neue vorderasiatische Kultur erblühen.

Indem Djemal Pascha in der von ihm neu begründeten Universität den deutschen Schulmeistern für die profanen Wissenschaften den größten Raum gelassen hat, hat er dies klar zum Ausdruck gebracht. Kein Mensch, weder in der Türkei noch in Deutschland, zweifelt daran, daß letzterer die ihm frei gelassene Wirkungsstätte an der Universität wie im gesamten Volksleben der Osmanen mit glänzendem Erfolge ausfüllen wird. Das deutsche Volk aber, welches stets die wirtschaftliche und geistige Entwicklung seines Waffengefährten am Mittelländischen Meer mit den größten Sympathien begleitet hat, wird auch die Nachricht von der kulturellen Rüstung der Türkei, welche mitten im Kriege für den Frieden erfolgt, mit innerer Freude begrüßen.

Gottfried Traub / In den Dardanellen

Es ist mir unmöglich, bei dem Raum, der mir zur Verfügung steht, tagebuchmäßig die Fülle der Eindrücke wiederzugeben, die ich an den Dardanellen erhielt. Der äußere Rahmen der nächsten vier Tage und vier Nächte ist der: Fahrt und Ritt an die Anaforta-Front, Ueberfahrt nach dem kleinasiatischen Tschanak, von dort nach Hamidje weiter hinunter zur Artilleriestellung in Ju Tepe und durchs Meandertal, die Ruinen von Troja begrüßend, bis zum Süden ans Meer; dann wieder zum Chersones und endlich mit dem Torpedoboot in kalter Nacht bei lebhafter See nach Konstantinopel. Was wir in dieser Zeit sahen und erfuhren, haben wir seinerzeit in einem Drahtbericht an das „Berliner Tageblatt" zusammengefaßt. Man muß nämlich wissen, was vorhergegangen war. Wir hatten im Hauptquartier englische Nachrichten über Amerika her in Händen, in welchen bis auf alle Einzelheiten beschrieben wurde, wie die Dardanellenarmee vollständig umzingelt sei. Es sei ein englischer Vorstoß nach Bulair an der Saros-Bucht gelungen. Der Armee von Liman Pascha bliebe nichts anderes übrig, als zu verhungern oder sich zu ergeben. Die Engländer seien im flotten Anmarsch auf Konstantinopel. Dies alles wurde mit einer solchen Sicherheit und Anschaulichkeit unter Nennung der einzelnen Truppenstellungen und Regimenter geschildert, daß man einfach verblüfft war. Wir befürchteten, daß diese Berichte in manche deutsche Hände kommen könnten und dort Verwirrung anrichteten, und handelten im Einverständnis mit dem Feldmarschall, der über diese und andere Treibereien mit Recht entrüstet war. Ich hatte bisher immer noch naiv gemeint, daß man zum Lügen wenigstens einigen Stoff haben mußte. Seit dieser Reise habe ich gemerkt, daß ich vom Lügen immer noch eine zu anständige Meinung hatte. Desto erquickender war es, zu sehen, wie glänzend unsere Sache stand. Man wundert sich an Ort und Stelle erst recht, wie gering die Erfolge

Digitized by Google

des Großmachtaufgebots von England und Frankreich sind. Es ist ganz unmöglich, daß die mohammedanische Welt diese Ohnmacht in der Zukunft vergißt.

Die türkische Armee zerfällt in zwei Teile, in die kämpfende und in die arbeitende. In der ersten überwiegen Osmanen, in der letzteren die fremden Völkerschaften. Man muß diese Arbeitsheere auf ihren Wagen, Pferden, Maulesel, Kamelen gesehen haben, um einen Eindruck von dem Ernste ihrer Arbeit zu gewinnen, die hier in verhältnismäßig kurzer Zeit geleistet worden ist und weiter geleistet wird. So etwas Farbenprächtiges und Charakteristisches von Menschen- und Tiergestalten werde ich in meinem Leben nicht mehr sehen. Die Insel gleicht auf ihren Straßen einem einzigen bewegten Kaleidoskop voll laufender, reitender, fahrender, tragender, schleppender Menschen. Oft fragten wir uns, warum die Künstler sich eine solche Gelegenheit entgehen lassen, das orientalische Kriegsleben in seinem wunderbarsten Reichtum unter diesem entzückendsten Himmel zu genießen und im Bild zu fassen.

Die Urteile der deutschen Offiziere über den einzelnen Türken als Soldaten gehen je nach den bestimmten Erfahrungen da und dort auseinander. In folgenden Punkten aber sind sie alle einig. Der einfache Soldat ist ein ungemein tapferer, zäher, anständiger und bedürfnisloser Kämpfer. Die Disziplin wird dadurch wesentlich erleichtert, daß keine Ausschreitungen wegen Trunkenheit vorkommen. Das religiöse Verbot der berauschenden Getränke trägt hier seine goldenen Früchte. Auch von den Marinesachverständigen konnte man hören, wie die ausgegebenen Befehle durchaus gut vollzogen werden. Was der Türke liebt, das ist eine sichtbare starke Führung, und wenn der Führer mutig und entschlossen vorangeht, kann er auf eine ebenso tapfere und mutige Truppe rechnen. (Das ist übrigens eine Erfahrung, die allüberall gilt, nicht nur in den Dardanellen.) Ein deutscher Oberst bestätigte mit lebhafter Teilnahme, wie erst vor einigen Tagen die Türken einen Angriff selbständig so gut vorgetragen hätten, wie es ein deutsches Regiment nicht besser tun könnte. Der Haß gegen England ist in der Truppe fest eingefressen. Die Kriegführung geht auf Lebenvernichtung. Die Kraft, durchzuhalten, ist erstaunlich. Es wurden uns fast unglaubliche Zahlen des prozentualen Verlustes eines Truppenteiles genannt, und trotzdem waren die Truppen im Gefechte stehengeblieben und keinen Schritt zurückgegangen. Das Geheimnis dieses Erfolges ruht wesentlich in der Unerschütterlichkeit ihres Glaubens. Das Schicksal hat sie in der Hand und bestimmt ihren Tag und ihre Nacht. Es liegt alles in Allahs Hand. Man leitet gewöhnlich aus dieser Weltanschauung, die man kurzweg als „Fatalismus" zu bezeichnen beliebt, eine Lähmung der eigenen Willenskraft ab. Unbestreitbar kann das eine Folge einer solchen Glaubensauffassung sein, und im friedlichen Leben des Moslem zeigen sich Züge, die einer solchen Schlußfolgerung recht geben. Aber man hat oft sehr zu Unrecht vergessen, wie nervenstärkend solch fester Glaube wirkt. Es ist bezeichnend, daß auf protestantischer Seite gerade der Reformierte mit seinem stark ausgeprägten Glauben an eine vollständige ewige Vorherbestimmung aller Dinge die Welt am meisten umgestaltet hat durch seine zähe Arbeit, sein lebhaftes Zugreifen und seine allbekannte Unternehmungslust. Wo man sich daran gewöhnt hat, für das nicht zu sorgen, was die Sache des Weltregiments ist, gewinnt man Raum, desto zuversichtlicher die Dinge zu tun, die vor den eigenen Füßen liegen, und im übrigen fühlt man sich sicher auf seinem Wege und erschrickt nicht vor dem, was kommt: denn es kommt aus weiser Hand. Daher die abgeschlossene Ruhe! Als der Marschall durch den Schützengraben ging, drehte sich der Soldat, der schußbereit war, nicht eine Zahntelswendung herum, sondern blieb ruhig im Anschlag stehen. Was hinter ihm geschah, berührte ihn nicht. Seine Welt war die Welt des Feindes. Auf ihn war jeder Nerv und jede Muskel gespannt. So ein Bild sagt mehr, als viele Abbildungen.

Feldmarschall Liman ist sehr besorgt um die Verpflegung seiner Truppen. Das hat ihm sicher ein gut Stück seiner Beliebtheit eingetragen. Frühere Kriege ließen hier manchen Mangel entstehen, und mancher Erfolg wäre den Waffen des kriegsgewohnten Türken sicher gewesen, wenn man diese einfachsten Regeln beobachtet hätte. Hinter der Front sahen wir eine Truppe essen, behaglich im Kreise sitzend in einer Grube, in deren Mitte auf einer runden Erhöhung die Schüssel stand. Für einen Theologen wachte hier die Erinnerung an die Worte des Neuen Testaments vom Abendmahl auf: „Wer mit mir in die Schüssel taucht, der ist's."

Am meisten gelernt habe ich in der Erkenntnis der weiten Entfernungen. Zu Hause hatte ich mir die Sache manchmal so vorgestellt, als lägen die Dardanellen vor Konstantinopel, wie etwa Potsdam vor Berlin. Die zehnstündige Torpedobootfahrt belehrte mich schon eines Besseren. Auch die Landzunge, auf der jetzt die großen Kämpfe sich abspielen, hatte ihre ganz ansehnliche Länge. Man wird von Bulair aö bis zur Südspitze 80 bis 100 km rechnen können, eine Entfernung etwa wie Berlin nach Frankfurt a. Oder, dabei ist alles kein ebenes Land, sondern durchaus wellig, hügelig, felsig. Die Breite schwankt zwischen 10 und 20 km und sinkt an der schmalsten Stelle bei Bulair bis zu 5 km. Auf mich machte gerade beim Ritt an die Front das vorgelagerte Bergland den Eindruck einer stark erhöhten Dünenlandschaft. Genau so, wie ich mich einstmals in Amrum in den Dünen verirrte und mich nach jeder erstiegenen Höhe vor einer unerwarteten Schlucht oder vor einen neuen großen Sandkrater gestellt sah, so auch hier; alles unregelmäßig ineinandergeschoben voll Zacken und Ecken, — so wechseln sich immer wieder die Hänge und die Täler ab. Die Höhen erreichen in der südlichen Hälfte zwar nicht mehr als etwas über 200 m, in der nördlichen Hälfte steigen sie bis über 400 m an. Aber die Schroffheit des Abfalls, der unübersichtliche Charakter der zwischenliegenden Täler ermöglichen eine solche Fülle von verteidigenden Stellungen, daß bei der militärischen Ausnutzung, wie sie jetzt geschehen ist, die Uneinnehmbarkeit der Landzunge ruhig behauptet werden kann. Selbst wenn die Feinde diese oder jene vordere Stellung gewinnen würden, wozu wahrhaftig keine Aussicht ist, sind so viele Stellungen nach rückwärts gesichert, daß man der Entwicklung auch dann noch kalten Blutes zusehen könnte. Vor allem erscheint die Eroberung Konstantinopels auf diesem Landweg als großer Traum, denn bis dahin wären so viele Hindernisse zu überwinden, deren Widerstandskraft man erst an Ort und Stelle einschätzen lernt, daß man sich über solche Phantastereien nur wundern kann. Schon bei unserem dortigen Aufenthalt vermutete man übrigens wegen der verhältnismäßigen Stille der englischen Truppen einen Abzug oder eine Verschiebung der Truppen nach Saloniki. Wieweit eine solche Wegnahme einen Verzicht auf das Dardanellenunternehmen überhaupt bedeutet, kann noch nicht beurteilt werden. Die Wegnahme ihrer Truppen kam den Engländern sehr genehm. Nun hatten sie noch den guten Vorwand der kameradschaftlichen Unterstützung des serbischen Bundesgenossen und brauchten ihre eigene Not nicht einzugestehen, die sie vor allen Dingen jetzt bei den herannahenden Winterstürmen doch gezwungen hätte, das Dardanellenunternehmen einzuschränken oder aufzugeben. Ein Glück, daß wir sie noch gesehen haben!

Das Zusammenarbeiten der türkischen und deutschen Offiziere hat sich durchaus bewährt. Die Hauptsache ist, daß der Mann, auf dessen Schultern wesentlich die Zukunft der Türkei ruht, Enver, im besten Einvernehmen mit den deutschen Offizieren lebt, ebenso wie diese ihn um seiner staatsmännischen Kraft, seines starken Willens und seiner gewaltigen Persönlichkeit willen hoch anerkennen. Was ein überzeugter ganzer Mann fertigbringen kann, der mit aufrichtiger Frömmigkeit vollen Sinn für die Bedürfnisse der Zukunft verbindet, kann man an seinem Wirken lernen. Man sagt dem Türken nach, daß er ein geborener Improvisator sei; das heißt, er findet aus der verzweifeltsten Not einen Ausweg, so daß man nur staunen muß. Freilich hat er es früher oft zu leicht bis zu diesem letzten Punkt kommen lassen; hier mit der Kraft vorbeugender, überlegender, nachhaltiger Arbeit einzusetzen und dem Improvisator den Methodiker beizugesellen, ist die Aufgabe, die in diesem Krieg, meisterhaft begonnen, mit Vorbedacht weitergepflegt werden muß. Es ist schon heute geradezu

Digitized by Google

erstaunlich, in welcher knappen Zeit Vorzügliches geleistet wurde. Man muß die Marinesoldaten durch Konstantinopel haben marschieren sehen, um zu begreifen, wie frischer Morgenwind da unten weht und wie die Meinung von „dem alten Mann, der sich nicht mehr zu helfen weiß", ins Gebiet der Sage gehört.

Der Deutsche bedarf genauer Kenntnis der Volksart. Gerade die Offiziere, die am längsten den Orient kennen, betonten diese Pflicht aufs schärfste. Wir legen darauf den größten Wert, daß gerade von dieser Seite die Forderung des taktvollen Verstehenwollens so eindringend hervorgehoben wurde. Kleine Verstöße gegen Sitten und Brauch können ungeahnte und so leicht vermeidbare Mißstimmungen hervorrufen. Der Türke ist grundanständig, ehrlich und zuverlässig; er ist vor allem sehr höflich und freundlich. Der knappe militärische Ton einer deutschen Meldung liegt ihm zunächst nicht; er ist gewohnt, bei einer Anrede aus Höflichkeit mit der Antwort zu warten und mußte sich an die laute Raschheit des dienstlichen Mitteilens erst gewöhnen. So entschließt er sich auch langsam, eine ungünstige Nachricht ohne Umschweife zu sagen, um keinen zu verletzen oder niemanden zu kränken. Vor allem ist das Gebiet des frommen Brauchs für ihn unantastbar. Wer solchen Volkseigenschaften nachgeht, sie in ihrer Wurzel begreift und sie, ohne sie lächerlich zu machen, erzieht, gewinnt das Volk und erspart sich und anderen manchen Umweg.

Gefürchtet waren am meisten die Flieger. Das empfand ich besonders in Tschanak, auf das es die englischen Flieger abgesehen hatten. Auch das Hauptquartier wurde meist frühmorgens gesucht, seiner wunderbaren Lage wegen aber bis jetzt nicht gefunden. Als wir einen Augenblick friedlich am Hang lagen und uns verwunderten, was die weidenden Tiere noch auf der ausgedörrten Wiese finden könnten, flog surrend ein Flieger über uns weg, bewaffnet mit seinem Maschinengewehr, und unmittelbar vor der Lazaretttreppe in Tschanak fanden wir eine mächtige Bombe, die glücklicherweise nicht losgegangen war. Welch Unheil hätte sie unter Unschuldigen anrichten können!

Von der Marine haben wir noch gar nichts erzählt, von unserer stolzen „Göben", die wir besuchten, ihrem tapferen Kommandanten, mit dem wir zweimal länger zusammen waren, von den Pionieren, von der ausgezeichneten Munitionsarbeit und von der Artillerie, die Wunder getan hat. Viel, viel bleibt unerwähnt, aber unvergessen. Wir sahen die englischen Schiffe vor uns liegen, hörten ihre Geschütze donnern, standen in den eigenen Batterien, beobachteten die feindlichen Reihen, und der Krieg stand unmittelbar neben uns. Die Nachtfahrt durch das zusammengeschossene Ehrenköi, das wie ein Gespenst im Mondschein dalag, und der Tagesanblick der Dardanellenenge, deren Wasser wie ein tiefblauer Tintenstift zwischen den weißen Ufern eingebettet lagen. Das Essen bei dem türkischen Stab in heller Mittagglut, das Ständchen der türkischen Militärkapelle bei Yenikői, der Sang von „Deutschland, Deutschland über alles" an der kleinasiatischen Südspitze, der an die „Wacht am Rhein" in Adrianopel erinnerte, — was war das Schönste? Ich weiß es nicht.

Auf der Höhe des Hauptquartiers ritten jeden Abend zwei Offiziere an; beide trugen das Eiserne Kreuz, deutsch und türkisch, beide hielten gleichen Schritt, beides deutsche Kameraden. Sah man genauer zu, so entdeckte man Vater und Sohn; jener der geniale Artillerieorganisator, der den englischen Schiffen Achtung vor Feldgeschützen beibrachte, dieser Oberprimaner und Oberleutnant. Ihre Gestalten heben sich vom klaren Nachthimmel, ein ergreifendes Bild. Gott schütze und segne eure Wege! Den Türken und den Deutschen Heil und Sieg!

Gertrud Bäumer / Der Genius des Krieges

II.

Was in dem Buch Schelers nicht Philosophie, sondern Politik und Geschichtsbild ist, ist in zwei Motiven zusammengefaßt: „Der deutsche Krieg" — „Europa". Der deutsche Krieg ist dieser Krieg in dem Sinne, daß das gemeinsame Kriegsziel der Gegner ist, die wachsende Macht Deutschlands zu zerbrechen, während anderseits wir eben deshalb kein unzweifelhaftes einzelnes Kriegsziel haben, weil wir, beneidet und angegriffen, um unser ganzes Dasein zu kämpfen gezwungen waren, weil wir nicht unserseits eine bestimmte Machterweiterung im Auge hatten, wie Rußland den Ausgang ins Mittelmeer, sondern versuchen müssen, der drohenden Einschnürung durch die Entwicklungsrichtung der anderen Mächte Trotz zu bieten.

Dieser unser Kampf aber um unser ganzes Sein ist zugleich der Kampf um „Europa", d. h. um „Tod oder Sieg des lebendigen Kulturodems, der seit den klassischen Griechen alle westliche Geschichte und Leistung, allen Staat, alles Recht bis auf deren religiös-metaphysische Wurzeln im westlichen Christentum aus seiner Tiefe ausgehaucht hat". Der Hort dieser westlichen Kultur gegen die ostwestliche Bewegung kann nach Schelers Ueberzeugung nur Deutschland mit seinem Bundesgenossen sein. Politisch-geographisch als Bollwerk, das selbst die englische Kultur noch schützt, wenn über Nordsee und Ostsee hin England den Osten gegen uns stärkt. Aber vor allem auch geistig.

Der größte Reiz und die eigentliche Stärke des Schelerschen Buches liegt in der kulturpsychologischen Deutung des Begriffs „Europa". Wissenschaft und überhaupt Geistesausbreitung der letzten Jahrzehnte hat uns das Wesen des europäischen Geistes in seiner ewig unüberbrückbaren Verschiedenheit von anderen Kulturen immer klarer erkennen lassen. Kunst, Musik, Sittlichkeit, Religion in Asien und bei uns sind nicht nur verschieden im Sinne von Abweichungen des Ausdrucks für ein im letzten Grunde Gemeinsames der Empfindung; sie sind einander unverschmelzbar wesensfremd, so daß wir in der Auffassung japanischer Kunst oder siamesischer Musik oder indischer Religion immer nur zu einem Ahnen eines fundamental anderen, nie aber zu einem Verstehen, Aneignen, Zusammenwachsen kommen können. Dieses Anderssein wird uns in dem Maße deutlich, als unsere Weltkenntnis sich erweitert und vertieft. In gleichem Maße aber wächst uns das Bewußtsein des „Europäers". In der verschiedenartigen Ausprägung seiner romanischen und germanischen Typen verkörpert er doch zugleich eine zusammenhängende, vielfach verflochtene Geistesgeschichte, ein über Zeiten und Völker sich erstreckendes Wesenhaftes, in dem Mannigfaltiges verschmolzen und verwachsen ist zu einem neuen Leben. Das Werden dieses geistesgeschichtlichen Europäertums ist im wesentlichen ein Werk deutschen Geistes. Frankreich hat einst die Welt durch seine Kultur zu überziehen vermocht, der französische Geist ist aber niemals Vermittler und Bindeglied anderer Kulturen gewesen, sondern hat nur die eigene Form zur höchsten Feinheit und Klarheit bringen können. Dem englischen Geist vollends — von Scheler mit leidenschaftlicher Einseitigkeit, aber in diesem Sinne richtig, beurteilt — fehlt überhaupt die fruchtbare Tiefe, die das Fremde einsaugt, um es zu verwandeln. Der englische Geist, zum Sachlichen, zur Naturwissenschaft und Politik bestimmt, hat dem Europäertum praktische Lebensformen, technische Erfindungen und ein gewisses Maß Erziehung zur Sachlichkeit hinzugefügt — den Geist des

Digitized by Google

Kapitalismus —, England hat durch seinen Verstand, aber nicht durch Herz, Sinne, Leidenschaft am Europäer gearbeitet, es ist an der Gestaltung äußeren Lebenszuschnittes, nicht aber an der Geburt des europäischen Menschen beteiligt. Nach Schelers Meinung bedeutet England sogar ein starkes Negativum, eine große Verführung des europäischen Geistes in die Blöße, Dürftigkeit und kalte Selbstherrlichkeit des Merkantilen.

Man braucht den Anklagen des Buches in dieser Richtung, nach Inhalt und Form, nicht unbedingt zu folgen, um doch darin mit ihm einer Meinung zu sein, daß im Wesen des deutschen Geistes die stärksten und fruchtbarsten Vorbedingungen zur Geburt des Europäers liegen. Gegen die Enge der Alldeutschen gewendet, betont Scheler mit Recht, daß der deutsche Geist in seiner höchsten Blüte kosmopolitisch war. Das heißt nicht „international", sondern das eigene Sein und die eigene Aufgabe im Zusammenhang einer Weltbestimmung erfassend. Das heißt nicht farblos, sondern die eigene Art neben der der anderen als Stimme in einer Sinfonie fühlend. Diese Sinfonie heißt aber nicht: die Menschheit; es war ein Mißverständnis aus Unkenntnis, von der Möglichkeit einer Weltsinfonie der Kultur zu träumen. Sie heißt und kann nur heißen: Europa. Die Schwächung deutschen Geistes würde eine Wunde — vielleicht eine tödliche Wunde — im Kulturleib „Europa" sein. Darum geht es in diesem Krieg um Europa, nicht um Deutschland und Oesterreich.

So aber muß auch von uns, von den Deutschen, die geschichtliche Bedeutung des Krieges verstanden werden. Schelers Buch ist — im Herbst 1914 — vor den großen Erfolgen im Osten geschrieben. Er rechnet deshalb damit, daß ein Austrag unseres Gegensatzes zu Rußland von diesem Krieg nicht zu erwarten sei, er rechnet noch mit den größeren Erfolgen in Frankreich. Aber sein grundsätzlicher Standpunkt wird durch die Ereignisse nicht verschoben: daß aus diesem Krieg nicht eine Zersplitterung, sondern eine Festigung Westeuropas hervorgehen muß. Bedingung dazu ist für ihn das Zerbrechen der Allseegeltung Englands. Denn diese Seegeltung des Inselvolkes, das, aus den Interessen der eigenen Weltmacht heraus, dem europäischen Kontinent nur mit der kühlen „Gleichgewichts"-Forderung gegenübersteht, kreuzt die im höchsten geschichtlichen Sinne notwendige Einheit Europas beständig durch die Ränke seines egoistischen Imperialismus, dem Europa und seine Kultur, dem die östliche Gefahr einfach „Hekuba" ist.

Das wird richtig sein. Aber es bleibt die Frage offen, wie es praktisch möglich sein soll, die Einheit Westeuropas gegen ostwestliches Vorwärtsdrängen zustande zu bringen durch schärfsten Austrag des Gegensatzes: Deutschland — England.

Schelers Buch ist das eines Kulturpsychologen, nicht das eines praktischen Politikers. Es bringt durch großen Gedankenreichtum einen Teil der inneren Entscheidungen zum Bewußtsein, um die dieser Krieg ausgekämpft wird. Bringt sie mit bewußt einseitiger Parteinahme: antiprotestantisch, antiliberal, mit der Einsetzung mystisch-religiöser Werte, wie des oft etwas gezwungen wirkenden Begriffs der „Liebe", in die Politik, die mitzumachen eine Gefühlssache, nicht eine Frage der Einsicht ist. Das Buch ist keineswegs ein letztes Wort der Reife und Klarheit. Es ist durchzogen von ungebundener Erregung; seine Fülle ist nicht immer beherrscht und seine Form nicht immer maßvoll. Aber in seinem Wesen — ohne Gefüge, doch inhaltreich — ist es die Stimme eines Mitkämpfers, dem eine seltene Fülle des Geistes vieles bewußt sein läßt, was andere nicht sehen.

Helene Voigt-Diederichs / Sieg über Land

Schluß.

Wir treffen meinen Bruder. Nichts zu wollen, keine Gefangenen aufzubringen. Und auf den Feldern reift und gilbt das Korn. Man muß einen letzten Versuch machen, noch einmal mit dem Landratsamt reden. Es ist am frühen Nachmittag, die Räder sind bereit. In zwei Stunden können wir in Eckernförde sein.

Wir fahren die einzige, endlos lange Stadtstraße entlang ins Freie hinaus. Drüben, von jenseits der Schlei, noch einmal der Dom, ungeheuer, zwischen kaum über den Wasserspiegel erhobenem Häusergewirr. Erdvergessen steht seine Spitze über dem Grund von finsterblauen Schichtwolken in den sonnigen Himmel hinauf. Es grollt in der Luft, weißer als die Sonne zerreißen die grellen Zackenlinien die Gewitterwand. Die Pappelblätter klatschen, es wühlt in den Eschen; im nächsten Augenblick muß der Wolkenbruch niedergehen.

Wir warten in der Nähe eines Bauernhauses. Kein Regen löst sich. In das Knattern und Dröhnen hinein hoch aus der Luft eine lieblich zuredende Stimme. Glocken? Vom Dom! Sollte es möglich sein, Iwangorod?

Das wächst und quillt über Wasser und Land. Die Töne fassen und überstürzen sich, jeder einzelne möchte es sein, der die gute Botschaft hinausträgt. Eine leis übermütige Wettlust, Stocken und Spiel, aber dann schwillt und findet sich alles in gleichgewichtigem Brausen. Da ist nichts mehr zwischen Himmel und Erde, das nicht Klang wäre; die eingeatmete Luft jubelt bis in die Lungen hinein.

So läuten nicht Grab oder Betstunde, so läutet nur eines: Sieg!

Helle Erwartung über der Weiterfahrt durch das hügelige Sommerland voll von glühenden Ebereschen. Die Firste einsiedlerischer Bauernhöfe heben sich aus den Senkungen oder steigen auf die Bodenwellen hinauf. Katen stehen am Weg, die weißen Mauern versteckt hinter der knittrigen Seidenpracht und dem breiten, mildfarbigen Blühen der angebundenen Malven. Statt der Hunde springen Katzen vor den Türen. In den Gärten bescheidenes Gemüseland. Eine Mutter, umgeben von ihrem weißhaarigen Kinderhauf, gräbt die ersten Kartoffeln auf. Kriegskartoffeln! Während sie den Spaten einsticht, fallen die vielen kleinen Hände und Leiber über die schwarze Erde her, wühlen beglückt die schimmernden Knollen in den rußigen Eisentopf.

Zuweilen dehnen sich, weithin sichtbar, die Dächer eines Gutshofes zwischen waldigen Parkbäumen; die durchsichtigen und verwitterten Häupter der Edeltannen drohen einsam über die dunklen festen Linien hinauf. In Fleckeby, an die Dänenzeit erinnernd, die alte Hardesvogtei. Lange schaltete hier der Despot Blaunfeld, dem Dänentum mehr zum Schaden, denn zum Ansehen helfend. Bis er dann von einer preußischen Patrouille als Spion gefangen und abgeführt ward — wie er ging und stand, ohne Mütze mußte der Gewalttätige für alle Zeit davon.

Der Weg senkt sich. An den ersten Häusern der ländlichen Fischerstadt kommt uns ein Schuljunge entgegengerast. „Warschau is fullen!" ruft er, atemlos, der erste zu sein.

Warschau — man möchte den Jungen ohrfeigen, daß sein Zungenwerk mit solchem Namen Spott treibt. Man sieht ihm ins Gesicht und findet es bleich und heiß vor Aufregung. Andere Jungen kommen, nicken, bestätigen; ein Postbote wirft seine Stimme ins Gewicht.

Digitized by Google

Warschau — man erschrickt, so kühn heraus wagten sich die Hoffnungen nicht. Und dann gibt man sich hin, fragt nicht mehr, nimmt heißen Herzens das Wunder an. Wie sehr verlangt der Mensch in der Freude nach Mitfreude!

Fahnen, wie aufbrechende Blüten, wachsen auf an Lauben und Balkonen. Zwischen den treuen vaterländischen und verbündeten Farbenstrichen entfaltet sich das rotweiße Märchen von Halbmond und Stern. Ein Märchen, herüberwehend nicht aus gewesener, sondern aus zukünftiger Zeit. Menschen treten in die Vorgärten, reichen glückwünschende Hände zwischen die Blumentöpfe der Fenster. „Das haben unsere Truppen wieder einmal überraschend gut gelöst", läßt sich die Stimme eines Zeitungslesers vernehmen. Und die kleinen fettigen Worte besagen im Grunde dasselbe wie die jähe Stichflamme, die einem das Blut in allen Adern angezündet hat. Dank dir, schulweiser Alltagsmann, für jedes in beglückter Seele wiederjubelnde Lobeswort!

Unter all den Freudengesichtern auf Straße und Zaun ein unkenntlich verheultes, das einem Dreikäsehoch angehört. „Warschau is fullen!" schreien alle anderen und freuen sich. Er hat so gut wie sie sein Taschentuch am Stock, aber niemand sagt ihm, wer denn nun eigentlich gesiegt hat. Vielleicht ist es derselbe kleine Kerl, der vor einem Jahr an dieser Straßenecke sich brüstete: Krieg, dat is, wenn Vadder anner Tüg ankriegt.

Fünf Minuten später ein Haus, das keine Fahne hat. Die Töchter möchten eine kaufen — dennoch — aber die Mutter will nicht. Sieg, es ist ja gut, daß all das Blut nicht umsonst ist. Aber das Laute mag sie nicht. Schon jetzt steigen die Tränen in die alten Augen. Hier an der Gartenpforte stand der Sohn am letzten Morgen, sah sich nach dem letzten Umsehen noch einmal um. Und in diesem einen Augenblick ahnte sie: mein Gott, vielleicht gibt es d o c h kein Wiedersehen .... Und auf dem Wochenmarkt heut ist eine Frau gewesen, die hat gefragt: was haben denn die Leute, daß sie mich alle so ansehen? Ist was an meinem Kleid? Jeder hatte schon gelesen gehabt, was sich keiner zu sagen traute: ihr Mann an der Weichsel gefallen.

Gegen Abend kommt mein Bruder von seinem Erkundigungsgang zurück: keine Gefangenen freizukriegen. In dem Warschaujubel versteht man kaum die unwillkommene Nachricht. Rheinische Jugendwehr wird als Ersatz angeboten. Man hat nicht allzuviel Zuversicht. Das träumt von Samtmiedern und Erntetanz, aber — nun, Hände werden es erstmal sein.

Schwüler, farbenleichter Sommerabenddunst. Die Wolken öffnen sich, sprühen Regen und Regenbogenlicht über Land und Hafen. Abseits, im Winkel, den eine Brücke abschließt, liegen die gefangenen russischen Holzsegler. Ihre grünlichen Leiber erscheinen öde und verschrumpft.

Unbeweglich warten draußen auf dem offenen Meer die rotbraunen Segel der Fischerboote. Weißes glattes Wasser, näher der Küste nimmt es Farbe und Spiegelung an. Ein kleiner schwarzer Dampfer neben der Brücke ist umblüht von einem schillernden Teerkranz. Trüb milchig verwolkt sein äußerster Rand, ein Gürtel von Bernsteinbraun schiebt sich fest ein, um die Planken geschlossen atmet ein breites Perlmutterlächeln, warmer Fleischton und Nelkenrot und seidiges Nixenaugengrün; man wird nicht müde, immer neue Wunder zu erfinden.

Zwischen die bauchigen Körper der Lastkähne aus Holz und Segeltau hat sich ein fremdes behendes Volk eingeschlichen. Ihr Leib ist wellenbemalter Stahl, ihr Lebensfunke Elektrizität. Sie gehorchen dem Menschen, der ihr Wesen kennt, wehe ihm, wenn er sich ihren eisernen Gesetzen nicht einzubiegen weiß! Ihre Rücken ähneln den Rücken von Raubfischen, die kleinen runden aufstehenden Deckel scheinen geschlossen Organe geheimnisvollen Lebens vor dem Druck des Ozeans zu schützen. Ahnungslos wie Sindbad der Seefahrer stehen blaue Matrosen, bürsten und putzen sich und dem Untier das Fell, einer steigt mit einer wehenden Lötflamme in das Eingeweide hinab. Irgend etwas ist da, das stolz macht und ernst — der Fabeldunst zerreißt, über den jungen rotgebrannten Köpfen spielt die Kriegsflagge.

Blecherne Marschmusik, ein Ehrenzug für Warschau! Am Hafendamm kommt es herangeklirrt. Voran die Landstürmer mit den friedlich grimmigen Schnauzbärten und dem Kreuz auf dem hohen schwarzen Ledertopf. Jugendwehr, stolz auf den ersten Waffengriff, Seminaristen mit blauen Mützen. Und hinterher, auch ein Stück Deutschland, auf klappernden Pantoffeln das barhäuptige, gelb gezöpfte und geschöpfte Kindervolk, die Größeren ein Kleines an der Hand, die Kleineren ein wackelndes Allerkleinstes am Arme nachschleifend, das manchmal, sobald es Atem hat, vor lauter Geschwindschritt stoßweis brüllt und doch um Leib und Leben nicht zurückbleiben möchte.

Zweistündiger Heimweg voll von Erinnerungen, oder ist die sagenhaft zeitlose Zeit um Lüttich herum, die eigentlich schon Geschichte war, in dieser ernteschweren Stunde des Jahres wiedergekehrt, zu gewaltig, um zu schlafen?

Endlich, von Lindenkuppeln bewacht, die schweren träumenden Dächer des alten Heimathofes. Weiß man schon von Warschau? Die Frage bejaht sich rasch. Aus dem Giebel über der rostdunklen eisernen 1803 hängt die Fahne, das Schwarz des Fundamentes und die weißen Kalkwände und die roten Geraniumfenster liebevoll wiederholend.

Schwarz-Weiß-Rot, man muß gestehen, es gab eine Zeit, da man diese Farben, die ein Jahr lang das alte Haus behütet haben, ein wenig hart fand und allzu grell soldatenhaft. Aber es ist lange her. Und die Fahne mit diesen Farben ist stark. Sie hat es nicht nötig, nachzutragen.

Unbeweglich hängt sie, naß vom Regen oder von den Tränen, die heut auf sie gefallen sind. Aber, siehe da, ein äußerster angetrockneter Zipfel wagt es, lautlos steht er auf, winkt und weissagt mit zarter hoffender Friedenshand.

Fritz Iwand / Einarmige

Leiter der Straßburger Einarmigenschule.

Das gewaltige Völkerringen, das zurzeit unser deutsches Volk durchkämpft, hat viele unserer im Erwerbsleben stehenden Männer und Jungmannen zu Krüppeln gemacht, es hat sie so verstümmelt, daß sie zum Teil den erlernten Beruf nicht mehr ausüben können und vor die Frage gestellt worden sind, umlernen, das ist in einen neuen, ungewohnten Beruf übergehen zu müssen.

Straßburg als Grenzbefestigung mit seinen vielen Lazaretten, hatte im Laufe der Kriegsmonate viele Verstümmelte beherbergt, Verstümmelte, denen Beine, Arme, ja, auch das Augenlicht fehlte. Um den Leuten, die durch Gewehrschüsse, Granatsplitter, Minenexplosionen den rechten Arm ganz oder teilweise oder seine Gebrauchsfähigkeit verloren hatten, wurden auf Anregung von Herrn Prof. Dr. Madelung und Herrn Oberbürgermeister Dominikus aus Berlin-Schöneberg Ende Februar Hilfskurse für Einarmige und Linkshänder eingerichtet, deren Leitung dem Verfasser, der selbst linkshändiger Akademiker ist, übertragen. Zuerst hieß es probieren, — wenn man auch selbst links schreibt, so ist es doch eine Kunst, es andere zu lehren —

Digitized by Google

die ersten Kurse dienten dazu, festzustellen, ob der Einarmige und Linkshänder in kurzer Zeit links, aber schnell und leserlich schreiben kann. Die Resultate übertrafen alle Erwartungen. 5 Monate besteht unsere Straßburger Einarmschule schon, und in diesen 5 Monaten haben ungefähr 200 Einarmige und Linkshänder dieselbe mit Erfolg besucht.

Die Schüler stammten aus dem Volke: Köche, Kutscher, Konditoren, Bergleute, Schlosser, Landwirte. Sie lernten alle rasch und zum Teil mit sehr gutem Erfolg. Lehrer und Kaufleute waren bisher nur spärlich vertreten.

Besondere Hilfsmittel, wie besonders konstruierte Federhalter, Lineale werden nicht verwendet. Jeder erhält sein Heft, seinen Bleistift, und dann geht's wie in der Vorschule. Das Abc in deutscher und lateinischer Schrift wird geübt, und dann wird zu kleinen leichten Diktaten übergegangen. Auch erhält jeder Schreibschüler für die nächste Stunde seine Aufgabe, damit er auch im Lazarett etwas zu tun hat.

Die Schulräume waren zuerst ein Hörsaal in der Chirurgischen Klinik, jetzt im größten Festungslazarett ein unbenutzter Lazarettsaal.

Es ist dringend notwendig, daß allerorts im Deutschen Reiche derartige Hilfskurse eingerichtet werden, damit den Linkshändern und Einarmigen der Uebergang in einen neuen Beruf erleichtert wird. Die Garnisonärzte und Chefärzte unterstützen diese Bestrebungen gern, stellen Räumlichkeiten und zum Teil auch die Geldmittel, die nicht groß zu sein brauchen, zur Verfügung. Es gibt ja eine ganze Anzahl von Lazarettschulen, an denen sollte unbedingt das Linksschreiben in den Lehrplan aufgenommen werden, aber der Unterricht sollte nur durch Linkshänder selbst oder durch Lehrer, die selbst links schreiben können, erteilt werden. Man muß dem einzelnen alles praktisch selbst vormachen können. Leute, die den rechten Arm verloren haben, können als Aufseher, Austräger, Ausläufer, Pförtner in den Hotels, Wächter verwandt werden, sie können leichte Schreiberdienste verrichten, als Oktroi-, Steuer-, Brückengelderheber tätig sein.

Der Einarmige und Linkshänder muß wieder arbeiten lernen, er muß für sich, sein Weib und seine Kinder sein täglich Brot erwerben können, er muß im Erwerbsleben genau so seinen Mann stellen können, wie der, der noch über 2 Hände und 2 Arme verfügt: Denn wir wollen keine Invaliden, die ihr ferneres Leben im Nichtstun verbringen, die darauf warten, daß der Staat sie unterhält, sondern wir wollen und fordern, daß unsere Invaliden im Erwerbsleben ebensogut wie jeder andere ihren Mann stellen können.

Diesen Satz hat der Verfasser in einer kleinen Broschüre „Die Einarmigen", ein Aufruf an Staat, Gemeinde, Handel und Industrie, (erschienen bei Heitz und Mündel in Straßburg im Elsaß) am Anfang dieses Jahres ausgesprochen, und dieser Satz muß gerade bei den Einarmigen und Linkshändern in die Tat umgesetzt werden, denn es gibt Einarmige, deren größtes Sehnen anscheinend ist, als Drehorgelspieler herumzuziehen oder als Hausierer an einer Straßenecke zu stehen und die Mitwelt zu belästigen. Dies zu verhindern, ist die Aufgabe der Berufsberatungsstelle und Arbeitsämter, die unsere Invaliden, besonders Einarmige und Linkshänder, in Stellen unterbringen sollen, in denen sie einen ihren Fähigkeiten angemessenen Lohn verdienen, aber nicht durch gewissenlose Fabrikanten, Industrielle, Kaufleute und Gewerbetreibende ausgebeutet werden.

An sozialer Fürsorgearbeit ist gerade in den letzten Monaten viel geleistet worden, auch zum Teil für unsere Einarmigen. Aber noch nicht genug, jede Gesellschaft, jeder Deutsche kann mitarbeiten, sei es, daß er die Gründung von Einarmigenschulen in die Wege leitet, sei es, daß er der Berufsbewerbungsstelle und dem Arbeitsamte hilft, sei es, daß er selbst Stellen in seinem Betriebe für Kriegsinvaliden zur Verfügung stellt.

Gottfried Traub / Bedenken

Wer vom Träuen der Feinde stirbt, den soll man mit Eselsglocken zu Grabe läuten. Luther.

Furchtsame Menschen fragen immer, was wird der andere dazu sagen? In Zeiten des Krieges mögen sie persönlich tapfer sein und mit vollen Händen opfern, aber sie vermögen ihre Seele nicht zu selbständigem Willen aufzuraffen und sehen vor lauter Bedenken nicht, was sie tun sollen. Das ist schlimm.

Jeder Entschluß hat seine Bedenken, und jede Tat wirft Schatten. Das Leichteste, was es in der Welt gibt, ist das: einem festen Willen in den Zügel fallen und ihm klarmachen, daß er Dutzende Gefahren hervorruft und Hunderte Schwierigkeiten neuschafft. Die schwachen Leute, die nicht zu handeln verstehen, umgeben sich stets mit einem Wall solcher Bedenken. Jedes einzelne besteht zu Recht; es ist kein Vorwand; sicherlich mag hier und dort eine wirkliche Gefahr drohen und dort eine neue Verwicklung eintreten. Die Welt der Bedenken ist darum so gefährlich, weil sie so viel Recht hat, nämlich Recht vor dem bloß abwägenden Verstand. Es gibt aber ein anderes Recht: das ist das Recht des Willens. Keine Entscheidung löst restlos alle Schwierigkeiten; sie ist zumeist nur der Anfang für neue Fährnisse. Aber man atmet auf, sobald überhaupt eine Entscheidung gefallen ist. Solche Augenblicke machen gesund. Es steht etwas da; danach kann man sich wieder richten, in Zustimmung oder in Kampf. Die Welt der Vorbereitung war verlassen; das Wagnis wurde erlebt. Jedes Wagnis erfrischt aber selbst dann, wenn sich das Leben dreifach auf die Probe gestellt sieht. Alle Bedenken gehören in die Welt der Vorbereitung. Dort haben sie ihren nötigen Platz. Wer über Völkerschicksale berät und nicht zuerst mit seinen Bedenken ernst beraten hätte, wäre nicht wert, gehört zu werden, geschweige daß man ihm den Einfluß der Entscheidung überließe. Aber selbst auf diesem Meer der Bedenken, wo das Schiff hin und her geschaukelt wird, muß die Richtung gewiß sein. Sonst *hat* man keine Bedenken, sondern wird von ihnen *besessen*, ausgefüllt, ausgehöhlt. Sie haben es an sich, daß sie anmaßend sind, oft anmaßender, als ein schlichter Entschluß, der sich gar nicht einbildet, das Einwandfreieste zu sein, der nur das erfüllt, was der Augenblick von ihm fordert. Handeln ist eine schwere Kunst. Sie lernt sich aber meist nur *durch* Handeln. Darum haben es die Männer, die zum Handeln und starken Entschließen berufen sind, wahrhaftig nicht leicht. Die anderen sollen es ihnen nicht erschweren, indem sie ihre Kunst ausüben, sofort beide Seiten der Entscheidung zu sehen. An jedem Eisenbahnzug hängen zwei Lichter: das der Lokomotive, das voranstürmt, und das rote Licht, am Ende der Wagen, das den ganzen Zug schützt. Niemand aber verlangt vom Lokomotivführer, daß er sein Licht vertausche und den Zug nach hinten sichere. Seine Aufgabe ist, vorwärts zu fahren. Andere besorgen den anderen Dienst. Es hat wenig Wert, zu streiten, wessen Aufgabe die höhere ist; nötig ist nur, daß keine unerfüllt bleibt.

Ich sprach dieser Tage mit einem Freund: sein Herz war voller Bedenken. Müde, zerschlagen kam ich nach Hause. Dort traf ich einen Unteroffizier mit blanken Augen, und es blitzte frohe Kraft aus jedem Wort; ohne alle Ueberheblichkeit redete er von der Pflicht, Not im Vaterland zu tragen und dem Tod draußen ins Auge zu sehen. Da war man wieder gesund, griff seine Arbeit munter an und glaubte dem Himmel. Bedenke dich und handle! Vergiß nicht dieses Wörtlein: Und!

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Was der bisherigen Organisation der Kriegsfürsorge noch fehlt.

Wir erhalten von Dr. Berger und Dr. Troitzsch die folgende Zuschrift:

„Vor wenigen Monaten haben wir in dieser Zeitschrift unsere Gedanken und Wünsche für die Ausgestaltung der Kriegerfürsorge entwickelt und insbesondere auf die anzustrebende Arbeitsmethodik der „Auskunfts- und Fürsorgestellen" hingewiesen. Seitdem ist von den Behörden in bezug auf die Organisation der Kriegerfürsorge Gewaltiges geleistet und geschaffen worden: nur Verblendung könnte sich der rückhaltlosen Bewunderung dafür enthalten, wie in dieser kurzen und dabei mit ungezählten anderen Riesenaufgaben belasteten Spanne Zeit Hunderte von Gemeinden, Stadt- und Landkreisen ihre Fürsorgestellen eingerichtet, wie die Provinzen die Fäden der einheitlichen Leitung in die Hand zu nehmen verstanden, und wie schließlich die Bundesstaaten dem mächtigen Organismus durch Einsetzung des „Reichsausschusses für Kriegsbeschädigtenfürsorge" Rückgrat und Haupt verliehen haben. Seitens des Reichsausschusses ist dann der „Reichsarbeitsausschuß" eingesetzt und sofort mit weitreichenden Befugnissen und, was noch wichtiger und wirksamer ist, mit ganz bestimmten Weisungen ausgestattet worden, von denen uns die Einrichtung einer „Reichsgeschäftsstelle" die praktisch wichtigste dünkt. Der Augenblick ist also gekommen, in welchem die Frage der Arbeits-Methodik zu einer brennenden geworden ist.

Aber noch ein anderes, leider weniger erfreuliches Ereignis ist es, das uns die Gefahren einer unzulänglichen Arbeitsmethodik in den jüngsten Tagen aufs greifbarste vor Augen geführt hat: Aus den Kreisen der Arbeitnehmer sind eindringliche Klagen an maßgebender Stelle erhoben worden, daß die meisten Gemeinden zu ihren Kriegerfürsorgeausschüssen keine Vertreter der Arbeitnehmer hinzugezogen haben, obwohl der Vorsitzende des Reichsausschusses, d. i. der Landesdirektor der Provinz Brandenburg, diese Maßnahme ausdrücklich gutgeheißen und den in Betracht kommenden Stellen anempfohlen hat. Am 8. Oktober 1915 haben auf einer Konferenz im Berliner Gewerkschaftshause Vertreter der Arbeiter- und Angestellten-Verbände aller Richtungen der Beobachtung Ausdruck verliehen, daß die Arbeitnehmer nicht das rechte Vertrauen zu den Fürsorgestellen in ihrer jetzigen Form besäßen, ein Hemmnis der wirksamen Fürsorge, dessen Beseitigung sich die Klageführenden von der Berufung von Vertretern der Arbeitnehmer in die Fürsorgeausschüsse zu versprechen scheinen. Nun, nach unserer Ansicht ist es nicht diese Maßnahme, von der eine wesentliche Hebung des Vertrauens der einzelnen Fürsorgebedürftigen zu erwarten wäre. Sondern es müssen für den behaupteten Mangel an Zutrauen — wir kennen die Psychologie der Sorgenvollen und Gedrückten! — außer, ja, vor dem genannten Grunde für die rein persönlichen Empfindungen des einzelnen Fürsorgebedürftigen mehr herangezogen werden. Der einzelne hat, wie wir schon in unserem ersten Aufsatze auf Grund unserer Erfahrungen an einer Fürsorgestelle hervorgehoben haben, eine nicht zu begründende, aber tatsächlich vorhandene Scheu vor jedem Verkehr mit Behörden, die ihn abhält, ohne Zwangslage eine Behörde aufzusuchen. Diese Scheu wirksam zu überwinden, ehe sie sich in das Gefühl der Zurücksetzung, in Mißtrauen, Erbitterung umsetzt, dafür gibt es nur einen wirklich wirkungsvollen Weg, nämlich den des Aufspürens und Heranholens des Fürsorgebedürftigen, wie wir ihn unter Verwertung der freiwilligen Helferinnen als „Kriegsfürsorge-Helferinnen" vorzuzeichnen versucht haben.

Man gestatte uns zum Vergleich ein Bild, das lebendig vor Augen führt, was wir sagen wollen: Wir denken an die Verwundetenfürsorge auf dem Schlachtfelde, und zwar in dem Augenblicke, in welchem dank den vorher getroffenen organisatorischen Maßnahmen die Verbandplätze und die Feldlazarette, mit allem Erforderlichen an Personal und Material versehen, sich in der Nähe des Schlachtfeldes etabliert haben. Alles, was an Verwundeten sich einstellt, wird aufs vortrefflichste versorgt; wer aber sorgt für die weit schwerer Getroffenen, die sich nicht einfinden? Die den Weg zur Hilfe nicht machen können oder nicht zu finden wissen? Ja, die müssen eben geholt werden; für sie haben wir unsere Krankenträger, die just in diesem geeigneten Zeitpunkte auf das Kommando „Ausschwärmen!" hin alle Kräfte aufbieten, um nach den Verwundeten zu suchen und sie der ärztlichen Hilfe zuzuführen; ohne sie müßten gerade die am schwersten Leidenden elendiglich ohne Hilfe verkümmern.

Also, ihr Kriegerfürsorgestellen: Wollt ihr auch für die wirklich sorgen, die aus irgendeinem Grunde den Weg zu euch nicht finden, und die doch vielleicht den nächsten Anspruch auf eure Fürsorge haben, dann kommandiert jetzt: „Ausschwärmen!"

Die besonderen Kriegsnöte der Privatangestellten-Familien schildert der Vorsitzende des 58er Handlungsgehilfenverbandes, Dr. Köhler, im Verbandsorgan folgendermaßen:

Der Mittelstand gerät bei der anhaltenden Kriegsteuerung in besonders arge Bedrängnis; aus ihm werden wiederum die Privatangestellten am härtesten getroffen. Die Gründe sind einleuchtend; zunächst ist die Lebenshaltung des Privatangestellten infolge der Notwendigkeit, sich besser zu kleiden und besser zu wohnen, teurer, als die des Arbeiters. Die geistige Tätigkeit der Privatangestellten bedingt eine anders geartete Lebensführung, die allgemein kostspieliger sein dürfte als im Arbeiterstande. Die Einkommen sind aber bekanntlich, im Durchschnitt jedenfalls, ziemlich gering, so daß eine Familie bedeutende Ersparnisse nicht machen kann. Vorübergehende Stellenlosigkeit kommt hinzu, um etwa Aufgespartes immer wieder zu verzehren. Die wirtschaftliche Notlage der Familien des Privatangestelltenstandes muß sich also vergrößern, je länger der Krieg dauert und je mehr durch diese längere Dauer die Rücklagen aufgebraucht worden sind. Hinzukommt, daß die Kriegerfrauen aus dem Mittelstande nicht ohne weiteres in der Lage sind, durch eigene Einnahmen eine bessere Ernährung der Familie zu ermöglichen. Viele Frauen aus dem Privatbeamtenstande sind an schwere körperliche Arbeiten nicht gewöhnt. Sie finden demnach nur unter Schwierigkeiten Nebenverdienst. Die Heimarbeit, die vielleicht als Ersatz in Frage kommen könnte, wird im allgemeinen so niedrig entlohnt, daß sie als Nebenverdienst kaum angesprochen werden kann, und in vielen, namentlich den ländlichen Orten, ist Heimarbeit gar nicht zu erhalten. Es muß auch berücksichtigt werden, daß infolge der Beschlagnahme vieler Rohmaterialien, insbesondere in der Textilindustrie, Heimarbeit oft gar nicht zu bekommen ist. Leider muß auch festgestellt werden — und das ist sehr betrübend —, daß der Staat in vielen Fällen die an sich geringe Unterstützung noch denjenigen Frauen entzogen hat, die sich bemüht haben, Nebenverdienst zu erlangen. Zweifellos sind ja die Erlasse des Reichskanzlers, die Frage der Bedürftigkeit wohlwollend zu prüfen, gut gemeint gewesen, es steht aber fest, daß man sich jedenfalls recht häufig um die Erlasse der obersten Leitung nicht gekümmert hat und so Entscheidungen traf, die nur verbitternd wirken können. Kurz, mit den Beihilfen allein, die heute das Reich gewährt, ist am allerwenigsten für die Familien des Mittelstandes ein Auskommen möglich. Die privaten Unterstützungskassen helfen natürlich gern, aber es ist doch schließlich nicht ihre Aufgabe, die Unterstützungsgelder des Staates, weil sie nicht ausreichen, zu ergänzen. — Nach dieser Schilderung eines berufenen Vertreters der Privatbeamtenschaft wird man gerade in Angestelltenkreisen die Erhöhung der monatlichen Familienunterstützung des Reichs vor 12 auf 15 M. für die Ehefrauen und von 6 auf 7,50 M. für die anderen unterstützungsberechtigten Familienangehörigen der Krieger, die vom 1. November ab Platz greift, mit besonderer Genugtuung begrüßen.

Deutschland an der Spitze der internationalen Gewerkschaften. Die Zusammenfassung der arbeitenden Massen zu Gewerkschaftsorganisationen ist zweifellos ein Gradmesser der Kulturhöhe der Arbeiterschaft. Je stärker in einem Lande die gewerkschaftlichen Verbände, um so nachdrücklicher ist das Bestreben zur Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiterwelt. Es ist nun bemerkenswert, daß auch auf diesem Gebiete Deutschland an der Spitze aller Kulturnationen marschiert. Laut einer im 11. Sonderheft des „Reichsarbeitsblattes" erschienenen internationalen Gewerkschaftsstatistik waren in den wichtigsten Industriestaaten der Erde im Jahre 1912 insgesamt 13 012 198 Arbeiter und 880 236 Arbeiterinnen Mitglieder in Arbeiterorganisationen. Davon entfallen auf Deutschland 3 753 807 (darunter 318 868 weibliche), auf Großbritannien 3 281 003 (318 868 weibliche), auf Nordamerika 2 526 112, auf Frankreich 1 027 059 (96 008 weibliche), auf Italien 971 667, auf Oesterreich 692 681 (69 310 weibliche), auf Australien 433 224 (17 670 weibliche), auf Belgien 251 835, auf Dänemark 139 012 (15 896 weibliche), auf die Schweiz 131 380 (16 487 weibliche), auf Ungarn 111 966 (6508 weibliche), auf Spanien 100 000, auf Norwegen 67 318 (4152 weibliche), auf Neuseeland 60 622, auf Finnland 23 839 (2462 weibliche), auf Rumänien 9708, auf Serbien 5000, auf Rußland 3000. Bereits im Jahre 1912 stand also Deutschland mit der Anzahl seiner gewerkschaftlich organisierten Arbeiter allen Nationen voran. Auch in dieser Zusammenstellung liegt ein mittelbarer Beweis dafür, in welchem Maße die verhältnismäßig junge Industriemacht Deutschland den handelspolitischen Besitzstand der alten Weltmächte bedrohte. Es half diesen nichts, daß sie der politischen und wirtschaftlichen Entfaltung Deutschlands auf Schritt und Tritt hemmend in den Weg traten. Die stürmisch vorwärts drängende Entwicklung der deutschen Arbeit vermochten sie nicht aufzuhalten. Im Jahre 1903 überstieg die deutsche Ausfuhr zum erstenmal die englische nach Deutschland, und seitdem hat sich das Verhältnis immer mehr zum Nachteil Englands verschoben.

Die Militärbehörden gegen Lohndrückerei. Ein neues erfreuliches Beispiel für den sozialen Sinn der Militärbehörden wurde kürzlich in Berlin bekannt. In einer Versammlung der Berliner Metallarbeiter wurde darüber Klage geführt, daß einzelne Unternehmer, die Militäraufträge hatten, einen Druck auf die Arbeitslöhne auszuüben versuchten und jenen Arbeitern, die sich nicht freiwillig fügen wollten, ankündigten, daß sie bei der Heeresleitung die sofortige Einberufung der Betreffenden veranlassen würden. Besondere Beachtung rief darauf die Mitteilung des Geschäftsführers der Berliner Zahlstelle des Metallarbeiterverbandes hervor, daß auf eine Beschwerde über diese Dinge im Kriegsministerium erklärt worden wäre, die Drohung zum Zwecke der Lohnverschlechterung sei eine glatte Erpressung. Es werde dagegen von den Behörden mit aller Entschiedenheit eingeschritten werden.

Die kriegerische Gewerkschaftsbewegung in England, die sich in der zweiten Septemberwoche in der Kriegstagung des englischen Trade-Unions-Kongresses offenbarte, hat auch in deutschen Gewerkschaftskreisen viel Beachtung gefunden. Es ist sehr interessant, zu sehen, wie sie hier aufgefaßt und beurteilt wird. Einem Bericht des Buchdruckerverbandsorgans entnehmen wir deshalb folgende Stellen: Nur die Anhänger des unheilvollsten aller Kriege bis zum bitteren Ende haben Grund, mit dem Verlaufe dieses Kongresses zufrieden zu sein. Noch nie hat eine Arbeiterversammlung eine prächtigere Gelegenheit gehabt, ein kraftvolles Wort für die Völkerverbrüderung, für die Menschlichkeit in das Buch der Weltgeschichte einzuschreiben — und noch nie ist diese Gelegenheit so verpaßt, so mißbraucht worden. Die große Stunde fand ein kleines Geschlecht ohne eignen Gedanken und ohne festen Willen zu heilsamer Tat. Dies bestätigt das Ergebnis des Kongresses vollauf. 610 Delegierte vertraten 2,7 Millionen Mitglieder. An die hundert in Anträge geformte Wünsche lagen ihnen zur Beratung und Beschlußfassung vor. Weitaus die meisten davon wurden wortlos übergangen. Die ganze Aufmerksamkeit war auf die Anträge gerichtet, die den zwangsweisen Militärdienst und die Stellungnahme der Gewerkschaften zum Kriege betrafen. Nachdem der „Munitionsminister" Lloyd George die Delegierten gründlich eingeseift und u. a. über die Geschoßerzeugung als vaterländischen Beruf der Arbeiter gepredigt hatte, wurde die Stellungnahme der Gewerkschaften zum Kriege festgelegt in einer Resolution, die mit 600 gegen 7 Stimmen angenommen wurde. Man mag diesen Beschluß drehen und wenden wie man will, etwas anderes als die rücksichtslose Gutheißung, als die Weiterführung der Kriegspolitik der britischen Regierung, vermag man nicht aus ihm herauszulesen. In seinem einleitenden Satze wird jede Art von Militarismus — nicht Marinismus! — als eine Gefahr für den menschlichen Fortschritt erklärt, dann aber heißt es wörtlich, der Kongreß „hält die gegenwärtige Politik Großbritanniens und seiner Verbündeten für vollständig gerechtfertigt; er drückt sein Entsetzen aus über die von den deutschen und den österreichischen Militärbehörden verübten Gräßlichkeiten und über die gefühllose, brutale und unnötige Hinopferung der Leben von Nichtkämpfern einschließlich der Frauen und Kinder. Der Kongreß gelobt hiermit, der Regierung soviel wie möglich in der erfolgreichen Durchführung des Krieges beizustehen." Dieser Entschluß hat das Parlamentarische Komitee, den wichtigsten Ausschuß des Kongresses, zum Verfasser und stellt somit den Stimmungsausdruck der leitenden Kreise des Tradeunionismus dar. Der Beschluß ist freilich nur ein unvollständiger Ausdruck der Kriegsstimmung, die den Kongreß beherrschte. Um die ganze Größe des sich breitmachenden Mordspatriotismus, des Nationaldünkels, der Kritiklosigkeit zu erfahren, muß man die den Beschluß begleitenden Reden lesen. Um davon nur eine kleine Probe zu geben: John Hodge, der Vorsitzende der Unterhausfraktion der Arbeiterpartei und Sekretär der Stahlschmelzer, rief aus: „Eher kann es keinen Frieden geben, bis der deutsche Militarismus in den Staub geworfen ist. Die Leute, die von Frieden sprechen, sind Verräter an ihrem Lande." Der zum Unterfinanzminister aufgerückte Parlamentsvertreter der Buchdrucker, Roberts, verglich Deutschland mit Rußland: „Rußland, so rückständig seine Regierung auch sein mag, wird seine Seele finden, hat sie in der Tat wiedergefunden, während Deutschland die seine bis über die Möglichkeit hinaus, sie wiederzufinden, zerstört hat." Nach Verkündung dieses Unsinns übte Roberts die Gebärde des Pharisäers: „Trotz aller Unzulänglichkeiten ist England das beste Land der Welt. Ich behaupte, daß der Grad unserer Zivilisation und unserer Volksfreiheit die höchste Stufe dessen darstellt, was bis jetzt erreicht ist. Der schwerste Schlag, den die Menschheit jemals erhalten würde, wäre der Sieg Deutschlands in diesem Kriege." — — Das deutsche Gewerkschaftsblatt erklärt „die verblüffende Schwächlichkeit der Opposition sowie die Geringfügigkeit des von ihr betätigten Widerstandes" mit der Furcht vor dem zwangsweisen Militärdienste. Der Kongreß hat zwar einstimmig und nachdrücklich gegen die Wehrpflicht protestiert, aber es hat nicht den Anschein, als ob er Eindruck damit gemacht hätte.

Hoffnungen der wirtschaftsfriedlichen Arbeiterbewegung. Eine vom Hauptausschuß nationaler Arbeiter- und Berufsverbände Deutschlands am 1. Oktober in Berlin einberufene Versammlung von Anhängern der wirtschaftsfriedlichen (gelben) Arbeiterbewegung, auf der Arbeiter und Unternehmer aus Gewerbe, Landwirtschaft, Handel und Schiffahrt sowie sonstige Berufsstände vertreten waren, hat folgende Entschließung veröffentlicht: „Die Versammlung hält es für eine unbedingte Notwendigkeit, daß die Grundgedanken der neuen Bewegung immer mehr bekannt und anerkannt werden: Hebung des Arbeiterstandes bei voller Erhaltung seiner Unabhängigkeit nach allen Seiten, sowie Pflege eines vertrauensvollen Zusammenwirkens von Unternehmer und Arbeiter aus innerer Überzeugung und damit dauernde Sicherung eines gesunden deutschen Wirtschaftslebens. Gerade der jetzige Krieg hat die Richtigkeit dieser Grundgedanken erwiesen. Denn der Krieg hat in blutigen Zügen dem deutschen Volke die Tatsache vor Augen geführt, daß nicht im Kampfe vermeintlicher Gegensätze, sondern in friedlicher Zusammenarbeit die Kraft und das Heil unseres Vaterlandes liegt. Nach dem Kriege wird ein vertrauensvolles Zusammenwirken von Arbeiter und Unternehmer infolge der schwierigen Lage der deutschen Volkswirtschaft, insbesondere im internationalen Wettbewerb, in erhöhtem Maße eine nationale Lebensfrage sein. Die Versammlung begrüßt deshalb den vom Hauptausschuß geplanten weiteren Ausbau seiner Tätigkeit und erklärt sich bereit, der wirtschaftsfriedlichen Lehre und Bewegung, insbesondere auch in den ihr nahestehenden Kreisen und Verbänden, jegliche Förderung angedeihen zu lassen. Sie stimmt dem Vorschlage des Hauptausschusses zu, eine Vertretung einzusetzen, welche dauernde Fühlungnahme und Gedankenaustausch verbürgt. Dabei soll jedoch allen Beteiligten volle Freiheit ihrer Entschließungen verbleiben."

P. Fähnle / Das Eiserne Buch

Eine Gemeinde-Kriegerehrung und Gemeinde-Kriegschronik.

Schon jetzt bieten gewisse Firmen den Angehörigen von Gefallenen Gedenkblätter mit deren Photographien und Personalien an. Meist sind das auf Geschäftsgewinn abzielende Unternehmen, die den Leuten für Unsolides und Minderwertiges, was man als Ritsch zu bezeichnen pflegt, das Geld aus der Tasche locken. Möge eine Warnung davor Beachtung finden! Warte doch jedermann zu, bis ihm das von Künstlerhand geschaffene Krieger-Gedenkblatt zugeht, wie es z. B. König Wilhelm II. von Württemberg stiftet.

Diese würdige Einzelehrung muß aber notwendig eine Erweiterung finden in einer Gemeinde-Kriegerehrung aller derer, die im großen Kriege Kraft, Gesundheit, Blut und Leben drangesetzt haben, um die teure Heimat, unser geliebtes deutsches Vaterland zu schützen und zu retten. Je nach den eigenartigen Verhältnissen und Bedürfnissen der einzelnen Gemeinden werden Ehrungen in Gestalt von monumentalen Denkmälern und Gebäuden, Gedenktafeln, Gedensteinen, Gedenkstiftungen (Wohlfahrtseinrichtungen wie Invalidenheime und Fürsorge-Anstalten für Hinterbliebene), Gedenkhainen, Gedenksammlungen erfolgen. Freilich müßte hierfür eine besondere Beratungsstelle geschaffen werden, damit nicht die gleich betrübenden Erfahrungen gemacht würden wie nach 1870 71. Ganz von selbst stellt sich überall, wo eine derartige Ehrung stattfindet, das Bedürfnis nach einer Ergänzung ein. Und in allen anderen Gemeinden wird gewiß der Wunsch nach einer würdigen allgemeinen Ehrung gleichfalls befriedigt werden müssen. Für beide Fälle eignet sich ganz vorzüglich ein Gemeinde-Ehrenbuch, das zugleich eine Gemeinde-Kriegschronik ist, passend, eine Lücke zu füllen, die den kommenden Geschlechtern noch schmerzlicher fühlbar wäre, als den jetzt lebenden. Doch ist hier nur das Beste gut genug.

Da kann heute schon auf ein großgedachtes, von hohem Idealismus getragenes Unternehmen hingewiesen werden, das weitgehendster Empfehlung wert ist. Der Kunstverlag Gustav Eyb in Stuttgart schafft unter der Mitarbeit eines hervorragenden Künstlers und bekannter Fachmänner „Das Eiserne Buch", würdig, künstlerisch schön und, weil aus allerbestem Material hergestellt, von größter Dauerhaftigkeit. Als Ehrenbuch soll es auch einen Ehrenplatz einnehmen entweder auf dem Rathaus oder in dem mancherorts zur Verfügung stehenden Gemeindehaus. Zunächst sollen in dem „Eisernen Buch" Aufnahme finden die Namen sämtlicher Kriegsteilnehmer, ob an der Front oder zu sonstigen Dienstleistungen eingezogen, die der Gefallenen, der infolge von Verwundungen und Krankheiten Gestorbenen, der Ausgezeichneten und der Invaliden. Ob die Photographien beizufügen bzw auf besonderen Tafeln darzubieten sind, richtet sich nach den örtlichen Verhältnissen. Wenn aber nichts Gutes zu haben ist, lasse man lieber die Hand davon. Schilderungen hervorstechender Einzelerlebnisse und Tapferkeitstaten, die den Feldpostkarten, Feldbriefen und Kriegstagebüchern der Soldaten entnommen oder glaubwürdig erzählt sind, dürften dem „Eisernen Buch" ganz besonders den Stempel der Unmittelbarkeit aufdrücken und seinen Namen rechtfertigen. „Das Eiserne Buch" erfüllt seinen Zweck aber erst in vollem Maße, wenn es auch das durch die Hammerschläge einer gewaltigen, ernsten und großen Zeit beeinflußte, vielfach veränderte oder neugestaltete Gemeindeleben nach allen Seiten hin festhält. Hier tritt klar und wahr, ergreifend und erhebend — in Schrift und Bild — uns all das entgegen, wodurch und wie die Heimatgemeinde nach ihrer Eigenart in ihrer Gesamtheit wie im einzelnen mitgeholfen, mitgerungen und durchgehalten hat bis zum siegreichen Ende.

„Das Eiserne Buch" wird durch sein würdiges Aeußere und seinen großen Inhalt ein Gemeinde-Erbstück werden, von dem noch in den fernsten Zeiten reiche erzieherische Wirkung ausgeht. Es ist ein echtes Heimatbuch und auch neben der vielleicht schon bestehenden Ortsgeschichte voll berechtigt. Es wird in drei Größen hergestellt, so daß den Bedürfnissen jeder Gemeinde Rechnung getragen ist. Der Preis ist so gehalten, daß er nirgends ein Hindernis bilden kann. Ein beigegebenes Merkblatt über Anlage, Einträge und Führung des „Eisernen Buches" ist wohl überall willkommen. Möge jede Gemeinde „Das Eiserne Buch" anschaffen! Sie ehrt sich dadurch selbst.

Digitized by Google

Jugendwehrliteratur

Die überwiegende Mehrzahl der Jugendführer steht im Felde. Mit ihrer Person vermissen wir auch die in harter Anfangsarbeit gesammelte Erfahrung auf einem Gebiete, dessen Aussehen nicht nur durch die Ansichten der Erwachsenen, sondern noch weit mehr durch die lebendige Mitwirkung der Jugendlichen selbst bedingt werden soll. Die Ausdehnung des Krieges ließ es dem preußischen Kriegsministerium als notwendig erscheinen, während der Kriegsdauer eine militärische Vorbereitung der jungen Leute zwischen 16 und 20 Jahren zu verlangen. Die Führerfrage war trotz einer großen Zahl von freiwilligen Meldungen nicht ganz leicht zu lösen, da der Schwerpunkt der neuzeitlichen, felddienstmäßigen Ausbildung in der Erziehung zu geistiger Selbsttätigkeit und Regsamkeit beruht. Der einzelne Mann darf sich nicht nur als williges Werkzeug seines Führers fühlen, sondern er muß Teilnahme zeigen auch an Fragen, die ihn nicht unmittelbar berühren. Um diesen Grad einer persönlichen Tüchtigkeit und Beweglichkeit zu erreichen, bedarf es gerade auch im Rahmen einer militärischen Jugenderziehung eines genauen, durchdachten Uebungsplanes.

Zur Unterstützung der Jugendwehrführer sind eine Reihe von Leitfäden und Anregungen im Buchhandel erschienen, die ihre Eigenart und gemäß ihres Zieles die oder jene Seite mehr oder weniger betonen. Die Bedeutung einer deutschen Jugendwehr im Sinne der heutigen und im Hinblick auf die zukünftige weltpolitische Lage gibt in der Form eines begeistert geschriebenen Weckrufes die kleine Schrift des Bezirksschulinspektors Halder in Rottenburg (Verlag Paul Christian, Horb). Sie stellt in feinsinniger und großzügiger Weise die Grundlagen zusammen, die für den theoretischen Unterricht über die Ursachen und Wirkungen des Weltkrieges den Jungmannschaften gegeben werden sollen. Als Ergänzung in praktischer Hinsicht hat sich das Büchlein des Schulkommissars Walter (Verlag Delff, Pforzheim, 4. Aufl., 50 Pf.) durch die geschickte Auswahl und Darstellung des Uebungsstoffes sehr bewährt. Besonders das Kapitel über den Gebrauch der Karte ist in mustergültiger, leichtverständlicher Art unmittelbar für den jungen Wehrmann zu gebrauchen. Als ein ganz ausführliches, in erster Linie für die Hand des jungen Mannes bestimmtes Hilfsbuch, ist auf das kleine Werkchen des Hauptmannes E. v. Woedtke hinzuweisen. (Vossischer Verlag, 4. Aufl., 50 Pf.) Die eingehende Sachkenntnis des Verfassers in allen Zweigen des soldatischen Lebens gibt — mehr als sonst üblich — eine geschickte Auslese all der Dinge, die in einem militärischen Vorbereitungskurs erlernt werden können. Sehr gute Zeichnungen regen zur selbsttätigen Beschäftigung an. Das kleine Büchlein hat einen besonderen Wert dadurch, daß es als Frucht reicher Erfahrung den Stoff in einer direkt anzuwendenden Form darbietet. In dem bekannten Militärverlag Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin sind zwei wertvolle Werkchen erschienen, die sich eingehend mit der Ausbildung unserer Jugendkompagnien beschäftigen. Der amtliche Leitfaden des Königlichen Generalkommissariats für die Provinz Brandenburg legt in einem vorzüglich abgefaßten Abschnitt großen Wert auf die Beschreibung der Anlage und des Ausbaues der hauptsächlichsten Feldbefestigungen. Die Aufnahme der Kriegsartikel in den theoretischen Unterrichtsstoff halten wir für sehr glücklich, denn durch ihre sachgemäße Erläuterung erhält der deutsche Jüngling einen klaren Begriff von dem Geiste, der von alters her das deutsche Heer beseelt hat, und dessen sorgsame Pflege ebenso wichtig ist, wie eine tüchtige Ausbildung in den praktischen Dienstzweigen. Die Berücksichtigung einiger verwaltungstechnischer Angaben und die beigefügten Tabellenmuster über die ärztliche Bescheinigung, die Teilnahme an den Uebungen, und der Stammrolle werden sich im Gebrauch als sehr nützlich erweisen. Ebenso bei Mittler & Sohn ist ein Ratgeber für die militärische Vorbereitung der Jugend von Lunau erschienen (50 Pf.). Die Stärke dieses Schriftsatzes beruht bei großer Uebersichtlichkeit in einem durch besonders gute und selbständige Zeichnungen erläuterten Text. Es zeigt sich hier ganz deutlich der alte erprobte Soldat. Die Darlegungen über Marsch, Marschsicherung und Feldwachtdienst sind vorzüglich ausgearbeitet. Sehr erfreulich ist es, daß die drei letztgenannten Erscheinungen in einer Anlage eine Lieferauswahl aufgenommen haben. Der Badische Jugendwehr-Ausschuß hat den erwünschten Ausbildungsgang in der Form einer kurzen und sehr klar gefaßten Vorschrift niedergelegt (Braun, Karlsruhe, 50 Pf.). Auch diese Schrift legt ein starkes Gewicht auf die Erzielung körperlicher Gesundheit, Kraft, Gewandtheit und Ausdauer. Die Pflege kameradschaftlicher Gesinnung im Rahmen dienstlicher Arbeitsgemeinschaft und die Erwirkung begeisterter Vaterlandsliebe durch den lehrmäßigen Vortrag des Lebens und Wirkens großer Männer wird mit Recht stark betont. Diese gute Schrift wird sehr glücklich ergänzt durch die Anhaltspunkte für die feldmäßige Ausbildung im Gelände von Dr. v. Gräveniz in Freiburg (Waibel, Freiburg, 15 Pf., 10 Stück 1,20 M.). Es werden darin die jetzigen Kriegserfahrungen ausgenützt und dadurch wesentliche, neue Gesichtspunkte für den Ausbildungsgang der Jugendwehr in fachmännischer Art aufgestellt. Ein Unternehmen, das nicht den üblichen Ausbau, sondern einen sehr praktischen Gedanken verwirklicht, ist die „Jugendkompagnie", eine Sammlung kleiner Heftchen à 10 Pf. aus allen Dienstarten des militärischen Lebens. Während die erste zusammenfassende Literatur lediglich für die Führer bestimmt war, geht man nun dazu über, dem Zöglinge selbst Gelegenheit zum Nachschlagen zu geben. In dieser Art stellt die „Jugendkompagnie" des Priebatschen Verlags (Breslau) darum ein besonders glückliches Unternehmen dar, weil die einzelnen Stoffgebiete abgeschlossen für sich in Form der billigen Heftchen den Jungmannschaften in die Hand gegeben werden können. Professor Broßmer.

Kriegsliteratur

Der Kriegsbegriff des englischen Rechts. Erläuterungen zum Fall Panariellos. Mannheim 1915, J. Bensheimer. 108 S.

Das französische Schiff „Panariellos" fuhr von Griechenland mit einer Ladung Silberblei, die von einer französischen Firma abgesandt und für das Londoner Zweiggeschäft einer deutschen Handelsgesellschaft bestimmt war, nach England. Die Ladung wurde durch die englischen Behörden beschlagnahmt, verkauft und der Erlös als gute Prise erklärt. An Hand dieses Falles untersucht der Würzburger Jurist den Kriegsbegriff im englischen Recht und kommt unter Heranziehung von Urteilen, die bis in die Anfänge englischer Seeherrschaft zurückreichen, zu einer scharfen Verurteilung des englischen Standpunktes. Ein bemerkenswerter Beitrag zur Kennzeichnung der englischen Auffassung des Völkerrechts.

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart, Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. Jedes Heft 50 Pf.

61. Heft: Die Schweiz im Weltkriege. Von Jakob Schaffner Diese kleine Schrift des Schweizer Schriftstellers, der nach Kriegsausbruch ein offenes Bekenntnis für die deutsche Kultur ablegte, stellt in wirkungsvoller Weise die schweizerische Neutralität der Haltung Amerikas und Belgiens gegenüber und behandelt die wirtschaftliche Lage der Schweiz, die das Land fast ohne jede Getreideerzeugung und mit einer reinen Verwertungsindustrie auf die Einfuhr von Lebensmitteln und Rohmaterial anweist und es infolgedessen den bekannten Forderungen des Vierbandes bis zu einer bestimmten Grenze gefügig machen mußte. Er fordert daher, daß der politischen Neutralisierung der Eidgenossenschaft eine wirtschaftliche angegliedert werde; mit anderen Worten, daß auf dem kommenden Friedenskongresse zwischen der Schweiz und den europäischen Staaten Freihandelsverträge geschlossen werden. Ueber diese nur praktische Behandlung der Frage geht das Heft aber weit hinaus. In einer geschichtlichen Einleitung bestimmt der Verfasser das Wesen der heutigen Eidgenossenschaft als Fortsetzung der deutsch-demokratischen Staatsideale und deren innige Verschmelzung mit der humanen Idee der Gesamtmenschheit. In diesem Wesen sieht er einmal den tiefsten Grund der wirklich neutralen Haltung der schweizerischen Regierung, glaubt aber, aus ihm auch die Folgerung ableiten zu dürfen, daß die Schweiz berufen sei, als Boden für internationale schiedsrichterliche Organisationen noch einmal eine besondere Rolle zu spielen.

62. Heft: Der Krieg und die deutsche Musik. Von Dr. Franz Bachmann. Nicht eine jener vielen, bestenfalls nur begrenzt nützlichen Schriften, die sich damit beschäftigen, welche besonderen Werte für eine bestimmte Kunstform aus dem Kriege gewonnen werden können. Es wird vielmehr der Anteil der Musik an der Entwicklung der deutschen geistigen Kultur untersucht, ohne die wir seelisch nicht für die Führung dieses Krieges vorbereitet gewesen wären. Der Krieg wird äußere und geistige Kultur, die bisher in schärfstem Gegensatz einander gegenüberstanden, zusammenführen, und daraus wird uns wie eine neue Dichtung, so auch eine neue Musik erwachsen.

Weltkultur und Weltpolitik. Deutsche und österreichische Schriftenfolge. Herausgegeben von Ernst Jäckh Berlin und vom Institut für Kulturforschung in Wien. Deutsche Folge. München 1915, F. Bruckmann A. G.

2. Heft. Deutsche Freiheit und englischer Parlamentarismus. Von Arnold Oskar Meyer. 28 S. 50 Pf. Das englische Parlament ist, wie seine Zusammensetzung erweist, keine Vertretung des englischen Volkes, sondern eine Vertretung der Reichen. Und nicht das Parlament, sondern der kleine Kreis der aus der Mehrheit hervorgegangenen Minister hat die tatsächliche Macht in Händen. Dieser Unfreiheit des englischen Volkes werden die deutschen Verhältnisse mit ihrer Dreiteilung der Gewalt—Monarch, Minister, Volksvertretung — gegenübergestellt. Die kleine Schrift des Kieler Historikers wird auch von allen, die eine Weiterentwicklung des deutschen Verfassungslebens anstreben, mit Interesse gelesen werden. 3. Heft. Antwerpen im Weltverkehr und Welthandel. Von Kurt Wiedenfeld. 47 S. 75 Pf. „In dem einen Menschenalter von 1870 auf 1900 hat sich Antwerpens Schiffahrt fast versechsfacht, und dann ist noch einmal in nicht ganz einem halben Menschenalter eine Verdoppelung der so erhöhten Zahl eingetreten." Dieser ungewöhnliche Aufschwung kann nicht darauf zurückgeführt werden, daß Antwerpen mit dem Rhein in Verbindung steht. Von den 10 Millionen Tonnen Fassungskraft, die im Jahre 1913 auf den verschiedenen Binnenwasserstraßen angekommen sind, entfallen nur 3 Millionen auf Deutschland, während 6 Millionen belgischer Herkunft waren. Die Schelde, das belgische Kanalnetz, das belgische Eisenbahnsystem und der belgische Eisenbahntarif haben, das weist der Verfasser, der als Nationalökonom an der Hallenser Universität wirkt, überzeugend nach, die steigende Entwicklung verursacht. Und nur als Vermittlungsstelle für den belgischen Bedarf

an Rohstoffen und Nahrungsmitteln, nur in seiner Verbindung mit der belgischen Industrie und belgischer Kapitalskraft wird Antwerpen seine heutige wirtschaftliche Stellung aufrechterhalten können. So stark sein Verkehr auch von Deutschland her gespeist wird, „Antwerpen aus der belgischen Besonderheit irgendwie herauszulösen, heißt seine wirtschaftliche Bedeutung für Deutschland untergraben".

Kriegshefte aus dem Industriebezirk. Essen 1915, G. D. Baedeker. Preis 50 Pf.

10. Heft. Glaube und Vaterlandsliebe. Von D. Karl Klingemann, Generalsuperintendent. 23 S. 11. Heft. Die amerikanischen Waffen- und Munitionslieferungen an Deutschlands Gegner. Von Gerichtsassessor Dr. Hans Wehberg. 32 S. 12. Heft. Die Mode im Spiegel des Krieges. Von Klara Sander. 30 S.

Das Deutschtum in Rußland und seine Zukunft. Von H. v. R. Berlin 1915, Karl Curtius. 77 S. 1 M.

Das Buch bewegt sich in den gleichen Gedankengängen, die unser Freund Paul Rohrbach in der „Hilfe" und in seinen Schriften vertreten hat. In den Abschnitten „Das baltische Deutschtum", „Die deutschen Bauernkolonien in Rußland", „Das Deutschtum in russischen Städten" wird der Entwicklungsgang der Deutschen in Rußland aufgezeichnet und ein Bild ihrer großen Arbeits- und Kulturleistungen gegeben. Der letzte Teil „Die Zukunft des Deutschtums in Rußland" weist ernst auf die Aufgabe hin, die Deutschland bei Friedensschluß erwächst, um die wirtschaftliche und kulturelle Zukunft des russischen Deutschtums sicherzustellen.

Die Auslanddeutschen und ihr Vaterland. Herausgegeben von Rudolph Katz. Karlsruhe 1915, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. 47 S. 1 M.

Eine Auslese von Briefen in den neutralen Ländern aller Weltteile lebender Deutscher; ein begeistertes Bekenntnis zum alten Vaterland.

Die Glocke. Sozialistische Halbmonatsschrift. Herausgegeben von Parvus. München 1915, Verlag für Sozialwissenschaft. Vierteljährlich 1,50 M., Einzelheft 25 Pf.

Von dieser neuen sozialistischen Halbmonatsschrift liegen uns die ersten drei Hefte vor. Heft 1 enthält einen ausführlichen, die Stellung der Zeitschrift festlegenden Aufsatz von Parvus. Innerpolitisch ist sie nach dieser Arbeit zu der radikalen Richtung schärfster Tonart zu rechnen. Der Aufsatz hält an der Revolution als dem einzigen Mittel fest, die Macht im Staate für das Proletariat zu gewinnen, und erhebt von diesem Standpunkte aus gegen die deutsche Sozialdemokratie den Vorwurf, daß sie, anstatt, wie es ihre Pflicht gewesen wäre, Forderungen wie die des Achtstundentages zu Massenstreiks und Demonstrationen zu benutzen, um den revolutionären Willen der Massen zu stärken, nur die revolutionäre Phrase aus Agitationsbedürfnissen im Munde geführt habe. Neben dem deutschen kapitalistischen Staate sieht er den schlimmsten Feind des internationalen Proletariates im russischen Zarismus, dessen Bekämpfung, wie die vorliegenden Hefte zeigen, eine wesentliche Aufgabe der Zeitschrift sein soll. So billigt sie auch aus diesem Grunde die Haltung der Parteileitung im gegenwärtigen Kriege. Nach dem Kriege wünscht sie aber eine Taktik, die die Revolution wirksam vorbereite. Außer diesen programmatischen Darlegungen finden wir noch Aufsätze wie: „Cäsaropapismus und Papsttum" (eine Untersuchung über die politischen Wirkungen der russisch-orthodoxen und der katholischen Kirche), „Der Bund der Verteverer" (wendet sich gegen Hochschutzzollbestrebungen), „Die Kunst während des Krieges", „Das Theater während des Krieges".

Die Mobilmachung der Seelen. Von Dr. Ernst Schultze-Großborstel. Bonn 1915, A. Marcus & E. Webers Verlag. 104 S. 1,40 M.

Will man den Inhalt dieser Schrift auf eine kurze Formel bringen, so kann man es mit den Worten tun: „Was moralisch falsch ist, kann politisch gar nicht richtig sein." Der Wucht der ethischen Kräfte, die wir in die Wagschale werfen konnten, verdanken wir unsere Erfolge. Darum müssen wir dafür sorgen, daß jetzt und in Zukunft unsere Politik von einem tiefen, sittlichen Ernste getragen bleibe. Der Maßstab unseres Handelns — auch unseren Feinden gegenüber — sei immer Gerechtigkeit.

Volksschriften zum großen Krieg. Berlin 1915, Verlag des Evangelischen Bundes. Jedes Heft 10 Pf.

42. Die evangelische Kirche und der Krieg. Von D. Dr. Martin Schian. 20 S. 45. Die deutsche Mutter in unserer Zeit. Von Rektor Völker. 16 S. 46/47. Aus dem Leben der evangelischen Kirche Österreichs in der Kriegszeit. 29 S. 48/49. Der Krieg und die deutsche Volksseele. Von Pfarrer Federmann. 23 S. 50/51. Aus Ostpreußens Russennot. Von M. Brügmann. 30 S.

Der Krieg Deutschlands gegen Frankreich und die katholische Religion. Ein Vortrag zur Beleuchtung des Buches „La Guerre Allemande et le Catholicisme". Von Dr. Gottfried Hoberg, ord. Prof. der Universität Freiburg i. Br. Freiburg 1915, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 32 S. 50 Pf.

Zeitgemäße Betrachtungen über die deutsche Kultur. Von Albert Osterrieth. Berlin 1915, Puttkamer & Mühlbrecht. 42 S. 1 M.

Die Hohenzollern und die evangelische Kirche. Von Lic. theol. Walter Wendland. Berlin 1915, Hutten-Verlag. 64 S. 50 Pf.

Eine kleine Gedenkschrift zum Hohenzollernjubiläum, die in den Abschnitten „Die Hohenzollern als Schirmherren des Protestantismus", „Die Hohenzollern und die Vereinigung der beiden evangelischen Kirchen", „Die Hohenzollern und die Toleranz", „Hohenzollern als Vorbilder evangelischen Glaubens" die Beziehungen des preußischen Herrscherhauses zur evangelischen Kirche behandelt.

Der christliche Studenten-Weltbund im Kriege. Von Pfarrer Paul Humburg. Kassel 1915, Furcheverlag. 36 S. 40 Pf.

Drei Kriegsandachten. Von Pfarrer Paul Humburg. Kassel, 1915, Furcheverlag. 15 S.

Unter Deutschen Eichen. Vierte Liebesgabe Deutscher Hochschüler. Kassel 1915, Furcheverlag. 270 S. 1,50 M.

Das reiche Heft, das den deutschen Hochschülern im Felde als Liebesgabe zugesandt wird, enthält Aufsätze wie „Schule und Krieg", „Plato über Militarismus", „National oder international", „Die Kruppwerke einst und jetzt" usw., Gedichte und eine Novelle von Hermann Hesse.

Mit dem Auto an die Front. Von Anton Fendrich. Stuttgart 1915, Franck'sche Verlagsbuchhandlung. 165 S. 1 M.

Der sozialistische Schriftsteller Anton Fendrich hat im März die deutsche Westfront in Flandern besucht und legt hier in wenigen Abschnitten seine Eindrücke von dem Leben, Arbeiten, Kämpfen und Leiden deutscher Soldaten, von Land und Leuten der besetzten Gebiete nieder. Ein volles Bekenntnis zum deutschen Volke.

Fürst Bismarck und sein Dichterfreund. Politisch-literarische Erinnerungen zum Bismarckjahr aus sechs Jahrzehnten (1855—1915). Von Dr. Eugen Schwetschke. Halle a. S. 1915, Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag. 33 S. 50 Pf.

Der europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. Deutsche Geschichtskalender. 12. Lieferung Juni; 13. Lieferung Juli. Leipzig 1915, Felix Meiner. Preis je nach Umfang. Einzeichnungspreis für 25 Bogen 6 M.

Was ich in mehr als 80 Schlachten und Gefechten erlebte. Schilderungen von den Kriegsschauplätzen im Osten und Westen von einem Mitkämpfer. Berlin 1915, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 115 S. 1,25 M.

Mit warmem Empfinden hingeworfene Bilder, die die Erlebnisse eines Regimentskommandeurs in Ostpreußen, Suwalki, Polen und in der Champagne zum Gegenstand haben. Auch in diesem Buche ein jedes Blatt ein Lob und Ruhm des einfachen deutschen Kriegers.

Großer Bilder-Atlas des Weltkrieges. 20 Lieferungen. München 1915, F. Bruckmann A. G. Jede Lieferung 2 M.

Die 4. Lieferung „Deutschland, die Mitarbeit des Volkes" ist erschienen.

Helden der Heimat. Kriegserzählungen und Erlebnisse eines Mitkämpfers von Franz Schrönghamer-Heimdal. Freiburg 1915, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 180 S. 2,50 M.

Kriegssaat und Friedensernte. Kriegsaufsätze von Franz Schrönghamer-Heimdal. Freiburg 1915, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 100 S. 1,20 M.

Sechs Monate Westfront. Feldzugserlebnisse eines Artillerie-Offiziers in Belgien, Flandern und der Champagne. Von Walter Reinhardt. Berlin 1915, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 96 S.

Mit heißem Herzen schreibt hier ein junger Artillerie-Offizier von seinen Erlebnissen, die zugleich das Erleben und Schicksal so vieler deutscher Volksgenossen sind. Tage des ungestümen Vorwärtsstürmens, Tage der Arbeit, Tage des zähesten, hartnäckigsten Ringens, Stunden der Freude und Stunden der Wehmut um gefallene Kameraden haben auf diesen Blättern ihren Niederschlag gefunden, aus denen die reiche Seele eines echten deutschen Mannes zu uns spricht. Wir lasen das Buch, als wieder in der Champagne und Flandern erbittert um jeden deutschen Graben gestritten wurde und der schon übersatte Boden Ströme neuen Blutes trinken mußte, weil die Engländer und Franzosen ihre Hoffnungen auf einen Durchbruch durch die deutsche Front noch nicht aufgeben wollen. Und unsere Gedanken gingen in tiefer Dankbarkeit zu den Tapferen dort draußen, von deren Leben und Kämpfen die vorliegende Schrift anschaulich und lebendig erzählt.

Kriegstagebuch. Namur — St. Quentin — Petit Morin — Reims — Winterschlacht in der Champagne. Von Artur Kutscher. München 1915, C. H. Beck. 264 S. 3 M.

Der Verfasser, Literarhistoriker an der Münchener Universität, der als Leutnant und Kompagnieführer im Bay. Inf. Regt. Nr. 92 — demselben Regiment, dem auch Lt. Wilhelm Heile von der „Hilfe" angehört — im Felde steht, gibt hier in einer einfachen, natürlichen, hier und da auch soldatenhaft-derben Sprache seine Erlebnisse auf dem Vormarsch durch Belgien und über die Marne, auf dem Rückzuge und im Stellungskriege bis zu dem Durchbruchsversuche der Franzosen in der Champagne. Der Höhepunkt des Buches sind die Schilderungen aus der Winterschlacht — unter dem Eindrucke unmittelbaren Erlebens hingeworfene Bilder, die tief erschüttern.

Digitized by Google

Die Flüchtlinge. Von einer Reise durch Holland hinter die belgische Front. Von Norbert Jacques. Berlin 1915, S. Fischer. 108 S. 1 M.

Norbert Jacques erzählt von den Zuständen unter den belgischen Flüchtlingen, die er auf einer Reise durch Holland in den Monaten September und Oktober 1914 kennenlernte.

Der Sepp im Krieg. Bayrische Geschichten. Von Fritz Müller. Hagen i. W., 1915, Otto Rippel. 137 S. 1,50 M.

Sechzehn kleine Geschichten, die in Müllers bekannter Art geschrieben sind. Das Buch wird sicher im Felde gern gelesen werden.

Das kriegerische Frankreich. Erlebnisse und Betrachtungen 1915. Von Eduard Behrens. München 1915, Rosenhain-Verlag. 156 S. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Aufsätze eines Schweizers, die sich mit den Zuständen und Stimmungen in Frankreich beschäftigen und als Niederschlag einer Reise durch Frankreich im Frühling 1915 entstanden sind. Sie wurden bereits zu einem guten Teile in deutschen Zeitungen veröffentlicht.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Stuttgart-Berlin 1915, Deutsche Verlagsanstalt. Jedes Heft 25 Pf.

Heft 8. Die Schlacht in Galizien. Von Przemysl bis Lemberg; Heft 9. Ypern, Les Eparges, Bau de Sapt; Heft 10. Neues vom Feldmarschall Hindenburg.

Ein Jahr Krieg. Volkstümliche Darstellung des Weltkrieges vom August 1914 bis August 1915. Von Oberst Fr. Immanuel. Berlin 1915, Ernst Siegfried Mittler & Sohn. 125 S. 2 M.

Der bekannte Militärschriftsteller zeichnet in großen Zügen ein Bild des ersten Kriegsjahres. Es wird zunächst der westliche, dann der östliche Kriegsschauplatz behandelt. Besondere Abschnitte sind dem Seekriege, den Kämpfen in unseren Schutzgebieten, Serbien und Montenegro, der Türkei und Italien gewidmet. Es ist selbstverständlich, daß bei der Zusammendrängung des Stoffes auf eine verhältnismäßig geringe Seitenzahl die Darstellung nicht erschöpfend werden konnte. So hat der Verfasser denn auch weniger Wert auf Einzelheiten, abgesehen von allem, was zur Darlegung der Entwicklung der Hauptschlachten unbedingt notwendig war, gelegt, als vielmehr darauf, die Zusammenhänge der verschiedenen Kriegshandlungen klar herauszuarbeiten. Daß der österreichisch-serbische Krieg nur sehr kurz und andeutend besprochen wird, ist erklärlich. Dem Seekriege allerdings hätten wir eine eingehendere Berücksichtigung auch an dieser Stelle gewünscht. Das Buch bedeutet eine gute Zusammenfassung der Geschehnisse und erscheint seiner allgemein verständlichen Schreibweise wegen für die breitesten Schichten des Volkes, auch für die Jugend, sehr geeignet. Die beigegebenen Karten und Zeichnungen unterstützen die Darstellung in wertvoller Weise. Die angefügte Zeittafel wird den Lesern willkommen sein.

Kriegsnovellen. Heft 2 Ost und West. Gesammelt von Heinrich Goebel. Berlin 1915, Morawe & Scheffelt. 80 S. 1 M.

Enthält Beiträge von Herbert Eulenberg, Paul Zech, Eva Gräfin v. Baudissin, Kurt Pabst, Erich Oesterheld, Frida Schanz, Fr. W. v. Oesören, Richard Sexau u. a.

Der Weltkrieg. Nach deutschen und feindlichen amtlichen Berichten. Heft 3. Der Krieg im Westen: 2. Teil, 1915 (Januar—April). Breslau 1915, Priebatsch's Verlagsbuchhandlung.

Wir von der Infanterie. Erlebtes und Erlauschtes in Frankreich. Von Paul Dahms. Berlin 1915, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt. 121 S. 1 M.

Auf Patrouille. Dokumente aus großer Zeit. Von Franz Mahlke. Berlin 1915, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 87 S. 1 M

Großadmiral von Tirpitz. Von Armin Stein. Feldausgabe von „Aufrechte Männer". Stuttgart 1915, Verlag der Ev. Gesellschaft. 32 S. 15 Pf., 100 St. 10 M.

Deutscher Seeheldensang im Weltensturm. Gesammelt von Dr. Conrad Müller. Potsdam 1915, Stiftungsverlag. 32 S. 10 Pf., in Massen billiger.

Gewittersegen. Ein Kriegsbuch von Otto Ernst. Leipzig 1915, L. Staackmann. 118 S. 1 M.

Kriegsbilder in Feldpostbriefen. Von Ernst Hammer. Flensburg 1915, G. Soltau.

Heim Landsturm. Von Johannes Kübel. Berlin 1915, Hutten-Verlag. 233 S. Geh. 1,50 M., geb. 2 M.

Der Frankfurter Pfarrer trat kurz nach Kriegsausbruch wieder freiwillig ins Heer ein und tut jetzt als Leutnant in einer Landsturmkompagnie unmittelbar hinter der Front Dienst. Von dort aus sandte er in die Heimat Briefe, die warmherzig und schlicht von dem Leben und Treiben unseres Landsturms in Feindesland erzählen. Eine Sammlung dieser Briefe ist das vorliegende Buch.

Liller Kriegszeitung. Eine Auslese aus Nummer 1—40. Berlin 1915, W. Vobach & Co. 294 S. 4 M.

Die Liller Kriegszeitung, herausgegeben von Hauptmann d. L. Hoeser und Rittmeister Freih. v. Dungkeda, ist die bekannteste Soldatenzeitung, die an der Front erscheint. Namhafte Schriftsteller, Gelehrte, Künstler des Zeichenstiftes, vor allem aber auch Offiziere und Soldaten sind ihre Mitarbeiter. Da die ersten 40 Nummern vergriffen sind, ist aus ihnen eine charakteristische Auswahl zusammengestellt und in Buchform herausgegeben. Sie ist ein getreues Spiegelbild des Geistes, der in unserem Heere lebendig ist. Das Buch wird zugunsten der Liller Kriegszeitung verkauft, hilft also mit, unsere Tapferen mit Lesestoff zu versorgen.

Durch Belgien. Wanderungen eines Ingenieurs. Von J. Izart-H. Günther. Stuttgart 1915, Franckh'sche Verlagsbuchhandlung. 191 S. Geh. 3 M., geb. 4 M.

Die Grundlage des Buches bildet das vor wenigen Jahren erschienene Werk „La Belgique au travail", in dem Ingenieur J. Izart seine durch mehrere Reisen in Belgien gewonnenen Eindrücke niedergelegt hat. Es ist aber, wie der Bearbeiter im Vorwort hervorhebt, keine freie Übersetzung allein. Sondern die Angaben des Franzosen wurden, soweit wie möglich, gesichtet und nachgeprüft, um dann mit allen vorliegenden neueren Daten zu einem Ganzen verschweißt zu werden. Durch belgische Bergwerke, Eisenwerke, Glasfabriken, Spinnereien usw. werden wir geführt, lernen das Leben belgischer Arbeiter, das Elend der Klöpplerinnen kennen, um schließlich im Hafen von Antwerpen die Wanderung zu beenden. Man lernt sehr viel aus dem Buche über Belgien vor dem Kriege.

Aus Tsingtaus schweren Tagen. Tagebuch von Dr. Richard Wilhelm. Berlin 1915, Hutten-Verlag. 93 S. 80 Pf.

Dr. Wilhelm war der Leiter der Arbeit des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Tsingtau. Er hat dort die ganze Belagerung miterlebt. Das heldenmütige Ringen der tapferen Besatzung gegen die Übermacht der Japaner und Engländer zieht in den losen Skizzen seines Tagebuches noch einmal an unseren Augen vorüber.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Pastor B. in G. 3 M., Unteroff. v. B. in Sp. 3 M., Dir. L. in C. 5 M., W. in Z. 2,50 M., J. in K. 2,55 M., H. in S. 5 M., Frau H. in G. 7,50 M., Hofrat B. in H. 2,50 M., St. in Pf. 5 M., Frl. Sch. in B. 5 M., Sch. in C. 3 M., Lt. Sch. im Felde 10 M., H. in W. 2,55 M., Frl. v. H. in G. 2,50 M., Ldr. C. in E. 2,50 M., Frau S. in C. 5 M., Frau C. in O. 2,50 M., C. Sch. in H. 3 M., Frl. J. in D. 3 M., R. in H. 2,50 M., Schwester K. in M. 5 M., Frau H. in H. 2,50 M.

Bücher für Armee und Marine: Barackenlaz. auf dem Tempelhofer Felde, Berlin: 27 Bücher zur Verwendung für die Marine, besonders für Leuchtfeuerschiffe.

Kriegs- und Heimatchronik: Pf. T. in B. 1 M., M.-W. in J. 75 Pf.

Für Marine-Lese-Zwecke: C. Z. in St. 10 M.

Für erblindete Krieger: H. St. in Cöln-Ehrenfeld 50 M.

Für bedürftige Kriegerkinder: Ablösung eines Geburtstagsgeschenkes A. H. in Berlin 10 M., C. Sch. in Charl. 10 M.

Für den Roten Halbmond: Offiziere und Mannschaften der Sanitätskomp. 2 XI. A.-K. 11,20 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Beträchtliche Ermäßigung der Brennspirituspreise. Die bereits angekündigte Herabsetzung der Brennspirituspreise, die um so erwünschter kommt, als der Brennspiritus in großem Umfange zum Ersatz von Petroleum herangezogen wird, tritt zum großen Teil schon heute in Kraft. Der neue Preis beträgt bekanntlich 45 Pf. statt bisher 60 Pf. für 1 Literflasche zu 95 Proz. und 42 Pf. statt bisher 57 Pf. für 1 Literflasche zu 90 Proz. Nur die etwa aus früheren Einkäufen noch vorhandenen Restbestände dürfen noch zu den alten Preisen verkauft werden. Die Käufer werden, um sich vor Schädigungen zu schützen, gut tun, die auf den Verschlußkapseln der Flaschen aufgedruckten Preise zu beachten. Vom 10. November 1915 an ist keinerlei Ueberschreitung der ermäßigten Preise mehr zulässig.

Um die Verbilligung des Brennspiritus dem Publikum schneller zugänglich zu machen, hat die Spiritus-Zentrale sich bereit erklärt, den Kleinhandlern, die ihre alten Bestände schon jetzt zu den um 15 Pf. ermäßigten Preisen verkaufen wollen, den Preisunterschied zurückzuvergüten. Der Kleinhandel ist sonach in der Lage, seine Kundschaft alsbald zu den herabgesetzten Preisen zu bedienen.

Es ist Tatsache, daß regelmäßige Mußgaben an die Truppen das körperliche Wohlbefinden vorzüglich beeinflussen. Unsere Heeresverwaltung kauft daher ungeheure Mengen Mus auf. Aber auch wir daheim sollten in der Butternot uns des köstlichen, nahrhaften und gesunden Brotaufstrichs erinnern, wie ihn die Mutter aus edlen Früchten mit feinem, blaufreiem Kristallzucker kochte. Und für die vielen Tausende, die genötigt sind Mus von auswärts zu beziehen, sei es gesagt, daß sie ein völlig naturreines Erzeugnis bei den Lebensreformern der **Obstsiedlung Eden in Oranienburg** erhalten können. Sie mögen dort kostenlose Zusendung von Preislisten und aufklärenden Drucksachen verlangen.

Digitized by Google

11. November 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 45

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Heinz Potthoff:** Grundlagen zum Kampfe gegen die Teuerung. — **Karl v. Mangoldt:** Vom Erfolg der Kriegs-Kleingartenbestrebungen. — **Pfarrer Erich Meyer:** Die ägyptische Frage. — **Orestes Daskaljuk:** Das politische Parteiwesen in Rußland. — **Paul Zschorlich:** Richard Strauß und seine „Alpensinfonie". — **Gerhard Bartels:** Hermann. — **Karl Rick:** Lieder aus dem Felde. — **Gottfried Traub:** Fleischlose Tage. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Freitag, 29. Oktober.

Als ich gestern abend hier in Wien in der Urania über Folgen der Kriegswirtschaft redete, ließ ich mir erzählen, wie viele reichsdeutsche Redner jetzt hierher gerufen werden, wie z. B. v. Liszt, der ja ein Oesterreicher ist, Traub, Joh. Müller, Rohrbach, Frl. Bäumer. Das ist sicherlich sehr gut und soll auch auf andere größere Städte der Doppelmonarchie ausgedehnt werden; aber ebenso nötig ist, daß nun auch Oesterreicher und Ungarn von reichsdeutscher Seite aus gerufen werden.

Die Reichsorganisation der Hausfrauen Oesterreichs, genannt Rohö, geleitet von Fanny Freund-Marcus und Helene Granitsch, ist bei der wachsenden Schwierigkeit der Hauswirtschaft im Krieg in aller Leute Mund, denn sie vermittelt Gänse, Eier und andere Erzeugnisse aus dem österreichisch besetzten Teile von Polen, eine handfeste, praktische Konsumentenorganisation. Die neuen deutschen Sparsamkeitsverordnungen über Fleisch und Kartoffeln werden hier sehr beachtet.

Nach langen blutigen Kämpfen haben die bulgarischen Truppen Pirot eingenommen. Die serbische Ostfront ist damit niedergerissen. Die Armee Gallwitz vertrieb den Gegner unter schwerem Ringen von den Höhen südlich und südöstlich von Svilajnac. Die Verbindung unserer Truppen mit den bulgarischen wird täglich enger; sie begann nordöstlich von der kleinen Bergstadt Brza Palanka. In der serbischen Festungsstadt Kladovo kam es dann zu einem ersten Verbrüderungsfeste.

Dadurch, daß die Serben von der Donau abgedrängt sind, ergibt sich, daß Rußland keine Zufuhr mehr vom Mittelländischen Meere erhalten kann und daß Rumänien einen wesentlichen Teil seiner sogenannten neutralen Zwischengeschäfte verliert. Das erstere ist noch wichtiger als das zweite. Unsere Einkreisung nimmt ab, und die russische Einschnürung nimmt zu.

Sonnabend, 30. Oktober.

Der österreichische Kaiser erläßt einen Dank für die an der italienischen Grenze kämpfenden Truppen, die den dritten starken italienischen Angriff mit heldenmütiger Tapferkeit, zähester Ausdauer und bewundernswertem Opfermut zurückgeworfen haben. Die Verluste der Italiener müssen gewaltig sein. Die Minister Salandra und Sonnino haben viel nutzloses Elend über ihr Volk gebracht.

Das Ereignis des Tages ist der Sturz des Ministeriums Viviani in Frankreich. Das Zurücktreten Delcassés hat seinen politischen Schutzherrn mit sich gerissen. Der Präsident Poincaré beauftragte Briand mit der Neubildung. Briand ist ursprünglich sozialistischer Rechtsanwalt, war aber wohl immer mehr Opportunist als Sozialist. Er gründete mit Jaurès zusammen die „Humanité", wurde aber dann von Jaurès abgestoßen. Als glänzender Redner und sehr geschickter Vermittler war er schon dreimal in schweren Zeiten Ministerpräsident, konnte sich aber immer nur kurze Fristen in der Macht erhalten. Sein neues Ministerium ist aus fast lauter früheren Ministerpräsidenten zusammengesetzt, deren Frankreich eine auffällig große Zahl besitzt: Freycinet, der alte, Leon Bourgeois, Ribot, Méline, Doumergue, Combes und Viviani. Es fehlt nur Clemenceau, der dauernd herbe Kritik an der Kriegführung übt. Dieses Ministerium soll voraussichtlich mit seiner gehäuften Autorität die Kammer stillmachen. Die Schwierigkeiten des republikanischen Systems, die im Anfang des Krieges kaum vorhanden zu sein schienen, melden sich jetzt schon recht nachdrücklich. Wenn eines Tages Poincaré als Präsident kein Ministerium mehr findet, dann versagt die im Frieden ganz leidlich arbeitende parlamentarische Maschinerie. Da sich nun vor dieser Verwirrung alle fürchten, so war es möglich, dieses Ministerium der Ministerpräsidenten zusammenzubringen. Da das Ministerium außer zwölf wirklichen Ministern noch sechs Minister ohne Portefeuille enthält, so werden bisherige Minister wie die Sozialdemokraten Guesde und Sembat neu ernannt. Verschwunden ist außer Delcassé auch Millerand, der geschäftige, nicht erfolglose aber viel angegriffene Kriegsminister, an dessen Stelle der Kommandant von Paris, General Gallieni tritt. In Führung der auswärtigen Angelegenheiten wird der Ministerpräsident Briand vom früheren französischen Botschafter in Berlin, Combes, unterstützt, dem Manne, der mit unserem verstorbenen Kiderlen-Wächter zusammen den Marokkovertrag schloß.

Sonntag, 31. Oktober.

Heute am Sonntag vor Allerseelen und Allerheiligen strömen hier in Wien viele Menschen auf den großen Zentralfriedhof, um ihrer Toten zu gedenken; eine schöne Anlage mit zahlreichen wertvollen Denkmälern. Die Ernte des Todes war groß in diesem Jahr, wo aber liegen sie alle begraben?

Die Donauschiffahrt ist frei! Zum ersten Male seit Beginn des Krieges ist gestern ein ungarischer Donaudampfer aus Orsowa in Vidin angekommen. Das bedeutet, daß wir künftighin die Herren Rumänen nicht erst zu fragen brauchen, wenn wir etwas nach Konstantinopel schicken wollen. Nun ist ja vielleicht das Schicken heute nicht mehr so nötig als an manchem früheren Zeitpunkt, da der Kampf auf Gallipoli still wird. Daß von dort Truppen nach Saloniki transportiert worden sind, scheint festzustehen, alles andere aber, was damit zusammenhängt, ist noch immer ziemlich dunkel, da dem Vierverbande daran liegen muß, seine Kräfte vor Griechenland und Rumänien größer erscheinen zu lassen, als sie wohl sind.

Natürlich spreche ich mit vielerlei Leuten über „Mitteleuropa". Die Einzelheiten sind für öffentliche Wiedergabe nicht geeignet, aber soviel kann gesagt werden, daß der Gedanke des

Digitized by Google

Zusammenschlusses mit jedem Kriegsmonat an Kraft gewinnt. Von reichsdeutscher Seite werden die Schwierigkeiten und damit auch die Leistungen des österreichisch-ungarischen Staates oft längst nicht genug gewürdigt. Aus Mangel an Kenntnissen entstehen halbe und falsche Urteile. Zwei Reiche, deren Soldaten miteinander sterben, müssen den guten Willen haben, sich gegenseitig kennenzulernen.

Montag, 1. November.

Und es ward also wieder ein weiterer Monat des unübersehbaren Krieges! Wie lange wird's dauern? Keine Menschenseele kann antworten. Wir alle müssen unsere Pflicht tun bis ans Ende. Mehr kann man nicht sagen, weil es tatsächlich nicht mehr zu sagen gibt. Die Kriegslage ist entschieden günstig, denn die großen Linien in West und Ost und an der italienischen Grenze werden mit Tapferkeit festgehalten, und in Serbien geht es sichtbar voran.

Während wir nachmittags in langem und inhaltreichem handelspolitischen Gespräch sitzen, wird antelephoniert, daß Kragujevac erobert ist. Auf die Frage, ob damit die serbische Armee ganz oder teilweis umkreist sei, erfolgte keine Antwort, denn das scheint noch nicht entschieden zu sein. Es kann eine große Schlacht irgendwo bei Nisch geben, aber auch vielleicht einen verzweifelten serbischen Versuch, nach dem Adriatischen Meere hin, über alle Bergklippen durchzubrechen.

Nach der französischen Ministerkrisis kommt die russische. Das Rücktrittsgesuch der Minister Sasonow, Kriwoschein und Charitonow soll vom Zaren angenommen sein. Goremykin hat gesiegt und wird von jetzt an den Titel „Reichskanzler" führen, den es seit etwa zwanzig Jahren nicht mehr gegeben hat. Das ist zunächst von innerpolitischer Bedeutung für Rußland, indem die Hoffnungen der Fortschrittler sich vermindern. Das mag unter allgemein menschlichen Gesichtspunkten zu bedauern sein, aber im Krieg sind die russischen Liberalen mindestens so nationalistisch wie die reinen Monarchisten. Wir würden irren, wenn wir uns einbilden wollten, daß mit ihnen leichter Frieden zu schließen sein würde. Es kann sogar sein, daß die Schärfung der inneren Gegensätze durch Goremykin für uns nützlicher ist. Was unter allen Umständen befriedigt, ist, daß nun nach dem Sturze Delcassés auch Sasonow gefallen ist, der an der Entstehung des Krieges sehr beteiligt war. Soviel man bisher erfährt, soll die auswärtige Politik Rußlands künftig unter Oberleitung von Goremykin vom früheren russischen Botschafter in Wien, Schebeko, geführt werden.

Die K. K. Telegraphenkorrespondenz in Wien ist in auffälliger Weise ermächtigt, gegenüber unsinnigen Gerüchten mit aller Entschiedenheit festzustellen, daß kein Gedanke daran ist, daß Oesterreich-Ungarn bei einem Friedensschlusse, jetzt oder später, dem Königreich Italien Gebietsabtretungen bewilligen werde. Die Sache selbst ist ganz klar: nachdem die Italiener das weitgehende österreichische Angebot abgelehnt haben, würde es einfach unverständlich sein, ihnen nach einem unnötigen und vergeblichen Kriege irgendwelche Landzugeständnisse zu machen. Man fragt sich nur, wodurch diese Erklärung nötig wurde. Es muß irgendwo Leute geben, die auf eigene Hand Politik machen wollen und dabei Verwirrung anrichten. Die Oesterreicher sind mit Recht stolz auf ihre Abwehr der Italiener.

Dienstag, 2. November.

Der deutsche Tagesbericht von gestern meldet, daß bayerische Truppen nordöstlich von Neuville, nördlich von Arras, ein Stück der französischen Stellung in Länge von 1,1 km genommen haben. In der Champagne ist umgekehrt nördlich von Mesnil ein vorspringendes deutsches Grabenstück an die Franzosen verlorengegangen. Bei Tahure wurden 1200 Franzosen gefangengenommen. Es brennt also an den Kampfstellen des vorigen Monats noch weiter. Auch in Kurland wird mit kleineren Wechselfällen gekämpft. Die Russen wurden gezwungen, den von ihnen eroberten Ort Plakanen an der Misse wieder zu räumen. In der Gegend von Komarow wird erbittert gekämpft. Auch der österreichische Tagesbericht redet von einem russischen Einbruch bei Bieniawa an der unteren Strypa, bei dem schließlich die österreichisch-ungarischen Reserven siegten und 2000 Gefangene machten. Ein unter großem Munitionsaufwand unternommener russischer Gegenangriff brach zusammen. Gleichzeitig haben sich die italienischen Angriffe an den alten Hauptstellen am Görzer Brückenkopf, bei Plava und beiderseits des Monte San Michele vergeblich wiederholt.

Für den Verlauf des serbischen Krieges ist es wichtig, daß die Oesterreicher an zahlreichen Stellen der montenegrinischen Grenze die Feindseligkeiten eröffnet haben. Der Hauptkampf spielt sich auf den Höhen von Kragujewaz ab. Wo sich die serbische Regierung aufhält, ist unbekannt. Sie soll in Petersburg erklärt haben, daß sie Frieden schließen müsse, wenn ihr nicht baldigst geholfen würde. Die Bulgaren haben in Uesküb viel serbische Munition erbeutet. Die bulgarische Eroberung von Pirot geschah in zerklüftetem harten Gebirge unter größten Anstrengungen. Bei Walandowo an der Bahn nördlich von Saloniki hat ein bulgarisch-französisches Zusammentreffen stattgefunden. Bei den Dardanellen wurde ein französisches Unterseeboot versenkt.

Die Regierung von Kanada hat beschlossen, der englischen Kriegführung weitere 100 000 Soldaten zur Verfügung zu stellen. Die kanadische Leistung beträgt einschließlich der bereits früher bewilligten, jetzt abgehenden Truppen 250 000 Mann.

Mittwoch, 3. November.

Graf Tisza hat dem nordamerikanischen Berichterstatter v. Weigand eine Unterredung gewährt, in der er sagte: Es war verhängnisvoll, daß es gleich zu Beginn den Engländern gelang, beim amerikanischen Volk den Eindruck hervorzubringen, daß der Krieg von den Zentralmächten gesucht und begonnen worden sei. Ich möchte mit allem Nachdruck aussprechen, daß nichts von der Wahrheit weiter entfernt ist ... In Wahrheit handelt es sich nicht um die englische Abneigung gegen den deutschen Militarismus, sondern um den englischen Neid gegen den wirtschaftlichen Fortschritt Deutschlands. Englands Krieg ist der Krieg des Seedespotismus gegen die Freiheit der See." Diese letzteren Bemerkungen sind um so wichtiger, als es in Ungarn, wie auch Graf Tisza sagt, immer viel Sympathie für England gegeben hat.

Die englische Verlustliste enthält an Toten und Verwundeten beim Vorstoß an der Westfront vom 25. September an 2960 Offiziere und 45 300 Mann. General Joffre war in Paris und hat über einen „internationalen Generalstab" beraten. Der König von England hat beim Besuch der Truppen einen Sturz vom Pferde mit verschiedenen Verletzungen erlebt. Sein Befinden bessert sich.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 1. November.

Heute abend, an einem trüben, nebligen Novembertag, kommt einem so recht zum Bewußtsein, was es heißt: zweiter Kriegswinter. Ich habe über Frauenkriegsarbeit in einem Berliner Vorort zu sprechen. Da der Vortrag in dem Saal einer höheren Mädchenschule ist, sind auch die oberen Klassen dabei. Man spürt die größere Beweglichkeit der Jugend. Vorher sind sie lustig und von dem Grade unvermeidlicher Albernheit, der nun einmal das Kennzeichen kollektiv auftretender Backfische ist. Das Große und Schreckliche, das draußen und in der Ferne geschieht, wird ihnen durch das Nahe, Greifbare, den Alltag verdeckt. Sie kommen schneller und vollständiger davon los als ihre Mütter. Ist doch schließlich alles wie immer: die Schule, die Kameradinnen, das Straßenleben. Aber dann ist es hübsch zu sehen, wie ihre Gesichter ernster werden, wie der Alltag daraus verschwindet. Nun doch viel vollständiger verschwindet, als aus manchem alten Gesicht, das seine Enge und Bedrücktheit behält, und dem man es anfühlt, wie sich ihm aus Kriegssorgen und Alltagswichtigkeiten eine trübe und gebundene Stimmung gemischt hat. Ja, es gibt Menschen, die es jetzt schwer haben, und das sind gar nicht einmal die mit den

Digitized by Google

großen schmerzlichen Kriegsschicksalen, sondern es sind die mit den kleinen Seelen. Um die anderen braucht einem nicht bange zu sein.

Dienstag, 2. November.

Heute ist der erste fleischlose Tag. Natürlich haben es viele Hausfrauen nicht lassen können, sich vorher zu versorgen ... Wie viele es waren, davon werden wohl die Zeitungen ein etwas übertriebenes Bild malen. Aber immerhin, wir wissen's ja, daß der Patriotismus des Magens erheblich zu wünschen übrigläßt. Die Fleischkarte wird schließlich doch unvermeidbar sein. Das preußische Ministerium des Innern hat wieder einen Erlaß über die Handhabung der Kriegsunterstützung herausgegeben. Darin wird wiederum der Grundsatz möglichster Weitherzigkeit in der Gewährung der Unterstützung eingeschärft, und es wird — sehr bemerkenswert! — als Maßstab die Forderung aufgestellt, daß die Unterstützung die Erziehung der Kinder durch die Mutter ermöglichen soll. D. h. auf Erwerbsarbeit einer Mutter mit Kindern darf nicht gerechnet werden. Das ist ein sehr wichtiger Grundsatz, angesichts der beklagenswerten Unsicherheit dieses Begriffes der „Bedürftigkeit".

Wenn man einmal darauf achtet, ist es auffallend, wie sehr, trotz der äußeren Aussichtslosigkeit, sich allenthalben gleichsam automatisch der Ausblick auf den Frieden einstellt. Wie voll sind die Handelsteile der Zeitungen mit Notizen und Betrachtungen, wie dies oder jenes „nach dem Frieden" geregelt werden solle. Jeder überschlägt schon unwillkürlich die Zeit, die ihn noch von jenem „Nachher" trennt. Diese unbewußt sich allenthalben vollziehende Hinwendung zur Zukunft ist eigentlich etwas sehr Merkwürdiges. Die Zeit selbst bringt sie zuwege, fast ohne daß die Menschen es selbst spüren.

Mittwoch, 3. November.

Gestern abend die Halbmonatssitzung der Leiterinnen unserer Hilfskommissionen gab mir wieder einen starken Eindruck davon, was für eine körperliche und seelische Kraftprobe dieser unausgesetzte tägliche soziale Dienst in der Großstadt ist. Täglich, seit nun fünfzehn Monaten, viele Stunden lang die Kümmernisse von Hunderten von Menschen an sich vorüberziehen lassen, das ist wirklich auch eine Art von „Stellung halten". Und wer das elastisch, mit ungeschwächter Liebe für die Menschen und geistiger Anteilnahme an den Problemen durchsetzt, der hat wahrlich Widerstandskraft bewiesen.

Abends ein Vortragskursus in den Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit. Die Besucher sind meist Berufsarbeiterinnen, die ein ganzes Tagewerk hinter sich haben. Wir sprechen über Krieg und Ethik, aber nicht kasuistisch über einzelne Moralfragen, sondern mit Absicht über die ganz großen, fernen und hohen Gedankensysteme, in denen der Krieg seine Stelle gefunden hat. Heute über Plato. Ueber die Besiegung des Todes im Phaidon und über die Erziehung der „Wächter" im „Staat". Das ist eine wundervolle innere Befreiung — sich nicht von den Dingen entfernen, die einen nun doch einmal ganz ausfüllen, und sie dabei doch größer und freier erfassen.

Die badischen Bezirksämter haben strenge Verfügungen gegen die Verwilderung der Jugend erlassen. Kindern unter 15 Jahren ist der Aufenthalt auf den Straßen nach 7 Uhr abends ohne Begleitung Erwachsener verboten. Ebenso das — Rauchen! Dies Ueber-die-Stränge-Schlagen der halbwüchsigen Jugend ist eine ganz bedenkliche Sache, der man vielleicht mit noch ganz anderen Maßnahmen begegnen müßte. Für die größeren Mädchen haben unsere Vereine vielfach Tagesheime eingerichtet.

Der Kartoffelhöchstpreis ist in Berlin mit 4 Pf. für das Pfund festgesetzt.

In den Abendblättern die mit höchster Spannung erwartete und — ach so leere! Rede von Asquith.

Donnerstag, 4. November.

Die Sozialdemokratie hat die sofortige Einberufung des Reichstages zur Mitberatung über die Fragen der Volksernährung gefordert. Es soll aber an dem ursprünglich angesetzten Termin — 30. November — festgehalten werden.

Der bayerische Landesausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei hat getagt und u. a. eine Entschließung angenommen, in der das Bedauern über die Stellung der Mehrheit gegen die politische Freiheit der Gemeindebeamten ausgesprochen wird.

Der bayerische Industriellenverband faßte folgenden Beschluß: Die Gesamtvorstandschaft des Bayerischen Industriellenverbandes hält einen engeren handelspolitischen und wirtschaftlichen Zusammenschluß Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn nach dem Kriege für unbedingt notwendig. Zu diesem Zwecke ist es wünschenswert, daß beide Staaten unter vorläufiger Beibehaltung der allmählich abzubauenden inneren Zollinie eine zielbewußte gemeinsame Handelspolitik nach außen verfolgen und gleichzeitig auf möglichste Anpassung der gegenseitigen wirtschaftlichen, sozialpolitischen, verkehrspolitischen und verwaltungsrechtlichen Gesetzgebung hinwirken.

Die Gastwirtschaftsverordnung hat bis jetzt noch ziemliche Verwirrung zur Folge gehabt. Es ist natürlich ein Rieseneingriff: Dienstag und Freitag vegetarische Küche, Montag und Donnerstag nur gekochtes Fleisch, Sonnabend kein Schweinefleisch. Mittwoch und Sonntag bleiben die Schlemmertage. Das stellt den Küchenchefs erhebliche Anpassungsaufgaben.

Unsere Verteilung städtischen Schmalzes ist übrigens glatt, ohne Auflaufe und zur allgemeinen Befriedigung vor sich gegangen.

Die „Schipperin" ist ein Straßentypus geworden. Bei den großen Erdarbeiten für die Untergrundbahn in der Friedrichstraße sieht man immer zahlreicher „die Frau mit dem Spaten", die sich über das Bestaunt- und Bewitzeltwerden ehrlich ärgert und mit Groß-Berliner Mundschlagfertigkeit wehrt.

Freitag, 5. November.

Das Kaisergut Kadinen ist zur Aufteilung an 300 Kriegserblindete zu je 20 bis 30 Morgen zur Verfügung gestellt. Ein gutes Beispiel für eine große Siedlungspolitik. Ueber mangelnde Arbeitswilligkeit der Kriegerfrauen auf dem Lande wird geklagt — natürlich nicht der Bäuerinnen, sondern der Tagelöhnerfrauen. Ein Kreisausschuß hat sich zu der Verfügung veranlaßt gesehen, daß er in Zukunft „in Fällen, in denen die Ehefrau oder ein anderes Familienmitglied es unbegründeter Weise abgelehnt hat, sich durch Arbeit zu betätigen, sich vor die Notwendigkeit gestellt sehe, die Bedürftigkeit als nicht vorliegend anzusehen und eventuell die Zahlung der Unterstützung einzustellen".

Die „Mitteilungen der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft", denen diese Angabe entnommen ist, sprechen in ihrem Wochenrückblick die Hoffnung aus, daß durch die Oeffnung der Donau mehr Futtermittel sowohl über Bulgarien, wie dann auch von Rumänien kommen werden. Die Zufuhr habe schon eingesetzt.

Das Zentrum hat nun auch seine Erklärung über die Kriegsziele abgegeben. Sie ist die unbestimmteste, was die äußeren Ziele anlangt, verlangt Bewegungsfreiheit in der Heimat, auf dem Meer und über See, setzt als Maßstab für Gebietserweiterungen einerseits die größere militärische Sicherheit der Grenzen und andererseits die wirtschaftliche Selbstversorgung ein, und fährt dann, inneren Zielen sich zuwendend, fort: „Neben dem Schutz der äußeren Güter erhoffen wir aber zur Begründung des Glücks unseres teuren Vaterlandes noch die sorgsame Pflege der sittlich-religiösen Volkskräfte, weil sie die Ursache der wahren Größe Deutschlands und das Mittel göttlicher Führung zu all den wunderbaren Erfolgen deutscher Großtaten sind. — Was Deutschlands Fürsten und Bürger, Heer und Flotte, die Männer auf dem Schlachtfeld und im Schützengraben, auf den Kriegsschiffen über und unter der See und in der Luft, sowie was die Männer und Frauen der Arbeit bisher geleistet haben, erfüllt uns mit dem Gefühl unauslöschlichen Dankes und der frohen Zuversicht, daß es mit Gottes Gnade gelingen wird, den Endsieg zu erringen für Deutschlands Wohl und Ehre."

Die Milch- und die Schweinepreisregelung durch den Bundesrat ist beschlossen.

Digitized by Google

Höchstpreise für Schlachtschweine nach acht Ortsklassen und vier Schweineklassen. Sie stellen für Berlin bedeutende Ermäßigungen der jetzt geltenden Preise dar, nämlich entsprechend den Qualitäten 100 statt 125—140 M., 70—85 statt 110—130 M. und 98 statt 120—130 M. Der Preis für frisches Schweinefleisch darf nur um 140 Prozent, der für Fett nur um 180 Prozent den Preis für das Lebendgewicht übersteigen. Die Gemeinden dürfen Höchstpreise für das Fleisch einführen — und werden es müssen, denn wer soll sonst ausrechnen, ob diese Bestimmung über die Spannung zwischen Lebendgewicht und Fleischverkauf innegehalten wird.

Die Höchstpreise für Milch können von Gemeinden unter und müssen von solchen über 10 000 Einwohnern festgesetzt werden. Die Gemeinden sind verpflichtet, bei der Verteilung der Milchmenge den Bedarf von Kindern, stillenden Müttern und Kranken sicherzustellen. Die Befugnisse der Preisprüfungsstellen sind noch erweitert.

Sonnabend, 6. November.

Die Berliner Milchkarte ist schon da, d. h. eine Verordnung, die am 15. November in Kraft tritt. Jetzt geht alles Schlag auf Schlag.

Sehr lange Sitzung der Vorsitzenden der städt. Unterstützungskommissionen über die Frage der Anrechnung des Arbeitsverdienstes bei der Beurteilung der Bedürftigkeit. Eine sehr schwierige und einwandfrei überhaupt nicht zu lösende Frage. Bei der außerordentlichen Unsicherheit des weiblichen Arbeitsmarktes in Berlin ist die Absetzung der Frauen von der Unterstützungsberechtigung, falls sie Arbeit finden, tatsächlich eine Härte, weil sie nach vier Wochen keine Arbeit mehr haben können und dann der umständliche Bewilligungsweg neu beschritten werden muß. Man sollte Arbeitsverdienst nur dann anrechnen, wenn er den Lebensunterhalt voll deckt und damit die Bedürftigkeit ganz ausschließt.

Nachmittags eine Vorbesprechung für einen Berliner Ortsausschuß für Hinterbliebenenfürsorge. Auch eine etwas umständliche Sache.

Sonntag, 7. November.

Gestern sind infolge der Bundesratsverordnung die Schweinepreise am Berliner Viehmarkt um 40 M. pro Zentner Lebendgewicht gesunken. Die Verordnung tritt erst am 12. November in Kraft; dies ist der Schatten, den sie vorauswirft. Man fühlt diesen Sturz ordentlich mit. Nun muß ja auch eine Wirkung auf den Kleinverkauf kommen. Wenn die Hausfrauen jetzt so schlau wären wie die Fleischer und schon vor dem 12. November die hohen Preise nicht mehr bezahlten!!

Von der Möglichkeit, unzuverlässige Personen vom Lebensmittelhandel auszuschließen, wird jetzt energisch Gebrauch gemacht. Jeden Tag berichten die Zeitungen von dunklen Ehrenmännern, denen man verordnet hat, sich eine andere Beschäftigung zu suchen.

Der Präsident der Ostpreußischen Landwirtschaftskammer hat an die Landwirte Ostpreußens eine Mahnung hinsichtlich der Lebensmittelversorgung gerichtet. Es heißt darin: „Je unvermeidlicher Aufschläge zu den Waren sind, um so mehr ist es soziale Pflicht, diese Aufschläge innerhalb der Grenzen zu halten, die durch die örtlichen Produktionskosten geboten sind, und unter keinen Umständen Knappheit an Waren künstlich zu erzeugen oder vorhandene Warenknappheit zu ungerechtfertigt großen Gewinnen auszunutzen. Wer das tut, versündigt sich am Vaterlande und trägt nicht dazu bei, den Krieg siegreich zu beendigen. Ich weise auch darauf hin, daß sich nach dem Kriege der für das Gedeihen der Landwirtschaft unbedingt erforderliche wirtschaftliche Schutz weit leichter wird durchsetzen lassen, wenn die Landwirtschaft während des Krieges ihren Betrieb nicht allein unter dem Gesichtspunkt hoher Rentabilität, sondern auch unter dem der sozialen Pflicht geführt hat."

Daß die captatio benevolentiae des letzten Satzes für zweckmäßig gehalten werden muß, ist eigentlich betrüblich.

Wie oft hat man schon dies Bild vor Augen gehabt: wenn am Sonntag nachmittag die Extrablätter der Zeitungen mit dem Heeresbericht unter den Spaziergängern auf der Brücke verteilt werden, plötzlich die graue Luft von den hundert weißen flatternden Blättern in hundert Händen erhellt ist! Heute studiert alles doppelt vertieft, denn brandenburgische Truppen sind es, die unten in Serbien Kraljewo genommen haben.

Montag, 8. November.

Der Jahresbericht des Nationalen Frauendienstes Königsberg gibt ein imponierendes Bild zähester und vielseitigster Kriegsarbeit auf besonders bedrohtem und vom Krieg unmittelbar berührtem Boden. Die Frauenarbeit, von der Abfallsammlung, Kartoffellandverpachtung bis zu Nähstuben, Flüchtlingsfürsorge, Soldatenunterhaltungen, ist in der Tat so ein „Mädchen für alles" in der Kriegsfürsorge der Städte. Das wird an den über 80 Arbeitsgebieten der Königsberger weiblichen Hilfstruppen besonders deutlich. So etwas „Preußisches" in der unermüdlichen Bereitschaft und dem sachlichen Zugreifen!

Heinz Potthoff / Grundlagen zum Kampfe gegen die Teuerung

Um wirksame Maßnahmen einführen und sie anwenden zu können, muß man sich von gewohnten Anschauungen freimachen, die mit der allgemeinen Auffassung unserer Wirtschaftsordnung, mit römischem Rechte und englischer Volkswirtschaftslehre zusammenhängen. Namentlich zwei Irrtümer müssen abgelegt werden. Der eine ist die weitverbreitete Meinung, daß der durch das sogenannte freie Spiel der Kräfte bewirkte Marktpreis ein „natürlicher" oder gar ein angemessener Preis sei. Das ist schon unter normalen Verhältnissen nur in sehr bedingter Weise richtig. Angebot und Nachfrage sind nur ein wichtiger Umstand, der den Preis bestimmt, und sie selbst sind wieder von vielen anderen Umständen bedingt. Viel richtiger ist es, unsere heutige Wirtschaftsordnung im allgemeinen als eine Unordnung, als einen Kampf der Erzeuger, Verarbeiter, Händler und Verbraucher untereinander aufzufassen, bei dem natürliche Umstände, politische Verhältnisse, Einsicht, Wille und Organisation der Parteien miteinander ringen. Das ist in Ausnahmezeiten wie diesem Weltkriege noch weit mehr der Fall, und wer noch an die Lehre vom natürlichen Preise glaubte, dem mußten die Vorgänge auf dem Markte des letzten Jahres die Augen öffnen. Man denke an die Kartoffelfrage: Vorräte waren genug vorhanden, aber sie wurden nicht auf den Markt gebracht; die amtliche Bestandsaufnahme wurde durch oft wissentlich unrichtige Angaben der Vorratsbesitzer gefälscht; die Maßnahmen der Regierung wirkten ganz anders, als sie sollten; die Preise erreichten eine Höhe, die durch das Verhältnis von Vorrat und Bedarf gar nicht gerechtfertigt war, und am Schluß verdarben ungeheure Massen oder mußten zu Spiritus und Stärke verarbeitet werden, weil die zurückgehaltenen Vorräte nicht mehr von den Menschen verwertet werden konnten, die vorher sich nicht hatten satt essen können. Wie in der Regel, so sind in Notzeiten die Verkäufer von Waren die den Käufern überlegene Partei. Wenn der Staat mit Gesetzen und Verwaltungsmaßnahmen in den Kampf eingreift, so ist das nichts „Unnatürliches", sondern das Hinzutreten eines neuen Kämpfers zu den bisherigen. Sein Druck auf die übertriebenen Preise ist nicht nur Schutz der Schwachen, sondern eine Staatsnotwendigkeit, denn das Staatsinteresse an einer genügenden Ernährung der Bürger steht unendlich höher als das Interesse an der guten Verzinsung des in der Erzeugung oder im Vertriebe der Nahrungsmittel angelegten Kapitals.

Digitized by Google

Welches aber ist der angemessene Preis, auf den der Staat hinwirken soll? Unsere bisherige Wirtschaftspolitik ging von der Produktion aus und hatte als höchstes Ziel die Rentabilität von Landwirtschaft, Industrie und Handel. Um den Verdienst der Erzeuger zu steigern oder zu sichern, belastete sie den Verbraucher. Das ist nicht nur der Grundgedanke der Schutzzölle, sondern auch des Margarinegesetzes und des Kaligesetzes. Aus gleichen Absichten wurde im Interesse der Zuckerindustrie der billige Süßstoff Sacharin verboten wie ein schlimmes Gift, durfte der Mittellandkanal nicht gebaut werden, der das Brot billiger machen könnte, und war die erste wirtschaftliche Maßnahme des Bundesrates nach dem Kriegsausbruch die Beschränkung des Zuckerabsatzes, damit dieses einzige große Nahrungsmittel, das im Ueberfluß vorhanden war, nicht im Preise sank. Dieser Auffassung muß mit aller Entschiedenheit der Standpunkt entgegengesetzt werden, daß die Herstellung um des Verbrauchswillen da ist und nicht umgekehrt, daß die staatliche Politik in erster Linie von den Bedürfnissen der Millionen Bürger auszugehen hat und daß ihr höchstes Ziel sein muß, diese Millionen mit Nahrung, Kleidung, Wohnung und allem anderen zum Leben und zur Kultur Notwendigen möglichst gut und reichlich zu versorgen. Das haben unsere Gelehrten und Staatsmänner ja in einer Hinsicht gelernt. Die Gefahr einer Aushungerung brachte die Erkenntnis, daß die Nahrungsmittel zum Unterhalt des Volkes da sind, daß ihr Nährwert wichtiger ist als ihr Geldwert, daß es bei einer Regelung unserer Wirtschaft nicht auf das Verdienen ankommt, sondern auf das Sattwerden, nicht auf Geld, sondern auf Brot, Fleisch und Kartoffeln. Aber aus dieser Erkenntnis hat man noch nicht resolut die Folgerungen auch für die Preisfrage gezogen. Man will die Fürsorge für die Ernährung der Massen verbinden mit einer Fürsorge für ausreichenden Verdienst der Landwirte und Gewerbetreibenden und kommt damit in einen Zwiespalt, der selbst durch die allgemeine Beschlagnahme nur unvollkommen gelöst worden ist.

Eine Grenze für den Preisdruck gibt es, die in unserer Wirtschaftsordnung begründet liegt. Das sind die Herstellungskosten. Unsere Wirtschaft beruht auf dem Erwerbstriebe und dem Vorteil aller einzelnen. „Ohne Profit raucht kein Schornstein." Man kann nicht in wenigen Wochen eine solche langgewohnte Ordnung umwerfen. Ein Betrieb, der ohne Nutzen arbeitet, ist auf die Dauer nicht zu halten — es sei denn, daß er aus anderen Mitteln Zuschüsse empfängt. Man wird daher nicht von den Landwirten oder Gewerbetreibenden verlangen können, daß sie ihre Waren verschenken, auch nicht, daß sie unter den Selbstkosten verkaufen, nicht einmal, daß sie auf Gewinn verzichten, denn dieser Gewinn gibt die Mittel für ihren eigenen Unterhalt. Aber mit aller Entschiedenheit muß der alte Wahn bekämpft werden, als sei im Kriege derselbe oder gar ein wesentlich höherer Gewinn als im Frieden berechtigt, selbstverständlich oder gar notwendig. Berechtigt ist der Preis, der die Selbstkosten um einen mäßigen Gewinn übersteigt. Die Höhe des angemessenen Gewinnes richtet sich nach dem Maße der aufgewandten Mühe und Gefahr und nach dem sozialen Werte der Tätigkeit. Es ist ein erheblicher Unterschied, ob jemand mit großer Anstrengung von Kopf und Händen arbeitet oder ein anderer nur die Konjunktur nutzt; ob jemand mit List und Gefahr ausländische Vorräte ins Land bringt oder bei seinen Nachbarn aufkauft; ob jemand durch sein Wirken etwas Neues schafft oder nur das Vorhandene weiterverhandelt; vor allem, ob seine Arbeit eine notwendige und nützliche in sozialem Sinne ist, d. h. ob er die Befriedigung des Lebensbedarfs wirklich fördert, oder ob er nur zu seinem privaten Nutzen tätig ist, sich nur klug in den Produktionsgang einschiebt, um ohne Nutzen für die Verwertung der Ware einen Zwischengewinn zu erzielen. Aller reine Spekulationsgewinn, aller Aufschlag eines zwecklosen Zwischenhandels ist grundsätzlich unberechtigt, während dem notwendigen Verkehre wie der Produktion ein angemessener Aufschlag nicht verweigert werden kann. Er soll grundsätzlich nicht höher sein als die Verzinsung, die in Friedenszeiten als angemessen gilt. Wenn Aktiengesellschaften der Nahrungsmittelgewerbe (Mühlen, Zuckerfabriken, Brot- und Wurstfabriken) usw. in diesem Jahre Gewinne von 20—30 Prozent verteilt, also voraussichtlich einen Gewinn von 30—40 Prozent erzielt haben, so geht das weit über das Maß des Berechtigten hinaus und ist Wucher.

Kein Maßstab für die Berechtigung eines Preises ist die Möglichkeit zu anderweiter Verwendung. Auch das muß mit aller Schärfe betont werden, namentlich weil die Behörden sich dazu noch nicht bekennen mögen. Beispielsweise haben in diesem Jahre die Kartoffeln im Durchschnitt einen Herstellungswert von 1,50—2 Mark für den Zentner; die Kartoffeltrocknungsgesellschaft (staatliches Monopol) bezahlte im Oktober die gewöhnlichsten Sorten nach dem Stärkegehalt mit 2,50—3 Mark; der Futterwert aller Kartoffeln war bei dem Fehlen und der riesigen Verteuerung aller Kraftfuttermittel, bei den aufs Doppelte des Normalen getriebenen Schweinepreisen etwa 4 Mark. Als die Regierung den Richtpreis für die Enteignung zur Versorgung der Städte auf rund 3 Mark setzte, wurde vielfach der Einwand laut: man könnte es den Landwirten nicht zumuten, ihre Erzeugnisse für die Mitbürger zu 3 Mark abzugeben, wenn sie sich bei den Schweinen mit 4 Mark bezahlt machten. Und im Vorjahre ist aus demselben Grunde der ursprüngliche Höchstpreis für Kartoffeln nachträglich wesentlich erhöht worden. Das ist eine Auffassung, die unbegreiflich erscheint, wenn man dagegenhält, daß es jedem wehrfähigen Bürger zugemutet wird, sich für die anderen totschießen zu lassen.

Die soziale Pflicht hat bisher zu einseitig nur die Person des Staatsbürgers begriffen. Der Mensch muß sich restlos der Gesamtheit zur Verfügung stellen, muß sich ihr opfern. Aber das Vermögen des Bürgers darf nur ganz behutsam von der Gesamtheit angetastet werden. Das ist der große soziale Fortschritt, den dieser Krieg uns bringen muß, daß er neben die allgemeine Wehrpflicht auch die allgemeine Wirtschaftspflicht setzt; daß künftig nicht nur Leben und Gesundheit der Bürger, sondern auch ihre Arbeit und ihr Vermögen sich in den Dienst des Ganzen stellen müssen. Damit die Ausnutzung einer Notlage des Staates und Volkes zu privatem Vorteile, wie sie durch den Kriegswucher erfolgt, künftig von der Sitte ebenso verurteilt wird wie vom Rechte.

Karl v. Mangoldt / Vom Erfolg der Kriegs-Kleingartenbestrebungen

Als vor nunmehr ungefähr einem Jahre immer mehr klar wurde, daß Deutschland infolge des Krieges ernste Schwierigkeiten in der Volksernährung haben würde, da wurde gegen den Aushungerungsplan unserer Gegner auch der Kleingartenbau mobil gemacht, und zwar meinen wir hier insbesondere die kolonieweise zusammenliegenden Kleingartenansiedlungen, die bekannten Schreber-, Arbeiter- und Laubengärtenkolonien. Die intensive Bearbeitung des Bodens durch unsere nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung sollte in aller Schnelle noch nach Möglichkeit ausgedehnt und dadurch möglichst zahlreichen Familien ein besonderer Zuschuß zu ihrer Ernährung erzielt durch die ge-

Digitized by Google

sinnde Betätigung ihrer eignen Kraft, verschafft werden. Außerdem beabsichtigte man, das in der Umgebung unserer Städte noch vielfach vorhandene brachliegende Gelände auf diese Weise nutzbar zu machen sowie für die Reform unserer Siedlungsverhältnisse in der ja doch auch einmal wieder zu erwartenden Friedenszeit fruchtbare Vorarbeit zu leisten. Hat diese Bewegung nun einigermaßen den versprochenen und erwarteten Erfolg gehabt? Jetzt, nach einem Jahre, wird man diese Frage mit gutem Gewissen mit Ja beantworten dürfen.

Sehr bedeutend waren die Erfolge in einer Reihe einzelner Orte. Die Stadt Köln hat an unbebautem Gelände in den rechts- und linksrheinischen Vororten 365 Morgen, von denen 270 Morgen längere Jahre brachgelegen hatten, an 2750 Familien für den Anbau von Kartoffeln und Gemüse unentgeltlich abgegeben, durchschnittlich 300 qm an eine Familie, und zwar 213 Morgen städtische und 152 Morgen private Flächen, welch letztere von den Besitzern der Stadt unentgeltlich zur Verfügung gestellt wurden. Die Grundstücke sind von Sachverständigen daraufhin untersucht worden, ob sie sich für den genannten Zweck eignen. Die für den Kartoffel- und Gemüsebau bestimmten 365 Morgen wurden von der Stadt zum größten Teile gepflügt und gedüngt; für die Restflächen stellte sie künstlichen Dünger. Im ganzen Weichbilde der Stadt war alles Gelände, das sich für den Anbau von Feldfrüchten eignet, privates und städtisches, in Benutzung. In Dortmund hat sich ein „Ausschuß für Kleingartenbau" unter Vorsitz von Stadtbaurat Strobel gebildet. Der Ausschuß hat auf rund 42 Hektar 1400 Kleinpächter angesetzt. Anfänglich fehlte es nicht an warnenden und pessimistischen Stimmen, die sagten, daß auf dem jahrelang verunkrauteten und größtenteils mit Schutt belegten Boden nichts zu erhoffen sei. Demgegenüber wurde bereits im Juli berichtet, daß es eine wahre Freude sei, bei einem Rundgange durch die Stadt zu sehen, wie die ehemals ödliegenden und häßlichen Bauplätze üppiges und nutzbringendes Grün bedecke. In Bochum wurde ein besonderer „Verein zur Förderung des Kleingartenbaues" gegründet, der annähernd 800 Kleingärten neugeschaffen und zumeist an Kriegerfrauen verpachtet hat. „Das Interesse für den Kleingartenbau", heißt es in einem Berichte dieses Vereins an die Stadtverwaltung, „ist infolge des Krieges im allgemeinen bedeutend gewachsen, insbesondere bei den Frauen der Krieger, welche einen vortrefflichen Eifer und Fleiß bekunden. Besonders günstig ist auch der Einfluß auf die Gemütsstimmung der Frauen und Kinder." In Groß-Berlin wurden, abgesehen von der Tätigkeit verwandter Organisationen, allein durch den dort ins Leben gerufenen „Kriegsausschuß der Groß-Berliner Laubenkolonien", Zeitungsnachrichten zufolge, rund 4000 Kleingärten geschaffen. Aber auch in mittleren und kleineren Orten sind schöne Erfolge erzielt worden. In Merseburg wurde auf einem rund 22 Morgen großen Gelände eine Kleingartenanlage ins Leben gerufen, von der Mitte Februar bereits 60 Stellen verpachtet waren. Außerdem hat sich in der Gemeinde Papitz, in der dortigen Gegend ein Familiengartenverein gebildet, der mit Hilfe eines Darlehens der Landesversicherungsanstalt Land erworben und dort ebenfalls etwa 60 Kleingärten eingerichtet hat. In der bei Kriegsausbruch nicht ganz 8000 Einwohner zählenden Stadt Oberursel bei Frankfurt a. M. ferner wurden durch eine gemeinnützige Organisation rund 60 neue Kleingärten geschaffen, und jetzt sollen auf Grund starken Entgegenkommens der Stadtverwaltung etwa 50 weitere Kleingärten entstehen.

Von Anfang an hat man sich bemüht, diese Bestrebungen in umfassender Weise zu organisieren. Namentlich der Deutsche Verein für Wohnungsreform, der schon im Frieden die Kleingartenbestrebungen im Interesse der Verbesserung unseres Siedlungswesens stark gefördert hatte, nahm sich planmäßig der Sache an und wurde dabei auch durch eine Staatsunterstützung vom preußischen Ministerium des Innern gefördert. Aber auch die großen Provinzialvereine und Zentralorganisationen für das Wohnungswesen in der Rheinprovinz, in Westfalen, in Hannover und im Königreich Sachsen griffen in großem Umfange helfend und fördernd ein, ebenso wurden im Großherzogtum Hessen, in Baden, in Bayern die Bestrebungen, zum Teil in mustergültiger Weise, offiziell und offiziös gefördert. An einer Reihe von Orten entstanden Beratungsstellen, eine ganze Anzahl, zum Teil ausgezeichneter, über den Kleingartenbau unterrichtender Flugblätter wurden herausgegeben u. dgl. m. Besonders zu erwähnen ist aber noch die umfassende Tätigkeit der preußisch-hessischen Eisenbahnverwaltung. Nach neueren Mitteilungen sind durch deren Eisenbahndirektionen rund 7000 Morgen bisher landwirtschaftlich oder gärtnerisch nicht benutztes Eisenbahngelände zur Nahrungsmittelgewinnung herangezogen und für das Eisenbahnpersonal nutzbar gemacht worden. Man wird annehmen dürfen, daß dies zum weitaus größten Teile in der Form von Schaffung kleiner Gartenparzellen geschehen ist.

Wenn man nun eine Gesamtschätzung des so erzielten Erfolges in wirtschaftlicher Beziehung versuchen will, so muß man bei dem Mangel genauer Unterlagen auf ein unbedingt sicheres Ergebnis freilich verzichten, immerhin sind doch gewisse Schätzungen möglich. Nach den Ziffern, die aus einigen besonders stark tätig gewesenen großen westdeutschen Städten, Köln, Dortmund, Bochum, vorliegen, darf man dort die Ziffern der insgesamt durch die Stadtverwaltung wie durch private Bemühungen geschaffenen neuen Kleingärten auf etwa 5—7 solcher neuen Kleingärten auf das Tausend der bei Kriegsausbruch vorhanden gewesenen Bevölkerung schätzen. Man wird danach mit der Zahl von drei neuen Kleingärten auf das Tausend der großstädtischen Bevölkerung (Orte über 100 000 Einwohner) von 1910 wohl kaum zu hoch greifen. Damit kämen wir auf rund 41 500 neue Kleingärten für die eigentlichen Großstädte im ersten Kriegsjahre. Für Orte von 20 000—100 000 Einwohnern und von 5000—20 000 Einwohnern wird man auch etwa diesen Satz von drei neuen Kleingärten auf das Tausend der 1910 vorhanden gewesenen Bevölkerung annehmen dürfen. Denn wenn einerseits den Verwaltungen dieser Orte auch nicht die gleich großen Hilfsmittel wie den eigentlichen Großstädten zur Verfügung standen, so war doch andererseits das Haupterfordernis für die Entstehung neuer Kleingärten, nämlich Land, dort leichter zu beschaffen, und auch der Prozentsatz der des Gartenbaues noch einigermaßen Kundigen und mit ihm Vertrauten ist in der Bevölkerung dieser mittleren und kleineren Orte größer als in den Großstädten. Es ergibt sich nach alledem für die Orte über 5000 Einwohner eine Gesamtzahl von etwa 95 000 neuen Kleingärten im ersten Kriegsjahr. In den Orten unter 5000 Einwohnern, also in den Landstädten und auf dem platten Lande, dürfte an und für sich die Zahl der neugeschaffenen Kleingärten wohl nur gering sein. Aber andererseits liegen im Bezirk dieser Orte jedenfalls zum ganz überwiegenden Teile die von der preußisch-hessischen Eisenbahnverwaltung geschaffenen zahlreichen neuen Kleingärten. Unter Berücksichtigung dieses Umstandes wird man die Gesamtzahl der in dieser Ortsgruppe im ersten Kriegsjahre neu entstandenen Kleingärten doch auch mindestens auf etwa 25 000 veranschlagen dürfen, ja, diese Gruppe wird wohl darüber hinaus vertreten und dadurch geeignet sein, etwa zu hohe Schätzungen für die vorher angeführten Gruppen etwas auszugleichen. Nach alledem kämen wir dann auf eine Gesamtzahl von etwa 120000 neuen Kleingärten im ersten Kriegsjahre in Deutschland.

Freilich wird es sich dabei zum großen Teile um ziemlich primitive, nicht eingezäunte, nicht mit Gartenhäuschen besetzte, schönheitlich und sozial noch nicht sehr entwickelte Anlagen handeln, und auch eine ganze Anzahl einzelner oder nur zu wenigen einzelnen zusammengelegener Kleingärten werden in dieser Gesamtzahl einbegriffen sein. Aber immerhin: 120 000 neue Kleingärten, das ist doch schon etwas! Ungefähr ebenso vielen Familien ist damit in dieser schweren Zeit eine wesentliche Hilfe gewährt worden.

Man kann nun auch noch den Versuch machen, den Gesamtertrag dieser neuen Kleingärten zu schätzen. Veranschlagt man den Ertrag eines solchen neugeschaffenen Kleingartens ohne Abzug der Kosten, also den Rohertrag, auf den es in dieser Kriegszeit ja vor allem ankommt, in Geld ausgedrückt und nach den Ladenverkaufspreisen der Kriegszeit für Gemüse, Kartoffeln usw. auf etwa 60 Mark, so ergibt sich für 120 000 neue Kleingärten ein Gesamtrohertrag von über 7 Millionen Mark. Allerdings wäre ja ein Teil des für die Kleingärten verwendeten Landes auch ohne die

Digitized by Google

Kleingartenbewegung bebaut worden, und insoweit stellt also dieser Gartenertrag keine reine Vermehrung der unserem Volke in dieser Zeit der Ernährungssorgen zur Verfügung stehenden Nahrungsmittelmenge dar. Aber andererseits ist ein sehr großer Teil der für die neuen Kleingärten verwandten Ländereien doch solches Land, das wegen ungünstiger Beschaffenheit oder ungünstiger Lage, oder wegen Mangels an Arbeitskräften u. dergl. m. ohne die Kleingarten- und Brachlandbewegung doch nicht bebaut worden wäre, und ein anderer Teil des Landes der neuen Kleingärten ist sicher auf diesem Wege wenigstens sehr viel intensiver bearbeitet worden, als es sonst geschehen wäre. Endlich aber kommt als außerordentlich wichtig noch in Betracht, daß durch die starke Bewegung zur Förderung des Kleingartenwesens unter dem Gesichtspunkt der Kriegsfürsorge sicher auch ein erheblicher Teil der bereits früher vorhandenen Kleingärten davor bewahrt worden ist, während der Kriegszeit unbestellt zu bleiben, und daß die Bestellung und die Erträge auch dieser bereits bestehenden Gärten von den durch die Kriegs-Kleingarten-Bewegung hervorgerufenen Vorteilen eingehender Unterweisung und umfassender Hilfeleistung jedenfalls auch beträchtlich Nutzen gezogen haben. Auch wird man annehmen dürfen, daß durch die Kleingartenerträge und durch das Ausscheiden eines entsprechenden Stückes der Nachfrage auf dem allgemeinen Lebensmittelmarkte auf die Preise auf diesem letzteren immerhin ein gewisser mäßigender Einfluß ausgeübt worden ist.

Indes sind selbstverständlich die Vorteile der ganzen Sache mit dem materiellen Ertrage weitaus nicht erschöpft, höher vielleicht noch sind die ideellen Vorteile zu schätzen. Ein wesentliches Stück gesundheitlicher Förderung erheblicher Mengen der nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung ist auf diese Weise erzielt worden. Die wohltätige Beschäftigung mit dem Boden und der Natur hat sicher auch zur Stützung und Aufrechterhaltung einer guten Stimmung nicht unerheblich beigetragen, wie dies ja übrigens in dem oben erwähnten Berichte aus Bochum ausdrücklich hervorgehoben worden ist. Für das zweite Kriegsjahr und kommende Zeiten ist eine verbreiterte Grundlage für die Lebensmittelerzeugung und Hauswirtschaftsführung geschaffen worden. Auch die allgemeine Landeskultur hat durch die starke Verbreitung und bessere Kenntnis des Gartenbaues und durch die Urbarmachung zahlreicher bisher wüster Plätze gewonnen. Endlich und vor allem ist der in Zukunft unbedingt notwendigen Reform der Siedlungsverhältnisse unserer nichtlandwirtschaftlichen Bevölkerung wirksam vorgearbeitet worden: in zahllosen Familien ist die bereits erstorbene Liebe zur Natur, zum Boden und zu seiner Bearbeitung wieder geweckt, und staatliche und kommunale Behörden haben den Wert des Zusammenhanges der Bevölkerung mit dem Boden und der Natur in ganz anderer Weise als bisher schätzen gelernt. Für die Zukunft wird es nun gelten, diese erfreulichen Errungenschaften zu sichern und zu vermehren und zu diesem Zwecke vor allem die einmal geschaffenen Kleingartenanlagen aufrechtzuerhalten, sie immer mehr gemeinnützig zu entwickeln und sie, soweit irgend möglich, durch Einfügung als dauernde Anlagen in die städtischen Bebauungspläne von dem Fluche zu befreien, der jetzt noch auf den weitaus meisten Kleingartenkolonien liegt, nämlich der Gefahr der Verschlingung durch die Bautätigkeit.

So zeigt sich auch auf diesem kleinen und an sich ja nicht so bedeutenden Gebiete unserer Kriegswirtschaft, welch gewaltige Kräfte des Widerstandes und der Organisation das deutsche Volk in diesem großen Ringen entfaltet hat und wie sehr der Krieg doch neben allem Zerstören und Niederreißen auch aufbauend und im guten Sinne reformierend wirkt!

Erich Meyer / Die ägyptische Frage

Durch den Kampf um die Dardanellen war die ägyptische Frage etwas in den Hintergrund getreten. Trotzdem hie und da von Vorpostengefechten in der Nähe des Suezkanals berichtet wurde, so scheint es doch so, daß die militärische Hauptkraft der Türkei zurzeit noch an den Dardanellen beschäftigt ist und daß die türkische „Südarmee", die gegen Aegypten gerichtet ist, erst die Vorbereitungen zu größeren Aktionen treffen mußte. Aber jetzt, nach Herstellung der Verbindung mit Konstantinopel tritt die ägyptische Frage wieder in den Vordergrund. Sie wird für die Dauer des Krieges ihre Wichtigkeit behalten, für den Krieg gegen England vielleicht sogar entscheidend sein. Es ist natürlich unmöglich, sie in dem in einer Zeitschrift zur Verfügung stehenden Raum in ihrer ganzen Breite aufzurollen. Ich habe das versucht in dem Heft „Deutschland und Aegypten", auf das ich die Leser, die eine weitergehende Orientierung wünschen, wohl hinweisen darf. („Deutschland und Aegypten" von Erich Meyer, Alexandrien. Der deutsche Krieg: Politische Flugschriften, herausgegeben von Ernst Jäckh. Berlin und Stuttgart 1915. 0,50 M. Vergl. auch: „Die Welt des Islams", herausgegeben von Prof. Dr. Georg Kampffmeyer. Band 3, Heft 1. S. 57—63: „Aegypten vor dem Kriege und während des Krieges.") Einzelne aktuelle Punkte möchte ich an dieser Stelle herausheben und sie so behandeln, wie ich sie in fünfjährigem Aufenthalt in Aegypten und während fünf Kriegsmonaten daselbst habe kennen lernen.

1. Wie steht es mit der Stimmung der Bevölkerung im gegenwärtigen Kriege? In Friedenszeiten pflegt die Presse im großen und ganzen ein Spiegelbild der Bevölkerungsstimmung zu sein. In Kriegszeiten muß man mit der Gleichsetzung Pressestimmung und Bevölkerungsstimmung vorsichtiger sein; dazu sind die Zensurschwierigkeiten zu groß. Die koptische Presse Aegyptens war auch im Kriege durch und durch englandfreundlich; aus leicht verständlichen Gründen: die christlichen Reste im Orient insgesamt, nicht nur in Aegypten, sondern z. B. auch in Palästina und Armenien, sehen doch weithin in England den mächtigen Beschützer gegenüber mohammedanischen Anmaßungen. Wichtiger war für Aegypten, das nur drei Viertel Millionen Kopten, aber 10 Millionen Mohammedaner zählt, die Stimmung der mohammedanischen Presse. Auch bei ihr gab es durchaus englandfreundliche Blätter, die Vertreter der „Liberalen Partei", sowie die Presse der Regierung und der einheimischen Beamten, die in England nicht nur das Heil des Landes, sondern auch ihrer eigenen Futterkrippe sahen. Durchaus oppositionell — wenn auch nur zwischen den Zeilen — war eigentlich nur das Nationalistenblatt „Al Schaab". Wie die Presse, so die einheimische Bevölkerung. Die Masse der Bevölkerung hat weder ausgesprochene Sympathie noch Antipathie: sie freut sich des wirtschaftlichen Fortschrittes, den Aegypten seit 30 Jahren gemacht hat, ärgert sich über die Verluste infolge des Krieges, hat auf der anderen Seite wohl auch ein unklares Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Türkei und ein etwas klareres mohammedanisches Gemeinschaftsgefühl, aber praktische politische Ausgestaltung erhalten diese Gefühle wohl selten, was ja bei einem Volke, das noch zu mehr als 90 Prozent aus Analphabeten besteht, nicht wundernehmen kann. Die Masse der Bevölkerung kennt nur ein Ideal: äußeren Erfolg; das politische Rückgrat dieser Masse ist infolge jahrhundertelanger Knechtschaft weithin gebrochen. Der Masse der Bevölkerung steht eine dünne Oberschicht gegenüber: Geistlichkeit, Beamte, Kaufleute, Politiker. Der enge Zusammenhang der Geistlichkeit mit dem Kalifat und ihre stark selbstbewußte mohammedanische Stimmung ist nicht zu leugnen. Die El Azhar in Kairo sowie die Nationalistenschulen, besonders die zu Tantah, spiegeln diese Stimmung wieder. Im gegenwärtigen Augenblick muß diese Stimmung natürlich sich gegen England wenden. Trotzdem verstand es England, selbst die Geistlichkeit, gezwungen oder nichtgezwungen, sich zu Diensten

Digitized by Google

zu machen. Sie erließ im November 1914 ein Manifest an die Mohammedaner Aegyptens, in dem sie betonte, es sei Pflicht jedes frommen Muslims, in den gegenwärtigen Verhältnissen Ruhe zu halten. Und die Beamten? Wenn man von einem Teil des türken- und deutschfreundlichen Offizierkorps der ägyptischen Armee absieht, der aber bald nach Kriegsausbruch kaltgesetzt wurde, so hat England in den Beamten seine sichersten Anhänger. Ich habe diese Erscheinung „die Verbeamtung" Aegyptens genannt. Ein großer Teil der ägyptischen Beamten dient jedem Herrn, wenn er nur seine Stelle behält. Beweis: der Uebergang des Gesamtministeriums des abgesetzten Khediven Abbas Hilmi II. zu dem neuen, von den Engländern eingesetzten Sultan Hussein Kemal Pascha. Bleiben die Nationalisten: die nationalistische Bewegung war in Aegypten selbst in den letzten Jahren gewaltig zurückgegangen, besonders seit der Ankunft Lord Kitcheners. Ihre von Genf oder Brüssel aus geleitete Politik war zu sehr Stimmungspolitik und zu wenig Realpolitik, zu viel Freiheitsstimmung und zu wenig praktische Arbeit an der kulturellen Erziehung des Volkes.

2. So beantwortet sich die Frage, ob ein Aufstand der einheimischen Bevölkerung gegen England zu erwarten ist, beinahe von selbst. Sie muß verneint werden. Schon der, der nur die äußere Lage der ägyptischen Bevölkerung kennt, muß diese Frage verneinen: wie im ganzen Orient, so ist auch in Aegypten die Masse völlig unorganisiert und in sich uneinheitlich. Führer, das kommt hinzu, fehlen. Die Prinzen des khedivialen Hauses und einige Offiziere, die als Führer in Betracht kämen, sind ausgewiesen worden. Die Bevölkerung wurde völlig entwaffnet, auch die Beduinen, z. B. die der lybischen Wüste. Das ägyptische Heer, das im übrigen zum großen Teil durch englische Offiziere geführt wird, steht vorsichtshalber im Sudan. Die Okkupationsarmee ist bedeutend verstärkt und beträgt jetzt wenigstens 120 000 Mann (Engländer, Indier und in der Hauptsache Australier und Neuseeländer). Wie soll da ein Aufstand möglich sein? Wenn man nun die oben erwähnten Gründe innerer Art gegen eine Aufstandsmöglichkeit zu diesen äußeren Gründen hinzurechnet, so wird die Aufstandsmöglichkeit noch geringer. Ich glaube auch nicht, daß aus mohammedanischem religiösen Fanatismus heraus irgendwie an einen Aufstand zu denken ist. Die Verkündung des Heiligen Krieges ist natürlich in Aegypten völlig unterbunden; aber selbst wenn er verkündet werden könnte, würde, glaube ich, die Wirkung nicht allzugroß sein. Dazu ist gerade in den führenden Kreisen, die mit der abendländischen Kultur in starke Berührung kamen, die religiöse Kraft des Mohammedanismus nicht mehr stark genug. Vielleicht hätte eins zu diesem Aufflammen des religiösen Fanatismus geführt: Lord Cromer hat kürzlich geleugnet, daß England die Absicht gehabt habe, den neuernannten Sultan Aegyptens auch zum Kalifen zu machen. Ich glaube aus verschiedenen Anzeichen, die ich in Aegypten beobachtet habe, aber hier nicht wiedergeben kann, schließen zu können, daß diese Absicht doch vorgelegen hat. Eine Ausführung der Absicht würde doch wohl auf unendliche Schwierigkeiten gestoßen sein und starke, noch verborgene Kräfte gegen England aufgerufen haben. Wäre die Absicht geglückt, so wäre zu der politischen Zerrissenheit des Islams noch seine religiöse Zersplitterung hinzugetreten.

3. An eine Erhebung der Masse der Bevölkerung gegen England ist nur dann zu denken, wenn eine Hilfe von außen kommt. Daran liegt alles. Ein türkischer Angriff gegen Aegypten wird mit der geheimen Sympathie fast aller Aegypter rechnen können. Dabei darf man allerdings die Europäer in Aegypten nicht zu den Freunden der Türkei rechnen; sie stehen alle, auch wenn sie neutralen Ländern wie Griechenland angehören, fast ohne Ausnahme auf seiten des Dreiverbandes. Im übrigen unterschätze man nicht die Schwierigkeiten eines Angriffs auf Aegypten: noch im November 1914 wäre er leicht gewesen; damals standen in Aegypten im besten Fall 20 000 unausgebildete oder halbausgebildete englische Truppen; die eigentliche Okkupationsarmee (etwa 6—7000 Engländer) war schon seit Kriegsbeginn nach England oder Frankreich transportiert. Jetzt beträgt die Verteidigungsarmee Aegyptens wie gesagt über 100 000 Mann. Trotzdem muß jetzt oder in einem späteren Verlauf des Krieges versucht werden, England an seinem „Genick" zu packen; es gilt dabei von seiten Deutschlands keine Landerwerbungen in Aegypten; aber es darf nicht sein, daß der Seeweg nach Ostindien in der Hand einer einzigen Macht sei; es darf nicht sein, daß die Neutralität des Suezkanals nur auf dem Papier steht, wie es in diesem Kriege der Fall ist, und es muß die Möglichkeit geschaffen werden, daß Deutschland nach dem Kriege ungeschwächt seine wirtschaftliche und kulturelle Kraft in Aegypten zur Anwendung bringen kann.

Orestes Daskaljuk / Das politische Parteiwesen in Rußland

Das politische Parteiwesen in Rußland zerfällt durch die natürliche Scheide des Jahres 1905 in zwei große, einander bedingende und ergänzende Abschnitte: in die Gruppe der freiheitlichen Parteien vor 1905, welche die Revolution bewußt oder unbewußt vorbereiteten, und in jene nach der Konstitutionsverleihung, welche das öffentliche Leben nach den neuen Errungenschaften umformten und die Politisierung der Intelligenz in Angriff nahmen. Das vorrevolutionäre Parteiwesen trägt alle Zeichen der harten Bedingungen, unter denen seine Entfaltung stand, an sich. Das Dreivierteljahrhundert ständiger Bedrohung durch die Polizei und die Zensur hat es auf „illegale Wege", in ein Leben im Dunklen und Verborgenen und damit in den Gegensatz zu der bestehenden Staatsordnung gedrängt, der sich am schärfsten in der Verneinung jeglicher Kulturform, im Nihilismus, ausprägte. Es war in den Hauptzügen durch drei Richtungen bestimmt: die am einheitlichsten organisierte der „Umstürzler", deren mehr oder minder revolutionäres Programm in den Parteien der Sozialdemokraten, der Sozialrevolutionäre und der reinen Anarchisten zum Ausdruck kam; die liberale der Intelligenz, die vornehmlich Verfassungs- und Wahlrechtsforderungen aufstellte, und später die Parteien der Oktobristen und Kadetten mitbegründete; die gemäßigte der Semstwomänner, die eine Verwaltungsreform auf dem Wege natürlicher Entwicklung anstrebten. Demgegenüber waren die Vertreter der streng verfassungsmäßigen Richtung durch keine festgefügte Organisation gebunden, wenngleich die Ansätze dazu in einer reaktionären Presse und zahlreichen Klubs, darunter dem extremkonservativen Kreise Katkows und dem gegenrevolutionären Gringmuths gegeben waren.

Im Rahmen dieser verschieden gearteten Strömungen lebte sich im großen und allgemeinen das politische Parteiwesen der revolutionären Zeit aus. Es hatte trotz aller Beschränkungen durch die Staatsgewalt eine überraschend reiche Lebenskraft, die das politische Denken der führenden Schichten stetig formulierte und ausbildete, und später durch die langjährige Vorbereitung sich fast übergangslos dem parlamen-

Digitized by Google

tarischen Leben, mit aller Zusammengesetzheit seines Aufbaues und der Technik der Parteibewegung, der politischen Presse und Programmfassung anpaßte. Die beständige Rücksicht auf die Zensurverhältnisse hatte schon frühzeitig die politische Ausdrucksweise außerordentlich verfeinert und namentlich die Grundlage einer in formaler Beziehung hochentwickelten Presse vorgeschaffen, die nun die journalistische Ausprägung der politischen Anschauungen übernahm und tatkräftigst unterstützte.

Die Ereignisse von 1905/6 wirkten, wie überall, so auch auf die Parteibildung unendlich belebend. Die vorhandenen Gruppen wurden durch die Ablösung extremer Flügel und ihre Ausbildung zu selbständigen Gruppen vielfältig abgestuft. Zu ihnen traten hinzu die Föderalisten und fremdnationalen Verbände, die, so unterschiedlich sie untereinander waren, in der Forderung nach nationaler Selbstbestimmung auf demokratisch-freiheitlicher Grundlage doch etwas Gemeinsames aufwiesen. Die in der ersten Duma halbwegs geklärten Parteiverhältnisse zeigten somit folgende Zusammensetzung: Als Mittelpartei die Liberalen oder Demokraten, die selber sich in das Zentrum der Semstwomänner, den genossenschaftliche und bürgerliche Berufsorganisationen umfassenden „Verband der Verbände", und die radikalen „Befreier" schieden und als einigendes Ziel eine möglichst demokratische Verfassungsform anstrebten. Die genauere Umschreibung ihres Programmes, ihre Stellungnahme gegenüber dem großrussischen Nationalismus und dem Föderalismus der Untertanenvölker, sowie namentlich ihre zentralistische Orientierung ist erst später nach und nach eingetreten, als die einzelnen Gruppen zu der „Partei der Volksfreiheit" oder „Kadetten" (von „K. D.", d. i. konstitutionelle Demokraten) verschmolzen. Die linke Nachbarschaft der Liberalen bildeten die revolutionären Gruppen, die sich als sogenannte „Arbeitsgruppen" aus den Sozialdemokraten, den Agrarkommunisten, den Sozialrevolutionären und den Anarchisten zusammensetzten und ihr letztes Ziel in der gewaltsamen Errichtung einer Republik sahen; die Rechte — lose konservative Vereinigungen, die zuerst zusammenhanglos blieben, sich aber im November 1905 im „Verbande des allrussischen Volkes" auf unversöhnlich reaktionärem und reformfeindlichem Boden sammelten. Während so die Mehrzahl der politischen Gruppierungen extreme Forderungen verfocht und sich dadurch einer tatsächlichen Zusammenarbeit von Regierung und Volk immer mehr entfremdete, entstand durch den Zusammenschluß gemäßigter Elemente aus verschiedenen Lagern eine neue Partei, die auf der Grundlage des kaiserlichen Oktobermanifestes von 1905 eine streng verfassungstreue, auf „reale Verschmelzung des russischen Staatsgedankens mit der konstitutionellen Idee" gerichtete und aktive Politik auf den Schild hob und sich im „Verbande vom 17./30. Oktober" konstituierte. In ihren Reihen fanden sich allmählich die angesehensten Politiker des damaligen Rußlands ein, vor allem A. Gutschkow, Stachowitsch, Schipow und der Balte Baron Meyendorff, die später die bekanntesten und einflußreichsten Vertreter der liberalen Reformbestrebungen wurden und die konstitutionelle Verfassung auf monarchischem Fundamente zugleich gegen die überspannten Forderungen der Linken und die reaktionären der Rechten verteidigten. Neben die mehr oder minder bewußt großrussischen Parteien stellten sich mit einem nationalen Programm die „Autonomisten", und zwar die Polen, die Ukrainer, die Letten und Esten und die mohammedanischen Kaukasier, die selbst wieder zahlreiche Unterverbände und Verästelungen nach politischen und sozialen Gesichtspunkten bildeten. Es war dies für das russische Parteiwesen die fruchtbarste Zeit, die im ganzen 26 politische und 16 nationale Gruppen aufwies und die verschiedensten nationalen, religiösen und sozialen Bestrebungen in politische Systeme einordnete.

Die Grundstimmung innerhalb dieser Parteien, in denen naturgemäß die liberale Richtung weit überwog, war oppositionell und näherte sich stellenweise einem Radikalismus, in dem politisch die Sozialisten und die Kadetten, wirtschaftspolitisch die revolutionären Bauernbündler die Führung hatten. Ihre Forderungen umfaßten das allgemeine Wahlrecht, die Grundrechte, die agrarsoziale Reform und die politische Freizügigkeit. Allen gemeinsam und zugleich alles überragend war das Agrarproblem, dessen Lösung kurzerhand in einer Enteignung des gutsherrlichen und staatlichen Grundes und Bodens für die Bauern verlangt wurde. Die Uebertreibung aller freiheitlich-demokratischen Grundsätze, die allmählich in eine nervöse, wirre und ziellose Bekämpfung der gesamten Staats- und Gesellschaftsordnung ausgeartet war, und die wachsende Unvereinbarkeit zwischen den einzelnen Parteiwünschen und den politischen und wirtschaftlichen Zugeständnissen der Krone führte schließlich, zumal die revolutionäre Propaganda sich unaufhaltsam ausbreitete und die Autonomiebestrebungen der Fremdvölker die Staatseinheit zu sprengen drohten, zu einem offenen Bruche mit der Regierung, der in der Auflösung der ersten Duma und der meisten radikalen Parteien seinen vorläufigen Abschluß fand.

Mit dieser Maßnahme der Regierung war das legale Parteiwesen in neue Bahnen gelenkt und zunächst zu einer Verschärfung seiner Programme veranlaßt worden. Den Ausschlag gab die Tagung der Kadetten in Wyborg und ihr flammender Aufruf an das Volk, der als Protest gegen die Regierungsgewalt Verweigerung der Steuern und der Rekruten forderte. In seiner unversöhnlichen Fassung bedeutete er offenen Aufruhr der Intelligenz und der führenden Volksvertretung, der nach unten rasch in revolutionäre Handlungen des Volkes, in Streiks und Meutereien von Heeresteilen Fortsetzung fand. Die Unzufriedenheit war gleichermaßen in allen Schichten vorhanden, da — von den obligaten Umsturzparteien abgesehen — sowohl die bisher verfassungstreuen Oktobristen sich an der entschiedenen Politik der Regierung stießen, als auch die reaktionären von ihr wegen angeblicher liberaler Tendenzen abrückten. Die große Gefahr, die in einer alle Kreise umfassenden Revolutionierung Rußlands lag, wurde durch Stolypin gebannt, der einerseits rücksichtslos mit den härtesten Mitteln (die berüchtigten Feldkriegsgerichte) gegen die innere Anarchie vorging, andererseits durch die Einleitung der russischen Agrarreform die gefährliche Verbindung von Intelligenz und Bauerntum sprengte und beide Gruppen in der Folge in einen unausgleichbaren Interessengegensatz verwickelte. Auch die Einigkeit der übrigen liberalen Richtungen löste sich durch die erbitterten Parteifehden, von denen namentlich der Streit zwischen dem Oktobristenführer Gutschkow und dem Liberalen Trubezkoj über die bestmögliche Form eines Zusammenarbeitens von Volk und Regierung die Oeffentlichkeit beherrschte. Das Ergebnis dieser Auseinandersetzung war die Absage der Oktobristen an ihre bisherigen politischen Nachbarn, die Kadetten und die Monarchisten, und eine fortschreitende Abgrenzung der Parteien gegeneinander, die teilweise in einer politischen Umgruppierung Ausdruck fand.

Demnach stellten sich die Parteiverhältnisse zur Zeit der zweiten Duma folgendermaßen dar: die Rechte, die jede Reform und die Konstitution überhaupt bekämpfte, bestand aus dem „Verband des russischen Volkes" mit Purischkewitsch, der Partei der Monarchisten und der „Rechtsordnung" unter Gringmuth. Die Mittelpartei bildeten die Oktobristen unter

Digitized by Google

Gutschkow und Stachowitsch. Ihnen folgten mit der allgemeinen Orientierung nach links die Parteien der „friedlichen Erneuerung" unter Schipow, und der „demokratischen Reform" unter Iwow und dem Fürsten Trubezkoj. Nach links standen die Kadetten und schließlich unter Aladin und Roditschew die sogenannte „Arbeitsgruppe", die die Sozialdemokraten, die Sozialrevolutionäre und die Anarchisten zusammenfaßte. Radikal, aber unabhängig war auch der allrussische Bauernbund, sowie die nationalen Gruppen der Ukrainer (unter Schrag), der Polen und der Litauer. Innerlich war das Parteileben von 1907 durch das Vorwiegen radikaler und sozialrevolutionärer Strömungen im Sinne einer unüberbrückbaren Gegensätzlichkeit gegenüber der Staatsvertretung gestaltet. Damit war zugleich das Schicksal der zweiten Duma besiegelt, deren Auflösung (16. Juni 1907) die Unbotmäßigkeit der Volksvertreter mit einem Schlage beseitigte und für die weitere Entwicklung des politischen Parteiwesens von grundsätzlicher Bedeutung wurde.

Die durch eine energische und zielbewußte Politik Stolypins immer mehr erstarkende Regierung nahm den Kampf mit den linksstehenden Parteien, den sie bisher mit Rücksicht auf ihre unsichere Stellung gescheut hatte, tatkräftig auf, und eröffnete ihn durch den bekannten Staatsstreich vom 16. Juni. Danach wurde vor allem das alte Wahlrecht aufgehoben und statt dessen neue Bestimmungen gewaltsam eingeführt, die in der Hauptsache auf eine verhältnismäßige Stärkung der Großgrundbesitzer gegenüber dem Bauerntum, und innerhalb beider des großrussischen Elements auf Kosten der Grenzmarken und der Fremdstämmigen angelegt war. Die Komplizierung des Wahlsystems ließ der Regierung außerdem die Möglichkeit eines großen Einflusses auf das Wahlergebnis offen und verminderte namentlich die Aussichten der revolutionären Parteien, die von nun an in erster Linie auf die gemäßigteren sozialdemokratischen Verbände der städtischen Arbeiterschaft beschränkt blieben. Die politische Gliederung der neuen Dumaparteien war im großen und ganzen die gleiche wie bisher. Aber das zahlenmäßige Verhältnis der Gruppen zueinander hatte eine starke Abänderung erfahren: der Schwerpunkt verschob sich nach rechts, zu den Oktobristen, die somit zur ausschlaggebenden und vorherrschenden Partei im Reiche wurden. Seit 1911 begann sich jedoch innerhalb der großrussischen Fraktionen eine starke nationalistische Strömung geltend zu machen, die rasch auf die liberalen Kreise verschiedenster Färbung hinübergriff und sie unmerklich der nationalistischen Gruppe der Rechten und dem Regierungsprogramm näherte.

Das politische Leben Rußlands nach dem Staatsstreich war durch vier Richtungen charakterisiert. Die beiden äußeren Flügel bildeten die Dumarechte, die entschieden für die Wiederherstellung des Absolutismus im Sinne der alten Ideen Pobjedonoszews eintrat, und die Linke der Arbeitsgruppe und der Sozialdemokraten, die auf den Sturz der Verfassung zugunsten einer vollkommen demokratischen Regierungsform hinarbeiteten. Dazwischen standen die rechts zugeneigten Oktobristen als stärkste Gruppe und die mehr links gerichteten Kadetten und Progressisten. Diese Zusammensetzung entsprach im Prinzip den Voraussetzungen der Regierung, doch erwies sich ein wirkliches Zusammenarbeiten auch da noch bedeutend erschwert, da ein Interessenausgleich sich vorderhand nicht herstellen ließ und das Mißtrauen gegenüber der Staatsgewalt, der man insgeheim die Absicht der Rückgängigmachung aller Reformen vorwarf, bestehen blieb. Es kam daher mehrfach zu Zusammenstößen zwischen Verwaltung und Parlament, zumal eine klare Scheidung der einzelnen Machtbefugnisse bei dem eigentümlichen Charakter des russischen monarchisch-konstitutionellen Staatswesens nicht immer erzielt werden konnte. Im Innern verschärften sich die Parteigegensätze fortwährend durch prinzipielle Erörterungen und die unterschiedliche Stellungnahme gegenüber der Agrarfrage. Die weitere Entwicklung der Parteiverhältnisse erfuhr ferner eine wesentliche Klärung durch zwei Momente: zunächst das Schwinden des ausschlaggebenden Einflusses der Oktobristen, die als Mittelpartei zwischen scharf umrissenen Gruppen von vornherein auf ein schwächliches Paktieren mit den verschiedenartigsten Grundsätzen angewiesen waren und dadurch zu keiner inneren Straffung zu gelangen vermochten; dann als Folge davon das Aufkommen der gemäßigten „nationalistischen" Rechten, die die Regierung in ihren Bestrebungen zur gänzlichen Niederringung der fremdnationalen Grenzvölker bedeutend unterstützte und durch Verschmelzung mit den „Monarchisten" die politische Vorherrschaft an sich riß. Zwar blieb die Stellung der Oktobristen, namentlich da sie sich 1911 mit den Nationalisten zur gegenseitigen Wahrung ihres Besitzstandes verbanden, äußerlich scheinbar die gleiche, doch mußte fortan ihr Parteiprogramm im Gegensatz zu seiner ursprünglich liberalen Tendenz im Sinne des agressiven großrussischen Nationalismus umgestaltet werden.

Die entschieden gemäßigtkonservative Grundgesinnung der Mehrheit der Parteien brachte zunächst ein gewisses Zusammenwirken mit der Regierung in Fragen der Verwaltung und der nationalistischen Ausnahmebestimmungen zustande und dadurch die Aneinandergewöhnung von repräsentativer Staatsgewalt und Volksvertretung, was bei der gewaltigen Fülle der zu leistenden Reformarbeit sicherlich ins Gewicht fiel. Maßgebend war dabei die Ausschaltung der Linken, vor allem der Kadetten, die von der positiven Mitarbeit abgedrängt, nach starker innerlicher Festigung zur führenden und einflußreichsten Oppositionspartei wurden. Das kluge Ausnutzen der Unzufriedenheit weiter Volksschichten, sowie die hervorragende Begabung einzelner ihrer Mitglieder, so vor allem ihres Führers Miljukow, verschaffte ihnen steigendes Ansehen im Reiche, das schon bei den Nachwahlen in Petersburg, Moskau und Odessa durch den Sieg ihrer Kandidaten gegenüber Vertretern der Rechten zum Ausdruck kam. Demgegenüber sahen sich die Oktobristen zum Verhandeln mit Fraktionen der Rechten genötigt, wodurch sie tatsächlich ihren politischen Besitz ungeschmälert in die vierte Duma mitübernehmen konnten. Für die übrigen Parteien war bezeichnend, daß die Rechte sich immer zielbewußter um den Begriff des Samoderschawije scharte, während die Linke der Sozialisten und der mit ihnen zusammenhängenden Autonomisten, an einer tatkräftigen Propaganda gehindert, immer mehr in politische Bedeutungslosigkeit versank. Das Interesse des Volkes an der Reformarbeit der Duma, an der es durch die Abdrängung seiner Vertreter keinen Anteil mehr hatte, erlahmte ebenfalls und zeigte nur noch in der Bodenfrage eine gewisse Belebung.

Die Tätigkeit der politischen Verbände erfuhr durch die offensichtlichen Bestrebungen der Regierung, die Kontrolle der Staatsgeschäfte durch das Parlament möglichst zu unterbinden und die selbstherrliche Gewalt des Zaren aufrechtzuerhalten, bedeutende Einschränkungen. Die Nebeneinanderstellung von Selbstherrschaft und Parlament im Staatsleben brachte ohnehin in die Rechtszustände des Reiches und besonders in die Stellung der Volksvertreter eine Unsicherheit hinein, die namentlich von den ehrlich reformwilligen und konstitutionellen Parteien schwer empfunden wurde. Ein Ausweg ließ sich

Digitized by Google

nur schaffen, wenn eine gemeinsame Plattform für die Verständigung zwischen den Interessen von Staat und Konstitutionalismus gefunden wurde. Eine solche ergab sich im großrussischen Nationalismus. Mit der Schwenkung der Regierung vom unklar formulierten konstitutionellen zum nationalistisch-konservativen Prinzip ging in der Duma von selbst eine Erstarkung der nationalistischen Strömung vor sich, der sich nach und nach freiwillig oder geschoben die großrussischen Gruppen liberaler Richtung anschlossen. Das neu auftauchende nationale Schlagwort übte auf die bestehenden Parteiverhältnisse insofern eine bedeutende Wirkung aus, als es nunmehr eine Annäherung von bisher schroff gegenüberstehenden Parteien anbahnen half, die vor allem die Opposition im Sinne einer versöhnlichen Haltung beeinflußte und sie zur Milderung ihrer bisher geübten regierungsfeindlichen Taktik veranlaßte. Eine vollkommene Parteiumgruppierung, etwa durch die Konsolidierung einer geschlossenen nationalistischen Partei, wurde aber vorderhand nicht erreicht, wenngleich ein Zusammengehen der Dumamehrheit mit der Regierung namentlich in der Behandlung der Grenzmarkengesetze unverkennbar blieb. Seine Werbekraft entfaltete jedoch das nationalistische Motiv bei der Wahlbewegung zur vierten Duma, wo es im Bunde mit der orthodoxen Kirche der Schlachtruf der Regierungsparteien wurde und als solcher namentlich bei der Bauernmasse Gefolgschaft fand. Das Ergebnis dieser von der Regierung kräftig unterstützten Aktion war das Entstehen einer einflußreichen „Gruppe der Nationalisten", die sich an die (demokratisch-agrarische) Rechte anschloß und zwischen dieser und der Partei der Oktobristen vermittelte.

Dementsprechend nahm das politische Parteileben Rußlands bei seiner endgültigen Stabilisierung folgende Umrisse an: die Mittelpartei und zugleich die ausschlaggebende Gruppe blieben die Oktobristen, die indessen infolge ihrer Verbindung mit den „Nationalisten" und neuerdings (seit 1912) durch Anpassung an die panslawistische Strömung eine immer stärker ausgeprägte Rechtswendung vollziehen. Ihnen stellten sich als zweitstärkste Fraktion die Nationalisten zur Seite, denen sich nach rechts die gemäßigte und am äußersten Flügel die streng konservative Rechte anschloß. Nach links reihten sich an die Mittelpartei zunächst die Kadetten an — deren Einfluß im Reiche infolge eines elastischen, ein bedingtes Zusammengehen mit der Regierung nicht ausschließenden oppositionell-liberalen Programms nichts eingebüßt hatte —, ferner die mit ihnen gemeinsam vorgehenden Progressisten, endlich in weiterem Abstande die Arbeitsgruppe und die Sozialdemokraten. Von den fremdnationalen Verbänden kommen nur noch die Polen als selbständige Gruppe in Betracht. Das charakteristische Merkmal der letzten Stufe innerhalb der russischen Parteientwicklung ist eine fortschreitende Demokratisierung der Parteiziele. Der Mangel einer führenden Schicht aus Adel und Kapitalisten teilte in der Hauptsache das Parteiwesen in zwei Lager: das konservative Bauerntum und die liberale Intelligenz. Der Einfluß der ländlichen Masse, die sich allmählich in den großen monarchistischen Verbänden („Verband des russischen Volkes", „Verband der russischen Männer", „Bauernbund" usw.) zu organisieren beginnt, gewinnt ständig an Boden und erhöht die Bedeutung der agrarisch-konservativen Rechten, in deren Dienste auch die Geistlichkeit steht. Demgegenüber vermochte auch die in den letzten Jahren einsetzende Industrialisierung größerer Gebiete Rußlands auf die Stärkung freiheitlicher Tendenzen nicht wesentlich einzuwirken. Beiden Lagern blieb aber eine ausgeprägte nationalistische Gesinnung gemeinsam, die die weitere Gestaltung des russischen Parteilebens einseitig beeinflußt und für die Zwecke der politischen Vereinheitlichung und Geschlossenheit der russischen Monarchie nach außen von hervorragender Bedeutung ist.

Paul Zschorlich / Richard Strauß und seine „Alpensinfonie"

Die „Sinfonia domestica" von Richard Strauß ist 1902 erschienen. Seit diesem Jahre hat Strauß nichts mehr für den Konzertsaal geschrieben, wenn man von seinem Männerchor „Bardengesang" und der Gelegenheitskomposition „Festliches Präludium" absieht. Beide Werke können aus Straußens Schaffen weggedacht werden, ohne daß es irgend was ausmachte. Wir erlebten die „Salome", die „Elektra", die „Ariadne auf Naxos" und den „Rosenkavalier", aber nichts rein Orchestrales mehr. Jetzt endlich, nach zwölf Jahren, grüßt uns wieder der Mann, der „Tod und Verklärung" geschrieben und „Don Juan", „Till Eulenspiegels lustige Streiche" und das „Heldenleben".

Die „Alpensinfonie" ist in der Philharmonie von der Dresdener Hofkapelle unter Straußens Leitung einmal gespielt worden. Klavierauszug und Taschenpartitur liegen (im Verlag von F. E. C. Leuckart in Leipzig erschienen) bereits vor. Aber was heißt Strauß einmal hören oder ihn auf dem Klavier spielen? Und wie viele sind imstande, eine Partitur von ihm zu lesen? Ueber eine Schöpfung von Strauß aus dem Handgelenk urteilen ist ganz unmöglich, ein ganz bestimmtes, sich autoritativ gebendes Urteil nach einmaligem Hören zu fällen unter allen Umständen leichtfertig. Strauß ist viel zu sehr Problem, als daß er nur Genuß sein könnte. Im Gegenteil: die Erfahrung lehrt, daß man sehr bald liebgewinnt, was anfänglich mißfiel oder gar abstieß. Als ich die „Salome" zum erstenmal hörte, vernahm ich nur Lärm. Die Farben und Grade dieses Lärms lernte ich erst später unterscheiden. Strauß hat — es ist nun schon eine Weile her — viele Anfeindungen erfahren. Vor allem hat man ihn lächerlich zu machen gesucht. Daran sind heute manche Leute nicht gern erinnert, und sie tun gern so, als ob Strauß von Anfang an die Hegemonie gehabt habe. Das ist nicht der Fall. Jahrelang hat Strauß die Leute mit seinen Werken richtig kopfscheu gemacht. In Köln, in Frankfurt wurde gezischt. In Frankfurt habe ich's selber besorgt beim „Don Quichote". Du lieber Himmel, ich war achtzehn Jahre alt. Ich schäme mich heute noch. Wie weit liegt das alles zurück!

Wäre Strauß kein Problem, besäße er nicht historische Bedeutung, überlebte er nicht alle unter uns, die Jungen und die Alten, man wäre sich nicht seinetwegen in die Haare geraten. Das brave Mitteltalent legt seinen Weg in vielen Fällen glatt zurück, das Genie in keinem einzigen. Es widerspräche der Naturgeschichte des Genies, wenn es frei wäre von tausenderlei Hemmungen, die teils in den Dingen, mehr noch in den Menschen liegen. Ist man sich heute etwa einig über Strauß? Durchaus nicht. Man ist sich einig darüber, daß er die Orchestertechnik fabelhaft beherrscht, aber über nichts weiter. Eben noch, gelegentlich der Uraufführung der „Alpensinfonie", gingen die Urteile der Berliner Presse himmelweit auseinander. In einer Kritik las ich, das Werk sei „wunderbar reif und mit höchster Weisheit und Kenntnis geschrieben", in einer anderen war die Rede von „hohläugiger Phantasie" und „Greisenhaftigkeit". Das nenn' ich einen Unterschied!

Digitized by Google

Strauß ist und bleibt, scheint es, derjenige unter den zeitgenössischen Tonsetzern, mit dem man innerlich am schwersten fertig wird. Er und Gustav Mahler, dessen Schaffen aber abgeschlossen ist, während wir nicht wissen können, wessen wir uns von Strauß noch zu versehen haben. Er bietet Angriffsflächen genug zu billigem Tadel, es ist viel schwerer, ihn überhaupt richtig zu hören. Ohne ein ernstes Studium ist es ganz ausgeschlossen. Wie aber soll man ihn studieren? Im Orchester wird man die „Alpensinfonie" wohl nur in größeren Zwischenräumen hören. Wie aber soll der Laie klug werden aus einer Partitur, die je vier Flöten, Oboen, Klarinetten und Fagotte, acht Hörner (das fünfte bis achte Horn wechselt mit Tenortuben), vier Trompeten, vier Posaunen, zwei Baßtuben, vier Harfen, Orgel, Celesta, vier Pauken mit zwei Spielern, Glockenspiel, Becken, große Trommel, kleine Trommel, Triangel, Tamtam, Windmaschine, Donnermaschine und Herdengeläute enthält, wozu „mindestens" achtzehn erste, sechzehn zweite Violinen, zwölf Bratschen, zehn Celli und acht Baßgeigen kommen? Wer findet durch diese mehr als hundert Stimmen durch? Wer außer dem Kapellmeister? Man nehme sich einmal den „Zarathustra" von Strauß am Klavier vor und höre ihn dann im Orchester! Man begreift gar nicht, was man da am Klavier gespielt hat. (Anderes läßt sich sehr schön wiedergeben, so der ganze Schluß von „Tod und Verklärung", die Liebesszene im „Heldenleben", ganze Teile des „Don Juan".) So bleibt fürs erstemal nicht viel mehr als der allgemeine, mehr auf Stimmung eingestellte Eindruck. Allenfalls das Erhaschen einiger Themen und ihrer Verarbeitung.

Der erste Eindruck, den die „Alpensinfonie" macht und der sicherlich bleibend sein wird, ist der einer monumentalen Größe. Da steht gleich von Anfang an das ganze Alpenmassiv vor den Ohren des Hörers. Wenn die Sonne in A-Dur aufgeht und dann in C-Dur in hellstem Glanze erstrahlt, um in Ges-Dur unterzugehen, so fühlt sich der Hörer mächtig gepackt von der strahlenden Schönheit der vollen Bläserakkorde. Wenn die gefährlichen Augenblicke beim Bergsteigen geschildert werden, so wird die Orchestertechnik atemversetzend, und in dem Gewirr der Stimmen und Einsätze findet man sich kaum noch zurecht. Breit ausladende, in edlem, melodischem Fluß dahinziehende Partien sind die, welche von der Majestät des Gletschers und von den Empfindungen auf dem Berggipfel handeln. Wenn hier das Sonnenthema nochmals in strahlendem Glanze ertönt, so sieht man im Geiste das ganze in Licht gebadete Panorama vor sich und ist ergriffen vom Anblick dieser schönen Welt. Von höchster Originalität ist dann der Wasserfall. Wie hier Strauß mit vier Harfen und Flöten das Kaskadengeplätscher schildert, ist unnachahmlich. Keiner macht ihm das nach, denn nicht nur die Technik, mit der das geschrieben ist, verblüfft, sondern vor allem auch die Phantasie und das innere Ohr, das diese Geräusche gehört und musikalisch wiederzugeben verstand. Dagegen bleibt die Schilderung eines Gewitters in den Bergen hinter dem zurück, was man gerade von Strauß erwartet. Zunächst ist die Aehnlichkeit mit dem Gewitter in Rossinis „Tell"-Ouvertüre auffallend. Hier wie dort die charakteristischen Synkopen. Der Lärm bei Strauß ist mächtiger, aber es scheint, als ob er hier nicht glücklich disponiert habe. Die Steigerungen heben sich zum Teil auf. Glänzend dagegen war sein Einfall, die Ruhe und Brutstille vor dem Ausbruch des Gewitters durch das in melancholische Musik eingestreute Piepen eines Vogels zu kennzeichnen. Ebenso hat es noch nie ein Komponist verstanden, so regnen zu lassen wie Strauß. Man hört es förmlich Bindfaden regnen in den Violinen. An dieser Stelle sind allerdings achtzehn erste und sechzehn zweite Violinen das Mindestmaß.

Dem Ganzen liegt nicht nur eine Idee, sondern ein ins einzelne gehendes Programm zugrunde. Es lautet: „Nacht. Sonnenaufgang. Der Anstieg. Eintritt in den Wald. Wanderung neben dem Bache. Am Wasserfall. Erscheinung. Auf blumigen Wiesen. Auf der Alm. Durch Dickicht und Gestrüpp auf Irrwegen. Auf dem Gletscher. Gefahrvolle Augenblicke. Auf dem Gipfel. Vision. Elegie. Stille vor dem Sturm. Gewitter und Sturm. Abstieg. Sonnenuntergang. Ausklang. Nacht." Hinter vier von diesen Positionen befindet sich auf dem gedruckten Programm ein Gedankenstrich. Ob sich Strauß etwas dabei gedacht hat, weiß ich nicht. Ersichtlich ist es jedenfalls nicht. Ebenso habe ich keine Erklärung für die „Vision", nachdem bereits eine „Erscheinung" vorhergegangen war. Beide Worte sind begrifflich doch identisch. Aber das sind Kleinigkeiten. Wohlgelungen ist in dieser Disposition der natürliche und dramatische Aufbau. Auch das Ganze ist schön abgerundet, und am Schluß grüßen uns die breiten, weihevollen Akkorde wieder, von denen wir ausgingen.

Strauß ist in seiner „Alpensinfonie" nicht über das hinausgegangen, was er uns bisher gegeben. Auch in der Orchesterbesetzung nicht. Vom Orchester des „Heldenlebens" und der „Sinfonia domestica" unterscheidet sich das der „Alpensinfonie" jedenfalls nur unwesentlich. Kühne Harmonisierungen streift man wohl im Vorüberhören, aber gleichwohl nichts, was nicht aus den bisherigen sinfonischen Dichtungen oder Opern bekannt wäre. Max v. Schillings hat eben noch in seiner „Mona Lisa" einen Nonenakkord gebaut, der in dieser Fassung neu anmutet (was „neue" Akkorde anbetrifft, so muß man sich ja vorsichtig ausdrücken, denn man kann nie wissen, ob die betreffende Verbindung nicht doch einmal irgendwo vorkommt). Bei Strauß hörte ich harmonisch nichts absolut Befremdliches, dagegen gibt es instrumental betrachtet wieder eine Reihe neuer Klänge.

Bliebe noch die Frage: geht die Musik zu Herzen oder beschäftigt sie nur die Phantasie? Es ist schwer, nach einmaligem Hören darauf zu antworten. Ich hatte nicht den Eindruck, als ob man sich innerlich immer wieder nach der „Alpensinfonie" zurücksehnen werde, so wie etwa nach dem Schluß von „Tod und Verklärung". Aber dieser Eindruck könnte sich ändern. Verstand und Technik haben zweifellos einen großen Anteil an dem Werk, und so ist es nur natürlich, daß die Phantasie des Hörers ungewöhnlich angeregt und sein Kunstverstand auf die reizvollste Weise beschäftigt wird. Das eine schließt aber das andere nicht aus. In die Andantepartien und ihre große Bogenführung muß man sich jedenfalls erst hineinhören. Erst wenn wir sie öfters gehört und ihre Struktur sicher erfaßt haben, können wir entscheiden, ob sich unser Gemüt durch sie bereichert fühlt oder ob sie uns im Grunde nicht viel sagen. Diese Frage gehört der nächsten Zukunft an, und es wäre leichtsinnig, sie heute schon zu bejahen oder zu verneinen. Nehmen wir uns Zeit, so wie es sich einem Werk von den Dimensionen der „Alpensinfonie" gegenüber gehört!

Digitized by Google

Gerhard Bartels / Hermann

Erinnerungsblatt aus dem Kriege an einen deutschen Studenten.

Aus der heimatlichen Heide hatte der Bruder mir ein Fichtenbäumchen zum Weihnachtsfest ins Feld geschickt. Das hatten wir, der Fernsprechoffizier, mein Freund, und ich, im „Café de la Halte" am Heiligabend uns aufgeputzt. Das Café de la Halte war ein Wirtshaus in einem kleinen schmutzigen Dorf unweit der Aisne. Unter dem Bäumchen lag ein sauber in Leder gebundener Band unbeschriebener Blätter; liebe Hand hatte es geschickt. „Kriegserinnerungen" stand auf dem Einband. Ich stand der Gabe ratlos gegenüber. Denn im Kriege Kriegserinnerungen zu schreiben, dazu fehlt der Abstand, die Dinge zu sehen, wie sie sind, das Große groß, das Kleine klein. Und für wen sollte ich auch schreiben! Die Augen, die sie hätten lesen können, wie ich sie gemeint, sind geschlossen für immer. Und vornehmlich zwei: Ja, für ihn wäre das Schreiben eine Lust gewesen, auch für euch anderen alle, die ihr in Flandern, im Artois, im Wasgenwalde und im Osten den frühen edlen Schlaf tut.

Und wenn ich nicht für ihn schreiben kann, nicht eine Zeile, die ihm Freude macht, so will ich von ihm schreiben, so wie sein Bild sich hineinwob in den Dienst eines Verpflegungsoffiziers im Kriege am Ufer der Aisne.

*

1. Vorahnung.

Auf der Ferme B... M... im nördlichen Frankreich ist ein großes Zimmer gleich links, wenn man hineintritt. Es ist ein Jagdzimmer, geschmückt mit Hirschgeweihen und Eberköpfen; ein großer Kamin unterbricht die eine Längswand. Und der Kamin ist recht eigentlich das Schönste am ganzen Gutshofe, besonders jetzt im Januar. Es ist zwar genug Leben zuzeiten auf dem großen unergründlich schmutzigen Hofe, denn dort landen von rückwärts die Fuhrparkkolonnen, die der Truppe, die weiter vorn im Schützengraben liegt, die Lebensmittel bringen, dorthin rasseln denn auch zur Ausgabestunde die Lebensmittelwagen vom ganzen Korps. Die Furiere und Proviantbeamten, die Mannschaften und Fahrer eilen und rufen; die Verpflegungsoffiziere kommen herangeritten, quittieren über das Erhaltene und beaufsichtigen und prüfen Verladung und Beschaffenheit der Waren. Und während dieser Zeit fällt auch für sie, zu denen auch ich gehöre, ein Stündchen ab, und wir sammeln uns in jenem Jagdzimmer zu einem gemütlichen Gedankenaustausch über alle die vielen Dinge des Krieges, der „Lage" hier und im Osten und in der Heimat. Dann gehen unsere Wege wieder auseinander, den einen führen sie zur Front, den anderen zur Bagage, wieder einen anderen zum Etappenhauptort weit über Land, wohin immer die dringlichste Sorge für das Wohl der Truppe den Offizier gerade ruft. — Für diese Zusammenkunft habe ich das Amt des Oberfeuerwerkers, und zwischen mir und dem Kamin herrscht ein besonderes persönliches Verhältnis. Auch heute hatte Franz, mein wackerer Bursche, mit altbewährter Findigkeit Holz herangeschafft, und ich hatte ein Feuer lodern so strahlend, daß es durch die regennassen Stiefel fast schmerzhaft zu spüren war. — Doch ich blieb heute allein. Draußen verlief sich der Schwarm der Leute und Wagen: Peitschenknallen, Zurufe, das obligate ordnungschaffende Geschimpfe — und dann wurde es ruhig. Der kalte Regen klatschte an die Scheiben, und grollend rollte von fern die Melodie eines wütenden Geschützkampfes von den Höhen der Aisne herüber. Wie wunderlich ist doch das alles, so allein am französischen Kamin, Januartag in Frankreich. Und sinnend sah ich, wie das Feuer mit einer letzten Anstrengung das letzte Scheit anfaßte, daß es kreischend mit in den Flammentanz einsprang, da zuckten, am unausgesprochenen Worte des Monats sich entzündend, Januartage meines Lebens an mir vorüber, und die Gedanken blieben haften an einem unvergeßlichen Bilde.

*

Es war vor Jahren in Elbing, und der Elbingfluß krachte vor Frost. Zwischen den Brücken, durch die hohen Ufer und die ehrwürdigen Spitzgiebelhäuser vor dem scharfen russischen Gast, dem Ostwind, geschützt, tummelte sich lustiges Volk auf dem Eise. Es war ein gehörig kalter Tag, aber vom klaren Himmel lachte eine so fröhliche Kälte, daß selbst der blaue Rauch aus den Häusern mit Wonne in den schönen Wintertag hineinstieg. Von der hohen Brücke aus genoß ich mit Behagen das reizvolle Bild. Da klirrte es hinter mir, und im taktmäßigen Sausen kam's näher. Drei junge Burschen waren es auf Holländern; im Dreilauf an der langen Stange brausten sie stromabwärts von weiter Fahrt heran. Und als erster stürmte in weißer, enger gestrickter Jacke und weißer Mütze einer, dem man's ansah, daß er der Führer der drei sein mußte, wohlgebaut, alles Kraft, alles Leben, blond und mit strahlenden, blauen Augen. Und wer Hermann kannte, wußte, daß auch sein Geist hell wie seine Augen und sein Gemüt stürmisch alle Schönheit dieser Welt trinken wollte, der sah aber auch die Falten in seinen Zügen, die von frühen Kämpfen mit inneren und äußeren widrigen Gewalten ergreifend sprachen.

Die Fahrt war zu Ende. Die Fahrtgenossen, wie Hermann Primaner unserer Schule, mischten sich unter die Menge. Er blieb auf einer Bank sitzen, und träumend schob er nur dann und wann die schlittschuhbewehrten Füße hin und her. Dann sah er auf mit seinen merkwürdig frühreifen, prüfenden, suchenden Augen. Ich sehe noch vor mir, wie er plötzlich aufsprang und sich in großen Bogen über das Eis schwang — zielvoll.

Und das Ziel entdeckte ich auch. Sie war etwa 25 Jahre, etwas auffallend gekleidet, nicht gerade geschmackvoll, aber mit einem gewissen Raffinement. Sie hatte ein leeres Gesicht, aber sonst alle Vorzüge weiblicher Reize. Sie lief allein, aber wie sie den Muff hob, hinter ihm hervor grüßte und kokettierte, lief sie mit jedem. Um die kreiste Hermann, bald in großen, bald in kleinen Bogen, bis die Dämmerung die Eisbahn leerte. Irgendeiner geleitete die „Schönheit" zur Bank und zog ihr die Schlittschuhe aus. Das sah Hermann und wurde rot. Als er die Treppe hinaufgeklettert war zum Deich, trafen wir uns. Plaudernd schritten wir durch die alten Gassen, die stets nach Branntwein und Fischen rochen; schon beleuchtete hier und da eine Laterne eine Kneipe, die für den Abend das beste Rinderfleck versprach. „Darf ich noch einen Augenblick mit zu Ihnen hinaufkommen, Herr Doktor?", bat Hermann.

Er wollte da oben gar nicht das Buch haben, um das er bat, von dem ich neulich gesprochen, auch nicht die Melodie von gestern noch einmal hören, die ich spielen mußte, nichts vom Klingerschen Beethoven wissen, zu dem er übersprang. Vom Sport, vom Eislauf redeten wir noch, er unruhig zerstreut. Endlich in der Tür fuhr es aus ihm heraus: „Nicht wahr, Herr Doktor, das Fräulein von Ratellwitz ist doch wunderschön!"

Da habe ich mir ihn wieder hereingeholt, und wir haben von der Schönheit gesprochen, auch viel von der vermeintlichen, die uns immer wieder vorlügt, sie könnte den Schrei

Digitized by Google

nach Glück erhören und uns die echte Liebe geben. Es war eine ernste Stunde, denn jede Phrase zerschellte an seinen großen fragenden Augen — und beim Abschiednehmen hat er mir gedankt. Draußen schien ihm ein freundlicher Mond auf den Heimweg.

2. Glück.

Und der 31. Januar war sein Geburtstag. — Als ich heute am 1. Februar über die in ihrer Fülle erstorbenen Fluren Frankreichs ritt, war's sonnig und warm. Es war, als wollte der Lenz sich schon anschicken, über die verwüsteten Felder des harten Kampfes einen süßen grünen Schleier zu weben und hätte schon mal erst die Lerche vorangeschickt, die jubelnd aufstieg. Um die Rosenstöcke in meinem Garten in Tr. . . . ., wo ich mein Quartier aufgeschlagen habe, am alten Brunnenhäuschen und der Seidelbest schlugen ja auch schon aus, und die Haselstaude, die eben mein Pferd streifte, trug schon „Kätzchen". Und wenn nicht der sausende Abschuß einer nahen Ballonabwehrkanone einem französischen Flugzeug hoch über uns einen dröhnenden Todesgruß geschickt hätte, so daß mein Pferd sich bäumte, dann hätte es ein recht andachtsvoller Morgenritt sein können.

Aber es ist ja Krieg, erbitterter Krieg, und der Frühling ist Frankreichs Frühling — und ihn erreicht ja kein Geburtstagsgruß mehr — wie einst. Da war es an seinem Geburtstag gewesen, daß mich in Elbing am Morgen nach der Stunde meine Obertertianer umdrängten. „Herr Doktor, es ist so schöner Schnee draußen, Sie kommen doch mit zum Rodeln heraus, bitte!" „Aber auf meinem Schlitten!" „Auf dem Gestell? Nein! Herr Doktor, auf meinem." „Nee! auf meinem!" „auf meinem!"

Der Eifer war verdächtig, dahinter steckte mehr als das Vergnügen, den Ordinarius einmal in den Schnee sausen zu lassen. Aber was nur? Ich fragte, und mit Staunen hatte ich's heraus: „Herr Doktor, Sie sind so schön groß und schwer, da „flutscht" es so großartig!"

Ich stellte also denn mein Körpergewicht meiner Obertertia zur Verfügung in den Dienst des „Flutschens". Und es war wundervoll. An all den Bäumen des „Vogelsang" zeigte der Winter seine Kunst, und in den Fernen lag jener unbestimmte bleigraue Schleier, der wie Heimweh ist. Und auf allen Hängen war ein Jubeln und Rufen von frischem, winterfröhlichem Volk.

Als die Sonne sich zu dem blaugrünen Schleier neigte und sich verhüllend ihn in allen Farben erglühen und verglühen ließ, sagte ich den Burschen ein fröhliches Wiedersehen und schritt der Stadt zu. Wie die ersten Häuser anfingen, verklangen ihre Stimmen.

Der Weg durch die Vorstadt Elbings, die nach Osten zu geht, war ein schlechter Abschluß auf den sonnigen Tag. Kleine häßliche und schmutzige Häuser reihen sich endlos aneinander und sehen auf eine Straße, die durch den schmutzigen Schnee hindurch noch ihr schlechtes Pflaster frech zeigte. Und gerade diese Straße trägt den pompösen Namen Sonnenstraße. Was für eine Macht haben doch die leblosen Dinge über uns! Mit Gefühlen, als sei ein Kübel Spülwasser über die Stimmung von vorhin gegossen, lief ich mit eiligen Schritten durch diese steingewordene Ironie, um meine kleine Bude über der Hangeletage im Schatten des dicken Nikolaikirchturms zu erreichen.

Aber sieh da, an der Stelle, wo es am grauesten in der Sonnenstraße war, wo die eben angezündete schiefe Straßenlaterne mit der letzten Tageshelle sich um die Erleuchtung des öden Einerlei stritt, sah ich zwei junge Menschen vor mir her gehen. Zwei Zöpfe sah ich vor mir blond und schwer und hörte ein silberhelles Lachen. Und der schlanke junge Bursche, mit dem Rodel auf dem Rücken, der neben den lachenden Zöpfen ging, war Hermann. Er hatte ihre Hand gefaßt, und sie schwenkten die Arme, und wenn die glückseligen Hände zurückflogen, sahen sich zwei glückliche Gesichter an. Und ich meinte, daß sogar die alte Straßenlaterne ihr grämliches Gesicht zu einem freundlichen Grinsen verzog, wie sie das Glück sah.

Im Schatten der grauen Häuser hab ich's mitgenossen, bis die Gott sei Dank endlose Sonnenstraße ihr Ende nun doch einmal fand, und dem Magistrat der Stadt Elbing habe ich's an dem Abend verziehen, daß er das Elendviertel Sonnenstraße getauft hat. Am Ende der Sonnenstraße gab sie ihm einen herzhaften Kuß . . . . und rechts ab waren die blonden Zöpfe wie der Wind verschwunden.

Diesmal habe ich ihn nicht eingeholt . . ., er ist auch nicht zu mir gekommen, ich hörte ihn aber noch lange ein fröhliches Lied durch die Gassen pfeifen.

— — — Als am nächsten Morgen in der Schulandacht der weißhaarige ehrwürdige Religionsprofessor das herrlichste Stück der Weltliteratur aufschlug und seine zitternde Stimme las: . . . und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts! . ., da leuchtete in der Primanerreihe ganz heimlich ein Gesicht! Sonnenstraße, ein ganz kleines Stück von jener Liebe hast du gesehen.

Fortsetzung folgt.

Karl Rick / Lieder aus dem Felde

Mitten im Strom.

(An meine Schüler, die ins Feld zogen.)

Leise rinnt der Fluß durchs weite Land,
Plätschert mit kühler Flut an den Ufersand.
Doch weit drinnen, da schießen und drängen und schnellen
Schäumend und wiegend die pfeilgeschwinden Wellen,
Mitten im Strom.

Von jungen, sichren Schwimmern seh ich die bloßen,
Hellen Leiber sich recken. Die Arme stoßen
Beherzt voran. Die Woge strömt und braust,
Und rastlos teilt sie die ringende Knabenfaust,
Mitten im Strom.

Sie kosten trunken die stürmische Jugendlust,
Jauchzender Leichtsinn hebt ihre freie Brust,
Heißwallende Urkraft trägt sie im kühnen Spiel
Hinauf, hinab an ein ungefragtes Ziel,
Mitten im Strom.

„Vorwärts im Stromgerausch, in des Strudels Fall,
Vorwärts ins Unbekannte, unendliche All!
Riß uns auch gurgelnd die Flut ins ewige Grab,
Schläng' uns das klatschende Wasser im Sturz hinab —
Mitten im Strom —

Wir doch fühlten zuinnerst, was Leben heißt,
Wir doch empfingen den flammenden heiligen Geist.
Da, wo Leben und Tod zerfloß in eins,
Schwammen wir männlich im herrlichen Rausch des Seins
Mitten im Strom!"

Digitized by Google

Gottfried Traub / Fleischlose Tage

Not ist unser sechster Sinn;
hat im Augenblick erfunden,
wo zuvor die andern fünf
in Gedanken stille stunden.
Logau.

Am Tisch des sehr bekannten Gasthofs sitzt ein wohlgenährter Herr und läßt sich die Speisekarte reichen. Entrüstet fragt er, warum die Fleischspeisen auf der Karte gestrichen seien. Der Kellner macht ihn bescheiden auf die neuesten Verfügungen aufmerksam; der Gast aber fängt an zu nörgeln und zu schimpfen. „Das kann ich nicht essen!" „Das erträgt mein Magen nicht!" „Wie lange der Krieg noch dauert!" „So kann es nicht weitergehen." Schon wollte ich ihm ins Wort fallen und bestätigen, daß eine solch erbärmliche Quängelei im Munde eines deutschen Mannes allerdings nicht mehr weitergehen dürfe, weil sie unerträglich sei. Aber der Gast fand gerade jetzt den Namen eines leckeren Gerichts, das er sich nachher recht gut schmecken ließ. So hatte die arme Seele ihre Ruhe. Ich aber ärgerte mich. Dieser Mann ließ sich nichts abgehen. Seine Bequemlichkeit galt als oberstes Gesetz. Sie zu stören war das Staatsverbrechen. Das darf sich auch ein Völkerkrieg mit seinen Weltenschicksalen nicht herausnehmen, die Speisekarte zu ändern. Der Krieg war ja im Anfang sicher sehr interessant. Aber jetzt dauert es zu lange. „Was soll der Mensch denn noch essen!" Wenn die Frau des Amtsschreibers oder Gerichtsdieners so klagen würde, wollte ich's verstehen. Aber ich vermute, daß über die fleischlosen Tage dort weniger gescholten wird, wo man sie schon früher gekannt hat, und wo sie gar nicht als Neuigkeit wirken. Desto trauriger ist es, wenn sich andere etwas Großes darauf einbilden, daß sie nun ein wenig fasten sollen.

Manche Menschen berührt es gar nicht angenehm, daß die Not einen neuen Sinn im Menschen weckt. Es wäre ihnen viel lieber, wenn der Mensch im alten Gleise bliebe. Die gewohnten Wege kennen sie ja alle. Alle Leute sind weit bequemer zu leiten und zu beherrschen, wenn sie nicht zu erfinderisch werden. Hunderte merken heute: „es geht auch so", schicken sich, denken an die Mühen und Gefahren ihrer Lieben im Feld, werden still und wissen, daß sie es immer zu Hause noch besser haben in ihrer gefahrlosen Ruhe. Das paßt vielen nicht. Sie regen sich darüber auf, daß man sich mit seinen fünf Sinnen begnügen will, finden sich erkühnt, noch einen sechsten zu haben, der bereit ist, aus Schlimmem immer noch etwas Gutes zu machen, den Kopf nicht zu verlieren, gerne zu leiden, wo andere leiden, und im übrigen aus der Not eine Tugend zu schaffen. Das Anstößigste an diesen Menschen ist für viele die Beobachtung, daß solche Leute glücklicher sind, als sie selbst. Das ist wirklich unerträglich. Darum muß man sie aufstören und ihnen klarmachen, daß sie von Gottes und Rechts wegen in die Schar der „vernünftigen" Menschen gehören, die versagen, sobald etwas über ihre fünf Sinne hinaus von ihnen verlangt wird. Kümmern wir uns nicht darum! Ungeahnte Stärke ist unterwegs. Tausende von Männern und Frauen haben in diesen Notzeiten gelernt, „wie vieles geht", wenn man selber nur geht und nicht stehenbleibt. Erfrischend wirkt die Selbständigkeit des inneren Menschen, welche die Not stählt. Unabhängigkeit wächst und mit ihr gesundende Kraft. Man kann die Verhältnisse überlisten; das ist freimachende Erkenntnis. Der Mensch, wo er echt ist, bleibt größer, als das, was um ihn wogt. In die Lüfte ist er gestiegen, alle Reiche der Natur läßt er in seinem Dienste arbeiten, und nun sollte er scheitern an der Kunst, sich ein paar Monate etwas „durchzuhungern", ein Wort, das die Verhältnisse für Millionen schon viel zu scharf faßt. Not komme und schenk' uns deinen sechsten und siebenten Sinn! Wir wollen die reiche Erfahrung in die Friedenszeit mithineintragen, daß des Menschen Wille unwiderstehlich ist, sobald er ernsthaft will. Der Mensch ist der Herr der Dinge.

Soziale Bewegung

Einen Mahnruf an die Kriegsbeschädigten erlassen gemeinsam die großen Verbände der kaufm. Angestellten und der Arbeitergewerkschaften. Darin heißt es:

Der Drang, möglichst bald der Einförmigkeit des Lebens in den Lazaretten zu entgehen und zur Erwerbsarbeit zurückzukehren, veranlaßt viele Kriegsbeschädigte, entgegen dem Willen der behandelnden Aerzte, auf ihre Entlassung aus den Lazaretten zu dringen. Vielfach werden solche an sich verständlichen Wünsche gefördert durch Anzeigen in den Tageszeitungen, die zum Teil von gewerbsmäßigen Stellenvermittlern ausgehen. In diesen Anzeigen werden Kriegsbeschädigte oftmals bei hohen Lohnangeboten für die verschiedensten Arbeiten gesucht. Zum Teil erhalten die Kriegsbeschädigten auch von ihren Angehörigen aus der Heimat solche Anzeigen zugesandt. Das letztere mag gut gemeint sein. Die Angehörigen hoffen, daß sie dem Kriegsbeschädigten hilfreich zur Seite stehen können, wenn er in der Heimat irgendeine Arbeitsstelle findet. Dem Interesse der Kriegsbeschädigten wird jedoch vielfach durch solche von liebevollem Hilfsbedürfnis ausgehenden Vorschläge und Angebote **nicht** gedient. Solche Angebote von Arbeitsstellen kommen häufig infolge des gegenwärtigen Mangels an Arbeitskräften oder auch aus der Absicht, eine billige Arbeitskraft zu erhalten. Wird dann bei Abschluß des Krieges der Arbeitsmarkt von den aus dem Felde heimkehrenden Millionen überschwemmt, dann verliert der Kriegsbeschädigte wieder die ihm früher fremde und auch während seiner Arbeitstätigkeit nicht heimisch gewordene Stelle. Die Last, die dann den Angehörigen obliegt, wird nicht immer getragen werden können, auch wenn die Liebe zu dem Kriegsbeschädigten nach wie vor die gleiche bleibt. Der Hilfsbedürftige steht dann allein. Es wird ihm, bei dem großen Angebot von Erwerbstätigen, schwer, vielleicht unmöglich werden, einen seinen Fähigkeiten entsprechenden Arbeitsplatz zu finden. Sein Leben ist verfehlt. Nichts wäre für ihn trauriger, als von der Rente allein leben zu müssen und sich nicht mehr als nützliches, durch Arbeit dem Ganzen dienendes Glied der Gesellschaft zu fühlen. — Es kommt nicht so sehr darauf an, daß der Kriegsbeschädigte schnell, sondern daß er **dauernd**, auch über die Kriegszeit hinaus, vielleicht für sein ganzes späteres Leben Arbeitsgelegenheit erhält. Deswegen sollen die Kriegsbeschädigten nicht ohne genaue Prüfung Arbeitsstellen annehmen, die ihnen oft aus gutem Herzen, häufiger aus gewinnsüchtigen Absichten angeboten werden. Die Kriegsbeschädigten müssen in erster Linie den Vorschlägen und dem Rate des behandelnden oder leitenden Arztes folgen und das Lazarett nicht verlassen, ehe die Heilbehandlung abgeschlossen ist. Sie sollten die Vorschläge der Fürsorgestellen für ihre Berufsberatung beachten. Die Fürsorgestellen folgen dem Grundsatz, den Kriegsbeschädigten möglichst in seine frühere Arbeitsstelle zu bringen, um ihm dort dauernde Arbeit zu sichern. Gelingt dies nicht, so soll ihm in seinem früheren Beruf Arbeitsgelegenheit verschafft werden. Mit den Berufsverhältnissen vertraut, der Mithilfe seiner Arbeitskollegen sicher, wird er Freude an der Arbeitstätigkeit und Aussöhnung mit seinem Schicksal finden. Nur, wenn die Kriegsbeschädigung beides nicht ermöglichen läßt, soll die Erlernung eines neuen Berufes erfolgen. Die Hilfe der Fürsorgestellen und der Berufsberater, sei es bei Unterbringung der Kriegsbeschädigten in ihrer früheren Arbeitsstelle in ihrem früheren Beruf oder bei Erlernung eines neuen Berufs, erfolgt nicht, um eine Kürzung der Rente herbeizuführen, sondern dem Hilfsbedürftigen das Dasein zu erleichtern. Dafür, daß den Kriegsbeschädigten aus den Kreisen ihrer Arbeitsgenossen geeignete Berufsberatung zuteil werden kann, ist Vorsorge getroffen. Die Kriegsbeschädigten haben deshalb keine Ursache zu irgendwelchem Mißtrauen gegen die lediglich zu ihrem Nutzen geschaffenen Einrichtungen. Sie sollten insbesondere dann, wenn für ihr weiteres Fortkommen die Erlernung eines neuen Berufes oder die unter den veränderten Verhältnissen notwendige Anpassung an die frühere Berufstätigkeit sich notwendig macht, den guten Ratschlägen, die ihnen von Aerzten und sachverständigen Berufsberatern gegeben werden, vertrauensvoll Beachtung schenken.

Kriegsgeburten in deutschen Großstädten. Die Geburtenminderung infolge der Abwesenheit zahlreicher Ehemänner im Felde läßt eine Zusammenstellung des Kaiserlichen Gesundheitsamtes für Frühjahrs- und Sommersbeginn 1915 erkennen. Uebertriebene

Verstellungen werden durch diese Zahlen auf ein genaueres Maß zurückgedrängt. Die Zahl der Lebendgeborenen in der Zeit vom 4. April bis 31. Juli 1915 verhielt sich gegenüber dem entsprechenden Zeitraum des Vorjahrs, wenn die Angaben für den letzteren = 100 gesetzt werden, in den Städten:

1. Essen . . .	120,2	9. Königsbg.	81,8	17. Bremen .	78,7
2. Köln . . .	94,2	10. München .	81,2	18. Stuttgart.	78,2
3. Kiel . . .	87,9	11. Charlottenbg.	81,1	19. Hamburg.	76,2
4. B.-Schöneberg	85,5	12. Stettin. .	80,9	20. Duisburg.	74,4
5. Leipzig . .	84,1	13. Breslau .	80,4	21. Dresden .	74,2
6. Dortmund .	83,8	14. Berlin . .	80,2	22. Frankfurt.	73,5
7. Chemnitz .	83,4	15. Düsseldorf	79,8	23. Neukölln .	72,2
8. Hannover .	82,4	16. Danzig. .	79,6	24. Nürnberg.	68,8

Die auffallende Zahl der Stadt Essen erklärt sich daraus, daß die Einwohnerzahl infolge der Einverleibung großer Nachbarorte von rund 345 000 im März auf 477 000 im April 1915 gestiegen ist und daß der Krieg auf die dort bestehende Industrie und damit auf die wirtschaftliche Lage in Essen einen günstigen Einfluß ausüben mußte. In Wirklichkeit hat sich auch dort eine Abnahme der Zahl der letzteren ergeben. Der Rückgang in der Zahl der Lebendgeborenen beträgt also im Durchschnitt ein Fünftel. Die Gebürtigkeitsziffern in Beziehung auf die Gesamtziffern der Einwohnerschaften würde, wenn man die im Felde stehenden Männer nicht abzieht, natürlich hier und da noch stärker abfallen. Doch entscheidet glücklicherweise nicht die Geburtenhäufigkeit allein über das Volkswachstum, sondern die Sicherung des Aufwuchses und die Lebenserhaltung. Darin aber wird uns die Kriegswochenhilfe wertvolle Dienste leisten und hoffentlich auch die Schäden teilweiser Unterernährung der Mütter infolge der Teuerung ausgleichen.

Frauen in den Preisprüfungsstellen. Wer dürfte berufener erscheinen als gerade Frauen, zu den Preisprüfungsstellen zugelassen zu werden, um der Teuerung nach Kräften entgegenzuwirken? Es muß daher mit großer Genugtuung begrüßt werden, daß der Oberbürgermeister von Dresden vor kurzem einer Abordnung von Dresdener Frauen, die ihm ihre Beschwerden gegen die Lebensmittelteuerung vortrugen, versprochen hat, sie in den Dresdener Lebensmittelausschuß sowie in die Dresdener Preisprüfungsstellen aufzunehmen. Das Beispiel verdient Nachahmung!

Gefahren der Frauenarbeit im Kriege. Die großen Verbände der Handlungsgehilfen, die Soziale Arbeitsgemeinschaft und der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband, haben eine gemeinsame Eingabe an die Handelskammern gerichtet, worin auf die Zukunftsaussichten der ins Feld gezogenen Handlungsgehilfen hingewiesen wird, deren Berufsstellungen jetzt vielfach von weiblichen Hilfskräften ausgefüllt werden. Die Eingabe befürwortet, den im Felde Stehenden seitens des alten Chefs die Gewißheit zu geben, daß sie nach der Rückkehr ihre Wiedereinstellung erwarten dürfen. Sie bringt ferner die bestimmte Erwartung zum Ausdruck, daß die während des Krieges mit Frauen besetzten Stellungen später wieder den Männern eingeräumt werden, und empfiehlt daher, die weiblichen Ersatzkräfte schon bei der Einstellung nicht im Zweifel darüber zu lassen, daß sie nach Friedensschluß den jetzt im Felde stehenden Angestellten den Platz wieder räumen müssen. Die Handelskammern werden ersucht, in diesem Sinne auf die deutsche Arbeitgeberschaft einzuwirken. Auch verschiedenen Reichsbehörden ist von dieser Eingabe Kenntnis gegeben worden. — Daß sie auf fruchtbaren Boden gefallen ist, beweist eine öffentliche Bekanntmachung der Handelskammer zu Gotha, in der es heißt: „Eine Folgeerscheinung des Krieges ist es, daß an die Stelle der zum Heere einberufenen Handlungsgehilfen zum großen Teil weibliche Hilfskräfte getreten sind. In weiten Bevölkerungsschichten hat aus diesem Grunde die Meinung Platz gegriffen, daß der Beruf einer Handlungsgehilfin lohnende Aussicht biete, und der Andrang ist entsprechend groß. Viele Unkundige werden in diesem Glauben noch dadurch bestärkt, daß ihnen von Unternehmern privater Lehranstalten, die eine gediegene kaufmännische Ausbildung in kurzer Zeit vermitteln wollen, eine aussichtsreiche Zukunft vorgemalt wird. In Wirklichkeit aber sind diese Aussichten keineswegs glänzende, und nur diejenigen, die über tatsächlich gute kaufmännische Kenntnisse verfügen, haben Aussicht, weiterbeschäftigt zu werden. Solche Kenntnisse kann man aber nie und nimmer in wenigen Monaten erwerben. Eltern, die ihre Töchter dem kaufmännischen Beruf zuführen wollen, tun darum gut, sich vorher bei erfahrenen Kaufleuten zu erkundigen." — Viel geklagt wird auch über die geschäftsmäßige Ausbeutung der Kriegskonjunktur durch „Schnellpressen" für kaufmännische Ausbildung junger Mädchen. Wenn solche in den Tageszeitungen Stellung als Stütze oder Wirtschafterin oder für einen ähnlichen Posten im Haushalte suchen, empfangen sie nicht selten Briefe von Privathandelsschulen, in denen sie darauf aufmerksam gemacht werden, daß gerade jetzt während der Kriegszeit gut vorbereitete Mädchen die denkbar besten Aussichten hätten, in kaufmännischen Betrieben festen Fuß zu fassen. Auf diese Weise werden in einer größeren Anzahl von Fällen sicher Erfolge erzielt werden, da in vielen Haushalten heute weibliche Hilfskräfte gespart werden. Daß der Handel aber schon mit weiblichen Hilfskräften gesättigt ist, wird von diesen Handelsschulleitern im Hinblick auf ihren Geldbeutel gern übersehen. Leider fehlen gesetzliche Bestimmungen, um diesem Unfug der „Pressen" zu steuern.

Kriegsliteratur

England. Seine staatliche und politische Entwicklung und der Krieg gegen Deutschland. Von Eduard Meyer. Stuttgart und Berlin 1915, J. G. Cotta.

Von diesem bereits in Nummer 14 der „Hilfe" eingehend gewürdigten Buche liegt nunmehr eine Volksausgabe vor. 213 S. 1,80 M.

Internationale Rundschau. 6. Heft. Zürich 1915, Art. Institut Orell Füßli. Vierteljährlich 2,50 M.

Vaterland und Heimat. Die Bedeutung der Kriegerheimstätten. Von Melanie Ebhardt. Hamburg 1915, Alfred Janssen, Vortrupp-Verlag. 16 S.

Wirbt warmherzig für Unterstützung der Bewegung, die Kriegerheimstätten schaffen will.

Wucher und Kriegsgewinn. Von Dr. Heinz Potthoff. Dresden 1915, C. Heinicke 12 S. 10 Pf.

An diesem Kriege darf niemand zum reichen Manne werden! Das ist der Grundgedanke auch dieser kleinen Schrift von Dr. Potthoff, die er in den „Zeitfragen für das deutsche Volk" hat erscheinen lassen. Eine scharfe Brandmarkung des Kriegswuchers, ein entschlossenes Eintreten für die Durchführung einer ausreichenden Besteuerung der Kriegsgewinne.

50 Jahre Hasenheide. Aus der Geschichte des Bezirksvereins „Hasenheide". Von Karl Schumacher. Berlin 1915, Verlagsanstalt Deutsche Presse. 45 S.

Die Erinnerungsschrift ist nicht nur parteipolitisch von Interesse, sie enthält auch manche Bemerkung, die die kommunale Entwicklung jenes Berliner Stadtteils geschichtlich beleuchtet.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Hptm. J. im Felde 5 M., C. Z. in St. 10 M., Amtsrichter R. in S. 20 M., F. in Ch. 2 M., Oberl. S. in Pf. 5 M., Frau K. in N. 5 M., St. in W. 3 M., Frau W. in M. 2,50 M., Fr. K. in G. 5 M., Sch. in U. 3 M., Dir. E. in C. 5 M., Frl. P. in B. F. 2 M., Frl. Dr. U. in B. 5 M., Hilfsschw. B. in M. 5 M., Sch. in H. 3 M., Lehrer G. in U. 1 M., Hptm. Sp. im Felde 5 M., Pfarrer W. in N. 10 M., H. in B. 3 M., M. in D. 5 M., K. in G. 10 M.

Kriegs- und Heimatchronik: Lt. H. im Felde 10 M., Lt. P. im Felde 2,50 M.

Bücher für Armee und Marine: Werbeanwalt W. in Berlin: 11 Bücher und Broschüren, Prof. Sch. in Schöneberg: 47 Bücher.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Gefreiter J. im Felde: Die Feldausgabe von Naumanns neuem Buche „Mitteleuropa" läßt sich als Feldpostbrief für 20 Pf. versenden.

Lehrer B. in M. Die Versendung der „Hilfe" nach Amerika ist sehr gut möglich und erfolgt zum Vierteljahrspreise von 3,50 M.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Im 60. Lebensjahre starb am 2. November

Herr Oberlehrer

Friedrich Wilhelm Schmidt

unser langjähriges Vorstandsmitglied.

Ehre seinem Andenken!

Der Fortschrittliche Volksverein Chemnitz.

Digitized by Google

18. November 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 46

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Dr. Ernst Jäckh:** Die Kapitulationen. — **Direktor des Statist. Amtes von Berlin-Schöneberg, Dr. R. Kuczynski:** Unsere Ernährung im zweiten Kriegsjahr. — **Otto Weltzien:** Großniederdeutsche Stimmungen. — **Rektor P. Hoche:** Der Krieg und der Nachwuchs im Handwerk. — **Dr. Leon Suleiman:** Der französische Einfluß in Syrien. — **Fritz Hellwag:** Unerwünschtes Kriegs-Kunstgewerbe. — **Gerhard Bartels:** Hermann. — **Kurt Arnold Findeisen:** Erdenanteil; **Anja v. Mendelssohn:** Ulanen (2 Gedichte). — **Gottfried Traub:** Totensonntag. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Donnerstag, 4. November.

Der englische Premierminister Lord Asquith hat eine Parlamentsrede gehalten, die im Ernste des Tones und in der Gedrungenheit der Sprache an die Reden unseres Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg erinnert, die aber eine viel schwerere Aufgabe zu erfüllen hat, da Asquith persönlich stärker am Kriegsentschlusse beteiligt war, und da die Weltlage der englischen Politik nicht sehr erfreulich ist. Selbstverständlich hebt der englische führende Minister das hervor, was für die Engländer zu hören erfreulich ist, wie die Vertreibung der deutschen Kriegs- und Handelsschiffe von den großen Meeren und das Vorrücken der Engländer in Mesopotamien bis nahe an Bagdad. Nichts sei hervorragender gewesen als der Dienst der britischen Unterseeboote, die bis zum 26. Oktober im Marmarameer 2 Schlachtschiffe, 5 Kanonenboote, 1 Torpedoboot, 8 Transportschiffe und 197 Proviantschiffe aller Art versenkt oder beschädigt haben. Wir zweifeln nicht, daß unsere Gegenrechnung nicht geringer sein wird. Ueber die Truppenleistungen der Engländer sagt Asquith, daß French fast eine Million Mann befehligt, von denen Kanada 96 000 lieferte, Australien 92 000, Neuseeland 25 000, Südafrika neben seinem eigenen Krieg in Deutsch-Südwest 6500 Mann. Die Marinetransportabteilung beförderte 2½ Millionen Offiziere und Mannschaften, wobei Nichtengländer und Wiederholungsfälle eingerechnet sein müssen, 320 000 Kranke, Verwundete und Pflegerinnen, 2½ Millionen Tonnen Proviant und Munition und 800 000 Pferde, Maultiere und Kamele. Alle diese gigantischen Mittel aber können daran nichts ändern, daß der englische Premierminister eine sehr gewundene Erklärung über die Dardanellenkämpfe vortragen muß und den Serben nichts anderes zu versprechen weiß, als daß die serbische Unabhängigkeit als eines der wesentlichen Ziele des Krieges betrachtet wird. Die Finanzlage sei ernst, doch günstiger als die deutsche, da Deutschland weit mehr verbrauche, als es erzeugen und einführen könne. Dabei ist nicht beachtet, daß unsere Einfuhrmöglichkeit durch den Balkankrieg erweitert wird. Am Schlusse seiner Rede macht Asquith einige persönliche Ausführungen: „Niemand hätte größeren Anteil als ich an der Verantwortung für die Politik des Landes in jenem Augenblicke, da der Krieg ausbrach. Wir hätten uns von der ergreifendsten Tragödie der Menschheit fernhalten können, aber gibt es selbst unter denen, die unaussprechliches Leid erdulden, einen, der wünscht oder nur daran denkt, das Großbritannien anders hätte handeln können? Ich glaube nicht. Wenn ich mein eigenes Herz und Gewissen bis in die tiefsten Tiefen erforschte, würde ich nicht die große Entscheidung widerrufen oder ungeschehen machen." An anderer Stelle sagt er: „Ich werde vor nichts haltmachen. Ich bin entschlossen, den Krieg zu gewinnen. Lieber als den Krieg nicht gewinnen, würde ich allen meinen Freunden, die wie ich Anhänger des Freiwilligensystems sind, raten, daß wir tun müssen, was noch notwendig ist." Der Ich-Ton ist überhaupt in der ganzen Rede für englische Regierungsverhältnisse ungewöhnlich stark. Der Führer des viel angefochtenen Ministeriums stellt sich als persönlich verantwortlicher Mann vor sein Volk. Das wird sicherlich seinen Eindruck nicht verfehlen, aber — wenn dieser Mann anders gedacht und gehandelt hätte, würde uns allen auf beiden Seiten des Kanals viel Mühe und Blut erspart worden sein.

Freitag, 5. November.

Heute gehört der Tag dem alten schönen Orte Baden am Rande des Wiener Waldes. Das Gespräch kehrt immer wieder zu den Männern des Wiener Kongresses zurück, die hier Ausruhen und Vergnügen fanden. Wie sehr sind doch die Probleme dieselben wie damals: italienische Frage, serbische Frage, Polen, Belgien, Mittelmeer!

Leider kann man hier nur gelegentlich die Tagesberichte der Gegner kennen lernen. So erfährt man erst durch deutsche Zeitungen, wie die Russen die Kämpfe an der Drina und an der Strypa ansehen. An beiden Stellen werden starke russische Anstrengungen gemacht, die Unsrigen bleiben aber fest auf ihrem Posten.

Es wird mir immer deutlicher, wieviel der italienische Krieg für den österreichischen Staat ausmacht. Er verbündet Deutsche und Slawen. Auch ist es für den österreichisch-ungarischen Staat sehr gut, daß der italienische Krieg mit großer Tapferkeit von ihm allein geführt wird.

Die serbische Armee wird immer weiter umzingelt. Nisch wird belagert. Gefangene Oesterreicher oder Ungarn werden aus serbischen Gefangenenlagern frei gemacht, sie beklagen sich teilweise über schlechte Behandlung.

Sonnabend, 6. November.

Die „Times" melden, daß im Januar parlamentarische Handelsausschüsse der Verbündeten in Paris zusammenkommen werden, um ein gemeinsames handelspolitisches Vorgehen am Ende des Krieges zu beraten. Sachlich ist das nicht übermäßig gefährlich, aber es mahnt uns doch, die mitteleuropäische Handelsgemeinschaft rechtzeitig zu fördern.

In Griechenland hat aus geringfügigem Anlaß die Kammermehrheit dem Ministerium Zaimis ein Mißtrauensvotum erteilt. Dem Ministerium blieb nur die Möglichkeit zurückzutreten oder die Kammer aufzulösen. Soviel wir hören, wählten der Ministerpräsident und der König das letztere. Damit ist Venizelos zunächst ausgeschaltet, aber auch eine aktive Politik des Königs dürfte bis auf weiteres erschwert sein, da nach dortigen Verfassungsbestimmungen die Aufrechterhaltung des Kriegszustandes nur bei vorhandener Kammer zulässig sein soll. Vorläufig besteht die griechische Neutralität in Duldung der englisch-französischen Besetzung der Gegend um Saloniki.

Digitized by Google

Die vor einigen Tagen gemachten Mitteilungen über große Veränderungen im russischen Ministerium scheinen mindestens den Tatsachen vorausgegriffen zu haben, vielleicht sogar ganz unrichtig zu sein. Ein Abschiedsgesuch Sasonows wird von ernsthaften skandinavischen Blättern als tatsächlich angenommen.

Die Bulgaren sind in Nisch einmarschiert! Nisch ist die größte serbische Festung und zweite Hauptstadt des Landes. Der bulgarische General Bojadjew wird reichlich geehrt. An allen größeren Bauwerken des Wiener Ringes wehen bulgarische Fahnen. Die Zahl der Gefangenen beträgt nur 350, woraus folgt, daß die Armee ins Gebirge abmarschiert ist. Der serbische König soll auf der Flucht nach Novibasar sein. Der französische General Sarrail lehnte die Entsendung eines Teiles der in Saloniki gelandeten Truppen nach Monastir ab und berief sich darauf, daß seine Instruktion dahin gehe, erst die vollendete Konzentrierung der Armee der Verbündeten abzuwarten. Also kommt die versprochene Hilfe zu spät.

Sonntag, 7. November.

Gestern abend sprach ich in Wien im Kreise deutscher Hochschullehrer. Je größer und allgemeiner die weltgeschichtlichen Aufgaben der Kriegszeit werden, desto mehr muß auch die Bildungsschicht der Universitäten und technischen und landwirtschaftlichen Hochschulen aus ihrer wissenschaftlichen Passivität herauskommen. Man kann begreifen, daß die Professoren sich für den Alltagsbetrieb der Parteipolitik nicht immer erwärmen konnten, nun aber sind andere Tage gekommen, in denen jeden denkende Mann für das Ganze mitzudenken verpflichtet ist, und zwar in ganz Mitteleuropa.

Die dritte österreichische Kriegsanleihe hat bis heute einen Ertrag von 3,3 Milliarden Kronen. Da die erste Anleihe 2,1, die zweite 2,6 Milliarden betrug, so ist offenbar auch hier die Steigerung eingetreten, die wir aus Deutschland kennen: Warenlager verwandeln sich in Geldsummen und Kriegsgewinne in Anleihe. Die endgültige Ziffer wird voraussichtlich noch etwas höher sein. Die Zeichnungen der ungarischen Anleihe sind noch im Gang.

Abschied von Wien, Fahrt nach Prag. Zwei Damen erzählen sich, daß sie jetzt für Damenstiefeletten 50 Kronen zahlen müssen. Es wirken Lederknappheit und Sinken des Geldwertes zusammen. Das letztere ist ein schweres österreich-ungarisches Problem. Alle bisherigen Löhne, Gehälter und Renten haben, auch abgesehen von den Kriegsverteuerungen, einen verminderten Sachwert.

Montag, 8. November.

Das neue Kabinett in Athen wurde unter dem Vorsitz von Skuludis gebildet. Die meisten bisherigen Minister sind in ihren Stellungen geblieben. Auch der von Venizelos persönlich angegriffene Kriegsminister blieb im Amt und wurde vom König besonders ausgezeichnet. Die griechischen Botschafter in Paris und London teilen den dortigen Regierungen die Veränderung des Kabinetts mit, indem sie hinzufügen, daß die bisherige Politik der wohlwollenden Neutralität beibehalten werden solle. Die Kammer wird nicht aufgelöst, wenn sie ihrerseits diese Neuordnung der Dinge nicht stört. Der König weiß, was er will.

Die Armee Hindenburg hat vor Riga und Dünaburg fortgesetzt starken Angriffen gegenüber standzuhalten. Durch Nachtangriff sind die Russen nordwestlich des Swentensees in unsere Stellungen eingebrochen, wurden aber wieder hinausgeworfen. Auch an der Strypa und nordwestlich vom Dnjestr muß ernstliche Verteidigungsarbeit geleistet werden.

Der russische Parteiführer Miljukow hielt nach dänischem Bericht in der „Vereinigung zur Förderung russisch-amerikanischer Beziehungen" einen Vortrag, in dem er sagte, Amerika habe bisher für 1½ Milliarden Rubel Kriegslieferungen für Rußland ausgeführt und werde noch weitere Bestellungen in Höhe von 4½ Milliarden ausführen. Das würde heißen, daß die Vereinigten Staaten 6 Milliarden in irgendeiner Form mit oder ohne Garantie an Rußland borgen. Womit will Rußland das bezahlen? Gleichzeitig reden die „Times" von einer französischen Anleihe in Japan.

Die Deutschen haben bei der Einnahme von Kralsewo in Serbien 130 Geschütze erbeutet. Es wird von den Verbündeten nördlich von Krusevaz im Tal der westlichen Morava gekämpft. In Bulgarien herrscht sehr großer Jubel über die Einnahme von Nisch. Hochrufe in Sofia auf Kaiser Wilhelm und Franz Joseph.

Dienstag, 9. November.

Heimgekehrt finde ich allerlei Briefe über „Mitteleuropa" vor. Kleindeutsche, großdeutsche, ungarische, auch einiges aus der Schweiz und von anderen Seiten. Die Frage nach Mitteleuropa ist vorhanden, aber wie verschieden malt sich noch die Sache in den verschiedenen Köpfen!

Der kühne Flieger Leutnant Immelmann schoß in diesen Tagen das sechste feindliche Flugzeug ab, einen mit drei Maschinengewehren ausgerüsteten englischen Doppeldecker.

Da die Stimmung der Vierverbandsländer gegen Griechenland keine sehr freundliche ist, müssen alle von jener Seite kommenden Nachrichten mit großer Vorsicht aufgenommen werden; immerhin aber verdient es notiert zu werden, daß in Kreta, der Heimat von Venizelos, eine revolutionäre Erhebung gegen den König im Werke sein, daß in Larissa und Korinth Volksversammlungen Beschlüsse über Absetzung des Herrscherhauses gefaßt und daß in Korfu Teile der Besitzungen des Deutschen Kaisers zerstört sein sollen. Wieviel derartiger Vorkommnisse, wenn sie wahr sind, auf englisches Geld zurückzuführen ist, läßt sich nur ahnen, nachdem man erfahren hat, mit welchen Millionen die Engländer in Bulgarien versucht haben, die Bevölkerung vom König abwendig zu machen. Der englische Kriegsminister Kitchener hat zeitweilig sein Amt verlassen, um sich auf den Schauplatz im östlichen Mittelmeere zu begeben. Vorläufig befindet er sich in Paris und berät mit Briand und Joffre. In einigen englischen Blättern findet sich das Gerücht, er habe ein Rücktrittsgesuch eingereicht. Zunächst vertritt ihn Asquith.

Mittwoch, 10. November.

Ein deutscher Zeppelin, in dem sich der Herzog von Mecklenburg befand, ist nach Sofia gefahren und vom König und Volk mit viel Bewunderung begrüßt worden. Von der bulgarischen Armee wurden in Serbien die Städte Aleksinaz, Blasotince, Itkovaz und in Mazedonien Jetowo besetzt. Nisch wurde von den Serben geplündert, ehe sie abzogen. Erbeutet wurden in und bei Nisch 42 Festungsgeschütze, 5000 Mann und 700 Eisenbahnwagen voll Versorgung jeder Art. Es ist möglich, daß auf dem altberühmten Amselfeld bei Mitrovitza eine Entscheidungsschlacht gesucht wird.

Der in Berlin weilende bulgarische Finanzminister machte dem Vertreter der „Deutschen Tageszeitung" mehrere sehr interessante Mitteilungen. Bulgarien wird den Seehandel zu Aus- und Einfuhrzwecken mehr als bisher befördern, indem es Porto Lagos zu einem Flotten- und Handelshafen ersten Ranges ausbaut. Der Hafenbau, an dem sich die Diskontogesellschaft in Berlin beteiligen wird, ist auf 50 Millionen Frank veranschlagt. Etwa 40 km von Sofia entfernt besteht in Elössena eine sehr ergiebige Kupfermine mit gut organisiertem Betrieb. Ein anderes Kupferlager befindet sich bei Widdin an der Donau. Hier ist der Betrieb noch nicht in Gang. Der Anteil der verschiedenen Länder an der Einfuhr nach Bulgarien beträgt in Millionen Frank:

	1902	1912
Aus Oesterreich-Ungarn	18,1	51,4
„ Deutschland	8,5	43,5
„ England	15,2	31,7
„ Frankreich	3,9	14,9
„ Türkei	11,0	13,5
„ Italien	5,0	13,2
„ Rußland	3,0	9,7

Die kleine Tabelle ist sehr inhaltreich, denn sie besagt erstens, daß die Entwicklung der Aufnahmefähigkeit Bulgariens eine sehr starke ist, wobei allerdings der Bedarf des zweiten Balkankrieges mitspielt, und ferner, daß wirtschaftlich der Zusammenhang Bulgariens mit Mitteleuropa eine schon jetzt vorhandene Tatsache ist.

Digitized by Google

Eine nordamerikanische Note an die englische Regierung über das Recht der freien Schiffahrt mit neutralen Ländern wird in England ziemlich ungnädig aufgenommen. Die Amerikaner machen darauf aufmerksam, daß nicht nur der amerikanische Handel mit Skandinavien und Holland zugenommen hat, sondern auch der englische Handel. Wenn also die Engländer die neutralen Staaten als Durchgangsland benutzen, warum soll es den Amerikanern verwehrt sein?

Die Zeichnungen auf die österreichische Kriegsanleihe haben den Betrag von 4015 Millionen Kronen erreicht.

Donnerstag, 11. November.

Ein italienischer Personendampfer „Ancona" mit 412 Passagieren und 160 Personen Mannschaft ist von einem österreichisch-ungarischen Unterseeboot torpediert worden. Es sollen 170 Menschen gerettet sein, aber es ist möglich, daß noch mehr Gerettete auftauchen. Die Vierverbandspresse will daraus einen „Lusitania"-Fall gegen Oesterreich-Ungarn machen, es steht aber vorläufig noch gar nicht fest, ob nicht das österreichische Unterseeboot den Dampfer zum Halten aufgefordert hat. Man rechnet, daß 25 Amerikaner auf dem Schiff gewesen sind.

Die altserbische Krönungsstadt Krusewaz konnte sich nicht mehr halten, nachdem am 7. November durch deutsche Geschoßwirkungen ein Munitionslager in Brand aufging. Als am nächsten Morgen ein westpreußisches Regiment sich der Stadt näherte, überreichte der Bürgermeister eine deutsch geschriebene Urkunde, in der die Bürgerschaft ihre Unterwerfung anbot. Die Serben selbst hatten vor ihrem Abzug übel gehaust. Der serbische Kronprinz war eilig geflohen. 100 Geschütze und viel andere Beute. Oesterreichische Gefangene und Verwundete wurden befreit.

Das österreichisch-ungarische Pressequartier beschreibt die militärische Lage in Serbien folgendermaßen: Das allgemeine Vorrücken der Verbündeten gegen die Linie Novibazar—Mitrowiza—Pristina drängt die vier serbischen Armeen auf einen immer engeren Raum und auf ganz wenige Bergstraßen zusammen, auf deren gewundenen Steigen Mann und Zugtier zu Hunderten erschöpft zusammenbrechen. Von Norden her rückt die Armee Köveß in die rechtsseitigen Täler des Flußgebietes der westlichen Morava vor. Links davon trieb eine andere k. und k. Kolonne starke serbische Kräfte auf der Straße von Kraljewo nach Ivanjica vor sich her. Wieder links anschließend gehen die Brandenburger und Württemberger beiderseits des Ibarflusses gegen Novibazar vor. Auch die Armee Gallwitz schwenkte nach Südwesten ein und nahm 25 km hinter Krusewaz den Ort Aleksandrovaz und die Höhen nördlich von Rubarz ein. Die Bulgaren haben mit der Besetzung von Aleksandrovaz die letzte Stadt an der südlichen Morava in ihre Gewalt gebracht. Sie schicken sich jetzt an, den Fluß zu überqueren.

Freiherr v. Burian, der österreichische Minister des Aeußeren, weilt in Berlin, um über gemeinsame Angelegenheiten zu beraten.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 9. November.

Die Berliner Stadtverordnetenwahlen haben sich infolge einer Verabredung zwischen Liberalen und Sozialdemokraten ohne Wahlkampf auf Grund des bisherigen Parteibestandes vollzogen.

Die Ankündigung der Höchstpreise für Schweine und Schweinefleisch hat auch im Kleinhandel ein sofortiges Sinken der Preise um etwa 40 Pf. auf das Pfund bewirkt. Es scheint, daß die Fleischer vor Inkrafttreten des Höchstpreises noch schnell Vorräte loswerden wollen.

Allenthalben erlassen die Oberkommandos Bestimmungen gegen das Straßen- und Wirtshaustreiben der jungen Burschen. Es ist eigentlich merkwürdig, wie stark die Auflösung der alltäglichen Ordnung des Lebens gerade die heranwachsende Jugend aus dem Gleis geworfen hat. Es scheint der Jugendpflege heute an Kräften zu fehlen, um hier ausreichend zu helfen!

Heute ist der erste fleischfreie Tag. Ergebnis: lebhaftester Verkehr in den Fleischerläden gestern abend. Für viele Leute bedeuten die Bundesratsverfügungen nur die Aufforderung zum Nachdenken, wie man sie umgehen kann. Die Schuld wird sich auf Fleischer und Publikum verteilen. Die Fleischer wünschen keinen Rückgang ihres Absatzes und animieren zur Vorversorgung, und im Publikum gibt es eben Leute, die das Leben nicht mehr freut, wenn sie den gewohnten Mittagstisch nicht sehen.

Beschlagnahme aller Oele und Fette durch einen Kriegsausschuß, der die Verteilung regelt.

In den Zeitungen mehren sich die Berichte von gerichtlichen Kriegswucherurteilen. Man sieht dabei oft genug, daß nicht die persönliche Gewinnsucht, sondern die verfehlte Organisation die Schuld an der Preistreiberei hat. Beispiel: eine Büchse mit Sauerkohl und Würstchen stellt einen Wert von 20 Pf. dar. Ein kleiner Geschäftsmann lebt mit fünf Kindern davon, daß er diese Büchse der Fabrik für 85 Pf. abkauft und für 1,25 M. weiterverkauft. Was für ein Unfug! Das Gericht hat den Mann freigesprochen, weil er sich nachweislich mit diesem Aufschlag knapp ernähren konnte. Das rechtfertigt aber doch die Sache nicht, die nun wohl beim alten bleiben wird.

Mittwoch, 10. November.

Dem sächsischen Landtag, der zusammengetreten ist, liegt eine Vorlage für einen Einkommensteuerzuschlag vor, der sowohl nach Einkommenhöhe wie nach Kinderzahl abgestuft sein wird. Einschlag bevölkerungspolitischer Grundsätze!

Eine Kriegsstiftung der Firma Krupp von 23,7 Millionen bedeutet zugleich den Verzicht auf den „Kriegsgewinn" des Jahres. Die Dividende ist auf dieselbe Höhe gesetzt wie im Vorjahr (12 Prozent) und der Ueberschuß der 47,4 Millionen Reingewinn ist für kinderreiche Familien gefallener oder schwer beschädigter Krieger bestimmt.

Es ist psychologisch merkwürdig, daß die Verstimmung der Bevölkerung über die Teuerung sich so einseitig dem Lebensmittelhandel gegenüber äußert. Die Lederteuerung ist im Grunde mindestens ebenso unbequem und ebenso ungerechtfertigt. Die Schuhfrage für die Kinder ist einfach ein kleines Kriegsschicksal für sich. Der Kriegsausschuß für Konsumenteninteressen hat eine Herabsetzung der Richtpreise für Leder verlangt.

Eine Zeitschrift für Kriegsbeschädigtenfürsorge (Schriftleitung Magistratsrat Liebrecht, Berlin; Verlag Vossische Buchhandlung) legt Zeugnis davon ab, daß sich die Lücken der Organisation allmählich schließen. Immer bleibt erschwerend für die Ueberführung des Kriegsbeschädigten in eine neue Lebensbahn das Hin- und Herschieben der Verwundeten, wodurch der Kriegsbeschädigte „zunächst vom Arzt, dann vom Berufsberater des Lazaretts, in dem er zunächst untergebracht ist, dann vielleicht nach Ueberführung in das Heimatlazarett vom dortigen Arzt und Berufsberater und dann vom Berufsberater des Ersatztruppenteils und dann an manchen Stellen noch auf dem Bezirkskommando und dann vom Berufsberater der Heimat beraten wird." Wenn er dann noch weiß, was er will und soll, hat er einen widerstandsfähigen Verstand!

Die Kaufkraft im Kriege: In Berlin fand die Versteigerung einer großen Gemäldesammlung statt, bei der sich nicht nur außergewöhnlich viele Angebote einstellten, sondern auch objektiv sehr hohe Preise erzielt wurden; Gesamtertrag 100 000 Mark! Wer mag sich jetzt Tischbeins und Brouwers kaufen!

Der Zeppelinbesuch in Sofia als Symbol der Bundesgenossenschaft. Man denkt an die Erregung des ganzen Volkes, als man bei uns vor Jahren den ersten Zeppelin daherseglen sah. Was mag der bulgarische Bauer gefühlt haben, als er den schönen Vogel über seinen Acker rauschen hörte.

Donnerstag, 11. November.

Berlin interessiert sich trotz des Krieges für einen großen Gesundbeterprozeß. Merkwürdig ist dabei, wie Menschen, die von der Kirche als solcher nie erreicht und gefesselt worden wären, die Religion

Digitized by Google

mit diesem leisen Einschlag von Phantastik — um nicht zu sagen: Schwindel! — schmackhaft finden.

Die freiwilligen Kriegsbeihilfen der großen Arbeitgeber für die Familien ihrer eingezogenen Arbeiter sind durch eine Erhebung des Vereins der deutschen Eisen- und Stahlindustriellen zusammengestellt. Von 162 Werken, die in die Erhebung einbezogen wurden, sind in den ersten 12 Kriegsmonaten etwa 30 Millionen Mark für solche Beihilfen gezahlt.

Nach Hinrichs Bücherkatalog ist die deutsche Kriegsliteratur auf 6395 Bände gestiegen!! Die Verteilung auf die einzelnen Gebiete ist sehr bezeichnend, nämlich: Militärisches: 1174, Karten: 447, Politik, Wirtschaft, Kultur: 1590, Gesetzliches: 295, Erbauliches: 1128, Unterhaltungsschriften, Kunst: 1696, Verschiedenes: 65. Im Anfang des Krieges hatte das Erbauliche den stärksten Anteil, jetzt die Unterhaltungsliteratur. Es schaudert einen, wenn man an diese beiden Ströme gutgemeinter Seichtigkeiten denkt, die sich da hinter der Front ergossen haben!

Heute mittag läuteten alle Glocken die — Tagung der Generalsynode ein. Sofort war das Gerücht einer serbischen Kapitulation da. Wer denkt auch an die Generalsynode!

Freitag, 12. November.

Neue Lebensmittelverordnungen. Die Verträge über die Lieferung die jüngst unter Höchstpreise gesetzten Nahrungsmittel gelten, sofern sie höhere Preise enthielten, als zum Höchstpreis abgeschlossen. Der Reichskanzler kann künftig für Obstmus, Honig, Gemüse, Obst und Sauerkohl Höchstpreise anordnen.

In der bayerischen Kammer ist der Konflikt über das Gemeindebeamtengesetz durch Annahme eines liberalen Antrags beigelegt. „Die Teilnahme an einem Verein, dessen Zweck und Bestreben dem Interesse des Staates zuwiderläuft, ist den Gemeindebeamten untersagt. Das gleiche gilt für die Teilnahme an einem Verein, die sich mit der Rücksicht auf den Dienst nicht verträgt. Aus anderen Gründen kann die Teilnahme an einem Verein nicht beanstandet werden."

Es wird überall viel über den Freimut gesprochen, mit dem sich die Lords im englischen Oberhause zum Weltkrieg geäußert haben. Es liegt etwas von dem Kosmopolitismus der großen Gesellschaft in dieser Betrachtung des Krieges als „europäisches" Schicksal, aus dem um Europas willen ein Ausweg gefunden werden muß.

Gespräch über die „Gedanken über die deutsche Sendung" von Alfred Weber im Novemberheft der „Neuen Rundschau". Es ist die große Frage, ob nach dem Kriege die richtigen „Führer" für die inneren Ziele da sein werden. Keine Erfinder neuer „ismen" — gewiß nicht, aber doch Menschen, die der allgemeinen Sehnsucht eine Richtung zu geben vermögen, einen Anstoß zur Formung bestimmter Ideen, selbst wenn diese keine volle Auslegung eines umfassenderen inneren Wollens und Getriebenseins, sondern nur etwa sein Symbol und Gefäß wären!

Sonnabend, 13. November.

Der Reichskanzler hat der sozialdemokratischen Partei auf eine Eingabe wegen der Lebensmittelpreise die Versicherung gegeben, daß „alle zuständigen Instanzen fest entschlossen seien, die Schwierigkeiten, die aus spekulativer Preistreiberei entstanden sind, mit allen Mitteln und ohne Ansehen des Standes oder Gewerbes zu beseitigen."

Die Generalsynode hat eine Art von „Hirtenbrief" an die Gemeinden beschlossen, der auch zum Kriegswucher Stellung nimmt: „Lasset uns in all dem unermeßlichen schweren Leid, das der Krieg bringt, an Gottes Herzen unsern Trost suchen. Lasset uns aber auch trachten, den weltlichen Sinn zu überwinden und in brüderlichem Gemeinsinn aller schaffenden Stände den Geist der Habsucht zu bekämpfen, wo er aus der Not der Zeit unberechtigten Gewinn zu ziehen sucht, Zucht und Ehrbarkeit in unserer Mitte pflegen und mit ernstem Entschlusse wieder umkehren zum Glauben der Väter, zum Halten an Gottes Wort und Gebet, zur Gemeinschaft der Kirche."

Es kommt einem vor, als ob man etwas weniger pastoral und dafür etwas entschiedener und schärfer hätte sein können — so mehr im Stil des geißelschwingenden Christus im Tempel und mit einer zeitgemäßen Uebersetzung seiner Worte von der Räuberhöhle, zu der Gottes Haus gemacht worden sei.

Nächtliche Rückfahrt nach dem Vortrag in Kassel. Der Bahnhof von Kreiensen in der regnerisch warmen Novembernacht zwischen 2 und 3 Uhr trübe beleuchtet, das reine Heerlager von Urlaubern, die, den Lehm ihrer ländlichen Heimat an den Stiefeln, an diesem Kreuzungspunkt auf die verschiedenen Züge warteten.

Sonntag, 14. November.

Ein interessanter Bericht über die deutschen Gefangenen als Landarbeiter in Rußland aus einer russischen Zeitung. Sie haben überrascht durch zweierlei: ihre Arbeitsintensität, durch die viele Besitzer veranlaßt wurden, die ausbedungenen Löhne zu erhöhen. Und die, dem russischen Besitzer scheint's ungewohnte Genauigkeit, mit der der Deutsche auf der Einhaltung seiner Arbeitsbedingungen bestand. Gewerkschaftliche Erziehung. Es wird betont, wie gut sich die Städter bei der Landarbeit bewährt hätten.

Die freien Gewerkschaften feiern das 25jährige Bestehen der Generalkommission. Das ganze deutsche Volk hat Grund, diesen Tag mitzufeiern. Denn die Gewerkschaftsentwicklung hat sich als eines der wesentlichsten Stücke der inneren Mobilmachung erwiesen. 2½ Millionen Arbeiter, die im Jahr Beiträge von 70 Millionen aufbringen — was hat das jetzt bedeutet! Auf anderem Wege, als man es damals dachte, hat diese Entwicklung das Zukunftsbild der Männer von 1813 verwirklicht, in dem auch der einzelne Mann „seinem Gewerbe und individuellen Leben, indem er beide näher an das Wohl seiner Mitbürger knüpft, eine höhere Geltung geben sollte."

Ernst Jäckh / Die Kapitulationen

Sooft ich jetzt in Konstantinopel mit dem Großwesir oder dem Sultan oder mit den leitenden Staatsmännern des jungtürkischen Triumvirats verhandelt habe — das A und O aller Betrachtungen war: „Weg mit den Kapitulationen!" Nun hat ja die Türkei ihrerseits diese „Kapitulation" mit kluger und rascher Entschlossenheit abgeschafft, jedenfalls für abgeschafft erklärt; sie muß aber noch die feindlichen Großmächte zur Anerkennung einer solchen Beseitigung zwingen — durch türkische Siege und durch deutsche Diplomatie. Die Befreiung von den „Kapitulationen" ist das erste Kriegsziel der Türkei. Man versteht die zentrale Bedeutung dieser Frage, wenn man weiß und glaubt, daß in Konstantinopel auch eine deutsche Verwaltung mit ihrer Fähigkeit und Erfahrung zur völligen Erfolglosigkeit des „kranken Mannes" verurteilt gewesen wäre, wenn und solange sie das Gift der politischen und wirtschaftlichen „Kapitulation" hätte schlucken müssen. Der ganzen Türkei Weh und Ach ist aus diesem einen Punkte zu kurieren.

Die Kapitulationen sind Waffenstillstands- oder Kapitelverträge der mohammedanischen Türkei mit christlichen Mächten, zuerst in der Form gnädig vom Sultan verliehener Privilegien, allmählich mit der Wirkung gewalttätig vom Feind ausgenützter Machtmittel. Das gleiche Jahr, das den äußeren, sichtbaren Höhepunkt des türkischen Siegeszuges bringt — die Eroberung Konstantinopels 1453 — es legt auch den inneren, verborgenen Keim zum künftigen Niedergang: durch die erste „Kapitulation". Sultan Mohammed läßt der christlich-griechischen Gemeinde in Konstantinopel und ihrem Patriarchen die Selbständigkeit des christlichen Kultes und ihrer eigenen Gerichtsbarkeit und fügt zu diesem religiösen und politischen

Digitized by Google

Vorrecht noch wirtschaftliche Privilegien für Handel und Schiffahrt. Als Beweggründe lassen sich feststellen: die islamische Toleranz gegenüber den „beiden anderen geoffenbarten Religionen", der Hochmut der Kriegerkaste gegenüber der handeltreibenden Erwerbsschicht und das Interesse der neuen Regierung an einem geduldigen und guten Steuerzahler. So hat die türkische Leidensgeschichte der Kapitulationen begonnen, die die Türkei durch die Jahrhunderte in die Fessel eigener Rechtlosigkeit und Machtminderung geschlagen hat — bis zum Beginn dieses Weltkrieges. Es folgten diesem Vorgang eines „Staates im Staat" der Reihe nach: die Verträge mit Venedig (1454) und mit Frankreich (1535 als Beweis „d'une large tolérance", wie ein französischer Geschichtsschreiber anerkennt; 1604 in der Form des Protektorates über die Christenheit des Orients; 1740 mit „un libéralisme à l'excès"). Ebenso: mit England (1581 und 1675); mit Rußland (1492 und 1783); mit Polen und mit Holland. Mit Oesterreich-Ungarn immer wieder (von 1615 bis 1739 sich steigernd); mit Italien in den siebziger Jahren. Die Kapitulationen bestanden — wie gesagt — bis zum Beginn des Weltkrieges: Deutschland hatte zwar schon 1892 (als die erste und einzige Macht) seine Zustimmung zur Abschaffung ausgesprochen; dann Oesterreich-Ungarn 1909 anläßlich des bosnischen Vertrages und Italien 1912 im Tripolisfrieden. Aber gegenüber dem Dreibund hielt der Dreiverband an seiner antitürkischen Politik fest, und da die Aufhebung nur mit der einmütigen Zustimmung aller Großmächte möglich ist, so hat der gute Wille der früheren Dreibundsmächte nichts genützt. Der Krieg erst kann und muß den entscheidenden Schritt bringen.

Das Wesen der Kapitulation ist die „Exterritorialität" des Fremden in der Türkei: er bleibt „Ausländer", er bleibt heimisch in seinem eigenen Staat — mit allen Rechten seines Heimatstaates, mit allen Rechten der gastlichen Türkei — und ohne alle Pflichten dieser Türkei gegenüber. Der fremden Kolonie gegenüber hat die Türkei keine Gerichtsbarkeit, keine Polizeigewalt, kein Steuerrecht; sie hat auch kein eigenes Zollrecht und kein eigenes Verkehrsrecht (in Post und Bahn). Die Kolonien wurden zu „Staaten im Staat" und umfassen nicht nur Fremde, sondern auch einheimische Osmanen, die dem Schutzkreis eines Konsuls oder eines Gesandten angehören, und auch religiöse Gemeinschaften, wie Klöster. Die Fülle der Möglichkeiten, auf dieser Grundlage einen Anlaß zu einer „Intervention" einer europäischen Macht gegen die Türkei zu finden, liegt auf der Hand; es genügt ein einziges Beispiel: aus den Streitigkeiten zwischen Rußland und Frankreich um die religiösen Rechte in Jerusalem ist der russisch-türkische Krieg 1876 entstanden.

Das Konsulargericht hat die Gerichtsbarkeit in Streitigkeiten nicht nur zwischen den eigenen Konnationalen, sondern auch (in mancherlei Fällen) zwischen türkischen Untertanen und fremden Staatsangehörigen. Die türkische Polizei darf keinen Ausländer fassen, auch nicht bei Vergehen, welche die öffentliche Ordnung und Sicherheit des Staates bedrohen. Auch die Sanitätspolizei kann sich nicht durchsetzen: der Bürgermeister von Konstantinopel will kranke Dirnen kontrollieren, erläßt ein sanitätspolizeiliches Gesetz und läßt die Französinnen usw. verhaften, die sich nicht melden. Sofort interveniert die französische Botschaft: auch die kranken Dirnen dürfen nicht von der türkischen Sanitätspolizei angefaßt werden — — und der türkische Bürgermeister kann die Gesundheit seiner Hauptstadt nicht schützen.

Noch gewichtiger als die juristische „Kapitulation" sind die wirtschaftlichen Machtminderungen. Der Fremde zahlt keinerlei Steuer: er genießt sämtliche Vorteile der Ueberlegenheit gegenüber dem einheimischen primitiven Türken (wie Ausbildung und Verbindung, Geldkraft und Erfahrung), er beansprucht türkische Straßenbauten und Verkehrswege, er verdient große Summen — und er selbst gibt dem türkischen Staat keinen Steuerbeitrag ab. Ein türkischer Finanzminister hat ausgerechnet, daß eine mäßige Gewerbe- und Einkommensteuer samt der Beseitigung des fremden Postrechts genüge, das türkische Budgetdefizit zu decken.

Die Türkei darf ihre Zölle nicht festsetzen, wie sie sie braucht zur Entwicklung ihrer Wirtschaft, sondern wie Europa sie braucht zur Überschwemmung der Türkei mit Waren und zur Schwächung ihres eigenen Landes. Nur ein gleichmäßiger Wertzoll wird gestattet — und wenn er erhöht werden soll, ist auch dazu Vorbedingung die Einmütigkeit der zustimmenden Großmächte, die dann für die Verwendung noch Vorschriften machen: so beispielsweise England, Rußland und Frankreich, daß nichts für den Bau der Bagdadbahn angelegt wird. Auch die Bahnen selbst müssen kilometerweis „konzessioniert" werden: einer befreundeten Macht und gegen die feindlichen Mächte, die dafür dann Gegenleistungen beanspruchen.

Das soll und kann kein vollständiges Bild der Kapitulationen sein, aber dartun, was Moltke meinte, wenn er sagte: „Europa nimmt an der Türkei mehr Anteil, als die Türkei selbst." So sah auch ein französischer Staatsrechtslehrer es richtig, wenn er es aussprach: „Dieses System schädigte und schwächte die Herrschaft der Türkei mehr als der Verlust der wichtigsten Gebiete." Man wird auch verstehen, mit welchem Grund der türkische Auslandsminister zu mir sagte: „Wenn wir halb Rußland und ganz Aegypten eroberten — der Krieg wäre doch verloren, wenn die Kapitulationen bestehen blieben!"

Freilich: mit der bloßen Abschaffung dieser drückenden Fessel aus dem Mittelalter ist natürlich noch nichts Neues erreicht. Die Türkei wird organisatorische und erfahrene und zuverlässige Hilfskräfte für den Aufbau und Ausbau brauchen, und sie will sie auch berufen, damit die internationalen Kapitulationen durch nationale Garantien ersetzt werden.

R. Kuczynski / Unsere Ernährung im zweiten Kriegsjahr

Bei Ausbruch des Krieges hatten wir ziemlich bedeutende Vorräte an Nahrungs- und Futtermitteln im Lande. Obgleich die neue Ernte bereits im Gange war, hatten wir noch für mehrere Monate ausreichend Weizen und Gerste. Unsere Bestände an Zucker, Kaffee und Oelfrüchten waren gar so groß, daß sie den normalen Bedarf für eine weit längere Zeit decken konnten. Wenn unsere Ernährung trotzdem im ersten Kriegsjahr auf Schwierigkeiten stieß, so lag dies vor allem daran, daß die maßgebenden Stellen zunächst nur mit einer kurzen Kriegsdauer rechneten und die Notwendigkeit einer planmäßigen Verwendung der infolge der Unterbindung der Zufuhr doch immerhin beschränkten Nahrungs- und Futtermittel nicht erkannten. Wir waren in der Lage eines Mannes, der gewohnt ist, sorglos aus dem vollen zu leben. Plötzlich fällt ein Teil seiner Einkünfte fort. In naivem Optimismus braucht er seine Ersparnisse auf und ändert trotz verminderten Einkommens seine Wirtschaftsführung nicht. Er hört auch nicht auf die warnenden Stimmen verständiger Berater. Erst nach einem halben Jahre merkt er, wie verkehrt er gehandelt

Digitized by Google

hat. Noch ein paar Monate so weiter, und er hätte vor dem Nichts gestanden. Nun aber richtet er sich planmäßig ein, und er kann, wenn auch unter Entbehrungen, durchhalten.

Sorglos bis tief in den Winter hinein war auch die Ernährungspolitik im Deutschen Reiche: Ausfuhrverbote, die, wie beim Zucker, auf Betreiben der Produzenten und der Händler vorübergehend aufgehoben wurden, Höchstpreise, die, wie beim Brotgetreide, den Gewinn der Landwirte begrenzten, ohne dem Konsumenten preiswertes Brot zu sichern, Verfütterungsverbote, die von zahlreichen Viehhaltern nicht ernst genommen wurden, zaghafte kleine Maßnahmen der verschiedensten Art, die eine durchgreifende Wirkung nicht haben konnten. Die Folge war: am 1. Februar, sechs Monate nach Kriegsausbruch, waren schon etwa zwei Drittel unserer Getreideernte und die inländischen und ausländischen Getreidevorräte, die wir noch aus der Friedenszeit her gehabt hatten, aufgebraucht. Auch unsere Kartoffelbestände waren bereits stark zusammengeschrumpft, und selbst mit Zucker waren wir nicht mehr überreichlich versorgt. Noch ein paar Monate so weiter, und der englische Aushungerungsplan wäre gelungen. Unsere Rettung verdanken wir dem Umstande, daß der Kaiser und der Kanzler auf Grund von Berichten aus militärischen und bürgerlichen Kreisen die volle Tragweite der erschreckenden Ergebnisse der Getreideaufnahmen erkannten und so noch in zwölfter Stunde eingreifende Maßnahmen getroffen wurden. Die Getreide- und Mehlvorräte wurden beschlagnahmt. Durch Brotkarten wurde eine gleichmäßige Zuteilung des wichtigsten Nahrungsmittels, wenn auch in knappen Rationen, gesichert. Die kargen Vorräte an Hafer und Gerste wurden ähnlich planmäßig verwertet. Die übergroßen Schweinebestände wurden vermindert. Auch die Kartoffeln reichten schließlich aus — allerdings nicht so sehr infolge der halben Maßnahmen der Regierung, als durch den glücklichen Zufall, daß die Ueberwinterung wider Erwarten ungewöhnlich günstig verlaufen war.

Im zweiten Kriegsjahr war unsere Lage von vornherein teils besser, teils schlechter. Sie war besser, weil wir durch die bitteren Erfahrungen des ersten Kriegsjahres viel gelernt hatten. Sie war schlechter, weil uns die beträchtlichen Vorräte, mit denen wir in das erste Kriegsjahr getreten waren, fehlten. Wir sind also jetzt nahezu vollständig auf unsere eigene Erzeugung angewiesen, müssen die ausländische Zufuhr im wesentlichen entbehren und haben auch keine nennenswerten Bestände aus der vorjährigen Ernte, auf die wir zurückgreifen könnten. Dazu kommt, daß die diesjährige Ernte, namentlich für Getreide, Heu und Zuckerrüben, geringer war als gewöhnlich. Wir werden sicherlich auch dies Jahr durchhalten können, aber wir müssen uns noch weit sorgfältiger als im ersten Kriegsjahr vor Verschwendung hüten und müssen weit rücksichtsloser an das große Ganze denken und größere Opfer fordern, nicht nur von den Konsumenten.

Brot.

Mit Brotgetreide sind wir für die menschliche Nahrung auskömmlich versorgt. Im Durchschnitt der beiden letzten Friedensjahre 1912/13 betrug unsere Ernte annähernd 17 Millionen Tonnen, im Jahre 1914 etwa 14¾ Mill. To.; für 1915 wird sie von der Reichsgetreidestelle auf 11 bis 14 Mill. To. geschätzt. Das erscheint wenig, wenn man bedenkt, daß wir 1912/13 trotz großer Ernten 1 Mill. To. mehr eingeführt als ausgeführt haben. Indes haben wir in jenen Friedensjahren 3—4 Mill. To. Brotgetreide verfüttert, wir haben das Korn im allgemeinen nicht stark ausgemahlen, und wir haben endlich eine gewisse Verschwendung mit Mehl und Brot getrieben. Diese Gepflogenheiten, die im Frieden unbedenklich waren, in den ersten Kriegsmonaten aber sehr schädlich wirkten, sind nun für das neue Erntejahr durch vortreffliche Verordnungen von vornherein unterbunden worden.

Durch die Bundesratsverordnung vom 28. Juni wurde das im Reiche angebaute Brotgetreide „mit der Trennung vom Boden für den Kommunalverband beschlagnahmt, in dessen Bezirk es gewachsen ist". Die Reichsgetreidestelle erhielt „die Aufgabe, mit Hilfe der Kommunalverbände für die Verteilung und zweckmäßige Verwendung der vorhandenen Vorräte zunächst für die Zeit bis zum 15. August 1916 zu sorgen".

Durch Verordnung vom gleichen Tage wurde die Verfütterung von Brotgetreide und Mehl, die im Oktober v. J. für die alte Ernte untersagt worden war, auch für die neue Ernte verboten. Durch Bekanntmachung vom 21. August wurde dazu ergänzend bestimmt, daß der Kommunalverband an Hinterkorn (das sind vor allem die minderwertigen Körner, die beim Reinigen der Frucht ausgeschieden werden) innerhalb seines Bezirks an landwirtschaftliche Unternehmer nur bis zu 3 Proz. des nach der Ernteflächenerhebung von ihm angegebenen Ernteerträgnisses zur Verfütterung freigeben darf. Eine grundsätzliche Durchbrechung des Verfütterungsverbotes erfolgte dann allerdings durch die Bundesratsverordnung vom 2. Oktober, nach der die Reichsgetreidestelle Brotgetreide, das ihr gehört, zu Futterzwecken verschroten lassen kann. Indes sollen zunächst nicht mehr als 300 000 To. hierzu verwendet werden, so daß eine ernste Gefahr einstweilen aus dieser Maßnahme nicht droht.

Die Bekanntmachung vom 21. August regelte auch die Ausmahlung des Brotgetreides. Sie milderte zwar die bestehende Bestimmung, nach der seit dem 11. Januar Roggen mindestens bis zu 82 Proz., Weizen mindestens bis zu 80 Proz. durchzumahlen waren, aber sie schrieb doch vor, daß vom 1. September ab beide Getreidearten mindestens bis zu 75 Proz. auszumahlen seien, und sichert damit immerhin eine wesentlich stärkere Ausnutzung des Brotgetreides für die menschliche Ernährung, als in den letzten Friedensjahren und in den ersten Kriegsmonaten üblich war. Die Milderung der Bestimmungen erfolgte vor allem, um den Abfall an Kleie als Viehfutter zu steigern. Sie ermöglichte aber zugleich die Herstellung eines schmackhafteren und für manche Menschen bekömmlicheren Brotes. Die Vorschriften über die Verwendung von Kartoffeln bei der Herstellung von Roggenbrot und über die Mischung von Weizen und Roggen bei der Herstellung von Weizenbrot wurden beibehalten.

Dieselbe Bekanntmachung vom 21. August enthält auch die seit dem September gültigen Bestimmungen über die Zuteilung von Mehl und Brot. Die Mehlmenge, die täglich auf den Kopf der Zivilbevölkerung verbraucht werden darf, wird einschließlich der Zulage für die schwer arbeitende Bevölkerung auf 225 Gramm festgesetzt. „Die Menge, die ein Selbstversorger (landwirtschaftlicher Unternehmer) verwenden darf, wird auf den Kopf und Monat auf 10 Kg. Brotgetreide festgesetzt. Dabei entsprechen einem Kilo Brotgetreide 750 Gramm Mehl." Wir sind damit im wesentlichen wieder auf die ursprüngliche Ration vom 9. Februar von täglich 225 Gramm für die versorgungsberechtigte Bevölkerung (ab 15. März 200 Gramm, ab 14. Juni 220 Gramm) und von monatlich 7,2 Kilogramm für die landwirtschaftliche Bevölkerung zurückgekehrt. Zum Vergleich sei darauf hingewiesen, daß wir in Friedenszeiten durchschnittlich täglich 340 Gramm Mehl verzehrten. Wir müssen also durchschnittlich 30 Proz. unseres gewohnten Verbrauchs entbehren.

Digitized by Google

Allerdings haben wir dafür die Gewißheit, mit unserem Brotgetreide auszukommen. Nach den Berechnungen der Reichsgetreidestelle werden benötigt: für Saatgut 1,4 Mill. Tonnen, für die Zivilbevölkerung 7,3 Mill. To., für Heer und Flotte 1,9 Mill. To., für Kriegsgefangene 0,5 Mill. To.; dazu kommen für gewerbliche, auch meist Nahrungszwecke (Grieß, Teigwaren) 0,3 Mill. To., für Hinterkorn 0,5 Mill. Tonnen, für Verschrotung 0,3 Mill. To. Der Gesamtbedarf stellt sich danach auf 12,2 Mill. To. Da wir mit einem Bestand von 0,7 Mill. To. in das neue Erntejahr getreten sind, da wir ferner immerhin eine geringe Zufuhr vom Ausland haben, und da endlich nicht alle Brotkarten aufgebraucht werden, könnten wir selbst bei einer Ernte von nur 11 Mill. To. auskommen. Sollte aber die Bestandsaufnahme vom 15. November ein günstigeres Ergebnis liefern, so müßte die immerhin karge Brotration alsbald erhöht werden. Dies ist viel dringlicher als eine weitere Freigabe von Brotgetreide zur Viehfütterung.

Allgemeine Höchstpreise sind lediglich für das Getreide vorgesehen, und zwar darf laut Bekanntmachung vom 23. Juli der Preis für die Tonne inländischen Roggens aus der Ernte 1915 beim Verkauf durch den Erzeuger je nach der Gegend 215 bis 230 M. nicht übersteigen. Der Höchstpreis für Weizen ist um 40 M. höher angesetzt. Vom 1. Januar 1916 ab steigen die Höchstpreise am 1. und 15. jeden Monats um 1,50 M. für die Tonne. Diese Höchstpreise sind etwa die gleichen wie die am 4. November 1914 in Kraft getretenen. Sie sind um etwa ein Viertel bis ein Drittel höher als die Preise vor Ausbruch des Krieges und zugleich höher als im Durchschnitt jedes einzelnen Jahres seit 1873. Berücksichtigt man aber, daß die Landwirte diesmal nur eine verhältnismäßig geringe Ernte und diese unter erheblichen Schwierigkeiten hereingebracht haben, so erscheinen die gegenwärtigen Preise für Brotgetreide durchaus berechtigt.

Da anderseits keine allgemeinen Höchstpreise für den Kleinhandel in Mehl und Brot festgesetzt wurden, sind die Preise dieser Waren von Ort zu Ort außerordentlich verschieden. Neben Städten, in denen Mehl und Brot auch im Krieg verhältnismäßig billig sind, gibt es andere, in denen die Bevölkerung diese wichtigsten Nahrungsmittel nur zu hohen Preisen erstehen kann. Das ist außerordentlich bedauerlich. Es ist nicht einzusehen, warum bei einem Roggenpreis von 21½ bis 23 Pf. das Kilo Roggenbrot in Görlitz 30 Pf., in Magdeburg 31 Pf., in Leipzig und Chemnitz 33 Pf., in Breslau 34 Pf., aber in Bremen, Lübeck und Köln 45 Pf., in Aachen und Stuttgart 48 Pf., in Hamburg und in Tilsit 50 Pf., in Emden 60 Pf. kostet. Die Bevölkerung kann verlangen, daß sie das Kilo Roggenbrot überall für 35 Pf. erhalte, und es wird nachgerade Zeit, die aufreizenden Unterschiede in den Brotpreisen zu beseitigen.

Fortsetzung folgt.

Otto Weltzien / Großniederdeutsche Stimmungen

Ab und zu hört man auch in diesem Kriege von den Niederdeutschen. Dann einmal ist die Rede von ihren Taten vor dem Feinde. Dann wohl gar davon, daß eine Reihe der besten deutschen Führer, z. B. Emmich, Beseler, Kluck, Linsingen, Mackensen, Hindenburg selber, Niederdeutsche sind. Endlich kommt sozusagen über Belgien Kunde von den Niederdeutschen; die Namen geben sie ab. Und selbst die Ereignisse im fernen Südafrika waren und sind manchem aus dem Grunde doppelt interessant, weil es Niederdeutsche sind, die dort im Vordergrunde stehen.

Die Seite der Sache freilich, die wir oben andeuteten, eine „niederdeutsche Frage" liegt in dergleichen Einzelzügen nicht unmittelbar an der Oberfläche. Sie entwickelt sich gewissermaßen erst daraus. Indem vor den Augen des näher am niederdeutschen Sinn interessierten Beschauers kleine Einzelzüge sich zu einem Ganzen zusammenfügen oder, um es so zu sagen, zusammengeführt sehen, wird das zur Tatsache, was in der Ueberschrift gekennzeichnet worden ist. Die Frage taucht auf, welche Bedeutung jetzt oder in naher Zukunft der niederdeutsche Gedanke hat oder erlangen kann.

Der niederdeutsche Gedanke! Ich glaube sagen zu können, daß zunächst allgemein gegenüber dem Begriff von einer gewissen Unterlassungsschuld gesprochen werden kann. Niederdeutsches!? Was ist das eigentlich? Ist's eine niedere, niedrige Erscheinung am großdeutschen Baume? Oder was soll's damit?

Es ist nicht etwa eine Seltenheit, sondern — zum mindesten dann, wenn es auf Wesentliches ankommt — die Regel, daß so oder ähnlich gefragt wird. Die Kenntnis der Eigenart des Niederdeutschen, seiner Geschichte und Bedeutung kann kaum irgendwo weniger verbreitet sein als in Deutschland. Der Deutsche kennt zwar der Regel nach einen gewissen Fritz Reuter aus diesem oder jenem seiner Werke, hat auch wohl einmal von Klaus Groth, dem „Quickborn" und Aehnlichem gehört. Aber im ganzen genommen hat das seinen Gleichmut gegenüber den niederdeutschen Dingen nicht weiter beeinflussen können. 'ne unbedeutende Dialektsache, sagt er sich und stapft weiter zu anderem, etwa zur Vierbankstrategie oder — wer weiß — zu noch wichtigeren Tätigkeiten.

Eine Beschäftigung mit niederdeutschen Fragen kann allgemein davon ausgehen, daß die landläufige Anschauung über das Niederdeutsche: daß es bedeutungsloser Dialekt sei, falsch ist. Das Niederdeutsche steht durchaus ebenbürtig neben dem Ober-, dem Hochdeutschen. Es ist eine unter mehreren westgermanischen Stammsprachen, soviel man sieht, diejenige, die aus dem Altsächsischen das ursprüngliche Sprachgut am treuesten bewahrt. Das Hochdeutsche unterschied sich von ihm erst nach der zweiten Lautverschiebung im 6. Jahrhundert erheblich — nicht im Sinne der Treue gegen überkommenes Erbe seitens des Hochdeutschen. Im wesentlichen seit dem 16. Jahrhundert erlangte das Hochdeutsche das entscheidende Uebergewicht; seitdem trat allerdings das Niederdeutsche zurück, so weit zurück, daß es dem flüchtigen Beschauer wohl passieren kann, „Plattdütsch" für eine Art verkommenes, zurückgebliebenes Bauerngut zu halten.

Trotzdem so die Bedeutung des Niederdeutschen eingeengt wurde, blieb der Kreis des niederdeutschen Volkstums doch weitgespannt. Man muß sich da immer wieder vor Augen halten, wovon die Niederdeutschen innerhalb des Zeitraums älterer deutscher Geschichte ausgingen, was sie leisteten. Als ihr Kernbau darf Niedersachsen angesehen werden. Dort war es, wo einst Varus mit seinen römischen Legionen vernichtet wurde. Die Sachsen waren es, die unter Wittekinds Führung dem Großen Karl widerstanden bis zum Zerbrechen unter dessen Uebermacht. Von dort aus ist nicht nur das gewaltige Werk der Germanisierung des Ostens, die Herrschaft der Hansa über die Meere ausgegangen. Auch der Westen hat niederdeutsche Kräfte an sich gezogen. Der Uebermacht Karls des Großen weichend,

Digitized by Google

sind Niederdeutsche in das „französische Schwemmland" in der Nordwestecke des europäischen Festlandes gezogen und haben dort in Vlandern (so, nicht als „Flandern" stellt sich die zugleich wissenschaftlich richtige und landesübliche Schreibweise dar), in Holland mit Franken und Friesen den Zweig des niederdeutschen Volkstums begründet, den wir gegenwärtig als vlämisch-holländischen Teil der Niedersachsen weit im Westen und noch weiter hinaus in Südafrika wirken sehen.

Aus solcher räumlichen Dehnung des Niederdeutschen erwächst in unseren kampfdurchtobten Tagen das großniederdeutsche Problem.

Es kommen da zwei verschiedene Ausprägungen des gleichen Grundgedankens in Frage.

Einmal etwas Internes, eine Angelegenheit der Niederdeutschen als, wenn man will, in sich abgeschlossener Sprachgenossenschaft. Dann ein weiteres, eine im letzten Grunde politische, politisch begrenzte Möglichkeit: die (denkbare) Fähigkeit des niederdeutschen Volkstums, in der großen Politik der Zukunft irgendwie eine Rolle zu spielen.

Wenn vorerst die Sprachfrage ins Auge gefaßt wird, so darf da nicht verkannt werden, daß einer einheitlichen oder einheitlicheren Wirkung des Niederdeutschen bedeutende Hindernisse im Wege stehen. Man denke an die Lage in Deutschland! Hier liegt es offenkundig so, daß das Niederdeutsche sehr wohl auf gewissen kulturellen Gebieten als Sprache Bedeutung haben kann. Eine gute Dichtung ist hier gediehen, kann weiter für sich wachsen. Freilich bleibt ihr Wirkungskreis begrenzt. Vor allem kann sie im Westen, bei den Vlamen nicht durchkommen, zum wenigsten nicht ohne bewußte, tiefgreifende Aenderungen. Umgekehrt genau so! Das Vlämische weist so erhebliche fränkische Teile auf, daß es im gemeinniederdeutschen Volke nicht ohne weiteres verständlich wird, zumal dann, wenn es schriftlich fixiert ist. So führen hinüber und herüber vorderhand zwar beachtenswerte Verbindungen; aber ein bemerkenswertes Vorankommen auf dem Wege etwa, den das Moltkesche „Getrennt marschieren, vereint schlagen" bezeichnet, ist bis auf weiteres nicht garantiert. Gewiß wird es hier und da erstrebt, z. B. von Norddeutschland aus. Die Wirkungen aber, die bislang davon aus Vlandern hier spürbar wurden, lassen kaum auf schnelle Volkstümlichkeit solcher Ideen überall und unbedingt schließen.

Man möchte sagen: selbstverständlich gilt ein gleiches für jetzt vom Politischen, von der einheitlichen Wirkung des niederdeutschen Gedankens in der Welt. Die Möglichkeit solcher Wirkungen ist da! Nie lag sie so nahe wie jetzt. Nie kam ihr so viel Bedeutung zu. Nie allerdings auch konnte der Sache so sehr, wie unter gegenwärtigen Verhältnissen, durch vorzeitigen Aberwitz geschadet werden. Jeder Schritt weiter auf diesem Boden ist im Augenblick vom Uebel! Nur das eine gelte: Wenn einmal die ganze Kraft, die ganze Zähigkeit und Treue niederdeutscher Wesenheit einheitlich für einen Staat oder Staatenverband wirksam sein kann, dann wird sich die Bedeutung des niederdeutschen Elements nachdrücklich offenbaren. Diese Bedeutung kann, zumal in Rücksicht auf die landesübliche Geringschätzung des „Plattdütschen", nicht leicht überschätzt werden. Hoffen wir, daß sich das noch einmal zum Segen Deutschlands auswächst. Hoffen wir, daß der Tag kommt, der Raum schafft für verstärkte Gemeinsamkeit alles Niederdeutschen in kultureller und auch in politischer Beziehung.

P. Hoche / Der Krieg und der Nachwuchs im Handwerk

Dieser gewaltigste aller Kriege hat starke Lücken in die meisten unserer Betriebe gerissen. So viele Meister und Gesellen sind zu den Fahnen gerufen worden, und selbst von den Jüngsten im Handwerk hat sich mancher freiwillig als Kämpfer gemeldet. Es ist die ganz natürliche Folge, daß bei diesen stark gelichteten Reihen der Arbeitskräfte manche Werkstätten nur mit Mühe offen gehalten, andere dagegen nach und nach geschlossen werden mußten. Die ungeahnte Länge des Krieges zwang dazu. Gehen wir durch die Straßen der Großstadt, so treffen wir so manche geschlossene Werkstatt, leer und still ist's hinter den Fenstern, und an den Scheiben spricht der Zettel: Zum Heere gerufen! In anderen gewerblichen Betrieben hat man sich damit geholfen, daß viele ungelernte und besonders weibliche Kräfte eingestellt wurden, sie konnten deshalb durchhalten. Beim Handwerker ist das nicht möglich. Hier können ja doch nur Leute gebraucht werden, die die Facharbeit verstehen. In manchen Fällen wird es höchstens noch möglich sein, daß die Frau unter dem Beistand eines älteren Gesellen den Betrieb notdürftig weiterführt.

Es ist ohne weiteres klar, daß der Krieg seine Wirkungen auch auf das Lehrlingswesen ausübt. Viele von den Lehrlingen mußten notgedrungen ihre Stelle aufgeben, andere taten es vielleicht freiwillig, weil sie nicht unter dem Gesellen weiterlernen wollten. Nicht alle von ihnen haben sich eine andere Werkstatt gesucht, viele haben sich dagegen anderer Arbeit zugewandt. Die Gelegenheit war ja auch so günstig. Ueberall, an der Post, in den Fabriken, auf dem Felde wurde nach Arbeitskräften gerufen; man fand bald eine geeignete Beschäftigung und wurde auch gut bezahlt. Gute Bezahlung! Sie bildete einen Hauptanziehungspunkt in der jetzigen Zeit, wo alles so überaus teuer wurde. Zudem empfand es der Lehrling meist angenehm, der heilsamen, aber strengeren Zucht des Lehrherrn, der Lehrfrau entgangen zu sein, er freute sich der neuen Freiheit. Wären die Väter alle zu Hause, so wäre jedenfalls noch mancher Lehrling in eine neue Lehre getan worden; aber so sind die Mütter allein zu Hause, und sie haben häufig nicht die Festigkeit, ihrem Sohne entgegenzutreten und das durchzusetzen, was seinem wahren Besten dient.

Die Folge des Krieges wird also ein vermehrter Lehrlingsmangel sein. Es bestand leider schon vor dem Kriege eine gewisse Flucht aus dem Handwerk. Oft waren es wirtschaftliche Gründe, die kurzsichtige Eltern verhinderten, ihren Sohn einem tüchtigen Meister in die Lehre zu geben; häufig sträubte sich der Junge auch selber, weil er freier sein wollte und bei den Eltern keinen rechten Widerstand fand. Sehr viel lag der Lehrlingsmangel aber auch in der einseitigen Ueberschätzung der Berufe mit Kopfarbeit und in der Geringschätzung der Handarbeit begründet. Wie vielen Eltern deuchte es nicht bei weitem vornehmer, ihren Sohn dem Beamtenstande als einem aussichtsreichen Handwerk zuzuführen.

Es ist sicher, daß sich fürs erste der Lehrlingsmangel nach dem Kriege recht fühlbar machen wird. Denn jetzt während der Kriegszeit treten noch weniger junge Leute ins Handwerk ein, zumal es ja nicht an gut bezahlter Arbeit fehlt. Das ist aber keine gute Aussicht für die Zukunft. Denn wir brauchen gerade in den kommenden Zeiten einen tüchtigen Handwerkerstand. An den Krieg mit den Waffen wird sich der wirtschaftliche heiße Kampf anschließen, und der wird mit von dem Volke gewonnen werden, das die besten Waren herstellen wird. Zudem wird Deutschland gerade nach dem Kriege doppelte

Digitized by Google

Anstrengungen machen müssen, um diejenigen Absatzgebiete neuzuerobern, die es in diesen Zeiten leider verloren hat. Dabei hilft aber nicht die Macht der Diplomatie, da spricht auch weniger Zu- und Abneigung der Völker mit, da entscheidet letzten Endes allein die Ware selber.

Auch im Inlande selbst wird es nach dem Kriege viel zu tun geben. Es folgen nach dem Kriege in der Regel Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs. Es werden Aufträge gegeben, mit denen jetzt zurückgehalten wurde, Bedürfnisse befriedigt, die man jetzt nicht erfüllte, das Geld in Umsatz gebracht, das der Krieg hier und da aufhäufte.

Es wird also nach dem Kriege eine starke Nachfrage nach tüchtigen Arbeitskräften herrschen, zumal da viele von den Meistern und Gesellen nicht mehr in die Werkstätten zurückkehren oder weil sie unfähig sein werden, ihren Beruf auszuüben. Auf allen Gebieten wird der Mangel eintreten. Vor dem Kriege geschah es, daß einzelne Modehandwerke wie Feinmechaniker, Maschinenbauer u. a. überlaufen wurden. Es mußte vor ihnen — und mit Recht — gewarnt werden. Das wird in Zukunft nicht nötig sein. Die Zentralstelle für Lehrstellenvermittlung in Berlin weist darauf hin, daß in absehbarer Zeit alle Handwerke zu empfehlen seien, daß sie alle ihren Mann nähren werden.

Der Krieg hat bestätigt, daß die Wichtigkeit einer starken, in sich gesund aufgebauten Landwirtschaft nicht überschätzt werden kann; er hat aber auch ebenso nachdrücklich darauf hingewiesen, wie bedeutungsvoll die gute Handarbeit ist. Warum haben sich Deutschlands Industrie und Handwerk so schnell in die neuen Verhältnisse einstellen können, warum konnten wir in kurzer Zeit den ungeheuren Heeresbedarf selbst genügend herstellen? Weil wir genügend kluge Köpfe und viele geschickte Hände hatten. Jawohl, unser Handwerkerstand hat unsere Siege auch miterfochten, und es wird nicht der geringste Segen des Krieges mit sein, daß er uns den Wert der Handarbeit mitschätzen lehrte.

Alle in Betracht kommenden Stellen müssen es sich nach dem Kriege angelegen sein lassen, dem Handwerk einen neuen Zustrom von Kräften zuzuführen. Behörden, Presse, Schule, Beratungsstellen müssen alle dabei helfen. Da der wirtschaftliche Gesichtspunkt eine große Rolle spielt, wird es zu erwägen sein, ob den Lehrlingen nach einiger Zeit nicht schon eine kleine Entschädigung zu gewähren wäre. Das zöge sicher viele an. Sind doch in der letzten Zeit schon manche Meister dazu übergegangen, den jungen Leuten ein gewisses Taschengeld zu gewähren. Der Krieg dürfte aber auch hier wie in vielen anderen Dingen neue Verhältnisse herbeiführen. Die Hauptforderung heißt jedenfalls: Dem Handwerke ein tüchtiger und zahlreicher Nachwuchs.

Leon Suleiman / Der französische Einfluß in Syrien

In den bewegten Julitagen des Jahres 1914 wurde auch ein Artikel in der „Revue Politique et Parlamentaire“, betitelt „La question Syrienne“, von Joseph Aulneau, von den hochgehenden Wogen verschlungen, der sonst in Deutschland zweifelsohne größere Beachtung gefunden hätte. Man war lange Zeit daran gewöhnt, Syrien als eine besondere Domäne Frankreichs anzusehen. Mehr noch als im ganzen Orient überhaupt nahm in Syrien die französische Sprache und Kultur eine überragende Stellung ein. Die Protektion der heiligen Stätten wie die seit 1860 dem Libanon direkt unter französischer Fahne erteilte Autonomie, das ziemlich weitverzweigte französische Eisenbahnnetz von über 900 km und vor allem das ausgedehnte Schulwerk wie ihre großzügig geleiteten Wohltätigkeitsanstalten schienen in Wirklichkeit den arabischen Teil der Türkei den französischen Bestrebungen in Syrien ganz und gar geneigt zu machen. Unter den Schulanstalten, um nur die bedeutendsten zu nennen, ragen die medizinische Fakultät in Beirut, die noch ausgebaut werden sollte, das Collège Augier in Beirut, Collège Osmanié, die Schulen der Alliance in Damaskus, Aleppo, Beirut hervor. Der Verfasser des Aufsatzes hat recht. Kein Land ist in seiner Kulturtätigkeit im Orient so weit gegangen wie Frankreich, wenn auch der russische Einfluß in Palästina wie — nach dem Bagdadbahn-Abkommen mit Deutschland im Jahre 1911 — auch im Nordosten der Türkei nicht zu unterschätzen ist. Ebenso gingen Frankreichs Bundesgenossen Italien und auch England zu weitgehender Betätigung ihrer Kulturbestrebungen in diesem Gebiete über. Frankreich meinte aber diese nicht fürchten zu brauchen. „La Syrie est française de coeur“, heißt es da, Syrien ist im Herzen französisch. Und außerdem hatte doch auch Sir Edward Grey wiederholt im Unterhause (Dezember 1912 und 17. März 1914) die besondere Stellung Frankreichs in Syrien hervorgehoben. Ueberschreiten doch die französischen Schulen allein in Syrien die beachtenswerte Zahl von 500, die eine Schülerzahl von 45 000 Köpfen täglich bearbeiten und für französische Zwecke vorbereiten. Demgegenüber bestehen in diesem Gebiete, also in den Wilajets Beirut und Jerusalem je 8 deutsche Bildungsstätten mit insgesamt 1200 Schülern.

Die Folgen dieser großzügigen kulturellen Tätigkeit sind, wenn auch nicht so bedeutungsvoll für die Franzosen, wie sie vor dem Kriege annahmen, so doch sicher nicht zu unterschätzen. Es ist keine Uebertreibung, wenn der Autor meint, daß alle französischen Feste mit großem Flaggenschmuck in Syrien gefeiert werden. Die Tätigkeit Frankreichs in Syrien war gewiß groß angelegt und zielbewußt, und es ist daher nicht weiter verwunderlich, daß die arabische Absonderungsbewegung ihren Sitz in Paris gefunden hatte. Wenn auch Frankreich gegen eine Aufteilung der Türkei sich auszusprechen pflegte, so geschah dies doch schließlich nur in der Angst vor dem englischen Rivalen. „Unser ältester Wettbewerber in Syrien ist England“, so heißt es in dem französischen Aufsatz noch zwei Wochen vor Ausbruch des Krieges, der Frankreich in Waffenbrüderschaft an die Seite Englands brachte.

Frankreich wußte, daß es bei einer Aufteilung der asiatischen Türkei in einen Konflikt mit England, vielleicht auch mit Rußland und Italien geraten müsse. Denn alle Herrscher Aegyptens seit Ptolemäus strebten unablässig danach, sich in den Besitz von Syrien zu setzen, um sich die Zugangs- und Absatzwege des Euphrat und Indiens zu sichern; wieviel mehr aber England, welches Aegypten und Indien beherrscht. Zudem beunruhigte Frankreich auch die Tatsache, daß eine große Anzahl von Syrern in Aegypten wohnen und dort hohe Stellen in der Verwaltung und im Geschäftsleben bekleiden. Die arabischen Muselmanen aus Algerien aber malten die französische Herrschaft in den Berberstaaten mit den schwärzesten Farben aus. Und deshalb hatte auch der französische Deputierte George Leygues in der Kammer, nicht ohne sich eine starke Zurückhaltung aufzuerlegen, aussprechen dürfen: „Die französische Politik im Bereich des Mittelmeeres ist keine Politik des Ehrgeizes, aber sie kann nicht sein und wird niemals sein eine Politik der Entsagung.“

Nun hat sich durch den Krieg ja manches geändert. Der Erbfeind Frankreichs ist zum Bundesgenossen geworden. Wieweit sich dadurch die englische Rivalität in Syrien in eine die französischen Interessen unterstützende Kraft verwandelt hat und auch für die Dauer als solche bewähren wird, muß ja noch abgewartet werden, hängt jedoch nicht bloß vom Ergebnis des Krieges ab. Die Hoffnung aber, die Frankreich auf das „ganz von Herzen französisch gewordene Syrien“ gesetzt hat, ist gründlich fehlgeschlagen. Die große Liebe zu Frankreich, die in Syrien geherrscht haben soll, hat der Vaterlandsliebe des muselmanischen Volkes und seiner Anhänglichkeit an den Kalifen nicht im geringsten geschadet. Auch die englische Hilfe hat Frankreich nicht dazu verholfen, seinen Ränkeplänen in Syrien nennenswerten Vorteil zu verschaffen.

Digitized by Google

An französisch-englischer Wühlarbeit hat es in Syrien, wenn sie auch lange nicht an diejenige Rußlands in Armenien heranreichte, während des Krieges gewiß nicht gefehlt. (Man lese die Berichte der Tageszeitung „Hacheruth" in Jerusalem.) Sie hatte aber keine andere Folge, als daß sie einige Männer, denen man etwas von einer glänzenden arabischen Autonomie in Syrien vorgegaukelt hat, vor den Richterstuhl führte. Hiermit aber findet auch der große französische Einfluß in Syrien vielleicht für ewig sein Ende.

Dieser Krieg hat also für Frankreich noch andere, in Zahlen kaum auszudrückende Werte zerstört, von deren Verlust es auf Jahrzehnte hinaus sich nicht wieder wird erholen können. Werte, die von der ganzen französischen Nation Stein auf Stein in mühevoller Tätigkeit von Jahrhunderten aufgebaut wurden, gehen auch ohne Kanonendonner für Frankreich verloren. Die Vorherrschaft der französischen Sprache und Kultur in Syrien brachte auch, abgesehen von der moralischen Bedeutung, die ein solcher Einfluß auf ein fremdes Land für das eigene Volk hat, nennenswerte Vorteile für den französischen Handel im Orient. Der weitverbreitete und tiefverzweigte französische Levantehandel beruht, wie jedermann weiß, nicht auf der Ueberlegenheit und Konkurrenzfähigkeit der französischen Industrie, sondern ist lediglich ein Ausfluß dieser Kulturtätigkeit, die das Land der Araber in andauernde Beziehungen zu Frankreich gebracht hat, ihm den französischen Geschmack einflößte und durch die Kenntnis der französischen Sprache die wirtschaftlichen Beziehungen zu Frankreich erleichterte.

Wer es aber erlebt hat, wie eifrig die türkische Regierung an der Arbeit ist, mit dem französischen Einfluß in Syrien aufzuräumen, und wie sehr außerdem noch diese Maßnahmen der Regierung von der nationalen Volksbewegung in Syrien aufs sympathischste unterstützt werden, der weiß, daß Frankreich hier alles verloren hat und verlieren mußte, weil es die russischen Hoffnungen auf Konstantinopel sowohl wie die englischen auf den Landweg nach Indien gegen die Türkei unterstützte.

Deutschland kann aber jetzt unmöglich die Rolle des Zuschauers in Syrien spielen. Je mehr den französischen Missionsschulen die Türen verriegelt werden, je mehr die französischen Institute aller Art sich freiwillig oder unfreiwillig zurückziehen, je mehr diese bis in die letzte Zeit fast einzigen Bildungsstätten des Orients den Arabern in naher Zukunft verschlossen bleiben werden, desto mehr erwächst für das größere Deutschland die Aufgabe, diese im Leben des arabischen Volkes in Syrien entstandene geistige Lücke in großzügiger Weise rasch auszufüllen. Die tiefgehenden Wurzeln der französischen Kultur in Syrien können nur durch eine ernstliche, nach einem großen Plan ausgeführte deutsche Kulturmission hier wie in der gesamten Türkei untergraben werden. Denn noch lange wird die Türkei nicht in der Lage sein, die französische Kulturarbeit aller Art, und war sie auch von mittlerer Qualität, allein zu bewältigen. Hierzu fehlt noch sehr vieles. Neben der schon jetzt so erfolgreichen militärischen Mission, neben der wirtschaftlichen Erschließung des Landes harrt des Deutschtums im Orient eine Kulturaufgabe, der es sich in nicht allzu später Zeit wird gewachsen zeigen müssen, um seine Erfolge auf den Kriegsschauplätzen auch nach dieser Richtung hin zu sichern. Der Wille ist beim deutschen Volke überall anzutreffen, auch sind bereits die nötigsten Organisationen ins Leben gerufen worden, und nun folge die Tat.

Der wirtschaftliche Einfluß Deutschlands ist gerade im letzten Jahrzehnt dermaßen gewachsen, daß er mit eiserner Notwendigkeit über kurz oder lang das deutsche Volk auch zu jener Kulturarbeit gezwungen hätte. „Denn andererseits," heißt es in jenem französischen Artikel, „ist die deutsche Konkurrenz auf dem Gebiete des Handels in hohem Maße drohend. Ihre Handelsreisenden sind zahlreicher, tätiger, verkaufen auch ihre Ware billiger als unsere. . . . Deutschland wird noch eines Tages die Beherrscherin des Handels in Syrien werden. Der deutsche Handel wird unterstützt durch seine Flagge, die von den Dampfern der Deutschen Levante-Linie getragen wird, durch die Kreditinstitute in Beirut, Alexandrette, Jaffa und Jerusalem. Mit der Konzession zum Hafenbau in Alexandrette, welcher Beirut große Konkurrenz machen wird, durch die Eisenbahn, die diesen Hafen mit Bagdad verbinden wird, sowie durch die Bagdadbahn selbst, welche die direkteste Linie zwischen dem Indischen Ozean und dem Mittelländischen Meer werden wird, ist Deutschland Herr der Zugänge, welche zum Meer und zum Hinterland führen, und so wird es seine wirtschaftliche Hegemonie über Syrien und Mesopotamien ausüben können." Dies keimte schon vor dem Kriege. Es ist nicht schwer, sich auszudenken, welche Früchte dem siegreichen Ausgang des Krieges nun erwachsen werden. Mehr Früchte, mehr Arbeit!

Fritz Hellwag / Unerwünschtes Kriegs-Kunstgewerbe

In harten Kriegszeiten, jetzt wie stets, müssen alle Künste, auch die angewandten, vor notwendigeren Bedürfnissen des Tages zurückstehen. Alle Bemühungen der Kunstpfleger beschränken sich, auf den ihnen anvertrauten Gebieten mindestens das Beste zu erhalten und für die Treuesten ihrer Getreuen den innersten, den schönsten Kern, der einfach nicht sterben *darf*, herauszustellen und zu schützen. Dieses Häuflein Berufener bringt willig jedes Opfer, das es nur irgend leisten kann. Aber die große Menge hält andere Interessen für wichtiger und will vorerst von Kunst wenig wissen. Insofern kann man auch die *gute* Kunst als zurzeit „unerwünscht" bezeichnen.

Ich will aber von einer anderen „Kunst" berichten, die sich jetzt überall breit macht und von den allmählich wiedererwachenden ästhetischen Bedürfnissen als gut genommen werden wird, weil sie sich laut als „nationale", als „in unserer Zeit geborene" anpreist. Dieses unerwünschte Kunstgewerbe (denn um angewandte Kunst handelt es sich zumeist) wird entweder von gewissenlosen Händlern oder Fälschern, die sich abhetzen, um die Konjunktur auszunutzen, auf den „Markt" geschleudert, oder von Wohltätigkeitsverbänden aus allerbesten (aber ethischen) Beweggründen hervorgerufen und dann leider ganz wahllos gefördert. Zu der ersten Sorte gehören Kriegsandenken, die den wüstesten Schlamm der Fabrikanteninstinkte an die Oberfläche gebracht haben; zur anderen Art die, ich wiederhole es: in ehrenwertester Absicht veranlaßten Beschäftigungserzeugnisse unserer Kriegsbeschädigten, die in vollkommener Verkennung des Begriffes als „Kunstgewerbe" vertrieben und, wiederum aus ethischen Motiven, gekauft und gläubig als Kunstgewerbe genommen werden.

Die Kriegsandenken 1914/15 zeigen uns auf einem viel, viel tieferen Stand als Anno 1870/71. Das ist traurig, aber nicht zu leugnen. Ich war auf der diesjährigen Leipziger Herbstmesse und habe zahlreiche „Meßpaläste" durchwandert. Was ich dort sah, spottet jeder Beschreibung. Natürlich zuerst „Hindenburgs" in tausendfältiger Anwendung und in allerschlechtester, aber grauenhaft aufgeputzter Ausführung. Hindenburg mit einem Schlitz im Kopf als Sparbüchse, als Uhrhalter, als Wächter mit einem Thermometer (als Maß unechter Kriegsbegeisterung?) im Arme, als Schmied, als Zigarrenabschneider usw. Dann die „42er". Ich nenne nur ein Beispiel: als Kaffeemühle. Ferner „U 9" als Mundharmonika, eine Soldatenmütze als Geldtasche usw. Endlich in niedrigster Form die tausendfältige Verhöhnung unserer Kriegsgegner. Bezeichnend dafür, wie schlecht das Gewissen selbst dieser Fabrikanten ist, ist folgender Vorgang: sie erklärten es in öffentlicher Versammlung als eine „nationale Schädigung", wenn der Dürerbund und der Deutsche Werkbund sie in ihrem Geschäfte durch Kundgebungen stören wollten. Es darf auch nicht verschwiegen werden, daß auch wirkliche Kunstanstalten Geschmacklosigkeiten hervorgebracht haben, die auf solche Instinkte spekulieren. Die Porzellanfabrik Rosenthal bot folgende Anwendung des Eisernen Kreuzes: über den Rand, am schwarzweißen Bande, hängt das Kreuz in die Suppe, in den Kaffee, in die Zigarrenasche . . . Daß die deutsche Postkartenindustrie, die auch in Friedenszeiten fast alles zu wünschen übrigließ, im Kriege sich nicht zu einer höheren Auffassung aufschwingen konnte, läßt sich denken. Alle diese Greuel hätten sich vermeiden lassen, wenn die deutsche Regierung, so wie es die österreichische

Digitized by Google

schnell und energisch getan hat, die gesamte Erzeugung von Kriegsandenken monopolisiert hätte. Nachträglich läßt sich diese Sintflut nicht mehr eindämmen.

Nun zu den Erzeugnissen der armen Kriegsbeschädigten. Hier liegt der Hauptfehler darin, daß von den Patronessen und den lieben alten Haudegen, die allerorten den Heilstätten vorstehen, übereifrig der Wille (der eigene Wille) für die Tat genommen wird, indem sie jedwedes Erzeugnis, das nach ihren schrecklichen Vorlagen und unter ihrer Leitung entsteht, für „Kunstgewerbe" halten. Nun, diesem Unverstand wird vom Sachverständigen schon energisch und nicht ohne Erfolg entgegengearbeitet. Zum Beispiel haben, veranlaßt durch Chr. Ferd. Morawe, den Leiter des Staatlichen Handfertigkeitsseminars in Berlin, Margot Grupe, Annemarie Pallat-Hartleben und andere im Berliner Dürerhausverlag von Sütterlin einige gut illustrierte Hefte herausgegeben, in denen alle diese Beschäftigungsarten, mit denen man die Verwundeten ihre verletzten Gliedmaßen und ihre schreckdurchfurchten seelischen Kräfte üben läßt, soweit es überhaupt möglich ist, auf die Höhe des guten Geschmacks gehoben, aber erfreulicherweise eben nur als „Beschäftigungsarten" und nicht als Kunstgewerbe charakterisiert werden.

Es sei mir gestattet, hier noch einige Worte über die Beschäftigung der Verwundeten mit solchen Dingen überhaupt zu sagen. Immer tut es mir in der Seele weh, wenn ich einen Krieger, der mit der Waffe in der Hand und mit Anspannung aller seiner Kräfte sein Leben eingesetzt hat, mit diesen Arbeiten, als: Sticken, Basteln, Sticheln, Muschelkleben usw. die Zeit verbringen sehe. Wohl muß oft von primitivsten Grundlagen begonnen werden, aber ein Krieger ist doch kein Kind und kein Weib, sondern ein Mann, und was für einer! Einer, für den nicht unnützer Dilettantenkram, sondern echte Männerarbeit, meist handwerkliche, tauglich ist und die Lebensfreude wiedererwecken kann. Wo die Verwundeten das Glück hatten, überlegenden, rechten Sachverständigen in die Hände zu kommen, da wurde der Wiederaufbau ihrer Kräfte nicht mit überflüssigen Spielereien, sondern mit systematischer, wissenschaftlich durchdachter Methode in Angriff genommen. In den als Lazarette eingerichteten Kunstgewerbeschulen, in manchen Sanatorien, allen voran in Biesalskys Oscar und Helene-Heim in Zehlendorf, wird die meist handwerkliche und in einen Beruf überleitende Tätigkeit in wohlüberlegter Weise und mit allen Hilfsmitteln der Technik und der Erfahrung nach den Funktionen der Gliedmaßen, mögen diese noch so verstümmelt sein, eingerichtet. Aber — man denkt hier nicht daran, einfach alle Erzeugnisse wahllos als Kunstgewerbe zu bezeichnen und anzubieten, obwohl sie unter der Leitung wirklicher Kunstgewerbler entstanden sind; die höhere Kenntnis, daß zur Ausübung des Kunstgewerbes eben zuerst Talent gehört, erweckt eben echte Bescheidenheit.

Unerwünschtes Kunstgewerbe sind aber auch meist die Kriegswahrzeichen, die zur Nagelung in allen Städten aufgestellt werden. Es scheint, daß überall, wo Geld gesammelt werden soll, alle ästhetischen und künstlerischen Bedenken hastig und schmerzlos beiseite geschoben zu werden pflegen. Auch die „Nationalgabe", die den Städten Entwürfe für Wahrzeichen vermittelt, setzt diese Rücksichten zurück, obwohl der Deutsche Werkbund eigens für diese Zwecke und auf seine Kosten einen wohlgelungenen Wettbewerb unter seinen Mitgliedern veranstaltet und das Ergebnis der Nationalgabe unberechnet und ohne Künstlerhonorare zur Verfügung gestellt hatte. (Der Werkbund wird nun diese Entwürfe in einer Broschüre selbst veröffentlichen.) Auch der bekannte Kunstverständige Karl Ernst Osthaus führte in Hagen einen vergeblichen Kampf gegen den Unverstand des dortigen Nagelungsausschusses. Er hatte eine vorzüglich, im echten Holzcharakter nur andeutungsweise stilisierte Figur aus der Hand eines ersten Künstlers empfohlen, die aber hohnvoll abgelehnt wurde. Statt dessen wählte man einen sehr naturalistischen, wulstigen Herkules (!), in dessen schwellende Adern und Muskeln nun die Nägel eingetrieben werden.

Endlich wird bei Kriegergräbern und Denkmälern, in guter Absicht, aber in tatsächlichem Unvermögen, viel Bedenkliches geleistet. Besonders bei Grabstellen, die dauernd im Feindeslande bleiben und von unseren Gegnern als Wahrzeichen unseres Barbarentums verschrien werden würden, müssen wir doppelt vorsichtig sein. Der Deutsche Werkbund will auch hier eingreifen und unter seinen Mitgliedern einen Entwurfswettbewerb ausschreiben, dessen Ergebnis allen Behörden zur Verfügung gestellt wird. Auch die Wiener Kunstgewerbeschule hat vorzügliches Material aus ihrem Kreise herbeigeschafft.

So herrscht an vielen Stellen noch die Pseudokunst. Möge die Zeit bald erscheinen, in der das wahre Kunstgewerbe sein Haupt wieder erheben darf und die verständige Förderung des ganzen Volkes findet.

Gerhard Bartels / Hermann

Erinnerungsblatt aus dem Kriege an einen deutschen Studenten.

Fortsetzung.

3. Frühlingszauber.

Nun haben wir März. Noch immer belagern wir hier Frankreich; noch immer dulden und sterben deutsche Helden da oben auf jenem nahen Höhenrande, wachsam und wartend den Duldertod für die Brüder, und von hier, wo ich reite, bis zum Höhenrande streckt sich ein Streifen wundervolles Frankreich mit herrlichem fruchtbaren Boden: das „Operationsgebiet". Ach Gott, die Erde will sich da fast verzehren vor Sehnsucht. Wo bleibt heuer der Pflug? Warum säumt der Sämann? Wer befreit die Erde von der versaulenden, verlorenen Frucht? Sie möchte ja so gern den singenden Lerchen grüne, himmelwachsende Grüße zusenden. Wer gibt der wartenden Erde den Frühling? Da wühlt eine krachende Granate eine tiefe Wunde in die braunen Schollen: das ist die Antwort.

Doch um mein Brunnenhäuschen herum im Garten von Tr.... L...., da wird's doch Frühling! Schüchterne Primeln und Schneeglöckchen und Veilchen kommen hervor, und eine warme Nachmittagsonne sagt ihnen Gutentag. Die scheint auch in mein großes Fenster, das fast bis zur Erde geht, und hüpft dann über Tisch und Stühle. Der Außendienst ist zu Ende. Franz führt die Pferde in den Stall. Ich sitze an meinem alten wackeligen französischen Sekretär aus der Empirezeit, und über die neuen Briefe und Zeitungen hinweg geht der Blick in den frühlingerwachenden Garten um mein Brunnenhäuschen herum in Tr. . . . L. . . . Wer will den Rhythmus dieser Zeit, dieser völkervernichtenden Zeit, über die ein blauer Frühlingshimmel lacht, finden?

Wie werden wir klein mit unserer Weisheit von gestern, wo wir glücklich waren, wenn wir einmal ahnten, wie Menschendasein und Natur nur des anderen Offenbarung und Symbol sein konnte. Und wo sind diese Maße geblieben? — Und doch, wenn uns die Gegenwart zu unbegreiflich, zu erdrückend wird, dann fliehen wir zurück in die vergangenen Stunden solcher kleinen Offenbarungen aus dem Wesen der Welt, und das ist dann eine Erquickung im Gleichmaß der Tage, die so unbegreiflich sind.

So wird auch heute, wie immer, wenn es lenzt, jener Maientag wieder lebendig.

Am Niederrhein war's in einer mittleren Stadt, und der Mai reifte schon dem Sommer zu. Durch die großen Fenster meines Arbeitszimmers strömte der Spätnachmittag lenzherrlich herein. Immer wieder desertierte der Blick von den blauen Heften weg, sah, wie die langen Fenstervorhänge in den leisen Schwingungen der Lenzluft atmeten, das Ohr lauschte

Digitized by Google

den unhörbaren Melodien der letzten fallenden Obstblüten, und ich erlebte ahnungsvoll, wie draußen jetzt Knospe um Knospe hingebend trunken sich erschloß zum Blätterdasein. Und dahinein tönten die Klänge der Vogelstimmen, die Stimmen der Arbeiter in den Gärten und der singenden Mädchen, die von fern herüberklangen. Es war zuviel Schönheit. Wie war es nur zu fassen? Ich versuchte es in Tönen am Klavier und im Liede, aber das faßte doch nur immer einen Bruchteil von dem, was in herrlicher Fülle durch die Fenster strömte .... Und der Kopf wurde schwer, weil wir so klein waren, und träumend fuhr ich mit der Hand über die Tasten. Da flog plötzlich die Tür auf — und der Frühling kam sichtbarlich und faßbar.

Er trug das Wanderkleid der deutschen Burschen und hatte die Laute auf dem Rücken. Er kam von Marburg und war über Berg und Tal, durch Wald und Feld lenzfroh zum Niederrhein gewandert. Und brachte Marburg mit. Die Philippine hatte mit all ihren Zaubern den jungen sonnensuchenden Burschen erfaßt. Nun lachte aus seinen Augen all das Glück: die frohen Stunden im neugefundenen Freundeskreise, wo sie beschlossen, ihren Bund „Irminsul" zu nennen, wieder aufzurichten echtes, deutsches sächsisches Wesen knorrig und echt und frei, und aus seinen Augen leuchtete der Stolz der ersten Wissenschaft, und es spiegelte wider die Blicke der Mädchen von der Lahn, die dem schmucken blonden Burschen froh-erschrocken gefolgt waren, der sie strahlend und keck grüßte und doch im Herzen sein Mädchen im fernen Osten noch zehnmal mehr liebte.

So kam er aus dem Walde in unsere arbeitsame niederrheinische Industriestadt gewandert. Ihn umrauschten noch die Quellen und die tausend Geheimnisse, die der Wald ihm erzählt. Und als er nun bald auf der Fensterbank saß und in den Blütengarten zur Laute durch den dämmernden Abend das Lied vom zerbrochenen Ring und der Mühle im Grund sang, da hatte ich des Tages Lösung, einmal eine Lösung: das war der Frühling selbst, und er hatte mich besucht. . . . .

Sie sind wieder da, die Tage, wo das glückselige Geheimnis des Werdens in tausend Stimmen und Farben sich uns enthüllen will. Er aber kommt nie wieder. Vielleicht blühen aber doch dankbare Anemonen auf dem Soldatengrab in Rußland. . . . . .

Und wie offen ihm damals der Sinn war: Er war weggelaufen von Marburg, einfach ausgerissen, weil es zu viel Glück für ihn war, und er mußte es einmal jemand, der ihn verstand, singen und sagen. Ja, es klang fast übermütig, als er über den Garten hinauswies, wo sich die Fabriken am Horizonte reihten: „Du, laß die Schornsteine wegsprengen! Stören die ekligen Dinger dir nicht den ganzen Frühlingszauber?"

Da habe ich ihn noch zu einem kurzen Weg in den Abend mitgenommen. Die Laute ließ er zurück. Wir gingen hinter den Gärten herum ins freie Feld. Durch schweren Jülicher Boden zog sich der schmale Weg. Ueberall Weizen und Rüben in dichter Fülle. Von einer Anhöhe zeigte ich ihm über die Felder weg die Doppelstadt, das „rheinische Manchester". Da hob sich Schornstein an Schornstein vom roten Abendhimmel ab. In dunklen schweren Zügen wanderte der Rauch westwärts der sinkenden Sonne zu. Wie brandende Wellen klang das Getöse der Stadt zu uns herüber. Und ich half ihm die Melodie dieses Brausens finden. Die Melodie der harten Arbeit, des Ringens und Strebens deutscher schwielenharter Kultur, auch die Melodie der Sorge der Großen wie der Kleinen in jenen Häusern, die Melodie von dem Sehnsuchtslied der Massen, gebannt an die Maschine, der Stadt der arbeitenden Frauen. Versonnen sah er in das Bild der Industriestadt, und ich las aus seinen Zügen, wie aus all den Melodien ihm die große Symphonie des Sozialen wurde.

Als wir uns am Abend spät, müde vom Plaudern zur Ruhe legten, sagte er: „Du, ich glaube, ich werde von deinen wundervollen Schornsteinen träumen." Und noch kurz vor dem Kriege hat er mir aus seinem Studierzimmer im Osten geschrieben, daß er den Maientag von damals nicht vergessen könne und oft ein Heimweh habe nach den rauchenden Schloten im Westen und er fest auf eine Zeit hoffe, wo er einmal mir nahe dort einige Jahre Lebens- und Berufsarbeit leisten könne.

In jener Frühlingsnacht aber schlug das Wetter um, und es fiel ein kalter Regen in die schon sommerahnende Pracht.

4. Kämpfe.

Ich war bei der 12. Kompagnie im Schützengraben. Das ist an der Stelle, wo die deutsche Riesenfestung der Westfront wohl am nächsten der französischen Hauptstadt ist. Da haben denn auch die Franzosen ihre Gegenfestung bis auf Wurfweite herangeschoben. So liegen die Gegner nun schon Tag an Tag, Monat an Monat sich gegenüber. Und hinüber und herüber schreitet nur einer: durch kein Drahtverhau und Hindernis aufzuhalten, der Menschheit Meister: der Tod.

Trotzig und wehrhaft ist der Schützengraben. Wer durch seine verschlungenen tiefen Gänge geht und sieht die drohenden Waffen aller Art, den wachsamen Mann am Ausguck, die Sappen und Stollen, sieht, wie alles sinnreich und fest ausgebaut ist und wie tief in der Erde kleine enge, aber allmählich auch wohnlich gemachte Räume vor Kälte, Nässe und feindlichem Geschosse schützen, den überkommt ein Gefühl der Hochachtung vor dem Menschengeist und der Menschenarbeit. Mit Staunen erlebt man ihre Größe, wie sie hier zusammengehend aus einem Rübenacker eine unbezwingbare Burg gebaut haben. Und wer, wie ich selbst, die Schwierigkeiten erlebt hat, die niedergerungen werden mußten, bis Teppich und Bett und Stuhl, Maschinengewehr, Revolverkanone und Minenwerfer, Feuerstellen, Munition, Schießblenden, Tausende von Brettern und Bohlen und Baumstämmen, Pfählen, Eisen und Drähte, Lebensmittel, Trinkwasserbereiter, Stroh und Glas und Minenhölzer usw. usw. auf gefahrdrohenden Wegen herangeschafft waren, wer das erlebt hat, für den ist das fertige Schützengrabensystem in Wesen und Aufgabe eine gewaltige Sache des schaffenden Menschengeistes. Das kam mir heute blitzartig zum Bewußtsein, als ich am Ende des langen Laufgrabens die Stufen hinabstieg, die aus dem Schützengraben wieder ins Freie führten.

Da lag unten im Talgrund ein Dorf; das heißt, N...., war ein Dorf. Es sind nur noch Ruinen; kein Haus ist da, das nicht granatenzerfetzt oder ausgebrannt wäre. Von der alten ehrwürdigen romanischen Kirche sieht nur noch der alte Kirchturm traurig auf die paar Mauern des Gotteshauses und den Friedhof zu seinen Füßen. Der ist das einzige Stück im Orte, wo Menschenhand noch wirkt und Soldatengräber mit kameradschaftlicher Hand gräbt und pflegt. Rundumher ist sonst alles zerstört: französische und englische Granaten haben hier ein furchtbares Werk getan. Warum die Gegner so militärisch zwecklos ihre eigenen Dörfer zusammenschießen, ist nicht einzusehen. Wie viele Werte innerlichster Art gehen doch dabei zugrunde: eine zerstörte Heimat! Von den Verlusten hier auf Erden ist's für den Bauern wohl der allerschwerste. Und zerstört der Feind das seinen eigenen Landsleuten ohne Not, dann lebt etwas von einer satanischen Brutalität in diesen Beschießungen.

Digitized by Google

So lag das Dorf da in seinen schrecklichen Trümmern, und der Versuch des Frühlings an diesem milden Tage, den schaurigen Eindruck durch einen Schleier von Pfirsichblüten und frisch grünendem Gras zu mildern, mißlang, ja, verschärfte nur den Eindruck: so zerstört, so vernichtet Menschenhand.

Und der zur Festung ausgebaute Schützengraben und das zerstörte Dorf unter dem gleichen blauen Frühlingshimmel ballte sich zu einem unentwirrbaren Knäuel der Gegensätze zusammen.

Und wenn schon der Alltag des Menschen Sinnwidrigkeiten häuft, daß man oft verzweifeln will, der Krieg wälzt sie wie Sturmflutwogen heran, und sie wirken die tiefsten Leiden dieser Zeit.

Wie magst auch du, Hermann, mit deinem sensiblen Gemüte darunter gelitten haben, in Augenblicken, wo dir der sonst gedankenverschlingende Dienst auf einsamem Posten Zeit zum Nachsinnen gab. Ich denke an einen stürmischen Herbsttag. Naßkalte Winde tobten in den kahlen Bäumen, und die großen Fenster flossen vom Regen. Der Rauch der Schornsteine kroch niederwärts in den grauen Tag. „Kalte Füße", würde Freund Voß die Stimmung des Nachmittags kurz gekennzeichnet haben. Mehrere Semester waren verflossen seit jenem Tage, wo durch die geöffneten Fenster, die heute trübe vom Weinen waren, wundersam warm der Frühling grüßte, und er zur Laute sang. Heute stand er wieder unangemeldet im Zimmer, regennaß und kalt, und seine Augen waren groß, und unruhiger Seelensturmwind flackerte darin. Sein Gesicht hatte scharfe ernste Züge, und er lächelte einen wehmütig fröhlichen Gruß. Ihn trieb viel innere Not von den Büchern weg zum Freunde. Und daß du mir, Hermann, das Vertrauen deines nun von männlichen Stürmen erschütterten Herzens schenktest, das war das Größte, was du mir geben konntest, mehr als die Mitfreude an dem ersten goldenen Freiheitsjubel deiner Jugend. —

Da war es nun alles so anders geworden, die Blütenträume waren nicht gereift, und der kleine Ring des Lebens schien so drückend: daß die Verbindung nicht gehalten hatte, was er erwartet hatte, das Gefühl der Heimatlosigkeit des Elternlosen, der Sturm der Leidenschaften, das Andringen des Gemeinen, das sich grinsend hinter so vielem versteckt hält und plötzlich in uns und außer uns Gewalt gewinnt, Gottesferne und die Hydrafrage nach dem Sinn des Lebens, das alles war herbststurmartig auf ihn eingedrungen. Nun kam er wieder zu mir — und ich schämte mich fast meiner Schwachheit, ihm zu helfen.

Denn ich bin kein Muster der Erziehung und des tröstenden Wortes; es war wohl auch bei ihm nicht nötig; hier rang sich etwas durch in allerdings gefährlichen Stürmen: hier wollte aus einem blütenfrischen „Fuchs" ein echter deutscher wetterharter Mann werden. Was er gebrauchte, war nur ein weites großes Verstehen und vielleicht ein scharfes Beil, das die wilden Triebe eines übergroßen Pessimismus und der Formlosigkeit rücksichtslos abhieb. Es ist heute mein Trost, daß ich vielleicht mit beiden ihm ein wenig dienen konnte, auch in der wetterdurchtobten Herbststunde . . . .

Und als der Sturmwind nachtdunkle Regenschauer gegen die Scheiben peitschte und das Feuer im Ofen warm leuchtete, da waren alle guten Geister mit uns in jener Stunde.

Ich habe ihn dann vor das Bild eines schlichten, vornehm aussehenden Mannes geführt, das einst ein Düsseldorfer Künstler fein säuberlich lithographiert hatte, und ihm dann erzählt, wie dieser einst vor hundert Jahren in ein westfälisches Städtchen kam als junger armer Kaufmann und dort mit Gottvertrauen und rüstiger Kraft ein Geschäft gründete. Ich plauderte von seiner Herkunft, seiner herrlichen Frau und seiner Familie. Die blühte auf in den stillen Zeiten vor der Revolution von 1848, getragen von Furcht vor Gott, Fleiß und echter, tiefer, gediegener Bildung. Der Wohlstand wuchs, und ein König wohnte in dem ehrwürdigen Bürgerhause zu Gast. Und auf diesem kräftigen Boden schoß der Baum vieläftig auf, und es war noch dem Enkel Stolz und Lust, in seinen Zweigen zu sein. Heute konnte auch ein fremdes einsames Herz sich betten in seiner Zweige Schatten, und er weckte ein Ahnen in ihm an unverrückbare Ideale. Und im Glanze dieser Ahnung leuchtete zum ersten Male auch das, was Hermann mit dem geliebten Mädchen im Osten verband, in einem neuen Lichte auf. —

Er saß schweigend; ich suchte in den Noten; über seine kampfgefurchten Züge zuckte ein Strahlen, und es war, als wenn eine Frauenhand ihm sanft die Hände aufs Haupt legte.

Er wußte nun, daß Leben kämpfen heißt, aber auch, daß es Kampfpreise gibt, um die zu kämpfen allein schon männliche Freude ist: um Wahrheit und Liebe; und so sangen wir denn gegen den tosenden Herbststurm:

„und schlängen die Wellen den ächzenden Kahn,
Ich preise doch immer die eigene Bahn."

Am nächsten Morgen nahm er Abschied von mir. Von Marburg wollte er nach Königsberg gehen, um dort die letzten Studien und den philosophischen Doktor zu machen. Ich habe ihn nicht wiedergesehen . . . aber ich weiß, er sieht jetzt alle Wahrheit, und alle Liebe ist seines verklärten Wesens Element.

Schluß folgt.

Kurt Arnold Findeisen / Erdenanteil

Rohziegelkasernen, aus Asche und Abfall gehoben,
Kahlragende Giebel, zinshungrig ins Grüne geschoben,
Taubenumfitticht, schwalbenumstoben:
Euch lieb' ich, solang' ihr verachtet steht!

Männer und Frauen ihr, unter der Wolke geboren,
Fronvolk der Fabrik, keinem Sabbat der Seele erkoren, —
Zukunftumwittert, unrastverloren:
Euch lieb' ich, solang' ihr im Schatten geht!

Anja v. Mendelssohn / Ulanen

Sie reiten still in nebelgraues Land
Darauf die Blätter sachte niedertropfen,
Auf harter Erde hallt der Hufe Klopfen,
Ich seh ihr Wallen stumm und unverwandt.

Und einer hebt zum Gruße still die Hand,
Leis rauscht das Laub zu seines Pferdes Füßen,
Und durch den Nebel schlingt sich wie ein Band
Sein stummer Gruß, mein stummes, fernes Grüßen.

Mag sein, daß irgendwo im Dämmergrau,
Mein ferner Freund, auch dir ein Blick begegnet,
Der stumme Blick von einer fremden Frau,
Die dann vielleicht in dir ihr Liebstes segnet.

Digitized by Google

Traub / Totensonntag

Gott grüße dich, bittre Bitterkeit, aller Gnaden voll. Tauber.

Totenklage hebt an in allen deutschen Gauen. Tausende sind gefallen, und zerschlagen ist unsere Hoffnung, unser Stolz, unsere Liebe. Wer mag sie alle zählen? Wißt ihr noch, wie es vor einem Jahre war? Als die ersten Nachrichten kamen, ging man zu dem und jenem, um ihm die ernste Kunde zu bringen, um zu trösten und zu helfen. Es starb jedesmal ein Stück vom eigenen, und vom Himmel fiel ein Stern nach dem anderen. Die ersten schwarzen Gestalten gingen auf der Straße! Scheu wich man ihnen aus. Es lag wie ein Schein des Heiligen um sie. Das Vaterland sprach leise: „Mache ihr Platz, für dich hat sie geopfert." Aber dann wurde die Liste länger und immer länger, die Zeitungen brachten tagaus, tagein die Trauernachrichten. Kaum gibt es noch eine Familie, in der nicht irgendwie Leid eingekehrt wäre. Der Tod machte sich's sehr behaglich und richtete sich überall auf der Erde wohlig ein. Das Entsetzlichste wurde diese Gewöhnung an seine Herrschaft. Wir sind alle stumpfer geworden. Wo die Leidenschaft noch in die Höhe schießen kann, wie eine heiße Quelle aus dem Erdreich, da lebt noch Widerstandskraft, und da ist später, so merkwürdig es klingt, der Uebergang zum vollen Leben leichter. Liest man aber jeden Morgen die Reihe der Weggegangenen, dann wird der Einzelschrecken zwar nicht kleiner, aber die Empfindlichkeit der Volksseele nimmt ab. Man verliert das Maß der rechten Schätzung für das ungeahnte Opfer, das heute die Menschheit bringt.

Laßt uns heute zu dem einzelnen gehen! Wie vieles ist dir genommen! Er kommt nicht wieder, niemals. Im Sturm ging er von dir, und der Sturmwind hat dein Haus zerstört. Einsam sieht es heute in tausend Stuben aus. Die Frauen gehen zwar drinnen hin und her, man möchte sagen: wie sonst, und die Mütter reden von allem möglichen. Aber eine stille Grenze ist gezogen, über die man nicht gehen darf, und eine unsichtbare Linie ist bald erreicht; die Linie des Unabwendbaren, die da ist und alles beherrscht. Wir reden heute nicht zu denen, die in Jammer und Haltlosigkeit ihres Lebens versinken, manchmal versinken müssen, manchmal aber auch versinken wollen. Wir denken an euch, die Tapferen, Mutigen, Tragenden. Gerade euch sind wir es schuldig, nie zu vergessen, was ihr weggegeben habt. Ihr sollt es gewiß sein, wir denken euer und seiner. Er kann nicht ausgestrichen werden aus unserem Leben. Er liegt darin wie die Muschel im Stein. Er ist da; ach, wäre er doch da! Würde er nur noch einmal einen Rat geben, einmal nur noch euch herzen und küssen, einmal noch ein klares, letztes Wort sagen. Was würdet ihr darum geben. Der Felsblock ist leicht gegenüber der Schwere solchen Alleinseins. Wir verstehen euch, ihr Tapferen, auch wenn ihr uns frohe Miene und klare Reden zeigt. Ihr seid doch ein angeschossenes Wild des Waldes, und die Nacht hört manchen Schrei aus wunder Seele.

Die Bitternis der Seele bleibt. Ruhigen Tones setzt der Volksprediger vom Oberrhein hinzu: „Aber sie ist aller Gnade voll." Zuerst klingt diese Zusammenstellung wie ein Hohn, als ob er den Schmerz überhaupt nie ernst nehmen könnte. Aber er nahm ihn sehr ernst, und gerade darum wußte er, daß der Schmerz auch nur ein Werkzeug in der Hand des Menschen ist, das er benützen kann und soll zu seinem eigenen Segen. Gesegnet sollt ihr sein, ihr Trauernden. Die Toten selbst segnen euch. Himmelstürmend ist dieser Glaube, denn es gibt gar keinen, der nicht Berge versetzen würde. So mächtig kann der Mensch werden. Er kann seinen Schmerz dazu zwingen, daß er doch innerlich selig wird, weil er sich und andere segnet.

Soziale Bewegung

Vom Segen der deutschen Sozialgesetzgebung. Die amtliche Zusammenstellung über die Rechnungsergebnisse der deutschen Arbeiterversicherung im Jahre 1913 ist mit begreiflicher Verspätung erst kürzlich veröffentlicht worden. Danach waren 1913 überhaupt versichert:

Gegen Krankheit etwa	14½	Millionen Personen
„ Unfall „	26	„ „
„ Invalidität „	16—18	„ „

Es wurden entschädigt:

Bei Krankheitsfällen (mit Erwerbsunfähigkeit)	6 249 527	Personen
Unfallverletzte, erstmalig entschädigte	139 633	„
Unfallverletzte, laufende Renten	1 010 495	„
Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung		
Erstmalig festgesetzte Renten	192 573	Personen
Laufende Renten	1 102 159	„
Einmalige Leistungen	8 542	„

Die gezahlten Entschädigungen betrugen:

Bei der Krankenversicherung	429 617 806	M.
„ „ Unfallversicherung	175 350 766	„
„ „ Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung (einschließlich Reichszuschuß)	217 926 303	„
Zusammen	822 894 875	M.

In den Jahren 1885 bis 1913 wurden als Entschädigungsbeträge an die Versicherten geleistet:

Von der Krankenversicherung	5 567 333 049	M.
„ „ Unfallversicherung	2 478 778 635	„
„ „ Invalidenversicherung (einschließlich Reichszuschuß)	2 693 778 413	„
Zusammen	10 739 890 097	M.

Von den Kosten der Arbeiterversicherung wurden in den Jahren 1885 bis 1913 aufgebracht:

Durch Beiträge der Versicherten	5 895 223 670	M.
„ „ „ Arbeitgeber	6 661 551 737	„
„ Reichszuschüsse	816 035 462	„
Zusammen	13 372 810 869	M.

Zu diesen stolzen Ziffern sagt das Hauptorgan der deutschen (sozialdemokr.) Gewerkschaften zusammenfassend: „Das sind recht gewaltige Summen, die uns hier vor Augen treten, und unbestritten steht denn auch das Deutsche Reich in bezug auf den Umfang und den systematischen Ausbau der sozialen Fürsorge für die Arbeiterschaft von allen Staaten an erster Stelle. Wir wollen durchaus nicht verkennen, daß durch die deutsche Arbeiterversicherung schon Hervorragendes geleistet worden ist. Aber auch nicht vergessen, wie fortgesetzt anzukämpfen war gegen einflußreiche Kreise, die jeglichen Fortschritt in der sozialen Fürsorge weniger durch gute Gründe, als durch die ihnen zu Gebote stehenden wirtschaftlichen und politischen Machtmittel zu verhindern bestrebt waren. In Zukunft dürften die sachlichen Gründe, welche bisher gegen eine weitgehende Sozialpolitik geltend gemacht wurden, noch weiter erheblich an Gewicht einbüßen. Denn wenn es noch eines Beweises für die Wirksamkeit eines ausreichenden wirtschaftlichen und sozialen Schutzes des arbeitenden Volkes bedurft hätte, so ist er durch die Führung des jetzigen Weltkriegs erbracht worden, der die dem deutschen Volke innewohnende Kraft vor aller Welt offenbarte, woran auch unsere Sozialpolitik ihren gebührenden Anteil hat. Diese Lebenskraft des deutschen Volkes bis zum höchsten Maße zu steigern und sie für die künftige Friedensarbeit nutzbar zu machen, ist eine Aufgabe von hohem kulturellen Wert."

Eine Arbeitsgemeinschaft der Staatsarbeiterverbände und damit eine erfreuliche Kräftezusammenfassung ist nach dem Muster anderer sozialer Arbeitsgemeinschaften Anfang Oktober in Dresden ins Leben getreten. Der Zweck dieser Vereinigung ist, in allen Fragen, von denen die einzelnen Organisationen der Staatshandwerker und -arbeiter gleichmäßig berührt werden, gemeinschaftliche Schritte zu unternehmen. Als solche sind zu nennen: Erweiterung und Ausbau der Arbeitsrechte, insbesondere Schaffung eines Staatsarbeiterrechts; unablässiges Hinarbeiten auf die Verbesserung der Reichsversicherungsordnung und die kostenlose Vertretung von Angehörigen der Gemeinschaft in Streitfragen der sozialen Versicherung vor dem Reichsversicherungsamt bzw. Oberversicherungsamt; Förderung der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse; Veränderungen auf dem Wirtschaftsmarkt im Vergleich zu den Einkommensverhältnissen der Arbeiterschaft in Staats- und Reichsbetrieben eingehend zu verfolgen und auf eine gemeinschaftliche Wirtschaftstätigkeit durch gemeinsamen Einkauf aller zur Lebenshaltung notwendigen Dinge hinzuwirken; die Beziehungen zu den einzelnen Reichs- und Staatsverwaltungen, sowie den Parlamenten im Reich und in den Einzelstaaten zu pflegen; fachliche und staatsbürgerliche Bildung und Erziehung im reichstreuen, wirtschaftsfriedlichen, nationalen und volksorganischen Sinne zu fördern; einen Arbeitsnachweis für Staatsarbeiter zu schaffen, um bei Konjunkturniedergang eine Auswechselung nach Betrieben mit Hochkonjunktur zu

Digitized by Google

ermöglichen. — Der neuen Arbeitsgemeinschaft können nur Verbände und Vereine beitreten, deren Mitglieder in Staatsbetrieben beschäftigt sind und aus mehreren Ortsgruppen bestehen. Die Verwaltung besteht aus Vorstand und Ausschuß, in welch letzteren jede der angeschlossenen Gruppen drei Vorstandsmitglieder als Vertreter zu bestimmen hat. An der Gründungssitzung haben teilgenommen und ihren Beitritt erklärt: der Bund der Militärhandwerker (Sitz Spandau), der Bund der Eisenbahn-Betriebsarbeiter, Berlin, der Bund der Eisenbahn-Oberbau-Arbeiter, Halle a. Sa., und der Deutsche Militärarbeiter-Verband, Sitz München, nachträglich ist noch der Bund der Werkzeugmacher, Sitz Spandau, beigetreten. Vorsitzender wurde Eugen Fortenbacher vom Bund der Handwerker, Sitz Spandau.

Kriegspsychologie der deutschen Arbeiterschaft. Unter dem Titel „Der Krieg und die deutsche Arbeiterschaft" ist in den Schriften der Gesellschaft für Sozial-Reform ein neues Doppelheft soeben von Professor Dr. Waldemar Zimmermann herausgegeben worden, das einen höchst interessanten Einblick in die Stimmungswelt des deutschen Arbeiters gewährt. Es sind da Zeitungsartikel, Feldpostbriefe, Abhandlungen, Kundgebungen aus der sozialistischen, der Hirsch-Dunckerschen und der christlich-nationalen Arbeiterbewegung zusammengestellt, die uns unmittelbar den Eindruck und die Wirkung des gegenwärtigen Weltkrieges auf die verschiedenen Richtungen und Schichtungen der deutschen Arbeiterwelt klar und deutlich erkennen lassen. Vieles hat schon in Gewerkschaftsblättern und Parteizeitungen gestanden, konnte in Broschüren und Tagesblättern verstreut in den verflossenen Kriegsmonaten gelesen werden. Hier ist es übersichtlich gesammelt, gesichtet, ergänzt, besprochen, so daß der 200 Seiten starke Sammelband einen sehr lehrreichen Ausschnitt aus dem Gesamtbilde nationaler Gefühlsoffenbarungen und politischer Seelenwandlungen der großen Zeit darstellt, die Kriegspsychologie der deutschen Arbeiterschaft. Dieser Ausschnitt aber überrascht auch die national und sozial gesinnten Freunde der deutschen Arbeiterbewegung durch die unerwartete Fülle und den tiefen Ernst vaterländischer Innerlichkeit und nationaler Opferbereitschaft. Er heißt den Glauben an die unerschütterliche Pflichterfüllung der Arbeitermassen in Zeiten nationaler Not, und er wird für alle Zukunft eine lebendige Erinnerung und eine stete Mahnung für Arbeitgeber und Arbeitnehmer, für Regierende und Regierte, für Parlamente und für Parteien aller Art sein, „daß in einem sozial regierten Deutschland mit starken Arbeiterorganisationen der Vaterlandssinn der Massen am fruchtbarsten gedeiht". Die Gesellschaft für Soziale Reform, der Herausgeber und die Mitarbeiter der Schrift haben durch diese Veröffentlichung der deutschen Sozialpolitik eine dauernd wertvolle Arbeit geleistet. frw.

Kriegsliteratur

Der europäische Krieg. Von John William Burgeß. Leipzig 1915, S. Hirzel. 170 S. 2 M.

Der Verfasser, früher Professor des Verfassungs- und Völkerrechtes an der Columbia-Universität in Neuyork, hat das vorliegende Buch geschrieben, um der deutschfeindlichen Stimmung seiner Landsleute entgegenzutreten und sie über die tieferen Ursachen des Weltkrieges aufzuklären. Was dieser Schrift vielleicht eine gewisse Wirkung geben wird, ist die Tatsache, daß sie vor allem von dem Standpunkt amerikanischer Interessen aus zu den aufgeworfenen Fragen Stellung nimmt und nachweist, daß ein Sieg der Zentralmächte für Amerika aus wirtschaftlichen und politischen Gründen wünschenswert erscheinen müsse.

Heucheleien englischer Minister in ihren Kriegsreden 1914/15. Ein politisches Stimmungsbild. Von Graf E. zu Reventlow. Berlin 1915, E. S. Mittler & Sohn. 92 S. 1,80 M.

Der deutsche Krieg. Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Stuttgart und Berlin 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. Jedes Heft 50 Pf.

63. Heft. **Indien im Weltkriege.** Dr. Hermann von Staden. Seitdem sich das Schwergewicht des Weltkrieges nach Südosten verschoben und deutsche Truppen ihren Aufmarsch gegen Serbien vollzogen hatten mit dem Ziel, den Zentralmächten den Weg nach dem Orient offen zu legen, rückte Indien neben der ägyptischen Frage in den Vordergrund des politischen Interesses. Wie wird das Scheitern des Angriffes auf die Dardanellen in Indien wirken? Welchen Eindruck müßten noch weitere Niederlagen der Engländer im Osten auf die Bevölkerung Indiens machen? Kann England Indien verlieren? Das sind Fragen, die sich fast jedem unwillkürlich aufdrängten, und auf die fast niemand eine auch nur einigermaßen bestimmte Antwort wußte, da Indien für die meisten Deutschen bis heute nicht viel mehr als ein geographischer Begriff mit verschiedenen seltsamen, erregenden Neben- und Untertönen gewesen ist. Die vorliegende Schrift, die erste in Deutschland, die Indien unter politischen Gesichtspunkten behandelt, ist geeignet, bei der Beantwortung solcher Fragen wichtige Fingerzeige zu geben und eine Grundlage zu schaffen, auf der man sich ein Urteil — selbstverständlich in den Grenzen, die uns nun einmal bei allen Dingen des Ostens gezogen sind — über die Entwicklung in Indien bilden kann. Der Verfasser, der längere Zeit in Indien gelebt hat, unterrichtet uns über Land und Klima, Bevölkerung, Verwaltung, über die Folgen Londoner Kolonialpolitik usw. Ein besonderes Interesse werden die Abschnitte über die politische Bedeutung des mohammedanischen Elements und der Kaste sowie die Ausführungen über das Entstehen eines indischen Nationalbewußtseins erwecken. — 64. Heft. Die Ziele unserer Weltpolitik. Von Alfred Hettner. Deutschlands Betätigung in der Welt muß in allen Ländern mit niederer Kultur, die eines staatlichen Lebens entbehren, an eigenen Kolonialbesitz geknüpft sein. Wir dürfen daher auf unseren Kolonialbesitz nicht verzichten, müssen vielmehr seine Vergrößerung anstreben. Aber es wäre der größte Fehler, wenn wir unsere Weltpolitik auf Kolonialpolitik beschränken wollten. Den alten Kulturländern in Nordafrika und Asien gegenüber haben wir uns mit Recht für die Politik der offenen Tür entschieden. Für Deutschlands Betätigung in der Welt öffnen sich, verkehrsgeographisch betrachtet, zwei Wege, der ozeanische und der kontinentale, die wir uns beide durch diesen Krieg sichern müssen. Das ungefähr ist der Gedankengang dieser Flugschrift des bekannten Heidelberger Universitätsprofessors, der die hier angedeuteten Fragen sehr eindringlich vom Standpunkte des Geographen aus behandelt hat. — 65. Heft. Flugwesen und Flugzeugindustrie der kriegführenden Staaten. Von Roland Eisenlohr. Im Interesse der Landesverteidigung mußte der Verfasser von Angaben über die Vorgänge in Deutschland und Österreich-Ungarn während des Krieges und über Beobachtungen im Felde absehen, so daß die Schrift — was sie auch gar nicht will — keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen kann. Trotzdem gewährt sie einen guten Einblick in die Entwicklung der Flugzeugindustrie und des militärischen Flugwesens in den europäischen Staaten, zumal sie den Versuch macht, beide in ihren Zusammenhängen zu untersuchen. Sie stellt fest, daß das deutsche Militärflugwesen an Zielbewußtsein, Einheitlichkeit und Großzügigkeit der Organisation bei weitem an erster Stelle steht. — 66. Heft. Frankreichs finanzielle Oligarchie. Von Dr. M. Uebelhör. Will ein Bild von den in Frankreich vor dem Kriege wirklich maßgebenden Faktoren geben und erklären, warum es in diesem von einer im Grunde friedliebenden finanziellen Oligarchie beherrschten Frankreich so leicht zum Kriege kommen konnte. Sehr lesenswert.

Länder und Völker der Türkei. Herausgegeben von Dr. jur. et phil. Hugo Grothe. Leipzig 1915, bei Veit & Comp. Jedes Heft 50 Pf.

Heft 5. Arabien und seine Bedeutung für die Erstarkung des Osmanenreiches. Von Max Roloff. — Heft 6. Die neue Türkei in ihrer Entwicklung von 1908 bis 1915. Von Heinrich Zimmerer. Sucht die geistigen Grundlagen der jungtürkischen Bewegung aufzudecken und zeichnet mit wenigen Strichen ein Bild ihrer Geschichte, die ja die Geschichte der jungen Türkei ist. — Heft 7. Die deutsche Forschung in türkisch Vorderasien. Von Fritz Regel. Legt vor allem dar, welchen Anteil deutsche Wissenschaft an der geographischen Erforschung der vorderasiatischen Länder hat. — Heft 8. Die Juden der Türkei. Von Davis Trietsch. Der Verfasser sieht in den Juden ein wertvolles Bindeglied zwischen Deutschland, Österreich und der Türkei. — Heft 9. Das Griechentum Kleinasiens. Von Karl Dieterich. Zeigt, sich auf statistische Angaben stützend, die Bedeutung des griechischen Elementes in der Türkei. — Heft 10. Armenien und Deutschland. Von Karl Roth. — Heft 11. Die Ukraine und ihre Beziehungen zum osmanischen Reiche. Von Rudolf Stübe. — Heft 12. Die deutschen Bahnbauten in der Türkei. Von Richard Hennig. Beschreibt die Entwicklung der deutschen Bahnen und weist auf ihre strategische Bedeutung im jetzigen Kriege hin.

Weltwirtschaftliches Archiv. Zeitschrift für allgemeine und spezielle Weltwirtschaftslehre. Herausgegeben von Dr. sc. pol. Bernhard Harms, ord. Prof. an der Universität Kiel. 6. Band, 1. Heft. Juli 1915. 438 S.

Inhalt: Karl Schlesinger, Methodologische Vorbedingungen zu einer Geschichte der zentraleuropäischen Kriegswirtschaft; Heinrich Pesch, Volkswirtschaftliche Aufgabe und Weltwirtschaft; Robert Michels, Ueber einige Grundzüge des modernen Italien (noch vor dem Kriege geschrieben); F. Keutgen, Die Entstehung des britischen Weltreichs; Otto von Zwiedineck, Die handelspolitischen Beziehungen Serbiens zu Österreich-Ungarn (sehr gründlich und wertvoll); W. Müller, Entwicklung und gegenwärtiger Stand der überseeischen Dampfschiffahrt in Japan; Gustav Herlt, Folgen des Krieges für das wirtschaftliche und finanzielle Leben der Türkei; W. F. Bruck, Beziehungen Afghanistans zu Britisch-Indien (nach englischen Quellen); Franz Eulenburg, Die Bewegung der Warenpreise während des Krieges; Literaturübersicht (sehr reichhaltig). Erich Zechlin, Chronik der Weltpolitik; Sigmund Schilder, Die Gebiete der offenen Tür im Jahre 1914; Friedrich Hoffmann, Großbritanniens Schiffsverkehr; Ludwig W. Schmidt, Schiffahrtsversicherung während des Krieges in den Vereinigten Staaten von Amerika; Transatlantische Frachtenbewegung während der ersten sechs Monate des Krieges; Die Entwicklung des Kölner Rhein-Seeverkehrs in den Jahren 1897 bis 1913; Richard Hennig, Die Eisenbahnen Afrikas im Kriegsjahr 1914/15; Unbeschäftigte Wagen auf dem Eisenbahnsystem der

Digitized by Google

Vereinigten Staaten und Kanadas im Jahre 1914; Fernsprechverbindung New York—San Francisco; Fritz Kerner, Deutschlands Außenhandel in den letzten Friedensjahren (1900—1913); Ludwig W. Schmidt, Preisbewegung in Welthandelsgütern und Nahrungsmitteln während des Krieges in den Vereinigten Staaten von Amerika; Londons Silberausfuhr nach Ostasien; Die amerikanische Baumwollenpflanzung und -industrie während der ersten Monate des Krieges; Weizenvorräte der Vereinigten Staaten von Amerika am 1. März 1915 und 1. März 1914; Die Butterausfuhr Sibiriens im Jahre 1914; Viehbestand der Vereinigten Staaten am 1. Januar 1915; Die Seidenproduktion der Welt; Rußlands Kupfergewinnung im Jahre 1914; Russische und englische Exportpropaganda in Italien; Die wirtschaftliche Lage in den Vereinigten Staaten von Amerika im Anfang des Jahres 1915; Zwischenhandelsverdienste im amerikanischen Kohlenhandelsgeschäft; H. Hartung, Finanzielle Kriegsrüstung und Mobilmachung; Ausländisches Kapital in der bulgarischen Industrie; Ausländisches Kapital in Ungarn; Ueber die Gestaltung der Diskontsätze der Schweiz und der wichtigsten europäischen Märkte; Geldkurse in der Schweiz für Devisen auf das Ausland; F. von Srbik, Ueberseeische Auswanderung aus der Schweiz in den Jahren 1912 und 1913; F. von Srbik, Spanische Auswanderung 1913; Aus- und Einwanderung in die Vereinigten Staaten; Einwanderung nach Chile im Jahre 1913; Einwanderungsbeschränkungen in Costa Rica und San Salvador; Italienische Auswanderung nach Uruguay; Zulassung Fremder in Indien; S. Tschierschky, Internationale Kartelle und private Vereinbarungen; Chronik der internationalen Handelspolitik; Errichtung eines Auskunftsbüros zur Förderung des dänischen Außenhandels; Neuberg, Die Geltung internationaler Verträge während des Krieges. Verschiedenes.

Politische Ideale. Von Houston Stewart Chamberlain. München 1915. 117 S. 1 M.

Die vorliegende Schrift ist eine Kampfschrift gegen das Bestehen einer Volksvertretung. Wir lesen: „An Stelle einer allgemeinen, alles unter sich befassenden (!) Volksvertretung, die für alles und nichts da ist und das Leben der Nation mit der unerfreulichen Sippschaft der Berufspolitiker belastet und belästigt, denke ich mir eine weitverzweigte Organisation, die — wie das im naturgestalteten Leben überall geschieht — sich jedem auftretenden Falle elastisch anpaßt, um aus dem ganzen Lande die Bedürfnisse, Wünsche, Urteile der von dem Gesetz unmittelbar und mittelbar Betroffenen in Erfahrung zu bringen, zu sammeln und zu sichten, bis eine wirkliche sachgemäße Einsicht gewonnen ist, welche dann wiederum von dazu besonders befähigten Männern aus dem Gesichtspunkt der allgemeinen Lebensbedürfnisse des ganzen Staates geprüft werden muß." —Der Satz genügt zur Kennzeichnung des Buches.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Dr. Sch. in B.-L. 10 M., Fr. St. in A. 10 M., Dir. W. in L.-M. 20 M., Leserin G. Z. in Aug. (Alsen) 3 M., K. in St. 3 M., Frau W. in H. 5,50 M., Lehrer A. in E. 3 M., Frl. G. in D. 2,50 M., Fr. P. in G. 1,50 M., Lt. H. in P. 3,05 M., Pf. Z. in B. 50 Pf., Gruppe der Berliner Esperantisten durch Frl. P. 5 M., Geh. Rat Sch. in F. 5 M., Frl. D. in E. 40 Pf.

Kriegs- und Heimatchronik: Pf. M. in N. 5 M., Frau W. in H. 5,50 M.

Bücher für Armee und Marine: B. in Kiel: 1 Dtsch. Orientbücherei, 6 Hefte Das größere Deutschland, Frl. G. J. in Berlin: 4 Romane, Verlag L. Staackmann, Leipzig: 24 Taschenbuch für Bücherfreunde.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Für unsere Leser im Felde, zur See oder in Lazaretten, die gern etwas schwerere Lektüre haben möchten, sind uns von Freunden der „Hilfe" folgende Werke zur kostenlosen Weitergabe zur Verfügung gestellt worden:

Führer zur Kunst (verschiedene Bändchen); Schultze-Naumburg, Kulturarbeiten; Muther, Hoya; A. v. Humboldt, Kosmos I—IV; Sombart, Sozialismus und soziale Bewegung; Peters, England und die Engländer; Kretzschmar, Musikalische Zeitfragen; Pelmann, Psychische Grenzzustände; Scheler, Der Genius des Krieges (von Dr. Bäumer in Nr. 41 und 44 der „Hilfe" besprochen), mehrere Exemplare. — Auch einige Romane in englischer Sprache, sowie Noten sind noch vorhanden.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Kriegsliteratur:

Deutschlands Morgenrot

Lieder u. Gedichte zum Weltkrieg v. Jul. Meyer. 3. Aufl., ll. 6⁰. M. 1.60 ... geb. Pappbd.

Worin gleicht unsere Gegenwart der Zeit der Freiheitskriege? Vortrag, gehalten im Evang. Bund von Professor D. Art. Titius. 8⁰, 14 S., 25 Pf.

Der Krieg und die Erziehung der Deutschen

Vorträge zu Fragen der Volkserziehung von Prof. Herm. Hoffmann. 8⁰, 88 S., 1.20 M.

Woher das Selbstgefühl der Engländer? Vortrag von Konventual-Studiendirektor Dr. H. Tilemann. 8⁰, 31 S., 75 Pf.

Verlag der Hahnschen Buchhandlung, Hannover.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Jesus

von D. Paul Wernle, Professor in Basel.

Nur gebunden M. 5.— Nur gebunden M. 5.—

Wernle gibt in seinem „Jesus" nicht eine neue Geschichte des Leben Jesu, sondern er will die Hauptsumme seines Wesens und Wirkens festhalten und damit unser Verständnis für Jesus vertiefen. Ohne eine direkte Beziehung zum Kriege ist das Buch aus dem Bedürfnis hervorgegangen, gerade in der jetzigen Zeit Jesus als Helfer und Tröster zu zeigen. Nicht allein die vielen Tausende, die Wernles „Quellen des Leben Jesu" gelesen haben, werden Käufer seines „Jesus" sein, sondern viele werden gerade dieses Jahr zu Weihnachten eine zeitlose Darstellung von Jesus zur Hand nehmen, um sich aus den Wirren der Gegenwart in die tiefsten Quellen und ewigen Werte des Christentums zu versenken.

Prospekte stehen unberechnet zur Verfügung. Zur Ansicht ist das Buch durch jede gutgeleitete Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

GRUNDRISS DER SOZIALÖKONOMIK

Schriftführung: Professor Dr. Max Weber.

Vollständig in 10 bis 12 Abteilungen.

V. Abteilung. II. Teil.

Bankwesen

Von Dr. G. von Schulze-Gaevernitz, u. Dr. Edgar Jaffé,
Professor in Freiburg i. Br., z. Z. in Brüssel. Professor in München.

Einzelpreis M. 6.—. Einzelpreis gebunden M. 8.50.
Subskriptionspreis M. 5.40. :: Gebunden M. 7.40.

Die deutsche Kreditbank

und das

englisch-amerikanische und das französische Bankwesen

behandelt dieser neue Teil des GdS. Daraus geht hervor, daß wir es hier nicht nur mit einer sehr wichtigen, sondern auch mit einer sehr zeitgemäßen Erscheinung zu tun haben.

Prosp. stehen unberechnet zur Verfüg. Zur Ansicht ist dieser sowie die früher erschienenen Bände durch jede gut geleitete Buchhdlg. zu bez.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Elfe Kesting, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

25. November 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 47

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Vergeßt den Kriegsanfang nicht! — **Direktor des Statist. Amtes von Berlin-Schöneberg, Dr. R. Kuczynski:** Unsere Ernährung im zweiten Kriegsjahr. — **Friedrich Weinhausen, Mitglied d. Reichstags und des Abgeordnetenhauses:** Die Beibehaltung der Altersgrenze. — **Dr. Friedrich Markus Huebner:** Das Problem des Sachsen. — **Gerhard Bartels:** Hermann. — **Karl Rick:** Gedicht. — **Gottfried Traub:** Ein Schritt. — **Dr. Heinz Potthoff:** Gefangenen-Mord (Sprechsaal). — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Freitag, 12. November.

Die griechische Kammer ist aufgelöst worden. Neuwahlen sollen am 19. Dezember stattfinden. Das ist also nun der Entscheidungskampf zwischen dem König und Venizelos. Es wird sich zeigen müssen, ob zwischen Juni und Dezember die Volksmeinung eine andere geworden ist. Als neue Tatsachen wirken das mitteleuropäische Heer in Serbien und die Besetzung von Saloniki durch den Vierverband. Zugleich wirkt das Versprechen einer Anleihe von 40 Millionen Frank von seiten Englands und Frankreichs. Diese Anleihe wurde schon als gesichert gemeldet, nun aber teilt „Petit Journal" in Paris mit, daß die Verbündeten noch über die Bedingungen beraten, unter denen die Anleihe gewährt werden soll.

Während also, wie wir schon erwähnten, die Nachricht von einer vollständigen Veränderung des russischen Ministeriums sich nicht bewahrheitet hat, so ist die Entlassung des Verkehrsministers Ruchlow eine Tatsache. Er wird für das Flüchtlingselend verantwortlich gemacht, weil die Eisenbahn nicht imstande war, den wilden verderblichen Strom der Flüchtlinge zu verteilen. Schwedische Zeitungen machen Mitteilungen über einen Geheimbericht eines Reichsratsmitgliedes Subtschaninow, in dem es heißt: die Länderstriche, die die Flüchtlinge passieren, bieten das Bild völliger Verwüstung. Die Flüchtlinge haben Wälder vernichtet, besäte Felder zerstört, Dörfer ausgeraubt. Der angemeldete Schadenersatz beläuft sich schon jetzt auf zahllose Millionen, und die Reichsrentei hat erklärt, sie sei gegenwärtig nicht in der Lage, diese Schäden zu ersetzen. Neben dieser wirtschaftlichen Gefahr tritt auch die rein soziale Gefahr ein, da die Flüchtlinge oft jede ihnen angebotene Arbeit ablehnen und von Regierung und Privatorganisationen drohend eine Durchfütterung fordern und nach und nach zu Millionen von faulenzenden und raubenden Landstreichern hinabsinken. Der Winter werde wahre Belagerungen der kleinen Landstädte durch die herumstreichenden Banden bringen. Man müsse Zwangsarbeit unter militärischer Gewalt einführen. — Ein anderer Anklagepunkt gegen das Verkehrssystem ist der Mangel an Zuführung von Heizstoffen. In 23 von 54 Gouvernementsstädten sei Mangel an Kerzen und Petroleum, in 19 an Kohle. Bahnhofsvorsteher lassen sich für Gewährung von Güterwagen bezahlen und werden in kurzer Zeit reiche Leute oder stellen sich sonst in den Dienst der Preistreibereien.

Sonnabend, 13. November.

Im englischen Unterhause verließen alle Minister während heftiger Kritik des Dardanellenunternehmens den Sitzungssaal, ein im englischen Parlamentarismus sehr ungewöhnlicher Vorgang. Das Haus vertagte sich, weil es nicht ohne Minister verhandeln wollte. Die Nachricht, daß Kitchener seine Entlassung gefordert habe, wird dementiert.

Nach schwierigen Vorverhandlungen hat auf der Donau die Einfuhr von Futterstoffen aus Rumänien nach Ungarn begonnen. Auch von Bulgarien aus wurden Getreidetransporte vorbereitet.

Zufolge einem Berichte des in San Franzisko erscheinenden indischen Blattes „Hindustan Geber" macht der Aufstand in Indien Fortschritte. Am 5. September kam es im nördlichen Teil der Landschaft Pischawar zu einer Schlacht zwischen 10 000 Afghanen und dem britischen Militär, wobei 1200 Aufständische fielen. Die afghanische Grenze ist sowohl gegen Engländer wie gegen Russen im Kampfe. Am eigentlichen Aufstand sind besonders die nordindischen Mohammedaner beteiligt. Ebenso ist Persien in Unruhe, da die Russen der Kaukasusarmee von Norden weiter vordringen. Alle Nachrichten aber sind sehr unbestimmt und unsicher.

Sonntag, 14. November.

Am 5. November wurde im Marmarameere das neue englische Unterseeboot „E 20" zum Sinken gebracht. Es war 61 Meter lang, hatte eine Geschwindigkeit von 14 Meilen unter Wasser, 8 Torpedolancierrohre, 2 Schnellfeuergeschütze und 100 Mann Besatzung. Man sieht daraus, wie sehr sich im Krieg die Unterseeboote bereits entwickelt haben. Die „Frankfurter Zeitung" berechnet, daß an den Dardanellen bereits 8 englische und französische Unterseeboote vernichtet wurden. Daß auch unsere und die österreichisch-ungarischen Unterseeboote im Mittelmeer nicht untätig sind, ergibt sich aus der französischen Mitteilung, daß zwischen 1. und 10. November 6 Dampfer im Mittelmeer überfällig geworden sind.

Die Zertrümmerung der serbischen Front ist weiterhin in vollem Gange. Oesterreichische Truppen bringen von Višegrad an der Drina in das Tal des Nebenflusses Lim. Höhen südlich von Iwanjica sind genommen. Am Ibar, südlich von Kwaljewo sind feindliche Bergstellungen erstürmt, was bei Kälte und Schneefall eine harte Leistung war. Deutsche Truppen der Armee v. Gallwitz nahmen südlich von Krusewaz die Paßhöhen im Jastrebazgebirge, wobei 1100 Serben gefangen wurden. Die Bulgaren sind westlich von Leskowaz im Vorgehen. Die Beute der Bulgaren ist groß. Wer sich die genannten Orte auf der Landkarte sucht, sieht, wie sehr die Serben auf die montenegrinische und albanische Grenze gedrängt werden. Von verschiedenen Stellen Albaniens werden englische Landungen gemeldet. In Valona sollen Vorbereitungen zur Ausschiffung italienischer Soldaten getroffen werden.

Die Italiener richten immer wieder heftige Angriffe auf die Stellungen nördlich und südlich von Görz. Die Stadt Görz wird beschossen. Während nun die Italiener bei ihren Beschießungen auf Kirchen und Kunstbauten keinerlei Rücksicht nehmen und vielleicht auch nicht nehmen können, entrüsten sie sich gewaltig, daß bei einem Luftangriff auf Venedig etliche Wandgemälde von dem berühmten Maler Tiepolo beschädigt wurden.

Digitized by Google

Der englische Minister Winston Churchill ist von seinem Amte zurückgetreten und begibt sich als Offizier an die belgisch-französische Front. Damit ist wieder einer von den Miturhebern des Krieges ausgeschaltet. Seine früher in Indien, im Sudan und im Burenkrieg bewiesenen militärischen Eigenschaften werden nicht bezweifelt, aber als Marineminister war er offenbar unzureichend und verdeckte nur zeitweise mit großen Worten den Mangel an seetechnischem Können und Ueberlegen. Er ist sehr mitschuldig am gescheiterten Unternehmen auf Gallipoli. Als das englische Koalitionsministerium gebildet wurde, entfernte man ihn aus dem Marineministerium und beschäftigte ihn als Minister mit geringeren Aufgaben. Jetzt nun nimmt er seinen Ausschluß vom engeren Kriegsrat als Anlaß, um zu erklären, daß er nicht in einer „gutbezahlten Untätigkeit" zu verharren imstande sei.

Deutsche und russische Berichte stimmen darin überein, daß die Kämpfe vor Dünaburg und Riga an Heftigkeit zunehmen. Die Russen schaffen immer wieder Menschen und Munition und benutzen mit Vorliebe die Nacht, um an eine Stelle des deutschen Grabens heranzukommen. Beide Teile reden von den Verlusten des Gegners, dabei aber bleibt offenbar die Lage im ganzen wie sie vorher war. Der ungarische Graf Apponyi begibt sich über Berlin nach Stockholm, um dort mit einem Vertreter der russischen Regierung über beiderseitige Gefangenenbehandlung in Besprechung einzutreten.

Montag, 15. November.

Von Wien aus wird zur Angelegenheit des von einem österreichischen Unterseeboot versenkten Dampfers „Ancona" ein Bericht veröffentlicht, aus dem sich ergibt, daß der Dampfer nicht haltmachte, sondern floh, und daß hinreichend Zeit zur Ausladung der Passagiere in die Boote gelassen wurde.

Nach Annahme des österreichischen Kriegspressequartiers haben die Serben bisher 54 000 Gefangene und 478 Geschütze verloren, das heißt, mehr als die Hälfte ihres Gefechtsbestandes. Deutsche und bulgarische Abteilungen bewegen sich gemeinsam nach dem Tal des Topliza, eines Nebenflusses, der südlich von Nisch in die Morava mündet. Die Privatnachricht, daß die Bulgaren Pristina besetzt haben sollen, wird bestritten. Alles schiebt sich nach dem alten geschichtlichen Kampfgebiet Novibazar — Mitrowitza — Pristina. In der Gegend von Strumitza finden beständig Kämpfe zwischen Bulgaren mit Franzosen und Engländern statt, über deren Umfang und Bedeutung wir nichts Genaueres wissen. General v. Mackensen verfügte, daß die von deutschen Truppen gemachte serbische Kriegsbeute den Bulgaren zufallen solle, was in Sofia mit lebhafter Genugtuung begrüßt wurde. Alle Soldatenbriefe berichten von schlechtem, nassem Wetter. Wer aus Russisch-Polen gekommen ist, freut sich der besseren Häuser. Auch die Ausrüstung der serbischen Soldaten soll eine recht gute sein, Mäntel und Lederzeug vorzüglich, und Bewaffnung meist französisch. Auch die Feldspaten werden im Vergleich zu den unsrigen gelobt. Man sieht, daß die Serben das letzte Jahr nach Kräften gut ausgenutzt haben.

Dienstag, 16. November.

Die Oesterreicher setzen ihre Fliegerangriffe auf oberitalienische Städte fort. In Verona werden 37 Tote und 48 Verwundete gezählt. Eine Bombe fiel mitten in die Arena. In Brescia ebenfalls Bomben. Die italienischen Kriegsberichte des Generals Cadorna erheben fast täglich kleine Grabenangriffe zu wichtigen Siegen, ohne daß dabei die Lage sich ändert.

An der Westfront finden nur Kleingefechte statt. Der französische Bericht redet von einem vergeblichen deutschen Angriff auf den Hügel von Tahure. Stärkere Artilleriekämpfe bei Soissons.

Der bisherige englische Minister Churchill hat im englischen Unterhause eine eindrucksvolle Rede zu seiner Rechtfertigung gehalten, in der er ausführt, daß alle Unternehmungen, die ihm persönlich zur Last gelegt werden, auf gemeinsamen Beschlüssen der verschiedenen Kriegsämter beruhen. Der Plan zum Dardanellenangriff sei von den englischen und französischen Sachverständigen gebilligt worden, und auch Admiral Fisher, der Marinechef, habe sich nicht dagegen ausgesprochen. Churchill ist optimistisch wie immer und rechnet auf das Aufzehren der deutschen Kräfte im Kriege. Ueber Bulgarien sagt er, es sei durch Deutschlands militärischen Prunk und Präzision hypnotisiert und verwechsle eine vorübergehende Episode im Krieg mit dem Endausgange. Als Churchill seine Rede beendete, brauste ein Beifallssturm von mehreren Minuten. Es ist also doch vielleicht verfrüht, von ihm zu sagen, daß seine politische Rolle schon ganz ausgespielt sei.

Mittwoch, 17. November.

Heute ist preußischer Bußtag, Zeit zu allerlei stillen Erwägungen. Die Geistlichen haben eine sehr große Aufgabe dabei, aber freilich keine sehr einfache. Je länger der Krieg dauert, desto mehr regen sich die Zweifel, ob es überhaupt „christliche Völker" gibt. Das Naturhafte, Vorchristliche, Völkische steigt gegenüber der Milde des Evangeliums in die Höhe. Auch Zweifel an der Weltregierung sind zu überwinden, die wohl darin ihren Grund haben, daß man früher von der Weltherrschaft Gottes viel zu menschlich und persönlich geredet hat, als sei die Regierung im Himmel eine gewaltige Ausgleichsstube aller irdischen, menschlichen Privatinteressen. Auf die Frage, warum Gott den Krieg so lange zuläßt, wird geantwortet: weil ihr noch nicht genug geheiligt seid! Wahrscheinlich sprechen so die Geistlichen aller Konfessionen bei Freund und Feind, aber sie haben wohl alle dabei ein Nebengefühl dafür, daß der Krieg als Heiligungsmittel eine sehr zweischneidige Maßregel ist, denn er erhebt zwar einerseits, aber er wirft auch anderseits starke Selbstsucht und Wildheit auf den Plan. Die Weltgeschichte, die wir erleben, ist größer als alle derartigen Erklärungsversuche.

Im Anschluß an die Rede von Lord Churchill wird weiter über den „Erschöpfungskrieg" geredet. Das ist offenbar der neue Hauptbegriff unserer Gegner. Ueberall, von der Südspitze Italiens bis zu den Hebriden, werden die romanischen Völker damit getröstet, daß die Deutschen und Oesterreicher am Ende ihrer Kräfte sind, wie sich ja aus den neueren Nahrungsvorschriften zeige, und wie man aus der Menge der Toten und Verwundeten annehmen könne. Daran ist sicherlich wahr, daß wir sehr angespannt sind und viele persönliche und sachliche Opfer bringen, aber es ist offenbar unwahr, daß wir nicht auch noch ein Jahr aushalten können, wenn es sein muß. Und wie steht es denn mit den Kräften der Gegenseite? Warum stehen die Franzosen noch genau dort, wo sie vor einem Jahre standen? Und haben sie etwa keine Versorgungsschwierigkeiten? Für beide Teile ist die Last des Krieges gewaltig, unsere Schultern aber sind die kräftigeren.

Donnerstag, 18. November.

Aus dem Kriegsgebiet kommt in kurzer Zeit schon der dritte Brief darüber, daß den Offizieren und Sanitätsoffizieren des Feldheeres auch freie Eisenbahnfahrt für die Urlaubsreise gewährt werden müsse. Was den Soldaten zugebilligt wurde, kann bei längerer Dauer auch den Offizieren kaum versagt werden, weil sonst gerade die festesten und tapfersten von ihnen nicht leicht einmal zu den Ihrigen und zum heimatlichen Betriebe gelangen.

Der Bischof von Limerick in Irland veröffentlicht einen Brief zugunsten der Irländer, die sich der sogenannten freiwilligen Werbung zum Kriegsdienst entziehen. Es ist ein starker Beweis englischer Preßfreiheit, daß dieser bischöfliche Brief in die ganze irische Presse übergehen konnte: Warum sollen die Iren für England sterben wollen? Was haben sie oder ihre Ahnen jemals von England gehabt? Der Krieg mag gerecht oder ungerecht sein, aber jeder ehrliche Mensch muß zugeben, daß es Englands und nicht Irlands Krieg ist. Es gibt wohl keine größere Ungerechtigkeit, als englische Drückeberger zu Millionen frei herumlaufen zu lassen und den kleinen Rest der irischen Rasse in einen Krieg zu zwängen, den sie nicht versteht, und für den sie nur ein fragwürdiges Interesse hat.

Der französische Minister Denys Cochin und der englische Kriegsminister Kitchener fahren beide nach Athen, um bei der griechischen Regierung letzte dringende Vorstellungen zu machen. Der französische Minister wurde feierlich begrüßt und hielt vom Balkon seines Hotels aus eine Ansprache an die Menge, die bis spät abends

Digitized by Google

die Marseillaise sang. Es verlautet, daß allein in Liverpool und Newcastle von den Engländern 90 griechische Schiffe festgehalten werden. In Saloniki werden täglich etwa 5000 englische Soldaten gelandet. Die bei Saloniki stehenden griechischen Truppen sollen doppelt so stark sein als die Angriffsarmeen des Vierverbandes.

Freitag, 19. November.

Von Bagdad her kommen erfreuliche Nachrichten. Wir geben zu, daß wir in letzter Zeit etwas besorgt auf diese Stelle des weiten Kriegsgebietes geblickt haben. Der englische Vormarsch von Kut auf Bagdad ist zum Stillstand gebracht, die Lage Bagdads gilt als gesichert. Die Predigt des Heiligen Krieges beginnt im Zweiströmeland und auch in Südpersien zu wirken. Die indischen Soldaten weigern sich offen, gegen die Grabkapelle des von den indischen Mohammedanern besonders verehrten Abdelkader Gurilani in Bagdad zu marschieren. Bei mehreren Bataillonen wurde von den Engländern jeder zehnte Mann hingerichtet, ohne daß es einen Erfolg hatte. So wenigstens erfährt die „Frankfurter Zeitung" in Konstantinopel.

Ein deutsches Unterseeboot versenkte zwei englisch-ägyptische Kanonenboote im Golf von Sallum an der Westgrenze Aegyptens. Die Versenkung von Transportschiffen und feindlichen Handelsdampfern im Mittelländischen Meere nimmt zu.

Der „Nachrichtendienst für Ernährungsfragen" gibt eine gewisse Uebersicht über die Preise der Nahrungsmittel in anderen Ländern, um zu zeigen, daß unsere deutschen Preissteigerungen nichts Alleinstehendes sind. Dabei ist besonders bemerkenswert, daß auch in den neutralen Ländern dieselbe Verteuerung zutage tritt. Rumänien, das Agrarland, leidet unter scharfer Lebensmittelteuerung. Von der Schweiz heißt es: Fleisch ist hier genau so teuer wie bei uns. Eier kosten 17 bis 20 Pf., Butter kostet 77 Pf., Kartoffeln 6,45 M. pro Zentner. In England steht der Weizenpreis für beste Ware höher als bei uns, ebenso ist der Mehlpreis höher. Das alles läßt sich nicht aus einem einzelnen Gesichtspunkt erklären, aber ein wichtiger Vorgang ist ein Sinken des Geldwertes auf der ganzen Linie. Je mehr Milliarden geborgt und ausgegeben werden, desto weniger kann man für sie kaufen.

Bei den gestrigen erfolgreichen Verfolgungskämpfen wurden rund 5000 Serben gefangengenommen.

Sonnabend, 20. November.

Die bisher in Serbien anwesenden diplomatischen Vertreter des Vierverbandes und anderer Staaten haben sich nach Skutari zurückgezogen. Montenegro ist von serbischen Flüchtlingen überflutet. Aus dem altserbischen Gebiet, wie es vor 1912 bestand, sind die Serben nun fast völlig herausgedrängt. Vom serbisch gewordenen Mazedonien sind wohl zwei Drittel in bulgarischen Händen. Novibazar ist zurzeit noch in serbischen Händen.

Ob Kitchener wirklich nach Athen gekommen ist oder nicht, läßt sich bei widersprechenden Berichten nicht feststellen. Der französische Minister Denys Cochin ist wieder abgereist und hat offenbar das nicht erreicht, was er wollte, nämlich die Zusage, daß sich die serbische Armee auf griechisches Gebiet zurückziehen darf, ohne entwaffnet zu werden.

Im englischen Oberhaus sagt Lord Ribblesdale, er halte es für möglich, einen Mittelweg zu finden, so daß Europa einen Frieden erlebe, der nicht von irgend jemandem direkt aufgezwungen würde. Er schloß seine Rede: „Wenn wir auf Grund von Vernunft, Ehre und Würde Frieden schließen könnten, wäre es gut für uns, — aber anscheinend geht es uns jetzt so gut, daß es nicht ratsam wäre, von Friedensbedingungen zu reden." Das letztere hat einen Nebenton von Ironie.

Die „Norddeutsche Allgemeine" berichtet ausführlich von der ausgedehnten Spionage in Belgien und von der Herausschmuggelung vieler kriegstüchtiger Belgier zur französischen Armee, um die Notwendigkeit der weiteren kriegsrechtlichen Verwaltung zu begründen.

Sonntag, 21. November.

Die Italiener erlitten in Tripolis eine Niederlage, bei der die Einheimischen 5 Geschütze und 7 Maschinengewehre erbeuteten.

Die englische Presse beschäftigt sich eifrig mit der Frage des englischen Rückzuges von Gallipoli. „Daily News" schreiben, die Zurückziehung der Truppen von Gallipoli bedeute eine bittere Enttäuschung, aber England sei zu vernünftig, um noch ferner die Fortsetzung eines hoffnungslosen Abenteuers zu fordern. Falscher Stolz dürfe da nicht mitsprechen. Es verlautet, daß die australische Regierung sehr gegen den Rückzug sei, nachdem so viele australische Soldaten auf Gallipoli ihren Tod gefunden haben. Kitcheners Aufgabe soll es sein, über das weitere Verfahren an den Dardanellen zu entscheiden. Dabei wird Kitchener die jetzt möglich gewordene Munitionszuführung aus Deutschland in Anschlag zu bringen haben. Die türkischen Soldaten haben Großes an ausdauernder Tapferkeit geleistet.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 15. November.

Die weiterlaufende Auseinandersetzung der sozialdemokratischen Führer offenbart immer mehr das Ende des theoretischen Marxismus. Merkwürdig — während der Sozialismus praktisch mächtigere Siege feiert als je zuvor, stirbt seine Theorie an der dogmatischen Unfreiheit ihrer Vertreter.

Die Leiterin eines deutschen Lazaretts in Südungarn nahe der serbischen Grenze schickt mir Aufnahmen von dem sonntäglichen Markttreiben der einheimischen Bauern. Wenn man die treuherzig-urwüchsigen Gesichter der malerisch gekleideten Männer und Frauen sieht, steigt einem immer die Frage auf: was mögen diese Menschen vom Sinn dieses Krieges erfassen? Wieweit sind sie imstande, ihn sich zu ihrem Krieg zu machen? Und wie schwer ist ihr Geschick, wenn sie das nicht zu tun vermögen!

Verona bombardiert! Bilder aus unvorstellbar fernen Friedenszeiten tauchen auf. Die Piazza dell' Erbe im Farbenfeuer eines Wochenmarktes unter strahlendem Himmel, ein weicher Frühlingsabend unter den Zypressen im Garten der Julia, mit dem schönen Rund der noch schneetragenden Berge unter schwarzblauem, fruchtbarem Gewitterhimmel. Wie erschienen einem damals die Kastelle an den Bergen nur als malerische Zierate! — —

Die Erträge der Kinosteuer sind in einigen Stadtteilen von Berlin in den letzten Wochen um 50 v. H. gestiegen. Keine erfreuliche wirtschaftliche Kraftäußerung.

Die Holländer sitzen — wie ein hübscher Aufsatz von Lili Dubois-Reymond in der „Vossischen Zeitung" erzählt, — mit Millionen der schönsten Blumenzwiebeln inmitten der kampfzerwühlten Welt, die keinen Schmuck für ihr hartes Leben haben will. Sie verkaufen für ein Viertel des sonstigen Preises.

Dienstag, 16. November.

Gestern sind eine polnische Universität und eine technische Hochschule in Warschau eröffnet worden. Mit einem Hochamt in der Kathedrale, dem die Eröffnungsfeier der Universität folgte. Der Rektor von Brudzinski sprach in seiner Eröffnungsrede von dem westeuropäischen Geist des Polentums, der ihm seine kulturelle Zugehörigkeit diktiere. Es sind bis jetzt 500 Studierende immatrikuliert, 300 Studenten sind für die technische Hochschule angemeldet. Eine Handelshochschule, eine Kunstakademie und die Einrichtung eines populärwissenschaftlichen Vortragswesens werden folgen.

Die Landwirtschaftskammern ermahnen eine nach der anderen die Landwirte zu vaterländischer Haltung in der Milch- und Kartoffelversorgung der Städte. Ob es nützt?

Die fleischfreien Tage haben bisher nicht die Wirkung einer erheblichen Verbrauchsverminderung gehabt. So werden sie vor-

Digitized by Google

aussichtlich den Uebergang zur Fleischkarte bilden. Und das wäre vermutlich das beste. Man fragt sich nur, wie mit der Verteilung die Regelung der Preisfrage verbunden werden soll? Erwartet man, daß die Preise sinken werden, wenn der Verbrauch der Zahlungsfähigsten beschränkt wird? Den breiten Schichten ist, so wie die Verhältnisse liegen, die Fleischkarte nur eine Anweisung auf Unerschwingliches.

Die Zusatzbrotkarten bringen leider für manche Mütter wieder die Versuchung, ihre Kinder mit Brot zu füttern, statt etwas Ordentliches zu kochen. Typische Antwort einer Frau, die Zusatzbrotkarten erbittet, weil sie für fünf Köpfe tags zwei Brote verschneidet, und gefragt wird, ob sie denn nichts koche: „Och, wat soll man denn immer kochen!" „Typische Antwort?" Nein, das ist zu viel gesagt. Man braucht nur die Tausende von Proletarierfrauen mit ihren sehr mannigfaltig gefüllten Marktnetzen von den Gemüseeinkäufen der Wochenmärkte kommen zu sehen. Aber typisch für eine gewisse Gruppe verbummelter Großstadtfrauen.

Mittwoch, 17. November.

Bußtag. Die Gelegenheitsbetrachtungen in den Tageszeitungen beschäftigen sich unter diesem Titel zeitgemäß mit dem Lebensmittelwucher. Leider werden die zur Buße Aufgeforderten wohl diese Spalte überschlagen, um sich dem lehrreicheren Annoncenteil zuzuwenden. Man weiß nicht, was schlimmer ist: die Sache als solche, oder die verheerende Wirkung, die sie auf den Glauben an die idealen Kräfte der Zeit ausübt. Es ist eine Propaganda des Zynismus.

Im europäischen Kriegsbild ist die Schweiz ein sehr charakteristisches Stück. Der Fremdenverkehr in Luzern ist im Kriegsjahr von 180 000—185 000 auf 28 500 Durchreisende gesunken. Davon waren 21 000 Schweizer, 7500 Ausländer, deren Zahl damit weniger als 5 v. H. der sonstigen Ziffer beträgt. Ein Beispiel für die Art, wie neutrale Länder unter dem Krieg leiden — es muß schwer zu ertragen sein: solche wirtschaftlichen Schwierigkeiten und nicht wissen, wozu eigentlich! Nur so in Mitleidenschaft gezogen werden.

Donnerstag, 18. November.

Die Tafel der Berliner Lebensmittelpreise zeigt eine bemerkenswerte Senkung auch der nicht vom Schweinehöchstpreis betroffenen Fleischsorten. Die Woge scheint einmal wieder abzufluten, Gott sei Dank! Es gibt einen quälenden Untergrund für die Kriegsarbeit — das Bewußtsein, daß zahllose Menschen bei diesen Preisen einfach nicht leben können und die Erfahrung von all der berechtigten und unüberwindlichen Verbitterung, die das erzeugen muß.

Ein Vortrag über „Die sozialen Lehren des Krieges". Man spürt doch bei der ernsten Anteilnahme, die solche spröden und nüchternen Dinge finden, wie sehr der Krieg die Menschen zu ernstester Sachlichkeit erzogen hat. Die Vaterlandsliebe will zugleich Erkenntnis, gründliches Miterleben und Mitdenken sein, nicht bloß Erhobenheit und Gefühlsschwelgerei. Das ist so ermutigend.

Freitag, 19. November.

Bremen im Zeichen des Halbmonds — voll von einem Besuch des türkischen Botschafters und der Begründung eines Ortsvereins der deutsch-türkischen Vereinigung.

Bremen hat eine vorzüglich zentralisierte Kriegsfürsorge und bestreitet sein Kriegsunterstützungswesen durch regelmäßige Haussammlungen wesentlich ohne Inanspruchnahme von Staatsmitteln. Es ist das Interessante und Schöne der „Vortragsreise", daß man so mannigfache Typen der Tüchtigkeit und der Bewältigung der Kriegsaufgabe kennenlernt. Und überall ist noch so viel Unternehmungsgeist, ist man immer noch bereit, Neues in Angriff zu nehmen, wenn es sein muß. Nirgend ein Gefühl, daß man am Ende sei und nichts mehr von einem verlangt werden dürfe.

Sonnabend, 20. November.

In der Bahn fuhren zwei Väter mit zwei Söhnen, die zur Fahnenjunkerausbildung nach Berlin gebracht werden sollten. Prachtvoll gewachsene blonde Rasse in ihren Jugendwehruniformen, der eine schon ins männliche hineingeschossen mit einem schmalen Kopf und scharf geschnittenen Zügen, der andere ein schönes weiches Kindergesicht unter dunkelblondem Schopf. Beide so herzbewegend jungenshaft mit der ununterbrochenen Vertilgung ungezählter Nienburger Biskuits befaßt. „Habt ihr schon wieder Appetit?" fragte der Vater erstaunt beim ersten. „Noch" — versicherten sie ernsthaft. Dann sprachen sie sachkundig davon, was für eine „Kriegsziege" sie wohl bekommen würden und vom Reitenlernen. Sie — Hannoversche Landsöhne — konnten es natürlich. Ob sich jemand dafür eigne oder nicht, entscheide sich beim ersten Aufsitzen, es sei eine Sache des angeborenen Gefühls in einem gewissen Körperteil, versicherten sie. Und freuten sich kindlich auf das „Soupieren" im Berliner Schnellzug, den sie in Hannover bekommen würden, trafen sich listig, als von Berliner Onkels die Rede war, die einen mal mitnehmen würden, und fragten: „Du, Vater, und Weihnachten? Was wird da?" Da würden sie wohl Urlaub bekommen, aber Vater war an der Ostfront, trug das Eiserne Kreuz und mußte wieder hinaus, sobald er sie abgeliefert hatte. — — —

Sonntag, 21. November.

Die Weihnachtswünsche der deutschen Jungens sind regelrechte kleine Militärvorlagen. Mein Neffe hat mir die seine heute eingereicht: 2 Schachteln Türken, Maschinengewehrabteilung, 3 Schachteln Bulgaren, stürmend, 3 Schachteln Bulgaren, schießend usw. mindestens 50 Positionen. Die neuen Bundesgenossen steigern die Bedürfnisse außerordentlich, und die Strategen der Kinderstube haben auch ihre Sorgen mit dem Kriegswucher. „20 Mann Infanterie kosten mich heute 75 Pfennige", sagt mein Neffe so sorgenvoll wie ein Kriegsminister.

Daneben so viel Ernst, der auch schon in so ein kleines Leben schattet. Große Freunde aus dem Wandervogel haben sich als Freiwillige gemeldet; er erzählt dramatisch und ganz ernsthaft davon, wie einer schon halb eingekleidet war; „des Königs Hose und Stiefel hatte er schon an — und als er des Königs Rock anziehen wollte, wird gefragt: die Erlaubnis Ihres Vaters? — Nee, sagt er. — Raus!!"

— — Das Mozartsche Requiem in einer Kirche als Totensonntagsfeier. Es ist fast zu klar und klassisch, zu leicht und formvoll für das, was heute an Schmerz und Not in eine solche Feier hineinflutet. Ohne Furcht und Verzweiflung, ohne Dunkelheit und Leidenschaft — jeder schicksalhafte Hintergrund ausgelöscht und überwunden durch die einfache Schönheit. Und eben deshalb doch seltsam und fast wider Willen tröstlich.

Dona eis requiem!

Wenn man über die gefüllte Kirche hinsah, dachte man: auf wie hundertfach verschiedene Weise mögen alle diese Menschen sich ihren Weg durch das Dunkel unseres gemeinsamen Schicksals suchen!

Montag, 22. November.

Urlauber, die ankommen und von ihren Frauen am Bahnhof in Empfang genommen werden. Wie oft sieht man da so ein stummes Uebermaß der Bewegung, eine Erschütterung bis zur Fassungslosigkeit bei den schlichtesten Menschen.

Allenthalben sind die Vorbereitungen für die Weihnachtsliebesgaben im Gang. Sibirische Gefangene, Landstürmer, Sanitäter — es ist ein ganz großer Schlachtplan, an dessen Verwirklichung alles arbeitet. Wir (Nationaler Frauendienst) bereiten wieder die Liebesgabensendung an die Männer der von uns betreuten Wehrmannsfrauen vor. Leider ist es nicht wieder einzurichten, daß die Frauen die eigenen Sachen beilegen. Die unbestellbaren Pakete waren im vorigen Jahr so zahlreich, daß man diesmal dafür sorgen muß, daß der Inhalt verteilt werden kann, wenn der Adressat nicht erreichbar ist.

Digitized by Google

Friedrich Naumann / Vergeßt den Kriegsanfang nicht!

Vergeßt es nicht, was ihr alle bei Kriegsbeginn gesagt und gedacht habt!

1.

Vergeßt nicht, daß ihr damals den friedlichen Charakter des deutschen Volkes hervorgehoben habt! Regierung und Volk waren darauf bedacht, aller Welt zu sagen, daß wir keine Angriffs- und Eroberungsabsichten gehabt haben. Das war auch tatsächlich richtig und wird richtig bleiben, auch wenn einmal alle Akten und Briefe geöffnet sein werden, denn es gab bei uns zwar Leute, die den Krieg für unentrinnbar und darum notwendig ansahen, aber nur ganz vereinzelte, die von vornherein ihn suchten. Wir waren gerüstet, aber entschlossen, die Rüstung als Verteidigungswaffe zu benutzen. Das haben wir nun auch getan. Unsere Soldaten haben unter vortrefflicher Leitung die Verteidigung ins Feindesland getragen und stehen draußen mit Leib und Leben in allen Gefahren für unsere Sicherheit ein. Solange das für unsere zukünftige Staatserhaltung notwendig ist, werden sie es als Verteidigung weiterhin tun, und sei es bis in noch fernere, weitere Gegenden hinein, aber man darf nun nicht nachträglich aus Vaterlandsverteidigern etwas anderes machen wollen, nämlich napoleonische Angriffstruppen, die für Eroberungsruhm in die Welt hinausziehen. Alle Regierungsäußerungen bewegen sich durchaus im alten echten Grundgedanken von der Verteidigung, aber es gibt Kriegszielspolitiker, auf die das Sprichwort paßt, daß der Appetit mit dem Essen kommt. Ihnen wird es nicht genug sein, die Grenzen besser zu schützen, gegnerische Bedrohungen unmöglich zu machen, Irrtümer der vergangenen Geschichte zu korrigieren, sondern sie gleiten allzuleicht hinüber in das Gebiet von Projekten, die einen Frieden fast unmöglich machen. Sie tun es sicherlich in guter Meinung und glauben damit unserem Volke zu dienen, aber es scheint doch gelegentlich recht nötig, ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen, mit welchen Gesinnungen und Erklärungen Kaiser, Kanzler, Parlament, Presse und Volk im Anfang den Krieg aufgenommen haben. Gedenket des August 1914!

2.

Vergeßt es nicht, wie froh ihr damals waret, daß alle Parteien sich mit gleichem Eifer der vaterländischen Aufgabe zur Verfügung stellten! Als damals die Sozialdemokraten fast ausnahmslos sich mit allen anderen Staatsbürgern in Reihe und Glied stellten, ging ein Aufatmen der Erleichterung durch alle führenden und verantwortlichen Kreise. Man wußte zwar, daß man auch Widerwillige würde zwingen können, aber man wußte zugleich, wie schwer ein solcher Zwang auf aller Kriegsbegeisterung lasten würde. Es gehörte zu den großen Erlebnissen der Anfangstage, daß fast alle bürgerlichen Schichten ihre bisherigen Ansichten über die Sozialdemokraten verbesserten und bereit waren, über vergangene Streite Gras wachsen zu lassen und das volle Bürgerrecht aller Bürger restlos anzuerkennen. Hätte damals gleich die Regierung gesagt: von nun an kennen wir keine Klassen mehr, so würde das einfach der Ausdruck der obwaltenden Stimmung gewesen sein. Inzwischen haben die Sozialdemokraten in Feld und Heimat ihre Pflicht getan wie alle anderen, woran auch einige parlamentarische Irrgänger gar nichts ändern. Inzwischen ist der Zustand, der mit dem 4. August 1914 begann, zum Dauerzustand geworden, der Wille wurde zur Tat, ein einiges Volk kämpfte und starb zusammen; je länger es aber dauerte, desto mehr vergaßen einzelne Kreise die Erleichterungsgefühle von damals und sahen es als etwas Alltägliches an, daß die große Partei der Masse ihren Frieden mit dem Staatsgedanken gemacht hatte. Hier ist es sehr nötig, zu mahnen: vergeßt nicht, wie ihr damals gedacht habt, vergeßt es ja nicht bis nach dem Krieg!

3.

Vergeßt es nicht, daß damals von deutscher und österreichisch-ungarischer Seite den Polen diesseits und jenseits der Grenze ein neues Zeitalter gegenseitigen Vertrauens versprochen wurde, wenn sie gegen das russische Zarentum mit uns zusammengehen wollten! Die reichsdeutschen und österreichischen einheimischen Polen haben dieses Zutrauen fast restlos gerechtfertigt und auch die russischen Polen haben nach dem Maße ihrer gebundenen Kräfte für den Sieg der mitteleuropäischen Verbündeten nicht Unbeachtliches getan. Noch ist die Zeit nicht da, um über künftige Grenzen und staatsrechtliche Verhältnisse zu sprechen, aber wohl ist es Zeit, um von Volk zu Volk den Ton der gegenseitigen Achtung und Verständigung zu suchen. Ehe die Staatsmänner ihre letzten Worte sagen können, müssen die durch einen blutigen Krieg einander nahegebrachten Nachbarnationen in ihren Zeitungen und Vertretern den Versuch machen, sich als künftige Weltgeschichtsnachbarn zu begreifen, weil mit bloßen Staatsverträgen ohne Gesinnungshintergrund gerade dieses verwickeltste aller Probleme nicht zur guten Erledigung kommen kann. Der deutsche Reichskanzler hat eine Neuorientierung gegenüber den preußischen Polen zugesagt. Vergeßt es nicht, daß in dieser Zusage für uns alle gewisse moralische Verpflichtungen enthalten sind!

4.

Vergeßt es nicht, daß im Kriegsanfang das Mitgehen der nordschleswigschen Dänen und der Elsaß-Lothringer mit Freude begrüßt wurde und daß man die starke Zahl der Freiwilligen hoch in Anrechnung brachte. Selbst wenn man zugeben muß, daß bei den Elsässern betrübendere Erfahrungen nicht ausgeblieben sind, so würde es doch eine große Ungerechtigkeit sein, die vielen Zehntausende tapferer Krieger zu übersehen, die alle Lasten und Gefahren des Krieges getragen haben wie jeder andere und die das öffentliche Lob ihrer Oberkommandierenden erhielten. Welche staatsrechtlichen Formen für die kleinen dänischen Gebiete im Norden und für das Reichsland nach dem Kriege zu suchen sind, ist heute noch nicht Gegenstand der Debatte, aber so viel darf doch gesagt werden, daß wir unsere Mitkämpfer nicht bloß als Objekte behandeln dürfen, über die aus Gründen verfügt wird, die mit ihrer eigenen Wohlfahrt wenig zu tun haben. Mitkämpfer sind keine Austauschobjekte. Ihr habt sie im Kriegsanfang als Reichsbürger in Anspruch genommen, ihr habt Strafe geübt, wo sie es nicht sein wollten, jetzt bitten wir: gebt der Menge der Getreuen das Gefühl, daß ihr nicht über sie hinweg, sondern mit ihnen überlegt, was aus ihnen werden soll!

5.

Vergeßt es nicht, daß wir alle uns vorgenommen haben, für das Vaterland die notwendigen Opfer gern zu bringen. Das war damals noch ziemlich leicht, da niemand eine Ahnung hatte, welche Dauer der Krieg haben und welche Verluste er allen Familien bringen würde. Inzwischen aber haben sich die Verlustlisten gemehrt und die Männer liegen in unerwarteter Zahl in den Schützengräben und auch in den Lazaretten. Im allgemeinen trägt unser Volk dieses unvermeidliche Kriegsschicksal in bewundernswerter Weise, aber es ist doch nicht unangebracht, die vielen Betroffenen an ihre

Digitized by Google

Erhebung und an ihre Gelöbnisse vom August 1914 zu erinnern. Was im Anfang versprochen wurde, muß im Fortgang geleistet werden. Ihr selbst habt gerufen: es muß sein! Nun, wo die Verluste eingetreten sind, sollt ihr noch immer wissen, daß ihr Gut und Blut dem Vaterlande angeboten habt!

6.

Vergeßt es nicht, daß im Anfang des Krieges die wirtschaftlichen Privatinteressen der Bürger dem Gesamtinteresse des kämpfenden Staates untergeordnet wurden! Damals war kein Gedanke daran, den Krieg als eine Art von Erwerbsgeschäft zu betrachten. Je länger aber der Krieg dauert, desto mehr schleicht sich bei vielen Schichten von Lieferanten und Herstellern der Nebengedanke ein, daß die Kriegsgelegenheit ausgenützt werden müsse. Es erwächst neben einer grenzenlosen Hingabe ein um so unerträglicherer Egoismus. Dieser ist nicht nur mit den Mitteln der Gesetzgebung einzuschränken, sondern auch als Gesinnungsfehler zu bekämpfen. Zu keiner Zeit läßt sich die Volkswirtschaft weniger auf dem rücksichtslosen Spiel der Privatinteressen aufbauen, als im Kriege. Der Krieg ist Gemeinschaftsunternehmung. So wurde er in seinem Anfang von allen Seiten erfaßt. So soll es bleiben, oder so soll es wieder werden. Laßt eine große Gesinnung nicht langsam versickern!

Und schließlich, ihr Soldaten und ihr Daheimgebliebenen, gedenket, daß ihr alle tapfer sein wolltet bis zum Siege in dem aufgezwungenen Kriege. Ihr wolltet keinesfalls eine Demütigung oder Verkleinerung unseres Staates, keinesfalls eine Herabminderung des Deutschtums in der Welt zulassen. Unsere Friedlichkeit war keine Furchtsamkeit. Wir haben kein fremdes Volk bedroht, aber wir wollten unsere Sonne und unser Recht. Das alles besteht noch heute wie am ersten Tage. Davon kann nichts abgegeben werden. Und wenn es noch länger dauert, wir werden nicht mürbe. So war es im August 1914 in unseren Seelen geschrieben, und so denken wir alle noch heute. Fest und treu!

N. Kuczynski / Unsere Ernährung im zweiten Kriegsjahr

Fortsetzung.

Kartoffeln.

Sind wir mit Brotgetreide, wenigstens für die menschliche Nahrung, auskömmlich versorgt, so haben wir an Kartoffeln sogar reichliche Vorräte, und zwar für Mensch und Vieh. Im Durchschnitt der beiden letzten Friedensjahre 1912/13 betrug unsere Ernte 52 Millionen To., im Jahre 1914 45½ Millionen To. Für 1915 wird sie wiederum auf 52 Millionen To. geschätzt. Da der Zuschuß vom Ausland keine Rolle spielte — in den Jahren 1912/13 hatten wir durchschnittlich einen Einfuhrüberschuß von 373 000 To. — sind wir mit Kartoffeln etwa ebensogut daran wie in den besten Friedensjahren. Allerdings muß die Kartoffel im Kriege mehr noch als im Frieden den mannigfaltigsten Zwecken dienen: wir brauchen sie zum unmittelbaren menschlichen Genuß und als Zusatz zum Brot, zur Herstellung von Kartoffelstärke und Kartoffelmehl, in der Branntweinbrennerei, der Bierbrauerei und der Papierindustrie; sie ist jetzt eines unserer wichtigsten Futtermittel; endlich benötigen wir auch große Mengen zur neuen Aussaat. Die Hauptaufgabe ist im zweiten wie im ersten Kriegsjahr die Sicherstellung des für den Menschen erforderlichen Bedarfs an Speisekartoffeln. Setzt man ihn entsprechend dem durchschnittlichen Verzehr in Friedenszeiten auf täglich 550 Gr. an, so stellt er sich im ganzen — einschließlich der Verluste durch Verderb usw. — auf 14 bis 15 Millionen To. Bei der Knappheit an Brot und anderen Nahrungsmitteln wird man aber gut daran tun, ihn auf 18 bis 20 Millionen To. zu bemessen. Die Maßnahmen, die nun im ersten Kriegsjahr zur Sicherstellung dieses Bedarfs getroffen wurden, waren wenig glücklich: zunächst niedrige Höchstpreise, dann hohe Höchstpreise, endlich ungeheure Zuschläge für die Aufbewahrung; bis in den April hinein keinerlei direkte Sicherstellung, dann freihändiger Ankauf durch die Landräte, als dies fehlschlug: Gründung der Reichsstelle für Kartoffelversorgung mit der Wirkung, daß Reich und Gemeinden große Verluste erlitten, ohne daß die Bevölkerung entsprechend billigere Kartoffeln erhielt. Mit Recht konnte Staatssekretär Delbrück in der Sitzung der Budgetkommission des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 4. Juni 1915 sagen: „Typisch für die Schwierigkeiten, die sich bei halben Maßregeln ergeben, ist die Kartoffelfrage."

In der Tat galt auf dem Gebiete der Kartoffelversorgung bis tief in das zweite Kriegsjahr hinein der Spruch: Ordre, contreordre, désordre. Durch Bekanntmachung vom 26. August bzw. 16. September wurden die Höchstpreise für Speisekartoffeln bzw. Futterkartoffeln aufgehoben. Durch Bundesratsverordnung vom 9. Oktober wurde die Reichskartoffelstelle gegründet. Sie hat für die Verteilung von Kartoffelvorräten zur Ernährung der Bevölkerung zu sorgen und kann sich dabei der Hilfe der Kommunalverbände bedienen. „Insoweit die zur Ernährung der Bevölkerung eines Kommunalverbandes für Herbst und Winter 1915/16 erforderlichen Kartoffeln nicht beschafft worden sind oder zu angemessenen Preisen anderweitig nicht beschafft werden können, hat der Kommunalverband den Fehlbetrag bei der Reichskartoffelstelle anzumelden" und diesen angemeldeten Bedarf abzunehmen. „Die Reichskartoffelstelle hat zunächst zu versuchen, den angemeldeten Bedarf im freien Verkehre zu decken." Insoweit dies zu einem Grundpreise von 55 bis 61 M. die Tonne (abgestuft nach Landesteilen) nicht möglich war, sollte sie bestimmen können, welche Kartoffelmengen aus den Kommunalverbänden an die Reichskartoffelstelle abzugeben seien. Zum Zwecke der Sicherstellung der so abzugebenden Mengen sollten alle Kartoffelerzeuger mit mehr als 10 Hektar Kartoffelanbaufläche verpflichtet sein, „10 v. H. ihrer gesamten Kartoffelernte bis zum 29. Februar 1916 zur Verfügung des Kommunalverbandes zu halten. Die Kartoffeln müssen Speisekartoffeln oder Kartoffeln sein, aus denen Speisekartoffeln verlesen werden können." Die so zur Verfügung zu haltenden Mengen hätten etwa 1 Million To. ausgemacht. Es stellte sich nun bald heraus, daß diese Maßnahmen wiederum nicht ausreichten, um der Bevölkerung dauernd einen auskömmlichen Verzehr von preiswürdigen Kartoffeln zu sichern. Durch Bundesratsverordnungen vom 28. Oktober wurde denn auch die Kartoffelversorgung wiederum auf eine völlig andere Grundlage gestellt. Die in der Verordnung vom 9. Oktober enthaltenen Grundpreise wurden nunmehr als Höchstpreise für alle Kartoffeln beim Verkaufe durch den Erzeuger im Großhandel festgesetzt. Der Kleinhandelshöchstpreis (der bis dahin noch niemals allgemein festgesetzt worden war) „darf den Erzeugerhöchstpreis desjenigen Preisgebiets, in welches die Kartoffeln zum Verbrauche geschafft werden, um nicht mehr als insgesamt 1,30 M. für 50 Kg. übersteigen." Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern sind verpflichtet, andere Gemeinden sowie Kommunalverbände sind berechtigt und auf Anordnung der Landesbehörden verpflichtet, Höchstpreise für den Kleinhandel mit Kartoffeln festzusetzen. Diese Höchstpreise müssen sich innerhalb der angegebenen Grenzen halten (für 50 Kg. höchstens 4,05 bis 4,35 M., je nach dem Preisgebiet). Zur Sicherstellung der an die Reichskartoffelstelle abzugebenden Mengen sind alle Kartoffelerzeuger mit mehr als 1 Hektar (statt 10 Hektar) Kartoffelanbaufläche verpflichtet, 10 v. H. ihrer gesamten Kartoffelernte bis zum 29. Februar zur Verfügung des Kommunalverbandes zu halten. „Auf die hiernach zur Verfügung zu haltenden Mengen sind diejenigen Kartoffeln anzurechnen, die der Landwirt nachweislich nach dem 10. Oktober 1915 als Speisekartoffeln verkauft hat." Die wichtigsten Aenderungen, die diese neuen Verordnungen gebracht haben, sind: 1. Auch die Kartoffelerzeuger mit 1 bis 10 Hektar Kartoffelanbaufläche haben Speisekartoffeln zur Verfügung der Kommunalverbände zu halten. 2. In ganz Deutsch-

Digitized by Google

land gilt ein Erzeugerhöchstpreis von 2,75 bis 3,05 M. 3. Die Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern sind verpflichtet, einen Kleinhandelshöchstpreis von höchstens 4,05 bis 4,35 M. für 50 Kg. festzusetzen.

Diese Höchstpreise sind zwar wesentlich höher, als die Preise in so guten Erntejahren zu sein pflegen. Unter Berücksichtigung der gesteigerten Unkosten der Landwirte, namentlich in anderen Zweigen ihres Betriebes, erscheinen sie indes angemessen. Die Verbraucher hätten denn auch Grund, mit dieser Regelung zufrieden zu sein, wenn sie wirklich zu den vorgesehenen Preisen Kartoffeln erhielten. Das ist aber vielfach noch nicht der Fall. Die Ursachen davon sind mannigfaltig. Einmal bringt es das Fehlen von Höchstpreisen für den Weiterverkauf an den Kleinhändler mit sich, daß der Großhändler häufig Preise fordert, die der Kleinhändler dort, wo Kleinhandelshöchstpreise bestehen, nicht zahlen kann, und aus diesem Grunde haben denn auch zahlreiche Städte, um ihrer Bevölkerung überhaupt den Bezug von Kartoffeln zu ermöglichen, ihre Verpflichtung, Kleinhandelshöchstpreise festzusetzen, bisher noch nicht erfüllt. Dann aber verkaufen auch viele Landwirte ihre Kartoffeln jetzt nicht, teils weil es ihnen zurzeit im Hinblick auf andere Arbeiten unbequem ist, die Speisekartoffeln zu verlesen, teils weil sie mit einer Erhöhung der Höchstpreise wie im vergangenen Erntejahr rechnen, teils, weil sie es für vorteilhafter halten, ihre Kartoffeln zu verfüttern. Nun bietet ja das Gesetz betreffend Höchstpreise den Behörden weitgehende Enteignungsrechte:

§ 2. Das Eigentum an Gegenständen, für die Höchstpreise festgesetzt sind, kann durch Anordnung der zuständigen Behörde einer von ihr bezeichneten Person übertragen werden. Die Anordnung ist an den Besitzer der Gegenstände zu richten; sie ist nicht auf die einem Landwirt zur Fortführung seiner Wirtschaft erforderlichen Vorräte . . . zu erstrecken . . .

§ 4. Die zuständige Behörde kann den Besitzer von Gegenständen, für die Höchstpreise festgesetzt sind, auffordern, die Gegenstände zu den festgesetzten Höchstpreisen zu verkaufen. Weigert sich ein Besitzer, der Aufforderung nachzukommen, so kann die zuständige Behörde die Gegenstände übernehmen und auf Rechnung und Kosten des Besitzers zu den festgesetzten Höchstpreisen verkaufen, soweit sie nicht für dessen eigenen Bedarf nötig sind.

Durch die Bundesratsverordnung vom 28. Oktober (in der Fassung vom 11. November) ist auch ausdrücklich gesagt, daß die Kartoffelhöchstpreise „Höchstpreise im Sinne des Gesetzes, betreffend Höchstpreise" sind. Dann aber heißt es:

Die Befugnisse aus § 2 und § 4 des Gesetzes, betreffend Höchstpreise, erleiden jedoch gegenüber den Kartoffelerzeugern folgende Einschränkungen:

Durch die Uebertragung des Eigentums und die Aufforderung zum Verkaufe darf höchstens über 20 v. H. der gesamten Kartoffelernte eines Kartoffelerzeugers verfügt werden.

Auf die Mengen, die hiernach in Anspruch genommen werden können, sind die Mengen anzurechnen, die der Landwirt bereits nachweislich nach dem 10. Oktober 1915 als Speisekartoffeln verkauft hat.

Danach kann also der Kartoffelerzeuger 80 v. H. seiner Ernte zurückhalten oder verfüttern, und wenn er etwa die übrigen 20 v. H. bereits (nach dem 10. Oktober) als Speisekartoffeln verkauft hat, ist er vor jeder Enteignung sicher. Zweifelhaft konnte man darüber sein, ob diese 20 v. H. ihm auch dann zu belassen wären, wenn er sie zur Schweinemästung oder sonst für seine Wirtschaft brauchte, und in landwirtschaftlichen Kreisen selbst wagte man dies nicht zu hoffen und glaubte, daß wenigstens dieses eine Fünftel der Allgemeinheit zugute kommen sollte. Aber gerade die Reichskartoffelstelle, die eigens zu dem Zwecke gegründet wurde, „für die Verteilung von Kartoffelvorräten zur Ernährung der Bevölkerung zu sorgen", und die auf die allergrößten Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Kartoffeln stößt, hat in einer Zuschrift an die „Deutsche Tageszeitung" (Nr. 574) erklärt, daß sich die Enteignungsanordnung, auch soweit das letzte Fünftel der Ernte in Betracht kommt, „nicht auf die einem Landwirt zur Fortführung seiner Wirtschaft erforderlichen Vorräte erstrecken darf".

Das ist ein ganz unhaltbarer Zustand. Es geht nicht an, daß der Landwirt, dem der gesetzliche Höchstpreis nicht paßt, nach Gutdünken Speisekartoffeln zurückhält oder verfüttert. Im Interesse einer regelmäßigen, auskömmlichen Versorgung der Bevölkerung ist vielmehr zu fordern, daß die zuständige Behörde ohne jede Einschränkung alle Speisekartoffeln, die der Landwirt nicht zur Ernährung der Angehörigen seiner Wirtschaft oder als Saatgut braucht, enteignen kann und erforderlichenfalls enteignen soll.

Weiter ist zu fordern, daß Höchstpreise für den Weiterverkauf an den Kleinhändler festgesetzt werden. In der Bundesratsverordnung vom 28. Oktober hieß es: „Der Reichskanzler erläßt die Vorschriften über die Preisstellung für den Weiterverkauf im Großhandel und im Kleinhandel". Er hat nur das letztere getan. Durch die Bundesratsverordnung vom 11. November ist die eindeutige Bestimmung vom 28. Oktober auch formell umgestoßen worden, indem hinzugefügt wurde: „Insoweit dies nicht geschieht, können die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bezeichneten Behörden solche Vorschriften erlassen". Die Praxis hat nun gelehrt, daß diese Höchstpreise nicht zu entbehren sind. Ein weiterer Aufschub kann nur schädlich wirken.

Andere pflanzliche Nahrungsmittel.

Mit Gemüse und Obst werden wir nicht knapp werden. Es fehlen uns zwar im wesentlichen die früher vom Ausland eingeführten Gurken, Zwiebeln und Blumenkohl, ebenso die Südfrüchte. Indes verdankten wir ohnehin von dem halben Pfund Gemüse und dem viertel Pfund Obst, die wir in Friedenszeiten durchschnittlich täglich aßen, nur 10 bzw. 30 Gr. dem Ausland, und die diesjährige Gemüseernte war nicht schlecht, die Obsternte sogar sehr reichlich. Auch mit Zucker, wovon wir in Friedenszeiten täglich 50 Gr. verzehrten, werden wir bei vorsichtiger Wirtschaftsführung bequem auskommen. Zwar ist die Anbaufläche für Zuckerrüben diesmal um ein Drittel kleiner, aber der Ertrag war normal, und wir haben ja in Friedenszeiten etwa die Hälfte unseres Zuckers ausgeführt.

Schlechter steht es mit den übrigen pflanzlichen Nahrungsmitteln. Es fehlt uns an Reis und Kakao, die wir ganz vom Auslande bezogen; es fehlt uns an Hülsenfrüchten, die wir zu drei Fünfteln, und an pflanzlichen Fetten, die wir zu mehr als neun Zehnteln dem Auslande verdankten. Auch mit Gerste (für die Biererzeugung usw.), mit Buchweizen und mit Hirse, die wir früher ebenfalls teilweise einführten, sind wir nicht in gewohnter Weise versorgt.

Glücklicherweise spielen aber diese pflanzlichen Nahrungsmittel, die wir dem Auslande verdankten, keine ausschlaggebende Rolle in unserer Ernährung. Mehl und Brot lieferten uns ein Drittel der Nährwerte, die wir uns überhaupt zuführten, und die Hälfte der Nährwerte, die wir in pflanzlichen Nahrungsmitteln zu uns nahmen. Wenn wir unsern Kartoffelverzehr um ein Viertel oder ein Drittel erhöhen und mit den übrigen pflanzlichen Nahrungsmitteln, soweit wir sie haben, sparsam umgehen, können wir den Ausfall, den uns die Unterbindung der Einfuhr in diesen Nahrungsmitteln bringt, wettmachen, und wir haben dann nur noch die Einbuße an Brot, die etwa 15 v. H. unserer gewohnten pflanzlichen Ernährung ausmacht.

Schluß folgt.

Friedrich Weinhausen / Die Beibehaltung der Altersgrenze

Dem Reichstag ist eine amtliche „Denkschrift über die Vermögenslage der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung am 1. Januar 1914" zugegangen. Sie ist auf Grund der Bestimmung des Einführungsgesetzes zur Reichsversicherungsordnung vom Bundesrat eingereicht worden, wonach im Jahre 1915 dem Reichstag die gesetzlichen Vorschriften über die Altersrente zur erneuten Beschlußfassung vorzulegen sind. Es war ein Kompromiß zwischen Reichsregierung und Volksvertretung: die dringlich von allen Parteien gewünschte Herabsetzung der Altersgrenze für den Bezug der Altersrente vom 70. auf das 65. Lebensjahr sollte nicht anläßlich der Verabschiedung des großen Reformwerkes der Reichsversicherungs-

Digitized by Google

gesetzgebung 1911, sondern erst nach eingehender Nachprüfung aller rechnerischen Grundlagen im Jahre 1915 in Angriff genommen werden. Die vorliegende Denkschrift bringt nun die Ergebnisse dieser Nachprüfung. In der vorausgeschickten Einleitung schreibt Staatssekretär Dr. Delbrück: „Auf Grund der in der Denkschrift dargelegten Untersuchungen hat der Bundesrat beschlossen, dem Reichstag eine Aenderung der Vorschriften der Reichsversicherungsordnung über die Altersrente zurzeit nicht zu empfehlen."

In der Tat muß nach den Feststellungen der Denkschrift auch der wärmste Befürworter eines früheren Bezuges der Altersrente bedauernd zugestehen, daß gegenwärtig die Zeitumstände dafür nicht günstig sind. Zwar sind bei dem seit Jahren anhaltenden Steigen des allgemeinen Zinsfußes, das während des Krieges und vermutlich noch lange nach ihm besonders stark weitergeht, die Anlagewerte der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung erheblich gewachsen. Allein die dadurch bewirkte größere Leistungsfähigkeit der Versicherungsträger wird mehr als ausgeglichen durch die erhöhten Anforderungen, die eine Erweiterung des Kreises der Altersrentenempfänger im Gefolge haben müßte. Aus einem sehr umfangreichen Ziffern- und Tabellenmaterial rechnen die zuständigen mathematischen Sachverständigen heraus, daß eine Mehrbelastung von 1142,2 Millionen Mark entstehen würde, und daß daher sowohl das Reich seine Zuschüsse wie die Versicherten ihre Arbeitnehmer- und Arbeitgeberbeiträge um viele Millionen Mark erhöhen müßten, wenn die Bezugsberechtigung der Altersrente von 70 auf 65 Jahre herabgesetzt würde. Gegenwärtig könnte man nach den Untersuchungen der Denkschrift mit den jetzigen Beiträgen bei gleichbleibenden Verpflichtungen gerade eben auskommen, wenn vorausgesetzt werden darf, daß die im Laufe der einzelnen Jahre aus der Versicherungspflicht ausscheidenden Personen ihre erworbenen Anwartschaften in vollem Umfang zugunsten der Allgemeinheit der Versicherten verfallen lassen. Jede Ausdehnung der Leistungen müßte also automatisch eine Lastensteigerung zur Folge haben.

Davon muß um so mehr abgeraten werden, als die Kriegsfolgen ohnehin sehr ungünstig auf das Reichs-Versicherungswesen einwirken. Die Beiträge sind während des Krieges naturgemäß stark zurückgegangen und werden auch noch längere Zeit nachher nicht auf die Friedenshöhe gelangen. Dagegen sind die Leistungen erheblich durch den Krieg gewachsen. Die größere Invalidität wird sich nach dem Krieg erst recht bemerkbar machen, die Waisenrenten sind schon jetzt sprunghaft gestiegen. Während im dritten Quartal 1914 für 6756 Waisenstämme Renten bewilligt wurden, waren es im vierten Quartal bereits 9276, im ersten Vierteljahr 1915 schon 18 583 und im zweiten Vierteljahr 1915 gar 26 449 Bewilligungen. Das Ende dieser Steigerung ist aber noch gar nicht abzusehen. Ebensowenig läßt sich auch schon übersehen, in welcher Weise das Reich durch andere dringliche Fürsorgemaßnahmen infolge des Krieges weiterhin belastet wird.

Aus allen diesen Erwägungen folgert die Denkschrift, daß bei der notwendig zu sichernden Leistungsfähigkeit der Reichsversicherung über den Krieg hinaus der Wunsch zurücktreten müsse, einzelne Zweige günstiger zu gestalten. Wenn so oft vorwurfsvoll auf die Altersgrenze von 65 Jahren in der neuen Angestelltenversicherung hingewiesen werde, so übersehe man dabei immer die einschränkende Bestimmung, daß dort nur Ruhegeld bezahlt wird, wenn und soweit bei Erreichung des 65. Lebensjahres Gehalt, Lohn und sonstiges Einkommen zusammen hinter den günstigsten früheren Jahresarbeitsverdiensten zurückbleiben. Von einer ungerechten Benachteiligung der alt gewordenen Arbeiter gegenüber den alt gewordenen Angestellten kann also, ganz abgesehen von der Beitragsverschiedenheit, keine Rede sein.

Soweit die Denkschrift, die den Reichstag in seiner bevorstehenden Kriegstagung noch eingehend beschäftigen wird. Daß alle Parteien ohne Ausnahme ihren alten Wunsch weiter hegen werden, die Altersgrenze für den Bezug der Altersrente auf das 65. Lebensjahr herabzusetzen, unterliegt keinem Zweifel. Ob sie indessen, angesichts der vorgelegten Berechnungen und der gesamten Finanzlage des Reiches und der Versicherten, eine beträchtliche Erhöhung des Reichszuschusses und der Beiträge — ohne die es nicht abgehen würde — jetzt bereits beschließen werden, das erscheint leider ziemlich unwahrscheinlich.

Friedrich Markus Huebner / Das Problem des Sachsen

Man kennt die „Buddenbrooks" von Thomas Mann. Es ist ein Familienroman. Er stellt Figuren auf, die in Lübeck über die Straße gehen, Geschäfte treiben, hochzeiten und sterben. Alle haben Aehnlichkeit; auch ihr Gefühl, ihre Weltanschauung hat Aehnlichkeit. Der Familienname heißt: Lübeckische Rasse. Jedes Schicksal und jeder Charakterzug endigt in dieser Stadt, wurzelt in ihr, trägt für alle Zeiten den einen Heimatstempel.

Andere Schriftsteller haben versucht, derartige Familiengemälde auch für die übrigen Gaue des Vaterlandes anzufertigen. Man denkt an den Grafen Keyserling, dessen Verfahren zwar weniger realistisch ist als das des Thomas Mann, dessen Bücher, vom ersten bis zum letzten, aber bis in alle Fasern jenen Menschen greifbar machen, der oben in den deutschen Ostseeprovinzen sein standesbewußtes, kultiviertes Adelsdasein führt. Oder da sind die starken Schöpfungen des Schlesiers Hermann Stehr; wie eng ist der Bezirk, auf dem er arbeitet, aber wie machtvoll wird hier die Art der kleinen schlesischen Leinweber, Schreiner, Landstreicher mit all ihrer seelischen Verdrücktheit und ihrer unschönen, kümmerlichen Mundart niedergelegt und dichterisch verklärt. Und da sind die Bauernromane des Ludwig Thoma, die in Niederbayern um München herum spielen; der saftige Strich des Schriftstellers, seine Beherrschung des Dialekts sorgt, daß der Typus dieser knorrigen, eigenbrödelnden Landleute uns ewig im Gedächtnis bleibt. Aehnliches für das holsteinische Land tat Gustav Frenssen. Peter Rosegger malte mit Liebe und Güte seine Steiermärkische Heimat. Das Land der Eifelgegend tritt mit den Romanen der Clara Viebig vors Auge — jeder Bezirk deutschen Bodens ist, wie man sieht, einmal stammespsychologisch untersucht und zum Thema einer naturgetreuen Erzählungskunst gemacht worden.

Das Elbland Sachsen betreffend, so gibt es ein paar Romane, deren Schauplatz in Dresden oder Leipzig gelegen ist und worin die Leute ausgiebig Sächsisch reden, deren Beobachtungsgabe jedoch in nichts rechtfertigen würde, sie als Dokumente von Wert und Treue gerade des sächsischen Schlages aufzuzählen. Diese Tatsache, daß die Dichter um unser Sachsen scheinbar mit Vorsicht herumgehen, wo sie einmal zupacken, aber nur Nebensächliches und Unbezeichnendes feststellen, daß sie jedenfalls nicht zu Werken gelangen, die man zur strengen Literatur rechnen darf, stimmt nachdenklich. Aber welches Problem innerhalb des deutschen Geistes überhaupt ist sonderbarer und schwieriger als das des Sachsentums! Vielleicht besteht schon darin eine Leistung, daß man die Einmaligkeit des Falles nur erst sieht, daß man nur erst zugibt, wie abgehoben, fremd, beziehungslos der Sachse dasteht im Vergleich zu den Deutschen auf bayerischer, schleswigscher oder alemannischer Erde. Er ist der unerklärlichste Typus unter seinen Brüdern; ihn darstellen, heißt anders zu Werke gehen als mit den Mitteln jener Realistik, die wir eingangs durch Nennung einiger Schriftstellernamen umschrieben.

Digitized by Google

Das wirtschaftliche Wesen des Königreiches zweifellos steht im engsten Wechselverhältnis mit der Struktur und der Anbauergiebigkeit des Erdbodens. Die politische Entwicklung leitet sich ab aus der besonderen Landesgeographie. Die Höhe der Bildung wurde begünstigt durch natürliche Verbindungswege, die seit alters über Sachsen von West nach Ost, von Süd nach Nord führen. Gibt es Punkte solcher Art genug, wo der Mensch unter diesem Himmel sich mit seiner Erde berührt, ja mit ihr zusammenhängt und auf sie angewiesen ist, so bleibt das innere Verhältnis der Bevölkerung zur Scholle, darauf man sitzt, eigentümlich unsicher, schwankend, fragwürdig. Scheint doch der wesentliche Charakterzug des Sachsen gerade der zu sein, daß er im Ueberall zu Hause ist, überall, wo es etwas zu sehen, zu lernen, zu verdienen gibt, daß er ganz deutlich zum Weltbürgertum, sowohl praktisch wie gefühlsmäßig, hinneigt. Wer den Sachsen darstellen will, darf somit nicht ihn nur bilden wollen aus den Elementen seiner Lebenshaltung, seines Wohnorts, des Klimas und dieser Dinge, die sonst das vererbungsgeschichtliche Bild so einleuchtend und abgerundet machen können. Sein Wesen webt über ihm selber als eine Idee, die zu fixieren darum nicht leichter wird, als Vielfaches und Widerspruchsvolles hier nie ganz zur straffen, starren, wohlgeratenen Gleichung gelangt.

Vor kurzem ist ein neuer Roman von **Kurt Martens** erschienen, der mit großem Glück das Problem der Sachsen an der Stelle anfaßt, wo allein es Lösungen verspricht. Der Roman heißt „**Hier und Drüben**“ (Egon Fleischel Verlag, Berlin) und ist der Schlußband jener bedeutsamen und prophetischen Trilogie, die mit dem Roman „Deutschland marschiert“ im Jahre 1913 anfing. Martens selbst stammt aus Sachsen; seine Vaterstadt ist Leipzig. Ob er sein neues Buch mit dem ausdrücklichen Gedanken schrieb, endlich die noch fehlende Definition unserer Landschaft zu liefern, bleibe dahingestellt; kann sein, daß er über die Deutung, die ich dem Werke gebe, vollkommen überrascht wird. Aber der Schauplatz seiner Fabel ist das niedere Vogtland, die Gegend von der böhmischen Grenze bis nach Chemnitz und Dresden zu — Voraussetzungen genug, die erlauben, das Buch beinahe unter die Heimatkunst zu zählen. Der Roman ist keine Unterhaltungslektüre; er handelt von Dingen, denen erotische Gewürztheit, Spannung, rohe Abenteuerlichkeit gleichmäßig abgeht; er verlangt zu seinen Lesern Menschen, die ein wenig hinaus sind über die Verwechslung, daß man seine eigenen Unverstandenheiten und nicht befriedigten Wünsche in der Literatur stillen könnte. Das Buch gehört, dem geistigen Zuschnitt nach, jener Richtung einer phrasenlosen, tapferen und reichen Männlichkeit an, für die man Verwandtschaften etwa im Buche Knoops: „Das A und das O“, oder im „Roßhalden“-Roman von Hermann Hesse finden mag, und für die, unter anderem, das Thema der geschlechtlichen Leidenschaften zurücktritt vor dem schwierigeren, gefährlicheren und schicksalsvolleren Thema des Gattenlebens und des Familienproblems.

Der Sozialethiker und Privatgelehrte Magnus Roloff, Abkömmling reicher vogtländischer Bauern, von der deutschen Oeffentlichkeit ebenso geehrt wie geschmäht, hat mit jungen Jahren die Tochter eines begabten, aber verkommenen Provinzmalers geheiratet, hat mit ihr ein Kind aufgezogen, das schöne und begabte Mädchen Amaranth, hat sich ein Haus gebaut, und lebt nur in seiner Arbeitsstube wirkend, organisierend, anfeuernd durch Korrespondenz und Flugschrift bis in die entferntesten Gaue, aber er selbst ohne Neigung, den Propheten seiner Sache etwa durch persönliches Hervortreten zu machen. Seine Ideen gelten dem neuen Deutschland und der Vertiefung des völkischen Gesamtgefühls: „In verhängnisvollem Irrtum glaubt unser Volk noch immer, daß der Wert seiner Vaterlandsliebe abhänge von der offiziellen Bestätigung. So konnte es geschehen, daß die Anhänger des Sozialismus als Gegner der herrschenden Staatsform wider ihr natürliches Gefühl den Patriotismus überhaupt als ihren Feind bekämpften. Dies wird sich ändern, sobald man erst jede deutsche Parteirichtung als der anderen gleichberechtigt anerkennt, die persönliche Gehässigkeit, die unser politisches Leben schändet, ausgemerzt ist und der offizielle Patriotismus nicht mehr für den alleinseligmachenden gilt. Dann werden die besten, das heißt die geistig lebendigsten Deutschen, die jetzt noch, angewidert von dem Treiben, abseits stehen, sich endlich auch zu jener herzhaften, werktätigen Politik vereinigen und die selbstsüchtigen Schreier ohne viel Federlesen zur Ruhe bringen.“

Der Kamerad seiner Ideen ist ihm die Tochter. Die Wohlgeratenheit ihres Körpers, die Frische ihres Geistes, ihr echt weibliches Feingefühl bedeuten ihm Labsal, Glück und Anregung. Seine Frau lebt etwas beiseite geschoben; sie besorgt das Haus und flickt die Wäsche. Amaranth ist verlobt mit einem jungen Arzt, einem tüchtigen, verläßlichen Burschen; eines Tages bestellt sie ihn aus Berlin zu sich in die vogtländische Kleinstadt. Hier vollziehen sich nacheinander rasch die folgenden Ereignisse: Amaranth, die von einem rätselhaften, ängstlich versteckten Leiden verfolgt wird, macht mit ihrem Verlobten einen letzten Ausflug in das verschneite Gebirge, genießt ihr Weibglück, stirbt in der Nacht darauf. Ihr Testament eröffnet, daß sie seit Jahren wußte, wann ihr Tod eintreten würde; der Herzmuskel war unheilbar; sie hatte die Diagnose den Aerzten der Leipziger Universität abgelistet. Der Verlobte, der Vater, die Mutter verlieren mit einem Schlag ihr alles. Der Verlobte geht hinaus, geht dumpf seinem Berufe nach; der Vater erlebt das Einschlafen der schöpferischen Kräfte; die Mutter fällt in Geistesverwirrung. Und jeder auf seine Art sucht die Gestorbene vom Drüben wieder herbeizuziehen ins Hier. Die Mutter besucht spiritistische Sitzungen. Aber da die Gestorbene unter Beistand eines Mediums endlich vor ihr erscheint, bricht der Wahnsinn bei ihr vollends aus. Sie wird in die schauerliche Welt einer Nervenklinik überführt. Der doppelt verwaiste Vater und Gatte irrt in Deutschland umher, begegnet Gelehrten, Traumkünstlern, dem einfachen Volk, und woran rütteln sie, wenn nicht alle an den verschlossenen Toren des lockenden, beängstigenden Drüben. Schließlich wird Roloff der Irrfahrt müde, er kehrt in sein leeres Haus heim, nimmt die Tochter seiner Wirtschafterin an Kindes Statt auf, richtet sich geistig mit ihr ein, fühlt wie die Vergangenheit abfällt und doch merkwürdig sich neu anspinnt, führt später die langsam genesende Gattin wieder in die alten Räume, die alten Gepflogenheiten zurück und sieht, wie der Verlobte Amaranths seinerseits die Liebe zur Toten überträgt auf die neue Haustochter und von ihr wiedergeliebt wird. Was ging vor? Eine Mädchenseele verließ den Körper, das Haus, das Diesseits, Welten brachen ein, aber das Leben gestaltet sich weiter fort und ist wie ein geisterhaftes Jenseits selbst unerforschlich.

Derlei Schicksalsverschlingungen ereignen sich gewiß täglich. Sie sind gemeingültig sozusagen. Sie vollziehen sich nicht als typische Not eines bestimmten deutschen Winkels, einer bestimmten Berufsgruppe. Entsprechend hat der besondere ländliche Rahmen unseres Romans so gut wie gar keinen Einfluß auf das Handeln der Roloffschen Familie. Sie leben ohne Wurzel. Die Mutter sieht darüber hin, der Vater ringt nach Bodennähe, er spinnt sich ein in die Familie, er bereist die deutschen Landschaften; die Tochter, am Tage, da sie sterben wird, steigt mit ihrem Verlobten in das Gebirge, um einmal schlicht und voll Wald, Schneelandschaft und Sonnenuntergang in sich aufzunehmen.“ Das Land, sagt sie, sehe ich nicht wieder . . war niemals dort, so nahe es liegt. Immer habe ich es mir gewünscht. Aber da reist man nach der Schweiz, nach Italien und in der ganzen Welt herum und findet nicht Zeit für die angestammte Nachbarschaft.“ Und Magnus Roloff, der Vater, vertritt die Meinung, „daß die Deutschen lieber ihr eigenes Land mit offenen Augen bereisen sollten, anstatt in Skandinavien und Aegypten den eleganten Naturschwärmer, in Rom und Paris den gewiegten Kunstkenner zu spielen. Lieber über die bemooste Stadtmauer irgendeines alten schwäbischen Städtchens hinweg die Blicke auf gelben Kornfeldern ruhen lassen als dem Golf von Neapel mit abgedroschenen Phrasen Komplimente machen! Lieber ein rheinisches Walzwerk besuchen usw. usw.“. Auch darin, daß Roloff Anschluß in der politischen Idee „Deutschland“ sucht, daß er, ein gebürtiger Theoretiker, sich ins Praktische, Naheliegende, Nüchtern-Mitschaffende umzukrempeln strebt, symbolisiert sich dieser Mangel an einfachem und selbstverständlichem, im Blute wohnendem Heimatgefühl, dieser Mangel, der den Sachsen so sonderbar abstechen läßt von den kulturverankerten Bauern des

Digitized by Google

Sinders oder etwa der Schiffahrerbevölkerung friesischer Inseln. Es geht durch diese so symptomatische Erzählung ein einziger großer sehnsüchtiger Schrei nach natürlichem Einssein zwischen Mensch und Erde, nach einer treuherzigen, dunklen, göttlichgefühlten Entsprossenheit des Ichs aus dem Mutterschoß angestammter, seit Jahrhunderten besessener Felder, Wälder, Berge und Himmelsbewegungen.

Diese Sehnsucht ist zuletzt gleichbedeutend mit einer Sehnsucht nach sich selber. Der Deutsche, sagt man, wäre nebelhaft und verfließend; er mische sich mit fremder Figur; wüßte an keine Schranke zu gelangen, noch weniger sich selbst eine zu ziehen. Stimmt dies, so ist der Sachse unter den Deutschen der gesteigertste Typus, ein Typus, bei dem die Nationaleigenschaften fast schon entarten. Man frage die Nichtsachsen, wie sie uns empfinden. Man frage sich selbst, ob man sein Ich in einer derart unzerreißbaren Festigkeit, Launen und Stimmungen überhoben, nicht benagt von Widersprüchen empfindet, wie man es vermutungsweise etwa einem pommerschen Bauer, dem Wesen eines oberbayerischen Dörflers zubilligen darf. Das Ich des Sachsen ist entwicklungsgeschichtlich von also verschiedenartigen Charakteren aufgebaut, daß von einer eigentlichen, entscheidenden, gesetzartig an das Ewige angeschlossenen Ich-Persönlichkeit der Rasse nur schwerlich gesprochen werden kann. Dieses Verhältnis ist von Martens auf das packendste geschildert worden. Die einzige Persönlichkeit seines Buches ist die Wirtschafterin, ein häßliches Hutzelweib aus Böhmen, das nur auftaucht, um den Gästen die Türe aufzuklinken und das Essen zu servieren. Die nächste, schon verblaßtere Stufe stellt Frau Roloff dar; ihr Geist ist eng; die Liebe zu ihrer Tochter geht geradeaus und hält sich an das Nächste. Die Tochter selbst, so liebenswert sie ist, vergleitet schon fast zur Repräsentantin eines bloßen Prinzips — ein Prozeß, der beim Vater schließlich zur reinen Geisteexistenz führt. Er redet, er stellt Forderungen, er tritt für Reformen ein, er strömt über von den Tugenden der Fürsorge und der Vatergüte, ohne jedoch einen eigentlichen letzten Kern zu haben, der diese Tätigkeit und diese Willensanspannungen mit dem Pathos einer seelisch-persönlichen Dämonie umkleidet. Er ist nicht „böse".

Er ist nicht „böse", weil er zu gebildet ist. Das viele Wissen löste ihn vom Boden, löste seine innere Natur, löst schließlich den Impuls zum Unrechten, ohne den das Leben farblos und rückgratlos wird. Seine Tochter, die ihr weiblicher Instinkt warnt, führt einmal mit einem Seminaristen Streit. Sie fragt ihn: „Was nennst du denn das Höchste?" „Wissenschaft!" ruft er begeistert, „Gelehrter sein". Darauf sie, kopfschüttelnd: „Gibt es das noch immer als Ideal? Meines wär' es nicht. Doch für dich magst du recht haben. Du bist eben ein deutscher Junge." An dieser Ueberschätzung des Wissens, an diesem Zuviel der Schulbildung krankt keiner mehr als der sächsische Mensch, der mit Recht im Reiche als der beschlagenste, umsichtigste, lernbegierigste deutsche Typ gilt. Er krankt, weil darüber die tieferen Kriterien der Lebensführung, Kriterien des Bluts, der Abkunft, des leiblichen Instinkts ihn nicht mehr laut genug beraten. Pflege des Gemüts, sanftes Lieben, trauliches Glückverlangen — diese Ersatzformen einer pathetischen, auf Gefahr und Wehetun eingestellten Lebensauffassung, lassen nur desto erschreckender durchblicken, wie man das Menschliche bei uns niedergeschraubt hat in die Sphäre bloß zivilisierter Vernünftigkeit.

Die Mahnung, die sich aus dem Buche von Kurt Martens ergibt (denn das Buch endigt fordernd und vorschreibend, wie jeder der in dieser Trilogie vereinten Bände), greift man in der Gesamtüberschrift: „Die alten Ideale". Handelt es sich um Rückschrittliches? Es handelt sich um ein Umpflügen des modernen Menschen, um das Erleben unserer letzten Not, um das harte, trotzige, kompromißlose Bekenntnis zur Tat, zur Leidenschaft und zu einer gläubigen, einfaltsvollen Selbsttreue.

Gerhard Bartels / Hermann

Erinnerungsblatt aus dem Kriege an einen deutschen Studenten.

Schluß.

5. Vollendung.

Das war ein Pfingstfest in diesem Jahre voll Schrecken und Leid, Heldentum und Liebe!

Die Erde, auf der alle edlen und alle gemeinen Leidenschaften sich überstürzend jagen, hatte ein Festkleid angelegt, wie wir es noch nie erlebt. Hier und in der Heimat, die ich gerade zu Pfingsten für ein paar Tage wiedersehen durfte.

Hier blühen in die geschützdonnerdurchzitterte blaue Luft betäubend übervolle Akazien, und rote Rosen und gelbe mit schweren Düften schlingen sich um zerstörte Mauern; üppige Nelken duften in den Gärten, und allüberall auf Wiesen und Feldern und am Wegrand leuchtet erschütternd roter Mohn und immer wieder blutroter Mohn. Das Schönste aber von der Pfingstpracht legten wir auf frische Gräber, die Reihe um Reihe wachsend sich auf dem Ehrenfriedhof von Tr. . . . L. . . ., um den großen wuchtigen Gedenkstein scharen. Den haben Kameraden fest in Frankreichs Boden den Gefallenen gesetzt, und er strahlt weithin über Dorf und Tal seinen schlichten Spruch voll Stolz und Herzeleid: „Unseren Helden."

Aber ich erlebte auch, daß sie, die dort ruhen, nicht umsonst ihr Leben gegeben haben, denn ich sah das deutsche Pfingsten dieses Jahres.

Das war keine Urlaubsfahrt, wie sie einst der junge Soldat voll übermütiger sorgenloser Lust getan. Ernst und feierlich empfing mich die Heimat, und auf der Blütenpracht lag unsichtbar ein leiser, zarter, dunkler Schleier, fast überall. Es war das alte, liebe arbeitsame Land, das mich nach zehn Monaten wiederaufnahm, ernster als einst, aber auch arbeitsamer.

Die Hochöfen rauchten, und am Sonnabend vor dem Pfingstfest strömten aus allen Fabriken Menschen über Menschen wochenendmüde von angestrengter Arbeit. Auf allen Gesichtern aber lag der eine Gedanke: wir müssen hindurch, und wir wollen hindurch.

In der Vaterstadt in der westfälischen Heide rauschte der heimische Bach wie einst an der alten Mühle hinter unserem Garten, und im Mühlenteich tummelte sich sonnabendfroh munteres Jungvolk — wie einst.

Im vollen Pfingstschmuck breitete am leuchtenden Pfingstmorgen die alte Rotbuche im Garten ihre mächtigen leise flüsternden Aeste über den großen Rasenplatz aus, und über diesen Rasen hin läuft's pfingstlich weißgekleidet von Busch zu Busch: jauchzend spielende Kinder. In die blühenden Gärten über die alte Mühle weg weit in die voll aufschießenden Felder und Wiesen schallt von den Kirchtürmen das alte Festgeläut, und in die kühlen Hallen der Heimatkirchen dringt warmer Sonnenschein und fließt über die dichtgedrängte Gemeinde, und wie die Glocken verhallen, klingt brausend durch die weitoffenen Türen hinaus das Gebet der gläubig singenden Gemeinde:

„O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein!"

So war Kriegspfingsten daheim, und wer die Stunde verstand, der erlebte still des Geistes Kommen, wie man das Kommen der Morgenröte erlebt. Ihr seid nicht umsonst gestorben, Kameraden in Ost und West. Ihr teuren gefallenen Freunde habt mit eurem letzten, oft in Qualen auf einsamem Schlachtfelde gehauchten Atemzuge bei den Besten der Nation

Digitized by Google

die beste aller Bitten für unsere Zeit geweckt: „O heil'ger Geist, kehr' bei uns ein". Auch die Tränen deiner Braut, Hermann, fließen nicht um ein widersinniges Geschick. Die tröstende Gewißheit gab mir Kriegspfingsten in der Heimat als Erquickung auf den Weg wieder zur Front, und dies Bild deines Lebens, sonderlich der letzten Jahre, stand nicht mehr wie ein unvollendetes Relief, bei dem der Meister müde oder launisch vorzeitig den Meißel weggeworfen hatte, vor meinen Augen; zu einem Bilde voll Sinn und Hoheit schloß es sich zusammen: — — —

Wie oft bin ich in den letzten Jahren in Briefen und Gedanken, die wieder von deinen Briefen geweckt wurden, in deinem einfachen Stübchen in der Hensche straße in Königsberg gewesen! Was ich mit dir dort erlebt und durchkämpft habe, das macht mir verständlich, warum sie fast alle, die kriegsfreiwillig von den deutschen Hochschulen in den großen Weltkrieg zogen, neben der Bibel den „Faust" im Tornister hatten. Und als ich selbst jetzt im Stellungskriege die teuren Pfade des großen Goetheschen Erlebnisses wieder durchwanderte, da standest du immer wieder vor meiner Seele. Auch du hattest ergründen wollen, was die Welt im Innersten zusammenhält, und über dem Suchen hast du oft die Forderung des grauen Alltags vergessen, denn über allem stand dir: die Wahrheit zu finden. So warst du ein Werdender, nicht fertig, doch dankbar für alle Hilfe am Werden. Als die spekulative Philosophie dir die Einheit der Welterklärung nicht zu bieten schien, warfst du dich, um alle Voraussetzungen erst zu ergründen, der experimentellen Psychologie in die Arme — und sahst auch hier Grenzen, immer wieder Grenzen. Viermal hast du deine in mühevoller Arbeit aufgebaute Doktorarbeit wieder umgeworfen, ringend mit jedem Satz. Denn du wolltest später klar und mit festem Grund unter den Füßen vor deine Schüler als Lehrer treten. Die äußeren materiellen Sorgen krochen dir auch durchs Schlüsselloch, auch schwere Krankheit faßte dich an, doch auch diese Hemmungen wurden dir, überwunden, nur zum Ansporn, die Wahrheit zu suchen, die jenseits dieser Dinge liegt. Und doch war sie so fern, entwich so oft der sehnsüchtigen Hand. In solchen bitteren Stunden trieb es dich hinaus ans blaue Meer, oder du eiltest im leichten Boot, geführt von deinen starken Armen, durch die schönen stillen Gewässer deiner Heimat, oder du wandertest wie einst sonnenfroh und wettertrotzig durchs Land. Dann strömte es wieder triumphierend durch deine Briefe im Wohlgefühl deines starken Körpers und in der Tiefe ergriffen von der selbstverständlichen und doch unausschöpflichen Schönheit der Dinge um uns her, und du „sahst in allem die ewige Zier". Aus der Jugendgespielin wurde dir eine treue geliebte Braut, in deren Liebe dir Schönheit und zukünftiges Glück einen goldenen Schimmer um dein hartes tägliches Ringen und die Schatten deiner elternlosen Jugendtage woben.

So werdend, in Sturm und Stillesein reifend, hast du mir Ende Juli, kurz vor dem Krieg deinen letzten Brief geschrieben. Da gabst du dich noch einmal selbst, ganz. „Gib bald viel und gute Antwort", waren die letzten Worte. Um die Antwort habe ich gerungen. Sie sollte ihm meine Teilnahme und meine Freude an seinen Kämpfen aussprechen, aber ihm auch von einer geheimen Furcht sagen, daß nämlich das Uebel der Zeit auch ihn zu fassen drohte, daß er zu viel um sich selbst kreiste, zu viel Wissen und zu wenig Glauben ihn unruhevoll umherjagten. Und was trug in jener symbolisch tiefen Geschichte schließlich den Petrus über die Wellen, und was ließ ihn versinken? Wer gab seiner edlen Seele eine große Idee, die ihn über sich hinaustrug und flügelsicher hinaushob; ja, wer konnte ihm die geben?

Die Unruhe der letzten Julitage meines Amtes in Brüssel riß mir immer wieder die Feder aus der Hand. Der Brief blieb unbeantwortet. Ein Besseres trat an meine Stelle. Die große Zeit selbst schrieb die Antwort und löste die große Frage, gab seiner Seele die über alles hinausreichende Idee, und wie bei zwei Millionen deutscher Jünglinge wurde auch bei ihm das Große zur selbstverständlichen Pflicht und wuchs darüber hinaus.

Als Kriegsfreiwilliger in einem Infanterieregiment seiner Heimat im Osten zog er aus, um vor dem Barbarensturm Heimat und Braut, seine Wissenschaft und alles, was gut, edel und deutsch ist, zu verteidigen. Ich war gleich im Anfang nach Westen mit dem ungestümen Siegesmarsch der ersten Armee gezogen. An ein Nachrichtgeben war nicht zu denken. Ich wußte aber alles von ihm. Wußte, daß er wieder war wie der Frühling, daß er loderte wie eine verzehrende Flamme, Kameraden und Führer mit sich fortreißend.

So sah ich dich in einer Septembernacht deutlich, während wir unter schwerem Artilleriefeuer in Vareddes an der Marne lagen, wie du am Biwakfeuer den Kameraden sangst, und deine Augen leuchteten, und du dachtest auch an mich; ich sah dann deine feste schlanke Gestalt im Walde verschwinden, einen Vorposten abzulösen, ich sah dich im zielsicheren Anschlag und deine Kugel treffen.

Kein Dienst war dir zu schwer, freiwillig nahmst du die gefährlichsten und schwersten auf dich, und jede Meldung war klar und ein Baustein zum Erfolg. So wurdest du schnell ein Führer, und das Eiserne Kreuz schmückte früh deine Brust. Ich wußte das alles und lebte mit dir auch ohne Nachricht. — Aber im Spätherbst packte mich quälende Unruhe, ich schrieb an seine Heimatadresse, und von seiner Braut kam die erschütternde Antwort, daß die Kameraden Hermann, als er von einer Nachtpatrouille nicht zurückkehrte, suchten und ihn fanden, tot, die Waffe fest im Arm: ein Herzschlag hatte ihn getötet.

Nun weiß ich, daß du, der nie müde, in jener Nacht wieder einsam draußen lagst, mit wachsamen Augen die Heimat zu schützen. Und das Unglück deiner engeren Heimat, alle der Jammer, den du erlebt, der Widersinn des Krieges, der Haß der Völker, der Lüge und Gemeinheit gegen unser Volk und Heer spie, das alles stieg aus dem Dunkel der Nacht wie schwarze Wellen auf, dich zu verschlingen.

Aber da leuchteten die Sterne über dir ihr weltaltes Licht, und du hörtest ihren fernen Gesang, und die Schauer der Ewigkeit rauschten dir wundervolle unaussprechliche Geheimnisse; dein Leben und Erleben wurde klein, und die Leiden dieser Zeit schwanden dahin — und dich ergriff eine Hand, wie sie Petrus auf den Wellen ergriffen hatte, und zeigte dir vorwärts und rückwärts unsichtbare große Dinge und ein glückliches Deutschland, wo das Pfingstgebet der gläubigen Gemeinde erfüllt und auch dein Lebenswerk nicht vergessen war. Da wuchs dir die Sehnsucht nach der Fülle der Zeiten selig beklemmend über-übergroß in deiner Brust . . . . . Und jene Hand streifte die Fesseln dieser Zeitlichkeit, deinen kampfmüden Leib, von dir ab und führte deine getreue Seele zum ewigen frischen Quell aller Wahrheit. Durch den Wald aber ging ein Rascheln und Rauschen, fallende Herbstblätter deckten dich zu. Es knackte in den Aesten, da und dort fiel ein Schuß.

Dann sangen die Sterne wieder ihr weltaltes Lied . . .

Digitized by Google

Wie die Sonne aufging, fanden ihn die Kameraden, begruben ihn in fremder Erde und schrieben an seine Braut: . . . , „er war der Beste von uns allen."

*

Mehr mag ich nicht schreiben. Ich sitze alarmbereit auf meiner Gartenbank: Akazienblüten fallen in diese Blätter, doch zwei Wegstunden von hier tobt eine Schlacht mit Brüllen und Heulen: der Tag fordert auch uns ganz. Daß ich dich nie wiedersehen soll, nie eine Zeile deiner kräftigen Hand, nie deine Stimme wieder zur Laute hören, das wird wohl erst, wenn ich's erleben sollte, nach dem Ende dieser blutigen Zeit mich noch oft wie ein gewappneter Mann überfallen. Aber du und ihr anderen gefallenen Freunde, ihr wollt nicht beklagt und bejammert sein. Euer stummer Mund fragt uns nur stündlich: „Das taten wir, was tut nun ihr?"

Und die Antwort auf die Frage soll gegenwärtig und zukünftig unser Lebensziel, soll mit der Tat unser Denkmal auf Euer Grab sein!

Und auf dein Grab, Hermann, hätte ich gern noch täglich einen besonderen Kranz gelegt. Ich kann es nicht: Raum und Zeit, der Menschensehnsucht ärgste Widersacher, hindern es. So kann ich immer nur eins sagen und denken, das liebe alte Wort:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.

Und wenn die Soldaten im Felde und die Kinder auf den Gassen es singen, dann will ich dein gedenken.

Karl Rick / Lieder aus dem Felde

Warschau.

Ich höre wieder den dröhnend dumpfen Knall,
Da Malakoff, der oft berannte, fiel,
Totlebens Meisterwerk in Trümmern brach.
Der Friede stieg aus seinem Schutt und Fall,
War auch ein Zipfel nur am breiten Saum
Herausgetrennt aus Rußlands heil'gem Kleide,
Wird so der Kranz von goldverbrämten Türmen,
Die schimmernd wie uraltes Krongeschmeide
Aus den bezwungnen Wällen Warschaus ragen,
Des Friedens glanzumflorten Wimpel tragen?
Aufatmend fragt' ich's. Nahn wir uns dem Ziel
Des Kriegs und seiner Müh'? Vorzeit'ger Traum!
Schon ruft's in Süd und West zu neuen Stürmen,
Zu Todestänzen, Nacht und Ungemach,
Die Lust des Sieges rinnt in unsern Adern.
Verschwört euch enger nur in sonnenscheuer
Meineidgenossenschaft, wir spotten euer!
Errichtet Festen aus granitnen Quadern,
Panzert die Gräben, öffnet der Schleusen Wehr:
Wir brachen Warschaus festeres Gemäuer!
Und müßten knietief wir durch Sumpf und Feuer
Hinüberwaten, wir treiben euch ins Meer,
Und will's der Kaiser, greifen wir zum Steuer
Und segeln hinaus, bis wir den Aergsten trafen,
Um endlich, endlich Albion zu strafen!
— — — — — — Um welchen Preis
Ich also reden darf, ich weiß, ich weiß.
Es kläng' vermessen, eitles Drohn und Wähnen,
Trät' ich nicht selber an den schwersten Stand.
Aus meinem reichen Leben, aus den Tränen
Der tapfern Lieben, die daheim sich sehnen,
Reiß' ich mich los und setz' mein Blut zum Pfand
Für meinen Glauben und mein stolzes Wollen — — —
Und kommt die neue Zeit, bin ich verschollen.

Gottfried Traub / Ein Schritt

Damit, daß man die Wahrheit erkennt,
hat man sie noch nicht. Lauber.

Die größten Enttäuschungen haben die Menschen erlebt, die sich in den Traum einwiegten, daß der Fortschritt in der sittlichen Annäherung der Völker aneinander einzig auf dem Wege der Erkenntnis vor sich gehe. „Sie müssen das ja einsehen", „das ist ja ein glatter Bruch des Völkerrechts", „das ist rein unmöglich, daß sich die Völker Europas wieder im Krieg zerfleischen", „sie merken doch, daß sie lügen" — haben wir in den letzten Monaten solche und ähnliche Urteile nicht oft gehört? Man rechnet nicht mit dem Willen, der eben nicht will oder der selbst das Böse will. Weil man vor der Macht der Wahrheit eine solche Achtung besitzt, soll sie wirken wie eine Maschine, und man ist erstaunt, daß man so viel Gegenteiliges erfahren kann. Wie viele Schritte sind es vom Erkennen zum Handeln? Ich weiß es nicht. Aber daß Schritte dazwischen liegen und wenn es jeweils nur ein einziger wäre, das ist gewiß. Um diese Schritte geht der Kampf in jeder Erziehung, des einzelnen und der Völker. Neue Wahrheiten werden auf sittlichem und religiösem Gebiet kaum noch entdeckt werden. Sie sind da und leuchten. Aber jener Schritt zum „Haben" bleibt die Probe für des Menschen Art und Wesen. Geheimnisvoll ist der Widerstand des Menschen gegen die erkannte Wahrheit. Wir kennen seine letzten Wurzeln nicht. Feigheit, Bequemlichkeit, Trotz, Häßlichkeit spielen alle mit. Aber das Rätsel bleibt, daß der Zwang der Wahrheit selbst nicht so stark ausgestattet worden ist, daß sie des Menschen Herz gefangen nimmt. Mit wieviel erbärmlichen Mächten muß sie sich herumschlagen! Ganz gemeines Geld, ganz gewöhnliche, kurzsichtige Eitelkeit, ganz kindischer Eigensinn reichen hin, um Familien, um ein Volk ins Verderben zu stürzen. Daß man mit offenen Augen in sein Unheil rennen kann, wer ergründet solches Schicksals Tiefe? Warum hat die ewige Weisheit die Wahrheit nicht mit unwiderstehlicher Gewalt ausgerüstet? Weil sie geliebt, weil sie erfaßt sein will; weil das Kostbarste nur mit Einsatz vollen reinen Willens gewonnen werden soll. Eine Wahrheit, die nicht begehrt würde, würde sich wegwerfen. In heißem Kampf will sie umworben und besessen werden. Der Weg durch den Kopf ist nicht leicht, aber der durch den Willen ist noch länger. Allein auf diesem kommt der Mensch in den Besitz der Güter, von denen sein Inneres lebt und zehrt. Wir erkennen diese Zusammenhänge deutlich; sie sind gerecht, sie entsprechen dem Wert, den das Höchste für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Und doch! und doch möchte man manchmal so heiß wünschen, daß die Wahrheit sich unmittelbarer durchsetzen könnte, daß ihre Strahlung so stark wäre, daß sie jeden Widerstand verbrennt und nur in ihrem eigenen Licht leuchtet.

Vielleicht wächst die Wahrheit selbst. Sie begehrt Menschenseele und Menschenwille, um aus ihm zwar keinen neuen Inhalt, aber immer neue Form zu gewinnen. Sie braucht uns, um sich immer reiner zu gestalten. Sie muß menschlich werden, um Menschen erlösen zu können. Sie soll nicht in den Wolken hängen bleiben. Wandern und Wachsen ist ihr Atem. Und darum verstehen wir sie, wenn wir ihr entgegengehen und sie uns begleitet. Oft braucht es nur einen Schritt, eine Handbreit groß, damit Mensch und Wahrheit zusammen seien. Auf diesem Schritt liegt die Entscheidung.

Digitized by Google

Sprechsaal

„Gefangenen-Mord."

Von unserem Freunde Dr. Potthoff geht uns eine Kundgebung zu, die wir abdrucken, um ihm die Möglichkeit der notwendigen Selbstverteidigung nicht zu nehmen, ohne daß wir uns damit seine Ausführungen aneignen.

Vor acht Monaten habe ich im Verlage von A. Markus & E. Weber in Bonn ein Schriftchen „Volk oder Staat?" veröffentlicht, dessen Hauptinhalt das ehrliche, wenn auch nüchterne, Suchen nach einem Mittel bildet, um einer Wiederkehr des Krieges mit allen seinen Furchtbarkeiten vorzubeugen. Die Arbeit ist in den verschiedensten Zeitungen angezeigt, besprochen in der „Hilfe", Heft 26, vom 1. Juli, S. 423), getadelt oder gelobt worden. Keiner der Leser hat offenbar etwas ganz Besonderes darin gefunden; bis ein Mann, der jahrelang unmittelbar neben mir im Reichstage gesessen hat, in der „Welt am Montag" (No. 45 vom 8. Nov. 15) einen Satz herausgreift und mit entrüsteten Superlativen zur Schmach des Jahrhunderts aufbauscht, zu einer „Monstrosität, für die das Wort Barbarei viel zu milde scheint". Ich stelle „Tamerlan und Dschingis-Khan in den Schatten"; in meinem Hirn hat die Kriegspsychose die ärgsten Verheerungen angerichtet. Sozialdemokratische Blätter, die einen wörtlich gleichlautenden Auszug aus der W. a. M. bringen und wohl mit Fremdworten nicht recht Bescheid wissen, machen auch einen „Chauvinisten" aus mir. Und all das, weil ich „wenn auch hypothetisch, den Mord an unseren Kriegsgefangenen empfohlen" haben soll.

Wenn die Entrüstung v. Gerlachs echt wäre, so bedeutete sein Zeitungsaufsatz und dessen Verbreitung eine politische Dummheit ersten Ranges. Denn sie erreichten gerade das, was vermieden werden sollte: Die feindliche Presse im Auslande hat eine neue Waffe zur Verleumdung Deutschlands gefunden, die ihr fast ein Jahr lang verborgen geblieben war. Ich könnte also an der ganzen Sache achselzuckend vorübergehen mit der Begründung, daß solche Dummheit einem Gerlach nicht zuzutrauen sei.

Aber mit Rücksicht auf viele, die den Entrüstungsschrei hören und sich nicht die Zeit nehmen — oder nehmen können — meine Schrift zu lesen, möchte ich darlegen, was ich „verbrochen" habe.

Meine Abhandlung ist geschrieben im Februar, als der englische Plan einer Aushungerung Deutschlands auf der Höhe war und viele unserer Mitbürger sehr ernsthaft beunruhigte; als soeben die allgemeine Beschlagnahme des Brotkorns verfügt, die Brotkarte noch im Werden und der Erfolg aller Maßnahmen noch nicht zu übersehen war. In verschiedenen der Versammlungen, die damals auf Anregung Naumanns in ganz Deutschland stattfanden, habe ich über Kriegspflichten im Haushalte gesprochen, dringend zur Sparsamkeit gemahnt, die Ängstlichen aber zum Schlusse getröstet: „Bange machen gilt nicht. Mit rechtzeitiger Einschränkung kommen wir durch. Außerdem ist die Aushungerung ein sehr zweischneidiges Schwert der Feinde. Solange noch ein Belgien satt wird, kann in Düsseldorf kein Kind hungern. Und wenn es in Deutschland ans Verhungern ginge, so wären die nächsten dazu die Feinde in unseren Gefangenenlagern."

Das ist der eine Sinn meines „Mordvorschlages". Der andere geht von der Enttäuschung aus, die das Völkerrecht so vielen gebracht hat. Daß wiederholt bekräftigte Grundsätze und feierliche Verträge in diesem Kriege so oft und schroff gebrochen sind, liegt nicht nur an der Bosheit der Kriegführenden, sondern zum Teil auch an einem Fehler des Völkerrechtes, das die Veränderung des Krieges nicht genügend beachtet hat. Seine bisherigen Regeln mit der scharfen Unterscheidung zwischen Heer und Volk, Staats- und Privateigentum sind erwachsen auf der Kriegführung des absoluten Fürstentums, einer Kriegführung der Kabinette mit geworbenen Berufsheeren, bei der die übrige Bevölkerung ziemlich unbeteiligt war. Im heutigen Existenzkampfe der Völker gegeneinander ist die tatsächliche Grundlage verschoben, und eine rechtliche Regelung, die Bestand haben soll, muß mit dieser Veränderung rechnen. Moralpredigten helfen nichts, wenn es um Sein oder Nichtsein geht; sobald ein Kämpfer den bisherigen „Komment" verletzt, muß der andere die neue Gefahr abwehren; er wird als Kulturstaat die humansten Mittel wählen, die wirksam helfen. Aber er muß wirksam bleiben und kann nicht frei wählen, wenn der Gegner seine Brutalität weiter treibt. England hat den traurigen Ruhm, als erstes die Konsequenzen des neuen Volkskrieges rücksichtslos gezogen und den Kampf unmittelbar auf Frauen und Kinder erstreckt zu haben. Die Konzentrationslager im Burenkriege waren ein völkerrechtswidriges, neues Kampfmittel, das 26 000 Frauen und Kindern das Leben gekostet, aber die Unterwerfung des Feindes bewirkt hat. Der Plan einer Aushungerung Deutschlands ist im Grunde nichts als der ins Riesenhafte gesteigerte Gedanke des Konzentrationslagers; ein darauf gegründeter Sieg über Deutschland hatte zur Voraussetzung die Not von Millionen, das Massensterben von Kindern, vielleicht auch von proletarischen Greisen und Frauen. — Der Burenstaat konnte die Konzentrationslager nicht hindern und konnte ihre Wirkung nicht ertragen; er ging zugrunde. Das Deutsche Reich hatte Mittel gegen die Aushungerung; würde es nicht alle, vom humansten anfangend bis zum schärfsten, anwenden, ehe es zugrunde ginge?! Wenn alle Verbrauchsregelung, alle Eroberung neuen Gebietes nicht genügte, blieb als äußerstes Notmittel, ehe wir die Flotte an England, die Rheinprovinz an Frankreich, Ostelbien und Schlesien an Rußland auslieferten, das Ultimatum: Wenn Ihr die Kornschiffe nicht durchlaßt, so beschlagnahmen wir alle Vorräte in Belgien und Nordfrankreich für unser Heer; wenn es dann noch nicht reicht: mehr Kornschiffe, oder wir können die Gefangenen nicht satt machen! —

In diesem Sinne habe ich als letztmögliche Folge des völkerrechtswidrigen Vorgehens Englands vor seinem Erfolge die „Vertreibung der Millionen feindlicher Einwohner und die Tötung der Hunderttausende von Gefangenen" genannt, als abschreckendes Beispiel, bis zu welchen Furchtbarkeiten es führen kann, wenn eine Partei sich rücksichtslos über ein Völkerrecht wegsetzt, das dem heutigen Kriegszustande nicht rechtzeitig angepaßt ist. Zurzeit der Veröffentlichung betrug die Zahl der Deutschen in Feindeshand etwa den zehnten Teil der heutigen. Heute ist dieses Beispiel gar nicht mehr praktisch; wir haben durch sehr humane Mittel Englands Plan zum Scheitern gebracht. Wer es verurteilt, daß ich einen schaurigen Gedanken bis zu Ende gedacht habe, sollte ehrlicherweise nicht unterschlagen, daß ich im nächsten Satze der „staatlichen Zwangsverwaltung der Hauptnahrungsmittel" das Wort rede, weil sie uns vor der Notwendigkeit brutaler Kampfmittel bewahren soll; und daß die ganze Schrift erfüllt ist von dem Grauen vor dem Kriege, von dem Wunsche seiner Beseitigung. Niemand kann ehrlicher und sehnlicher als ich den Frieden wünschen — aber wer im Kriege ist, muß die Zähne zusammenbeißen.

Bliebe noch der Einwand, daß man eine solche Möglichkeit niemals aussprechen dürfe, ganz gleich, welche Entschlüsse man sich oder anderen im Notfalle zutraue. Als der Zensor den Satz meiner Abhandlung beanstandete, habe ich ihn darauf aufmerksam gemacht daß bereits in verschiedenen angesehenen Blättern des neutralen Auslandes das gleiche gestanden habe, und daß es doch nichts schaden würde, wenn den Feinden rechtzeitig zum Bewußtsein käme, wie leicht die rechtswidrige Waffe des Hungers sich gegen ihre eignen Bürger kehren könne. Die Schrift durfte mit dem „verbrecherischen" Satze erscheinen. Und ich bin heute mehr als je der Meinung, daß ein rücksichtsloses Aussprechen dessen, was ist, dem Frieden besser dient als die Scheu und die Verlogenheit, die bisher die Völkerbeziehungen vergiftet haben. Hätte das englische Volk gewußt, was ein Krieg gegen Deutschland ist, so hätte es die Hände davon gelassen. Wir wären vielleicht im Frieden. Alle Friedensbestrebungen und internationalen Abmachungen werden uns in Zukunft nichts nützen, wenn sie nicht mit der Tatsache rechnen, daß „der Volkskrieg eine verschärfte Kriegsführung bedingt", und daß, wer den Krieg will, auch diese Verschärfung wollen muß.

Von Dschingis-Khan und Tamerlan weiß ich leider nicht viel; kann mir zwar nicht denken, daß sie den Frieden, die Kultur und die Mitmenschen mehr liebten als ich . . . aber das mag der unterrichtete Leser entscheiden.

Heinz Potthoff.

Soziale Bewegung

Ein Gewerkschaftsjubiläum. Am 17. November waren 25 Jahre vergangen, seitdem sich innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung die Gewerkschaften eine einheitliche Verwaltungszentrale in der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" geschaffen hatten. Dieser Tatsache ist in der Gewerkschaftspresse aller Richtungen und von allen sozialpolitischen Arbeiterfreunden mit hoher Anerkennung gedacht worden. Mit Recht. Denn die Gründung faßte erstmals die starken, aber gewissermaßen wild durcheinander und gegeneinander laufenden Gewerkschaftsbäche innerhalb der Sozialdemokratie in einem regulierten Strom zusammen, steigerte seine Tragkraft und gab den Anlaß zu jener großzügigen Organisierung unseres gesamten deutschen Wirtschaftslebens, der Arbeiter wie der Unternehmer, die sich ganz besonders im gegenwärtigen Kriege als ein nationaler Segen erwiesen hat. Nach drei Fronten hatte die Bewegung ständig zu gleicher Zeit zu kämpfen: der sozialdemokratischen Partei gegenüber mußte sie ihre Existenzberechtigung verteidigen, dem Unternehmertum mußte sie fortgesetzt wirtschaftliche Zugeständnisse abringen, und den Behörden und den nichtsozialdemokratischen Gewerkschaften gegenüber mußte sie sich behaupten. Man darf dem verantwortlichen Leiter der Generalkommission, dem Abg. Legien, der am 17. November gleichzeitig sein 25jähriges Amtsjubiläum feiern konnte, aufrichtig gratulieren, daß er alle drei Aufgaben hervorragend geschickt angefaßt hat. Ohne auf Einzelheiten der vergangenen Kämpfe einzugehen, kann doch wohl heute festgestellt werden, daß die sozialdemokratische Gewerkschaftsbewegung im Laufe der Jahre aus der dienenden Parteimagd zu richtunggebender Genossin geworden ist, daß sie sich im organisierten deutschen Wirtschaftsleben eine ausschlaggebende Stellung erobert hat, und daß sie von den übrigen Arbeitergewerkschaften als die stärkste Schwester anerkannt wird. Auch die Behörden sind durch den Gang der Entwicklung gezwungen worden, sie immer weniger als Bevormundungsobjekt und immer mehr als heilsamen Faktor im Wirtschaftskampf anzusehen und zu behandeln. Insbesondere hat die verständ-

Digitized by Google

dige und hilfreiche Mitarbeit der gewerkschaftlichen Riesenorganisation während des Krieges auf dem Gebiet der Kriegsfürsorge und der Volksernährung den Segen der Gewerkschaftsverbände, auch dieser größten, sozialdemokratischen, in die Augen springen lassen. Die Kriegsarbeit hat auch eine erfreuliche Annäherung der früher sich heftig befehdenden Gesamtverbände (sozialdemokratischer, christlicher, Hirsch-Dunckerscher) gezeitigt, die hoffentlich anhält und ihre Früchte für alle trägt, wenn der Druck des Krieges aufhören wird. So darf die Generalkommission der Gewerkschaften mit freudiger Genugtuung über reiche Erfolge auf die verflossenen 25 Jahre zurückschauen und mit stolzer Gewißheit der Zukunft entgegengehen, daß sie auch weiterhin ein richtunggebender, segensreicher Faktor des gesamten deutschen Wirtschaftslebens bleibt. In diesem Sinne sprechen auch wir der Generalkommission und ihrem verdienten Vorsitzenden aufrichtige Wünsche zum ehrenden Jubiläum aus!

Die Aufhebung des bayerischen Eisenbahnreverses. Die bayerische Eisenbahnverwaltung hat ihr durch den Mund des Ministerpräsidenten von Hertling kürzlich (vgl. Nr. 42 der „Hilfe") abgegebenes Versprechen erfüllt und den Streikrevers aufgehoben, der den Angestellten vor ihrer Aufnahme in den Dienst zur Unterschrift vorgelegt wurde. Da sie indessen nach wie vor den staatlichen Verkehrsbeamten ein Streikrecht aus allgemeinen Staatsinteressen keinesfalls zugestehen kann, so hat sie auf dem Verordnungswege ein Verbot der Teilnahme an Bestrebungen erlassen, die den staatlichen oder dienstlichen Interessen zuwiderlaufen. Eine derartige Vorschrift gilt natürlich für alle Beamten und Staatsarbeiter, nicht nur für Eisenbahner. Es ist also die kränkende Ausnahmebehandlung gerade dieser, im gegenwärtigen Kriege besonders erprobten Staatsangestellten fortgefallen. Das fällt noch besonders ins Auge angesichts der allgemeinen Bestimmung, daß die Teilnahme an Vereinen, deren Zweck oder Bestrebungen die Gefahr eines Ausstandes herbeiführen können, verboten ist. Hier ist nämlich der so oft bekämpfte Hinweis auf einzelne Vereine, wie die freien („sozialdemokratischen") Gewerkschaften, den Transportarbeiter- und den Metallarbeiter-Verband sowie den Verband des süddeutschen Eisenbahner- und Postpersonals entfallen. Gegen etwaige Verletzungen der staatlichen oder dienstlichen Interessen soll künftig auf Grund der Dienstordnung und Aufnahmebestimmungen eingeschritten werden.

Hebung des Realkredits. Auf Veranlassung des Reichsamts des Innern hat sich kürzlich eine Konferenz von Vertretern des Bundesrates, der Städte, der Hausbesitzer und Mieter und gemeinnütziger Vereine mit der brennenden Frage beschäftigt, wie der Realkreditnot im Interesse ausreichender Wohnungsversorgung der Bevölkerung nach dem Kriege abzuhelfen sei: die Ergebnisse der Beratung müssen noch gesichtet und nachgeprüft werden. In welcher Richtung sie sich aber bewegt haben dürften, kann man unschwer aus den zahlreichen Wünschen der Wohnungsreformer und Hausbesitzer ablesen, die in letzter Zeit veröffentlicht wurden. In dieser Hinsicht war ein Vortrag des Staatssekretärs Dr. Dernburg im Groß-Berliner Verein für Kleinwohnungswesen belehrend, der folgende Gedankengänge enthielt: Die Schwierigkeit, zweitstellige Hypotheken zu erhalten, hat schon vor dem Kriege hemmend auf den Wohnungsbau gewirkt. Jetzt und nach dem Kriege wird es noch schwieriger werden, zweite Hypotheken zu erhalten. Die Wohnungsfrage hängt aber so eng mit den Daseinsbedingungen des Staates zusammen, daß er die Verpflichtung hat, dann, wenn die Privatwirtschaft — die er zu kräftigen und zu pflegen suchen muß — versagt, einzugreifen. Notwendig erscheinen daher als wirksame Maßnahmen: der Zusammentritt der Realkreditkommission des Reiches und die von allen Berichterstattern gleichmäßig geforderte Abhilfe der Mängel durch die Gesetzgebung; günstige Verkehrsbedingungen billigster Art zur beschleunigten Durchführung einer wirksamen, planmäßigen Wohnungsausdehnung an den Stadträndern. Die Hilfe für zweite Hypotheken erfordert eine städtische Verbesserung des Tarwesens und eine durchgreifende Entschuldung durch unkündbare Tilgungshypotheken. Die Frage der Zentralstadtschaft und Ausgabe von Pfandbriefen für zweite Hypotheken erscheint in der Zeit hochverzinslicher Reichspapiere schwierig, zumal auch Bundesstaaten und Kommunen für eigene Bedürfnisse nach dem Kriege zur Ausgabe von Obligationen gezwungen sein werden.

Kriegshilfe für das Kleingewerbe. Das sächsische Ministerium des Innern war kürzlich durch die Ständekammern ermächtigt worden, während der Dauer und für die Zeit von drei Monaten nach Beendigung des Krieges aus dem gewerblichen Genossenschaftsfonds Gewerbetreibenden Darlehen auch zu anderen als den bisher bestimmten Zwecken, insbesondere zur Wiederaufnahme von Gewerbebetrieben solcher, die im Heeresdienst gestanden haben, und unter erleichterten Bedingungen zu gewähren. Das Ministerium hat nunmehr bestimmt, daß folgende Bedingungen zu beachten sind: 1. Nur solche Kleingewerbetreibende können berücksichtigt werden, deren Einkommen aus dem Gewerbebetriebe den Betrag von 6000 M. jährlich nicht übersteigt. 2. Die Höhe des an einen einzelnen Gewerbetreibenden zu gewährenden Darlehns darf 5000 M. nicht übersteigen. 3. Die Darlehnssumme ist in abgerundetem Betrage zu bezeichnen. 4. Das Darlehn ist jährlich mit 2 Prozent zu verzinsen und in spätestens zehn Jahren zu tilgen. Für das erste Kalenderjahr werden Zinsen nicht erhoben. 5. Die Gemeinde wird Darlehnsschuldnerin und hat sich als Selbstschuldnerin zur Verzinsung und Rückzahlung des Darlehns zu verpflichten. Die Zinsen und Tilgungsbeträge sind von der Gemeinde alljährlich einmal — am 30. Dezember — kostenfrei an die Kassenverwaltung des Ministeriums des Innern abzuführen. 6. Die Gemeinde hat nach Gehör der Gewerbekammer in rechtsgültiger Form eine Schuldverschreibung nebst Zinsen- und Tilgungsplan nach dem angefügten Entwurfe aufzustellen und bei der Aufsichtsbehörde zur Weiterbeförderung einzureichen. 7. Zur Aufnahme des Darlehens von seiten der Gemeinde ist nach Befinden die aufsichtsbehördliche Genehmigung nachzuweisen. 8. Die Darlehnsbeträge sind keinesfalls unter lästigeren Bedingungen, als sie der Gemeinde auferlegt worden sind, an die Gewerbetreibenden weiterzugeben. 9. Der Gemeinde bleibt die Entschließung darüber überlassen, wie sie sich den Gewerbetreibenden gegenüber zu sichern gedenkt. 10. Darlehen unmittelbar an einzelne Gewerbetreibende werden vom Ministerium des Innern nicht gewährt. — Der Verband der rheinisch-westfälischen Lebensmittelhändler (Sitz Bochum) hat nun an das preußische Staatsministerium eine Eingabe gerichtet, in welcher ersucht wird, zur Hebung der mißlichen Lage des Kleinhandels den gleichen Weg beschreiten und den Kleinkaufleuten nach dem Kriege zum Wiederaufbau ihres Geschäftes die gleiche finanzielle Unterstützung gewähren zu wollen. Die Zahl der Kleinkaufleute, die mit ihrer Einberufung gleichzeitig gezwungen waren, ihre Geschäfte zu schließen oder deren Geschäfte mit der Fortdauer des Krieges, da geübte Kräfte zur Fortführung derselben nicht vorhanden waren, der Schließung anheimgefallen sind, ist nicht nur in Rheinland-Westfalen recht bedeutend. Es dürfte sich deshalb wohl empfehlen, daß das Staatsministerium schon jetzt zu dieser dringlichen Mittelstandsfrage vorbereitende Schritte täte.

Kriegsliteratur

Chronik des Deutschen Krieges. Nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. 2. bis 5. Band. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. Je 2,80 M.

Die handlichen roten Bände vermehren sich und umfassen nun die Zeit bis Mitte Juni 1915. Sie enthalten die amtlichen Berichte der verbündeten Heere und Flotten, die ausführlichen Darstellungen unseres Großen Hauptquartiers, die wichtigsten Auslassungen der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", die Hauptreden aus den Kriegstagungen des Reichstags und eine Menge anderer Nachrichten. Die Anordnung ist zeitlich, nicht sachlich. Der 4. Band bringt ein Register zu den ersten vier Bänden, das eigentlich dieses Chronikwerk erst benutzbar macht; denn vorher konnte, wer etwas Bestimmtes suchte, nur durch langes Herumblättern zum Ziele kommen. Deshalb wäre zu wünschen, daß künftig jeder Band ein kurzes Register enthielte. Zeitungsstimmen werden nicht viele gebracht, außer bei bedeutenden Vorkommnissen, z. B. Untergang der Lusitania und Fall Spitteler. Das Ganze ist sorgfältig und zuverlässig zusammengestellt, gut ausgestattet, billig. Rüdiger.

Aus den Kämpfen um Lüttich. Von einem Sanitätssoldaten. Berlin, S. Fischer. 1 M.

Je länger der Krieg dauert und je zahlreicher seine Literatur wird, desto mehr hebt sich dieser Bericht aus den ersten Tagen als etwas Besonderes aus der Fülle hervor. Nichts Geschriftstellertes, lauter Erleben, sachlich, oft fast trocken hingestellt, dabei packend und erschütternd bis ins Innerste. Rüdiger.

Anti-Chamberlain. Von Dr. Heinrich Molenaar. Leipzig 1915, Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung. 32 S. 50 Pf.

Herr Dr. Heinrich Molenaar möchte hier Herrn Chamberlain literarisch totschlagen. Ob er aber dazu der geeignete Mann ist, die Frage möge ein jeder sich selbst beantworten, nachdem er folgenden Herzenserguß gelesen hat: „Die weitaus größte Mehrzahl der Männer huldigt immer noch dem Indianer-Laster des Rauchens. Im herrlichsten Waldesduft wird man von diesem Gestank belästigt, und in der Stadt auf Schritt und Tritt. Ein Staat, der diese Sklaverei duldet, ein solcher Staat kann nicht den Anspruch erheben, ein Kulturstaat zu sein."

Wehe den Besiegten! Von Adolf Sauer. Berlin 1915, E. S. Mittler & Sohn. 47 S. 80 Pf.

Behandelt die Einwirkungen des Krieges auf das Wirtschaftsleben und Finanzwesen der kriegführenden Großmächte und zeigt, in welch schwieriger finanzieller Lage sich die Staaten des Vierverbandes bei Friedensschluß befinden müssen. Allgemeinverständlich geschrieben.

Der Jahvismus als Gottesvorstellung. Von Gregor von Glasenapp. (4. Denkschrift des Deutschvölkischen Schriftsteller-Verbandes.) Weimar, Roltsch. 64 S. 80 Pf.

Scharfe Kritik der im Alten Testament vorhandenen Gottesvorstellung, deren Aufwärtsentwicklung der Verfasser entschieden bestreitet; einiges laienhaft, einiges originell; daß die Gottesvorstellung nicht die ganze Religion ist, erkennt er an.

Digitized by Google

Christenglaube im Krieg. Von Martin Rade. Marburg a. d. Lahn, Verlag der „Christl. Welt". 110 S. 1,30 M.

Die religiösen Betrachtungen, mit denen Rade von Kriegsbeginn bis Ostern 1915 jede Nummer der von ihm herausgegebenen „Christlichen Welt" eröffnet hat, wie er im Vorwort berichtet, haben sie ihm bisweilen dankbare Zustimmung auch solcher verschafft, die sonst seinem Blatte fernstehen oder an seinen politischen Bemerkungen, namentlich bei Beginn der Kriegszeit, sich ärgerten. In der Tat zeigt sich hier die befreiende Kraft eines Gottes- und Ewigkeitsglaubens, der wirklich über diese Welt hinausblickt und rücksichtslos auch das eigene Volk höchsten Forderungen unterwirft; dabei schreibt R. immer höchst lebendig. Einzelheiten werden zum Widerspruch reizen — ist es wirklich eine „tiefe und innerliche Betrachtung", die Tugenden der Heiden glänzende Laster zu nennen. Daß sie schroff, einseitig ist, weiß und sagt R. auch. M.

Gottes Wort in eiserner Zeit. Herausgegeben von W. Meyer, Pfarrer in Spielberg. Neue Folge. 3. Lieferung. Elwert, Marburg. 80 S. 1 M. — Fortsetzung der hier S. 375 empfohlenen Predigtsammlung. M.

Kriegspredigten. Herausgegeben von Prof. D. Wurster. Lieferung 13 bis 15. Verlag der Evang. Gesellschaft, Stuttgart. Je 50 Pf., das Gesamtwerk, 552 S., geb. 6 M.

Die nun abgeschlossene Sammlung enthält verhältnismäßig mehr Predigten aus der ersten Zeit des Krieges — damals sah niemand voraus, wie lange er dauern würde. Der Inhalt ist großenteils vortrefflich; neben zahlreichen Schwaben haben auch hervorragende Prediger von anderwärts mitgearbeitet: Benz in Basel, Lahusen in Berlin u. a. L.

Stark bleiben. 4. Heft der Kriegspredigten von Jul. Bode. Diederichs, Jena. 64 S. 1 M.

Mahnrufe, dem Titel entsprechend; in moderner Sprache, für Gebildete. M.

Gott und Vaterland. Von Hermann Schuster. Hinrichs, Leipzig. 116 S. 1,80 M., geb. 2,50 M.

Sch., Oberlehrer in Hannover, Mitherausgeber der Theol. Literaturzeitung und der Zeitschr. für den evang. Religionsunterricht, hat seit Kriegsbeginn Sonntagsbetrachtungen im „Hannoverschen Courier" veröffentlicht, die hier gesammelt vorliegen und zu den Besten dieser Art gehören. Modern im besten Sinne — mancher hätte kaum gemeint, daß man eine Andacht schreiben könnte mit dem Titel: „Die Reichsbank"; Sch. legt darin gemäß Luk. 19, 23: „Warum hast du denn mein Geld nicht auf die Bank gegeben?" die Pflicht der Goldablieferung schlicht und ernst dar. Und doch wirklich fromm; die Gefahr ist vermieden, der manche Sonntagsbetrachtungen unserer Zeitungen erliegen, daß der Ton moralisierend, also langweilig oder geistreich-gekünstelt wird; ein starker Glaube an Gott und unseres Volkes Zukunft beherrscht das Ganze. M.

Predigtbuch der Dorfkirche. Herausgegeben von Joh. Fenner. Deutsche Landbuchhandlung, Berlin SW 11. 440 S. 3,50 M., gebunden 4,50 M.

Kein geistlicher Guckkasten, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, sondern es sind wirkliche schlichte Dorfpredigten aus dem Kreise der Pfarrer, die an v. Lüpkes Zeitschrift „Die Dorfkirche" mitarbeiten. Ganz vereinzelt finden sich noch Stellen oder Zitate, die über den Kopf des Landvolks hinweggehen, so Seite 46 Knodts Vers: „Ich bete für sie um den ewigen Süden, der jede Sehnsucht und Seele wird hüten"; im ganzen aber sind die Predigten untheologisch im guten Sinne, kräftig, sämtlich kurz und auch zum Vorlesen sehr geeignet. M.

Geduld ist euch not. Andachten für die Kriegszeit von D. P. Conrad. Berlin W 9, Warneck. 48 S. 40 Pf.

Kurz, einfach, gut, meist auch für solche, die nicht so in der biblisch-kirchlichen Gedankenwelt stehen wie C. M.

Die Kulturgemeinschaft der Völker nach dem Kriege. Von Dr. Franz Klein, Minister a. D. Leipzig 1915, S. Hirzel. 112 S. 1 M.

„Die Kulturgemeinschaft der Völker ist ihrem Gefüge nach eine Vielzahl verschieden großer und verschieden gelagerter Kreise gemeinsamer oder gleichmäßig geordneter öffentlicher oder privater Tätigkeit. Während diese Völkerkreise bisher vorwiegend in Ausdehnung begriffen waren und man überhaupt nur diese Art der Bewegung in Betracht zog, beginnt nun eine entgegengesetzte Bewegung, die Spaltung und Verengerung dieser Kreise in den Bereich des Möglichen zu treten." Die hier angedeutete Entwicklung und ihre Gründe, die Frage, welche Folgerungen sich für die Zentralmächte ergeben, werden eingehend in dieser vortrefflichen Schrift des früheren österreichischen Ministers untersucht. Den Gedankengang seiner Darlegungen wird man am besten aus der Inhaltsangabe erkennen, die aus diesem Grunde hier angeführt sei: Die hohe Zeit des Völkerverkehrs, die Ursachen des Aufschwunges, die Kriegserfahrungen, die Zersetzung der Internationalität, die Interessenlage nach dem Kriege, zwiespältige Bestrebungen, neue zwischenstaatliche Kreise, die Gemeinschaft der Zentralmächte. Der letzte Abschnitt legt dar, warum es für Deutschland und Österreich-Ungarn, die zusammen durch den Krieg gegangen sind, eine unbedingte Notwendigkeit ist, nun auch in und durch den Frieden gemeinsam zu wandern.

Die mit dem Bindestrich. Betrachtungen eines Auslanddeutschen. Stuttgart und Berlin 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 30 S. 50 Pf.

Theodore Roosevelt hat die Deutsch-Amerikaner Bindestrich-Amerikaner genannt. Der Verfasser macht sich diesen Ausdruck zu eigen in dem Sinne, daß die Auslanddeutschen allzeit treu zu ihrer neuen Heimat gehalten und erfolgreich an ihrer Unabhängigkeit und ihrem Fortschritt mitgearbeitet, darüber aber ihre alte Heimat, deren Bildung, Sprache des Mundes und des Herzens nicht vergessen haben. Er weist darauf hin, daß es den Auslanddeutschen u. a dadurch besonders schwer gemacht wurde, sich ihr Deutschtum zu erhalten, daß ihr Mutterland sie bisher allzusehr vernachlässigt habe, und zeigt, was seitens des Deutschen Reiches geschehen muß, um sie in ihrem Kampfe um die Erhaltung ihres Deutschtums zu unterstützen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Sch. in D. 5 M., Frau R. in B. 3 M., Feldgendarm K. im Felde 4 M., Pfr. M. in A. 3 M., Sch. in W. H. 3 M., Frau L. in W. 5 M., Lt. Sch. im Felde 10 M., B. in D. 3 M., Pf. H. in E. 3,05 M., Verb. Alter Herren des Lit. Vereins am Lehrer-Seminar Braunschweig 5 M., Oberlt. Prof. T. in B. 5 M., Gefr. Dr. Sch. im Felde 10 M., Unteroff. H. im Felde 50 Pf., Dr. B. in H. 50 M., Fr. E. in G. 3 M., J. in S. 3 M., Art. Maat K. im Felde 3 M., Fr. E. in G. 3 M., 3 M., Major St. im Felde 5 M., Dr. L. in F. M 10 M., S. in K. 2 M., Gefr. R. im Felde 5 M., R. in K. 5., Fr. E. in F. 3 M., 3,50 M. von Lehrern der I. Bgschl. Zwickau Sa.

Kriegs- und Heimatchronik: Oberlt. z. See W. in K. 5 M., Frau F. B. in O. 10 M., S. in K. 2 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. E. K. in B. 3 Bücher.

Für erblindete Krieger: J. L. W. in Bensheim 10 M., Pension Waldeck in St. Blasien 14,05 M.

Für kriegsgefangene Deutsche im Auslande: J. L. W. in Bensheim 10 M.

Für den Roten Halbmond: J. L. W. in Bensheim 30 M.

Für das Rote Kreuz in Bulgarien: J. L. W. in Bensheim 30 M., Ob.-Leutn. W. 5 M.

Für die Nationalstiftung für Hinterbliebene: 2 deutsche Eisenbahnbeamte in Belgien 12 M.

Für Marine-Lese-Zwecke: A. K. in H. 3 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

R. in Königsberg. Wir versenden gern die „Hilfe" an die uns aufgegebene Adresse im neutralen Ausland und danken bestens für die Spende, die wir für Feldzwecke verwenden.

Frl. K. in B. Wiesbadener Volksbücher und ähnliche kleine Unterhaltungsschriften sind für die Büchersendungen an Armee und Marine immer sehr willkommen. Für die Zusendung besten Dank im voraus.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

E. K. Berl. Zentrale der Werkmeistervereine. Wir bestätigen Ihnen gerne, daß auch die technischen Angestelltenverbände an der Kriegsbeschädigtenfürsorge eifrig mitarbeiten und daß daher der „Mahnruf an die Kriegsbeschädigten" (Hilfe Nr. 45) auch von der Arbeitsgemeinschaft für das einheitliche Angestelltenrecht und vom Deutschen Werkmeisterverband mitunterzeichnet wurde.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der Hilfe liegt ein Prospekt des Verlages Herm. A. Wiechmann, München, bei, den wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser empfehlen. Außer den bestens bekannten Heimatbüchern, die uns unser deutsches Vaterland durch die Feder unserer Dichter und den Pinsel unserer Künstler nahebringen, zeigt der Prospekt auch eine Ankündigung von Werken des Dichters und Kriegsfreiwilligen Max Jungnickel. Namentlich sein „Lachendes Soldatenbuch mit der Denkerstirn" wird als Weihnachtsgabe Freude bereiten.

Am Goldberg Bad Blankenburg, Thür. Wald. Vornehm. Kurh. f. diät.-phys. Heilw. Winter- u. Sommerkuren. Höchstz. 50 Kurg. Prosp. kostenlos. Tel. 44. Dr. med. K. Schulze.

Digitized by Google

FAMILIEN-NACHRICHTEN

Meine Verlobung mit Fräulein **Erika Krueger**, der ältesten Tochter des verstorbenen Rittergutsbesitzers Herrn Ferdinand Krueger und seiner Gattin Charlotte, geb. Meurer in Königsberg i. Pr., beehre ich mich hiermit anzuzeigen.

Charlottenburg, Schlüterstr. 28. **Dr. Felix Borchardt,** Chefredakteur und volkswirtschaftlicher Syndikus

Am 5. November fiel bei einem Patrouillengang mein liebevoller Gatte, unser geliebter ältester Sohn und Bruder

Dr. Otto Loew

Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium zu Templin, Kriegsfreiwilliger Gefreiter im Ref.-Inf.-Regt. 223

Duisburg und Camberg

Frieda Loew, geb. Balke,
Direktor Loew u. Familie.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Indien u. Ägypten

sind die beiden Stützpunkte der **englischen Weltherrschaft**, um deren Geltung die Kämpfe der nächsten Wochen geführt werden. Über die beiden Länder orientieren vorzüglich die beiden nachstehend aufgeführten Schriften:

Indien
unter der englischen Herrschaft

Von Dr. **Sten Konow,**
Professor für Geschichte und Kultur Indiens in Hamburg.

8. 1915. M. 2.70, gebunden M. 3.50.

Ägypten
Seine volkswirtschaftlichen Grundlagen und sein Wirtschaftsleben.

Von **F. Magnus.**

8. 1913. M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Darmstädter Pädagogium

Erfolgreichste
Vorbereitungs-Anstalt
für Einjährige, Primaner, Fähnriche u. Abiturienten.

Ev. Pädagogium Godesberg a. Rhein

Gymnasium, Realgymnasium und Realschule (Einjähr.-Berechtig.). Kleine Klassen. Familien-Erzieh. Körperliche Fürsorge. Jugendsanatorium unt. ärztlich. Leitung. **Zweiganstalt in Herchen (Sieg)** in ländlicher Umgebung und herrlich. Waldluft. Direktor: Prof. O. Kühne in Godesberg am Rhein.

Haushalt- und Gartenbauschule Reutlingen (Württ.). Ausb. jg. Mädch. geb. Stände in 1- u. 2j. Kurs. m. Abgangszeugn. Aufn.: 1. Febr., 15. April, 1. Juli, 1. Okt. Erstklass. Haus. Näh. d. Prosp.

Schule und Gegenwarts-Kunst

von Ludwig Gurlitt
Preis gebunden 80 Pf.

Fortschritt
(Buchverl. d. Hilfe)
G. m. b. H.
Berlin-Schöneberg.

Verlag von Duncker & Humblot, München und Leipzig.

Rankes Meisterwerke

Klassikerausgabe in 10 Bänden

Deutsche Geschichte
Die römischen Päpste
Wallenstein
Kleinere Schriften

Wohlfeile Ausgabe in 10 modernen Pappbänden 36 Mk., in 10 Leinenbänden 46 Mk.

Vorzugsausgabe in 10 Bdn., kart. der Band 10 Mk., Halbfranz je 24 Mk., Ganzmaroquin je 30 Mk.

Ausführlicher Prospekt von jeder Buchhandlung oder unmittelbar vom Verlag zu beziehen.

Aus den Besprechungen:

„... Nun habe ich, während unsere Heere draußen eine neue Weltgeschichte machen, den ersten Band der Deutschen Geschichte im Reformationszeitalter gelesen, und nach der Nervenerregung, unter der wir alle unbewußt leiden, nach den bleistiftgroßen Buchstaben, mit denen Morgen-, Mittag- und Abendzeitungen uns Nachrichten einhämmern, war das wie ein Tauchen in eine stille, kühle, kristallklare Flut." Dr. Carl Busse in Velhagen u. Klassings Monatsheften.

„... Hat man sich durch eifrige und hingebende Lektüre zum Verständnis dieser Erzeugnisse des Genies durchgearbeitet, so wird man oft stille stehen mit Herzklopfen, als ob man in die Geheimnisse der Vorsehung selbst einen Blick getan hätte. — Heute, wo wir alle die großen Fragen der Völkergeschichte vor Augen haben, ist es ein unendliches Glück des deutschen Volkes, diesen Lehrmeister zu haben, und es ist ein schöner Zufall, daß gerade in diesem Moment der Verlag eine wohlfeile Ausgabe eines Teiles des großen Rankeschen Lebenswerkes veranstaltet." Hans Soldau in der Deutschen Rechtsanwaltszeitung.

„... Es war ein außerordentlich glücklicher Gedanke der alten rühmlich bewährten Verlagsbuchhandlung Duncker & Humblot in München und Leipzig, Rankes Meisterwerke dem deutschen Volk in einer guten, schlichten, erfreulich lesbaren Ausgabe von zehn Bänden wiederzuschenken; ja ein vorahnender Gedanke: ... Ein Werk, dem ruhigen Genusse in Friedenszeiten bestimmt, kommt jetzt mit rechter Pünktlichkeit, um einen ernsten Zweck zu erfüllen in der Zeit, da die Weltgeschichte in Waffenklang ihre eherne Sprache redet. Hamburger Nachrichten.

„... Jetzt ist die Zeit, Geschichtswerke zu lesen! Also vor allen andern Ranke! Druck und Ausstattung sind überaus sauber und wohltuend."
Prof. Dr. theol. Rade in der „Christlichen Welt", Marburg.

„... Braucht zum Ruhme des Fürsten unter den Geschichtschreibern auch nur ein Wort gesagt zu werden? Diese prächtigen Bände werden jeder Bücherei zur Zierde gereichen." Neue Freie Presse.

Ausführlicher Prospekt über „Bücher für die Zeit" von jeder Buchhandlung oder direkt vom Verlag.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Else Kosting, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

2. Dezember 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 48

Anzeigen kosten: die 45 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Kunst, Frieden zu schließen. — **Dr. Eugen Rosenstock:** Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. — **Direktor des Statist. Amtes von Berlin-Schöneberg, Dr. R. Kuczynski:** Unsere Ernährung im zweiten Kriegsjahr. — **Lic. Ernst Moering:** Zur Lage der Deutschen in Rußland. — **Dr. Felix Priebatsch:** Die Presse im Jahre 1870. — **Oberleutnant G. Bocke:** Mut. — **S. D. Gallwitz:** Blätter für deutsche Art und Kunst. — **Gottfried Traub:** Gewißheit. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Naumann / Kriegschronik

Montag, 22. November.

Der englische Kriegsminister Kitchener ist inzwischen beim griechischen König gewesen und hat mit ihm und dem Ministerpräsidenten einige Besprechungen gehabt, deren Inhalt sich erst aus den weiteren Folgen ergeben wird. Als Drohung scheint eine allgemeine Wirtschaftsblockade angekündigt zu sein. Ein besonders schwieriger Punkt bei der Formulierung der „wohlwollenden Neutralität" ist die Frage, ob es den mitteleuropäischen Armeen gestattet sein soll, fliehende Feinde, die sich auf griechischem Boden mit voller Bewaffnung befinden, dorthin zu verfolgen.

Novibazar wurde von deutschen Truppen besetzt. Oestlich davon warf im Ibartale eine österreichisch-ungarische Kolonne den Feind zurück. An den Eingängen des Amselfeldes wird heftig gekämpft. Die Zahl der Gefangenen wächst mit jedem Tag. Das Gebirge liegt voll Schnee.

Das Reutersche Telegraphenbureau meldet aus Paris, daß Italien dem Abkommen, keinen Sonderfrieden zu schließen, beigetreten sei. Es ist das sehr wahrscheinlich, denn England wird wohl nur unter dieser Bedingung Geld und Kohlen hergeben. Der Vierverband ist durch die Länge des Krieges so wirtschaftlich in sich selbst verwachsen, daß er wohl so lange als Ganzes wird angesehen werden müssen, bis einer seiner Teilnehmer aus Schwäche nicht mehr weiter kann. Ob und wann das eintritt, das ist die Friedensfrage, da jeder Gedanke an verständige frühere Lösung der Gegensätze immer wieder an der Maßlosigkeit der englisch-französischen Anforderungen scheitert. Selbst französische Sozialisten verlangen die Abtretung von Elsaß-Lothringen. Der Wille, Deutschland zu demütigen, ist offenbar noch ungebrochen vorhanden.

Englische Nachrichten geben zu, daß die Deutschen in Ostafrika sehr stark seien und den Tanganykasee beherrschen. Die deutschen Truppen sollen 4000 Weiße und 30 000 Schwarze betragen.

Dienstag, 23. November.

Gestern abend wurde viel über die russischen Ostseeprovinzen geredet: Ansiedelungsland in großem Umfange. Die Esten und Letten sind bereit, sich mit den dortigen Deutschen zu verständigen. Alle Bewohner fürchten sich vor einer etwaigen Rückkehr der Russen. Die peinliche Lage der deutschen Dörfer im Süden Rußlands. Es wird nicht an die bevorstehende russische Revolution geglaubt, wohl aber an eine allmähliche, aber sichere Zerbröckelung des Verkehrs- und Verproviantierungssystems im Rücken der Armee. Das Flüchtlingselend in Rußland sei die größte Plage, die ein europäisches Volk bisher erlebt habe.

Der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" telegraphiert seinem Blatte über den Zustand der serbischen Armee: die völlige innere Auflösung der Armee ist nicht mehr aufzuhalten. Die Truppe wird nicht mehr verpflegt, sie wird angewiesen, sich durch Ausplünderung des eigenen Landes zu ernähren. Die zerschlissene sommerliche Bekleidung schützt nicht gegen die Unbillen des nahenden Winters. Die wenigen Straßen sind angefüllt von unabsehbaren Kolonnen serbischer Gefangener und Ueberläufer. — Der Vormarsch der deutsch-österreichisch-ungarisch-bulgarischen Armee geht jeden Tag weiter. Heute wird von 9500 Gefangenen, 50 erbeuteten Geschützen und 22 Maschinengewehren berichtet. Die serbische Regierung ist von Mitroviza in der Richtung nach Albanien geflohen. Pristina wird von drei Seiten her umdrängt.

Die Angriffe der Italiener an den bekannten Kampfstellen haben sich neuerdings wieder so gesteigert, daß von einem vierten allgemeinen Durchbruchsversuch geredet werden kann. Das österreichische Kriegspressequartier weist falsche italienische Siegesberichte energisch zurück. Der Col di Lana ist nach wie vor österreichisch.

Mittwoch, 24. November.

Abgeordneter Pachnicke schreibt über die mitteleuropäische Wirtschaftsgemeinschaft: „Der Wille zur Erreichung des Zieles ist erwacht, das Gefühl der Zusammengehörigkeit durch die gemeinsamen Blutopfer ist verstärkt. Wir drängen den Oesterreichern und Ungarn nichts auf, aber wir weisen die Hand nicht zurück, die sich uns von der Donau her entgegenstreckt." In demselben Sinne wird mir im Anschluß an mein Buch „Mitteleuropa" von den verschiedensten Seiten geschrieben. Deutsche und deutsch-österreichische Abgeordnete haben sich vor reichlich einer Woche in Salzburg getroffen. In nächster Woche findet eine von beiden Seiten her besuchte wirtschaftspolitische Tagung statt. Die Sache ist in Fluß.

Die englische Regierung fordert, so viel wir über Italien erfahren, von der griechischen Regierung, daß sie zwar serbische und englisch-französische Truppen nicht entwaffnet, aber sich dazu verpflichtet, den Deutschen, Oesterreichern und Bulgaren Widerstand mit der Waffe zu leisten, wenn sie bei der Verfolgung griechischen Boden betreten. Demgegenüber weigere sich Griechenland, sein Entgegenkommen gegen solche Zumutungen so weit zu treiben, daß daraus ein Krieg mit den Mittelmächten entstehen könne. — Das englische Ministerium des Aeußern gibt bekannt, daß kein griechisches Schiff in englischen Häfen beschlagnahmt worden und daß keine Blockade über griechische Häfen verhängt sei. Das mag dem Wortlaut nach richtig sein, aber es unterliegt nach vielen Aeußerungen der englischen Zeitungen gar keinem Zweifel, daß der griechische Außenhandel völlig unter englische Kontrolle gebracht ist und daß die Blockade jeden Tag beginnen kann.

In Rußland ist General Kuropatkin zum Oberbefehlshaber der gegen Bulgarien aufzustellenden Truppen ernannt worden. Rußland scheint also einen Landangriff zu planen. Als Truppen-

Digitized by Google

sammelplatz gilt die am unteren Pruth und der Donau gelegene Stelle gegenüber der rumänischen Dobrudscha. Der Durchmarsch soll wohl unter der Behauptung, daß der Donauweg frei sei, erzwungen werden. Ob sich aber Rumänien das ebenso gefallen läßt wie Griechenland die Besetzung von Saloniki, ist die Frage.

In Serbien sind Mitrowitza und Pristina genommen. Die serbischen Offiziere sollen ein Gelübde unterzeichnet haben, sich nicht zu ergeben. Es werden tatsächlich wenige von ihnen gefangen.

Donnerstag, 25. November.

In der Gegend von Riga und Dünaburg finden beständig ernsthafte Kämpfe statt. Versemünde, das zwischen beiden Heeren strittig war, ist jetzt fest in der Hand Hindenburgs. Die übrige Ostfront liegt im ganzen ruhig, muß aber dabei beständig auf kleinere Ueberraschungen gefaßt sein. An der Strypa ist zurzeit eine Pause. An der russischen Front werden bald von dieser und bald von jener Stelle Besuche des Zaren und des Thronfolgers gemeldet. Damit wird die Landesverteidigung als besonderes Werk der Dynastie hingestellt und der Ruhm des Zaren über den des abgesetzten Großfürsten emporgehoben. Während unter Nikolai Nikolajewitsch die Deutschen und Oesterreicher beständig weiter ins russische Land eindrangen, haben sie haltgemacht, seit der Zar selbst die Führung übernommen hat!

Die „Times" berichten, daß von Schanghai aus auf deutsches Betreiben Aufrufe zum heiligen Krieg in Britisch-Indien verbreitet werden, die mit den Namen des Sultans von Konstantinopel, des Scheich ül Islam, des Thronfolgers und Enver Paschas unterzeichnet sind. Ueberhaupt mehren sich, trotz der strengen Zensur, die Nachrichten über Unruhen in Indien.

Görz wird von neuem sehr lebhaft von den Italienern beschossen. Die italienischen Kriegsverluste, Tote und Verwundete werden auf eine halbe Million angegeben.

Im englischen Unterhaus teilt Staatssekretär Grey mit, daß England alles mögliche getan habe, um die Serben vor Hunger zu schützen. Die Zufuhr von Nahrungsmitteln geschieht wahrscheinlich durch Albanien. Trotzdem muß der Mangel sehr groß sein. Bei Mitrowitza wurden etwa 10 000 Serben gefangen und 19 Geschütze erbeutet, bei Pristina 7400 Serben und 6 Geschütze. Monastir ist von den Bulgaren so umschlossen, daß sein Fall bald zu erwarten ist.

Freitag, 26. November.

Die deutsche Militärkorrespondenz „Heer und Marine" berechnet, daß bisher von den deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nicht weniger als 45 Festungen und feste Plätze erobert wurden, und zwar in Rußland 18, in Serbien 15, in Frankreich 7 und in Belgien 4. Dazu kommt die wiedereroberte Festung Przemysl. Damit ist fast alles, was an Festungen vorhanden ist, in mitteleuropäischem Besitz.

Im „Berner Bund" spricht ein griechischer Professor, Sphyris, über die Grundlagen der auswärtigen Politik Griechenlands. Er ist für absolute Neutralität. Griechenland brauche ein Hinterland in Nordgriechenland und alle Inseln des östlichen Mittelmeers, dagegen brauche es keine Erwerbungen in Kleinasien, da diese nur zur Schwächung des Staatszusammenhanges führen würden. Ein Sieg des Vierverbandes würde den Russen und Italienern die Herrschaft in der griechischen Interessensphäre verschaffen und ein übergroßes Serbien im Norden herstellen. Aus eigenen Besorgnissen heraus müsse Griechenland wohlwollende Neutralität gegenüber den Vierverbandsmächten üben, muß aber ein freier Nationalstaat bleiben wie Bulgarien. Für später sei Anschluß an einen mitteleuropäischen Verteidigungsbund möglich.

Sonnabend, 27. November.

Aus türkischen und englischen Berichten ergibt sich, daß westlich von Kut el Amara in Mesopotamien eine größere Schlacht stattgefunden hat, bei der sich schließlich die englischen Truppen unter Verlusten zurückziehen mußten. So erfreulich das letztere ist, so beweist doch der ganze Vorgang, daß die Engländer zwar nicht, wie gesagt wurde, 40 oder 70 Kilometer von Bagdad stehen, aber doch etwa 150 Kilometer. Ob es gelingt, sie von da wieder bis zum Persischen Golf zurückzudrängen, gehört auch noch zu den wichtigsten Zukunftsfragen des großen Krieges. Wieweit die Küsten Arabiens im Krieg englisch geworden sind, können wir von hier aus nicht wissen.

Nach einem Telegramm des „Petit Parisien" wurde der Rückzug der französischen Truppen von Krivolac, Kavardar und Demir Kapu nördlich von Saloniki angeordnet. Die Franzosen zerstören beim Rückzug Land und Eisenbahn. — Anders lautet die Nachricht des „Lokalanzeigers", daß Franzosen und Engländer seit vier Tagen sechs Regimenter an die betreffende Front schickten. Auch vom Hafenplatz Kawala aus soll ein englischer Vormarsch nach Bulgarien geplant sein. So viel ist wohl sicher, daß die Serben keine militärische Hilfe mehr von Saloniki zu erwarten haben.

Der Papst Benedikt XV. hat sich zu einem neutralen Politiker in interessanter Weise geäußert. Obwohl die italienische Regierung verhältnismäßig viel Rücksicht walten lasse, sei doch der Heilige Stuhl außerstande, sich über die Zeitverhältnisse so frei auszusprechen, wie es ihm zukomme, auch hätten sich der deutsche und österreichische Gesandte von ihm entfernen müssen. In vielen Dingen sei heute die Leitung der Kirche auf unsichere Zeitungsberichte angewiesen, so daß sie moralische Urteile nicht abgeben kann. Die deutschen Katholiken haben jedes Jahr Anträge eingebracht, die auf die Freiheit des Papstes hinzielen. Was den Frieden anlange, so sei zurzeit leider keine Aussicht, aber immerhin sei es ein Fortschritt, daß man jetzt überhaupt ungestraft davon reden darf.

Sonntag, 28. November.

Es ist erster Adventssonntag, der Vorbote von Weihnachten. Von morgen an gehen die Weihnachtsgeschenke zu den Truppen. Mögen sie gut ankommen!

Die Wiener „Zeit" läßt sich von ihrem Kriegsberichterstatter telegraphieren, daß im ganzen 120 000 Serben als Gefangene in den Händen der Verbündeten sind. Das Amselfeld ist von Versprengten und Geflüchteten bereits gesäubert. Die serbische Artillerie ist fast ganz vernichtet. 450 moderne Geschütze wurden erbeutet. Die deutschen und österreichischen Verluste sind verhältnismäßig gering. — Der „Secolo" erzählt, der kranke serbische König habe sich aufs Pferd heben lassen und sei zu den Soldaten aufs Amselfeld geritten, um dort als Held zu sterben, was aber nicht geglückt sei. Die Stadt Monastir ist von den Bulgaren umzingelt.

Lord Kitchener ist auf seiner Rückreise wieder in Rom angekommen. Italien soll veranlaßt werden, Truppen auf die Balkanhalbinsel zu werfen, um dort zentraleuropäische Streitkräfte zu binden; ebenso aber wird gesagt, daß Kitchener die Entsendung eines italienischen Hilfskorps nach Aegypten vorbereite. Ein Ministerrat habe beschlossen, daß Truppen nach Albanien abgehen.

Eine merkwürdige Kundgebung des Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein wendet sich gegen das Gerücht, als solle Nordschleswig nach dem Kriege als Lohn für Neutralität zurückgegeben werden. Es hieße die Würde und politische Voraussicht der dänischen Regierung verkennen, wenn man glaubt, diese lasse sich bei ihrer strikten Neutralitätspolitik von der Hoffnung auf „fremden Lohn" leiten. — Wir nehmen an, daß diese Erklärung nur den Lohn für Neutralität in Abrede stellt; aber auch dann noch erscheint es verwunderlich, wie das Haupt einer Provinzialverwaltung zu einer Erklärung kommt, die sich gebärdet wie das letzte Wort in dieser für alle deutsch-skandinavische Zukunft so wichtigen Angelegenheit.

Ein Soldat aus den Schützengräben der Champagne berichtet anschaulich vom Lesebedürfnis unserer Soldaten. Dasselbe ersehen wir aus den Antworten bei unserer Bücherversendung ins Feld. Wir bitten unsere Leser, gute und entbehrliche Sachen aller Art aus ihrem Bücherbestande an unsere Expedition zu senden. Es fehlt tatsächlich. Auch Verlagsbuchhändler können sich beteiligen.

Digitized by Google

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Dienstag, 23. November.

Der Verein deutscher Ingenieure hielt eine Kriegstagung, bei der ein Vortrag über die Lehren des Krieges für das Bildungswesen gehalten wurde (der Generaldirektor der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, v. Rieppel). Staatsbürgerliche Bildung, Möglichkeit des Aufstiegs von Volksschule zu Realschule, Erweiterung der Fortbildungsschule durch fakultative Kurse bis zum 20. Jahr.

Man bemüht sich, der wachsenden Verbitterung zwischen Lebensmittelerzeugern und Verbrauchern zu steuern. Der Vorsitzende des Bundes der Landwirte hat einen Aufruf erlassen, in dem von den städtischen Kreisen ein besseres Verständnis für die Lage der Landwirtschaft verlangt und verallgemeinernde Verdächtigungen abgewiesen werden. „Schufte und Wucherer gibt es in allen Berufsständen; es wird solche sicher auch unter den Landwirten geben. Wer aber in einem armen Landesteil inmitten einer bäuerlichen Bevölkerung diesen Krieg durchlebt hat, mit seinen Mühen und Nöten aller Art, wer gesehen hat, wie trotzdem in unerschöpflicher Opferwilligkeit, der eigenen Not nicht achtend, sich immer wieder die Hände dieser Leute öffnen zu oft überreichen Gaben, der kann nur mit schmerzlichem Bedauern es sehen, wenn ohne Not hier ein Kapital an gutem Willen und Opferfreudigkeit vergeudet wird, welches reiche Früchte den Bedürftigen und frohe Herzen den Gebern bringen könnte."

Das ist sicher richtig. Aber die patriotische Gebefreudigkeit findet sich auch in anderen Berufsständen in überraschend ungestörter Gemeinschaft mit der Betrachtungsweise, die im Krieg die Konjunktur sieht und besten Gewissens benutzt. Es ist doch so: nachdem einmal das Recht auf Kriegsgewinne tausendfach in Anspruch genommen ist, ist automatisch ein Zustand entstanden, in dem es jedem als sinnlose Donquichoterie vorkommt, die Ausnutzung der Konjunktur den anderen zu überlassen und in der vom Eigennutz regierten Wirtschaftswelt als einzelner die Fahne der Selbstlosigkeit hochzuhalten.

Uebrigens machen die Mitteilungen der deutschen Landwirtschaft mit Recht darauf aufmerksam, daß in gewisser Hinsicht die Anpassung der Landwirtschaft an die veränderten Absatzverhältnisse schwerer ist als die der Industrie. „Die Regelung der gewerblichen Produktion bewegt sich in größerem Rahmen; sie trifft in ihrem Kern Kreise, die weiten Blick, Hilfsmittel und Bewegungsfreiheit besitzen, um sich in allen Lagen schneller zurechtzufinden, die den Zusammenhang der geänderten Arbeitsbedingungen rascher übersehen und ihnen Rechnung tragen. Auch für den größeren landwirtschaftlichen Besitzer trifft dies zu; aber die Mehrheit der deutschen Landwirte besteht aus kleinen und kleinsten Selbsterzeugern, die, fern von den Mittelpunkten der Aussprache, in sich selbst, mit weniger geschultem Blick, das Maß für die Dinge finden müssen, deren Zusammenhang ihnen nicht immer klar erkenntlich sein kann."

Es ist sicher — wäre die deutsche Landwirtschaft, speziell in ihren bäuerlichen Kreisen, noch besser sachlich organisiert, so würde dem einzelnen jetzt vieles weniger dunkel sein.

Im übrigen machen manche Kundgebungen aus landwirtschaftlichen Kreisen — z. B. ein kaum mehr den Burgfrieden achtender Protest der schlesischen Landwirtschaftskammer gegen die Regierung („die dem Ansturm einer die tatsächlichen Verhältnisse auf dem Lande nicht kennenden und nicht kennenlernen wollenden Demokratie gefolgt sei") — es wirklich den anderen Erwerbsschichten schwer, zum sachlichen Verständnis ihrer Lage zu kommen.

Johannes Trojan ist gestorben. Kladderadatsch, 1870/71, bürgerlicher Liberalismus, eine leicht philiströse, behagliche, harmlose Heiterkeit, Moselwein, frisches, genügsames Genießen — das alles taucht in einem auf. Deutsche Kultur vor dem großen Bewußtwerden des Maschinenzeitalters in den achtziger Jahren. Eine liebenswürdige unproblematische Kunst. Bourgeois im freundlichsten Sinne des Wortes.

Mittwoch, 24. November.

Diese Zeit ist für die Lebensmittelfragen kritisch. Deshalb, weil sich die Fülle der neuen Bestimmungen erst einfahren muß zu einer Zeit, wo an sich leicht gewisse Knappheiten und Stockungen eintreten können. Die Butterknappheit ist im Augenblick sehr störend.

Gestern abend erste größere Versammlung des Auslandbundes deutscher Frauen mit dem Thema: „Die Frau und der deutsche Weltgedanke" . . . Es waren in dem überfüllten Saal des Herrenhauses viele kriegsvertriebene, sonst im Auslande lebende deutsche Frauen, die es bestätigten, daß eine nähere und lebendigere Fühlung zwischen den deutschen Frauen des Auslandes und der Heimat dringend notwendig ist. — — —

Bei der Vorbereitung zu einem Vortrag über sittliche Kriegsprobleme: wenn man das Neue Testament einmal daraufhin ansieht, erstaunt man eigentlich über die Fülle und Häufigkeit der Bilder, die vom Kampf her genommen sind. Eine letzte Verwandtschaft der christlichen mit der heldischen Wertbetrachtung, der heroische Grundzug christlicher Lebensauffassung kommt darin zur Geltung. Anderseits: es ist undenkbar, daß diese Bilder so unbekümmert angewandt würden, wenn ein grundsätzlicher Gegensatz des Christentums zum Krieg empfunden würde.

Donnerstag, 25. November.

Die Leistungsfähigkeit der deutschen Krankenkassen zeigen die folgenden, durch eine Erhebung vom Reichsamt des Innern festgestellten Ziffern:

Kassen, die im Kriege niedrigere Beiträge erheben bei höheren Leistungen	3500
Kassen, die niedrigere Beiträge erheben . . .	2000
Betriebskrankenkassen, die Leistungen und Beiträge beibehielten	1230
Beschränkung auf Regelleistungen und Erhöhung der Beiträge auf die gesetzlich gestattete Höhe nur	395

Es haben danach nur 19 v. H. der Krankenkassen von der am 4. August gestatteten Erleichterung der Beitragserhöhung Gebrauch machen müssen.

Von den Trägern der Sozialversicherung sind im Kriegsjahr an Darlehen für gemeinnützige Zwecke insgesamt 1,24 Milliarden Mark gegeben worden.

Fahrt nach Wien. Diesmal den Tag über. Es kursieren ängstliche Gerüchte über mehrstündigen Aufenthalt an der Grenze und hochnotpeinliche Leibesvisitationen. Das erweist sich aber als Kriegsphantasie. Die Berge der Sächsischen Schweiz liegen im frischen Schnee unter einem zarten blaudunstigen Winterhimmel wunderschön da. Schulkinder ziehen mit den Rodelschlitten die Wege hinauf und schwenken die Mützen, und aus dem metallisch dunklen Wasser der Elbe heben sich die beschneiten Kähne in kräftiger Betonung ihrer schönen Linien wie eine feine Schwarzweiß-Zeichnung heraus.

Im Zuge mischt sich deutsches und österreichisches Leben. Die Frauen erzählen einander von den Kriegsstrapazen ihrer Männer, und man weiß nicht, was schlimmer ist, der Karst oder Serbien oder Polen. Deutsche Damen schauen den österreichischen Offizieren nach: „Wie gut sie aussehen!" und österreichische Damen staunen gerührt hinter einem breitschultrigen deutschen Hauptmann her: „So schöne Männer, die Deutschen." Die kleine schlanke Wienerin in unserem Abteil erzählt ihrem hübschen Buben das Märchen vom Brüderlein und Schwesterlein, und der feldgraue deutsche Familienvater gegenüber hat schon lange die Zeitung sinken lassen und hört andächtiger zu als der Fünfjährige.

Im Speisewagen geht es übrigens jenseits der deutschen Grenze erheblich üppiger her als unter dem spartanischen Kriegsregiment der preußischen Eisenbahnverwaltung.

Freitag, 26. November.

Wien im leichten Schnee bei hellem Winterhimmel ist heiterer, weiträumiger, eleganter als je. Die Damen sehen nicht so aus, als hätte der Krieg die Befriedigung der neuesten Ansprüche an die Eleganz nennenswert erschwert. (Bei uns freilich auch nicht.) Ein Moratorium der Mode ist nicht eingetreten. Im übrigen ist das Straßenleben ähnlich wie bei uns — unbeschreiblich überfüllte Trams, Schaffnerinnen (die es schwerer haben als unsere, weil sie

Digitized by Google

das Weichenstellen mitbesorgen und dann hinter dem fahrenden Wagen herlaufen müssen), weniger Autos und noch mehr Pferde, die auch besser aussehen und sogar das Temperament zum Durchgehen noch aufbringen. Die Wohlfahrtsorganisationen klagen, daß die Privatmittel nicht mehr so reichlich fließen — Oesterreich hat Außerordentliches geleistet, besonders mit Rücksicht darauf, daß es verhältnismäßig kleine Kreise sind — wesentlich wohl das deutsche Bürgertum —, die alles tragen. Man wünscht jetzt wie in Deutschland die Verwendung eines Betrages aus der Kriegsanleihe für Wohlfahrtszwecke. Die Lebensmittelpreise sind höher als in Berlin, aber Knappheit scheint für die, die hohe Preise zahlen können, nicht zu bestehen. Die Herrschaft der fleischfreien Tage ist erheblich sanfter als bei uns.

Nach den Ankündigungen von Vortragsinstituten, Vereinen usw. zu schließen, kommen in Wien auf die Woche ungefähr ein Dutzend Vorträge von Reichsdeutschen — ein bißchen reichlich — besonders mit Rücksicht auf die Einseitigkeit dieser rein nordsüdlichen Sendungen. Die Oesterreicher werden überdies das reichsdeutsche Leben im ganzen besser kennen, als man in Deutschland ihre Verhältnisse kennt. So sollte der Redestrom auch einmal südnördlich umgeschaltet sein.

Sonnabend, 27. November.

Früh in dem schönen, geschmackvollen und vorzüglich eingerichteten Gebäude des Frauenerwerbsvereins. Dieser Verein entstand zur Versorgung der Kriegshinterbliebenen von 1866. Jetzt vereinigt er eine Anzahl von ganz modernen Bildungsanstalten allgemeiner und beruflicher Art. Ganz vorzüglich ist die Verbindung der Bürgerschule mit einer dreijährigen, vorwiegend — aber nicht nur! — praktisch gerichteten Frauenschule. Das ergibt eine zweckmäßige, gesunde Bildung für die Mädchen des Bürgertums, die bei uns in viel zu großer Zahl die Lyzeen überschwemmen. Die österreichische Selbstgenügsamkeit des Mittelstandes, der frei ist von unserem Ehrgeiz und unserer Streberei, zeigt sich hier deutlich und wohltuend.

Besonders gut und die Leistungen ähnlicher deutscher Anstalten überragend ist die kunstgewerbliche Abteilung. Man sieht das Talent der Bevölkerung in den Stickerei-, Spitzen- und Verzierungsarbeiten, die die Mädchen ohne Vorzeichnungen, direkt am Material und durch das Material angeregt und geleitet, ausführen."

Es fällt einem in Gesprächen und Erzählungen auf, daß der weichere Sinn Oesterreichs die ruhige Standhaftigkeit und Ausdauer der Frauen in keiner Weise beeinträchtigt. Die Haltung dem persönlichen Schicksal gegenüber ist genau die gleiche wie bei uns.

Sonntag, 28. November.

In einem Schaufenster am Kohlmarkt ist ein Bild des Deutschen Kaisers von dem österreichischen Maler Schmutzer ausgestellt. Ein guter und starker Ausdruck des Gefühlsverhältnisses der Oesterreicher zum deutschen Herrscher. Er zeigt den Mann, der die Verantwortung des Krieges und die Notwendigkeit der furchtbaren Opfer menschlich tief und schwer empfindet.

Heute ist eine neue Milchverordnung für Oesterreich erschienen. In ganz Oesterreich darf kein „Schlagobers" mehr hergestellt und kein Rahm mehr verkauft werden — im Lande der Kaffeephilen eine betrübliche Entbehrung (die übrigens über Wien schon lange verhängt war), Verfütterung von Vollmilch, Verwendung von Milch für technische Zwecke und für Herstellung von Zuckerwaren ist verboten. Eingreifend ist für die Gebirgsgegenden insbesondere eine starke Einschränkung der Käsebereitung zugunsten der Buttererzeugung. Eine besondere Bestimmung trifft den überflüssigen Milchverbrauch des gewohnheitsmäßigen Kaffeehausbesuchers, indem sie die Landeszentralbehörden ermächtigt, hier den Milchausschank zeitweilig einzuschränken. Auch die Sicherung des Milchbedarfs für Kinder, stillende Mütter und Kranke ist in derselben Weise wie in Deutschland vorgesehen . . . Man liest an einer solchen einzelnen Verfügung wieder eindringlichst das gemeinsame Wirtschaftsschicksal ab. Das innere Kriegsbild, das wir in die Zukunft mithineinnehmen werden, wird fast Zug um Zug das gleiche sein.

Naumann / Die Kunst, Frieden zu schließen

Es gibt eine Kriegskunst und eine Friedenskunst; beide sind an ihrer Stelle nötig. Natürlich wollen wir jetzt nicht in dem Sinne der Kriegszielpolitiker von der Friedenskunst reden, als ob wir allein besser wüßten als andere Leute, ohne welches Stück Erde das Zukunftdeutschland nicht werde leben können. Das ist noch verboten, und trotz der Länge des Krieges billigen wir noch immer das Verbot, weil es nicht nur die Kriegskunst, sondern vor allem auch die Friedenskunst stört, wenn die vielen Auftraggeber der deutschen Friedensgesandten gar zu sehr verschiedener Meinung sind. Was uns also beschäftigt, ist noch nicht der Inhalt des kommenden Friedens, sondern der Vorgang von Friedensschlüssen überhaupt.

Es war verhältnismäßig leicht, einen Frieden zu schließen, wie es Bismarck 1871 tat, denn damals war die Uebermacht des deutschen Heeres so überwältigend groß, daß jedes weitere Zögern die Leiden des französischen Volkes nur verlängern konnte, ferner war das Programm des Friedens in seinen großen Zügen von Anfang an ziemlich fertig, und drittens stand Bismarck mit Kraft und Größe als verkörperter Friedensmeister in der Mitte der Ereignisse. Wenn trotz dieser ganz ausnehmend günstigen Verhältnisse auch jener Frieden in mancher Hinsicht (Belfort) sich inzwischen als nicht unbedingt vollkommen gezeigt hat, so ersieht man daraus nur, wie schwierig es ist, den Ertrag großer militärischer Leistungen richtig in die Friedenstraktate hineinzubringen.

Es kommt nach den Lehren der Weltgeschichte zunächst darauf an, den richtigen Zeitpunkt erst abzuwarten, dann aber auch fest zu ergreifen. Ist einmal Krieg ausgebrochen, so bedeutet das, daß die friedlichen Mittel der Verständigung nicht ausgereicht haben und daß darum ein blutiges Abwägen der Kräfte nötig ist. Dieses Abwägen kann man nicht aufhalten, bis ein gewisses Resultat erzielt ist, so daß alle Welt sieht, was jede streitende Seite zu leisten vermag. Solange ein Teil noch unversuchte starke Kräfte im Hintergrund hat, wird er schwerlich anerkennen, daß für ihn der Tag zu Verhandlungen angebrochen ist, sondern er wird mit weiteren Hoffnungen zu weiteren Opfern bereit sein. Schon an dieser Stelle aber können sich Täuschungen einstellen, indem die Heftigkeit des kriegerischen Willens den Blick umschleiert für das, was erreichbar ist. Der Dreißigjährige Krieg hat, wie auch die Darstellung von Ricarda Huch darlegt, daran gelitten, daß vor lauter Bedenken, Unklarheiten und diplomatischen Schwächen hinter den größeren Schlachten die Friedenskunst nicht einsetzte, bis das Kräftemaß ganz unsicher und der Druck der Unbeteiligten immer größer wurde. Die Fortführung des Krieges über einen gewissen Zeitpunkt hinaus war nur eine Fütterung der Nachbarn und Neutralen, die dann in Osnabrück und Münster das große Wort führten.

Auch darf man nicht übersehen, daß selbst ein magerer Friede, wie am Ende des Siebenjährigen Krieges der Hubertusburger Friede für alle Beteiligten war, einmal zur Notwendigkeit werden kann, ein Friede der Müdigkeit. Das, was Friedrich II. von Preußen damals mit nach Hause brachte, war geringer, als was seinen militärischen Wundertaten entsprochen hätte, und doch wird ihn kein besonnener Historiker tadeln, daß er seinen Namen unter eine Abmachung setzte, die ihn und seinen Staat nach heldenmütiger Verteidigung für die Zukunft gesund erhielt. Er konnte nicht wissen, ob bei weiter fortgesetztem Kampfe die Zeit für ihn arbeiten würde oder nicht.

Digitized by Google

Das alles führen wir nicht in dem Sinne aus, als ob im gegenwärtigen Zeitpunkt der Zustand von Hubertusburg vorhanden wäre (was falsch sein würde, zu behaupten), sondern nur als ganz allgemeine geschichtliche Erinnerung daran, daß große Männer der Vergangenheit ein gewisses inneres Gefühl dafür gehabt haben, daß man den Frieden möglichst dann machen muß, wenn man noch gut bei Kraft und Atem ist. Es ist nicht nötig, und vor allem nicht möglich, alle Weltgeschichtswünsche auf einmal durchzudrücken.

Selbstverständlich müssen die Gegner auch ihrerseits mindestens bis zu derselben Erkenntnis gekommen sein. Solange sie noch wirklich glauben, daß ihnen die weitere Fortsetzung des Blutvergießens hilft, ist gar nichts zu machen, als ihnen durch die militärische Tat diesen Glauben zu zerbrechen. Verhandlungen, bei denen nicht beide Teile von vornherein einen Frieden suchen, sind wertlos in sich selber. Der Friede ist im Grunde ein Willensakt von beiden Seiten; der Wille, das Ergebnis der bisherigen Schlachten als maßgebend anzuerkennen. Deshalb ist es nicht nur falsch, die Friedensverhandlungen über den richtigen Zeitpunkt hinaus zu verschieben, sondern es ist mindestens ebenso falsch, vor der Zeit ein einseitiges Friedensbedürfnis kundzugeben, weil dieses dann als Zeichen innerer Mutlosigkeit erscheint. Da nun aber niemand mit mathematischer Gewißheit berechnen kann, wann der richtige Zeitpunkt am vollkommensten da ist, so ist das Friedeschließen eine Kunst im höchsten Sinne des Wortes, ein Werk, wozu Begabung, ja Genialität gehört, kein lernbares oder durch Erbschaft übertragbares Handwerk.

Je länger der Krieg dauert und je größer die Zahl der Teilnehmer ist, desto mehr Hauptfragen und Nebenfragen müssen entschieden werden. Vergegenwärtigt man sich nun, wie viel oft im politischen Leben um einen einzelnen Handelsvertrag oder kolonialen Abtretungsvertrag geredet und getagt werden muß, so kann man eine Ahnung von der Arbeit bekommen, die unsere Diplomaten vor sich haben. Wir erinnern uns des Wiener Kongresses vor hundert Jahren. Er fing mit verhältnismäßig klaren Grundbedingungen an, denn die Verbündeten waren siegreich in Paris eingezogen und hatten dort die ersten Friedensabmachungen getroffen. Trotzdem aber stieg zeitweise die Verwirrung so hoch, daß Gefahr des Abbruches aller Verhandlungen war, und zwar bei den Verbündeten untereinander. Viele Fragen wurden unvollkommen geregelt, nur um überhaupt zu einem Schlusse zu kommen. Dabei waren es keine schlechten Talente, die damals in Wien versammelt waren. Die Schwierigkeit lag in den Sachen selbst.

Man fragt sich bei solcher Sachlage, ob es nicht angebracht sei, die ganze Regelung der Führung einer neutralen Stelle anzuvertrauen. Aber — es gibt auf der Erde keine neutrale Stelle, die in voller Selbstlosigkeit ein solches Werk übernehmen könnte, und selbst, wenn die Stelle vorhanden wäre, so würde sie selbst ein undankbares Geschäft in ihre Hände nehmen, wie es Bismarck im Jahre 1878 tat, als er, ohne für Deutschland etwas zu wollen, auf dem Berliner Kongreß die orientalischen Grenzen wie ein ehrlicher Makler regelte. Noch heute wirkt im Weltkrieg die Unzufriedenheit nach, die damals entstand.

Der Friede ist die größte Kunstleistung der Menschheit. Der Zank ergibt sich von selber, der Friede aber muß gemacht werden. Es genügt nicht, einige Tropfen milden Gesinnungsöles auszugießen, denn auch die beste Gesinnung steht vor gewaltigen politisch-technischen Schwierigkeiten. Das ist es, was die Bevölkerungen sich jetzt müssen durch den Sinn gehen lassen, um nicht verständnislos der Entwicklung gegenüberzustehen, wenn eines Tages das Verhandeln beginnt. Es wird dann viel Drängen sein, schnell den guten Ertrag zu sammeln und den Friedensbetrieb wieder zu beginnen. Dieses Drängen wird sich wohl auf etwas Geduld einrichten müssen. So wenigstens ist die Lehre der vergangenen Geschichte.

Bis aber der Tag des Verhandelns da ist, gilt weiter, daß siegreiche Schlachten die beste Diplomatie sind.

Eugen Rosenstock / Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation

Die Zeit vom Frieden zu Basel bis zu dem von Frankfurt, von 1795 bis 1871, hat eine schwere Barre der Unkenntnis und des Uebelwollens zwischen uns Nachfahrenden und das ehrwürdige Bild des alten Römischen Reichs geschoben. In diesem Zeitraum sind Mißverständnisse entstanden und erfunden worden, die sogar dem Neubau der mitteleuropäischen Staatenwelt gefährlich werden können, wie jede blinde, verblendete Abneigung aus bloßer Gewohnheit. Und doch verdanken wir jenem Gebilde mindestens einen Grundgedanken, ohne den wir heut des guten Gewissens im Kampf mit Ost, West und Süd ermangeln müßten, den Gedanken und Namen des Reichs, den alle unsere Nachbarn nur unvollkommen wiederzugeben und nachzudenken imstande sind.

Nur an einem Beispiel mag dies unser Vorurteil heut dargetan werden, an dem berühmt-berüchtigten Ausdruck Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation. Vielleicht lernen wir obendrein daraus für die Zukunft.

Wir wissen es erst seit kurzem, durch eine der letzten Arbeiten Karl Zeumers, daß jener Titel nicht vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu der zweifelhaften Berühmtheit gelangt ist, den Zwitter eines halb universal (Heilig, Römisch), halb national (Deutscher Nation) untermauerten Reichsbaus in seiner eigenen Zusammensetzung widerzuspiegeln. Unsere Altvordern haben nichts dergleichen zu hören gemeint; wenn sie vom Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation sprachen, so bezeichneten sie damit einen unter schweren Kämpfen errungenen Sonderbegriff innerhalb der Reichsverfassung: nämlich nicht mehr und nicht weniger als das Sonderstaatsrecht der deutschen Reichsstände innerhalb des römischen Kaiserreichs, die Absonderung teutscher Nation von den welschen Teilen des Reichs, von Italien und Arelat. Der Zusatz „Deutscher Nation" sollte also nicht den Deutschen die Vorherrschaft im Römischen Kaisertum zuerkennen, sondern nüchtern einen bestimmten geographisch begrenzten Teil des Reichs ausdrücken. Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation besagte, daß nur von den deutschen Landen und Ständen des Gesamtreichs die Rede sei. Trachten wir danach, den schmälenden, ja gehässigen Beiklang aus diesem Wortgebilde zu entfernen, damit er unseren Kindern und Enkeln eine Brücke bauen helfe aus der Vorzeit hinüber in die schwer errungene Zukunft nach 1914 und 1915! Denn dieser vorsichtig und besonnen abteilende Zusatz Deutscher Nation ist in unserem sprach- und stammzerklüfteten Europa so gar nicht zu entbehren. Ein neues Reich entsteht, aus Reichen und Staaten sich langsam aufbauend. In diesem Reiche der Mitte behaupten wir Deutsche für uns unser eigenes Reich deutscher Nation, das Reich von 1867 und 1871. Aber aus den Träumen von 1785, von 1815 und 1848 war dies nur ein Teil, Kern und Hauptstück zwar, aber doch nur ein Teil. Neben

Digitized by Google

das Mittelreich deutscher Nation lagert sich schon längst „der östliche Teil des Reiches," denn das heißt Oesterreich, deutscher, böhmischer, ungarischer, polnischer, slowenischer Nation. Und wer weiß, welcher Nationen das Reich noch werden kann.

In diesem Zusatz liegt, genauer, kann liegen, die Versöhnung von Nation und Großmacht, die friedliche Vereinigung der beiden Urkräfte der Staatengeschichte. Die nicht willkürlich von Menschen erfundenen, sondern von Gott den Menschen anerschaffenen Verschiedenheiten der Sprache und des Bluts, des Pulsschlages und der Gebärden sind gleich fest verankert und versichert in diesem neuen Gebilde als die Einheit des Geistes und der Kraft, die all diese Nationen zu einem menschlichen Reiche zusammenschließt. Die angeborene Verschiedenheit und die erkorene Einheit haben lange sich gegenseitig zu vertilgen und zu zerstören getrachtet, ehe sie ins Gleichgewicht kamen. Noch der sogenannte „Staat" der vergangenen drei oder vier Jahrhunderte blieb unter der Stammeseinheit, oder im besten Falle deckte er sich mit ihr; das Reich verbindet Stämme und Staaten.

Der ehrwürdige Klang Heilig und Römisch wird durch solche Erwägung vom Modergeruch des Vorurteils befreit; zu neuem Leben wird sie trotzdem niemand wecken mögen. Die Zeit wird dem neuen Reiche auch einen eigenen Namen in die Taufe zu geben haben.

Aber heut noch klingen jene Worte dem Betrachter zu eindrucksvoll und zu tiefsinnig, als daß er nicht wünschen möchte, auch das neue Reich der Mitte verschiedener Nationen finde die Kraft, dem eigenen Namen den Charakter erhabener Notwendigkeit aufzuprägen.

R. Kuczynski / Unsere Ernährung im zweiten Kriegsjahr

Schluß.

Fleisch.

Besonders schwierige Aufgaben bietet die Lösung der Futtermittelfrage. Wir haben in Friedenszeiten große Mengen Gerste, Mais, Kleie und Oelkuchen eingeführt. Im ganzen verdankten wir 11 v. H. des Nährwertes der von uns verbrauchten Futtermittel dem Auslande (vgl. Kuczynski-Zuntz, Deutschlands Nahrungs- und Futtermittel, Allgemeines Statistisches Archiv 1915, I). Dazu kommt, daß Gerste und Hafer in diesem Jahre dürftige Erträge lieferten. Nach Wohltmann haben wir nur eine Dreiviertelernte für Gerste und nur eine Dreisiebentelernte für Hafer. Ferner müssen wir das Brotgetreide fast vollständig für die menschliche Nahrung verwenden und haben auch einen Ausfall an inländischer Kleie infolge der schärferen Ausmahlung. Selbst bei sparsamstem Wirtschaften wird uns so ein Fünftel der sonst verbrauchten Futtermittel fehlen. Das muß selbstverständlich die Erzeugung tierischer Nahrungsmittel wesentlich beeinflussen.

In den letzten Friedensjahren verzehrten wir durchschnittlich täglich an Fleisch und Fett von Rindern 45 Gr., von Schweinen 84 Gr., von Hammeln, Ziegen, Pferden, Hunden, Geflügel und Wild 12 Gr. Von den Nährwerten, die wir uns so zuführten, kamen 14 v. H. unmittelbar vom Ausland, und zwar namentlich in Form von Schmalz. Da wir aber etwa ein Viertel des im Inland erzeugten Schweinefleisches durch ausländische Futtermittel gewannen, erhöht sich der Zuschuß, den wir dem Ausland im ganzen verdankten, sehr wesentlich, nämlich auf 29 v. H. Wir werden denn auch den Fehlbetrag an Fleisch und Tierfetten im zweiten Kriegsjahr gegenüber der Friedenszeit sicherlich nicht überschätzen, wenn wir ihn auf ein Viertel ansetzen. Nun ist es ja heute, namentlich auch unter Physiologen und Volkswirtschaftlern, üblich, den Rückgang im Fleischverzehr als unschädlich zu betrachten, und es wird uns immer wieder vorgehalten, der Fleischverbrauch pro Kopf sei bei uns im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege außerordentlich gestiegen und sei höher gewesen, als in irgend einem anderen Lande der Welt. Das ist indes ein gewaltiger Irrtum. Nach den Berechnungen des Kaiserlichen Gesundheitsamts, die die Zeit von 1904 bis 1913 umfassen, betrug der durchschnittliche jährliche Verbrauch an Fleisch und Tierfetten pro Kopf: 52,05, 51,47, 50,53, 52,93, 53,28, 52,94, 51,76, 53,63, 52,17 und 50,65 Kg. Eine Steigerung des Verbrauchs fand also nicht statt, und wenn man bedenkt, daß in dieser Zeit der Anteil der städtischen Bevölkerung, die weit mehr als die ländliche auf den Fleischverzehr angewiesen ist, zugenommen und der Anteil der kleinen Kinder, die kaum Fleisch essen, infolge des Geburtenrückgangs abgenommen hat, könnte man eher von einem relativen Rückgang des Fleischverbrauchs sprechen, eine Erscheinung, die sich ja auch durch die Steigerung der Fleischpreise im letzten Friedensjahrzehnt zwanglos erklärt. Tatsächlich war schon vor dem Kriege unser Fleischverbrauch etwas kleiner als in England und viel kleiner als in den Vereinigten Staaten von Amerika. Auch der an sich ganz richtige Hinweis darauf, daß unsere Großväter viel weniger Fleisch zu essen pflegten als wir und doch Tüchtiges geleistet haben, ist nicht stichhaltig, denn sie aßen viel mehr Brot, als wir in Friedenszeiten gegessen haben, und gerade mit dem Brot sind wir ja jetzt im Kriege besonders knapp. Solange wir keinen vollgültigen Ersatz in anderen Nahrungsmitteln haben, verdient daher der Fleischmangel die ernsteste Aufmerksamkeit.

In den ersten Kriegsmonaten war die Regierung vor allem auf die Schonung des Viehstandes bedacht. Sie erschwerte infolgedessen die Schlachtungen mit der Wirkung, daß wir am 1. Dezember 1914 mehr Schweine hatten als am 2. Juni 1914, und daß die Zahl der Rinder größer war als je zuvor. Da sich gleichzeitig herausstellte, daß infolge des Fehlens der ausländischen Futtermittel ein erschreckend großer Anteil unserer heimischen Getreideernte verfüttert worden war, suchte die Regierung nunmehr die Schweineschlachtungen zu fördern, indem sie durch Verordnung vom 25. Januar die Gemeinden zu umfangreichen Schweinekäufen verpflichtete. Da die Schweinepreise aber dauernd stiegen — sie waren im Februar d. J. eineinhalb- bis zweimal, Anfang Mai zwei- bis zweieinhalbmal so hoch wie im Juli v. J. — so bewiesen die Gemeinden bei den Ankäufen eine starke Zurückhaltung. In den Monaten Dezember bis März wurden in Preußen reichlich 8 Millionen Schweine geschlachtet, gegenüber rund 7 Millionen in der entsprechenden Zeit des Vorjahres. Wenn trotzdem die Zahl der Schweine vom 1. Dezember 1914 bis zum 15. April 1915 in Preußen von 17 ⅔ auf 11½ Millionen, im Reiche von 25 ⅓ auf 16½ Millionen fiel, so lag dies eben vor allem an dem Rückgang der Aufzucht, und nicht so sehr an den sogenannten „Massenschlachtungen", die nur in der Phantasie der Leute existieren, die die einschlägige Statistik nicht zu lesen verstehen. Im April gingen die Schlachtungen überdies bereits zurück, und als die Regierung dann am 6. Mai die Verordnung aufhob, durch die die Gemeinden zum Ankauf von Schweinen verpflichtet worden waren, sanken die Schlachtungen bald auf die Hälfte der üblichen Zahl, so daß wir gegenwärtig wohl wieder 20 Millionen Schweine, d. h. annähernd ebensoviele haben, wie vor drei Jahren. Wir haben damit etwa doppelt soviele Schweine wie Oesterreich-Ungarn oder wie Rußland und haben etwa ebensoviele Schweine wie England mit allen seinen Kolonien, Frankreich, Belgien, Italien, Serbien, Montenegro und Japan zusammengenommen. Es ist denn auch im Hinblick auf unseren Mangel an Futtermitteln ausgeschlossen, daß wir unsern gegenwärtigen Schweinebestand während des zweiten Kriegsjahres aufrechterhalten.

Die Preisentwicklung war für die Verbraucher bis Anfang November d. J. durchaus ungünstig. Kosteten Schweine im Gewicht von 100 bis 120 Kg. auf dem Berliner Viehhof im Juli v. J. noch 44 M. für 50 Kg., so betrug der Preis am letzten Markttage vor Erlaß der Bundesratsverordnung vom 25. Januar bereits 70 M., und einen Monat später 85 M. „Die Preise hielten sich", wie der Stellvertreter des Reichskanzlers erklärte, „dauernd auf einer Höhe,

Digitized by Google

die auch bei wohlwollendster Berücksichtigung der schwierigen Lage der Landwirtschaft sowie der Preissteigerung und Knappheit der Futtermittel die Gestehungskosten erheblich überschritten." Dementsprechend setzte der Bundesrat am 25. Februar für die Schweine von 60 bis 100 Kg. Uebernahmepreise fest, die den Berliner Preisen an den beiden letzten Hauptmarkttagen im Januar entsprachen. Sie waren nach dem Gewicht der Schweine und nach Bezirken abgestuft und stiegen von 49 bis 52 M. für 50 Kg. Lebendgewicht in der Gewichtsklasse von 60 bis 65 Kg. bis auf 63 bis 66 M. in der Gewichtsklasse von 95 bis 100 Kg. Es waren dies nach Ansicht des Bundesrats Richtpreise, „die in ihrer Höhe den Schweinehaltern einen durchaus angemessenen Gewinn gewährleisten, immerhin aber den finanziellen Schwierigkeiten der Gemeinden Rechnung tragen und einer übermäßigen Verteuerung der Fleischnahrung für die Bevölkerung vorbeugen". Infolge der Hindernisse, die die maßgebenden Landesbehörden der Durchführung dieser Bestimmungen bereiteten, blieben die Richtpreise aber wirkungslos. Die Schweinepreise fielen nicht, sondern sie stiegen weiter, z. B. in Berlin bis Anfang Mai von 85 auf 110 M. Am 6. Mai wurden dann die Bundesratsverordnungen vom 25. Januar und 25. Februar aufgehoben. Da nunmehr auch wieder Futtermittel reichlicher zur Verfügung standen als vorher, schwand der Anreiz, noch nicht ausgemästete Schweine zu verkaufen. Tatsächlich ging das Durchschnittsgewicht der auf dem Berliner Schlachthof verkauften Schweine, das von 114,3 Kg. im Oktober 1914 allmählich bis auf 74,4 Kg. im Mai 1915 gesunken war, wiederum in die Höhe, und zwar bis auf 91,0 Kg. im Oktober. Mit der Verringerung des Angebots stiegen indes die Schweinepreise abermals. Am 3. November 1915 betrugen sie 140 bis 148 M. Sie waren damit mehr als dreimal so hoch wie im Juli v. J. und doppelt so hoch wie Ende Januar; d. h. sie waren doppelt so hoch wie die Preise, die der Bundesrat im Februar als gerade noch zulässig angesehen hatte.

Am 4. November hat nun der Bundesrat eine Verordnung erlassen, die alsbald eine einschneidende Wirkung auf die Preisgestaltung haben mußte. Er setzte — endlich — Höchstpreise für Schweine und Schweinefleisch fest. Beim Verkauf von Schweinen zur Schlachtung darf der Preis für 50 Kg. Lebendgewicht vom 12. November ab an den einzelnen Marktorten nicht übersteigen für

Schweine	von	über	120	Kg.	108—132 M.
„	„	„	100—120	„	99—121 „
„	„	„	80—100	„	90—110 „
„	„	„	60—80	„	75—95 „
„	„	unter	60	„	60—80 „
Sauen					85—105 „

Die zuständige Behörde kann „Bestimmungen über die Zulassung der Käufer und die Verteilung der Schweine an sie auf den Schlachtviehmärkten erlassen. Schweine, die bis zum Marktschluß unverkauft bleiben, müssen der Gemeinde des Marktorts auf ihr Verlangen käuflich überlassen werden. Der Ueberlassungspreis beträgt 5 M. weniger für den Zentner als der Höchstpreis. Bei Abgabe an den Verbraucher darf der Preis für frisches (rohes) Schweinefleisch 140 v. H., für frisches (rohes) Fett 180 v. H. des in der nächstgelegenen Schlachthausgemeinde für das Lebendgewicht der Schweine im Gewichte von 80 bis 100 Kg. geltenden Höchstpreises nicht übersteigen. Die Landeszentralbehörden oder die von ihnen bestimmten Behörden können die Verhältnissätze niedriger festsetzen." Die Gemeinden können niedrigere Höchstpreise für einzelne Fleischsorten festsetzen. Die preußische Ausführungsanweisung hat dann darüber hinaus die Gemeindevorstände verpflichtet, Höchstpreise für Fleisch und Fleischwaren festzusetzen. Auch bei verschiedenen Preisen für die einzelnen Fleischsorten darf der Preis für keine Sorte die vorgeschriebenen Preisgrenzen überschreiten. „Die Preise für zubereitetes Fleisch (gepökeltes und geräuchertes Schweinefleisch), für gesalzenen und geräucherten Speck, für ausgelassenes Schweinefett und für Wurstwaren sind im Verhältnis zur Preisgrenze für frisches Schweinefleisch und rohes Schweinefett festzusetzen."

Die Höchstpreise für Schweine entsprechen etwa den Anfang Mai gezahlten. Sie sind etwa doppelt so hoch wie vor Kriegsausbruch; bei den mageren Schweinen ist der Unterschied kleiner, bei den fetten Schweinen größer. Gegenüber der Preislage vor Erlaß der Verordnung stellen sie eine wesentliche Verbilligung dar. Schweine von 100 bis 120 Kg., die z. B. in Berlin am 3. November noch 140 bis 148 M. notierten, dürfen nunmehr höchstens 110 M. bringen.

Die Preise von Juli 1914 bis Anfang November 1915 und die Höchstpreise vom 4. November 1915 für Schweine von 100 bis 120 Kg. (für je 50 Kg. in Mark).

Marktort:	Juli 1914	24. Jan. *) 1915	Anf. Mai 1915	Anf. Nov. 1915	4. Nov. 1915 **)
Danzig	42	62	101	131,5	99
Posen	42	65,5	100	130	99
Breslau	44	64,5	110	140	104,5
Berlin	44	70	110	144	110
Magedeburg	44	68	114	142,5	110
Kiel	41	70,5	107	135,5	104,5
Hamburg	42	60,5	106,8	136,5	104,5
Hannover	45	67,2	118	132	110
Dortmund	45	65,5	108	138	112,2
Essen	45	65	110	145,5	115,5
Köln	43	65,5	106	136	115,5
Aachen	46	66,8	104,8	156	117,7
Frankfurt	47	67,5	106,5	137,5	118,8
Leipzig	46	65,6	106	140	115,5
Dresden	45	67,5	92,5	139,5	115,5
Zwickau	46	70,8	110,4	154	115,5
Chemnitz	45	65,6	99,2	139	115,5
Plauen	47	66,8	110	154	115,5
München	47	53.6	86,4	119,2	118,8
Nürnberg	48	62,5	91,5	131,5	118,8
Würzburg	43	63,2	92,8	122,7	118,8
Karlsruhe	47	63,2	96	134,4	118,8
Mannheim	46	63	96,5	133,6	118,8

*) Letzter Markttag vor dem 25. Januar.
**) Gesetzlicher Höchstpreis.

Die Höchstpreise für magere Schweine sind, wie gezeigt, weit niedriger angesetzt als die für fette. Infolgedessen besteht ein Anreiz zur Zurückhaltung und Weitermästung. Dies wird die erfreuliche Wirkung haben, daß wir in einigen Monaten besser mit tierischen Fetten versorgt sein werden, als jetzt. Anderseits ist der Auftrieb an Schweinen zunächst noch weiter zurückgegangen. Um nun die Nachfrage zu mindern, hat der Bundesrat bereits am 28. Oktober eine „Bekanntmachung zur Einschränkung des Fleisch- und Fettverbrauchs" erlassen. Danach dürfen seit dem 1. November Dienstags und Freitags Fleisch, Wild, Geflügel, Fleischkonserven, Würste, Speck und Speisen, die ganz oder teilweise aus Fleisch bestehen, nicht gewerbsmäßig an Verbraucher verabfolgt werden. In Gastwirtschaften, Schank- und Speisewirtschaften sowie in Vereins- und Erfrischungsräumen dürfen außerdem Montags und Donnerstags Fleisch, Wild, Geflügel, Fisch und sonstige Speisen, die mit Fett oder Speck gebraten, gebacken oder geschmort sind, sowie zerlassenes Fett, und Sonnabends Schweinefleisch nicht verabfolgt werden; gestattet bleibt die Verabfolgung des (Montags, Donnerstags und Sonnabends) verbotenen Fleisches als Aufschnitt auf Brot.

Als eine vorübergehende Erscheinung wäre die durch die Zurückhaltung der Schweine und das Verkaufsverbot für bestimmte Tage bedingte weitere Einschränkung des Fleischverzehrs im Hinblick auf die dadurch ermöglichte Vermehrung unserer Fettbestände nicht unzweckmäßig. Auf die Dauer aber erscheint sie unnötig. Denn wir leiden ja nicht mehr an einem Mangel an Vieh. Das gilt nicht nur für die Schweine, sondern auch für die Rinder, von denen wir etwa ebensoviele haben, wie bei Ausbruch des Krieges. Eine dauernde Einschränkung des Fleischverzehrs wäre daher erst nach einer erheblichen Verminderung unseres übergroßen Viehstandes am Platze.

Digitized by Google

Milchwirtschaftliche Erzeugnisse.

In Friedenszeiten haben wir durchschnittlich täglich ¾ Liter Kuhvollmilch, ⅛ Liter Magermilch, Buttermilch und Ziegenmilch, 18 Gr. Butter und 12 Gr. Käse verzehrt. Von den Nährstoffen, die wir so zu uns nahmen, kamen nur 5 v. H. unmittelbar vom Ausland. Indes hatten wir in großen Mengen Kraftfuttermittel eingeführt, so daß wir etwa drei Siebentel der in Deutschland gewonnenen Kuhmilch mittelbar dem Ausland verdankten. Nun haben wir in Friedenszeiten nur reichlich ein Drittel der Vollmilch getrunken, die Hälfte verbuttert und verkäst, den Rest verfüttert. Da wir den größten Teil der bei der Verbutterung und Verkäsung abfallenden Magermilch, Buttermilch und Molken an Kälber und Schweine gaben, ging etwa ein Drittel der in der gesamten Vollmilch enthaltenen Nährwerte dem unmittelbaren menschlichen Genuß verloren. Es ist also jetzt im Hinblick auf den starken Rückgang in der Gesamterzeugung die Verwendung der Vollmilch zu anderen als Trinkzwecken einzuschränken. In dieser Richtung sind in den letzten Monaten eine Reihe von Maßnahmen getroffen worden.

Durch Bundesratsverordnung vom 2. September ist es seit dem 6. September verboten: „Vollmilch oder Sahne in gewerblichen Betrieben zum Backen zu verwenden; geschlagene Sahne, allein oder in Zubereitungen, im Kleinhandel, insbesondere in Milchläden, Konditoreien, Bäckereien, Gast-, Schank- und Speisewirtschaften sowie in Erfrischungsräumen zu verabfolgen; Sahne in Konditoreien, Bäckereien, Gast-, Schank- und Speisewirtschaften sowie in Erfrischungsräumen zu verabfolgen." In Preußen ist es darüber hinaus laut Anordnung vom 18. Oktober seit dem 25. Oktober verboten: „Sahne in Verkehr zu bringen, außer zur Herstellung von Butter; Milch jeder Art oder Sahne zur Herstellung von Schokoladen und anderen kakaohaltigen Zubereitungen, Bonbons und ähnlichen Erzeugnissen zu verwenden; Schlagsahne herzustellen, auch im Haushalt; Vollmilch an Kälber und Schweine, die älter als sechs Wochen sind, zu verfüttern; Milch jeder Art bei der Brotbereitung zu verwenden; Milch jeder Art bei der Zubereitung von Farben zu verwenden; Milch zur Herstellung von Kasein für technische Zwecke zu verwenden; Sahnepulver herzustellen."

Diese Maßnahmen sind in der Tat geeignet, die allerdings ohnehin nicht sehr umfangreiche Verarbeitung der Milch zu anderen Produkten als Butter und Käse einzuschränken. Das Verfütterungsverbot dürfte aber wohl kaum ernste Beachtung finden. Wirksamer wäre hier die Festsetzung von Höchstpreisen für Schlachtvieh, derart, daß der Verkauf der Vollmilch vorteilhafter erscheint als ihre Verfütterung. In dieser Richtung ist ja nun durch die Festsetzung von Höchstpreisen für Schweine der erste Schritt getan worden.

Inzwischen war aber der Anreiz zur Verbutterung von Vollmilch infolge des unverhältnismäßig raschen Steigens der Butterpreise immer stärker geworden. Während die Milchpreise seit Ausbruch des Krieges um die Hälfte gestiegen waren, war die Butter reichlich doppelt so teuer wie in Friedenszeiten. Der Bundesrat sah sich infolgedessen veranlaßt, Höchstpreise für Butter einzuführen. Laut Bestimmung vom 24. Oktober beträgt vom 1. November ab bis auf weiteres der Grundpreis, d. h. der Preis, den der Hersteller beim Verkauf im Großhandel frei Berlin, einschließlich Verpackung, fordern kann, für Handelsware I höchstens 240 M., für Handelsware II höchstens 230 M., für Handelsware III höchstens 215 M., für abfallende Ware höchstens 180 M. für 50 Kg. Der Zuschlag für den Weiterverkauf darf höchstens betragen beim Verkauf im Großhandel 4 M., im Kleinhandel 11 M. auf je 50 Kg. Der Kleinhandelspreis für 1 Pfd. beträgt danach je nach der Güte der Butter höchstens 1,95 bis 2,55 M. „Zur Berücksichtigung der besonderen Marktverhältnisse in den verschiedenen Wirtschaftsgebieten können die Landeszentralbehörden mit Zustimmung des Reichskanzlers für ihren Bezirk oder Teile ihres Bezirks Abweichungen von den Grundpreisen anordnen." Soweit solche abweichenden Bestimmungen nicht getroffen werden, sind die Grundpreise für das Reichsgebiet maßgebend. Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern sind verpflichtet, andere Gemeinden sowie Kommunalverbände sind berechtigt und auf Anordnung der Landeszentralbehörde verpflichtet, Höchstpreise für den Kleinhandel mit Butter festzusetzen. Die Höchstpreise müssen sich innerhalb der obigen Grenzen halten.

Um anderseits auch den Milchpreis nicht übermäßig steigen zu lassen, hat der Bundesrat am 4. November die Einführung von Höchstpreisen für Milch vorgesehen. Die Gemeinden sind danach berechtigt, Höchstpreise für Milch beim Verkauf durch den Erzeuger sowie im Groß- und Kleinhandel festzusetzen. Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern sind zur Festsetzung von Höchstpreisen im Kleinhandel verpflichtet. Dementsprechend ist z. B. in Groß-Berlin ein Kleinhandelshöchstpreis von 30 Pf. für das Liter mit Gültigkeit vom 15. November ab festgesetzt worden.

Dieselbe Verordnung vom 4. November behandelt auch die Verbrauchsregelung der Milch: „Gemeinden mit mehr als 10 000 Einwohnern sind verpflichtet, andere Gemeinden sind berechtigt, die vorzugsweise Berücksichtigung der Kinder, stillenden Mütter und Kranken bei der Verteilung der vorhandenen Milchmenge sicherzustellen. Die Sicherstellung kann durch Einrichtung eigener Verkaufsstellen, durch Vereinbarung mit den Landwirten und Milchhändlern, durch Ausgabe von Bezugsberechtigungen, durch Regelung des Milchverkaufs zu bestimmten Stunden oder sonst in einer den örtlichen Verhältnissen angepaßten Weise erfolgen." Tatsächlich hatten denn auch einzelne Gemeinden schon vor Erlaß dieser Verordnung die Einführung von Milchkarten beschlossen. Inzwischen hat jedoch am 11. November der Stellvertreter des Reichskanzlers „über den Maßstab, nach welchem Kinder, stillende Mütter und Kranke zu berücksichtigen sind", allgemeine Bestimmungen getroffen: „Kinder bis zum vollendeten zweiten Lebensjahre, soweit sie nicht gestillt werden, und stillende Frauen sind mit einem Liter Milch, ältere Kinder mit einem halben Liter, Kranke mit der nach ärztlicher Bescheinigung erforderlichen, in der Regel jedoch ein Liter nicht übersteigenden Menge für den Tag, zu berücksichtigen. Sofern die zur Verfügung stehende Milchmenge vorübergehend eine volle Versorgung nach dieser Bestimmung nicht gestattet, kann die Milchmenge für Kinder von mehr als zwei Jahren — und zwar nach dem höheren Lebensalter abgestuft — entsprechend herabgesetzt werden. Als Kinder im Sinne dieser Bestimmung gelten die im Jahre 1902 und später Geborenen."

Im großen und ganzen wird man die Verordnungen auf dem Gebiete der Milchversorgung als einen guten Anfang freudig begrüßen können. Zu wünschen wäre, daß baldmöglichst die Verbutterung und die Verfütterung durch Herabsetzung der Höchstpreise für Butter und Einführung mäßiger Höchstpreise für alles Schlachtvieh nachdrücklicher eingeschränkt würden.

Andere tierische Nahrungsmittel.

An Fischen verzehrten wir in Friedenszeiten durchschnittlich täglich 23 Gr. Davon kamen 14 Gr. vom Ausland. Unsere Versorgung mit Fischen ist denn auch im Kriege recht knapp. Eier aßen wir durchschnittlich jeden dritten Tag eins. Etwa zwei Fünftel der Eier wurden eingeführt. Dazu kommt, daß die inländische Eiererzeugung infolge des Mangels an Hühnerfutter zurückgegangen ist. Trotzdem wir jetzt wieder Eier von Galizien erhalten, sind wir also mit Eiern nur spärlich versorgt.

Der Anteil an tierischen Nahrungsmitteln, den wir im zweiten Kriegsjahr im Vergleich mit der Friedenszeit entbehren müssen, läßt sich im ganzen nur schwer abschätzen. Insbesondere ist es völlig unmöglich, ein auch nur annähernd zuverlässiges Urteil über die Milchmengen zu fällen, die gegenwärtig der menschlichen Nahrung dienen. Immerhin wird man wohl der Wahrheit nahekommen, wenn man annimmt, daß uns selbst bei sparsamstem Wirtschaften im Haushalt und bei möglichst weitgehender Verwendung der Milch als Trinkmilch rund 30 v. H. der üblichen tierischen Nahrungsmittel fehlen.

An pflanzlichen Nahrungsmitteln müssen wir — bei Erhöhung unseres Kartoffelverzehrs von rund 550 Gr. auf rund 700 Gr. und Beibehaltung unserer Mehlration von 225 Gr. — etwa

Digitized by Google

15 v. H., an tierischen Nahrungsmitteln müssen wir, wie gezeigt, etwa 30 v. H. weniger genießen, als wir vor dem Kriege gewohnt waren. Da uns die pflanzlichen Nahrungsmittel in Friedenszeiten etwa zwei Drittel der Nährstoffe lieferten, müssen wir also jetzt im zweiten Kriegsjahr etwa 20 v. H. unserer Gesamtnahrung entbehren. Das ist — namentlich für die Minderbemittelten — keine leichte Aufgabe. Aber es ist eine zwingende Notwendigkeit, und wir wollen hoffen, daß die meisten unserer Volksgenossen diese schwere Probe bestehen werden, ohne dauernd Schaden an ihrer Gesundheit und ihrer Arbeitsfähigkeit zu nehmen.

Die Voraussetzung für unser Durchhalten aber ist die Sicherstellung reichlicher Kartoffelbestände und ausklömmlicher Milchmengen für die menschliche Nahrung, und selbstverständlich der Verkauf aller unentbehrlichen Nahrungsmittel zu erschwinglichen Preisen.

Ernst Moering / Zur Lage der Deutschen in Rußland

Vorbemerkung: Die Lage der deutschen Gefangenen in Rußland ist völlig verschieden. Einige werden die Verhältnisse, in denen sie lebten, leben können, die meisten werden Grausiges zu berichten haben. Eben dieser Verschiedenheit wegen hielt ich mich für verpflichtet, den amtlichen Stellen einen Bericht einzusenden, den ich am ersten Tag meiner Heimkehr diktierte, und in dem ich möglichst die Fragen berücksichtigte, die das Reichskommissariat zur Feststellung von Gewalttätigkeiten auf einem Fragebogen gestellt hat. Ich hielt mich um so mehr für verpflichtet, von unseren Erlebnissen zu berichten, als meine Frau und ich wohl das große Glück hatten, noch kurz vor der Malariazeit herauszukommen und auch sonst gesund blieben, aber im übrigen gerade in unserem Ort die Verhältnisse ganz besonders bös waren und noch heute über vierzehnhundert Deutsche sehnsüchtig ihrer Erlösung harren. Alles, was ich persönlich erlebte, im Baltenland wie an der Wolga, habe ich niedergelegt in meinem soeben im Verlag des Evangelischen Bundes erschienenen Büchlein „Mit verschleppten Ostpreußen an der Mündung der Wolga". In dem folgenden Bericht kam es mir vor allem darauf an, knapp die Lage zu schildern unter Beiseitelassung aller persönlichen Empfindungen, die Tatsachen auch so nüchtern wie möglich wiederzugeben, um ganz objektiv zu sein.

*

1. Die Zeit in Riga bis Anfang November 1914.

Der Krieg brach aus, ein allgemeines Durcheinander folgte. Am Mittwoch nach der Kriegserklärung traten die ersten Gerüchte auf von einer Ausweisung der Deutschen, am Freitag erfolgte sie mit kurz bemessener Frist. Inzwischen kam noch Hoffnung, daß man mit einem norwegischen Schiff fort könnte, allein sie erwies sich als trügerisch. Ich erhielt meine Ausweisung nach Wologda, hörte durch Zufall, daß der (deutschenfreundliche) livländische Gouverneur Deutschen gestatte, in Riga zu bleiben, reichte ein Gesuch ein und bekam es bewilligt. So blieb ich in Riga, immer versuchend herauszukommen, immer ohne Erfolg, blieb aber in Riga gänzlich unbehelligt. Die Sorge vor lettischen Denunziationen machte die Situation zwar ungemütlich, doch beschränkt in meiner Bewegungsfreiheit wurde ich nicht. Meldung auf der Polizei, sonstige Ueberwachung fand nicht statt. Nur Kranke wurden in Intervallen auf ihren Gesundheitszustand untersucht, manchen „Kranken" kosteten diese Untersuchungen 1200 Rubel und mehr. Im September unterschrieb ich lediglich eine Verfügung, daß ich Riga nicht verlassen werde; im übrigen holte ich mir Bücher aus der Stadtbibliothek und lebte wie ein Privatmann. Mehrmals hörte ich von Gefangensetzung von Deutschen, nie trat sie an mich heran.

Da wurde Ende Oktober der Gouverneur nach Petersburg berufen, weil eine Revision Unregelmäßigkeiten gezeigt hatte, und an seine Stelle trat der ganz rabiat deutschenfeindliche, dazu von persönlichem Haß gegen den Gouverneur erfüllte Vizegouverneur Podolinski, der sofort für die ganze Stadt scharfe Verfügungen erließ und den kleinen Rest der in Riga noch verbliebenen Reichsdeutschen internierte.

So kam denn auch am 11. November urplötzlich, unvermutet, als wir beim Kaffeetisch saßen, ein Polizeiwachtmeister und holte mich ins Gefängnis.

Es war das bessere der beiden Rigaer Gefängnisse, das sogen. Zentralgefängnis. Hier war eine Abteilung für Deutsche, Oesterreicher und Türken eingerichtet, „vier Kammern" zu je etwa 25 Mann. Die Räume waren sauber, nur in einigen Betten waren Wanzen. Die Behandlung durch die Wärter war im ganzen respektvoll, sie bekamen ja auch Trinkgeld. Einem Händler wurde gestattet, Lebensmittel heranzubringen, und so konnten wir an Wurst und Kolonialwaren kaufen, was wir wollten. Das Mittagessen war leidlich: Erbsensuppe, Fischsuppe, Nudelsuppe, Sauerkrautsuppe. Am Abend gab es Grütze, sie habe ich nicht probiert. Frühmorgens und nachmittags bekamen wir nur heißes Wasser; es mit Tee anzubrühen, wurde uns aber gestattet. Die Waschgelegenheit war sauber (aus Kupfer), unwürdig das Klosett. Zwar war auch dieser Raum vorher gesäubert, doch in seiner Anlage nicht für uns passend. Es war ein halbhohes Rundteil mit vier Sitzen, unmöglich, sich zu isolieren, und daher natürlich für die meisten peinlich, dieses Klosett zu benutzen.

Von dem Tag meiner Einlieferung an folgten immer weitere Deutsche, bis die Zahl 84 erreicht war. Da hieß es, wir müßten nach Krasny-Jar am Kaspischen Meere fahren, auf unsere eigene Rechnung. Wir sollten dritter Klasse bezahlen, doch in Viehwagen fahren. Eine andersartige Beförderung als in Viehwagen sei nicht gestattet, da die „Nowoje Wremja" sich darüber belustigt hätte, daß die russischen Soldaten in Viehwagen transportiert würden, die deutschen Gefangenen in Personenwagen. Wir kamen also in Viehwagen, 29 Deutsche und zwei Wächter in einen. Es waren Bohlen gelegt in zwei Etagen, in der Mitte stand ein Ofen, der erst mit Holz und dann leider später mit Kohlen geheizt wurde. Es war sehr unangenehm in dem Güterwagen, deswegen, weil die Untensitzenden ständig über Kälte klagten und die Obensitzenden es vor Hitze nicht aushalten konnten. Außerdem befanden sich unter den 29 Gefangenen viele Kranke, u. a. ein schwer Lungenkranker, ein leicht Lungenkranker, ein Geisteskranker und ein Magenleidender, ein rechtsseitig völlig Gelähmter, zwei schwere Asthmatiker, ein junger Mensch mit schwerer Gelenktuberkulose. Die Gefangenen selbst verschlechterten noch ihre Lage dadurch, daß sie das Rauchen nicht unterlassen konnten. Auf den Stationen durften wir uns nicht vom Wagen entfernen. Nur zweimal während der neuntägigen Reise bekamen wir warmes Essen, selten öfter als zweimal am Tage heißes Wasser. Wir mußten uns selbst beköstigen mit unserem eigenen Brot, mit unserer eigenen Wurst, und es war natürlich schwierig, die Sachen neun Tage zu halten, da sie drinnen in der fürchterlichen Hitze verdarben und in der Enge zertreten wurden und ihre Anbringung draußen am Wagen bei der Menge nicht völlig durchzuführen war. Am schlimmsten war wiederum hier die Bedürfnisfrage. Sie konnte nur im Freien erledigt werden, und wiederum muß ich hier sagen, daß da die Behandlung unwürdig war. Am Wagen aufgereiht saß die ganze Reihe, Ingenieure, Großkaufleute usw. Langsam wurden wir befördert, zum großen Teil mit dem Güterzug, vier Stunden Fahrt, drei Stunden Aufenthalt. Einen Tag legten wir acht Werst zurück, immerhin in neun Tagen kamen wir endlich an.

Man hatte in Riga aus Unkenntnis die unbequemste Station ausgesucht, von der alle 20 Jahre einmal nach Aussage der örtlichen Bewohner einer nach Krasny-Jar geht. Gottseidank war zwei Tage vorher scharfer Frost eingetreten und die Flüsse fest zugefroren. So wurden denn wir und unsere Bagage auf etwa 35 Wagen und Schlitten geladen, und fort ging's auf unsere Kosten nach Krasny-Jar. Acht Stunden brauchten wir zum Weg. Es war erholend, diese Fahrt im Freien nach der neuntägigen Reise für uns

Digitized by Google

gesunde Menschen, doch nicht angemessen war sie für die Kranken und Leidenden. Es ist erstaunlich, daß wohl nur der schwer Lungenkranke eine dauernde und schwere Schädigung seiner Gesundheit erfuhr. Er starb nach einiger Zeit. Ich selbst bekam eine Bindehautentzündung, die mich lange Monate quälte; aber das ist ja kein tiefer Schaden. Schon nach Einbruch der Dunkelheit langten wir in Krasny-Jar an. Auf der Polizei wurden unsere Pässe durchgesehen, unsere Persönlichkeiten aufgenommen; wir wurden für den anderen Tag bestellt und dann entlassen. Hier hätten wir ziemlich ratlos gestanden, wären nicht schon etwa hundertundzwanzig Herren acht Tage zuvor in Krasny-Jar eingetroffen, und hätten sie nicht uns freundlicherweise aufgenommen. Einigen gelang es auch schon, Wohnung zu finden.

2. Der Aufenthalt in Krasny-Jar.

Krasny-Jar ist ein kleines elendes Städtchen im Gouvernement Astrachan von 8- oder 12- oder 16 000 Einwohnern, so verschieden lauten die Berichte. Jedenfalls ist es eine Kreisstadt, hat aber höchstens fünf steinerne Häuser, sonst Holzhäuser oder ganz niedrige Lehmhütten, breite ungepflasterte Straßen, die im Sommer sehr staubig sind, in die aller Unrat gekehrt wird, Straßen, die vor allen Dingen nach dem Tauwetter wochenlang unpassierbar sind wegen des tiefen Morastes. Schweine tummeln sich da und Hunde in zahlreicher Menge; in der Dunkelheit erschrickt der Wanderer plötzlich vor einem großen dunklen Fleck, einer Kuh, die mitten im Wege liegt. Im Sommer waren auch wahre Pferdeherden dort versammelt. Die Bevölkerung nährt sich von Fischfang. Sie ist vielfach zusammengesetzt: wenige Russen, schon mehr Kosaken, sehr viele Tataren, sehr viele Kirgisen, einige Kalmücken. Zwei große griechische Kirchen hat der Ort, eine Moschee, ein sauberes, leidlich eingerichtets Krankenhaus, eine Aerztin und einen Arzt. Auch Geschäfte gibt es eine Reihe. Man kann so ziemlich alles kaufen, freilich Qualitätsware ist weder in Kleidern noch in Kolonialwaren zu finden. Die Gegend ist ärmlich; es ist sandiger Lehmboden, der im Sommer ganz fest wird. Da man das Land nicht sachgemäß bewässert, so wachsen nur kümmerliche Bäume, die bald müde ihre Blätter hängen lassen. Sehr schnell reift das Obst, aber es ist dritten Ranges. Schwierig ist darum die Ernährungsfrage. Sie ging im Winter. Das Fleisch war nicht hervorragend, aber leidlich schmackhaft. Kartoffeln waren den Leuten durch frühen Frost erfroren, waren aber immerhin zu genießen, Gemüse fehlte ganz. Mit beginnendem Frühjahr freilich wurde das Fleisch ungenießbar, im April war es nicht zu verwerten. Das Schweinefleisch schmeckte nach Fisch; damit wurden diese Tiere gemästet. Herrlich waren die Fische, leider ist Mai und Juni Schonzeit. Alles hatte unglaublich hohe Preise, alles wurde immer teurer. Schwierig vor allem war natürlich die Wohnungsfrage. Der Ort hat, wie gesagt, nur fünf Steinhäuser, sonst höchst bescheidene Holzhütten. Meine Frau und ich wohnten zum Schluß in einem Hause, das fünf Schritt breit war und acht Schritt in die Tiefe. Für dieses Haus mußten wir monatlich 20 Rubel Miete bezahlen, und das war kein besonders teurer Preis. Die Quartiere waren zumeist sauber, die einheimischen Bewohner zogen größtenteils aus, beschränkten sich noch auf kleinere Räumlichkeiten und steckten gern den unerwarteten Verdienst ein. Wir lebten die erste Zeit still und ruhig dahin, zweimal wöchentlich mußten wir uns bei der Polizei melden, irgendwelche Schikanen gab es nicht. Der Kreischef ließ uns jegliche Freiheit; unangenehm freilich waren bald das Telegrammverbot und die Zensur der Briefe; denn bis wir die Möglichkeit hatten, die Zensur zu umgehen, blieben alle unsere Briefe unerledigt auf der Polizei liegen, und viele bekamen vier bis sechs Wochen lang keinerlei Nachricht, weder sie noch ihre Angehörigen zu Hause.

Ganz anders wurde die Sachlage, als — es war gerade der deutsche Weihnachtstag — ein erster Schub Unbemittelter eintraf. Sie waren von Gefängnis zu Gefängnis geschoben, mit Verbrechern befördert, einige sogar mit Verbrechern in Eisen geschlagen, waren so nach Astrachan gebracht und dort längere Zeit in den Polizeiverwahrnissen gehalten. Ein junger Abiturient, den ich aufnahm und der vollkommen glaubwürdig ist, erzählte mir entsetzliche Dinge. Sein Vater war russischer Untertan geworden, und er selbst wollte es werden und fühlte bis Astrachan hin durch alle Gefängnisse hindurch russisch. Er meinte, es sei eben der Krieg, und das müsse so sein. Erst in Astrachan begann seine russische Gesinnung zu wanken. Es erstaunte ihn doch, daß er in ein Lokal kam, das nicht gelüftet wurde und dessen Lüftung man verbot, daß sie in einem Raum untergebracht wurden, in dem nachts die Ratten in solcher Anzahl kamen, daß immer einer wachen mußte, um die Tiere zu vertreiben. Von dort wurden sie dann endlich nach Krasny-Jar weiterbefördert, freilich zu Fuß, 30 Werst bei 18 bis 25 Grad Kälte und starkem Steppensturm. Dabei mußten sie zum Teil noch ihre Sachen selbst tragen, nur das schwerste Gepäck wurde auf Wagen geladen, nur die ältesten Leute wurden gefahren. In Krasny-Jar geschah nichts für ihre Unterbringung, absolut nichts. Wir, die wir schon da waren, waren in der größten Verlegenheit; etwa 80 Menschen kamen und hatten nichts, keinen Kopeken Geld (es war ihnen doch alles abgenommen im Anfang und noch nichts nachgeschickt), und in nichts sorgte die Behörde für diese Menschen. Natürlich war es uns etwa 250 Bemittelten möglich, diese Leute eine Weile über Wasser zu halten, und so mieteten wir denn schleunigst ein Haus, in das wir diejenigen unterbrachten, die nicht von anderen direkt in ihre Häuser aufgenommen wurden. So nahm ich z. B. den erwähnten Studenten und einen Tischler. Was uns besonders erregte, war nur das, daß der Kreischef sagte, es würden weitere solche Transporte kommen, vielleicht bis gegen 2000 Menschen, manche sagten auch 5000, und daß die Bestreitung ihres Aufenthalts gänzlich uns zufiele. Wir standen demgegenüber ratlos da, denn so groß waren unsere Mittel nicht. Die Erfahrung hat auch gezeigt, daß viele, die im Winter noch Geld hatten, jetzt unterstützt werden müssen. Wir wußten außerdem noch, daß die Behörde niemals eingreifen würde, wenn sie sähe, daß irgend jemand anders für die Unbemittelten sorgte. So war es ein schwierig Ding, einerseits unseren Landsleuten zu helfen und andererseits es doch so hinzustellen, als bekämen sie nichts.

Leider wurden wir dann auch sehr bald wirklich hilflos, als in schneller Aufeinanderfolge, wenn auch nicht 2000, so doch im ganzen zunächst gegen 600 Unbemittelte kamen, und zwar zumeist alte Leute, Frauen und Kinder, und nichts dafür eingerichtet war. Es war einige Zeit ein jammerswertes Bild. Das einzige nämlich, zu dem sich die Behörde entschloß, war die Mietung eines großen Lokals, in einem Kinogebäude gelegen. Es war ein großer Saal mit zwei Nebenzimmern und Kellerräumen, und hier in diesen leeren Saal und in diesen mit Zementboden belegten Keller kamen unsere armen Deutschen, kamen die vom Kriegsschauplatz Geraubten und in Güterwagen nach Astrachan Geschleppten und von da zu Fuß getriebenen Ostpreußen, kamen die von Gefängnis zu Gefängnis gebrachten Bauern aus dem Jekaterinoslawschen Gouvernement. Alles lag durcheinander, Männer, Frauen, Kinder, Alte und Junge, Gesunde und Kranke und Sterbende. Man war vollkommen hilflos. Man hatte keinen Raum, wo man kochen konnte für so viele Menschen, man hatte keine Mittel, um Nahrungsmittel zu besorgen für diese Masse, von denen nur ganz wenige Geld hatten. Man mußte möglichst wenig tun, um die Polizei zum Eingreifen zu zwingen.

Schluß folgt.

Felix Priebatsch / Die Presse im Jahre 1870

In einer seiner großen Reden hat der Reichskanzler von dem Terror der Zensur in Frankreich gesprochen und damit die Schwierigkeiten gekennzeichnet, die die dortige Regierung den Zeitungen bei der Verbreitung aller nicht unbedingt willkommenen Nachrichten und bei der Kritik behördlicher Maßnahmen bereitet. Aber diese Zensur ist nicht auf Frankreich beschränkt; in allen kriegführenden Ländern wird sie geübt: am wenigsten vielleicht in England, am meisten wohl in Rußland, Oesterreich und der Türkei. Sie ist z. T. eine Nachahmung des Vorgehens der Japaner, die die Geheimhaltung aller

Digitized by Google

irgendwie militärisch belangreichen Nachrichten in ein förmliches System gebracht hatten, das seitdem in allen Staaten angenommen worden ist. Außerdem wird aber die Zensur natürlich auch gehandhabt zur Verminderung aller inneren Schwierigkeiten, zur Beseitigung allen Zwiespalts, der die Einigkeit und Freudigkeit der Kämpfenden und der Daheimgebliebenen störend beeinflussen könnte.

Wie stand es auf allen diesen Gebieten in früheren Kriegen?

Uns liegt der Krieg von 1870/1871 besonders nahe, und da entdecken wir sofort große Abweichungen.

Die Jahre um 1870 waren die klassische Zeit der Kriegskorrespondenten, die alle großen Kriege begleiteten, und die keine kriegführende Macht damals abzuweisen wagte, so lästig ihre Indiskretionen — bekannt ist ja die „Times"-Nachricht betreffend Königgrätz — oftmals empfunden wurden. Auch im Jahre 1870 wurden auf unserer Seite Zeitungsberichterstatter zugelassen und ihnen wenig Schwierigkeiten gemacht. Die Zeitungen Deutschlands schrieben damals ungehindert über militärische Dinge, und Beschränkungen in der Nennung beteiligter Verbände oder Mitteilung irgendwelcher Kombinationen über zu erwartende Aufmärsche wird man nirgends gewahr. Jetzt erstrecken sich diese Beschränkungen bis auf den Inseratenteil; damals schien man schon wegen der geringeren Schnelligkeit in der Uebermittlung von Nachrichten in solchen Veröffentlichungen keine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit zu sehen.

Von der Besprechung militärischer Einzelheiten bis zur Kritik militärischer Maßnahmen ist natürlich kein weiter Weg. Obwohl die ganze Nation zu der Leitung Moltkes und seiner Unterführer ein felsenfestes Vertrauen besaß, das ja jeder Tag glänzend rechtfertigte, wagte sich die Presse doch an die Erörterung mancher Einzelfrage heran, wie z. B. an die der Beschießung von Paris. Bekannt ist ja, daß Bismarck, der hierbei gegen Moltke arbeitete, auch die Zeitungen zur Stimmungsmache für das Bombardement benutzte und daß die Angelegenheit die Gemüter gewaltig erhitzte. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich, merkt in seinem Tagebuche nicht ohne Ironie an, daß infolge dieser Pressetätigkeit fortwährend Zuschriften hierüber an die Kommandobehörden kamen.

Nicht bloß in dieser für das Publikum doch schwer zu beurteilenden Kontroverse, sondern auch bei allerhand kleinen Beschwerden standen die Zeitungen zur Verfügung, Einzelfälle, verlustreiche Angriffe, die sehr viele Opfer gefordert hatten, wurden in der Presse freimütig kritisiert, Schroffheiten einzelner Befehlshaber, zu große Strapazen, die den Soldaten auferlegt würden, gerügt. Der Fall eines Oberleutnants, der bei einem Truppentransport auf einem Bahnhofe die Liebesgaben der Bürgerschaft brüsk zurückgewiesen und die Austeilung an die Soldaten verhindert hatte, ging durch alle Blätter und fand erbitterte Kommentare. Unzulänglichkeiten im Lazarettwesen, namentlich bei den Johanniterhospitälern wurden erregt besprochen, und nirgends scheint eine Stelle vorhanden gewesen zu sein, die solche Nachrichten, die doch z. T. übertrieben gewesen sein werden, verhindert hätte.

Gewiß war der Regierung diese Kritik sehr unwillkommen. Wir wissen aus den Tagebüchern des Kronprinzen, daß die „Volkszeitung", die nach seiner Meinung oft den Nagel auf den Kopf traf, von seiten Roons verboten wurde, daß manchen Zeitungen der Eingang in die Lazarette verwehrt, daß der „Vossischen Zeitung" gedroht wurde, man würde sie alle Tage mit den Inseratenbeilagen konfiszieren, wenn nicht manche Angriffe eingestellt würden. Aber zu allgemeinen Zensurverfügungen ist es doch nirgends gekommen.

Wir sehen es jetzt als selbstverständlich an, daß unsere Presse in der Beurteilung auswärtiger Angelegenheiten sich eine große Mäßigung auferlegt und die Sprache gegen Amerika, Rumänien, bis zur Kriegserklärung auch gegen Italien von den leitenden Presseinstanzen je nach der politischen Lage stark gezügelt wird. Es liegt das an den Rücksichten, die wir in diesem Weltkrieg auf die Empfindungen der neutralen Länder nehmen müssen.

1870 wurden den Zeitungen wohl auch Wünsche und Nachrichten von dem Preßbureau mitgeteilt, aber das scheint sie doch nicht allzusehr beeinflußt zu haben. Die Blätter bringen z. B., obwohl doch die Haltung Rußlands sehr wichtig für uns war und man hierüber nicht ganz ohne Sorge war, ausführliche Klagen über Grenzzwischenfälle, über die Auslieferungswünsche betreffend politische Verbrecher, über die in den baltischen Provinzen in dieser Zeit beginnenden Russifizierungsbestrebungen, über mancherlei Härten der zarischen Regierung bei der Unterdrückung liberaler Bewegungen im Innern. Auch österreichische Dinge werden ohne Scheu besprochen, obwohl doch auch hier manches für uns auf dem Spiele stand

Die Frage des „Kriegsziels" erregte wenig Meinungsverschiedenheiten. Belfort hätte ein großer Teil der deutschen Presse gern behalten; man fügte sich aber, wenn auch nicht ohne Widerstreben. den Wünschen des Kanzlers. Weitergehende Forderungen wurden nicht geäußert; aber sie brauchten nicht aus Rücksicht auf behördliche Verfügungen unterdrückt oder zurückgestellt zu werd

Die Frage der Neugestaltung Deutschlands führte in Süddeutschland, namentlich in Bayern, zu heftigem Federkriege, in den die bayerische Regierung lange gar nicht, dann aber doch gegen die preußenfeindlichsten Blätter eingriff. In Nord- und Mitteldeutschland gab es hierüber keinen Streit.

Einen Stillstand der Parteistreitigkeiten, das, was wir heute Burgfrieden nennen, gab es auch im Jahre 1870. Ganz wurde er freilich nicht gehalten, da ja Wahlen während des Krieges stattfanden und die Parteikämpfe daher nicht ausbleiben konnten. Aber der gute Wille zum Frieden war auch damals unverkennbar, obwohl die Regierungen ihn nicht wie jetzt aufnötigten. Die liberalen Blätter verleugneten die Furcht nicht, daß die großen militärischen Erfolge Wasser auf die konservativen Mühlen leiten würden, wogegen die konservativen Organe vor weiterem liberalen Ausbau infolge der nun sicheren Verbindung mit Süddeutschland Sorge zeigten. Die katholische Presse begann erst gegen Ende des Krieges sich zu organisieren, die schwache sozialistische und partikularistische war durch Verhaftung der Führer lahmgelegt worde

Die Haltung der deutschen Presse 1870/1871 ist wie bei einem verhallenden Festtag. Kaum ein Mißton erscheint. Nichts „Sensationelles" macht sich bemerkbar; fast nie eine fett gedruckte Ueberschrift, die den Leser packen, verblüffen und zum Ankauf einer einzelnen Nummer anreizen soll. Der Gegner wird, obwohl Züge von Grausamkeit aus dem Franktireurkriege, bei Ausweisung der Deutschen aus Paris, bei der Behandlung von Gefangenen öfters gemeldet werden, durchaus gerecht beurteilt und seine Haltung so objektiv wie nur möglich gewürdigt. Keine Sucht nach übertreibenden Nachrichten, wie viele unserer heutigen Blätter sie zur Aufpeitschung der Leidenschaften nicht unterdrückten, tritt hervo..

Die französischen Gefangenen in Deutschland machten viel Schwierigkeiten, und manche Fälle würdeloser Annäherung

Digitized by Google

liebebedürftiger Frauen an sie mußten gemeldet werden; aber Stimmen, die zur Härte oder auch zu Vergeltungsmaßregeln aufforderten, fehlten völlig.

Die Zeitungen sind sogar voll von Ankündigungen, z. B. von Buchhandlungen, die Bücher für Messieurs les officiers français empfahlen. Daran hat damals offenbar niemand Anstoß genommen. Auch daß sich da und dort eine Maison Lyonnaise oder eine andere Stelle, die „echte französische Modewaren" vertreiben wollte, in den Zeitungen nannte, scheint niemanden verletzt zu haben. Die Regierung, weder die Zivil- noch die Militärbehörden, hat damals in diese Dinge so gut wie gar nicht eingegriffen.

Daher zeigen die Zeitungen im Jahre 1870/1871 nicht die starke Gleichförmigkeit, die uns jetzt unter den deutschen Blättern auffällt, die dem zukünftigen Historiker die Berücksichtigung unserer Presse fast ganz ersparen dürfte. Die Blätter von 1870/1871 spiegeln Auffassung, Temperament, Parteirichtung ihrer Herausgeber in ganz anderer Weise wider, ohne daß eine behördliche Zensur eine starke Schranke auferlegt hätte. Eine jede große Zeitung war damals tatsächlich eine Stimme für sich, ohne daß doch der allgemeine Zusammenklang gefehlt hätte.

Auch wirtschaftlich scheinen die Zeitungen während des französischen Krieges besser daran gewesen zu sein als heute. Die Inserate bedeuteten in jener Zeit noch nicht so viel wie heute im Haushalte eines Blattes; sie scheinen aber 1870 gegenüber den Friedenszeiten nicht allzusehr abgenommen zu haben, während jetzt gar manches Blatt durch Schwinden der Ankündigungen in eine recht bedenkliche Lage gebracht worden ist.

Oberleutnant G. Vocke / Mut

Mut ist die vornehmste Lebensbedingung des Menschen. Als ein schwaches, zerbrechliches Geschöpf mit vollem Bewußtsein dieser seiner Schwäche mitten hineingestellt in eine Welt der Gefahr, wäre er ein Opfer seiner Hellsichtigkeit geworden, hätte ihm nicht sein Schöpfer in das Bewußtsein hinein die Kraft gepflanzt, der Gefahr zu trotzen, ihr zu widerstehen, sie zu verachten, ja sie schließlich zu lieben und aufzusuchen.

Gefahr ist Wahrscheinlichkeit eines Uebels. Sie wächst mit der Wahrscheinlichkeit und mit dem Uebel. Sie ist daher auch wie diese beiden Elemente wesentlich subjektiv, d. h. sie ist ein Hindernis nur für den, der sie kennt, der das betreffende Uebel zu empfinden und seine Wahrscheinlichkeit zu beurteilen vermag.

Niedere Lebewesen stürzen sich millionenweise in den Rachen der Vernichtung. Ihr Mut heißt Blindheit. Und auch das höhere Tier trotzt dem ebenbürtigen oder überlegenen Gegner zunächst nur, weil es die Wahrscheinlichkeit des eigenen Unterliegens nicht abzuschätzen vermag. Sobald es ein ungünstiges Kräfteverhältnis ahnt, ist es mit seinem scheinbaren Mute vorbei, es sei denn, daß es von einem übermäßigen Triebe beherrscht wird. Solche Triebe sind besonders der Geschlechtstrieb und die Mutterliebe. Sie vor allem sind es, die dem Tiere den Schein des Mutes verleihen. In Wirklichkeit denken wir bei dem Worte Mut eben an jene doppelte, soeben gekennzeichnete Art von Bewußtheit, die sich einerseits auf das drohende Uebel selbst, andererseits auf den Grad seiner Wahrscheinlichkeit bezieht, eine Bewußtheit, die dem Tiere zuzuerkennen wir wenigstens keinen ausreichenden Grund haben.

Nun ist es aber mit dem Wahrscheinlichkeitsmoment eine eigene Sache. Der höchste Grad der Wahrscheinlichkeit geht nämlich ohne weiteres in Gewißheit über. Völlig gewiß ist aber immer nur das Gegenwärtige. Gleichheit des Uebels vorausgesetzt erreicht daher der Mut seinen Gipfel, indem er dem gegenwärtigen Uebel trotzt. Er heißt dann Standhaftigkeit. Sie erst zeigt in reiner Ausprägung, was am Mute Großes ist. Einem künftigen, ungewissen Uebel trotzen, kann Sache der Gedankenlosigkeit, des Leichtsinns, der vorübergehenden Aufwallung, der Verblendung, der Betäubung sein. Insofern ist dann eben ein solcher Mut kein Mut im eigentlichen Sinne. Mut, von Standhaftigkeit unterschieden, ist daher überhaupt in erster Linie nur Verheißung oder Anzeichen von Standhaftigkeit. Aber freilich darf anderseits folgendes nicht übersehen werden: Auch ein künftiges, drohendes Uebel wird in der Gegenwart schon als solches empfunden, und zwar nicht selten schlimmer als in seiner wirklichen Gegenwart. Infolgedessen bedeutet Mut doch immer zugleich auch eine gewisse Standhaftigkeit, die unter Umständen sogar derjenigen, die das gegenwärtige Uebel fordert, überlegen sein kann. Dies ist in um so stärkerem Grade der Fall, je mehr sich das drohende Uebel sinnlich aufdrängt und dadurch als gegenwärtig empfunden wird. Es ist daher an sich nicht richtig, wenn man z. B. den Mut, der gegenüber den Wirkungen moderner Feuerwaffen an den Tag gelegt wird, geringer hat bewerten wollen, als den Mut des Angreifers, wie er etwa in den Kämpfen des Altertums die Hauptrolle spielte. Der Angreifer, zumal wenn er sich wie regelmäßig für den Ueberlegenen hält, bedarf keineswegs in besonderem Maße der Fähigkeit, drohendem Uebel zu trotzen, wie es denn auch nicht selten vorkommt, daß ein solcher sich ebenso schnell zurückzieht, als er zuerst vorgedrungen war. Sein Vordringen beruhte eben dann wesentlich auf Affekt oder Unbesonnenheit, die namentlich dem heißblütigen Südländer nicht selten den Schein des Mutes verleihen.

Der sogenannte Elan ist ein Mut zweiter Güte. Dieses Ergebnis erscheint zunächst überraschend. Denn es umgibt gerade den Angriffsmut ein besonderer Zauber, der leicht verständlich und unter gewissen Voraussetzungen auch wohl berechtigt ist. Er beruht nämlich darauf, daß im Angriff ein Aufsuchen der Gefahr in die Erscheinung tritt, das auf Verachtung des drohenden Uebels, insbesondere auf jene Lust am Spiel mit der Gefahr hindeutet, die man als Liebe zur Gefahr bezeichnen kann. Und wenn nun auch dieser Mut der Bewährung durch Standhaftigkeit bedarf, um nicht als Strohfeuer der Lächerlichkeit zu verfallen, so scheint es doch wirklich, daß die überlegene Vornehmheit, die der Elan beansprucht, in einem Punkte nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Es scheint nämlich der Standhaftigkeit, mag sie gleich über jeder anderen Form des Mutes so hoch erhaben sein wie die Wirklichkeit über der bloßen Möglichkeit, ein unvermeidlicher trüber Erdenrest anzuhaften, bestehend in den physiologisch-sinnlichen Bedingungen, die für Ertragen irgendwelchen Uebels in Betracht kommen. Offenbar betrifft die bekannte Behauptung, daß Mut „Nervensache" sei, in erster Linie den Mut im Sinne von Standhaftigkeit. Und gewiß bringt auch der mit besseren Nerven Ausgestattete für die Ertragung irgendwelchen („objektiven") Uebels günstigere Bedingungen mit, während umgekehrt bei einem gewissen Grade von Nervenschwäche jede Möglichkeit des Standhaltens ohne weiteres aufhört. Man denke z. B. an die nicht seltenen Fälle, wo Schmerz oder plötzlicher Schrecken die unmittel-

Digitized by Google

bare Ursache von Geisteskrankheit geworden ist. Da liegt es denn nahe genug, die Standhaftigkeit überhaupt mit Nervenkraft gleichzusetzen, womit aber offenbar ihr sittlicher Wert im stärksten Maße in Frage gestellt und jede erzieherische, mithin geistige Einwirkung im Sinne ihrer Erzeugung oder Erhöhung unterbunden wird. Aber der Materialismus wird hier wie so oft von der einfachen Erfahrung des gesunden Menschenverstandes widerlegt. Jedermann weiß, daß es Memmen mit guten und Helden mit schlechten Nerven gibt. Und so ist es denn auch nicht allzuschwer zu zeigen, daß auf die Nerven nicht so sehr die Kraft des Widerstandes als Art und Grad des zu überwindenden Leidens oder mit anderen Worten des subjektiven Uebels beruht. Wer z. B. Kälte liebt oder gewohnt ist, bedarf keines Heldentums, sie zu ertragen, wohl aber derjenige, der unter ihr leidet. Wenn aber mehrere die Kälte in gleicher Weise gewohnt sind und körperlich gleichmäßig unter ihr leiden, so wird es niemand einfallen, die höhere oder geringere Standhaftigkeit, die sie dabei zeigen, auf die Verschiedenheit der Nerven zurückzuführen.

So ist die geistige, die Willensnatur der Standhaftigkeit gerettet und der vermeintliche Vorzug des Elan widerlegt. Wie aber in unserem Beispiel mit dem Wärmebedürfnis, so ist es mit allen anderen Trieben, Bedürfnissen und Gütern, ob sie nun sinnlichen oder geistigen Ursprungs sind. Sie alle gelten in gänzlich verschiedenem Grade für die einzelnen Menschen, ihre Beeinträchtigung bedeutet allerwärts ein verschiedenes Uebel, nur das Maß von Mut oder Standhaftigkeit, das ihre Preisgabe fordert, schwankt zwischen null und unendlich.

Indem nun so das Gewicht des Uebels selbst völlig der Subjektivität ausgeliefert scheint, wird die Grundlage für Beurteilung des Mutes und schließlich sein ganzer praktischer Wert in Frage gestellt. Man wird vielleicht sagen, es könne bei dieser Sachlage ein Feigling den Schein des Mutes und ein Held den Schein der Feigheit in so überzeugender Weise erregen, daß niemand ein begründetes Urteil abzugeben vermöchte. Und in der Tat verhält es sich auch so. Man denke z. B. nur an den Mut, der unter Umständen in der Verweigerung des Zweikampfs liegen kann, und an die Feigheit, die sehr häufig mit einer solchen Herausforderung Hand in Hand geht. Nur wer Charakter, Temperament und Körperbeschaffenheit eines Menschen von Grund aus kennen würde, wäre imstande, den Mut zu beurteilen, den er in einem bestimmten Falle an den Tag gelegt hat. Da es aber „Herzenskündiger" dieser Art nicht gibt, so ist ohne Zweifel ein zuverlässiges Urteil hierüber ausgeschlossen. Allein solche der Allwissenheit vorbehaltene Urteile sind auf dem Sondergebiete der Mannhaftigkeit für den praktischen Gebrauch der Menschen so wenig unentbehrlich wie sonst im weiten Felde der Moral. Man darf und muß sich hier stets damit begnügen, unter gewissenhafter Prüfung der gegebenen Tatsachen zu einem Wahrscheinlichkeitsergebnis zu gelangen. Man darf dies um so mehr, als es sich für uns Menschen überhaupt nicht sowohl in erster Linie darum handelt, Charaktere zu qualifizieren als vielmehr darum, solche in uns und anderen zu bilden.

Wie dies in Ansehung des Mutes zu geschehen hat, darüber zum Schlusse noch eine kurze Andeutung. Vor allem ist aber dabei zu bemerken, daß es sich praktisch nirgends um Erzeugung des reinen Mutes ohne Rücksicht auf bestimmte Zwecke und Mittel handeln kann. Niemand wird z. B. den Mut des Verbrechers züchten wollen. Die Verachtung der Gefahr, das Standhalten gegenüber dem Leiden hat nur Wert in Verbindung mit gewissen Gütern, um deren Höchstwertes willen Uebel selbst von hohem Grade ertragen werden sollen. So ist also eine sittliche Wertordnung Voraussetzung für alle Erziehung zum Mut. Erst auf ihrer Grundlage hat es Sinn, jene Standhaftigkeit zu pflegen, die dem Uebel nicht aus dem Wege geht, sondern im Gegenteil es überall da hinnimmt und aufsucht, wo es gilt, höheres Uebel zu vermeiden. Dabei muß dann natürlich die aufdringliche Bedeutung des sinnlichen und persönlichen Uebels zurückgedrängt werden gegenüber den stillen und erhabenen Werten der Gemeinschaft und der Selbstachtung. So und nur so gelangt dann der Mensch und das Volk zu jener großartigen Gesinnung, die in den Worten Schillers ausgedrückt ist:

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld.

S. D. Gallwitz / Blätter für deutsche Art und Kunst

Zu dem einen Zentrum, dem Kriege, hin bewegt sich seit fünfzehn Monaten alles, was von unserem Leben in Erscheinung tritt; jeder Tag ist wie verzehrt von den Taten draußen und drinnen, und unwichtig erscheint alles, was abseits von ihnen steht. Wo sonst im Geistigen gekämpft wurde, läßt man heute die Dinge gehen; Burgfrieden auch hier.

Aber wir wären nicht das Volk einer leidenschaftlichen geistigen Regsamkeit, wenn unsere Gedankenwelt auch nur so weit ginge wie die Grenzen des Krieges, wenn in dieser Welt nicht alles, was wertvoll war vor Kriegsbeginn, in der Stille lebte, und wenn wir nicht von ihr aus Wünsche, Hoffnungen und Pläne in die Zukunft schickten, die Schritt für Schritt uns näher kommt: wenn wir Frieden haben werden. Wie wird es da werden mit unserem Kulturleben? Wo sollen wir Hand anlegen? Wird über den Abgrund dieses Krieges hinüber das Leben von morgen an das von gestern angeknüpft werden können? . . . Schon ist man am Werk, eine Kultur der Zukunft festzulegen, ihr die Wege zu bahnen; einer deutschen Kultur. Veröffentlichungen in diesem Sinne erscheinen hier und da. Der Verlag Eugen Diederichs, Jena, gibt zwanglos Blätter heraus, deren Zweck es ist, für deutsche Art und Kunst nach dem Kriege zu wirken; dieser Verlag ist auf dem Gebiete der geistigen Publizistik ein Kampfplatz, wo um unsere besten Güter mit sehr feinen und scharfen Waffen gekämpft wird; alles, was von dort kommt, ist höchster Beachtung wert. Von der eben genannten Sammlung liegt das erste Heft vor; Richard Benz handelt darin von der Renaissance als dem Verhängnis der deutschen Kultur. Es ist, wie das auch der Verfasser in einer Einführung ausdrücklich hervorhebt, eine negative Schrift; ihre Bestimmung erscheint, unserer Meinung, als hätten wir bislang eine deutsche Kultur gehabt, den Garaus zu machen. Benz sieht die Ursache dieser für ihn feststehenden Tatsache in einer Selbstentfremdung des deutschen Geistes durch die Renaissance. Das Mittelalter besaß eine Kunst auf dem Boden des Erlebens, in welchem das Göttliche unmittelbar mit dem sinnfälligen Ausdruck zusammenfloß. Alle ihre Erscheinungen kristallisieren sich im religiösen Kult, Glauben und Schauen war eins. Die Renaissance mit ihrer deutschen Sonderbewegung, der Reformation, hob dafür das Erkennen, das verstandesmäßige Wissen von den Dingen, auf den Herrschaftsplatz; die Kunst hörte damit auf, eine volkstümliche Sache zu sein, sie wurde zugänglich nur denen, die sich Erkenntnis und Wissen anzueignen vermochten: den gebildeten Kreisen. Das Erlebnis des Schaffenden wurde beim Künstler ersetzt durch die rationalistische Darstellung des Lebens in irgendwelchem beliebigen Stoff, beim Kunstempfangenden durch eine verstandesmäßige Wertung an der Hand ästhetischer Gesetze,

Digitized by Google

Mit einem — man möchte sagen, brünstigen Ernst, der der Größe des angeschnittenen Themas würdig ist, entwickelt der Verfasser seine Beweisführungen und fügt sie zu Anklagen gegen die Verhältnisse unseres Kulturlebens zusammen. Die Schule, die Universität und was in ihren Gefolgschaften geht, haben es verschuldet, daß wir kein deutsches Kunsterlebnis, kein deutsches Kunstwerk mehr haben: so der Grundton des Werkes. Das sind Probleme; wo sie als bestimmte Tatsachen mit allen Beweisführungen ausgestattet auftreten, da steht gegen sie in unserem innersten Fühlen und Wissen ein Nein auf . . . Die Augen, die heute in die Zukunft gehen, sehen dort Dinge, so neu und groß und unerhört wie die Taten, die jetzt geschehen, und die jene Zukunft heraufführen sollen; dadurch wird der nach rückwärts gehende Augenpunkt auf übermäßige Verkleinerung hin eingestellt. Waren wir wirklich, wie es aus der Benzschen Schrift herausklingt, vor dem Krieg im Geistigen und in der Kunst ein Volk von Rationalisten oder Plattlingen? . . . Dann wäre dieser Krieg, so wie er jetzt geschieht, eine Unmöglichkeit gewesen; auch hier hätte es dann zu keinem Erlebnis des einzelnen und aller kommen können, und an Stelle der Fülle der moralischen Kraft, die uns die Siege gewinnen läßt, wäre ein mageres „Mitmachen müssen" bei den Unserigen am Werk. Wir stünden alsdann nicht da, wo wir heute stehen. Wären unsere Bildungsanstalten so durchaus Ertöter für alles, was inneres Erleben gegenüber äußerlichem Erkennen heißt (Kunst und Leben ist als Erlebnisobjekt nicht so gar fern voneinander liegend), dann wären unsre Jungen, die von diesen Anstalten kommen, nicht singend in die Todesschlachten gegangen, und in den Tornistern unserer Truppen wären nicht die besten und tiefsten Werke unserer Dichter und Denker mithinausgezogen vor den Feind, in die Unterstände, in die Schützengräben, und die Lehrer dieser Anstalten wären nicht in Scharen als Freiwillige mitgegangen gegen Deutschlands Feinde, und ihre Namen füllten heute nicht die Verlustlisten. Auch von diesem Kriege noch wird es Gültigkeit behalten, wie es von unseren letzten Kriegen geheißen hat: das Wort, daß der deutsche Schulmeister sie gewann.

Für deutsche Art und Kunst sollen die Diederichschen Blätter wirken; Benz deutet in seiner Schrift die Richtungen einiger Wege, die er zu stärkerem Deutschtum eingeschlagen sehen will, an. Sie nennen, würde soviel heißen müssen, als sie im einzelnen zur Diskussion ziehen. Manches dabei ist geeignet, verhängnisvolle Irrtümer zu zeitigen, so die Behandlung des „Erlebnisses", so die Auffassung der absoluten Trennung von Form und Inhalt im Kunstwerk, so die Art der Vorschläge deutscher Sprachkultivierung in den Schulen u. a. m. Alle diese Wege scheinen uns heute wie Gebärden zu sein, an welchen wir mehr als je zuvor die Gefahr erkennen, daß man sie eben *macht*. Die Frage: was ist deutsch und sind wird deutsch? . . . löst uns jeder einzelne Kriegstag von neuem. Wir wissen jetzt die Antwort darauf, denn wir erleben es, unser Deutschtum, und wir werden dieses unser Erlebnis als kostbarsten Besitz mit in den Frieden hinübernehmen. Es kann nicht anders sein.

Benz setzt das Ideal einer deutsch-nationalen Kultur hinter die Anfänge der neuen Zeit und folgert: weil die Renaissance mit ihren Nebenerscheinungen in die Welt kam, hat sie sich zugleich mit der Geschlossenheit unseres Bildes von Gott und Welt zersetzt. Er verkennt den aus der Reformation geborenen deutschen Protestantismus als den stärksten Erreger einer in den tiefsten Wurzeln deutsch-nationaler Kultur. Aus dieser Revolutionierung heraus wieder zu einer Einheit und Geschlossenheit der Welt- und Gottesanschauung zu kommen, die alsdann eine viel höhere sein muß, weil sie das Ergebnis des freien Menschen ist — das ist das Ziel, dem wir durch jahrhundertelange Zertrümmerungen und Abschweifungen aller Art entgegengehen. Und dem uns jetzt der Krieg auf eisernen Schwingen ein Stück entgegenträgt.

Wie wir eine deutsche Reformation hatten, so werden wir auch zu einer deutschen Weltanschauung gelangen, einer, die mit uns verwachsen ist. Das genügt als Programm. Auch hierbei gilt es nur, daß man den Geist habe, dann wird einem alles andere zufallen.

Gottfried Traub / Gewißheit

Ich weiß es gewiß, daß ich in der Welt der höchsten Weisheit und Güte mich befinde, die ihren Plan ganz durchschaut und ihn unfehlbar ausführt. Fichte.

Heilfroh bin ich, daß ein Weisheitsforscher von dem Rang eines Fichte ein solches Bekenntnis zu schreiben gewagt hat. Würde es ein anderer tun, würde man die Achseln zucken oder denken: der Mann muß vielleicht so reden, weil er dazu angestellt ist. Von der freien Warte ungebundener Philosophie her hören sich solche mächtigen Worte doppelt ergreifend an. Und es waren keine goldenen Zeiten, keine bequemen Tage, in denen seine Gewißheit reifte und sich so aussprach. Preußen lag danieder; philisterhafter Sinn im Innern, kleinmütiger Blick nach außen, Niederlage, Knechtung umgaben ihn. Es war im buchstäblichen Sinne des Wortes „Wahnsinn", nach dem Augenschein der Zeitgeschichte so zu schreiben, wie es hier aus stolzer Ueberzeugung herausströmt. Desto größeren Anspruch haben solche stolzen Worte auf willige Hörer.

Schon die Unerschütterlichkeit dieser Ueberzeugung wirkt erfrischend. Fest steht sie da, ohne andere zu kränken oder auszuschließen; einladend winkt sie jedem: „Komm zu mir; ich trage deine Last, damit sie dir leicht werde." Der Zweifel kann nie unerschütterlich sein; er ist zäh, er kommt immer unerwartet wieder; er schleicht sich ein, wo man ihn nie vermutet hatte. Aber er lebt gerade davon, daß er alles erschüttert. Nichts ist ihm gewiß, und er selber ist sich zuletzt sein eigener größter Widerspruch. Er setzt doch immer etwas anderes Sicheres voraus, an dem er nagen und abbröckeln kann. Sein Herrenspielen ist eine klägliche Maske; er ist der unwillige und ungebärdige Knecht der festen Dinge. Wären sie nicht da, lebte er überhaupt nicht. Von einem springt er zum anderen, und in seiner Wanderlust hat er keine Zeit, sich lange aufzuhalten. Es genügt ihm, überall einen raschen Hieb zu versetzen, aber zum zähen Kampf ist er zu schwach. Der Zweifler ist ein unglückseliger Mensch; weil er es in unbewachten Augenblicken selber fühlt, ist er noch am meisten zu bedauern.

Die Gewißheit des *Wissens* freilich braucht den Zweifel. Er hilft ihr, alle Seiten zu berücksichtigen und immer wieder das Wissen zu erproben gegen jeden Einfall und gegen jeden Widerspruch. Jenseits der Grenzen des Wissens aber liegt das *Unerforschliche*, stehen die ungeteilten Mächte des Lebens und die Riesen des Schicksals. Ihnen gegenüber bedeutet es Herrschaft, wenn wir sie zu unseren eigenen Verbündeten machen. Die Gewißheit des Vertrauens zu dem besten guten Sinn der Welt setzt uns selbst einen kleinen Augenblick auf den Thron des Weltenlenkers und läßt uns mit den Augen der letzten Weisheit in alles, was geschieht und geschehen ist, hineinsehen, daß wir sagen: *Zuletzt* war es doch gut! Wenn die Menschen nur einmal begreifen wollten, daß man mit diesem unerschütterlichen Glauben Herrenart gewinnt, und daß in ihm die Werkzeuge liegen, um sich in allem Sturm zu halten und in jeder Not zu sichern. Die Welt hat ihr Ziel, und das ist gut. Damit ist die Herrschaft über all ihre dunklen, übergewaltigen Mächte gewonnen, daß sie *geordnet* sind. Ordnung ist gut, ist undenkbar ohne den Sinn der gütigen Weisheit. Glücklich, wer sich neben sie setzt und lauschend und ahnend sich von ihr die Wege zeigen läßt weit, weit über das Gebirge hin in das gelobte Land der klaren Erkenntnis: „Ich weiß es gewiß!"

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Förderung und Hemmung der Sozialpolitik durch den Krieg halten sich bis jetzt ziemlich die Wage. An Fortschritten ist die Wochenhilfe und das Verbot der Nachtarbeit in den Bäckereien anerkennend zu buchen. Auf der anderen Seite stehen als Hemmungen: die Nichtempfehlung der Herabsetzung der Altersgrenze für die reichsgesetzliche Altersversicherung und die Hinausschiebung des erweiterten Arbeiterschutzes in der Großeisenindustrie vom 1. Dezember 1914 auf den 1. Dezember 1916 durch Bundesratsverordnung. Die Arbeiterverbände und ihre Freunde im bürgerlichen Lager werden sehr tätig sein müssen, daß die Hemmungen nicht mit der Zeit das Uebergewicht erhalten. Der Krieg lehrt jedenfalls, daß nachher erst recht Sozialpolitik notwendig ist.

Lehrlingsnot im Kriege. Zu den für das Handwerk und seine Zukunft recht bedenklichen Kriegsfolgen gehört die zunehmende Zahl von vorzeitig beendeten Lehrverhältnissen. Wirtschaftliche Notlage der Eltern, Anreiz zu Mehrverdienst verleitet viele Lehrlinge zum Davonlaufen, Mangel an Rohstoffen, schlechter Geschäftsgang, Einberufung zum Heere gibt auch manchen Meistern erwünschten Anlaß zu vorzeitiger Lehrlingsentlassung. Gegen diese üble Erscheinung wendet sich auf Grund seiner Erfahrungen am Berliner Gewerbegericht der bekannte Magistratsrat L. Schultz, indem er am Schluß längerer Ausführungen in der „Soz. Praxis“ darlegt: Die Bedeutung aller dieser Klagen auf vorzeitige Lösung des Lehrverhältnisses geht über den Rahmen eines streitigen Privatrechtsverhältnisses hinaus. Wenn überhaupt irgendwo bei dem gewerblichen Arbeitsverhältnis, so sprechen gerade beim Lehrvertrag öffentliche Interessen mit. Die Allgemeinheit hat ein Interesse daran, daß wir einen Stamm gut ausgebildeter Arbeiter behalten. Deutschlands Industrie ist dadurch mit groß geworden, daß sie mit theoretisch und praktisch gut vorgebildetem Personal arbeiten konnte. Arbeiten wir in Zukunft wieder vorzugsweise mit ungelernten Arbeitern, so kann es leicht dahin kommen, daß es später wieder von deutscher Ware heißt: billig und schlecht. Im Interesse einer gedeihlichen Entwicklung unserer Industrie liegt es also, einem allzugroßen Umsichgreifen der Klagen auf Lösung des Lehrverhältnisses vorzubeugen. Dazu sprechen Gründe der sozialen Wohlfahrt mit: Ist der Krieg einmal zu Ende und kehren die Tausende und aber Tausende fleißiger Arbeiter zurück, die zu den Fahnen einberufen sind, so sind diejenigen, die jetzt die Lehre verlassen haben, ungelernte Arbeiter, die hinter den ausgebildeten Facharbeitern zurückstehen. Ihre bisherige gut bezahlte Kriegsbeschäftigung ist dann zu Ende. Sie liegen auf der Straße und können von vorn anfangen. Möglicherweise sind sie höchstens noch Lohndrücker auf dem Arbeitsmarkt. — Unter diesen Umständen erscheint die Frage am Platze, ob sich hier nicht ein Eingreifen der gesetzgebenden Gewalt empfiehlt, um für die Zukunft Unheil abzuwenden. Hier erscheinen gesetzgeberische Maßregeln angezeigt, die darauf abzielen, eine tüchtige Ausbildung der Lehrlinge auch in der jetzigen Kriegszeit zu sichern und eine Verwahrlosung des Lehrlingswesens zu verhüten. Zu diesem Zwecke wäre zweierlei erforderlich: 1. Den Arbeitgebern müßte die Pflicht auferlegt werden, wenn infolge des Krieges sich die Verhältnisse in ihrem Betrieb derart ändern, daß eine weitere ordnungsmäßige Ausbildung der Lehrlinge in dem von ihnen erwählten Berufe nicht mehr erfolgen kann, die Lehrlinge sofort zu entlassen und für deren anderweite Unterbringung als Lehrling Sorge zu tragen. Arbeitgeberverbände, Handwerkskammern und Innungen müßten befugt sein, sich nötigenfalls durch Nachprüfung an Ort und Stelle zu überzeugen, ob der Lehrherr sich an diese Vorschriften hält, und wenn dies nicht geschieht, ein Einschreiten der Polizeibehörde veranlassen. Außerdem aber müßten sie die Pflicht haben, bei einer nötig werdenden anderweiten Unterbringung des Lehrlings behilflich zu sein und Lehrstellen nachzuweisen. Bereits der Erlaß des Handelsministers vom 8. Dezember 1914, der den Innungen und Handwerkskammern empfiehlt, wenn der Lehrherr zu den Fahnen einberufen ist, im Interesse der weiteren Ausbildung des Lehrlings beratend und vermittelnd tätig zu sein, bringt Bestimmungen in dieser Richtung. Er ist aber nichts weiteres als gleichsam ein erster Schritt auf diesem Wege und kann nicht genügen, um gegen die Uebelstände wirksame Abhilfe zu schaffen. 2. Der Post und anderen Behörden sowie den Munitionsfabriken müßte es untersagt werden, vorzeitig ausgetretene Lehrlinge einzustellen. Selbst ein Lehrling, der die Lehre mit Recht aufgegeben hat, gehört nicht in eine Stellung bei ihnen hinein, sondern in eine neue Lehre. Eine solche Maßregel ist ohne Schwierigkeit durchführbar, denn an der Hand des Arbeitsbuches ergibt es sich ohne weiteres, ob ein Stellungsuchender ein weggelaufener Lehrling ist. Für Behörden läßt sich ein solches Verbot im Dienstaufsichtswege durchführen, ohne daß Gesetze oder Verordnungen erforderlich sind. Bei den Munitionsfabriken wäre der wirksamste Weg ein Eingreifen der Feldzeugmeisterei. Von ihr ist bereits mittels der sogenannten „Kriegsscheine“ eine weitgehende Beschränkung der Freizügigkeit erwachsener männlicher Arbeiter in der Munitionsindustrie durchgeführt worden. Es kann daher keine Schwierigkeiten machen, bezüglich der jugendlichen Arbeiter in dem Sinne Bestimmungen zu erlassen, daß die Einstellung unausgelernter Lehrlinge untersagt wird. Wünschenswert wäre eine derartige Maßregel jedenfalls sehr.

Kriegsnot der Hausbesitzer. Der „Verein der Vororte Berlins zur Wahrung gemeinsamer Interessen“ hat neuerdings eine Eingabe an den Bundesrat eingereicht, die eine Reihe von Wünschen äußert, die Kriegsnot des Hausbesitzers zu lindern. Wir entnehmen ihr die folgenden Ausführungen: „Die Verringerung der Mieteinnahmen und der unzureichende Schutz gegen Mehrbelastungen, insbesondere gegen Erhöhung der Hypothekenzinsen, führen bei der langen Kriegsdauer zu immer schwereren Schädigungen des Hausbesitzes. Der unterzeichnete Vorstand hat deshalb nach eingehender Beratung und Fühlungnahme mit sämtlichen Vereinsmitgliedern einstimmig beschlossen, den Hohen Bundesrat nochmals um Förderung der folgenden Maßnahmen zu bitten: 1. Schaffung von Hausbesitzerkammern; 2. Ersatz der den Hauswirten der Kriegsteilnehmer aufgezwungenen Mietverluste aus Reichsmitteln; 3. bei pünktlicher Zinszahlung keine Fälligkeit der Hypothekendarlehen, keine Zinserhöhungen, keine Prolongationsprovision bis nach Beendigung des Krieges, keine Herabsetzung der Beleihbarkeit während der Kriegszeit durch Hypothekenbanken und öffentliche Institute (Pfandbriefämter usw., Versicherungsgesellschaften); 4. Neuorganisation der Hypothekenbeschaffung durch Gemeindeinstitute, Pfandbriefämter usw.; 5. Regelung der zweiten Hypothek durch Gemeindeinstitute und durch Beteiligung der Hypothekenbanken, Pfandbriefämter an der Beschaffung der zweiten Hypothek nach Normativbestimmungen.“ Endlich wird noch um Neuregelung der gesamten Realsteuern gebeten. Neben der Sorge für die zweiten Hypotheken beschäftigt bekanntlich auch die sonstigen Hausbesitzerorganisationen der Wunsch, die bestehenden Hypotheken bis einige Zeit nach dem Kriege unkündbar zu machen.

Kriegsliteratur

„Europäische Ideen.“ Herausgegeben vom Oesterreichischen Reichsverein. Verlag in Jena, Eugen Diederichs, 1915. 16 Seiten.

Der unter dem Vorsitz des Herrn Dr. Anton Wesselsky stehende Oesterreichische Reichsverein hat schon seit 1906 den Gedanken eines mit Deutschland verbundenen Groß-Oesterreichs vertreten. Der Verein ist zu keiner größeren politischen Wirkung gelangt; aber es verlohnt sich doch, sein Programm kennenzulernen. Wie es scheint, bestehen gewisse Berührungen zwischen dieser Richtung und den Gedankengängen, die in dem Buch von Popovici „Die Vereinigten Staaten von Groß-Oesterreich“ niedergelegt worden sind. Das Problem der Befriedigung der Nationalitätswünsche, ohne dadurch die Staatseinheit und die Staatskraft zu zerbrechen, wird mit ernsthafter Entschiedenheit durchdacht, und der österreichisch-ungarische Staat wird als europäische Notwendigkeit und übernationale Zukunftsbildung begriffen.

N.

„Die Parteien der Deutschen in Oesterreich vor und nach dem Weltkrieg.“ Von Dr. Emil Pferche, Hofrat und Professor der Rechte an der deutschen Universität in Prag. Verlag in München und Leipzig, Duncker & Humblot, 1915. 26 Seiten. Preis 80 Pf.

Die Darstellung des österreichischen Parteilebens und insbesondere der deutschen Parteien Oesterreichs ist sehr dankenswert, weil es darüber im Deutschen Reiche gewöhnlich nur recht unklare Vorstellungen gibt. Man glaubt bei uns vielfach, daß es unmöglich sei, sich in dem Gewirr der österreichischen Parteien zurechtzufinden. Hier wird gezeigt, daß bestimmte Hauptgruppen vorhanden sind, deren geschichtliche Entwicklung ebenso logisch zu begreifen ist, wie bei den Parteien im Deutschen Reich. Die Hauptgruppen sind: der konservative Großgrundbesitz, die klerikale Partei, die Sozialdemokraten und die deutsch-freiheitlichen Fraktionen. Indem die Programme der Parteien dargestellt werden, erfährt der Leser einen guten Teil von politischen Hauptfragen der letzten Jahrzehnte. Zur mitteleuropäischen Verständigung recht geeignet.

N.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe“ ins Feld und an Lazarette: Frl. v. V. in E. 3 M., Lt. R. im Felde 5 M., Dr. Th. in A. 3 M., Fr. R. in P. 2 M., F. in M. 5 M., Lt. R. in B. 50 Pf., Fr. G. in H. 3,05 M. Kl. II. Schneidergewerbeschule in Zwickau (Sa.) 4 M.

Kriegs- und Heimatchronik: Pfr. T. in B. 1 M., Lt. B. im Felde 4 M.

Bücher für Armee und Marine: Frl. K. in Schöneberg: 3 Hesses Volksbücher, R.-A. B. in Frankfurt a. M.: 6 Wiesb. Volksbücher, 3 Bde. Engelhorn, 1 Karlchen, Tagebuch, 1 Le Queux, Die Invasion von 1910, Dr. L. in Berlin: 5 Kürschners Bücherschatz, 34 Reclam-Bändchen, 3 Wiesb. Volksbücher, 4 Hendels Bibl., 15 Bde. Engelhorn, 3 „Männer und Völker“ und 19 andere verschiedene Bücher und Hefte, Prof. Dr. K. in Wien: 3 Hefte Kriegsschriften.

Für erblindete Krieger: H. T. in Hannover 10 M.

Digitized by Google

Für Lesestoff an die Front: Dr. H. P. in Düsseldorf 10 M.
Die Sammlung für erblindete Krieger ist geschlossen!
Allen Gebern herzlichen Dank.
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Vereine, die ihren im Felde stehenden Mitgliedern bei Weihnachtspaketen die „Hilfe" oder die Kriegs- und Heimatchronik mitsenden wollen, wollen sich wegen kostenlosen Bezuges der Hefte an uns wenden.
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg

Geschäftliche Mitteilungen

Unsere Leser finden in der heutigen Nummer unter dem Titel „Aus der Kriegszeit, Bücher und Bilder" einen außerordentlich reichhaltigen Prospekt des Verlages **B. G. Teubner, Leipzig.** Unter den vielen guten Büchern kann jeder das Geeignete für den Weihnachtstisch wählen.

Bücher für ernste Zeiten nennt sich der diesjährige Weihnachtsprospekt der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. Er liegt dieser Nummer bei und enthält eine Auswahl des Besten, was dieser angesehene Verlag, der die Pflege nationaler Gesinnung und positiver Weltanschauung stets zu seiner besonderen Aufgabe machte, in letzter Zeit herausgegeben hat. Aus den den Weltkrieg betreffenden Seiten des Prospekts heben wir besonders die für das deutsche Haus überaus wertvolle Becksche Chronik des Deutschen Krieges hervor, von der jetzt 6 Bände vorliegen. Wir empfehlen den Prospekt einer eingehenden Durchsicht.

Ferner liegt der heutigen Nummer ein Prospekt des **Verlages der Internationalen Korrespondenz (J. K.), Berlin-Karlshorst** bei. Der Verlag stellt es sich zur Aufgabe, einen den Bedürfnissen der modernen Arbeiterbewegung entsprechenden Auslands-Nachrichtendienst zu organisieren. Näheres über dessen Ziele und Zwecke sagt der ausführliche Prospekt, der unsere Leser zweifellos sehr interessieren wird.

Für Feld, Etappe und Lazarett

sei vorzüglich empfohlen die

Sammlung Göschen

von der bis jetzt 765 Nummern zum Preise von 90 Pfennig für den handlich gebundenen Band erschienen sind.

Die Sammlung bildet eine leicht verständliche und übersichtliche Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und Technik in engem Rahmen, auf wissenschaftlicher Grundlage bietet jedes Bändchen zuverlässige Belehrung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Ausführliche Kataloge stehen unberechnet zur Verfügung.

Verlag der
G. J. Göschen'schen Verlagshandlung
G. m. b. H., in Berlin W 10

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger
Stuttgart und Berlin

Soeben erschienen:

Das Gewissen der Welt

Roman von

Otto Pietsch

1.–5. Auflage. In Leinenband M. 6.–

Der hinreißend erzählte und mit zündender Kraft geschriebene Roman gibt ein gewaltiges Bild der Kulturfünden Europas, die letzten Endes den Weltkrieg herbeiführten. Das im höchsten Grade zeitgemäße Buch dürfte bald zu den meistgelesenen Erscheinungen gehören.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Über die

Russische Literatur

unterrichten gut und zuverlässig die beiden nachstehenden Werke:

Rußlands geistige Entwicklung
im Spiegel seiner schönen Literatur
von
Professor Dr. **Alexander Brückner.**

Klein 8. 1908. M. 2.50, gebunden M. 3.50.

„... Als Einführung in die Geschichte russischer Literatur und russischen Geisteslebens kann dieses Büchlein nur warm empfohlen werden." *Das literarische Echo. 1909*

Die osteuropäischen Literaturen
in ihren Hauptströmungen
vergleichend dargestellt
von
Dr. **K. Dieterich.**

8. 1911. M. 4.—, gebunden M. 5.50.

„Das gutunterrichtete Werk wird das Interesse der Literaturfreunde in reichstem Maße anregen und befriedigen ..." *Leipziger Tageblatt. 1911.*

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Indien u. Ägypten

sind die beiden Stützpunkte der **englischen Weltherrschaft,** um deren Geltung die Kämpfe der nächsten Wochen geführt werden. Über die beiden Länder orientieren vorzüglich die beiden nachstehend aufgeführten Schriften:

Indien
unter der englischen Herrschaft
Von Dr. **Sten Konow,**
Professor für Geschichte und Kultur Indiens in Hamburg.

8. 1915. M. 2.70, gebunden M. 3.50.

Ägypten
Seine volkswirtschaftlichen Grundlagen und sein Wirtschaftsleben.
Von **F. Magnus.**

8. 1913. M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Else Kesting, Berlin. Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

9. Dezember 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen und Agenturen 2,50 Mark; beim Briefträger und am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 Mark; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 Mark; nach dem Ausl. 3,50 Mark. Preis des Einzelheftes 25 Pf. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 49

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Wilhelm Heile:** Die Nordgermanen im Weltkriege. — **Dr. H. v. Langermann:** Das europäische Gleichgewicht. — **Amtsgerichtsrat Dr. Ludwig Herz:** Die Zahlungsbilanz nach dem Kriege. — **Lic. Ernst Moering:** Zur Lage der Deutschen in Rußland. — **Robert Breuer:** Adolf Menzel. — **Arno Voigt:** Stille Stunde. — **Albrecht Schaeffer:** November 1915. — **Gottfried Traub:** Des einzelnen Macht. — Soziale Bewegung.

Naumann / Kriegschronik

Montag, 29. November.

Heute sammeln sich die Reichstagsabgeordneten zu neuer Tagung. Ein Hauptgegenstand ihrer Beratungen ist die Vorbereitung einer künftigen Kriegsgewinnsteuer, oder vielmehr einer Besteuerung des Vermögenszuwachses während des Krieges. Zunächst handelt es sich darum, daß von den erwerbenden Aktiengesellschaften und Genossenschaften m. b. H. die Hälfte des Reingewinnes nicht ausgeschüttet werden darf, sondern in vorgeschriebener Weise für ein späteres Steuergesetz als Rücklage aufbewahrt werden soll. Es wird alle Vorsicht nötig sein, damit nicht aus diesem Rücklagezwang eine neue Verteuerung der Militäreinkäufe entsteht. Je länger der Krieg dauert, desto mehr zeigt sich, daß verschiedene gesetzliche Maßnahmen und Verordnungen nur auf einen kurzen Kriegszustand berechnet waren. Dieses trifft zum Teil auch die Löhnungs- und Verpflegungssätze, von denen einige für einen jahrelangen Krieg zu niedrig, andere aber desto mehr viel zu hoch erscheinen.

Die oberste Heeresleitung teilt mit, daß nach ihrer Auffassung die großen Operationen gegen das serbische Heer abgeschlossen sind. Der Zweck des serbischen Krieges, die Oeffnung freier Verbindung mit Bulgarien und dem türkischen Reich, ist erreicht. Geführt wurde der Feldzug unter Oberleitung des Generalfeldmarschalls v. Mackensen von dem österreichisch-ungarischen General v. Koeveß, dem deutschen General v. Gallwitz und dem bulgarischen General Bojadjeff. Der österreichisch-deutsche Angriff begann am 6. Oktober, der bulgarische am 14. Oktober. Die Zahl der Gefangenen wird zunächst mit 100 000 Mann angegeben, also etwas niedriger, als es vor einigen Tagen in der Berechnung der Wiener „Zeit" erschien. Die deutschen Verluste dürfen recht mäßig genannt werden, so bedauerlich sie an sich auch sind. Unter Krankheiten hat die Truppe überhaupt nicht zu leiden gehabt. Ohne Zweifel wird es auch weiterhin in Serbien und an seinen Grenzen noch nicht ganz an kriegerischen Erscheinungen fehlen können, da noch Restbestände der Armee an der albanischen Grenze vorhanden sind, und da im Süden sowohl Monastir sich noch nicht ergeben hat, als auch die französisch-englische Truppe im allgemeinen ihren bisherigen Standort innezuhalten scheint.

Der französische Finanzminister Ribot berechnet die monatlichen Kriegsausgaben Frankreichs mit 1 750 000 000 Frank. Das entspricht im Verhältnis zur Heeresstärke ungefähr den Ausgaben, die nach den Mitteilungen von Staatssekretär Helfferich in Deutschland gemacht werden. Im ganzen wird wohl jeder Monat des Weltkrieges nicht viel unter 10 Milliarden Mark kosten. Mit anderen Worten, in jedem Monat erwächst den kriegführenden Staaten Europas eine künftige jährliche Steuerlast von etwa 500 000 000 Mark. Ein Kriegsjahr hat nach dieser Berechnung eine Erhöhung des allgemeinen Aufbringungssolls um sechs Milliarden zur Folge. Welche Wirkungen diese ungeheure Verschuldung der europäischen Staaten auf die Volkswirtschaft unseres Erdteils haben wird, läßt sich noch in keiner Weise übersehen. Sicher ist, daß die Schicht der Rentenbezieher, die von der Steuerkraft der übrigen Bevölkerung erhalten werden muß, durch diesen Krieg ungeheuer wächst. Daraus scheint zu folgen, daß das Kapital für industrielle Anlagen knapper sein wird. Wahrscheinlich wird ein nicht unbeträchtlicher Teil des Rentenbesitzes sofort nach dem Kriege als Zahlung für neue Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Amerika wandern. Dann sind die europäischen Staaten gegenüber den Amerikanern in gewissem Grade tributpflichtig. Der Gedanke, daß durch Kriegsentschädigungen die Schuldenlast eines der kämpfenden Staaten vollständig auf die anderen abgeschoben werden könne, muß wohl nach dem bisherigen Verlauf des langen Krieges als aufgegeben angesehen werden.

Dienstag, 30. November.

Der Deutsche Kaiser hat zum erstenmal während des Krieges dem Kaiser Franz Joseph in Wien einen persönlichen Besuch machen können und ist vom Hof und von der Bevölkerung außerordentlich freundlich empfangen worden. Der Thronfolger Karl Franz Joseph übernahm für den greisen Kaiser die Begrüßungen außerhalb des Schlosses.

In Temesvár findet eine Konferenz der mitteleuropäischen Eisenbahnverwaltungen statt, um eine direkte Schnellzugsverbindung Berlin—Konstantinopel zu beraten. Diese Schnellzugsverbindung ist gleichsam ein kurzer und sichtbarer Ausdruck für die neu gewonnene Völkerverbindung von der Nordsee bis an das Marmarameer.

Der Deutsch-Oesterreichisch-Ungarische Wirtschaftsverband hat auf seiner Tagung in Dresden eine Entschließung angenommen, daß ein Wirtschaftsbündnis der mitteleuropäischen Zentralmächte auf lange Dauer gesichert werden soll. Es ist auf Grund eines einheitlichen Zolltarifschemas ein einheitlicher Außentarif zu vereinbaren, dessen Zollsätze nicht durchweg die gleichen für beide Gebiete zu sein brauchen. In wechselseitigem Verkehr sind die wirtschaftlichen Verschiedenheiten durch Ausgleichszölle zu berücksichtigen. Eine zollpolitische Vorzugsbehandlung ohne Gemeinsamkeit der Wirtschaftspolitik ist wie alle anderen halben Maßnahmen als unzulänglich abzulehnen, denn die Interessengemeinschaft der Zentralmächte erschöpft sich nicht in der Zollpolitik. Die weltpolitischen Veränderungen dieses Krieges machen vielmehr eine gemeinsame Wirtschaftspolitik zur Notwendigkeit. Die treue Waffenbrüderschaft mit der Türkei und Bulgarien eröffnet uns des weiteren neue Ausblicke und stellt uns Aufgaben, die wir nur vereint erfüllen können.

Die Bulgaren haben Prizren, südwestlich von Pristina, genommen und damit die Schlacht auf dem Amselfelde vervollständigt. Ueber 3000 Gefangene und 8 Geschütze.

Digitized by Google

Die Italiener entfalten in den letzten Tagen eine außerordentliche Lebendigkeit, sowohl an den gewohnten Kampfesplätzen als auch vorübergehend am Monte Piano und nach Schluderbach hin. Der italienische Bericht von gestern behauptet, daß die Italiener 700 Gefangene gemacht haben. Sie wollen, und sei es mit größten Opfern, dem jetzt zusammentretenden Parlament etwas vorlegen, was man einen Sieg nennen kann. Der englische Kriegsminister Kitchener hat auf seiner Rückreise eine kurze Besichtigung der italienischen Front vorgenommen, ist aber bereits auf dem Wege über Turin nach England.

Mittwoch, 1. Dezember.

Der Kaiser begrüßte am Montag den Reichskanzler zu seinem 59. Geburtstage mit einem Telegramm, das nicht ganz ohne politische Bedeutung ist. Er sagt: „Sie waren Mir in dieser schweren Zeit eine treue und bewährte Stütze, deren Erfolge Meinen aufrichtigen Glückwunsch verdienen." Daran schließt sich der Wunsch, daß die Vorsehung dem Kanzler auch im kommenden Lebensjahre zum Segen für Kaiser und Reich ähnliche Erfolge gewähren möge. Damit ist allerlei heimliches Gerede in sehr klarer Weise abgewiesen.

Der bulgarische Sieg bei Prizren hat sich im Laufe des gestrigen Tages noch sehr vergrößert. Der bulgarische Generalstabsbericht meldet 16 000 bis 17 000 Gefangene, 50 Feldgeschütze und Haubitzen, 20 000 Gewehre, 148 Automobile und eine Menge anderen Kriegsmaterials. Die Zahl der Gefangenen wächst noch unaufhörlich. Ein Teil der serbischen Offiziere soll sich in Zivilkleidern in den Dörfern der Umgegend verborgen halten, wodurch die Soldaten bestimmt werden, sich in Massen zu ergeben. König Peter und der russische Gesandte, Fürst Trubetzkoi, sind ohne jede Begleitung mit unbekanntem Ziel davongeritten. Die französischen Truppen ziehen sich, nach französischer Meldung, von Krivolak auf Demir Kapu zurück.

In Wien haben gewisse Veränderungen im Ministerium stattgefunden, und zwar ist Prinz Konrad Hohenlohe, der Bruder des österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin, zum Minister des Innern, der bisherige Direktor der österreichischen Kreditanstalt, Dr. Spitzmüller, zum Handelsminister und der bisherige Oberleiter der Postsparkassen, von Leth, zum Finanzminister ernannt worden. Die Aufnahme der neuen Minister in der österreichischen und auch in der reichsdeutschen Presse ist eine sehr gute.

Donnerstag, 2. Dezember.

Aus englischen und italienischen Mitteilungen ergibt sich, daß Kitchener bei seiner Rückkehr nach London in die Notwendigkeit versetzt sein wird, einen der schwersten Entschlüsse im Verlaufe des gegenwärtigen Krieges zu fassen oder beim Gesamtministerium zu beantragen, nämlich, daß es ratsam wäre, das Schlachtfeld von Gallipoli zu räumen, obwohl man nicht verkennen könne, daß dieser Entschluß das Ansehen Englands im ganzen mohammedanischen Orient außerordentlich schädigen müsse. 200 000 Mann seien lange Monate hindurch vergeblich auf der Halbinsel in Kriegszustand gehalten worden. Die Türken, die noch im März mit 30 000 oder 40 000 Mann hätten überrannt werden können, seien nun durch ein gewaltiges System von Schützengräben gesichert. Allerdings werde auch das Verlassen der Halbinsel, militärtechnisch betrachtet, nicht einfach sein. Es sei dieses einer der verantwortungsvollsten Schritte, über den je ein englischer Ministerrat zu beschließen gehabt habe.

Das italienische Parlament wurde von Sonnino mit einer kühlen Darstellung der diplomatischen Vorgänge bei Beginn des österreichischen, türkischen und bulgarischen Krieges eröffnet. Vorläufig sind sowohl der türkische wie der bulgarische Krieg fast nur auf dem Papier vorhanden. Ueber das Verhältnis Italiens zu Deutschland ist in dieser Rede nicht gesprochen worden, obwohl von vielen Seiten eine italienische Kriegserklärung gegen Deutschland gefordert wird. Vom deutschen Standpunkt aus haben wir keine Veranlassung, eine Kriegserklärung nach Italien zu senden, weil sie am tatsächlichen Verhältnis fast gar nichts ändern würde. Die Mitteilung, daß Italien in den letzten Tagen den Londoner Vertrag über Gemeinsamkeit des Friedensschlusses der Vierverbandsmächte unterzeichnet hat, wurde mit stürmischem Beifall begrüßt. Ueber Serbien sagte Sonnino, die Wiederherstellung des serbischen Volkes in seiner vollen Unabhängigkeit sei ein unumgänglich notwendiges Ziel dieses großen Krieges. Auch diese Stelle wurde mit lebhaftem Beifall und Hochrufen begleitet. Dabei bleibt die Frage offen, wie sich die Italiener in Albanien gegenüber dem starken Eindringen serbischer Flüchtlinge und Truppen verhalten werden.

Als Ergänzung zu ihrem Siegesbericht aus Mesopotamien wird von den Türken berichtet, daß einer der angesehensten arabischen Irakstämme sich endgültig auf die türkische Seite gestellt habe, und daß dadurch die Niederlage der Engländer eine vollständige wurde. Die englischen Verluste in den Kämpfen vom 23. bis 26. November sollen 5000 Mann übersteigen. Die Zahl der mit Dampfschiffen weggeführten Verwundeten wird auf 2900 angegeben. Ein Kriegsmotorboot auf dem Tigris wurde von den Türken erobert.

Freitag, 3. Dezember.

Die englische Wochenschrift „Observer" bespricht mit anerkennenswerter Offenheit den Mangel führender Generale im englischen Heer. Dadurch, daß England in Friedenszeiten nur eine kleine Armee gehabt und keine großen Manöver veranstaltet habe, seien jetzt die Kräfte nicht vorhanden, die zur Leitung von Hunderttausenden unentbehrlich sind. Es würde sich darum empfehlen, englische Truppen unter französische Oberleitung zu stellen. Ob dieser Wunsch mehr in Frankreich oder mehr in England entstanden ist, können wir von uns aus begreiflicherweise nicht beurteilen.

Ueber die Verhandlungen des Vierverbandes mit Griechenland und teilweise auch über Besprechungen zwischen Griechenland, Bulgarien, Rumänien und den mitteleuropäischen Mächten wird jeden Tag vielerlei in in- und ausländischen Zeitungen geschrieben, ohne daß dadurch die Sachlage wesentlich klarer erscheint. Der Vierverband sucht Griechenland mit allen Mitteln zum Anschluß zu zwingen, nachdem offenbar auch der Besuch von Kitchener in Rom ein merkbares Eingreifen der Italiener nicht hat erreichen können. Die Italiener sollen ihm gegenüber die Ueberlassung von ganz Albanien gefordert und doch nur ein verhältnismäßig kleines Truppenkontingent dafür versprochen haben. Wenn der Vierverband Albanien an die Italiener verspricht, so kann er es nicht gleichzeitig in seinen südlichen Teilen den Griechen in Aussicht stellen.

Aus Sofia erfährt man, daß durch die feindliche Haltung der Albanier die Proviantzüge des Vierverbandes aufgehalten worden sind, so daß sie zu spät bis an das serbische Heer gelangen konnten. Man wird, so heißt es in einer Privatnachricht, später einmal erfahren, welche großen Dienste die Albanier überall den Bulgaren geleistet haben, und wird noch weiteres von ihnen hören, wenn ihre Zeit gekommen ist.

Von der russischen Armee in Beßarabien hört man noch immer nicht, daß sie sich in Marsch setzt, sondern nur, daß Kuropatkin nicht mehr zu ihrem Führer bestimmt ist. An der russischen Kriegsfront herrscht im allgemeinen Ruhe. Beide Teile richten sich wohl auf Winterlager ein.

Mit Rumänien sind Abschlüsse beider mitteleuropäischen Reiche über 50 000 Waggons Getreide gemacht worden, und zwar 20 000 Waggons Weizen, 10 000 Waggons Mais, 7500 Waggons Gerste, 5000 Waggons Hafer, 2500 Waggons Erbsen, 5000 Waggons Bohnen. Die Preise sind, auch nach unsern Kriegsauffassungen, noch immer übermäßig hoch.

König Ferdinand von Bulgarien sagte in einer Ansprache: „Ich weiß seit langem, welche edlen Gefühle Ungarn für uns hegt." Der bulgarische Arbeitsminister Petkow erklärt dem Vertreter von „Wolffs Telegraphenbureau": Alle Bulgaren haben jetzt erkannt, daß Rußland sie nur befreit hat, um bereitwillige Diener seiner Eroberungssucht aus ihnen zu machen. Das bulgarische Volk ist jetzt einig darüber, daß es seine politischen und wirtschaftlichen Interessen am besten im Anschluß an die Zentralmächte wahren kann. Die Beteiligung eines bulgarischen Vertreters an der Dresdner Tagung des mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes sei als Anzeichen einer wirtschaftlichen Annäherung Bulgariens an die Zentralmächte zu betrachten.

Digitized by Google

Sonnabend, 4. Dezember.

Nach dem österreichischen Bericht haben westlich und südlich von Novibazar ungarische Abteilungen, denen sich viele bewaffnete (bosnische) Mohammedaner anschlossen, in zwei Tagen 3500 Serben gefangen.

Monastir, die alte, zweite Hauptstadt von Mazedonien, deren antiker Name Bitolia hieß, eine industrielle Stadt mit allerlei Bildungsanstalten, ist von den serbischen Truppen verlassen worden. Derjenige Teil von ihnen, der sich nach Saloniki durchzuschlagen versuchte, ist von den Bulgaren zurückgeworfen oder gefangen worden. Ein anderer Teil scheint den Weg nach Albanien, über Resna, zu versuchen.

Im Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei referiert v. Payer über die politische Lage. Es wird eine Entschließung angenommen, in der sich die Partei als erste der politischen Parteien für die politische, militärische und wirtschaftliche Annäherung an Oesterreich-Ungarn ausspricht.

Sonntag, 5. Dezember.

Die englische Niederlage in Mesopotamien ist noch etwas größer als wir bisher annehmen durften. Es sind zwei englische Kanonenboote erbeutet oder versenkt. Der Oberbefehlshaber ist bis nach Basra geflohen.

Das k. k. Kriegspressequartier vergleicht den Niederbruch des serbischen Heeres mit dem schrecklichen Uebergang der napoleonischen Armee über die Beresina. Für die serbische Armee gibt es aber weder eine junge Garde noch einen Boden, aus dem neue Kraft gezogen werden kann. In den wilden Schluchten Montenegros und Albaniens ist der Rest von Altserbien der Kälte und den Naturgewalten preisgegeben. Montenegro ist in den Wirbel des serbischen Unterganges hineingezogen. Hier ist die Weltgeschichte das Weltgericht. Die Geschichte des Königs der schwarzen Berge naht wohl ihrem Ende. Die Anstrengungen der österreichisch-ungarischen Armee, die von der Drina her durch Klüfte und Urwälder nach Montenegro vordrang, sind ungeheuer. Im ganzen sind auf der Balkanhalbinsel von den mitteleuropäisch-bulgarischen Truppen fast 100 000 Geviertkilometer erobert. Es sind bis jetzt 160 000 Serben gefangen. Das alles geschieht, während der Vierverband in Frankreich und Rußland nicht von der Stelle rücken kann.

Monastir ist Donnerstag nachmittag von Deutschen und Bulgaren besetzt worden. Die deutsche Besetzung ist politisch wichtig, weil damit für Monastir etwas andere Bedingungen geschaffen werden als für die nur von Bulgaren eingenommenen serbischen Plätze. Italienische Korrespondenten befürchten ein geheimes Einverständnis der Deutschen und der Griechen. Die Kämpfe zwischen Bulgaren und der nördlich von Saloniki stehenden französisch-englischen Armee gehen weiter.

Im englischen Kronrat sollen mehrere Minister, darunter Lloyd George für, aber Asquith und Kitchener gegen das Aufgeben der Kämpfe auf Gallipoli und bei Saloniki sich ausgesprochen haben. Ueber Kitchener hatten bisher die italienischen Berichte anders gelautet... Der serbische Rückzugsplan soll vom französischen Generalissimus Joffre persönlich bearbeitet worden sein.

Die italienische Kammer hat mit 405 gegen 48 Stimmen dem Ministerium ihr Vertrauen ausgesprochen. Der klerikale Abgeordnete Meda führte aus, daß es der christlichen Lehre entspreche, die Gerechtigkeit mit Gewalt wieder herzustellen, wenn sie durch Gewalt verletzt sei. Wie sich das gerade auf Italien beziehen kann, ist uns schleierhaft, da Italien von niemandem angegriffen wurde.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 29. November.

Eine radikale Maßnahme zur Linderung der Fettnot hat das preußische Ministerium des Innern getroffen. Die Staatsregierung stellt geeigneten landwirtschaftlichen Körperschaften der Schweineproduktionsgebiete, im Ausland gekaufte Futtermittel zur Verfügung dafür, daß sie sich verpflichten, nach einer normalen Mästungszeit von 90 Tagen Fettschweine an staatlich bezeichnete Verbrauchsstellen abzuliefern. Die Preise der Futtermittel sind so bemessen, daß der Mäster das Schwein unter dem Höchstpreis liefern kann. Der Staat trägt dabei die Mehrkosten der im Ausland teurer gekauften als an die Viehhalter abgegebenen Futtermittel. Auf die Art soll zunächst für eine halbe Million Fettschweine gesorgt werden, die in den Monaten Februar bis Mai von den Kommunen abgenommen und den Verbrauchern zugeführt werden sollen. Die Staatsregelung als Produktionsauftrag — das ist die letzte notwendige Konsequenz der Versorgungswirtschaft.

Die Vorlage zur Besteuerung der Kriegsgewinne, die dem morgen zusammentretenden Reichstag zugeht, erscheint in den Zeitungen. Die Steuerpflicht erstreckt sich auf „alle Erwerbsgesellschaften, bei denen die Möglichkeit der Erzielung höherer Gewinne während der Kriegszeit vorliegt". Sie verpflichtet diese Gesellschaften zu einer Rücklage von 50 v. H. ihres Kriegs-Mehrgewinns, d. h. des Betrages, um den der Geschäftsgewinn eines Kriegsgeschäftsjahrs den Durchschnitt früheren Geschäftsgewinns oder einen gewissen Mindestgewinn übersteigt. Diese 50 v. H. dürfen also nicht an die Aktionäre ausgegeben, sondern müssen aufgesammelt werden als Objekt einer später einzuführenden Kriegsgewinnsteuer. Mit dieser Vorlage erscheint eine andere über die Kriegssteuern der Reichsbank, die natürlich als „Erwerbsgesellschaft" anders behandelt werden muß als die anderen, aber auch ungewöhnliche Kriegsgewinne hat und daher ihre Kriegsabgabe leisten muß.

Diese Kriegsgewinnsteuer — wieder eine große Einschwenkung aus der privatwirtschaftlichen in die staatswirtschaftliche Organisation.

Die „Vossische Zeitung" druckt den Brief eines zwanzigjährigen jungen Dichters ab, der als Kriegsfreiwilliger in der Champagne fiel: Wilhelm Wolter. Dieser wundervolle innere Sieg über den Tod, den die Jugend sich selbst erringt — wie viel schöner, mächtiger und heiliger ist er, als die Kriegsphilosophie hinter der Front. Unvergeßlich in ihrer trostvollen Reife, diese Worte des Zwanzigjährigen vom Vorabend seines Heldentodes:

„Draußen knattert wieder die ganze Nacht heftiges Gewehrfeuer, nach unseren Beobachtungen scheint wieder ein Sturm bevorzustehen. Ich habe mich längst mit allen Möglichkeiten abgefunden. Man sagt immer, es müßte für die Jungen leichter sein, in den Tod zu gehen, als für die Aelteren, die Väter u. a. Ich glaube kaum, denn solcher wird die Aufgabe seines Lebens, wenn er überhaupt eine Sendung in sich fühlt, doch wenigstens zum größten Teil meist gelöst haben, und in seinen Werken, gleichviel, welcher Art, in seinen Kindern wird man seine Spur immer wiederfinden, wird er weiterleben. Er muß also doch nicht allzu schwer für einen hohen Zweck sterben können. Ich fühle auch eine Aufgabe in mir, ich glaube, den Menschen etwas zu sagen zu haben, und möchte von den reichen Schätzen, die Gott mir ins Herz gelegt, und die mich oft mit tiefem Glück durchzittert haben, den Menschen wiederschenken. Aber ich habe noch keine Zeit zum Ernten gehabt, und wenn man mir keine Zeit zum Ernten läßt? Vergib solche Worte, es wird nicht so kommen, und wenn auch, es wird Gottes Güte immer einen Ausgleich, ein Vollenden und Erfüllen des Wollens, schaffen — und das muß der Trost sein, Schönheit von solcher Höhe ist sicher unsterblich, ein Hauch des Ewigen, der ihn ahnen läßt, und nicht vorbei mit dem Tod..."

Dienstag, 30. November.

Der Reichskanzler hat in seiner Antwort an den Deutschen Landwirtschaftsrat, der ihn aufforderte, den Beschuldigungen gegen die Landwirtschaft entgegenzutreten, zugleich zu einem sanften Memento Gelegenheit genommen. Er sagt:

„Ich zweifle nicht daran, daß die deutsche Landwirtschaft auch in Zukunft bereit ist, alle durch die Erfordernisse der Kriegswirtschaft ihr auferlegten notwendigen Opfer mit vaterländischem Gemeinsinn zu tragen, und werde dauernd bemüht sein, allen ungerechten Beschuldigungen entgegenzutreten, die das Verhalten der Landwirtschaft oder anderer Berufsstände gegenüber der Allgemeinheit verdächtigen. Ich gehe dabei von der zuversichtlichen Erwartung

Digitized by Google

aus, daß die berufenen landwirtschaftlichen Vertretungen ihren ganzen Einfluß auf ihre Berufsgenossen dafür einsetzen werden, die rückhaltlose Bereitwilligkeit zur Mithilfe bei der Durchführung aller im Interesse der Volksernährung getroffenen Maßnahmen überall durch die Tat zu bekunden. Ich vertraue darauf, daß die Landwirtschaft selbst, trotz aller zu überwindenden Schwierigkeiten, deren Umfang ich nicht verkenne, tatkräftig die ununterbrochene Versorgung des Lebensmittelmarktes fördert, und bin deshalb gewiß, daß unsere Volkswirtschaft auch die ihr gegenwärtig gestellten großen Aufgaben erfolgreich lösen wird."

Der Reichstag tritt heute wieder zusammen. Eine Denkschrift über die bisherigen wirtschaftlichen Maßnahmen als 6. Nachtrag zu dem gerade vor einem Jahr erschienenen ersten Rechenschaftsbericht liegt ihm vor. Wenn man die Folge dieser Denkschriften sich zurückruft, so wird einem der Wandel der Kriegswirtschaftsprobleme sehr deutlich. Vor einem Jahr war es mehr das Problem der Vorräte, jetzt ist es das ihrer Verteilung, das im Mittelpunkt steht. Zugleich sind wir von dem Ausgangspunkt der Höchstpreise nach rückwärts zur Produktionsregelung und nach vorwärts zur Verbrauchsregelung weiter gegangen. Das staatswirtschaftliche Prinzip hat sich immer weitere Geltung verschafft, wie eine lebendige Naturkraft, die von sich aus ihrem Gesetz entsprechend alles ihr Erreichbare umformt. Die Denkschrift erwähnt auch mit berechtigtem Stolz die Mobilmachung des Geistes, die, durch die Not erzwungen, in Wissenschaft und Technik neue Wege gefunden hat.

Mittwoch, 1. Dezember.

Im Reichstag hat Helfferich die Vorlage für die Kriegsgewinnsteuer begründend eingeführt. Die ungeheure Arbeitslast aller Aemter schimmert durch die kräftigen Sätze seiner kühl-sachlichen Rede. Man denkt manchmal: einmal muß der Krieg aufhören, weil die Gehirne der Welt die zehnfache Anspannung nicht mehr aushalten. Das Gesetz selbst wird im März 1916 vorgelegt werden.

Die sozialdemokratische Minderheit will ihren Gegensatz zur Mehrheit im Reichstag austragen, von der Chemnitzer „Volksstimme" wird dazu die Hoffnung ausgesprochen, daß sie dann wenigstens ihre Seele rückhaltlos enthülle, damit die Partei sie kennen lerne.

Im Haushaltausschuß beginnt die Beratung der Kriegsgewinnsteuer.

Donnerstag, 2. Dezember.

Die sozialdemokratische Partei wird eine „Friedens-Interpellation" einbringen, eine Anfrage, ob der Reichskanzler bereit sei, Auskunft darüber zu geben, unter welchen Bedingungen er geneigt ist, in Friedensverhandlungen einzutreten.

Berlin seufzt etwas unter Mangel an frischem Schweinefleisch. Es scheint, daß die Höchstpreise dadurch umgangen werden, daß man alles Schweinefleisch, das nicht direkt an die Konservenfabriken geht, zu Wurst verarbeitet, um die Höchstpreise zu umgehen. Also Höchstpreise für Wurst?

Dann ist die Stockung in der Butterzufuhr sehr bemerkbar. Sie wird in kurzer Zeit behoben sein. Bis dahin Gedränge in oder vor den Läden und viel Unvernunft solcher, die meinen, daß es durch Schimpfen besser wird. Die Butterkarte wäre dringend notwendig, um Ordnung in die Verteilung zu bringen.

Freitag, 3. Dezember.

In der Berliner Stadtverordnetenversammlung ist die Frage der gleichmäßigen Behandlung der Kriegsunterstützungsfälle durch die 23 Bezirkskommissionen, besonders die gleichmäßige Beurteilung der Bedürftigkeit, zur Sprache gekommen. Es wäre sehr erfreulich, wenn damit etwas erreicht würde. Die einheitliche Gestaltung der Unterstützungen bei 23 unabhängig entscheidenden Stellen ist ein sehr schweres Problem.

Im Reichstag gehen die Beratungen des Haushaltausschusses über die Ernährungsfragen weiter. Es ist ganz richtig, daß die Brotkarte das Glanzstück der Lebensmittelversorgung ist. Alles andere ist technisch viel schwerer — das ist zuzugestehen; aber es ist auch nicht in derselben Weise Angstkind und deshalb nicht so rücksichtslos und durchgreifend angefaßt worden. Das Studium der neuen Denkschrift über die wirtschaftlichen Kriegsmaßnahmen bringt einem doch stark zum Bewußtsein, wie sehr trotz seines schwankenden Kurses das Schiff der Wirtschaftsleitung zur allgemeinen Produktions-, Tausch- und Verbrauchsregelung hinsteuert. Chronologisch betrachtet ist jeder Schritt zu diesem Ziel durch den nächsten überholt und niemals einer zurückgetan. Jede Maßnahme hat einen verborgenen Wegweiser nach dieser Richtung.

Ich las Frauenbriefe aus dem Kriege 1870/71. Was tat man damals? Man wartete auf die Zeitung, zupfte Scharpie, schickte Liebesgaben, las schöne Kriegsgedichte und war ganz Zuschauer. Manchmal ist man geneigt, die Frauen von damals zu beneiden. Sie hätten es als Entweihung empfunden, in großer Zeit so voll Interesse für das nüchterne Kapitel „Fette und Oele" und für die Ergebnisse der Schweinezählung zu sein wie wir heutigen.

Das Kapitel „Fette und Oele" ist übrigens tatsächlich eines der aufschlußreichsten der neuen Denkschrift, und immerhin ermutigend. Es zeigt, was der Kriegsausschuß, der die volkswirtschaftliche Verwaltung der Fette und Oele ganz in seinen Händen hat, bisher getan hat. Hier ist die Zentralisation der Vorräte so vollständig, daß sehr wohl eine Maßnahme möglich wäre, die der Fettnot der unbemittelten Schichten steuern könnte: die strikte Vorbehaltung aller dieser Fette für den Verbrauch der Minderbemittelten.

Ueber die Viehzählung vom 1. Oktober teilt die Denkschrift folgendes mit:

„Die Zählung ergab erfreulicherweise für Pferde trotz der weitgehenden Inanspruchnahme für militärische Zwecke einen so geringfügigen Rückgang, daß Besorgnisse für die Pferdezucht nicht bestehen. Im Gegenteil wird nach Rückgabe der für militärische Zwecke angeforderten Pferde mit einer nicht unbeträchtlichen Gesamtvermehrung des Pferdebestandes gerechnet werden dürfen. Auch der Rindviehbestand weist gegenüber der Zählung vom 1. Dezember 1914 nur einen geringfügigen Rückgang auf. Der Schafbestand zeigt gegenüber der Zählung vom 1. Dezember 1914 eine Zunahme von 4,4 v. H. Noch stärker, nämlich 10,6 v. H., ist die Zunahme des Ziegenbestandes. Gegenüber dem Ergebnis der beiden letzten Schweinezwischenzählungen vom 15. März und 15. April 1915 hat der Schweinebestand eine erfreuliche Zunahme vorzuweisen. Die Steigerung gegen den Bestand vom 15. April 1915 beträgt 16 v. H. Diese Zunahme prägt sich noch deutlicher aus bei demjenigen Teile des Schweinebestandes, auf dem für die nächste Zeit die Aufgabe der Fleischversorgung der Bevölkerung beruht; denn bei den ein Jahr alten und älteren Schweinen beträgt die Zunahme 46,6 v. H., bei den einhalb bis ein Jahr alten sogar 87 v. H. Das Federvieh hat eine Abnahme um 8,7 v. H. gegenüber der letzten Zählung, der vom 2. Dezember 1912, aufzuweisen. Dieser Rückgang ist ausschließlich bei den Hühnern eingetreten; Gänse und Enten haben eine nicht unerhebliche Zunahme aufzuweisen. Das Gesamtergebnis der Viehzählung," so sagt die Denkschrift, „ergibt ein den Umständen nach durchaus erfreuliches Bild; es zeigt, daß trotz einiger kleiner Rückgänge im einzelnen der deutsche Viehbestand sich in seiner Gesamtheit auch in der Kriegszeit günstig entwickelt hat und die Fleischversorgung der Bevölkerung auch fernerhin nicht gefährdet ist."

Sonnabend, 4. Dezember.

Wir hatten eine Versammlung, um Frauen als Vormünder zu gewinnen, da es fast nicht mehr möglich ist, für die zahlreichen, der Vormundschaft und Pflegschaft bedürftigen Kinder männliche Vormünder aufzutreiben. Hoffentlich hat der neue Versuch „Menschen zu fangen" einigen Ertrag gegeben. Das Rekrutierungssystem für die soziale Hilfe ist eigentlich denkbar primitiv, man fischt immer von neuem versuchsweise in dem Meer der Großstadt herum, und es ist im Grunde Glückssache, ob man gerade an solche herankommt, die helfen könnten und wollen. Und dann sind die Frauen so voll Scheu vor jeder Arbeit, die sie nicht kennen und die ihrer Natur nach Verpflichtung auf längere Zeit bedingt. Schließlich sind es immer die schon sozial arbeitenden, die, wenn es denn doch nichts hilft, zu allem noch ein halbes Dutzend Mündel übernehmen. Die Frauenerziehung muß viel energischer dafür sorgen, daß den Frauen solche Pflichten selbstverständlich werden, statt daß heute auch die an sich weichherzigen und liebevollen einfach zu zimperlich dafür sind.

Digitized by Google

Heute begann die Sitzung des Zentralausschusses der Fortschrittlichen Volkspartei — die erste seit Kriegsausbruch und gut besucht. Es wurde heute über „Kriegsziele und Friedensfrage" gesprochen, und eine einstimmige Entschließung erzielt. Ein eigentümlicher und viele überraschender Beweis dafür, daß sich allmählich das Kriegsziel aus dem Verlauf des Krieges gleichsam aus eigener politischer Kraft und Logik herausstellt. Noch vor wenigen Monaten wäre niemand so sicher über das Erstrebenswerte und Mögliche gewesen.

Sonntag, 5. Dezember.

Fortsetzung unserer Tagung. Volksernährungs- und Kriegsfürsorgefragen im Anschluß an Vorträge von Fischbeck und Liesching. Eindrucksvoll ist in der Behandlung der Volksernährungsfrage die selbstverständliche Zurückstellung des Parteistandpunktes hinter den des allgemeinen Interesses. Die Fragen hätten auf einem Ernährungskursus kaum anders und objektiver behandelt werden können.

Die Ansiedlung der Kriegsverletzten wird allenthalben praktisch in Angriff genommen. In Schlesien durch die „Schlesische Landgesellschaft", in der Provinz Sachsen durch die Ansiedlungsgesellschaft „Sachsenland". Es werden sowohl bäuerliche Rentengüter wie auch Kleinstellen für Arbeiter und Handwerker eingerichtet.

Die landwirtschaftliche Kinderarbeit hat durch den Krieg selbstverständlich sehr zugenommen, und in der Befreiung vom Unterricht zu solchen Zwecken muß naturgemäß ziemlich liberal verfahren werden. Es wurden Kinder gebraucht zum Sammeln der ölhaltigen Baumfrüchte, jetzt zum Sortieren von Kartoffeln und zu manchen anderen Arbeiten. Dagegen wird niemand etwas einzuwenden haben — im Gegenteil.

Wilhelm Heile / Die Nordgermanen im Weltkriege

Es ist kein Zweifel, daß der nationale Gedanke im letzten Jahrhundert aller großen Politik die stärksten Triebkräfte gegeben hat. Das gilt nicht bloß von uns Deutschen, die wir in dieser Zeit aus der nationalen Zersplitterung herausgekommen sind, ohne freilich die Gesamtnation in einem Staatswesen vereinigt zu haben. Auch nicht bloß von großen Nationen; die Kleinvölker der verschiedenen Rassen haben das gleiche Erlebnis.

Einst fiel das Wort: Blut ist dicker als Wasser. Gemeint war die Zusammengehörigkeit von Germanen und Angelsachsen trotz trennender Meere und trennender Geschichte. Inzwischen ist der Vetter jenseits des Kanals unser Hauptgegner im großen Weltenbrande geworden; geblieben aber ist doch das Gefühl, daß diese Gegnerschaft doppelt bitter empfunden wird, eben weil es der Vetter ist, der den Brand geschürt hat, um den Verwandten, dessen Kraft er am besten zu würdigen wußte, nicht hochkommen zu lassen.

Es ist schon etwas Lebendiges und Ernsthaftes um das Gefühl der Blutsverwandtschaft von Völkern. So verworren und phantastisch das meiste ist, was über Rassenbewußtsein und Rassenpolitik geschrieben und gesprochen zu werden pflegt: die Tatsache läßt sich nicht leugnen, daß es weit leichter ist, Völker ähnlichen Ursprungs und verwandter Sprache einen gemeinsamen geschichtlichen Weg zu führen, als Völker, die nur geographisch und wirtschaftlich aufeinander angewiesen sind.

Als im Anfange des Krieges in Deutschland unvorsichtige Worte fielen, es handle sich um einen großen Entscheidungskampf zwischen Germanentum und Slawentum, da weckte das gewiß den Protest aller ernsthaften deutschen Politiker, lebhaften Unwillen und verdutztes Aufhorchen bei den slawischen Völkern Habsburgs; und es war doch etwas dran an diesen Worten, etwas, was in weiten Kreisen wirklich empfunden und was nur in dieser Ausprägung der schwierigen Lage der Zwischenvölker nicht gerecht wird. Wieviel slawisches Blut in den Ostdeutschen, die doch nicht die schlechtesten Deutschen sind; und wieviel germanisches Blut in den Westslawen, die schon deswegen mit dem gleichen Recht sich mit uns verwandt fühlen dürfen, wie mit den tatarisch-mongolisch durchsetzten und überfluteten Moskowitern Rußlands! Die alten Preußen sind deutsch geworden. Daß aber etwa unsere nichtgermanischen Kampfgenossen jemals deutsch werden sollten, daran ist nicht zu denken und daran wird auch wohl kaum gedacht. Doch daß sie sich den Deutschen kulturverwandt fühlen und darum trotz der trennenden Sprache mit ihnen den Gang der Geschichte zu gehen sich mit innerer Wärme entschließen, das liegt sicher nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit und ernsthafter politischer Hoffnungen. Sie werden sich um so leichter dahin entscheiden, je fester und begründeter die Ueberzeugung ist, daß die Erhaltung und Fortentwicklung ihrer Eigenart am besten im kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Anschluß an das deutsch geführte Mitteleuropa verwirklicht werden kann. Wer von den West- und Südslawen jetzt den allslawischen Lockrufen widerstanden hat und gemeinsam mit uns Germanen den Kampf gegen die Russen kämpft, der hat sich so entschieden, weil er im Erfolge des nordöstlichen Vetters eine schwere Gefahr für die eigenen Zukunftshoffnungen sieht.

Nun aber gibt es manchen guten Deutschen, der an eine künftige enge Arbeitsgemeinschaft mit den mancherlei nichtgermanischen Völkern Mitteleuropas nur mit einer gewissen Sorge zu denken vermag, weil ihm Habsburgs alte Nationalitätenschwierigkeiten warnend vor Augen schweben. Was hülfe es, so glauben sie, wenn wir einen ganzen Weltteil gewännen, und nähmen doch Schaden an Gesundheit und innerer Kraft! Lieber klein, aber rein, denken diese Kleingläubigen in ihrer Furcht, es könnte das Deutschtum im weitergespannten Rahmen den Boden unter den Füßen verlieren und seine Kräfte verzehren im Dienste der Fahrtgenossen als deren Wegbereiter.

Wer aber so denkt, der zeigt nur geringes Vertrauen zu unserem dauernden Wert und vergißt obendrein ganz, daß an den Grenzen unseres Reiches noch andere Völker wohnen, die jetzt weder mit uns sind, noch mit unseren Gegnern, und die doch irgendwann einmal vor die Frage gestellt sein werden, ob sie es mit uns halten wollen oder mit denen, deren Ziel unsere Vernichtung ist. Ein Deutschland, das seinen Fremdstämmigen in starkem Kraftgefühl mit weitem Herzen entgegenkommt, mit dem selbst völlig Fremde in vertrauensvoller Anlehnung gemeinsame Sache machen, wird seine Anziehungskraft haben auch für die, die ihm von Natur nahestehen. Die deutsche Schweiz, die Niederlande, die drei germanischen Nordländer, auf die viele begeisterte Germanen fast mit einem gewissen Zorn sehen, weil ihre Völker uns so nahe verwandt sind und uns doch nicht beispringen im großen Schicksalskampf: sie haben sicher keine so leichte Wahl. Der Deutschschweizer, der mit uns die gleiche Sprache spricht, bildet mit Welschen zusammen einen Staat und scheidet deswegen in diesem Gedankengang genau so aus, wie man von den mit den Wallonen zum belgischen Staat vereinigten Vlamen eine deutsche Politik unmöglich erwarten konnte. Die Holländer, deren Sprache unserer friesischen Küstenbevölkerung ohne weiteres verständlich ist, können sich gleichwohl aus Rassengefühl fast mit demselben Rechte für England wie für Deutschland entscheiden. Wenn sie jetzt in einwandfreier Weise neutral geblieben sind, so ist das für ein so kleines Land mit so ausgedehntem fernen Kolonialbesitz und so leicht für die englische Flotte erreichbarer Küste nur zu begreiflich. Und statt mißvergnügt zu greinen über deutschfeindliche Aeußerungen eines Teiles

Digitized by Google

der holländischen Presse, denen doch ebenso beachtliche deutschfreundliche Stimmen gegenüberstehen, sollte lieber die Erinnerung daran wachgehalten werden, daß Holland, unbekümmert um den englischen Widerspruch, noch vor nicht allzulanger Zeit den Ausbau der Befestigungen Vlissingens durchgeführt hat, der doch nur den Zweck hatte, zu verhüten, daß Holland unfreiwillig und ohne Widerstand zum Brückenkopf Englands auf dem Festlande gemacht werden könnte. Nun denken die Staatslenker der Niederlande vermutlich bei ihren Entschließungen sehr wenig daran, ob sie mehr mit uns oder mit unseren angelsächsischen Vettern verwandtschaftlich verbunden sind. Ihr Augenmerk ist selbstverständlich auf Erhaltung und Stärkung ihres eigenen Staatswesens gerichtet; und nur, wenn sie dieses Ziel lediglich oder doch wesentlich zuverlässiger durch Anlehnung an eine Großmacht erreichen können, werden sie aus ihrer vorsichtig abwägenden Zurückhaltung herausgehen.

In diesem Zusammenhang macht sich der Einfluß geltend, den innerpolitische Maßnahmen oder Zustände auf die große Politik haben. Unser Deutsches Reich erscheint den Völkern des Westens als der starke Hort vormärzlicher Staatsauffassung, als das Land der Unfreiheit, Bevormundung und bureaukratischer Allgewalt. Alles, was wir, namentlich in Preußen, gegen die Schwächen und Mängel des preußischen Staatsaufbaues vorzubringen haben, erscheint draußen als das Wesen des ganzen Deutschen Reiches. Es ist unnötig, das Reich gegen so falsche Beurteilung zu verteidigen und selbst Preußen gegen die karikaturenhafte Verzeichnung seines Bildes in Schutz zu nehmen. Die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß das Bild, das man sich mit Recht oder Unrecht von uns macht, uns viel Freundschaft verscherzt hat. Mag England die Irländer noch so sehr unterdrückt haben durch die Jahrhunderte hindurch, England bleibt doch das Land der Freiheit, während jeder Mißgriff in der Behandlung Elsaß-Lothringens als Ausfluß unseres Wesens betrachtet und darum schlimm gewertet wird, obwohl die Reichslande bei uns mehr Rechte und Selbständigkeit besitzen, denn je zuvor als französische Provinz.

Für die Holländer, und ganz besonders für die Skandinavier am eindruckvollsten waren aber stets die Klagen, die von Zeit zu Zeit aus Nordschleswig zu ihnen drangen. Daß die Polen in Preußen zum Teil noch unter Ausnahmerecht stehen, das gab schon Stoff für deutschfeindliche Stimmungsmache. Daß aber auch die stammverwandten Dänen unter landrätlichen Härten und Ungeschicklichkeiten zu leiden hatten, das hat immer wieder böses Blut erregt. Kann man sich wundern, wenn so einseitig unterrichtete Völker trotz sonstiger Anerkennung der deutschen Leistungen und trotz heimlichen Stolzes auf die Größe des Vetters wenig Neigung haben, mit ihm in nähere politische Berührung zu kommen?

Am wenigsten wird man etwas anderes bei den Dänen erwarten können, die vielfach die Erinnerung an das Jahr 1864 noch nicht verwunden haben, und deren Königsfamilie mit ihren Verwandtschaftsbeziehungen oft genug zwischen London und Petersburg die Brücke gebildet hat. Wohl wirkt das Schwergewicht wirtschaftlicher Beziehungen ebenso sehr für Deutschland wie für England; der Unterschied zwischen der deutschen und der englischen Wirtschaftspolitik aber hat nur zu sehr das allgemeine Vorurteil gegen das reaktionäre Deutschland gefördert. Dänemark hat zwar in seiner Geschichte reichlich Gelegenheit gehabt, sich über die Behauptung, England sei der natürliche Beschützer der kleinen Staaten, seine eigenen Gedanken zu machen, Gedanken, die sich mit den Erfahrungen decken, die jetzt der Griechenkönig aus dänischem Hause gemacht hat. Vielleicht aber ist es gerade die Erinnerung an jene brutale Beschießung Kopenhagens durch die englische Flotte im September 1807, durch die der Respekt vor der englischen Seemacht, franzosenfreundliche Ueberlieferungen aus der Napoleonszeit, westlicher Liberalismus und südjütische Wünsche zu einer Stütze der englandfreundlichen Stimmungen vereinigt werden.

Aehnliches gilt auch von Norwegen, das skandinavisch mit den Dänen fühlt und dessen ungeheuer lange Küste noch schwerer zugunsten Englands in die Wagschale fällt. Als Norwegen sich vor einem Jahrzehnt von Schweden trennte, da war es jedem sorgfältigen Beobachter klar, daß England seine Hand im Spiele hatte. Und als dann die junge norwegische Bauernrepublik durch Wahl eines Dänenprinzen zum Königreich wurde, wurden die feingesponnenen englischen Fäden noch deutlicher erkennbar: Es war eine Tochter Eduards VII., die als Gattin Haakons den Thron zu Christiania bestieg. Alle Nordlandfahrten des deutschen Kaisers und ungezählter Deutscher, alle Schwärmerei der Deutschen für dieses schöne Land und dieses Volk mit seinem uns gemeinsamen Heldensang aus grauer Vorzeit, mit seiner körperlich und geistig uns so verwandten Art haben nichts daran ändern können, daß der Staat Norwegen, der niemals eine eigene Auslandspolitik kennengelernt hat, nach der Lostrennung von Schweden in seinem natürlichen Anlehnungsbedürfnis dem Zuge nach dem Westen gefolgt ist. Und dennoch ist Norwegen nicht auf Gedeih und Verderb mit England verbunden, weder durch Bande der Ueberlieferung, noch durch den Zwang der politischen Verhältnisse. Ein Blick auf die Karte lehrt, weshalb Norwegen in den Jahren vor dem Weltkriege, in dem es neutral geblieben ist, solchen Eifer der Verbesserung seiner Wehrkraft gewidmet hat. Das war sicher nicht gegen Schweden gerichtet. Im Gegenteil; das Verhältnis zu diesem Bruderstaat besserte sich geradezu in dem Maße, in dem Norwegen seine Verteidigungsfähigkeit verstärkte. Der Groll der Schweden gegen den verlorenen Sohn schwand mehr und mehr, weil immer deutlicher erkennbar wurde, daß Norwegen sich rüstete, um im drohenden Zukunftskampf um das skandinavische Nordland gegen den Erbfeind im Osten seinen Mann zu stehen.

Hoch oben im Norden, da, wo die felsigen Eilande der Lofoten mit den dort wildzerklüfteten Bergen des nordischen Festlandes den wunderschönen Vestfjord bilden, liegt, tief ins Land hineinragend, umrahmt von Gletschern und schneebedeckten Höhen, der herrliche Viktoriahafen von Narvik. Wenn sechs Tagefahrten weiter südlich, in Emden oder Rotterdam, auf der Elbe oder der Weser, die Eisbrecher an der Arbeit sind, um eine Fahrrinne freizuhalten, dann fahren dort die großen Dampfer ungehindert ein und aus, um das Eisenerz der schwedischen Werke von Kiruna zu holen. Der Golfstrom, von den Lofoten aufgefangen und geteilt, bespült hier unmittelbar die steilen Küsten und schafft so im Lande der Mitternachtssonne das Wunder eines stets eisfreien Hafens. Noch etwas weiter nördlich liegt Tromsö und der Malangerfjord. Dort schiebt sich von Osten her fremdes Gebiet in das norwegische hinein und ragt wie eine gierig ausgestreckte Zunge bis auf 35 km an den Lyngenfjord, und damit an den Ozean heran. Und dieses Gebiet gehört nicht etwa zu Schweden; es ist Rußland, das hier seine Fühler ausstreckt, um den Weg zum Weltmeer zu gewinnen. Schon seit dem 16. Jahrhundert erhebt Rußland Anspruch auf den Malangerfjord, und noch heute führt der Zar unter der langen Kette seiner Würden den Titel „Erbe Norwegens". Das wissen die Norweger so gut wie die Schweden. Und wenn auch ihr Blick gen Westen gerichtet ist, während Schweden sein Gesicht naturgemäß nach Osten kehrt, so sind die beiden Brudervölker trotz aller staatlichen

Digitized by Google

Trennung doch zu sehr miteinander verbunden, als daß das Gefühl für die Gemeinsamkeit der großen Gefahr je könnte verloren gehen. Zudem haben die Russen für Auffrischung des Gedächtnisses gesorgt. Seit sie im letzten Jahrzehnt das vor 100 Jahren den Schweden entrissene Finnland völlig und endgültig vergewaltigt haben, dehnen sich die Schienenwege von Petersburg her immer weiter nach Norden hin aus und erreichen mit ihrem Hauptstrang die nördlichste Bahn der Welt, die schwedische Lapplandbahn, die von Lulea am Nordende des Bottnischen Meerbusens, vorüber an den Eisenerzstätten von Gellivara und Kiruna über den Polarkreis hinaus und über den Kamm des schneebedeckten schwedisch-norwegischen Grenzgebirges hinweg, hinunter an den Fjord nach Narvik führt. Keinerlei wirtschaftliche Gründe zwingen, und doch hat das sonst an Verkehrsmitteln so arme Rußland noch weit über den Bereich der Bahnen hinaus Heerstraßen gebaut, die jenem nach Tromsö und Narvik züngelnden Landzipfel die größte strategische Bedeutung geben.

Hier gibt es keinen Unterschied der Interessen. Beide skandinavischen Staaten haben ihr Nordland zu verteidigen, das wirklich nicht bloß nomadisierenden Lappen mit ihren Renntierherden eine weite Heimstatt bietet. Die nach Art und Menge der Erze ungeheuer wertvollen, wie ein Steinbruch im Tagbau ausgebeuteten Eisenlager der Schweden sowie der glänzende norwegische Hafen Narvik geben diesen Provinzen eine gewaltige Bedeutung, die das Schielen Rußlands nach dieser Richtung nur zu begreiflich macht. Und nun bedenke man, wie sehr die russische Gefahr für Skandinavien noch gestiegen ist, seit der bisherige Verlauf des Weltkrieges bereits darüber entschieden hat, daß das Vermächtnis Peters des Großen ein Traum bleiben wird: Konstantinopel ist unerschütterter und unerschütterlicher Besitz der Osmanen, die so, nach wie vor, Herren sind des Weges durch Bosporus und Dardanellen ins Weltmeer hinaus. Für Norwegen ist es eine Frage von höchster Bedeutung, für Schweden schlechthin eine Lebensfrage, daß sie stark genug sind, sich gegen die Verwirklichung der russischen Hoffnungen zu wehren. Früher mochte Norwegen glauben, daß es auf Englands Hilfe bauen könne. Seit Rußland der Landsknecht Englands geworden ist, ist das vorbei. Schweden aber hat schon lange verlernt, auf englische Lockungen zu hören. Immer, wenn Schweden in Not war, bot plötzlich England seine Hilfe an; so geschah es 1719: die Folge war der Verlust der Ostseeprovinzen; so 1809: die Folge war der Verlust Finnlands. So oft Schweden auf Englands Hilfe vertraute, verlor es ein Stück seines Landes an Rußland. Sollte England zum ersten Male wirklich helfen und russische Pläne zum Scheitern bringen, wo es im Gegensatz zu früher auf Leben und Tod mit Rußland verbunden ist?

Und noch eine größere Gefahr droht Schweden. Seiner Hauptstadt Stockholm gegenüber teilen die Alandsinseln das Baltische Meer vom Bottnischen Meerbusen. Diese schwedischen Inseln sind 1809 zusammen mit Finnland russisch geworden. Auf der Hauptinsel hatten die Russen eine starke Festung erbaut, die während des Krimkrieges von den Verbündeten zerstört wurde. Im Pariser Frieden von 1856 bekam Schweden zwar — Dank vom Hause Albion — die Inseln nicht zurück, es erreichte aber doch, daß die Russen sich verpflichten mußten, die Alandsinseln nie zu befestigen. Jetzt haben die Russen das doch getan, und die Bundesgenossen England und Frankreich denken gar nicht daran, die Russen zur Innehaltung des von ihnen diktierten Friedens zu ermahnen. Kann Schweden, dessen Hauptstadt so aufs schwerste bedroht ist, von den Westmächten Hilfe erwarten? Nun und nimmermehr. Schweden verdeckt Rußlands Aussicht auf das Weltmeer. Es kann sich nur nach Osten hin ausdehnen. Es hat das natürliche Bestreben, Finnland, jenes große, einst von ihm der Kultur gewonnene, auch heute noch von schwedischer Oberschicht geführte alte Stammland, wenn nicht ganz zurückzuerobern, so doch wieder aufzurichten als autonome Provinz Rußlands oder besser als ganz oder halb selbständigen Pufferstaat, der wenigstens vor völligem Versinken in die russische Nacht geschützt ist. Kein Zweifel: Wer mit Rußland ist, der ist wider Schweden.

Mag man nun in Deutschland diesen Gedanken zu Ende denken oder, unpolitischerweise, die schwedischen Sorgen den Schweden allein überlassen wollen: Sicherlich dürfte man nicht einen Deutschen auftreiben können, der dem Geschick nicht dankbar wäre, weil das Land und Volk unserer herzlichen Sympathie, dem wir uns durch die Stimme des Blutes und den Ruf der Geschichte innerlich unlöslich verbunden fühlen, nicht bloß in großen Kulturfragen, sondern diesmal auch in seiner wichtigsten staatlichen Lebensfrage den gleichen Gedanken zu denken, den gleichen Weg zu gehen genötigt ist, wie wir. Schwedische Sache ist es, zu entscheiden, ob in dieser Richtung seine Stunde schon in diesem Weltkrieg gekommen ist. An Deutschland ist es, den Artverwandten des Nordens, die in ihrem Zukunftswege mehr auf unsere Hilfe angewiesen sind als wir auf ihre, bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit der Weitherzigkeit des Stärkeren entgegenzukommen. Wir Deutschen wissen, welche Bereicherung unser Geistesleben aus den skandinavischen Staaten und aus den Niederlanden zu allen Zeiten erfahren hat. Wir sind deshalb auch stets geneigt, die Gefühle des Dankes in politische Förderung umzusetzen. Ob das Echo von drüben auch Förderung und nicht bloß Forderung heißt, das wird die Geschichte lehren. Nicht unser Schicksal, aber das unserer Vettern hängt davon ab.

H. v. Langermann / Das europäische Gleichgewicht

Unter dem Ausdruck „Politisches Gleichgewicht Europas" ist nicht immer dasselbe verstanden worden, da er keine inhaltslose Spekulation philosophierender Staatsmänner, sondern der Ausdruck für konkrete politische Forderungen ist.

Die meisten menschlichen Verbände, die über ein beschränktes Gebiet verfügen, zeigen, namentlich bei steigender Kultur, eine Tendenz nach räumlicher Ausdehnung, demgegenüber überall da, wo mehrere Verbände oder Staaten aneinander stoßen, sich eine allgemeine Richtung auf An- und Abgleichung beobachten läßt, deren Ziel die Verhinderung des allzu ausgedehnten Wachstums eines Staates ist.

So kann man — bezüglich des Altertums — das einheitliche römische Weltreich als Resultat des in den Römern zur höchsten Energie entfalteten Strebens nach Ausdehnung bezeichnen, und die immer fester ausgebildeten Nationalstaaten der modernen Geschichte als Ergebnis eines stetigen An- und Abgleichungsprozesses, der seine charakteristische Aeußerung in der Gleichgewichtsidee findet. Dazwischen liegt das Mittelalter, dessen Ideal die einheitliche Christenheit war. Aus dem Gegensatz zu diesem ist der Gleichgewichtsgedanke entstanden.

Werfen wir zunächst einen Blick auf das Wesen des mittelalterlichen Universalismus. War auch in den Stürmen der Völkerwanderung das Imperium Romanum untergegangen, so blieb doch die Erinnerung an seinen Glanz und als sichtbares Zeichen seiner weltbeherrschenden Stellung die christliche Kirche erhalten. So verband sich der politische Gedanke einer Erneuerung des dahingeschwundenen Reiches alsbald mit der

Digitized by Google

christlichen Idee der Einheit aller Gläubigen und beeinflußte Politik und Weltanschauung des ganzen Mittelalters. Zunächst einen Blick auf die Universalpolitik.

Die Wiederherstellung des Imperium Romanum durch Karl den Großen war zwar nicht von Dauer, der Versuch hatte jedoch weltgeschichtliche Bedeutung und blieb jahrhundertelang vorbildlich für die universalen Bestrebungen der Inhaber des Kaisertitels von West- und Ost-Rom. (Desgl. Karl von Anjou.)

Daneben ging das gleichgerichtete Streben der Kirche nach der Herrschaft über die Erde, woraus die gewaltigen Kämpfe der Kirche mit dem weltlichen Staate entstanden. Diese Versuche liefen darauf hinaus, die bekannte Welt unter einem Herrscher zu einen.

Der Ausgangspunkt war der, daß man als Prinzip des Weltganzen die Einheit sah. Gegenüber der tatsächlichen mittelalterlichen Spaltung in eine weltliche und eine geistliche Organisation ergab sich das Bedürfnis, beide wieder zu vereinen. Damit aber war der Kampf der höchsten weltlichen und geistigen Macht über das „Wie" dieser Vereinigung unvermeidlich.

Erstere leitete ihren Anspruch von der Vorstellung ab, daß das Imperium Romanum nie enden könne und daher die Kaiser des Mittelalters seine direkten Nachfolger seien (so Gierke und Riezler). Demgegenüber entwickelte sich, nach anfänglicher strenger Scheidung selbst der Päpste zwischen Weltlichem und Geistlichem, folgerichtig Gedanke und Forderung päpstlicher Weltherrschaft. Den Höhepunkt des letzteren Anspruches bildet die Bulle Bonifazius VIII. Dann folgte der Niedergang (Exil und Konzil). Die große Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts vermißte die kirchliche Universalherrschaft endgültig.

Zugleich aber, mit dem Beginn der Neuzeit, begann auch schon der Kampf gegen weltliche Universalmonarchie. Man bestritt die Notwendigkeit einer einheitlichen Regierung. Es bereiteten sich die Bildung des modernen Staatensystems, neue, nunmehr realpolitische Tendenzen, aus denen die Idee des europäischen Gleichgewichts geboren wurde.

Von besonderem Einfluß wurden hier die Lehren Machiavellis, der (während noch Dante die weltliche Universalmonarchie forderte) aus der neuen Betrachtung der politischen Wirklichkeit zum Staatstheoretiker wurde. Für ihn war der Staat politisch organisierte Macht, dem die weltlich zu mediatisierende Kirche zu dienen habe, und der beste Staat der unabhängige Nationalstaat. Die Gleichgewichtsidee der — italienischen — Staaten ist ihm noch fremd, jedoch finden wir damals und auch schon etwas früher in Italien ein System nebeneinander bestehender, unabhängiger Staaten, deren gemeinsames Interesse, gegenüber der bedrohlichen Stärke einzelner, wie Venedig, die Erhaltung dieser Unabhängigkeit ist. Gegen die wenigen Uebermächtigen verbünden sich die übrigen, um so einen Zustand des Gleichgewichts, des Friedens, herbeizuführen.

Als Machiavelli sein Bild des modernen Staates entwarf, gab es nun aber drei große europäische Staaten, die sich seit kurzem diesem Bilde überraschend genähert hatten, Spanien-Habsburg (Karl V.), Frankreich und England. Die beiden ersteren hatten einen jahrhundertelangen Kampf um die Vorherrschaft in Europa zu führen, während England vorerst nur zeitweilig eine ähnlich bedeutende Stellung einnehmen sollte. In diesem langen Kampfe, der sich durch die Friedensschlüsse von 1648 und 1659 in zwei große Perioden scheiden läßt, taucht zuerst das Schlagwort vom europäischen Gleichgewicht auf.

Durch den Gegensatz der spanischen und französischen Macht hatte der Gedanke der Weltherrschaft neues Leben gewonnen. Speziell für Karl V. schienen u. a. die Türkengefahr und die Reformation am besten durch eine Erneuerung der weltlichen Universalmonarchie besiegt werden zu können. Der Ausgangspunkt seines Kampfes mit Franz I. war jedoch der rein politische Interessengegensatz in Italien und Burgund, und als solcher wurde der Kampf von anderen europäischen Mächten aufgefaßt, die sich nunmehr von den habsburgischen Weltmachtsplänen bedroht fühlten, so besonders Frankreich und viele deutsche Fürsten und Kurfürsten. Die letzteren stellten jetzt die deutsche Freiheit der gleichmachenden Weltmonarchie gegenüber. Ein neues positives System des staatlichen Zusammenlebens an Stelle der bekämpften universalen Idee fehlt allerdings noch.

Zuerst waren es wohl die italienischen Staaten (Venedig), welche den Gedanken faßten, daß eine gute Staatskunst dritten Mächten die Aufgabe zuweise, zwischen den größten Mächten Europas eine Art Gleichgewicht zu halten, damit die Wage sich nicht auf die eine Seite neige, und die in ihrer Außenpolitik danach handelten.

Die Gefahr für die Staaten Europas bildete zunächst das spanische, später das spanisch-habsburgische Weltreich, gegen das jahrhundertelang das Weltreich Frankreich ankämpfte. Beide Pole suchten die Fürsten in ihr Lager zu ziehen.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts wurde dann der Gedanke des europäischen Gleichgewichts in England gepflegt. Seine Balancepolitik sollte es zu dessen Regulator machen.

Die große Machterweiterung Preußens unter Friedrich dem Großen zerstörte das alte System des europäischen Gleichgewichts. Seine Idee wandte sich nunmehr gegen Preußen, die ganz Europa bedrohende Militärmacht, gegen welche die Welt zu den Waffen gerufen wurde. Diesem Angriff setzte man in Preußen eine Verwerfung der ganzen Balanceidee gegenüber, und auch England, Preußens damaliger Verbündeter, nahm nun gegen diese Stellung. So schrieb der großbritannische Kameralist Justi seine glänzende „Chimäre des Gleichgewichts in Europa". Parallel damit ging nun wieder die Umkehrung der politischen Balanceideen zu einer Waffe Frankreichs gegen England. Unter dem Schlagwort „Gleichgewicht des Handels und der Seemacht" suchte es Europa gegen England in die Schranken zu rufen, das ein Handelsmonopol und dadurch indirekt eine Weltherrschaft erstrebe.

Trotz der scharfen Angriffe auf ihn in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges ging der Gleichgewichtsgedanke nicht unter, sondern trat, angepaßt an das System der fünf Großmächte, das sich aus dem allgemeinen Kampf herausgebildet hatte, in eine neue Epoche und spielte dann wieder in den Kämpfen der Napoleonischen Zeit eine bedeutende Rolle.

Die folgende Zeit bis auf unsere Tage, die besonders vor Ausbruch der Balkankriege und jetzt wieder der europäischen Gleichgewichtsidee ein großes Fiasko bereitet hat, ist bekannt.

Ludwig Herz / Die Zahlungsbilanz Deutschlands nach dem Kriege

In den Ländern allgemeiner Wehrpflicht bedeutet der Krieg: ein großer Teil der Bevölkerung ist verhindert, Werte zu schaffen, er verbraucht vielmehr Werte in unverhältnismäßig großer Menge; die verbleibende Arbeitskraft muß fast ausschließlich dazu aufgewandt werden, Werte zu erzeugen, die überaus schnell vernichtet werden, ehe sie neue Werte geboren haben. Für die blockierten Zentralmächte bedeutet der Krieg weiter: Beschränkung der Verarbeitung auf das im geschlossenen Gebiete vorhandene Material.

Digitized by Google

Drei Aufgaben stellen sich also im Augenblicke, in dem der Frieden geschlossen wird: Ungeheure Massen von Verbrauchern müssen in die Produktion zurückgeführt werden, die Produktion muß sich für einen veränderten Bedarf umstellen, das Land muß wieder in den Weltverkehr eingereiht werden. Die beiden ersten Aufgaben werden überdacht und vielfach erörtert, die dritte, die Loslösung aus der Einschnürung im geschlossenen Handelsstaat wird, soweit ich übersehen kann, nur aus dem Gesichtspunkte betrachtet, welchen Erfolg wohl die Boykottabsichten unserer Feinde nach dem Kriege haben können. Eine Ausnahme bildet eine Entschließung, die der Verband Sächsischer Industrieller auf seiner letzten Hauptversammlung angenommen hat. Sie lautet: „Da die Gefahr besteht, daß bei dem Uebergang aus der Kriegswirtschaft in die Friedenswirtschaft eine Entblößung des deutschen Marktes mit Rohstoffen, Halbfabrikaten und Ganzfabrikaten eintritt und infolgedessen bei sofortiger Aufnahme der Handelsbeziehungen mit dem jetzt feindlichen Auslande zu befürchten wäre, daß bei dem nach Wiederherstellung des Friedens einsetzenden starken Bedarf des Inlandes eine Ueberflutung des deutschen Marktes mit ausländischen Erzeugnissen entsteht, so hält der Verband Sächsischer Industrieller es für notwendig, daß seitens des Bundesrats entsprechende Maßnahmen gegen eine derartige Verdrängung der deutschen Industrie vom deutschen Markte ergriffen werden und glaubt, daß dies am ehesten auf dem Wege der zeitweisen Beschränkung der Auslandseinfuhren an Halb- und Ganzfabrikaten auf einen noch zu bestimmenden Teil der vor dem Kriege vorhandenen Einfuhr nach Deutschland geschehen könnte."

Die Versammlung hat ihre Entschließung nicht glücklich formuliert, eine Entblößung an Rohstoffen, Halb- und Fertigfabrikaten wird nicht erst eintreten, unsere Vorräte sind bereits erschöpft; der Grundgedanke, daß der Gefahr einer allzu großen Einfuhr begegnet werden muß, ist richtig, nur daß diese Gefahr von dem Standpunkte einer bestimmten Interessentengruppe, die die Versammlung vertrat, gesehen und damit die Perspektive verschoben ist. Eine Ueberschwemmung mit Fabrikaten dürfte kaum zu befürchten sein, da alle Industrieländer, nicht nur die feindlichen, sondern auch die Vereinigten Staaten Amerikas in derselben Weise ihre Erzeugung fast ausschließlich auf den Kriegsbedarf umgeschaltet haben, wie wir; zu prüfen ist dagegen, ob eine ungeschmälerte Einfuhr von Rohstoffen und Nahrungsmitteln ohne wirtschaftliche Erschütterung bezahlt werden kann.

Unsere Handelsstatistik zeigt folgendes Bild: (Die Ergebnisse des Jahres 1913 sind anormal, sie müssen, da ihre Ursachen noch nicht aufgeklärt sind, außer acht bleiben.)

	Einfuhr		Ausfuhr	
	Wert in Milliarden M.	v. H. des Gesamtwertes	Wert in Milliarden M.	v. H. des Gesamtwertes
	I. Rohstoffe			
1909	3,9	45,8	1	15,5
1912	4,8	45,1	1,4	15,4
	II. Halbfertige Waren			
1909	1	10,9	0,7	11
1912	1,3	11,8	1	11,3
	III. Fertige Waren			
1909	1,1	13,3	4,2	63,3
1912	1,4	13,2	5,8	64,4
	IV. Nahrungs- u. Genußmittel, lebende Tiere			
1909	2,6	30	0,7	10,2
1912	3,2	29,9	0,8	8,9
	Im ganzen			
1909	8,6	100	6,6	100
1912	10,7	100	9,1	100

Die Zahlen unserer Handelsstatistik zeigen, daß trotz der Steigerung unseres Außenhandels unsere Einfuhr größer ist als unsere Ausfuhr. Es ist bekannt, daß diese passive Handelsbilanz kein Zeichen schlechter Wirtschaftslage ist, da wir trotzdem vom Ausland mehr Geld einbekommen, als wir ihm zahlen müssen. Im Gegensatz zur Handelsbilanz ist unsere Zahlungsbilanz aktiv, da wir die Unterbilanz im Warenaustausch dadurch mehr als ausgleichen können, daß wir durch Dienstleistungen im internationalen Verkehr Forderungen wie Frachten, Provisionen, Kommissionen usw. begründen und uns weiter Forderungen aus Kapitalsanlagen im Auslande zustehen. Es ist nun zu untersuchen, wie sich diese aktive Seite unserer Zahlungsbilanz nach dem Kriege gestalten wird.

Wenn wir die Ziffern unserer Handelsbilanz durchgehen, so finden wir, daß wir etwa drei Viertel unserer Einfuhr durch Ausfuhr von Fabrikaten bezahlen, und zwar, wenn wir die Ausfuhrmengen von Halbfabrikaten und Fertigfabrikaten gegeneinander abwägen, durch Fabrikate, die in hochwertiger Arbeitsleistung hergestellt werden; der Rest wird etwa zu zwei Dritteln durch Ausfuhr von Rohstoffen (Kohlen, Kalisalzen, Zink usw.), zu etwa einem Drittel durch Ausfuhr von Nahrungsmitteln (hauptsächlich Getreide, Zucker) ausgeglichen. Die Ausfuhr von Rohstoffen kann nach dem Kriege wohl erhöht werden, die Ausfuhr von Nahrungs- und Genußmitteln dagegen wird zunächst in alter Höhe nicht aufrechterhalten werden können.

Wenn wir bestenfalls mit einer etwas erhöhten Ausfuhrziffer dieser beiden Kategorien rechnen können, so liegt die Sache bei den Fertigfabrikaten wesentlich schlechter. Ein durchgreifender Boykott unserer Waren ist allerdings kaum zu befürchten, einige wenige Artikel wie Spielwaren, Papierwaren, Klaviere, Konfektionswaren für kurze Zeit vielleicht ausgenommen, da die feindlichen Länder sie gebrauchen. Auch die Gefahr eines Zusammenschlusses Englands mit seinen Kolonien zu einem größeren Britannien ist bei der verhältnismäßig geringen deutschen Ausfuhr in die englischen Kolonien nicht allzu groß. Dagegen werden wir voraussichtlich in den nächsten Jahren gerade in unseren wichtigsten Ausfuhrartikeln, Maschinen, Eisenwaren, Webwaren, Lederwaren, kaum imstande sein, genügend Waren zu erzeugen, um unsere Ausfuhr in alter Höhe aufrechtzuerhalten. Während der Kriegszeit ist im wesentlichen nur für den Kriegsbedarf gearbeitet worden, es heißt nach Friedensschluß neben den laufenden Bedürfnissen die zurückgestellten Bedürfnisse aus der Kriegszeit zu befriedigen, und zwar mit einer verminderten, in ihrer Arbeitskraft geschwächten und der Arbeit entwöhnten Zahl von Kopf- und Handarbeitern. Ersatz durch Frauenarbeit würde der Raubbau an der Volksgesundheit bedeuten.

Dagegen besteht unsere Einfuhr zu drei Vierteln aus Rohstoffen, Nahrungs- und Genußmitteln. Brotgetreide, Futtermittel, Reis, Hülsenfrüchte, Eier, Kaffee, Tabak, Erze, Erden, pflanzliche und mineralische Oele, chemische Grundstoffe, Spinnstoffe, Felle, Häute, Kautschuk sind uns unentbehrlich und müssen eingeführt werden. Selbst wenn ein Teil der eingeführten Rohstoffe veredelt oder verarbeitet früher wieder ins Ausland ging und bei Verminderung der Ausfuhr entbehrlich würde, so ist, da die bis auf das letzte Pfund erschöpften Reservoire aufgefüllt werden müssen, auf eine nennenswerte Verminderung der Einfuhr nicht zu rechnen. Das heißt, die Handelsbilanz wird noch ungünstiger werden als vor dem Kriege.

Die Verminderung der Ausfuhr vermindert aber auch die Einnahmen aus den sich damit gleichfalls vermindernden Diensten im internationalen Verkehr, namentlich aus den vom Ausland zu zahlenden Schiffahrtsfrachten.

Bleibt zum Ausgleich noch die Verzinsung aus den Kapitalsanlagen im Ausland. Wie hoch unser Besitz an ausländischen Werten war und wieviel davon abgestoßen worden ist, ist nicht bekannt. Der unter Englands Führung organisierte Raubzug gegen die deutschen Unternehmungen, Patente und Muster hat unseren Besitz im feindlichen Auslande schwer geschädigt; es ist noch nicht abzuschätzen, was bei den Liquidationen verschleudert, von den Sequestern in Frankreich und in englischen Kolonien gestohlen und in Rußland geplündert und mutwillig vernichtet ist. Inwieweit die Friedensbedingungen uns Ersatz bringen, kann man natürlich nicht wissen.

Wir müssen also damit rechnen, daß auch unsere Zahlungsbilanz passiv werden und das eintreten kann, was die Blockade während des Krieges verhindert hat, nämlich eine Verschuldung ans Ausland. Wir stehen dann vor der Wahl, entweder Gold auszuführen oder einen schlechten Wechselkurs auf uns zu nehmen.

Digitized by Google

Ersteres würde schon deshalb bedenklich sein, weil wir unseren Notenumlauf stark vermehrt haben, letzteres würde eine Verteuerung unserer Bedürfnisse zur Folge haben. Es ist selbstverständlich, daß die Preise steigen müssen, wenn wir z. B. in Amerika für 420 Mark nur 85 Dollar statt 100 Dollar erhalten. Allerdings würde ein niedriger Kurs der Reichsmark das Ausland zu Ankäufen reizen, und ein Ausgleich würde sich damit anbahnen. Wie wir aber ausgeführt haben, ist zu befürchten, daß wir mit Aufträgen für den eigenen Bedarf so vollauf beschäftigt sein werden, daß wir größere Anforderungen des Auslandes nicht befriedigen können.

Wenn wir diese Sachlage betrachten, verstehen wir, warum Lord Curzon, als er im englischen Oberhaus für Anbahnung von Friedensverhandlungen eintrat, sich so energisch dagegen gewandt hat, daß England eine Kriegsentschädigung zahlen würde. England ist in Geldfragen nicht kleinlich und kann auch heute noch leicht zahlen, wenn es darauf ankommt. Das Gefühl, daß derjenige, der die Prozeßkosten übernimmt, unterlegen und der schuldige Teil ist, mag mitgeklungen haben. England fühlt aber gerade jetzt am eigenen Leibe die Erschütterungen des Wirtschaftslebens durch eine schlechte Zahlungsbilanz. An Deutschland Forderungen gegen das Ausland übertragen, heißt, es für den kommenden Konkurrenzkampf auf fremden Märkten stärken und das Uebergewicht ausgleichen, das England dadurch hat, daß seine Menschenverluste, wenn auch im Verhältnis zu seinem Heere groß, im Verhältnis zu seiner Bevölkerung gering sind. Ganz abgesehen davon, daß ein bis zwei Milliarden Gold, die nach Deutschland einströmen würden, das Monopol des geschwächten Londons als Geldmarkt zu durchbrechen ermöglichen würden.

Die Gefahren, die uns drohen, sind Krisenerscheinungen der Uebergangszeit; die Lebensenergie des deutschen Volkes ist so stark, daß sie überwunden werden können und der alte Platz in der Weltwirtschaft wieder erobert werden kann. Günstige Friedensbedingungen können vieles abschwächen, trotzdem muß bereits jetzt erwogen werden, wie diesen Gefahren zu begegnen ist. Hoher Diskont, der Gold ins Land ziehen und allzu überschwenglichen Unternehmungsgeist kappen würde, ist, nachdem durch die Kriegsanleihen Milliarden von Arbeitskapital in Rentenkapital umgewandelt worden sind, eine zweischneidige Waffe; eine Valutaanleihe, die die Verschuldung an das Ausland auf die steuerkräftigen Schultern überwälzen würde, wäre kein Allheilmittel, wie gerade jetzt das Beispiel der großen Anleihe Frankreichs und Englands in Amerika beweist. Einen Ausgleich würde es geben, wenn die Sparsamkeit im Verbrauch, die wir im Kriege geübt haben, auch noch längere Zeit nach dem Frieden fortgesetzt würde. Auf eine freiwillige Beschränkung ist, wie wir aus unseren Kriegserfahrungen wissen, nicht zu hoffen; unsozial wäre es, darauf zu warten, daß die Teuerung und die Erhöhung der Steuern regulierend einwirken werde. Es gibt ein anderes Mittel: die Einfuhren an Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Genußmitteln zu kontingentieren und den Verbrauch in Rationen einzuteilen. Ob das der beste Weg ist und was im einzelnen zu geschehen hat, bedarf reiflicher Ueberlegung und gründlicher Aussprache aller Interessentenkreise einschließlich der Konsumenten; jedenfalls muß das Problem bereits jetzt zur Diskussion gestellt werden. Wie schwer sich so einschneidende Maßregeln improvisieren lassen, hat sich gezeigt, als wir plötzlich vom Auslandsverkehr abgeschnitten wurden. Ein ähnlicher Wirrwarr darf auf keinen Fall wieder einsetzen, wenn die Zufuhren einmal nach Deutschland hineinströmen können.

Ernst Moering / Zur Lage der Deutschen in Rußland

Schluß

Wir hatten einen sehr geschickten Herrn, der den Verkehr mit der Behörde auf Grund seiner Sprachfertigkeit übernommen hatte. Immer wieder wurde ihm versprochen, daß morgen, ja, morgen eine Auszahlung von Geld an die Unbemittelten stattfinden sollte. Von 25 Kopeken pro Tag wurde gesprochen, von 13 Kopeken, von 11. Die Deutschen bekamen einmal 5 Kopeken in der Woche und einmal 3, vielleicht auch ein drittes und ein viertes Mal eine ähnliche Summe, das weiß ich nicht mehr so genau. Aber jedenfalls nichts von 25 Kopeken und nichts von Regelmäßigkeit. Die Menschen lagen zu Massen auf ihren Sachen in diesem großen Raum und unten in den Kellern, wirbelten durcheinander und hungerten. Man brachte drei Eimer Bouillon, alles stürzte sich auf sie, und das war weniger als ein Tropfen auf einen heißen Stein. Man brachte Essen den Kranken, den Alten und Schwachen und konnte doch ihnen nicht helfen und erregte nur den Neid der anderen, die nur Brot bekamen. Es waren entsetzliche Wochen. Nur mit Erregung kann ich auch noch nachträglich davon sprechen. Alle Kräfte mußte man damals zusammennehmen, um in das Heim zu gehen. Man sprach mit Landwirten, die mehrere hundert Morgen daheim bewirtschaftet hatten, die gut bemittelt waren zu Haus und jetzt hungerten und die ganze Situation natürlich viel weniger ertragen konnten als der an Entbehrung gewöhnte Litauer und Pole. Man traf heute noch einen gesund, und morgen war er krank oder schon tot. Jeder Sarg, der gekauft werden mußte, benötigte ein längeres Unterhandeln mit der Polizei. Viele wurden ohne Särge zum Friedhof getragen, weil der Kreischef sagte, das wäre auch so auf dem Schlachtfelde. Die Menschen starben in Massen; in einer Woche (das war allerdings die höchste Zahl) starben zehn, in der nächsten sechs. Zwei bestimmt, ich glaube mehr, endeten durch Selbstmord.

Wir wären wohl aus diesem ganzen Unglück nicht herausgekommen, wäre uns nicht der Flecktyphus zu Hilfe gekommen. Er erforderte wohl freilich auch gegen 16 Opfer, brachte uns dafür aber doch die Fürsorge der „Semstwo". Es wurde jetzt eine Küche eingerichtet und zunächst 450 Menschen daraus gespeist. 15 Kopeken pro Tag wurden pro Kopf ausgesetzt und damit erreicht, daß 2 Pfd. Brot pro Person und Tag ausgeteilt wurden, früh und abends Tee und Zucker und zu Mittag ein leidliches Essen — so wenigstens ein Mindestmaß von Kost. Wir dankten die ganze Einrichtung dem schon oben erwähnten Herrn.

Inzwischen waren die Unbemittelten auch auf Veranlassung von dem Herrn auf Kosten der Polizeiverwaltung in mehreren Heimen — sechs an der Zahl — untergebracht. Das Kinoheim blieb das große Kinderheim mit 75 Kindern, 38 Erwachsenen. Es waren die Eltern dieser Kinder. Dann hatten wir ein ausschließliches Männerheim, ein kleines Alters- und Invalidenheim; in den übrigen Räumen waren wiederum Familien untergebracht. Pflegestätten edler Gesittung und hoher Menschlichkeit waren diese Heime ja freilich nicht, aber sie boten doch immerhin eine leidliche Unterkunft. Der größten Not konnten wir dadurch entgegentreten, daß Frau Pastor Z. aus Astrachan (die Frau des dortigen evangelischen Pastors, der wegen einer in Konsulatsauftrag geschehenen Fürsorge für die deutschen Zivilgefangenen als eine der Regierung schädliche Person Astrachan binnen 24 Stunden verlassen mußte) die weite Reise nicht scheute, sondern mit 1000 Rubeln, die ihr vom amerikanischen Konsulat gesandt waren, nach Krasny-Jar kam. Wir konnten hierfür Heusäcke anschaffen und unseren armen Deutschen das Liegen auf dem harten Boden erleichtern und ferner das Notwendigste an warmen Sachen und neuen Kleidungsstücken beschaffen. Außerdem bekamen wir noch durch den Brief eines jungen Kaufmannes aus Riga, der mit gutem Glück durch die Zensur gegangen war (vielleicht weil er an den schwedischen Konsul gerichtet war) 2000 Rubel von den Rigaischen Deutschen, den Balten, russischen Untertanen, die ja ihr Letztes hergeben, um unseren verwundeten deutschen Soldaten und überhaupt allem, was deutscher Abstammung ist, wenigstens doch etwas Hilfe zu schaffen. Von dort bekamen wir auch gegen 200 Kilogr. warme Sachen. Mit diesem allem kamen wir wenigstens für einige Zeit über das Gröbste hinweg.

Kranke wurden, soweit es ging, im Krankenhause aufgenommen, doch war das bald überfüllt. Es wurde der auch in Krasny-Jar zurückgehaltene deutsche Arzt Dr. Pilzer beauftragt, ein deutsches Krankenhaus aus Semstwomitteln herzurichten, doch als es eingerichtet war, beschlagnahmte es die russische Aerztin für die Russen. Lediglich die Infektiöskranken wurden in Baracken außerhalb der Stadt verpflegt, aber jeder von ihnen war glücklich, wenn er von

Digitized by Google

dort wieder zurückkam. Viele starben, weil ihnen nicht die genügende Hilfe zuteil werden konnte. In den Heimen mit ihrer dichten Bevölkerungszahl war natürlich an eine durchgreifende ärztliche Behandlung nicht zu denken; es war so gut wie nichts, was da ausgerichtet werden konnte. Das war die Aussage von Herrn Dr. Pilzer selbst.

So lebten wir verhältnismäßig ruhig dahin, bis der Gouverneur von Astrachan, Sokolowski, leider aus Deutschland zurückkam und nun seine persönliche Rache an Wehrlosen ausließ, denn ganz sicher folgte er nicht Regierungsgebot. Die Küche wurde untersagt, die Semstwo durfte keine weiteren Mittel hergeben. Erfreulicherweise trat jetzt sofort das amerikanische Konsulat ein und schickte deutsches Geld. So konnte der Bestand weitergeführt, sogar mit der Zeit verbessert werden, trotzdem schließlich alles von unserer Seite bestritten werden mußte und die Behörde nichts mehr gab. Anfänglich, nach Einrichtung der Küche durch die Semstwo, waren auch gelegentlich — ich glaube drei- bis viermal — allen Unbemittelten etwa 1,50 Rubel pro Person von Polizei wegen ausgeteilt. Das unterblieb jetzt. Die Heime wurden auf russische Kosten bezahlt. Jetzt — Anfang Juni — wurde uns die Mitteilung gemacht, daß die Heime auf Konsulatskosten zu bezahlen seien, und zwar nachträglich noch vom 21. März an russischen Stils. Früher waren die Särge von der Polizei bezahlt, jetzt hörte das auf, früher hatten die Behörden daran gedacht, den deutschen Arzt anzustellen zur ärztlichen Versorgung der Gefangenen, er war inzwischen heimgereist, aber ein russischer Arzt trat nicht an seine Stelle. So unterblieb alles von seiten der Behörde. Gott sei Dank bekamen wir jetzt von Konsulatsseite mehr Geld. Wir brauchten in Krasny-Jar gegen 6000 Rubel monatlich, und zwar:

a) für die Verpflegung von zuletzt 1070 Personen (es waren Frauen und Kinder der Bauern aus dem Jekaterinoslawschen Gouvernement im Februar nachgefolgt), bestehend in 2 Pfd. Brot pro Person (Weißbrot für Alte und Kranke), Tee, Zucker und warmem Essen (pro Kopf und Monat etwa 3 Rubel);

b) materielle Unterstützung von 1,50 Rubel pro Erwachsenen und 50 Kopeken pro Kind für die auf eigene Kosten wohnenden Unbemittelten;

c) für Arzt (50 Rubel monatlich) und Medikamente (etwa 180 Rubel) und Särge;

d) für Unterstützungen von 10 Rubeln pro Person monatlich für solche, die nicht an der öffentlichen Küche teilnahmen (also meist aus den gebildeten Kreisen stammend).

Die Notlage wurde darum immer größer, weil Arbeit verboten war, denn nur als sogen. Schwarzarbeiter durfte sich der Deutsche verdingen. Mehrere junge Kaufleute waren angestellt in Geschäften, die sie gern nahmen wegen ihrer guten deutschen Arbeit und wegen des Verkehrs mit den nicht Russisch sprechenden Gefangenen. Sie wurden hinausgeworfen. Einige spielten Klavier und Geige im Kino, sie mußten entlassen werden. Ein Pfälzer Maler machte Porträte für 5 Rubel, er durfte keinen Russen mehr malen. In Handwerkerbetrieben durften Deutsche nur als Handlanger beschäftigt werden; außerdem bot der Ort wenig Beschäftigungsmöglichkeiten. Was sollte man tun? Auf Fischfang gehen war verboten, es blieb nur die Arbeit in den Gärten übrig, die bot natürlich nicht allen Unterhalt.

Mehrmals wurden die Deutschen auch zu Polizeiarbeiten herangezogen, dann wurde ihnen Geld versprochen, in seltenen Fällen aber die versprochene Summe ausgezahlt, in einigen unterblieb sie ganz, ohne daß irgend etwas anderes Entsprechendes eintrat. Plötzlich wurden gegen 120 Männer verschickt nach einem 70 Werst entlegenen Ort zu Dammarbeit; sie haten 14 Tage Arbeit, wurden aber sechs Wochen fortgelassen, verzehrten sehr bald das bißchen Verdiente, waren dann in großer Not. Ihr von Krasny-Jar gesandtes Geld bekamen sie mit einem Polizeiabzug von 5 Kopeken pro Mann, und außerdem hatten sie dort nach ihrer Aussage an dem Orte keine Möglichkeit, etwas zu kaufen, weil nichts da war. Sie waren in Häusern, wie sie mir schrieben, die gänzlich vom Wasser umspült waren, und daß es solche Häuser gibt, sah ich in Krasny-Jar wie auf meiner Fahrt von Krasny-Jar nach Astrachan.

Natürlich sind diese Lebensbedingungen äußerst ungesund. Es ist empörend, daß die russische Regierung Nordländer in solch südliches Klima schickt, wohin sie sonst politische Verbrecher sendet (Krasny-Jar hat eine ganze Reihe aus politischen Gründen Verschickter). Der Winter war angenehm, nur einige hatten ein leichtes Fieber, das von dem Arzt als leichte Malaria bezeichnet wurde, aber jetzt, Ende Juli, bricht die Malaria aus, von der der russische Arzt uns sagte, daß kein Deutscher von ihr verschont bleiben würde. Als ich wegreiste, herrschte Ruhr in gräßlichem Maße, am letzten Tage meines Dortseins hatte ich drei Beerdigungen. Die gesundheitlichen Verhältnisse dort sind für uns wirklich unzuträglich. Oft herrscht ein mächtiger Wind, der die ganze Stadt in Staub hüllt; da man allen Kehricht auf die Straße fegt, weil, wie die Leute sagen, es der Wind ja doch fortträgt, so atmet die Lunge nicht gerade Förderliches ein. Außerdem brütet eine heiße Sonne im schattenlosen Land, Milliarden kleinster Fliegen machen den Aufenthalt bis zum Abend im Freien unmöglich, und freut man sich, von ihnen erlöst zu sein, so wird man von den Mücken gestochen. Vor allem aber, vor allem, sind die Wasserverhälnisse schrecklich. Man bekommt nur Wasser aus den Armen der Wolga. Das ist leidlich genießbar in gekochtem Zustande vor der Ueberschwemmung, von dem Momente aber ist es schmutzig, so daß man sich nicht einmal in ihm waschen kann, ohne es vorher durch Alaun und Soda zu reinigen. Und zum Trinken haben wir es erst durch Leinwand und Watte filtriert, dann gekocht im Samowar und vor dem Genuß noch gewartet, bis sich der letzte Schmutz gesetzt hatte, erst dann war es einigermaßen genießbar. Hatten wir freilich Seewind, dann schmeckte es vollkommen nach Salz. Es waren keine angenehmen Zustände. Es waren nicht die primitiven Lebensmittel, über die man etwa klagte, primitive Lebensbedingungen können ja sehr gesund sein. Der Grund zur Klage besteht darin, daß das Klima gesundheitsschädlich war, und alles, was man an Nahrungsmitteln bekam, abgesehen von den ganz vorzüglichen Fischen (und von dem zu 3 M. pro Pfund verkauften Kaviar), durchweg minderwertig war. Wer Geld hatte, konnte sich durchhelfen, die Unbemittelten aber waren trotz der Konsulatsfürsorge bös daran. So wurde z. B. die Anschaffung von Sachen als nicht möglich hingestellt vom Konsulat, und doch waren sie dringend notwendig. Ich beerdigte in den sieben Monaten gegen zweihundert Gefangene.

Die Polizeimaßnahmen waren zu Anfang unseres Aufenthaltes sachlich, später wurden sie schikanös. Man mußte sich eine Zeitlang täglich melden, weil der Gouverneur von Astrachan in Berlin sich auch hatte täglich melden müssen, wie unser Kreischef sagte. Man durfte sich nicht gegenseitig besuchen, nicht zu mehr als drei Personen auf der Straße gehen (eine Zeitlang nur zu zweien), man durfte nicht am Flußufer entlanggehen, zum Schluß keinen Wagen mehr besteigen, nicht die Stadt Krasny-Jar verlassen usw. zu allerletzt verlor sich der Ortspolizeichef sogar in allerlei ganz kleine Schikanen. Es gab vor der Polizei einen ganz elendigen Garten mit kümmerlich gewachsenen Bäumen, der scherzhafterweise von den Deutschen Lunapark genannt wurde. Durch diesen Garten durften wir gehen, aber nicht mehr in ihm sitzen auf den Bänken. Es bestanden einige Milch- und Selterwasserbuden, man durfte in ihnen nicht bleiben. Das Betreten des Marktes wurde den Deutschen erst von 8 Uhr morgens an erlaubt und dauernd ihnen verboten, Gemüse zu kaufen. Gegen diese Verordnung haben die örtlichen Händler Verwahrung bei der Polizei eingelegt, mit welchem Erfolge, ist mir nicht mehr bekanntgeworden. Deutsch-Sprechen hatte sieben Tage Arrest zur Folge, in Gemeinschaft mit Verbrechern aller Nationalitäten, bei meinem Fortgang saßen 12 Deutsche. Das Amüsante war, daß Griechisch-Orthodoxen und Römisch-Katholiken der Besuch des Kinos gestattet war, Lutheranern nicht. Wie schikanös man vorging, sei aber vor allem daraus ersichtlich, daß uns erlaubt wurde, ein Haus als Krankenhaus einzurichten. Als wir aber 180 Rubel hineingesteckt und es mit den ersten vier Kranken belegt hatten, kam das Verbot, es zu benutzen, es sei zu nahe am Marktplatz gelegen. Wahrscheinlicher war schon das, daß es die Rache für einen gerade in Galizien erfolgten Sieg war oder die Intrige der Aerztin gegen den Arzt. Bei dem russischen Hin

Digitized by Google

und Her kam uns freilich die Semstwo zu Hilfe, die uns ein anderes Lokal zur Verfügung stellte und Wäsche und Betten zum Teil aus eigenen Mitteln dazu gab.

Aufs Ganze gesehen, kann ich nur sagen: mir persönlich ist nichts Böses zuteil geworden, wenn ich absehe von der völkerrechtwidrigen Verschickung und der grundlosen Internierung; den Unbemittelten aber geht es in höchstem Maße schlecht, und ich bitte die amtlichen Stellen auf das dringendste, alles zu tun, um soviel als möglich Kategorien deutscher Zivilgefangener aus diesem Lande eines ganz zügellosen Barbarentums herauszubekommen. Ich bitte das namentlich für die Ostpreußen. Sie sind in einer ganz besonders schwierigen Lage, da nach den bisherigen Austauschverträgen sie in keine der Kategorien fallen. Freilich sagte man uns das damals in Krasny-Jar nicht, als der Vertrag publiziert wurde, sondern nahm gern ihre Gesuche zur Auslandreise entgegen und noch lieber die gegen 800 Rubel Stempelmarken, mit denen diese Gesuche beklebt werden mußten, und die wir nicht mehr zurückbekamen. Diese Ostpreußen sind an die russischen Gewohnheiten am wenigsten gewöhnt und leiden darum unter ihnen mehr als alle anderen. Sie haben ein tiefes Sehnen nach der Heimat, was leider vielen unserer in Rußland lebenden Reichsdeutschen verlorengegangen ist, sie haben die Schrecken des Krieges durchmachen müssen, sind widerrechtlich geraubt und haben mehr als alle anderen, da kaum einer von ihnen Geld hat, unter den Zuständen zu leiden. Ihre Befreiung ist darum doppelt erwünscht.

Robert Breuer / Adolf Menzel

Am 8. Dezember 1815 ist Adolf Menzel in Breslau, als Sohn eines Schulmeisters, geboren. Er starb als Neunzigjähriger, ein Künstler von europäischer Berühmtheit und Ritter des Schwarzen Adler-Ordens. Der Vater zog im Jahre 1830 nach Berlin und gründete hier eine Steindruckerei. In des Vaters Werkstatt hat Menzel damit angefangen, allerhand harmlose Gleichgültigkeiten, Geschäftskarten, Preisverzeichnisse und Flaschenschilder säuberlich herzustellen. Da ihn aber die Natur zum Genie bestimmt hatte, so fand der junge Handwerker bald seinen Weg. Mit der Sicherheit des Traumwandlers, sofort das Wesentliche erfassend, hat Menzel sich ohne spürbaren äußeren Einfluß entwickelt. Wohl besuchte er für kurze Zeit die Akademie, aber das Entscheidende hat er sich in rastloser, zäher Arbeit selbst beigebracht. Noch nicht fünfundzwanzigjährig, vollendete er ein Werk, das seine Meisterschaft offenbarte: die Illustrationen zu Franz Kuglers Geschichte des großen Friedrich.

Illustrationen können leicht unkünstlerisch sein; sie sind es immer dann, wenn sie knechtisch den Worten des Buches dienen. Sie sind es nicht, wenn sie aus einer eigenen, wirklich lebenden Vorstellung heraus geboren wurden. Die Illustrationen des Friedrichbuches sind von dieser Art. Meist nicht größer als eine Handfläche, wirken sie mit der Heftigkeit einer Vision. Man sieht die preußische Garde in dröhnendem Rhythmus marschieren, Reiter sausen vorüber, Schwerter zischen, Verwundete brüllen, Brandgeruch lastet auf verwüsteter Erde, jäh entrenkt liegen die Toten. Es ist auf diesen Blättern Sonnenschein und Sturm, Nacht und Winterkälte, man sieht die Wachtfeuer lohen, die Wolken fliegen, den Regen fallen. Es bleibt vollkommen unbegreiflich, wie der junge Künstler zu solch einem Reichtum der Vorstellungen und Gesichte gekommen ist. Als Menzel das Kuglerbuch illustrierte, hatte er (und das mögen sich die Maler des Weltkrieges zu Gemüte führen) weder eine Schlacht gesehen, noch sonst irgend etwas von dem mannigfachen Geschehen, wovon diese ungezählten Zeichnungen fesselnde Kunde geben. Gewiß, Menzel wird vielerlei Studien getrieben haben; er wird sich die Uniformen der Friderizianischen Armee genau angesehen, die Gestalt des Königs auf zeitgemäßen Bildern und Stichen aufgesucht und mancherlei Landschaft skizziert haben. Das alles aber hätte nicht genügt, die Szenen, von denen das Kuglerbuch überreich ist, so blutfrisch vor uns erstehen zu lassen. Das Rätsel dieser Zeichnungen ist nicht zu lösen. Der alte Schadow hat sie laut getadelt; er sprach von Griffonagen und Kritzeleien. Sein klassisch geschulter Realismus vermochte das nervöse, impressionistische Temperament des jungen Menzel nicht zu begreifen. Menzels Zeichnungen erschienen ihm wie wirre Hieroglyphen. In der Tat, viele der Kugler-Illustrationen sind mehr geschrieben als gezeichnet, leidenschaftlich bewegte Kurzschrift.

Bald nachdem Menzel diese unvergleichlichen Zeichnungen fertiggestellt hatte, begann er, auch die farbige Welt zu erobern. Gleich eines seiner ersten Bilder war ein Werk, von dem man ohne Uebertreibung sagen kann, daß es in der Geschichte der Malerei einen dauernden Platz behalten wird. Es ist kein aufregendes Thema, es ist nur eine einsame, stille Bürgerstube, was uns Menzel auf diesem Bilde zeigt. Eine stille Stube, eine Gardine, die, vom Winde leicht getrieben, in das Zimmer hineinweht, eine mildgrüne Wand, die ganz leise zu summen scheint, ein Mahagonispiegel, ein Stuhl und eine Fülle sommerlichen Lichtes, das die Gardine von jeder Stofflichkeit befreit, die Wände in ein luftiges Weben verwandelt und das rötliche Holz durchleuchtet. Das ist alles, was es auf diesem Bilde zu sehen gibt. Zugleich ist da aber ein letztes Glück des Anschauens, ein ganz hingegebenes Gefühl und ein Eintauchen in eine besonders zarte Musik der Seele. Das Bild betrachtend, kann man die Welt und ihren Streit vergessen. Man kann sehr zufrieden werden und kann so das Höchste genießen, was die Kunst zu gewähren vermag: Das Einswerden der eigenen Persönlichkeit mit dem Unendlichen.

„Als Menzel dieses kleine Werk schuf, da war in seiner Hand ein Schicksal europäischer Kunst. Zehn Jahre lang hat er es in seiner Hand gehalten, wenn auch die heitere Höhe dieses wie an einem einzigen glücklichen Vormittag gemalten Bildes kaum je wieder erreicht worden ist." Mit solchen Worten weist Karl Scheffler (in seinem Buch von der Berliner Nationalgalerie) auf den Reichtum und zugleich auf die Tragik von Menzels künstlerischem Schaffen. Es gibt einen späteren Menzel, einen rastlosen Beschleicher der Natur, einen unersättlichen Sammler, der mit scharfen Fangeisen und spitzen Nadeln alles, was ihm begegnete, festhielt und auf die Fläche bannte. Die Zeichnungen dieses späteren Menzel haben häufig etwas Zusammengetragenes; man sieht die Dinge einzeln, man möchte meinen, daß sie von einem Naturforscher kaltherzig abgezeichnet und katalogisiert worden sind. Man vermißt den kosmischen Zusammenklang. Auch auf den Oelbildern dieser späteren Zeit, die in den siebziger Jahren beginnt, zeigt uns Menzel überwiegend seinen scharfen untersuchenden Gesichtssinn, seinen summierenden Fleiß und hier und da wohl auch seinen Witz oder gar seine Bosheit. Er läßt uns aber die letzte große Schönheit, die tönereiche Symphonie, die Ueberwindung der Natur durch ein Gebilde aus eigner Kraft entbehren. Zu den Bildern dieser, mehr mitteilsamen als erlösenden Art, gehören einige sehr bekannte Werke Menzels, so etwa die berühmte „Tafelrunde", „Das Flötenkonzert", „Das Ballsouper" und „Das Eisenwalzwerk".

Digitized by Google

Es ist selbstverständlich, daß durch solche kritische Unterscheidung eines früheren und eines späteren Menzel das Phänomen dieses gewaltigen, mehr als siebenzig Jahre täglich sein Werk verrichtenden Künstlers kaum angedeutet ist. Menzel war die Erfüllung der Linie, die von Chodowiecki zu Krüger führt; er war der direkte Vorfahr Liebermanns; ohne ihn wäre Slevogt nicht denkbar. In Menzel lebte die Essenz der Daumierschen Dämone; er hat Manet und Leibl vorweggenommen. In ihm werden zugleich Dürer und Rembrandt wieder geboren. Es ist gut möglich, daß wir die ganze Größe dieses Künstlers, der wie ein zentraler Block in die Entwicklungsgeschichte der neuen deutschen Kunst eingeschaltet ist, heute noch nicht zu erfassen vermögen; es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Apotheose des Preußentums, die wir in diesen Tagen erleben, uns dieser monumentalen Organisation des Willens, wie sie in Menzel wirksam war, näher zu bringen vermag.

Arno Voigt / Stille Stunde

„Setzt die Gewehre — zusammen! Gepäck ab, Lederzeug ab, Feldmütze auf! Rechts und links der Straße wegtreten!" Endlich eine Rast nach dem langen Marsch, der uns eine Erholung war nach blutiger Arbeit. Die schwarzen Teufel, die die Franzosen zur Wahrung der Zivilisation gegen deutsche Barbaren herbeigezogen haben, waren keine kurzweiligen Gegner. Zumal, wenn ihre Lohnherren ihnen vorher Alkohol in starken Mengen gegeben haben, sind sie furchtbar. Furchtbar, aber nicht klug, noch beharrlich. Unsere deutsche Ruhe mußte ihnen auf die Dauer überlegen bleiben. Um sich tobend, geben sie sich mehr Blößen als dem Feinde Schläge. Und ein kühner, unerwarteter Gegenstoß findet sie ratlos, kopflos, und so rannten sie denn auch davon und würden jetzt noch rennen, wenn unsere Nachbarkompagnie ihnen nicht den Weg verlegt und die ganze Gesellschaft eingesackt hätte. Jetzt hocken sie bündelweise da, blecken uns mit ihren Raubtierzähnen an und betteln in einem fort „Tabäk", „Tabäk". Der gute deutsche Soldat gibt ihnen seine allerletzte Zigarette.

Während die Kameraden die heiß erfochtene Stellung umbauen, so daß sie ihre neue Front nach dem vertriebenen Feind zukehrt, um ihn gebührend aufzunehmen, falls er sich erdreisten sollte, wiederzukehren, transportieren wir die Gefangenen ab und machen also jetzt in dem kleinen Dorfe Rast. Kein einziger Einwohner haust hier mehr, seitdem unsere Granaten gar so gebieterisch ihre Stimme in diesen Gemäuern erhoben.

Eine Stunde soll die Rast dauern. Eine ganze Stunde! Welch undenkbar lange Zeit! In diesem blutigen Jahr haben wir verstehen gelernt, was eine Stunde bedeutet. Eine Stunde überschüttete uns damals im September die feindliche Artillerie mit Granaten und Schrapnells, die unsere antwortete nicht, eine ganze Stunde lang. Wir alle meinten, wir seien in dieser Stunde um Jahre gealtert.

„In einer Stunde spätestens müssen Herr Hauptmann mit Ihrer Kompagnie das kleine vor uns liegende Birkenwäldchen vom Feinde gesäubert haben," sagte der Adjutant. Wir stürzten los, schossen, stießen, stachen, droschen, und als alles vorbei war, und wir uns eine Zigarre anzündeten, staunten wir, daß es nur eine Stunde gedauert hatte. War es denn möglich, so viele schauerliche, abwechslungsreiche Bilder in einer Stunde? Wie oft hatte ein jeder von uns in dieser einen Stunde das fünfte Gebot übertreten, das uns von Kindesbeinen an eingeprägt worden war.

Eine Stunde lang stöhnte mein armer, armer Kamerad, als er auf Patrouille die schwere Kopfwunde bekommen hatte. Er stöhnte und schrie, schließlich so laut, daß wir ihm den Mund zuhalten mußten, weil er sonst unsere Stellung verraten hätte.

In einer Stunde stürmte ein Bataillon viermal die englischen Stellungen, und es gab daheim viele Witwen und viele vaterlose Kinder mehr. Entsetzlich, schauerlich, was eine Stunde enthält. Und alle Ruhe, allen Trost der Welt vermag eine einzige Stunde dir zu geben.

Wie glücklich schauen alle meine Kameraden drein, weil der Hauptmann ankündete: „Eine Stunde Ruhe!" Als ob all das furchtbare Sterben vorher gar nicht gewesen wäre! Du Stunde, komm an mein Herz, ich weiß, du kannst mich trösten und beruhigen wie eine treue Frau, die dem Ermüdeten still die Stirn streicht. Wir wollen ganz für uns sein, du meine stille Stunde und ich. Von weitem sahen wir tagelang den Kirchturm dieses Dorfes. Da sagte die Sehnsucht zu mir: „Und wenn dort jetzt auch noch so sehr unsere Granaten hinhalten . . ., wir stürmen es, ich bringe dich bald dorthin, und dann laß ich dich dort allein, ganz allein mit einer stillen Stunde."

So ist es wirklich jetzt geworden. Komm, meine lang ersehnte Stunde, wir setzen uns unter den zerschossenen Kirchturm und trinken uns des Friedens hier satt. —

Drei Tage lang hat unsere Artillerie das Dorf scharf beschossen. Die Reichsten und Mächtigsten der Menschheit trifft das Schicksal am härtesten. Die Mächtigsten und Erhabensten steingefügter Welt sind die Türme. Noch ragst du, ehedem stolzer Kirchturm, über das kleine Zeug der Wohnhäuser und Scheunen empor, über die Auberges und Schulen, ja auch über die aufgeblähte ungefüge Fabrik. Aber es hat dich arg mitgenommen. Wo ist dein blankes Schieferdach, das vorgestern noch in der Sonne blitzte? Gar zu oft hat der Artilleriehauptmann kommandiert: Abkommen — das spitze Schieferdach! Wo sind die lustigen Wasserspeifiguren, über die wir uns durchs Fernglas so oft ergötzten? Sie liegen tief unten und glotzen mich mit ihren Fratzen an. Vor mir glitzert etwas; du kunstvoll gearbeitete Wetterfahne, du tust mir leid, denn du kannst deinen Beruf nicht mehr erfüllen. Eine Wetterfahne, auf flachem Boden liegend, ist wie ein Fisch auf dem Sand. Aber sei getrost, arme Wetterfahne, möchtest du noch so stolz oben halten, möchten die französischen Kleinbürger noch so vertrauensvoll zu dir aufblicken . . ., du könntest ihnen nimmer mehr Günstiges prophezeien. Unwetter zieht über Frankreich.

Wie schrecklich war mir immer der Anblick eines zerfetzten Leibes! Wenn die äußere Hülle zerrissen war und das Herz herauszuckte. Und dabei der gequälte Kamerad noch lebte. Du armer Kirchturm teilst gleiches Schicksal. Eine Granate hat deine Südseite aufgerissen wie die Hauer des Ebers den schwächeren Feind. Das ist keine gewöhnliche Granate gewesen, 15 cm Umfang hat sie sicher gehabt. So schrecklich beißen die „Jungfer Siebmacher" hinein.

Zwei große romanische Bogenfenster taten sich an dieser Turmseite auf. Mit einem Riesenruck hat unsere Granate den verbindenden und stützenden Pfeiler zwischen beiden weggerissen und zugleich nach oben und unten Löcher geschlagen, die wohl jedes zwei Mann hoch sind. Ein einziges großes Fenster entstand so, ja, Jungfer Siebmacher ist eine energische, rasche, großzügige Baumeisterin! Gelt, du alter Glockenstuhl, das hättest du dir auch nicht träumen lassen, daß du jemals noch aus deiner Einsamkeit, in die du dich so schön eingekuschelt hattest, ans Tageslicht heraus müßtest? Und dann nicht einmal die Männer und Frauen sehen könntest, für die du so viele Jahre den klingenden Ton getragen hast, sondern Fremde, und noch dazu Kriegsvolk.

Noch Schlimmeres steht dir bevor. Ihr beiden, du und die große Glocke, gehört seit vielen Jahren zusammen. Ihr schwebtet erhaben über den Freuden und Leiden dieser kleinen Stadt. Jedes einzelnen Bürgers Ein- und Ausgang habt ihr beläutet. Ihr habt in dumpfen, verzweiflungsvollen Schlägen vor vierunddierzig Jahren den Frieden eingeläutet, der eurem armen, verblendeten Vaterlande nie ein wahrer Friede sein sollte. An jedem Nationaltage kündet ihr dem rasenden Volke, daß nun bald der goldene Tag anbrechen würde, der befreiende große Tag der Revanche. Und jetzt ist es gerade ein Jahr her, da wolltet ihr schier bersten vor schwingender Freude: die erlösende Stunde schien zu schlagen, da alle Welt aufstand, um die Deutschen zu zermalmen. Hei, da wart ihr feste dabei! Und nun sind die kleinen Weinbauer, die sich damals so tumultvoll auf dem Mairieplatz sammelten, fort, zer-

Digitized by Google

stoben, Gott weiß, wohin. Wirklich, von vielen weiß nur Gott, wohin! Keines Menschen Auge wird sie je wiedersehen. Und die metallene Stimme, die du, alter Glockenstuhl, so lange und so treu getragen hast und bewahrt hast auch im feindlichen Feuer, sie darf nicht um die Toten des kleinen Städtchens klagen, noch viel weniger wird sie über dieses Land je Siegesfeier künden. Der alte Turm steht an der einen Kante nur noch auf einigen Quadern. Wenn in weiter Ferne eine Mine auffliegt, stöhnt und ächzt er wie ein Sterbender. Wie er sich dann schüttelt! Dann stößt auch die Glocke in leisen, ganz leisen Schwingungen noch einen Ton aus, so ganz verschieden von dem brausenden Sturm vor einem Jahre! Sie ist still geworden wie so mancher französische Soldat, der sich damals nicht genug tun konnte in Viktoriaschreien. Und bald wird eine neue Jungfer Siebmacher kommen und dem ganzen Turm den Rest geben. Dann wird der Glockenstuhl zersplittern, und auf dem Trümmerhaufen wird die metallene Stimme zerbersten. Das kann heute noch sein. Die Boches werden mit ihrem entsetzlichen Ordnungmachen beginnen, was die feinen Franzosen so barbarisch finden, ein Kommando zum Sammeln von Metallresten wird gebildet werden, ein Unteroffizier und sechs Mann, sie werden die Glockenscherben aufheben, mit anderem Eisenplunder nach Osten schicken, und hier werden deutsche Hände aus ihnen ein Geschützrohr gießen. Dessen Ton wird nicht so sanft wie Glockenton klingen. Aber aus ihm wird der Sieg schallen, nur etwas herb und für andere.

Schluß folgt.

Albrecht Schaeffer / November 1915

Sonnenuntergang!
Trauriger, was zauderst du noch lang'?
Steig hinunter, eh' die Nacht erscheint,
Alte Nacht, die um Geschlagne weint.

Trübes Gelb und Rot!
Wank hinunter, Fährboot, Totenboot!
Speere schüttelt da der Windlapith,
Weithin sträubt sich scheu das Stromgebiet.

Weide stürmt und schreit
Uebern Strom, gebeugt vor Einsamkeit.
Der entseelten Helden Leichen ruhn
Am Gestade hin mit goldnen Schuhn.

Schrecklich im Gefild
Goldne Häupter auf zerspaltnem Schild!
Waffe rasselt, die zu Roste wird,
Rolle, Strom, vorbei! die Ebne klirrt.

Schon zu lang im Grab
Regen Tote sich stromauf, stromab.
Wollen, da noch immer rollt die Schlacht,
Ins Getümmel und zur Fahnenwacht.

Woge eilt vorbei,
Krähe jagt stromab mit Wehgeschrei.
Fremde Nacht steht kalt im Osten auf,
Hält ein bleiches Sichelschwert am Knauf.

Seht, was stürzt im West!
Felsentor, das sich bewegen läßt? — —
Totenfelder, du betrittst sie spät,
Stern der Nachsicht, süße Majestät!

Gottfried Traub / Des einzelnen Macht

Das größte Unglück ist ein Mensch,
der sich selbst aufgibt. H. v. Müller.

Des einzelnen Macht offenbart sich in der Zeit der Millionenmenschheit ganz erstaunlich. Woher kam so manche klägliche Stimmung der vergangenen Wochen, die nun hinter uns liegen? Weil der und die einzelne wie ein lebendiges Echo die Klagen weitergab. Woher kam so mancher tapfere Ton in derselben Zeit, die sich nun wieder auf sich selber besonnen hat und mutig vorwärts geht? Weil der und die einzelne wie ein springender Quell erfrischende Kraft und starkes Selbstvertrauen schöpfen ließ. Mancher ist gar nicht müde; andere haben ihm nur viel Ermüdendes vorgesagt, und schließlich dachte er: „dann muß doch etwas Wahres daran sein!" Jeder weiß aus eigenster Erfahrung, wie gerade in unserer Zeit der einzelne Mensch auf den anderen hört und in seinem eigenen Guten und Schlimmen bestärkt wird durch das, was von außen an ihn herantritt. Des einzelnen Macht reicht weiter, als er denkt; denn die Drähte zwischen den Menschen sind viel empfindlicher geworden. Die Wirkung weitet sich aus, je reicher die Verkehrswege geworden und die Mittel der Verständigung und Aussprache sich verdoppeln. Nichts ist falscher als die Meinung, es komme schließlich gar nicht darauf an, wie der einzelne sich ausspreche; es gehe doch in dem allgemeinen Meer unter. Auch der Ozean besteht nur aus Wellen und eines Volkes Haltung nur aus den Willen, die die einzelnen tragen. In aufgeregter Zeit verzehnfacht sich der Einfluß jedes auf jeden. Denn man hört mit zehn Ohren und spricht mit dreißig Stimmen. Wer in diese flutende Welt der Empfindungen einen hellen Ton hineinwirft, soll gewiß sein, daß er nie verlorengeht. Der Zauber des Anführers in der Schlacht ruht in der einfachen Tatsache, daß da einer vorwärts marschiert trotz Gefahr und Tod und so die Gewißheit verkörpert: man kann das, also kann auch ich's. Viele Schwäche der Masse bei „Gebildeten" und „Ungebildeten" hängt weniger an ihrer Böswilligkeit, als an innerer Unsicherheit. Sie werden eine Beute der Furcht, obgleich sie gerne furchtlos wären. Manche Aengstlichkeit spricht sich nur aus mit dem Wunsch, widerlegt zu werden. Denn zuinnerst ist niemandem wohl bei grauem Wetter. Jeder hat die Sonne gern.

Ein Mensch, der sich aufgibt, ist der größte Jammer. Er reißt so manchen mit, der noch eben festgestanden wäre. Die Luft, die von da strömt, wird weichlicher und schwüler; wo die Menschen sich selbst aufgeben, begehen sie nicht nur eine Sünde gegen sich selbst, sondern noch mehr an ihrem ganzen Kreis. Die Angst gleicht den Nesseln; wer mutig hineinfaßt, den brennen sie lange nicht so, als er gefürchtet. Darum will dieser Krieg der große Erzieher der Seele sein, weil er ihr die Angst in ihrer Haltlosigkeit zeigt und ihr eine Fülle von Widerstandskräften weist, die ebenso wirklich da sind, wie all jene Gespenster. Der Angst kann man keinen größeren Gefallen tun, als daß man sich mit ihr einläßt. Im Handumdrehen hat sie aus einem kleinen Schatten eine dicke Wolke gemacht, mit der sie das ganze Haus in Dunkel hüllt. Das Wesen der Angst ist die Uebertreibung. Wer das erkennt, der fürchtet sie nicht, und vor dem schleicht sie in eine Ecke wie ein geschlagener Hund.

Niemanden und nichts aufgeben heißt Leben, und darin ruhet das Glück.

Digitized by Google

Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei

hat am 4. und 5. Dezember getagt und nach Vorträgen von Wiemer, Payer, Fischbeck und Liesching die folgenden Entschließungen einstimmig angenommen:

Zum Burgfrieden:

„Der Zentralausschuß hält die Aufrechterhaltung des Burgfriedens während der Kriegszeit für erforderlich, erachtet aber als unabweisbare Voraussetzung, daß der Burgfriede von allen politischen Richtungen gleichmäßig gewahrt wird, und daß persönliche Angriffe gegen Mitglieder anderer Parteien unter allen Umständen unterbleiben. Zugleich fordert der Zentralausschuß, daß alle Regierungsstellen im Reich und in den Bundesstaaten strengste Unparteilichkeit üben und nicht unter dem Schutz des Burgfriedens Maßnahmen treffen, die auf eine Beeinflussung der öffentlichen Meinung im Lande für die Friedenszeit hinauslaufen."

Kriegsziel und Friedensfragen:

„Der Zentralausschuß der Fortschrittlichen Volkspartei blickt mit Stolz und Dankbarkeit auf die großen Erfolge, welche Deutschland und seine Bundesgenossen im Weltkrieg errungen haben, und gibt im Bewußtsein der Kraft, Opferwilligkeit und Unermüdlichkeit des deutschen Volkes und Heeres dem festen Vertrauen Ausdruck, daß es in Bälde gelingen werde, der Welt den Frieden zu bringen, den sie ersehnt. Er verwahrt sich gegen den anmaßenden Anspruch unserer Feinde, daß trotz ihrer Niederlagen auf allen ihren Kriegsschauplätzen sie uns die Bedingung dieses Friedens vorschreiben sollen. Er ist überzeugt, daß diese Bedingungen dem Deutschen Reiche nicht etwa, wie unsere Gegner heute noch schreiben, bestenfalls Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege, vielmehr dauernden Schutz gegen fremde Angriffe und bleibende Mehrung seiner Macht, seines Wohlstandes und, soweit immer seine Sicherheit es geboten erscheinen läßt, auch seines Gebietes bringen werden.

Der Zentralausschuß glaubt, daß im Zusammenhange mit dem Abschluß des Friedens auch das Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und der österreichisch-ungarischen Monarchie im Sinne weitgehender und bleibender Annäherung der beiden Reiche auf politischem, militärischem und wirtschaftlichem Gebiet geregelt und damit die Möglichkeit eines Anschlusses der Balkanländer und des türkischen Reiches an die beiden Zentralmächte geschaffen werden soll."

Krieg und Volksernährung:

„Der Zentralausschuß gibt der Ueberzeugung Ausdruck, daß die Volksernährung durch die im Inlande vorhandenen Vorräte an notwendigen Lebensmitteln durchaus gesichert ist. Notwendig ist sparsames Haushalten und eine gerechte Verteilung der vorhandenen Bedarfsgegenstände auf alle Bevölkerungskreise. Soweit das Steigen der Lebensmittelpreise nicht auf natürlichen Ursachen, sondern auf verwerflicher Gewinnsucht beruht, ist scharfes Einschreiten ohne Ansehen der Person oder des Gewerbes geboten. Bei mangelndem Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage darf die Preisbildung nicht der willkürlichen Gestaltung des Marktes überlassen und damit zum Mittel der Ausbeutung der Verbraucher gemacht werden. Die Preisfestsetzung im Wege allgemein gültiger Verordnungen muß die gesteigerten Produktionskosten der Landwirtschaft in gerechter Weise ebenso berücksichtigen wie die vielfach schwierige Lage des Gewerbes, insbesondere des Kleinhandels.

Im Zusammenhang mit der Lebensmittelversorgung ist nachdrücklich dahin zu wirken, daß die Viehzucht treibende Landwirtschaft, insbesondere der mittlere und kleine Besitz als der Hauptträger der Viehzucht, ausreichend mit Futtermitteln zu angemessenen Preisen versorgt wird.

Der Zentralausschuß erachtet, unbeschadet der Kritik an Einzelheiten, die Maßnahmen des Bundesrats als eine geeignete Grundlage zur Sicherung der Volksernährung und spricht die Erwartung aus, daß die Reichsregierung wie die beteiligten Verwaltungen der Einzelstaaten in einmütigem und planmäßigem Zusammenwirken rechtzeitig und wirksam überall da eingreifen werden, wo es die Allgemeininteressen der Volksernährung fordern."

Im Anschluß an den Vortrag Lieschings über

Kriegsunterstützung und Kriegsbeschädigtenfürsorge

wurde ein Antrag Dr. Elsas-Stuttgart angenommen, wonach die Fraktion des Reichstages in Erwägungen eintreten soll, ob die Reichsunterstützung für die Familien der Einberufenen für das ganze Jahr über den jetzt für die Wintermonate geltenden Satz hinaus erhöht werden könne und ob die Auszahlung der Unterstützungsgelder den Lieferungsverbänden und Gemeinden abzunehmen und seitens des Reichs durch die Lieferungsverbände als Zahlstellen zu erfolgen habe.

Soziale Bewegung

Sozialgesetze und Wehrkraft. In einem sehr lesenswerten Aufsatz der Deutschen Juristenzeitung hat der Direktor im Reichsversicherungsamt Witowski das schon oft behandelte, aber für die Zukunft auch so wichtige Thema des Zusammenhangs zwischen Sozialpolitik und Wehrfähigkeit erneut untersucht. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß die Sozialgesetzgebung einen hervorragenden Anteil an der Kriegstüchtigkeit unserer Soldaten hat. Diese Wahrheit wird dann im einzelnen auf die Tätigkeit der verschiedenen Zweige der Versicherung begründet. Der Krankenversicherung gehören jetzt 20 Millionen Personen an, vor ihrer Einführung blieben viele Erkrankte ohne oder ohne genügende ärztliche Versorgung und verfielen vorzeitigem Siechtum oder Tode. Jetzt erfährt jeder versicherte Erkrankte nicht nur ärztliche Hilfe, Arzneimittellieferung, Krankenhausbehandlung, sondern auch alle Fürsorge in der Genesung bis zu völliger Wiederherstellung, und zwar vielfach nicht nur für seine Person, sondern auch für seine Angehörigen. Mutterschutz und Säuglingspflege wird geübt, der Bau von Arbeiterwohnungen gefördert, Aufklärung über Gesundheitsfragen verbreitet. Bis 1912 haben die Krankenkassen 5½ Milliarden Mark seit ihrem Bestehen aufgewendet. In der Unfallversicherung beliefen sich die Aufwendungen auf 2½ Milliarden Mark. Hier tritt besonders die vorbeugende Tätigkeit durch Vorschriften und Maßnahmen der Unfallverhütung hervor, dann aber auch ausgiebige erste Hilfe, sorgliche Behandlung und gründliches Heilverfahren. Am vielseitigsten ist das schadenverhütende Wirken in der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung. Unter den Krankheiten nimmt die Tuberkulose die erste Stelle ein. Die Versicherungsanstalten verfügen in 80 eigenen Heilstätten über rund 10 000 Betten. Der Wohnungsfürsorge werden von ihnen große Mittel zugewendet. 2 Milliarden Mark haben sie im ganzen der Volkswohlfahrt zugeführt. Die Gesamtleistungen der Träger der Arbeiterversicherung einschließlich der Rentenzahlungen betrugen bis 1913 nahezu 11 Milliarden Mark. So ist diese Versicherung wirtschaftlich ein Segen für die an ihr beteiligten rund 60 Millionen Versicherten geworden. **Hunderttausende, die jetzt in Feindesland für das Vaterland kämpfen, verdanken ihre Wehrfähigkeit der rechtzeitigen und sachgemäßen Behandlung,** die ihnen bei früheren Krankheiten und Betriebsunfällen durch die soziale Versicherung zuteil wurde. Alle die reichen Erfahrungen der Aerzte auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung kommen jetzt den verwundeten oder im Felde erkrankten Kriegern zugute. — Witowski sieht ein weiteres wesentliches Verdienst der öffentlich-rechtlichen Versicherung in der „Milderung der sozialen Gegensätze zwischen den Unternehmern und Arbeitern". Das Bewußtsein, daß ihre Ansprüche gesetzlich gesichert sind, lehrte die Arbeitnehmer den Wert der staatlichen Fürsorge schätzen. Es verknüpfte sie unwillkürlich mit der bestehenden Staatsordnung. Ein weitgehendes Selbstverwaltungsrecht ermöglichte es den aus freien Wahlen hervorgegangenen Vertretern der Arbeitgeber und Versicherten, ihre gegenseitigen Interessen zur Geltung zu bringen. Man gewann Verständnis für die berechtigten Wünsche des anderen Teils und die vernünftigerweise einzuhaltenden Grenzen der eigenen Ansprüche. Tiefer und allgemeiner, als man erwarten mochte, regte sich in den unteren Volksschichten die Erkenntnis des Wertes der Leistungen des Gegenwartsstaates. Und als der frevelhafte Ueberfall über Kaiser und Reich hereinbrach, marschierten die Arbeiterbataillone Schulter an Schulter mit den übrigen Volksgenossen gegen die gemeinsamen Feinde, die die nährende Heimatscholle mit ihrem erst in der Stunde der Gefahr ihres Verlustes recht erkannten Segen bedrohten.

Der Burgfrieden unter den Arbeiterorganisationen. Mitte November hat in Berlin eine Konferenz der Verbandsvorstände der freien (sozialdemokr.) Gewerkschaften stattgefunden. Man hat sich dabei auch mit den Beziehungen zwischen den verschiedenen Arbeiterorganisationen beschäftigt. Der Bericht im „Correspondenzblatt der Generalkommission" besagt darüber folgendes: „Eine Aussprache über die Möglichkeit der Fortdauer der Arbeitsgemeinschaften zwischen den verschiedenen Gewerkschaftsrichtungen über den Krieg hinaus ergab das allseitige Einverständnis, in allen gemeinsamen Arbeiterfragen, so wie dies während des Krieges geschehen, auch nach dem Kriege mit den übrigen Gewerkschaftsgruppen zusammenzuwirken, soweit eine Verständigung mit ihnen möglich ist." — Die übrigen Gewerkschaftsrichtungen haben ihren Willen zur gemeinsamen Arbeit wiederholt betont. Also sind alle bereit, auch nach dem Kriege zusammenzugehen. Es sollten aber bereits während des Krieges die dafür nötigen Instanzen eingesetzt und an die Zusammenarbeit gewöhnt werden.

Die Konsumgenossenschaften im Kriege. Die beiden letzten Nummern des „Reichs-Arbeitsblattes" enthalten einen Artikel über die Konsumvereine während des Krieges. Die umfangreiche Arbeit behandelt in sehr sachverständiger Weise die Bedeutung der Konsumgenossenschaften für die wirtschaftliche Mobilmachung des deutschen Volkes und gibt zum Schluß eine Anzahl Entschließungen von Konsumgenossenschaftsverbänden wieder, in denen zum Ausdrucke gebracht worden ist, daß die Konsumgenossenschaften alle Maßnahmen unterstützen würden, die das wirtschaftliche Durchhalten zu fördern geeignet sind. Im Anschluß hieran bemerkt der Berichterstatter des amtlichen Organs: „Wie der vorstehende Ueberblick zeigt, haben die deutschen Konsumvereine es nicht bei derartigen Versprechungen bewenden lassen, sondern sie haben sich nach Kräften bemüht, die Worte n

Digitized by Google

Taten umzusetzen. Sie haben dadurch wesentlich zur Aufrechterhaltung des deutschen Wirtschaftslebens während des Krieges beigetragen."

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Dir. E. in C. 5 M., Hauptm. L. in B. 1 M., Matr. Art. A., Fort B. II 1 M., Frl. K. in K. 10,05 M., Pfr. M. in K.-M. 5 M., P. St. in D. 3 M., M. Lg. in B.-B. 5 M., F. L. G. in Basel 95,75 M., F. in F. 2 M., B. in F.-R. 3 M., Jäger B. im Felde 1 M., Gefreiter M. im Felde 2 M.

Kriegs- und Heimatchronik: B. in D. 4 M., Oberlt. z. See W. 3 M.

Bücher für Armee und Marine: Frau R. in Sch.: 12 Westermanns Monatshefte, Hefte „Morgen", 3 Bücher, Werbeanwalt W. in B.: 17 Bücher und Hefte, Frau Dr. N. in Sch.: 79 Bücher und Hefte, Ungenannt, Karlsruhe: 19 Bücher und Hefte, Frl. K. in St. 14 Bücher und Hefte, S. in Berlin: 11 Bücher, 1 Nordd. Monatsheft, R. in J. 5 Roehle, Emden—Ayesha.

Für den Roten Halbmond: Lehrer H. H. in Pl. 15 M.

Für das Rote Kreuz in Bulgarien: Lehrer H. H. in Pl. 15 M., Oberleutn. W. in K. 5 M.

Für erblindete Krieger: Von einer Kriegstrauung aus Northeim (Hann.) 10 M.

Geschäftliche Mitteilungen

Der heutigen Nummer der „Hilfe" liegt ein Prospekt des Verlages **Adolf Spamholtz, Hannover** bei, den wir der eingehenden Durchsicht unserer Leser empfehlen.

Während unsere Leser in der Heimat schon in voriger Woche den Prospekt der **C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München,** in ihrer „Hilfe" fanden, erhalten ihn unsere Feldbezieher erst mit der heutigen Nummer. Viele werden ihn schon vermißt haben, aber der Gewichtsgrenze wegen kann die Feldauflage immer nur eine Beilage aufnehmen. Die Auswahl „Bücher für unsere Zeit" empfiehlt manch gute Weihnachtsgabe für Schützengraben und Heimat.

Als Weihnachtsgeschenk für Feld und Heimat
sei eine
Hilfe-Lieferung
empfohlen.

Vierteljährlich ..... 2.50 M.
Halbjährlich ..... 5.— M.
Für das Jahr 1916 .....10.— M.

Geschenkkarten zu entsprechender Mitteilung an den Empfänger versenden wir auf Wunsch kostenlos.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover.
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser.)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- u. Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Ärzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 444 930 003 M. Vermögensbestand 173 600 000 M. Überschuß im Geschäftsjahre 1913: 5 787 600 M.

Alle Gewinne werden zugunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Die für die ganze Dauer der Lebens- und Rentenversicherungen zu zahlende Reichsstempelabgabe von ½ % der Prämie trägt die Vereinskasse. Betrieb ohne bezahlte Agenten und **deshalb niedrigste Verwaltungskosten.**

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag, und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover
Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Briefkasten

Zu „Weihnachten" und zu „Neujahr" sind wieder je ein **Eisernes Blatt** erschienen. Sie sind zu beziehen durch D. Traub, Dortmund, Bismarckstraße 48. Wegen der Erhöhung der Papier- und Druckkosten müssen 2 Pf. für das Blatt erhoben werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Für Feld, Etappe und Lazarett
sei vorzüglich empfohlen die
Sammlung Göschen
von der bis jetzt 765 Nummern zum Preise von 90 Pfennig für den handlich gebundenen Band erschienen sind.

Die Sammlung bildet eine leicht verständliche und übersichtliche Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und Technik; in engem Rahmen, auf wissenschaftlicher Grundlage bietet jedes Bändchen zuverlässige Belehrung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Ausführliche Kataloge stehen unberechnet zur Verfügung.

Verlag der
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
G. m. b. H., in Berlin W 10

Was soll ich schenken?
Bücher aus dem Hilfe-Verlag

M. Maurenbrecher, Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Urchristentums in 2 Bd. Bd. 1: Von Nazareth nach Golgatha. Band 2: Von Jerusalem nach Rom. Jeder Band kart. M. 4,—, geb. . . . . M. 5,—.

Herm. Weinheimer, Geschichte des Volkes Israel in 2 Bänden. Jeder Band kart. M. 1,80, geb. M. 2,40.

Georg Ruseler, Die gläserne Wand Legenden und kleine Geschichten. Gebunden M. 1,20.

Franz Herwig, Wunder der Welt Historisch. Roman aus der Zeit Kaiser Ottos III. Broschiert M. 1,80.

Adolf Saager, Von der Natur zur Kunst Ein Wegweiser zu künstlerischem Verständnis, Genuß und Geschmack. Broschiert M. 1,80, gebunden M. 2,40.

Fritz Philippi, Auf der Insel Zuchthausgeschichten Broschiert M. 1,80, gebunden . . . . . M. 2,40.

F. L. Fischer, Arbeiterschicksale mit einem Vorwort von Friedrich Naumann. . . . . Gebunden M. 1,50.

Im steinernen Meer, Großstadtgedichte. Herausgegeben v. O. Hübner u. J. Moegelin. Brosch. M. 1,80, geb. M. 2,40.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Else Kesting, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

16. Dezember 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 50

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Wer hilft?

Hört zu, ihr Freunde! Wir verschicken die „Hilfe" ins Feld und in Lazarette an jeden, der sie haben will. Die Zahl derer, die um Zusendung bitten, wächst täglich. Wer aber bezahlt es, wenn gleichzeitig die Zuschüsse abnehmen. Ihr werdet helfen müssen! Es handelt sich um Tausende von Mark! Nähere Angaben werden auf Wunsch brieflich vom Verlag gemacht, an den alle Sendungen zu richten sind. Es grüßt die alte treue hilfsbereite „Hilfe"-Gemeinde

Weihnachtszeit 1915. **Fr. Naumann.**

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Ein erster Friedensklang. **Dr. L. Frhr. von Mackay:** Der persisch-arabische Weltkrieg-Schauplatz. — **Friedrich Lorenzen:** Die Nordmark in der Kriegszeit. — **Dr. Otto Karstädt:** Die Höchstpreise der Revolution. — **Wilhelm Heile:** Weihnachten im Felde. — **Arno Voigt:** Stille Stunde. — **Berta Duensing:** Soldatenkiste — Weihnachten 1915. — **H. Neckerle:** Im Kreise. — **Gottfried Traub:** Eine Antwort. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 6. Dezember.

Die Kämpfe des Weltkrieges werden teilweise um Zukunftswerte ausgefochten, deren künftige Wichtigkeit noch niemand ermessen kann. So ist beispielsweise die Gegenwart Mesopotamiens keine Division fremder Soldaten wert, aber was kann dort einmal für eine Landwirtschaft entstehen! Auch Galizien, Wolhynien, Polen und selbst Kurland sind mehr Entwicklungsmöglichkeiten als bereits ausgereifte Kulturen. Dasselbe gilt von den serbischen Gefilden. Das Monastir von heute ist eine verhältnismäßig kleine Sache, aber Serben, Bulgaren und Griechen haben nun dreimal um diesen Ort gerungen, weil sie schon im Geiste die Fortsetzung der Eisenbahn nach Durazzo schauen und große Märkte und Kasernen dort anlegen wollen. Es fragt sich nur, wer nach dem langen Kriege noch Kräfte und Mittel haben wird, um solche Träume der Kämpfenden zu verwirklichen.

In Wolhynien ist der Winter durch vorübergehendes Tauwetter unterbrochen, was zu Artillerieangriffen führte, bei denen die Russen viel Munition verausgabten. Die Kämpfe um Riga haben bisher nicht aufgehört.

Bei Gallipoli sind jetzt die Südstürme wirklich gekommen, auf die man türkischerseits schon früher rechnete. Die Landungsstege, die die Engländer weit ins Meer hinausgebaut haben, sind alle von den stürmischen Wogen zerstört und weggeschwemmt worden. Proviantmangel soll trotzdem in der Vierverbandsarmee nicht bestehen, aber empfindliche Knappheit an Trinkwasser.

Dienstag, 7. Dezember.

Der Papst hat eine Ansprache zugunsten des Friedens gehalten und dabei die Forderung nach politischer Unabhängigkeit des Heiligen Stuhles wiederholt.

Die Preissteigerung ist eine Erscheinung in allen kriegführenden und auch in den europäischen neutralen Ländern. Italien scheint aber besonders schwer zu leiden, da sein Verkehrswesen bei Krieg und Kohlenmangel versagt. Getreide kostet im inneren Lande 42 Lire, also fast 10 Lire mehr als in Deutschland.

Da die Deutschen und Oesterreicher und Ungarn den Landweg nach dem Aegäischen Meere und nach Saloniki beherrschen, hängt die Fortsetzung der dortigen Kämpfe für den Vierverband von der Beherrschung des Seeweges ab. Daher die rastlose Verfolgung unserer Unterseeboote. Das Neueste ist nun, daß die Westmächte sich bei Griechenland beschweren, daß deutsche oder österreichisch-ungarische Unterseeboote sich im neutralen griechischen Gewässer aufhalten. Daß sie es gelegentlich tun, kann schon wahr sein, aber wo halten sich denn die englischen und französischen Schiffe und Landungstruppen auf? Ist etwa die Insel Lemnos kein neutraler Boden oder der Hafen von Saloniki? Besonders unwillig ist die feindliche Welt gegenüber den österreichischen Unterseebooten, die im Adriatischen Meer die Landung von Munition und Proviant für Serbien verhindern.

Mittwoch, 8. Dezember.

Ein amtlicher Bericht der bulgarischen Heeresverwaltung gibt eine übersichtliche Darstellung der Bewegungen nördlich von Saloniki. Im Oktober besetzten Franzosen und Engländer die Linie Babuna—Gradsko—Kriwolak. Anfang November begann der bulgarische Angriff und die Zurückdrängung auf die Linie Kriwolak—Vardar—Tscherna. Der Rückzug der Franzosen wurde in vorbildlicher Art ausgeführt, so daß sie sich aus der bulgarischen Zange befreiten. Die Bulgaren besetzten Negotin und Kawardatzi. Gleichzeitig wurde nach der Einnahme von Pristina das südliche

Digitized by Google

Gebiet Serbiens bis nach Struga und Ochrida am Ochridasee besetzt und von Monastir aus die französische Aufstellung seitlich bedroht. — In allen Gegenden Serbiens werden weiterhin Gefangene gemacht. Die Oesterreicher drangen in Ipek ein, das in der Südostecke von Montenegro liegt. Djakowa, das ebenfalls noch montenegrinisch ist, kam in die Hände der Bulgaren.

Die deutsche Regierung hat durch Vermittlung der amerikanischen Botschaft eine Denkschrift über die Ermordung der Besatzung eines deutschen Unterseebootes durch den Kommandanten des britischen Hilfskreuzers Baralong an die englische Regierung gesandt. Der Vorgang selbst hat im August stattgefunden; aber die Zeugenvernehmungen, die von nordamerikanischen Notaren vorgenommen werden mußten, haben ziemlich viel Zeit in Anspruch genommen. Auf Grund des jetzt zeugeneidlich vorliegenden Materials kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Kommandant des britischen Hilfskreuzers Baralong der ihm unterstellten Mannschaft den Befehl gegeben hat, hilf- und wehrlose deutsche Seeleute nicht zu Gefangenen zu machen, sondern sie feige zu ermorden, sowie daß seine Mannschaft den Befehl befolgt und sich dadurch des Mordes mitschuldig gemacht hat. Die deutsche Regierung teilt diese furchtbare Tat der britischen Regierung mit und nimmt bestimmt an, daß diese die Mörder nach Kriegsgesetzen bestrafen wird. Sollte sie in dieser Erwartung getäuscht werden, so würde sie zu schwerwiegenden Entschließungen wegen Vergeltung des ungesühnten Verbrechens genötigt sein.

Im ungarischen Abgeordnetenhause versichert Graf Andrassy, daß es menschliche Pflicht sei, den Frieden zu schließen, sobald es möglich ist, daß aber vorläufig leider bei den Gegnern keine Anzeichen für diese Möglichkeit vorhanden seien. In gleichem Sinne erklärte Ministerpräsident Graf Tisza: Wann der Friede zustande kommt, hängt ausschließlich von unseren Feinden ab; je größer die Opfer sein werden, die der Krieg uns auferlegt, um so schwerer werden natürlich für unsere Feinde die Friedensbedingungen sein.

Donnerstag, 9. Dezember.

Die Siegesfreude der Bulgaren über die Einnahme von Monastir ist gewaltig: Der glühende Traum einer Rasse ist lebende Wirklichkeit geworden, die Vereinigung aller Bulgaren ist erzielt, Mazedonien ist frei, der Mittelpunkt des Bulgarentums, Bitolia, ist unser. Dies ist ein großer bulgarischer Jubeltag! — Es darf nicht geleugnet werden, daß sich auch in Griechenland viele Augen auf Bitolia-Monastir richten.

Im Deutschen Reichstag spricht der Reichskanzler über die politische Lage und beantwortet die sozialdemokratische Interpellation über die Möglichkeit des Friedens. Er begrüßt zunächst die Bulgaren als neue und erfolgreiche Bundesgenossen. Alles was er über die Bulgaren sagt, wird von Zustimmung und Beifall des Hauses begleitet. Durch die Siege in Serbien stehen heute die Dardanellen fester denn je, und der Weg über Konstantinopel hinaus ist offen. Englands Gewaltpolitik gegen Griechenland zeigt, wie scheinheilig seine Aufregung über den deutschen Einmarsch in Belgien gewesen ist. Die Hoffnungen unserer Feinde, daß wir durch Mangel an Lebensmitteln oder anderen Materialien gezwungen sein könnten, einen für uns unerwünschten Frieden zu machen, sind vollständig zerflossen. Wir werden uns einrichten müssen, aber wir haben genug. Was die Frage nach der Möglichkeit des Friedens anlangt, so ist sie eine ganz natürliche Folge der bisherigen Entwicklung des Krieges. Deutschland und seine Bundesgenossen können den Krieg, wenn es sein muß, noch lange aushalten, sind aber bereit, über einen Frieden mit sich reden zu lassen: „In dem vollen Bewußtsein unserer unbestreitbaren und unerschütterlichen glänzenden militärischen Erfolge lehnen wir jede Verantwortung für die Fortsetzung des Unheils ab. Es soll nicht heißen, daß wir den Krieg auch nur um einen Tag verlängert haben, weil wir noch dieses oder jenes Faustpfand dazu erobern wollten. In meinen früheren Reden habe ich unsere allgemeinen Kriegsziele auseinandergesetzt und will heute nicht auf Einzelheiten eingehen. Ich kann nicht sagen, welche Garantien die kaiserliche Regierung z. B. in der belgischen Frage fordern wird, welche Machtgrundlagen sie für diese Garantien für notwendig erachtet; aber eins sollen sich unsere Feinde selbst sagen: Je länger und je verbitterter sie diesen Krieg gegen uns führen, um so mehr wachsen unsere Garantien, die wir fordern müssen. Wenn unsere Feinde für alle Zukunft eine Kluft zwischen Deutschland und der übrigen Welt aufrichten wollen, dann sollen sie sich nicht wundern, daß auch wir unsere Zukunft danach einrichten. Weder im Osten noch im Westen dürfen unsere Feinde von heute über Einfallstore verfügen, durch die sie uns von morgen ab erneut, schärfer als bisher, bedrohen können. Der Verteidigungskrieg des deutschen Volkes darf nur mit einem Frieden beendet werden, der nach menschlichem Ermessen uns die Sicherheit gegen seine Wiederkehr bietet." — Die Haltung der beiden sozialdemokratischen Redner Scheidemann und Landsberg war durchaus der Wichtigkeit der Sache entsprechend und voll von vaterländischem, vorsichtigem Ernste. Leider störte eine unerfreuliche Geschäftsordnungsdebatte den im übrigen einheitlichen Gang der Verhandlungen. Man wird gespannt sein dürfen auf die Aufnahme, die die Ausführungen des Reichskanzlers im Auslande finden.

Freitag, 10. Dezember.

Die Erklärungen des Deutschen Reichskanzlers und des ungarischen Ministerpräsidenten stehen im Mittelpunkt aller Erörterungen. Eine unmittelbare Friedenswirkung wird von ihnen nicht erwartet, aber es ist eine bedeutsame Feststellung, daß die mitteleuropäischen Staaten grundsätzlich zu Friedenserörterungen bereit sind. Die ersten Widerklänge aus den Zeitungen des feindlichen Auslandes sind durchweg abweisend. Noch ist die Entscheidung der Waffen nicht so deutlich, daß auch die Feinde sich ihr nicht entziehen können. Bei dieser Sachlage dient es zur Verstärkung der Tapferkeit und des guten Gewissens, daß von unserer Seite alles geschehen ist, was möglich war.

Das Londoner Kriegsministerium berichtet von den bulgarischen Angriffen nördlich von Saloniki: Es gelang den Bulgaren, unsere Truppen aus ihren Stellungen zu vertreiben; unter dem Schutze der Dunkelheit wurde unsere Front auf eine neue Linie zurückgebracht. Andere englische Berichte fügen hinzu, daß die bulgarische Artillerie sehr reichlich sei. Die Truppen des Vierverbandes stehen ziemlich genau auf der griechischen Grenze, wodurch die Haltung Griechenlands immer kritischer wird. Zahlreiche serbische Familien fuhren von Saloniki nach England und Frankreich ab, wo ihnen Unterkunft angeboten wurde.

Die Triester Handels- und Gewerbekammer spricht sich für Annäherung und Zusammenarbeiten von Oesterreich-Ungarn mit dem Deutschen Reiche aus und begrüßt die wirtschaftliche Annäherung an Bulgarien und Türkei besonders auch vom Standpunkt des Triester Hafens aus. Wie anders und um wie vieles geringer würde die Stellung Triests sein, wenn es zu einem italienischen Platze gemacht würde! — Im Mittelländischen Meer sind in den letzten fünf Wochen über 30 britische, französische und italienische Schiffe versenkt worden.

Am Abend spreche ich unter dem Vorsitz des Berliner Oberbürgermeisters im Saal des Abgeordnetenhauses über unser Verhältnis zu unseren Verbündeten. Wir dürfen niemals die Bundesgenossenschaft nur vom Gesichtspunkt unserer eigenen Wünsche aus ansehen, sondern müssen uns ernstlich mit den eigenen Lebensinteressen und Absichten der Türken, Bulgaren, Ungarn und Oesterreicher beschäftigen. Bundesgenossenschaften müssen im Zeitalter der Völkerkriege zu Völkerbündnissen werden, wie es von der „Waffenbrüderlichen Vereinigung" angestrebt wird. Durch Diplomatie allein können große Nationen nie zusammengehalten werden.

Sonnabend, 11. Dezember.

Die „Neuen Zürcher Nachrichten" nennen die Reichstagssitzung von vorgestern die erste Friedenssitzung des führend gewordenen Parlaments im Weltkriege; sie trage zwar den Frieden nicht für morgen oder übermorgen in Händen, aber sie habe den Glauben gemehrt, daß es einen dauerhaften, gerechten und guten Frieden geben könne. Graf Andrassy nennt im ungarischen Abgeordnetenhaus die Kanzlerrede einen würdigen Ausdruck des deut-

Digitized by Google

schen Selbstgefühls. Das Wichtigste und Erfreulichste sei die Tatsache der Einigkeit sämtlicher politischen Fraktionen im Wunsche nach Frieden, aber gleichzeitig in der Bereitschaft, in dem aufgezwungenen Kriege durchzuhalten. Den Sinn der englischen Preßstimmen drückt „Daily Chronicle" so aus: Die Verbündeten betrachten Deutschland nicht als unbesiegbar und werden es auch nicht tun, nachdem Bethmann Hollweg es ihnen versichert hat. „Westminster Gazette" sagt: unsere Antwort ist, auf unsere Rekrutierungsbüros hinzuweisen.

Auf Wunsch der nordamerikanischen Regierung sind der deutsche Marineattaché Boy-Ed und der deutsche Militärattaché v. Papen von ihren Stellungen in Washington abberufen worden. Wie sich dieser auffällige Vorgang erklärt, ist uns unbekannt, es wird aber versichert, daß darin keine Verschärfung der Spannung zwischen den zwei Reichen zu erblicken sei. — Nordamerika steht noch in Unterhandlungen mit Oesterreich-Ungarn wegen der Versenkung der „Ancona", auf der sich einige Amerikaner befanden.

Sonntag, 12. Dezember.

Nach der Beendigung der Kämpfe gegen Monastir und den Ochridasee sind große bulgarische Heeresteile frei geworden, die sich nun gegen den linken Flügel der französisch-englischen Aufstellung wenden. Der Flügel ist nach Aussage des Kriegsberichterstatters der „Vossischen Zeitung" umgangen und hängt in der Luft. Der Rückzug desselben vom Tschorna-(Karasuz-)Tale bis auf die Höhen beiderseits Demirkapu am Vardarfluß ist erzwungen, Demirkapu ist bereits geräumt. Der rechte Flügel der englisch-französischen Armee befindet sich weiter südöstlich am Doiransee. Nördlich dieses Sees im bulgarischen Strumicazipfel werden auch noch Kämpfe gemeldet. Die am Vardar zurückweichenden englisch-französischen Armeeteile nehmen die Bevölkerung mit sich rückwärts. In Saloniki drängen sich Soldaten, Verwundete, Einheimische und Flüchtlinge. Ein dortiger General schreibt nach London: „Man kann unsere Lage in England nicht beurteilen, wie es scheint, da man noch fortwährend neue Truppen schickt, die wir hier nicht gebrauchen können. Vergeßt doch nicht, daß wir Krieg führen, auf ein Land gestützt, das neutral bleiben will, und welches wir für jeden Kanonenschuß beinahe um Erlaubnis bitten müssen. — Man erwartet von uns Erfolge, während wir uns nicht frei bewegen können." Während von der einen Seite berichtet wird, daß 100 Transportdampfer zur Abfahrt im Hafen von Saloniki bereit stehen, wird von anderer Seite gemeldet, daß Saloniki in weitem Umfange in eine Festung verwandelt werde. Beides kann gleichzeitig richtig sein, da eine letzte Entscheidung über Bleiben oder Gehen offenbar noch nicht getroffen ist.

Der französische Generalissimus Joffre ist zum Oberbefehlshaber aller französischen Truppen in Inland und Ausland erhoben worden. Ob diese Beförderung eine gewisse Kaltstellung an der nordfranzösischen Front bedeuten soll, ist nicht zu durchschauen. Ministerpräsident Briand verwahrt sich gegen zu weitgehende Kontrollwünsche der Kammer.

Der Winter hat sich in den letzten Tagen wieder sehr gemildert. Aber schmutzig wird es da draußen sein!

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 6. Dezember.

Im Reichstag gehen die Verhandlungen über die Volksernährung weiter. Man hat nicht den Eindruck, als ob sie praktisch zu sehr viel führen werden. Die Fleischkarte findet ihrer technischen Schwierigkeiten wegen wenig Freunde. Die Frage ist die: Wenn ein so starker Fleischmangel eintreten wird, daß die fleischfreien Tage zu gleichmäßiger Einschränkung des Verbrauchs nicht ausreichen, welche anderen Mittel gibt es? Denn es ist undenkbar, daß man es etwa in den Fleischerläden zu ähnlichen Verhältnissen kommen läßt wie jetzt in den Butterläden. Dann wird man doch zu dieser oder jener Form der Rationierung kommen. Es kommt darauf an, wie lange die Fleischvorräte den ungeregelten Verbrauch zulassen.

Je mehr man die Versorgungsfrage durchlebt und durchdenkt, um so klarer wird einem, daß sie letzten Endes nur glatt gelöst werden könnte, wenn man die ackerbauende Bevölkerung unter einen strikten Produktionszweig stellt, sozusagen in ein Ernährungsheer verwandelt: „agrarische Dienstpflicht".

Wir hatten eine Versammlung der Berliner Wohlfahrtsorganisationen, in der der gegenwärtige Stand des Lebensmittelmarktes besprochen wurde. Eine neue Aufklärung über diese Tatsachen ist dringend notwendig.

Als ich hinfuhr, wurden unter einem von Abendsonnenglut durchtränkten rotwolkigen Winterhimmel die ersten Tannenbäume auf der Straße aufgestellt. Als es voriges Jahr geschah, dachten wir schon: — wie lange! Nun ist ein ganzes Jahr vorbei, und wir arbeiten an denselben Fragen wie damals und sehen kein Ende, dürfen an kein Ende denken!

Der Bundesrat gestattet, daß die im Ausland gekaufte Butter zu höherem Preis verkauft wird als die einheimische. Nun entsteht das technische Problem: Wie unterscheidet man die beiden Sorten im Handel? Darüber sollen sich jetzt die Landeszentralbehörden den Kopf zerbrechen.

Dienstag, 7. Dezember.

Höchstpreise für Gemüse und Fische. Sie sind zweifellos für Berlin zu niedrig. Dafür wird man uns nichts liefern. Es dürfen nicht überschritten werden Pfundpreise für:

Weißkohl	von	5 Pf.
Rotkohl	„	7 „
Wirsingkohl und Grünkohl	„	6 „
Kohlrüben	„	5 „
Mohrrüben	„	8 „
Zwiebeln	„	15 „
Sauerkraut	„	16 „

Eigentlich eine seltsame Vorweihnachtszeit, diese mit den Ernährungsfragen ganz und gar angefüllten Wochen. Dabei sind die Postschalter ebenso voll von wartenden Menschen mit ihren Feldpostsachen wie die Butterläden. Alles packt und schickt, bis zur Berliner Mehlverteilungsstelle, die der Bäckerinnung Mehl für drei Eisenbahnwagen voll Weihnachtsstollen an die Front zur Verfügung stellt.

Abends ein sehr gut besuchter Kursus in der Kriegswohlfahrtspflege, den die Zentrale für private Fürsorge veranstaltet. Man sieht viele Mitarbeiterinnen. Eigentlich imponierend, daß sie neben der anstrengenden praktischen Arbeit noch abends die Spannkraft für diesen durch Wochen sich hinziehenden Kursus finden. „Er ist ein Deutscher" — heißt es im Wilhelm Meister — „und diese Nation gibt sich gern Rechenschaft von dem, was sie tut."

Mittwoch, 8. Dezember.

Im Reichstag verhandelt man über die Kriegsgewinnsteuer. Die Sozialdemokraten wollen, um nicht nur die Aktiengesellschaften, sondern auch die Einzelpersonen zu erfassen, eine Feststellung des Vermögensstandes am 31. Dezember 1915 und die Erhebung eines erneuten Wehrbeitrages 1916/17. Sie verweisen auf die Kriegssteuern Englands. Eine reichsparteiliche Resolution beschränkt sich auf die Forderung, daß auch Einzelpersonen zur Rücklage des Kriegsgewinns verpflichtet sein sollen. Diese Resolution wird angenommen.

Aus der Vorbereitung für einen Vortragszyklus: Fichtes Skizze über den wahrhaften Krieg kann einen in ihrer herrlichen Kraft und Unbedingtheit ganz glücklich machen. Wie wundervoll: diese Zweifellosigkeit, daß das Leben ohne Freiheit ein Uebel und eine Qual sei. Interessant ist ein früherer Gedankengang, daß der Zweck der Waffenverwendung nicht sei, zu töten, sondern zu vertreiben, weshalb es auch „die Indignation Europas" erregt habe, als die Oesterreicher gegen die Preußen erstmalig Scharfschützen verwendet hätten, die aus dem gesicherten Hinterhalt schossen. Man empfand früher den Krieg ritterlicher!

Digitized by Google

Donnerstag, 9. Dezember.

Die Straßen werden grün von Bäumen. Hier und dort sieht man schon die kleinen Tannen auf den Balkons stehen und an den Fenstertreuzen hängen. Man sichert sich heut früh, weil sie voriges Jahr knapp waren.

Heute ist die Butterkarte verfügt und der Ausgleich zwischen Ueberschuß- und Bedarfsgebieten. Nun wird es wohl besser werden. Die Regelung tritt am 1. Januar 1916 in Kraft, und zwar so, daß die Gemeinden berechtigt und auf höhere Anordnung verpflichtet sind, Fettkarten einzuführen und zu bestimmen, daß die billigere Butter und die Fette der minderbemittelten Bevölkerung verbleiben!

In Berlin sind 600 000 Zusatzbrotkarten ausgegeben, d. h. daß etwa ein Drittel der Bevölkerung Zusatzkarten erhält. Wie gut, daß das möglich ist!

Die Rede des Reichskanzlers zur sozialdemokratischen Friedensinterpellation führt nachdrücklich aus den kleinen Kriegsgedankengängen der Fett- und Kartoffelfrage in die großen Weltbegebenheiten. Es ist auch nach innen zu gut, daß in den einfachen und kraftvollen Worten einmal wieder das Bild unseres großen Kampfes hingestellt wird, damit auch die kleinen Dinge wieder groß werden und alle Menschen wieder wissen, worauf es eigentlich ankommt, damit vage Hoffnungen energisch begraben und die Kräfte wieder gestrafft werden. Man sieht es den Menschen an, die den Straßenhändlern die Nachmittagszeitungen aus der Hand reißen, was es für jeden bedeutet, wenn an verantwortlicher Stelle einmal wieder das Weltfazit gezogen wird, das jeder für sich aus allen einzelnen Nachrichten, Erwägungen, Vermutungen zu gewinnen versucht, und für das er Bestätigung oder Korrektur erwartet. Wie viele tausend Hände werden in dieser Stunde, nach dieser Klärung, wieder fester und entschlossener nach ihrer Kriegspflicht greifen!

Freitag, 10. Dezember.

Eine Nachtfahrt nach Barmen. Der Tag graut unter segenden Regenschauern, während man aus dem Wiesenland nördlich der Ruhr durch die Berge zum Wuppertal hinüberfährt. Waldige Hügelrücken wiegen sich in sanfter Bewegung an den dämmernden Fenstern vorüber, und ich denke an ein altes Familienbuch mit freundlichen Stichen über „das romantische Westfalen". Aber dann reißt die schaukelnde Linie ab, und es öffnet sich eines dieser schmalen Täler mit seinem blendenden Heer von Lichtern, großen und kleinen, gelben und weißen, gereiht und umhergestreut und einzeln ragend. Zwischen dunkles Gestein und ansteigende Wälder eingepreßt die funkelnde Ader eines unerhört tatkräftigen Lebens, das in erleuchteten Dachfenstern eben seine Augen aufschlägt und aus der strahlenden Transparenz der Fabrikfassade in das Morgengrauen hineintrinmphiert. Zwischen den Bergen spannt sich der Himmel in gelben und grauen Rauchfarben, durchmustert von dem zweckvoll phantastischen Gezack der Eisenkonstruktionen. Reihen von Arbeiterhäusern, deren weiße Fensterrahmen und grüne Läden einen erfolgreichen Kampf mit der Düsterkeit von Schieferwänden und Ruß führen, leere Gärten mit ihren Kohlstauden, und immer wieder Gruppen von Schloten, prangende Fensterreihen, Ladebrücken, schienendurchzogene Höfe. Bis sie verschmelzen zu einem weit sich hinziehenden Meer von Mauern, Dächern, Schornsteinen und Lichtern. Wunderschön und unvergeßlich, so aus der stummen Nacht herauszufahren in dies große verheißungsvolle Leben.

In Barmen ist eine Kriegstagung im Anschluß an eine Ausstellung für Kriegswohlfahrtspflege. Die Ausstellung ist ausgezeichnet in Aufbau und Ausstattung. An den Kern, die in Berlin schon im vorigen Jahr zusammengebrachte Ausstellung der Verwundetenfürsorge, schließen sich die Abteilungen der örtlichen Kriegsarbeit, die am interessantesten sind. Besonders gut auch in der künstlerischen Ausstattung trockener Dinge, z. B. der statistischen Tafeln, aber auch handfester Geräte, z. B. der Kochkiste. Auch hierin ein Kraftzeugnis aus dieser Welt der Arbeit und Technik, in der künstlerischer Geist jetzt seinen gesunden und kraftvollen Boden findet.

Sonnabend, 11. Dezember.

In Berlin haben sich Stürme abgespielt der Menschenmassen, die eine Versammlung der reichsdeutschen waffenbrüderlichen Vereinigung im Abgeordnetenhause mit einem Vortrag Naumanns: „Unsere Verbündeten und wir" mitmachen wollten, und die das Haus nicht mehr fassen konnte. Die Provinzzeitungen, die ich mir unterwegs auf der Rückfahrt von Barmen kaufe, sind voll von diesem erfreulichen Aufruhr.

Es liegt schon jetzt die Verfügung der Bundeszentralbehörde über den Verkauf ausländischer Butter und Schweinewaren (Fett, Fleisch, Wurst) vor. Danach müssen die Gemeindevorstände Anordnungen für die Kenntlichmachung dieser Waren treffen und Preise für sie festsetzen.

Die Preisprüfungsstellen scheinen doch Erfolge zu haben. In Berlin beschäftigte man sich mit der Untersuchung der Konservenpreise und kam zu ziemlich zahlreichen Beanstandungen. In Stuttgart hat der Bezirksausschuß für Konsumenteninteressen einen Probekauf von Konserven gemacht und sie im städtischen Laboratorium untersuchen lassen, mit dem bedauerlichen Ergebnis, daß sehr erhebliche Minderwertigkeiten festgestellt wurden.

Im Reichstagsausschuß wird von sozialdemokratischer Seite eine Zentralstelle für Lebensmittelversorgung beantragt, die dem Bundesrat angegliedert werden, einen Beirat von Reichstagsmitgliedern haben und der die Befugnis zu Beschlagnahme und Enteignung gewährt werden solle. — So schwerfällig und belastet durch die Reichsverfassung unseres deutschen Bundesstaates der behördliche Apparat der Versorgung auch sein mag — daß man neben der verantwortlichen Stelle des Reichsamtes eine neue schaffen will, kann unmöglich der Vereinfachung dienen.

Der badische Minister v. Dusch erklärte in der Budgetkommission, daß nach dem Willen der Regierung den Sozialdemokraten künftig aus ihrer Parteimeinung keine Benachteiligung ihrer staatsbürgerlichen Stellung erwachsen solle.

Abends eine Versammlung des neubegründeten Vereins „Modemuseum". Merkwürdig, wie sehr in Vorträgen und Besprechung über diese ganze Frage die Frauen nur als Objekte aufgefaßt werden.

Sonntag, 12. Dezember.

Die sächsische Regierung hat ebenso wie die preußische Beschlagnahme der gesamten Kartoffelernte eines Lieferungspflichtigen im Bedarfsfalle zugelassen — eine Maßnahme gegen die Zurückhaltung.

Mit Rumänien ist ein Kaufvertrag auf 50 000 Wagen Getreide geschlossen. Geld genug bekommen sie dafür (pro Tonne 350 Lei — bei jetzigem Wechselkurs etwa 300 M. — in Gold). Von dieser Lieferung werden die hier schon erwähnten Futtermassen bestritten, die das preußische Ministerium des Innern für die Schweinemästung zur Verfügung stellt.

Unter warmem Wind und unendlichem Regen verfließt der vorletzte Adventssonntag. Ein leises Neidgefühl gegenüber allen, die heute Zeit haben für ihre Seele, überschleicht einen an einem solchen Nachmittag, und ein ganz und gar unkriegsgemäßes Sichauflehnen gegen diese keine Sekunde frei lassende Verantwortung der Kriegsarbeit. Aber welche Unbescheidenheit — sagt man sich gleich — gegenüber den Tausenden in Heer und Verwaltung mit ihren Verantwortungen, Lasten, Enttäuschungen, oft dem schweigenden Standhalten der Verkennung, Ungerechtigkeit und falscher Beurteilung. Das Leben gehört einem nun einmal nicht selbst jetzt — und man befestigt sich wieder in dem Generalverzicht!

Naumann / Ein erster Friedensklang

Im ungarischen Abgeordnetenhause und im deutschen Reichstage ist über die Friedensfrage verhandelt worden. Graf Tisza dort und unser Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hier haben im Grunde dasselbe gesagt. Sie wollen beide einen baldigen Frieden und sind zu Verhandlungen bereit, glauben jedoch nicht daran, daß die Feinde schon verhandlungsreif sind, warnen sie aber, den Krieg unnötig zu verlängern, weil

Digitized by Google

wir ihnen dann schwerere Friedensbedingungen auferlegen müßten. Der letztere Punkt ist besonders wichtig. Graf Tisza sagt:

„Je später unsere Feinde zur Ueberzeugung kommen, daß der weitere Krieg ein zweckloses und verbrecherisches Blutvergießen ist, je größere Siege wir erringen werden, bis diese Ueberzeugung eintritt, je größer die Opfer sein werden, welche dieser Krieg auferlegt, **um so schwerer werden natürlich für unsere Feinde die Friedensbedingungen sein.**"

Und der deutsche Reichskanzler spricht:

„Eines sollten sich unsere Feinde selber sagen: je länger und erbitterter sie den Krieg führen, **um so mehr wachsen die Garantien, die wir fordern müssen.**"

Es stellen sich also die zwei verantwortlichen Staatsleiter vor die Welt hin: „Wir lehnen jede Verantwortung für die Fortsetzung des Unheils ab!" Das heißt soviel wie: unsere Tür ist offen für jeden, der ernsthaft mit uns über den Frieden reden will; wollt ihr jetzt Frieden machen, so werden wir uns bemühen, eine Verständigung zu finden, die keine allzuschwere Belastung enthält; wollt ihr es nicht, dann hilft es nichts, dann müssen noch Hunderttausende sterben, bis ihr eines Tages gezwungen um Frieden nachsucht!

So und nicht anders **mußten** unsere mitteleuropäischen Staatsleiter sprechen. Es ist falsch und oberflächlich, wenn man die Rede v. Bethmann Hollwegs nur danach beurteilt, ob sie rednerisch ebenso eindrucksvoll gewesen ist als manche seiner früheren Ansprachen. Mag sie im Schwergewicht der Verantwortung und in der Vorsicht ihrer Formulierung etwas an fortreißender Kraft eingebüßt haben, so hat das gar nichts zu bedeuten gegenüber der Tatsache, daß auf der Höhe der bisherigen militärischen Erfolge die **Bereitwilligkeit, Frieden zu schließen**, in freier Oeffentlichkeit bekannt wurde. Ein gewisser trüber Unterton kommt eben daher, daß auch der Redner von vornherein weiß, daß er zwar seine Pflicht tut, daß es aber jetzt nichts nützen wird. So hat in völlig richtiger Weise der Sozialdemokrat Landsberg die Lage aufgefaßt, wenn er sagte: „Ich verstehe die Sprache des Reichskanzlers; ein Staatsmann kann nicht flöten, wenn die gegnerischen Staatsmänner das schwerste Geschütz aufführen."

Es wird vielfach im Auslande und wohl auch teilweise im Inlande behauptet, daß es ein **Zeichen von Schwäche** sei, so viel Bereitwilligkeit zum Frieden zu zeigen. Wir sind nicht dieser Meinung. Solange unsere Soldaten morgen und übermorgen ebenso tapfer und erfolgreich weiterkämpfen wie gestern und vorgestern, verfließt alles überflüssige Gerede von mitteleuropäischer Schwäche ganz von selbst, und es bleibt nur die Erinnerung daran, daß der deutsche Reichskanzler und der ungarische Ministerpräsident Männer mit europäischem Gewissen sind, die auch im Siegesgetöse von Monastir und Bagdad den ruhigen Verstand nicht verlieren und sich ihrer Verpflichtung gegen die kommenden Geschlechter unserer Völker und unseres Erdteiles bewußt bleiben.

Der Reichskanzler kann mit Recht fragen, worauf sich denn heute noch die Hoffnung unserer Feinde gründet, uns vernichten zu können. Sie werden sicherlich von neuem an unsere östlichen und westlichen Schützengräben anrennen, aber da sie bisher unseren Verteidigungswall nicht zerbrochen haben, so besteht gar kein Anlaß zu glauben, daß es ihnen das nächste Mal besser gelingen werde. „Unsere Verluste", so sagt der Reichskanzler, „sind nicht nur relativ, sondern auch absolut geringer als die französischen Verluste." Das ist ein sehr wichtiger Satz, für den unsere oberste Behörde sicherlich den ziffernmäßigen Nachweis besitzt. Wenn dieser Satz richtig ist, so muß der Grad der Kriegsschädigung Frankreichs ungeheuerlich sein, da wir fast 30 Millionen mehr Einwohner haben als Frankreich. Worauf also soll sich die Annahme gründen, daß Frankreich es länger aushält als wir? Wir denken nicht daran, die Wehrpflicht über das 45. Jahr hinaus auszudehnen. **Wir können den Krieg fortsetzen, aber wir bieten die Möglichkeit, ihn zu beenden.**

Es gibt aber auch noch eine andere Sorge, um deretwillen zahlreiche Deutsche überhaupt von Friedenserörterungen nichts wissen wollen. Sie meinen, daß unsere eigene Bevölkerung durch das „Friedensgerede" ihren festen Heldenmut verlieren könne. Wir unsererseits können uns dieser Sorge nicht anschließen. Es ist kein Geheimnis, daß überall im ganzen Volke und in allen Völkern die Friedensmöglichkeit erwogen wird. Nach fast $1^1/_2$ Jahren Weltkrieg ist das eine Selbstverständlichkeit. Von selbstverständlichen Dingen aber soll man ruhig öffentlich reden. Die Bevölkerungen sollen nicht das Gefühl haben, als ob nur die obersten Stellen das nicht wüßten, was jedermann weiß. Das Vertrauen des Volkes zur Regierung wächst, wenn seine Sorgen auch von ihr geteilt und ausgesprochen werden. Jetzt erfährt jedermann, daß unsere Staatsleitung grundsätzlich den Frieden will, daß sie ihn aber zurzeit nicht erreichen kann. Das wirkt als neue Verpflichtung zur Ausdauer und Tapferkeit. Es steht heute noch so wie im August 1914: **wir suchen den weiteren Krieg nicht, aber wir führen ihn mit allen Mitteln, wenn die Gegner es verlangen.**

Wollen wir aber in diesem Sinne das Notwendige tun, dann würde es falsch und verhängnisvoll sein, den Gegnern eine Sicherheit zu geben, daß sie sich vor unseren späteren Friedensbedingungen nicht zu fürchten brauchen. In der sonst außerordentlich klug abgewogenen Rede des Abgeordneten Scheidemann steht der Satz, daß **Annexionen volksfremder Gebiete** gegen das Selbstbestimmungsrecht der Völker verstoßen. Ob dieser Satz gegen jede Annexion an sich Verwahrung einlegen soll, kann seinem Wortlaut nach zweifelhaft sein, da es Landgebiete gibt, die dem Gegner mindestens ebenso volksfremd sind wie uns, aber es wird leicht als allgemein grundsätzliche Ablehnung aller Annexionen verstanden. Näher auf diese Dinge einzugehen verbietet sich durch das berechtigte Verbot der Erörterung von Kriegszielen, aber so viel kann und muß gesagt werden, daß eine allgemeine Zusicherung der Unverletzlichkeit gegnerischen Landbesitzes ein geradezu unheimlicher Anreiz zur Fortführung des Krieges sein müßte. Scheidemann begegnet zwar diesem Einwand damit, daß er auch von den gegnerischen Staaten die gleiche Gesinnung fordert, aber welche Anzeichen sind dafür da, daß die gegnerischen Staatsleitungen jemals so denken werden. Der Krieg ist mit dem ausgesprochenen Zweck der Gebietsverkleinerung Deutschlands und Oesterreich-Ungarns begonnen und bis heute geführt worden. Die auch von den Sozialdemokraten klar abgewiesene Forderung der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen ist das französische Kriegsziel an sich. Unsere meisten Kolonien sind in feindlichen Händen. Mesopotamien ist in seinen südlichen Teilen von den Engländern besetzt. Bei dieser Sachlage den Gegnern einen Freibrief für Eroberungen ohne Androhung von Gegenmaßregeln auszustellen, würde ein unmögliches Verfahren sein. Der Reichskanzler hat mit Absicht die von unseren Truppen besetzten Gebiete als **Faustpfänder** bezeichnet, ein Ausdruck, der sicher so viel enthält, daß Okkupation noch nicht von vornherein Annexion bedeutet. Mehr kann er nicht sagen, darf er nicht sagen.

Digitized by Google

Und ist es denn im Ernst zu bestreiten, daß wir Grenzsicherungen brauchen? Wir stehen noch unter dem Eindrucke der Bedrohungen, mit denen dieser gegen uns geführte Krieg begann. Die Darlegungen des Reichskanzlers über die militärische Bedeutung von Kongreßpolen verdienen genau nachgelesen zu werden. Auch über andere Grenzgebiete läßt sich etwas Aehnliches sagen, ohne in Eroberungssucht zu verfallen. Mitteleuropa will künftig Ruhe haben, zuverlässige Ruhe, soweit es menschenmöglich ist. Das wollen ohne Unterschied der Parteien zweifellos alle, die kämpfend, helfend oder duldend diesen Krieg durchleben. Man soll sich zu keinen ferneren Kriegszielen verpflichten, als seien wir gezwungen den Krieg fortzusetzen, bis dieses oder jenes abenteuerliche Ziel erreicht ist, aber ebensowenig sollen und dürfen wir von vornherein alle bisherigen Unvollkommenheiten unserer geographischen Lage und Abgrenzung als ewig ansehen und erklären.

Was die Aufnahme der Rede des Reichskanzlers im Auslande anlangt, so ist es gar nicht verwunderlich, daß die Zeitungen der Kriegführenden zunächst ihr altes Sprüchlein ansagen, daß ein Friede erst nach Zerbrechung des deutschen Militarismus möglich sei. Die Gegner sind eben, wie wir schon sagten, noch nicht friedensreif. Sie wollen erst noch einige Niederlagen in den Knochen haben. Das kann besorgt werden, wie es eben nördlich von Saloniki geschieht. Inzwischen aber überlegen sich doch in ihren vier Wänden sicherlich viele Engländer, Franzosen und auch Russen, daß es keine kleine Sache war, daß der deutsche Reichskanzler und der ungarische Ministerpräsident so frei und so klar gesagt haben: die Tür ist offen für jeden, der mit uns reden will! Das ist Saat auf Zukunft, denn irgendwann muß doch einmal der Erdteil seine Normalexistenz wiederfinden. Die Verlängerer des Krieges tragen eine ungeheure Verantwortung. Sie sind schuldig am Blute der vielen. Wir aber können nichts anderes tun als die Männer zu stützen und zu stärken, die beides besitzen, die Kraft des Kämpfens und den Mut, mitten im Kampfe maßvoll und besonnen zu bleiben.

L. Frhr. von Mackay / Der persisch-arabische Weltkrieg-Schauplatz

Noch vor wenigen Wochen glaubten selbst hochangesehene deutsche Politiker, beeinflußt von den britischen Darstellungen der Lage im Irak, die trübe Prognose stellen zu sollen, mit dem Verlust Bagdads müsse in kurzer Zeit gerechnet werden. Statt dessen ist pünktlich nach Enver Paschas Ankündigungen ein türkischer Vorstoß erfolgt, um den Briten die größte und empfindlichste Schlappe von sicherlich weittragendsten Wirkungen beizubringen, die sie bislang auf dem persisch-arabischen Kriegsschauplatz erlitten haben. Im Grunde war jene Schwarzseherei nur ein Schulbeispiel dessen, wie ungenügend bei uns noch immer die Kenntnis der Berichte der türkischen Presse und die Würdigung ihrer Zuverlässigkeit ist, und wie sehr es selbst vielfach an einer umfassenden und tieferen Kritik des britischen Nachrichtendienstes fehlt, in dem genug Hinweise auf die überaus gefährdete Lage der Armee Nixon-Townsend und deren unsägliche Leiden zu finden waren. Wenn man sich aber andrerseits bei uns mit dem Trost begnügte, daß der strategische Wert Bagdads gering und der Kampf im Zweistromland ein nebensächlicher Akt des großen Weltkriegdramas sei, so konnte ein einsichtiges Urteil derlei Anschauungen wiederum nur sehr bedingt zustimmen. Denn gerade im Orient sind bekanntlich die mittelbaren moralischen, den Nimbus der Parteien stärkenden oder vernichtenden Wirkungen kriegerischer Entscheidungen oft sehr viel wichtiger als die unmittelbaren taktischen. Bagdad aber steht als alte Kalifenstadt beim ganzen Islam in höchstem Ansehen, um so mehr, als von ihm zugleich das Schicksal der heiligen Anbetungsstätten Nedschef und Kerbela unbedingt abhängig ist. Der Fall der einstigen Abbassidenresidenz würde also zweifellos bei Sunniten wie Schiiten das Ansehen britischer Macht ebenso gesteigert haben, wie in ihrem Auge die Hoheit des Osmanischen Reiches und seiner Verbündeten gesunken wäre. Viele heute noch schwankende Parteien der islamischen Welt hätten sich vielleicht durch britische Bestechungskünste gewinnen lassen, während jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach umgekehrt die Unterminierung der Herrenstellung Albions in den südwestasiatischen Einflußgebieten allseitig und schneller denn je voranschreiten wird.

Zum Verständnis dieser Krisenbildung in dem persischen Einflußgebiet ist ein Blick zu den religionspolitischen Hintergründen der Frage unerläßlich. Durch die Schia wurde die Lehre des Koran, die „fein ist wie ein Haar und scharf wie ein Schwert", der mystischen Weltanschauung der Perser gemäß verbogen und verweichlicht. Die Grundlagen der schiitischen Kirche bilden die fünf Usul ed din (Religionssäulen), unter denen an vierter Stelle die Lehre steht, daß die Gemeinde stets einen Imam haben müsse, daß aber der zwölfte in der Reihe dieser geistlichen Oberhäupter, der Machdi Sacheb Seman (Beherrscher der Zeit) nicht gestorben sei, sondern sich irgendwo bis zur glanzvollen Auferstehung am Tage der Aufrichtung des tausendjährigen islamischen Reiches in weltbeherrschender Herrlichkeit verborgen halte. Unterdessen gelten als seine Stellvertreter die Müdschtehide oder Chudscheb ül Islam (Beweise des Islam), die aus der geistlichen Schule in Samarra hervorgehen und deren Oberhaupt in Nedschef seinen Sitz hat. Die Schiiten erkennen also das Kalifat des Sultans in Konstantinopel nicht an, sind vielmehr gewohnt, im Fall der Erklärung eines heiligen Krieges die Heeresführung und die Verantwortung für das Unternehmen dem jeweiligen persischen Schah zu überlassen. Unter dem Eindruck des vom Scheich ül Islam erlassenen Aufrufs zum „Dschihad Akbar" und des Hochdrucks allgemeiner Begeisterung, den die Ankündigung in der ganzen islamischen Welt erweckte, haben sich nun aber diese Gegensätze zwischen der persisch-schiitischen und der osmanisch-sunnitischen Gruppe alsbald verwischt und umgebogen. Es darf nicht vergessen werden, daß die Müdschtehide als orthodoxe Siegelbewahrer des echten Schiitismus im Grunde noch heute das gegenwärtig regierende Fürstenhaus als eine Usurpatorendynastie, die weder von Mohammed noch vom Geschlecht Alis abstammt, nicht anerkennen, und daß namentlich der frühere Schah Mohammed Ali durch seine Russenfreundlichkeit und seine Ränke gegen die Verfassung es mit dieser im niederen Volk allmächtigen Geistlichkeit völlig verdorben hat, wie es sehr deutlich darin zum Ausdruck kam, daß der „schiitische Papst" Hadschi Mirsa Hüssein kurz vor seinem Tode den Bannstrahl gegen den Herrscher in Teheran schleuderte, weil dieser sich geweigert hatte, den Medschlis wieder einzuberufen. Während also der junge und schwache Schah Achmed Risa, den Drohungen der russischen Kosakenbrigade gehorchend, beim Kriegsbeginn eine lahme Neutralitätserklärung erließ, waren auf die Ankündigung des Dschihad hin alle in Persien maßgeblichen Parteien, der Klerus, die Nationalisten und die kriegerischen Stämme des westiranischen Gebirgslandes, die niemals oder nur zeitweise gezwungen die Regierung in Teheran anerkannt haben, bereit, Schulter an Schulter mit den einrückenden türkischen Verbänden gegen Russen wie Engländer den Kampf aufzunehmen. Die stets wohlunterrichtete „Asiatic Review" kündigte schon im Frühling vorigen Jahres in einem Artikel „The ominous quiet in Persia" an, daß eine nochmalige Erhebung Persiens, dessen Widerstandskraft bei aller tatsächlichen Zerrüttung des Landes doch stark unterschätzt werde, gegen den russischen Erbfeind und das mit ihm verbündete England in letztem leidenschaftlichen Aufbäumen zur Wiedergewinnung der nationalen Freiheit bevorstehe; diese Prophezeiung hat sich als durchaus richtig erwiesen.

Bereits im November 1914 drangen türkische Truppen auf doppelter Linie in den Iran ein, von Mosul aus über Sautschbulak nach Kaswin und von Bagdad über Kermanschah nach Hamadan, und standen so, von der Bevölkerung mit offenen Armen

Digitized by Google

empfangen, nur noch wenige hundert Kilometer von Teheran entfernt. Unterdessen versammelte England, um die Scharten seiner Niederlagen auf Gallipoli auszuwetzen, eine starke Heeresmacht am Schatt el Arab, besetzte im Dezember Basra und schob von dort aus Truppen in doppelter Richtung vor: einmal auf dem schiffbaren Karun gegen Ahwas, um sich der heiß begehrten Oelfelder von Disful im alten Susagebiet zu bemächtigen, sodann gegen das im Januar erreichte Kurna, das zu einem befestigten Stützpunkt und Waffenplatz für weitere Unternehmungen gegen Bagdad und zur Beschlagnahme des gesamten Irak-Schwemmlandes ausgebaut wurde. Vorübergehende Erfolge wurden wohl auf beiden Anmarschlinien erzielt, aber immer nur unter zwei Bedingungen: daß der Vormarsch sich auf die den Karun und Tigris hinaufsahrenden britischen Kanonenboote stützen konnte, und daß es gelang, den einen oder anderen Araberstamm zum Verrat der türkisch-islamischen Sache durch Bestechung zu gewinnen. Sobald diese Hilfsmittel versagten, zeigte sich, daß die anglo-indischen Truppen den Unbilden des Klimas und der Tapferkeit der osmanisch-arabischen Verbände nicht gewachsen waren. Am 8. August endlich konnten die Briten auch Abuschähr, den Hafen des reichen Farsistan, in ihre Gewalt bringen. Rußland unterstützte diese zugleich gegen Persien und die Türkei gerichteten Angriffe nicht minder lebhaft vom Norden aus. In Täbris, dem alten Sitz des Waliagd-Thronfolgers, ist es bekanntlich seit Jahren unbeschränkter Herr. In Teheran vermochte es, da ihm die Haltung Achmed Rifas nicht zuverlässig genug erschien, den berüchtigten Thronanwärter Ain ed Dauleh durch die rollenden Rubel auf seine Seite zu bringen; der frühere Minister erklärte sich bereit, nach zarischen Wünschen das Parlament zu schließen, die nationalistische Presse zu unterdrücken und gegen die „Fidais", die Freiheitskämpfer, mit schärfsten Ausnahmemaßregeln vorzugehen. Da zugleich verstärkte Kosakenverbände von Enseli aus über Gilan gegen die Hauptstadt vorrückten, waren die türkischen Streifkorps zum Rückzug gezwungen. Mit dem Beginn des Frühjahrs aber änderte sich die Lage vollkommen. Jetzt erst zeigten sich die Wirkungen der Dschihadankündigung in voller Kraft. Die während des Winters unbeweglich in ihren Gebirgsfesten sitzenden Stämme der Luren, Kaschkais, Jomuden, Bachtiaren strömten zu den Tälern hinab und stellten sich den Türken und den persischen Nationalisten zur Verfügung. Als der einstige russische Generalissimus abgedankt und nach dem Kaukasus verschickt war, suchte er dem gesunkenen Stern seines Waffenruhms durch Vorstöße gegen Teheran neuen Glanz zu geben und erreichte tatsächlich so viel, daß der Schah neuerdings gänzlich eingeschüchtert wurde und die Gesandtschaften der Mittelmächte sich nach Kum ins Exil begeben mußten. Aber auch dieser Erfolg hatte nur kurze Dauer: im November wurden die russischen Truppen bei Kaswin von einheitlich vorgehenden türkisch-persischen Formationen aufs Haupt geschlagen. Gleichzeitig nahm die Gärung in ganz Mittel- und Südpersien so zu, daß nunmehr die russischen und britischen Konsuln ihrerseits, so namentlich in Schiras und Ispahan, sich zur Flucht gezwungen sahen, ja die englischen Besatzungstruppen, nach Londoner offenbar schönfärberischen Berichten freiwillig, Abuschähr räumten. Hält man diese Ereignisse mit den jüngsten Vorgängen im Irak zusammen, so liegt das Fazit der gesamten Vorgänge auf der persischen Kampfbühne klar vor Augen. Die verlogene Londoner Presse will teutonische Ränke und deutsche Agenten für den Aufruhr in Persien verantwortlich machen. In Wirklichkeit bedarf es solcher Wühlarbeit von dritter Seite wahrlich nicht. England hat mit eigener Hand durch sein Paktieren mit Rußland zur Verschacherung der Selbständigkeit des Landes eine Saat von Haß und Blut ausgestreut, die ihm jetzt selbst verderblich aufgeht. Es hat nur erreicht, daß das Ansehen der Dynastie aufs tiefste untergraben wurde: aber eben deshalb erheben sich die nationalistischen und religiösen Widerstände um so machtvoller gegen die fremden Eindringlinge und Vergewaltiger. Persien schöpft wieder freien Atem, hat die britische und russische Uebermacht zu fürchten aufgehört, rafft sich, nachdem seine staatliche Selbständigkeit durch die Machenschaften der Ententediplomatie schon begraben zu sein schien, mannhaft auf und wird sich, genau wie die Türkei, immer deutlicher bewußt, wie Wohl und Wehe seiner nationalen Bestrebungen und Zukunftshoffnungen unlöslich verflochten wurde mit dem Schicksal Deutschlands und des Vierbunds, dessen Vorkämpfer Deutschland ist.

Die Schärfe des alten Gegensatzes zwischen Araber- und Türkentum leitet sich nicht so sehr, wie gemeinhin angenommen wird, aus dem Wettbewerb um das Kalifat, als aus der Wahhabiten-Streitsache ab. Als Seûd II., der Enkel Abd el Asis' und letzte große Sachwalter Wahhabis, Mekka zum zweitenmal erobert und die Unterwerfung des Hedschas durch die Besetzung Medinas vollendet hatte, stand das Wahhabitenreich im Zenith seiner Machtentfaltung und drohte sogar Damaskus, die islamische Kulturhochburg, in seinen Besitz zu bringen. Nun raffte man sich in Konstantinopel zur Abwehr der Gefahr auf, daß dem Großherrn Arabien dauernd entrissen würde, und bediente sich dazu des schon oft zur Lösung der arabischen Verwicklungen gebrauchten Mittels, den ägyptischen Khediwen als Schildhalter für die eigenen Angelegenheiten vorzuschieben. Mohammed Ali führte den ihm vom goldenen Horn gewordenen Auftrag glücklich durch. Sein Feldherr Tussun eroberte zunächst Mekka und Medina zurück, sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha drang bis zum Herzen des Nedschd, des inneren arabischen Hochlandes, vor, nahm den Inhaber des Fürstensitzes der Bin Seûd Abdallah gefangen und schickte ihn nach Konstantinopel, wo er 1818 hingerichtet wurde. Die Herrschaft der Türken im „Jefiret el Arab" blieb aber stets eine rein äußerliche Sache ohne einheitlichen Staatsgedanken, nur getragen von einem gewissen religiösen Gemeinschaftsgefühl. Und England hat bekanntlich, seitdem es erst in Aden, dann in Perim, bei Suez und im Nilreich sich festsetzte, nichts versäumt, um die Glut dieser Zwietracht zu schüren und an ihrem Feuer die Hände der eigenen Gewinnsucht zu warmen. Es trieb im Stammland des Islam ein ganz ähnliches Spiel wie einst gegen die Holländer im Atschinkrieg. Es wühlte mit allen Mitteln im Geheimen gegen die osmanische Herrschaft, verstand kleine Scheichs und Imams, die natürlich billiger zu haben sind als gewisse Staatsmänner und Zeitungsgeschäftsmacher der Ententebrüderschaft, an seiner Leimrute festzumachen und lieferte den Beduinen reichlich Gewehre in der Zuversicht, daß diese zur rechten Zeit gegen die Türken losgehen würden. Heute erweist es sich, wie völlig verfehlt diese Spekulation war. Der Dschihad vollbringt Wunder auch in Arabien und bindet, was früher unversöhnlich erschien. Die britischen Anbiederungsversuche mit dem Anerbieten der Stiftung eines großarabischen Reiches unter Albions Schutz haben um so mehr nur Spott und Hohn hervorgerufen, als man in Kairo die Torheit beging, den neuen Khediven Hussein III. von Londoner Gnaden zum Sultan masri ûl melem ûl haramen, das heißt zum Fürsten Aegyptens und der beiden heiligen Anbetungsstätten zu ernennen, was natürlich die größte Entrüstung der Scherifen von Mekka und Medina hervorgerufen hat, die nun dafür Sorge tragen, daß die Manlichergeschosse ihre Lieferanten treffen, wo immer deren einer sich sehen läßt. Vom ganzen britischen Bled el Engris ist heute nur noch Aden als vereinsamter Felsenhorst in britischen Händen. Das wenige Kilometer entfernte Lahidi el Hota wurde von türkisch-arabischen Truppen erstürmt; gelänge es, schwere Geschütze dorthin zu bringen, so wäre auch das Gibraltar des indischen Ozeans geliefert, zumal Perim bereits erfolgreich bombardiert worden und die Durchfahrt zwischen dieser Inselsperre und dem Felsenthron des Scheich Said so gut wie gesperrt ist. Die Niederlage anglo-indischer Truppen bei Makalla hat endlich auch in Hadramaut die britische Macht zu Fall gebracht, so daß diese, abgesehen von einzelnen kleinen und gänzlich einflußlosen Beduinenscheichs von der Sorte, wie sie der Ajeschamannschaft zu schaffen machten, sich nur noch auf den vielgenannten Mubarek von Kuweit stützt, sowie auf dessen Partisanen Ibn Seûd, den Herrn der Aneise und letzten schwächlichen Beschützer der Wahhabitensache, der aber auch bereits von dem mächtigsten Fürsten des Nedschd Ibn er Reschid in wiederholten Kämpfen abgefertigt worden ist.

Auf die verwickelten Zusammenhänge des arabischen Problems mit den Krisenbildungen im jenseitigen islamischen Afrika, insbesondere in Erythräa, Abessinien und dem britischen Sudan näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Das Gesagte genügt, um zu erkennen, daß, wenn der Strom des Weltkriegs heute immer stärkeren

Digitized by Google

und weiter ausgreifenden Ganges nach dem Osten, über den Balkan und Bosporus nach Syrien, dem Zweistromland, Suez, dem Roten Meer und dem Nilreich zieht, er dort überall einen für die Sache der Türkei und ihrer Freunde bestens vorbereiteten Boden findet. England sieht schwarzes Unheil auf den Fittichen eines höheren Fatums sich immer mehr nähern, will sich ihm aber nicht beugen, und wird doch mit allen Anstrengungen nicht hindern können, daß das seine orientalische Vabanque-Politik rächende Schicksal weiterhin auf den Wegen voranschreitet, die es seit Kriegsbeginn langsamen, aber ehernen und unbeugsamen Schrittes gewandelt ist. Der russische Oberst und Militärschriftsteller Schumski hat einmal zutreffend gemeint, es sei von jeher das tragische Schicksal der Türkei gewesen, daß sie jedesmal mitten auf dem Marsch zu greifbarem Erfolg und endgültigem Sieg wegen Mangels an drei Ausrüstungsgegenständen habe haltmachen müssen: Geld, Munition, Proviant. Die innere organische Stärke, Zweckmäßigkeit und Kraftfülle des deutsch-türkischen Bündnisses kann gewiß kaum durch irgendeine Tatsache so scharf und realistisch ins Licht gerückt werden, als dadurch, daß kraft dieser Waffenverbrüderung und des politischen und wirtschaftlichen Brückenschlags zwischen den Mittelmächten und dem Reich des Halbmonds jene Schwäche völlig beseitigt ist, und daß heute die Hohe Pforte mit der Dauer des Kriegs nicht gebrechlicher, sondern immer kräftiger in Verteidigung wie Angriff wird: eine Steigerung der Lebenszähigkeit und Kampfestüchtigkeit, die jetzt, nach dem Durchbruch der serbischen Balkansperre, offenbar erst recht wirksam und deutlich werden wird. Der Sieg bei Bagdad erscheint als ein erstes glänzendes Zeugnis dessen, und nicht eitle, optimistische Ruhmredigkeit, sondern die Logik der bisherigen Entwicklung und Gestaltung des orientalischen Kriegsbildes ist es, die allem Bemäkeln dieses Erfolges und allem Gespött auf die deutsch-osmanische Waffengenossenschaft seitens der Ententepresse im festen Vertrauen auf weitere Triumphe im Bereich des islamischen Kampffeldes das Wort arabischer Spruchweisheit entgegenzusetzen berechtigt: „Die Hunde bellen, die Karawane zieht vorüber."

Friedrich Lorenzen / Die Nordmark in der Kriegszeit

Als im Jahre 1870 der Krieg zwischen Preußen und Frankreich ausbrach, da sah man in der Nordmark, in Schleswig-Holstein, diesem großen historischen Ereignis mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Es gab damals in den meerumschlungenen Landen noch unzählige Staatsbürger, die dänisch dachten und fühlten, die einen wilden Haß gegen Preußen hegten und von ganzem Herzen den „Tüskes" eine Niederlage wünschten, weil sie von ihr eine Wiedervereinigung mit „gammel Danmark" erwarteten. Die weitaus größte Mehrzahl der Bevölkerung war zwar deutschen Blutes, war auch kerndeutsch gesinnt, gedachte mit Stolz des Befreiungskrieges 1848—51, in welchem sie ihr Deutschtum mit den Waffen in der Hand verteidigt, bis die Großmächte sie ihr entrissen hatten, und wollte um alles in der Welt nicht wieder an Dänemark fallen. Aber die neuen Herren in den Herzogtümern, die Preußen, hatten sich die Herzen des Volkes doch noch nicht erobert, erfreuten sich keineswegs allgemeiner Sympathien. Die ganze preußische Art mit ihrem straffen Bürokratismus und Heereswesen lag der nordmärkischen Bevölkerung durchaus nicht. Selbst gut deutsch gesinnte Kreise sahen anfangs in den Preußen nur sehr unerwünschte Eindringlinge. Man war zwar sehr froh, daß man die dänischen Unterdrücker losgeworden war, aber preußisch zu werden, war eigentlich auch nicht das Ideal der schleswig-holsteinischen Patrioten gewesen. Man hatte von einem eigenen Herzogtum unter der Führung eines eigenen, dem Lande selbst entsprossenen Fürsten geträumt, hatte den Anschluß an den deutschen Bund als selbständiger Staat herbeigesehnt, in dem festen Glauben, auf diese Weise am besten der engeren Heimat und dem großen deutschen Vaterland dienen zu können. Diesen schönen Traum hatte Preußen in rücksichtsloser Weise zerstört, und deshalb grollten ihm viele der besten schleswig-holsteinischen Männer.

Nun wurde man in der Nordmark 1870 Preußens wegen schon zum zweiten Male seit der Annexion in einen Krieg verwickelt, in einen Krieg mit dem besten und berühmtesten der europäischen Heere, und nur mit Sorgen sah man dem Verlauf des Feldzuges entgegen und fragte sich in bangem Zweifel, ob die preußischen Truppen mit den Siegern von Sebastopol wohl mit Ehren würden bestehen können. Auch ein Eingreifen Dänemarks in den Kampf hielt jeder für wahrscheinlich. Schon waren allerhand alarmierende Gerüchte von Norden gekommen. Nicht weit von den Grenzen sollte Dänemark ein Feldlager mit seinen besten Truppen aufgeschlagen haben. Zu welchem Zweck, war auch dem blödesten Auge erkennbar; eine Niederlage der deutschen Waffen, und die Dänen würden über die Königsau gehen und die Scharte von 1864 auszuwetzen suchen. Unter diesen Umständen war es begreiflich, daß 1870 die Stimmung in der Nordmark keine allzu rosige war und daß man dort von einer großen allgemeinen Begeisterung nicht viel spüren konnte.

Als nun die Nachricht eintraf, daß die Deutschen bei Saarbrücken zurückgedrängt wären, da wurde es den Deutschgesinnten schwül ums Herz, während die Dänen die Köpfe höher hoben und mit siegesgewissen Mienen einhergingen, in denen zu lesen war: „Wartet nur noch ein Weilchen! Bald sind die Tage der preußischen Tyrannei für immer dahin!" Aber es kam bekanntlich ganz anders. Weißenburg, Wörth, der Sturm auf die Spicherer Höhen und die gewaltigen Kämpfe um Metz gaben Kunde von der Schärfe des deutschen Schwertes und zerstörten die Legende von der Napoleonischen Unbesiegbarkeit. Jetzt ließen die Dänen die Köpfe hängen, und wenn sie unter sich waren, jammerten und klagten sie. All ihre Hoffnungen waren jetzt vernichtet. Dazu war noch von jenseits der Königsau die Botschaft gekommen, daß das dänische Feldlager aufgelöst sei und die Truppen wieder in ihre Garnison zurückgekehrt wären. Dies war wohl nicht ganz freiwillig geschehen; eine kräftige Note Bismarcks sollte diesen Rückzug beschleunigt haben.

Den Deutschgesinnten aber schwoll jetzt das Herz, heller Siegesjubel brauste durch die meerumschlungenen Lande.

Und jetzt dachte keiner mehr an Sonderbestrebungen, an schleswig-holsteinischen Partikularismus, an Groll gegen Preußen, sondern fühlte und dachte und hoffte nur noch deutsch wie in den anderen Ländern deutscher Zunge. Die Glocken läuteten Siegesklänge, die Fahnen wurden herausgehängt, und abends glühten Kerzen in den Fenstern. Nicht überall, o nein, dunkel und ungeschmückt standen die Häuser da, in denen die Dänen wohnten. Dieser nationale Zwiespalt kam nicht nur bei den Erwachsenen, sondern schon bei der Jugend zum offenen Ausbruch. Wie oft habe ich mich damals mit den dänischen Jungen herumgeprügelt, wenn sie über die Deutschen und noch mehr über die Preußen los zogen!

Seitdem sind nun schon über vierundvierzig Jahre vergangen. Im Jahre 1914 stand Deutschland wieder im Kriege, und zwar nicht nur gegen das beutelustige Frankreich, sondern gegen eine ganze Welt von Feinden. Dänen gibt es noch immer genug in der Nordmark. Die Mehrzahl der Bevölkerung in den nördlichen Distrikten, rund 10 Prozent der Gesamtbevölkerung Schleswig-Holsteins, sind im Grunde ihres Herzens

Digitized by Google

dänenfreundlich gesinnt. Aber diese noch immer unzweifelhaft in Nordschleswig vorhandenen dänischen Sympathien bedeuten keineswegs auch zugleich eine feindliche Haltung gegen das Deutsche Reich oder das Deutschtum. Von deutsch-feindlichen Bestrebungen kann jetzt in der Nordmark, abgesehen natürlich von einigen, vereinzelten, unbelehrbaren Fanatikern, absolut nicht die Rede sein. Dies zeigte sich so recht in den ersten Augusttagen des glorreichen Jahres 1914, die ganz anders als die Julitage von 1870 verliefen. Jetzt, 1914 gab es nicht nur keinen, der Deutschland eine Niederlage gewünscht hätte, sondern es war auch von irgendeinem Zwiespalt in der Haltung der Bevölkerung nichts zu spüren. Ebensowenig gab es auch nur einen Menschen, der irgendeinen Zweifel über den Ausgang des Krieges gehegt hätte. Mit felsenfester Zuversicht glaubte jeder, daß den deutschen Waffen der Sieg erblühen würde. Auch die große Zahl unserer Feinde jagte keinem einen Schrecken ein. Selbst die Kriegserklärung Englands, die doch vielleicht die Nordmark selbst gefährden würde — oft genug war ja die Rede davon, daß England in Esbjerg Truppen landen wollte — vermochte keinen Einfluß auf die Stimmung des Volkes auszuüben. Und wenn der Westwind von der Nordsee her das unheimliche Rollen fernen Kanonendonners herübertrug, als deutliches Zeichen, daß unsere blauen Jungens auf der See treue Wacht hielten, dann raunte wohl der eine dem anderen zu: „Hör' bloot dat Scheeten! Hoffentlich geben se em dat ordentlich, dem Englischmann, dem verdammten!"

Auch der Verlauf der Mobilmachung legte ein glänzendes Zeugnis von der vaterländischen Gesinnung der Nordmärker ab. Ein Bild allgemeiner Begeisterung, patriotischer Hingebung wollte sich da auf, das sich jedem, der es mitangesehen, unauslöschlich eingeprägt hat. Mit der gleichen Begeisterung strömten Deutsche wie Dänen zu den Fahnen. Anfangs schien es indessen, als ob die Regierung und die Militärbehörden den Dänen nicht so recht trauen wollten. Es wurde nicht nur die durch den Kriegszustand erfolgte Aufhebung einzelner Artikel der preußischen Verfassung proklamiert, sondern es wurden auch allerhand scharfe Maßnahmen gegen die Dänen ins Werk gesetzt. Dänische Zeitungen wurden verboten, Bürger mit ausgesprochen dänischer Gesinnung in Haft genommen. Dies Schicksal traf u. a. selbst den dänischen Reichstagsabgeordneten Hansen, und zwar ausgerechnet gerade in dem Moment, als er sich nach Berlin begeben wollte, um für die Kriegsanleihe zu stimmen. Doch genügte eine Beschwerde des zuständigen Landrats bei dem kommandierenden General des IX. Armeekorps, um Herrn Hansen sofort die Freiheit wiederzuverschaffen. Der Minister des Innern gewährte ihm denn auch in Berlin die Genugtuung, zu erklären, daß er seine Inhaftnahme mißbillige. Hiermit war diese Sache, die im Norden viel Staub aufwirbelte, zur allgemeinen Zufriedenheit erledigt. Ueberhaupt sahen die Behörden bald ein, daß sie über das Ziel hinweggeschossen und die Stimmung der Bevölkerung arg verkannt hatten. Es wurden sehr bald schon mildere Seiten aufgezogen, die Inhaftierten wurden aus der Haft entlassen, die dänischen Zeitungen durften wieder erscheinen, auch wurden dem Gebrauch der dänischen Sprache keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die Sicherung unserer Grenzen im Norden und eine skrupellose von unseren Feinden in Szene gesetzte Spionage machte später freilich strenge Paßvorschriften nicht nur für den Grenzverkehr, sondern für den ganzen Reiseverkehr im Norden nötig, die für den einzelnen recht lästig waren.

Nun dauert der furchtbare Krieg schon fast $1^1/_2$ Jahre, länger als jeder gedacht hatte. In seinem Verlauf konnte man jeden Tag in der Nordmark die Beobachtung machen, daß seit 1870/71 ein großer Umschwung in der Haltung der Bevölkerung eingetreten war. Wenn jetzt eine Siegesbotschaft einlief, dann wurden die Fahnen allüberall herausgehängt. Es kam nicht mehr vor, daß in großem Umfange von den Dänischgesinnten demonstriert wurde. Haus an Haus prangte im Schmuck der schwarzweißroten und der blauweißroten Fahnen; auch die Flaggen unserer Verbündeten, der Oesterreicher und Türken fehlten nicht. Es war, so weit das Auge sehen konnte, eine einzige, bunte Farbensymphonie. Unsere liebe Jugend in der Nordmark ist seit 1870/71 gewiß nicht friedfertiger geworden und prügelt sich auch heute noch mit regem Eifer und großer Tapferkeit. Aber Prügeleien zwischen deutschen und dänischen Jungen, Schlägereien aus nationalen Motiven kommen jetzt wohl kaum mehr vor.

Tagtäglich kann man in den Straßen der nordschleswigschen Städte feldgraue Soldaten im Schmucke des Eisernen Kreuzes sehen, die sich in dänischer Sprache unterhalten, ein deutlicher Beweis, daß die dänischen Nordschleswiger auch im Felde voll ihren Mann gestanden haben. Auch das dänische Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, der Abg. Nissen, trägt stolz dies schönste der militärischen Ehrenzeichen, ebenso der Sohn des dänischen Reichstagsabgeordneten Hansen und andere Nordschleswiger, die als Führer der Dänenpartei im ganzen Lande bekannt sind. Jeder, der die Verhältnisse in der Nordmark kennt, wird über die krampfhaften Drohungen des Dreiverbandes, nach dem Friedensschluß auch Schleswig-Holstein erlösen, d. h. den Dänen wiedergeben zu wollen, nur lachen.

Auch die Stellungnahme des Königreichs Dänemark ist jetzt eine andere, als sie es 1870/71 war. Von einem trutzigen Feldlager an der Grenze hat man nichts gehört. Keiner in Schleswig-Holstein glaubt, daß von Norden ein Feind kommen könnte. Dänemark hat von Anfang an eine wahre und ehrliche Neutralität beobachtet, an der sich mancher der sogenannten „neutralen" Staaten ein Beispiel nehmen könnte. Daß einzelne Kopenhagener Hetzblätter einen deutschfeindlichen Standpunkt einnehmen, ändert an dieser Tatsache nichts.

Otto Karstädt / Die Höchstpreise der Revolution

Der seltsamste Widerspruch der Weltgeschichte: Die französische Revolution hatte soeben mit allen Zwangs- und Bannrechten und mit dem Recht des Staates zur Einmischung in die vermeintliche natürliche Preisbewegung gründlich aufgeräumt — da schuf sie, der Kriegsnot gehorchend, gegen ihre eigenen politischen Grundsätze das berühmte „Maximum", das Urbild der Höchstpreise im Rahmen der freien Wirtschaftsverfassung.

Unbewußt glitt man Schritt für Schritt den unaufhaltsamen Weg der Notwendigkeit von der Selbstherrlichkeit der Einzelwirtschaft zur Regelung durch die Allgemeinheit hinab, oder besser: man stieg ihn empor!

Der Eingriff in die Einzelrechte begann 1792 mit der Beschränkung der Rückzahlung von Staatsschulden; nur noch sechs Millionen wurden monatlich getilgt, und zwar nur die Beträge unter 10 000 Frank. Bei den Absatzstockungen und dem Mangel an Nahrungsmittelzufuhr in Lyon und Rouen schossen unter Aufsicht des Staates die wohlhabenderen Bürger die erforderlichen Summen zusammen, um die Unterschicht zu ernähren. Trotzdem nahm die allgemeine Lebensmittelteuerung überhand. Die Ernte von 1792 war reichlich gewesen — Hungersnot mitten im Ueberfluß! Die militärischen Ursachen der Preissteigerungen wurden vom Volke nicht genügend beachtet. Frankreich ernährte damals ein Heer von 600 000 Mann und ernährte es, da es für „die Freiheit" kämpfen sollte, vorzüglich.

Digitized by Google

Der Zusatz von Roggenmehl zum Soldatenbrot wurde verboten. Reines Weißbrot und viermal wöchentlich Fleisch war Vorschrift. Kaum 100 000 Mann werden im bürgerlichen Berufe so gut gelebt, die meisten vorher wöchentlich nur ein bis zweimal Fleisch gegessen haben. Der plötzliche Umschwung dieser Besserernährung von einer halben Million mußte schwere wirtschaftliche Störungen zur Folge haben.

Dazu kam der Kriegswucher. Die Spekulanten aus der Königszeit Beaumarchais d'Espagnac und Jakob Benjamin beherrschten im Hintergrunde die Heereslieferungen. Die Berichterstatter der Kammer klagen: Die Heereslieferungen bilden eine einzige lange Stufenleiter von Verbrechen. Korn und Fleisch ward zurückgehalten und von Preistreibern aufgekauft. Die Zwischenhändler, die „Aufkäufer", erscheinen plötzlich als Feinde des Vaterlandes. Der König Ludwig XVI. selbst hatte den unglücklichen Einfall gehabt, unter die Spekulanten zu gehen. Für ihn wurden Kaffee und Zucker in Havre und Nantes aufgekauft und mit Gewinn nach Hamburg geliefert. Die Folgen lassen sich leicht ermessen.

Aufreizend wirkte besonders die Preisverschiedenheit in den einzelnen Landschaften. Gerade die fruchtbarsten Gebiete litten Mangel und hatten wegen der „Aufkäufe" die höchsten Preise zu zahlen, zum Teil bis zu 8 Sous (32 Pf.) für 1 Pfund Brot. In Paris zahlte die Gemeinde das Mehr, das über 3 Sous für 1 Pfund Brot hinausragte, aus öffentlichen Mitteln. Der Durchschnittspreis in Frankreich war unserm jetzigen Kriegsbrotpreis sehr nahe und betrug etwa 4 Sous für 1 Pfund Brot.

Diese Brotpreise hat man aber mit den Löhnen zu vergleichen. Eine Arbeiterfamilie gebrauchte zur Revolutionszeit täglich 32—48 Pfennig für Brot und hatte einen Tagelohn von 0,80 M. (Landarbeiter) bis 1,60 M. (Bauhandwerker in Paris). Bis zur Hälfte des Tageseinkommens mußte also für Brot allein aufgewendet werden.

Es blieb nichts übrig als zur Abhilfe durch Staatsmaßnahmen zu schreiten.

Die ersten Gesetzesvorschläge griffen nicht unmittelbar in die Einzelwirtschaft ein. Bei einem höheren Preise als 3 Sous für 1 Pfund Brot sollte ein Ausfuhrverbot mit Androhung der Todesstrafe bei Uebertretung erlassen werden. Dann erfolgte der Vorschlag auf Einschränkung der Handelsfreiheit. Korn durfte fortan nur noch auf öffentlichen Märkten verkauft werden. Jeder, der außerhalb seines Wohnortes Getreide aufkaufen wollte, bedurfte dazu der Genehmigung und einer Bescheinigung über die Menge des Ankaufs.

In diesem Vorschlag (Rapport Fabre 3. und 16. November 1792) taucht zum ersten Male der unmittelbare Eingriff ins Privateigentum auf: Die Ortsbehörden sollten das Recht erhalten, bei Zurückhaltung des Korns die notwendigen Mengen Getreides von den Besitzern einzufordern und ohne Festsetzung eines Preises auf den Markt zu bringen. Ein Antrag Bessroys zielte sogar schon auf Beschlagnahme im Sinne unserer Bundesratsverordnungen.

Das Bürgertum schrak auf: Wozu die Freiheit und die Revolution, wenn der Kornbesitzer nicht nach eigenem Willen über sein Privateigentum verfügen durfte? Und regelte sich nach den anerkannten volkswirtschaftlichen Glaubenssätzen aus England nicht alles von selbst in gleichsam vorherbestimmter Harmonie zwischen dem Einzel- und Gesamtinteresse? Was heute dem Kornbesitzer geschah, konnte morgen dem Gewerbe, konnte jedermann widerfahren. Die Anschauung von der Dreimalheiligkeit des Privateigentums auch gegenüber dem Gesamtwohl siegte.

Aber nur vorübergehend. Der Stein war ins Rollen geraten. Die Landschaften schufen aus eigenen Gnaden Ausschüsse, die sich allmählich vereinigten und ziemlich schroff und selbstherrlich der Kammer gegenüber als neue Volksvertretung und Preisprüfungsstellen auftraten. Am 19. November erschienen in der Kammer die ersten Ausschüsse mit der Klage: Ein Arbeitstag genügt nicht mehr zum Tagesunterhalt! und mit der Forderung: Schafft Höchstpreise! 18 Franken für 1 Doppelzentner sollte der höchste Getreidepreis werden. Der Zwischenhandel sollte gänzlich aufhören, und zwischen allem Hin und Her wird der Plan von Kriegsgetreidegesellschaften entworfen. Die Oeffentlichkeit sollte den privaten Zwischenhandel ausschalten.

Der Konvent versagte. Die Dogmen widersprachen gar zu scharf den Forderungen des Hungers. Folglich blieb nichts übrig, als zuzusehen, wie der vierte Stand langsam verhungerte.

Hunger indes tut weh und ist schließlich stärker als Adam Smith und Ricardo. Von der Sarthe und von Montmirail aus begann ein Rat aus Volkes Gnaden überall die Festsetzung der Höchstpreise. Er zog von Ort zu Ort und wuchs lawinengleich an. In der Vendôme zählte diese erste Preisprüfungsstelle bereits 3000 Mann mit 300 bewaffneten Reitern an der Spitze. Am 29. November 1792 veröffentlichte dieser Volksausschuß ohne gesetzliche Gewalt die erste Höchstpreisverordnung. Sie bezog sich nicht nur auf Getreide und Lebensmittel, sondern auch auf Leinen, Kerzen, Eisen und Stiefel. Am 11. Februar 1793 standen die eigenmächtigen Volksausschüsse von Paris im Konvent und forderten allgemeine Höchstpreise. Der Wortführer sprach ziemlich selbstbewußt „im Namen aller Departements", so daß die Abgeordneten in helle Wut gerieten und selbst Marat dem allmählich die Notwendigkeit einer Organisierung dämmerte, Bestrafung der Redner wegen unbefugter Anmaßung eines Amtes forderte.

In Paris und Lyon konnten die Gemeinden die Unterschiede zwischen den wirklichen und den gezahlten Brotpreisen nicht mehr decken. Eine Art staatssozialistische Partei entstand, die in dem 20jährigen Varlet und dem Priester Jacques Roux zwei unruhige Führer fand. Die Frauen jammerten nach Höchstpreisen für Haushaltungsgegenstände und -Stoffe und prägten die Forderung: Brot und Seife! Geschäftsplünderungen kamen vor, und der Schlachtruf „Aufkäufer" galt schließlich allen Mitgliedern der Kammer, auch Marat und namentlich St. Just. „Die sitzen und essen gute Suppen und reden fürs Volk und tun nichts gegen die Aufkäufer!" Die Handwerker konnten ihre Verträge mit der Heeresverwaltung nicht erfüllen; denn alle Rohstoffe waren so verteuert und wurden weiter zurückgehalten, daß schließlich die militärische Verteidigung des Landes in Frage gestellt wurde.

Da forderte das Departement Paris amtlich: 1. Höchstpreise für Getreide; 2. Verbot des Getreidehandels; 3. Verbot jedes Vermittlers zwischen Landwirt und letztem Verbraucher; 4. alljährliche Bestandaufnahme für Korn.

Noch immer wehrt sich der politische Individualismus gegen die Knebelung der „Freiheit", der Freiheit nämlich, das Vaterland im Angesicht des Feindes auszuhungern. Robespierre findet endlich eine Formel, die den Dogmatikern gefällt: Es handelt sich nur um eine Angleichung der Kornpreise an die Werte der Industrieerzeugnisse; die Assignaten hätten das Mißverhältnis verschuldet. Weitere Hungeraufstände aber überzeugten noch stärker als Robespierres Beredsamkeit. Im Mai 1793 beugte sich der Konvent vor dem Volksplan der Höchstpreise. Das Gesetz schrieb vor: Angabepflicht, Verkauf nur auf Märkten, Recht der Behörden auf Beschlagnahme, den Durchschnittspreis von Januar bis Mai 1793 als Höchstpreis in jedem Departement. Dieser Höchstpreis sollte sich verringern für den Juni um 10 v. H., der Julihöchstpreis sollte wieder um 5 v. H. niedriger sein als der Junipreis, dann folgten Herabsetzungen um ein Dreißigstel und ein Vierzigstel. Die Todesstrafe stand auf Verderben und Vergraben des Korns. Auf dem Markt konnte jeder höchstens Vorrat für einen Monat einkaufen gegen eine Bescheinigung der Behörde — der Anfang der Brotkarte!

Der Höchstpreis und die Brotkarte allein brachten keine Wendung der Dinge zuwege. Dazu gehört eine alles umspannende Organisation, wie sie heute Deutschland und kein anderes Land durchführen kann. Umgehungen waren trotz der Todesstrafe möglich. Die Forderung nach allgemeiner Preisfestsetzung tauchte auf und brachte genau dieselbe Unzufriedenheit mit sich wie vorher die nach Getreidehöchstpreisen. „Ist das Eigentum der Wucherer heiliger als das Menschenleben?" klang es jetzt! Am 27. Juni 1793 brach die Seifenrevolution aus. Da kam am 26. Juli das neue Gesetz gegen das „Aufkaufen", d. h. ein Kriegswuchergesetz. Alle, die notwendige Waren des täglichen Gebrauchs zurückhielten, aufkauften oder unbrauchbar machten, wurden gesetzlich zu „Wucherern" erklärt. Als notwendig galten: Brot, Fleisch, Wein, Körner, Mehl,

Digitized by Google

Hülsenfrüchte, Obst, Butter, Essig, Branntwein, Kohle, Talg, Holz, Oel, Seife, Salz, Fische, Honig, Zucker, Papier, Hanf, Gewebe außer Seide, Leder, Metalle.

Alles vergebens! Schon am 4. September durchtobten hungernde Arbeiterhaufen Paris und verfluchten die „Blutegel", die trotz der Höchstpreise und des Kriegswuchergesetzes „die Konjunktur ausnutzten" und so das Volk aushungerten. Am 29. September kam als Ergänzung das Gesetz über die Höchstpreise für alle notwendigen Lebensmittel und Gebrauchsgüter. Die Durchschnittspreise für 1790 wurden als Grundlage angenommen und um ein Drittel erhöht. Der Konvent war bei der Arbeit, er machte also ganze Arbeit und setzte auch Höchstlöhne fest. Diese wurden natürlich sofort wie alle Höchstfestsetzungen zu allgemeinen Löhnen. Da die Höchstlöhne die um 50 v. H. erhöhten Einkommen von 1790 waren, so bedeuteten sie, an den nur um ein Drittel erhöhten Lebensmittelpreisen gemessen, eine gesetzliche Besserstellung aller Arbeiter um ein Sechstel ihres Reallohnes.

Der Kriegswucher blühte weiter; der Plan der Vergesellschaftung oder besser Nationalisierung der Gütererzeugung war erwogen. Erwogen von der Revolution, die erst gestern das Privateigentum für heilig erklärt hatte. Es ist klar, welche ungeheuren Erschütterungen der erste Versuch der Weltgeschichte mit Höchstpreisen hervorbringen mußte. Man suchte ihnen zu begegnen durch sorgfältigere Ausarbeitung der Einzelheiten des Gesetzes. So wurden Erzeugungs-, Groß- und Kleinhandelspreise unterschieden, ebenso die Transportkosten veranschlagt. Nun konnten unzählige Unternehmungen nicht mehr ohne Verlust arbeiten und gingen in kurzer Zeit ein. Hilfreich und kindlichen Glaubens voll setzte der Konvent Entschädigungen für alle Bürger fest, die infolge des Höchstpreisgesetzes ihr Gesamtvermögen verloren oder deren Vermögen unter 10 000 Frank sank. Die Einstellung des Betriebes war verboten; sie hatte Einschreibung des Besitzers in die Verdächtigenliste zur Folge.

Kleine Unternehmer, die ihre Erzeugnisse um ein Drittel höher verkaufen konnten, die Arbeit aber um die Hälfte teurer kaufen mußten, gingen zugrunde.

Verbesserungen häuften sich auf Verbesserungen; aber es gab keinen Ausweg mehr aus der Sackgasse des Höchstpreisgesetzes, das allmählich das ganze Leben lähmend umspann, ohne Vorteile zu bieten.

Mit der lautgepriesenen Freiheit war's vorbei, schließlich auch für die Arbeiter, deren bessere gelernte Schicht vielleicht über die Höchstlöhne hinausgestiegen wäre. Abstufungen bei allen Warengattungen halfen dagegen nichts. Daß z. B. zuerst alle Pferde nur 900 Frank kosteten, daß später aber je nach dem Werte, nach Alter und Größe, verschiedene Preise gezahlt werden durften, änderte nichts an der Unmöglichkeit, beim gänzlichen Mangel an Vorarbeiten, an statistischen Grundlagen und an Behörden, die gewaltigste wirtschaftliche Umwälzung gesetzlich durchzuführen.

Man sah aber nicht die Ursachen der Undurchführbarkeit, sondern nur die Folgen; man hielt die Höchstpreise als solche auch im Kriege für einen schweren Fehler. Ja, bald galten sie als Falle, die von den Feinden der Republik dem Konvent gestellt war. Die Bourbonen hätten nur dem Volke zeigen wollen, daß die Republik nicht die Freiheit bedeute, sondern sogar eine viel stärkere Fesselung des wirtschaftlichen und sogar persönlichen Lebens.

Und doch blieben im Grunde selbst die wütendsten Individualisten überzeugt, daß Höchstpreise eine Notwendigkeit wären. Barère sagt am 24. Februar 1794: Die Wirkung der Höchstpreise, die sicher eine gebieterische Notwendigkeit waren, ist trotzdem verderblich.

Schließlich machte man die Höchstpreise für alle Schwierigkeiten der Umwälzungszeit verantwortlich. „Wer hat den Handel erdrosselt, die Landwirtschaft zertreten?" schrie es im Nationalkonvent. Und die einzige Antwort hieß immer: das „Maximum"!

Am 24. Dezember 1794 wurden alle gesetzlichen Preisfestsetzungen kurzerhand aufgehoben. Ein Versuch mit unvollkommenen Mitteln war gescheitert. Er rechtfertigt sich aber der Idee nach selbst und weist, am Eingang zur freien Wirtschaftsverfassung als Warnungstafel angebracht, über sich selbst hinaus in die Zukunft, die die sozialen Eingriffe in die individualistische Wirtschaftsordnung bei einer neuen gewaltigen Erschütterung ganzer Länder und Völker in ihrer grundsätzlichen Notwendigkeit anerkennt und bis in alle Einzelheiten hinein organisiert.

Wilhelm Heile / Weihnachten im Felde

Euch zum Gruß, Ihr Kameraden, mit denen ich so manchen Strauß zusammen ausgefochten habe, und denen ich gegenwärtig leider nur in Gedanken die Hand reichen kann.

Wißt Ihr noch, wie wir vor Jahresfrist in meiner „Tropfsteinhöhle" in den Gräben zwischen Cernay und dem Wäldchen von Roucillon so manche friedliche Tagesstunde damit zugebracht haben, daß wir die Aussichten auf vollen Sieg und baldigen Frieden erörterten? Und wie dann nichts daraus wurde? Es kam Weihnachten, es kam unsre Champagneschlacht bei Perthes, Souain und Tahure, Ostern ging darüber hinweg, es wurde Mai. Im Osten ging es wie das Ungewitter von Gorlice aus über die Russen her, und wir verfolgten das Tag für Tag auf meinen Kartenskizzen und schlugen uns derweil mit den Franzosen herum im Münstertal, am Reichsackerkopf, bei Metzeral, am Lingekopf, Barrenkopf und dem sturmumtobten Schratzmännele.

Seit einigen Monaten bin ich nun fern von Euch, und wieder ist der Winter ins Land gekommen, und Weihnachten steht vor der Tür, zum zweitenmal. Ist es ein Wunder, daß ich in diesen Tagen mehr noch als sonst an Euch denke und all die andern, die gleich Euch die Wacht bilden an der Aisne, an der Beresina, am Isonzo und am Wardar?

Wißt Ihr noch, wie es im vorigen Jahre war? Lange, lange hatte es geregnet, schier unaufhörlich, Woche auf Woche, Tag für Tag. Es war wirklich nicht gerade sehr behaglich in unseren Höhlen, deren Dächer dem Wassersegen von oben nicht mehr gewachsen waren, und in den Stellungs- und Laufgräben, in deren Schlamm man versank, daß die Stiefel drin stecken blieben. Und nicht einmal ein bißchen Schnee gab es, daß man weihnachtlich-winterliche Stimmung hätte bekommen können. So war es Weihnachtsabend geworden, nach einem griesgrämlichen Nebeltag ein Abend mit ungemütlichem Schlackerschnee. Die Feldpost hatte dem einen und dem andern in seinen Paketchen etwas Tannengrün und hier und da sogar ein winzigzierliches Weihnachtsbäumchen mit richtigen kleinen Kerzen daran gebracht. So lagen wir, wer nicht gerade auf Posten war, in unseren Unterständen, zündeten die Lichter an und sprachen von den Lieben daheim. Dann ging ich fort zu meinem allabendlichen Patrouillengang zu den französischen Gräben und Postenketten hinüber, diesmal allein, weil ich ohne Not niemand aus seiner Stimmung herausreißen mochte. Als ich aus dem Graben herausgeklettert war und im Schutze der Dunkelheit frei übers Feld ging, merkte ich erst, wie kalt es geworden war. Die Sternbilder am Himmel wurden klarer und klarer, und bald wurde es so hell, daß ich, freilich nur ganz schwach und verschwommen, die Umrisse der Kathedrale von Reims erkennen konnte. Ganz still war es, hüben und drüben fiel kein Schuß. Und während ich mich noch der schönen Nacht freute und so in Gedanken für mich hin den Wetterumschlag als ein recht angenehmes Weihnachtsgeschenk betrachtete, klangen zu mir herüber von nah und fern aus den deutschen Gräben heraus die alten, frommen Weihnachtslieder. Ob die Franzosen auch so weichgestimmt sind und genug warmherzigen und kindlichen Sinn sich bewahrt haben, um mitten im Kriege, hart vorm Feinde, das Fest der alles überwindenden

Digitized by Google

Macht der Liebe zu feiern? Ich höre nichts. Drüben ist alles still. Der Wind kommt von uns her; vielleicht höre ich deshalb nichts. Also weiter: Inzwischen bin ich über die alte Artilleriedeckung, die noch aus den Tagen des Bewegungskrieges stammt, hinausgekommen, nicht ohne mich überzeugt zu haben, daß heute kein französischer Posten dort lauert. Unangefochten gehe ich langsam weiter, leicht bergan, dorthin, wo es nach der Karte Butte de Tir heißt. Aus dem Dunkel vor mir zeichnet sich das riesige Gemäuer der Sektfabriken von Pommery ab. Nun bin ich so nahe an der französischen Stellung, daß ich schon sehen kann, wie im Mondschein der Draht der feindlichen Verhaue glitzert. Jetzt müßte ich sie hören können, wenn sie singen wie die Unseren. Aus den deutschen Gräben klingt es noch immer herüber: „Stille Nacht, heilige Nacht", von andern Stellen auch „Deutschland über alles" oder das Lied vom Aushalten im Sturmgebraus. Ich lausche diesen Klängen und denke: So also sehen Hunnen aus. Wir Deutschen freilich glauben immer noch: Wo man singt, da laß' dich ruhig nieder, böse Menschen haben keine Lieder.

Der rauhe Wind hat aufgehört, und der Schall trägt jetzt weit. In Reims läuten die Glocken. Wie friedlich das alles ist an dieser Stätte des Todes! In Gedanken versunken schreite ich am feindlichen Draht entlang, weiter und weiter. Da kracht es plötzlich, und wiiih, wiiih pfeifen wohl ein Dutzend Kugeln an mir vorbei oder über mich hinweg. Ich hatte, während ich zwar vorsichtig und gespannt nach dem Feinde ausblickte, über dem Lauschen nach all den Heimatklängen gar nicht gemerkt, wie bei dem scharfen, klaren Frostwetter der Boden hart und klingend geworden war. Nun hatte sicher der Hall meiner Schritte mich verraten, und mir blieb nichts anderes übrig, als mich schleunigst hinzuwerfen und in einem von einer Granate aufgewühlten Loch mich der Erde anzuschmiegen, so eng und flach, wie es irgend gehen wollte, bis endlich der französische Korporal sich beruhigt hatte und keine weiteren Salven mehr in der Richtung der längst verhallten Schritte aufs Geratewohl in die Nacht hinausschicken ließ. Leise und langsam machte ich mich dann wieder auf den Weg. Der Mond erstrahlte jetzt ganz weiß und hell; all die Millionen Lichter am Himmel blitzten und funkelten. Eine schöne, helle Stimme sang: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen". Das war meine Weihenacht.

Zwei Tage später wurden wir aus dem Graben abgelöst. Wißt Ihr es noch, Kameraden, wie wir dann am nächsten Abend in Gemeinschaft Weihnachten gefeiert haben? Das hätte der alte, baufällige Schafstall sich gewiß nicht träumen lassen, daß er noch einmal so zu Ehren kommen sollte, nachdem landsmännische Granaten ihm eigentlich noch den Rest seines einstigen Behagens genommen hatten. Und wie schön sah er jetzt aus als Festsaal unserer zweiten Kompagnie! Die Decke, die zum großen Teil nicht mehr vorhanden war, ersetzt durch kunstvoll verbundenes, dichtes Tannengrün. Die Wände geschmückt mit einem riesigen Abbild des Eisernen Kreuzes und verschwenderischer Fülle von Tannenreisig. In der Mitte ein richtiger großer, stolzer Weihnachtsbaum, strahlend in seiner Lichterpracht und bunt behängt, wie nur je ein Baum ein Kindesherz erfreut hat. Ringsherum schnell zusammengehauene Tische und Bänke. Gibt es einen unter uns, Kameraden, der dies Bild je vergessen könnte? Da saßen wir, hart gewordenes Kriegsvolk, und manch einem, der längst mit Bajonett und Handgranate auf du und du gestanden hatte, wurde es feucht in den Augen, wie nie zuvor, wenn seine eigene Kinderschar mit leuchtenden Augen den Baum umstanden hatte. Bärtige Landwehrmänner und blutjunge Kriegsfreiwillige, Unteroffiziere und Offiziere, darunter auch als Gäste unserer Kompagnie unser allverehrter Major und sein Adjutant mit dem unverwüstlichen Humor, so saßen wir bunt durcheinander gewürfelt da und freuten uns der schönen Lieder, die unser gutgeschulter und gutgeleiteter Chor uns vortrug, freuten uns der Ansprache des Kompanieführers und vielleicht noch mehr der Kriegsweihnachtspredigt, die den liberalen lutherischen Pfarrer Pfannkuche zum Verfasser hatte, und die uns der Leutnant G. vorlas, der im bürgerlichen Leben einer der eifrigsten Vorkämpfer des Volksvereins für das katholische Deutschland ist. Konnte es einen stärkeren Beweis dafür geben, daß im Zeichen des Weihnachtsfestes und unter dem Eindruck langer, harter Kriegsmonate für uns und von uns selbst dieser Riß überbrückt war, der sonst daheim der tiefste und schmerzlichste war?

Und nun ist es bald wieder so weit. Ihr anderen, die Ihr vom feindlichen Eisen noch verschont oder die Ihr schon glücklich wieder draußen seid, werdet zum zweiten Male Weihnachten im Felde feiern. Ich aber, der ich noch nicht wieder bei Euch sein kann, werde an diesem Abend mit Stolz und Dankbarkeit und stiller Wehmut an Euch denken, Euch im Geiste grüßen und Euch wünschen, daß die zweite Kriegsweihnacht Euere Herzen so warm mache, wie es uns bei der ersten zu Mute war.

Ob es die letzte ist? Davon werdet Ihr sicher sprechen; und indem Ihr der vielen guten Kameraden gedenkt, die vor Jahresfrist noch froh und voll Lebenskraft mit uns feierten, seither aber für immer von uns geschieden sind, werdet Ihr mit um so tieferer Empfindung singen: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und doch wird — ich weiß es gewiß — keiner unter Euch sein, bei dem Empfindung zu Empfindsamkeit, Wehmut zu Wehleidigkeit, Weichherzigkeit zu Schwäche wird. Wenn hinter den frommen Weihnachtsliedern und hinter dem Lied vom guten Kameraden das Lied angestimmt wird vom treuen Zusammenstehen und Aushalten im Sturmgebraus, dann werden wie früher so auch jetzt die Stimmen zu doppelter Frische und Kraft anschwellen, und voll Stolz auf all das Schwere und Große, das Ihr miterlebt und mitgeleistet habt, wird wieder wie damals eine Stimmung der Kraft und festen Entschlossenheit Euch packen und fortreißen, daß es wie ein Gelübde klingt, wenn es im letzten Liede der Feier dann heißt: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!

Arno Voigt / Stille Stunde

Schluß.

Leer und öde sind die Fenster der Kirche. Einst trugen sie kostbare Glasbilder. Jetzt liegen die bunten Scheiben zerspritzt umher. Zum Teil faßt sie noch der Bleirahmen. So werden sie die Unterstände deutscher Soldaten ausschmücken. Ste. Barbe steht noch kräftig und trutzig auf ihrem Steinsockel. Sie, die Schutzmutter der Kanoniere, hat unseren Kugeln günstigen Lauf gewiesen. So war es von den Franzosen nicht gedacht, als sie ihre heilige Barbara hier weihten. Sankta Barbara, sei mit unseren wackeren „Bumbern" auch ferner! Ganz allein dich haben ihre, haben deine Kugeln in dieser zerfallenen Kirche verschont. Du thronst in deinem Säulenwinkel und schaust mutig geradeaus, mag auch das Dach über dir geborsten sein! Alle übrigen Heiligenfiguren hat der Krieg, der unerbittliche, zerschmettert. St. Hippolytes stolzer Helmbusch liegt im Schutt. Die Hand, die das Schwert trug, ist abgeschlagen. An einem Sockel lese ich noch: Ste. Geneviève. Das ist die Schutzheilige von Paris. Wo aber ist sie, die Heilige? Nur der Sockel ist noch da. Hüte dich, du üppige, stolze Stadt! Deine Heilige ist zu klein geworden, dich zu schützen.

Digitized by Google

Unter Altardecken liegt ein Torso. St. Eloi ist es einst gewesen, wie die Aufschrift kündet. Er trägt noch eine Fahne, auf der steht „Sauvez la France". Das klingt schon etwas kleinlaut. Aber der heilige Aloisius wird euch nicht mehr zu schützen vermögen, denn er ist arm- und kopflos geworden.

Wo sind all die Kirchenbänke hin? Sie dienen profanen Zwecken. Oder vielleicht noch heiligeren als vor kurzer Zeit. Im Unterstand sind sie dem deutschen Landwehrmann Sitz und Ruhe, der nach gefahrreicher Patrouille seine Gedanken über die grünen Weinhügel des Rheins, durch das stille Thüringen gleiten läßt nach dem liebsten, was er hat, nach Weib und Kind. Der liebe Gott ist auch dabei, bei seinem Gottesdienst.

Leer und verwaist sind die Holzsockel, auf denen die Heiligen standen. Schief hängen die kunstvoll geschnitzten Holzkronen darüber. Ein langer Riß in der Mauer zeichnet die Stelle, wo die Kanzel einst eingefügt war. Noch hängt mit seinen Phialen und Krappen der hölzerne Zierat darüber, aber der leiseste Ruck des Gemäuers wird ihn herunterschütteln.

Die Treppe, die zur Orgel führte, ist zerstoben. Das leere Orgelgehäuse schwebt unerreichbar in der Luft. Eine Tafel aus schwarzem Marmor zeigt in goldenen Lettern die Namen der Spender. Sie ist zerspalten, nur ganz wenige Namen sind noch lesbar. Was sollen sie auch jetzt noch!

Auf diesem Sockel mit dem Lilienschmuck kann nur *eine* gestanden haben. Ihr Bild sahen wir in jeder französischen Kirche. Sie trägt das Lilienbanner in der Rechten, ein Schwert umkrampft die Linke, und das Lockenhaar wallt über den harten Panzer herab, der den jungfräulichen Leib umfaßt. Jeanne d'Arc, einst rettetest du Frankreich. Zum Lohne dafür verbrannten sie dich. Hast du dich grollend weggewandt von deinem flehenden Volke? Oder vermagst du kein Rettungswerk mehr? Der Sockel ist leer, die Helferin, die Retterin verschwunden.

Kahl sind alle Wände. Die zwölf Tafeln des Kreuzganges sind zertrümmert. Hier und da hängt noch ein Stück Rahmen. Die Tür des Opferstocks hat ein Granatsplitter weggerissen. Wir verteilen die geringen Münzen unter die Schwarzen, die gierig zulangen.

In einer Altarecke steht ein vielarmiger Leuchter. Lichte in allen Größen haben die Städter dargebracht, um Rettung für Frankreich zu erbitten. Sie sind zerbrochen und zerstückelt.

Noch schwebt dort, wo einst der Altar war, die goldene Ampel. Aber ihr ewiges Lämpchen ist erloschen. Wann wird es wieder angezündet werden?

Keine Tür hindert mehr den Eintritt. Die Sakristei ist offen. Die Decke ist eingestürzt; heilige Gewänder und fromme Bücher liegen zerfetzt unter dem Mörtel. Aus allen Pforten sind die Türen gesprengt. An einer Säule hängt ein Bund gewaltig großer Schlüssel. Ihr werdet nie wieder ein Schloß öffnen. Nichts ist mehr verschlossen in dieser Kirche.

In einer Ecke steht eine schwarze Bahre. Auf ihr liegt zur Passionszeit der heilige Leib des Herrn. Soeben tragen deutsche Soldaten sie weg. Einer wird darauf gebettet, den der Kampf zu müde gemacht hat. Schnell ist ein Grab bereitet, und wir senken unseren Kameraden in die Tiefe. Kein Geistlicher ist dabei. Wo soll auch immer gleich einer herkommen? Der Hauptmann dankt dem Toten. Gott wird ihn aufnehmen, des sind wir sicher. Wir präsentieren und schaufeln dann das Grab zu. Ein paar Rosen stecken wir darauf. Jeder behält den Kameraden lieb und wert. Aber merkwürdig . . ., *schrecklich* kommt uns das alles *nicht* vor. Schon längst nicht mehr. Gar zu oft haben wir's schon so gemacht. Der Tod hat für uns allen Schreck verloren. Wir beachten ihn kaum mehr. Wir wissen jetzt, was „Todesverachtung" heißt. Ist das nun „das fürnehme Sterben" der alten Ritter, das die Menschheit durch den Krieg wieder lernen sollte? Oder ist es Gefühllosigkeit? Wir wissen es nicht. Rauh freilich macht der Krieg. Kaum daß wir beim Scheiden von des Kameraden Grab fragen, wodurch er eigentlich gefallen ist. „Das rechte Bein hat's ihm abgerissen, da hat er sich verblutet," sagt einer. „Er war verheiratet. Fünf Kinder," setzt ein anderer hinzu.

Plötzlich greift es mich wie Knochenhand ans Herz. Wie, wenn es ihm auch sein Grab wieder aufrisse, unserem armen Kameraden? Ist hier jüngster Tag gewesen? Glich der gebieterische Ton unserer Granaten den Drommeten erweckender Engel? So viele, viele Gräber stehen offen da. Die schweren Marmorplatten sind geborsten und in die Gewölbe hinuntergestürzt. Wo zwei oder drei Grabkammern übereinander lagen, sind die Decken zerklafft, und man sieht Grausiges in der Tiefe. Der Kreideboden erhält die Leichen, wie wenn sie einbalsamiert wären. Ich sehe in einem Marmorgewölbe ein vollständig erhaltenes Skelett. Die Bahrtücher liegen noch herum, die rechte Hand liegt über dem Herzen, die linke hat der herabstürzende Stein zerschellt.

Daneben ein Kindergrab. 1913 ist Petite Margot gestorben, fünf Jahre alt. So kündet es der umgefallene Grabstein. Klein-Margot sollte nicht ruhen. Der blaue Himmel scheint in das offene Erdenbettchen hinein. Und doch hat Margot das bessere Teil erwählt. Ihre Mutter mußte fliehen vor dem Krieg, das Elternhaus haben die Granaten gefressen. Und wo mag dein Vater sein, Klein-Margot? Habe ich ihn vielleicht getötet? Ich, gerade ich . . . .? Wir lassen rote Rosen in Margots Bettchen gleiten. Dann rücken wir zu vier den Stein darüber, damit Klein-Margot schlafen kann.

Kein Stein steht auf dem Friedhof mehr über dem anderen. Die Grabkreuze sind umgestürzt, die Rosenstöcke zerknickt. Ueberall gähnen offene Höhlen, in denen längst tote Menschen entblößt liegen. Zwischen den Knochen sieht man die Splitter und Kugeln unserer Schrapnells. Warum durften wir die Toten nicht schonen? Aus meiner Schulzeit habe ich es immer als das Empörendste in Erinnerung behalten, daß die Franzosen die Gebeine aus den Kaisergräbern zu Speyer einst zerstreut hatten. Auch wir haben Tote in ihrem Schlafe gestört. Bei jenen war's frevelhafter Uebermut, bei uns bitterste Notwendigkeit. Der Krieg geht über Lebende und Tote.

Aber grauenhaft ist es, dieser gemordete Friedhof. Grauenhaft . . . .? Oft schon nannten wir das, was wir gerade erlebt hatten, das Schrecklichste von allem. Der nächste Tag brachte *Schrecklicheres*. So haben wir uns allmählich abgewöhnt, eine Sache als *die fürchterlichste* anzusehen.

Noch einen Rundgang mache ich über die verwüsteten Gräber. Da — in einer Ecke glüht es in verschwenderischer Pracht von Rosen. Die ganze Kirchhofsmauer ist damit umzogen, und weit in die Lüfte winden sich die Ranken. Kein Blättchen ist hier abgerissen, kein Mörtelwerk liegt hier herum. Ist der Krieg, der schreckliche Krieg, an diesem Winkel vorbeigegangen? Vier Hügel stehen hier. Aermliche Holzkreuze sind daraufgesteckt, kein Datum steht auf ihnen, kein Name, sondern nur Nr. 1, Nr. 2, Nr. 3, Nr. 4. Wer seid ihr Namenlosen hier unten?

Ja, jetzt schreit er es mir ins Ohr, der Gewaltige, der hier herrscht: „Sie sind mein, ganz und immer mein. Das Leben war ihnen fadenscheinig geworden, da gaben sie sich mir!"

Ihr Armen! Wie mag euch die Welt mitgespielt haben? Wer bist du hier unten, Nummer eins? Hast du gestrebt und bist gestrauchelt? Hast du gehofft und wurdest enttäuscht? Bist du Stifter von Kindern? Hat dich deine enge Welt aufgegeben? Gab es denn nichts, gar nichts mehr, was dich hätte halten können?

Auf einmal komm ich mir reich und mächtig vor. Schreckliches, viel Schreckliches bringt der Krieg. Aber er stählt auch, weil man seinen eigenen kleinen Erdenmenschen dabei so ganz vergessen lernt. Was die nächste Stunde bringt . . . ob sie Furchtbares bringt, *das Furchtbarste* . . . . es ist mir unmöglich, davor zu grauen. Wir packen das Leben an den Hörnern, wir meistern es.

Die stille Stunde auf dem zerschossenen Kirchhof gab mir neue Kraft für viele Tage; für Monate.

Monate . . .? Ob du wohl noch lebst nach — Monaten?

„An die Gewehre!" tönt schrill die Stimme des Hauptmanns.

Digitized by Google

Berta Duensing / Soldatenkiste — Weihnachten 1915

„Frau — Frau Lehrerin! — Ist es wahr? — Wirklich wahr?" „Was?" „Daß der Weihnachtsmann dies Jahr wieder nur zu den Soldaten kommt?" „Ich glaube." „Alle Leute schicken was an die Soldaten — bloß —" „Du mußt jetzt still sein ..." „Nachher darf ich's sagen?" „Ja ... gleich!" Als die Bücher bankweise eingesammelt und fortgelegt sind, fährt der kleine Blondkopf fort: „Bloß wir nicht! Wir kriegen nichts, und schicken können wir doch auch nichts." „Aber ... Warum denn nicht?" Sie schweigt verlegen, kommt auf den Zehenspitzen näher und sagt leise: „Mutter hat keine Zeit und auch kein Geld ..." „Und du — du hast auch nichts." „Doch, etwas habe ich. Zwanzig Pfennig, die habe ich gespart für die Soldaten, die darf ich verschenken." „Ich auch! Ich auch!" rufen zwei andere zugleich, die das Zwiegespräch gespannt beobachtet, „wir haben auch was gespart .. Das Paketschicken kostet nur zwanzig Pfennig ..." „Aber — es muß doch auch was drin sein." „Ja, das muß es, es muß recht viel drin sein — für die Soldaten." „Und ihr habt doch nichts ..." „Doch, doch, ich hätte wohl was für drinne zu legen ..." Sie haben plötzlich alle was. Das Gespräch wird allgemein. Zwanzig, dreißig Hände fliegen hoch. Frau Lehrerin lächelt. Sie denkt an ihren Jungen, dem sie gerade das letzte Paket vom Dutzend geschickt. Es fällt ihr auch sein letzter Brief, seine Antwort ein: Schickt uns nichts, bitte nichts ... aber, fährt er fort, schickt es lieber unseren braven Leuten. Es braucht nicht viel zu sein — für das Fest — sie sind hier mit allem Nötigen versehen — aber so kleine Erfrischungen, kleine Aufmerksamkeiten, etwas Festliches, so etwas Weihnachtsmäßiges — nur daß man sieht, man denkt an sie auch in diesem Jahre. Sie sind so leicht zu erfreuen, unsere braven Wehrmänner, zufrieden, einfach und dankbar wie die Kinder. — Wie die Kinder! Sie wird sehr nachdenklich. Da hat sie sich den Kopf zerbrochen, was sie nun noch machen soll für die Leute, pack- und denkmüde, wie man nachgerade geworden. — Und nun! Das ist ja wie eine Schickung. Sie sieht noch mal prüfend über die kleine Schar mit ihrer Begeisterung! Sie scheint ehrlicher Natur zu sein. „Kinder, wenn ihr es denn so gerne wollt ... so will ich euch helfen. Wir wollen alle zusammen Weihnachtsmann sein, und ich will mit euch Pakete machen. Wollt ihr?" Ob sie wollen! Sie sind erst ganz stumm vor Freude ... „Wo denn?" „Hier, in der Klasse!" „O ja! ja! ja! ja!" Alle auf einmal! Und nun ein Gejubel, Gerede, Gefrage untereinander bis zum Katheder hin. In dem Augenblick schellt es zum Schulschluß. „Ich laufe gleich hin! — und hole was!" „Halt, wohin?" „Nach Hause, ich habe was." „Ich auch!" „Ich auch!" Alles stürzt nach der Garderobe, zu Mänteln und Hüten. „Für welche ist es denn?" fragt eine kleine Vorsicht, die noch dageblieben ist, indes Frau Lehrerin ihre Bücher ordnet, den Schrank schließt. „Ist es auch für die mit den Kanonen? Vater is nämlich bei den Kanonen." Wieder eine Fügung. Ihr Junge kommandiert die Kanonen. „Ja, für die Kanonensoldaten könnten wir es machen." — Frau Lehrerin wächst der Mut. „Kinder! Morgen nachmittag vier Uhr, hier in der Klasse. Ich gehe zum Herrn Rektor." „Oh! Sie geht! Sie fragt!" Und dann ein furchtbares Durcheinander, wie ein fliehendes Regiment in der Auflösung begriffen, bis das Kommando der Zurückkehrenden wieder alles zum Stehen und Zuhören bringt: „Heute nachmittag, Punkt vier Uhr! Hier in der Klasse." „Alle?" „Wer will, kann kommen." — — — —

Es ist schon dunkel, und man hat das Licht an der Decke angesteckt. Frau Lehrerin sitzt mit heißrotem Kopf. Sie wickelt, schreibt und bindet, prüft und packt, damit alles an die rechte Stelle kommt, und das ist nicht so leicht, denn die Ware ist so äußerst verschiedenartig und sonderlich zusammengestellt. Aber liebevolle Achtung erfordert hier auch das geringste. Da kommt eine kleine, dünne Schachtel! „Gerade so soll es bleiben!" heißt es jedesmal ... „sagt Mutter ..." Ein kleines, schmales Handtuch, ein langes, weißes Licht, drei Zigarren, von grünem Bändchen gehalten, zwei Müffchen, klitzeklein, ein Stückchen schneeweiße Mandelseife. „O, wie schön! Gewiß! Das muß ganz so bleiben ... Wie wird sich der dicke Kanonier freuen, der das bekommt!" — „Fräulein — nein ... Frau R., die Kanoniere kriegen immer so furchtbar schmutzige Hände ... Mit der Seife soll er sich waschen; weiß er das wohl?" „Ich denke; das wird er doch wohl begreifen, oder sonst kannst du's ihm ja auch schreiben ..." meint die Lehrerin. „Vielleicht wär's überhaupt gut, wir schrieben es jedesmal dabei, was es ist, und mit einem Gruß." „Nein, mit einem Gedicht!! Alle Soldaten kriegen Gedichte!" Die große Elisabeth, genannt Lieschen, stößt es förmlich heraus; sie ist mit einer poetischen Ader begabt und schon ganz aufgeregt. Frau Lehrerin denkt an die vielen „Reim oder ich freß dich's", die dahinwandern ins Feld und die die armen Soldaten über sich ergehen lassen müssen. Sie ist nicht sehr dafür. „Da müßten wir es erst mal probieren — mit dem — Dichten." Sie denkt einen Augenblick nach ..., aber Lieschen läßt nicht locker. Sie hat schon gleich was zur Hand aus Anlaß der kleinen Schachtel: „Wenn das Pulver gar zu braun — braun — — Nütze dir der Seife Schaum, Wasche deine Hände dir, du, mein tapfrer Kanonier ... Rein ..." „Das Herz und rein die Hand," fährt Frau Lehrerin fort, die nun gleichfalls angesteckt wird, „stehst du da in Feindesland." „Oh, Frau N.! Wie schön können Sie dichten! Sie und Lieschen ... Sie müssen es machen." „Nein, es ist besser, ihr dichtet alle mit. Was ist denn das? Eine Stange Pfefferminze, und noch eine, und noch eine. Und eine Tüte ebensolcher Plätzchen?" „Gegen den Durst ... sagt Mutter. Vater hat immer den Mund so offen ..." „Das haben sie alle bei den Kanonen ... Das ist wegen dem Luftdruck," sagt das kluge Lieschen, und mit der Aufregung des einmal inspirierten Genies fährt sie fort:

„Wenn deine Waffe Feuer spuckt,
Und es in Mund und Ohren zuckt,
Dann nimm', du braver Kanonier,
Von diesen Plätzchen welche dir ...

Geht das?" Frau Lehrerin nickt unter dem Wickeln. „Tu in den offnen Mund sie schnell ... dann — dann platzt dir nicht dein Trommelfell." „Das ist großartig! Lieschen, die versteht es wirklich — —" Indem klopft es an der Türe. „Wer ist da? Seht mal nach!" Drei kleine Jungen aus der siebenten, der untersten Klasse sind da. Mit feurig glänzenden Augen, roten Bäcklein und hängenden Hosenboden kommen sie heran, stehn am Thron. „Na, was bringt ihr denn?" Ein Bleistift — noch ein Bleistift, ein dritter Bleistift. Alle drei schwarzweißrot. „Oh, das paßt sehr schön! Prachtvolle Jungen seid ihr." Frau Lehrerin gibt jedem einen Kuß, und weil sie sie gerade zur Hand und übrig hat, jedem einen Apfel, so rot wie ihre Backen. Die drei Hosenboden verschwinden, stramm, wie sie gekommen. Sie hatten's von den Schwestern gehört und wollten sich doch auch betätigen. Noch ein Brüderchen kommt, und dann noch ein größerer Junge. Er ist sehr still und bescheiden, trotz der wirklich guten Sachen, die er bringt. „Willst du nicht deinen Zettel auch dabei legen, mit deiner Adresse?" fragt Frau N. „Nein ... es ist ja einerlei, sagt Mutter, wer es ist. Das soll lieber nicht dabei." „Recht so, mein gutes Kind! Und wir danken auch vielmals im Namen der guten Soldaten." Er lächelt ein wenig und geht, still, wie er gekommen. — Nun wird die Tür aufgerissen. Es ist das Klassenzwillingspaar, das vorhin fortgestürzt war, weil es, wie immer, was vergessen hatte. Sie kommen nun, knallrot im Gesicht, zurück. „Hier!" „Aber, Kinder!" Frau Lehrerin ist ganz starr und wirklich etwas in Verlegenheit, als sie öffnet. „Vater ist doch — Friseur! Und die Bartbinden, will er, sollen auch mit. Ein Gedicht ist auch schon dabei!" „Bartbinden? Im Felde? Bei den Kanonen?! Da bin ich doch neugierig:

Für euren Bart von schönster Art
Sind diese Binden aufgespart.
Wenn die Kanone macht bum! bum!
Dann fällt so leicht der Schnurrbart um.
Drum macht die Binde euch so froh!
Der Schnurrbart steht dann fröhlich — foo!"

„Das hat Vater gemacht," bekräftigt die eine, „ganz allein!" „Nein, Mutter hat es mitgemacht; Mutter konnte es viel besser." Die kleinen Zwillinge sind dafür bekannt, daß sie sich immer zanken,

Digitized by Google

und zwar darum, wer von Vater und Mutter der Begabtere sei. Frau Lehrerin findet das elterliche Gedicht wunderschön! Immer hat sie es gewußt, daß dies Metier der Kunst nah verwandt ist! Und wie herrlich das gemalte Bild mit der Geschäftsreklame, mit dem aufgesträubten Schnurrbart dazu paßt! — Wie werden sich diese Kanoniere auch darüber freuen! Nun wird aber in Frau Lehrerin etwas aufgestachelt, das wie ein Rekord aussieht. „Wenn Vater so schön dichten kann, müssen wir's doch auch mal versuchen. Da sind noch: die Lichtekiste, die Socken, das Briefpapier, die Schokolade und die vielen Zigarrenpäckchen a 10 Stück, dazu der Tabak und die allerliebsten kleinen Pfeifchen, Trinkbecher, ein Leuchter, Lakritzen, Würste, Nüsse, Sturmkappen ... welch ein Reichtum! Und eine Kanone von Schokolade liegt auch noch unbesungen. Kinder! Dabei müßt ihr alle helfen!" Niemand meldet sich. Lieschen markst schon seit geraumer Zeit mit dem Bleistift auf einem verdächtig großen Stück Papier auf ihrem Platze herum. Anni, Frida möchten wohl, aber sie wagen's nicht, sind auch noch zu klein ... Frau Lehrerin hebt allein an und schreibt gleich nieder:

„Wenn die Kanone rauchet — —
Der Kanonier gern schmauchet,
Sei es nun Pfeifchen, Zigarette —
Die beiden rauchen um die Wette.
Die dicke Berta stets voran ...
Der Feuerwerker hinterdran.
„Madam, ich bitt' um Feuer!"
Das ist doch ungeheuer
Was so ein Weib — stück — passen kann!
Man glaubt beinah, sie ist ein Mann!
Die dicke, dicke Berta."

Oh! Ach! Alles steht mit offnem Munde da, als wären sie selber leibhaftige Kanoniere. „Das ist schön! schön!" Die dicke, dicke Berta!" ruft Fritz, der große, der einzige männliche Beistand, der zugelassen ist, und sein kleiner Bruder klopft sich vor Vergnügen auf die Hose und springt wie wahnsinnig in der Klasse herum: „Die dicke, dicke Berta!" „Nun aber Ruhe!" kommt es vom Katheder. „Sehen wir, was sich Lieschen da ausgedacht hat — sie ist wohl endlich fertig?" — „Zu dem Briefpapier. Ich möcht es, bitte, selbst lesen." Lieschen nimmt das Blatt und tritt etwas vor; sie soll selbst Lehrerin werden, in dem Bewußtsein umschwebt sie oft etwas wie getragene Würde.

„Karl der Große ..." „Hm! hm!" Frau Lehrerin sieht sie etwas besorgt ernst an. „Karl der Große", fährt die Dichterin unbeirrt und bestimmt fort, „führt' tapfer das Schwert, Doch keiner hat ihn schreiben gelehrt. Jetzt können alle Krieger schreiben, Damit wir doch wissen, wo sie bleiben. Ob sie die Englishman und die Franzosen — Tapfer gebozt" ... „Aber, Lieschen!" „Na ja!, auf die roten Hosen. Ob sie bald wieder zur Heimat kehren. All das sollen die Briefe uns lehren. Alle warten mit Sehnsucht täglich — Auf einen Brief von der Feldpost! — wenn möglich. — Vater, Mutter und Schwestern und Tanten — Und noch all die anderen Bekannten. — Sie möchten hör'n euer Tun und Treiben ... — Wie gut, daß die Krieger jetzt können schreiben! — Drum schnell! Nehmet Feder und Papier — Und schicket bald ein Briefchen mir. — Die Ungenannte." — „Die Ungenannte? Es ist sehr schön — aber wenn du dich nicht nennst, wie sollen sie dir schreiben? Da legen wir doch lieber deine Adresse bei, denn dies Gedicht verdient wirklich eine Belohnung. Man sieht, daß du eine fleißige Schülerin bist." „An Karl der Große sieht man das, nicht Frau Lehrerin? ... Ich habe auch eins, soll ich das mal sagen? ... Es ist für meine Wurst." Frau R. ist sehr erstaunt. Das kleine, zarte Ding tut sonst den Mund nicht auf. Was die Kriegsbegeisterung nicht alles auslöst von Fähigkeiten und „Couragen" — so auch hier.

„Auf eine solche Wurst — Da kriegt man öfters Durst. — Drum schenkt die Gläser voll — Mit diesem ..." „Aber, Emmi! Doch nicht — Alkohol? Du weißt doch, daß das jetzt nicht geht ..." „Nein ... mit diesem dünnen Tee ... heißt es ... Ich habe doch das Teepäckchen auch geschenkt." „Ach so! Aber, Herze, das reimt sich doch nicht. Weißt du, schreiben wir: mit diesem Tee, nicht Alkohol!" „Ja, so wollt' ich auch eigentlich." „Na also! Da gibst du unsern braven Leuten gleich eine kleine Warnung mit auf den Weg. Nun habe ich aber kein Seidenpapier mehr und keine Zweige, keine Bänder. Es laufe mal einer herum nach Müllers Eckladen und hole was. Die Tannen sind auch alle und der Silberlahn ... Eine große Weihnachtskarte muß oben drauf ... Könnt ihr die schon aussuchen — so bringt die mit. Alle braucht ihr nicht zu laufen. Sophiechen bleibt bei mir."

Es ist heiß und dumpfig geworden in der Klasse. Frau Lehrerin macht eins der großen Fenster auf, durch das die weiche, kühle Abendluft hereinstreicht. Aus einer der Straßen kommt Gesang: es sind marschierende Soldaten. Sie seufzt und steht etwas in Gedanken und überhört die leise bittende Stimme dicht neben ihr ... „Lieb Heimatland, ade!" verklingt es in der Ferne. — „Na, was willst du?" „Ich möchte doch so schrecklich gerne auch eins, für meine Socken ..." „Ach so!" Sophiechens Mutter ist Strickerin; ihr Sohn, Sophiechens Bruder, ist im Felde. Sie hat die Socken ganz umsonst gestrickt, zu denen Frau Lehrerin das Geld gegeben. Sie hat durchaus nichts für ihre Arbeit annehmen wollen, obgleich sie es sehr nötig haben. Das Kind ist so glücklich über die Socken. Nun steht's in ängstlicher Erwartung. Es hilft nichts ... auch die Socken müssen noch besungen werden. „Aber nur nicht traurig, Sophiechen, fröhlich laß uns sein ...!" „Immer lustig auf den Strümpfen — Ist ein flotter Kanonier. — Aber geht es — in — den Sümpfen — heilige Grammatik! — Macht es dennoch kein Plaisir (so a bißchen Welsch werden sie wohl nicht übel nehmen) — Löcher kriegen dann die Socken — Die kein Pionier kann stoppen ... Kann man wohl stoppen sagen, Kinder? (Es ist freilich ja kein reiner Reim — Sophiechen nickt stumm), — Darum schicke ich dir diese — Für die treuen, tapfren ..." „Füße?" ergänzt Fiechen. Frau Lehrerin nickt. „Wieder kein echter ... Aber er ist so „echt" in der Empfindung ... Komm, gib mir einen Kuß! Du bist 'ne süße, kleine Deern! Nun noch das letzte gepackt und dann —"... Gerade kommen sie zu zehn, zwanzig hereingebürstet, die andern haben's endlich verlaufen. Sie bringen alles richtig, das Seidenpapier, die Tannen, Silberlahn, Bindebänder — alles für 20 Pf.! „Sie wollten es uns auch wohl so geben," sagen sie ... „aber das wollten wir nicht annehmen," erklärt Fritz, „die Geschäftsleute haben auch ihre Sorgen." Sein Vater hat einen kleinen Laden, und so weiß er's. „Und dies kommt oben auf! Es ist die neuste Extraausgabe vom „Siege der Unsern", die er mitbringt, mit einem dicken schwarzweißroten Rande, wohingegen das Seidenpapier blau, weiß und rot in den feindlichen Farben prangt. Sie sind sehr erschrocken über diese Tatsache, die kleinen Mäuse. Aber Fritz sagt: „Das bedeutet, daß wir sie alle ordentlich einwickeln wollen: so!" Er knutscht das Papier mit starker Faust, und dann erkundigt er sich sehr präzise nach der Schokolade aus Vaters Laden, ob die auch mithineingekommen inzwischen und — mit seinen Versen?, die erst jetzt entdeckt werden:

„Nach fester Kanonade
Schmeckt gut die Schokolade.
Kakaopulver kaut man gern,
Mit anderm schießt man in die Fern',
Doch manchmal schießt man auch mit Blei."

„Und mancher Mann schießt auch manchmal vorbei!" „Nein, das dürfen wir nicht, Frau Lehrerin! Das schreibe ich nicht; das schreibe ich den Kanonieren nicht!" entrüstet Fritz sich ernstlich. „Aber — es muß doch einen Schluß haben." „Und wenn jede Kugel träf' ihren Mann ...", ruft Lieschen zitierend. „Ja, Kinder, woher nähm' unser guter Kaiser die Soldaten alsdann, und wie könnten wir, die armen Mütter, dann noch eine Hoffnung haben, ihren lieben Jungen aus dem Felde wieder heimkehren zu sehen und an ihr Herz drücken zu können. — Aber nun habt ihr euch redlich geplagt, und nun seht euch die Herrlichkeit noch mal ordentlich an!"

Die schneeweiße Kiste strahlt von Silber, Weiß und Rot und Blau. Das Grün der Tannenzweige ernst dazwischen, und die bunten Bänder in den deutschen Farben machen es so lustig, geradeso wie es sein soll, um das Gemüt leicht und froh zu stimmen. Obenauf liegt ein großer Weihnachtsengel, mit himmelblauen Augen und bläulich-rosa Wänglein, der nicht gerade Frau Lehrerins Beifall

Digitized by Google

hat ... aber es ist mal „ihr" Geschmack, und so wird er den Kanonieren vielleicht auch gefallen.

„Nun kommt noch Liesbeths Schlußgesang darauf ... obschon er eigentlich ans Ende der Kiste gehört ... und dann sind wir fertig."

„Eigentlich wollte ich der letzte sein," bemerkt Fritz im Vollbewußtsein seiner männlichen Würde, „aber wir können's ja erst mal hören!"

Nun ist die kleine Kiste leer.
Wie gerne gäben wir noch mehr.
Nur konnten wir nicht viel ersparen,
Denn wir sind noch sehr jung an Jahren ...
Doch unsre Krieger lieben wir,
Und ganz besonders Kanonier',
Weil sie so tapfer losgeschossen,
Bald mit den kleinen, bald den großen,
Den Zweiundvierzigzentimetern.
Das gab ein fürchterlich Geknatter!
Schießt weiter, bitten wir euch bloß ...
Dann sind wir bald die Feinde — los! —

„Die Feinde los — ist famos!" Liesbeth erhält einen Blick unwillkürlicher Achtung von Fritz. „Ja, Kinder, das ist ein frommer Wunsch!" sagt Frau Lehrerin. „Und nun vorwärts, zugenagelt, eins, zwei, drei! und jetzt damit auf die Post!" — „Hurra! Mit Gott für König und Vaterland!" — „Jawohl — wie werden sich die Kanoniere freuen über die Kiste!!"

H. Aeckerle / Im Kreise

Kleine Aeste grün verstreut
Hat in zeitverirrtem Streifen
Eine frühe Tanne heut
Auf dem Weg zurückgelassen:
Hier ein Zweiglein — dort eins — allerwärts ...
Durch die herbstverweinten Gassen
Huschte — wie in holdem Scherz —
Schon ein Weihnachtslachen.
Kleine grüne Spitzen nur
Zogen flüsternd eine Spur
Zu der großen Freude.

Kleine Aeste grün verstreut,
Sachte schon ins Braun verbleichend,
Blieben wundgetreten heut
Noch am Straßenpflaster hangen:
Hier ein Zweiglein — dort eins — weitgestreift ...
Seht, die Freude ist gegangen!
Grau umhangen weint die Zeit
Hin an Wegesrande ...
Kleine grüne Spitzen nur
Weisen flüsternd ihr die Spur
Zu der lichten Ferne.

Kleine Aeste grün verstreut,
Hin und her trägt sie die Freude
Durch das Gestern, Morgen, Heut;
Arme weitend folgt das Leben ...
Aber sie, die aus dem Sternenland
Kaum entfloh, küßt im Entschweben
Ach — ihm nur die leere Hand,
Führt den armen Toren
Lächelnd in der gleichen Spur
Kleiner grüner Spitzen nur
Wieder hin zum Leide.

Traub / Eine Antwort

Die geschichtliche Logik ist noch genauer in ihrer Revision, als unsere Oberrechnungskammer. Bismarck.

Der kleine Eisenbahnzug fuhr gemächlich durchs Land. Im Abteil dritter Klasse ging langsam das Licht aus. Das ärgerte eine Frau. Sie eilte ans Fenster, und als der Zug hielt, rief sie den Schaffner und stellte ihn zur Rede. „Warum brennt hier kein Licht?" Die ruhige Antwort lautete: „Weil's alle ist." Einen Augenblick kämpfte die Empörung in ihren Augen, aber dann fing sie fröhlich zu lachen an, und wir lachten im Abteil mit, richteten es uns in der Dunkelheit behaglich ein und dachten der ungewollten Weisheit nach, die in dieser lakonischen Antwort steckte. Es ging auch ohne Licht. Im Kino ist's ja auch dunkel. Bilder hat man in diesem Kriegsjahr genug im Kopf. Wozu sich also ärgern? Fast feierlich wurde es mit der Zeit in diesem kleinen Raum. Man horchte in die Nacht hinaus und rückte unwillkürlich zusammen. Der Mann hatte ganz recht. Er wollte nicht unfreundlich sein. Sein Eisenbahnerstolz ertrug den unbeleuchteten Wagen vielleicht schlechter als wir. Ordnung war er gewöhnt, und daß man nun mit dem Licht so sparen sollte, paßte ihm schlecht. Aber das hätte die Frau doch wissen sollen. Man lebt jetzt auch zu Hause im Krieg. Wozu über Notwendigkeiten noch Worte verlieren? Die reden von selbst. Aber „es geht auch so".

Ohne Milch und Brot geht es allerdings nicht. Ohne Fett ist's sehr beschwerlich. Ohne Fleisch und ohne Butter kann man sich zur Not einrichten. „Es geht viel", wenn man nur will. Wir reden an diesem Platze nicht politisch und nicht volkswirtschaftlich über die Ernährungsfrage. Es wird schon allzuviel darüber hin und her geredet. Aber vom Standpunkt eines gottbegnadeten Volkes, dem das Schicksal Siege über Siege geschenkt hat, von da aus wollen wir darüber sprechen. Wenn der Krieg noch an unseren Grenzen spielte, wär's uns ein selbstverständliches Kinderspiel, mit unseren Sorgen fertig zu werden. Nun ist er in die Ferne gerückt; wir leben gesichert und unversehrt im Heim und am Herd. Gleich machen wieder die früheren Ansprüche sich geltend. Jeder weiß, was wirklich getragen und was geduldig ausgehalten wird. Aber ein Weltkrieg fordert ganze Menschen nicht nur für Wochen und Monate. Manch einer meint genug geleistet zu haben, und gerade die bequemen Leute und die im Leben nichts Gründliches lernten, murren am lautesten. Wo eine Witwe sorgend ins Gesicht ihrer Kinder sieht, da sind wir mit unserer ganzen Teilnahme dabei. Aber sonst: — wäre es nicht manchmal am Platz, daß wir den Sorgen einmal herzerfrischend ins Gesicht lachten, statt uns von ihnen so klein kriegen zu lassen? Die Sorge lebt von dem Dunstkreis, den sie um sich verbreitet. Sie selbst ist gar kein Riese; sie ist nur ein Gespenst, dessen Schatten unser aufgeregtes Auge in zehnfacher Breite an der Wand auftauchen sieht. Wer nicht murrt, sondern hilft, wer nicht kläglich einherschleicht, sondern aufrecht läuft, ist mit der Sorge fertig geworden und hat noch Zeit, an Größeres zu denken. Diese Fähigkeit gilt es zu pflegen. Man sehe das Gewaltige, damit das Kleine zwar nicht verschwinde, aber keinen anderen Anspruch erhebe, als klein zu sein.

Die Geschichte prüft nicht nur die anderen Völker. Wir liegen auch auf ihrer Wagschale. Sie läßt sich nicht täuschen. Wohl schaut sie lange duldsam zu, aber in Entscheidungstagen richtet sie, und einer, der ihr Wesen genau kannte, nennt sie einen unerbittlichen Herrn. Wir sind so glücklich, daß uns die Geschichte bis jetzt recht gegeben hat; sie wird das auch fernerhin tun. Nur laßt uns frischen Mut verbreiten und erquickende Zuversicht schaffen; wir können's ja alle, und du willst auch. Du sperrst dich nur ein wenig; dazu ist die Zeit zu ernst. Lache trotzig und hilf, wo Not ist!

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Kriegswünsche der Mieter. Der Verband deutscher Mietervereine (Sitz Dresden) hat in einer Eingabe an den Reichstag auf die Notwendigkeit schneller Förderung des Kleinwohnungsbaues hingewiesen, um sonst nach dem Frieden drohendem Wohnungsmangel und schwerer Mietteuerung vorzubeugen. Der Verband fordert im besonderen: 1. daß mehr als die von der Reichsregierung zur Förderung des Kleinwohnungsbaues vorgeschlagenen 4 Millionen Mark in den Reichshaushaltplan eingestellt werden, 2. daß diese Mittel nicht ausschließlich zugunsten von Angestellten und Arbeitern des Reiches verwendet werden, 3. daß bei der Ausleihung gemeinnützige Vereinigungen zur Beschaffung von Kleinwohnungen mit dem Rechte der juristischen Person nach dem Königl. Sächsischen Gesetze vom 15. Juni 1868 nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden, 4. daß die Mittel auch an solide Privatunternehmer verliehen werden, vorausgesetzt, daß sie sich denselben Bedingungen unterwerfen, die die gemeinnützigen Bauvereinigungen einzugehen haben.

Ein Verband der Schutzmänner genehmigt. Man wird sich erinnern, daß nicht lange vor Kriegsausbruch vom Berliner Polizeipräsidenten ein Verbot ergangen war, daß es der Berliner Schutzmannschaft unmöglich machte, Standesvereine zu gründen, wie sie in allen Berufen üblich sind. Auch der damalige Minister des Innern v. Dallwitz und der preußische Landtag billigten dieses Verbot, gegen das auch fortschrittliche Abgeordnete vergeblich Sturm liefen. Nunmehr scheint unter dem Burgfrieden die Stimmung umgeschlagen zu sein, denn die „Berliner Beamten-Correspondenz" teilt folgenden Tagesbefehl des Polizeimajors Hoefft mit, der vor einiger Zeit ergangen ist: „Die neuerdings von den Schutzleuten des Landespolizeibezirks Berlin eingereichten Satzungen betr. die Bildung von Kameradenvereinen in den einzelnen Hauptmannschaften und Abteilungen, sowie eines Verbandes dieser Vereine haben die dienstliche Billigung gefunden. Demgemäß ist gegen die zum Zwecke der Vereinsbildung stattfindenden Zusammenkünfte nichts mehr zu erinnern." Die Gründung des Verbandes soll nunmehr in die Wege geleitet werden.

Reichsregierung und Lohntarif im Kriege. Der Staatssekretär des Innern hat am 19. November 1915 ein Schreiben an den Deutschen Arbeitgeberbund für das Baugewerbe gerichtet, das gleicherweise für den Umfang der Geschäfte des Reichsrats des Innern wie für die Wichtigkeit des Tarifwesens im deutschen Wirtschaftsleben Zeugnis ablegt. Es heißt darin: „Mit lebhafter Anteilnahme habe ich die Entwicklung der Verhältnisse unter dem geltenden Reichstarifvertrage für das Baugewerbe, der in der Kriegszeit eine besondere Bedeutung gewonnen hat, verfolgt. Gegenstand meiner ernsten Aufmerksamkeit ist nunmehr der Ende März 1916 bevorstehende Ablauf des Vertrags. Es liegt meines Erachtens im öffentlichen Interesse, daß der Eintritt einer tariflosen Zeit vermieden wird. In der sicheren Erwartung, mit dieser Ansicht bei Arbeitgebern und Arbeitern des Baugewerbes Zustimmung zu finden, glaube ich, daß die beiderseitigen Verbände bereit sein werden, mitzuwirken, um dieses Ziel zu erreichen. Zunächst wäre es mir von Wert zu erfahren, ob bei den beteiligten Verbänden bereits Schritte eingeleitet worden sind, um dem mißlichen Zustande der Tariflosigkeit vorzubeugen, und was etwa auf diesem Gebiete geschehen ist. Jedenfalls halte ich es für unbedingt erforderlich, daß alsbald jeder Verband für sich zu der Frage Stellung nimmt, ob er zur Teilnahme an Verhandlungen der bisherigen Vertragsparteien über eine Verlängerung oder Erneuerung des Tarifvertrags bereit ist. Ueber das Ergebnis dieser Beratungen erbitte ich eine Mitteilung und behalte mir ergebenst vor, wenn nötig, gemeinsame Verhandlungen der Parteien zu einem geeigneten Zeitpunkt anzuregen." Der Bundesvorstand hat sich in seiner Antwort vom 23. November d. J. bereit erklärt, mit den bisher am Reichstarifvertrage beteiligten drei Arbeiterzentralverbänden über die Fortsetzung der Tarifgemeinschaft zu verhandeln. In gleicher Weise hat der Staatssekretär des Innern auch Tarifverhandlungen im Malergewerbe angeregt. In diesem läuft der Reichstarifvertrag bereits am 15. Februar 1916 ab.

Die Berufsvereine. Von W. Kulemann. Band 4, 5, 6. Berlin 1913. Verlag von Leonhard Simion Nachf.

Durch den gewaltigen Weltkrieg ist die Würdigung eines Kulturwerkes an dieser Stelle bisher leider versäumt worden, dessen Wert auch in dem Völkerringen und nach ihm noch bestehen bleibt. Der bekannte gründliche Erforscher und Statistiker der Berufsvereine, Landgerichtsrat a. D. W. Kulemann, hat seinem dreibändigen Werk über die deutschen, drei weitere Bände über die ausländischen Berufsvereine folgen lassen. Wie dort, so hat er auch hier mit bewunderswertem Sammelfleiß alles überhaupt irgendwie zugängliche Material über die geschichtliche Entwickelung und den letzten Stand der Berufsorganisationen der Arbeitnehmer und Arbeitgeber zusammengetragen, gesichtet, leicht lesbar verarbeitet und zu einem für sozialpolitische Theoretiker wie Praktiker überaus wertvollen Nachschlagewerk ausgestaltet. Es gibt kein gleichartiges und gleichwertiges Werk auf diesem Gebiete! Ueber die Berufsvereine Englands, Frankreichs, Belgiens, Hollands, Luxemburgs, Dänemarks, Schwedens, Norwegens, Oesterreichs, Ungarns, Amerikas, Japans, Neuseelands usw., kurz aller Kulturstaaten Europas nicht nur, sondern der ganzen Erde, findet man hier umfangreiche und zuverlässige Nachrichten. Jedem Berichte wird eine sehr übersichtliche, knappe geographische und geschichtliche Darstellung des betreffenden Landes und eine Einführung in seine Verfassung und Gesetzgebung wie in seine wirtschaftlich-sozialen Gesamtverhältnisse vorausgeschickt. Dann folgen die einzelnen, oft recht umfangreichen Kapitel über die Anfänge der Arbeiterbewegung in dem Lande, über die politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Strömungen, die einzelnen Verbände der Arbeitgeber und Arbeitnehmer und ihr Verhältnis zueinander. Den Abschluß bilden jedesmal statistische Uebersichten und erschöpfende Literaturnachweise. So kann man sich in mühelose Weise über Geschichte, Umfang und Geist des wirtschaftlichen Organisationswesens aller Kulturländer der Welt eingehend unterrichten. Wie erwünscht und lehrreich das beispielsweise auch im gegenwärtigen großen Kriege sein kann, erkennt man ohne weiteres aus den Abschnitten über Oesterreich-Ungarn, über Serbien, Bulgarien und Rumänien, die eine Fülle von Fragen beantworten, welche jetzt gerade im Vordergrunde auch des wirtschaftlichen Interesses für uns stehen. Und wenn nach dem Frieden die Probleme der internationalen Arbeiterbewegung wieder neu heraufsteigen, wenn der wirtschaftliche Zusammenschluß der einzelnen Länder wieder Gegenstand politischen und volkswirtschaftlichen Bemühens werden wird, dann dürfte das Kulemannsche Nachschlagewerk erst recht wertvoll und unentbehrlich sein. Die sozialpolitische Fachwelt aber kann dem verdienstvollen Verfasser nicht dankbar genug dafür sein, daß er in vieljähriger, mühseliger, selbstloser Forschertätigkeit diese Arbeit geliefert hat, die eine sichere Grundlage für wissenschaftliches Studium wie für praktische Bestrebungen auf dem weiten Gebiet der Berufsvereine bietet und daher von dauerndem Werte ist.

Kriegsliteratur

Spanien und der Weltkrieg. Von Dr. Paul Herre, a. o. Professor an der Universität Leipzig. München und Berlin 1915, R. Oldenbourg. 89 S. 2 M.

Die Oeffentlichkeit in Deutschland hat sich um Spanien und seine Stellungnahme im Weltkriege fast gar nicht gekümmert, und auch die Kriegsliteratur, die von Tag zu Tag in einem fast erschreckenden Maße wächst und wächst, ist an dem Königreiche südlich der Pyrenäen achtlos vorübergegangen. Erst als Stimmen der Sympathie und Freundschaft aus dem spanischen Volke zu uns herüberdrangen, begann das öffentliche Interesse sich zu regen. Und doch ist es sehr wenig, was man in Deutschland über Spaniens Stellungnahme zu wissen pflegt. Man weiß im allgemeinen wohl, daß die iberische Monarchie eine streng neutrale Haltung bewahrt hat, macht sich aber nur eine unklare Vorstellung davon, welche Gründe und Ziele die spanische Regierung dabei leiten. Man fühlt und hofft wohl auch, daß dort Dinge heranreifen könnten, die für uns nicht ohne Einfluß bleiben würden. Wenn aber nur leise der Gedanke an ein spanisches Gibraltar auftaucht, dann fehlt infolge der Unkenntnis über die tatsächlichen Verhältnisse jeder Maßstab für die ernsthafte Beurteilung solcher Möglichkeiten. Hier vermag diese Schrift des Leipziger Historikers gute Dienste zu leisten — nicht in dem Sinne, als ob sie irgendwie auf die hier angedeutete Frage und so manche andere der praktischen Politik eine mehr oder minder bestimmte Antwort zu geben versuchte. Sie zeichnet vielmehr in kurzer, aber alles Wesentliche berücksichtigender Zusammenfassung Entwicklungsrichtungen der spanischen Politik auf, die sie aus der Geschichte der inneren und äußeren Entwicklung des Landes feststellt und begründet. Es ist eine Arbeit, die über den Durchschnitt heutiger politischer Broschüren hinausragt, wert, gelesen zu werden.

Deutsche Orientbücherei. Herausgeber Ernst Jäckh. Weimar 1915, Gustav Kiepenheuer. 1. Band: Die Welt des Islam im Lichte des Koran und der Hadith. Von Mahmud Mukhtar Pascha. 180 S. 1,50 M. — 5. Band: Pera und Stambul. Von M. Kaufmann. 223 S.

Das Verständnis für die Kultur und die Seele der Türkei in breiteren Schichten unseres Volkes zu erwecken, ist die Aufgabe dieser Sammlung. Es war ein glücklicher Gedanke, sie mit einem Buche beginnen zu lassen, das die religiösen Anschauungen der Mohammedaner darlegt. Schon uns im Abendlande ist es eine Selbstverständlichkeit, daß unsere Kultur durch die herrschende Religion, durch das Christentum sehr wesentlich bedingt ist. Einen um wieviel tieferen Einfluß muß die Religion aber dort ausgeübt haben, wo sie zugleich staatenbildend gewirkt hat, wo jede Regung öffentlichen oder privaten Lebens irgendwie von religiösen Anschauungen mitumfaßt wird. Kultur und Empfindung der Bekenner des Islam werden wir ohne Kenntnis ihrer Religion niemals verstehen können. Es sollte daher das Buch des früheren türkischen Botschafters in Berlin von vielen gelesen werden, zumal da Mahmud Mukhtar Pascha keine lehrhafte Darstellung gibt, sondern Koran und Hadith selbst zu seinen Lesern sprechen läßt. Auch an dem anderen hier angezeigten Buch — dem fünften

Digitized by Google

der Sammlung — von Dr. M. Kaufmann darf man nicht achtlos vorübergehen. Es sind kleine Skizzen aus Konstantinopel, Erinnerungen an Erlebnisse des Verfassers, die auch ihrerseits sehr geeignet sind, in die Eigenart türkischen Lebens einzuführen und mit manchen falschen Anschauungen (Familienleben) aufzuräumen.

Die türkisch-deutschen Wirtschaftsbeziehungen und ihre Entwicklungsmöglichkeiten. Von Kurt Wiedenfeld. München und Leipzig. Duncker & Humblot 1915. Geh. 2 M.

Wie wir bisher schon durch die Ungunst der Transportmöglichkeiten, indem wir nämlich auf dem Meerweg als der „wichtigsten Verkehrsader für weitere Entfernungen" an Verkehr mit den eigentlichen Mittelmeerstaaten nicht rivalisieren können, in den türkisch-deutschen Beziehungen weniger wirtschaftlich als politisch interessiert waren, so wird dies Verhältnis auch in der Zukunft gewahrt bleiben müssen. Natürlich ist auch die deutsch-türkische Seeschiffahrt, der Güteraustausch zu fördern, weniger eigentliche deutsche Siedelungen. Die Hauptsache aber bleibt deutsche Kapitalsanlage, worin wir ja schon seit 20 Jahren so erheblich fortgeschritten sind, daß unser hierdurch bezeugtes Interesse an der wirtschaftlichen und dadurch auch politischen Erstarkung der Türkei für unsere Gegner ein Grund war, die Türkei wirtschaftlich zu vernachlässigen, sie unentwickelt zu lassen, um so dem Gedanken ihrer Aufteilung näher zu kommen. Durch Kapitalsanlage müssen wir auf die Entwicklung von Ackerbau, Gewerbe, Verkehrswesen einwirken, der Türkei „Produktivelemente zuführen, welche dort noch gar nicht oder nicht in genügendem Maße vorhanden sind: in erster Linie Produktivkapital in der Gestalt von Eisenbahnmaterialien, industriellen und landwirtschaftlichen Maschinen, Hafenanlagen und anderen derartigen Dingen mehr." (S. 77.) Als Lehrer der technischen Handhabung moderner Mittel, der kaufmännisch-industriellen Organisation sollen deutsche Unternehmer und Ingenieure wirken. Und das führt schon über zu jener kulturellen Einwirkung, die mit dem wirtschaftlichen Erblühen der Türkei letzten Endes auf ihre soziale und damit politische Kraft hinzielt. Sie wird unseres Rates bei ihrer notwendigen Agrarreform bedürfen, unserer Schuleinrichtungen, wobei an Stelle der französischen und englischen Sprache die unsere als des verbündeten Volkes in den Unterricht eingeführt werden muß. Das Ganze der deutschen Arbeit in, an und für die Türkei sollte aber die Reichsregierung einleiten und vorbereiten, vorsichtig und weitsichtig, so daß alle individualistische Ellenbogenfrechheit, die sich schließlich doch rächt, ausgeschlossen bleibe. Dies die Tendenzen der besonnenen und sehr belehrenden Schrift Wiedenfelds.

Schotte.

Hie Allah. Das Erwachen des Islam. Von Dr. G. Diercks. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1914. 1,50 M.

Der bekannte Verfasser zahlreicher Schriften über die mohammedanische Welt glaubt an die Kraft der islamitischen Bewegung, der Wirkung des „Dschihad", er teilt die Hoffnung, daß der Islam die nicht wiederkehrende Gelegenheit zur Befreiung von englisch-russisch-französischer Herrschaft benutzen wird. Es ist schwer, darüber zu urteilen. Gut ist jedenfalls der Glaube, der den Willen einschließt, zu helfen. Wozu sich um so mehr Aussicht eröffnet, als auch Diercks für den Islam den Weg der Zukunft sieht in der Vertiefung und inneren Befreiung ihrer Bildung. Auch für die Ausgestaltung des Bündnisses zwischen Türkei und Deutschland tritt Diercks lebhaft und überzeugend ein.

Aegypten in Vergangenheit und Gegenwart. Von Georg Steindorff. Berlin, Ullstein & Co. 1915. — **Afrikanische Köpfe.** Charakterskizzen von Carl Peters, ebenda, beide aus der Sammlung: Männer und Völker.

Das Inhaltsverzeichnis kann eine Vorstellung von dem übrigens leicht und gefällig geschriebenen Werkchen Steindorffs, eines bekannten Aegyptologen und hellsinnigen Kenners des Landes, geben: Das Land. — Bonaparte in Aegypten. — Die Wiedererweckung des ägyptischen Altertums, Aegyptens Neuzeit. — Der Suezkanal. — Die Besetzung des Sudan. — Das Volk. — England in Aegypten. — Aegypten im Krieg. Die brennendste Frage: „Wie stellt sich nun die ägyptische Bevölkerung im gegenwärtigen Weltkrieg zu England und zur Türkei?" beantwortet der Schluß. Die Intellektuellen: christliche Syrer, Levantiner, städtische Kopten, sind englandfreundlich. Den Haß gegen England tragen die „Nationalisten", zumal die Ulemas der mohammedanischen Masse voran. Aber dieser Masse der ägyptischen Bauern fehlt die Kraft. Sie hat verlernt, ihr Geschick selbst zu bestimmen. An ihre Erhebung sei ebensowenig zu denken wie an ein Meutern der ägyptischen Regimenter. Aegypten muß also von den Türken in Gemeinschaft mit uns gegen England erobert werden. Dann aber hat die Türkei ihre Aufgabe gegen dies unglückliche Land in anderem und höherem Sinne zu lösen als England und verdem sie selbst es getan oder versäumt haben.

Das Buch von Peters empfiehlt sich schon durch seinen Verfasser. Es ist mit deutscher Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit bearbeitet. Selbst ein Namensregister unterstützt noch die Benutzung. Ausdrücklich darauf hingewiesen sei, daß Peters nicht über deutsche Schutzgebiete von heute spricht, seines eignen Werks nicht weiter gedenkt. Er handelt recht allgemein von der Erschließung Afrikas, dann von Paul Krüger, Cecil Rhodes, Kaiser Menelik II. von Abessinien, Emin Pascha, König Leopold II. und dem Kongostaat. Jede Beschäftigung mit Deutschlands kolonialer Zukunft wird an dieses Buch denken müssen.

Die Knechtung Aegyptens. Belastende Dokumente für englische Heuchelei von Dr. M. M. Rifat, Präsident des ägyptischen Nationalkomitees. Verlag von Karl Curtius, Berlin 1915. 50 Pf.

„Dem Andenken des unvergeßlichen deutschen Seehelden Otto Weddigen gewidmet von ägyptischen Vaterlandsfreunden". Weddigen als einem Opfer „dieses Systems englischer Verräterei und Heuchelei, dem ganze Nationen geopfert worden sind, genau so wie auch Aegypten geopfert wurde". Wiedergabe nur englischer Dokumente. Indes durch 32 Jahre das Land besetzt gehalten, faktisch regiert und ausgebeutet wird, tröstet man von Jahr zu Jahr: Die Truppen werden bald zurückgezogen werden, wartet nur eine kleine Weile: Denn „es ist der Wunsch J. M. Regierung . . ., dem Volke die Verwaltung seiner Angelegenheiten selbst zu überlassen" (1882). Wir denken nicht an eine endgültige Besetzung Aegyptens (Gladstone, 10. Aug. 1882); wir sind nicht einmal gewillt, „den uns durch den Verlauf der Ereignisse zugefallenen Einfluß auszunützen oder eine irritierende unerträgliche Herrschaft auszuüben, die die Empfindungen der Vaterlands- und Freiheitsliebe verletzen müßte, welche wir uns rühmen, überall gepflegt zu haben, wo wir Fuß faßten". (Lord Dufferin, 6. Febr. 1883.) „Wir werden unbedingt dafür Sorge tragen, daß die Besetzung nicht nach und nach den Charakter einer dauernden Einrichtung annimmt". (Gladstone, 9. Aug. 1883). Nun aber schweigen die Staatsmänner, die Generale handeln, bis 1904 sich England das französische Desinteressement für Aegypten geben läßt. Noch immer schönrednerisch, heißt es doch schon: „Die britische Politik in Aegypten unterscheidet sich durch nichts von derjenigen, die England überall in der Welt den unter unserem Einfluß stehenden Ländern gegenüber befolgt, nämlich die Wohlfahrt dieser Völker allem anderen voranzusetzen" (Eldon Gorst, 26. März 1910); „wir werden dauernd in Aegypten verbleiben, um die Eingeborenen zu zivilisieren". Endlich **August 1914:** Sir Edward Grey: „England streckt seine Hände aus zu jeder Nation, deren Sicherheit oder Unabhängigkeit bedroht oder angegriffen wird". 19. Dezember 1914: England hat die Annexion Aegyptens erklärt und Prinz Hussein, Onkel des Khediven, zum Sultan ernannt.

Zu wünschen wäre: für eine ev. Neuauflage die Beigabe des Originalwortlauts in Gegenüberstellung zur deutschen Uebersetzung und für hoffentlich vorbereitete türkische und ägyptische Fassungen ein verbindender, gut agitatorischer Text.

Die Welt des Islams. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Islamkunde. Herausgegeben von Prof. Dr. Georg Kampfmeyer. Berlin 1915, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Einzelpreis 4 M., Jahresbezug 12 M.

Aus dem Inhalt von Heft 2 des dritten Bandes: Aufsätze: C. H. Becker, Islampolitik. Kriegsurkunden 10 bis 15. Mitteilungen: Das Islamproblem der Gegenwart (Vortrag von Prof. D. Dr. Richter und Erörterungen über den Vortrag). Türkei. Persien. Marokko. Literatur. Zeitungsschau.

Ein Vorschlag zum Schutze unserer Kriegs- und Zivilgefangenen in Feindeshand gegen Tötung und Mißhandlung. Von Dr. jur. Andreas Thomsen, a. o. Prof. des Strafrecht in Münster i. W. Hannover 1915, Helwing'sche Buchhandlung.

Sehr beachtenswert. Der Verfasser baut auf der Annahme, daß auch unsere Feinde, wenn nicht mit unserem sicheren Siege, so doch mit der großen Möglichkeit rechnen, daß wir die Friedensbedingungen diktieren werden. Und da soll die Kaiserl. Regierung schon heute erklären, daß sie zum Schutze ihrer gefangenen Untertanen bei Friedensschluß auf der Bedingung bestehen wird, für jeden Gefangenen, der am demnächstigen Auslieferungstermin vermißt oder von heute ab (fällt ev. fort) gestorben sein wird, eine Entschädigung (Th. schlägt 30 000 M. vor) zu fordern. Weitere Paragraphen sichern vor Umgehung dieser Bestimmung oder Aufhebung ihres Schutzzweckes.

Die Franzosen und wir. Von Eduard Wechßler. Schriften zum Verständnis der Völker, verlegt bei Eugen Diederich. Jena 1915. Kart. 1,80 M.

Das sehr empfehlenswerte Buch gibt einen Ueberblick über die Wandlungen, die das Verhältnis Frankreichs zu Deutschland, sein Verstehen unseres Wesens bis zum Mißverstehen als eine der Ursachen des Krieges seit 1870 durchgemacht hat. Wesentlich ist, daß das Erwachen eines aktiven, politischen Lebensdranges in Frankreich, eine an sich ebensosehr zu begrüßende Gesundung der Jugend, die sittlich und physisch zur Tat drängt, daß diese Bewegung zusammenfällt mit den Reibungen der deutsch-französischen Kolonialpolitik, daß Erscheinungen und Ereignisse, wie der Kaiserbesuch in Marokko, der Panther vor Agadir, grade diese Nation der Geste stärker berührt und die Atmosphäre der Erregtheit in der aktiveren Nation auch ihre uns ewig fremden Eigenheiten zum Kampf gegen uns aufstachelt: Gloire gegen Gewissen, Affekte gegen Pflichten, Reden gegen Denken. Die ungeheuerlichen Beschimpfungen Deutschlands, sie waren da schon vor dem Kriege, selbst in angeblich wissenschaftlicher Literatur. Wie verweht ist seit 1911 jede gelegentliche Aeußerung, jedes tiefere Bekenntnis, jedes Dokument des Verstehens deutscher Kultur, das trotz 1870 die Ernest Renan, Taine, Rolland, selbst Hugo und Zola bewiesen haben. Sehr

Digitized by Google

ernst ist die Frage, ob diese Generation, die — der Krieg beweist es — an sich vielleicht größer ist als die vergangene, ob sie je den Weg zu uns und mit uns zurückfinden wird. Wir kommen auf das erwünschte Werk des Marburger Romanisten in einem größeren Zusammenhange, in dem wir von politisch-geschichtlicher Darstellung ihrer Vergangenheit seit 1870 bei den Franzosen handeln wollen, dankbar zurück. Schotte.

Das Studium der Zeitgeschichte. Von Justus Hashagen. Verlag Friedrich Cohen, Bonn 1915. 80 Pf.

Die kleine Schrift des Bonner Historikers ist eine sehr ernste Anregung in einer schwierigen Sache. Das deutsche Volk hat zwar seine politische Reife bewiesen, in der Kraft, wie es den Weltkrieg annahm, kaum aber historisch-politische Bildung in den Versuchen, das weltpolitische Ereignis zu verstehen. Daß dieser Krieg für die meisten doch noch wie über Nacht gekommen ist, beweist es. Die Notwendigkeit einer solchen Bildung gibt jedermann dem Verfasser zu, gerade für die weltpolitische Zukunft, die sich uns heute auftut.

Wie es möglich ist, Zeitgeschichte wissenschaftlich anzufassen, das entwickelt Hashagen geschickt; wenn nicht überwindet, so schwächt er doch das „Distanzbedenken", d. h. das Bedenken, als verbiete die mangelnde Distanz zur Gegenwart deren wissenschaftliche Behandlung, durch den Vorzug, den die Unmittelbarkeit des Erlebens auch für den Historiker haben muß, durch den Hinweis auf die Geschichtlichkeit, d. h. das Alter der einzelnen aktuellen Probleme. Auch an grundlegendem Material fehle es nicht, trotz des Verschlusses der Archive. Unzählige diplomatische Aktenstücke liegen gedruckt vor, ohne benutzt zu werden. Wer habe z. B. für ein Studium der englischen Geschichte des 19. Jahrhunderts die Serien englischer Blaubeste ausgebeutet. Dazu kommen die Veröffentlichungen der Presse.

Aber dies Material muß wissenschaftlich gesammelt werden. Unser berühmter Organisationsgeist findet hier ein weites Feld. Wenn ich nicht irre, haben einzelne amtliche Stellen, wie die Kgl. Bibliothek in München, die Deutsche Bibliothek in Leipzig und verschiedene Universitäten begonnen, Kriegsarchive anzulegen. Ein weiterer und wissenschaftlicher Plan muß verwirklicht werden, weltgeschichtliche Archive, die planmäßig sammeln und herausgeben, sind notwendig. Es ist Zeit, daran jetzt schon zu denken. Denn die weltgeschichtlichen Versuche von heute ermangeln mit wenig Ausnahmen der Wissenschaftlichkeit, sind mehr oder weniger törichte Räsonnements statt materialgedeckte Darstellungen.

Dies ist Arbeit der Zünftigen, der Universitätsprofessoren, Archivare, Studenten. Aber auch in die Schule gehört die Zeitgeschichte hinein, die Vorführung der Probleme, um die Völker heute ringen, die Entwicklung fremder Verhältnisse um ihrer selbst willen, denn nur dann werden wir unsere Beziehungen zu ihnen einmal verstehen, abwägen und bestimmen können. Hashagen hat völlig recht, daß Lehrpläne, die die auswärtige Geschichte nur da behandelt sehen wollen, „wo sie in die deutsche Geschichte hineinragt", Blödsinn sind.

Besonders warm empfiehlt er aber ihr wirkliches Studium den jungen Diplomaten. Mit Unrecht? Schotte.

Unteroffizier Hartmann. Novelle von Hermann Kesser. Verlag Rascher & Co., Zürich und Leipzig 1916. 1,80 M.

Keine Kriegsgeschichte im gewöhnlichen Sinne, das Leben des Krieges steht nur als Hintergrund der Fieberphantasien eines Schwerverwundeten, für den der Krieg die Befreiung von eigner Schuld, Mißgeschick und der Härte der nicht verzeihenden Welt geworden ist, für den aber der Krieg mit der Todesstunde auch die versöhnende Liebe seiner Wirkung bedeutet, ihm die Ruhe der verlorenen Kindheit wiederschenkt. Das ist in den fiebernden Bekenntnissen des Sterbenden gut und wahr erzählt.

Die Prise der Britannia. Eine Erzählung von Sophus Bonde. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Berlin 1915. Kart. 1,80 M.

Du mein Deutschland. Heimatbilder deutscher Künstler — Deutsche Gedichte. Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf 1915. Preis 60 Pf.

Eine schöne Weihnachtsgabe ins Feld: Rud. Sieck, Hans v. Volkmann, Karl Biese, Ernst Liebermann, Ulrich Hübner, Hans Thoma, um die besten und unserer deutschen Jugend liebsten Namen zu nennen. Zu den schönsten Gedichten Mörikes, Cl. Groths, Hebbels, Storms u. a. treten auch die lebender Dichter: Dehmel, Renner.

Weihnachtslieder im Felde für Männerchor, gesetzt von Bruno Röthig. Musikbeilage Nr. 12 zu „Der Kirchenchor". B. Röthig, Leipzig, Südstraße 9. 10 Pf.

Enthält alle bekannten Weihnachtslieder. Druck und Papier vorzüglich.

Jenaer Kriegsliederkarten. Verlegt bei Eugen Diederich, Jena 1915. 1. Reihe: 12 neue Marschlieder, 50 Pf.; 2. Reihe: 12 neue Volkslieder, 50 Pf.; 6. Reihe: 6 neue Männerchore, 50 Pf.

Uns scheint das ein unsern Soldaten sehr willkommenes, auch durchaus praktisches Unternehmen. Die Auswahl der Gedichte kann befriedigen.

6 Kriegspostkarten aus Russisch-Polen. Nach Zeichnungen von Paul Weigel, Inf.-Regt. 167, gefallen am 29. Juni 1915 in Galizien. Herausgegeben von der Ortsgruppe des „Wandervogel" in Döbeln.

Weigel war Lehrer am Landerziehungsheim in Haubinde bei Hildburghausen. Ein zweifelloses Talent; die noch etwas dilettantischen Blätter des Gefallenen rühren in ihrem schlichten, schwermütigen Ernst.

Berliner Kalender 1916. Herausgegeben vom Verein für die Geschichte Berlins. Verlag Martin Oldenbourg. Nach dem Kalender Uebersichten über Berlin im ersten Kriegsjahr: Kunst, Wissenschaft und öffentliches Leben. Hierbei interessante Photographien moderner Bauten, der freien Volksbühne (Architekt Oscar Kaufmann), der Kriegsgetreidegesellschaft (Architekt E. Schaudt) u. a. m.

Gesundbrunnen 1916. Herausgegeben vom Dürerbunde. München 1915, Georg D. W. Callwey. 192 S. Geh. 60 Pf., geb. 1 M.

Der anregende Kalender des Dürerbundes ist soeben in einer Ausgabe erschienen, die der Zeit in vorbildlicher Weise gerecht wird.

Hesse-Spaß. Heimatgruß an unsere lieben Feldgrauen. Von Martha Frohwein-Büchner. Marburg 1915, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 63 S.

Heitere Verse und Erzählungen in hessischer Mundart.

Cap Trafalgar. Eines deutschen Hilfskreuzers Glück und Ende. Von Fedor von Zobeltitz. Stuttgart 1915, J. Engelhorns Nachf. 298 S. 2 M.

Erzählt von der ersten Ausfahrt der „Cap Trafalgar" nach Südamerika, bei der auch Prinz Heinrich mit seiner Familie an Bord war. Der Dampfer hat dann noch einmal Passagiere zwischen Hamburg und drüben hin und her gefahren. Seine dritte Reise, auf der er als Hilfskreuzer in den Dienst der Kriegsmarine gestellt wurde, war seine Todesfahrt.

Im belagerten Przemysl. Von J. von Michaelsburg. Leipzig 1915, E. F. Amelangs Verlag. 190 S. 2 M.

Tagebuchblätter einer Frau, die die beiden Belagerungen und einen Teil der Russenzeit in Przemysl als Schwester des Roten Kreuzes miterlebte, bis ihr gestattet wurde, über Kiew und Rumänien nach Oesterreich zurückzukehren.

Hindenburgs Winterschlacht in Masuren. Von Hans Niemann. Berlin 1915, E. S. Mittler & Sohn. 29 S. 60 Pf.

Eine eingehende Darstellung der zweiten großen Einkreisungsschlacht, durch die Hindenburg Ostpreußen endgültig von den Russen befreite. 4 Kartenskizzen sind angefügt.

Prinz Eugen, der edle Ritter. Sein Leben in Bildern erzählt von Hugo von Hoffmannsthal. Mit 12 Originallithographien und Buchschmuck von Franz Wacik. Verlag von L. W. Seidel & Sohn in Wien. Preis 5 M. = 6 Kr.

Ein ganz außerordentlich schönes Buch für die Jugend. Hier hat ein großer Dichter sich einer Aufgabe unterzogen, die sonst fast nur Unberufene anfassen. Statt der gewohnten Geschmacklosigkeiten, die Gesinnung und Stil solcher Schriften verderben, ist hier vornehmste Schlichtheit der Worte, Volkstümlichkeit, die ihren Grund hat in der gemeinsamen Ergriffenheit des Dichters und seines Volkes von der Wiederkehr des ewigen Schicksals Oesterreichs seit Prinz Eugens Tagen bis zur Stunde des Weltkrieges. Die Vaterlandsliebe ist zu einem tieferen Verstehen geläutert. An dem Leben, an so vielen kernhaften Worten seines Helden kann Hoffmannsthal wieder die große Aufgabe Oesterreichs aufweisen: dem Zug der Donau folgend eine Brücke der Völker zu werden, die vom Herzen Europas zum Orient hinübergespannt ist. Prinz Eugen hat auch als erster die Bedeutung Triests erkannt, des österreichischen Fensters am offenen Meere, der freien leichten Straße zum Orient. Er war der Gründer der orientalischen Handelskompagnie. So ist es überhaupt erstaunlich, wie modern der Held und seine Zeit anmutet, oder richtiger, wie nah sich Oesterreich da verwandt fühlen muß, es ist, als sei Oesterreich damals geboren, sein ewiges Wesen Gestalt dieser Zeit. Richtig hat Hermann Bahr bemerkt, daß das Zeitalter des Barocks im Künstlerischen und Menschlichen, schließlich auch in den Schicksalen für Oesterreich symptomatische Bedeutung hätte. Diesen Eindruck zu verstärken, Erscheinung des Helden und gütigen Menschen, der kampfheißen Zeit, des starken genießenden Lebens, des künstlerischen Frohsinns, der Schöpferkraft auch eines Fischer von Ulrich, die Fülle der Erscheinungen uns bildhaft nah zu bringen, diese Zeit wie Erlebtes aufklingen zu lassen, ist die Kunst des Dichters. Nicht nur in Oesterreich sollten alle Jungen dieses Buch haben; Prinz Eugen ist recht eigentlich auch ein deutscher Held. Er kannte die Deutschen, die in seinem Heere ja dienten, ihre unverwüstliche Volkskraft: „Laßt mich einen Landsturm ausheben von zweihunderttausend deutschen Männern, und ich will die Franzosen für immer über den Rhein zurückjagen . . . ." So sprach er auf der Fürstenversammlung zu Mainz zu den deutschen Fürsten. Aber das Wort war zu früh geboren, so fand es kein Gehör. Unter die großen Deutschen muß dieser große Oesterreicher nicht allein um dieses Wortes willen, sondern um seiner Taten willen eingeschrieben werden nach Recht: Denn es kann kein großer Oesterreicher Deutschland verkennen und umgekehrt.

12 farbige Originallithographien von Franz Wacik, die nicht nur illustrieren, sondern selbständige künstlerische Erfassung der Zeit sind, bereichern würdig das Werk. Der Preis von 5 M. kann als sehr mäßig bezeichnet werden. Schotte.

Digitized by Google

Briefkasten

An alle Leser, die Soldaten im Felde mit Liebesgaben erfreuen wollen und wissen möchten, was wohl am meisten begehrt wird. Herr Robert Bosch, der Inhaber der weltbekannten Stuttgarter Magnetzünder-Fabrik, gibt uns in einem Briefe, den wir unseren Lesern mit seiner Zustimmung zur Kenntnis bringen, darüber Aufschluß. Er schreibt: Ich werde auch in diesem Jahr alle meine unter den Fahnen stehenden Angestellten und Arbeiter — es sind dies heute rund 2700 Leute — mit einer Weihnachtsgabe bedenken. Um damit nach Möglichkeit den tatsächlichen Bedürfnissen, wie sie besonders im Feld vorhanden sind, Rechnung zu tragen, habe ich an alle meine Leute Anfragekarten mit besonderem Vordruck hinausgesandt und auf diesen eine Reihe von Bedarfs-Gegenständen zur freien Auswahl gestellt. Das Ergebnis dieser Rundfrage liegt heute in der großen Hauptsache vor. Es ermöglicht bis jetzt einen wertvollen Ueberblick über die Wünsche von etwa 2000 Leuten, und zwar wurden auf den bis heute eingetroffenen „Wunschkarten" verlangt:

785 Feld-Brieftaschen (mit Briefpapier, Notizbuch usw.)
534 Paar Hosenträger
508 Paar wollene Socken
409 elektrische Taschenlampen
373 Feld-Taschenmesser
246 mal Zigarren und Zigaretten
243 Paar wollene Handschuhe
234 Winterhemden
212 Kompasse
185 Winterunterhosen
137 Winterunterleibchen
108 Damenbrett- und Schachspiele
98 Taschentücher
93 Mundharfen
86 Bücher
29 Spiele Gaigelkarten (schwäbisches Kartenspiel)
21 Paar Pulswärmer
je 14 wollene Leibbinden und Kopfschützer.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Lt. H. im Felde 5 M., Dr. H. in W. 10 M., R. in A. 5 M., Off.-Stellv. G. im Felde 10 M., Pfr. Dr. M. in St. 3 M., M. in D. 5 M, Lib. Verein Preetz 5 M., Fr. K. in P. 10 M., Zwei Eisenbahnbeamte in Belgien 6 M., Oberl. G. M. 3 M., D. in H. 4 M.

Berichtigung zu Nr. 49: Nicht Hauptmann L., sondern Hauptlehrer L. in B. sandte 1 M.

Kriegs- und Heimatchronik: O.-St.-R. Dr. K. in T. 1 M.

Bücher für Armee und Marine: Prof. F. in Würzburg: 7 Jahrgänge „Hilfe", T. in Metternich: 30 Bücher, M. in Halensee: 12 Bücher, Prof. Sch. in Degerloch: 51 Bücher und verschiedene Hilfe-Nummern, Werbeanwalt W. in Berlin: 14 Bücher und 11 Zeitschriftenhefte, B. in Kiel: 12 Bücher und 4 Zeitschriftenhefte, Frau B. in Mannheim: 5 Bücher und 2 Zeitschriftenhefte, Dr. E. in Grube: 18 Bücher, Dr. Therese E. in L.: 42 Bücher.

Für die Nationalstiftung für Hinterbliebene: Zwei Eisenbahnbeamte in Belgien 10 M.

Für erblindete Krieger: Klasse 6 a der St. Lorenz-Knaben-Mittelschule in Lübeck 10,05 M., M. K., eine Deutsche in Dänemark 10,05 M.

Die Sammlung für erblindete Krieger ist geschlossen!

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

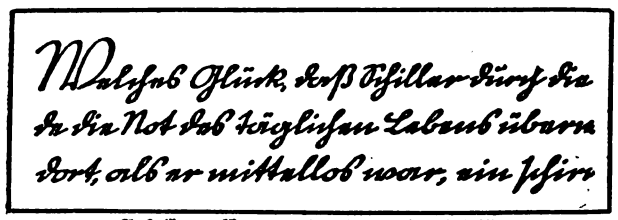
Der Feldauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt von **C. F. Amelangs Verlag in Leipzig** bei. Er enthält eine reiche Auswahl guter Bücher, die wir zur Anschaffung bestens empfehlen können.

Ferner finden unsere Leser in der Gesamtauflage unseres Blattes einen Prospekt des Verlages **J. Engelhorns Nachf. in Stuttgart.** Unter den darin angekündigten Büchern seien die Werke von Traub, Rohrbach, Lhotzky, Höffner und Penck besonders hervorgehoben.

Wir müssen deutsch schreiben.

Eines der Machtmittel unseres Hauptfeindes ist die englische Sprache, durch sie wird ein großer Teil der Welt, insonderheit auch Nordamerika beherrscht. Mit Britanniens Sprache wandert englisches Wesen, englisches Denken allerwärts ein. So traut die Welt willig den englisch gefärbten Kriegsberichten. Die deutsche Wahrheit dringt durch das englische Sprachfilter nicht durch. Da sollten wir uns doch wirklich in Deutschland nicht mehr der englischen Schrift bedienen. Wer die lateinische Schrift unserer Schulen benutzt, der schreibt in Wahrheit englische Schrift. Unter dem Namen „Ecriture anglaise" ist diese Schrift auch nach Frankreich gekommen. Da wir ja so sehr fürs Fremde schwärmen, so haben wir mit hochachtungsvoller Verbeugung uns die englische Lateinschrift zu eigen gemacht und sind auf dem besten Wege, die Schrift eines Goethe, Körner, Jahn und anderer echter Deutscher ganz zu verleugnen. Besonders unsere jungen Damen schwärmen für die englische Schrift.

Aus der Ly-Mappe für deutsche Schrift von Rudolf Blanckertz



Aus Georg Wagners Grundlagen der Schrift

Franz Leberecht schildert uns in seinem Buche „Hundert Jahre deutscher Handschrift" recht anschaulich, wie die wirklich echte deutsche Schrift in dem vor uns liegenden Zeitabschnitt von 100 Jahren ausgeschaut hat. Leberechts Buch ist im Verlage für Schriftkunde und Schriftunterricht Heintze & Blanckertz, Berlin, Georgenkirchstraße 44, erschienen. Dieser Verlag hat auch die bereits sehr beliebte Ly-Mappe von Rudolf Blanckertz für reine deutsche Schrift herausgegeben. Musterbeispiele nebst einem Übungsheft und den dazu erforderlichen Ly-Federn sind in dieser Mappe vereint. Es ist nicht überflüssig, gerade gegenwärtig auch auf Georg Wagners „Grundlagen der Schrift für Schule und Leben" hinzuweisen. Der Künstler, Lehrer und Schriftkenner Wagner hat hier ein meisterliches Lehrwerk geschaffen, das aus leicht schreibbaren schönen Beispielen nebst Leitfaden besteht. Doch erschrecke nicht, verehrter Leser, wenn du entdeckst, daß Georg Wagner ebenso wie der Herausgeber der schon genannten Ly-Mappe dir deine so geliebte spitzige englische Feder aus der Hand windet und dich zum breitgeschnäbelten deutschen Kiel zurückführt. Nur keine Sorge, der Kiel braucht nicht nach Urgroßväterart zurechtgeschnitten zu werden, nein, nein, er liegt in Tausenden von fabrikmäßig hergestellten Stücken aus feinem, biegsamem Stahl mit sorglich geglättetem Schnabel fertig geschnitten vor und kommt unter den Bezeichnungen Ly- und To-Federn in den Handel.

Deutsche Gründlichkeit, deutsche Wissenschaft und Technik haben den neuen deutschen stählernen Schreibkiel geschaffen, der nunmehr wie das deutsche Schwert England bekämpft.

Denke deutsch und schreibe deutsch, dann wirst du alle Feinde überwinden.

Es mag noch erwähnt werden, daß Professor Kuhlmann in München (früher Hamburg-Altona) sehr nachdrücklich für die Herrschaft der reinen deutschen Schrift eintritt, so auch in seinen Ausführungen im Maiheft 1915 der „Neuen Bahnen", Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.

Lehrer Josef Müller in Düsseldorf schreibt uns u. a.: Ich habe mehrfach die innere Überlegenheit unserer deutschen Schrift, die sich besonders in dem klaren Auftreten des Konsonanten-Gerippes der Wörter zeigt, nachgewiesen und habe ausführlich dargetan, wie es kommt, daß die lateinische Schreibschrift bei eiligem Schreiben stets unklar wird. Ich habe klar ausgeführt, daß unserer Schrift ein fein durchdachter Plan zugrunde liegt. Wer nicht aus Treue an ihr festhalten will, muß es schon aus praktischen Gründen tun.

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H., Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Else Kesting, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW. 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

23. Dezember 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 51

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Die Religion der Völker. — **Dr. Karl Rötzel:** Der Deutsche im Ausland. — **Adolf Teutenberg:** Ein holländischer Altminister über den Krieg. — **Albrecht Schaeffer:** Sankt Martin in Serbien. — **Gertrud Bäumer:** Unsere unsichtbare Heerstraße. — **Walter Krauß:** Ein Fragment des Euripides (Gedicht). — **Gottfried Traub:** Feiertage. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Friedrich Naumann / Kriegschronik

Montag, 13. Dezember.

Die Vorgänge in Ostasien kommen nur unvollkommen zu unserer Kenntnis, weil wir von dort fast nur auf englische Nachrichten angewiesen sind. In welcher Weise der zeitweilig stark hervortretende Gegensatz zwischen Japan und China beseitigt oder gemildert worden ist, läßt sich nicht ganz überblicken. Das Neue aber ist, daß Yuanschikai, der bisherige Präsident der Republik China, sich zum Kaiser machen lassen will. Alle Vorbereitungen dazu sind getroffen. Der Staatsrat hat ihn um die Uebernahme der Krone ersucht, er aber will warten, bis der geeignete Zeitpunkt eingetreten sei. Vielleicht ist es richtig, anzunehmen, daß der geeignete Zeitpunkt dann kommen wird, wenn die Verständigung mit den Japanern so weit gediehen ist, daß diese die neue kaiserliche Würde anerkennen, was sie sicherlich nicht ganz umsonst tun werden. Da Yuanschikai keine Söhne hat, die ihm auf den Thron folgen können, fand das Gerücht mannigfach Glauben, er werde seine Tochter mit dem seitherigen letzten Kaiser aus der Mandschudynastie verheiraten. Neuerdings wird diesem Gerücht widersprochen. Im ganzen ist der Vorgang der neuen Aufrichtung des Kaisertums ein Beweis dafür, daß die amerikanische Agitation für Republikanismus und Amerikanismus durch eine altchinesische nationale Strömung überwunden worden ist. — Aus Japan wird gemeldet, daß der frühere Minister des Aeußeren, Baron Kato, der immer als ein Anhänger Englands galt, eine Rede gehalten hat, die mit schonungsloser Offenheit die Unzulänglichkeit der großbritannischen militärischen Leistungen bespricht. Die Einführung der Wehrpflicht in England werde sich, selbst wenn sie Gesetz wird, in diesem Krieg nicht mehr bemerkbar machen. Kriegsgeräte, Geschosse und auch Soldaten könnten vielleicht beschafft werden; aber ein Heer im deutschen Sinne lasse sich nicht aus der Erde stampfen. Auch Rußland könne die erlittene Niederlage nicht mehr verbergen. Deutschland dagegen habe der Welt bewiesen, daß es seinen Gegnern weit überlegen ist. Diese Aeußerungen von Prinz Kato bedeuten sicherlich nicht eine Annäherung an Deutschland, aber ein gewisses Abrücken von England. Die Unruhen, die an verschiedenen Orten Indiens vorkommen, sollen in Japan mit großem Eifer beachtet werden.

An der Nordgrenze der preußischen Provinz Schleswig gibt es eine nicht unbeträchtliche Anzahl staatloser Personen; das sind Dänen, die aus allerlei Lücken oder Verschiedenheiten der reichsdeutschen und der dänischen Gesetzgebung weder ein dänisches noch ein deutsches Bürgerrecht gewinnen können. Eine Anzahl von ihnen hat sich bei Anfang des Krieges zum freiwilligen Dienst im deutschen Heere angeboten, wurde aber damals zurückgewiesen. Jetzt fordert der Landrat des Kreises Hadersleben alle staatlosen Personen im militärpflichtigen Alter auf, sich bei den Ortsbehörden zur Eintragung in die militärische Stammrolle anzumelden. Es werden also die Staatlosen als Staatsbürger behandelt. Einige Zeitungen sprechen bei dieser Gelegenheit aus, es sei selbstverständlich, daß diejenigen, die im preußisch-deutschen Heere dienen, schon durch diesen Militärdienst zu Staatsbürgern werden. So einleuchtend diese Auffassung ist, so entspricht sie wohl leider nicht den tatsächlichen Verhältnissen, und es wird nötig sein, den staatsbürgerlichen Rechtszustand dieser in das deutsche Heer eingestellten Dänen nun endlich zu ordnen.

Dienstag, 14. Dezember.

Das Staatsdepartement der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat eine Note an die österreichisch-ungarische Regierung gerichtet, in der es sich in ziemlich schroffer Weise über die Verletzung des Völkerrechts bei Beschießung und Versenkung des Dampfers „Ancona" beschwert. Dabei gehen die Amerikaner von der Voraussetzung aus, daß der Kommandant des österreichischen U-Bootes die „Ancona" beschoß und torpedierte, ehe die Personen an Bord in Sicherheit gebracht waren oder ihnen genügend Gelegenheit gegeben wurde, um wenigstens das Schiff zu verlassen. Es wird von der österreichischen Regierung verlangt, daß sie die Versenkung der „Ancona" als eine ungesetzliche unverantwortliche Tat bezeichne, daß der betreffende Kommandant bestraft werde und daß für die getöteten und verwundeten amerikanischen Bürger eine Entschädigungs- oder Vergütungssumme gezahlt werde. Die ganze Note macht einen herausfordernden Eindruck und schließt mit den Worten: „Die Regierung der Vereinigten Staaten erwartet, daß die österreichisch-ungarische Regierung die Schwere des Falles einsehen und allen Wünschen prompt nachkommen wird." Wir nehmen an, daß die Antwort der Oesterreicher baldigst erfolgt.

Der Sieg der Bulgaren nördlich von Saloniki hat sich dahin vervollständigt, daß keine Franzosen und Engländer mehr auf serbischem Boden gefunden werden. Die bulgarische Armee hat mit ihrer Verfolgung an der Landesgrenze haltgemacht, offenbar weniger aus militärischen Rücksichten, sondern um keine politischen Verwicklungen mit Griechenland herbeizuführen. Man muß diese besonnene und verständige Haltung der Bulgaren sehr anerkennen. Inzwischen verhandelt die griechische Regierung mit den englischen und französischen Truppenführern über den weiteren Verlauf des nun auf griechischen Boden sich übertragenden Kampfes. Soviel wir wissen, zieht Griechenland seine Truppen aus dem Kampfgebiet vollständig zurück und läßt nur ein Bataillon in Saloniki, um die griechischen Herrschaftsrechte zu markieren. Die Eisenbahnverwaltung wird innerhalb des Kriegsgebietes fast vollständig den Engländern und Franzosen überlassen. Gewisse Teile der Befestigung von Saloniki werden von den Griechen nicht ausgeliefert; dafür aber erhalten oder beanspruchen die Westmächte das Recht, um Saloniki herum einen weiten Umkreis von Befestigungswerken anzulegen, soweit dieses nicht schon geschehen ist. Es

Digitized by Google

spricht also alles für eine Belagerung von Saloniki. Darum ist auch die Frage des weiteren Aufenthaltes der deutschen und österreichisch-ungarischen Konsulate in Saloniki brennend geworden. — Zweifellos ist die Haltung Griechenlands nicht mehr ganz neutral im strengen Sinne des Wortes. Da wir Deutschen aber im Anfang des Krieges von Belgien verlangt haben, daß es uns einen freien Durchmarsch nach Frankreich bei wohlwollender Neutralität gewähren solle, so werden wir für die außerordentliche Schwierigkeit, in der sich Griechenland befindet, ein weitgehendes Verständnis besitzen. Kleine neutrale Staaten sind im Weltkrieg vor fast unlösbare Aufgaben gestellt.

Die Umdenkung in Rumänien macht sichtlich weitere Fortschritte. Die Zeitung „Adeverul", die von Anfang des Krieges an im Dienst des Vierverbandes gestanden hat, sagt, daß nach Zerschmetterung Serbiens die Möglichkeit einer Intervention Rumäniens gegen die Mittelmächte endgültig geschwunden sei. Wie es mit dem Aufmarsch russischer Truppen an der rumänischen Grenze beschaffen ist, scheint auch den Rumänen selbst nicht durchsichtig zu sein. Daß in Rußland irgendwelche starken Truppenverschiebungen stattfinden, ist aus Telegraphensperre und anderen Anzeichen wahrscheinlich.

Mittwoch, 15. Dezember.

Im Reichstag begründet Staatssekretär Helfferich die Notwendigkeit einer weiteren Anleihe von 10 Milliarden. Damit steigt die Anleihebelastung im ganzen auf 40 Milliarden, was bei fünfprozentiger Verzinsung ein jährliches Aufbringungssoll von 2 Milliarden bedeutet. Ueber die Möglichkeiten, diese Summe und die zu ihr hinzuwachsenden sehr großen Verpflichtungen für Militärpensionen, Invalidenrenten und Wiederherstellung von zerstörtem Militärbedarf und bürgerlichem Gut aufzubringen, wird heute aus naheliegenden Gründen noch nicht amtlich geredet, und es wird wohl nur ganz wenige Menschen in Deutschland geben, die sich eine Vorstellung von dem Reichshaushalt nach dem Kriege machen können. Vorläufig besteht Einmütigkeit darüber, daß das für den Krieg Notwendige auch auf Kosten künftiger Geschlechter geleistet werden muß.

Die „Kölnische Volkszeitung" erhält Mitteilungen aus Aegypten von einem Gewährsmann, der eine Fahrt durch den Suezkanal machte. An beiden Ufern des Kanals sind Hunderttausende eingeborener und englischer Soldaten damit beschäftigt, Schützengräben in sechs-, siebenfacher Reihe auszuheben. Eine Anzahl bewohnter Orte wird zu starken Festungen ausgebaut. Auf der östlichen Seite werden Ausgrabungen und Anlagen eingerichtet, um weite Strecken überschwemmen zu können. Kanonenboote liegen im Kanal verankert. Englische Offiziere beziffern die in Aegypten angesammelten Truppen auf 240 000. In Alexandria werden beinahe täglich englische Truppen gelandet. Es hält sich das Gerücht, daß ein englischer Angriff auf Alexandrette geplant sei.

Aus dem bulgarischen Generalstabsbericht heben wir folgende Stellen heraus: Der 12. Dezember des Jahres 1915 wird für die bulgarische Armee und das bulgarische Volk von kriegshistorischer Bedeutung bleiben. Heute hat unsere Armee die letzten drei mazedonischen Städte, die sich noch in den Händen unserer Feinde befanden, besetzt, nämlich Doiran, Gewgheli und Struga. Die Bevölkerung der Stadt Doiran nahm unsere Truppen mit unbeschreiblichem Jubel auf. Es muß anerkannt werden, daß die französischen Truppen viel tapferer als die englischen kämpften. In den zehntägigen Operationen, welche in der Geschichte als die „Operationen am Wardar und Karasju" werden bezeichnet werden, kämpfte gegen unsere Truppen eine Armee von 97 000 Franzosen und 73 000 Engländern, im ganzen also über 170 000 Mann, mit 600 Feldgeschützen, 130 Gebirgsgeschützen und 80 schweren Haubitzen.

Donnerstag, 16. Dezember.

Es ist in gewissem Sinn bedauerlich, daß man die Bevölkerungen der kämpfenden Länder nicht in den Stand setzen kann, die Zeitungen des gegnerischen Auslandes in größerem Umfange zu lesen. Das, was unsere Zeitungen meist aus den offiziellen Bros an Auszügen französischer und englischer Blätter bringen, ist sicherlich nicht uninteressant, aber doch etwas einseitig ausgewählt, weil man beim Aufsuchen kurzer zitierbarer Stellen ganz von selbst entweder die siegesfreudigsten oder die mutlosesten, die höhnischsten oder die friedensfreundlichsten herausnimmt. Immerhin aber erscheint uns die deutsche Versorgung mit Auslandsnachrichten noch außerordentlich hoch insbesondere über der Versorgung Frankreichs und Italiens zu stehen. Immer von neuem wird das Elend Deutschlands so jämmerlich dargestellt, als ob es in der Tat nur noch eine Frage kurzer Monate sei, bis wir zusammenbrechen. Dabei werden Einzelvorkommnisse übertrieben und verallgemeinert. Wenn wir bei uns über die teuren Preise der Lebensmittel uns äußern, was gar nicht zu vermeiden ist, so klingt das im Echo des Auslandes wider, als sei die Hälfte des Volkes schon am Verhungern. Darum aber müssen auch wir sehr vorsichtig sein gegenüber den Teuerungsberichten aus gegnerischen Ländern, solange sie nicht aus offiziellen und kontrollierbaren Angaben bestehen. Ueber die Preise der Lebensmittel in Frankreich gab am 4. und 5. Dezember der „Temps" eine statistische Uebersicht, aus der hervorgeht, daß vom Oktober 1913 bis Oktober 1915 der Butterpreis um ⅓, der Käsepreis ums Doppelte gestiegen ist, die Fischpreise sich verdreifacht haben. Wegen Fleischmangels bemüht man sich um die Einfuhr von Gefrierfleisch, worüber zuletzt der Ministerrat vom 6. Dezember verhandelt hat. Aus den Kammerverhandlungen vom 25. November geht hervor, daß der Zuckerpreis seit Kriegsbeginn um das 2½fache gestiegen ist. Am 3. Dezember faßte die Kammer einstimmig eine Resolution über die Preisregelung der wichtigsten Lebensmittel, d. h. über Preisfestsetzungen durch die Präfekten, Enteignungsmöglichkeit und Bestrafung des Wuchers. Diese Resolution, welche nach deutschem Muster hergestellt zu sein scheint, ist das Ergebnis sehr langer Vorbesprechungen und beweist, daß auch in den Ländern, die nicht vom Weltmeer abgeschnitten sind, der Krieg ähnliche Zwangsmaßregeln nötig macht, wie bei uns.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, Baron Burian, hat die amerikanische Note mit großer Entschiedenheit beantwortet, indem er sich darüber beschwert, daß die amerikanische Regierung es unterläßt, die Personen zu bezeichnen, auf deren Aussagen sie sich beruft. Sodann lehnt es Baron Burian mit Recht ab, daß die früheren „Lusitania"-Verhandlungen zwischen Amerika und Deutschland als bindend für Oesterreich angesehen werden sollen. Die österreichische Regierung wahrt sich die volle Freiheit, bei Erörterung des Falles „Ancona" ihre eigene Rechtsauffassung geltend zu machen.

Freitag, 17. Dezember.

In der Sitzung der großen Kommission des Reichstags erklärte der Stellvertreter des Reichskanzlers, daß über die zukünftige Gestaltung der politischen Verhältnisse in Elsaß-Lothringen zwar Besprechungen zwischen den leitenden Ministern einzelner Bundesstaaten stattgefunden haben, daß aber diese gesprächsweise Behandlung zu einem bestimmten Programm nicht geführt hat. Auch die Regierung des führenden Bundesstaates ist zu einer Entscheidung darüber, ob und in welcher Weise dieses Problem in Angriff genommen werden solle, noch nicht gelangt. Der Bundesrat ist mit dieser Frage überhaupt noch nicht befaßt worden. Es ergibt sich daraus, daß alle Gerüchte über Einordnung des Elsaß in einen größeren süddeutschen Staat bis heute der sachlichen Begründung entbehren.

Nachdem vor kurzem in Frankreich General Joffre durch Erhöhung seiner militärischen Würde der unmittelbaren Leitung der Frontkämpfe enthoben wurde, hat sich nun derselbe Vorgang in der englischen Armee wiederholt. General French wurde zum oberstkommandierenden Feldmarschall aller Truppen des vereinigten Königreichs ernannt, aber als Befehlshaber in Frankreich und Flandern durch den General Douglas Haig ersetzt. Vom bisherigen Kriegsminister Lord Kitchener verlautet, daß er demnächst die Oberleitung der Kriegführung in Aegypten übernehmen wird. Es ist überhaupt in England mehr von Aegypten die Rede als bei uns.

Digitized by Google

In Erwartung von gefährlichen Kämpfen und militärischer Sperre haben zuerst die größeren holländischen Schiffahrtsgesellschaften ihren Schiffen den Auftrag gegeben, nicht mehr durch den Suez-Kanal, sondern auf dem weiteren Wege um das Kap der Guten Hoffnung herum nach Indien und Ostasien zu fahren. Neuerdings schließen sich ihnen nach Mitteilung der „Daily News" verschiedene englische Schiffahrtsgesellschaften an. Anfang Januar sollen große Transporte australischer Truppen am Suez-Kanal erwartet werden. Die Laufgräben an beiden Seiten des Kanals seien bereits zur Aufnahme größerer Massen indischer und australischer Truppen vorbereitet.

In Montenegro wurde der befestigte Ort Bjelopolje im Sturm genommen: 700 Gefangene. Im übrigen wächst die Zahl montenegrinischer und serbischer Gefangener noch immer täglich. Die österreichisch-ungarischen Truppen haben in den letzten fünf Tagen 13 500 Gefangene gemacht.

Sonnabend, 18. Dezember.

Der österreichische Bericht gibt einen Ueberblick über die vierte Schlacht am Isonzo: Mehr noch als in den früheren Schlachten galten diesmal die Anstrengungen des Feindes der Eroberung von Görz. Demgemäß waren schließlich gegen den Brückenkopf allein etwa sieben italienische Infanteriedivisionen angesetzt. Die Stürme dieser starken Kräfte scheiterten an der bewährten Standhaftigkeit unserer Truppen. Durch die Zerstörung der Stadt Görz wurde die Bevölkerung schwer getroffen. In dem vierten Waffengang im Küstenlande verlor das italienische Heer nach sicheren Feststellungen 70 000 Mann an Toten und Verwundeten.

Jedermann gibt zu, daß die politische Lage Griechenlands ganz außerordentlich schwierig ist. Gestern haben die griechischen Wahlen stattgefunden, und obwohl die Einzelergebnisse noch nicht vorhanden sein können, steht die eine Tatsache fest, daß die Anhänger von Venizelos von vornherein auf den Wahlkampf verzichtet haben, und daß damit der Hauptteil der Opposition aus der Kammer ausscheidet. Die Mehrheit der neuen Abgeordneten wird auf das Wort Neutralität oder strenge Neutralität gewählt. Die Regierung wird künftig bei Abwehr unbilliger Eingriffe der Vierverbandstruppen durch die Kammer nicht mehr gehindert sein. Damit aber ist noch nicht gesagt, daß der Angriff auf die Vierverbandstruppen vom Volk gewünscht wird. Zunächst entsteht also eine sehr künstliche Konstruktion um Saloniki herum: Griechen und Bulgaren vereinbaren zwischen sich eine neutrale Zone, damit nicht aus Zufall an irgendeiner Stelle die beiderseitigen Waffen in unerwünschter Richtung losgehen. Den deutschen und österreichischen Truppen steht das Recht des Einmarsches in demselben Maße zu, wie es den Franzosen und Engländern nicht hat verwehrt werden können. Wenn nun aber der große und für die Versorgung der ganzen Balkanhalbinsel unentbehrliche Hafen Saloniki etwa auf viele Monate hinaus zur abgeschlossenen Kriegsfestung gemacht werden soll, so können das die im Balkangebiet jetzt verantwortlichen Mächte keinesfalls dulden. Es scheint, daß der Vierverband sich zunächst dort ruhig festsetzen will, um im Frühjahr bei dem erwarteten allseitigen Angriff gegen Mitteleuropa vom Süden wieder vorbrechen zu können.

Sonntag, 19. Dezember.

Leider ist in der östlichen Ostsee der deutsche kleine Kreuzer „Bremen" und eines seiner Begleit-Torpedoboote durch fremden Unterseebootsangriff zum Sinken gebracht worden.

Im rumänischen Senat finden lebhafte Debatten darüber statt, ob und wann in der Vergangenheit die Rumänen in den Krieg hätten eingreifen sollen. Die liberale Partei vertritt die Meinung, daß es der größte Fehler des Ministerpräsidenten Bratianu gewesen sei, nicht während der Karpathenkämpfe vor dem deutsch-österreichischen Einmarsch nach Galizien die Grenze nach Ungarn überschritten zu haben. Uns können diese nachträglichen Erörterungen jetzt vollständig gleichgültig sein. Für die Zukunft wird vom konservativen Flügel der rumänischen Politiker der möglichst sofortige Anschluß an die mitteleuropäischen Mächte verlangt. Dagegen aber scheint die Mehrheit für Fortsetzung der Neutralität zu sein, da ja der Krieg noch mindestens ein Jahr dauern werde und man sich den richtigen Zeitpunkt des rumänischen Eingreifens noch später werde suchen können. Es kann sein, daß die Rumänen mit einem nochmaligen russischen Versuch rechnen, die Front in Wolhynien zu durchbrechen.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, 13. Dezember.

Im Reichshaushaltausschuß äußert sich die Regierung zu den verschiedenen Vorschlägen über weitere Rationierung. Fleisch und Fett könne man erst rationieren, wenn man wisse, was vorhanden sei. Ueber die Möglichkeit der Einführung von Fleischkarten schwebten Erwägungen. Die Einführung von Butterkarten sei denkbar, von Fettkarten außerordentlich schwierig. Diese Fragen seien nur durch die Gemeinden lösbar. (Auf Grund der Berliner Zustände ist zweierlei dringendst zu erwägen: irgendeine Ordnung im Kleinhandelsvertrieb der Butter. Das stundenlange Warten von Hunderten von Menschen vor den Butterläden ist organisatorisch ein Armutszeugnis, das nicht drei Tage hätte geduldet werden sollen. Dann die Bezugskarte für Kunstspeisefette als Reservat unterer Einkommensstufen. Damit wäre hier schon sehr viel gebessert.) Höchstpreise für Rindvieh erklärte der Regierungsvertreter als ein äußerstes Mittel, das man erst zu allerletzt anwenden könne.

Es wurden ziemlich viele und umfangreiche Entschließungen angenommen, u. a. Richterhöhung der Zuckerpreise, Festsetzung einheitlicher Mehl-, Brot- und Butterhöchstpreise für größere Bezirke, Freigabe des nicht von der Heeresverwaltung benötigten Leders und Herabsetzung der Preise für Sohlen- und Oberleder, Verleihung des Einfuhrmonopols für Lebensmittel an die Zentraleinkaufsgesellschaft, Festsetzung von Verkaufspreisen für die notwendigsten von ihnen und Uebernahme der Mehrkosten durch das Reich.

Die „Leipziger Volkszeitung" kündigt die volle Spaltung der sozialdemokratischen Partei an. Nachdem bei der Besprechung der Friedensinterpellation der Abgeordnete Haase zur Rede Scheidemanns erklärt hatte, daß er „die Gemeinschaft mit den Anschauungen, die hier zum Ausdruck gekommen seien, mit aller Entschiedenheit ablehne," haben sich nach der Mitteilung der „Leipziger Volkszeitung" 34 Abgeordnete in einer Minderheitserklärung, deren Wortlaut noch nicht veröffentlicht ist, mit Haase einverstanden erklärt.

Die Telephonverbindung zwischen Berlin und Sofia ist hergestellt. Der bulgarische Kriegsminister wurde an seinem Schreibtisch von Nisch, Orsova, Budapest und Berlin angerufen und unterhielt sich mit Falkenhayn.

Es heißt, daß eine Fabrik brauchbare Reifen aus synthetischem Gummi hergestellt habe.

Dienstag, 14. Dezember.

Im Reichshaushaltsausschuß immer weiter die Volksernährung. Aber dann Uebergang zur Besprechung von Löhnungs- und Unterstützungsfragen. Es wird verlangt: Erhöhung der Mannschaftslöhnung und Regelung der Familienunterstützung so, daß alle Familien unter 2000 M. Einkommen die Unterstützung ohne weitere Untersuchung der Bedürftigkeit bekommen.

Aus dem Studium von Nietzsches Stellung zum Krieg: es ist eigentlich das Humorvollste der englischen Mißverständnisse, daß man dort Nietzsche zum geistigen Vorkämpfer des Militarismus gemacht hat. Tatsächlich gehört er ja zu denen (ist er nicht vielleicht sogar nach 18 der erste?), die auf die Gefahr der Grenzüberschreitungen des Militarismus in das Gebiet der Kultur hinein den Finger gelegt haben. Schon in den Reden über „die Zukunft unserer Bildungs-

Digitized by Google

anstalten", und bis zuletzt. Im Zarathustra folgt dem Kapitel über das „Kriegsvolk" (der Quelle des großen internationalen Mißverständnisses) jene Predigt gegen den Staat, die — übrigens einfach unerträglich zu lesen! — jedenfalls deutlich zeigt, daß unter dem „Kriegsvolk" nicht der preußische Leutnant verstanden ist. Und noch in der Götzendämmerung, in dem Abschnitt „Was den Deutschen abgeht": „Gibt man sich für Macht, große Politik, für Wirtschaft, Weltverkehr, Parlamentarismus, Militärinteressen aus — so fehlt es auf der anderen Seite. Die Kultur und der Staat — man betrüge sich hierüber nicht — sind Antagonisten."

Abends Begründung des Groß-Berliner Ortsausschusses für die „Kriegsspende deutscher Frauendank". Es werden etwa 500 Berliner Frauenvereine daran beteiligt sein.

Mittwoch, 15. Dezember.

Heute Plenarsitzung des Reichstags. Erst die übliche Komödie des Herrn Liebknecht, dann die Rede Helfferichs zur neuen Kreditvorlage von 10 Milliarden. Ein paar eindrucksvolle Angaben aus den Zeichnungen zur vorigen Anleihe: „Mehr als vier Millionen Zeichner haben sich an der letzten Kriegsanleihe beteiligt, und es müssen deshalb, da nur 6 v. H. der deutschen Steuerzahler über ein Einkommen von mehr als 3000 M. verfügen, 3 Millionen Personen mit einem Einkommen bis zu 3000 M. sich an der Zeichnung beteiligt haben. — Am ersten Einzahlungstage waren bereits 8¼ Milliarden oder 70 v. H. des gesamten Anleihebetrages gezahlt gegenüber einer Pflichtzahlung von nur 30 v. H. Heute belaufen sich die Einzahlungen auf 10,6 Milliarden und sind damit der Pflichtzahlung um 4¼ Milliarden voraus." Der Ausgang der Rede ist ernst und einfach — der großen Sachlichkeit finanzieller Tatsachen angemessen: „Wir verzichten auf jeden Ueberfluß, wenn es sein muß. Wir wollen lieber jede Not als des Feindes Gebot ertragen. — Die Verantwortung für das Blut, das weiter fließt, und für die Not, die kommt, für die schweren Gefahren, die der ganzen europäischen Kultur drohen, fällt nicht auf Deutschland. Sie fällt auf jene, die sich nicht entschließen können, uns angesichts unserer gewaltigen Waffenerfolge, die keine Welt uns streitig machen kann, die nötigen Rechte für die Sicherung unserer Zukunft zuzugestehen."

Der englische Weizenmehlpreis steht um fast 2 M. pro Doppelzentner höher als der deutsche und um 5,10 M. höher als unser Roggenmehlpreis (Roggenmehl spielt in der englischen Volksernährung keine Rolle.)

Eine Tagung des Vereins für Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik, der 575 Gemeinden, Landkreise, ferner Fachvereinigungen umfaßt. Es wurde gesprochen über Kriegsbeschädigtenfürsorge und Lebensmittelversorgung. Zu dem ersten Thema sprach Herr Bürgermeister Luppe eine entschiedene Warnung vor der Uebertreibung der Heimstättenbewegung aus (mit Recht!). Die Versorgung der Armbeschädigten scheint auf besondere Schwierigkeiten zu stoßen. Sehr gute Ausführungen von Bürgermeister Vogt, Kassel, zur Lebensmittelversorgung, mit der Spitze gegen einseitige Betrachtung der Sache als eines Verteilungs- statt eines Beschaffungsproblems. Gegen die Fettkarte wandte er ein, daß sie nicht eine Verteilungs-, sondern eine Beschränkungskarte sein würde. Das schadet aber nichts, denn wir brauchen gerade die Beschränkung.

Alle Parteien haben einen Antrag auf eine Untersuchungskommission für unlautere Gewinne bei Kriegslieferungen und Konfiskation dieser Gewinne gestellt.

Donnerstag, 16. Dezember.

Höchstpreise für Marmelade. Ein schwieriges Exempel, bei dem 5 Sorten berücksichtigt werden mußten. Sie betragen für den Kleinhandel von 65 Pf. bis 38 Pf. für das Pfund. Die erste Sorte ist vom Höchstpreis ausgenommen.

Im Reichstag Kriegsbeschädigtenfürsorge. Außerdem tagt der Reichstagsausschuß für das Wohnungswesen und berät über verschiedene Anträge, öffentliche Mittel für das Kleinwohnungswesen bereitzustellen.

Die erste offizielle Erklärung über Elsaß-Lothringen im Haushaltsausschuß gab der Stellvertreter des Reichskanzlers: „Es ist bekannt, daß die Entwicklung der Verhältnisse in Elsaß-Lothringen Zweifel darüber hat entstehen lassen, ob der bisherige staatsrechtliche Zustand in den Reichslanden nach dem Frieden aufrechtzuerhalten sei. Diese Frage ist auch in der Presse schon wiederholt erörtert worden. Auch in den Besprechungen, die der Reichskanzler aus anderen Anlässen mit den leitenden Ministern der einzelnen Bundesstaaten gehabt hat, ist diese Frage berührt worden. Diese gesprächsweise Behandlung derselben hat indessen zu einem bestimmten Programm nicht geführt. Auch die Regierung des führenden Bundesstaates ist zu einer Entscheidung darüber, ob und in welcher Weise dieses Problem in Angriff genommen werden solle, noch nicht gelangt. Der Bundesrat ist mit dieser Frage überhaupt noch nicht befaßt worden. Ich bin daher nicht in der Lage, zu dieser Frage namens des Reichskanzlers oder der verbündeten Regierungen Stellung zu nehmen."

Ferner Abstimmungen über Ernährungsanträge. Angenommen: u. a. der Antrag auf Errichtung einer Zentralstelle für Lebensmittelversorgung beim Reichsamt des Innern unter Heranziehung von einem Beirat aus 15 Abgeordneten. Trotz des Beschlagnahme- und Enteignungsrechtes, das diese Zentralstelle haben soll, ein Beschluß, der wahrscheinlich mehr politische als praktische Bedeutung haben wird.

Freitag, 17. Dezember.

Gestern und heute bin ich in Stuttgart, dessen schwäbische Weihnachtsvorbereitungen durch ein Backverbot eingeschränkt sind, das nur 2 Sorten Weihnachtsgebäck zuläßt. Im übrigen sind die traulichen alten Straßen der inneren Stadt eingerahmt von Christbäumen, und unter dunstig-wolkenlosem Himmel und reifüberzogen ist die ganze Stadt ein schönes Vorweihnachtsbild.

Von der Kriegsfürsorge sah ich die Mittelstandsküche des Nationalen Frauendienstes, die in schönen Räumen an blumengeschmückten Tischen täglich an etwa 100 Angehörige der freien Berufe ein mit weiblicher Sorgsamkeit hergerichtetes und verteiltes reichliches Mittagessen für 30 Pf. gibt. Die Räume mit ihren Gästen und diensttuenden Damen wirken in ihrer fröhlich-behaglichen Stimmung wie ein hübscher Klub; die Gäste kennen sich und genießen die Stunde des Zusammenseins. In der großen Küche, den Vorratsräumen, der ganzen Organisation, kann man sehen, wie der weiblich-haushälterische Sinn doch auch im Großbetrieb seine Erfolge hat, und in der tüchtigen frischen Hausfrauenarbeit an Herd und Kochkiste, im Eifer des Einteilens, Verwertens, Heranschaffens weht ein erquickend tatkräftiger Kriegsgeist.

Der Nationale Frauendienst in Stuttgart verschafft 6000 der ärmsten Wehrmannsfamilien Christbäume — auch ein hübscher Frauengedanke, der zugleich in der Ausführung seine organisatorischen Anforderungen stellt.

Am Mittag Fahrt nach Ulm. Die schönen Berge der Geislinger Steige strahlend in leichtem Schnee und Reif. Ulm ist voller Kriegsleben: Festung, Garnison, Eisenbahnkreuzung, gute Westverbindungen. Viele Lazarette.

Ein ergreifender und unvergeßlicher Kriegseindruck: Zum Glockenläuten die Hornmusik des Chopinschen Trauermarsches, deren Klänge von ferner rhythmisch wie nähertreibende Wellen durch die Straße schwellen. Dann der kleine Zug. Trommler voraus, dann die Bläser. Dann der Wagen mit dem Sarg des Soldaten, der im Lazarett gestorben ist. Es geht nicht zum Friedhof, sondern zur Stadt hinaus. Man sieht, daß der Sarg überführt werden soll. Sieht es auch am seltsamen Vorspann — zwei schweren Ackergäulen, die ein Bauer im Sonntagsanzug am Zügel führt. Ein halbwüchsiger Bub geht stumm nebenher, und beide wischen dann und wann mit der ungeschickten, verlegenen Bewegung der des Weinens ungewohnten Menschen die Augen. Die groben Bauernpferde gehen wie vor dem Pfluge und ihre Hufe fallen schwer auf das ungewohnte Pflaster. Am Ende der Stadt wird das Ehrengeleit der Kameraden mit schmetternder Musik umkehren, und durch beschneite Felder wird der Vater seinen toten Buben nach Haus

Digitized by Google

fahren, zur Ruhe in der Heimat, die er einst, Blumen am Helm, verließ.

Sonnabend, 18. Dezember.

Der Bundesrat — Germania als Hausfrau — hat durch neue Backverordnungen der unwirtschaftlichen Verwendung von Fett, Eiern und Zucker zu Weihnachten vorgebeugt. Da es erst jetzt kommt, haben die Soldaten ihr Teil schon weg, worüber sich jeder freuen wird.

Der Vorstand der sozialdemokratischen Partei hat an die Bezirksorganisationen ein Anschreiben gerichtet, aus dem folgendes mitgeteilt wird:

„Als die berufenen Vertreter der sozialdemokratischen Partei Deutschlands erinnern wir noch einmal ausdrücklich daran, daß

1. die deutsche Partei vollkommen einig ist in ihrem Friedenswillen;
2. die Leitung der deutschen Sozialdemokratie alles, was in ihren Kräften stand, getan hat und weiter tun wird, um einen baldigen Frieden zu erzielen;
3. die Leitung der sozialdemokratischen Partei Deutschlands mit ihren Bestrebungen im Auslande bisher leider wenig Gegenliebe gefunden hat;
4. es selbstverständlich nur die Aufgabe der berufenen Parteileitung sein kann, Verhandlungen mit den Bruderparteien zu führen."

Im Anschluß daran wird im Hinblick auf Zimmerwald vor persönlicher Teilnahme einzelner Parteimitglieder an „sogenannten internationalen Konferenzen" gewarnt, ebenso vor Zustimmungserklärungen zu solchen Veranstaltungen.

Sonntag, 19. Dezember.

Ueber die Kriegsunterstützung hat der Reichshaushaltsausschuß folgende Grundsätze angenommen: „1. Die Familienunterstützung ist zu gewähren, wenn nach der laufenden Steuerveranlagung das Einkommen in den Orten der Tarifklasse E 1000 Mark und weniger, in den Orten der Tarifklasse C und D 1200 Mark und weniger und in den Orten der Tarifklasse A und B 1500 Mark und weniger beträgt. Der Anspruch besteht nicht, wenn der zum Militärdienst Eingezogene an seinem Einkommen keinen Ausfall erleidet. 2. Die Zuschüsse des Reichs und der Einzelstaaten an die Lieferungsverbände zur Erhöhung der Familienunterstützung sind — abgestuft nach der Leistungsfähigkeit der Lieferungsverbände — festzusetzen. 3. Die Bestimmung zu treffen, daß die Aufsichtsbehörde in geeigneten Fällen die Zahlung der Familienunterstützung anordnen kann." Sehr gut! Das wird hoffentlich die Grundlage zu einer neuen gesetzlichen Regelung, durch welche die schwierige und peinliche Entscheidung der „Bedürftigkeit" von Fall zu Fall überflüssig gemacht wird.

Ebenso ist ein Antrag auf Vorlegung einer Kriegsbesoldungsordnung angenommen. Die Anträge zur Löhnungsfrage sind als Material überwiesen.

Jetzt stehen in Berlin Frauen als Fahrerinnen auch schon auf der vorderen Plattform. Man hat die kräftigsten und tüchtigsten Schaffnerinnen dazu ausgebildet.

Naumann / Die Religion der Völker

Die Völker sind große Gesamtpersonen geworden, mehr noch als es einst die Sippschaften und Stämme waren. Das ist der Erfolg der nationalen Bewegungen des vergangenen Jahrhunderts. Sie haben Gemeinschaft des geistigen Lebens und des Charakters; gemeinsame Art, die Dinge anzusehen, auszusprechen und darzustellen. Es giöt ein französisches, englisches, russisches, türkisches, amerikanisches Dasein, und der Krieg schärft unsere Aufnahmefähigkeit für die vorhandenen Unterschiede.

Jeder Einzelmensch ist in unserer gegenwärtigen Zeit abhängiger vom nationalen Gesamtgeist als jemals zuvor. Wir erleben die gleichen Freuden und Leiden und erwarten täglich dieselben Telegramme und Nachrichten. Alles bloß Einzelpersönliche und alles Uebernationale ist zurückgedrängt vom Volkstümlichen, weil jetzt die Nation ums Dasein kämpft. Sie ist das führende Ideal der kriegerischen Periode. Um ihretwillen vergißt und vergräbt man manches, was sonst das Leben erleuchtete.

Begreiflicherweise kommt es vor, daß der nationale Sinn in grober Weise übertrieben wird, und zwar geschieht das weniger von den Soldaten, als von Kriegsuntauglichen mit mangelhafter Seelenbildung, von Leuten, die ganz übersehen, wie vieles wir von anderen Völkern gelernt haben. Kein Volkstum kann leiblich oder geistig als ungemischtes Eigengewächs angesehen werden. Alles Menschliche hängt unter sich zusammen, aber im Menschlichen steigt der besondere geistleibliche Körper Volk.

Zwischen den Nationen existieren losgelöste Einzelpersonen und Volkssplitter, die niemals zum ganzen, vollen Gefühl der Volkszusammengehörigkeit kommen können. Für sie ist die Gegenwart eine sehr schwere, drückende Last, da sie an ihrem Leide mehr Anteil haben als an ihrer erhebenden Kraft. Die Kraft liegt in der Hingabe des Ich an das größere Ganze, am Mitgefühl aller, die den gleichen Weltgeschichtsweg wandern. Dieses Zugehörigkeitsgefühl ist stärker als der persönliche Wille zum Leben. So sterben die besten und hoffnungsvollsten Menschen für ihr Volk.

Als Volk sind wir alle nur Teile einer sehr langen Bewegung, die in grauer Vorzeit anfing und in ferner unerkennbarer Zukunft endigt. Wir sind die Fortsetzung unserer Vorfahren, die uns ihren Acker, ihre Tiere, ihre Handwerke, ihre Sprache und allen ihren überbleibenden innerlichen und äußerlichen Gewinn hinterließen, und wir sind Grundlage für viele Geschlechter von Kindern und Kindeskindern, die unsere Anfänge vollenden sollen und denen wir gerade jetzt starke Schuldverpflichtungen zuschieben, die wir zu decken nicht in der Lage sind. Dieses lange Leben vom Urvolk bis zur vollendeten ausgereiften Volkswirklichkeit erscheint im Kriege mehr noch als sonst als das eigentlich Existierende. Jeder von uns ist nur eine Erscheinungsform des langdauernden Wesens, zu dem wir durch Geburt und Erziehung gehören. An dieses Wesen und seinen Wert glauben wir, denn wenn wir das nicht tun, so verliert es den inneren Sinn, für Volk und Vaterland die äußersten Opfer zu bringen. In solcher Betrachtungsweise erhebt sich der Volksgedanke zur Religion.

* * *

Ich versuche auszusprechen, worin es liegt, daß sich unsere christliche Religion mit dieser im Kriege stark heraustretenden Religion der Völker so schlecht vereinigen läßt. Die Aehnlichkeiten der nationalen Gesamtbewegungen mit dem, was als Religionsgemeinschaft und Religionspflicht vorgetragen wird, sind offenbar, so offenbar, daß gerade strenge und innige Christen die Verwandtschaft und gleichzeitig den Gegensatz am lebhaftesten empfinden. Sie sprechen bisweilen: oh, hätten wir doch für unseren christlichen (konfessionellen oder pietistischen) Glauben jemals denselben gewaltigen Aufstieg, wie ihn der Krieg für die Nationalzusammengehörigkeit gebracht hat! Und einige von ihnen fürchten, daß das geistesgeschichtliche Ergebnis des Weltkrieges eine Zurückdrängung der kirchlich-religiösen Triebkräfte durch die national-religiösen sein wird. Davon empfindet zwar eine gewisse Art von Kriegspredigt fast nichts, aber gerade diese aus Bethlehem und Potsdam gemischte Predigt ist für die Strengchristlichen peinlicher als für die Völkischen, da in ihr doch schließlich Mars die

Digitized by Google

Stunde regiert. Für das praktische Bedürfnis der Kämpfenden und Daheimgebliebenen mag sie sehr gut sein, nur reicht sie nicht bis in die Tiefe. Es bleibt ein Fragen übrig zwischen zweierlei Glauben.

Dieses Zweierlei liegt nicht so sehr im Militärischen als im Nationalen.

Das Militärische mit dem Evangelium auszugleichen, ist ein sehr altes und immer erneutes Bemühen von da an, wo es im römischen Kaiserheere christliche Legionen gegeben hat. Die hervorragenden Kirchenlehrer des Mittelalters und die Führer der protestantischen Reformation haben in fast gleicher Weise festgestellt, daß auch ein Kriegsmann in seligem Stande leben und sterben kann, wenn er seinen Kriegsdienst als befohlenen Dienst ausübt, so wie einst in biblischer Zeit die frommen Hauptleute. Das Soldatengewerbe als solches war und ist in der kirchlichen Theorie als ein ehrliches, des Christen würdiges Gewerbe aufgenommen. Ob das völlig mit der Bergpredigt zu vereinbaren ist, kann von fein nachempfindenden Gemütern umstritten werden, aber die große Christenheit im ganzen hat sich mit der Tatsache des Krieges abgefunden, und der Priester spricht seinen Segen über die Fahne und betet, wie es sein muß, am Grabe des ehrenvoll Gefallenen. Hier also findet sich nicht die eigentliche Schwierigkeit. Diese beginnt erst da, wo als Hintergrund des Krieges die nationale, völkische Idee auftritt.

Von da an nämlich, wo der Krieg national wird, hört er auf, ein befohlener Dienst zu sein und verwandelt sich in eine freiwillige Hingabe an ein überpersönliches Ziel. Diese Umwandlung ist keineswegs überall restlos vollzogen, aber soweit sie sich vollzogen hat, stellt sie der alten Religionsvertretung eine ganz neue Aufgabe: der Christ soll todesbereit sein für etwas, was sozusagen in der bisherigen Religion nicht als ein höchstes Gut, sondern nur als eine irdische vergängliche Lebensform angesehen wird. Er soll für das deutsche oder französische Volkstum alle Opfer bringen wollen, die die Märtyrer und Heiligen für ihre übervölkische und übergeschichtliche Konfession gebracht haben. Dafür kann man zwar mancherlei aus dem Alten Testament anführen, aber das Neue Testament, diese eigentliche Quelle des christlichen Glaubens, schweigt dabei völlig, und auch der einfachere Mann hat ein gewisses Gefühl dafür, daß hier zwischen seiner christlichen Jugenderziehung und seiner tatsächlichen Kriegs- und Volksreligion etwas Unausgeglichenes übrigbleibt.

Wie soll man sich zu diesem Zwiespalt verhalten? — Das erste ist, daß man ihn als tatsächlich vorhanden anerkennt und sich nicht mit Verschleierungen über die Schwierigkeit hinweghelfen will. Die Verschleierungen machen mißtrauisch und helfen gerade bei den starken und geraden Naturen nur wenig. Es gibt im Leben so viele Dinge, die nicht mit Worten und Begriffen ausgeglichen werden können, daß man auch hier mit bescheidener Freudigkeit zugestehen kann, daß das Leben viel bunter und merkwürdiger ist, als irgendeine Lehre vom Leben. Das zweite aber tritt dann hinzu, daß man nämlich jede Auffassungsweise aus ihrer Zeit heraus begreifen muß. Das Christentum ist in einer ganz anderen weltgeschichtlichen Temperatur entstanden als der Völkerglaube. Es entstand in einer Zeit der Ueberwindung und Beiseiteschiebung des Völkerglaubens der alten Welt durch die Einheit des übervölkischen römischen Reiches. Damals hob sich der Persönlichkeitsgedanke und der Menschheitsgedanke, aber dazwischen war ein leerer Zwischenraum. Es fehlte das Zwischenstück zwischen Einzelseele und Reich Gottes. Dieses Zwischenstück tauchte aber später wieder auf, und die Religionslehrer der christlichen Kirche fanden dafür keinen Platz. Sie stellten die Nationen zwar, wenn es nötig wurde, in den Unterbau ihrer Lehre vom Menschen ein, aber nicht in den Oberbau der Heilslehre, der höchsten Güter und obersten Ziele. Anders gesprochen: der Wille Gottes war nicht völkisch, denn der völkische Gott war etwas Vorchristliches und Heidnisches.

Und es ist nicht zu leugnen, daß die Einsetzung des Völkerglaubens in die allgemeine Gottesidee zu den dunkelsten Problemen einer schulgerechten, logisch gedachten Theologie gehört. Gott ist für alle und über allen, das Volk aber behauptete sich im Kampfe mit den anderen Völkern. Der vom Evangelium nur als Märtyrertum aufgenommene Heldengeist wird zur Völkertugend. Das sieht zunächst aus wie reine Zerbrechung des Menschheitsideals und ist es auch zum Teil. Erst hinter den Kämpfen leuchtet wieder das Licht neuer Verständigung. Weihnachten aber ist dazu da, um uns an dieses kommende Licht zu mahnen, ohne uns schwach zu machen im notwendigen Glauben an unser Volk.

Karl Nötzel / Der Deutsche im Ausland

Wir Deutschen haben uns oft, und auch wohl mit Recht, den Vorwurf eines Mangels an Nationalgefühl gemacht. Besonders gegen die Deutschen im Auslande ist dieser Vorwurf erhoben worden. Aber man sollte doch in dem, was man am deutschen Wesen rügt, die Kehrseite seiner hohen Tugenden zu erkennen suchen. Mir persönlich will es so scheinen, als ob sich gerade im Ausland die Deutschen am deutschesten erweisen. Das ist es ja wohl auch, was man ihnen nicht verzeihen kann: denn nichts wird mehr übelgenommen als Andersein, und das zumal dann, wenn man dem, der anders ist, die Achtung nicht versagen kann. Der andere wird uns dann zu einem lebendigen Vorwurf —und wir wehren uns dagegen, uns dies einzugestehen, indem wir diesen anderen auf alle mögliche Weise zu entwerten suchen. Nur darauf gründet sich die stets zur Schau getragene gewollte, gemachte Verachtung des Deutschen. Ich selber habe fast zwanzig Jahre außerhalb Deutschlands unter Deutschen gelebt. Und ich bin dort erst zu einem überzeugten Deutschen geworden. In sehr jungen Jahren ins Ausland verschlagen, hatte ich in deutscher Einfalt gemeint, wer interessiert bliebe am Gedeihen der Menschheit, dem sei die ganze Welt eine einzige Heimat. Die Gemeinde der Wohlwollenden, so glaubte ich damals, lebe überall auf der weiten Erde. Sehr bald ward ich eines Besseren belehrt. Wo ich mit einem Ausländer (es war in Rußland) Mensch sein wollte, ward mir bedeutet, daß ich Deutscher sei. Daran knüpfte sich meist das naive Lob der deutschen „Genauigkeit", der lächelnd die „breite" russische Menschlichkeit gegenübergestellt ward. Was es tatsächlich mit letzterer auf sich hat, sollte ich erst allmählich erfahren. Zunächst suchte ich nach ihr, wie Diogenes mit der Laterne nach Menschen suchte. Denn daß ein solches Elend, wie ich es hier tagtäglich vor Augen sah, überhaupt möglich war, dauernd möglich, und daß diese Menschen dabei immer noch von ihrer Menschlichkeit sprechen, das begriff ich nicht in meiner deutschen Einfalt. Aber davon wollte ich eigentlich nicht sprechen. Schließlich ging es mir so, wie es wohl allen Deutschen im Ausland gehen muß: Unser Blick wird in zwiefache Richtung gelenkt: einmal auf das eigentliche Volk, unter dem wir nun einmal leben müssen, das heißt auf den sogenannten „kleinen" Mann dort, und dann auf die Landsleute, die mit uns die Verbannung

Digitized by Google

teilen. Was zunächst dieses fremde Volk anbetrifft, so sah ich keinen Deutschen im Ausland, der in seiner Teilnahme an ihm irgendeinen Unterschied gemacht hätte zwischen ihm und dem eigenen Volke: Hatte ihn, den Deutschen, nun einmal das Schicksal unter diese Menschen verschlagen, so galt selbstverständlich ihnen alle die menschliche Rücksicht, die im deutschen Pflichtgefühl ihre Verwirklichung sucht. Ich weiß nicht, wie es sonst im Ausland damit steht, ich vermute nur, daß es überall so sein wird wie in Rußland vor dem Kriege —: da war nämlich das einfache, schwer arbeitende Volk durchaus für die Deutschen, weil es ihr ungemachtes Gleichachten und aufrichtiges Wohlwollen herausfühlte. Und dann auch noch aus Dankbarkeit: Denn wo ein Deutscher im Ausland als Leiter und Organisator auftritt, da übt er ganz instinktiv eine gewisse soziale Rücksicht, die seine Betriebe aufs vorteilhafteste unterscheidet von allen anderen Unternehmungen am Platze. Als ich daher unlängst die Namen der in Moskau zerstörten deutschen Unternehmungen vernahm, war mein erster Gedanke der: wer wird jetzt den vielen tausend brotlos gewordenen russischen Arbeitern und sonstigen „kleinen" Leuten Arbeitsgelegenheit geben, und eine solche, die so wenig erniedrigt? Denn ich kannte die musterhaften Einrichtungen und Fürsorgemaßnahmen der dortigen deutschen Firmen, mochten ihre Inhaber auch längst schon zur russischen Nationalität übergetreten sein. Es ist ja im Verlaufe dieses Krieges mehrmals von berufener Seite geltend gemacht worden: Der Deutsche hält — im Gegensatz vor allem zum Engländer und Amerikaner, aber auch zum französischen, belgischen, italienischen und russischen Unternehmer — die wirtschaftliche Produktion im Grund genommen immer und überall für eine gesellschaftliche Angelegenheit, vor allem hierin ist auch das Geheimnis unserer überlegenen Organisation zu suchen: die unvermeidliche Unterordnung geschieht eben freiwillig, in Anerkennung des vornehmlich auf die Sache gerichteten übergeordneten Willens und im Einverstandensein mit dem Ueberpersönlichen im Endzweck der ganzen Unternehmung. Dieses soziale Pflichtgefühl des Deutschen führt schließlich auch da, wo der Deutsche im Ausland als Unternehmer auftritt, zu einer wirtschaftlichen Ueberlegenheit und erregt daher den Haß des einheimischen Konkurrenten (der zweifellos bei den Zerstörungen deutscher Unternehmungen in Frankreich, England, Italien und Rußland eine sehr große Rolle gespielt hat). Denkt man dieser sozialen Willensrichtung des arbeitenden Deutschen nach, so geht sie auf gar nichts anderes zurück als auf das, worauf wir am stolzesten sein sollten, auf den deutschen Universalismus. Gott hat den Deutschen nun einmal so geschaffen, daß er nirgends einen Unterschied macht zwischen den Menschen, denen irgendwie sein Streben gilt. Das macht den Deutschen keineswegs vaterlandslos: Er hält nur eben die menschliche Solidarität tatsächlich für wichtiger, als die nationale und steht damit allein unter den Völkern der Erde. Dadurch sind die Deutschen zum Salz der Erde geworden, zu Veredlern der Menschheit, und zahllose unserer Besten aufgegangen in den Völkern, unter denen sie lebten. Daß aber alles dies ins Menschenall aufgesogene Deutschtum dem Vaterland völlig verlorenging, kann doch nur dann behauptet werden, wenn man im deutschen Vaterlande ausschließlich das politisch geeinte Deutschland erblickt. (Das sollte freilich in weit, weit höherem Maße geschehen, und ich glaube, wir Deutschen sind über diese Notwendigkeit nachdrücklicher belehrt worden, als es alle Schulmeister der Welt zusammengenommen vermöchten!) Trotzdem müssen wir nach wie vor unterscheiden zwischen dem deutschen Staatswesen und dem an keine Grenzen gebundenen Weltreich des deutschen Geistes. Wir müssen uns schon damit abfinden, ja, wir sollten eigentlich stolz darauf sein, daß es gerade im eigentlichen Wesen des Deutschen liegt, daß sein Wirken selbstlos ist und er keine Grenzpfähle für es anerkennt. (Sein Ziel ist nach Richard Wagner: „das Erwachen des Menschen zu einfach heiliger Würde".) Das deutsche Wirken hat immer etwas vom Gotischen behalten: es gilt dem Höchsten und ist namenlos. Wie es von vornherein nicht fragt nach Publikum und Menschenbeifall, so wird es auch immer wieder im Meere des rein Menschlichen zerfließen, das alle Länder der Erde befruchtet. Dieses Wirken des Deutschtums, das sich im Menschlichen verliert und vielleicht dessen reinste Verkörperung darstellt in seiner notgedrungenen nationalen Begrenzung, sollten wir niemals vergessen. Es liegt etwas in ihm, was uns reichlich zu trösten vermag für die vermeintliche Vaterlandslosigkeit so vieler unserer Landsleute im Ausland.

Wohl, es sei nochmals betont, die Ereignisse haben uns belehrt, daß wir Deutschen in Zukunft ganz anders auch auf die politische Beibehaltung und stolze Betonung unseres Deutschtums bedacht sein sollen: denn dieser Weltkrieg öffnete uns ja die Augen, und wir müssen es uns jetzt eingestehen, wogegen sich unsere Bescheidenheit bisher immer sträubte, daß wir allein dastehen, völlig allein unter den Völkern dieser Erde in unserer menschlichen Unvoreingenommenheit, daß gerade die den anderen ein ewiger Vorwurf ist und man uns vor allem deshalb haßt und verleumdet. Das soll uns aber niemals ungerecht machen gegen die Landsleute, die im Auslande ihrer Nationalität untreu wurden, aber treu blieben dem Geiste ihres Vaterlandes. Vergessen wir niemals: die Tiefe der Dankbarkeit, die im Deutschen lebt, tritt gerade dem fremden Lande gegenüber in Wirkung, das ihm Aufnahme gewährte — wenn die auch noch so ehrlich vergolten wird durch vorbildliches Schaffen. Diese Dankbarkeit gegen das Gastvolk bewegt in weitem Maße den Deutschen, auch politisch zu ihm überzutreten. Erleichtert und bestärkt wird dieser Entschluß durch jenes Solidaritätsgefühl mit dem Allmenschlichen, das den Deutschen in dem Volke, unter dem er leben muß, die Menschen erleben läßt, denen von nun an seine Teilnahme vor allem zu gelten hat. Fast unaufrichtig kommt er sich vor, wenn er sich nicht auch politisch zu diesem Volke bekennt: schon um alle Lasten mit ihm zu teilen und keine Geschenke mehr annehmen zu müssen von ihm. Das kommt natürlich nur für den Deutschen in Betracht, der weiß, daß er dauernd im Ausland leben muß. In ihm ist aber somit der Entschluß, seine Nationalität aufzugeben — wenn auch nicht zu billigen, so doch zu begreifen und gerade aus seinem deutschen Wesen heraus: aus seiner Ehrlichkeit, seiner Dankbarkeit und jenem Anstand, der sich nichts schenken lassen will. Alles das sollten wir im Auge haben, wenn von der Nationallosigkeit des Deutschen die Rede ist. Wer sich eins fühlt mit allen Menschen, der kann eigentlich nirgends heimatlos sein! So wird auch dem Deutschen das fremde Land, in das ihn sein Schicksal verschlug, immer wieder so leicht zur Heimat: in ihm kann er ja alle die menschlichen Pflichten und Rücksichten üben, zu denen ihn sein deutsches Gewissen treibt.

So entsinne ich mich immer nur mit einer gewissen Ergriffenheit der Kaiser-Geburtstagsfeiern der deutschen Kolonie in Moskau, der ich wohl mehr als einundzwanzigmal beiwohnte. Man nannte sie banal mit ihren offiziellen Trinksprüchen und Festreden (von denen nach echt deutscher Art die erste stets dem Zaren galt als dem Schirmherrn des Landes, dessen Gastfreundschaft zu genießen die Anwesenden sich dankbar bewußt waren). Es war aber eigentlich gar nicht banal, auf diesen

Digitized by Google

Festen in den ehrlichen Gesichtern der Teilnehmer solches Deutschtum zu erkennen, auf das wir alle stolz sein können. Die allermeisten von ihnen hatten wohl nur der Not gehorchend einst ihr Vaterland verlassen. Jetzt lebten sie lange Jahre in der Fremde, hatten es durch ehrliche, tüchtige Arbeit zu Wohlstand und Ansehen gebracht, waren dankbar für die Gastfreiheit des fremden Landes, bewußt, daß jetzt diesem Volke all ihr außerpersönliches Wirken zu gelten habe, und dabei in ihrem Herzen der Heimat mehr zugetan als je. Und das gilt wohl auch überall so hinsichtlich unserer Vaterlandslosigkeit. Sie war nie tatsächlich. Denn gerade dadurch, daß der Deutsche im Auslande in dem Volke aufging, unter dem er leben mußte, daß er gar keinen Unterschied machte zwischen ihm und dem seinen, gerade dadurch blieb er ja erst in Wahrheit dem Geiste seines Vaterlandes treu. Und darin werden wir uns auch niemals belehren lassen von irgendwem. Worin wir dagegen anders werden müssen im Ausland: das heißt, daß wir von nun an nationale Zugehörigkeit und Sprache bis aufs Letzte zu hüten haben und überall in der Welt bereit sein müssen, unsere deutsche Erde, unser Deutsches Reich mit Gut und Blut zu verteidigen, darüber hat uns, so scheint mir, dieser Weltkrieg gründlich belehrt.

Adolf Teutenberg / Ein holländischer Altminister über den Krieg

Der ehemalige holländische Minister Dr. S. van Houten ist der Verfasser von „Staatkundige Brieven" (staatswissenschaftlichen, politischen Briefen), die in gegenwärtiger Zeit besondere Aufmerksamkeit verdienen. Die Briefe erscheinen, im Umfang von vier bis acht Oktavdruckseiten, in zwangloser Folge (bei H. D. Tjeenk Willink en Zoon, Haarlem) und haben meistens die internationalen Grundprobleme des Weltkrieges zum Gegenstand. Es ist das besondere Kennzeichen dieser Briefe, daß sie, völlig frei von Hinneigungen zu der einen oder anderen Kriegspartei, sine ira et studio geschrieben sind. Ein Mann vom diplomatischen Fach, dessen praktische Erfahrungen sehr weit zurückreichen, und der selber am Webstuhl der Zeit Geschichte gemacht oder mitgemacht hat, breitet hier politische Gedanken aus, die auch für den deutschen Leser den Reiz einer eigenstenen, oft außerordentlich wohltuenden Farbe haben. Ein weitdenkender Kopf, dem eine politisch wie kulturell gemeinte kosmopolitische Weltbetrachtung als natürliche Folge seiner Landeszugehörigkeit und seines umfassenden Bildungsstrebens sich ergeben hat, setzt sich in diesen Briefen für das Ideal eines Dauerfriedens auf rechtlicher Grundlage ein.

Es ist nicht meine Absicht, von diesen interessanten Schriftstücken, an denen der künftige Geschichtsschreiber nicht wird vorübergehen dürfen, eine erschöpfende Inhaltsübersicht zu geben. Ich will nur einige wenige Wahrheitsfeststellungen daraus hervorheben, die den gedankenlosen Schlagwort-Philosophen unter den Deutschland feindlichen Politikern zu denken geben, zur Klärung der Begriffe und der europäischen Lage beitragen können und also auch den ehrlichen Neutralen willkommen sein müssen.

Einen besonderen Brief widmet van Houten dem vielumstrittenen Begriff von „Militarismus", der als Agitationsmittel gegen Deutschland so weidlich aus- und abgenutzt worden ist. Was ist „Militarismus"? Für van Houten, der die Frage der geographischen und geschichtlichen Bedingtheit jedes Militarismus beiseite läßt, ist jener vielgescholtene und tadelnswerte Militarismus jedes System von Wehrhaftmachung eines Volkes, das „nicht mehr im Dienste des Rechts, sondern im Dienste des nationalen Egoismus und zum Zweck der Schwächung anderer Staaten angewendet wird". Also nicht die Institution an sich, sondern der Gebrauch, der von ihr gemacht wird, rechtfertigt oder schändet sie. Sieht man sich nun die Geschichte des Militarismus von diesem Gesichtspunkt aus bei den großen europäischen Nationen an, so kommt man sofort zu der unbestreitbaren Einsicht, „daß England sich sehr zu Unrecht über „Militarismus" erhaben dünkt. Im Gegenteil hat Englands Seemacht, und im besonderen auch sein Seekriegsrecht, Jahrhunderte hindurch dem ausgesprochenen Zweck gedient, die Macht anderer seefahrenden Staaten zu brechen und ihrem Handel und ihrer Schiffahrt auf diese Weise Schaden zuzufügen. Dahingegen ist Deutschland bis auf unsere Tage immer das Schlachtopfer des französischen Militarismus gewesen, in dem Sinne, daß Frankreichs Streben stets und bis aufs Jahr 1870 mit guten Erfolgen darauf gerichtet war, Deutschland daran zu hindern, durch Einswerdung seine volle Kraftentwicklung zu erreichen. Und Frankreich wurde in diesem Streben regelmäßig von Rußlands Seite unterstützt . . ." Van Houten bezeichnet dann den deutschen „Militarismus" als unmodern, weil in seiner Organisation ein Uebergewicht der militärischen über die bürgerliche Staatsgewalt zum Ausdruck komme — ohne daß er im übrigen betriebstechnische oder sonstige Unterschiede zwischen dem deutschen und anderen Militarismen feststellen könnte. Er will also den Militarismus als gefügiges Instrument in den Händen der Politiker wissen und meint zum Schluß, daß Volk und Fürst in Deutschland nach dem Kriege eine darauf abzielende Umbildung ihrer politisch-militärischen Organisation aus eigenem Antrieb vornehmen würden.

Auch andere Feststellungen van Houtens sind geeignet, mancherlei Legendenbildungen unserer Feinde, die auch in holländischen Köpfen gefrorene Form angenommen haben, zu zerstören. Wenn er z. B. sagt, daß „Frankreich sich aus Revanchelust Rußland angeschlossen habe" (S. 35), daß diese Revanchelust „eine wesentliche Ursache der Furcht und Unruhe, die jahrzehntelang auf Europa gelastet habe", gewesen sei (S. 5), daß „selbst die Ausbreitung des französischen Kolonialbesitzes in Tonkin, Tunis und Marokko die alte Wunde nicht heilen konnte" (S. 5), daß „Frankreich den Preis, den es England für die Mitwirkung an seinem Revanchewerk angeboten", wohl nicht mehr werde zum zweiten Male zahlen wollen (S. 5) — so werden mit diesen Wendungen nicht nur die Lügenbildungen gegen den angeblichen Kriegserreger Deutschland umgestoßen, sondern auch der aggressive und verschwörerische Charakter der französischen Politik enthüllt, und es vermehrt nur noch die Beweiskraft dieser Worte, daß sie nicht zum Zwecke einer Anklage gegen Frankreich oder einer Entschuldigung Deutschlands geprägt worden sind, sondern in einem anderen Gedankenzusammenhang fallen. — Es muß uns Deutsche auch wohltuend berühren, wenn Altminister van Houten, der in seinen anklägerischen Wortwendungen sonst sehr vorsichtig ist, Englands Aushungerungsplan einen Fehler nennt, der „ebensogroß wie inhuman" (S. 30) sei und „die ganze Welt verstimmen" müsse; denn Lebensmittel, solange sie nicht direkt für militärische Zwecke bestimmt seien, könnten ihrer Art nach nicht als Konterbande angesehen werden, und die Gleichstellung Deutschlands mit einer belagerten Stadt sei ein Vergleich, der „auf allen Seiten hinke". (S. 30). Im übrigen zählt van Houten diesen Aushungerungskrieg unter die Dinge, die Enttäuschungen für unsere Feinde bedeuteten. Solcher Dinge weiß der ehemalige Minister noch mehrere aufzuzählen, und es ist nicht uninteressant, an ihren Benennungen abzulesen, wie sich im Auge eines wirklich neutralen Zuschauers die Lage schon vor Monaten spiegelte, als die russischen Siege noch nicht erkämpft worden waren. „Als die Sache anfing," schreibt der Verfasser unterm 19. März 1915, „glaubte England sicherlich nicht, daß die ganze, so hinderliche deutsche Kriegsflotte noch so gut wie unversehrt nach sieben Kriegsmonaten vorhanden sein würde, und daß sie mit der für Englands Handel gefährlichsten Waffe, mit Unterseebooten noch verstärkt werden würde. Als eine Vernichtung dieser Flotte durch eine Seeschlacht aussichtslos schien, hoffte es durch Aushungerung Deutschlands ihre Auslieferung erzwingen zu können. Auch diese Hoffnung scheint schon jetzt illusorisch zu sein . . . Und außerdem hat man beim Entwerfen dieses Kriegsplanes nicht darauf gerechnet, daß Deutschland sich zu Lande gegen Frankreich und Rußland so stark erweisen würde, daß zu einer Zeit, wo Hungersnöte beginnen sollten, beinahe eine Million Gefangener als Geiseln in deutschen Händen sein würden." (S. 36/37.) An anderer Stelle (S. 29) heißt es: „Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die ganze

Digitized by Google

Sache schon ausgefochten wäre, wenn England nicht daran beteiligt wäre. Aber England hat seine Mitkämpfer darauf verpflichtet, keinen Sonderfrieden zu schließen : . ." Interessanter noch ist, was van Houten zwischendurch über die inneren Gegensätze und über die widersinnigen Zielstrebungen der Ententemächte sagt, die selbst nach einem erfolgreichen Kriege gegen Deutschland zu neuen diplomatischen Verhäkelungen führen müßten. „Daß die Zusammenbringung der Mächte, die mit der Revanche an Deutschland das Werk (der französischen Kolonialwerbungen) krönen sollten, als erste und sicherste Folge hat, England als Seemacht eine noch allmächtigere Stellung zu verschaffen: das kann, dünkt mich, auf Frankreichs spätere Haltung gegenüber seinen jetzigen Bundesgenossen nicht ohne Einfluß bleiben" (S. 5) . . . „Ich fürchte keinen Widerspruch zu finden, wenn ich behaupte, daß weder das englische Volk, als es sich zum Kriege bewegen ließ, noch das französische, als es sich aus Revanchelust an Rußland anschloß, auch nur von ferne daran gedacht haben, daß die Eroberung Konstantinopels für Rußland als Preis für dessen Teilnahme an der Erniedrigung Deutschlands könnte ausbedungen sein. Es wäre eine geradezu tolle Ironie der Geschichte, wenn nun Frankreich und England, die Bundesgenossen aus dem Krimkrieg, Arm in Arm zu Felde ziehen würden, um Konstantinopel für Rußland zu erobern, so daß, wer so etwas prophezeit hätte, vermutlich mehr Gelächter als Entrüstung wachgerufen hätte, denn man hätte solchen Propheten nicht ernst genommen." (Inzwischen ist diese Ironie der Geschichte sich ernsthaft gebärdende Wirklichkeit geworden und schon wieder — gewesen!) Als Folge dieser unnatürlichen Gemeinschaft in der Seekriegsführung erwartet van Houten denn auch, daß „die sogenannte Entente, soweit sie ein Zusammenwirken von Frankreich und Rußland mit England als Militärstaat zur See ist, mit dem Friedensschluß aufhören wird — während hingegen Deutschland und Österreich-Ungarn für immer zu einer einheitlichen Militärmacht zusammengeschmiedet worden sind." ..... Neben solchen kritischen Feststellungen, die die Unsinnigkeit des von der Entente immer weiter getriebenen Weltkrieges dartun sollten, enthalten die „Staatkundige Brieven" auch positive Vorschläge zum Frieden und zu den Friedensfestsetzungen. Van Houten ist der Meinung, daß ein Friede am ehesten und dauerhaftesten auf der Grundlage der Beendigung des Streites als „partie remise" herstellbar sei, das wäre durch Wiederherstellung des Zustandes vor dem Kriege, ohne irgendwelche Grenzverschiebungen und Kriegsentschädigungen.

Diese Idee van Houtens braucht uns hier nicht zu bekümmern, um so weniger, als inzwischen die Kriegslage jenen Gleichgewichtszustand des Spiels, der für eine „partie remise" notwendige Voraussetzung ist, ganz gewaltig zugunsten Deutschlands und seiner Verbündeten verschoben hat. Aber die Vorschläge, die van Houten zur Reform des Seerechts macht, sind um so interessanter. van Houten müßte kein Kind der seefahrenden Niederländer sein, wenn er die in diesem Kriege von England geübte Vergewaltigung der Handelsschiffahrt ruhig gutheißen könnte. Schon ganz im Anfang des Krieges, noch ehe die Bedrängnisse der seefahrenden Neutralen eingesetzt hatten, forderte van Houten in seiner Broschüre „Onze internationale Stelling" („Unsere internationale Stellung") die Abschaffung des Kaperrechtes. Die völkerrechtliche Festsetzung der Unantastbarkeit des privaten Eigentums zur See könne aber, heißt es in den „Staatkundige Brieven", gegenüber einer Regierung, die ihren weitgehenden Begriff von Konterbande nach subjektivem Ermessen zu dehnen pflege, in Zukunft nicht mehr genügen; denn auf diese Art werde sie die Möglichkeit, jedes beliebige Land von der Lebensmittelzufuhr abzuschneiden, immer behalten. Es sei daher nötig, daß die offene See, die übrigens in völkerrechtlichem Sinne „res nullius" sei, zu friedsamem Gebrauche aller Völker absolut frei werde, so zwar, daß keine Macht, weder England noch ein siegreiches Deutschland, jemals den Herrn darüber spielen dürfe. Streitigkeiten der Benutzer der Meere sollen durch eine gemeinsame internationale Seepolizei geregelt werden. — van Houten verkennt nicht, daß die Meerengen und seenverbindenden Kanäle als sogenannte Territorialgewässer in die Eigentumssphäre der Staaten gehören, die daran angrenzen oder, was er hinzuzusetzen vergißt, die sie geschaffen haben. Gleichwohl tritt er dafür ein, daß auch sie der allgemeinen Benutzung, die wieder durch die internationale Seepolizei überwacht werden müsse, für immer und alle Lagen freigegeben werden sollen. Wobei mit Recht auf die Unfreiheit des Mittelländischen Meeres, zu dem England die beiden Schlüssel (Gibraltar und Suez) besitzt, als auf einen Zustand hingewiesen wird, der die anwohnenden Völker nahezu zur Ohnmacht England gegenüber verdamme. Sehr richtig stellt van Houten in seinem ersten Brief (S. 2) fest, daß dieser Krieg, soweit er zwischen Deutschland und England anhängig ist, ein Krieg „um die zukünftige Begrenzung der englischen Vorherrschaft auf dem Meere" ist. Auch glaubt er die amtliche deutsche Erklärung, daß Deutschland den Kampf um die Freiheit der Meere nicht nur für sich allein führe, sondern vor allem auch für die kleinen seefahrenden Völker, als eine beruhigende Sicherheit dafür begrüßen zu dürfen, daß Deutschland nicht etwa darauf ausgehe, ein Nachfolger des absolut regierenden Herrn zur See zu werden.

Albrecht Schaeffer / Sankt Martin in Serbien

Ein Weihnachtsspiel

verfaßt für die Weihnachtsfeier des IV. Landsturm-Infanterie-Ersatz-Bataillons Hannover in Delmenhorst.

Personen:

Der Gefreite.
Der Wehrmann.
Der Freiwillige.
Ein Unteroffizier.
Erster Soldat.
Zweiter Soldat.

Ort: Eine Waldhütte in den albanischen Bergen.

Zeit: Heiligabend.

Das Innere einer etwas verfallenen Hütte; eine Tür in der Hinterwand, Fenster links und rechts. Links zwischen Fenster und Tür ein kleiner, eiserner Ofen mit offenem Feuer. Ein Tisch, ein Stuhl, ein Strohsack mit Bettzeug unter dem Fenster zur Rechten. Dunkelheit; kein Licht außer dem Feuerschein. Die Tür ist offen, Schneeflocken wirbeln herein; Wind.

Ein Gewehrlauf wird langsam und vorsichtig zur Tür hereingeschoben. Dann mit plötzlichem Satze springt herein der

Wehrm.: Hallo, Gesindel! Ist keiner hier?
Katze! Teufelsvieh! Raus aus der Tür!
(Er wirft den Stuhl um.)
Verfluchtiges Stuhlbein! Hurra, hurra!
Keiner hier? Keiner da?
(Vor dem Ofen, erstaunt.)
Was ist denn das hier? Sackerment!
Ein Ofen, in dem ein Feuer brennt!
Richtige Wände! Ein richtiger Tisch,
Der erste, seit wir marschierten aus Misch.
(Er geht zur Tür und ruft hinaus.)
Kommt man herein! Hier hat's keine Serben!
Und Gott will nicht, daß wir zu Weihnacht sterben.

Gefr. (wie der Wehrmann und der Freiwillige mit Gewehr und allem Gepäck, im schweren Wintermantel, aber mit der Mütze eines österreichischen Kaiserjägers):
Warum denn solchen Lärm getrieben?

Wehrm.: Sie sollten denken, wir wären sieben.
Sind aber alle weggerannt.

Freiw. (erscheint in der Tür, lehnt sich erschöpft gegen den Rahmen.)

Gefr.: Komm, geh mir zur Hand!
Hilf mir! Stütz' ihn! Ich glaub', er verliert
Die Kräfte.

Digitized by Google

Wehrm.: Na, Junge, hier triffst du's nett,
Schlafzimmer und Bett.
Freiw. (von ihnen gestützt, geht zum Strohsack, wo er sich hinfallen läßt):
Laßt nur! Ich danke! Ein Bett? Ja, mich friert.
Wehrm.: Gib die Knarre mal her!
(Er lehnt beide Gewehre in der Nähe des Ofens an die Wand.)
Wehrm.: Nur meine Füße wollen nicht mehr.
Als ob ich auf glühendem Eisen ginge...
Laßt nur, ich zwinge,
Zwinge es schon! Oh, wie das brennt!
Wehrm.: Dies ist ja wohl, was man um diese Zeit
In Deutschland eine Bescherung nennt.
(Er hängt sein Gepäck ab, kramt und sucht in Brotbeutel und Tornister.)
Schöne Bescherung, das kann man wohl sagen:
Bett, Wände und Feuer. Tür zu! Es schneit.
(Er schließt die Tür.)
Und Brennholz ist auch schon kleingeschlagen.
Ja, einer muß denn wohl als Posten raus.
Gefr.: Ich gehe gleich. Faß einmal zu
Und zieh ihm den andern Stiefel aus.
(Sie tun es.)
Wehrm.: Raus aus die Schuh!
Nun den Ofen besorgen! Mit Gründlichkeit
Kommt sich's am weitesten.
(Er legt Holz nach.)
Gefr. (zum Freiwilligen): Ist dir nun besser?
Freiw.: Auf einmal, ja! Erst ging's wie ein Messer
Durch Knöchel und Sohlen.
Nun sind sie befreit
Und können wieder Atem holen.
Wehrm.: Liebe Zeit und alter Kopf!
Da steht ein richtiger Henkeltopf!
Warmwasserversorgung! Ich bin wohl verhext?
(Indem er den Topf vom Ofen nimmt.)
Nun wird mir's gar nich's überraschen,
Wenn aus der Diele so'n Christbäumken wächst.
Ick werde mir zum Fest die Hände waschen.
Gefr. (ihm den Topf wegnehmend):
Nicht doch, Freundchen! Denk' an den Jungen!
Er soll sich die Füße baden.
(Er kniet vor dem Freiwilligen hin, netzt ihm die Füße — trotz seines Widerstrebens — und trocknet sie mit dem Mantelzipfel.)
Wehrm.: Na schön!
Die Poten hier hätt' es auch umgebrungen,
Hätten sie plötzlich was Nasses gesehn.
(Er macht sich's im Stuhl am Ofen bequem. Zum Freiwilligen hinüber):
Sag' mal, was bist du nicht unten geblieben
Im Tal bei der Spitze? Es hätte sich
Ein anderer gefunden sicherlich.
Freiw.: Es hat mich so heraufgetrieben.
Unten ist's eng, die Leute so laut!
Ich hätte gern nach den Sternen geschaut.
Er ist ja lang schon droben angefacht,
Der große Lichterbaum der heiligen Nacht.
Wehrm. (kopfschüttelnd): En schönes Fest! En schönes Fest!
Freiw.: Danke, Gefreiter! Wie gut das läßt!
Nun ist mir ganz wohl. Bloß der Magen knurrt.
Wehrm.: Schnall enger den Gurt!
Gefr.: Ein Stück Brot noch hab' ich gewiß.
(Holt's aus dem Brotbeutel.)
Da hast du die Hälfte! Nimm und iß.
Wehrm.: Ich luck in die Luft! Mein Magen bellt auch.
(Seine Pfeife hervorziehend.)
Na, einen Mund voll Tabaksrauch
Gibt die Pfeife ja woll noch her.
Gott strafe mir: leer!
Gefr. (wieder in den Brotbeutel greifend):
Da ist noch eine Virginia. Hier,
(Bricht sie in der Mitte durch.)
Die halbe für dich!
Wehrm.: Wie der Hälften verteilt!
Ich bin gar nicht so und danke dir!
(Er tut, als ob er aufstehen wollte.)
Nu aber raus aus die Stube, es eilt!
Gefr.: Bleib doch, ich geh schon! Ein fröhliches Fest!
Auf dem Tische steht noch ein Kerzenrest.
(Er nimmt sein Gewehr und verschwindet.)
Wehrm.: Wahrhaftig, en Lichtstumpf!
(Er zündet ihn an, seine Virginia ebenfalls.)
Nu sage mal, Kleiner:
Was ist eigentlich der Gefreite für einer?
Freiw.: Ein Kaiserjäger, soviel ich sah.
Er war auf einmal im Finstern da.
Hat wohl verloren sein Regiment.
Wehrm.: Wie schön doch so'ne Kerze brennt!
Nu wird es gemütlich!
Rück' an den Ofen und sei friedlich!
(Er setzt sich am Ofen hin. Eine leise Musik, die aus dem Walde zu tönen scheint, wird ein paar Takte lang hörbar.)
Freiw.: Horch! Was klang da von draußen?
Wehrm.: Die Föhren sausen.
(Die Musik ertönt von neuem, und unter dem folgenden ununterbrochen, bald leiser, bald lauter, mit der Melodie: O, du fröhliche, o, du selige . . .)
Freiw.: Ganz deutliche Noten!
Wehrm.: Unsinn, ach wo!
Du denkst wohl, die Serben blasen Oboe
Im Walde zur Weihnacht? Nun, marsch an den Ofen!
Wie er prasselt und knallt und pufft!
Freiw.: Merkst du's denn nicht? Die ganze Luft
Ist ja voll Weihnacht! Süße Liederstrophen
Erschallen schon . . .
Wehrm.: Das macht der Kerzenduft.
Freiw.: Still, höre doch!
Wehrm.: Wahrhaftig, es ist wahr!
Die Stube war von Anfang wunderbar.
Mir wird ganz sonderbar ums Herz, ganz sonder...
Ich will das nicht! Nicht an zu Hause denken!
Sonst heul ich los . . .
Freiw.: Ach, ist es nicht zum Beten?
Meinst du nicht auch: Ein silberner und blonder,
Ein Engel müßte in die Türe treten,
Mit einer Botschaft hold und friedevoll.
Oh, horch, wie sanfter es und sanfter schwoll!
O heiliger Abend! — — Sie beschenken
Sich nun daheim. Mein Vater putzt den Baum.
Mutter baut die Sachen auf.
Im Nebenraum
Saßen wir immer, die Schwestern und ich.
Die eine kam noch vom letzten Kauf,
Rotwangig und kalt und winterlich.
Wir saßen mit Büchern, lasen und lasen,
Damit wir die Aufregung nur vergaßen.
Das Gas in der Lampe sang.
Immer waren Schritte draußen auf dem Gang.
Es rauschte Papier.
Endlich, endlich: die Flügeltür!
Ein Spalt nur, doch drinnen, wie Feuersbrunst
War Lichtergold und rötlicher Kerzendunst
Und Geruch von Wachs und Harz und Tannen.
Wie dann uns Kindern die Herzen gerannen!
Und eine Hand kam aus der Spalte,

Digitized by Google

Und eine silberne Klingel schallte,
Die Tür flog auf . . . Ja, da standen wir!
Hand in Hand,
In der seligen Gier,
Haben nur geschaut und geschaut,
Wären am liebsten gleich hingerannt,
Wo all das Funkelnde aufgebaut.
Ach, wie das glänzte geheimnisvoll!
Wir standen und sangen und schauten nur . . .
War's Dur? War's Moll?
Einmal bekam ich diese Uhr.
Ach, wo sind die Zeiten! — —

Wehrm. (in sich versunken nach einer Stille):
Ja, ja, so ist das bei den feinen Leuten.
Ich muß bis abends an der Drehbank stehn
In der Schlosserei.
Endlich Feierabend, und ich war frei.
Dann kam noch die Löhnung, dann konnt' ich laufen
Und so das Zeugs für die Kinder kaufen.
Vor die meisten Läden konnt' ich man stehn
Und die andern hineingehn sehn.
Ob sie auch dies Jahr ihr Bäumeken haben?
Konnt' ich denn endlich heimwärts traben,
Dann brannte er schon, und die Kleinen starrten
In die bunten Lichter; sie konnten nicht warten,
Denn oft wurd' es neune und später noch.
Aber wie das dann roch!
Und wie sie standen und gar nichts sagten
Und sich kaum an die Riesenpakete wagten!
Ja, Riesenpakete . . . Mutter schnitt Kuchen;
Der war derbe und jut.
Ich will nich fluchen,
Aber mir ist zum Heulen zu Mut!
Die zweite Weihnacht, und nich zu Haus . . .

Freiw. (während die Musik plötzlich abbricht):
Mir ist, als ob ein frischer Lilienstrauß
In meiner Brust sich vollgedrängt entfaltet.
Die hohe Nacht, die feierliche waltet,
Ihr alten Lieder, die ihr lieblich schalltet,
Tragt wieder in die Nacht mein Herz hinaus!
Bringt mich zum alten Haus, ins liebe Zimmer,
Zum Glanz der Augen und zum Lichterschimmer . . .
(Abbrechend)
Horch, horch! Was jetzt?

Wehrm. (gleichfalls aufhorchend):
Ist denn alles verkehrt?
Das ist ein galoppierendes Pferd!
Hier in den Schluchten . . . Nun trabt es!

Freiw.: Nun still!
Schritte . . . Wie klirren sie seltsam!

Wehrm. (sich im Stuhl aufrichtend):
Ich will
Einmal nachsehn . . .

Freiw.: Die Nacht ist wundervoll,
Mich wundert nichts, und was auch kommen soll.

Wehrm.: Da löscht das Licht! Und alles wird verschwommen . . .

Freiw.: Merkst du's denn noch nicht, daß was Heiliges naht?
(Die Tür fliegt auf; ein Geharnischter — der heilige Martin — steht darin, das Visier geschlossen, die Hände überm Kreuzgriff seines Schwertes gefaltet.)

Martin: Gott grüß' euch, Kameraden! Ein armer Soldat
Findet hier wohl ein Unterkommen?
Die halbe Nacht hab' ich verritten.

Freiw.: Du weißt ja, heiliger Mann, du brauchst nicht bitten.
Was du hier siehst, 's ist alles dein.

Martin: Der da scheint anderer Meinung zu sein.

Wehrm.: Ein Mann im Harnisch? Na, der soll woll nützen
Bei Maschinengewehr und Haubitzen.
Du bist ja verloren, eisern Gestell,
Vor mein achtundneunziger Modell!
(Er hat das Gewehr ergriffen und zum Schuß fertiggemacht.)

Martin: Du armer Tor! Kommst du denn niemals los
Von deinem Alltags-Kopfzerbrechen?
Willst du auch, wie einst Lazarus, sprechen:
Und wenn ein Engel oder ein Prophet
Vom Himmel käme, glaubten sie doch nicht.
Doch wenn ein Toter aufersteht,
So werden sie glauben!

Freiw.: Fühlst du denn nicht,
Daß ein Heiliger zu dir spricht?

Wehrm.: Ich bin ein Lutheraner, bin Protestant!
Heilige sind mir unbekannt.

Martin (zornig): Mensch, auf die Knie! Sonst merkst du unverweilt:
Das Schwert, das einst diesen Mantel zerteilt
(den halben Mantel hochhaltend),
Haut in zwei Hälften deinen Leib
Zu meinem heiligen Zeitvertreib.
(das Visier öffnend)
Sprich, weißt du endlich, wer ich bin?

Wehrm. (kniend): Sankte Martine!

Freiw.: Sankt Martin!

Martin: Das ist mit euch Menschen schon ein Leiden!
Ihr wollt nicht fühlen, man muß euch schneiden.
Das steht und gafft, kratzt sich in Haaren —
Gottvater selber müßte schrein.
Und kommt man nicht im Zorn dahergefahren . . .

Wehrm.: Herr Heiliger Martin, wollet verzeihn!
Wir sind hier Posten in Feindesland,
Und Feind ist alles, was unbekannt.
Hätt'st du nur gleich das Visier aufgeschlagen,
So wollt' ich nichts sagen.
Das Gitter war schuld, Herr Engelsmann,
Ich sah dich für einen Serben an.

Martin: Um eine Ausflucht seid ihr nie verlegen.
Doch sei dir verziehn.
Steht auf von den Knien,
Nehmt meinen Gruß und heiligen Segen.

Freiw.: Was bringst du, heiliger Mann, in heiliger Nacht?

Wehrm.: Gib uns das Gute, was du mitgebracht.
(Sie stehen auf.)

Martin: Setzt euch und streckt die Füße ans Feuer.
Ich weiß, ihr friert.

Wehrm.: Den halben Ofen nimm,
Herr Heiliger!

Martin: Wehrmann, Wehrmann, du bist schlimm!
Mein Blut ist warm von Himmelsglut, und euer
Irdischer Frost ist lieblich ihm und linde.
Hört nun die Botschaft, die ich euch verkünde.
Es war einmal eine heilige Nacht.
Da hatte der Herr sich ein Wunder erdacht,
Den eigenen Sohn auf die Erde zu geben,
Die Menschen zu führen zu besserem Leben,
Die Menschen zu lehren für ewige Frist,
Was Wohlgefallen und Friede ist.
Es mußte drum in Feld und Hain
Ein jedes Ding sein stille sein.
Da ist entschlafen die Natur.
Drei Hirten auf dem Felde nur,
Die merkten nichts; die haben gewacht,
Schwatzten laut, um bei ihren Schafen
Nicht einzuschlafen,
Und war doch heilig, heilig die Nacht.
Einfältige waren's. Von ihnen es heißt:
Die Einfältigen selig sind,
Sie werden schauen den heiligen Geist!

Digitized by Google

Und wie nun die göttliche Stunde beginnt,
Drin geboren wurde das Christuskind,
So mußte Gott zu diesen drei'n
Einen Engel senden, ihr lautes Schrein
Mit Gloria zu überschallen.
Freude, sang er, und Wohlgefallen.
Da wurden sie still bei dem himmlischen Schall
Und sahen den Stern über Bethlehems Stall,
Liefen und sahen das Kind auf dem Stroh,
Streckten die Hände und waren froh.

Es hielten aber in dieser Nacht
Noch andere drei eine Reisewacht.
Die hatten lange den Stern erkannt.
Die wußten: es wurde ein König geboren.
Das waren freilich keine Toren!
Drei Weise waren's, aus Morgenland,
Auch die Könige zubenannt.
Sie kamen mit Jaspis, Topas und Rubinen,
Dem König zu dienen,
Kamen und sahen das Kind auf dem Stroh,
Leerten die Hände und waren froh.

Zweitausend Male bald ging Jahr um Jahr.
Ach, wiederum ist eine Hirtenschar
Im Felde wach. Wohl mehr sind's als nur drei,
Millionen sind's! Und ihr seid auch dabei.
Freilich zu euch, ihr schlaflos Frommen,
Muß kein himmlischer Botschafter kommen,
Euch zu gemahnen.
Ihr hört euch zu Häupten die heiligen Fahnen
Rauschen und rauschen bei Tage und Nacht,
Ihr haltet fürs Vaterland treuliche Wacht.
Nur als ein Kundschafter ward ich bestellt,
Laßt euch nicht irren von seinem Geschelt!
Ich ritt vom Nordmeer, ihr nennt's den Kanal,
Durch Ebnen und Ströme, Berg und Tal;
Ich habe die tausend Hüter gesehn,
Ihre Feuer im Wald, in den Tälern, auf Höhn,
Ich sah, wie fleißig ihr Wache haltet!
Und wenn ums Gewehr ihr die Hände euch balltet:
Die Herzen beten ohn' Händegefalt:
Gib Frieden Herr!

Wehrm.: Ja, gäb er ihn bald!

Martin: Ich aber hab' — und verkünd es euch laut —
Auch die heiligen drei König' erschaut.
Könige? Nun, drei Kaiser sind's!
Sollt' ich erst nennen die Namen hier?
Ein Aar und ein Doppelaar ist ihr Panier,
Ein Halbmond steht über des Dritten Provinz.
Die trafen zusammen, die folgten von fern
Dem Stern der Weihnacht, dem Friedensstern.
Was ist edler als ein edler Stein?
Was ist röter als roter Rubein?
Edler und röter als Königsgut
Ist Blut ihrer Völker, ist Herzensblut.
Das müssen sie bringen, wie bitter es tut,
Das müssen sie bringen die Könige drei,
Daß wieder Friede auf Erden sei.
Sie sehen allein — das sei euch gewiß! —
Den Friedensstern in der Finsternis.
Und — so wahr ich Sankt Martin bin! —
Sie kommen hin!

Ein Wörtlein noch, zuvor ich scheide:
Weihnacht, das wißt ihr, ist ein Fest der Freude,
Wie einst vom Himmel hoch der Engel sang.
Da ist's gekommen in der Jahre Gang,
Daß sich die Menschen, um sich zu erfreuen,
Mit Gaben bedachten,
Die Nacht recht hell von Lichtern machten.
Nun sagt, wer kann am besten fröhlich sein?
Das sind die Kinder. Sie bekamen immer
Beim Lichterschimmer
Das meiste beschert.
Doch, wie ihr wißt, in dieser Zeit
Des Blutes und der Schrecklichkeit
Ist viel geworden umgekehrt.
Väter und Brüder, die sonst entbrannten
Den Lichterbaum, die stehen im Feld.
Da sind die Kinder aufgestanden:
Die Knaben brachten ihr Taschengeld
Für Lichter und Briefpapier, Backwerk und Bücher,
Für Hemden und Tabak und Taschentücher.
Die Mädchen saßen fleißig gebückt,
Haben gehäkelt, haben gestrickt,
Daß Vater nicht friert, daß Bruder nicht friert;
Dann haben sie mächtige Packen geschnürt
Und ins Feld geschickt.
Die frommen Kinder im deutschen Norden,
Selber sind sie Christkinder geworden,
Freude zu bringen nach West, Ost und Süd.
Nun seht, was geschieht:
Allüberall, so weit ihr mögt wandern,
In Frankreich und Polen, in Kurland und Flandern,
Allüberall, wo sie traurig sind,
Und einsam und bitter nach Hause denken,
Da kommt zur Tür herein ganz leis ein Kind —
(Er streckt die Linke nach rückwärts und zieht ein kleines Mädchen in Hauskleid und Schürze herein, das ein großes Paket auf den Armen hält.)
Die beiden Arme selig voll Geschenken.
Und spricht:

Kind: Lieber Vater und Bruder mein,
Was sitzt ihr hier so im Dunkel allein?
Ich bringe euch Lichter, da wird's um euch hell!
Ich bin gelaufen, wer weiß wie schnell,
Damit ich nur käme zur rechten Zeit,
Und — —

Freiw.: Was ist das? Gretel? Es stürmt ja und schneit!

Wehrm.: Ach, Liese heißt sie! Was fällt dir denn ein!
Das ist mein jüngstes Töchterlein.

Freiw.: Mein Schwesterchen ist es, ich kann doch sehn!
Sie muß seit Ostern zur Schule gehn.

Martin: Ihr müßt das Kind nicht unterbrechen!
Wie soll sie denn richtig zu Ende sprechen?
Nun? Was solltest du weiter sagen?

Kind: Viel Grüße hat Mutter mir aufgetragen,
Und uns ging' es soweit ganz gut,
Wenn euch nur die Kälte nicht weh tut.
Und — (nach einem Stocken erleichtert) und hier ist auch das Paket.
Und nun muß ich fort.

Wehrm.: Kind, es schneit ja und weht!

Kind: Ach, um das Wetter seid nur nicht bang!
Ich schwebe so leicht wie ein Glockenklang —

Freiw.: Aber Kind, in dem dünnen Zeug!

Kind: Ade, ade! Schon bin ich weit von euch!
(Es schwindet.)

Wehrm.: Da ist sie wahrhaftig aus der Tür!
Liese, so laß das Paket doch hier! (Er will ihr nach.)

Martin: Halt! Das Wunder ist zum Sehn,
Rührst du's an, so wird's vergehn!
Halt!

Wehrm. (gegen ihn andringend):
Aber das Kind in dem finstern Wald!
Ich muß . . .

Martin: schwindet, die Tür fällt zu.

Wehrm. (die Tür aufstoßend):
Da sind sie verschwunden beide!

Digitized by Google

Stimme St. Martins aus dem Wald:
Frieden und Freude! Frieden und Freude!
(Nach einem langen Schweigen)
Wehrm.: Was war nur das? Da muß ich doch sagen — —
Freiw.: Mein guter Alter, da hast du gar
Das Wunder selbst entzweigeschlagen.
Wehrm. (fällt wieder auf seinen Stuhl; Schweigen. Im offenen Fenster erscheinen die Gesichter der Patrouille, Unteroffizier und zwei Mann, von denen einer ein Paket, dem vorigen ähnlich, trägt.)
Unteroff.: Na, dies ist gottvoll! dies ist wunderbar!
Da hocken sie ums Feuer her! Ihr Bauern,
Wie lang soll's noch dauern,
Daß Haltung euch in die Knochen fährt?
(Sie springen auf und nehmen Haltung.)
Unteroff.: Nennt ihr das Posten stehn? Ich bin empört!
Wehrm.: Ist der Gefreite denn nicht vorhanden?
Unteroff.: Was für'n Gefreiter?
Freiw.: Ich weiß nicht, — wir kannten
Ihn beide nicht; es war finster und schneite,
Da war er auf einmal an unsrer Seite
Und sagte, er käme mit, und dann —
Wehrm.: Er hatt' einen Harnisch —, ich meine — pardon! —
Er hatt' einen preußischen Mantel an,
Aber es war so'n Steiermärker,
So'n — Kaiserjäger.
Unteroff.: Ja, Feuerwerker
Aus des Deubels sein Bataillon!
Still geschwiegen! das kenn' ich schon!
Na, diesmal soll's euch den Hals nicht kosten.
Schließlich ist Weihnacht, der Serbe heidi.
Parole, Kerle!
Wehrm.: Gallipoli!
Freiw.: Gallipoli!
Unteroff. (zu dem Soldaten mit dem Paket):
Müller, Sie bleiben hier bei dem Posten.
Wehrm.: Herr Unteroffizier —
Unteroff.: Still sind Sie!
Soldat: Herr Unteroffizier, — un das Paket?
Unteroff.: Ihr sollt't euch was schämen!
Eigentlich sollt' ich es wieder mitnehmen! (Ab.)
Soldat: Ein Feldpostauto kam noch spät
Mit der Fuhrparkkolonne. Nu laßt das Döser
Und vergeßt nich mich abzulösen.
(Er reicht das Paket durchs Fenster dem Freiwilligen.)
Wehrm.: Mensch, ich staune! Ich muß mir zwacken!
Träum ich! Das ist ja derselbigte Packen,
Den eben das Kind —
Freiw. (Mit dem Paket bei der Ofenglut niederkniend, um die Aufschrift zu lesen):
Sieh nur: Kinderhand,
Ganz schief, hat die Adresse geschrieben:
An einen lieben,
Fremden Soldaten in Feindesland.
Wehrm.: Wir sind aber zweie!
Freiw.: Messer her!
(Er öffnet das Paket auf dem Tisch.)
Wehrm.: Mensch, bald wundert mir gar nichts mehr!
Freiw.: Tannenzweige!
Wehrm.: Wie schön das riecht!
Ja, unsere Fichten, die wachsen hier nicht.
Freiw.: Hier! wollene Strümpfe!
Wehrm.: Die sind aber feste!
Mensch, die nehm ich!
Freiw.: Dann nehm ich die Weste!
Wehrm.: Weste, Jung?
Freiw.: Tabak hier! und eine Pfeife!
Wehrm.: Ja, die olle war längst nichts wert.
Paß auf, du kriegst noch ein Schaukelpferd.
Freiw.: Hier, das sind Lichter! Und hier, das ist Seife!
Halt, die bleibt mein!
Wehrm.: Na, du kannst sie mir manchmal leihn.
Ist das schon alles?
Freiw.: Nur weiter suchen!
Wehrm.: Pfefferkuchen! Pfefferkuchen!
Das Übrige ist bloß Papier ohne Währung.
Junge, das ist eine Weihnachtsbescherung!
Mach', daß der Kram vom Tische verschwindet,
(die Papiere vom Tisch fegend)
Und denn die Lichter angezündet.
Freiw.: Ja, hätt' ich den Baum nur!
Wehrm.: Unsinn! frisch,
Auf dem Tisch, auf dem Tisch!
Wie die Hand dir bebt!
(Er steckt ein Licht an, tröpfelt Stearin auf die Tischplatte und klebt es fest, die übrigen im Kranze ebenso.)
Angezündet und festgeklebt!
Freiw. (ganz verwirrt von dem Anblick):
Da brennen sie!
Wehrm. (ebenso):
Herr Gott noch mal!
Freiw.: Hörst du's? Sie singen unten im Tal.
(Er tritt ans Fenster und lehnt sich hinaus.)
Wie's mit dem Winde schwillt und flieht!
(Der Gesang: Stille Nacht, heilige Nacht! wird erst ganz von fern, dann lauter, zuweilen abgerissen, hörbar.)
Wehrm.: Wahrhaftig, sie singen ein Weihnachtslied!
(Nachdem sie eine Weile zugehört, plötzlich ausbrechend):
Mensch, jetzt weiß ich's!
Freiw. (vom Fenster her):
Was weißt du? nur weiter!
Wehrm.: Der heilige Martin war unser Gefreiter!
Sahst du nicht —
Freiw.: Ich glaube gar . . .
Wehrm.: Wie ähnlich einer dem andern war!
Freiw.: Es war ja stockdunkel!
Wehrm.: Mensch, aber die Bärte!
Und wie er uns jedem die Hälfte verehrte!
Freiw.: Daß ich's nicht spürte!
Wehrm.: Brot halbierte, Zigarre halbierte!
Freiw.: Wirklich!
(Nach einer Pause):
Und wie ist das wundersam,
Daß uns Sankt Martin aus Oesterreich kam!
Wehrm.: Nein, sieh nur die Kerzen! sie nicken und winken . . .
Wie Kindergesichter —
Freiw.: Wie Augenblinken . . .
Wehrm. (tief gerührt, fängt an, Pfefferkuchen zu essen; mit dem Kauen und den Tränen kämpfend, verzweifelt):
Nee, Luise! ach nee, ach nee!
Freiw.: Leise und leiser fällt der Schnee!
Der deckt die Spur von Sankt Martins Schritt.
Nun mitsingen, Alter!
Wehrm.: Ich sing ja schon mit!
(Sie fallen in den Gesang ein; nach einer Weile fällt der Vorhang.)

Gertrud Bäumer/Unsere unsichtbare Heerstraße

Auf unsichtbarer Heerstraße geht alle Tage und Nächte eine Millionenfahrt nach Osten und Westen, nach Nord und Süd, in verschneite Ebenen, über Berge und hinaus auf das Meer: die stumme Millionenfahrt der deutschen Herzen zu den Männern an der Front,

Digitized by Google

Wer sie doch einmal sichtbar machen könnte, diese Flut von Sehnsucht und Stolz, von allem kostbarsten Seelengut der Heimat! Wenn sich doch wie über den Hirten auf dem Felde, über den Gräben und Unterständen die unsichtbare Welt auftun und ihnen alle Liebe, die ihnen gehört und heiß und verschwiegen zu ihnen drängt, als eine sichtbare strahlende Herrlichkeit zeigen könnte!

Denn es ist ja so wenig von allem Herzensleben den Menschen gegeben in Worte zu fassen und wieder aus Worten zu erraten! Das Volkslied singt:

Hätt' ich einen Schlüssel von rotem Gold,
Mein Herz ich dir aufschließen wollt'!

Aber wo ist der goldene Schlüssel, der alle Frauenherzen der Heimat aufzuschließen vermag, daß sie ihre Schätze wirklich zeigen können! Die geschriebenen Worte der Briefe und die Weihnachtsgaben können ja nur ein ganz klein wenig von aller schweren heißen Liebe über den Abgrund der Ferne tragen. Sie ist viel größer als alle Worte und Zeichen.

Sagen Worte etwas von der Dankbarkeit, die allen Frauen in der Heimat, den Geschützten und Geschonten, wie Atem und Pulsschlag geworden ist, ein selbstverständliches immer waches Gefühl, das jede Stunde durchzieht, in jedem Gedanken mitlebt, bei jeder Nachricht von Gefahr und Sieg neu aufflammt?

Sagen Worte genug von der sehnsüchtigen Mühe jeder Stunde, sich das Leben draußen vorzustellen, sich ein rechtes Bild zu machen von dem, was geleistet und erduldet werden muß, um aus dieser Vorstellung heraus das Rechte zu treffen im Ausdruck der heißen Anteilnahme?

Lassen sie sich aussprechen, alle diese heimlichen Sorgen, ob da draußen nicht alle die kleinen vertrauten Dinge des häuslichen Miteinanderseins wesenlos werden und ob Briefe die Macht haben, so unvorstellbar gewaltigen Eindrücken gegenüber das liebe zarte Bild der Heimat mit all ihrem traulichen, schlichten und doch so vielbedeutenden Kleinkram lebendigzuerhalten?

Kann man es beschreiben, dies merkwürdige Auferstehen des Abwesenden aus dem Entbehren? Wie jede Stunde, die er nicht teilt, sein Bild zeichnet, jedes Erlebnis, bei dem er fehlt, sein Wesen lebendig werden läßt, wie die Sehnsucht ihn sich neu zu eigen macht, Zug um Zug, aus allen Lücken, die sie schmerzlich empfindet, ihn wieder erwirbt, alles Unbeachtete und lange nicht mehr Gefühlte wie ein neues kostbares Gut?

Und wie kann es ausgesprochen werden, dies Herzklopfen des Wiedersehens und diese merkwürdige Reue der neuen Trennung, daß man nach so viel Sehnsucht und Sorge doch nicht genug einander gesagt und gezeigt und den kostbaren Schatz dieser Tage nicht heilig genug gehalten habe?

Auf unsichtbarer Heerstraße wandern Tag und Nacht unzählbare Seelen aus der Heimat. Eine unsichtbare Heerstraße verbindet Heimat und Fronten. Die Millionen, die auf ihr gehen, tragen alle die gleiche Uniform der Dankbarkeit, der Sehnsucht, des Stolzes. Gewiß, viele von ihnen deckt der Staub der Alltäglichkeit und mancher menschlichen Bürde. Die Zeit liegt schwer auf manchen schwachen Schultern. Und doch: wenn die heilige Nacht uns die Kraft schenkte, diesen unabsehbaren Zug zu schauen, er wäre die strahlende Offenbarung einer Liebe, die nie so tief und wach war als in dieser Zeit gemeinsamer großer Pflicht.

Ein Fragment des Euripides

Heil'ge Erde und du Himmelsäther droben,
Euch entsproßt der Menschen und der Götter Los.

Feucht lebend'ge Kräfte senken sich von oben,
Mensch und Tier und Blüte steigt aus ihrem Schoß.

Erde, aller Wesen Mutter, was du schufest,
Läßt es einstens wieder in die Tiefe gehn.

Aether, der du um Gestirne schweifst, du rufest,
Was von dir entstammt, dereinst zu Himmelshöhn.

Formen zwar zerbrechen und Gestalten,
Ewig wird sich, was da war, entfalten!

Uebertragen von Walther Kranz.

Gottfried Traub / Feiertage

Furcht ist Mangel an Vertrauen
in Gottes Vorsehung. Bismarck.

Alle Schöpfung beginnt mit dem Wort „Fürchtet euch nicht!" Der Mut zu schaffen, zu wachsen und zu ordnen, kommt einzig aus dem Vertrauen. So erleben wir's heute wieder, da in dunkler Nacht der Völker der Ruf zu uns kommt: „Fürchtet euch nicht!" Nur in solcher Unverzagtheit wird man das künftige Deutschland schaffen, nur in solcher Gewißheit feiern wir heute unsere stillen Feste.

Es hat einmal jemand gesagt, wenn man in einen Topf, in welchem noch ein Tropfen Essig ist, eine ganze Maß süße Milch schüttet, so wird der Essig nicht durch die Milch kuriert, sondern die süße Milch wird sauer. Diesen Spruch merkte ich mir zur Weihnachtsfeier. Wir wollen keine süße Feier, noch weniger eine saure; wir wollen eine echte erleben. Zur Zeit der Geburt Jesu sah es nicht so aus, als ob bald ein Licht voll neuen Scheins über die Welt ginge. Die junge Hoffnung war das Eigentum einiger weniger. Ein Menschenalter ging darüber weg, ehe Jesus seine Sendung offenbarte. Nichts im äußeren Verlauf der Dinge schien darauf hinzuweisen, daß der Mann da sei, der die Welt aus ihrer Unruhe zur Gottesruhe führen würde. Doch war er da; doch ging das furchtlose Vertrauen durch die Zeit, daß sie erfüllet sei. Was sind wir oft kleingläubig dagegen! Als voriges Jahr der Baum brannte, sah es ganz anders um unser Schicksal aus. Da konnte man sich noch fürchten. Die Monate, die hinter uns liegen, brachten uns Erfolg um Erfolg. Ungeahntes ist Wirklichkeit geworden. Ach, ich kann ja nichts Neues *sagen*; aber ich weiß, wie viele, viele heute das gar nicht recht deutlich *sehen*, nicht messen, nicht schätzen. Sünde wär's, wollte man diesen Blinden nicht ihre Augen öffnen und so laut, wie ein volles Herz es vermag, in die deutsche Welt hineinrufen: „Fürchtet euch nicht!" Ich weiß, wie scharf heute mancher „Essig" säuert, wie heiß viele Wunden brennen, wie in der Stille viele Tränen fließen. Alles das ist Tatsache. Aber gerade so wie einst vor Hunderten vor Jahren bei jener Geburt die Hoffnung und die Kraft in der *Seele* der Menschen wuchs, ohne auf äußere Bürgschaft zu warten, so fordert auch heute Weihnachten von uns, daß wir unser Herz zuerst in Ordnung bringen. Dort soll Ruhe herrschen, Gottesruhe. Ewiger Dank soll all unsere Gedanken durchströmen, so daß wir, von ihm erfüllt, keinen Raum haben für andere Empfindungen. Sie zwar verbieten, wäre grausam und unmöglich; aber sie überströmen lassen von dem hellen Licht des „Fürchtet euch nicht!" — das ist unser aller seliges Recht.

Auch ein Kind Gottes liegt heute in Nässe und Kälte, Wind und Wetter: das ist das junge Deutschland. Man hat es wegweisen wollen von vielen behaglichen Wohnungen und ihm seinen Platz streitig gemacht. Im Schützengraben unter tropfendem Regen und in steter Gefahr schützt es sein junges Leben für die Zukunft. Kein rednerischer Vergleich, heute nicht am Platze wäre: nein, die Hoffnung, die aus eines Volkes Mutterschoß sich losringt, spricht selbst laut und warm zu uns: „Fürchtet euch nicht! Es kommt das Jahr des Heils! Die Zeit wird erfüllet! Die Angst gehet vorbei und der neue Leib des deutschen Volkes wird geschaffen." Es gibt keine größere Freude, als wenn der Mensch zur Welt geboren ist, und kein anderes unvergleichliches Glück, als wenn ein Volk aus Tod, Nacht und Verderben heraus seinen neuen Tag erlebt. Wir sind gewiß, daß wir ihn schauen. Je zweifelloser wir sind, desto stärker wird unsere Macht. Je weniger wir schwanken,

Digitized by Google

desto köstlichere Zeit hat die Knospe, um zu reifen und Frucht zu tragen. So feiern wir Weihnachten: der Himmel öffnet sich, und eine Stimme wird laut über Dächern und Gräbern, Wegen und Gräben, die ruft: Fürchtet euch nicht!

Soziale Bewegung

Der Krieg als Erzieher zur Einigkeit. Längere Verhandlungen der Groß-Berliner Arbeitsnachweise mit den Gewerkschaften über die Schaffung einer einheitlichen Zentrale für die Arbeitsvermittlung nach dem Kriege sind jetzt abgeschlossen. Die freien Gewerkschaften haben zur Zentralvereinigung für Arbeitsnachweise ihren Beitritt erklärt. Damit gehören nunmehr der Zentralvereinigung alle Gewerkschaften und Arbeitsnachweise Groß-Berlins an. Aufgabe der Zentralstelle ist es, nach Beendigung des Kriegs für die Unterbringung der heimkehrenden Soldaten in den verschiedenen Berufen Sorge zu tragen und zu vermeiden, daß sich in einzelnen Berufen und Bezirken Groß-Berlins ein Ueberangebot von Arbeitskräften bemerkbar macht, während anderwärts die Nachfrage nicht gedeckt werden kann.

Tariferschütterung durch den Krieg. Die Organe der Buchdrucker bringen einen Aufruf, wonach der im Buchdruckgewerbe fortgesetzt und immer nachteiliger sich fühlbar machende Mangel an gelernten Gehilfen die Veranlassung gegeben hat, daß sich die im Gewerbe maßgebenden Stellen: als Prinzipalsorganisation der Deutsche Buchdruckerverein, als Gehilfenorganisation der Verband der Deutschen Buchdrucker und der Gutenbergbund und ferner das Tarifamt der Deutschen Buchdrucker, zu einer Aussprache über die durch den Krieg geschaffene schwierige Lage des Buchdruckgewerbes zusammengefunden haben. Es ist in dieser Besprechung nachgewiesen und übereinstimmend als zutreffend anerkannt worden, daß der schon vorhandene und sicher noch weiter um sich greifende Personalmangel den verantwortlichen Stellen im Buchdruckgewerbe die Pflicht auferlegt, dafür Sorge zu tragen, daß dem Stillstande der einzelnen Betriebe durch Gewährung tariflicher Ausnahmen gesteuert werden müsse — im Interesse des Gewerbes und der Tarifgemeinschaft sowohl als im Interesse des sooft und von allen Seiten und Parteien betonten Durchhaltens bis zur glücklichen Beendigung des Kriegs. Seitens sämtlicher anwesender Vertreter wird anerkannt, daß das Tarifamt berechtigt und verpflichtet ist, auf besonderen Antrag der einzelnen Firmen tarifliche Ausnahmen zuzulassen, damit die durch Personalmangel in ihrer Betriebstätigkeit behinderten Betriebe in der Lage sind, ihre Tätigkeit weiter ausüben zu können. In Rücksicht darauf, daß das Tarifamt solche Ausnahmen bereits zugelassen hat, die Möglichkeit der Erlangung solcher Ausnahmen aber nur einem Teile der Mitglieder der Tarifgemeinschaft bekannt geworden ist, wird beschlossen, in den Organen der Tarifgemeinschaft ausdrücklich bekanntzugeben, daß diejenigen Firmen, deren Betriebsmöglichkeit durch Personalmangel nachweisbar in Frage gestellt ist, sich mit entsprechend begründeten Wünschen an das Tarifamt wenden mögen.

Ein Jubiläum des unteren Beamtentums. Ohne besondere Feierlichkeit, die in diesem Kriegsjahr nicht angebracht war, aber doch nicht unvergessen, ist diesmal der 1. Dezember vorübergegangen als ein wertvoller Erinnerungstag für das gesamte untere Beamtentum. An diesem Tage waren nämlich nach der „Deutschen Unterbeamtenzeitung" 20 Jahre vergangen, seit zum ersten Male eine Zeitschrift für untere Beamte in Deutschland erschienen war. Der jetzige Generalsekretär des Verbandes der unteren Post- und Telegraphenbeamten, Herr E. Remmers, ließ am 1. Dezember 1895 zum ersten Male den „Deutschen Postboten" als Fachzeitung für die unteren Postbeamten erscheinen und hatte damit das erste Blatt für untere Beamte in Deutschland gegründet. Ueber die Kämpfe, Erfolge und das Schicksal dieser Zeitschrift zu reden, ist heute nicht die Zeit. Die Formen haben sich geändert, der Geist ist mit den Bedürfnissen der Zeit fortgeschritten und hat sich entwickelt; aber der Gründer ist sich treu geblieben und denen, die er rief. Weit über den Kreis der unteren Postbeamten hinaus drang der Ruf und weckte Nachfolge, und viele Kollegen im unteren Beamtentum aller Verwaltungen haben den „Deutschen Postboten" gern gelesen, weil sie darin ihre eigene innere Stimme wiedererkannten. Aus der ersten kleinen Gemeinde, die sich zusammenfand, und die von Tag zu Tag zunahm, sind in den 20 Jahren mehr als 100 000 geworden, und die damals begonnene Arbeit hat reiche Früchte getragen, denn heute weiß jeder untere Beamte, wo er hingehört, und daß die Zugehörigkeit zur Organisation seine oberste Pflicht ist.

Kriegsliteratur

Weltwirtschaftliches Archiv. Zeitschrift für allgemeine und spezielle Weltwirtschaftslehre. Herausgegeben von Dr. sc. pol. Bernhard Harms, ord. Prof. an der Universität Kiel. Jena 1915, bei Gustav Fischer. 6. Band, 2. Heft. Oktober 1915. 426 S.

Inhalt: Ferdinand Tönnies, Die historisch-geographischen Richtungen der Neuzeit; F. Keutgen, Die Entstehung des britischen Weltreiches (Schluß); C. F. Drechsel, Die internationale Meeresforschung, ihre Organisation und Tätigkeit; Otto von Zwiedineck, Die handelspolitischen Beziehungen Serbiens zu Oesterreich-Ungarn (Schluß); Walter Hoffmann, Deutsche Banken in der Türkei; Julius Landesberger, Das Geld- und Kreditwesen im Kriege; Zur weltpolitischen Bedeutung der Preßtelegrammgebühren; Literaturübersicht; Erich Zechlin, Chronik der Weltpolitik; Sigmund Schilder, Die Gebiete der offenen Tür im Jahre 1914; Friedrich Hoffmann, Großbritanniens Schiffsverkehr; N. Hansen, Amerikas Schiffbauindustrie, Schiffregistrierung und der Weltkrieg; Bemerkungen zum transatlantischen Verkehr während der ersten sechs Monate des Krieges; Die Schaffung und Ausgestaltung eines unabhängigen deutschen Weltnachrichtendienstes; Die direkte Kabelverbindung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten; Cölns Telegrammverkehr nach dem Auslande im Jahre 1913; Bernhard Harms, Der Außenhandel der Vereinigten Staaten von Amerika; Ludwig W. Schmidt, Export der Vereinigten Staaten vom 1. Juli 1914 bis 31. März 1915; Die Preisentwicklung auf dem englischen Eisenmarkt unter der Einwirkung des Krieges; Lufft, Die Wirtschaftsentwicklung in Amerika unter dem Einfluß des Krieges; Leo Barbar, Die finanziellen Folgen des Balkankrieges für Bulgarien; Kölner Wechselkurse im Jahre 1913; New Yorks Rolle als Weltbankier; Wechselkurse in Buenos Aires, Bolivien, Valparaiso, Rio de Janeiro und Barcelona in den Jahren 1910—1914; F. v. Srbik, Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten von Amerika 1913/14; Die deutsch-überseeische Auswanderung 1912—1914; S. Tschierschky, Internationale Kartelle und private Vereinbarungen; Die Niederländische Ueberseetrustgesellschaft; Die Pan-Amerikanische Finanz-Konferenz zu Washington. Verschiedenes. Beilage zum Weltwirtschaftlichen Archiv: Joseph Mendel, Geldmarkt, Finanzen, Börsen und Warenmärkte im Weltkriege, international-vergleichende Uebersicht, Berichtszeit Anfang Dezember 1914 bis Ende Mai 1915.

Die Glocke. Sozialistische Halbmonatsschrift, herausgegeben von Parvus. München 1915, Verlag für Sozialwissenschaft. Jedes Heft 25 Pf., vierteljährlich 1,50 M.

Heft 5 enthält u. a.: Parvus, Die französische Offensive und die Arbeiter; Dr. G. Gradnauer, M. d. R., Die Irrungen der Minderheit; Heinr. Peus, M. d. R., Der Krieg als Förderer von Sozialismus und Demokratie; Herm. Wendel, M. d. R., Die Ideologie der Vaterlandslosigkeit; August Winnig, Weltpolitische Entwidlungen.

An Kriegsschriften aus dem sozialdemokratischen Lager sandte der Verlag der Internationalen Korrespondenz, Berlin-Karlshorst:

Konrad Haenisch, Der deutsche Arbeiter und sein Vaterland. 1915.

Derselbe, Wo steht der Hauptfeind? 1915.

Richardt Woldt, Großindustrie und Kriegswirkungen. 1915.

Hugo Poetzsch, Der Friede und die Internationale. 1915.

August Winnig, Der Burgfrieden und die Arbeiterschaft. 1915.

M. Beer, Jean Jaurès, sein Leben und sein Wirken; zur Erinnerung an seinen Todestag. 1915.

Derselbe, Sozialistische Dokumente des Weltkrieges. Eine Darstellung der Haltung der organisierten Arbeiter aller Länder zum Weltkrieg. 1. Heft. Politik und Krieg. — Grundzüge der englischen Politik. 1915. —

Unsere Feldgrauen über die Parteiwirren. I. 1915.

Bilder aus unserer Reichstagsfraktion. Von einem alten Parlamentarier. I. Die Mitte 1915.

Sämtliche Heftchen kosten je 10 Pf.

Der Krieg und das Schicksal der Kirchen Frankreichs — eine deutsche Antwort auf französische Anklagen. Von Joseph Löhr, Doktor der Theologie, beider Rechte und der Philosophie, zurzeit Festungsgarnisonpfarrer in Metz. Köln 1915. Verlag J. P. Bachem. Geheftet 1 M.

Im Anschluß an das Buch von Maurice Barrés, La grande pitié des égliss de France, klagt hier ein hochgelehrter katholischer Geistlicher Deutschlands die Franzosen der schlimmsten Kirchen-, Religions- und Geistesschänderei an, naturgemäß den antireligiösen Haß der kapitalistischen, Frankreich regierenden Bourgeoisie schärfer herausarbeitend, als es der kurze, mehr kunstgeschichtlich interessierte Aufsatz Hofmillers in den Süddeutschen Monatsheften (der Nummer Frankreich) über das Buch von Barrés tun konnte. Dieser Haß, dessen Ausbruch Barrés als Vandalismus, Barbarismus, Brutalität, Schweinerei, ewige Schande — bekannte Titel, nicht wahr? — charakterisiert, hat ein Gesetz zustande kommen lassen, das sogar den Gläubigen verbietet, für die Erhaltung ihrer Kirchen, selbst größter Kunstdenkmale, zu sammeln, den Staat außerstande setzt, Beihilfen zu geben, wenn die betreffende Kirche nicht „klassifiziert" ist, d. h. als Kunstdenkmal an sich staatlich abgestemwelt ist. Aber wie viele sind das? Vergeblich war das Bemühen Barrés, die Klassifikation aller bis 1800 entstandenen Kirchenbauten durchzusetzen. Darüber ist durch Gleichgültigkeit, Dummheit, Roheit der Bürgermeister und Präfekten Unendliches verlorengegangen. Was zerfiel, zerfiel, wurde als Steinbruch abgetragen, Kirchenschätze veraultioniert, Kirchen als Verkehrshinder-

Digitized by Google

nisse beseitigt. Die Zahl der zerstörten Bauten geht in die Hunderte. Aber man lese das in der vorzüglichen, tiefernsten Schrift Löhrs nach, oder bei Barrés selbst, dessen Buch überall, zumal im neutralen Ausland, verbreitet werden sollte. Auch unseren Nationalisten könnte seine Lektüre nicht schaden, zumal, was Barrés an tiefen Gedanken über den Zusammenhang von Religion und Kunst, Gotik und Musik, vorträgt. Daß der rationalistische Franzose aber der Kirchen- und Geistesschänder *Kar' ἐξοχήν* ist, beweisen die von Löhr stark unterstrichenen Worte eines Abgeordneten:

„Da Gott allmächtig sei, könne er die Kirchen erhalten; wenn er dies Wunder nicht wirke, so sei es eben nicht sein Wille, daß die Kirchen erhalten blieben."

„Ce qui nous gêne dans les églises . . . ." Diesen unvollendeten Satz Barrés ergänzt gegen ihn ein Zwischenruf: „C'est la réligion."

Und schon 1850 schrieb Michel des Bourges an Quinet: „O wie könnte ich einschlummern zu meinem letzten Schlaf unter dem Krachen der katholischen Kirchen, die unter den Schlägen des Volkshammers einstürzen."

In der verwüstenden, schändenden Tat selbst spricht sich dieser Haß und Hohn aus. Kunstfreunde, Gläubige treten für Erhaltung des St. Martinsturmes, des Wahrzeichens von Vendôme ein. Der Gemeinderat gibt ihnen nach, aber wie: er erhielt ihn, um eine Bedürfnisanstalt in ihm zu errichten. Bei den Arbeiten gefundene Gebeine werden unter der Abflußleitung begraben. Mit einem Grabstein, den man aus dem Friedhof reißt, wird die Grube verschlossen. Und als Sprachrohr des Gemeinderats frohlockt die Vendômesche Zeitung „Fortschritt": „Wohlan, wir errichten auf geweihtem Boden dem Gott der Verbauung einen Tempel."

Oder die Einwohner von Saint Coeur beklagen sich bei dem Unterpräfekten von Clermont, daß man ihren Kirchturm mit Dynamit gesprengt habe: „Worüber beklagt ihr euch?" — entgegnete er — „Ich habe euch prächtige Ruinen geschaffen; die Fremden werden sie besuchen, macht davor ein Drehkreuz und erhebt 20 Sous Eintrittsgeld; das bringt euch Geld ein."

„Man hat gesagt, das Königtum habe früher, um sich zu behaupten, Ruinen geschaffen, warum solle die Demokratie nicht das Recht dazu haben!" — meint ein Abgeordneter — „Es sei ja auch die Folge aller Kämpfe und Schlachten, daß Trümmer entstünden."

Also! Schotte.

Die deutsche Kaiseridee im Lauf der Jahrhunderte. Eine Auswahl wichtiger Aeußerungen und Zeugnisse, zusammengestellt von Friedrich Stieve. Delphin-Verlag in München. 1915.

„Der deutsche Kaisergedanke trägt einen religiösen Glanz. In ihm spiegeln sich Hauptzüge unseres Wesens. Er besagt nicht einfach äußere Herrschaft, sondern zugleich und unzertrennlich vereint damit geistige und sittliche Führung der Völker" . . . . Und „immer betrachtet er (der Deutsche Kaiser) sich als Beauftragter des ‚Königs der Könige', als Diener Gottes." Bei dieser Fassung des Problems ist es zu verstehen, wenn die mitgeteilten Zeugnisse gleichsam nur um die Kaiseridee, den Kaisertraum als Mittelpunktes in der Hauptsache allgemein von dem Bewußtsein einer deutschen Führerschaft, höchster weltgeschichtlicher Bestimmung sprechen, also auch solche gegeben werden, die sich unmittelbar auf die Kaiseridee nicht beziehen. Mit der Auswahl kann man nicht immer einverstanden sein. Daß für die letzten 1½ Jahrhunderte dieser Einwand nicht gilt, ist wohl Verdienst von Stieves ausgezeichnetem Mitarbeiter Karl Alexander v. Müller. Jedenfalls ist das schön ausgestattete Buch eine Freude. Auch gut und notwendig durch die Erinnerung an alte deutsche Träume. Das Träumen soll auch heut nicht ganz gestorben sein; aber wie sagt Jean Paul: „Ohne politische Träume stürbe jeder Staatskörper!" Schotte.

Der Krieg im Westen. Von Bernhard Kellermann. Berlin 1915, S. Fischer. 218 S.

Kellermann schreibt leidenschaftlicher als Madelung. Eine Sprache so bildhaft und lebensprühend, wie sie nur ein Dichter schreiben kann, ist der größte Vorzug dieses Buches.

Im Schützengraben. Von Albert Leopold. Stuttgart 1915, K. Thienemann. 114 S. 2 M.

Erlebnisse eines schwäbischen Musketiers auf der Wacht und beim Angriff in Polen.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" ins Feld und an Lazarette: Whs. in St. 5 M., Uoff. Sch. in D. 3 M., Schwester M. D. in E. 5 M., Fr. E. in G. 5 M., San.-Uoff. E. im Felde 10 M., Dr. T. in D. 10 M., Uoff. F. in L. 5 M., Werbeanwalt W. in B. 3 M., Dr. R. in B. 10 M., Pfr. Ph. in W. 10 M.

Bücher für Heer und Marine: Pfr. Sch. in Ixtingen: 13 Bücher, 2 Bde. Kunstwart, Frl. A. P. in Berlin: 3 Bücher, Schwester M. D. in Ellerstadt: 7 Bücher und 8 Nrn. „Wohin", Oberarzt Dr. W. in Heppenheim: 6 Bücher und verschiedene ältere „Hilfe"-Nrn., Verlag Georg Reimer, Berlin: 10 Naumann „Mitteleuropa", Frau Prof. B. in Zittau: 26 Hilfe-Nrn., G. in Wittenberg: 20 Bücher, 21 Zeitschriften, Frl. v. U. in Lichterfelde: 34 Bücher in deutscher, 16 in englischer und französischer Sprache, E. Sch. in Bielefeld: 13 Bücher, Pfr. H. in Malmsheim: 18 Bücher.

Für Elsaß-Lothringen: Durch Pfarrer W. in M. b. Darmstadt 25 M.

Für Ostpreußen: Durch Pfarrer W. in M. b. Darmstadt 25 M.

Für kriegsgefangene Deutsche: Durch Pfarrer W. in M. b. Darmstadt 5 M.

Für erblindete Krieger: Dr. Ihr. in Schw. 5 M., Hauptm. W. in Neu-U. 3 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe".

Briefkasten

Die **Einbanddecke** für den zu Ende gehenden Jahrgang 1915 der „Hilfe" ist erschienen und kann mit der dieser Nummer beiliegenden Postkarte bei allen Buchhandlungen und beim Verlage bestellt werden.

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Feldauflage der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des **Verlages der Internationalen Korrespondenz (J. K.), Berlin-Karlshorst** bei. Der Verlag stellt es sich zur Aufgabe, einen den Bedürfnissen der modernen Arbeiterbewegung entsprechenden Auslands-Nachrichtendienst zu organisieren. Näheres über dessen Ziele und Zwecke sagt der ausführliche Prospekt.

Das **Sanatorium Stolzenberg** in **Soden-Salmünster** teilt uns mit, daß es am 21. Nov. den Betrieb eingestellt hat, um notwendige Reparaturen durchführen zu können. Im Laufe der verflossenen Saison fanden in Stolzenberg neben den Privatkurgästen ca 100 kranke und verwundete Kriegsteilnehmer unentgeltlich Behandlung und Verpflegung (Offiziere gegen Erstattung d. Selbstkosten). Auch im kommenden Jahre gedenkt die Leitung des Sanatoriums neben den Privatkurgästen Kriegsverwundete aufzunehmen, soweit Platz vorhanden ist und die Mittel des Lazarettfonds reichen. Voraussichtlich wird die Anstalt Anfang März wieder eröffnet werden.

Wenn irgend **eine Musikrichtung Aussicht hat,** den Gefühlen des Volkes jetzt Rechnung zu tragen, so ist es die Harmoniummusik. Für diese schwere und große Zeit ist sie besonders geeignet, da sie zur Einkehr in sich selbst ladet und manchem bedrückten Gemüt Trost und Halt gibt. Harmoniums der Firma **Alois Maier** (gegr. 1846), Königl. Hoflieferant in **Fulda,** sollen sich durch den Wohlklang ihres Orgeltones und billigste Preise eines guten Rufes erfreuen. Illustr. **Kataloge, auch über Hausorgeln, von jedermann ohne musikalische Vor- und Notenkenntnisse** sofort vierstimmig spielbar, versendet die Firma umsonst.

Junger Schweizer Pfarrer, historisch, literarisch und ästhetisch gebildet, möchte längere Zeit in deutscher Großstadt zubringen und sucht passende Beschäftigung, am liebsten als Lehrer. Offerten mit allen näheren Angaben rasch erbeten unter **Sch. P. 20,** an die Geschäftsstelle der „Hilfe".

Für Feld, Etappe und Lazarett

sei vorzüglich empfohlen die

Sammlung Göschen

von der bis jetzt 765 Nummern zum Preise von 90 Pfennig für den handlich gebundenen Band erschienen sind.

Die Sammlung bildet eine leicht verständliche und übersichtliche Einführung in sämtliche Gebiete der Wissenschaft und Technik; in engem Rahmen, auf wissenschaftlicher Grundlage bietet jedes Bändchen zuverlässige Belehrung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Ausführliche Kataloge stehen unberechnet zur Verfügung.

Verlag der
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung
G. m. b. H., in Berlin W 10

Verlag: Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe") G. m. b. H. Berlin-Schöneberg. Verantwortlich für den geschäftlichen Teil: Else Kesting, Berlin.
Druck: Hempel & Co. G. m. b. H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 7/8.

Digitized by Google

30. Dezember 1915

Die Hilfe erscheint Donnerstag. Schluß der Redaktion Montag. Unverlangten Einsendungen ist stets das Rückporto beizufügen.

Vierteljahrspreis bei Buchhandlungen u. Agenturen 2,50 M.; beim Briefträger u. am Zeitungsschalter der Postämter 2,62 M.; beim Verlag in Berlin-Schöneberg 3 M.; nach dem Ausl. 3,50 M., ins Feld 2,50 M. Fernsprecher: Amt Lützow 5506, Postscheckkonto: Amt Berlin 8683.

Herausgeber: Dr. Friedr. Naumann

Die Hilfe

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Nummer 52

Anzeigen kosten: die 40 mm breite Nonpareillezeile 40 Pfennig, die 90 mm breite Reklamezeile 1,50 M. Einfache Beilagen: Tausend 12 M.

Bei Wiederholungen Preis-Ermäßigung. Entwürfe und Kostenanschläge werden ohne Berechnung gern zugesandt. Annahme durch den Verlag Berlin-Schöneberg u. durch sämtliche Annoncen-Expeditionen

Schluß der Anzeigen-Annahme: Freitag der vorhergehenden Woche

Inhaltsübersicht

Friedrich Naumann: Kriegschronik. — **Gertrud Bäumer:** Heimatchronik. — **Friedrich Naumann:** Es muß sein! — **Lic. Dr. Paul Rohrbach:** Drei Briefe zur baltischen Frage. **Dr. Paul Rühlmann:** Die Kirche in Frankreich. — **S. D. Gallwitz:** Heldenhaine. — **Helene Christaller:** In den Karpathen. — **Gottfried Traub:** Das Probejahr. — Soziale Bewegung. — Büchertisch.

Zum neuen Jahr!

Beim Abschluß des Jahres muß ich leider nochmals vom Gelde reden. Meine Bitte, für die Versendung der „Hilfe" ins Feld und in Lazarette uns die notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen, hat nicht ausreichenden Erfolg gehabt. Es sind bis jetzt etwa 1000 M. dafür eingegangen, während ich mitgeteilt habe, daß es sich um mehrere Tausende handelt. Wahrscheinlich haben noch viele unserer Freunde die Bitte nicht gelesen. Wer nähere Angaben wünscht, kann sie von dem Verlag der „Hilfe" erhalten, an den auch alle Geldsendungen zu richten sind. (Berlin-Schöneberg, Königsweg 6.) Es besteht so vielfach im Schützengraben und in den Lazaretten der Wunsch, die „Hilfe" zu lesen, daß es von uns aus falsch wäre, diesem Wunsche nicht entgegenzukommen. Wir haben es aus eigenen Mitteln getan, solange wir es konnten. Nun aber ist die Reihe an Euch! Laßt das neue Jahr nicht beginnen, ohne zu helfen!

Ein Jahr voll Arbeit ist auch für unser Blatt zu Ende gegangen. Zu unserer Freude sitzt unser Schriftleiter W. Heile wieder unter uns, nachdem er wie viele andere den Krieg am eigenen Leibe erfahren hat. Die beiden Chroniken sind von Woche zu Woche ihren Weg gegangen und werden im neuen Jahre fortgesetzt. In einiger Zeit soll bei G. Reimer eine gesammelte Ausgabe von Kriegs- und Heimatchronik des ersten Kriegsjahres erscheinen. Es sind noch immer die Monatsausgaben der Chronik auch vom ersten Jahre zu beziehen.

Was wir inhaltlich geboten haben, ist bei aller persönlichen Unabhängigkeit der Verfasser einheitlich in der Gesamtrichtung. Das ist im Kriege leichter als sonst, weil wir alle den Kriegspflichten in gleicher Weise gegenüberstehen. Dabei aber benutzen wir die Gelegenheit, um zu sagen, daß wir keineswegs für jede Einzelausführung unserer Mitarbeiter die persönliche Verantwortung übernehmen können. Es gibt auch in unseren Kreisen den Zukunftsfragen gegenüber etwas verschiedene Temperaturen, die ruhig nebeneinander wirksam sein dürfen, solange noch alles in Fluß ist. Wir alle lernen noch fast täglich durch den Krieg.

Was das neue Jahr draußen in der kämpfenden Welt bringen wird, wissen wir nicht, sind aber selbstverständlich entschlossen, unseren Dienst am Vaterlande nach besten Kräften fortzusetzen und erwarten dabei die treue Mithilfe unserer Freunde und Leser. Wer mit uns durch das alte Jahr gewandert ist, soll auch im neuen Jahre bei uns bleiben!

Es grüßt alle treuen Mitarbeiter, Mithelfer und Leser

Fr. Naumann.

Naumann / Kriegschronik

Montag, 20. Dezember.

Der neue Kaiser von China, Yüanschikai, erläßt eine Kundgebung, in der er aktenmäßig feststellt, warum er sich gegen seine Erhebung zum Kaiser gesträubt hat. Insbesondere macht ihm Schwierigkeit, daß er nach Beseitigung der vorhergehenden Dynastie einen Eid auf die Republik abgelegt hat. Soll er diesen Eid brechen, was als ein Mangel an Moral und Treue angesehen werden könnte? Entscheidend aber ist, daß der Wille des Volkes durch die gewählten Vertreter ihn nötigt, und er diesem einheitlichen Willen gegenüber sich der Verantwortung nicht entziehen kann. Nach dieser Begründung, die an napoleonische Vorbilder erinnert, stellt sich das neue chinesische Staatswesen als republikanischer Imperialismus vor. Diesen Charakterzug hebt auch der neue Kaiser in einer nach Nordamerika gerichteten Mitteilung hervor, in der es heißt: Die Beziehungen zwischen China und den Vereinigten Staaten sind stets sehr freundschaftlich gewesen, und eine Hauptsorge der neuen Regierung wird es sein, diese Freundschaft noch enger zu gestalten. Meine Regierung wird sich bemühen, die industriellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern zu fördern. — Demgegenüber verdient beachtet zu werden, daß nach Petersburger Meldungen der japanische Gesandte in Peking zugleich mit den Vertretern des Vierverbandes den vergeblichen Rat erteilt hat, die Errichtung der Monarchie noch aufzuschieben. Durch das alles wird der Eindruck abgeschwächt, als sei der Uebergang zum Kaisertum eine Entfernung vom Einfluß der Nordamerikaner.

Eine englische Militärkommission soll in Petersburg mit der russischen Militärverwaltung über gemeinsame persische Pläne verhandeln, um die deutschen Absichten zu durchkreuzen, welche sich durch Kleinasien und Mesopotamien hindurch bis nach Afghanistan und Indien erstrecken sollen. Als Heerführer einer sehr zu verstärkenden russischen Südarmee wird dabei der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch gedacht. Woher Rußland die Truppen und Heeresmittel für diesen neuen Vorstoß gewinnen soll, ist nicht angegeben.

Nachdem wir vor einiger Zeit in Berlin eine große Versammlung zur herzlichen Begrüßung unserer Bundesbrüder gehabt haben, ist nun in Wien im Festsaal der Handelskammer eine ähnliche Kundgebung veranstaltet worden, bei der Abgeordneter

Digitized by Google

Wedra den innigsten Zusammenschluß der mitteleuropäischen Reiche unter dem Beifall der Versammelten forderte.

Unter Führung eines amerikanischen Milliardärs Ford und in Uebereinstimmung mit dem früheren Staatssekretär Bryan ist eine Friedensexpedition von 60 Friedensfreunden, 54 Berichterstattern und 5 Filmphotographen aus Nordamerika zunächst in Norwegen eingetroffen, um nach Besuch der skandinavischen Hauptstädte sich für längere Zeit im Haag niederzulassen, mit der Absicht, von dort aus die Vermittlungsbestrebungen der europäischen Neutralen zu verstärken.

Dienstag, 21. Dezember.

Der heutige Tag steht ganz unter dem Eindruck der Abfahrt der englisch-französischen Belagerungsarmee vom nördlichen Abschnitt des feindlichen Angriffsgebietes auf Gallipoli. Schon gestern abend trafen die ersten frohen Telegramme aus dem türkischen Lager ein. Inzwischen besagt der Bericht des türkischen Hauptquartiers, daß am 18. und 19. Dezember bei Anafarta und Art Burun die türkischen Angriffsbewegungen begonnen haben. Der Feind versuchte eine Ablenkung des Kampfes auf das südliche Gebiet bei Sedd ul Bahr. In der Nacht vom 19. zum 20. Dezember schifften sich die feindlichen Truppen des nördlichen Abschnittes bei dichtem Nebel ein, so daß nicht ein feindlicher Soldat zurückgeblieben ist. Die Türken drangen bis zur Küste und machten sehr große Beute an Munition, Zelten und Kanonen. — Von englischer Seite aus erscheint derselbe Vorgang als ein längst beabsichtigter, wohlgeordneter Rückzug mit dem Zweck, die eingeschifften Truppen an anderer Stelle zu verwenden. Wahrscheinlich wurde die englische Absicht durch unsere türkischen Freunde einigermaßen beschleunigt. Man wird mit Spannung erwarten dürfen, ob die Engländer den Südzipfel von Gallipoli auch eines Tages halb freiwillig räumen, oder ob diese wichtigere und stärkere Position von den Türken im Sturm genommen werden muß. Der Munitionsmangel auf türkischer Seite ist glücklicherweise nun völlig beseitigt.

Im Deutschen Reichstag hat auf eine Anfrage vom Abgeordneten Bassermann Kolonialsekretär Solf Ausführungen darüber gemacht, daß die Regierung Bothas sich einen Kriegsgrund gegenüber Deutsch-Südwestafrika zurechtgemacht hat, indem sie auf der Landkarte einen von den Deutschen besetzten Ort Nakab-Süd vermittelst Grenzradierung zum englischen Ort umwandelte und dann behauptete, die Deutschen hätten das englische Territorium nicht geschont. Der Vorwurf, den europäischen Krieg zum Schaden aller Weißen nach Afrika übertragen zu haben, bleibt auf den Engländern sitzen.

Bei der Abstimmung über neue 10 Milliarden Kriegskredit vollzog sich die Abtrennung des linken Flügels der Sozialdemokratie, indem 20 Abgeordnete unter Führung des Abgeordneten Geyer ankündigten, daß sie gegen diese Kriegsausgaben stimmen wollen. Eine weitere Zahl von Sozialdemokraten entzog sich der Abstimmung. Soweit dieser Vorgang innerpolitisch ist, gehört er mehr in die Heimatchronik als in die Kriegschronik. Es muß aber auch an dieser Stelle gesagt werden, daß es eine unverantwortliche Schwächung der deutschen Einheit ist, wenn jetzt in diesem wichtigen Zeitpunkt und nach den Erklärungen des Reichskanzlers zur Friedensfrage ein Teil deutscher Abgeordneter sich zu einer Handlung entschließt, die nach außen hin nur ungünstig wirken kann.

Das bisherige Ergebnis der Kammerwahlen in Griechenland ist, wie zu erwarten war, ein Sieg der Partei des früheren Ministers Gunaris, der sich vollständig mit seinem jetzigen Nachfolger einverstanden weiß.

Der Befehlshaber der russischen Nordarmee, General Ruski, ist mit Dank des Zaren seiner Stellung enthoben worden. Nähere Angaben fehlen.

Nach Mitteilungen aus London beschränkt sich Italiens Anteil an der Fortsetzung des Balkanunternehmens des Vierverbandes auf 30 000 Mann, die nach Albanien übergeführt werden. Es hängt das offenbar damit zusammen, daß den Italienern bei ihrem Eintritt in den Krieg Häfen und Flottenstationen an der östlichen Küste des italienischen Meeres versprochen wurden. Ein gewisser Teil Albaniens soll allerdings auch von vornherein dem König von Montenegro versprochen worden sein. Was dieser merkwürdige Fuchs jetzt unter dem Druck österreichischen Angriffs noch schließlich beginnen wird, ist nicht abzusehen. Seine Höhle hat, wie es scheint, noch immer mehrere Ausgänge.

Die „Kölnische Volkszeitung" teilt mit, daß der Deutsche Kaiser für polnische Legionäre 40 Eiserne Kreuze erster und zweiter Klasse bestimmt und der Armee Gerock befohlen hat, zu Ehren der Legionäre ein dreifaches Hurra darzubringen. Das hat den Wert einer offiziellen reichsdeutschen Anerkennung der polnischen Legion.

Mittwoch, 22. Dezember.

Nach längeren Unterbrechungen haben die Franzosen am Hartmannsweilerkopf und am Hirzstein nördlich von Wattweiler mit Einsetzung erheblicher Kräfte einen Angriff gemacht. Es gelang ihnen dabei, die Kuppe des Hartmannsweilerkopfes, die nach dem offiziellen französischen Bericht allerdings schon seit Ende April in französischem Besitz gewesen sein soll, und dazu ein kleines Grabenstück am Hilsenfirst zu nehmen. Ein Teil der verlorenen Stellungen ist bereits zurückerobert. Ein Angriff bei Metzeral brach vor unserer Stellung zusammen. Das alles geschieht in Schnee und Schneetreiben.

Donnerstag, 23. Dezember.

Im Schweizer Nationalrat brachte Abgeordneter Greulich eine sozialdemokratische Anfrage vor, ob der Schweizer Bundesrat allein oder zusammen mit den Regierungen anderer Länder den Kriegführenden seine guten Dienste zur Einleitung von Friedensverhandlungen anbieten wolle. Der Chef des politischen Departements, Bundesrat Hoffmann, antwortete, daß ein solcher Schritt von vornherein dem Mißerfolge geweiht und der Mißdeutung ausgesetzt sei, solange nicht auf beiden Seiten der kriegführenden Parteien das Friedensbedürfnis im eigenen Lande hinreichend groß geworden sei. Der Bundesrat hält dafür, daß heute der Zeitpunkt für eine Vermittlung noch nicht vorhanden ist. Nach der Aufnahme, die die Erklärungen des Deutschen Reichskanzlers und des ungarischen Ministerpräsidenten in den kriegführenden gegnerischen Ländern gefunden haben, konnte der Vertreter der Schweiz kaum eine andere Antwort geben.

Im englischen Unterhaus hielt Carson eine erbitterte Rede über den Rückzug aus Gallipoli, worin er sagte: Wenn jetzt die Räumung der britischen Stellungen als eine Art Sieg gefeiert wird, warum hat man dann überhaupt unsere Soldaten monatelang in dieser Hölle gelassen? Das Unterhaus nahm eine Gesetzesvorlage einstimmig an, die eine Vermehrung des Heeres um eine Million Mann vorsieht. Ebensogut hätte man jede beliebige andere Ziffer einsetzen können, denn die Zahl der englischen Truppeneinstellungen hängt weniger von einem Kammerbeschluß ab, als davon, wie viele rekrutierungsfähige und kriegswillige Personen sich anwerben und ausbilden lassen, ohne daß dadurch die Munitionsfabrikation und die Heeresversorgung Schaden leiden. Lloyd George vertritt die Notwendigkeit, mehr Menschen in die Kriegsfabriken zu senden: „Wir brauchen für die neuen Fabriken 80 000 gelernte und 200 000 ungelernte Arbeiter. Davon hängt unser Erfolg im Kriege ab. Nur 8 Prozent der Maschinen, die Drehbänke herstellen, arbeiten des Nachts. Wir haben alles getan, um gelernte Arbeiter von der Armee beurlauben zu lassen; aber wir sind dabei auf den größten Widerstand gestoßen. Wir können nicht viel erreichen, solange die Gewerkschaften nicht zulassen, daß ungelernte Arbeiter und Frauen die Stellen von gelernten Arbeitern übernehmen. Die parlamentarischen Führer der Gewerkschaften haben zwar dem zugestimmt, aber die örtlichen Gewerkschaften weigern sich. Es hängt alles von den Arbeitern ab. Es kann gemacht werden, aber ich weiß nicht, ob es nicht zu spät sein wird. Die Heere der Alliierten sind beständig von dem höhnenden Gespenst des „Zu spät" verfolgt worden, und wenn wir uns nicht beeilen, wird Verdammnis auf die heilige Sache fallen, für die so viel tapferes Blut geflossen ist." — Man ist es gewöhnt, daß Lloyd George seine Aufforderungen in kräftiger Weise begründet; immerhin aber ergibt sich aus dem Vergleich seiner Rede mit dem Beschluß der Herstellung einer Millionenarmee, daß England auch bei Einsetzung aller Mittel nicht im Laufe

Digitized by Google

von ein oder zwei Jahren sich auf die Stufe militärischer Vollendung bringen kann, ohne die ein Weltkrieg nicht durchgefochten wird. Woher soll das Offizierkorps der neuen Armee genommen werden?

Die deutsche Armee erleidet einen herben Verlust durch den unerwarteten Tod des Generals von Emmich, der als Eroberer von Lüttich im Gedächtnis unseres Volkes weiterleben wird.

Russische Torpedobootszerstörer haben vor dem bulgarischen Hafen Varna einen Angriff versucht, ohne etwas Wesentliches zu erreichen. Englische Truppen sollen in Kawala gegenüber der Insel Thasos ausgeschifft worden sein.

Freitag, 24. Dezember.

Ueber Amsterdam gelangen Indiskretionen über den in Paris abgehaltenen gemeinsamen Kriegsrat unserer Gegner in die Oeffentlichkeit. Es soll beschlossen worden sein, die Truppen in Saloniki bis auf 500 000 Mann zu bringen, wie es vom Oberbefehlshaber, General Sarrail, gefordert wird. Gallipoli soll allmählich geräumt werden. Es befinden sich noch etwa 100 000 Mann dort. Eine Landung der Verbündeten in Kleinasien ist beabsichtigt. An der französischen Westfront soll bis zum Frühjahr nur verteidigt werden. Italien verpflichtet sich, 50 000 Mann in Aegypten zur Verfügung zu stellen. — Ob diese Mitteilungen etwa den Nebenzweck verfolgen, die deutsche Heeresleitung an der Westfront zu beruhigen und in falsche Sicherheit zu wiegen, kann dahingestellt bleiben, weil unsere Heeresleitung sicherlich nicht auf eine Zeitungsnotiz hin ihre Rüstung im Westen vermindert. Soweit es sich um das östliche Mittelmeer handelt, kann die Amsterdamer Meldung richtig sein.

Es geschehen immer neue Truppenausschiffungen in Saloniki. Damit vermehrt sich die Schwierigkeit der Lage für die griechische Regierung; werden nämlich die Franzosen und Engländer nicht durch mitteleuropäische und bulgarische Truppen aus Saloniki entfernt, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß Saloniki in englischen Händen bleibt und den Griechen für immer verloren ist. Bis heute haben unseres Wissens weder die Bulgaren noch unsere Truppen die griechische Grenze überschritten. Der Versuch einer englischen Landung in Kawala soll bis heute nicht zur Verwirklichung gekommen sein, weil der dortige griechische Kommandant sich der Ausschiffung fremder Truppen widersetzt hat.

Auch der französische militärische Bericht gibt zu, daß die Franzosen nördlich vom Gipfel des Hartmannsweilerkopfes infolge der deutschen Gegenangriffe in ihre Ausgangsstellungen zurückgingen. Südöstlich des Gipfels aber und mehr südlich bis gegenüber Wattweiler blieb das auf einer Länge von zwei Kilometern eroberte Gelände vollständig in französischer Hand. Die Deutschen beschossen den Gipfel des Berges. — Aus diesen Worten kann man lesen, daß heute keine von beiden Parteien den Gipfel besitzt; aber es ist ebensogut möglich, daß schon früher und auch jetzt noch die Franzosen eine andere Stelle als den Gipfel bezeichnen, als unsere Berichte.

Sonnabend, 25. Dezember.

Das Weihnachtsfest steht völlig unter dem Eindruck des Krieges.

Gestern wurde noch die Note der Vereinigten Staaten von Nordamerika an Oesterreich-Ungarn veröffentlicht, in der auf die Einwendungen des österreichischen Ministers des Auswärtigen nicht weiter eingegangen, sondern nur die eine Tatsache in den Mittelpunkt gestellt wird, daß das Schiff „Ancona" torpediert wurde, nachdem die Maschinen gestoppt hatten und solange sich noch Passagiere an Bord befanden, unter denen amerikanische Bürger gewesen sein sollen. Die Schuld des Kommandanten stehe in diesem Falle fest, und die k. k. Regierung sei für die Tat ihres Kommandanten verantwortlich. — Mit dieser Note soll nach dem Reuterschen Büro die amerikanische Regierung gegenüber Oesterreich-Ungarn ihre letztes Wort gesprochen haben und werde die diplomatischen Beziehungen abbrechen, falls nicht Bestrafung und Entschädigung eintritt. Zunächst aber wird es richtig sein, die österreichisch-ungarische Antwort in Ruhe abzuwarten.

Nach sehr langen Verhandlungen ist am 23. Dezember der Vertrag über den Getreideverkehr zwischen Rumänien und den mitteleuropäischen Staaten zustandegekommen. Durch den Vertrag wird die Ausfuhr der schon vor längerer Zeit in Rumänien gekauften und zum größten Teil bereits bezahlten Ware geregelt und darüber hinaus der Ankauf von 500 000 Tonnen neuer Ware vorgesehen. Es handelt sich dabei um 40 v. H. Weizen und Roggen, 15 v. H. Gerste, 20 v. H. Mais, 10 v. H. Hafer und 15 v. H. Erbsen und Bohnen. Die Preise sind niedriger als die mit Hochtreibungsabsichten von der rumänischen Verkaufskommission früher festgesetzten Mindestpreise. Die Lieferung soll teils auf dem Wasserwege der Donau und teils auf der Eisenbahn bis Ende April stattfinden. Um den Donauweg leistungsfähiger zu machen, werden unterhalb des Eisernen Tores Getreidespeicher mit Umladedienst eingerichtet, bei denen auch bulgarisches Getreide abgeliefert und weiterbefördert werden kann. Damit ist sowohl der Ernährung wie auch der Viehzucht von Mitteleuropa ein beträchtlicher Dienst getan.

In Spanien ist eine erneute Sympathiekundgebung für Deutschland erschienen, in der unter genauer Hervorhebung der Neutralität des spanischen Staates der Begeisterung und Teilnahme für die Größe des deutschen Volkes Ausdruck verliehen wird, dessen Interessen mit den spanischen vollkommen harmonieren. Die Kundgebung ist unterzeichnet von mehr als 200 Universitätsprofessoren, 85 anderen Gelehrten, 170 Schriftstellern und Journalisten, 800 Juristen, 90 Künstlern usw. Gegenüber der aufdringlichen französischen Propaganda bedeutet dieses Schriftstück ein wichtiges Zeichen der geistigen Freiheit der spanischen Nation.

Sonntag, 26. Dezember.

Ein Tag ohne Zeitungen ist inmitten des Krieges festlich wohltuend durch seine Ruhe, obwohl wir im stillen immer dabei wissen, daß der Krieg draußen nicht deshalb aufhört, weil wir nur eben von den Kanonen nichts hören. In allen Festartikeln und Predigten tritt mehr noch als im vorigen Jahre der ganze Ernst der Kriegsbelastung hervor. Ueberall sind es unter den Lesern und Zuhörern viele geworden, die gerade zum Weihnachtsfest noch mehr als sonst an die Verluste ihrer eigenen Familie zu denken haben. Der Weihnachtsklang „Friede auf Erden" erscheint ferner und sagenhafter als je zuvor. Man redet offener vom Wunsch nach Frieden, zugleich aber auch von dem notwendigen und unweigerlichen Entschlusse, treu weiterzukämpfen, solange wie es durch die Unbelehrbarkeit unserer Gegner verlangt wird. Gelegentlich denken wir während des Festes an Jerusalem und Bethlehem, die wahrscheinlich voll türkischer Truppen stehen und deren zukünftiges Schicksal, wie es scheint, im Weltkrieg mitentschieden werden wird.

Gertrud Bäumer / Heimatchronik

Montag, den 20. Dezember.

Plenarsitzung des Reichstags mit Besprechung der Kriegsgewinnsteuer. Ein sozialdemokratischer Antrag auf Erhebung eines neuen Wehrbeitrags für 1916/17 und die von Dr. David vertretene Forderung der Erbschaftssteuer geben dem Reichsschatzsekretär Gelegenheit zu einem Ausblick auf kommende Steuervorlagen. Das Budget für 1916/17 wird ohne Erschließung neuer Einnahmen nicht ins Gleichgewicht zu bringen sein.

Die Butterregelung ist jetzt in Berlin, um den Schwierigkeiten des doppelten Preises von Ausland- und Inlandbutter zu entgehen, so getroffen, daß ein Einheitspreis von 2,68 M. für beide Sorten festgesetzt ist. Die Gemeinden decken den Unterschied, um den dieser Höchstpreis hinter dem Einkaufspreis der Auslandbutter zurückbleibt, und die Händler haben dafür den Mehrbetrag von 13 Pfennig, um den sie die Inlandbutter nun teurer verkaufen können, an die Gemeinde abzugeben.

Aus dem sozialdemokratischen Parteivorstand ist eine Zuschrift an die sozialdemokratische Presse gerichtet worden mit dem Titel: „Es geht um die Einheit der Partei" (die der Vorwärts gar nicht abgedruckt hat). Es wird auf frühere Gegensätze, die auch die Geschlossenheit der Partei vor dem Reichstag nicht zerstört

Digitized by Google

haben und auf die innerpolitischen Folgen verwiesen, wenn wirklich „das Unerhörte Ereignis wird — daß bei der in den nächsten Tagen bevorstehenden Abstimmung über den Zehnmilliarden-Kredit die Minderheit der Reichstagsfraktion sich in Abstimmung und Erklärung von der Mehrheit trennt“ ... Der „Vorwärts“ teilt mit, daß die Minderheit jetzt auf 43 gegen 66 Fraktionsmitglieder gewachsen ist.

Neben dem politischen Ernst noch etwas Weihnachtlich-Harmloses: Berlin steht noch voller Weihnachtsbäume auf allen Straßen. Voriges Jahr hatten die Händler zu wenig Vertrauen auf Weihnachten und nachher entstand eine Knappheit; die Erfahrung scheint diesmal etwas über das Ziel hinausgewirkt zu haben. — Seltsam, wieviel dichter in all ihren kleinen Eindrücken diese beiden Jahre nebeneinandergerückt sind als sonst zwei Jahre. Sonst wußte man gar nicht mehr, wie es im vorigen Jahre gewesen war.

Viele Weihnachtsfeiern der Kriegsfürsorge haben gestern schon stattgefunden. Für Soldaten, Flüchtlinge, Fürsorgebedürftige jeder Art. Die Abteilung „Arbeitsbeschaffung“ unseres Nationalen Frauendienstes veranstaltete in der Stadthalle von Berlin eine Weihnachtsfeier für ihre Arbeiterinnen, die von 1200 Frauen besucht wurde.

Dienstag, den 21. Dezember.

Im Reichstag gestern abend Beendigung der Verhandlungen über die Kriegsgewinnsteuer. Der sozialdemokratische Antrag wird abgelehnt — auch von grundsätzlichen Nichtgegnern aus Zweckmäßigkeitsgründen. Dagegen ist die Resolution des Haushaltsausschusses wegen Herausgabe übermäßiger, unlauterer Gewinne aus Kriegslieferungen angenommen.

Die Zeitungen berichten über das erste Auftreten der Friedensmission von Mr. Ford, die in Norwegen gelandet ist: das übliche tragische Schicksal von weltfremden Idealisten, deren Bemühen mit einer gewissen inneren Notwendigkeit zur Groteske wird. Man erfährt jetzt erst, daß der idealistische Industriemagnat sich auf Ansuchen des Haager Frauenkongresses in den Dienst dieser Sache gestellt hat. Also wieder eine gigantische Taktlosigkeit auf diesem Konto!

In der heutigen Sitzung des Reichstags die Abstimmung über die neuen Kredite. Erklärung von 20 sozialdemokratischen Fraktionsmitgliedern gegen die Bewilligung. Diese 20 stimmen auch dagegen. Andere verlassen bei der Abstimmung den Saal.

Die Erhöhung der Familienunterstützung ist grundsätzlich angenommen mit Zustimmung der Regierung. Eine neue Bundesratsverfügung wird kommen.

Die deutsche Zentrale für Jugendfürsorge hat eine Umfrage in verschiedenen größeren Städten wegen der Kriminalität der Jugendlichen veranstaltet. Danach trifft die Steigerung der Kriminalität am stärksten die Altersklasse der 12—14jährigen. Das bestätigt die bisher schon immer ausgesprochenen Vermutungen über die Ursachen: die wesentlichsten sind die Regellosigkeit des Lebens, die für so jugendliche Klassen ganz ungewöhnliche Verdienstmöglichkeit und die von Abenteuer gesättigte Atmosphäre. (Bestätigung: die vielen Verurteilungen wegen Tragens von Schußwaffen.) Auch, wie aus manchen Städten gesagt wird, das gesteigerte Selbstgefühl der Kleinen, da die Großen im Felde sind. Außerhäusliche Arbeit der Mutter führt Chemnitz in 22 Prozent der Fälle als Ursache an.

Abends Sitzung zur Begründung eines Berliner Ortsausschusses für die Hinterbliebenenfürsorge. Eine sehr schwierige Angelegenheit für Berlin, das im Grunde doch nicht „Ort“, sondern Provinz ist.

Mittwoch, den 22. Dezember.

Die sozialdemokratische Reichstagsfraktion hat mit 63 gegen 15 Stimmen die Erklärung abgegeben, daß sie in der Sonderaktion einen Disziplinbruch bedauerlichster Art sieht. „Die Sonderaktion zerstört die Einheit der parlamentarischen Aktionen in der schwierigsten politischen Lage und ist darum auf das schärfste zu verurteilen. Die Fraktion lehnt die Verantwortung für jede Sonderaktion und für alle sich daraus ergebenden politischen Wirkungen ab.“ Von den 24 Abgeordneten, die außer den 20 durch Geyer vertretenen in der Fraktionssitzung gegen die Kredite stimmten, haben 2 im Plenum mit der Mehrheit gestimmt und 22 den Saal verlassen.

Herrliches Winterfrostwetter. So ist es seit Jahren nicht gewesen, und wenn nicht die Erschwerung aller Transporte durch die seltene Glätte wäre, könnte man sich des Berliner Straßenbildes freuen.

All der kleine volkstümliche und so erfrischend ungroßstädtische Budenkram hat sich an den gewohnten Stellen angesiedelt. Unmittelbar neben Wertheim die fast dörflich primitiven Holzverschläge mit ihren „Wunderkerzen“, Engelshaar, Lichten und Kugeln. Dasselbe an der Petrikirche. Sogar der gekittete Porzellanteller mit dem Feldstein daran, um die unbeschreibliche Festigkeit der edlen Masse zu zeigen — dessen Daseinsberechtigung auf einem Weihnachtsmarkt stets ein Rätsel war —, legt Zeugnis ab für den bescheidenen Konservatismus der Berliner. Die Kinder bewundern die treuherzigen Weihnachtsschmuckauslagen der offenen Tische mit größerer Hingebung als die prächtigen Fenster. Ist es, weil sie ihnen näher sind? Ich schenke einem Zwerg in einer mißfarbenen Pudelmütze, der mit seinem roten Näschen selbstvergessen direkt über den Schachteln mit den Glaskugeln liegt, einen Groschen und frage ihn: „Was wirst du dir nun kaufen, Türkischen Zucker oder so eine Kugel?“ Ohne eine Sekunde der Besinnung wählt der kleine Idealist die Kugel. Er hat den Sinn von Weihnachten jedenfalls besser erfaßt, als die dicke Dame im Zobelkragen, die in der Bahn einer anderen erzählte, sie schicke ihrer Schwester ein Eßwarenarrangement von Borchardt. „Weil doch Krieg sei.“

Donnerstag, den 23. Dezember.

Ein Berliner Witz auf die Butterknappheit (die übrigens jetzt schon anfängt besser zu werden): „Um Gottes willen, Mann, geh nicht mit dem Pfund Butter durch den dunklen Tiergarten!“

Von der Berliner Kleinhandelspreisnotierung: Rind-, Kalb- und Hammelfleischpreise steigen immer noch. Natürlich besteht die Tendenz, sich für die Schweinefleischhöchstpreise an den anderen Sorten schadlos zu halten. Es wird sicher auch hier nicht ohne Höchstpreise abgehen.

Die Zeitungen sind voll von Berichten über gemeinsame Weihnachtsfeiern jeder Art. Im Grunde ein schönes Zeitsymbol: persönlichen Schmerz überwinden in gemeinsamer Feier von Helfenden und Beschenkten. Ich denke dabei an einen höchsten und ergreifendsten Typus der leidtragenden Kriegsmutter, mit dem mich die Arbeit öfter zusammengeführt hat. Sie arbeitet unermüdlich, hilft und schenkt, wo immer sie kann, fast ohne Besinnen ihre Kraft ausströmend, wo man ihrer bedarf. Und tut das alles schattenhaft, in einer Art von halber Abwesenheit, ihr Herz bei denen, die sie verloren hat.

Freitag, den 24. Dezember.

Das Winterwetter löst sich gewaltsam auf in Regen und unbeschreibliche Straßenüberschwemmungen!

In den staatlichen Kriegswerkstätten wird diesmal Weihnachten geruht. Im letzten Jahr mußten die Arbeiter durcharbeiten.

Während das Aufhören der Reichstagsverhandlungen und die relative Ereignislosigkeit der Heeresberichte schon so etwas wie Ruhe und Atemholen an sich hatte, reißen einen die Nachrichten von harten Kämpfen am Hartmannsweiler Kopf wieder in den Krieg hinein. Wir *sollen* und dürfen, so scheint es, nicht vergessen!

Im übrigen scheint es den Menschen in diesem Jahr leichter zu werden als im vorigen, Weihnachten zu feiern. Wenigstens sieht es äußerlich so aus. Mir kommt es viel schwerer vor. Man fühlt die Macht dieses letzten Jahres mit seinem riesenhaften Inhalt und seinen tausend kleinen Verantwortungen. Jeder Monat, so scheint es, trieb uns tiefer hinein in die geistige und praktische Anteilnahme. Und während sich in den Häusern rings herum die Kerzen hinter den Fenstern entzünden, will doch die friedevoll träu-

Digitized by Google

merische Stimmung der heiligen Nacht nicht kommen. Geht es anderen auch so? Daß die Zeit nun einmal nicht stillstehen und uns nicht loslassen will?

Sonnabend, 25. und Sonntag, 26. Dezember.

Die Tagesberichte sind ziemlich knapp. Es scheint, daß es draußen Weihnachtsruhe gegeben hat. Aber nicht sehr friedensfestlich steht die amerikanische Note an Oesterreich unter den Weihnachtsleitartikeln der Zeitungen.

Das festtägliche Straßenbild ist nicht anders als sonst. Feldgraue Urlauber und ihre Frauen und Kinder in sichtbarlich neuen Mänteln, Pelzkragen usw. Aber man sieht diesmal weniger feldgraue Kinder wie vorige Weihnachten.

Von den Winterplätzen im Gebirge hört man, daß sie alle überfüllt sind. Viele Menschen — mehr als sonst — möchten dem städtischen Weihnachtstreiben entgehen.

Es ist ungewöhnlich milde, und mit der ganz kleinen Verlängerung des Tages zusammen gibt das fast eine Frühlingsahnung.

Beim Blättern in den Predigten Meister Eckeharts eine seltsame kräftige Betrachtung über Maria und Martha, in der die Partei der Martha genommen wird. Gerade weil sie ihr Leben führt „mit Sorge". „Da ist ein weltlich Wirken genau so förderlich wie irgendwelches Sich-in-Gott-versenken. Denn es schließt uns mit ihm ebenso eng zusammen wie die höchsten Verzückungen." „Darum bestätigt ihr Christus: Du hältst dich der Welt und damit auch der Sorge nahe. Er hebt es besonders hervor, daß sie sich der Trübsal und Bekümmernis nicht entzöge! Eben, weil sie sich nicht verwöhnt hatte mit geistigen Süßigkeiten: Genußsucht war ihrem Wesen fremd."

Das ist beinahe tröstlich für alle, die sich heute ein bißchen allzusehr zur Martha geworden fühlen. Zu sehr, um einen Weihnachtsfrieden fühlen zu können.

Naumann / Es muß sein!

Ein Kriegsjahr wie 1915 hat es vorher noch nie gegeben, denn in den alten früheren Kriegen wurde niemals das ganze Jahr hindurch mit der gleichen Eindringlichkeit Krieg geführt. Man machte früher Pausen und bezog Winterlager, jetzt aber bringt kaum der fallende Schnee die Geschosse zur Ruhe, und selbst Weihnachten ist nicht ohne fliegende Kugeln. Der Krieg ist ein tägliches Geschäft geworden vom Frühjahr durch Sommer und Herbst hindurch bis in die kurzen Wintertage hinein. Täglich fallen Menschen, täglich mehrt sich die Zahl der Verwundeten. Einzelne Tage bringen größere Siege, Erfolge und auch Verluste, zwischen ihnen aber verrinnt das Jahr mit der regelmäßigen, unendlichen Arbeit an allen Fronten, auf allen Etappen, in allen Munitions- und Versorgungsfabriken, in allen Verwaltungen, ein Jahr unglaublicher Mühwaltungen. Und dieses Jahr schließt nun, um einem anderen Platz zu machen, das ihm von außen her ganz ähnlich sieht, einem neuen Kriegsjahr, von dem niemand weiß, ob in ihm der Rückweg zum europäischen Frieden gefunden wird.

Es ist aber auch noch in einem anderen Sinne wahr, daß es ein Kriegsjahr wie 1915 noch nicht gegeben hat, denn in diesem Jahre ist alles übertroffen worden, was frühere Heerführer und Soldaten geleistet haben. Das wird uns erst nach dem Krieg ganz deutlich werden, wenn wir die gegenwärtigen Erlebnisse aus einer gewissen Entfernung sehen. Jetzt sind wir alle noch viel zu sehr im Getriebe drin, um die Taten an den Karpathen, in Polen und Kurland, an der langen Westfront, an der italienischen Grenze, in Serbien und auf Gallipoli in ihrer geschichtlichen Bedeutung abzuschätzen. Es wird dieses Jahr 1915 sich im Gedächtnis der Nation emporheben, höher als 1870. Den Kindern des nächsten Geschlechtes wird von diesem jetzt verflossenen Jahr erzählt werden, und wenn alle heutigen Kämpfer zur ewigen Ruhe eingegangen sein werden, bleibt noch eine gewaltige Heldengeschichte übrig von diesen unseren Tagen.

So fließt beides ineinander über, die Mühe und der Tod auf der einen Seite und der Sieg und der Ruhm auf der anderen. Aus Blut heraus wächst Leben, aus Verlust steigt Gewinn, aus Aengsten werden Freudigkeiten. Es sitzen viele Zerbrochene am Jahresschluß und gedenken ihrer Verlorenen. Es sorgen andere um ihre Kinder da draußen. Niemand kann von einem leichten neuen Jahr reden, aber wir gehen doch mit gutem Mut, mit Gott, denn — es muß sein!

Es muß sein!

Das Bewußtsein der Notwendigkeit ist unentbehrlich, wenn solche Opfer dargebracht und Mühen übernommen werden sollen. Solange man den Krieg als etwas Willkürliches betrachtet, das vom Willen oder der Laune etlicher einzelner Menschen abhängig ist, hat man keine innerliche Sicherheit, den Betrübten zuzureden und die Mattwerdenden anzufeuern. Sooft ich Leute finde, die von vornherein den Krieg nur für ein böses Verirrungsspiel des Zufalls hielten, tut es mir leid, wie sie sich quälen, weil ihnen der Tod ihrer Lieben ganz zwecklos erscheinen muß. Alle Gedanken endigen bei einem hilflosen warum und wozu das alles? An dieser Stelle scheidet sich im Krieg Glaube und Unglaube. Der Glaube fühlt sich auch noch im Tode in der Hand einer höheren Macht. Mag er als Einzelmensch sterben oder seinen Sohn verlieren, so versinkt ihm damit doch nicht alles, solange er spricht: es muß sein! Die schwerste Not bricht erst herein, wenn es umgekehrt heißt: es müßte nicht sein!

Es gibt nun zweierlei Gedankenreihen, die in diesem „es muß sein" zusammenlaufen, einmal der Gedanke vom unausweichlichen Schicksal, von dem alles kommt wie es kommen soll, und dann der Gedanke vom hohen Ziel, das auch auf den blutigsten Umwegen erreicht werden soll.

Der Glaube an das Schicksal ist alter Soldatenglaube und ohne ihn vermöchten die Truppen kaum ihre vielerlei Gefahren mit Ruhe an sich vorübergehen zu lassen. Es trifft keine Kugel, die nicht treffen soll. Es entsteht keine Schlacht, es zerbricht kein Rad, es erfrieren keine Füße, es sinkt kein Schiff, es hungert kein Kind, wenn es nicht sein muß! Ein Mann steht nahe bei einer auftreffenden Granate, wird von Schmutz beworfen, aber von keinem Sprengstück erreicht. Er sagt: ich bin noch nicht dran! Das ist die Gesinnung, die bei den Türken als Fatalismus eine große Tapferkeit hervorgebracht hat. Bei uns tritt dieselbe Auffassungsweise in anderem wissenschaftlichen Kleide auf, als geschichtlicher Materialismus: die eherne Notwendigkeit aller kleinen und damit auch aller großen Vorkommnisse. Selbst die Fehler der Menschen, die Mängel der Leitung, die Unvollkommenheiten der Ausführung „müssen sein", das heißt: so wie die Menschen nach Natur und Erziehung einmal geworden sind, ist im Durchschnitt von ihnen nichts anderes zu erwarten, als was sie eben leisten. Man kann zwar den einzelnen schelten, aber im ganzen muß man die Dinge nehmen, wie sie sind. Es ist vergeblich, sich gegen das zu sträuben, was man nicht ändern kann. Wie mancher Befehl wird erfüllt und wie manche Last wird ertragen mit diesem einfachen, derben Schicksalsglauben: es muß sein!

Aber freilich reicht dieser Schicksalsglaube nicht aus, um trübe Augen hell zu machen, denn er ist selber im tiefsten Grunde zwar tapfer, aber düster; er ist nichts als das Gefühl

Digitized by Google

der absoluten Abhängigkeit von der Geburt bis zum Tode. Einen erfreuenden, stark machenden Inhalt bekommt der Schicksalsgedanke erst, wenn sich über ihm der Gedanke vom hohen Ziel erhebt. „Es muß sein", das heißt: es wird einer besseren Zukunft dienen. Der Glaube sieht die Kriegsopfer im Felde und daheim an wie Saat auf Hoffnung: ihr leidet zwar und ihr sterbet, aber dahinter steht die Sicherheit eurer Nachkommen, die Wohlfahrt des Volkes, der größere Friede des Erdteiles, die Erfüllung tiefer, langgehegter Wünsche. Die heutige Mühsal muß sein als eine Durchgangsstation für spätere Tage und Geschlechter. Das läßt sich nun zwar nicht so ins einzelne ausführen, daß man die einzelnen Opfer in Verbindung bringt mit dem, was durch sie gewonnen wird, aber beim Ueberblick über den Krieg im allgemeinen leuchtet es ohne weiteres jedem ein, daß unerhörte Leistungen nötig sind, um einen unerhörten Druck abzuwehren und um einen wahrhaft guten Frieden zu erringen. Alle Volksgenossen, Männer und Frauen, fühlen den Ernst der Stunde, und wer gesund an seiner Seele ist, der fügt sich ins Unvermeidliche und sucht, daß er es an seinem Teile zum Besten wendet.

Es muß sein! Ja, wir können es nicht ändern. Wir wollten den Frieden. Die Erklärungen des Deutschen Reichskanzlers und des ungarischen Ministerpräsidenten haben es der Welt gesagt, daß wir zu Verhandlungen bereit sind, aber die Gegner haben uns keinerlei Aussicht auf ein Ende des männermordenden Krieges gemacht. Jetzt bleibt uns allen, uns und unseren Bundesgenossen, gar nichts anderes übrig, als mit Einsatz aller Kräfte das Ziel eines ehrenvollen Friedens zu erreichen. Wir haben gar keine Wahl, gar keine andere Möglichkeit: vom Kaiser bis zum letzten und neuesten Garnisonsoldaten muß es nun von neuem heißen: wenn ihr nicht wollt, dann wollen wir! Es ist Schicksal und Wille zugleich. Wir alle wollen, was wir sollen. So überschreiten wir die Schwelle des neuen Jahres 1916.

Ein kämpfendes Volk geht mit Weib und Kind ins dunkle neue Jahr hinein, gleichsam in einen kalten Nebel. Aber wir gehen hinein als solche, die schon durch manche Nacht hindurchgekommen sind. Unsere Heere haben im Jahre 1915 unsere Grenzen freigemacht und den Krieg ins Feindesland getragen. Noch stehen sie überall wie Mauern. Sie glauben an die heilige Notwendigkeit ihrer Pflichterfüllung. Wir zu Hause wollen nicht schwächer sein als sie. Wir reichen uns die Hände zum neuen Jahr: es muß sein, es wird sein!

Paul Rohrbach / Drei Briefe zur baltischen Frage

In der „Deutschen Tageszeitung" erschien vor einigen Monaten unter der Ueberschrift „Aus Kurland" der folgende Brief eines deutschen Offiziers:

Deutsche, lernt Kurland kennen!

Oft im Leben ist das Gute den Menschen nah, und sie wissen es nicht. Achtlos gehen sie vorüber, bis das „Zu spät" ihnen die Augen öffnet.

Wenn Ihr wüßtet, welch ein Kleinod, unbekannt und unerkannt, umbrandet vom Meer, im Schutze seiner unermeßlichen Wälder auf seinen Erlöser hofft, Ihr würdet staunen, Ihr würdet sagen, wie ist es möglich, daß wir so blind waren.

Hier haben die Moskowiter der Natur nicht ihren Zauber nehmen können. Hier wohnt deutsche Art. Und zu der gehören auch die lettischen Bauern, die nicht geflohen sind. Auch sie stehen, durch jahrhundertelanges Zusammenleben mit Deutschen geformt, uns nahe und werden in kurzer Zeit in uns aufgehen. Auch sie zieren die Eigenschaften unseres Volkes: die Liebe zum Lande und der nie rastende Fleiß, ihm seine Schätze abzugewinnen. Und mit solchen Leuten können wir leben. Welche Schätze warten hier auf uns!

Hunderte von Kilometern sind wir durch das Land geritten, und wenn man sich heute sagte: „Schöner kann die Gegend nicht werden", am nächsten Tage leuchtete aus schimmernden Feldern und blumigen Matten ein Schloß nach dem anderen auf. — Auf Höhen gebaut, von Bäumen umgeben, ragen die schönen Türme der Kirchen in den Abendhimmel. Sie umgebend neigt sich der Roggen golden unter der Schwere der Aehren. Unermeßliche Strecken des Brotkorns harren der Schnitter. Blaugrün winkt der Hafer im lauen Winde. „Kurland hat für drei Jahre Hafer", sagte mir ein alter Bauer.

Die Kartoffelfelder stehen in schneeiger Blüte, meterhoch wächst das Kraut.

Lieblichen Duft hauchen die weiten Kleefelder. Von jeder Höhe schweift der Blick in eine neue, schönere Ferne. Silberne Bänder durchziehen das Land. Edelfische schwimmen in den Gewässern. Riesige Karpfenteiche gibt es überall. Versteckt aus Büschen und Obstbäumen grüßen Bauernhöfe. Unter alten Eichen weiden trotz aller Requisitionen immer noch zahlreiche Herden.

Schönheit und Reichtum überall — Gottesländchen nennen die Russen Kurland.

Tief hängen heute die Wolken des Krieges über dem schönen unglücklichen Lande. Was wird aus ihm werden? Helfen wir alle dazu, daß einst dieser goldenen Au wieder die goldene Sonne lacht. Manchmal nur mischt sich in diesen Kelch ein bitterer Tropfen. Gibt es nicht immer noch Kleinmütige, die ein größeres deutsches Vaterland für unmöglich halten? Ein russischer Diplomat hat einmal gesagt: „Wehe Rußland, wenn Deutschland erkennt, daß seine Kolonisationsaufgaben im nahen Osten liegen. Aber unverständlicherweise ist dieser Gedanke nicht lebendig."

Ahnt man in Deutschland, was auf dem Spiele steht, wenn altes deutsches Kulturland an die Slawen ausgeliefert wird, und der ewig landhungrige, unersättliche russische Bauer sich dieser Gebiete für immer bemächtigt?

Dieser Brief enthält schlagend und überzeugend den national-politischen und national-wirtschaftlichen Kern der baltischen Frage. Was der Offizier von Kurland schreibt, das gilt gerade so von Livland und überwiegend selbst von Estland, das allerdings zum Teil eine rauhere Natur hat als die südlicher gelegenen drei Viertel des Landes. Die Estländer aber haben die kargeren Eigenschaften ihrer Heimat durch erhöhte Energie des landwirtschaftlichen Betriebes ausgeglichen.

So wie der Offizier in der „Deutschen Tageszeitung" über Kurland schreibt, so sieht der politisch gebildete und in nationaler Beziehung natürlich empfindende Mensch aus Reichsdeutschland die baltische Frage an: klar und bündig. Ich will diesem reichsdeutschen Brief einen zweiten folgen lassen. Die Persönlichkeit, die ihn geschrieben hat, wohnt in einer kleinen kurländischen Stadt. In diesen baltischen Kreisen hatte das Gefühl der Untertanenpflicht gegen den russischen Kaiser nicht einmal durch die dreißigjährige Drangsalierung ausgerottet werden können, die dem entscheidenden Angriff Rußlands auf Deutschland und das Deutschtum in den baltischen Provinzen vorausging. Ich selbst kann mich aus der Kindheit erinnern, mit welcher Begeisterung 1877 die russischen Siege über die Türken bei uns mitgefeiert wurden, und ich entsinne mich deutlich, welch ein tiefer Schmerz jedermann im Lande erfaßte, als die Nachricht von der Ermordung Kaiser Alexanders II. am 13. März 1881 sich verbreitete. Es gab überhaupt keine Menschen in ganz Rußland, deren Zarentreue größer war, als die der baltischen Deutschen.

Ein Menschenalter lang arbeitete dann die gewalttätige und barbarische Russifizierungspolitik der Panslawisten an der

Digitized by Google

Zerstörung dieser Denkweise. In der Tat erreichte man, daß eine große Anzahl von Balten, die den Druck nicht länger ertrugen, auswanderte, und bei dem Rest eine Stimmung gequälter innerer Zerrissenheit entstand. Trotzdem gab es beim Ausbruch des Krieges nur einen Standpunkt bei den Balten: Pflichterfüllung. Erst die vollkommen wahnsinnige Verfolgung des deutschen Wesens, die jetzt einsetzte, brachte die Deutschen in den Ostseeprovinzen dazu, einzusehen, daß Rußland selber sie nicht mehr als seine Angehörigen behandelte, sie zertrat und verstieß. Von diesem Standpunkt aus ist auch der folgende Brief geschrieben.

.... An alle, die noch in Rußland sind, denkt man mit Zittern und Zagen. Auch von uns sind alle Verwandte in russischen Händen, und wir kennen ihr weiteres Schicksal nicht. Schrecklicher Gedanke! Man begreift jetzt nicht, wie man selbst solange das Joch getragen hat, ohne daran zu ersticken. Nach dem Kriege wäre es nicht mehr möglich, und sollte das Deutsche Reich Kurland nicht an sich nehmen, so würden viele Balten — darunter auch wir — auswandern müssen. Für meinen Mann traf es sich in der Hinsicht gut, als er keinen direkten Ausweisungsbefehl erhielt. So konnte er seinem Herzen folgen und den Einzug der Deutschen abwarten. Er verlor kein Wort darüber, daß seine Gage, die im Laufe der Jahre sehr gering gewesen, im letzten aber fast um das Doppelte erhöht worden war, nun plötzlich aufhörte, und daß seine eben ausgediente und lange ersehnte halbe Pension verlorenging. Seit der Schlacht bei Tannenberg beherrschte uns nur der eine Gedanke: Kommen die Deutschen zu uns oder nicht? Deutsche sind ja auch wir immer geblieben, aber wir hatten wohl nie zu hoffen gewagt, daß es für uns jemals einen Anschluß an Deutschland geben könnte. Als die ersten Gerüchte darüber auftauchten und eine leise Hoffnung sich zu regen begann, — ach, das war eine schöne und qualvolle Zeit! Denn zugleich fing die Hetze gegen uns an und riß diesen und jenen hinaus in die Verbannung, ohne daß man die Möglichkeit hatte, ihm durch Wort oder Tat sein Los zu erleichtern, denn man war von Spionen umgeben. Der deutsche Gedanke in Kurland schloß Menschen zusammen, die sich früher kaum gekannt hatten. Zwar tappte man vorsichtig, um nicht auf unwürdige Verräter zu stoßen, aber viele verstanden einander schon durch Blicke, als die Sprache ihnen verboten war. Man las von den Mienen der Freunde die täglichen Ereignisse, ehe man noch die Zeitung in die Hand bekam, und immer deutlicher wurde man sich dessen bewußt, wie sehr man Deutschland liebte, und daß ein Bruch mit der alten Regierung durch ihr jetziges Verhalten unvermeidlich wurde. Es gab Leute, die seelisch und körperlich krank wurden, wenn sie von russischen Siegen oder von den Leiden der unglücklichen Flüchtlinge und deutschen Gefangenen hörten, die in Rußland schmachten. Eine Kurländerin, die dort Lehrerin war, erzählte mir in den Weihnachtsferien von den ergreifenden Szenen, die sich auf den Bahnhöfen abspielten. Sie selbst hatte sich an einen jungen deutschen Gefangenen gedrängt, der ohne Kopfbedeckung und in mangelhaftester Kleidung nach Sibirien abgefertigt wurde. Auf eine bedauernde Bemerkung ihrerseits hat er mit imponierender Ruhe gesagt: „Es ist Krieg und man darf nicht klagen." Wie bedauerte sie, daß der Inhalt ihres Geldbeutels nicht größer gewesen war! Aber doch freute es sie, daß es ihr gelungen war, ihn dem Gefangenen einzuhändigen. Solche junge Helden wurden uns zu Idealgestalten, und nach ihnen machten wir uns ein Bild von der ganzen deutschen Armee. Kam dann noch die Bewunderung für Hindenburg und andere Große hinzu, so kannst Du Dir denken, was es für uns hieß, am Sonntag eine Fürbitte für einen — Nikolai Nikolajewitsch anhören zu müssen. Die Russen werden uns nie verstehen und uns deshalb verurteilen, aber von den Deutschen erhoffen wir die Einsicht, daß unsere Regierung es war, die uns die Treue brach, uns durch ihre Verfolgung von sich stieß und uns geradezu den Deutschen in die Arme trieb. —

Nicht minder groß als bei den Erwachsenen war die Erregung unter den Kindern. Trotzdem Lehrer und Eltern — im Gegensatz zu russischer Art — vor Politik in der Schule warnten, zeigte es sich bald, daß unsere Schuljugend ebenso Feuer fing wie wir und mit Begeisterung an Deutschland dachte. Unsere beiden Jungen, die in der Nachbarstadt das deutsche Gymnasium besuchen, gestanden es offen ein, daß sie keinen anderen Gedanken mehr hätten. Unsere Sorge wuchs dadurch sehr, denn die Polizei und bezahlte sowie unbezahlte Spione umgaben die Schüler, und manche büßten den Gebrauch der Muttersprache schon im Gefängnis. Da plötzlich fiel es mir ein, daß unser Aeltester, der jetzt 15 Jahre alt ist, schon früher einmal seine große Bewunderung für Deutschland und namentlich für den Deutschen Kaiser in sein Tagebuch geschrieben hatte. Täglich drohten Haussuchungen, und wenn die Polizei das Blatt fand, das kindliche Unschuld verfaßt hatte, so wurde es jetzt vielleicht der ganzen Schule als Verbrechen angerechnet. Da unsere Briefe auf der Post geöffnet wurden, blieb mir nichts anderes übrig, als sofort hinzufahren und das Blatt zum allseitigen Bedauern zu vernichten. Als die Kinder zu Weihnachten 1914 nach Hause kamen, gingen gerade einige Gedichte von Mund zu Mund, die uns hoffen ließen, daß in Deutschland das Interesse für uns erwachte. Von einem Liede erfuhren wir fürs erste nur den Schluß: Die Preußen kommen wieder! Ja, wenn man nun Anfang und Mitte gewußt hätte! Aber niederschreiben durfte niemand dergleichen Sachen, und so ging die Verbreitung langsam vor sich. Da endlich am Weihnachtsabend, als alles schon still geworden war, rief mein Mann die Kinder und mich geheimnisvoll zu sich. Er hätte noch etwas für uns. Es war ein Blatt Papier und darauf: Zu Tannenberg in Wald und Ried usw. bis: Heil Baltenland, Heil Lettenland! Die Preußen kommen wieder! Eine Dame hatte es risiiert, die Worte aufzuschreiben, um meinem Mann eine Weihnachtsüberraschung zu machen. Nun war das Rätsel gelöst! Es war eine feierliche Stunde, als wir das Lied zusammen auswendig lernten und dann verbrannten. Am anderen Tage saß unser Aeltester mit glühenden Wangen am Klavier und erfand eine Melodie dazu. Ein deutscher Offizier mit einer herrlichen Stimme sang es am 1. Juli 1915 in demselben Zimmer.

Aber vorher hatte es noch viel Bangigkeit gegeben. Viele verließen die Stadt, gezwungen oder auch freiwillig, täglich konnte der Ausweisungsbefehl — wenn nicht Schlimmeres — auch uns treffen. Es genügte ja eine Denunziation von zwei, drei Schurken, und man war verloren. Die unmöglichsten Dinge wurden geglaubt, wie zum Beispiel, daß unsere reichen Spenden für das russische Rote Kreuz täglich von deutschen Luftschiffen abgeholt würden usw. Nur mit Sorge entließen wir die Kinder nach Weihnachten wieder zur Schule. Man fühlte, wie ein Gewitter sich zusammenzog, aber man wußte nicht, ob es einschlagen oder Erquickung bringen würde. Vor Libau donnerten die Kanonen am Palmsonntag nicht zum ersten Male. Gerüchte vom Nahen deutscher Truppen schwirrten hin und her. Deutsche Zeitungen gab es bei uns nicht mehr, und wir verließen unsere Wohnungen nur noch im Notfall. Flüchtlinge zogen in Massen durch unsere Stadt. Auch unser Haus war bis zum letzten Winkel voll. Endlich eines Morgens — es war der 23. April a. St. — verschwanden die Regierungsinstitutionen. Das Herz stand vor Erwartung still. Da — um die Mittagszeit desselben Tages steht ein Bekannter vor unserer Tür. Ich werde es nie vergessen, wie er sich an den Türpfosten lehnte, als überwältigte ihn die Nachricht, die er zu bringen hatte, und leise sagte: Die Deutschen sind da!

Ganz richtig war diese Nachricht freilich nicht, denn es war vorläufig nur ein einziger Offizier gewesen, der es gewagt hatte, in gelassener Ruhe bis zum Marktplatz und wieder zurück zu reiten. Aber er hatte die Sonne für uns mitgebracht. Das Unwetter war vorüber. Vor Freude fielen sich manche in die Arme, die im Leben nur dieses eine Interesse zusammengeführt hatte.

In der folgenden Nacht wurden uns die Jungen nach Hause geschickt, obgleich die deutsche Schule noch nicht geschlossen war. Man hatte befürchtet, daß wir von ihnen abgeschnitten würden, und es war auch die höchste Zeit. Da waren sie bei Nacht im Wagen durch die Flüchtlingsscharen gefahren, immer gewärtig, von der russischen Polizei angehalten zu werden, aber auch hoffend, vielleicht schon auf deutsches Militär zu stoßen. Wenn sich das alles auch nicht erfüllt hatte, so kamen sie doch doppelt froh bei uns an:

Digitized by Google

erstens zu Hause zu sein und zweitens beinahe etwas „vom Kriege“ erlebt zu haben. Am anderen Tage sahen wir dann alle zusammen deutsche Ulanen, und es galt als glückliches Ereignis, von ihnen angeredet zu werden. Von da ab gab es nicht nur etwas vom Kriege zu sehen, sondern auch zu hören, denn unsere Stadt, die selbst kein Militär gehabt hatte, wurde jetzt ringsum von den Russen belagert, und es gab fast täglich kleinere und größere Gefechte, bei denen aber die russischen Kanonenkugeln glücklicherweise die Stadt nicht ganz erreichten. Im nächsten Umkreise loderten Gebäude und Wälder. Das Volk verbreitete spannende Nachrichten über Siege der Russen, und für alle Fälle mußte alles zur Flucht nach Deutschland vorbereitet werden, denn mein Mann war an Stelle des abwesenden Stadthauptes „Bürgermeister“ geworden und auf ihn hätte sich der Zorn der Russen gewiß zuerst entladen. Sibirien winkte mit Grausen. Aber Gott sei Dank! Die tapferen Deutschen erretteten uns davor. Sie wichen nicht mehr von uns, und am 1. Juli hatten wir das großartige Schauspiel, 6000 bis 7000 Mann verschiedener Waffengattungen bei uns durchziehen zu sehen. Viele durften auch wir seither beherbergen, und wenn sie mit Vorurteil das „feindliche“ Haus betraten, — uns schienen sie alle wie Brüder, und ich glaube, daß sie beim Abschied auf Nimmerwiedersehen auch wußten, welcher Art unsere Gedanken waren, die sie begleiteten. Gott schütze sie alle!

Deutsche Lieder aus deutschen Kehlen übten eine zauberhafte Wirkung auf uns aus, die wir nur das wüste Geschrei russischer Rekruten kannten. Eine alte kranke Dame wollte bei den Klängen der Wacht am Rhein aus Fenster eilen und, wie das Lächerliche sich oft mit tiefem Ernst mischt, bemerkte sie es fast zu spät, daß sie direkt — aus der Badewanne kam. Aehnliche Szenen spielten sich ab, als der erste Zeppelin zu uns kam. Dabei fällt mir noch etwas Komisches ein, das sich auch an ihn knüpft. Ein russenfreundlicher Herr sagte bedauernd zu einem guten Deutschen: „Wie muß dem Grafen Zeppelin jetzt das Gewissen schlagen, angesichts des großen Unheils, das seine Luftschiffe anrichten! Worauf der andere ihm schnell erwiderte: Wie froh können Sie jetzt dagegen sein, daß Sie das Pulver nicht erfunden haben!

Wir stehen an der Wende unseres Geschickes und fragen in Hoffen und Bangen, ob Kaiser Wilhelm uns das Höchste geben wird, was der Mensch auf Erden haben kann: ein Vaterland! Wir haben Rußland die Treue gehalten bis zur Unmöglichkeit. Nur Hundenaturen könnten sich jetzt noch weiter demütigen.

Dieser Brief spricht in seiner Art ebenso für sich selbst, wie der des deutschen Offiziers. Er klärt das baltische Problem in seiner heutigen Gestalt vom baltischen Standpunkt ähnlich restlos, wie das erste Schreiben vom reichsdeutschen aus. An dritter Stelle endlich möchte ich aus einem mir zur Verfügung gestellten Brief einer englischen Dame, den diese nach der Einnahme von Mitau — sie lebte dort — an ihre Angehörigen in England schrieb, in Uebersetzung aus dem Englischen, ein Urteil über Rußland und das baltische Problem anführen, das wert ist, in aller Welt gekannt zu werden.

.... Als es nun wirklich kam — ganz wirklich und nahe — wie werdet Ihr es nur verstehen können — da habe ich es genossen. Da konnte man es ertragen, weil man an der Gefahr teilhatte, wenn auch nicht am Kampf. So aus der Ferne, all die langen Monate, da war es nur ein namenloses, unbeschreibliches Grauen, ein Jammer, den menschliche Worte nicht beschreiben können, ein Weltenjammer; und man hat ununterbrochen mitgelitten und getrauert — und hier mehr als wo anders, weil soviel Sinnlosigkeit, Verblendung, Unwissenheit, schamlose Unehrlichkeit mit dabei war und Verfolgung; — aber von all dem kann ich Euch jetzt nichts erzählen. Nur eines: Ich konnte Euch nie mitteilen, warum unsere arme kleine Baronin F. in Moskau war mit vielen anderen! Sie war ins Innere des Landes verbannt, weil ihr Sohn in der deutschen Armee diente — sie sagten, sie hätten keine Beweise, daß er tot ist — als ob eine Mutter es fertigbringen könnte, den Tod ihres einzigen Kindes zu erfinden, um diese Leute zu betrügen. Das war natürlich nur ein Vorwand! Sie verbannten die Eltern aller derer, die in der deutschen Armee dienten, obgleich die Erlaubnis, die Nationalität zu wechseln, natürlich seinerzeit (vom Zaren) erbeten und gewährt worden war. Diese Balten sind der Krone gegenüber so loyal, wie eine Rasse nur gegen das eigene natürliche (stammesgleiche) Oberhaupt sein könnte. In der Tat: ich möchte nicht sehen, wie die Engländer es hinnehmen würden, was hier die Balten still gelitten haben. Ich fühle, ich wäre längst totgeschossen. Sie sprechen von ihrem Treueid — die Zustände sind hier wie im Mittelalter — und ein Eid ist ein Eid — und dieser Eid ist unmittelbar der Krone geschworen, das macht die Sache zu einer so persönlichen. So sehen diese Leute ihren Eid an, und so halten sie ihn. Aber wißt Ihr, wenn die „Schweinerei“ einmal vorüber ist und auf beiden Seiten manches aufgegeben werden wird, und am Ende die Bilanz gezogen wird, so hoffe und bete ich, daß mein armes, liebes, kleines „Gottesländchen“ (landesübliche Bezeichnung für Kurland) den Klauen der Halb-Orientalen nicht wieder ausgeliefert wird. Wie würde es einem Engländer gefallen, auf den Wink und Ruf von — nun, wir haben so viele schwarze und braune Brüder, daß es schwer ist, eine Nation zu finden, die man zum Vergleich heranziehen darf, ohne die Gefühle anständiger Leute (Nigger!) zu kränken — aber sagen wir einmal, auf den Wink eines Malayen oder Chinesen horchen zu müssen. Wenigstens sind die Ideale, Traditionen und Ideen dieser Leute den unsrigen fremd genug, um es erklärlich zu machen, wenn wir nicht gern unter ihrer Herrschaft ein abhängiger Staat oder ihre Untertanen sein wollten.

So also empfindet selbst eine Engländerin den baltisch-russischen Gegensatz! „Halb-Orientalen“ sind ihr die Russen — denn sie hat dies Volk kennen gelernt. Obwohl sie eine Angehörige der uns feindlichen Nation ist, graut ihr doch vor der Möglichkeit, Kurland könne wieder russisch werden, und sie sucht ihren Landsleuten das innere Verhältnis von Balten und Russen klarzumachen, indem sie ihnen zuruft: „Stellt euch vor, ihr müßtet Farbigen, Asiaten auf geringerer Kulturstufe, gehorchen!“ Hiernach können wir Deutsche wahrlich sagen: Was bedürfen wir weiter Zeugnis darüber, was uns die baltische Frage bedeutet!

Paul Rühlmann / Die Kirche in Frankreich

Wenn der künftige große Darsteller des heutigen Weltkrieges über die Tatsachenfeststellung hinausgelangt sein wird zum Bloßlegen der geistigen Ursachenkomplexe, so wird er für Frankreich den religiösen, besonders den kirchlichen Fragen einen breiten Raum gönnen müssen. Schon uns Mitlebenden sind Tatsachen bekannt, die grell diese Zusammenhänge beleuchten. Nur zwei Beispiele: Der Eintritt Italiens in den Vierverband läßt sich bekanntlich mit realpolitischen, selbst mit machiavellistischen Erwägungen nicht begründen, er liegt vielmehr in der gleichen kulturpolitischen Denksphäre der Intellektuellen beider romanischer Länder, genauer, in dem gleichen kirchenpolitischen Programm: Das moderne Italien geworden im Kampfe gegen die Kirche, sah in dem Frankreich der dritten Republik, in dem hochgepriesenen Mutterlande des demokratischen Freiheitsideals, in dem Lande der so glänzend durchgeführten Trennung von Kirche und Staat, den einzigen wahren politischen Bundesgenossen.

Ein anderer Faden: Durch die religionsunterrichtsfreien Laienschulen des modernen französischen Staates wurde, be-

Digitized by Google

wußt und absichtlich von den regierenden demokratischen Parteigruppen gefördert, in der éducation civique mangels einer allgemein anerkannten Verankerung der Staatsethik als wirksame Basis für die Massen die Revancheidee aufgenommen und bis zur Siedehitze gesteigert.

Dieser Gesichtspunkt: Weltkrieg und kirchenpolitische Lage macht es erklärlich, daß es mir auf meinen mannigfachen Fahrten als Feldgrauer durch Frankreich eine Aufgabe blieb, höchsten Reizes voll, jenen, dem eigentlichen Kriege scheinbar so fern liegenden Fäden nachzuspüren; vor allem galt mein Interesse dem zentralsten Problem der inneren Politik der dritten Republik, der Trennung von Kirche und Staat.

Um so glücklicher war ich, als ich durch längere Verwaltung der Ortskommandanturgeschäfte Einblick gewann in die kirchlichen Verhältnisse eines typischen Ardennendorfes und somit an einem konkreten Einzelbeispiele den mir theoretisch wohlbekannten Fragenkomplex studieren konnte. Noch kommt dazu, daß sich dieser in dörflicher Sphäre ganz anders darstellt als in dem Sprengel einer Pariser Kirche, etwa der Madeleine. V . . ., ein reizend an den Uferhöhen der breiten Aisneebene gelegenes Dorf mit etwa 500 Einwohnern, im Kriege nur 147, gehörte politisch zum Ardennendepartement, kirchlich zur Diözese Reims. Die aus dem 13. Jahrhundert stammende, in beherrschender Lage wuchtig thronende romanische Kirche war trotz des seit 1. September hier tobenden Krieges vollständig frei von allen Schädigungen. Wenn man nach einem Ritte durch die Ardennendörfer der Umgegend heimkehrte, voll von Unfreude beim Anblick der zerschossenen, verlassenen, schmutzig gewordenen Kirchen, der verstört umherliegenden Meßbücher und kirchlichen Gewänder in den Sakristeien, der zerbrochenen bunten Glasfenster, mutete der Anblick des wohlgepflegten Kirchleins wie stiller Frieden an. Ursache hierfür war wohl die Persönlichkeit des Ortspfarrers, eines rüstigen Vierzigers, der treulich unter seiner Gemeinde ausgehalten hatte, mitten unter dem gewaltigen Anprall der Deutschen in den ersten Septembertagen. Daß er als Luxemburger Zweisprachler die deutsche Sprache vollkommen beherrschte, hatte ihm dies wesentlich erleichtert.

Unsere Soldaten und ein großer Teil auch der Offiziere betrachteten grundsätzlich jeden katholischen Geistlichen mit Mißtrauen; besonders die belgischen Erfahrungen, aber auch Erinnerungen an den streng konfessionellen Jugendunterricht mochten sich hier die Hand reichen. In der Tat sind nachweislich eine Anzahl Geistlicher und besonders deren Haushälterinnen als politische Agenten der französischen Militärverwaltung tätig gewesen, namentlich in der Vermittlung des bereits vor dem Kriege organisierten planmäßigen Nachrichtendienstes. Ich versuchte ebenfalls grundsätzlich zunächst Hand in Hand zu arbeiten mit der einzigen ethischen Instanz des Ortes. Lehrer und Maire waren ja geflohen. Ich legte den deutschen Unterricht so, daß die Frühmesse nicht gestört ward, ich setzte ihn von fast allen Verwaltungsmaßnahmen persönlich in Kenntnis; anderseits war er mir mit seiner Personalkenntnis willig zur Hand. Sehr bald aber merkte ich, daß er mich nicht in loyaler Weise unterrichtete, sondern stark seine, die kirchen- und pfarrfreundliche Partei begünstigte. Daß er den Beichtstuhl politisch, und zwar im antideutschen Sinne des Dorfes benutzte, dafür sprachen mehr als ein Anzeichen. Zum Abtransport anderseits reichten diese Verdachtsmomente nicht aus, er war eben zu geschmeidig. Anderseits imponierte mir die treue seelsorgerische Pflichterfüllung.

Die Gemeindemitglieder waren typische Ardennenbauern: fleißige Landleute, energische Vermehrer ihrer recht gediegenen bäuerlichen Wohlhabenheit durch Kultur der Korbweide, Geflügelhandel und Düngerverkauf, sonst nachdenklich, offen, Schätzer einer gediegenen Schulbildung. Auch in kirchlicher Beziehung konnte man die typische Bauernart beobachten: kirchlich gesinnt aus Tradition, nicht aus Ueberzeugung. Es gehörte hier wie in allen Ardennendörfern zur bäuerlichen Reputation, daß die Frauen zur Messe und zum Gottesdienst gehen und die alten Bauern ein buntes Kirchenfenster stiften. Auch hier, wie fast in allen Gegenden des katholischen Frankreich, sah man an den an herrlichen Ausblicken ins fruchtbare Land so reichen Bergeshöhen Zeichen religiösen Erinnerns, meist Kruzifixe oder Mahnkreuze an irgendein Unglück, aber sie machten einen stark ruinösen Eindruck: sie lebten jedenfalls nicht mehr in Volk und Landschaft, wie etwa in Tirol. Fast alle stammten, wie die Jahreszahlen ihres Errichtens ergaben, aus den stark klerikalen Tagen des dritten Napoleon. In den Bauernhäusern fand man billige Kruzifixe und Heiligenbilder in großer Anzahl, namentlich bei der älteren Generation, auch die Messe wurde von der Weiblichkeit fleißig besucht; doch all die Zeichen kirchlichen Sinns waren stark konventionell und recht äußerlich, ihnen fehlte das eigentliche pulsierende Leben, wie man dies etwa in Westfalen beobachten kann.

Wie wirkte nun in dieser Sphäre der bäuerlichen Kirchlichkeit das Trennungsgesetz vom 11. Dezember 1905? Wie gestaltete sich in diesem Bauerndorfe, das unberührt schien von den großen politischen Prinzipienkämpfen der dritten Republik, die Durchführung dieser großen Kampfgesetzgebung?

Sie begann bekanntlich Anfang des Jahres 1906 mit der vermögensrechtlichen Trennung, mit der Zwangsinventarisierung. Mit resigniertem Blick zeigte mir der Pfarrer in der Sakristei eine in die Wand gelassene schwarze Marmortafel, die nach französischer Art die Namen der frommen Stifter enthielt. Diese donations fielen dem Staate anheim. Der alte Pfarrer, der Vorgänger des jetzigen, hatte versucht, sich diesem „Raubzuge" des Staates zu entziehen — wie übrigens die meisten Pfarrer. Er wollte die Kapitalien nicht herausgeben. Er hatte vergessen, daß dieser Widerstand vergeblich war und bleiben mußte, da nach französischem Recht alle frommen Stiftungen in Staatspapieren angelegt sein mußten; der Staat, der fisc, braucht also nur die betreffenden Zinsscheine als ungültig zu kennzeichnen. Durch diesen ersten Schritt verlor unsere Kirchengemeinde etwa 300 Frank an Zinsgenuß alljährlich. Hatte der erste Schritt den Staat bereichert, so der zweite die Gemeinde: Alle liegenden Güter, hier besonders Wiesen und Weiden, wurden der bürgerlichen Gemeinde überwiesen, und zwar der Armenkasse. Dies beraubte die Kirche V . . . . der ausgedehnten fruchtbaren Ländereien und einer jährlichen Pachteinnahme von 150—200 Frank. Endlich wurde inventarisiert auch das „Kultgebäude", die Kirche mit den dazu gehörenden kirchlichen Gerätschaften, wie Orgel, Paramenten, Meßbüchern usw. Diese waren gemäß einem bereits in der Revolutionsgesetzgebung ausgesprochenen Grundsatz Eigentum der Gemeinde, die sie aber unentgeltlich den bis zum 12. Dezember 1906 sich bildenden Kultvereinen zu gottesdienstlichen Zwecken überlassen sollte.

Das Jahr 1906 war für die kirchlichen Kreise Frankreichs das leidenschaftlichste des ganzen Kulturkampfes: Sollte man sich den Kultvereinsbestimmungen unterwerfen oder nicht? Weite Kreise des französischen Klerus schwankten bekanntlich, während die Haltung der Kurie in den beiden Enzyklika Vehementer und Gravissimo einheitlich und klar, verletzend logisch war in der Zurückweisung jeglicher Kon-

Digitized by Google

zession an den französischen Staat. Rom fühlte sich in seinen Grundfesten erschüttert, die Kultvereine mußten den hierarchischen Aufbau der Kirche und somit diese selbst zerstören, und zwar dadurch, daß die Kultvereine dem Laienelement in demokratischer Weise einen stark mitbestimmenden Einfluß auf die kirchlichen Verhältnisse gewährleisten sollten.

Auch der alte Pfarrer von V .... schwankte wie der französische Klerus. Der Zwangsinventarisierung setzte er keinen ernstlichen Widerstand entgegen. Zu den angeblich von der französischen Rechten organisierten Zusammenrottungen, Einschlagen der verschlossenen Kirchentüren kam es hier wie in der Umgebung nicht, aber zur Bildung eines Kultvereins kam es ebenfalls nicht. Wohl aber war der hiesige Pfarrer der Anmeldepflicht für die kirchliche „Versammlung" nachgekommen, die der französische Staat als Ersatz für die mißglückten Kultvereine 1907 forderte. Er hat dem Feldhüter hier in diesem heiligen Raume der Sakristei zu Protokoll erklärt, wann er den Gottesdienst abhalten will, und — denken Sie sich — er hat den Maire um die Erlaubnis gebeten, die Glocken läuten zu dürfen. „Das Alter hatte seinen Sinn verwirrt, er ist kurz darauf gestorben!" erzählte mir in verhaltenem Zorn der Pfarrer. Der junge Pfarrer war offenbar ein leidenschaftlich getreuer Sohn der Kurie, für ihn gab es weder Kultverein, noch Anmeldepflicht, noch Mietvertrag. Er trotzte dem Staate und mit ihm fast alle Kleriker. „Ich habe den ersten Montag und Dienstag die Messe um 3 Uhr in der Nacht gehalten, um der staatlichen Anmelde- und Ueberwachungspflicht aus dem Wege zu gehen. Ich erwartete ruhig meine Verhaftung am Morgen." (Schluß folgt.)

S. D. Gallwitz / Heldenhaine

Die Kriegszeit läßt in einer Hinsicht uns alle wieder zu Kindern werden: sie gibt uns neue, junge Augen, die die Welt der Erscheinungen und was hinter ihr liegt, anschauen, als hätten sie nie zuvor sie gesehen. Auch hat sie uns noch einmal in die Schule gehen heißen; was wir da lernen, ist nicht durch Verstandes- und Gedächtnisarbeit zu erfassen, sondern durch Erleben und Erfahren.

Wir *erleben* jetzt den Helden. Wir wußten auch früher um ihn; Carlyles Buch von den Helden und der Heldenverehrung hatte, wie alle Werke dieses Genius des Lebensernstes, auch bei uns in Deutschland weiteste Verbreitung: heute wissen wir, wir hatten damit nur ein Abbild der Sache, jetzt haben wir die Sache selbst. Jeder Tag erfüllt uns von neuem mit tiefer Dankbarkeit für die Helden unseres Volkes, mit stolzer Erhebung darüber, daß wir sie die Unseren nennen dürfen. Keine Stadt, keine Flecken und kein Dorf im ganzen Deutschen Reich, der nicht seine Söhne — und eine oft wie große Schar von Söhnen — unter die gefallenen Helden zu zählen hat! Bei ihnen, bei dem, was ihr Tod Bleibendes uns gibt, sind die Gedanken nicht weniger als bei denen, die draußen vor dem Feind stehen. Schon sind hier und da, mitten in allen dringenden Forderungen der Kriegsnot für Leib und Leben, Gedanken und Pläne am Werk, wie man diesen gefallenen Söhnen unseres Volkes das sichtbare Zeichen unserer dankbaren Verehrung, das Monument zu ihrem Gedächtnis schaffen könne.

Wir kommen aus einer Zeit schlechter Denkmalskunst her; dieser Tiefstand wurde in den letzten Jahren vor dem Krieg in seinem vollen Umfang erkannt, und daran schlossen sich denn gleich die ersten energischen Schritte zu einer Höherentwicklung. Mit wenigen Ausnahmen trägt alles, was uns der siegreiche Krieg 1870/71 und die Geburt des neuen Deutschen Reiches im Monument gab, den Stempel des Aeußerlichen, Kleinlichen; wo große Wirkungen erzielt wurden, waren sie die Ergebnisse von Riesendimensionen und -mitteln. Wo ein Stück Erhabenheit der Natur als günstige Basis gelegt werden konnte (Kyffhäuser, Niederwald, Deutsch-Eck bei Koblenz u. a. m.), da wurden mächtige dekorative Eindrücke erzielt, die den Glanz des Sieges verherrlichten. Aber daneben die eigentlichen Kriegerdenkmäler in den Städten und Städtchen und auf dem Lande! . . . In einer Stadt wie Bremen mit ihrer herrlichen alten Bau- und Denkmalstradition ist das Kriegerdenkmal von Anno Siebenzig das eiserne Bildwerk eines Soldaten mit theatralisch hochgeworfenen Armen, zum Angriff oder zum Sieg; rundherum kriegerische Attribute und szenischer Kleinkram. Diese Art der Denkmalsgestaltung war typisch; herausgewachsen aus einer Zeit eines trockenen Realismus, von dem wir jetzt gerade mit allem Besten in uns wegstreben. Aber auch über die Auffassung des Heldentums, dem diese Sorte von Monumenten Ausdruck gab, hat uns der Krieg von heute weit hinausgeführt. Dort wurde die Tat der Tapferkeit, des Mutes, des Sichopferns für das Vaterland als Einzelfall mit allen seinen Zufälligkeiten gebildet; was wir aber jetzt erlebten und erleben, hat uns tiefer in die Dinge hineingeführt: wir beugen uns vor dem Geist, von dem jede Heldentat das Merkmal und Abbild ist. Aus dieser unserer vertieften Anschauung des Kriegsheldentums heraus müssen andere Denkmäler erstehen als die im Bildwerk festgehaltene kriegerische Einzeltat oder wie die Gedenktafeln mit Namen und Daten der Gefallenen, wie sie in kleinen Städten und Dörfern, an Steinen oder Obelisken befestigt, zum Gedächtnis an die im Felde Gefallenen aufgerichtet wurden. Wir brauchen Größeres, Umspannenderes; etwas, das nicht nur im Abbild eines Wirklichkeitsvorganges die Erinnerung an den Krieg und seine Toten herausstellt, oder gar nur leere Namen, sondern etwas, das immer wieder unmittelbar zu reden und zu erheben vermag, so daß nicht auf dem Wege der Reflexion der Sinn erkannt, sondern ein natürlich-feierlicher Eindruck gegeben wird; wir haben das Verlangen, das Gedächtnis an unsere Kriegshelden in das Gewand einer solchen über alles Reale hinausgehenden Feierlichkeit zu kleiden.

Männer des Geisteslebens und der Kunst haben sich schon jetzt zusammengetan, um die Frage der zukünftigen Kriegsdenkmäler unter höchste Gesichtspunkte zu stellen. Den Vorteil davon werden die großen Städte, die großen Geldmittel haben. Aber die Kleinstadt und das Dorf? Man ist hier in der Nordwestecke Deutschlands auf gutem Wege, für diese letzteren die Form des Denkmals, das den Helden und dem Geist dieses Krieges eignet, zu Gestalt zu bringen. Von Worpswede, dem weltbekannt gewordenen Malerdorf in der Heide, geht es aus, und mehrere andere Ortschaften haben den Gedanken auch schon ergriffen. Natürlich kam die Anregung von Künstlerseite her. Man kann in Worpswede bis zu einem gewissen Grade wirklich noch von einem Zusammenleben der Künstler mit den Heidebauern, die, dem Boden ihres Landes gleich, noch zäher sind als anderswo, sprechen. Sie finden sich in der Liebe zu diesem Boden mit allem, was er aus sich herausgetrieben hat oder treibt an Bewegungen des Geländes, an Farben, die er aus der Luft auffängt, an Stimmungen. Weil unter allen den Künstlern, die hier zufliegen und sich das Ihre aus der eigenartigen Schönheit der Landschaft nehmen — weil da längst ein fester Stamm sich gebildet hat, der anwurzelte und eins wurde mit Natur und Menschen, so kann es auch ein Zusammenarbeiten zwischen diesen beiden

Digitized by Google

grundverschiedenen Wesensarten geben, dem Künstler und dem Bauern; denn jene wollen nichts, was nur einem auf ästhetische Wirkungen ausgehenden romantischen Schönheitsideal diente, und diese haben ihr natürliches Mißtrauen in eine so überflüssige Sache wie die Kunst soweit verloren, daß sie gelegentlich für einige ihrer Gesichtspunkte zu haben sind.

Als ein Werk echten, einfachen Volks- und Kunstempfindens ist in Worpswede die Anlage eines Heldenhaines beschlossen worden. Die Natur selbst soll das Monument gestalten, durch welches das Gedächtnis der Gefallenen zum Dank, zur Erhebung, zur Andacht sich steigert. Für die Heimat, daß sie uns unverändert erhalten bleiben möge, gaben sie ihr Leben hin; so soll man ihrer auch gedenken angesichts des vollen Bildes dieser Heimat; auf ihrer Scholle, unter ihren Bäumen und unter dem Himmel, der sich über ihr spannt. In Worpswede ist der Platz gewählt auf einem Ausläufer des langgestreckten Hügels, der wie ein Wahrzeichen die Gegend beherrscht. Die Anlage des Weges, der zu ihm, von einem Wiesenpfad abbiegend, hinführen soll, wird unauffällig eine Abkehr vom Profanen zum Ausdruck bringen: in schnurgerader Linie, eingefaßt von strengen Baumlinien, wird er sich dem Hain entgegenstrecken. Hier oben an der Küste und in der Heide ist die Eiche der Heimatsbaum: so wird auch in Worpswede der Heldenhain als Eichenhain erstehen. Er umschließt einen kreisrunden Platz, den in bestimmten Abständen größere Steine einfassen werden; das sind die sogenannten Findlinge, die nur im Moor vorkommen (oder „wachsen", wie der Bauer sagt). Sie sollen unbehauen, so wie die Natur sie hergab, aufgestellt werden, und jeder dieser Findlinge soll den Namen eines der Gefallenen tragen .... Man wird zugeben müssen, daß eine Erinnerungsstätte feierlicher Art nicht wohl einfacher, bodenständiger und eindrucksvoller gestaltet werden kann, als mit solcher Anlage. Was aus der Natur der Heimat kommt, das spricht verständlich zu jedermann; es ist dabei dann nur die formende Hand des Landschaftsarchitekten notwendig, damit durch die Führung der Linien und die Gruppierung der Massen die Anlage über das Profane, Willkürliche hinaus zum gewollten Ausdruck, zum Gesteigerten, Feierlichen erhoben werde .... Es wird in unserem Vaterlande kaum einen kleinen Ort geben, der nicht imstande wäre, einen solchen Hain, dessen Art aus der Natur der Landschaft heraus entwickelt werden müßte, als „Kriegerdenkmal", als ein Platz gesammelten Gedächtnisses an sie, anzulegen. Wo Sinn und Mittel vorhanden sind, kann auch ein Werk der reinen Kunst noch mit der Naturanlage vereinigt werden. Der Worpsweder Hain wird ein Bildwerk des bekannten Darmstädter Professors Bernhard Hoetger umschließen, der in Worpswede lebt. Neue große Steigerungen aus einer Zusammenkomposition von Natur und Bildwerk in ihrer wechselseitigen Wirkung aufeinander zu geben, ist das Wesen seiner Kunst; einen unserer Zeit eignenden Monumentalstil heraufzuführen ihr Ziel. Der Platanenhain auf der Darmstädter Ausstellung 1914 zeigte den Künstler Hoetger zum erstenmal andeutend von dieser Seite. Das Bildwerk, das der Worpsweder Heldenhain von ihm empfangen wird, wird die ruhig mit erhobenem Haupte vorschreitende Gestalt eines Jünglings sein, dem ein Lächeln um die Lippen spielt, während seine Augen klar und scharf in die Weite sehen. Ein Bild ruhiger und sich bewußt gewordener junger Kraft, die das Bild oder das Symbol des Geistes ist, der uns Deutsche in diesem Kriege zum Siege führen wird.

Helene Christaller / In den Karpathen

Ein klarer Dezembertag in den Karpathen neigte sich dem Ende zu. Der harte Ostwind zauste die spärlichen Latschentiefern auf der Kammhöhe; er hatte körnigen Schnee zusammengeweht, und die Wehe bot mit den Zwergtiefern zusammen vor seinem Johlen und Schnauben Schutz. Dicht unter die stachligen Zweige, halb in den Schnee gegraben, lag ein deutscher Soldat — schon seit am Morgen die Seinen hier zurückgehen mußten. Stundenlang hatte er dann hier gelegen. Zuerst halb ohnmächtig vom Blutverlust, dann mit klareren Sinnen.

Da pochten die Maschinengewehre, daß es wie ein hartes höhnisches Lachen klang; die Granaten sausten und pfiffen, die Kanonen rollten und weckten ein nicht endenwollendes Echo. Dazu das ferne Hurra der stürmenden Kameraden.

Dann kam die Sonne hoch und wärmte ihm die erstarrten Glieder; der Wind schlief ein. Rabenflüge krächzten hungrig über dem Berge und ließen sich mit gierigem Geschrei plötzlich zur Erde fallen. Die weißen Häupter der Karpathen blickten gleichmütig zu dem wunden Mann herüber, dem eine Granate das Bein zerschmettert hatte.

Den dürstete. Er begann Schnee zu essen. Seine Wunden brannten. Nun wurden seine Gedanken ganz wach und überdachten die Lage.

Die Wahrheit stand hart und grell vor ihm: Hunger, Frost, die schweren Wunden, seine gänzliche Verlassenheit, wilde Tiere, der Tod. — Wie ein Mann sah er ihm ins Auge. Das Getöse der Schlacht war ferner gerückt, er versuchte zu rufen. Seine Stimme verhallte dünn wie ein Vogelzirpen in der gewaltigen Weite. So unendlich war das alles: die Bergwelt, der mattblaue Himmel, die Hochfläche, die zum Schlachtfeld geworden war. So jenseits alles Menschlichen und Erfahrbaren. Wie wenn die Ewigkeit ihn schon im Bann hielte.

Er tastete nach Notizbuch und Bleistift. Ein paar Worte zum Gruß an die Mutter und Braut; es mochte der letzte sein, und vielleicht erreichte er die fernen Lieben. Beim Datum stutzte er. Der 24. Dezember. Das war ihm ganz entfallen, daß heute Weihnacht war, das Fest des Friedens und der Liebe. Ein bitterwehes Gefühl brach in ihm auf: Heiliger Abend und Krieg, Blut, Schmerzen, Haß! Brüder, die sich zerfleischten. Weinte da nicht einer, der den Dornenkranz trug und von dem ein mildes Licht ausging bis hierher in den Wahnsinn des Tötens?

Müde sank die Hand, die den Gruß geschrieben, schmerzlich schloß der wunde Mann die Augen.

Nun erwachte der Wind und begann in den Tannen zu rascheln. Noch griff er wie zögernd in die Bäume und strich sanft und tastend den Bergen über die rauhen Häupter.

Der Einsame drückte sich tiefer in den Schnee. Als er die Augen öffnete, blendete ihn die rote Glut der untergehenden Sonne. So festlich sah der Himmel aus mit den weißgekleideten Berggipfeln. Ob es einen Weg für ihn gab da hinein in die himmlische Herrlichkeit? Einen Weg, der nicht durch Schmerzen, Tod und das dunkle Grab führte? Ob eine weiße Wolke sich zu ihm herabließ und ihn auf weichem Rücken geradeswegs da hineinführte?

Aber trug sie ihn nicht schon? Er spürte das Wallen und Rauschen seines Blutes im aufflammenden Fieber wie rauschende Bewegung. Seine Sinne begannen sich wieder zu umnebeln. Die Kälte war für ihn verschwunden, obgleich der Wind nun stärker pfiff und sein Wolkenschiff immer höher hob. Ein Tannenzweig streifte ihm die Wange.

„Christbäumchen," sagte er, „dich nehme ich mit in die himmlische Herrlichkeit." Und seine Hand umklammerte den stachligen Zweig, um einen Halt zu finden im Schwindel der rasenden Fahrt.

Die Dunkelheit sank rasch. Wenn er die Augen öffnete, sah er gespenstisch tanzende Berghäupter. Bäume, die durcheinanderpurzelten, und einen roten Riß in grauer Wolkenwand — die Türspalte zum himmlischen Reich — Walhall, wo die Helden feierten. Seine Gedanken verwirrten sich immer mehr.

Nun flog die Wolke, die ihn trug, nicht mehr über den Karpathen; jetzt sah er unter sich Städte und Dörfer mit spitzen Kirch-

Digitized by Google

türmen, blinkende Flüsse, dunkle Wälder; Glocken läuteten, und er glitt sachter dahin auf seinem weißen Wolkenschiff. Plötzlich wußte er's: da unten war die Heimat. Er sah das Haus an die Kirche geschmiegt, aus dem der Lichterglanz der Weihnacht strahlte. Hier waren alle seine Lieben beisammen, feierten das Fest und gedachten seiner. Wenn sie ahnen könnten, daß er ihnen so nahe war!

Er versuchte hinunterzurufen, ob nicht doch seine Stimme ans Ohr der Mutter dränge, ob nicht ein Hauch durchs Zimmer wehe, der die Braut ahnend erschauern ließ. Aber nur ein rauher Ton entrang sich seiner Kehle.

Nun hörte er Musik, erst fern, dann immer näher. Unsäglich wohl wurde ihm. Er wiegte sich in ihr, seine Seele versank in den himmlischen Wellen. War das nicht Beethovens zweite Symphonie? Wie das Adagio ihn süß lockte, daß sein ganzes Wesen schmolz und sich auflöste. Immer lauter, immer jubelnder wurden die Akkorde. Seine Wolke stand in roter Glut, am Himmel zerriß die graue Wolkenwand und Licht, Wärme und Liebe strömten ihm zu, umbraust vom Gesang der Sphären. Tränen der Wonne flossen über sein Gesicht. „Ja so, so muß die Seligkeit sein," sagte er laut.

Da ward es plötzlich still und dunkel um ihn, verschwunden Licht und Wärme, verstummt die himmlische Musik. Er fühlte, wie er schwer auf der Erde lag, wie der eisige Wind ihm das Gesicht peitschte und wie eines Tieres warme Zunge ihm die Wonnetränen fortleckte. Seine Wunde brannte; ihn dürstete, der Kopf schmerzte.

Es schnaufte leise an seinem Ohr mit heißem Atem. Das war schauerlich in der schwarzen Einsamkeit. Und doch tröstlich. Denn ein gespenstisches Leben war erwacht. Hinter den Büschen bewegte es sich wie lauernde Gefahr, es schlich durch den Schnee wie sprungbereite Feindschaft, es heulte fern im Walde wie von hungrigen Wölfen, es strich durch die Baumwipfel wie von Raubvögeln, die auf Fraß lauerten.

„Komm her", lockte der Soldat und streckte bittend den Arm aus nach dem warmen treuen Leben an seiner Seite.

Aber der Hund rührte sich nicht, sondern stand hart vor ihm, die Vorderpfoten in den Schnee gestemmt, und stieß ein leises Winseln aus. Dann kehrte er pflichtgetreu um, den Führer zu holen.

„Tyras!" rief da leise eine Stimme aus den Büschen. Der Lichtkegel einer elektrischen Taschenlaterne tastete über die leblose Gestalt des Verwundeten.

„Noch einer!" rief's zurück. Stimmen kamen. „Trink, Kamerad", sagte eine davon, und jemand hielt dem Verwundeten die Flasche an den Mund. Weiße Binden mit roten Kreuzen leuchteten an hilfreichen starken Armen auf. Man grub ihn aus dem Schnee, hob ihn in die Höhe, trug ihn zur Bahre.

„Bei dem war's auch hohe Zeit", sagte eine sachverständige Ärztesstimme, als man ihn im hellen, warmen Raum niederließ.

„Ach, Sterben ist nicht so schwer," flüsterte der Verwundete, „so schöne Musik..."

„Hier wird nicht mehr gestorben," polterte gutmütig eine Unteroffizierstimme, „vollends nicht am Heiligen Abend. Sei froh, Kamerad, daß der Tyras dich gefunden hat. Ein Mordsvieh!" Er tätschelte dem jaunernden Hund anerkennend den Kopf.

Es roch nach heißem Punsch, den ein Soldat in der Blechkanne austeilte, nach Lichtern und versengten Tannennadeln. Aus einem Nebenraum erklang Musik; keine himmlische Sphärenmusik, sondern eine ehrliche Ziehharmonika, zu der ein paar österreichische Soldaten das böhmische Weihnachtslied sangen:

Freu dich Erd' und Sternenzelt, halleluja!
Gottes Sohn kam in die Welt, halleluja!
Seht, der schönsten Rose Flor, halleluja!
Sprießt aus Jesses Zweig hervor, halleluja!

Da lächelte der Verwundete und freute sich, daß er noch lebte, und daß er Eltern, Braut und Heimat wiedersehen sollte. Dann schlief er unter dem Halleluja ein, noch ehe das Lied zu Ende gesungen war.

Gottfried Traub / Das Probejahr

Kein Leiden oder Gedränge und Tod kann überwunden werden mit Ungeduld, Flucht und Trost suchen, sondern allein damit, daß man feststeht und ausharrt. Luther.

1916 wird unser Probejahr werden. Jeder Tag, den wir länger aushalten, bedeutet hundert Tage sicheren Friedens. Was wir bisher trugen und leisteten war viel; wir danken es dem ganzen Volk. Was wir jetzt auf uns nehmen müssen ist noch mehr. Aber wer wollte daran schuldig werden, daß er das Werk nicht vollendet hat?

Trauen wir uns selbst. Brüder, wir können noch vieles leisten. Wir sind kein müdes, kein ausgehungertes Volk. Wo so viele Millionen Hände da sind, schlagen ebenso viele Herzen. Vielleicht kommt ein zahlreiches Volk in Tagen der Not besser durch als ein kleines; denn es hat zwar mehr Münder, aber weit mehr Gedanken, Einfälle, Unternehmungsgeist. Alles vervielfacht sich rascher. Was uns nicht ausgehen darf ist die Willigkeit. Wir waren 1915 manchmal recht schwach geworden, und alte, häßliche Leidenschaften wachten wieder auf: Willigkeit, sich gegenseitig zu helfen, Güte, sich überall entgegenzukommen, standen in Gefahr. 1916 können wir uns solche Rückfälle nicht mehr leisten. Das Probejahr setzt uns auf die Schulbank, alt und jung, und will, daß wir's ohne viel Murren mit freudiger Tapferkeit und innerlichem Anstand bestehen. Glücklich, wen das Schicksal noch probt! Mancher einzelne und manches Volk sind weggeworfen. Wir werden noch gefragt: Harrst du aus, damit du die Krone des Sieges erhaltest? Wir antworten: Ja, gerne!

Trauen wir unseren Führern! Sie haben uns im letzten Jahr den Weg gewiesen. Laßt uns ihre Gestalten nicht vergessen. Es schieben sich oft unwichtige Menschen vor. Aufregung erzeugen ist eine Kleinigkeit. Entschlossene Ruhe schreit nicht. Unsere Zeit ist die Zeit des Handelns. Männer des Handelns grüßen wir. Wir hatten alle eine stolze Freude, als Auge und Ohr nur auf die Taten gerichtet war und man alles Wortgezänk satt hatte. Damals wuchsen wir. Man wird nicht groß in der Zwiesprache mit seinen Zweifeln, noch weniger mit Nörgeleien: innerlich jugendfrisch und leistungsfroh wird man nur im stillen Umgang mit der Tat. Wo ein Schicksal von Millionen auf dem Spiel steht, vermögen nicht Tausende zu führen. Je einheitlicher, desto sicherer der Stoß. Man kann überall etwas tadeln; aber man soll marschieren. Wir hinter der Front und die in ihr sind ein Volk. Unsere Führer führten uns nicht an den Abgrund, sondern in die Höhe. Trauen wir und schaffen eine Luft des Vertrauens. Wer Deutschlands Macht erhöht, der sei willkommen.

Trauen wir unserem Gott! Um seinen Namen habe ich nie gestritten: nenne ihn wie du magst. Aber wo sich Völkerschicksale entscheiden, redet die Weltweisheit. Sie ist und bleibt höher als unsere Vernunft. Wohl dem, der in Einigkeit mit ihrem vorigen Willen seine Tage und sein Ergehen erlebt. Wir sorgen für unseren Staat, für unser Volk, für unser Land; das ist unsere Pflicht. Die können wir übersehen. Der Welten Los können wir nicht ordnen. Aber wir wissen, daß, wenn wir eine Stätte machtvollen Rechts und unerschöpflichen Fleißes, sicherer Ordnung und quellender Kraft im weiten deutschen Lande bauen, wir unseren Baustein zu dem Reich der Gerechtigkeit liefern. Die Hauptsache aber ist, daß wir voll Dankbarkeit gegen den Himmel ins neue Jahr hineingehen. Großes ist uns geschehen. Wir hätten es nicht so gedacht. Werden wir wirklich groß! — daß wir uns nicht vor der Weltgeschichte schämen müssen!

Digitized by Google

Soziale Bewegung

Die Regelung des Staatsarbeiterrechts hat der Verband deutscher Eisenbahnhandwerker und -Arbeiter (sogen. Trierscher Verband) neuerdings beantragt. Darauf ist folgende Antwort eingegangen: „Die Vorarbeiten zu der von mir in der Reichstagssitzung vom 29. Januar 1914 in Aussicht gestellten Denkschrift über die Verhältnisse der Arbeiter in den Betrieben des Reiches und der Bundesstaaten in rechtlicher und tatsächlicher Beziehung waren vor Ausbruch des Krieges im Gange. Durch den Krieg ist diese Arbeit unterbrochen worden. Bei der Ueberlastung der Reichsverwaltung mit gegenwärtig dringlicheren Aufgaben und in Anbetracht anderer Schwierigkeiten, mit denen die Geschäftsführung der beteiligten Behörden infolge Fehlens vieler Beamten zu kämpfen hat, vermag ich auch zurzeit nicht zu übersehen, wann die Fertigstellung der Denkschrift möglich sein wird. gez. Delbrück."

Landwirtschaftliche Konsumvereine. Der Krieg hat auch in den landwirtschaftlichen (agrarischen) Kreisen, die früher nicht scharf genug gegen das Konsumvereinswesen ankämpfen konnten, anscheinend eine Wandlung erzeugt. Wenigstens macht die landwirtschaftliche Genossenschaftspresse mit offensichtlicher Freude Mitteilung von der Gründung von Hausfrauenvereinen zur Bekämpfung der Lebensmittelteuerung. Unter der Einwirkung des Krieges ist, so schreibt sie, in den Städten und ganz besonders in den Großstädten eine Verteuerung aller Lebensmittel eingetreten, die in keinem Verhältnis zu der wirklichen Marktlage steht und in manchen Fällen nicht mit Unrecht als Lebensmittelwucher bezeichnet werden kann. Der unnötige Zwischenhandel, dessen Bekämpfung von jeher eine Hauptaufgabe des Genossenschaftswesens gewesen ist, trägt die Hauptschuld an diesen unhaltbaren Zuständen. Es werden deshalb von den städtischen Verwaltungen und landwirtschaftlichen Korporationen Einrichtungen geschaffen, um den Weg zwischen Erzeuger und Verbraucher nach Möglichkeit abzukürzen. So hat in Hannover der Hausfrauenverein für Hannover-Linden und Umgegend, der vor einigen Wochen gegründet worden ist, unter Mitwirkung und Unterstützung des Magistrats, der Landwirtschaftskammer und des Verbandes hannoverscher landwirtschaftlicher Genossenschaften aus sich heraus eine Verkaufsstelle als eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht gegründet. Sie bezweckt den unmittelbaren Absatz von landwirtschaftlichen Erzeugnissen, wie Obst, Gemüse, Eier, Geflügel, Käse, Hausschlachtwaren, an die Verbraucher, um dem Erzeuger gute Preise zu sichern und um den Verbraucher vor einer unnötigen Verteuerung dieser wichtigen Nahrungsmittel zu schützen. Die Genossenschaft wird zunächst fünf Läden in Hannover und Linden eröffnen. Sie verkauft grundsätzlich nur an Mitglieder des oben genannten Hausfrauenvereins, und ebenso müssen die Genossinnen der Verkaufsstelle Mitglied des Hausfrauenvereins sein. Unter den Genossen befinden sich auch einige große Obst- und Gemüsebauvereine mit Hunderten von Mitgliedern. Weitere Genossenschaften dieser Art werden gegenwärtig in Hameln und Hildesheim gegründet. Der hier dargelegte Gedankengang ist derselbe, den auch die lange schon bestehenden Konsumvereine der Arbeiter und Beamten stets vorgetragen haben. Wie hier die Kriegsteuerung, war dort die Knappheit der Löhne und Gehälter die Ursache konsumgenossenschaftlichen Zusammenschlusses. Wenn nur der „unnötige" Zwischenhandel getroffen werden soll, ist der neueste Versuch ebenso berechtigt, wie die alten. Man darf auf die Weiterentwicklung der Angelegenheit gespannt sein.

Arbeiterschutz als Kriegsforderung. Unter den sozialpolitischen Forderungen, die die Erfahrungen des gegenwärtigen Krieges unterstrichen, nimmt die nach gesteigertem Arbeiterschutz nicht die letzte Stelle ein. Unter dem wachsenden Arbeitermangel infolge Einberufung sind zahlreiche Bestimmungen des gesetzlichen Arbeiterschutzes namentlich für Frauen und Jugendliche außer Kraft gesetzt worden. Dadurch erst wurde das starke Anwachsen der weiblichen Arbeit als Ersatz der Männer, die zu den Fahnen einberufen worden sind, möglich und wirksam. Die triftigsten Gründe aber sprechen dafür, daß tunlichst bald nach Beendigung des Krieges dieser Ausnahmezustand wieder beseitigt wird und daß nicht nur die heimkehrenden Krieger wieder freie Arbeitsplätze finden, sondern vor allem, daß die Frauen, Kinder, Jugendlichen, die heranwachsenden und die kommenden Geschlechter gesund, kräftig, frisch erhalten werden. Die „Soz. Praxis" sagt dazu mit Recht: Wir brauchen Menschen, Menschen, Menschen — zur Wehrkraft, für die Arbeit in Stadt und Land, für die Steuerleistung, für das Geistesleben! Es müssen jetzt schon Vorbereitungen getroffen werden, sollen wir von den Ereignissen später nicht überrascht werden. Der Krieg hat uns das Verbot der Nachtarbeit in der Bäckerei gebracht, das Verbot der Verwendung der Bleigiftfarben; er wird weiter zum Ausschluß von Frauen und jungen Leuten aus gefährlichen und besonders beschwerlichen Berufen führen. Auf dem Gebiet der Heimarbeit sehen wir Forderungen erfüllt, die bisher grundsätzlich abgelehnt worden waren: die Festsetzung ausreichender Löhne, die Bekämpfung der Auswucherung der Arbeiterinnen, die Regelung der Vergebung von Lieferungen, die Einsetzung von Schlichtungsausschüssen. Damit sind wir weit über das Heimarbeitgesetz hinaus, das nun seit fast vier Jahren besteht, aber nur auf dem Papier! Soll es endlich in Kraft treten, so wird man die Kriegserfahrungen nicht unbenutzt lassen können. Ebensowenig wird man die Wochenhilfe einfach wieder spurlos in die Versenkung fallen lassen können. Und die Vorschläge und Pläne für eine körperliche Kräftigung und Erziehung der Jugend zur Wehrhaftigkeit, von der Volksschule angefangen bis zur „Rekrutenvorschule", werden sicher im Reichstag willig Gehör und tatbereite Hand finden. Auf lange Jahre hinaus müssen wir auf allen Gebieten unseres Volkslebens alle Kräfte anspannen; damit wir das aber können, müssen wir die Massen mit Kraft erfüllen! Und darum hat Abg. Müller-Meiningen so recht, wenn er in einer höchst lesenswerten Broschüre unter dem Titel „Wir brauchen ein Reichsjugendwehrgesetz" für Ertüchtigung des heranwachsenden Geschlechts eintritt. Wir brauchen ein Reichs-Jugendwehrgesetz!"

Der Bedarfslohn statt Zeitlohn. Die Vorsitzende des kaufmännischen Verbandes weiblicher Angestellten in Berlin, Frl. Herrmann, lenkte kürzlich in der „Soz. Praxis" wieder einmal die Aufmerksamkeit der Sozialpolitik auf die Notwendigkeit einer Umgestaltung unseres jetzigen Lohnsystems. Sie schrieb dort u. a.: Unsere Art der Lohnbemessung ist falsch, und hierin liegt eine noch zu wenig beachtete Ursache für den Geburtenrückgang. Der Anspruch der Frau auf gleichen Lohn für gleiche Leistungen wird stets damit zurückgewiesen, daß der Mann eine Familie ernähren, also einen Familienlohn verdienen muß, die Frau aber bloß einen Einzellohn braucht. Darin liegt das Anerkenntnis, daß die Lohnhöhe nicht nur bestimmt wird durch Angebot und Nachfrage, Arbeitsmaß und Arbeitsgüte, Ausbildung usw., sondern auch durch den Gesichtspunkt des Bedürfnisses. Dieser Gesichtspunkt wird aber nicht wirklich durchgeführt. Die Entlohnung der Staats- und Gemeindebeamten zeigt das am klarsten. So erhalten z. B. Volksschullehrer, Oberlehrer, andere Staatsbeamte zwar zunächst ein geringes Anfangsgehalt, mit 30 oder 35 Jahren aber doch bereits einen Familienlohn, auch dann, wenn sie nicht verheiratet sind. Die Junggesellen unter ihnen benutzen das der Familie zugedachte „Mehr" an Entlohnung, sich Bedürfnisse anzugewöhnen, welche die in ihrem Stande übliche Lebenshaltung bei weitem übersteigen. Ein Verzicht auf solche Bedürfnisse ist nachher sehr schwer, Grund genug, der Ehe aus dem Wege zu gehen oder, wenn eine solche doch geschlossen wird, die Kinderzahl einzuschränken. Der verheiratete Berufsgenosse dagegen kann bei zwei Kindern vielleicht schon keine Theaterkarte für sich und seine Frau erschwingen, muß den Besuch seines Fachvereins aus Rücksicht auf Fahr- und Zehrgeld einschränken, bei Ankunft des dritten Kindes seine Muße um Privatarbeit und Nebenverdienst verkaufen, kann sich kaum die bescheidenste Sommerfrische gönnen und sieht mit Bitterkeit auf den Junggesellen neben sich. Zweifellos liegt hier ein Mißverhältnis vor. Ebenso bei der Lohnbemessung jener allerdings wenigen hochbezahlten unverheirateten Frauen, die in gleicher Weise ihre Lebenshaltung steigern und für die Ehe mit einem Manne ihres Standes unbrauchbar werden, während jene Amtsgenossinnen, die bei gleichem Lohn für Mutter, Schwestern oder als Witwen für eigne Kinder sorgen müssen, mit Not und Sorge zu ringen haben. Aehnlich ist die Lage der Privatangestellten, während die Arbeiter durch frühes Heiraten manchen Gefahren in geringerem Maße ausgesetzt sind. Ein gerechter Ausgleich muß hier geschaffen werden, indem man auf Kosten der männlichen und weiblichen Junggesellen Familienzulagen einführt in ähnlicher Weise, wie dies vor einigen Jahren in Finnland zunächst durch die Besoldungsstaffel der Volksschullehrer und Lehrerinnen versucht wurde. Dort hat man für unverheiratete Männer und Frauen in gleicher Tätigkeit einen gleichen mäßigen Grundlohn und gleiche Alterszulagen und darüber hinaus je nach dem Familienstand Familienzulagen festgesetzt. Im Augenblick der Heirat, bei der Geburt jedes Kindes erhält der erwerbende Mann, die erwerbende Frau eine Erhöhung des Einkommens, wodurch die neu entstandenen Lasten erleichtert werden. Dadurch ist auch die Möglichkeit einer gerechten Abgrenzung zwischen Männer- und Frauenlohn gegeben. Unter Einwirkung dieser Lohnbemessung würde auch das Heiratsalter im Mittelstande sinken, das jetzt viel zu hoch hinaufrückt. Ansätze zur Berücksichtigung des Familienstandes sind auch bei uns bereits vorhanden, z. B. bei der Steuerbemessung, bei Teuerungszulagen, bei der Invalidenversorgung, der Versorgung durch die Reichsversicherung für Privatangestellte, es gilt nur, diesen Grundsatz auf die Lohnbemessung folgerichtig auszudehnen. Gegen eine solche Lohntheorie könnte eingewendet werden, sie sei nur im Beamtenverhältnis von Staat und Gemeinde durchzuführen, die privaten Arbeitgeber würden ihre Arbeitnehmer entlassen, wenn sie infolge größerer Kinderzahl größere Lohnforderungen stellten. Aber wenn man sich vergegenwärtigt, wie sich andere Forderungen, die man zunächst für einen Auswuchs unverschämter Begehrlichkeit der Massen erklärte, z. B. Altersversorgung, Krankenversorgung, Sommerurlaub, verhältnismäßig rasch durchgesetzt haben, muß man auch die allgemeine Durchsetzung des Bedarfsgrundsatzes und die Berücksichtigung des Familienstandes in der Lohnbemessung für möglich halten. Staat und Gemeinden müssen nur mit gutem Beispiel vorangehen.

Digitized by Google

Kriegsliteratur

Der Vorrang der deutschen Staatsidee und ihr Sieg in Europa. Von Hans Mühlestein. Rosenhain-Verlag. München 1915. Geh. 1 M.

Der Verfasser des Schriftchens, ein Schweizer, verfolgt den lobenswerten Zweck, Europa und zunächst seine neutralen Staaten für einen Bundesstaat der vereinigten Staaten Europas, ausschließlich Rußlands, unter deutscher Führung zu begeistern, als ersten Schritt dazu von der Notwendigkeit eines mitteleuropäischen Staatenbundes zu überzeugen. Mühlestein ist nicht nur angesichts überwältigender Tatsachen des endlichen vollen Sieges Deutschlands sicher, sondern auch aus dem Gefühl sittlicher Gerechtigkeit. Deutschland ist ihm das Land der Reform gegenüber den Westmächten, als Ländern der individualistischen Anarchie, gegenüber Rußland als Land der Reaktion. Die in Reformen sich auswirkende deutsche Staatsidee ist ihm die des Bundesstaates. „Das von der Vernunft der Geschichte der Staaten aufgegebene Gebot ist das der Freiheit in der Gemeinschaft. Entweder wird es auf das Individuum angewandt, dann ist es das Ideal der bürgerlichen Freiheit; oder die Forderung wird Stämmen, ja Völkern gegenüber erhoben, dann ist es der Bundesgedanke" (S. 12). Nur zwei Staaten haben ihn rein verwirklicht, die Schweiz und Deutschland. Die Schweiz hat für die einzelnen Glieder des Bundesstaates das Prinzip der Gleichheit durchgeführt. Das hat zur Folge, daß die einzelnen Staaten kein ihrer Bedeutung entsprechendes Eigenleben mehr führen, zu Verwaltungseinheiten herabsinken und das Ganze zentralisierter gegen die Umwelt auftritt. Daraus entstehen für einen kleinen Staat im Zeitalter der Großbetriebe Vorteile, aber Voraussetzung eines solchen dem staatlichen und menschlichen Individuum gegenüber nivellistischen demokratischen Staatskörpers ist eine „weltgeschichtliche Resignation".

„Deutschland hat sich diejenige Form der Bundesidee als dauernde und festgegründete Staatsform anzubilden verstanden, die allein dazu befähigt, auch bei wirklich starkem Eigenleben der Einzelglieder doch nach außen als aktives Ganzes machtvoll und zielsetzend aufzutreten." Als „Reich" demokratisch, als „Bund" aristokratisch, das ist die Formel, unter der Mühlestein Bismarcks Werk würdigt. Das friedliche Deutschland ist kraft seines uralten Universalismus der expansivste Staat Europas. Es hat die europäische Kulturmission Europa sein Gesicht zu geben, es unter seiner Bundesstaatsidee zu einigen — für den Kampf gegen Außeneuropa, zumal Asien.

„War die ganze nationale Geschichte Deutschlands bis 1871 ein einziger Kreuzzug zur Wiedergewinnung seiner Einheit, so wird seine künftige Geschichte ein Kreuzzug zur Einigung Europas sein" (S. 26).

Ein schönes Pathos, eine Zuversicht, daß der deutsche Sinn echter Universalität sich die Herzen der ihm nächststehenden Völker öffnen wird, beseelt die Schrift. Schotte.

Mein Kriegstagebuch. Von Aage Madelung. Berlin 1915, S. Fischer. 205 S. 2 M.

Als Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblattes" wurde Aage Madelung, der Skandinavier, ein Pilger des großen Krieges. Seine Berichte, deutsch in Sprache und Gesinnung, schlicht und voll Ehrfurcht vor der Treue, dem Pflichtgefühl der Kämpfer und Sieger in den Karpathen, finden sich in diesem Buche zusammengestellt.

Aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters. Im deutschen Großen Hauptquartier und bei der Westarmee. Von Julius Hirsch. Leipzig 1915, Hesse & Becker. 159 S. 1 M.

Julius Hirsch ist der einzige Oesterreicher unter den Kriegsberichterstattern auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Schon aus diesem Grunde gewinnen seine Berichte für uns Reichsdeutsche ein eigenes Interesse.

Von der Weichsel bis zum Dnjestr. Neue Kriegsberichte von Fritz Wertheimer. Stuttgart 1915, Deutsche Verlags-Anstalt. 111 S. Geh. 2 M., geb. 3 M.

Durch Sachlichkeit, warmes Empfinden, Kraft und Ernst der Darstellung zeichnet sich auch diese neue Folge von Wertheimers Kriegsberichten ebenso aus wie die seinerzeit in der „Hilfe" empfohlene Sammlung „Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen".]

Im blutigen Karst. Von Rifat Gozdovic Pascha. Stuttgart 1915, K. Thienemann. 168 S. 3 M.

Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem schweren, opferreichen Kleinkrieg gegen die Montenegriner.

Die Mecklenburger im Kampf in Belgien und Nordfrankreich. Aus dem Tagebuch eines Kompagnieführers. Vossische Buchhandlung, Berlin 1915. 1 M. Schlichte, anspruchslose Aufzeichnungen aus den beiden ersten Kriegsmonaten, mit Lüttich und den erregenden Marneschlachten. Für die Angehörigen der 1. Armee und besonders die Mecklenburger eine liebe Erinnerung.

Heim und Herd. Deutsche Jugend-Hausbücherei. Band 11: Aus dem Völkerkrieg 1914/15. I. An der Westfront. Erlebnisse und Schilderungen von Kriegsteilnehmern. Verlag Moritz Schauenburg, Lahr in Baden 1915. Geb. 1 M.

Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront. Von Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier. F. A. Brockhaus, Leipzig 1915. Feldpostausgabe 1 M.

Die Ausgabe ist ein Auszug aus einem größeren, inzwischen erschienenen gleichnamigen Werk des Verfassers. Reich mit Bildern ausgestattet. Die Darstellungskunst des bekannten Geographen bewährt sich, ohne sentimentales Pathos, vielmehr mit stiller Sachlichkeit.

Mit den „Blumenteufeln" gegen die Russen. Drei Monate Winterfeldzug in Südpolen und in den Karpathen. Von Hans Jammereyer. Verlag W. Braumüller, Wien und Leipzig 1915. 2 M.

„Blumenteufel" Ehrenname der Alpentruppen, die das Edelweiß an der Kappe tragen: Tiroler Kaiserjäger, Inf.-Regt. Nr. 59; 14. Linzer Landwehr-Regiment, St. Poltener Landwehr-Regiment Nr. 21 usf.

Aus dem Inhalt: Przemysl: Kreuz und quer durch Südpolen; in Pilica; Vor dem Uzsoker Paß; Baligrod und Cisna.

Die Kriegsprima. Von Fritz Pistorius. Trowitzsch & Sohn, Berlin 1915. Brosch. 3,50 M.

Ein hübsches Buch des bekannten Schriftstellers für die Jugend und von der Jugend.

Deutsche Art. Herausgegeben von Horst Schöttler. Leipzig 1915, C. F. Amelangs Verlag. 160 S. 3 M.

Eine Sammlung von Aussprüchen, Versen deutscher Dichter, Gelehrten, Philosophen, Staatsmänner, Fürsten von der Zeit Karls des Großen bis in die Gegenwart. Aus ihr spricht etwas, was unsere Feinde uns niemals nachmachen werden: das deutsche Gemüt.

Der Krieg und seine angeblichen Wohltaten. Von J. Novicow. Deutsch herausgegeben von Dr. Alfred H. Fried. Zürich 1915, Art. Institut Orell Füßli. 128 S. 1,20 M.

Diese erstmalig 1894 erschienene Schrift des russischen Sozialisten Novicow behandelt das Kriegsproblem vom einseitig pazifistischen Standpunkt aus.

Deutsche Kulturaufgaben. Ein Wort an denkende Menschen. Von Dipl.-Ing. P. Berger, Charlottenburg. Cassel 1915, Furche-Verlag. 36 S. 60 Pf.

Vereinigung der jungen technischen Kultur und der alten deutschen Geisteskultur ist eine der wichtigsten Aufgaben nach dem Kriege.

Unsere toten Helden und ihr letzter Wille. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg. Freiburg i. Br. 1915, Herdersche Verlagsbuchhandlung. 27 S. 30 Pf.

Briefe eines Kriegsuntauglichen. Von Dr. Ludwig Zoepf. Stuttgart 1915, Holland & Josenhans. 41 S. 50 Pf.

„Wir, die wir daheim sind, haben kein Recht auf den Sieg; wir haben nur eine Pflicht: besser zu werden." Das ist der Leitgedanke der hier vereinten Betrachtungen, die von einem tief religiösen Gefühl und hohen sittlichen Ernst eingegeben sind. Hans Thoma schrieb ihnen ein Geleitwort in Versen.

Christbaum und Schwert. Weihnachtsbuch für Feld und Heimat. Herausgegeben von Friedrich Lahusen und Max Braun. 50 Pf.

Aus dem Inhalt: 500 Jahre Hohenzollernherrschaft, von Dietrich Schäfer; Aus meinen persönlichen Erinnerungen an Bismarck, von Ernst Dryander; ferner Beiträge von Harnack, Deißmann, Lahusen, Schleich.

Deutsche Kriegsweihnacht 1915. Weihnachtsgruß für Deutschlands Krieger. Von D. Otto Everling (Vorsitzender des Evangel. Bundes). Berlin W 35, Verlag des Evangel. Bundes, 1915. 20 Pf.

Aus dem Inhalt: „Das Fest der Liebe", von Prof. D. Schian in Gießen; „Die Muschel", von Anna Schieber.

Kriegs- und Friedenskalender für den deutschen Feldsoldaten, Bürger und Landmann auf das Jahr 1916. Herausgegeben von Anton Fendrich. Stuttgart, Franckh'sche Buchhandlung. Preis 40 Pf., Sammlerausgabe 1 M.

Beiträge von Karl Bröger, Dr. H. Decker, Karl Ettlinger, Dr. Ludwig Finckh, Dr. Kurt Floericke, Fock, Langbein, Hermann Löns, Alfons Petzold, Zeichnungen von Fritz Bergen, R. Öffinger, Willy Planck.

Ein Kalender im guten alten Stil. Die Zeichnungen zu den eingestreuten scherzhaften Gedichten an und über führende Persönlichkeiten haben uns recht gefallen, besonders die von Helfferich, Delbrück, Naumann und Jäckh.

Anleitung zum Kartenlesen und Orientieren im Gelände für Truppenausbildung, Jugendwehren und Jugendvereine. Von Lt. d. R. Prof. Broßmer. Lahr (Baden) 1915, Moritz Schauenburg. 10 Pf.

In allgemeinverständlicher Form legt der Verfasser das Wesen der Karte dar, zeigt, welcher Mittel man sich bedient, um die Eigentümlichkeiten des Geländes auf der Karte zum Ausdruck zu bringen und gibt Winke für das Zurechtfinden auf der Karte. Die Worte werden durch Tabellen und Zeichnungen wertvoll ergänzt.

Deutschlands Zukunft. Kriegslehren und ihre Bedeutung für deutsche Jugend und Volksbildung. Von Bruno Clemenz. Würzburg 1915, Curt Kabitzsch. 107 S. 1,20 M.

Digitized by Google

Die Kriegsinvaliden und der Staat. Von Dr. Siegfried Kraus. München 1915, Ernst Reinhardt. 64 S. 50 Pf.

Von dieser, bereits in Nr. 12 der „Hilfe" angezeigten Schrift liegt jetzt eine wesentlich erweiterte und auf Grund der neuesten Erfahrungen umgearbeitete Neuauflage vor. Eine gute Darlegung des gesamten Kriegsbeschädigten-Problems.

Die ländlichen Invaliden zurück auf das Land! Von Oberregierungsrat Alfred Meyer. Berlin 1915, Schriftenvertriebsanstalt. 26 S. 25 Pf.

Fordert die Ansiedlung ländlicher Invaliden auf Rentengütern.

Unsere Marine im Weltkriege 1914/15. Von Admiral Kirchhoff. Berlin 1915. Vossische Buchhandlung. 112 S. Brosch. 2 M.

Populäre, durch Karten, Tabellen, Bildermaterial gestützte Darstellung des bekannten Marineschriftstellers, abgeschlossen August 1915.

Zwischen Lindau und Memel während des Krieges. Von Paul Schlenther in der Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte. S. Fischer, Berlin 1915. Geb. 1 M.

Schlenther aus dem Südwesten des Reiches kommend — ein Symbol für seine Verwachsenheit mit dem geistigeren Deutschland — reist in seine alte ostpreußische Heimat. Der tiefer Ergriffene will Teilnahme werben für Not und Wiederaufbau Ostpreußens. Es gelingt ihm gut. Er schildert vorzüglich auch die lebhafte Inangriffnahme der Wiederherstellung im Lande selbst. Das Kapitel über den neuen Oberpräsidenten v. Batocki, das frei ist von allen politischen Voreingenommenheiten und der Eignung des Mannes für seine Stelle gut gerecht wird, ist besonders bemerkenswert. Der Band stellt eine erfreuliche Vermehrung der wertvollen Sammlung dar.

Der Krieg im Bild. Eine Schilderung des Völkerringens bis Ende 1914. Mit rund 180 Bildern und photographischen Aufnahmen. Herausgegeben von Bernhard Kirn. Reutlingen, Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung. Kart. 2 M.

Das Unternehmen ist weder besser noch schlechter als ähnliche, denen wir keine besondere Teilnahme entgegenbringen, da wir keinen Grund einsehen können, diese Bilder der Tagespresse nochmals gesammelt zu reproduzieren. Die geschichtliche Einleitung ist recht oberflächlich.

Die Geschichte des Völkerkriegs. I. Bd. Herausgegeben und verlegt von Hermann Schaffstein in Köln am Rhein. 15 M.

Unverständlich ist es, wie der Verlag in den Voranzeigen dieses Werk mit den Generalstabswerken von 1870/71 und dem des künftigen Krieges irgendwie vergleichen kann. Wir geben dem Verlage zu, daß viele schon jetzt wünschen, eine geschlossene Darstellung der Kriegsereignisse zu haben. Wenn er aber fortfährt: ein solches Werk gab es bisher nicht, so erinnern wir an die Geschichten des Krieges, die die Verlage Beck in München, Hoffmann in Hamburg u. a. herausgeben. Diese befriedigen einen solchen Wunsch recht gut; sie sind aber zu bescheiden, um mit dem künftigen Generalstabswerk verglichen werden zu wollen. Das vorliegende Werk jedoch kann nicht einmal mit ihnen verglichen werden.

Lehrbuch zur Weltpolitik. Von Dr. Hans Mähl. J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart-Berlin 1915. Geb. 1 M.

Eine Zusammenstellung aus Büchern und Vorträgen bedeutender Geschichtslehrer an deutschen Universitäten (Hintze, Meinecke), bekannte Politiker (Rohrbach, Jäckh) und originalen Quellen (Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, Bethmanns Rede in der Reichstagssitzung vom 2. Dezember 1914), meist unmittelbarer Aktualität — für die Oberklassen höherer Lehranstalten aller Art.

Ob das Büchlein just für diesen Zweck geeignet ist, kann bezweifelt werden. Ein größeres, eigentliches Quellenwerk, das der Lehrer mit den Schülern interpretiert, tut dem Geschichtsunterricht not, nicht dies Rippen an Betrachtungen, die für die Jugend doch nicht geschrieben sind, und die, um verstanden zu werden, in einen tieferen Zusammenhang des Wissens gehören.

Irrung und Abfall Italiens. Von Oskar Müller. Leipzig 1915, bei S. Hirzel. 45 S. 80 Pf.

Eine Arbeit voll guter, selbständiger Gedanken. Oskar Müller war bis zum Kriegsausbruch Vertreter der „Frankfurter Zeitung" in Rom; ein Grund mehr, ihn zu hören. Die Formel des subjektiven Treubruchs löst die Frage des italienischen Abfalls nicht. Wir können ihn nur aus der Entwicklung verstehen, in der Italien sich befand. Die Einheit war ihm gegeben, aber der Staat in seinem inneren Ausbau noch nicht fertig und gesichert. Die Staatsidee war noch nicht in das Bewußtsein der breitesten Schichten des Volkes übergegangen. Weil sie fehlte, konnte das Land der Leidenschaft der Irredenta leicht anheimfallen.

Unsere Aufgabe. Von Heinrich Sieveking. Berlin 1915, Karl Curtius. 38 S. 60 Pf.

So selbstverständlich bei einem Friedensschluß einem siegreichen Heere nur Bedingungen geboten werden können, die die Sicherheit des Vaterlandes gewährleisten (auch eine Erweiterung der Grenzen kann notwendig sein), müssen wir dabei doch um unsere Beziehungen zu den Nachbarvölkern besorgt sein. Wir wollen nicht abgeschlossen und einsam für uns leben, sondern auch weiterhin in der Welt für die Menschheit tätig sein. Das Kriegsziel ist nicht nur ein Staat, der auch unter den Völkern da ist, sondern ein Reich, das die Aufgabe hat, das jetzt zerrissene Band zwischen den Völkern neu und fester als vordem zu schlingen.

Serbien im europäischen Kriege 1914/15. Von E. Shoczenegger. Zürich 1915, Art. Institut Orell Füßli. 173 S. 3 M.

Die Verfasserin, eine Schweizerin, hat sich zehn Monate während des Krieges — vor Beginn der neuen Offensive der Verbündeten und dem Eingreifen Bulgariens — in Serbien aufgehalten. Soweit es sich also um Mitteilungen über Dinge handelt, die sie selbst beobachten konnte, sind ihre Angaben wertvoll. Man freut sich daher zu lesen, daß die Serben für die Militär- und Zivilgefangenen alles getan haben sollen, was ihnen möglich war. In seiner Stimmung aber ist das Buch durchaus den Zentralmächten feindlich; trotzdem auch für uns interessant, da wir über die österreichisch-serbischen Kämpfe so gut wie gar nichts erfahren haben.

Der österreichische Bruder. Ein Buch zum Verständnis Oesterreichs. Von Josef August Lux. Stuttgart-Berlin, Leipzig, Union. Geheftet 1,35 M.

Eine Plauderei über Oesterreichs Menschen, Völkerschicksale, Städte und Landschaften als Grundlage der geistigen und wirtschaftlichen Annäherung. Sympathisch durch die Wärme und Eindringlichkeit, mit der der Verfasser, der selbst in der dritten Generation Oesterreicher ist, uns Deutsche nach Oesterreich lockt. Nähere Beachtung verdienen die Artikel: Fremdenverkehrspolitik, Agricola. In diesem wird auf eine große Gefahr aufmerksam gemacht: „Schon gehen Agenten im Land herum von Hof zu Hof, den Hinterbliebenen von Gefallenen die Landgüter und den Bauernbesitz um billiges Geld abzuschwatzen und eine den Volksinteressen schädliche Spekulation einzuleiten." Hiergegen verlangt Lux Eingreifen des Staates, Innenkolonisation, Ansetzung von Kriegsversehrten, Bildung von Rentengütern und Reiseisenkassen zur Entschuldung des bäuerlichen Grundbesitzes, deutsche Kolonisten ins Land usw.

Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten (Isonzo-Ebene, Istrien, Dalmatien, Südtirol). Von Leo Planiscig. Im Kunstverlag Anton Schroll & Co., Wien 1915. 2 M.

Eine außerordentlich empfehlenswerte Publikation des bekannten Wiener Kunstverlages. 150 fast ausschließlich neue Originalaufnahmen geben einen Eindruck von der Fülle bedeutender Kunst im Süden Oesterreichs. Ganz besonders interessant sind jene Gebiete wie Tirol und Friaul, in denen sich germanische Elemente mit antiker Tradition und italienischen Einflüssen mischen. Entsprechend liegt das Hauptinteresse hier im frühen Mittelalter: in byzantinischen, romanischen und frühgotischen Kunstwerken. Ein Vergleich mit Italien, dessen Zentren wäre sinnlos. Mit dem gleichen Rechte könnte man irgendeine deutsche Landschaft von eigner geschlossener Kultur mit Italien vergleichen. Wir meinen nur, daß es uns heute allerdings mehr nottut, ein Erlebnis dieser natürlich gewachsenen Kulturen zu gewinnen, als oberflächlich Italien abzugrasen. Das verlassene stille Aquileja allein mit seiner bis ins 4. Jahrhundert zurückreichenden Basilika dürfte eine Reise lohnen. Ringsum aber ist Kunst und Natur so verschwenderisch an Schönheit, daß dies Buch just zur rechten Zeit erscheint, die nach dem Frieden erwachende Reiselust, die wohl für einige Zeit nach der Ausladung Herrn Barzilais an die Deutschen Italien meiden wird, in den Süden Oesterreichs zu lenken. Da möge jeder diesen handlichen Führer eines Fachmannes zum Studium der Kunst und der Geschichte des Landes mitnehmen.

Wann wird Friede? Eine Antwort für Deutschlands Volk und Heer. Von Fr. Lembke. Berlin 1915, Deutsche Landbuchhandlung. 48 S. 50 Pf.

Die kleine, volkstümlich geschriebene Broschüre tritt warm für ein Ausharren bis zum vollen Siege ein; d. h. bis ein dauernder und ehrenvoller Frieden gesichert ist, der eine Veränderung unserer Grenzen nach strategischen Gesichtspunkten zur Voraussetzung hat.

Kriegsbriefe deutscher Studenten. Von Prof. Dr. Philipp Witkop. Leipzig 1915. Pantherverlag. Sonderabdruck aus der deutschen Monatsschrift „Der Panther." 15 S. 30 Pf.

Thom. Mann rechnet sie mit Recht zu den „ergreifendsten" — doch auch erhabensten Dokumenten der Zeit. Hier ist ein Blick in die Geburt des Sozialbewußtseins der Zukunft.

Kriegsbriefe deutscher Studenten. Herausgegeben von Professor Dr. Philipp Witkop, Freiburg i. B. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha. 1 M.

Keine zufällige, flüchtige Feldpostsammlung ist dieses Buch. Hier sprechen nicht Einzelne, sondern eine Gesamtheit. Von allen Teilen der Front, von jüngsten Semestern und alten Inaktiven, aus dem Ruhequartier und aus Not des Kampfes kommen diese Briefe, die bisher ohne Ausnahme unveröffentlicht waren. Indem die Mitteilungen ursprünglich nie für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, haben sie den Vorteil, als unmittelbares Dokument des Erlebnisses frei von literarischen oder politischen Nebenabsichten gelten zu dürfen. Aus einer überreichen Fülle von Stoff hat sie der Freiburger Literarhistoriker Witkop ausgewählt und geordnet.

Kriegsbriefe eines Feldarztes der Armee Hindenburg. Von Oberarzt Dr. Paul Gerhard Plenz. Verlag Friedrich Andreas Perthes A. G. Gotha. Preis 1 M.

An Wert ein Seitenstück zu den Kriegsbriefen deutscher Studenten, die der gleiche Verlag herausgegeben hat.

Digitized by Google

Ostpreußische Kriegshefte. Auf Grund amtlicher und privater Berichte herausgegeben von A. Brackmann, ord. Prof. für Geschichte. Berlin 1915, S. Fischer. Erstes Heft. Die August- und Septembertage 1914. 91 S. 1 M.

Inhalt: Der erste Einfall der Russen in Ostpreußen; Marggrabowas Russenzeit; Zur Geschichte der russischen Zeitungszensur in Tilsit; Russische Behördenerlasse. Der Ertrag der Hefte dient dem Wiederaufbau der Provinz.

Deutschland am Wendepunkt zum Aufstieg. Von Hans Sonnenschmidt. Dießen vor München 1915, Jos. C. Huber's Verlag. 160 S. 25 Pf.

Was tat uns England? Von J. Graf-Lombano. Dießen vor München 1915, Jos. C. Huber's Verlag. 98 S. 25 Pf.

Der Wehrbeitrag der deutschen Frau. Zeitgemäße Betrachtungen über Krieg und Geburtenrückgang. Von Prof. Dr. A. Grotjahn. Bonn 1915, A. Marcus & E. Webers Verlag. 28 S. 60 Pf.

Das Feldbüchl für den Schützengraben. Von Dr. Robert Bundorf. Dießen vor München 1915, Jos. C. Huber. 176 S. 30 Pf.

Der dritte Teil behandelt in kurzer Zusammenfassung die Kriegsereignisse vom 1. April bis 1. August 1915.

Warum der Grenzer-Karl die Rosen lieb hat. Von Karl Hesselbacher. Mit Buchschmuck von K. Breuer. Stuttgart 1915, Ev. Gesellschaft Stuttgart. 64 S.

Kriegsallerlei. Zweiter Band: Auf See, unter See, über See. Von Dr. Clemens Wagener. München 1915, Volksvereins-Verlag. 284 S. 60 Pf.

Leutnant Sender. Blätter der Erinnerung für seine Freunde, aus seinen Feldpostbriefen zusammengestellt von Dr. M. Spanier. Hamburg 1915, M. Glogau jr. 80 S. 1 M.

Ein edler Mensch, eine starke Persönlichkeit spricht aus diesen Briefen; die reifere Jugend wird sie mit Ehrfurcht und Nutzen lesen.

Ostpreußens Schicksale im Wandel der Zeiten. Von Margarete Adam. Köln 1915, J. H. Schütz. 112 S.

Soldatenherzen. Von Paul Langenscheidt. Berlin 1915, Dr. P. Langenscheidt. 171 S. 2 M.

Sternbüchlein für unsere Soldaten. Mit Bildern und Initialen von L. Richter und R. Schäfer nebst Zeichnungen und Figuren von Sternen. Stuttgart 1915, Ev. Gesellschaft. 64 S. 20 Pf.

Zeigt, anknüpfend an Betrachtungen von Hebel, wie man sich am Sternenhimmel zurechtfinden kann.

Deutscher Soldatenfreund. Kalender für das deutsche Heer und die Marine. Von Th. Löffler. Stuttgart 1915, Verlag des „Deutschen Soldatenfreundes". 66 S. 15 Pf.

Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive von Dr. Rudolf Kjellén, Professor an der Hochschule zu Gotenburg, Schweden. Leipzig 1915, S. Hirzel. 46 S. 80 Pf.

Deutsche Treue. Herausgeber Willy Detjens, Pastor in Hemme. Bezugsstelle: Fr. Th. Otto, Hemme (Holst.). Wir führen dies Gemeindeblatt der Kirchengemeinde Hemme natürlich nicht an, um ihm zu einer Verbreitung über die Grenzen des kleinen Marschdorfes und seiner über die Erde in Krieg und Frieden zerstreuten Gemeinde zu verhelfen. Vielleicht aber kann das Blatt als Beispiel, wie auch in engstem Rahmen eine höhere geistige Einstellung zum Kriege segensreich sein kann, Nachfolger erziehen.

Von der Heimat, eine Kriegsmorgenansprache von Dr. Th. Schaffer. Verlag der deutschen Kanzlei in Berlin-Steglitz 1915. 50 Pf. Mit Zeichnungen von Otto Ubbelohde.

Ernste Gedanken aus dem Felde. Für unsere Feldgrauen. Berlin W 35, Verlag des Evangel. Bundes 1915. 20 Pf. Verfasser: [illegible] Heydt-Bonn, Feldlazarett-Pfarrer; Liz. Baumann-Halle, [illegible]; Liz. Gabriel, Garnisonpfarrer; Renkewitz, Leutnant [illegible] Kompagnieführer.

Polens Malkunst. Von Berta Zuckerkandl. Wien 1915, Verlag der Wochenschrift „Polen". 125 S. 1,50 M.

Wie werde ich bei einer aus Anlaß des Krieges erlittenen Beschädigung versorgt? Von Demmig, Rechnungsrat und Geh. expedierender Sekretär der Pensions-Abteilung des Preußischen Kriegsministeriums. Oldenburg i. Gr. 1915, Gerhard Stalling. 17 S. 35 Pf.

Ein guter Ratgeber für jeden Soldaten.

Ratgeber für die Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer. Von Willibald Seifert. Potsdam 1915, Stiftungsverlag. 23 S. 40 Pf.

Eine übersichtliche und allgemeinverständliche Darstellung der Versorgungsansprüche der Hinterbliebenen.

Die Physiologie und Hygiene der Ernährung in populär-wissenschaftlicher Darstellung und die Beschaffung von Nährwerten im Weltkriege. Von Prof. Dr. H. Griesbach. Dresden 1915, Holze & Pahl. Geb. 2,40 M.

Behandelt die Frage der Ernährung im Kriege vom Standpunkte des Mediziners aus.

Deutsches Wehrturnen für Halle, Platz, Gelände. Entworfen von P. G. Schäfer-Rochlitz, Seminar-Oberlehrer. Leipzig 1915, K. F. Koehler. 231 S. 4 M.

Das Buch, dem noch der alte Goetz ein Geleitwort mit auf den Weg gegeben hat, will der militärischen Vorbereitung der Jugend auf der Grundlage des deutschen Turnwesens dienen. Der Verfasser ist der Ueberzeugung, daß nur eine zweckmäßige Zusammenstellung rein turnerischer und militärischer Uebungsstoffe eine rechte militärische Vorbereitung gewährleisten kann. „Die turnerischen Stoffe verbürgen die formale, mittelbare — die militärischen die praktische, unmittelbare Vorbildung der Jugend für den Wehrdienst." Die Jugend soll aus Halle und Platz in das Gelände hinausgeführt werden, um die militärisch wichtigen Sinne, Auge und Ohr, zu wecken und zu schärfen; Turnmärsche sollen veranstaltet werden usw. Das Buch gibt eine systematische Darstellung dieses neuen Turnunterrichts.

Bericht über die Tätigkeit der deutschen Zentrale für Jugendfürsorge in den Jahren 1913 und 1914. Mit einem Anhang: Zehn Jahre Jugendfürsorgearbeit. Berlin 1915. 98 S. 50 Pf.

Wenn wir Toten erwachen. Deutsche Worte von Paul Grafen von Hoensbruch. Leipzig 1915. Breitkopf & Härtel. 10 Pf.

Freiwillige Gaben:

Für „Hilfe" an Soldaten und Lazarette: Lt. d. R. B. in B. 50 Pf., Frl. L. in M. 1 M., **je 2 M.:** Röntg.-Assistentin P. in K., Gewerkver. dtsch. Maschinenbau- u. Metallarbeiter, Hamm, Frau W. in Ch., **je 3 M.:** Frl. H. in K., Frl. Dr. B. in N., Pfr. V. in B., Lehrer S. in H., Pastor R. in M., Postsekr. O. in St., M. S. in A., Frau v. S. in S., St. in W., **4 M.** Baumstr. H. in B., **4,50 M.** Prof. Dr. B. in M., **je 5 M.:** H. St. in L., Lehrer a. D. St. in M., Frl. B. in Br., K. in E., B. in W., K. in O., Th. in F., L. in S., R.-A. Dr. L. in C., Gymn.-Dir. Dr. B. in St., L. S. in Soest, **je 10 M.:** L. in E., K. W. in N.-E., R.-A. Dr. H. in C., M. v. C. u. M. B. in H., Justizrat Dr. F. in D., Lehrer L. in H., **je 20 M.:** Frau H. in Sch., K. in P., Elsa K. in W., L. u. M. W. in St., **50 M.** Dr. St. in N., **je 100 M.:** Dr. M. in St., Dir. St. in B.

Bücher für Armee und Marine: M. K. in Stuttgart: 2 Bücher, Frau L. D.-R. in Potsdam: 27 Bücher, Ez. in Olra: 11 Bücher, Dr. W. in Heppenheim: 9 Bücher, Untoffz. Sch. in Darmstadt: 12 Bücher, 6 Hefte „Deutsche Rundschau", Dr. v. R. in Halle: 5 Bücher, 14 Hefte „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens", Fr. St. in Kiel: 5 Jahrgänge „Hilfe", 4 Vierteljahrsbände „Zukunft".

Für Bücher für Armee und Marine: Lt. d. L. B. in H. 5 M.

Allen Gebern herzlichen Dank.

Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.

Briefkasten

Das Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1915 liegt dieser Nummer für alle Leser mit Ausnahme der Feldexemplare bei, weil es für die Feldversendung zu schwer ist. Wer von den Feldlesern die Zusendung wünscht, bestelle es durch Postkarte beim Verlage (unberechnet).

Dr. Naumanns Vortrag „Unsere Bundesgenossen und wir", der am 10. Dezember 1915 in der Berliner Versammlung der Reichsdeutschen Waffenbrüderlichen Vereinigung gehalten wurde, erscheint in Heft 1 der „Hilfe" 1916. Die Nummer wird zu Werbezwecken gern umsonst abgegeben.

Verlag der „Hilfe".

Verantwortlich für den politischen Teil: Fr. Naumann, Schöneberg, für den literarischen Teil: Dr. Gertrud Bäumer, Schöneberg.

Geschäftliche Mitteilungen

Der Feldausgabe der heutigen Nummer liegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von **Adolf Sponholtz, Hannover,** über die Werke Hermann Löns bei. Wir empfehlen den Prospekt einer eingehenden Durchsicht.

Fortschrittlicher Volksverein für Chemnitz und Umgegend.

Am 21. Dezember starb

Frau Anna Bachmann

eifrige Anhängerin der Fortschrittlichen Volkspartei!

Wir werden ihrer nie vergessen!

Der Vorstand und Agitationsausschuß.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google